A. F. E. Langbein's

ſämmtliche Schriften.

Zweite verbeſſerte Auflage.

Erſter Band

enthält:

Gedichte, erſter Theil.

Stuttgart:
J. Scheible's Buchhandlung.
1841.

132. 2

Auguſt Friedrich Ernſt Langbein's

Lebensgeſchichte

von

Dr. Fr. Wilh. Goedike

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Zuſchrift

an die

Frau Wittwe Langbein, geb. Reichel.

Sie haben mich aufgefordert, verehrte Frau, daß ich, als ein vieljähriger Freund ihres würdigen Mannes, deſſen Biograph werden ſollte, und ich bin Ihrer freundlichen Aufforderung um ſo lieber gefolgt, als es in meinen eigenen Wünſchen lag, dem verewigten Freunde, ſo viel es in meinen Kräften ſtand, ein ſeiner würdiges Denkmal zu ſetzen. Die mir von Ihnen mitgetheilten handſchriftlichen Nachrichten habe ich benutzt, wie ſie benutzt werden mußten, und Sie haben ſich darüber einverſtanden mit mir erklärt. Viele Züge zu dem Charaktergemälde des theuren Dahinge ſchiedenen, in meinem langen freundſchaftlichen Umgange mit ihm geſammelt, habe ich hinzugefügt und mich wenigſtens eifrig bemühet, ein treues und wahres Bild von ihm zu zeichnen. Sollte mir dieß nicht ganz mißlungen ſeyn, ſo würde ich es für die ſchönſte Belohnung meiner darauf verwandten Zeit halten. Sie wiſſen ja, verehrte Frau, daß ich meinem Jahrelang gehaltenen Gelübde, nichts mehr für den Druck zu ſchreiben, nur untreu aus Freundſchaft wurde. So nehmen Sie denn die kleine Gabe, welche ich Ihnen zunächſt darbringe, mit Güte und Freundlichkeit auf, und empfangen Sie bei dieſer Gelegenheit die Verſicherung meiner aufrichtigen Hochachtung

Berlin, am 25. Juni 1838.

Goedike.

Wenn das Leben eines Gelehrten, eines Dichters und Schriftſtellers, nur ſelten außerordentliche Begebenheiten aufzuweiſen hat, ſo iſt dieß auch der Fall mit dem ausgezeichneten Manne, von deſſen äußerem Leben hier ein Umriß gegeben werden ſoll.

Auguſt Friedrich Ernſt Langbein wurde am 6. September **1757** zu Radeberg unweit Dresden geboren, woſelbſt ſein Vater als Juſtizamtmann angeſtellt war. Mit ihm waren der Geſchwiſter fünfzehn. Ueber ſeine erſten Kinderjahre läßt ſich nur wenig ſagen; bis in ſein drittes Lebensjahr war er ziemlich geſund und lief munter umher, dann aber ſtellte ſich die engliſche Krankheit bei ihm ein und er konnte mehrere Jahre hindurch ſeine Füße nicht gebrauchen. Aus der letzten Zeit des ſiebenjährigen Krieges hatte er nur dunkle Erinnerungen, zu denen vorzüglich gehörte, daß er nach dem Hubertsburger Frieden im Jahre **1763** Friedrich den Großen durch Radeberg habe fahren ſehen, der von ſeinem Vater und dem Magiſtrate feierlich begrüßt worden ſey. Während des Krieges ſelbſt hatte ſein Vater von Freund und Feind mancherlei Drangſale zu beſtehen, und es wurden oft unter harten

Bedrohungen Forderungen gethan, die zu erfüllen keine Möglichkeit war. — Sein Billigkeitsſinn gegen das Hausgeſinde, ſein Mitgefühl gegen Thiere, worin ihm ſeine Mutter mit einem würdigen Beiſpiele voranging, die thätige Theilnahme, die er und ſeine ältere Schweſter einem armen Knaben bewieſen, deſſen Eltern als Marionettenſpieler und Landſtreicher ſich in gefänglicher Haft befanden — ſind Züge ſchon aus ſeiner früheren Lebenszeit, die hier um ſo weniger übergangen werden durften, weil ſich darin die Grundlage zu dem echten Biedermanne zeigte, als welchen er ſich bis an das Ende ſeines Lebens bewährt hat.

Zu den kleinen Ergötzlichkeiten ſeiner Kinderjahre gehörte dann und wann eine Spazierfahrt nach dem eine halbe Stunde von Radeberg entfernt liegenden Auguſtusbade. Das hier im Freien aufgeſchlagene Theater, welches einem Kleiderſchranke glich, deſſen Thüren geöffnet waren, ſo wie das ſchnelle Davonlaufen der Zuſchauer, wenn die Bezahlung für den gehabten Genuß eingefordert werden ſollte, machte ihm noch in der Rückerinnerung viel Vergnügen. Noch größeren Genuß gewährten ihm die Fahrten nach Dresden, wo er die ihm hier zu Geſichte kommenden Herrlichkeiten mit kindiſcher Luſt anſtaunte. Weniger Gefallen fand er anfangs am Tanze, bis er zwei Schweſtern von B. kennen lernte, von denen ihm bald die ältere, bald die jüngere beſſer gefiel, wodurch ſeine Abneigung gegen dieſe Jugendluſt überwunden wurde. Einſt verabredete er mit den beiden Schweſtern und deren

Bruder eine Art von pantomimiſchem Ballet, deſſen Gegenſtand ein betrunkener Bauer ſeyn ſollte. Nachdem er und der junge v. B. eine Zeitlang ihre Rollen in tobender Luſt geſpielt hatten, erſchien, dem Plane gemäß, ſeine Schweſter mit dem älteren Fräulein von B., um ihre Männer abzuholen. Seine Schweſter hatte nämlich die Rolle der Frau des jungen von B., und Fräulein von B. die der Frau unſers Langbeins übernommen. Unſer Freund gefiel ſich in der Geſellſchaft ſeiner jungen Freundinnen von B. ſo wohl, daß er bei den Bällen in ihrem Hauſe nach der erſten Ankunft des Wagens, der wegen ſeiner zahlreichen Geſchwiſter zweimal den Weg hin und her machen mußte, ſich zu verſtecken pflegte, um nur nicht der erſte der Wegfahrenden zu ſeyn und noch eine kurze Zeit verweilen zu können. Bei dieſer Gelegenheit werde des Tanzmeiſters im Städtchen erwähnt. Der Mann hieß Wonne, daher er und der Oberpfarrer Thorſchmidt einen lebhaften Widerwillen gegen das Abſingen eines Kirchenliedes empfanden, worin die Worte vorkommen: „Wonne, Wonne, über Wonne!“

Zweimal gerieth unſer Freund durch Unvorſichtigkeit in Lebensgefahr. Er las im Bette einen damals berühmten Roman, Fanny Wilkes; das Licht ſtand dem Bette zu nah, zündete dieſes an und die Flamme griff um ſich, als er es noch zur rechter Zeit bemerkte, der Gefahr entging und der weiteren Verbreitung des Feuers ſchnell Einhalt that. Bald nach dieſem Unfalle hatte er das Schickſal, eine Stecknadel, die er zufällig in den Mund genommen, zu verſchlucken; aber auch dießmal wußte er ſich zu helfen, indem er raſch einen Topf Milch austrank, und allen nachtheiligen Folgen dadurch vorbeugte.

In dem väterlichen Hauſe konnten ſich ſeine dichteriſchen Anlagen nicht entwickeln, weil nichts um ihn her ſie erweckte und begünſtigte. „Es konnte nicht leicht,“ äußerte er ſelbſt, „eine proſaiſchere Familie geben, als die meinige. Alles ging den ſtillen, ruhigen Geſchäftsgang, und man hörte von nichts als Prozeſſen, wirthſchaftlichen Angelegenheiten und unbedeutenden Stadtgeſchichten ſprechen.“ Sein Vater ging täglich früh um acht Uhr, nachdem er eine Pfeife geraucht und ſeine Nachtigallen gefüttert hatte, in die Amtsſtube. Abends und bei Entſtehung eines Gewitters wurde Betſtunde gehalten. Aus den unbedeutenden Geſprächen der ſich einſtellenden Beſuche von Pfarrern, Jägern und Landwirthen konnte unſer Freund gleichfalls keinen erſprießlichen Nutzen ſchöpfen, und dazu geſellte ſich noch, daß ſein erſter Lehrer, der nachherige Rector Gläſer, nicht der Mann dazu war, um ſchlummernde Anlagen ans Licht zu fördern. Er lernte bei ihm Latein, ein wenig Geographie und eine recht gute Hand ſchreiben; von Mittheilung höherer Kenntniſſe aber, die den Geiſt ſelbſtthätig beſchäftigen, war keine Rede; Unterricht in der franzöſiſchen Sprache ertheilte ihm und ſeinen Geſchwiſtern die Frau des ſchon genannten Tanzmeiſters Wonne. Gläſer war ſo durchaus einförmig, daß er mit Langbein und deſſen Geſchwiſtern immer nur einen und denſelben Spaziergang unternahm, weßhalb die nach Abwechſelung ſich ſehnenden Kinder dieſen Gang den Gläſergang nannten. Bei dieſer eintönigen Lebensweiſe mußte der Entſchluß unſers Langbeins, ein Tagebuch zu halten, bald ins Stocken gerathen, da er oft nichts weiter aufzuzeichnen wußte, als: „Herr Dr. Wagner (der Arzt, der täglich zu kommen pflegte) iſt bei uns geweſen.“ Beſſeren Fortgang hatte eine andere Beſchäftigung. In Gemeinſchaft mit einer ſeiner Schweſtern verfertigte er Pappkäſtchen, von denen er dreißig Jahre nachher noch einige in Radeberg vorfand.

Auf dem alten Schloſſe in Radeberg, der Amtswohnung ſeines Vaters, bewohnte unſer Freund mit ſeinem Lehrer das ſogenannte Silberſtübchen, das daher ſeinen Namen führte, weil vormals das kurfürſtliche Silberzeug darinnen aufbewahrt worden war. Sein Lehrer ſaß gern warm und heitzte noch oft, ehe er mit ſeinem Zöglinge zu Bette ging, im Silberſtübchen ein. Letzterer ſchlief nahe am Ofen; dieß hatte auf ſeine Geſundheit einen nachtheiligen Einfluß, beſonders auf ſeine Sprache, die dadurch eine heiſere Rauheit erhielt, was jedoch ſpäterhin weniger auffallend mehr war.

Erſt in ſeinem fünfzehnten Lebensjahre, am 6. Mai 1772, brachte ihn ſein Vater auf die Fürſtenſchule nach Meiſſen. Wie dieſe Anſtalt damals beſchaffen war, und daß die Schüler der oberen Klaſſen über die der unteren Klaſſen eine willkührliche Herrſchaft ausübten, hat er ſelbſt in einer Erzählung: die Brüder, getreu geſchildert, und es iſt alſo nur nöthig, Einzelnes nachzuholen und beſonders das mitzutheilen, was ihn perſönlich angeht. Er war ungefähr zwei Monate auf der Schule, als er von den bösartigen Blattern befallen wurde, weil einer der oberen Schüler ihn zwang, um eine Beſtellung auszurichten, auf die ſogenannte Krankenburg zu gehen, wovor er einen großen Abſcheu hatte. Gottleber, damaliger Rector der Fürſtenſchule, beſuchte ihn, trug die Krankheit in ſein Haus, und verlor daran ſeine älteſte Tochter. Sein aus Radeberg herbeigeeilter Vater erkannte ihn nicht und fragte: wo iſt mein Sohn? ſo entſtellt hatte ihn die Krankheit. Durch die nach Radeberg geſchickte Wäſche wurden ſeine ſämmtlichen Geſchwiſter angeſteckt; drei davon ſtarben. Gottleber warf wegen des erlittenen Verluſtes keinen Haß auf ihn, wie wohl mancher unvernünftige Vater gethan haben würde, und begleitete ihn in einem der folgenden Jahre auf einer Beſuchreiſe nach Radeberg, was bei ſeinen Mitſchülern viel Verwunderung und Neid erregte.

Andere Unbilden, weniger trauriger Art, die unſerem Freunde widerfuhren, mögen, zur Bezeichnung der damaligen Verhältniſſe auf der Schule, mit ſeinen eigenen Worten hier ſtehen: „Auf der Schule borgte mir einer der oberen Schüler einen ſchönen, mit grünem Tuche überzogenen Pelz ab, und ich bekam ihn nicht eher wieder, als in den Hundstagen, nachdem er zerriſſen war und ich den ganzen Winter hindurch gefroren hatte. Ein anderer lieh von mir eine hellrothe Weſte von Plüſch, und gab ſie mir dann erſt zurück, als er auf derſelben eine Landkarte durch ein darüber gegoſſenes Tintenfaß verfertigt hatte. Jener war gegen die Dienſte, die ihm mein warmer Pelzrock einen Winter lang geleiſtet hatte, ſo undankbar, daß er ſich in Dresden, wo ich ihm oft begegnete, das Anſehen gab, als kenne er mich nicht. Was hätte es auch der Mühe gelohnt, vor mir den Hut zu ziehen? Nun war mir doch kein Pelz mehr abzuleihen, und der froſtige Herr befand ſich jetzt in einer ſo guten Stellung, daß er ſich ſelbſt mit dem ſchönſten Pelzrocke verſehen konnte.“

Die Fürſtenſchüler in Meiſſen trugen einen kurzen Mantel mit Armlöchern, den man Schalaune nannte; verderbt aus dem lateiniſchen **Scholana, nämlich vestis.** Dieſe häßliche Tracht machte einen gar ſeltſamen Abſtich mit ſteifen Stiefeln und andern militairiſchen Abzeichnungen, womit ſich die jungen Leute ſo gern auszuſchmücken pflegten. Dieſer Mantel war übrigens ein ſehr leidendes und verachtetes Ding, ward oft zum Reinwiſchen der Tafeln gebraucht, und wenn ſich ein paar Schüler hetzten und jagten, ſo war er gewöhnlich die Handhabe, woran der Verfolger den Fliehenden feſthielt. Doch ließ dieſer oft, wie der keuſche Joſeph, den Mantel fahren und entwiſchte. Galante Burſchen trugen den Mantel nur bis auf den Taillenknopf reichend; bei altmodiſchen Geſellen war er ſo lang als der Rock, und oft noch länger.

In dem Speiſeſaal ging es bunt genug her. Jeder raffte von den aufgetragenen Gerichten an ſich, was er erreichen konnte, wobei denn die Beſcheideneren gewöhnlich leer ausgingen; ein Fall, der oft unſerem Freunde begegnete, deſſen

Gemüth von Unbeſcheidenheit und Zudringlichkeit gleich weit entfernt war.

Wenn die Schüler ausgeführt wurden, wurde gewöhnlich eine lateiniſche Hymne geſungen und dann eine Ueberzählung der Anweſenden vorgenommen. Bei einer ſolchen Gelegenheit beſtellte ſich einſt unſer Freund ein Miethpferd und jagte mit einem anderen Schüler den Weg nach Dresden luſtig dahin. „In einem engen Wege," berichtete er ſelbſt von dieſem Ritte, „ſtehen zwei Reitpferde vor einem Kaffeehauſe angebunden. Sie reißen ſich, durch unſeren ſauſenden Galopp ſcheu gemacht, los; ein paar Herren kommen aus dem Kaffeehauſe und einer derſelben ruft uns nach: „„Wartet, ihr jungen Herrn, ich kenne euch recht wohl und werde euch bei dem Rector verklagen. Ich bin der Hoftraiteur Vogel aus Dresden."" Zwanzig Jahre nachher meldete eines Tages der Aufwärter im geheimen Archive dem Hofrath Günther: der Hoftraiteur Vogel wolle ihn ſprechen. Günther war unwillig, ließ ein Wort von Bettelei fallen, ging hinaus und fertigte den Beſuch ab. Als er wieder kam, erzählte ich ihm den Schülerſtreich. „„Iſt es möglich, rief er aus, Sie waren dabei?"" So ſonderbar klären ſich oft nach einer langen Reihe von Jahren die kleinſten Begebenheiten auf. (Günther war nämlich damals der Begleiter des gedachten Vogel geweſen)."

Was den Unterricht auf der Fürſtenſchule zu jener Zeit anbetrifft, ſo wurden zwar die alten Sprachen ſehr fleißig betrieben, andere Wiſſenſchaften und neuere Sprachen aber höchſt ober flächlich behandelt. Wie die Lehrer in Meiſſen von der Dichtkunſt dachten, geht aus folgender Aeußerung unſeres Freundes hervor: „M. Schreger ſagte, als ich ſchon die Schule verlaſſen hatte, zu einem meiner Freunde: der Bürger, deſſen Gedichte jetzt ſo ſtark geleſen werden, ſchreibt doch mitunter ſehr abgeſchmackt. Da fängt er z. B. ein Gedicht an den Mond folgendermaßen an:

Ei, ſchönen guten Abend dort am Himmel,
Man freuet ſich, ihn noch fein wohl zu ſehen.*

Sagen Sie ſelbſt, kann man ſich etwas Einfältigeres denken?“

Unter ſolchen Verhältniſſen würde unſer Langbein nie das haben werden können, was er geworden iſt, wenn nicht ein innerer Trieb nach höherem Wiſſen ihn angeſpornt und er nicht jede Gelegenheit, die ſich ihm darbot, ergriffen hätte, dieſen Drang zu befriedigen. Ein glücklicher Erfolg blieb auch nicht aus. Bei ſeinem lebhaften Geiſte gelang es ihm bald, ſich mannigfache Kenntniſſe zu erwerben und ſolche ſelbſtdenkend in ſich aufzunehmen. So gab es nur wenige Fächer des menſchlichen Wiſſens, worüber er in der Folge nicht mit Sachkunde hätte ſprechen können, obgleich ſeine ihm eigenthümliche Beſcheidenheit, die ihm jede Sucht zu glänzen widrig erſcheinen ließ, ihn nur dann hervorzutreten vermochte, wenn er nicht länger ausweichen konnte. Auch das Studium der neueren Sprachen, namentlich das Engliſche und Franzöſiſche, ließ er ſich eifrig angelegen ſeyn, und machte darin ſo ſchnelle Fortſchritte, daß er die bedeutenderen ausländiſchen, vorzüglich die dichteriſchen Werke, in der Urſprache las.

---

* S. Bürger's ſämmtliche Werke, Göttingen 1829. Thl. 1, S. 247 ff.

Die erſten deutſchen Dichter, deren Werke ihm in die Hände fielen, waren Uz, Hagedorn, Gronegk, Gleim, Jacobi. Die Süßlichkeiten, die ſich Gleim und Jacobi gegenſeitig ſagten, widerſtanden ihm. Größeren Genuß gewährten ihm Uz und Hagedorn, deren Schriften er noch in ſpäteren Jahren gern las, und bald hatte er ſich auch mit Wieland und den anderen, in jener, für die ſchöne Literatur ſo empfänglichen Zeit, hochgefeierten Dichtern bekannt und vertraut gemacht.

Unter ſeinen Mitſchülern befanden ſich einige Jünglinge, die Anlagen zur Dichtkunſt hatten und ihre poetiſchen Verſuche ſich gegenſeitig mittheilten. Keiner von ihnen iſt jedoch als Dichter bekannt geworden, weil ſie theils frühzeitig dahin ſtarben, theils durch äußere Verhältniſſe niedergehalten wurden. Mit dieſen jungen Freunden veranſtaltete unſer Langbein einen Muſen-Almanach, der aber nicht für den Druck beſtimmt war und nur handſchriftlich umherging. Sein erſter poetiſcher Verſuch wurde indeſſen veranlaßt durch ſeinen Kammerinſpector, Namens Richter, der als Auditeur der Grenadiergarde in Dresden ſtarb. Dieſer drang in ihn, ihm zu ſeinem Geburtstage Glück zu wünſchen. Auch bei einer öffentlichen Redeübung trug er ein von ihm ſelbſt verfertigtes langes deutſches Gedicht vor, und übergab bei ſeinem Abgange von der Schule ein Abſchiedsgedicht, das ſich noch auf der dortigen Schulbibliothek befinden wird. Einer ſeiner Mitſchüler ſollte, weil er Abends ohne Erlaubniß ausgegangen war, von der Schule verwieſen werden; er rettete ihn durch eine Bittſchrift in Verſen, die er für ihn verfertigte. Außer den öffentlichen Redeübungen auf der Schule wurden auch zuweilen Schauſpiele dargeſtellt, unter andern Emilia Galotti, worin unſer Freund den Camillo Rota ſpielte. Den verſammelten Zuſchauern hatte ſich ein eben durchreiſender Herzog mit ſeinem Gefolge beigeſellt.

„Auf der Schule, bemerkte unſer Langbein, hörte ich dann und wann den erſten einfältigen Spott über meinen Namen. Göthe ſagt im zweiten Theile von Wahrheit und Dichtung, indem er tadelnd anführt, daß einſt Herder über ſeinen Namen geſpottet, folgendes: „„Der Eigenname eines Menſchen iſt nicht etwa wie ein Mantel, der bloß um ihn her hängt und an dem man allenfalls noch zupfen und zerren kann, ſondern ein vollkommen paſſendes Kleid, ja wie die Haut ſelbſt über und über angewachſen, an der man nicht ſchaben und ſchinden darf, ohne ihn ſelbſt zu verletzen.““ Dergleichen meiſtens nicht böſe gemeinten Spott vernahm ich oft in meinem Leben, auch von ſonſt verſtändigen Leuten. Aber in ſpäteren Zeiten ſuchte mir ein ungenannter Recenſent in der jenaiſchen Literaturzeitung auf die pöbelhafteſte Weiſe damit wehe zu thun.“

Unſer Freund verließ die Fürſtenſchule im Mai

1777, mit dem rühmlichſten Zeugniſſe verſehen, und bezog zu Michaelis deſſelben Jahres die Univerſität in Leipzig, wo er ſich der Rechtswiſſenſchaft widmete. Was ihn beſtimmte, das Studium gerade dieſer Wiſſenſchaft zu erwählen, war der ſchon früh in ihm erwachte Gedanke, daß er als künftiger Rechtsgelehrter Gelegenheit finden werde, viel Gutes zu wirken.

Durch eine weiſe Eintheilung ſeiner Zeit wurde es ihm möglich, nicht nur ſeinem erwählten Berufe treulich obzuliegen, ſondern auch ſein poetiſches Talent weiter auszubilden. Nebenbei vernachläſſigte er auch nicht die Sorge für ſeine Geſundheit, wozu ihm das Reiten als beſonders dienlich erſchien. Er erwarb ſich hierin eine ſolche Gewandtheit, daß er eines Tages in dem Baumgange von Raſchwitz einen Wettritt mit verhängtem Zügel und eingeſchlagenen Armen wagte und den Sieg davon trug. Lärmende Studentengeſellſchaften, wie ſie damals nicht ungewöhnlich waren, vermied er auf alle Weiſe und zog den Umgang mit einem und dem anderen erleſenen Freunde vor, oder beſuchte auch wohl von Zeit zu Zeit das Theater, wenn irgend eine ausgezeichnete Dichtung gegeben wurde. Eben ſo fern hielt er ſich von jedem Unfuge ſeiner Mitſtudirenden, und als dieſe einem Kaufmanne, weil er Studenten-Tabak für 8 gr. das Pfund feilgeboten hatte, die Fenſter einwarfen, den Laden ausräumten und ſämmtliche Vorräthe auf die Straße warfen, nahm er keinen Theil daran und blieb ruhig auf ſeinem Zimmer ſitzen. Wenige Tage darauf ritt er, in Begleitung eines Freundes, nach Raſchwitz und traf hier mit dem erwähnten Kaufmanne zuſammen, den weder er noch ſein Begleiter von Perſon kannten. Der Mann ſetzte ſich zu ihnen, und vertraulich gemacht durch die ihm bewieſene Freundlichkeit, erzählte er ihnen den erlittenen Unfug, betheuerte, daß er gar nicht die Abſicht gehabt habe, die Herren Studenten zu beleidigen, indem ein gewiſſer Gelehrter ihm den Rath gegeben, Studenten-Tabak zu verkaufen, und äußerte zuletzt, wie er wünſche, mit ihnen den Heimritt nach Leipzig machen zu dürfen. Die Gewährung dieſes Wunſches hätte ſich unfehlbar in Händel mit ihren Commilitonen verwickelt; um nun auf eine nicht unfreundliche Weiſe von ihm loszukommen, ſchlugen ſie ihm einen raſchen Galopp vor, und da der Mann kein ſonderlicher Reiter war, ſo blieb er hinter ihnen zurück und ſie hielten ihren Einzug ohne ihn.

Erſt nach einem langen Kampfe mit ſich ſelbſt, ob er ſchon jetzt öffentlich auftreten ſollte oder nicht, entſchloß ſich unſer Langbein zuletzt, einige ſeiner Gedichte an Bürger zu ſenden, der ſie in der poetiſchen Blumenleſe für das Jahr 1781 abdrucken ließ. Wie er ſeit dieſer Zeit mit Bürger in dem freundlichſten Verhältniſſe ſtand, möge er uns ſelbſt ſagen. „Mein erſtes Gedicht von einigem Umfange war Eginhard und Emma. Ich ließ es aber ſpäter drucken, als andere, die ich erſt nachher verfaßte. Bürger lobte es und ſchrieb mir: „„Vor allem gefällt mir die Strophe: Eine tiefe Todtenſtille u. ſ. w. Ich möchte Sie todtſchlagen, um dieſe Strophe für die meinige ausgeben zu können."" — Bürger munterte mich zur Dichtkunſt auf. Er nannte mich einen Verwandten ſeines Geiſtes und Herzens und ſchrieb einſt, als ich noch ein armſeliger Stümper war, an mich ausdrücklich: er warte mit dem Schluß des Almanachs auf meine Beiträge. Es iſt ſonderbar, daß ſogar meine Handſchrift mit der Bürger'ſchen viel Aehnlichkeit hat."

Noch während ſeiner Univerſitätszeit verlor er einen Freund, deſſen Name Straube war und der zu jenem obengedachten poetiſchen Jugendkreiſe auf der Fürſtenſchule gehörte. Straube zog ſich eine Krankheit, ein hitziges Fieber, am Sterbebette eines Freundes zu, bei dem er einige Nächte wachte. Wenige Tage nach deſſen Tode legte er ſich und folgte ſeinem Freunde bald nach. Unſer Langbein beſuchte ihn fleißig und zeigte ihm die lebhafteſte Theilnahme. „Straube's Krankheit, ſagte er, erſchien mir gleich als ſehr bedenklich. In ſeinen Phantaſien hielt er ſich für einen Millionär, rief mich oft an ſein Bett und wies mir, leiſe ins Ohr, damit es die anderen Beſucher nicht hören ſollten, fürſtliche Geſchenke an. Vier und zwanzig Stunden vor ſeinem Tode ſchien er ſich zu beſſern; ich ſetzte meine gewöhnlichen Beſuche einen Tag aus. An dieſem Tage ſahe ich meine an Bürger geſandten Gedichte zuerſt gedruckt und zeigte ſie einem Freunde, der den Kranken davon benachrichtigte. Straube war eben bei vollem Verſtande geweſen, hatte einen Theil dieſer Gedichte aus dem Kopfe recitirt und ängſtlich gewünſcht, mich zu ſprechen, weil er mir etwas Wichtiges zu entdecken habe. Am Morgen darauf war er todt. Sein Tod ſchmerzte mich tief, das mit ins Grab genommene Geheimniß aber beunruhigte mich nicht, denn er konnte keines haben. Vermuthlich trat ſeine Phantaſie wieder ein, und er wollte mich für mein poetiſches Talent königlich belohnen.“

„Auf der Schule, fährt unſer Freund in ſeiner Erzählung fort, wollte Straube einſt einen Freund auf einem ſonderbaren Wege beſuchen. Er ſtieg aus ſeinem Kammerfenſter heraus, um in das Fenſter ſeines Nachbars hinein zu ſteigen, fiel aber und brach den Arm. Er hielt den chirurgiſchen Verband (wobei ich jedoch nicht gegenwärtig war) mit ſtoiſcher Standhaftigkeit aus. Der gute Rector Gottleber hatte zu ihm geſagt: wir wollen doch ſchreien. Er glaubte nämlich, daß lautes Schreien, welches Straube vielleicht aus Achtung gegen ihn unterlaſſe, die Schmerzen lindere.“

Nach einem dreijährigen Aufenthalte verließ unſer Langbein, von den rühmlichſten Zeugniſſen begleitet und mit dem Bewußtſeyn, daß er ſeine Studienzeit zweckmäßig benutzt habe, die Univerſität, und wurde kurze Zeit nachher bei dem Juſtizamte in Großenhayn als Vice-Actuarius angeſtellt. In dieſem neuen Verhältniſſe, das eben nicht ein vortheilhaftes genannt werden konnte, hatte er ſich bald die Liebe und Achtung aller derer erworben, mit denen er in Amtsgeſchäften zu thun hatte. Er behandelte die Leute, die vor Gericht erſchienen, menſchenfreundlich, redete mit Güte zu ihnen, und richtete dadurch mehr aus, als Andere durch ein barſches und rauhes Verfahren. Manche rührende Anerkennung wurde ihm zu Theil. So drang ihm eine Bäuerin, ſeiner Weigerung ungeachtet, ein Schock Nüſſe auf, weil ſie, wie ſie äußerte, bei ihrer Vernehmung in der Gerichtsſtube gütig von ihm behandelt worden ſey. Er ließ ſich auch in ſeinen Amtsarbeiten eine Verbeſſerung des juriſtiſchen Styls angelegen ſeyn, indem er ſo viel wie möglich alle lateiniſchen Ausdrücke verdeutſchte, da der Landmann, wie er ſehr richtig ſchloß, ſolche in die ihm zugefertigten Ladungen eingeſtreuten Brocken doch nicht verſteht. Seine Amtsgeſchäfte brachten es ferner mit ſich, daß er nächtliche Viſitations-Ritte machen mußte, wobei ihm des Amtsfrohn ſchneeweißer Schimmel gleichſam als Laterne vorleuchtete.

Mit dem geſelligen Leben in Großenhayn konnte er zufrieden ſeyn, und manche kleine Unebenheiten wußte er durch ſeine Gemüthlichkeit zu beſeitigen. Zu ſeinem näheren Umgange gehörte unter anderen der nachherige Landesälteſte Baron von Manteufel, an den er oft mit Liebe zurückdachte. Wenn es ſeine Geſchäfte geſtatteten, ritt er auch wohl nach Dresden, wo er an dem Hofrath W. G. Becker einen traulichen Freund hatte. In Dresden lernte er den bekannten Verfaſſer der Skizzen, des Alcibiades u. a. m., A. G. Meißner, kennen, der alle Woche an ihn ſchrieb und ihm die neueſten Bücher zuſchickte; dagegen er Beiträge für die von Meißner und Canzler herausgegebene Quartalſchrift: Für ältere Litteratur und neuere Lectüre, lieferte. Zuweilen erlaubte er ſich den Beſuch der Redouten in Dresden. Als ein trefflicher Reiter ritt er des Nachmittags von Großenhayn weg, ging in Dresden auf die Redoute und war früh um acht Uhr wieder in Großenhayn.

Indeſſen rückte die Zeit heran, wo er an ſeine weitere Beförderung denken mußte, die ihm in Großenhayn nicht zu Theil werden konnte. Auf ſein Anſuchen wurde ihm die Erlaubniß zur Ausübung der juriſtiſchen Praxis in Dresden ertheilt und er trat im Jahre **1784** in die Reihe der dortigen Advokaten ein. Wie hätte ſich aber ein Mann ſeines Geiſtes und Herzens hier wohl fühlen können! Dieß zeigte ſich auch nur zu bald. Er verhalf armen Leuten zu ihrem Rechte und nahm keine Zahlung von ihnen an; er wies Rechtshändel zurück, die einen Gewinn für ihn abgeworfen haben würden, weil er ſich nicht entſchließen konnte, eine ſchlechte Sache zu vertheidigen und durch allerlei Rechtschikanen durchzuſetzen. Auf dieſem Wege konnte er freilich keine Schätze erwerben; allein er gewann dagegen, was höher ſteht als klingendes Metall, ein reines Bewußtſeyn und die aufrichtige Hochachtung aller Biedermänner, die ihn näher kannten. Den damaligen Zuſtand des Advokatenſtandes und des Subalterndienſtes hat er ſelbſt in der ſchon oben gedachten Erzählung: die Brüder, mit treffenden Farben dargeſtellt.

Unter ſolchen Umſtänden und da er kein eigenes Vermögen beſaß, bemühete er ſich um eine andere Stellung, und erhielt eine ſolche im geheimen Archive, ohne jedoch ſeine äußere Lage dadurch beſonders verbeſſert zu ſehen. Er fand ſich ſchnell in ſeiner neuen Stellung zurecht und bewies jene umſichtige Thätigkeit, die ihm gleichſam zur anderen Natur geworden war. Hier begegnete ihm eines Tages ein kleiner Unfall. Er ſtieß auf der Treppe etwas unſanft mit dem Conferenz-Miniſter W., den er nicht bemerkt hatte, zuſammen. Der Miniſter, ein wohlwollender Mann, beruhigte ihn durch ein freundliches Zulächeln. Zwanzig Jahre früher hatte er mit dem Rektor Gottleber in Meiſſen einen gleichen Unfall gehabt, der ihm gleichfalls keinen Unwillen darüber bezeigte.

Im Jahre 1787 ließ er die beiden Luſtſpiele: Liebhaber, wie ſie ſind und ſeyn ſollten, und die Todtenbeſchauung drucken; 1788 erſchien die erſte Ausgabe ſeiner Gedichte* und wurde mit ſolchem Beifalle aufgenommen, daß die öffentliche Stimme ihm von jetzt an eine rühmliche Stelle unter den deutſchen Dichtern anwies. 1792 gab er die Schwänke** und in den Jahren 1793 und 1794 die Feierabende in drei Bänden heraus. Mit den Schwänken erging es ihm, wie auch Thümmel und Andere erfahren haben, daß man Ergüſſe der Laune für Ausflüſſe des Charakters hielt, und er hatte deßhalb mancherlei Anfechtungen zu beſtehen. Solche Erfahrungen mögen es geweſen ſeyn, welche ihn veranlaßten, folgende Zeilen niederzuſchreiben über den Kaltſinn, mit dem er als Schriftſteller von dieſem oder jenem Einzelnen behandelt wurde. „Manche Menſchen ſchämen ſich zu lachen, während ſie es im Winkel für ihr Leben gern thun; aber öffentlich ein komiſches Erzeugniß, es ſey ein Gedicht oder Luſtſpiel, zu loben, das iſt unter ihrer Würde. Kotzebue, der ohne Zweifel jetzt, indem ich dieß ſchreibe, der beſte komiſche Theater-Dichter iſt, erfährt das. Mancher Kritiker benagt ſeinen verdienten Ruhm und ſieht ihn über die Achſel an. Was mich betrifft, ſo hielt ich mich fern von jeder literariſchen Clique, ſchwor nicht zur Fahne irgend eines Stimmführers, und bemühete mich eben ſo wenig um günſtige Beurtheilungen meiner Werke, ſondern ließ alles gehen wie es ging. Die neue Ausgabe meiner Gedichte ward in der allgemeinen deutſchen Bibliothek (Band **64**. St. **2**. S. **353**) ſo rühmlich angezeigt, als es nur irgend einem Buche wiederfahren kann. Bis dieſe Stunde aber kenne ich den ehrlichen, parteiloſen Rezenſenten nicht, weil ich mir nicht die geringſte Mühe gegeben habe, ſeinen Namen zu erfahren. Doch habe ich ihm für die Gerechtigkeit, die er mir hat zu Theil werden laſſen, in meinem Herzen gedankt. Nie habe ich ferner mich meiner Arbeiten gerühmt. Die Kunſt, Wind zu machen, die mitunter ſehr nützliche Dienſte leiſtet, verſtand ich nicht und wollte ſie auch nicht lernen. Man konnte Jahre lang mit mir umgehen, ohne daß ich eine Silbe von meinen Schriften ſprach. Mit manchem andern Autor darf man keine Minute lang bekannt ſeyn, ohne ſeinen Selbſtruhm mitanhören zu müſſen.“

---

* Die zweite Auflage in 2 Bänden erfolgte 1800, die dritte 1820.

** Eine zweite Auflage der Schwänke erſchien 1795 und eine dritte 1816.

Als er endlich in ſeinen Amtsverhältniſſen zu der niederſchlagenden Erfahrung gelangte, daß ſich ihm für ſein Weiterkommen gar keine oder doch nur eine höchſt ungewiſſe Ausſicht zeigte, nahm er im Jahre **1800** ſeine Entlaſſung und begab ſich nach Berlin, welche Stadt er vorzugsweiſe zu ſeinem neuen Wohnſitze auserſehen hatte. Allerdings verließ er in Dresden liebe Freunde, zu denen auch die geſchätzten Dichter Kind und Winkler gehörten; doch konnte es ihm auch in Berlin nicht fehlen, ſich durch ſeine gewinnende Perſönlichkeit die Liebe und Freundſchaft vieler achtbaren Männer zu erwerben. Seine erſten hier angeknüpften Bekanntſchaften waren der Oberſchulrath Eſchke, Stifter und Director der Taubſtummen-Anſtalt, und der als gewandter Ueberſetzer und Bearbeiter ausländiſcher Werke bekannte Mylius. Später fand er an dem Geheimen Oberbaurath Crelle, der Familie Bardua und Andern, treu bewährte Freunde, in deren Umgange er manche frohe Stunden zubrachte. Von Berlin aus trat er in Briefwechſel mit einigen bedeutenden Männern der Literatur, namentlich mit Archenholz und Stephan Schütze. Letzterer beſuchte ihn auch bei ſeiner Anweſenheit in Berlin. Dem Verfaſſer dieſer biographiſchen Nachrichten möge es geſtattet ſeyn, bei dieſer Gelegenheit von ſich ſelbſt zu reden. Es wurde ihm nämlich das ſeltene Glück zu Theil, ſich einen Kreis von vertrauten Freunden zu erwerben, die ſich wöchentlich an einem beſtimmten Tage bei ihm verſam melten, wozu unſer Langbein, Goeckingk, Schink Ch. M. Pauli, Purgold, Zeune, Wolke, Stein (der Geograph) und Andere gehörten. Daß es unter ſolchen Männern nicht an geiſtreicher Unterhaltung fehlen konnte, bedarf nicht weiter erinnert zu werden.

Frei von amtlichen Geſchäften konnte unſer Freund von jezt an eine größere literariſche Thätigkeit entwickeln, als ihm bisher möglich geweſen war. Ein Verzeichniß ſeiner in Berlin verfaßten Schriften, wie ſie der Zeitfolge nach erſchienen, wird hier um ſo eher an ſeinem Orte ſeyn, weil bei Anordnung der Ausgabe ſeiner ſämmtlichen Werke keine Rückſicht darauf genommen werden konnte. Talismane gegen die Langeweile 3 Bände, **1801**. **1802**. — Neue Schriften 2 Bände, **1804**. — Novellen, **1804**. — Der Ritter der Wahrheit 2 Bände, **1805**. — Thomas von Pampel, **1806**. — Zeitſchwingen, 2 Bände **1807**. — Franz und Roſalie, **1808**. — Der Sonderling und ſeine Söhne, **1809**. — Der Bräutigam ohne Braut, **1810**. — Kleine Romane und Erzählungen, 2 Bände **1812**, **1814**. — Neuere Gedichte erſter Theil, **1812**. — Jocus. Kleiner Almanach für Freunde des Scherzes, **1813**. — Unterhaltungen für müßige Stunden, **1815**. — Magiſter Zimpels Brautfahrt, **1820**. — Mährchen und Erzählungen, **1821**. — Neuere Gedichte zweiter Theil, **1823**. — Jocus und Phantaſus, **1824**. — Vacuna, **1826**. — Herbſtroſen, **1829**. Faſt alle dieſe Schriften können als treue Gemälde der Zeit dienen, in welcher ſie geſchrieben wurden, und werden ſchon in dieſer Hinſicht dauernden Werth behalten. Auch gab er noch zwei Sammlungen fremder Gedichte heraus, die eine: Deutſcher Liederkranz, für frohe Geſellſchaften, **1820**; die andere: Ganymeda in zwei Bänden, für die Jugend beſtimmt, **1823**. Andere Schriften, die von Zeit zu Zeit unter dem Namen Langbein erſchienen, ſind nicht von ihm und können nur als trauriger Beweis gelten, wie elende Schriftſteller ihre Machwerke, durch trügliche Anmaßung eines geachteten Namens, an den Mann zu bringen ſuchen.

Im Jahre **1820** wurde ihm das Amt eines Cenſors im Fache der ſchönen Literatur übertragen. Mit welcher Pflichttreue und möglichſt zarten Schonung er ſein Amt verwaltete, beſagen folgende Worte, welche ein jüngerer, vielgeleſener Schriftſteller, Herr L. Rellſtab, in der Berliner Voſſiſchen Zeitung vom 7. Januar **1835** über ihn ausſprach. „War ihm die Leſewelt ſchon lange als Autor direct Dank ſchuldig geworden, ſo wurde ſie jetzt vielleicht in einem höheren Grade ſeine indirecte Schuldnerin. Denn Langbein übte ſein Geſchäft mit einer ſolchen Gewiſſenhaftigkeit, daß nur der Unbilligſte mit ihm in Colliſion gerathen und Beſchwerde führen konnte. Der Verfaſſer dieſer Zeilen muß es geradehin geſtehen, daß er für das, was ihm Langbein geſtrichen, ſtets nur hat dankbar ſeyn können, da die Hand des wohlwollenden, freundlichen Greiſes nur auf eine belehrende Weiſe mäßigte, was der hitzige, lebhaftere Schriftſteller im aufgeregten Augenblicke geſchrieben hatte. Was Langbein nicht zum Druck ließ, war wenigſtens in den Fällen, die dem Autor vorgekommen ſind, auch ſtets durch ein höheres Geſetz der Billigkeit und Sittlichkeit verpönt, deſſen Stimme der Schreibende im Eifer überhört hatte. Alſo, wie geſagt, für die von ihm geſtrichenen Stellen danken wir ihm hier an ſeinem Grabe; er hat uns gezeigt, daß die Cenſur eine Wohlthat ſeyn kann. Wir ſind feſt überzeugt, daß ihm dieſer Dank von allen Schriftſtellern Berlin's am Grabe geſagt werden wird; wahrlich, ein um ſo ſchöneres Lob, je ſchwerer es zu gewinnen war.“

Zu Michaelis 1832 erhielt er von ſeiner Majeſtät dem Könige die huldreiche Zuſicherung eines Jahrgehaltes von 300 Thaler nebſt Beibehaltung ſeines Einkommens als Cenſor. Indeſſen zeigten ſich bei ihm die Spuren einer ſich bildenden Bruſtwaſſerſucht. Die Krankheit griff um ſich und widerſtand der ärztlichen Kunſt. Am 2. Januar 1835 Mittags endete er ſanft und ruhig ſein thätiges, geräuſchloſes Leben, in einem Alter von 77 Jahren und vier Monaten, und wurde am 6. Januar zur Erde beſtattet. Seine hinterlaſſene Wittwe, Johanna Eleonore, geborne Reichel, beklagt noch immer den Tod des geliebten Mannes, mit dem ſie 36 Jahre in der glücklichſten Ehe verlebte. Sie war ihm die liebevollſte Gefährtin auf ſeiner nicht immer roſigen Lebensbahn, und die treueſte, aufopferndſte Pflegerin bei Anfällen körperlicher Leiden. Nie ſuchte er bei ihr vergebens den Troſt und die Ruhe, wenn Stürme des Geſchicks ſein Leben trübten, und es gelang ihren unausgeſetzten Bemühungen, ihn wieder in eine heitere Stimmung zu verſegen. Dieß wußten ſeine näheren Freunde, daher ſie auch die Freunde ſeiner würdigen Frau waren und bis dieſen Augenblick geblieben ſind. — Schade, daß er nicht mehr den Druck der Geſammtausgabe ſeiner Werke erlebte.

Bei ſeinem Tode ſprach ſich eine allgemeine und rege Theilnahme aus. Dieß bewies auch der Nachruf an ihn, welcher in der von L. Rellſtab herausgegebenen Zeitſchrift: Berlin, St. 2 vom 10. Januar 1835, befindlich iſt und hier mitgetheilt werden ſoll.

> „Es iſt ein freundlicher Greis heimgegangen; er hat uns manche Stunde erheitert, und die, mit welchen er in ſeinem hohen Alter verkehrte, haben ihn gleich einem Vater geehrt und geliebt. Langbein hieß der alte wohlwollende Mann, den vielleicht viele ſchon längſt todt geglaubt, während ſie ſich noch an ſeinen muntern Büchern ergötzten. Und doch hat er noch vor wenigen Tagen gelebt, hat noch die Morgenſonne des Neujahrs geſehen, ſie angelächelt und willkommen geheißen. Aber auch den Tod lächelte er an, als derſelbe ihm am zweiten Jahresmorgen den Gruß bot, und da er leiſe angeklopft, durch die Thürſpalte rief: Beſchicke dich, Freund, um Mittag hole ich dich heim, und trage dich ſanft hinüber, da nickte der Greis lächelnd und ſprach für ſich: Hab dich ſchon lange erwartet! Er warf einen Blick nach oben zu dem gütigen Vater hinauf, dann wandte ſich ſein freundliches Auge zu der treuen Lebensgefährtin, und blickte ſie zum Abſchiede noch einmal innig an, und die Hände, die ſich

vor langen Jahren vor dem Altar zum Gelübde der Liebe und Treue ſanft in einander gelegt hatten, drückten ſich noch einmal warm und innig, denn was ihr Druck verſprochen, hatten ſie treulich gehalten. Nun löste der Tod den Bund mit milder Hand; der Greis entſchlummerte und himmliſcher Friede verklärte ſeine Züge. — — Jetzt bedeckt ihn die Erde. Werft Blumen auf ſein Grab, denn er war ein Dichter und beſtreute ſchon vor länger als einem halben Jahrhundert, mit Bürger gemeinſam, unſern Lebenspfad mit lieblichen Blüthen. Pflanzt einen ſchattigen Baum an ſeine Gruft, denn ſein Herz war redlich, freundlich, getreu; es verdient im Kühlen zu ruhen. Setzt ihm einen Denkſtein der Ehre, denn ſeine Bruſt ſchlug edel; er ehrte das Recht, die Pflicht, und war, ein zitternder Greis, muthiger in ihrer Ausübung, als viele in rüſtiger Manneskraft. Ihr Dichter unſerer Vaterſtadt habt dieß oft erfahren.

So mögen denn die Genien der Liebe, der Treue, der Dankbarkeit und der Verehrung ſeine Gruft behüten, und am Tage des Erwachens ihn freundlich grüßen und an den Thron des Ewigen führen.“

Auf dem Dorotheenſtädtiſchen Friedhofe, vor dem Oranienburger-Thore, ſeiner Ruheſtatt, iſt ihm ein beſcheidenes Denkmal geſetzt worden. Auf einem Würfel von Granit erhebt ſich ein großes eiſernes Kreuz, unten mit einer Lyra und einer Sonne, und oben mit einer Erdkugel verziert, aus der ſich ein Schmetterling erhebt. Die Inſchrift lautet: „Dem Dichter Auguſt Friedrich Ernſt Langbein, geboren am 6. September 1757, geſtorben am 2. Januar 1835, von ſeinen Freunden und Verehrern.“ Das Grab iſt freundlich mit Bäumen umgeben

Gedichte.

Erſter Theil

Richard Löwenherz und Blondel.

Held Richard, Löwenherz genannt,
Saß auf der Britten Throne.
Nie trug ein Fürſt in Engelland
Mit höherm Ruhm die Krone.
Bei ſeinem Namen ſtieg das Haar
Vor Schrecken dem, deß Feind er war.

Doch nur gezwungen, nicht mit Luſt,
Ging er zum Kampfgewühle;
Denn es bewohnten ſeine Bruſt
Die zarteſten Gefühle,
Womit er oft zu Harfenklang
Der Liebe Schmerz und Wonne ſang.

Und allen Harfnern war er hold,
Die ihre Kunſt verſtanden;
Drum viele Ruhm und Ehrenſold
An ſeinem Hofe fanden.
Ich nenne nicht ihr ganzes Chor;
Nur Blondeln ruft mein Lied hervor.

Der war des braven Königs Freund,
Und ſelbſt ein braver Degen.
Der Heuchelei und Ränke Feind,
Die gern am Thron ſich regen,
Stand er ſo treu, wie Felſen ſtehn.
So werdet ihr ihn handeln ſehn!

Stets um den König, den ſo ſehr
Die Noth der Chriſten rührte,
Daß er, zu ihrem Schutz, ein Heer
Nach Paläſtina führte,
Begleitet' er des Helden Gang
Mit Staunen und mit Lobgeſang.

Der Sieg hielt Richards Fahnen werth.
Die Räuberſchaar der Türken
Verſcheuchte bald ſein Flammenſchwert
Aus heiligen Bezirken.
Er kämpfte, ſtark durch Liebesgluth,
Mit Löwenkraft und Löwenmuth.

Denn ihm ſchuf hier ein Paradies
Die Gräfin Margarethe
Von Hennegau. Ein Weib, ſo ſüß
Und ſchön, wie Roſenblüthe.
Sie herrſchte ganz in ſeinem Sinn,
War ſeines Liedes Königin.

Nur zu geſchwind floh ihn ſein Glück!
Bald ſcholl vom Themſeſtrande
Der Angſtruf: „König, fleuch zurück!
Empörung tobt im Lande,
Und Philipps raſches Kriegesheer
Umſtürmt dein Erbreich, wie ein Meer!“

Die Botſchaft ſetzt ihm Flügel an.
Gerüſtet in drei Tagen,
Durchſchnitt ſein Schiff den Ocean,
Nach England ihn zu tragen.
Mild war die Luft, und freundlich blies
Der Wind, als er vom Lande ſtieß.

Urplötzlich ſchwärzt Gewitternacht
Den blauen Himmelsbogen,
Rings flammt der Blitz, der Donner kracht
Ins Wuthgeheul der Wogen;
Und das Geſchwader auf der See
Zerſtreut der Sturm, wie Flocken Schnee.

Hier kam ein Schiff in ſichern Port;
An ſchroffen Felſenklippen
Zerſtieß ein anderes ſich dort
Die ungeheuern Rippen.
O Blondel! Blondel! Ach, wohin,
Erzürntes Schickſal, warfſt du ihn?

Der Sturm verſchlug ſein Fahrzeug fern
An Welſchlands heitre Küſte;
Doch er, getrennt von ſeinem Herrn,
Sah hier nur eine Wüſte.
Er rief: „O Richard, o mein Held,
Ich ſuche dich am Ziel der Welt!“

Und ſtracks und emſig zog er fort
Mit ſeinem Harfenſpiele.
Er zog ein Jahr von Ort zu Ort,
Bei Regen, Froſt und Schwüle,
Ihm winkte manches Hoffnungslicht;
Doch den Geſuchten fand er nicht.

Einſt macht' ein Thurm in Oeſterreich
Des Pilgers Neugier rege.
Ihm ward ſo weh, ihm ward ſo weich,
Sein Herz that laute Schläge.
Schon tauchte ſich der Tag in's Meer,
Und keine Hütte lag umher.

Doch eine unſichtbare Macht
Ließ ihn vom Thurm nicht wanken.
Er harrte bis um Mitternacht
In quälenden Gedanken.
Jetzt kam ein Wandrer. „Sagt mir, Freund!“
Rief Blondel: „wer hier lebt und weint.“

Der Wandrer ſprach: „Seit Jahresfriſt
Sitzt Einer da gefangen;
Doch wahre Kundſchaft, wer es iſt,
Konnt' ich noch nicht erlangen.
Man ſagt, es ſey ein großer Mann,
Der unſerm Herzog Unheil ſpann.“

Ha! dachte Blondel: Leopold
Hat im gelobten Lande
Mit meinem König hart gegrollt! —
Hat er vielleicht, der Schande
Nicht achtend, wie ein feiger Knecht,
Am Waffenloſen ſich gerächt? —

Und ſchnell entworfen war ſein Plan:
Er ſtimmte ſanft die Weiſe
Von einem Liebesliedchen an,
Das, zu der Gräfin Preiſe,
Einſt Richard dichtete, und ſang
Dann ſelbſt das Lied bei Harfenklang:

„Es tobt' in mir des Fiebers Brand,
Sengt' alle Lebensbande,
Schon reichte mir der Tod die Hand
Vom düſtern Schattenlande:
Da kam mein Lieb mit holdem Blick,
Und Tod und Fieber wich zurück.

Ich kämpft' im Mordgewühl der Schlacht,
Schier ſank mein Arm, als Stangen
Und Schwerter auf mich ein mit Macht,
Wie Gottes Hagel, drangen:
Doch meine Holde rief ich an,
Und Sieger blieb ich auf dem Plan."

Tief ſchweigend horcht' er nun empor,
Und hört aus fernen Hallen
Des ſchauervollen Thurms hervor
Bald eine Stimme ſchallen,
Die mit gepreßtem, dumpfem Klang
Das Liebeslied zu Ende ſang:

„Laßt meiner Feinde Feldgeſchrei
Wie Donner mich umbrüllen!
Laßt mir des Schickſals Hand auf's neu
Den Todesbecher füllen!
Wenn Erd' und Himmel um mich bricht,
Im Arm der Liebe zag' ich nicht."

Wie ward dem Lauſcher wohl dabei!
Er zweifelte nun wenig,
Der arme Thurmgefang'ne ſey
Kein And'rer, als ſein König.
Nur, weil ſich Irrthum denken ließ,
Sang er noch aus dem Stegreif dieß:

„Die feige Rachgier lag im Hain,
Dem Löwen aufzulauern;
Sie fing ihn liſtig, ſchloß ihn ein
In finſt're Kerkermauern:
Doch Treue leitet Blondels Lauf.
Bald, Löwe, ſpringt dein Kerker auf!"

Hoch auf den Zeh'n lauſcht' er empor.
Und lauſchte nicht vergebens.
Es wallte lieblich durch ſein Ohr
Ein neuer Strom des Lebens,
Als wiederum die Stimm' erklang,
Und muthiger als vorher ſang:

„O wäre Margot nur bei mir,
Die Rachgier möchte wüthen!
In Gottes Himmel wohnt' ich hier,
Wo Molch' und Schlangen brüten;
Denn dieſes holde, ſüße Weib
Erquickt und ſtärket Seel' und Leib."

Kaum hörte noch den letzten Ton
Der Harfner ſanft verklingen,
Da ſprach er allen Leiden Hohn,
Die ihn bisher umfingen.
Er ſchied vom Thurm mit naſſem Blick,
Und eilt' ins Vaterland zurück.

In London, welch ein Jubelſchall,
Als er die Kund' erzählte,
Die Aller Herzen auf einmal
Mit neuem Muthe ſtählte!
Der Kern der Ritter flog ſogleich
Mit Blondeln hin nach Oeſterreich.

Hart, wie ein Fels, blieb Leopold,
Obſchon ſie Fehde drohten.
Nicht eher, bis ſie Gold auf Gold
Zum Löſegelde boten,
Gelang es, daß ſein Starrſinn brach,
Und er das Wort der Freiheit ſprach.

Die Britten eilen jetzt zum Thurm,
Wo Richards Seufzer hallen.
Sie laufen ſchier vor Sehnſucht Sturm,
Bis Schloß und Riegel fallen.
Der König tritt entſtellt heraus,
Blickt um ſich her und ruft dann aus:

„Heil mir, daß ich in friſcher Luft
Euch, Freunde, wieder ſehe,
Und aus der dumpfen Kerkergruft,
Neu lebend, auferſtehe!
Habt Alle Dank, die aus der Nacht
Mich an das Sonnenlicht gebracht!

Von Seelenpein und Leibesnoth
War ich dieß Jahr umſponnen.
Ich hatte kaum dem Fluthentod
Mein Leben abgewonnen,
Da legt' ich Schwert und Harniſch ab,
Nahm Pilgerkleid und Wanderſtab.

So wähnt' ich von Gefahr mich frei;
Bald aber, bald entdeckte
Luchsäugige Verrätherei,
Wer in der Kutte ſteckte.
Hoch freute drob der Herzog ſich,
Und ſeine Söldner fingen mich.

Einſt weckt' ich ſeinen Tigerſinn
Durch eine bitt're Rede.
Wie taub und ſtumm, nahm er ſie hin,
Zu feig zur Ritterfehde.
Er floh' aus Scham der Chriſten Heer,
Und rächte nun ſich ſpät, doch ſchwer.

In dieß Verließ, drei Schritte lang,
Wohin kein Lichtſtrahl irrte,
Und nie ein Laut des Lebens drang,
Als wenn die Eule ſchwirrte,
In dieſe Werkſtatt für den Tod
Verdammte mich ſein Zorngebot.

Schon flohen Muth und Hoffnung mich
Auf der Verzweiflung Schwingen;
Da hört' ich, guter Blondel, dich
Zu deiner Harfe ſingen.
Ich glaubt' im erſten Freudenſturm,
Dein Geiſt umwalle meinen Thurm.

Wohl mir, du lebſt! Komm an mein Herz,
Du Treuer ohne Gleichen!
So feſt vereint in Freud' und Schmerz,
Laß uns dereinſt erbleichen! —
Doch hier brennt unter mir der Sand,
Fort ins geliebte Vaterland!"

An die Feldblumen.

Schmückt euch, Blümchen auf den Wieſen!
Euer Freund kommt bald hinaus,
All die lieblichſten zum Strauß
Für ſein Mädchen zu erkieſen.
Drum, ihr Blümchen, ſchmückt euch aus!

Keiner ſtolzen Modedame
Werdet ihr zum Spott verehrt,
Die von euch die Augen kehrt,
Weil ſchon euer ſchlichter Name
Ihr verzärtelt Ohr empört.

Naht der freundlichen Eliſe,
Naht euch, Blümchen, ohne Scheu!
Sie, von eitler Zierſucht frei,
Liebt den bunten Schmuck der Wieſe
Mehr als Frankreichs Stickerei.

Ihr ſeyd ſchwach, und euer Leben
Blühet oft nur Stundenlang;
Vor der Senſe, vor dem Gang
Jedes Wallers müßt ihr beben,
Und euch tönt kein Trauerklang.

Ich bin rüſtiger, und habe
Keinen Feind, der Mord mir droht;
Und mäht mich der Schnitter, Tod,
Weinet doch an meinem Grabe
Sich vielleicht ein Auge roth;

Dennoch wollt' ich mit euch tauſchen,
Wollte dulden euer Leid,
Dürft' ich meine Lebenszeit
An dem Wonnerlaß vertauſchen,
Den euch meine Huldin weiht.

Vergeſſenheit.

Das Bächlein der Vergeſſenheit
Iſt Fabelwerk der Alten,
Wie denn in jener blinden Zeit
Viel ſolche Mährchen galten.

Wenn's nun auch wirklich für und für
Die Unterwelt durchſchliche,
Was frommt ſein Labſal, läßt es hier
Die Durſtigen im Stiche?

Doch möchte gleich durch's Oberland
Der alte Flußgott hinken,
Ich würde nie aus ſeiner Hand
Ein Tröpfchen Waſſer trinken.

Ein beſſ'res Mittel kenn' ich noch,
Um Sorgen, die uns preſſen,
Und jeden Druck vom Erdenjoch
Ein Weilchen zu vergeſſen.

Ihr wünſcht, daß ich mein Zauberſtück
Euch lang und breit beſchriebe? —
Zu dienen! — Flieht bei Mißgeſchick,
Flieht in den Arm der Liebe!

Verſucht es, und ihr fühlt mit Luſt
Wie bald der Gram verflieget,
Wenn ſich an eine treue Bruſt
Das Haupt voll Sorgen ſchmieget.

Dir aber, deſſen kaltes Herz
Nie Liebesfunken trafen,
Dir rath' ich wohlgemeint, den Schmerz
Des Unglücks zu verſchlafen.

Das Eſelein braucht dieſe Liſt,
Wenn's laſtfrei und entzügelt
Im Stalle ſchläft, und ſo vergißt,
Wie gern ſein Treiber prügelt.

Das Veilchen und die Tulpen.

Die Tulpen neckten hin und her
Ein ſtilles, nachbarliches Veilchen.
Der Gärtner, der von ungefähr
Dazu kam, lauſchte hier ein Weilchen,
Und nahm ſich, als ein braver Mann,
Des unterdrückten Blümchens an:
„Ihr ſtolzen Spötterinnen, ſchweiget!
Mein gutes Veilchen, das ſich hier
Beſcheiden bis zur Erde neiget,
Verdient mehr Lieb' und Lob, als ihr!
Ich find' es früh im Lenz, und labe
Mich jung an ſeinem Duft, iſt's euch
Schon nicht an Wuchs und Farbe gleich.
An euern Prachtgeſtalten habe
Ich längſt mich überſatt geſeh'n,
Und innern Werth — wo habt ihr den?“

Der junge Landmann.

Ihr Junker mit den Federhüten,
Verhöhnt mich, wenn es euch beliebt,
Daß nur der Apfelbaum mir Blüthen
Zum Kranze meines Strohhuts gibt!
Gern bin ich arm, ſchlecht und gerecht,
Bin ich nur Gretchen nicht zu ſchlecht.

Ich prunke nicht in ſchönen Kleidern;
Doch ſezt auch nie, mit off'ner Hand,
Ein Heer von unbezahlten Schneidern
Mein Hüttchen in Belagrungsſtand.
Was ſollte mir ein Rock mit Gold?
Im Kittel iſt mir Gretchen hold.

Ich bin ein ungelehrter Junge,
Verſtehe nicht den Ton der Stadt,
Und habe keine Doppelzunge,
Wie mancher Hof- und Weltmann hat;
Ich ſchenke reinen Herzenswein,
Nach Gretchens Sinn und Willen ein.

Mein Eigenthum, ein Hütt- und Gärtchen,
Ernährt mit Salz und Brod mich nur,
Und doch verlör' ich nicht ein Wörtchen
Um eine große Ritterflur.
Mein Haus, das Gretchen wohl gefällt,
Iſt mir der liebſte Platz der Welt.

Friſch blüht, bei ruhigem Gewiſſen,
Mein Angeſicht, der Roſe gleich;
Doch, wund von innern Schlangenbiſſen,
Härmt mancher Sohn des Glücks ſich bleich.
Mein Herz ſey immer heil und rein
Um meines Gretchens werth zu ſeyn.

Eginhard und Emma.

Thatenlob erhab'ner Seelen
Iſt des Sängers höchſte Luſt.
Sie entflammt auch meine Bruſt,
Eine brave That zu wählen,
Und ſie jetzt euch zu erzählen.
Hört, die ihr durch Unbedacht
Uebel oft nur ärger macht!

Eginhard, geheimer Schreiber
Karls des Großen, galt durch's Land
Für des Kaiſers rechte Hand,
Aber auch, im Kreis der Weiber,
Als ein holder Herzensräuber.
Selbſt die Tochter ſeines Herrn
Sah den ſchönen Jüngling gern.

Ahnend ihre Neigung, blickte
Eginhard mit trunk'nem Sinn
Nach der zarten Emma hin,
Deren Liebreiz ihn entzückte;
Seine Flammen unterdrückte
Nur die Furcht vor Mißgeſchick
Durch des Neides Falkenblick.

Aber unbezwinglich flogen
Sie in einer Winternacht
Hoch empor mit Rieſenmacht;
Und, gleichwie vom Sturm und Wogen
Ohne Rettung fortgezogen,
Eilt' er hin, wo Emma ſchlief,
Klopfte ſchüchtern an und rief:

„Habt die Huld, mir aufzuſchließen,
Euer Vater ſendet mich!“ —
Sie that auf; da warf er ſich,
Bleich und bebend, ihr zu Füßen:
„Laßt durch Qual und Tod mich büßen,
Nur verzeiht, daß Liebesdrang
Mich zu einer Lüge zwang!“

Zürnend ſprach ſie: „Heißt das bieder?“ —
Doch des Herzens Ungeſtüm
Stürzte zwiſchen ihr und ihm
Alle Scheidewände nieder.
Emma lächelte nun wieder,
Und ſie ſchwelgten, Kuß auf Kuß,
In der Liebe Vollgenuß.

Jetzt verkündigten die Glocken
Und der erſte Hahnenſchrei,
Daß der Tag nicht fern mehr ſey.
Heim geh'n wollt' auf leiſen Socken
Der Beglückte; doch erſchrocken
Stand er, wie verſteinert, da,
Als er Schnee gefallen ſah.

„Weh' mir!“ rief er aus: „Es ſtreitet
Gegen mich des Schickſals Fluch!
Sieh, er hat ein Flockentuch
Ueber meinen Weg gebreitet,
Das, wenn es mein Fuß beſchreitet,
Meinen Gang in dieſer Nacht
Jedem Auge ſichtbar macht!“ —

Emma hatte Muth, zu ſagen:
„Was du Schickung nennſt, iſt nur
Eine Laune der Natur.
Fürchte nichts! Ich will es wagen,
Durch den Schloßhof dich zu tragen,
Daß man nicht im weichen Schnee
Eines Mannes Fußtritt ſeh'!“ —

Dennoch, gleich erloſch'nen Kerzen,
Blieben in des Jünglings Sinn
Muth und Hoffnung todt und hin.
Nur aus Emma's Heldenherzen
Sprühten ſie in muntern Scherzen;
Und, ſo wie ſie gab ihr Wort,
Trug ſie den Geliebten fort.

Aber ach, der Kaiſer wachte! —
Und er ſah mit ſtarrem Blick
Vom Altan dieß Wageſtück,
Das ihn ſchier zum Wahnſinn brachte.
Jeder Schritt der Tochter fachte
Höher ſeines Zornes Gluth,
Und entflammt' ihn bis zur Wuth.

Einen Dolch in ſeinen Händen,
Wollt' er, wie zum Raub der Aar
Niederſtürmt, das junge Paar
Raſch ins Land der Schatten ſenden.
Doch, mit Blut ſollt' er nicht enden.
Vaterliebe rang und wand
Ihm den Mordſtahl aus der Hand.

Und er ging, mit matten Schritten,
In ſein innerſtes Gemach,
Sich, zu Ahndung dieſer Schmach,
Himmelsleitung zu erbitten;
Denn in ſeinem Buſen ſtritten
Kaiſerſtolz und Zärtlichkeit
Einen zweifelhaften Streit. —

Heilvoll hatte ſich erhoben
Sein Gemüth zum großen Geiſt,
Der die Wellen ſchweigen heißt
Und der Leidenſchaften Toben:
Wundermild ward ihm von oben,
Wie durch Engelſtimmen, Rath
Zu der ſchönſten Edelthat. —

Kämpfend mit des Grames Hyder,
Die in ſeinem Buſen lag,
Ging er bis zum hellen Tag
Still und einſam auf und nieder:
Dann berief er alle Glieder
Seines Rathes vor den Thron,
Und begann mit ernſtem Ton:

„Richtet über ein Verbrechen!
Wie ſoll ich, nach euerm Rath,
Fürſt und väterlich die That
Eines ſchlimmen Dieners rächen,
Der, verführt von Herzensſchwächen,
Treulos und im Dunkel ſich
Meiner Tochter Gunſt erſchlich?"

Eine tiefe Todtenſtille
Herrſchte durch den weiten Saal.
Nur ein leiſes Seufzen ſtahl
Sich hindurch: wie eine Grille,
Wann die Nacht mit brauner Hülle
Alles deckt, noch einmal zirpt,
Und mit dieſem Seufzer ſtirbt. —

Als der Kaiſer nochmals fragte,
Sprach der Räthe ſtrenge Pflicht:
„Hin mit ihm zum Hochgericht!"
Nur ein edler Graukopf wagte
Kein Entſcheidungswort; er ſagte:
„Unſers Kaiſers Herz allein
Kann und darf hier Richter ſeyn."

Drauf der Fürſt: „Wohlan! Mir ſchufen
Lieb' und Untreu bitt'res Leid;
Dennoch walte Menſchlichkeit!"
Eginhard, herbei gerufen,
Nahet ſich des Thrones Stufen;
Schritt und Auge beichten Schuld,
Doch der Kaiſer ſpricht mit Huld:

„Thätigkeit und gute Sitten
Schmücken deinen Lebenslauf;
Darum ford'r' ich jetzt dich auf,
Eine Gnade zu erbitten.
Ich will ſelbſt mit halben Schritten
Deinem Wunſch entgegen gehn:
Wenn ein Weib dein Glück erhöh'n? –

Ha, du ahneſt, was ich meine!
Dein ſonſt feſter, off'ner Blick
Bebet ſcheu vor mir zurück,
Und dir zittern die Gebeine! –
Kühner Menſch, zum Rabenſteine
Schickte ſtracks dich ein Tyrann,
Aber mir – ſey Tochtermann!“

Alle ſtanden, wie verſchlagen
An ein unbekanntes Land.
Was des Jünglings Herz empfand,
Euch zu ſingen und zu ſagen,
Mögen and're Sänger wagen,
Jedes Wort davon verbeut
Mir die Unausſprechlichkeit. –

Raſch, mein Lied, zum frohen Ende!
Wie ein Röschen ohne Stab
Sah die Braut zur Erd' hinab,
Als der Kaiſer Händ' in Hände
Fügt' und ſprach: „Der Rang der Stände
Iſt nur Menſchenwerk und Brauch;
Doch die Lieb' iſt Gottes Hauch.“

Der Abend.

Hehr und prachtvoll iſt des Tages Sonne:
Aber auch ihr Scheiden ſtrömet Wonne
Und Entzücken über Land und Stadt.
Von des Abends kühlem Arm umfangen,
Ruhet Jeder, der, mit heißen Wangen,
Der Geſchäfte Feld gebauet hat.

Seht, der Landmann eilt zur Hüttenthüre,
Und bewirthet ſeine müden Stiere,
Eh' er ſelbſt ſich labt, mit Gras und Klee.
Ihm beſorgt ſein flinkes Weib indeſſen,
Zum gar wohl verdienten Abendeſſen,
Eine Schüſſel Milch, ſo friſch, wie Schnee.

In der Stadt, bei großen Waſſerflaſchen,
Sitzen Schatten, die nach Reimen haſchen;
Andre ſuchen gar der Weiſen Stein:
Doch der Abend dunkelt kaum durchs Fenſter,
So ertränkt er ihre Hirngeſpenſter,
Wenn's das Glück vergönnt, in Punſch und Wein.

Mich verfolgt, bevor die Sonn' entwichen,
Ungereizt, mit tiefen Herzensſtichen,
Mancher Molch in menſchlicher Geſtalt:
Doch der Abend kommt, und ich geſunde;
Denn der Balſam auf Luiſens Munde
Heilt mir jeden Molchſtich leicht und bald.

An meine Schweſter, Auguſte Conradi.

Zu ihrem Verbindungstage

im Namen ihrer zehen Geſchwiſter

am 12. Febr. 1782.

Als jüngſt ich einen Wald durchſtrich,
Den Kopf voll ſüßer Träume,
Da heftete mein Auge ſich
Auf zwei verſchlung'ne Bäume.
Sie ſtanden hoch im Sonnenglanz,
Voll Kraft und Saft und Leben,
Und waren rings mit einem Kranz
Von Sprößlingen umgeben.

Wie rührend war mir dieſer Bund! —
Steh'n unſre Aeltern minder
Ehrwürdig, kraftvoll und geſund
Im Kreiſe ihrer Kinder? —
Ich ſank vor Wehmuth hin in's Moos,
Wo ſich die Bäum' umwanden,
Und dacht' ans liebe Felſenſchloß,
Wo unſre Wiegen ſtanden.

Wie in denſelben immer Eins
Dem Andern weichen mußte,
Und dennoch von uns Kindern keins
Von Noth zu ſagen wußte.

Gott, rief ich, der du das gethan,
Du läſſeſt uns nicht fallen,
So lange wir des Lebens Bahn,
Als brave Leute, wallen!

Du wirſt uns Allen mit der Zeit
Ein eignes Plätzchen geben,
Wo Liebe, mit Zufriedenheit,
Uns goldne Tage weben;
Wo Freude nicht und Ueberfluß
In vollen Strömen rauſchen,
Doch auch nicht Mangel und Verdruß
In jedem Winkel lauſchen.

Und, liebe Schweſter, ſieh, dir iſt
Am früh'ſten von uns Allen,
Ein Loos, durch das du glücklich biſt,
Ein ſchönes Loos gefallen!
Du eilſt in eines Mannes Arm,
Deß wackern Sinn wir kennen,
Und den wir herzlich, treu und warm,
Von nun an Bruder nennen.

Nun, Bruder, lieb' dein junges Weib!
Es wird dich liebend ehren,
Und Heil und Glück an Seel' und Leib
Der Himmel euch beſcheren.
Gleicht, ohne Wankelmuth, fortan
Auch zwei verſchlung'nen Bäumen,
Und ſeht mit Luſt an euch heran
Viel edle Sproſſen keimen!

Lilith.

Jüdiſche Fabel.

Urvater Adams erſte Frau
Schuf Gott, wie ihn, aus Erde;
Doch Lilith war ein ſtolzer Pfau,
Und ſprach mit Hohngeberde:
„Dir ſoll ich unterthänig ſeyn?
Das bilde dir doch ja nicht ein!
Geh' mir mit Hoheitspoſſen,
Denn wir ſind Staubgenoſſen!“

So warf ſie Spott ihm in den Bart.
Er mochte bitten, ſchmeicheln,
Und ihr auch noch ſo ſanft und zart
Die rothen Bäckchen ſtreicheln.
Sie lebt' im ſteten Wortgefecht,
Und, als einſt Zung' und Mund noch recht
Sich ausgetummelt hatten,
Entfloh ſie ihrem Gatten.

Da zürnte Gott: „So raſe hin!
Du magſt, mit Geiſterſchwärmen,
Hinfort bei Nacht, als Unholdin,
Jm öden Luftraum lärmen!“ —
Nun reitet ſie zum Walpurgstanz
Von Jahr zu Jahr, mit Krall' und Schwanz
Und flammenrothem Schnabel,
Auf einer Ofengabel.

Nach ihrer Flucht ward's ſtill, wie wann
Sich Ungewitter legen.
Jetzt konnte der geplagte Mann
Der Ruhe wieder pflegen.
Sanft ſchlief er unter einem Baum,
Und Eva's Bild ſah er im Traum,
Mit Engelreiz, ins Leben
Aus ſeiner Seite ſchweben. —

Die Frau, dem Haupt nicht hoch und frei,
Nicht tief dem Fuß entſprungen,
Beherrſche nicht den Mann, und ſey
Zur Sclavin nicht bezwungen!
Sie ſtammet nahe bei der Bruſt
Des Gatten her, daß ſie in Luſt
Und Leiden dieſer Erde
Sein zweites Herz ihm werde.

Warnung.

Nur ein Veilchen blüht der Mai,
Und dann huſcht er ſchnell vorbei.
Mädchen, merket, was ich ſage!
Flügel haben unſ're Tage.
Endlich welken Blum' und Strauch,
Und der Schönheit Roſen auch.

Seht ihr dort die Alte geh'n?
Vormals war ſie wunderſchön.
Doch nun, häßlich wie ein Igel,
Fliehet ſie vor jedem Spiegel.
Sie, die manches Körbchen gab,
Wandelt einſam nun am Stab.

Blüht ihr noch der Roſe gleich,
Dennoch, Mädchen, hütet euch,
Wenn euch wack're Männer lieben,
Stolz den Trauring weg zu ſchieben!
Sonſt hält euch dafür die Zeit
Auch ein Stäbchen ſchon bereit.

Julchens Brautgeſchichte.

Im ſchattenreichen Wieſengrund
Saß Julchen und ihr Mann.
Sie ſchnäbelten ſich Mund an Mund,
Und äugelten ſich an.

Mir armen dritten Mann ward hier
Ein wenig lang die Zeit.
O Hannchen, ſeufzt' ich ſtill bei mir,
Wär's doch mit uns ſo weit!

Franz ſagte lächelnd: „Liebes Weib,
Bei unſerm Tändeln hat
Der Freund dort ſchlechten Zeitvertreib;
Denn Sehen macht nicht ſatt.

Dein Brautgeſchichtchen unterhält
Ein Weilchen ihn vielleicht:
Erzähl' es doch, wenn dir's gefällt!“
Und Julchen war geneigt.

Sie ſprach: Mich liebte Franz; allein
Ricant, der Frömmling, ſchlich
Sich ſchlau bei meinem Vater ein,
Und warb und warb um mich.

Er ſprach von nichts als Ehrlichkeit,
Religion und Pflicht,
Und ſchalt die Sitten unſrer Zeit
Mit finſterm Angeſicht.

Sein ſteifes Kleid war noch gemacht
Von Meiſter Ohms Hand,
Und jede neue Männertracht
Hieß ihm ein Narrentand.

Die Kirchenglocke rief — im Nu
Ging's über Stein und Stock;
Auch bückt' er ſich bis auf die Schuh'
Vor jedem Prieſterrock. —

Gehüllt in dieſen frommen Dunſt,
Erkroch ſo nach und nach
Der Heuchler meines Vaters Gunſt,
Der immer zu mir ſprach:

„Ein braves Männchen iſt Kleant.
Willſt du vergnügt mich ſeh'n,
So gib ihm, Julchen, deine Hand,
Und laß den Wildfang geh'n!“ —

So nannt' er dich, mein guter Franz!
Dein netter, leichter Frack,
Dein Hang zur Jagd, dein Hang zum Tanz,
War gar nicht ſein Geſchmack.

Wie meine Augen, liebt' ich dich!
Doch meines Vaters Schmerz,
Sein ſtilles Seufzen über mich,
O Gott! das brach mein Herz.

Ich ward Kleantens Braut. Man lud
Schon zur Verlobung ein;
Da ſchreckte Nachts mich rothe Gluth,
Und Feuer! hört' ich ſchrei'n.

Ich wußte nicht, wo ein noch aus,
Und ſtand, wie leblos, da,
Als ich des nächſten Nachbars Haus
In heller Flamme ſah.

Mein Vater floh im Schlafrock, mich
Im Nachtkleid an der Hand;
Denn ach! ſchon wälzte praſſelnd ſich
Auf unſer Haus der Brand.

Nach wenig Stunden war's ein Raub
Der unlöſchbaren Gluth,
Und nun ein Hügel Schutt und Staub
All' unſer Hab und Gut.

Mein Vater ſah mich rührend an:
„Was hilft es, daß man tobt?
Kind, tröſte dich! Gott hat's gethan.
Sein Name ſey gelobt!

Bald ſchlaf' ich unter leichtem Sand,
Wo mich kein Kummer weckt,
Und für dich lebt und ſorgt Kleant.
Was iſt nun, das uns ſchreckt?“ —

So dachte nicht mein Herr Galan,
Der ganz bei uns verſchwand;
Doch endlich ſchrieb der brave Mann
Durch eine fremde Hand:

„Mich Armen hat des Himmels Schluß
Auf's Krankenbett gelegt,
So daß ich immer horchen muß,
Wenn meine Stunde ſchlägt.

In dieſer Noth gelobt' ich heut
Dem Höchſten: „Komm' ich auf,
So ſey die ſtrengſte Frömmigkeit
Mein künft'ger Lebenslauf!

Nichts auf der Welt ſoll mich zerſtreu'n —
Selbſt Frauenliebe nicht —
Ganz meinem Gott das Herz zu weih'n,
Bis es im Tode bricht.

Verloren iſt demnach für mich
Auf ewig Julchens Hand.
Das gute Mädchen tröſte ſich!
Lebt wohl! Ich bin Kleant.“

„Ha, Schlange!“ rief mein Vater: „Ha!
Du machſt ein Meiſterſtück!
Kaum liegt mein Gold in Aſche da,
So ziehſt du dich zurück!

Das hätte Franz wohl nicht gethan!“ —
Jetzt hielt er, horchend, ein;
Denn an der Thüre klopft' es an,
Und Franz trat flink herein.

Geſprochen ward viel hin und her,
Und, eh' zwei Stunden floh'n,
Hieß es, zu meinem Glück, nicht mehr:
Herr Franz; es hieß: Herr Sohn!

Mein Vater legte Hand in Hand,
Und ſprach mit heiterm Blick:
„Nicht Eigennutz ſchloß dieſes Band,
Das bürgt für euer Glück.

Wenn euer Haus ſich einſt vermehrt,
Dann, Kinder, ſeyd bemüht,
Daß ihr ein Volk, das Tugend ehrt,
Nicht Heuchlerbrut erzieht!

Die werth iſt, daß man an den Hals
Ihr einen Mühlſtein hängt,
Und ſie, als Peſt des Erdenballs,
Im tiefſten Meer ertränkt.“ —

Hier, Freund, iſt mein Geſchichtchen aus!
Sprach Julchen. — Ich ging fort,
Und ſchrieb, was ich gehört, zu Haus
Mir auf von Wort zu Wort.

Es taugte ganz in meinen Kram:
Ich haſſe falſchen Sinn,
Und bin der Spinne nicht ſo gram,
Als ich dem Heuchler bin.

Troſtlied.

An Amalien.

Weine nicht mehr, gute Seele!
Kummer lockt entflohnes Glück
Nimmer aus der öden Höhle
Der Vergangenheit zurück.

Thränenvolles Jammerleben
Aendert nicht des Schickſals Lauf:
Weder Thau noch Regen heben
Ein zertretnes Veilchen auf.

Erdenfreuden haben Flügel;
Flügel hat auch Erdenſchmerz:
Doch den Fliehenden im Zügel
Hält oft unſer eignes Herz.

Wir gefallen uns in Thränen,
Fliehn der Freude Roſenbahn,
Suchen Einſamkeit, und ſehnen
Uns zur beſſern Welt hinan.

Aber dieſes weiche Schmiegen
An der Schwermuth Bruſt erſtickt
Muth und Kraft, empor zu fliegen
Ueber alles, was uns drückt.

Bricht dann durch die Nacht der Leiden
Lichter Tage Morgenroth,
So iſt zum Genuß der Freuden
Die Empfindung kalt und todt.

Laß drum deinen Jammer enden,
Und vertraue ſtill und feſt
Dem, der kahlen Felſenwänden
Blumen oft entſprießen läßt.

Der Einſiedler.

Das Lob der Edelſten gewann
Ariſt, ein echter Biedermann,
Der Kopf und Herz zum Wohl der Menſchheit brauchte,
Und Manchen, den ſo tief die Hand des Schickſals bog,
Daß er, mit Weib und Kind, ſein Brod in Thränen tauchte,
Raſch aus des Elends Abgrund zog.
Doch dieſer Menſchenfreund floh plötzlich, mit Bedauern
Der ganzen Stadt, aus ihren Mauern,
Und baut' ein Hüttchen ſich im Wald.
Hier dient' er Gott mit vollem Eifer;
Und jeder Weltgedanke galt
Ihm als ein falſcher Ueberläufer.

Einsmals durchirrt er das Gebüſch
Mit heißer Stirn und wunden Sohlen,
Um ſich auf ſeinen Felſentiſch
Ein wenig wildes Obſt zu holen:
Da hört' er wimmern, und er fand
Bald einen Fuchs, der, mit zerbrochnen Beinen,
Im Graſe, wie ein Wurm, ſich wand.
Gerührt begann Ariſt zu weinen.
Doch ſieh, es ſchwebt', indem er hier noch ſtand,
Ein Adler hoch herab, und ließ aus ſeinen Krallen
Hin vor das kranke Thier ein todtes Hühnchen fallen.

Darüber ſtaunend, rief Ariſt:
„O Wunder! Dieſes Schauſpiel iſt
Kein Ungefähr; es iſt ein Spiegel,
Den Gott mir vor die Augen ſtellt,
Und ich erſcheine d'rin als ſchwacher Glaubensheld.
Ich Thor durchſtreifte Thal und Hügel,
Bis ich ein knappes Mahl von rohen Früchten fand!
Warum vertraut' ich nicht dem Starken, der die Kette
Der Weſen hält in ſeiner Hand,
Und dieſen Adler her geſandt,
Daß er den kranken Fuchs vom Hungertod' errette?
Wohlan, die Nahrungsſorge ſoll
Mir nicht mehr Hand und Fuß bewegen!
Mit ungetheilter Kraft will ich nun glaubensvoll
Des Gottesdienſts am Betaltare pflegen.“ —

Hartnäckig folgt' er dieſem Plan.
Des Waldes Obſt und Wurzeln boten
Umſonſt ſich ſeinem Hunger an;
Vergebens rieſelte der Bach dem frommen Mann,
Ob Durſtesflammen gleich ihn zu verzehren drohten.
Auf Felſengrunde ſtand ſein Wahn,
Daß bald vom Himmel auf die Erde
Ein Korb voll Speiſe ſinken werde.

So täuſcht er, bis zum ſechsten Tag,
Sich matt und bleich und todtenhager.
Doch, als er jetzt auf hartem Lager
Schon faſt im Grabesſchlummer lag,
Weckt' ihn ein ſanfter, leiſer Schlag.
Ein Jüngling, hell umglänzt von einer Strahlenkrone,
Stand neben ihm und ſprach im liebevollſten Tone:

„Erzitt're nicht vor dem, der ſich als Freund dir naht!
Du ſelbſt begehſt an dir den feindlichſten Verrath!
Wie kannſt du dich bis zur Vernichtung haſſen?
Warum haſt du den Ehrenpfad
Der Menſchenliebe ganz verlaſſen? —
Erinn're dich, was jüngſt der Adler that!
Es war ein Gotteswink; er ſollte dich belehren,
Zur Thätigkeit zurück zu kehren:
Doch du verſtand'ſt ihn falſch! — Biſt du denn krank und
lahm,
Wie jener Fuchs? — Haſt du, im Gegentheil, die Stärke
Des Adlers nicht, der, ihn zu ſpeiſen, kam?
Drum thu', wie er, auch Liebeswerke!
Dem großen Gott, ſo wahr er lebt!
Gefällt kein Müſſiggang, er ſey auch mit Gebeten
Vom Morgen bis zu Nacht durchwebt!
Nur der kann einſt getroſt vor ihn, den Richter, treten,
Wer hier der Welt zu nützen ſtrebt.“

An einen jungen Dichter.

Freund, den Werth des Menſchen hebet,
Mehr als Rang und Gold, ſein Herz.
Der, den kein Gefühl belebet,
Iſt ein leeres Klapperherz.
Doppelt iſt's der Sohn der Muſen,
Ohne dieſen Gott im Buſen.

Seiner ſchönſten Lieder Quelle
Iſt das Herz, und es ſey rein,
Sonſt wird des Geſanges Welle
Nimmer hell und lieblich ſeyn.
Kann dem Pfuhl, wo Seuchen hauſen,
Ein geſunder Strom entbrauſen?

Sieh, wie der, auf deſſen Seele
Ein geheimes Brandmal glüht,
Eulenſcheu in dunkler Höhle
Sich dem Tageslicht entzieht!
Sieh ihn jede Stätte meiden,
Wo die Seelen ſich entkleiden!

Du kannſt frei zur Sonne ſchauen,
Reines Herzens, wie ihr Glanz!
Ringe denn, mit Selbſtvertrauen,
Freudig nach dem Lorberkranz!
Sey mit vollem Liederkocher
Der verkannten Muſe Rächer! —

„Wenn ich deſſen mich erkühne,“
Fragſt du mit beſcheidnem Ton,
„Und ich lobeſam ihr diene,
Wird mir dann ein ſchöner Lohn?“ —
Freund, mit Schmerz bekenn' ich offen:
Keinen Dank haſt du zu hoffen!

Doch der wahre Dichter härmet
Um den Froſt der Welt ſich nicht;
Denn ein Troſtgedanke wärmet
Ihn ſo mild, wie Sonnenlicht:
Daß an ſeines Geiſtes Schätzen
Wenig Edle ſich ergötzen.

Und daß, wann ſchon manch Jahrhundert
Schreitet über ſeine Gruft,
Ihn die Nachwelt noch bewundert,
Und aus voller Seele ruft:
Ach, er ſang ſo ſüße Lieder!
Weckte doch ein Gott ihn wieder!

Die lange Predigt.

Ein Pfarrer kanzelte drei Stunden,
Und hatte noch den Schluß der Predigt nicht gefunden.
Die Kirche wurde leer; denn Jung' und Alte trieb
Der Hunger fort, daß nur der Küſter blieb.
Doch Lüſternheit nach ſeiner Mittagsſchüſſel
Ließ dem nun auch nicht länger Ruh;
Er ging und rief: „Herr Pfarr, hier liegt der Schlüſſel!
Iſt eure Predigt aus, dann ſchließt die Kirche zu!“

Lob des Schweigens.

Luſt, ach Luſt, daß ich nicht unterliege!
Duns, der Schwätzer, ſchwatzt mich matt und krank,
Bald vom lieben Wetter, bald vom Kriege,
Bald von Weiber- und Gelehrten-Zank.

Schweigen, du des Chaos Zwillingsſchweſter,
Komm, und hemme ſeiner Zunge Lauf!
Ha! du winkſt, und mit: Ade, mein Beſter!
Hebt er meines Ohr's Belag'rung auf.

Dankbar will ich dich dafür erheben,
Will beſingen, was man oft vergißt,
Wie du Tag für Tag im Erdenleben
Vieler Menſchen treuer Schutzgeiſt biſt.

Träge Dummheit, die den Mund verſiegelt,
Weil ihm blanker Unſinn ſonſt entfährt,
Wird, von dir beſchirmet und umflügelt,
Weit und breit als Denkerin verehrt.

Mancher Schelm, vor dem ſich Tauſend bücken,
Ob ihm gleich Betrug die Taſchen füllt,
Würde längſt den lichten Galgen ſchmücken,
Hätte nicht dein Mantel ihn umhüllt.

Deiner freundſchaftlichen Huth empfehlen
Loſe Dirnen ihren Jungfernkranz,
Und dann ſteht er, wenn auch Blätter fehlen,
Vor der Welt im ſchönſten Blüthenglanz.

Dich gebraucht der Stutzer, der dort prahlet,
Und einher mit Stolz des Pfauen tritt,
Oft als baare Münze, und bezahlet
Manchen alten Freundſchaftsdienſt damit. —

Doch genug auf heut von deiner Ehre!
Ich bin ſchon des Ruhmpoſaunens ſatt.
Hat dieß Liedchen dir behagt, ſo höre,
Was dein Sänger noch zu bitten hat!

Willſt du dir die Welt noch mehr verbinden,
O ſo hilf uns, wenn der Seelenhirt,
Welcher liebreich ſeiner Heerde Sünden
Strafen ſoll, zum tollen Eifrer wird!

Hilf, wenn ernſthaft, wie der Sachſenſpiegel,
Der Juriſt beim frohen Gaſtmahl ſpricht,
Und der Witzling ſeiner Lippen Siegel,
Uns mit Aberwitz zu quälen, bricht!

Hilf uns, wenn der finſt're Stubenſchwitzer
Ueber Geiſteswerke dummdreiſt lacht,
Und, daß er der glückliche Beſitzer
Eines Schafkopfs iſt, zum Stolz ſich macht!

Kurz, wer hinter des Verſtandes Rücken
Seine Zunge braucht, und macht's zu bunt,
Dem, Patronin, gib von freien Stücken
Flugs ein Notabene auf den Mund!

Und mir ſelbſt auch, wenn ich ſchneller ſchwatze,
Als die Ueberlegung folgen kann,
Oder ſtumpf und matt die Leier kratze,
Wie ein ſchwacher Alltags-Leiermann.

Doch ſoll deine Warnung Früchte tragen,
Komm mir ja als Krittler nicht vermummt!
Denn was braucht man viel darnach zu fragen,
Ob ein Solcher lächelt oder brummt?

Die Liebesprobe.

Zum Thiergefecht auf rings umſchranktem Plane
Ergoß ſich zahllos Stadt und Land;
Und als ſchon kühn, mit wild gefletſchtem Zahne,
Der Tieger vor dem Löwen ſtand,
Entſchwebte ſchnell ein Handſchuh vom Altane
Aus eines ſchönen Fräuleins Hand.

Ihn trug der Wind tief in den Kreis der Schranken,
Und lachend ſprach die Dame laut
Zu ihrem Freund, der mit der Liebe Ranken
Feſt an ihr hing: „Herr Ritter, ſchaut
Den Handſchuh dort! Liebt ihr mich ohne Wanken,
So geht und bringt ihn eurer Braut!“

Stumm ließ er ſich aufs Feld des Todes ſchicken,
Hub zwiſchen Löw' und Tiegerthier
Den Handſchuh auf, reicht ihn mit ernſten Blicken
Der Dam' und ſprach kein Wort, als: „Hier!“
Dann kehrt' er ſtolz der Frevlerin den Rücken,
Und ſchied auf Lebenszeit von ihr.

Der Mond an die Dichter.

Liebe Getreue, Wir haben in Gnaden
Alle die Spenden empfahen, die ihr
Uns auf den ſilbernen Wagen geladen,
Wann Wir durchreiſ'ten das Erdenrevier.

Mannliche Ritter vom Lorberkranz-Orden,
Drob euch zu danken, iſt von Uns anheut
Langbein ernannt und befehliget worden.
Selber zu ſchreiben, gebrach's Uns an Zeit.

Aber Wir haben mißfälligſt vernommen,
Haben's in hoher Perſon auch geſehn,
Wasgeſtalt bartloſe Knäbchen ankommen,
Und Uns viel Schnack ins Angeſicht krähn.

Müſſen wir, da ſchon manch Tauſend von Jahren
Unſrer Regierung ſo glücklich verrinnt,
Noch den herznagenden Jammer erfahren,
Daß Wir ein Mährchen und Kinderſpott ſind?

Lieblicher Einklang rollender Sphären
Dient Uns alltäglich zur Tafelmuſik,
Und ihr verlanget, Wir ſollen auch hören
Eures Dudelſacks Katzengequiek.

Wir, um dem kindiſchen Unfug zu ſteuern,
Setzen, gebieten und ordnen demnach:
Fortan ſoll Keiner Uns Liederchen leiern,
Deß Kinn zur Zeit noch kein Milchbart durchbrach.

Kann er in Zukunft durch gültige Zeugen,
Oder durch ſeines Barbiers Atteſtat,
Darthun, daß Härchen ins Publikum ſteigen,
Nun dann ſo ſing' er und lob' er ſich ſatt.

Doch, weil die Weisheit nicht immer den Schatten
Raſſelnder Bärte zur Wohnung ſich wählt,
Und oft ein ſtachlicher Mund, trotz dem glatten,
Uns mit erbärmlichem Schofelzeug quält:

So iſt hinfort Unſer gnädigſter Wille:
Jeder, der Hecker im Hirnkaſten hat,
Schweige von Uns! Wir haben die Fülle
Dicht'riſchen Heckers, und ſind ihn nun ſatt.

Schweigt! Sonſt werdet, um Beifall betrogen,
Ihr von den Klauen des Hungers gefaßt!
Mannliche Ritter, euch bleibt man gewogen.
Geben im Lenzmond, in Unſerm Palaſt.

Lobeſan's Schickſale.

Ein ſonderbarer Mann
War Ehren Lobeſan.
In einem netten Schrank von Glas
Bewahrt' er — welch ein ſeltner Spaß! —
Ein Stückchen ſchwarzes Kleienbrod,
Und ein Paar Höschen ſcharlachroth.

Ward er gefragt: „Warum
Hältſt du als Heiligthum
Ein Stückchen ſchwarzes Kleienbrod,
Und ein Paar Höschen ſcharlachroth?“
Dann tiſcht' aus ſeinem Lebenslauf
Er dieſes Bruchſtück lachend auf:

„Ich war mit einem Freund
Von Jugend an vereint,
Und hielt ihn für ein Biederherz;
Denn er nahm Theil an Freud' und Schmerz,
Er liebte mich, ich liebt' auch ihn,
Daß er mein zweites Ich mir ſchien.

Einſt in der Roſenzeit
Sprach er mit Freundlichkeit:
Verlaß die Stadt, komm auf mein Gut!
Die Landluſt läutert Kopf und Blut.
Iß dort mein Brod, trink meinen Wein!
Was mein iſt, Beſter, iſt ja dein!

Ich kam, und mein Empfang
Geſchah mit Sang und Klang.
Mein Freund bot ohne Ruh und Raſt
Vergnügen auf für ſeinen Gaſt;
Ein Rheinweinbach floß fort und fort,
Und Freundſchaft war das dritte Wort.

Doch, als die Roſe kaum
Verblüht war, ſchwand mein Traum.
Mein Wirth ward kalt, die Tafel kahl,
Kein Tropfen Wein blinkt' im Pokal;
Zuletzt bekam ich Kleienbrod,
Und mein Herr Wirth ward drob nicht roth.

Dieß Stück im Schranke hier
Steckt' ich ganz ſtill zu mir,
Nahm nach der Mahlzeit Hut und Stab,
Und trollte ſonder Murren ab!
Auch gab mein Freund — das ging mir nah! —
Mir nicht das Ehrenwort: Bleib da!

Noch wurmte mich das Ding,
Als mich die Liebe fing.
Zwar ſprach mein Kopf: Du läufſt Gefahr!
Allein was half's? Dem Herzen war
Gertrud ein Engelchen des Lichts,
Und jene Warnung galt nun nichts.

Ich ſagte: Liebchen mein,
Willſt du mein Weibchen ſeyn,
So bin ich dir der beſte Mann,
Der unterm Monde leben kann!
Und Trudchen ſprach: Wohlan, es ſey!
Ich bin dir bis zum Tode treu!

Aus einem Wonneſee
Rief ich empor: Juchheh!
Ich freie bald ein holdes Weib,
Wetteifernd ſchön an Seel' und Leib!
O mich erwartet Himmelsluſt
An dieſes Engels Schwanenbruſt!

Allein, wie Wellenſchaum,
Zerfloß auch dieſer Traum!
Denn ich, ein raſcher Junge, nahm
Die Freiheit mir, als Bräutigam,
Und ſchlich in Trudchens Kämmerlein
Einſt früh mich ungemeldet ein.

Mich rührte faſt der Schlag!
Wie Mutter Eva lag
Die Krone keuſcher Jungfrau'n hier,
Und ach! im Bette neben ihr
Ein Bub' in Vater Adams Tracht!
Sie ſchliefen ſanft nach munt'rer Nacht.

Nun glaubt ihr ſicherlich,
Daß racheſchnaubend ich
Vom Leder zog, und hui und jach
Den Wicht, wie einen Froſch, durchſtach,
Auch zur Geſellſchaft ihm ins Grab
Die liederliche Trude gab?

O nein! Im erſten Schmerz
Seufzt' ich: Du Schlangenherz!
Dann häkelt' ich mit leiſer Hand
Des Schläfers Höschen von der Wand,
Und ſchlich nun, ohn' ein lautes Wort,
Behutſam auf den Zehen fort.

Drauf ſchloß in dieſen Schrein
Ich Brod und Höschen ein.
Sie lehren, wie das beſte Buch,
Mich täglich dieſen Sittenſpruch:
Leb' nicht auf Freundes Gnade hin,
Und baue nicht auf Weiberſinn!" –

Der arme Lobeſan!
Doch wollte jeder Mann,
Den Freund und Weiber hintergehn,
Mit einem Glasſchrank ſich verſehn,
So dürfte wohl, nach allem Schein,
Kaum Glas genug zu haben ſeyn.

An den Tod.

1783.

Manchem ſtirbt das Wort auf ſeiner Lippe,
Und er wird von feiger Angſt bethört,
Wenn er nur von dir und deiner Hippe
Irgend wo ein Wörtchen fallen hört.

Daß ich meines Mädchens Namen lieber
Nennen hör' als dich, muß ich geſteh'n;
Doch nie bebte mir die kleinſte Fiber,
Sah ich dich ins Haus des Nachbars geh'n.

Warum ſollte man vor dir erzittern?
Freundlich führt uns deine dürre Hand
Aus der Tummelbahn von Ungewittern
In ein ſtilles, fehdeloſes Land.

Dort verfliegt, wie Rauch, des Armen Kummer,
Den hier Rang- und Geldſtolz drückt und neckt.
Dort wird er aus ſeinem ſüßen Schlummer
Nicht durch ihren Poltertritt geweckt.

Mancher ſpielt hier eine große Rolle;
Wie ein Thurm blickt er auf alle Welt:
Aber ſieh, wie er zur Erdenſcholle,
Mächtiger, vor dir zuſammen fällt!

Du zerſtörſt die Scheidekluft der Stände;
Hoh' und Niedre deckt dein Erdendach:
So wirft man, nach eines Schachſpiels Ende,
Konige und Bauern in Ein Fach. —

Du erneuſt getrennter Liebe Bande,
Führſt die Waiſen ihrem Vater zu,
Heilſt die Wunden unverdienter Schande,
Und gibſt allen kranken Herzen Ruh! —

Kurz iſt noch mein Jünglings-Erdenwallen,
Und des Mannes Schickſal weiß ich nicht;
Doch ich thät in deinen ſtillen Hallen
Auf den höchſten Anſpruch gern Verzicht.

Aber würd' ich jetzt ſchon hin getragen,
Eh' ich mir noch Thatenlob erwarb,
Ach, ſo könnte man von mir nur ſagen:
Dieſer ward geboren, lebt' und ſtarb! —

Eine Null blieb' ich nicht gern auf Erden.
Hat die Welt nicht deren ſchon zu viel?
Meinen Zeitgenoſſen lieb zu werden,
War und iſt mein vorgeſtecktes Ziel.

Gönne mir noch Friſt, es zu erlaufen!
Wandelt aber ſich mein Biederſinn,
Und ich ſtell' auch mich zum dichten Haufen
Der Verbrecher an der Menſchheit hin:

Dann komm ſchnell, eh' über mich die Scherben
Eines Menſchenglücks um Rache ſchrein!
Beſſer iſt's, ein braver Mann zu ſterben,
Als ein kerngeſunder Bube ſeyn.

Die neue Eva.

„Lieber Gott, man muß ſich placken,
Wie ein Laſtthier auf der Welt,
Klötze ſägen, Stöcke hacken,
Daß der Schweiß zur Erde fällt!
Wir und alle fromme Chriſten
Lebten doch im Paradies,
Wenn ſich Eva nicht gelüſten
Den verbot'nen Apfel ließ.

Lieb' ich, wie die Weiber alle,
Wohl auch Obſt und Näſcherei'n,
Würd' ich doch im gleichen Falle
Nicht ſo ſchwach, wie Eva, ſeyn."
Lieſe ſprach, voll Mißbehagen,
Dieß zu Waltern, ihrem Mann;
Doch ein Reicher hört ſie klagen,
Und er redet ſchnell ſie an:

„Mutter, prüft euch, eh' ihr ſchmälet!
Ach, verblendet, hättet ihr
Wohl den Irrpfad ſelbſt erwählet!
Mutter, das befürcht' ich ſchier!
Glaubt ihr, ſolch ein Abentheuer
Ritterlicher zu beſtehn,
So werft Säg' und Axt ins Feuer,
Und dann kommt, wir wollen ſehn!"

Sie verſprach, ſich gut zu halten,
Und ſo froh, wie Fiſch' im Bach,
Trippelten die beiden Alten
Nun dem reichen Manne nach.
Dieſer gab das ſchönſte Zimmer
Seines Hauſes ihnen ein.
„Leutchen, ſeht, hier ſoll euch nimmer
Evens Fehltritt merklich ſeyn.

Täglich ſollt ihr aufgetragen
Sieben Schüſſeln vor euch ſehn.
Sechs genießet mit Behagen,
Aber laßt die letzte ſtehn!
Man wird ſie verdeckt euch bringen:
Zähmt und feſſelt Hand und Blick!
Denn euch flieht auf ſchnellen Schwingen,
Wenn ihr ſie berührt, das Glück!“

In dem neuen Paradieſe
War den Leuten trefflich wohl:
Doch am achten Tag ſprach Lieſe:
„Faſt werd' ich vor Neugier toll!
Väterchen, gewaltig jucken
Mir die Finger, das Gericht
Unterm Deckel zu begucken;
Väterchen, heh! meinſt du nicht?“ —

„Haſt du, ſchmält' er, ſchon vergeſſen,
Daß du all' dein Glück verlierſt,
Wenn du, Thörin, dieſes Eſſen
Mit dem Finger nur berührſt?
Willſt du dich denn wieder placken,
Wie ein Laſtthier, auf der Welt,
Klötze ſägen, Stöcke hacken,
Daß dein Schweiß zur Erde fällt?“

Aber ſeine gute Lehre
Fand der Gattin Ohren taub;
Denn ſie war ſchon der Megäre,
Neugier, rettungsloſer Raub.
Neugier ſpielte hier die Schlange;
Lieſe hob die Deck' empor,
Und ein Mäuschen, das ſchon lange
Darauf harrte, ſprang hervor.

Welch Geſchrei, welch Händeringen!
Doch dieß konnte nicht zurück
Das entflohne Thierchen bringen,
Und das mit entflohne Glück.
Bald bekam der Hausherr Kunde
Von der Flucht der Prüfungsmaus,
Und er trieb in dieſer Stunde
Seine Gäſte ſpottend aus.

Ach! ſie ſchlichen jetzt, voll Reue,
Durch des Paradieſes Thor,
Um mit Thränen nun aufs Neue
Holz zu ſpalten, wie zuvor.
Walter rieb ſich hinter'n Ohren,
Und ſchalt Lieſen ins Geſicht:
„Tadeln können zwar die Thoren,
Aber klüger handeln nicht!“ —

Rabuliſten-Lied.

Läugnet nicht Goldmacherei!
Denn ich Advocatus
Immatriculatus
Mache ſelber Geld, wie Heu,
Und bedarf nicht Kohlendampf,
Weder Topf noch Tiegel,
Nur drei Finger ohne Krampf,
Tint' und Gänſeflügel.

Dummheit füllt mit Geld mein Haus,
Daß mein Herz ſich freuet,
Zwietrachts-Samen ſtreuet
Zwar der Höllen-Sämann aus;
Doch wenn ohne Federkrieg
Sich die Narr'n vertrügen,
Läge meine Goldfabrik
In den letzten Zügen.

Streitet nur und rufet mich,
Ihr ſollt Wunder ſchauen!
Haus und Hof und Auen
Wandeln in Dukaten ſich.
Dieſe Füchschen lock' ich froh
Dann in meinen Beutel,
Und ihr ſingt mit Salomo:
Es iſt alles eitel!

Zwar könnt' ich mit einem Hieb
Oft Prozeſſe köpfen!
Doch in meinen Töpfen
Säße Schmalhans wie ein Dieb.
Braten vom Faſan und Reh
Müßt' ich dann entbehren:
Drum pflegt man methodice,
Schäfchen, euch zu ſcheren.

Haltet nur, nach Schafsgebrauch,
Eurem Scherer ſtille,
Bis ich vollends fülle
Meiner Kaſten weiten Bauch!
Ha, wie will ich Tag für Tag
Ruhig Braten eſſen,
Und das Corpus juris mag
Dann der Schwarze freſſen!

Die Mißheirath.

Der Löwe lag in Jägernetzen,
Und war zu ſtolz, in Freiheit ſich zu ſetzen.
Aus Unterthanenpflicht ſprang eine Maus herbei,
Und nagte ſeine Strick' entzwei.
Da ſprach gerührt des Waldes König:
„Erbitte, treuer Knecht, dir einen Gnadenlohn!"
Das gute Mäuslein ſann ein wenig,
Und bat ſodann: „Geruhet, meinen Sohn,
Der jetzt drauf denkt, ein Weib zu wählen,
Mit eurer Tochter zu vermählen!"

Starr ſah der Thiere Großſultan
Die kecke Maus ein Weilchen an;
Doch mild erwiedert' er: „Du retteteſt mein Leben,
Und ſollſt mich nicht als undankbar verſchrein:
Drum will ich dir mein Jawort geben,
Und morgen mag die Hochzeit ſeyn!" —

Die königliche Braut erſchien mit Feſtgepränge
Jetzt an des Mäuſeprinzen Thür.
Mühſelig bohrte durchs Gedränge
Der Bräutigam ſich hin zu ihr.

Doch nicht bemerkend den, der ihr, mit holden Zeichen
Der Liebe, Herz und Pfötchen bot,
That raſch ſie einen Schritt, und trat den Kleinen todt.

* *

Wer freien will, der wähle ſeines Gleichen!

Jünglings-Ausſicht.

Wie ein Pilot das Meer durchkreuzt,
Um neue Welten zu entdecken,
Und nach dem Augenblicke geizt,
Wann hoch den Hals die Schiffer recken,
Und Einer ruft, von Freud' entbrannt:
Ich ſehe Land!

So treib' ich mich auf einem Meer,
Von tauſend wechſelnden Entwürfen
Zu meines Lebens Glück, umher.
O Gott, wann werd' ich ſagen dürfen:
Dort jener Erdenwinkel beut
Zufriedenheit!

Oft ſchwebt ein Schiff auf glatter Fluth:
Der Seemann träumt vom feſten Lande;
Doch ſchnell erwacht der Stürme Wuth;
Er taumelt an des Abgrunds Rande,
Und ſinkt, indem er ſchon ganz nah
Das Eiland ſah.

Wer bürgt vor gleichem Schickſal mir?
Wann einſt ſchon ſüß geträumte Freuden
Beglückter Folgezeit ſich ſchier
In das Gewand der Wahrheit kleiden,
Stürzt mich vielleicht der Tod hinab
Ins öde Grab.

Nun wohl! Auch glücklich bin ich dort,
In jenem ſtillen Ruhehafen,
Wo wieder ſanft am ſichern Bord
Die müden Erdumſegler ſchlafen,
Und wo kein Sturm, der Welten ſchreckt,
Die Schläfer weckt.

Das Urtheil.

Ein Bube nahm ſich hier und dort
Ein friſches Weib, und ſchlich ſich fort,
Wann er es ſatt genoſſen.
Als er's zum fünften Male that,
Erfuhr's ein ehrenfeſter Rath;
Hui! ſaß der Wicht geſchloſſen.

Doch er vertheidigte ganz frei
Die häßliche Vielweiberei
Aus dieſem raren Grunde:
Er habe nur — doch ohne Frucht —
Nach einer guten Frau geſucht,
Und ſuche noch zur Stunde.

Schön ſey die Erſte, wie der Mai,
Doch übler Launen voll dabei,
Wie Frau Xantipp, geweſen.
Die Zweite habe, leider! nicht
Das Haus beſorgt, nach Frauenpflicht,
Romane nur geleſen.

Der Dritten Stolz und Weichlichkeit
Hab' all ſein Geld für Putz zerſtreut,
Und, wie ein Kind, vernaſchet;
Und Nummer Vier — vom ganzen Schwarm
Die Schlimmſte — hab' er einſt im Arm
Des Nachbars überraſchet. —

Als ſo er ſein Bekenntniß that,
Da ſchüttelte der weiſe Rath
Die wolkigen Perücken,
Und faßt' einmüthiglich den Schluß:
Man wolle dieſe harte Nuß
Zum Schöppenſtuhl verſchicken.

Der ſprach denn aus: Weil Inquiſit
Nach einer guten Frau ſich müht,
Die ſchwer man trifft auf Erden:
So mag, daß der gefang'ne Mann
In jener Welt ſie ſuchen kann,
Er ſtracks enthauptet werden.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Bittſchrift für die Thiere.

Habe Dank, Natur! Mein Herz
Iſt nicht hart, wie Stahl und Steine;
Jedes armen Thieres Schmerz
Schauert mir durch Mark und Beine.
Nennt dieß nicht Empfindelei!
Davon bin ich frank und frei.

Doch mein Freund ſey nicht der Mann,
Der des Thierreichs Bürger quälen,
Und ſo wild ſich freuen kann!
Solchen rohen Henkerſeelen,
Ohne menſchliches Gefühl,
Wär' auch Vatermord ein Spiel.

Menſchenlieb' iſt ehrenwerth;
Aber, unter ihrem Namen,
Wirft, wie die Erfahrung lehrt,
Oft die Heuchelei den Hamen
Bald nach einem fetten Schmaus,
Bald nach Gold und Pfründen aus.

Doch was reizet, lockt und kirrt
Wohl ein Herz, das mitempfindet,
Wann ein Thier nach Rettung girrt,
Und ſich unter Schmerzen windet? —
O, bei ſolchen Seelen hat
Kein Verdacht der Falſchheit Statt! —

Freunde, mißverſteht mich nicht!
Euch ſoll nicht mein Lied beweiſen,
Es ſey guter Menſchen Pflicht,
Nur des Feldes Frucht zu ſpeiſen.
Meine billige Moral
Stört nicht euer Leckermahl.

Stürzt durch's Feuerrohr das Wild,
Stellt dem Fiſch und Vogel Netze!
Wo iſt Einer, der euch ſchilt?
Nur erſchwert nicht, durch die Hetze,
Ohne Nutzen, ohne Noth,
Athemloſer Hirſche Tod!

Auch ſollſt du nicht, junger Thor,
Deinen Hund zur Kurzweil ſchlagen,
Nicht durch Sandgefild und Moor
Drum dein Roß zu Tode jagen,
Weil auf deine Gegenwart
Ein geliebtes Mädchen harrt!

O, ein Mädchen, das nicht kühn
Solchen Hartſinn mir verwieſe,
Oder gar, gefühllos, ihn
Als ein Heldenſtückchen prieſe,
Wär's ein Engelsangeſicht,
Dieſes Mädchen liebt' ich nicht. —

Dir, du Wütbrich, iſt's oft Spott,
Was von dir die Menſchen denken:
Glaubſt du aber auch, daß Gott
Seine Thiergeſchöpfe kränken,
Martern und vernichten ſieht,
Ohne daß ſein Zorn entglüht?

Böte dir ein Buſenfreund
Zum Vergnügen ſeinen Garten,
Und du riſſeſt, wie ein Feind,
Statt der Blumen treu zu warten,
Sie heraus mit Stumpf und Stiel,
Ob das wohl dem Freund gefiel?

So erſchaffen ward das Thier
Zu des Menſchen Brauch und Freude;
Aber weh' euch dort, die ihr,
Als der ſchönſten Augenweide,
Seiner Qualen euch erfreut,
Oder ſelbſt ſein Henker ſeyd! —

Wer dieß las, und wem dabei
Strafend ſein Gewiſſen ſagte,
Daß er ſelbſt ein Unmenſch ſey,
Der oft arme Thiere plagte,
O, der huldige noch heut,
Reuevoll, der Menſchlichkeit!

Die unglücklichen Vogelſteller.

Ein Knäbchen, das gern Spatzen fing,
Konnt' einſt kein ſchlaues Zeterding
Am Scheunthor überraſchen.
Flugs war ein Witzling bei der Hand:
„Beſtreu' ihr Schwänzchen nur mit Sand,
So wirſt du blind ſie haſchen!“

Den Rath befolgte Hänschen ganz;
Doch, wenn es den und jenen Schwanz
Recht zu beſanden dachte,
Da ſchwangen ſich die Spatz' im Huſch
Hier auf das Dach, dort in den Buſch,
Und jeder Gaffer lachte.

So tödtet mancher Burſch die Zeit,
Den weißen Spatz, Unſterblichkeit,
Durch Reime kirr zu machen.
Er ſtellt im Muſenalmanach,
Und hier und dort umſonſt ihm nach,
Und Rezenſenten lachen.

Montgolfier.

1783.

Halloh! ſpannt an, und führet alle Wagen
Aus Oſt und Weſten her,
Laßt ohne Gnade ſie zerhacken und zerſchlagen!
Man braucht das Zeug nicht mehr.

Erbaut aus ihren Trümmern eine Bühne,
Und ſtecket ſie in Brand,
Zum Opfer für den Mann, der eine Luftmaſchine
So wunderſam erfand!

Wer darf nun noch mit rauhen Wegen zanken,
Weil jede Ripp' ihm dröhnt?
Wer ängſtlich auf dem Bug des wilden Hengſtes ſchwanken
Der ſeinen Reiter höhnt?

Montgolfier ſchafft, ohne Roſſ' und Räder,
Uns ſchwebend hin und her;
Auf ſeiner Kugel fliegt man leicht, wie eine Feder,
Hoch über Land und Meer.

O Schade, daß man nicht vor wenig Jahren,
Da noch auf deutſcher Flur
Empfindelei, Genie- und Mondſucht herrſchend waren,
Schon auf dem Luftſchiff fuhr!

Dicht, wie ein Zug von wilden Gänſen, wären
Die Menſchlein, um entzückt
Dem minniglichen Mond ein Küßchen zu verehren,
In Schaaren ausgerückt.

Doch Mancher wird noch jetzt den Luftball preiſen,
Der ihm ſo trefflich nützt.
Nun kann der Prahler doch auf ſeine Güter reiſen,
Die er im Mond beſitzt.

Von Eiferſucht mag jetzt ein junges Weibchen
Im Thurm verriegelt ſeyn!
Der Buhlerhabicht ſchwebt ans Fenſter, und das Täubchen
Im Käfich — läßt ihn ein.

Schwingt ein Poet, der matt, mit kurzen Flügeln,
Die ihm Natur beſchnitt,
Im Erdenſtaube kriecht, ſich auf zu Sonnenhügeln,
So muß der Geiſt ja mit.

Nachdrucker ziehn in Banden auch ganz ſicher,
Wird einſt ihr Raub hier ſchwach,
Zur Oberwelt hinan, und drucken raſch die Bücher
Der Mondſchriftſteller nach.

Sie können wenigſtens in Luftkaroſſen
Entflieh'n mit heiler Haut,
Wann die Gerechtigkeit für dieſe Diebsgenoſſen
Hier einſt noch Galgen baut. —

Doch ohne Scherz! Die Kunſt der Wolkenwagen
Liegt freilich heut zu Tag'
In Windeln noch; allein wer kann vom Kindlein ſagen,
Was aus ihm werden mag?

Vielleicht ein Mann, der brav in ſeiner Sphäre
Der Menſchheit Dienſte thut.
O dann hab' ich Reſpekt, und augenblicks verzehre
Sein Wiegenlied die Gluth!

Gemil und Scanbah.

O Mädchen, ſtolz auf Tannenwuchs,
Auf Marmorbruſt und Schwanenhand,
Sieh um dich her mit Falkenblick,
Damit kein Mädchen, reich an Geiſt,
Obwohl an Flitterſchönheit arm,
Dir raube des Geliebten Herz! —
Ich armer Moraliſt! Du lachſt,
Vom Fächer halb beſchirmt, und denkſt:
Wer ſieht das graue Täubchen an,
Wann er den buntgeſchweiften Pfau
Mit aufgeſchlagnem Rad' erblickt? —
Bevor dein Grazienangeſicht
Des Spottes Faunenmien' entſtellt,
Hör' erſt noch ein Geſchichtchen an:
Dann lach' und ſpotte — wenn du kannſt! —

Es lebten einſt zu Damas, wie
Ein Perſiſcher Poet erzählt,
Zwei Mädchen, durch verſchiednen Reiz
Merkwürdig und verehrungswerth.
Wie über jedes Nachtgeſtirn
Der ſanfte Mond als König herrſcht,
So war auch Fatme zweifelsfrei
Am Schönheitshimmel Königin;

Und Scanbah, welcher die Natur
Nicht Wohlgeſtalt zur Mitgift gab,
War geiſtreich, Dichterin, und ſang
Zur Harfe, wie die Nachtigall.

Ein reicher, junger Araber,
Mit Namen Gemil, wartete
Den beiden Mädchen fleißig auf;
Doch macht' er Fatmen mehr den Hof,
Und war nur Scanbahs kältrer Freund.
Schon prophezeihte laut die Stadt:
Eh noch ein Jahr ins Land geht, wird
Die ſchöne Fatme Gemils Weib.

Doch, was geſchah? — Als eines Tage
Sich Gemils Augen unverwandt
In Fatmens Augen ſpiegelten,
Kein Blick auf Scanbah ſich verlor,
Die mit den Liebenden zugleich
In einem Zimmer traurig ſaß,
Da rührte die Verlaſſene
Ihr Saitenſpiel, und ſang dieß Lied:

Jüngling, welches Irrlicht führet
Dich ins bunte Zauberthal,
Wo Vergänglichkeit regieret,
Die des Windes Flügel ſtahl?

Strebſt Du nach der Weisheit Ruhme
O ſo meide dieſe Bahn,
Und ſieh nicht der Schönheit Blume
Für das höchſte Kleinod an!

Brich ſie, wann der Morgen lächelt
Und ſie ſchmeichelt deinem Sinn;
Wann der Hauch des Abends fächelt,
Wirfſt du die Verwelkte hin!

Doch die Blume des Verſtandes
Labet dich mit ſüßem Duft,
Bis dich in des Schattenlandes
Stille Flur dein Schickſal ruft.

Des Mädchens ſchmelzender Geſang
Entführte mit dem erſten Ton
Sogleich des Jünglings Ohr und Blick
Der ſchönen Nachbarin, die ſcheel
Zu dieſem Zwiſchenſpiele ſah;
Und als die Mitte ſeiner Bahn
Das Lied erreichte, ſchlüpfte ſtill
Aus Fatmens Netzen Gemils Herz,
Und flog ins Garn der Sängerin;
Und kaum verſcholl der letzte Laut,
Da lüftete ſich ſein Gefühl
Durch Worte: „Freundin, habe Dank,
Daß deine holde Stimme mich
Vor Täuſchung warnt! Ein Andrer mag
Der Schönheit Flatterroſe nun
Vom Stocke brechen, wenn nur mir
Die Blume des Verſtandes blüht.
Doch weg mit Bildern! Hoffeſt du
Als Gemils Weib beglückt zu ſeyn? —

Die kluge Scanbab ſäumte nicht,
Wie andre loſe Bräute thun,

Mit ihrem Jawort, ſondern gab
Es gleich dem frohen Lauſcher hin,
Und nie bereute ſie dieß Wort;
Denn ihres Mannes Zärtlichkeit
War beiſpiellos, und ging, als längſt
Das treue Paar im Grabe ſchlief,
Zum Sprüchwort über. Jeder Braut
Gab ihre Mutter, ehe ſie
Zum Altar ging, den Segen mit:
Dein Mann ſey zärtlich gegen dich
Wie Gemil gegen Scanbab war!

An die Redlichkeit.

Die alten Deutſchen waren
Nicht ſchmeidig, wie der Aal;
Doch Löwen in Gefahren,
Und Lämmer beim Pokal.
In ihren Eichenhainen,
Von Argliſt unentweiht,
Schlug doch ihr Herz an deinen
Altären, Redlichkeit!

Willſt du nun von uns weichen,
Du holdes Himmelskind,
Weil hin die ſtolzen Eichen
Und wir entartet ſind?
In üppigen Gebüſchen
Von Roſen wandeln wir;
Doch ach, das Schlangenziſchen
Der Falſchheit ſchreckt uns hier!

O, komm in unſre Lauben,
Wo ſie, gar ſchlau verſteckt,
Verſprechen, Treu und Glauben
Mit ihrem Gift beſleckt.
Komm, ſetz' in ihre Würde
Die Freundſchaft wieder ein,
Daß wir, des Freundes Bürde
Zu theilen, nimmer ſcheun!

Die Göttin Liebe flehet:
Komm, ſey mein Schirm und Schutz.
Denn Wort' und Eide drehet,
Wie Wachs, der Eigennutz!
Winkt Gold zum Traualtare,
Dann ſchreckt den Jüngling nicht
Des armen Mädchens Bahre,
Dem er die Treue bricht. —

Was iſt der Menſch, deß Seele
Dich, Göttliche, nicht ehrt?
Ein Raubthier, wie die Höhle
Der rauhen Wüſte nährt.
Wer trauet ſeinem Schmeicheln?
Wer ſeinem ſüßen Gruß?
Sein Händedruck iſt Heucheln,
Sein Kuß ein Judaskuß.

Wohl, drei Mal wohl dem Lande,
Wo du dein Reich verjüngſt,
Und roſenweiche Bande
Um Lieb' und Freundſchaft ſchlingſt!
Da lacht der Himmel heiter,
Da ſcherzet Fröhlichkeit;
Denn ſtets iſt dein Begleiter
Der Geiſt der goldnen Zeit.

Hier wallt ein dir Getreuer
Schon in Elyſium,
Und ſchnauben Ungeheuer
Auch rings um ihn herum.
Mit ruhigem Gewiſſen
Verſchlummert er die Nacht,
Die unter Natterbiſſen
Ein Böſewicht durchwacht.

Heiß brennt, wie Glut der Hölle,
Des Buben Sterbepfühl.
Wie liegt auf dieſer Stelle
Der Redliche ſo kühl!
Dort ſteht, wie man ihn malet,
Der Tod, ein Schreckenbild,
Doch hier, von Glanz umſtrahlet,
Ein Engel, hold und mild. —

O Redlichkeit, ich liebte,
So lang' ich athme, dich!
Auf Erden nichts betrübte
So tief, als Falſchheit, mich.
Dir ſey, bis an die Schranken
Der dunkeln Ewigkeit,
In Thaten und Gedanken
Mein Leben ganz geweiht!

Wiegenlied

für die Gattin eines Dichters.

Mein Liebchen, thu deine Guckäugelein zu!
Mit roſigen Armen umfange dich Ruh!
Gib nicht mehr auf deinen lieb Vater ſo Acht,
Der ſinnend und ſchreibend am Pulte noch wacht.

Ihn laſſen die heiligen Neune nicht ruhn,
Und geben ihm immer was Schönes zu thun.
Ich bin den geſchäftigen Marthen nicht grün,
Und ſchmolle, ſo oft ſie ſich zu uns bemühn.

Dann hab' ich ein freundliches Männchen gehabt,
Das mit dem Gekoſe der Liebe mich labt.
Dann redet er heimlich mit ihnen allein,
Und winkt mir, fein ſtill an dem Nähtiſch zu ſeyn.

Du ſcheinſt mich zu fragen, mein liebliches Kind,
Wer Vaters vertraute Geſpielinnen ſind.
Es ſind die neun Muſen, die man, wie bekannt,
Stets vor den Laſtwagen des Heldenlieds ſpannt.

Man ſieht nicht die Weſen, man höret ſie nicht;
Dem Dichter nur zeigt ſich ihr holdes Geſicht.
Dem Dichter nur flüſtern ſie Lieder ins Ohr,
Und öffnen ihm einſt der Unſterblichkeit Thor.

Oft aber beginnt auch ein Reimer zu krähn:
Ich habe die Muſen leibhaftig geſehn!
Und ſchreibt und läßt drucken hinein ins Gelag,
Was ſelber die borſtige Heerde nicht mag.

Doch fällt ſo ein Wichtlein bald unter die Hand
Der ſcharfen Geſellen, Kunſtrichter genannt.
Sie ſchützen der Muſen geheiligten Berg,
Und hetzen hinunter den krüppligen Zwerg.

Blühſt du einſt, mein herziges Liebchen, heran,
So wandle mit Ehren des Helikons Bahn!
Doch haſt du die Wächter des Berges zu ſcheun,
So laß die gefährliche Wanderſchaft ſeyn!

Kind, folgende Wahrheit iſt beſſer als Gold:
Dem ſchlichten Geſchäftsmann iſt männiglich hold;
Wenn aber ein Duns ſich ins Muſenfeld wagt,
Sieht lachend man ihn mit der Geißel verjagt.

Der Vatermörder.

Graf Eulenfels war reich an Gold,
Doch arm an Lebensfreuden.
So wie der Uhu lichtſcheu grollt,
Sah man ihn Menſchen meiden.
Ihn nagt' ein Wurm, der nimmer wich,
Und doppelt hart ihn quälte,
Als ſeine Tochter Anna ſich
Mit Ritter Horſt vermählte.

Sein Tiefſinn lähmte Spiel und Tanz
Bei ihrem Hochzeitfeſte,
Und ſeiner hundert Kerzen Glanz
Beſtrahlte ſtumme Gäſte.
Der brave Ritter, Karl von Sturm,
Befand ſich unter Dieſen.
Ihm ward ein Zimmer nah am Thurm
Des Schloſſes angewieſen.

Nach Mitternacht entſchlief er kaum
Im weichen Schwanenbette,
Da weckt' ihn aus dem erſten Traum
Das Klirren einer Kette.

Er horcht und wähnet, daß ſein Ohr,
Vom Schlaf betäubt, ihn trüge;
Doch klirrt's bald näher, als zuvor,
Und klirrt ſchon auf der Stiege.

Es tappt im Vorſaal her und hin,
Tritt ins Gemach, und raſſelt
Am Bett vorüber, zum Kamin,
Wo noch die Flamme praſſelt.
Hier ſtöhnt es dumpf und ſchauerlich,
Wie aus dem tiefſten Grabe:
„Huhu! wie lange, ſeit ich mich
Nicht mehr gewärmet habe!“

Der Ritter, dem ein wenig graut,
Schiebt ſeine Bettgardine
Mit leiſer Hand zurück, und ſchaut
Zum flammenden Kamine.
Hier ſaß, des Todes Bild, ein Greis,
Mit Lumpen nur behangen.
Sein langer Bart floß ſilberweiß
Von leichenfahlen Wangen.

Bald ſah er irr und wirr umher,
Bald ſtarrt' er nach den Dielen.
Es ſchien, als wogt' in ihm ein Meer
Von marternden Gefühlen:
Denn, wie zerrüttet im Gehirn,
Rang er die Knochenhände,
Und ſtieß verzweifelnd ſeine Stirn
An des Kamines Wände.

„Unglücklicher! rief Karl: Halt ein!
Was drückt dich für ein Jammer?
Sprich! — Oder ruhte dein Gebein
Schon in des Todes Kammer?“ —
Der Greis ſchrickt auf und ſchwankt zu ihm:
„Laßt, Fremdling, euch nicht bangen!
Ich bin ein Menſch, kein Ungethüm,
Und ſitz' im Thurm gefangen.“ —

„Menſch oder Geiſt, entdecke mir
Aufrichtig deine Leiden!
Bei Ritterwort, ich helfe dir,
So du's verdienſt, mit Freuden!“ —
„Ja, Ritter, ich will euch mein Leid
Aus offnem Herzen klagen;
Doch ſagt erſt, warum rollten heut
Durchs Schloß ſo viele Wagen?“ —

„Du Armer! Stirbt dein Lebensreſt
In ſo ganz ödem Banne?
Erfuhrſt du nichts vom Hochzeitfeſt
Der jungen Gräfin Anne?“ —
„Kein Wort! — Heil meiner Enkelin,
Und Gott ſey ihr Berather! —
Ihr glaubt, ich raſe; nein, ich bin —
Ich bin des Grafen Vater. —

Ja, Herr, ich ſag' es noch ein Mal:
Mein Sohn iſt der verruchte
Graf Eulenfels, den ich zur Qual
Des Abgrunds oft verfluchte.

Er hat, der ſeltne Böſewicht,
Mit Ketten mich beladen,
Denn ſeiner Habſucht fraſſen nicht
Mich früh genug die Maden.

Der Unmenſch zeigte ſich ſchon klar,
Da noch die Kinderſtube
Der Schauplatz ſeiner Thaten war,
Als ungerathner Bube.
Er wuchs und ſeine Bosheit mit;
Ja, kaum ſo zeitig machte
Sein Körper den Vollendungsſchritt,
Als ſie ihn ſchon vollbrachte.

Bei einem jungen Edelmann,
Deß Vater wenig Wochen
Vorher geſtorben war, begann
Die Höll' in ihm zu kochen.
Als Jenen er umgeben fand
Von Reichthum und Vaſallen,
Da fiel er, von der Menſchheit Rand,
Dem Teufel in die Krallen.

Er kam mit finſterm Geiſt zurück;
Das Schloß war ihm zu enge.
Er rühmte laut des Erben Glück,
Und ſeines Goldes Menge.
Mir aber warf er Blicke hin,
Vor denen ich erbebte.
Mit Schrecken las ich hell darin,
Daß ich zu lang' ihm lebte.

So ſah ich einen Monat lang
Auf mich ſein Auge blitzen;
Dann überwältigt' ihn der Drang,
Mein Alles zu beſitzen.
Vermummte brachen bei mir ein,
Entriſſen mich dem Bette,
Und legten, taub bei meinem Schrein,
Im Thurm mich an die Kette.

Bald hört' ich Nachts, der Welt zum Trug,
Die Todtenglocke ſchallen,
Und einen blinden Leichenzug
Zur Gruft der Väter wallen.
Vollführt war nun die Scheidewand,
Die von der Welt mich trennte.
O daß ich euch, was ich empfand,
Recht klar beſchreiben könnte!

Vergebens fleht' ich: Laſſet doch,
Eh' meine Augen brechen,
Mich nur zwei Augenblicke noch
Mein Kind, den Grafen, ſprechen!
An jedem Morgen kommt und bringt
Ein Stallknecht des Tyrannen
Mir Brod und Waſſer, pfeift und ſingt,
Und gehet kalt von dannen.

So ſind ſchon zwanzig Jahre mir
Im Burgverließ verfloſſen.
Mein Wärter hatte heut die Thür
In Eile nicht geſchloſſen:

Drum hat mein Anblick euch erſchreckt. —
Der Hahn beginnt zu krähen.
Ich will, eh' man mich hier entdeckt,
In mein Gefängniß gehen." —

„O hartes Schickſal, das euch traf!"
Rief Karl gerührt: „Ich ſchwöre
Euch Rach' und Freiheit, armer Graf,
Bei Gott und Ritterehre!
Kommt, eh' die Ungeheuer hier
Vom Schlummer noch erwachen!
Kommt eilend fort, dann könnet ihr
Des Tiegers Wuth verlachen!" —

„Nein, Ritter! Meine Einſamkeit
Iſt mir nun lieb geworden.
Ich höre nichts von Krieg und Streit,
Von Rauben und von Morden.
Die Stille meines Kerkers mag
Ich nicht um Lärm vertauſchen:
Drum laßt mich gehn! Schon graut der Tag.
Man möcht' uns hier belauſchen!"

„Mag lauſchen Mordgier und Verrath,
Folgt mir nur mit Vertrauen!
Mein Rachſchwert ſoll euch einen Pfad
Durch eure Feinde bauen!
Wollt ihr in heißer Thränenfluth
Hier euer Leben enden?
Nein, geht mit mir, und Gut und Blut
Will ich für euch verſpenden!

Ihr zaudert, Graf! Soll ich ſofort
Hin nach der Hofburg jagen,
Und den entmenſchten Unhold dort
Am Fürſtenthron verklagen?“ —
„O nein! o nein! — Gewiſſenspein
Iſt drückender als Ketten.
Von ihr kann mich kein Gott befrein,
Wie ſollt' ein Fürſt mich retten?

Seht ihr das Blut dort an der Wand?
Dieß Blut hier, wo wir ſtehen?
Und flöh' ich an des Meeres Strand,
So würd' ich's dort auch ſehen!
Dieß Blut — ach, meines Vaters Blut! —
Wird mich bei Gott verklagen!
Voll Gier nach ſeinem Geld und Gut,
Hab' ich ihn hier erſchlagen! —

Fort, fort! Der Boden glühet hier!
Ach Ritter helft mir beten!
Seht ihr den Mann voll Wunden mir
Den Ausweg dort vertreten? —
Hinab, hinab, erzürnter Geiſt,
Hinab in deine Höhle!
Ich folge dir — mein Herz zerreißt —
Gott gnade meiner Seele!“ —

Hinſinkend in des Todes Traum,
Mit wilder Krampfgeberde,
Fiel, wie ein umgehauner Baum,
Der Mörder jetzt zur Erde.

Ein Eisſtrom des Entſetzens goß
Sich durch des Ritters Glieder,
Er floh das grauenvolle Schloß.
Und ſah's hinfort nicht wieder.

Die Hunde.

Windhunde, Möpſ' und Pudel ſtritten
Um eine Hündin ſich herum,
Und ärgerten durch ihre frechen Sitten
Das ganze keuſche Publikum.
Ein Bürger zog die Stirn in Falten:
„Wo mag der Hundevogt nun ſeyn!“
Und warf, um ſelbſt dieß Aemtchen zu verwalten,
In das Getümmel einen Stein.
Da ſchrie ein Mops, und ſetzte ſchnöde
Den Schleuderer des Donnerkeils zur Rede:
„Was zielteſt du allein nach mir?“
Die Antwort klang: „Dich, keckes Thier,
Wollt' ich gerade nicht verwunden;
Ich ſah dich nicht, bei meiner Treu!
Und kanonirte blind nach ungezognen Hunden
Warum befandſt du dich dabei?“

* * *

Oft ſchelten, wie der Hund, Matz, Velten oder Steffen
Wann ihren Kopf des Dichters Pfeile treffen,
Die er ins Land der Narren ſchießt.
Kann er dafür, daß du, Matz, Velten oder Steffen,
Ein Inſaß dieſes Landes biſt?

Lob der Thätigkeit.

Soll der Menſch ſein Leben lang
Still, wie Pflanzen, blühen?
Oder ſoll ihm Thatendrang
In dem Buſen glühen?

Die Verſchwender ihrer Zeit
Mögen dieß verneinen;
Ihnen mag die Thätigkeit
Eine Marter ſcheinen:

Aber Wonnegeberin
Iſt ſie wackern Leuten,
Die ſich nicht auf Polſter hin
Ganze Tage breiten.

Glücklich, wer, von dieſer Fee
Immer hold umſchwebet,
Munter, wie der Fiſch im See,
In Geſchäften lebet!

Krönt den Berg das Morgenroth
Mit dem Purpurkranze,
Dünkt ihm ſeiner Pflicht Gebot
Wie ein Ruf zum Tanze.

Banges Drücken einer That
Macht ſein Herz nicht enger;
Denn des Laſters Spiegelpfad
Lockt nur Müſſiggänger.

Lange Weile, die ſo leicht
In Geſellſchaftszimmer
Und zu Larventänzen ſchleicht,
Ueberfällt ihn nimmer.

Arbeit würzt ſein täglich Brod,
Und in ſeinen Bohnen
Lauſchen Krankheit nicht und Tod,
Die in Torten wohnen.

Statt daß ſich der Trägheit Sklav
Läßt von Karten plündern,
Nährt des Fleißes Sohn ſich brav
Mit Gemahl und Kindern.

Sehet, wie ſein Hausſtand blüht!
Er kann nothfrei leben,
Und mit fröhlichem Gemüth
Auch der Armuth geben.

Schwinden einſt im Alter hin
Arbeitsluſt und Stärke,
So erquickt ihn der Gewinn
Seiner Jugendwerke.

Ihn umſchirmt ſein Thatenchor
In dem Todesſtreite,
Und gibt ihm ans Himmelsthor
Tröſtend das Geleite. —

Baum der Thätigkeit, ſo lacht
Deine Goldfrucht Allen,
Die der Trägheit öden Nacht
Hin zu dir entwallen.

Die Belagerung.

Vor alter Zeit ward eine Stadt
Von Feinden eingeſchloſſen,
Und Tag und Nacht mit einer Saat
Von Kugeln heiß begoſſen.
Die Mauer trotzte zwar dem Sturm
Doch bald begann der Hungerwurm
In zwanzig tauſend Magen
Mit ſcharfem Zahn zu nagen.

Wie Schatten lief das Volk herum
Und ſchrie: „Ergebt euch, Narren!
Der Hunger zieht mich ſchief und krumm.
Ich kann nicht länger harren!“ —
Da ſchritt mit Löwenmuth herbei
Ein Meiſter von der Schneiderei,
Gebietend: „Still, ihr Memmen!
Ich will dieß Unglück hemmen!“ —

Drauf ließ ſich dieſer kühne Held
In eine Bockshaut nähen,
Und ſich, als Bock, von aller Welt
Stracks auf der Mauer ſehen.

Er meckerte vom hohen Wall
Auch ſo natürlich, daß der Schall,
Den weit und breit man hörte,
Die Feind' im Lager thörte.

„Ha! fluchten ſie: Hol' euch die Peſt!
Am klügſten wär's, wir gingen.
Nun läßt ſich doch das Teufelsneſt
Auch nicht durch Hunger zwingen.
Das Volk hat Fleiſch noch, wie man ſpürt;
Seht, auf dem Wall umher ſpaziert
Ein wohlgenährtes Böckchen,
Und meckert wie ein Glöckchen!“

Sie brachen auf, und bald war ſchon
Kein Feind mehr in der Runde.
Doch Undank iſt der Erde Lohn!
Denn ſeit derſelben Stunde,
Da dieſer Schneiderheld die Stadt,
Als Ziegenbock, befreiet hat,
Gefiel's dem rohen Haufen,
Die Schneider ſo zu taufen.

Das Pferd und der Stier.

Des Ritters Don Quixots berühmte Roſinante
War kaum ſo dürr und matt, als das bejahrte Thier,
Das, neben einen ſtarken Stier,
Vor ſeinen Pflug ein Bauer ſpannte.
Dem Gaule floß der Schweiß vom Bug;
Denn ihn allein ließ für den ſchweren Zug
Der feiſte Hörnerträger ſorgen.
Er ſchlenderte bequem beiher
Mit ſchlaffem Strang', als dächt' er ungefähr:
Kommſt du nicht heut, ſo kommſt du morgen!
Drob ſeufzte das geplagte Roß:
„O wär' ich doch des Lebens Bürde los!
Mein Mitarbeiter macht mirs ſauer:
Vom Morgen an bis Sonnenuntergang
Zieht er am Pfluge keinen Strang,
Und doch ſchlägt mich, nicht ihn, der Bauer.
Am Abend iſt ein Bündel magres Heu
Der ganze Troſt für mein Gerippe;
Dagegen ſtrotzt von Kräutern, die der Mai
Nur erſt gebar, des Nachbars Krippe.
So trägt das Faulthier ſtets den Lohn
Für meinen ſauern Schweiß davon.“ —

Vielleicht, du gutes Thier, wird deinen Gram es lindern.
Wenn du erfährſt, daß oft, in mancher Fürſtenſtadt,
Dein Schickſal der Geſchäftsmann hat.
Sein Zeiſigfutter nährt ihn kaum mit Weib und Kindern.
Und Eſelslaſt erdrückt beinah den armen Mann:
Doch ſein mit hohem Sold begnadeter College.
Der auch dem Rang nach, oben an,
Wie dein Herr Ochſe, geht, ſinnt blos auf Leibespflege.
Flieht Arbeit, wie die helle Peſt,
Und kutſchet nur von Feſt zu Feſt.

Kilians, genannt Filz, Leben und Thaten.

Heran, ihr Leute, kommt heran
Zu meinen bunten Bildern,
Die euch den Knauſer Kilian
Mit hellen Farben ſchildern.
Ha! ſäh' und hörte der Patron,
Daß ich ihn vor mir habe,
Er kehrt', aus Furcht vor Malerlohn
Sich drei Mal um im Grabe!

Nun aufgehorcht und aufgeſchaut!
Hier ſeht ihn als ein Bübchen,
Dem vor Latein und Schlägen graut
Im Informatorſtübchen!
All' ſeine Kameraden ſind
Auf Stecken ausgeritten.
Indeſſen ſtiehlt das Rabenkind,
Wips! ihre Butterſchnitten.

Frohlockend über dieſen Schwank,
Enthüpft er jetzt der Schule.
Da kommt ein Kind, ſo dürr und ſchlank
Wie eine Federſpule

„Ach, liebes Herrlein, geben Sie
Mir eine kleine Gabe!
Mir ſtarben meine Aeltern früh;
Nun hungr' ich armer Knabe.“ —

„Pack dich, du Lump, im Augenblick,
Sonſt hole dich der Geier!
Doch halt! Zwei Pfennige zurück,
Hier haſt du einen Dreier!“ —
Das Kind ſucht ſeinen Armuthsreſt,
Und, wie mit Habichtskrallen,
Packt ihn das Raubthier, flieht und läßt
Triumphgelächter ſchallen.

Der arme Junge weinet hier;
Dort horcht im Hintergrunde
Des Räubers Mutter, mit Begier
Und offnem, ſtarren Munde,
Wie ſich des Streichs der Bube rühmt;
Und, ſtatt ihn drob zu ſtäupen,
Beliebt ſie, wie's der Einfalt ziemt,
Die Bäckchen ihm zu kneipen.

Ein neues Bild! Herr Kilian
Prangt nun am Kinn mit Haaren,
Und überdenket einen Plan,
Sich vortheilhaft zu paaren:
Denn Seelenlieb' iſt Spott und Fluch
Den herzlos kalten Weſen,
Die lieber Peſchecks Rechenbuch
Als Werthers Leiden leſen.

Dort geht ein Mädchen, rebenſchlank,
Mit weichen Roſenlippen!
Wer ſehnt ſich nicht, den Nektartrank
Der Küſſe weg zu nippen?
Wer wünſchte ſie zur Gattin nicht?
Sie, deren Geiſt und Tugend
So ſchön ſind, als ihr Angeſicht
Im Blüthenreiz der Jugend.

Auch ſchmunzelt ſie der Knauſer an,
So wie ein Roß den Haber;
Doch iſt für dieſen Ehrenmann
Dabei ein böſes Aber:
Sie iſt nicht reich. — Dieß Donnerwort
Hört kaum der ſaub're Freier,
So geht er achſelzuckend fort
Auf neue Abenteuer.

Frau Barbara tritt nun ans Licht.
Pfui, häßlich, wie die Sünde!
Ihr kupferfarbenes Geſicht
Iſt rauh, wie Fichtenrinde;
Ihr gelber Schlender hing noch heut
Dort in der Trödelbude;
Auch liebt ſie ſo die Reinlichkeit,
Wie kaum ein Betteljude.

Verachtet ja, ihr Herr'n und Frau'n,
Sie nicht ob dieſer Mängel!
Wißt, ſie hat Geld, und das macht, traun!
Aus Ungeheuern Engel.

Seht, wie verliebt iſt Kilian
Schon in das goldne Bärbchen!
Er hält um ihre Hand friſch an,
Und ſie gibt ihm kein Körbchen.

Den Hochzeitſchmaus beliebten ſie
Vermuthlich zu erſparen.
Die Katze hinterm Herd hat nie
Ein Wort davon erfahren.
Die edle Mäßigkeit bleibt auch
Bis jetzt noch ihnen eigen;
Kein Nachbar ſieht ein Wölkchen Rauch
Aus ihrer Eſſe ſteigen.

Das theure Holz, das theure Licht,
Wer könnte das bezahlen?
Der Kammer kalte Nacht durchbricht
Ein Blick von Lampenſtrahlen.
Da hocken ſie beim düſtern Schein,
Und wärmen ſich im Kühlen,
Indem ſie, wie die Kindelein,
Mit alten Thalern ſpielen.

Der Fürſten Silberbärte hier
Mit leiſer Hand zu ſtreichen,
Iſt eine Wolluſt, die ſie ſchier
Der Seligkeit vergleichen.
Ihr Sitz und Ruhepolſter iſt
Ein voller Mammonskaſten;
Ihr Wahlſpruch: Jeder gute Chriſt
Muß wöchentlich zwier faſten.

Der Bettler wird in Hungersnoth
Zu Gott hinauf gewieſen.
Sie gönnen nur ein Stücklein Brod
Den grimmen Hunderieſen,
Die fort und fort das ſiebenfach
Verſchloßne Thor, wie Drachen,
Vor Jedem, der nichts bringen mag
Und haben will, bewachen.

Ein Freund des Hausherrn hat doch dreiſt
Sich jetzt herein geſchlichen.
O Fremdling, iſt dein guter Geiſt
So ganz von dir gewichen?
Uneigennützig gingſt du hin,
Den Hamſter zu beſuchen,
Und wähnſt nicht, daß die Hamſterin
Dich wird zum Henker fluchen.

Filz heuchelt etwas Freundlichkeit,
Und nöthigt ihn zum Sitzen;
Allein Madam läßt Groll und Neid
Aus Katzenaugen blitzen.
Sie löſcht das Lämpchen aus und ſpricht:
„Der Herr wird mir's vergönnen.
Bei dem Geplauder laſſ' ich nicht
Mein theures Oel verbrennen.“ —

Den Fremdling freuet dieſes Spiel.
Er ſitzt wie angenagelt,
Obſchon Frau Filz auf ihn ſo viel
Beleidigungen hagelt.

Ihr Mann raunt ihr ins Ohr: „Willſt du
Kein Abendeſſen machen?“
Sie geht und ſchlägt die Thüre zu,
Daß Wand und Fenſter krachen.

Filz merkt, er wird mit Schimpf beſtehn,
Und ſitzt auf heißen Steinen;
Denn, ach! der Fremde will nicht gehn,
Das Eſſen nicht erſcheinen.
Doch, als ſich ſo drei Stunden lang
Der Schadenfroh geweidet,
Bewältigt ihn des Hungers Drang,
Daß er von dannen ſcheidet.

Und plötzlich ſtürzt, wie Wetterſchein,
Die Händ' in beiden Hüften,
Die Furie zur Thür herein,
Um ihren Zorn zu lüften:
„Du willſt traktiren, armer Held?
Wovon willſt du traktiren?
Ernährte, Schuft, dich nicht mein Geld,
Du müßteſt Hunde führen!“ —

Der arme Tropf bewegt den Mund,
Ihr Toben zu beſiegen;
Doch, ſchwapp! läßt ſie ihr Schlüſſelbund
Nach ſeinem Kopfe fliegen.
Aus Dichterkraft und Macht laſſ' ich
Ihn an der Wunde ſterben.
Mit ihrem Beifall lohnen mich
Doch wenigſtens die Erben.

Nun Lied am Ende! Filz iſt todt;
Will Niemand ihn beklagen?
Nein, nicht ein Auge weint ſich roth,
Und keine Seufzer ſagen:
Die gute Seele ſtarb zu früh!
Man ſieht ihn ruhig modern.
Er kannte ſelbſt Mitleiden nie,
Und darf's nun auch nicht fodern.

So ſterbe Jeder unbeweint,
Der über Schätzen brütet,
Und nichts davon, als Menſchenfreund,
Dem ärmern Bruder bietet.
O möchten alle mit Bedacht
Die goldnen Worte ſingen:
„Wir haben nichts zur Welt gebracht,
Und werden fort nichts bringen.“

Das Lied vom ungetreuen Mädchen.

Nach einem Volksliede.

Horch, Wiederklang
Am Felſenhang,
Ich klage dir mein Leid.
Für meines Buſens ſtillen Schmerz
Weiß ich kein mitempfindend Herz:
Drum, Wiederklang
Am Felſenhang,
Sey mein Vertrauter heut!

Das Veilchen blüht,
Die Roſe glüht
Nicht mehr mir Unglücksſohn.
Zur Wildniß wird mir die Natur;
Denn, ach! die Schönſte dieſer Flur,
Die ſchon ein Jahr
Mein Liebchen war,
Spricht meiner Treue Hohn.

Wie liebt' ich ſie!
So hat noch nie
Geliebt ein junges Blut.
Ich lebte nur für ſie allein,
War immer ihr und niemals mein.

Von ihr ein Blick
War all mein Glück,
Mein höchſtes Erdengut.

Die Falſche flieht
Mich nun, und ſieht,
Wie drum das Herz mir bricht:
Doch hüpft ſie, kalt bei meinem Harm,
An eines andern Jünglings Arm.
Umſonſt ruf' ich:
Was fliehſt du mich?
Sie flieht und hört mich nicht.

O Wiederklang
Am Felſenhang,
Scherzt einſt ſie vor dir hin:
Dann ſchall im frohſten Augenblick,
Statt Lachen, Jammerton zurück,
Und ruf' ihr zu:
Treuloſe, du
Biſt Lindors Mörderin!

Doch ſeufzt ſie dann:
Der gute Mann!
Und weint ihr Aeuglein roth:
So tröſte wieder, Felſenſohn,
Das arme Kind mit ſanftem Ton
Sprich: Er vergibt
Dir gern, und liebt
Dich treu bis in den Tod.

Woldemar und Margaretha.

Ein König in Norden, vor Alter ſchon grau,
Erkor ſich die ſchönſte Prinzeſſin zur Frau,
Und liebte ſie mehr als ſein Leben;
Doch war ſie bei ſeinen Umarmungen lau,
Und rüſtigern Buhlen ergeben.

Ihr Stiefſohn, Prinz Woldemar, weckt in ihr kalt,
Durch Anmuth und blühende Heldengeſtalt,
Ein wildes, ſträfliches Feuer.
Sie neckt ihn und lockt ihn; er aber blieb kalt,
Und Tugend ihm heilig und theuer.

Längſt liebt' er ein Mädchen herzinnig und warm.
Margrethe war freilich nur niedrig und arm
Geboren in ländlicher Hütte;
Doch wich ihr der Fräulein ſtolzierender Schwarm
An Schönheit und adlicher Sitte.

Die Königin kannte durch einen Spion
Die Neigung des Prinzen, und fragte mit Hohn:
„Was macht dein Liebchen vom Lande?
Pfui! ſchäm' dich der Buhlſchaft, du Erbe vom Thron!
Sie bringt dir Verachtung und Schande.“ —

Als aber der Kaltſinn des Prinzen nicht wich,
Und er, trotz Verräthern, noch immerfort ſchlich
Zu ſeiner ländlichen Schöne,
Da droht' ihm die Königin zornig, und glich
Schier einer ergrimmten Hyäne:

„Du biſt nicht der Mann, der mich ſtraflos verlacht!
Ha! wag' es, und laſſ' in der heutigen Nacht
Dich dort in der Laube nicht ſprechen,
So werd' ich, mit der mir verliehenen Macht
Der Zauberkunſt, ſchrecklich mich rächen.“ —

Und Abends, als Mondlicht den Erdkreis umfloß
Verließ ſie luſtathmend und leiſe das Schloß,
Und harrt in der Laube von Roſen;
Der Prinz aber ſchwang ſich behend auf ein Roß,
Mit ſeiner Geliebten zu koſen.

Der Königin wurden Minuten zu lang;
Es litt ſie der Mannwuth gewaltiger Drang
Nicht länger im einſamen Garten,
Bis ſchaurig die Stunde der Geiſter erklang;
Dann konnte ſie dort nicht mehr warten.

Sie zittert an jeglichem Gliede vor Zorn;
Sie rannte ſo haſtig, als trieb ſie ein Sporn,
Den Weg zu den ländlichen Hütten.
Hier lauerte ſie, wie ein Räuber, im Korn,
Und Woldemar kam nun geritten.

Da fuhr ſie mit funkelnden Augen hervor:
„Ha! ſchön läßt du, junger, verwegener Thor,
In heimlicher Laube dich ſprechen!
Ein Dorfgeſicht ziehſt du der Königin vor?
Den Schimpf will und muß ich jetzt rächen!“ —

Der Prinz ſprang vom Sattel, und bat um Gehör.
„Nein! ſchnaubte ſie grimmig: Wir ſcherzen nicht mehr,
Dein menſchliches Seyn hat ein Ende.
Hui! werde, du roſiger Jüngling, ein Bär!“ —
Er ward's — und ſie klopft' in die Hände.

„Nun trabe, du häßliche Bärengeſtalt,
Da dir's nicht in Lauben gefiel, in den Wald,
Um dort dich vom Raube zu nähren!
Dein Haus ſey des Felſen unwirthbarer Spalt,
Dein Tod — der Tod eines Bären!“ —

So fluchte ſie noch dem Verwandelten nach,
Als er in die Herden der Rinder ſchon brach,
Und ihre Hirten zerfleiſchte.
Auch ſucht' er am Abend ſein Felſengemach,
Wie ſeine Bezauberung heiſchte.

Erwartet von Gretchen, kam Woldemar nicht.
Da drückte der Ahnungen Zentnergewicht
Ihr Herz, und es ward ihr ganz bange.
Sie ſeufzte drei Tage mit bleichem Geſicht:
„Wo bleibt mein Geliebter ſo lange?“

Es ward ihr zu enge das Dörfchen und Haus;
Sie pflückte ſich einen Vergißmeinnichtſtrauß
Am Bach, und ſang traurige Lieder.
Indeß trat ein Bär aus dem Eichwald heraus:
Sie ſank vor Entſetzen danieder.

Er nahte ſich ſchmeichelnd, beleckt ihr die Hand,
Und zupfte behutſam an ihrem Gewand,
Als bät' er ſie, mit ihm zu gehen.
So trieb er es, bis ſie vom Boden erſtand,
Und wagte, das Thier zu beſehen.

O Himmel! wie wohl und wie weh ihr jetzt war,
Als ſie durch des Bärenkopfs zottiges Haar
Prinz Woldemars Augen ſah ſchimmern:
Gleich Silbergeſtirnen, die freundlich und klar
Durch nächtliche Finſterniß flimmern.

Sie folgte nun willig, wohin er ſie zog,
Durch Klüfte, wo Nahrung ein Gräschen kaum ſog,
Zum Schlund ſeiner felſigen Zelle.
Das Schreckbild des Bären zerſtob und verflog,
Und Woldemar ſtand an der Stelle. —

Dem Vorgefühl himmliſcher Seligkeit glich
Der Liebenden Freude: wie herzten ſie ſich,
Wie küßten ſie ſich um die Wette!
Kein Wort, nur bisweilen ein Seufzer durchſchlich
Der heißen Umarmungen Kette.

Der Prinz dann erzählte, wie er ein Genoß
Der Waldungeheuer geworden, und ſchloß:
„Geh, Mädchen, wir müſſen nun ſcheiden!
Bald wird, da die Zeit meiner Menſchheit verfloß,
Das Thierfell mich wieder bekleiden.

Dann treibt auch von hinnen mich thieriſche Wuth;
Dann dürſtet und lechzet mein Gaumen nach Blut,
Bis Sonn' und Tageslicht ſchwinden.
Geh, Mädchen! Du biſt viel zu ſchön und zu gut,
Um dich an ein Unthier zu binden.“ —

„Nein, ſagte Margrethe, nie weich ich von dir!
Die Welt, ohne dich, mein Geliebter, däucht mir
Ein Haufen zerbrochener Scherben.
Du biſt mir für alles Erſatz; drum laß hier
Zufrieden mich leben und ſterben!“

Kaum ſprach ſie's mit glühendem Herzenserguß,
Kaum dankte ſein Handdruck und feuriger Kuß
Dafür der zärtlichen Seele,
So ward er urplötzlich vom Haupt bis zum Fuß
Ein Bär, und entfloh aus der Höhle.

Sie ſuchte nun Kräuter und Waldobſt zum Mahl,
Und ſtreifte zum Lager den Birkenzweig kahl.
Zur Nacht kam ihr Trauter. O Freude!
Sie aßen vergnügt, wie im prächtigſten Saal,
Und ſchlummerten ſanft, wie auf Seide.

Allein auch dieß heimliche Neſtchen von Glück
Mißgönnte dem Prinzen ſein zürnend Geſchick!
Kaum war eine Woche vorüber,
Da kam er einſt zitternd und zagend zurück.
Sie fragte: „Was fehlt dir, mein Lieber?“

„Ach, ſeufzt' er, bald iſt nun mein Jammer vollbracht!
Wär's nur nicht die letzte glückſelige Nacht,
Da ich noch in Armen dich habe,
So blieſe mich froh, wann der Morgen erwacht,
Das Hifthorn der Jäger zu Grabe.

Mein Vater, der arme verblendete Greis,
Der, leider! von meiner Verwandlung nichts weiß,
Läßt mich mit Netzen umſtellen.
Sein Weib hat dabei einen köſtlichen Preis
Dem ausgeſetzt, der mich wird fällen.

So weit bracht' es endlich das Otterngezücht;
Doch weiter, mein Liebchen, erreicht ſie uns nicht!
Sie büßt einſt im hölliſchen Pfuhle,
Wann wir uns begegnen in Auen voll Licht,
Vor des Allmächtigen Stuhle.“ —

So ſprach er gefaßt und mit ruhigem Sinn:
Doch ſie warf verzweifelnd zur Erde ſich hin:
„Ach, Gott mag ſich unſer erbarmen!
Und mir, die ich deine Mörderin bin,
Vergib, mein Geliebter, mir Armen!

O hätteſt du nimmer das Mädchen gekannt,
Das, gleich einem ſchüchternen Rehe, dein Stand
Im Anfang oft von dir verſcheuchte,
Und das doch am Ende dir traulich die Hand
Zum heiligen Bündniſſe reichte!

O hätteſt du nimmer dieß Mädchen gekannt,
So füllte die Uhr deines Lebens noch Sand
Zu vielen Jahren voll Wonne!
Nun liegt ſchon das letzte Körnchen am Rand,
Und ſinkt bei dem Aufgang der Sonne.

Was ſoll ich noch dann in der einſamen Welt?
O gütiger Vater im himmliſchen Zelt,
Wollſt mir meine Bitte vergeben:
Nimm zu dir, wann blutend mein Bräutigam fällt,
Auch aus Erbarmen mein Leben!“ —

Die Nacht war ſo ſüß und ſo traurig entflohn;
Der Auerhahn lockte das Auerhuhn ſchon,
Und mehrte den Jammer der Höhle.
Bald ſtieß auch des Hifthorns weit gellender Ton
Ein Schwert in der Liebenden Seele.

Der Prinz umarmte ſein Mädchen geſchwind:
„Horch! hörſt du die Stimme des Todes, mein Kind?
Leb wohl, leb wohl, du Getreue!
Dort, wo keine Feinde der Liebe mehr ſind,
Umarmen wir bald uns aufs neue!“ —

Margrethe, von Jammer und Grauſen erfüllt,
So bleich und ſo ſtumm, wie ein Marmorgebild,
Hielt feſt den Geliebten umfangen:
Da ward er zum Bären, und ſtürzte ſich wild
Dahin, wo die Hörner erklangen.

Ein gräßliches Huſſa! der Jäger erſchallt,
Sobald er ſich zeigt, durch den dämmernden Wald.
Mit Huſſa! liefen und ritten
Sie all' auf ihn zu, und erreichten ihn bald;
Der König war ſelbſt in der Mitten.

Der Bär warf ſich wüthend entgegen dem Troß.
Zur Erde geſtreckt, ſah man Reiter und Roß
Ihr Blut in Strömen vergießen.
Dann ging er gerad' auf den König los,
Und legte ſich zahm ihm zu Füßen.

Raſch ſtieß ihm der König den Jagdſpieß von Erz
Mit nervigem Arm in das pochende Herz. —
Drob jauchzten des Jagdgefolgs Haufen;
Und jetzt kam Margreth' im unſinnigſten Schmerz
Mit fliegenden Haaren gelaufen.

„Unglücklicher König, was haſt du gethan?
Du mordeſt dein Kind, du entſetzlicher Mann!
Ha, wecke nun Woldemarn wieder!“ —
So trat ſie zum König, ſo ſchrie ſie ihn an,
Und warf auf den Leichnam ſich nieder.

Das ſcholl, wie ein Donner, dem König ins Ohr:
Er hob ſie mit zitternden Händen empor:
„Wahnſinnige, kannſt du verkünden,
Wohin mein unglücklicher Sohn ſich verlor?
Wo iſt er? wo kann ich ihn finden?“ —

„Du haſt ihn gefunden! — Der blutende Bär,
Den du ſo mit Jubel durchbohrteſt, iſt Er. —
Weil er nicht die Ehe gebrochen
Mit deiner Gemahlin, nach ihrem Begehr,
Hat ſie ſich durch Zauber gerochen.

O laßt mich hier liegen! Ihr denkt wohl, mir graut?
Ich bin ja des Bären unglückliche Braut!
Schlaf, Holder, ein Stündchen hienieden,
Dann werden wir oben im Himmel getraut!“ —
So ſprach ſie, und war nun verſchieden.

Der König zerraufte ſein eisgraues Haar,
Und ſtarrt' auf ſein Weib, das im Jagdgefolg war,
Mit Augen, die Zornfeuer ſprühten.
„Hei! lachte die Freche, was lauf' ich Gefahr,
Dir laut mein Geſtändniß zu bieten?“ —

Da kniſcht' er und ſchäumte vor Ingrimm, und ſtieß
Nach ihr mit dem Speere: „Da, Hexe, nimm dieß!“
Sie ſpottete: „Wart' eine Weile!“
Entſchlüpfte durch liſtige Wendung dem Spieß,
Und ſchwang in die Luft ſich als Eule.

Der Herbſttag.

Schon jagte gelbe Blätter
Der Herbſtwind durchs Gehölz,
Und rauhes Schlackerwetter
Trieb uns in Muff und Pelz.
Die Sonnenſtrahlen kühlten
In Schneegewölk ſich ab,
Und bleich, wie Kranke, ſchielten
Sie auf der Blumen Grab.

In des Kamines Flammen
Sahn wir mit düſterm Blick,
Und wünſchten all' zuſammen
Des Sommers Gluth zurück.
Ach, wer kann ohne Kummer
Der Erde Glanz vergehn,
Und in den Winterſchlummer
Die Holde ſinken ſehn?

Die Hoffnung war entronnen,
Fern von des Zimmers Kluft
Uns noch ein Mal zu ſonnen
In freier, milder Luft.

Doch ſeht, daß man auf Erden
An nichts verzweifeln muß!
Die trüben Wolken werden
Ein reiner Silberfluß.

Die Sonne drängt ihr Feuer
In einen heißen Strahl,
Und wärmt ſo lieblich heuer
Vielleicht zum letzten Mal:
So ſagt oft ſchöne Worte
Ein Kranker, der dann bald
Hin durch des Grabes Pforte
Ins Land des Schweigens wallt.

Wo geſtern Bäum' und Reben
Der Sturmwind niederſchlug,
Hört man jetzt leiſes Weben
Von lauer Lüftchen Flug.
Sie ſchlüpfen ſanft durch Lauben,
Als ſcheuten ſie ſich faſt,
Sein letztes Blatt zu rauben
Dem dürren, kahlen Aſt.

Dort zwitſchern Fink und Meiſe
Und freun des Tages ſich;
Der Storch verſchiebt die Reiſe
Zum wärmern Himmelsſtrich,
Und Sperlinge, die frierend
Kein Liebeskitzel ſtach,
Umgaukeln triumphirend
Ihr Weibchen auf dem Dach.

Eilt aus der Stadt, ihr Leute,
Jn Gottes freie Welt!
Wohl mancher wandelt heute
Zum letzten Mal ins Feld.
Und bange Todtenlieder
Ertönen ihm vielleicht,
Wann einſt das Veilchen wieder
Dem Schooß der Erd' entſteigt.

Die Wiege.

„Heh, Brüderchen, willſt du nach Grünthal mit reiten?
Die Tochter des Gaſtwirths iſt freundlich und ſchön
Ich hab' in der That, ſeit undenklichen Zeiten,
Kein ſolches bezauberndes Püppchen geſehn.“ —

So ſagte der luſtige Weltmann Leander
Zu Ferdinand, ſeinem getreuen Kompan.
Sie ritten im Regen dann fort mit einander,
Und kamen beim Gaſtwirth, Hans Steffen, dort an.

Der ehrliche Mann war ſchon Wittwer geweſen
Und hatte, nach einſam verſchlummertem Jahr,
Sich wieder ein munteres Weiblein erleſen,
Das wohl für den Altbart zu jugendlich war.

Er kannte die Herr'n, und empfing ſie mit Lachen
„Ei, ei, liebe Ritter, das Wetter machts kraus!
Euch treiben, potz tauſend! wohl wichtige Sachen
Aus euren ſchön trocknen vier Pfählen heraus?“

„Hum! ſagte Leander: das kleine Vergnügen,
Herrn Steffen zu ſehen, that freilich es nicht.
Wir wollten aufs Luſtſchloß des Grafen von Rügen
Das Wetter beim Austritt war heiter und licht.

Doch bald überfiel uns die Sündfluth von Regen.
Nun mag uns Freund Steffen die heutige Nacht
In ſeiner wirthshäuslichen Arche verpflegen,
Bis morgen ein milderer Himmel uns lacht.“ —

Der Gaſtwirth verſetzte: „Das muß ich verbitten,
Das Zimmerchen oben bewohnt ſchon ein Gaſt,
Und hier iſt der Raum mir ſo kärglich beſchnitten,
Daß er nicht zwei reiſende Häringe faßt.“ —

„Ho, ho! rief Leander: Welch ſeltſame Grille!
Hier kann noch ein Bett für zwei Wallfiſche ſtehn.
Nur Wein her! Der Wein dient oft Blinden zur Brille.
Roſettchen, vom beſten Gott grüß' dich auch ſchön!“ —

Hans Steffen, der lange die Achſeln noch zuckte,
Und zehn Mal noch brummte: „Das kann gar nicht ſeyn!“
Sah endlich, je tiefer ins Gläschen er guckte,
Je mehr die bezweifelte Möglichkeit ein.

Im Stübchen, mit nüchternen Augen betrachtet,
Ging's knapp zu, weil links, an der rußigen Wand,
Ein Ding, wonach heimlich manch Jungfernherz ſchmachtet,
Ein großes, breitbeiniges Ehebett ſtand.

Sein Nachbar an ſelbiger Wand war ein Bettchen,
Nach dem wohl ein Jüngling zehn Meilen weit lief,
Weil in ihm das ſüße, bildſchöne Roſettchen
Seit zwei Mal acht Sommern in Einſamkeit ſchlief.

Ein altes Geſtell voll Flaſchen und Krüge,
Ein brauner, von Würmern durchwandelter Schrein,
Und Steffens halbjähriger Prinz in der Wiege,
Nahm vollends den übrigen Spielraum noch ein.

Allein dem Benebelten ſchien nun auf Erden
Kein Ding mehr unmöglich. „Weib, rief er, es muß
Den Herren ein Lager veranſtaltet werden,
Und gliche dieß Stübchen der winzigſten Nuß!“ –

Gern hätte ſie widergebelfert, doch ſcheute
Sie Steffens gewaltige, bleierne Hand,
Womit er bisweilen ſie tüchtig kaſteite;
Drum ſchob ſie ein Bette noch rechts an die Wand.

Man eilte zur Ruh, als der Nachtwächter plärrte;
Denn längſt that Leander ermüdet und laß.
Die Frau zog die Wieg' an ihr Lager, und ſperrte
Dadurch ganz und gar in der Stube den Paß.

Bald ſchnarchten, entſchlummert, die ehlichen Leute,
Gleich ſägenden Mühlen, ein rauhes Duett.
Huſch! ſchlüpfte Leander von Ferdinands Seite,
Und huſch! gegenüber zu Röschen ins Bett.

Indeſſen erhob ſich ein Lärm in dem Stalle,
Als brächen die Kühe zu Trümmern ihr Haus.
Das Weiblein erwachte vom dröhnenden Schalle,
Und griff durch das dunkle Gemach ſich hinaus.

Auch Ferdinand konnte der Ruh' nicht genießen.
Er fand ſich gezwungen, vom Bett aufzuſtehn,
Und, bald nach der Wirthin, mit eilenden Füßen
Im Hof an ein heimliches Oertchen zu gehn.

Er trug, um ſich Platz zu verſchaffen, fein ſachte
Die Wiege vom Ehbett hinweg und an ſein's.
Da ließ er ſie auch bei der Rückkunft und dachte:
Der Kaſten mag ſtehn, wo er ſteht, es iſt Eins.

Drauf kehrte die Frau, nach geſchlichtetem Streite
Der wilden, gehörnten Partheien, zurück.
Sie tappte behutſam und ſtill nach der Seite
Des Ehbetts, und traf es mit günſtigem Glück.

Doch fehlt' ihr die Wiege; drum ſagte ſie leiſe:
„Ich albernes Gänschen, was hab' ich gemacht?
Bald kam ich ins Gaſtbett auf drollige Weiſe.
Wie hätten die lockern Geſellen gelacht!“ —

Sie tappte nun weiter, die Wiege zu treffen,
Und als ſie bei Ferdinands Schlafſtatt ſie fand,
So legte ſie ſich zum vermeintlichen Steffen,
Der ſtockſtill den Ehmann zu ſpielen verſtand.

Ein gleicher Genuß war Leandern beſchieden,
Worauf er geräuſchlos das Mädchen verließ.
Er ſuchte das Gaſtbett vergnügt und zufrieden,
Doch ſtutzt er, als er an die Wiege dort ſtieß.

„Halt! brummt' er, hier bin ich an unrechter Stelle!
Faſt hätt' ich das Pärchen geſtört in der Ruh.
Dort drüben ſchläft alſo mein Reiſegeſelle!“ —
Hui! lag er bei Steffen, und flüſtert' ihm zu:

„O Freund, ſo ein Mädchen zur Wolluſt geſchaffen,
Wie Röschen, gibt's ſchwerlich noch eins in der Welt!
Nun hab' ich Herrn Steffen, den grämlichen Affen,
Doch endlich um's Kränzchen der Tochter geprellt!“ —

Da rieb ſich die Augen, da hob ſich im Bette,
Da ballte die Fäuſte der Gaſtwirth, und rief:
„O daß dich der Satan beim Kragen ſchon hätte,
Dich Buben, der meine Roſette beſchlief!“ —

Erſtaunt barg Leander den Kopf unterm Kiſſen,
Als ſchnaubt' ihn ein nächtlicher Poltergeiſt an.
Nun merkt auch die Wirthin, daß, ſonder ihr Wiſſen,
Ein Fremdling ihr Liebes und Gutes gethan.

Doch liſtige Weiber ſind raſch, ſich zu retten.
Schnell floh ſie den untergeſchobenen Mann,
Schlich ſtill, wie ein Schatten, ſich hin zu Roſetten,
Und kiß an der Seite des Mädchens alsdann.

„Ho, Alter, du kämpfſt wohl mit Rieſen und Drachen,
Was rückte dir wieder den Schädel ſo ſchief?“ —
„Blitz! poltert' er, ſoll ich das Späßchen belachen,
Daß vorhin Leander Roſetten beſchlief?“ —

„Ich glaube, du träumſt! Oder ſpricht noch von geſtern,
Du Schlemmer und Zecher, der Weingeiſt aus dir?
Pfui! ſchäme dich, ſo deine Tochter zu läſtern!
Roſettchen iſt ſchuldlos; ich lag doch bei ihr.

Ihr Blümchen der Unſchuld recht wohl zu bewahren,
Wacht' ich, ſeit du ſchlummerteſt, ſorgſam dabei.
Drum iſt ihr nichts ſchlimmers, als mir, widerfahren,
So wahr ich dein Weib bin, und ehrlich und treu!“ —

Schlau drehte nun Ferdinand Steffen die Naſe
Noch feſter, und rief aus den Federn hervor:
„Leander, du armer, mondſüchtiger Haſe,
Zupft dich deine Krankheit ſchon wieder am Ohr?

Verzeiht, lieber Mann, dem unglücklichen Jungen!
Sobald nur ein Mondſtrahl die Wolken durchbricht,
Gleich iſt er zu Reiſen im Hemde gezwungen,
Und weiß nicht, wie läppiſch und ſinnlos er ſpricht.“ —

„Nun, nun, ſagte Steffen, das könnt' ich wohl denken
Leander, ſey ruhig, und geh' in dein Neſt!
Dir möge der Himmel die Gnade doch ſchenken,
Daß bald deine Mondſucht dich gänzlich verläßt!'" —

Wie trunken vom Schlummer erhob ſich Leander,
Ging taumelnd ins Gaſtbett, und trällert' und ſang,
Und ſprach, wie im Tollhaus, ſo bunt durcheinander,
Daß ſchier Meiſter Steffen vor Lachen zerſprang.

Er glaubte noch lange die glückliche Lüge.
Kaum aber verflogen neun Monden, da ſtand
Auch neben Roſetten die wandernde Wiege,
In der man ein kleines Leanderchen fand.

Die Ungenannte.

Wie ſchön iſt, die ich kenne,
Die ich mein Liebchen nenne!
Sie wuchs, wie Reben, ſchlank empor,
Ihr Aug' iſt blau, wie Veilchenblätter,
Und einen Thron für Liebesgötter
Umhüllt des Buſens Silberflor.

Wie gut iſt, die ich kenne,
Die ich mein Liebchen nenne!
Mit Taubenhuld hält an mir feſt
In Freud' und Leid das fromme Mädchen.
Sein treues Herz gleicht keinem Rädchen,
Das ſich von Jedem wenden läßt.

Ihr fragt mich: Wen ich kenne?
Wen ich mein Liebchen nenne?
Verzeiht mir, das verrath' ich nicht!
Geheime Liebe fordert Schweigen,
Und Edelſinn iſt dem nicht eigen,
Der laut und prahlend davon ſpricht.

Trinklied.

Süßer Becher, geh' im Kreiſe,
Gehe flink von Hand zu Hand,
Bring' uns nur auf deiner Reiſe
Nicht von Sinnen und Verſtand!
Thoren freu'n ſich eines Rauſches,
Welcher Kopf und Herz verkehrt;
Doch uns ſcheint ein Trunk des Tauſches
Gegen die Vernunft nicht werth.

Wo ſich Köpf' im Wirbel drehen,
Flüchten Lieb' und Zärtlichkeit
Furchtſam, gleich verfolgten Rehen,
In den Arm der Nüchternheit.
Unſern frohen Kreis umleuchte
Stets der Ruhm, wie Fackelſchein,
Eine Freiſtatt für verſcheuchte
Holde Grazien zu ſeyn.

Ha! ihr Kuß iſt uns ſo theuer,
Als das Faß auf Königſtein,
Hätt' auch gleich das Ungeheuer
Seinen Bauch voll Cyperwein.

Wer ſein Herz für ſanfte Triebe
In der wilden Welt verdarb,
Lach' als Thor der edlen Liebe,
Für die mancher Weiſe ſtarb.

Stoßet an! Es ſollen leben
Alle Mädchen, lieb und hold,
Die uns ſüßre Freuden geben,
Als des Weinſtocks Traube zollt'
Liebe, du erhellſt, wie Sonne,
Unſer dunkles Lebensthal!
Aber aus der Rheinweintonne
Fließt nur matter Lampenſtrahl.

Drei Mal Heil dem Erdenſohne.
Der dich zur Gefährtin hat!
Wirf von deiner Myrthenkrone
Auch in unſern Kelch ein Blatt'
Und zum Trotze wüſter Zecher
Singen wir: Auf Erden iſt
Dieß der wonnevollſte Becher,
Weil die Lieb' uns ihn verſüßt'

Der Bräutigamsſpiegel.

Zur Frühlingszeit beſuchten ſich
Zwei Mädchen auf dem Lande,
Und ſprachen fein und züchtiglich
Vom heil'gen Eheſtande.

„Zu dir geſagt! fing Dorchen an:
Das kalte Jungfernleben
Wollt' ich mit Luſt für einen Span
Vom warmen Brautbett geben.

Der Dorfſchulmeiſter Haſelſtock
Hat ſich mir angetragen,
Nur will mir nicht ſein ſchwarzer Rock
Und runder Stutz behagen.

Und noch ließ ſich an meiner Thür
Kein andrer Freier blicken.
Der liebe Himmel weiß, ob mir
Es einſt wird beſſer glücken.“

Drauf Suschen ſprach: „Das will ich bald,
Du gutes Kind, dir ſagen.
Wir dürfen nur im Tannenwald
Die Wunderquelle fragen.

Soll eine Jungfer nächſtens frei'n,
So kann ſie feſt drauf bauen,
Des künft'gen Gatten Bild, beim Schein
Des Vollmonds, drin zu ſchauen.

Doch, liebes Herz, man darf dabei
Nicht ſprechen und nicht lachen.
Nun, in der Nacht vom erſten Mai
Laß uns die Probe machen!" –

Dieß hörte Haſelſtock, der heiß
Verliebt war, und nicht ſchmollte,
Ob ſeiner Doris Herz von Eis
Gleich gar nicht ſchmelzen wollte.

In Arbeit ward ſein Kopf geſetzt,
Ein Plänchen zu erſinnen.
Kommt Zeit, kommt Rath. Wir folgen jezt
Den Mondſchein-Pilgerinnen.

Hell war's, wie Tag; das Pärchen da,
Wo ſchon auf einem Aſte
Des Baums, der in die Quelle ſah,
Der ſchwarze Schäfer paßte.

In fünfzig Locken, groß und klein,
War heut ſein Stutz gebogen,
Wo Liebesgötter aus und ein,
Wie Bienenſchwärme, flogen.

So zierlich ſollt' ihn Dorchens Blick
Im Waſſerſpiegel ſchauen,
Und ſie, im Wahn, es ſey Geſchick,
Ihm Hand und Herz vertrauen.

Die Mädchen guckten; er begann
Sich brüſtend vorzubeugen,
Und als ein reizender Galan
Dem Liebchen ſich zu zeigen.

Knacks! brach der Aſt, und ſieh, da ſchwamm
Im naſſen Elemente
Das Schulmonarchlein wunderſam,
Gleich einer ſchwarzen Ente.

Das Mädchenpaar erſchrack und lief,
Weil's an Geſpenſter dachte;
Doch, als der Schwarzrock Hülfe rief,
Blieb's muthig ſtehn und lachte.

Und er entwiſchte glücklich zwar
Dem Reich der Frösch' und Unken,
Allein der Stutz voll Amors war
Verloren und verſunken.

Seitdem erhielt die Quell' im Hain
Nicht mehr Beſuch von Schönen,
So ſehr ſich auch, bald Braut zu ſeyn,
Noch alle Mädchen ſehnen.

An Minna.

Wie lange, Minna, ſoll mein Lied
Zu deinen Füßen troſtlos girren?
Wann wirſt du den, der für dich glüht,
Mit Schmeichelwörtchen zu dir kirren?

Soll nimmer, ſchlagend Bruſt an Bruſt,
Dein Schwanenarm mich heiß umranken,
Und ich für ſüße Liebesluſt
Dir nie mit Flammenküſſen danken?

O ſprich, Geliebte, wann willſt du
Ein Götterſtündchen mir gewähren? —
Sprich! Und dann wach' und ſchlaf' in Ruh'!
Bis dahin ſoll kein Laut dich ſtören.

In unbelauſchter Einſamkeit
Mag nur der Sehnſucht Thräne quellen,
Und Seufzerhauch das Schiff der Zeit
Umwehn und ſeine Segel ſchwellen.

Lied.

Lachend roll' ich durch die Welt
Auf der Freude Wagen,
Treibe Poſſen, ohne dich,
Weisheit, erſt zu fragen,
Und am wohlichſten iſt mir
Bei den Luſtgelagen,
Wo man küßt und ſingt und ſpringt,
Bis die Wolken tagen.

O, wie haſſ' ich ſteifen Stolz
Mit der Staatsperücke!
Aber, Scherz, du biſt mein Lieb,
Dem ich freundlich nicke.
Freud' und Liebe, wo ihr fehlt,
Find' ich eine Lücke;
An des Lebens Horizont
Seyd ihr Sonnenblicke!

Wer kann durch ein Feuer gehn,
Ohne ſich zu ſengen?
Wer kann ſchöne Mädchen ſchaun,
Und an keins ſich hängen?
Ich will froh bei Mädchen ſeyn,
Und bei Trinkgeſängen,
Bis der dürre Störenfried
Mich ins Grab wird drängen.

An Hannchen,

als eine von mir gereizte Biene ſie auf den Mund geſtochen hatte.

1781.

Holde, vielgeliebte Freude,
Wende jetzt dich weg von mir!
Wüßt' ich eine Klageweide,
Längſt ſchon ſäß' ich unter ihr!
Jſt denn, zu des Büßers Kleide,
Nicht ein Sack voll Aſche hier?

Dich auch, jugendliche Leier,
Die ſich Scherz zum Ziel erkor,
Dich umhülle heut ein Schleier
Von pechſchwarzem Trauerflor,
Und nun trag' mein Abenteuer
Mit gedämpfter Stimme vor!

Die verruchteſten der Bienen
Machten neulich einen Bund,
Und ein Waghals unter ihnen
Stach ſchön Hannchen auf den Mund,
Hannchen mit den holdſten Mienen
Auf dem ganzen Erdenrund.

Und da kam ich armer Knabe
In den kränkenden Verdacht,
Als hätt' ich mit meinem Stabe
Dieſe Rotte wild gemacht.
Liebes, böſes Kind, ich habe
Mich gegrämet Tag und Nacht.

Nein, ich bin — ich ſchwör's bei Deiner
Anmuth! — traun, ein hoher Schwur! —
Bin von dem Verbrechen reiner,
Als ein Weſen der Natur.
Ach, auf Erden iſt wohl Keiner,
Dem ſolch Unrecht widerfuhr!

Willſt Du, daß ich Dir's beweiſe?
Halt's nur nicht für ein Gedicht!
O, des Dichters Ohr hört leiſe,
Weiß, was Thier und Blume ſpricht.
Mir entging auf dieſe Weiſe
Auch der Bienen Anſchlag nicht.

Müde von der Blumenreiſe,
Setzen ſie ſich ohne Scheu
Nah bei uns in einem Kreiſe,
Sahn Dich an, und ſagten frei,
Daß allnirgend ſüßre Speiſe,
Als auf Deinen Lippen ſey.

O, wie wahr fand ich ihr Flüſtern!
Wünſch' und Träum' erhoben ſich,
Meine Sinne zu umdüſtern —
Aber ach! was rührt das Dich? —
Kurz, ein Bienchen wurde lüſtern,
Und beſchloß den frechen Stich.

Jetzt erſt ſchwang ich nach der Biene,
Dich zu ſchützen, meinen Stab,
Gleich dem treuſten Paladine,
Den es in der Vorzeit gab.
Sprich, ob ich nicht Dank verdiene? —
Nächſtens hol' ich mir ihn ab.

Eliſe.

Eliſe, die ſo heiter war,
So leicht und ruhig ſchlief,
Ging jetzt mit wild zerſtreutem Haar
Umher, und weint' und rief:
„Verlaſſen hat mich Eduard,
Verlaß auch, Leben, mich!
Seit mir mein Liebſter untreu ward,
Haſſ' ich die Welt und dich!

Ich will der Menſchen Häuſer fliehn;
Der Himmel ſey mein Dach,
Mein Bett des Waldes Laub und Grün,
Die Bergkluft mein Gemach!
Dort triumphirt kein falſcher Mann,
Nach frech gebrochnem Wort.“ —
So ſeufzte ſie, und eilte dann
Aus ihrer Wohnung fort.

Sie zog umher als Pilgerin;
Der Himmel war ihr Dach,
Ihr Bett des Waldes Laub und Grün,
Die Bergkluft ihr Gemach.

Viel Noth erfuhr das arme Kind,
Und welkte, wie ein Blatt,
Das grün und friſch ein rauher Wind
Vom Zweig gebrochen hat.

Entkräftet ſaß am Weg ſie einſt:
Ein Reiter ſprengt heran:
„Sag', armes Mädchen, was du weinſt,
Und ob ich helfen kann?“ —
„Warum ich weine? — Das fragſt du? —
Du fragſt das, Eduard?“ —
Der Reiter ſchwankt' und ſank im Nu
Vom Roſſe, wie erſtarrt.

„Eliſe! — Du, wie Morgenroth
Sonſt ſchön, nun ſo entſtellt? —
Ha, mir zur Blutſchuld wird dein Tod,
Zur Hölle mir die Welt!“ —
„Sey ruhig, Lieber! ſprach ſie mild:
Verſöhnt iſt ſchon mein Herz,
Und bald deckt mich des Todes Schild
Vor jedem Lebensſchmerz.

Leb wohl, und härme dich nicht mehr!“ —
Ihr letztes Wort war dieß.
Die Bäume flüſterten umher:
Schlaf, Mädchen, ſchlafe ſüß!
Doch Eduarden ſchien's, als rief
Die ganze Heide: Mord!
Hoch aus der Luft, vom Abgrund tief
Scholl's ihm zu Ohren: Mord! —

Er jagte frei ſein Roß ins Feld,
Grub der Entſeelten Grab
In einem düſtern Laubgezelt
Und ſehnt' auch ſich hinab.
Er baute nah, im wilden Wald,
Ein Hüttchen, eng' und klein,
Und ſchlief als Eremit dort bald
Im Arm des Todes ein.

Fanny an ihre Taube.

Biſt du krank, mein Täubchen? Willſt kein Futter?
Du verſchmähſt ſogar dein Leibgericht?
Ei, was kann dir fehlen? Denn die Mutter
Aller Pein, die Liebe, kennſt du nicht.

Froh kannſt du ihr auch entgegen flattern,
Wann ſie einſt nach dir die Arme ſtreckt.
Eure Männchen ſind vom Gift der Nattern,
Liſt und Falſchheit, noch nicht angeſteckt.

Doch fängt uns die Lieb' in ihren Schlingen,
So verſpricht ſie Freud' und hält nur Schmerz.
Unſre Männer haben Tauberſchwingen,
Aber nicht des Taubers treues Herz.

Weh der Armen, die den theuern Eiden
Eines ſolchen Flatterhaften traut!
Er verläßt ſie, nach genoßnen Freuden,
Als des Kummers abgehärmte Braut.

Mädchen täuſchen iſt die leicht'ſte Sache.
Ich weint' auch um einen falſchen Mann!
Doch Erfahrung hält nun treue Wache,
Daß mich Keiner mehr bethören kann.

Drum, mein Täubchen, will ein Mann dich heute
Oder morgen brauchen zum Courier:
Nimm ſein Briefchen nicht! Geſchiedne Leute
Sind wir, wenn du's bringſt: das merke dir!

Der Gerichtsverwalter.

Gerichtsverwalter Veit, das Schrecken armer Bauern,
Trug ſeinen dicken Bauch tief krächzend über Land,
Und rief, als er von Regenſchauern
Ein Bächlein angeſchwollen fand,
Dem nächſten Ackersmann: „Mein Lieber,
Kommt her und tragt mich da hinüber!“
Der Bauer kam im ſchnellſten Lauf:
„Geſtrenger Herr, gleich will ich Ihnen
Als Leibroß unterthänig dienen.“
Und lud den Aktenreiter auf.

Sie waren mitten in dem Bach,
Als dankbarlich der Ritter ſprach:
„Ich will's vergelten, lieber Alter,
Werd' ich aufs neu Gerichtsverwalter.“ —
Da ſtand ſein Leibroß ſtill, und fragte: „Was ſagt Er?
Iſt Er denn nicht Gerichtsverwalter mehr?“ —
„Ach! wißt ihr's nicht? begann der Rundbauch jetzt zu klagen:
Ich ward entſetzt vor wenig Tagen.“ —
Patſch! warf den alten, dummen Veit
Der Bauer in den Fluß, und höhnt ihn: „Laßt mir's ſagen,
Wenn ihr auf's neu Gerichtsverwalter ſeyd,
Alsdann will ich euch weiter tragen.“

Der Liebesbrief.

Ein Mädchengeſicht, wie ein blühender Strauß
Von Lilien und Roſen gebunden,
Sah immer ſchwarzäugig zum Fenſter heraus,
Und ſah in manch Männerherz Wunden.

Ein müßiger Frohnknecht der Mode, Silvan,
Erlebte dieß Schickſal gleich Andern,
Und ließ, mit dem Fernglas am Auge, hinan
Die zärtlichſten Seufzerchen wandern.

Zwar ſchien nicht das niedliche Blumengeſicht
Des raſtloſen Spähers zu achten,
Das Gegentheil trat jedoch früher an's Licht,
Als Neider und Spötter es dachten.

Die Dogge des Stutzers, ein ſchmeichelndes Thier,
Kam einſt, ihm die Hände zu lecken,
Da ließ ihn ein Blättchen von Seidenpapier
Sein Glücksſtern im Halsband entdecken.

Drauf fand er ein Brieſchen im folgenden Styl
Mit zarter Feder geſchrieben:
„Dich, Schönſter, zu ſehn, welch gefährliches Spiel!
Ich ſah dich, und mußte — dich lieben.

Längſt hätt' ich, du Herzensbezwinger, mit dir
Geſcherzt und gekoſet am Fenſter.
Doch immer gab's lauſchende Nachbarn, die mir
So ſchreckbar ſind, als Geſpenſter.

Nur unter vier Augen, bei nächtlicher Zeit
Will ich viel Süßes dir ſagen.
Gefällt dir's, ſo ſteh' auf der Gaſſe bereit,
Sobald die Uhr zwölfe geſchlagen.

Laß wehen ein weißes, hell leuchtendes Tuch
Ich öffne dann leiſe die Thüre.
Mit Ungeduld harret auf deinen Beſuch
Dein zärtliches Märchen, Elmire.“ —

Wie über ſein erſtes gedrucktes Gedicht
Ein lallender Säugling der Muſen,
So freute ſich über dieß Briefchen der Wicht
Und drückt's an den klopfenden Buſen.

Er ſchmückte ſich zierlich zum Liebesbeſuch,
Entſchlüpfte der wirthlichen Thüre,
Und ſchwenkte ſein weißes hell leuchtendes Tuch
Am Hauſe der ſchönen Elmire.

Drin reget ſich aber nicht Katze, nicht Maus,
Er harrt bis zum grauenden Morgen.
Er ſchwenket beinahe die Arme ſich aus,
Elmire bleibt immer verborgen.

Er ſeufzet und ſtöhnet, er huſtet und ruft,
Doch wird kein Empfang ihm bereitet.
Urplötzlich durchſchallt ein Gelächter die Luft,
Vom ſpöttiſchen Zuruf begleitet:

„Geh heim, du zierlich geſchmückter Fantaſt!
Dich hat nicht Elmire geladen;
Dich baten drei Schäker auf Küſſe zu Gaſt.
Halt' ihnen den Einfall zu Gnaden!“ —

Fort ſchlich er durch dunkele Gäßchen, ſein Leid
Den heimiſchen Wänden zu klagen.
Sein Hund hat ſeyd dieſer unglücklichen Zeit
Nie wieder ein Halsband getragen.

Minna.

Hätt' ich Minna's ſüße Liebe,
Alles Süße hätt' ich dann!
Andre Wünſche, andre Triebe
Thät' ich ewig in den Bann.
Nimmer ſollte mich entflammen
Durſt nach Ehre, Rang und Gold:
Alles Glück hätt' ich beiſammen,
Wäre mir dieß Mädchen hold.

Hätt' ich Minna's ſüße Liebe,
Mich zufrieden machte das,
Und des Feldes Kohl und Rübe
Schmeckten mir, wie Ananas.
Tafelnd auf des Hügels Mooße,
Lacht' ich über Erdentand,
Säße ſie auf meinem Schooße,
Und ich tränk' aus ihrer Hand.

Hätt' ich Minna's ſüße Liebe,
Wie ich dann mit ihr ſo gern
In der kleinſten Hütte bliebe,
Vom Tumult der Städte fern!

Prunk der Baukunſt zu vermiſſen,
Wäre wunderlich und ſchwach;
Denn ſie könnte ja mich küſſen
Unter ſtrohbedecktem Dach.

Hätt' ich Minna's ſüße Liebe,
Ging' ich ſchlecht und recht einher,
Und die Göttin Mode ſchriebe
Nicht für mich Geſetze mehr.
Welche Thorheit, wenn ich prahlte!
Ohne daß ein Diamant
Blendend mir am Finger ſtrahlte,
Drückte ſie mir doch die Hand.

Hätt' ich Minna's ſüße Liebe,
Und mein Auge ſollte ſehn,
Daß man eine Gruft ihr grübe,
Müßt' ich ſelbſt vor Schmerz vergehn.
Mit empor gerung'nen Händen
Würd' ich auf zum Himmel ſchrein:
Herr, laß ſchnell mein Leben enden,
Und ihr Grab mein Grab auch ſeyn!

Das Waldweib.

Des Erzgebirges tiefſten Wald
Bewohnt ſeit grauer Zeit ein Geiſt
In zwergenhafter Weibsgeſtalt,
Den männiglich das Waldweib heißt.
Er trippelt friedſam durch die Heide,
Und thut dem Wandrer nichts zu Leide.

Einsmals ſucht' eines Bergmanns Frau,
Die bitrer Mangel niederſchlug,
Obſchon aus finſterm Schachtenbau
Ihr Gatte ſchweres Silber trug,
Sich Reisholz in den Buſchgehegen;
Da kam das Waldweib ihr entgegen.

Entſetzen bleicht ihr Angeſicht;
Die Zwergin aber winkt' und ſprach
Mit ſanfter Stimme: „Zage nicht!
Ich ſah dein Leid, und ging dir nach,
Daß dich der Gram nicht in die Schlinge
Der lauernden Verzweiflung bringe.

Nimm dieſen Garnknäul, weif' ihn auf!
Er iſt, ſo viel du von ihm webſt,
Doch endlos, wie der Sonne Lauf,
Und nährt dich reichlich, weil du lebſt.
Nur ſpäh' nicht, was in ſeinem Herzen
Verborgen iſt, ſonſt folgen Schmerzen!“

Die Bergmännin ergriff ſodann
Mit raſcher Hand den Weifenſtab;
Der Arm der Weife ſchwoll hoch an,
Des Knäuels Körper nahm nicht ab,
Und als das Wundergarn man webte,
Ward Leinenzeug, das lacht' und lebte.

So wich des Weibes Armuth bald.
Zwölf Monden gingen glücklich hin;
Doch ach! der Neugier Allgewalt
Erlag dann unſre Bergmännin,
Und konnte ſich's nicht länger wehren,
Das Herz des Knäuels zu zerſtören.

Als drein ſie mit der Nadel ſtach,
Sprang hui! des Fadens End' heraus.
Ha, wie erſcholl ihr Weh und Ach
Und Ach und Weh durchs ganze Haus!
Sie rang faſt blutig ihre Hände,
Und wünſchte ſich des Lebens Ende.

Urplötzlich ſtand mit finſterm Blick
Der Waldgeiſt vor ihr da und ſchalt:
„O Weib, du haſt verſcherzt dein Glück!
Nun ſuche wieder Holz im Wald!
Der Vorwitz iſt ein Quell von Uebeln.
Man muß genießen und nicht grübeln.“

Der Hahn und die Roſſe.

In einem Stall, wo Spanier und Britten
Weißhafer ſpeiſeten, kam ein kecker Hahn geſchritten.
„Proſit ihr Herr'n, wollt ihr nicht Gäſte bitten?
Manch Körnchen fällt herab, mir würd' es gütlich thun,
Nur fürcht' ich mich vor euern Eiſenſchuh'n. —
Gar fein und lieblich wär's, wir thäten
Einander nichts, und lebten brüderlich.
Verſchont mit euern Hufen mich.
Hier iſt mein Wort, ich will euch auch nicht treten!" —

„Armſel'ger Hühnerfürſt!" ſchnob jetzt ein ſtolzer Hengſt;
Wer biſt du, daß du dich mit Freundſchaft zu uns drängſt?
Sey unſer Feind! Das macht uns keine Sorgen.
Wenn dir's beliebt, tritt uns von heut bis morgen!" —

* *

Eh' du, mein lieber Mittelmann,
Der Großen Freundſchaft ſuchſt, denk' an den armen Hahn!

Ein Wort an die Gerechtigkeit.

Du dort mit der Augenbinde
Spieleſt ehrbarlich die Blinde,
Mit bekannter Weiberliſt:
Doch wie kannſt du blind errathen,
Ob des Klägers Hammelbraten
Feiſter, als Beklagtens, iſt?

O, das weißt du auf ein Härchen!
Alſo iſt es wohl kein Mährchen,
Was von dir manch Vöglein ſingt:
Daß du deine Binde rückeſt,
Und hin nach den Spenden blickeſt,
Welche Hinz und Kunze bringt.

Aber lüfteſt, feine Dirne,
Du gleich manchmal dir die Stirne,
Auf den Ohren bleibt dein Tuch!
Denn du ſcheinſt oft taub, und höreſt,
Wenn du X in U verkehreſt,
Nicht des Unterdrückten Fluch.

Hörſt nicht Sprache deutſcher Leute.
Deine Red' iſt drum noch heute
So ein kauderwälſcher Ton,
Als wärſt du mit Hark' und Beſen
Tagelöhnerin geweſen
Bei dem Thurm zu Babylon.

Tandle nicht, gleich einem Kinde!
Wirf nur vollends weg die Binde,
Denn dein Ohr ſoll offen ſeyn!
Höre zu, wie Männer ſprechen,
Die ihr Deutſch nicht radebrechen,
Und, wie ſie, ſprich deutſch und rein!

Tanzlied.

Luſtig zum Reigen!
Stimmen nicht ſchon
Flöten und Geigen
Lieblichen Ton?
Auf! wählt aus dem blühenden Kranze
Der Mädchen ein freundliches Kind,
Und ſchwebet im fröhlichen Tanze
Leicht über den Saal, wie der Wind!

Dort jene Herren
Loben uns nicht!
Seht, ſie verzerren
Schlimm ihr Geſicht!
Sie ſtecken die Köpfe zuſammen,
Und keifen: Die Jugend ſetzt hier
Das Blut ſich in Feuer und Flammen,
Und handelt nicht weiſe, wie wir.

Tanzet drum weiter!
Feuriges Blut
Machet uns heiter,
Machet uns gut.
O über die Weisheit der Leute!
Wie Eiszapfen ſitzen ſie hier,
Und handelten ſicherlich heute
So edel und brav nicht, als wir

Weicher geſchmolzen,
Haſſen wir itzt
Keinen, der Bolzen
Wider uns ſchnitzt.
Wir geben dem flehenden Armen
Mit Freude das letzte Stück Geld,
Und müßten wir morgen Erbarmen
Selbſt ſuchen umher in der Welt.

Murren und Klaffen
Ueber Geſchick
Kann nicht verſchaffen
Beſſeres Glück:
Wer aber, umfangend ſein Mädchen,
Im Rundtanz ſich ſorgenfrei denkt,
Hat ſiegend das treuloſe Rädchen
Des Glücks ſich zum Vortheil gelenkt.

Sehet, ihr Freunde,
Tanzen macht ſo
Mild gegen Feinde,
Bieder und froh!
Drum wählt aus dem blühenden Kranze
Der Mädchen ein freundliches Kind,
Und ſchwebet im fröhlichen Tanze
Leicht über den Saal, wie der Wind!

Das Abenteuer des Pfarrers Schmolke und Schulmeiſters Bakel.

„Ja, ja wir gehen fehl! Das Ei
War klüger als die Henne.
Ich warnt' ihn, doch er blieb dabei,
Daß er die Straße kenne.
O weh, die Nacht iſt ſchauerlich!
Nun, Bakel, rett' er mich und ſich!“

„Hic haeret aqua, mein Herr Pfarr!
Ich weiß nicht mehr zu helfen;
Doch zittr' ich gar nicht, wie ein Narr,
Vor Räubern und vor Wölfen.
Horaz ſagt: Purus sceleris
Non eget Mauri jaculis.“ —

„O wär' doch er und ſein Latein
Beim Styx und ich — im Bette!
Er treibt wohl gar noch obendrein
Mit meiner Angſt Geſpötte? —
Doch halt! In jenes Thales Schooß
Winkt uns ein Licht! Gehn wir drauf los?“ —

„Cur non, mi Domine? Es muß
Ja wohl ein Menſch dort wohnen.
Der Fürſt mit Schwanz und Pferdefuß
Wird da gewiß nicht thronen.
Hin, cito hin! Schon wittr' ich ſchier
Ein Gläschen gutes Magenbier.“ —

Dem Dorfſchulmeiſter folgte dreiſt
Sein Pfarr zum Lichtgefunkel.
Doch welcher ſchadenfrohe Geiſt
Hetzt ſie durch Nacht und Dunkel? —
Sie machten mit dem Neckgeiſt, Wein,
Bei einem Schmaus ſich zu gemein.

Erreicht war bald die Hütt' im Thal.
Ein Mann in brauner Weſte
Empfing ein wenig kalt und kahl
Die ſpäten, ſchwarzen Gäſte.
„Den Herren fehlt ein Nachtquartier?
Das findet allenfalls ſich hier.

An Federbetten nur gebricht's.
Was helfen ſaure Mienen?
Ja oder Nein! Ich kann mit nichts,
Als Stroh die Herrn bedienen.
Das ſoll im obern Kämmerlein
Sogleich für ſie bereitet ſeyn.“ —

Der Pfarr ſah ſtill auf ſeinen Bauch,
Als wollt' er ihn befragen:
Wird dir, du fettes Schneckchen, auch
Das harte Stroh behagen?
Doch Bakel ſprach: „**Perfectum est**
Sub sole nil! Mach' er das Neſt!“

Er ſagte ſo und es geſchah.
Nun hängte Paſtor Schmolke,
Der nirgend einen Stutzbock ſah,
Ans Fenſter ſeine Wolke,
Warf ſich auf die verhaßte Streu,
Und ſein Gefährte nebenbei.

Nur eine dünne Bretwand ſchied
Die Pilger von dem Wirthe,
Der jetzt ein langes frommes Lied,
Nebſt ſeinem Weibe, ſchwirrte,
Den Abendſegen las, und dann
Noch dieſes Bettgeſpräch begann:

„Ja, Frau, ſobald der Morgen graut,
Will ich die Schwarzen ſchlachten.
Sie ſind, wenn man ſie recht beſchaut,
Viel fetter, als wir dachten.
Der eine Burſch iſt kugelrund;
Mir wäſſert ſchon nach ihm der Mund.“ –

Der Wirth, ein roher Fleiſcher, ſprach,
Mit Ehren zu vermelden,
Von ſeinen Schweinen; aber ach!
Wie zagten unſre Helden!
Sie ſtanden in dem tollen Wahn,
Die Rede geh' ihr Leben an.

„Heh, Bakel, ſchläft er? Hört er nicht
Was in der Nebenſtube
Der Menſchenfreſſer von uns ſpricht? –
Ah! eine Mördergrube
Iſt dieß vermaledeite Haus.
Wär' ich lebendig nur heraus!“ –

„Proh dolor! Doch wir ſtehen ja
Noch nicht in Charons Nachen:
Noch können viel convivia
Ihr Bäuchlein runder machen:
Sperr' oculos! Sehn Sie nicht hier
Ein Fenſter? Durch das ſpringen wir.“

„Ja, ſo ein leichter Flederwiſch,
Wie er, kann das wohl wagen,
Und dennoch ſeinen Leichnam friſch
Und heil nach Hauſe tragen:
Ich aber ſtürzte, Gott erbarm!
Stracks in des Todes offnen Arm.“ —

Die Bakelſche Beredtſamkeit
Gab ſich noch nicht gefangen,
Und bombardirte lange Zeit
Mit Gründen auf den bangen,
Verzagten Seelenhirten los,
Bis er zum Sprunge ſich entſchloß.

Nun war nur noch die Frage, wer
Den Vortanz wagen ſollte?
Sie ſtritten hin, ſie ſtritten her,
Weil lange keiner wollte,
Bis endlich raſch der Pädagog
Voran hinab ins Höfchen flog.

Er ſtürzte, salva venia,
Auf einen Berg von Dünger.
Es lag ſich gar nicht unſanft da,
Auch ſchmerzt' ihn nicht ein Finger;
Doch fiel jetzt, wie ein Felſenſtück,
Sein ſchwerer Freund ihm auf's Genick.

Nach Felſenſitte wich er auch
Kein Haar, trotz Bakels Fluchen.
Der mußte durch des Hügels Bauch
Sich einen Ausweg ſuchen.
Zum Stehen brachte Schmolken kaum
Ein aufgefund'ner Hebebaum.

Stockfinſter war's, in Strömen ſchoß
Der Regen von dem Dache,
Und vor der Hofthür lag ein Schloß!
Traun, eine ſchlimme Sache!
Denn fruchtlos war nun ihr Bemühn,
Dem Kannibalen zu entfliehn.

Sie machten ſich ſchon ganz bereit,
Der Welt Valet zu ſingen,
Und wünſchten nur, ihr Reſtchen Zeit
Im Trocknen hinzubringen.
Wer mäßig wünſcht, der wird erhört,
Wie täglich die Erfahrung lehrt.

Drum konnten auch die Herren bald
Sich eines Obdachs freuen.
Es war des Thieres Aufenthalt,
Das Moſes Kinder ſcheuen.
Nun weiß wohl Jeder auf ein Haar,
Daß es das Haus der Schweine war.

Hurr! floh das wilde Rüſſelvieh
Durchs aufgemachte Pförtchen.
An ſeiner Statt bezogen ſie
Sein warmes Lagerörtchen,
Umarmten ſich, wie Brüder, fein,
Und ſprachen Muth und Troſt ſich ein.

„Bedenk' er, Freund, was iſt das Grab?
Ein Thor zu beſſern Zonen,
Wo ruhen wird der Bettlerſtab
Vertraut bei Kaiſerkronen.
Dann bleibt er nicht mehr Famulus,
Der die Agende tragen muß.“ —

„Ja, ſchön ſagt der Lateiner ſo:
Si hora mortis ruit.
Tunc is fit Irus subito,
Qui modo Croesus fuit.“ —
So ſprachen ſie die Nacht entlang,
Bis Morgenlicht ins Höfchen drang.

Jetzt knarrte plötzlich eine Thür.
Der braune Menſchenfreſſer
Erſchien mit raſcher Mordbegier,
Und wetzte ſeine Meſſer.
„Heraus, ihr Schwarzen, friſch heraus,
Mit euerm Leben iſt es aus!“ —

Er griff hinein mit feſter Hand,
Um eine Sau zu holen;
Doch ſchnell, als hätt' er ſich verbrannt
An Bakels dicken Sohlen,
Fuhr er zurück, wie toll im Sinn,
Und ſchrie: „Der Teufel ſteckt darin!“

Den Leidensbrüdern ward nun ſo
Des Irrthums Staar geſtochen.
Ihr Hauswirth ward nicht minder froh,
Als ſie dem Stall' entkrochen.
Das Abenteuer dieſer Nacht
Ward jetzt aus Herzensgrund belacht.

Beim Abſchied ſchwor das Kleeblatt zwar
Den Spaß nicht zu verrathen;
Doch bat ich jüngſt den leckern Pfarr
Auf einen Haſenbraten:
Drob freute ſo ſich ſein Gemüth,
Daß er die Schnurre mir verrieth.

An die Geduld.

Unſre Lebenswege ſind bepflanzt mit Dornen.
Wehe dem, den Stacheln der Verzweiflung ſpornen,
Daß er ihre Hecken wild durchbrechen muß!
Weh ihm, blutig ritzen ſie ihm Hand und Fuß!

Aber wer, gleich einem ſanften, frommen Kinde,
Sich durch wild verwachſ'ne, finſtre Dorngewinde
Von Geduld läßt führen, dem zeigt ſie die Spur
Zu dem Sonnentempel freundlicher Natur.

Armer Sohn des Unglücks, ward durch wildes Toben
Jemals von der Stelle das Gebirg verſchoben,
Das ſchon oft, als eine himmelhohe Wand,
Zwiſchen dir und Wünſchen deines Herzens ſtand?

Sieh den raſchen Finken, welchen ſchlaue Knaben
In der grünen Heimath überliſtet haben,
Wie er mit den Stäben ſeines Käfichs kriegt,
Bald mit wundem Kopfe todt am Boden liegt!

Doch der kältre Zeiſig ſitzt in ſtiller Trauer,
Pickt nur leiſ' am kleinen, ſpannelangen Bauer,
Bis er einſt das Pförtchen unverriegelt ſieht,
Und nun wohlbehalten in ſein Wäldchen flieht.

O Geduld, du holder, liebevoller Engel,
Biſt der fromme Schutzgeiſt dieſer Welt voll Mängel!
Kannſt du gleich die Räder des Geſchicks nicht drehn,
Hilfſt du uns doch Leiden mannhaft überſtehn.

Wann, geflohn von Menſchen, in verborgnen Kammern,
Hunger, Durſt und Blöße laut gen Himmel jammern;
Wann, vom Schmerz begleitet, Jahre lang der Tod
Vor dem Kranken ſtehet und ihm ſtündlich droht;

Wann verkannte Unſchuld, rein wie Sonnenflammen,
Racherfüllte Richter ungerührt verdammen;
Wann des Jünglings Liebe ſonder Hoffnung glüht,
Freude ſeinen Buſen, Schlaf ſein Lager flieht;

Wann auch ſonſt das Schickſal andrer Plagen Heere,
Ohne Zahl und Namen, wie der Sand am Meere,
In der Fürſten Schlöſſer, welche Marmor ſchmückt,
Und in Erdenhütten armer Pflüger ſchickt:

Dann kommſt du und trockneſt die bethränten Wangen,
Feſſelſt die Verzweiflung, die, ſtatt Haares, Schlangen,
Gift und Dolch in eh'rner, blutbefleckter Hand,
Und im Auge Selbſtmord, ſchon zur Seite ſtand.

Und geſchmückt mit leichtem, wieſenfarbnen Kleide,
Folget dir die Hoffnung, lächelnd wie die Freude,
Und hält dem, der alle Lebensluſt verlor,
Den kryſtallnen Spiegel beſſ'rer Zukunft vor.

Er ſieht hier das ſchwarze Sturmgewölk verflogen;
Sieht, daß um den Himmel ſich ein Regenbogen,
Wie ein ſiebenfacher Blumengürtel, ſchlingt,
Und der Blick der Sonne durch den Nebel dringt.

Muthvoll durch dieß Schauſpiel, trotzt er, ohne Zittern,
Gleich der ſtolzen Ceder, nun den Ungewittern,
Und die holden Götter, Friede, Freud' und Glück,
Kehren in des Dulders Herz und Haus zurück.

O Geduld, o Hoffnung, laßt mich nimmer ſinken,
Bis der Todesengel mir dereinſt wird winken,
Und er ſanft mich bettet auf die Ruheſtatt,
Wo man eure Hülfe nicht mehr nöthig hat!

Der unwiſſende Richter.

Mit viel Gelehrſamkeit verſtritt
Ein Anwalt ſeinen Satz vor einem ſchwachen Richter.
Der ſaß auf Kohlen da und ſchnitt,
Weil er kein Wort verſtand, einfältige Geſichter.
Der Advokat ſprach eifrig fort,
Und unter anderm auch: „Es ſaget die Novelle . . .“
„Ei! fiel erzürnt der Richter ihm ins Wort.
Ei was Novelle Pimpernelle!
Pfui! ſchämet euch und redet nicht
Von euern Nickeln vor Gericht!“

Die Freunde.

Herr Valentin ging Abends aus,
Zum Kartentiſch im rothen Drachen.
Schnell huſcht' ein guter Freund ins Haus,
Um mit der jungen Frau ein andres Spiel zu machen.
Sie ſelbſt, voll heißer Spielbegier,
Ließ ihn nicht lange müßig warten;
Doch Amor miſchte kaum die Karten,
Da klopft' es an des Vorſaals Thür.

„Blitz! rief Frau Valentin mit Schrecken,
Jetzt kommt der Herr Baron Amint!
Sie müſſen ſich vor ihm verſtecken;
Denn ſäh' er, daß Sie bei mir ſind,
Er machte drob ein heidniſches Getümmel!
Drum raſch auf dieſes Bettes Himmel;
Geſchwind, mein Herzensfreund, geſchwind!“

Mit einem Angſtgeſicht, wie Molken,
Erſtieg ſein Himmelreich der arme Seladon,
Verbarg ſich hinter Leinwandwolken,
Und nun erſchien der Herr Baron.
Die Dame bat, in Gnaden zu verzeihen,
Daß nicht der Schlüſſel gleich zur Hand geweſen ſey,
Und ſpielte dann, ganz ohne Scheu
Des Lauſchers im Gewölk, das alte Spiel von neuen.

Allein auch dieſe Spielparthie
Ward durch ein ungeſtümmes Pochen
Nach zehn Minuten unterbrochen.
„Ach Gott! das iſt mein Mann! rief ſie:
Fort, Herr Baron, fort von der Stelle,
Und hinter in die Ofenhölle!“ —

Der Freiherr kroch
Huſch! in ſein Loch,
Und in das Zimmer trat Herr Velten,
Roth, wie ein türk'ſcher Hahn, auf einem Ohr den Stutz,
Und hob gewaltig an, das Spielerglück zu ſchelten,
Daß dieſer ungetreue Mutz
Sich heute wider ihn verſchworen,
Und er ſein Hab und Gut, ſechs Louisd'or verloren.

Sein Weib, das ſolchen Falls ſonſt leicht in Feuer kam,
War jetzt, man weiß warum, ein Lämmchen, fromm und zahm,
Und tröſtete den tiefbetrübten Gatten:
„Der Freund im Himmel wird's erſtatten.“ —

„Pah! rief der pinſelhafte Freund
Im Bettolymp, voll Wahn, er ſey gemeint:
Der in der Hölle muß die Hälfte dazu geben!“ —
Ei, wie erſchrack das junge Weib!
Auch Valentin fing an zu beben;
Bald aber wittert' er, was hier für Zeitvertreib
Geweſen war, und wollte Lärm erheben.
Da trat hervor das kecke Buhlerpaar,
Und bot mit guter Art ihm volle Börſen dar.

Das ſtillte plötzlich ſein Getümmel:
Die Faltenſtirn ward wieder glatt,
Und lachend rief er aus: „Wie gut, wenn man im Himmel
Und in der Hölle Freunde hat!“ —

Amors Kriegsweſen.

Mit einem Pfeilchen ſchoß Cupid
In ſeinen jüngern Tagen,
Wie uns Anakreon, Ovid
Und andre Dichter ſagen.
Jetzt führt das kindiſche Gewehr
Der ſtolze Liebesfürſt nicht mehr,
Und weiß durch ſtärkre Waffen
Sich Ruhm und Sieg zu ſchaffen.

Sein Kriegsgeſchütz und Pulverthurm
Sind ſchöner Mädchen Augen,
Die trefflich, wie er weiß, zum Sturm
Der Herzensfeſtung taugen.
Doch wird zur Uebergabe ſie,
Eh' noch die volle Batterie
Unwiderſtehlich lodert,
Durch Seufzer aufgefordert.

Ein ſolcher Herold kann recht ſchön
Vom Friedensglück erzählen,
Und liſtig den Belagerten
Die Feſtungsſchlüſſel ſtehlen.

Die Armen ſtrecken das Gewehr;
Sie küſſen Amors goldnen Speer,
Und träumen ſich im Grünen,
Wenn ſie dem Sieger dienen.

Er ſteckt ſofort auf ihren Hut
Sein ſaubres Kriegeszeichen:
Gemalte Herzen, die, voll Gluth,
Zwei Feuereſſen gleichen.
Das Handgeld iſt ein Liebesgruß,
Und der Geliebten erſter Kuß.
Dann ſchwimmen die Rekruten,
Wie Fiſch', in Wonnefluthen.

Man ſieht, gehüllt in Roſenduft,
Sie fröhlich aufmarſchiren;
Bald aber ſchnappen ſie nach Luft,
Und möchten deſertiren.
Der Lebensodem, Freiheit, iſt
Nun weggeſcherzt und weggeküßt.
Kein Schrittchen wird gelitten,
Ohn' Urlaub zu erbitten.

Von Eiferſucht ſcharf kommandirt,
Muß Mancher Schildwacht ſtehen,
Und, wenn der fernſte Laut ſich rührt,
Ein helles: Wer da? krähen.
Wer: Gut Freund! ruft, den läßt er durch;
Doch plündern ſeine Liebesburg
Mehr, als die ſchlimmſten Feinde,
Oft herzensgute Freunde.

Und welche Löhnung ſtreicht man ein
Für alle die Strapatzen?
Etwa der Treue Gold? — O nein!
Der Untreu Kupferbatzen.
Klagt Einer ob dem ſchnöden Sold,
So heißt es kalt: „Herr, wenn ihr wollt
Bei uns nicht länger bleiben,
Laßt euch den Laufpaß ſchreiben!“

Das iſt fürwahr! ein feiner Lohn
Für Amors wackre Streiter!
Ei großen Dank, Herr Venusſohn!
Ich ſuche Dienſte weiter.
Wird aber Jenny's Herz erweicht,
Daß mir ihr Mund das Handgeld reicht,
Dann ſollſt du gleich mich hören
Zu deiner Fahne ſchwören!

Der Sänger der Liebe.

Ein Männchen vom Geſchlecht der Eulen
War ſehr beliebt im ganzen Hain
Ob ſeiner Höflichkeit, ſein Stückchen nie zu heulen.
Doch Abends einſt, bei Mondenſchein,
Gefiel es ihm, ſo laut zu ſchrein,
Als ſollt' im Umkreis vieler Meilen
Sich männiglich darüber freun.

Die ganze Nachbarſchaft erwachte,
Und bitterböſe Mienen machte
Des grünen Freiſtaats Polizei.
Sie nannte dieſes Nachtgeſchrei
Höchſt ſittenlos und ungezogen,
Und bei dem hohlen Eichenſtamm,
Des Trillerſchlägers Wohnung, kam
Stracks ein Beamter angeflogen,
Der ſich erkundigte: warum
Sein Schnabel, ſonſt ſo lieblich ſtumm,
Den ganzen Wald jetzt hart betrübe.

„Ach, rief der Eremit, ich liebe!
Des Waldes ſchönſter Eule glüht
Mein Buſen und ertönt mein Lied.“
„Gut, ſprach die Amtsperſon, ich habe nichts dawider,

Daß du dein Eulchen liebſt; doch rath' ich gut und bieder!
Sag' ihm ins Ohr, was du zu ſagen haſt,
Und falle nicht der Welt zur Laſt
Durch deine rauhen Liebeslieder!“

Die Stationen des Lebens.

Schon haben viel Dichter, die lange verblichen.
Mit einer Reiſe das Leben verglichen.
Doch hat uns bis heute, ſo weit mir bekannt,
Die vier Stationen noch Keiner genannt.

Die erſte geht ſanft durch das Ländchen der Kindheit.
Da ſehn wir, geſchlagen mit glücklicher Blindheit,
Die lauernden Sorgen am Wege nicht ſtehn,
Und rufen bei Blümchen: Ei, eia, wie ſchön!

Wir kommen mit klopfendem Herzen zur zweiten,
Als Jüngling' und Mädchen, die ſchon was bedeuten.
Hier ſetzt ſich die Liebe mit uns auf die Poſt,
Und reicht uns bald ſüße, bald bittere Koſt.

Die Fahrt auf der dritten gibt tüchtige Schläge.
Der heilige Eh'ſtand verſchlimmert die Wege.
Oft mehren auch Mädel und Jungen die Noth;
Sie laufen am Wagen und ſchreien nach Brod.

Noch ängſtlicher iſt auf der vierten die Reiſe
Für ſteinalte Mütter und wankende Greiſe.
Der Tod auf dem Kutſchbock, als Poſtillion,
Jagt wild über Hügel und Thäler davon.

Auch Reiſende, jünger an Kräften und Jahren,
Beliebt oft der flüchtige Poſtknecht zu fahren:
Doch alle kutſchirt er zum Gaſthof der Ruh.
Nun, ehrlicher Schwager, wenn das iſt, fahr zu!

Des Pfarrhündchens Teſtament.

Ein Pfarrer und ſein Hündchen hatten
Einander viele Jahre lieb,
Doch plötzlich führt' Amandens Schatten
In ſeine Burg der Lebensdieb.

Wie aus zerriſſ'nen Wolkenſchläuchen,
Stürzt' aus des Pfarrers Aug' ein Guß,
Und ein Begräbniß, nach Gebräuchen
Der Chriſtenheit, war ſein Entſchluß.

Mit Chorgeſang, in tiefer Trauer,
Bracht' er den todten Leib zur Ruh.
Ein Schadenfroh ſtand auf der Lauer,
Und trug die Mähr dem Probſte zu.

Wie donnerte der heil'ge Vater
Den vorgelad'nen Pfarrer an!
„Was muß ich hören, Herr Confrater!
Ei, ei! was haben Sie gethan?

Ein Vieh ſo ehrlich zu begraben!
Pfui! werden Sie darob nicht roth?
Sie brachten um ihr Mahl die Raben,
Und ſich zugleich um Ehr' und Brod.

Denn ſelbſt darf ich den Fall nicht ſchlichten;
Ich muß ihn alſo, wie Sie ſehn,
Ans Conſiſtorium berichten,
Und dann iſt's um Ihr Amt geſchehn.“ –

Drauf ſprach der ſchlaue Hirt der Seelen:
„Hochwürdiger Herr Probſt, mein Herz
Fühlt ob der That, darum Sie ſchmälen,
In Wahrheit nicht der Reue Schmerz.

Amande war ein kluges Hündchen,
O hätten Sie es recht gekannt!
Auch noch in ſeinem letzten Stündchen
Bewies es menſchlichen Verſtand.

Zwar ſterbenskrank, doch ganz bei Sinnen,
Hat es ein Teſtament gemacht,
Und Sie, Hochwürdiger, darinnen
Mit funfzig Thälerchen bedacht.

Mir iſt ſein letzter Wille heilig.“ –
Er zog den Seckel jetzt hervor,
Und auf den Tiſch hin zählt' er eilig
Zehn neue, blanke Friedrichsd'or.

Durch dieſer kleinen Sonnen Schimmer
Ward ſchnell das Sturmgewölk zertheilt.
Sanft ſprach der Probſt: „So hat noch nimmer,
Wie jetzt, der Zorn mich übereilt!

Den lieben Hund, den Sie begruben,
Hielt ich für ein gemeines Vieh,
Wie man es trifft in allen Stuben,
Und darum ſchalt ich ſo auf Sie.

Doch war er mit Verſtandesgaben,
Wie Sie mir ſagen, ausgeſchmückt,
So haben Sie den Kräh'n und Raben
Ganz billig ſeinen Leib entrückt.

Was thut's, wenn drob auch Thoren lachen?
Er ſchlummre ſanft im kühlen Sand!
Doch, lieber Herr Confrater, machen
Sie nicht ſein Teſtament bekannt!"

Geſang für gute Menſchen.

Aus ewig voller Urne rauſcht
Der Menſchheit Strom hervor;
Doch manchen wilden Wellen lauſcht
Mit Zittern unſer Ohr.
Sie ſtürzen mit Verheerungswuth
Sich durch das Weltgefild,
Und nie befruchtet ihre Fluth
Das Ufer ſanft und mild.

Wer hört nicht ſchaudernd, wie mit Recht
Der Wahrheit Stimme klagt:
Daß ſich das menſchliche Geſchlecht
So feindlich treibt und jagt;
Daß Kaltſinn, wie ein Bild von Holz,
Bei fremdem Jammer ſteht,
Und Selbſtſucht, Geld- und Adelſtolz
Vorbei auf Stelzen geht!

Die erſte, höchſte Menſchenpflicht
Verſäumt der kalte Mann,
Der ſich der Menſchenliebe nicht
Durch Thaten rühmen kann.

Sein Herz, in dem die Königin
Der Tugenden nicht thront,
Iſt eine Wüſtenei, worin
Nicht Eine Tugend wohnt.

Die Menſchenlieb' iſt Trieb und Sporn
Zu jeder guten That;
Sie räumt vom Wege jeden Dorn,
Dem ſich ein Wandrer naht.
Und ſteht es nicht in ihrer Macht,
Den Dorn hinweg zu drehn,
So warnt ſie wohlgemeint, ihn ſacht
Und ſorgſam zu umgehn.

Ihr Werk iſt's, wenn der Große fühlt,
Daß der, der Aehren lieſ't,
Und ſeine Zung' am Bache kühlt,
Sein Staubverwandter iſt;
Wenn er nicht kalt beim Jammerton
Der Wittw' und Waiſe bleibt,
Und nicht der Armuth nackten Sohn
Von ſeiner Schwelle treibt.

Unendlich fühlt der Menſchenfreund,
Der wahre, ſich beglückt,
Wenn ihm aus Augen, die geweint,
Der Rettung Freude blickt.
Er gibt, wenn es ſein Nächſter braucht,
Gern hin ſein letztes Hemd,
Und ihm, deß Herz nur Liebe haucht,
Sind Trug und Falſchheit fremd.

Aus ſeines Buſens Tiefe weht
Es jetzt nicht glühend heiß,
Und wenn der Laune Wind ſich dreht,
Schnell wieder kalt, wie Eis.
Der rund umſtürmte Fels im Meer
Iſt ſeiner Freundſchaft Bild.
Sie wankt nicht, wenn auch um ſie her
Ein Ungewitter brüllt.

Nie ſchnaubt er, wie ein Ungethüm,
Mit Uebermuth hinab
Auf Knecht' und Andere, die ihm
Das Schickſal untergab.
Im Mitgefühl, daß ihre Zeit
So freudenlos verſchleicht,
Macht er durch Huld und Freundlichkeit!
Ihr Laſtjoch ſanft und leicht.

Stets wandelt er des Lebens Pfad
Gerad und friedlich fort,
Bekrittelt nicht des Nächſten That,
Und wägt nicht jedes Wort;
Den Fehler, wie ein Sandkorn klein,
Thürmt er zum Berg nicht auf,
Und wirft, wenn Andre Zeter ſchrein,
Der Liebe Mantel drauf. —

Heil dem, der ſo die Lebenszeit
Dem Dienſt der Tugend zollt!
Denn ihm, ob ſeiner Menſchlichkeit,
Sind Erd' und Himmel hold.

Kein Schreckgeſpenſt, mit dürrer Hand,
Drückt einſt ſein Auge zu;
Ihn führt ein Engel in das Land
Des Friedens und der Ruh.

Und dort empfängt ihn Jubelſang:
„Komm Edler, komm heran,
Du, den wir ſeinen Pilgergang
So liebreich gehen ſahn!
Hier reift der guten Werke Saat,
Die du dort ausgeſtreut;
Denn jede menſchlich milde That
Belohnt die Ewigkeit.“ —

Die Spannkette.

Im einſamſten Bergſchloß von gothiſchem Bau,
Umſchattet von Rüſtern und Eichen,
Sah einſt eine junge liebreizende Frau
Ihr Leben mißmüthig verſchleichen.

Ihr Ehegemahl war ein reicher Baron,
Von ſteifen, unmodiſchen Sitten,
Sein alternder Faden des Lebens auch ſchon
Halb von der Parze durchſchnitten.

Doch kannt' er die Schönheit Luiſens recht gut,
Durch treulichen Beiſtand der Brillen;
Und Eiferſucht heckt' ihm bald unter den Hut
Ein Neſt unausſtehlicher Grillen.

Er hatte der Männer naſchhaftes Geſchlecht
Drum ganz aus der Waldburg vertrieben;
Es war nur ein alter, graubärtiger Knecht
Zum Andenken übrig geblieben.

Der Unhold war häßlich und gräßlich genug,
Den üppigſten Trieb zu erſticken:
Er ging auf zwei beinernen Sicheln, und trug
Ein hohes Gebirg' auf dem Rücken.

So war denn im Hauſe die eh'liche Treu
Geſichert und nichts zu befahren;
Und außerhalb wußte vor einem Geweih
Der Burgherr ſich auch zu bewahren.

Nie durfte Luiſe durch Feld und durch Thal,
Wie andere Frauen, ſpazieren,
Nur täglich, ſelbander mit ihrem Gemahl,
Ein Füllen zum Weideplatz führen.

Hier wurde von hoher, ſelbſteigener Hand
Das junge, muthwillige Rößchen
In eine Kett' an den Füßen geſpannt,
Und dieſe verwahrt durch ein Schlößchen.

Dann eilten ſie rückwärts ins einſame Haus,
Beguckten die Welt durch die Scheiben,
Und wallten am Abend erſt wieder hinaus,
Ihr Füllen zum Stalle zu treiben.

Die Wanderung war noch nicht lange geſchehn,
Da ließ an der Ritterburg Thoren
Ein blühender Jüngling bisweilen ſich ſehn,
Als hätt' er dort etwas verloren.

Er ging, ohne Gruß, bei dem Paare vorbei,
Mit kalten gleichgültigen Blicken;
Doch hinterrücks war er ſo traulich und frei,
Luiſen verſtohlen zu nicken.

O ehrlicher, alter Baron, o wie gut,
Wär's nur beim Nicken geblieben!
Es wurden bald Briefchen voll zärtlicher Gluth,
Mitunter in Verſen, geſchrieben.

Da trieb denn der Mondſchein, der Liebenden Held,
In jeglicher Strophe ſein Weſen.
Drauf ward auch ein Brieſchen zur Antwort beſtellt,
Das ließ ſich ſehr anmuthig leſen.

„Freund, halte dich heut, wenn das Abendroth glänzt,
Im Dunkel des Waldes verborgen,
Der ringsum die Wieſe des Füllens bekränzt.
Für Zeitvertreib will ich ſchon ſorgen!“

Kaum ging mit den Hühnern zu Bette der Hahn,
Da trippelte fröhlich Luiſe,
Voll ſüßer Gedanken an ihren Galan,
Am Arm des Barons, nach der Wieſe.

Schon lauſchte, wie ihr es vermuthen wohl könnt,
Verſunken in lüſterne Träume,
Der junge, poetiſche Correſpondent
Längſt hinter dem Vorhang der Bäume.

Ein flüchtiger Hinblick, ſo feurig, als ſchlau,
Verſprach ihm die wonnigſte Stunde.
Dann ſtreichelt' ihr Pferdchen die liſtige Frau,
Und ſagte mit lachendem Munde:

„Was machſt du, mein Rößlein? Wie ſteht es mit dir
Wohl nicht ſo, wie gern man es hätte?
Du wärſt gewiß lieber wo anders, als hier,
Geſpannt in die ſclaviſche Kette!

Ich kann in der That, mein verehrter Gemahl,
Den Widerſpruch gar nicht vereinen:
Sie lieben das Thierchen, und machen ihm Qual
An ſeinen gefeſſelten Beinen.“ —

Der Freiherr verſetzte: „Sie irren, Madam,
Aus allzu empfindſamem Herzen!
Das eiſerne Band macht den Wildfang nur zahm,
Doch ihm nicht die mindeſten Schmerzen.“ —

„Wie raſch Sie entſcheiden! — Das läßt ſich leicht thun,
Allein mit Gewißheit nichts ſagen,
Bis Eure freiherrliche Gnaden geruhn,
Die Feſſel zur Probe zu tragen.“ —

„Das wäre fürwahr! meine ſcherzende Maus,
Kein Nachtrag zu Herkules Thaten!“ —
„Dem ſey, wie ihm wolle! Sie halten's nicht aus;
Ich wette drauf einen Dukaten!“ —

„Topp! haben Sie einen Holländer zu viel,
Und wollen ſich gern von ihm trennen,
So kann ich ihm wohl, nach gewonnenem Spiel,
Ein Plätzchen im Beutel vergönnen.“ —

So ſprach er, und legte die Feſſel ſich an.
Kaum ſteckten die Bein' in den Ringen,
Als er auch mit beiden auf Ein Mal begann,
Wie Elſter und Dohle zu ſpringen.

„Halt, halt! rief Luiſe: Sie ſtechen ſchon los,
Und ſind noch nicht völlig gerüſtet!
Es fehlt noch ein Hauptſtück — das Vorlegeſchloß. —
Sie hätten mich bald überliſtet!“ —

„Verehrte Gemahlin, Sie haben, fürwahr!
Mitunter gar ſeltſame Grillen.
Das Dingelchen ändert' die Sach um kein Haar;
Doch thut man dem Kinde den Willen.“ —

Er griff nach dem Schlößchen; ſie aber entriß
Es ihm unter Schäkern und Lachen:
„Mit Gunſt, ich bin gern meiner Sache gewiß;
Drum will ich das ſelber ſchon machen.“ —

Schnapp! hing's ihm am Fuß, und nun fiel er hopp! hopp!
So raſch, wie ein Pferd auf der Bahne,
In ſchulrechten Elſtern- und Dohlengalopp,
Und übte ſich drin auf dem Plane.

„Ha! rief die Baronin, nun ſeh' ich es ein,
Sie achten nicht Schlöſſer und Ketten!
Ich werde hinfort ſo verwegen nicht ſeyn,
Mit Ihnen, Herr Zaubrer, zu wetten.“ —

Raſch wollte der Alte, vergnügt ob dem Schwank,
Sich löſen vom Eiſengeſchmeide;
Jetzt aber verſalzt' ihm ein ernſtlicher Zank
Mit ſeiner Gemahlin die Freude.

Der Schlüſſel zum Kettenſchloß war nicht zur Hand;
Ihn ſuchte mit Aengſten Luiſe.
Sie ſtört in den Taſchen herum, doch er fand
Sich hier nicht und nicht auf der Wieſe.

Die ſchalkiſche Bübin! Sie ſuchte da nicht,
Wohin ſie verborgen ihn hatte. —
Ein Weilchen behielt noch ſein heitres Geſicht
Ihr armer, betrogener Gatte.

Bald aber umzog ſich's, und Ungeduld nahm
Drauf Platz, unter Donner und Blitzen:
„Sie müſſen den Schlüſſel mir ſchaffen, Madam,
Und ſollte der Satan drauf ſitzen!“ —

„Baron, Sie ſind ſchnell in den Harniſch gebracht!
Man muß ſich in Zufälle fügen.“ —
„Potz predigen! Soll ich die ganze Nacht
Dahier wie ein Feldwächter liegen?“ —

„Sie ſehn nicht, mein Schatz: denn der Zorn macht Sie blind,
Wie leicht man den Schaden kann heilen.
Ich hol' aus dem Dorfe, ſo ſchnell wie der Wind,
Den Schloſſer mit Dietrich und Feilen.“ —

„Ei nicht doch! Sie könnten von richtiger Spur
Abkommen auf mancherlei Weiſe. —
Doch was iſt zu machen? So laufen Sie nur,
Und enden baldmöglichſt die Reiſe!“

Heiſa! ging's von dannen. Sie lief nicht, ſie flog,
Vermied auch vom Wege zu treten,
Bis er um die Ecke des Waldes ſich bog;
Hui! war ſie im Arm des Poeten.

Der Freiherr — den Rücken zum Buſche gewandt —
Saß ſchmollend beim graſenden Füllen,
Indeß dort ein zärtlicher Wettſtreit entſtand,
Den Hunger der Liebe zu ſtillen.

Er ſchien nicht durch Küſſe befriedigt zu ſeyn,
Die man ſich im Vordergrund raubte;
Denn nach und nach ſchlichen ſie tiefer waldein,
Wo dichter das Buſchwerk ſich laubte. —

Als längſt mancher Fluch dem Gefangnen entfuhr,
Ob ſeiner Gemahlin Verweilen,
Sah er ſie, mit etwas zerſtörter Friſur,
Erſt wieder vom Dorf zurück eilen.

Sie hatte zwar dieß Mal kein Haus dort geſehn
Und bloß mit dem **Versler** gekoſet,
Doch kam ſie, dem Alten ein Näschen zu drehn,
Den Weg her, und that ſehr erboſet:

„Verdammt ſey der Schloſſer! Er war nicht zu Haus,
Und mag wohl wo ſitzen und zechen.
Schweißtriefend, wie eine gebadete Maus,
Kann ich vor Ermattung kaum ſprechen.“ —

Drob fluchte der Freiherr, und ſtellte ſich an,
Als tobt’ er im hitzigen Fieber,
Zum Glück fuhr ein rettender Engel, ein Mann
Mit einem Schiebkarren, vorüber.

Den Zufall benutzt’ er mit raſchem Entſchluß,
Und hielt auf der kleinen Caroſſe,
Mit Hörnern am Haupt und mit Feſſeln am Fuß,
Demüthigen Einzug im Schloſſe.

Der Tageszeiten Rangſtreit.

Die Herren Brüder, Morgen, Mittag, Abend,
Und Schweſter Nacht, entzweiten ſich einſt hart.
„Ich bin allein der Erde ſüß und labend!“
So rieſen all' in Venus Gegenwart.

„Still, Kinder! ſprach die Göttin: Laßt euch rathen!
Geſchwiſtern ſteht das Zanken übel an.
Erzählt mir friedlich eure Heldenthaten
Für Menſchenglück, und ich entſcheide dann.“

Da trat hervor der Aelteſte der Brüder:
„Was Schweſter Nacht verdirbt, das mach' ich gut.
Sie raubt der Welt ihr Licht! ich bring' es wieder.
Sagt, wer von euch ihr mehr zu Liebe thut?“

„Ich, mit Erlaubniß, lieber Bruder Morgen!
Erwiederte der ſtolze Mittag drauf:
Den Erdenſohn weckſt du zum Kampf mit Sorgen,
Und bürdeſt ihm der Arbeit Laſten auf.

Doch ich bereite Millionen Tiſche,
Beſetze ſie mit einem Leckermahl,
Und fülle, daß der Menſch ſein Herz erfriſche,
Mit Feuerwein den blinkenden Pokal.“ —

„Ha! fiel der Abend ein: Der Saft der Traube
Behagt dem Völkchen unten erſt alsdann,
Wenn, nach der Arbeit, ihn in kühler Laube
Ein froher Kranz von Freunden ſchlürfen kann.“

„Wein hin und her, und her und hin! verſetzte
Die ſchwarze Dame Nacht: Mit euerm Wein!
Wenn ich die Sterblichen nicht ſüßer letzte,
So würde mir ſehr bang' um Beifall ſeyn.

Horcht, mir gebührt der Siegeszweig! Ich trage
Zum Bräutigam ins Bett die junge Braut,
Und mache Mädchen, die bei hellem Tage
Sehr ſpröde thun, mit Jünglingen vertraut.“ —

„Du ſiegſt!“ — So klang der Ausſpruch von Cytheren.
Und wer von uns, ihr Freunde, widerſpricht?
Die frohen Tage könnten wir entbehren,
Doch — unter uns! — die frohen Nächte nicht.

Das Hammelfell.

Laut heulten die Stürme, wild rauſchte der Regen;
Das war nicht dem Fleiſcher, Hans Kaſpar, gelegen,
Der, ſeitwärts gelockt von dem Irrwiſch im Moor,
Einſt Abends im Herbſte die Straße verlor.

Er ſtolperte blindlings zur Rechten und Linken,
Sah endlich noch Lichter von weitem her blinken;
Da ſtiefelt' er wacker feldaus und feldein,
Und kam in ein Dörfchen, ſo ärmlich, als klein.

Hier rief er, voll Sehnſucht nach Speiſ' und Getränke,
Ein Weibchen an: „Heh da, wo find' ich die Schenke?
Mein Magen iſt leer, wie mit Beſen gekehrt,
Und müde bin ich, wie ein Extrapoſtpferd.“ —

„Ach Lieber, da läßt euch das Wirthshaus im Stiche;
Denn Armuth verwaltet dort Keller und Küche.
Auch wird man euch betten auf muffiges Stroh;
Das theilt ihr noch halb mit der Wanz' und dem Floh.

Habt ihr, wie ein Fürſt euch zu pflegen, Belieben,
So gehet zum Prieſter des Dorfes da drüben!
Dort bricht, wenn man aufträgt, die Tafel beinah,
Und thurmhoch ſtehn herrliche Gaſtbetten da.

Doch herrſcht bei dem Pater die häßliche Mode:
Er ſchneidet für Niemand ein Scheibchen vom Brode,
Wenn nicht eine Spende das Meſſer ihm wetzt.
Nun ſeht, ob es Schimpf oder Braten dort ſetzt!" —

Sanft zog die unſichere Hoffnung zum Schmauſe
Die lärmende Klingel am geiſtlichen Hauſe:
Da ſah, wie der Vollmond Gewölke durchbricht,
Durch's Fenſter ein leuchtendes Kupfergeſicht.

„Wer klingelt?" — „Herr Pater, ein armer Verirrter.
Man rühmt euch als einen gaſtfreien Bewirther,
Der Wandrer oft labe mit Koſt und Quartier:
O, thut doch das Liebeswerk heut auch an mir!"

„Landſtreichender Bettler, ihr ſeyd nicht bei Sinnen!
Iſt hier denn die Schenke? Marſch, packt euch von hinnen!" —
Klapp! drückte ſein Fenſter der Iſegrimm zu,
Und wackelt' aufs Kanapee wieder zur Ruh.

Wild ſtampfte Hans Kaſpar die Erde mit Fluchen.
Wo ſollt' er nun Obdach und Abendbrod ſuchen?
Ein wüſtes Arabien ſchien ihm der Ort;
Drum macht' er mit haſtigem Schritte ſich fort.

Schon war ihm das Dorf in dem Nacken geblieben,
Da brachte ſein Völkchen ein Schäfer getrieben.
Er ſprach mit dem Herrſcher der friedlichen Schaar,
Die Seiner Wohlehrwürden Eigenthum war.

Der Hirt hatte davon ein Wort kaum verloren,
Da raunte ſchon Jenem ein Kobold zu Ohren:
„Auf, räche dich! Stiehl einen Hammel heraus,
Und trag', als Geſchenk, ihn dem Pfaffen ins Haus!" —

Der hämiſche Rath fiel nicht fruchtlos zur Erde:
Behend war gefangen der König der Herde,
Hinweg im Triumph durch den Räuber entführt,
Und ach! von dem Schäfer die That nicht verſpürt.

Raſch zog nun die ſichere Hoffnung zum Schmauſe
Die lärmende Klingel am geiſtlichen Hauſe.
Da ſah, wie der Vollmond Gewölke durchbricht,
Durch's Fenſter das leuchtende Kupfergeſicht.

„Wer klingelt?“ — „Ein ehrlicher Mann, der's will wagen,
Ein Brätchen dem Herrn in die Küche zu jagen.“ —
Jetzt blöckte der Hammel auch ſeinen Bonsdies.
Nie klang eine Flöte dem Pater ſo ſüß.

Eilfertig entriegelt' er ſelber die Pforte,
Und hörte mit Kitzel die gleißner'ſchen Worte:
„Ich bin nur ein ärmlicher Fleiſcher, doch euch
Verehr' ich dem heiligen Nepomuk gleich.

Ja, wär' ich ein mächtiger König der Erden,
Ihr müßtet mein Oberhofprediger werden!
Euch ſtiebt's von den Lippen! Es käm', auf mein Wort!
Mit euch nicht der Erzengel Raphael fort!

Längſt wollt' ich, erbaut durch die köſtlichen Lehren,
Ein Stück meiner Armuth euch dankbar verehren.
Ich mache mein ſtilles Gelübde nun wahr,
Und bringe den Hammel zum Opfer euch dar.

Doch Nachtquartier muß ich gehorſamſt erbitten.
Mit Wetter und Wind hab' ich matt mich geſtritten.
Auch gönnt ihr mir wohl, da mein Magen ſtark bellt,
Ein Bröckchen, das heut von der Tafel euch fällt.“ —

„Willkommen zur Herberg', willkommen zum Eſſen!“
Rief freundlich der Pater, der, heimlich indeſſen
Den Hammel betaſtend mit prüfender Hand,
So rund und ſo fett, wie ein Schneckchen, ihn fand.

Er rückte, gleich einer geſchäftigen Biene,
Dem Gaſt einen Seſſel zum warmen Kamine;
Dann flog er zur Küch', und es machte ſofort
Die Pfannen und Tiegel lebendig ſein Wort.

Das Sieden und Schmoren am kniſternden Feuer,
Der Bratenmaſchine hellſchnarrende Leier,
Und alles Geräuſch um den Herd herum drang
In's Ohr des Schmarotzers mit lieblichem Klang.

Schon ſchmeckt' er im Geiſte die niedlichen Biſſen,
Schon wiegt' er ſein Haupt auf dem ſchwellenden Kiſſen.
Sein Wirth kam jetzt wieder in's Zimmer herein,
Und brachte dickbauchige Humpen voll Wein.

„O lieber Herr Pater, o laßt doch die Sachen!
Was wollt ihr mit mir ſo viel Umſtände machen?
Schon ſteht auch in Feuer und Flammen der Herd;
Ich bin dieſer Koſten und Ehre nicht werth.

Doch hört, wie ich ſchon auf Entſchädigung dachte:
Erlaubet mir, daß ich den Hammel jetzt ſchlachte.
Ich ſchmauſe dann, weil ihr den Schlächterlohn ſpart,
Bei euch nicht umſonſt. — Mein Gewiſſen iſt zart!

Was werdet ihr aber im Herzen wohl denken,
Wenn ich euch erſuche, das Fell mir zu ſchenken?
Ein Tropfen in's Meer iſt der Bettel für euch,
Doch Schlucker, wie ich, macht ein Tröpfchen ſchon reich.“ —

Schlau dachte der Fuchs: „Bleibt der Hammel am Leben,
So wird er dem Schäfer zur Huth übergeben:
Die alten Bekannten erkennen ſich gleich,
Und das iſt für dich ein gefährlicher Streich.

Doch iſt er zerſtückelt zum Kochen und Braten,
Wie will dann die Leiche das Schelmſtück verrathen?
Sein Fell, das auch weg muß, erbitteſt du dir,
Und markteſt noch Reiſegeld morgen dafür.“ —

Das Pfäfflein war wohlgemuth alles zufrieden,
Und bald d'rauf der ehrliche Hammel verſchieden.
Ab zog ihm der Mörder ſein wolliges Kleid,
Und eilte zum Schmauſe, von Sorgen befreit.

Mit Schüſſeln, die Leckern und Schleckern ſüß munden,
Ward von ihm die Tafel beſetzt ſchon gefunden.
Er ſah drei Gedecke, den Drittmann nur nicht;
Die Thüre ging auf. — Ei, wer trat denn ans Licht?

Wir wollen euch heimlich vertraun, wer's geweſen;
Der Papſt wird ja doch wohl dieß Liedchen nicht leſen.
Ach, ſchallt' es nach Rom, daß ein Mädchen es war,
Was brächt' es dem Pfäfflein für große Gefahr!

Wohl war's eine junge, rothwangige Schöne,
So reizend, wie weiland Marie Magdalene.
Sie nahm ſogleich Platz, und ihr Händchen, wie Sammt,
Verwaltete zierlich das Vorlegeramt.

Horch! abermal knarrten die Angeln der Thüre,
Und ſieh da — o, wenn man in Rom das erführe! —
Ein anderes Nymphchen, auch blühend und friſch,
Trug freundlich ein neues Gericht auf den Tiſch.

Was ſpitzt ihr den Mund, den Mann Gottes zu läſtern?
Die Mädchen ſind arme, verwaiſete Schweſtern.
Der Menſchenfreund nahm, als ihr Vater verblich,
Die Kinder aus chriſtlicher Liebe zu ſich.

Die, welche zuletzt noch erſchien auf der Bühne,
Und Truchſeßgeſchäfte verſah, hieß Kath'rine.
Sie kam ein Jahr früher, als jene, zur Welt,
Ward aber vom Herrn nur als Köchin beſtellt.

Haushälterin war die ſchwarzäugige Nette.
Sie wuſch ſeine Wäſche, ſie baute ſein Bette,
Und riß, wie man munkelt', es oft wieder ein.
Wir laſſen den Umſtand dahin geſtellt ſeyn.

So viel iſt gewiß, daß er Nettchen bei Tiſche
Das Leckerſte darbot vom Braten und Fiſche,
Sich hin zu ihr ſetzte, ſo traulich und nah,
Und immer in's Auge ſo freundlich ihr ſah.

Hans Kaſpar hingegen that ſchön mit dem Teller,
Und ward ſehr vertraut mit dem Liebchen vom Keller.
Es blos zu beäugeln, das war ihm zu klein:
Er ſchlang es aus Zärtlichkeit in ſich hinein.

So fanden die Herrn bei der Tafel Behagen.
Schon hatte die Kirchenuhr elfe geſchlagen,
Da ſchenkte der Hauswirth den Schlaftrunk erſt ein,
Und ſchellte Kath'rinen in's Zimmer herein.

„Geh', leuchte dem wackern Geſellen zu Neſte,
Und, wenn ihm was mangelt, bedien' ihn aufs beſte!
Schlaft wohl, und bedankt euch nicht, ehrlicher Mann!"
Er ſprach's, und der Fremdling empfahl ſich alsdann.

Er ging aus der Stube zwar zickzack ein wenig,
War aber ſo heiter, wie ſelten ein König.
Gleich hatte Cupido, der Kuppler, ſein Spiel,
Daß Hänschen, dem Gaudieb, Kath'rine gefiel.

Und ihr gefiel Hänschen, der ſchlank, wie die Tanne,
Nicht alt, gleich den Buhlern der ſchönen Suſanne,
Ein rüſtiger Jüngling, mit nußbraunem Haar,
Kurz, ein nicht verächtlicher Anbeter war.

Sehr oft iſt Herr Bacchus der Vater der Liebe,
Sehr oft Frau Gelegenheit Mutter der Diebe:
Hier reichten ſich beide vertraulich die Hand;
Nun iſt es kein Räthſel, was daraus entſtand.

Hans Kaſpar war dringend, die Jungfer that ſpröde,
Doch dieſes Theaterſpiel macht' ihn nicht blöde:
Er bot ihr ſein Hammelfell, deutlich und plan,
Für eine gewiſſe Gefälligkeit an.

Bald ſchloſſen den feinen Contract unſre Leute;
Er ward auch erfüllt von der weiblichen Seite.
Dem Buben gebührt nicht ein ähnliches Lob,
Indem er die Zahlung bis morgen verſchob.

Wie Kinder, die nimmer ein Wäſſerchen trüben,
So ſchlief er dann ruhig bis Glockenſchlag ſieben.
Jetzt rafft' er ſich ſchnell aus den Federn empor,
Und ſuchte den Reiſetorniſter hervor.

Er wollte dem Pater ein Lebewohl ſagen.
Ha! dieſer ſtand lange, mit Mantel und Kragen,
Und einem ſanft wärmenden Käpplein von Sammt,
Am Altar, und pflegte ſein heiliges Amt.

So ſagte dem Reiſenden Jungfer Nanette.
Er fand noch das ſchläfrige Mädchen im Bette,
Benutzte natürlich den glücklichen Fund,
Und küßte zum Abſchied den roſigen Mund.

Ein Mädchen im Bette nur Einmal zu küſſen,
Und rings herum einſam ſich mit ihm zu wiſſen,
Das fodert, hat man nicht ganz eiſiges Blut,
Den ſtattlichſten Vorrath von friſchem Muth.

Bankrott zwar an Gaben, doch reich noch an Triebe,
War Hänschen, und ſpielte das Luſtſpiel der Liebe
Rein aus bis zum letzten, vertraulichſten Act,
Und ſchloß, wie mit Käthen, denſelben Contract.

Der Schelm aller Schelme! Man ſollt' es kaum denken:
Er wagt' es noch einmal, das Vließ zu verſchenken!
Ha, flieht er ſofort nicht das geiſtliche Haus,
So kratzt man die bübiſchen Augen ihm aus!

Flugs nahm er auch Abſchied: „Ade nun mein Liebchen!
Dein Hammelfell findeſt du unten im Stübchen.
Ade, meine Sonne, mein Mond und mein Stern,
Und grüße von mir den hochwürdigen Herrn!“ —

Wips! war aus der Kammer der lockre Geſelle,
Und wips! bei dem Pater in ſeiner Capelle.
„Lebt wohl, Herr! Ihr habt mir viel Gutes gethan.
Euch ſchreib' es ein Engel im Segensbuch' an!

Es zwingen mich allerlei wichtige Sachen,
Vom Wege nach Haus einen Abſprung zu machen.
O hätt' ich nur Reiſegeld zu mir geſteckt!
Erſt jetzt hab' ich leider! den Mangel entdeckt.

Was hilft es? Um nicht wie ein Bettler zu wandeln,
Iſt's nöthig, mein Hammelfell hier zu verhandeln.
Ich biete, weil ihr mich gepflegt und genährt,
Den Vorkauf euch an um die Hälfte vom Werth.

Ihr werdet euch hoffentlich damit befaſſen;
Drum hab' ich's in eurer Behauſung gelaſſen." –
Der Pater beſann ſich nicht über den Kauf,
Und zahlte mit Freuden das Spottgeld ihm auf.

Hans Kaſpar ging fort, und der Prieſter nach Hauſe.
Ha! welcher Tumult in der friedlichen Klauſe!
Was tobt für ein Aufruhr im ſtillen Gemach,
Wo man nur den Flaſchen die Hälſe ſonſt brach?

Wie vormals — doch mit etwas feineren Sitten —
Sich Göttinnen hart um ein Aepfelchen ſtritten:
So war's hier ein ſchmutziges Hammelgewand,
Worüber ein Krieg unter Schweſtern entſtand.

Gleich Furien zauſ'ten ſie ſich bei den Haaren,
Und ließen dabei auch das Zankfell nicht fahren.
So zwiefach zuſammen verſchlungen, ſchien's traun!
Der Senſenmann werd' erſt den Knoten zerhau'n.

Wie aber Holzhacker mit tüchtigen Keilen
Die innigſt verwachſenen Wurzeln zertheilen,
So ſtürzte der Pater gewaltig herbei,
Und ſprengte die Kette des Zanks mit Geſchrei:

„Was iſt das für Wirthſchaft? Ihr Hexen, müßt raſen!
Kath'rine hat ſicher die Gluth angeblaſen!
Der Unhold brüllt immer durch's Haus, wie ein Sturm,
Nanette gibt nach, wie ein ſchmeidiger Wurm." –

„Ach, Herr, wenn auch ihr mit dem Würmchen dürft ſpielen,
So läßt es doch mich ſeinen Stachel oft fühlen.
Jetzt zankt es um's Fell, das der Gaſt mir geſchenkt,
Und macht es mir ſtreitig. — O, wie mich das kränkt! —“

„Glaubt, goldner Herr Pater, glaubt ja nicht Kath'rinen!
Sie pflegt euch gewöhnlich mit Lug zu bedienen.
Mich lüſtet nach nichts, was ihr rechtlich gehört;
Doch ford' ich das Fell, denn es ward mir verehrt.“

„Schweigt, Dirnen, und laßt mich den Handel entſcheiden!
Das ſtreitige Stück gehört Keiner von Beiden.
Ihr habt's nur gefunden und euch drum gerauft,
Ich aber hab's ehrlich und redlich gekauft.“ —

Jetzt ſtritten die Märchen noch ſiebenmal toller,
Und brachten den Herrn auch in heftigern Koller.
Ein ſchlimmer Verdacht, der bei ihm nun entſtand,
Warf ihm ins Geblüt einen lodernden Brand.

Er ſchrie, wie ein Löwe: „Gebt Beide zum Henker!
Der Kerl war mir eben der rechte Verſchenker!
Mit euch hat der Bube geſpielt und gedahlt,
Und eure Careſſen ſo bübiſch bezahlt!

Marſch! Find' ich euch hier noch in künftiger Stunde,
So hetz' ich auf euch, ohne Gnade, die Hunde!“ —
Kaum war noch dieß Urtel den Lippen entbrauſ't,
So ward es vollzogen mit nerviger Fauſt.

Hui! flogen ſo leicht, als geſchlagene Bälle,
Die weinenden Märchen hin über die Schwelle,
Und prellten im Nu, wie man wendet die Hand,
Den Schäfer zu Boden, der außerhalb ſtand.

Sehr leſerlich war ihm ein Unglück mit trüben
Schriftzügen des Grams auf die Stirne geſchrieben.
„Steh auf! ſprach ſein Brodherr: Wie ſiehſt du denn aus?
Als hätt'ſt du verlaſſen das Todtenbeinhaus!" —

„Ach, wär' ich, rief Michel, doch nimmer geboren!
Ich hab' unſern herrlichſten Hammel verloren,
Und wette den Kopf, daß ein Gaudieb ihn nahm,
Der geſtern zu mir auf dem Heimwege kam.

Genau, wie ein Spürhund, umſchlich er die Herde —
Potz Wetter! was liegt denn da hier auf der Erde?
Iſt's Blendwerk? — O nein, ich erblicke ganz hell
Des fehlenden Hammels leibhaftiges Fell!" —

Da ſtöhnte der Pater: „Welch ſchreckliche Schelle!
O brennte der Gaudieb, wie Stroh, in der Hölle!
Er hat um den Hammel, um Eſſen und Geld
Und meine zwei Mädchen mich grauſam geprellt!" —

„Wir ſind noch zu haben!" — ſprach Nettchen ganz leiſe,
Und lockte geſchwind, auf die zärtlichſte Weiſe,
Durch Balſam und Koſen und lieblichen Blick,
Den Geiſt des ohnmächtigen Paters zurück.

Er ſchien, als er aufſchlug die Laden der Augen,
Aus ihrem Geſichtchen Erquickung zu ſaugen,
Und gab ihr, vergeſſend ſein Schelten und Drohn,
Sammt ihrer mitſchuldigen Schweſter, Pardon.

Oft wurde ſogar auch an heiliger Stelle
Der Stifter des Unfugs verwünſcht in die Hölle;
Doch ſtreift er wohl jetzt noch auf Erden herum,
Und ſieht ſich nach mehr ſolchen Hämmeln da um.

Theophan.

Als Theophan, der frohe Menſchen mied,
Auf ihre kleinſten Schwächen lauſchte,
Und nimmer Lieb' um Liebe tauſchte,
Des Lebens ſatt, von hinnen ſchied,
Wies Jupiter ihm einen Platz, im Winkel
Des Götterſaals, auf einem Schemel an.
Wie ſtaunte der von Eigendünkel
Und Phariſäerſtolz geblähte Theophan!
Er ließ vorher die Hoffnung ſich gelüſten,
Im Kreis der Götter obenan
Auf goldnem Seſſel ſich zu brüſten.

Die Laune war ſchon ſonſt bei ihm nie roſenfarb,
Und da ſie dieſer Streich nun vollends ganz verdarb,
So fiel er bald in ſeine Mucken wieder.
Er ſah, mit einem Blick voll Hohn
Und Tadelſucht, auf's Menſchenvölklein nieder,
Sprang wild von ſeinem büch'nen Thron,
Packt' ihn mit wüthender Geberde,
Und ſchleudert' ihn vom Himmel nach der Erde.

„Was thatſt du, Menſch?“ rief Jupiter ihm zu.
„Ich ſtraft' ein gräßliches Verbrechen —
Verſetzte Theophan — das du
Mit Todesblitzen ſollteſt rächen.

Dort lag ein freches, junges Paar
Umarmt im kühlen Myrtenſchatten,
Das — o der böſen Welt! noch nicht zu Ehegatten
Vom Prieſter eingeſegnet war.“ —

Da zürnte Zeus: „Neidvolle Schlange!
Folgſt du auch hier noch deinem Hange
Zum Menſchenhaß, der keine Duldung kennt? —
Willſt du, ſo oft ein Menſch, im Drange
Der Leidenſchaft, vom rechten Pfad ſich trennt,
Auf ihn hinab mit Seſſeln blitzen,
So räumſt du heut den Saal noch aus,
Und das geſammte Götterhaus
Muß — wie von nun an du! — auf platter Diele ſitzen.“

Gold und Weiber.

Gold und Weiber haben Macht der Götter!
Land und Meer ſind ihnen unterthan.
Laut iſt Mancher ihr geſchworner Spötter,
Und im Stillen betet er ſie an.

Goldne Schlüſſel öffnen alle Thüren,
Und dagegen ſchützt nicht Erz und Stahl.
Himmelan und höllenab zu führen,
Iſt ein Spiel, nach ſchöner Frauen Wahl.

Was nicht beide Zauberer bewirken,
Was du nicht durch ſie vollführſt, das liegt
Tief in der Unmöglichkeit Bezirken,
Weil ihr Reiz die Möglichkeit beſiegt.

Durch ſie blüht und welkt das Glück der Staaten,
Stürzt ein Thron oft, wie ein Kartenhaus. —
Doch was wag' ich mich an ihre Thaten?
Keines Menſchen Zunge ſpricht ſie aus!

Oft verſuchen ſie, zum Zeitvertreibe,
Ihren Zauberſtab ſelbſt gegen ſich:
Gold ſchlich manchem frommen Biederweibe
Lockend nach, bis ſeine Tugend wich.

Dafür nehmen auch die Weiber Rache,
Wenn ein Reicher in ihr Netz verfällt:
Dann muß Gold, das unter ſeinem Dache
König war, fort in die weite Welt. —

Sultansſtolz erfüllt die Aftergötter,
Trotz der drohenden Vergänglichkeit.
Seht, des Weibes Blüthe welkt, wie Blätter,
Die ein Herbſtſturm durch den Wald verſtreut!

Und ſo wird der Goldberg, den zuſammen
Mancher Mammonsdiener ſcharrt und klaubt,
Ihm von Dieben, Krieg und wilden Flammen
Oft in einem Augenblick geraubt. —

Auf und ab, an Weſen, Thun und Sitten
Sind die beiden Herrſcher ganz ſich gleich.
Ueber wen ſie nur ihr Füllhorn ſchütten,
Der träumt ſüß, er hab' ein Königreich.

Doch du brauchſt kein Jubellied zu dichten,
Freund, bei ihrem Einzug in dein Haus!
Wehe dir! Durch's Hinterpförtchen flüchten
Fried' und Ruh' mit Sack und Pack hinaus!

Mancher ſchlief, als Herr von wenig Hellern,
Wie ein Dachs die längſte Winternacht,
Der nun ſeinen Schatz in dumpfen Kellern
Gegen eine Räuberſchaar bewacht.

Manchem waren Fremdlinge die Sorgen,
Frohſinn hüpfte bei ihm aus und ein:
Nun vergällt ihm, ſeit dem Hochzeitmorgen,
Eiferſucht des Lebens Freudenwein. —

Wie bei eines Münzverfälſchers Waare
Silberſchimmer Kupferſchlacken deckt,
So hält oft ein ſchönes Lärvchen klare
Tück und Bosheit hinter ſich verſteckt.

Es bedornt mit Undank dem die Wege,
Deſſen Bild und Ueberſchrift es trägt.
Münzen, ohne Namen und Gepräge,
Sind die Mädchen, bis ein Mann ſie prägt.

Doch wer ſich, dieß Prägen zu verrichten,
Unprivilegirt will unterſtehn,
Wird von geiſt- und weltlichen Gerichten
Als ein falſcher Münzer angeſehn.

Und die Münze, die er hat geſchlagen,
Flieht, weil ſie verrufen iſt, das Licht;
Dem und Jenem wird ſie angetragen,
Aber wer ſie kennt, der mag ſie nicht.

Liebesblicke, Kuß und Handdruck gleichen
Münzen, die im Handel gangbar ſind.
Selig iſt, wer, damit auszureichen,
Sich Genügſamkeit ſelbſt abgewinnt!

Wo die Lieb' ihr höchſtes Gut vergeudet,
Baut der Ueberdruß bald ſeinen Thron,
Und von klugen Leuten unbeneidet
Iſt der Wächter einer Million. —

Gold und Weiber heben und verſüßen
Zwar des Lebens mattes Schattenſpiel,
Doch will man ſie frei und froh genießen,
Tändle man mit Beiden nicht zu viel!

Der reiſende Gelehrte.

Ein Reiſender, der mit geſpannten Blicken
In einem Bücherſaal die Rücken
Der Marmorbände ſtill beſah,
Rief plötzlich laut im feurigſten Entzücken:
„Wie? Ciceronis Opera!
Ei, welch ein Ausbund ſchöner Geiſter
War dieſer röm'ſche Bürgermeiſter!
Was doch der Mann nicht alles trieb!
Jetzt ſeh' ich erſt, daß er auch Opern ſchrieb!

Amor an die Dichterlinge.

Ihr Herrchen tändelt oft mit mir;
Das will mir länger nicht behagen.
Sagt, warum werd' ich für und für
Als Kind von euch herumgetragen?
An eurer Muſen trocknen Bruſt
Würd' ich, als Säugling, ſchlecht mich laben,
Und möchte wohl noch minder Luſt
An eurer Verſeklapper haben.

Dann ſpielt ihr mir den böſen Streich,
Und laſſet nackt und bloß mich laufen.
Seyd ihr denn alle nicht ſo reich,
Ein Hemd' und Röckchen mir zu kaufen?
Ging' ich ſo unverſchämt einher,
Wie ihr die Welt wollt überführen,
Ei, ei, da würd' ich manchmal ſehr
In euern kalten Liedern frieren!

Und gibt's nicht auf der Erdenflur
Noch Stoff zu nützlichern Geſchäften,
Als Flügelchen, wie dem Merkur,
Mir auf den Schultern anzuheften?
Ihr wollt mich ſelbſt wohl ſacht und ſacht
Ganz in den Kaufmannsgott verwandeln,
Weil ihr von mir nur Verſe macht,
Um ſie auf Meſſen zu verhandeln?

Was packt ihr ferner immerfort
Mir ſchwere Waffen auf den Rücken,
Und kommandirt bald hier, bald dort,
Ein ſcharfes Pfeilchen abzudrücken?
Man kennt die Mädchen doch, die euch
Zu Liebesliedern oft beleben:
Es ſind ja Feſtungen, die gleich
Auf's erſte Wörtchen ſich ergeben!

Schöſſ' ich auch gern und willig zu,
Wie kann ich armer Junge zielen?
Laßt ihr nicht ewig blinde Kuh
Mich mit verbundnen Augen ſpielen?
O fiel es euch doch lieber ein,
Mir Ohrenbinden zu verehren!
Taub will ich mit Vergnügen ſeyn,
Um nur von euch nichts mehr zu hören.

Kunſt und Natur.

Mit ſchlauem Mienenſpiel und leichten, loſen Scherzen,
Gab ein zum Tanz geſchmückter Damenkreis,
Bei vortheilhaftem Licht der Kerzen,
Des Schneiders Kunſt, des Lockenſchöpfers Fleiß
Und feiner Schminke Glanz dem Blick des Staunens Preis,
Und angelte damit viel junge Männerherzen.
Mir aber war nicht kalt, nicht heiß;
Ich fühlte weder Luſt noch Schmerzen.

Nur Eine Tänzerin, mit ſchlichtem braunen Haar,
Die blos von dir, Natur, geſchminkt und nicht verſeſſen
Auf Huldigung und Schmeicheleien war:
Nur dieſe Tänzerin mit ſchlichtem braunen Haar
Werd' ich in manchem lieben Jahr,
Und wohl im Leben nicht vergeſſen.

Der Schneider und ſein Beichtvater.

„Schon fertig? — Ei, mein lieber Meiſter,
Das Schuldregiſter war ſehr klein,
Und mag nicht ohne Lücken ſeyn!
Erleichtert euer Herz! In's Reich der guten Geiſter
Dringt kein verſtockter Sünder ein.
Ich muß nur ſelbſt euch beichten helfen.
Ihr ſeyd ein Schneider, und wollt rein
Von ungerechtem Gute ſeyn?
Hum! hättet ihr denn nie geheult mit andern Wölfen? —
Freund, wollt ihr euer Seelenglück
Nicht ganz verſcherzen und verfehlen,
So ſagt mir an: Habt ihr kein unterſchlag'nes Stück
Sammt oder Tuch in euern Pfählen?“ —

„Fürwahr nicht, mein hochwürd'ger Herr!
Das hieße ja zu euch recht ungewaſchen laufen!
Aus Vorſicht fodert man zwar wohl ein Ellchen mehr,
Als man genau bedarf; — doch pfleg' ich ſtets vorher,
Eh' ich zur Beichte geh', die Reſtchen — zu verkaufen.“

Der Menſch und der Wein.

Wenn Mancher beim Gaſtmahl des Lebens ſich ſatt
Gebechert, geküßt und erluſtiget hat,
So ſehnt er hinweg ſich vom lärmenden Schmaus
Zum ruhigen Schlummer, o Tod, in dein Haus!

Dann iſt ihm ein liebes, willkommenes Bild
Die welkende Blum' auf dem Wieſengefild,
Das klirrende Kelchglas, das fallend zerbricht,
Und das vor dem Windhauch verlöſchende Licht.

Wir, denen die eitle, vergängliche Welt,
Voll Mädchen und Flaſchen, noch ziemlich gefällt,
Wir machen uns nicht mit dem Tod ſo gemein;
Wir lieben, als Abbild des Lebens, den Wein.

Wir achten ihn höher, als Titel und Gold;
Er iſt uns dagegen auch freundlich und hold.
Uns zieht an einander der Aehnlichkeit Band:
Der Menſch und der Wein ſind durch Sitten verwandt.

Wie oft in der Wiege das ſchlummernde Kind
Hoch aufſchrickt und bitter zu weinen beginnt:
So dröhnet und ſtöhnet das feurige Naß,
Als Windelkind Moſt, im verſpündeten Faß.

Manch Knäbchen verkrüppelt an Körper und Geiſt,
Weil ſeiner Erziehung ſich niemand befleißt:
Manch Weinchen, verabſäumt vom Herrn und vom Knecht,
Entartet in's Eſſig- und Krätzergeſchlecht.

Im Alter des Jünglings mag immer der Wein
Ein noch unbehaglicher Taugenichts ſeyn:
Er handelt ſo treulich nach menſchlicher Art,
Wo ſelten auch Tugend mit Jugend ſich paart.

Was Junkerchen Glattkinn nicht will und nicht kann,
Das wirkt für die Welt erſt der bärtige Mann:
So hebt auch nur männlicher Nektar das Herz,
Und zaubert den Kummer in Lachen und Scherz.

Der Tod ſtürzt den Menſchen hinab in die Gruft,
Den Wein in des Magens verſchlingende Kluft.
Hier endet der Sieger des Grams, wie ein Held,
Der auf dem eroberten Wahlplatze fällt.

Verbreiten wir Frohſinn und Glück um uns her,
So enden wir einſt auch ſo rühmlich, als er.
Drum laßt uns ſein Beiſpiel Ermunterung ſeyn,
Und traurige Brüder und Schweſtern erfreun!

Der erſte Fächer.

Im Park zu Paphos trieb der Königin der Liebe
Bekannter Erbprinz einſt die Jagd der Molkendiebe.
Er hatte kaum ein Pärchen in der Hand,
Als ihm des Weges Silberſand
Sechs zarter Füßchen Spur entdeckte,
Die ſeine Neugier mächtig weckte.

Da komm' ich doch, dacht' er im Jägerſpiel.
Auf eine ganz erwünſchte Fährte!
Ei! wer ſpazierte da? Den Grazien gewährte
Wohl einzig die Natur ein ſolches Füßchenſpiel!
Ich will die Mädchen überraſchen;
Denn das iſt luſtiger, als Schmetterlinge haſchen.

Durchlaucht erwägten nicht dabei,
Daß ſie kein Kleid, kein Hemd auf ihrem Leibe hatten.
Doch, ob ſein Lüſtchen ſchicklich ſey,
Deßhalb darf ſich ein Prinz mit Zweifeln nicht ermatten.
Dieß Privilegium war Amorn wohl bekannt!
Drum folgt' er keck, mit raſchem Schritte,
Dem Fußpfad, den er bis zur Mitte
Des ſchattenreichen Luſthains fand.

Hier ſaßen in der That, an eines Baches Rand,
Die ſchönen Schweſtern badefertig,
Und ſchon im Graſe lag ihr heimlichſtes Gewand.

Sie waren nicht des Schalks gewärtig,
Der lauernd in der Nähe ſtand.
Auf Einmal aber knirrt der Sand,
Und wogend rauſcht die grüne Wand
Der nachbarlichen Myrthenhecken.
Nun denke man der Kinder Schrecken,
Als ſie die Köpfchen ſchüchtern drehn,
Und aus dem Buſch den loſen Gecken
So leicht und luſtig ſpringen ſehn!

Sie wollten fliehn und ſich verſtecken;
Allein hiezu war weder Ort noch Zeit.
Vor ihnen floß ein Waſſer tief und breit,
Und rückwärts ſahn ſie ſich belagert von dem Kecken,
Deß fürſtliche Verwegenheit
Geſchäftig war, ganz ungeſcheut
Sie zu beäugeln und zu necken.

Wie ſchämten ſich die Mädchen nicht!
Wie eilten ſie, ihr glühendes Geſicht,
Und ſonderlich die Augen zu bedecken!
Doch ihnen ſtand nur noch ein Händchen zu Gebot:
(Das andre griff und haſchte nach den Röcken.)
Drum mußten ſie natürlich in der Noth
Die Fingerchen weit von einander ſtrecken.

Da ſah der Venus ſchlauer Sohn
Der Mädchen Augen durch die Lücken,
Wie funkelnde Geſtirne, blicken,
Und trieb darüber lauten Hohn.
„Aha! Ihr Kinder, ſpielt die Blinden,
Daß ihr dabei beſteht! — Der Einfall ſcheint mir neu,
Und gibt mir Stoff, ein Werkchen zu erfinden,
Wofür mir noch die Nachwelt dankbar ſey.“ —

Hierauf empfahl mit ſpöttiſchem Verneigen
Der ungezog'ne Schäker ſich,
Und flocht und band aus Myrtenzweigen
Ein nettes Ding, das einem Fächer glich.
Dieß trug er dann, als eine Probe
Von ſeinem Kunſttalent, in Venus Putzgemach.
Die gnadenvolle Mutter ſprach
Ein Wörtchen zu des Machwerks Lobe.
Das ſchnatterte der ganze Hofſtaat nach,
Und an den nächſten Gallatagen
Sah man ſchon Amors-Fächer tragen.

Seitdem hat bei der ſchönen Welt
Dieß Spielwerk Platz und Gunſt gewonnen.
Iſt's nicht auch werth, daß es gefällt,
Und nicht mit Witz und Glück erſonnen?
Der Fächer dienet zweien Herrn,
Der Neugier und der Scham, die gern
Vereint in Frauenherzen leben.
Indem er einen Schirm der zarten Scham verleiht,
Lauſcht unbemerkt und mit Bequemlichkeit
Die Neugier hinter ſeinen Stäben.

Freiheit.

1792.

Es lebe Freiheit! hört man jetzt
Von einem Pol zum andern tönen,
Und Dolch' und Schwerter ſind gewetzt,
Um dieſer Abgöttin zu fröhnen.

Wohl dem, den nicht ſein Schickſal zwang,
In ſolchem Mordgewühl zu beben,
Und der das Götterglück errang,
In ſtiller Freiheit Schooß zu leben!

Der, frei von Sorgenſclaverei,
So rein des Lebens Wonne ſchmecket,
Daß nie des Hahnes Frühgeſchrei
Zum kleinſten Kummer ihn erwecket.

Der, frei von Reue, die mit Schmerz
Bewaffnet, auf Verbrechen lauſchet,
Um keinen Thron ſein reines Herz
Und ruhiges Gewiſſen tauſchet.

Der, frei von Grillenfang und Neid,
Die Welt ſo nimmt, wie er ſie findet,
Und ſelbſt ſich durch Zufriedenheit
Ein Königreich im Buſen gründet.

Der, frei von Sclavenſinn, das thut,
Was Recht iſt, dann vor Niemand zittert,
Und deſſen hohen Felſenmuth
Sogar nicht Todesfurcht erſchüttert.

Ha! wer ſo frei iſt, gönnt es ganz
Den Fürſten, daß ſie Fürſten bleiben,
Und ſich, mit Kron- und Scepterglanz,
Von Gottes Gnaden ferner ſchreiben.

Von Gottes Gnaden iſt auch er
Ein Mann, der traun! in allen Fällen
Es wagen darf, ſich feſt und hehr
Vor jeden Fürſtenthron zu ſtellen.

Der Fuchs.

Durch einen Wald in Polen lief
Ein alter Fuchs bebend und rief:
„Flieht, Freunde, flieht, ſonſt müßt ihr ſterben!“
Ein junger Rehbock hielt im Lauf
Den Emigranten fragend auf:
„Was träumſt du, Feiger, vom Verderben?
Heut kann man ohne Sorgen ſeyn:
Kein Hund, kein Jäger tobt im Hain.“ —

„Du, Milchbart, willſt mich wohl belehren?“
Sprach Meiſter Reinecke voll Zorn:
„Wir werden bald des Jägers Horn
Und das Gebell der Hunde hören;
Denn, wie ein ſich'rer Freund mir ſagt,
Gibt's eine Wolfs- und Bärenjagd.“ —

Das Rehböcklein fing an zu lachen:
„Iſt wirklich ob der neuen Mähr
Dein Fuß ſo leicht, dein Herz ſo ſchwer?
Wie kann ſie Eindruck auf dich machen?
Du biſt ja weder Wolf noch Bär!“

„Das weiß ich beſſer noch, als Er!“
Fuhr Reineck auf: „Doch bei den Horden
Der Jagd gilt oft Gewalt für Recht.

Sie wollen zwar das Raubgeſchlecht
Der Wölf' und Bären heut nur morden:
Allein ich traue dennoch nicht.
Ein ſchlimmer, mir abholder Wicht
Darf ſeine Stimme nur erheben
Und rufen: Huß: ein Wolf, ein Bär!
Raſch kommen Hunde kreuz und quer
Und bringen wüthend mich um's Leben.
Ihr Blutdurſt pflegt nicht, ſich vorher
Mit Unterſuchung abzugeben,
Ob man ein Wolf ſey oder Bär?“ —

⁂

Verfuhr in Frankreich einſt ſo nicht
Das Revolutionsgericht?

Litanei.

Behüt' uns, Herr, vor blindem Aberglauben,
Und laß uns nun von rohen Geiſtern nicht
Den goldnen Strahl des Lichtes wieder rauben,
Der hell und ſchön durch jenes Dunkel bricht!

Behüt' uns, Herr, vor eiſernen Tyrannen,
Die keck, als wär' ihr Eigenthum die Welt,
Den Bogenſtahl der Volksbedrückung ſpannen,
Bis er zuletzt in ihrer Hand zerſchellt!

Doch ſchütz' uns auch vor wilden Pöbelhorden,
Die, gegen Recht und Ordnung taub und blind,
Für's Blutgeſpenſt der falſchen Freiheit morden,
Und ſchauderhaft entmenſchte Tiger ſind!

Laß über uns des Friedens Palme wehen,
Nie ſeinen Bund durch Meinungen entzwei'n,
Und uns, bis wir zu unſern Vätern gehen,
Im Arm der Lieb' und Freundſchaft glücklich ſeyn!

Amin.

In Bagdad lebt' ein Muſelmann,
Der Speiſ' und Trank vergaß,
Wann er bei ſeinem Alkoran
In ſtiller Andacht ſaß.

Denkt euch den Mann nicht alt und krank
Mit Gliedern, ſchwer wie Blei!
Amin war jung, war rebenſchlank,
Und blühte wie der Mai.

Doch ſah man nie, daß er ins Netz
Der Leidenſchaften fiel.
Mehr galt ihm Mahomeds Geſetz,
Als der Begierden Spiel.

Einſt betet' er um Mitternacht
Im einſamen Gemach;
Sieh, da erſchien mit Strahlenpracht
Ein Engel ihm und ſprach:

„Mann, deſſen Tugend feſter ſteht,
Als eine Felſenwand,
Mich hat der mächtige Prophet
Herab zu dir geſandt.

Er beut dir ſeinen Gnadengruß,
Und ſichert dir, zum Lohn
Für lang' entbehrten Weltgenuß,
Den nächſten Platz am Thron. —

Dagegen heiſcht von dir, Amin,
Sein prüfendes Gebot,
Der Liebe Lockungen zu fliehn,
Als flöhſt du vor dem Tod.

Drum wirb um keines Weibes Gunſt!
Denn, nach des Schickſals Schluß,
Zerfließt, wie Rauch und Nebeldunſt,
Dein Glück bei'm erſten Kuß! —

„O Mahomed,“ rief jetzt Amin,
„Ich ehre dein Gebot,
Und will der Liebe Lockung fliehn,
Als flöh' ich vor dem Tod!“ —

Der Bote des Propheten ſchwand,
Und was er ſprach, geſchah:
Nach hundert Mondenwechſeln ſtand
Amin dem Throne nah.

Er hütete ſein Auge ſcharf,
Aus Sorge für ſein Glück.
Wo Liebe Netz und Angel warf,
Zog er ſich ſchnell zurück.

Doch welch Geſchöpf von Fleiſch und Blut
Entgeht, mit freiem Sinn,
Wenn nicht der Himmel Wunder thut,
Der ſchlauen Fiſcherin?

So fiel, nach langer Gegenwehr
Und Flucht, bald hier, bald da,
Amin auch in ihr Netz, als er
Die ſchöne Sally ſah.

Ein Urbild der Vollkommenheit
War ſie an Seel' und Leib.
„Ach, ſeufzt' er, welche Seligkeit
Gewährt ein ſolches Weib!

Ich habe Rang, ich habe Gold;
Doch darbt mein armes Herz.
Ha! des Propheten Gnadenſold
Verlier' ich ohne Schmerz!“ —

Mit ernſtem Blick erſchien ſofort
Der Engel ihm und rief:
„Schön hältſt du dem Propheten Wort!
O Mann, du ſankſt ſehr tief!“ —

„Ich ſank nicht;“ ſprach Amin gefaßt:
„Mein Geiſt hob ſich empor.
Nur Thoren ziehn der Hoheit Laſt
Dem Glück der Liebe vor.

Für Sally geb' ich hin, was mir
Der Heilige verhieß.
Ich ſehne mich, getrennt von ihr,
Selbſt nicht ins Paradies.“

Amors Entwaffnung.

Umſonſt, daß man dem lieben Mond erzählet,
Was Amor uns gethan!
Der kleine Schütz, deß Bogen nimmer fehlet,
Rückt dennoch wieder an.

Er überſteigt der Klugheit Palliſade,
Dringt tief ins Herz hinein,
Und froher Muth muß, ohne Hülf' und Gnade,
Sein Kriegsgefangner ſeyn.

Die Garniſon, womit er's dann beſetzet,
Iſt wilde Eiferſucht:
Ein Ungethüm, das immer Dolche wetzet,
Und immer tobt und flucht.

Ei, ſchönen Dank für ſolche Einquartierung,
Wo es ſo bunt hergeht!
Wir loben uns die friedliche Regierung
Der Tonnen-Majeſtät.

Doch Tag und Nacht droht jener Weltbezwinger
Bei uns auch einzuziehn:
Drum rüſtet euch, ihr braven Bacchusjünger!
Fangt und entwaffnet ihn!

Friſch in den Kampf! Wir ſiegen in dem Streite,
Und feiern dann ein Feſt,
Bei dem ſich traun! von der gemachten Beute
Manch Stückchen brauchen läßt.

Der kecke Feind trägt eine Augenbinde
Von Seide, zart und fein.
Die nehmen wir, und richten ſie geſchwinde
Zu unſerm Tiſchtuch ein.

Das Münzhaus prägt aus Amers goldnem Köcher
Uns Waffenſold genug;
Doch biet' uns erſt das Pfeilgefäß, als Becher,
Noch manchen ſüßen Zug.

Cupido's Pfeil, der, gleich dem Sonnenſtrahle,
Die weite Welt durchglitt,
Sey nun drauf ſtolz, wenn er bei unſerm Mahle
Korkziehersamt vertritt.

Schwankt Wer von uns, wie Petrus auf den Wogen,
Weinſelig auf und ab,
Der ſtütze ſich auf des Beſiegten Bogen,
Als einen feſten Stab.

Die Flügelchen, die wir dem Vogel ſtutzen,
Damit er nicht entflieht,
Sind trefflich auch als Fächer zu benutzen,
Wenn uns der Wein durchglüht.

So waffenlos ſoll Amor, wann wir trinken,
Als Sclav am Tiſche ſtehn,
Und vor uns her mit ſeiner Fackel hinken,
Wann wir nach Hauſe gehn.

An eine in den Punſchnapf gefallene Fliege.

Nach dem Engliſchen des **Peter Pindar.**

Da ſchwimmſt du, armer Schelm, halbtodt
Auf warmer Fluth umher!
Ei, ſchmeckte dir dein Zuckerbrod
Auf feſtem Land nicht mehr?
Nein, Naſchluſt trieb das Närrchen jetzt,
Daß es den Punſch umflog,
Bis ſie, gleich einem Nix, zuletzt
Es raſch hinunter zog.

Ach, Tadeln iſt zwar kinderleicht;
Doch macht's der Menſch, wie du!
Wenn Wolluſt ihren Kelch ihm reicht,
Wie gierig greift er zu!
Und ſäh' er auf dem Boden klar
Der Uebel ganzes Heer;
Umſonſt! Verachtend die Gefahr,
Trinkt er den Becher leer.

Das rohe Füllen, Leidenſchaft,
Springt Berg und Thal entlang,
Und ſträubt mit aller Nervenkraft
Sich wider jeden Zwang.

Wann ſich hinauf die Klugheit ſchwingt,
Da ſchlägt es aus und bäumt,
Bis endlich ihm ſein Trotz gelingt,
Und ſie den Sattel räumt. —

Doch ſtill! Dir frommt nicht mehr Moral
Und Sittenrichterei:
Dein Lebensfädchen ſchnitt der Stahl
Der Parze längſt entzwei!
Allein was ſeh' ich? Auf mein Wort,
Du lebſt noch, Herr Patron!
Hier regt ein Füßchen ſich, und dort
Zuckt auch ſein Nachbar ſchon.

Die trunknen Aeuglein blinzeln auf;
Ein Pfötchen greift, noch matt
Vom Rudern, jetzt zum Kopf hinauf
Und reibt das Näschen glatt.
Du ſchießeſt einen Purzelbaum,
Schnurrſt kreiſend, wie ein Rad,
Und Ringelchen von Nektarſchaum
Bezeichnen deinen Pfad.

Die ſeidnen Schwingen ſchütteln ſich
Vom Band der Näſſe frei.
Jetzt ſtellſt du auf dein Köpfchen dich,
Und füßelſt raſch dabei.
Nun hebſt du, neuer Kräfte voll,
Dich fröhlich auf zum Flug.
Ade, du Wildfang, lebe wohl,
Und werde künftig klug!

Zieh dort an's Sonnenplätzchen hin
Zu deiner Brüder Schaar,
Und warne ſie mit treuem Sinn
Vor ähnlicher Gefahr!
Haſt du ein Liebchen, das um dich,
Du Sauſewind, ſich härmt,
So tröſt' es reuevoll und ſprich:
Nun hab' ich ausgeſchwärmt!

Doch halt auch Wort, und ſey von heut
Fein mäßig im Genuß!
Flieh vor der Nymphe Sinnlichkeit
Giftvollem Zauberkuß!
Sie lauſchet unter Roſen ſtill,
Lockt Wandrer zu ſich her,
Und zieht ſie, wie ein Krokodil,
In des Verderbens Meer.

Der ſterbende Schuldner.

Ein Armer lag in Fieberſchauern,
Und ſah am Bette ſchon den Senſenſchwinger lauern.
Auf einmal drängte polternd ſich
Zu ihm ein Gläubiger, mit wilder Truthahnsröthe
Im Angeſicht, und ſchrie wie eine Heertrompete:
„Bezahle mich, bezahle mich!“

Der Kranke ſeufzte matt: „O laß mich ruhig ſterben!“
„Nein!“ rief in Wuth der ungeſtüme Gaſt:
„Und ſollteſt du an Seel’ und Leib verderben,
Ich laſſe dich durchaus nicht ſterben,
Bis du mich ganz befriedigt haſt!“

Klagelied eines Kreuzträgers.

Beklagt mich armen Unglücksſohn!
Durch meines Lebens rauhe Steppen
Hab' ich ſeit zwanzig Jahren ſchon
Ein ſchweres Doppelkreuz zu ſchleppen.
Mich quälet eine böſe Frau,
Die jedes Ja mit Trotz verneinet,
Und ein Proceß, ſo alt und grau,
Daß er beinah' unſterblich ſcheinet.

Dieß Unholdspaar, das Tag für Tag
Mich ſtäupet, wie mit Dornenbeſen,
Iſt ein vollkommner Zwillingſchlag,
Und ähnelt ſich im Thun und Weſen.
Nach gleichem Takt, nach gleichem Strich,
Zerfoltern er und ſie mein Leben,
Als hätten ſie darüber ſich
Beredet und das Wort gegeben.

Einſt lächelten mir Beide ſo,
Als könnten ſie mich nimmer haſſen,
Da war ich denn ein Kopf von Stroh,
Mich blind mit ihnen einzulaſſen.

Mit Jener ging ich zum Altar,
Mit Dieſem trat ich vor den Richter.
Doch da ich nun gefangen war,
Umwölkten ſich die Huldgeſichter.

Sie fing bald an, durch Groll und Streit
Mir jeden Biſſen zu vergiften;
Er ſtürzte mich nach kurzer Zeit
In eine Fluth von Stachelſchriften.
Ich habe Recht! Ich habe Recht!
Schrei'n Beide raſtlos mir zu Ohren,
Und in dem ewigen Gefecht
Geht ſchier mein Lebensmuth verloren.

Sag' ich zu ihr: Mein Kind, komm her!
So flieht ſie, wie ein Reh vor Hunden;
Treib' ich ihn vorwärts, hopp! iſt er
Dem Ziel durch Seitenſprüng' entſchwunden.
So widerſtreben für und für
Die beiden alten Sauertöpfe.
Nur wunderſelten lachen mir
Die launiſchen Aprilgeſchöpfe.

Dieß Glück erkauf' ich dann und wann
Mit theuern, ſtattlichen Geſchenken.
Durch dieſes Zauberſtäbchen kann
Ich ſie auf Augenblicke lenken:
Doch kaum werd' ich im Opfern laß,
So hab' ich wieder Krieg, ſtatt Frieden.
Sie ſind das bodenloſe Faß
Der wohl bekannten Danaiden.

Wenn ſie noch länger ſo behend
Mein Hab' und Gütchen in ſich ſchlingen,
So brauch' ich einſt kein Teſtament
Nachdenkend zu Papier zu bringen.
Daß meine Plagegeiſter mich
Der kleinen Arbeit überheben,
Iſt wohl der klügſte Streich, den ich
Von ihnen hoffe zu erleben.

Ach, würd' ich armer Märtyrer
Doch dieſer Zankwelt bald entnommen!
So ſicher muß kein Sterblicher,
Als ich, ins Reich des Himmels kommen.
Denn in der Hölle kann kein Platz
Mir nochmals angewieſen werden:
Mir heizte ſie mein Eheſchatz
Und mein Proceß ſchon hier auf Erden.

Die Pfarrerwahl.

Ums Pfarramt eines Städtleins baten
Sechs oder ſieben Kandidaten.
Der weiſe Rath, ob einer klugen Wahl
Gar ſehr verlegen und beklommen,
Ließ eines Tages auf ein Mal
Die Supplikanten vor ſich kommen.
Beſcheiden ſtand die kleine, ſchwarze Schaar
Und blickte demuthsvoll zur Erde;
Der Bürgermeiſter, der ein braver Fleiſcher war,
Beſah ſie her und hin, wie eine Hammelherde.
Dann zog er, als er ſie ein Weilchen ſo umkreiſt,
Raſch einen dicken, alten Knaben,
Wie einen Schöps, hervor, und rief vergnügt: „Das heißt
Doch ein Magiſterchen! Er ſoll die Pfarre haben!
Er iſt ſo lieblich rund und feiſt!
Die andern magern Herrn verrathen wenig Gaben;
Ihm aber ſieht man's an, Er hat Verſtand und Geiſt!“

Die Liebeschronik.

Luiſe dünkt mich Nummer Eins.
Ja, ja! Ich küßte früher keins
Von meinen Liebchen all'.
Mein Herz war für das loſe Ding
Ein kurzes Spiel, und Laura fing
Den weggeworfnen Ball.

Stolz auf Gelahrtheit und Verſtand,
Trat Laura bald mich jungen Fant
Dem ſchönen Käthchen ab.
Schön Käthchen war ein kaltes Bild,
Dem ich, von Ueberdruß erfüllt,
Bald ſelbſt den Abſchied gab.

Jetzt kam Blandinchen an die Reih'.
Ihr Flatterherz blieb mir nicht treu,
Sonſt liebt' ich ſie wohl noch.
Auswerfend hin und her ihr Netz,
Brach ſie der Liebe Grundgeſetz,
Und ich zerbrach ihr Joch.

Marie und Aennchen traten dann
Gleichzeitig die Regierung an,
Und herrſchten im Verein.
Doch bald erhob ſich mancher Strauß;
Ich trieb nun die Regenten aus,
Und ſetzte Julchen ein.

Die neue Herzenskönigin
Sprach ſtracks mit pfauenſtolzem Sinn
Im höchſten Sultanston.
Sie herrſchte mehr als jene Zwei.
Empört durch ſolche Tyrannei,
Jagt' ich ſie auch vom Thron.

Drauf dient' ich Malchen kurze Zeit.
Sie achtete, voll Eitelkeit,
Den Spiegel mehr als mich.
Da dieſer Liebling alles galt,
War ich ſo höflich, daß ich bald
Vor ihm die Segel ſtrich.

Ich flog zu Lottchen, und kam hier,
O Jammer! in das Hauptquartier
Des Dämons Eiferſucht.
Von ihm ward ich bei Tag und Nacht
Mit hundert Augen ſcharf bewacht,
Und nahm zuletzt die Flucht.

Als Minchens Gunſt ich dann genoß,
Gab's um ihr altes Steckenroß,
Empfindelei, oft Zank.
Ich ſchlich mich ſtill auf ewig fort,
Als ſie, bei einer Weide Mord,
Einſt nett in Ohnmacht ſank.

Mathilde, Claudchen, Urſula.
Emilie, Conſtantia
Und Röschen folgten dann.
Drauf Hedwig und Eliſabeth,
Und zwanzig noch von A bis Z,
Die ich nicht nennen kann.

Auf Roſen und auf Dornen ſchlief
Ich wechſelnd, wie mein Hausarchiv
Voll Liebesbriefchen zeigt.
Bald flöten ſie mich zärtlich an,
Bald ſtürmen ſie, gleich dem Orkan,
Der Eich' und Ceder beugt.

Uns bleibt — was man auch forſcht und ſinnt —
Des Weibes Herz ein Labyrinth
Voll tiefer Dunkelheit.
Es machte kaum ein Foliant
Blos die Verirrungen bekannt
Von meiner Wenigkeit.

Dieß Werk hätt' ich an's Licht geſtellt;
Doch mit der falſchen Mädchenwelt
Verſöhnt mich Agnes nun.
Ich will mich ganz der Holden weihn
Und, müde jener Streiferei'n,
Im Arm der Treue ruh'n.

Die ſchöne Frucht.

Frau Barbara, der nichts, als Flügel, Schweif und Krallen
Zum Drachen mangelte, that ihrem Ehemann,
Der ſonſt bei ihr gar wenig Seide ſpann,
Am Ende noch den lieblichſten Gefallen:
Sie nahm bei Nacht zum Garten ihren Lauf,
Und knüpft' an einem Baum ſich auf.

Ihr Hiob fand ſie hier am nächſten Tage,
Und vor Entſetzen ſtieg ſein Haar.
Sein Nachbar, der auch am Altar
An eine gleiche Höllenplage
Gefeſſelt und geſchmiedet war,
Rief über'n Zaun: „Wie hold die Götter dich bedenken,
Welch' ſchöne Frucht dein Baum gewann!
Willſt du mir nicht davon ein Pfropfreis ſchenken,
Damit ich auch dereinſt ſo ernten kann?“

Der Faroſpieler.

Nun kann bei mir kein Dieb ein Hellerchen erbeuten,
Hin iſt mein Hab' und Gut bis auf den letzten Reſt!
Was ich ein Dummkopf war! Ich ſuchte Glück bei Leuten,
Auf welche nimmer ſich ein kluger Mann verläßt.

Ob es ſehr räthlich iſt, auf Fürſtenhuld zu bauen,
Das hab' ich nicht erprobt, und ſey dahin geſtellt:
Doch Kartenkönigen iſt leider nicht zu trauen;
Ich ſelbſt ward, wie ein Fuchs, von ihnen einſt geprellt.

Die Damen ſollten nun mich mit dem Glück verſöhnen,
Drei Stunden ſchien ich auch ihr Lieblingsmann zu ſeyn;
Dann aber fand ich ſchon, daß die gemalten Schönen
So wankelmüthig ſind, als die von Fleiſch und Bein.

Der Buben Spiel bekam mir vollends herzlich übel;
Ein ſchweres Geld verlor mir dieſes Schelmgezücht.
Warum vergaß ich doch den goldnen Spruch der Bibel:
Wenn böſer Buben Schwarm dich locket, folge nicht!

Das Rohr der Volksgunſt ſchwankt nach der und jener Seite;
So blieb mir denn auch nicht der Kartenpöbel treu.
Er plünderte mich ganz. — Pfui über ſolche Leute!
Wer klug iſt, mache ſich von ihren Stricken frei!

Der Wunderpaſch.

Legende.

Der Mutter Urſel Lebensſchiff
War flott ſeit achtzig Jahren.
Nun morſch und leck, ſtand's im Begriff,
Den Styx hinab zu fahren.

Zu deutſch: Sie lag und krankte ſchwer,
Und rief aus ihrem Bette:
„Holt mir den Pater Niklas her,
Daß er mein Seelchen rette!“

Er, der dem Höllenungethüm
Gern einen Braten raubte,
Er kam ſo eilig, als es ihm
Sein dicker Bauch erlaubte.

Still horcht' er mit geſenktem Ohr
Auf Mutter Urſels Sünden,
Und hob ſchon ſeine Hand empor,
Sie troſtreich zu entbinden.

Da gähnt die Thür; da rauſcht ein Rock
Von Goldſtoff durch die Lücke.
Es kommt ein Herr, mit Degen, Stock
Und einer Staatsperücke.

Der Prieſter ſah ſich voll Verdruß
Geſtört in ſeinem Segen;
Doch ging er ſtracks mit ſanftem Gruß
Dem goldnen Herrn entgegen.

Der Großhans ſchritt an's Bett heran,
Wo matt ein Lämpchen brannte.
Hu! wie erſchrack der fromme Mann,
Als er den Gaſt nun kannte!

Er ſah durch ſein Perückenhaar
Zwei Hörnerchen ſich drängen,
Und ſchlotternde Pantoffeln gar
An Ziegenfüßen hängen.

Ein Kuhſchwanz, guckend durch das Kleid,
Hob ſeinen letzten Zweifel.
Kurzum, der Fremde — Chriſtenleut',
Bekreuzt euch! — war der Teufel.

Das Pfäfflein ſank in Ohnmacht ſchier,
Und ſtammelte mit Beben:
„An Gottes Statt gebiet' ich dir,
Von hinnen dich zu heben!“

„Geduld, mein Herr!“ ſprach Satanas,
„Ich werde mich empfehlen;
Nur gönnt mir erſt den kleinen Spaß,
Dieß Hexchen abzukehlen.“ —

„Mit nichten!“ ſchrie der Gottesknecht,
Und deckte mit dem Leibe
Frau Urſeln, wie ein Schild: „Welch Recht
Haſt du an dieſem Weibe?

Frau Urſel war ihr Leben lang
Die ehrlichſte Matrone,
Und rechnet nun auf den Empfang
Der ſchönſten Himmelskrone.“ —

„Es thut mir leid, daß ſie ſich irrt!“
Rief Lucifer mit Lachen:
„Durch ihre Rechnung ohne Wirth
Iſt wohl ein Strich zu machen.

Ihr Herr'n verſchenkt raſch in den Tag
An ehrliche Matronen
Von einem ganz beſondern Schlag
Des Himmels ſchöne Kronen.

Zwar trieb die Frau ihr Weſen hier
Nach eurem Wohlbehagen:
Doch wird ſie von der Himmelsthür
Sankt Peter ſchimpflich jagen.

Denn ſah man ſie nicht immerfort
Auf allen Gaſſen laufen,
Und zarte Mädchen hier und dort
An Lüſtlinge verkaufen?

Ihr Haus war wie ein Taubenhaus:
Bei Nacht und Tage flogen
Die Nymphenjäger ein und aus,
Und Jeder ward betrogen.

Dieß ſaubre Kneipchen war zugleich
Die tollſte Spielerbude,
Auch wucherte das Weib ſich reich,
Und prellte, wie ein Jude.

Puh! Rieſenarbeit wär' es traun!
Ihr Löbchen ganz zu preiſen.
Drum brich nicht Widerſpruch vom Zaun,
Und laß ſie mit mir reiſen!" —

Herr Niklas warf ſich nochmals auf
Zu ihrem Advokaten,
Und ſprach: „Es ſey ihr Lebenslauf
Nicht arm an guten Thaten.

Wär' auch voll Sünden, gleich dem Sand
Am Meergeſtad, ihr Leben,
So habe ſie in Gottes Hand
Doch nun den Geiſt gegeben."

Drauf Satan: „Herrliche Moral!
Wer alſo Hauptverbrechen
Verübte ſonder Maß und Zahl,
Darf nur ein Amen ſprechen?

Dann muß durchaus, nach deinem Satz,
Der Rächer ihn verſchonen,
Und ihm wird dort ein Ehrenplatz,
Wo Biederſeelen wohnen?

Ha! könnte jeder Böſewicht
So ſtraflos Unfug treiben,
Dann lohnt' es ja die Mühe nicht,
Ein braver Kerl zu bleiben!

Sieh, Mönch, du machſt dich zum Geſpött,
Um dieſen Balg zu ſchützen!
Nein, ſo ein Hamſter muß ſein Fett
In meiner Burg verſchwitzen.

Doch lüſtet mich nicht eben ſehr
Nach dieſer Vogelſcheuche.
Ich habe deren ſchon ein Heer
In meinem Flammenreiche.

Drum laß uns denn, ſtatt Fehd' und Groll,
Den Zwiſt, wer von uns Beiden
Die Braut nach Hauſe führen ſoll,
Durch Würfel jetzt entſcheiden.

Verſtandſt du mich, Freund Quabbelbauch?
Wirſt du mir Beifall ſchenken?
Du ſiehſt doch nun, daß Teufel auch
Bisweilen billig denken!" —

Das Pfäfflein ſeufzte: „Um mit dir
Nicht endlos mich zu quälen,
Nehm' ich den Vorſchlag an; doch hier
Wird's uns an Würfeln fehlen." —

„Bei Urſeln?" — fragte Ziegenfuß,
„In dieſem Pfuhl der Sünden?
O nein, hier will ich Ueberfluß
An ſolcher Waare finden." —

Er ſtelzte nun vom Bett ſofort
Zum nächſten Tiſch hinüber,
Und zog mit einem Griffe dort
Drei Würfel aus dem Schieber.

„Komm, liebes Kleeblatt!" rief er aus:
„Das heißt doch ſchnell gefunden!
Mich aber zählt auch dieſes Haus
Schon längſt zu ſeinen Kunden.

Hier hab' ich in verſchiedner Tracht
Die Gäſtchen überraſchet,
Und manche liebe, lange Nacht
Mit ihnen ſelbſt verpaſchet.

Doch plaudern wir die Zeit nicht hin:
Zum Würfelſpiel, Herr Pater!
Mir ziemt die Vorhand, denn ich bin
Des klugen Einfalls Vater.“ —

Und in demſelben Augenblick
Sah Niklas aus den Krallen
Des Unholds — welch ein Mißgeſchick! —
Auch ſchon drei Sechſen fallen.

Da jubelte der böſe Feind:
„Ha, ſchöner Paſch, willkommen!
Nun bleibt mir wohl, mein dicker Freund,
Frau Urſel ungenommen.

Willſt du vergebens dich bemüh'n,
Dein Würfchen auszukramen?“ —
„Ja!“ ſprach der And're feſt und kühn:
„Ich werf' in Gottes Namen!“ —

Hohnlachend ſchnurrte Lucifer:
„Wohlan denn, nach Belieben!“
Drauf warf getroſt der dicke Herr,
Und warf — Triumph! — drei Sieben.

Wie weiland Loth's Gemahlin, ſtand
Der Teufel ſtarr vor Schrecken,
Und ſeiner rauhen Bärenhand
Entſanken Hut und Stecken.

Stumm blickt' er auf den Wunderpaſch,
Schob ſeine Lockenhaube
Von Ohr zu Ohr, und machte raſch
Alsdann ſich aus dem Staube.

Kaum flog durch Stadt und Land die Mähr',
Da drängten und da drückten
So viele ſich um Niklas her,
Daß zwanzig Leut' erſtickten.

Ihn trillte jede Kupplerin,
Die Hand auf ſie zu legen,
Und Spieler, lechzend nach Gewinn,
Erflehten ſeinen Segen.

Nach ſeiner Fahrt ins Todtenreich
Ward er kanoniſiret,
Und auch mit ſeinem Namen gleich
Ein Kloſterbau gezieret.

Dort ſieht man noch den Satanas
Nebſt ihm in Stein gehauen,
Und Erſtern durch ein Augenglas
Den Wunderpaſch beſchauen.

Der Landprediger.

An Herrn Pfarrer J.

Ein Luſtſpiel für das loſe Satyrvolk
Der Städter iſt es oft zur Jahrmarktszeit,
Wenn durch das Thor ein alter Wagen knarrt,
Aus dem, mit lockenreichem Wolkenſtutz
Und einem Schifferhut von ſchwarzem Sammt,
Ein Geiſtlicher vom Lande ſchüchtern blickt.
Sein urgroßväterliches Räderhaus,
Das mit gar löblicher Beſcheidenheit
Und Demuth langſam hin am Boden ſchneckt —
Das Bündel Heu auf dem Bedientenplatz —
Der fromme Zug von Rapp' und Schimmel, die
Kein Haberkitzel ſticht — der Großknecht Hans,
Der ſie mit lautem Hott und Schwude lenkt —
Sogar die ehrſame Frau Paſtorin,
Die neben ihrem theuern Eheherrn,
Von Körben und von Schachteln rund umſchanzt,
In unſchuldsvoller Taubeneinfalt ſitzt: —
Dieß alles wird bekrittelt und belacht,
Und hell und laut ruft oft ein Naſeweiß:
Seht, Gottes Wort vom Lande zieht hier ein! —

Allein dieß Paar, das ſo mit Schneckenpoſt
Daher kutſchirt, kennt leicht mehr wahres Glück,
Als ſtädt'ſcher Uebermuth, der, wie ein Sturm,
Die Gaſſen auf und nieder donnernd fährt.

Wohl Jedem, der auf ſtiller Landflur, fern
Vom Weichbild hochgethürmter Städte, wohnt!
Hier ſchleicht, mit der Verläumdung Hand in Hand,
Die Falſchheit in Chamäleons Geſtalt;
Auf ſeidnen Polſtern hungert Bettelſtolz,
Verächtlich ſchielend auf Gewerb' und Kunſt;
Und Egoismus lauſcht mit Falkenblick
Auf Andrer Fall in Gruben, die er grub. —

Von ſolchem Plack erfährt ein Pfarrherr nichts
In ſeinem ländlichen Elyſium.
Er iſt, als erſter Mann in ſeinem Dorf,
Geehrter, als manch Gräfchen in der Stadt.
Mit altem deutſchen Biederſinne drückt
Der Bauer ihm aus Dankbarkeit die Hand;
Denn er iſt Schiedsmann, wo Asmodi hetzt,
Iſt das Orakel, wo man Rath bedarf;
Kurz, er hilft aus in Leib- und Seelennoth. —

Daß um ſein Kirchſpiel ſich der Ehrenmann
So hoch verdient macht, ſpürt Jahr aus, Jahr ein
In Küch' und Keller die Frau Pfarrerin.
Sie hat oft alle Hände voll zu thun,
Um wohlgemeinte Spenden zu empfahn.
Auch iſt ſie, ohne theuern Modeputz,
Ein Stern, nach dem ſich Aller Augen drehn.
Die ſchöne Welt des Dörfchens zollt ihr mehr
Bewunderung, als manche Dame ſich
Mit ihres Herrn Gemahls Bankrott erkauft.

Die Gaben des Herrn.

Fauſtin, ein müßiger Schlaraffe,
Saß Tag für Tag bei Wein und Spiel.
Sein Weib war jung und ſchön, jedoch ein kleiner Affe,
Dem jeder Modetand gefiel.
Es ſchien ein Wettſtreit unter Beiden,
Den letzten Heller zu vergeuden.

So ward ihr Haus ein Tummelplatz
Für Trödelfrau'n und Schacherjuden.
Des Weibleins ganzer Kleiderſchatz
Hing bald zum Kauf in offnen Buden.
Doch auch der Mauſchel leichtes Geld
Beförderten die Flattergeiſter
Raſch wieder in die weite Welt.
Nun hatte ſich der böſe Küchenmeiſter,
Herr Schmalhans, endlich ganz bei ihnen eingeſtellt,
Und gab, ſtatt Braten, Wein und Kuchen,
Ein Waſſerſüppchen zu verſuchen.

„Pfui! ſprach Fauſtin: das iſt ein Hundeſchmaus!
Der Henker halte dabei aus!
Mich drängt und treibt nach fernen Ländern
Mein Schickſal, das mit mir in dieſer Gegend grollt.
Dort wird es ſeine Launen ändern,
Und bald komm ich zurück mit einem Sack voll Geld.
Indeß, Mimi, leb' wohl, und bleib' mir treu und hold!“

Nach thränenreichem Kußgeſchnäbel,
Schied Herr Fauſtin bei Nacht und Nebel.
Verzweiflung überfiel die zärtliche Mimi.
Sie lief in wilder Angſt, als wär' mit blankem Säbel
Ein Mörder hinter ihr, das Haus entlang und ſchrie.
Ja, zum Entſetzen drohte ſie,
In's tiefſte Waſſer ſich zu ſtürzen.
Ein feiner, junger Nachbar trat
Zwar ſanft ihr in den Weg und bat,
Ihr theures Leben nicht ſo grauſam zu verkürzen;
Allein ſie hörte kaum auf ſeinen guten Rath,
Sie ſchrie wie toll: „Ach, daß es Gott erbarme!"
Und ſtürzte ſich — dem Nachbar in die Arme.

Er war auf dieſen Sprung gefaßt,
Und fing ſie auf mit raſchem Liebesfeuer.
Sein Reichthum ſchuf ihr Haus, das einer öden Scheuer
Nicht ungleich ſah, bald zum Palaſt,
Und er war drin Mimichens liebſter Gaſt.

Allein bevor zwei Jahr' entflogen,
Kam ihr beinah' vergeſſ'ner Eh'genoß,
Von allen Hoffnungen betrogen,
Urplötzlich wieder angezogen.
Sein Haus ſchien ihm ein Zauberſchloß,
Als er von weitem ſah, daß von den Fenſterbogen
In leuchtend purpurfarbnen Wogen
Ein ſeidner Vorhang niederfloß.
Er eilte hin, von Neugier fortgeriſſen,
Und fand zum Glück Mimi allein.
Sie ward vor Schrecken faſt zum Stein;
Doch ſchweigte ſie im Nu das ſcheltende Gewiſſen.

Zog um ihr Angeſicht der Tugend Heil'genſchein,
Und klammerte mit tauſend Küſſen
Den Herrn Gemahl in ihren Armen ein.

Sein Auge ließ jedoch ſich ſo nicht lange zügeln.
Er wand ſich los, und ſah in rieſenhaften Spiegeln
Sein Bettlersbild vom Kopfe bis zum Fuß;
Und ringsum drohten ihm viel Götterchen mit Flügeln
Auf der gemalten Wand mit einem Bogenſchuß.

„Iſt's möglich?“ rief er aus: „Iſt dieß noch unſer Häuschen,
Das ich ſo leer verließ? Ha, welche Fürſtenpracht!
O ſage mir, mein liebes Mäuschen,
Woher denn alles das, was hier ſo glänzt und lacht?“ —

Mimichens Herz fing ſtärker an zu beben.
Sie ſtammelte: „Der Herr hat es gegeben.“ —

„Der Herr? der Herr? — Bei meinem Eid,
Die Antwort macht mich nicht geſcheidt!
Sprich deutlicher! Wer hat durch dieſe Gnadenproben
Uns arme Leute ſo erfreut?
Wie heißen Ihro Herrlichkeit?“ —

„Du, Herzensmännchen, fragſt ja heut,
Als hätte dein Gehirn ein wenig ſich verſchoben.
Vergaßeſt du in deiner Pilgerzeit
Den guten Herrn der Welt dort oben?“ —

„Der? — Alſo der hat unſre Wenigkeit
So aus dem Staub emporgehoben?
Nun, dafür will ich ſtets ihn loben! —
Gab denn auch ſeine milde Hand
Die ſchöne Spieluhr an der Wand,

Das Porcellan, den Silberkeſſel,
Und dieſe Mahagonyſeſſel?“ —

„Ei wohl, ei wohl, mein lieber Mann,
Gab es der Mächtige, der alles geben kann.“ —

„Dank ihm! Er ſchenkte zur Genüge.
Nun aber, Weibchen, ſag' mir an:
Wer ſchaffte dir das Kindlein in die Wiege?“ —

„Auch dieſes Würmchen, guter Mann,
Stammt her von dem, der Wunder wirken kann.“ —

„Hum!“ rief Fauſtin mit bitter'm Lachen:
„Schien denn ein Magazin von ſo viel feinen Sachen
Dem lieben Geber nicht genug,
Um meine Dankbarkeit in helle Gluth zu fachen,
Daß er ſogar auch Sorge trug,
Noch obendrein zum Vater mich zu machen? —
Ei, ei! zu ſtark bemüht' er ſich für mich!
So ſchwer, daß es mich drückt, bin ich ihm nun verſchuldet.
Ich wünſchte wenigſtens, er hätte huldreich ſich
Mit ſeinem Kindgeſchenk neun Monden noch geduldet.“

Die beiden Fliegen.

Die Stechfliege.

Was ſchwärmſt du denn immer?
Unhöflicher Gaſt!
Du fällſt hier im Zimmer
Entſetzlich zur Laſt!
Viel Unluſt erleiden
Die Menſchen durch dich.
So ſey doch beſcheiden
Und ſittſam, wie ich!

Die Brummfliege.

O bleib mir zu Hauſe
Mit deiner Moral!
Was macht mein Geſauſe
Dem Menſchen für Qual?
Ihm wär' es erfreulich,
Wenn du mir nur glichſt!
Du lebeſt ſo heilig,
So ehrbar und — ſtichſt!

Die Beförderung.

Hans nährte ſich vom Schiebekarren,
Und ließ ſein Rädchen fleißig ſchnarren.
Die ſteilſten Hügel ab und auf
Fuhr er damit in vollem Lauf.
Kurz, er verſtand vortrefflich ſeine Sache;
Er war ein großer Mann in ſeinem kleinen Fache.

Einſt ſprach zu ihm des Dorfes Edelmann:
„Dich ſoll ein beſſ'res Aemtchen zieren!
Wer ſo geſchickt den Karren lenken kann,
Der weiß wohl auch ein Roßgeſpann
Mit ſichern Händen zu regieren:
Drum laß den Schiebebock von ſchlechtern Leuten führen,
Und tritt bei mir als Kutſcher an!“ —

Ach, leider hatten Ihro Gnaden
Dießmal ſehr übel ſich bewahrt!
Hans war ſo plump, gleich bei der Probefahrt,
Im tiefſten Koth den Junker abzuladen.
Doch fiel er weich und ohne Schaden,
Und ſeufzte blos: „Das war nicht fein!
Ich irrte mich in dir, mein Lieber,
Und ſehe nun die Wahrheit ein:
Man kann ein guter Karrenſchieber
Und doch ein ſchlechter Kutſcher ſeyn!“

Der Ziegenbock.

Legende.

Der heilige Patriz vertrieb ſich oft die Zeit
Durch Spiel und Scherz mit einem Ziegenbocke.
Matz war auch wunderſam geſcheidt,
Und meckerte, wie eine Silberglocke.
An ſeinen Sprüngen fand der alte, gute Mann
Ein immer neues Wohlbehagen:
Doch ließ er auch den Schäker dann und wann
Zur Küche Holz und Waſſer tragen.

Einſt kam das Böcklein nicht nach Haus.
Ein Räuber metzelt' und zerſtückte
Das arme Thier für ſich zum Schmaus.
Der hochbeſtürzte Biſchof ſchickte
Die Schwärme ſeiner Diener aus;
Allein ſie kehrten heim mit traurigem Verkünden,
Daß es nicht möglich ſey, den Räuber auszufinden.

Ein Donnerſchlag für unſers Prieſters Ohr!
Er ſtand vor Schrecken ſtarr, gleich einem Meilenſteine,
Und trug am Sonntag der Gemeine
Das Schelmſtück von der Kanzel vor.
Der Schnapphahn ſaß dabei, und ſuchte ſich zu faſſen,
Doch ihn verrieth Erröthen und Erblaſſen.

Schon längſt verdächtig war der Mann;
Drum ſah der Biſchof ihm mit Grimme
Scharf in's Geſicht, und rief mit lauter Stimme
„Matz! Matz! wo biſt du? Sag' es an!“ —

O Wunder! Kaum begann er ſo zu fragen,
Da meckerte das Böcklein aus dem Magen
Des Diebes hell und klar herauf.
Der Bube floh im vollen Lauf;
Man hielt ihn aber feſt am Kragen,
Und es gelang ihm nicht, ſich durch das Volk zu ſchlagen.
Er ward dem Biſchof vorgeführt,
Und beichtete, dem Schein nach tief gerührt:
Er habe leider! höchſt vermeſſen
Den werthen Bock geſchlachtet und gegeſſen.

„Schuft!“ rief Patriz, vom Zorn entbrannt:
„Wo iſt die Haut? Haſt du ſie auch gefreſſen?“ —

„O nein, ſie liegt verſcharrt in meines Kellers Sand!“
Erwiederte der Arreſtant;
Und ſchnell, auf einen Wink des Oberprieſters, machten
Sich Leute fort, die bald das ſcheckige Gewand
Des Todten glücklich überbrachten.

Der Biſchof gab das Fell in ſeiner Diener Hand,
Ließ es fein ſäuberlich entfalten,
Und, wie im Leben ausgeſpannt,
Dicht an den Mund des Räubers halten.
Dann hob er ſeinen krummen Stab,
Und ſprach das Machtwort aus: „Komm, Matz, verlaß dein
Grab!“ —

Urplötzlich ſah man jetzt des diebiſchen Geſellen
Verſchrumpften Häringsleib, wie eine Pauke, ſchwellen,
Und drin entſtand ein gräßlicher Rumor.
Der Mund zerriß von Ohr zu Ohr,
Und raſch, zum höchſten Volksvergnügen,
Kam durch dieß angelweite Thor
Der Bock in ſeine Haut geſtiegen,
Sprang munter und geſund an ſeinem Herrn empor,
Und Meiſter Dieb lag in den letzten Zügen.

Nun wandte ſich, mit heiterm Sinn,
Der Biſchof zu dem Volke hin,
Und ſprach: „Dieß Beiſpiel mag euch lehren,
Das Eigenthum der Geiſtlichkeit zu ehren!“ —

Edwards Abenteuer.

Denkt euch ein ſtilles Wieſenthal,
Wo Sommerlüftchen ſcherzen!
Da ſchlich ich einſt mit ſüßer Qual
Von Liebesdrang im Herzen.

Ich hörte ſeitwärts klinglingling!
Ein Glöckchenſpiel von Schafen,
Und ſah, als ich hinüber ging,
Dabei ein Mädchen ſchlafen.

O, welcher angenehme Fund!
Ein Kind von ſechszehn Jahren,
Mit rothen Wänglein, rothem Mund,
Und braunen Ringelhaaren!

Der Schatten reger Bäume ſchien
Ihm Kuß auf Kuß zu rauben,
Und ich war endlich auch ſo kühn,
Mir einen zu erlauben.

Hui! ſprangen ein Paar Aeuglein auf,
Die Himmelsſternen glichen;
Hui! aber war im raſchen Lauf
Der Engel mir entwichen.

„Bleib, Liebchen, rief ich, bleib! Ich bin
Ja weder Bär noch Leue,
Und ſchwöre, ſüße Schäferin,
Dir ewig Lieb' und Treue!“

Die Kleine ſtand, und nickte mir
Mit holden Zauberblicken.
Schnell, wie ein Hirſch, war ich bei ihr,
Um ſie an's Herz zu drücken.

Doch als ich ihren ſchlanken Leib
Jetzt zu umarmen dachte,
Hielt ich — mein altes, graues Weib
Das wie ein Kobold lachte. —

Boshafter konnte doch wohl kaum
Der Gott des Schlafes necken,
Als mich von dieſem ſchönen Traum
So häßlich zu erwecken!

Der Wegſtreit.

Stolz ſaß ein Herr, von deſſen Witz
Die Leute nicht viel Gutes ſagen,
Auf ſeiner Sänfte Polſterſitz,
Und ließ ſich von Heiducken tragen.
Sie ſchrie'n gebietriſch: Vorgeſehn!
Und dennoch blieb, wie eine Mauer,
Vor ihnen Kopf an Kopf ein Bauer,
Beladen mit zwei Schöpſen, ſtehn.
„Blitz!“ rief er aus: „Ich ſollte meinen,
Ihr großen Hänſe wichet mir!
Denn ich bin mehr bepackt, als ihr:
Ich trage Zwei und ihr nur Einen.“

Der Kirchenbau in Aachen.

Legende.

In Aachen ward vor grauer Zeit
Ein Kirchenbau voll Eifer angefangen.
Der Hammer und die Axt erklangen
Sechs Monden lang mit ſeltner Thätigkeit.
Doch leider war der frommen Chriſtenheit,
Die dieſes Werk betrieb, das Geld nun ausgegangen.
Es ſtockte ſchnell der Baugewerken Lohn:
So ſchnell auch ihre Luſt, zu hämmern und zu bauen.
Die Menſchen hatten nicht ſo viel Religion,
Ein Gotteshaus auf Conto zu erbauen.

Nur halb vollendet ſtand es da,
Und glich ſchon ſinkenden Ruinen.
In ſeinen Mauerritzen ſah
Man Steinmoos, Gras und Eppich grünen.
Schon ſuchten hier die Käuzlein einen Platz,
Wo ſie gemächlich hauſen wollten,
Und Buhlerei trieb da der freche Spatz,
Wo Prieſter längſt die Keuſchheit lehren ſollten.

Die Bauherrn ſannen kreuz und quer,
Und lieſen hin und lieſen her.
Umſonſt! Es wollte ſich kein reicher Mann entſchließen,
Ein rundes Sümmchen vorzuſchießen.

Bei Sammlungen von Haus zu Haus
Fiel auch die Ernte dürftig aus:
Statt der gehofften goldnen Füchſe,
Fand man nur Kupfer in der Büchſe.

Nach drob empfangenem Bericht,
Verzog der Magiſtrat mißmüthig ſein Geſicht,
Und blickte nach der Tempelmauer
Mit tief bekümmertem Gemüth,
Gleich einem Vater, der voll Trauer
Sein Lieblingskind verderben ſieht.

In dieſer ängſtlichen Minute
Erſchien ein fremder, feiner Mann,
Der etwas ſtolz in Ton und Blick begann:
„Bonsdies! Man ſagt, euch ſey nicht wohl zu Muthe.
Hum! wenn's an Geld nur fehlt, ſo tröſtet euch, ihr Herrn
Mir zollen Gold- und Silberminen;
Ich kann und will daher euch gern
Mit einer Tonne Goldes dienen!“ —

Wie eine Säulenreihe ſaß
Der ſtaunende Senat und maß
Mit großen Augen ſtill den Fremden auf und nieder.
Der Bürgermeiſter fand zuerſt die Sprache wieder:
„Wer ſeyd ihr, edler Herr, der, uns ganz unbekannt,
Von Tonnen Goldes ſpricht, als wären's kahle Bohnen?
Nennt euern Namen, euern Stand!
Wie? Oder ſeyd ihr gar aus höhern Regionen
Zu unſrer Rettung her geſandt?“ —

„Ich habe nicht die Ehre, dort zu wohnen.
Mit Fragen: wer und was ich ſey,
Bitt' ich mich überhaupt grosgünſtig zu verſchonen.

Genug, ich habe Geld, wie Heu!“ —
So prahlend, zog der Fremdling eine Katze
Voll Gold hervor, und ſprach dann fort:
„Dieß Beutelchen erfüllt zum zehnten Theil mein Wort.
Den Reſt ſchaff' ich ſogleich zu Platze,
Und all der Bettel iſt und bleibt
Euch rein geſchenkt, wenn ihr das Seelchen mir verſchreibt,
Das einſt zuerſt durchs Thor des neuen Tempels ſchreitet,
Wenn man zu deſſen Weihfeſt läutet.“ —

Als wie durch Erderſchütterung
Empor geſchleudert von den Stühlen,
So fuhren jetzt mit einem raſchen Sprung
Die Senatoren auf, und rannten, ſtürzten, fielen
In's fernſte Winkelchen auf einen Klumpen hin,
Und drängten ſo beſtürzt darin,
Wie ſcheue Lämmer, ſich zuſammen,
Wann um ſie her des Himmels Blitze flammen.
Nur Einer, der noch nicht ſich ſelbſt ſo ganz verlor,
Verſammelte den Reſt von ſeinen Sinnen,
Zog aus dem Menſchenknäul den Kopf mit Müh' hervor,
Und ächzte: „Hebe dich, du böſer Geiſt, von hinnen!“ —

Der aber ſich nicht hob, war Meiſter Urian.
Er ſpottete: „Was ihr euch doch geberdet!
Bot ich euch ſo was Schlimmes an,
Daß ihr darob zu ſchwachen Kindern werdet?
Ich büße blos bei'm Handel ein, nicht ihr!
Mit Hunderttauſenden brauch' ich nicht weit zu laufen,
Um Schocke Seelchen zu erkaufen;
Von euch verlang' ich nur ein einziges dafür!
Was macht ihr nun ſo lange Federleſens?
Man ſieht's euch an, daß ihr nur Herrſcherlinge ſeyd!

Zum Beſten des gemeinen Weſens,
(Das oft auch blos den ſchönen Namen leiht)
Wär' mancher Fürſt wohl ſtracks bereit,
Ein ganzes Heer zur Schlachtbank hin zu führen;
Und ihr, ihr wollt deßhalb nicht Einen Mann verlieren?
Pfui, ſchämet euch, hochweiſe Herrn,
So abgeſchmackt, ſo bürgerlich zu denken!
Und glaubet ihr etwa den Kern
Von euerm Völklein zu verſchenken,
Wenn ihr mir ein Perſönchen gönnt,
Das auf den erſten Ruf der Glock' ins Bethaus rennt?
O nein, da fehlt ihr ſtark; denn wahrlich in der Regel
Sind Gleißner immerfort die frühſten Kirchenvögel." —

Indem der Liſtige ſo ſprach,
Ermannten ſich die Rathsherrn nach und nach,
Und raunten ſich in's Ohr: „Was hilft uns unſer Sträuben?
Der grimme Löwe fletſcht nun einmal ſeinen Zahn.
Fürwahr, wenn wir nicht unterſchreiben,
So packt er wohl uns ſelber an:
Drum ſtopfe lieber ihm das Maul ein Unterthan!" —
Kaum war hierauf der Blutvertrag vollzogen,
Da kam durch Wand und Fenſter in den Saal
Ein Schwarm von Beuteln ſchnell geflogen:
Und Urian, der ſich dießmal
Geſitteter als ſonſt, ganz ohne Stank, empfahl,
Rief an der Thür: „Zählt nach! Ich hab' euch nicht betrogen." —

Das Gold der Hölle ward getreulich angewandt,
Das Haus des Himmels zu erbauen.
Als es jedoch in voller Schönheit ſtand,
Befiel die ganze Stadt bei'm Anblick Furcht und Grauen.

Denn es gelobten zwar, da Urian verſchwand,
Die Rathsherrn ſich mit Mund und Hand,
Den Vorfall Niemand zu vertrauen:
Doch Einer plauderte zu Haus;
Sein Weibchen machte bald ein Marktgeſpräch daraus,
Und nun erſcholl der Schwur von allen Seiten,
Den Tempel nimmer zu beſchreiten.

Der bange Rath beſprach ſich mit der Kleriſei,
Und ſie ließ auch die Glatzenköpfe hangen.
Auf einmal rief ein Mönch: „Mir fällt ein Ausweg bei!
Heut ward der Wolf lebendig eingefangen,
Der nah am Weichbild unſrer Stadt
Bisher herum gewüthet hat.
Hetzt dieſen Mörder unſrer Schafe,
Zu ſeiner wohlverdienten Strafe,
Dem Teufel in den Flammenſchlund!
Zwar wird dem argen Höllenbund
Dieß Frühſtück eben nicht belieben,
Doch iſt es Schuldigkeit, daß er es willig nimmt.
Ihr habt ein Seelchen ihm verſchrieben;
Allein von wem, iſt nicht beſtimmt.“

Das Pfaffenplänchen fand Behagen,
Und der Senat beſchloß, den kühnen Streich zu wagen.
Da nun das Feſt der Tempelweih' erſchien,
Gebot er, ſtracks den Wolf ans Hauptthor hinzutragen,
Und als die Glocken jetzt begannen anzuſchlagen,
Des Käfichs Fallthür aufzuziehn.
Das Raubthier fuhr mit Wetterſchnelle
In's öde Kirchenſchiff hinein,
Und grimmig ſah auf ſeiner Lauerſtelle

Herr Urian ſich dieſes Opfer weihn;
Doch rauſchend, wie ein Sturm, warf er ſich hintendrein,
Und ſchlug voll Wuth, weil man ihn hintergangen,
Das Thor von Erz ſo zu, daß ſeine Flügel ſprangen.

Bis heute läßt man dieſen Spalt
Von allen Reiſenden begaffen,
Und triumphirt, daß eines Pfaffen
Verſchmitztheit mehr als Teufelspfiffe galt.
Damit auch der Beweis nicht fehle,
Wird an dem Kirchenthor der Wolf in Erz gezeigt,
Nebſt ſeiner ewiglich verlornen armen Seele,
Die einem Tannenzapfen gleicht.

Robert und Klärchen.

„Friſch auf! Wie über Land und Meer
Der leichte Vogel fliegt,
So reit' ich junger Sorgenfrei
Hinein in's große Weltgebäu,
Das offen vor mir liegt.

Ich bin blutarm und doch ſo reich
Als nur ein Erdenſohn!
Denn Ehr' und Golddurſt quält mich nicht,
Und, rein von Büberei, durchſticht
Mein Herz kein Scorpion.

Zufriedenheit hat auf dem Markt
Des Glücks ſtets guten Kauf.
Ein Hüttchen und ein Liebchen drin
Genügten meinem frohen Sinn.
Geduld, Geduld! Friſch auf!“ —

So durch ein Wäldchen ſang und ritt
Ein Burſch, der Robert hieß,
Sein kleiner Reiſeſack verſchloß,
Was ihm, nebſt einem braven Roß,
Ein alter Ohm verließ.

Leichtfüßig trippelte den Weg
Ein ſchlankes Dirnchen her.
Ihm auf dem Kopfe ſchwankt' und ſtand,
Gehalten von der linken Hand,
Ein Körbchen, voll und ſchwer.

Herr Robert blickte wie ein Falk
Dem Mädel unter'n Hut;
Und plötzlich, als er ſtaunend da
Ein wunderfeines Lärvchen ſah,
Gerieth ſein Herz in Gluth.

Er rief: „Mein ſchönes Kind, wohin?“ —
Das Mädchen ſprach: „Zur Stadt.“ —
„Da, Herzchen, bin ich dein Kompan!
Der Weg iſt kürzer abgethan,
Wenn man Geſellſchaft hat.“ —

„Auch unbegleitet, lieber Herr,
Komm' ich an Stell' und Ort.
Und ihr auf Vieren, ich auf Zwei'n,
Wie können wir Gefährten ſeyn?
Drum trabet ihr nur fort!“

Er raſch vom Pferd. „Da ſteh ich denn
Zweifüßig auch, wie du!
Wir wandern nun hübſch gleich und gleich;
Doch pflegen wir dort im Geſträuch
Ein wenig erſt der Ruh'!“

„Thut ihr ſo wohl, mein junger Herr!
Ich aber bin nicht matt.
Wie hätt' ich auch zum Raſten Zeit?
Auf Klärchens Eier wartet heut
Beinah die halbe Stadt.“ —

„Ei, laß ſie warten immerhin!
Verkauf dein Körbchen mir!
Im Ränzel, das mein Klepper trägt,
Hab' ich Dukaten, ſchön geprägt,
Die zahl' ich gern dafür.“ —

„Nein, nein, es ziemt ſich, daß man Wort
Den ältern Kunden hält.
Dukaten ſind ein hoher Preis;
Doch locken ſie mich nicht auf's Eis,
Wo manches Mädchen fällt.“ —

„Daß doch der kleine Grübelkopf
Gleich Arges denken muß!
Nun, Klärchen, bin ich bös auf dich!
Geſchwind, geſchwind verſöhne mich
Durch einen ſüßen Kuß!“ —

Die Hand vom Zaum, haſcht' er nach ihr.
Sie ſchalt: „Herr, nicht ſo nah!“
Und ſprang zurück und krachend lag
Ihr Körbchen, wie ein Wetterſchlag,
Zu ihren Füßen da.

Hell ſchrie ſie auf und ſah betrübt,
Wie Ei an Ei zerborſt.
Des Körbchens Fall und Klärchens Schrei
Erſchreckten Roberts Gaul, und ſcheu
Entfloh er in den Forſt.

Dort lag, voll Raubgier, tief verſteckt
Ein wilder Straßenheld;
Der fing das Roß im jähen Lauf,
Warf über Hals und Kopf ſich drauf,
Und ritt in alle Welt.

„Halt, halt!“ rief Robert ängſtlich nach
„Halt, halt! — O weh, mein Pferd!“ —
„Mir klaget ja nicht euer Leid!“
Fiel Klärchen ſchluchzend ein: „Ihr ſeyd
Der harten Strafe werth!

Was packtet ihr ſo keck mich an,
Als wäret ihr bezecht?
Pfui über ſolchen Geckenſtreich!
Derb zanken möcht' ich mich mit euch,
Und hätte Fug und Recht.“ —

„Lieb Närrchen, zanke mit dir ſelbſt,
Daß du ſo reizend biſt!
Wärſt du ein häßlich Affenbild,
So überfiel mich nicht ſo wild
Mein raſches Kußgelüſt.“ —

„Ach, ſolche Schwänke ließt ihr wohl,
Drückt' euch nur meine Noth!
Ich markte nun nicht in der Stadt,
Und meine kranke Mutter hat
Nicht einen Biſſen Brod.“ —

„Du armes Märchen! Gut und Blut
Gäb' ich dir willig hin;
Doch ſieh, auf weiter Erdenflur
Beſitz' ich dieſes Jäckchen nur,
Und meinen frohen Sinn.

Vergib mir, gutes Kind, vergib
Den ungezognen Scherz!
Ich bin nun wieder fromm und zahm,
Und den verdorbnen Eierkram
Erſetze dir mein Herz.

Da nimm es hin! Es ſchlägt für dich,
Der wärmſten Liebe voll.
Nimm's, Liebchen, hin mit meiner Hand,
Die dich bis an des Grabes Rand
Getreulich pflegen ſoll.

Schlag ein! Durch Fleiß und Ehrlichkeit
Wird unſer Bund gedeihn.
Wir wollen Feld und Garten bau'n,
Und glücklicher, als Herrn und Frau'n
In Stadtpaläſten ſeyn.

Dann ſegnen wir den Tag, an dem
Des Schickſals Zauberſtab
Mir meinen Gaul, dir deinen Kram,
Kurz, unſern ganzen Reichthum nahm,
Und Liebe dafür gab." —

Schön Klärchen ſchwieg, und ſann und ſann,
Der Burſch mißfiel ihr nicht.
Sein Auge ſah ſie bittend an,
Und endlich ſprach ſie: „Nun wohlan,
Ich wag's mit dir, du Wicht!" —

Ihr Lebenslauf als Mann und Weib,
In ſüßer Einigkeit,
Bewies, daß auch im todten Sand
Der Armuth, durch der Liebe Hand,
Der Baum des Glücks gedeiht.

Der Wunſch.

Legende.

Ein Neidhart und ein Geiziger geſellten
Luſtwandelnd einſt zum heil'gen Martin ſich,
Und fingen an, um ſelbſt für brav zu gelten,
Die ganze Welt zu mäkeln und zu ſchelten.

Der Biſchof ſchwieg bei ihrer Zungen Stich.
Sie ſprachen dann zu ihrem Eigenlobe,
Und jeder rief: „Ich bin ein Biedermann!“
Der Heil'ge kannte ſie, und ſann
Auf eine ſcharfe Herzensprobe.

Er ſprach: „Ihr Ehrenmänner habt
Als gute Chriſten euch erkläret,
Und dadurch wohl verdient, daß ihr nicht unbegabt
Von mir zurück in eure Hütten kehret.
Wohlan, euch ſey ein Wunſch gewähret! —
Doch Einem nur iſt frei geſtellt,
Was ihm gelüſtet, zu verlangen.
Wer dieſes Wunſches ſich enthält,
Bleibt dennoch auch nicht übergangen.
Er ſoll das Glück, worauf die Wahl des Andern fällt,
Sogar im Doppelmaß empfangen.“ —

Jetzt hoben rüſtig Geiz und Neid
Ihr Schlangenhaupt zu einem langen Streit.
Der Neidhart wollte nicht zum Wunſch die Lippen regen,
Denn der Gedanke war für ihn ſchon Höllenpein,
Durch einen reichen Wunderſegen
Den Sohn des Geizes zu erfreun:
Und dieſer ließ ſo wenig, als ein Stein,
Zu einem Ausſpruch ſich bewegen,
Um nicht des Doppelglücks dadurch beraubt zu ſeyn.

So tief verſtrickt in den Gewinden
Des Labyrinths der Selbſtſucht, ſchien
Des Neidiſchen Verſtand zuletzt vor Wuth zu ſchwinden,
Und Wahnſinn bei ihm einzuziehn.
Er ſchrie: „Du, Knauſer, ſollſt durch mich nicht Schätze finden!
Denn horch, es iſt mein Wunſch: Im Nu
Auf Einem Auge zu erblinden.“ —
Urplötzlich fiel ſein rechtes Auge zu,
Und lächelnd ſah er mit dem linken
In voller Blindheit Nacht den Geizigen verſinken.

Das Geſetzbuch.

Es war einmal ein Grübelkopf,
Der immer ſchalt und muckte,
Und gern in jeden Küchentopf
Mit langem Halſe guckte.

Er wußte weder Gicks noch Gacks
Von Haus- und Wirthſchaftsſachen,
Und doch war nichts dem Meiſter Star
Nach ſeinem Sinn zu machen.

Drum ſchrieb er nach Regentenart
Ein Buch voll Hausgeſetze.
„Da, Weibchen!“ ſprach er: „Das erſpart
Uns künftig viel Geſchwätze.“

Befolge, was dieß Werk gebeut,
Thu' weder mehr noch minder!
Dann leben wir in Einigkeit,
Wie gute, fromme Kinder.“ —

„Ach!“ ſeufzte ſie: „das werde wahr!
An mir ſoll's nimmer fehlen.
Ich will die Körnchen Salz ſogar
Nach deiner Vorſchrift zählen.“ —

Nun ging der Querkopf über Land
Einsmals mit ihr zum Schmauſe.
Sie ſtolperten durch Moor und Sand
Bei Sternenlicht nach Hauſe.

Da ſtürzt' er zwiſchen Rohr und Schilf,
Berauſcht von ſüßem Weine.
„Ach, Liebchen!“ rief er: „Komm und hilf
Mir wieder auf die Beine!“ —

„Hum!“ ſagte ſie: „Ich weiß nicht gleich
Mich rechtlich zu betragen.
Ich will doch über dieſen Streich
Erſt dein Geſetzbuch fragen.“ —

Fort lief ſie lachend. Meiſter Star
Nahm ſich nun ſelbſt zuſammen,
Und ſchenkte ſein Geſetzbuch ſtracks
Daheim den Feuerflammen.

Die Mitgift.

Ein Freier warb um Gretchens Hand.
Doch an den ſüßen Eheſtand
Verbot die Armuth ihr zu denken.
Da ſprach die Edelfrau zu ihr:
„Horch, liebes Mädchen, ich will dir
Zur Mitgift zwanzig Thaler ſchenken;
Doch möcht' ich gern für dieſes Geld
Den Burſchen ſehn, der dir gefällt.“ —

Bald ſtand ein kurzer, dicker Kegel,
Mit rothen Haaren, vor ihr da,
Der, ſtumm ſich beißend auf die Nägel,
Nach ſeinen Säbelbeinen ſah.

„Pfui!“ rief die Dame: „Pfui, dieß Weſen
Haſt du zum Liebſten dir erleſen?
Wen mag ein ſolcher Menſch erfreun?
Er kann, als Urbild, nur dem Maler
Der Häßlichkeit willkommen ſeyn.“ —
„Ach, lieber Gott!“ fiel Gretchen ein:
„Was hat man denn um zwanzig Thaler?“ —

Die Heilung wider Willen.

Legende.

Ein Heiliger von Anſehn und Gewicht
Durchzog einſt Dörfer, Städt' und Flecken.
Warum er's that, gefiel der Chronik nicht,
Mir im Vertrauen zu entdecken.
Er zeichnete mit Wundern ſeine Bahn,
Gichtkranke hüpften ihm voran,
Von Stummen hörte man ſein Lob ringsum verbreiten,
Und Blinde ſahen ihn von weiten.

Zwei Hinkende, für die bisher
Ein friſcher Nahrungszweig an dürren Krücken blühte,
Erſchracken ob der neuen Mähr,
Und bebten vor des Arztes Güte.
Sie flohn ihn über Berg und Thal
Schon in der Ferne von drei Meilen;
Allein was half ihr athemloſes Eilen?
Zufällig ſchoß denſelben Weg ein Strahl
Der edlen Kraft, Geſundheit zu ertheilen.
Ein unſichtbarer Schlag entriß der Bettler Hand
Das treue Holz, das ihnen Brod erworben.
Kurz, dieß Geſpann, das jetzt auf feſten Füßen ſtand,
Sah ſich im Nu geheilt und auch im Nu verdorben.

Der Kinderraub.

Von ſchlauen Werbern ausgeſpürt,
Und feſt geknebelt und geſchnürt,
Ward Fritz, der Abgott ſeiner Mutter,
Dem nimmerſatten Tod zum Futter,
In Frankreichs blut'gen Krieg geführt.

Die Alte lief ſeit dieſem Schreckenstage
Mit Thränen oft zur nächſten Stadt,
Wo ein Marienbild, nach allgemeiner Sage
In tauſend Nöthen Wunder that.
Hier flehte ſie, wie um ihr Leben,
Den Liebling ihr zurück zu geben.
So flehte ſie ein volles Jahr,
Und Fritz blieb dennoch, wo er war.

„Wer keine Leiden kennt, der kennt auch kein Erbarmen!“
War ihr Gedanke jetzt, und ohne Laut und Wort
Nahm ſie dem Bilde ſchnell das Kindlein aus den Armen,
Und trug's aus der Kapelle fort.
Sie ſetzt' es weit davon in einem Winkel nieder,
Trat dann mit naſſen Augen wieder
Vor die Madonna hin, und rief zu ihr empor:
„Fühlſt du denn nun, wie's thut, wenn man ſein Kind verlor?“

Biſt du da?

Zwei Taugenichtſe hatten Noth
Mit ihrem ungeſtümen Magen;
Denn ſie vermochten ihm nichts beſſers aufzutragen,
Als täglich Waſſer, Salz und Brod,
Und dieß wollt' ihm nicht mehr behagen.
Drum ſannen ſie, gerührt durch ſeine Klagen,
Für ihn auf einen fettern Schmaus,
Und ſpähten bald die Quelle dazu aus.

Rips ſprach zu Raps: „Ich weiß ein Haus,
Worin ein Pachter einſam wohnet,
Bei dem der Gott des Reichthums thronet.
Ein feiſtes Hammelheer bevölkert ſeinen Stall,
Und Kraut und Kohl entſprießen ſeinen Beeten.
Erſuchen wir ihn nicht einmal,
Von ſeinem Ueberfluß uns etwas abzutreten?“ —
„Das thun wir!“ ſagte Raps: „Er wird ſo gütig ſeyn.
Wir ſprechen dieſe Nacht ſelbander bei ihm ein.“ —

Im Sternenmantel kam die Freundin ſtiller Liebe,
Und nebenbei die Schutzgöttin — der Diebe.
Rips war mit einem Sack und Meſſer wohl verſehn,
Um Küchenpflanzen abzumähn;
Raps unternahm, den Stall zu überraſchen,
Und nach dem beſten Schöps zu haſchen.

Der unberuſne Schnitter ſtand
Mit reicher Ernte bald beſchäftigt in dem Garten.
Zugleich fiel ſein Kumpan dem Feinde raſch in's Land,
Ob an der Stallthür gleich die trocknen Angeln knarrten.

Der Pachter hörte dieſen Ton,
Fuhr ſtutzig auf, und ſprach zu ſeinem Sohn:
„Fritz, haſt du das Geräuſch vernommen?
Der Himmel weiß, was jetzt im Hof geſchah!
Mir ahnet ſchier, daß Diebe kommen!
Geh', rufe doch den faulen Biſt-du-da!“ —

So hieß der Hund, der treu das Haus bewachen ſollte,
Sein Aemtchen aber ſchlecht verſah,
Und weit umher im Dorfe trollte.

Fritz that, was ſein Herr Vater wollte,
Und rief im Hofe: „Biſt-du-da!“

Dieß hörte Raps im Stall, und weil er irrig dachte,
Max ruf' ihm zu, ſo brummt' er: „Pah!
Verdammter Schreihals, rede ſachte!
Was willſt du denn? Hier bin ich ja!“ —

Der Jüngling ſchauderte zuſammen,
Und lief zum Vater, ſtammelnd: „Ah!
Gott woll' uns Sünder nicht verdammen!
Der jüngſte Tag iſt wahrlich nah!
Der Hund — der Hund — der Biſt-du-da
Spricht — flucht — mit heller Menſchenzunge.
Er ſagte —“

„Sagt' er nicht: Fritz iſt ein dummer Junge?
Da hätt' er Recht!“ — fiel raſch der Vater ihm in's Wort.

„Lief dein Verſtand dir etwa fort?
Wie? Oder willſt du gar mich ſchrauben?“ —
„Ach nein!“ ſprach Fritz: „Ich weiß wohl, was ich weiß.
Geht nur hinaus, dann werdet ihr mir glauben!“ —

Kopfſchüttelnd eilte nun der Greis,
Die Sache ſelbſt zu unterſuchen.
Er rief im Hofe: „Biſt-du-da!“ —
Und Raps fing wieder an zu fluchen:
„Potz Element! Hier bin ich ja!“ —

Durchgrauſ't von Schrecken, floh der Vater
Zum Sohn zurück mit aufgeſträubtem Haar:
„O lieber Fritz, der Spuk iſt wahr!
Lauf, was du laufen kannſt, zum Pater,
Erzähl' ihm dieſen Zauberſtreich,
Und bitt' ihn dringend, daß er gleich
Mit allen ſeinen heil'gen Waffen
Sich her bemüh', um Frieden uns zu ſchaffen.
Sag' ihm nur flugs: Der Biſt-du-da
Sey offenbar vom Satanas beſeſſen;
Drum möge der Herr Pater ja
Die Teufelspeitſche nicht vergeſſen.“ —

Der gute Sohn ſprang fort in's Prieſterhaus,
Und richtete den Auftrag aus.
Das Pfäfflein gähnt ihn an, und ſprach mit Augenreiben:
„Mein liebes Kind, aus euerm Biſt-du-da
Wollt' ich wohl tauſend Teufel treiben:
Allein für heute muß es bleiben,
Denn ſeh, ich kann nicht fort, ich leid' am Podagra.“ —

„O weh!“ hub Fritzchen an zu klagen:
„Was wird mein armer Vater ſagen!

Iſt denn kein Auskunftsmittel hier?
Ich will euch hocken, will euch tragen;
'Hochwürdiger, vertraut euch mir!" —

Der Lahme ließ, nach kurzem Ueberlegen,
In Hoffnung, einen guten Schnitt
Dabei zu machen, ſich bewegen,
Daß er des Pachters Sohn wie einen Gaul beſchritt.
Er nahm auch, als er fürbaß ritt,
Nebſt andern Rüſtungen, mit denen man den Engel
Der Finſterniß ſchon oft beſtritt,
Geweihtes Waſſer, ſammt dem Sprengel,
Und eine Teufelspeitſche mit.

Fritz trottete, zu ſeines Rückens Frommen,
Den kürzern Gartenweg, und kam, von Angſt beklommen,
Und ſchwer gedrückt vom heil'gen Blei
Der aufgepackten Kleriſei,
In ſeinem Schweiße faſt geſchwommen.

Der Kohldieb ſpitzte hoch das Ohr,
Und hielt den Ankömmling für ſeinen Kameraden,
Der noch im Stall die Zeit verlor.
„Aha!" ſprach er für ſich: „Er keucht! Das kann nicht ſchaden:
Er iſt mit einem Schöps vom beſten Schlag beladen!" —
Des Pfaffen weißer Mantel ſchien,
Um noch die Täuſchung zu ergänzen,
Ihm wie ein Hammelfell zu glänzen,
Und fröhlich rief er: „Bringſt du ihn?"

Fritz, deſſen Ohren der Herr Pater
Mit ſeinem Arm ſo rund und feſt umſchlang,
Daß jeder Laut nur dumpf zu ihnen drang,

Hielt ſtracks den Fragenden für ſeinen werthen Vater,
Und ſtöhnte: „Ja, hier bring' ich ihn!“ —
„Nun wirf nur,“ ſagte Rips, „den Burſchen gleich zur Erde!
Mein Meſſer iſt ſo ſcharf, daß ich nicht fackeln werde,
Das Fell ihm über's Ohr zu ziehn.“ —

Ha, wie geſchwind bekam der Pfaff gelenke Glieder!
Er ſtrampelte mit Fuß und Hand,
Als würden Schwärmer ihm auf Haut und Haar gebrannt
So purzelt er in's Gras, riß Fritzchen mit ſich nieder,
Und ſchrie dazu: „Mord, Höll' und Tod!
Gebacken iſt mein letztes Brod!
Ich bin verkauft, ich bin verrathen!
Fort, laſt mich los, ihr Teufelsbraten!“ —

Er lief, von Todesangſt gehetzt,
Trotz ſeiner Gliedergicht, Hals über Kopf nach Hauſe,
Und ſagte froh in ſeiner Klauſe:
„O Glück! Das Meſſer war gewetzt,
Mein Leben hing an einem Faden;
Doch ich entwiſchte ſonder Schaden,
Und unter Weg's verſchwand mein Zipperlein!
Was will ich mehr? Ein Weilchen frei vom Hinken,
Kann ich nun wieder alten Wein
Auf neue Schmerzenrechnung trinken.“

Indeſſen war des Pachters Sohn
Weit über alle Berg' entflohn.
Nun ſchien auch hier herum zu gaffen
Nicht räthlich mehr dem Gartendieb.
Er nahm ſich nur noch Zeit, das Mäntelchen des Pfaffen,
Das auf der Flucht an Sträuchen hangen blieb,
Durch einen Griff ſich zu verſchaffen.

Sein Raubgeſell begegnet' ihm am Thor,
Und glücklicher, als Rips wohl dachte,
Da Jener nicht umſonſt die Zeit im Stall verlor,
Den beſten Hammel ſich erkor,
Und freudig ihn getragen brachte.
Raſch eilte nun zum längſt erſehnten Schmaus
Das edle Brüderpaar, und lachte
Den Pfaffen und den Pachter aus.

Der Gaſthof.

Narziß, ein Reiſender, kam ſchläfrig, müd' und matt
Im Abendzwielicht einſt in eine kleine Stadt.
Kaum raſſelte ſein netter Wagen
Vor's Gaſthaus hin, da ſprang der Wirth herbei,
Um mit entblößtem Haupt zu fragen,
Was zu des Herrn Befehlen ſey.

„Ein reinliches Gemach, nebſt einem guten Bette!“
Rief's aus der Kutſche Grund hervor.
Da zog der Wirth die Achſel bis ans Ohr,
Und ſeufzte: „Wenn ich Raum noch hätte,
Wie gern wollt' ich zu Dienſten ſeyn!
Allein mein Häuschen, eng und klein,
Gewährt für Reiſende vom Stande nur ein Zimmer,
Und dieſes iſt auf heut und immer
An eine Dame ſchon verſagt,
Die oft durch dieſes Städtchen reiſet,
Gemeiniglich zu Nacht hier ſpeiſet,
Und wieder abfährt, wann es tagt.“ —

„Ei,“ rief Narziß, „das klingt für mich ſehr traurig!
Ich ſterbe ſchier vor Müdigkeit;
Die Nacht iſt ſternlos, kalt und ſchaurig,
Und bis zum nächſten Ort der Weg noch allzuweit.

Die Dame kommt doch wohl nicht heute;
Drum laſſ' er, Freund, ihr Bett und Stübchen mir!
Ich bleibe nur acht Stunden hier,
Und zahle dann ſo gut, als andre brave Leute.“ —

„Mein Herr, ich wagte viel;“ entgegnete der Wirth:
„Weil aber oft ſich hundert Sonnen neigen,
Eh' ſich zu mir ein ſolcher Gaſt verirrt,
So will ich mich gefällig zeigen:
Geruhn Sie alſo auszuſteigen!“ —

„Gut!“ ſprach Narziß, der jetzt ſein Reiſehaus
Gar wohlgemuth verließ: „Doch ding' ich mir noch aus:
Ich muß auf jeden Fall in meiner Ruhe bleiben,
Und wenn ein Engel kommt, er darf mich nicht vertreiben!“ —

Als es der Wirth verſprach, zog er mit Sack und Pack,
Nebſt ſeinem muntern Diener, Jack,
In's nette Heiligthum der Dame,
Und machte ſich mit ſeinem Krame
In allen Winkeln flugs ſo breit,
Als nähm' er hier Beſitz auf eine Ewigkeit.

Der zehnte Glockenſchlag entwälzte jetzt dem Herzen
Des Gaſtwirths jeden Sorgenſtein.
Er ſprach zum Hausgeſind: „Wohlan, löſcht alle Kerzen,
Und geht in euer Kämmerlein;
Denn nun trifft heut die Dame doch nicht ein.“ —
Drauf zog er ſeine Troddelmütze
Tief über's Ohr; das Unterhaus ward ſtumm,
Und auch im Oberhaus ſtand von dem Polſterſitze
Der Fremdling auf, und ſah ſich nach den Federn um.

In dieſem Augenblick ertönte
Durch's öde Städtchen Peitſchenknall,
Vermiſcht mit eines Poſthorns Schall,
Und raſſelnd, daß die Erde dröhnte,
Kam eine Kutſch' im raſchen Trab
Den rauhen Pflaſterweg herab.
Brr! hielt ſie vor des Gaſthofs Thüre;
Zwei weibliche Geſtalten ſtiegen aus,
Und wunderten ſich ſehr, daß Niemand aus dem Haus
Vorhanden ſey, wie ſich doch wohl gebühre.

Sie klingelten, der Poſtknecht fluchte drein,
Und endlich kam der Wirth geſprungen.
Ein Stimmchen rief: „Das iſt nicht fein!
Hat ihn der Schlaf ſo früh bezwungen?
Wir fliegen freilich ſpät, wie Fledermäuſe, ein;
Ich nick' auch ſelbſt ein bischen ſchon im Wagen,
Und werde heut nach nichts, als nach dem Bette fragen.
Mein Zimmer wird doch wohl in Ordnung ſeyn?
Er hat ja, täuſcht mich nicht der Schein,
Sogar ſchon Licht hinauf getragen.“ —

Der arme Wirth, der ſich um's Herz nicht wohl befand,
Und ſprenkelkrumm gebückt, nach alter Weiſe
Der Aengſtlichkeit, die Hände rieb und wand,
Begleitete die beiden Fledermäuſe
Jetzt in das Haus, und ſprach ſo unterthänigſt leiſe,
Daß Herr Narziß, der Horcher, nichts verſtand.
Doch bald rief hell das Stimmchen wieder:
„Was helfen ſeine Klagelieder?
Meint er, daß ich im Stalle ſchlafen kann?
So wetteten wir nicht, mein guter Mann!

Da hier, vor tauſend neuen Gäſten,
Mein älterer Contract das Vorzugsrecht behält,
So weich' ich nicht dem Erſten Beſten,
Der gleichſam aus den Wolken fällt.
Und wenn der Paſſagier ein deutſcher Reichsfürſt wäre,
Aus meinem Zimmer muß er fort.
Verlier' er weiter nun kein Wort,
Und meld' er jenem Herrn, was ich hiermit erkläre.
Doch halt, ich gehe mit! Sein plumper Unverſtand
Macht ſonſt das Uebel wohl noch ſchlimmer;
Wahrſcheinlich aber iſt der Fremde ſo galant,
Und zankt ſich nicht mit einem Frauenzimmer.“ –

„Aha! das iſt der alte Satz,
Auf den ſo gern die Damen pochen!
Doch dieſe Regel wird oft heilſamlich gebrochen;
Sie ſäßen überall ſonſt längſt auf unſrem Platz,
Und zwängen uns zum Stricken und zum Kochen.“ –
Indem Narziß ſo lieblos denkt,
Hört er die Zankenden ſchon auf der Treppe wandeln,
Und huſch! liegt er im Sopha tief verſenkt,
Als hätt' er nicht gehört, was ſie ſo laut verhandeln.

Es ward geklopft, er rief: „Herein!“
Da trat denn, nebſt dem Wirth, die Donna in ſein Stübchen.
Sie ſchien ihm ſehr des Anſehns werth zu ſeyn.
„Hm!“ brummt' er in den Bart: „Fürwahr, ein feines Liebchen!“

Sie war kein Kindchen mehr, das furchtſam erſt begann,
Auf Herzenskaperei ins Meer hinaus zu ſtechen;
Doch konnt' auch wohl kein Ehrenmann
Vom Schiffchen ihrer Reize ſprechen,

Daß es bei jener Kaperei
Zu lange ſchon gebraucht und leck geweſen ſey.
Kurz, unſre ſchöne Magelone
War zwei und zwanzig Sommer alt,
Und ganz, an Weſen und Geſtalt,
Das Nachbild einer Amazone.

Ihr feuervoller Blick aus ſchwarzen Augen ſtach
Sehr mit dem Ach- und Wehgeſichte
Des Gaſtwirths ab, der alſo ſprach:
„Da ſehn Sie nun, mein Herr, die häßliche Geſchichte!
Wo ſoll die gute Dame hin?
Es iſt — ſo wahr ich ehrlich bin! —
Kein andrer Rath: Sie müſſen, ohne Säumen,
Mit Sack und Pack dieß Zimmer wieder räumen.“

Narziß.

Ich muß? Wagt er dieß Wort? Mich wundert, lieber Mann,
Daß ſein Gedächtniß ihm ſo untreu werden kann.
War die Bedingung nicht, ganz ungeſtört zu bleiben?
Ich ſprach: Ein Engel ſelbſt darf hier mich nicht vertreiben.
Der Fall iſt wirklich da: ein Engel ſteht vor mir:
Doch deſto lieber bleibt ein kluger Mann nun hier.

Der Wirth (fort laufend).

O weh, mir brennt der Kopf! Ich zieh' ihn aus der Schlinge.

Die Dame.

Das iſt ein feiner Hecht! Da macht er tolle Sprünge
Die Treppe nun hinab, und läßt uns hier allein.

Narziß.

So möcht' ich immer gern bei ſchönen Damen ſeyn.

Die Dame.

Mein Herr, Sie würden mich durch mindre Schmeichelſünden
Und mehr Gefälligkeit ganz ungemein verbinden.

Narziß.

Verzeihen Sie! Ich bin ein ſtarker Egoiſt,
Der niemals ſeinen Freund, ſein theures Ich vergißt,
Der die Bequemlichkeit als ſeine Göttin ehret,
Und mit Vergnügen nur den ſüßen Schlaf entbehret,
Wenn ſich ein ſchönes Kind zugleich im Wachen übt,
Und durch Geſpräch und Scherz den Stunden Flügel gibt.

Die Dame.

So weiß ich wahrlich nicht! warum Sie hier noch zaudern?
Sie finden Damen wohl, die gern ſelbander plaudern.

Narziß.

Ein Abenteurer nur ſucht über Meer und Land
Ein holdes Glück, das er ſchon in der Nähe fand.

Die Dame.

Was ſpielen wir, mein Herr, mit Worten und Sentenzen?
Ich bin jetzt nicht gelaunt, in dieſem Fach zu glänzen.
Sie zaudern auch fürwahr! mich durch kein Schmeichelwort
Und keine Witzelei aus dieſem Zimmer fort.
Doch Sie verlaſſen es!

Narziß.

Unmöglich, meine Schöne!

Die Dame.

Herr, ich verbitte mir dieß ewige Gehöhne!
Ich weich' und wanke nicht.

Narziß.

Ich bleibe, wo ich bin.

Die Dame.

Mir — mir gehört dieß Bett.

Narziß.

Und ich — ich ſchlafe drin.

Die Dame.

Ja, wagen Sie es nur!

Narziß.

Das werd' ich.

Die Dame (zur Thür hinaus rufend).

Heh, Nanette!
Komm und entkleide mich!

Narziß (ebenfalls zur Thür hinaus).

Heh, Jack, ich will zu Bette!

Die Kammerzof' und der Lakai
Wettliefen athemlos herbei,
Und unter ihren Händen flogen,
Herab gerupft, herab gezogen,
Hier eine Haube, dort ein Kleid.
So war in wenig Augenblicken
Mit bunten Garderobeſtücken
Der Boden gleichſam überſchneit.

Das Glockenſpiel der herrſchaftlichen Zungen
War auch indeſſen nicht verklungen,
Und eben recht im Zug und Schwang.

Beleidigungen auszuſpenden,
Als ihres Kammermädchens Händen
Die ſchöne Dame wild entſprang.
Entſchloſſen und beherzt, den Rang
Dem Nebenbuhler abzulaufen,
Warf ſie mit einem raſchen Stoß,
Was ihr im Weg ſtand, über'n Haufen,
Und ſtürmte ſo auf's Gaſtbett los.

Allein ſie war noch nicht am Ziele,
Da merkte ſchon Narziß den böſen Plan,
Und blitzſchnell nahm er ſeine Bahn
Auch über Kleider, Tiſch' und Stühle,
Und kam mit ihr zugleich dort auf dem Kampfplatz an.
Da gab's ein Kämpfen und ein Ringen;
Es fiel ein Wolkenbruch von Schimpf und Spötterei'n,
Und Beide ſtürzten ſich zuletzt mit gleichen Sprüngen
In einem Hui ins Bett hinein.

„O weh! Sie werden ſich ermorden!"
So riefen Jack und Nettchen aus,
Und flüchteten in's Unterhaus!
Doch war der Kampf ſo ernſthaft nicht geworden.
Man ſah die Leutchen, die ſich jetzt
Katzbalgten wie ergrimmte Drachen,
Nach ſieben Stunden unverletzt,
Mit Taubenzärtlichkeit erwachen,
Und ehe noch ein Mond verging,
Verbanden ſie ſogar ſich durch den goldnen Ring,
Im Ehebett hinfort den Bettkrieg zu belachen!

Das große Loos.

„Frau,“ ſagte Meiſter Till: „ich muß
Zuletzt noch aus der Stadt; ſo ſchlimm ſtehn unſ're Sachen.
Doch rührten wir auch jemals Hand und Fuß,
Dem Glück ein Pförtchen aufzumachen?
Ei, laß uns nicht ſo ſchläfrig ſeyn!
Laß uns noch heut ein Lotterieloos kaufen!
Durch dieſes Thürchen ſchleicht gewiß das Glück herein,
Und bringt uns Gold- und Silberhaufen.“ —

Frau Till, ein Weiblein guter Art,
Sprach immer Ja zu allen Dingen.
Das Loos kommt an, wird heilig aufbewahrt,
Und unſer Pärchen borgt und ſpart,
Um nach und nach den Einſatz zu erſchwingen.
Doch das papierne Pförtchen ſtand
Ein halbes Jahr Fortunen offen,
Und immer noch ließ ſie, als wär's ihr nicht bekannt,
Vergebens ihren Einzug hoffen.

Hell krähte jetzt der muntre Hahn
Den Ziehungstag des großen Looſes an,
Und Till ſprang jubelnd aus dem Bette:
„Heh, Weibchen, freue dich mit mir!
Das große Loos — was gilt die Wette? —
Bekommt kein Menſchenkind, als wir.

Ein goldner Traum hat mir's verſprochen,
Und Träume halten ſtets mir Wort.
Bemüh' dich nicht, für mich Kaffee zu kochen;
Ich will gleich fort, in's Lotteriehaus fort.
Zum letzten Mal vielleicht berühren meine Sohlen
Den harten Pflaſterweg; denn ſteht das Glück uns bei,
Alsdann ade, Fußgängerei!
Ich laſſe ſtracks mir eine Sänfte holen,
Und mache mich vor Stolz ſo ſchwer wie Blei.
Die Sänfte, Kind, ſey dir ſo gut als Brief und Siegel,
Daß uns das große Loos gehört.
Erblickſt du ſie, dann wirf vor Freude, wie bethört,
Flugs Teller, Schüſſeln, Töpf' und Tiegel,
Und Schrank und Tiſch und Stuhl und Spiegel,
Wirf, wie man ſagt, das ganze Haus
Zum Fenſter Schlag auf Schlag hinaus!
Was ſollen wir den alten Plunder ſchonen?
Wir werden bald in goldnen Zimmern wohnen." —

Er rannte fort, und ſeine Gattin ſprach:
„Karl, lauf dem Vater ſchnell an's Lotteriehaus nach,
Und laure vor der Thür, bis man vom Saal hernieder
Nach einer Sänfte läuft und ruft;
Dann aber komm im Fluge wieder,
Gleich einem Vogel in der Luft!" —

Das Knäblein hatte ſchier drei Stunden lange Weile,
Und hörte noch von dem, was es begierig dort
Erwartete, kein ſtummes Wort,
Doch plötzlich ſprang in höchſter Eile
Jemand die Trepp' herab, und oben rief's: „Fort, fort!
Nur eine Sänfte gleich! Geſchwind, um Gottes Willen!" —

Kari fragte ſchnell: „Für wen, mein lieber Mann?“
Der Renner flog vorbei, und fuhr ihn unſanft an:
„Für wen denn ſonſt, als Meiſter Tillen?“ —

Der Bube ſtob ſo ſchnell weg von der Thür,
Als ritt der flüchtige Courier
Auf Doktor Fauſts berühmtem Mantel.
Die Mutter harrte ſein mit flammender Begier,
Und ſchwärmte, da er ſtammelnd ihr
Bericht gab, wie verletzt vom Giftſtich der Tarantel.
Sie ſprang bacchantiſch-wild, mit aufgelöſtem Haar,
Und ſchleuderte dur'chs Fenſter, was im Zimmer
Wand-, niet- und nagelfeſt nicht war.
Mit Brummen überſtieg das Sänftenträgerpaar
Die vor der Thür gehäuften Trümmer.

Man öffnet jetzt das kleine Haus,
Und denkt, Herr Till wird flink heraus,
Gleich einem jungen Böcklein, ſpringen:
Doch welch ein Schreck! — Er liegt darin
Bewegungslos und ohne Sinn,
Als ſollte man für ihn die Todtenmeſſe ſingen.
Man ſpritzt ihm Waſſer in's Geſicht,
Man heult und ſchreit ihm in die Ohren:
Vergebens! Er ermannt ſich nicht,
Und ſcheint für dieſe Welt verloren.

Allein nach kurzem Zeitverlauf
Schlug er, geweckt durch ſteigendes Getümmel,
Die Augen mählich wieder auf,
Und ſeine Gattin rief: „O tauſend Dank dem Himmel!
Ha, Männchen, fuhr ſie fort, ward dir vor Freude ſchwül?
Ja, ja, das große Loos iſt traun kein Pappenſtiel!

Doch hätt' ich dich darüber in der Blüthe
Des Lebens eingebüßt (davor mich Gott behüte!)
So wär' die Lotterie dennoch ein böſes Spiel."

„Das iſt ſie!" ſprach er matt: „Ich fiel
In Ohnmacht über — unſre Niete."

Das große Loos
Warf einem reichen Mann Fortuna in den Schoos.
Man munkle, wie man will, von dieſer Menſchenklaſſe,
Daß ſie ſich mit Gefühl und Mitleid nicht befaſſe:
Mich freut's, daß ich von dem, der jenes Loos gewann,
Ein andres Liedchen ſingen kann.
Er hörte kaum durch fliegende Gerüchte
Tills tragi-komiſche Geſchichte,
Da rief er ſeufzend aus: „Der arme, gute Mann!
Nein, ich will wahrlich nicht verſchulden,
Daß er vor Gram vergeht! — Geſchwind, geſchwind, Johann,
Lauf hin und bring' ihm — dieſen Gulden!"

Der Advokat und der Rothmantel.

Ein Hetzhund der Gerechtigkeit,
Ein barſcher Advokat,
War längſt berüchtigt weit und breit
Durch manche Bubenthat.

Er hatte Haus und Herd, und ging
Von Seid' und Geld umgleißt:
Ihm fehlte nur das edle Ding,
Das man Gewiſſen heißt.

Auch Mitleid war dem Schuft ſo fremd,
Daß er ein Felſen blieb,
Wenn er der Armuth letztes Hemd
Ihr glatt vom Leibe ſchrieb. —

Einſt ſprach ein alter Mammonsknecht
Zu dieſem Ehrenmann:
„Im nächſten Städtchen wohnt ein Hecht,
Der nicht bezahlen kann.

Mein Sümmchen bei dem Kerl iſt hin;
Denn er hat nur ein Neſt
Voll Kinder und ſonſt nichts darin,
Was ſich verſilbern läßt.

Die Schlappe wurmt mich auch nicht ſehr;
Denn — unter uns geſagt! —
Ich hab' ihm wohl ſchon dreifach mehr
Procentchen abgeplagt.

Doch ſchenk' ich nicht dem Galgenſtrick
Mein ſchönes Kapital.
Er zahl' es blutig mir zurück
Durch Thränen, Angſt und Qual!

Er werde zum Arreſt, ſobald
Es möglich iſt, gebracht,
Und hierzu hab' ich Vollgewalt,
Herr Mäv, euch zugedacht.

Geht hin, verriegelt Herz und Ohr,
Laßt ſchluchzen Weib und Kind!
Doch warum ſchreib' ich Regeln vor,
Die euch natürlich ſind?

Ihr ſeyd kein junger Flaumenbart,
Der lieber ſelbſt mitflennt.
Hier iſt der Wechſelbrief. Verfahrt
So ſtreng, als ihr nur könnt!“ —

„O ſprach der Anwalt, ſorget nicht
Ich fang' euch dieſen Hund.
Ihm gähnt noch heut vor Sternenlicht
Des Schuldthurms grauſer Schlund!“

Er knöpfte ſich hierauf mit Haſt
In ſeinen Reiſerock,
Und ſchleppte ſeines Bauches Laſt
Hin über Stein und Stock.

Im nächſten Wald, den er durchſtrich,
Bot ſich ein fremder Mann,
Der einem reichen Kauze glich,
Ihm zum Gefährten an.

Ein rother Mantel floß um ihn
Vom Kopf bis auf den Fuß,
Und ſeinen Treſſenhut zu zieh'n,
Vergaß er ganz beim Gruß.

Der Rechtsmann dachte: Sicherlich
Iſt das ein reicher Herr;
Denn er iſt grob. — Auf, zeige dich
Ihm deſto höflicher!

Ihm ſey, wird er nur dein Klient,
5 Mein Bauernſtolz erlaubt! —
So dachte Mäv, und riß behend
Sein Deckelchen vom Haupt.

„Ihr Diener!“ brummte bärenhaft
Der rothe Mantel jetzt.
„Sie rennen ja aus Leibeskraft,
Als würden Sie gehetzt!“ —

„Ich muß wohl, Ihro Gnaden!“ ſprach
Gebückt der Actenmann:
„Denn einem Vogel ſtell' ich nach,
Der leicht entfliegen kann.“ —

„Ah! rief der Treſſenhut: Sie gehn
Gewiß auf Menſchenfang!
O Freund, ſo was mit anzuſehn,
Iſt ganz mein Herzenshang!

Gewähren Scheiterhaufen, Rad
Und Galgen gleich mehr Luſt,
So iſt mir heut doch in der That
Kein ſolches Feſt bewußt.

Darum begleit' ich Sie, Patron!
Es iſt wohl unverwehrt?
Ich bin ein Mann, der lange ſchon
Sie heimlich kennt und ehrt.

Ich horchte her, ich horchte hin,
Was man von Ihnen ſprach,
Fand alles ganz nach meinem Sinn,
Und ſchlich jetzt Ihnen nach.

Aus voller Bruſt geſteh' ich gern
Und ohne Schmeichelwind,
Daß ſie ein Spiegel und ein Stern
Der Advokaten ſind.

Sie handeln ganz nach meinem Kopf:
Was Recht iſt, muß geſchehn,
Und ſollte, wie ein alter Topf,
Die Welt in Trümmer gehn.

Das dumme Wörtchen Billigkeit
Verfolgt mein höchſter Fluch.
Auch Sie durchſtrichen es geſcheidt
In Ihrem Wörterbuch.

Nun, Lieber, wandeln Sie ſo fort
Auf dieſer ſchönen Bahn!
Ich bleib' auch Ihnen, auf mein Wort!
In Gnaden zugethan." —

Der Anwalt bog ſich ohne Raſt,
Wie Schilfrohr vor dem Sturm:
„Eur' Excellenz ertödten faſt
Durch Huld mich armen Wurm.

Wenn es zu Dero Spaß gereicht,
Bei meiner Jagd zu ſeyn,
So thu' ich Thaten, die vielleicht
Eur' Excellenz erfreun.“ —

Nun zog das ehrliche Geſpann
Hin nach des Schuldners Ort.
Doch wollt' es bei dem rothen Mann
Nicht mit dem Gehn recht fort.

Er humpelte nach Elſternart,
Blieb unterweilen ſtehn
Und krächzte: „Freund, bei meinem Bart,
Wir müſſen ſachter gehn!“ —

„Recht gern!“ verſetzte Mäv: „Ja, ja
Wenn's ihnen ſo behagt.
Sind Eure Excellenz etwa
Mit Podagra geplagt?“ —

„Nein!“ ſprach der Hümpler: „Ich erfuhr
Noch nichts von dieſer Qual!
Allein ich habe von Natur
Ein häßliches Pedal.“ —

Er ſchlug den Mantel jetzt hinum,
Daß man ſein Fußwerk ſah,
Und ach! die Excellenz ſtand krumm
Auf Pferdehufen da.

„All' gute Geiſter loben Gott!“
Schrie mit verzerrtem Blick
Der Rabuliſt, an Muth bankrott,
Und ſchauderte zurück.

Hut und Perück' entſtürzten ihm,
Er ſprach Gebetlein her,
Und kreuzte vor dem Ungethüm
Sich in die Läng' und Quer.

Spottgrinſend rief der böſe Geiſt:
„Was fehlt dir, lieber Sohn?
Ich bin ja, wie du lange weißt,
Dein treuer Schutzpatron!

Pfui, ſchäme dich und ſey kein Duns,
Den Höllenfurcht beſiegt!
Wir müſſen eilen, damit uns
Dein Vogel nicht entfliegt.“ —

Papachen Pferdefüßler zog
Hierauf ſein Söhnlein fort,
Das krumm ſich wie ein Sprenkel bog,
Und Zeter ſchrie und Mord.

So dauerte die Schlepperei
Wohl hundert Schritte lang,
Dann ſagte Mäv: „Laßt mich nur frei!
Ich gehe ſonder Zwang.“ —

Er ſchneckte nun dem Teufel nach,
Der, ſehr geſprächig, bald
Von harten Zwingherrn löblich ſprach,
Bald Recht und Freiheit ſchalt.

Indeß ſann Mäv: Wie machſt du dich
Am beſten aus dem Staub?
O, zeigte nur ſtatt deiner ſich
Sogleich ein andrer Raub! —

Indem er noch dieß Angſtgewicht
Auf ſeiner Seele trug,
Fiel ihm ein Pflüger in's Geſicht,
Der hart ſein Rößlein ſchlug.

„Halloh!“ rief er bei jedem Streich:
„Zieh an, du träges Thier,
Sonſt hole doch der Teufel gleich
Dich aus den Strängen hier!“

„Horch!“ ſagte Mävius erfreut
Zu ſeinem Herrn Kumpan:
„Dort wird ein Braten euch geweiht:
Geht hin und beißet an!“ —

„Nein!“ ſprach der Satan: „Dieß Gericht
Zu ſchmauſen, trag' ich Scheu;
Denn jener Bauer ruft mich nicht
Im vollen Ernſt herbei.

Trotz Peitſchenknall und Wortgeräuſch,
Hat er die Gurre lieb.
Auch fühl' ich jetzt zu Pferdefleiſch
Nicht den geringſten Trieb.“ —

„Gewiſſenhafter Teufel du!“
Sprach Mävius für ſich:
„Zerriſſe doch dafür im Nu
Ein ſtärkrer Teufel dich!“

So ſtritt und zankte her und hin
Das allerliebſte Paar,
Bis es in's Städtchen kam, worin
Des Schuldners Wohnung war.

Unfern vom Thore ſaß ein Weib,
Das wiegt' auf ſeinem Knie
Ein Knäbchen, das zum Zeitvertreib
Aus vollem Halſe ſchrie.

Als die Geduld der Mutter wich,
Schnob ſie es heftig an:
„Sey ſtill, du Balg! Sonſt freſſe dich
Der ſchwarze Mummelmann!“

„Horcht, horcht!“ rief ſchnell der Rabuliſt:
„Das Weiblein ſprach von euch.
Greift zu! Ein Kinderſeelchen iſt
Ein Biſſen zart und weich.“ —

„Nein!“ ſprach der Geiſt: „Auch dieß Gericht
Zu holen, trag' ich Scheu;
Denn traun! die Mutter ruft mich nicht
Im vollen Ernſt herbei.

Sie hat, trotz ihrem Zorngekreiſch,
Den kleinen Schreihals lieb.
Auch fühl ich jetzt zu Kinderfleiſch
Nicht den geringſten Trieb.“

Herr Mäd verſetzte kurz und rund:
„Nun, wie es euch gefällt!
Wir ſind am Ziel; dort wohnt der Hund,
Der keine Zahlung hält.“ —

Jetzt zeigt' er auf ein kleines Haus,
Und klopft' an deſſen Thür.
Ein bleicher Mann trat ſcheu heraus:
„Ihr Herrn, was bringt ihr mir?“

„Euch bringen?“ — fragte Mäv mit Spott
Und einem Blick voll Gift:
„Kennt ihr, leibhafter Herr Bankrott,
Hier dieſe Unterſchrift?“ —

„Es iſt mein Nam' und meine Hand!“
Sprach der erſchrockne Mann:
„Weh mir, daß ich, wie Gott bekannt,
Heut nicht bezahlen kann!

Habt nur vier Wochen noch Geduld!
Wie kurz iſt dieſe Zeit!
Dann tilg' ich meine ganze Schuld
Bis auf den letzten Deut.“ —

„Verliert um Friſt bei mir kein Wort!“
Entſchied der Advokat!
„Erlegt ihr nicht das Geld ſofort,
Dann weiß ich andern Rath.

Ich ſchick' in dieſem Augenblick
Nach einem Halteſeſt:
Der packt euch, Bettler, beim Genick
Und ſchleppt euch zum Arreſt.“

„O, habt Erbarmen!“ ſeufzte ſchwer
Der arme Mann heraus:
„Muß ich zum Schuldthurm, wer, ach! wer
Verſorgt alsdann mein Haus?

Ich ſchaffe jetzt, durch Fleiß und Müh,
Für meine Leutchen Brod:
Doch ſitz' ich feſt, ſo tödtet ſie
Bald Gram und Hungersnoth."

Jetzt ſtürzten, als er noch ſo ſprach,
Sechs Kinder krank und bleich
Mit ihrer Mutter in's Gemach,
Und weinten all' zugleich.

Sie warfen ſich im tiefſten Schmerz
Zu Mävens Füßen hin,
Sie ſtöhnten: „Habt ein Menſchenherz
Und keinen Tigerſinn!"

Der Unmenſch aber brauſte wild:
„Hinweg, ihr Lumpenpack!
Nicht einen rothen Heller gilt
All' euer Schnick und Schnack."

Um Beifall buhlend, ſchielt' er jetzt
Nach ſeinem Herrn Kompan.
Das ſchien auch Lucifer ergötzt,
Und lachte mild ihn an.

Doch aus dem Schuldner ſchrie nunmehr
Verzweiflung: „Fort in's Loch!
Ihr Zungendreſcher, ſeyd ein Bär!
Der Teufel hol' euch doch! —

„Ha!" ſprach der Satan: „Dieß Gericht
Empfang' ich ohne Scheu.
Jetzt rief man mich, du Böſewicht,
Im vollen Ernſt herbei.

Dieß war kein leeres Zorngeräuſch.
Man haßt dich, alter Dieb!
Auch fühl' ich jetzt zu Schurkenfleiſch
Den allerſtärkſten Trieb." —

Drauf ſtreckt er ſeine Klau'n geſchwind
Nach Mârens Leichnam aus,
Und ſauſte wie ein Wirbelwind
Mit ihm zum Dach hinaus.

Das Weingericht.

Es lebte vor Zeiten ein luſtiger König,
Der nimmer ſich quälte mit Sorgen um's Land,
Und täglich ſo becherte, daß er oft wenig
Sein eigenes Selbſt zu beherrſchen verſtand.

Einſt tafelt' er köſtlich mit ſeinen Magnaten,
Trieb mancherlei Kurzweil und gnädigen Spaß,
Und neckte ſich viel mit dem dicken Prälaten
Sylveſter, der ſchmunzelnd zur Linken ihm ſaß.

„Herr Abt, Ihr entſeeltet manch' ehrliches Tönnchen,
Und pranget jetzt ſelber in Tonnengeſtalt;
Nun ſagt doch, Ihr weiſes, erfahrenes Männchen.
Welch' Weinchen Euch immer für's lieblichſte galt?" —

„Schwer, Allerdurchlauchtigſter, dünkt mich die Frage,
Und ſchlimm wird mein kurzes Gedächtniß beſtehn.
Es müſſen, bevor ich ein Endurtheil wage,
Die Weinchen jetzt nochmals die Muſterung gehn." —

„Ei, wißt Ihr nicht künſtlich durch Blumen zu ſprechen!
Ihr ſchleichet zum Ziele fein liſtig und krumm,
Und hängt Eurer langen Begierde zum Zechen
Den Mantel des kurzen Gedächtniſſes um.

Wohlan, dieſer Pfaffenkniff ſoll euch gelingen!
Mein Oberhofmundſchenk mag deßhalb geſchwind
So viel Nationen zur Muſterung bringen,
Als ihm in dem Keller jetzt unterthan ſind.

Laßt heut uns ein förmliches Weingericht halten!
Wir nehmen ſelbander den Richterplatz ein;
Und daß doch die Herrn auch ein Aemtchen verwalten,
[illegible]ögen ſie unſere Beiſitzer ſeyn.

Den Wein, der vor andern uns lieblich wird munden,
Erklär' ich zum König dann durch ein Edikt;
Doch haben wir Schofel darunter befunden,
Der werde mit Acht und mit Banne beſtrickt!" —

„Herr König, Ihr redet ja trotz Salomonen!" —
Rief fröhlichen Muthes der geiſtliche Mann,
Und ſchon trat mit Weinen von zehn Nationen
Der Oberhofmundſchenk gehorſamſt heran.

Als Richter und Schöppen das Werk nun begannen,
Da nippten ſie — ihnen zur Ehre ſey's kund! —
Nicht faſelnd und obenhin blos von den Kannen:
Sie tranken gewiſſenhaft tief auf den Grund.

So klug und bedächtig erforſchten und probten
Sie jegliches Weinchen zwar einige Mal;
Doch, was ſie auch mäkelten, was ſie auch lobten,
Kam's dennoch zu keiner einſtimmigen Wahl.

Vor ihren hochglühenden Nordſcheingeſichtern
Rundtanzten indeſſen ſchon Fenſter und Wand,
Und Becher und Humpen entſtürzten den Richtern
Mit plätſchernden Strömen aus zitternder Hand.

Auch hatten die Herren Gerichtsaſſeſſoren
(Sonſt Helden beim Becher, wie Eiſen und Stahl)
Ihr Gleichgewicht jetzt auf den Stühlen verloren,
Und ſanden's erſt wieder platt unten im Saal.

Der Mann mit der Kron' und der Mann mit der Glatze
Erhielten ſich länger bei Ehren und Kraft;
Doch wurden ſie endlich auch ſinnlos vom Platze
Durch nüchterne Diener zu Bette geſchafft.

Und ſo ward denn nun kein Edikt unterſchrieben,
Das einen Monarchen der Weine beſtellt.
Drum kröne ſich jeder nach eignem Belieben
Den Wein, der ihm ſelber am beſten gefällt!

Der Brillenhändler.

Feine Brillen trag' ich zum Verkauf,
Von der Klugheit Meiſterhand geſchliffen.
Kommt, ihr Leutchen, kommt in raſchem Lauf!
Meine Waare hat ſich bald vergriffen.

Eile, ſchönes Kind, wann ſüß und zart
Schmeichelnde Verführer mit dir koſen!
Durch ein Augenglas von meiner Art
Siehſt du Schlangen züngeln unter Roſen.

Junger Mann, nimm mir ein Dutzend ab,
Eh' du Anſtalt machſt, dich zu beweiben!
Ach, du möchteſt ſonſt bis in dein Grab
Einem böſen Engel dich verſchreiben!

Kauft, was noch von Brillen übrig iſt,
Splitterrichter, die ihr immer hechelt!
Klar bemerkt ihr dann, was ihr nicht wißt:
Daß man euern Dünkel kalt belächelt.

Der Uhu und ſein Weib.

Ein armer, alter Uhu ſaß
In einer Fürſtenburg, dem Hofgeſind zum Spaß,
Verhaftet zwiſchen Eiſenſtangen.
Ach, noch nicht voll war ſeiner Leiden Maß!
Bald ſah er doppelt ſich gefangen.

In dieſen neuen Sklavenſtand
Lockt' ihn ein Papageienweibchen,
Das in der Burg ſich wohl befand.
Des Murrkopfs Herz ergriff ein Liebesbrand;
Er ward empfindſam, wie ein Täubchen,
Und ſtöhnte, martervoll für jedes Nachbars Ohr,
Zu ſeiner Königin empor.

Sie blickte lange zwar aus ihrer goldnen Wohnung
Auf ihn hinab mit kaltem Stolz,
Doch ſeiner Zärtlichkeit ward endlich die Belohnung,
Daß nach und nach das Eis von Pärchens Herzen ſchmolz.
Die Schöne ſtahl bei Mondenſchimmer
Aus ihrem unbewachten Zimmer
Sich zu dem treuen Seladon.
Ihr Schnabel hatte kaum ſein Kerkerhaus entriegelt,
Da war der Bund mit einem Kuß beſiegelt,
Und unſer Pärchen raſch entflohn.

Zum nächſten Walde ging die Reiſe.
Hier ward — denn Liebende bedürfen wenig Raum —
Ihr Brautgemach ein hohler Baum,
Und Küſſe waren ihre Speiſe.
Ein neidenswerthes Göttermahl!
Doch murrte drob der leere Magen,
Und nöthigte durch Hungerqual
Das Weiblein bald, mit Schüchternheit zu fragen:
„Was gibt's zu eſſen, lieber Mann?“ —

Herr Uhu ſtutzte, ſann und ſann
Und ſtotterte: „Mein Kind, ich muß dir ſagen,
Ich dachte jetzt noch nicht daran;
Doch eil' ich ſtracks, dir etwas aufzutragen.
Dir ſoll ein leckeres Gericht
Von jungen Ratten wohl behagen.“

Sie rief erſtaunt: „Das iſt dein Ernſt doch nicht?
Hu, hu! mir graut vor ſolcher Speiſe.“ —

Er fragte ſanft und ſcheu: „Mein holdes Lebenslicht,
Willſt du vielleicht ein Schüſſelchen voll Mäuſe?“

„Schweig' von dem Unrath, der mich ſchreckt!“
Fuhr ſie empor: „Schaff', ärmlicher Geſelle,
Schaff, Mandeltorten und Konfekt,
Sonſt plag' ich dich, als wärſt du in der Hölle!
Man nehme keine Frau, wenn man
Sie nicht bequem ernähren kann!“

Das Noth- und Hülfsbüchlein.

Ein Knecht der Eiferſucht, der immer
Nur halb, mit Einem Auge, ſchlief,
Verbarg ſein junges Weib im fernſten Hinterzimmer,
Wohin ſich nie ein Sonnenſchimmer
Und nie ein froher Tag verlief.
Die Arme ſaß zum Näh'n und Stricken
An ihren Arbeitstiſch gebannt,
Und ward ſchon ausgeſchmählt, wenn ſie ſich unterſtand,
Hinunter in den Hof zu blicken,
Weil dort ein Mannsgeſchöpf — der Haushahn, ſich befand.

Um gegen Untreu' ſich noch mächtiger zu rüſten,
Erforſchte weit und breit der Unhold jedes Blatt,
Das man von ſchöner Weiber Liſten
Seit Anbeginn der Welt geſchrieben hat.
Es kamen Bücher an zu Wagen und zu Schiffe;
Sie ſprengten endlich faſt ſein Haus.
Er las den ganzen Schwall, und zog die feinſten Pfiffe
Mit eiſerner Geduld heraus.

So fertigte der einſtudirte Kenner,
Bei Tag und Nacht, in kurzer Friſt,
Ein Noth- und Hülfsbüchlein für eiferſücht'ge Männer,
Das aber nicht gedruckt erſchienen iſt.

Er ſchrieb es blos für ſich zur Lehr' und Warnung nieder,
Verſäumte keinen Tag, daraus ſich zu erbau'n,
Und wähnte ſtolz, er habe nun der Hyder,
Mit Namen Weiberliſt, den letzten Kopf zerhau'n.

Jetzt fühlte ſich ſein Herz gelinder von den Schrauben
Der Angſt gepreßt, und er begann,
Der ſchönen Sklavin dann und wann
Ein wenig Luſtgenuß in Gnaden zu erlauben.
Doch überall und für und für
Keucht' auch ein altes Weib, ein wahrer Höllendrache
Mit hundert Augen, hinter ihr.

Als ſie einsmals mit dieſer Keuſchheitswache
Bei ihrem Herrn Gewiſſensrath
In ſeiner fernen Meßkapelle
Geweſen war, und wieder von der Schwelle
Des Tempels auf die Gaſſe trat,
Da ſtürzte — welche Frevelthat! —
Ein Waſſerſtrom aus einem Fenſter nieder,
Und überſchwemmte ſie bis auf den Sammt der Haut.
Sie ſprang zurück, ſie kreiſchte laut,
Und Schreck und Froſt durchbebten ihre Glieder.
Indem ſie noch ſo zitternd ſtand,
War eine freundliche Matrone
Mit raſchen Schritten bei der Hand,
Die ganz untröſtlich ſchien, daß ſie das Haus bewohne,
Aus dem, durch blinde Faſelei,
Der Wolkenbruch gefallen ſey.
Sie bat mit vielem Wortverſchwenden,
In ihrer Wohnung ſich der ſchadenfrohen Schau
Des Volkes zu entziehn, und ſchnell die Kammerfrau
Nach trocknen Kleidern fort zu ſenden.

Die Alte zog ein Furiengeſicht,
Und kiff und ſtritt und wollte nicht
Vom anvertrauten Poſten weichen;
Doch endlich mußte ſie, beſiegt durch das Gewicht
Des Drangs der Noth, die Segel ſtreichen.
Sie ſetzte ſich nach Haus in Trab,
Und ſtattete Bericht dort ab.

„O weh mir!“ rief der hochgelahrte Schreiber
Des Noth- und Hülfsbüchleins: „O weh mir armen Mann!
Verborgner Schlangenſinn der Weiber,
Wo iſt der Salomo, der dich enträthſeln kann?
Ich glaubt' in's Meer von ihren Ränken
Der Vorſicht Blei bis auf den Grund zu ſenken.
Was aber nützt mein ſaures Werkchen dort?
Von dieſer Waſſerliſt ſteht drin kein ſtummes Wort.“

Ach, wie gerecht entflammte ſich ſein Eifer!
Der Alten los zu ſeyn, war der Verſchwornen Plan.
Das Mütterchen, das wir ſo dienſtbefliſſen ſahn,
War eine Kupplerin; — der Täufer
Des loſen Weibleins ein Galan. —
O Männer, ſpiegelt euch an dieſem Abenteuer!
Werft eure Noth- und Hülfsbüchlein ins Feuer!

Geſellige Lieder.

Lied vom Wein.

Mel. Bekränzt mit Laub den lieben vollen Becher ::

Geboren ward zum König der Getränke
Der Sohn der Rebenflur.
Die andern all', ſo ſtolz auch manches denke,
Sind Unterthanen nur.

Das Waſſer iſt in dieſes Fürſten Staaten
Ein armer Bauersmann.
Man blickt's wie den, erzieht es gleich die Saaten,
Blos mit Verachtung an.

Das plumpe Bier hegt, vornehm ſich zu dünken,
Zwar einen großen Hang:
Allein es hat mit denen, die es trinken,
Mit Bürgern, nur den Rang.

Der Thee gehört zur Klaſſe der Gelehrten,
Der Schwächling, matt und bleich,
Sieht manchem, knapp mit Zeiſigskoſt genährten
Poetchen völlig gleich.

Der Herr Kaffe prangt in des Prieſters Kleide,
Und Damen ſind ihm treu:
Drum bleib' er jetzt, aus Achtung gegen Beide,
Von allem Tadel frei!

Er ſtrebet nicht, den Wein vom Thron zu drängen,
So wie der Britte, Punſch. —
Hebt gleich der Lord das Herz auch zu Geſängen,
Glückt ihm doch nicht ſein Wunſch!

Wer Mitleid fühlt für Adams ſchwarze Söhne,
Sey nicht dem Fremdling hold;
Denn ihn verſüßt das Rohr, worauf die Thräne
Des Negerſklaven rollt.

Mit ihm verwandt ſind auch die ſüßen Schächer,
Biſchof und Cardinal,
Und all' der Schwarm, der manchen guten Zecher
Dem edlen Weine ſtahl.

Baſtarde ſind's, erzeugt von Sudelköchen
Auf dunkler Küchenflur.
Den Wein erzog die Sonn', und er kann ſprechen
Ich bin dein Sohn, Natur!

Sie hat gekrönt ihr Lieblingskind zum Fürſten
Mit eigner, hoher Hand,
Und es zum Troſt, wann brave Leute dürſten,
In unſre Welt geſandt.

So freut euch denn des wackern, lieben Knaben,
Der uns ſo Gutes thut!
Dankt herzlich ihm die königlichen Gaben
Geſundheit, Kraft und Muth!

Die Wege der Freude.

Im Ton: Genießt den Reiz des Lebens ꝛc.

Auf Felſenhöhen pranget
Der Freude Zauberſchloß,
Und heiß dahin verlanget
Schier jeder Weltgenoß.
Welch luſtiges Gedränge
Durch hundert Schlangengänge,
In welchen eine Menge
Von Pilgern ſich verirrt!

Auch wir ſind auf der Reiſe
Nach dieſem Feenpalaſt,
Den ſelbſt der größte Weiſe
Mit Luſt ins Auge faßt.
Laßt, um uns nicht zu quälen,
Wann wir das Ziel verfehlen,
Die rechten Pfad' uns wählen,
Die Pfade: Lieb' und Wein.

Der erſte dieſer Wege
Gehört der Jugend an.
Durch blumige Gehege
Läuft ſeine glatte Bahn.

Schön läßt ſich's unter Roſen
Mit ſanften oder loſen,
Reizvollen Mädchen koſen,
Wenn man noch Jüngling iſt.

Doch, Freunde, flieht und meidet
Den angenehmen Pfad,
Sobald die Jugend ſcheidet
Und ſich das Alter naht.
Sonſt ſeht ihr alle Hecken
Voll wilder Mädchen ſtecken,
Die laut den Kahlkopf necken,
Der an der Krücke buhlt.

Alsdann behagt uns beſſer
Der zweite Weg, wo man
Im Schatten hoher Fäſſer
Auch luſtig wandeln kann.
Hier pflegt mit Gnadenblicken
Herr Bacchus uns zu nicken,
Und ſpottet nicht der Krücken,
Weil er ſie ſelbſt oft braucht.

Ein volles Glas zu halten,
Im freundſchaftlichen Chor,
Gelingt auch einem Alten,
Der Amors Huld verlor.
An froher Tafelrunde
Verfließt nun manche Stunde
So ſüß, wie einſt im Bunde
Der Lieb' und Zärtlichkeit.

Geht, welchen Weg ihr wollet,
Nur nicht mit Saus und Braus!
Wer wie ein Wildfang tollet,
Hält auf der Bahn nicht aus.
Die allzu raſchen Läufer
Verfolgt mit Haſt und Eifer
Der alte Senſenſchleifer
Und mähet ſie wie Gras.

Tiſchlied nach dem Vogelſchießen.

Triumph! Wie Helden nach der Schlacht,
Soll uns der Becher laben,
Da wir den Feind, aus Holz gemacht,
Nun überwunden haben!
Mit Kron' und Scepter ſaß er kühn
Auf hoher Stangenſpitze;
Doch unſre Pfeile ſtürzten ihn
Vom königlichen Sitze.

So geht es Allen in der Welt,
Die ſich zu ſtolz erheben:
Des Reiches Schützengilde ſtellt
Nach ihres Glückes Leben.
Es ſchwinge dann ſich noch ſo hoch,
Und flattre noch ſo munter,
Die Gilde zielt und ſchießet doch
Es aus der Luft herunter.

Dieß lehret uns, wie klug es ſey,
Im ſtillen Thal zu bleiben,
Und ohne Stolz und Prahlerei
Sein Weſen da zu treiben.

Ein ſchlichter Sinn und ſchlichtes Kleid
Sind überall willkommen,
Und werden nicht von Haß und Neid
So ſcharf aufs Korn genommen.

Nur dann duckt man umſonſt ſich klein,
Wann Pfeil und Bogen ſchnellet,
Womit der ſtrenge Ritter Hein
Uns nach dem Leben ſtellet.
Nun Ihro Gnaden ſchnelle zu!
Wir fallen, wann wir müſſen.
Indeſſen wollen wir in Ruh
Noch trinken, ſcherzen, küſſen.

Bacchus und Amor.

Zwei Herren machten einen Bund
Zum Heil und Glück der Welt.
Drob preiſe ſie das Erdenrund,
Bis es in Trümmer fällt!
Herr Bacchus und Herr Amor ſeyd
Uns beide hoch gebenedeit;
Ihr machtet dieſen ſchönen Bund
Zum Heil und Glück der Welt.

Getrennt ſeyd ihr zwar auch uns hold,
Doch holder im Verein,
Dem Trinker, der im Winkel ſchmollt,
Dem ſchmeckt ſein Wein — wie Wein;
Dem Trank der Götter aber gleicht
Das Glas, das ihm ſein Mädchen reicht.
Ei ja, ihr ſeyd getrennt uns hold,
Doch holder im Verein.

So fördert oft auch Amors Glück
Der Flaſche Feuergeiſt.
Er macht zu einem Wageſtück
Den blöden Schäfer dreiſt.

Ihm danken Tauſend den Genuß
Von ihres Liebchens erſtem Kuß.
O, mächtig fördert Amors Glück
Der Flaſche Feuergeiſt!

Wohl uns! Der Herren Huldverein
Beſeelt auch unſer Mahl.
Sie laſſen zwiſchen Lieb' und Wein
Höchſt gnädig uns die Wahl:
Doch nimmer wählt ein kluger Mann,
Wenn er ſie beide haben kann.
Wohl uns! Der Herren Huldverein
Beſeelt auch unſer Mahl.

Habt Dank, habt Dank, ihr guten Herrn,
Für dieſes frohe Feſt!
Wen ihr beglückt, der duldet gern,
Was ſonſt ſein Herz auch preßt.
Der Sorgen Ebb' und Fluth vergißt,
Wer wohlgemuthet trinkt und küßt.
Drum ſchönen Dank, ihr guten Herrn,
Für dieſes frohe Feſt!

Geſelligkeit.

Nach der Weiſe: Genießt den Reiz des Lebens ꝛc.

Wer ſich, gleich finſtern Eulen,
In Einſamkeit verbannt,
Den überſtrömt mit Pfeilen
Des Unmuths Rieſenband.
Jhm ſpinnt am Lebensrädchen
Kein roſenfarbnes Fädchen
Das holde Himmelsmädchen,
Geſelligkeit genannt.

Flieht, eh' ein Wurf vom Köcher
Des Rieſen euch ereilt,
Flieht her zum trauten Becher,
Den Freundſchaft mit euch theilt!
Die Spinnerin ſoll leben!
Der Wonnegeiſt der Reben
Und Liebesgötter ſchweben
Da gern, wo ſie verweilt.

Von Thoren, die in Wüſten,
Wo ſtill dem Pilger graut,
Als Heilige ſich brüſten,
Wird jetzt zwar nichts mehr laut

Doch ſieht man noch bei Kiſten,
Gefüllt durch Trug und Liſten,
Den Geizhals einſam niſten,
Der ſchier ſich ſelbſt nicht traut.

Auch Mancher hegt den Dünkel,
Daß Frau Philoſophei
In ſeinem Bücherwinkel
Allein zu Hauſe ſey.
Stolz ſpäht er durch die Scheiben,
Was andre Menſchen treiben,
Und ſetzt ſich hin zu ſchreiben:
Ihr Thun ſey Narretei.

Laßt den Pedanten brummen!
Er ſey von uns verlacht,
So wie der Filz, der Summen
Mit Drachenblick bewacht!
Einmüthiglich erklären
Wir alle finſtre Bären,
Die Welthaß in ſich nähren,
Hiermit in Bann und Acht.

Kein Solcher überſchreite
Das heilige Gebiet,
Wo man nur Biederleute
Geſellig wandern ſieht;
Wo, ſcheu vor unſrem Sange
Und unſrem Becherklange,
Die buntgefleckte Schlange,
Die Heuchelei, entflieht.

Ein Kerker iſt die Erde
Für den, der nie ſich freut.
Zum Paradieſe werde
Sie uns durch Fröhlichkeit!
Wir wollen Flaſchen leeren,
Und einen Kuß in Ehren
Dabei uns nicht verwehren,
Bis Schicht der Tod gebeut.

Tiſchlied bei einem Tanzfeſte.

Im Ton des Liedes in Mozarts Zauberflöte: Ein Mädchen
oder Weibchen ꝛc.

Nach raſchem Tanzgetümmel,
Mit Kopf und Herz voll Gluth,
Sitzt man im kühlen Himmel
Des Weingotts trefflich gut.
Da ziemt' es, mit durſtigen Lippen
Ein biſchen ſich ſelig zu nippen;
Doch Taumelgeiſt, lärme nicht hier!
Zu Bette, zu Bette mit dir!

Los von des Zwanges Feſſel,
Flog Freude durch die Reih'n,
Und nahm dann einen Seſſel
An unſrer Tafel ein.
O haltet die Huldin in Ehren,
Und laßt ſie vom Mißmuth nicht ſtören!
Du Iſegrimm, ſchmolle nicht hier!
Zu Bette, zu Bette mit dir!

Auch Amor ſchlich die Gaſſen
Des Tanzes ein und aus,
Und hat uns nicht verlaſſen
Bei dieſem Labeſchmaus.

Ihr Männer und Mädchen und Frauen,
Vergönnt ihm, ins Herz ſich zu bauen!
Und, Eiferſucht, laure nicht hier!
Zu Bette, zu Bette mit dir!

Meßt, eh wir ſcheiden müſſen
Vom Tanz und Minneſpiel,
Nach Flaſchen und nach Küſſen
Die Spanne bis ans Ziel!
Wie bald kann Freund Hein ſich erfrechen,
Zu Einem und Andern zu ſprechen:
Satt trankſt du und liebelteſt hier!
Zu Bette, zu Bette mit dir!

Für Tanzluſtige.

Nach Mozarts Tanzmuſik in der Oper: Don Juan.

Was, ihr Leutchen, geht über das Tanzen?
Wie verfliegen die Grillen, hei ſa!
Männer, die ſich mit Büchern umſchanzen,
Fangen ſorgſam ſie wieder. Tra la ꝛc.

Dieſe Herren mit ſteifen Geberden
Wiſſen alles, was jemals geſchah;
Nur verſtehn ſie nicht luſtig zu werden,
Und ſo ſind wir gelehrter. Tra la ꝛc.

Froh zu ſeyn, hat Natur uns geboten.
Kinder, folget der guten Mama,
Und verſäumt nicht bei Werken der Todten
Die Genüſſe des Lebens! Tra la ꝛc.

Düſter krochen die Tage wie Schnecken,
Als Herr Adam noch einſam ſich ſah.
Unter Evchens Liebkoſen und Necken
Wuchs der Zeit erſt ihr Flügel. Tra la ꝛc.

Menſchen ziemet geſellige Liebe,
Nur der Kauz iſt zum Duckmäuſern da.
Finſtre Launen entwenden wie Diebe
Uns das Gold des Vergnügens. Tra la ꝛc.

Wenn Pedanten die Freude verſchimpfen,
Hört es an wie des Eſleins Jah!
Trotz der Fröſche Gequak in den Sümpfen,
Brechet Blumen am Ufer! Tra la ꝛc.

Gilt uns, ſchwebend im Wonnegetümmel,
Wie ein Eidſchwur ein Biedermanns Ja,
Sind im Tanzſaal wir lieber dem Himmel,
Als ein Schelm in der Kirche. Tra la ꝛc.

Frohſinn bringt ſchon uns ehrliche Lächler
Hier den Freuden Elyſiums nah,
Und wir tanzen hinein mit dem Knöchler
Einſt voll Jubel den Kehraus. Tra la ꝛc.

Lied für Zufriedene.

Das Wort: Wir ſind zufrieden!
Macht unſre Weisheit aus.
Wir ſeufzen doch hienieden
Vom Glück nicht viel heraus.
Es führt nur ſchwere Karren,
Voll Gold- und Silberbarren,
Dem Dummkopf oder Narren,
Indem er ſchläft, ins Haus.

Laßt dieſe Wagen rollen,
Und treibt darüber Scherz!
Man ſieht ſie oft verzollen,
Mit namenloſem Schmerz.
Schön iſt es, ſolche Frachten
Mit Hochſinn zu verachten.
Für alles Gold der Schachten
Kauft man kein frohes Herz.

Zu ſchwacher Seelen Schrecken
Stürzt manches Luftſchloß hin;
Doch ſolche Trümmer decken
Nie unſern heitern Sinn.

Frei von des Kleinmuths Zügel,
Schwingt er mit leichtem Flügel
Sich auf die Blumenhügel
Der Lieb' und Freundſchaft hin.

Dort laßt uns Hütten bauen,
Fern von der Wünſche Sand!
Freundſchaftliches Vertrauen
Iſt eine Felſenwand;
Und holdes Herzgekoſe
Macht unterm Dach von Mooſe
Zum Edelſtein die Roſe
Aus treuer Liebe Hand.

Drum, Glück, ſind wir geſchieden!
Gib, wo du willſt, Beſuch!
Das Wort: Wir ſind zufrieden!
Bleibt unſer Sittenſpruch.
Nur klein ſey unſre Habe;
Doch folg' uns einſt zum Grabe
Der Liebe Thränengabe
Und keines Menſchen Fluch!

Ruf zur Freude.

Im Ton des bekannten Liedes von Claudius: Auf und trinkt! Brüder trinkt!

Freuet euch!
Freuet euch!
Dieſes weiſe Sprüchlein
Iſt dem Golde gleich.
Weder Buch noch Büchlein
Lehrt ein beſſers euch.
Freuet euch!
Freuet euch!
Freude wandelt wie ein Engel
Durch den weiten Erdenſprengel.

Acht und Bann
Jedem Mann,
Deſſen Herz die Holde
Nimmer lieb gewann!
Bei der Höll' im Solde,
Spinnt er Unheil an.
Acht und Bann
Dieſem Mann!
Eiskalt iſt des Schmollers Seele.
Fliehet dieſes Bären Höhle!

Ehrt auch nicht
Einen Wicht,
Der Dukaten ſammelt
Immer Schicht auf Schicht.
Was die Armuth ſtammelt,
Rührt den Hamſter nicht.
Schlechter Wicht!
Schlechter Wicht!
Unwerth iſt des Blicks der Sonne,
Wer nicht fühlt des Wohlthuns Wonne.

In die Welt,
Bücherheld!
Das Gefild der Muſen
Wird nicht wohl beſtellt,
Iſt des Gärtners Buſen
Selbſt ein todtes Feld.
In die Welt,
Bücherheld!
Werde jetzt von uns gemeiſtert!
Liebe, Liebe nur begeiſtert.

Grämler, ſeyd
Doch geſcheidt!
Wie der Eul' im Baume
Schwindet euch die Zeit.
Wacht aus düſterm Traume
Auf zur Fröhlichkeit!
Grämler, ſeyd
So geſcheidt!
Hier von unſrem frohen Kreiſe
Lernt die beſte Lebensweiſe!

Uns erſreu'n
Lieb' und Wein.
Durſtige zu laben,
Schenken gern wir ein;
Doch die Küſſe haben
Lieber wir allein.
Uns erſreu'n
Lieb' und Wein.
Seit der Weltbau ſteht, bis heute,
Lebten ſo die bravſten Leute.

Nun ſo trinkt:
Küßt und trinkt!
Heiſa! Luſtig, Kinder,
Wann die Freude winkt!
Spott dem armen Sünder,
Der ſich weiſer dünkt!
Küßt und trinkt!
Küßt und trinkt!
„Brav und froh!“ — Dieß nehmt vom Schmauſe
Fein, als Denkſpruch, mit nach Hauſe!

Der Zauberbann.

Nach der Weiſe: Der Lenz belebet die Natur ꝛc.

Gar lieblich tönt in ſtiller Nacht
Ein leichtes, muntres Lied,
Indeß ein Geiſterſeher wacht
Und Spukgeſtalten ſieht.
  Im hellen Saal,
  Beim Weinpokal,
  Neckt uns kein Rübezahl.
Ein Liedchen hat die Wunderkraft,
Daß es Geſpenſter ſcheucht,
Und fort aus Kopf und Herzen ſchafft,
Was ſolchen Weſen gleicht.

  Wenn euch der Hoffnung Irrlicht täuſcht,
Der Alp des Kummers drückt,
Der Grillen Rabenheer umkreiſcht,
Und ſonſt ein Kobold zwickt:
  Flugs hebet dann
  Den Zauberbann
  Der holden Tonkunſt an!
Der Unhold heiße wie er heißt,
Sie treibt ihn mächtig aus,
Und rufet manchen lieben Geiſt
Dafür in euer Haus.

Den kleinen, loſen Ueberall,
Den ewig jungen Zwerg,
Lockt Saitenſpiel und Liederſchall
Raſch über Thal und Berg.
Kaum ſangen wir,
So war er hier,
Und ſchoß nach mir und dir.
Sein Pfeil macht zwar uns dann und wann
Auf beiden Augen blind,
Doch nie iſt uns ſo wohl, als dann,
Wenn wir geblendet ſind.

Die Fee der Freundſchaft kehrt auch gern
Bei frohen Sängern ein.
Laßt mehr, als jenen jungen Herrn,
Sie euch willkommen ſeyn!
Sie hält uns feſt
Ans Herz gepreßt,
Wann er uns kalt verläßt.
Er flieht, ſobald das Blüthenreis
Der Jugend welkt und fällt,
Sie aber führt den ſchwachen Greis
Ans Thor der beſſern Welt.

Sinngedichte.

Der Schwätzer.

Die Zeit verzehret Stahl und Eiſen;
Doch das iſt Kleinigkeit:
Herr Staarmund pflegt ſich tapfrer zu beweiſen:
Er frißt ſogar die Zeit.

Der Sonderling.

Das Sonderbare liebt Valer;
Drum liebt er ſich auch ſelbſt ſo ſehr.

Der kleine Ruhm.

„Bei Fanny muß mir jeder Stutzer weichen!“
So prahlet Eduard; ſein Ruhm iſt aber klein:
Man braucht, um Haſen zu verſcheuchen,
Doch nur ein Mann von Stroh zu ſeyn.

Die Empfindler.

Wer immer weint, wie dieſe zarten Knaben,
Der muß im Kopf viel Waſſer haben.

Über den Ordensſtern eines hohen Menſchenfeindes.

Man glaubt dir deine Noth, du armes Ländchen, gern:
Dir leuchtet ein fataler Stern!

Der leere Topf.

Stets geht Amand mit unbedecktem Kopf.
Was ſoll der Deckel auch auf einem leeren Topf?

Die Bauern vor dem Bildniß ihres Gerichtshalters.

Katt.

Ach! wie er leibt und lebt! Doch warum zog der Mann,
Der ihn gepinſelt hat, ihm nicht auch Handſchuh an?

Toms.

Kann ſie nicht brauchen, Nachbar Katt,
Weil er die Hände ſtets in unſern Beuteln hat.

Der Lobredner ſeiner Zeit.

Der alte Geck Pankraz ſchreit allenthalben aus:
Die Welt ſey jetzt ein großes Narrenhaus.
Er ſchwatzte gern uns auf, es ſey im Schellenorden
Zu ſeiner Zeit kein Ritter jung geworden.
Wie drollig doch der Mann vergißt,
Daß er damals geboren iſt!

Familienrache.

Einſt litt und ſtarb, wie die Geſchichte ſaget,*
Ein Mann, Prozeß genannt, als Chriſt und Glaubensheld.
Sein Märtyrthum zu rächen, plaget
Ein Schwarm von Vettern noch bis heut die halbe Welt.

* Francisci Haraei historia Sanctorum.

Der rechte Titel.

Silvan, der ſüße Damenknecht,
Verſchenkt an's zärtliche Geſchlecht,
Bis er nichts mehr wird ſchenken können.
Lucinden hat er wohl am tüchtigſten geblecht:
Das gibt ihm denn auch volles Recht,
Sie ſeine Theuerſte zu nennen.

Zwei gefällige Weiber.

Star hat ſich ein Weibchen zugelegt,
Das mit einem Buhlerheere
Frank und frei der Liebe pflegt.
Dieſe Heirath gleicht, zu ſeiner Ehre,
Der venetiſchen Vermählung mit dem Meere,
Das auch fremde Schiffe willig trägt.

Entſchuldigung.

Daß Bürgermeiſter Stinz euch die Gerechtigkeit
Um ſchweres Geld verkauft, dürft ihr ihm nicht verdenken.
Wer wird ſo eine Seltenheit
An Hack und Mack verſchenken!

An Herrn Till.

Du rühmſt Dich oft, gelehrter Till,
Für Dein Vergnügen blos Schriftſtellerei zu treiben.
Ei, das iſt nicht genug! Wer Leſer finden will,
Muß Andern zum Vergnügen ſchreiben.

Einfall eines Barbiers.

Daß Evens Töchtern das Geſchick
Den Bart verſagte, welch ein Glück!
Das wären mir die rechten Kunden!
Ihr Plappermäulchen ruht nicht einen Augenblick
Drum wär's ein Hexenmeiſterſtück,
Sie zu barbieren ohne Wunden.

Auf einen verläumderiſchen Schmarotzer.

Er ſchmauſ't ſich durch die Welt, trägt allenthalben Poſten,
Und öffnet ſo den Mund nur ſtets auf And'rer Koſten.

Der feine Hut.

„Ich ſuche mich der Grüße zu entſchlagen,
Denn mein Kaſtorhut leidet drob;“
So ſpricht Herr Puff, und man muß ſagen
Sein Hut iſt fein, doch er — iſt grob.

Der Bedrücker.

Stadt und Land fühlt ſein Gewicht,
Leider nur der Galgen nicht!

Irrthum der Glücksgöttin.

Fortuna hält ſich ſtets zum dicken Theophan.
Sie ſieht das Faß wohl gar für ihre Kugel an.

Räthſel.

1.

Man gibt mir einen Fürſtentitel,
Und nennet mich nach meinem Thron;
Doch hab' ich weder Geld noch andre gute Mittel,
Und bin auch nicht ſo ſtolz wie mancher Königsſohn.
Der Bettler, welchen Geiz und Hartſinn von ſich ſtießen,
Schläft ruhig oft an meines Thrones Füßen.

2.

Vier Jahr bleibt er aus,
Dann kommt er nach Haus,
Und zeiget ſich wieder
Im Kreis ſeiner Brüder.

3.

Mein Körper iſt von Kreuz- und Sternchen voll;
Nur weiß ich nicht ſo viel von guten Tagen,
Als meiſtens wohl die Herrn, die Kreuz' und Sterne tragen.
Man ſchafft mich blos, damit ich leiden ſoll.

Doch dünkt mich nie mein Schickſal bitter;
Ich bin ſo redlich, treu und ächt,
Wie vor Jahrhunderten der biedre, deutſche Ritter,
Der Damen Knecht:
Ich laſſe mich zerſtechen und zerritzen,
Um ſie vor Wunden zu beſchützen.

4.

Mich ruft die Lieb' in's Leben,
Bisweilen auch die Noth:
Doch kaum beginn' ich aufzuſchweben,
Bin ich ſchon wieder todt.

5.

Unſern von mir wohnt ein Prophet,
Der, wie von ihm die Sage geht,
Auf Wetterkunde ſich verſteht,
Er zeigt ſich wie ein Herr vom Stande,
In einem bunten Prachtgewande,
Trägt einen purpurrothen Hut,
Und wandelt doch im Schnee und Sande
Stets unbeſtiefelt, unbeſchuht.
Man ſieht ihn nie zu Roß und Wagen,
Er überfüllt auch nicht den Magen
Mit Leckerein für ſchweres Geld:
Blos Hausmannskoſt vom Aehrenfeld
Läßt ſich der Philoſoph behagen.
Ihm iſt nichts Böſes nachzuſagen,

Als daß er viel Mätreſſen hält,
Die ſich jedoch recht wohl vertragen.
Sonſt iſt ſein ganzer Lebenslauf
Die ſchönſte Zucht- und Ordnungskette:
Er ſteht mit Tages Anbruch auf,
Und macht ſich Abends bald zu Bette.
Doch ſagt ein Phyſiognomiſt,
Der künft'ges Unglück und Verderben
Auf Stirnen und auf Naſen lieſ't:
Sein Blut werd' einſt die Erde färben
Und er durch Mörderhände ſterben.

6.

Ich muß mich oft verwünſchen hören
Von dem, der unterthan mir iſt.
An einem Orte nur ſeh' ich ſo hoch mich ehren,
Daß man mich küßt.

7.

Mich hat die Klugheit einſt geboren
Und ich gebar die Sicherheit;
Doch meine Tochter iſt verloren,
Wenn das Verbrechen mich zu ſeinem Dienſt entweiht.
Verliebte laſſ' ich oft verbot'ne Früchte naſchen,
Und helfe ſie auch manchmal überraſchen.
Vom Geize werd' ich hoch geſchätzt;
Selbſt, Leſer! du bedarfſt mich jetzt!

8.

Vom Geiſt der Thätigkeit und Ordnung ſtets vertrieben,
Wird von der Trägheit nur ein Plätzchen mir gewährt.
Wie ſonderbar, daß mich die Menſchen gar nicht lieben,
Da mancher doch, wie ich, von Andrer Blut ſich nährt!

9.

Ich bin im Anſehn und in Thaten
Nach meinem Vater nicht gerathen.
Er iſt ein gutes, ſanftes Kind,
Und leider blind!
Ich ſchieße wilde Seitenblicke
Um mich herum,
Und ſchaffe manche Mücke
Zu einem Elephanten um.
Er labt der Menſchen Herzen
Mit einem Kelch voll Freudenwein!
Ich ſchütte Höllenſchmerzen
Und Gift hinein.

10.

Ich (ein Doppelding mit Einem Namen)
Schwinge mich ins Luftrevier,
Und geſchmückte Herrn und Damen
Schwingen ſich herum auf mir.

Charaden.

1.

Es gibt ein Völkchen in der Welt,
Das ſich gar überfreundlich ſtellt,
Uns aber herzlich ſchlecht gefällt,
Wenn es mit leerer Hoffnung ſchnellt,
Und viel verſpricht und wenig hält.
Den Ehrentitel dieſer Schaar
Entdeckt mein erſtes Sylbenpaar.
Du findeſt ihn, auf's Wort! darin,
Obſchon in einem andern Sinn. —

Wohl, dreimal wohl dem Erdenmann,
Der ſolche Leut' entbehren kann!
Das kann der Glückliche, fürwahr!
Bei dem mein zweites Sylbenpaar
So angenehm beſchaffen iſt,
Daß er nie drin das Ding vermißt,
Vor dem die halbe Welt ſich beugt,
Und jenes Völkchen ſelbſt ſich neigt.

Kennſt du, Herr Leſer und Patron,
Nun mich vierſylbige Perſon?

Ich bin bei dem Soldatenſtand
Im Frieden blos ein Figurant,
Doch weht des Krieges Blutpanier,
Dann ſchläft der Feinde Tod in mir.

2.

Die erſte meiner drei Sylben iſt
Ein Eroberungsmittel der Damen.
Den, der ſich läßt fangen durch ſolche Liſt,
Kann man mit meinen zwei letzten benamen.
Ich werde täglich von ſchönen Händen
Gebraucht, um ſolche Herren zu blenden.

3.

Erſte Sylbe.

Aufklärung iſt mein Werk; doch haben mich die Eulen,
Die, weil ſie gern im Dunkeln heulen,
Man Obſcuranten titulirt,
Noch nicht verfolgt und nicht bei Fürſten denuncirt.

Zweite Sylbe.

Ich darf mich nicht an deine Schöpfung wagen,
Weil ſie, wie wenigſtens die Finſterlinge ſagen,
Den niedern Ständen nicht gebührt.

Beide.

Und doch ſind wir in Abendſtunden
Zum Dienſt der Sparſamkeit verbunden.

4.

Meine erſten heiligen drei Sylben
That der Freigeiſt, Mode, ſchwer in Bann.
Ungeſtört erlaben ſich daran
Nun die Ratten, Mäuſ' und Milben.
Meiner vierten — Dir, du treuer Knecht
Jener Heiligkeiten! — geht es gar ſo ſchlecht,
Daß die Spötter deiner alten Herren
Dich wie eine Hex' ins Feuer zerren.

5.

Wann Regen rauſcht und Wind und Wetter weht
Mag man ſich gern zur erſten Sylbe retten;
Nur die erſchreckt kein Sturm, auf deren Ruhebetten
Die Zweite ſteht. —
Zählt Mancher auch zu den vom Glück erhaltnen Gaben
Das Eigenthum der Erſten nicht,
So kann doch wohl der arme Wicht
An ſeiner Frau das Ganze haben.

Inhalt.

Seite
Richard Löwenherz und Blondel 35
An die Feldblumen 43
Vergeſſenheit 45
Das Veilchen und die Tulpen 47
Der junge Landmann 48
Eginhard und Emma 50
Der Abend 56
An meine Schweſter 57
Lilith 59
Warnung 61
Julchens Brautgeſchichte 62
Troſtlied 67
Der Einſiedler 69
An einen jungen Dichter 72
Die lange Predigt 74
Lob des Schweigens 75
Die Liebesprobe 78
Der Mond an die Dichter 79
Lobeſans Schickſale 81
An den Tod 85
Die neue Eva 87
Rabuliſten-Lied 90
Die Mißheirath 92
Jünglings-Ausſicht 94
Das Urtheil 96
Bittſchrift für die Thiere 98
Die unglücklichen Vogelſteller 101
Montgolfier 102
Semil und Scandah 105
An die Redlichkeit 109
Wiegenlied für die Gattin eines Dichters 112
Der Vatermörder 114
Die Hunde 123

Seite
Lob der Thätigkeit 123
Die Belagerung 126
Das Pferd und der Stier 128
Kilians Leben und Thaten 130
Das Lied vom ungetreuen Mädchen 137
Woldemar und Margaretha 139
Der Herbſttag 147
Die Wiege 150
Die Ungenannte 156
Trinklied 157
Der Bräutigamsſpiegel 159
An Minna 162
Lied 163
An Hannchen 164
Eliſe 167
Fanny an ihre Taube 170
Der Gerichtsverwalter 171
Der Liebesbrief 172
Minna 175
Das Waldweib 177
Der Hahn und die Nüſſe 179
Ein Wort an die Gerechtigkeit 180
Tanzlied 182
Das Abenteuer des Pfarrers Schmolke u. Schulmeiſters Bakel 184
An die Geduld 190
Der unwiſſende Richter 193
Die Freunde 194
Amors Kriegsweſen 196
Der Sänger der Liebe 199
Die Stationen des Lebens 201
Des Pfarrhündchens Teſtament 203
Geſang für gute Menſchen 206
Die Spannkette 210
Der Tageszeiten Rangſtreit 217
Das Hammelfell 219
Theophan 230
Gold und Weiber 232
Der reiſende Gelehrte 235
Amor an die Dichterlinge 238

Seite

Natur und Kunſt 238
Der Schneider und ſein Beichtvater 239
Der Menſch und der Wein 240
Der erſte Fächer 242
Freiheit 245
Der Fuchs 247
Litanei 249
Amin 250
Amors Entwaffnung 253
An eine in den Punſchnapf gefallene Fliege 255
Der ſterbende Schuldner 258
Klagelied eines Kreuzträgers 259
Die Pfarrerwahl 262
Die Liebeschronik 263
Die ſchöne Frucht 266
Der Faroſpieler 267
Der Wunderpaſch 268
Der Landprediger 275
Die Gaben des Herrn 277
Die beiden Fliegen 281
Die Beförderung 282
Der Ziegenbock 283
Edwards Abenteuer 286
Der Wegſtreit 288
Der Kirchenbau in Aachen 289
Robert und Klärchen 295
Der Wunſch 300
Das Geſenbuch 302
Die Mitgift 304
Die Heilung wider Willen 305
Der Kinderraub 306
Biſt-du-da 307
Der Gaſthof 313
Das große Loos 321
Der Advokat und der Rothmantel 325
Das Weingericht 336
Der Brillenhändler 339
Der Uhu und ſein Weib 340
Das Noth- und Hülfsbüchlein 342

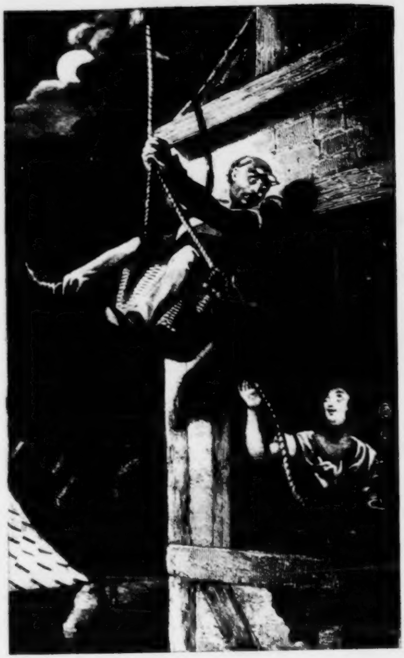
Geſellige Lieder.

Seite
Lied vom Wein 345
Die Wege der Freude 347
Tiſchlied nach dem Vogelſchießen 350
Bacchus und Amor 352
Geſelligkeit 354
Tiſchlied bei einem Tanzfeſte 357
Für Tanzluſtige 359
Lied für Zufriedene 361
Ruf zur Freude 363
Der Zauberbann 366

Sinngedichte.

Der Schwätzer 368
Der Sonderling 368
Der kleine Ruhm 368
Die Empfindler 369
Ueber den Ordensſtern eines hohen Menſchenfeindes . 369
Der leere Topf 369
Die Bauern vor dem Bildniß ihres Gerichtshalters . 369
Der Lobredner ſeiner Zeit 370
Familienrache 370
Der rechte Titel 370
Zwei gefällige Weiber 371
Entſchuldigung 371
An Herrn Till 371
Einfall eines Barbiers 372
Auf einen verläumderiſchen Schmarotzer 372
Der feine Hut 372
Der Bedrücker 373
Irrthum der Glücksgöttin 373

Räthſel und Charaden.



A. F. E. Langbein's

ſämmtliche Schriften.

Zweite verbeſſerte Auflage.

Zweiter Band

enthält:

Gedichte, zweiter Theil.

Stuttgart:
J. Scheible's Buchhandlung.
1841.

Gedichte.

Zweiter Theil.

Die Ruinen am See.

Eine wahre Begebenheit.

Rieſenſchatten wüſter Mauern fallen
Von der Stirn des Berges in den See;
Gemſen ſpringen durch die öden Hallen,
Und im Vorhof weidet kühn das Reh.
Dort erloſch, wie alte Sagen melden,
Jammervoll ein Hauptgeſchlecht der Schweiz.
Seine Söhne ſtrahlten einſt als Helden,
Seine Töchter ſchmückte Zauberreiz.

Dieſes Stammes letzte Sproſſen waren
Zwei Geſchwiſter, ihrer Ahnen werth.
Ottokar, ein Stern der Jünglingsſchaaren,
Weihte früh dem Vaterland ſein Schwert;
Agnes, ſeine Schweſter, war zur Blume
Aller Schweizermädchen aufgeblüht:
Ihre Schönheit, weit genannt vom Ruhme,
Hob und krönt' ihr Geiſt und ihr Gemüth.

Angebetet von der Ritterjugend,
Wählte ſie des braven Rudolphs Hand,
Der mit hoher, unbeſcholtner Tugend
Klugen Sinn und Heldenmuth verband.

Roſamunde, ſeine zarte Schweſter,
Schloß mit Ottokar der Herzen Bund.
Und nie liebten inniger und feſter
Sich zwei Seelen auf dem Erdenrund.

Hochgefeiert ward an Einem Tage
Dieſes edlen Doppelpaars Verein,
Und es zogen zu dem Brautgelage
Hundert Gäſte dort ins Burgthor ein.
Goldgeflügelt ſchwebte zu der Feier
Himmelab der Freude Götterchor,
Und die Sonne ſchmückte, ſonder Schleier,
Mild zum Feſt des Frühlings Blumenflor.

Doch beim Kreisgang der gefüllten Becher,
Bei der ſchmetternden Trompeten Klang,
Und beim Afterwitz berauſchter Zecher
Ward die Zeit den Neuvermählten lang.
Und ſie ſtahlen nach dem Ehrenmahle
Sich mit leiſen Flügelſchritten fort,
Eilten aus dem jubelvollen Saale
An des See's einſamen Wieſenbord.

„O!“ ſprach Ottokar, „hier möcht' ich bleiben!
Hier, wo uns kein Weltgewühl umſchwärmt!
Mich empört der Menſchen wildes Treiben,
Seit der Liebe Hauch mein Herz erwärmt.
Stiege doch aus dieſer Fluthen Mitte
Eines Eilands Paradies empor!
Dort mit euch, ihr Lieben, eine Hütte
Zög' ich allen Königsburgen vor.“ —

Eben lenkte müßig auf den Wogen
Ein bejahrter Schiffer ſeinen Kahn,
Und die Weiblein, die ans Ufer flogen,
Winkten ihm zum Ankerplatz heran.
„Kommt, wir machen eine Luſtfahrt!“ riefen
Sie den Rittern: „Gebt uns das Geleit!
Seht, der See iſt fromm, und nimmer ſchliefen
Ungeſtüme Winde ſo, wie heut'!“

Und die vier Vermählten trug der Nachen
Von dem Strand hinaus ins kleine Meer.
Aus des Schloſſes Fenſter ſchallte Lachen
Und der Wunſch beglückter Wiederkehr.
Hymens jüngſte Kinder warfen dankend
Abſchiedsküſſe nach der Burg hinauf,
Und, wie eine ſanfte Wiege ſchwankend,
Nahm das Schifflein fürder ſeinen Lauf.

Ihren Augen ſchwand die grüne Küſte,
Und ſie ſahn das ferne Schloß nicht mehr:
Horch! da ſchnaubte durch die Waſſerwüſte
Unerwartet ein Orkan daher!
Donnerſchwangre Wolkenberge thürmten
Hoch ſich vor der Sonne goldnes Thor,
Und aus allen Wetterhöhlen ſtürmten
Wirbelwinde mit Geheul hervor.

Feindlich kam die Nacht auf Rabenſchwingen
Im Gebiet des heitern Tages an.
Um die Herrſchaft ſah man beide ringen,
Und der Dämm'rung Zwiſchenreich begann.

Ach! wie blich der Frauen Roſenwange!
Selbſt dem grauen Schiffer, der, als Kind,
Schon den See befuhr, ward ſeltſam bange,
Und die Heimath ihm ein Labyrinth.

In der Irre zwiſchen Wechſelwinden,
In dem Aufruhr ihres Wuthgefechts,
Steuert' er, den Weg ans Land zu finden,
Wie ein Blinder taſtet, links und rechts.
Nur auf friedlichem Gewäſſer wiegte
Sich ſein Fahrzeug ſonſt mit Muth und Glück,
Doch, da Welle gegen Welle kriegte,
Schaudert' es vor dem Tumult zurück.

Liebreich tröſtend die verzagten Frauen,
Ruderten die jungen Männer kühn.
Welcher Jubel, als der Uferauen
Schmaler Gürtel ihrem Blick erſchien!
Aber dieſen Hoffnungsſchimmer dämpfte
Bald der Schrecken, daß der matte Tag,
Der bis jetzt der Nacht entgegen kämpfte,
Plötzlich ſeiner Feindin unterlag.

Ihrer Wolken ſchwarze Heere ſchloſſen
Sich in lange, grauenvolle Reih'n,
Und der Himmel, den ſie rings umfloſſen,
Schien ein großes Leichentuch zu ſeyn.
Blitz auf Blitz zerriß die grauſe Hülle,
Fluthen rauſchen nieder wie ein Meer,
Und mit erderſchütterndem Gebrülle
Wälzte ſich von fern der Donner her.

Mit des Wetters ſteigendem Getümmel
Stieg die Angſt der Liebenden im Boot.
Ach, nach ihnen griff herab vom Himmel,
Griff empor aus Wellenſchaum der Tod!
Hoffnungslos, dem Starken zu entrinnen,
Schloß ſich, feurig betend, Weib an Mann,
Um vereint den Haſen zu gewinnen,
Wo kein Erdſturm ſich erheben kann.

Und als jetzt die Fluth noch wilder ſchäumte,
Und ſich, wie ein ungezähmtes Roß,
Mit der leichten Laſt des Kahnes bäumte,
Schoß ein rother Schlangenblitz aufs Schloß.
Gräßlich hallte dort mit Donnerkrachen
Noch des Thurmes Einſturz durch die Luft,
Da verſchlang der Seeſchlund hier den Rachen,
Und ein doppelt Brautbett ward die Gruft.

Das Hemd des Glücklichen.

Ein König lag gefährlich krank
Und gab ſich ſelbſt verloren.
Ihm half kein Pulver und kein Trank
Der trefflichſten Doctoren.
Ihr großer Kriegsrath vor dem Bett
War ſeinem Fieber ein Geſpött.

Die Opern wurden eingeſtellt,
Es ruhten alle Geigen;
Man ſah des Hofes feine Welt
Viel Schmerz mit Anſtand zeigen,
Und ſie verſchrieb ſich, wie es hieß,
Schon Trauerkleider aus Paris.

Dem alten Hofnarr'n ſchien ſogar
Die Zunge weggeſchnitten,
Er, der ſonſt ſchwatzte wie ein Staar,
Trat, wann die Aerzte ſtritten,
In ihre Mitte wie ein Tropf,
Und wiegte ſtill den Satyrkopf.

Einſt aber fiel der Stummheit Schloß
Ihm plötzlich von dem Munde:
„Ihr Großperücken," brach er los,
„Ihr taugt nur für Geſunde!
Trotz euerm Griechiſch und Latein,
Stellt, wo er will, der Tod ſich ein!

Vor euern Augen hat er ſchon
Die Majeſtät beim Kragen,
Und hört mit Lachen euer Drohn,
Ihn aus der Burg zu jagen.
Drum packt euch ſelbſt! — Es lebt ein Mann,
Der ihm die Spitze bieten kann.

Er iſt — was ihr allſammt nicht ſeyd! —
Ein großer Hexenmeiſter,
Und bannt, berufen weit und breit,
Die ſchlimmſten Höllengeiſter;
Auch prophezeiht er auf ein Haar,
Und heilet Kranke wunderbar."

„Ei! was verſteht ein Narr davon!"
Sprach ſtolz ein Mediciner.
„Pah!" rief der König: „Schweig, Patron!
Er iſt mein klügſter Diener.
Verachte, Hänſel, ſein Geplärr,
Und ſchaff mir deinen Zauberer!"

Des Meiſters Siedelhütte ſtand
In einem nahen Haine,
Und ſchnell macht' er, an Hänſels Hand,
Sich auf die ſchwachen Beine.
Er war, wie Neſtor, hoch bejahrt,
Und ellenlang ſein Silberbart.

Matt huſtete die Majeſtät
Ihm ihren Gruß entgegen:
„Willkommen! würdiger Prophet,
Willkommen mir zum Segen!
Sprich redlich, muß ich ſchon hinab
Vom hohen Thron ins tiefe Grab?"

„Das kann ich,“ ſprach der ernſte Greis,
„Nicht auf der Stelle ſagen.
Ich muß zuvor mit ſtillem Fleiß
Drob die Planeten fragen.
Erſt mit dem nächſten Morgenroth
Verkünd' ich Leben oder Tod.“ —

So trat er ab, und überließ
Die Hoheit ihren Sorgen:
Doch kam er treu, wie er verhieß,
Zurück am andern Morgen,
Und trug ein Buch in ſeiner Hand,
Deß Räthſelſchrift nur er verſtand.

„Herr König, ſprach er, „furchtbar ſteht
Der Tod Euch nach dem Leben,
Doch werden Eure Majeſtät
Sich ſtracks geſund erheben,
Wenn Euern Leib ein Hemd umſchließt,
Deß Eigner volles Glück genießt.“

Die Schranzen lachten. — „Er iſt toll!“
Lief ringsum ein Geflüſter;
Doch der Monarch ſprach hoffnungsvoll
Zum Premierminiſter:
„Graf Sterz, das ſchlägt in Euer Fach,
Schafft ſolch ein Hemd in mein Gemach!

Was ſinnet Ihr und werdet bleich?
Ihr rühmtet ja noch heute:
Durch Eure Sorgfalt ſey mein Reich
Voll hochbeglückter Leute.
Stellt doch von dieſer großen Schaar
Nur einen Einzigen mir dar!“

Der Staatsmann ſchlich vom Krankenbett,
Mit Wolken im Geſichte,
Verſchloß ſich in ſein Kabinet,
Und fluchte der Geſchichte.
Zehn Federn wurden wild zerknickt,
Und dann gerieth erſt dieß Edict:

„Kund und zu wiſſen: Furchtbar ſteht
Der Tod Uns nach dem Leben;
Doch werden Wir, ſagt ein Prophet,
Uns ſtracks geſund erheben,
Wenn Unſern Leib ein Hemd umſchließt,
Deß Eigner volles Glück genießt.

Wem alſo Noth und Kummer fremd,
Der wird erſucht in Gnaden,
Er leih' Uns vörderſamſt ein Hemd,
Wärs auch von groben Faden.
Schlägt's an, ſo lohnen Wir's mit Gold,
Und bleiben dem Beſitzer hold.“ —

Feucht von der Preſſe hing dieß Blatt
Kaum an den Straßenecken,
Da ſah man ſchon die halbe Stadt
Empor die Hälſe recken.
Sie las den Brief, und goß ein Meer
Von bittern Gloſſen drüber her.

Die Armuth rief: „Daß Gott erbarm'
Wir ſind die rechten Leute!
An Laſten reich, an Hemden arm,
Sind wir des Elends Beute.
Der Steuerbote ſtürmt ins Haus,
Und ſchüchtern flieht das Glück hinaus.“ —

Manch Andrer las des Königs Schrift
Mit eingebißner Lippe,
Und dachte ſtumm, voll Gall’ und Gift,
An ſeine Frau Xantippe,
Die ihm, als wär’ es ihr Beruf,
Durch Zankſucht eine Hölle ſchuf.

Kurz, jeder trug ein Kreuz von Blei
Tiefſeufzend auf dem Rücken,
Und fand, daß es ſein Werk nicht ſey,
Ein Hemd nach Hof zu ſchicken.
Dort harrte man bei Tag und Nacht,
Und nicht ein Läppchen ward gebracht.

„Verdammt!“ rief der Miniſter aus:
„Das wird man hämiſch deuten!
Spannt an! — Er fuhr von Haus zu Haus
Nun ſelbſt zu ſolchen Leuten,
Die der gemeine Wahn der Welt
Für überirdiſch glücklich hält.

Er fuhr zu Reichen, die mit Luſt
In ihrem Golde wühlten;
Zu Großen, die mit hoher Bruſt
Schier Götterwürde fühlten;
Zu manchem jungen Ehepaar,
Das funkelneu verbunden war.

„Ihr Theuern,“ ſprach er, „es entſteht
Bei Hofe viel Befremden,
Daß ihr nicht Seiner Majeſtät
Zu Hülfe kommt mit Hemden.
Bei Gott! wenn ihr nicht glücklich ſeyd,
So iſt’s kein Kind der Sterblichkeit“

Viel Herrn und Damen wurden roth:
Ein andrer Theil erbleichte.
Sie trugen all' ein Päckchen Noth,
Doch ſcheuten ſie die Beichte,
Und öffneten dem Grafen Sterz
Den Wäſchſchrank lieber als ihr Herz.

Man gab ihm Hemden ohne Zahl;
Sie faßte nicht ſein Wagen,
Und in der Hofburg kaum ein Saal,
Wo ſie wie Berge lagen.
Der König ließ ſie durch die Bank
Sich raſtlos anziehn, und — blieb krank.

„Das dacht' ich!“ rief der treue Hans.
„Trotz weiſen Excellenzen,
Sag' ich, der Narr: nur eine Gans
Sucht Glück in Reſidenzen,
Da iſt doch alles blauer Dunſt,
Und Affenſpiel und Katzengunſt!“

„Sehr wahr!“ fiel ihm ſein Herr ins Wort,
„Mein Hans ſpricht klug und bieder.
Drum, Graf, macht Euch aufs Land ſofort,
Und kommt nicht eher wieder,
Bis Euch der rechte Fund gelingt,
Und Ihr Geſundheitshemden bringt!“

Der Graf ſchnitt Hanſen ein Geſicht,
Und brummte: „Bärenhäuter!“
Warb einen Hofherrn von Gewicht
Sich eilig zum Begleiter,
Und fuhr ins Kreuz und in die Quer
Vier Wochen lang mit ihm umher.

Ein blaſender Trompeter ritt
Einher vor ihrem Wagen.
So ging's durch Dörfer, Schritt für Schritt,
Mit wiederholten Fragen:
„Iſt nicht ein Glücklicher allda?“
Doch keine Stimme ſagte Ja.

„Was hilft die Kreuzfahrt!“ rief der Graf:
„Heh! Kutſcher, umgewendet!
Der Pickelhering hat uns brav
In den April geſendet.
Das Volk denkt, wenn es Glück geſieht,
Wird flugs der Steuerfuß erhöht.“

„So iſt's!“ bejahte der Gefährt.
„Man hat bei Wurſt und Schinken
Nun auch des Kochs genug entbehrt,
Und faſt will mich bedünken,
Daß der verwirrte Aſtrolog
Den guten König nur betrog.“

Drauf rollten dann die hohen Herrn
Der Königsſtadt entgegen,
Sie ſuchten jetzt Fortunens Stern
Auf andern Seitenwegen,
Und fanden hier auch manches Stück
Des beſten Schinkens, nur kein Glück.

Doch, als ſie einſt beim Morgenſtrahl
Die Fahrt begonnen hatten,
Erſcholl aus einem Wieſenthal,
In eines Wäldchens Schatten,
Am Bord des Weges ein Geſang,
Der ſo in muntern Tönen klang:

„Juchhei! ich bin ein froher Wicht,
Als hätt' ich Fürſtengüter.
Ich lach' euch kühn ins Angeſicht,
Ihr ſtolzen Mammonshüter!
Juchhei! ich bin ein reicher Mann,
Der euern Bettel miſſen kann!" —

„Ha! welche Stimme jubelt dort
Im Dunkel jener Buchen?
Dort trillert, auf mein Ehrenwort!
Der Phönix, den wir ſuchen!"
So ſprach der Graf zum Herrn Compan,
Und rief dem Kutſcher zu: „Halt an!"

Ausſteigend ließen ſie waldein
Sich von dem Liede weiſen,
Und ſahen bald ein Bäuerlein
Aus ſeinem Milchnapf ſpeiſen.
Der Burſch, ein friſches, junges Blut,
War lauter Leben, Kraft und Muth.

Mit welcher Seelenluſt er aß!
Wie lachten Aug' und Stirne!
Und, was nicht übel war, ihm ſaß
Zur Rechten eine Dirne,
Wie Reben ſchlank, doch drall und rund,
Und wie ein Fiſch im Bach geſund.

Er küßte ſie: den Lauſchern lief
Dabei der Mund voll Waſſer.
„Das iſt, bei meiner Ehre!" rief
Der Graf, „ein rechter Praſſer!
Er würzt mit Küſſen ſeinen Schmaus,
Und lacht den reichſten Schwelger aus."

Sie traten näher. „Ha! mein Freund,
Schmeckt's ſchon ſo früh am Morgen?
Du ſcheinſt mir ein geſchworner Feind
Von Grillen und von Sorgen!
Täuſcht nicht die Sprache deines Blicks,
So ſitzeſt du im Schooß des Glücks!" —

„Da ſitz' ich!" ſprach die gute Haut.
„Mich nähren Arm' und Hände;
Und ſagt mir, wo ich eine Braut
So ſchön wie dieſe fände?
Schaut ſie mir freundlich ins Geſicht,
So tauſch' ich mit dem König nicht!"

„Der arme König!" rief der Graf.
„Er liegt in Fieberketten;
Doch du kannſt ihn vom Todesſchlaf
Mit leichter Mühe retten:
Ein Hemd — ſprach eines Zaubrers Mund
Ein Hemd von dir macht ihn geſund!"

„Ein Hemd von mir?" — verſetzte Veit
Mit ſtaunenvollen Mienen.
„Es thut mir in der Seele leid,
Ich kann damit nicht dienen.
Ich habe vollauf Freud' und Glück,
Allein von Hemden nicht ein Stück." —

„Gott!" rief der Staatsmann, und ward bleich!
„Der Glücklichſte im Lande
Beſitzt kein Hemd! — Das ſtürzt das Reich
Und mich in Noth und Schande!" —
Er ſang betrübt dieß Klagelied,
Als eben der Monarch verſchied.

Die Sage vom Biſchof Hatto.

Den Segen des Halmes im Mainzer Lande
Schlang Hatto's Speicher begierig ein.
Es däuchte der geiſtlichen Macht keine Schande,
Der eiſernſten Wucherer Haupt zu ſeyn;
Und flehten verkümmerte Schatten um Brod,
Ward ihnen mit Kerker und Geißel gedroht.

Des Hungers Schwert, das Tauſende mähte,
Zerhieb die Bande der Tyrannei.
Ein Aufruhr durchſtürmte die Hauptſtadt, es krähte
Der rothe Hahn aus dem Vorrathsgebäu,
Er ſchwang die feurigen Flügel ums Dach,
Die Mauern ſtürzten mit Donnergekrach.

Zur Brandſtätte flog mit dem Trupp ſeiner Reiter
Der Biſchof ſchnaubend: „Ergreift die Brut!“
Die rohen Kriegsknechte warfen die Meuter
Auf ſein Gebot in das Meer der Gluth.
Hohnlachend hört' er die Sterbenden ſchrei'n:
„Ha!“ rief er, „wie pfeifen die Kornmäuſe fein!“ —

Doch ſah von den Sternen hernieder ein Rächer,
Und ſprach das Urtheil der Blutſchuld aus.
Heim trabte der Wüthrich zum ſchäumenden Becher,
Doch ſieh, was ſchwimmt auf dem Wein? — Eine Maus!
Bleich bebte der Pfaff, und mit Grauſen trat
Vor ſein Gewiſſen die ruchloſe That.

Urplötzlich zerborſt an unzählbaren Orten
Der glänzende Marmorſpiegel der Wand,
Und aus den weit aufgähnenden Pforten
Kam eine Heerde von Mäuſen gerannt.
Sie pfiffen und heulten ein gräßliches Chor,
Und ſprangen am ſtarrenden Biſchof empor.

Er floh, mit aufwärts ſich ſträubenden Haaren,
Er keuchte die Hallen der Burg entlang:
Umſonſt! ihn verfolgten die pfeifenden Schaaren,
Und eine furchtbare Stimm' erklang:
„Und hätteſt du Flügel, ſie frommten dir nicht,
Denn tauſendmal ſchneller iſt Gottes Gericht!“ —

Danieder gedonnert von Todesſchrecken,
Indeß um ihn her das Geziefer zerſtob,
Verbarg er ſich unter des Ruhebetts Decken,
Bleich wie ein Geſpenſt, das der Gruft ſich enthob
Die Furcht hielt lang ihm zu Häupten Wacht,
Doch ſchloß ſein Auge die Mitternacht.

Jetzt ſah er, in ſcheußlicher Larven Gedränge,
Zerbrechen ſeinen biſchöflichen Stab,
Und ſich, gedrückt in des Sarges Enge,
Lebendig verſenken in Nacht und Grab;
Und als er ſich losriß vom peinlichen Traum,
Durchſchlüpften Mäuſe des Bettes Raum.

„O Jammerleben voll Ekel und Grauen!
Ihr Traumgeſpenſter verkörpert euch,
Erwürgt mich, zerfleiſcht mich mit Drachenklauen,
Und ſchleppt mich hinunter ins Todtenreich!“
So rief er, indem er vom Lager ſprang,
Und voll Verzweiflung die Hände rang.

Er wandelte ſeufzend, mit zagendem Schritte,
Wie ein Geächteter, durch den Palaſt,
Geſchreckt von dem Hall ſeiner eigenen Tritte,
Und neidend des ſchlafenden Hofgeſinds Raſt.
Es regte ſich rings keine Lebensſpur,
Das Flämmchen der Ampeln bewegte ſich nur.

Die leuchtenden Augen des Morgens ſahen
Ihn noch in der grau'nvollen Einöde wach.
Er hörte geſchäftige Diener ſich nahen,
Entſchlich vor Scham zum verlaſſ'nen Gemach,
Betrat die Schwelle mit ſpähender Scheu,
Gewahrte kein Schrekniß, und lebte wie neu.

Doch als er am Mittag, ſammt Chorherrn und Rittern
In Freude genoß des Nektars vom Rhein,
Sah man ihn jähling erblaſſen und zittern,
Denn ach! die Bluträcher ſtellten ſich ein.
Sie wimmelten zahllos aus ſeinem Gewand,
Und rafften ihm gierig das Brod aus der Hand.

Er blickte mit Grimm der Verzweiflung gen Himmel,
Und warf in der Eilflucht den Seſſel um.
Ihm nach, wie ein Schweif, zog das graue Gewimmel,
Die Gäſte ſaßen wie Bildſäulen ſtumm,
Und ſchleunig, nach kaum erſt begonnenem Mahl,
Verließen ſie ſchaudernd den Tiſch und den Saal.

So ſpukte die läſtige Wundererſcheinung
In Hatto's Palaſte drei Monate fort.
Bald einzeln geneckt, bald in Schaarenvereinung,
Blieb nirgend dem Biſchof ein ruhiger Ort.
Die Unholde ſtörten zuletzt ihn ſogar
Im Sange der Hochmeſſe vor dem Altar.

Er bot für ein Mittel, ſie aufzureiben,
Durch Herolde manchen anlockenden Preis;
Er ließ hochberühmte Beſchwörer verſchreiben,
Sie zogen um's Schloß einen magiſchen Kreis:
Doch ſchlug ihr Bannſpruch und Talisman
So wenig als künſtliche Giftmiſchung an.

„O wär' ich unglücklicher Mann nicht geboren!“
Rief Hatto, mit himmelwärts flammendem Blick.
„Hindrängen will mich zu des Grabes Thoren
Dein eherner Arm, verhülltes Geſchick!
Ich trotze dir aber und all' deiner Wuth:
Dir obſiegt der Menſch durch beharrlichen Muth!“

Er ließ, daß er ſich vor den Peinigern rette,
Sofort einen Thurm, ein ſteinernes Rund,
Auf einer Inſel, im Wogenbette
Des Rheinſtroms, erbauen auf Felſengrund.
Dort hofft' er, umarmt von dem mächtigen Rhein,
Vor fluthſcheuen Feinden geſichert zu ſeyn.

Die Waſſerburg ſtieg mit thätiger Schnelle
Hoch aus dem Schooſe des Felſen empor;
Vom härteſten Marmor gewölbt war die Zelle,
Die Hatto ſich drinnen zur Wohnung erkor,
Und brennende Sehnſucht nach Ruhegewinn
Spannt' ihm die Segel zur Reiſe dahin.

Sein Schiff umrauſchten des Rheines Wogen,
Doch waren ſie ihm keine ſchützende Wehr;
Es ſchwammen bebend, wie im Waſſer erzogen,
Die ſchrecklichen Plagedämonen umher,
Verfolgten gedrängt der Gondel Bahn,
Und klommen in Schaaren den Bord hinan.

Und eine Stimme vernahm er mit Beben,
Die, wie aus den Wolken herunter, ſprach:
„Durch Blutſchuld haſt du verwirkt dein Leben,
Dein Schickſal eilt, wie dein Schatten, dir nach!
Es ſtieg mit dir in das flüchtende Boot,
Und mitten in Fluthen ergreift dich der Tod!“ —

Drauf fand man einſt Morgens im Thurmgemache
Ihn ſtarr am Fußboden hingeſtreckt,
Und, gleich einem Schwarme von Mücken am Bache,
Mit nagender Mäuſe Gewühl ihn bedeckt.
Wie Blitze verſchwand das gräuliche Heer,
Doch zuckte der blutende Leichnam nicht mehr.

Man nennt den Thurm, wo ſich dieß, nach der Sage,
Vor achthundert Jahren bei Bingen begab,
Den Mäuſethurm bis zum heutigen Tage,
Und graunweckend ſieht er den Rhein noch hinab.
Kornwucherer, blickt auf dieß Hochgericht hin,
Und Schauder durchbeb' euch den eiſernen Sinn!

Die Harfnerin und der Mönch.

Ich will vom Schloſſe Drachenſtein
Ein feines Lied euch lehren.
Einſt zog ein frommer Mönch dort ein,
Um Sünder zu bekehren.
Mit Flammeneifer ſprach der Mann,
Und drohte mit dem Kirchenbann
Dem Ritter und den Knappen.

Am Abend ward er zahm gemacht
Durch Bacchus ſüße Gaben,
Und lag bis über's Ohr bei Nacht
Im Dunenbett begraben.
Doch als ihn Träume ſchon umblühn,
Erweckt um zwölf Uhr plötzlich ihn
Das Knarren ſeiner Thüre.

Und eine ſchlanke Jungfrau tritt.
Bei hellem Lampenſchimmer,
Mit leiſem, feierlichem Schritt,
Tiefſchweigend in ſein Zimmer.
Sie trägt ein weißes Schleppgewand,
Im blonden Haar ein ſchwarzes Band
Und eine Harf' im Arme.

„Wer biſt du?“ fragt er. „Willſt du mich
In's Netz der Wolluſt locken?
Aus meinen Augen hebe dich,
Und bet' und ſpinn' am Rocken!“
Die Jungfrau hört, was er gebeut,
Verneigt ſich tief mit Sittſamkeit,
Und gehet ſtill von dannen.

Er eilet zu Gebet und Sang,
Als kaum die Sterne weichen,
Und ſieht durch einen düſtern Gang
Die Harfenjungfrau ſchleichen.
Er ſchilt ſie wieder tapfer aus:
„Was ſchweifſt du, Dirne, frech durch's Haus?
Treibt dich der Mondſucht Geißel?

Laß von der eiteln Harfenkunſt,
Du Weltkind, dich bekehren,
Geh, und vernimm mit Andachtsbrunſt
Im Tempel meine Lehren!“
Die Jungfrau hört, was er gebeut,
Verneigt ſich tief mit Sittſamkeit,
Und gehet ſtill von dannen.

Drauf tritt er auf den Kanzelſtuhl,
Wo er ſich mächtig ſpreizet,
Und fürchterlich den Höllenpfuhl
Mit Pech und Schwefel beizet;
Und immer ſpähend ſuchet er
Das Harfenmädchen rings umher,
Allein er ſieht es nirgends.

Drob zürnet er beim Mittagsmahl:
„Wer iſt das Kind der Sünde,
Das mit der Harf' ich überall,
Nur nicht im Tempel, finde?“
Mit ſtarrem Munde horcht und gafft
Die ganze Tiſchgenoſſenſchaft,
Und ſchweigt auf ſeine Frage.

Doch wieder Nachts um zwölf Uhr tritt,
Bei hellem Lampenſchimmer,
Die Harfnerin mit leiſem Schritt
Tiefſchweigend in ſein Zimmer.
Er hebt im Bette ſich empor,
Und donnert grimmig ihr in's Ohr:
„Du Balg, was willſt du wieder?“

Sie drückt auf ſeinen Mund gemach
Die zarten Fingerſpitzen;
Drob will er einen Feuerbach
Des Zornes auf ſie ſpritzen:
Doch ſchnell verſtummt er wie ein Fiſch,
Und kann ſeitdem nur noch bei Tiſch
Den Mund zum Eſſen brauchen.

Die Harfnerin und der Ritter.

Es war einmal vor alter Zeit
Ein junger Rittersmann,
Deß wüſte Sittenloſigkeit
Den ſchlimmſten Ruf gewann.

Er liebte Schwelgerei und Spiel,
Und wenn, wie oft geſchah,
Der Würfel nicht nach Wunſche fiel,
Wie gräßlich flucht' er da!

Er hatte, kurz, kein gutes Haar,
Und ſonderlich war er
Ein Habicht für die Taubenſchaar
Der Mädchen weit umher.

Er zog — denn Ruhe war ihm Qual —
Durchs Land nach Schmauſerei'n,
Und ſo beſucht' er auch einmal
Die Burg zu Drachenſtein.

Ein toll durchſchwärmter Tag entwich!
Der Wüſtling kroch zu Neſt;
Doch bald weckt' ihn der Geiſt, der ſich
Dort nächtlich ſehen läßt.

Die zarte weibliche Geſtalt
Trat ſeinem Bette nah.
Sein Zunderherz blieb nimmer kalt,
Wenn er ein Mädchen ſah.

So fühlt' er jetzt auch raſchen Trieb
Zu roher Liebelei.
„Willkommen,“ ſprach er, „feines Lieb!
Mein Bett hat Raum für Zwei.“

Die Jungfrau ſah ihn ſchweigend an,
Und ſchweigend trat ſie ab,
So ſanft und ruhig ſchifft der Schwan
Den ſtillen See hinab.

Der Ritter ſprach vom Scherz der Nacht
Am Morgen frech und dreiſt.
„Freund,“ rief der Wirth, „nimm dich in Acht!
Die Jungfrau iſt ein Geiſt.“

„Ein Geiſt?“ — verſetzte Jener drauf.
„Das lohnt noch mehr die Müh'!
Kommt ſie mir wieder in den Lauf,
Recht tapfer küſſ' ich ſie!“

Die Stunde, die der Schatten Thor
Entriegelt, fand ihn wach,
Und ſchweigend trat, wie Tags zuvor,
Die Jungfrau ins Gemach.

Er bot ihr, noch entflammt von Wein,
Hohnneckend ſeinen Gruß,
Drang kühn und ſtürmend auf ſie ein,
Und rang nach einem Kuß.

Doch eh' er ſeine Luſt geſtillt,
Faßt' ihn das kalte Weib,
Und ſchlug, wie Eiſenklammern, wild
Die Arm' um ſeinen Leib.

Er zappelt' einen Augenblick,
Dann ſchwand ihm jeder Sinn,
Und mit zerbrochenem Genick
Sank er entſeelt dahin.

Geſchichte der Harfnerin.

Auf der Erde hieß ich Kunigunde,
Eh' ich in die kalte Tiefe ſank,
Und des Todes Kelch mit bleichem Munde,
Schaudernd vor dem finſtern Abgrund, trank.
Meine Wangen blühten,
Meine Augen glühten,
Und wie eine Tanne war ich ſchlank.

Lieblich ſtrahlt' ich in dem Kreis der Damen,
Bei Turnieren, wie ein heller Stern,
Und die ſchönſten jungen Ritter nahmen
Stets den Dank aus meinen Händen gern.
Rudolph rang vor Allen,
Mir nur zu gefallen,
Doch mein Kaltſinn hielt ihn lange fern.

Endlich rührte mich ſein heißes Streben,
Und ich ward dem guten Jüngling hold.
Sein ſo ſtandhaft mir geweihtes Leben
Lohnt' ich nun mit reichem Liebesſold.
Unſrer Herzensfluthen
Selige Minuten
Kauft man nicht um alles Erdengold.

Eins des Andern Welt und Himmel, gingen
Fremde Freuden uns nichts weiter an.
Hörte Rudolph mich zur Harfe ſingen,
Das erhob ihn zu dem Sternenplan;
Und darum begleiten
Seine Lieblingsſaiten
Mich noch jetzt auf meiner öden Bahn.

Aber durch die Roſen unſrer Freude
Stach ein Dorn des Kummers oft hervor:
Armuth thürmte Felſen für uns beide
Auf dem Pfade zum Altar empor.
Hier war zu erwägen:
Prieſterband und Segen
Schließe nicht dem Mangel unſer Thor.

„Werd' ich einſt als Gattin ihn umfangen?
Oder trennet uns des Schickſals Macht?
Dieſe Zweifel düſtrer Schwermuth drangen
Auf mich ein, wie Schwerter in der Schlacht.
Meine Mutter ſagte,
Als mein Leid ich klagte:
„Harre, Kind, bis zur Andreas-Nacht!

Riegle dann, ſobald die Sterne ſcheinen,
Einſam dich in deine Kammer ein,
Nimm zwei reine Kelche, gieß in einen
Helles Waſſer, in den andern Wein;
Und, als kämen Gäſte
Bald zu einem Feſte,
Decke deinen Tiſch, wie Schnee, ſo rein!

Haſt du dieß ſo pünktlich vorgenommen,
Und die Kelche zierlich aufgeſtellt,
Dann wird die Geſtalt des Mannes kommen,
Der von dir den goldnen Ring erhält.
Sie wird nicht verfehlen,
Einen Kelch zu wählen,
Und das deutet, welches Loos dir fällt.

Soll ein reicher Mann dich hoch erheben,
Wählet muthig die Geſtalt den Wein;
Wird ein Armer dein Gefährt durchs Leben,
Schlürft ſie nur ein Tröpfchen Waſſer ein:
Doch im dunkeln Stande
Wird durch ſtärkre Bande
Lieb und Glück an dich gefeſſelt ſeyn.“

Sie erſchien, mit hellem Sternenſchimmer,
Bang erwartet, die Andreas-Nacht.
Ich verſchloß mich einſam in mein Zimmer,
Und zwei Kelche füllt' ich ſtill und ſacht.
Ach, wer wird nun kommen!
Seufzt' ich herzbeklommen,
Und im fernſten Winkel gab ich Acht.

Spät erſt knarrten meines Vorſaals Dielen,
Und herein ins Zimmer trat alsbald,
Schön geharniſcht, wie bei Ritterſpielen,
Meines Rudolphs herrliche Geſtalt.
Mit beſcheidnen Lippen
Sie vom Waſſer nippen
Sah ich froh in meinem Hinterhalt.

Sie entfernte ſich mit ſanftem Schritte,
Und ich rief wie trunken: „Er iſt mein!
Seine Liebe ſchmückt mir jede Hütte,
Und dem Bach entſchöpft ſie Götterwein.
Möchten Königserben
Nun auch um mich werben,
Keines Andern Gattin will ich ſeyn!“

Dieſe frohe, feierliche Stunde
War für meinen wilden Gram ein Zaum,
Und ich ſprach, mit Lachen auf dem Munde:
„Rudolph, gib dem Kummer nicht mehr Raum!
Was bedarf's der Sorgen?
Wir ſind bald geborgen;
Das verrieth mir heut ein holder Traum.“

Doch er ſprach: „Ich ſuch' in fernen Ländern
Mit dem Schwert das Glück, das hier mich flieht.
Aber wird das Herz die Farben ändern,
Wann mich Liebchen nicht mehr hört und ſieht?
Findet treu und bieder
Dich dein Rudolph wieder,
Wann er fröhlich einſt zur Heimath zieht?“

„Ja!“ begann ich tief gerührt zu lallen,
Und mit Wärme drückt' ich ſeine Hand:
„Ja, mein trauter Herzensfreund, wir wallen
Treu vereint bis in das Schattenland!“
Und wir ſchworen beide
Hohe Liebeseide,
Bis ſein ſchnelles Roß mit ihm verſchwand.

Mocht' ihm wohl die trübe Zukunft ahnen?
Ach, er ritt ſo ſchwermuthsvoll dahin!
Leider iſt, wie Wind- und Wetterfahnen,
Unbeſtändig oft der Menſchen Sinn!
Leichte Flatterſeelen,
Ich kann nicht verhehlen,
Daß ich ſo, wie ihr, zu ſchelten bin!

Nur an Rudolph dacht ich mit Entzücken,
Nur ſein Bild erſchien mir Nachts im Schlaf,
Aengſtlich treu, ließ ich nur da mich blicken,
Wo ich keinen andern Jüngling traf:
Aber ſchlau und leiſe
Ueberſchritt die Kreiſe
Meiner Einſamkeit ein junger Graf.

Er entwickelte durch Schmeichelworte
Bald das Samenkorn der Eitelkeit,
Das geheim ſchon an des Lebens Pforte
In des Weibes Herz ein Unhold ſtreut.
Und das, drin gepfleget,
Hoch empor ſich reget,
Und zu einem Giftbaum leicht gedeiht.

Graf Lothar ließ ſeinen Reichthum funkeln,
Und durch dieſes bunte Strahlenſpiel
Meinen armen Rudolph zu verdunkeln,
Und ſein Blendwerk führt ihn bald zum Ziel.
Ich empfand mit Schmerzen,
Daß auf's Bild im Herzen
Allgemach ein kühler Schatten fiel.

Und jetzt hört' ich ein Gerücht erſchallen,
Dem Lothar im Stillen Flügel gab:
Rudolph ſey in einem Kampf gefallen,
Und verſenkt in ein entferntes Grab.
Welche tiefe Wunde
Schlug mir dieſe Kunde!
Jammernd ſehnt' ich mich zu ihm hinab.

Aber von der Erde hebt ſich wieder
Das vom Sturm gebeugte Wieſenrohr:
So warf auch der Schmerz nicht ganz mich nieder,
Und ich hob mich nur zu bald empor.
Ohne Grund und Tiefen
Des Gerüchts zu prüfen,
Lieh ich nun dem Grafen gern mein Ohr.

Iſt es Ernſt, ſein Wort von Lieb' und Treue?
Oder iſt er nur auf Scherz bedacht?
Dieſer Zweifel drückte jetzt auf's neue
Meine Bruſt mit felſenſchwerer Macht.
Darum mußt' ich wagen,
Nochmals zu befragen
Das Orakel der Andreas-Nacht.

Und, nach meiner Mutter Lehr und Weiſe,
Füllt' ich beide Kelche, ſchloß mich ein,
Und im düſtern Winkel ſeufzt' ich leiſe:
Welche Mannsgeſtalt tritt nun herein!
Bald, mit raſchen Tritten,
Kam ein Bild geſchritten,
Ganz dem Grafen gleich und griff zum Wein.

Doch es führte kaum den Kelch zur Lippe,
Sieh, da öffnete ſich eine Wand,
Und aus ihr hervor ſtreckt ein Gerippe
Eine Uhr mit ausgelauf'nem Sand.
Dann der Wand entſteigend
Riß es, furchtbar ſchweigend,
Schnell den Weinkelch aus des Andern Hand.

Ich, umſtrickt von einer Ohnmacht Banden,
Wußte nicht, was weiter noch geſchah,
Und als ſich die Sinne wieder fanden,
Waren die Geſtalten nicht mehr da.
Aber nicht geneſen
Sah mein Geiſt das Weſen
Mit der Uhr, wo ich den Grafen ſah.

Dennoch zog mich Leichtſinn ins Verderben.
Immer ſprach er: Kindiſch grübelſt du!
Freilich müſſen alle Menſchen ſterben!
Tönt dieß alte Lied ſo rauh dir zu?
Sage, was dich ſchrecket?
Rudolph ſchläft, ihn wecket
Euer Brauttanz nicht aus ſeiner Ruh'!

Fliehend nun des Trübſinns öde Zellen,
Stürzt' ich in der Menſchen laute Bahn,
Schiffte jubelnd auf der Freude Wellen,
Und zu Klippen führte mich mein Wahn;
Denn im Wonneſchweben
Durch dieß heitre Leben
Trug Lothar ſich zum Gemahl mir an.

Trunken überrauſchte mein Entzücken
Jede warnende Bedenklichkeit,
Ueberbaute ſich mit goldnen Brücken
Den gefährlich dunkeln Strom der Zeit.
Und auf meinem Munde
Lag zum Liebesbunde
Für den Grafen gleich mein Ja bereit.

Und der Tag, gewählt zum Hochzeitfeſte,
Ward herbei geſcherzet und gelacht;
Es erſchienen reichgeſchmückte Gäſte,
Und wir tafelten mit ſtolzer Pracht.
Bei der Becher Klange
Und bei Rundgeſange
Schwärmten wir vergnügt um Mitternacht.

Mir ward jetzt, als ſchwebt ein Ungewitter,
Todesblitze drohend, über mir:
Da bewegte ſich ein fremder Ritter
Durch die Gaffer an des Saales Thür.
Niemand wollt' ihn kennen,
Niemand konnt' ihn nennen;
Sein Geſicht verbarg des Helms Viſier.

Blutig war ſein Schwert, ſein Harniſch düſter;
Alle bebten, die ihn kommen ſahn.
Es entſtand ein ängſtliches Geflüſter,
Aber Keinen ſah der Fremdling an.
Stolz durch das Gedränge
Der erſchrock'nen Menge
Macht er ſich zur Tafel freie Bahn.

Und er ſtellte raſch ſich einen Seſſel
Mitten zwiſchen Bräutigam und Braut.
Jede Zunge band des Staunens Feſſel;
Seine Kühnheit ſtrafte nicht ein Laut.
Wirth und Gäſte ſchienen
Mit verſteinten Mienen
Bilder blos, und ſaßen kalt durchgraut.

Und ſo ſaß auch eine lange Weile,
Wie gelähmt durch einen Zauberbann,
Lang und ſtarr, gleich einer ſchwarzen Säule.
Neben mir der wunderbare Mann.
Wie voll Gramgedanken,
Blickt' er ohne Wanken,
Ohne Wort und Athemzug, mich an.

Bis zum Glockenſchlag der zwölften Stunde
War die Burg ſo ſtill wie eine Gruft:
Aber plötzlich winſelten die Hunde,
Wehgeſchrei erſchallte durch die Luft,
Und der Weihrauchſchale
Wohlgeruch im Saale
Dämpfte ſchnell ein herber Leichenduft.

Es war dunkel; alle Kerzen brannten
Schwefelblau und wie bedeckt mit Flor.
Angſtvoll ſprach ich zu dem Unbekannten:
„Sagt, wer ſeyd Ihr? Schlagt den Helm empor!“
Ach, als er ihn rückte,
Wehe mir! da blickte
Hohl und graß ein Todtenkopf hervor.

Und er ächzt' und ſtöhnte: „Kunigunde,
Iſt dir ſo dein Rudolph wieder werth?
Meine Blüthe hat die Schreckenskunde
Deiner Untreu, wie ein Brand, verzehrt.
Raſch, mit eignen Händen,
Um mein Leid zu enden,
Stieß ich in den Buſen mir das Schwert.

Doch du haſt gelobt: mit mir zu wallen,
Treu vereint in jenes dunkle Land!
Darum komm' ich aus den öden Hallen,
Wo ich, fern von dir, nicht Ruhe fand.
Folge deinem Gatten!
Freundſchaftliche Schatten
Bieten zum Empfang dir ſchon die Hand.“ —

Er ergriff mich, und zu Eis erkalten
Fühlt' ich mein erſtarrendes Gebein;
Mich umſchwärmten luftige Geſtalten,
Bleich und ſchwebend wie des Mondes Schein;
Unter mir mit Krachen
Sprang der ſchwarze Rachen
Eines Abgrunds auf, und ſchlang uns ein.

Doch wie Nachts die Fledermäuſe ſchwirren,
So muß ich zu meiner Strafe nun
Dieſe Burg, wo ich verſank, durchirren,
Um noch ſo ein gutes Werk zu thun.
Leichtſinn zu belehren,
Leichtſinn zu bekehren,
Iſt der Preis, um den ich einſt ſoll ruhn.

Der Kußhandel

oder die vier weiblichen Alter.

Ein Hirtenmädchen, ſchön zum Malen,
War etwas kaufmänniſch geſinnt:
Mit zwanzig Schafen mußt' Amint
Den erſten Kuß ihr baar bezahlen.

Fünf Sommer älter war Narziſſe,
Als er den Tauſch ſchon beſſer traf:
Da blühten um ein einzig Schaf
Auf ihren Lippen zwanzig Küſſe.

Bald lag ihr Handel ganz danieder,
Und aus freiwilligem Entſchluß
Gab ſie für einen kalten Kuß
Aminten ſeine Schafe wieder.

Die eigne Heerde, ſammt dem Hunde,
Bot ſie für einen Kuß zuletzt:
Allein der Schäfer dankte jetzt,
Und flog zu Daphnens Roſenmunde.

Amor und die Habſucht.

Als Amor einſt ſeinen Geburtstag beging,
Beſchenkt' ihn ſein Mütterchen hold.
Sie gab, indem ſie ihn zärtlich umfing,
Ihm Bogen und Köcher von Gold.
Er waffnete ſich auf der Stelle damit,
Und hüpfte davon mit geflügeltem Schritt.

Und vor dem Palaſte der Mutter ſtand
Ein altes, abſchreckendes Weib.
Der Klaue des Habichts glich ihre Hand,
Und einem Gerippe der Leib.
Ihr Blick ſchoß herum wie ein fliegender Speer,
Und haftete gierig auf Amors Gewehr.

„Ei, ei!“ rief ſie hell, wie ein ſchmetternder Hahn:
„Hat dieß der Geburtstag beſchert?
Potz tauſend! Mamachen griff wacker ſich an;
Die goldne Rüſtung hat Werth!
Ihr Herrſchaften ſitzet dem Reichthum im Schooß,
Doch ich, liebes Männchen, bin auch nicht ganz bloß.

Betrachte, zum Beiſpiel, dieß Ringelchen hier,
Mit flammenden Herzen darauf!
Du findeſt mir nirgend, ich ſtehe dafür,
Ein ſchöneres Kleinod zu Kauf.
Welch Prachtſtück für einen empfindſamen Herrn!
Gefällt dir's, du Loſer, und hätteſt du's gern?

Es wär' für dein Liebchen ein feines Geſchenk;
Was würde das Mädchen ſich freun!
Nun höre, mich wurmt ein gehabtes Gezänk,
Drum ſoll mich ein Spielchen zerſtreun.
Ich ſetze das Ringlein und du einen Pfeil;
Gelingt dir ein Glückswurf, ſo wird dir's zu Theil.

Sie kramte drei Würfel, gebildet zum Trug,
Aus ihrem Kober heraus,
Und Amor, verliebt in das Ringelchen, ſchlug
Den lockenden Antrag nicht aus.
Der thörichte Knabe! Sein Kinderverſtand
War nicht mit den Kniffen der Hexe bekannt.

Sie lenkte die Würfel zum falſchen Gewinn
Am Faden der Schwarzkünſtelei,
Warf immer den Hauptpaſch der Sechſen ſich hin,
Und Amorn fiel Eins oder Zwei.
Ein Pfeilchen um's andre liefert er aus,
Und alle verließen ihr glänzendes Haus.

Er weinte vor Aerger, er lachte vor Wuth,
Die Gaunerin tröſtete viel,
Und raſch ſetzt' er nun mit Verzweifelungsmuth
Auch Köcher und Bogen auf's Spiel.
Sie gingen den Weg ſeiner Pfeile geſchwind,
Und ſchluchzend entlief das betrogene Kind.

Die Habſucht verlachte den Jammernden kalt,
Und packte den Spielgewinn ein.
Sie wandelt ſeitdem oft in Amors Geſtalt,
Und rühmet ſich, Amor zu ſeyn.
Kein Wunder, daß dieſe Verlarvung ihr glückt,
Da ſie mit der Rüſtung des Gottes ſich ſchmückt!

Der Kampf um die Braut.

Der deutſche Simſon, Ritter Rauber,
War wie ein Löwe ſtark und kühn,
Doch ſtärker war Helenens Zauber,
Und ihre Schönheit feſſelt' ihn.

Man ſah ihn oft nach Hofe reiten,
Denn ſeine Dulcinea war
Ein Kind der Liebe Max des Zweiten,
Das eine Gräfin ihm gebar.

Held Rauber trat beherzt, als Freier,
Vor kaiſerliche Majeſtät.
„O das iſt Schade, mein Getreuer,“
Verſetzte Max, „du kommſt zu ſpät!

Der Spanier, der dir im Raufen
Den Sieg nicht ſelten ſtreitig macht,
Hat dir den Rang ſchon abgelaufen,
Und gleiche Werbung angebracht.

Mit Muth und Eifer dient ihr beide
Mir und dem Reiche brav und treu:
Drum will ich, daß ein Kampf entſcheide,
Wer Gatte meiner Tochter ſey.“ –

Don Pedro hatte Rieſenlänge,
Beſaß im Arme Herkuls Kraft,
Und nannte ſich mit Wortgepränge
Oft ſelbſt das Haupt der Ritterſchaft.

Er ward mit Raubern an die Stufen
Des Kaiſerthrons im Ritterſaal
Durch einen Herold abgerufen,
Und ſie erſchienen ganz in Stahl.

Helene war geſchmückt zum Blenden,
Trug bräutlich einen goldnen Kranz,
Und ringsum ſtand an allen Wänden
Mit offnem Munde Schranz an Schranz.

„Heran, ihr Ritter!“ ſprach der Kaiſer,
Und Lächeln ſchwebt' um ſeinen Mund;
„Ihr ſchlugt euch oft um Lorbeerreiſer
Mit blankem Schwert die Glieder wund.

Doch heute gilt des Kampfes Wette
Um eine junge, raſche Braut,
Und zu dem hochzeitlichen Bette
Geht man wohl gern mit heiler Haut.

Drum legt ſie ab die Heldenklingen,
Legt ab den Panzer, der euch drückt!
Ihr ſollt auf eine Weiſe ringen,
Die nur mit freiem Körper glückt.“

Und als nun bis auf leichte Röcke
Das Heldenpaar entwaffnet war,
Reicht' ihm ein Kämmerling zwei Säcke
Von ungeheurer Größe dar.

„Greift zu,“ rief Max, „greift zu, ihr Herren!
Und wer's von euch erzwingen kann,
Den Andern in den Sack zu ſperren,
Der ſey des Kaiſers Tochtermann!“

Die Ritter horchten ſtarr, und fanden
An dieſem Scherz nicht viel Geſchmack:
Doch hielten ſie die Zung' in Banden,
Und jeder griff nach einem Sack.

Sie hörten, knirſchend mit den Zähnen,
Des Streitſignals Trompetenſtoß,
Und gingen, gleich erboſten Hähnen,
Kampfgierig auf einander los.

Wild faßte, wie mit Eiſenzangen,
Ein jeder ſeinen Gegentheil,
Und wie ergrimmte Rieſenſchlangen
Verwuchſen ſie in einen Knäul.

Sie brachen ſchier ſich alle Glieder:
Aus ihren Köpfen ſtieg ein Dampf;
Sie warfen ſich am Ende nieder,
Und jetzt begann der rechte Kampf.

Der Reck' aus Spanien lag oben,
Und hatte Raubers Kopf beinah'
Schon in den Mund des Sacks geſchoben,
Als man das Blatt ſich wenden ſah.

Der Deutſche, ſich ermannend, packte
Den Goliath im höchſten Zorn,
Schwang hoch ihn in die Luft, und ſackte
Ihn ein vom Helm bis an den Sporn.

Da jauchzten alle Augenzeugen,
Da ſchmetterte Trompetenton!
Doch Rauber trug mit ernſtem Schweigen
Die rege Bürde hin zum Thron.

Den Spanier trieb das Gehöhne
Der Schranzen eilig aus dem Saal,
Und zu dem Deutſchen ſprach die Schöne
„Willkommen, tapferer Gemahl!“

Die Stelzen.

Ich ging, als eben die Sonne ſchied,
Am Heerweg, im ſchattigen Haine:
Da ſtelzte vorbei und pfiff ſich ein Lied
Ein alter Soldat ohne Beine.

O Himmel! dacht' ich, was muß und kann
Der Menſch auf Erden ertragen!
Drauf grüßt' ich den Alten: „Ihr armer Mann,
Habt viel von Unglück zu ſagen!“

„Von Unglück? — Ha, davon weiß ich kein Wort!“
Verſetzte der Hümpler und lachte:
„Nein, Landsmann, das Schlachtfeld war eben der Ort,
Der Heil und Segen mir brachte.

Da traf mich ein Schuß, wie ein Donnerſchlag:
Hui! waren die Beine verſchwunden.
Dafür bin ich dankbar bis heutigen Tag
Der braven Kanone verbunden.

Ich möchte zwar, hinkend auf todtem Holz,
Den fliehenden Hirſch nicht ereilen:
Doch ſonſt leb' ich froher, als ging' ich ſtolz
Auf Euren lebendigen Säulen.

Strumpfwirker und Schuhmacher löſen von mir
Nicht einen verſchimmelten Heller.
Mich labt für dieß Spargeld mit Wein und Bier
Am Sonntag der wirthliche Keller.

Gern taſtet die Zecher das Zipperlein an,
Mich aber kann es nicht zwicken.
Mich ſchreckt nicht des wüthenden Hundes Zahn;
Mich ſtechen nicht Bremſen und Mücken.

Ich lauf' über Dornen und rauhes Geſtein,
Als wären es weiche Violen;
Und brech' ich die Beine, ſo ſind aus dem Hain
Mir bald ein Paar neue zu holen.

Oft ſchwingt ſie mein Arm, wie ſein Schwert der Huſar,
Wenn Spötter zum Zorne mich reizen.
Wird eins zum Marſchiren mir unbrauchbar
So muß es den Ofen noch heizen.

Entſetzt bin ich ſchier nur ſo lang wie ein Kind;
Und das iſt denn einſt, wann ich ſterbe,
Ein Umſtand, bei dem meine Hausfrau gewinnt
Mein Sarg ſchmälert minder das Erbe. —

Schlaft wohl! Mein Hüttchen iſt hier nicht mehr weit,
Lebt immer, wie ich, fein zufrieden!
So ſprach er mit herzlicher Luſtigkeit,
Und hüpft' wieder raſch, als wir ſchieden.

Die Flederwiſche.

Roſicht blühten Urſels Wangen,
Urſels Wuchs war ſchlank und hehr!
Leider hob mit ſtolzem Prangen
Nur das Näschen ſich zu ſehr!
Ein berühmter Wechſelhändler
War ihr werther Herr Papa,
Und fürwahr! kein Zeitvertändler,
Wo er Vortheil keimen ſah.

Ihr Geſicht und ſeine Münzen
Lockten bald der Freier viel:
Doch nur Grafen, wo nicht Prinzen,
Waren Urſels Eheziel.
Freilich kamen nicht durchlauchte
Und nicht hochgebor'ne Herrn:
Ein Baron, der Münzen brauchte,
War der Freier größter Stern.

Ach, mit welchen Honigreden
Höfelt' er ihr als Sponſier!
Doch ein kaltes Nein der Spröden
Wies auf ewig ihm die Thür.

Er ging ſtumm, gleich einem Fiſche,
Und ſie fegte — welche Schmach! —
Ihm mit einem Flederwiſche
Hinter ſeinen Ferſen nach.

Aufgehängt, als Warnungsſpiegel,
An des Zimmers ſeid'ne Wand
Wurde dann der Gänſeflügel,
Und ein Blatt, auf welchem ſtand:
„Den Reichsfreiherrn Karl von Lüttich,
„Der mit Freien mich beſchwert,
„Hab' ich jüngſt mit dieſem Fittich
„Aus dem Hauſe weggekehrt.“

Dieſem Pranger recht zum Hohne,
Warb um ſie ein Herr von Specht.
Er war trau'n! der Jäger Krone,
Und ſein Adel alt und ächt.
Doch ein friſcher Federbeſen
Rauſcht' ihm nach mit Spottgeziſch,
Und ſein Name war zu leſen
An dem aufgehangnen Wiſch.

Nummer drei von Urſels Freiern
War ein hochgelehrter Rath.
Er ging immer wie auf Eiern
Und im größten Gallaſtaat.
Doch er hatte ganz verloren
Seinen Prunk zur Schau gelegt.
Denn auch Ihro Wohlgeboren
Wurden ſchimpflich ausgefegt.

Kaum war es ſo abgelaufen
Mit des Kleeblatts Freierei,
Sieh, da zog ein neuer Haufen
Von Sponſierern ſchon herbei;
Und er kam mit raſchem Drange,
Wie, wenn nicht die Sage trügt,
In den Mund der Klapperſchlange
Der betäubte Vogel fliegt.

Heut erſchien ein Burgermeiſter,
Morgen gar ein Präſident,
Und ein Nachſchwarm andrer Geiſter,
Die mein Lied nicht alle nennt.
Auch Prälatenſterne blitzten
Urſeln reizend ins Geſicht,
Aber Rang und Würden ſchützten
Gegen ihren Kehraus nicht.

Fünfzig Flederwiſche hingen
Blendend wie des Schwanes Kleid,
Ehe Jahr und Tag vergingen,
Siegesfahnen gleich, gereiht;
Und ſie kaufte täglich neue,
Um das Hundert voll zu ſehn,
Doch das Glück, das ungetreue,
Gönnt' ihr nicht ſo viel Trophä'n.

Lange hatt' es ſchon gerüttelt
An des Vaters Wechſelbank,
Und zuletzt ſo ſtark geſchüttelt,
Daß ſie plötzlich brach und ſank.

Geſtern ſah er zwiſchen Bergen
Von Dukaten noch heraus;
Heute jagten ihn die Schergen
Der Juſtiz von Hof und Haus.

In die Flucht trieb alle Freier
Des gebrochnen Bänkchens Fall,
Wie die Krähen an der Scheuer
Eines Feuerrohres Knall.
Er, der oft vergebens zielte,
Er floh ſelbſt, der Liebesgott,
Denn mit ihren Reizen ſpielte
Urſula nun auch Bankrott.

Von der ſchönen Welt verlaſſen,
Grämelte ſie manches Jahr
In der engſten Schlucht der Gaſſen.
Und ſchon graute faſt ihr Haar;
Sieh, da kam ein Dorfſchulmeiſter,
Etwas häßlich von Perſon,
Und bewarb ſich um ſie dreiſter,
Als vor Zeiten der Baron.

Der Geluſt des ſchwarzen Gecken.
Seine Hand nach Fürſtengut
So vertraulich auszuſtrecken,
Brachte Urſelchen in Wuth.
Schmähend zog ſie der Amapten
Federgeißel raſch hervor,
Und koranzte den Pedanten,
Daß er Hut und Stock verlor.

Nachher ſprach in ihrer Kammer
Kein Bewerber weiter ein,
Und des Mangels ehrner Hammer
Malmte ihren Hochmuth klein.
Ach! ſie hätte dieſe Schläge
Gern durch Thätigkeit entfernt,
Doch die weiland Stolz' und Träge
Hatte leider nichts gelernt.

Einſt gebrach auf ihrem Tiſche
Auch ſogar das trockne Brod.
Ihre hundert Flederwiſche
Halfen dießmal aus der Noth.
Dieſen Reſt von ihren Schätzen
Zu verſilbern, und damit
Sich auf offnem Markt zu ſetzen,
War ein ſchwerer Dornenſchritt.

Doch des Hungers ſtarker Hebel
Drängte ſie gewaltſam hin.
Ha! wie jubelte der Pöbel
Ob der ſeltnen Krämerin!
Und für jede vormals Spröde
Wetzte nun der Spott den Pfeil
Dieſer ſprüchwörtlichen Rede:
„Sie hat Flederwiſche feil."

Die blinde Kuh.

Die Klugheit hatte, da ſie noch
Ein junges Mädchen war,
Oft mit dem Liebesgott Verkehr:
Sie ſcherzten hin, ſie ſcherzten her,
Wie ein verlobtes Paar.

Ein Kettchen muntrer Spiele flocht
Sich in ihr Freundſchaftsband.
Auf ſolche Weiſe trug ſich's zu,
Daß einſt das Spiel der blinden Kuh
Der Kinder Witz erfand.

„Komm, binde mir die Augen feſt!“
Gebot der kleine Mann:
„Und ſieh, nun mußt du auf den Zehn
Den armen Blinden rings umgehn,
Bis er dich faſſen kann.“

Geſagt, geſcheh'n! Mit Nacht umzog
Ein Tuch der Augen Glanz.
Dann floh das Mädchen blitzgeſchwind
Und ſchwebte wie ein Frühlingswind
Dahin im leiſen Tanz.

Der Blinde griff wohl rechts und links
Raſch in die leere Luft;
Er tappte dort, er tappte hier,
Doch trennte leider ihn von ihr
Stets eine weite Kluft.

So währt bis dieſen Tag das Spiel
Als fing' es heut erſt an.
Des Liebesgottes Aug umzieht
Noch Finſterniß, und ewig flieht
Die Klugheit ſeine Bahn.

Der Kriegs- und Friedensherold.

1807.

Im Odenwald ſtand hochgethürmt
Ein feſtes Ritterſchloß,
Das längſt ſchon, von der Zeit erſtürmt,
In wüſte Trümmer ſchoß.

Der Rücken eines Felſen beugt
Sich unter ihrem Graus.
Durch das Geklüft der Mauern fleugt
Der Uhu ein und aus.

Des Berges Nachbarn gehen nie
Um Mitternacht vorbei,
Denn Luftgebilde ſchrecken ſie
Mit wildem Kriegsgeſchrei.

Ein Ritter und ſein Knappentroß,
Gehüllt in blanken Stahl,
Zieht aus der Felſenburg zu Roß
Hernieder in das Thal.

Und dumpf her brauſend, wie ein Meer,
Rückt unten auf dem Plan
Ein andres nebelgraues Heer
Berittner Kämpen an.

Jetzt ordnen links und rechts ſich ſchnell
Die Reiſigen zur Schlacht.
Der Schwerter Flamme leuchtet hell,
Wie Blitze durch die Nacht.

Schaar gegen Schaar in dichten Reih'n
Stürzt heulend in den Kampf.
Die Erde dröhnt, und Berg und Hain
Umwogt des Ackers Dampf.

Wie Hagel fällt auf Helm und Schild
Der ſcharfen Eiſen Wucht,
Bald aber räumt das Blachgefild
Ein Heer in raſcher Flucht.

Das andre führt der tapfre Geiſt
Des Ritters Rodenſtein,
Dem nie ſein Feind den Sieg entreißt,
Ins Bergſchloß wieder ein.

Er war, wie noch die Sage ſchallt,
Das Schrecken ſeiner Zeit:
Ein großer Hüne von Geſtalt,
Ein grimmer Löw' im Streit.

Mit frechem Uebermuth warf er,
Voll Gier nach Raubgewinn,
Der ganzen Ritterwelt umher
Den Fehdehandſchuh hin.

Er überwand ſie Mann für Mann
In manchem harten Strauß,
Und ſchleppt' aus ihren Burgen dann
Der Beute viel heraus.

Doch ſtreckte nicht ſein Durſt nach Gold
Blos Ritter in den Staub:
Oft ſchändete der Schlagebold
Sich auch durch Straßenraub.

Wie Falken, ſtürzend aus der Luft
Im Feld die Taube ſahn,
So fiel er in des Hohlwegs Schluft
Wehrloſe Pilger an.

Der reichen Krämer Waarenfracht
Entführt' er weit und breit.
Es deckten gegen ſeine Macht
Nicht Schutzbrief und Geleit.

Selbſt Fürſten zitterten, bedroht
Von ſeiner Eiſenhand,
Bis ihn ein Stärkerer, der Tod,
Mit ew'gen Feſſeln band.

Seitdem nun führt er eine Schaar
Bei Nacht zum Fehdeplatz.
Doch Jahre lang auch unſichtbar
Bewacht er ſeinen Schatz.

Er flüchtet das geraubte Gut,
Und birgt es ſorgenvoll,
Sobald ein neuer Strom von Blut
In Deutſchland fließen ſoll.

Mit dieſem Vorgefühl verläßt
Er plötzlich, wie bekannt,
Im Frieden noch ſein Felſenneſt,
Der Schnellertsberg genannt

Das nahe Raubſchloß Rodenſtein
Wird dann ſein Zufluchtsort.
Umſchirmt von Hochgebirg und Hain,
Dünkt's ihn ein feſter Hort.

Mit Nebelkappen angethan,
Durch die kein Auge ſieht,
Iſt er, und alles, was die Bahn
Der Nachtflucht mit ihm zieht.

Doch Roßgewieher, Peitſchenknall,
Der Wagen Laſtgekrach,
Und ſchmetternder Trompetenhall
Macht rings die Gegend wach.

Dem Landmann dringt's durch Mark und Bein,
Und ſchüchtern lauſcht ſein Ohr.
„Gott," ruft er, „woll' uns gnädig ſeyn!
Es ſteht ein Krieg bevor!"

Und während Mars mit deutſchem Blut
Den deutſchen Boden tränkt,
Hält ſich bei ſeines Schatzes Huth
Der Flüchtling ſtill beſchränkt.

Doch kaum erſpäht ſein Geiſtesblick
Der Mordgefechte Ziel,
So eilt er vom Verſteck zurück
Mit lautem Luſtgewühl.

Und wer aus tiefem Schauerwald
Die Wagen raſſeln hört,
Der dankt dem Himmel, daß nun bald
Der Friede wiederkehrt.

Ach! fünfzehn Jahre weilt nun ſchon
Der Ritter dort verſteckt,
Weil ſeit der Zeit um Hütt' und Thron
Der Zwietracht Flamme leckt.

Weiſſagte doch ſein Heimzug ſchnell
Uns volles Friedensglück,
Und flöhe dann der Raubgeſell
Zum Schlupfort nie zurück!

Die Wehklage.

Graus war die Nacht, und um den Giebel
Der Pachterwohnung heulte Sturm;
Der fromme Greis las in der Bibel,
Und ſieben ſchlug's im Kirchenthurm.
„Gott!“ rief Lenore mit Erbleichen,
„Schon ſieben — und Georg nicht hier!
Sein dunkler Weg ſtreift hin an Teichen,
Ach, welches Unglück ahnet mir!“

Der Sohn des Förſters in der Haide
War ihr verlobter Bräutigam,
Und glühend ſchlug ihr Herz vor Freude,
Wann der geliebte Jüngling kam.
Ein Jahr lang trat er alle Tage
Bei Sonnenuntergang ins Haus,
Doch mit dem fünften Glockenſchlage
Kam heut die Nacht, und er blieb aus.

Lenore flog ihm bang entgegen,
Und ſtürzte bald, mit ſtarrem Blick
Und athemloſen Herzensſchlägen,
Ins väterliche Haus zurück.

„Helft,“ rief ſie: helft! — Im Uferſchilfe
Des Rohrteichs ſtöhnt ein Klageton.
Es iſt Georg — er ruft um Hülfe —
Ach, Vater, rettet euern Sohn!“

Der Alte ſchüttelte bedächtlich
Die grauen Locken. „Kind, du weißt,
Seit hundert Jahren wimmert nächtlich
Dort einer edlen Gräfin Geiſt.
Verirrt bei Nacht zum Pfuhl der Unken.
Iſt ſie mit Wagen und Geſpann
Im bodenloſen Moor verſunken,
Und warnet nun den Wandersmann.“

„O laßt das Mährchen!“ bat Lenore.
„Kommt, rettet, eh das Herz ihm bricht!
Sein Angſtruf drang zu meinem Ohre.
Und ſeine Stimme täuſcht mich nicht.“
So bat ſie knieend, bat unſäglich,
Doch, bauend auf der Sage Wort,
Blieb Vater Martin unbeweglich,
Und die Verzweiflung riß ſie fort.

„Zu Hülfe!“ — ſchrie ſie vor den Thüren
Des Dorfs — „Ein Menſch ertrinkt im Teich!
Er ächzt und winſelt! — Laßt euch rühren,
Um Chriſti Wunden bitt' ich euch!“ —
Doch, wie durch einen Bund verſchworen,
Verſetzten alle träg' und lau:
„Da wäre jeder Schritt verloren;
Es iſt das Weh der Klagefrau.“ —

„Gott!“ rief ſie mit erhobnen Armen:
Kein Felſenherz bewegt mein Flehn!
Du Geiſt der Liebe, hab’ Erbarmen,
Und gib mir Kraft, ihm beizuſtehn!“
Schnell fühlte ſie, daß eine Quelle
Von Muth in ihrer Bruſt entſprang,
Und heldenkühn flog ſie zur Stelle,
Wo noch das Wehgeſchrei erklang.

Dem Greiſe ward im öden Hauſe
So bang, als läg’ auf ihm die Welt.
Er wankte zitternd durch die grauſe,
Sturmvolle Winternacht ins Feld,
Er rief in das Geheul des Windes
Lenorens Namen hundertmal:
Doch, ſtatt des hochgeliebten Kindes,
Antwortet’ ihm der Wiederhall.

Die Dorfſchaft, von ihm aufgeboten,
Entſchloß ſich jetzt zum Rettungsgang,
Und zwanzig Kiefernfackeln lohten
Um Mitternacht den Teich entlang.
Da fand man — Schrecken ohne Gleichen! —
Unfern vom Ufer, in dem Ried,
Die Bruſt an Bruſt erſtarrten Leichen,
Die ſelbſt des Todes Macht nicht ſchied.

Mit geiſterbleichem Angeſichte
Sank Martin in der Nachbarn Arm,
Und dieſe traurige Geſchichte
War ewig ihm ein Kelch voll Harm.

Ein grauer Stein, auf dem zwei Tauben
Sich ſchnäbeln, deckt der Treuen Grab.
„Flieht,“ ſchrieb man drauf, „den Aberglauben,
Der ſie dem Tod zum Opfer gab!“

Bramarbas.

Es hatt' einſt ein altdeutſcher Ritter ein Weib,
Wie wir die Engel uns denken;
Doch pflegte der Murrkopf zum Zeitvertreib
Die ſchöne Gertraud zu kränken.

Er ſtellte ſo rauh, daß ſie Thränen vergoß,
Ihr Taubenherz täglich auf Proben,
Und polterte wie ein Geſpenſt durch ſein Schloß,
Um Achtung und Furcht zu ertoben.

Trotz ſeiner Gigantengeſtalt war er feig,
Und rühmte ſich dennoch zu Zeiten,
Ihn lüſte, dem hörnernen Siegfried gleich,
Mit Rieſen und Drachen zu ſtreiten.

Auch zog er nicht ſelten geharniſcht aus,
Als hätt' er mit Feinden zu ſchaffen,
Doch kam er geſund von den Fehden nach Haus,
Nur immer mit ſchartigen Waffen.

Er ritt, es wußte kein Menſch, wohin,
Stets ohne reiſige Knechte;
Drum dachte Gertraud in ihrem Sinn:
Es ſind wohl nur Spiegelgefechte!

Durch endloſe Qual in den Harniſch gebracht,
Beſchloß ſie, den Held zu belauſchen,
Und muthig mit ihm, nach bewährtem Verdacht,
Die Rolle der Herrſchaft zu tauſchen.

„Herr Wolfram,“ begann ſie einſt ſpöttiſch, „Ihr ſeyd
Ein Waghals und ſpielt mit dem Leben!
Wie bleibt ihr doch immer von Wunden befreit?
Es muß Euch ein Schutzgeiſt umſchweben!“

„Ha, Schlange!“ verſetzt' er: „Du ſehneſt dich,
Den Wittwenſchleier zu tragen!
Nun, harre bis morgen, da werd' ich mich
Mit ſieben Raufbolden ſchlagen.“ —

Kaum wichen der Sonne die Sterne der Nacht,
Da ritt er hinweg ohne Knappen,
Und Gertraud ſchwang ſich in Rittertracht
Auf einen geduldigen Rappen.

Geheim hatte ſie, um nicht kenntlich zu ſeyn,
Das Roß und die Rüſtung entliehen,
Und ſpornſtreichs flog ſie zum Eichenhain,
Wohin man den Ritter ſah ziehen.

Sie ſtutzte, da Schwertſtreiche ſonder Zahl
Die Luft in der Ferne durchpfiffen,
Und wahrlich! ſie fand ihren theuern Gemahl
Im hitzigſten Kampfe begriffen.

Er ſchlug ſeinem eigenen Schilde, den er
An einen Baumſtamm gebunden,
Und manchem unſchuldigen Strauche beiher
Mit ſeinem Sarraſſe viel Wunden.

Im Fluge war ihm, mit geſchloßnem Viſier,
Der weibliche Ritter zur Seite,
Und donnert' ihn an: „Warum liegſt du hier
Mit meinen Gebüſchen im Streite?“

Herr Wolfram erſchrack, ihm entſank das Schwert,
Er konnte vor Zagheit kaum ſprechen.
„O Schächer!“ rief Gertraud! „du ſcheinſt mir kaum werth,
Mit dir eine Lanze zu brechen!

Doch Gnade für Recht! Beliebt dir nicht,
Gleich einem Knaben, die Ruthe,
So hebe dich flugs auf den Streitroß, und ficht
Mit ritterwürdigem Muthe!“

Der ſtumme Goliath hatte nicht Luſt
Zum angebotenen Tanze.
Der Hammer der Angſt ſchlug ihm hoch in der Bruſt,
Und zögernd griff er zur Lanze.

„Fein hurtig!“ ſprach Gertraud, und brummend nahm
Er endlich Platz auf dem Pferde.
Doch als ſie nun gegen ihn angeſprengt kam,
Warf Schrecken ihn rücklings zur Erde.

Er fiel vor der Siegerin auf die Knie,
Und bat, ſeines Lebens zu ſchonen.
„Das ſey Euch geſchenkt!“ antwortete ſie:
„Doch müßt Ihr zur Strafe mir frohnen.

Ihr habt, wie ich ſeh', ein Häschen erlegt,
Und leicht iſt der Zweck zu errathen,
Man prahlt, wenn man ruhig am Ofen ſich pflegt,
Gern gegen ſein Weiblein mit Thaten.

Drum ſtrebte der Schalk nach des Rammlers Blut,
Damit es Ritterblut ſcheine. —
Heh! hab' ichs getroffen? — Nun, ſchminket Euch gut,
Dann tragt mir das Thier aus dem Haine!

Habt Ihr, als Beſiegter, den Frohndienſt gethan,
So will ich Euch friedlich entlaſſen;
Doch rath' ich Euch, meinen Namen fortan
Tief ins Gedächtniß zu faſſen.

Ich heiße Bramarbas. — Dieß Wörtchen ſoll Euch
Zur Sanftmuth und Wahrheit bekehren.
Kriecht, wann ihr es höret, zum Kreuze ſogleich,
Sonſt werd' ich Gehorſam Euch lehren!"

So herrſchend begann ſie, mit Haſenblut
Des Ritters Panzer zu netzen,
Und ihm, dem Schattenmann, fehlt es an Muth,
Sich ernſtlich zur Wehre zu ſetzen.

Er trug wie ein Knecht durch den Forſt ihr das Wild,
Und als ſie damit ſich empfohlen,
Rückkehrt' er, um ſeinen verwundeten Schild,
Und Lanz' und Klepper zu holen.

Erſt Mittags wagt' er nach Hauſe zu gehn,
Und rühmte ſich juſt, da gebraten
Sein Haſe vor ihm auf der Tafel erſchien,
Der größten und glorreichſten Thaten.

„Jetzt ſey mir," ſprach Gertraud, „ein Wörtchen vergönnt!
Es iſt eine Küchengeſchichte:
Ein Ritter, der ſich Bramarbas nennt,
Beſchenkt' uns mit dieſem Gerichte.

Er übergab es in eigner Perſon
Vor ungefähr drei bis vier Stunden,
Und kaum konnt' ich danken, ſo war er auch ſchon
Gleich einem Blitze, verſchwunden."

Herr Wolfram erblaßte, ward bratenſcheu,
Sprang auf und mochte nicht ſpeiſen,
Die Furcht, daß Bramarbas ein Waldgeſpenſt ſei,
Durchbohrte ſein Herz wie ein Eiſen.

Er prahlte, gezügelt durch dieſen Wahn,
Nie mehr von Fehden und Siegen;
Und auch vor der Ritterin fing er nun an
Sich wie ein Ohrwurm zu ſchmiegen.

Vergaß er ſich einſt, und erhob das Haupt,
So durfte ſie lächelnd nur fragen:
„Hat Euch das der Ritter Bramarbas erlaubt?"
Stracks war er zu Boden geſchlagen.

Der Name Bramarbas ward nach der Zeit
Weltkundig durch dieſe Geſchichte,
Und iſt auf tauſend Zungen noch heut
Ein Schimpf großſprechender Wichte.

Der Paraſit.

Vor Zeiten lebt' ein Herr Kriſpin,
Ein weitverrufner Tellerlecker.
Sein Gott, der Bauch, trieb täglich ihn
Zur offnen Tafel reicher Schlecker.
Demüthig fern
Vom gnäd'gen Herrn,
Saß er, mit Lüſternheit der Katze,
Tief unten auf dem letzten Platze.

In höhern Gegenden ergoß
Sich geiſtbeflügelnder Tokayer;
Doch im Schmarotzerwinkel floß
Ein ſaures Bächlein ohne Feuer.
Dort war Faſan
Und Ortolan
Die Koſt der ſchwelgenden Magnaten;
Hier aber gab es Rinderbraten.

Und derben, ungeſchliffnen Hohn,
Das alte Gaſtgeſchenk der Strotzer,
Empfing vom ſtolzen Hauspatron
In ſtarken Gaben der Schmarotzer.

Auch flog, geſandt
Aus hoher Hand,
Ein Guß von Obſt und Semmelbrocken
Ihm oft zerſtörend in die Locken.

Doch, wie mit ruhigem Geſicht
Der Eſel es geduldig leidet,
Daß ihn der Bart der Diſtel ſticht,
An welcher ſich ſein Hunger weidet:
So fromm auch litt
Der Paraſit,
Daß Uebermüthler baß ihn plagten,
Wenn ihre Schüſſeln ihm behagten.

Daraus erwuchs ihm eine Fluth
Von Scherzgedichten und Satyren,
Und er, drob zürnend, fand für gut,
Mit den Poeten Krieg zu führen.
Der loſe Schwarm
War meiſtens arm,
Und nur von Herrn, die Tafel gaben,
Ließ ſich Kriſpin zum Narren haben.

Anwerbend ein Schmarotzerheer,
Wollt' er den Helikon erſtürmen!
„Auf, Brüder, ſtellet euch zur Wehr,
Um wacker Tiſch und Herd zu ſchirmen!
Brecht in die Reihn
Der Dichter ein,
Daß ſie, gezähmt, uns nicht beſchmitzen,
Wenn wir bei Gönnertafeln ſitzen!“

Das Vaterland war in Gefahr,
Die Brüder griffen zu den Waffen,
Und manches Küchenmeſſer war
Geſchwind zum Säbel umgeſchaffen.
Der Bratſpieß ward
Zur Hellebart,
Und Flaſchenkorke ſollten ihnen
Als Hand- und Wurfgranaten dienen.

So zog's den Helikon empor,
Das Heer von tapfern Krippenrittern,
Und ſtreckte weit die Naſe vor,
Um etwas für den Mund zu wittern.
Umſonſt! Die Luft
Durchfloß kein Duft,
Wie ihn die Küchen von ſich hauchen,
Und keinen Schornſtein ſah man rauchen.

„Zurück! Hier herrſcht der Hunger!“ ſchrien
Die Helden plötzlich im Zerſtäuben;
Raſch wollte General Kriſpin
Sie mit dem Stocke vorwärts treiben.
Der ſchwache Thor
Mit ſeinem Rohr!
Dieß Zauberſtäbchen führt im Kriege
Gerade ſehr weit ab vom Siege.

Vergebens war des Feldherrn Drohn
Und das Gedonner ſeiner Flüche:
Die hungerſcheuen Burſche flohn
Nach Hauſe zur geliebten Küche.

Er riß voll Graus
Hochſelbſt nun aus,
Bedeckt mit Pfeilen, die vom Bogen
Apolls und ſeiner Jünger flogen.

Den Schimpf trug über Berg und Thal
Schnell das Gerücht mit tauſend Zungen,
Und den Schmarotzer-General
Verſpotteten die Straßenjungen.
Wo ſonſt er ſaß
Und fröhlich aß,
Das wies man jetzt mit Hohngeziſche,
Sich ſeiner ſchämend, ihn vom Tiſche.

So war er ſieben Tage lang
Von Haus zu Haus vertrieben worden,
Als die Verzweifelung ihn drang,
Mit eignen Händen ſich zu morden.
Strick oder Stahl
Lag ihm zur Wahl;
Doch ſchmerzhaft mocht er nicht erblaſſen,
Er wollte noch im Tode praſſen.

Und es begab ſich, daß ein Haus,
Das ihn am längſten gaſtfrei letzte,
Nun auch bei einem großen Schmaus
Den Stuhl ihm vor die Thüre ſetzte.
Welch harter Schlag!
Welch ſchwarzer Tag!
Gefaßt, ſich jetzt den Hals zu brechen,
Wollt' er zugleich die Feindſchaft rächen.

Er ſchlich zum Herde, wo das Mahl
Bereitet war bei hellem Feuer;
Hier ragt' aus der Geſchirre Zahl
Ein Fleiſchtopf, groß und ungeheuer.
„O Küchenzier,
Wie prangſt du hier!
Soll nichts von dir mein Mund bekommen,
Sey andern auch die Luſt benommen!“

So ſprach er zu dem Rieſentopf,
Mit Thränen über ihn gebogen,
Und ſtürzte ſich, vorweg den Kopf,
Tief in den Wirbel ſeiner Wogen.
Der Koch ſprang zu,
Und riß im Nu
Ihn aus der Höllengluth des Sodes,
Doch war er ſchon ein Raub des Todes.

Sein Geiſt, der zum Olymp empor,
Vom Rauch getragen, luſtig ſchwebte,
Bewies ſogleich dem Götterchor,
Daß er einſt blos im Magen lebte.
Er eilte friſch
Zu Jovis Tiſch,
Und bat, weil er ſeit lange faſte,
Sich unterthänig ſelbſt zu Gaſte.

„Ei!“ rief der hinkende Vulkan,
Der Luſtigmacher bei den Göttern:
„Nicht übel, Freundchen, iſt der Plan,
Beim Donnerer dich anzuvettern.

Sein Tafelwein
Iſt wunderfein!
Da trink, du alter, braver Zecher,
Trink zum Willkommen dieſen Becher!“

Der Rächer fühlte nicht den Spott,
Und ſein entzücktes Auge lachte,
Als ſchadenfroh der Flammengott
Jetzt einen Kelch vom Schenktiſch brachte.
Kriſpin trank ſchnell;
Doch reiner Quell
Erſchreckte die verwöhnten Lippen,
Und ſcheu begann er blos zu nippen.

„O Schmeckling!“ rief der Mundſchenk aus:
„Verſchmäheſt du der Götter Gabe?
Ein ſolcher Gaſt beſchimpft das Haus,
Und iſt nicht werth, daß man ihn labe.
Im Tartarus,
Wie Tantalus,
Sieh Ströme Weins von dir ſich winden,
Und, wenn du ſchöpfen willſt, verſchwinden!“

„Nein!“ ſprach Neptun: „Dem ſchlimmen Gaſt
Sey etwas Schlimmeres beſchieden.
Man bett' ihn, der das Waſſer haßt,
Stracks unter's Faß der Danaiden!
Da fang' er all'
Der Fluthen Schwall
Durch einen Trichter in dem Munde
Mit Unluſt auf in ſeinem Schlunde!“

„Wie hart ihr ſprecht!“ fiel Bacchus ein
„Was that euch dieſer Hochgerechte?
Er ehrte lebenslang den Wein,
Und war der König meiner Knechte.
Drum, euch zum Trutz,
Deckt ihn mein Schutz!
Geruhe, Zevs, in unſern Kreiſen
Ihm einen Seſſel anzuweiſen.“

„Hinweg mit ihm!“ rief Jupiter:
„Hinweg mit trägen Erdenſöhnen,
Die ihrer Lüſternheit, wie er,
An fremden Tiſchen bettelnd fröhnen;
Doch wer durch Fleiß
Und Arbeitsſchweiß
Sich redlich half zum kargen Mahle,
Dem reicht die volle Nektarſchale!“

Die Erſcheinung.

„Liebchen,“ ſprach ein junger Ritter,
„Herzensliebchen, weine nicht!
Ach, das Scheiden iſt mir bitter,
Doch mich rufen Ehr’ und Pflicht!

Lebe wohl!“ — Er ſtieg zu Pferde,
Flog ins ferne Kampfgefild,
Und das Fräulein ſank zur Erde,
Wie ein unbelebtes Bild.

Als ſie, wie vom Schlaf, erwachte,
Rief ſie aus: „So iſt er fort,
Der mir werth das Leben machte,
Und der Tod empfängt ihn dort!

Furchtbar thronet er auf Leichen,
Und verkauft für Blut den Sieg.
Welch ein Elend ohne Gleichen
Iſt der ſchauderhafte Krieg!

Friedlich bei einander wohnen
Tieger in dem wüſten Hain;
Doch mit Schwertern und Kanonen
Stürmt der Menſch auf Menſchen ein!“

Und ſie ging nach dieſer Klage
Wie ein ſtummer Geiſt umher.
Einzig ihr Gedank' am Tage,
Einzig in der Nacht war Er.

In die ſtillſten Kloſterzellen
Sehnte ſich ihr ſcheuer Schmerz,
Und der Furcht und Hoffnung Wellen
Rauſchten wechſelnd durch ihr Herz.

Einsmals ließ bei Nacht ihr Jammer
Seinen Thränen freien Lauf:
Horch! da ſchlich es durch die Kammer,
Zog des Bettes Vorhang auf.

Und als ſie darob erſchrocken,
Und vom feuchten Kiſſen ſah,
Stand mit blutgefärbten Locken
Todtenbleich der Ritter da.

Eine rothe Herzenswunde
Zeigt' er ihr mit ſtarrer Hand,
Aechzte tief aus blaſſem Munde,
Winkte dreimal und verſchwand.

Sie erhob ſich zitternd, ſtreckte
Ihre Arme nach ihm aus,
Und ihr Wehgeſchrei erweckte
Schnell das ganze Vaterhaus.

Und ein Bot', als hätt' er Flügel,
Ritt mit einem Brief daher.
Sie zerriß das ſchwarze Siegel,
Stürzte hin, und — war nicht mehr.

Die Roßdecke.

Der Weihnachtstag begann zu lichten,
Ein Nordſturm heulte durch den Forſt,
Und ſtürzte ſchneebeladne Fichten;
Der Adler floh in ſeinen Horſt.
Da ſchauderte, gebeugt von Jammer,
Ein Greis in ſeiner öden Kammer.
Die Wände flimmten ſilberweiß,
Gleich ſeinem Bart, von Reif und Eis.

Ihn trieb der Froſt in eins der Zimmer
Des ſtolzen Ritters Balduin,
Hier funkelte des Goldes Schimmer
Am Prachtgeräth und am Kamin.
Rings ſtrahlten im Kryſtall der Spiegel
Des Feuers hochgeſchwungne Flügel,
Und ſüßer Wohlgerüche Duft
Durchſchwamm die mild erwärmte Luft.

Der Alte ſchob ſich einen Seſſel
Dicht an des Marmorherdes Rand,
Um von des Froſtes harter Feſſel
Zu löſen die erſtarrte Hand.

Doch, kaum berührt vom Hauch der Flammen,
Fuhr er vor Schrecken hoch zuſammen.
Denn Balduin, ſein Sohn, trat jach
Mit Donnerworten ins Gemach.

„Hinweg! Was gibt's noch hier zu warten?
Vergeßt Ihr, daß ich Burgherr bin?
Mir blüht voll Reiz des Lebens Garten,
Nur Ihr ſeyd mir ein Dorn darin!
Macht, wie ich geſtern Euch befohlen,
Euch ſchnell zum Abzug auf die Sohlen;
Sonſt treib' ich euch, ein Wort, ein Mann!
Gewaltſam aus des Schloſſes Bann!“

„O Gott! wohin ſoll ich mich wenden?
Sey nicht ſo grauſam, Balduin!
Soll ich denn nackt, mit leeren Händen
Das Stammhaus meiner Väter fliehn?
Ich ſetzte dich zum Schloßgebieter,
Ich ſchenkte dir all' meine Güter;
Nun gönne doch mir armen Mann
Ein Räumlein, wo ich ſterben kann!“ —

„Fahrt hin! — nur nicht in dieſen Mauern!
Vorwürfe härten mich zum Stein.
Ihr könntet, ohne mein Bedauern,
Schon längſt der Würmer Speiſe ſeyn.
Wer ſchöne volle ſiebzig Jahre
Der Welt genoß, iſt reif zur Bahre!
Denn wäre dieß kein altes Muß,
Wann käm' ein Erbe zum Genuß?“

„Ach, Sohn, erinn're dich, daß heute
Der Heiland uns geboren ward!
Sey ihm, der ſich des Wohlthuns freute,
Sey ihm zu Ehren nicht ſo hart!
O, dein Gedächtniß wird dir ſagen,
Wie oft ich einſt in dieſen Tagen
Dir freundliche Geſchenke bot,
Und du entziehſt mir Dach und Brod!“

Doch nur verſtockter ward der Ritter,
Je mehr der Greis ans Herz ihm ſprach.
Er tobte wie das Ungewitter,
Das um die Burg her Bäume brach.
Mit Löwengrimm legt' er am Ende
An ſeinen Vater gar die Hände,
Und zog, der ſchändliche Barbar,
Ihn hin zur Thür am greiſen Haar.

„Ach, ſchone mein! Ich will dir weichen,
Will ewig meiden deine Thür.
Doch, Balduin, ein kleines Zeichen
Von Menſchlichkeit erbitt' ich mir.
Du hörſt die Winterſtürme raſen,
Siehſt meines Rocks verſchliſſne Faſen.
Drum ſchenke mir ein Reiſekleid,
Das gegen Froſt mir Schutz verleiht!“

„Die Wohlthat ſoll Euch widerfahren;“
Sprach Balduin, und wandte ſich
Zu ſeinem Söhnlein von zehn Jahren,
Das horchend jetzt durch's Zimmer ſchlich:

„Georg! im Stall, in einer Ecke,
Hängt eine woll'ne Pferdedecke,
Noch neu und rein, die bringe du,
Und wirf ſie dieſem Alten zu!“

Der Knabe ging und kam. „Wie lange“
Rief Balduin, „haſt du verweilt?
Und ha! was ſeh' ich, loſer Range!
Wer hat die Decke halb getheilt?“ —
„Ich!“ ſprach der Knabe ſonder Schrecken.
„Sie reicht ſo hin, ihn zu bedecken.
Die and're Hälfte, dieſer gleich,
Bewahr' ich, Väterchen, für Euch!“ —

Mit Thränen ſah der Greis gen Himmel,
Wies ſtumm die Hülle von ſich ab,
Und ſetzte dann ins Sturmgetümmel
Getroſt hinein den Wanderſtab.
Der Ritter ſchloß vergnügt die Pforte,
Belächelte des Knaben Worte;
Doch dreißig Jahre drauf hieß ihn
Georg auch fort ins Elend ziehn.

Der Bergknappe.

„Glück auf!“ Die Bergleute fuhren
Hinab in den Eiſenſchacht,
Und ihre Lampen erhellten
Die unterirdiſche Nacht.

Dicht war mit Dornen umwachſen
Des Berges verſchloſſener Mund;
Seit fünfzig Jahren berührte
Kein Fuß den verödeten Schlund.

Denn weiland hielt, nach der Sage,
Ein Gnomengeſchlecht darin Haus,
Und trieb mit ſteinigem Hagel
Die Grubenarbeiter hinaus.

Doch alle dieſe befuhren
Seitdem das friedliche Grab;
Jetzt ſtiegen die Söhne, die Enkel,
Zur Wiege des Eiſens hinab.

Und als ein verfallener Stollen
Sich nun aus den Trümmern erhub,
Erſchien ein verunglückter Jüngling,
Den dort das Schickſal begrub.

Er lag (den Findern ein Wunder)
Wie noch von Leben durchglüht:
Ihm waren die Roſen der Jugend
Nicht auf der Wange verblüht.

Von einer Bergwand gefangen,
In Eiſenwaſſer verſenkt,
Blieb ihm durch die Kraft des Metalles
Der Schimmer des Lebens geſchenkt.

Die Knappen trugen den Leichnam
Ans Licht des Tages empor.
Und ſchnell durcheilte die Kunde
Der Bergſtadt niedriges Thor.

Da zogen Jugend und Alter
Hinaus in gedrängten Reihn,
Und männiglich ſah mit Erſtaunen
Dort Leben und Tod im Verein.

Doch das Gewimmel des Volkes,
Das rings den Entſeelten umſtand,
Durchliefen vergebens die Fragen:
„Wer iſt er? wer hat ihn gekannt?“

Und ſiehe, da kam aus dem Städtchen,
Gekrümmt von des Alters Laſt,
Noch eine Greiſin am Stabe,
Mit kraftlos zitternder Haſt.

Und als ſie den Leichnam erblickte,
Erbebte ſie wunderſam,
Und ſtürzte dahin mit dem Rufe:
„O Gott! mein Bräutigam!“

Sie hub mit gewaltigem Streben
Sich unter der Ohnmacht Gewicht;
Sie beugte mit Augen der Liebe
Sich über des Todten Geſicht.

Sie küßte mit strömenden Zähren
Des Mundes eiskaltes Roth,
Und die ſo lange Getrennten
Vereinte plötzlich der Tod. —

Erſchüttert ſtanden die Zeugen;
Nur Seufzer durchhauchten die Luft.
Die Liebenden ruhen nun beide
In einer gemeinſamen Gruft.

Amor und Saturn.

Der Gott der Zeit ward grau und alt
Und ihm das Reiſen ſchwer,
Doch drängte Jupiters Gewalt
Ihn über Land und Meer.
Er mußte fort
Von Ort zu Ort:
Kein Seufzer, keine Klage
Erwarb ihm Ruhetage.

Matt ſchlich, den Stab in ſeiner Hand,
Der ſilberbärt'ge Greis
Durch Afrika's erglühten Sand
Und über Grönlands Eis;
Und überall,
Der Welt zur Qual,
Durchzog des Erdballs Theile
Mit ihm die Langeweile.

Gleichgültig ſah der Götter Schaar
Des Alten Müh' und Pein;
Nur Amors zarte Seele war
Nicht fühllos wie ein Stein.

Weg aus dem Saal
Des Himmels ſtahl
Das gute Kind ſich leiſe,
Und flog hinab zum Greiſe.

Es fand ihn bald auf rauher Bahn
Und ſprach mit holdem Gruß:
„Saturn, nimm meine Flügel an,
Du biſt nicht wohl zu Fuß!“
Und ſchnell beſchwingt,
Durchflog verjüngt,
Und raſch wie Phöbus Pferde,
Saturn das Rund der Erde.

Wann er ſo reiſet, dünkt ein Jahr
Uns nur ein Augenblick;
Doch fodert oft ſein Flügelpaar
Der Liebesgott zurück.
Dann fällt der Greis
Ins alte Gleis,
Und was Minuten waren,
Verlängert ſich zu Jahren.

Der Korb.

In einem Städtlein war ein Schreiber,
Der liebte Mädchen, liebte Weiber,
Und bot, um jene ſchlau zu fah'n,
Sein Hageſtolzenherz oft an.

Sie griffen nach des Traurings Schimmer,
Und griffen in die Luft, weil immer
Bei ſeinem Wort der Küſſedieb,
Wie Haſen bei der Trommel blieb.

Unfern des Städtleins wüſter Mauer
Stand er im Zwielicht auf der Lauer.
Es wohnte da ein ſchönes Kind;
Nach dieſem ſah er ſich faſt blind.

Er ließ von Stürmen ſich umbrauſen,
Ließ die Perücke ſich zerzauſen,
Und huſtete vier Wochen lang,
Bis ihm ein Stelldichein gelang.

Aus offnem Fenſter blickte munter
Ein Engelsköpfchen jetzt herunter.
„O Stern der Mädchen!“ rief er aus:
„Komm, öffne freundlich mir dein Haus!“

„Mein Theurer," ſprach Roſette leiſe,
„Das geht nicht auf ſo raſche Weiſe.
Vielleicht wird Rath um Mitternacht,
Wenn nicht mein Vater dann noch wacht."

Sie ſchlug die Stunde der Geſpenſter,
Der Seladon ſtand unter'm Fenſter,
Doch dünkt' es ihn ein böſer Schwank,
Als ihm ein Korb zu Füßen ſank.

Das Mädchen bat mit holdem Neigen,
In dieſes Luftſchiff einzuſteigen.
„Ich danke," rief er, „ſchön dafür.
Dein Haus, mein Kind, hat eine Thür!"

„Ach! auf dem Schlüſſel," ſprach Roſette,
„Ruht meines Vaters Haupt im Bette!
Drum, wenn die Fahrt Euch Sorge macht,
Sag' ich mit Schmerz Euch gute Nacht."

Das wurmt' ihn unter ſeiner Glatze,
Und wie um heißen Brei die Katze,
Ging er mit grämlichem Gebrumm'
Ein Weilchen um den Korb herum.

Er ſchlotterte vor kaltem Grauen,
Sich dieſem Fahrzeug zu vertrauen:
Sie aber, die oft Wunder thut,
Die Liebe macht ihm endlich Muth.

Er überſtieg des Korbes Wände,
Schloß wie im Betſtuhl ſeine Hände,
Und wünſchte, bang' um ſein Genick,
Sich ſelbſt zur Reiſe gutes Glück.

Die Arche ward mit Kraft gehoben,
Als wär' der große Chriſtoph oben,
Und, weit von Liebchens Schlafgemach,
Ging raſch die Fahrt hinauf ans Dach.

Der Schreiber thät ſich wild geberden,
Doch eh' ſein Nothſchrei: „Was ſoll werden?“
Sich in der tauben Luft verlor,
Lag Mann und Korb im Straßenmoor.

An alle Fenſter flogen Lichter,
Aus allen Fenſtern ſahn Geſichter,
Und haſtig ward aus ganzer Macht
Hinauf geſchimpft, herab gelacht.

Roſettens Vater rief dazwiſchen:
„Erlaubt, Euch etwas auszuziſchen!
Das Seil hielt ſchlecht, wie da und dort,
Ihr grauer Sünder, Euer Wort!“

Die hölzerne Braut.

Ein weiblich Ungeheuer
Durchſlog der Götter Haus.
Es ſlammte ſchwarzes Feuer
Ihm aus dem Mund heraus,
Statt Haares, ſah man Schlangen
Von ſeinem Haupte hangen,
Und lauſchend hob ſich Ohr an Ohr
Rings aus dem Vipernwald empor.

Dieß Ungethüm, das leider
Auf unſrem Erdball wohnt,
Wo es, verhüllt in Kleider,
Gern am Kaffeetiſch thront,
Flog auf mit Drachenſchwingen,
Um oben Poſt zu bringen,
Daß Zevs in neuer Buhlerei
Auf Erden jetzt befangen ſey.

In Juno's Ohren raunte
Das Scheuſal den Bericht.
Die ſtolze Göttin ſtaunte
Mit glühendem Geſicht.

„Iſts möglich?“ rief ſie zornig.
„Mein Ehepfad iſt dornig!
Der Falſche, der mir Treue ſchwor,
Treibt ſeinen Wandel nach wie vor.“

Sie ging, um ſich zu faſſen,
Raſch auf und ab im Saal.
„Nein! ich muß ihn verlaſſen,
Den froſtigen Gemahl!
Des Götterbunds Verächter,
Liebt er der Erde Töchter,
Und zeigt er manchmal Reugefühl,
So iſts ein leeres Heuchelſpiel.“

Sie ſprach's, indem die Quelle
Der Thränen ſich ergoß,
Und ſie verließ mit Schnelle
Ihr hohes Wolkenſchloß.
Ausweichend dem Getümmel
Im weiten Götterhimmel,
Entſchwebte ſie in Pfau'ngeſtalt
Zu einem dunkeln Aufenthalt.

Und aus dem Erdenthale
Erhob mit ſcheuem Blick,
Sich bald zum Sternenſaale
Der Donnerer zurück.
Sein Herz ſchlug wie ein Hammer
Beim Gang nach Juno's Kammer,
Weil ſie, wann er von Reiſen kam,
Oft haarſcharf ins Verhör ihn nahm.

Doch unnoth, daß er zagte;
Die Strenge war nicht dort.
Ihr Hofſtaat weint' und klagte:
„Die Königin iſt fort!
Schon öffnete Aurore
Zweimal die goldnen Thore,
Seit man das hohe Haupt vermißt,
Und noch weiß niemand, wo es iſt."

Zeus heuchelte Beſtürzung,
Dacht' aber: „Das iſt gut!
Zu ſüßer Zeitverkürzung
Wächſt freier mir der Muth." —
Allein nach wenig Tagen
Befiel ihn Mißbehagen;
Denn alte Liebe roſtet nicht,
Und er empfand des Spruchs Gewicht.

Aufopfernd Speiſ' und Schlummer,
Sucht' er nun überall
Mit lobenswerthem Kummer
Sein ehliches Gemahl.
Er ließ durch Säl' und Hallen
Den Namen Juno ſchallen;
Sein Ruf erreichte ſelbſt ihr Ohr,
Doch trat die Schmollende nicht vor.

Drob ſtieg ſein Unmuth täglich;
Er ward ſich ſelbſt verhaßt,
Und ſeufzt' und ſtöhnte kläglich,
Wie Unken im Moraſt.

Still lachten ſein die Götter;
Nur Momus, ein Erzſpötter,
Nahm vor ſein loſes Maul kein Blatt.
„Was macht Euch," frug er, „ſo ſchachmatt?"

„Ach!" rief des Himmels König:
„Mein Hauskreuz kennſt du ja!
Ich liebte ſie zu wenig,
Das geht mir nun ſehr nah.
Sie hat ſich mir entriſſen,
Und könnt' ich ſie auch miſſen,
So thut der Fama ehrner Mund
Doch meine Schmach dem Weltkreis kund."

„Fürwahr ein ſchlimmer Handel!"
Sprach Momus: „Denn zu gern
Stimmt ſich des Volkes Wandel
Nach ſeinem Oberherrn.
Das Eh'band ſoll auf Erden
Schon jetzt unhaltbar werden,
Und bildet man ſich dort nach Euch,
Wird's einem Spinnenfädchen gleich. —

„O vielgeliebter Vetter,
Wie ſchrecklich wahr ſprichſt du!
Wo aber iſt ein Retter?
Wer führt mein Weib mir zu?
Ich ſtehe wie auf Nadeln;
Schaff' Rath, ſtatt mich zu tadeln!
Das kann ein Hirn voll Waſſerdunſt!
Doch beſſer machen, Freund, iſt Kunſt!" —

„Hängt,“ ſprach der Luſtigmacher,
„Nicht ſo verſtört den Kopf!
„Schmollfrauen zähmt der Lacher,
Doch nie der Klagetropf.
Frau Juno, gleichen Schlages,
Kommt traun! ans Licht des Tages,
Stellt Euch nur harmlos, und ſagt laut:
Ihr freiet eine junge Braut.“ —

Zeus pries in hohen Gnaden
Dieß als ein kluges Wort.
Man ſpann des Vorſchlags Faden
Vereint nun weiter fort.
Ein Plan ward reif erwogen,
Merkur zu Rath gezogen,
Und eilend fliegen, traut geſellt,
Die Drei hinab in unſre Welt.

Sie ſuchten eine Wildniß,
Und ſchnitzten tief im Wald
Ein rieſenhaftes Bildniß
Von weiblicher Geſtalt.
Die Königin der Eichen,
Hoch über ihres gleichen
Von der Natur emporgebaut,
Ward Mutter dieſer Gottesbraut.

Umwallt von Purpurſeide,
Wie Fürſtenfrau'n gebührt,
Und reich mit Prunkgeſchmeide
An Hals und Bruſt geziert,

Saß ſie auf goldnem Throne
Mit einer Demantkrone.
Doch öde war es fern und nah';
Da winkte Zevs, und was geſchah?

Kryſtallne Säulen ſchoſſen
Wie einer Springfluth Strahl,
Rings aus der Erd', und ſchloſſen
Sich ſchnell zu einem Saal;
Dann ſchuf der Gott Lakaien
Aus bunten Papageien,
Und rief ein plaudernd Mädchenchor
Aus einer Elſternſchaar hervor.

„Was fehlt noch unſrem Kinde?"
Sprach er mit heiterm Blick.
„Wir machten, wie ich finde,
Ein wahres Meiſterſtück.
Nun, Sohn Merkur, nun lade,
Mit holdem Gruß der Gnade,
Flugs alle Götter, groß und klein,
Zur Feier meiner Hochzeit ein!"

Der Bote ſchwang den Fittich
Zur Himmelsburg empor,
Und trug dort ernſt und ſittig
Des Vaters Ladung vor.
Welch allgemeines Starren!
„Der Burſch will uns wohl narren!"
Fuhr der berußte Schmid Vulkan
Den Hochzeitbitter gröblich an.

Der aber ſchlug mit Feuer
An ſein verſchelmtes Herz,
Und ſchwur gar hoch und theuer,
Die Sache ſey kein Scherz.
Nun ging es an ein Rüſten!
Man ſchleppte Kleiderkiſten,
Und packt' und rummelte ſo ſehr,
Als zög' ins Feld ein großes Heer.

Die Herren Götter kamen
Zwar bald ins Gallakleid,
Doch zögerten die Damen
Am Thron der Eitelkeit.
Spottluſtig, ohne Zügel,
Trieb ſie Merkur vom Spiegel,
Und führte raſch, wie Schwalbenflug,
Der Reiſewagen ſtolzen Zug.

Schon an des Waldes Gränze
Hob ſich der Jubel an.
Hier ſchlangen Nymphentänze
Sich um der Gäſte Bahn.
Gehörnte Pfeifer ſtanden
Umher in ſtarken Banden,
Und ſetzten zur Beluſtigung
Die Ziegenfüße hoch in Sprung.

Umſchwärmet von den Faunen,
Gings förder in den Wald.
Die Götter ſahn mit Staunen
Die hohe Brautgeſtalt.

Doch als man tief ſich beugte,
Und ſie das Haupt nicht neigte,
Hielt jedermann das arme Holz
Für unerträglich bauerſtolz.

„Sie thront wie eine Säule!“
Griesgrammete Vulkan.
„Was denkt ſie denn, die Eule?
Iſt man ihr Unterthan? —
Und Komus ſagte leiſe
Zum nachbarlichen Kreiſe:
„Mich dünkt, daß Zevs ſich jeden Kuß
Mit einer Leiter holen muß.“ —

So klang es in der Runde
Zum Hohn der frommen Braut
Doch in der Spötter Munde
Starb plötzlich Wort und Laut.
Aus heiterm Himmel ſprangen
Des Blitzes Feuerſchlangen,
Und Juno kam wie ein Orkan
Auf ihrem Pfauenwagen an.

Hoch auf von ſeinem Sitze
Fuhr Zevs und rief: „Verdammt
Wer ſchleudert meine Blitze?
Wer greift mir in mein Amt?“
Doch ſie, als hört' und ſähe
Sie nicht des Gatten Nähe,
Schoß ihres Auges Pfeil nur hin
Ins Wachsgeſicht der Thronerin.

Sie glich vor Zorn Meduſen,
Und wie ein Wetterſtrahl
Entriß ſie ihrem Buſen
Raſch einen blanken Stahl.
Hinauf des Thrones Stiegen
Sah man ſo wild ſie fliegen,
Und, lechzend nach der Rieſin Blut,
Stieß ſie nach ihr mit blinder Wuth.

Doch als die Bruſt der Eiche
Dem Mordſtahl widerſtand,
Sank nach verfehltem Streiche
Vor Schrecken Juno's Hand.
„O das iſt ſehr ergötzlich!"
Rief Zeus, und lacht' entſetzlich.
„Stoß noch einmal mit rechtem Fleiß!
Ich gebe dir das Püppchen preis."

Aus dieſem Scherzgehöhne
Quoll ihr ein Hoffnungsſchein,
Ihm müſſe nicht die Schöne
Ans Herz gewachſen ſeyn.
Sie ſandte von der Seite
Ein Blickchen, das ihn freute,
Und liebevoll ging er im Nu
Mit offnen Armen auf ſie zu.

„Komm, küſſe deinen Alten!
Er iſt und bleibet dein.
Weg mit des Zornes Falten!
Sie kleiden dich nicht fein.

Wo warſt du denn verborgen?
Ich ſuchte dich mit Sorgen,
Bis ich auf dieſes Hochzeitſpiel,
Um dich ans Licht zu locken, fiel.“

Jetzt lüftete, gerufen
Durch Winke ſeiner Hand,
Schnell auf des Thrones Stufen
Ein Faun der Braut Gewand;
Und mit verſchämten Blicken
Sah Juno, voll Entzücken,
Daß nur um einen Eichenſtamm
Der königliche Purpur ſchwamm.

Nun flog ſie ihrem Gatten
Mit Zärtlichkeit ans Herz.
Des Mißmuths letzter Schatten
Wich frohgelauntem Scherz.
„Wir ſpielen,“ ſprach ſie heiter,
„Die Hochzeitpoſſe weiter!“
Und hin zur Holzbraut hüpfte ſie,
Und beugte tief vor ihr das Knie.

Sie huldigte dem Bilde
Mit Reigen und Geſang.
Nur ſchlimm, daß dieſe Milde
Mit Eiferſucht noch rang!
Denn mitten im Geflatter
Der Scherze hob die Natter,
Getreten von dem Bräutigam,
Aufs neue drohend ihren Kamm.

Was hatte Zevs begangen? —
Er ſtrich zum Spaß vertraut
Die kalten Puppenwangen
Der ungeſchlachten Braut.
„Sieh, ſieh, du Ungetreuer!
Fort mit dem Klotz ins Feuer!“
Rief Juno, und mit eigner Hand
Trug ſie ein Bündel Holz zum Brand.

Der ſchlimme Fund.

Zwei Freunde gingen über Feld:
Ein Pudel war dabei.
Sein Herr beſchwor, daß in der Welt
Kein Thier ſo pfiffig ſey.

Drauf warf er in ein Waldgeſträuch
Ein blankes Thalerſtück,
Und ging, ſammt Freund und Hund, ſogleich
Zur nahen Stadt zurück.

Dort rief er plötzlich: „Auf, geſchwind!
Such, ſuch, was ich verlor!“
Der Pudel ſtürmte wie der Wind
Die Stadt entlang vor's Thor.

Die Ohren flogen flügelhaft,
Und bald war er im Hain,
Doch traf hier auf der Wanderſchaft
Ein Schneider früher ein.

Er hatte, hingeſtreckt auf Moos,
Des Silbers Glanz entdeckt,
Und, preiſend ſein glückſelig Loos,
Den Fund ſchnell eingeſteckt.

Nun kam der Bote keuchend an.
Und ihm verrieth alsbald
Sein wunderfeines Riechorgan
Des Thalers Aufenthalt.

Ein dummer Köther hätte wild
Den Finder angebellt,
Er aber dachte ſchlau: jetzt gilt
Verſtellung in der Welt.

Er höfelt' ihm mit manchem Sprung,
Als wären ſie bekannt,
Und küßte, wie zur Huldigung,
Scheinzärtlich ihm die Hand.

„O, bin ich nicht ein Glücksgenoß!
Welch ſchöner, neuer Fund!“
So rief der Burſch, und ſtreichelnd ſchloß
Er froh den Freundſchaftsbund.

Sie gingen, als die Sonne wich,
Selbander nach der Stadt,
Und aßen in der Herberg' ſich
Von Einem Teller ſatt.

Dann legte ſich der Wandersmann
Mit Sicherheit aufs Ohr,
Denn rüſtig ſtand ſein Jonathan
Der Kleiderwache vor.

Doch ruhte des Vertrauens Bau
Hier, leider! nur auf Sand.
Der Wächter ſtahl beim Morgengrau
Des Schläfers Beingewand.

Er bracht' im Fluge ſeinem Herrn
Den diebiſchen Gewinn.
Schlecht war die Hülſe, gut der Kern;
Der Thaler ſteckte drin. —

Vom Lager fuhr mit Schreck und Wuth
Das Schneiderlein jetzt auf,
Und ließ um das geraubte Gut
Den Thränen ihren Lauf.

„Ha!“ rief er, „dieſer Streich iſt neu!
Ich Gimpel muß geſtehn,
Ich ſah bisher die Gleißnerei
Nur auf zwei Füßen gehn.

Doch dieſer ſchwarze Unglückstag
Prägt mir die Wahrheit ein:
Der Schmeichler iſt ein Schalk, er mag
Zwei= oder Vierfuß ſeyn.“

Die Fahrt ins Heu.

Nach einem alten Volksliede.

Ein ehrſamer Graukopf, ein Landmann, erkor
Die Krone des Dorfs ſich zur Frau;
Doch zog ſie bald einen Soldaten ihm vor,
Und drang in den Alten einſt ſchlau,
Er ſollte doch fahren ins Heu,
Er ſollte doch fahren ins —
Ha, ha, ha, ha, ha, ha! Heidideldei,
Juchhei, tralalei!
Er ſollte doch fahren ins Heu.

Ei! dachte der Bauer, was fällt ihr denn ein?
Sie hat mir etwas auf dem Rohr!
Wart, wart! ich fahr' aus dem Hofe zum Schein,
Und ſtelle mich hinter das Thor;
Ich thu', als führ' ich ins Heu,
Ich thu', als führ' ich ins —
Ha, ha, ha, ha, ha, ha! Heidideldei,
Juchhei, tralalei!
Ich thu', als führ' ich ins Heu.

Drauf kam der Dragoner im Dörfchen herab,
So nett wie ein Hofcavalier.

Das Weiblein am Fenſter ein Zeichen ihm gab,
Und öffnete leiſe die Thür:
„Mein Mann iſt gefahren ins Heu,
Mein Mann iſt gefahren ins —
Ha, ha, ha, ha, ha, ha! Heidideldei,
Juchhei, tralalei!
Mein Mann iſt gefahren ins Heu!“

Sie drückte den blühenden Buben ans Herz
Und gab ihm manch feurigen Kuß.
Den Bauer am Guckloch verdroß dieſer Scherz;
Er ſprengte die Thür mit dem Fuß:
„Ich bin nicht gefahren ins Heu!
Ich bin nicht gefahren ins —
Ha, ha, ha, ha, ha, ha! Heidideldei,
Juchhei, tralalei!
Ich bin nicht gefahren ins Heu!“

Geſchwind, wie ein Vogel, zum Fenſter hinaus
Ergriff der Buhler die Flucht;
Doch ſie begann muthig: „Was ſtürmſt du ins Haus?
Er hat mich in Ehren beſucht,
Ich dachte, du führeſt ins Heu,
Ich dachte, du führeſt ins —
Ha, ha, ha, ha, ha, ha! Heidideldei,
Juchhei, tralalei!
Ich dachte, du führeſt ins Heu.“

„Potz Donner und Hagel! und wär' ich auch weit
Gefahren ins Heu oder Gras,
Verbät' ich, zum Henker! doch während der Zeit
Mir ſolchen verwetterten Spaß!

Da fahre der Teufel ins Heu!
Da fahre der Teufel ins —
Ha, ha, ha, ha, ha, ha! Heidideldei,
Juchhei, tralalei!
Da fahre der Teufel ins Heu!“

Der Plauderer.

Drei wüſte Burſche zechten,
Und trieben frank und frei
Von ihren Liebesnächten
Schamloſe Prahlerei.

„Hört, Brüder, ſprach der eine.
„Die ſchöne Elſabeth
Iſt heute Nacht die meine,
Und theilt mit mir das Bett.“

Hoch jubelten die Gecken;
Doch, horchend an der Wand,
Hört' Elſabeth mit Schrecken
So ihre eigne Schand.

In der Geſpenſterſtunde
Kam flink der Schwätzer an,
Und rief mit trunknem Munde:
„Heh! Liebchen, aufgethan!“

„Fort, fort, und nicht gezaudert!“
Schalt ſie durch's Schloß der Thür:
„Wer wie ein Staarmatz plaudert,
Trifft keine Herberg' hier.“ —

„Ha! Kind, ich will nicht hoffen,
Daß du mir das wirſt thun!
Es iſt kein Haus mehr offen,
Wo ſoll mein Haupt denn ruhn?“ —

„Das, Herr, ſind Eure Sorgen!
Legt Euch auf einen Stein,
So hängt und klebt Euch morgen
Am Rock kein Federlein!“

Die Narrenmühle.

Ein alter Holzſchnitt.

Was läuft auf dem Markte die müßige Schaar?
Was ſtellt ihrer ſpähenden Neugier ſich dar?
Ein Graubart, mit allerlei Bildern behangen,
Steht ringsher von grinſenden Gaffern umfangen.

Er ſchreit wie ein Zahnbrecher: „Holla! wer kauft?
Mein Krämchen iſt werth, daß ihr euch darum rauft,
Das Lachen iſt jetzt in Europa ſehr theuer,
Ich aber verkauf's euch um wenige Dreier.

Hier hab' ich ein altdeutſches köſtliches Blatt,
Das ſchon manchen Grämling erluſtiget hat.
Es heißt, meine Werthen, die Narrenmühle,
Und paſſet daher, wie mich däucht, für gar Viele.

Heh! iſt wohl das Bildchen nach eurem Geſchmack?
Ich mag nicht verkaufen die Katze im Sack;
Und, um mich als ehrlicher Mann zu bewähren,
Will ich, eh' ihr zahlet, den Schwank euch erklären.

Die Mühle, von der ihr ein Conterfei ſchaut,
Hat weiland ein Querkopf erdacht und gebaut.
Er wollte für gutes und baares Bezahlen
Unheilbare Narren zu Mehlſtaub zermahlen.

Und als dieſe Mähr nun erſcholl durch das Land,
Da hatten die Narren den übelſten Stand;
Sie wurden wie Wildpret gefangen in Schaaren,
In Säcke gepackt und zur Mühle gefahren.

Was lacht ihr? — Ich ſage kein unwahres Wort!
Bemerkt ihr die Reihen der Säcke nicht dort?
Und ſeht ihr nicht Kolben und Kappen mit Schellen
Durch Riſſe hervor an das Tageslicht quellen?

Hier ſchleppt auch ein Wagen mit Doppelgeſpann
Noch mehr des lebend'gen Getreides heran.
Ein Zeichen, wie gut in den blühenden Staaten
Der Königin Thorheit die Ernten gerathen. —

Jetzt wieder den Blick ins Gebäude hinein!
Die Mühlſteine wollten geſättiget ſeyn;
Da kamen die Knappen mit emſigen Schritten,
Um Speiſe für ſie in den Rumpf einzuſchütten.

Den mächtigſten Sack, der im Winkel dort ſtand,
Was er ſich auch ſträubte, bezwang ihre Hand,
Und ſtürzt die Bewohner von gleichem Gelichter
Kopfüber hinab in den ſchaurigen Trichter.

Ein Narrengewimmel von jeglicher Art
Erblickt ihr dahier auf der tödtlichen Fahrt.
Ach! zierliche Schmückbolde, ſaubere Gecken
Bekommen die hungrigen Steine zu ſchmecken!

Der ſchäumende Bach ſetzt die Räder in Gang;
Nun laſſet uns ſehn, wie das Probſtück gelang!
Der Mühlherr begab ſich mit ſtolzem Vertrauen
Bereits an den Trog, um das Mehl zu beſchauen.

Ha! ha! wie die Hoffnung den Schwindler belog!
Hoch hüpfen und ſpringen die Narren im Trog,
Und wuchſen ſogar, ſtatt vernichtet zu werden,
An Leibesgeſtalt und an frechen Geberden.

Drob ſtaunet der Meiſter und fürchtet Geſpött,
Und ſiehe, da ſteht ſchon im Doctorbarett
Ein breiter Gelehrter, und ſpricht: „Ei, mein Lieber,
Ihr treibt hier ein Weſen, als ſchnapptet ihr über!

Kampf mit der Unmöglichkeit habt ihr gewagt!
Dieß Volk iſt unſterblich, wie Salomo ſagt:
Wenn man auch den Narren im Mörſer zerſtieße,
Deßhalb ſeine Narrheit doch nicht von ihm ließe.“

Der Landjunker und ſein Pudel.

Mit Pfiffen ſteuert mancher Wicht
Sein Schifflein in den Port:
Doch **mir** gedeihen Pfiffe nicht,
Das **glaubt** mir auf mein Wort!
Hart ſtieß unlängſt mein Lebensſchiff
An eine Klippe, weil ich pfiff.

Der Hauptſtadt heißes Pflaſter war
Nie recht nach meinem Sinn:
Jüngſt aber zog, wie Jahr für Jahr,
Der Roßmarkt mich dahin.
Am Abend war mein Werk gethan!
Die lange Weile focht mich an.

Sogar mein Pudel ſchien von ihr
Viel Unluſt auszuſtehn.
„Komm,“ ſprach ich, „du getreues Thier,
Laß uns ins Schauſpiel gehn!“
Der Zettel meldete zum Glück
Ein neues Prunk- und Heldenſtück.

Am Kaſſentiſche welch Gewühl!
Man ſtürmte dran und drauf,
Als gäb's um einen Pappenſtiel
Ein Königreich zu Kauf.
Es war ein Kreuz, wie mir's erging,
Eh' ich die Einlaßkart' empfing.

Dann aber zeigt' ich, Drang um Drang,
Daß ich ein Kraftmann bin.
Ich kämpfte das Parterr' entlang
Zum Geigerplatz mich hin,
Und durch der Ellenbogen Muth
Saß ich am Ende vorn ſehr gut.

Der Vorhang ſtieg; ein lautes „Ah!“
Entwiſchte meinem Mund
Ob all' den Wundern, die ich ſah;
Denn männiglich ſeys kund:
Ich war, trotz meiner Jahre Laſt,
Zum erſten Mal ein Schauſpielgaſt.

Die Menſchenpuppen däuchten mir
Mitunter wie von Holz.
Geſchmückt mit Helm und Federzier
Erſchien ein Ritter ſtolz.
Er machte Schritte wie mein Hahn,
Und ſchnob die Andern grimmig an.

Nur gegen jene Dirne that
Er nicht ſo löwenwild.
Hart drängten Bosheit und Verrath
Ihn und das Frauenbild:
Doch ſtandhaft ſchwur der junge Leu
Dem zarten Mägdlein Lieb' und Treu'. —

Beim Wörtchen Treue fiel mir ſchnell
Mein treuer Pudel ein.
Weg war der ehrliche Geſell;
Mir ſchoß auf's Herz ein Stein.
Was fragt' ich nun nach jenem Bund?
Ich pfiff in Aengſten meinem Hund.

Und Hundert ſtimmten, nah und fern,
Hell ein in meinen Ton.
„Ei! ſind die Pudel dieſer Herrn
Auch eben jetzt entflohn? —
Doch nein! es iſt wohl Artigkeit,
Die meinem Kummer Hülfe leiht.“ —

So ſprach ich mit mir ſelbſt, ich Tropf,
Und pfiff und pfiff und pfiff,
Bis mir ein krauſer Schwedenkopf
Raſch nach der Kehle griff.
„Herr!“ ſchrie er mit entflammtem Blick:
„Was pfeift Ihr? Gilt es meinem Stück?“ —

„Ihr ſchwärmt wohl?“ ſagt' ich: „Welcher Wahn!
Mein Pfeifen, daß Ihr's wißt,
Geht Euer Machwerk gar nichts an,
Wenn es kein Pudel iſt.“ —
„Ja, 's iſt ein Pudel!“ — rief rundum
Mit Hohngeſchrei das Publikum.

Gelächter ohne Maß erſcholl
Durch's hohle, weite Haus.
Das Männlein brach, darüber toll,
In neue Flammen aus.
Zornſprühend hob's die Hand empor
Und zielte ſcharf nach meinem Ohr.

Ich aber faßt' es an der Bruſt
Und drückt' es in den Staub.
Wie jubelte die Schadenluſt!
Man ward dabei faſt taub;
Und eher fand der Lärm kein Ziel,
Als bis der Bühne Vorhang fiel.

O Seifenblaſe, Dichterruhm!
Ein Hauch — und du biſt hin! —
Des Krauskopfs Schmach und Märtyrthum
Liegt mir doch ſchwer im Sinn.
Leicht büß' ich an demſelben Ort
Die Schuld bei dieſem Ehrenwort.

Denn hört, ich ſchreib' ein Trauerſpiel,
Das ich mit Luſt begann,
Weil man auf Bühnen jetzt ſo viel
Durch Pferde wirken kann.
Ein Goldquell im Theater ſpringt,
Wenn dort ihr Eiſentritt erklingt.

Tief in der edlen Roſſe Geiſt
Drang meine Forſchgier ein:
Drum, Freunde, darf ich mich wohl dreiſt
Der Roßſpieldichtung weihn.
Ihr ſollt, was nie zuvor geſchehn,
Selbſtſtändig Pferde handeln ſehn.

Des Schauſpiels Rollen ſind von mir
Im Marſtall ſchon vertheilt.
Seht Euch am Spieltag vor, daß Ihr
Noch einen Platz ereilt!
Doch — eine Bitte von Gewicht:
Verlieret Eure Pudel nicht!

Die Spinne.

Der Kanzler eines Fürſten
Durchzog einſt ſelbſt ſein Haus
Mit Beſemen und Bürſten,
Trieb jedes Stäubchen aus.

Das Kunſtwerk einer Spinne,
In eines Winkels Schooß,
War nicht nach ſeinem Sinne,
Und raſch ging er drauf los.

„Herr Kanzler,“ ſprach vermeſſen
Die alte Meiſterin,
„Beliebt, nicht zu vergeſſen,
Wie nutzbar ich Euch bin!

Ich muß als Undank rügen,
Daß Euch mein Werth nichts gilt.
Wer fängt ſie denn, die Fliegen,
Das freche Stubenwild?“

„Welch ſchnödes Wort du wageſt!“
Schalt Jener heftiglich.
„Man weiß ja doch, du jageſt
Und mordeſt blos für dich!

Mich plaget drum nicht minder
Dein Flugwild ohne Scheu:
Du zähmſt nur kleine Sünder;
Die großen ſchwärmen frei.“ —

„Potz Kritteln!“ rief's im Netze:
„Denkt doch zuvor an Euch!
Sind Eure Landsgeſetze
Nicht meinen Fäden gleich?“ —

Der Kanzler bei der Frage
Bis an die Ohren roth,
Schlug wild mit Einem Schlage
Die grobe Spinne todt.

Die Masken.

Einſt prunkte der Tod nicht im heutigen Glanze
Er forderte nackend die Menſchen zum Tanze.
Man ſieht noch auf Bildern zum Ball ihn ſo gehn,
Und luſtig mit Herren und Frauen ſich drehn.

Drum floh, wer nur konnte, den hagern Geſellen,
Und wollte mit ihm nicht zum Reihen ſich ſtellen;
Drum hüllt er ſich nun in ein Maskengewand,
Und reicht uns verdachtlos die knöcherne Hand.

Dem Schlemmer kredenzt er, als Koch mit der Schürze,
Paſteten mit Indiens feurigſter Würze,
Und miſcht, wo er luſtige Zechbrüder trifft,
Als Weinſchenk, den Balſam der Traube mit Gift.

Er fertigt den Frauen, als griechiſcher Schneider,
Aus Spinnengewebe durchſichtige Kleider,
Die nur, wie ein Feigenblatt, ſchmal ſie umwehn,
Und nicht gegen mordende Fieber beſtehn.

Er ſchleicht, mit dem Brautkranz im lockigen Haare,
So ſanft wie ein Lämmchen zu Hymens Altare,
Ergreift aber bald den Befehlshaberſtab,
Und peinigt, als Unhold, den Gatten ins Grab.

Er malt ſich, als Luſtdirne, blühende Wangen,
Durchſchweifet die Gaſſen, um Buhler zu fangen,
Und findet er einen verliebten Compan,
So haucht er mit giftigem Athem ihn an.

Er ſitzet, als Gauner, am goldreichen Tiſche,
Und reicht, nach betrüglichem Kartengemiſche,
Dem ehrlichen Mitſpieler, den er beſtahl,
Strick oder Piſtolen zur blutigen Wahl.

Er ſchwebet bei Nacht, auf der Fledermaus Flügeln,
Ans Pult, wo Gelehrte ſtudieren und klügeln,
Und ſammelt, wie ſtumme Banditen, um ſie
Die gräßlichen Larven der Hypochondrie.

Er ſchwingt, um ſtolzierenden Schriftſteller-Pfauen
Herzbrennende Wunden der Kränkung zu hauen,
Die Kunſtrichtergeißel mit wildem Geſicht,
Wer aber kein Pfau iſt, den ſchmerzet ſie nicht.

Er kommt, will ein Kranker ſich vor ihm bewahren,
Am Ende ſogar noch als Doctor gefahren,
Taucht ernſthaft die Feder ins Tintenfaß ein,
Und ſchreibt ihm den Paß aus der Welt in Latein.

Drum fruchtet kein ängſtliches Trachten und Sinnen,
Der Maske, die ſtets uns verfolgt, zu entrinnen,
Ein Kluger ſteht herzhaft zu jeglicher Zeit,
Mit ihr ſeinen Reihen zu tanzen, bereit.

Der Stubenſchlüſſel.

„Bſt! bſt! — Das läuft ja wie der Wind! —
Bſt! bſt! — nur auf ein Wörtchen!
Gibt's hier herum, mein ſchönes Kind,
Ein ſtillvertrautes Oertchen?“ —

„Mein Herr, Sie zählen grundlos mich
Zum leichten Nymphenchore,
Und überdieß befindet ſich
Mein Wohnhaus vor dem Thore.“ —

„Verdammt! — Der Weg iſt mir zu weit!
Mich drücken meine Schuhe.
So wünſch' ich, Liebchen, denn für heut
Die angenehmſte Ruhe.“ —

Der Junker ging; ſie ſprach: „Ade!“
Und grollt' auf ſeinen Schuſter.
Da kam bebende, wie ein Reh,
Ein gleiches Tugendmuſter.

Chriſtine klagte den Verlauf
Der Liſtigſten der Phrynen.
„O Schade!“ ſagte dieſe drauf:
„Man hätt' euch können dienen.

Ich wohnte ſonſt, wie dir bekannt,
Dort in dem kleinen Hauſe,
Und es verblieb in meiner Hand
Ein Schlüſſel jener Klauſe.

Sie paßte dir, obgleich darin
Zwei alte Jungfern niſten:
Zwei Schweſtern, die voll Heuchelſinn
Sich phariſäiſch brüſten.

Wann's dunkelt, fliegt das Eulenpaar
Stets aus zu Klatſchconventen:
Drum denk' ich, daß wir ohne Fahr
Sein Neſt benutzen könnten.“ —

„Das iſt ja ein verlornes Wort!“
Sprach Tine: „Was kann's frommen?
Herr Knappſchuh iſt nun einmal fort,
Und wird nicht wieder kommen.“ —

„Sieh, ſieh!“ rief Gertrud: „Schilt mich blind,
Wenn er nicht dort noch hinket!
Er iſt es, wahrlich! — Friſch, mein Kind,
Gehüſtet und gewinket!“ —

„Bſt! bſt! — Er ſieht ſich noch nicht um —
Bſt! bſt! — nur auf ein Wörtchen! —
Mein Herr! es gibt nun hier herum
Ein ſtillvertrautes Oertchen.“ —

„O ſeht den Schalk!“ rief Knappſchuh aus,
Mit wonniglichen Mienen.
Die Mädchen trippelten voraus,
Und humpelnd folgt' er ihnen.

Eröffnet wurde, ſonder Scheu,
Der Schweſtern öde Zelle,
Sie glich, geſchmückt von Frömmelei,
Ganz einer Betkapelle.

Ein Tiſch im Hintergrunde war
Mit ſchwarzem Tuch behangen,
Um als ein zierlicher Altar
Der Hausandacht zu prangen.

Drauf ſtand ein Schädel nackt und kahl,
Und rings, in ſchwarzen Hüllen,
Umgaben ihn in ſtarker Zahl
Die trefflichſten Poſtillen.

Auch waren Bilder an der Wand,
Mit geiſtlichen Perücken,
Und großen Bibeln in der Hand,
In Menge zu erblicken.

Der Junker ſtarrte wie ein Bret,
Beim Anblick dieſer Schätze,
Und äußerte, daß dieß Geräth
Ihn hier in Staunen ſetze.

„Denkt denn der Herr,“ fuhr Gertrud auf,
„Wir leben wie die Heiden? —
Mit nichten! — Unſer Lebenslauf
Iſt chriſtlich und beſcheiden.

Doch jetzt ein Wort Mythologie!
Ich habe wo geleſen:
Frau Venus ſey, wenn Bacchus ſie
Nicht wärmt, ein froſtig Weſen.“ —

„So ſchafft denn, rief der Junker, „ſchafft
Wärmflaſchen für die Arme!
Recht feuervollen Rebenſaft,
Damit ſie ſchnell erwarme!“

Er reichte Truden hartes Geld;
Sie flog in einen Keller,
Und Flaſchen wurden aufgeſtellt,
Und volle Kuchenteller.

Wie im Serail ein Sultan, ſaß
Und liebelte der Knabe;
Doch trank er auch ein gutes Maß
Von Bacchus edler Gabe.

Er ſchlief zuletzt, von ſüßem Wein
Und — Opium bemeiſtert,
Gemach in einem Lehnſtuhl ein,
Und lag wie ganz entgeiſtert.

„Sieh, mauſetodt iſt dein Amant!“
Rief Trude: „Laß uns eilen,
Und uns geſchwind mit leiſer Hand
In ſeine Erbſchaft theilen!“

„Pfui!“ ſprach die Andre, „thu' das nicht!
Mir graut vor ſolchen Thaten.
Man kann darüber vor Gericht
Ins Tintenfaß gerathen.“

„Ho! ho! der Gimpel iſt hier fremd;
Wie kann er uns verklagen?
Und ſchälen wir ihn bis auf's Hemd,
So hat es nichts zu ſagen.“ —

Chriſtine fügte ſich erſt dann,
Der Gaunerin zu helfen,
Als ſie des Sprüchworts ſich entſann:
Man heule mit den Wölfen!

Flink rupften die Harpyen nun
Den Gimpel aus der Fremde,
Und ſtahlen, ſammt den engen Schuh'n,
Ihm alles bis aufs Hemde.

Sie legten ihn dann, zum Geſpött,
Gekrönt mit einer Haube,
Sanft in der Schweſtern Himmelbett,
Und flohen mit dem Raube. —

Wie unter einem Leichenſtein,
Schlief ſtarr und feſt der Buhle.
Die Schweſtern trafen ſpät erſt ein
Aus ihrer Läſterſchule.

Sie ſcheuten, um ſich möglichſt bald
Auf ihren Pfühl zu ſtrecken,
Sogar den kleinen Aufenthalt,
Ein Licht ſich anzuſtecken.

Gewohnt, ihr irdiſch Himmelreich
Im Dunkeln zu beſchreiten,
Erſtiegen ſie's auch jetzt zugleich
Von ſeinen beiden Seiten.

Und an den Gränzen hart und dicht,
Geſchieden faſt zwei Schritte,
Bemerkten rechts und links ſie nicht
Den Nachbar in der Mitte.

Doch er erwacht' und rief: „Poß Daus
Wie kamen wir ins Bette?“ —
Hui! flob das Schweſternpaar binaus,
Als ob es Flügel hätte.

Sie riſſen Fenſter auf und Thür,
Und ſchrien wie Zeterſchreier:
„Zu Hülfe da, zu Hülfe hier!
Gewaltthat! Diebe! Feuer!“ —

Schnell fuhr die edle Nachbarſchaft
Vom Lager in die Kleider.
Es eilten her mit Heereskraft
Zwei Schuſter und drei Schneider.

Sie ſchweimelten, vor Alter ſteif,
Mit Brillen auf den Naſen;
Doch ihnen folgt' ein langer Schweif
Von Weib und Kind und Baſen.

Und ſämmtlich griffen in der Eil'
Nach mancherlei Gewehren:
Hier drohten Beſen, dort ein Beil,
Und große Schneiderſcheeren.

Im Auge flammten Zorn und Muth,
Und in den Händen Lichter.
„Wo iſt, wo iſt die Feuersgluth?
Wo ſind die Böſewichter?“ —

So riefen ſie, und drängten ſich
Ins Stübchen um die Wette.
Hier ſaß der Junker Liederlich
Noch ſchief gehaubt, im Bette.

Ihn glotzten Alle grimmig an,
Und er ſie Alle wieder.
Nur die verſchämten Schweſtern ſahn
Zur Erde züchtig nieder.

„Wie kommt Ihr in dieß Bett da her?“
Begann ein Altreiß endlich.
„Freund,“ ſprach der Junker drauf, „mach' Er
Mir ſelber das verſtändlich!

Mich luden ein Paar Mädchen ein,
Die hier beiſammen wohnen“ —
„Verdammter Lügner!“ ſchrien darein
Die heiligen Matronen.

„Allein ich muß,“ fuhr Jener fort,
„Seit wir uns her begaben,
Wohl funfzig Jahr an dieſem Ort,
Wie todt, geſchlafen haben.

Denn damals waren ſie fein jung,
Und holde Zeitvertreiber,
Und nun, wie durch Verzauberung,
Sind's häßlich alte Weiber.“ —

Die Schweſtern ſtürzten auf ihn los,
Um ihm, gleich wilden Katzen,
Für dieſen Höflichkeitsverſtoß
Die Augen auszukratzen.

Zum Glücke fand ein Schneider Licht
In dieſen Dunkelheiten,
Und mühte ſich nach Chriſtenpflicht,
Verſöhnung einzuleiten.

Die Damen machten viel Geſchrei,
Und drohten gar, zum Schrecken
Des Haubenmanns, die Polizei
Aus ihrem Schlaf zu wecken.

Doch jener kämpfte ritterlich,
Den großen Streit zu ſchlichten,
Und unſer Junker durfte ſich
Unaufgehalten flüchten.

Er ſprach, als er ins Freie ſprang,
Kein höflich Abſchiedswörtchen,
Und fragte nun ſein Leben lang
Nicht mehr nach ſtillen Oertchen

Die Reiſe ins Bad.

Es ſtand an dem Rebengeſtade des Rheins
Mit ärmlicher Haube von Stroh,
Ein Hüttchen ſo niedrig, als ringsherum keins,
Doch lebte Sabine drin froh.
Sie blühte hinüber in's ſiebzehnte Jahr,
Und ſchien nicht zu wiſſen, wie reizend ſie war,
Obſchon ſie oft Buhler umſchlichen,
Die ſie mit der Sonne verglichen.

So wie man den Spaß von der Kirſchen Genuß
Mit Klapper und Schnarre verjagt,
Ward allen den Näſchern der flüchtige Kuß
Von Binchen mit Schelten verſagt.
Treu liebte das Mägdlein, wie billig und recht,
Nur Einen Erwählten vom Männergeſchlecht;
Dem Burgvogt Juſtin war's gelungen,
Er hatte dieß Glück ſich errungen.

Die alternde Mutter, der längſt ſchon der Tod
Die männliche Stütze zerbrach,
Froh war ſie des Eidams, der Mangel und Noth
Vom Hauſe zu wenden verſprach.

Ihr Segen bekrönte der Liebenden Bund,
Und laut gab Juſtin ſich als Bräutigam kund,
Da ward noch ein Mitbubler rege,
Und ging ihm ſehr dreiſt ins Gehäge.

Ein Mönchskloſter ſchaute mit üppigem Glanz
Vom Hochgebirg nieder ins Thal:
Ein Nachbar des Himmels, der aber nicht ganz
Sich jenſeits der Wolken empfahl.
Es waltete drinnen ein ſchwelgender Abt,
Der kam einſt herunter ins Blachfeld getrabt,
Und ſah mit Behagen Sabinen
Sich einſam ergehen im Grünen.

Er bog vom gezügelten Roß ſich geſchwind,
Und fragte das Mägdlein viel aus:
„Wer biſt du, wie heißt du, mein artiges Kind,
Wo ſchirmt dich dein väterlich Haus?“
Beſcheiden gab Binchen ihm kurzen Bericht,
Und floh, mit dem Purpur der Scham im Geſicht,
Als er ſie, um ſein zu gedenken,
Mit Goldmünzen wollte beſchenken.

Ihm ſchwebte des Mägdleins anmuthiges Bild
Bei Tag und bei Nacht durch den Sinn,
Und fleißig beritt er nun jenes Gefild,
Doch bracht' es ihm keinen Gewinn.
Gern' hätt' er Beſuch in dem Hüttchen gemacht,
Er ſah ſich nur ſtets von der Neugier bewacht:
Drum war ihm die geiſtliche Würde
Jetzt eine belaſtende Bürde.

Sein Kämmerling fragte: „Was zehrt Euch ſo ab?
Wird doch jedes Wamms Euch zu weit!“ —
Der Obermönch lächelte ſeufzend, und gab
Dem alten Vertrauten Beſcheid.
„O!“ ſagte der Schalksknecht, „da helf' ich wohl aus!“
Und eilte ſo fort an's bezeichnete Haus.
Da fand er Sabinen im Garten
Des Blumenflors emſiglich warten.

„Mein Himmel! wie blühet und duftet und grünt
Hier alles im zierlichen Kreis!
Und wahrlich das ſchönſte der Blümlein bedient
Die andern mit zärtlichem Fleiß!
O, bring doch ein Körbchen davon meinem Herrn!
Er tändelt und ſchmückt ſich mit Blumen gar gern,
Und wird dich ſo ſtattlich belohnen,
Als prangt' er mit fürſtlichen Kronen.“ —

Vor Unmuth erglühte Sabinens Geſicht,
Indem der Verſucher ſo ſprach.
„Sechs Pferde,“ verſetzte ſie, „brächten mich nicht
In Seiner Hochwürden Gemach.
All' meine buntfarbigen Zöglinge blühn
Nur meinem Verlobten, dem Burgvogt Juſtin.
Ich treibe mit Blumen nicht Handel,
Und ſittig und fromm iſt mein Wandel.

Der Schleicher ging ſchmollend ins Kloſter zurück,
Und raunte dem Lüſtling ins Ohr:
„Euch blüht bei der ſchüchternen Dirne kein Glück;
Es kam ein Geſpons Euch zuvor.

Doch fügt ſich zum Fallſtrick ihr frömmelnder Sinn;
Schickt morgen den ſchlauſten der Mönche dahin,
Der rath' ihr zum Stande der Nonnen,
So wird damit Zeit uns gewonnen." —

Herr Pater Anſelmus, der liſtigſte Fuchs,
Der ſich in dem Kloſter befand,
Ward nun von dem Haupte der Brüderſchaft flugs
Auf geiſtliche Werbung geſandt.
Der Sender gelobte den herrlichſten Sold,
Und füllt' ihm den Seckel mit lachendem Gold,
Um nöthigen Falles durch Spenden
Des Mütterleins Augen zu blenden.

Der Mönchskutte Talisman öffnet' ihm gleich
Die ſorgſam verſchloſſene Thür.
„Ein Becherlein Waſſer erbitt' ich von Euch,
Und Gott ſey Vergelter dafür!"
So ſchlich er als durſtiger Pilger ſich ein,
Und ſchnell hob die Mutter ein Kelchglas vom Schrein,
Und ſandt' in den Keller Sabinen,
Den Gaſtfreund mit Wein zu bedienen.

„Schaut's," ſprach er, „ein Dirnel, ſo baß mir gefällt!
Das Lämmlein wahre ſich nur,
Sonſt kommt in dem Tummel und Rummel der Welt
Der Sündenwolf ihm auf die Spur.
Er luget und ſuchet, er happet und jappt,
Bis er ein ſo leckeres Bißlein erſchnappt,
Und huſch! bringt's der Satansgeſelle
Dem grimmen Beherrſcher der Hölle."

„Freund,“ ſagte die Mutter, das hat nicht Gefahr,
Und macht mir nicht Kummer und Graus.
Mein ſittſames Töchterlein hütet fürwahr!
Der Schnecke faſt ähnlich, das Haus.
Ihr Tugendſinn ward ſchon von Lüſtlern geprobt,
Doch, unbefleckt, hat ſie ſich ehrlich verlobt,
Und wird ſich im Arm des Getreuen,
Wie immer, vor Fehltritten ſcheuen.“ —

„O Weibel, das weiß man halt nit ſo genau!
Wohl mancher einſt züchtigen Dirn'
Wächst unter der Haube der eh'lichen Frau
Flugs eine ganz eherne Stirn.
Sie liebelt and bübelt nach ihrem Gelüſt,
Dieweil der Gemahl nun ihr Schanddeckel iſt. —
Drum fort aus dem Laſtergetümmel!
Durch's Kloſter nur wallt man zum Himmel.“ —

„Ehrwürd'ger Mann Gottes, Ihr warnt mich zu ſpat!
Schon gab ſie dem Sponſen ihr Wort,
Und er, dem die Stunde der Hochzeit ſich naht,
Iſt künftig mein Stab und mein Hort.
Ach! ohne den biedern, den herzigen Mann,
Was fing' ich die ärmſte der Wittwen wohl an?
Ich müßte mit eisgrauen Haaren
Noch Hunger und Elend erfahren.“ —

„Sorgt nit! Wenn Ihr's Mädel ins Klöſterle ſchickt,
Nimmt halt ein hochmächtiger Mann,
Der gern arme Seelen dem Faland entrückt,
Sich Eurer mit Vaterhuld an.

Ich, den zum Bekehrungsapoſtel er braucht,
Hab' Euch aus dem Finger kein Mährlein geſaugt.
Guck! Mißtraun und falſches Gedeutel
Hebt dieſer goldſtrotzende Beutel." —

Und als er gerüttelt den klingenden Sack,
Empfing er und trank er den Wein.
„Gottslohn und gehabet Euch wohl! Ich muß ſtrack,
Eh's dunkelt, noch über den Rhein." —
Er winkte der Mutter, ſie folgt' ihm vor's Haus.
Da ſchüttet' er vollends ſein Schlangenherz aus,
Und ſchob ihr und drang ihr am Ende
Ein Päckchen mit Gold in die Hände.

Sie wähnte mit Staunen, es habe wohl gar
Ein Engel geherbergt bei ihr.
Der Höllenſchlund ſtellte ſich grauſend ihr dar,
Als heiſcht' er die Tochter mit Gier.
„Kind, ſprach ſie, „entfleuch dem Geräuſche der Welt,
Wo ſtets dich die Sünde mit Netzen umſtellt!
Iſt dir deine Seligkeit theuer,
So wähle den heiligen Schleier!"

„Ach, Mutter, Herzmutter! wie könnte das ſeyn?
Juſtin hat mein bindendes Wort!
Und wohnet denn Gott nur im Kloſter allein?
Er waltet ja hier ſo, wie dort!"
Wohl ging's in den Wind, als Sabine ſo ſprach;
Die Mutter gab Bitten und Zähren nicht nach.
Und, drohend mit ewigem Fluche,
Verbot ſie des Burgvogts Beſuche.

Doch wie auf den Anſtand der Weidmann ſich ſtellt,
Belauernd des Wildpretes Lauf;
So paßte, geduckt in ein Weinrebenfeld,
Der Burgvogt dem Kloſterfuchs auf;
Und als er nicht lange geſpäht über'n Zaun,
Da kam, um die Frucht ſeiner Goldſaat zu ſchaun,
Das Mönchlein mit haſtigem Schritte,
Und huſchte hinein in die Hütte.

Und ſchnell, wie nach Beute der Raubvogel ſchießt,
Verfolgte der Lauſcher den Gaſt,
Und hatt' ihn, als kaum er die Weiblein gegrüßt,
Schon an der Kaputze gefaßt.
Er riß aus der Scheide den Sarras heraus,
Und donnerte: „Bube, dein Grab wird dieß Haus,
So du nicht dein Schelmſtück bekenneſt,
Und wahrhaft den Anſtifter nenneſt!

Anſelmus erſchrack, doch geſchwind rief er kühn:
„Freund, ehre den geiſtlichen Stand!“
„Den Stand wohl, nur Dich nicht!“ verſetzte Juſtin,
Und preßte den Mönch an die Wand.
Hier baß mit der Fläche des Schwertes geklappt,
Bekannt' er das Schelmſtück und nannte den Abt.
Mehr wollte Juſtin nicht gewinnen,
Und ließ den Apoſtel entrinnen.

Zu ſeinem Gebieter, dem Ritter Alphons,
Enteilte dann Jener und ſprach:
„Ich bin, wie Ihr wiſſet, Sabinens Geſpons,
Doch ſtellet Verführung ihr nach.

Ein geiſtlicher Herr macht den weltlichen Streich,
Und wohl iſt zu wetten, Ihr werdet ſogleich,
Nach frühern und ähnlichen Thaten,
Den Abt Hyacinthus errathen.“

„Ein ſchändlicher Wicht!“ rief der ſtreitbare Held.
„Ha! kommt mir der Bauchpfaff einmal
Vom Felsneſt herunter ins offene Feld,
So rupf ich den Fettvogel kahl.“ —
„Das war's, was ich wünſchte!“ verſetzte Juſtin.
„Ihr könnt ihn am beſten zur Rechenſchaft ziehn!
Herr! greift ihm recht ſcharf auf die Haube,
Daß er mir mein Liebchen nicht raube!“

Und riſch ging die Sage: der Abt Hyacinth
Begebe, nach ärztlichem Rath,
Mit Roſſen und Wagen und vielem Geſind,
Sich bald in ein heilſames Bad.
„Nun gilt's!“ ſprach der Burgherr mit heiterm Gemüth;
„Ihn führet ſein Weg durch mein waldig Gebiet,
Und wenn ihn nicht Engel geleiten,
So will ich ein Bad ihm bereiten!“ —

Er machte durch heimliche Kundſchafter ſich
Die Tagfahrt der Reiſe bekannt,
Und barg in dem Hain, den die Straße durchſtrich,
Sich hinter des Vorholzes Wand.
Unfern hier von ſeinem befeſtigten Schloß
Hielt lauernd der Ritter auf ſcharrendem Roß,
Und war mit zwölf reiſigen Knechten
Im Nothfall gerüſtet zum Fechten.

Ein Schildknappe legte ſein horchendes Ohr
Flach hin auf den mooſigen Plan,
Und ſchon war's im Zwielicht, da rief er empor:
„Jetzt raſſelt ein Wagen heran!“
Raſch ausgreifen ließ nun der Ritter ſein Thier,
Gebietend den Reiſigen: harret noch hier!
Doch hört ihr mein Streithorn erklingen,
So folgt mir, als hättet ihr Schwingen.“

Breit füllte den Wagen, gleich einem Koloß,
Der ſehnlich erwartete Mann,
Mit Weinfäſſern, Mönchen und Schleckerwerk ſchloß
Ein Karren ſich hinten noch an.
Zwei ſchlottrige Kloſterbedienten zu Roß
Beſchützten bewaffnet den Herrn und den Troß;
Doch friedfertig ſchienen ſie beide,
Und Roſt hielt ihr Schwert in der Scheide.

„Willkommen, Hochwürden, auf meinem Gebiet!
Was trieb Euch vom Lehnſtuhl empor?
Und daß Ihr bei Nacht wie die Fledermaus zieht,
Das kommt faſt gefährlich mir vor!“
So barg Herr Alphons vor dem geiſtlichen Herrn
In lieblicher Schaale den giftigen Kern,
Und, Böſes nicht ahnend, zog munter
Der Abt auch ſein Käpplein herunter.

„Herr Ritter, mich hat meines Arztes Gebot
Aus geiſtlicher Ruhe geſcheucht.
Ich reiſe gezwungen ins Bad, weil der Tod
Mich leider im Kloſter umſchleicht.

Er ſetzet ſich täglich mit mir an den Tiſch,
Verſalzt mir Paſteten und Braten und Fiſch,
Kurz, hat mir die Eßluſt verdorben,
Und das iſt ſo gut als geſtorben!“ —

„Ho! ho!“ ſprach der Ritter, „ein thörichter Rath,
Der drum ſo viel Meilen Euch ſchleppt!
Bei Launen des Magens iſt Weiſung ins Bad
Doch traun! ein zu theures Recept.“ —
„Ei wohl!“ ſagte Jener: „ich denke wie Ihr!
Ich habe ſechshundert Ducaten bei mir,
Und übrig wird nichts davon bleiben,
Denn luſtig gedenk' ich's zu treiben.“ —

„Ein Vorſchlag, Herr Abt! — Als die Mutter mir ſtarb,
Verließ ſie ein trefflich Arcan,
Das ſchlägt, wenn ein Schlemmer den Magen verdarb,
Unfehlbar und wundervoll an.
Es ſteht Euch zu Dienſten, und nehmt Ihr's jetzt ein,
Wird nicht mehr der Tod Euer Tiſchcompan ſeyn;
Ihr werdet, erſparend das Reiſen,
Bald wieder mit Wolfshunger ſpeiſen.“

Bethört zog der Abt mit dem Ritter ins Schloß,
Und fand dort Verhaftung und Qual.
Ein Weinhumpen lockte gleich anfangs den Troß
In einen vergitterten Saal.
Wie hier es an Freiheit des Ausgangs gebrach,
So ging's dem Prälaten im Ehrengemach,
Und, als Arzenei für den Praſſer,
Stand drinnen ein Krüglein mit Waſſer.

Gleich einem im Wald erſt gefangenen Ur,
Vertobt er die Stunden der Nacht,
Und rief gegen Mittag hinaus auf die Flur:
„Es werde mir Speiſe gebracht!“
Durch's Thürſchloß erſchallte die Antwort zurück:
„Befehlt Ihr von Rindfleiſch ein tüchtiges Stück?
Sonſt gibt es hier nichts, Euch zu laben.“ —
Er murrte: „Das mag ich nicht haben!“

Des folgenden Tags rief er wieder hinaus:
„Wann endet der heilloſe Schwank?
Hält hier nicht der leibhafte Satanas Haus,
So bringet mir Speiſen und Trank!“
Drauf Antwort: „Beliebet Euch Hausbrod und Wurſt,
Und allenfalls Dünnbier bei wachſendem Durſt?“
„Nein!“ brüllt' er: „Ihr trotzigen Häſcher,
Das iſt nur ein Labſal für Dreſcher!“

Am dritten der Faſttage rief er: Hallo!
Schafft Rindfleiſch und Wurſt mir nun her!“
Das Schlüſſelloch aber antwortet ihm ſo:
„Die Fleiſchkammer ward bei uns leer.
Ein Waſſerbrei ſiedet für Euch auf dem Herd;
Ihr könnt ihn bekommen, ſobald Ihr begehrt!“
Da flucht er: „Ihr hölliſchen Geiſter,
Nur her, geſchwind her mit dem Kleiſter!“ —

Und ſieh, durch die Thür, wo ſeither nur ein Krug
Mit Waſſer bisweilen erſchien,
Trat Binchen, die zierlich den Breiteller trug,
Und nach ihr Alphons und Juſtin.

Der Abt, vor Erſtaunen und Ingrimm ganz ſtumm,
Schoß heftig mit Hochblicken um ſich herum,
Doch ließ er vom Hunger ſich beugen,
Und aß ſchnell den Brei vor den Zeugen.

„Seht,“ ſagte der Ritter, „ich hab Euch geheilt!
Ein Mehlmuß iſt Euch nun ein Schmaus!
Drum dünkt es mich billig, Ihr zahlt unverweilt
Gebührenden Arztlohn mir aus.
Das iſt mit ſechshundert Ducaten gethan!
Ich weiſe der Braut meines Burgvogts ſie an.
Ihr habt für verſchuldete Zähren
Ihr dieſen Erſatz zu gewähren!“ —

Jetzt zürnte der Abt wie ein rauſchender Strom,
Und pocht' auf des Kaiſers Gewalt.
„Schreibt Ihr an den Kaiſer, ſo ſchreib' ich nach Rom!“
Verſetzte der Ritter ihm kalt.
Dieß Drohwort durchſchreckte des Geiſtlichen Sinn:
Er warf das geforderte Löſegeld hin,
Und zog von dem hochtheuern Schmauſe
Geſünder und weiſer nach Hauſe.

Der Gaſtfreund.

Legende.

1.

Zur Zeit, als der Held, den Maria gebar,
Der edelſte Bürger der Erde war,
Da lebt' auch ein Kernmann von ehrbarem Stande,
Mit Namen Philemon, im heiligen Lande.

Er wohnte gemächlich im herrlichſten Gau,
Betrieb des Ackers und Gartens Bau,
Und mehrte durch Fleiß die Fülle der Güter,
Doch war er kein ängſtlicher Mammonshüter.

Er reichte den Armen mit williger Hand
Erquickende Nahrung und warmes Gewand,
Und immer behagt' ihm ſein Wein am beſten
Im traulichen Kreiſe von lachenden Gäſten.

Auch wildfremde Pilger, vom Wege verirrt,
Erfanden an ihm den gefälligſten Wirth.
Gaſtfreundlich beherbergt' er alle, die kamen,
Und forſchte nicht nach Geſchäften und Namen.

Einſt, als er am Thore des Landhauſes ſaß,
Und froh mit den Seinen das Abendbrod aß,
Erſchien ein Fremdling mit eilenden Schritten,
Um Obdach bis folgenden Tag zu erbitten.

Willfährig lud ihn Philemon ins Haus.
„Wie gut Ihr ſeyd!“ rief der Wanderer aus.
„Nun bitt' ich, auch meinen Gefährten zu helfen:
Es folgt mir noch eine Geſellſchaft von Zwölfen.“

„Was thut das?“ verſetzte der gaſtfreie Mann.
„Und wären es doppelt ſo viel, nur heran!
Ich bin nicht gewohnt, in meinen vier Pfählen
Mit ſchielenden Augen die Gäſte zu zählen.“

Der Nachtrab der Reiſenden nahte ſich bald.
Ein blühender Mann von erhabner Geſtalt
War unter ihnen der Roſe zu gleichen,
Der andere Blumen an Lieblichkeit weichen.

Und ohne zu fragen: woher und wohin?
Empfing ſie Philemon mit herzigem Sinn.
Er leerte geſellig mit ihnen den Becher,
Und lagerte ſie in bequeme Gemächer.

Als drauf ſich der Morgen zu röthen begann,
Da ſagte der Vorläufer: „Trefflicher Mann,
Ihr nahmet uns auf, ohn' uns zu kennen,
Doch wollen wir uns nicht fremd von euch trennen.

Verzeichnet in Euer Gedächtnißbuch
Mit goldener Schrift dieſen Nachtbeſuch!
Es lief ein Glücksſchiff in Euern Hafen:
Der Gottmenſch hat hier im Hauſe geſchlafen.“ –

Philemon erſchrack und klagte ſich an,
Er hab' im Bewirthen zu wenig gethan.
„Der Herr,“ ſprach Petrus, „iſt huldvoll zufrieden,
Und hat Euch zum Dank eine Gnade beſchieden.

Entdecket mir traulich: was möchtet Ihr gern?
Ich melde dann Euer Verlangen dem Herrn,
Und was es auch ſey, das Euch lüſtet zu haben,
Die göttliche Macht wird Euch damit begaben."

„Ei nun," ſprach Jener, „es lauſchen in mir
Der heimlichen Wünſche wohl drei oder vier.
Mich zupft ſchon der Tod am greiſenden Haare,
Und gern lebt' ich wahrlich noch fünfhundert Jahre.

Dann wünſcht' ich: ein Birnbaum, der hoch mich erfreut,
Durchblühte mit mir dieß Räumchen der Zeit!
Und wer ihn beſtiege, mich ausgenommen,
Der müßte, wie magiſch beſtrickt, nicht entkommen.

Auch Keiner vom Armſtuhl, auf welchem Ihr ſitzt.
Er iſt nicht künſtlich gebaut und geſchnitzt,
Doch wollt' ich, es möchte die Kraft in ihm walten,
Die auf ihm Ruhenden feſt zu halten." —

Raſch fuhr zum Scherz der Apoſtel empor,
Als ſtände Verhaftung im Stuhl ihm bevor.
„Mein werther Philemon," rief er mit Lachen,
„Was redet und heiſcht Ihr für drollige Sachen!

Ihr liegt wie ein Kind an des Glückes Bruſt,
Und ſauget unendlichen Lebensgeluſt;
Das leuchtet mir ein: doch die magiſche Feſſel,
Was ſoll ſie Euch fruchten am Baum und am Seſſel?"

„Sie ſcheint," ſprach Jener, „ein nichtiges Spiel,
Und nutzte mir dennoch am Baume ſehr viel.
Er iſt mir des Gartens verbriefter König,
Doch ſeiner Gaben genieß' ich nur wenig.

Kaum ſchimmert ihr Gold durch das herbſtliche Laub,
So werden ſie nächtlicher Gaudiebe Raub,
Und niemals ertapp' ich die liſtigen Näſcher:
Drum wollt' ich, der Baum würde ſelbſt ihr Häſcher.

Die Rede vom Stuhl war ſo ernſt nicht gemeint.
Im Winter beſucht mich oft Abends ein Freund;
Sein Herz iſt bieder, ſein Witz iſt munter;
Wir plaudern am Feuer und ſpielen mitunter.

Nun fallen die Würfel mir wunderbar hold,
Und ſteht bei uns gleich auf dem Spiele kein Gold,
Zerreißt er doch manchmal ſich drob faſt die Krauſe,
Und läuft vor Verdruß unaufhaltſam nach Hauſe.

Dann wird mir die Zeit bis zur Nachtruhe lang;
Drum wäre des Zauberſtuhls feſſelnder Zwang,
Gleich einem Nothſtall bei ſtörrigen Roſſen,
Sehr brauchbar für meinen Abendgenoſſen.“ —

Stark ſchüttelte jetzt der Apoſtel ſein Haupt:
„Mein guter Philemon, ich hätte geglaubt,
Ihr würdet, ſtatt ſo was zur Sprache bringen,
Euch lieber ein Plätzchen im Himmel bedingen.“

Faſt mürriſch verließ er hiemit das Gemach;
Doch freundlicher kam er zurück und ſprach:
„Es iſt geſchehn, und was Ihr begehret,
Hat Euch der himmliſche Gaſtfreund gewähret.

Noch fünfhundert Jahre bewohnt Ihr geſund
Sammt Eurem Birnbaum das Erdenrund.
Und er und der Seſſel ergreifen und fahen
Hinfort alle Fremden, ſo ihnen ſich nahen.“

„O herrlich!“ fiel Jener mit Luſtſprüngen ein.
„Ich aber kann doch die Gefangnen befrei'n?“
„Ei das,“ ſprach Petrus, „verſteht ſich am Rande!
Ihr ſaget ein Wort, und es weichen die Bande.“

Voll Dankbegier eilte Philemon zur Thür.
„Bleibt,“ rief der Apoſtel, „ich rathe, bleibt hier!
Der Göttliche will nicht, nach menſchlicher Weiſe,
Daß man ihn geſchwätzig für Wohlthaten preiſe.“

Jetzt kamen die Waller, den Stab in der Hand,
Um weiter zu reiſen durchs jüdiſche Land.
Sie dankten dem Hauswirth für gaſtliche Pflege,
Und wanderten fort auf bethautem Wege.

2.

Philemon ſaß in behaglicher Ruh
Dem Fluthengedränge des Zeitſtroms zu.
Die Welt ſtarb ſiebenmal aus, und er lebte,
Und mit ihm ſein Glück, das ihn treulich umſchwebte.

So ſchwanden ihm fünf Jahrhunderte hin.
„Seht,“ ſprach er oft luſtig, „wie raſch ich noch bin!
Ich werde den letzten der Menſchen begraben;
Denn mich wird der Tod wohl vergeſſen haben.“

Verſenkt in dieſen anmuthigen Traum,
Beſucht' er einſt ſeinen geliebten Baum,
Und trachtend, ein Birnlein zum Munde zu führen,
Empfand er von hinten ein leiſes Berühren.

Und als er ſich umſah, erblickt' er den Tod,
Der grüßend die Hand, wie ein Freund, ihm bot. —
Bleich bebt' er zurück vor dem nackten Gerippe,
Und wandte den Blick von der gräßlichen Hippe.

„Ei!“ ſagte der Tod, komm ich dir noch zu ſchnell?
Schier ſechshundert Jahr' lebt der alte Geſell,
Und trägt, wie es ſcheinet, noch keinen Gefallen,
Mit mir in mein ruhiges Hüttchen zu wallen.“

„Das muß ich geſtehn!“ ſprach Philemon beherzt:
„Mein Antheil am Leben iſt aber verſcherzt;
Ich folge dir denn mit entſchloſſenem Schritte,
Doch hab' ich noch eine gehorſamſte Bitte.

Geh, hole mir, Trauter, zur Zehrung ins Grab,
Von dieſem Baume zwei Birnen herab!
Mir Alten iſt leider die Kraft nicht mehr eigen,
Empor zu dem Wohnſitz der Früchte zu ſteigen.“

Der Tod, ſonſt gewöhnt an ein eiſernes Nein,
War eben bei Laune, gefällig zu ſeyn.
Er ſchwang auf den Baum die raſſelnden Glieder,
Und reichte zwei goldene Birnen hernieder.

Doch als er den Rückweg zu klimmen begann,
Ergriff ihn des Baumes beſtrickender Bann.
Er ſah ſich ringsum, wie von lebenden Schlangen,
Von zahlloſen Aeſten und Zweigen umfangen.

„Sieh, Wütherich!“ jauchzte Philemon hinauf,
„Nun biſt du gefeſſelt, nun endet dein Lauf!
Zwar will ich dir Freiheit in Gnaden gewähren,
Doch mußt du mich erſt für unſterblich erklären.“

„Nein!“ ſchnaubte der Tod: „deine Hoffnung geht irr!
Ich löſe mich ſelbſt aus dem Zaubergewirr.
Du Nimmerſatt des erbärmlichen Lebens,
Du rechneſt auf weit're Geſtundung vergebens!“

Philemon, gedeckt durch des Baumes Schutz,
Belächelte kalt des Gefangenen Trutz,
Und ging mit der Waffe des Feinds aus dem Garten,
Um ruhig des Ausgangs der Fehde zu warten.

Der Knöchler zappelt' und rappelte wild;
Und als es nun Nacht ward, erſcholl durchs Gefild,
Zum Schrecken der horchenden Nachbargemeine,
Das Mühlengeklapper der dürren Gebeine.

Denn er, der eherne Mauern durchdringt,
Der alle Götter der Erde bezwingt,
Wand ſich wie ein Wurm in den hölzernen Ketten,
Und hatte nicht Macht, ſich daraus zu erretten.

Am Morgen rief er mit Zetergeſchrei
Den ſorgloſen Schläfer Philemon herbei.
„Was gibts?“ ſprach dieſer: „Haſt du dich beſonnen,
Und hab' ich ein ewiges Leben gewonnen?“

„Ein Jahr noch ſchenk' ich dir!“ brummte der Tod.
„Ha, Geizhals!“ rief Jener, „welch Lumpengebot!
Du mußt mir mein Leben auf ewig verſchreiben,
Sonſt wirſt du mein ewig Gefangener bleiben!“

Er rückte die Nachtmütze tiefer aufs Ohr,
Ging eilend zurück durch des Gartens Thor,
Und raſtlos erklang, immer ſtärker und ſtärker,
Drei Tage das Toben im laubigen Kerker.

Indeß ward auf Erden kein Leben verkürzt.
„Was heißt das?“ ſagte der Teufel beſtürzt:
„Kein Seelchen erſcheint! Iſt der Tod denn geſtorben?
Wer hat mir den fleißigen Kundmann verdorben?“

Jetzt zog, nach jener drei Tage Verlauf,
Der Trotzer gelindere Saiten auf,
Und bot für der Freiheit köſtliche Waare
Dem Meiſter des Bannes fünfhundert Jahre.

„Gut!“ ſagte Philemon, „ich knauſere nicht,
Doch trau' ich nicht blos auf dein ehrlich Geſicht:
Du mußt, bevor wir in Frieden uns trennen,
Dich ſchriftlich zu unſerm Vergleiche bekennen.“

Er reicht' ihm ein Täflein ſammt Griffel hinan,
Und eilfertig ſchrieb der Herr Urian
Den Löſevertrag, geſetzlich und bieder,
Mit kurzen, doch kräftigen Ausdrücken nieder.

Und als er das Täflein herunter gab,
Las Jener den Freibrief und ſagte: „Zieh ab!“
Da wichen die Feſſeln von allen Seiten,
Und ließen das Schreckbild dem Garten entſchreiten.

3.

Unalternd genoß der glückliche Mann
Mit Frohſinn der Zeit, die er liſtig gewann,
Und bis ans Ende der Laufbahn blühte
Die Luſt an der Welt in ſeinem Gemüthe.

Das Täflein, auf welchem der Freibrief ſtand,
Mit Schaudern nahm er es jetzt in die Hand,
Und fragte ſich ängſtlich: wie ſoll ich's beginnen,
Den Faden des Lebens mir weiter zu ſpinnen?

Schon raubte der Herbſt, der ihm fürchterlich war,
Den Bäumen des Gartens ihr gelbrothes Haar,
Und ſtündlich beſorgte der Aeltſte der Alten,
Der Tod werde kommen, ſein Amt zu verwalten.

Doch hatte man längſt ſchon gekeltert den Wein,
Da mahnt' er die Schuld der Natur noch nicht ein.
Die Winterſtürme begannen zu brauſen:
Er ließ den Schuldner auf Erden noch hauſen.

Erſt gegen der heil'gen drei Könige Tag
Beſann er ſich auf den erloſchnen Vertrag,
Und plötzlich erſchien ungemeldet, wie immer,
Der gräßliche Storch in Philemons Zimmer.

„Was kommſt du ſo ſpät?“ rief dieſer mit Haſt.
„Ich hab' auf dich lange mit Sehnſucht gepaßt!
Mir ekelt die Welt ſeit geraumen Jahren:
Ich wäre gern längſt ſchon zur Grube gefahren.

Drum geh' ich freudig mit dir im Nu;
Ich ſiegle nur noch mein Vermächtniß zu.
Laß dich indeſſen am Feuer dort nieder,
Und thaue dir auf die ſtarrenden Glieder!“

Gelaſſen und beifällig nickte Freund Hain,
Warf ſich in den fährlichen Fangſtuhl hinein,
Und fühlte ſogleich durch des Zaubers Walten
Sein Knochengeſäß wie von Nägeln gehalten.

„Ha!“ rief er, „du ſchändlicher Sklave der Welt,
Haſt abermal mir eine Falle geſtellt!
Doch will ich hier lieber Jahrtauſende ſitzen,
Als gegen mich ſelbſt dich auf's Neue beſchützen.“

Er hieb mit der Senſe gewaltig umher,
Philemon aber entwich dem Gewehr,
Und nährte die Gluth des Kamines von weiten
Mit Harz und Schwefel und trockenen Scheiten.

„Halt ein!“ ſchrie der Tod! „Du gebarſt dich wie toll!
Willſt du, daß ich braten und brennen ſoll?
Beim Himmel! ich fange ſchon an zu glimmen!
Hilf! hilf! — Was ſoll ich zur Löſung beſtimmen?“

„Je nun,“ ſprach lächelnd der blühende Greis,
„Du kennſt unſern alten, ſehr billigen Preis:
Laß fünfhundert Jahre mich förder hier weilen,
Und gib mir zur Sicherheit einige Zeilen!“

Gedrängt von der wachſenden Feuersnoth,
Schrieb raſch den verlangten Gewährſchein der Tod,
Sprang auf, vom Brande gefleckt, wie ein Tieger,
Und rief: „Komm ich wieder, ſo nehm' ich mich klüger!“

4.

Und als die Vertragszeit vorüber war,
Begab er ſich nicht in neue Gefahr:
Er ſandte den Ruf in das Reich der Todten
Durch einen ehrnen, gefiederten Boten.

„Leb' wohl, du liebe, du herrliche Welt!“
Erſeufzte Philemon, vom Pfeile gefällt.
„Du warſt mir ein wonniglich blühender Garten;
Wie droben es ausſieht, das muß ich erwarten.“

Sein Wandel auf Erden war rechtlich und gut,
Das ſtählte jetzt wacker des Sterbenden Muth;
Und daß er den Pförtner des Himmels kannte,
War vollends ein Troſt, der die Furcht verbannte.

Indem er nun friſch ſich erhob durch die Luft,
Erblickt' er tief unten in einer Kluft
Die feurige Burg des Fürſten der Hölle,
Und ſtehend ihn ſelbſt an des Hauſes Schwelle.

Philemon, noch nicht von Neugier befreit,
Schwang ſich mit des Vogels Geſchwindigkeit
Hinab in den Felsgrund, daß er in der Nähe
Die ſchaurige Pracht des Hoflagers ſehe.

Und als er lugend am Thore ſtand,
Rief Satan: „Herein, du Höllenbrand!“
„Schön Dank!“ ſagte Jener: „Ich ziehe vorüber,
Mein Weg geht gen Himmel, denn dort bin ich lieber.“

Jetzt kamen mit grau'nvollem, wüſtem Geſchrei
Die Bürger des Abgrunds in Schaaren herbei,
Und ſtöhnten kläglich von allen Seiten:
O, könnten wir, ſeliger Geiſt, dich begleiten!“

Es war unter ihnen manch zartes Gebild,
Und Vater Philemon, von Mitleid erfüllt,
Erglühte vor Luſt, aus den Klauen des Böſen
Ein paar der unglücklichen Seelen zu löſen.

Ihm kam ins Gedächtniß, wie vormals im Spiel
Der Würfel ihm wunderſam günſtig fiel.
Wer Glück hat, ſagt' er zu ſich, darf es wagen,
Sogar dem Teufel ein Spiel anzutragen.

„Hört,“ ſprach er zum König der Flammenwelt,
„Dort oben iſt zwar mein beſtimmtes Feld,
Doch, da ich ſo gute Geſellſchaft hier finde,
Entſag' ich vielleicht der himmliſchen Pfründe.

Beliebt's Euch, ſo würfelt mit mir um mein Ich!
Gewinnt Ihr, Herr, nun dann habt Ihr mich!
Allein wenn Ihr, wie nicht glaubhaft, verlieret,
So wird Euch von mir ein Seelchen entführet.“

„Es gilt!“ ſchrie der Teufel: „Was wag' ich beim Spiel?
Ich habe ja ſchier des Geſindels zu viel!“
Er rief nach Würfeln hinein in den Haufen,
Und ſchnell kam ein Spieler damit gelaufen.

Die Würfel rollten, der Satan verlor;
Zwölf Seelen verlor er, da ſprang er empor:
„Nun packe dich,“ brüllt er, „du ſchlimmer Geſelle:
Dein Schalksglück entvölkert mir ſonſt die Hölle!“

Der Sieger entführte, nach eigener Wahl,
Zwölf freundliche Seelen dem Schauerthal,
Durcheilte mit ihnen unendliche Fernen,
Und brachte ſie glücklich hinauf zu den Sternen.

„Willkommen!“ rief Petrus herzinniglich.
„Wir warten ſeit tauſend Jahren auf dich!
Genuß, nach Ermüdung vom Erdenwallen,
Der ewigen Ruh' in den himmliſchen Hallen!

Wohl mir!“ ſprach Philemon: „Doch wirſt du verzeihn,
Hochheiliger Pförtner, ich bin nicht allein.
O, möchten auch Dieſe, beladen mit Sünden,
Nach Leiden und Buße hier Aufnahme finden!“

„Sie ſollen's!“ verſetzte der Heilige mild.
„Dein Fürſpruch iſt ihnen ein kräftiger Schild.
Die Gaſtfreundſchaft, die du übteſt auf Erden,
Mag ſo dir im Himmel vergolten werden.“

Der Harfner.

Ich wandre fröhlich hin und wieder
Mit meinem Saitenſpiel,
Seit jüngſt ein Strahl auf mich hernieder
Aus Engelsaugen fiel.
Da ſchwand der Gram aus meinem Herzen,
Der ſchwarz, wie Nacht, drin lag,
Und, wie beſtrahlt von Himmelskerzen,
Ward's plötzlich in mir Tag.

Die Klugheit trat mit ernſten Blicken
Beſorgt heran, und rieth,
Die jähe Flamme zu erſticken,
Die meine Bruſt durchglüht.
Dieß Feuer wird dein Herz verzehren,
Sprach ſie im Warnungston,
Denn viele Berg' und Klüfte wehren
Dir ſüßen Minnelohn.

Doch ich verſchloß dem weiſen Munde
Mit feſtem Muth mein Ohr,
Und höher ſchlägt mit jeder Stunde
Die Gluth in mir empor.
Sie mag mein Herz zu Aſche brennen:
Ich klag' und murre nie.
Erſt wann ſich Leib und Seele trennen,
Erſt dann erlöſche ſie!

Der Tanz.

Lobſingt dem Tanz, dem Erſtlingsſohn der Freude,
Den lächelnd ſie gebar,
Sobald ſie nur ins neue Weltgebäude
Herabgeſtiegen war.

Als hoch entzückt in Edens Palmenkühle
Das erſte Paar ſich fand,
Da wurden ſchnell der Liebe Gluthgefühle
Zum Tanze, Hand in Hand.

Ein ſchöner Wink für künftige Geſchlechter,
So ſchuldlos ſich zu freun!
Selbſt die Natur führt ihre Söhn' und Töchter
In labyrinth'ſche Reih'n.

Der Wilde kennt nicht unſre Hirngeſpinnſte,
Nicht unſern Prunk und Glanz:
Allein er kennt die freundlichſte der Künſte,
Er kennt und liebt den Tanz.

Und überall, wo ſeine Zauberkreiſe
Der Sohn der Freude zieht,
Da weicht der Gram aus ſeinem tiefſten Gleiſe,
Und Hypochonder flieht.

Die Grübelei entwölkt der Stirne Falten
Zu einem heitern Blick!
Der Menſchenhaß vermag nicht auszuhalten,
Und tritt beſchämt zurück.

Dagegen wiegt ein Chor von Freudengöttern
Im Fluge ſich heran,
Und überſtreut mit zarten Roſenblättern
Der muntern Tänzer Bahn.

Fliegt, Freunde, fliegt in dieſen Irrgewinden
An ſchöner Hand dahin!
Und läßt im Tanz ſich Amor von euch finden,
So achtet's für Gewinn!

Den Erdenſaal ſo froh hinab zu ſchweben,
Wird nimmer uns gereun.
Uns mag einſt ſelbſt der Schritt aus dieſem Leben
Ein leichter Tanzſchritt ſeyn!

An die Landleute.

Nur Thoren verachten den Bauernſtand,
Der Weiſe hält ihn in Ehren!
Drum bauet, ihr Pflüger, mit Luſt das Land,
Und laßt euch von Witzlern nicht ſtören!
Mehr Ruhm, als dem prahlenden Golde, gebührt
Dem Eiſen, das ihr durch die Fluren führt!

Und hätten die Städter des Goldes genug,
Um es mit Scheffeln zu meſſen,
Sie würde doch ohne den edeln Pflug
Bald Mangel und Hungersnoth preſſen:
Denn ihm nur öffnet die Erde das Horn
Des Ueberfluſſes voll Weizen und Korn.

Wie ſtolz donnert Mancher bei euch vorbei
In ſeiner hohen Karoſſe!
Wer ſäet den Hafer, wer mähet das Heu
Für ſeine ſchnaubenden Roſſe?
Laßt brach die Felder und Wieſen ſtehn,
So muß der Stolze zu Fuße gehn!

Der Geiſt der Gebildeten ordnet ſie an,
Die Kriegs- und Friedensgeſchäfte,
Ihr aber vollführt den gezeichneten Plan
Mit Armen voll rüſtiger Kräfte.
Ihr ſchützet im Heer mit gewaffneter Hand,
Gleich ehernen Mauern, das Vaterland.

Beneidet ſie nicht, die Großen der Welt!
In ihrer Herrlichkeit Mitte
Sind ſie von geſährlichen Schlingen umſtellt,
Die Niemand euch legt in der Hütte.
Wie blutet manch Herz, das ein Ordensſtern deckt,
Vom Pfeil der Verzweiflung, der tief in ihm ſteckt!

Dem Reichen trägt aus der Ferne das Meer
Gewürz und Säfte der Reben,
Doch führt ihm kein Schiff die Geſundheit dort her,
Die Brod und Waſſer euch geben.
Er kränkelt, ſo viel ſich ſein Arzt auch bemüht,
Indeß ihr durch Arbeit und Mäßigkeit blüht!

Drum bauet vergnügt und zufrieden das Land,
Und laßt euch von Witzlern nicht ſtören!
Nur Thoren verachten den Bauernſtand,
Der Weiſe hält ihn in Ehren.
Mehr Ruhm, als dem prahlenden Golde, gebührt
Dem Eiſen, das ihr durch die Fluren führt!

Der Nachtiſch.

Schafft ſie hinweg die ſtolzen Braten,
Die ſchwere Küchenartill'rie!
Mit Ruhm vollbracht ſind ihre Thaten,
Der Hunger ward bezähmt durch ſie.
Nun brauche beim Nachtiſch ſein leichtes Geſchütz
Der Grillenbeſieger, der fröhliche Witz!

Der Anfang ſtockt bei allen Dingen,
Sogar bei einer Gaſterei.
Die Laune regt noch nicht die Schwingen,
Denn oft iſt uns der Nachbar neu.
Man wird erſt von Becher zu Becher bekannt,
Und drückt ſich beim Nachtiſch vertraulich die Hand.

So lange noch die Braten herrſchen,
Spricht man mit kalter Trockenheit
Von Staatenzwiſt und Heeresmärſchen,
Und führt wohl ſelbſt gelehrten Streit.
Beim luſtigen Nachtiſch erhebt ſich das Herz,
Und würzt die Geſpräche mit Lachen und Scherz.

Das Glück ſchenkt Manchem eine raſche,
Geliebte Tafelnachbarin,
Doch hinter ihrer Waſſerflaſche
Lauſcht eine Tante nach ihm hin.
Sie ſagt erſt beim Nachtiſch, beſtochen durch Wein,
Sich los von dem Aemtchen, ein Argus zu ſeyn.

Bei dem Genuß der warmen Schüſſel
Wird unſer Körper nur geſpeiſ't,
Doch Bacchus hat den goldnen Schlüſſel
Zur Freudenquelle für den Geiſt.
Wie Götter ſich laben im himmliſchen Saal,
So halten die Seelen beim Nachtiſch ihr Mahl.

Man läßt es gern in frohen Stunden
Dem werthen Magen wohlergehn,
Hat man ihn aber abgefunden,
Alsdann wird erſt die Tafel ſchön.
Der Nachtiſch war immer ſeit uralter Zeit
Den Göttern der Freundſchaft und Liebe geweiht.

Der Himmelsweg.

Wer ſich freut, ſo viel er kann,
Der iſt klug zu preiſen.
Ein berühmter Ehrenmann
Soll euch das beweiſen.
„Wer nicht liebt Wein, Weib und Sang,
Bleibt ein Narr ſein Leben lang:“
Sagte Doctor Luther.

Habe Dank, du Kirchenlicht,
Für die goldne Lehre!
Deinem Kopf und Herzen flicht
Sie den Kranz der Ehre.
Du ermahnſt zu Freud' und Scherz,
Denn ſie ſtreun ins Menſchenherz
Jeder Tugend Samen.

Ihm entſprießt die ſchöne Frucht,
Daß man Gutes übet,
Thränen abzutrocknen ſucht
Und kein Kind betrübet.
Seht, ſo führen ſonnenklar
Liebe, Sang und Wein ſogar
Uns dereinſt gen Himmel!

Oben wohnt ein Geiſt, der nicht
Menſchlich zürnt und ſchmälet,
Und mit finſterm Angeſicht
Küſſ' und Flaſchen zählet:
Nein, er lächelt mild herab,
Wenn ſich zwiſchen Wieg' und Grab
Seine Kinder freuen.

Jägers Klagelied.

(Aus einem ungedruckten Schauſpiele.)

Froh ließ ich ſonſt mein Jägerhorn
Durch Wald und Berge ſchallen,
Und nahm ich einen Hirſch auf's Korn,
So ſah ich ſchnell ihn fallen,
Doch jetzt, ach jetzt
Hat tief mich ſelbſt ein Pfeil verletzt!

Wohl weiß ich eine traute Hand,
Die würde ſanft mich pflegen,
Und auf die Wunde den Verband
Der treuſten Liebe legen;
Doch mein Geſchick
Stößt grauſam dieſen Arzt zurück.

Ihr muntern Sänger im Geſträuch,
Wie muß ich euch beneiden!
Ihr ſeyd nicht arm, ihr ſeyd nicht reich,
Ihr liebt euch ohne Leiden.
Die Menſchen trennt
Manch rauher Geiſt, den ihr nicht kennt.

Mich treibt mit ſeiner Eiſenhand
Ein ſolcher Geiſt von hinnen.
Hier, wo ich einen Himmel fand,
Muß ich mit Schmerz entrinnen.
Wie glücklich ihr!
Euch drängt nichts fort, ihr bleibet hier!

Ich muß, mit Dolchen in der Bruſt,
Dieß Paradies nun räumen;
Doch ihr ſeht meiner Augen Luſt
Oft unter euren Bäumen.
O, ſingt hinab:
Dein Wilhelm liebt dich bis ins Grab!

Champagnerlied unter vier Augen.

Bekränzt mit duftenden Roſen fliegt
Um unſer Tiſchchen die Freude.
Sie fühlt ſich von deinem Reiz beſiegt.
Doch frei iſt die Göttin vom Neide.
Wo Amor herrſchet, da pflegt ſie ſogleich
Sich traulich mit ihm zu verbinden,
Und ſo ſich ein ſtattliches Nebenreich
Im Herzen des Mannes zu gründen.

In Wüſten blühn Paradieſe für mich
Auf Amors freundliche Winke,
Und Nektar dünkt mich das Waſſer, wenn ich
Aus Lilienhänden es trinke.
Doch ſieh, uns lächelt Champagner hier!
Laß uns in Freiheit ihn ſetzen!
Er ſtrebt aus dem gläſernen Kerker, um dir
Die Purpurlippen zu netzen.

Wie ſteigt ſie und ſchäumt die ambroſiſche Fluth,
Wie kommt ſie, gleich Blitzen, geſchoſſen!
Die Liebe hat in dieß Rebenblut
Ihr geiſtiges Feuer gegoſſen.
Drum iſt der Weingott vergebens bemüht,
Sein Söhnchen im Kerker zu zähmen:
Denn was der Geiſt der Liebe durchglüht,
Das läßt ſich nicht binden und lähmen.

Röschen.

Das Herz iſt mir ſo enge,
So enge mir das Haus!
O, trügen leichte Flügel
Mich über Thal und Hügel
Weit in die Welt hinaus!

Mein armes, kleines Dörfchen,
Wie lieb war mir's zuvor!
Nun möcht' ich von ihm ſcheiden,
Denn ſeine ſtillen Freuden
Umhüllt ein Trauerflor.

Wie reizlos dünkt mich alles,
Was ich gern hört und ſah!
Die Lerche ſingt mir heißer,
Und wie verdorrte Reiſer
Stehn meine Blumen da.

Die Seele meines Lebens,
Mein Ludwig, zog zur Stadt,
Die goldene Paläſte,
Die königliche Feſte
Und zarte Schönen hat.

Ach! ob er wohl, geblendet,
Die Dörferin vergaß,
Die jenen Wonnequellen
Nichts kann entgegen ſtellen,
Als Liebe ſonder Maß?

Schleſiſches Wanderlied.

Das Rieſengebirg bewohnet ein Geiſt,
Der Rübezahl heißt,
Doch läßt er ſich ungern ſo ſchelten.
Er iſt gar ein drolliger, guter Compan,
Nur necket der loſe Herr Urian
Das Völklein der Menſchen nicht ſelten.

Wie Sand an dem Meere beſitzet er Geld,
Den Abgott der Welt,
Und geizt nicht, gleich neidiſchen Muckern.
Wenn Wahrheit den artigen Schnurren nicht fehlt,
Die man ſich von ihm bei dem Rocken erzählt,
So hilft er oft dürftigen Schluckern.

O, braver Herr Rübezahl, ſeyd mir auch hold
Und ſchenket mir Geld!
Dann darf ich den Alten nicht ſcheuen,
Der grämlich mein herziges Liebchen bewacht;
Ich ſchüttle den Geldſack, er ſchmunzelt und lacht
Und läßt mich ſein Töchterlein freien.

Die ſchöne Nachbarin.

Ich vertauſchte meine Zimmer
Nicht ums größte Haus der Stadt,
Seit ein Mädchen mich auf immer
Nachbarlich gefeſſelt hat.
Ich beneide keinen Fürſten,
Der in Marmorſälen thront,
Wo kein ſolches Mädchen wohnt.

Trotz der Wache vor Paläſten,
Schleichen Gram und Sorgen ein,
Aber von ſo ſchlimmen Gäſten
Halt ich meine Wohnung rein.
Sie entfliehn wie Schattenbilder
Vor der holden Zauberkraft
Meiner ſchönen Nachbarſchaft.

Mag der Himmel ſich umhüllen
Und mit Sturm und Hagel drohn,
Mag der rauhe Nordwind brüllen:
Allen Wettern ſprech' ich Hohn!
Meine Sonne gegenüber
Schafft mir, immer wolkenfrei,
Einen ewig heitern Mai.

Der junge Soldat.

Wohlan, wohlauf! Es lohnt mit hoher Ehre,
Ein tapfrer Mann zu ſeyn.
Der ehrene Wald der blitzenden Gewehre
Sey mir ein Lorbeerhain!

Ade! Ade! Beklaget nicht den Krieger,
Wann er zum Kampfe zieht!
Beklaget Euch, daß nie der Kranz der Sieger
Um Eure Stirnen blüht!

Hat der Soldat des Feindes Trotz bezwungen,
Geſchützt des Bürgers Herd,
Und Friedensheil dem Vaterland errungen,
Dann fühlt man ſeinen Werth!

Mit Achtung zeigt der Vater ihn den Söhnen,
Stellt ihn zum Vorbild dar,
Und hold lacht ihm das Auge mancher Schönen,
Die vormals ſpröde war.

Der Held iſt dann auch nicht aus Erz geſchaffen;
Er, der dem Feind nicht wich,
Streckt vor der Macht der Schönheit ſeine Waffen,
Und ihr ergibt er ſich.

Muth im Unglück.

Es iſt des Schickſals alte Weiſe,
Daß es nicht immer hold uns lacht;
Es tritt oft in der Menſchen Kreiſe,
So furchtbar wie ein Geiſt der Nacht.
Dann ſchreckt es zwiſchen dunkeln Wänden
Nicht nur der Armuth feigen Sohn:
Gefaßt von ſeinen Rieſenhänden
Wankt auch im Fürſtenſaal der Thron.

Doch Muth, nur Muth in jeder Lage,
Wo uns ein Dornenwald umſtarrt!
Die Morgenröthe beſſ'rer Tage
Glüht hinter'm Berg der Gegenwart.
Stets früher, als die Furcht es glaubte,
Entwölkt das Schickſal ſeinen Blick,
Und alles, was ſein Zorn uns raubte,
Gibt ſeine Freundlichkeit zurück.

Man kann zum Ruhm der Zeit nicht ſingen,
Daß ſie der Deutſchen Freundin ſey:
Sie rauſchet her auf Adlerſchwingen,
Und ihre Stimm' iſt Kriegsgeſchrei.

Doch ſoll ſie uns nicht niederſtürmen
Durch ihrer Flügel wilden Schlag;
Wir ſtehen feſt, gleich Felſenthürmen,
Es komme, was da kommen mag!

Kühn muß der Menſch entgegen ſtreben
Dem ungeſtümmen Geiſt der Zeit.
Er dringt als Feind in unſer Leben,
Und fordert uns heraus zum Streit.
Laßt uns das Schwert des Muthes faſſen!
So gehn wir ſiegend unſre Bahn.
Nur Feigen, die ſich ſelbſt verlaſſen,
Legt die Verzweiflung Feſſeln an.

Mag uns der Sturm des Kriegs umwüthen
Und Glück und Heil zu Boden wehn,
Soll doch des Friedens Baum voll Blüthen
Im Garten des Gemüthes ſtehn.
Je mehr der Wohlfahrt Säulen ſchwanken,
Je feſter ſoll zum Bund der Noth
Sich Herz an Herz mit Liebe ranken,
Und nichts ſie trennen, als der Tod!

Gruß der Freude nach dem Frieden von Tilſit.

Was ſchwebt für ein Engel aus Wolken hervor
Und ſchwinget den Palmzweig des Friedens empor?
Er ſtreifet im Fluge mit ſtrahlender Hand
Herab von der Schulter ein Trauergewand.

Er ſchwebt uns entgegen, mit Blumen bekränzt
Und hell von der Farbe der Hoffnung umglänzt.
Ha! kennt ihr das lächelnde Sonnengeſicht
Der theuern, geliebten Erſcheinung noch nicht?

Sie iſt es, die Holde, der ſonſt ein Altar,
Als freundlicher Hausgöttin, aufgeſtellt war,
Eh' unſre Gefilde der Kriegsgott durchzog,
Und ſie wie ein ſchüchternes Täubchen entflog.

Willkommen, o Freude, du himmliſcher Gaſt,
Der wieder mit Armen der Lieb' uns umfaßt!
Gleich hilfloſen Waiſen, wie ſchmachteten wir,
O Mutter des Schönen und Guten, nach dir!

Was iſt, wo du fehleſt, die Welt unter'm Mond?
Ein ſteiniger Acker, von Dornen bewohnt.
Dir weichet der Dorn, du vertilgſt das Geſtein,
Und pflanzeſt ein blühendes Eden hinein!

Drin wandelt zwar auch ein bewaffneter Held,
Der mächtigſte Sieger im Umkreis der Welt:
Doch fliehſt du auf Flügeln des Schreckens ihn nicht,
Und blickſt ihm faſt traulich ins blinde Geſicht.

Man murmelt ſogar, und wohl nicht ohne Grund,
Ihr ſtändet zuſammen in heimlichem Bund.
Du ſchließeſt, als walte Verrath und Verkauf,
Die Thore der Herzen gefällig ihm auf.

Ein Glück, daß er mild und zur Eintracht geneigt
Sich gegen eroberte Feſten bezeigt.
Er ſetzet die liebende Treue darin
Auf ewig zur ſanften Befehlshaberin.

O hängte doch jede bewaffnete Hand
Im Tempel des Friedens ihr Schwert an die Wand,
Und würde die Welt nur von Amorn bekriegt,
Von ihm, der beglückt, indem er beſiegt!

Der Zecher.

Ich und mein Fläſchchen ſind immer beiſammen;
Niemand verträgt ſich ſo herrlich als wir!
Steh' auch der Erdball in feindlichen Flammen,
Spricht's doch die zärtlichſte Sprache mit mir.
Gluck, gluck, gluck, gluck!
Liebliche, ſchöne,
Zaubriſche Töne!
Und ſie verſichet der Mohr und Kalmuck.

Mancher vertändelt mit Weibern ſein Leben,
Höſelt und ſchmachtet und härmet ſich krank,
Denn auch den roſigſten Lippen entſchweben
Oft genug Grillen und Launen und Zank.
Gluck, gluck, gluck, gluck!
Sagt nur die Schöne,
Welcher ich fröhne,
Und ſie begehret nicht Kleider, nicht Schmuck.

Wann ſich das Schickſal, mit Wettern gerüſtet
Wider mich frohen Geſellen erboßt,
Und mir den Garten der Freude verwüſtet,
Dann iſt das Fläſchlein mein kräftiger Troſt.

Gluck, gluck, gluck, gluck!
Flüſtert die Treue,
Und wie ein Leue
Trotz' ich dem Schickſal und ſage nicht Muck.

Ich und mein Fläſchchen wir ſcheiden uns nimmer,
Bis mir der Luſtbach des Lebens verrinnt,
Und in des Schreiners verhaßtem Gezimmer
Schreckbar ein ewiges Durſten beginnt.
Gluck, gluck, gluck, gluck!
Dich muß ich miſſen,
Dorthin geriſſen,
Unter des Grabſteins umnachteten Druck.

Sie nur, ſie durſten nicht, die ihn erleben,
Den einſt die Todten erweckenden Ruf.
Köſtlichen Wein muß es oben doch geben,
Wo er regiert, der die Reben erſchuf.
Gluck, gluck, gluck, gluck!
Klingt es dort wieder;
Himmliſche Brüder
Reichen mir einen verjüngenden Schluck.

Der Jüngling vom Lande.

Ein Geſellſchaftslied.

Der Jüngling.

Ich bin ein junger Springinsfeld,
Und erſt zur Stadt gekommen.
O welche neue Wunderwelt!
Sie macht mich ganz beklommen.
Ich weiß noch weder giks noch gaks
Von euren Lebensſitten:
Drum, ihr Orakel des Geſchmacks,
Will ich um Lehre bitten.

Chor.

Suchſt du der Freude Roſenbahn,
So ſchließe feſt an uns dich an!
Folg' unſrer Becher Klirren,
So wird dein Fuß nicht irren.

Der Jüngling.

Potz Stern! da kam ich blindlings ja
Gleich vor die rechte Schmiede!
Ich war bei meiner Frau Mama
Des Kloſterlebens müde.
Sie hielt den raſchen Jugendſinn
In gar zu ſtrengen Banden.

Denkt nur, ich durfte nie dahin,
Wo Mädchen ſich befanden.

Chor.

O böſes, böſes Mütterlein,
Wir ſollten deine Söhne ſeyn!
Da frommte kein Verbieten,
Kein Schmälen und kein Hüten!

Der Jüngling.

Auch machte mehr noch, als Mama,
Ein alter Hausmagiſter,
Mit Griechiſch und mit Algebra
Den Kopf mir warm und düſter.
Doch mein Herr Vormund, Peter Sauenz,
Schwor doch bei allen Sternen:
Ich müſſe fort zur Reſidenz,
Um Mores da zu lernen.

Chor.

Der wackre Vormund ſprach geſcheit:
Ein goldnes Wort zu rechter Zeit.
Laßt uns die Becher heben:
Herr Peter Sauenz ſoll leben!

Der Jüngling.

„Ach!“ rief Mama, „du Herzensblatt,
Du Krone meiner Kinder,
Verdirb nicht in der großen Stadt
Denn ſie hat große Sünder!
Es gibt durchs ganze A B C
Dort Glücks- und Tugendräuber,
Flieh ſonderlich ein dreifach W,
Flieh Würfel, Wein und Weiber!“

Chor.

Ei! ei! die werthe Frau Mama
Trat unſrer guten Stadt zu nah!
Die Würfel mag ſie ſchelten;
Das laſſen wir wohl gelten.

Der Jüngling.

Wie ſteht es aber mit dem Wein?
Gehört er zu den Giften?
Er glänzt wie milder Sonnenſchein,
Und ſollte Böſes ſtiften!
Ich bin vor Luſt ſchon halb berauſcht,
Da Flaſchen mich umblinken,
Und weil Mama doch hier nicht lauſcht,
Will ich ein Gläschen trinken.

Chor.

Trink! junger Freund, mit frohem Muth!
Der Schiffer auf des Weines Fluth
Umſegelt, wohl geborgen,
Das Felſenriff der Sorgen.

Der Jüngling.

Doch muß ich denn allein, ihr Herrn,
Die Fahrt durchs Leben machen?
Ich führ' ein feines Liebchen gern
In meinem Reiſenachen.
Schon ſah ich hier manch ſchönes Kind,
Das ich mir möchte wählen;
Doch ach! Mama iſt hart geſinnt,
Und würde grauſam ſchmälen.

Chor.

Ein Leben ohne Lieb' iſt Tod!
Was denkt Mamachen beim Verbot?
Sie hat doch ſelbſt vor Jahren
Den Weltſtrom ſo befahren.

Der Jüngling.

Ihr redet mir gar tröſtlich ein,
Des Lebens zu genießen.
Wohlan, es ſoll bei Lieb' und Wein
Mir wie ein Feſt verfließen!
Und ſtößt der Tod die Tafel um
Wann ich mich ſatt geſpeiſet,
So bleibt mir noch Elyſium,
Das mein Magiſter preiſet.

Chor.

Ja, reizend mag er ſeyn, der Ort,
Allein man trinkt nur Waſſer dort,
Und auf den ſtillen Matten
Umarmet man nur Schatten.

Lied von der Nymphe zu Geilnau an der Lahn.

(Geſungen für einige Freunde derſelben zu Offenbach a. M.)

Der Weingott, der mächtig die Herzen bezwingt,
Iſt immer, wie Fürſten, von Schmeichlern umringt,
Und Hofdichter hat er in Menge:
Doch, Freunde, die göttlichen Nymphen der Fluth,
Die blühenden Mädchen, ſo ſanſt und ſo gut,
Entbehren noch Ehrengeſänge.

Sie tränken, zerſtreut durch des Erdkreiſes All,
Aus ſtrömenden Urnen mit Wellenkryſtall
Die dürſtende Blume des Lebens.
Ein wüſter Bacchant, dem ihr Nektar nichts gilt,
Erwartet das Heil, das den Urnen entquillt,
Von Aeskulaps Söhnen vergebens.

Und dieſer urälteſte, heilige Trank
Wird, wie ein gezwungner Tribut, ohne Dank,
Vom König und Bettler genoſſen.
O wären die Mädchen nicht wunderſam hold,
Sie hätten ſchon lange darüber geſchmollt,
Und uns ihre Quellen verſchloſſen.

Verſöhnt ſie geſchwind, ſonſt erwachet ihr Zorn!
Denn Undank iſt wahrlich ein ſtechender Dorn,
Und ſoll uns hinfort nicht beſchimpfen.
Wir alle bewohnen des Weingotts Gebiet,
Doch, trotz der Vaſallenſchaft, ſinget ein Lied
Der Waſſerwelt lieblichen Nymphen!

Ihr Ruhm ſey unſterblich, und allen voran
Geh ſtrahlend die Nymphe, die ſich an der Lahn
Ein freundliches Wohnplätzchen wählte!
Sie hält in dem Schooß einer Wieſe ſtill Haus,
Und reicht ihren Heiltrank dem Siechling heraus,
Der ſchon zu den Schatten ſich zählte.

Die gräßlichen Geier der Hypochondrie
Sehn neidiſch mit drohenden Klauen auf ſie,
Voll Wuth ob entriſſener Beuten.
Doch Bacchus iſt froh, daß ſie Prieſter ihm heilt.
Die kläglich, von Zipperleins Krücken ereilt,
Des Gottes Altardienſt bereuten.

Auch liebet die Nymphe ſein Goldſohn vom Rhein.
Und, traun! ſie iſt werth, ſeine Gattin zu ſeyn;
Drum laſſet uns beide vermählen!
Ha! ihrer Umarmung entblühet ein Kind,
Das, gleich dem Champagner, zu rauſchen beginnt.
Doch Kraft hat, die Nerven zu ſtählen.

Dieß Eigenthum ſtammt von der Mutter ihm an,
Die tief im Geklüft ihrer einſamen Bahn
Von Wurzeln des Eiſens ſich nähret.
Seht, wie dieß Metall, das mit Donnergewalt,
Von Menſchen geſchleudert, das Blutfeld durchhallt.
Im Urſtand uns Wohlſeyn gewähret!

Sehr, gütig und hülfreich iſt Mutter Natur!
Ach! folgte der Menſch ihrer heiligen Spur,
Wo Selbſtſucht und Tücke nicht walten.
Stoßt an auf Veredlung der eiſernen Welt!
Und uns mag bis dahin, wenn Gott es gefällt,
Die Nymphe von Geilnau erhalten!

Erzählungen und Fabeln.

Die Heilige,

oder das natürliche Wunder.

Der Prieſter eines Dorfs in Böhmen
Verfolgte jeden Kuß, der noch nicht am Altar,
Wie ſich's gebührt, verzollet war,
Mit ſeines Eifers Flammenſtrömen.
Er ahndete mit Kirchenbann
Den heimlichen Genuß der contrebanten Waare,
Und predigte ſogar, daß man
Dafür zur tiefſten Hölle fahre.
Schien auch zu ſeiner Zeit durch jenes ganze Land,
Wie anderwärts, die Sitte gleich faſt eiſern,
Daß man in allen Prieſterhäuſern
Ein ſchönes Wirthſchaftsmädchen fand,
So war's doch ihm bequem, mit einer alten,
Eisgrauen Wittib Haus zu halten.

Bei dieſem Sonderling ſprach einſt ein Pilgrim ein,
Der, ſchwer bepackt, zurück aus fernen Ländern kehrte,
Und dankbarlich für einen Becher Wein
Ihm einen braunen Eiſenſtein
Von ihm ganz fremder Art verehrte.
Er ſandte dieß Geſchenk, deß Nam' ein Räthſel blieb,
Mit erſter Poſt nach Prag, und ſchrieb

An einen Bildner dort: „Bereit' aus dieſem Steine,
Deßgleichen ich noch nimmer ſah,
Dem Kirchlein meiner Dorfgemeine
Das Bild der heil'gen Urſula.“

Was er verlangte, das geſchah.
Die Heil'ge kam geſund und wohl in ſeine Hände,
Und feſtlich trug er ſie, von einer frommen Schaar
Begleitet, hin zum Hochaltar,
Wo ſchon in einer Bilderblende
Ein Ehrenplatz ihr auserſehen war.

Nah bei dem engen Schilderhauſe,
Worin ſie wohnen ſollte, ſtand
Ein kleiner Heiliger (ſein Nam' iſt nicht genannt)
In einer eben ſolchen Klauſe.
Daß er von Eiſen war, iſt mir genau bekannt;
Doch da ich ihn nicht ſelbſt gemeſſen,
Meld' ich als Sage nur, daß er kaum ſieben Zoll
Vom Schädel bis zum Fuß gehalten haben ſoll.
Sein Angeſicht und Bart war ſtark von Roſt befreſſen,
Und ach! er ſchien von Gott und aller Welt vergeſſen.

Ein ſolcher Kaltſinn gegen ihn
War ihm vielleicht ſeit Jahren nicht gelegen.
Er wollte jetzt den Blick des Volkes auf ſich ziehn,
Und fing denn an, ſobald die Nachbarin erſchien,
In ſeiner Niſche ſich zu regen,
Und ſich zum Rand hin zu bewegen.
O welch ein Wunder! rief man laut;
Und ſieh, da ſprang der Zwerg behende.

Gleich einem Froſch, hinüber in die Blende
Der heil'gen Urſula, und ſchmiegte ſo vertraut,
So zärtlich ſich an ſie, als ob er ſeine Braut
Nach langer Trennung wieder fände.

Der Prieſter ſchauderte zurück;
Sein Blut vergaß beinah' die Adern zu durchkreiſen;
Und einen ſtummen Augenblick
Sah er ſo ſtarr, wie ſelbſt ein Mann von Eiſen,
Dem ſonderbaren Auftritt zu.
Ihn wunderte nichts mehr als Urſels kalte Ruh',
Und daß ſie nicht begann, den Buhler abzuweiſen.
Darüber glühte ſein Geſicht,
Und er befahl dem kleinen Wicht,
In ſeine Heimath ſchnell zu reiſen;
Allein das Männlein that, als ſeh' und hör' es nicht.

„Iſts möglich," rief der Pfaff, „daß es ein Heil'ger wagte,
So zu entweihen dieſen Ort?
Auch du, o Urſula, treibſt nicht den Frechen fort?
Es ſcheint, als ob ſogar dir ſein Beſuch behagte!"
Die Heilige verſetzte drauf kein Wort.
„Ach!" ſprach er ſeufzend, „Ihr ſeyd beide
Fürwahr! von gleichem Schrot und Korn!
Ich bin nicht werth, daß ich mein Prieſteramt bekleide,
Wofern ich dieſen Unfug leide." —

Er zog hierauf im höchſten Zorn
Ein großes Meſſer aus der Scheide,
Und ſtieß die ſcharfe Spitz' und Schneide
Auf das verhaßte Liebesband.

Da gab es neue Wunderdinge,
Wobei ſein Bratenſchwert am ſchlimmſten ſich befand:
Denn raſch bemächtigte ſich Urſula der Klinge,
Und er behielt das Heft nur in der Hand.

Ein ſolcher Vorfall kann den Tapferſten entmuthen.
Der waffenloſe Prieſter ſtand
Mit ſteifem Arme drei Minuten,
Von Staunen und Entſetzen feſt gebannt,
Und ſtöhnte dann: „Bedenkliche Geſchichten!
Entheiliget iſt unſer Gotteshaus!
Geliebte Chriſten, eilt hinaus!
Ich will, was ihr geſehn, dem Biſchof ſtracks berichten.“ —

Und als er nun mit Schauder floh,
Rief hinter ihm die Jugend ſchadenfroh:
„Hat nicht der Pfaff oft Lärm um einen Kuß getrieben!
Nun ſieht er, daß ſogar die Heiligen ſich lieben!“ —

Indem man jetzt die Kirche ſchloß,
Hielt vor der Thür ein Mann zu Roß:
Es war der Freund aus Prag, der einen Luſtritt machte,
Und den für Urſels Bild verdienten Künſtlerlohn,
Als Reiſegeld, dabei in Anſchlag brachte.
„Ach!“ rief der Seelenhirt, „willkommen lieber Sohn!
Ich bin zur Zahlung dir verpflichtet,
Doch Urſula hat hier viel Unfug angerichtet.
Ein eiſernes Geſchöpf, das wir bis dieſen Tag
Für einen Heiligen in Einfalt gelten ließen
(Von dem wohl aber nichts der Himmel wiſſen mag),
Sprang eben jetzt mit gleichen Füßen
Von ſeinem Platz zu ihr, und hängt mit Liebesluſt
Bis dieſen Augenblick noch feſt an ihrer Bruſt.“ —

Der Bildner lächelte. „Herr Pater, Ihr beſchuldigt
Zu hart den guten Eiſenmann.
Wenn er der heil'gen Dame huldigt,
So thut er nur, was er nicht laſſen kann.
Es gehet ihm wie mir und andern Erdenſöhnen:
Uns legt der Zauberblick der Schönen
Mit Allgewalt oft Feſſeln an.
Darum verzeihet ihm die Raſchheit ſeiner Liebe,
Von der ich ganz die Schuld auf Urſels Reize ſchiebe:
Denn, ohne Scherz, ſie iſt — glaubt dem, der es verſteht! —
Ein eiſenziehender Magnet.“

Domitian und der Witzling.

Domitian, der kaiſerliche Held,
Baut' im Palaſt ſein Lorbeernfeld:
Er lebte Tag für Tag in Kriegen
Mit ſeines Zimmers frechen Fliegen.

Indem er einſt nach ihnen hieb und ſtach
Und über manchen Fehlſtreich grollte,
Erſchien in ſeinem Vorgemach
Ein Fremder, der ihn ſprechen wollte.
Er fragte, ob der Kaiſer frei
Von anderer Geſellſchaft ſey.

„Du triffſt bei ihm nicht eine Fliege!“ —
Verſetzt' ein Höfling lachend drauf.
Schnell ſtieß Domitian, durch Züge
Der Wuth entſtellt, die Thür des Zimmers auf,
Fuhr ſeinen Diener an: „Du ſprachſt dich um dein Leben!“
Und ließ ihn ſtracks dem Henker übergeben.

* * *

Des großen Friedrichs großes Herz,
Wie oft vergab es kühnen Scherz!
Wenn aber auf dem Thron Domitiane walten,
Muß man die Zung' im Zaume halten.

Die Weiſſagung.

In einem Städtlein, deſſen Namen
Des Dichters Höflichkeit verſchweigt,
War das geſammte Chor der Damen
Zum Hauskrieg immerfort geneigt.
Die ſchwer geplagten Männer ſannen
Viel hin und her auf guten Rath,
Um das Geſpenſt der Zwietracht zu verbannen;
Allein es wich nicht einen Grad,
Und bombardirte wohl mit Töpfen
Bisweilen gar nach ihren Köpfen.

Einſt klagten ſie, betrübt bis in den Tod,
Dem Oberpfarrer ihre Noth.
„O liebe Herrn!“ ſprach er mit Aechzen,
„Ihr könnet kaum ſo ſehr, als ich,
Nach Einigkeit und Frieden lechzen,
Denn auch mein Weib befehdet mich.
Doch hab' ich nicht die Hoffnung aufgegeben,
Im Schoos der Ruhe bald zu leben.
Ein Plan beſchäftigt meinen Kopf,
Den Eheteufel, der hier niſtet, zu beſiegen.
Gelingt es mir, ſo wird kein Topf
Hinfort nach unſerer Scheitel fliegen.

Erwartet nur den Sonntag mit Geduld!
Da, denk' ich, ſoll vor mir mit Schrecken,
Nach einem Donnerſchlag vom hohen Kanzelpult,
Asmodi ſeine Waffen ſtrecken."

So tröſtete der Pfarrer, und nicht übel
Gefiel's der Hiobsbrüderſchaar.
Nun weiß ich nicht, was für ein Spruch der Bibel
Der Stoff der nächſten Predigt war:
Genug, der Paſtor ſprach ſehr ſchicklich
Von Tugenden der Weiblichkeit.
„Ihr Frauen," fuhr er fort, „ihr ahnet kaum, wie glücklich
Es hier und dort euch macht, wenn ihr geſittet ſeyd!
Der ſchwere Grundtext der Propheten
Des alten Teſtaments enthält
Weiſſagungen von jener Welt,
Die euch gewiß ins Ohr ſehr lieblich flöten.
Hört nur der einen Stelle Ton!
Heil, ruft ſie, Heil den Frau'n, die in des Lebens Tagen
Sich liebreich, ſanft und taubenfromm betragen!
Jenſeits des Grabes glänzt ihr Lohn!
Und wären ſie ſo mißgeſtaltet,
Daß man ſie nicht ohn' Abſcheu konnte ſehn:
Sie werden, wann ſich einſt des Grabes Pforte ſpaltet,
Mit Wunderſchönheit auferſtehn. —
Dagegen werden böſe Frauen,
Wenn ſie auch jetzt wie Roſen blühn,
Mit Larven, gräßlich anzuſchauen,
Hervor aus ihren Grüften ziehn!" —

Potz Element! was horchten unſre Damen!
Der Kanzelredner ſprach ſein Amen.

Und die Gemeinde ging nach Haus.
Hier zeigten ſich ſogleich die Frauen ganz verwandelt:
Die Männer wurden zart und liebevoll behandelt,
Und jede war ſo ſtill wie eine Maus.
Das ganze Städtchen ward ein Schauplatz guter Ehen,
Die noch bis dieſen Tag beſtehen.

Der vorſichtige Selbſtmörder.

Roſette war ein feiner Schalk;
Sie ſah oft haarſcharf, wie ein Falk,
Den ſchlanken Karl vor ihrem Hauſe ſtehn,
Und ſchmachtend ſeine Augen nach ihr drehn;
Doch immer ſtellte ſich das loſe Kind,
Als wär' es, wie Cupido, blind.

Karl bahnte ſich durch Seufzer nach und nach
Den Weg in ſeiner Grazie Gemach,
Wo er ihr fleißig ſeines Herzens Brand
Mit zärtlicher Beredſamkeit geſtand;
Doch rümpfte ſie das Näschen blos, und that,
Als wüßte ſie zum Löſchen keinen Rath.

Ihr machte ſelbſt ein Flämmchen heiß;
Sie panzerte ſich nur mit ſprödem Eis;
Doch unverſehens ſchoß durch manchen Ritz
Des Panzers oft ein ſchwacher Liebesblitz.

Einſt Abends bat mit heißer Ungeduld
Der Jüngling auf den Knien um ihre Huld.
Sie aber ſprach kein mildes Herzenswort,
Und die Verzweiflung riß ihn fort.
Gewinſel, dacht' er, ziemet keinem Mann.
Ich will doch ſehn, ob ſie mich miſſen kann!

Der Vollmond trat aus Wolken hell hervor,
Da ſtürzte Karl hinaus vor's nahe Thor,
Lief wild an eines Brunnens Rand,
Bog ſich hinunter und verſchwand.

Ein Weiblein ging gerade hart vorbei,
Und that mit Grauſen einen Schrei.
„Ach!“ — ſtöhnte Karl tief aus dem Born heraus;
„Sey wer du willſt, geh' in Roſettens Haus,
Bring' ihr mein letztes Lebewohl, und ſprich:
Ein treuer Jüngling ſtirbt um dich!“ —

Das Weib beſtellte keuchend dieſen Gruß,
Als folgt' ihr ſelbſt der Tod ſchon auf dem Fuß.
Da ſtand Roſette leichenblaß verſteint,
Und rief: „O weh! mein Karl, mein treuſter Freund!“

So ſchluchzend, faßte ſie ein Seil,
Flog zu dem Brunnen wie ein Pfeil,
Ließ in das dunkle Waſſergrab
Mit Angſtgeſchrei das Tau hinab,
Und zog und wand nach kurzem Zeitverlauf
Den todten Mann — geſund herauf.

„Dem Himmel Dank, daß du noch lebſt!“
Rief ſie entzückt: „Ach, wie du frierſt und bebſt!
Komm, Trauter, komm an meine Bruſt,
Erwärme hier zu neuer Lebensluſt!
Ich werfe nun mit Herz und Mund
Den ſpröden Sinn in dieſen tiefen Schlund.“

Der Adler und die Schnecke.

Adler.

Wie find' ich dich, du träges Thier,
Auf dieſem Eichenwipfel hier?
Wie kamſt du her? — So rede doch!

Schnecke.

Je nun, ich kroch.

* *

Sein hohes Ehrenamt gewann
Nicht anders mancher Schneckenmann.

Die Ausforderung.

In einem Schauſpielhauſe band
Einſt ein franzöſiſcher blutjunger Alexander
Mit ſeinem Nachbar an, der ihm im Wege ſtand.
Die Herren, beiderſeits ſich völlig unbekannt,
Wortwechſelten ein Weilchen mit einander,
Und endlich forderte, ſo kalt auch Jener blieb,
Der Martisſohn ihn auf den Hieb.

Sie trafen ſich am nächſten Tage
In einem Wäldchen bei Paris,
Wo der Geforderte ſich auf des Gegners Frage,
Warum er keinen Degen trage,
Mit kühlem Ernſt vernehmen ließ:
„Ich bin bereit, Sie aus der Welt zu ſchaffen,
Doch mit Bedingung andrer Waffen.“

Er zog hierauf ein Schächtelchen hervor:
„Das iſt mein Zeughaus, Herr! Ich wäre wohl ein Thor,
Gäb' ich mein Lebenslicht, das man bei keinem Höcker
Sich wieder kaufen kann, der fremden Klinge preis;
Ich bin ein frommer Apotheker,
Der nichts von Fechterkünſten weiß.
Doch ihre Todesluſt zu ſtillen,
Gibt's kürzre Mittel in der Welt:

Hier zum Exempel ſind zwei gleichgeformte Pillen,
Wovon die eine Gift enthält.
Sie wählen, welches Stück Sie wollen,
Und ſchlucken es heroiſch ein:
Ich laſſe dann den Reſt in meinen Magen rollen,
Und Einer von uns wird im Nu des Todes ſeyn. —

„Ihr Diener!“ rief der Held mit Lachen
„Wir wollen lieber Frieden machen.“

Die Gans.

Beim Jupiter beklagte ſich
Die Gans, daß ſie verachtet werde.
„Hm!“ ſagte Zevs, „die Leutchen auf der Erde
Sind unerkenntlich gegen dich!
Du betteſt ſie für eine Hand voll Futter
Auf zarten, weichen Flaum, und biſt
Des Schlafs getreue Pflegemutter,
Der vieler Menſchen Abgott iſt.
Was ſollſt du denn noch thun, um Achtung zu erzielen? —
Wohlan, daß jeder Freund des Schlafes dir auf's neu
Und zwiefach dankverbunden ſey,
So leg' ich Allem, was aus deines Fittichs Kielen
Hervorgeht in die Welt, wenn Stümper damit ſpielen,
Die Wirkung eines Schlaftranks bei;
Und ich will gnädiglich der Stümper Hände ſegnen:
Es ſoll dergleichen Mohnſaft regnen.“ —

Die dumme Gans mit ihrem Klaggeſchrei!
Sie konnte kaum ein größer Unheil ſtiften:
Ihr danken wir die Sündfluth ſchlechter Schriften.

Der Affe.

Man lacht, wenn ſich der Affe müht,
Das nachzumachen, was er ſieht;
Doch thut auch oft der Menſch desgleichen,
Um irgend ein Vorbild zu erreichen.
Man ſeh nur manche ſchöne Geiſter!
Sie hinken dem und jenem Meiſter,
Wie Bettler auf Krücken, ängſtlich nach,
Und achten weder Spott noch Schmach.
Der Affe ſelbſt dient Andern zum Ziel:
Die muntern Gauche beſtreben ſich viel,
Mit Affentand und Affenſprüngen
Die Gunſt der Schönen zu erringen.
Es iſt ſogar ein Fall bekannt,
Daß einſt ein Menſch für gut befand,
Dem Menſchenthum ganz zu entſagen,
Und ſich zur Affenwelt zu ſchlagen.

Es lebte nämlich in Griechenland
Vor alten Zeiten ein reicher Fant,
Der war beſeſſen von Uebermuth,
Vergeudete ſein Vatergut,
Ward arm wie eine Kirchenmaus,
Und wußte weder ein noch aus:
Denn meiſtens können reiche Erben
Nur Geld verthun, doch keins erwerben.

Gefoltert von des Hungers Pein,
Fiel einſt von ungefähr ihm ein,
Daß Lais, die berühmte Metze,
An drolligen Thieren ſich ergötze;
Und plötzlich faßt' er den tollen Entſchluß,
Sich ſelbſt vom Kopfe bis zum Fuß
In einen wunderſchönen Affen
Geheim und künſtlich umzuſchaffen.
Doch hatte viel für dieſen Plan
Schon die Natur an ihm gethan:
Er war pygmäenartig klein,
Schien nur eines Mannes Modell zu ſeyn.
Und überdieß beſaß der Wicht
Ein ächtes krauſes Affengeſicht.
Sein Schneider heftete vertraut
Ihn feſt in eines Affen Haut,
So war der Pavian gemacht!
Er übte ſich nun Tag und Nacht
In ſolcher Thiere Springen und Laufen.
Und ließ der Lais ſich verkaufen.

Dort ſpielt' er ſeine Rolle fein,
Und erntete viel Beifall ein.
Es fehlt' ihm nicht an Leckerbiſſen,
Und nicht an zärtlichen Schmeichelküſſen.
Im Arme der ſchönen Buhlerin
Floß ihm ein Wonnejahr dahin.

Doch länger glückt' ihm nicht ſein Schwank.
Der arme Teufel wurde krank,
Und krümmte ſich wie ein Wurm vor Schmerz
Das griff ſeiner Herrin ſtark ans Herz;

Sie ließ zu Linderung ſeiner Leiden
Zwei Aerzte ſofort ins Haus beſcheiden.
Die Herren ſahen den Urian
Durch ihre großen Brillen an,
Befingerten ihn nach der Kunſt,
Und ſo verſchwand der Täuſchung Dunſt.
Die Todesbanner entdeckten bald,
Daß hier ein Menſch als Affe galt.

Es ward geſtaunt, es ward gelacht,
Der Patient geſund gemacht,
Und Lais, die ſich reich geküßt,
Schenkt' ihm ein Landgut für ſeine Liſt.
Doch ſie bedingte ſich dabei,
Daß er, wenn Tafel bei ihr ſey,
Und ſie ein Schauſpiel geben wolle,
Als Affe vor ihr tanzen ſolle.

Die neuen Hemden.

Ein karger Reichsgraf ließ von Pagen ſich bedienen,
Doch ſie beinahe nackend gehn.
Einſt gaben ſie ihm klagend die Ruinen
Des letzten Hemdes zu beſehn.
Das Alter guckte hier aus hundert
Verſchiednen Fenſterchen heraus,
Und dennoch rief er, doch verwundert:
„Ei, ei, ihr haltet übel Haus!
Ihr bringet mich, ihr böſen Knaben,
Bei Zeiten an den Bettelſtab!
Allein was hilft's? Ein Hemd müßt ihr doch haben,
Und dieſes hier geht freilich ſtark ins Grab.“ —
Er wandte ſich jetzt raſch zum Feldvogt ſeiner Güter:
„Im nächſten Frühling, Hans, beſä't mir einen Rain
Mit ſchönem langen Flachs, daß dieſe Schelmgemüther
Sich neuer Hemden bald erfreun!“

Der Subſtitut des heiligen Georgs.

In einer dunkeln Dorfkapelle,
Dem heiligen Georg geweiht,
Stand er in Lebensform auf einer hohen Stelle,
Zum Troſt des Volks, ſeit langer Zeit.
Der Prieſter ſorgte ſtets auf's beſte
Für des verehrten Schutzherrn Ruhm,
Und reinigt' einſt zu ſeinem Feſte
Mit eigner Hand das Heiligthum.
Um dieſes gute Werk zu krönen,
Wollt' er ihn ſelbſt, den Herrn Patron, verſchönen,
Und ſäubert ihn vom Fuße bis zum Schopf!
Der Beſen aber ſtieß zu hart ihn an den Kopf,
Und dieſer (der vielleicht ſchon immer
Ein wenig ſchwach geweſen war)
Brach, knacks! vom Hals und fiel in Trümmer.

Der Prieſter raufte wild ſein Haar.
„O ich Unglücklichſter auf Erden!
Was fang' ich an? Das Dorf wird raſend werden!
Ich ſtehe morgen in Gefahr,
Daß es in Rotten ſich vereinigt,
Und mich aus Chriſteneifer ſteinigt.“ —

So klagend, trat er an die Thür,
Und ſeufzte himmelan: „Ihr Engel,

Ihr guten Engel, helfet mir!“ —
Es kam nicht Einer; doch dafür
Erſchien ein alter Galgenſchwengel,
Der weit und breit das Land durchzog,
Theils betteln ging und theils betrog.
Er ſchlich gebückt an einem Stabe,
Und bat um eine milde Gabe.

Mit Staunen ſah der Kapellan
Vom Fuße bis zum Kopf ihn an,
Und murmelte, hinweg gewendet:
„Den haben mir die Engelein geſendet!
Er gleichet, ſchwarzbraun wie ein Mohr,
Dem Heil'gen, der ſein Haupt verlor,
So Zug für Zug, als wären's Zwillingsbrüder.
Der Kerl iſt mir ein wahrer Schatz;
Ich ſtell' ihn an Georgens Platz,
Und alles Volk fällt vor ihm nieder.“

Ein kluger Einfall! Der Vagant
War in der Gegend nicht bekannt,
Und nah und fern ließ ſich kein Lauſcher ſpüren.
So hemmte nichts den Kapellan,
Das kühne Wagſtück auszuführen,
Und leiſe fühlt er ſtracks dem Bettler auf den Zahn:
Ob er des nächſten Tags der Rolle
Des heiligen Georgs ſich unterfangen wolle.

Der Gauner hätte wohl für ein Glas Branntewein
Sich nicht bedacht, der Teufel ſelbſt zu ſeyn:
Was ſollt' er lange ſich beſinnen,
Als Heiliger ein Trinkgeld zu gewinnen?

Er ſagte Ja, verſchlief die Nacht
In einem Winkel der Kapelle,
Und blähte ſich bei früher Tageshelle,
Bekleidet mit der Gallatracht
Des Heiligen, an ſeiner Stelle.

Bald fanden ſich viel fromme Seelen ein,
Und ſtrömten hin zum Könige des Feſtes.
Er that, wie ihm befohlen war, ſein Beſtes,
Und ſtand wie ein geborner Stein.
Sie warfen ſich mit flehenden Geberden
Zu ſeinen Füßen auf die Knie,
Und glaubten feſt, von ihm erhört zu werden.
„Seht, wie er lächelt!“ riefen ſie:
„Er blickt uns an, als lebt' er noch auf Erden!“

Der Aſterheilige vernahm
Mit Schrecken dieſe Schmeichelworte,
Verwünſchte ſtill den böſen Kram,
Und ſehnte weit ſich weg von ſeinem Orte,
Wo bald das Ding noch ſchlimmer kam.
Ein Teufelchen, das, ohne Zweifel
Beordert von dem Oberteufel,
In einer Weſpe Körper fuhr,
Stach, wie mit einem Dolch, ihn tückiſch in die Naſe.
Er platzte ſchier heraus mit einer Flucher-Phraſe;
Doch blieb's bei dem Gedankenſchwur,
Flugs nach dem Gottesdienſt der Rache zu genießen,
Und jenen Plagegeiſt zu fangen und zu ſpießen.

Indeſſen nahm die ſchwellende Bleſſur
Der Fliegengott ſelbſt in die Kur,
Und eilte, Balſam drauf zu gießen.

Das war brühheißes Wachs, das an des Altars Wand,
Drei Spannen über'm Kopf des Subſtituten,
Von einer Kerze floß, die dort hellflammend ſtand,
Und, ſchief gebeugt von Satans Hand,
Nicht geizig war mit ihren Perlengluthen.
Dieß Tropfbad hielt der Patient
Nur zwei Sekunden aus. „Kreuz tauſend Element!“
Schrie er, und ſprang mit Schmerzgrimaſſen
Herab von ſeinem Poſtament.
Ha! welcher Aufruhr in des Kirchleins Gaſſen!
Die ſämmtliche Gemeinde floh
Zur Thür mit Zetermordio,
Als würd' ein Leu von Ketten losgelaſſen.
Der Bettler, ſtürzend durch's Gewühl,
Rief laut: „Schön Dank für ſo ein Spiel!
Nein, lieber ein Verdammter in der Hölle,
Als ſo ein Heiliger in dieſer Angſtkapelle!“

Der Hahn und der Kapaun.

Ein Haushahn ging mit Frau und Kindern
Still und gemüthlich ſeinen Pfad.
Um hämiſch ſeine Luſt zu mindern,
Rief ein geſiederter Kaſtrat:
„Ei, wie du ſtolz biſt auf die Deinen!
Dich macht die Vaterliebe blind;
Denn unter allen dieſen Kleinen
Seh' ich kein einzig ſchönes Kind.
Es ſind gemeine Dorfnaturen,
Erbärmlich ungelenk und platt,
Kurz, ſehr alltägliche Figuren,
An welchen Niemand Freude hat.“ —

„Hm!“ ſprach der Hahn: „Du ſchwacher Sünder,
Wie hoch du deine Saiten ſpannſt;
Bekrittle doch nicht meine Kinder,
Da du ſelbſt keins erzeugen kannſt!“

⁂

Ein Fabelchen für manchen Dichter
Und ſeine matten Splitterrichter.

Der Hofpoet.

Der große Alexander hielt
Sich einen kleinen Hofpoeten,
Der hätte gern viel Gold erzielt,
Denn er befand ſich oft in Nöthen.
Da er zugleich den Dienſt als luſt'ger Rath
Bei dem Eroberer vertrat,
So ſcherzt' er einſt: „Herr König, du biſt eitel,
Du ſiehſt es gern, wenn man dein Lob betreibt,
Doch haſt du einen Krebs im Beutel,
Der deine Hand bei jedem Eingriff kneipt,
Daher bei dir das Schenken unterbleibt.
Es freute dich, wenn raſtlos, dir zur Ehre,
Mein Pegaſus im Fluge wäre;
Doch, da kein goldner Sporn ihn treibt,
Und man den Hafer ihm nur an die Krippe ſchreibt,
So iſt er eine faule Mähre.
Ich bin bereit, durch ein Gedicht
Von deinem ganzen Heldenleben
Dich zu den Sternen zu erheben,
Doch für ein Spottgeld thu ich's nicht:
Drum ſage kurz, was willſt du dafür geben?"

Der König ſprach: „Ich mache gern dich reich,
Und will des Seckels gar nicht ſchonen.

Schreib nur dein Werk! Ich werde dann ſogleich
Dir jeden guten Vers mit einem Goldſtück lohnen,
Und jeden, der nichts taugt, mit einem — Backenſtreich.“

Der Versler dünkte ſich, wie ſolche Leutchen pflegen,
Ein zweiter göttlicher Homer,
Und ihm gefiel deßhalb des Königs Antwort ſehr.
Er lachte nur zu den gedrohten Schlägen,
Und ſah im Geiſte ſchon den goldnen Münzenregen,
Der ſich, indem das Lied von ſeinen Lippen floß,
Mit Zauberglanz auf ihn ergoß:
Drum war er gar nicht laß, die Finger anzuſtrengen,
Und ſchrieb in kurzer Zeit ein Werk von zwölf Geſängen.

Er las es kräftig vor, empfing
Auch wirklich etwas Geld, doch weit mehr Backenſtreiche;
Und ach! der arme Dichterling
War ſchon im ſiebenten Geſange — eine Leiche.

Der Univerſalerbe.

Der alte Greif, der ganz und gar
Vor Geiz verrückt geworden war,
Lag ächzend in den letzten Zügen,
Und ſandte plötzlich zum Notar,
Um über ſeine große Schaar
Gefangner Füchſe zu verfügen.
Der Rechtsmann trat geſchwind herein,
Und fragte: „Wer ſoll Erbe ſeyn?“
Herr Greif erhob ſich bleich und hager,
Wie ein Geſpenſt, auf ſeinem Lager,
Warf ſeine hohlen Augen ſtier
Herum auf ſeine todten Schätze,
Und ſprach: „Mein Herr, ich muß von hier,
Drum ſey mein Haus beſtellt! Ich ſetze,
Um Hab und Gut nicht zu zerſtreun,
Mich ſelbſt zu meinem Erben ein.“

Der Kranzräuber.

Zu Markte fuhr die Stadt entlang
Ein Bauer jüngſt mit laubbekränzten Roſſen;
Und ſchleichend ihren Schneckengang,
Gefiel's dem einen Gaul, daß er dem Stallgenoſſen
Den Kranz entriß und ihn verſchlang. –
So pflegen's jetzt, dacht' ich mit Lachen,
Die deutſchen Dichter ſich zu machen.

Der Kapaun.

Legende.

Auf Erden ſchützt nicht Redlichkeit
Vor böſem Leumund, Haß und Neid;
Erfuhr das ſelbſt doch mit Verdruß
Der heilige Antonius.
Er lebte friedſam, ſchlicht und recht,
War ein getreuer Gottesknecht,
Und wer in Noth um Hülfe bat,
Dem ſprang er bei mit Rath und That.
Drum hielt man höher ihn als Gold;
Der Biſchof war voraus ihm hold,
Und ſtellte ſeiner Kirchenſchaar
Den Biedermann zum Vorbild dar.
Ein reicher Kauz nur, der faſt grob
Die Armuth drückte, und darob
Vom Heiligen geſcholten ward,
War in geheim ſein Widerpart,
Mißgönnt' ihm ſeinen Ruhm und Preis,
Und ſann, wie er ihn führ' auf's Eis.
Doch barg den Schalk er hinterm Ohr,
Log dem Gehaßten Freundſchaft vor,
Und lud, auf einen Streich gefaßt,
An einem Freitag ihn zu Gaſt.

Der Heil'ge ſetzte ſich zu Tiſch,
Sah ſich beſcheiden um nach Fiſch,
Den er an jedem Faſtentag,
Als röm'ſcher Chriſt, zu ſpeiſen pflag;
Doch war kein Eſſen hier zu ſchau'n,
Als ein gebratener Kapaun.
Ob dem anſtößigen Gericht
Verzog der Gaſt ſein Angeſicht;
Da hub der Hausherr an: „Verzeiht,
Daß keinen Fiſch die Tafel beut;
Es iſt ein ſchändliches Verſehn
In meiner Küche heut geſchehn.
Indeſſen leuchtet mir nicht ein,
Warum ihr wollt den Braten ſcheun.
Gott ſchuf den Fiſch und ſchuf das Huhn,
Um gütlich uns damit zu thun.
Nur Menſchenſatzung heiſcht und ſpricht:
Geneuß der Gottesgabe nicht!
Zwar ehrt man gern ein ſolch' Gebot,
Doch wird zur Tugend oft die Noth,
Und in dem Fall befindet Ihr,
Verehrter Freund, Euch jetzt bei mir.
Drum ſpeiſet mit Gewiſſensruh;
Es ſchaut uns kein Verräther zu.“ —

Ihm Obſtatt hielt der Gottesmann;
Bald aber fing ſein Magen an,
Sich einzumiſchen in den Streit,
Sah mit des Hungers Lüſternheit
Aus beiden Augen hell heraus,
Begehrte ſeinen Theil vom Schmaus,

Und ließ damit nicht eher nach,
Bis daß ſein Herr die Faſten brach.
Der Kapphahn ging nun glatt ihm ein;
Es blieb nichts übrig als Gebein.

Dem Wirth das Herz vor Freude ſprang,
Als ihm ſein Pfiff ſo wohl gelang;
Und kaum entledigt vom Beſuch,
Rafft' er die Knöchlein in ein Tuch
Und lief mit athemloſer Haſt
Hin zum biſchöflichen Palaſt.
„Hochwürdigſter,“ begann er dort,
„Vergönnet mir ein freies Wort!
Es hat ſchon lange mich empört,
Daß Euch Antonius bethört.
Ihr ſtellt uns ſeinen Lebenslauf
Als Leitſtern zu dem Himmel auf;
Doch hebet aus des Laſters Moor
Dieß Irrlicht täuſchend ſich empor.
Mich ſchmerzt, daß ich es ſagen muß:
Ein Gleißner iſt Antonius.
Trotz ſeiner Frömmigkeit Geräuſch,
Ißt er an Faſtentagen Fleiſch.
Er hat von meinem eignen Herd
Heut einen Fettkapaun verzehrt,
Und ließ davon nur dieß Gebein,
Das ſoll der Wahrheit Zeuge ſeyn.“ —

Der ernſte Biſchof war ganz Ohr,
Und hub erſtaunt die Händ' empor,
Indeß der hämiſche Geſell,
Ins Fäuſtchen lachend, froh und ſchnell

Das Tüchlein aus einander ſchlug,
In welchem er die Knochen trug.
Doch plötzlich ſtarrt' er wie ein Stein:
Das Tuch enthielt kein Hahngebein;
Er fand, mit dumpf betäubtem Sinn,
Nur Gräthen eines Fiſches drin. –
„O, das iſt Gottes Finger!“ rief
Er todtenbleich, und ſeufzte tief:
„Den ich in Schmach zu ſtürzen ſann,
Der iſt, fürwahr! ein edler Mann.
Der Himmel ſtreitet ſelbſt für ihn,
Und ewig wird ſein Name blühn.“

„Das wird er!“ ſprach des Biſchofs Mund.
„Macht Euch, wie Jener, rühmlich kund!
Nicht werth iſt, daß die Erd' ihn trägt,
Wer ſeinem Nächſten Schlingen legt.“

Der Igel und der Dachs.

Von ſeiner Lagerſtatt vertrieben,
Durchzog ein Igel Feld und Wald
Nach einem neuen Aufenthalt,
Doch nirgend zeigte man Belieben,
Die Pflicht der Gaſtfreundſchaft zu üben.
Er kam zuletzt an eines Dachſes Bau,
Und bat, ihn drinnen aufzunehmen.
„Ich hoffe, Nachbar,“ ſprach er ſchlau,
„Du wirſt das Volk umher beſchämen,
Das mir, dem eine wilde Jagd
Sein Kämmerlein bis in den Grund zerſtörte,
Hartherzig Dach und Fach verſagt.
Ein Felſenſinn, der mich empörte!
Braucht' ich etwa viel Raum, dann wär's ein andrer Fall:
Allein ſieh her, ich rolle mich beſcheiden,
Daß ich kaum größer bin, als eines Kindes Ball,
Und ſo kannſt du mich wohl in einem Winkel leiden.“

Er zog jetzt ſeine Stacheln ein,
Und kugelte ſich möglichſt klein.
Der Dachs, ein guter Tropf, ſah dieſem Gaukelſpiele
Mit weiten Augen zu, und ſagte: „Komm herein!
Ich habe zwar kein großes Haus, wie Viele,
Jedoch auch nicht ihr Herz von Stein.“

Der Fremdling war zwei volle Stunden
Ein ſtiller angenehmer Gaſt.
Er lag, als wär' er feſtgebunden,
Und fiel dem Wirthe nicht zur Laſt.
Doch nun begann der todte Knäul zu leben;
Er ſtreckte ſich und ſeine Stacheln aus,
Verließ den Platz, den man ihm eingegeben,
Und ſtreifte frech durchs ganze Haus.
Das mußte wohl den braven Dachs verdrießen;
Er liebte, wie bekannt, ein Schläfchen ungemein,
Und konnte deſſen nicht genießen;
Drum bat er ſanft, kein Störefried zu ſeyn.
Beleidigt aber drang mit ſeinen ſcharfen Spießen
Der böſe Schalk gewaltig auf ihn ein,
Verfolgte raſch von Schritt zu Schritte
Den unbehülflichen Patron,
Trieb ihn verwundet aus der Hütte,
Und nahm allein Beſitz davon.

„O, welche ſchändliche Belohnung
Des guten Werks, das ich gethan!“
Sprach zu ſich ſelbſt der Dachs, und ſah die werthe Wohnung
Schwermüthig mit dem Rücken an.

„Was fehlt dir, Freund? Haſt du nicht ausgeſchlafen?“
Fragt' ihn ein Fuchs, als beide ſich
Bald drauf im freien Felde trafen.
Der Dachs erzählte weinerlich,
Wie es dem tückiſchen Geſellen
Gelungen war, ihn um ſein Haus zu prellen.
„Der Schurke!“ rief der Fuchs: „Er war zuvor bei mir,
Und flehte kriechend um Quartier;

Ich aber ſchloß vor ihm bedächtig meinen Zwinger,
Denn er iſt mir als Heuchler ſchon bekannt.
Mich warnte vor dem Unheilsbringer
Ein Sprichwort, das ich oft auf Menſchenzungen fand.
Es lautet, wenn ich's recht verſtand:
Gibt man den Schelmen einen Finger,
So nehmen ſie die ganze Hand."

Joſt und ſein Diener.

„Faulenzer!“ rief der Knicker Joſt,
„Trag dieſen Brief ſchnell auf die Poſt!“
„Ach!“ ſprach der Diener, „ich bin krank,
Und kann nicht aufſtehn von der Bank!“
„Hm!“ ſagte Joſt, „was iſt zu thun?
„So geh' ich ſelbſt — mit Deinen Schuh'n.“

Der Koch.

Ein Kloſtermährchen.

An einem Faſtentag verließ
Ein Ordensmann, der Benno hieß,
Des ſtrengen Kloſters Speiſeſaal
Mit Murren ob dem dürren Mahl.
Sein Glück war's, daß ein Freund ſich fand,
Aus deſſen treuer Liebeshand
Er ein Paar Eier flugs empfing,
Womit er in ſein Zellchen ging.
Sie machten nur erſt halb ihn froh,
Denn leider waren ſie noch roh;
Doch half ſich der geſcheidte Mann,
Er zündete ſein Lämpchen an,
Hielt über'n Docht ſie kurz und gut,
Und brachte glücklich ſie in Sud.

Bevor dieß Kunſtſtück ganz gelang,
Durchſchlich der Abt den Zellengang,
Bog ſich zu Benno's Schlüſſelloch,
Sah doch erſtaunt den klugen Koch,
Erſtürmte zorniglich die Thür,
Und donnerte: „Was treibſt du hier?“
Der Mönch, erſchreckt durch dieſen Gruß,
Fiel ihm mit Angſtgeſtöhn zu Fuß:

„Ich bitte, Herr, mir zu verzeihn;
Der Fürſt der Hölle gab's mir ein.“

Urplötzlich fuhr, ſchwarz wie ein Mohr,
Der Teufel unterm Tiſch hervor,
Und brüllte: „Ha! ſo lüge du!
Mir gießt man alles in die Schuh'
Dergleichen Eierſiederei
Fiel mir mein Leben lang nicht bei.
Still ſaß ich hier und ſprach für mich:
Der Mönch iſt pfiffiger, als ich!“

Tamino und Pamina.

Ein Windhund, der Tamino hieß,
Betrug ſich oft ſehr ungerathen.
Einſt ſtahl er einen ganzen Braten,
Den ohne Schutz der Koch verließ,
Und machte glücklich mit dem Raube
Sich fort in eine Gartenlaube.

Indem er da mit Gier und Haſt
Die Zähne brauchte, kam als Gaſt
Ein Löwenhündchen aus dem Hauſe.
„Herr Camerad, halb Part vom Schmauſe!“
Rief's luſtig: „Meine Wenigkeit
Dient wieder bei Gelegenheit.“

„Man ſollte ſich des Bettelns ſchämen!“
Sprach Jener: „Doch zur Noth magſt du
Für dießmal einen Mund voll nehmen.“
Pamina langte ſchüchtern zu.
Indeſſen donnerten die Flüche
Des Bratenmeiſters in der Küche,
Und er errieth den Dieb im Nu.
Er ſtürmte fort, ihn zu entdecken,
Und feindlich führt' ein Ungefähr,
Den beiden Schmauſenden zum Schrecken,
Mit einem fürchterlichen Stecken,

Ihn ſchnurſtracks in den Garten her.
Tamino ſetzte, wie mit Schwingen,
Sich über'n Zaun in Sicherheit;
Doch nicht gebaut zu ſolchen Sprüngen,
Entkam der Löwenzwerg nicht weit,
Ward jämmerlich vom Koch gebläut,
Und ließ ſein Weh durchs Haus erklingen.

„Was gibts?“ begann der edle Hund
Saraſtro, ein betagter Pudel.
Pamina that ihr Unglück kund.
„O Thörin!“ ſprach der graue Mund!
„Du haſt in dieſen Schlägeſtrudel
Durch einen Fehltritt dich gebracht!
Pfui! deinem Magen blos zu Liebe,
Haſt du mit einem Schelm und Diebe
Vertraute Maskerei gemacht!“

„Ach lieber, alter Vater!“ ſagte
Das Hündchen: „Warum ſchmälet Ihr?
Tamino, wann ihn Hunger plagte,
Kam fleißig auch als Gaſt zu mir.
Saht Ihr doch ſelber mich bisweilen
Die kleine Schüſſel mit ihm theilen,
Und lobtet mich ſogar dafür!“

„Ganz recht!“ erwiederte der Weiſe:
„Die That war gut, die ich erhob.
Wer fremdem Hunger ſeine Speiſe
Mildherzig reicht, verdienet Lob.
Gib wem du willſt! Da ſey Bedenken
Und kalte Vorſicht gern verbannt;
Doch naht man Dir ſich mit Geſchenken,
So nimm ſie nur aus reiner Hand!“

Der erſte Ring.

Das Feuer war einſt nur der Götter Eigenthum,
Und ſie verſagten es dem ſterblichen Geſchlechte;
Doch dieſes Privilegium
Verloren bald die hohen Himmelsmächte.
Prometheus war der kühne Mann,
Der es den Selbſtlern abgewann.
Er zündete, nach alten Sagen,
Ein Stäbchen an dem Flammenwagen
Des Sonnengottes heimlich an,
Und, wie von Fittichen getragen,
Flog unterm Mond von Ort zu Ort
Des Feuers Geiſt wohlthätig fort.

Drob faßte, mit erglühten Wangen,
Der Gott des Donners ſchnell den richterlichen Schluß:
„Man nehme jenen Frevler ſtracks gefangen,
Führ' ihn zum Berge Kaukaſus,
Und auf der höchſten Felſenſpitze
Schmied' ihn an Fuß und Hand Vulkan
Mit ſiebenfachen Ketten an,
Daß er, gequält von Froſt und Hitze,
Dort dreißigtauſend Jahre ſitze!“

Sofort geſchah, was Jupiter befahl.
Prometheus hob den Blick, ſtatt Mitleid zu erflehen.

Mit Edelſtolz empor zu des Olympus Höhen,
Und trug, wie ein Gebild von Stahl,
Dreimal zehn Jahre lang der Feſſeln harte Qual.

Einsmals umgab ihn Nacht und Grauſen,
Und aus den Wolken ſtürzt' ein Aar,
Um ſeine Leber zu beſchmauſen,
Die täglich wieder wuchs, wenn ſie verzehret war.
Wie konnte mit ſo ſchauriger Gefahr
Der ſcheue Gott des Schlafes ſich vereinen?
Doch war es jetzt ein Glück, daß er nicht wollt' erſcheinen.
Die Parzen flüſterten unſern
Von Dingen, die einſt Jupitern
Mit Umſturz ſeiner Macht bedrohten.
Das meldete, ſobald der letzte Stern
Des Morgens wich, durch einen treuen Boten
Prometheus dem erzürnten Herrn,
Und ſo gelegenhaft erbat er ſich die Gnade,
Daß man für ſolchen Dienſt der Feſſeln ihn entlade.

Des Himmels König war erfreut,
Das fährliche Geheimniß zu ergründen;
Doch dem Gefangenen die Freiheit zu verkünden,
Verbot ihm ein geſchworner Eid,
Den Raub des Feuers ſchwer zu rächen,
Und dreißigtauſend Jahre lang
Den Thäter nicht vom Felſen loszuſprechen.
Allein nach kurzem Zeitvergang
Gewann die Dankbarkeit, die ſonſt bei Herrſcherthronen
Gar wunderſelten pflegt zu wohnen,
Hier vor dem Zorn ſo lobenswerth den Rang,
Daß Zevs beſchloß, ſein Wort zu wenden und zu drehen,
Und es mit Feinheit zu umgehen.

Er ſprach: „Prometheus werde frei!
Doch bleib' ich meinem Schwur getreu,
Vom Felſen ihn nicht früher zu entbinden,
Als dreißigtauſend Jahre ſchwinden.
Drum ſoll ſich bis zu jenem Augenblick
Ein ehrner Reif, in den ein kleines Felſenſtück
Gelöthet iſt, um ſeinen Finger winden.“ —

Prometheus blieb alſo, nach Jupiters Beſchluß,
Gefeſſelt an dem Kaukaſus,
Ging aber frei zurück zu ſeinen Heerden.
Der Reif an ſeinem Finger war
Der Vater aller Ring' auf Erden,
Und ſo der goldnen auch, die heut noch am Altar
Von Liebenden gewechſelt werden. —
O, ſähe nie durch ſie, nach kurzem Sonnenſchein
Der ehelichen Flitterſtunden,
Sich jemand an ein Herz, das jenem Felſenſtein
An Kält' und Härte gleicht, gebunden!

Der Kirſchbaum,

oder die Schule der Duldung.

Vor alten Zeiten ritt einmal
Ein Pfarrer auf ſein Filial;
Doch denkt nicht, daß Herr Nikolas
Auf einem ſtolzen Gaule ſaß;
Sein Aemtchen brachte wenig ein,
Und nährte nur ein Eſelein,
Das folgſam, ohne daß er's ſchlug,
Ihn über Stock und Steine trug.
Seit Jahren galt der Ruf: „Hetz! hetz!"
Dem Grauen als ein Marſchgeſetz,
Und eine Luſt war's, wie er lief,
Sobald ſein Herr dieß Wörtchen rief.

Er ritt denn mit Apoſtelſinn
Zur kleinen Tochterkirche hin,
Die weit von ihrer Mutter lag.
Der Hundsſtern herrſchte dieſen Tag.
Daher dem runden Ehrenmann
Der Schweiß vom Angeſichte rann,
Und ihn, noch fern von ſeinem Ziel.
Ein ungeheurer Durſt befiel.
Traun! theuer war jetzt guter Rath.
Denn hier in ſeinem Kirchenſtaat

Umgab ihn ringsher ödes Land,
Wo nirgend ſich ein Wirthshaus fand,
Und weder Bach noch Quelle bot
Ihm einen Trunk in dieſer Noth;
Mit reifen Früchten prangte nur
Ein Kirſchbaum auf der nächſten Flur.
Das ſah der Pfarrer wohlgemuth,
Und lechzte nach der Kirſchen Blut;
Doch, ihnen beizukommen, war
Ein Unternehmen voll Gefahr,
Denn um den Baumſtamm zog zur Wehr
Ein Dornverhack ſich breit umher.

Der Reiter trabte hin zum Hag,
Hielt ſeinen Eſel an und ſprach,
Wie er gewohnt war, laut zu ſich:
„Was iſt zu thun? Wie nehm' ich mich
In dieſem Falle recht geſcheidt?
Durſt und Moral ſind hier im Streit.
Sagt jener: Lange freudig zu!
Ruft dieſe: Nein, das meide du! —
Sie ſpricht, fürwahr! ein kluges Wort.
Und warnend fährt ſie weiter fort:
Denk, wie von dir oft Adam hart
In Predigten geſcholten ward,
Dieweil er ſich im Paradies
Ein Aepfelchen gelüſten ließ:
Und du, der Eifrer, wollteſt nun
Mit Kirſchen hier ein Gleiches thun?
Auch dieß iſt ein verbotner Baum!
Das zeigt der breite Dornenſaum,
Womit, zur Abwehr fremder Hand,
Der Eigenthümer ihn umwand.“

Drob ſann der Pfarrer ſchweigend nach,
Ward bald dann wieder laut und ſprach:
„Sie hat gut reden, Frau Moral,
Sie fühlet nicht des Durſtes Qual!
Auf ſchreite du, mein Eſelein,
Friſch in den Dornenhag hinein!“

Das treue Thierlein zagte ſchier,
Doch that es ſeine Dienſtgebühr,
Durchſchritt die Dornen lobeſam,
Und drang bis an des Baumes Stamm.
Hier aber war's ein ſchlimmes Ding,
Daß allzu hoch der Fruchtſchatz hing,
Und leider nicht Herr Nikolas
Der Fürſten langen Arm beſaß.
Er reckte ſich faſt ungeſund,
Und doch kam nichts in ſeinen Mund.
Da er nun ſo vergebens rang,
Er ſchnell ſich aus dem Sattel ſchwang,
Und trat mit beiden Füßen drauf,
So reicht' er zum Gezweig hinauf,
Ergriff geſchwind den reichſten Aſt,
Und plündert' ihn mit froher Haſt.

„O ſüße Labung!“ ſprach er laut.
„Wenn nur kein Lauſcher hier mich ſchaut'
Mein Thier ſteht einem Felſen gleich;
Doch wär' es ein verdammter Streich,
Käm jetzt mit Lärmen und Geſchwätz
Ein Narr daher, und rief: Hetz! hetz!“ —
Und kaum entfuhr ihm dieſes Wort,
Da ſprang hop! hop der Eſel fort,

Und ſchnellte, wie ein Wetterſchlag,
Den guten Pfarrer in den Hag.

„Au weh! ſo war ich ſelbſt der Narr,
Vor dem mir vorhin bange war!“
Erſeufzt' er tief, und wollte fliehn,
Die Dornen aber faßten ihn.
Sie hackten ſich in ſein Gewand,
Sie ſtachen ihn in Fuß und Hand,
Und hielten ihn ſo häſcherhaft
In blutiger Gefangenſchaft.

Indeſſen lief der Eſel frei
Zurück zur heimiſchen Pfarrei.
Die Schaffnerin, Frau Kordula,
Erſtarrte ganz, als ſie ihn ſah.
Im Schreckenswahn, ihr Herr ſey todt,
Erließ ſie ſchnell ein Aufgebot
An Knecht und Magd, zog ſelbſt voran,
Und wählte klug die rechte Bahn.
Noch lag ihr Brodherr feſt beſtrickt,
Und hatte kaum ſein Volk erblickt,
So rief er froh mit aller Kraft:
„Hier, Leutchen, hier bin ich in Haft!“
Aufhorchend flog die Schaffnerin
Mit ihren zwei Trabanten hin,
Riß weit die Augen auf und ſchrie:
„Herr Jemini, Herr Jemini!
Ich wundre mich beinah zum Stein:
Wie kamt Ihr in dieß Kreuz hinein?“
So, mit der Neugier Ungeſtüm,
Erheiſchte ſie Bericht von ihm;

Er aber forderte mit Grund:
„Braucht erſt die Hand, hernach den Mund!“
Und ward mit treuer Thätigkeit
Von ſeinen Feſſeln nun befreit.

„Ein Bett der Hölle!“ ſprach er jetzt:
„Rock und Perücke ſind zerſetzt;
Doch fand ich auf dem Folterplatz
Der Duldung goldeswerthen Schatz.
Man tadelt im Gewühl der Welt
Oft Manchen, der uns nicht gefällt,
Und, wann der Prüfung Stunde naht,
Thut man wohl ſelbſt, was Jener that.
So ſchalt ich oft den Apfelbiß,
Der uns das Paradies entriß,
Und griff, von Lüſternheit verſucht,
Doch ſelbſt hier nach verbotner Frucht.
Die Dornen ſtraften mich dafür,
Und nun hat Adam Ruh vor mir.“

Das war ich!

Nach Jean de la Fontaine.

Noch neu war Herr von Jant vermählt;
Er hatte mit Geſchmack gewählt,
Und war doch, gleich den raſchen Winden,
Die immer ändern ihren Flug,
Bald drauf ſchon flatterhaft genug,
Der Gattin Zoſe ſchön zu finden.
Sie blühte lockend, es iſt wahr:
Kann aber dieß von Pflicht entbinden?
Wer Ringe wechſelt am Altar,
Soll ſtracks für fremden Reiz erblinden.

Dieß eheliche Hauptgeſetz
Leichtſinnig übertretend, blickte
Der Ritter keck umher, und ſtrickte
Sogar für Nanni ſchlau ein Netz
Aus Gold und ſchmeichelndem Geſchwätz,
Wobei ſie ſelbſt ihm Beifall nickte.

Einſt Morgens, als noch alles ſchlief,
Ging ſie hinunter' in den Garten,
Und er, den Amor weckt und rief,
Ließ dort nicht lange ſich erwarten.

Sie ſaß auf einer Raſenbank,
Beſchäftigt, einen Strauß zu binden,
Und freundlich waren Gruß und Dank;
Doch gab's aus leicht denkbaren Gründen
Im Augenblick auch Streit und Zank.
Der Ritter machte durch Getändel
Und Neckerei ſich ſelbſt die Händel;
Dafür bekam er, Schuß auf Schuß,
Die Blumenſammlung an die Stirne,
Und rächte ſich mit Kuß auf Kuß.
Raſch wie ein Reh entfloh die Dirne,
Doch ſchlüpfrig war das Gras, ſie fiel:
Und er war ſchadenfroh befliſſen,
Sie hier zu halten und zu küſſen.

Jetzt unterbrach das loſe Spiel
Urplötzlich eine Schreckenspauſe.
Er flüſterte: „Wie wird's uns gehn!
Ich ſehe dort im Nachbarshauſe
Am Fenſter ihrer Nonnenklauſe
Das alte Fräulein Sara ſtehn,
Und mit der Brille nach uns ſpähn.
Sie hat, was mich ſchon längſt verdrießet,
Bei meiner Frau ein offnes Ohr,
Und wo ihr Fuß nur auftritt, ſprießet
Der Zwietracht Giftpilz ſchnell hervor:
Doch immerhin! Es gilt die Wette,
Daß ich durch eine Liſt mich rette."

Und, wie verfolgt von Schwertern, lief
Er aus dem Garten in das Zimmer,
Wo Ira, ſeine Gattin, ſchlief.

„Ei!“ ſprach er, „träumt man hier noch immer?
Erwache, ſüßes Weib! Dich ruft
Ein Himmelsmorgen ſonder gleichen
Ins Labebad der freien Luft.
Ich komme, dir den Arm zu reichen.“

Das gute Weiblein ahnte nicht
Die feine Miſchung ſeiner Karten,
Und folgte dem verſchmitzten Wicht
Mit heiterm Antlitz in den Garten.
Er bat um einen Blumenſtrauß,
Fing an muthwillig liebzukoſen,
Sie aber wich erröthend aus,
Und warf von weitem ihn mit Roſen.
Er haſchte ſie, die ſcherzend floh,
Zog küſſend in das Gras ſie nieder,
Und ſpielte Zug für Zug denn ſo
Die ſchon geſpielte Rolle wieder;
Nur fehlte, recht nach ſeinem Sinn,
Die nachbarliche Lauſcherin.

Sie ließ ſich nicht am Fenſter ſchauen,
Weil ſie juſt ſchrieb: „Juweel der Frauen,
Du meines Lebens Honigſeim!
Ich hab' dir etwas zu vertrauen,
Beſuche heut mich in Geheim!“

Der Vormittag war faſt verſchwunden,
Als Ida dieſen Brief bekam,
Und ihre Neugier war ſo zahm,
Daß ſie erſt in den Abendſtunden

Gemach den Weg zum Fräulein nahm.
„Mein Gott!“ rief Sara beim Empfange:
„Warum ſo ſpät? Ich harrte lange,
Dir kund zu thun, was du nicht weißt,
Daß du im Buſen eine Schlange
Voll Gift ernährſt, die Nanni heißt.“

Ida.

Mein Kammermädchen? — Ich erſtaune!
Doch ſicher ſcherzt nur Saras Laune,
Denn Nanni iſt ſo brav als wir.

Sara.

Dieß Compliment verbitt' ich mir.
Nicht meines keuſchen Körpers Schatten,
Geſchweig ich ſelbſt, kam deinem Gatten
Je frech und ungeſittet nah.

Ida.

Das ſind mir dunkle Räthſelſprüche.

Sara.

Nun, ſo erfahre denn die Schliche,
Die ich mit eignen Augen ſah.
Als ich an meinem Fenſter heute
Den Hauch des Morgens in mich ſog,
Und deines Gartens mich erfreute,
Gab's dort ein Pärchen muntre Leute,
Das meinen Blick ſehr an ſich zog.
Es war belobte Jungfer Schlange,
Und ein gewiſſer junger Fant,
Der ehrenfeſte Herr von Fant.

Er, ganz entſagend ſeinem Range,
Kniff ſie vertraulich in die Wange;
Doch ſie that erſt ganz jüngferlich. —

Ida.

O, blinde Sara! das war ich!

Sara.

Du? — Ja, vielleicht zu andern Zeiten,
Eh dir ſein Herz die Bübin ſtahl,
Erwies auch dir dein Herr Gemahl
Im Garten manche Zärtlichkeiten:
Doch heut — darüber gilt kein Streiten —
Heut fiel auf Nanni ſeine Wahl.
Ich ſah doch ihre Liebespoſſen,
Wie, ſcheinbar keuſch, das Mädchen wich,
Und ſie dann aus der Ferne ſich
Mit Blumen hin und her beſchoſſen.

Ida.

Ganz recht, mein Fräulein, das war ich!

Sara.

Schweig, Ida, ſchweig! Du willſt mich äffen,
Doch meiner Brille glaub ich mehr.
Es war nach jenem Blumentreffen
Der grüne Kampfplatz noch nicht leer.
Der edle Ritter fing und küßte
Sein feines Liebchen wonniglich.

Ida.

Als ob ich das nicht ſelbſt ſchon wüßte!
Denn die Gefangene war ich.

Tara.

Pah, pah! Sie fiel geſchickt ins Grüne,
Und zart umarmte ſich das Paar. —
Ha! glüht denn noch in deiner Miene
Kein Fünkchen Zorn? Du lachſt ſogar!

Ida.

Mit Fug und Recht, weil ich es war.

Tara.

Verblendet willſt du alſo bleiben?
Willſt ſie nicht aus dem Hauſe treiben,
Die ſolcher Streiche ſich erkühnt?

Ida.

Mir ſelbſt müßt' ich das Bannwort ſprechen;
An Nanni hab' ich nichts zu rächen;
Ich war von ihr ſtets gut bedient.

Tara.

O du einfältig-fromme Taube,
So mag denn wie ein Fels dein Glaube
An deines Mannes Tugend ſtehn!
Treuloſe Schmetterlinge werden
In Lobeſängen dich erhöhn,
Und, wallſt du einſt nicht mehr auf Erden,
Zu dir als Schutzpatronin flehn.
„O heil'ge Ida!“ wird es klingen:
„Iſt's möglich, daß auf Geiſterſchwingen
Du dich durch Wunder offenbarſt,
So mache bei gewiſſen Dingen
Mein Weib ſo blind, als du es warſt!“

Die Katze in der Speiſekammer.

Frau Magdalis, ein leckres Weibchen,
Und unvorſichtig obendrein,
Briet ſich zum Abendbrod ein Täubchen,
Setzt' es in einen offnen Schrein,
Und ſchloß beim unverwahrten Schatze
Die heimlich nachgeſchlichne Katze
Im Raum der Speiſekammer ein.

Die Faslerin kam erſt nach Stunden
Von nachbarlichen Plauderkunden
Mit gutem Appetit zurück.
Sie pflegte nicht den Mund zu ſchonen,
Und wollt' ihm nun ſein Tagwerk lohnen:
Doch dieß verbot ein Mißgeſchick.
Sie fand ihn nicht, den Lieblingsbraten,
Und rief mit ſtarrem Kummerblick:
„O weh! wo iſt er hingerathen?
Gebratne Tauben flogen ja
Bis jetzt nur in Utopia!“

Nicht ſcheu, gleich ungeladnen Gäſten,
Nein, mit ganz unerſchrocknem Sinn,
Saß unterm Schrein die Näſcherin,
Umgeben von des Schmauſes Reſten,
Und ſchaute ruhig vor ſich hin.

„Ha, Diebin! treibſt du hier dein Weſen?
Du ſollſt mir büßen für den Schmaus!“
Rief Magdalis, nahm einen Beſen,
Und holte grimmig damit aus.

„Halt!“ ſprach die Katze ſehr entſchloſſen:
„Wie komm' ich denn zu Schimpf und Schlag?
Ich läugne nicht, ich hab's genoſſen
Das Täubchen, das ſo frei hier lag.
Dabei geduldet, mußt' ich glauben,
Es ſey beſtimmt für meinen Zahn.
Man ſtellt doch bei gebratnen Tauben
Die Katze nicht zum Wächter an!“

* * *

Sorgloſe Mütter ſchöner Töchter,
Seyd künftig ſtrenger auf der Huth;
Denn mancher Hausfreund iſt ein Wächter,
Der wie die Katze denkt und thut.

Vermiſchte Gedichte.

In ſolchen Waſſern fängt man ſolche Fiſche.

Schwank in drei Akten.

Perſonen:

Otto von Donnersberg, Huſarenmajor außer Dienſt.
Blandine, ſeine Gemahlin.
Liſette, ihre Kammerjungfer.
Zwei Knechte.

Erſter Akt.

Otto

raucht in Jagdkleidern ſein Morgenpfeifchen und ſpricht mit ſich ſelbſt:

Hier ſitz' ich nun gebückt und krumm!
So ſaß ich nicht vor funfzig Jahren.
Da ſchnallt' ich den erſten Säbel um,
Und ward ein Ausbund wilder Huſaren.
Ei, ei, wie trieb den tapfern Cornett
Des Alters roſtiges Schwert zu Paaren,
Und endlich ſogar — ins Ehebett!
Ich bin zum Glück nicht übel gefahren.
Mich liebt, trotz meinen grauen Haaren,

Mein junges Weiblein warm und treu,
Und macht mir des Lebens December zum Mai.

Blandine

tritt auf.

Bleib, Herzensmännchen, bleib zu Hauſe
Bei deiner guten, getreuen Frau!
Horch! hörſt du nicht des Sturms Gebrauſe?
Das Wetter iſt heut gar zu rauh!
Du könnteſt auf der Jagd erkranken,
Und in den beſten Jahren verblühn;
Ach, Trauter, bei dieſem Schreckgedanken
Wird's mir vor den Augen gelb und grün!

Otto.

Kind, ſorge doch nicht meinetwegen!
Ich bin kein Püppchen von Marzipan.
Was ficht mich alten, gehärteten Degen
Ein ungeſtümes Lüftchen an?
Der Zärtling mag ſich ſchonen und pflegen!
Ich koſtete Stürme von anderer Art.
Potz Hagel! was rauſchte der Kugelregen
Mir manchmal um den Knebelbart!
Ich ſpornte doch meinen braven Schimmel
Ins eiſerne Todeswetter hinein,
Und ſollte jetzt zagen vor Windgetümmel? —
Bei meinem Säbel! das ließe ſein!

Blandine.

Freund, andre Zeiten, andre Sitten!
Du haſt ſonſt brav und ritterlich
Für's werthe Vaterland geſtritten,
Doch jetzt, mein Theurer, lebſt du für mich
Drum bitt' ich dringend, ſchone dich!

Brich, um ein Häschen zu erjagen,
Nicht deinem Leben ſelbſt den Stab.
Ach, wenn ſie dich auf den Kirchhof tragen,
Ich ſpringe vor Jammer mit dir ins Grab!

Otto.

Ha! ha! ſo ſprecht ihr immer, ihr Weiber!
Das iſt euer alter Sirenengeſang.
Doch nirgend meldet ein Chronikenſchreiber,
Daß eine von Euch in die Grube ſprang.

Blandine.

So biet' ich zuerſt mich dem Tod zum Raube.
Mir iſt nicht mein Leben ſo lieb als du!

Otto.

O meine holde, zärtliche Taube!
Welch Engelherz führte das Glück mir zu!
Ich weiß, du biſt mir treu ergeben,
Und würdeſt weinen an meinem Sarg;
Nur ſorge nicht ängſtlich für mein Leben,
Denn was zu arg iſt, das iſt zu arg!

Blandine.

Ach, böſer Nimrod! mußt du denn jagen?

Otto.

Das macht mein Hauptvergnügen aus.

Blandine.

Wird meine Bitte rund abgeſchlagen?

Otto.

Leb wohl, ich komme zu Tiſch nach Haus.

Er eilt fort.

Blandine

ſchlägt hinter ſeinem Rücken ein Kreuz.

Zieh hin, und reit' im Sturm und Regen
Meinthalben bis zum jüngſten Tag!
Ich bat, als wollt' ich Steine bewegen,
So wenig das Ding mir am Herzen lag.
Welch hartes Loos, in meinen Jahren,
Da roſige Jünglinge für mich glühn,
Mit einem alten, eisgrauen Huſaren
Am ehelichen Joch zu ziehn!
O käme der Tod, ihn auszuſchirren,
Wie wollt' ich genießen ſein Gut und Geld!
Doch fahr' ich nur fort, ihn ſchmeichelnd zu kirren,
So kann ich ſchon jetzt thun, was mir gefällt.

Liſette

kommt und überreicht ein Billet.

Der Herr von Dahl legt ſich zu Füßen.
Sein Läufer gab dieß Brieſchen ab.

Blandine

lieſ't und ſeufzt.

Wie hart läßt ihn das Schickſal büßen!
Er ſehnt, wie Werther, ſich ins Grab.

Liſette.

Darf Eure Dienerin es wagen,
Zu bitten für den armen Herrn?
Er iſt des jungen Adels Stern,
Das müſſen ſeine Neider ſagen.
Erhört doch endlich ſeine Klagen,
Und haltet ihn nicht mehr ſo fern!

Blandine.

Du biſt ein ehrliches Mädchen, Liſette,
Man kann mit dir ſprechen ein trautes Wort.
Mich feſſelt hier eine Sklavenkette,
Die freien Gedanken ſind aber dort.
Ich liebte, wie ich gern geſtehe,
Als Fräulein ſchon den guten Dahl;
Doch man beſchwatzte mich zur Ehe
Mit meinem dreifach reichern Gemahl.
Ich ſah nicht ſeitdem des Geliebten Schatten,
Und darf's nicht wagen, mich ihm zu nahn,
Sonſt ſchwärzen mich Feinde bei meinem Gatten
Als eine treuloſe Buhlerin an.
Er ſtreicht dann wohl, um mich zu ſtrafen,
In ſeinem Teſtamente mich aus,
Und geht er zu ſeinen Vätern ſchlafen,
So bin ich arm wie eine Kirchenmaus.

Liſette.

Ei! könnte der gnädige Herr ſo handeln?
Er wird nicht leicht zum Zorn bewegt,
Und läßt manch U in ein X verwandeln,
Eh ſich die Galle bei ihm regt.

Blandine.

Man darf dem alten Kalmäuſer nicht trauen;
Die ſtillen Waſſer ſind meiſtens tief.
Wollt' ich auf ſeine Gelaſſenheit bauen,
So ginge die Sache vielleicht ſehr ſchief.

Liſette.

Ihr müßt ſein Gemüth durch Proben ergründen.
Bleibt er geduldig, wie Hiob es war,

Und ſtraft er nicht kleine Fehler und Sünden,
So wagt man größere ſonder Gefahr.

Blandine.

Wie ſeltſam ſich unſre Gedanken kreuzen!
Ich wollte längſt den verſchloßnen Mann
Durch ſchuldlos ſcheinende Poſſen reizen,
Um zu ſehn, wie viel er verdauen kann.
Er liebt, gleich einem ſpielenden Kinde,
Ein Kleeblatt von Dingen verſchiedener Art!
Das iſt des Gartens ſchattende Linde,
Ein Goldfaſan und ſein Knebelbart.
Erkühn' ich mich, ſie anzutaſten,
Und er verzeiht mir ſanft die Schuld,
So trägt er auch härtere Kreuzeslaſten
Mit Vater Hiobs berühmter Geduld.
Dann tret' ich keck aus der Demuth Schranken.
Beherrſche nach Laune das ganze Haus,
Und küſſe den Freund nicht mehr bloß in Gedanken
Nein, öffentlich geht er hier ein und aus!

Liſette.

Ein herrlicher Einfall, das muß ich ſagen!
So wißt Ihr auf Einmal, woran Ihr ſeyd.
Faßt Muth, die Proben noch heute zu wagen,
Und Morgen beginnt Eure goldne Zeit.

Blandine.

Der Liebesgott gebe dazu ſeinen Segen!
Ich habe nun weder Raſt noch Ruh.
Das Glück flieht die, ſo zu viel überlegen.
Und eilt den raſchen Waghälſen zu.

Zweiter Akt.

Der Schauplatz iſt im Garten.

Blandine

naht ſich einer großen Linde.

Dein letztes Stündlein hat geſchlagen!
Was willſt du länger unnütz ſtehn?
Du ſollſt mir Früchte der Liebe tragen,
Und ſo verdienſtlich untergehn.

Liſette

kommt mit zwei Knechten, die Holzäxte in den Händen haben

Blandine.

Geſchwind! Wie lange muß ich warten!
Fällt dieſen Baum mit Kraft und Geſchick!
Er überſchattet den halben Garten,
Und raubt ihm der Sonne belebenden Blick.

Ein alter Knecht

wirft mit Kopfſchütteln ſeine Axt auf die Erde.

Ich wollte lieber mich ſelbſt verwunden,
Als dieſen ſchönen, ehrwürdigen Baum,
Den alten Zeugen fröhlicher Stunden! —
Ach, gönnt ihm länger Leben und Raum!

Blandine.

Du wagſt zu grübeln, wenn ich befehle? —
Hinweg, du kindiſch gewordener Greis,
Und ſtimme zu Trauerliedern die Kehle!
Indeſſen befolgt dein Kamrad mein Geheiß.

Der andere Knecht.

Einen Baum zu bewinſeln, das ſind mir Faxen!
Ich wollt' ihn zerhauen mit Lachen und Hohn;

Doch iſt er dem Herrn ans Herz gewachſen,
Und da gäb's halter einen ſchlimmen Lohn!

Er reibt ſich mit einem ſauern Geſichte den Rücken und wirft ſeine Axt weg.

Blandine.

Auch du biſt eine feige Memme!
Was nützt dir dein rieſenförmiger Leib!
Ihr ſeyd ein Paar Männer wie Eichenſtämme,
Und wagt nicht ſo viel als ein ſchwaches Weib!

Die Knechte gehen ab. Blandine ergreift eine Axt und thut einige Hiebe in den Stamm des Baumes. Plötzlich tritt Otto in den Garten, und eilt mit Geberden des höchſten Erſtaunens herbei.

Otto.

Halt! was beginnſt du mit meiner Linde?
Was hat dir der ſchuldloſe Baum gethan?

Er fällt ihr in den Arm und entwaffnet ſie

Blandine.

Ei! kommſt du ſchon von der Jagd ſo geſchwinde?
Ich fing das nützliche Werk kaum an.

Otto.

Du ſprichſt von Nutzen? — Ich kann dich nicht faſſen
Erkläre mir dieß Räthſel, mein Kind!

Blandine.

Uns ziemt, mein Schatz, dieſen Baum zu haſſen,
Wenn wir vernünftige Haushälter ſind.
Es hat, wie einem ſtolzen Tyrannen,
Der um ſich her die Schwächern drückt,
Dem hundertarmigen Rieſen geglückt,
Den halben Garten zu umſpannen,
Und von den Beeten die Sonne zu bannen.

So weit er ſeine Schatten ſtreckt,
Kann weder Blume noch Pflanze gedeihen:
Dieß hat bei mir die Luſt erweckt,
Dem Gott des Feuers ihn zu weihen.

Otto.

Nein! nein! Ich gönne dem Vulkan
Davon auch nicht den kleinſten Span;
Denn, wie du weißt, ich liebe dieſen
Von dir verklagten grünen Rieſen,
Und ſeh' ihn als meinen Bruder an.
Mein Vater pflanzt' ihn vor grauen Jahren
Am Tage, da ich geboren ward,
Und was ich von Leiden und Freuden erfahren,
Das hab' ich ihm brüderlich offenbart.
Er ſchien, wenn unter ſeinem Dache
Mein Herz ſich laut ergoß, nicht taub.
Oft dünkte mich, als wein' oder lache
Mit mir theilnehmend ſein flüſterndes Laub.

Blandine.

Gutmüthiger Schwärmer, das ſind Grillen!
Doch ſoll dein Baum mir heilig ſeyn.
Ich hab' ihn verletzt ohne böſen Willen,
Und das wirſt du mir freundlich verzeihn.

Otto

reicht ihr die Hand.

Von ganzem Herzen! — Es ſey vergeſſen;
Nur thu hinfort meinem Bruder kein Leid! —
Nun, Liebchen, wie ſteht's mit dem Mittagseſſen?
Mein Magen meint, es ſey an der Zeit.

Blandine.

Ich will ihn augenblicklich bedienen.
Der Braten hat ſich genug gebräunt.

Otto.

Ich dächte, wir tafelten hier im Grünen.
Die Winde ruhen, die Sonne ſcheint.

Blandine

nickt ein freundliches Ja, und geht mit Liſetten ab

Otto,

die Wunden des Baumes betrachtend

Gott ſey gelobt, daß die Kraft der Frauen
Nicht ihrem Leichtſinn die Wage hält:
Sonſt hätte Blandchen tiefer gehauen,
Und meinen alten Liebling gefällt.
Welch böſer Geiſt war in ſie gefahren? —
Ei nun, der Kobold Unbeſtand!
Er ſcheint ſeit der Urwelt Wiegenjahren
In Kopf und Herz der Weiber gebannt,
Und treibt, wie der Wind mit den Wetterhähnen,
Oft mit den Schönſten ſo toll ſein Spiel,
Daß ſie ſich immer nach Wechſel ſehnen,
Und heute verachten, was geſtern gefiel.

Blandine

kommt zurück. Ihr folgt Liſette mit Tiſchzeug und einer verdeckten Schüſſel.

Otto.

Schon wieder hier?

Blandine.

Deine Wünſche geben
Mir immer Flügel, mein guter Mann.

Otto.

Gefälligkeit verſüßet das Leben,
Und fängt ſchon auf Erden den Himmel an.

Es wird unter der Linde gedeckt und aufgetragen. Die Herrſchaften ſetzen ſich zu Tiſch. Liſette tritt zurück und lauſcht in der Ferne.

Blandine.

Nun rathe mir, Ott, das Gericht in der Schüſſel!

Sie legt die Hand auf den Deckel.

Ich ſetze das Kernſtück davon zum Preis.

Otto.

Kind, wenn man hungert, ſucht man den Schlüſſel
Zu Räthſeln nicht gern mit zögerndem Fleiß.

Blandine.

O, liebes Männchen, der leere Magen
Macht Viele witzig und gelehrt!

Otto.

Ich aber bin gleich auf's Haupt geſchlagen,
Wenn mir der Hunger den Krieg erklärt.
Schon unterminirt er bei deinem Genecke
Den Fels der Geduld, dieſer nagende Wurm:
Drum, loſes Weibchen, die Hand von der Decke,
Sonſt lauf ich auf die Schüſſel Sturm!

Blandine.

So muß ſich wohl die Feſtung ergeben.
Da zieh mit deiner Genießluſt ein!

Sie hebt den Deckel ab.

Otto, ſtaunend:

Ha! ein Faſan!

Blandine.

Ja, ja, mein Leben!
Er wird wohl zart und lecker ſeyn.

Otto.

Wie kommſt du zu dieſem fürſtlichen Braten?

Blandine.

Er lief ſelbſt willig mir in die Hand.

Otto.

Mit deinen Räthſeln! Ich mag nicht rathen.
Sprich kurz! wie iſt die Sache bewandt?

Blandine.

Ei nun, mein Guter, wenn ich dir ſage,
Daß mir der Faſan in die Hände lief,
So iſt dieß wohl keine Räthſelfrage,
Und das Geheimniß liegt nicht tief.
Die wilden Faſane ſind nicht ſo kirre,
Daß man mit den Händen ſie fangen kann.

Otto.

Wie? was? — Blandine, du redeſt wohl irrs!

Er ſpringt vom Stuhl auf.

Blandine.

Wo willſt du hin?

Otto.

Zu meinem Faſan.

Blandine,

lächelnd:

Bemühe dich nicht! Er iſt in der Nähe,
Da liegt er in der Schüſſel vor dir.

Otto.

Ha, Weib! Ich wüßte nicht, was geſchähe —

Blandine.

Du zürnſt? — Und danken ſollteſt du mir!

Otto.

Iſt's möglich? — Hat dich Wahnſinn befallen?

Blandine.

Ott! mäßige dich! Ich bin geſund.
Je ſtärker du läſſt deine Stimme ſchallen,
Je lauter thut ſich dein Undank kund.

Otto.

Mein Undank? — Welche Tollhausreden!
Dein Undank gleichet der ſchwärzeſten Nacht.

Blandine.

Sey ſanft! Sonſt laß ich mich eher tödten,
Als ich dir ſage, wie gut ich gedacht.

Otto.

Nun, Wunders halben möcht' ich hören,
Wie du dich weiß zu brennen denkſt.

Blandine.

Es wird dich reu'n, — darauf will ich ſchwören —
Daß du mit harten Worten mich kränkſt.
Ich bat dich herzlich heut am Morgen,
Nicht in den Sturm hinaus zu gehn;
Allein du höhnteſt der Liebe Sorgen,
Um nur auf deinem Kopf zu beſtehn.
Da hätten nun Tauſend an meinem Platze
Gemault, geſchmollt und gedacht: Fahr hin!

Doch pfui über eine ſo grämliche Katze!
Des Weibes Schmuck iſt Taubenſinn!
Ich ſeufzte gen Himmel nach ſanftern Winden
Für meinen geliebten Jäger im Hain,
Und ſann herum, mich ihm zu verbinden,
Und ihn beim Mittagstiſch zu erfreun.
Zum Unglück war meine Vorrathskammer
Mit keinem guten Biſſen beſtellt,
Und auf den Dörfern iſts ein Jammer,
Man kann nichts haben für ſchweres Geld.
Ich lief, als ſtände mein Kopf in Feuer,
Die Treppen hinunter, die Treppen hinan,
Und da — unglückliches Abenteuer! —
Flog mir auf die Schulter der Goldfaſan.
Wir hatten uns ſonſt nicht recht vertragen:
Er hielt von mir ſich immer fern;
Jetzt aber ſchien er traulich zu ſagen:
Da! opfere mich meinem guten Herrn!

Otto.

Potz Schnack! Geſteh' mir ohne Grimaſſen,
Warum begingſt du den hämiſchen Mord?

Blandine.

Müßt' ich auf der Stelle vor dir erblaſſen,
Ich könnte nicht beichten ein andres Wort.
Was ſollte mich ſonſt zu der That verleiten,
Als dir ermüdeten Nimrodsſohn
Ein leckerhaftes Gericht zu bereiten?
Ich ſelbſt begehre kein Schnittchen davon.

Otto.

Auch ich keinen Biſſen! Ich eſſe lieber,
Wie ein Carthäuſer, trocknes Brod.

Blandine

winkt Liſetten und reicht ihr die Schüſſel zum Wegtragen.

Nun, Beſter, ſchmolle nicht weiter darüber!
Das arme Thierchen iſt einmal todt.
Ich ſchaffe dir ein Paar andre Faſane,
Mit doppelt ſchönerer Farbengluth.

Otto.

O geh mit deinem Entſchädigungsplane!
Es iſt nicht alles, was ſchön iſt, gut. –

Blandine.

Das ſagſt du mir mit Blicken wie Pfeile?

Otto.

Sie treffen ins Schwarze – dein Gewiſſen ſchlägt!

Blandine.

Nein! Daß ich nur manchmal mich übereile –

Otto.

Hat dich kein ſchlimmeres Triebrad bewegt?

Blandine,

zärtlich:

Wie kannſt du das glauben?

Otto,

nach einer Pauſe, weichmüthig:

Ich hatt' ihn erzogen.
Und alle Menſchen waren ihm hold.
Er war ſo ſchön wie ein Regenbogen,
Und ſein Gefieder glänzte wie Gold.
Von meiner Stimme ließ er ſich locken,
Begleitete mich, wo ich ging und ſtand,
Hob klug ſein Köpfchen, und unerſchrocken
Nahm er ſein Futter aus meiner Hand.

Es lache, wer will, doch mich kanns freuen,
Wenn der Menſch, vor dem ſich in Wald und Feld
Die grauſam verfolgten Thiere ſcheuen,
Durch Menſchlichkeit ihr Vertrauen erhält.

Blandine.

Hör' auf, hör' auf, ſo rührend zu ſprechen!
Ach, ich vergehe ſonſt vor Schmerz!
Die ſchärfſten Dolche der Reue ſtechen
Mir tiefe Wunden in das Herz.
Wirf gütig der Verzeihung Schleier
Auf meinen Eulenſpiegelſtreich.
Ich halte künftig, was dir theuer
Und werth iſt, meinen Augen gleich.

Otto.

Ich war Soldat, doch ich liebe den Frieden,
Und ich vergeb' und vergeſſe leicht.

Blandine,

ihn freudig umarmend.

Welch ſeltnes Glück ward mir beſchieden!
Wo ſchlägt ein Herz, das deinem gleicht?
Ich unbedachtſamer Irrwiſch verdiene
Kein ſolches Kleinod von einem Mann;
Doch will ich ſuchen wie eine Biene,
Was mir dein Lächeln gewinnen kann.
Ich will dein Leben in Honig tauchen —

Otto.

Ho! ho! ein gar zu poetiſches Wort!

Blandine.

Doch werd' es wahr! Ich achte hinfort
Auf jedes Winkchen deiner Augen.

Sprich nur, was dir zu Dienſten ſteht!
Haſt du jetzt Luſt, ein Pfeifchen zu rauchen?
Ich hole raſch dein Tabaksgeräth.

Sie eilt hinweg.

Otto.

Sie wird mir ein unerklärliches Weſen!
Ich glaubte ſchon, ich hätt' ihr Gemüth,
Wie einſt als Kind meine Fibel, durchleſen,
Allein ich irrte mich, wie man ſieht.
Das Buch des weiblichen Herzens durchblättern
Wir Männer täglich mit forſchendem Sinn,
Und dennoch ſtoßen wir oft darin
Auf dunkle Zeilen arabiſcher Lettern.

Blandine,

zurück kommend:

Bin ich nicht ſchnell wie des Blitzes Strahl?
Da bring' ich aus deinem Pfeifenſchatze
Den Kopf mit der grimmigen Türkenfratze,
Sammt Tabak, Wachsſtock und Feuerſtahl.
Nun ſtopfe dem Muſelmann — ſieh, wie paßt er
Schon gierig drauf! — den Mund voll Kanaſter!

Otto.

Ei! warum wählteſt du für ihn
Das kürzeſte Rohr? — Drob wird er ſchmälen.
Du weißt ja doch, die Türken ziehn
Den Rauch gern aus den längſten Kanälen.

Er ſtopft die Pfeife.

Blandine.

Potz tauſend! ich dachte nicht daran;
Er mag's mir verzeihn, der Herr Großſultan.

Für ſich, indem ſie Feuer anſchlägt.

Ich habe dieß Rohr mit Bedacht genommen,
Um deinem Knebelbart näher zu kommen.

Otto.

Der Türke hat ſeine Mundportion.

Blandine.

Und ſieh, der Wachsſtock brennt auch ſchon.

Otto.

Gib her!

Blandine.

Ich halte dir den Zünder.

Otto.

Je, tändeln wir doch wie die Kinder!

Er raucht an dem ihm vorgehaltenen Lichte die Pfeife an. Plötzlich thut Blandine, wie heftig erſchrocken, einen Sprung vorwärts und ſteckt ihm den Bart in Brand.

Otto,

das Feuer löſchend.

O Weib! was machſt du?

Blandine.

Eine Weſpe
Stach mich ins Ohr, und ich erſchrack,
Und bebe noch wie eine Zitteräſpe.

Otto.

Ha! welcher unglückſelige Tag!
Du häufeſt heute Sünd' auf Sünde;
Erſt wütheſt du gegen meine Linde,
Dann mordeſt du den armen Faſan.

Und zündeſt nun gar den Bart mir an!
Was ſoll ich von dieſen Streichen denken?
Wie hab' ich ehrlicher alter Mann
Es um dich verdient, mich ſo zu kränken?

Blandine.

O bohre nicht durch ſchlimmen Verdacht
Ein Schwert in meinen bekümmerten Buſen!
Ich ſtehe wie unter der Zaubermacht
Feindſeliger Gnomen und Meduſen.
Was meine Hände berühren, verdirbt.
Hier! binde die Schadenſtifter mit Stricken!
Ich will, wenn dieß mir Verzeihung erwirbt,
Mich gern von dir gefeſſelt erblicken.
Doch hätt' ich nur einen Spiegel zur Hand,
Ich wollt' dir zeigen an deinem Barte,
Daß ihn ein ſchützender Engel bewahrte,
Denn es ſind kaum drei Härchen verbrannt.

Otto.

Ich unterdrücke jede Beſchwerde;
Ich will nicht grollen, ich will verzeihn;
Doch treff' ich dich wieder auf dem fahlen Pferde,
Und ſeh' es klar und unläugbar ein,
Daß ich mit Vorſatz gehohneckt werde:
Dann bin ich gewiß nicht mehr ſo zahm,
Dann nehmen Sie ſich in Acht, Madam!

Er geht ab.

Blandine.

Triumph! ich habe mein Spiel gewonnen!
Er hat einen Magen wie ein Strauß.

Nun will ich enden, was ich begonnen,
Nun lad' ich den Geliebten ins Haus.
Mein alter Hiob wird ſich bequemen,
Als Freund ihn höflich aufzunehmen.

Dritter Akt.

Der Schauplatz iſt im Schloßhofe, der auf der einen Seite einen alten runden Thurm in ſich ſchließt.

Otto

geht, mit ſich ſelbſt ſprechend, auf und ab.

Es iſt mit meiner Blandine nicht richtig;
Sie hat ein Neſt voll Mucken im Kopf!
Sonſt war ſie nur wie Queckſilber flüchtig,
Doch heute neckt und foppt ſie mich tüchtig,
Wie einen ſchwachen, blödſinnigen Tropf.
Sie ſchmiedet ein Plänchen — ich wag' eine Wette —
Mit ihrer geheimen Räthin Liſette;
Denn lange ſchon halten ſie Conferenz.
Ich muß ſie ſprengen, die Bundeskette,
Sonſt werd' ich im Hauſe zum Peter Squenz,
Aha! dort ſeh' ich die Dirne kommen;
Sie iſt ganz reiſefertig verkappt.

Liſette

für ſich:

Blitz! daß mich der Alte da gleich ertappt!
Nun werd' ich ins Verhör genommen.“

Otto.

Mamſell! wohin?

Liſette.

Einen Sprung in die Stadt.

Otto.

Was gibt's da zu holen?

Liſette.

Eine Menge von Dingen,
Die man in der Wirthſchaft nöthig hat.

Otto.

Wie denkſt du alles fortzubringen?

Liſette.

In meinem Körbchen.

Otto.

Das hat ja kaum
Für eine Hand voll Kaffeebohnen Raum,
Doch ſcheint's mir übrigens nicht zu verachten,
Laß mich's doch ein wenig näher betrachten.

Liſette

verſteckt das Körbchen hinter ihrem Rücken.

O gnädiger Herr, es iſt ſehr ſchlecht,
Nur ein gemeines Binſengeflecht.

Otto.

Warum verbirgſt du's aber ſo bange?
Weßwegen bebt deiner Stimme Ton?
Und warum wechſelt deine Wange
Die Farben wie das Chamäleon?
Ich leſe deutlich auf deinem Geſichte,
Das doppelt die Folter der Angſt verlangt,

Daß irgend eine böſe Geſchichte
Mit dieſem Körbchen zuſammenhangt.

Liſette will entweichen. Er hält ſie und ringt mit ihr um das Körbchen. Es fällt ein Brief heraus. Er hebt ihn ſchnell von der Erde auf.

Sieh, ſieh! was kam denn da geflogen?
Ein Brief von meiner Gattin Hand.

Liſette.

O geben Sie her den unnützen Tand!
Ich hab' ein Blatt, das ich geſtern fand,
Zur Uebung wie ein Briefchen gebogen,

Otto.

Und meine Frau? —

Liſette.

Betraf mich dabei,
Und ſchrieb die Adreſſe aus Tändelei,
Um eine Feder zu probiren.

Otto.

Das könnt' zu ſchlimmen Gedanken mich führen.
Hm! warum traf denn ihre Wahl
Gerade den Namen des Herrn von Dahl? —
Darüber will ich ſie doch befragen.
Lauf du indeſſen getroſt in die Stadt!
Wenn alles ſo iſt, wie du ſprichſt, ſo hat
Die ganze Geſchichte nichts zu ſagen.

Liſette.

Das Blättchen aber wollt' ich mir
Doch unterthänig zurück erbitten.

Otto.

Was nützt dir ſo ein Schnitzchen Papier?
Geh deinen Gang mit eilenden Schritten!

Liſette.

Gleich, gnädiger Herr! Ich habe nur
Noch etwas Vergeßnes im Hauſe zu holen.

Otto

vertritt ihr den Weg.

Zurück, du liſtige Kreatur!
Ich rathe dir, mache dich auf die Sohlen,
Und komm mir unter zwei Stunden nicht
Im Schloßbezirke vors Angeſicht!

Liſette ſchleicht fort. Otto ſteht mit geſenktem Haupte, die Augen auf den Brief geheftet.

Du Grab der Ruhe! Du Wiege der Reue!
Ich blicke dich an mit kaltem Grauen.
Soll ich dich öffnen? Soll ich ihn ſchauen,
Den ſtarren Leichnam der ehlichen Treue? —
Ich bebe davor; doch es muß geſchehn.

Er erbricht den Brief und lieſt.

Du Schlange! — So mit mir umzugehen!
Du wollteſt mich ſtufenweiſe gewöhnen,
Ein frommer, geduldiger Hahnrei zu ſeyn!
So leicht läßt der alte Huſar ſich nicht krönen;
Das ſollſt du fühlen und lange bereu'n.
Ha ſieh, du Falſche, dort kommſt du gegangen,
Schon ſtattlich geſchmückt dem geladenen Gaſt!
Statt ſeiner ſoll dich die Rach' umfangen,
Die ungerufen den Schuldigen faßt.

Blandine.

Hier treffen wir uns? — Doch was fehlt dir? Ich ſtaune!
Du biſt ganz verändert, ganz ſichtlich zerſtreut."

Otto.

O nein! Ich dacht' in der beſten Laune
An eine alte Begebenheit.

Blandine.

Darf ich ſie wiſſen?

Otto.

Du ſollſt ſie erfahren.
Dieß Schloß bewohnte vor hundert Jahren
Ein ehrbarer Ritter, ſo alt als ich;
Der freite noch mit grauen Haaren
Ein Weib, das dir an Jugend glich.
Im Anfang lebten ſie friedſam wie Tauben.
Sie, eine Tochter der Heuchelei,
Beſchwatzte den biedern Alten zum Glauben,
Daß er geliebt und geachtet ſey.
Doch hätte ſie gern auf dem Weberſtuhle
Der Parze ſein Lebensgeſpinnſt zerſtört;
Denn heimlich wohnt' ihr im Herzen ein Buhle.
Der hatte ſie beſtrickt und bethört.
Einſt, als ſie mit ihm ſich erfreuen wollte,
Schrieb ſie ein Briefchen, und lud ihn ein.
Der Thurm, vor dem wir jetzt ſtehen, ſollte
Der Schauplatz ihres Verbrechens ſeyn.
Zum Unglück erfuhr der alte Ritter
Den leiſen Entwurf verbotener Luſt,
Und ein gewaltiges Zorngewitter
Zog ſich zuſammen in ſeiner Bruſt.
Er ſtellte ſich ſtill im Thurm auf die Wache;
Die treuloſe Buhlerin ſchlüpfte hinein,
Sah ihn da ſtehn wie ein Bild von Stein,
Und flog zurück, wie ein Vogel vom Dache.
Doch er — ergriff ſie, und ſperrte ſie ein.

Bei dieſen Worten ſtößt er Blandinen raſch in den Thurm und verriegelt die Pforte.

Blandine
inwendig am Gitterfenſter:

Wie ſoll ich das deuten? Laß mich ins Freie!
Womit verdient' ich den harten Scherz?

Otto.

Du kannſt noch fragen? du Ungetreue!
Dieß Blatt verrieth mir dein Schlangenherz.

Er zeigt ihr den aufgefangenen Brief.

Genieß ein Weilchen am ſteinernen Tiſche
Dein Brod, mit Thränen der Reue gemengt!
Wer Liebe mit Bosheit vergilt, der fängt
In ſolchen Waſſern ſolche Fiſche.

Der Dichter und die Feder.

Die Feder.

Muß ich nun an den Tanz? Die Seele raubſt du mir,
Und einen Schnabel gibt dein Meſſer mir dafür.
Das dünkt dich wohl erlaubt, weil auch, wie hohle Klappern,
Leer und gemüthlos oft die Menſchen weidlich plappern? —
Der ſchwarze Becher ſteht vor mir ſchon übervoll,
Woraus ich Gallenſaft mit Abſcheu trinken ſoll;
Und ſo trifft mich das Loos, gleich dieſem Krüppelhaufen
Von Kielen neben mir, mich ſtumpf und kurz zu laufen.
Wie einſt auf langer Jagd, ohn' eine Ruheſtatt,
Des Lügners Windhund ſich zum Dachs gelaufen hat.

Der Dichter.

Nicht anders? und wozu die wunderlichen Klagen?
Was unterm Mond beſteht, muß ſein Geſchick ertragen.
Gern hätteſt du vielleicht, da dir's nicht hier gefällt,
Als Glied vom Flederwiſch, zur Köchin dich geſellt?

Die Feder.

O keineswegs! Ich mag nur dir nicht angehören,
Weil Dichter alle Welt mit Fabelwerk bethören.
Ich wünſch' ein andres Fach.

Der Dichter.

Gut, ich entlaſſe dich,
Denn deines gleichen gibt's noch Tauſende für mich.

Du kannſt, wohin du willſt, auf Abenteuer reiſen,
Und ich will dir ſogar die Wege dazu weiſen.
Dort wohnt im grauen Wolf ein tüchtiger Juriſt!
Er iſt, ſo ſagt der Neid, ein etwas böſer Chriſt;
Allein er paßt für dich: ein Gräul ſind ihm Gedichte,
Und mehr behaget ihm die tollſte Mordgeſchichte.
Er braucht der Federn viel; er ſchrieb ſich damit reich,
Und ausgeſchöpft von ihm ward ſchon ein Tintenteich.
Weit, wie ein Tanzſaal, iſt ſein ehernes Gewiſſen;
Der Scham hat er den Kopf recht herzhaft abgebiſſen,
Und ihn umſtrahlt der Ruhm, daß er den Wahlſpruch hat:
Fiat justitia et mundus pereat!
Was hältſt du von dem Herrn? Willſt du dich zu ihm wenden?

Die Feder.

Ich danke ſchön. Mir graut vor Rabuliſtenhänden.

Der Dichter.

So geh' ins goldne Faß zum alten Rentner Mard,
Der durch ſein gutes Herz ein kleiner Crösus ward.
Ein wunderſeltner Fall! Doch ihm iſt es gelungen,
Und hohes Lob ward ihm von jungen Herrn geſungen,
Weil er, ein Freund in Noth, manch Darlehn ihnen gab,
Wenn ſie verpfändeten der reichen Väter Grab.
Er ließ zwar Hundert ſtets vom Hundert ſich verſchreiben,
Und ſäumte nicht, die Schuld mit Sturm herbei zu treiben.
Doch eben dadurch tritt ſein gutes Herz ans Licht.
Ich thue dieß, ſagt er, aus reiner Menſchenpflicht,
Damit in Zukunft ſich die Wüſtlinge bedenken,
Bevor ſie in ein Meer von Sorgen ſich verſenken.
So practiſch lehrt Herr Mard noch heute die Moral.
Geh' hin und miſche dich in ſeiner Federn Zahl!

Führſt du das Zinſenbuch bei dieſem Sohn der Tugend,
So nimmſt du ſelbſt mit Theil an Beſſerung der Jugend.

Die Feder.

O pfui! ich ſoll dem Dienſt des Wucherers mich weihn?
Der Dieb, der Rabe, mag ihm ſeine Feder leihn!

Der Dichter.

Nun, ſo empfehl' ich dir Herrn Saus, den Zeitungsſchreiber,
Er wohnt im Blaſebalg, beim Hoſpital der Weiber.
Die Blüthe ſeines Styls, die Zierlichkeit und Kraft
Dankt er den Grazien in ſeiner Nachbarſchaft.
Er ſucht ſie fleißig heim, ſie ſpinnen an der Kunkel,
Er ſitzt in ihrem Kreis, belauſchet ihr Gemunkel,
Und jede Neuigkeit, die ihrem Mund entwiſcht,
Wird in der Zeitung treu dem Leſer aufgetiſcht.
Doch ſpaßhaft foppet er die alte Dame Wahrheit.
Vergebens predigt ſie und pocht auf Sonnenklarheit:
Er ſtopfet, ſo ſie nicht nach ſeinem Sinne ſpricht,
Sich Baumwoll' in das Ohr und lacht ihr ins Geſicht.
Er ſchlägt ſich öffentlich, wenn Fürſten blutig rechten,
Zu einer der Partei'n und hilft ihr wacker fechten.
Der Feinde Phalanx iſt ihm nur ein Kartenhaus,
Und was nicht fällt, das reißt mit Haſenfeigheit aus.
Doch ſein geliebtes Heer ſteht im Kartätſchenwetter
Wie Fels und Eiche feſt, und wundenfrei wie Götter.

Die Feder.

Sehr mächtig iſt Herr Saus, ſehr duldſam ſein Papier!
Allein ich wandre doch zu einer andern Thür.

Der Dichter.

Vielleicht machſt du dein Glück im roſenfarbnen Affen.
Dort ficht ein junger Fant mit Amors goldnen Waffen.

Sein Spiegel zeiget ihm den ſchönſten Mann der Welt,
Der, wie er ſelbſt geſteht, den Frauen ſtark gefällt.
Er hauchet fort und fort aus ſeines Herzens Tiefe
Auf ſeidenes Papier die zartſten Liebesbriefe.
Die Weiblein lehret er mit ſüßer Schmeichelei,
Der Ehe Heiligkeit ſey nur Pedanterei;
Den Mädchen winkt er zu, ſich aus den ſchweren Ketten
Der väterlichen Zucht in ſeinen Arm zu retten.
Kurz, er verſteht den Pfiff! Drum flieg' in ſeine Hand!
Schon harrt im Schreibepult ein Blatt mit goldnem Rand
Auf deines Schnabels Kuß.

Die Feder.

Zum Henker mit dem Laffen!
Ein Sittentribunal ſollt ihn ins Zuchthaus ſchaffen.

Der Dichter.

O Grillenfängerin! Wir muſtern Haus für Haus,
Und immer ſtellſt du was an braven Männern aus.
Will ſich vielleicht dein Hang zur Trägheit nur verſchleiern,
Die vor Geſchäften flieht und ewig wünſcht zu feiern?
Je nun, iſt das der Fall, ſo weiß ich auch wohl Rath.
Begib dich zum Palaſt des erſten Mann's im Staat,
Zu ſeiner Excellenz dem Grafen von Dunſthauſen.
Es wird dir anfangs zwar vor Aktenbergen grauſen,
Die in dem Kabinet des Herrn Miniſters ſtehn,
Doch fürchte darum nicht, es werde ſchlimm dir gehn.
Die Alpen von Papier, durch deren enge Gaſſen
Der Supplikant ſich krümmt, ſind nur Parademaſſen.
Der Graf berührt ſie nicht: er ſchont ſich, wie bekannt,
Als guter Patriot, für's liebe Vaterland,
Weil er vom Arzt erfuhr, daß man der Lebensbäche
Geſunden, vollen Strom durch Kopiarbeiten ſchwäche.

Sie überläßt der Graf dem treuen Sekretär,
Und leiht zu deſſen Fleiß den hohen Namen her.
Am Spieltiſch ſchützt er ſich vor leiblicher Zerrüttung,
Und was er höchſtens ſchreibt, iſt die Beſoldungsquittung.

Die Feder.

Das hielt' ich freilich aus bis an das Weltgericht,
Doch ſchäm' ich mich.

Der Dichter.

Warum? Der Graf ſchämt ſich ja nicht!

Die Feder.

Er iſt ein großer Herr und darf ſich viel erlauben.
Was man am Adler lobt, das tadelt man an Tauben.

Der Dichter.

Wohl wahr! Nun ſchlag ich dir die letzten Orte vor.
Befördre Menſchenglück im Lotterie-Comtor,
Geh' zu dem Doktor Saft, ein Säftchen zu verſchreiben,
Hilf einem Steuerrath die Steuern höher treiben,
Entwirf und führ' ans Ziel der Hofcabalen Plan,
Und zettle Krieg auf Krieg in Kabinetten an!

Die Feder.

Halt ein! Ich ſollte mich in Menſchenblute baden
Und den gerechten Fluch der Völker auf mich laden?

Der Dichter.

Verlaſſen willſt du doch der Muſen Luſtgebiet,
Wo niemand dich verwünſcht, wo holder Friede blüht!
Ihm, ach! ſeit langer Zeit von Land zu Land vertrieben,
Iſt eine Freiſtatt nur in Liedern noch geblieben.

Da wird ihm liebevoll, wie einer jungen Braut,
Ein Blumenparadies von Dichtern angebaut.
Ein Chor von Mädchen ſcherzt im Duft der Roſenlauben,
In Bechern von Kryſtall ſchäumt Nektar edler Trauben,
Und wer mit offnem Sinn in dieſe Schöpfung blickt,
Fühlt ſich dem bangen Kreis der Wirklichkeit entrückt —
Hochherzig aber führt der Dichter oft auch Kriege
Für Wahrheit und für Recht und freut ſich ſchöner Siege.
Er donnert gegen Trotz und gegen ſtolzen Wahn,
Doch ruft er Irrende mit Glimpf zur rechten Bahn.
So wirkt er, ſtill beſchränkt und von dem Glück verlaſſen,
Mehr für der Menſchheit Wohl als hundert mächt'ge Waffen,
Und wann ſein flaches Grab längſt Thau und Reif befällt,
Dann lebt und wirkt ſein Geiſt noch im Gewühl der Welt.

Die Feder.

Wie lockend ſchilderſt du des Sängers Thun und Treiben!

Der Dichter.

Jetzt ſprach ich ernſt und wahr.

Die Feder.

Laß uns beiſammen bleiben!

Der Unhold.

Es lebt ein Unhold, ſchwach geboren,
Und ſo mit Sinnen ſchlecht verſorgt,
Daß er vom Eſel oft die Ohren,
Die Augen von dem Maulwurf borgt.

Er hinkt an einem Krückenſtocke
Rings um der Erde großes Rund.
Sein Kopf iſt hohl wie eine Glocke,
Und ſo, wie ſie, lärmt auch ſein Mund.

Umfangen von des Blödſinns Netzen,
Wählt hier und da ſein Zwerggemüth
Sich unverſtändig einen Götzen,
Vor dem er wie ein Sklave kniet.

Im Muſentempel ſchreit er: „Wunder!“
Sobald ſein Götz ein Werk erzeugt,
Und wüthet, wenn bei Götzenplunder
Der Kenner achſelzuckend ſchweigt.

Doch ſtiege mit der goldnen Leier
Apoll vom Helikon herab,
Sie lockte nicht dem wilden Schreier
Das kleinſte Beifallswörtchen ab.

Nach ſeinem alten Köhlerglauben
Iſt Lob und Tadel ihm nur feil;
Und darum nennt man dieſen Tauben
Und blinden Molch — das Vorurtheil.

Die gelehrten Zänker.

Der Kampfhahn ſträubt ſein Gefieder empor
Und wetzet Schnabel und Kralle:
So ſchreitet ihr immer geharniſcht hervor
Und tauchet die Waffen in Galle!
Was frommt es, daß ihr euch feindlich verfolgt
Und einer die Ehre des andern erdolcht?

Wohl läßt ſich, wem es nur ſonſt gefällt,
In Frieden alles behandeln.
Es gehen viel Straßen hin durch die Welt;
Man kann ohne Drängen ſie wandeln.
Sie laufen am Ziel erſt in Einen Punkt,
Wo niemand mit ſeiner Gelehrtheit mehr prunkt.

Gevatterbrief eines Buchhändlers an einen Trompeter.

Mein liebes Weibchen hat mich heut
Mit einem Jungen, der ins Leben
Aus muntern Augen lacht, erfreut.
Ich eile, dir von dieſer Neuigkeit
Freundſchaftliche Notiz zu geben,
Denn ſieh, du ſollſt den Prinz mir aus der Taufe heben.

Dich, alter Schulfreund und Patron,
Hab' ich dazu erwählt, weil immer nach den Pathen
Die Kindlein, wie man ſagt, gerathen.
O thäte das doch auch mein Sohn!
Lernt er, wie du, poſaunen und trompeten,
So iſt zu ſeinem Glück ihm weiter nichts von nöthen.

Buchhändler einſt, ſoll er zur Schlacht
So wenig als zum Tanze blaſen:
Er ſoll nur dann mit aller Macht
In ſeine Ruhmtrompete raſen,
Wann ihm ein Schreiberhuhn ein Ei geleget hat,
Und iſt das Ding auch hohl und matt,
(Denn man läßt gern ſich nur wohlfeile Eier legen)
So muß er deſto mehr die Lunge drob bewegen.
Manch Windei, welches zum Genieß
Nicht tauget, weil Apoll es unbefruchtet ließ,

Verkauft ſich reißend dann und bringet goldnen Segen.
Wie Kinder ſtrecken ihre Hand
Die meiſten Menſchen gern nach ausspoſauntem Tand.
Beſonders weckt der Lärm um ſchlechte Bücherwaare
Das gläubige Vertraun der Leihbibliothekare,
Und unſer einer ſpart die großen Honorare.

Sey alſo mein Gevattersmann,
Um deinen Geiſt in meinen Sohn zu ſenken.
Auch bitt' ich, damit er ſich zeitig üben kann,
Ihm ein Trompetchen, ſtatt des Pathengelds zu ſchenken.

Der Schreiner in ſeiner Werkſtatt.

Geſund erwacht, dem Himmel Dank!
Eil' ich zu meiner Hobelbank,
Die ſchon der Morgen übergüldet.
Ein Müßling fleh' um Fürſtenſold!
Mein Fleiß, der ſaubre Werke bildet,
Verwandelt Holz in Gold.

Ein Nachbar.

Gott grüß' Euch, Meiſter!
Habt ihr's gehört?
Mein Haus voll kleiner Geiſter
Ward noch vermehrt.
Mein Weib gebar mir einen Knaben,
Drum möcht' ich eine Wiege haben.

Der Schreiner.

Viel Glück und Heil!
Ich will in Eil
Des Knäbleins Bett zuſammenfügen.
Recht leicht und flott
Soll's mit Vergnügen
Sich groß und klug drin wiegen.

Der Nachbar.

Das gebe Gott!

Der Schreiner
allein.

Mein goldnes Handwerk tadle Keiner!
Sobald der Menſch ins Leben blickt,
Bedarf er flugs die Kunſt der Schreiner,
Und ſanfter Schlaf erquickt
Ihn in der Schaukel, die wir bauen.
Doch, wann der Jugend Roſenauen
Ihm nicht mehr blühn,
Dann faſſen ihn und ſchütteln ihn,
Wie Fähnlein hoher Thürme,
Mit wilder Macht
Des Schickſals grauſe Stürme,
Und manche lange Kummernacht
Wird ruhelos von ihm durchwacht.

Ein Jüngling.

Ich tanze, Freund, ſeit zwanzig Stunden
Durch einen Freudenhimmel hin!
Des Vaters harten Gegenſinn
Hat Lieb' und Treue überwunden,
Eliſabeth iſt meine Braut,
Und nächſtens werden wir getraut.
Nun ſchaffet uns, mein Lieber,
Geſchwind ein Hochzeitbett!
Doch ja höchſt nett,
Ein Nichts-darüber
Von Zierlichkeit!

Der Schreiner.

Ich bin zu Eurem Dienſt bereit.
Das Werk ſoll ſeinen Meiſter loben.

Der Jüngling.

Nur Freund, die Arbeit nicht verſchoben!
Denn Flügel hat die Zeit.

Der Schreiner
allein.

Wohl hat ſie Flügel für die Liebe,
Doch Schneckenfüße für den Haß!
Des Herzens inneres Getriebe
Wer kennet das?
Der Neigung zarte Räder ſtocken
Bisweilen plötzlich, und die Zeit
Spinnt dann am Lebensrocken
Für Mann und Weib nur Leid.
Das Eh'bett iſt die Stelle,
Wo oft umher ein Himmel blüht,
Doch öfter eine Hölle
Verzehrend glüht.

Eine weinende Frau.

Ach, ich ward Wittwe! Vor zwei Stunden
Hat meinen braven Mann der Tod,
Nach langem Siechthum, ſanft entbunden
Von aller Erdennoth.

Der Schreiner.

Wohl ihm! Doch Euch muß ich beklagen.
Der Mann war ſonder Falſch und Arg.

Die Wittwe.

O Gott! — — Bereitet ihm den Sarg!
Mich läßt mein Schmerz nichts weiter ſagen.

Der Schreiner
allein.

Nun, Wieg' und Brautbett, müſſet ihr
Dem Sarg den Vorrang geben.
Der Tod beherrſcht das Erdrevier;
Da hilft kein Widerſtreben.
Er löſcht des Lebens Fackel aus,
Und zwingt durch der Verweſung Graus,
Ihm nach drei Jammertagen
Sein Opfer hinzutragen
Ins enge, finſtre Haus.

Ich aber will den Zufall ſegnen,
Der mir ein hehres Schauſpiel bot:
Ich ſahe Leben, Lieb' und Tod
Sich unter meinem Dach begegnen.
Welch' andre Zunft erfährt das Glück,
Daß ſo, von Lehr' und Troſt begleitet,
Durch ihre Werkſtatt ſinnvoll ſchreitet
Des Menſchen waltendes Geſchick?
Die Liebe weckt das junge Leben,
Man ſieht es eine kurze Zeit
In ihrem Sonnenglanze ſchweben,
Dann legt's ſein ſchweres Erdenkleid
Sanft in die kühle Todtenlade,
Und ſchwingt, beſtrahlt von Himmelsgnade,
Sich freudig zur Unſterblichkeit.

An meinen Vater.

(Im Namen ſeiner Kinder und Enkel, als er am 15. März 1[illegible] ſein Jubiläum als Juſtizamtmann zu Radeberg bei Dresden feierte.)

In dem Schreckensjahre, da die Sachſen
Sich in Feindes Hände fallen ſahn,
Trafſt du, kaum zum Mann emporgewachſen,
Edler Greis, in der Geſchäfte Bahn;
Und du gingſt mit Muth
Durch des Krieges Gluth,
Gingſt getroſt durch manchen Dornenhain,
Wann es galt, der Dienſtpflicht treu zu ſeyn.

Rohe Willkühr zügelloſer Schaaren,
Stürmiſch brauſend wie das wilde Meer,
Machte dir in ſieben Fehdejahren
Oft dein Amt und Leben felſenſchwer:
Doch durch Gottes Kraft
Standſt du heldenhaft,
Und der Schutzgeiſt ehelichen Glücks
Trug mit dir die Laſten des Geſchicks.

Denn vier Monden nach dem Eid der Treue,
Der dem Staat von dir geſchworen war,
Schworſt du, ohne Furcht vor ſpäter Reue,
Deiner Gattin Lieb' am Traualtar;

Und noch nie bereu't,
Blüht der Bund bis heut,
Der uns ſie, die brave Mutter, gab,
Die wir ehren bis an unſer Grab.

Dahin gingen, ach! zwei theure Glieder
Unſers Hauſes jüngſt zu früh voran,
Und mit Antheil blicken ſie hernieder
Auf dein Ehrenfeſt vom Sternenplan.
Trauernd ſeufzen wir:
„Wären ſie noch hier!“
Doch ſie flüſtern, rings von Glanz umhellt:
„Wir ſind Bürger einer beſſern Welt!“

Darum ſtöre keine Todtenklage
Dieſer ſchönen Stunden heitern Ton!
Würden doch viel ſolcher Freudentage,
Guter Vater! deiner Tugend Lohn!
Doch dein Auge ſpricht:
„Kinder, rühmt mich nicht!“
Und ſo wäge denn ein Fremder ab,
Wie du führteſt deinen Richterſtab.

Aber daß in deines Hauſes Schranken
Du ein treuer Vater warſt und biſt,
Das muß dir mit lauter Stimme danken,
Wer ein Mitglied deines Hauſes iſt.
O, wie lohnen wir,
Herzensvater, dir?
Könnten wir dein Lebensglück erhöh'n,
Ha! wir wollten kühn durch Flammen gehn!

Rufe den hervor aus unſrer Mitte,
Der dir kann ein Stab des Alters ſeyn,
Und er wird, nach frommer Kindesſitte,
Tag und Nacht dir ſeine Kräfte weihn.
Du, der fünfzig Jahr'
Immer thätig war,
Du verdienſt mit hohem Rechte nun
Auf der Muſe Blumen auszuruhn.

Auf die Jubelhochzeit meiner Eltern.

Am 22. Juli 1806.

Der Geiſt der Zeit verlacht der Vorwelt Sitten,
Und höhnt die Schweſter oft in Ernſt und Scherz.
Wohl iſt er ihr in Künſten vorgeſchritten,
Doch was der Kopf gewann, verlor das Herz.

Die Selbſtſucht hat ſich an den Platz gedrungen,
Wo Biederſinn vor grauen Jahren ſtand.
Die Falſche ſpricht mit glatten Doppelzungen,
Und kein Vertrag iſt ihr ein heilig Band.

Ruhm ſey der Zeit, die Euch, ehrwürd'ge Gatten,
Zum Altar ſah mit Jugendſchritten gehn!
Was damals Hand und Mund gelobet hatten,
Das hielt das Herz ſo feſt, wie Berge ſtehn.

Es treten heut ein halbes Hundert Jahre
Als Zeugen auf und melden Euer Lob.
Sie ſahn, wie Euch zu einem Muſterpaare
Ein ſeltner Bund von Tugenden erhob.

Ihr liebtet euch nicht in den Blüthentagen
Der Jugend nur, und auf des Glückes Bahn:
Ihr ſchloßet ſtets in kummervollen Lagen
Noch inniger Euch an einander an.

Ihr lebtet ganz für Eurer Söhn' und Töchter
Nicht kleinen Kreis, der um Euch her entſtand.
Ihr waret unſrer Wohlfahrt treue Wächter,
Und führtet uns zum Glück mit ſanfter Hand.

Euch gnügte, ſtreng' im eigenen Entſagen,
Ein mäßiges, an Freuden armes Loos;
Doch war für uns ein hoher Wurf zu wagen,
So ſchien, fürwahr! kein Opfer Euch zu groß.

Ihr hättet ſelbſt, bei eines Nothfalls Dringen,
Durch Heldentod das Leben uns gewährt:
Dem Vogel gleich, der, wie die Dichter ſingen,
Mit Strömen ſeines Bluts die Jungen nährt. —

Hoch ſtehet Ihr nun auf des Alters Warte
Und blickt hinab ins tiefe Lebensthal.
Da liegt vor Euch, wie eine Länderkarte,
All' Eurer Werke ruhmbekränzte Zahl.

O, möchtet Ihr noch lang' hinunter ſchauen,
Von Enkelkindern jubelvoll umtanzt!
Hinunter in die hellen, grünen Auen,
Wo die Erinnerung Euch Roſen pflanzt.

Wer ſo, wie Ihr, auf des Gewiſſens Wage
Stets wog und that, was gut und rechtlich war,
Dem bietet jeder Geiſt verlebter Tage
Der Seelenruh balſam'ſche Blumen dar.

Und Engel winden ſie dereinſt zu Kränzen,
Die kühlend ſich um ſeine Schläfe ziehn,
Und oben, wo die ew'gen Sterne glänzen,
Um ſein verjüngtes Haupt unendlich blühn.

Der Lehrmeiſter.

Herbei, ihr verzogenen Kinder des Glücks,
Euch rufet das Unglück zur Schule!
Es ſitzet mit düſterer Flamme des Blicks
Auf einem eiſernen Stuhle,
Hält Schlangen des Blitzes in nerviger Hand,
Und Donnergewölk iſt ſein dunkles Gewand.

Voll Unmuth erſcheinet der Zöglinge Schaar,
Und harret der furchtbaren Kunde.
Der Lehrmeiſter ſpäht, wie nach Beute der Aar,
Auf ſie herab in die Runde.
Sein funkelndes Auge weilt hier und weilt dort,
Doch ſeinen Lippen entflieget kein Wort.

Die Winde verwehn, wie ein Körnlein der Saat,
Den flüchtigen Wortſchall der Lehren:
Drum will euch der Meiſter durch fühlbare That
Zum Dienſt der Weisheit bekehren.
Landplagen, entrufen dem ſtygiſchen Pfuhl,
Umſtehen gerüſtet den eiſernen Stuhl.

Den prangenden Krieger, der, ſtolz auf ſein Schwert,
Die Söhne des Friedens verachtet,
Und ſich als das Hauptglied vom edelſten Werth
Am Körper des Staates betrachtet,
Den reißt in die donnernde Feldſchlacht der Krieg
Und ſcheuchet von ſeinem Paniere den Sieg.

Dem ſchwülſtigen Reichen, der hoch um ſich blickt
Voll Trotz auf den Götzen im Kaſten,
Und ſteinernen Herzens die Armuth bedrückt,
Statt hülfreich ſie zu entlaſten,
Dem ſtürzen des Krieges Harpyen ins Haus
Und führen den glänzenden Abgott hinaus.

Den müßigen Schwelger, der bodenlos zecht
Und Zeit und Habe verpraſſet,
Indeſſen ſein darbendes junges Geſchlecht,
Gleich Schattengebilden, erblaſſet,
Den treibt, mit ehernem Stachel bewehrt,
Die Noth zum Geſchäftstiſch und heimiſchen Herd.

So geißelt manch anderes Jammergeſchick
Manch andere Frevler und Thoren,
Und ſchreckt ſie vom ſchlüpfrigen Irrweg zurück,
Wohin ſie ſich taumelnd verloren.
Auch Schuldloſe werden mit Schärfe gewarnt,
Damit ſie nicht einſt noch ein Dämon umgarnt.

Beſtürzung und bleiches Entſetzen durchbebt
Des Unglückes volkreiche Schule;
Die Lehrlinge ſtehen, von Sorgen umſchwebt,
Gebeugt vor dem eiſernen Stuhle,
Doch ſchnell wird die Nacht auf des Meiſters Leuch
Von Strahlen der Milde verdrängt, und er ſpricht:

„Senkt nicht die Häupter ſo traurig und tief,
Gleich niedergeſchloßeten Halmen!
Ich ſoll, ſo lautet mein Sendungsbrief,
Erſchüttern, doch nicht zermalmen.
Die waltende Macht, deren Diener ich bin,
Lenkt, ſtrafend, zum Guten der Irrenden Sinn.

Werft euch in die Arme der hehren Vernunft,
Folgt ihren beglückenden Lehren,
Und fliehet der Thoren und Klüglinge Zunft,
Die falſche Götter verehren:
Dann wird durch den Donner, der über euch kracht,
Der Boden der Zukunft euch fruchtbar gemacht!“

Der Kornwucherer und die Kartoffel.

Der Wucherer.

Ewig ſey von mir verflucht,
Du verhaßte Pöbelfrucht!
Dich gebar der Schoos der Erde
Für den Schlund der Borſtenheerde.
Doch des Menſchen Sparſucht hat
Aus des Maſtviehs dunkeln Koben
Dich auf ſeinen Tiſch erhoben,
Und nun eſſen Dorf und Stadt
Ohne Scham an dir ſich ſatt.
Pfui, o pfui! iſt das zu loben?

Die Kartoffel.

Lange von der Welt verkannt,
War ich in den Stall gebannt,
Bis der Menſch, von Noth gewitzet,
Heil und Segen in mir fand.
Sprich, warum des Zornes Brand
Drob aus deinen Augen blitzet?
Glückt's der Eichel doch wie mir!
Sie, auch ſonſt nur Nahrungsquell
Für das wüſte Rüſſelthier,
Schwang ſich an des Kaffee's Stell
Und des Ebers Koſt wird jetzt
Gar als Leckerei geſchätzt.

Der Wucherer.

Blühteſt Du nur in der Hölle!
Was geht mich die Eichel an?
Sie hat mir kein Leid gethan.
Aber du, des Pöbels Weide,
Die den Hunger wohlfeil ſtillt,
Du haſt Schuld, daß mein Getreide
Nie nach meinem Wunſche gilt!
Taugteſt du, dich aufzubügeln,
Wie das Korn im Magazin,
O, ich eilte dann auf Flügeln,
Dich weither an mich zu ziehn,
Und dich bis zu Mangeljahren
Unter Schlöſſern zu bewahren,
Doch, du Schandkind der Natur,
Dauerſt wenig Monden nur!

Die Kartoffel.

Schönes Loos, ſo früh zu ſterben
Für das Lebenswohl der Welt!
Wucherer, dein Durſt nach Geld
Würde Tauſende verderben,
Die durch mich ein Gott erhält!

Des Sängers Amt.

1807

Der Freude Thron umſchwebt die Zeit
Oft allzu raſch auf leichtem Schwalbenflügel.
Doch mit der Schnecke Langſamkeit
Umſchleichet ſie der Freude Todtenhügel.

Ach! welches große Freudengrab
Iſt Deutſchland jetzt, bedeckt mit Kriegeswunden!
Gebrochen iſt der Hoffnung Stab,
Verzweiflung zählt die bleiernen Secunden.

Wer mit der Menſchheit wohl es meint,
Muß mannhaft ſich dem eignen Schmerz entringen,
Um für den Freund, der troſtlos weint,
Die träge Zeit erheiternd zu beſchwingen.

Sinngedichte.

Frühlingsgeſpräch eines Landwirths mit ſeinem Freunde.

Der Landwirth.

Ein warmer Regen nur! Dann ſteigt im ſchönſten Flor
Sprießt alles aus der Erd' empor.

Der Freund.

O weh' das wär' für mich ein trauriger Gewinn'
Ich habe, Gott ſey Dank! zwei böſe Weiber drin.

Der Schmarotzer.

Was ſchmeichelt und was kriecht Herr Schleich,
Um einer guten Mahlzeit willen!
Dem Eimer eines Ziehborns gleich,
Bückt er ſich tief, um ſich zu füllen.

Der Luftſchiffer von Handwerk.

Ihr Menſchen klaget für und für,
Ihr könntet von der Luft nicht leben:
Seht dort das Wundermännchen ſchweben!
Das lebt von ihr.

Der Flucher.

„Hol' mich der Teufel!“ flucht der Vater vieler Bücher,
Herr Bav, beim dritten Wort; doch ſicher
Führt Lucifer ihn nimmer in ſein Haus.
Der iſt zu klug, dieß Unheil ſich zu ſtiften!
Es löſchte ja der Strom von Bavens Waſſerſchriften
Das ganze Höllenfeuer aus!

Als Rektor Severus eine poetiſche Anthologie mit ſcharfen kritiſchen Noten herausgab.

Er pflanzte, daß wir ihn auch hier als Schulherrn finden,
Jüngſt einen Muſenhain, um Ruthen drin zu binden.

Die Brillenmode.

1809.

Mit Brillen zogen längſt die Spanier in Schaaren.
Und dennoch ging wie blind zum Abgrund jüngſt ihr Lauf.
Wir Deutſchen ſetzten erſt, als wir gefallen waren,
Bedächtig unſre Brillen auf.

Mars und Venus.

Im Ehe-Almanach droht Mars, als böſes Zeichen,
Viel Fährlichkeit dem Haupt vom Eheſtaat,
Denn manche ſchöne Frau will ganz der Venus gleichen.
Und ahmet nach, was dieſe that.

Ewige Neuheit.

Der größten Dichter Namen alten
Gar wunderſchnell dem deutſchen Publikum;
Doch läßt ſchon faſt ein halbes Säkulum
Hans Schlaff den ſeinigen in Taſchenbüchern walten.
Und immer glaubt man überall,
Man ſäh' ihn jetzt zum erſten Mal.

Deutſchland oder Teutſchland.

Wir Söhne der Uneinigkeit,
Wir lagen um den Kopf vom Namen
Des Vaterlands in ew'gem Streit,
Und ſahn, eh' wir zur Einung kamen,
Den Körper ſelbſt zu Trümmern gehn.
Wie konnt' auch ſo ein Reich beſtehn!

Die ſitzende Jungfrau.*

Jungfräulich ſaß Europa ſtill;
Auf Einmal hörte ſie viel Schwerter um ſich wetzen.
Da ſtand ſie heftig auf, und will
Seitdem ſich noch nicht wieder ſetzen.

---

* Auf Landkarten, nach der Vorſtellung alter Geographen.

Der Geiz des Alters.

Wie thöricht iſt doch das Beginnen der Alten
Die jeden Heller an Ketten halten!
Sie ſtehen am Ziel ihres Wegs durch die Welt.
Und ſorgen noch ängſtlich für Reiſegeld.

Ehrenrettung.

Der Stadt N. N. Familientheater
Iſt, beim Apoll! von trefflichem Gehalt;
Und dennoch gab's ſo manchen Grillenvater,
Der dieſen Kunſtverein als unnütz ſchalt.
Doch zur Beſchämung ſolcher Ehrendiebe
Hat die Geſellſchaft nun in kurzer Friſt
Durch drei bildſchöne Kinderchen der Liebe
Beweis geführt, daß ſie — fruchtbringend iſt

Das Heilmittel.

Keck ſendet ein Fantaſt — ich mag ihn jetzt nicht nennen —
Gedruckten Aberwitz an manches Fürſtenhaus,
Und wirkt dafür ſich goldne Doſen aus.
Nun immerhin! Wer wollt' es ihm nicht gönnen?
Der kranke Mann wird ſie ſehr nützlich brauchen können:
Er ſchnupfe Nieswurzpulver draus!

Die Mitgift.

Wo man Megärens Geiſt bei großem Brautſchatz trifft,
Wird oft dem Bräutigam die Mitgift wahres Gift.

Auf den Tod einer alten Kriegsgurgel.

Klaget um den edeln Kampfgeſellen,
Der ſo oft die Stirn dem Feinde bot!
Schwert und Feuer konnten ihn nicht fällen:
Aber auf des Lebenswaſſers Wellen
Schwamm durch ſeinen Schlund der Tod.

Der Geſchäftige.

Rath Wilm verſchickt viel Sand in Briefen weit und breit,
Als würde flugs der Gang der Reichsgeſchäfte ſtocken,
Ließ er der Schrift zum Trocknen Zeit. —
O Lug und Trug der Eitelkeit!
Die Briefe, die er ſchreibt, ſind von Natur ſchon trocken.

Die Ausnahme.

Ihr Deutſchen, machet euch vom Sprachgemenge los!
Doch mögt ihr General ſtatt Feldherr manchmal ſchreiben.
Das hohe deutſche Wort gebührt den Tapfern blos,
Die Herrn vom Felde bleiben.

Der Widerſpruch.

Ein Zoilus der heut'gen Welt
Sagt von der Dichtkunſt frech und trocken,
Es laſſe ſich damit kein Hund vom Ofen locken.
Und ſieh, er ſelber kommt und bellt!

Guter Rath.

Um ſeltne Namen iſt jetzt oft bei Taufen Noth.
Wer aber einen wünſcht zu haben,
Bei dem ihm nicht Nachäffung droht,
Der nenne ſeinen Knaben
Judas Iſcharioth!

Die Bärte.

Wie lang die Bärte ſind um Lippe, Wang und Kinn!
Man ſoll ſich jetzt umringt von lauter Helden wähnen,
Doch mancher Großbart hat, im ſprüchwörtlichen Sinn,
Kein Härchen auf den Zähnen

Die Seelenkäufer.

1810.

Sie, die im Einkauf nicht ermüden,
Sie kommen goldbeladen übers Meer,
Und ſehn beſtürzt ſich um: denn ach! der Markt iſt leer
Und nichts zu kaufen mehr, als — Frieden.

Räthſel.

1.

Eine Schaar ungleicher Menſchenkinder
Wohnt in Einem Hauſe, Kopf an Kopf;
Hier ein Fürſt und dort ein Beſenbinder,
Oder ſonſt ein armer, kahler Tropf.

Um ein kleines Häuſlein ächter Weiſen
Drängten ſich Fantaſien, wie ein Meer.
Viel Bewohner thaten große Reiſen,
Andre ſind, in keinem Sinn, weit her.

Manche ſchwatzen, wie die Fiſchmarktsweiber,
Platt und albern in den Tag hinein;
Und ſogar verruchte Straßenräuber
Miſchen ſich in dieſe bunten Reih'n.

Aber ſämmtliche Geſellſchaftsglieder,
So verſchiednen Geiſtes ſie auch ſind,
Leben innig, wie vertraute Brüder,
Und betrüben nicht das kleinſte Kind.

Mächtig herrſcht der Hauswirth unter ihnen,
Und ſie haben Dach und Fach nicht frei:
Alle müſſen Geld dafür verdienen,
Und er will, daß keiner müßig ſey.

Ihr Quartier beſtimmt er nach Behagen,
Und verändert's oft nach ſeinem Plan.
Sind die alten Kleider abgetragen,
Schafft er ihnen neue wieder an.

Sie gehorchen ihm wie Sklavenſeelen,
Und die wildſten Räuber halten ſtill,
Wann er ſie hervorzieht aus den Höhlen,
Um ſie auszuliefern, wem er will. —

Werther Leſer, dich herumzunecken,
War mein Räthſel nun genug bemüht.
Kannſt du mir geſchwind den Ort entdecken,
Wo man jene Menſchenkinder ſieht?

2.

Von ſeiner hohen Rednerbühne
Schaut er bequem herab ins Grüne,
Ergötzt ſich ſehr an ſeinem werthen Ich
Und ſpricht, wie manche Herren Literaten,
Für's Leben gern von ſich, und immer nur von ſich.
Man meint, er thäte Wunderthaten!
Doch iſt der lächerliche Fant

Der größte Taugenichts in ſeines Königs Staaten,
Und allgemein dafür bekannt.
Er ſorgt kaum, wie man ſagt, für ſeiner Kinder Frommen,
Und ſeine Frau hat gleichen Sinn:
Sie ſchwazt, wie er, die Zeit nur müßig hin,
Und zwingt ſogar — wenn wir die Sache recht vernommen
Mit Liſt oft eine Nachbarin,
An ihrer Statt ins Wochenbett zu kommen.

3.

Ich bin ein Geſchenk, das Liebe bezeugt,
Ein Thier, das Flügel hat, aber nicht fleugt,
Ein Sturm, den der Dämon der Zwietracht erregt,
Und doch ſich mit Jenen gleichnamig verträgt.

4.

Ihm flucht im Meer der Waſſermann,
Doch ein verſetzter Buchſtab kann
Bei jedem frommen Türken
Verehrung ihm bewirken.

5.

Es gibt wo einen Hof, er liegt zwar in der Ferne,
Doch kennen wir ihn alleſammt —

Da glänzen keine Ordensſterne,
Da findet man kein Marſchallamt,
Nicht Kammerherrn, nicht Edelknaben,
Kurz, alles nicht, was andre Höfe haben.
Der Fürſt, den dieſer Hof umringt,
Beſtrebt ſich, wie von ihm ſo mancher Dichter ſingt,
Durch ſanfte Huld den Menſchen zu gefallen;
Doch hat man ſonſt von ihm nicht eben viel Gewinn:
Denn, ohne Macht, iſt er nur einer der Vaſallen
Von einer größern Königin.

6.

Aufrichtigkeit iſt ihm Geſetz und Pflicht.
Wie ſehr die Damen auch nach ſeinem Lobe dürſten,
Er ſchmeichelt ihnen dennoch nicht,
Und ſagt ſogar den höchſten Fürſten
Die Wahrheit kühn ins Angeſicht.

7.

Wer Luſt hat, ohne Hehl und Zagen
Die Wahrheit Jedermann zu ſagen,
Braucht einen Mund, wie ich, von Stahl
Wenn ich Putzjungfer den nicht hätte,
Verbrennt ich mir ihn tauſendmal
Bei meiner Herrſchaft Toilette.

8.

Ich bin ein Marterholz, bin vieler Herren Knecht,
Und kärglich nährt mich der, den ich ernähre.
Mich hudeln Hans und Kunz, bald nüchtern, bald bezecht,
Und manchen dünkt' es wohl für ſeinen Gulden recht,
Wenn ich ein Sonnenadler wäre.
Ei, großen Dank! Dann wippt' ich meinen Gaſt,
Trotz ſeinem Stachel, ſeinem Prügel,
In einen tüchtigen Moraſt,
Und flöge frei hin über Thal und Hügel.

Doch, eitler Wunſch! — Was nützten mir die Flügel?
Sie endeten doch nicht mein Leid.
Das lehrt mich der Erfahrung Spiegel;
Denn ein Herr Ohm von meiner Wenigkeit
(Der einen wohlbekannten Namen
Aus einer fremden Sprache führt)
Ward einſt von Götterhand mit Fittichen geziert,
Und wird denn doch von Herrn und Damen
Seit jener grauen Zeit bis jetzt
Ganz unbarmherzig abgehetzt.

9.

Er ſtellet ſich, er heiße wie er will,
Sammt vier und zwanzig Brüdern ſtill
Und kerzenſteif in viele tauſend Gaſſen,
Und bildet ſo des Räthſels Vorderglied,
Das man bei allen Menſchenklaſſen,
Nur nicht bei rohen Wilden ſieht.

Man geb', im Fall das Rathen Mühe macht,
Auf jenen Schulmonarchen Acht!
Dort ſitzet er voll Ernſt auf ſeinem Throne,
Das Hinterglied des Räthſels in der Hand,
Und macht dem jungen Weisheitsſohne
Die ganze Brüderſchaft bekannt.

10.

Er trägt das, was er ſucht, auf ſeinem eignen Leibe,
Und ſorgte mit Muſik für's Blatt, auf das ich ſchreibe.

11.

Die Thoren laſſen mich ſelten ruhn;
Der Weiſe gibt mir wenig zu thun.
Nur einfach hat mich der Biedermann,
Doch doppelt der Falſchheit und Argliſt Geſpann.
Mich faßt die Gerechtigkeit ſcharf ins Geſicht,
Indem ſie wäget auf ihrer Wage,
Und dennoch dreſchen auch alle Tage
Viel Rechtsverdreher mit mir vor Gericht.

12.

Der fleißigſten Geſchöpfe Feind
Iſt er, der dieſes Räthſel meint;
Ihm dient ihr Blut als Nahrungsmittel.

Er ſelbſt, der Schuft, arbeitet nicht,
Und iſt ein ſchwacher, kleiner Wicht,
Doch führt er einen großen Titel.

12.

Ich gehe, ſpreche, ſpiel' und ſinge,
Doch, nimmer müde, ſchlaf' ich nicht.
Rund, gleich des Vollmonds hellem Ringe,
Iſt mein bedeutendes Geſicht.
Ich ſchaue, ſonder Furcht bei Stürmen,
In Rieſengröße von den Thürmen,
Doch hab' ich auch in Zwerggeſtalt
In Zimmern meinen Aufenthalt.

Sey wer du willſt — ſey Volksregierer,
Sey auch der ärmſte Erdengaſt —
Ich bin der treue Rechnungsführer
Des größten Schatzes, den du haſt!
Und trügſt du Peru's Gold zu Haufen,
So kannſt du nicht zurück erkaufen,
Was in Verluſt mein Griffel ſchrieb.
Drum ſpare, was dir übrig blieb!

Inhalt.

Seite

Die Ruinen am See 5

Das Hemd des Glücklichen . . . 10

Die Sage vom Biſchof Hatto . . . 19

Die Harfnerin und der Mönch . . . 24

Die Harfnerin und der Ritter . . . 27

Geſchichte der Harfnerin 30

Der Kußhandel, oder die vier weiblichen Alter . . . 40

Amor und die Habſucht 41

Der Kampf um die Braut 43

Die Stelzen 47

Die Flederwiſche 49

Die blinde Kuh 54

Der Kriegs- und Friedensherold . . . 56

Die Wehklage 61

Bramarbas 65

Der Paraſit 70

Die Erſcheinung 77

Die Roßdecke 79

Seite
Der Bergknappe 83
Amor und Saturn 86
Der Kerb 88
Die hölzerne Braut 91
Der ſchlimme Fund 102
Die Fahrt ins Heu. Nach einem alten Volksliede . 105
Der Plauderer 108
Die Narrenmühle. Ein alter Holzſchnitt 110
Der Landjunker und ſein Pudel 113
Die Spinne 117
Die Masken 119
Der Stubenſchlüſſel 121
Die Reiſe ins Bad 129
Der Gaſtfreund. Legende 141
Der Harfner 154
Der Tanz 155
An die Landleute 157
Der Nachtiſch 159
Der Himmelsweg . . . . [illegible]
Jägers Klagelied. (Aus einem ungedruckten Schauſpiele.) [illegible]
Champagnerlied unter vier Augen . . . . [illegible]
Röschen . . . . [illegible]
Schleſiſches Wanderlied 165
Die ſchöne Nachbarin . . . . 16[illegible]
Der junge Soldat 170
Muth im Unglück 171
Gruß der Freude, nach dem Frieden bei Tilſit . . 173
Der Zecher 175
Der Jüngling vom Lande. Ein Geſellſchaftslied . . 177
Lied von der Nymphe zu Geilnau an der Lahn. (Geſungen für einige Freunde derſelben zu Offenbach a. M.) 181

Seite

Erzählungen und Fabeln.

Die Heilige, oder das natürliche Wunder 185
Domitian und der Witzling 190
Die Weiſſagung 191
Der vorſichtige Selbſtmörder 194
Der Adler und die Schnecke 196
Die Ausforderung 197
Die Gans 199
Der Affe 200
Die neuen Hemden 203
Der Subſtitut des heiligen Georgs 204
Der Hahn und der Kapaun 208
Der Hofpoet 209
Der Univerſalerbe 211
Der Kranzräuber 212
Der Kapaun. Legende 213
Der Igel und der Dachs 217
Joſt und ſein Diener 219
Der Koch. Ein Kloſtermährchen 221
Tamino und Pamina 223
Der erſte Ring 225
Der Kirſchbaum, oder die Schule der Duldung . . . 228
Das war ich! Nach Jean de la Fontaine 233
Die Katze in der Speiſekammer 239

Vermiſchte Gedichte.

In ſolchen Waſſern fängt man ſolche Fiſche. Schwank
in drei Akten 243
Der Dichter und die Feder 268
Der Unhold 274

Seite
Die gelehrten Zänker 276
Der Gevatterbrief eines Buchhändlers an einen Trompeter 277
Der Schreiner in ſeiner Werkſtatt 279
An meinen Vater. (Im Namen ſeiner Kinder und Enkel, als er am 15. März 1806 ſein Jubiläum als Juſtizamtmann zu Radeberg bei Dresden, feierte) 283
Auf die Jubelhochzeit meiner Eltern. Am 22. Juli 1806 286
Der Lehrmeiſter 289
Der Kornwucherer und die Kartoffel 292
Des Sängers Amt. 1807 294

Sinngedichte.

Frühlingsgeſpräch eines Landwirths mit ſeinem Freunde 295
Der Schmarotzer 295
Der Luftſchiffer von Handwerk 296
Der Flucher 296
Als Rektor Severus eine poetiſche Anthologie mit ſcharfen kritiſchen Noten herausgab 297
Die Brillenmode. 1809 297
Mars und Venus 298
Ewige Neuheit 298
Deutſchland oder Teutſchland? 299
Die ſitzende Jungfrau 299
Der Geiz des Alters 300
Ehrenrettung 300
Das Heilmittel 301
Die Mitgift 301
Auf den Tod einer alten Kriegsgurgel 302
Der Geſchäftige 302

Seite
Die Ausnahme 303
Der Widerſpruch 303
Guter Rath 304
Die Bärte 304
Die Seelenkäufer. 1810 305

Räthſel.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

A. F. E. Langbein's

ſämmtliche Schriften.

Zweite verbeſſerte Auflage.

Dritter Band

enthält:

Gedichte, dritter Theil.

Stuttgart:
J. Scheible's Buchhandlung.
1841.

Gedichte.

Dritter Theil.

Balladen und Romanzen.

Die weiße Roſe.

Vor Zeiten lebt' an Lübecks Dom,
Nach Chronikenberichte,
Ein Stiftsherr Theodulf, der Ohm
Von einer ſchönen Nichte.
Der fromme Mann erfuhr das Leid,
Daß ihm die treugepflegte Maid
Des Lebens Neige trübte,
Dieweil ſie gegen ſein Verbot,
Umſonſt gewarnt, umſonſt bedroht,
Den Stiftsherrn Raimund liebte.

Herr Raimund, ein noch junger Fant,
Durchſchwärmte wild ſein Leben,
War bei der Spielbank wohl bekannt,
Und ſchwelgt' im Saft der Reben.
Darum ermahnt' ihn oft der Greis:
„Fleuch, Jüngling, fleuch das breite Gleis
Zu Satans Flammengrube!“
Doch Raimund, nicht dadurch erbaut,
Verlachte dieſe Warnung laut,
Und blieb ein lockrer Bube.

Der Alte wies, aus Oheimspflicht,
Ihn nun von ſeiner Thüre,
Damit der rohe Wildfang nicht
Gertruden einſt verführe.
Nach dieſer Hausverweiſung war
In Gram verſenkt das Liebespaar,
Und letzte ſich mit Brieſen,
Die heimlich ein paar Monden lang,
Voll Klagen über Zwang und Drang,
Raſch hin und wieder lieſen.

Doch Liebe, wie ſie Plato heiſcht,
War nicht des Lüſtlings Sache.
In der Begierden Plan getäuſcht,
Dacht' er auf Liſt und Rache.
Er ſann umher, die Scheidewand,
Die zwiſchen ihm und Trudchen ſtand,
Auf ewig einzuſtürzen,
Und dem, der Schmach auf ihn ergoß,
Als er ſein Haus ihm ſtreng verſchloß,
Die Lebensbahn zu kürzen.

Um, ſonder Beiſtand eines Gifts,
Durch Schreck dieß zu erzielen,
Wollt' er im grauen Dom des Stifts
Des Todes Rolle ſpielen.
Der Tod erwies zu jener Zeit
Den Stiftsherrn dort die Höflichkeit,
Sich ihnen anzuſagen:
Wer da, wo er im Chore ſtand,
Früh eine weiße Roſe fand,
Der ſtarb nach dreien Tagen. —

Nachtſchwärmend liebte Raimund nicht
Den frühen Dienſt der Mette,
Doch ſprang er noch bei Sternenlicht
Einſt Morgens aus dem Bette;
Und eine Roſe, wie der Tod
Gewöhnlich ſie den Stiftsherrn bot,
Trug ſein verwegner Affe
Hin an des Feindes Kirchenort,
Damit des Schreckens ſtiller Mord
Ihn von der Erde raffe.

Vollführt war ſchnell der böſe Streich,
Und Trudchens frecher Buhle
Schlich wohlgemuth und hoffnungsreich
Zu ſeinem eignen Stuhle.
Er war im Tempel noch allein,
Bald aber trat der Ohm herein,
Sah auf dem Pult die Roſe,
Und mit des Schreckens ſtarrem Blick
Fuhr bleich er einen Schritt zurück
Vor ſeinem Todesblooſe.

Doch mit geſchwind ermanntem Sinn,
Und langſam, ernſt und ſchweigend,
Ging er zu Raimunds Seſſel hin,
Die Sterbeblume zeigend.
Da ſprang, als flammt' um ihn ein Blitz,
Der Heuchler auf von ſeinem Sitz,
Und rief mit Händeringen:
„Welch grauſes Schickſal, das Euch droht!
Ach, warum konnte mir der Tod
Nicht dieſe Roſe bringen!“

„Mich däucht, er hat ſie Euch gebracht!"
Sprach Theodulf entſchloſſen.
„Ihr nährt den ſprießenden Verdacht
Durch Eure Gleißnerpoſſen!
Ich war der Erſte heut im Chor,
Doch keine Blume fand ich vor,
Und grüßte dann im Garten,
Des Lebens froh, den jungen Tag,
Um dort der Mette Glockenſchlag
Luſtwandelnd zu erwarten."

„Wie?" — zürnte Raimund: „Ihr erregt
Mir Zwiſt im Heiligthume?
Ihr meint, ich hätt' Euch hingelegt
Die mir beſtimmte Blume? —
Verläumdung, die gen Himmel ſchreit!
Es hat noch fünfzig Jahre Zeit,
Eh' ich ein Röslein finde.
Doch ihr habt's nicht zu früh gefaßt!
Euch drückt bereits der Jahre Laſt
Hinab zum ſchwachen Kinde!"

„Still!" — ſprach der Greis mit weichem Ton:
„Was Gott will, das geſchehe!"
Sein Aug ward hell, als ob es ſchon
Den Himmel offen ſähe.
Er blickt' aufs Röslein nun mit Luſt,
Barg's im Gewand an ſeiner Bruſt,
Kniet' an dem Pulte nieder,
Schloß zum Gebete Hand in Hand,
Und mit geſtärktem Muth erſtand
Er aus dem Staube wieder.

Und als die Mette war vollbracht,
Sagt' er den Amtsgenoſſen
Für dieſes Leben gute Nacht,
Und ihre Zähren floßen.
Aus ihrem Kreiſe dann hinaus
Eilt' er zur Wohnung, um ſein Haus
Unſäumig zu beſtellen.
Gertrude zwang ſich Thränen ab,
Und flog im Geiſt hin über's Grab
Ans Herz des Buhlgeſellen.

Den Tod erwartend, ſchied der Ohm
Von allen Weltgeſchäften:
Doch, Wunder! ihn durchfloß ein Strom
Von neuen Lebenskräften.
Das Alter, das ſein Mark entſog,
Das ihm ſchon längſt den Nacken bog,
Schien plötzlich zu entweichen,
Und ihm herab aus Sonnenglanz
Ein Gott den friſchen Blüthenkranz
Der Jugend darzureichen.

Die Kunde flog zu Raimunds Ohr.
„Hum!“ ſagt' er keck: „es ſprühet
Sein Lämpchen noch ein Mal empor,
Eh' ganz der Docht verglühet.“ —
So baut' er feſt auf ſeinen Trug,
Ließ ſeiner Luſtgedanken Flug
Von keiner Grille ſtören,
Und ſchlief vergnügt die dritte Nacht
Im Arm der Hoffnung, früh erwacht,
Des Feindes Tod zu hören.

Doch als ihn durch ihr Zauberland
Die Fee der Träume führte,
Fühlt' er mit Grauſen eine Hand,
Die eiskalt ihn berührte.
Sie faßt' ihn hart, ſie rüttelt' ihn,
Und ſeinem ſtarren Blick erſchien
Hohläugig, gelb und hager,
Ein ſchauderhaftes Schreckenbild,
Das ſtand, in Leinwand eingehüllt,
Baumlang vor ſeinem Lager.

„Bereite dich,“ rief's hohl ihm zu,
„Bereite dich zum Sterben!
Die weiße Roſe bracheſt du
Dir ſelber zum Verderben!
In wenig Stunden gleichſt du ihr! —
Doch wird hinfort kein Stiftsmann hier
Vor dieſer Blume beben:
Denn allen, die der Himmel ruft,
Sollſt du durch Klopfen in der Gruft
Das Todeszeichen geben.“ —

Der Geiſt verſchwand, und Raimund lag
Im Bette wie erſchlagen.
Er ward zur Gruft den dritten Tag
Bei Sturm und Blitz getragen.
Und als er ſchon zehn Jahre ſchlief,
Klopft' er zum erſten Mal, und rief
Damit den Feind zum Grabe;
Und die Legende ſagt, daß er
Des Todes Heroldsamt nachher
Stets ſo verwaltet habe.

Rechenbergs Knecht.

Es lebt' einmal im ſchönen Lande Meißen
Ein Ritter, Kurd von Rechenberg geheißen.
Er hatte Haus und Hof und viel Geſind,
Und jeden Diener hielt er wie ſein Kind.

So gütig war kein Herr in weiter Runde:
Kein hartes Wort entſchallte ſeinem Munde.
Der Diener Trägheit oder Ungeſchick
Beſtrafte nur ein Wink, ein ernſter Blick.

Einſt kam, dem Anſehn nach, aus fremdem Lande,
Ein junger Burſch in dürftigem Gewande,
Der, klagend über Armuth, Drang und Noth,
Beſcheiden ſich zu Dienſten anerbot.

Der Ritter ſagte: „Willſt du redlich dienen,
So biſt du mir willkommen hier erſchienen.
Ich öffne mit Vertrauen dir mein Haus;
Da richte, was dir obliegt, wacker aus!“

Der neue Diener, der Georg ſich nannte,
Flog wie ein Pfeil, wohin ſein Herr ihn ſandte,
Und Glück und Heil und Wunderſegen ſchien,
Wo ſeine Hand ſich regte, zu erblühn.

Auf wüſten Feldern, die ſein Pflug berührte,
Schwand das Geſtein, als ob's der Wind entführte,
Und Aehren wogten über ödes Land,
Wo vormals nur die Diſtel einſam ſtand.

Einſt ging der Ruf von Feinden in der Nähe;
Der Ritter ſprach: „Georg, reit' auf die Spähe!“
Er jagte fort, kam bald zurück ins Schloß,
Und zwei gefüllte Säcke trug ſein Roß.

Da fragte Kurd: „Was klirrt am Sattelkiſſen?“ —
„Hufeiſen ſind's, den Pferden abgeriſſen;
Die Feinde ſchliefen, eilig war's gethan,
Und nun hat's Zeit, bevor ſie ſich uns nahn.“

Ein ander Mal gab ihm ſein Herr ein Schreiben:
„Ich bitte dich, den Klepper anzutreiben;
Der Ort iſt fern, die Sonne geht ſchon tief,
Und Eile fordert höchlich dieſer Brief.“

Drei rauhe Meilen waren zu beſiegen,
Und er verſprach, dem Vogel gleich zu fliegen;
Doch nach Verlauf der nächſten Stunde traf
Ihn Kurd im Stall, verſenkt in feſten Schlaf.

„Georg! Georg! geflügelt ſind die Stunden!
Iſt dir mein Auftrag aus dem Sinn entſchwunden?“
Erſchrocken fuhr vom Stroh der Jüngling auf:
„Da, lieber Herr, iſt ſchon die Antwort drauf!“

Des frommen Ritters Angeſicht erbleichte,
Als ihm Georg hiermit ein Brieflein reichte,
Und er mit ſtillem Grauſen drin die Hand
Des weit von ihm entfernten Freundes fand.

„Sprich!“ hub er an, als er das Blatt geleſen:
„Von wannen ſtammſt du, räthſelhaftes Weſen?
Ein düſteres Geheimniß ſchwebt um dich,
Und du biſt traun kein Sterblicher, wie ich!“

Jetzt, wie berührt mit einem Zauberſtabe,
Verwandelte ſich ſchnell der Wunderknabe.
Er, ſonder Anmuth ſonſt und aſchenbleich,
Ward einem Engel nun an Schönheit gleich.

Und dieſe Rede floß aus ſeinem Munde:
„Der Herr der Herren gibt durch mich dir Kunde,
Wie wohl es ihm, der alles ſieht, gefällt,
Wenn hold und mild ein Dienſtherr ſich verhält.

So thateſt du an mir und andern Knechten,
Und Gott belohnt die Thaten der Gerechten.“ —
Er ſagte dieß, erhob ſich in die Luft,
Und Jenem blühte Glück bis an die Gruft.

Der Kater.

„Heh! guten Abend, liebes Weibchen!
Biſt noch geſund?
Und hielt'ſt du, wie ein treues Täubchen,
Den Ehebund?“ —
So kam, nach ſeiner rauhen Weiſe,
Der Ritter Franz von einer Reiſe,
Und ſah, geplagt von düſterm Wahn,
Das junge Weiblein forſchend an.

„Sey tauſendmal willkommen, Lieber!“
Rief Klärchen aus.
„Doch ach! du bringſt dein altes Fieber
Zurück ins Haus!
Wirſt du denn nie davon geſunden,
Und ewig mein Gemüth verwunden?
Wie ſchlecht wird Redlichkeit belohnt!
Du ſuchſt Verrath, wo Treue wohnt.“ —

„Das wird ſich morgen früh ergeben;“
Antwortet' er.
„Von einem Zaubrer komm' ich eben
Deßhalben her.

Ich fragt' ihn, wie du dich gehalten:
Da malt' er gräuliche Geſtalten
Auf drei Papierchen, klein und fein,
Und gab ſie mir, wie Pillen, ein."

„Hat Klara, ſprach er, loſe Sünden
Geheim gewagt,
So wird's ein Wunder dir verkünden,
Wann's morgen tagt.
Du wirſt von Anſehn und Geberden
Ein rabenſchwarzer Kater werden,
Und bleibſt vom Menſchenthum getrennt,
Bis Klara ihre Schuld bekennt."

„Was ſagſt du zu dem Prophezeien? —
Ach! liebe Frau,
Mich wandelt's oft ſchon an, zu ſchreien:
Miau! Miau!
Die Maus, die ſonſt mir Graun erweckte,
Wann ich ſie nur von fern entdeckte,
Die däucht mir jetzt das ſchönſte Thier.
Ei, wäre flugs doch eine hier!" —

„O Gott! du machſt mir angſt und bange!"
Schrie Klärchen auf.
„Du nährſt im Buſen keine Schlange,
Verlaß dich drauf!
Doch welche Thorheit deiner Mucken,
Die Hexenpillen zu verſchlucken!
Verkatert dich der böſe Mann,
Ich bin fürwahr nicht Schuld daran!" —

„Kind, warſt du treu, was gibt's für Sorgen?“
Verſetzte Franz.
„So flicht dir ja der nächſte Morgen
Der Tugend Kranz.
Jetzt, gutes Weibchen, laß uns eſſen,
Und jenes Zauberkrams vergeſſen!
Bring uns ein Fläſchchen alten Wein,
Und dann getroſt ins Bett hinein!“

Sie ruhten unter einer Decke,
Wie jede Nacht.
Der Ritter ſchlief in ſeiner Ecke,
Von Angſt bewacht:
Denn jedes Spuk- und Zaubermährchen
Fand Glauben bei dem frommen Klärchen,
Und des Gemahls Verwandlung war
Ihr eine mögliche Gefahr.

Doch wichen ihrer Furcht Geſpenſter,
Da nichts geſchah,
Als ſchon der Morgen durch die Fenſter
Rothwangig ſah.
Sie huſchte von des Schläfers Seite,
Daß ſie den Imbiß ihm bereite,
Und als daran nichts mehr gebrach,
Flog ſie zurück ins Schlafgemach.

Welch Schrecken! An des Ritters Platze
Saß ernſt und ſtumm
Ein rabenſchwarzer Mann der Katze,
Und ſah ſich um.

Aufſchreiend: „Ach, daß Gott erbarme!“
Schloß ihn ſchön Klärchen in die Arme,
Und drückt ihn voll Verzweiflungsſchmerz,
Mit Thränen beichtend, an ihr Herz.

„Ach, Franz, mich ſtraft des Himmels Ruthe
Nach Jahres Friſt,
Weil da mich einſt bei frohem Muthe
Dein Ohm geküßt! —
Nichts Schlimmers hab' ich zu bekennen,
Müßt' ich mich auch vom Leben trennen,
Und ſtände vor dem Herrn der Welt,
Der das Gericht der Seelen hält.“ —

Als ſie, im Buſen eine Hölle,
So ſprach und ſchwor,
Fuhr plötzlich unter'm Bettgeſtelle
Der Schalk hervor.
„Da bin ich!“ rief er mit Gelächter.
„Vergib, du Stern der Erdentöchter,
Vergib mir wunderlichem Mann
Den finſtern Schwank, den ich erſann!“

„Der Gang zum alten Hexenvater
War blos erdacht,
Und von der Reiſe ward der Kater
Still mitgebracht.
Wohl war ſie hart, die Feuerprobe,
Die du beſtandſt zu deinem Lobe,
Doch Mißtraun, Wahn und Eiferſucht
Schlug ſie auf ewig in die Flucht.“

Der ſteinerne Freund.

In Galliens alter Ritterwelt
War vor undenklichen Jahren
Herr Conſtant in allem ein tüchtiger Held,
Nur nicht im häuslichen Sparen.
Er hatte mit Jubel und frohem Muth
Sein großes ländliches Ahnengut
Vertrunken, verritten, verfahren.

Gedrängt von der heimiſchen Vaterflur
Erkor er ein Städtlein zum Wohnen,
Da raucht' auf ſeiner Tafel oft nur
Ein magres Gericht von Bohnen:
Doch ſchmückte ſein Haus, wie ein Edelſtein,
Ein zartes, roſiges Töchterlein,
Das hielt er höher als Kronen.

Längſt lag in der Erde kühlem Schooß
Des Fräuleins Mutter begraben;
Doch klug zog Conſtant die Kleine groß,
Um Freud' im Alter zu haben.
Er ſcheuchte von ihrer Schönheit Glanz
Den ringsher kreiſenden Mückentanz
Buhlſinnig ſchmeichelnder Knaben.

So war denn frei von mancher Gefahr
Die liebliche Margot geblieben,
Und hatte ſich bis in ihr ſechzehntes Jahr
Die Zeit mit der Nadel vertrieben.
Wenn aber ein Mädchen ſeit ſolcher Friſt
Den Kinderſchuhen entwachſen iſt,
So will es endlich auch lieben.

Sie, der die Männer von Fleiſch und Bein
So fremd als die Mondbürger waren,
Erwählte zum Freund einen Mann von Stein,
Und ſchwer belaſtet mit Jahren.
Klingt dieſer Bericht euch wunderbar,
So wißt, daß ihr Freund ein Heiliger war,
Und nun ſeyd ihr völlig im Klaren.

Ihn ehrte das Städtchen als Schutzpatron,
Und hin zu ſeiner Kapelle
Ging Krethi und Plethi, wie zur Frohn,
Und beugte das Knie auf der Schwelle.
Nur Margots blühender Roſenmund
Sprach immer mit Andacht aus Herzensgrund
An jener heiligen Stelle.

Erkrankt' ihr Hündlein, und brauchte vielleicht
Ihr Täubchen zur Flucht ſein Gefieder,
So warf ſie, von Angſt und Gram gebleicht,
Sich vor dem Nothhelfer nieder;
Und ſiehe, der kranke Liebling genas,
Und das entflohene Täubchen ſaß
Auf ihrer Schulter bald wieder.

Durch ſolche Wunderthaten gewann
Der Schutzherr die Liebe der Kleinen,
Und dringend flehte ſie oft ihn an:
Er möcht' ihr einmal erſcheinen,
Und ihr bezeichnen durch Lehr' und Rath
Den wahren, richtigen Himmelspfad,
Um dort ſich mit ihm zu vereinen.

Der Vater ſchalt: „Das iſt Schwärmerei!
Wie kannſt du dich ſelbſt ſo bethören!“
Doch ließ in der ſüßen Fantaſei
Sich Margot dadurch nicht ſtören.
Auch ihre Amme, Frau Magdalis,
Gab ihr den Troſt, es werde gewiß
Der Heil'ge ſie erhören.

Herr Conſtant, der oft zu Turnieren ritt
Begab ſich einsmals auf die Reiſe,
Und als er eben ſein Roß beſchritt,
Sagt' er nach gewöhnlicher Weiſe:
„Halt' dich fein ſittſam, mein Töchterlein,
Und laß mir ins Haus kein Fäntchen ein,
Daß ich bei der Heimkehr dich preiſe!“

Das Fräulein riegelte feſt die Thür,
Und ging nicht aus ihrer Zelle,
Als nur mit Magdalis täglich zwier
Zum Schutzherrn in die Kapelle.
Sie trug, ungeſchreckt durch ſein ſteinernes Ohr,
Bei jedem Beſuche die Bitte vor,
Daß er in Perſon ſich geſtelle.

Und in ihr Gebetbuch, ſie wußte nicht wie,
War einſt dieß Brieflein gekommen:
„Beſonders Liebe, was ſpät und früh
Du bateſt, das hab' ich vernommen,
Und werde heute bei Sternenſchein
Schlag ſieben in deiner Wohnung ſeyn, —
Um dir nach Wunſch zu frommen.“ —

Der Brief, den ein flammendes Herz verſchloß,
War von dem Patron unterſchrieben.
„O Mutter! o Mutter! der Himmelsgenoß
Erſcheint mir heut Abend um ſieben!“
So ſtürzte ſie jubelnd zu Magdalis hin.
„Da ſieh,“ ſprach Dieſe, „wie klug ich bin!
Mein Troſt iſt kein Luftſchloß geblieben.“

Drauf wählte ſich Margot den einſamſten Ort,
Ließ Thränen der Freude rinnen,
Und wog zum Abendgeſpräch manches Wort,
Das Lob ihr ſollte gewinnen.
Doch Magdalis ſorgte mit emſiger Haſt
Für Kuchen und Wein, um dem himmliſchen Gaſt
Ein irdiſches Mahl anzuſinnen.

Und daß er ſogleich der Achtung genug
Bei ſeiner Ankunft verſpüre,
Trat ſie, als ſieben die Glocke ſchlug,
Zum Ehrenempfang an die Thüre.
Da kam nun, in vollem Heiligenſtaat,
Ein Mann von edler Geſtalt, und bat,
Daß ſie zu dem Fräulein ihn führe.

Raſch ging's zu des Hauptzimmers dürftiger Pracht,
Wo hinter ſtrahlenden Kerzen
Schon Margot in zierlicher Nonnentracht,
Sein harrte mit Luſt und mit Schmerzen.
Die Thür that ſich auf, das Mägdlein ſchrie:
„O, heil'ger Mann Gottes!“ und fiel auf die Knie
Mit hochaufklopfendem Herzen.

Er hub ſie vom Boden mit ſanfter Hand,
Und bat, ſie möge ſich faſſen;
Doch ward ſie beinah, als ſie vor ihm ſtand,
Vom alten Vertrauen verlaſſen.
Des Freundes Angeſicht, jugendlich zart,
Schien ihr, trotz ſeinem Apoſtelbart,
Zu keinem Heil'gen zu paſſen.

„Du zitterſt,“ ſprach er, „als wär' ich dir neu!
Wir kennen uns doch ſeit lange!
Drum hefte dein frommes Auge nicht ſcheu
Auf's Jugendroth meiner Wange!
Ich ſchied von der Welt in dieſer Geſtalt,
Und oben im Himmel wird man nicht alt,
Wie unter der Erdbürden Drange.“

„Was kann ich dafür,“ fuhr er lächelnd fort,
„Wenn man ein Standbild errichtet,
Das mich Euch darſtellt als eingedorrt,
Und ſo die Wahrheit vernichtet?
Ich bin dem Künſtler, der Eurer Stadt
Ein ſolches Zerrbild geliefert hat,
Zu keinem Danke verpflichtet.“

Und als er ſo ſprach und ſie freundlich beſchwor,
Nicht ſchüchtern ſich von ihm zu kehren,
Ging Magdalis wieder hinaus ans Thor,
Um ſtörendem Anlauf zu wehren.
Das Fräulein ſchielte den ſeltſamen Mann
Noch immer mit heimlichem Mißtrauen an,
Er aber begann ſeine Lehren.

Urplötzlich ſchlug eines Pferdes Trott
Der Wächterin an die Ohren.
Sie ſchrack zuſammen, ſie rief: „O Gott!
Ich bin ohne Rettung verloren!“
Es war der Ritter, er kam vom Turnier,
Stieg ab, und klirrte ſchon unter der Thür
Mit ſeinen gewaltigen Sporen.

Wie eine Henne, bei Angriff und Streit,
Die Küchlein beſchützt mit den Schwingen:
So ſpreizte nun Jene die Arme weit,
Und hemmt' ihn, förder zu dringen.
„Herr!“ ſprach ſie, „der heilige Schutzpatron
Iſt drin bei dem Fräulein in eigner Perſon
Und redet von geiſtlichen Dingen.“

„Weib! biſt du betrunken?“ entgegnete drauf
Der Ritter mit wildem Gebrauſe.
„Zurück! Warum hältſt du ſo angſtvoll mich auf?
Ich wittere hier eine Flauſe!
Und wären auch alle Heiligen drin,
Ich frage den Teufel darnach! — ich bin
Der Herrgott in meinem Hauſe!“

So ſchnaubend warf er ſie ſeitwärts, und riß
Sein blitzendes Schwert aus der Scheide.
Mit beiden Händen hielt Magdalis
Ihn fruchtlos hinten am Kleide.
Er ſtürmte hinein ins Prunkgemach,
Wo mit dem Fräulein der Fremde ſprach.
Und hoch auf fuhren ſie beide.

„Ho! ho!“ ſchrie Conſtant aus aller Macht:
„Wer ſeyd Ihr, den ich hier finde?
Ihr täuſcht mit Eurer Heiligentracht
Nur ſchwache Weiber und Blinde!
Drum offen gebeichtet, wer Ihr ſeyd!
Sonſt iſt mein gewichtiges Schwert bereit,
Daß es die Wahrheit ergründe.“

„Herr Ritter, gemach!“ war des Gegners Wort.
„Beherrſcht der Erbitterung Wellen!
Ich werde mit Freimuth dann ſofort
Des Räthſels Dunkel erhellen.
Doch wenn Ihr nicht Anſtand und Ruhe gewährt,
So kann ich wohl auch ein gutes Schwert
Dem Euren entgegen ſtellen.“

Dieß Kraftwort hatte das wirkſame Glück,
Den trotzigen Ritter zu zähmen.
Er gab ſein Schwert der Scheide zurück,
Und dann ließ ſich Jener vernehmen:
„Ihr habt ein treffendes Urtheil gefällt,
Ich bin kein Bürger der Sternenwelt,
Doch dürft Ihr Euch meiner nicht ſchämen.

Ich bin, Euch zu dienen, Graf Florian,
Und ringsum mit Gütern beliehen.
Ich betete längſt Eure Tochter an,
Ließ aber kein Wort mir entfliehen:
Denn Eure ſtrenge häusliche Huth,
Das Schrecken der Jünglinge, nahm mir den Muth,
Um Zutritt mich zu bemühen.

Verzeiht, daß ich mich durch ein liſtiges Spiel
Der Nähe des Engels erfreue.
Ich hatte dabei kein ſchändliches Ziel,
Das ſchwör' ich bei Rittertreue!
Ich trage dem Fräulein mich an zum Gemahl,
Und Liebe begleit' uns ins Todesthal,
Und ewig fern ſey die Reue!“ —

„Herr!“ ſagte der Ritter, und bot ihm die Hand
„Das iſt ein Vorſchlag zur Güte!“ —
Der Graf, als er jetzt ſich des Bartes entband,
Erſchien in der herrlichſten Blüthe.
Er nahte ſich ihr, die zur Erde ſah:
„Beglückſt du mich wohl durch ein bräutliches Ja,
Geſprochen aus holdem Gemüthe?“ —

„Ach!“ ſeufzte das Fräulein mit leiſem Ton:
„Wie kann ich, wie darf ich Euch lieben?
Ihr habt, zum Schimpf für den Schutzpatron,
Dieß loſe Vermummen getrieben!
Sie kränket mich bitter, die ſpottende Liſt,
Denn Achtung für Alles, was heilig iſt,
Ward tief ins Herz mir geſchrieben.“ —

„Ha!“ rief er, „ich ſchwöre bei Gott dem Herrn,
Den auch die Gedanken umtönen:
Ich war von der frechen Geſinnung fern,
Den heiligen Mann zu verhöhnen;
Und führ' ich dich heim, du Krone der Frau'n,
So will ich ihm eine Kapelle bau'n,
Um ihn, wenn er zürnt, zu verſöhnen.“ –

„Sieh, Kind!“ fiel der Vater vermittelnd ein:
„Nun kannſt du die That nicht verdammen!
Auch wird den Patron das Gelübd' erfreun;
Sein Haus ſtürzt mählich zuſammen.
Auf! ende mit Güte des Grafen Schmerz!
Denn, ſag' was du willſt, ich ſehe dein Herz
Doch hell ihm entgegen flammen.“ –

Der Graf ſank ſchweigend vor ihr auf's Knie,
Und ließ nur die Augen ſprechen.
Als treffliche Sachwalter milderten ſie
Der Liebe kühnes Verbrechen.
Gerührt vergab ihm das Fräulein die Schuld,
Und ließ ſich am Ende zur freundlichſten Huld
Von ſeinen Rednern beſtechen.

Sie ſprach das verweigerte Ja, und daraus
Erblühte die beſte der Ehen.
Der Heil'ge bekam ein ſtattliches Haus,
Das ſieht man bis heute noch ſtehen:
Und hin wallfahrtet der Jungfrauen Schaar,
Um ſich einen Mann, wie das Gräflein war,
Vom Schutzpatron zu erflehen.

Das Glockenſeil.

Winter war's und ſpäter Abend,
Küſter Barthel ſaß vergnügt,
Sich mit einem Pfeifchen labend,
An den Ofen angeſchmiegt.
Staatsklug ſprach er aus der Zeitung
Mit dem ſchönen Töchterlein,
Aber, trotz der weiſen Deutung,
Gähnte Hannchen und ſchlief ein.

Plötzlich tönte dumpf und grauſend
Ihm die Kirchenglock' ins Ohr.
Bebend fuhr er auf: „Der Tauſend!
Was geht da im Thurme vor?
Sind das eines Kobolds Poſſen,
Oder neckt mich loſe Brut?“ —
Dieß geſagt, griff er entſchloſſen
Nach Laterne, Stock und Hut.

Und er ſtieg zur Glockenſtube
Raſch die Wendeltrepp' empor.
„Wer da? Welcher Lotterbube
Macht den teufliſchen Rumor?“

Doch indem ſein Zorn ſo leuchte,
Löſchte freventlich der Wind
Ihm das Flämmchen in der Leuchte,
Und er war ſo gut als blind.

„Barthel, laß den Muth nicht ſchwinden!“
Sprach er leiſe: „Friſch hinan!
Magſt du auch den Teufel finden,
Hier iſt deines Amtes Bahn!“
Dann mit donnergleichem Rufe:
„Melde dich, du böſes Kraut!“
Kam er bis zur letzten Stufe,
Und es regte ſich kein Laut.

Alle Winkel bei der Glocke
Wurden rings von Wand zu Wand
Durchgefuchtelt mit dem Stocke,
Durchgetaſtet mit der Hand.
Sieh, ein Körper ward lebendig!
Barthel ſtürzte ſich auf ihn,
Doch er wehrte ſich unbändig,
Um ins Freie zu entfliehn.

Feſt verflochten rangen Beide
Mit einander rund herum.
Barthel fluchte wie ein Heide,
Aber Jener kämpfte ſtumm;
Und bevor bei dieſem Kriege
Sich der kleinſte Sieg ergab,
Zog der Kampf ſich hin zur Stiege,
Und ſie taumelten hinab.

Auf des Schneckenweges Mitte
Ward der Stumme plötzlich laut:
„Halt, Herr Barthel, halt! Ich bitte,
Schonet meiner armen Haut!
Laßt zum Frieden euch bewegen:
Ich will Freund und Sohn Euch ſeyn.
Gebt mir, Herr, mit Vaterſegen
Euer liebes Töchterlein!“

Doch der Küſter lachte ſchrecklich
„Hat man je den Fall erlebt,
Daß ein Kirchenräuber kecklich
Nach des Städtchens Krone ſtrebt?
Und fürwahr! zum Brautbegehren
Iſt es juſt die rechte Zeit,
Wenn man grimmig, wie die Bären,
Sich einander rauft und bläut!“

Alſo ſchlug er mit den Fäuſten
Die erbetne Sohnſchaft aus.
Schimpflich dünkt' ihm dieß Erdreiſten
Für ſein Amt und Ehrenhaus.
Ohne Frage nach dem Namen,
Ward der Handel abgethan,
Und ſie rollten fort und kamen
Auf der Ebne polternd an.

Himmel! welches Volksgedränge
Gaffte hier und trieb Geſpött!
Jene wunderbaren Klänge
Lockten Hundert aus dem Bett;

Und der Küſter ſah mit Schauer
Bei den Lichtern dieſer Schaar,
Daß Herr Joſt, der reiche Brauer,
Sein gebläuter Gegner war.

„Ach, Herr Jeſus! Ach, Herr Jeſus!“
Flüſtert' er, hinweg gewandt:
„An des Städtchens theuern Cröſus
Legt' ich die verruchte Hand!“ —
Drauf, mit bittender Geberde,
Führt' er ihn, verſtummt und ſcheu,
Durch der Neugier bunte Heerde
In die nahe Küſterei.

Er verſchloß dem Volk die Pforte,
Das ihm auf die Ferſen trat,
Und begann: „Wo find' ich Worte,
Zu entſchulden meine That?
Edler, den ich hoch verehrt,
Sieh' mich an, mich tödten faſt
Reu' und Leid, daß du die Schwere
Meiner Hand empfunden haſt!

Dienſtpflicht ſetzte mich in Feuer,
Und die rabenſchwarze Nacht
Riß mich in ein Abenteuer,
Das mir ewig Kummer macht.
Aber welche Heimlichkeiten
Führten dich zur Glock' empor?
Und ihr ſchauderhaftes Läuten,
Warum ſchreckt' es unſer Ohr?“ —

„Alles das ſollt Ihr erfahren;“
Sprach der gute, junge Mann.
„Wiſſet denn, daß ich ſeit Jahren
Euer Hannchen lieb gewann.
Sie zu ſehen, welche Wonne!
Kam ſie wo mir in den Lauf,
O, da ging mir eine Sonne
An den trübſten Tagen auf!

Doch ich fragte mich oft bange
Liebt auch dich das ſchöne Kind? —
So umwechſelten mich lange
Furcht und Hoffnung, wie der Wind
Täglich ward die Hoffnung kleiner.
Und als mich das nieder bog,
Traf ſich's, daß ein Trupp Zigeuner
An der Stadt vorüber zog.

Bei der Mühle, nah' am Thore,
Ruhten ſie, vom Reiſen matt,
Und mit hochgeſpitztem Ohre
Stand umher die halbe Stadt
Die Zigeunerinnen machten
Aus den Linien der Hand
Allen, die ein Opfer brachten,
Ihr verborgnes Loos bekannt.

Bruder, ſagte die Sibylle,
Die ich auf die Seite nahm,
Dich verfolgt in tiefer Stille
Ein geheimer Liebesgram.

Zweifel haben dich umſchlungen,
Doch ſie löſ't ein guter Rath,
Der ſchon manchem braven Jungen
Wundervolle Dienſte that.

Aus dem Thurm am Gotteshauſe
Schaffe dir ein Glockenſeil!
Wär's auch noth, daß man es mauſe,
Das entkräftet nicht ſein Heil.
Wind' es nur ein paar Sekunden
Um dein Märchen, wie zum Scherz
Und, auf ewig feſt gebunden,
Schlägt für dich das liebe Herz. –

Seht, Herr Küſter, ſo belehrte
Mich die Drude, Wort für Wort.
Ich, der es mit Andacht hörte,
Stahl mich an den Unglücksort.
Still wollt' ich den Strang entnehmen
Macht' ihn von der Glocke frei,
Doch ſie rief, mich zu beſchämen,
Euch zu ihrem Schutz herbei.

Nennt mich drum nicht Kirchenräuber
Borgen wollt' ich nur das Seil,
Denn der Kern und Stern der Weiber,
Dacht' ich, wird dir dann zu Theil
Aber Liebe zu gewinnen,
Ach, wie ſchlecht gelang mir das!
Ich erwarb durch mein Beginnen
Leider nichts als Schläg' und Haß!" –

Jetzt erhob ſich ein Gekicher;
Joſt erſchrack, und Barthel ſprach:
„Horch, das ſpukt! Da folget ſicher
Etwas Unverhofftes nach!“
Und er lief hinaus zum Poſten,
Wo das Mädchen lauſchend ſtand,
Und es kam, und reichte Joſten
Mit geſenktem Blick die Hand.

„O, ich Glücklichſter auf Erden!“
Rief er: „Stehſt du wirklich da?
Soll ich ganz ſo ſelig werden,
Als ich oft im Traum mich ſah? —
Vater, gib uns deinen Segen!
Wohl mir, daß wir uns gerauft!
Nicht zu theuer ward mit Schlägen
Ein ſo liebes Weib erkauft!“

Der goldene Hut.

„Hier iſt ein goldener Hut zu gewinnen!
Herbei ihr Männer von Land und Stadt!
Doch keiner gelangt zu des Schloſſes Zinnen,
Der Weiberleben im Hauſe hat.
Die Brücke, von Zauberkunſt bereitet,
Bricht unter ihm, wenn er ſie beſchreitet.“ —

So foderte vor achthundert Jahren
Graf Kunibert die Mannwelt heraus.
Es war in ihn der Dünkel gefahren,
Er nur allein beherrſche ſein Haus.
Die andern Ehegemahle ſchienen
Ihm alleſammt den Frauen zu dienen.

Das Hütlein funkelte von der Zinne
Der hohen gräflichen Burg herab,
Die rings umher ein breites Gerinne
Voll modergrünen Waſſers umgab,
Und über ein Brücklein von Holz ging die Reiſe
Bis oben hinauf zum goldnen Preiſe.

Dieß Brücklein hatte, nach dunkler Sage,
Der große Zauberer Merlin gebaut,
Daß es Monarchen des Hauſes trage
Zum ſchimmernden Hute, mit trockner Haut;
Doch ſollten alle Frauenvaſallen,
Die drauf ſich wagten, ins Waſſer fallen. —

Da ſtrömte von hundert Orten und Enden
Zum Grafenſchloſſe des Volkes Fluth.
Beherzte Männer von allen Ständen
Begehrten ſehnlich den goldnen Hut.
Sie wollten in Schaaren den Steg erklimmen;
Man mußte den Vortritt durchs Loos beſtimmen.

Und er, den das Glück zum Erſtlinge machte,
Warf Schwert und Mantel bebend' ins Gras;
Doch als ſich der Thor nun leicht genug dachte,
Brach unter ihm die Brücke, wie Glas.
Erſchrocken rief er gen Himmel um Gnade,
Sprang hurtig zurück, und entrann dem Bade.

Er floh das Getöſe des Schadenjubels,
Erbleicht wie eine getünchte Wand,
Und ſchleunig ſetzte ſich, während des Trubels,
Des Zauberers Machwerk wieder in Stand,
Um neue Bewerber aufzunehmen,
Und, nach Befinden, ſie zu beſchämen.

Das widerfuhr dem Zweiten, dem Dritten,
Und mehrern Waghälſen, alt und jung.
Der Steg zerborſt, von ihnen beſchritten,
Und lächerlich war ihr fliehender Sprung,
Dem Bad' entwiſchten ſie zwar entſchloſſen,
Doch wurden ſie ſämmtlich mit Spott begoſſen.

Im Fenſter hielt oben mit ſeinem Weibchen
Graf Kunibert vergnügliche Schau.
„Sieh," ſprach er, „ſieh, mein herziges Täubchen,
Die alle ſind Sclaven ihrer Frau.
Ich will nun ſelbſt die Brücke beſteigen,
Und mich als Herrſcher im Hauſe zeigen." —

„Das ſeyd Ihr!“ ſagte die Krone der Frauen:
„Das wiſſen wir längſt, und damit gut!
Ihr dürftet mit Recht dem Muthe vertrauen
Doch ſiegen nicht immer Recht und Muth.
Wer kennt des Zauberers heimliche Tücke?
Drum meidet, Herr, die gefahrvolle Brücke!“

„Nein,“ rief er, „ich will, ich muß ſie wandeln!
Denn, Weiblein, befolgt' ich deinen Rath,
Wie könnt' ich mich rühmen, frei zu handeln?
Ich gliche den Puppen, geführt am Draht.“
So ſprach er, und flog hinab die Stiegen,
Um vor der gaffenden Menge zu ſiegen.

Die Gräfin beſorgte, der Ehrſucht Flügel
Trag' ihren Gemahl nicht zum Ruhmgewinn
Sie lenkt' ihn täglich am ſeidenen Zügel
Süßſchmeichelnder Bitten nach ihrem Sinn,
Und ſah deßhalb, mit Zittern und Beben,
Ihn hin durch das Volk zur Brücke ſtreben.

„Willkommen, ihr Männer von Oſt und Weſten
Von Süd und Norden, willkommen hier!
Ha, welche Schaar von verehrten Gäſten
Lud heute der goldne Hut zu mir!
Friſch auf, friſch an, das bildliche Zeichen
Der häuslichen Obmacht zu erreichen! —

Doch wie? Ihr zaudert? — Ach! Freund' und Gönner,
Wie kommt's, daß euch allen der Muth entwich?
O Schmach für's ganze Geſchlecht der Männer!
Sie tilgt nur Einer, und der bin ich! —
Gebt Acht, ich werde den Hut mir holen;
Ein Fels iſt der Steg unter meinen Sohlen.“ —

So ließ er die Stimme gewaltig tönen,
Bevor er die Brücke raſch betrat;
Und traun! ſie wagt' es nicht, ihn zu höhnen,
Wie ſie dem Trupp ſeiner Vorgänger that.
Geduldig trugen ihn Balken und Dielen,
Die unter Jenen in Trümmer fielen.

Er ging mit ſpaniſchem Ernſt und Schritte,
Und grüßte mit Kußhand die bange Frau;
Doch als er gewonnen des Steges Mitte,
Zerkrachte plötzlich der Zauberbau,
Und aus des Grabens Moder und Schilfe
Rief unſer Graf erbärmlich um Hülfe.

Geſund, doch gedemüthigt, ward er wieder
Herausgefiſcht und aufs Trockne gebracht.
Da ſchlug er ſeufzend die Augen nieder:
„Auch ich! auch ich! — Wer hätt' es gedacht?
Nun ſeh' ich, daß alle Männer auf Erden
Von ihren Frauen gegängelt werden.“

Peters Heirath.

Guter Wein war Peters Sache,
Und er ſucht' ein reiches Weib,
Daß er dann am Traubenbache
Ruhig pflege ſeinen Leib.
Alles andre ſchien ihm Poſſen,
Und ſo war er kurz entſchloſſen,
Gretchen Miſcherling zu frei'n,
Denn ihr Vater ſchenkte Wein.

Raſch und wirthlich war die Dirne,
Aber häßlich wie die Nacht,
Und im Herzen und Gehirne
Von Natur nicht wohl bedacht.
Viele warnten auch den Peter,
Sie ſey zänkiſch wie ein Köther.
Doch er war ein tauber Stein,
Denn ihr Vater ſchenkte Wein.

Liebreich machte man dem Freier
Das erbetne Ja nicht ſchwer,
Und bei ſeiner Bundesfeier
Ging es hoch und luſtig her.

Bräutigam und Gäſte tranken,
Bis ſie von den Stühlen ſanken,
Und das mußte wohl ſo ſeyn,
Denn der Vater ſchenkte Wein.

Doch ſchon in der Flitterwoche
Grollt' und brummte der Papa:
„Zieh' Er auch am Arbeitsjoche,
Sitz' Er nicht ſo müßig da!
Und ich rath's Ihm, keine Fläſchen
Aus dem Keller wegzupaſchen,
Denn für Ihn, das merk' Er fein,
Schenk' ich wahrlich keinen Wein!“

Peter hackte Holz mit Aerger,
Wie der Murrkopf ihm befahl,
Und ein Gläschen Grüneberger
Lohnt' am Abend ſeine Qual.
„O wie wenig und wie herbe!“
Rief er ſeufzend: „ich verderbe!
Mich verzehrt des Durſtes Pein,
Und der Vater ſchenkt doch Wein!“

Nun verſagt' er Holz zu ſpalten,
Weil man ihm ſo weh gethan.
Hu! da kam er bei dem Alten
Und bei Gretchen übel an!
Mit dem erſten beſten Torfe
Warf ſein Schatz ihm nach dem Kopfe,
Und die Gäſte lachten drein,
Denn der Vater ſchenkte Wein

Allbekannt ward die Geſchichte,
Und es klang von Haus zu Haus:
„Seht des Eigennutzes Früchte!
Lacht den naſſen Bruder aus!
Nimmer wär's ihm eingefallen,
Vor den ſchönern Mädchen allen
Gretchen Miſcherling zu frei'n,
Schenkte nicht ihr Vater Wein.“

Das blinde Roß.

„Was ragt dort für ein Glockenhaus
Im Ring des Markts hervor?
Den Flug des Windes ein und aus
Hemmt weder Thür noch Thor.
Tritt Volksluſt oder Schrecken ein,
Wann dieſe Glocke ſchallt?
Und was beſagt das Bild von Stein
In hoher Roßgeſtalt?“ —

„Ihr ſeyd der erſte Fremdling nicht,
Der nach den Dingen fragt.
Was unſre Chronik davon ſpricht,
Sey willig euch geſagt.
Des Undanks Rügenglocke heißt
Das edle Alterthum,
Und unſrer wackern Väter Geiſt
Umſchwebt es noch mit Ruhm.

Undank war ſchon zu ihrer Zeit
Der ſchnöde Lohn der Welt:
Drum hat der Alten Biederkeit
Dieß Schreckniß aufgeſtellt.

Wer jener Schlange Stich empfand,
Dem war die Macht verliehn,
Er konnte ſtracks mit eigner Hand
Die Rügeglocke ziehn.

Da kam, wenn's auch bei Nacht geſchah,
Die Obrigkeit herbei,
Und fragt' und forſchte, hört' und ſah,
Was hier zu ſchlichten ſey.
Da galt nicht Rang, da galt nicht Gold,
Mocht's Herr ſeyn oder Knecht:
Die Richter ſprachen, ohne Sold,
Für jeden gleiches Recht.

Es ſind wohl hundert Jahre her,
Da lebte hier ein Mann,
Der durch geſchäftigen Verkehr
Viel Hab und Gut gewann.
Von Reichthum zeugte ſeine Tracht,
Sein Keller und ſein Herd;
Auch hielt er ſich zur Luſt und Pracht
Ein wunderſchönes Pferd.

Einſt ritt er in der Dämmerung,
Da ſtürzten aus dem Hain,
Mit Mordgeſchrei und Tigerſprung,
Sechs Räuber auf ihn ein.
Sein Leben, um und um bedräut,
Hing nur an einem Haar.
Doch ſeines Roſſes Schnelligkeit
Entriß ihn der Gefahr.

Es brachte, hoch mit Schaum bedeckt,
Ihn wundenfrei nach Haus.
Er breitete, zum Dank erweckt,
Des Pferdes Tugend aus.
Er that ein heiliges Gelübd':
Mein Schimmel ſoll fortan
Den beſten Hafer, den es gibt,
Bis an den Tod empfahn.

Allein das gute Thier ward krank,
Ward ſteif und lahm und blind,
Und den ihm angelobten Dank
Vergaß ſein Herr geſchwind.
Er bot es feil, und ward nicht roth,
Und jagt' es Knall und Fall,
Weil niemand einen Heller bot,
Mit Schlägen aus dem Stall.

Es harrte ſieben Stunden lang,
Geſenkten Haupts, am Thor,
Und wann ein Tritt im Hauſe klang,
So ſpitzt' es froh das Ohr.
Doch glänzte ſchon der Sterne Pracht,
Und niemand rief's hinein,
Und es durchſchlief die kalte Nacht
Auf froſtigem Geſtein.

Und noch am andern Tage blieb
Der arme Gaul dort ſtehn,
Bis ihn des Hungers Stachel trieb,
Nach Nahrung fort zu gehn.

Die Sonne ſtrahlte hell, doch ihn
Umhüllte Finſterniß,
Und er, der ſonſt geflügelt ſchien,
Ging ſacht und ungewiß.

Er hob und ſchob vor jedem Tritt
Den rechten Fuß voran,
Und prüfte taſtend, Schritt vor Schritt,
Die Sicherheit der Bahn.
Durch alle Gaſſen ſtreifte ſo
Am Boden hin ſein Mund,
Und ein verſtreutes Hälmchen Stroh
War ihm ein werther Fund.

Schon von des Hungers wilder Macht
Verzehrt bis aufs Gebein,
Gerieth er einſt um Mitternacht
Ins Glockenhaus hinein.
Er ſuchte gierig Sättigung,
Ergriff der Glocke Strang,
Und ſetzte nagend ſie in Schwung,
Daß ſie die Stadt durchklang. —

Den Richtern ſcholl der Ruf ins Ohr,
Sie kamen eilig an,
Und hoben ihre Händ' empor,
Als ſie den Kläger ſahn.
Sie kehrten nicht mit Scherz und Spott
Zurück in ihr Gemach;
Sie riefen ſtaunend: Es war Gott,
Der durch die Glocke ſprach!

Und auf den Markt geladen ward
Der reiche Mann ſofort.
Geweckt vom Boten, ſprach er hart
Ihr träumt! Was ſoll ich dort?
So ging er trotzig, doch er ſtand
Zur Demuth ſchnell bekehrt,
Als er den Kreis der Richter fand,
Und mitten drin ſein Pferd.

„Kennt Ihr dieß Weſen?“ — hob das Haupt
Der edeln Richter an.
„Des Lebens wär't Ihr längſt beraubt,
Hätt's nicht ſo brav gethan:
Und was iſt ſeiner Tugend Lohn? —
Ihr gebt's, o Mann von Eis!
Dem Wetterſturm, dem Bubenhohn,
Dem Hungertode Preis!

Die Rügenglocke hat getönt,
Der Kläger ſtehet hier,
Durch nichts wird Eure That beſchönt,
Und ſo gebieten wir:
Daß ihr ſogleich das treue Pferd
In Euern Hausſtall führt,
Und bis ans Ende pflegt und nährt,
Wie Euch als Chriſt gebührt! —“

Der Reiche ſah nicht wenig ſcheel,
Weil ihn der Spruch verdroß,
Doch fühlt' er ſeines Undanks Fehl,
Und führte heim das Roß. —

So meldet ehrlich, kurz und plan
Die Chronik den Verlauf,
Und zum Gedächtniß ſtellte man
Nachher das Steinbild auf."

Die Verſuchung.

Legende.

Ein Biſchof, beliebt durch unſträfliches Leben,
War eifrig dem heil'gen Andreas ergeben,
Und fragte vor jeder bedenklichen That
Den hohen Gönner vertraulich um Rath.

Andreas war längſt ſchon gen Himmel gefahren,
Doch pflegt' er deßhalb nicht die Antwort zu ſparen;
Er ſtellte ſich nächtlich als Traumgeſicht ein,
Und ſagte zur Sache ſein Ja oder Nein.

So ehrten und liebten die Männer ſich lange;
Dabei ward dem Fürſten der Finſterniß bange.
„Die frommen Vertrauten,“ ſprach er für ſich,
„Hohnlachen und rathſchlagen ſtets über mich!“

Er wünſchte das feindliche Bündniß zu ſtören;
Drum wollt' er den Biſchof zu Sünden bethören,
Und nahm, nach liſtig entworfenem Plan,
Die Zaubergeſtalt eines Mägdleins an.

Drauf wandelt' er hin zum biſchöflichen Hauſe,
Und machte dem forſchenden Pförtner die Flauſe:
„Ich bin eine Pilgerin, komme von fern,
Und bitt' um Gehör beim hochwürdigen Herrn.“

Der geiſtliche Vater, davon unterrichtet,
Hielt ſich zu ſchneller Gewährung verpflichtet.
Er ließ die Erſcheinung mit Freundlichkeit vor,
Und neigte zu ihrem Vertrag das Ohr.

„Ich bin aus Fürſtengeblüt' entſprungen,
Doch hab' ich ſchon hart mit dem Schickſal gerungen
Mein Vater, ein wilder, eiſerner Mann,
Mißhandelte mich wie ein grimmer Tyrann.

Er wollte mich einem Prinzen vermählen,
Und machte viel Anſtalt in Zimmern und Sälen
Ich fiel ihm zu Füßen, ich jammerte laut:
Mein gnädigſter Vater, ich bin ſchon Braut!

Er rollte die Augen wie feurige Räder,
Ergriff ſein Schwert, zog haſtig vom Leder,
Und fragte mich donnernd: Aus welchem Stamm
Entſproß dein heimlicher Bräutigam?

Nicht noth iſt's, ſprach ich, daß Ihr ſo tobet!
Ich habe mich unſerm Herrn Chriſtus verlobet. —
Da lacht' er, daß es die Burg durchſcholl,
Und brüllte ſchreckhaft mich an: Du biſt toll!

Er nahm mich mit eigenen Händen gefangen,
Warf mich ins Verließ zu Kröten und Schlangen,
Belud mich mit Feſſeln und ſpottete mein:
Nun mag dein Geſpons, wenn er kann, dich befrei'n!

Ich flehte zum Heiland mich gnädig zu retten
Und ſiehe, wie Zunder verſtoben die Ketten,
Die Pforte ſprang auf, die Schaarwache ſchlief,
Es krähte kein Hahn, als ich eilig entlief.

Ich fragte mich nun: welchen Weg wirſt du nehmen?
Da ſchwebte vor mir ein Gebild, wie ein Schemen,
Und ſeine Stimme, wie Harfengetön,
Befahl mir, zu Euch, Herr Biſchof, zu gehn.

So bin ich denn hier, mit demüthiger Bitte:
Gewährt mir das Glück einer Einſiedlerhütte,
Um drin, geſchieden vom Weltgewühl,
Dem Heiland zu dienen bis an mein Ziel.“ —

Dem Biſchof floß, bei der traurigen Mähre,
Vom Angeſichte des Mitleids Zähre.
„Prinzeſſin,“ ſprach er, „habt freudigen Muth,
Und rechnet auf Schutz und geiſtliche Huth!

Wir wollen die Sache nach Tiſch überlegen;
Jetzt mahnt uns die Glocke, des Leibes zu pflegen.
Er fordert auf Reiſen gern ſeine Gebühr,
Drum laßt Euch's gefallen, und ſpeiſet mit mir!“

„Ach nein!“ ſprach die Jungfrau, und ſenkte die Augen
„Da würde die Schmähſucht viel Gift daraus ſaugen!
Ihr kämet dadurch in ein ſchlimmes Gerücht,
Das oft der Verläumder vom Zaune bricht.“

Sanft lächelte Jener: „In meinen Jahren
Iſt ſolcher Leumund nicht mehr zu befahren.
Wir ſpeiſen, mein Töchterchen, auch nicht allein,
Und meiden ſo völlig den böſen Schein.“

Nun ließ ſich von ihm, ohne weiteres Zieren,
Die ſittſame Jungfrau zur Tafel führen.
Zwölf geiſtliche Herren, geladen zum Mahl,
Begrüßten ſie höflich im Speiſeſaal.

Dem Biſchof gefiels, nach geordneten Plätzen,
Sich neben die blühende Fürſtin zu ſetzen,
Und Blick auf Blick in ihr Roſengeſicht
Verwehrt' er, wie billig, den Augen nicht.

Sie blieben, gefeſſelt von Luſt und Verlangen,
Bald ganz, wie Vögel an Leimruthen, bangen;
Denn Satanas legte mit jeglichem Nu
Mehr Schminke zum Glanz ſeiner Schönheit hinzu.

Da wurde dem Biſchof ganz ſeltſam zu Muthe:
Er fühlte, daß Amor noch nicht in ihm ruhte;
Es brannt' ihm wie Neſſeln hin über den Leib,
Und glühend begehrt er das reizende Weib.

Kaum aber ſchweiften des Greiſes Gedanken
So weit aus der Zucht und Ehrbarkeit Schranken,
Da ſchreckten ihn donnernde Schläg' an ſein Thor
Urplötzlich aus lüſternen Träumen empor.

Es ließ ſich ein Pilgrim ſo ſtürmiſch vernehmen,
Und war nicht durch Ruhegebote zu zähmen.
Hartnäckig verſchweigend, von wannen er ſey,
Verlangt' er zum Biſchof mit Lärm und Geſchrei.

Das meldet' ein Diener im Tafelgemache.
„Ei!“ ſagte ſein Herr, „welch dringende Sache!
Verehrte Prinzeſſin, erlaubt Ihr es mir,
So hör' ich des Fremdlings Geſuch gleich hier.“ —

„Herr Biſchof, es ziemet mir nicht, zu gebieten,
Doch mögen wir ſorgſam vor Aerger uns hüten.
Der Fremde bedünkt mich ein heftiger Mann,
Deß Rohheit uns bitter beleidigen kann.

Drum leget durch eine ſinnreiche Frage,
Zuvor ſeinen Geiſt auf die prüfende Wage!
Verfehlt er die Antwort, ſo iſt er nicht werth,
Daß Euer Antlitz ſich hold zu ihm kehrt.“ —

Beifällig nickten die Tafelgenoſſen,
Und ſtracks war die Prüfung des Pilgrims beſchloſſen.
Nur Schade, daß niemand am Tiſch ſich befand,
Der ſinnreiche Fragen zu bilden verſtand.

„Was wollen wir uns die Köpfe zerbrechen?“
Begann zu den Herren der Biſchof zu ſprechen.
„Es ſitzt ein weiblicher Salomo hier,
Der künſtelt ein Räthſel geſchickter als wir.“ —

„Ihr ſcherzt;“ ſprach das Fräulein: „doch will ich es wagen.
So mag denn der lobende Pilger uns ſagen,
Wie groß zwiſchen Himmel und Weltgebäu,
Aufs Härchen gemeſſen, der Luftraum ſey.“ —

Hoch rühmte man ſchmeichelnd die Weisheit der Worte,
Und ſandte damit den Diener zur Pforte.
Den Fremdling erſchreckte die Aufgabe nicht;
Zum Lächeln verzog ſich ſein ernſtes Geſicht.

„Geh,“ rief er, „und ſage dem Schöpfer der Frage:
Er brächte die Antwort am beſten zu Tage;
Er habe, geſtürzt in des Abgrundes Nacht,
Die Reiſe vom Himmel zur Erde gemacht.“ —

Kaum konnte der Diener ſein Schrecken bezwingen
Und ſtammelnd die Botſchaft zur Tafel bringen
Der Biſchof und ſeine Geſellſchafter ſahn
Mit bleichen Geſichtern einander an.

Doch Feuer ſprühte die hölliſche Buhle,
Und ſprang mit Pferdefüßen vom Stuhle.
Bockshörner ſtießen das Häubchen empor;
Ein Kuhſchwanz brach aus dem Kleide hervor.

Greifsklauen wurden die Lilienhände,
Und ſo, unter Beben und Krachen der Wände,
Verſchwand der Gaſt, ſonder Abſchied und Dank,
Mit unerträglichem Teufelsgeſtank.

Die Naſe verhüllten die geiſtlichen Zecher,
Und flohen mit Grauſen vom lieblichen Becher.
Fort ſtürzten ſie durch des Palaſtes Thor,
Wo ſich wie ein Nebel der Pilgrim verlor.

Der Biſchof begann vor Schrecken zu kranken,
Und ſchlich auf ſein Lager in düſtern Gedanken;
Doch freudige Schauer durchzitterten ihn,
Als Freund Andreas bei Nacht ihm erſchien.

„Ich ſah dich,“ ſprach er, „vom Teufel umgarnen,
Da kam ich in Pilgergeſtalt, dich zu warnen.
Wer Freunden Achtung und Liebe weiht,
Der erndtet Früchte der Dankbarkeit.“

Der Strohmann.

„Herr Pathe, was für ſchöne Kirſchen!
Seht aber auch das Sperlingsheer!
All' dieſe Näſcher wegzubürſchen,
Gebricht's an Pulver und Gewehr.
Ein Strohmann ſcheint in ſolchen Fällen
Der beſte Wächter, den es gibt,
Und leicht iſt einer aufzuſtellen,
Wenn anders Euch mein Rath beliebt.“

„Thu, was dir gut dünkt!“ ſprach der Alte.
„Nur präge ſcharf dem Gärtner ein,
Daß er den Scheu'l recht wild geſtalte,
Sonſt möcht' er wenig furchtbar ſeyn.
Man geb' ihm einen langen Stecken
Mit einem Schnarrwerk in die Hand!
Dergleichen Aeolsharfen ſchrecken
Die Räuber ſehr, das iſt bekannt.“ —

Der Strohmann trotzte bald im Garten,
Mit Flatterlumpen angethan.
Umher von allen Bäumen ſtarrten
Die Vögel ihn ein Weilchen an.

Doch windſtill ward's, und ohne Zagen
Umflog das Spatzvolk ihn geſchwind.
Der Wind nur konnt' es raſch verjagen;
Denn große Thaten thut der Wind.

„Der dumme Strohmann!“ rief Luiſe.
„Er iſt ein ganz unnützer Knecht!
Da ſteht er baumlang wie ein Rieſe,
Und ſcheucht doch nicht das Diebsgeſchlecht.
Herr Pathe, Kleider machen Leute!
Es muß mehr Plunder ihn umwehn.
Ich putz' ihn ſelbſt, ſobald es heute
Im Dunkel nicht die Nachbarn ſehn.“

Es wurde Nacht, das Mädchen eilte
Schnellfüßig nach dem Garten hin,
Und, zum Verdruß des Pathen, weilte
Die Tändlerin zwei Stunden drin.
Drob höhnt' er ſie mit ſchnöden Blicken:
‚Euch Weiblein kann doch nichts ſo freu'n,
Als euch und Andere zu ſchmücken,
Und ſoll's auch nur ein Strohmann ſeyn!“ —

„Verzeiht, ich blieb ein bischen lange!
Der Niemandsfreund iſt Schuld daran.
Die Nacht hemmt jedes Werk im Gange,
Und Alles wird nur halb gethan.
Will ich des Strohmanns Schmuck vollenden,
So muß ich, wenn es Euch gefällt,
Ihm Morgen noch ein Stündchen ſpenden,
Doch dann wird er ein ganzer Held.“

Des Barden Antwort war Gelächter,
Und in der nächſten Eulenflucht
Ward abermal der Kirſchenwächter
Von ſeiner Gönnerin beſucht.
Nach ſpäter Rückkehr gab's Verweiſe,
Es donnerte manch hartes Wort,
Und dennoch trippelte ſie leiſe
Am dritten Abend wieder fort.

Der Alte, dem Geſellſchaft fehlte,
Vermißte ſie, und ſchalt für ſich:
„Es glaubt's kein Menſch, wenn ich's erzählte!
Sie liebt den Strohmann mehr als mich.
Ja find' ich ſie nur bei dem Mummel,
So hat ſie einen harten Stand!
Ich dulde länger nicht den Rummel,
Und morgen wird ihr Götz verbrannt.“

Er zog die warme Troddelmütze,
Die Nachtluft fürchtend, über's Ohr,
Und mit des Stabes treuer Stütze
Durchſchlich er ſtill das Gartenthor.
Der Mond ſchien hell, er ſah Luiſen,
Sie ſtand bei dem geliebten Mann;
Allein der Schleicher mußte nieſen,
Sie fuhr zuſammen und entrann.

Stumm ließ er ihre Flucht gelingen,
Und ſtapfte förder ſeinen Pfad,
Um ins Geheimniß einzudringen,
Was ſie an dem Geſpenſte that.

Er ſah im Wind kein Lärvchen ſchweben.
Felsartig ſtand der Mann von Stroh:
Doch plötzlich fing er an zu leben,
That Sprünge, wie ein Hirſch, und floh.

Der Alte ſtarrte vor Entſetzen,
Ermannte ſich jedoch im Nu,
Entſchloß ſich ſchnell, den Hirſch zu hetzen,
Und ſchrie ihm nach: „Steh, Teufel, du!“
Mit Zorn und athemloſem Schnaufen
Verfolgt er raſch ſein flücht'ges Ziel,
Bis er die Länge lang im Laufen
Auf einen todten Körper fiel.

Ihm ſtieg das Haar, er ſtöhnte, fluchte,
Und als mit Schauder ſeine Hand
Den kalten Leichnam unterſuchte,
War's ein Bekannter, den er fand.
Doch ihn mit Thränen zu beklagen,
Empfand er eben nicht Beruf:
Es war, um es kurz weg zu ſagen,
Der Strohmann, den der Gärtner ſchuf.

„Verdammt! wie hängt der Spuk zuſammen?“
Rief unſer altes Männlein aus,
Und lief, durchhitzt von Eiferflammen,
Mit wilder Haſt zurück ins Haus.
Da ſaß mit Taubenblick das Mädchen,
Als wär' im Garten nichts geſchehn,
Saß ſpinnend an dem netten Rädchen,
Und ſchien den Pathen nicht zu ſehn.

„O du, die ich vor ſiebzehn Jahren
Zur Taufe hielt und treu erzog,
Welch Herzeleid muß ich erfahren,
Daß mich dein falſcher Mund belog!
Soll mich dein Strohmann nicht erboßen?
Der Springinsfeld von Fleiſch und Blut? —
Ha! du wirſt flugs von mir verſtoßen,
Nennſt du mir nicht die loſe Brut!“

„Ach, lieber, väterlicher Pathe,
Verzeiht mir meine Heimlichkeit!
Und eh' ich Euch den Freund verrathe,
Gewährt mir eine kurze Zeit!
Wenn dann des erſten Zornes Feuer
Nicht mehr in Eurem Buſen glüht,
Tritt mein enthülltes Abenteuer
In milderm Licht Euch vor's Gemüth.“

„Was Zeit, was Licht! — Beicht oder reiſe,
Und ſieh, wen dein Geſchick bewegt,
Daß er dich älternloſe Waiſe
An meiner Statt, als Wahlkind, pflegt.
Ich liebte dich, mein Gottesſegen
War dir, als Erbin, zugedacht:
Doch daß du gehſt auf krummen Wegen,
Das hat dich um dein Glück gebracht!“

Er ſprach's; da klopft' es an die Thüre.
Des Nachbars Sohn, ein junger Wicht,
Trat zitternd ein, als ob ihn friere,
Und ſagte flehend: „Straft ſie nicht!

Ich bin's, ich war's, ich macht' Euch Schrecken!
Wir lieben uns, doch fehlte Muth,
Euch das Geheimniß zu entdecken —
O ſegnet uns, und bleibet gut!"

„Potz Ränke!" rief der Greis. „Ich ſtaune!
Blos deines Vaters Wohlſtand ſetzt
Mich halb und halb in beßre Laune;
Drum Fried' und Einigkeit für jetzt!
Spricht Vater Ja, nun gut, dann fodre,
Freund Strohmann, keck von mir mein Kind!
Doch eure Liebesglut verlodre
Nicht ſchnell, wie Strohbrand, in den Wind!"

Der Papagei.

Hulda's ſchöner Papagei,
Den ſie ſelbſt erzogen,
War zum blütbereichen Mai
Auf Beſuch geflogen.
Oede ſtand ſein goldnes Haus;
Hulda brach in Jammer aus.

„Wer den Flüchtling wiederbringt,
Der mag frei begehren:
Was er ſich zum Lohn bedingt,
Wird man ihm gewähren.“
So poſaunte durch die Stadt
Schnell ein großgedrucktes Blatt.

Und die Jagd, die jetzt entſtand,
Läßt ſich nicht beſchreiben,
Tauſend waren drauf entbrannt,
Papchen aufzutreiben.
Ritter ſelbſt, mit Schwert und Helm,
Suchten den entflohnen Schelm.

Fräulein Hulda, ſchön und reich,
War des Landes Krone.
Sie umbuhlten allzugleich
Grafen und Barone.
Der geſammte Ritterſtand
Angelte nach ihrer Hand.

Dieß Geſchenk, fürwahr nicht klein!
Wollte der verlangen,
Der ſo glücklich würde ſeyn,
Pärchen einzufangen.
Doch der bunte Plaudermatz
Blieb ein unentdeckter Schatz.

Als er ſich nach Tagesverlauf
Nirgend ließ beſchleichen,
Rief man Vogelhändler auf:
„Schaffet ſeines gleichen!“
Zwanzig Schwätzer kamen an,
Die beinah ihm ähnlich ſahn.

Habgier, nutzend jede Noth,
Hielt die Waare theuer;
Aber haſtig überbot
Sich die Schaar der Freier.
Ja, man wog beim raſchen Kauf
Schier mit Gold die Vögel auf.

Hulda ſaß denſelben Tag
Stickend vor dem Rahmen,
Als auf einmal, Schlag auf Schlag,
Zwanzig Diener kamen.
Einen Brief, nebſt Papagei,
Brachte jeglicher Lakei.

Staunend las ſie: „Daß man ihr
Froh den Flüchtling ſende,
Doch erwarte man dafür
Ihres Herzens Spende;
Denn ſie habe laut erklärt:
Was man fodre, ſey gewährt.“

Und indem ſie las, begann
Schimpfgeſchrei im Zimmer:
„Bärenhäuter! Grobian!“
Und noch zehnmal ſchlimmer.
„Hat euch,“ ſagte ſie empört,
„Eine Fiſchfrau das gelehrt?“

Und ſie winkte mit der Hand
„Fort mit dem Gefieder!
Bringt den Herrn, die euch geſandt,
All' die Vögel wieder;
Keiner iſt's, den ich verlor.
Er ſprach feiner, als dieß Chor.“ —

Sie, die jetzt ſo ſtrenge war,
Wär' es kaum geblieben,
Hätte Ritter Totilar
Einen Brief geſchrieben.
Er, des Adels Stern und Zier,
Wurde ſtill geliebt von ihr.

Eine Sonne war auch ſie
Seinem dunkeln Leben!
Doch ſein Zartſinn wagte nie,
Ihr dieß kund zu geben.
Er beſaß nur Schwert und Roß
Und ein halb verfallnes Schloß.

Hier, in trüber Einſamkeit,
Ließ er durch die Hallen
Einsmals um die Abendzeit
Ihren Namen ſchallen.
Plötzlich rief was hell und klar:
„Totilar! mein Totilar!“

„Ha! wer ruft mich?“ ſprach er ſcheu,
„Gibt es hier Geſpenſter?“
Aber ſieh, ein Paragei
Sitzt am offnen Fenſter!
Grün geflügelt, roth die Bruſt —
Hulda's Flüchtling! — Welche Luſt!

Totilar, ſogleich gefaßt,
Wollte ſacht entſchleichen,
Um den angenehmen Gaſt
Nicht hinweg zu ſcheuchen;
Aber, ohne blöd zu ſeyn,
Kam er ins Gemach herein.

Und der Ritter ſchwang mit ihm
Sich geſchwind zu Pferde.
Unter ſeinem Ungeſtüm
Donnerte die Erde.
Wie der Wind durch's Blachfeld ſtreicht,
War die nahe Stadt erreicht.

Totilar ließ ſich auf's Knie
Vor dem Fräulein nieder.
„Bringet Ihr mir,“ ſagte ſie,
„Meinen Liebling wieder?
O! ich dank' Euch hochvergnügt,
Wenn Euch leerer Dank genügt.“

Ach, was er im Sinne trug,
Ward ihm nicht geboten!
Doch der Vogel lös'te klug
Den geheimen Knoten.
„Totilar, ich liebe dich!“
Rief er laut und inniglich.

Sie erſchrack bei dem Verrath
Süßer Selbſtgeſpräche,
Als ob dieſe Frevelthat
Gleich das Herz ihr bräche.
Aber Pärchens Worte ſprach
Auch ihr Roſenmund bald nach.

Sie gelobten Hand in Hand
Ewig ſich zu lieben,
Und der Eheſtifter ſtand
Hoch nun angeſchrieben.
Stets verpflegt mit Leckerei'n,
Fiel ihm keine Flucht mehr ein.

Das Räthſel.

„Den Abendflug beginnt erſt die Eule,
Wie zögert heute der Stunden Lauf!
Ach, Männchen! mich tödtet die Langeweile;
Gib, ſie zu verſcheuchen, ein Räthſel auf!“

„Drei Silben ſind's, die zu deuten ich bitte:
Die erſte war einſt ein gehörnter Gott. —
Ein Mannsname ſind die zweit' und die dritte;
Doch iſt er verkürzt, und man braucht ihn zum Spo

Des Ganzen bedienen ſich gern die Frauen,
Und wandeln zierlich damit durch's Haus.
Nur Unholde bilden, den Männern zum Grauen
Oft eine feindliche Waffe daraus.“

„O, Lieber, das Ding macht mir viel zu ſchaffen!
Ich kenne den Gott, den gehörnten, nicht,
Und fremd ſind mir frommen Täubchen die Waffen
Womit ein weiblicher Unhold ficht.“ —

„Kind, denke nur nach, ſo kommſt du zum Ziele
Mein Räthſel iſt keine zu harte Nuß:
Und das iſt eben das Salz vom Spiele,
Daß man ſich ein wenig beſinnen muß.“ —

„Man kann auch das Spiel überſalzen, mein Lieber!
Und das haſt du, wie mich dünkt, gethan.
Was kritteln und ſtreiten wir aber darüber?
Gib hurtig ein leichteres Räthſel an!“ —

„Erſt löſe mir dieß! — Es wäre ja Schande;
Es iſt ein bekanntes, gewöhnliches Wort.
Ich rathe dir, bringe den Aufſchluß zu Stande,
Sonſt heiß' ich dich Strohköpfchen fort und fort.“ —

„Ei, warte, warte, das ſollſt du mir büßen!
Ich komme dir über dein kluges Gehirn;“
Sie zog ein Pantöffelchen von den Füßen,
Und zielte bebend ihm damit nach der Stirn.

„Halt! ſprach er. „Was will denn mein frommes Täubchen?
Hat doch ſchon dein Händchen das Räthſel gefaßt!“ —
„Pantoffel!“ — rief das erröthende Weibchen,
Und küßte den Trauten mit zärtlicher Haſt.

Der Mund und die Augen.

Die Augen ſtritten mit dem Munde
Und ſagten frei,
Daß er zu einem Liebesbunde
Nicht nöthig ſey.

„Ha!“ rief er ſtaunend, „welch Erfrechen
Wie lächerlich!
Mein ſüßes Amt iſt's ja, zu ſprechen
Ich liebe dich!

Und jeden Liebesbund beſiegelt
Ein Honigkuß,
Den ich doch wohl, was ihr auch klügelt,
Verſpenden muß.“

„Freund,“ war die Antwort, „wie entglühet
Der Minne Bund?
Siehſt Du es, wie die Schönheit blühet?
Du blinder Mund!

Wir ſetzen ſchnell das Herz in Feuer
Und ohn' ein Wort
Giebt manches Liebesabenteuer
Oft Jahre fort

Wir leuchten, wann auf zarten Blättern,
Die Goldſaum ſchmückt,
Man heimlich, weil die Alten wettern,
Sich Brieſchen ſchickt.

Und können Blicke ſich erreichen,
Da drückt kein Joch:
Es mögen Lauſcher uns umſchleichen,
Wir ſprechen doch!‘“ —

„Ach, eure Sprache!“ rief mit Lachen
Der Mund darein.
„Miſcht euch doch nicht in fremde Sachen!
Die Sprach’ iſt mein.

Wenn mich ein Nothfall in die Bande
Des Schweigens zwingt,
Kommt nimmer ein Geſpräch zu Stande,
Das Freude bringt.“ —

Er war, den Satz mehr auszuführen,
Juſt recht im Lauf,
Da thaten ſich des Saales Thüren
Urplötzlich auf.

Verſammelt war zu einem Feſte,
Mit Spiel und Tanz,
Ein volles Hundert edler Gäſte
Im größten Glanz.

Genannt ſey nur Emil und Klärchen
Aus dieſer Schaar!
Ein junges, wunderſchönes Pärchen,
Das gut ſich war.

Vor Gegenfeindſchaft aber brannten
Längſt für und für
Die Väter, Mütter, Ohm' und Tanten
Von ihm und ihr.

Und all' die grämlichen Gemüther,
Sie ſaßen da,
Und waren ſcharf des Pärchens Hüter
Von fern und nah.

Emil war immer auf den Füßen,
Mit ſtillem Plan,
Schön Klärchen mündlich zu begrüßen,
Und kam nicht an.

Die Baſen hatten ſich, wie Drachen
Der Zauberwelt,
Die einen großen Schatz bewachen,
Um ſie geſtellt.

Und drang er ſchier zur Holdgeſinnten
Durch's Drachenneſt,
So hielt ein Ohm ihn plötzlich hinten
Am Rocke feſt.

Er kämpfte mit den böſen Leuten
Sechs Stunden lang,
Und konnte nicht das Glück erbeuten
Wonach er rang.

Doch ging, trotz aller ihrer Tücke
Und Gegenwehr,
Indeß die Liebespoſt der Blicke
Raſch hin und her.

Süß war die Botſchaft, die ſie brachte
„Treu bis zum Tod!“
Und das entzückte Paar verlachte
Das Sprachverbot. —

„Was ſagſt du?“ riefen jetzt die Augen
Dem Munde zu.
„Wer mag wohl Liebenden mehr taugen,
Wir oder du?

Was half dein Streben, was dein Ringen?
Du ſchwiegſt bezähmt!
Die Freiheit unſrer geiſt'gen Schwingen
War ungelähmt.“ —

„Ja, zehnmal ja, ihr Haberechte!“
Rief wild der Mund,
„Doch brüſtet ihr, als Obermächte,
Euch ohne Grund.

Ihr möget noch ſo hoch euch ſtellen
In eurem Sinn:
Ich bleib' in tauſend Liebesfällen
Doch wer ich bin.

Fragt Liebende nur im Vertrauen!
Und, wer nicht lügt,
Geſtehet euch, daß bloßes Schauen
Ihm nicht genügt.

Und dränget ihr durch Felſenwände,
Schafft das Genuß?
Die reinſte Liebe lechzt am Ende
Nach einem Kuß.“

Herr Ego.

Vor grauen längſt entflohnen Jahren
Gab's einen Mann, der Ego hieß.
Er pflegte ſo ſich zu gebaren,
Daß ſeine Sitten niemand pries.
Er glich, voll ſtolzer Eigenliebe,
Den Pfauen, die des Schweif's ſich freun,
Und ſcharrte, gleich dem Aehrendiebe,
Dem kargen Hamſter, emſig ein.

Ich, ſprach er oft vor ſeinem Spiegel,
Ich bin die Hauptperſon der Welt,
Und jedem Wicht gehören Prügel,
Der frech ſich mir zur Seite ſtellt.
Für mich hat Gott die Welt geſchaffen,
Zu meinem Nießbrauch ganz allein.
Kühn darf ich alles an mich raffen,
Denn alles, alles iſt ja mein!

Er wünſchte ſich zahlloſe Heere,
Um mit des Schwertes raſchem Blitz
Sich zu erobern aller Meere
Und aller Länder Machtbeſitz.

Doch da kein Gott ihm Völker ſchickte,
So ſtellt' er Liſt und Trug ins Feld,
Und ſchien, indem er ſchlau berückte,
Ein frommer biedrer Tugendheld.

Denn wie mit glänzend rothen Beeren
Der Vogelſteller Vögel kirrt,
Und wenn ſie kommen, ſich zu nähren,
Der Mörder ſeiner Gäſte wird:
So lockte mit der Tugend Schimmer
Herr Ego viele Menſchen an,
Die bald auf ihrer Wohlfahrt Trümmer
Ihn Glückspaläſte bauen ſahn.

Sie ſeufzten, er verſchloß die Ohren,
Und ſprach in ſeinem Herzen keck:
Was Menſch heißt, iſt für mich geboren,
Und dienen muß es meinem Zweck.
So braucht' er liſtig einen Jeden,
Als Werkzeug in verſchiedner Art,
Und hört' er von der Freundſchaft reden,
Da lacht' er höhniſch in den Bart.

Die zarte, himmliſch reine Liebe,
Der edlen Seelen Luſt und Schmerz,
Schien ſeinem thieriſch rohen Triebe
Ein fabelhafter Dichterſcherz.
Er liebte nach des Spatzes Weiſe,
Nahm ſieben Frauen, reich wie er,
Und ſah am Ziel der Lebensreiſe
Ein Häufchen Kinder um ſich her

In ſeiner letzten bangen Stunde
Berief er ſein Geſchlecht zu ſich,
Und ſagte mit erblaßtem Munde:
„Lebt wohl und pfleget Euer Ich!
Ein Andrer mag für Andre ſorgen,
Und Jedem zu Gebote ſtehn;
Iſt Euch nur wohl, ſeyd Ihr geborgen,
So laſſet Welten untergehn!"

Die Söhnlein legten ihre Hände
Auf ſeine goldgefüllten Truhn,
Und ſchworen: treu bis an ihr Ende
Nach ſeinem weiſen Rath zu thun.
Mit ſchon geſchloßnen Augenliedern
Sprach er ſein Amen und ſchlief ein.
Die Aerzte fanden beim Zergliedern
Am Platz des Herzens einen Stein. —

Und das, wozu ſich vor den Kiſſen
Die hoffnungsvolle Schaar verband,
Das halten ſie, die Egoiſten,
Nach ihrem Vater ſo genannt.
Wer kennt nicht dieſe rauhe Bande?
Wen drückt nicht ihre Selbſtſucht ſchwer?
Dieß Volk zog aus in alle Lande,
Und wuchs an Zahl, wie Sand am Meer.

Haß und Verachtung dieſen Wichten,
Und dem, der ihnen Weihrauch ſtreut!
Ein braver Mann erfüllt die Pflichten
Der heiligen Geſelligkeit.

Er hilft, ſo weit die Kräfte reichen,
Und bleibet, was ſein Loos auch ſey,
Bis Geiſt und Athem von ihm weichen,
Der Freundſchaft und der Liebe treu.

Die goldene Gans.

Drei Brüder lebten, knapp bei Geld,
In einem alten Schloſſe,
Und bauten ſelbſt ihr kleines Feld
Mit einem dürren Roſſe.
Der jüngſte war ein dreiſter Wicht,
Und von ihm ſagte das Gerücht,
Er gelte viel bei Mädchen.

Georg ſah aus wie Milch und Blut,
Das mußte man ihm laſſen;
Drum war der Burſch ſich ſelber gut
Und Hans in allen Gaſſen.
Es fiel ſogar dem Gecken ein,
Sich in des Königs Töchterlein
Inbrünſtig zu verlieben.

Doch hätt' ihm auch das Glück geblüht
Aus Fürſtenblut zu ſtammen,
So paßte doch nicht ſein Gemüth
Mit Gertrauds Geiſt zuſammen.
Er lachte gern, der luſt'ge Tropf,
Sie aber war ein Sauertopf,
Den nichts zum Lachen reizte.

Der König ließ bei Trommelſchlag
Durch Stadt und Land verkünden:
„Wenn irgend es ein Mann vermag,
Ein Schwänklein zu erfinden,
Das meiner Tochter Ernſt bezwingt
Und ſie zum lauten Lachen bringt,
Der ſoll mein Eidam werden.“ –

Flugs ſaß in ſeinem Kämmerlein
Freund Görge feſt verſchloſſen,
Und ſann bei einem Becher Wein
Auf lächerliche Poſſen.
Indeß ging Bruder Wilibald,
Mit Brod verſehen, in den Wald,
Um Holz für's Haus zu fällen.

Er pfiff ſein Leiblied durch den Hain.
Da trat in deſſen Mitte
Ein graues Männchen, alt und klein,
Zu ihm mit Klag' und Bitte:
„Mich hungert ſehr, ich ſterbe faſt;
Gib mir vom Brode, das du haſt,
Ein kleines Stück, Herr Junker!“

„Hinweg, du frecher Bettelmann!“
Rief Wilibald mit Grauen,
Und fing aus Leibeskräften an
In einen Baum zu hauen.
Hui! flog der Kopf der Axt vom Stiel,
Und, wie ein Pfeil nach ſeinem Ziel,
Dem Junker an die Stirne.

Er klagte ſeinen Schmerz zu Haus
Dem mittelſten der Brüder.
Fritz ging nun in den Wald hinaus,
Da kam das Männchen wieder:
„Mich hungert ſehr, ich ſterbe faſt;
Gib mir vom Brode, das du haſt,
Ein kleines Stück, Herr Junker!“

„Ha, Tagedieb! biſt du noch hier?“
Hub Friedrich an zu ſchmälen.
„Arbeite, Schuft, ſo wird es dir
An Brode nimmer fehlen!“
Er hieb bei dieſem Zornerguß
Statt in den Baum, ſich in den Fuß,
Und humpelte nach Hauſe.

Jetzt mußte, weil's an Holz gebrach,
Georg zum Forſte wandern.
Das graue Männchen kam und ſprach
Zu ihm, wie zu den andern:
„Mich hungert ſehr, ich ſterbe faſt;
Gib mir vom Brode, das du haſt,
Ein kleines Stück, Herr Junker!“

„Nimm hin, mein Freund, mehr hab' ich nicht!“
Sprach gleich der gute Görge,
Und gab mit freundlichem Geſicht
Sein ganzes Stück dem Zwerge.
„Hab' Dank! rief dieſer: du biſt gut!
Komm, fälle dieſen Baum mit Muth;
Er wird für mich bezahlen.“

Der Eichbaum ſtürzte bald ins Moos;
Da ſah Georg was blitzen,
Und eine goldne Gans im Schoos
Des hohlen Baumes ſitzen.
Er ſprang und jauchzte: „Hei! juchhei!
Das Vöglein ſchenk' ich, meiner Treu'
Der himmliſchen Prinzeſſin."

Allein die Abendſonne war
Zu Rüſte ſchon gegangen,
Und mißlich ſchien's, bei Nachtgefahr
Zur Hauptſtadt zu gelangen.
Ein Dörfchen auf der halben Bahn
Bot ihm ein nettes Wirthshaus an,
Und bot es nicht vergebens.

Er konnte nur, ob ſeinem Schatz,
Sich nicht dazu entſchließen,
Auf allgemeinem Lagerplatz
Der Ruhe zu genießen.
Zigeuner ſchliefen auf der Streu,
Und er, vor dieſem Volke ſcheu,
Bezog das Oberſtübchen.

Des Wirths drei ſchöne Töchter ſahn
Mit hellen Falkenblicken
Das goldne Gänslein ſtaunend an,
Und lobten's mit Entzücken.
Sie wünſchten es in ihren Stall,
Und wollten im geringſten Fall
Ein Federchen erbeuten.

Der Junker ſchlief noch feſt, da ſchlich
Früh morgens Iſabelle,
Das ältſte Mägdlein, ſäuberlich
Hinauf in ſeine Zelle.
Sie fand die Gans, verſuchte kühn
Ihr eine Feder auszuziehn,
Und ach! ſie blieb dran hangen.

Vergebens war Geſchick und Kraft,
Sie rang ſich immer feſter.
Indeſſen nahte katzenhaft
Sich auch die zweite Schweſter.
„O Käthchen!“ rief ihr Jene zu,
„Laß die verwünſchte Gans in Ruh!
Sie hält mich wie ein Häſcher.“

Verloren war der gute Rath,
Die Goldgier zu bezähmen:
Schön Käthchen ſchritt ſogleich zur That,
Sich einen Kiel zu nehmen.
Doch hatte ſie mit kecker Hand
Den Fittich kaum berührt, ſo ſtand
Sie plötzlich angezaubert.

Nun kam noch gar das Neſtkuchlein
Eliſabeth gelaufen,
Und ſchoß, trotz Warnung, wild herein,
Um Federn auszuraufen.
Sie tappte zu, das tolle Ding,
Und eh' ein Augenblick verging,
War Naſeweis gefangen.

„Was ſeh' ich?“ rief Georg und trat
Aus ſeines Bettſchirms Wänden:
„Hier halten wohl drei Gänschen Rath,
Das vierte zu entwenden?
Ihr ſeyd ſo hübſch, ich gäb's euch gern.
Allein es hat ſchon ſeinen Herrn;
Drum weg mit euern Händen!“

Sie zuckten hin, ſie ruckten her,
Und kamen nicht von dannen.
„Ach!“ flehten ſie, „Herr Zauberer,
Beliebt, uns zu entbannen!“
Er legte friſch ans Werk die Hand,
Doch ließ das unſichtbare Band
Sich auch von ihm nicht löſen.

„O!“ rief er aus, „was machen wir?
Da hilft kein Widerſtreben,
Ihr müßt mit meiner Gans und mir
Euch ſtracks nach Hof begeben:
Kommt, rennet, daß der Kopf euch raucht!
Die holde Königstochter braucht
Vielleicht drei Kammerkätzchen.“

Die Gans im Arm, wie einen Hut,
Lief er hinab die Treppe,
Und hintendrein das junge Blut,
Wie ſeines Kleides Schleppe.
Kein Menſch im Hauſe hört' und ſah
Den Mädchenraub, der hier geſchah;
Denn Zauber war im Spiele.

Der Pfarrer aber ging durchs Feld,
Und ſah die Leutchen ſpringen.
Er ſeufzte: „Ach, wie iſt die Welt
Umſtrickt von Satans Schlingen!“
Drauf trat er in den Weg und ſprach:
„Was lauft ihr dieſem Burſchen nach?
Pfui, ſchämet euch, ihr Dirnen!“

Er faßte ſchnell der Jüngſten Hand,
Um ſie hinweg zu ziehen;
Doch konnt' er ſelbſt, trotz Amt und Stand,
Dem Zauber nicht entfliehen.
Gefeſſelt an das ſchöne Kind,
Mußt' er, gleichwie ein Sauſewind,
Fort mit den Mädchen hüpfen.

Der Küſter kam vom Dorfe her,
Und ſah den Meiſter laufen.
„Wohin? wohin? Herr Prediger!
Wir müſſen Kinder taufen.“
Er ſetzte nach, als flöh' ein Dieb,
Ergriff ihn mit Gewalt, und blieb
Am ſchwarzen Aermel hangen.

Da gingen fern zwei Bäuerlein,
Mit Hacken in den Händen.
„Heh! heh!“ begann der Pfarr zu ſchrein.
„Kommt, unſre Noth zu enden!“
Dienſtfertig eilten ſie herzu,
Und hingen auch in einem Nu
Wie Kletten an dem Küſter.

Ein Schweif von Sieben folgte jetzt
Der Gans und ihrem Herren.
Er flog, vom Liebesgott gehetzt,
Und ihnen half kein Sperren.
So kam er denn mit ſeinem Troß
Bald in die Stadt und an das Schloß,
Wo Sauertöpfchen wohnte.

Er tanzte, wie ein Faſchingsnarr,
Um Lachen zu erregen,
Und Zauberei zwang ſelbſt den Pfarr,
So wild ſich zu bewegen.
Kurz um, die ganze Kette ſprang
Die Straße vor der Burg entlang,
Wie Böcklein, durcheinander.

Gertraudchen ſah dieß Poſſenſpiel,
Und ſie, der nichts ergötzlich,
Nichts luſtig ſonſt ins Auge fiel,
Sie lachte drob entſetzlich.
Es ſchallte durch das ganze Schloß,
Und einen Thränenſtrom vergoß
Der alte Herr vor Freude.

Entzaubert floh der Goldgans Schweif
Mit fröhlichen Geberden,
Und Görge rief: „Nun bin ich reif,
Ein Erdengott zu werden!“
Er ging ins Schloß und frug ſogleich:
„Herr König, wann beliebt es Euch,
Die Hochzeit auszurichten?“

„Wer biſt du, junger Menſch?“ begann
Der ſcepterſtolze König.
„Mein Vater war ein Rittersmann,
Doch er verließ mir wenig.“
„Ei!“ rief der Fürſt, „das klingt nicht fein.
Du mußt, willſt du mein Eidam ſeyn,
Zuvor ein Kunſtſtück machen.

In einem Spiegel zeige mir
Ein Kleeblatt großer Narren!
Ich zähme meine Neubegier,
Drei Tage drauf zu harren.
Doch haſt du, eh' die Friſt verſtreicht,
Mir nicht den Spiegel dargereicht,
Sind wir geſchiedne Leute.“

Der Junker murmelte für ſich
„O, was für Winkelzüge!“
Laut aber ſprach er: „Traut auf mich,
Ich thu' Euch bald Genüge.“
Und, wie verfolgt vom böſen Feind,
Lief er zum Walde, den ſein Freund,
Der graue Zwerg, bewohnte.

Der wußte längſt von guter Hand
Das liſtige Verlangen,
Und kam ſchon an des Waldes Rand
Mit einer Laſt gegangen.
Es war ein Spiegel, groß und ſchwer,
Der dreimal länger war, denn er,
Und gleich der Sonne glänzte.

„Freund," ſprach der Zwerg, „dein König hat
Unkönigliche Mucken!
Doch mag er ſich für dießmal ſatt
In dieſen Spiegel gucken.
Er findet derbe Narren drin;
Nur komm es ihm nicht in den Sinn,
Zum Narren dich zu haben."

Der Junker ſagte großen Dank,
Und eilt', als hätt' er Flügel,
Eh' noch die dritte Sonne ſank,
Zum König mit dem Spiegel.
Stumm blieb der Fürſt bei ſeinem Gruß,
Und griff mit ſichtlichem Verdruß
Nach ſeiner goldnen Brille.

Görg war geſchäftig, vor ihn hin
Den Spiegel aufzuſtellen.
Die werthen Narren wohnten drin
In drei verſchiednen Zellen.
Die erſte nahm ein Querkopf ein,
Der glaubte ſterbenskrank zu ſeyn,
Und blühte, gleich der Roſe.

Zwei Aerzte gingen ihm zur Hand
Mit Pillen und Latwergen,
Und konnten, von ihm abgewandt,
Das Lachen kaum verbergen.
„Lacht," rief der König, „lachet dreiſt!
Wer unnoth eure Waaren ſpeiſt,
Gehört ins Reich der Narren."

Verwahrt mit einer ehrnen Thür
Sah man die zweite Klauſe.
Es war, als ob höchſtſelbſt in ihr
Der Gott des Reichthums hauſe.
Gemünztes Gold und Silber ſtand
Rings an der ſchwarzberauchten Wand
In Kaſten und in Fäſſern.

Inmitten ſaß, dürr wie der Tod,
Der Herr von dieſen Schätzen,
Und ſtreute Salz auf trocknes Brod,
Um ſich damit zu letzen.
„Narr!“ rief der König lachend aus,
„Genüget dir ein Bettlerſchmaus,
Was iſt dein Gold dir nütze?“ —

Im dritten Felde ſtand ein Greis
Gichtbrüchig auf zwei Krücken,
Sein dünnes Haar war ſilberweiß,
Und ſichelkrumm ſein Rücken.
Doch an den winterhaften Mann
Schloß ſich ein Bild des Frühlings an,
Ein Kind von ſechzehn Jahren.

Hochfeſtlich hatte ſich dieß Paar,
Im Tempel eingefunden,
Und ward vom Prieſter am Altar
Geſegnet und verbunden.
„Ha, ha!“ rief Seine Majeſtät,
„Der alte Narr, ſo lahm er geht,
Erſtieg der Thorheit Gipfel.“ —

Der Junker ſah mit Luſt und Muth
Den König ſo zufrieden.
Nun, dacht' er, ſey die Sache gut,
Und ihm die Braut beſchieden.
Doch leider hielt des Landes Haupt
Ein Bischen Wortbruch für erlaubt,
Und machte neue Finten.

„Freund,“ ſprach der königliche Mund,
„Die Narren waren tüchtig;
Allein mit unſerm Sippſchaftsbund
Iſts darum noch nicht richtig.
Erſt dann wird Gertraud dir vermählt,
Wenn dir es nicht an Schlauheit fehlt,
Mein Hofvolk zu entlarven.

Die Menſchen treiben es zu weit
Mit Bücken und mit Loben:
Trotz menſchlicher Gebrechlichkeit,
Werd' ich zum Gott erhoben.
Ja, wär' ich Gott, ſo wüßt' ich auch,
Ob ſie bei dieſem Hofgebrauch
Es treu und ehrlich meinen.

Mich dünkt, es iſt nur Täuſcherei,
Daß ſie vor Ehrfurcht brennen:
Drum ſtehe deine Kunſt mir bei,
Die Heuchler zu erkennen.
Ein Schandmal hefte denen an,
Die ſich mit falſchem Sinn mir nahn,
Und blos den Fuchsſchwanz ſtreichen.“ —

So mußte denn der Junker nun
Zum Walde nochmals traben.
„He!“ rief der Zwerg, „was gibts zu thun?
Was will er wieder haben?“
„Ach!“ ſprach Georg, „dir iſt nicht fremd,
Was abermals die Hochzeit hemmt;
Schaff’ eilig Rath, mein Lieber!“

Graumännchen ſagte: „Nun es ſey!
Ich will den Zorn verbeißen,
Weil’s nützlich iſt, der Heuchelei
Die Larve zu entreißen.
Doch macht der Mann dir noch einmal
Mit ſeinen Kniffen neue Qual,
Soll’s traun ihm ſchlecht bekommen!

Für jetzo mag der edle Herr
Zu ſeines Thrones Stufen
All’ ſeine Hauptvergötterer,
Als gäb’s ein Feſt, berufen;
Und iſt das ſeidne Völkchen da,
So laſſ’ er es, dem Throne nah,
In einen Halbmond treten.

Dann muß er, königlich geſchmückt,
Den goldnen Stuhl beſteigen,
Und ſich dem Kreis, der tief ſich bückt,
Mit Kron’ und Scepter zeigen.
Er ſeh’ mit Würd’ und Ernſt hinab,
Erhebe ſeinen Herrſcherſtab,
Und rufe: Rechtsum kehrt euch!

Sobald auf dieſes Machtwort ſich
Die Schranzen zierlich wenden,
Wird jedem Gleißner ſichtbarlich
Ein böſes Zeichen ſchänden. —
Geh, ſage das dem König an,
Und nur dabei hübſch groß gethan,
Als käm's aus deinem Hirne!“

Der König ſprach: „Wohlan, mein Sohn!“
Und ließ die Schalksgeſellen,
Die Götzendiener, ſich am Thron
In einen Halbmond ſtellen.
Er ſah mit Ernſt auf ſie hinab,
Erhob den goldnen Herrſcherſtab,
Und rufte: „Rechtsum kehrt euch!“

Sie ſtutzten, doch ſie ſäumten nicht,
Für's erſte ſich zu bücken,
Und zeigten aus Gehorſamspflicht
Dem König dann den Rücken.
Da — o des Wunders! — ſchoß ſofort
Bei männiglich, am rechten Ort,
Ein Fuchsſchwanz aus dem Kleide.

Der König ſtarrte, wie ein Bild,
Hin auf die rothen Zagel;
Drauf ward er plötzlich bärenwild,
Und ſchrie: „Daß euch der Hagel!
Nun kenn' ich euch, ihr Schlangenbrut!
Das Heuchlerwappen ſteht euch gut!
Fahrt insgeſammt zur Hölle!“

Er ſprang vom Thron mit Ungeſtüm,
Und hielt ſich nicht im Zügel.
Der heil'ge Scepter ſelbſt war ihm
Jetzt ein gemeiner Prügel.
Die Füchslein fühlten ſeine Wucht,
Trotz ihrer flügelſchnellen Flucht
Durch Hallen und Gemächer.

Und als der Herr faſt wohlgemuth
Vom Hetzen wiederkehrte,
Begann Georg: „Es glückte gut,
Was Euer Mund begehrte.
Die Braut iſt dreifach nun verdient!
Wann wird das Brautbett aufgebühnt?
Das frag' ich jetzt im Ernſte.“

Der König ſprach: „Gedulde dich!
Die Sache hat nicht Eile.
Ein alter Wunſch ergreifet mich
Sehr lebhaft alleweile.
Ich möchte gern mein Marmorſchloß,
Deß Lage hier mich oft verdroß,
Auf jenen Berg verpflanzen.

Schaff' einen Rieſen, der's geſchickt
Auf ſeine Schultern ſchwinget,
Und, ohne daß ein Stein ſich rückt,
Es dort zum Stehen bringet. —
Wird mir, begabt mit ſolcher Macht,
Ein Goliath von dir gebracht,
So magſt du Hochzeit halten.“

„Herr!“ rief Georg, „Ihr legt's drauf an,
Euch von mir loszuwinden.
Ihr denket, ein ſo ſtarker Mann
Sey nirgends aufzufinden.
So wollt Ihr, wenn ſich dieß ergibt,
Das ausgetrommelte Gelübd
Mir armen Knaben brechen.

Doch jubelt nur nicht vor der Zeit!
Ich kann wohl einen Recken,
Der ſeiner Schultern Kraft mir leiht,
Durch Gunſt des Glücks entdecken;
Und trägt er Euch die Hofburg fort,
So ziemt es Euch, mir Euer Wort,
Als Biedermann, zu halten.“

Er ſprach's beherzt, und machte ſich
Friſch auf den Weg zum Haine.
„Blitz!“ rief das Männchen, „bracht' er dich
Schon wieder auf die Beine?
Verdammter König Wetterhahn,
Wofür ſieht er die Menſchen an,
Die keine Kronen tragen?

Ein Armer iſt denn doch kein Hund!
Das will ich ihm wohl lehren.
Er treibt's fürwahr mit dir zu bunt!
Ich muß der Unbill wehren.
Stell' ihm mich als den Rieſen vor,
Der bis ans Sternenfeld empor
Die Hofburg tragen wolle.“ –

Sie traten in des Königs Schloß,
Und wurden vorgelaſſen.
Er lachte wiehernd, wie ein Roß,
Und konnte ſich kaum faſſen.
„Was will der Sperling?“ rief er aus.
„Die Burg iſt ja kein Schneckenhaus,
Und das wär' ihm zu mächtig!“

„Ho! ho!“ erwiederte der Zwerg,
„Laßt mich die Probe machen!
Bring' ich das Schloß nicht auf den Berg,
Dann könnt Ihr mich verlachen.
Sorgt nur für einen feſten Halt,
Daß Ihr nicht wanket oder fallt,
Wenn ich es raſch bewege.“

Und eh' ſich neuer Spott ergoß,
Thät er ſich eilig wenden,
Lief auf die Straße vor dem Schloß,
Und faßt' es mit den Händen;
Und wie ein Gärtner, leicht bemüht,
Ein Pflänzchen aus der Erde zieht,
So hub er's aus dem Grunde.

Er ſchwang's, als wär' es leichter Flaum,
Gemächlich auf den Rücken;
Und wuchs und wuchs hoch, wie ein Baum,
In wenig Augenblicken.
Er ragte, wie die Lerche fleugt
Und ſtracks des Rauches Säule ſteigt,
Bald über alle Thürme.

Der König, ob der Himmelfahrt
Schier bis zum Tod erſchrocken,
Zerraufte ſich vor Angſt den Bart,
Und zauste ſeine Locken.
Er riß das Fenſter auf und ſchrie:
„Halt Ungethüm! Spar' deine Müh!
Laß ab, laß ab, du Teufel!"

„Nein!" war des Rieſen Donnerwort:
„Befällt dich Furcht und Grauen,
So laß dein Töchterlein ſofort
Mit Junker Görgen trauen;
Sonſt geb' ich weiter kein Gehör;
Ich wandre mit dem Schloß an's Meer,
Und ſtürz' es in den Abgrund."

Mit Meilenſchritten ging ſein Lauf
Schon nach der nahen Küſte,
Da gab den Trotz der König auf,
Daß er ſein Leben friſte.
„Halt!" rief er kläglich: „Halt doch an!
Ich habe meinen Hofkaplan
Zur Trauung rufen laſſen."

Schnell ward der Rieſe wieder klein,
Und ſprach: „Das läßt ſich hören!
Auf meinem Rücken ſegnet ein;
Ich will euch gar nicht ſtören.
Das Schloß behalt' ich noch als Pfand,
Bis über mir von Hand zu Hand
Die goldnen Ringe gehen." —

Kaum ließ der König das geſchehn,
So hört' er unten fragen:
„Soll ich nun auf des Berges Höh'n
Noch euer Schlößlein tragen?“
„Ach nein!“ ſprach Seine Majeſtät:
„Der Wind iſt ſcharf, der oben weht;
Bring's an die alte Stelle!“

Das that der Zwerg, ging dann hinein,
Und ernſt war ſeine Rede:
„Nun, König, laßt uns Freunde ſeyn!
Vorbei iſt alle Fehde.
Ihr habt zum Nachfahr keinen Sohn;
Ich ſchafft' euch einen, der den Thron
Wird lobeſam beſteigen.

Er gab, als er mich betteln fand,
Mir all' ſein Brod mit Güte;
Und ſo beglückt er einſt das Land
Mit fürſtlichem Gemüthe:
Denn Mild' und Menſchenfreundlichkeit
Sind mehr als Kron' und Purpurkleid,
Der Ehrenſchmuck der Fürſten.“

Die Büßerin.

Es iſt ein wenig lange her,
Da ſprach zu einem Zauberer
Ein ehrenfeſter Ritter:
„Herr, meine Frau,
Die Perl' im Gau,
Macht mir mein Leben bitter!

Ihr ſanftes, himmliſches Geſicht
Lügt Jedem vor, ſie könne nicht
Ein Wäſſerchen betrüben:
Doch ſie gebart
Sich oft nach Art
Der ſchlimmſten böſen Sieben.

Für Fremde fließt zu aller Zeit
Ein Honigbach der Freundlichkeit
Von ihrer Roſenlippe;
Allein mit mir
Zankt für und für
Die häusliche Xantippe.

Ich bat ſie oft, ſich ernſt und treu
Der buhleriſchen Höfelei,
Der Schmeichler zu erwehren;
Doch ſeh' ich ſie
Den Laffen nie
Mit Zorn den Rücken kehren.

Und ſo durchbohrt ſie tauſendfach,
Bald ſchlau verſteckt, bald frei und jach,
Das Herz mir, wie mit Meſſern.
Sagt, weiſer Mann,
Wie ſoll, wie kann
Ich ihren Sinn verbeſſern?

Ich habe Güt' und Ernſt verſucht,
Doch beides ſchaffte keine Frucht;
Sie bleibt bei ihren Sitten.
Ich muß durch Euch
Das Zauberreich
Deßhalb um Hülfe bitten.“

Und während ſo der Ritter ſprach,
Sann ſtill der Hexenmeiſter nach,
Und thät am Ende fragen:
„Liebt Eure Frau
Die Spiegelſchau
Mit eitlem Wohlbehagen?“

„O freilich!“ rief der Ritter aus.
„Sehr reich an Spiegeln iſt mein Haus
Ich habe wohl an hundert!
Und immerfort
Wird hier und dort
Des Lärvchens Reiz bewundert.“

Der Meiſter ging und holt' ein Kraut,
Und wickelt' es in Schlangenhaut,
Bemalt mit Zauberzügen:
„Hier, Ritter, nehmt!
Dadurch bezähmt,
Wird Eure Frau ſich fügen.

Legt ihr, wann's Euch ihr Schlaf erlaubt
Dieß Päckchen heimlich unters Haupt,
Nachts zwiſchen elf und zwölfen!
Und ſpiegelt ſie
Sich Morgens früh,
So wird mein Mittel helfen.“

Der Ritter kehrte heim bei Nacht,
Und ſchob der Schläferin ganz ſacht
Das Päckchen unters Kiſſen.
Sie merkt' es nicht;
Es wurde Licht;
Sie war auf Putz befliſſen.

Zum nächſten Spiegel flog ihr Blick,
Doch ſchaudernd prallte ſie zurück,
Als ſäh' ſie Geiſter drinnen;
Und todtenbleich
Lief ſie ſogleich
Mit ſtummer Haſt von hinnen.

Durch Säl' und Zimmer ſtürzte ſie
Zu allen Spiegeln hin, und ſchrie
Bisweilen laut und gräßlich:
„Wie ſeh' ich aus!
Mir ſelbſt ein Graus!
Zum Abſcheu alt und häßlich!“

Drauf ſchloß ſie in ihr Kämmerlein
Wie eine Büßerin ſich ein,
Und ſaß, nach deren Weiſe,
Stumm wie ein Bild
Und dicht verhüllt,
Zwei Tage ſonder Speiſe.

Das lag dem Ritter ſchwer im Sinn
Er ritt zum Hexenmeiſter hin
Und meldet' ihm die Sache.
„So muß es ſeyn!“
Fiel jener ein.
„Nun brennt's bei ihr im Dache!

Mein Kraut hat ihr den Spuk gemacht
Daß ſie ſich häßlich, wie die Nacht,
Im Spiegel mußte finden.
Allein ſie ſey
Nur fehlerfrei,
So wird das Schreckbild ſchwinden.

Geht hin zu ihr und ſaget dreiſt
Es hab' ein wohlgeſinnter Geiſt
Euch offenbart im Schlafe:
Der Schönheit Flucht
Sey Gottes Zucht
Und ihrer Unart Strafe.

Allein ſie werde wieder ſchön
Vor ihren hundert Spiegeln ſtehn,
Wenn Reue ſie durchglühe,
Und ſie ſofort
Mit That und Wort
Die alten Mucken fliehe.“

Der Ritter macht, auf dieß Geheiß
Der Büßerin das Mährchen weis,
Und herrlich trug es Früchte.
Sie war ganz Ohr,
Und ſprang empor
Mit fröhlichem Geſichte.

„O, lieber, goldner Herzensmann,
Wie gern will ich der Schönheit Bann
Durch ſtrenge Buße löſen!
Wohl war ich traun
Im Chor der Frau'n
Oft eine von den Böſen.

Doch ändre ſich mein Sinn und Thun!
Die finſtre Eule ſoll ſich nun
In's frömmſte Täubchen wandeln,
Und, ohne Groll,
Stets liebevoll
Nach deinen Wünſchen handeln.“

Er ſprach ſein Amen hoch erfreut,
Und ſie vereinte Friedlichkeit
Hinfort mit reinen Sitten.
Der Schmeichler Heer
War jetzt nicht mehr,
Wie ſonſt, bei ihr gelitten.

Und als ſie einen Monat lang
Sich ehrlich, ohne Heuchelzwang,
Als Biederweib gehalten,
Verſchwand der Dunſt
Der ſchwarzen Kunſt
Und ihr geheimes Walten.

Und wieder fand, mit Jubelſchall,
Die Dam' in jeglichem Kryſtall
Den Schatz, den ſie verloren.
Sie ſprang und ſang
Die Burg entlang,
Und war wie neu geboren.

Der ſchöne Fund war ihr ſo lieb,
Daß ſie ein frommes Täubchen blieb
In Worten und Geberden,
Um nicht durch's Leid
Der Häßlichkeit
Nochmals geſtraft zu werden. —

Ob wohl nicht Mancher, der dieß las,
Sich ſeufzend mit dem Ritter maß,
Und ſich den Wunſch vergönnte,
Daß er, auch er,
Durch Zauberer
Sich Hausruh ſchaffen konnte?

Das Weizenorakel.

1.

Mutter.

Kind, ſieh den Schulherrn freundlich an,
Trotz ſeinen reifen Jahren!
Der Jäger iſt ein Wetterhahn,
Das wirſt du bald erfahren.
Er hat der Jugend Wankelſinn,
Liebäugelt her, liebäugelt hin,
Und denket nicht ans Freien.

Röschen.

Schilt nicht das junge, treue Blut!
Ich kann nicht von ihm laſſen.
Karl iſt ſo wacker, iſt ſo gut;
Warum ſoll ich ihn haſſen?
Gedulde dich noch kurze Zeit!
Ihn hemmt nur ſeine Blödigkeit,
Bei dir um mich zu werben.

Mutter.

Wie das ſich in die Länge zieht!
Und immer ſoll ich ſchweigen?
Erforſchen muß ich ſein Gemüth,
Ob's Luſt hat, Ernſt zu zeigen.

Ein Weiblein, das voll Weisheit ſteckt,
Hat jüngſt mir eine Kunſt entdeckt,
Die Freier zu ergründen.

Röschen.

Es iſt doch wohl nicht Zauberei?
Ich weiß, daß manche Frauen,
Als ob's ein Gottesurtheil ſey,
Auf ſolches Weſen bauen.
Nein, Mutter, zaubern laß uns nicht!
Doch iſt das Mittel fromm und ſchlicht,
So können wir's verſuchen.

Mutter.

Nimm Weizenkörner, ſchreib auf ſie
Fein zart des Liebſten Namen,
Und ſtreue ſie den Hühnern früh,
Wann ſie vom Stalle kamen.
Fällt das Geflügel gierig drauf,
Und zehrt die Körnlein ſämmtlich auf,
Dann wird die Heirath richtig.

Röschen.

Verzeih mir, liebes Mütterlein,
Daß ich darüber lache.
Was gilt der Hühner Ja und Nein
In unſrer Herzensſache?
Doch dir zu folgen iſt mir Pflicht;
Drum laß uns, was ihr Schnabel ſpricht,
Gleich morgen früh vernehmen.

Mutter.

Merk, wenn ſie Korn für Korn geſchwind
Weg von der Erde picken,

Wird dein Geliebter treu geſinnt,
Sich bald zur Heirath ſchicken.
Doch bleibt ein einzig Korn verſchmäht,
So iſt ſein Herz nicht treu und ſtät,
Und Thomas wird dein Gatte.

2.

Wer rückt dort ſeine Stutzperücke
Vom Ohr hinweg mit brauner Hand,
Und drückt es an die Bretterlücke
Der nachbarlichen Gartenwand?
Ha! das iſt Röschens Hochverehrer,
Des Dorfs ergrauter Kinderlehrer!
Er horcht mit grämlichem Geſicht,
Was man vertraut im Gärtchen ſpricht

Und ſeht, dort auf der andern Seite
Fand ſich ein zweiter Lauſcher ein.
Er war erſt mit ſich ſelbſt im Streite,
Ein Horcher an der Wand zu ſeyn.
Doch muß er nicht vor Neugier brennen?
Er höret ſich von Röschen nennen,
Und gibt mit liebefrohem Sinn
Sein Ohr der ſüßen Stimme hin.

Sie wohnten links und rechts, die Freier,
Und mitten drin ſtand Röschens Haus.
Da ging denn in der Abendfeier
Oft Schwarz und Grün auf Spähung aus.

Sie machten ihre Liebesrunde
Auch dießmal in der Dämmerſtunde,
Und ſo ward Beiden die Gefahr
Des Brautverluſtes offenbar.

Karl baute feſt auf Liebchens Treue
Und auf der Hühner Nahrungsluſt;
Doch jenem in dem Schulgebäue
Ward's eng und enger in der Bruſt.
Er ſprach zu ſich: „Soll ich es leiden,
Daß Henn' und Hahn mein Loos entſcheiden?
Sie werden ſich des Weizens freu'n,
Und ſchlingen mir die Braut mit ein.

Ja, dieſer Schlag wird mich erſchüttern.
Wenn mir es nicht durch Liſt gelingt,
Das Federvölkchen ſatt zu füttern,
Bevor man ihm ſein Frühſtück bringt.
Wohlan, es gilt ein bischen Schauer!
Ich überſteige Nachts die Mauer,
Begebe mich ins Hühnerhaus,
Und ſchütte reichlich Weizen aus.

Wenn dann die Morgenwolken grauen,
Und ehe noch ein Menſch erwacht,
Speiſ't ſchon der Hahn mit ſeinen Frauen
Das Leibgericht, das ich gebracht.
So kann ſie nicht der Hunger zwingen,
Des Jägers Namen zu verſchlingen,
Und ich erreiche den Gewinn,
Daß ich nun Hahn im Korbe bin.“

Indeß er Herz und Muth ſo ſtählte,
Und ſich viel Schlauheit zugeſtand,
War Röschen auch nicht laß und wählte
Den ſchönſten Weizen, den ſie fand.
Es waren Körner ohne Tadel;
Sie grub mit ihrer feinſten Nadel
Des Liebſten Namen mühſam drauf,
Und rief am Ende: „Nun, Glück auf!“

8.

Karl blickte ſchlaflos durch die Nacht
Nach Liebchens Kämmerlein;
Da fand ſich Thomas ſacht und ſacht
Dort auf der Mauer ein.

Glück — ſprach er oben — du haſt mich
Bis hierher treu bewahrt;
Nun hilf mir auch, ich bitte dich,
Bei meiner Niederfahrt!

Doch zog er, um nicht wie ein Thor
Ihm blindlings zu vertrau’n,
Sein Blendlaternchen ſtill hervor,
Den Weg ſich zu beſchau’n.

„Was ſeh’ ich! Brennt die Leuchte dort
In eines Diebes Hand?“
Sprach Karl, und überſtieg ſofort
Die nachbarliche Wand.

Thoms hatte juſt, als dieß geſchah,
Zum Hinſehn keine Zeit:
Er fiel, und lag im Hofe da,
So lang er war und breit.

Doch da das Glück in Schutz ihn nahm,
Was achtet er den Fall?
Er lief, obwohl ein wenig lahm,
Stracks in den Hühnerſtall.

Karl ſchoß ihm wie ein Habicht nach,
Und rief hinein zur Thür:
„Sey, wer du willſt! Verdiente Schmach
Trifft dich am Morgen hier.“

Drauf ſchob er kräftig und geſchwind
Den Eiſenriegel vor,
Flog aus dem Hofe, wie der Wind,
Und legte ſich auf's Ohr. —

Der Schulmann ſtand vor Schrecken ſtarr,
Doch ſprach er Muth ſich ein:
„Still, alter Knabe, ſey kein Narr,
Zu toben und zu ſchrei'n.

Laß den verdammten Urian
Getroſt von dannen ziehn,
Du machſt hernach dir freie Bahn,
Dem Kerker zu entfliehn.“

Er ſtürmte nun die halbe Nacht
Auf's Pförtchen wacker los:
Allein des treuen Riegels Macht
Wich keinem Schlag und Stoß.

Die Hühner, ihrer ſüßen Raſt
Durch dieß Gelärm beraubt,
Ergrimmten ob dem wilden Gaſt,
Und ſchwirrten ihm um's Haupt.

Er dachte nicht an Weizenſaat;
Und als das Morgenroth
Hervor aus grauen Wolken trat,
Da wünſcht' er ſich den Tod.

* * *

4.

In der Frühe ſprach die Mutter:
„Röschen, längſt ſchon mahnt der Tag,
Unſre Hühnlein zu verſorgen.
Gilt denn noch am heut'gen Morgen
Unſer geſtriger Vertrag?"

„Ja, er gilt!" verſetzte Röschen,
„Sieh hier meine Weizenſchrift!
Und gib Acht, ſie wird geleſen,
Daß bald nicht der ſchärfſte Beſen
Noch ein Stäubchen davon trifft."

Lachend gingen ſie ins Höfchen;
Doch Entſetzen kam ſie an,
Als ſie in der Hühnerhütte
Lang und ſtarr aus Strohgeſchütte
Schwarze Beine ragen ſah'n.

Röschen rief mit lauter Stimme:
„Wer da? — Rührt euch! — Hört ihr nicht?
Wem gehören dieſe Beine?
Antwort geb' er und erſcheine!
Sonſt erſcheint das Dorfgericht!“

Da ward Leben in dem Strohe,
Und der Schulherr ſprang empor.
Reich mit Halmen überhangen,
Und mit feuerrothen Wangen,
Trat er, ängſtig lächelnd, vor.

„Iſt es möglich?“ rief die Mutter.
„Euch, Herr Nachbar, finden wir?
Ei! was ſind das für Geſchichten!
Wollt Ihr Hühner unterrichten?
Oder ſucht Ihr ſonſt was hier?“ —

„Eure Hühnlein wollt' ich füttern;“
Sprach er ſüß: „Verzeiht den Spaß!
Goldnen Weizen wollt' ich ſpenden,
Den ich erſt mit eignen Händen
Rein von Staub und Hülſen las.“

„Welcher Einfall!“ ſagte Röschen.
„Wagt man drum den Hals bei Nacht?
Und wer braucht denn Eure Gabe?
Seht, mein Wertheſter, ich habe
Selbſt ſchon Weizen mitgebracht.“

„Laßt uns tauſchen!“ bat er zärtlich
Doch ſie ſprach: „Wozu denn das?

Wollt Ihr mich zum Lachen reizen?
Nein, ich tauſche meinen Weizen
Nicht mit Euch, noch ſonſt etwas." —

Wohl verſtehend, was ſie meinte,
Sprach er hochbeſtürzt kein Wort,
Stampfte mit dem Fuß die Erde,
Und mit zorniger Geberde
Ging er ſonder Abſchied fort.

3.

„Ach!" hub die Mutter an, „was macht
Die Liebe doch für Thoren!
Sie hetzt ihn her in finſtrer Nacht,
Und da du keck ihn ausgelacht,
Iſt er für dich verloren.
Wenn nun auch Karl die Treue bricht,
So wird, trotz glattem Angeſicht,
Die alte Jungfer fertig,
Und deß bin ich gewärtig."

„Kommt, Hühner!" rief das Mädchen laut,
„Kommt, tröſtet meine Mutter!
Beherzt bringt eine frohe Braut,
Die einem Biedermann vertraut,
Euch dieß Prophetenfutter!" —
Sie ſprach's, und goß mit weißer Hand
Den goldnen Regen in den Sand,
Und wie in Hungersnöthen,
So ſchluckten die Propheten.

Verzehrt ward bald das letzte Korn.
Und mit verſchämten Wangen,
In Feiertracht, mit Jägerhorn
Und Prachtgeſchmeid' und Silberſporn
Kam Karl daher gegangen.
Beſcheiden naht' er ſich, und ſprach:
„Ich ſucht' Euch drinnen im Gemach;
Doch auch an dieſem Orte
Iſt Raum für wenig Worte.

Vergönnet mir, Frau Nachbarin,
Euch etwas vorzutragen.
Ich will, da ich kein Redner bin,
Euch meines Herzens Wunſch und Sinn
Kurz und natürlich ſagen.
Ich liebe Röschen inniglich,
Und Gegengunſt beglücket mich:
O, laßt Euch das bewegen,
Und gebt uns Euren Segen!“

Mit Freuden ſagte Mütterlein:
„Gott ſegn' Euch, meine Lieben!“
Da flog, beſchwert mit einem Stein,
Ein Blättchen in den Hof herein,
Und darauf ſtand geſchrieben:
„Die Jugend tritt dem Alter vor;
Mehr als der Weiſe gilt der Thor:
So mag, mit Narrenſchellen,
Sich Gleich und Gleich geſellen!“

Die Feuersbrunſt.

Der Bürgermeiſter Schmoll begab
Im Zwielicht ſich an's Thor,
Und raunte mit erhobnem Stab
Dem Pförtner Kunz ins Ohr:
„Kraft meines Amts, befehl' ich Euch:
Schließt hart und feſt das Thor ſogleich!

Laßt niemand, weder Mann noch Maus,
Und käm's in Seid' und Sammt,
Vor Tages Anbruch ein und aus,
Sonſt jag' ich Euch vom Amt!
Es wird nach Dieben heut geſtreift;
Drum ſorgt, daß keiner uns entläuft!“

Und als er eifrig das geſagt,
Ging er bei Thorſchluß fort;
Doch an der vorgewandten Jagd
War nicht ein wahres Wort.
Er hatte ſonſt was auf dem Rohr —
Doch ſtill! wer klopft da ſchon am Thor?

„Wer draußen iſt, kann nicht herein!“
Schrie Kunz aus ſeinem Loch.
Und draußen rief's: „Was ſoll das ſeyn?
Freund Kunz, Ihr kennt mich doch!
Ich bin Lothar, der vor der Stadt
Das Rittergut Schönlinde hat.“ —

„Und hättet Ihr ein Fürſtenthum,
Und bötet mir es an,
Euch würde doch das Thor darum
Von mir nicht aufgethan.
Des Bürgermeiſters Will' und Macht
Verbot mir's ſcharf für dieſe Nacht.“

Verdrießlich wandte ſich Lothar
Zu ſeinem Reitknecht hin:
„Der Fall iſt wahrlich ſonderbar,
In dem ich heute bin.
Ich reite zur Verlobung aus,
Und kann nicht in der Liebſten Haus.

Klar ſeh ich hier der Rache Spur!
Schmoll warb um meine Braut,
Trug einen Korb davon, und fuhr
Darob faſt aus der Haut.
Drum zuckt er jetzt der Amtsmacht Schwert,
Das mir den Eingang hier verwehrt.

Doch ſieh, ich hab' im Augenblick
Schon eine Liſt zur Hand.
Reit heim, und ſtecke mit Geſchick
Mein Schloß zum Schein in Brand.
Laß zwanzig Mal ein Strohgebund
Auflodern durch des Schornſteins Mund.

Fahr' mit der Flammenſtange friſch
Hinaus zum weiten Schlot!
Uns ſetzt ein ſolcher Flackerwiſch
In keine Feuersnoth;
Doch in der Stadt entſteht Geſchrei,
Und Spritzen eilen flugs herbei.

Ich ſchlürfe dann durch's offne Thor
Ins Städtchen leiſ' und ſtill.
Von innen ſtrömt das Volk hervor
Und rennt in den April.
Doch hemme ſeinen wilden Lauf,
Und zieh des Grabens Brücklein auf."

Geſagt, gethan! — Der Ruf erſcholl:
„Das Schloß Schönlinde brennt!“
O, das iſt herrlich! dachte Schmoll:
Das ſey dem Feind gegönnt!
Laut aber ſchrie er: „Zäumt mein Roß,
Und rettet meines Freundes Schloß!“

Er ſchwang ſich auf ſein Trampelthier
Und ſprengte durch das Thor,
Daß er im wilden Fluge ſchier
Perück' und Hut verlor.
Huſch! ſtahl ſich Jener, ohne Laut,
Bei ihm vorbei, und flog zur Braut.

Indeſſen war der Schadenfroh
Mit Peitſch und Sporn nicht faul.
Toll reitend ſah er nach dem Stroh,
Und ſtockblind war ſein Gaul:
So kam's, daß plötzlich Mann und Roß
Hinunter in den Graben ſchoß.

Hier lag er, übrigens geſund,
Im weichen, ſchwarzen Moor,
Und ſein damit gefüllter Mund
Rief laut nach Hülf' empor.
Da zogen Bürger lobeſam
Ihn ſchnell mit Ehrfurcht aus dem Schlamm

Unnöthig kam die Spritze jetzt.
Und konnt' ihm nützlich ſeyn,
Von treuer Hand hinauf geſetzt,
Zog er ins Städtchen ein,
Und ſah mit Grimm der Kerzen Strahl
Im glänzenden Verlobungsſaal.

Der Zaubertiſch.

Mariechen, eine ſchöne Maid,
Umſchmeichelten zwei Freier;
Doch war nur Heinrichs Zärtlichkeit
Dem Liebchen werth und theuer.
Er ſah ſein freundliches Gemüth
Von vieler Menſchen Gunſt umblüht:
Doch Kurd, von raubern Sitten,
War nirgend gut gelitten.

Nur Wolfram, Mickchens Vater, trat
Gewogen ihm die Brücke,
Und gab einſt dringend ihr den Rath,
Das ſie den Klotz beglücke.
Und als das ſanfte Mädchenbild
Um Heinrich flehte, ſprach er wild:
„So mag denn unter Beiden
Ein Wettſtreit kurz entſcheiden.

Du weißt, ich liebe guten Wein
Und zarte Leckerbiſſen,
Und habe hier im Dorf die Pein,
Das alles zu vermiſſen.

Tagtäglich wird nur Kohl und Kraut
Mir auf dem Teller aufgebaut,
Und, um dem Durſt zu wehren,
Muß ich den Bierkrug leeren.

Drum ſollen ſich zu dem Vertrag
Die Freier mir verpflichten,
Mir auf den erſten Oſtertag
Ein Gaſtmahl auszurichten.
Wer dann die beſten Schüſſeln bringt,
Mag unbeſtritten, unbedingt,
Als Hahn im Korbe lachen
Und Hochzeit mit dir machen.“ —

Mariechen ſchwieg und dachte ſchlau
Mein Heinz ſoll mir wohl bleiben!
Kurd iſt zu träg’ und zu genau,
Viel Gutes aufzutreiben.
Doch Heinzen ſend’ ich in die Stadt
Wo man die feinſten Waaren hat,
Und laſſe, daß wir ſiegen,
Mein Spargeld dahin fliegen. —

Den Freiern ward der Wettſtreit nun
Von Wolfram vorgetragen.
Sie ſtutzten, doch, was war zu thun,
Als freundlich Ja zu ſagen?
„So gilt’s denn!“ rief er: „Geizt nur nicht!
Sorgt, daß der Tiſch beinahe bricht!
Schafft Rheinwein und Kapaune!
Das macht mir gute Laune.“

Nah' war der Oſtertag, und fern
Die Heimath edler Speiſen:
Man hatte dahin gut und gern
Zwei volle Tagereiſen.
Drum ſteckte Mieckchen ſchnell ihr Geld
In Heinrichs Hand, und ſagte hold:
„Kauf hübſch für unſern Alten,
Damit wir Hochzeit halten.“

Er ſchwang ſich auf ſein Eſelein,
Sobald der Hahn ihn weckte,
Und lenkt' es in den Wald hinein,
Der ſich zur Stadt hin ſtreckte.
Er trabte bis zur Veſperzeit;
Dann lagert' er aus Müdigkeit
Sich auf den jungen Raſen,
Und ließ ſein Thierlein graſen.

Ich komme, dacht' er, früh genug
Ins Haus, zum goldnen Raben.
Es wird noch einen friſchen Krug
Und Schlafraum für mich haben. —
Drauf ſchlang er ſeines Seckels Band,
Aus Furcht vor Dieben, um die Hand,
Und fiel ohn' allen Kummer
In einen ſanften Schlummer.

Indeß kam Kurd, der rohe Geiſt,
Den Marktweg hergeritten,
Sah Heinrichs Schlaf, und ſchnapp! war dreiſt
Der Seckel abgeſchnitten.

Erfreut ob dieſem guten Fang,
Entwich er unbemerkt, und ſang:
„Trala! der Wolf will ſchlingen,
Und Heinzlein kann nichts bringen.“

Der arme Knabe ſchlief noch ſüß,
Und ſah juſt mit Entzücken
Vom Traumgott ſich ein Paradies,
An Liebchens Seite, ſchmücken.
Im Hui verſchwand die Zauberpracht,
Als er, in Finſterniß erwacht,
Die Hände vor ſich ſtreckte,
Und den Verluſt entdeckte.

Er lief umher, ob wo im Wald
Des Räubers Fußtritt klinge;
Er wünſchte, daß ein Erdenſpalt
Urſchnell ihn ſelbſt verſchlinge.
Auf einmal funkelt' ihm ein Licht
Aus ferner Waldnacht ins Geſicht,
Und er, nach raſchem Ritte,
Kam dort an eine Hütte.

Er klopfte mit beſcheidner Art,
Damit man ihm nicht fluche.
Drin rief alsbald ein Stimmlein zart:
„Wer kommt noch zum Beſuche?
Frei ſagt es Lili gleich voraus:
Nur Männern öffnet ſich ihr Haus,
Und hübſche, junge Gäſte
Empfängt ſie ſtets auf's beſte.“

„Ich bin ein Mann,“ ſprach Heinrich drauf,
„Ein ehrlicher Geſelle.“
Raſch flog das Pförtlein luſtig auf,
Und wer ſtand auf der Schwelle?
Ein dürres Weiblein, wunderalt,
Und, wie ein Scheubild, ungeſtalt.
Dem Knaben blieb vor Schrecken
Der Gruß im Munde ſtecken.

Die Augen waren klein und grün,
Gleich friſchem Wieſengraſe:
Entlehnt von einem Rieſen ſchien
Dagegen Lili's Naſe.
Gleichwie ein Steg von Rand zu Rand
Den breiten Graben überſpannt,
So hatte jener Bogen
Den Mund ganz überzogen.

Heinz trat zurück, um an der Thür
Gleich wieder umzukehren.
„Bleib, Bürſchlein,“ ſprach ſie, „bleib doch hier
In Züchten und in Ehren!
Ich lade ſonder Furcht dich ein;
Du wirſt mir nicht gefährlich ſeyn:
Doch will ich wohl erlauben,
Mir einen Kuß zu rauben.“

„Nein,“ ſprach er, „rauben will ich nicht:
Ich ſelbſt ward heut beſtohlen,
Und ſiehe, weil mir Geld gebricht,
Hier vor Euch, wie auf Kohlen.“ –

„O!“ ſagte ſie, „das thut mir leid!
Erzähle mir mit Offenheit
Umſtändlich deine Sache
Drin unter meinem Dache.“

Er ging ins Haus mit halbem Zwang,
Und ſah bei hellen Kerzen
Zwei Männlein, kaum drei Spannen lang,
Wie junge Kätzlein ſcherzen:
„Zu Loch!“ rief ſie gebieteriſch.
Sie huſchten unter einen Tiſch,
Und horchten beim Berichte
Der Wett- und Brautgeſchichte.

Am Schluß ſprach Lili: „Glaube mir,
Geld hab' ich nicht in Händen;
Zum Wettſtreit aber will ich dir
Ein Zaubertiſchlein ſpenden.
So bald man Tiſchlein, deck' dich! ſpricht,
Sieht man ein köſtliches Gericht,
Sammt ausgeſuchten Weinen,
Im Nu darauf erſcheinen.“ —

„Der Gabe wär' ich herzlich froh!“
Sprach Heinrich voller Freude.
Sie rief den Zwergen zu: „Halloh!
Bringt's Tiſchlein her, ihr Beide!“
Die Männlein knurrten drob, nach Art
Erboster Hündlein, in den Bart,
Und blieben unerſchrocken
In ihrem Winkel hocken.

„Auf! auf!“ ſchalt Lili: „Oder kränkt
Mein Vorſatz euren Magen?
Ihr denkt wohl, iſt der Tiſch verſchenkt,
So wird euch Hunger plagen?
Weh’ dem, der ſolch Geſinde hat!
Euch Wölfe mach’ ich wohl noch ſatt!
Thut, was ich euch befohlen,
Sonſt werd’ ich etwas holen!“

Und kaum erhob ſie ſich vom Sitz,
Die Geißel herzulangen,
Als ſchon die Zwerge, wie der Blitz,
Fort nach dem Tiſchlein ſprangen.
Es war, entblößt von aller Pracht,
Ganz ſchlicht aus Tannenholz gemacht;
Doch es beſtand mit Lobe
Die angeſtellte Probe.

„Nimm’s hin,“ ſprach Lili, „um dein Leid
Auf einmal zu verſchmerzen,
Und deine liebe, ſüße Maid
Als Bräutigam zu herzen.“ —
Zu Boden, mit vertieftem Sinn,
Sah jetzt die traute Sprecherin,
Und zupfte Band und Fädchen,
Wie ein verſchämtes Mädchen.

„Hört,“ ſagte Heinz, „kann ich zum Dank
Euch einen Dienſt gewähren,
So bitt’ ich ſehr, Euch frei und frank
Darüber zu erklären.“

Nun that ſie erſt recht zimperlich,
Und ſeufzte ſchmachtend: „Küſſe mich!“ —
Still kicherten die Zwerge;
Ihm ſtieg das Haar zu Berge.

Doch aus gerechter Dankbarkeit
Konnt' er nicht widerſtehen.
Zuvörderſt mußte ſie beiſeit
Die große Naſe drehen.
Das that ſie mit der linken Hand;
Ihr rechter Arm umſchlang den Fant,
Und das Geſinde lachte,
Als Heinz das Opfer brachte.

Drob ſtrafte ſie auf friſcher That
Die Knechtlein derb mit Schlägen.
Sie kreiſchten laut, und Heinrich bat,
Die Geißel wegzulegen.
Drauf ſchied er wohlgemuth von ihr,
Schwang ſich auf ſein getreues Thier,
Und fand nach kurzem Traben
Das Haus zum goldnen Raben.

„Herr Wirth, gebt mir ein Kämmerlein;
Mehr hab' ich jetzt nicht nöthig.“
Man gab ihm ein Kabuschen ein,
Und war zu Koſt erbötig.
„Es mangelt mir an Eßbegier,“
Entgegnet' er, und ſchloß die Thür,
Um an des Tiſchleins Gaben
Sich heimlich zu erlaben.

Der Beutelſchneider hatte ſchon
Im Gaſthof eingeſprochen,
War vor dem neuen Gaſt geflohn
Und hatte ſich verkrochen.
Er ſah im Winkel, wo er ſtand,
Den Zaubertiſch in Heinrichs Hand,
Und ſprach für ſich: „Potz Wunder!
Was macht er mit dem Plunder?“

Er ſchlich an Heinrichs Bretgemach,
Erhorchte da durch Spalten,
Wie er ſein „Tiſchlein, deck' dich!“ ſprach,
Und ſah ihn Tafel halten.
Wie ſtaunte das der Neidhart an!
Er ſann ſogleich auf einen Plan,
Mit raubgewohnten Händen
Das Tiſchlein zu entwenden.

Und bald war ſein Entſchluß gefaßt:
„Herr Wirth,“ begann er ſachte,
„Schafft mir ein Tiſchlein, wie der Gaſt
Jetzt eben mit ſich brachte.“ —
„Da ſteht eins!“ ſprach der Rabenwirth.
„Wenn nicht mein Auge ganz ſich irrt,
So gleichet ſich das Pärchen
Faſt ſeltſam auf ein Härchen.“

„Ja, wahrlich!“ ſagte Kurd erfreut:
„Ich kauf's zu jedem Preiſe;
Doch thu' mir die Gefälligkeit,
Und tauſcht die Dinger leiſe.

Der müde Gaſt ſchläft bald und feſt;
Ihr ſetzt dann dieſes in ſein Neſt,
Und bringet mir das ſeine:
So ſind wir gleich aufs Reine!“

Der Gaſtwirth fragte: „Ei! warum
Soll ich den Handel ſtiften?“
Und Kurd war ſo gewaltig dumm,
Den Schleier ihm zu lüften.
Das ſchrieb ſich Jener hinter's Ohr,
Nahm drauf den Umtauſch glücklich vor
Und Heinrichs Tiſch kam leider
Nun an den Beutelſchneider.

Er trug ihn in ſein Kämmerlein,
Und ließ vor allen Dingen
Sich mancherlei berühmten Wein
Vom ſtummen Diener bringen.
Das ſchmeckte trefflich, und er trank,
Bis er bezecht vom Stuhle ſank.
Da lag er wie gebunden,
Und ſchlief ſechs volle Stunden.

Leicht konnte, bei ſo derbem Rauſch,
Der Wirth im Trüben fiſchen,
Und ihm gelang ein neuer Tauſch
Mit dickbeſagten Tiſchen.
Der Tauſcherfinder Kurd empfing
Das unfruchtbare, ſchlechte Ding,
Und Lili's Wundergabe
Stahl für ſich ſelbſt der Rabe.

Kurd war am Morgen froh und friſch,
Ihm ahnte nichts vom Raube;
Er machte ſich mit ſeinem Tiſch
Eilfertig aus dem Staube.
Doch Heinz, als er vom Schlaf erſtand,
Und nicht ſein liebes Tiſchlein fand,
Durchlief das Haus mit Fragen,
Wer es ihm weggetragen.

Der Wirth, im Ausdruck frech und ſtark
Und nicht gewiſſenblöde,
Fuhr auf: „Was ſchiert mich, Herr, ſein Quark?
Der iſt nicht werth der Rede!“
Auch ſchoß des Unholds böſes Weib
Mit Drachenwuth ihm auf den Leib;
Kurzum, er mußte ſchweigen
Und ſtill ſein Thier beſteigen.

Zurück zur holden Zauberin
Ritt er in vollem Sprunge.
Sie rief vergnügt: „Woher? wohin?
Willkommen, lieber Junge!“
Er kramte flugs ſein Elend aus.
„Ei!“ ſprach ſie, „das verwünſchte Haus!
Man will dort nicht den Raben
Umſonſt zum Schilde haben.

Ich wette, Freund, der Wirth hat dir
Das Tiſchlein ſelbſt geſtohlen;
Doch hab' ich einen Schergen hier,
Der ſoll's dir wieder holen.“ —

Drauf hub ſie einen Sack empor,
Zog einen Prügel draus hervor,
Und ſagte: „Dieſer Knüttel
Iſt traun ein guter Büttel!

Man rufet: Knüttel aus dem Sack!
Da kommt er wie geflügelt,
Und wirft ſich auf das Lumpenpack,
Das werth iſt, daß man's prügelt.
Wohin du willſt, da fliegt er ſtrack,
Und rufſt du: Knüttel in den Sack!
So ſchießt er folgſam wieder
In ſein Gezelt hernieder.

Mich däucht, der tapfre Schlagebold
Wird dort für dich recht paſſen.
Ich will dir ihn um Minneſold,
Wie geſtern, überlaſſen.“ —
Und kaum beſtimmte ſie den Preis,
So nahm ſie ſchon ihn ſehnlich heiß,
Mit zärtlichem Umfangen,
Von Heinrichs Mund und Wangen.

„Du ziehſt ja,“ ſprach ſie, „ein Geſicht,
Es möchte Stein' erbarmen!
Ich glaub's wohl, es behagt dir nicht,
Mich Alte zu umarmen.
O hätteſt du, mein ſchöner Fant,
Nur vor ſechs Monden mich gekannt!
Da war ich jung und blühte,
Daß manches Herz mir glühte.

Kein Täubchen wird ſo viel, als ich,
Umgirrt, umbuhlt von Taubern.
Sogar ein Zauberer ließ ſich
Von meinem Reiz bezaubern.
Allein es war ein alter Bär,
Und niemand häßlicher, als er.
Ich war ihm, wollt' er minnen,
So feind, als ſich die Spinnen.

Doch, wenn Gelegenheit ſich fand,
Spielt' ich mit Liſt und Ränken
Manch Zauberwerk ihm aus der Hand,
Und kann es nun verſchenken.
Thun's doch viel andre Mägdlein auch'
Sie plündern einen alten Gauch,
Und die gemachte Beute
Genießen junge Leute. —

Einſt traf der Meiſter bei mir ein
In einem goldnen Wagen,
Und ließ das edelſte Geſtein
Heraus von Zwergen tragen.
Ich ſchob ihm alles kalt zurück;
Ich ſagte: Das macht nicht mein Glück.
Mein Herz liebt einen Andern,
Und kann zu Euch nicht wandern.

Wild ſprang er auf, berührte mich
Mit ſeinem Zauberſtabe,
Und donnerte: Nun liebe dich
Der auserwählte Knabe! —

Und, wie man eine Hand umdreht,
Ward ich das Bild, das vor dir ſteht,
Und fühlt' im Augenblicke
Die Nothdurft einer Krücke.

Doch ich vergönnt' ihm nicht ein Wort,
Mich wieder zu begnaden.
Ich floh in dieſes Waldes Hort;
Hier kann er mir nicht ſchaden.
Er darf, gezähmt von Obgewalt,
Hier nur in Schmetterlingsgeſtalt,
Um fromm ſich zu beweiſen,
Mein Hüttchen ſtill umkreiſen.

Und immer hat er mich noch lieb
Und iſt ſehr eiferſüchtig.
Ich kränke meinen Molkendieb
Daher aus Rache tüchtig.
So oft ich einen jungen Mann,
Der mir gefällt, erwiſchen kann,
Wird er, wie dir's ergangen,
Mit Kuß auf Kuß umfangen.

Drob ſchwatzend ſtehl' ich dir die Zeit;
Das iſt des Alters Sitte.
Leb' wohl!“ Sie gab ihm das Geleit
Hinaus vor ihre Hütte.
Und als ſie hier ihn noch umfing,
Fuhr huſch! ein gelber Schmetterling,
Mit ſichtbarlichem Neide,
Jachzornig zwiſchen Beide.

Drob ſchlug ſie ein Gelächter auf,
Womit ſie ſich noch letzte,
Als Heinrich ſchon in friſchen Lauf
Den grauen Klepper ſetzte.
Der aufgebrachte Molkendieb,
Der immer ihm zur Seite blieb,
Daß er nicht rückwärts lenke,
Verfolgt' ihn bis zur Schenke. —

Am Zaubertiſchlein ſchmauſte gleich
Der Wirth dort, wie ein König;
Da fiel ihm Heinrich in ſein Reich,
Und er erſchrack nicht wenig.
Er hatte kaum noch Muth und Zeit,
Mit heftigſter Geſchwindigkeit
Vom Tiſch ſich aufzuraffen
Und ihn beiſeit zu ſchaffen.

„Herr Rabenwirth, ich bin ſo frei,
Mich wieder einzuſtellen.
Ich laſſe mich, von wem's auch ſey,
Nicht um mein Tiſchlein prellen.
In Eurem Hauſe ſtahl man's mir,
Und rechtlich haftet Ihr dafür!
Ich muß daher den Bürgen,
Nach Laut des Sprichworts, würgen."

„So würge doch, du Flederwiſch!"
Rief Jener. „Seht den Prahler!
Er macht da Lärm um ſeinen Tiſch,
Als koſt' er tauſend Thaler!" —

„Gib ihm zwei Kreuzer!“ ſchrie die Frau.
„Ein Bettler iſt's, man ſieht's genau!
Der Brodſack iſt das Zeichen
Von ihm und ſeines Gleichen.“

„O, ſpottet meines Sackes nicht!“
Verſetzte Heinz gelaſſen.
„Es hauſet drin ein arger Wicht,
Der möchte hart Euch faſſen!“ —
Ihn aber faßte jetzt das Paar,
Der Mann beim Arm, die Frau beim Haar,
Um Furcht ihm einzuſchärfen,
Und ihn hinauszuwerfen.

Schnell rief er: „Knüttel aus dem Sack!“
Und ſauſend flog ſein Retter
Im Zickzack auf das Gaunerpack,
Wie Blitz' im Donnerwetter.
Sie prallten hochbeſtürzt zurück,
Sie ſchrien: „Verfluchtes Hexenſtück!“
Und flohn nach allen Ecken,
Um feig ſich zu verſtecken.

Der Knüttel jagte ſie hervor,
Und trieb ſie raſtlos weiter.
Sie ſtürzten durch des Hauſes Thor,
Und er war ihr Begleiter.
Sie rannten in geſtrecktem Lauf
Das Dorf hinab, das Dorf hinauf,
Und er war allerwegen
Raſch hinterdrein mit Schlägen.

Nachdem ſie, lang umher gehetzt,
Der Streiche viel gelitten,
Da mußten ſie vor Angſt zuletzt
Um gutes Wetter bitten.
Demütig beugten ſie das Knie,
Und hoch und hehr gelobten ſie,
Um allen Streit zu heben,
Den Tiſch herauszugeben.

Heinz rief dem Schläger, und er kam
Und fuhr in ſeine Hülle.
Die beiden Sünder brachten zahm
Den Tiſch in aller Stille.
Großmütig ſagte Heinz kein Wort,
Ritt eilig mit dem Schatze fort,
Und, ſo verſehn zum Schmauſe,
Nahm er den Weg nach Hauſe.

Tags drauf, von einem Berg herab,
Sah er ſein Dorf von weiten,
Und juſt hinein in munterm Trab
Den Nebenbuhler reiten.
Er wurde vor Beſtürzung bleich,
Daß Kurd ein Tiſchlein, ſeinem gleich,
Ganz gleich am Fuß und Blatte,
Auf ſeinem Eſel hatte.

„Du Schlange Lili!“ rief er aus,
„Haſt mich getäuſcht, betrogen!
Kurd iſt, beſorgt für Wolframs Schmaus,
Dir auch ins Netz geflogen.

Du gabſt aus heißer Kußbegier
Ihm einen Zaubertiſch wie mir,
Und wohl iſt gar der ſeine
Noch beſſer als der meine!"

So zankt' er in die Luft mit ihr,
Und ſpornt' und ſchlug mit Eifer,
Und ohnedieß war ſchon ſein Thier
Ein wunderſamer Läufer:
Drum kam er, wie des Windes Braus,
Mit Kurd zugleich vor Wolframs Haus,
Und ohne Gruß und Worte
Durchſtürzten ſie die Pforte.

Und als ſie polternd ins Gemach
Mit ihren Tiſchen drangen,
Fuhr Wolfram heftig auf und ſprach:
„Was macht ihr denn, ihr Rangen!
Verfahret doch fein ſäuberlich!
Ihr lauft ja gleichſam Sturm auf mich!
Soll ich an leeren Tiſchen
Mir Mund und Herz erfriſchen?" —

„Für meinen leiſt' ich Euch Gewähr!"
Sprach Kurd: „Laßt mich nur ſchalten!
Friſch Löffel, Meſſer, Gabeln her!
Wir wollen Vorſchmaus halten.
Ich kam zuerſt an Euer Thor,
Und habe drum das Recht bevor,
Mit Wein und Schleckereien
Zuerſt Euch zu erfreuen."

Und wen er noch verſammelt fand
Zu traulichen Geſchwätzen,
Den nöthigt' er mit Mund und Hand,
Sich mit zu Tiſch zu ſetzen.
„Wir werden ſatt!“ ſprach er vertraut,
Und „Tiſchlein, deck' dich!“ rief er laut;
Allein da ließ kein Brocken
Sich aus dem Brete locken.

Er ſtand verblüfft und ſäulenſtarr,
Und ein Gelächter ſchallte.
„Aus nichts wird nichts, du toller Narr!“
Rief voll Verdruß der Alte.
„Und daß auch Heinz, der mit Bedacht
Sonſt alle Sachen klüglich macht,
Sein Spiel nicht beſſer kartet,
Das hätt' ich nicht erwartet.“

Heinz mahnte dennoch ſeinen Tiſch,
Sich fruchtbarlich zu zeigen,
Und plötzlich ſah man Wein und Fiſch
Und Braten ihm entſteigen.
Was wurden da die Augen groß!
Doch Wolfram aß ſogleich drauf los,
Und lobte Trank und Speiſe
Auf übertriebne Weiſe.

Voll Gift und Galle zankte Kurd
Mit unſerm Heinz indeſſen.
„Halt's Maul!“ rief Wolfram, „nicht geknurrt!
Das ſtöret mich im Eſſen.“

Und da der Zänker noch nicht ſchwieg,
Miſcht' er ſich ſelber in den Krieg,
Nahm Jenen bei der Krauſe,
Und warf ihn aus dem Hauſe.

Kurd gab nun Braut und alles auf,
Gerieth in volle Flammen,
Rief Freund' und Nachbarn allzuhauf,
Und bracht' ein Heer zuſammen.
Er zog damit vor Wolframs Haus,
Begann dort einen harten Strauß,
Und wollte hau'n und ſtechen,
Um ſeine Schmach zu rächen.

Da mußte denn der Knüttel dran,
Die Feinde zu zerſtreuen.
Gewaltig flog er ſeine Bahn,
Sie weidlich abzubläuen.
Wie eine Heerde Schafe fleucht,
Wenn ſie der Wolf vom Felde ſcheucht,
So floh mit Schimpf und Schande
Die raſch zerſtreute Bande.

Und Vater Wolfram, als er faſt
Vor Lachen drob geſtorben,
Sprach freudig: „Lieber Heinz, du haſt
Mein Miekchen brav erworben.
Nach Oſtern werdet ihr ein Paar;
Doch bitt' ich mich auf immerdar,
Bis ich im Grabe faſte,
An deinem Tiſch zu Gaſte.“

Das Spielzeug.

Des Rieſen Tochter kam vom Berge
Zum erſten Mal auf's flache Land.
Es ſchien ihr eine Welt voll Zwerge,
Und alles war ihr unbekannt.
„Was wimmeln da für Dinger?“
Sprach ſie, und hob den Finger,
Als ſie im Felde fern und nah
Der Bauern Frühlingsarbeit ſah.

Sie wandelte zum nächſten Acker,
Beſchaute Mann und Roß und Pflug,
Fand alles fremd, und lachte wacker,
Wenn ſein Geſpann der Pflüger ſchlug.
„Ich möchte wohl den Knaben
Mit ſeinen Kätzlein haben!
Die Weſen ſind ſo ſchnurrig klein;
Sie ſollten meine Puppen ſeyn.“

Sie ſprach's, und that gleich in der Kürze,
Wie Große thun, was ihr gefiel:
Sie kniete hin mit breiter Schürze
Und ſtrich hinein das Puppenſpiel.

Der Bauer tobte drinnen,
Als wär' er ſchier von Sinnen.
Sie ſagte: „Still, du kleiner Tropf!"
Und tipft' ihn lächelnd auf den Kopf.

Nun ſchnell zur Vaterburg zu kommen,
Lief ſie den Felſen jäh hinan.
Der Weg, wo Gemſen mühſam klommen,
War mit drei Schritten abgethan.
Hoch, wie die höchſte Tanne,
Saß Vater bei der Kanne,
Als ſie mit luſtigem Geſang
Hin zu dem alten Zecher ſprang.

„Was biſt du, Kind, ſo guter Dinge?
Welch Glück und Heil iſt dir geſchehn?"
„Guck, Vater," rief ſie, „was ich bringe!"
Und ließ ihn in die Schürze ſehn.
„Was iſt's, das da ſo zappelt,
So krappelt und ſo rappelt?" —
„Lebendig Spielzeug!" ſagte ſie.
„So ſchöne Puppen hatt' ich nie!"

Raſch ſtellte ſie den Pflug, die Gurren
Und ihren Lenker auf den Tiſch.
„Horch, Vater, wie die Rädlein ſchnurren,
Und wie regt alles ſich ſo friſch!"
Er aber ſchalt: „Nicht weiſe
Wardſt du auf deiner Reiſe!
Das iſt kein Spielzeug, lieber Schatz!
Trag's wieder hin an ſeinen Platz!"

Das Fräulein weinte, doch der Alte
Fuhr auf: „Was zauderſt du noch viel?
Mir iſt, ob ich gleich mächtig walte,
Der Bauer in der That kein Spiel.
Wenn er das Feld nicht baute,
Ständ's übel, meine Traute!
Wir Großen kämen ſelbſt in Noth;
Wir hätten alleſammt kein Brod.“

Die Hinterthür.

Ein junges Weibchen hatte
Viel Höfler um ſich her.
Der ehrenfeſte Gatte
Schalt häufig den Verkehr.
Doch Hedwig ſprach: „Was keifeſt Du?
Geht Alles doch in Ehren zu!“

Die Antwort oft vernommen,
Macht' ihm die Stirne kraus.
Er ließ den Maurer kommen,
Führt' ihn ins Hinterhaus:
„Hier, lieber Meiſter, brechet mir
Stracks durch die Mauer eine Thür!“

„Mein Schatz, was ſoll die Pforte?“
Sprach ihn das Weibchen an;
Allein mit keinem Worte
Verrieth er ſeinen Plan.
Er ſtand beim Bau, und trieb und trieb,
Bis nichts zu thun mehr übrig blieb.

Sogleich mit einem Feſte
Das Pförtchen einzuweihn,
Lud er, als liebe Gäſte,
Des Weibleins Sippſchaft ein.
Die Ohm' und Baſen ſchmückten ſich,
Und kamen ſteif und feierlich.

Und an der Tafelrunde,
Beim ehrbarlichen Schmaus,
Bracht' er mit lautem Munde
Zuletzt den Trinkſpruch aus:
„Die Hinterthür ſoll leben, Frau!
Ich unternahm für Dich den Bau.

Viel junge Fäntchen ſchießen
Hier täglich aus und ein.
Das Ding muß mich verdrießen,
Und fleißig ſchalt ich drein;
Da ſprachſt du ſtets: Was keifeſt Du?
Geht Alles doch in Ehren zu!

Doch läßt ſich ſo nicht ſtillen
Die werthe Nachbarſchaft,
Die mit und ohne Brillen
Auf unſre Hausthür gafft.
Sie muſtert jeglichen Beſuch,
Und hält wohl gar darüber Buch.

Drum ſetze dem Gelauer,
Das längſt mir nicht gefiel,
Die Thür der Hintermauer
Von heut' an Maß und Ziel
Sie diene künftig, Tag und Nacht,
Dem Völkchen, das den Hof Dir macht.“ —

Die tafelnde Gemeine,
Wie ſpitzte ſie das Ohr!
Er aber ging zum Schreine
Und langt etwas hervor.
Ein Teller war's, doch das Gericht,
Bedeckt mit Seide, ſah man nicht.

Er bot es, ſich verneigend,
Der ſchönen Hedwig dar.
Sie ſah, verlegen ſchweigend,
Was unter'm Tüchlein war.
Zwölf Schlüſſel fand ſie, neu und blank,
Und ihr ein Räthſel war der Schwank.

„Mir,“ ſprach er, „iſt's zuwider,
Wenn's ſchellt und klopft am Haus;
Drum theile die zwölf Brüder
An Deine Hofherrn aus!
Und ſind's zu wenig für das Heer,
So liefert uns der Schloſſer mehr.“ —

Die alten Ohm' und Baſen
Sahn ſcharf ihr Mühmchen an,
Und rümpften ſtark die Naſen,
Als ſie es ſchamroth ſahn.
„Ei!“ riefen ſie, „was hören wir!
Wie ſteht's, Du Heilige, mit Dir?“

„Mein Herz,“ ſprach ſie beſcheiden,
„Wird nicht von Schuld gepreßt;
Doch auch den Schein zu meiden,
Gelob' ich treu und feſt.“ —
Und ihr Entſchluß hat nicht gewankt:
Die Hofherrn wurden abgedankt.

Der Felſenhut.

Legende.

Es ging einmal durch Sachſenland
Der Höllenfürſt ſpazieren;
Doch, ſtets gewöhnt an Gluth und Brand,
Begann ihn bald zu frieren.
Hart traf ſein Haupt des Froſtes Pfeil,
Weil er daheim in wilder Eil
Den Reiſehut vergeſſen.

Rings öde war des Wandrers Bahn:
Da ließ kein Hut ſich kaufen.
Um warm zu werden, fing er an,
Aus aller Macht zu laufen.
Er kam, als er ein Stück gerannt,
Zum Dorfe, Ehrenberg genannt,
Bei Altenburg gelegen.

Dort, an der Dorfflur grünem Rain,
Ruht ſeit der Urzeit Tagen
Ein ungeheurer Rieſenſtein,
Zu ſchwer für Roſſ und Wagen.
Nicht hundert Pferde zögen ihn:
Doch Meiſter Satan ſcherzte kühn:
„Komm her, und ſey mein Hütchen“

Er ſetzte ſich das Felſendach
Gemächlich auf die Scheitel,
Beſchaute ſich in einem Bach,
Und ſagte ſtolz und eitel:
„Wer trägt, wie ich, ſo eine Fracht?
Selbſt Er, der dieſen Stein gemacht,
Er müßt' es bleiben laſſen!“

Und während dieſer Prahlerei
Kam Chriſtus ſanft gegangen.
Da ward der Teufel plötzlich ſcheu,
Mit ſeiner Kraft zu prangen.
Demüthig vor dem Herrn der Welt,
Zog er den Hut, ſetzt' ihn auf's Feld,
Und ſchlich ganz ſtill bei Seite.

Doch hin zum Rieſenſteine ging
Des Höllenreichs Bezwinger,
Nahm ihn und trug, wie einen Ring,
Ihn an dem kleinen Finger. —
Und davon ſoll noch jetzt am Stein
Die Höhle deutlich ſichtbar ſeyn,
So wie von Satans Haupte. —

Er, der beſchämt von Ferne ſtand,
Zog ab nach ſeinen Staaten,
Und förder mied ganz Sachſenland
Der Sämann böſer Thaten.
Drum lebt und webt bis heut'gen Tag
In dieſem Land ein edler Schlag
Hochherz'ger Biederleute.

Der graue Rock.

„Halt, graues Röcklein, reiße nicht!“
Rief Juſt mit lachendem Geſicht,
Und droht ihm mit dem Stocke.
Dieß Scherzſpiel trieb er dann und wann.
Und täglich ging der Ehrenmann
Im ſchlichten grauen Rocke.

Er ſorgt und wachte jederzeit,
Daß ihn vom Pfad der Rechtlichkeit
Nicht Ehr- und Habſucht locke;
Und daß ihr Netz ihn nie umſpann
Dankt' er, wie einem Talisman,
Blos ſeinem grauen Rocke.

Erwachend aus dem Morgentraum,
Wußt' er an manchem Tage kaum,
Was heut' er beiß' und brocke;
Doch wuchs ihm drob kein greiſes Haar,
Und Gott der Herr half immerdar
Dem Mann im grauen Rocke.

Sein Nachbar fuhr, vom Volk begafft,
Mit goldbeblechter Dienerſchaft
Und Schnurrbart auf dem Bocke;
Doch als er in den Schuldthurm kroch,
Beſtand mit allen Ehren noch
Der Mann im grauen Rocke.

Manch eitler Sklav der großen Welt.
Dem ſeiner Ketten Laſt gefällt,
Schmückt ſich wie eine Docke;
Doch Juſt, der edlen Freiheit Sohn,
Sprach jeder goldnen Feſſel Hohn,
Und blieb im grauen Rocke.

So ging er ſeinen frommen Gang
Genügſam fort, bis ihm erklang
Der Hall der Todtenglocke.
Und als der gute Mann verſchied,
Gelobt' ich dieſes kleine Lied
Ihm und dem grauen Rocke

Die arme Frau und der Mönch.

Zwei bleiche Kindlein auf den Armen,
Durchwankt ein junges Weib die Stadt,
Und flehet, ſelbſt vor Hunger matt,
Für ihre Kleinen um Erbarmen.

Das Volk umher läuft ſchnell und ſchneller,
Je mehr die eigne Noth es drängt,
Und ach! von keiner Hand empfängt
Die bange Mutter einen Heller.

Da kommt mit blühend rothen Wangen,
Und, trotz der Theuerung, vom Herd
Des reichen Kloſters wohl genährt,
Ein Mönch die Straße her gegangen.

Die Arme naht ſich ihm mit Aechzen:
„Ehrwürd'ger Herr, erbarmt Euch mein!
Beſchenkt mit einem Broſamlein
Die Würmchen, die nach Speiſe lechzen.“ —

„Ich hab' nichts, laß mich ungeplaget!“
Fährt ſie der Mönch verdrießlich an.
Sie ſeufzt' und ſpricht: „Ihr denkt nicht dran,
Daß Ihr ein Brod im Buſen traget!“

„Euch möge Gott die Augen ſchärfen!“
Fällt raſch der Ordensbruder ein.
„Das iſt kein Brod, es iſt ein Stein,
Nach böſen Hunden ihn zu werfen.“

Er zieht der Kutte weiten Kragen
Geſchwind zuſammen und enteilt.
Sein Imbiß ſoll ihm ungetheilt
An einem andern Ort behagen.

Und Gras und Laub, die eben ſprießen,
Die locken ihn hinaus vor's Thor.
Hier langet er ſein Brod hervor,
Um es in Ruhe zu genießen.

Doch ſieh, er findet es verwandelt!
Ein ſchwerer Stein füllt ſeine Hand,
Und ſchaudernd wird von ihm erkannt,
Wie hart und lieblos er gehandelt.

Im Kloſter beichtet er die Sünde,
Und übergibt dem Abt den Stein,
Der ſpäten Nachwelt ihn zu weihn,
Daß er das Wunder ihr verkünde.

In Danzig hat es ſich begeben,
Und nachher ſah man fort und fort
In einer Kloſterkirche dort
Den Wunderſtein an Ketten ſchweben.

Der Liebenbach.

Einer Stadt im Lande Heſſen
(Spangenberg iſt ſie genannt)
Hatte die Natur vergeſſen,
Als ſie Bächlein ausgeſandt,
Durch das Land hin ſich zu ſchlingen
Und ihm Labetrunk zu bringen.

„Auf des Berges Haupt dort oben,“
Sprach die Stadt oft, „lebt ein Quell,
Den wohl jeder würde loben,
Wenn er, ſüß und ſilberhell,
Seiner Nachbarin zu frommen,
Wollt' in's Feld hernieder kommen.“

Es gebrach ſeit alten Zeiten
Der geſammten Bürgerſchaft,
Um den Quell herabzuleiten,
Immerdar des Geldes Kraft.
Doch dem rühmlichen Betriebe
Weihte ſich die mächt'ge Liebe.

Heinrich und Lenore blühten
In des Lebens heiterm Mai,
Und die jungen Seelen glühten
Für einander liebetreu;
Aber Haß und Fluch dem Bunde
Donnert' aus der Väter Munde.

Mehr im Spott, als Ernſte, traten
Sie mit dem Beding hervor:
„Einziehn ſollt ihr, wohlberathen,
Durch der Ehe goldnes Thor,
Wenn ihr Glück der Stadt bereitet
Und zu ihr den Bergquell leitet.“

„Doch ein Eidſchwur muß euch binden
Daß ihr, ohne Hülf' und Sold,
Euch des Werkes unterwinden
Und es ſo vollenden wollt.
Dann erſt, wenn ihr's ganz bezwungen
Wird das Brautlied euch geſungen.“

Sie, die Armen, bebten leiſe
Vor dem harten Spruch zurück;
Aber feil zu minderm Preiſe
War nicht ihres Bundes Glück,
Und entſchloſſen banden Beide
Vor Gericht ſich mit dem Eide.

Zart gebildet, weich erzogen,
Mit dem Grabſcheit unbekannt
Und dem Dinge nicht gewogen,
Nahmen ſie's doch friſch zur Hand,
Und zum mühevollen Werke
Gab die Liebe Muth und Stärke.

Jeder Morgen fand ſie grabend
Auf den nachbarlichen Höh'n,
Und erſt ſpät ſah ſie der Abend
Müde von der Arbeit gehn;
Duldend, daß ihr Thun und Trachten
Müß'ge Gaffer oft verlachten.

Volle zwanzig Jahr' entflogen,
Und es graute ſchon ihr Haar,
Eh' der Graben, den ſie zogen,
Bis zur Stadt gewachſen war.
Fleiß verzehrte ſie zu Schatten,
Ohne Raſt ſich zu geſtatten.

Aber um ſo friſcher blühen
Sah man ihre Liebe nun.
Heinrich wollt' allein ſich mühen,
Die Geliebte ſollte ruhn;
Doch ſie bat auch ihn mit Zähren,
Schonung ſelbſt ſich zu gewähren.

Hart ſchon an des Grabes Schwelle,
Grub das fromme, treue Paar
Fort und fort ſein Bett dem Quelle,
Bis es ihm bereitet war,
Freudig ſich hineinzugießen,
Und als Bach zur Stadt zu fließen.

Feierlich ihn zu empfangen,
Stand die Bürgerſchaft bereit;
Von der Kirche Thurm erklangen
Zinken, Pauken und Geläut,
Und ſchon blinkten in der Ferne
Seine Wogen, hell wie Sterne.

Tauſend riefen: „Sey willkommen,
Heinrichs und Lenorens Sohn!“
Tief erſchütterte die Frommen
Dieſes Jubels Donnerton.
Sie umarmten ſich mit Beben,
Und im Nu entfloh ihr Leben. —

„Gott hat ſie zum Lohn gerufen!“
Sprach das Volk, das ſie umſtand,
Und der Bach, den ſie erſchufen,
Ward der Liebenbach genannt.
Seiner Fluthen heitre Gabe
Dankt man beiden noch im Grabe.

Hans Leu.

Ein Volksmährchen.

Der Däumling zirpte hervor aus der Wiege:
„Nimm, lieber Vater, mich mit auf's Feld!“
„Nein!“ war die Antwort: „Du ſchwächliche Fliege
Biſt vielen Gefahren dort ausgeſtellt.
Wie leicht, daß der Wind in die Luſt mit dir fährt,
Und dich eine Krähe zum Frühſtück verzehrt!“

„Blitz!“ ſagte der Zwerg, „ich, ein Kerl von zehn Jahren,
Ich werde, mit einem Stock in der Hand,
Mich wohl vor dem frechen Gevögel bewahren,
Und gegen den Wind hilft ein tüchtiges Band.
An einen Baum damit feſtgeſchnürt,
Verwett' ich den Kopf, daß kein Sturm mich entführt.“

Der Bauer dachte: Mein Söhnlein ſpricht wacker!
Und gab mit Lachen der Bitte Raum.
Er ſchob's in die Taſche, ging auf den Acker,
Und wollt' es binden an einen Baum.
Doch eh' er den Stamm mit dem Strick umwand,
Lähmt ihm ein plötzliches Schrecken die Hand.

Hoch wuchs hinter einem benachbarten Berge
Ein Rieſenweib wie ein Maſt hervor,
Sah ſtarr und mit lüſternem Blick nach dem Zwerge,
Kam näher und hub mit dem Gruß ihn empor:
„Geh, dürftiges Wichtlein, geh du mit mir!
Ich bild einen mannhaften Recken aus dir!“

Und was ſie bei raſcher Entführung verſprochen,
Das hielt die Räuberin auf ein Haar;
Sie ſäugte den Däumling an fünfhundert Wochen,
Bis er ein Rieſe geworden war.
Dann ging ſie mit ihm in den Eichwald und ſprach:
„Da wähl' dir ein Stäblein, das längſt dir gebrach!“

Hans Leu — ſo geheißen von ſeiner Amme —
Erkor ſich geſchwind des Haines Schmuck,
Den höchſten Baum mit dem dickſten Stamme,
Und riß ihn heraus mit Einem Ruck.
„Ha!“ jauchzte die Rieſin, „ein Meiſterſtück!
Geh heim und mach' in der Welt dein Glück!“

„Guck, Vater!“ rief er vom Berg hernieder,
Als er auf dem Felde den Alten ſah.
„Da kommt dein verlornes Söhnlein wieder;
Schau, welch ein Wunder an ihm geſchah!“ –
Der Bauer ſah auf, erſchrack vor dem Thurm,
Und huſch! war er fort, als verweht' ihn ein Sturm.

„Lauf, lauf und ſorge für meine Pflege;
Beſtell' bei der Mutter ein derbes Gericht!“
So nachrufend ſpannte ſich Hans vor die Ege,
Und brauchte dazu die Rößlein nicht.
Er nahm ſie wie Schooßhündchen unter den Arm
Und wurde dabei nicht müde, nicht warm.

„Hilf Himmel, da kommt er!" ächzte die Mutter.
„Mir ſchaudert die Haut vor Schrecken und Graus.
Wer ſchafft für den Wallfiſch uns ſattſames Futter?
Dem iſt, was wir haben, ein Morgenſchmaus!"
Hans wollt indeſſen ins Hüttchen hinein,
Die Thür war ihm aber zu eng und zu klein.

Er wählte ſich brummend das Hausdach zum Seſſel,
Und foderte Nahrung mit lautem Geſchrei.
Die Aeltern trugen mit Müh' einen Keſſel,
So groß wie ein Mühlſtein, voll Suppe herbei.
Hans trank ihn mit Einem Zuge leer
Und ſagte: „Gratias! Bringt mir noch mehr!"

Und was ſie geſammelt, des Winters gewärtig,
Das ſchleppten ſie jetzt aus dem Keller herauf.
Der hungrige Gaſt, mit dem Vorrath bald fertig,
Schrie wieder auf's neue: „Tragt auf, tragt auf!"
„Schweig, Wehrwolf!" riefen ſie: „Alles iſt all!
Verſchlinge das Haus und Scheuer und Stall!"

„Nein!" ſprach er, „das Holzwerk iſt ſchwer zu verdauen;
Es iſt wohl noch Brod mir wo anders beſchert.
Ich werde die Welt mir ein Bischen beſchauen,
Und bleibe, wo man mich reichlich ernährt."
Drauf reicht' er den Aeltern zum Abſchied die Hand,
Und ſetzte den Stab nun weiter ins Land.

Er ſah, als er einige Meilen gegangen,
In einem herrlich blühenden Gau
Ein Schloß mit glänzendem Thurme prangen,
Und Rauchſäulen ſchwärzten des Himmels Blau.
Ha! dachte der Schlemmer, das Zeichen iſt gut:
Dort ſtehet der Herd in erfreulicher Gluth!

„He! holla! iſt hier kein Dienſt für mich ledig?“
So donnert' er mächtig ins Burgthor hinein.
Erſtaunt rief der Ritter: „Gott ſey mir gnädig!
Du Elephant ſollſt mein Thürhüter ſeyn.“ —
„Gut!“ ſagte Hans Leu: „mit dem Lohn hat's nicht Noth;
Ich dien' Euer Gnaden ums tägliche Brod.“

Früh Morgens ſtieg der Burgherr zu Pferde;
Da kam der Koch aus der Küche gerannt:
„Herr Ritter, den gierigſten Vielfraß der Erde
Habt ihr zum Wächter des Thores ernannt.
Er brach in die Speiſekammer bei Nacht,
Und reinen Tiſch hat er drinnen gemacht.“

Hans Leu ſtand ruhig auf ſeinem Poſten,
Und ſagte beherzt: „Das geſteh' ich frei!
Doch was ich genoß, das nenn' ich nur koſten;
Ich ward noch lange nicht ſatt dabei.“ —
„Du Hund!“ rief der Ritter mit Ungeſtüm,
Und ſprengt' auf ihn an und ſchlug nach ihm.

Raſch packte der Pförtner das Roß und den Reiter
Hielt ſchwebend ſie hoch in der Luft und ſchwor:
„Beim Himmel, du Männlein, muckſt du noch weiter
Fliegſt du und dein Gaul wie ein Ball über's Thor“
Beſtürzt gab der Ritter manch gutes Wort,
Kam wieder in Freiheit und trabte fort.

Ha! dacht' er, das iſt ein verteufelter Bube,
Der heut' oder morgen den Hals mir bricht!
So grab' ich denn lieber ihm ſelbſt eine Grube;
Denn Lebensgefahr macht Nothwehr zur Pflicht. —
Heim ritt er am Abend mit böſem Plan,
Und lachte heuchelnd den Pförtner an.

„Hör', Hänschen,“ ſprach er am andern Morgen,
„Dir ſey mein volles Vertrauen geſchenkt!
Es liegt im Brunnen ein Schatz verborgen,
Den hat mein Vater im Kriege verſenkt.
Wir wollen ihn jetzt aus dem Kerker befrei'n;
Steig muthig hinab, und die Hälfte ſey dein!“

Gelockt durch das Blendwerk goldener Beute,
Fuhr Hans vergnügt in den finſtern Schacht.
Puff! warfen der Ritter und ſeine Leute
Ihm Stein' auf den Kopf, und er ſchrie mit Macht:
„Jagd doch die Hühner vom Brunnenrand!
Das Blitzzeug ſcharrt mir die Augen voll Sand.“

Sie wälzten jetzt einen Mühlſtein hinunter
Und ſagten: „Nun ſind wir ihn los, den Hund!“
Hans aber guckte bald drauf ganz munter,
Das Rad um den Hals, aus des Bornes Mund.
„Ei, ſeht doch, wie liebreich ihr meiner denkt!
Habt Dank, daß ihr mir einen Kragen geſchenkt!“

Er ſprach's, und ſtand auf des Brunnens Rande,
Und warf den großen, gewaltigen Stein
Weit über die Köpfe der fliehenden Bande;
Denn nichts als ein Schreckſchuß ſollte das ſeyn.
Dann ging er, des Dienſtes beim Ritter ſatt,
Mit hungriger Eil' in die nächſte Stadt.

Er hoffte nicht viel von dem kleinen Reſte;
Wohlleben ſchien ihm daraus verbannt:
Doch kam er gerade zu einem Feſte,
Bei dem ſich die vornehme Welt befand.
Der Bürgermeiſter gab einen Schmaus;
Er ſtattete prächtig ſein Töchterlein aus.

Schon ſaßen die Männer mit Zirkelperücken,
Die Frauen im Reifrock in ſtattlichen Reih'n,
Da trat, empfangen mit ſtarrenden Blicken,
Die Rieſengeſtalt in den Saal hinein.
Vor Schrecken vergaßen die Herren und Frau'n
Die köſtlichen Biſſen im Munde zu kau'n.

„Erſchreckt nicht, ihr Herrſchaften!“ ſagte der Recke,
„Ich ſtehe vor euch, demüthig gebückt,
Weil mich des Saales niedrige Decke
Wie einen Sprenkel zuſammendrückt.
Ich werde mich ſetzen, wofern ihr's vergönnt,
Und miteſſen, was ihr entübrigen könnt.“

Sofort auf drei Stühle gelagert am Tiſche,
Verſchlang er die eben vorhandene Tracht,
Und jeglichen Nachtrab, der Braten und Fiſche,
Sobald ſie der Truchſeß zur Tafel gebracht.
Auch griff er zur Rechten und Linken nach Wein,
Und goß ihn wie Waſſer in ſich hinein.

„Halt ein, du gefräßiges Ungeheuer!“
Rief endlich der Hochzeitvater in Wuth,
Und alle Perücken geriethen in Feuer
Und riefen: „Weiche, du Höllenbrut!“
Doch hohnlächelnd ſagte der lange Wicht:
„Ich bitt' euch, ihr Männlein, erboſt euch nicht!“

Sie aber ergriffen mit ſteigender Hitze
Die kleinen Degen zu Hieb und Stoß.
Der Bürgermeiſter an ihrer Spitze,
Rief: „Hurrah!“ und ging auf den Rieſen los.
Da ſtreckte Hans Leu ſeine Klauen aus,
Erpackte den Helden und trug ihn vor's Haus.

Hier ſtellt' er ſich ſchnell, um mit Nachluſt zu ſpaſſen,
Den Großherrn im rothen ſammtenen Rock,
Als Standbild aufs Haupt, und ſchrie durch die Straßen
„Wer kauft einen alten Perückenſtock?“
Es lachten viel, die den Handel ſahn,
Doch eilten auch andre zur Rettung heran.

Sie kamen mit Dreſchflegeln, Spießen und Stangen
Und Reiter ſogar mit roſtigem Schwert.
Hans ſah die Philiſter bereit, ihn zu fangen,
Und hielt ſeinen Spaß der Gefahr nicht werth.
Drum ſetzt' er, indem er zum Thore hin floh,
Den Vater der Stadt auf ein Häufchen Stroh.

„Friſch auf! ſchrie das Volk, nehmt den Feigen beim Ohre“
Und wie beſeſſen lief alles und ritt.
Hans aber erſah einen Berg vor dem Thore,
Und nahm ihn und ſperrte die Pforte damit.
So ſchied er von ſich die gewappnete Schaar,
Und jubelte, daß er in Sicherheit war.

Die Spießbürger ſchaufelten, hackten und gruben,
Um von dem Stöpſel ihr Thor zu befrein.
Indeß kam zum Poſſen, nach Art roher Buben,
Hans Leu durch ein anderes wieder herein.
Er lief in ein offen ſtehendes Haus,
Und lacht' und ſchimpfte zum Fenſter heraus.

Die Stadt durchtönte das Erz ſeiner Stimme:
Flugs ließen die Bürger das Thor im Stich,
Erblickten den Feind mit flammendem Grimme,
Und auf der Stelle vereinten ſie ſich:
„Das Haus wird bezahlt mit geſammter Hand,
Und mit dem Unhold ſogleich verbrannt.“

Sie reihten ſich dreifach, das Haus zu umringen,
Und brennende Fackeln wurden gebracht.
Der Rieſe beſchloß, ins Getümmel zu ſpringen,
Und ſich zu zeigen in ſeiner Macht.
Er fuhr aus der Thür, wie ein Sturmwind braust,
Und ſchwang eine ſchreckliche Keul' in der Fauſt.

Schnell ward die Belagerung aufgehoben,
Und alle ſuchten ihr Heil in der Flucht.
Doch während ſchnellfüßige Läufer verſtoben,
Behinderte Manchen des Körpers Wucht.
So gings einem Rathsherrn, der fleißig geſchrien:
„Verbrennet den Unhold, verbrennet ihn!“

Des Aufwieglers Leben aus Rache zu enden,
Hub Hans ſchon die Keule zur gräßlichen That,
Als plötzlich mit flehend erhobenen Händen
Ein muthiges Mägdlein dazwiſchen trat.
Es glich an Schönheit der Roſe Pracht,
Und kannte der Schönheit bezaubernde Macht.

Beſtürzt ſtand der Rieſe wie eine Säule
Und ſchämte ſich ſeiner tobenden Wuth.
Er legte dem Mägdlein zu Füßen die Keule,
Und ſagte bittend: „O, ſey mir gut!
Du Püppchen gefällſt mir gar wunderſam,
Und ſo du mich liebſt, bin ich fromm wie ein Lamm.“

Die Jungfrau verſetzte: „Was ſprecht Ihr vom Lieben?
Der Weg bis dahin iſt weit, ſehr weit!
Ihr habt hier im Städtchen viel Unfug getrieben,
Und das zu vergeſſen bedarf es Zeit.
Erſt zeiget Euch beſſer, als heute geſchehn,
Und was dann zu thun iſt, das wollen wir ſehn.“

Drauf ging ſie von dannen mit flüchtiger Schnelle;
Kopfhängend ſchlich der Sünder ihr nach.
Ihr Vater ſtand breit auf des Brauhauſes Schwelle;
Hans naht' ihm mit zagender Demuth und ſprach:
„Ich will Euch dienen, wie löblich und recht,
Als fleißiger, frommer, getreuer Knecht.“

„Wohlan,“ ſprach der Brauherr, „ich bin geſonnen,
In Dienſt dich zu nehmen, du kräftiger Mann,
Weil ich bei Verſendung gefüllter Tonnen
Dann Pferd' und Wagen entbehren kann.
Nur fürcht' ich, daß du die Ladung verſchlingſt,
Bevor du ſie treulich den Kunden bringſt.“

Hans ſchwor: im neuen unſträflichen Leben
Den alten Menſchen ganz auszuziehn.
So ward ihm der Dienſt, den er wünſchte, gegeben,
Und ſein Geſchäft war ein Spielwerk für ihn.
Ihm wurde das mächtigſte Faß nicht zu ſchwer;
Er trug's auf dem Teller der Hand umher.

Auch zwang er ſeinen begehrlichen Magen,
Mit mäßiger Koſt zufrieden zu ſeyn.
Der Brauherr lobte ſein wackres Betragen,
Und Liebe ſchenkt' ihm das Töchterlein.
Doch fühlt' er ſich ſelbſt, als geringer Knecht,
Zum Freier des herrlichen Mägdleins zu ſchlecht.

Einſt ſagt' er: „Ich ſtrebe, dahin zu kommen,
Daß ich dein werth ſey, du ſüße Maid!
Drum hab' ich Handgeld vom Kaiſer genommen,
Und ziehe noch heut in den Türkenſtreit.
Leb' wohl, und bleib mir getreu und hold!
Ich bringe dir Beute von Ehr' und Gold.“

Beſeligt mit ihrem Gelübde der Treue,
Zog freudig er dann in den fernen Krieg,
Und tapfer und ſtark, wie ein wahrer Leue,
Entſchied er in vielen Gefechten den Sieg.
Er ſtieg nach Jahren zum Führer der Schaar
In die er als Landsknecht getreten war.

Und als er ſich ſatt mit den Türken geſchlagen,
Da kam er, ſein herziges Liebchen zu frei'n.
Nun konnt' er mit Recht die Brautwerbung wagen,
Und Vater und Tochter ſagten nicht Nein.
So ward durch die Liebe, die alles kann,
Der Wildfang ein achtbarer, glücklicher Mann.

Notburga.

Legende.

Ein wüſtes Schloß, das Hornberg heißt,
Von Eulen längſt bewohnt,
Durchirret noch des Fürſten Geiſt,
Der weiland dort gethront.

Er geht bei Nacht hervor und taucht
Ein Schwert, bedeckt mit Blut,
Das noch wie friſch vergoſſen raucht,
Tief in des Neckars Fluth.

Umſonſt! das Waſſer wäſcht's nicht rein!
Er ſeufzt mit ſtarrem Blick,
Hüllt ins Gewand den Blutſtahl ein,
Und wankt zur Burg zurück. —

Einſt Herzog und emporgeblüht
Zu königlicher Macht,
Doch rauh und finſter von Gemüth,
Liebt' er nur Krieg und Schlacht.

Notburga, ſeine Tochter, war
Ein Engel, ſchön und gut.
Der jungen Ritter edle Schaar
Dient' ihr mit leiſer Gluth.

Und Hugo, mannigfalt erprobt
Als Biedermann und Held,
Gewann ihr Herz, und ſtill verlobt
Zog freudig er ins Feld.

Nach fernen Landen zog er hin,
Durchkämpfte manche Schlacht,
Und ſeiner Herzenskönigin
Gedacht' er Tag und Nacht.

Ihr ewiger Gedanke blieb
Auch er, der theure Held,
Und außer ihm war nichts ihr lieb
Im ganzen Raum der Welt.

„Was ſchwankſt Du wie im Traum herum?“
Fuhr einſt ihr Vater auf.
„Du biſt ſo bleich, ſo trüb und ſtumm,
Als ging' ins Grab Dein Lauf.“

„Friſch auf! bald tanzt ein Bräutigam
Mit Dir den Hochzeitreihn.
Er iſt ein Fürſt von edlem Stamm,
Und morgen trifft er ein!“

Erſchrocken wagte ſie kein Wort;
Ihr Herz nur ſprach für ſich:
„Nein, lieber geh' ich leiſe fort,
Und berg' in Wüſten mich.“

„Was gilt mir Ueberfluß und Pracht,
Wo ew'ger Gram mir droht?
Viel ſüßer iſt in Waldes Nacht
Ein frommer, treuer Tod.“

Die Sonne ſank, die Burgwelt ſchlief,
Notburga nur blieb wach,
Und einen alten Diener rief
Sie ſtill in ihr Gemach.

„Freund,“ ſagte ſie, „ein hartes Loos
Bedroht mich hier mit Qual,
Und treibt mich aus der Heimath Schoos
Fort über Berg und Thal.“

„Ein hohler Fels im fernen Hain
Sey Hafen meiner Flucht,
Mich dort dem Dienſt des Herrn zu weihn,
Wo mich kein Auge ſucht.“

„Geleit' auf halbem Weg dahin
Den Waldberg mich hinab,
Und forſcht mein Vater, wo ich bin,
So ſchweige, wie das Grab!“

Des Greiſes Augen wurden feucht:
„Gott! eine Felſenſchlucht,
Wo's Raubthier hauſt, die Schlange kreucht,
Wählt Ihr zum Ziel der Flucht?“

„Zwar ſchlimmer iſt oft Menſchenart
Als Schlang' und reißend Thier,
Und wenn Ihr das mit Schmerz erfahrt,
Wohlan, ſo gehen wir!“

Als ſtill vom Schloß aus ins Gefild
Der Wandrer Fuß nun trat,
Goß ſeine hellſten Strahlen mild
Der Mond auf ihren Pfad.

Bald ſahn ſie von des Waldbergs Rand
Den ganzen weiten Gau.
Des Neckars breites Silberband
Erglänzte durch die Au.

Und jenſeits, wie ein Meer von Nacht,
Lag ſchauerlich ein Hain:
Der Wahlort, gegen Vatermacht
Der Treue Hort zu ſeyn.

Doch dieſer Freiſtatt ſich zu nahn,
Schien unermeßlich ſchwer;
Denn kein erwartet Fahrzeug ſahn
Sie auf dem Strom umher.

Ein Rauſchen im Gebüſche drang
Der Jungfrau jetzt ins Ohr.
Es trat mit edel-ſtolzem Gang
Ein weißer Hirſch hervor.

Sanft ſchritt heran das hohe Thier,
Und neigte ſein Geweih,
Als frommes Zeichen, daß es ihr
Zu dienen willig ſey.

Und ihn verſtand die junge Maid,
Die Furcht und Scheu bezwang,
Und ſich mit raſcher Freudigkeit
Auf ſeinen Rücken ſchwang.

Stracks lief der Hirſch die rechte Bahn
Setzt' in den Strom hinein,
Durchſchnitt die Wellen, wie ein Schwan,
Und flog zum finſtern Hain.

Am Morgen rief der Fürſt durch's Schloß:
„Sagt an, wo iſt mein Kind?"
Und ſandte fort zu Fuß und Roß
Schier all ſein Hofgeſind.

Mit nichten aber that die Schaar
Den heißbegehrten Fund,
Und er, dem Alles kundig war,
Verſchloß getreu den Mund.

Um Mittag ſtand der greiſe Mann
Am Thor mit ſchwerem Sinn,
Und ſah, indeß ſein Auge rann,
Starr nach dem Waldberg hin.

Da glänzte was am grünen Hang,
Wie neu gefallner Schnee.
Es war der weiße Hirſch, der ſprang
Hernieder von der Höh'.

Und über Feld und Wieſenplan
Kam er zum Alten her,
Und ſah ihn ſo vertraulich an,
Als hätt' er ein Begehr.

„Was willſt du, Thierlein? Drücket dich
Vielleicht des Hungers Noth?"
Sprach mild der Greis, entfernte ſich,
Und bracht' ein Weizenbrod.

Drob zeigte ſich vergnügt das Thier,
Und beugte ſich dabei,
Als wollt' es bitten: Hefte mir
Das Brödlein ans Geweih!

Und kaum durchſtach's der längſte Stift,
Entſprang der Hirſch im Nu,
Und trug es in ein Felsgeklüft
Der Fürſtentochter zu.

Und immer, wann der Glockenſchlag
Der Mittagsſtund' erklang,
Nahm er hinfort nun Tag für Tag
Ein Brödlein in Empfang.

So holt' er ſich die Spend' am Thor
Drei Monden ohne Raſt.
Jetzt kam ſie zu des Fürſten Ohr,
Und er ſah ſelbſt den Gaſt.

Er nahm den Alten ins Verhör,
Und droht' ihm fürchterlich,
Bis ſein Geheimniß bang und ſchwer
Ihm von den Lippen wich.

Dennoch empfing, auf Herrngebot,
Zur nächſten Mittagszeit
Notburga's Bote noch ſein Brod,
Und Niemand that ihm Leid.

Doch als er wieder, wie ein Pfeil,
Den Berg hinüber ſchoß,
Folgt' ihm der Fürſt mit Haſt und Eil'
Auf flügelſchnellem Roß.

Raſch ging's durch wildes Wogenſpiel,
Und raſch den Hain entlang,
Bis dort der Hirſch an ſeinem Ziel
In eine Höhle ſprang.

Das Roß, gehemmt vom ſtraffen Zaum,
Stand ſtill und ſchöpfte Luft.
Der Herzog band's an einen Baum,
Und bog ſich in die Kluft.

Und wie ein Blick ins Todtenreich
Dünkt' und erſchreckt' es ihn,
Als er die Tochter, geiſterbleich,
Vor einem Kreuz ſah knien.

Er donnerte: „Was machſt Du hier?“
Sie blickte ſchweigend auf.
Der treue Hirſch lag neben ihr,
Entathmet noch vom Lauf.

„Sprich, Thörin!“ fuhr der Herzog fort,
„Sprich, welches Unholds Macht
Trieb dich an dieſen grauſen Ort
Aus meines Schloſſes Pracht?“

„Verlaß die ſchauderhafte Kluft,
Und tödte nicht Dein Glück!
Des hohen Freiers Stimme ruft
Nach Hornberg Dich zurück.“

„Nein, Vater!“ ſprach Notburga weich
„Nein, Weltglück iſt ein Traum!
Ich nähme nicht des Kaiſers Reich
Für dieſen kleinen Raum.“

„Hier ſey, von Menſchen nicht vergällt,
Mein Leben Gott geweiht,
Und ſeinen Ruf in jene Welt
Empfing' ich gern noch heut.“ –

Er lacht' ihr höhnend ins Geſicht
„Laß noch den Wolkenflug!
Die Welt, die uns der Pfaff verſpricht,
Erblickt man früh genug.“

„Komm jetzt nach Hornberg, wo das Glück
Dir jeden Wunſch gewährt.
Gehorch' in dieſem Augenblick,
Sonſt zwinget Dich mein Schwert!“

Still betend lag ſie auf den Knien,
So hart er ſie auch ſchalt.
Sie von der Erd' emporzuziehn,
Verſucht' er nun Gewalt.

Allein die Dulderin umſchlang
Das heil'ge Kreuz mit Muth;
Und als er lange fruchtlos rang,
Entbrannt' er bis zur Wuth.

In aufgereiztem Tigerſinn
Sich ſeiner nicht bewußt,
Stieß er der frommen Märtyrin
Sein Schlachtſchwert in die Bruſt.

Urplötzlich warf ein Donnerſchlag
Ihn nieder in den Staub,
Und auf der Stelle, wo er lag,
Ward er des Todes Raub.

Die Höhle füllt' ein Engelchor,
Der ſanft, wie Bienenflug,
Notburga's treue Seel' empor
Ins Reich des Friedens trug.

Die Faſtnacht.

Ein Knapp durchlief behende die Stadt von Haus zu
Haus,
Lud höflich alle Stände zu einem Faſtnachtſchmaus,
Ging in die Burg des Königs, ſchlüpft' in des Bettlers
Neſt,
Und ſtaunend fragten Alle: „Wer gibt das große Feſt?“

„Ich darf's euch nicht vertrauen,“ erwiederte der Fant,
„Doch dürft ihr ihn nur ſchauen, ſo iſt er euch bekannt.
„Gewaltig, wie kein König, beherrſcht er Land und Meer.
„Zwar hält er keine Heere, doch er iſt ſelbſt ein Heer.“ —

Und als die Gäſte kamen, wohin er ſie entbot,
Empfing ſie, freundlich grinſend, als Wirth der grimme
Tod.
Es deckte ſein Gerippe kein milderndes Gewand,
Und ſeine mächt'ge Hippe hielt hoch er in der Hand.

Gemächlich abzulegen die Mäntel, Stock und Hut,
Entfiel mit Herzensſchlägen den Gäſten aller Muth.
Sie wollten gern entwiſchen, und ſelbſt die Bettler ſahn
Die Speiſen auf den Tiſchen mit keiner Eßluſt an.

Doch Wache haltend, ſtellte der Wirth ſich an die Thür,
Und ſprach mit trockner Kälte: „Gefällt's euch nicht bei mir?
Beginnt den Faſchingsreigen, ſeyd luſtig Alt und Jung!
Dann fügt euch, Aſche werdend, zur letzten Aeſcherung!"

Erbleichend ſchwiegen Alle, die Häupter ſanken tief,
Bis mit erregter Galle der Fürſt des Landes rief:
„Ich will, ich muß noch leben! Leibärzte, kommt herbei,
Umringt mich, ſchützt mich, macht mich von dieſem Unhold frei!"

Die ſpaniſchen Perücken, ſich nahend allgemach,
Wies flugs mit ſtrengen Blicken der Tod zurück und ſprach
„Verlerne das Befehlen, du königlicher Staub!
Da, wo du künftig throneſt, ſind alle Ohren taub."

Stumm blickte der Gekrönte zur Sternenwelt empor,
Und aus dem Kreiſe dröhnte des Feldherrn Schritt hervor.
Mit nacktem Schwerte rief er: „Ich trotze dir, Geſpenſt!
Erſt Kampf, eh' du vom Leben mich Unbeſiegten trennſt!"

Der Tod hielt ſtrack dem Ritter entgegen ſeine Wehr;
Das Schwert ſprang dran in Splitter, die flogen weit umher.
Da wich der kühne Degen, und ſchwankte hin zur Wand,
Als er ſich überlegen den graſſen Helden fand.

Jetzt hub mit ſanftem Gruße der greiſe Biſchof an:
„Laß uns noch Zeit zur Buße, daß Gott uns mög' empfahn!" —
„Mit Buße," war die Antwort, „kauft man nicht jene Welt,
Wann ſchon in meiner Sanduhr das letzte Körnlein fällt."

„Du prägteſt, frommer Vater, oft deinem Sprengel ein,
Allſtets mit Muth gerüſtet zur Todesfahrt zu ſeyn:
Trag denn des Beiſpiels Fackel nun ſelbſt den Andern vor,
Und ſchreite feſt und mannhaft durch meines Reiches Thor!“

Und als, die Hände faltend, der Prieſter ſeitwärts trat,
Erſchien ein Rechtsgelehrter, ein königlicher Rath.
Wie eine Gliederpuppe, ſo ſteif bewegt' er ſich,
Hub ſeinen Zeigefinger, und ſagte feierlich:

„Zu einem Schmaus geladen, betraten wir dieß Haus:
Doch du beſtimmſt den Maden uns alleſammt zum Schmaus.
Heißt das uns Wort gehalten? Das iſt entſchiedner Trug,
Und ſo mit uns zu ſchalten, haſt du nicht Recht und Fug.“

„Ei!“ rief der Tod, „du kündeſt mir wohl den Rechtskrieg an?
Denkſt mich im Netz der Ränke, die du gern ſpielſt, zu fahn?
Verklage mich dort oben, Juriſt und böſer Chriſt,
Und warte ſtill da unten, bis Weltgerichtstag iſt.“

Des Königs Rath entfernte ſich mit empörtem Haar,
Weil Alles, was er lernte, hier nicht zu brauchen war.
Drauf kam ein Scherg des Todes, ein Afterarzt, herbei,
Und bat mit leiſer Stimme: „Sprich deinen Diener frei!“

„Du haſt mir,“ ſprach der Herrſcher, „viel Opfer dargebracht!
Um dankbar mich zu zeigen, geb' ich dir volle Macht,
Mit deinen beſten Waffen jetzt auf mich loszugehn.
Gelingts, mich fortzuſchaffen, ſo laß ich's gern geſchehn.“

Der Pfuſcher ſah drob ſauer und barg ſich im Gewühl.
Indeß auf einen Bauer des Todes Auge fiel.
„Du, Alter, biſt wohl freudig zum Gang dahin bereit,
Wo weder Steuern drücken, noch Krieg und ſchwere Zeit?“

„In Gottes Namen!“ ſagte beherzt der arme Mann.
„Das Leben iſt wohl lieblich, wenn man's genießen kann:
Ich aber ward auf Erden des Daſeyns wenig froh.
Stets ſollt' es beſſer werden, und immer blieb es ſo.“

Gleich drauf verbat ein Reicher ſehr angſtvoll ſich das Grab;
Doch brach dem harten Selbſtling der Tod mit Luſt den Stab. —
So hielt er ohne Gnade noch förder ſein Gericht,
Und ſchonte ſelbſt die Blüthe der ſchönſten Jungfrau'n nicht.

Ihn rührte nur ein Kindlein, ein kleines Engelsbild;
Das führt' er an ein Fenſter, und ſagte wundermild:
„Sieh, Liebchen, ſieh den blauen, geſtirnten Himmelsſaal!
Willſt hinziehn oder bleiben? — Ich laſſe dir die Wahl.“

Das Knäblein ſprach: „O gerne will ich von hinnen gehn!
Die hellen, goldnen Sterne, wie freundlich und wie ſchön!
Ach, wär' ich doch gleich droben! Was ſoll ich Würmlein hier?
Mein Vater iſt ſchon oben und Mutter geht mit mir.“

„Haſt wohl geſprochen, Liebchen!“ ſprach hold der Klappermann.
„Hei! wie das nette Bübchen ſo früh Verſtand gewann!
Euch Kletten an dem Leben, euch mags ein Vorbild ſeyn.
Friſch auf, euch drein ergeben und raſch geſtellt zum Reihn!“

Und noch mit mehrern Worten regt' er die Männer an,
Die Frau'n zum Tanz zu fordern; doch keiner wollte dran.
Sie floh'n, ſich zu verſtecken, hin durch den Saal mit
Graus;
Allein aus allen Ecken zog ſie der Wirth heraus.

Des Griffes ſeiner Senſe bedient' er ſich ſo gut,
Wie es ein Hirt der Gänſe mit ſeinem Krummſtab thut.
Er harkte mit dem Haken zuſammen Paar und Paar,
Bis die Geſellſchaft ſämmtlich zum Reihn geordnet war.

Holdſelig nahm er ſelber das Kindlein an die Hand;
Und als, den Reihn zu führen, er an der Spiße ſtand,
Wandt' er zum Chor der Pfeifer und Geiger ſich zurück,
Und rief: „Tanzt mit, Geſellen, und ſpielt ein muntres
Stück!“

Das war der Tonkunſt Söhnen ein wahrer Donner-
ſchlag;
Denn meiſtens iſt das Völklein lebluſtig, weich und zag.
Sie wankten und verzogen ihr Angeſicht vertrackt,
Und Pfeif' und Fiedelbogen verfehlten Ton und Takt.

So ging der Tanz gar kläglich den weiten Saal entlang,
Belauſchet von dem Dichter, der dieſe Mähr euch ſang.
Er ſtand, geſchirmt vom Flügel der Thüre, gut verſteckt,
Und ward vom Reihenführer gleichwohl alsbald entdeckt.

„Gefangen!“ rief der Strenge; doch lächelte ſein Mund.
„Dich Laurer mitzunehmen hätt' ich gerechten Grund;
Doch weil du mir vor Jahren ein Ehrenlied geweiht,
Will ich nicht hart verfahren und laſſe dir noch Zeit.“

Gleichmüthig ſprach der Sänger: „Ruf' mich, wann dir's gefällt!
Sie wird mir immer enger, die wunderliche Welt.
Und wann ich von ihr ſcheide, ſterb' ich vielleicht nicht ganz:
Es blüht wohl noch ein Veilchen mein bunter Liederkranz.“

Lieder.

Zueignung

an alle Freunde des Geſanges.

Des Menſchen Singemeiſter waren
Die Vögel ſchon im Paradies.
Der Waldgeſang der luſt'gen Schaaren
Klang unſerm Ahnherrn wunderſüß.

Das muß dir, dacht' er, auch gelingen!
Verſuchend traf er manchen Ton;
Und ſo vererbte ſich das Singen
Vom Vater immer auf den Sohn.

Wir dürfen uns der Kunſt nicht ſchämen,
Die uns ein freies Volk gelehrt,
Das weder Haß, noch Neid, noch Grämen
In ſeiner ew'gen Freude ſtört.

Nur ſolchen heitern Seelen glücket
Ein muntres Liedchen ohne Zwang;
Denn ſelbſt nicht jeden Vogel ſchmücket
Der Liedergabe Himmelsklang.

Des Waldes Fürſt, der Aar, beſchenket,
Trotz Sonnenflug, uns nicht mit Sang;
Und alles Raubgeflügel denket
Stockſtill auf nichts als guten Fang.

Auch Menſchen, die nach Schätzen trachten,
Sind ſtumm und grämlich, wenn man ſingt.
Sie pflegen alles zu verrachten,
Was nicht wie Geld und Silber klingt.

Doch wer zu ſeinen Lebensſchätzen
Hochherzig Lieb' und Freude macht,
Den mag dieß Liederbuch ergötzen,
Und freundlich ſey's ihm dargebracht!

Des Pförtners Bericht.

Geſellſchaftslied.

Einer.

Unſer Pförtchen iſt geſchloſſen,
Lieb' und Freundſchaft ſind herein.
Sie, des Lebens Huldgenoſſen,
Wollen ſich mit uns erfreu'n.
Aber widrige Geſtalten
Drangen vorhin auch daher,
Und es ward, ſie abzuhalten,
Eurem Pförtner ziemlich ſchwer.

Chor.

Brauche tapfer Stock und Beſen
Gegen läſtiges Gezücht.
Und von dem, das hier geweſen,
Gib uns amtlichen Bericht.

Einer.

Hochbepackt mit Zeitungsblättern,
Kam zuerſt ein altes Weib,
Schwatzte viel von Erdengöttern
Und verſprach uns Zeitvertreib.
Mit hochwichtiger Geberde
Rühmte ſie dabei ſich laut:
Jedes Staatsgeheimnis werde
Vom Miniſter ihr vertraut.

Chor.

Ei! wir wollen jetzt nichts wiſſen
Von der Frau Politika.
Wann wir trinken, wann wir küſſen
Komme ſie uns nicht zu nah.

Einer.

Drauf erſchien ein Dickgebauchter.
Stampfend wie ein ſtolzer Gaul,
Und mit hoher Naſe braucht' er
Gegen mich ſein großes Maul.
Alle ſeine tauſend Worte
Handelten von ſeinem Ich,
Und die Armen an der Pforte
Stieß er ſchnaubend weg von ſich.

Chor.

Fort mit ihm, dem Ungeſchlachten
Den man Egoismus heißt.
Ewig haſſen und verachten
Muß man dieſen böſen Geiſt.

Einer.

Auf ihn folgten zwei Xantippen,
Deren Mund war auch nicht matt.
Der Gerichtshof ihrer Lippen
Richtete die ganze Stadt.
Jedes Menſchen Tritt' und Schritte
Kannte das verwünſchte Paar,
Und was tief in Burg und Hütte
Vor der Welt verborgen war.

Chor.

Fluch den beiden Unholdinnen
Klätſcherei und Läſterſucht!

Wo ſie feſten Fuß gewinnen,
Iſt der Friede auf der Flucht.

Einer.

Er auch, der nicht Scherz verſtehet,
Meiſter Murrſinn, kam herbei,
Und die ſchlangenhaft ſich drehet,
Die verlarvte Heuchelei.
Doch dem ſämmtlichen Gelichter
Das in unſern Kreis nicht paßt,
Schnitt ich grimmige Geſichter
Und vertrieb es ohne Raſt.

Chor.

Dank dir für dein braves Walten!
Trink zum Lohn den beſten Wein,
Und ſo oft wir Tafel halten,
Laß nur Lieb' und Freundſchaft ein!

Der Hirtin Wahl.

Tadelt nicht den jungen Hirten,
Den mein Herz ſich auserkor!
Alle, die mich ſonſt umgirrten,
Hoben ſchöner ſich hervor:
Aber häßlich hin und her!
Keiner liebt ſo treu als er.

Zwar beginnt mein Hund zu heulen,
Und die Heerde nimmt die Flucht,
Wenn mein Liebſter, gleich den Eulen,
Im Geſange ſich verſucht:
Doch er ſinge rauh und ſchwer!
Keiner liebt ſo treu als er.

Auch bei unſern Hirtenfeſten
Zeigt er auf dem grünen Plan
Sich als Tänzer nicht zum beſten,
Und verfehlt oft Takt und Bahn:
Doch er tanze wie ein Bär!
Keiner liebt ſo treu als er.

Andre ſind wohl ſchön wie Engel,
Singen trefflich, tanzen fein:
Dennoch ſoll der Mann voll Mängel,
Ewig mein Geliebter ſeyn.
Jene flattern hin und her!
Keiner liebt ſo treu als er.

Julie vor dem Spiegel.

Was mich die jungen Männer plagen
Mit überſpannter Schmeichelei!
Mein Spiegel will mir doch nicht ſagen,
Daß ich der Venus ähnlich ſey.
Er ſpricht nur immer heut wie geſtern:
Du haſt ein artiges Geſicht,
Doch hat's auch manche deiner Schweſtern,
Und kurz, die Schönſte biſt du nicht!

So will der Freund vor Stolz mich warnen.
Und fern davon ſey ſtets mein Sinn!
Wohl mir, daß ich den Zaubergarnen
Der Eitelkeit entronnen bin!
Wann Reiz und Jugend uns entſchwinden,
Verſtummt der Schmeichelei Getön;
Doch läßt man ſich beſcheiden finden,
So bleibt man noch im Alter ſchön.

Ständchen eines Geizigen.

Schön Liebchen, ſieh freundlich herab auf mich.
Und höre, was ich dir bringe!
Muſik iſt ein ſeineres Opfer für dich
Als Bänder und ähnliche Dinge.
Die Tugend kränkt,
Wer Mädchen beſchenkt;
Das iſt die gefährlichſte Schlinge.

Und darum enthält ſich mein Edelſinn
Verführeriſch blendender Gaben.
Ich möchte ja nicht um der Welt Gewinn
Die Sitten der Wüſtlinge haben!
Doch dünkt mich's recht,
Das ſchöne Geſchlecht
Mit zärtlichen Tönen zu laben.

Ich habe den trefflichſten Leiermann
Auf fünf Minuten gedungen.
Komm ſchnell und höre mein Ständchen an,
Denn bald iſt die Freude verklungen. —
Die Glocke brummt,
Die Leier verſtummt,
Und ſchon iſt der Spielmann entſprungen!

So warf ich denn baare zwei Groſchen hin,
Und habe davon keinen Segen.
Ha! was für ein toller Verſchwender ich bin,
Um nichts mir den Beutel zu fegen!
Mir kocht das Blut,
Den Mantel und Hut
Verdirbt mir nun gar noch der Regen.

Ja, klimpert' ich wacker hier unten mit Gold,
Das wär' dir die lieblichſte Leier.
Da ſähſt du hernieder, da winkteſt du hold,
Und ſpendeteſt Küſſe voll Feuer.
Doch wenn nur Geld
Und Schmuck dir gefällt,
So hole dich Hexe der Geier!

Die beiden Vögel.

Es gibt zwei Vögel, ſie ſind bekannt,
Sie heißen Habich und Hättich.
Fromm ruhet Jener euch in der Hand,
Doch dieſer fliehet euch ſpöttig.

Ein Habich erfreuet ſeinen Herrn,
Und kann wohl beſſer ihm nützen,
Als tauſend Hättich, die hoch und fern
Auf Dächern und Bäumen ſitzen.

Das Vöglein legt ihm manch goldnes Ei,
Und ſingt: Sey zufrieden, zufrieden!
Er treibt ſein Tagewerk fröhlich dabei,
Und Schlaf erquicket den Müden.

Doch wer einen Hättich ins Auge faßt
Und mit Begier nach ihm ſtrebet,
Der hat nicht Ruhe, der hat nicht Raſt,
So lang' er auf Erden lebet.

Er rennt und keucht bis an ſeine Gruft
Gebirg und Thal auf und nieder,
Und immer rauſcht in der hohen Luft
Der Vogel mit goldnem Gefieder.

Drum läßt ſich jeder verſtändige Mann
An ſeinem Habich genügen,
Und lacht ihn auch manchmal ein Hättich an,
So läßt er mit Gleichmuth ihn fliegen.

Der Trinker an den Veteran der Liebe.

Graues Männlein, ſetz' dich hier
Zu den Rheinweinflaſchen!
Es geziemt nicht dir und mir,
Daß wir Küſſe naſchen.
Jedes Alter hat ſein Feld,
Wo Genuß ihm winket:
Liebe blüht der jungen Welt,
Und der Graukopf trinket.

Aber, trotzend der Natur,
Willſt du nimmer alten,
Und auf Amors Roſenflur
Stets ein Recht behalten.
Wie ein Zierling angethan,
Geckſt du auf und nieder,
Lacheſt alle Mädchen an,
Und ſie lachen wieder.

Ja, ſie lachen, armer Gauch,
Ueber dein Beginnen,
Sie mit eitel Dampf und Rauch
Zärtlich zu gewinnen.

Denn des Jugendfeuers Brand,
Den die Liebe fodert,
Iſt bei dir, wie Gott bekannt,
Lange ſchon verlodert.

Nur das Flämmchen der Begier,
Das der Aſch' entſprühet,
Gaukelt dort und gaukelt hier,
Wo ein Mädchen blühet.
Doch durch dieſes Irrlichts Dunſt
Läßt kein Kind ſich blenden,
Sich mit einem Schritt der Gunſt
Zu ihm hin zu wenden.

Wende dich nun auch ſo kühl
Von den jungen Nymphen,
Die bei Tanz und Pfänderſpiel
Fliehend dich beſchimpfen.
Die Natur gebeut, daß ſich
Gleich und Gleich vereine:
Drum, alt Männlein, halte dich
Zu dem alten Weine!

Wähle friſch zum Liebchen dir
Die getreue Flaſche,
Und vergiß hinfort bei ihr
Jenes Kußgenaſche!
Sie erwärmt des Blutes Eis,
Heilt des Herzens Wunden,
Und bei ihr hat noch der Greis
Goldne Schäferſtunden.

Luiſe an den jungen Nachbar.

Mädchen trifft gerechter Tadel,
Wenn ſie viel am Fenſter ſpähn,
Und hinweg von ihrer Nadel
Immerfort nach Männern ſehn:
Drum iſt auf den Fleiß der Hand
Stets mein Auge feſt gebannt.

Zwar ein Nachbar kann verlangen,
Daß man ihm ein Blickchen ſchenkt,
Und auch du haſt eins empfangen,
Aber nun wird eingelenkt:
Denn der Blicke Wechſelſpiel
Führt oft an kein gutes Ziel.

Ungebunden iſt dein Wille,
Hinzuſehn, wo dir's gefällt;
Aeugle nur nicht durch die Binde,
Die ein junges Haupt entfiel'.
Blind thun macht's nicht aus, daß man
Als ein Amor gelten kann.

Das Großvaterlied.

Als der Großvater die Großmutter nahm,
Da wußte man nichts von Mamſell und Madam.
Die züchtige Jungfrau, das häusliche Weib,
Sie waren ächt deutſch noch an Seel' und an Leib

Als der Großvater die Großmutter nahm,
Da herrſchte noch ſittig verſchleierte Scham.
Man trug ſich fein ehrbar, und fand es nicht ſchön
In griechiſcher Nacktheit auf Straßen zu gehn.

Als der Großvater die Großmutter nahm,
Da war ihr die Wirthſchaft kein widriger Kram.
Sie las nicht Romane, ſie ging vor den Herd,
Und mehr war ihr Kind als ein Schooshund ihr werth.

Als der Großvater die Großmutter nahm,
Da war es ein Biedermann, den ſie bekam.
Ein Handſchlag zu jener hochrühmlichen Zeit
Galt mehr als im heutigen Leben ein Eid.

Als der Großvater die Großmutter nahm,
Da ruhte die Selbſtſucht, gefeſſelt und zahm;
Sie war nicht, entbrochen den Banden der Scheu,
Wie jetzo ein alles verſchlingender Leu.

Als der Großvater die Großmutter nahm,
Da war noch die Thatkraſt der Männer nicht lahm.
Der weibiſche Zierling, der feige Fantaſt,
Ward ſelbſt von den Frauen verhöhnt und gehaßt.

Als der Großvater die Großmutter nahm,
Da rief noch der Vaterlandsfreund nicht voll Gram:
O, gäbe den Deutſchen ein holdes Geſchick
Die glücklichen Großvaterzeiten zurück!

Das Amtmann=Spiel.

Mädchen.

Herr Amtmann, ich muß klagen!
Iſt Stehlen wohl erlaubt?
Mir ward vor wenig Tagen
Mein armes Herz geraubt.
Mir nahm's im Wieſengrunde
Beim Erntefeſt ein Dieb,
Der mir ſeit jener Stunde
Feſt in Gedanken blieb.

Ich bin nicht mehr mein eigen,
Muß immer, immer gehn,
Und, ſcheu vor fremden Zeugen,
Nach ihm verſtohlen ſehn.
O, helft mir jungem Blute,
Und zieht ihn vor Gericht!
Seht, ſchlank wie eine Ruthe,
Steht dort der Böſewicht!

Amtmann.

Burſch, haſt du, was ſie ſagt, vernommen?
Dir ſoll der Raub nicht wohl bekommen!
Geſteh, wie iſt's damit bewandt?
Du biſt mir ſchon als Dieb bekannt!

Jüngling.

Herr Amtmann, ich muß klagen,
Daß ſie mich Räuber nennt.
Wie konnte ſie das wagen,
Da ſie ſich ſelbſt doch kennt?
Mein Garten war mit Roſen
Im Frühling noch geziert,
Da wurde von der Loſen
Mir ſchon mein Herz entführt.

Gefeſſelt wie durch Zauber,
Ging ich mit O! und Ach!
Ihr ſtets nun, wie die Tauber
Der Täubin, girrend nach,
Bis endlich, ohne Sträuben,
Ihr Herz ſich mir ergab;
Und das muß mir verbleiben,
Das nehm' ich mit ins Grab.

Amtmann.

Ihr ſeyd zwei ausgemachte Diebe!
Betragt euch alſo fein mit Liebe!
Tauſcht Herz um Herz auf ewig aus,
Und Gottes Segen komm ins Haus!

Alte.

Herr Amtmann, ich muß klagen,
Wie ſchlecht ein Volk mir lohnt,
Bei dem die Lieb' im Magen,
Nicht in dem Herzen wohnt.
Ein Hauſe junger Lecker
Hat ſich zu mir geſellt,
Und fodert immer kecker
Bald guten Tiſch, bald Geld.

Doch ſchlingen ſie mit Spotte
Mein Hab und Gütchen ein,
Denn keiner von der Rotte
Macht Anſtalt, mich zu frei'n.
Ich bot durch Wort' und Winke
Schon Manchem meine Hand,
Da griff er nach der Klinke,
Und war wie weggebannt.

Amtmann.

Ehrſame Wittib, laßt euch rathen,
Schont eure Batzen, eure Braten!
Vergeßt der ird'ſchen Liebesnoth,
Denn euer Freier iſt der Tod!

Alter.

Herr Amtmann, ich muß klagen,
Wie ſchlimm die Mägdlein ſind;
Ein Schnippchen mir zu ſchlagen,
Erlaubt ſich jedes Kind.
Will ich ein Närrchen küſſen,
So ſchreit es: Graubart, geh!
Und, wie vor Natterbiſſen,
Entflieht das ſcheue Reh.

Manch Gänslein nennt dieß Tugend,
Doch wahrlich ſehr verkehrt!
Es ziemt ſich, daß die Jugend
Das Alter liebt und ehrt.
Drum thut mir den Gefallen,
Und blitzt und donnert drein!
Befehlt den Mädchen allen,
Mir künftig hold zu ſeyn.

Amtmann.

Ha! könnt' ich Mädchengunſt gebieten,
So zög' ich ſelbſt nicht Liebesnieten!
Die Zeit ſpielt Jedem dieſen Streich,
Beſäß' er auch ein Königreich.

Das Kirchweihfeſt.

Juch hei! welches Luſtgetümmel!
Kuchen gibts in jeder Hand.
Gott erfreue den im Himmel,
Der die liebe Kirms erfand!
Heute tanzt man in der Schenke,
Heute treibt man loſe Schwänke,
Heute ſcherzt ſogar der Pfarr,
Und wer grämelt, iſt ein Narr.

Friſch herbei, ihr fremden Gäſte,
Die ihr uns beſchmauſen wollt!
Ah! mit goldbeblechter Weſte
Kommt der Amtmann angerollt!
Sein Geſpann fliegt mit Gebrauſe
Zu des reichen Pachters Hauſe,
Der ſchon auf den hohen Gaſt
Ehrfurchtsvoll am Thore paßt.

Zierlich beut er an der Treppe
Der Frau Amtmännin die Hand.
Rauſchend feget ihre Schleppe
Den dahin geſtreuten Sand.

Doch ein Hund von frechem Weſen
Zerrt und nagt am ſeidnen Beſen,
Bis des Amtmanns Zorn ſich regt,
Und ſein Stock den Frevler ſchlägt.

Sieh, wer kam indeß getrabet?
Doktor Malchus ſteigt vom Pferd.
Was der Mann doch gern ſich labet,
Der es Andern oft verwehrt!
Seine purpurrothe Naſe
Zeigt Bekanntſchaft mit dem Glaſe,
Und ſein Rundbauch iſt von Kraut
Und Kartoffeln nicht erbaut.

Lacht, ihr Leute, daß mit Sporen,
Doch zu Fuß, ſein Sohn erſchien!
Ringe trägt er in den Ohren
Und ein Säbel klirrt um ihn.
Das Geſicht des kecken Knaben
Iſt in Bartgebüſch vergraben,
Daß man kaum den Laffen kennt;
Und was iſt er? — Ein Student!

Weiblein dort, im offnen Wagen,
Eure Zung' iſt nicht gelähmt!
Und der Hüte Federn ragen,
Daß ſich faſt der Kirchthurm ſchämt.
Unter grünen Sonnendächern
Wedelt ihr noch mit den Fächern,
Und kein Schwälbchen iſt mehr hier!
O, welch heißes Blut habt ihr!

Rathet den verliebten Affen,
Die beiher am Wagen gehn,
Nicht nach euch hinaufzugaffen,
Sondern auf den Weg zu ſehn:
Sonſt kann leichtlich einer burzeln,
Denn hier gibt es Stein und Wurzeln.
Plump! da liegt ein armer Tropf
Und zerbricht den Pfeifenkopf.

Ei, potz tauſend! was für Heerden
Strömen dort noch aus der Stadt!
Sie, die ſonſt ſich ſtolz geberden,
Eſſen heut bei uns ſich ſatt.
Und ſo iſt es, deutſch zu ſagen,
Eigentlich doch nur ihr Magen,
Der, gekirrt durch unſer Feſt,
Sich zu uns hernieder läßt.

Ha! dort kommen meine Leute!
Klaus, der Pfeifer, führt ſie an.
Blitz! was hat der Mann ſich heute
Nett und ſtattlich angethan!
Kunz, der lahme Fiedler, ſtampfet
Raſch die Erde, daß ſie dampfet;
Doch der dicke Hans trägt laß
Hinten nach den großen Baß.

Heh da, Röschen, komm zum Tanze!
Schau nicht nach den fremden Herrn!
Denn mit ihrem Flitterglanze
Blenden ſie die Mädchen gern.

Horch! man ſtimmt zu unſerm Reigen
In der Schenke ſchon die Geigen.
Juch! wie luſtig wir uns drehn,
Soll der Städter neidiſch ſehn.

Freuden des Lebens.

Freunde, ſeht nicht ſauer aus
Bei dem ſüßen Weine!
Thöricht trägt man mit zum Schmaus
Seine Sorgenſteine.
Werft ſie raſch von eurer Bruſt,
Daß ſich Frohſinn, Muth und Luſt
Innig dort vereine!

Manches, was ihm nicht gefällt,
Muß der Menſch ertragen.
Jetzt beſonders iſt die Welt
Aus der Art geſchlagen.
Doch es gehe, wie es geht!
Unſer alter Wohnplanet
Schafft uns noch Behagen.

Seht hier einen Kraftbeweis,
Den ich gleich erwiſche!
Feurig und doch kühl, wie Eis,
Steht er auf dem Tiſche.
Uns erwächſt der goldne Wein,
Und die Waſſer, groß und klein,
Strömen für die Fiſche.

Waſſer iſt auch ehrenwerth,
Treibt das Rad der Mühle,
Trägt das Schiff, mit Fracht beſchwert,
Zu des Hafens Ziele:
Doch vom Herzen hebt es nicht,
Wie der Wein, das Felsgewicht
Drückender Gefühle.

Hätt' ihn aber das Geſchick
Feindlich uns entzogen,
Wäre drum nicht Freud' und Glück
Von der Erd' entflogen:
Denn die Freundſchaft wandelt drauf,
Und ſie geht bei Stürmen auf
Wie ein Regenbogen.

Auch der Liebe holder Stern
Strahlt durch trübe Nächte.
Schande dem, der ihr nicht gern
Ehrenopfer brächte!
Weihet denn mit Becherſchwung,
Lebehoch und Huldigung,
Dieſer Macht der Mächte!

Sie, nur ſie kann Wunderheil
Und die Kraft uns geben,
Ueber Berge, ſchroff und ſteil,
Wie ein Aar zu ſchweben.
Du, den es nicht ſelig macht,
Wann ihr Engelsblick dir lacht,
Biſt nicht werth, zu leben!

Trinklied für alte Herren.

Das junge Völkchen mag ſich tummeln!
Ein Alter ſitzt gern feſt beim Wein.
Wir ſchwärmten einſt auch, wie die Hummeln,
Durch unſers Frühlings Roſenhain.

Man ſah uns ſpringen, reiten, tanzen,
Auch waren uns die Mägdlein hold,
Und, ach! was brachen wir für Lanzen
Um ihren ſüßen Minneſold!

Wir und die Liebchen ſind veraltet;
Es hat ſich eine neue Welt
Allmählich um uns her geſtaltet,
Die uns zur Noth in Ehren hält.

Ein Kuß, den man im Jugendleben
Uns ſtill und ſcheu im Winkel gab,
Wird öffentlich uns jetzt gegeben,
Doch wie ein Reiſegeld ins Grab.

Ei, großen Dank! wir Alten wollen
Noch nicht ſogleich von dannen ziehn:
Mag Amor uns kein Glück mehr zollen,
Der Gott des Weins erſetzt uns ihn.

Er hat ſich zum Patron der Alten,
Seitdem man Reben pflanzt, erklärt;
Und will uns niemand Farbe halten,
So finden wir doch ihn bewährt.

Die Kunſt, das Alter zu verjüngen,
Die ſich durch keine Wiſſenſchaft,
Durch keinen Zauber läßt erringen,
Verſteht und übt er meiſterhaft.

Wer fühlt nicht, daß ſich bei der Flaſche
Die alte Seele neu belebt,
Und, wie der Phönix aus der Aſche,
Mit Jugendflügeln ſich erhebt!

Drum feiern gern wir grauen Brüder
Ein ſo vergnügtes Phönixfeſt;
Der Tod wirft leicht den Menſchen nieder,
Der ſich von Gram ermatten läßt.

Wir wollen uns mit Flaſchen wehren,
Und endlich, nach verlorner Schlacht,
Der Welt ſo kalt den Rücken kehren,
Wie ſie es uns bisweilen macht.

Trinkſprüche.

Welch ein Neſt voll Egoiſten
Iſt die ſchöne Gotteswelt!
Wie den Juden, ſo den Chriſten,
Iſt ihr Ich der größte Held.
Laßt uns mit dem Strome ſchwimmen!
Dieſer erſte Becher Wein
Soll mit allvereinten Stimmen
Unſerm Ich gewidmet ſeyn.

Chor.

Zur Geſundheit, werthes Ich!
Thu' dir wohl und freue dich!

Setzt die Flaſchen in Bewegung,
Schenkt den zweiten Becher ein!
Und bedarf's wohl Ueberlegung,
Wem wir ſeine Fülle weihn?
Unſer zweites Ich ſoll leben,
Sey es Liebchen oder Frau!
Lachender, als Gold der Reben,
Iſt der Augen Schwarz und Blau!

Chor.

Was wir lieben! — Altes Wort,
Ewig jung beſtehſt du fort!

Freundſchaft, dir den dritten Becher!
Unſer Troſt und Stab biſt du!
Theile ja kein Widerſprecher
Höhern Rang der Liebe zu!
Wann ſich Stirn und Wange falten,
Weicht ſie uns mit Kaltſinn aus:
Du nur folgſt dem grauen Alten
In ſein letztes, dunkles Haus.

Chor.

Unſern Freunden, nah und fern,
Strahle, Glück, dein holder Stern!

Auch der Feinde zu gedenken,
Sey des vierten Bechers Loos!
Warum reibt ſich doch mit Ränken
Erdenkloß an Erdenkloß?
Nur ein Thor verbringt mit Grollen
Seinen Schatz der Lebenszeit:
Eilt denn, ohne finſtres Schmollen,
Eilt, daß ihr dem Feind verzeiht!

Chor.

Freundſchaft mit der ganzen Welt,
Die ſich brav und ehrlich hält!

Alle gute Menſchen lobe
Noch des fünften Bechers Klang!
Dünkel ſtrotze, Hochmuth tobe,
Euch verhöhnt doch unſer Sang.
Setzt, ihr Könige der Schwachen,
Immer euch auf's hohe Pferd!

Uns, die laut darüber lachen,
Sind nur gute Menſchen werth.

Chor.

Nur mit ihnen im Verein
Kann man ſich des Lebens freun.

Bunte Reihe.

Nachbarſchaft und Wein ſind gut
Hier an unſerm Tiſche.
Scherzt und trinkt, daß Herz und Muth
Labend ſich erfriſche!
Traun, der Mann war voll Verſtand
Und den Frau'n ergeben,
Der die bunte Reih' erfand,
Feſte zu beleben.

Pflanzen Männer ſich allein
Zum gefüllten Becher,
Sind ſie, trotz der Fluth von Wein,
Meiſtens trockne Sprecher.
Staatskunſt und Gelehrſamkeit,
Dünkel oft inmitten,
Machen ſich am Tiſche breit,
Und dann wird geſtritten.

Ernſt des Lebens ſoll, ihr Herrn,
Friſch bei Tage walten;
Doch zehn Schritte laßt ihn fern
Sich des Abends halten.

Ladet Sorgen und Beſchwer
Auf den Sonnenwagen,
Um ſie, wann er rollt ins Meer,
Mit hinab zu tragen.

Und des Amtsgeſichtes Eis
Plötzlich aufzuthauen,
Eilet in den holden Kreis
Liebenswerther Frauen.
Sie verſtehn mit Scherz und Witz
So den Ernſt zu faſſen,
Daß er ſchnell muß ſeinen Sitz
Auf der Stirn verlaſſen.

Aber ſaget, welcher Zwang
Uns dazu verbindet,
Daß wir lehren im Geſang,
Wo man Freude findet?
Sorg' ein Andrer, wie er ihr
Sich am beſten weihe!
Uns beſeligt ſie ſchon hier
In der bunten Reihe.

Immer wechſelndes Geſchick
Iſt das Loos des Lebens:
Auf ein eiſenfeſtes Glück
Rechnet man vergebens.
Bunte Reihn von Freud' und Leid
Ziehn durchs Weltgebäude,
Und oft weicht auf lange Zeit
Aus dem Zug die Freude.

Jauchzt dem Engel, wo er ſich
Liebevoll läßt ſchauen!
Uns erſchien er minniglich
Unterm Bild der Frauen.
Säumt denn nie beim frohen Mahl.
Sie mit Sang zu ehren,
Und den klingenden Pokal
Auf ihr Wohl zu leeren.

Das Trinkgelübde.

Der Deutſche trank aus ſeinen großen Humpen
Vor Zeiten oft und friſch,
Und trank ſich wohl, im Kreiſe froher Kumpen,
Bisweilen unter'n Tiſch.

Doch wer ſah ihn zum Kriechling und zum Schmeichler
Gekrümmt und eingedorrt?
Er war ein Feind ſelbſtſüchtig-ſchlauer Heuchler,
Und ehrlich hielt er Wort.

Als nach der Zeit, verlockt von fremden Schranzen,
Sein Urgeiſt von ihm wich,
Hob ſich noch kaum aus hundert deutſchen Franzen
Ein Mann, der Jenem glich.

Sie tranken nun, die zarten Auslandsaffen,
Viel Waſſer, wenig Wein:
So mußten ſie allmählich ganz erſchlaffen,
Und endlich Knechte ſeyn.

Doch zürnend kam der alte Urgeiſt wieder,
Und ſchlug drein, wie ein Leu. —
Der wackre Geiſt, ſo kräftig und ſo bieder,
Er bleib' uns ewig treu!

Wir bleiben's ihm, in Worten und in Werken
All unſer Leben lang,
Und wollen uns zu freud'gem Muth oft ſtärken
Beim Becher und Geſang.

Schon reicht man uns den Feuergeiſt der Reben
Zum Trinkgelübde dar.
Hoch ſoll der Wirth, hoch ſoll die Wirthin leben!
Das edle deutſche Paar!

Lied für einen fröhlichen Abend.

Trinkt und laſſet frohen Muth
Ueber Grillen ſiegen!
Mag ein Murrkopf mit der Welt
Stets im Streite liegen:
Sie wird unter ſein Geſetz
Sich doch nimmer ſchmiegen;
Denn der alte ſtarke Baum
Läßt ſich nicht mehr biegen.

Daß es arge Wichte gibt,
Die ſich ſchlecht gebaren,
Das war, Freunde, ſchon der Fall
Vor fünftauſend Jahren.
Und die Narr'n, die um uns her
Reiten, gehn und fahren,
Sind dieſelben, die vorlängſt
Auf dem Schauplatz waren.

Gönnt der muntern Geckenzunft
Ihre Kapp' und Schellen!
Sind's doch meiſtens, ohne Falſch,
Drollige Geſellen.

Doch wenn ſtolzem Uebermuth
Kamm und Buſen ſchwellen,
Muß man ſich dem Puterhahn
Kühn entgegenſtellen.

Seht, indem wir den Geſang
Hier auf Hähne lenken,
Zwingt's uns, an den Wetterhahn
An das Glück, zu denken.
Nimmer ſoll ſein Unbeſtand
Uns in Gram verſenken,
Wenn uns unſre Liebchen nur
Feſte Treue ſchenken.

Muthig wird bei Kuß und Wein
Selbſt der Blöd' und Schwache,
Und er fragt nicht, welch Geſicht
Ihm Fortuna mache.
Jeder ſorge denn mit Fleiß
Für die Doppelſache:
Daß es ihm nie fehl' an Wein,
Und ſein Lieb ihm lache.

Laſſet, Freunde, Glas an Glas
Um den Tiſch ertönen,
Und ein feurig Lebehoch
Allen jungen Schönen!
Sie ſind's, die das Leben uns
Hold mit Roſen krönen,
Und den Zwieſpalt mit der Welt
Oft in uns verſöhnen.

Doch der Liebe Paradies
Schließet ſich den Alten,
Und die Hand der Zeit wird auch
Unſre Stirn einſt falten.
Ach! dann können wir uns blos
An den Wein noch balten,
Bis wir oben uns aufs Neu'
Jugendlich geſtalten.

In Sandländern zu ſingen.

Was ſcheltet ihr den lieben Sand,
Worin wir ſo bequem hier niſten?
Ich lobe mir dieß weiche Land;
Denn da nur wachſen gute Chriſten.

Der Sohn der Berge fußt und wallt
Mit kühnem Tritt auf feſten Höhen,
Und denkt, wie ſeiner Felſen Halt,
Muß alles in der Welt beſtehen.

Da lebt er, was er leben kann,
Läßt keck die Gnadenzeit verſchwinden,
Und ihn erhaſcht der Klappermann
In voller Blüthe ſeiner Sünden.

Geſegnet ſey das Meer von Sand,
In welchem unſre Füße ſchwanken!
Uns iſt ſein ſteter Unbeſtand
Ein Quell erbaulicher Gedanken.

Sagt, welches Kind der Sterblichkeit
Muß nicht daraus die Lehre faſſen,
Auf nichts mit blinder Sicherheit
Sich unterm Monde zu verlaſſen?

Und tummelt ſich der Wind durchs Feld,
Wird uns die alte Lehr' erneuet,
Daß Satan und die böſe Welt
Gern Sand uns in die Augen ſtreuet —

Dem Büßer gleich, der mit Beſchwer
Nach Rom zog, Ablaß zu erbitten,
Gehn wir zwei Schritte vor, wie er,
Und wieder rückwärts jeden dritten.

So büßen wir auch unſre Schuld,
Und Ablaß wird der Himmel geben,
Wann einſt wir Helden der Geduld
Uns aus dem Sand zu ihm erheben.

Verwandlungen.

Ei, wie behend ſind die luſtigen Knaben!
Heiſa, zum Spielplatze ſtürmet ihr Lauf!
Springen wie Hirſchlein dort über den Graben,
Klettern wie's Eichhorn den Baumſtamm hinauf.
  Doch die Glocke brummt: Zur Schule!
  Ach, wie ſchleppt und ſchleicht der Fuß!
  Und nach Buch und Schreibeſpule
  Greift die Hand nur, weil ſie muß.

Bertha, die neulich mit Puppen noch ſpielte,
Muſtert im Spiegel ihr glattes Geſicht,
Und als ein Zieraffe jüngſt nach ihr ſchielte,
Kannte die Kleine vor Freude ſich nicht.
  Doch ſagt Mutter: „Schwindelköpfchen,
  Setze dich zur Arbeit hin!“
  Plötzlich wird ein Sauertöpfchen
  Aus der frohen Schwärmerin.

Suschen, voll Reiz und von edlem Gemüthe,
Danket dem Glücke kein irdiſches Gut:
Dennoch umdrängten die roſige Blüthe
Mancherlei Buhlen mit lüſterner Gluth.

Doch, als mit den heißen Gecken
Suschens Ohm von Heirath ſprach,
Wurden alle kalt vor Schrecken,
Und verſtoben nach und nach.

Woldemar, koſend mit freundlichen Schönen,
Was für ein feiner, geſelliger Mann!
Horcht, wie er ſchmeichelt mit lieblichen Tönen!
Seht, wie er artig geberden ſich kann!
Doch die Gattin zagt zu Hauſe;
Denn, ein wahrer Zibelbär,
Kommt er von dem Honigſchmauſe
Immer wild und grimmig her.

Neſtor, ein Graubart von ſiebenzig Jahren,
Dünkt ſich ein Urborn der Weisheit zu ſeyn,
Und ſo oft andre ſich thöricht gebaren,
Sieht er und ſchilt er gar ernſtlich darein.
Doch in junger Mädchen Kreiſe
Fährt die Thorheit auch in ihn.
Drollig ſpielt der alte Weiſe
Den verliebten Harlekin.

Baſtel, das Schreiberlein, ſtrebte nach Brode,
Kroch wie ein Würmlein vor Herren und Knecht,
Küßte dem Hündlein des Kanzlers die Pfote,
Und kein Geſchäft war dem Sklaven zu ſchlecht.
Doch er ſtieg, ſtieg immer weiter,
Ward ein Staatsmann von Gewicht,
Und nun kennt der Bärenhäuter
Seine ältſten Freunde nicht.

Striegel, der Sachwalter, ſchoß in Gelagen
Ströme von Spott auf den wohlweiſen Rath
Ihm wollte nichts von dem allen behagen,
Was man im löblichen Stadthauſe that.
  Doch zum Rathmann ſelbſt erhoben,
  Sprach er: „O, wie war ich blind!
  Ich muß laut die Herren loben,
  Daß ſie kluge Männer ſind.“

„Nun bin ich frei!“ rief Germanus begeiſtert,
Nach dem Triumphe der Leipziger Schlacht,
Obſchon ſein Hausteufel ſtrenger ihn meiſtert
Als je geſchah durch Napoleons Macht.
  Doch er ſprach: „Füllt mir den Becher!“ —
  „Nicht doch!“ ſchrie des Weibes Geiz,
  Und, gleichwie der feigſte Schächer,
  Kroch der freie Mann zum Kreuz.

Edmund, der Dichter gar ſüßlicher Lieder,
Macht ſich damit bei den Weiblein beliebt.
Auch in der Rede gemüthlich und bieder,
Scheint er ein Mann, der kein Wäſſerchen trübt
  Doch, als Glied vom Fehmgerichte,
  Iſt er grob und naſeweis.
  Nun, mit lachendem Geſichte,
  Geb' ich dieſes Lied ihm Preis.

Die Zauberin wider Willen.

Ein Dichterherz iſt wunderbar;
Es will und will nicht alten.
Das meine hatte manches Jahr
Sich fromm und ſtill verhalten;
Ich dacht', es ſchlummre ſchon gemach
Hinab zum Schattenreiche:
Doch plötzlich ward es wieder wach,
Und machte Jugendſtreiche.

Ich ſagte ſcherzend: Was beliebt?
„Ei!“ ſprach es, „welche Frage!
Du weißt von ſonſt her, was es gibt,
Wenn ich ſo munter ſchlage.
Ein liebes Mädchen, ſchön und gut,
Verſtändig, ſanft, beſcheiden,
Weckt mir auch jetzt den friſchen Muth,
Und ſchafft mir Freud' und Leiden.

Das Kind iſt eine Zauberin;
Doch wahrlich wider Willen!
Unſchuldig und mit zartem Sinn
Treibt's all ſein Werk im Stillen.

Gleich Hirten auf arkad'ſcher Flur,
Strebt's nicht, durch Putz zu glänzen;
Doch ſchmücken's Anmuth und Natur
Mit ihren ſchönſten Kränzen." —

Nur nicht, du armes Herz, für dich
Erwiedert' ich mit Wehmuth.
Des Lebens Winter nahet ſich;
Bedenke das in Demuth!
Wer kann, mit Schnee dann unterm Hut,
Wohl noch für Mädchen taugen?
Und iſt das Kind auch himmliſch gut,
So hat es dennoch Augen.

Drum laß geduldig dir hinfort
An ſeiner Freundſchaft gnügen!
Doch ſollte dir ein Liebeswort
Auch dann und wann entfliegen,
So fürchte dich deßwegen nicht
Vor Zorn und ſchlimmen Händeln:
Ein Dichter muß ja doch aus Pflicht
Stets mit der Liebe tändeln.

Erzählungen und Fabeln.

Sankt Petrus und die Geiß.

Sankt Petrus ging, nach alter Sage,
An einem ſchwülen Sommertage
Früh über Feld mit ſeinem Herrn,
Und er, ein kühner Tadelgern,
Der oft ein wenig überklug
Manch Hirngeſpinnſt im Kopfe trug,
Sprach jetzt auch unter Weges dreiſter,
Als ſchicklich war, mit ſeinem Meiſter.
„Mich wundert höchlich,“ hub er an,
„Daß du auf deiner Erdenbahn
Viel Unbill ſo gelaſſen ſiehſt,
Und nicht darob in Zorn entglühſt.
Der Frevel wirft ſein Haupt empor,
Spreizt überall ſich mächtig vor,
Hohnnecket trotzig Jung und Alt,
Tritt mit dem Fuße der Gewalt
Recht und Geſetz tief in den Staub,
Und was ihn anlockt, wird ſein Raub.
Wie, ſtürmend durch das wüſte Meer,
Der Wallfiſch und der Hay das Heer
Des kleinern Schuppenvolks bezwingen,
Und in des Rachens Abgrund ſchlingen:
So greift in ſeinem ſtolzen Wahn
Der Machtmenſch kühn den Schwächern an,

Und raubt mit ſchnödem Uebermuth
Ihm Freiheit, Ehre, Gut und Blut.
O wär' ich, Herr, ein Gott wie du,
Ich ſähe nicht ſo ruhig zu!
Ich blitzt' und donnerte darein,
Ließ keine böſe That gedeihn,
Und traun! es ſollte bald auf Erden
In jedem Fach mehr Ordnung werden."

Sanft ſprach der Herr: „Es wäre gut!
Auf, nimm die Welt in deine Huth!
Herrſch' einen Tag vorerſt zur Probe,
Und herrſche ſo, daß man dich lobe!
Ich übergebe bis zur Nacht
In deine Hände Gottes Macht."

Da warf ſich Petrus in die Bruſt
Und zitterte vor Thatenluſt.
Viel wollt' er thun am Ehrentage,
Doch was und wie? das war die Frage.
Er ſpähte forſchend rings umher,
Und ſieh, es kam von ungefähr
Ein Weiblein aus dem nächſten Flecken.
Das trieb mit einem dünnen Stecken
Zum Weidplatz eine bunte Geiß,
Die muthig, frech und naſeweiß
Der Herrin nicht gehorchen wollte,
Und rechts und links vom Wege trollte.
So kamen ſie zur grünen Au;
Da ſagte laut die arme Frau:
„Hier, Geißlein, iſt dein Luſtrevier!
Ich trenne mich mit Angſt von dir;

Doch ich muß heim und fleißig weben,
Um meinen Kindern Brod zu geben.
Genieße froh das ſüße Gras,
Nur halt' in deinen Sprüngen Maß,
Verlauf dich nicht von dieſer Flur,
Sonſt folget Unglück deiner Spur.
Gott, der bisher es abgewandt,
Beſchütze dich mit ſeiner Hand!"

So ſprach ſie, und mit raſchem Schritte
Ging ſie zurück nach ihrer Hütte,
Und unſer Herr begann ſofort:
„Vernahmſt du dieſes Weibes Wort?
Sie hat dem Thierlein, das dort geht,
Herzinnig Gottes Schutz erfleht;
Und da du nun auf Tagesfriſt
Mit Himmelsmacht beliehen biſt,
So mußt du billig dich bequemen,
Die Geiß in deinen Schutz zu nehmen,
Damit das Weib, wann's Abend wird,
Das liebe Hausthier unverirrt
Und unbeſchädigt wieder finde,
Und dankbarlich dein Lob verkünde."

Dem Gott des Tages ſchien mit Recht
Das Hirtenamt gering und ſchlecht,
Doch konnt' er deß ſich nicht entbrechen,
Und ohne langes Widerſprechen
Begab er ſtracks ſich hin zur Geiß,
Um ihr zu weihen Sorg' und Fleiß.
Sie nahm ihn aber ſchändlich auf,
Kam auf ihn los in vollem Lauf.

Und ſtieß ſo toll und ungeſtüm
Mit ſpitzigem Gehörn nach ihm,
Daß er im Sprunge mußte weichen,
Und ſchmeichelnd ſich mit ihr vergleichen.
Auch beſſerte der Friedensſchluß
Die Sach' um keine taube Nuß,
Indem die Geiß, voll Freiheitsdrang,
Nun über Zaun und Graben ſprang.
Sie fiel mit diebiſchem Gemüth
Den Nachbarn in ihr Feldgebiet,
Durchſchweifte Buſch und Berg und Thal.
Und immerfort und überall
Lief Petrus über Stock und Stein
Mit ſeinem Stabe hintendrein,
Um ſcharf ihr durch den Sinn zu fahren,
Und ſie vor Unfall zu bewahren.
Doch dieſe Hetze ward ihm ſchwer;
Die Hundstagsſonne brannte ſehr;
Es blieb an ihm kein trockner Faſen.
Oft warf er matt ſich auf den Raſen.
Allein die Pflegbefohlne ließ
Ihm nicht den kleinſten Ruhgenieß,
Und zwang durch ſtetes Irrelaufen
Ihn immerdar, ihr nachzuſchnaufen.

So ſchwärmte ſie den Tag entlang
Bis zu der Sonne Niedergang.
Jetzt ſchlug, erwünſcht aus Herzensgrund,
Ihm endlich die Erlöſungsſtunde.
Das Weib kam wiederum heraus,
Die Geiß zu führen in ihr Haus;
Und als ſie denn im beſten Stand

Das ungezogne Weſen fand,
Rief ſie zu Gott ein dankbar Wort,
Und trieb die Vagabundin fort.

Beſchämt ging nun der Vielgeplagte
Zum Herrn zurück, der lächelnd ſagte:
„Ei, du haſt lobeſam regiert!
Die Geiß ward glücklich heimgeführt.
Nicht wahr, du würdeſt mit Behagen
Den Herrſcherſtab noch länger tragen?“

Kopfſchüttelnd aber Petrus ſprach:
„Mich lüſtet wahrlich nicht darnach.
Ich habe heute mir die Hand
Gar bitterlich daran verbrannt.
Ich dünkte mich gewaltig klug,
War aber nicht geſcheidt genug,
In Ordnung eine Geiß zu halten,
Und wollte doch die Welt durchſchalten.
Vergib mir, Herr, den Unverſtand,
Der ſich mit Vorwitz unterwand,
Die höchſte Weisheit anzufechten,
Und kühn darob mit dir zu rechten.
Ich denk' und ſage nun fortan:
Was Gott thut, das iſt wohlgethan!“

Der Reifrock.

Ein armes, aber nettes Weib,
In voller, friſcher Jugendblüthe,
Las einſt zum Abendzeitvertreib
Den Umſchlag einer Kramerdüte,
Denn einen Lotterieplan fand
Sie hier ſo nützlich angewandt.
„Ha!“ rief ſie, „funfzig tauſend Thaler!
O hätt' ich dieſen Hauptgewinn!
Ich lebte dann, fürwahr! nicht kahler
Als unſers Landes Königin!
Ich trüge nichts als ſammtne Schlender
Und demantreiche Buſenbänder.“ —

„So?“ brummt' am Weberſtuhl ihr Mann:
„Du willſt das Geld allein verſchwenden,
Und nichts davon für mich verwenden?
Potz Hagel, Frau! das geht nicht an!
Ich glaube gar, du hegſt den Dünkel,
Daß ich in dieſem Felſenwinkel
Bei ſchwarzem Brod verkümmern ſoll? —
Da wär' ich wohl entſchieden toll!
Nein, in der Hauptſtadt will ich hauſen,
Und dort im prächtigſten Palaſt,

Geſtreckt auf ſeidenen Damaſt,
Rebhühner und Faſane ſchmauſen.“ —

„Sey froh, wenn du Kartoffeln haſt!“
Sprach Roſe mit verſchmitztem Lachen;
Er aber ſchmälte: „Hüte dich,
Mich durch Geſpött nicht wild zu machen!
Es fuhr ein böſer Geiſt in mich.
Du weißt, ich war bis jetzt zufrieden,
Mir gnügte, was uns Gott beſchieden,
Ich webte ſtill um ſchlechten Sold:
Doch dein Geſchwätz von vielem Gold
Rumort nun unter meiner Mütze,
Daß ich auf lauter Nadeln ſitze.
Ich ziehe morgen in die Welt,
Und wenn kein beſſer Loos mir fällt,
Will ich mein Leben ſelbſt verkürzen,
Und mich vom höchſten Felſen ſtürzen.“ —

So faſelte der Habſucht Macht
Aus Beiden bis um Mitternacht,
Und höher nicht als alte Scherben
Galt ihnen jetzt ihr ſtilles Glück.
Sie wünſchten, Schätze zu erwerben,
Und forderten ſie vom Geſchick.

Auf einmal klang es vor der Thüre,
Wie eines Kindes ſchneller Lauf.
Sie horchten, was ſich draußen rühre,
Da ſprangen Schloß und Riegel auf,
Und wie ein Wandrer aus der Ferne,
Mit Knotenſtab und Blendlaterne,

Trat eine Zwergin, wunderklein
Und hohen Alters, raſch herein.
„Erſchreckt nicht!“ ſprach ſie. „Euch beſuchet
Wohlmeinend des Gebirges Fey.
Wie kommt's, daß ihr dem Schickſal fluchet?
Warum drückt euch des Kummers Blei?
Ich bin nicht arm und kann entbehren;
Drum ſagt mir offen, was euch fehlt!
Drei Wünſche will ich euch gewähren,
Und ſtracks empfangt ihr, was ihr wählt.“ —

Die junge Frau war ohne Zaudern
Entſchloſſen, friſch heraus zu plaudern,
Daß ihr mit Gold gedienet ſey;
Doch es erlaubte ſich die Fey,
Sie auf die ſchon bewegten Lippen
Mit ihrem Stabe ſanft zu tippen.
„Gemach, mein Liebchen!“ ſagte ſie.
„Wir wollen uns nicht übereilen.
Zu raſche Sprünge taugen nie,
Und bringen oft nichts ein als Beulen:
Bedenkzeit aber nie gereut.
Nehmt euch dazu acht volle Tage,
Und wählt und wünſchet recht geſcheidt,
Denn nachher fruchtet keine Klage.“ —

Das war der Zwergin ernſtes Wort;
Sie machte ſich dann eilig fort,
Und hinterließ die Hochgebieter
Des ganzen Alls der Erdengüter
In einem Meer von Sorg' und Qual
Ob einer dreifach klugen Wahl.

Sie brüteten darob im Stillen,
Und pflogen keinen Rath aus Scheu,
Es möchte ſonſt die gute Fey
Den irren, noch nicht feſten Willen,
Kaum ausgeſprochen, gleich erfüllen.

So ſchwanden ſieben Tage hin;
Zum Gottesdienſte rief die Glocke;
Da ging, geputzt wie eine Docke,
Zur Kirche die Frau Amtmännin,
Und ihres Reifrocks Gaſſenbreite
Trieb alle Menſchen auf die Seite.
Frau Roſe, die am Fenſter ſtand,
Um an des Städtchens Kleidertand
Die Augen krittelnd zu erlaben,
Sah dieß Geſperr, und brach laut aus:
„O welcher Reifrock! „Ei, der Daus!
So einen Reifrock möcht' ich haben!“ —

Das war für ſie ein leichter Kauf!
Die Stubendecke that ſich auf,
Und wie ein Luftball wogt' und ſchwebte
Ein Reifrock oben, weiß wie Schnee.
Die Schwägerin erſchrack und bebte,
Und zornig ſchrie der Mann: „O weh!
Dein Maul gehört in eine Wüſte!
Der erſte Wunſch iſt nun verpufft!
Was thun wir mit dem Prachtgerüſte?
Ich wollte, daß es bis zur Gruft
Die Gans am Halſe tragen müßte!“ —

Flugs ſenkte ſich vom Deckenrand
Der Fiſchbeinrock auf Roſen nieder.
Sie floh vor ihm von Wand zu Wand,
Doch er ereilte ſie bald wieder,
Und ſaß, indem er ſie umfing,
Am Halſe wie ein Eiſenring.

„O welche tolle Spukgeſchichte!“
Schalt ſie mit grämlichem Geſichte.
„Wir ſind nun quitt, du kluger Mann!
Thu ſelbſt dein Maul in öden Bann!
Es hat ſo gut als mein's gepudelt,
Und uns den zweiten Wunſch verhudelt.“

Er mühte ſich, mit manchem Fluch
Den Bogenrock beiſeit zu bringen;
Doch widerſtanden dem Verſuch
Die zauberfeſten Bänderſchlingen.
Nicht Hand und Zahn, nicht Säg' und Beil,
Erkämpften das bezielte Heil,
Und Roſe ſah mit Angſt und Schrecken,
Sie müſſe fort und immerdar,
Wie ihres Mannes Anwunſch war,
Im ſchnöden Glockenkäfig ſtecken.

Nun zwang das bittre Kräutlein Muß
Die armen Leute zum Entſchluß,
Um Roſens Kerkernoth zu enden,
Den letzten Wunſch daran zu ſpenden.
Sie baten ſich denn höflich aus,
Daß ſeines Wegs der Reifrock gehe;

Da flog er plötzlich in die Höhe,
Und eine Stimm' erſcholl durch's Haus:
„Das Glück kommt freundlich oft gegangen,
Doch wendet ſich der holde Gaſt,
Wenn du, geſchickt, ihn zu empfangen,
Den nöthigen Verſtand nicht haſt.“

Der kleine Gerngroß.

Ein Männchen, das dem Zwerggeſchlechte
Kaum um drei Zoll entwachſen war,
Durchgrübelte manch liebes Jahr,
Wie es ſein Maß verlängern möchte;
Doch graute ſchon gemach ſein Haar,
Und nach zehntauſend Sorgenſtunden
War noch kein Mittel aufgefunden.

Auf einmal ließ ein Charlatan
Durch Zeitungs-Trommelſchlag verkünden:
„Herbei ihr Lahmen, Tauben, Blinden!
Ich bin der Arzt, der helfen kann!
Das häßlichſte Naturgebrechen
Darf Heilung ſich von mir verſprechen.“

Huſch! lief das Männchen zu ihm hin:
„Herr Doktor, mir vergällt's mein Leben,
Daß ich ſo klein geblieben bin.
Sagt, könnt Ihr mich für Goldgewinn
Ein wenig aus dem Staub erheben?“

„Warum nicht? Dazu weiß ich Rath!“
Sprach Jener. „Kommt nur morgen wieder!

Indeß bereit' ich Euch ein Bad,
Das ſtreckt unfehlbar Euch die Glieder.
Bringt aber zehn Dukaten mit,
Die noch kein Wucherer beſchnitt!“

Der Kleine ſchlug auf ſeine Taſche,
Sprang wie ein frohes Kind nach Haus,
Und ſtach vor Freuden eine Flaſche
Des köſtlichſten Burgunders aus.
Er ſtrich im Traum der Nacht als Rieſe
Stolz auf der Hoffnung Blumenwieſe
Mit Hahnenſchritten auf und ab,
Und ging, mit hochgetragner Scheitel
Und Randdukaten in dem Beutel,
Des Morgens drauf zum Aeskulap.
In einer weiten Wanne rauchte
Sogleich ein dunkler Kräuterſee,
Und das enthüllte Männlein tauchte
Hinein der Glieder zarten Schnee.
Drei Stunden mußt's ihm drin belieben,
Und dabei ward es, wie ein Zeug,
Gewalkt, gebürſtet und gerieben,
Und durchgeknetet wie ein Teig.
Doch Freuden ſproßten aus dem Leiden:
Denn — wunderbar! — als ſein Gebein
Das Herrlein wieder wollte kleiden,
War ihm ſein Röckchen viel zu klein.
Vor Staunen außer ſich gerathen
Und von Entzücken übermannt,
Zählt' es dem Arzte mehr Dukaten,
Als er bedungen, in die Hand.
Es ſah nicht ein, daß in den Stunden,

Da es im Bade Zollern litt,
Ein Schneider, mit dem Schelm verbunden,
Den kleinen Rock noch kleiner ſchnitt.
Es jubelte, wie neugeboren,
Im kurzen Wamms die Stadt durchhin,
Und ſchrie den Leuten in die Ohren:
„Seht, ſeht, wie ich gewachſen bin!“

* * *

Ein Spiegel däucht mich dieß Geſchichtchen
Für manches lächerliche Wichtchen,
Das, klein an Geiſt und an Gemüth,
Nach Rang- und Würdengröße glüht.
Es ſchwänzt, die Großen zu bewegen,
Mit Armhut und Paradedegen
Oft in Paläſten aus und ein,
Gießt freundlich einen goldnen Regen
Auf Kammerdiener und Lakei'n,
Trägt heute Spott und harte Worte
Mit eines Lämmleins Duldſamkeit,
Steht morgen an derſelben Pforte
Zu gleicher Kreuzeslaſt bereit,
Und wenn es, lang herumgeſtoßen,
Zuletzt ein Titelchen gewann,
Zählt's aufgebläht ſich zu den Großen,
Und iſt und bleibt ein kleiner Mann.

Der Grämling und der Frohſinnige.

„Nein, ſage mir, biſt du geſcheidt?"
Sprach Meiſter Paul zum Nachbar Veit,
Als über Feld ſie einſt ſelbander gingen.
„Wie kannſt du jetzt in dieſer ſchlechten Zeit
Noch Poſſen reißen, Lieder ſingen,
Und wie ein junges Böcklein ſpringen?"

„Potz Velten!" rief der luſtige Kompan.
„Was ficht die ſchlechte Zeit mich an?
Der iſt ein Thor, dem ſie die Augen wäſſert!
Ich lach' ihr ins Geſicht, bis ſie aus Scham ſich beſſert."

„O Himmel! welch ein Frevelwort!"
Erſeufzte Paul. „Du ſollteſt drob erröthen.
Siehſt du nicht jede Nacht den ſchrecklichen Kometen?
Und treibſt doch deine Schwänke fort!" —

Er wollte ſich von mehr Jeremiaden
Den grillenhaften Kopf entladen,
Doch Veit ergriff ihn raſch und wild
Und walzte mit ihm durchs Gefild.

„Halt, Raſender! Mir flackerts vor den Augen!
Ich fürchte ſehr, ich werde nächſtens blind.
Ach, Gott! was ſoll ich Unglückskind
Dann noch auf deiner Erde taugen?

Ein blinder Mann, ein armer Mann!
Mein Weib muß mich am Stabe leiten.
Ich will darauf mich immer vorbereiten,
Will ſehn, ob ich geblendet wandeln kann.“ —
Er ſprach’s, umband die Augen und begann
Gefährlich über Stein’ und Holpern
Mit Taumelſchritten fort zu ſtolpern.

Weib, baß ergötzt durch dieſes Narrenſpiel,
Ließ ihn nach Willkühr vorwärts traben,
Und fand ein Säckchen Geld, indem in einen Graben
Die blinde Kuh mit Zeterſchreien fiel. —

„Sieh,“ ſprach er, „ſieh, das hätteſt Du gefunden,
Wärſt du nicht blind darüber weg getrollt!
Fortuna haſſet nach Erfahrungskunden
Den Grübelkopf, der mit ihr ſchmollt,
Und iſt den frohen Leuten hold.“

Die Wegweiſer.

Der Heiland und Sankt Petrus gingen
In trautem Geſpräch von geiſtlichen Dingen
Einsmals ſelbander über Land.
Die Gegend war ihnen wohlbekannt,
Bis ſie unerwartet ihre Bahn
Sich in zwei Arme theilen ſahn.
Hier war ein kundiger Wegweiſer noth,
Den leider die öde Flur nicht bot.
Doch, als ſie weitum die Augen erhuben,
Gewahrten ſie einen großen Buben,
Der fern unter einem Baume lag
Und ſeiner Ruhe gemächlich pflag.
Petrus durchſtieg den ſandigen Plan,
Und ſprach den Faulenzer freundlich an:
„Mein lieber Landsmann, ich bin hier fremd,
Sag' mir, wo man nach Jericho kömmt."

Der ſchläfrige Burſch fing an zu gähnen
Und ſich zu recken und zu dehnen,
Hub ſtatt des Zeigefingers ein Bein,
Wies links damit und ſchlief wieder ein.
Sankt Petrus ging verdrießlich zurück:
„Dort macht' ich," ſprach er, „wenig Glück!

Der faule Schelm iſt ein Ausbund der Tragen:
Er mag weder Mund noch Finger regen;
Sein rechtes Bein nur gab zu verſtehn,
Wir ſollten links nach Jericho gehn.“

Sie gingen folgſam linker Hand,
Bis ſich ein neuer Scheideweg fand,
Der ihnen wieder das Räthſel gab:
Wohin ſetzt ihr nun den Wanderſtab?
Da ſahn ſie unweit auf blumigem Raſen
Ein artiges Mägdlein emſig graſen,
Und Petrus, darüber hoch erfreut,
Rief: „Guten Tag, du fleißige Maid!
Bericht' uns doch, geht ſo oder ſo
Die nächſte Straße nach Jericho?“

„Nach Jericho?“ ſagte die junge Dirne,
Und ſtrich das braune Haar von der Stirne
„Wollt ihr nach Jericho wandeln, ihr Herrn,
So ſeyd ihr vom rechten Wege gar fern!
Ich will euch dahin ein Stückchen leiten,
Denn das hilft mehr als Sprechen und Deuten.“
Sie legte die Sichel aus der Hand
Und führte, nicht achtend der Sonne Brand,
Mit wohlgemuther Gefälligkeit
Die Wanderer tauſend Schritte weit.
Dann ſagte ſie freundlich: „Gott befohlen!“
Und raſch, wie geflügelt an den Sohlen,
Lief ſie hinwieder an ihren Ort
Und ſetzte fröhlich die Arbeit fort.

„O, wie verſchieden die Menſchen ſind!“
Hub Petrus an: „Dieß dienſtliche Kind

Und jener Schlafratz gleichen ſich ſchier
An Geiſt ſo wenig als Engel und Thier.
Gib, Herr, dem Mägdlein lobeſan
Zum Ehrenlohn einen wackern Mann!“

„Ihr Loos,“ ſprach Chriſtus, iſt ſchon beſtimmt,
Doch, wie es vielleicht dich Wunder nimmt:
Denn jener Schläfer im grünen Schatten
Bekommt ſie dereinſt zum Ehegatten.“

„Ach, Meiſter!“ rief Petrus, „das iſt wohl Scherz;“
Der bloße Gedanke betrübt mein Herz.
Anſtatt zu belohnen die gute Maid,
Willſt du ſie ſtrafen auf Lebenszeit?“

„Mit nichten!“ verſetzte der Himmelsfürſt.
„Laß dich belehren, daß du dich irrſt.
Zum Nutz und Frommen beider Genoſſen
Ward dieſe Ehe von mir beſchloſſen.
Des Weibes Fleiß belebe den Mann
Und ſporne den Trägen zum Mitfleiß an.
Damit der Tagedieb nicht verderbe
Und ehrlich und redlich ſein Brod erwerbe.
Das Hauptwerk muß ſie denn freilich thun;
Auf ihr wird ein Berg von Sorgen ruhn:
Doch heilſam iſt ihr der Druck der Beſchwerden,
Sie möchte ſonſt eitel und üppig werden.
So aber ſich haltend im Gleichgewicht,
Gehn Beide durch's Leben fromm und ſchlicht,
Und kommen am Ziel der Erdenbahn
Einſt fröhlich zuſammen im Himmel an.“

Die Wachtel und ihre Kinder.

Hoch wallte das goldene Weizenfeld
Und baute der Wachtel ein Wohngezelt.
Sie flog einſt früh in Geſchäften aus
Und kam erſt am Abend wieder nach Haus.
Da rief der Kindlein zitternde Schaar:
Ach, Mutter, wir ſchweben in großer Gefahr!
Der Herr dieſes Feldes, der furchtbare Mann,
Ging heut mit dem Sohn hier vorbei, und begann
Der Weizen iſt reif, die Mahd muß geſchehn,
Geh, bitte die Nachbarn, ihn morgen zu mähn.

O, ſagte die Wachtel, dann hat es noch Zeit!
Nicht flugs ſind die Nachbarn zu Dienſten bereit.
Drauf flog ſie des folgenden Tages aus
Und kam erſt am Abend wieder nach Haus.
Da rief der Kindlein zitternde Schaar:
Ach, Mutter, wir ſchweben in neuer Gefahr!
Der Herr dieſes Feldes, der furchtbare Mann,
Ging heut mit dem Sohn hier vorbei, und begann
Uns ließen die treuloſen Nachbarn im Stich!
Geh rings nun zu unſern Verwandten und ſprich:
Wollt ihr meinen Vater recht wohlgemuth ſehn,
So helfet ihm morgen ſein Weizenfeld mähn!

O, ſagte die Wachtel, dann hat es noch Zeit!
Nicht flugs iſt die Sippſchaft zur Hülfe bereit.
Drauf flog ſie des folgenden Tages aus
Und kam erſt am Abend wieder nach Haus.
Da rief der Kindlein zitternde Schaar:
Ach, Mutter, wir ſchweben in höchſter Gefahr!
Der Herr dieſes Feldes, der furchtbare Mann,
Ging heut mit dem Sohn hier vorbei, und begann:
Uns ließen auch unſre Verwandten im Stich;
Ich rechne nun einzig auf dich und auf mich.
Wir wollen, wann morgen die Hähne krähn,
Selbander uns rüſten, den Weizen zu mähn.

Ja, ſagte die Wachtel, nun iſt's an der Zeit!
Macht ſchnell euch, ihr Kinder, zum Abzug bereit!
Wer Nachbarn und Vettern die Arbeit vertraut,
Dem wird nur ein Schloß in die Luft gebaut;
Doch unter dem Streben der eigenen Hand
Erblüht ihm des Werkes vollendeter Stand. —

Die Wachtel entfloh mit den Kleinen geſchwind,
Und über die Stoppeln ging Tags drauf der Wind.

Die Lehre der Mutter.

Ein junges Mäuslein ging auf Reiſen,
Kam bald zurück ins Mutterhaus,
Und ſprach: „Du mußt mich unterweiſen:
Denn mein Verſtand reicht noch nicht aus.
Ich ſehe mancherlei Geſtalten
Vor meinem Blick vorüberziehn,
Und weiß mich dann nicht zu verhalten:
Soll ich mich nahen oder fliehn?
So hatt' ich heut' in einer Scheuer,
Worein ich ſtill geſchlichen war,
Ein wunderbares Abenteuer
Voll Schreck und grauſender Gefahr.
Ein Ungethüm von rauhen Sitten,
Und feuerroth ums Haupt vor Zorn,
Kam frech und ſtolz hereingeſchritten,
An beiden Füßen einen Sporn.
Es rauſchte furchtbar mit den Schwingen,
Und öffnete den Hals dabei,
Als wollt' es mich im Nu verſchlingen,
Doch that's nur einen lauten Schrei.
Dagegen ſah ich in der Ferne
Ein Weſen, ganz der Anmuth Bild,
Die Augen funkelten wie Sterne,
Und waren dennoch fromm und mild.

Sanft, wie auf Roſen, kam's gegangen,
Und leckte ſich fein ſäuberlich
Das Bärtchen und die weißen Wangen
Die es mit zarten Pfötchen ſtrich.
Voll Lieb' und Luſt, die mich durchglühten,
Hätt' ich's um Freundſchaft gern erſucht;
Allein des Flügelſchlägers Wüthen
Erſchreckte mich zu ſchneller Flucht." —

„Das dank' ihm ewig!" ſprach die Mutter:
„Denn dich bezauberte, mein Kind,
Die ſchlaue Katze, deren Futter
Wir armen Mäuſe täglich ſind.
Doch ſtört, trotz ſeiner Flügelſchläge,
Der Hahn nie unſre Sicherheit.
Geh nur den Schleichern aus dem Wege:
Die Polterer thun dir kein Leid."

Der Krebs und die Schlange.

Von einem Fluſſe zu dem andern
Begann ein alter Krebs zu wandern.
„Ich weiß den Weg, ich führe dich dahin!“
Rief eine Schlange, ſeine Nachbarin,
Und wand ſich, gleich des Baches krauſen Wellen,
In ſtetem Zickzack vor ihm her.
„Beliebe,“ ſprach er ſanft, „dieß Schweifen einzuſtellen.
Es macht die Reiſe lang und ſchwer.“ —
Darob erboſte ſich die giftige Megäre,
Und ſchoß nach ihm mit zornigem Geſchrei;
Er aber ſetzte ſich zur Wehre,
Und ſchnitt mit ſeiner großen Scheere
Den Lebensfaden ihr entzwei.
Drauf ging er feſt und ſo gerade weiter,
Wie aus dem Fabelchen die Lehre ſich ergibt
Man folge keinem Bärenhäuter,
Der krumme Schlangenwege liebt.

Die Auſter.

Ein Lahmer ſprach zu einem Blinden:
„Wir Krüppel wollen uns verbinden;
Du ſollſt mein Fuß, ich will dein Auge ſeyn,
Und wenn wir einen Schatz auf unſerm Wege finden,
So theilen wir uns brüderlich darein.“

Der Blinde ging den Vorſchlag ein,
Belud ſich mit dem lahmen Reiter,
Der war zur nächſten Stadt ſein Leiter.
Und rief dort bald:
„Herr Bruder, halt!
Da liegt nicht weit von deinen Füßen
Ein Ding von ſeltſamer Geſtalt,
Das läßt vielleicht ſich brauchen und genießen.“

Und eine Auſter war's, die taſtend mit der Hand
Der Blinde fand;
Ein böhmiſch Dorf den armen Wichten!
Der Finder zog ein Meſſerlein hervor,
Um ſtracks quer durch die Theilung zu verrichten;
Doch als er ſo nur Müh' und Zeit verlor,
Ward hinter ihm der Lumpenritter
Gewaltig bitter,
Und ſchrie: „Du ungelenker Thor,
Du weißt mit dieſem Dinge nicht zu ſchalten;
Gib her, laß mich's allein behalten!“

„Nein!“ ſprach der Andre kurz und rund:
„Das ſtreitet wider unſern Bund.
Die Halbſcheid muß durchaus mir werden,
Sonſt wäre ja kein Recht auf Erden!“

Sie zankten ſich darob ſo hart,
Daß ſchier das Fauſtrecht thätig ward.
Zuletzt beſchloſſen ſie, bei einem Advokaten
Sich ob der Theilung zu berathen.

Sie trafen einen Herrn, der fleißig Auſtern aß,
Und folglich war es ihm ein Spaß,
Das Muſchelhaus des Seethiers aufzumachen.
„Seht“ — hob er an, und barg ſein innres Lachen —
„Hier wohnt ein garſt'ger Wurm darin,
Der iſt euch beiden kein Gewinn,
Ich aber muß mich oft zu ſolcher Speiſe zwingen.“

Er ließ Citronenſaft ſich bringen,
Verſchlang die Auſter ſchnell, und ſprach:
„Jetzt nehme, dem Vertrage nach,
Sich Jeder eine dieſer Schalen!
Sie gleichen ſich genau, das Recht hat ſeinen Lauf,
Und nun thut eure Beutel auf,
Um mich für meinen Rath gebührend zu bezahlen!“

Der Köhlerglaube.

Ein Kohlenbrenner ſaß im Hain
Bei ſeinem rauchenden Meiler allein,
Und ſang ſich durch ein geiſtliches Lied
Zufriedenheit in ſein Gemüth,
Da trat der Teufel in Menſchengeſtalt,
Von einer faltigen Schaub' umwallt,
Zu ihm und ſprach: „Was plärrſt du, wie toll?
Der Menſch iſt kein Vogel, der ſingen ſoll!
Und ſängſt du auch wie die Nachtigall,
Es wäre doch ein unnützer Schall,
Denn Der dort über dem Sternenzelt
Bekümmert ſich nicht um den Lauf der Welt.“

„Das wär' ein Streich!“ verſetzte der Sänger,
„Ihr ſeyd wohl kein fleißiger Kirchengänger?
Doch denket und thut nach Eurem Wahn,
Nur fechtet mir meinen Glauben nicht an!“

„Was glaubſt du?“ rief des Abgrunds Haupt.
„Ich glaube, was die Kirche glaubt.“ —
„Was glaubt denn die Kirche? frag' ich dich.“ —
„Ei nun, ſie glaubt nichts anders als ich.“ —
„Menſch,“ ſagte der Teufel, „du redeſt dumm,
Du führſt mich narrend im Kreis herum!“
Drauf ging er und brummt' in ſeine Schaube:
„Verfluchter eiſerner Köhlerglaube!“

Das Spiel am Sabbath.

Als Chriſtus noch ein Knabe war,
Ging er mit einer Kinderſchaar
An einem Sabbath hinaus vor's Thor.
Sie nahmen allerhand Kurzweile vor,
Und ſchweiften umher in des Feldes Räumen
Bis endlich bei einer Grube voll Leimen
Die muntre Geſellſchaft niederſaß,
Und Chriſtus ein Stück des Leimens erlas,
Um kleine Vögel daraus zu bilden;
Und ſie gelangen und glänzten, wie gülden.
Sofort verſuchten's auch ſeine Geſellen,
Dergleichen Geſchöpfchen aufzuſtellen.

Jetzt kam des Weges ein alter Jüd,
Ein Mann von grämlichem Gemüth,
Der ſah der Knaben Bildnerei,
Und machte darob ein großes Geſchrei:
„Was treibt ihr Narrentheidung hier?
Den Sabbath Gottes entheiliget ihr!“
Beſonders fuhr er auf Chriſtum zu:
„Der Rädelsführer des Unfugs biſt Du!
Du lehrſt die Andern den Sabbath ſchänden,
Und übel wird's mit euch Allen enden!“

„Nimm doch,“ ſprach Chriſtus, „an unſerm Heil
Nicht unberufen und hadernd Theil'
Am beſten weiß der Herr der Welt,
Wer ſeinen Tag am heiligſten hält.
Drum, alter Vater, kann zwiſchen uns Beiden
Nur Gott, nur Gott allein entſcheiden.“

Der Jude, darüber von Zorn entbrannt,
Kam wild, mit funkelnden Augen, gerannt,
Um ſeiner Rachgier ein Opfer zu bringen
Und auf die Leimengebilde zu ſpringen.
Doch Chriſtus klatſchte geſchwind mit den Händen,
Als wollt' er, daß die Vögel verſchwänden;
Und ſieh, er hatte das kaum gethan,
So flogen ſie lebend himmelan.
Verſteint ſah Jener das ſchwebende Chor,
Und Chriſtus ſprach: „Sie fliegen empor,
Um Gott über unſern Streit zu befragen;
Und der gerechte Richter wird ſagen:
Der Sabbath und jede heilige Zeit
Wird nicht durch ſchuldloſe Freuden entweiht.“

Der Wunſch.

Frau Rabenherz gab ihren Hunden,
Sechs oder ſieben an der Zahl,
Tagtäglich in den Speiſeſtunden
Ein wohlbeſorgtes Leckermahl:
Doch ihre guten Kinder litten,
Von ihr verſäumt, bisweilen Noth.
Wenn jene ſich um Braten ſtritten,
Bekamen dieſe Salz und Brod.

Einſt, als ſie ſo beköſtigt waren,
Und dann ein Knäbchen von drei Jahren
In einem Winkel traurig ſaß,
Und ſeinen Theil mit Thränen aß,
Empfand ſie bei des Kindes Weinen
Ein Schauerchen von Mutterſinn,
Und neigte ſich zum armen Kleinen
Faſt freundlich mit der Frage hin:
„Was fehlt dir, Männchen? — Wenn ich's habe,
So iſt es augenblicklich dein!“
„Ach, liebe Mutter,“ ſprach der Knabe,
„Ich möchte gern ein Hündchen ſeyn!“

Die Beichte.

Es beichtete zu Köln am Rhein
Ein junges, zartes Jungfräulein,
Dem Pater Anton manche Sünde,
Ging, losgeſprochen, fröhlich fort,
Kam aber ängſtlich und geſchwinde
Zurück und ſprach: „Herr, noch ein Wort,
Ich hätt' ein Sündchen faſt vergeſſen,
Den Stolz, von dem bin ich beſeſſen.“ —
„Biſt du denn reich, mein Töchterlein?“ —
„Ach nein, Hochwürdiger, ach nein!“
„Nun, Kind, ſo laß den Stolz ſich regen,
Er wird ſich bald von ſelber legen.“

Der Sünder und ſein Kind.

Ein Schneider, weiland in Tyrol,
Beſorgte nicht ſein Seelenwohl;
Es war nur ſtets ſein Dichten und Trachten,
Daß nicht ſein Körper möchte verſchmachten.
Er lebte täglich in Saus und Braus;
Verhaßt war ihm ſein ſtilles Haus,
Und nimmer konnt' er ſich bezwingen,
Durch Arbeit etwas vor ſich zu bringen.
Die Weinſchenken foderten aber Geld;
Da mußte denn der Becherheld
Aus mancherlei verbotenen Quellen
Die werthen Leute zufrieden ſtellen.
So ward aus dem Zecher ein ſchlechter Mann,
Der immer Lug und Trug erſann;
Und wie er ſogar es unternommen,
Durch einen Rank in den Himmel zu kommen,
Wovon die Sage vorlängſt erſcholl,
Das iſt's, was hier erzählt werden ſoll.

Ein junges Söhnlein, noch unverdorben,
War früh dem Trunkenbolde geſtorben;
Und als auch ſeine Friſt verlief,
Und ihn der Tod aus dem Weinhauſe rief,
Fiel's ihm zu ſeinem Troſte bei,

Daß Hänschen unfehlbar im Himmel ſey.
Er ſelbſt wollte gern dahin gelangen;
Doch ihn ergriff ein mächtiges Bangen,
Ob ſeinem böſen Wandel auf Erden
Vom Pförtner abgewieſen zu werden.
Als er ſich dennoch die Freiheit nahm,
Und an die Himmelspforte kam,
Rief Petrus auch wirklich: „Wohin? wohin?
Es iſt für dich Sünder kein Platz darin!“

„Ach!“ ſeufzte der Schneider, „ich weiß recht gut
Ich war ein liederliches Blut,
Und darf mich alſo nicht darauf ſpitzen,
Drin auf den heiligen Bänken zu ſitzen.
Doch einen Beſuch auf kurze Zeit
Geſtattet Ihr wohl aus Gefälligkeit?
Es lebt ein Engel im Paradies,
Der mich vor Zeiten Vater hieß —
Ihr werdet vermuthlich mein Hänschen kennen
Deß Anblick ſollt Ihr mir vergönnen.
Nur eine Hand breit öffnet mir,
Hochwürdiger, die Himmelsthür!
Ich rufe dann mein Kindelein,
Werf' ihm dieß Kleiderbündel hinein,
Entferne mich wieder mit größter Schnelle,
Und rühm' Eure Huld der ganzen Hölle.“

Sankt Petrus erfreut, daß ſich ſo zahm
Und ſo gefüge der Wildfang benahm,
Thät zwar ein Bischen den Kopf ihm waſchen,
Zog aber zugleich aus ſeiner Taſchen
Die goldnen Himmelsſchlüſſel hervor,

Und öffnete handbreit das heil'ge Thor.
Der Meiſter lugte beſcheiden hinein,
Und rief: „Heh da, lieb Hänschen mein!“
Und Hänschen, das juſt in der Nähe war,
Sprang fröhlich hervor aus der Englein Schaar,
Mit welcher es eben ſpielend verkehrte,
Als es die Stimme des Rufers hörte.
„Willkommen, Vater!“ jauchzte das Kind.
„Was ſtehſt du draußen? Herein geſchwind!“
Und Petrus wandte die Augen einmal,
Huſch! fuhr der Schalk in den Himmelsſaal,
Warf auf den Boden das Kleiderpäckchen,
Und, drauf ſich ſetzend, ruſcht' er ein Streckchen,
Mit Armen und Beinen rudernd, fort.
„Holla!“ ſchrie Petrus, „was machſt du dort?
Hinaus mit dir und hinab in die Hölle!“
„Mit nichten!“ ſprach der freche Geſelle.
„Ich habe Luſt, im Himmel zu bleiben.
Aus welcher Macht wollt Ihr mich vertreiben?
Auf meinem Eigenthum ſitz' ich hier,
Und habt Ihr Herz, ſo verwehrt es mir!“

Man denke ſich, wie Petrus ſchalt!
Er drohte mit thätlicher Gewalt;
Das Kindlein jammerte, weint' und ſchrie,
Umfaßte flehend des Pförtners Knie,
Und ſo erhob ſich im ruhigen Himmel
Ein dort ganz unerhörtes Getümmel,
Und nahm zuletzt ſo überhand,
Daß ſelbſt Gott Vater vom Thron aufſtand,
Und ſtracks, von Engelgefolg umgeben,
Zum Streitplatz ging, um den Zwiſt zu heben.

Des Pförtners Vortrag klang nicht gut;
Dem Schneider ſank ſchon aller Muth;
Doch Hänschen fiel ſchluchzend dem Herrn zu Füßen:
„Laß mich für meinen Vater büßen!
Verſtoße mich, wenn's ihn retten kann;
Erbarm' dich nur über den armen Mann!“

Das rührte den Herrn, und er ſagte weich:
„Unſchuldigen Kindern gehört mein Reich!
Wie ſollt' ich dich verſtoßen, mein Kind?
Ich bleibe gegen dich hold geſinnt;
Und iſt wohl dein Vater mit Schuld beladen,
Will ich ihn doch deinetwegen begnaden;
Denn eines guten Kindes Gebet
Frommt ſeinen Eltern früh oder ſpät,
Beſeligt ihren Lebenslauf,
Und ſchließet ihnen den Himmel auf.“

Die Marienfäden.

Der heil'gen Jungfrau fiel das Todesloos,
Man trug ſie in des Grabes Schoos,
Doch ſollt' ihr Leib dort nicht in Staub zerfallen:
Denn Er, der einſt zur Mutter ſie erkor,
Und ſie, nach längſt vollbrachtem Erdenwallen,
Noch immer liebte, wie zuvor,
Rief einem Engel: „Fleug zur Erde nieder,
Erwecke die Entſchlafne wieder,
Und leite ſie zu mir empor!“

Alsbald erſtand Maria von den Todten,
Und an der Hand des Gottesboten
Begann ſie freudig ihre Himmelfahrt.
Ihr weißes Grabtuch, wie ein Schleier zart,
Ward unter Wegs von Winden ihr entriſſen.
Sie wandte ſich und ſah ihm nach,
Indem ſie zu den Räubern ſprach:
„Nehmt's hin! Ich kann es oben miſſen.
Doch führt's gemachſam aus der hohen Luft
Hinab zur lieben mütterlichen Erde,
Daß meine Auferſtehung aus der Gruft
Dort meinen Freunden kundbar werde.
Es möge denen, die mir Thränen weihn,
Ein Unterpfand des Wiederſehens ſeyn.“

Den Winden aber däucht' es kein Ergötzen,
Maria's ernſten Auftrag zu vollziehn.
Ihr Wille war, das Tuch herumzuhetzen,
Weil ihnen dieß nur luſtig ſchien.
Doch wollte jeder es allein beſitzen,
Damit zu ſchalten frank und frei;
Sie fingen an, ſich ſtreitend zu erhitzen,
Und riſſen es im Kampf entzwei;
Worauf ſie ſchnell mit den gemachten Beuten
Sich rechts und links in alle Welt zerſtreuten.

Und als darob Maria traurig war,
Schalt Chriſtus aus der Höh' die wilde Schaar:
„Wie konntet ihr's der Heiligen verſagen,
Ihr Lebewohl zur Welt hinab zu tragen?
Schämt Euch der Undienſtfertigkeit!
Und daß ihr büßt das ſträfliche Vergehen,
Sollt ihr von nun an bis in Ewigkeit,
So oft der Herbſt des Waldes Laub zerſtreut,
Des Grabtuchs Fäden durch den Weltraum wehen,
Ob ihr des Spiels auch überdrüſſig ſeyd.
Wer träg iſt, leichte Dienſte zu verrichten,
Den ſpornet man mit Recht zu ſchweren Pflichten.“ —

⁂

Wann ſich ſeitdem vom Jahr der Sommer trennt,
Doch zum Empfang des ſüßen Zolls der Reben
Der Herbſt noch heitre Tage gönnt,
Sieht man der Winde Zwangſpiel mit Geweben,
Die man Marienfäden nennt.

Das Trotzköpfchen.

Mit ſchönen Augen, himmelblau und klar,
Sah Lottchen erſt ins vierte Lebensjahr.
Sie war gebildet wie ein Engel;
Doch das verrieth ſchon Erdenmängel,
Daß ſie ein kleiner Trotzkopf war.
Beleidigte, nach ihrem Dünkel,
Sie nur ein Blick, ſo ging ſie ſchmollend fort,
Saß mäuschenſtill in einem Winkel,
Und ſprach den ganzen Tag kein Wort.

Vom Weihnachtsmarkte zog mit Prangen
Die ſtattlichſte der Puppen bei ihr ein.
Sie küßte die gemalten Wangen,
Und ſchien mit zärtlichem Umfangen
Der Freundin ganz ihr Herz zu weihn.
Viel ſchwatzte ſie mit ihr am erſten Tage;
Doch nach vergeblichem Bemühn,
Daß auch die Pupp' ein holdes Wörtchen ſage,
Begann die Freundſchaft zu verblühn,
Und Lottchen warf, nach einem derben Schlage,
Das ſtumme Bild in den Kamin.

Die Mutter ſah den Streich verüben,
Und fragte ſchnell: „Was bringt dich ſo in Wuth?
Du ſchienſt die Puppe ſehr zu lieben,
Und ſtürzeſt ſie doch in die Gluth!“

„Ja, ſie verdient auch nicht zu leben!“
Verſetzte Lottchen ärgerlich.
„Ich ſagte hundert Mal: Mein Kind, ich liebe dich!
Doch ihr gefiel es nicht, mir Antwort drauf zu geben“

„Sieh, Mädchen!“ ſprach die Mutter ernſt,
„Den Trotz der Puppe nennt man Schmollen
Mich freut's, daß du die Unart kennen lernſt;
Man hat ſie auch an Dir bemerken wollen.
Laß ja dieß böſe Giftkraut nicht
In deinem Herzen Wurzel faſſen!
Sonſt trifft dich einſt das Strafgericht,
Daß dich die Menſchen fliehn und haſſen.“

Vergebliche Freude.

Ein neues Trauerſpiel von alten Rittern
Betrat die hohe Bretterbahn.
Ganz nach der Mode war ſein Plan:
Das Schickſal ließ ſich furchtbar darin wittern.
Und legt' es deutlich darauf an,
Das volle Haus gewaltig zu erſchüttern.
Und ſieh, vorn auf der erſten Bank
Begab es ſich, daß eine Frau von Stande
Urplötzlich ſtarr zu Boden ſank,
Als flöh' ihr Geiſt zum dunkeln Schattenlande.

Die Nachbarn ringsum ſprangen auf,
Bemühten ſich, ſie wieder zu beleben,
Und fernher flog der Neugier Lauf,
Ein Schau- und Scherzfeſt ſich zu geben.
Keck ſtand am Rande des Gewühls,
Ohn' alle Spur gerechten Mitgefühls,
Ja, hämiſch lauernd, wie ein Kater,
Der junge, flaumenbärt'ge Vater
Des ſchauderhaften Trauerſpiels.
Er ſtrich die langen, wilden Haare
Sich vom Geſicht und ſagte roh:
„Schaut, ſchaut, mein Stück iſt keine ſchlaffe Waare!
Hier hat's gepackt, deß bin ich froh!“ —

Indem ſich ſo der derbe, deutſche Meiſter
Vernehmen läßt und Manchem vor ihm graut,
Ermannen ſich der Kranken Lebensgeiſter;
Sie ſchlägt die Augen auf und ſeufzet laut:
„Ach, Gott! ich war in Todesnöthen!
Der Arzt — ich gab ihm nicht Gehör —
Verbot mir längſt die Aalpaſteten;
„Doch künftig eſſ' ich keine mehr.“

„Gemeine Seele!“ murmelte der Dichter,
Und ging beſchämt, mit finſtrem Blick,
Durch eine Gaſſe lächelnder Geſichter,
An ſeinen Platz zurück.

Beſenſtolz.

Als von der Birke ſtruppigem Haar
Der erſte Beſen gebunden war,
Wollt' er aus Hochmuth das Haus nicht kehren,
Und forderte frech, man ſollt' ihn verehren.
„Wie käm' ich,“ ſprach er, „zum Dienſt als Knecht?
Ich zähle mich zu der Blumen Geſchlecht;
Und das zu erweiſen bedarf's nicht viel:
Ich habe ſo gut als ſie einen Stiel.“ —
Darüber lachte das ganze Haus,
Und ſagt: „Der Stiel macht's noch nicht aus!
Willſt du den Rang der Blumen erſtreiten,
So mußt du ſüßen Geruch verbreiten.“

* * *

Das paßt auf jeden verdienſtloſen Stolz,
Der Anſprüche macht, wie jenes Holz.

Der Hut mit Sitz und Stimme.

Ein armes, kleines Fürſtenthum
Beherrſchten hochbetraute Räthe
Mit Allgewalt, doch ohne Ruhm.
Sie drückten und erſchöpften Land und Städte,
Und Niemand fand, bedrängt von ihrem Eigennutz,
Beim Schattenfürſten Recht und Schutz.

Ein neuer Rath, in ihren Kreis verſchlagen,
War redlich und gewiſſenhaft,
Und konnte mit der Amtsgenoſſenſchaft
Sich darum nicht befreunden und vertragen.
Er widerſprach mit Ernſt und Kraft,
Wenn man beſchloß, das Volk auf's Neue zu beſchweren;
Doch überſtimmt, wie konnt' er's wehren?

Er dämpfte nach und nach des Eifers Gluth,
Und legte jetzt bei Unheilsplanen immer
Auf ſeinen Seſſel ſeinen Hut,
Und ging gelaſſen aus dem Zimmer.

„Was heißt das?“ fragte bald der Präſident:
„Soll Euer Hut hier Sitz und Stimm' erhalten?“ —
„Ja,“ ſprach der Biedermann, „das ſey ihm gern gegönnt!
Er wird ſein Amt nach Eurem Wunſch verwalten.

Ich mußte leider oft, als Feind von Plackerei'n,
Durch Gegenkampf mich vor der Hölle wahren:
Er aber braucht ſie nicht zu ſcheun;
Er kann getroſt ein ſtummer Jaherr ſeyn,
Und wohlgemuth zum Teufel fahren."

Der Weiberfeind.

Es war im Kloſter Sankt Afra zu Meißen
Vor Zeiten ein Mönch, den hat jedes Kind
Den grämlichen Weiberfeind geheißen.
Was in der Regel die Mönche nicht ſind,
Sah er ein Mägdlein zur Taufe tragen,
So hörte man immer den Glatzkopf ſagen:
„Ja, ja, nur getäuft,
Und flugs dann erſäuft!“ —
Nachdem er lange ſo ſchlecht geſprochen,
Ward dieſer Frevel an ihm gerochen:
Denn als er einſt auf der Elbbrücke ſtand,
Und ſich hinab bog über den Rand,
Ergriff ihn ein Nixlein und zog ihn hernieder,
Und nimmer ſah ihn ein Auge wieder.

Schälke muß man mit Schälken fangen.

Till Eulenſpiegel, der wohlbekannte,
Schwang ſich auf ſeine Roſinante,
Und arm, wie eine Kirchenmaus,
Ritt er auf Abenteuer aus.
Da ſperrt' ein Schlagbaum oder Gitter
In einem Dorfe dem kecken Ritter
Querüber den Weg, und er rief laut:
„Wer hat das dumme Ding gebaut?
Wer iſt hier Pförtner? — Friſch herbei,
Und macht mir eilig die Straße frei!“

So lärmt' er los auf's nächſte Haus,
Und eine Stimme ſcholl heraus:
„Bedient Euch ſelbſt, wer Ihr auch ſeyd,
Der ſo gebieteriſch draußen ſchreit!
Mein Hausgeſinde beſorgt das Feld,
Und ich kann nicht kommen um vieles Geld
Ich bin gelähmt an Fuß und Hand,
Und unbeweglich wie eine Wand.“

Till mußte nun ſelbſt als Pförtner verfahren,
Doch wollt' er ſtrafen den Unſichtbaren,
Der krank ſich ſtellte, wie es ſchien,
Um nicht vor's Haus ſich zu bemühn.

„Ihr dauert mich,“ rief er, „Ihr armer Mann!
Ich bin kein Arzt, der Euch helfen kann;
Doch hab' ich, durch Euer Unglück bewegt,
Zwei harte Thaler hierher gelegt.
Braucht ſie zu Eurer Bequemlichkeit,
Und ſo lebt wohl, mein Weg iſt weit!“

Er ſetzte darauf ſein Roß in Trab,
Ritt eine Strecke das Dorf hinab,
Und ſah, als er ſchielend rückwärts blickte,
Daß ihm ſein Schwank auf's beſte glückte.
Der Bauer, der ſich einen Krüppel ſchalt,
Trat aus der Thür in geſunder Geſtalt,
Und flink, wie ein Eichhorn, auf den Sohlen,
Wollt' er das werthe Geſchenk ſich holen.
Nun denke man, wie verdutzt er ſtand,
Als er keinen rothen Heller fand!
Till zügelte ſeines Kleppers Lauf,
Und ſchlug ein wildes Gelächter auf.

Der Bauer dachte: den Schalksgeſellen
Will ich wo möglich wieder prellen!
Er barg durch Lachen der Täuſchung Schmerz,
Und rief: „Mein Freund, ich verſtehe Scherz!
Ich denke nicht dran, den Schimpf zu rächen:
Kommt her, laßt uns ein Wörtchen ſprechen!
Ich ſeh', Ihr reitet ein wackres Thier,
Es ſteht mir an, verkauft es mir!“

„Ihr ſeyd ein Kenner!“ ſprach Eulenſpiegel.
„Dieß Pferd iſt raſch, als hätt' es Flügel.
Man trifft vielleicht in der ganzen Welt
Kein andres, das ſo brav ſich hält.

Doch will ich, wegen der ſchlechten Zeiten,
Auf Schuſters Rappen künftig reiten,
Wenn Ihr hundert Kronen, gut geprägt,
Stracks für den edeln Gaul erlegt.“ —

„Ho! ho! Ihr reißt den Mund weit auf!“
Verſetzte der Bauer: „Das wär' ein Kauf!
Die Hälfte des Gebots muß ſchwinden,
Und dann wird ſich der Handel finden.“
Er muſterte ſcharf das alte Pferd,
Fand's höchſtens dreißig Kronen werth,
Doch ſagt er: „Fünfzig will ich geben,
Und zwanzig könnt Ihr ſogleich erheben;
Allein den Reſt, den ich jetzt nicht vermag,
Bezahl' ich erſt auf Sankt Nimmers Tag.“

Laß ſehn, ſprach Eulenſpiegel für ſich,
Wer ſchnellt den Andern? Du oder ich?
Und ſo entſchloſſen begann er laut:
„Mein Freund, ich bin eine gute Haut,
Und will, damit Ihr mir's nicht gedenkt,
Daß vorhin Euch mein Spaß gekränkt,
Dieß Pferd, das Fürſten würde paſſen,
Für fünfzig Kronen Euch überlaſſen,
Und geb' auch, kann's nicht anders ſeyn,
Die Euch bequeme Zahlfriſt ein.
Gebt alſo zwanzig Kronen baar,
Und reicht mir einen Schuldbrief dar,
Der, auf Sankt Nimmers Tag geſtellt,
Die Summe der übrigen dreißig enthält.
Ich kenne zwar den Heiligen nicht,
Doch Euer Wort ſchafft ihm Gewicht.“ —

Ha, dachte der Bauer, der Fang iſt richtig,
Ich prelle den Preller derb und tüchtig!
Und als er ſo ins Fäuſtchen gelacht,
Und in den Stall die Gurre gebracht,
Bezahlt' er das Geld, als Mann von Wert,
Verſchrieb den Reſt und Till zog fort.

Die Sonne ging achtmal auf und nieder.
Da zeigte ſich der Vogel wieder,
Und mahnte, laut erhaltnem Schein,
Die dreißig Kronenthaler ein.
„Was wollt Ihr?“ ſagte der Bauer ſchnöde
„Heut iſt von Zahlung keine Rede.
Erwartet erſt, nach unſerm Vertrag,
Den Euch verbrieften Sankt Nimmers Tag!“ —

„Das iſt,“ ſprach Till, „ein wunderlich Weſen.
Ich habe zehn Kalender durchleſen,
Und, trotz der Brille vor dem Geſicht,
Fand ich den werthen Heiligen nicht.
Doch was geſchah in voriger Nacht?
Da trat vor mein Bett, in alter Tracht
Und ganz umfloſſen von Strahlenſchimmer,
Ein Mann, der ſprach: „Ich bin Sankt Nimmer,
Den du in allen Kalendern ſuchſt,
Und, weil er nicht drin ſteht, hart verfluchſt.
Was kann ich für die Kalenderſchreiber?
Die unverſchämten Ehrenräuber
Verweigern ſammt und ſonders mir
Ein Namenplätzchen auf ihrem Papier;
Doch krümmt ihr Haß und giftiger Neid
Kein Härchen meiner Heiligkeit.

Ich hab' am Allerheiligenfeſte
So gut meinen Antheil als andere Gäſte;
Und da dieß heute geweſen iſt,
So iſt verfallen die Zahlungsfriſt.
Drum geh zu dem ehrlichen Bäuerlein
Und ziehe deinen Schuldreſt ein!“ —

„Ei was!“ rief der Bauer, „ich werde mit nichten
Mich nach Sankt Nimmers Befehlen richten!
Doch wenn er's einſt in Zukunft erzwingt,
Daß man ihn in den Kalender bringt,
So zahl' ich, ohne weitere Frage,
Die Schuld an ſeinem Namenstage.“

Till focht dagegen mit viel Geſchrei,
Und eben ritt der Amtmann vorbei.
Er forſchte nach des Streites Quelle,
Und ſprach dieß Urtheil auf der Stelle:
„Sankt Nimmer hat vollkommen Recht!
Bezahle flugs, du loſer Knecht,
Und büß' im Thurme dein Erfrechen,
Dem theuern Heiligen Hohn zu ſprechen!

Vermiſchte Gedichte.

Das Geſpräch im Felleiſen.

Der Liebesbrief.

Nachbarn, preßt mich nicht ſo ſehr,
Daß nicht meine Schönheit leide!
Ich bin zwar gedankenleer,
Aber weich und zart wie Seide,
Und es ſchwebt,
Wie belebt,
Eine Schaar von kleinen, netten
Amoretten
Rings um meinen goldnen Rand.
Eine Huldin zu beſiegen,
Sind ſie ausgeſandt;
Doch ihr Pfeil, wie kann er fliegen,
Wenn ihr ihn zerknickt,
Oder gar wohl, ungezogen,
Ihren Köcher, ihren Bogen
Und ſie ſelbſt zerdrückt?

Der Complimentirbrief.

Ach, meine Zierlichkeit geht im Gedräng verloren;
Drum fleh' ich Eure Hoch-Hochwohl- und Wohlgeboren,
Die hier verſammelt ſind, um Schutz und Rettung an.
Ich ſchmiege mich in eines jeden Laune,
Mich aber drückt ſo hart, daß ich erſtaune,
Ein unfrankirter Grobian.

Der Mahnbrief.

Ja, ich bin grob! Wozu das Heucheln?
Was Schlangen deiner Gattung fein
Dem Kaſten meines Herrn entſchmeicheln,
Das treib' ich ſtürmiſch wieder ein.

Der Bettelbrief.

Von ſolchen Stürmen wird mein Schreiber nie getroffen,
Und immer bleibt das Herz ihm leicht.
Er ſagt gleich unverſtellt und offen:
„Was Eure Gnadenhand mir reicht,
„Das habt Ihr nie zurückzuhoffen.“ —
Und was das Drängen hier betrifft,
Das iſt der Müh nicht werth, ſich drüber zu beklagen.
Ich und der Schreiber meiner Schrift
Wir können einen Puff vertragen.

Der Freiersbrief.

Juchheiſa! was ſollt' ich mich ärgern und zanken?
Bedrängt mich, ihr Nachbarn, ſo viel als ihr wollt!
Ich bin voll luſtiger Heirathsgedanken,
Und iſt mir Fortuna, die mächtige, hold,
So führ' ich ins Haus einen Wagen voll Gold.

Der Korbbrief.

Auch ein Körbchen gibt's oft heim zu tragen,
So wie eins in meiner Hülle ſteckt.
Auf die Finger wird mit Recht geſchlagen,
Wer, als Freier, nur nach Gold ſie ſtreckt.

Das Manuſcript.

Gemeine Zungen, könnt' ich euch doch zügeln!
Wie martert euer Schnack mein Ohr!

Geduld! ich ſchwinge mich auf Adlersflügeln
Bald zu des Ruhmes Sonn' empor.

Die Recenſion.

Elender Spatz, der ſich ſo unbeſcheiden
Für einen Sonnenadler hält,
Komm nur heraus ins freie Feld,
Wir wollen dir die Fittiche beſchneiden!

Die Predigt.

O vanitatum vanitas!
Gold, Lieb' und Ruhm ſind oft des Teufels Hamen.
Er fängt damit ſich Fiſchlein in ſein Faß;
Und kommt der Tod, was nutzt denn alles das?
Darum entſagt dem Plunder! Amen.

Peters Betrachtungen über die Wochentage.

Er kommt, er kommt, der Fürſt der ſieben Tage!
Der Sonntag kommt, und froh iſt jeder Chriſt!
Ha! frank und frei von Arbeit, Müh' und Plage,
Wird nun getanzt, getrunken und geküßt.

Der Montag iſt ein leidlicher Geſelle,
Wenn mir der Sonntag einen Groſchen ließ.
Dann blüht mir noch jenſeit des Gaſthofs Schwelle
Des Müßigganges Erdenparadies.

Doch Dienſtag — hu! da muß ich wieder dienen!
Der Martertage Herzog, das iſt er!
Er kommt mit eines Frohnvogts ſtrengen Mienen,
Und ich empfang' ihn brummend wie ein Bär.

Auch Schweſter Mittwoch iſt von gleichem Schlage.
Da ſteckt man in der Noth recht mitten drin.
Sie iſt die einz'ge Frau im Kreis der Tage,
Doch hat ſie nicht der Frauen weichen Sinn.

Am Donnerſtage donnert's allenthalben:
„Halloh, ihr Trägen! greift euch beſſer an!
Die halbe Woche flog dahin, wie Schwalben,
Und in der Werkſtatt iſt noch nichts gethan!“

Dem Freitag raub' ich nichts von ſeinen Würden,
Denn lieblich tönt mir ſeines Namens Klang.
Frei! frei! — O, wär' ich's doch von Arbeitsbürden,
Und blieb ein ſolcher Freiherr lebenslang!

Der Samſtag iſt zwar noch ein ſcharfer Dränger,
Doch bringt er Troſt, daß ich bald feiern mag.
Wie glücklich ſind die reichen Müßiggänger!
Ihr ganzes Leben iſt ein Feiertag.

Das Herzfenſter.

Momus, der bekannte Spötter
Ueber alles Thun der Götter,
Sprach zum Feuergott Vulkan:
„Alter Meiſter, ſchmiede Waffen!
Darin haſt du was gethan;
Doch der Menſch, den du geſchaffen,
Steht mir nicht beſonders an."

„Nun, was mangelt dem Gebilde?"
Rief der Künſtler gar nicht milde:
„Mir iſt dran kein Fehl bewußt." —
„Freund, ich ſeh' an deinem Knaben,"
Sagte Momus, „viel mit Luſt;
Nur ein Fenſter ſollt' er haben
In der Mitte ſeiner Bruſt.

Und die ganze Menſchenheerde,
Die dort wimmelt auf der Erde,
Sollte ſo befenſtert ſeyn.
Keinem würde dann es glücken,
Mit der Freundſchaft Außenſchein
Andre liſtig zu berücken,
Denn man ſäh' in's Herz hinein." —

Aber Momus mag erlauben,
Daß wir Erdenbürger glauben,
So ein Fenſter fromme nicht.
Zu der Falſchheit dunkeln Gängen
Führte nimmer uns ſein Licht:
Siebenfach es zu verhängen
Sorgte jeder arge Wicht.

Doch, mit Amtsmacht ausgerüſtet,
Blickten Späher, ſtolz gebrüſtet,
In des Herzens heil'gen Schrein.
Keines Biedermanns Gedanken
Würden dann noch zollfrei ſeyn.
Ja, vor des Gerichtes Schranken
Müßt' er ſie wohl gar bereu'n.

Liebe Bilder, liebe Namen,
Viel zu werth, ſie auszukramen,
Hegt und pflegt das Herz vertraut.
Doch, entdeckt durch Fenſterſcheiben,
Nennte bald der Markt ſie laut.
Darum mag's beim Alten bleiben,
Daß man, Herz, dich nicht durchſchaut!

Freundſchaft.

Die Freundſchaft ward im Himmel geboren,
Und hatte dort hohen, göttlichen Rang;
Als aber hinauf zu ihren Ohren
Die erſte der Klagen des Kummers drang,
Da ſtieg ſie eilend hinab zur Erde,
Daß ſie der Troſt der Sterblichen werde.
Seitdem ſprießt Freude, wohin ſie tritt,
Denn überall bringt ſie den Himmel mit.

Der Buchſtabe R.

„Das R iſt unerträglich hart!“
So hör' ich manchen Weichling ſchelten.
Nun ja, es raſſelt, knarrt und ſchnarrt;
Doch, liebe Herren, laßt es gelten!

Das Kräutlein wuchert doch einmal
In unſrer Sprache tiefſtem Boden,
Und fruchtlos wäre Müh' und Qual,
Verſuchte man, es auszuroden.

Auch würde dieß zur Ungebühr
Viel edle Wörter von uns trennen,
Und drunter eins, mit welchem wir
Ein hohes Erdenglück benennen.

Wem fällt nicht flugs die Freundſchaft ein?
O ſüßer Kern in harter Schale!
Laßt uns dem Worte drum verzeihn,
Daß es nicht glatt iſt, gleich dem Aale.

Zwar Liebe klingt geſchmeidiger;
Doch wollt ihr, daß ſie euch erfreue,
So braucht ſie auch ein wackres R:
Denn was iſt Liebe ohne Treue?

Die Halbheit.

1814.

Freund, was du biſt, das ſey tüchtig und ganz!
Auf Krücken hinket das Halbe.
Schnell, wie der Wind und des Blitzes Glanz,
Schießt dort die reiſende Schwalbe
Hin über Gebirg' und des Meeres Spiegel,
Doch braucht ſie dazu ihre beiden Flügel.

Wer nur auf der Halbſcheid des Seſſels ruht,
Kann leicht von dem Throne fallen;
Wer Käufe mit halben Augen thut,
Wird geſchnellt in Buden und Hallen;
Und wer nur mit halben Ohren höret,
Den findet man ſtets von Irrſal bethöret.

Vor halber Freundſchaft bewahr' uns Gott!
Wer kann auf das Schilfrohr ſich ſtützen?
Und halbe Lieb' iſt der Liebenden Spott;
Das Herz will das Herz ganz beſitzen.
Wer halbherzig tritt in das Reich der Ehe,
Dem rufen die Liebesgötter ein Wehe.

Wohl warnet der Arzt, beim fröhlichen Schmaus
Nur halbe Flaſchen zu trinken;
Er ſelbſt ſticht aber die ganzen aus,
Wenn ſie voll Rheinwein ihm winken.
Ganz luſtig beim Mahl, ganz ernſt beim Geſchäfte!
So faſſet man alles am rechten Hefte.

Mit Halbheit wird überall nichts vollbracht,
Das hat uns Deutſchland bewieſen.
Es kämpfte vergebens mit halber Macht
Oft gegen den ſüdlichen Rieſen:
Jetzt aber, mit ganzer Vollkraft verbunden,
Hats glücklich und glorreich überwunden.

Deutſche Volkstracht.

Einem Maler ward einſt aufgegeben:
„Mal' Europens Völker nach dem Leben!
Male mir mit bunter Farbenpracht
Jedes Volk in ſeiner Eigentracht!“

Und der Maler ſtellte dem Gebieter
Spanier, Franzoſen, Moskowiter,
Türken, Schweden und ſo weiter dar;
Doch ein Sonderling beſchloß die Schaar.

Unverſchämt, im bloßen, blanken Hemde,
Zeigte ſich der unbekannte Fremde,
Und bemerkenswerth war noch der Zug,
Daß er einen großen Ballen trug.

Und als man ob ihm den Künſtler fragte,
Lächelte der loſe Schalk und ſagte:
„Seht, das iſt ein deutſcher Ehrenmann,
Den ich Euch durchaus nicht kleiden kann.

Denn ihr wißt, es herrſcht ſeit grauen Zeiten
Keine Urtracht mehr bei deutſchen Leuten,
Und die ſonſt biederbe Nation
Gleicht hierinnen dem Chamäleon.

Bald aus nahen, bald aus fernen Ländern
Holt ſie ſich ein Vorbild zu Gewändern:
Alles, was dort Schneiderwitz erfand,
Wird von ihr als ein Geſetz erkannt.

Drum iſt meinem Deutſchen hier ein Ballen
Engliſch Tuch mit Rechte zugefallen,
Daß der Modeſklav von aller Welt
Sich bekleiden mag, wie's ihm gefällt.“

Und ſo ſtand es noch in unſern Tagen;
Aber jetzt wird drüber Lärm geſchlagen.
Rings erſchallt ein dringendes Geſchrei,
Daß uns eine Volkstracht nöthig ſey.

Jede Zeitung ſchilt uns Auslandsaffen
Und ermahnt, uns Kleider anzuſchaffen,
Wie ſie unſre Vorwelt, fromm und klug,
In dem goldnen Mittelalter trug.

Und Gelehrte gehn ſogar auf Reiſen,
Um ſie uns vom Lehrſtuhl anzupreiſen;
Und ſie bringen gleich der Volkstracht Schnitt
Und des Stutzbarts ächtes Muſter mit.

Aber fern ſey Spott von jeden Mitteln,
Alte Deutſchheit aus dem Schlaf zu rütteln.
Sorgt nur, daß im Kleide, das ihr wählt,
Auch das alte deutſche Herz nicht fehlt!

Der Spruchſprecher.[*]

Ein Hochzeitſpiel.

Wer iſt die ſchwarze Spukgeſtalt?
So hör' ich fragen Jung und Alt.
O, macht mir keine Spottgeſichter:
Ich bin vom Schlag der Stegreifsdichter.
Vormals in Nürnberg wohlbekannt:
Spruchſprecher wurden ſie genannt.
Gab's einen großen Hochzeitſchmaus,
Da blieb die edle Zunft nicht aus.
In ſchwarzer Feiertracht, wie ich,
Erſchien ſie ſteif und ehrbarlich,
Begrüßte das verbundne Paar
Mit Reimwerk, das erbaulich war,
Und gab nachher den werthen Gäſten
Noch manchen Spruch und Schwank zum Beſten.

---

[*] Man ſehe **Flögel's Geſchichte der komiſchen Literatur** S. 330 im erſten Bande, wo ſich auch das Abbild eines Spruchſprechers befindet. Er iſt ein alter Mann mit langem Barte, trägt einen kurzen Mantel und iſt an der Bruſt mit ſilbernen Schilden oder Denkmünzen behangen. In der Hand hat er einen ſchönen, wie ein Scepter geſtalteten und ebenfalls mit kleinen Schilden gezierten Stab. Die Spruchſprecher machten damit ein Geräuſch, wenn ſie zu ſtiller Aufmerkſamkeit ermahnen wollten.

Das ſchwand denn mit der Zeiten Flug!
Abſprecher haben wir genug,
Die alles tadeln freventlich,
Und nichts verehren, als ihr Ich;
Dagegen ſind die guten, frommen
Spruchſprecher uns abhand gekommen.
Doch da nach langer Schlummernacht
Jetzt manche graue Sitt' erwacht,
So läßt man's wohl auch gern geſchehn,
Mich abgeſchiednen Geiſt zu ſehn;
Beſonders hier in dieſem Kreiſe,
Wo nach der biedern Väter Weiſe
Die Deutſchheit im Gemüthe lebt
Und nicht blos auf der Lippe ſchwebt.
(Er ſchüttelt ſeinen mit Schellen behangenen Stab.)

Dieß Zeichen bittet um Gehör;
Vernehmet meinen Spruch nunmehr!
Doch wißt, daß ich altdeutſcher Mann
Nicht ſchmeicheln will, nicht ſchmeicheln kann.
Ich ſage ſchlicht und kurz und rund:
Mich freut gar herzlich Euer Bund.
Auch keine Wünſche bring' ich dar;
Denn Seifenblaſen ſind's fürwahr,
Die flüchtig in der Luft verſchwinden,
Eh' ſie dort oben Eingang finden.
Ein tücht'ger Mann ſchafft ſich zur Noth
Aus Sand und Stein ſein täglich Brod;
Und was er ſchaffet, das gedeiht
In liebevoller Häuslichkeit. —
Laßt, führend ſolch ein altdeutſch Leben,
Das falſche Glück die Welt durchſchweben.

Ihr habt — verlaßt Euch auf mein Wort! —
In Euch des wahren Glückes Hort.

So hab' ich meinen Spruch vollendet!
Was wird mir nun dafür geſpendet?
Von Euch, ihr Fräulein, ſchön und hold,
Erbitt' ich den verdienten Sold.
Gern möcht' ich einen Kuß in Ehren
Die Reih' herum von Euch begehren,
Doch pflegen einen alten Knaben
Die Mägdlein ungern ſo zu laben;
Drum muß mir wohl ein Becher Wein
Erſatz der ſüßern Gabe ſeyn.
Welch Fräulein mir ihn wird kredenzen,
Das ſoll zuerſt im Brautſchmuck glänzen.

Neujahrswunſch

für Jedermann an Jedermann.

Aus des Himmels Sternenhallen
Geht ein neues Jahr hervor,
Und von allen Seiten ſchallen
Wünſch' und Bitten in ſein Ohr.

Armuth klagt: „Ich trinke Waſſer,
Und mein Brod iſt hart wie Stein.
Gib mir, wie dem reichen Praſſer,
Leckre Koſt und guten Wein!“

Habgier ruft: „Ich kann nicht raſten,
Ich muß ſtets nach Golde glühn:
Laß denn meinen Gott im Kaſten
Immer wachſen, immer blühn!“

Ehrgeiz ſagt: „Ich blick' und ſtrebe
Zu des Ranges Gipfeln auf:
Drum, ſo hoch du kannſt, erhebe
Mich in deiner Monden Lauf!

Selbſtſucht ſchreit: „Gib her, gib alles,
Alles, alles meinem Ich!
Achte nicht des andern Schwalles,
Sorge nur allein für mich!

Freundſchaft fleht: „Die beſten Gaben
Spende meinem Biederfreund!
Ich will lieber ſelbſt nichts haben,
Wird nur ihm kein Wunſch verneint.“

Liebe ſpricht: „Was mir auch fehle,
Das entbehr’ ich mit Geduld;
Doch zu meiner zweiten Seele
Neige dich mit Segenshuld!“

Und wir Andern alle bitten:
„Sey der ganzen Erdenſchaar,
In Paläſten und in Hütten,
Ein erwünſchtes Freudenjahr!“

Der Ehevertrag.

Jürgen.

Schreib' Er nieder, Herr Notar:
Meiner Tochter Margarethen,
Die ſich Hans zum Weib' erbeten,
Geb' ich funfzig Gulden baar
Und des Stalles beſte Kuh.

Hans.

Legt noch die Pantoffeln zu,
Die an Feſt- und Ehrentagen
Eure ſel'ge Frau getragen.

Jürgen.

Nein! Laß mich deßhalb in Ruh'!
Muß ich Dir das zehnmal ſagen?

Hans.

Nun ſo ſchlag der Donner drein!
Und ein Andrer mag die Dirne
Ohne die Pantoffeln frei'n!

Der Notar.

Hans, Euch ſpukt es im Gehirne!
Gretchen iſt ja wunderſchön!
Fühlt' ich nicht den Druck der Jahre,
Möcht' ich ſelber zum Altare
Mit dem ſchmuck'n Mädchen gehn.

Hans.

Jeder Kopf hat ſeinen Sinn
Ich bin frei vom Liebesfieber.
Schönheit her und Schönheit hin!
Die Pantoffeln ſind mir lieber.

Jürgen.

Noch ein Vorſchlag! Wähle Doren,
Gretchens Schweſter, Dir zur Frau!
Sie iſt etwas ſchief geboren,
Hat ein Auge jüngſt verloren,
Und ihr Haar wird mählich grau;
Doch ſie iſt ein Bär im Felde,
Pflügt und ſä't und erntet ein,
Und mit ihr, ſammt Kuh und Gelde,
Sind die Feſtpantoffeln Dein.

Der Notar (bei Seite).

Wird der Kerl wohl raſend ſeyn?

Hans.

Vater Jürgen, das mag gelten!
Ich und Dore ſind ein Paar.
Schreib' Er's nieder, Herr Notar!
Gretchen wird zwar drüber ſchelten,
Aber glaubt nur ſicherlich,
Die Pantoffeln tröſten mich.

Der Notar.

O Pantoffelnarr! Ich wette,
Tauſend Männer freuten ſich,
Wenn ihr Weibchen keine hätte.

Der Fund.

Eine Scene für Kinder.

Heinrich und **Eduard**,

Knaben von zwölf und dreizehn Jahren, kommen aus dem väterlichen Landhauſe, und gehen, mit einander ſprechend, am nahen Buſche hin.

Eduard.

Ei, welch ſchönes Reiſewetter
Für den alten, reichen Vetter,
Kommend aus Amerika!
Wäre doch der Kauz ſchon da!
Er hat Luſt, bei uns zu ſterben
Und ſein Geld uns zu vererben.

Heinrich.

Schon an Erbſchaft denkeſt du?
Das wird nicht dem Ohm gefallen.
Mög' er doch in Fried' und Ruh'
Lange noch auf Erden wallen!
Was der weitgereiſ'te Mann
Alles uns erzählen kann,
O, wie ſoll mich das vergnügen!

Eduard.

Wie der Satan wird er lügen!
Hab' ich aber erſt ſein Geld,
Schiff' ich ſelbſt zur neuen Welt,
Und dann füll' ich ohne Raſten
Hoch mit Schätzen meine Kaſten.

Heinrich, lachend.

Ha! du treibſt mit Goldbegier
Dich im Geiſt durch ferne Lande,
Und mir reicht Fortuna hier
Schon ein Goldſtück aus dem Sande.
Er hebt es auf.

Eduard.

Wahrlich! und wie neu und blank!
Einfaltspinſel, der's verloren!
Nun, es war für uns erkoren,
Und dem Glück ſey dafür Dank!
Morgen fliegt's zum Zuckerbäcker,
Den berühmten, in die Stadt.
Seine Torten ſind ſehr lecker,
Und dieß Goldſtück macht uns ſatt.

Heinrich.

Laß es uns mit milden Händen
Lieber jenem Armen ſpenden,
Der dort, wie es ſcheint, erkrankt,
Mühſam aus dem Buſche wankt.
Seine Augen ſind verbunden;
Ach! ihr Licht iſt wohl entſchwunden!
Sieh, er tappt, wie Blinde thun,
Mit dem vorgeſtreckten Stocke

Nach dem großen Eichenblocke,
Um darauf ſich auszuruhn.

Eduard.

Schweig doch von dem Vagabunden!
Mag er ſitzen oder ſtehn!
Taugenichts, die betteln gehn,
Sind mit Hellern abgefunden.
Drum gib nicht, wie ohne Sinn,
Unſer Gold dem Schächer hin!

Heinrich.

O, wie hart ſind deine Worte!
Iſt dein Herz verſteint und todt?
Laben ſoll dich ſüße Torte,
Und die Armuth hat kein Brod!
Naſchwerk läßt ſich leicht entbehren,
Und ein ſüßerer Genuß
Iſt der Armen Dankerguß,
Wenn wir Hülf' und Troſt gewähren.
Er wendet ſich, um zu dem Alten zu gehen.

Eduard, verdrießlich ihn aufhaltend.

Ei, ſo laß den Bettelmann!
Willſt du mir wie ein Tyrann
Und als Zwingherr meines Mundes,
Einen ſeltnen Schmaus entziehn?

Heinrich.

Ja! denn ich bin Herr des Fundes,
Und dem Armen ſchenk' ich ihn.
Er reißt ſich los und gibt dem Alten das Geldſtück.

Der Alte.

Gott vergelte dieſe Gabe,
Ob ich gleich, du edles Kind,
Sie nicht eben nöthig habe,
Denn ich bin nicht arm, nicht blind.

Er löſet die Augenbinde, wirft den zerriſſenen Mantel ab, und erſcheint in einem guten Kleide.

Ich, dein Ohm, hab' in der Nähe,
Halb im Ernſt und halb im Scherz,
Mich vermummt, damit ich ſähe,
Wie es ſteht um euer Herz.
Mit des Bettlers ſcheuen Schritten
Wollt' ich gehn ins Vaterhaus,
Wollt' um eine Gabe bitten,
Und da kam't ihr juſt heraus.
Mich, ſobald ich euch erblickte,
Barg des Buſchwerks grüne Wand,
Und mit ſchnellem Wurfe ſchickte
Ich dieß Goldſtück in den Sand.
Alles, was ihr ſpracht, das hörte
Lauſchend ich am ſtillen Ort,
Und des Bruders Mund empörte
Mein Gemüth durch jedes Wort.
Wünſch' er nur, daß ich bald ſterbe!
Schätze bringt es ihm nicht ein.
Du allein, mein Sohn, ſollſt Erbe
Meiner ganzen Habe ſeyn.

Die fünf Zeitwörter.

Praesens imperfectum — perfectum et plusquam
perfectum futurum

Die Zeitwörter lehret die Sprachkunſt ganz trocken;
Doch liegt in den todten lateiniſchen Brocken,
Theils ſinnig getrennt, theils zuſammengeſtellt,
Ein Spiegel der Erden- und Himmelswelt.

Der Gegenwart Weſen iſt unvollkommen,
Und will uns gar ſelten freuen und frommen.
Vollkommen und Uebervollkommen blüht
Erſt dort in der ewigen Zukunft Gebiet.

Auf Erden, in Hütten und Marmorgebäuden,
Schwankt raſtlos die Wage der Leiden und Freuden.
So war es, ſo iſt's, ſo wird's immer ſeyn,
Und weislich ergeben wir ſtill uns darein.

Abwechſelnd zu Boden gedrückt und gehoben,
Schau'n wir mit Glauben und Hoffnung nach oben,
Wo die Wage nicht mehr auf- und niederſteigt,
Und ewiges Glück in den Schalen liegt.

Ottmar und ſein Mantel.

Ottmar.

Hinweg mit dir, du ausgediente Hülle!
Der Knaben Spott verfolgte mich ins Haus.
Nun ruhe dort bei ſtaubigem Gerülle!
Mit unſrer alten Freundſchaft iſt es aus.

Mantel.

O ſchnöder Lohn für lange Dienertreue!
Wer ſchützte dich, wenn rauh der Nordwind blies?
Ha! dieſer Undank reizt mich faſt zur Reue,
Daß ich den Zärtling nicht erfrieren ließ.

Ottmar.

Die Bibel ſagt: Wer leiſtet, was er ſchuldig
Zu leiſten war, iſt ein unnützer Knecht.
So wird der Menſch belohnt, er trägt's geduldig,
Und dir gebührt fürwahr kein andres Recht!

Mantel.

Ich that wohl mehr als viele meinesgleichen,
Die farbig glänzen, wie die Tulpen blühn.
Doch ſchweig ich ſtolz, ich mag dich nicht erweichen,
Mit ſtillem Schmerz will ich ins Elend ziehn.

Ottmar.

Armſel'ger Prahler, das ſind Nebelworte,
Womit du mir zu trotzen dich erkühnſt!

Geh nur getroſt nach dem Verweiſungsorte,
Du thatſt mir nimmer einen ſeltnen Dienſt!

Mantel.

Wer machte wohl, wenn Abends auf der Lauer
Mathildens Oheim ſtand, dich unſichtbar?
Du ſchmiegteſt unentdeckt dich an die Mauer,
Weil ihr mein Grau zum Täuſchen ähnlich war

Ottmar.

O, du haſt Recht, du Schirmer ſüßer Freuden!
Daran gedacht' ich nicht bei unſerm Zank.
Komm an mein Herz, uns ſoll hinfort nichts ſcheiden
Denn heiß und ewig iſt der Liebe Dank

Von der Katze, die bei Hofe ſpeiste.

Das Kätzchen einer armen Frau
War zu beklagen:
Es konnte manchmal kaum Miau
Vor Hunger ſagen.

Einſt trat einher, mit ſtolzem Blick,
Ein feiſter Kater.
„Potz tauſend!“ rief's, „was ſeyd ihr dick,
Ihr alter Vater!

Ihr nährt euch beſſer, als ich hier
Im dunkeln Häuschen.
Wie ſelten, ach! erjag' ich mir
Ein dürres Mäuschen!

Sonſt hab' ich noch, ſo alt ich bin,
Kein Fleiſch genoſſen,
Euch aber iſt wohl immerhin
Viel zugefloſſen?“

„Ja!“ ſagte Heinz, „ich kann fürwahr
Mein Bäuchlein mäſten.
Mich zählt der Hof das ganze Jahr
Zu ſeinen Gäſten.

Ich ſchmauſe mit mehr Andern noch
Dort in der Küche.
Bisweilen donnert zwar der Koch
Gewalt'ge Flüche.

Doch uns erzittern nicht darob
Gleich Herz und Glieder.
Wir denken: Nu, der Menſch iſt grob!
Und kommen wieder.

Ich will auch dich, du Jammerbild,
Zum Schmaus hinführen,
Daß du nicht mehr nach Kammerwild
Darfſt mühſam ſpüren."

Die Katze nahm ihn friſch beim Wort
Und froh nicht wenig,
Ging ſie mit Vater Heinz ſofort
Zu Tiſch beim König.

Mehr Gäſte ſtanden ſchon bereit,
Was zu erhaſchen;
Doch ließ man erſt aus Höflichkeit
Die Fremde naſchen.

Hui! ſchoß der Koch her, wie ein Pfeil,
Griff ſie mit Schnaufen,
Stutzt' ihr den Schwanz mit ſeinem Beil,
Und ließ ſie laufen.

Noch auf der Gaſſe ging's ihr ſchlecht,
Da ſchrie Jan Hagel:
„Sieh, Leckermaul, du kannſt mit Recht
Um deinen Zagel!"

Gewitzigt kehrte ſie zurück
Zu ihren Mäuſen,
Und rief: „Wie fährlich iſt das Glück,
Bei Hof zu ſpeiſen!“

Dichter und Wechsler.

Eine wahre Anekdote.

„Der Seelenruhe!“ — ſchrieb ein edler Dichter
Hell über ſeines Gartenhauſes Thür.
Doch ach! der Blumen Zier
Erfreut' er ſich nur einen Sommer hier,
Und dann erloſchen ſeiner Augen Lichter.

Ein Wechsler kaufte jetzt das Gartenhaus;
Und kaum hatt' er es übernommen,
So ließ er einen Tüncher kommen,
Und ſagte: „Streicht das dumme Wort hier aus!
Wie kann die Seele ſich der Ruh' ergeben?
Sie ſoll und muß nach Brode ſtreben!“

David Unſterns Klagelieder.

1.

Nein, ich kann nicht länger ſchweigen!
Höre, Welt, wie mir's ergeht,
Wie ſich immerfort ein Reigen
Böſer Geiſter um mich dreht.

Alle Plagen, die auf Erden
Gangbar ſind, und allenfalls
In der Folg' erſt gangbar werden,
Hetzen ſie mir auf den Hals.

David Plackholz ſollt' ich heißen!
Denn mich plackt, was placken kann,
Und Fortunens Gaben gleißen
Nur in fremder Hand mich an.

Will mir auch ein Glücksſtern funkeln,
Ach! im Aufgang ſeines Lichts,
Seh' ich ihn ſchon wieder dunkeln,
Und ich bleib' ein Habenichts.

Sucht' ich Waſſer in dem Meere,
Würde keins vorhanden ſeyn;
Aber wenn ich Flaſchen leere,
Find' ich's reichlich in dem Wein.

Möcht' ich gern ein Mädchen lieben,
Hat's gewiß ſein Herzchen ſchon
Einem Glücklichern verſchrieben,
Und bekorbt geh' ich davon.

Falls zum Thee mich einzuladen,
Große Herrn einmal geruhn,
Muß ich nächſtens Ihro Gnaden
Einen Frohndienſt dafür thun.

Und bei ſolchen Waſſerfeſten
Drängt zu mir ſich jeder Tropf,
Gibt mir Aberwitz zum Beſten
Und mir brennt vor Grimm der Kopf.

Wenn ich Nachts nach Hauſe gehe,
Regnet's eine Prügeltracht,
Weil ich einem ähnlich ſehe,
Dem man ſie hat zugedacht.

Prüft man Spritzen auf den Gaſſen,
Ob den Waſſerſtrahl nichts hemmt,
Weiß man es ſo abzupaſſen,
Daß die Fluth mich überſchwemmt.

Will ein Ziegel fort vom Dache,
So verſchiebt er ſeine Flucht,
Bis ich auf den Weg mich mache,
Und dann fühl' ich ſeine Wucht.

Setz' ich mich in einen Wagen,
Kracht ein Rad, da liegen wir!
Laſſ' ich mich in Sänften tragen,
Bricht der Boden unter mir.

So verdrießliche Geſchichten
Bilden meinen Lebenslauf;
Doch ſie alle zu berichten,
Dieſen Vorſatz geb' ich auf.

2.

Ein verdammtes Abenteuer
Hatt' ich in der letzten Nacht.
Ich gerieth beim Tanz in Feuer,
Das ein Mägdlein angefacht.

Leicht und flüchtig, gleich dem Winde,
Trotz den Flammen in der Bruſt,
Schwang ich mit dem ſchönen Kinde
Mich herum nach Herzensluſt.

Süßes Tändeln zu beginnen,
War im Saal nicht Ort, nicht Zeit.
Küſſe wollt' ich erſt gewinnen
Beim erwünſchten Heimgeleit.

Aber ach! zu meinem Schrecken,
Ward die kleine Schwanenhand
Mir von einem dreiſten Gecken,
Eh' ich mich's verſah, entwandt.

Doch die breiteſte der Alten
Trat ſehr eilig aus dem Schwarm,
Und um ſchadlos mich zu halten,
Bot ſie traulich mir den Arm.

Nun, wir wackelten wie Enten,
Langſam durch den Straßenmoor;
Sieh, da brach ein Trupp Studenten
Wild aus einer Zech' hervor.

Und zu Händeln und Geraufe
Sproßte gleich ein guter Keim:
„Seht den Vogel!“ rief der Haufe:
„Seht, er führt ein Liebchen heim!“

Schweigt, ihr Herrn, ins Teufels Namen!“
Fiel ich ihnen raſch ins Wort:
„Ihr, der würdigſten der Damen,
Dien' ich nur zum Schutz und Hort.“

Einer von den Zechgeſellen
Sah ihr lachend ins Geſicht.
Ihm entgegen mich zu ſtellen,
Achtet' ich für Ritterpflicht.

Fertig war das Handgemenge,
Und die Dame ſchlug wie ich
In dem wilden Kampfgedränge
Mit dem Regenſchirm um ſich.

Plötzlich kam mit Doppelſchritten
Eine rüſt'ge Scharwach' an,
Und kein Trotzen half, kein Bitten,
Um die Freiheit war's gethan.

Spornſtreichs und mit großem Trubel
Ging es nach der Wache fort.
O, mit welchem rohen Jubel
Grüßte man die Donna dort!

Wir ertrugen, treu verbunden,
Auf der Pritſche hartem Sitz,
Sieben-ewig lange Stunden
Schmauchdampf und Soldatenwitz.

Als ſich längſt die Sonn' erhoben,
Führte man uns zum Verhör.
Rings umfloß, mit lautem Toben,
Uns des Pöbels wüſtes Meer.

Und wie ein auf böſen Wegen
Aufgegriffnes Buhlgezücht,
Mußten Strafgeld wir erlegen;
Dann entließ uns das Gericht.

„Beſter Unſtern!“ ſprach die Alte:
„Ach, ich bracht' Euch tief in Leid;
Aber ohne Gränzen walte
Meine zarte Dankbarkeit.

Reichthum hat mir Gott gegeben,
Zwanglos iſt mein Wittwenſtand;
Doch mit Euch vereint zu leben,
Biet' ich zärtlich Herz und Hand.“

Ich erſchrack, als ſchlüg' ein Wetter
Ueber meiner Scheitel ein.
„Götter!“ rief ich: „große Götter!
O, wie glücklich ſoll ich ſeyn!“

„Doch ich muß gehorſamſt danken:
Allzuhoch ſteht mir dieß Glück!
Sollt' es einmals treulos ſchwanken,
Stürzt' ich gar zu tief zurück.“

So empfahl ich der Matrone
Mich auf freiem Markt ſogleich.
„Geht,“ ſprach ſie mit ſpitzem Tone
„Geht, ich finde zehn für Euch!“

Denkſprüche und andere Einfälle.

1.

Man ſehe doch nicht immer in das Buch!
Auch auf dem Markt erſchallt manch guter Spruch.

2.

Der Reiche ſchwelgt, der Arme darbt ſich bleich;
Doch beide gehn zur Gruft mit gleichem Schritte,
Und jenſeits gilt ein Königreich
Nicht mehr als eine Bettlerhütte.

3.

Gib gern den Armen, und freundlich und ſtill!
So biſt du ein Geber, wie Gott ihn will.

4.

Würd'ge das Glück keiner Bitte,
Laß es vorüber gehn!
Auch aus der kleinſten Hütte
Kannſt du gen Himmel ſehn.

5.

Ehrſucht und Habgier, die ſich lebhaft rühren,
Sind Irrlichter, die zu Abgründen führen.

6.

Mich thöret keines Irrlichts Schein;
Es müßten denn zwei ſchöne Augen ſeyn.

7.

Wie abgeſchmackt, ſeltſam und lächerlich!
Der Selbſtler liebt nichts als ſein häßliches Ich.

8.

Selbſtdünkel reizt ſo manchen Tropf,
Ein wunderliches Spiel zu treiben;
Doch ſtellen ſich auch Tauſend auf den Kopf,
Wir wollen auf den Füßen bleiben.

9.

Trägt die Mutter den Hund auf den Armen,
Mag ſich Gott ihrer Kindlein erbarmen!

10.

Wer nie zur Arbeit die Hände rührt,
Nur immer ſchlämmt und dämmt, den verführt
Der Teufel in vielen Geſtalten.
Doch wenn er ſich einem Fleißigen naht,
Der zwingt den Gaſt, wie ein Heiliger that,
Das Licht ihm zur Arbeit zu halten.

11.

Erfahrung predigt mehr und mehr;
Doch ihre Kirch iſt immer leer.

12.

Viele ſieht man thöricht ſchalten,
Die von Staaten, groß und klein.
Haben Sold dafür erhalten,
Daß ſie ſollen weiſe ſeyn.

13.

Ein ſtroherner Herr kann allgemach
Unterthanen von Eiſen verzehren;
Und mancher thut's am hellen Tag
Und fragt: Wer will mir's wehren?

14.

Wir leben in der goldnen Zeit;
Denn überall das Gold gebeut.

15.

Ein Unmann iſt der gefüge Mann,
Den Jeder um einen Finger wickeln kann.

16.

Der Schmeichler ſüßes Koſen
Gleicht Schlangen unter Roſen.

17.

Kein Heil'ger iſt ſo klein,
Er will ſein Kerzlein haben;
Und jedes Schreiberlein
Soll man mit Weihrauch laben.

18.

Die Nachtigall hört man von Querköpfen tadeln,
Und Gimpel und Spatz mit Lobſprüchen adeln.

19.

Kein Heiliger geht in den Himmel ein,
Er mußt' erſt auf Erden geläſtert ſeyn.

20.

Was tadelt ihr Jünger den alten Meiſter?
Seyd Ihr denn ganz vollkommene Geiſter?

21.

Sonſt machten Geld- und Ahnenſtolz ſich breit
Und wurden oft im Ernſt und Scherz gehechelt:
Allein der Stolz der neuſten Zeit,
Der freche Knabenſtolz, verdient kaum, daß man lächelt.

22.

Jüngſt fielen mit großem Getümmel
Viel Knaben als Meiſter vom Himmel;
Doch mancher — ich ſag's nicht von allen —
Iſt hart auf den Kopf gefallen.

23.

Das kleinſte Käferlein hebt die Flügel,
Und bläht ſich weidlich und macht ſich laut,
Wenn ſich's in des Hochmuths Vergrößerungsſpiegel
Mit Wohlgefallen beſchaut.

24.

Nur ſieben Weiſe zählte Griechenland;
Wie arm! wie leer!
Jetzt findet man in Deutſchland, wie bekannt,
In jedem Kaffeehauſe mehr.

25.

Es warf einſt Luther, wie man ſpricht,
Sein Tintenfaß dem Teufel ins Geſicht.
Ach, Gott! wie ändern ſich die Zeiten!
Jetzt ſchleudert mancher arge Wicht
Sein Tintenfaß nach wackern Leuten.

26.

Den biedern Deutſchen ächter Art
Macht nicht des Stutzbarts Zier.
Hat doch die Katz' auch einen Bart,
Und iſt ein falſches Thier.

27.

Ein wackrer Meiſter iſt beſcheiden,
Und kann auch ohne Geſichterſchneiden
Gern andre Meiſter um ſich leiden.

28.

Viel Meiſter hat, wer an dem Wege baut;
Drum machen ſich die Recenſenten laut.

29.

Nichts iſt ſo rühmlich und ſo ſchön,
Als ohne Hülf' und Schutz auf eignen Füßen ſtehn.

30.

Des Grüblers Gedanken ſind fein, wie das Netz der Spinne;
Doch fängt er auch meiſtens nur Mücken darinne.

31.

Vor ſeiner Thür mag Jeder fegen,
So iſt es reinlich allerwegen.

32.

Kleine Männlein mit großem Dünkel
Gibt's in jedem Erdenwinkel.

33.

Der Wind kann mir unter die Naſe wehn,
Und kann mir nehmen den Hut;
Doch muß er den Kopf mir laſſen ſtehn,
Und das iſt denn ſchon gut.

34.

Dich beliebt zu ſehn bei Allen,
Gib dir keine Müh!
Wer den Thoren will gefallen,
Wird ein Thor, wie ſie.

35.

Wie viel ihr auch die Sprache ſchraubt und dreht,
Das beſte Deutſch iſt, das vom Herzen geht.

36.

„Unter Wölfen muß man mit heulen!“
Das klingt nicht löblich und fein.
So müßte man wohl auch bisweilen
Ein Schelm unter Schelmen ſeyn.

37.

Zag' nicht und ducke dich ſogleich vor jedem Feind!
Die Wölfe freſſen den, der als ein Schaf erſcheint.

38.

„Mit großen Herrn iſt nicht gut Kirſchen eſſen;
Sie werfen einem,“ wie Bürger ſpricht
„Gern Stiel und Stein ins Angeſicht.“ —
Ei! wären ſie wirklich ſo vermeſſen,
So gibt man, gilt es auch Amt und Glück,
Mit männlichem Muthe den Wurf zurück.

39.

Wenn ſich vor dir nur dann ein ſtolzer Schwachkopf bückt,
Indem ein Feierkleid dich ſchmückt,
So laß den Hut ſtehn ohne Wanken
Das Kleid mag danken!

40.

Es iſt fürwahr nicht ohne Grund,
Wenn manchmal mit Geberden und Mund

Ein Schneider thut, als ob er was bedeute:
Er macht ja Leute!

11.

„Nicht alle Leute ſind Menſchen!“ ſagt
Ein Sprichwort, und es ſcheint zu gewagt:
Seht aber den Kriegsknecht, der mit Schwert und Brand
Muthwillig verwüſtet des Feindes Land,
Und ſeht den Selbſtling, mit dem Herzen von Eiſen,
Der ſich nur lebt, für ſich nur ſcharrt und gewinnt! –
Schon dieſe beiden Unholde beweiſen,
Daß nicht alle Leute Menſchen ſind.

12.

Gott und die Natur ſind freundlich und gut:
Die Menſchen nur quälen ſich bis auf's Blut.

13.

Unter die Qualen im menſchlichen Leben
Wird auch bisweilen die Liebe gezählt:
Aber man muß ihr das Zeugniß geben,
Daß ſie mit Anmuth quält.

14.

Was läuft, als ob es fliege?
Die Lüge.
Doch möchte ſie auch noch ſchneller ſeyn,
Ihr folgt die Wahrheit und holt ſie ein.

45.

Macht einer ſich ſelbſt mit Gewalt zum Gauche
So ſcheint's, daß er einen Narren ſehr nöthig brauche

46.

Faſt einem klugen Manne gleicht
Ein Narr, der — ſchweigt.

47.

Wem Stolz und Dünkel in die Ohren ſchreien,
Was ſie für Wunderdinge leiſten,
Dem fällt ſogleich das Sprichwort ein:
„Das ſchlechtſte Rad am Wagen knarrt am meiſten

48.

Was rühmt ſich ſelbſt der ſchlechte Wicht?
Gemalte Blumen riechen nicht.

49.

Hans Gut-genug, der bequeme Knecht,
Macht all' ſeine Sachen nur halb und ſchlecht

50.

Die Eitelkeit, dieß Glanzbild von Eis,
Iſt nur zum Wohlthun gelaunt,
Wenn ſie voraus mit Gewißheit weiß,
Daß ihren Namen die Zeitung poſaunt.

51.

Es fand ein Froſch einen Heller am Teich,
Saß drauf und quackte: Reſpekt! ich bin reich!

52.

Das drolligſte Fratzengeſicht von der Welt,
Das macht wohl, ſollt' ich meinen,
Der lachende Erbe, der ſich ſtellt,
Als wollt' er bitterlich weinen.

53.

Manch ehrlicher Tropf iſt doch zum Erbarmen
Ein ſtummer Sklav ſeiner Frau!
Er trägt nach dem Sprichwort die Katz' in den Armen,
Und darf nicht ſagen: Miau.

54.

Wer Unglück ſoll haben, ſtolpert im Graſe,
Fällt auf den Rücken und bricht die Naſe.

55.

Wenn Fehde dir ein Zänker beut,
So laß dich nicht zum Streit verführen.
Klug widerräth ein Sinnſpruch alter Zeit,
Das Feuer mit dem Schwert zu ſchüren.

56.

Daß Fiſchweiber ſich aus Brodneid öffentlich ſchelten,
Mag gelten;

Doch wenn ſich Gelehrte ſo niedrig benehmen,
Muß man ſich in ihre Seele ſchämen.

57.

Puff ſchreibt ein gelehrtes Wochenblatt,
Und ſchimpft darin nach Herzensgelüſte;
Doch da er keine Leſer hat,
Iſt er ein Schreier in der Wüſte.

58.

Man hört oft, was hämiſch ein Krittler ſpricht,
Vor tauſend Stimmen des Beifalls nicht,
Und trotz ſeinem Wir von Gottes Gnaden
Hat er nicht Macht, dem Talent zu ſchaden.

Inhalt.

Balladen und Romanzen

Seite

Die weiße Roſe 7
Rechenbergs Knecht 13
Der Kater 16
Der ſteinerne Freund 20
Das Glockenſpiel 29
Der goldene Hut 36
Peters Heirath 40
Das blinde Roß 43
Die Verſuchung 49
Der Strohmann 55
Der Papagei 61
Das Räthſel 66
Der Mund und die Augen 68
Herr Ego 72
Die goldne Gans 76
Die Büßerin 95
Das Weizenorakel 101
Die Feuersbrunſt 111
Der Zaubertiſch 115

Seite
Das Spielzeug 135
Die Hinterthür 138
Der Felſenhut 141
Der graue Rock 143
Die arme Frau und der Mönch 145
Der Liebenbach 147
Hans Leu 151
Notburga 161
Die Faſtnacht 169

Lieder

Zueignung an alle Freunde des Geſanges 177
Des Pförtners Bericht 179
Der Hirtin Wahl 182
Julie vor dem Spiegel 183
Ständchen eines Geizigen 184
Die beiden Vögel 186
Der Trinker an den Veteran der Liebe 188
Luiſe an den jungen Nachbar 190
Das Großvaterlied 191
Das Amtmann-Spiel 193
Das Kirchweihfeſt 197
Freuden des Lebens 201
Trinklied für alte Herren 203
Trinkſprüche 205
Bunte Reihe 208
Trinkgelübde 211
Lied für einen fröhlichen Abend 213
In Sandländern zu ſingen 216
Verwandlungen 218
Die Zauberin wider Willen 221

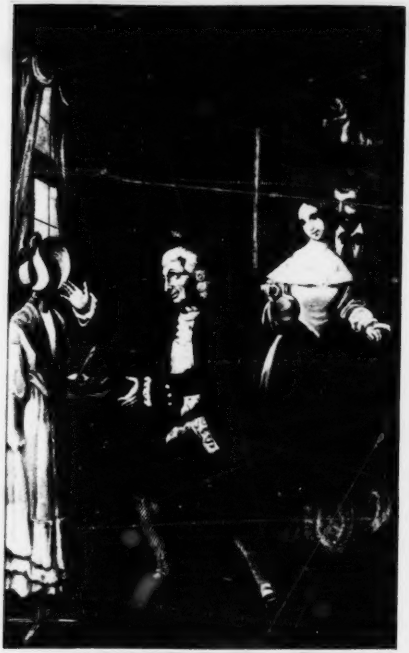
Erzählungen und Fabeln.

Seite
Sankt Peter und die Geiß 225
Der Reitrock 230
Der kleine Gernegroß 236
Der Grämling und der Frohſinnige 239
Die Wegweiſer 241
Die Wachtel und ihre Kinder 244
Die Lehre der Mutter 246
Der Krebs und die Schlange 248
Die Auſter 249
Der Köhlerglaube 251
Das Spiel am Sabbath 252
Der Wunſch 254
Die Beichte 255
Der Sünder und ſein Kind 256
Die Marienfäden 260
Das Trotzköpfchen 262
Vergebliche Freude 264
Beſenſtolz 266
Der Hut mit Sitz und Stimme 267
Der Weiberfeind 269
Schälke muß man mit Schälken fangen 270

Vermiſchte Gedichte.

Das Geſpräch im Felleiſen 277
Peters Betrachtungen über die Wochentage 280
Das Herzfenſter 282
Freundſchaft 284
Der Buchſtabe R. 285
Die Halbheit. 1814 286
Deutſche Volkstracht 288

Seite
Der Spruchſprecher 290
Neujahrswunſch für Jedermann an Jedermann 293
Der Ehevertrag 295
Der Fund, eine Scene für Kinder 297
Die fünf Zeitwörter 301
Otmar und ſein Mantel 302
Von der Katze, die bei Hof ſpielte 304
Dichter und Wechſler 307
David Unſerns Klagelieder 308
Denkſprüche und andere Einfälle 314



A. F. E. Langbein's

ſämmtliche Schriften.

Zweite verbeſſerte Auflage.

Vierter Band

enthält:

Gedichte, vierter Theil.

Stuttgart:
J. Scheible's Buchhandlung
1841.

Gedichte.

Vierter Theil

Balladen und Romanzen.

Johann Friedrich, Churfürſt v. Sachſen, und Lucas Cranach.

Bei Mühlberg ſiegte Kaiſer Karl
Mit ſeiner Heeresmacht.
Der Churfürſt ward im eignen Land
Gefangen und bewacht.

Ein Blutgericht, dem Alba kalt,
Als Oberhaupt, gebot,
Sprach aus: „Der Churfürſt iſt Rebell
Und er verdient den Tod.“

Sein Schickſal war ein Donnerſchlag
Für jedes Sachſenherz.
Der alte Maler Lucas ſank
Ins tiefſte Meer von Schmerz.

Bildwerke, ſonſt ihm nur ein Spiel,
Gelangen jetzt ihm nicht.
Umdunkelt von der Thränen Thau
War ſeiner Augen Licht.

„Beſchütze, Gott, das theure Haupt
Durch deiner Engel Schaar!“
So bat er oft für ſeinen Herrn,
Der ihm ſo gnädig war.

Und einſt erſchien ein Kämmerling,
Von Karl geſandt, und ſprach:
„Ihr ſollt zum Kaiſer kommen, Freund!
Folgt ungeſäumt mir nach!“

Gelagert war des Siegers Heer
Unfern im offnen Feld,
Und muthig trat der fromme Greis
Ins hohe Kaiſerzelt.

„Willkommen, Alter!“ ſagte Karl,
Mit Ton und Blick der Gunſt.
„In meinem Schloß zu Mecheln hängt
Ein Werk von deiner Kunſt.

Es iſt mein eignes Jugendbild,
Gar trefflich conterfeit.
Wie alt, wenn du deß noch gedenkſt,
War ich zu jener Zeit?“ —

„Ihr tratet eben, hoher Herr,
Ins neunte Lebensjahr,
Und ſtelltet ſchon als Feuergeiſt
Euch meinem Auge dar.

Ihr wandtet immer links und rechts
Das lockenreiche Haupt.
Dem Maler war kein feſter Blick
Ins Angeſicht erlaubt.

Doch Euer Lehrer trat heran
Und raunte mir ins Ohr:
„„Nur einen Augenblick Geduld!
Ich kehr' ein Mittel vor.

Das junge Herrlein ſchauet gern
Auf einen ſchönen Pfeil.
Dann hält ſich's ſtill, als wär's umſtrickt,
Mit einem Zauberſeil.““

Und einen Pfeil, kunſtreich gemalt,
Steckt' eines Dieners Hand,
Euch zur beliebten Augenluſt,
Hoch an die ſeidne Wand.

Schnell flogen Eure Blicke hin
Und weilten feſt dabei.
Nun lauſcht' ich jeden Zug Euch ab,
Und ſchuf das Conterfei.“ —

Dem Kaiſer war von dieſer Mähr
Kein Wörtchen mehr bewußt,
Und Cranachs ehrlichen Bericht
Belächelt' er mit Luſt.

Da ſprach in ſich der alte Mann:
Jetzt gilt es oder nie!
Und vor dem Kaiſer warf er ſich
Mit Thränen auf die Knie.

„Ei, was beginnſt du?“ ſagte Karl.
„Was ficht ſo ſchnell dich an?
Iſt eine Gnade dein Begehr,
Du ſollſt ſie gleich empfahn.“

„Ach!“ ſeufzte Lucas, „nicht für mich
Bitt' ich um Kaiſerhuld:
Nur meinem unglückſel'gen Herrn
Verzeihet ſeine Schuld!“

Der Kaiſer ſprach gerührt: „Steh auf
Und harre treu und ſtill!
Ich bin ſchon faſt gemeint, daß ich
Ihm Gnad' erzeigen will.“

Und einen Silberteller hob
Er aus dem nahen Schrein,
Deckt' ihn mit neu geprägtem Gold,
Und ſagte: „Das ſey dein!“

Doch Lucas nahm nur, wie er ſtets
Beſcheiden ſich erwies,
Was mit zwei Fingerſpitzen ſich
Vom Golde faſſen ließ.

„Genug, als Denkmal Eurer Huld!“
Sprach demuthsvoll der Greis.
„Was ich auf Erden noch bedarf,
Gewannen Kunſt und Fleiß.

Der Wallfahrt müde, ſehn' ich mich
Nach einem beſſern Stern;
Doch finden möge mich der Tod
Bei meinem guten Herrn!

Seyd Ihr zu Gnaden mir geneigt,
So ſtimmt dem Wunſche bei,
Daß meines Fürſten Kerkerburg
Auch meine Wohnung ſey!“ —

„So zeuch nach Insbruck!“ ſagte Karl.
„O, wär' in meinem Reich
Von Tauſenden nur Einer dir
An edler Treue gleich!“ —

Und Cranach flog nach Wittenberg,
Durchglüht von ſeinem Glück,
Und gab ſein Bürgermeiſteramt
Der guten Stadt zurück.

Er drückte ſeiner Freunde Hand,
Sagt' ihnen Lebewohl,
Und nahm dann fröhlich ſeinen Weg
Ins ferne Land Tyrol.

Zu Insbruck ſaß der arme Fürſt
Und las ein Andachtsbuch,
Da ward gemeldet: „Ihr bekommt
Von Wittenberg Beſuch.

Der alte Lucas Cranach zog
Mit Sack und Pack hier ein.“
„Iſt's möglich?“ rief der Churfürſt aus:
„Führt ſchnell den Freund herein!“

Und herzlich in die Arme ſchloß
Der Fürſt den Ehrenmann:
„Du treue Seele, ſchreckt dich nicht
Mein Sturz und Kerkerbann?“

„Nein!“ ſagte Lucas: „Und ſo denkt
Das ganze Sachſenland.
Die Macht des Schickſals hat kein Herz
Von Euch dort abgewandt.

Ich bleibe, Herr, wenn Ihr's vergönnt,
Zu Euren Dienſten hier.
Ich bat den Kaiſer um Vergunſt,
Und er gewährte mir.“

Drob ſchmerzlich lächelnd, ſprach der Fürſt:
„Das hätt' ich kaum gedacht!
Mich wundert, daß ſein Eiſenherz
Mir ſolche Freude macht.

Ein Freund wie du in Gram und Noth,
Welch köſtliches Geſchenk!
Ich bleibe deß auch meinem Feind
Stets dankbar eingedenk.“ —

Und in der Mauern engem Ring,
Der ſeinen Herrn umſchloß,
War Lucas nun in Freud' und Leid
Sein traulicher Genoß.

Wohl fehlte Freude, wie man ſie
In Fürſtenſälen trifft:
Sie quoll hier, ſüßen Troſtes voll,
Nur aus der heil'gen Schrift.

Die war, wann vor der Staffelei
Der Künſtler ſchaffend ſaß,
Das Herzensbuch, woraus der Fürſt
Mit lauter Stimme las.

Und ſeelenfreudig ſprach er oft:
„Gott lebt und waltet noch!
Und er, der meiner nicht vergißt,
Befreit mich einſt vom Joch.“

Und die erſehnte Stunde ſchlug
Im ſechsten Trauerjahr;
Da brachte man von Kaiſers Hand
Den Löſebrief ihm dar.

„Strick iſt entzwei und ich bin frei!"
Rief freudenvoll er aus.
„Nun, Vater Cranach, eilen wir
Im ſchnellſten Flug nach Haus.

Gutherzig ſchloſſeſt du dich ſelbſt
In mein Gefängniß ein,
Und ſollſt nun auch auf freier Bahn
Mein Reiſenachbar ſeyn." —

Des Fürſten holdes Wort vernahm
Der Vielgetreue gern,
Und ſaß im Wagen hochvergnügt
Zur Seite ſeines Herrn.

Und eh' ſie, wo die Saale fließt,
Noch Jena's Thürme ſahn,
Kam ſchon die wackre Bürgerſchaft
In Feierkleidern an.

Mit grünen Zweigen, hoch geſchwenkt,
Und Blumen in der Hand,
Rief jeder Mund: „Willkommen, Herr,
Im lieben Vaterland!"

Und Mancher ſprach zum Nachbar: „Sieh,
Der Greis, der mit ihm fährt,
Das iſt der brave Mann, der ſich
Hat wundertreu bewährt." —

Schon achtzig Jahre beugten ihn,
Als ſolches ſich begab.
Er ſank im zwölften Mond darauf
Zu Weimar in ſein Grab.

Und Johann Friedrich, dem er ſich
Getreu hier zugeſellt',
Folgt' ihm des nächſten Jahres auch
Zur ew'gen Friedenswelt.

Der Schutzengel.

Auf eines Berges ſteilem Nacken,
Umſtarrt von hohen Felſenzacken,
Stand eine feſte Burg am Rhein,
Bewohnt von Hans von Eberſtein.
Ein Dorn im Auge war dem Kaiſer,
Otto dem Großen, längſt dieß Schloß;
Denn Hans, das Haupt der Grafenhäuſer,
War ſeiner Feinde Bundsgenoß.

Die Burg, ſo hoch wie Adler fliegen,
War ſchwer mit Heermacht zu beſiegen,
Und Kriegskunſt, Wachſamkeit und Muth
Vereinten ſich zu ihrer Huth.
Doch hoffend, daß ſie unterm Schleier
Der Nacht zu überrumpeln ſey,
Erſcholl ein Aufgebot nach Speier
Zu einem feſtlichen Turnei.

Graf Eberſtein, dazu geladen,
Befahrte weder Trug noch Schaden,
Und ritt mit Otto's Freigeleit
Vergnügt hinab zum Lanzenſtreit.

Froh hieß der Kaiſer ihn willkommen,
Und ſprach zugleich in ſeinem Sinn:
„Dein Schlößlein wird bei Nacht genommen,
Und morgen bin ich Herr darin.“

Gefeiert mit gerechtem Ruhme,
War Hans an Seel' und Leib die Blume
Der edlen deutſchen Ritterſchaft,
Ein Biederheld voll Jugendkraft.
Auch jetzt erkämpfte ſeine Lanze
Des Sieges Dank aus zarter Hand,
Und freundlich war beim Reihentanze
Der Fräulein Blick zu ihm gewandt.

Des Kaiſers Tochter, hold dem Ritter,
Erbebte vor dem Ungewitter,
Das ſich, indeß man Freundſchaft log,
Ob ſeiner Burg zuſammenzog.
Sie ſtellte ſich mit ihm zum Reigen,
Und raunte tanzend ihm ins Ohr:
„Graf, ſäumet nicht, zu Roß zu ſteigen,
Und ſchützt vor Feinden Euer Thor!“ —

Er war im Flug auf ſeiner Feſte,
Und leiſe zogen ehrne Gäſte
Im Morgengrau die Felſenbahn,
Vom Kaiſer ſelbſt geführt, hinan.
Hans aber ſtand beherzt und munter,
Von ſeinen Fähnlein rings umweht,
Und grüßte von dem Wall herunter:
„Willkommen Eure Majeſtät!“

Beſtürzt rief Otto: „Was, der Geier!
Ich denke, Du biſt noch in Speier. –
Ha! liebreich that ein Plaudermund
Dir meine Kriegsliſt heimlich kund.
Doch Du gefällſt mir, kühner Degen,
Zur Scheide kehrt zurück mein Schwert,
Und Deine Traute ſey mit Segen
Zur lieben Hausfrau Dir gewährt.“ –

Hans flog hinab die Felſenſtufen
Und unter lautem Jubelrufen
Der Seinen und der Kaiſerſchaar,
Umarmte ſich das Heldenpaar.
Mit Freuden ſchied vom Fürſtenrange
Die Braut des edlen Eberſtein,
Und reich an Gütern blühte lange
Sein wackeres Geſchlecht am Rhein.

Die Ausſteuer.

„Sieh, Konrad, unſer Töchterlein
Verkümmert ganz vor Liebespein!
Wir müſſen für den kleinen Affen
Nun endlich Rath zur Hochzeit ſchaffen.“

„Rath ſchaffen! — Frau, du machſt mich wild!
Du weißt, was jetzt der Roggen gilt!
Eh' ſich die Früchte nicht vertheuern,
Hält's ſchwer, das Mädel auszuſteuern.“

„Ach, Konrad, das bedacht' ich längſt!
Doch geh, verhandle deinen Hengſt!
Der Graf bot hundert Stück Dukaten,
Und damit läßt ſich viel berathen.“

„Ei was, die Krone meines Stalls,
Den königlichen Schwanenhals,
Den ſoll ich Knall und Fall verkaufen,
Und bettelhaft zu Fuße laufen?“

So fuhr der Pachter mürriſch auf,
Und doch beſchloß er den Verkauf,
Als Frau und Töchterchen ihn herzten
Und ihn in beſſre Laune ſcherzten.

Kaum brach der nächſte Morgen an,
So ſtieg er auf den ſtolzen Schwan,
Und ritt auf wohlbekannten Wegen
Der fernen Grafenburg entgegen.

Er trabte hin durch einen Wald;
Da brüllt' es aus dem Dickicht: Halt!
Ihm fielen Räuber in den Zügel,
Und warfen raſch ihn aus dem Bügel.

Ein Dieb, der um das edle Roß
Den Handel mit Piſtolen ſchloß,
Jagt' über Stock und Block und Gräben
Mit ihm davon auf Tod und Leben.

Der Pachter ſchrie und rang die Hand,
Und als er keine Rettung fand,
Ging er mit zitternden Gebeinen
Im Zwielicht wieder zu den Seinen.

Und ſie, nicht ahnend ſeinen Schmerz,
Sie ſtürzten fröhlich an ſein Herz,
Und jubelten umher, und baten:
„Zeig, Vater, zeig' uns die Dukaten!“

Doch bebend wie der Aeſpe Laub,
Vernahmen ſie den Straßenraub,
Und eine thränenvolle Stunde
Schloß ſich an dieſe Trauerkunde.

Schon wollten ſie mit ihrem Harm
Sich flüchten in des Schlafes Arm:
Auf einmal drang zu ihrem Ohre
Ein helles Wiehern vor dem Thore.

„Was iſt das?“ rief der Pachter aus;
Sie eilten allzugleich vor's Haus.
Da ſtand der Leibhengſt ohne Schaden
Mit einem Mantelſack beladen.

„Willkommen!“ jauchzte Konrad auf,
„Mein Schutzgeiſt lenkte deinen Lauf.
Gott Lob! daß du der Rott' entgingeſt
Und laß doch ſehen, was du bringeſt!“

Der Mantelſack ward aufgerollt;
Man fand drin tauſend Thaler Gold. –
Ha! welche Freude, welches Lachen!
„Nun, Kinder, laßt uns Hochzeit machen!“

Verſöhnung nach dem Tode.

Zwei Schlöſſer ſtanden hoch und frei
Und ſahn einander finſter an.
Dazwiſchen zog ein Fluß vorbei,
Und friedlich ging er ſeine Bahn.

Doch in den Burgen regten ſich
Haß und Entrüſtung fort und fort,
Und drohten ſich oft ſchauerlich
Aus offnen Fenſtern Meuchelmord.

„Wer ſind die Zwei, die ſich ſo graus
Verwunden mit dem Pfeil der Schmach?“
Rief einſt ein Fremdling ſtaunend aus,
Und der befragte Waidmann ſprach:

„Zwei Brüder ſind's, und dieß Gefecht
Schallt täglich ſchon ein halbes Jahr.
Sie ſind von adligem Geſchlecht,
Das manch Jahrhundert blühend war.

Ein Fräulein liebten ſie zugleich,
Das drob in böſen Leumund kam,
Und beide floh, und kummerbleich
Den klöſterlichen Schleier nahm.

Das hat die Brüder ſo entzweit;
Sie ſchwuren ſich ſchon oft den Tod,
Und leicht vollziebt die Folgezeit,
Was ſich die Raſenden gedrobt.“

Geweiſſagt unten an dem Fluß
War kaum ein ſolches Trauerſpiel,
Als oben ſchon ein Doppelſchuß
Aus beiden Schlöſſern krachend fiel.

Die Brüder taumelten zurück
Mit Aechzen hier, mit Aechzen dort.
Vollbracht in Einem Augenblick
War rechts und links der Brudermord. —

In Steiermark, vor alter Zeit,
Iſt dieſe Schauderthat geſchehn.
Der Mörder Schädel ſind noch heut
In einer Kirche dort zu ſehn.

Zu Grab iſt nun ihr Haß gebracht,
Und wunderſame Lieb' erſcheint.
Sie ſtehen, trennt man ſie vor Nacht,
Des Morgens wieder nah vereint.

Schon oft verſucht von Neubegier,
Ward läng're Scheidung nie erreicht;
Und ſo bewähret ſich auch hier,
Daß aller Groll im Tode weicht.

Die heilige Lanze.

Legende.

Mit dem frommen Schmuck des Kreuzes
Auf dem eiſernen Gewand,
Zog Graf Raimund von Toulouſe
Ins bedrängte heil'ge Land.

Er und andre tapfre Fürſten,
Jeglicher ein Biederheld,
Führten gegen Gottes Feinde
Gottes Streiter in das Feld.

Aber ſieben Monden trotzte
Antiochien, die Stadt.
Vor den unbeſiegten Mauern
Wurden Geiſt und Körper matt.

Furchtbar wuchs die Macht des Feindes.
Mangel beugte Kraft und Muth,
Und der Erde Grund erbebte,
Aufgeſtört von innrer Gluth.

Petrus, ein gar frommer Pilger,
Arm und von geringem Stand,
Fühlte bei dem Heer der Chriſten
Auch des Unglücks ſchwere Hand.

Einſt bei Nacht in ſeiner Zelle,
Von Gefahren rings umdroht,
Blickt' er himmelan und ſeufzte:
„Hilf uns, Herr, aus aller Noth!“

Da durchflog der Zelle Dunkel
Gleich dem Blitz ein heller Schein
Und mit leuchtenden Gewanden
Traten ſchnell zwei Männer ein.

Einer mannhaft und gediegen,
Schwarz ſein Auge, braun ſein Bart:
Schlank der Andre, zart gebildet,
Sanften Blicks, nach Frauenart.

Jener ſagte raſch: „Andreas.
Der Apoſtel, ſteht vor dir.
Hebe dich von deinem Lager,
Sey getroſt und folge mir!“

Dem beſtürzten Pilger gingen
Beide nach der Stadt voran;
Und ein Pförtchen in der Mauer
That ſich auf bei ihrem Nah'n.

Wie gefeſſelt ſtand die Wache,
Hemmte nicht der Fremden Lauf,
Und des heil'gen Petrus Kirche
Schloß von ſelbſt ſich ihnen auf.

Sonnenhell war ihr Gewölbe,
War gleich Mitternacht ſchon nah
Und im Tempel keine Kerze,
Die man Licht verbreiten ſah.

„Pilgrim, ruhe hier ein wenig
Auf des Altars Stufen aus!“
Sprach Andreas, und ging eilend
Tiefer in das Gotteshaus.

Wiederkehrend zu der Stelle,
Wo der Pilger ſich befand,
Trug er eine hohe Lanze,
Wie ein Kriegsmann, in der Hand.

Und er ſprach: „Das iſt die Lanze,
Die das heil'ge Blut vergoß,
Das vor alter Zeit am Kreuze
Für das Heil der Menſchheit floß.“

„Sieh, wo ich ſie hier verberge,
Und vergiß nicht dieſen Ort!
Meld' ihn, iſt die Stadt gefallen,
Den Eroberern ſofort.“

„Und der Heerfürſt Raimund faſſ'
Mit Vertrau'n der Lanze Schaft!
Sieghaft zeigt ſie dann in Schlachten
Ihre heil'ge Wunderkraft.“

„Morgen aber geh' zum Biſchof,
Dem Begleiter eurer Schaar,
Und was du hier ſahſt und hörteſt,
Stell' ihm alles treulich dar.“

„Bitt' ihn, daß er nicht ermüde
In Ermahnung und Gebet,
Bis des Sieges Ehrenfahne
Frei das heil'ge Land durchweht.“ —

Dieß geſagt, ſenkt' er die Lanze
Tief in eine Steinkluft ein,
Und den Pilger führten Beide
Wieder in ſein Kämmerlein.

Aber Furcht, der Armuth Tochter,
Sprach zu Petrus: Wag' es nicht,
Unberedſam zu erſcheinen
Vor des Biſchofs Angeſicht!

Und mit ihr in ſtetem Kampfe
War der dritte Tag vollbracht,
Da erſchienen jene Männer
Abermal um Mitternacht.

Der Apoſtel fragte: „Brachteſt
Du dem Biſchof den Bericht?“ —
„Nein!“ bekannte Petrus zagend,
„Ich erkühnte deß mich nicht.“

„Immer hält mich Furcht gefangen,
Daß ich nicht gehorchen kann.
Würde mich der Biſchof hören?
Ich bin ein geringer Mann.“

Da verſetzte der Apoſtel:
„Einem Thoren ſprichſt du gleich!
Wohl euch Armen und Geringen;
Ihr ererbet Gottes Reich!“

„Und du ſtehſt im Bund mit Helden,
Die dem Herrn ihr Leben weihn.
Selbſt die Heiligen des Himmels
Stritten gern in euern Reih'n.“

„Drum laß ab, dich klein zu achten.
Da dir nirgends Schande droht.
Geh zum Biſchof unerſchrocken
Und befolge mein Gebot!“

Aber Furcht hielt noch den Schwachen
Vom befohlnen Gang zurück.
Endlich ward die Stadt erobert;
Doch vergänglich ſchien dieß Glück.

Denn die Chriſten zu umzingeln
Auf der neuen Siegesbahn,
Zogen ſchon die Saracenen
Mit verſtärkter Macht heran.

Und die beiden Männer kamen
Endlich jetzt zum dritten Mal.
„Nun, wie ſteht es?“ rief Andreas:
„Thateſt du, was ich befahl?“

„Hoher Heil'ger,“ ſeufzte Petrus,
„Wähle dir ein andres Haupt!
Aller Kräfte, dir zu dienen,
Hat Verzagtheit mich beraubt.“

„Schäme dich der ſchwachen Rede!“
Rief der Heilige mit Haſt.
„Unſer Herr hat dich erkoren;
Darum freudig Muth gefaßt!“

„Deine Strenge,“ ſprach der Pilger,
„Drückt mein Herz wie Steingewicht;
Doch im Auge des Gefährten
Leuchtet mir ein mildes Licht.“

„Wer iſt dieſer Wunderbare,
Dem kein Wort vom Munde fließt,
Und der doch in meine Seele
Freudiges Vertrauen gießt?“

„Nah' ihm!“ ſagte der Apoſtel:
„Und mit Demuth auf den Knien
Küſſe ſeine nackten Füße!
Dann, fürwahr! dann kennſt du ihn!“

Und kaum ſtand der fromme Pilger
Jenem Unbekannten nah',
Als er blut'ge Nägelmahle
An den zarten Füßen ſah.

„O, mein Herr und Heiland!“ rief er
Ihn verließ des Unwerths Wahn,
Und, die Stirn am platten Boden,
Betet' er den Herren an.

Chriſtus hob ihn aus dem Staube,
Legte ſegnend ſeine Hand
Auf das Haupt des Tiefgerührten,
Und das heil'ge Paar verſchwand.

Dann ging Petrus, zu verkünden,
Welches Heil ihm worden war,
Und in Raimunds Hand die Lanze
Brachte Sieg der Chriſtenſchaar

Die Reiſe des Zürcher Breitopfes

im ſechzehnten Jahrhundert.

Dem heitern Morgenrothe
Rief ſeinen Gruß der Hahn,
Da kam in Zürch ein Bote
Von Straßburg eilig an.

Ein Schreiben, das er brachte,
Betraf der Städte Bund;
Doch anders, als man dachte,
Schrieb Straßburg kurz und rund:

„Ein Bündniß angetragen
Habt ihr uns, liebe Herrn;
Uns aber, deutſch zu ſagen,
Brächt's weder Glück noch Stern.

Was würden wir uns nützen,
Durch weiten Raum getrennt?
Wie könnten wir uns ſchützen,
Wann uns ein Feind berennt?

Drum danken wir der Ehre,
Und ſtellen uns allein
Mit Gottes Schutz zur Wehre;
Doch Freunde laßt uns ſeyn!“ —

Die wackern Schweizer pflogen
Der Antwort wegen Rath,
Und was ſie wohl erwogen,
Das ward ſogleich zur That.

Der jüngſte Rathmann eilte
Vom Stadtſaal in ſein Haus,
Flog in die Küch' und theilte
Befehle darin aus.

„Frau, bring' von deinen Töpfen
Den Rieſen dort herbei,
Laß ihn voll Waſſer ſchöpfen,
Und koche Hirſebrei!“

Sie fragte, Neugier zeigend:
„Was haſt du, Freund, im Sinn?“
Schon aber lief er ſchweigend
Zum nahen Strome hin.

„Halloh! gleich ſegelfertig
Das ſchnellſte Schiff gemacht,
Und ſeyd ſofort gewärtig
Der ihm beſtimmten Fracht!“

Mit jungen Fahrgeſellen
Von ihm gewählt im Flug,
Ging's wieder heim, wo Wellen
Der Brei am Feuer ſchlug.

Man hub mit raſchem Griffe
Den Topf hinweg vom Brand,
Und trug ihn nach dem Schiffe,
Das ſegelfertig ſtand.

Mit ſchnellerm Flutbgetriebe,
Als je die Zürcher ſahn,
Trug es, der Stadt zu Liebe,
Die Limmat ſeine Bahn.

Und zwanzig Ruderflügel,
Sie flogen ohne Ruh:
So ging's durch Thal und Hügel
Des Rheines Armen zu.

Der Flußgott nahm geſchäftig
Den ihm vertrauten Kiel,
Und trug ihn hold und kräftig
Den Weg zu ſeinem Ziel.

Als trüg' er eine Flocke,
Vollbracht' er ſeinen Gang,
Bevor die Abendglocke
Von Straßburgs Thürmen klang.

Der Reichsſtadt Bürger waren,
Mit Bogen in der Hand,
Vereint in frohen Schaaren
Zum Schützenfeſt am Strand.

Und ſelbſt des Rathes Glieder,
In feierlicher Tracht,
Durchwallten auf und nieder
Das Feld der Vogelſchlacht.

Jetzt kam das Schiff geflogen!
Des Breitopfs Rieſenbauch,
Schon lang ein Spiel der Wogen,
Umfloß noch warmer Hauch.

Darüber gut gelaunet,
Hub man den Topf empor,
Und ſetzt' ihn, rings umſtaunet,
Den fremden Rathsherrn vor.

Der Zürcher ſprach: „Wir treiben
Heut Scherz, mit Ernſt vermiſcht.
Für Euer kaltes Schreiben
Wird warm Euch aufgetiſcht.

Zürch, das für Euch zum Bunde
In todter Ferne lag,
Gibt ſo lebend'ge Kunde,
Was muntres Volk vermag.“ —

Die Bürger Straßburgs ſtanden
Still lächelnd, doch beſchämt,
Und ſelbſt die Rathsherrn fanden
Jetzt ihren Stolz bezähmt.

„Freund,“ ſprach der Burgemeiſter,
„Nun faßt wohl jedes Kind,
Was für entſchloſſne Geiſter
Die braven Zürcher ſind.

Der Brief, den wir geſchrieben,
Mach' Euch das Herz nicht wund!
Verſöhnt laßt Euch gelieben
Den uns erwünſchten Bund!“

Drauf Handſchlag und Umfangen
Und brüderlicher Kuß!
Und Jubeltön' erklangen
Umher dem Bundesſchluß.

Dann ward, nach deutſcher Weiſe,
Der Becher friſch geleert,
Zugleich als Ehrenſpeiſe
Der Zürcher Brei verzehrt.

Auf's Wohl der Bundsverwandten
Floß weidlich goldner Wein.
Dem Zürcher Abgeſandten
Schien's Uebermaß zu ſeyn.

Er ſprach: „Genug für heute,
Damit wir gut beſtehn,
Und nicht als trunkne Leute
Zu Schiffe taumelnd gehn.

Kein Vorbild ſey dieß Schwanken
Für unſern werthen Bund!
Er ſtehe ſonder Wanken
Auf ew'gem Felſengrund!“

So ſchieden ſie, und eilig
Begann nach Zürch die Fahrt.
Der Bundestopf ward heilig
In Straßburg aufbewahrt.

Die Mönchsehe.

Legende.

Der heil'gen Agnes Bildniß war
In einem Kloſter aufgehangen,
Und ihrer Himmelsſchönheit Prangen
Ergriff die Augen wunderbar.

Ein Mönch ſtand Tage lang davor,
Und ſah mit inniglichem Schmachten,
Obgleich die Brüder ihn verlachten,
Ins Engelsangeſicht empor.

Umſonſt, daß des Gebetes Kraft
Ihn früher vor der Liebe ſchirmte:
Ein Bild beſiegt' ihn, und es ſtürmte
In ſeiner Bruſt die Leidenſchaft.

Sie drang auf ihn ſo mächtig ein,
Daß er die Noth dem Biſchof klagte,
Und endlich gar die Bitte wagte:
„Laß, heil'ger Vater, laß mich frein!“

Der Biſchof überſann das Ding,
Zog ſeinen güldnen Reif vom Finger,
Und ſagte: „Gib, du ſchwacher Jünger,
Der heil'gen Agnes dieſen Ring!

Meld' ihr zugleich dieß Machtgebot:
Sie möge deinen Wunſch gewähren,
Und dich als Gatten lieben, ehren,
Und treu dir ſeyn bis in den Tod." —

Voll Freude dankte tauſendmal
Der Mönch für dieſe Vatermilde,
Flog mit dem Ringlein hin zum Bilde,
Und ſprach, wie ihm der Herr befahl.

Und ſieh, da hob mit holdem Blick
Das Bildniß ihm die Hand entgegen,
Empfing das Pfand, wie Bräute pflegen,
Und zog ſie mit dem Schmuck zurück.

So ſchloß den Bund ein ſeltnes Paar,
Das drauf viel Jahre, ſonder Reue,
Durch Eintracht, Lieb' und feſte Treue
Ein Muſter guter Ehen war.

Mutterliebe und Heldenmuth.

„Erwacht! es nahen ſich Feinde!
Sie dringen zu Fuß und zu Roß
Gewappnet hervor aus dem Walde,
Und wenden ſich gegen das Schloß.“

So rief, vom Wartthurme kommend,
Ein Knappe dem Grafen ins Ohr,
Und aus dem nächtlichen Schlummer
Sprang Friedrich beſtürzt empor.

„Ich kenne ſie,“ ſprach er, „die Füchſe,
Die dort entſchleichen dem Hain!
Sie führt der Feind meines Hauſes,
Graf Wilhelm von Lüzelſtein.

Der Raufbold reget ſich wieder
Nach kurzer, liſtiger Raſt.
Er weiß, ich bin nicht auf Fehde
Mit Volk und Waffen gefaßt.

Lauf, ſattle den flüchtigſten Renner!
Ich flieg' auf die Burgen umher,
Und ſammle die Bundesgenoſſen
Zu kräftigſter Gegenwehr.“ —

Der Graf von Zweibrücken jagte,
Vermeidend die feindliche Schaar,
Durch's Dunkel nach einem Schloſſe,
Wo ſeine Gemahlin war.

Er weckte, vom Roſſe geſtiegen,
Sie aus dem Schlummer mit Haſt,
Verkündend, daß ihn überfallen
Bei Nacht der unholde Gaſt.

„O Gott! wo ſind unſere Kleinen?“
Frug zagend die Mutter alsbald.
„Sie ſind,“ ſprach Friedrich erſeufzend,
„Dort in des Feindes Gewalt.“

„Weh!“ rief ſie, „wehe dem Vater,
Der ſeine Kinder verläßt!
Nun freut ſich ihrer als Geißeln
Der Feind im eroberten Neſt.

Ein Mann hat die Knaben geopfert,
Des Lebens ſicher zu ſeyn:
Ein Weib wird trotzen dem Tode,
Sie aus der Haft zu befrein.“ —

Der Graf ſah ſchweigend zu Boden,
Von Scham und Reue genagt;
Die Gräfin aber enteilte
Mit einer getreuen Magd.

Und als ſie kamen zur Feſte,
Die Friedrich dem Feind überließ,
Da ſtanden als Wächter des Thores
Zwei Söldner mit Schwert und Spieß.

Und die gefangenen Knaben
Aus offenem Fenſter ſahn,
Und baten mit winkenden Händen:
„Komm, Mütterchen, komm heran!“

„Ja, herzige Liebchen, ich komme!“
Rief ſie mit Kußhand empor;
Doch rauh geboten die Wächter:
„Zurück da, zurück vom Thor!“

„Ich bin die Herrin des Schloſſes;“
Verſetzte ſie: „laßt mich hinein!
Ich muß unaufhaltſam ihn ſprechen,
Den Grafen von Lüzelſtein!“ —

Er hatte ſie drinnen belauſchet,
Und trat aus der Burg heraus,
Hochragend beinah' wie ein Rieſe,
Von Antlitz finſter und graus.

Ein röthlicher Bart bedeckte
Die Bruſt verworren und wild.
Der Mann, vom Fuß bis zur Scheitel,
War traun ein widriges Bild.

„Was wollt Ihr?“ fuhr er entrüſtet
Die Gräfin unritterlich an.
„Ihr war't einſt Herrin des Schloſſes;
Nun iſt es mir unterthan.“

„Behaltet es,“ ſagte die Gräfin,
„So lang es Euch gönnt das Geſchick.
Behaltet Gold und Geräthe;
Nur gebt mir die Kinder zurück!“

„Mit nichten!“ brummte der Rothbart:
„Wo bliebe mein Löſegeld?
Ich bin mit mir noch nicht einig,
Wie viel mir zu heiſchen gefällt.“ —

„Den Menſchenhandel, den ſchließe
Mit Euch mein Herr und Gemahl!
Mich laßt die Kindlein nur tröſten,
Und ſeyd nicht wie Eiſen und Stahl!“ —

„Das bin ich nun einmal, Frau Gräfin,
Das bin ich und will es ſeyn!
Mein Wort und mein Wille ſind eiſern:
Ihr dürft in die Burg nicht hinein.“ —

Er trat, indem er das ſagte,
Und zornige Blicke ſchoß,
Schnell rückwärts unter die Thüre
Und wollte ſie werfen ins Schloß.

Raſch faßte mit muthiger Stärke
Die Heldin den ſtruppigen Bart,
Und zog ein blitzendes Meſſer,
Das ſie im Buſen verwahrt.

„Steh!“ rief ſie, den Mordſtahl erhebend:
Der Tod hängt an jeglichem Schritt!
Willſt du lebendig von dannen,
So nimm in die Burg mich mit!“ —

Der Unhold erſchrack vor der Waffe,
Womit ſie zu Leib ihm drang,
Und wich wie ein Krebs von der Pforte
Den Schloßhof immer entlang.

Er ſtapfte rückwärts die Stiegen
Zur Flur der Gemächer hinan,
Und alle Kriegsknechte lachten,
Die ſo gefeſſelt ihn ſahn.

Denn ſtandhaft behielt die Gräfin,
Als ſicheres Unterpfand,
Zu ihren Kindern zu kommen,
Den rothen Bart in der Hand.

So drang ſie, mit Wagniß des Lebens,
Bis zu der Kinder Gemach,
Wo Wilhelm ihr Duldung im Schloſſe
Bei Ritterehre verſprach.

Wie jauchzten die Knaben vor Freude,
Als ſie wie ein Engel erſchien,
Und unter Küſſen gelobte,
Sich ihnen nicht mehr zu entziehn!

Zwar brach, dem Meſſer entronnen,
Der Rothbart ſein ritterlich Wort,
Und herrſchte von Stunde zu Stunde:
„Frau Gräfin, ſputet Euch fort!“

Doch ſie, mit dem Muth einer Löwin,
Bot unerſchüttert ihm Trutz,
Und blieb drei Tag' und drei Nächte
Der Kindlein getreuer Schutz.

Ein mächtiges Hülfsheer führte
Jetzt vor das Schloß ihr Gemahl.
„Zeuch ab oder gib dich gefangen!“
So ließ er dem Feinde die Wahl.

Graf Rothbart, zu machtlos zum Kampfe.
War ſolcher Milde gar froh,
Und zog ſo ſtill aus der Feſte,
Wie Friedrich daraus einſt floh.

Nur Eins hat Jener gewonnen:
Seit vierhundert Jahren beinah'
Erzählen die Chroniken treulich,
Wie ſeinem Barte geſchah.

Der Hirt von Oggersheim.

Im dreißigjähr'gen Kriegsgewühl
Nahm ſich die Pfalz am Rhein
Ein fran'ſcher Feldherr einſt zum Ziel,
Und zog mit Schaaren ein.
Er ließ, um ſiegend vorzudringen,
Das Städtchen Oggersheim umringen.

Den Bürgern wurde kalt und heiß,
Bis noch der Troſt ſich fand,
Daß unentdeckt im ehrnen Kreis
Ein Fluchtweg offen ſtand.
Da griffen ſie geſchwind zum Stabe,
Und flohn mit Weib und Kind und Habe.

Hans Warich, der Schafhirt, blieb im Ort
Der Männer ganzer Reſt;
Denn Ehehaften hielten dort
Den wackern Burſchen feſt.
Sein Weib, ein ihm ſehr liebes Weſen,
War eines Kindleins erſt geneſen.

„Sieh zu, was ſtehet dir bevor?“
Rathſchlagte Hans mit ſich.
„Das Volk umlagert Wall und Thor
Und tobet fürchterlich.
Doch nur getroſt! Wie ſich's auch ſtelle,
Es ſtammt denn doch nicht aus der Hölle!“

„Tritt mannhaft ihm vor's Angeſicht
Und ſprich ein tapfres Wort!
Das wär' des Burgemeiſters Pflicht,
Doch lief die Memme fort.
So biſt du leicht der Stadt mehr nütze,
Als jene ausgewichne Stütze.“

Und zwiſchen Donnerbüchſen ſtand
Er plötzlich auf dem Thor,
Schwang muthig mit der rechten Hand
Ein weißes Tuch empor,
Und rief faſt trotzig: „Hört, ihr Degen,
Ich ſoll mit euch Verhandlung pflegen!“

„Gelobt ihr Schutz und Sicherheit
Uns allen redlich an,
So wird euch ohne Widerſtreit
Das Thor flugs aufgethan.
Doch wolltet ihr die Stadt verheeren,
So werden wir uns grimmig wehren.“ —

Dem Feldherrn ward, was Jener ſprach,
Vom Dolmetſch treu erklärt,
Er ſann darob nicht lange nach,
Er rief: „Es ſey gewährt!“
Und Hans, vertrauend dieſem Worte,
Eröffnete ſogleich die Pforte.

Wie ſtaunten jetzt die Spanier
Auf ihres Einzugs Bahn,
Als ſie das Städtlein um ſich her,
Wie ausgeſtorben, ſahn!
„Wo,“ fragten ſie, „wo ſind die Andern,
Die ſonſt durch dieſe Gaſſen wandern?“

„Sie flohn!“ verſetzte Hans. „Nur mir
Hing eine Kett' am Fuß,
Weil ich heut oder morgen hier
Kindtaufe geben muß.
Doch dürft ihr drum nicht feindlich ſchalten,
Was ihr verſprochen, müßt ihr halten!“ —

„Ei!“ rief der Feldherr, „ei, wie hat
Der Schalk uns angeführt!
Doch fruchten ſoll's der ganzen Stadt,
Was ſeinem Muth gebührt.“ —
Drauf herrſcht' er wie ein Freund gelinde,
Und ſtand Gevatter bei dem Kinde.

Der Frauenfeind.

Der Ritter Bernd, ein Hageſtolz,
War feſt und hart, wie Eichenholz;
Doch endlich griff mit ſcharfem Zahn
Auch ihn der Wurm des Alters an.
Vom Zipperlein und andern Gichten
Gab's viel dem Arzte zu berichten.

Nun wünſcht' er ſich ein treues Weib,
Zur Pflege für den morſchen Leib.
Er hatte ſich zur Frauenwelt
Sonſt nie mit Freundlichkeit geſellt,
War ſtets des Ehebunds Verächter
Und rühmte ſich's mit Hohngelächter.

„Den Weibern böſe, wer es kann!“
Sprach auch noch jetzt der rauhe Mann:
„Ein Narr iſt jeder Frauenknecht!
Ich haſſe tödtlich dieß Geſchlecht;
Und nur weil Krankheit mich geſchlagen,
Will ich das Kreuz der Ehe tragen.“ —

Einſt zog er früh vor Sonnenſchein
Mit ſeinen Hunden in den Hain:
Er ſuchte dort ein edles Wild,
Und fand ein junges Frauenbild,
Das kam, mit zarten Roſenwangen,
In Pilgertracht daher gegangen.

Die Hunde ſpitzten hoch das Ohr,
Sahn ſchüchtern an der Dirn' empor,
Und mit Gewinſel und Geheul
Entflohn ſie, wie vor einem Scheu'l.
Der Ritter aber ſprach nicht blöde:
„Was ſucheſt du in dieſer Oede?“

„Ich ſuche Schutz, ich ſuche Glück;“
Verſetzte ſie mit düſterm Blick.
„Einſt ſaß ich in des Reichthums Schoos,
Jetzt bin ich arm und elternlos,
Und aus des Elends Irrgewinden
Weiß ich den Ausweg nicht zu finden.“

„Komm,“ ſprach der Ritter, „in mein Haus,
Ruh' dort von deiner Wand'rung aus,
Und Dach und Brod ſey dir gewährt,
Beſorgſt du treulich Haus und Herd,
Und pflegeſt mein in böſen Tagen,
Wenn Gicht und Arzt mich weidlich plagen.“

Die Fremde folgt' ihm in ſein Schloß,
Und als, arbeitend wie ein Roß,
Sie auch durch Sanftmuth ſich empfahl,
Erbot er ihr ſich zum Gemahl.
Bald drauf erſchien zum Hochzeitfeſte
Ein bunter Schwarm geladner Gäſte.

Doch Einer zog mit Aengſtlichkeit
Den Bräutigam geſchwind beiſeit:
„Unglücklicher, flieh deine Braut!
Sie iſt ein Spuk, vor dem mir graut.
Ich hab' die Kraft, ich fühl's mit Schrecken,
Verkappte Geiſter zu entdecken.“

Und wie Gewitterſturm und Blitz
Flog ſie herbei vom fernen Sitz:
„Der Mann hat Wahrheit dir geſagt!
Ich bin der Rachegöttin Magd.
Ich ſollt' an dir das Hochverbrechen
Des ſchnöden Frauenhaſſes rächen.

Als Siechling fiel es dir erſt ein,
Dir eine Wärterin zu frein.
Du wählteſt mich im Drang der Noth;
Doch meine Mitgift war der Tod!
Im Brautkuß haſt du ihn empfangen,
Und bald wird dich das Grab umfangen.“ —

Sie ſprach's, ward eine Fledermaus,
Und ſchwirrte huſch! zum Saal hinaus.
Des Ritters Haupthaar ſtieg empor;
Er ſank wie ein gebrochnes Rohr,
Sank ſtöhnend auf den Boden nieder,
Und todt erhub ſein Freund ihn wieder.

Die Schlangenkönigin.

„Ha, Schleicher! biſt du wieder hier?
Wie oft und ernſt verbot ich dir
Den Weg zu meinem Hauſe!
Pack dich hinunter in dein Thal,
Und treff' ich hier dich noch einmal,
So gilt's, daß ich dich zauſe!“

„O, Vater Martin, ſey doch gut!
Ich bin ein ehrlich treues Blut,
Und kann mich weidlich rühren.
Verlobt mir Käthchen, Euer Kind!
Wir werden fromm und gleichgeſinnt
Ein glücklich Leben führen.“

Drob lächelte der Alpenhirt,
Ein alter, reicher Sennenwirth,
Und ſtolz auf ſeine Habe.
Er lächelte mit Hohn und ſprach:
„Gemach, mein Bürſchlein, nur gemach!
Du biſt ein armer Knabe.“

„Ich aber, Gott ſey Dank! bin reich,
Und gern geſellt ſich Gleich und Gleich;
Drum ſuch' es auch zu werden.
Dann, kecker Freier, melde dich,
Biſt du einſt ganz ſo reich, als ich,
An Wieſen, Feld und Heerden.“ —

Des armen Wilhelms Auge floß,
Denn ſeinen Erdenhimmel ſchloß
Das ſtrenge Wort des Alten.
Ihm ſchwand der Hoffnung ſchwächſtes Licht,
Dereinſt des Reichthums Gleichgewicht
Dem ſtolzen Mann zu halten.

Und als er ſich ins Thal gewandt,
Kam, einen Milchkrug in der Hand,
Sein Lieb herauf gegangen.
„Was fehlt dir?“ rief beſtürzt die Maid.
„Vertrau mir, welches Herzeleid
Bethränet deine Wangen?“

Er klagte, was ihn ſo bewegt.
„Freund,“ ſagte ſie, „mein Vater pflegt
Im Zorn ſo raſch zu handeln.
Doch laß uns treu einander ſeyn,
So wird vielleicht ſein hartes Nein
Sich bald in Ja verwandeln.“

Und ſcheidend rief ſie noch zurück:
„Leb' wohl, und hoffe gutes Glück!
Mir ahnt, es ſäumt nicht lange.“ —
Sie ging, und ſieh, am Felſenrand,
Entkräftet von der Sonne Brand,
Lag eine große Schlange.

Sie lag erſchlafft dahin geſtreckt,
Die Augen, nebelgrau bedeckt,
Begannen einzuſinken.
Das Mägdlein ſah's mit weichem Sinn,
Und reicht ihr ſanft den Milchkrug hin,
Um Kraft daraus zu trinken.

Die Schlange hub ſich vom Geſtein
Und züngelt' in den Krug hinein,
Sich labend an dem Tranke.
Dann ſchoß ſie friſch zum Walde hin,
Noch blickend nach der Geberin,
Als ob ſie freundlich danke.

Der alte Martin ſtand nicht weit,
Und ſchalt der Tochter Mildigkeit:
„Nun tränkſt du gar noch Schlangen!
Mich treiben ja von Hof und Haus
Beinah' ſchon Bettlerſchaaren aus,
Die Speiſ' und Trank verlangen.“

Und ſchier ſeit dieſem Augenblick
Stürzt' ihn ein feindliches Geſchick
In Jammer und Verderben.
All' ſeine Rinder, deren Schaar
Sein Stolz und ſeine Freude war,
Sah er an Seuchen ſterben.

Mit rothem Flammenſchweife zog,
Als reifend ſich die Aehre bog,
Heran ein Ungeheuer;
Nachts zog es über Martins Flur,
Und alle Gaben der Natur
Verſchlang des Drachen Feuer.

Dem Hochmuth folgte ſo der Fall!
Verödet war der Rinderſtall,
Leer blieben Scheun' und Speicher,
Nichts rettend, was das Glück ihm gab,
Sank Martin bis zum Bettelſtab,
Und Wilhelm war nun reicher.

Doch nicht vor Käthchens Armuth ſcheu,
Bewarb er ſich um ſie auf's Neu',
Und fand Gehör beim Alten.
Auf einem freundlich grünen Raum
Ward unter einem Lindenbaum
Das Hochzeitmahl gehalten.

Indem hier Flöt' und Zither klang
Und man ein Hirtenliedchen ſang,
Rauſcht's unweit im Gebüſche,
Und eine Schlange, rieſengroß,
Kam aus des Waldes dunklem Schoos
Und nahte ſich dem Tiſche.

Hoch aufgewunden war ihr Schweif,
Und zierlich bot ſein letzter Reif
Sich dar zu einem Throne.
Drauf ſaß ein junges Frauenbild,
Von Antlitz engelſchön und mild,
Geſchmückt mit einer Krone.

„Erſchrick nicht!" ſprach mit ſüßem Laut
Das holde Fräulein zu der Braut:
„Du wirſt mich kaum noch kennen.
Als Schlange dankt' ich Rettung dir,
Als ſich in Durſtesnoth von mir
Das Leben wollte trennen."

„Empfange für den Labetrank,
Den du mir reichteſt, meinen Dank
Und dieſe goldne Krone!
Es ruht ein Wunderſegen drin,
Daß immer Glück und froher Sinn
In deinem Hauſe wohne." —

Als ſie, verkündend dieſes Loos,
Gelegt die Kron' in Käthchens Schoos,
Verſchwand ſie auf der Stelle.
Ihr hinterlaſſnes Glückspfand war
Den jungen Gatten immerdar
Die reichſte Segensquelle.

Die lachende Braut.[*]

„Herr Ritter,“ ſagte der alte Graf,
„Traut meinem Gelöbniß im Stillen!
Ein Kind iſt ja doch des Vaters Sclav
Und hat nicht eigenen Willen.

Nur ward mir jüngſt von der Tochter vertraut:
Sie könn’ es nicht loben und leiden,
Daß Ihr von der weichen Bärenhaut
Euch nicht vermöchtet zu ſcheiden.

So zieht denn ein Jahr in fremdes Land,
Sucht Schlachten und Abenteuer,
Und ritterlich geb’ ich Euch Wort und Hand,
Das ſtörrige Kind iſt dann Euer!“

Der Ritter, ein Bube voll Unart und Wind,
Ließ ungern ſich alſo bedeuten.
Ihn kümmerte wenig das ſchöne Kind,
Er wollte nur Reichthum erbeuten.

Drum mußt’ er, ſo ſehr ihn die Mahnung verdroß,
Sich ohne Säumniß bequemen,
Mit Harniſch und Helm auf ſtattlichem Roß
Den Weg aus dem Lande zu nehmen.

---

[*] So benennt man ein Steinbild im Dome zu Naumburg an der Saale.

Doch nirgend lockt' ihn ſein ehernes Kleid,
Sich auf den Kampfplatz zu wagen.
Er miſchte ſich nur in der Würfel Streit,
Und ward bald völlig geſchlagen.

Ei! dacht' er, ſo hat doch mein Ritterzug
Die Schätze der Braut mir erworben!
Doch plötzlich ſchreckt' ihn der Kunde Flug:
Der alte Graf ſey geſtorben.

Schon ſtellten im Geiſte ſich Freier ihm dar,
Die ihm die Goldbraut entrangen.
Das jagt' ihn nach Haus, und indeſſen war
Die Braut ins Kloſter gegangen.

„Ins Kloſter?“ ſprach er: „Dort paßt ſie hin
Mit ihren frommen Grimaſſen!
Ja! wenn ich nur Herr ihres Erbtheils bin,
So will ich dem Himmel ſie laſſen!“

Er ging, um der Sache gewiß zu ſeyn,
Und klopft' an die heilige Pforte.
Ins Sprachzimmer trat die Gräfin herein
Und ſprach nur die wenigen Worte:

„Ihr findet mich hier auf ewig vereint
Mit ehrbaren geiſtlichen Frauen.
Mein Erbtheil, das Ihr zu erobern gemeint,
Wird Gott einen Tempel erbauen.

So ſprach ſie mit heiterem Angeſicht,
Enteilend nach ihrer Klauſe.
Vor Schrecken erſtarrt' und verſtummte der Wicht,
Und wankte zerſchmettert nach Hauſe.

55

Das iſt die lachende Braut von Stein
In Naumburgs Dome zu ſchauen.
Sie ließ, wie Sagen das Lob ihr weihn,
Den Dom durch Schenkung erbauen.

Die Zauberpuppe.

Lenardo gab, in Lieb entbrannt,
Der ſchönen Lilla ſeine Hand
Vor Prieſter und vor Zeugen,
Und ſprach zu Freunden ſtolz und laut:
„Muß vor der Schönheit meiner Braut
Nicht alle Welt ſich beugen?“

Doch ſah ins Hochzeitkämmerlein
Der junge Morgen kaum hinein,
Welch ſchreckliches Erwachen!
Lenardo ſtarrte todtenbleich
Die Gattin an, und floh ſogleich,
Als flöh' er einen Drachen.

Sie eilt' ihm nach, ſie rief ihm zu:
„Geliebter, warum flieheſt du?
Was hat dein Weib begangen?“
Er ſeufzte tief, er ſprach kein Wort,
Und riß ſich aus den Armen fort,
Die zärtlich ihn umſchlangen.

Er wandte ſich, wo er ſie ſah,
Und trat ſie ihm voll Liebe nah,
Durchzittert' ihn ein Schauer.
Drob war ihr Auge täglich naß,
Und ihr ſein wunderlicher Haß
Ein Meer von Schmerz und Trauer.

Die Sippſchaft ſprach ihn endlich an:
„Freund, was hat Lilla dir gethan?
Sie war dir ſonſt ein Engel:
Doch fliehſt du jetzt das gute Weib,
Als wär' es traun an Seel' und Leib
Voll ekelhafter Mängel!“

„Ach!“ rief er aus, „wie blind war ich,
In dieſe Schreckenslarve mich
Vor Zeiten zu vergaffen!
Ihr ſeht's ja ſelbſt, der Unhold hat,
An menſchlichen Geſichtes Statt,
Das Antlitz eines Affen!“ —

Die Vettern blickten ſtumm ſich an,
Und zornroth, wie ein wälſcher Hahn,
Bekreuzten ſich die Baſen.
Sie raunten abwärts ſich ins Ohr:
„Das Tollhaus öffne dem ſein Thor!
Er fängt nun an zu raſen!“ —

Als drauf der nächſte Morgen tagt,
Ward tief im Eh'bett von der Magd
Ein Fratzenbild gefunden.
Das Scheuſal trug ein Frau'ngewand,
Und ſeltſam war ſein Haupt mit Band
Voll Zauberſchrift umwunden.

Die Dirne fuhr beſtürzt zurück,
Und zeigte ſchnell das Hexenſtück
Dem mißvergnügten Paare.
Da that Lenardo einen Schrei,
Sprang bebend auf, und Schreck und Scheu
Empörten ſeine Haare.

„O Lilla!“ rief er, „welcher Streich!
Ganz dieſer Zauberpuppe gleich
Erſchienſt du meinen Blicken!
Nun ſeh' ich, da die Blendung wich,
Daß Jugendreiz und Anmuth dich,
Wie einſt als Braut, noch ſchmücken.“ –

Er ſtürzte reuvoll ihr zu Fuß
Und bat mit einem Thränenguß,
Den Haß ihm zu vergeben.
Sie hob ihn auf, und Mund an Mund
Entflammte ſich ein neuer Bund
Zu treuem Liebeleben.

Es blieb ein Räthſel immerdar,
Woher der Balg gekommen war;
Man warf ihn in das Feuer.
Vorbei war nun das böſe Spiel,
Und Lilla, ohne Maß und Ziel,
Dem Gatten wieder theuer. –

Euch Männer möge dieß erbau'n,
Die ihr den Armen eurer Frau'n
Euch kalt und rauh entwindet!
O, ſeht doch augenblicklich nach,
Ob ſich in eurem Schlafgemach
Ein Zauberpüppchen findet!

Die Grafenbraut.

Käthchen aus dem Fenſter ſah.
Lauernd ſtand ein Fremdling da,
Und mit zierlicher Manier
Zog er ſeinen Hut vor ihr.

Kecklich und mit Schmeichelei'n
Trat er in das Hüttchen ein:
„Holder Engel, küſſe mich!
Unausſprechlich lieb' ich dich.“ —

„Still von Liebe! — Dieſes Wort
Jagt vom Ohr der Wind mir fort.
Ich bin Nachbar Ulrichs Braut,
Und wir werden bald getraut.“ —

„Liebchen, laß den Bauersmann,
Der dich nicht beglücken kann!
Sollen ihm die Reize blühn,
Die wohl Fürſten an ſich ziehn?“ —

„Schweigt, o ſchweigt von ſolchen Herrn!
Gleich und gleich geſellt ſich gern.
Ulrich hat kein Landgebiet,
Doch ein fürſtliches Gemüth.“ —

Standhaft ſo verſchmäht von ihr,
Griff der Schmeichler nach der Thür;
Doch ob's wahr ſey, was er ſprach,
Fragte ſie beim Spiegel nach.

Und des nächſten Tags erſchien
Abermal der Paladin,
Trug ein köſtliches Gewand
Und drei Ring' an jeder Hand.

„Mädchen,“ ſprach er, „ich bin reich,
Wenig Ritter ſind mir gleich,
Sey mir nur ein Bischen hold,
Und ich faſſe dich in Gold!“ —

„Ei, das würde,“ fiel ſie ein,
„Ziemlich unbequem mir ſeyn!
Freie Hand und freien Sinn
Braucht ein Mädchen, wie ich bin.“

Lachend ſo verſchmäht von ihr,
Griff er wieder nach der Thür;
Aber ſeiner Ringe Pracht
Sah ſie noch im Traum der Nacht.

Muthig zog der Liebesheld
Nun zum dritten Mal ins Feld,
Und geſtand nun frank und frei,
Daß er Welf, der Reichsgraf, ſey.

„Sieh den Berg, von Wald umkränzt,
Und die Burg, die oben glänzt!
Dorten wohn' ich königlich,
Und nur Gott beherrſchet mich.

Selbſt der Ehe goldnes Band
Feſſelt mir noch nicht die Hand.
Fürſtentöchter warten drauf,
Doch ich ſparte Dir es auf.

Sprich dein Ja zu meiner Wahl.
Und in meinem Ahnenſaal,
Mitten in des Adels Reihn,
Soll den Bund der Prieſter weihn.

Prunkgewänder ſend' ich dir,
Und dann führ' ich dich von hier,
Mit ſechs Roſſen, ſchwanenweiß,
In der Ritterfrauen Kreis.“ —

Käthchen zitterte vor Luſt,
Warf ſich an des Grafen Bruſt,
Und der Ehe Recht gewann
Im voraus der raſche Mann. —

Ulrich, vormals angekörnt,
Ward nun kalt und ſtolz entfernt.
Er vernahm mit naſſem Blick
Käthchens wunderbares Glück.

Aber weder Kleid noch Roß
Kam für ſie herab vom Schloß.
Selbſt der Herr Geſpons verſchwand
Wie ein Schatten an der Wand.

Täglich, ſtündlich, mehr und mehr
Hoffend ſeine Wiederkehr,
Sah ſie ſchon drei Monden fliehn.
Und ſie harrte noch auf ihn.

Spott und Schmähſucht wurden laut
„Ei! wenn holt der Graf die Braut?“
Ihr hat wohl, da er ſo ſäumt,
Die Verlobung nur geträumt.“

Und des böſen Leumunds Dorn
Trieb ſie wie ein ſcharfer Sporn,
Auf der waldbekränzten Bahn
Zu des Grafen Burg hinan.

Schüchtern klopfte ſie ans Thor,
Sieh, da trat er ſelbſt hervor,
Aber ach! in Dienertracht,
Und ſo finſter wie die Nacht.

„Thörin,“ ſprach er, „geh nach Haus!
Unſer Mummenſpiel iſt aus.
Meine Larve zieh' ich ab:
Ich bin nur des Grafen Knapp.“ —

Schmetternd warf das Thor im Nu
Der Betrüger wieder zu,
Und ſie ſank, des Schreckens Raub,
Starr und fühllos in den Staub.

Fluchend ihrem Wankelſinn,
Ging ſie ſcheu durch's Leben hin,
Und verblühet und ergraut,
Hieß ſie noch die Grafenbraut.

Der Beſuch.

Schulmeiſters Hannchen war ich gut,
Und ſie auch mir gewogen,
Stets ſchmückten Blumen meinen Hut,
Die ſie für mich gezogen.

Ich aber konnt' auch Meilen weit
Mich aus dem Athem laufen,
Um meiner lieben, ſüßen Maid
Ein ſchönes Band zu kaufen.

Wir ließen aus der Zukunft Blau
Manch Luftſchloß ſich erheben:
Wir wollten einſt, als Mann und Frau,
In Engeleintracht leben.

Doch was geſchah? Sie kam in Gunſt
Auf unſerm Herrenhofe,
Und ihrer Nadel feine Kunſt
Hob ſie zur Kammerzofe.

Ich ſeufzte: „Kind, ich kann vor Schmerz
Nun keine Nacht mehr ſchlafen.
Mir ahnt und ſchwant, du ſchenkſt dein Herz,
Das mir gehört, dem Grafen.“

Sie aber lachte meiner Qual
Und meiner tauſend Zähren.
„Der Graf hat doch ſein Ehgemahl,
Was wird er mein begehren?

Und fiel' ihm ſolcher Unfug ein,
So hab' ich Mund und Hände.
Kurz, Friedel, ich bin ewig dein,
Und damit Lied am Ende!“

Ach! als dem Wald ſein Laub entflog,
Da mußt' ich vollends trauern!
Der Graf und ſein Gefolge zog
Jetzt in der Hauptſtadt Mauern.

Ich ſchrieb an Hannchen, ſie an mich,
Doch war's ein todtes Weſen,
Ein Kuß erquickt nur kümmerlich,
Den wir vom Blatte leſen.

Drum macht' ich mich zum Chriſtmarkt auf,
Ging durch ein Meer von Buden,
Und dringend boten guten Kauf
Bald Chriſten und bald Juden.

Auf Einmal nahm's von hinten her
Die Augen mir gefangen.
Ich ſetzte tapfer mich zur Wehr,
Um Freiheit zu erlangen.

Und als ich wieder ſehend ward,
Sah ich in einen Himmel:
Ich ſah mein Lieb, und ſtand erſtarrt
Im lachenden Gewimmel.

Schön Hannchen führte mich beiſeit,
Und ſagte hold und leiſe:
„Willkommen, Friedel, mich erfreut
Von Herzen deine Reiſe.

Wie ein Prophet, haſt du dazu
Den beſten Tag erwählet.
Heut hab' ich juſt ein wenig Ruh,
Die mir ſonſt immer fehlet.

Die Herrſchaft fährt zu Spiel und Tanz
Bei einem großen Schmauſe,
Und ſo bin ich den Abend ganz
Für dich allein zu Hauſe.“ —

Acht Uhr war die beſtimmte Zeit,
Mein Liebchen zu beſuchen.
Ich ging, ich fand die holde Maid,
Und naſchte Küſſ' und Kuchen.

Wir ſchwatzten fröhlich und vertraut,
Da ſchlich was auf dem Gange.
„O weh! der Graf!“ — rief ſie halb laut.
Und bleich ward ihre Wange.

Wir flogen von der Polſterbank
In gräßlicher Bedrängniß,
Ein ungeheurer Kleiderſchrank
Ward ſchleunig mein Gefängniß.

Die Stubenthür bewegte ſich,
Fußtritte hört' ich kniſtern,
Und wie ein Schwert durchbohrte mich
Ein leiſes, leiſes Flüſtern.

Bald aber ſchien das traute Paar
Sich thätlich zu entzweien.
Es dünkte mich, als hört' ich gar
Die Maid ein bischen ſchreien.

Und ſehr vernehmlich ſprach der Graf
„Hoh! hoh! mein ſprödes Schätzchen!
Warſt ſonſt, wenn ich allein dich traf,
Kein ſolches wildes Kätzchen!“ —

Sie wollte mich durch Läugnen ſchlau
Mit blauem Dunſt umziehen;
Doch er rief drein: „Gott! meine Frau!
Wohin ſoll ich entfliehen?“

Er riß ihn auf, den Rieſenſchrein,
In deſſen Rumpf ich ſteckte,
Und pah! — da ſtand er, wie ein Stein,
Als ihn mein Anblick ſchreckte.

Doch kurz nur, wie des Windes Flug,
War Staunen und Beſinnen.
Er ſah im Schrank noch Raum genug,
Und windſchnell war er drinnen.

In enger Nähe, Mann bei Mann,
Wie eingepackte Kerzen,
Fühlt' ich, was ich beſchwören kann,
Den Schlag von ſeinem Herzen.

Drauf hört' ich etwas ins Gemach,
Wie einen Sturmwind, brechen.
„Haſt du Geſellſchaft?“ rief es jach.
„Mich däucht, ich hörte ſprechen.“

Es rauſchte hin, es rauſchte her,
Es fuhr am Schrank vorüber.
Mein Nachbar zitterte ſo ſehr,
Als ſchüttelt' ihn ein Fieber.

Doch ward er glücklich der Gefahr
Und ſeiner Angſt entbunden.
Nach heißen drei Minuten war
Die ſtrenge Frau verſchwunden.

Er gab mir einen Rippenſtoß,
Sprang haſtig aus dem Schranke,
Fuhr donnernd auf das Zöſchen los,
Und ſchied von ihr im Zanke.

Ich wagte mich nun auch hervor
Aus meiner dunklen Höhle.
Sie aber blickte nicht empor,
Die hochbetrübte Seele.

Sie weinte ſchluchzend in ihr Tuch;
Ich weinte mit und ächzte:
„Wie traurig endet der Beſuch,
Wonach mein Herz ſo lechzte!

Leb wohl, du mir erloſchner Stern!
Schwer kann ich dich vergeſſen;
Allein man ſagt, mit großen Herrn
Sey nicht gut Kirſchen eſſen.“

Der Student und die Bauern.*

Ich hatte mein freundliches Röschen im Arm,
Wir wollten den Tanzſaal durchkreiſen;
Da ſahen die Leute voll Neubegier,
Mit langen Hälſen hinab nach der Thür,
Und Eiſen erklang dort an Eiſen.

Wer machte die eherne wilde Muſik?
Ein Student, mit Sporen und Säbel.
Mit glimmender Pfeiſe trat er herein,
Und ihn umgab, wie im Frühling den Hain,
Ein dicker, qualmender Nebel.

Doch über des Helden ſehr kleine Geſtalt
Begannen Viele zu lachen.
„Ei!“ ſagten ſie, „iſt das nicht wunderlich!
Ein ſolches Wichtlein erkecket ſich,
Den furchtbaren Raufbold zu machen!“

Der Schulmeiſter hielt's, als Gelehrter, für Pflicht
Den jungen Gelehrten zu grüßen.
Er legte die Zeitung ſofort aus der Hand,
Sprach höfliche Worte mit vielem Verſtand,
Und ſcharrte dazu mit den Füßen.

---

* Ein Gegenſtück zu dem Liede: Das Kirchweihfeſt (S. den 3. Bd.)

Der Burſch ließ dagegen ein Kauderwälſch
In ſeltſamen Tönen erſchallen.
Still horchte der Bauern geſammte Schaar,
Doch ob es Arabiſch, ob's Türkiſch war,
Das blieb ein Räthſel uns Allen.

Dem Schulmeiſter ſelbſt, dem ſtudirten Mann,
Gebrach des Miſchmaſches Deutung.
Er rieb ſich die Hände, ward feuerroth,
Und flüchtete ſich aus der-ſtummen Noth
Zu ſeiner verſtändlichen Zeitung.

Nun ſtrich der Student ſtolz hin durch den Saal,
Als dürft' er uns kühnlich verachten.
Er hatte, der ſchnurrige Haſenzwirn,
Ein Brillenwerk, wie ein Horn, vor der Stirn,
Und thät ſo die Mägdlein betrachten.

Er blinzelte hin, er blinzelte her,
Er ſuchte die leckerſten Biſſen;
Und fand er ein Dirnchen nach ſeinem Sinn,
So ſtreichelt er ſchmunzelnd ihm Wangen und Kinn,
Und wollte gar herzen und küſſen.

„Halt!“ ſagte Georg, der Reitersmann:
„Laßt unſre Mädel zufrieden!
Wir ſind hier Hahn im Korbe, mein Freund!
Und wer uns daraus zu verdrängen meint,
Dem iſt nichts Gutes beſchieden.“

Der Hochmuth ließ es dem Burſchen nicht zu,
Die Pille gemach zu verſchlucken.
„Ihr Grobian!“ rief er, von Zorn entbrannt,
Und legt' ans Gefäß des Säbels die Hand,
Als wollt' er ihn feindſelig zucken.

„Hinaus mit dem Zänker! hinaus vor die Thür!“
Viel Stimmen ſo ſich erheben.
Der Reiter befolgte den Zuruf geſchwind,
Und trug, wie ein böſes, unbändiges Kind,
Hinaus den zappelnden Buben.

Wir zogen mit Jubel ihm nach vor's Thor,
Und muthwillig riefen da Viele:
„Hinein in den Eimer mit Stiefel und Sporn,
Und niedergepumpt in den kalten Born,
Daß ſeine Hitze ſich kühle!“

Doch ein gewaltiger Ziegenbock
Ließ eben am Hauſe ſich blicken;
Und ehe wir uns der Poſſe verſahn,
Setzt' unſer Georg den Herrn Urian
Dem meckernden Thier auf den Rücken.

Da bockte der Bock wie ein ſtörriges Pferd,
Stieß um ſich mit dem Gehörne,
Und ſchneller, als es dem Ritter gelang,
Daß er ſich herab von dem Ungethüm ſchwang,
Entflog es mit ihm in die Ferne.

Das war ein herrlicher Kirmesſpaß!
Doch ſchalt Herr Joſt, der Verwalter.
Er iſt ein ernſter, bedenklicher Mann,
Der Jugendſchwänke nicht leiden kann,
Denn mürriſch macht ihn das Alter.

Er fenſterte ſelbſt den Schulmeiſter aus:
„Warum, Freund, war't Ihr ſo blöde?
Was gingt Ihr ſtockdumm von dem Plaudermatz fort?
Verſtand doch ich Feldgeiſt manch einzelnes Wort
Von ſeiner lateiniſchen Rede.“

„Er ſprach Latein?“ — fuhr der Schulmeiſter auf,
Und ließ die Augen wild rollen.
„O, hätt' ich das Ding doch früher gewußt!
Latein zu ſprechen iſt mir eine Luſt:
Wie hätt' ich ihm antworten wollen!“

Der Pfaffe und ſein Eſel.

Der Jäger und Klärchen, das traute Paar,
Sie ſtanden beiſammen im Dunkeln,
Und machten leiſe das Sprichwort wahr:
Im Dunkeln läßt ſich gut munkeln.
Da fuhr aus dem Haus
Der Prieſter heraus:
„Ha! find' ich dich, ſaubere Nichte!
Verdammt ſey die Liebesgeſchichte!“

Er ſtieß ſie ins Haus und den Jäger zurück:
„Wag's nicht, dich fürder zu nahen!
Verſuche, du Geck, wo anders dein Glück,
Ein zärtliches Täublein zu fahen.
Doch hier wird die Jagd
Dir ſcharf unterſagt;
Und ſollte dieß Bannwort nicht gelten,
Werd' ich von der Kanzel dich ſchelten.“ —

Der Weidmann ging ſchweigend hinweg und ſchrieb
Ein höfliches Brieflein dem Pater:
„Ich habe Klärchen von Herzen lieb,
O, ſeyd uns ein gütiger Vater!

Mein Dienſtchen iſt gut,
Und freudiger Muth
Wird über die Dornen im Leben
Mit kräftigen Armen uns heben.

Der Bauchpfaff liebte die Federn im Bett,
Doch haßt' er die ſchreibende Spule:
Drum warf er die Antwort, dem Volk zum Geſpött,
So mündlich vom heiligen Stuhle:
„Auch hat mir ein Fant
Ein Brieflein geſandt;
Ich will nicht die Sache benamen,
Doch wird nichts daraus — damit Amen!“

Franz bat um Fürſpruch, nach Standesgebühr,
Des Dorfs hochanſehnliche Männer,
Den Schulzen, den Schulmeiſter, den Barbier,
Den Vogt und den Fuſelbrenner.
Die ehrſamen Herrn
Vermittelten gern,
Doch ließ ſich der Pfaff nicht bewegen,
Sich freundlich zum Ziele zu legen.

Einſt wandelte Franz mit beklommener Bruſt
Unweit des Dorfes im Haine,
Und Klärchens Ohm ritt eben zur Luſt
Dahin an des Waldes Raine.
Sein Klepper war
Ein Eſel zwar,
Doch traun, an Hochſtolz im Gange,
Ein Eſel vom erſten Range.

Nur macht' ihm der Hüte höflicher Schwung
Stets einen ſchüchternen Schauer;
So that er auch jetzt den gewöhnlichen Sprung
Vor einem grüßenden Bauer.
„Schon gut, ſchon gut!
Auf den Kopf den Hut!“
Rief ängſtlich der ſchwankende Reiter,
Und ſtill zog der Bauersmann weiter.

Drauf Jener, mit lächelndem Angeſicht,
Begann zum Grauen zu ſagen:
„Du närriſcher Kauz, warum lernſt du nicht
Das Complimentiren vertragen?
Mir iſt doch im Land
Mancher Eſel bekannt,
Vor dem kann kein Hut und kein Rücken
Sich tief genug ſenken und bücken.“ —

Das alles behorcht' und belauſchte Franz,
Und dachte: Nun hab' ich dich, Pfaffe!
Noch heute bereit ich dir einen Tanz,
Damit ich mir Rache verſchaffe. —
Drauf eilt' er vom Hain
In's Dörfchen hinein,
Um dort an des Prieſters Garten
Auf ſeine Rückkunft zu warten.

Bald kam er getrabt, und mit ſchelmiſcher Haſt
Entblößte Franz ſeine Locken.
Der Eſel, wie immer, darauf nicht gefaßt,
Fing an auf die Seite zu bocken.

„Schon gut, ſchon gut!
Auf den Kopf den Hut!“
Rief ängſtlich der ſchwankende Reiter,
Und wollte mit Ungeduld weiter.

Der junge Geſell vertrat ihm die Flucht,
Und ſprach, mit dem Hut auf dem Rücken:
„Hochwürdiger Herr, ich hab' Euch erſucht,
Mit Klärchen mich zu beglücken;
Ihr aber mir feind,
Habt die Bitte verneint:
O, gebt uns, mit holdem Munde,
Vergunſt zum heiligen Bunde!“

„Bah! was umſtellſt du mich hier wie ein Wild?“
Verſetzte der geiſtliche Ritter.
„Das Wort, das ich einmal geſprochen, das gilt,
Es ſchmecke nun ſüß oder bitter.
Mach Platz, mach Platz!
Und ſchnäbelt dein Schatz
Mit dir ſich noch ferner im Dunkel,
So küſſ' er im Spinnhaus die Kunkel!“

Franz rückte gemachſam den Hut hervor
Und regt' ihn mit Bitten und Flehen.
Rückprallend drohte, geſpitzt das Ohr,
Der Eſel ein Männchen zu ſtehen.
„Weg Teufelsbrut!“
Schrie der Pfaff voll Wuth:
„Hinweg, hinweg mit dem Filze!
Mein Leben geht ſonſt in die Pilze.“

Er ſtieß in die Flanken das alberne Thier,
Um es vom Platze zu bringen;
Doch Franz war geſchäftig, bald dort und bald hier
Den ſchwarzen Fächer zu ſchwingen.
Allſeits ſo geneckt,
Vom Heimweg verſchreckt,
Ward Grauchen toller und toller,
Und ſprang, als hätt' es den Koller.

„Herr Gott!“ ſchrie der Prieſter mit kläglichem Ton,
„Ein Beichtkind raubt mir das Leben!
Halt ein, halt ein, mein geliebter Sohn!
Ich will ja das Mägdlein dir geben.“ —
Es lauſchte nah,
Und huſch! war es da,
Als käm' es von Mitleid bewogen,
Dem Oheim zu Hülfe geflogen.

„Hei!“ rief er, „da ſtellt ſich die Braut ſchon dar!
O Himmel! was könnt' ich zanken!
Doch werdet ins Guckgucks Namen ein Paar,
Und habt's einem Eſel zu danken!
Wie gram bin ich ihm,
Dem Ungethüm!
Nehmt, daß es nicht weiter mich kränke,
Nehmt's hin zum Hochzeitgeſchenke!“

Ritter Kurzbold.

Ein tapferer Ritter, Kuno genannt,
Bei Heinrich dem Finkler in Dienſten ſtand.
Er war zu löblichen Ritterthaten
Mit Muth und Kräften gar wohl berathen.

Und war doch ein Männlein von kleiner Geſtalt,
Weßhalb er nicht viel bei dem Volke galt.
Das beugt ſich nur tief vor baumlangen Recken,
Und glaubt, in Kleinen kann wenig ſtecken.

Drum legte man ihm auch frank und frei
Den Namen Kurzbold verächtlich bei.
Er fragte nicht nach ſolchen Geſchwätzen,
Und wußte ſich in Achtung zu ſetzen.

Einſt, als er im Burghof beim Kaiſer ſtand,
Durchbrach ein Löwe des Käfichs Wand,
Und drohte, nahend mit offnem Schlunde,
Dem Leben Heinrichs die letzte Stunde.

Erſchrocken zog der Kaiſer ſein Schwert,
Doch eh' er noch gegen das Unthier ſich wehrt,
Drang ſchon die Klinge ſeines Getreuen
Ertödtend ins Herz des grimmigen Leuen.

Da drückte mit friſcher Lebensluſt
Der Fürſt den Ritter an ſeine Bruſt,
Und ſprach: „Ich danke Dir, Freund, mein Leben,
Bleib mir auch fürder ſo treu ergeben!“

Mit Ruhm durchflog die Kunde das Land:
Nun ward erſt Kuno's Werth erkannt.
Man ſtaunte, wie das Hüttchen des Zwergen
Solch' einen Helden konnte bergen.

Und jetzt begann mit freudigem Muth
Die ſtille, geheime Liebesgluth,
Die Kuno ſeit Jahren in ſich getragen,
Aus ſeinem Herzen emporzuſchlagen.

Ein Fräulein am Hofe ſeines Herrn
War ſeiner Sehnſucht ſtrahlender Stern.
Man zollte der reizenden Kunigunde
Den Preis der Schönheit in weiter Runde.

Er trug ihr ſeine Huldigung vor;
Ihr Herz ſchlug aber nicht freudig empor.
Es ſtand ihr klar an der Stirne geſchrieben:
„Du, Kurzbold, wagſt es, mich zu lieben?“

Allein der Herrſcher war ihm geneigt;
Drum ward dem Günſtling kein Körbchen gereicht.
Sie ſpannt' ihn an ihren Siegeswagen
Und ließ ihn ihre Farben tragen.

Ihm ſchuf die Minne kein Paradies:
Er mußte, ſo oft es ihm Gundchen hieß,
Um irgend ein bitteres Wort zu rächen,
Als ihr Vertheidiger Lanzen brechen.

Und kam er als Sieger vom Strauß zurück,
Dankt' ihm ein froſtiger Gnadenblick.
Der Minne ſüßern Lohn zu erringen,
Das wollte dem Kämpen nimmer gelingen.

Bald zog der ungeliebte Held
Mit ſeinem Kaiſer hinweg ins Feld.
Sie kämpften gegen die wilden Schaaren
Der eingedrungenen Magyaren.

Bei Merſeburg geſchlagen aufs Haupt
Und aller geſammelten Beute beraubt,
Floh ſchnell die feindliche Räuberbande,
Aus Deutſchland geſchreckt, zum Heimathlande.

Und da ~~ſie~~ er ſich auf der blutigen Bahn
Der Ritter, wie immer, hervorgethan,
Verlieh ihm Heinrich ein Schloß mit Gefilden,
Um ſtattlich ein Heirathsgut ihm zu bilden.

Auch ſchien es ihm recht und löblich zu ſeyn,
Dem Sieg ein glänzendes Feſt zu weihn.
Das ſollte, was Deutſchland zuvor nicht geſehen,
Durch Kampfſpiel eines Turniers geſchehen.

Wer alle Ritter dem Sattel enthob,
War Kuno, und rings erſchallte ſein Lob.
Er glaubte, nun hätt' er bei Kunigunden
Den Schlüſſel zum Schatz der Liebe gefunden.

Er nahte ſich ihr mit gebogenem Knie,
Den Dank erwartend — und was that ſie? —
Sie reichte, ſtatt köſtlicher Rittergaben,
Ihm einen Apfel, wie einem Knaben.

So kränkend verhöhnt, wie ein kindiſcher Thor,
Warf er den Ball in die Luft empor,
Und als er fallend wiederkehrte,
Zerhieb er ihn mit ſeinem Schwerte.

„Seht, Fräulein!“ ſprach er mit kaltem Ton:
„Wie ich vernichtet den ſchnöden Lohn,
Zerreiß’ ich auch die zu meiner Schande
Bisher getragenen Liebesbande.“

Er kehrte ſodann in gleichem Nu
Ihr mit Verachtung den Rücken zu,
Und fühlte, wenn wir der Sage trauen,
Seitdem eine Scheu vor Aepfeln und Frauen.

Der Zwerg.

Ein Regenſtrom, wie Wolkenbruch,
Fiel rauſchend in der Nacht;
Die ſtärkſten Bäume brach im Forſt
Des Sturmwinds grauſe Macht.

Da wallte durch ein Dorf der Schweiz
Ein hochbetagter Zwerg.
Sein Wohnſitz, wie man glaubte, war
Ein ferner, hohler Berg.

Er wanderte das Dorf entlang
Und bat von Thür zu Thür:
„Vergönnt in dieſem Wetterſturm
Ein ſchützend Obdach mir!“

Doch keine milde Hand erſchloß
Dem Flehenden ihr Haus;
„Fahr' in die Hölle, du Geſpenſt!“
So fluchte man hinaus.

Die kleinſte Hütte lag zuletzt
Von andern Häuſern fern.
Als dort der Zwerg um Obdach bat,
Rief's freundlich drin: „Recht gern!“

Ein ſchlankes Dirnlein trat heraus.
„Willkommen, lieber Mann!
Mich freut, daß unſer armes Haus
Euch Schutz gewähren kann!“

„Der frommen Armuth Heil und Glück“
Erwiederte der Greis:
„Der Reichen Herz iſt felſenhart
Und fühllos kalt, wie Eis.“ —

Im Stübchen bot das Mütterlein
Ihm freundlich Gruß und Hand,
Nahm ihm das naſſe Mäntlein ab
Und hängt' es an die Wand.

Sie ſetzte Milch und Käs und Brod
Geſchäftig auf den Tiſch.
„Nehmt ſo fürlieb, und eſſet Euch
Nun wieder ſtark und friſch!“

„Ich danke herzlich;“ ſprach der Greis
„Ihr mühet Euch zu ſehr.
Wir kleinen Weſen ſind bald ſatt;
Ein Vöglein ſpeiſet mehr.“

Er ſchlürfte nur ein Tröpfchen Milch,
Aß nur ein Broſamlein.
„Das ſey genug! So derbe Koſt
Macht ſonſt mir Magenpein.“

So ſagend, ſtand er auf und griff
Nach Mantel, Stab und Hut.
„Lebt Beide wohl! Ich habe nun
Hier ſattſam ausgeruht.“

„O bleibt doch!“ ſprach die gute Frau.
„Hört, wie der Sturm noch kracht!
Ein weiches Bettlein hab' ich ſchon
Für Euch zurecht gemacht.“

So bat die Tochter auch, die fern
Bei einem Lämpchen ſaß,
Und mit bethränten Augen ſtill
Den Abendſegen las.

Was weinſt du, Mägdlein?“ ſprach der Zwerg.
Sie wurde flüchtig roth
Und ſeufzte: „Hans, der junge Hirt,
Iſt auf der Alp in Noth.

Wir lieben uns, wir ſind verlobt,
Und ich verhehl' es nicht,
Daß mir die bange Sorg' um ihn
Das Herz beinahe bricht.

Mir hat ein ſchauderhafter Traum
Das Schreckbild dargeſtellt:
Es nahe ſich mit Alpenſturz
Der Untergang der Welt.“ —

„Hab' Muth! Mich nöthigt ein Geſchäft,
Auf's Hochgebirg zu gehn,
Da will ich deinen lieben Hans
In Noth zur Seite ſtehn.“

Er ſprach's und ſchied mit vielem Dank,
Stieg raſch den Berg hinauf,
Und Gretli, wunderſam getroſt,
Hemmt' ihrer Thränen Lauf.

Aus ſanftem Schlummer weckte ſie
Ein mächt'ger Donnerſchlag,
Und ihrem aufgeſchreckten Blick
Begegnete der Tag.

Aus ſchwarzen Wetterwolken ſchoß
Endloſer Blitze Strahl,
Und wilde Fluthen ſtürzten ſich
Vom Berg hinab ins Thal.

Ein Knall, als brüllte hundertfach
Ein ehrner Feuerſchlund,
Erſchütterte das kleine Haus
Und rings der Erde Grund.

Geborſten war ein Berg, und warf
Mit Allem, was er trug,
Sich über's Dorf dahin, das er
Vernichtend niederſchlug.

Er ward ein großer Leichenſtein
Für Mann und Weib und Kind,
Und drückt' in ein gemeinſam Grab
Den Herrn und ſein Geſind.

Vom Untergang allein verſchont
Blieb Gretli's Mutterhaus.
Sie ſprang betäubt zur Thür und ſah
Der Allvernichtung Graus.

Doch als auch ihre Hütte ſchier
Der Sündfluth Strom ergriff,
Trug er auf ſeinem Rücken flott
Ein wunderbares Schiff.

Es war ein plattes Felſenſtück,
Das Männlein ſtand darauf,
Und lenkte, wie ein Bootsknecht, friſch
An's Land des Fahrzeugs Lauf.

Ein Damm der Wogen war es nun
Und nicht von Schätzen leer.
Vor ſeiner Heerde ſtehend, fuhr
Der junge Hirt daher.

Der Zwerg, verjüngt und engelſchön,
Trug ſtrahlendes Gewand,
Und winkte Gretli freundlich zu,
Indem er ſchnell verſchwand.

Der Tintenteufel.

Es wollt' ein finſtrer Bücherwurm
Ein heitres Werkchen ſchreiben,
Und lief recht auf ſich ſelber Sturm,
Die Arbeit zu betreiben.

Er trat, wie in ein Labyrinth,
Aus ſeinen alten Schranken,
Und jagte hitzig, toll und blind
Nach luſtigen Gedanken.

Doch vor dem plumpen Jäger ſchwand
Dieß Volk von Schmetterlingen,
Und ließ ſich nicht durch Kiel und Hand
Auf ſeinen Bogen bringen.

Der Muſen Eigenſinn verlieh
Ihm nichts als trockne Beute.
Er fand, trotz aller ſeiner Müh',
Kein Witzwort, das ihn freute.

So ſchrieb er bis um Mitternacht,
Zerriß dann ſeine Blätter,
Und fluchte, ſchrecklich aufgebracht,
Ein graſſes Donnerwetter.

Urplötzlich lacht' es: hi! hi! hi!
In ſeiner düſtern Stube.
Beſtürzt ſah er ſich um und ſchrie:
„Was neckt mich für ein Bube?"

Es lachte wieder: ha! ha! ha!
Er griff nach ſeinem Degen,
Und hieb ins Blaue hier und da,
Den Spötter zu erlegen.

Doch ſtärker lacht' es: ho! ho! ho!
Da ſeufzt er mit Erſtarren:
„Was iſt das? Lach' ich ſelber ſo?
Studiert' ich mich zum Narren?" —

Und als er ſo bedonnert ſtand,
Sah er, durchſtrömt von Schauern,
Auf ſeines Tintenfaſſes Rand
Ein ſeltſam Weſen kauern.

Es hatte Hörner, Schweif und Klau'n
Und andre Teufelszeichen,
Und war den Galgenmännlein, traun!
An Größe nur zu gleichen.

„Heb' dich hinweg, du Höllenſohn!"
Rief der Gelehrt' im Grimme.
„Nein!" ſprach das Ding mit keckem Ton:
„Hier hab' ich Sitz und Stimme." —

„Auf meinem Tintenfaß? du Wicht!
Iſt das ein Platz für Geiſter?" —
„Ja freilich! Weiß Er das noch nicht?
Er, ein ſo alter Meiſter!

Umnebelt ſitzen immerfort
Verſchlagene Geſellen,
Von meiner Gattung, an dem Bord
Der ſchwarzen Bücherquellen.

Allein nicht jedes Tintenfaß
Gehört in unſern Sprengel.
Auf manchem hockt auch wohl, als Saß,
Ein ehrbarlicher Engel.

Wir pflegen übrigens nicht blos
Gähnaffen feil zu haben.
Nein, wir beſchenken ruhelos
Die Welt mit ſchönen Gaben.

Denn, gleich wie Segel, Strom und Wind
Ein Schifflein mächtig treiben,
So muß, wie wir gelaunet ſind,
Der Schriftverfaſſer ſchreiben.

Ich, ohne Ruhm zu melden, bin
Ein ſehr ernſthafter Teufel,
Und ſchicke mich mit ſolchem Sinn
Nach Deutſchland ſonder Zweifel.

Er, Herr Magiſter, ließ auch ſein
Bis jetzt von mir ſich lenken.
Erſt heute fiel's dem Querkopf ein,
Auf Poſſenwitz zu denken.

Drum ſtemmt' ich meine ganze Macht
Der tollen Wuth entgegen,
Hab' Ihn auch tüchtig ausgelacht,
Und alles von Rechtswegen." –

„Was hört man nicht im Lebenslauf!“
Rief Jener. „Sprichſt du Wahrheit,
So geht ein neues Licht mir auf
Und ſezt mir viel in Klarheit.

Wenn auf des Schreibers Egg' und Pflug
Der Hölle Kinder thronen,
Was Wunder denn, daß Lug und Trug
In tauſend Schriften wohnen?

Was Wunder, daß die Selbſtſucht drin
Mit ehrner Stirn ſich bäumet,
Und Bosheit ihren Geifer hin
Auf Recht und Wahrheit ſchäumet?

Was Wunder die Parteilichkeit
Schamloſer Kritikaſter? —
Ihr frechen Tintenteufel ſeyd
Die Väter dieſer Laſter!

Nur will mir Eins nicht in den Kopf:
Man nennt euch klug wie Schlangen,
Und dennoch ſcheint vom dümmſten Tropf
Manch Giftblatt ausgegangen.

So unklug ſollte Satanas
Den alten Ruhm nicht wagen,
Und wenigſtens vom Tintenfaß
Die dummen Teufel jagen.“ —

Schön Mühmchen.

Sebaldus, Doctor beider Rechte,
Ein hochbejahrter Hageſtolz,
Erwarb ſich viel durch Rechtsgefechte,
Und ſah doch, daß ſein Mammon ſchmolz.
Beſtiehlt mich, ſann er her und hin,
Wohl meine Hausverwalterin?

Vereint mit einem Schädelkenner,
Hob er die Unterſuchung an,
Und jener Ausbund weiſer Männer
Fand bei der Frau das Diebsorgan.
Da ſprach ihr Herr manch Donnerwort
Und jagte Knall und Fall ſie fort.

Zur Wirthſchaft rief er nun ein Mühmchen,
Das, kaum erſt ſiebzehn Sommer alt,
Mit Vollrecht für das ſchönſte Blümchen
In einem fernen Städtlein galt.
Lenore kam, ſobald er ſchrieb,
Der Ruf zur Hauptſtadt war ihr lieb.

Sebaldus, der ſie noch nicht kannte,
Stand vor Erſtaunen wie ein Pfahl,
Als ihn ein Engel Vetter nannte
Und ſeiner Hand ein Küßchen ſtahl.
Der Zungendreſcher Oberhaupt
War drob der Stimme faſt beraubt.

Schön Mühmchen flog durch Küch' und Keller
Und that mit Anmuth ihre Pflicht.
Zum Groſchen ſparte ſie den Heller,
Doch es gedieh dem Doctor nicht.
Ihn machten, wie ein Liebestrank,
Des Mädchens Reize toll und krank.

Beſtrich ihn nur ein zarter Finger,
Wann ſie ihm freundlich Kaffee bot,
Flugs ward der graue Themisjünger
Bis unter die Perücke roth;
Die Schale fiel ihm aus der Hand
Und überſtrömte ſein Gewand.

An ſeinem Arbeitstiſche ſchwebte
Vor ihm des Mägdleins Zauberbild,
Und was er auch zu denken ſtrebte,
Sein Kopf blieb doch mit Lieb' erfüllt.
Er malte Stunden lang mit Zier
Lenorens Namen aufs Papier.

Und da er Tag für Tag ſo träumte,
Wie konnten die Geſchäfte blühn?
Vor jedem Richterſtuhl verſäumte
Er manchen wichtigen Termin,
Und Fama's Kehle ſchrie umher:
„Der alte Meiſter taugt nichts mehr!“

Rings ſah er ſeinen Unſtern walten
Und brach geheim in Klagen aus:
„O hielt ein Fratzenkopf mit Falten,
Wie der verbannſt, mir noch Haus!
An Münzen nur vergriff er ſich,
Sie aber raubt mein ganzes Ich!“

So goß er in der Liebe Feuer
Oft des Verſtandes kalte Fluth;
Doch immer höher, immer freier
Erhob unlöſchbar ſich die Gluth,
Stieg aus dem Herzen nach der Stirn,
Und leckte ſchier an ſeinem Hirn.

Einſt ſucht' er, müde ſeiner Plagen,
Des Schreibezimmers Einſamkeit.
Ach! hingeſtreut vom Teufel, lagen
Dort eben Mühmchens Hut und Kleid.
Sebaldus ſchloß die Augen zu,
Doch ließ das Zeug ihm keine Ruh.

Er warf ſich auf den ſeidnen Schlender
Und küßte, bis zur Wuth entbrannt,
Heißhungrig Aermel, Leib und Bänder,
Am gierigſten das Buſenband,
Und drückte, ſeiner kaum bewußt,
Das Kleid, ſtatt Lorchens, an die Bruſt.

Und ein Gebild der ſchönen Docke
Erſchuf ſich der verliebte Tropf:
Er ſetzte dem Perückenſtocke
Ihr Federhütchen auf den Kopf,
Zog ihm das nette Kleidchen an,
Und ſchwärmte nun im ſüßen Wahn.

„Abgöttin meiner treuen Seele!“
Begann er zärtlich auf den Knien.
„Mir öffnet ſich des Grabes Höhle,
Wenn deine Reize mir nicht blühn.
Verſchmäh' nicht meinen welken Leib
Und ſey mein Liebchen, ſey mein Weib!“ —

So ſeufzt' er, denkend, ſeine Bücher
Und Akten hätten ja kein Ohr;
Doch plötzlich hört' er ein Gekicher;
Er ſah ſich um, er ſprang empor.
Da ſtand ſchön Mühmchen in der Thür;
Sein junger Schreiber neben ihr.

Der Doctor fuhr ſie an: „Potz Wetter!
Was gibt's? was wollt ihr Hand in Hand?“ —
„Um Segen bitten, mein Herr Vetter!“
Sprach Lorchen, ſchämig abgewandt.
„Wir ſind ein friſch verlobtes Paar
Und gingen gern zum Traualtar.“

„Geht in die Hölle!“ ſchnob der Alte,
Durchglüht von Schaam und Eiferſucht.
Doch ſeinen Fäuſten, die er ballte,
Entwich das Paar durch ſchnelle Flucht,
Und räumte gleich nach dieſem Strauß
Des grimmen Bären ödes Haus.

Um ſich hinfort ſolch Leid zu ſparen,
Wählt' er zum Haushalt nun geſcheidt
Ein Zwerggeſchöpf von ſiebzig Jahren
Und ſehenswerther Häßlichkeit.
So kam er in die alte Bahn,
Und Amor focht ihn nicht mehr an.

Der Seiltänzer.

Es ſchwärmte, wie Bienen, um's bretterne Haus.
Der Harlekin ſah mit dem Spitzhut heraus,
Und krähte von Weile zu Weile:
„Ihr Herrſchaften, ſchont nicht das lumpigte Geld!
Hier tanzt Sylphide, das Wunder der Welt,
In Engelsgeſtalt auf dem Seile.“

Er machte, der gaffenden Menge zum Dank,
Mitunter auch manchen poſſirlichen Schwank,
Ließ luſtig das Waldhorn erklingen;
Und als in die Bude viel Volk ſich ergoß,
Begann drin zum Vorſpiel der kunſtarme Troß
Der Hümpler und Stümpler zu ſpringen.

Doch dann, gleich dem Aufgang der Sonne, betrat
Mit himmliſcher Anmuth den ſchwebenden Pfad
Ein Abbild der Göttin der Liebe.
Da flüſterten Seufzer von nah und von fern,
Und ärgerlich fanden die ſeufzenden Herrn
Ihr Aug und ihr Fernglas zu trübe.

Wie vollends, als trüg' es auf Flügeln der Wind,
Im Tanze ſich aufſchwang das zierliche Kind,
Was gab's da für Reize zu ſchauen!
Und als es, ſich neigend, vom Schauplatz verſchwand,
Wie klatſchten die Männer mit emſiger Hand!
Wie mäuschenſtill ſaßen die Frauen!

Das Mägdlein verdrehte der Stadtwelt den Kopf.
Den geiſtvollſten Mann und den albernſten Tropf
Entzückte die blühende Schöne.
Doch ſchuf ſie auch ängſtliche Sorgen und Qual:
Die Frauen bewachten den lockern Gemahl,
Und Väter und Mütter die Söhne.

Der Dokter Anſelmus, ein grilliges Hirn,
Vernahm die Geſchichten, und furchte die Stirn
Ob ſeinem entzündbaren Neffen.
Er faßt' ihn am Kragen und poltert' ihn an:
„Trotz ſey Ihm geboten, läßt Er als Galan
Sich bei der Sirene betreffen!“

„Seyd ruhig, Herr Oheim!“ verſetzte der Fant.
„Mir ſind ja die Ränke der Habſucht bekannt,
Die ſolcherlei Dirnen verüben.
Doch ſchön iſt das Herlein, das muß ich geſtehn,
Und wagt Ihr's einmal, in die Bude zu gehn,
Ihr werdet Euch ſelber verlieben!“

„Das iſt mir zum Lachen!“ erwiedert' Anſelm:
„Ich war in der Jugend ein munterer Schelm,
Und machte viel Raupen und Poſſen.
Doch Liebesgetändel behagte mir nicht;
Und jetzt, da ich alt bin, iſt Amorn, dem Wicht,
Mein Buſen auf ewig verſchloſſen.“

Wo aber der Eismann nun ging oder ſtand,
Umflog ihm, mit Lob und mit Liebe genannt,
Sylphide beſtändig die Ohren.
„Ich muß ſie nur ſehn!“ rief er endlich ganz wild.
„Man thut doch, als hätte kein ſchöneres Bild
Die Mutter Natur je geboren.“

Da ſaß er denn ſteif, mit ſich ſelber im Zank,
Und kalt wie ein Stein auf der hinterſten Bank,
Wohin ihn die Sparſamkeit bannte.
Kaum aber erſchien ſie, der Zuſchauer Luſt,
Da fuhr ihm ein glühender Pfeil in die Bruſt,
Durch den er urplötzlich entbrannte.

Er ſtahl ſich gemach in die vorderſten Reihn,
Um näher dem tanzenden Engel zu ſeyn,
Der drückendes Herzweh ihm machte.
Er konnte nicht ſitzen, er konnte nicht ſtehn,
Und thät ſich ſo wunderſam wenden und drehn,
Daß männiglich über ihn lachte.

Doch als ſich Sylphide den Augen entzog
Und hinter den Vorhang ſein Herz mit ihr flog,
Beſchloß er den Wildfang zu zähmen.
Er riß ſich hinweg aus der Bude Gewühl,
Um durch ein zerſtreuendes, feſſelndes Spiel
Der Lüſternheit Flügel zu lähmen.

Der herrlichen Thaler geſammelte Schaar,
Die eine ſehr liebe Geſellſchaft ihm war,
Soll andre Gedanken ihm geben.
Doch Kaiſer und Könige ſieht er jetzt nicht;
Er ſieht nur der Tänzerin Zaubergeſicht
Die glänzenden Scheiben beleben.

„Ha!“ rief er, mit wunderlich grinſendem Blick,
„Die Könige fordern ihr Bildniß zurück
Für allerhand Steuern und Gaben:
So ſoll denn auch ſie, die, von Reizen umblüht,
Mein Auge dahier auf den Thälerchen ſieht,
Als Steuer der Schönheit ſie haben.“

Er huſchte, zugleich mit der fliegenden Maus,
Aus ſeinen uralten vier Pfählen heraus
Und ſchlich in der Tänzerin Wohnung.
„Holdſeliges Blümlein, ich grüße dich ſchön!
Laß nicht um ein Küßchen vergebens mich flehn!
Hier klirret und ſchwirret Belohnung!“

Er hielt den geſchwungenen Beutel empor.
Da zürnte das Mägdlein: „Was ſtellt Ihr Euch vor?
Ihr denkt wohl, ich wuchre mit Liebe?
Geht, ſucht Euch wo anders verkäufliche Gunſt!
Mein Sinn iſt ſo unedel nicht, als die Kunſt,
Die ſeufzend und ſträubend ich übe.“ —

Anſelmus erſchrack, als das Vöglein ſo pfiff;
Doch dacht' er im Heimgehn: Es iſt wohl ein Kniff,
Um reichere Beute zu fangen.
Er ſtopfte den Seckel nun doppelt ſo dick,
Verſuchte getroſt damit nochmals ſein Glück,
Und ward mit Vergnügen empfangen.

„Herr Doktor,“ begann das gefeierte Kind,
„Ihr ſcheint mir ſehr gütig, ſehr wacker geſinnt;
Ich muß Euch ins Angeſicht loben.
Nur fort mit des Geldes verächtlichem Zoll!
Laßt mich, wenn ich Liebe gewärtigen ſoll,
Auf andere Weiſe ſie proben!

Ihr wißt, Hochverehrter, daß gern in der Welt
Sich Gleiches zu Gleichem vertraulich geſellt;
Die Blümlein blühn nicht bei Sternen.
Drum neigt Euch, Ihr Stern der Gelahrtheit, zu mir,
Und macht den Verſuch, bei verſchloſſener Thür,
Den Seiltanz ein wenig zu lernen.“ —

„Den Seiltanz? — O Mädchen, wie fällt dir das ein!
Ich trachte, die Menſchen vom Tod zu befrein,
Und ich — ſoll den Hals um dich brechen?
Ha! thät' ich, was neckend dein Köpfchen erſann,
Wie würden mich liebtoll gewordenen Mann
Die Weſpen des Spottes zerſtechen!“

„Es bleibe denn!“ ſprach ſie: „Das lob' ich auch ganz;
Doch leicht und gefahrlos iſt wahrlich der Tanz
Auf niedrig gezogenem Seile.“ —
Und Amor bewies, wie er mächtig regiert:
Anſelmus, vom Mägdlein geſtützt und geführt,
Durchſchwankte die hänfene Zeile.

Und als er gelungen das Wageſtück ſah,
Wie jauchzt' er: „Des Kuſſes Verfallzeit iſt da!
Laß, Liebchen, die Schuld mich erheben!“ —
„Ei, nicht doch!“ verſetzte Sylphide: „Nein, nein!
Der Lehrling muß erſt noch zum Meiſter gedeihn,
Um frei auf dem Seile zu ſchweben.

Es frommte kein Murren, kein zärtliches Flehn,
Er mußte ſich zu der Bedingung verſtehn,
Ein hülfloſes Tänzchen zu wagen.
Drauf ſtellt' er alltäglich zur Uebung ſich ein,
Und lernte beinah' ſich ein Schrittchen allein
Auf wankender Sehne zu tragen.

Doch als er, die Gleichgewichtsſtang' in der Hand
Sich einſt auf der fährlichen Laufbahn befand,
Da höret er hinter ſich koſen.
Hin ſah er, und ſtürzte zu Boden vor Schreck;
Denn dort ſtand ſein Neffe gemüthlich und keck,
Und küßte das Mündlein der Loſen.

Des Falles Gepolter erſchreckte die Zwei;
Sie ſprangen mit fliegenden Schritten herbei,
Und huben den Ohm aus dem Staube.
Er wetterte grimmig: „Du böſer Geſell,
Du Mädchenverführer, entferne dich ſchnell,
Sonſt geb' ich dir eins auf die Haube!“

Da lächelte Jener und ſprach: „Was der Daus!
So drollig ertappt, und noch ſolches Gebraus? —
O fügt Euch, mich duldſam zu hören!
Ich liebe Sylphiden, ich bete ſie an,
Und, ehrlich geſtanden, ich machte den Plan,
Zum Seiltanzen Euch zu bethören.

Was Liebe bedeutet, was Liebe vermag,
Ward Euch auf die Weiſe ſo hell, wie der Tag,
Und eben das wollt' ich erreichen.
Ihr haßtet mit Unbill das zarte Geſchlecht,
Und daß ich es liebe, das war Euch nicht recht:
Doch werden wir jetzt uns vergleichen.

Vergönnt mir zu lieben das liebliche Kind!
Ihm ekelt das Leben bei rohem Geſind,
Und gern wär' es längſt ſchon entſprungen.
Von heilloſen Eltern den Gauklern verkauft,
Ward's grauſam gefoltert, geſchlagen, gerauft,
Und ſo zu dem Seiltanz gezwungen.

Heut ſchwelgen die wüſten Gefährten umher,
Da kann ſich Sylphide dem wilden Verkehr
Durch heimliches Flüchten entziehen.
O, ſegnet uns, Brautpaar, mein theuerſter Ohm,
Und reiſet mit uns nach Paris oder Rom,
Damit wir dem Spott hier entfliehen!“ —

„Geh, Landläuſer, geh!'“ rief der Doktor in Wuth.
„Ich aber bedünke dazu mich zu gut,
Als Zahlmeiſter dich zu begleiten.
Ich ſage von dir mich in Ewigkeit los;
Und was ich erwarb, es ſey klein oder groß,
Vermach' ich einſt würdigern Leuten.“

Da weinte das Mägdlein und krappelte zart
Mit ſammtenem Händchen des Eiferers Bart,
Und ſtreichelte lind ihm die Wangen.
Er blies ſich erſt auf wie ein zorniger Hahn,
Dann ſchielt' er mit blinzelnden Augen ſie an,
Und ſchnell war der Zorn ihm vergangen.

„Du Zauberin,“ ſprach er, „beſtrickſt mich auf's Neu!
Und wär' ich ein Tiger, ein brüllender Leu,
Ich könnte mich dein nicht erwehren.
Zieh' hin mit dem Burſchen! Ich folge dir bald;
Und war ich dir leider zum Lieben zu alt,
So ſollſt du als Tochter mich ehren.“

Der ſpäte Freier.

Ein Wüſtling wurde ſchwach und grau,
Trug Gicht und kahlen Kopf zur Schau,
Und niemals wies er einen Zahn,
Ward ihm auch Unbill angethan.

Einſt ſchalt er ſich: „Du Flattergeiſt,
Mach' endlich Anſtalt, daß du frei'ſt!
Du brauchſt ein Weibchen, das dich pflegt
Und ſorgſam auf den Händen trägt.“

Bald hört' er, daß der Jungfrau'n Schaar
Beim Schützenfeſt verſammelt war.
Da fuhr er in den Bratenrock
Und hinkte fort am Krückenſtock.

Zum Schützenſaale ſtapft' er hin,
Und geldſtolz ſprach ſein kecker Sinn:
„Dort blüht' der Blumen volle Zahl;
Ein Mann wie ich hat freie Wahl.“

Er grüßte links, er grüßte rechts;
Viel' freuten ſich des reichen Hechts,
Und ſelbſt des Städtleins edler Rath
Mit Kratzfuß ihm entgegen trat.

Doch zogen ſich auch Näschen kraus;
Die Mägdlein wichen ſchnöd' ihm aus,
Und kicherten im Winkel viel;
Die Mütter ſetzten dem ein Ziel.

„Pfui! ſeht, wie Euch der goldne Gaſt
Mit ſeiner Brill' ins Auge faßt!
Er wählt ſich heute, ſagt man laut,
Ein feines Liebchen hier zur Braut.“

Da ſchloſſen denn mit leiſem Mund
Gleich die drei ſchönſten einen Bund,
Sich ſchnell durch derbe Spötterei'n
Von dieſer Brautwahl zu befrei'n.

Und als der Goldmann näher trat
Und wie ein Freier zärtlich that,
Nahm Lottchen nach dem Bundesſchluß
Vom Nachtiſch eine Haſelnuß.

„Mich lüſtet,“ ſprach ſie, „nach dem Kern,
Ich öffne nur ſein Haus nicht gern.
Heirath' ich einſt, ſo ſey's ein Mann,
Der tapfer Nüſſe knacken kann.

Doch wie gerufen ſtehet Ihr,
Mein Wertheſter, ſo freundlich hier!
Ich bitte, knackt mir dieſe Nuß,
Die ich durchaus gleich eſſen muß.“

Der arme Teufel ohne Zahn
Sah ganz verblüfft das Mädchen an,
Und ſprach mit flämiſchem Geſicht:
„Ei, was! Nußknacker bin ich nicht!“ —

Doch Julchens zarte Wangengluth
Erweckt' ihm neuen Liebesmuth.
Er trat mit ſüßlichem Gezier
Und ſteifer Höfelei zu ihr.

Sie blickt' ihm auf die dürre Hand,
Woran ſich Ring an Ring befand.
„Wie prächtig!“ rief das loſe Kind.
„Man ſieht an ſolchem Glanz ſich blind.“

„O Schönſte!“ ſprach der Amadis:
„Ich habe zwar kein Wolfgebiß,
Doch all den Schmuck voll Werth und Kunſt
Verſpend' ich gleich um deine Gunſt.“

„Bewahre!“ ſagte Julchen drauf:
„Das wär' ein gar zu theurer Kauf!
Nein, ſolcher Wucher ſey uns fern!
Denn einen Haarring hätt' ich gern.

„Seyd denn ſo gütig, und beraubt
Des kleinſten Löckleins Euer Haupt!“ —
Sie ſprach's, und bot dabei ſogar
Ihm eine blanke Scheere dar.

Der Kahlkopf ward vor Aerger ſtumm
Und kehrte windſchnell ſich herum.
Schon wollt' er raſch von dannen gehn,
Dann blieb er noch bei Dorchen ſtehn.

Er flüſtert' ihr vertraulich zu:
„Mit Spötterinnen wandelſt Du!
Sprich aber ehrlich, ſchönes Kind,
Womit man Deine Huld gewinnt.“

„Ei!“ ſagte ſie, „das macht ſich bald,
Da eben hier Muſik erſchallt.
Ich brenne ganz vor Tanzbegier,
Dreht ſchnell ein Walzerchen mit mir!“

„Verſchworne Schlangen!“ rief er wild:
„Trotzt ihr auf euer Roſenbild?
Ich wünſche, daß es gelb ſich färbt,
Und ihr als alte Jungfern ſterbt!“ —

Drauf hinkt' er mit entbranntem Sinn
Nach Haus zu ſeiner Schaffnerin,
Und ſtarb nach Jahren, hochbetagt,
Im Arm der alten Küchenmagd.

Die ſelige Frau.

Froh ließ ein Reicher ſeine Frau,
Die zänkiſch war, begraben:
Er ſtellte ſie mit Stolz zur Schau,
Um ſeinen Stolz zu laben.
Sie lag im ſchwarzen Trauerſaal,
Geſchmückt mit Blumenkränzen;
Auch ſah man Diamantenſtrahl
An ihren Fingern glänzen.

Der Wittwer ſchnappte laut nach Luft,
Als wie von Schmerz zerriſſen,
Er mußte noch am Rand der Gruft
Die Liebſte ſehn und küſſen.
Der Todtengräber blickte ſcharf
Auf ihre Demantringe.
O Thorheit! dacht' er: Wer bedarf
Da unten ſolcher Dinge?

Und als der Mond am Himmel ſtand,
Kam ſtill der Fuchs geſchritten,
Um ſich mit räuberiſcher Hand
Die Ringlein auszubitten.

Er grub und ſchaufelte ſich ein
Ins Heiligthum der Ruhe,
Und öffnete bei Kerzenſchein
Die blanke Todtentruhe.

Hu! da erhob der Leichnam ſich
Mit offnen Augenliedern.
„Wo bin ich? Was umfeſſelt mich
An allen meinen Gliedern?“
Der hochbeſtürzte Räuber war
Ein ſchlechter Antwortgeber.
Stumm rannt' er mit empörtem Haar
Durchs Schauerfeld der Gräber.

Indeſſen ließ der Wittwer ſich
Mit gutem Troſte dienen.
Ein Mühmchen, ſchön und jugendlich,
War hold bei ihm erſchienen.
Bequem ertränkten ſie den Harm
In köſtlichem Tokaier,
Und ſprachen traut und liebewarm
Von ihrer Hochzeitfeier.

Da ſtürzte mit verſtörtem Blick
Ein Diener in die Stube:
„Ach, Herr! die Seel'ge kam zurück
Aus ihrer finſtern Grube.
Sie iſt mit Leib und Seele da,
Klopft heftig an die Pforte,
Und gibt ganz ſo, wie ſonſt geſchah,
Uns allen böſe Worte.“

„Narr!“ rief der Wittwer: „Todt iſt todt!
Du träumſt im hellen Wachen.
Der Teufel war's, der dir gebot,
Mir dieſen Schreck zu machen!
Mein Weib wird nach vollbrachtem Lauf
Sich hier ſo wenig zeigen,
Als aus dem Stall die Trepp' herauf
Je meine Schimmel ſteigen.“ —

Und plötzlich kam's mit Eiſenton
Trap! trap! herauf die Stiege.
„Horcht!“ rief der Burſch, „da ſind ſie ſchon!
Ich ſagte keine Lüge.“ —
Jetzt wieherten im Vorgemach
Bereits die muntern Schimmel.
Bleich ſahn, mit einem tiefen Ach!
Die Liebenden gen Himmel.

Das Mühmchen floh durchs Hinterhaus
Mit heißbethränten Wangen,
Und er begab ſich vorn hinaus,
Die Alte zu empfangen.
Scheinfreudig bot er Gruß und Kuß,
Sie fiel ihm in die Haare,
Und lebt' auf dieſem alten Fuß
Mit ihm noch zwanzig Jahre.

In Magdeburg, wo ſich's begab,
Sah nun auf einem Bilde
Ein Roß durchs Fenſter hoch hinab,
Und ward dem Haus zum Schilde.

O, laßt euch, Wittwer, nicht ſogleich
Von Amor neu bethören,
Weil manchmal aus dem Schattenreich
Die Frauen wiederkehren.

Das furchtbare Gewehr.

Es ging, ſeine Kranken zu pflegen,
Ein Bader einsmals über Feld:
Da ſchritt ihm ein Schnurrbart entgegen,
Von Anſehn ein Straßenheld.

Hoch ſchwang er mit grimmiger Fratze
Einen Degen zu Hieb und Stoß,
Und fuhr, wie aufs Mäuslein die Katze,
Schnell auf den Wanderer los.

„Heraus, was du haſt in den Taſchen!
Das alles begehr' ich von dir.“ —
„Da werdet Ihr wenig erhaſchen!
Dies Werkzeug nur trag' ich bei mir!“ —

Und eine Klyſtierſpritze brachte
Der Bader geſchwind hervor.
Der Gaudieb erſchrack, denn er dachte,
Das Ding ſey ein Feuerrohr.

Er ſprang über Graben und Hecken
Mit raſtlos flüchtigem Fuß,
Und tröſtete ſich im Schrecken:
„Weit davon iſt gut vor dem Schuß!“

Die Todtenhochzeit.

Wer ſcheidet hier ewig von Hof und Haus?
Wen trägt man ſo ſtill auf den Kirchhof hinaus?
Es iſt Andreas, der alte Mann,
Der kärglich ſein Brod mit der Geige gewann;
Man hat, wie er wünſchte beim Schritt aus dem Leben,
Ihm ſeine Fiedel ins Grab mitgegeben.

Und um die Mitte der folgenden Nacht
Hält oben der Thürmer die Feuerwacht.
Er ſchauet hinab auf das Todtenfeld,
Das eben die Leuchte des Mondes erhellt.
Da hebt ſich Andreas hervor aus dem Sande,
Und ſtehet und geigt an des Grabes Rande.

Flugs wallen zwei andere Hügel empor,
Ein Männlein und Fräulein ſchlüpfen hervor.
Sie fliegen einander ſogleich in den Arm,
Sie küſſen ſich raſch, wie noch lebenswarm.
Einſt trennt' ein Feind die verlobten Leute,
Und Gram übergab ſie dem Tod zur Beute.

Indem ſie ſo zärtlich beiſammen ſtehn,
Dann hüpfen und ſpringen und munter ſich drehn,
Thun all' ihrer Freunde Gräber ſich auf;
Die Todtengebilde ſteigen herauf,
Umringen das Pärlein mit Grüßen und Neigen,
Und luſtig beginnt der hochzeitliche Reigen.

Die Gräber umwirbelt die knöcherne Schaar;
Dem Thürmer treibt Grauſen zu Berge ſein Haar.
Das Tanzfeſt zu ſtören, bedünket ihm Pflicht,
Er aber, ein Laie, vermag es ja nicht.
Drum hält er für räthlich, den Prieſter zu rufen,
Und tappet und ſtolpert hinunter die Stufen.

Stracks rennet der Pfaff, durch die Meldung empört,
Mit allem Geräth, das zum Bannen gehört.
Getreu läßt die Köchin den Herrn nicht allein;
Sie folgt, und er donnert zum Kirchhof hinein:
„Ihr Todten wollt leben? — Verruchtes Erfrechen!“
Drauf rüſtet er ſich, um den Bann zu ſprechen.

Da geiget Andreas mit Haſt und Gewalt:
Das Pfäfflein erwiſcht ſeine Köchin alsbald,
Stürzt walzend mit ihr in den Ringelreihn,
Hebt hoch, wie ein Luftſpringer, Bein um Bein,
Und ſchwingt ſich herum, daß der Kopf ihm rauchet,
Bis wieder die Schaar in die Erde ſich tauchet.

Der Spielmann nur bleibt noch, als alles entweicht,
Und ſagt zu dem Pfaffen, der athemlos keucht:
„Seht, Herrlein, weil Euer feindſeliger Mund
Vor Zeiten geſtört dieſer Liebenden Bund,
Und Ihr auf der Kanzel den Tanz oft geſcholten,
So ward Euch das heute zuſammen vergolten!“

Das Geſpenſt im Hohlwege.

„Sieh!“ ſprach die alte Spinnerin,
„Die Arbeit iſt vollbracht!
Nun lauf’ ich zu der Amtmännin
Gleich mitten in der Nacht.
Du ſchläfſt noch morgen wie ein Dachs,
Da handl’ ich ſchon mit ihr,
Bekomme Geld und neuen Flachs,
Und bin ſchnell wieder hier!“

„Bleib, Käthe, bleib!“ rief Hans, ihr Mann
„Es ſcheint nicht Mond, nicht Stern,
Und trotz dem oft verſuchten Bann,
Spukt’s noch im Hohlweg gern.“ —
„Ho!“ ſagte ſie, „dort beißet mich
Fürwahr kein Höllenhund!
Sorg’ du indeſſen nur für dich,
Und bleib mir ſein geſund!“

Vergebens hielt er ſie am Rock;
Sie nahm in Haſt die Flucht,
Und raſch ging’s über Stock und Block
Bis zur verrufnen Schlucht.

Hier aber riß der Muth ihr aus;
Sie ſtand und kreuzte ſich:
Der enge Schlund voll Nacht und Graus
War ihr doch ſchauerlich.

Sie faſſet Muth, ſie tritt hinein;
Doch als ſie vorwärts tappt,
Durchzittert Schrecken ihr Gebein:
Es kommt was her getrappt.
Sie kann, ſo gern ſie fliehen will,
Nicht von der Stelle gehn,
Und auch der Spuk bleibt ſtarr und ſtill
Drei Schritte vor ihr ſtehn.

Er glotzt ſie, ohne Wank und Laut,
Mit Feueraugen an,
Und immer ſchaudert ihr die Haut
Vor ſeinem grimmen Nah'n.
So bebend hier, ſo glühend dort
Und ſtumm, wie Wand vor Wand,
Stehn ſie ſechs Stunden fort und fort,
Als wie dahin gebannt.

Nun blickt der Tag zur Schlucht herein
Und macht Frau Käthen klug:
Der Unhold war ein Mütterlein,
Das einen Kater trug. —
Sie, die ſich beid' in Furcht geſetzt,
Sahn ſich auf Einmal frei
Und ſchnurrten an einander jetzt
Mit Grimm und Zank vorbei.

Die Nachtigall.

So reich, als häßlich, war die Braut
Des geldbegierigen Philander.
Luſtwandelnd ſprachen ſie vertraut
Von ihren Schätzen mit einander.

Da ließ ſich eine Nachtigall
Im nahen Birkenwäldchen hören.
„Horch, Liebchen, welcher ſüße Schall!
Das Vöglein trillirt uns zu Ehren.“ —

„Mit nichten!“ rief die Sängerin:
„Laßt eure harten Thaler klirren,
Die werden euch, nach eurem Sinn,
Das angenehmſte Brautlied ſchwirren.

Dem Schäferpaare dort gilt's blos,
Daß ich jetzt meine Singkunſt übe.
Sie buhlten um kein goldnes Loos,
Sie tauſchten redlich Lieb' um Liebe.“

Der Bader an der Saale.

In einer Stadt an der Saale war
Ein Bader vor alter Zeit,
Der ſchwaßte den ganzen Tag, wie ein Staar,
Und immer gewaltig breit.

Er hatt' einmal in den Krieg geguckt,
Sich zwar nicht dem Feinde genaht,
Doch rühmt' er ſich lügend, als wär's gedruckt,
Oft einer tollkühnen That.

Vom Morgen bis Abend erzählt' er die Mähr'
Mit bleierner Weitſchweifigkeit.
Den Hörer, der gern ihm entlaufen wär',
Den faßt' er und hielt er am Kleid.

Bildſchön war ſein roſiges Töchterlein,
Die blühendſte Dirn' im Ort.
Ihr Reiz zog Freier ins Haus herein,
Sein Mährlein ſcheuchte ſie fort.

Auch ward, mit dem Scheermeſſer in der Hand,
Der alte Schnack nicht geſpart,
Und wer das Ding unerträglich fand,
Entfloh mit beſeiftem Bart.

Dem Tod auch, der horchend den Kauz umſchlich
Mißfiel der endloſe Schwatz.
„Schweig, Staarmatz!“ rief er einſt ärgerlich.
Und ewig verſtummte der Matz.

Drum, wer ſich hohlen Geſchwätzes befleißt,
Der macht ſich übel bekannt.
Er wecket gleichſam des Todten Geiſt
Und wird Saalbader genannt.

Erzählungen.

Der heilige Jodokus und die vier Bettler.

Legende.

Der Herr in ſchlechter Kleidung trat
An Sanct Jodokus Thür und bat:
„Ihr guten Leute, habt Erbarmen,
Schenkt mir ein Stücklein trocknes Brod!“
Der Abt, ein milder Mann, gebot
Flugs ſeinem Schaffner: „Gib dem Armen!“
Doch dieſer wandte ſorglich ein:
„Es iſt ein einzig Brod im Schrein.

Und wenn wir, Herr, mit Armenſpenden
Das letzte liebe Gut verſchwenden,
Was bleibt für unſern eignen Mund
Und für den alten, treuen Hund?“ —
„Freund,“ ſprach der Abt, „du darfſt nicht ſorgen,
Und ſolcher Kleinmuth ſey uns fern!
Wer Armen gibt, der leiht dem Herrn;
Drum gib getroſt, wir ſind geborgen.“

Der Schaffner ſchnitt des Brodes Zeile
In vier genau gemeßne Theile,
Und ſprach mit Haſt und finſterm Blick
Zum Bettler: „Da nehmt hin dieß Stück!

Wir hatten wahrlich guten Grund,
Euch keinen Biſſen zu gewähren:
Der Herr und ich und unſer Hund
Wir müſſen dieſe Gab' entbehren."

Der Bettler ging, doch kehrte bald
In andrer dürftiger Geſtalt
Der Herr zurück, und bat aufs Neue,
Daß man mit Brod ihn mild erfreue.
„Gib ihm mein Stücklein!" ſprach der Abt.
„Gut!" rief der Schaffner: „Doch was habt
Ihr heute dann? was habt Ihr morgen?"
Jodokus ſprach: „Der Herr wird ſorgen!"

Der Arme ſchied nach Brodempfange,
Und bald erſchien mit hohler Wange
Ein neues Bild der Hungersnoth,
Und flehte vor der Thür um Brod.
„Gib," ſprach der Abt, „dein Stücklein willig!
Den Armen helfen, das iſt billig.
Der Herr wird ſorgen, daß dir nicht,
Sobald dich hungert, Brod gebricht."
Der Schaffner ſah ein wenig ſcheel,
Doch ſtill gehorcht' er dem Befehl.

Kaum war der Arme fortgegangen,
So hinkt' ein greiſer, blinder Mann,
Mit Lumpen kümmerlich behangen,
Daher auf Krücken, und begann
Mit Klagen, die das Herz durchſchnitten,
Um einen Biſſen Brod zu bitten.
Jodokus ſprach mit weichem Sinn:
„Reich' ihm des Hundes Stücklein hin!

Erſetzen wird's der große Geiſt,
Der alles, was da lebet, ſpeiſt.“

Der Schaffner gab, der Bettler dankte,
Und als er jetzt von dannen wankte,
Schien aufgethan des Himmels Thor,
Und eine Stimme rief hervor:
„Groß iſt dein Glaube, groß und ſelten
Und reicher Lohn wird dir vergelten.“

Und als der Abt den Wundergruß,
Die Hände faltend, ſtill vernommen,
Sah er herab den nahen Fluß
Vier Schifflein ohne Führer kommen.
Sie legten, zur Abtei gewandt,
Sich eben nach der Reih' ans Land.
Der Schaffner rief: „Was ſoll das werden?“
Und lief mit haſtigen Geberden,
Um zu erforſchen, welche Fracht
Die kleine Flotte dargebracht.
Er ſah in jedes Schiff hinein:
Sie führten Früchte, Brod und Wein,
Und eine weiße Flagge wehte,
Worauf mit heller Goldſchrift ſtand:
„Der Arme, der vier Mal hier flehte,
Und vier Mal hier Gewährung fand,
Hat dieſe Schifflein hergeſandt,
Dem Abt eins, lohnend ſein Erbarmen,
Zwei für den Schaffner und den Hund,
Die vierte Ladung thu' den Armen
Des Senders treue Liebe kund!‘“

Schweizertreue.

Gränzirrung hatte vor alter Zeit
Die Nachbarn Uri und Glarus entzweit.
Friedliebend ward von den Eidgenoſſen
Am Ende dieſer Vertrag geſchloſſen:
„Wann nächſtens der Sommer dem Herbſte weicht,
Die Nacht an Länge dem Tage gleicht,
Und hier und dort ein gewählter Hahn
Am Morgen den erſten Schrei gethan,
Dann ſende genau, wie's der Ehrlichkeit ziemt,
Von beiden Plätzen, die wir beniemt,
Jedweder Theil nach dem Gegenort
Alsbald einen rüſtigen Fußgänger fort,
Und wo ſich die Männer begegnen im Lauf,
Da ſtellen wir friedlich den Gränzpfahl auf.“ —

So hing's denn ab von der Hahnen Rolle,
Wer gewinnen oder verlieren ſolle.
Drum thät man nach feurigen Burſchen ſpähn,
Die Hoffnung gaben, recht früh zu krähn,
Und als ſie glücklich gefunden waren,
Begann man mit ihnen alſo zu verfahren:
Der Urner, in einen Korb geſetzt,
Ward ſpärlich mit magern Körnlein geletzt.

Damit er nicht wie ein Bauchdiener ſchlecke,
Vielmehr der Hunger ihn zeitig wecke.
Der Glarner hingegen empfing zum Genuß
Den köſtlichſten Weizen im Ueberfluß,
Daß Uebermuth den Schwelger belebe,
Und er ſeine Stimme vorlaut erhebe.

Der erſte Herbſtmorgen brach nun an;
Schnell grüßt' ihn Uri's hungriger Hahn.
„Ha!“ riefen die Wächter! „das iſt gelungen!“
Und ſchon war der Läufer ins Feld geſprungen.
Doch im benachbarten Glarus ſchlief
Der wohlgenährte Geſell noch tief.
Die ganze Gemeinde ſah's mit Schrecken,
War aber zu redlich, ihn zu wecken,
Und erſt bei ſtrahlendem Sonnenlicht
Erhob ſich krähend der faule Wicht.
Der Läufer, der längſt wie auf Nadeln ſtand,
Droht' ihn ergrimmt mit der Fauſt und verſchwand.
Er ſtrengte ſich an, einen Berg zu erklimmen,
Den Glarus gern wollte zur Gränze beſtimmen;
Doch kam ſchon ſein Gegner vom Gipfel herab,
Stieß unten am Bergfuß ins Erdreich den Stab,
Und ſagte: „Hier endet ſich unſer Streit,
Hier iſt die Gränze für ewige Zeit!“ —

„O, laß mich,“ bat Jener, „ein wenig noch weiter!
Was kann ich dafür, daß der Bärenhäuter,
Der üppig von uns bewirthete Gaſt,
So lange verblieb in träger Raſt?
Ich mußt' auf das Morgenlied des Narren
Mit Schmerz und brennender Ungeduld harren;

Drum gönne mir noch eine Strecke der Bahn,
Die mir verkürzte der ſchläfrige Hahn.“ —

„Ich will,“ ſprach der Sieger, „mich dazu bequemen,
Doch mußt Du mich auf die Schulter nehmen.
Wie weit du mich trägſt nach des Berges Höhn,
Den Raum will ich, Nachbar, Dir zugeſtehn.“ —

„Hab Dank!“ war die Antwort: „Laß ſehn, was ich kann!“
Und aufgeladen den ſchweren Mann,
Stieg er ſo raſch den Felſen empor,
Daß er gar bald den Athem verlor.
Um aber noch Land ſeinem Volk zu gewinnen,
Ließ er nicht ab von ſeinem Beginnen,
Bis er, bevor er gelangte zum Ziel,
Urplötzlich entſeelt zu Boden fiel;
Und heute noch wird die Stätte gezeigt,
Wo ſterbend der Treue ſein Haupt geneigt.

Das Heirathsgut.

Ein eiſenherziger Tyrann,
Der ohne Maß ſein Volk beſchwerte,
Und Krieg auf Krieg ſo toll begann,
Daß oft ſein Land der Feind verheerte,
Ritt einſt mit ſeinem luſt'gen Rath
Heim von der Jagd bei Sternenſchimmer,
Und kam — wie das in ſeinem Staat
Nichts Seltnes war — an öde Trümmer.
Zerſtört von Kriegswuth war ein Haus,
Und Käuzlein gurgelten heraus.
„Verdammte Sänger ſind die Eulen!"
Bemerkte der Monarch und frug:
„Verſteheſt Du, was jene heulen?
Du biſt ja Meiſter Ueberklug!"

Der Narr ritt hin zu den Ruinen,
Erſann ſich dort ein Schelmenſtück,
Und kehrte mit verlegnen Mienen
Zum Allergnädigſten zurück.
Gefragt von dem, was er vernommen,
Zuckt' er die Achſeln ſtark und ſprach:
„Ich ſage treulich, doch beklommen,
Der Vögel Unterredung nach.
Zwei Eulenväter ſprachen eben
Von ihren Kinderchen vertraut.

Sie wollten Bräutigam und Braut
In kurzer Friſt zuſammen geben.
Herr Bruder, ſprach des Sohns Papa,
Ich danke herzlich für dein Ja.
Viel Freude macht, das muß ich ſagen,
Mir unſer Kinderchen Verein;
Erlaube mir jedoch zu fragen:
Wie groß wird wohl die Mitgift ſeyn?
Wir ſtehn, als König Adlers Räthe,
So hoch im Rang, daß für dein Kind
Ein halbes Hundert wüſter Städte
Kein übertriebner Brautſchatz ſind.
Was meinſt du, wird es dir gelingen,
Die volle Zahl gut aufzubringen? —
Das alte Väterchen der Braut
Belachte dieſe Frage laut,
Und ſagte: Fünfzig ſind ſehr wenig;
Und wär' es nicht damit gethan,
So ſchaff' ich leicht fünfhundert an.
Es kann uns, wenn des Landes König
Sich ferner tüchtig ſchlagen läßt,
Und brav ſein Volk mit Laſten preßt,
An wüſten Städten nimmer fehlen,
Um Reſidenzen draus zu wählen.“ —

Der König, ſehr betroffen, ſchlug
Den Spötter auf den loſen Schnabel,
Und wurde, wie man ſagt, nun klug;
Doch halt' ich das für eine Fabel.
Tyrannen zähmt kein ſchwaches Wort;
Sie wüthen bis zur Ohnmacht fort.

Erfindung des Kegelſpiels.

Was ſchallt dort über Gartenzäune
Mit lautem Jubel in mein Ohr?
Es rufen Stimmen: „Alle Neune!“
Meint man der Muſen heil'gen Chor?
Iſt dort ein Feſt berühmter Dichter? —
Ich ſetze ſchnell mein Fernrohr an;
Doch erzproſaiſche Geſichter
Erblick' ich — auf der Kegelbahn.
Da fällt mir ein, was trockner Weiſe
Ein altes Sagenbuch erzählt:
Wie ſich's begab, daß man zum Kegelkreiſe
Die Zahl der Muſen hat gewählt.

Ein junger Strohkopf wollte dichten,
Und rief: „Ihr Muſen, ſteht mir bei!“
Doch oft bemüht von ſolchen Wichten,
Verſchmähten ſie ſein Bittgeſchrei,
Und ohne Beiſtand blieb der Schwache
In ſeinem Stübchen unterm Dache.

Der Burſch war ſehr ergrimmt, und ſann,
Nach ſolcher Geiſter Art, auf Rache.
Er ließ von einem Zimmermann
Neun Klötzchen ſich aus ſchlechtem Holze hauen

Und pinſelte mit eigner Hand
Die Muſen drauf als abgelebte Frauen.
So ſtellt' er ſie auf platten Sand
In abgemeſſ'ne Reihn und Glieder,
Nahm in der Ferne ſeinen Stand,
Und ſtürzte ſie mit einer Kugel nieder.
„Seht," rief er, „ſeht, ihr Göttinnen von Holz,
So ſtraft ein Dichter euren Stolz!"

„Das ſind doch wohl nicht Reime, die hier klingen,
So hölzern und ſo lahm?"
Rief eine Schaar von jungen Dichterlingen,
Die wohlgemuth des Weges kam.
Der Strohkopf meldete mit frecher Lache
Den Herren, welche ſchwere Rache
Er eben an den Muſen nahm.
„Kommt, macht mit mir gemeine Sache!
Denn euch ſind auch die Hexen gram." —
Er ſprach's, und ſie, mit ihm verbunden,
Erneuerten die Muſenſchlacht. —
So ward das Kegelſpiel erfunden,
Zu einer Gartenluſt gemacht,
Doch von den werthen Kegelkunden
Des alten Urſprungs nie gedacht.

Das Pilgermahl.

Zum Wolfe ſprach der Fuchs: „Uns ſtarrt vor Eis der Bart,
Und hart bedrängt der Winter unſer Leben;
Doch dort, wo ſich des Kloſters Thürme heben,
Dort wohnen Mönche guter Art,
Die gern ein Pilgermahl der lieben Armuth geben.
Ich ziehe, hoffend auf Gewinn,
Stracks zu den frommen Brüdern hin.
Kommt mit, mein Freund, denn Hungerleiden
Iſt jetzt das Schickſal von uns Beiden.“

Der Vorſchlag ward beliebt; ſie wanderten in Eil',
Gelangten an des Kloſters Pforte,
Und überſchwatzt durch Reinek's ſchlaue Worte,
Ließ ſich der Wolf das Glockenſeil,
Wie eine Schling', um Bruſt und Nacken winden,
Um den Beſuch durch Läuten anzukünden.

Die Glocke ſchmetterte wie Feuerſturm durchs Haus,
Die Mönche ſtürzten all' heraus,
Sahn ſtaunend an dem Seil den grauen Pilgrim hangen,
Bewaffneten ſich ſchnell mit großen Stangen,
Und walkten tüchtig ihm das Fell.
Indeß ſchlich unbemerkt ſein ſchelmiſcher Geſell

Sich in das Kloſter ein, und fraß die fetten Hühner
Der ſtreitbefangnen Gottesdiener.

Hat Argliſt einen ſchlimmen Plan,
So muß die Einfalt ſtets voran.

Die drei Hähne.

Ins Feld zog Ritter Degenhart,
Verließ ein Weiblein, jung und zart,
Doch nicht von ehrenfeſter Art.
Es horchte gern auf Buhlgekoſe,
Und war zu Zeiten eine Roſe,
Die ſich mit keinem Dörnlein wehrte,
Wenn ſie ein wüſter Fant begehrte.

Kaum trabte Jener ſeine Bahn,
So kam ein ſolcher Vogel an.
Sie barg ihn vor dem Hausgeſind,
Doch ihre Zofe war nicht blind.
Sie merkte bald das Spiel und ſchmollte,
Daß man's ihr nicht vertrauen wollte,
Und keinen Schweigelohn ihr zollte.

Entſchloſſen, dieſes Herzeleid
Nicht ſtill und duldſam zu ertragen,
Ergriff ſie die Gelegenheit,
Der Frau ein ſpitzes Wort zu ſagen.

Der Ritter hielt drei große Hähne.
Der eine war ſchneeweiß wie Schwäne,
Der zweite roth, wie Flammenpracht,
Der dritte pechſchwarz, wie die Nacht.

Ein jeder hatte ſeine Hütte,
Wo er bei Sturm und Regen wohnte,
Und Nachts in ſeiner Frauen Mitte
Auf einer hohen Stange thronte.

Gerade da, als Degenhart
Der Hähne Namensvetter ward,
Fing Nachts ſein rother Gökelhahn,
Als jauchzt' er drob, zu krähen an.
Sein helles, grelles Kükerikü,
Das er in einem Athem ſchrie,
Drang ſchmetternd aus dem Hühnerhofe
Bis in der Herrin Schlafgemach;
Die ward mit Zorn darüber wach,
Und fragte Morgens drauf die Zofe:
„Haſt du den Schreihals auch gehört,
Der Jedermann im Schlafe ſtört?“

Das Mädchen ſprach: „Wohl hört' ich ihn,
Und was ſehr wunderbar mir ſchien,
Er krähte nicht aus Unart blos,
Er zog auf irgend etwas los.
Nichts, rief er, iſt ſo klein geſponnen,
Es kommt doch endlich an die Sonnen.“

Schnell wandte ſich die Herrin um,
Und wurde feuerroth und ſtumm.

Das Mädchen, dadurch keck gemacht,
Sprach nach Verlauf der zweiten Nacht:
„Geſtrenge Frau, der ſchwarze Hahn
Fängt wahrlich auch zu reden an.

Von Mitternacht bis heute früh
Vernahm ich, daß er öfter ſchrie:
Aprillenwetter! Frauentreu'!
Ihr ähnelt euch wie Ei und Ei!“ —

Die Herrin wurde wieder roth,
Doch, ſich zu wehren, ſchien ihr noth.
„Das iſt ſehr ſeltſam!“ rief ſie aus.
„Ein bösgeſinnter Hexenmeiſter
Bezauberte mein Hühnerhaus;
Denn augenſcheinlich krähen Geiſter
Aus beiden Thieren frech heraus.
Was für Entſchluß iſt da zu faſſen?
Ich will die Hähne ſchlachten laſſen.
Auch muß, da dir durch Zauberliſt
Die Weisheit eingeblaſen iſt,
Die Hahnenſprache zu verſtehn,
Und ſchlimme Händel draus entſpringen,
Der nothgedrungne Schritt geſchehn,
Ins nächſte Tollhaus dich zu bringen.
Pack' ein, und zieh' freiwillig hin!
Mir graut vor ſolcher Dienerin!“

Erſchrocken, mit geſenktem Blick,
Zog ſich die Zofe ſtill zurück.

Am dritten Morgen ſprach die Herrin:
„Nun, biſt du noch nicht fort? du Närrin!
Hat dir wohl auch der weiſe Hahn
In letzter Nacht was kund gethan?“

„O ja!“ verſetzte die Befragte.
„Ich hörte deutlich, daß er ſagte:

Das Blümlein Merk, die Diſtel Melde,
Die wachſen beid' im Lebensfelde.
Pflück's Blümlein, laß die Diſtel ſtehn,
So wird's dir wohl auf Erden gehn.“ —

„Der weiße Hahn ſprach ſehr vernünftig!“
Entgegnete die Rittersfrau.
„Ich achtet' ihn bisher nur lau;
Mein Liebling aber ſey er künftig!
Und folgſt du ſeiner Lehre fein,
Werd' ich auch dir gewogen ſeyn.“

Das getaufte Käpplein*.

Der Krieg, der dreißig Jahre lang
Die blutige Geißel raſtlos ſchwang,
Zog endlich, wie jeder Sturm, vorbei:
Doch Deutſchland glich einer Wüſtenei.
Verödet hatten Schwert und Brand
Die Städtlein und das platte Land.
Die Kirchen waren zu Ställen geworden,
Die Pfarrer geflohn vor den wilden Horden.
Da ſprach ein Reichsfürſt, ein frommer Herr,
Zu ſeinem treuen Hofprediger:
„Herr Doktor, wir wollen dem Unfug ſteuern,
Die Kirchenordnung löblich erneuern;
Durchreiſet deßhalb mein ganzes Reich,
Und macht, was krumm iſt, wieder gleich!“

Der Gottesmann begab ſich ſofort,
Kraft dieſes Auftrags, von Ort zu Ort,
Und fand denn unter andern leider
In einem Städtchen einen Schneider,
Der, ohne Gelahrtheit und Beruf,
Sich eigenmächtig zum Pfarrer ſchuf.

---

[*] Eine von verſchiedenen brandenburgiſchen Geſchichtſchreibern erzählte Anekdote.

Er ſtand des Sonntags an heiliger Stelle
Und predigte tapfer von Himmel und Hölle;
Er mehrte durch Taufen der Chriſten Zahl,
Saß Beichte, vertheilte das Abendmahl,
Und nähte Herzen voll Liebesflammen
Auf ewig am Altare zuſammen.
Das alles, meint' er, ſey recht gethan;
Doch heftig fuhr ihn der Doktor an:
„Hat Euch die Sonne das Hirn verbrannt?
Was miſcht Ihr Euch in den geiſtlichen Stand?
Greift wieder nach Scheer' und Bügeleiſen,
Sonſt will ich den Weg aus der Kirch Euch weiſen!“

Den Meiſter wurmte dieſer Sturz,
Und er entſchloß ſich geſchwind und kurz,
Um nicht der Pfarre verluſtig zu gehn,
Sich landesfürſtlichen Schutz zu erflehn.
Der Leichtfuß lief nach der Reſidenz,
Gelangte bei Hofe zur Audienz,
Und hub gar bitterlich an zu klagen,
Daß man ihn wolle vom Amte jagen.

Man rief den Doktor, der Fürſt begann:
„Was habt Ihr gegen dieſen Mann?
Er klagt, Ihr wolltet Euch an ihm reiben,
Und ihn mit Schimpf von der Pfarre treiben.“

Der Doktor ſprach: „Das heiſcht meine Pflicht,
Denn nur ein Pfuſcher iſt dieſer Wicht,
Und in der heiligen Bibel ſteht:
Erniedrigt werde, wer ſelbſt ſich erhöht! —
Ja, ſtarrt mich nur an, Ihr windiger Schneider!
Ihr macht vielleicht erträgliche Kleider,

Doch eine Predigt iſt in der That
Ein anderes Werk als eine Naht!
Und ſind denn Menſchen Euresgleichen
Geübt in kirchlichen Gebräuchen?
Wie taufet Ihr zum Beiſpiel ein Kind?
Laßt uns doch ſehn, wie Ihr das beginnt!"

„Ich nehm's darin wohl mit Euch auf!"
Erwiederte ſpöttlich der Meiſter drauf.
„Bedenket aber hochgelehrt,
Daß zu der Tauf' ein Kind gehört."

„Hier!" — rief der Doktor, und warf friſch
Sein ſammtenes Käpplein auf den Tiſch:
„Für einen Pfarrer von Eurem Schlag
Ein ſolcher Täufling wohl gelten mag."

„Gut!" ſagte der Schalk: „Vor allen Dingen
Laßt aber nun auch Waſſer bringen!"
Und als ein Napf voll vor ihm ſtand,
Schöpft' er daraus mit hohler Hand,
Und während er zum Ueberfluß
Dem Käpplein ſpendete Guß auf Guß,
Sprach er dazu höchſt feierlich:
„Hofpredigers Käpplein, ich taufe dich,
Daß du ſollſt Käpplein heißen und bleiben,
Bis Alter und Motten dich zerſtäuben." —

Da lachte der Fürſt und zog gemach
Den Gottesgelehrten beiſeit und ſprach:
„Laßt ihn zufrieden! Er iſt kein Narr,
Und wohl geſcheidter als mancher Pfarr."

Ergebung.

Am Siechbett ihres Gatten,
Der in das Reich der Schatten
Bald abzureiſen fertig ſchien,
Lag Sara betend auf den Knien.
„Was iſt denn eben," frug der Kranke,
„Dein frommer, chriſtlicher Gedanke?" —
„Du biſt es," ſprach ſie, „theurer Mann!
Ich biete mich für Dich zum Todesopfer an,
Und Dir erfleh' ich friſches langes Leben." —
„Du Engel!" rief er aus: „Das hab' ich wohl gedacht!
Ei nun, wenn Dein Gebet die Sache richtig macht,
Ich, meines Theils, ich will mich drein ergeben."

Sankt Petrus und der Mönch.

Ein Mönch kam an des Himmels Thür
Und wollte ſich hinein begeben.
Sankt Petrus rief: „Was willſt du hier?
Du führteſt kein erbaulich Leben.
Wie wardeſt du ſo dick und breit?
Es läßt ſich klar daraus ermeſſen,
Daß du mehr Hühner haſt gegeſſen,
Als faſtend deinen Leib kaſteit.“

Der Mönch wies lachend ihm die Zähne
Und ſagte warnend und vertraut:
„Herr, ſprecht von Hühnern nicht ſo laut,
Sonſt krähn in meinem Bauch die Hähne!“

Flugs dachte Petrus an den Hahn,
Der nach des Herrn Verläugnung krähte,
Sah doch ergrimmt den Spötter an,
Der ſich ob ſeinem Einfall blähte,
Enteilte, roth bis über's Ohr,
Und warf ins Schloß des Himmels Thor.

Das Teufelsweib.

Das Teuflein Puk, im Reich der Hölle
Betraut mit einer Heitzerſtelle,
War einſt in ſeinem Dienſte laß.
„Hallunke!“ brüllte Satanas:
„Da ſchickte heut' der Tod, mein alter Kunde,
Mir einen Staatsmann zu, der zwanzig Jahr',
Mit Menſchenhaß, Verrath und Eigennutz im Bunde,
Ein wackrer Staatsverderber war,
Dem ſollteſt du die Hölle heitzen,
Und nicht mit Pech und Schwefel geizen;
Du ſchürteſt aber nicht die Gluth,
Wie ich's dir tauſendmal befohlen;
Sein' Excellenz ging wohlgemuth
Spazieren auf den todten Kohlen;
Und wie er immer Ränke ſpann,
Thät's ihm auch jetzt die Zeit verkürzen,
Daß er auf böſe Fündlein ſann,
Von meinem Throne mich zu ſtürzen.
Welch Unheil wäre bald geſchehn,
Weil du das Feuer nicht, wie ſich's gebührt, verſehn!
Drum ſey verbannt aus meinem ſchönen Reiche!
Schier dich hinauf zur kalten Oberwelt,
Und daß es dir unfehlbar übel gehe,
So tritt, in einen Mann verſtellt,
Dort in den heil'gen Stand der Ehe!

Zehn Jahre daure dieſer Bann!
Du kannſt indeſſen nach Belieben
Die ſchönſten Teufelei'n verüben;
Nur wandle dich kein Lüſtchen an,
Dich zeitiger zurückzuwenden,
Sonſt würg' ich dich mit eignen Händen!“

So donnerte der Höllenkönig,
Und Puk ergriff den Wanderſtab;
Wohin er aber ſich begab,
Sagt die Legende nicht, und es verſchlägt uns wenig
Kurz, er betrat ein Erdenland,
Und ſprach zu ſich: „Soll ich mich denn beweiben,
Kann ich kein armer Teufel bleiben!
Die Weiber lieben Flittertand
Und Naſchwerk und geſchmückte Zimmer.
Wie ſchaff' ich mir das nöth'ge Geld?
Wär' mir vielleicht das Glück im Felde hold?
Es iſt ja eben Krieg, wie immer!
Die armen Menſchen, die erſt ungefähr
Sechstauſend Jahr' auf Erden wandeln,
Wo nähmen ſie ſo früh die Weisheit her,
Einander menſchlich zu behandeln?
Sie morden ſich mit Luſt, und wer's am beſten kann,
Der iſt ein hochverehrter Mann. —
So will auch ich im Krieg mein Müthchen kühlen,
Will füllen meine leere Hand,
Und, ſtürmend durch des Feindes Land,
Ganz frank und frei den Teufel ſpielen.“

Er rückte bald darauf ins Feld
Und zeigte ſich in mancher Schlacht als Held.

Doch ſtand der Weg zum Plündern offen.
So fand er wider ſein Verhoffen,
Daß er in ſeiner Kriegsgefährten Schaar
Bei weitem nicht der ärgſte Teufel war;
Er ward von Vielen übertroffen.
Allein auch er kam reich zurück,
Und ſuchte nun ſein Heirathsglück.

Er hätte gern zu Tiſch und Bette
Ein hübſches junges Kind gefreit,
Doch leider hing an ihm die Klette
Der untilgbaren Häßlichkeit,
Und macht' ihn oft zum Stadtgeſpötte.
Sein angeſtammter Pferdefuß
Ließ ſich im Stiefel kaum verſtecken,
Und eine Naſe, die dem größten Recken
Zu groß geweſen wär', ſchuf ihm noch mehr Verdruß;
Denn naht' er ſich zu einem Kuß,
Hui! floh vor ihr die Mädchenwelt mit Schrecken.
Sein feuerrothes Haar und bübiſches Geſicht
Empfahl ihn überdieß auch nicht,
Und folglich konnten wohl der Jugend ſüße Trauben
Dem Fuchſe nicht erreichbar ſeyn;
Drum biß er in den ſauren Apfel ein,
Die älteſte der Jungfrau'n zu behauben.

Suſanne Hummel hieß das Bild,
An welches noch kein Mann ſich wagte.
Sie war vor grauer Zeit, als junges Ding, ſo wild,
Daß ihr es nicht, ein Weib zu ſeyn, behagte.
Sie hüllte ſich in Männertracht,
Verließ ihr Vaterhaus bei Nacht und Nebel.

Ward Reiter, flog von Schlacht zu Schlacht
Und kam mit blutgefärbtem Säbel
In ihre Vaterſtadt zurück.
Da hing an ihr des Volkes Blick
Mit unerſättlichem Vergnügen,
Als wär' ein Gott zur Erd' herabgeſtiegen.
Ein Schweif von Gaffern zog ihr nach;
Es ward bewundert, was ſie ſprach,
Und war's gleich nimmer von Bedeutung,
So druckte man's doch in die Zeitung.
Als Gypsbild, Holzſchnitt, Kupferſtich,
Bot man ſie feil an allen Ecken.
Die Dichterlinge quälten ſich,
Loblieder auf ſie auszuhecken.
Mehr aber war das Gold ihr werth,
Das aus den Händen reicher Leute
In ihre Taſche gleichſam ſchneite,
Um ihr zu gründen Haus und Herd.
Kurz, Suschen ward wie eine zweite
Jungfrau von Orleans verehrt.

Zwar lächelte bei dieſer Heldenfeier
Auch hie und da ein Sonderling,
Und ſagte: „Hol' ein Weib der Geier,
Das aus der Weiblichkeit ehrbaren Schranken ging'
Den Engeln ſoll das Weib an Sanftmuth gleichen,
Und wirthlich treu das Haus verſehn,
Nicht aber wild die Welt durchſtreichen,
Und mit des Todes blut'ger Senſe mäh'n."
Doch leiſe mußten das die Sonderlinge ſagen,
Sonſt hätte man ſie todt geſchlagen.

Allein des Weihrauchs ſüße Gluth,
Den man bisher der Heldin brannte,
Verrauchte bald, als ſie, was ſchicklich war, erkannte,
Und, nach beiſeit gelegtem Reiterhut,
Ihr lorbeerreiches Haupt in eine Haube bannte.
Veraltet, wie ein Kleiderſchnitt,
Kam ſie allmählig aus der Mode.
Kein Klinggedicht und keine Ode
Erzählte mehr, daß ſie im Felde ſtritt.
Auch wollte ſich kein Waghals finden,
Der Luſt empfand, ſich durch der Ehe Kitt
Mit dieſem weiblichen Dragoner zu verbinden.

So wurde Jungfer Suschen alt,
Verdrießlich, zänkiſch, ungeſtalt,
Und nicht erbaulich war ihr Wandel.
Sie nährte ſich mit Wucherei,
Betrieb bisweilen nebenbei
Auch einen ſtillen Mädchenhandel,
Und ihr gelang manch guter Schnitt,
Obgleich die Ehre Schiffbruch litt.

Puk hörte von der reichen Alten,
Und machte hurtig ſeinen Plan,
Um ihre goldne Hand als Freier anzuhalten.
Er that es, und ſie nahm den Sponſen freundlich an.
Das Ehebündniß ward vollzogen;
Doch ſchmählich fand er ſich, im Wahn
Sie zu betrügen, ſelbſt betrogen.

Er hatte die Bequemlichkeit im Sinn,
Sich auf die Bärenhaut zu ſtrecken,

Und ſeiner Frau erwucherten Gewinn
Gemach und vornehm zu verſchlecken;
Doch als er kaum den dritten Tag
Geruhig ſeines Leibes pflag,
Ward ſchon Frau Suſe wild und ſagte:
„Du wär'ſt ein Mann, der mich behagte!
Kein Eſel iſt ſo faul, wie du!
Auf! ſpalte Holz, trag' Waſſer zu!
Ich rathe dir, dich anzuſtrengen,
Sonſt werd' ich dir den Brodkorb höher hängen!“

„Was?“ — rief der Müßling: „Biſt du klug?
Ich, der die Waffen rühmlich trug,
Ich ſoll den Waſſereimer tragen?
Und mit der Hand, die unſre Feinde ſchlug,
Dein Küchenholz in Stücke ſchlagen? —
Herr und Gebieter iſt der Held!
Er kann ſich nicht zum Knecht entehren,
Und ſchuldig iſt die ganze Welt,
Ihn zu bedienen und zu nähren.“

„Ei!“ ſagte ſie, „nun reut mich's nicht,
Daß ich einſt ſelbſt das Kriegshandwerk getrieben.
So müſſen Dienſt- und Atzungspflicht
Denn auch an mir die Menſchen üben.
Das iſt ein Ding, das mir gefällt!
Was brauchen wir nach Brod zu ringen?
Wir warten ruhig, was die Welt
Uns wird auf unſre Tafel bringen.“ —

Drauf ging ſie mit Gelaſſenheit,
Und löſchte ſtill das Feuer auf dem Herde.
Es ward zum Mittageſſen Zeit;

Er lauerte mit Lüſternheit
Was Suschen ihm beſcheren werde:
Allein der Tiſch blieb ungedeckt.
Puk fühlte längſt ein Zwicken in dem Magen,
Und haſtig rief er: „Aufgetragen!
Doch etwas Gutes, das mir ſchmeckt!“

„Haſt du,“ verſetzte ſie, „ſchon unſern Stand vergeſſen,
Und unſern würdigen Entſchluß?
Ich warte ſelbſt begierig auf das Eſſen,
Das uns die Welt pflichtſchuldig liefern muß.
Geh, rufe mit Trompetenſchmettern
Und mit Gefluch von tauſend Donnerwettern,
Vom Thurm hinab: Mich hungert, Welt!“ –
Und wenn der Vielkopf dann nicht unſern Tiſch beſtellt,
So greifen wir zum Schwert, und laſſen uns nicht hindern,
Die ganze Stadt rein auszuplündern.“

Erbittert über dieſen Hohn,
Sprang Puk von ſeinem weichen Thron,
Und warf ihr ſeine Troddelmütze
Mit harten Worten an den Kopf.
Sie brauchte ſchnell zum Wehrgeſchütze
Den nächſten ſchwarz berußten Topf,
Ergriff den Herrn Gemahl beim Schopf,
Und rief: „Du mußt, ob deinen groben Sitten,
Mich knieend um Verzeihung bitten.“

Er ſchrie: „Laß los, du Rauferin!
Du biſt die böſeſte der Weiber ohne Zweifel,
Doch weißt du, Drache, wer ich bin?
Erſchrick vor mir! – ich bin der Teufel! –

Er ſtreckte zum Beweis — auch wohl um Furcht und Graus
Und Unterwerfung zu erzielen —
Die Flammenzunge weit heraus,
Und ließ ein Feuerwerk aus ſeinen Augen ſpielen.
Doch lachend ſprach ſie: „Ei, der Daus!“
Erfaßte die, als tapfrer Kämpe
Vormals geſchwungne Reiterplämpe,
Und trieb den Teufel damit aus.
Er floh und ächzte tief: „Hier ging's mir widerwärtig!
Mit böſen Weibern wird der Teufel ſelbſt nicht fertig!“

Fort wandernd kam er müd' und matt
Um Mitternacht in eine große Stadt.
Er tappte durch der Straßen Irrgewinde,
Um zu erſpähn, wo ſich ein Gaſthof finde;
Da klang ihm dumpf ein Zauberſpruch ins Ohr,
Womit ein Mann, bei düſtrer Lampenhelle
Den Teufel feierlich beſchwor,
Daß er ſich in Perſon geſtelle.
Sieh, dachte Puk, da komm ich eben recht!
Doch, wenn er Geld verlangt, beſteh' ich ſchlecht —

Gepreßt ins Leiblein einer Mücke,
Durchflog er eine Fenſterlücke,
Und ſah jetzt einen alten Mann
Mit ſchwarzem Mantel, ſpaniſcher Perücke,
Und andrem Feſtſchmuck angethan,
Als wollt' er ſeinen Gaſt nach Standsgebühr empfahn.
Puk gab ſich im Gemach, um ihn nicht zu erſchrecken,
Die Ziergeſtalt von einem alten Gecken,
Verbeugte ſich am Zauberkreiſe tief,
Und ſprach: „Ich bin's, den deine Stimme rief.“

„Willkommen!“ ſagte Jener: „Sehr willkommen!
Ich bin der Doktor Scapularius,
Der, weil man ihm ſein Brod als Arzt genommen,
Mit dir in Bündniß treten muß.
Ein Milchbart, kaum dem Ei der hohen Schul' entkrochen,
Ein Laffe, der nur erſt den Doktorhut gewann,
Hat mich in allen Häuſern ausgeſtochen,
Und man vertraut mir keinen Hund mehr an.
Jung, ſchön und zärtlich wie ein Tauber,
Und immer wie ein Bräutigam geſchmückt,
Hat er mit buhleriſchem Zauber
Der Weiblein Aug und Herz beſtrickt.
Sie ſtellen ſich oft krank, um ihn am Bett zu haben
Und wenn die weiche Hand des Knaben
Mit Zartheit ihren Puls befaßt,
So ſchlägt er gleich mit fieberlicher Haſt.
Zur Heilung ſolcher Liebeskranken
Die trefflich ihm gelingt, bin ich zu alt:
Drum räum' ich, da ſein Ruhm die Stadt durchſchallt,
Und alle meine Kunden von mir wanken,
Dem Frauenliebling ganz das Feld.
Allein zum Müßiggehn bedarf ich Geld,
Und will deßhalb, zu Hebung aller Sorgen,
Von dir ein Kapital auf meine Seele borgen.“

„Herr!“ ſagte Puk, „das Unterpfand iſt gut.
Doch bin ich leider nicht bei Kaſſe.
Verliert indeſſen nicht den Muth,
Und ſtoßt nicht gleich den Boden aus dem Faſſe.
Was gilt's, ich ziehe doch den Karren aus dem Koth,
Und ſchaff' Euch wieder Ehr' und Brod.
Ich will in reiche Frauen fahren.

Und kommt ihr Leibarzt angerannt,
So leit' ich der Beſeſſnen Hand
Nach ſeinen ſchön gelockten Haaren
Und zauſe, wie ein grimmes Thier,
Bis ihm die Augen übergehen,
Und er mit Scham bekennt, daß hier
Die Ochſen an dem Berge ſtehen.
Nun muß man Euch, da er nicht helfen kann,
Gern oder ungern eilig holen.
Ihr kommt, ſprecht einen Geiſterbann,
Und kaum hat Euer Mund befohlen:
Fahr' aus, du Geiſt! ſo fahr' ich aus.
Da jubelt' drob das ganze Haus,
Und man belohnet Euch mit vollen Händen.
Wir treiben dann, bald hier, bald dort,
Das Gaukelſpielchen weiter fort,
Und ſo muß ſich das Blatt zu Eurem Vortheil wenden.
Allein da ich ein armer Teufel bin,
Beding' ich mir die Hälfte vom Gewinn.
Doch Eure Seele will ich gern entbehren;
Sie iſt zu mager, mich zu nähren.“

„Hm!“ ſprach der Arzt, „ein ſonderbarer Grund!
Im Ganzen aber iſt dein Vorſchlag gar nicht übel,
Und abgeſchloſſen ſey der Bund!
Am Markte ſteht ein Haus mit hohem Marmorgiebel,
Und ob der Thür das Glück auf ſeinem goldnen Rund.
Da wohnt ein reiches Weib von mehr als vierzig Jahren.
Doch wie ein Dirnlein noch verliebt.
Die Närrin iſt es werth, in ſie zuerſt zu fahren,
Weil ſie dem Wicht verſtohlen Küſſe gibt,

Und du wirſt dich als Freund mir herrlich offenbaren,
Wenn ſie ſich nun an ihm in Backenſtreichen übt.“

*

Die Teufel ſehn im Finſtern, wie die Eulen;
Puk fand daher das Haus bei Nacht,
Und ſchnell war ſeine Fahrt gemacht.
Die Frau begann zu toben und zu heulen,
Sprach freche Worte, ſonder Zucht und Scham,
Vertheilte Naſenſtüber, Püff und Beulen,
Und ward durch nichts, was man verſuchte, zahm.
Man rief den jungen Leibarzt, und er kam
Mit ſüßer Freundlichkeit, als wollt' er Lieb' erklären
Er dachte dünkelvoll den alten Spruch:
„Ich kam, ich ſah, ich ſiegte!“ zu bewähren.
Doch die Beſeſſne fuhr mit einem Fluch,
Stracks auf ihn los, zerzauſte ſeine Locken,
Ohrfeigt' ihn links und rechts, und läutete dabei
Mit allen Schimpf- und Läſterglocken.
Er ſtand betäubt und floh erſchrocken,
Verfolgt von ihrem Hohngeſchrei.

Jetzt lief in höchſter Angſt ein Bote
Zum Dokter Scapularius,
Und er erſchien mit einem finſtern Gruß;
Sobald jedoch ſein Bann den böſen Feind bedrohte,
Flog plötzlich aus der Kranken Mund
Ein ſchwarzer Käfer, und ſie war geſund.
O, wie ſie jetzt, nicht ahnend ſeine Ränke,
Den Geiſterbanner lobt' und pries!
Auch gab ſie ihm ſo reichliche Geſchenke,
Daß er mit guter Laune ſie verließ.

Er theilte mit dem Spießgeſellen;
Doch als das Trugſpiel weiter ging,
Und er des Goldes mehr empfing,
Blies ihm der Geiz ins Ohr, den ſchwarzen Freund zu prellen
Da warf er hin, was ihm gefiel;
Es war oft nur ein Pappenſtiel.
Puk aber rümpfte drob den Schnabel,
Und ſagte: „Herr, Ihr theilt nicht gleich!
Pfui! ſpielet nicht den Löwen in der Fabel!
Sonſt ſtraft Euch bald ein ſchlimmer Streich,
Und Ihr verliert den Biſſen von der Gabel!“
Doch Scapularius war taub,
Und theilte ferder, wie der Leu den Raub.

Entſchloſſen, ſich darob zu rächen,
Fuhr Puk in eine hohe Frau.
Der Doktor kam, den Bann zu ſprechen;
Doch Jener rief: „Ha! dein Geſchwätz iſt flau!
Du Schelm ſollſt hier kein Geld erfiſchen,
Zahlſt du nicht erſt die alte Schuld.
Die Karte für dein Spiel zu miſchen,
Verlor ich endlich die Geduld.
Befriedige mich auf der Stelle,
Sonſt fahren wir zuſammen in die Hölle!“
Mit dieſen Worten ſchoß das kranke Weib,
Wie Sturm und Blitz, dem Doktor auf den Leib.
Er fand für gut, bei ſo geſtalten Sachen,
Sich eilend aus dem Staub zu machen.

Nach einer Stunde trat und ſprach
Die Kammerzofe zu der Kranken:

„Wir müſſen uns im Vorgemach
Mit einer alten Hexe zanken.
Sie ſchreit und ſagt: ihr Ehemann,
Mit Namen Puk, ſey ihr entwichen.
Sie habe nach dem Urian
Bereits das halbe Land durchſtrichen,
Und mit Gewißheit nun entdeckt,
Er halte ſich bei uns verſteckt. —
Sie will durch alle Thüren brechen,
Will ihn, wo ſie ihn trifft, erſtechen,
Und hat, als ging es in die Schlacht,
Ein Schwert dazu ſchon mitgebracht.“

Die Zofe ſprach noch von der Sache,
Als an der Thür ein Lärm entſtand.
Ein weiblicher, verkappter Drache
Durchſtürzte ſie, ein Schlachtſchwert in der Hand,
Und ſchrie mit fürchterlicher Stimme:
„Wo iſt der Schuft? Ich opfr' ihn meinem Grimme!“

Kaum polterte das Ungethüm herein,
Huſch! flog aus der Beſeſſnen Munde
Ein kleines, ſchwarzes Käferlein.
„Ha!“ rief die Furie, „das iſt der ſchlimme Kunde!“
Und hieb nach ihm mit blankem Schwert.
Dem Käfer aber ſchien ſein Leben äußerſt werth.
Er brach ſich, daß es ihm unangetaſtet bleibe,
Den Weg der Flucht durch eine Fenſterſcheibe.

Nun zog das wilde Weib die Kappe vom Geſicht,
Und Scapularius ſtand da mit lautem Lachen.
Ihm gab einſt Puk, der ſchwache Wicht,

Von ſeiner Ehenoth Bericht,
Und davon wußte jetzt der Arzt Gebrauch zu machen.
Der dumme Teufel floh, obwohl verbannt, ſogleich
Hals über Kopf zurück ins Höllenreich.
Er wollte lieber dort in ſeines Meiſters Krallen,
Als in die Hand des böſen Weibes fallen.

Junker Ohnebart.

Zur Tafel lud ein General
Zehn oder zwanzig Kriegsgefährten.
Die Herren prangten allzumal
Mit langen Schnurr- und Knebelbärten.
Sein Söhnchen, das, fünf Jahr' erſt alt,
Schon als ein kluges Männchen galt,
Erkor ſich einen Stuhl am Tiſche.
Doch Vater ſprach: „Es hat nicht Art,
Daß ſo ein Junker Ohnebart
Sich unter bärt'ge Männer miſche.“

Verdrießlich ging der kleine Mann,
Mit träger Langſamkeit der Schnecke,
Zum Kindertiſchlein in der Ecke;
Und als er hier ſein Mahl begann,
Erſchien der Kater, der gelitten
Im Hauſe war, mit leiſen Schritten,
Um ſich bei ihm zu Gaſt zu bitten.
„Fort,“ ſagte Fritz, „laß mich in Ruh!
Sonſt werd' ich in den Stall dich ſperren.
Geh, ſpeiſe dort mit jenen Herren;
Dein Bart iſt lang genug dazu!“

Das Mährchen vom König Luthbert.

Hört eine alte Wundergeſchichte,
Die ich zur Lehr' und Warnung berichte,
Weil mancher hartgeſinnte Mann
Sich trefflich daran ſpiegeln kann.

Vor Alters beherrſchte Leut' und Land
Ein mächtiger König, Luthbert genannt.
Dem ward's zur Sommerzeit einmal
Zu heiß in ſeinem goldenen Saal,
Weßhalb er in einen Garten ging,
Wo ein von Marmel umwölbter Spring
Ihm oft, wenn Sonnengluth ihn plagte,
Als ſtärkendes Kühlbad wohl behagte.
Und als er kam an dieſen Ort,
Flugs ſchickt' er ſeine Diener fort,
Befehlend, ſeines Rufs im Garten
Nach kurzer Weile zu gewarten.
Er tauchte ſich hierauf ins Bad,
Und mit erfriſchten Gliedern trat
Er wieder heraus, und ſucht' am Rand
Des Marmorbeckens ſein Gewand.
Es war verſchwunden ſammt Hut und Degen,
Und an der Stelle, wo es gelegen,
Lag jetzt ein altes Bettlerkleid,
Aus hundert Lappen zuſammengereiht.

Als Luthbert dieſe Beſcherung ſah,
Begriff er nicht, wie das geſchah.
Er rief den Dienern, rief zehnmal von neuen,
Und nimmer kamen die lieben Getreuen.
Sein Zuſtand war doch ganz verrackt!
Da ſtand er frierend und ſplitternackt,
Und ſah kein anderes Deckungsmittel
Als jenen groben, ſcheckigen Kittel.
Doch dieſes häßliche Feigenblatt
Zwang ſie, die Rieſenkräfte hat,
Die eiſerne Noth, ihm endlich auf,
Und ſo ging raſch zur Burg ſein Lauf.

„Zurück!“ rief donnernd die Wacht am Thor,
Und hielt die Hellebarden ihm vor.
„Seyd ruhig!“ ſprach er: „Ich bin der König!“
Drob lachten die Trabanten nicht wenig
Und ſchnoben ihn an: „Verrückter Wicht!
Scherzreden und Lumpen paſſen nicht.
Der König ging eben durch dieſe Pforte,
Und hätt' er gehört deine Frevelworte,
Das würde dir ſchlecht bekommen, du Wurm!
Man ſperrte ſtracks dich in den Thurm!“

„Der wartet auf euch,“ rief Luthbert wild:
„Wenn euch mein Wort und Befehl nichts gilt!
Was macht ihr ſolch Geplärr und Geſperr?
Ich bin der König, euer Herr!
Ihr ſeht doch, ich habe mich blos vermummt;
Drum zieht die Speere zurück und verſtummt!“

Die Leibwächter aber verſtummten nicht.
Sie läugneten ihm ins Angeſicht,

Daß er ihr Herr und Gebieter ſey,
Und drohten mit den Spießen dabei.
Darüber lief viel Volk zu Hauf,
Und alle zogen ihn ſpöttiſch auf.
Am Ende kam aus der Burg ein Schranz:
„Was iſt denn hier für ein Betteltanz?
Der König hat's am Fenſter gehört,
Daß Ihr Euch gegen die Wach' empört,
Und gar ſo aberwitzig tollt,
Daß Ihr ihn ſelbſt vorſtellen wollt.
Er ſtaunet über dieß Erfrechen
Und ſendet mich, er will Euch ſprechen.“

Luthberten däuchte dieß ein Traum;
Doch hielt er ſeine Zung' im Zaum,
Und ließ, verhöhnt von allen Seiten,
Gefangen in die Burg ſich leiten.
Man führt' ihn in den goldenen Saal,
Wo er beim ſchäumenden Pokal
Noch vor zwei Stunden fröhlich ſaß
Und ſich, ein Gott zu ſeyn, vermaß.
Hier waltete jetzt auf ſeinem Throne,
Geſchmückt mit Purpur und Scepter und Krone,
Ein fremder Gaſt, der ihm auf's Haar
An Geſtalt und Bildung ähnlich war,
Und thät, von Höflingen umgeben,
Die Stimme zorniglich erheben:
„Wer biſt du, der in Bettlertracht
Auf Kron' und Scepter Anſpruch macht?“

„Ich bin der König! Dieß iſt mein Reich!“
Rief Luthbert, einem Beſeſſenen gleich.

„Herab vom Throne, du Truggeſtalt,
Und beuge dich vor meiner Gewalt!“

Der Throner lächelte gelaſſen
Und ſprach: „Du ſcheinſt dein Leben zu haſſen,
Denn wer ſo frech mit Königen ſpricht,
Der bahnt ſich den Weg zum Hochgericht.
Doch ſcheint mir dein Verſtand geſchwächt,
Und drum ergehe Gnade für Recht!
Ich will dich blos aus der Stadt verweiſen,
Und ungehindert kannſt du reiſen
Durch Wälder und Felder, wohin du willt.
Nur hüte dich, weil es dein Leben gilt,
Dich wieder in meine Thronſtadt zu wagen,
Sonſt hat dein letztes Stündlein geſchlagen!“

Luthbert, der jetzt alle Faſſung verlor,
Sprang wüthend die Stufen des Throns empor,
Und wollte den Afterkönig faſſen;
Doch, wie vom Hetzſtrick losgelaſſen,
Die Meute der Hunde das Wild überfällt,
Und rechts und links es packt und hält,
So ſtürzten die Schranzen, klein und groß,
Schnell auf den Bettelprinzen los,
Und nahmen ihn in feſte Hand,
Obwohl darunter manch ſüßer Fant,
Der ſich wie ein Weiblein ſchmückt' und zierte,
Die alten Fetzen mit Grauen berührte.
Dem Häftling blieb nur die Zunge frei,
Und er gebrauchte ſie ohne Scheu.
Drum drehte man noch, wie einen Spund,
Ein Tuch ihm in den Läſtermund.

Und ſo ward er, vom Pöbel verlacht,
Zur Stadt hinaus von Schergen gebracht.

Er kam darüber faſt von Sinnen.
Was ſollt' er in ſeinem Elend beginnen?
Schon plagte brennender Durſt ihn ſehr
Und ſeine Taſchen waren leer.
Sonſt war ihm der beſte Wein zu ſchlecht
Und oft erklärt' er's für ungerecht,
Daß die Natur nicht zu ſeinem Genieß,
Noch edlere Trauben wachſen ließ:
Jetzt aber mußt' er ſich bequemen,
Zum Bache ſeine Zuflucht zu nehmen.
Er ſchöpfte daraus mit hohler Hand,
Und als er ſo am Rinnſaal ſtand,
Beſchaut' er im Spiegel der Fluth ſein Geſicht
Und kannte mit Schrecken ſich ſelber nicht.
Er hatte gealtert um zwanzig Jahre,
Geſilbert war das Braun ſeiner Haare,
Gebeugt und gebrochen des Wuchſes Rohr,
Und ſtrebte nicht mehr, wie vormals, empor.
Daraus ergab ſich deutlich und klar,
Was eigentlich die Urſach war,
Daß ihn, den aus ſich ſelbſt Verbannten,
Die Wachen und Diener nicht mehr kannten.
Und ſo verſchwand auch die Möglichkeit
Im Laufe ſeiner Verzauberungszeit
Sich ihnen als ihr Herrſcher zu zeigen,
Und wiederum den Thron zu beſteigen.

Wie theuer war jetzt guter Rath!
Er, der ſein Leben lang nichts that,
Als Eſſen, Trinken, Spielen, Schlafen,

Krieg führen, Placken, Befehlen und Strafen,
Und weiter keine Kunſt verſtand,
Er mußte nothhaft ſein eigenes Land
Von Haus zu Haus als Bettler durchwanken,
Und ſich für ein Stücklein Brod bedanken.

In dieſer kümmerlichen Zeit
Erfuhr er einſt, daß ſich unweit
Ein frommer Waldeinſiedler befinde,
Der die verborgenſten Ding' ergründe,
Weßwegen ſeine Wüſtenei
Ein ſtark beſuchtes Orakel ſey.
Das hörte Luthbert freudig an,
Und eilte zu dem Wundermann,
Um ſich, was er nicht konnte faſſen,
Von ſeiner Weisheit enträthſeln zu laſſen.

In einem Hüttchen mit Moos gedeckt,
Und tief in des Waldes Nacht verſteckt,
Empfing ihn ernſt und kalt ein Greis,
Der, langbebartet und ſchwanenweiß,
Vor einem Todtenſchädel ſaß,
Und ſeine Planetentafel las.
„Ich bin,“ begann der Ankömmling,
„Ein armer Mann, dem's ſchlimm erging.
Mich warf ein Donnerſchlag des Geſchicks
Vom höchſten Gipfel des Erdenglücks
In einen bodenloſen See
Von Schmach, Verachtung, Jammer und Weh.“

„O!“ ſagte der Klausner: „Ihr könnt es ſparen,
Mir dieſe Geſchichte zu offenbaren,
Ich weiß von ſelbſt ſchon, wer Ihr ſeyd,
Und kenne gründlich Euer Leid;

Auch weiß ich Euren Wunſch und Willen,
Des Schickſals Gang Euch zu enthüllen.
Kehrt denn zuvörderſt einen Blick
Auf Eure Lebensbahn zurück!
Schaut, wie alldort, als Höllenfrucht
Von Eurer wilden Eroberungsſucht,
Ein grauſes Meer von Blut entſprang,
Und Eures Landes Wohl verſchlang.
Wie raſend führten Eure Fahnen
Die blühenden Söhne der Unterthanen,
Der alten Väter Troſt und Stab,
Hinab ins unerſättliche Grab.
Und Eures Volkes Ueberreſt,
Von grimmer Tyrannei gepreßt,
Und ausgeſogen bis auf's Blut,
Verlor des Lebens heitern Muth,
Und jeder wünſchte, lieber zu ſterben,
Als unter langſamer Qual zu verderben.
So war't Ihr für das arme Land,
Das unter Eurem Scepter ſtand,
Ein nie verſiegender Unheilsborn,
Und dachtet nimmer an Gottes Zorn.
Ihr dünktet Euch ſelbſt der höchſte Gott,
Triebt über alles Heilige Spott,
Und die, ſo der Mißbrauch Eurer Macht
Um alle Güter des Glücks gebracht,
Die nanntet Ihr mit frechem Munde
Unnützes Gewürm und hungrige Hunde.
Da ſah der König der Könige drein;
Er wollte der Armuth Rächer ſeyn,
Und Euch, entrückt Euren fürſtlichen Schätzen,
Tief in die Reihe der Bettler verſetzen.

Auf daß Ihr empfändet, was das heißt,
Wenn Noth und Elend das Herz zerreißt.
Drum gingt Ihr als König ins Badehaus,
Und als ein Bettler wieder heraus.
Ein Bote Gottes, vom Himmel geſandt,
Entnahm Euch leiſe Geſtalt und Gewand,
Beſtieg an Eurer Stelle den Thron,
Und weicht und wankt nicht eher davon,
Bis abgebüßt Eure Verbrechen ſind,
Und Ihr durch Reue Vergebung gewinnt." —

Da weinte Luthbert bitterlich,
Und ſagte: „Heiliger, bete für mich!
Ich habe lang und ſchwer gebüßt,
Und ſieh, wie die Thräne der Reue fließt!
O, möchte Gott ſich mein erbarmen!
Ich will hinfort ein Vater der Armen,
Und für und für, von Unthaten rein,
Ein treuer Statthalter Gottes ſeyn." —

„Geht," ſprach der Klausner, „vor die Thür!
Hat Gott Euch vergeben, ſo werdet Ihr
Daſelbſt ein Gnadenzeichen finden,
Das wird Euch neues Glück verkünden."

Und Luthbert ging mit zagender Bruſt;
Doch ſchnell ergriff ihn Staunen und Luſt,
Als er ſein getigertes Leibroß fand,
Das draußen gezäumt und geſattelt ſtand,
Und mit wiederholtem Gewieher ihn
Zum Aufſchwung einzuladen ſchien.
Auch trug's ein Felleiſen auf dem Rücken,
Gefüllt mit all' den Kleidungsſtücken.

Die er drei oder vier Monden zuvor
So wunderſam im Bade verlor.
„Seht," ſagte der Greis, „Gott iſt verſöhnt!
Ihr werdet wieder von ihm gekrönt.
Bekleidet Euch mit dem Purpurgewande,
Und reitet zurück nach Eurem Lande;
Erkennet aber Gottes Huld,
Und fallet nicht in neue Schuld!" —

Geſchmückt und verjüngt ſtieg Luthbert auf's Roß,
Und raſch entflog es mit ihm in ſein Schloß.
Der Engelkönig war verſchwunden,
Und ihn empfing man, als wär' er vor Stunden
Spazieren geritten über Feld,
Und hätte ſich jetzt wieder eingeſtellt.
Doch wie er förder ſich benahm,
Ob er gebeſſert wieder kam,
Darüber gab die alte Legende
Uns keine Nachricht in die Hände.

Das Gold und der Hut.

Gold lag in einem Eiſenkaſten,
Auf dieſem des Beſitzers Hut.
„Gedenkſt du, Filz, auf mir zu raſten?"
Rief bald der Eiſerne mit Wuth.
„Hinweg! damit der Gott der Erde,
Der in mir wohnt, nicht zornig werde!"

„Gemach, Freund Kaſten!" ſprach der Hut,
„Der großen Worte muß ich lachen.
Ich thue, was dein Inſaß thut:
Er pflegt viel Freunde ſich zu machen,
Und das verſteh' ich auch recht gut.
Bin ich vom Haupte tief geflogen,
Iſt der Begrüßte mir gewogen;
Denn wer ſich vor dem Stolze bückt
Auf Straß' und Markt, vor tauſend Leuten,
Der rechne drauf, daß ihm es glückt,
Des Strotzers Liebe zu erbeuten."

Durch dieſe Rede hart verletzt,
Begann hochſelbſt der Mammon jetzt
Die Stimm' im Kaſten zu erbeben:
„Wie dumm du ſprichſt, du armer Tropf!
So winden Schlucker ſich durch's Leben.
Der Reiche lüftet kaum den Kopf,
Und doch iſt Jeder ihm ergeben."

„Vollkommen wahr, mein Abgott!“ rief
Der Mammonsknecht im Nebenzimmer.
„Vor Zeiten bückt' ich ſelbſt mich tief,
Nun aber, nun geſchieht es nimmer.
Was denkt der Filz dir gleich zu ſeyn?
Das iſt ein unverſchämter Dünkel!“
So trat er ins Gemach herein,
Und warf den Hut in einen Winkel.

*

Den Freund voll reiner Herzensgluth
Erwerben weder Geld noch Hut:
Dem Unwerth aber iſt es eigen,
Sich als verdienſtlich gern zu zeigen.

Die Spende.

Ein Geiziger, der alles nahm,
Was ihm umſonſt zu Händen kam,
Ließ Eis in ſeine Grube fahren;
Doch da nie Gäſte bei ihm waren,
Verbraucht' er von dem Eis kein Loth.
Allein beim nächſten Froſt gebot
Er dennoch wieder: „Kaſpar, geh
Und hole friſches Eis vom See!“

„Eis holen?“ — fiel der Hausknecht ein.
„Das wird wohl nicht vonnöthen ſeyn.
Die Grub' iſt noch vom alten voll;
Sagt, was ich damit machen ſoll?“

Der Herr ſann ſchweigend auf Beſcheid,
Es that ihm um den Vorrath leid;
Doch fühlt er ſchnell ſein Herz erwarmen,
Und gütig ſprach er: „Gib's den Armen!“

Die beiden Töpfe.

Ein großer Topf von Eiſen ſtand
Auf ſeinem Herde ſtill, wie in Gedanken.
Ein neuer irdner Topf, ein naſeweiſer Fant,
Begann, kaum angelangt, zu zanken.
„Platz!“ rief er, „Platz, du ſchwarzes Nachtgeſpenſt!
Dein Felſentrotz iſt mir ein Zeichen,
Daß du noch nicht den heut'gen Weltlauf kennſt:
Das Alter muß der Jugend weichen!“

Der Alte ſprach: „Mit nichten, junger Wicht!
Des Herdes Haupt bin ich, und will es bleiben.
Gefällt dir deine Stelle nicht,
So wag's, von meiner mich zu treiben!“

Da hob ſich wild der Erdenkloß,
Rief tapfer: „Siegen oder ſterben!“
Fuhr auf den ehrnen Rieſen los
Und fiel beim erſten Stoß in Scherben.

Der Hageſtolz.

Der Ritter Frank, ein alter Zecher,
Saß wohlgemuth beim vollen Becher,
Durchdachte ſeinen Lebenslauf,
Und that ſich viel zu gut darauf,
Daß ihn, wie toll er's auch begonnte,
Kein finſtrer Hausgeiſt ſchelten konnte,
Weil er, bei ſchon ergrautem Haar,
Noch frei vom Band der Ehe war.
„Und lebenslang will ichs auch bleiben!“
Schrie er laut auf, und paukte friſch
Mit beiden Händen auf den Tiſch.
„Ich wär' ein Thor, mich zu beweiben!
O, hätte mich die heil'ge Klammer
Gebunden an ein böſes Weib,
Ich wäre krank an Seel' und Leib,
Und wohl verſchlief' ich Kreuz und Jammer
Verlängſt ſchon in des Todes Kammer.“

Jetzt trat ſein Diener ins Gemach,
Rieb ängſtiglich die Händ' und ſprach:
„Geſtrenger Herr, ich muß berichten —
Doch werdet mir darob nicht wild!
Da draußen ſteht ein Engelsbild,
Wie's wohl kein Maler könnt' erdichten.

Ein Mägdlein, ſechzehn Jahre kaum
Und blühend wie ein Roſenbaum.
Das Kind will mit beſcheidnen Sitten
Um einen Ritterdienſt Euch bitten.“

„Hei! was ſich ſolche Dirn' erfrecht!“
Rief Frank: „Ich bin kein Frauenknecht!
Sie hat wohl Zwiſt mit jungen Wichten,
Und ich ſoll ihre Händel ſchlichten?
Da wär' ich wohl ein großer Thor!
Doch ſie zu ſchelten, laß ſie vor!“

Demüthig, ohne Glanz und Flitter,
Trat vor den rauhen Eiſenmann
Das zarte Fräulein und begann
Mit leiſem Ton: „Erlaubt, Herr Ritter — —“
„Schweig!“ donnerte das Ungewitter:
„Kein guter Engel führt Dich her;
Ich bin für Dein Geſchlecht ein Bär,
Und ich und meine Ritterwaffen
Sind für Euch Schlangen nicht geſchaffen.
Heb Dich hinweg und komm mir nicht
Je wieder vor mein Angeſicht!“

Die ſchöne Jungfrau ſtand mit Zagen
Und wollte noch ein Wörtchen wagen;
Da ſprang er auf mit Zorngebraus
Und drängte ſie zur Thür hinaus.

Von Reue fühlt' er keinen Funken,
Als er die rohe That vollbracht,
Und war, im braunen Arm der Nacht,

Auf ſeinem Lager, leidlich trunken,
In einen tiefen Schlaf geſunken:
Da ſtand die ausgeſtoßne Maid,
Mit tauſendfacher Lieblichkeit,
Als Traumgebild vor ſeinem Bette.
Jetzt war ſein Auge klar und hell;
Ihr Liebeszauber legte ſchnell
Den Bären gleichſam an die Kette.
Bereuend Grobheit und Gehöhn,
Womit er ſie zuvor empfangen,
Fand ſie der Unhold engelſchön,
Und glühend nach den ſüßen Wangen,
Wollt' er das Himmelskind umfangen;
Doch nichtig griffen Arm und Hand
In hohle Luft — das Bild verſchwand.

Voll Aerger, daß es ihm entgangen,
Fuhr er im Bette wach empor,
Sprang aus den Federn flink hervor,
Und rief mit Eil' und Haſt dem Knappen:
„Auf! ſattle mir geſchwind den Rappen!“
Und noch im düſtern Morgengrau
Durchflog er ſchon den nahen Gau.
Er lechzte nach dem ſchönen Kinde,
Und wollte ſuchen, wo er's finde.

Die Morgenröthe führt' ihn bald
An einen jungen blüh'nden Wald.
Ein Feld, wo ſonſt nur Fichten ſtarrten,
Die kahl und dürr im Winde knarrten,
Bedeckte jetzt ein Roſenhain.
Herr Frank umritt den Wundergarten,

Und offen lud ein Thor ihn ein.
Hier war nach allem Außenſchein
Ein Abenteuer zu erwarten.
Und traun! mit lieblichem Geſang
Ging drin die Huldin auf und nieder,
Die unſern Hageſtolz bezwang;
Doch, hörend ſeines Roſſes Gang,
Durchbebte Schrecken ihre Glieder.
Sie floh beſtürzt ihr Luſtrevier,
Flog in ein Haus und ſchloß die Thür.

Den Sporn in ſeines Gaules Flanken,
Verfolgte ſie der Paladin.
Du ſollſt mir, dacht' er, nicht entfliehn;
Nun hab' ich Dich in feſten Schranken!
Er ſprang vom Roſſe, ſchlang den Zaum
Um einen nachbarlichen Baum,
Und that ans Pförtlein ſanfte Schläge;
Da wurden ſchnell im innern Raum
Gewalt'ge Holzpantoffeln rege.
Es ſchlarft' und brummt' und krächzt' heran,
Die kleine Thür ward aufgethan,
Doch leider nicht von ſchönen Händen.
Ein Urbild alter Häßlichkeit
Stand auf der Schwelle trotzig breit,
Mit Augen, gleichend Feuerbränden.
Das grauſe Weib beſchaute ſtarr
Vom Kopfe bis zum Fuß den Ritter,
Und ſagte dann ein wenig bitter:
„Was willſt du hier, du alter Narr?“

„Ho! ho! liebwertheſte Matrone!“
Verſetzte Frank: „Ihr fragt nicht fein!
Spräch' mir ein Mann in dieſem Tone,
So ſchlüg' ich mit dem Schwerte drein.
Allein die Damen läßt man ſchelten
Und freut ſich deß ſogar nicht ſelten.
Drum bitt' auch ich mit Höflichkeit:
Führt mich geneigt zur jungen Maid,
Die vorhin unter Roſen hüpfte
Und jetzt in dieſes Landhaus ſchlüpfte.“

„Ihr redet,“ ſprach ſie, „wunderlich!
Ich wankte nicht aus meiner Klauſe,
Und weiter wohnt in dieſem Hauſe
Kein andres Jungfräulein als ich.
Doch was bewegt Euch zu der Frage
Nach einer hübſchen jungen Maid,
Da Ihr nach allgemeiner Sage
Ein grimmer Feind der Frauen ſeyd?“

„Ich war's, und fühle Reu' und Leid;“
Sprach Frank: „Das Eis des Hageſtolzen
Hat ſchnell ein Feuerblick geſchmolzen.
Ich ſuche nun das Kind, wie toll,
Das meine Hausfrau werden ſoll.“

„Schweigt,“ ſagte ſie, „von jener Dirne!
Dieß Dunſtgebild der Phantaſei
Wohnt nirgend als in Eurem Hirne!
Doch daß Ihr Eure Frauenſcheu,
Womit Ihr Euch bisher gebrüſtet,
Bezwangt und Euch zur Ehe rüſtet,
Iſt mir ſo angenehm als neu.

Dort hinter jenen Bergen rauſchet
Das Volksgewühl der Königsſtadt,
Wo manches liebe Herzchen lauſchet,
Ob Niemand Luſt zum Freien hat.
Dort wählet klüglich gute Waare,
Und führet ſie zum Traualtare!"

„Unnützer Vorſchlag!" ſagte Frank.
„Damit verdient Ihr keinen Dank.
Mit ihr nur will ich mich verbinden. —
Und jagtet Ihr das Mädchen hier
Etwa durch eine Hinterthür,
Daß meinem Aug' es ſollt' entſchwinden,
Werd' ich's, trotz Euch, wo anders finden."

Er wandte ſich nach ſeinem Roß;
Doch jene, die das Ding verdroß,
Berührt' ihn leicht mit ihrem Stabe,
Gebietend: „Steh, du alter Knabe!"
Da ſtand er wie ein Bild von Stein;
Mit keinem Gliede konnt' er zucken.
„So," ſprach ſie, „lernt man artig ſeyn! —
Nun ziehe hin und ernt' ihn ein
Den Lohn für Deine alten Mucken!
Du ſollſt Dich ſchmiegen, ſollſt Dich ducken,
Und drei Mal nicht ergötzlich frei'n.
Beſteig Dein Rößlein jetzt und reite!
Ich bleib' unſichtbar Dir zur Seite!"

Wie wär' er gern bei ſolchem Drohn
Dem Schlund der Königsſtadt entflohn!
Er wünſchte ſich des Windes Flügel,
Und gab mit Zunge, Sporn und Zügel

Dem Rappen deutlich zu verſtehn,
Schnell abſeit mit ihm durchzugehn.
Doch nahm, wie mit der Fey im Bunde,
Der Gaul davon ſo wenig Kunde,
Daß er in ſchnurgeradem Flug
Den Ritter in der nächſten Stunde
Schon durch das Thor der Hauptſtadt trug.

* * *

Frank machte ſtracks mit offnem Munde
(Denn alles war dem Landmann neu)
Durch Stadt und Vorſtadt eine Runde,
Und ihm verhalf die ſchlaue Fey
Sofort zu einem Liebesbunde.
Sie ließ ein Roß, unweit von ihm,
In Kollerwuth die Stadt durchſchnauben;
Vor Schrecken flohen Hüt' und Hauben;
Doch er bezwang das Ungethüm,
Bevor's ein Fräulein niederrannte,
Das in der drohendſten Gefahr
Und bildſchön wie ein Engel war.
So wurden er und ſie Bekannte
Und bald darauf ein Ehepaar.

Das Hochzeitfeſt war eine Kette
Von anmuthsvollem Zeitvertreib.
Wenn's ewig nur gedauert hätte!
Was fand der Ritter früh im Bette?
Ein altes, widerliches Weib. —
Mit Grauſen blickt' er auf die Fratze,
Tief ſeufzend: „Meine Qual geht los!

Mich trifft, beſchenkt mit dieſem Schatze,
Des Zauberdolches erſter Stoß.“ —
Da öffneten ſich weit und groß
Die grünen Augen einer Katze,
Die blauen Lippen ſpitzten ſich
Und ſagte [illegible]rtlich: „Küſſe mich!“

Er lachte wild: „Du raſeſt, Alte!
Fort, Nachtgeſpenſt, verlaß mein Haus!“ —
„Ei, nicht doch!“ ſagte ſie: „Ich halte
Bei meinem Männchen treulich aus.
Wir wollen gute Wirthſchaft treiben,
Uns durch die Welt wie Schlänglein drehn,
Des Gaumens Lüſten widerſtehn
Und nie zu fremden Leutchen gehn,
Daß ſie auch uns vom Halſe bleiben.
Was brauchen wir Schmarotzer hier?
Ich Dein, Du mein, und zu die Thür!“

Das waren ſchöne Hausgeſetze!
Doch kraftlos, aus dem Zaubernetze,
Das ihn umgab, ſich zu befrei'n,
Ergab er ſchweigend ſich darein.
Er, ſonſt in Speiſ' und Trank ein Praſſer,
Empfing zum Imbiß Brod und Waſſer,
Und hob die Mittagstafel an,
Gab's auch nicht viel für ſeinen Zahn.
Ein Häring war für beide Magen
Der Küchenrechnung höchſte Poſt,
Und ew'ger Hader bis zum Schlagen
Die Würze der Karthäuſerkoſt.

Wie eine Spinne, die im Keller
In öder Nacht ihr Fangnetz zieht,
Und auf den ausgeſpannten Teller
Kein flücht'ges Wildpret fallen ſieht,
Zuletzt vergehet wie ein Schatten
Und ihr verzehrtes Leben flieht:
So ſchrumpften faſtend auch die Gatten,
Und das Geripp der Frau verſchied. —

Herzfröhlich athmete der Ritter
Nach langer Preſſe friſche Luft,
Beſtellte Sarg und Leichenbitter
Und auf dem Kirchhof eine Gruft.
Der Hungerfeſſel nun entbunden,
Ließ er an einem guten Ort
Sich Wein und Braten trefflich munden,
Und als er nach vergnügten Stunden
Berauſcht nach Hauſe kam, war dort
Der Leichnam räthſelhaft verſchwunden.

„Bei Gott!“ rief Frank, „ein Meiſterſtreich!
So guter Wirthſchaft kommt nichts gleich!
Um Dein Begräbniß zu erſparen,
Biſt Du, wer weiß wohin? gefahren.
Glück auf den Weg! Sey, wo Du ſeyſt,
Komm nur nicht wieder, böſer Geiſt!“

Nachdem er tüchtig ausgeſchlafen
Und oft des Bechers Grund geſchaut,
Sprach er nach ſeiner Weiſe laut:
„Ich bin noch nicht im Friedenshafen;

Drei Ehen ſollen mich beſtrafen;
Wo find' ich nun die zweite Braut?
Ich darf kein junges Kind mir holen;
Es wird mir aus dem Bett geſtohlen,
Und recht zum Poſſen bringt man mir
Ein altes Drachenbild dafür. —
Am klügſten iſt man oft im Rauſche,
Und eben fällt der Schwank mir ein,
Von ſelbſt ein Alterthum zu frei'n:
So wird vielleicht beim ſtillen Tauſche
Ein feines junges Liebchen mein."

An hochbejahrten Eheloſen
War jene große Babel reich,
Und eine der verblühten Roſen
Verlobte ſich mit ihm ſogleich.
Und als er ſich zum Bettgeleite
Gezwungen in der Hochzeitnacht,
Lag richtig früh, wie er gedacht,
Ein Englein ſchlafend ihm zur Seite.

Froh blickt' er auf das ſchöne Bild,
Mit Wunſch, es nimmer zu verlieren;
Da lärmt' es vor der Thür ſo wild,
Als nahten Gäſte ſich auf Vieren,
Und wie im Sturmlauf drang und brach
Ein bunter Schwarm verwegner Fante
In das eroberte Gemach.
Es waren insgeſammt Bekannte
Der allerliebſten jungen Frau.
Sie öffnete der Augen Blau,
Und eilte, ſich vom Bett zu ſchwingen
Und Jenen in den Arm zu ſpringen.

Mit Küſſen übergoß ein Fant
Die kleine runde Schwanenhand,
Den zweiten ſah man Blumen bringen,
Der dritte ließ Muſik erklingen.
Kurz, Jeder warb mit luſt'gem Tand
Und ſüßen Worten und Geberden,
Bei ihr der Hahn im Korb zu werden.

Der Ritter ließ den Geckenſchwarm
Ein Weilchen auf- und niederfahren,
Und faßte nur des Weibchens Arm,
Um ſich ſein Anrecht zu bewahren.
Doch unbeachtet ſah er ſich
Kaum als ein Schattenmännlein gelten.
Darob begann er mörderlich
Mit hochgeballter Fauſt zu ſchelten.
„Schweig, alte Haut!“ rief ſchnell und grell
Ein flaumenbärtiger Geſell,
Und auf dem zarten Lärvchen brannte
Sofort ein mächt'ger Backenſtreich.
Hu! wie erſchracken all' die Fante,
Wie ſtanden alle ſtarr und bleich!
Ein leiſes, drohendes Gemunkel
Erlaubte ſich noch mancher Held;
Doch bei des Ritterſchwerts Gefunkel
Ward augenblicklich reines Feld.
Kaum ſahn's die Vögel blank gezogen,
Als ſie durch Thür und Fenſter flogen.

„Pfui, ſchäm' Dich,“ ſprach die junge Frau,
„So mit den Knaben umzuſpringen!
Kannſt Du — ſeit Jahren alt und grau —
Gleich einem Adler Dich verjüngen?

Verſuch's doch, Väterchen, ob's Dir
Vielleicht gelingt, Dich jung zu mauſen:
Dann nahe ſich kein Andrer mir!
Getreu und zärtlich wollen wir
Wie Täublein ſtill beiſammen hauſen.“

„Pah!“ rief der Ritter: „Buhlgeſchwätz!
Im Sittenbuch ſteht das Geſetz:
Ein Ehrenweib muß auch dem Alten,
Dem ſich's verbunden, Farbe halten.
Kommt mir ein Buhler in den Lauf,
Spieß ich wie einen Froſch ihn auf.“

Geharniſcht ſtand zu eigner Plage
Die Eiferſucht nun auf der Wacht.
Die Freude floh vor ihr am Tage,
Des Kummers Dorn ſtach ſie bei Nacht.
Oft lauſchten Buhler an der Ecke
Und ſahn nach Liebchens Fenſterlein;
Doch nur ein ungeſchlachter Recke
Drang baumhoch einſt ins Zimmer ein.
Er ſtieß den Hausherrn in die Rippen,
Dem Frauchen bot er Hand und Gruß,
Hob's wie ein Kind zu ſeinen Lippen
Und gab ihm einen derben Kuß.

Der Ritter ſchrie: „Verruchter Bube!
Steh' mir zum Kampf ob dieſer That!“ —
„Hm! ſehnſt Du Dich in Deine Grube?“
Hohnlächelte der Goliath.
Und kaum war dieſes Wort geſprochen,
So lag der Ritter ſchon erſtochen.

Der Rieſe machte ſich geſchwind
Mit ſeiner Buhlerin von dannen.
Gleich drauf erſchien das Wunderkind,
Das wir wohl ſämmtlich liebgewannen.
Es rührte ſanft den Todten an,
Entrief ihn ſeiner dunklen Bahn,
Und ſah im flüchtigen Entſchweben
Ihn friſch erſtehn zum neuen Leben.

„Wie?“ ſprach er: „Hat es mir geträumt,
Daß ein Bramarbas mich erſtochen?
Der Raufbold hat mein Haus geräumt
Und auch die Schlange ſich verkrochen.
Verdammt ſey doch ein Blumenſtrauß,
Den freche Hummeln ſtets umſchwärmen!
Da läßt man lieber durch ſein Haus
Die wüthendſte Xantippe lärmen.
Ich ſtehe nun zum dritten Mal
Am Höllenthor der Ehequal;
Ich muß hinein, wer kann mich retten?
Doch ſoll jetzt eine beß're Wahl
Verſtand und Hochſinn an mich ketten.
Da drüben ſitzt um Mitternacht
Noch oft bei düſterm Lampenſchimmer
Ein hochgelahrtes Frauenzimmer,
Das Bücher ſchreibt und Verſe macht.
Iſt ſolcher Hochverſtand ihr eigen,
Wird ſie ihn auch als Hausfrau zeigen;
Drum bitt' ich flugs um ihre Hand
Und zeige dadurch ſelbſt Verſtand.

Des Freiers Werbung war gelungen,
Die Hochzeitfreude war verrauſcht,
Und ſie, die ſelbſt ihr Feſt beſungen,
Ward in der Nacht nicht ausgetauſcht.
Mit einem großen Tintenfaſſe
Und einem Korb voll Schreiberei'n,
Doch — trotz dem Fleiß bei Lampenſchein —
Zu Deutſchlands Schmach mit leerer Kaſſe
Zog ſie am nächſten Morgen ein.
Ein junges Zöſchen, das die Dame
Zur Schreibgehülfin ſich erkor,
Ging neben dem gelehrten Krame,
Mit einer Feder hinter'm Ohr.

Die Herrin nahm das beſte Zimmer
Als Muſentempel in Beſchlag,
Und Opferfeuer brannten immer
Dem Dichtergott den ganzen Tag.
Doch endeten die Sonnenpferde
Bisweilen ſchon den Himmelslauf,
Und auf dem öden Küchenherde
Ging noch kein Flämmchen tröſtlich auf.
Der Ritter ſchlich zur Tempelpforte
Und lau[illegible] hungrig, was geſchah.
Drin klangen hohe, prächt'ge Worte;
Man ſprach, indem er ſchier verdorrte,
Von Nektar und Ambroſia.
Doch Götterkoſt und Götterſprüche
Sie machten ihn nicht ſatt und froh.
Andonnernd rief er: „Hoh! halloh!
Ihr Weiber, packt euch in die Küche!“ —
Unwillig fuhr die Dam' empor,

Ihr Flammenaug' umzog ſich düſter,
Und murrend ſprach ſie: „O Philiſter!
Was fragt' der Menſch nach Zeus und Thor?
Sein Gott, ſein höchſter, iſt der Magen,
Und deſſen Hochaltar — ein Topf!
Komm, Iris, laß uns Feuer ſchlagen;
Sonſt rollet über unſerm Kopf
Noch heftiger der Donnerwagen."

Und hatte nun das geiſt'ge Paar,
Dem Küchenrauch ein Gräuel war,
Mit Aerger ſtundenlang geſudelt
Und viel und mancherlei geprudelt,
Kam doch wohl nichts als ein Gemiſch
Von Mehl und Waſſer auf den Tiſch.
Die Dichterin, die ſich mit Kuchen
Und ſüßem Wein zuvor genährt,
Verſchmähte meiſtens, zu verſuchen,
Was ſie erzeugt auf ihrem Herd.
Sie ſpielt' indeß mit ihrer Puppe:
Sie las ihr jüngſtes Machwerk vor,
Und goß durch ihres Gatten Ohr
Ihm noch mehr Waſſer in die Suppe.

Was ſie der Welt zu koſten gab,
Und war auch das Gericht unleidlich,
Ging's doch als Leckerbiſſen ab,
Denn manche Zeitſchrift lobt' es weidlich.
Die ſchlaue Dame wußte fein
Das Ding am rechten Griff zu faſſen:
Sie ſchwärzte ſelbſt den Lobſpruch ein. —
Wer kann auf Andre ſich verlaſſen?

Breit ſaß ſie in des Ruhmes Schooß,
Da brach aus einem jener Blätter
Ein ungeheures Hagelwetter
Mit Blitz und Donner auf ſie los.
Die ſelbſt geflochtnen Lorbeerkränze
Riß ihr des Sturmes Geiſt vom Haupt,
Und endlich an des Wetters Gränze
Schien ihm der gute Rath erlaubt:
Sie möge, ſtatt ruhmloſer Schriften,
Ein Denkmal ſich am Herde ſtiften.

Mit einem Furiengeſicht
Von ihrem Schreibtiſch aufgeſprungen,
Zog ſie den Ritter vor Gericht:
„Verräther! Du haſt dieſen Wicht,
Den Mörder meines Ruhms, gedungen!“ —
Er las das Blatt und ſagte: „Nein!
Ich ſteche nicht mit fremden Zungen;
Doch lobeſam ſcheint's mir zu ſeyn,
Daß man ſolch' Liedchen Dir geſungen.“ —
Da ſchlug, von neuem angefacht,
Ihr Zorn um ſich mit beiden Händen.
„Halt!“ rief der Ritter: „Keine Schlacht!
Das Blättchen ſoll ſich anders wenden.
Ich habe fürder keine Luſt,
In tollem Wirrwar, Staub und Wuſt
Tagtäglich Sudelkoſt zu ſpeiſen.
Mein Ziel iſt Ordnung und ein Herd,
Der mir ein gutes Mahl beſchert,
Und ſo leb' wohl! — Ich geh' auf Reiſen.“

Er warf ſich eilig auf ſein Roß,
Um nach der Roſenflur zu jagen,
Wo man vor etwa hundert Tagen
Auf ihn den Pfeil des Fluches ſchoß,
Dreimal der Ehe Kreuz zu tragen.
Der Rappe griff gewaltig aus;
Frank klopfte bald ans Geiſterhaus.
Da wurden abermal inwendig
Die Holzpantöffelchen lebendig,
Und eilten klipp klapp nach der Thür.
Die Alte trat heraus und ſagte:
„Ei, Rittersmann! ſchon wieder hier?
Ich muß mit Scham geſtehn, ich plagte
Dich zweimal über die Gebühr.
Drum lenkt' ich zu der hochverehrten
Und ſehr verſtändigen Gelehrten
In guter Meinung Deinen Sinn;
Und war ſie nicht nach langem Wehe
Ein hochbeglückender Gewinn
Im großen Wageſpiel der Ehe?“

„O, du ſchalkhaftes Mütterlein!“
Fiel wohlgelaunt der Ritter ein:
„Das ſagt Dein Muthwill' mir zum Hohne;
Denn eben dieſer ſchöne Geiſt,
Den Deine Zunge ſcherzhaft preiſ't,
War meiner Leiden Dornenkrone. —
Nun aber laß mir Roſen blühn!
Des Mägdleins Roſen mein' ich kühn,
Das Frauenlieb' in mir erweckte,
Doch leider ſich vor mir verſteckte.“

„Du hältſt mich für die Hehlerin,
Und ſehr mit Unrecht!“ ſprach die Alte.
„Tritt ein und ſuche her und hin,
Ob ich das Kind verborgen halte.“

„Das denk' ich doch!“ erwiedert' er,
Und ſpähte ſcharf in allen Ecken.
Da fühlt' er ſich von hinten her
Mit weichen Händchen, um zu necken,
In einem Nu die Augen decken;
Und als er kämpfend rückwärts ſah,
Stand ſein geliebtes Traumbild da.

Erſchrocken, wie vor einer Schlange,
Fuhr er zurück und ächzte laut.
Das Mädchen ſprach: „Warum ſo bange?
Wir waren ja ſchon ſonſt vertraut.
Du forderteſt vor Augenblicken
Mich von mir ſelbſt — und ich bin hier.
Nun kannſt Du Dich darein nicht ſchicken,
Und wendeſt ſeltſam Dich von mir.“

„O, laß mir“ — hub er an zu ſtammeln —
„O, laß mir einen Augenblick!
Ich muß mich faſſen, muß mich ſammeln;
Ein dunkles Räthſel ſtört mein Glück.“

„Ich kenne den verſchlungnen Knoten,“
Sprach's Mägdlein, „und ich lös' ihn Dir.
Du hatteſt fünfzig Jahre ſchier
Den Frauen ſtörrig Trotz geboten;

Da trieb die Neugier mich zu Dir.
Die Wahrheit wollt' ich ſelbſt erfahren,
Und Du empfingſt mich hart und wild.
Um mich vor Schlägen zu bewahren,
Erſchien ich Dir als Traumgebild.
Von Deinen Augen fiel der Schleier,
Du folgteſt mir im Morgenthau;
Ich aber ſchuf mich alt und grau,
Zwang dreimal Dich zur Hochzeitfeier,
Und wurde dreimal Deine Frau. —
Wir zankten uns wie Hund und Katze
Zur Straſe Deiner Eheſcheu;
Doch jetzt verſchwinde deine Glatze,
Und leb' und liebe friſch und neu!"

Ein Feuer flog durch ſeine Glieder,
Und plötzlich ward er ſchön und jung,
Warf ſich vor ſeiner Göttin nieder
Und ſchwur ihr Lieb' und Huldigung.
„Welch Schauſpiel!" ſagte ſie mit Lachen:
Zu meinen Füßen ſeufzt ein Bär.
Doch mir gelang's, ihn zahm zu machen,
Und recht mit Anſtand ſeufzet er.
So muß ich mich wohl ſein erbarmen,
Sonſt kehrt der alte Bär zurück.
Steh auf und find' in meinen Armen
Das fünfzig Jahr' entbehrte Glück!"

Die gute Fey war, nach der Sage,
Ein liebes Weib voll Zärtlichkeit.
Und noch am goldnen Hochzeittage
Rief Frank: „O ſüße, goldne Zeit!

Ich war im mönchiſch-öden Leben
Ein kalter Stein, ein todtes Holz.
Wie Lieb' und Treu das Herz erheben
Und Wonnen über Wonnen geben,
Das kennt und ahnt kein Hageſtolz."

Junker Fritz und der Zeitgeiſt.

„Sag' Er mir, Er iſt doch ein Gelehrter,"
Sprach zum Dorfſchulmeiſter Junker Fritz,
„Schwatzt die Welt nicht Tag für Tag verkehrter?
Kriegt denn Er das alles klar und ſpitz?
Fang' ich eine Zeitung an zu leſen,
Plappert ſie mir gleich vom Geiſt der Zeit.
Was iſt das für ein vermummtes Weſen?
Mach' Er mich darüber doch geſcheidt!"

„Gnäd'ger Herr," verſetzte Meiſter Bakel,
Dieſen Dämon kenn' ich ſelber nicht.
Gern befragen möcht' ich ein Orakel,
Wie er ausſieht, was er thut und ſpricht.
Heute ſagt man: er erſchütt're Welten;
Morgen heißt's: er ſpiele wie ein Kind.
Loben hört man ihn, noch öfter ſchelten,
Und das wechſelt alles wie der Wind."

„Mutter!" rief der Junker raſch entſchloſſen,
„Gib mir Urlaub, gib mir Reiſegeld!
Hoch zum Manne bin ich aufgeſchoſſen,
Und ich ſah noch nichts als Wald und Feld.

Häschen jagt' ich ſonſt in frühern Tagen.
Und das brachte meinem Kopf nichts ein:
Nun will ich den Löwen Zeitgeiſt jagen;
Dann, Mamachen, werd' ich klüger ſeyn.“

„Fritzchen,“ ſprach ſie ſeufzend, „ich muß weinen,
Wenn du frevelnd in Gefahren rennſt.
Bleibe doch in Ruhe bei den Deinen
Und bekümm're dich um kein Geſpenſt!
Dank' dem Himmel, daß in unſern Mauern
Kein ſo fürchterlicher Kobold hauſ't.
Ach, mein ganzes Leben würd' ich trauern,
Fielſt du in des böſen Geiſtes Fauſt!“

„O! mit einer Fauſt kann ich auch dienen
Und wohin ſie ſchlägt, da wächſt kein Gras.
Wäre mir der Geiſt nur ſchon erſchienen!
Mit ihm auszukommen iſt mir Spaß.
Fünfundzwanzig kerngeſunde Jahre
Schufen mich zu einem derben Mann,
Der ſich, will ein Feind ihm in die Haare,
Wehrhaft ihn vom Leibe halten kann.“

So verlacht' er Mütterchens Ermahnen
Und der guten Frau Geſpenſtergraus.
Ihm zu enge war die Burg der Ahnen,
Und er zog mit ſeinem Reitknecht aus.
Sonſt gewohnt, mit ihm Geſpräch zu halten,
Ward er dießmal hinter'm Dorfe ſtumm;
Sein Geſicht bedeckten ernſte Falten,
Und er ſah ſich nach dem Zeitgeiſt um.

Er ritt friſch bei heiterm Frühlingshimmel
Sieben Meilen in die Welt hinein:
Dann entſtieg er ſeinem Apfelſchimmel,
Um ſich Koſt und Ruhe zu verleih'n.
Eines Dorfes wohlgebaute Schenke
Wählt er ſich zur Ruhe für die Nacht.
Trunk'ne Bauern füllten d'rin die Bänke,
Und es ward geſtritten und gelacht.

Doch des Dörfleins Schulherr und der Bader
Saßen ernſt an einem Tiſch beiſeit,
Und der Griechen tapf're Seegeſchwader
Führten ſie gen Stambul in den Streit.
Unter Bauern ſeinen Rang zu ſchänden,
Das vermied, wie billig, Junker Fritz:
Darum nahm er bei den höhern Ständen,
Höflich ſie begrüßend, ſeinen Sitz.

Die Gelehrten dankten, ſprachen weiter,
Während noch das Trinkgetöſe ſtieg.
„Hört nur," rief der Bader, „hört die Streiter!
Das iſt ja ein wahrer Bauernkrieg!"
„Davor ſchirm' uns Gott mit ſeinem Schilde!"
Sprach der Schulmann: „Damals floß viel Blut!
Jenen Fahnen mit des Pflugrads Bilde,
Folgten Raſende mit Freiheitswuth."

Feurig nun begann er zu berichten,
Wie die fränk'ſchen Bauern ſich empört,
Sich entjocht von allen ihren Pflichten,
Und der Ritterburgen viel zerſtört.

Ei, wie horchten rechts und links die Zecher!
Ihnen war es eine neue Mähr,
Und ſie traten um den lauten Sprecher
Mann bei Mann mit ihren Knütteln her.

Welche Heerſchaar kommt aus allen Ecken!
Dachte Fritz. Ha! wenn die Kerl' in mir
Den verhaßten Ritterſtand entdecken,
So beginnt ein Bauernkrieg auch hier! —
Und mit einem Tuche vor der Naſe,
Als verdämmt' er einen Bach von Blut,
Schlich er ſtill hinweg von ſeinem Glaſe,
Und im Stiche ließ er Peitſch' und Hut.

Draußen forſcht' er leiſe bei dem Schenken:
„Spukt vielleicht der böſe Zeitgeiſt hier?“
Drauf der Wirth: „Mein Herr, wollt Ihr uns kränken?
Nur den Geiſt des Branntweins kennen wir.“
So beruhigt eilte Fritz zu Bette;
Morgens zog er nach der Hauptſtadt fort.
„Sie hat Alles!“ ſprach er: „und ich wette,
Den ich ſuche, find' ich gleichfalls dort.“

Und es war am dritten Reiſetage,
Als ſein Roß der Hauptſtadt Thor beſchritt,
Und er bei dem zwölften Glockenſchlage
Ehrbar hin durch eine Straße ritt.
Bei Paläſten, die ihn hier umgaben,
Stand ein altes, klöſterliches Haus,
Und es ſtürzten hundert wilde Knaben
Wie ein toller Bienenſchwarm heraus.

Auf der Schulbank in dem düſtern Hallen
Hatten ſie der Freiheit lang' entbehrt.
Mit Geſchrei von ihnen angefallen
Ward der Ritter und ſein ſcheues Pferd:
„Jungen!“ rief er, „fürchtet meine Peitſche!“
Und er ſetzte ſie behend in Schwung.
Ha! für tapf're, hochgeſinnte Deutſche
Welches Unmaß von Beleidigung!

„Seht den plumpen Don Quixot vom Lande!“
Rief ein Wildfang aus dem Trupp hervor.
„Sein Gehirn ſteht wohl in hellem Brande?
Hau'n will uns der Schächer über's Ohr!“ —
Und wie Hagelwetter ſtürmten Mappen,
Straßenkoth und Scherben und Geſtein,
Und ſogar vom Kopf die Lederkappen,
Raſch geſchleudert, auf den Ritter ein.

Doch ſein Gaul durchbrach das Ungewitter
Eigenmächtig und mit Sturmgewalt.
Wie mit Windes Flügeln flog der Ritter,
Und die Wachen ſchrien vergebens: „Halt!“
Fern genug vom Schuß der Stein' und Mützen,
Mäßigte der Schimmel ſeinen Lauf,
Und ein Gaſthof, weit von jenen Schützen,
Nahm mit öff'nem Arm den Ritter auf.

„Das war,“ ſprach er, „eine Blitzgeſchichte!
Dennoch gut, daß ſie mir Licht verleiht.
In dem Völkchen dieſer kleinen Wichte
Steckten junge Geiſterchen der Zeit.

Daß ſich Neſſeln früh ſchon tapfer halten,
Das iſt, nach dem Sprichwort, ihre Pflicht,
Schauen möcht' ich nun ihn ſelbſt, den Alten,
Wenn er nur nicht gar den Hals mir bricht."

Nach der Mahlzeit drückten ihn die Stunden,
Bis er in den nahen Luſtwald ging,
Wo ein Garten ſeine werthen Kunden
Angenehm mit Sang und Klang empfing.
Fritz durchſtrich den bunten Markt der Tiſche,
Wo man, luſtig plaudernd, aß und trank,
Und erkor im einſamen Gebüſche,
Wie vom Glück geführt, ſich eine Bank.

Unfern ſaß ein Mann mit grauen Haaren,
Prieſterlichen Anſeh'ns, ernſt und mild,
Neben ihm ein Kind in Blüthenjahren,
Sanft und zart wie ein Marienbild.
Zu gering, als Ziergewand zu taugen,
War des Mädchens ſchlichtes Leinenkleid,
Lieblich aber ſah'n aus blauen Augen
Unſchuld, Taubenſinn und Frömmigkeit.

Fritz, dem wunderſam ſein Herz entbrannte,
Hatte ſich mit ſcheuem Gruß genaht,
Als ein Kleeblatt junger, frecher Fante
Unbeſcheiden vor das Mädchen trat.
Unter'm Stutzbart einen Tabacksſtengel,
Starrten ſie das Kind mit Brillen an,
Und erklärten laut: „Das iſt ein Engel,
Wie wir noch im Garten keinen ſah'n!"

Schamroth ließ das Kind die Augen ſinken,
Und der Alte ſchüttelte ſein Haupt;
Aber keck zu trotzen dieſen Winken
Schien den Gelbgeſchnäbelten erlaubt.
Faunenartig, mit entblößten Zähnen,
Blieb das Dreiblatt, unkeuſch witzelnd, ſteh'n;
Da erhob das Mädchen ſich mit Thränen:
„Vater, lieber Vater, laß uns geh'n!“

„Nein, die groben Burſche müſſen weichen!“
Donnerte der Ritter auf ſie ein:
„Fort von hier! Bei ſolchen Bubenſtreichen
Kann ich weder ſanft noch höflich ſeyn.“
Furchtſam floh das Blut aus ihren Wangen,
Dennoch wehrte ſich manch' ſchnödes Wort;
Aber Fritz, nicht zagend vor den Rangen,
Wiederholte kräftiger ſein: „Fort!“

Sie umſprangen grinſend ihn wie Affen,
Und bedrohten mit der Hand ſein Ohr.
Schweigend hob er, Ruhe ſich zu ſchaffen,
Seinen Talisman, ſein ſpan'ſches Rohr.
Da begannen ſie den Rückzug plötzlich,
Und der Sieger, d'rob an Muth erſtarkt,
Trieb die Feigen, allem Volk ergötzlich,
Vor ſich her bis auf den Plaudermarkt.

Hier verließ er die gezähmten Narren,
Und verſprach ſich Dank im reichſten Maß:
Aber leider ſah er mit Erſtarren
Leer die Stätte, wo das Mägdlein ſaß.

„Ach! wo iſt ſie?“ fragt' er rings die Bäume,
„Herr des Himmels! gib ſie mir zurück!
Mich umſchwebten wunderſüße Träume,
Und zerſtört hat ſie ein Augenblick.“

Er durchlief des Gartens Laubengänge
Und der Hauptſtadt großes Labyrinth.
War ein Gäßlein noch ſo krumm und enge,
Sucht' er doch darin das ſchöne Kind.
Alle Fenſter wurden ſcharf betrachtet,
Aber nirgend war ſein Stern zu ſeh'n,
Und ſo mußt' er endlich, ſchon umnachtet,
Troſtlos wieder in den Gaſthof geh'n.

Morpheus, der ſonſt gern Verliebte meidet,
Sandt' ihm gegen Morgen einen Traum.
Liebchen ſaß, als Schäferin gekleidet,
Unter einem ſchattenreichen Baum.
Weiße Lämmlein, pflückend Gras und Kräuter,
Hüpften um der Hirtin Blumenſitz,
Und zu ihren Füßen lag ſehr heiter
Ein beglückter Jüngling — unſer Fritz.

Doch ein Trommler ſchlug ſein Kalbfell tüchtig
Und zerſtörte dieſes Paradies.
„Ha!“ rief Fritz, „der Traum war ſüß und wichtig!
Ja, mir ahnt, daß er zurecht mich wies.
Was ſoll ich den Zeitgeiſt hier belauern?
Den ich ſchon nicht eben reizend fand.
Fort aus dem Getöſe dieſer Mauern,
Und hinaus, wo Liebchen wohnt, auf's Land!“

Mond und Sterne waren kaum verſchwunden,
Als er hoffnungsvoll die Stadt verließ,
Aber wieder in den nächſten Stunden
Auf ein ſchlimmes Abenteuer ſtieß.
„Chriſtoph," ſprach er, „ſieh den Staub dort wallen!
Sind es Schäflein oder zieht ein Heer?
Horch! jetzt hör' ich auch Geſang erſchallen,
Und die Wolke naht ſich immer mehr."

„Gnäd'ger Herr," antwortete der Knappe,
„Es iſt junges Volk, nehmt Euch in Acht!
Sonſt wird Euch unfehlbar eine Schlappe,
Derber noch als geſtern, beigebracht.
Schaut, ein wahrer Rieſe führt die Herde!
Weh' uns, wenn er Streit mit uns beginnt!
Beſter Herr, gebt Peitſch' und Sporn dem Pferde,
Und verſteckt Euch dort im Buſch geſchwind!"

„Feige Memme!" ſchalt der muth'ge Ritter,
„Ich behaupte ſtandhaft meine Bahn."
Und ſchon zog das drohende Gewitter
Brüllend und mit Schwertes Blitz heran.
Vor der langen, dunkeln Menſchenſäule
Ging ein Herkules in wilder Tracht;
Schwang in ſeiner Rechten eine Keule,
Und gebot den Reitern: „Platz gemacht!"

Doch der Junker hielt und ſprach: „Mit nichten!
Ward der Heerweg Euch zum Lehn gereicht?
Straßenrecht und Billigkeit verpflichten,
Daß der Mann zu Fuß dem Reiter weicht."

Drob entſtand im Volk ein ſtarkes Murren,
Und es riefen Stimmen: „Sackerlot!
Nieder mit den Reitern und den Gurren!
Werfet ſie wie Kegel in den Koth!"

Ruhe winkend, ſprach der Häuptling bitter:
„Gutes Herrlein, was Ihr mir da ſagt,
Stand vielleicht im Vorrechtsbrief der Ritter,
Doch den hat der Zahn der Zeit zernagt.
Ihr ſcheint noch ein Geiſt aus jenen Tagen;
Euer Herrſchthum aber iſt vorbei.
Wollt ihr heile Haut nach Hauſe tragen,
So weicht ſchnell uns Fünfzigen ihr Zwei!"

„Herr!" ſprach Fritz: „Ihr brechet Streit vom Zaune!
Das iſt ungezogen, wie mich däucht.
Dennoch ſetzt Ihr mich in gute Laune,
Denn mein Reiſezweck iſt nun erreicht.
Nach dem Zeitgeiſt war ich ausgeritten,
Wollt' ihn ſeh'n und plötzlich ſteht er hier!
Wahrlich, Herr, Ihr ſeyd's nach Sprach' und Sitten!
Saget Ja, und ſchuldigſt weichen wir."

„Hört doch," rief der Häuptling, „hört doch, Brüder,
Wie der Stockphiliſter uns verlacht!
Nieder mit dem Ungeſchliffnen, nieder!
Und zum Lohn ihm eine Prügeltracht!" —
„Hurrah! vorwärts!" jauchzten die Getreuen,
Und die Keulen hoben ſich zum Strauß;
Aber Fritz ſchien ein Gefecht zu ſcheuen,
Wandte ſeinen Gaul und nahm Reißaus.

Jene ſchrien: „Da geht er durch die Lappen!“
Doch die Flucht war nur ein Fechterſtück,
Und, ermunternd ſeinen feigen Knappen,
Flog der Held zum Fehdeplatz zurück.
Durchzubrechen mit verhängtem Zügel,
Stellte ſich als leichter Sieg ihm dar:
Herzhaft ſetzt er ſich denn feſt im Bügel,
Und ſo ſtürmt' er in der Feinde Schaar.

Mächtig ritt er gleich den Häuptling nieder,
Und zwei and're Kämpen ſtürzten nach:
Aber die getreuen Bundesglieder
Rächten grimmig der Beſiegten Schmach.
Herr und Knecht, geriſſen von den Roſſen,
Und geſchmettert auf den Tummelplan,
Wurden ſo mit Schlägen übergoſſen,
Daß ſie ſchier den Tod vor Augen ſah'n.

Als die Raufer jubelnd weiter zogen,
Stöhnte Chriſtoph: „Nun, ſo wahr ich bin,
Was ich vorhin ſprach, war nicht gelogen!
Und wo ſind nun Rapp' und Schimmel hin?“
Ausgeriſſen vor dem wilden Haufen,
Standen ſie mit ſpitzen Ohren fern.
Er ſprang auf, den Rößlein nachzulaufen,
Und vergaß darüber ſeinen Herrn.

Von Betäubung, wie von Nacht umdüſtert,
Lag der Junker, einem Todten gleich.
Da ward leiſ' und hold ihm zugeflüſtert:
„Lieber, guter Herr, ermuntert Euch!“

Und als hätt' ein Traum ihn lind umfangen,
Fühlt' er, daß ihm eine weiche Hand
Sanft die Haare ſtrich von Stirn und Wangen,
Und ſein wundes Haupt mit Seid' umwand.

Er begann die Augen aufzuſchlagen,
Und nicht Schmerz, nicht Unmuth fühlt' er jetzt;
Wie enthoben allen Erdenplagen,
Dünkt' er ſich ins Himmelreich verſetzt:
Denn das Mägdlein, das vor ſechzehn Stunden,
Windſchnell ihm ſein Unſtern ließ entgeh'n,
Sah er jetzt, als Aerztin ſeiner Wunden,
Lieblich wie ein Engel vor ſich ſteh'n.

„Wach' ich oder träum' ich?“ ſprach er leiſe
Und ergriff des guten Kindes Hand:
„Find' ich hier dich wunderbarer Weiſe,
Die mir geſtern in der Stadt verſchwand?
O, wie freu' ich mich der Niederlage,
Die ich heut durch Uebermacht erlitt,
Da ich doch, wie ich zu hoffen wage,
Ihr zum Trotz, den ſchönſten Preis erſtritt.“

Röther färbten ſich der Jungfrau Wangen,
Und ſie wandte ſich geſchwind und ſprach:
„Seht, dort kommt mein Vater raſch gegangen,
Und ein Wagen folgt für Euch ihm nach.“
„Unglückſel'ger!“ rief mit Herzenstone
In der Ferne ſchon der alte Mann:
„Wohl mir, daß ich in der Nähe wohne,
Und Euch Dach und Pflege bieten kann.“

„Wir erblickten Euch von jenem Hügel,
Doch mit Angſt, die unſer Herz durchflog,
Da Euch wild und ohne Sittenzügel
Eine Burſchenſchaar entgegen zog.
Euer Muth im öffentlichen Garten
Fiel ſogleich von geſtern her uns ein,
Und ſo war der Unfall zu erwarten,
Der Euch nöthigt, unſer Gaſt zu ſeyn.“

„Drum ſey dieſer Unfall mir geſegnet!“
Sagte freudig der geſchlag'ne Held.
„Wär' er mir nicht heut' und hier begegnet,
Irrt' ich lange fruchtlos durch die Welt.
Jene dachten's ſchlimm mit mir zu machen,
Doch mein treuer Schutzgeiſt macht' es gut.
Traun! der Hoffnung Bilder, die mir lachen,
Kauft' ich wohlfeil um ein Tröpfchen Blut.“

Räthſel waren das den lieben Leuten,
Nur dem Mädchen blinkt' ein ſchwaches Licht;
Doch der Pfarrherr überließ das Deuten
Sorgenlos der Zeit, und forſchte nicht.
Er betrieb die Fahrt nach ſeinem Hauſe,
Das, umzäunt mit einem grünen Hag,
Aehnlich einer Eremitenklauſe,
Fern vom Kirchlein und dem Dorfe lag.

Und die Hausfrau, harrend an der Schwelle,
Bot die Hand dem Gaſte freundlich dar,
Der ihr als ein wackerer Geſelle
Von der Tochter ſchon geprieſen war.

Ihr geliebtes Putz- und Ehrenzimmer
Ward von ihr dem Kranken aufgethan;
Höflich aber klagte ſie den Schimmer
Als geringen Tand der Armuth an.

Eilig kam des Dorfs beruf'ner Bader,
That als Arzt ſein Amt und ſprach verſchmitzt:
„Guter Herr, man ließ Euch ſtark zur Ader,
Doch das Leben hab' ich Euch geſchützt.
Nehmt Euch nur in Acht vor neuen Wunden!
Hier verſendet Amor Pfeil auf Pfeil!
Trifft er Euch und wollet ihr geſunden,
Sucht bei Jungfer Dorchen Euer Heil!“

Lachend ſäumt' er nicht davon zu ſpringen,
Und der Pfarrer ſchalt: „Ein alter Geck!“
Mocht' ihm auch der Scherz nicht artig klingen,
Meiſter Witzbold traf den rechten Fleck.
Fritz genas nach einer kurzen Weile;
Sein zu pflegen war der Frauen Luſt;
Doch in Honig eingetauchte Pfeile
Flogen ihm auch raſtlos in die Bruſt.

Treu befolgend nun den Rath des Baders,
Sprach er einſt zu Dorchen: „Liebes Kind,
Es entſprang dem trüben Quell des Haders,
Daß wir hier ſo traut beiſammen ſind.
Ach, in meines Schloſſes heiterm Frieden
Blieb ich gern mein Leben lang dir nah!
Bau' mir dieſen Himmel ſchon hienieden,
Sprich, mein ſüßes Lieb', ein holdes Ja!“

Und kaum war's entſchwebt dem Roſenmunde,
Schloſſen ſie ihr Herz den Eltern auf.
Dieſe, lächelnd dem geahnten Bunde,
Drückten froh der Segnung Siegel drauf.
Als ſie ſich noch in den Armen lagen,
Tönte Peitſchenknall und Roßgebraus:
Fliegend bracht' ein Poſtzug einen Wagen,
Und des Ritters Mutter ſtieg heraus.

Stürzend an ſein Herz mit Freudenzähren,
Jauchzte ſie: „Du lebſt, Du lebſt, mein Sohn!
Biſt du doch dem Geiſt der Zeit, dem Bären,
Dem Du in den Rachen ließt, entflohn.
Auf der Straße jämmerlich zerſchlagen,
Habe man ins Pfarrhaus Dich gebracht,
Ließ ein Reiſender mir trocken ſagen,
Und ich ſank faſt in des Todes Nacht.“

„Ja, der böſe Zeitgeiſt warf mich nieder,“
Sprach der Junker, „das bekenn ich frei.
Aber wohlgemuth erſtand ich wieder,
Denn der gute Zeitgeiſt ſtand mir bei.
Sieh, da ſteht mein Engel Dir zur Seite!
Viel hat dieſes Kind für mich gethan!
Nimm, daß es mein Dank auf Blumen leite,
Nimm es, Mütterchen, zur Tochter an!“

Und die ganze Stadt- und Landgeſchichte
That er nun getreu der Mutter kund.
Sie umfing, gerührt von dem Berichte,
Dorchen raſch, und ſegnete den Bund.

Da durchflog das Haus ein Luſtgetümmel,
Und der Ritter lebt nun für und für
Mit dem guten Zeitgeiſt wie im Himmel,
Doch dem böſen ſchließt er Thor und Thür.

Der Bräutigam.

Drei Mädchen gingen über Feld,
Und fröhlich, unter Scherz und Lachen,
Vertrauten ſie, nach Art der jungen Frauenwelt,
Sich allerhand geheime Liebesſachen.
Eliſabeth geſtand, daß ſich
Hans-Jürg, des Schulzen Sohn, um ſie bewerbe.
„Doch liebt er,“ ſagte ſie, „vermuthlich mehr als mich
Mein ſchönes, väterliches Erbe.
Der breite Burſch darbt ſeinem Mund nichts ab,
Sieht gern von Arbeit ſich entbunden,
Und lobt, wie Sancho, der berühmte Knapp',
Den Ehrenmann, der klug den Schlaf erfunden.
Er fordert manchmal einen Kuß,
Ich ſträube mich, es kommt zu einem Streite,
Und wenn ich mich, wie man wohl endlich muß,
Schon halb und halb dazu bereite,
Entſchlummert er indeß an meiner Seite.
Wird in dem Krug getanzt, ſo gibt er ſich den Schein,
Als ſey's ihm Ernſt, recht tapfer mitzuſpringen,
Kaum aber, daß wir uns rings um die Säule ſchwingen,
So wiegt ihn wie ein Kind der Walzer ein,
Und ich muß eilen, ihn auf eine Bank zu bringen,
Sonſt bräch' er fallend Arm und Bein.

Ja, ich geſteh' es, ich beſahre,
Wenn einſt der Pfarrer am Altare
Uns eine lange Traungsrede hält,
Daß meinen Bräutigam der Schlummer überfällt
Und er zu Boden plumpt. — O Himmel!
Was gäb's da für Gelächter und Getümmel!"

„Doch ſeht, wenn man vom Wolfe ſpricht,
So iſt er nach der Fabel in der Nähe.
Dort ſchläft, wofern ich richtig ſehe,
Im Schatten eines Baums mein fauler Wicht,
Und ſchmauſt vielleicht im Traum ein köſtliches Gericht.
Ha! das ſoll ihm nicht länger ſchmecken;
Kommt, Mädchen, kommt! ich will ihn ſpaßhaft wecken."

Mit einem Halm, den ihr ein reifes Kornfeld gab,
Schlich ſie gemach im weichen Graſe
Zur Lagerſtatt, und ſchob den bärt'gen Stab
Dem Schläfer kitzelnd in die Naſe.
Er runzelte poſſirlich ſein Geſicht,
Fuhr mit der Hand nach dem geneckten Theile;
Doch weckte der noch eine gute Weile
Getriebene Spaß den Schläfer nicht.
Er übte ſein Geſicht in fratzenhaften Zügen,
Und machte ſo den Mädchen viel Vergnügen.

Am Ende war des Halmes ſpitzer Bart
Durch Uebereilung minder zart
Ins Naſenpförtchen eingedrungen;
Hans-Jürge ſchlug die Augen plötzlich auf,
Und Lieschen floh im ſchnellſten Lauf:
Du wirſt ſonſt, dachte ſie, verfolgt, erhaſcht, umſchlungen,
Und mit Gewalt zu einem Kuß gezwungen.

Allein das hatte keine Noth.
Der Burſch beliebte nur die ſchwere Fauſt zu ballen,
Und ließ, als er damit gedroht,
Laut gähnend ſeinen Zorn vom Ruheplatz erſchallen:
„Verdammte Wetterhexe, Du!
Was ſtörſt Du meine ſüße Ruh?
Lauf, lauf! Wir ſind geſchied'ne Leute!
Der Henker hole ſolche Bräute!“ —
Drauf legt' er ſich zurück auf's Ohr,
Und ſchlief ſo ruhig als zuvor.

Das Schlüſſelloch.

Leander ging am Morgen aus
Und kam im Sprunge wieder nach Haus.
„Lieb' Weibchen,“ ſagt' er, „bereite friſch
Uns einen herrlichen Mittagstiſch!
Wir können an den Gottesgaben
Uns heut' einmal in Ruhe laben.
Gevatter Fips, der ſaub're Kunde,
Der täglich kam zur Mittagsſtunde,
Dann ungeladen zu Tiſch mit ſaß
Und tapfer mit langen Zähnen aß,
Der läſtige Menſch ging eben auf's Land,
Und machte mir auf der Straße bekannt:
Er hab' aus Gründen ſich vorgenommen,
Nach vierzehn Tagen erſt wieder zu kommen.
So ſtört er heute nicht unſer Mahl;
Kauf denn, mein Kind, einen tüchtigen Aal,
Beſorg' zum Nachtiſch Kuchen und Wein,
Und laß uns ſchmauſen und fröhlich ſeyn!“

Am Mittag ſtand der geſottene Fiſch
Sammt Wein und Kuchen auf dem Tiſch;
Als aber kaum die vergnügten Gatten
Den erſten Biſſen gekoſtet hatten,
Poch! poch! da klopft' es an die Thür.
„Was Teufel! iſt der Kerl noch hier?“

Sprach mit gedämpfter Stimme der Mann:
„Räum alles weg, und öffne dann!
Gibt's nichts für ihn zu ſchnabeliren,
Wird er bald wieder abmarſchiren.“

Geſchwind empfing den Aal der Schrein,
Den Kuchen hüllte die Bettdeck' ein,
Die Flaſche ward unter's Bett geſtellt,
Leandern barg wie ein Gezelt,
Der Teppich des Tiſchs, unter den er kroch,
Und Firs ſah alles durch's Schlüſſelloch.

Die Frau ſchob jetzt den Riegel zurück;
Firs trat herein mit verſtörtem Blick,
Als wär' er eben heftig erſchrocken,
Und grüßte leiſe, matt und trocken.
„Was fehlt Euch?“ fragte das junge Weib.
„Mich dünkt, Ihr zittert am ganzen Leib.“

„Ach, Frau Gevatterin! ſeufzt' er auf:
„Vernehmt der Sache betrübten Verlauf!
Ich wollte verreiſen, ging vor das Thor,
Da fuhr eine Schlang' aus dem Buſch hervor,
Und ſchoß wie ein Blitzſtrahl auf mich los.
Ein ſchreckliches Thier! So dick und ſo groß,
Wie jener Aal in Eurem Schranke.
Ich bin des Todes, war mein Gedanke.
Doch einen Stein — an Größe ſchier
Der Flaſche gleich unter'm Bett dahier —
Warf ich beherzt nach dem Ungethüm,
Und eine Wunde ſchlug er ihm

Nicht kleiner, auf mein Ehrenwort!
Als der bedeckte Kuchen dort.
Ich lauſchte dann beim Tod der Ratter,
Wie unter'm Tiſch der Herr Gevatter."

Der ſprang hervor mit Donnerton:
„Elender Schlüſſelloch-Spion!
Ein hungriger Hund iſt kaum ſo dreiſt
Als Du, verwünſchter Plagegeiſt!
Wohl dem, den ſein Geſchick bewahrt
Vor Freunden und Gäſten ſolcher Art!
Verſchloſſen ſey Dir hinfort mein Haus!" —
Und damit ſchob er ihn hinaus.

Der Bund.

Ein Armer ward auf allen Schritten und Tritten
Von einem Reichen verfolgt und geplagt.
Man rieth ihm, die Großen um Hülfe zu bitten.
„Ach!“ ſeufzt er, „das hab' ich ſchon fruchtlos gewagt!
Der Geier iſt reich, der am Leben mir nagt,
Und ſie ſind's auch, die ihn ſollten verdammen.
Wie es dann geht, das ſey Gott geklagt!
Die heil'ge Bibel hat Recht, wenn ſie ſagt:
Die Zeiten halten zuſammen.“

(Pſalm 17. V. 10.)

Die alte Schlange.

Anmuthig liegt ein Dorf an eines Baches Rand,
Umſchattet von Gebüſch, umtönt von Nachtigallen.
Es wird von Städtern oft ein Paradies genannt,
Wann ſie vergnügt in ſeinen Fluren wallen.
Wie aber im verlornen Paradies
Die alte Schlange Liſt und Trug bewies,
So wollt' ein ſolcher Wurm in jenem neuern Eden
Die Mägdlein auch zu Sünden überreden.
Er zeigte ſich in längſt verjährter Tracht
Als langer, dürrer Mann in ſchon ergrautem Alter,
Und pochte ſtark auf ſeines Amtes Macht:
Er war des Orts Gerichtsverwalter.

Viel ſchöne Mägdlein blühten dort,
Und Hannchen war des Gartens ſchönſte Roſe:
Der alte Schmetterling, der anmuthloſe,
Warb drum bei ihr um Küſſe fort und fort.
Doch er empfing vom tugendſamen Kinde
Im Augenblick der keuſchen Flucht
Gewöhnlich den Beſcheid: daß er der Küſſe Frucht
In ſeinem Ehegarten finde.
Wie grauſam von der jungen Maid,
In ſein Gebiet ihn zu verweiſen!
Der Frau Gemahlin Häßlichkeit

Glich einem Fratzenbild von altem, roſt'gem Eiſen,
Und zankte ſie, wie oft geſchah,
So ſtand ein Drache leibhaft da.

Doch wie das Volk der unverſchämten Fliegen,
Zehnmal von Wang' und Stirn verjagt,
Sich zehnmal wieder dahin wagt:
So rückte der in Amors Kriegen
Gar oft geſchlagne graue Held
Auch immerdar aufs neu ins Feld,
Und hoffte ſtets, dießmal zu ſiegen.
Wie eine Katze ſtill und ſacht
Umſchlich er in des dunklen Abends Kühle
Schön Hannchens väterliche Mühle,
Und ſchmeichelte ſich manche halbe Nacht,
Die Kleine werde hold an ihrer Thür erſcheinen
Und ſich mit ihm zu Kuß um Kuß vereinen.
Doch kam ihr das nicht in den Sinn;
Sie lachte wie ein Kobold drin.

„Das Ding muß biegen oder brechen!“
So hörten ihn einſt Mond und Sterne ſprechen.
Stracks lief er hin an Liebchens Kämmerlein
(Es lag bequem auf eb'ner Erde)
Und bettelte durch's Fenſter: „Laß mich ein,
Damit ich nicht vor Liebe raſend werde!“
Darauf erfolgte weder Ja noch Nein,
Und fluchend rannt' er fort mit wüthender Geberde.

Doch ließ ſich in der nächſten Nacht
Ein ſüßes Abenteuer hoffen.

Er zog, wie immer, auf die Wacht,
Sah Hannchens Kammerfenſter offen,
Und triumphirte: „Hab' ich's nicht gedacht?
Dies Pförtchen hat mir Amor aufgemacht.
Die Spröde ward von ſeinem Netz umſponnen
Und ladet mich zu ſtillen Liebeswonnen."

Er folgte gern dem lockenden Gebot,
Und hatte bald, hochbeinig wie der Tod,
Das Wageſtück vollbracht, durch's Fenſter einzuſchreiten;
Doch als er drin auf feſtem Boden ſtand,
Umflog im Augenblick von allen Seiten
Ihn eine hohe weiche Wand.
Sie ſchloß ſich über ſeiner Stirne;
Das Athemholen ward ihm ſchwer:
„Was heißt das, du vertrackte Dirne?"
Schrie er voll Angſt, griff wild umher,
Und fand in ſteigender Bedrängniß
Ein überall verſchloſſenes Gefängniß.
Ein großer ausgeſpannter Mehlſack war
Die liſtig ihm geſtellte Falle.
Das machte der Geruch ihm klar,
Und reger wurde ſeine Galle.
Wie ward er froh, als ſuchend ſeine Hand
Ein Meſſer in der Taſche fand!
Geſchwind war in den Sack ein Thor zur Flucht geſchnitten,
Und der Gefangne floh mit Meilenſtiefel-Schritten.
Sein weißgefärbtes Kleid bedacht' er nur nicht klug;
Doch ſeine werthe Hausfrau ſchlug,
Als er nach Hauſe kam, mit einem derben Stocke
Geſchäftig ihm den Mehlſtaub aus dem Rocke,
Indem er ihn noch auf dem Leibe trug.

Er ſprühte Feuer wie ein Drache
Und nahm an Hannchen ſchnell die Rache,
Daß er ſie ganz aus ſeiner Gunſt verſtieß,
Und ihr zum Trotz dieß Machtgebot erließ:
„Demnach und alldieweil ich wahrgenommen,
Daß wöchentlich am Tag des Herrn
Auf einem grünen Plan, vom Gotteshaus unfern,
Die Burſch' und Dirnen keck zuſammen kommen,
Und ſich nach eines Dudelſacks Getön
In frechen Wirbeltänzen drehn:
So würd' ich ſchwer des Himmels Zorn verſchulden,
Wollt' ich den Unfug länger dulden.
Deßhalb wird unterſagt, durch Tanz und Liebelei'n
Die Heiligkeit des Sonntags zu entweihn.“ —

Dieß Strafgebot, das in der Schenke
Gerichtlich angeſchlagen ward,
Schien Allen wunderlich und hart.
Sein Zweck war, daß es Hannchen kränke,
Weil ſie im Kreis der jungen Schaar
Die zierlichſte der Tänzerinnen war.
Das ganze Dorf durchflog Empörung
Ob jener tückevollen Störung.
Der Sonntagsball auf grüner Flur
War längſt der Leutchen innigſtes Ergötzen,
Und trotz dem Bannſtrahl, der dazwiſchen fuhr,
Beſchloſſen ſie, die Tänze fortzuſetzen.
Der Dudelſack ſpielt' alſo wieder auf;
Doch hatten ſich die Paare kaum umſchlungen
Und auf dem Platz ein Mal herumgeſchwungen,
Da kam der Feind in vollem Lauf,
Ergriff den Spielmann bei dem Kragen,

Und es begann ein lächerlicher Strauß:
Die Tonkunſt war aufs Haupt geſchlagen,
Und die Juſtiz, als ſie den Sieg davon getragen,
Lief mit dem Raub des Dudelſacks nach Haus.
Die Beute blieb dort in Verwahrung,
Bis Tags darauf der arme Mann
Die feſt verſchloſſne Quelle ſeiner Nahrung
Für ſchweres Geld zurückgewann.
Das ſetzte den vergnügten Sonntagsſtunden
Vier Wochen lang ein ſtilles Ziel:
Der Muſikant, der drin ein Haar gefunden,
Verſagte ſein beliebtes Spiel.

Man hatte ſchon des Feldes reife Früchte
Der Scheuer freudig anvertraut;
Da trug man ſich im Dorf mit dem Gerüchte:
Des Müllers Töchterlein ſey Braut.
Und grundlos war er nicht, der fliegende Verlaut.
Schon lang umſchwärmt von vielen Freiern,
Erkor ſie ſich den liebſten aus der Zahl,
Und einen Sonntag traf des Vaters Wahl,
Um ihr Verlobungsfeſt zu feiern.
„Hei!“ rief das junge Volk: „Da müſſen wir einmal
Zu Hannchens Ehre wieder walzen!
Der alte Neidhart wird doch höflich ſeyn,
Und uns an dieſem Tag die Freude nicht verſalzen“
Man lud den Muſikanten ein,
Am nächſten Sonntag aufzuſpielen;
Kopfſchüttelnd aber ſagt' er: „Nein!
Da ſtellt ſich der Herr Gerichtsverwalter ein,
Und würde gar nicht blöde ſeyn,

Nach meinem Dudelſack mit gier'ger Hand zu zielen,
Und aus der Taſche mir mein Geld damit zu ſpielen.“ —
„Bockpfeifer, ſchäme Dich! Du biſt ein feiger Mann!“
Fuhr ihn die Burſchenſchaft des Dorfs einſtimmig an:
„Zum Henker! wehre Dich bei deinem Brodgeſchäfte!
Der graue Federheld hat keine Rieſenkräfte.“ —
„Und dennoch iſt ein Kampf mit ihm kein Spaß!“
Verſetzte Jener: „denn ſein Beiſtand iſt der Büttel,
Und wo der Kerl hinſchlägt, da wächst kein Gras. —
Doch hört! ich weiß ein gutes Mittel,
Wie ich mit ſorgenfreier Bruſt
Bei eurer nächſten Sonntagsluſt
Mit meinem Dudelſack euch weidlich kann ergötzen,
Ohn' ihn dabei auf's Spiel zu ſetzen.
Am Tanzplatz ſteht ein hoher Baum,
Den will ich euch zu Lieb' erſteigen.
Dort, unter dicht belaubten Zweigen,
Find' ich zum Sitz bequemen Raum,
Und ſpiele wohlgemuth zu euren Reigen.
Dann mag der neidiſche Juriſt
Aus Leibeskräften unten wettern,
Er wird, ſo katzenhaft er iſt,
Den Weg zu meinem Throne nicht erklettern.“

* * *

Die Sache ging nun ihren Gang.
Der grüne Tanzplan war, voll Jubel und Geſang,
Ein Schauplatz fröhlicher Geſichter.
Als aber auf dem Baum des Bockes Stimm' erklang,
Erſchien der alte, finſtre Richter,
Und ſtand mit langem Hals von weitem auf den Zeh'n,

Um nach dem Pfeifer ſich zuvörderſt umzuſehn.
Er ſpähte rings umher im Graſe;
Doch als er dort umſonſt geſucht,
Erhob er plötzlich ſeine Naſe,
Und ſah des Baums lebend'ge Frucht.
Ihm färbte Zorn die gelben Wangen;
Er rannte hin und rief empor:
„Bockpfeifer, du haſt dich auf's neue frech vergangen;
Du ſtellſt dir dieſen Baum als eine Freiſtatt vor;
Ich aber werde dich ſogleich herunter langen.“ —
Damit begann er voller Haſt,
Mit Arm und Bein den Baumſtamm zu umſchlingen;
Der aber bot zum Fußen keinen Aſt:
Da konnte denn, bei ſo geſtalten Dingen,
Dem alten Herrn die Reiſe nicht gelingen.
Gewann er manchmal auch mit Müh' ein gutes Stück,
Rutſcht' er doch bald den ſauren Weg zurück,
Und Riß auf Riß bekamen ſeine Kleider;
Drob freute ſich des Dorfes armer Schneider.

Doch nicht ſo fröhlich guckte leider
Durch eine Luck' im Dach des Steigers böſe Frau,
Und bei des Kleidermordes Schau
Ward ſie vor Aerger grün und blau.
Gleich einem ſchauderhaften Weſen,
Das, alter Sage nach, in der Walpurgisnacht
Die Reiſe nach dem Blocksberg macht,
Kam ſie, mit einem Küchenbeſen
In ihrer braunen Knochenhand,
Mit ſolcher Wuth daher gerannt,
Daß die Pantoffeln ihr entflogen.
„Baumreuter!“ kreiſchte ſie: „Verlorſt du den Verſtand?

Geh' heim und reit' auf Aktenbogen,
Damit du wiederum erwirbſt,
Was du an Kleidern hier verdirbſt!
Erſt iſt der alte Kerl dem Mädchen nachgezogen,
Hat aber — und dem Jungfernknecht
Geſchah damit vollkommen recht! —
Vergebens um ſie her geleckert.
Darum verfolgt er nun den Bock,
Der oben auf dem Baum zu ihrem Brautfeſt meckert,
Und ſchont dabei nicht ſeinen beſten Rock.
Fort, Eulenſpiegel, fort nach Hauſe!
Sonſt ſollen Alle, die hier ſtehn,
Sogleich ihr blaues Wunder ſehn,
Wie ich dem Narr'n die Kolbe lauſe." —

Er ſah ihr ſtumm ins Angeſicht,
Wich aber von dem Baume nicht.
Ein Beſenſchlag, den ſie ihm raſch verſetzte,
Bracht' endlich ſeine Bein' in Trab;
Umwiedert von Gelächter, hetzte
Der Beſen ihn den Wieſenplan hinab.
So durch das Dorf getrieben und geſchlagen,
Ergriff ihn erſt ein wenig Scham,
Als ihm ein hoher Reiſewagen
Mit Sechſen dort entgegenkam.

Der Wagen hielt auf ein Gebot von innen,
Und herriſch ward herausgefragt:
„Wodurch verwirktet ihr das ſchimpfliche Beginnen,
Daß Euch ein Hexenbild mit Beſenhieben jagt?"

Dem armen Sünder bebten alle Glieder,
Und ohne Laut ſchlug er die Augen nieder;
Denn ihm ward jetzt mit Schrecken klar,
Daß jener Fragende der Graf, ſein Gutsherr, war.
Sie zogen wieder an die Roſſe,
Und aus dem Wagen rief's: „Folgt mir ſofort
Mit Eurem Engel nach dem Schloſſe,
Und beichtet Eure Sünden dort!“

Im Schloſſe ſagten ſich die zarten Eheleute
Die ſchlimmſten Händel ins Geſicht.
„Herr!“ ſprach der Graf: „Ihr ſeyd der größten Thorheit Beute,
Wenn Euer Alter noch der Liebeskitzel ſticht.
Was Eure Leidenſchaft aus Rachſucht ſich erlaubte,
Das bracht' Euch Schimpf und Staupenſchlag.
Des Amtes heil'ge Würde raubte
Unwiederbringlich Euch der heut'ge Tag.
Wie kann das Dorf den Mann als Richter ſchätzen,
Den es von einem Weibe ſtäupen ſah?
Drum muß ich Eures Amtes Euch entſetzen,
Und in der That, das geht mir nah':
Denn wen ſein Mißgeſchick an ſolch ein Weib gebunden,
Den ſtrafen ſchon furchtbare Höllenſtunden.
Ihr ſeyd fürwahr ein hartgeſchlagner Mann,
Den ich jedoch im Amt nicht länger dulden kann!“ —

Mit heißen Thränen auf der Wange,
Ward Sack und Pack daheim geſchnürt,
Und bald darauf im Dorfe jubelirt:
„Sie iſt nun fort, die alte Schlange!“

Der wilde Jäger und der muthige Schneider.

Volksſage.

Ein Schneider ſaß auf ſeinem Tiſch
Und nähte für ſein Dörflein friſch.
Es war ſchon gegen Mitternacht,
Doch gab ſein Fleiß darauf nicht Acht.
Auf einmal zog mit Saus und Braus
Der wilde Jäger über's Haus.
Der Meiſter war nicht ſo verzagt,
Wie man von ſeiner Gilde ſagt;
Er ſchrie dem Nachtgeiſt ſpottend zu:
„Huſſa! Holloh! Wauwau! Hubu!“
Urplötzlich fuhr durch's Fenſterlein
Ein großes ſchwarzes Pferdebein,
Und gab ihm einen ſolchen Schlag,
Daß er pardutz! am Boden lag,
Und draußen rief's: „Halt's Maul, du Schuft!
Was kümmert dich das Volk der Luft?“ —

Ei, ei! wie ward der Schneider zahm!
So oft der Spuck nun wieder kam,
Huſch! kroch er unter ſeinen Tiſch,
Und war ſo ſchweigſam wie ein Fiſch,
Bis Urian mit ſeiner Schaar
In Gnaden abgezogen war.

Vermiſchte Gedichte.

Frauenlied.

Eine Stimme.

Einen Rundgeſang zu ſingen,
Wenn die vollen Becher klingen,
Jſt der Männer Element.
Uns, die zwar mit ſcheuen Lippen
Nur vom Rebenſafte nippen,
Jſt doch auch ein Lied vergönnt.
Singt denn, nach des Alters Stufen,
Rings herum ein heitres Wort,
Und vor Allen aufgerufen
Sey die muntre Kleine dort!

Das Kind.

Wenn ich ſchöne Puppen habe,
Sie vermähle, ſie begrabe,
Da gefällts mir in der Welt.
Fügt ſichs auch, daß die Geſtalten
Mir zum Ueberdruß veralten,
Bitt' ich Väterchen um Geld;
Und die zierlichſten im Laden
Wähl' ich mir nach meinem Sinn,
Und bin dann mit Huld und Gnaden
Ihre frohe Königin.

Chor.

Du verleiteſt faſt zum Neide,
Kleine Puppen-Majeſtät!
Schade, daß dein Reich der Freude
Bald im Zeitſtrom untergeht!

Die Jungfrau.

Iſt die Puppenwelt verſchwunden,
Fühlt das Herz in ſtillen Stunden,
Was ſich nicht beſchreiben läßt.
Und bald zart, bald derb zu ſchmeicheln
Und Abgötterei zu heucheln,
Iſt der Männer großes Feſt.
Ach, das führt oft zu dem Ziele,
Daß ein Mädchen, ſo umſchwirrt,
Nach entſagtem Puppenſpiele,
Selbſt ein eitles Püppchen wird.

Chor.

Götzendiener zu verlachen,
Und ſich, wenn der Schmeichler ſpricht,
Stets mit Würde zu bewachen,
Sey der Jungfrau Sitt' und Pflicht!

Die Gattin.

Liebe rief mich von der Gränze
Jugendlicher Spiel' und Tänze
In der Häuslichkeit Gebiet.
Mich mit Bienenfleiß zu regen
Und der Kindlein treu zu pflegen,
Wie beglückt das mein Gemüth'
In der Kleinen Luſtgetümmel

Fliegt die Zeit mir wie ein Pfeil.
Und mir iſt mein Erdenhimmel
Nicht um Kron' und Scepter feil.

Chor.

Heil der Frau, die fromm und weiſe
Ihren Hausberuf erfüllt!
Mutterlieb' im Kinderkreiſe,
Du biſt Gottes Ebenbild!

Die Matrone.

Flüchtig welkt der Frauen Blüthe,
Doch des Herzens milde Güte
Macht uns ewig liebenswerth.
Männer kann nur Sanftmuth lenken,
Und vor dieſem Zauber ſenken
Krieger ſelbſt das blut'ge Schwert.
Jedes Zwiſtes Keim erſticket
Dieſe himmliſche Gewalt,
Und ein Weib, das Sanftmuth ſchmücket,
Wird dem Gatten nimmer alt.

Chor.

Gute Frauen, prüft das Leben
Oft bis hin ans Schattenthor;
Doch, verwandt mit Engeln, ſchweben
Sie als Engel nun empor.

Der Grillenfänger und ſeine Freunde.

Er.

O, was iſt des Menſchen Leben,
Nichts als Elend, nichts als Jammer!
Täglich findet ſich ein Hammer,
Der mich armen Ambos ſchlägt.
Glück und Freude zu erſtreben,
Bin ich fort und fort befliſſen,
Doch der kleinſte Honigbiſſen
Wird mit Wermuth mir belegt.

Die Freunde.

Du lebſt mit dir ſelbſt im ewigen Kriege!
Dich hindert die ſtille, beſcheidene Fliege,
Wenn ſie an der Wand auch kein Füßchen bewegt.

Er.

Geht mir mit dem alten Spruche!
Eure Fliegen ſind Harpyen,
Von dem Abgrund ausgeſpieen,
Unerſättlich Raubgeſchmeiß;
Was ich wünſche, was ich ſuche,
Muß ich in den ehrnen Klauen
Dieſer Höllenvögel ſchauen,
Die ich nicht zu bannen weiß.

Die Freunde.

Freund, dieſe Geſpenſter ſind leicht zu verjagen!
Wir wollen dir ehrlich ein Hausmittel ſagen:
Beſchäftigung heißt es und ernſtlicher Fleiß.

Er.

Soll ich pflügen? ſoll ich graben?
Wofür wär' ich denn Gebieter
Ueber flurenreiche Güter
Und des Goldes Ueberfluß?
Doch bei dieſen Himmelsgaben
Muß ich mich von allen Seiten
Mit verſchrobnen Köpfen ſtreiten,
Oft um eine taube Nuß.

Die Freunde.

Dir ſtrömen des Reichthums genußvolle Quellen!
So lebe doch luſtig mit muntern Geſellen,
Und wirb um der Mägdlein entzückenden Kuß!

Er.

O, behaltet eure Schönen,
Eure blonden, eure braunen!
Ihren Bienenſchwarm von Launen
Will ich ferner ſorgſam fliehn.
Schöne Mägdlein ſind Sirenen,
Die mit ſüßen Zauberſtimmen
Unſrer Freiheit Schiff umſchwimmen,
Und es in den Abgrund ziehn.

Die Freunde.

Nun, willſt du im Eden der Liebe nicht leben,
So laß in dem Reiche des Gottes der Reben
Aus feurigen Bechern dir Frohſinn erblühn!

Er.

Was euch ſchmeckt, das rühmt ihr Praſſer!
Aber wahre Todesköcher
Sind euch eure Taumelbecher,
Denn der Schenk miſcht Gift hinein.
Mein Getränk iſt reines Waſſer,
Und nie hab' ich unbeſonnen
Wilde Händel angeſponnen,
Wie oft Andre bei dem Wein.

Die Freunde.

Unglücklicher Mann! Wer Beſchäftigung fliehet
Und ſtarr ſich den Freuden des Lebens entziehet,
Den können nicht Götter von Grillen befrei'n!

Der Vogelſteller und die Vögel.

Vogelſteller (pfeifend).

Tirliri! tirliri! tirliri!

Ein Vogel.

Ja, locke nur, locke nur zu!
Wir Vögel ſind klüger als Du!
Dein Pfeifchen erkünſtelt auf's beſte
Der Weibchen zärtlichen Ton,
Doch kommen wir drum nicht als Gäſte
Zu Deiner Mahlzeit, Patron!
Wir laſſen uns nicht, wie zu Zeiten
Man euch, ihr Klugen betrügt,
Durch Frauengekoſe verleiten,
Wo Argliſt im Hinterhalt liegt.

Vogelſteller.

Tirliri! tirliri! tirliri!

Ein anderer Vogel.

Du ſtehſt umſonſt auf der Lauer;
Wir lieben das Reich der Luft,
Und haſſen das dumpfige Bauer,
Wohin Dein Locken uns ruft.
Die Freiheit, die ihr mit Vergnügen
In gold'nen Feſſeln entbehrt,

Iſt uns, die den Erdkreis durchfliegen,
Trotz Hunger und Stürmen werth.

Vogelſteller.

Tirliri! tirliri! tirliri!

Dritter Vogel.

Was gaffſt Du hier müßig ins Blaue?
Gibt's ſonſt nichts zu thun in der Welt?
Geh lieber doch hin und baue
Mit fleißigen Händen das Feld!
Der emſige Pfleger der Saaten
Iſt würdiger, daß man ihn ehrt,
Als Du, der Vögel gebraten
In träger Ruhe verzehrt.

Vogelſteller.

Tirliri! tirliri! tirliri!
Verloren iſt heute die Müh!
Da ſitzen die luſtigen Rotten
Und ſcheinen faſt meiner zu ſpotten.
Tirliri! tirliri! tirliri!
So narrtet ihr Schelmen mich nie!
Ich will denn in Gnaden bis morgen
Das ſchuldige Leben euch borgen;
Doch dann ergebt euch ſogleich!
Sonſt hab' ich Aerger und Schaden,
Denn feierlich ſind ſchon auf euch
Die werthen Gevattern geladen.

Chor der Vögel.

Hinaus, hinaus, zum Walde hinaus!
Es war Dir heute kein leckerer Schmaus

Auf unſre Koſten beſchieden.
Mit Murren empfängt Dich Dein finſteres Weib,
Verwünſcht den fruchtloſen Zeitvertreib,
Und muß nun Kartoffeln ſieden.

Der Liebe Sieg über den Wein.

Mel. Zeiten ſchwinden, Jahre kreiſen ꝛc.

Liebes Glas, geh hin im Kreiſe,
Gehe friſch von Hand zu Hand!
Raube nur auf deiner Reiſe
Uns nicht Sinnen und Verſtand!
Thoren freun ſich eines Rauſches,
Welcher Kopf und Herz verkehrt;
Doch uns ſcheint ein Trunk des Tauſches
Gegen Mitternacht nicht werth.

Wo ſich Köpf' im Wirbel drehen
Flüchten Lieb' und Zärtlichkeit
Furchtſam, gleich verſcheuchten Rehen,
In den Arm der Nüchternheit.
Uns Vaſallen holder Minne,
Deren Dienſt wir ganz uns weihn,
Wäre drum der Tod der Sinne
Die Geburt der höchſten Pein.

Einen Kuß acht' ich ſo theuer
Als das Faß des Königſteins,
Hätt' auch gleich das Ungeheuer
Seinen Bauch voll Cyperweins.

Wer ſein Herz für ſanfte Triebe
In der wilden Welt verdarb,
Lach' als Narr der edlen Liebe,
Für die mancher Weiſe ſtarb.

Stoßet an! Es ſollen leben
Alle Mädchen, lieb und hold,
Die uns ſüßre Freuden geben,
Als des Weinſtocks Traube zollt!
Liebe, du erhellſt wie Sonne
Unſer dunkles Lebensthal;
Aber aus der Rheinweintonne
Fließt nur matter Lampenſtrahl.

Dreimal Heil dem Erdenſohne,
Der dich zur Gefährtin hat!
Wirf von deiner Myrthenkrone
Auch in unſer Glas ein Blatt!
Und zum Trotze wüſter Zecher
Singen wir: Auf Erden iſt
Dieß der wonnevollſte Becher,
Weil die Lieb' uns ihn verſüßt.

Lied eines Invaliden.

Was ſeufzet ihr, Männer und Frauen,
Bei meinem Anblick ſo ſchwer?
Mein Gang iſt nicht luſtig zu ſchauen,
Doch wohlgemuth ſtelz' ich einher.

Ich habe ſie mitgefochten,
Die heilige Freiheitsſchlacht,
Und ſie, die uns lang unterjochten,
Beherzt mit zum Weichen gebracht.

Was thut's, daß ſeit dieſem Getümmel
Das Krückenholz unter mir knarrt?
Mich freute der Sieg noch im Himmel,
Läg' ich bei Leipzig verſcharrt.

Ich hatte geſchworen, mein Leben
Dem Vaterlande zu weihn:
Ich hab' ihm die Beine gegeben,
Und friſch iſt das Leben noch mein.

Des Todes fliegendes Eiſen
Verfuhr ganz glimpflich mit mir.
Drum bin ich ja glücklich zu preiſen,
Denn traun! Es gefällt mir noch hier.

Auf allen Wegen und Stegen
Begegnen mir Achtung und Huld.
Man ſorgt, mich liebreich zu pflegen,
Als zahlte man mir eine Schuld.

So kann ich, zur Nothdurft berathen,
Des Lebens mich ſorgenlos freu'n.
Der Ruhm eines braven Soldaten
Iſt noch zum Ueberfluß mein.

Er ſtreut mir unter die Krücken
Der lieblichſten Blumen viel,
Und wird ſo die Straße mir ſchmücken
Bis an mein irdiſches Ziel.

Wann einſt ich am Himmel erſcheine,
Ruft freundlich der Pförtner hinein:
„Macht Platz für die hölzernen Beine!
Sie ziehen mit Ehren hier ein.“

Der Kranke.

Ach, da kommt der Arzt gefahren,
Und mir graut vor ſeinen Waaren,
Leutchen, laßt ihn nicht herein!
Sagt, es habe mich Freund Hein
Schon geführt zu ſeinen Schaaren.

Und mich ſieht der Senſenſchwinger
Wahrlich bald in ſeinem Zwinger:
Denn mich ſtürzt, erbarmungsleer,
In der Arzeneien Meer
Aeskulaps gelehrter Jünger.

Puh! ich mag nicht drin verſinken!
Soll und muß ich denn ertrinken,
Nun, ſo ſey's in gutem Wein!
Auf, laßt Rebenſaft vom Rhein
In dem größten Becher blinken!

Ladet, folgſam meinem Plane,
Heitre, luſtige Compane
Mir zu meinem Abendtiſch,
Und die Freude ſchwinge friſch
Ueber uns die goldne Fahne!

Laßt uns ſingen, laßt uns lachen,
Und ſo wird mein Lebensnachen
Sicher heute wieder flott.
Einem Grämling hilft kein Gott,
Und kann nicht geſund ihn machen.

Studentenlied.

Einer.

Wißt ihr, was ein Philiſter heißt?
Ich will ſein Bild entſchleiern.
Geht irgendwo ein finſtrer Geiſt
Behutſam, wie auf Eiern,
Und trägt geſchmückt den hohlen Kopf
Mit Haarſack oder ſteifem Zopf,
Das, das iſt ein Philiſter!

Chorus.

Hol' ihn der Kukuk und ſein Küſter!

Einer.

Wer da, wo Traubenſaft vom Rhein
Der Männer Herz erfriſchet,
Den edlen Trank mit Gänſewein
In ſeinem Becher miſchet,
Und wenn ein Rundgeſang ertönt,
Geſichter zieht und Seufzer ſtöhnt,
Das, das iſt ein Philiſter!

Chorus.

Hol' ihn der Kukuk und ſein Küſter!

Einer.

Wer ſich, wenn man bei Tanz und Spiel
Mit ſchönen Mädchen ſcherzet
Und jeder friſch im Luſtgewühl
Sein Liebchen küßt und herzet,
Wer da ſich zu den Müttern ſetzt
Und ſich mit Klatſcherei'n ergötzt,
Das, das iſt ein Philiſter!

Chorus.

Hol' ihn der Kukuk und ſein Küſter!

Einer.

Wer immer vom bedrängten Staat
Und böſen Zeiten pimpelt,
Und jede kühne Männerthat
Spießbürgerlich begimpelt,
Und alle Muſenkünſte ſchilt,
Weil ſich dadurch der Sack nicht füllt,
Das, das iſt ein Philiſter!

Chorus.

Hol' ihn der Kukuk und ſein Küſter!

Einer.

In Summa, wer die Welt um ſich
So dünkelſtolz betrachtet,
Als wär' ſie ſeinem hohen Ich
Vom lieben Gott verpachtet,
Und drum verlangt mit Zorn und Groll,
Daß, wie er pfeift, ſie tanzen ſoll,
Das iſt ein Hauptphiliſter!

Chorus.

Hol' ihn der Kukuk und ſein Küſter!

Das Lied vom zerbrochenen Satan.

(Aus einem Mährchen, verfaßt 1817.)

Als der Teufel herunter vom Himmel fiel,
Da ging er morſch entzwei.
Seine Glieder waren der Winde Spiel,
Und flogen umher, wie Spreu.

Auf den Boden des Landes Hiſpania
Ward das Haupt vom Sturm geſä't:
Drum wuchs der Kürbis des Hochmuths allda,
Der ſich oft lächerlich bläht.

Die Bruſt und das ſchwarze Herz darin,
Die kamen in Welſchland an Port:
Drum herrſchet dort viel hämiſcher Sinn,
Und Rachgier und Meuchelmord.

Der Magen und Bauch, zuſammen geſellt,
Erreichten in Deutſchland ihr Ziel:
Drum ſchmauſet man hier ſo gern, und hält
Auf volle Becher viel.

Die Beine drehten ſich lang' im Ring,
Und endlich nach Frankreich hinein:
Drum iſt der Franzos ein ſo regſames Ding,
Und kann nie ruhig ſeyn.

Nach Algier reiſte die eine Hand,
Die andre nach Tunis hin:
Drum ſticht man dort, von Habſucht entbrannt,
Ins Meer nach Raubgewinn.

Die Zunge, vom Teufel zerbiſſen vor Wuth,
Flog ſtückweis in alle Welt:
Drum ſchwärmt überall der Lügen Brut,
Und Wahrheit räumet das Feld.

Lied bei der Geburtsfeier eines wackern Alten.

Mel. Gaudeamus igitur etc.

Sey gegrüßt du alter Held
Auf dem Plan des Lebens!
Siebzig Jahr und wohl noch mehr
Kämpfen wie ein feindlich Heer
Gegen dich vergebens.

So geſchaart, ſind ſie gewohnt,
Andre zu beſiegen;
Aber ohne Furcht und Wank,
Läßt du tapfer, frei und frank
Noch dein Fähnlein fliegen.

„Menſchenlieb' und Thätigkeit!"
Sind hinein geſchrieben.
Dieſem Wahlſpruch, edler Mann,
Biſt du, ſeit dein Lauf begann,
Immer treu 'geblieben.

Darum weht noch dein Panier
Auf dem Erdenrunde,
Denn bei jedem Kampfe war
Aller guten Engel Schaar
Treu mit dir im Bunde.

Sende Gott dir fort und fort
Solche Streitgeſellen,
Die ſich dir zu Schirm und Schutz
Und dem Tode ſelbſt zum Trutz
Feſt zur Seite ſtellen!

Und ſo freue dich des Glücks
Auf des Alters Zinnen,
Ungebeugt von ſeinem Joch,
Zu den alten Lorbeern noch
Neue zu gewinnen.

Wohl muß ſich der finſtern Macht
Jeder einſt ergeben;
Aber Freund, du ſtirbſt nicht ganz,
Wirſt im hellen Sonnenglanz
Späten Nachruhms leben.

Hör indeß noch zwanzig Jahr
Unſre Becher klingen,
Und dir werd' in dieſer Nacht
Stets das Lebehoch gebracht,
Das wir dir jetzt bringen.

Die Weintrinker.

Beim Weine ſitzen Gauch und Tropf
In Schaaren und allein;
Doch ſelten trinkt ein kluger Kopf
Mit Geiſt und Herz den Wein.

Hier hebt ein gründlicher Pedant,
Mit ernſtem Angeſicht
Und ſtrahlenreich beringter Hand,
Sein Glas empor ans Licht.

Er prüft des Weines Farbenſpiel,
Tief ſinnend, lange Zeit,
Und ſpricht darüber mächtig viel
Mit großer Wichtigkeit.

Dann ſchlürft er laut zwei Tröpfchen ein,
Und rufet ſchwärmeriſch:
„Bei allen Göttern! ſolcher Wein
Schmückt kaum des Königs Tiſch!“

Dort aber tobet frecher Muth;
Hört nur den Saus und Braus!
Man ſtürzt wie eine Waſſerfluth
Champagner-Flaſchen aus.

Zum Züngeln und zur Farbenſchau
Nimmt man ſich keine Zeit;
Und wär der Wein grün oder blau,
Was gilt's der Trunkenheit? —

O, wüſte Schaar! o ſteifes Bild!
Euch iſt man billig gram.
Das junge Völkchen iſt zu wild,
Der alte Herr zu zahm.

Gern flieht man ſolche Nachbarſchaft
Mit ſeinem Becher Wein;
Denn ſüß ſchmeckt nur der Rebenſaft
In edler Freunde Reihn.

Ein Abendfeſt am runden Tiſch
Treibt böſe Grillen aus,
Und Jeder wandelt froh und friſch
An Geiſt und Herz nach Haus.

Poeſie des Lebens.

Das Leben iſt ein ſchöner Baum;
Die goldnen Früchte glänzen,
Und wirthlich gibt er Schattenraum
Zu Spielen und zu Tänzen.
Geflügelt ſchwingt von Aſt zu Aſt
Sich mancher muntre Frühlingsgaſt
Mit fröhlichem Geſange.

Doch Meiſter Klügling ruft und winkt:
„Ihr Vögel, ſtill dort oben!
Den Baum, der euch ſo lieblich dünkt,
Kann ich fürwahr nicht loben.
Bald ſtürmt es rauh, die Blätter fliehn,
Und unerbittlich hauet ihn
Der dürre Holzknecht nieder.“

Die Vöglein aber laſſen ſo
Den klugen Meiſter ſchelten,
Und ſingen ungeſtört und froh
In ihren Laubgezelten.
Scheucht ſie der Herbſt vom lieben Ort,
So ziehn ſie mit Geſängen fort
Nach einem mildern Lande.

Man ſchmücke ſich mit Dichterſinn
Und Lieb' und Luſt das Leben;
Denn Tadel her und Tadel hin
Kann uns kein beſſ'res geben.
Umſonſt, daß grübelnd der Verſtand,
Mit Maß und Richtſchnur in der Hand,
Die Welt will anders ſchaffen.

Säh' auch ein unzufriedner Geiſt
Hier eine Hölle glühen;
Der Engel, den man Freundſchaft heißt,
Läßt einen Himmel blühen.
Er zaubert ihn zu uns herab,
Und läßt uns, trennt auch Tod und Grab,
In ſeiner Bruſt noch wohnen.

Wiegenlied für ein altes Kind,

das ſich darüber härmte, daß es einen erwarteten Orden nicht erhalten hatte.

Jammerndes Herrlein, verſchlafe Dein Leid!
Biſt du nicht Ritter, ſey dennoch geſcheidt!
Seufze nicht länger darob, daß der Orden,
Den Du gehofft, Dir zu Waſſer geworden.

Hätte Dir nun auch die fürſtliche Hand
Gnädig verliehen das ſeidene Band,
Könnteſt Du ſie, die ſo flüchtig entſchwinden,
Könnteſt Du Leben und Glück damit binden?

Und auch am Buſen den ſchimmernden Stern,
O, den entbehret ein Weiſer gar gern.
Wär' er ein Schild gegen Kummer und Leiden,
Möchte man wohl die Beſternten beneiden.

Doch wie ein ſchlafender Wächter am Thor,
Zieht er dem Kummer den Schlagbaum nicht vor.
Willſt Du den quälenden Unhold entfernen,
Hebe den Blick zu den ewigen Sternen!

Die hier vertheilt manches fürſtliche Haus,
Alle die Sterne ſie löſchen dort aus.
Magſt Du auch glanzlos das Leben durchſchleichen,
Dort wirſt Du Kaiſern und Königen gleichen.

Schlafe denn ſanft mit dem Vorhaben ein:
Immer recht bieder und edel zu ſeyn.
Biſt Du ein Mann ohne Tadel geworden,
Gabſt Du Dir ſelbſt den erhabenſten Orden.

Der Philoſoph an einen Architekten.

Nach dem Franzöſiſchen.

Du, deſſen Kunſtgeiſt todten Steinen,
Gebietend winket, daß ſie ſich
Zu ſchönen Wohnungen vereinen,
Komm und entwirf ein Haus für mich!

Kein Feenſchloß! — Mit Sultansſchätzen
Hat mich das Schickſal nicht bedacht,
Und ich verachte ſie, die Götzen
Der Thoren: Ueberfluß und Pracht.

Der Philoſoph und Dichter findet
Ein ſchlichtes Haus für ſich geweiht,
Wenn ſich darin Geſchmack verbindet,
Mit lieblicher Bequemlichkeit.

Durch ſolchen Bau mich zu beglücken,
Geh', Freund, mit deiner Kunſt zu Rath!
Ich will mein Heiligthum dann ſchmücken,
Wie vormals Griech' und Römer that.

So wie man unter ihrem Dache
Gebilde holder Götter fand,
So ſteh' in meinem Wohngemache
Freund Amor an der grünen Wand!

Durch eine weite Pforte führe
Die Freundſchaft brave Männer ein;
Doch einer andern kleinen Thüre
Darf nur die Liebe kundig ſeyn.

Sie leite mich zum ſtillen Zimmer,
Wo mich kein Lauſcherblick bewacht,
Und mehr als Gold und Kronenſchimmer
Mich treue Liebe glücklich macht.

O ſüßes, häusliches Behagen,
Nach dem mein Herz voll Sehnſucht ſtrebt!
Wann längſt ich todt bin, ſoll man ſagen:
Hier hat ein Glücklicher gelebt!

Lehrer und Schüler.

Mein Hauslehrer war ein gelahrter Mann,
Er hatte viel Bücher geleſen;
Doch macht' er, wie ich verſichern kann,
Davon kein ſonderlich Weſen.

Ihm ſaß, wie man ſagt, der Schalk im Genick;
Er war gern luſtig in Ehren,
Und pflegte ſich nimmer den freundlichſten Blick
Nach jungen Mägdlein zu wehren.

Sie konnten ihn, waren ſie nett und fein,
Gar leicht in Liebe verſtricken;
Doch hatt' er die Wahl unter Flaſchen Wein,
So griff er nach großen und dicken.

Auch ich, ſein Schüler, war lebenslang
Auf Wein und Liebſchaft verſeſſen.
Was er noch ſonſt in den Kopf mir zwang,
Das hab' ich leider vergeſſen.

An Amanda.

Im December 1813.

„Ein Kind, in dieſem Monat geboren,
Iſt von der Natur und den Sternen erkoren,
Ein liebliches blühendes Jungfräulein,
Voll Geiſt und Herz und Talente zu ſeyn.

Es wird der Harfe tönende Saiten
Mit ſüßer Nachtigallſtimme begleiten.
Auch Lieder lehrt ihm Apollo's Huld,
Doch alle verſchließt es geheim in ſein Pult.

Verehrer hat es, ſie ſind nicht zu zählen;
Es wird ſich aus ihnen den würdigſten wählen,
Und dann gießt über der Liebenden Haus
Das Glück ſein unendliches Füllhorn aus.“ —

So weiſſagten, Freundin, von Dir die Kalender!
Zwar ſind ſie verrufen als Mährchenſpender,
Doch dießmal ſprachen ganz ſonnenklar
Die ehrlichen Sterndeuter weislich und wahr.

Sie malten — das Zeugniß müſſen wir geben —
Vor achtzehn Jahren Dich ſchon nach dem Leben,
Und was noch der Schleier der Zukunft verhüllt,
Das werde bald eben ſo treulich erfüllt!

Der Kanarienvogel an ſeine Herrin.

Am 26. Mai 1823.

Glücklicher als meine Brüder,
Die man hart gefangen hält,
Schwing' ich freudig mein Gefieder
Um Dich her, wie mir's gefällt.
Schweif' ich an verbot'nen Stellen
Auch bisweilen allzu kühn,
Wird dem luſtigen Geſellen
Immer ohne Zorn verziehn.

Von der Meiſterſchaft im Singen
War ich Anfangs weit entfernt:
Wenn mir Töne jetzt gelingen,
Sind ſie Dir nur abgelernt.
Nachgezwitſchert alle Tage
Hab' ich deiner Lieder Schall,
Hoffend auf die Ehrenfrage:
Singt dort eine Nachtigall?

Daß ſich in der Freiheit Blüthe
Kunſt und Wiſſenſchaft erhebt,
Hab' ich Zögling Deiner Güte
Selbſt gar wunderſam erlebt.

Ich verſtehe Deutſch auf's beſte,
Und ſo ward mir lauſchend klar,
Daß zu Deinem Lebensfeſte
Manches ſtill im Werke war.

Darum hab' ich denn verſtändig
Dieſes Liedchen ausgedacht,
Es jedoch nicht eigenhändig
Zu Papier für Dich gebracht.
Das beſorgte mit Vergnügen
Ein Dir längſt ergebner Freund,
Der mit ſeinen Federzügen
Seinen beſten Wunſch vereint.

Klagelied eines armen Schulmeiſters.

1824.

Vom Meere kommt mir eine Kunde,
Die mir Verderben droht.
Sie nimmt das Brod mir aus dem Munde,
Mein ſchwer verdientes Brod!

In London iſt ein Mann erſtanden,
Lancaſter nennt er ſich,
Der macht die Schulherrn all' zu Schanden,
Und wie beſchämt er mich!

Mir ſchaffen zwanzig dumme Jungen
Endloſe Müh' und Qual;
Er aber lehrt mit fünfzig Jungen
Gleich tauſend auf ein Mal.

Ihr fragt, verehrte Amtsgenoſſen,
Wie er das möglich macht? —
Dieß Räthſel iſt mir aufgeſchloſſen:
Gebt nur ein wenig Acht!

Der Ehrenmann zeigt fünfzig Knaben
Der Fibel großes A,
Und wenn ſie das im Kopfe haben,
Steh'n ſie als Lehrer da.

Ein jeder ſtellt den Fibelrieſen,
Nun einer jüngern Schaar,
Die noch kein Meiſter unterwieſen,
Mit Ernſt und Würde dar.

So gibt gleich, was es eingenommen,
Das Knäblein wieder aus,
Und ſo dem Inſel-Staat zu frommen,
Vermeint das Kinderhaus.

Doch Jungen lernen nichts von Jungen;
Ich ſchwör's bei meinem Bart!
Euch Herr'n des Meers iſt nichts gelungen,
Als daß ihr Schulgeld ſpart.

Dankt ſie denn ab, die grauen Geiſter,
Die vormals euch belehrt!
Ihr habt das Heer der jungen Meiſter,
Das keinen Sold begehrt.

Strebt weiter noch, ſtrebt nach der Ehre.
Daß bald die Zeitung ſchreibt,
Wie ihr ſogar die Kinderlehre
Durch Dampfmaſchinen treibt!

Doch du, mein edles Deutſchland, wende
Von mir des Hungers Noth!
Laß mir bis an mein ſel'ges Ende
Mein kleines Stückchen Brod!

Klage des alten Niemand.

Zum Theil nach einem lateiniſchen Gedichte Ulrichs von Hutten.

Welt, bei dir muß ich die Welt verklagen,
Ich unſterblicher, bedrängter Greis.
Mich verhöhnt in meinen alten Tagen
Ohne Scheu der jüngſte Naſeweis.

Jede Stunde gibt mir ſchnöde Zeichen,
Daß man mich und meinen Werth verkennt:
Drum iſt's noth, mich ſelbſt herauszuſtreichen,
Und das ſey mir Leidenden vergönnt!

Ehe noch der Urwelt wüſtem Raume
Thier und Menſch entſtiegen, war ich da,
Und ich ſah, wie unter einem Baume
Adam ſchlief, und was mit ihm geſchah.

Seiner Ripp' entſprang ein ſüßes Leben;
O, das war der Schöpfung höchſtes Feſt.
Damals ward dem Mann im Schlaf gegeben,
Was noch jetzt ihn oft nicht ſchlafen läßt.

Sagt, wer weiß ſeit jener Zeitenferne,
Was da war, was iſt und was ſeyn wird?
Wer ſieht Gott und zählt das Heer der Sterne,
Daß er nie ſich in der Rechnung irrt?

Wer iſt ſtets zugleich an tauſend Orten?
Kurz, wer thut, was ſonſt kein Erdner kann? —
Glaubt, ihr Leute, glaubet meinen Worten:
Vater Niemand iſt der Wundermann!

In des Rieſen Polyfemos Höhle
Fand Odyſſeus ſicherlich ſein Grab,
Wenn ſich nicht die ſchlangenkluge Seele
Raſch entſchloſſen meinen Namen gab.

Denn als Jener, ſchwer verwundet, heulte,
Rief's von außen wild: „Wer droht dir Mord?“ —
„Niemand!“ brüllt' er, und beruhigt eilte
Flugs die Schaar der Rieſen wieder fort.

So geſtanden ſelbſt die rohen Heiden,
Daß ich nicht ein Mann bin, der verletzt.
Immerdar verſüßt es meine Leiden,
Wenn die Welt in mich Vertrauen ſetzt.

Gibt es ein Geheimniß zu bewahren,
Schärft man ſeinen Freunden fleißig ein:
„Sagt es Niemand! Niemand darf's erfahren!“
Denn man weiß, ich ſchweige wie ein Stein.

Alle Tage geb' ich neue Proben,
Welch ein herzensguter Mann ich bin.
Will kein Menſch ein ſchlechtes Büchlein leſen,
Kauf' ich's doch und leſe fleißig drin.

So bin ich's auch, der verblühten Damen,
Deren Reiz ſonſt Flammen angefacht,
Statt der Höfler, die den Abſchied nahmen,
Noch allein den Hof im Stillen macht:

Aber Selbſtlob duftet nicht wie Roſen,
Darum ſetz' ich billig ihm ein Ziel.
Mir gebührte von den Erdenlooſen
Unbedingt ein ſchöner's, als mir fiel.

Tauſend ſagen: „Niemand hat es beſſer,
Als ein millionenreicher Mann;“
Doch der dürftigſte Kartoffel-Eſſer
Käme, mit mir tauſchend, übel an.

Die Verläumdung läßt mir nirgends Ruhe;
Sie bereitet mir manch ſchlimmes Bad.
Alles gießt ſie frech mir in die Schuhe,
Was ein andrer böſer Vogel that.

Schilt ein Vater: „Ungerathner Range!
Wer verführt zu ſolchen Streichen dich?“
Da beſinnt der Bube ſich nicht lange:
„Niemand,“ ſagt er keck, „verführet mich.“

Geht im Haus ein köſtlich Stück in Trümmer,
Und man ſtellt Verhör darüber an,
Läugnet jeder, und es heißt dann immer:
Der verdammte Niemand hat's gethan.

Schriftler ſchimpfen, ohne ſich zu nennen,
Als wär' ich der arge Tückebold.
Der Verleger will mich nur nicht kennen,
Sondern Jenen zahlt er Läſterſold.

Hat ein armer Teufel ſchwere Schulden,
Läßt er mich im öden Neſt allein,
Und ich muß den Sturm der Gläub'ger dulden,
Die mein Daſeyn laut vermaledei'n.

Niemand heißt's, iſt ſicher vor dem Tode.
Leider wahr, ſo wenig mir's gefällt!
Denn ich bleibe doch, nach alter Mode,
Für und für das Marterholz der Welt.

An Kornwucherer.

Im Brachmonat 1817.

Gebeugt, wie ein geſchlagnes Heer,
Und ohne Troſt und Rath,
Umwandelt ihr das grüne Meer
Der hoffnungsvollen Saat.
Verdrießt's euch, daß der Herr der Welt
Ein Füllhorn goldner Frucht
Bereit ſchon für die Armuth hält,
Die eurer Habgier flucht?

Der Hunger, der ſo ſchauderhaft
Und als des Todes Frohn,
Viel Arme von der Erde rafft,
Iſt euer Pflegeſohn.
Ein ſchwaches Kind, erhebt er ſich
Aus karger Fluren Schooß;
Doch ihr empfangt ihn väterlich
Und zieht den Unhold groß.

Mit hohlen Augen, dürr und bleich,
Wächſt er zum Rieſen auf,
Und nimmt, der Peſt an Schrecken gleich,
Durch Länder ſeinen Lauf.

Da treibt der Angſt furchtbarer Sporn
Das Volk dahin mit Haſt,
Wo ihr euch euer Wucherkorn
Mit Gold aufwiegen laßt.

Und wer das, was ihr heiſcht mit Hohn,
Nicht opfern kann im Nu,
Den würget euer Pflegeſohn,
Und ruhig ſeht ihr zu.
Der unglückſel'ge Märterer
Reißt Blätter vom Geſträuch,
Und, ſie verſchlingend, endet er,
Mit Aechzen über euch. —

Unmenſchen, ſcharret immerhin,
Scharrt euer Blutgeld ein!
Doch keines frohen Tag's Gewinn
Mög' euch daraus gedeihn!
Und wenn bei Nacht ihr tief und weich
In Dunen euch vergrabt,
So ſteh' die Todtenſchaar vor euch,
Die ihr gemordet habt!

Der Iltiß.

Der Iltiß, deſſen Dunſtkreis, wie bekannt,
Nicht lieblich iſt, ward einſt deßhalb
Vom Hof des Königs Leu verbannt.
Sogleich verſah er ſich mit Roſenöl und Salben,
(Der Himmel weiß, wo er ſie fand),
Und als er ſie auf ſeinen Leib verwandt,
Trat er beim nächſten Königsfeſte
Keck wieder in den Kreis der Gäſte.

Er machte ſich gewaltig breit;
Doch brachten, wie vom Winde weggeblaſen,
Schnell ſeine Nachbarn ihre Naſen
Wie ehedem, vor ihm in Sicherheit.
„Hinweg!“ rief man ihm zu: „Umſonſt war dein Beſtreben,
Mit Wohlgeruch dich zu umgeben.
Der angenehmſte Duft der Kunſt
Wird zum Geſtank durch deinen eignen Dunſt.“

Um ſchlau den Biedermann zu ſpielen,
Prahlt mancher Wicht mit Hochgefühlen,
Und ſchreibt wohl gar ein Sittenbuch:
Allein vergebens iſt ſein Kämpfen;
Denn ſeiner Thaten Peſtgeruch
Läßt ſich durch Heuchelei nicht dämpfen.

Der Winter.

Mit einem Zackenbart von Eis
Kam vom Gebirg herab ein Greis,
Vom Druck des Alters ganz erkrummt
Und tief in Pelzwerk eingemummt.
Doch ſchritt er wacker durch das Thor;
Pflichtmäßig trat der Zöllner vor:
„He! guter Freund, hier wird gefragt,
Was ihr im Reiſebündel tragt?“
„Schnee, nichts als Schnee!“ fuhr Jener auf.
Man hemmte nun nicht ſeinen Lauf,
Und alles Volk begann zu ſchrei'n:
„O weh! da zieht der Winter ein!“

Er ging wie taub zur nächſten Thür,
Klopft an und forderte Quartier.
Es wohnte da ein reicher Mann,
Der jährlich Tauſende gewann.
Sein Haus, von Quadern aufgeführt,
Mit warmen Teppichen geziert,
Und Doppelfenſtern wohl verſehn,
Schien unſerm Wandrer anzuſtehn;
Doch er ſtand nicht dem Hausherrn an.
Mit einem Prachtpelz angethan,
Schalt er vom Fenſter wild herab:
„Halloh! ſetzt fürbaß Euern Stab!

Sonſt ſchlägt man Euch auf mein Gebot
Hier ſtracks mit buchnen Scheiten todt.
Sie ſtehn zur Schutzwehr gegen Euch,
In meinem Hofe Bergen gleich.“

„Ei, das iſt ſchön!“ rief Eisbart aus.
„Ich ſuche ſo ein volles Haus.
Schließt hurtig auf, heizt tüchtig ein,
Und reicht mir feuervollen Wein!
Ich komm' aus Grönland hergehinkt,
Wo man ſtatt Weines Fiſchöl trinkt.“

„Pah! ſchafft euch ſelber Wein und Holz!“
Erwiederte der Reiche ſtolz.
„Von dem, was mir mein Glücksſtern gab,
Bekommt kein Andrer etwas ab.
Ich ſitze warm, ich trinke Wein,
Nun friere Menſch und Thier zu Stein,
Und trinke Waſſer oder Thran,
Was, Henker! gehet mich das an?“

Der Alte zog mit finſterm Blick
Sich von des Selbſtlings Burg zurück,
Ging Straßen voll Paläſt' entlang,
Und Küchendienſte, Becherklang
Und Tellerklirren reizten ihn,
Durch manche Pforten einzuziehn;
Doch jeder Reiche ſchloß mit Haſt
Sein Haus dem unerwünſchten Gaſt,
Und wollt' er nicht im Freien ſtehn,
So mußt' er zu der Armuth gehn.

Hier kam er in kein Paradies:
Der Wind durch Thür und Fenſter blies;
Die Stuben ſahen Kerkern gleich,
Die Menſchen drin vor Hunger bleich;
Sie waren der Verzweiflung Bild,
Und Lumpen ihrer Blöße Schild.
Sie hoben wie Geſpenſter ſich
Vom Stroh und ächzten ſchauerlich:
„Hu, hu! nun fällt dein Tigerzahn,
O Winter, unſer Leben an,
Das uns die Felſenlaſt der Noth
Schon ohne dich zu rauben droht;
Gott ſchuf den Wald ſo hoch und dicht,
Doch für den Armen wächst er nicht.
Kein milder Feuerbrand durchweht
Den Ofen, der dort müßig ſteht.
Wie käme Holz für unſre Thür?
Kaum Brod und Salz erſchwingen wir.“

Der Winter ſprach: „Ihr dauert mich!
Ich ſcheine nur ein Wütherich,
Doch bin ich ſelbſt ein armer Mann,
Der keine Gaben ſpenden kann,
Und hauſen muß ich doch allhier:
Vertragt euch in Geduld mit mir!“

Und eh' er bei der Armen Schaar
Noch warm und ſatt geworden war,
Ging er beherzt von Haus zu Haus,
Wo Reiche wohnten, und rief aus:
„Ihr Herrn, habt mir Quartier verſagt
Und bin zur Armuth mich verjagt:

Doch der Natur ſind Alle gleich,
Und ſie verwies mich auch an Euch:
Drum gebt von Eurem Ueberfluß
Dem Armen, den ich drücken muß!
Thut das mit fröhlichem Gemüth,
Und denkt daran, daß Gott es ſieht!“

Charade.

Es ſind vierhundert Jahre beinah,
Als man ein Gedicht erſcheinen ſah,
In ſchlichter, plattdeutſcher Sprache verfaßt,
Erzluſtig, aber Schelmen verhaßt,
Die böſe Ränke zu ſchmieden pflegten
Und wackern Männern Fallſtricke legten.
In fabelhaftem Thiergewande
Erſchien im Gedicht die ganze Bande;
Das Haupt derſelben, ein liſtiger Fant,
War an der Stirne des Werks genannt,
Und wer ihm nachforſcht, dem Wicht, der ſieht
Ihn als des Räthſels erſtes Glied.

Das zweite Glied wird, wie bekannt,
Vom Jäger die Standarte genannt.
Der arme Junker, der ſie trägt,
Wird oft zu raſcher Flucht bewegt.
Und muß er ſich zuletzt ergeben,
So koſtet's ihm ſein theures Leben.

Das Ganze wächſt in manchem Garten,
Läßt aber keine Frucht erwarten;
Als halbes Unkraut wird es nur
Geduldet auf der Blumenflur.

Doch lebt das Gewächs zu niemands Schaden;
Mit Fluch ſey aber das Volk beladen,
Das Fürſtenthrone geheim umſchleicht,
Und Andern verderblich das Ganze ſtreicht.

John Falſtaffs Sendſchreiben

an eine zu Shakſpeare's Ehrengedächtniß verſammelte Geſellſchaft.

John Falſtaff entbeut Euch ſeinen Gruß.
Ihr feiert ein Feſt, das ich rühmen muß.
Wilm Shakſpeare, der ſich ſo hoch erhob,
Verdienet ein Meer von Wein und Lob.
Mich hat der Mann unſterblich gemacht.
Was ſchadet's, daß man über mich lacht?
Er ſpottet, der Schalk, meiner Leibes-Bürde,
Obſchon ich mit Königs- und Vaterwürde
Auf morſchem Stuhl in der Schenke ſaß,
Dem Prinzen Heinz das Capitel las,
Und ihn vor der bübiſchen Rotte warnte,
Die ihn zu ſeinem Verderben umgarnte.
O! hätte mich Wilm den Augen der Welt
In ſolchem Triumph nur dargeſtellt,
Und nichts von meinen verläumdeten Thaten
Am Heerweg und in der Feldſchlacht verrathen,
Das wäre mir über die Maßen lieb,
Denn Bosheit fabelte, was er ſchrieb. —
Ihr wißt, daß ich Hauptmann des Landſturms war,
Doch meine lahme, verkrüppelte Schaar,
Die hinten und vorn dem Aeſopus glich,
Ließ ihren Feldherrn ſchändlich im Stich.
Darob beſchmitzte der giftige Neid
Den Glanz meiner eigenen Tapferkeit.

Auch wurmt mich ein anderes Ebenteuer.
Mich ſetzte zu Windſor ein Weiblein in Feuer;
Allein ihr Gemahl, ein wilder Compan,
Zerſtörte mir Amors herrlichen Plan.
Als Hexe verkleidet, ward ich geſchlagen,
Im Wäſchkorb in die Themſe getragen —
O, möcht's ſo Keinem von Allen ergehn,
Die ſchönen Frauen ins Auge ſehn!

Still aber, ſtill von den böſen Geſchichten!
Sie konnten nicht meinen Humor vernichten.
Ich trank, von Freunden und Feinden geneckt,
In guter Ruhe mein Becherlein Sekt,
War immer und immer der luſtige Hans,
Und frug nicht: was ſagen Gimpel und Gans?
So conterfei't von des Meiſters Hand,
Bin ich der ganzen Erde bekannt,
Und, wie ein wunderthätiges Bild,
Selbſt gegen Krankheit und Tod ein Schild,
Wenn man ſich weidlich an mir ergötzt,
Und Grillen und Pillen bei Seite ſetzt.

Ich fordere denn, ohne Ruhm zu melden,
Mehr Euer Wohl als die tragiſchen Helden,
Die Euch durchdonnern das bebende Herz,
Und es erfüllen mit Leid und Schmerz.
Doch beug' ich mich vor den finſtern Geſtalten,
Sie ſind in hohen Ehren zu halten,
Und ſelbſt aus dem Unhold, dem Kaliban,
Spricht Shakſpeare's mächtiger Geiſt uns an.
Drum irr' es ſeine Verehrer nicht,
Wenn eine Mücke den Löwen ſticht.

Wollt Ihr den würdigſten Dank ihm bereiten,
So laßt ihn fleißig die Bühne beſchreiten,
Damit ſteifleinene Geiſter fliehn,
Euch nicht durch Waſſer und Einöden ziehn,
Und ſich mit den leichten franzöſiſchen Zwergen,
Die oft Euch umgaukeln, beſchämt verbergen.

An mein Bildniß.*

Am 24. Dec. 1826.

Aehnlich, wie ein Doppelgänger,
Blickſt du nieder von der Wand.
Ja, du biſt der alte Sänger,
Treu gemalt von lieber Hand!

Mehr der Anmuth, als im Leben
Die Natur ihm karg verlieh,
Konnten Farben dir nicht geben,
Denn die Wahrheit miſchte ſie!

Und es ſpricht aus deinen Zügen,
Daß des Prahlers eitler Wind
Und des Schmeichlers gift'ge Lügen
Ihm verhaßt und widrig ſind.

Er hat nie mit Knechtsgeberde
Lobgeſänge dargebracht,
Und ihn nie ein Gott der Erde
Mit der kleinſten Huld bedacht.

---

* Weihnachtsgeſchenk der geſchätzten Künſtlerin Karoline Bardua in Berlin.

Aber Freundſchaft braver Leute
War ſein ehrlicher Gewinn;
Das bezeugſt auch Du ihm heute,
Edles Werk der Künſtlerin! —

Wann einſt ihn und ſeine Lieder
Schnell genug die Welt vergaß,
Schauſt du, Bild, noch da hernieder,
Wo er dichtend ging und ſaß.

Mancher freundliche Beſchauer
Denket dann mit Liebe ſein,
Und Johanna's ſtille Trauer
Nimmt mit ſanften Thränen ein.

Zum allerhöchſten Geburtsfeſte

Sr. Majeſtät

des Königs Friedrich Wilhelm III.

Am 3. Auguſt 1833.

Dem Vaterland hat einſt vor zwanzig Jahren
Der achte Mond nicht wolkenfrei gelacht;
Es ſah ſich noch umdroht von Kriegsgefahren,
Unfern der Hauptſtadt tobte Kampf und Schlacht.
Doch Ruhm und Dank den tapfern Kriegerſchaaren:
Sie hatten bald den Feind zur Flucht gebracht,
Und Heldenmuth, den Leipzig rings ſah glänzen,
Warf Frankreichs Heere ganz aus Deutſchlands Grenzen.

In trüben Tagen mannhaft und entſchloſſen
Und, Neſtorn gleich, ausſprechend weiſen Rath,
Vollbrachteſt Du, mit hohen Bundsgenoſſen,
Erhabener Monarch! die große That.
Wohl war in Strömen treues Blut gefloſſen,
Doch Segensfrucht entſprang der Trauerſaat,
Indem die Helden, die im Kampfe ſtarben,
Dem deutſchen Volke Glück und Heil erwarben.

Gleich ehrnen Säulen ſtützen Recht und Güte,
Verehrter König, Deinen heil'gen Thron,
Und Aufruhr, deſſen Fackel oft erglühte,
Wagt nicht, dem Frieden Deines Staats zu dreh'n.
O, daß ſolch holdes Glück uns ewig blühte!
Seufzt heute Deines Volks vereinter Ton,
Und wollte Gott, dem Du an Milde gleicheſt,
Daß Du des Lebens höchſte Stuf' erreicheſt!

Zum allerhöchſten Geburtsfeſte

Sr. Majeſtät

des Königs Friedrich Wilhelm III.

Am 3. Auguſt 1834.

Heut leuchtet Preußens treuem Volke
Des Jahres wonnevollſter Tag!
Verſchwunden iſt des Kummers Wolke,
Die noch auf mancher Stirne lag.
Die Freude tanzt auf Blumenwegen
In leichtem roſigem Gewand,
Und jubelt: „Friede, Heil und Segen
Erblühte heut für unſer Land!“

Der beſte König trat ins Leben;
Ein hochgeſinnter deutſcher Mann!
Der ſeines Volkes Geiſt zu heben,
Durch feurigen Entſchluß gewann.
Das Volk zum Kampf gerufen, fühlte
Die Ehre deutſcher Nation,
Und ſeiner Rache Glutſtrom kühlte
Sich dann erſt, als die Dränger flohn.

Zum Siegesfeſte ſah man wallen
Kriegsmann und Bürger Hand in Hand.
Die Scheidewand war raſch gefallen,
Die vormals zwiſchen ihnen ſtand.
Wenn's künftig einen Feind gelüſtet,
Sich uns zu nahn mit Raub und Brand,
Da winkt der König, und gerüſtet
Zur Abwehr ſteht Sein ganzes Land.

So wird Er durch getreue Waffen
Und eigne hehre Tapferkeit
Den Grenzen Sicherheit verſchaffen,
Daß ſie kein Friedensbruch entweiht.
Und in dem Herzen Seiner Lande
Erhält ſein milder Edelmuth,
Durch Glück das Volk in jedem Stande,
Ein immer friſches Lebensblut. —

Hier blüht ein Feld voll Huld und Gnade
Dem Sänger für ein Lobgedicht;
Allein auf dieſem heil'gen Pfade
Ertöne ſeine Harfe nicht!
Der König macht ſo Viele glücklich,
Daß oft der blaſſe Neid erſtaunt.
Doch findet der Monarch nicht ſchicklich,
Daß Schmeichelei Sein Lob poſaunt.

Drum wolle man mit Hochgeſängen
So reichen Stoff das Herz auch nährt,
Sich zu dem edlen Herrn nicht drängen;
Volksliebe hat für Ihn nur Werth. —

Heut wird von Millionen Zungen,
In Flur und Tempel, nah' und fern,
Der Wunſch gebetet und geſungen:
Erhalt' uns Gott den guten Herrn!

Der
Geſellſchaft naturforſchender Freunde
in Berlin
zu ihrem fünfzigjährigen Stiftungsfeſte

am 9. Julius 1823.

Ihr weiſen Forſcher der Natur,
Die Ihr wohl ſelbſt in Euren Frühlingstagen
Durchſchwärmtet manche Blumenflur,
Um Schmetterlingen nachzujagen,
Verzeiht den jungen Jägern in Berlin,
Die jetzt umher nach ſolchen Vögeln ziehn,
Daß ihre Zunft durch eigne Abgeſandten
Bei Eurem Jubelfeſt erſchien.

Vor alten Zeiten gab's Pedanten,
Die jene Jagd ein loſes Spielwerk nannten,
Im Munde ſtets den ernſten Spruch:
Seht, Knaben, ſeht dafür ins Buch!
Scharf hielten ſie der Jugend Flug im Zügel,
Nur Bücherwürmer waren ihnen lieb,
Obgleich der Schöpfer auf den bunten Flügel
Des Schmetterlings auch Himmelslehren ſchrieb.

Der Allmacht Zeugniß iſt darauf zu leſen,
Und wer ſich freuet dieſer Schrift,
Der blickt ins heil'ge Buch der Weſen,
Worin man Gott auf jedem Blatte trifft.

Drum mög' uns ja kein Murrkopf ſchelten,
Daß wohlgemuth wir Schmetterlinge ſah'n!
Die Antwort würde darauf gelten:
Schaut doch die Ehrenmänner an,
Die in dem innigſten Vertrauen
Mit der Natur und ihren Werken ſtehn,
Und die man auch auf Blumenauen
Vor Zeiten ſah nach ſolcher Beute gehn.
Ihr Blick durchſpäht des Weltraums weitſte Ferne,
Verfolgt die Bahn der höchſten Sterne,
Erforſcht, was die Natur in tiefe Höhlen gräbt,
Und kennt den Wurm, der in dem Wurme lebt.
So zählen raſch wir Eures Wiſſens Summen
Dem unbefugten Tadler vor,
Und iſt der Mann kein unheilbarer Thor,
Wird er ſich ſchämen und verſtummen.

Was Ihr, ſeit Euer Bund beſteht,
Gewirkt in vollen fünfzig Jahren,
Das wird, indeß der Wind gelehrte Spreu verweht,
Die Nachwelt dankbar aufbewahren.
Der große Geiſt, der alles, was er ſchuf,
Von Euch ſieht achten und ergründen,
Stärk' Euch mit Kraft zum rühmlichen Beruf,
Der Kenntniß Fackel zu entzünden;
Und uns, die das Gelübde feſt gethan,
Euch nachzuſtreben auf der Ehrenbahn,

Erhalt' er all' die Männer, die berufen
Zum Lehrſtuhl ſind, und reich mit Geiſt begabt,
Uns Jünglinge zu leiten auf den Stufen
Zum Strahlenkranz des Ruhms, den Ihr errungen habt.

Doch abzutreten mit beſcheidner Bitte
Um Eure Gunſt, gebietet uns die Zeit,
Die lieber fördern will des Mahles Fröhlichkeit.
Dem Jubeldreiblatt hier in Eurer Mitte
Sey nur ein Wort der Achtung noch geweiht!
Der Eine hebt empor zum Sternenhimmel,
Der Andre führt ins Himmelreich hinein;
Allein der Dritte liebt das Weltgetümmel,
Und ſorget, daß auch wir des Lebens lang' uns freu'n.
Uns ſey vergönnt, ihr Haupt zu kränzen!
Heil Euch, und Allen, Allen hier!
Ihr Alle ſollt uns für und für
Auf unſrer Lebensbahn als Leitgeſtirne glänzen!

Joſeph Haydn.

Gefeiert am Tage ſeiner Geburt,

den 31. März 1826.

Wo Oeſtreich und Ungarn ſich berühren,
Durchzog ein Harfner kümmerlich das Land,
Und ſpielte Tänz' und Lieder vor den Thüren,
Indeß ſein Söhnlein, das zur Seit' ihm ſtand,
Den Bogen einer Geige ſchien zu führen,
Obwohl kein Ohr davon Genuß empfand.
Taktmäßig ſtrich der kleine Wohlgemuthe
Ein Brettchen nur mit einer Weidenruthe.

Ein Schulmann war's, deß Name längſt verklungen,
Der dieſe Perl' im Staub der Armuth fand.
Ein Freudenquell iſt da der Welt entſprungen;
Der Finder ſchläft vergeſſen unter Sand.
Er ſah das Kind bei jenen Wanderungen,
Und bot als Freund und Lehrer ihm die Hand.
Gerechten Dank dem Ehrenmann im Grabe!
Denn Joſeph Haydn war der arme Knabe. —

Viel edle Werke lobten ſchon den Meiſter,
Da ward er noch in Deutſchland kaum genannt,
Und über ihn erhub ſein Haupt wohl dreiſter,
Als ziemend war, manch' finſtrer Kunſtpedant.
Doch aus der Ferne hatten helle Geiſter
Den Lorbeerzweig des Beifalls ihm geſandt,
Und jubelvoll empfangen über'm Meere
Reicht' England ihm den ſpäten Kranz der Ehre.

Doch wollt' er nicht dem Vaterland entſagen,
Und wählte ſich in Wien ein ſtilles Haus.
Hier ſpannte kühn, den höchſten Flug zu wagen,
Sein Genius die Adlerſchwingen aus,
Und jugendlich ſang er in greiſen Tagen,
Wie ſich das Weltall hub aus Nacht und Graus,
Und wie im Wechſeltanz die Jahreszeiten
Dem Erdenbürger Heil und Luſt bereiten.

Als drob ſein Ruhm erſchollen war ſeit Jahren,
Entwichen ihm des Lebens Kraft und Muth.
Tief ſank ſein Haupt, umglänzt von Silberhaaren;
Erloſchen war des Auges heit're Gluth.
Jetzt ſollt' er an ſich ſelbſt die Macht erfahren,
Die in dem Tongedicht der Schöpfung ruht,
Womit einſt Künſtler, die ihm Achtung zollten,
Die Feier eines Abends krönen wollten.

Der edle Greis, bewogen von der Bitte,
Ein Zeuge dieſer Huldigung zu ſeyn,
Trat liebevoll, mit alterſchwachem Schritte,
Schon heiß erwartet, in den Feſtſaal ein.

Begrüßt mit Jubel, wankt' er durch die Mitte
Der feierlich um ihn gedrängten Reih'n,
Und jetzt begann der Töne Strom zu rauſchen,
Und jedes Ohr dem Wogenklang zu lauſchen.

Die Eitelkeit läßt gern ſich ſtürmiſch fröhnen,
Doch ſeinen ſchlichten Sinn erfreut' es nicht,
Und tief bewegt von ſeinen eignen Tönen,
Floß ihm der Rührung Thräne vom Geſicht.
Ja, Mark und Beine fühlt' er ſich durchdröhnen
Vom Donnerhall der Worte: Es ward Licht.
Da rief er laut, die Hände hoch erhoben:
„O nicht von mir — das Alles kam von oben!“

Er ſank zu Boden, ward hinaus getragen,
Und bald darauf umſchattet' ihn der Tod. —
Uns lebt er noch, und Dank und Freude ſchlagen
In Flammen auf bei ſeinem Morgenroth.
Unſterblich iſt, wer in verlebten Tagen
Den Zeitgenoſſen ſo viel Gutes bot,
Daß noch, wann ihn des Todes Nacht umſchleiert,
Die Nachwelt ſeinen Lebensmorgen feiert!

Mozart.

Zu ſeiner Todtenfeier

am 5. December 1824.

In Salzburg war ein Wunderknabe,
Dem ſeine Muſe früh erſchien.
Beſchenkt mit ihrer Himmelsgabe,
Schwand jedes Spielwerks Reiz für ihn.
Mit kühner Dichtung ſüßer Töne
Beflügelt' er ſich ſeine Zeit;
Vorahnend, daß dereinſt ihn kröne
Der Lorbeer der Unſterblichkeit.

Fünf Lenze blühten erſt dem Kleinen,
Da war er am Klavier ein Held.
Jetzt ſollt' er als ein Stern erſcheinen;
Sein Vater führt' ihn in die Welt.
Umſtaunt beherrſcht' er, wie ein Meiſter,
Von Land zu Land das Saitenſpiel;
Doch war der Jubel roher Geiſter
Kein Ehrenlohn, der ihm gefiel.

Er ſagte kühl: „Was kann mir frommen
Der Laien wüſtes Lobgeſchrei?
Den größten Meiſter laßt mir kommen,
Und was ich gelte, ſag' er frei!“
Kam nun ein Fürſt der Kunſt und lauſchte,
Und ſprach ein Wörtchen mild und hold,
Das hob ſein Herz, und er vertauſchte
Des Kenners Beifall nicht um Gold.

In Wälſchland hört' er einſt, daß leiſe
Bei ſeinem Spiel die Rede ging:
„Der Deutſche zwingt's geheimer Weiſe
Durch ſeinen mächt'gen Zauberring.“
So raunten kunſtbeflißne Jünger,
Von Neid befangen, ſich ins Ohr;
Er aber zog den Reif vom Finger,
Und ſpielte ſchöner als zuvor.

Die Jahre ſtärkten ihm die Schwingen,
Und leicht und kräftig flog der Aar,
Der Bühne manchen Schatz zu bringen,
Voll Urgeiſt, aber ſonnenklar.
Wie glänzt die goldne Liederkette,
Die er dem ſpan'ſchen Wüſtling ſchuf!
Dieß Wunderwerk der Tonkunſt hätte
Allein verewigt ſeinen Ruf.

Der Kummer floh von jeder Wange,
Und das Gemüth war frei von Schmerz,
Betrat er nur mit Einem Klange
Die Brücke zwiſchen Ohr und Herz.

Der König ward von ihm erheitert;
Das Hirtenmädchen ſang ſein Lied.
So hatte Keiner noch erweitert
Der edlen Tonkunſt Machtgebiet.

Doch ſchwankend neigte ſich zur Erde
Des großen Geiſtes enges Haus,
Und daß es bald zerfallen werde
Sprach ahnendes Gefühl ihm aus.
Es flog ihn an, als in ſein Zimmer
Einsmals ein Unbekannter trat,
Und dringend, mit des Goldes Schimmer,
Um eine Seelenmeſſe bat.

Der Künſtler, lenkſam zum Gewähren,
Gelobte ſie, der Fremde ſchied,
Und jener ſprach mit leiſen Zähren:
„Ich dichte mir mein Todtenlied.“ —
Und noch vom alten Geiſt durchdrungen,
Der Ruhm und Herzen ihm erwarb,
War ſchier das Schwanenlied geſungen,
Da neigt' er ſanft ſein Haupt und ſtarb.

In dieſen Stunden ſank er nieder
Auf ſeiner halben Erdenbahn,
Und Schaaren ſeelenvoller Lieder
Sie flogen mit ihm himmelan.
Wer ſeiner Töne Zauber hörte,
Beklagt, daß ſein Geſchick ihn rief,
Und eine heitre Welt zerſtörte,
Die noch in ſeinem Buſen ſchlief.

Ihm prangt kein Denkmal, ſtarr bewundert,
Ihn zeigt kein Standbild hoch und hehr;
Doch von Jahrhundert zu Jahrhundert
Lebt er unſterblich wie Homer.
Wenn tauſend gleichen Flug auch wagen,
Sie holen ſeinen Flug nicht ein.
Er wird, ſo lange Herzen ſchlagen,
Der Liebling jedes Herzens ſeyn.

Mozart.

Zur Feier ſeiner Geburt

am 27. Jänner 1825.

Der Vater ſchrieb und ſprang empor:
„Endloſer Lärm betäubt mein Ohr!
Die Angel knarrt, das Spinnrad ſchnurrt,
Die Elſter ſchwatzt, der Pudel knurrt.
Ein Schreier wird nun noch geboren,
Dann bin ich vollends ganz verloren.“

Nach Wochen war das Knäblein da,
Und ſchier ein Wunder jetzt geſchah:
Flugs waren Hund und Vogel ſtumm,
Still drehten Thür und Rad ſich um,
Und ohne widerliches Toſen
Ging ſelbſt die Wiege wie auf Roſen.

„Ha!“ rief der Alte fröhlich aus:
„Ganz umgewandelt iſt mein Haus!
Hat denn mein Söhnlein Zaubermacht,
Und dieſen Frieden mir gebracht?
Der Schalk wird aber ſelbſt ihn ſtören;
Er läßt gewiß ſich tapfer hören!“

Verſtand das Kind des Vaters Wort?
Beſcheiden grüßt' es ihn ſofort.
Dem kleinen Manne fiel's nicht ein,
Wie andre Püppchen roh zu ſchrei'n:
Er ließ ein zartes Stimmchen ſchallen,
Das glich dem Sang der Nachtigallen.

Der Vater lauſchte — da ward ſchnell
Das Abendgrau der Kammer hell,
Ein Chor von Geiſtern ſchwebt' herein,
Die Wieg' umflog ihr Ringelreih'n,
Und huſch! wie Schmetterlinge nippen,
Berührt ihr Kuß des Kindes Lippen.

Drauf ſchwand der Reih'n wie Blitzes Flug,
Und unſer Alter ſagte klug:
„Nun ſprech' ich allen Sorgen Hohn,
Ein Götter-Liebling iſt mein Sohn!
Er wähle jede Kunſt auf Erden,
Er wird darin ein Rieſe werden.“ —

Bald war die Tonkunſt ſeinem Sinn
All' andrer Künſte Königin.
Die Sprache der geſammten Welt
War das für ihn geweihte Feld,
Und, wie die Stern' am Himmelsbogen,
Glänzt jede Frucht, die er gezogen.

Ein Kunſtwerk ſeiner Jugendkraft,
Ein Spiegel ſeiner Meiſterſchaft,
Ein Werk, das über unſer Lob
Mit Engelſchwingen ſich erhob,
Soll heut das Feſt des Meiſters ſchmücken
Und ſeiner Freunde Schaar entzücken.

Stolz ſey der Tag, der ihn gebar,
Den Mann, der ohne Gleichen war!
Er ſchuf mit ſeiner Töne Macht
Des Himmels Licht, des Abgrunds Nacht,
Und ſeiner Lieder Luſt und Schmerzen
Sie drangen ſelbſt in eh'rne Herzen.

Zum Unglück trat in jenen Reih'n
Die Schickſalsgöttin nicht mit ein,
Die ſtreng den Lebensfaden kürzt,
Und Freunde tief in Trauer ſtürzt.
Sie wollte nicht dem Kinde gnaden,
Und trennte früh des Mannes Faden.

Doch leuchtet' ihm an's dunkle Ziel
Der Ehrenkronen Flammenſpiel.
Er ſchwang ſich über Künſtlerneid
Und alles Nichts der Erdenzeit,
Und blicket vom Geſtirn der Leier
Geneigt herab auf unſre Feier.

Beethovens Todtenfeier.

Berlin, am 26. März 1828.

Vor ſechzehn Monden ahnten wir noch nicht,
Was uns anjetzt Cypreſſenkränze flicht.
Wir hatten, von der Hoffnung Strahl umglänzt,
Uns mit der Freude Roſen hier bekränzt.

Ein Feſt war uns der Tag, der einen Mann
Voll Geiſt und Kraft der Tonkunſt Reich gewann.
Wir fühlten all' in uns den Wunſch erglühn,
Daß lange noch ſein Leben möge blühn.

Bald aber ſchwebte, nach des Schickſals Schluß,
An ſeine Thür des Todes Genius.
Gedämpft war ſchon der Lebensfackel Brand;
Sie flammte nur noch matt in ſeiner Hand.

Er ſenkte ſie, die Glut war faſt zerſtört,
Als im Gemach er Töne ſchallen hört.
Er horcht, und ihn, des Himmels ſanften Sohn,
Ergreift und rührt der Saiten Zauberton.

„O ſüßer Klang! Wie tönt am nahen Ziel
So mächtig noch das edle Saitenſpiel!
Soll es verſtummen, dem oft wundervoll
Der Kummer wich, die Freudenzähre quoll?

Der Engel ſprach's, und ſchwang die Fackel auf,
Zu fördern noch des Meiſters Erdenlauf.
„Wohl würd' ich — dacht' er — „ihm mehr Gutes thun,
Ließ' ich ihn ſanft in meinen Armen ruhn.

„Der Freuden wenig bietet ihm die Welt,
Der Kunſt allein hat er ſich zugeſellt;
Doch hört er ſelbſt der Freundin Stimme nicht,
Wenn ſie auch laut, wie Sturm und Donner, ſpricht.

„Drum ſchwinge ſich ſein Geiſt dahin empor,
Wo ihn begrüßt der ältern Meiſter Chor.
Dort winket ihm ein ſtiller Palmenhain,
Sich ewig ſeiner Himmelskunſt zu weihn.“

Als dieß der Todesengel ſo bedacht,
Senkt' er die Fackel, ſchnell umgab ſie Nacht,
Drin im Gemach erſtarb der letzte Ton,
Beethoven's Seele war der Erd' entflohn. —

Leb' wohl, leb' wohl, unſterblich großer Geiſt,
Der uns empor aus niedern Schranken reißt!
Beſeligſt Du mit Wohllaut unſer Ohr,
Erſchließt ſich uns des Himmels Sonnenthor.

Gönn' uns auch heut' des beſten Troſtes Kraft
Durch edle Werke Deiner Meiſterſchaft!
Wir fühlen innig, daß Dein Trauerfeſt
Nur durch Dich ſelbſt ſich würdig feiern läßt.

Sinngedichte

und andere Kleinigkeiten.

Der Magnet.

Ein Schluck Philoſophie, im Hörſaal eines Weiſen,
Hat jämmerlich Paulinens Kopf verdreht;
Doch liebt ſie Paul und ſagt: „ihm ſey ſie ein Magnet.“
Da der nur Eiſen zieht, ſo iſt wohl Paul von Eiſen,
Und mag darob ſein Schickſal preiſen:
Denn ſpannt er einſt mit ihr ins Ehejoch ſich ein,
Wird eiſerne Geduld ihm ſehr vonnöthen ſeyn.

Als eine muthige deutſche Frau zu Berlin im April 1811 eine Luftreiſe allein unternahm.

Daß Frau'n ſich in die Luft erheben,
Das wird den Wolkenweg bald ungemein beleben:
Denn ihnen iſt die Kraft verliehn,
Die Männer alle nachzuziehn.

Aufruf.

Markolphus ſchnaubt nach Krieg, und weiſſagt ihn
mit Wuth:
Denn Zeitungsleſerei iſt ſein Geſchäft auf Erden,
Und er geſteht, daß nur durch Schlachtenblut
Ihm die Aviſen ſchmackhaft werden.
Drum, Völker, mordet euch, damit der liebe Mann
Mit Anmuth ſeine Zeit im Lehnſtuhl tödten kann!

Das Vaterrecht.

A.

Nal's Schriften ſind in Zeitungen erhoben.

B.

Ja, ſeht den frechen Kukuksſtreich!
Er ſelber hat das Ruhmblatt eingeſchoben.

A.

Nun, wär' es auch, was ärgert's Euch?
Ein Vater darf doch ſeine Kinder loben.

An den Mond.

Pfui, ſchäme dich, als Heuchler zu erſcheinen!
Du lächelſt hold, und wirfſt zugleich mit Steinen.

Der Poet aus Lebensluſt.

Viel Dichter würden alt, las Rochus irgendwo;
Er, der das Leben liebt, war dieſer Kunde froh,
Und machte ſich, anſtatt die Aerzte zu befragen,
Seitdem die Poeſie zur Hauptbeſchäftigung.
Er kommt auch in der That dabei zu alten Tagen,
Doch ſeine Verſe ſterben jung.

Die theuren Grabmähler.

Vergeudet doch kein Gold, den Marmor aufzuſtellen,
Der oft nur ſchöne Lügen ſagt!
Geſunken iſt das Schiff: was hilft's, daß aus den Wellen
Ein Weilchen noch der Wimpel ragt?

Pardonnez-moi!

Franzöſiſch ſtammeln, ſtatt ſein Deutſch zu ſprechen,
Iſt eins von unſern alten Landgebrechen,
Wodurch man einem Thoren gleicht,
Der ein hochzeitlich Kleid am Pflocke
Des Schrankes hängen hat, und im zerfetzten Rocke
Sich dennoch in Geſellſchaft zeigt.

Gedanken bei einem Holzſchnitte.

Da reitet Meiſter Till, und ſuchet, als verloren:
Den dürren Gaul, von dem er niederſchaut:
So macht oft weit umher ein Witzling Jagd auf Thoren,
Und hegt dieß Wild in ſeiner eignen Haut.

Der Aufhelfer.

Der Krieg iſt zwar, nach allem Scheine,
Zum Wohlthun nicht beſtimmt;
Doch hilft er Manchem auf die Beine,
Dem er die Kutſche nimmt.

Falſcher Eifer.

Der kom'ſchen Muſe Scherz und Hanswurſts Poſſenreißen
Verwechſelt Meiſter Woldemar,
Und predigt drüber wie ein Pfarr.
Doch wer den Witz verdammt, um deshalb klug zu heißen,
Der iſt der ächte Narr.

Kein Epigramm, aber Wahrheit.

Fremder Völker Sprache, Land und Sitten
Schätzt' und liebte ſtets der Deutſche ſehr;
Heimiſch Gut war nie bei uns gelitten;
Darum lebt bis heut' — ſogar in Hütten —
Doch das Hohnwort: „Das iſt nicht weit her!“
Wir verſchmähten unſer Eigenthum,
Und von auswärts kam kein Heil, kein Ruhm.

Heutige Tapferkeit.

1810.

Der alten Deutſchen Muth, die Löwen gleich, ſich wehrten,
Holt mit dem Schwert ihr Enkelſohn nicht ein:
Doch tapfrer mag ſein Gänſekiel wohl ſeyn;
Das zeigen oft die Kämpfe der Gelehrten.

Die Mützenmode.

1810.

Die ehrlichen Germanen ſchlummern jetzt;
Drum haben ſie die Mützen aufgeſetzt.

Der ungetreue Witzling.

Sie.

Sonſt war ich ein engliſches Märchen Dir;
Nun fliehſt Du vor mir!

Er.

Das iſt natürlich, weil jetzt, mein Kind,
Die engliſchen Waaren verboten ſind.

Lotterie-Einahme.

Ein Schild voll Wahrheit ziert dieß Haus:
Man nimmt hier ein, und gibt nicht aus.

An Manche.

In der Bibel ſteht geſchrieben:
„Deinen Nächſten ſollſt Du lieben!“
Doch ihr Gotteswortverächter
Liebet nur des Nächſten Töchter.

Der Selbſtling.

Immer ſchilt der Mund die Augen,
Daß mit Geiz
Sie an Emma's Blüthenreiz,
Gleich den Gartenbienen, ſaugen.

Doch iſt mir das Glück beſchieden,
Ihr zu nahn,
Und ſie küſſend zu umfahn,
Ei, das iſt er wohl zufrieden!

Der gelehrte Guckguck.

Vermummtes Selbſtlob, wie ihr wißt,
Soll ihn unſterblich machen,
Und in der That unſterblich iſt
Schon über ihn das Lachen.

Räthſel.

Wie heißt der deutſche Mann,
Der ſolchen Ruhm gewann,
Daß ihn ſogar die Hühner kennen
Und ſeinen Namen fleißig nennen?

Der Aufruhr in **

Preßfreiheit will das Volk. — Was denkt Hans Tapps dabei?
Glaubt er vielleicht, unwiſſend und vermeſſen,
Er könne dann ganz zügelfrei,
Was ihm beliebt, erpreſſen?

Denkmale

der Achtung und Freundſchaft.

Dem
Juſtiz-Amtmann zu Radeberg,
Ernſt Ludwig Langbein,
zu ſeinem Geburtsfeſte
ehrerbietig gewidmet
von ſeinen geſammten Kindern, Schwiegerkindern, Enkeln und Urenkeln.

Am 23. Jänner 1812.

Wer iſt glücklich? — Dieſe ſchwere Frage
Wägt man oft auf ungewiſſer Wage,
Und der Weltling leget insgemein
Ehr' und Reichthum in die Schaalen ein.

Doch wie Rauch, verjagt von raſchen Winden,
Sieht man täglich Ruhm und Gold verſchwinden,
Und was Neid und Flamme rauben kann,
Wenig achtet das ein weiſer Mann.

Nur ein freies, rechtliches Gewiſſen
Iſt ſein Schatz, der bleibt ihm unentriſſen;
Und der Friede, der im Herzen ruht,
Gilt ihm mehr als jedes Erdengut.

Aber unermüdet iſt ſein Streben,
Andre in den Schooß des Glücks zu heben,
Und es freut ihn mehr als Gold und Rang,
Wenn ihm eine gute That gelang. —

Edler Vater! Mann voll Lieb' und Milde!
Wer, als Du, ſaß uns zu dieſem Bilde?
Unbeſcholten haſt Du ſtets gelebt
Und mit Eifer unſer Wohl erſtrebt.

Dankbar legen wir in Deine Hände
Dieſes Liedes kleine Herzensſpende,
Die den Werth des Sandkorns kaum erreicht,
Wenn man ſie mit unſrer Schuld vergleicht.

O, wir wollten, ſtatt der todten Zeilen,
Lieber unſer Leben mit Dir theilen!
Schneller möchten unſere Jahre fliehn,
Sähn wir Dich in neuer Jugend blühn.

Doch der Welten Vater und Erhalter
Sandte Dir ein mildes, heitres Alter,
Das, an Geiſteskräften ungelähmt,
Mancher Jugend Thätigkeit beſchämt.

So geſchmückt mit Deiner Tugend Kronen,
Mögeſt Du noch lang' auf Erden wohnen,
Daß Dein Wandel, rein und tadelfrei,
Immer uns ein heller Leitſtern ſey.

An meinen Vater.

1813.

In eines Waldes dunklem Irrgewinde
Verirrte ſich ein Herzog auf der Jagd.
Er fand ein Haus, beſchirmt von einer Linde,
Darunter ſaß ein Mann, ſehr hoch betagt,
Der weint' und ſtöhnte laut, gleich einem Kinde,
Und ward vom Herzog um ſein Leid befragt.
„Ach, lieber Herr!“ begann der Greis zu klagen,
„Mein Vater hat mich jämmerlich geſchlagen!“

Der Herzog blickte ſtaunend auf den Alten,
Der ſchon die Laſt von achtzig Jahren trug.
„Kann denn dein Vater,“ rief er, „noch ſo ſchalten?
Und was war dein Verſehn, als er dich ſchlug?“ —
„Ich hatt' ein heil'ges Hausamt zu verwalten,“
Verſetzte Jener, „und ich that's nicht klug:
Ich ſollte meines Vaters Vater leiten,
Und ließ ihn von der Hand zur Erde gleiten.“

„Ha! du erzählſt mir wunderliche Mähren!“
Erwiederte der Fürſt, und trat ins Haus.
Hier ſaß der Ahn gebückt, gleich reifen Aehren,
Aus einem Armſtuhl geiſterbleich heraus.

Doch ſchien ſein Sohn noch Jugend zu bewähren,
So rüſtig ſtand er, zog die Stirne kraus,
Und fragte raſch: „Was führte deine Schritte,
Du fremder Mann, in unſre Siedlerhütte?“

„Ich möchte,“ ſprach der Fürſt, „von euch erfahren,
Welch Zaubermittel euch die Kraft verleiht,
Daß ihr allſammt in wunderhohen Jahren
Noch unbeſiegt vom Feind des Lebens ſeyd.“ —
„Freund,“ war die Antwort, „uns vor dem zu wahren,
Gebrauchten wir den Schild der Mäßigkeit,
Und feſſelten durch Frieden im Gewiſſen
Das Heil des Schlafs an unſer Lagerkiſſen.“ —

So meldet eine Chronik die Geſchichte,
Und herzerfreuend war uns dieſer Fund:
Denn, Vater, auch an Dir thun ſich die Früchte
Der Mäßigkeit und Seelenruhe kund!
Du trotzeſt, wie mit grünem Haar die Fichte,
Dem Lebenswinter kraftvoll und geſund,
Und blühen wird Dir erſt in weiter Ferne
Die ewig heitre Frühlingswelt der Sterne.

Wie durch Gebrauch das Erz ſich reibt und glättet,
So wirkt auf Menſchen die Beſchäftigung.
Dem, der an ſie mit Luſt ſein Leben kettet,
Hemmt nicht der Jahre Roſt des Geiſtes Schwung.
So haſt auch Du die innre Kraft gerettet,
Biſt als Geſchäftsmann noch bis heute jung,
Und herrlich ſtrahlt aus jedem Wort' und Werke
Dein Vollbeſitz der ungebeugten Stärke

Wie ſtrebt Dein Geiſt, daß er die Pflicht erfülle!
Wie hält Dein Herz das Haus in treuer Huth!
Wo iſt ein Vater, deſſen edler Wille
Des Guten mehr für ſeine Kinder thut?
Du ſorgeſt zwiefach, ſeit in dunkler Stille
Die unvergeßlich theure Mutter ruht:
Denn bis ſie ſank, berührt vom Todespfeile,
War ſie auch redlich unſers Hauſes Säule.

O Du, an den ſich unſre Wünſche ranken,
Bleib lange noch zum Pfeiler ihm erhöht!
Steh unter'm Schutz des Himmels ohne Wanken,
Dem Eichbaum gleich, den mancher Sturm umweht,
Der aber, ob auch Zweig' und Aeſte ſchwanken,
Feſt wie ein Fels auf ſeiner Wurzel ſteht,
Und Wanderer, von Sonnengluth ermattet,
Mit holder Kühlung freundlich überſchattet.

An
den Oberſchulrath Eſchke in Berlin

im Namen ſeiner taubſtummen Zöglinge.

Am 17. Februar 1811.

Das Thor, durch welches Töne wallen,
Schloß die Natur bei uns nicht auf:
Ein Gang durch ſtille Todeshallen
Iſt gleichſam unſer Lebenslauf.

Die Zunge ſchweigt in dieſer Oede,
Als bänd' auch ſie ein ehrnes Band:
Denn andrer Menſchen Stimm' und Rede
Macht nimmer ihr das Ohr bekannt.

Du aber führſt ins Reich der Töne
Durch Deine Meiſterkunſt uns ein,
Lehrſt uns das Gute wie das Schöne,
Und lehrſt uns wackre Menſchen ſeyn.

Drum weiht zu Deinem Lebensfeſte
Dir unſre Dankbarkeit dieß Blatt,
Das einer Deiner Freund' und Gäſte
Mit Luſt für uns gedichtet hat.

Leb' lange noch um halbe Wilden,
Die nichts vom Lauf der Welt verſtehn,
Zu edler Thätigkeit zu bilden
Und ihre Seelen zu erhöhn.

Das Glück, das manchmal taub ſich ſtellet,
Wann es ein Sohn der Erde ruft,
Begleite, treu zu Dir geſellet,
Dich bis an Deine ferne Gruft!

Denn auch der Menſchheit Zierden dunkelt
Ja einſt der Lebensſonne Pracht,
Doch das Geſtirn des Nachruhms funkelt
Hell über ihres Grabes Nacht.

Auf den Tod meines Freundes Eſchke.

Geſtorben am 17. Juli 1811.

Ach, ſchon ſo früh erhob Dein Geiſt
Sich von der Erde zu den Sternen!
Die arme Jugend iſt verwaiſt,
Die Dich umgab, von Dir zu lernen.

Denn Du entzwangſt durch weiſe Zucht,
Mit eherner Geduld vereinet,
Dem Fels der Taubheit manche Frucht,
Die wie ein Wunder uns erſcheinet.

Du biſt's, dem das Erziehungshaus,
Das Schmerz und Jammer jetzt durchwanket,
Entſtehung aus dem Nichts heraus,
Und Blüthe, Glanz und Ruhm verdanket.

Sey Deiner Schöpfung Schutzgeiſt nun
In jenen beſſern Sonnenwelten,
Wo Tugend und gerechtes Thun
Zum Chor der Engel Dich geſellten.

Umſchwebe ſanft, wie Mondenſtrahl,
Mit Troſt des Wiederſehns die Deinen,
Die einen Vater und Gemahl
Von ſeltner Lieb' und Treu beweinen.

Mir aber lächle freundlich zu,
Indem ich Dir zum Ehrenkranze
Hier auf den Hügel Deiner Ruh'
Das Immergrün der Freundſchaft pflanze.

An Auguſte Eſchke.

Jm Erndtemonat 1812.

Ein edler Vater, der ſich Ruhm errungen,
Vererbt des Namens Glanz auf ſein Geſchlecht;
Den Kindern noch gebührt der Achtung Recht,
Wann er ſich ſchon dem Erdenſtaub entſchwungen.

Doch ſind auch ſie von ſeinem Geiſt durchdrungen,
Und ihres Herzens Gold iſt rein und echt,
So wird der Ehrenkronen Laubgeflecht
Mit Doppelachtung um ihr Haupt geſchlungen.

Und Dir, Auguſta, blüht ein ſolcher Kranz!
Denn Du gleichſt Jhm an Geiſt und Herzen ganz,
Jhm, der mir lebt im ewigen Gedächtniß.

Aus unſern Armen riß ihn das Geſchick,
Doch Deine Freundſchaft ließ er mir zurück,
Und ſie ſey mir ein heiliges Vermächtniß!

Ehrengedächtniß
meiner Freundin Auguſte Eſchke.

Geſtorben am 7. Mai 1815.

Muß um Dich die Harfe klagen,
Die ſich oft Dein Lob erwarb?
Muß mein Schmerz der Welt es ſagen,
Daß in ihren Roſentagen
Meine holde Freundin ſtarb?
Ja, ich kann von Dir nicht ſchweigen,
Denn Du warſt der Jungfrau'n Stern.
Alles Gute war Dir eigen,
Alles Böſe von Dir fern.

Deiner Anmuth ſüße Blüthe
Sah die Welt mit lautem Ruhm;
Doch die ſeltne Herzensgüte,
Die Dein Weſen ganz durchglühte,
War Dein ſchönſtes Eigenthum;
Und mit ihr ein Geiſt voll Klarheit,
Der nach edler Kenntniß rang,
Und, im Flug nach Licht und Wahrheit,
Niederm Irrwahn ſich entſchwang.

In der Künſte Gärten pflückte
Sich Dein Fleiß der Blumen viel.

O, wie dieſer Kranz Dich ſchmückte!
Wie ergötzte, wie entzückte
Dein Geſang und Saitenſpiel!
Und nahm wo die Langeweile
In Geſellſchaft ihren Sitz,
Schnell verjagten ſie, wie Pfeile,
Deine Heiterkeit, Dein Witz.

Und wie ſittlich war Dein Leben!
Unſchuldsvoll, als ſähe man
Himmelab, von Glanz umgeben,
Einen Engel freundlich ſchweben,
Sprach Dein offner Blick uns an.
Aber keine Tugend rettet,
Wo das Loos des Todes traf;
Und auch Du, auf Staub gebettet,
Schläfſt ſo früh den ew'gen Schlaf!

Du verſchiedſt, von Ihr umſchlungen,
Die zwölf Monden lang um Dich
Im Gebet mit Gott gerungen,
Und, vom Dolch der Angſt durchdrungen,
Tag und Nacht nicht von Dir wich.
Ach! Du ſahſt beſonnen leidend,
Schritt vor Schritt des Todes Nahn.
Mutter! Mutter! riefſt Du ſcheidend,
Und betratſt die finſtre Bahn.

Von des Frühlings Sonnenſchwelle
Tratſt Du in die Nacht hinein;
Doch aus Deiner Todtenzelle
Winkt zu friſcher Lebensquelle

Dir ein blühn'der Palmenhain.
Denn der Geiſt der Frommen wallet
Hin zu jenen Friedenshöh'n,
Und mein Klagelied verhallet
Mit dem Troſtwort: Wiederſehn!

An die Frau Oberſchulräthin Eſchke,

Direktorin des königl. Taubſtummen-Inſtituts zu Berlin.

Zu ihrem Geburtstage.

Am 6. Juli 1813.

Von Männerthaten im Gefild' der Waffen
Ertönt des Rufs Trompete fort und fort.
Doch was im Stillen edle Frauen ſchaffen,
Davon verkündet ſie kein Wort.

Drum las man jüngſt von neuen Amazonen,
Die auch nach jenem Heldenruhme glühn.
Sie wollten keck, vereint in Legionen,
Mit Lanz' und Schwert zu Felde ziehn.

Der Klugen Spott mag ſie dahin begleiten!
Wir loben uns die lobenswerthen Frau'n,
Die des Berufes Kreis nicht überſchreiten,
Die ihres Hauſes Wohlfahrt bau'n.

O, könnten wir dafür doch Kronen ſpenden!
O, wär' uns dieß vor allem Volk erlaubt!
Wir ſetzten dieſe Zier mit raſchen Händen
Dir, als der Würdigſten, auf's Haupt.

Denn mit Bewunderung erfüllt Dein Walten
Durch Dein volkreiches, häusliches Gebiet.
Dein kleines Reich in ſolcher Ordnung halten
Kann nur Dein Geiſt und Dein Gemüth.

Du biſt mit Lieb' und wahrem Mutterſinne
Die Pflegerin von einer armen Schaar,
Der die Natur, vom Lebens-Anbeginne,
Unhold und nur Stiefmutter war.

Ihr Mund iſt ſtumm, doch ihre Herzen heben,
Dankbar beredt, ſich heute himmelan:
„Gib Herr, der guten Mutter langes Leben
Und Alles, was Sie freuen kann!“ —

Dieß, beſte Freundin, mag Dir Gott gewähren!
So wird erfüllt, was unſer Herz auch hat,
Und lange ſprießt Dir noch zu Segens-Aehren
Die Ausſaat jeder guten That.

An die Frau Oberſchulräthin Eſchke.

Am 6. Juli 1814.

Heut iſt Dein Feſt, heut wollen wir
An jenem Feinde, welcher Dir
Ein Herzens-Kleinod nahm, uns rächen,
Und nicht ein Wörtchen von ihm ſprechen.

Die traurige Vergangenheit
Bedeckt die milde Hand der Zeit
Mit ihrem grünen Hoffnungsſchleier,
Und alle Herzen ſchlagen freier.

Dein hoher, muthbeſeelter Sinn
Riß oft uns zur Bewundrung hin;
Der, wenn das Schickſal Dich umſtürmt,
Dich gegen die Verzweiflung ſchirmt.

Wenn Jammer auch Dein Herz zerreißt,
Bleibt doch Dein heldenhafter Geiſt,
Mit voller Spannung ſeiner Kräfte,
Das Triebrad häuslicher Geſchäfte.

Bewahre Dir den edlen Muth'
Er iſt des Menſchen beſtes Gut.
Doch ruf ihn nun Dein ganzes Leben
Nicht wieder auf, ſich zu erheben.

Von keinem Seelendolch verletzt,
Von keiner Thräne mehr benetzt,
Soll ſtets um Dich und um die Deinen
Sich alles Erdenglück vereinen!

An die Frau Oberſchulräthin Eſchke.

Am 6. Juli 1815.

Immer noch befeuchten Thränen
Jammerthränen Dein Geſicht,
Und Dein mütterliches Sehnen
Nach Auguſten ruhet nicht.

Fern ſey jeder Schein von Tadel,
Denn mit Recht wird ſie beweint.
Tugend, Geiſt und Herzensadel
Waren feſt in ihr vereint.

Doch das längſte Trauerleben
Aendert nicht den Augenblick,
Da Du ſahſt der Welt entſchweben
Deines Herzens ganzes Glück.

Mildre darum Deinen Kummer
Um der Hochgeliebten Tod!
Süß und ruhig iſt ihr Schlummer,
Ungeſtört von Erdennoth.

Eine Mutter ohne Gleichen
Raubt' ihr zwar des Schickſals Lauf,
Doch ſie ſchwang ſich im Erbleichen
Zu dem ew'gen Vater auf.

Dort wirſt Du ſie wieder finden,
Wo man keine Leiden kennt,
Und ſich Herzen neu verbinden,
Die das Schickſal hier getrennt.

Sühne Dich indeß entſchloſſen
Mit dem Leben wieder aus.
Thränen ſind genug gefloſſen,
Und Dein Gram betrübt Dein Haus.

Neues Glück ſey Dir beſchieden,
Und erheitre Deinen Blick.
Du machſt dann durch Seelenfrieden
Aller Deiner Freunde Glück.

An die Frau Oberſchulräthin Eſchke.

Den 6. Juli 1816. *

Immer wendet nach den Sternen
Noch mit Sehnſucht ſich Dein Blick,
Suchend das verlorne Glück
In den unnahbaren Fernen.

Deines Frohſinns heitre Farben
Wurden ſchon ſeit Jahren bleich.
Du, an Freude ſonſt ſo reich,
Legſt Dir auf, daran zu darben.

Nur im mütterlichen Walten
Durch Dein weites, volles Haus,
Spricht Dein Geiſt noch ganz ſich aus,
Wie wir ſahn ihn vormals ſchalten.

O, vergönne doch der Freude
Und dem leichten muntern Scherz
Wieder Rückkehr in Dein Herz!
Lebensärzte ſind ſie beide.

---

* Als ſie den Verluſt einer im Mai 1815 geſtorbenen ſehr geliebten Tochter fortwährend betrauerte.

Laß ſie wirken, laß ſie heilen
Dein verwundetes Gemüth,
Um noch lange, neu erblüht,
Hier auf Erden zu verweilen.

Kurz iſt doch das längſte Leben!
Und nach dieſer Spanne Zeit
Wird dort eine Ewigkeit
Dir Auguſten wieder geben.

An die Frau Oberſchulräthin Eſchke.

Zum 6. Juli 1817.

Mit aller Anmuth, die im Leben
Auguſten eigen war,
Sah ich ſie jüngſt im Traume vor mir ſchweben,
Und hold bot ſie die Hand mir dar.
„Ich brauche,“ ſprach ſie, „einen Boten!
Du ſollſt es ſeyn:
Denn freundlich klang ins Haus der Todten
Dein Klaggeſang hinein.
Du kennſt und ehrſt der Mütter beſte;
Geh hin zu Ihr,
Und bring an Ihrem Lebensfeſte
Ihr einen Herzensgruß von mir.
Sag' Ihr, wie innig es mich freuet,
Daß ſich Ihr Geiſt nun ganz ermannt,
Ihr Lebensmuth ſich jugendlich erneuet,
Und ſie nicht mehr den Frohſinn von ſich bannt.
O, möchte ſie noch viele Jahre
Sich Gottes ſchöner Erde freun,
Und Prieſterin an dem Altare
Der Menſchenliebe ſeyn!
Und wenn ſie einſt die finſtre Straße wandelt,
So weiß ich, daß mein Blick ſie oben ſchaut,

Weil ſie, die immer gut und edel handelt,
Sich täglich Stufen in den Himmel baut.“

•

Und als ſie ſo geſprochen, die Verklärte,
Verſchwand ihr Engelsbild. —
Erlaube, Freundin, daß der Wunſch, den ſie begehrte,
Auch als der unſre gilt.

An die Frau Oberſchulräthin Eſchke.

Zum 6. Juli 1818.

Nicht bei Scherzen nur und Spielen
Waltet Freud' und froher Muth:
Sie entblühn auch den Gefühlen,
Daß man treu das Seine thut.

Unter Thätigkeit und Sorgen
Floh ein Lebensjahr Dir hin;
Doch unwandelbar geborgen
Blieb dabei Dein heitrer Sinn.

Gut Gewiſſen geht auf Roſen,
Sagt ein altes Biederwort;
Und es ſchützt, wenn Stürme toſen,
Wie ein Fels und ſtarker Hort.

Dich auf rauher Bahn zu ſtärken,
Das gelang oft jenem Spruch;
Doch Du thatſt in guten Werken
Stets Dir ſelber nicht genug.

O, wie ſtrebt, das zu bekennen,
Deiner Pflegekinder Blick!
Innigſt danken Dir zu können,
Wünſchen ſie der Sprache Glück.

Doch, wie ihre Herzen glühen,
Das durchſchaut der höchſte Geiſt,
Der für alle Erdenmühen
Dir gerechten Lohn verheißt.

Leb' indeß im Weltgetümmel
Noch viel Jahre wohlgemuth!
Hat man nur gewiß den Himmel,
Wohnt ſich's auch auf Erden gut.

Der Frau Oberſchulräthin Eſchke.

Am 6. Juli 1820.

Immer thätig, immer heiter,
Immer redlich, mild und gut,
Steigſt Du auf des Lebens Leiter
Friſch empor mit feſtem Muth.

Treu im edlen Pflichtberufe,
Macht Dein Herz der Troſt Dir leicht,
Daß der Leiter letzte Stufe
Einſt bis in den Himmel reicht;

Und daß dort, Dich zu empfangen,
Ein verklärter Engel harrt,
Der, mit Mutterlieb' umfangen,
Dir ſo früh entriſſen ward. —

Doch zu jenen ſel'gen Zielen
Ruf' Dich erſt die ſpät'ſte Zeit,
Die zum Erdenlauf nicht Vielen
Die Natur aus Gunſt verleiht.

Gott laß Dich mit vollen Kräften
Manches gute Werk noch thun,
Und nach rühmlichen Geſchäften
In der Freundſchaft Armen ruhn!

Geht, nach froher Lebensreiſe,
Dann Dein Weg zum Himmel ein,
Wird in Deines Wirkens Kreiſe
Noch Dein Ruhm unſterblich ſeyn.

An die Frau Oberſchulräthin Eſchke.

Am 6. Juli 1821.

Manche, die Dich ſonſt umgaben,
Sind jetzt nicht mehr hier,
Bringen weder Wunſch noch Gaben,
Wie vor Zeiten, Dir.
Fern, ach! fern ſind all' die Lieben,
Die Dein Auge nicht erblickt;
Aber laß Dich's nicht betrüben,
Denn Du weißt, ſie ſind beglückt.

An der Tiber fernem Strande
Wallt Dein guter Sohn,
Doch zurück zum Vaterlande
Zieht ſein Herz ihn ſchon.
Andre Hochgeliebte wallen
Nicht ins Mutterhaus zurück,
Denn des ew'gen Vaters Hallen
Boten ihnen ew'ges Glück.

Drum erhalte, ſonder Klage
Und geheimen Schmerz,
Für der Zukunft heitre Tage
Dir ein frohes Herz!

Baue thätig immer weiter,
Nicht von Leiden mehr berührt,
An der ſchönen Himmelsleiter,
Die zu Deinen Kindern führt.

An die Frau Oberſchulräthin Eſchke.

Am 6. Juli 1822.

Dir, Freundin, hab' ich manches Jahr
Ein Feſtlied ſchon geſungen,
Und immer iſt, ſo ſchwach es war,
Dein Beifall ihm gelungen.

Die Freundſchaft übergüldet gern
Solch Ding mit ihrem Strahle,
Und findet einen ſüßen Kern
In einer leeren Schaale.

So will ich denn auch heute nicht
Dein Lebensfeſt verpaſſen,
Obgleich mit ſprödem Angeſicht
Die Muſen mich verlaſſen.

Ich kann auch, ohne daß ſie juſt
Mich reich verſehn mit Bildern,
Dir meiner Seele Freud' und Luſt
An Deinem Wohlſeyn ſchildern.

Dir ſchenkt, nachdem Dein Herz ein Heer
Von Leiden überwunden,
Des wackern Sohnes Wiederkehr
Die frohſten Ruheſtunden.

Sein deutſches Herz bracht' er zurück
Aus fernen fremden Ländern,
Und wird — das ſagt ſein biedrer Blick —
Nie ſeinen Sinn verändern.

Er wird bis an das fernſte Ziel
Von Deinen Lebenstagen,
Mit treuem, kindlichem Gefühl,
Dich auf den Händen tragen.

Die Freud' an Sohn und Enkel ſey
Die Kraft, Dich zu erhalten,
Noch lange, froh und kummerfrei,
Für Menſchenwohl zu walten.

An die Frau Oberſchulräthin Eſchke.

Am 6. Juli 1823.

Zwei Hände (darf der Dichter ſagen)
Hat jeder Augenblick.
Die rechte Hand vertheilet Freud' und Glück,
Und aus der linken regnet's Plagen.
Wie mächtig iſt daher ein Jahr
Mit ſeinen unzählbaren Händen!
Bedanken muß man ſich fürwahr,
Wenn es nur halb und halb mit Spenden
Aus ſeiner Rechten thätig war,
Und mit der ſchauderhaften Linken
Nicht Leidenskelche gab zu trinken.

So wohlgeneigt, bezeigte ſich,
Verehrte Freundin, gegen Dich
Das jüngſte Deiner Lebensjahre,
Das jetzt beſchloſſen ſeinen Lauf.
Es drang von ſeiner ſchlimmen Waare
Dir eben nicht unmäßig auf,
Und ſtärkte täglich Dich auf's neue
Mit einem friſchen Quell von Kraft
Zu Werken mütterlicher Treue
Für Deine Hausgenoſſenſchaft.

Die minder hart ihr Loos empfindet,
Da ſie ihr angebornes Leid
Durch Deine holde Sorgſamkeit
Stets liebevoll erleichtert findet.

Für Leidende, geſchlagen vom Geſchick,
So brav zu ſorgen und zu walten,
Iſt guter Seelen Luſt und Glück:
Drum möge Gott Dir Kraft dazu erhalten!
So haben wir den beſten Wunſch gethan,
Und ſchließen nur für uns noch einen an:
Mit unſrer Freundſchaft bleib's beim Alten!

An die Frau Oberſchulräthin Eſchke.

Am 6. Juli 1824.

Dein Lebensfeſt, o Freundin, zu beſingen,
Erfreute mich zehn Jahre ſchon.
Das würde mir bei Andern nicht gelingen;
Längſt wären Stoff und Luſt entflohn.

Doch Deines Ruhms und Hochverdienſtes Kerzen
Entflammſt Du immer hell und neu;
Und wer Dich kennt, bleibt Deinem edlen Herzen
Mit achtungsvoller Liebe treu.

Ich darf mich nicht, wie mancher Schmeichler, quälen
Um eines Weihrauchwölkchens Duft:
Drum ſoll mein Lied dem heut'gen Tag nie fehlen,
Bis mich von hier der Himmel ruft.

Er rufe mich! Ich lege ſonder Klage
Mein graues, müdes Haupt zur Ruh.
Dir aber ſetz' er noch zehntauſend Tage
Für Deines Hauſes Wohlfahrt zu!

Er ſegne Dich mit jeder guten Gabe,
Und Glück und heiteres Gemüth
Begleite Dich, bis einſt am fernen Grabe
Des Nachruhms Blume Dir erblüht.

An die Frau Oberſchulräthin Eſchke.

Am 6. Juli 1825.

Seit dem Lauf von ſechzehn Jahren
Ehren wir Dein biedres Haus,
Sahn Dich Freud' und Leid erfahren,
Weinten oft bei Todtenbahren
Unſrer Freundſchaft Antheil aus.
Doch wenn auch in Trauertagen
Felſen auf der Bruſt Dir lagen,
War es einem Wunder gleich,
Wie ſich, noch an Vollkraft reich,
Deines Geiſtes Heldenſtärke
Muthvoll hob zum edlen Werke,
Das vom Morgen bis zur Nacht
Dich bis dieſen Tag beſchäftigt,
Jugendblüthen ſtärkt und kräftigt,
Und ſo ehrenwerth Dich macht.

Der Belohner alles Guten,
Der Dir Troſt in Leiden gab,
Ströme ſeines Segens Fluthen
Für und für auf Dich herab.
Keine Trauerwolke hülle
Deinen Erdenhimmel ein,
Und Dir mög' in reichſter Fülle
Jeder Herzenswunſch gedeihn.

An die Frau Oberſchulräthin Eſchke.

Am 6. Juli 1826.

Freundin, wie wir ſchon ſeit vielen Jahren
Stets an dieſem Tage thätig waren,
Dir ein kleines Ehrenlied zu weihn,
So erſcheint's auch heut nach alter Weiſe,
Hoch erfreut, daß Deiner Lebensreiſe
Gute Genien noch Blumen ſtreu'n.

Jedes Glück, das höher noch Dein Leben
In der Freude Himmel kann erheben,
Sey vom Schickſal freundlich Dir vergönnt,
Und als Huldgeſchenk zur Wiegenfeier
Heb' es ohne Säumen jeden Schleier
Der noch Deine Wünſche davon trennt.

Lauſchte nicht der Wunſch in Deinem Buſen,
Den entfernten jungen Sohn der Muſen,
Deinen vielgeliebten Karl, zu ſehn?
Da erſcholl in ſpäter Abendſtunde
Unerwartet ſeines Daſeyns Kunde,
Und Du ſahſt den Liebling vor Dir ſtehn.

Traure nicht, wenn ihn ſein Reiſewagen
Wieder wird zur Muſenhalle tragen,
Und Du ſchwer den Thränen Dich entziehſt.
Leb' in ſtärkendem Genuß von Freuden,
Bis Du ihn, der einſt will Seelen weiden,
Noch als Probſt in Amt und Würde ſiehſt.

An die Frau Oberſchulräthin Eſchke.

Am 6. Juli 1827.

Dem Tage, der Dich uns, verehrte Freundin, gab,
Dem muß, nach altem Brauch, ein Lied erklingen.
Uns fehlet nur ein tücht'ger Zauberſtab;
Sonſt wollten wir den werthen Tag wohl zwingen,
Dir immer neues Glück zu bringen,
Und Jahr für Jahr Dich zu verjüngen.

Der böſe Geiſt der Kränkelei
Trägt oft, wie wir mit Kummer hören,
Seit Jahr und Tage keine Scheu,
Im Kreis der Thätigkeit und Freude Dich zu ſtören.
Auch dieſem Unhold möchten wir es wehren,
Jemals zu Dir zurückzukehren.

Der ſchwache Menſch kann aber nicht
So gute Dinge, wie ein Gott, verfügen.
Was halb und halb die Hoffnung ihm verſpricht,
Das muß ihm in der Stille gnügen.
Gar liebreich zeigt die gute Fee
Dem Sterblichen in ihrem heitern Spiegel
Die ſchnellſte Flucht von ſeinem Leid und Weh;
Doch gibt ſie nicht darüber Brief und Siegel.

Wir wollen ihr indeß vertrauen,
Daß jedes angenehme Bild,
Das wir von Dir in ihrem Spiegel ſchauen,
Die Folgezeit getreu erfüllt.
Wir ſehn, wie Dich noch eine lange Bahn
Die Göttin der Geſundheit führet,
Und Leiden, die Dich oft mit Seelenſchmerz berühret,
Sich Dir hinfort nicht weiter nahn.
Nur Fried' und Freude ſehn wir Dich umſchweben,
Und unſer Wunſch ſteigt himmelan:
Daß Er, der alles ſah, was Gutes Du gethan,
Dir erſt nach möglichſt langem, frohem Leben
Die Krone des Verdienſtes möge geben.

An die Frau Oberſchulräthin Eſchke.

Am 6. Juli 1828.

Du haſt das Feld der Thätigkeit
Gebaut ſeit langen Jahren,
Und manche Freude, manches Leid,
In dieſer Zeit erfahren;
Doch aufrecht hielt Dich das Gefühl
Des Wirkens für ein edles Ziel.

Du blickſt auf die durchlaufne Bahn
Mit ruhigem Gewiſſen,
Und keine Reue fällt Dich an
Mit gift'gen Natterbiſſen:
Du thatſt, was Du für gut erkannt,
Und alles Unrecht war verbannt.

Das Haus, wo ſich Dein Mutterherz
Des Unglücks Söhnen zeigte,
Und wo der tiefſte Seelenſchmerz
Nie Deine Thatkraft beugte,
Dieß Haus rief Dir am Scheidetag
Dankbare Segenswünſche nach.

Der Himmel gebe ſein Gedeihn,
Daß nun in Ruh' und Stille
Durch Alles, was Dich kann erfreu'n,
Sich jeder Wunſch erfülle,
Der ſich für Dich gen Himmel ſchwingt,
Und den auch unſer Herz Dir bringt.

An die Frau Oberſchulräthin Eſchke.

Am 6. Juli 1830.

Dem Meilenzeiger, der am Wege ſteht,
Iſt ein Geburtstag zu vergleichen.
Der Wandersmann, der da vorüber geht,
Erblickt den Stein als gutes Zeichen,
Daß er auf ſeiner Wandelbahn
Schon manchen wackern Schritt gethan,
Und bald ſein Ziel nun werd' erreichen.

An ſolchem Meilenzeiger ſtehſt Du heut,
Und denkſt zurück an die, wo Du in früh'rer Zeit
Mit raſchem Schritt vorbei gegangen.
Sie ſind zum Theil mit Trauerflor umhangen,
Doch ſiehſt Du auch mit Selbſtzufriedenheit
Zugleich den Lorbeerkranz ruhmvoller Thätigkeit
An Deines Weges Säulen prangen.
Und nebenbei ſteht eine Schaar
Von armen Mädchen, armen Knaben,
Die zu verpflegen und zu laben,
Sonſt Dein Beruf und Deine Freude war.
Sie ſtrecken mit betrübtem Sinn
Nach ihrer vorigen, geliebten Pflegerin
Die Arme ſehnlich aus, um ſie zurück zu haben. —

Was Du auf langer, mühevoller Bahn
Für jene Kinderſchaar gethan,
Sah Gott und Welt mit Wohlgefallen,
Und endlos wird Dir Preis und Dank erſchallen.
Du zogſt Dich ehrenvoll zurück,
Genießeſt nun in Ruh' und Stille
Der gold'nen Freiheit Erdenglück.
Das gönne Dir noch lange Gottes Wille,
Und reich' erſt ſpät in jenen höhern Zonen
Dir Deines Hochverdienſtes Kronen!

In die Stammbücher zweier geiſtvollen Schweſtern.

1.

Der Malerin Karoline Bardua.

Männer-Selbſtſucht bannte gern die Frauen
  Nur in der Hausgeſchäfte Kreis,
Und vielen grünt (ein Wörtchen im Vertrauen!)
  Auch blos am Heerd' ihr Lorbeerreis.

Dich aber rief, beſchenkt mit höhern Gaben,
  Zur Staffelei der Muſen Gunſt.
Den Geiſt mit Geiſt zu feſſeln und zu laben,
  Gelingt dem Zauber Deiner Kunſt.

Das warme, blüh'nde Leben Deiner Farben
  Raubt halb dem Tode ſeine Kraft.
Unſterblich wurden viele, die ſchon ſtarben,
  Durch Deines Pinſels Meiſterſchaft.

Die Trauernden, ſie blicken oft mit Sehnen
  Nach dem geliebten Bilde hin,
Freu'n ſich des Anſchau'ns, lächeln unter Thränen,
  Und danken ſtill der Meiſterin.

2.

Der Sängerin Wilhelmine Bardua.

Was ſpricht zum Herzen, wie Geſang?
Kein Tonwerkzeug erreicht den Klang,
Der rein von holden Lippen tönet,
Und Fröhlichkeit mit Liedern krönet.

So, liebe Freundin Nachtigall,
Wirkt Deiner Stimme ſüßer Schall!
Das hab' ich oft in Abendſtunden
Am Orte, den Du kennſt, empfunden. —

Hoch preiſe Der des Glückes Gunſt,
Dem Du die ſchöne, heitre Kunſt,
So lieblich Grillen fortzuſingen,
Einſt wirſt als geiſt'gen Brautſchatz bringen!

An Karoline Bardua,

mit einem Bändchen ſcherzhafter Erzählungen.

Im April 1820.

Der üblen Laune ſchwarzer Unhold neckte
Vor Zeiten einen Mann, und ließ nicht ab,
Bis einem Magus er ſein Kreuz entdeckte,
Der ihm ein Käſtlein mit der Weiſung gab:
Er ſolle, wenn der Feind ihn woll' umſtricken,
Dran klopfen und durch's Glas im Deckel blicken.

Die hohle Gabe weckte kein Vertrauen;
Doch Jener that wie ihm ſein Arzt befahl.
Ha! welche Wunder waren da zu ſchauen!
Das Käſtlein wuchs zu einem Rieſenſaal,
Und rechts und links durch weite Pforten kamen
Bald Züge Volks, bald feine Herrn und Damen.

Im Augenblicke wurden längs der Wände
Zehn oder zwanzig Bühnen aufgebaut,
Und alt' und junge Thoren aller Stände
Betraten ſie und machten ſich ſehr laut.
Der Lauſcher hört' und ſah die tollſten Streiche,
Und fühlte lachend, daß der Unhold weiche. —

Dieß Mährchen, Freundin, das ich wo geleſen,
Gibt allen Hypochondern guten Rath,
So zu verſcheuchen jenes finſtre Weſen,
Wenn ſich's zur Qual auf Eulenflügeln naht.
Drum ſpäht' ich viel, was luſt'ge Thoren trieben,
Und hab's zum Heil des Trübſinns hier beſchrieben.

O, wär' mir ein Charakterbild gelungen,
In ſeiner Art ſo geiſtig und belebt,
Wie jenes Bildniß, Deiner Hand entſprungen,
Auf grauer Fläche blühend ſich erhebt!
Doch mit der zarten Kunſt in Deinen Bildern
Kann nicht die Komik ihre Helden ſchildern.

Du birgſt, veredelnd, manches Urbilds Flecken,
Und zauberſt Geiſt in jegliches Geſicht:
Sie aber darf den Mackel nicht verſtecken,
Der ihn entſtellt, den lächerlichen Wicht.
Doch kann von Dir der kom'ſche Dichter lernen,
Sich vom Gemeinen ſorgſam zu entfernen.

Die Künſte ſind verſchwiſtert, und verbinden
Auch gern die Geiſter, die ſich ihnen weih'n.
Was, Freundin, war der Leitſtern, uns zu finden?
Die holde Dichtkunſt war es ganz allein.
Hab' ich auch ſonſt durch ſie kein Glück errungen,
Ihr ſey für dieß mein wärmſter Dank geſungen!

An Wilhelmine Bardua,

mit dem von dem Verfaſſer herausgegebenen
Deutſchen Liederkranze.

Im Februar 1820.

Manch Büchlein hab' ich in die Welt geſendet;
Doch ohne Weihe traten all' hinein.
Zu Huldigungen hat mich nie verblendet
Des ſtolzen Reichthums Gold und Prachtgeſtein.
Die Muſe, die ihr Streben dahin wendet,
Kann keine von Kronions Töchtern ſeyn.
Denn dieſe ſind zu hehr, nach ſolchen Dingen
Mit feiler Selbſtentwürdigung zu ringen.

Von Jugend an erfüllt mit innerm Grauen
Vor Schmeichelei, die frech aus Habſucht lügt,
Sing' ich nur Freunden oder edlen Frauen,
Von welchen mir ein holder Blick genügt.
So, liebe Freundin, hab' ich mit Vertrauen,
Daß meiner Achtung Denkmal Dich vergnügt,
Dir dieſen Schatz von Liedern zugeſchrieben,
Weil Du die Muſen liebſt und ſie Dich lieben.

Mit Blumen, die in Dichtergärten prangen,
Kränzt' ich den Altar der Geſelligkeit.

Nur meine Lieder ſeh ich faſt mit Bangen
So zahlreich in den ſchönen Kranz gereiht.
Doch können ſie zu Ehren wohl gelangen,
Wenn Anmuth ihnen Deine Kunſt verleiht:
Du darfſt ſie nur mit ſüßer Stimme ſingen,
So werden ſie wie Meiſterlieder klingen.

Schon ſank mein Pfad zu herbſtlich öden Auen;
Der Deine ſteigt ins Frühlingsreich empor.
Das Spiel der Welt wirſt Du noch lange ſchauen,
Wann ich gegangen durch das finſtre Thor,
Und ſich vielleicht in allen deutſchen Gauen
Der Nachhall meiner Lieder ſchon verlor.
Des Menſchen Loos! wie könnte das mich ſchrecken?
Vergiß mein nicht, wann Erd' und Gras mich decken!

An Chriſtian Heinrich Wolke,

bei ſeiner Geburtsfeier im Jahre 1820.

Laßt uns ein Lied dem Sohn des Tages bringen,
Dem lieben, guten Mann!
Wir wollen frank von einer Liebſchaft ſingen,
Die Er nicht läugnen kann.

Die werthe Frau, von ihm verehrt ſeit Jahren,
Iſt freilich etwas alt,
Doch hat ſie noch, trotz ihren grauen Haaren,
Viel Kraft und Wohlgeſtalt.

Einſt buhlten auch Deutſchfranzen und Pedanten
Gar oft und viel mit ihr,
Und aufgeſtutzt, daß wir ſie kaum noch kannten,
Sprach ſie mit ſteifer Zier.

Drob zürnt' und ſchalt ihr treuer Ritter Wolke:
„Was ſoll der bunte Tand?
Gehöre ganz dem edlen deutſchen Volke!
Was fremd iſt, ſey verbannt!“

Er riß den Putz, den ſie nicht miſſen wollte,
Ihr ab mit Luthers Geiſt,
Und ſchrieb ein Buch, wie Frauchen reden ſollte,
Das Buch, das Anleit heißt.

Das danket Dir, wer Deine Hochgeliebte
Nicht minder liebt und ſchätzt.
Erleb' es nur, daß Sie, die Dich betrübte,
Durch Folgſinn Dich ergötzt.

Das ſchließt für Dich den Wunſch noch langen Lebens
Aus Freundes Bruſt mit ein:
Denn Sie wird wohl dem Eifer Deines Strebens
Nicht flugs gehorſam ſeyn.

Doch wann Du einſt, von Engelhand getragen,
Mit Engeln Dich vereint,
Wird Sie gerührt den ſpäten Enkeln ſagen:
„Er war mein treuſter Freund!“

Dem guten Vater Wolke

bei ſeiner Geburtsfeier am 21. Auguſt 1821.

So ſitzen wir denn wieder ſein
Im Deutſchen Haus beiſammen,
Und laſſen uns von edlem Wein
Das Herz zur Luſt entflammen.
Doch auch bei Waſſer würden wir,
Du lieber, alter Freund, mit Dir
Des Tags uns höchlich freuen.

Schon achtzig Lebensſtufen hat
Dein muntrer Geiſt erſtiegen,
Und läßt noch immer manches Blatt
Friſch von der Preſſe fliegen.
Der Mitwelt Undank ſtört Dich nicht;
Du ſchreibſt mit heiterm Angeſicht
Für kommende Geſchlechter.

Traun! mannhaft iſt's und wohlgethan,
Im Denken und im Handeln
Die ſelbſtgeprüfte rechte Bahn
Mit feſtem Schritt zu wandeln.
Die Zeit bringt Roſen, ſagt der Spruch;
Und manche That und manches Buch
Trägt ſpät erſt reiche Lorbeern.

An dieſer Ausſicht laß Dir nun,
Geliebter Freund, genügen!
Vergönne Deinem Geiſt zu ruhn,
Und lebe dem Vergnügen!
Wer bis ins achtmal zehnte Jahr
Mit Ruhm und Ehre thätig war,
Der darf auf Blumen raſten.

Des Lebens Sanduhr rinnt und rinnt,
Und unbekannt iſt's Allen,
Ob zögernd oder blitzgeſchwind
Ihr letztes Korn wird fallen.
Wo iſt die Freundin, wo der Freund,
Die vor'ges Jahr, mit uns vereint,
Dir Wunſch und Lieder brachten?

Sie ſchweben aus der Sternenwelt
Zu Deinem Feſt hernieder,
Sind unſichtbar uns zugeſellt,
Und ſingen unſre Lieder.
Gedenkend ihrer Freundlichkeit,
Sey ihnen dieſes Glas geweiht:
Auf frohes Wiederſehen!

Doch wollen wir, ſo lang' es geht,
Noch auf der Erde warten,
Wohl ſtürmt's oft, doch manch' Blümlein ſteht
Denn auch in ihrem Garten.
Wähl' Dir davon den ſchönſten Strauß,
Und Balſam dufte Dir daraus,
Der Balſam langen Lebens!

An meinen Pathen Carl Graßhoff.

1820.

Der Kaiſer Karl der Große war
Der höchſte Herr auf Erden.
Du, lieber, kleiner Karl, wirſt zwar
Kein ſolcher Weltgott werden:
Doch ſey nur fleißig, brav und gut!
Geſchicklichkeit und Edelmuth
Erheben auch, und lohnen
Mit Ruhm- und Ehrenkronen.

An Minna Graßhoff,

zur erſten Feier ihres Geburtstages.

Am 6. Auguſt 1812.

Du lächelſt nun, Engel, ein Jahr unter'm Mond,
Wo ſich's ganz leidlich und artig wohnt,
Steht gleich nicht das Glück, wie die gute Mama,
Beſtändig mit Früchten und Zuckerwerk da.

Es flattert oft, wenn man ihm winkt und ruft,
Auf flüchtigen Schwingen hinaus in die Luft.
Da iſt es denn löblich und kleidet gar fein,
Mit ruhigem Gleichmuth gerüſtet zu ſeyn.

Dir blüht unabhängig vom blinden Geſchick,
Im Felde der Zukunft ein dauerndes Glück:
Denn ſieh, es leuchten auf ſicherer Bahn
Vier glänzende Sterne Dir dahin voran!

Von Großmutter lernſt Du den Muth, den nichts lähmt,
Und häuslichen Fleiß, der die Biene beſchämt.
Dein Vater bildet in Dich ſein Gemüth,
In welchem noch altdeutſche Redlichkeit glüht.

An Mütterchens Buſen ward freundlicher Sinn
Und zartes Gefühl Dein ſchöner Gewinn;
Und Tantchen Auguſta belehrt Dich, wie man
Mit Grazien-Anmuth bezaubern kann.

Das ſind die vier Sterne, die leiten Dich, Kind,
So preislich zu werden, als ſie es ſind.
Drum bitte den Himmel doch Tag für Tag,
Daß keiner von ihnen erlöſchen mag!

An die Frau Direktorin Graßhoff.

Am 3. Julius 1813.

Aus der Wünſche luſt'gem Heer
Einen Wunſch für Dich zu wählen,
Theure Freundin, das iſt ſchwer!
Denn wir ſehn kein Gut Dir fehlen,
Das die Weiſeſten der Welt
Zu den wünſchenswerthen zählen. —
Einem Gatten zugeſellt,
Der den Edelſten von Allen,
Die auf deutſcher Erde wallen,
Ruhmvoll ſich zur Seite ſtellt,
Iſt Dir traun! ein Loos gefallen,
Wie es wenig Frauen fällt. —
Und die beiden kleinen Engel,
Die Dir Gott erblühen ließ,
Machen Dir die Welt voll Mängel
Vollends ganz zum Paradies. —
Lebe für die zarten Pflanzen,
Daß Dich einſt in muntern Reihn
Enkelkinder noch umtanzen,
In des Glückes Sonnenſchein!

Minna an ihre geliebte Mutter.

Am 3. Juli 1814.

Wie heiter war mein kurzes Leben
In Deinem Arm, auf Deinem Schooß!
Der wärmſten Mutterliebe Streben,
Mich zu beglücken, war mein Loos.
Doch kaum begann ich es zu faſſen,
Das ſüße Glück, das mich umgab,
Da mußte Dich mein Geiſt verlaſſen,
Und ſeine Hülle ſank in's Grab.

Sie ruhet dort in Todesſchlummer,
Indeß mich eine Welt umblüht,
Wo keine Schattenſpur von Kummer
Das Auge der Verklärten ſieht;
Wo ich mit ſeligſtem Gefühle,
In einem Blumen=Labyrinth,
Mit kleinen Engeln ſcherz' und ſpiele,
Die auch zu früh geſtorben ſind.

Mich drückt kein Leid, als daß ich ſehe,
Wie Du vor Traurigkeit verblühſt,
Und aller Freuden holde Nähe,
Um ungeſtört zu weinen, fliehſt.

O Mutter! zärtlichſte der Seelen!
Mir treu im Leben und im Tod!
Laß ab, mit Schwermuth Dich zu quälen,
Die Deinem theuern Leben droht.

Erheitre Dich durch den Gedanken,
Daß Deine Minna glücklich iſt,
Und, ungehemmt von Grabes-Schranken,
Im Geiſte Dich umarmt und küßt.
Drum flieh der Freude Sonnenſchimmer
Nicht mehr in düſtrer Einſamkeit,
Und glaube feſt, daß immer, immer,
So oft Du lachſt, ſich Minna freut.

Ich ſetze Bruder Karl zum Erben
Der mir geweihten Liebe ein.
Laß mich für ihn nicht fruchtlos werben;
Er wird einſt Deiner würdig ſeyn.
Noch viele Jahre reich an Freuden,
Sey er Dein Stolz und Deine Luſt!
Und ſieht er gramvoll dann Dich ſcheiden,
Fällt Minna froh an Deine Bruſt.

*

Dein Geburtsfeſt, hochverehrte Freundin,
Rief uns auf zu einer Herzensgabe;
Und was könnte Dich wohl mehr erfreuen,
Als dieß Blatt, aus dem die Geiſterſtimme
Des geliebten Kindes freundlich tönt? —
Höre ſie, gewähre Minna's Bitte,
Und ſey wieder heiter, wieder froh.

Der Frau Direktorin Graßhoff,

zum 3. Juli 1815.

Ein trüber Winter war vergangen;
Vergangen unter Angſt und Schmerz,
Auguſtens Todesleiden drangen
Dir immer peinlicher an's Herz.
Du fühlteſt Deine Kräfte ſchwinden,
Du ſahſt ſchon, wie mit droh'nder Hand,
Um an Dein Lager Dich zu binden,
Die Krankheit Dir zur Seite ſtand.
Das blieb dem Arzte nicht verborgen;
Er rieth mit wohlgeſinnten Sorgen,
Die dringende Gefahr zu fliehn,
Und ſchnell auf's Land Dich zu begeben,
Um dort zu neuem Frühlingsleben,
Wie Bäum' und Blumen aufzublühn.
Dort würdeſt Du, ſprach er mit Gründen,
Die Göttin der Geſundheit finden.
Erſprießlich war der kluge Rath:
Du fandſt die Göttin in der That,
Und wurdeſt hold von ihr empfangen.
Sie hob die matte Kraft empor,
Und rief auf den erbleichten Wangen
Der Jugend Roſen neu hervor.

O! welche Wonne für die Deinen,
Mit Denen wir uns inniglich
Zum reinſten Herzenswunſch vereinen,
Daß jene gute Göttin Dich
Bis an den Gränzſtein Deiner Tage
Stets liebreich auf den Händen trage.
Sie ſchenke Dir der Jahre Zahl,
Die unſre liebliche Auguſte
(Der viel zu früh im Todesthal
Für uns erloſchne Sonnenſtrahl)
Dem ſtrengen Schickſal opfern mußte.
Und für den uns geraubten Schatz
Von Freundſchaft, welchen wir beweinen,
Blüh' immerdar uns in der Deinen
Ein uns beglückender Erſatz!

An die Frau Direktorin Graßhoff.

Am 3. Juli 1816.

Das Glück wirft in's Gewühl der Welt
Oft ſeine Güter blindlings aus,
Und wen ſein Loos juſt dahin ſtellt,
Wohin der Wurf der Gabe fällt,
Der trägt ſie froh und ſtolz nach Haus,
Und ſey er dann nichtswürdig oder bieder,
Das Volk beugt tief ſich vor ihm nieder.
Doch achten ihn die Edlern nicht,
Wenn's ihm an innerm Werth gebricht.
Sie ſchätzen nur den Glücklichen allein,
Der es verdient, beglückt zu ſeyn.

Drum ſiehſt Du, Freundin, die in dieſen Reih'n
Mit jeder Frauentugend glänzet,
Von jedem, der Dich kennt, Dir Lieb' und Achtung weihn,
Und ſich aus vollem Herzen freu'n,
Daß fort und fort das gütige Geſchick
Und häuslich Glück
Dein Leben mit der Freude Roſen kränzet. —

Erhalte Gott Dir Deines Glückes Quelle:
Den liebenden Gemahl und Deiner Kleinen Paar!
Ein Engel wache ſtets an Deiner Schwelle,
Und ſchütze Dich und ſie vor jeglicher Gefahr!
So blühe lange noch Dein Leben fort, und ſtelle
Der Welt ein Muſterbild des reinſten Glückes dar!

Der Frau Direktorin Graßhoff

zum 3. Juli 1817.

Unſern Wünſchen haſt Du Dich entzogen,
Biſt vielleicht ſchon bis zum Rhein geflogen,
Doch ſie ſchwingen ſich Dir nach.
Heitres Wetter, dieſes Salz der Reiſen,
Und Geſundheit, feſt wie Stahl und Eiſen,
Würze Dir mit Anmuth jeden Tag!
Weide Deinen Blick im milden Süden
An der Pracht und Fülle der Natur;
Nur vergiß ſie nicht, die ärmre Flur,
Die Dir ward zum Vaterland beſchieden.
Kehre bald zurück zu ihr!
Denn Du magſt dort tauſend Schönes finden,
Nur die Herzen nicht, die hier
Lieb' und Freundſchaft treu mit Dir verbinden.
Und auch wir ſind unter derer Zahl,
Die Dich und den biederen Gemahl
Nach dem Flug durch Deutſchlands Rebengarten,
Mit der Sehnſucht Ungeduld erwarten.

Hochzeitlied

für Karl Konſtantin Kraukling und Karoline Wilhelmine Pfeiffer.

Am 22. des Blumenmondes 1819.

Wir ſingen jetzt ein ſchönes Abenteuer
Uns kund von guter Hand,
Wie wunderbar ein unverſehnes Feuer
Beim Fiſchfang einſt entſtand.

Ein junger Mann war eines Tags gefahren
Nach Stralau bei Berlin,
Um dort zu ſehn das Volksgewühl der Schaaren,
Die hin zum Fiſchfeſt ziehn.

Und als er kaum begann die erſten Schritte
Auf Stralau's grünem Plan,
Da ſtrahlten ihn aus des Getümmels Mitte
Zwei Augen ſternhell an.

Im Nu entbrannt, wollt' er den holden Sternen
Beſcheiden näher gehn;
Doch ſchon bereit, ſich wieder zu entfernen,
Sah er die Jungfrau ſtehn.

Wie konnt' ihm nun das Dörflein noch behagen?
Zur Wüſte ward's für ihn,
Und ihm ſchien nur auf jener Huldin Wagen
Die Luſt der Welt zu blühn.

Ein Plätzchen noch im Räder-Paradieſe
Hielt offen ihm das Glück,
Und von der kaum betretnen Freudenwieſe
Fuhr er zur Stadt zurück.

Man ſchied am Thor, und nach der Kloſterſtraße
Ging Lina in ihr Haus.
Das lauſcht' er ab, und that's nicht blos zum Spaße,
Nein, es ward Ernſt daraus.

Denn als er ſie ſo fromm, wie Kloſterfrauen,
Und engelgut erfand,
Da bot er ihr mit Lieb' und mit Vertrauen
Auf ewig Herz und Hand.

Hier ſitzt es nun, das nette, junge Pärchen,
Und freudig rufen wir:
Lebt froh, und geht nach etwa ſiebzig Jährchen
Erſt durch des Himmels Thür!

O, hättet Ihr nur nicht ſchon unſern Scherzen
Ein traurig Ziel geſtellt!
Ihr zieht von uns! — Doch folgen unſre Herzen
Euch durch die ganze Welt.

Der Frau Oberbauräthin Crelle

bei ihrer Geburtsfeier

geſungen

von der Montags-Geſellſchaft.

am 2. Nov. 1819.

Mel. Bekränzt mit Laub den lieben vollen Becher ꝛc.

Man ſchalt einmal den Windmond[*]), daß er immer
So rauh und ſtürmiſch ſey.
„Schweigt!“ fuhr er auf: „Sonſt blaſ' ich zehnmal ſchlimmer;
Ich bin kein zarter Mai.

Es iſt mein Amt, daß ich die Welt durchtobe;
Ich kann und darf nicht ruhn.
Doch will ich jetzt, daß man mich einſt auch lobe,
Ein gutes Werkchen thun.“

Sein hohes Wort, das er hiermit gegeben,
War in der That kein Wind:
Er hielt es brav, und rief ſofort ins Leben
Ein liebes, holdes Kind.

In dem fand man, um Herzen zu gewinnen,
Die Grazien vereint.
Doch wollen wir kein langes Räthſel ſpinnen:
Du, Freundin, biſt gemeint!

---

[*] Deutſcher Name des Novembers.

Sieh um Dich her! Beinah von allen Muſen
Sind Söhn' und Töchter hier,
Und danken laut aus liebevollem Buſen
Viel heitre Stunden Dir.

Die Meiſterin des Pinſels und der Farben,
Die Schweſter Nachtigall,
Der Freund, dem Ruhm erſchaffne Tön' erwarben:
Sie danken, und wir all'.

Wie wir uns hier, an ſchönen Künſten labend,
Gar herzlich oft erfreun,
So möge Dir ein froher Montags-Abend
Dein ganzes Leben ſeyn!

Und Ihm, auch Ihm, dem Stifter dieſer Feſte,
Dem Freunde jeder Kunſt,
Dem muntern Wirth im Kreiſe muntrer Gäſte,
Blüh' ſtets des Glückes Gunſt!

Nun ſtürme du, November, unverhöhnet,
Hinfort durch Wald und Flur!
Dein Kindgeſchenk hat uns mit dir verſöhnet;
Erhalt's uns lange nur!

Zur Geburtsfeier
des Herrn Oberbauraths Crelle.

Am 17. März 1820.

In der Wieg' ein Knäbchen lag,
Schrie ſich braun die Wangen;
Gar nichts war den ganzen Tag
Mit ihm anzufangen:
Sieh, da trat im Abendgrau
Eine würdevolle Frau
In die Wochenſtube.

„Himmel!“ rief mit heiterm Blick
Der Papa des Kleinen:
„Frau Matheſis, welches Glück,
Daß Sie hier erſcheinen!
Ihre Gunſt iſt mir ein Schatz!
Nehmen Sie doch gütig Platz,
Werthe Frau Matheſis!“

Aber ernſt und feierlich
Ging ſie zu dem Knaben:
„Weine nicht! Ich kam, um Dich
Geiſtig zu begaben,
Daß du einſtens wie ein Stern
Unter Mathematikern
Hoch und herrlich leuchteſt!“ —

Plötzlich hörte man Getön
Draußen auf dem Gange,
Und ein Fräulein, jung und ſchön,
Kam mit Sang und Klange.

Eine Zither in der Hand,
Fliegend Haar und gold'nes Band,
So erſchien die Holde.

Frau Matheſis fragte rauh:
„Wie iſt Euer Name?“ —
„Tonkunſt heiß ich, liebe Frau!“
Sprach die junge Dame.
„Ich will hier den kleinen Mann,
Der das Leben erſt gewann,
Mir zum Jünger weihen.“

„Nein!“ fiel Jene hitzig ein:
„Zahlen ſoll er lieben!“
Sanfter ſprach die Muſe: „Nein!
Tonkunſt ſoll er üben!“ —
So entſtand ein Streit beinah:
Doch des Knäbleins Herr Papa
Pflegte ſtracks die Güte.

Und die Frauen, ſonſt ſich feind,
Einten ſich, den Knaben,
Unſern jetzt ſehr werthen Freund,
Beide lieb zu haben. —
Sieh, durch dieſen Friedensſchluß
Wardſt Du Mathematikus
Und der Töne Meiſter! —

Du verſorgſt das Vaterland
Mit bequemen Wegen,
Daß in manchem Meer von Sand
Sich die Wellen legen.
Dafür bau' des Glückes Hand
Dir durch's ganze Lebensland
Eine gold'ne Straße! —

Und die Zitherſpielerin
Gehe Dir zur Seite,
Daß Dich immer froher Sinn
Durch die Welt begleite.
Schließt ſich ihrem Spiel Dein Ohr,
Dann empfängt am Himmelsthor
Dich Muſik der Sphären.

Zur Silberhochzeit
des Königlichen Geheimen Ober-Bauraths Herrn
Dr. A. L. Crelle
und ſeiner Frau Gemahlin Philippine, geb. Dreſſel.

Am 22. Auguſt 1831.

Süße, heil'ge Jugendzeit!
Lieblicher als Saft der Reben
Iſt der Liebe Trunkenheit
In des edlen Jünglings Leben,
Wen die Liebe hat berauſcht,
Der mit keinem Fürſten tauſcht:
Schon ein Strahl von holden Blicken
Kann ihn himmelhoch beglücken.

Euch umſchwebe heut das Bild
Jener anmuthsvollen Stunden,
Die Euch vormals im Gefild
Von Charlottenburg verſchwunden.
Wann der theure Bräutigam
Zum Beſuch der Trauten kam,
Ward, nach innigſtem Verlangen,
Er mit Zärlichkeit empfangen.

War noch ein gelehrter Zug
Im Geſicht zurückgeblieben,
Schnell ward, wie Gedankenflug,
Solcher Ernſt durch Scherz vertrieben.
Die Gelahrtheit nahm die Flucht,
Und der Küſſe Honigfrucht
Wurde friſch vom Baum gebrochen
Und vom Hochzeitfeſt geſprochen. —

Dieſen kühnen Dichterblick
Wollt Ihr Freunde uns vergönnen,
Denn wir hatten nicht das Glück,
Euch zu jener Zeit zu kennen.
Das genoſſen wir erſt dann,
Als Weſtphalens Sturz begann,
Der Euch nöthigte, mit Ehren
Nach Berlin zurückzukehren.

Da wir durch des Schickſals Gunſt
Eure Freundſchaft dann gefunden,
Sahn wir Wiſſenſchaft und Kunſt
Schweſterlich bei Euch verbunden.
Du errangſt durch Geiſteskraft
Deiner Lehre Meiſterſchaft,
Und der Freundin Wundernadel
Schuf Kunſtwerke ſonder Tadel.

Angeſehn für Schilderei'n,
Wurden ſie ſehr oft von hundert
Herrn und Frauen, die in Reihn
Umher ſtanden, laut bewundert.
Doch, indem das Bild gefiel,
Tönte Sang und Saitenſpiel,
Und mitunter ſüße Früchte:
Unſers Freundes Tongedichte. —

Heiterer Geſelligkeit
Ward nach flüchtigen acht Tagen
Ein Muſikfeſt ſtets geweiht,
Und viel Schönes vorgetragen.
Unſrer Freundin ſüßer Ton
Gab auch Deklamation,
Und es waren Schwänk' und Poſſen
Nicht als Nachſpiel ausgeſchloſſen.

Edler Freundſchaft Geiſt verlieh
Allen frohen Abendfeſten
Nie verſtimmte Harmonie
Zwiſchen Wirthen und den Gäſten.
In geſegnet reicher Zahl
Füllten ſie den weiten Saal,
Wenn auch Sturm und Regen tollten
Und den Einzug hindern wollten. —

Möchte doch ein hold Geſchick
Jeden böſen Dämon zähmen,
Der verhindern will das Glück,
Seinen Weg zu Euch zu nehmen!
Auch Geſundheit bleib' Euch treu,
Daß dem Freund es möglich ſey,
In ganz ſchmerzenfreiem Leben
Ruhmes-Zinnen zu erſtreben.

In der ſchönen Silberzeit
Nächſter fünf und zwanzig Jahre
Wünſchen wir, daß Euch kein Leid,
Nicht das kleinſte, widerfahre;
Und daß Euer goldner Tag
Hochbeglückt Euch finden mag! —
Dann, dem Erdendrang enthoben,
Freut der Sänger ſich dort oben.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Inhalt.

Balladen und Romanzen.

Seite
Johann Friedrich, Churfürſt von Sachſen, und Lucas Cranach 7
Der Schutzengel 15
Die Ausſteuer 18
Verſöhnung nach dem Tode 21
Die heilige Lanze 25
Die Reiſe des Zürcher Breitopfes im 16. Jahrhundert 29
Die Mönchsehe 34
Mutterliebe und Heldenmuth 36
Der Hirt von Oggersheim 42
Der Frauenfeind 45
Die Schlangenkönigin 48
Die lachende Braut 53
Die Zauberpuppe 56
Die Grafenbraut 59
Der Beſuch 63
Der Student und die Bauern 68
Der Pfaffe und ſein Eſel 72
Ritter Kurzbold 77
Der Zwerg 81
Der Tintenteufel 86
Schön Mühmchen 90
Der Seiltänzer 94
Der ſpäte Freier 101
Die ſelige Frau 105
Das furchtbare Gewehr 109
Die Todtenhochzeit 110
Das Geſpenſt im Hohlwege 112
Die Nachtigall 114
Der Bader an der Saale 115

Erzählungen.

Der heilige Jodokus und die vier Bettler 119
Schweizertreue 122

Seite
Das Heirathsgut 125
Erfindung des Kegelſpiels 127
Das Pilgermahl 129
Die drei Hähne 131
Das getaufte Käpplein 135
Ergebung 138
Sankt Petrus und der Mönch 139
Das Teufelsweib 140
Junker Ohnebart 154
Das Mährchen vom König Luthbert 155
Das Gold und der Hut 164
Die Spende 166
Die beiden Zöpfe 167
Der Hageſtolz 168
Junker Fritz und der Zeitgeiſt 188
Der Bräutigam 204
Das Schlüſſelloch 207
Der Bund 210
Die alte Schlange 211
Der wilde Jäger und der muthige Schneider . . . 220

Vermiſchte Gedichte.

Frauenlied 223
Der Grillenſänger und ſeine Freunde 226
Der Vogelſteller und die Vögel 229
Der Liebe Sieg über den Wein 232
Lied eines Invaliden 234
Der Kranke 236
Studentenlied 238
Das Lied vom zerbrochenen Satan 240
Lied bei der Geburtsfeier eines wackern Alten . . . 242
Die Weintrinker 244
Poeſie des Lebens 246
Wiegenlied für ein altes Kind, das ſich darüber härmte, daß es einen erwarteten Orden nicht erhalten hatte 248
Der Philoſoph an einen Architekten 250
Lehrer und Schüler 252
An Amanda. Im December 1813 253
Der Kanarienvogel an ſeine Herrin 254
Klagelied eines armen Schulmeiſters. 1824 256

Seite
Klage des alten Niemand 258
An Kornwucherer. Im Brachmonat 1817 262
Der Iltiß 264
Der Winter 265
Charade 269
John Falſtaffs Sendſchreiben an eine zu Shakeſpeare's Ehrengedächtniß verſammelte Geſellſchaft 271
An mein Bildniß. Am 24. December 1826 274
Zum Allerhöchſten Geburtsfeſte Sr. Majeſt. des Königs Friedrich Wilhelm III. Am 3. Auguſt 1833 . . 276
Zum Allerhöchſten Geburtsf. Sr. M. d. Kön. am 3. Aug. 1834 278
Der Geſellſchaft naturforſchender Freunde in Berlin zu ihrem 50jährigen Stiftungsfeſte. Am 9. Juli 1823 . . . 281
Joſeph Haydn. Gefeiert am Tage ſ. Geburt d. 31. März 1826 284
Mozart. Zu ſeiner Todtenfeier am 5. December 1824 . 287
Mozart. Zur Feier ſeiner Geburt am 27. Jänner 1825 . 291
Bethovens Todtenfeier. Am 26. März 1828 294

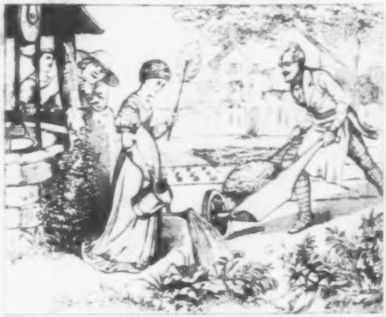
Sinngedichte und andere Kleinigkeiten.

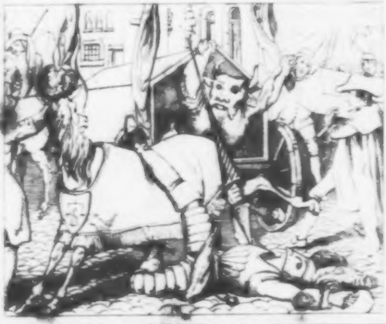
Der Magnet 299
Als eine muthige deutſche Frau eine Luftreiſe allein unternahm 299
Aufruf 300
Das Vaterrecht 300
An den Mond 300
Der Poet aus Lebensluſt 301
Die theuern Grabmähler 301
Pardonnez-moi! 301
Gedanken bei einem Holzſchnitte 302
Der Aufhelfer 302
Falſcher Eifer 302
Kein Epigramm, aber Wahrheit 303
Heutige Tapferkeit. 1810 303
Die Mützenmode. 1810 303
Der ungetreue Witzling 304
Lotterie-Einnahme 304
An Manche 304
Der Selbſtling 305
Der gelehrte Guckguck 305
Räthſel 305
Der Aufruhr in ** 306

Seite

Denkmale der Achtung und Freundſchaft.

Dem Juſtizamtmann zu Radeberg, Ernſt Ludwig Langbein, zu ſeinem Geburtsfeſte am 23. Jänner 1812 . . 309
An meinen Vater. 1813 311
An den Oberſchulrath Eſchke in Berlin. Am 17. Febr. 1811 314
Auf den Tod meines Freundes Eſchke. Geſt. am 17. Juli 1811 316
An Auguſte Eſchke. Im Erntemonat 1812 318
Ehrengedächtniß meiner Freundin Auguſte Eſchke, geſtorben am 17. Mai 1815 319
An die Frau Oberſchulräthin Eſchke zu Berlin. Zu ihrem Geburtstage am 6. Juli 1813 322
An dieſelbe. Den 6. Juli 1814—1829 . . 324—350
In die Stammbücher zweier geiſtvollen Schweſtern . 352
An Karoline Bardua, mit einem Bändchen ſcherzhafter Erzählungen, im April 1820 354
An Wilhelmine Bardua, mit dem von dem Verfaſſer herausgegebenen Deutſchen Liederkranze, im Febr. 1820 356
An Chriſtian Heinrich Wolke, im Jahre 1820 . . . 358
Dem guten Vater Wolke, am 21. Auguſt 1821 . . 360
An meinen Pathen Karl Graßhoff. 1820 362
An Minna Graßhoff, am 6. Auguſt 1812 364
An die Frau Direktorin Graßhoff, am 3. Juli 1813 365
Minna an ihre geliebte Mutter, am 3. Juli 1814 . 366
Der Frau Direktorin Graßhoff, zum 3. Juli 1815 . 368
An dieſelbe, zum 3. Juli 1816 370
An dieſelbe, zum 3. Juli 1817 371
Hochzeitlied für Karl Konſtantin Kraukling und Karoline Wilhelmine Pfeiffer, 1819 372
Der Frau Oberbaurätin Crelle bei ihrer Geburtsfeier, am 2. November 1819 374
Zur Geburtsfeier des Herrn Oberbauraths Crelle, am 17. März 1820 376
Zur Silberhochzeit des Königl. Geheimen Oberbauraths Herrn Dr. A. L. Crelle und ſeiner Frau Gemahlin Philippine, geb. Dreſſel, am 22. Auguſt 1834 . . 378





A. F. E. Langbein's

ſämmtliche Schriften.

Zweite verbeſſerte Auflage.

Fünfter Band

enthält:

Jocus und Phantaſus. – Der Sonderling.

Stuttgart:
J. Scheible's Buchhandlung.
1841.

Jocus und Phantaſus.

1.

Der glückliche Traum.

Der Kammerpräſident von Eſchborn gab ein glänzendes Abendfeſt. Schon neigte ſich das Gaſtmahl zum Nachtiſch, als ein Lärm im Vorſaal entſtand. Die derbe Stimme eines Fremden zankte mit den Bedienten, die ihm den Eintritt ins Speiſezimmer ſtreitig machten. Plötzlich flog die Thür auf, und herein trat ein ſtämmiger Mann in einem unfeinen und abgetragenen Reiſekleide. Der Präſident erſchrack, ſprang auf, lief ihm entgegen, und ſagte mit leiſer, ängſtlicher Stimme: „Um's Himmelswillen, Bruder! wo kommſt Du her? — Und in welcher gemeinen Tracht! — Willſt Du mir vor allen den Leuten von Stande, die bei mir ſpeiſen, Schande machen? — Ich bitte Dich, geh' ſtill wieder fort, und komm' morgen wieder!"

Der ungebetene Gaſt wollte ſich ſchweigend zurückziehen; aber Raimund, ein vielgeltender Hausfreund des Präſidenten, eilte von der Tafel herbei, miſchte ſich in die Sache, und ſtellte vor: es ſey unbillig, einen leiblichen Bruder, den man lange nicht geſehen, an der Thür abzuweiſen. Er ſprach ſo laut, daß es der ſpeiſenden Geſellſchaft vernehmlich wurde. Sogleich forderten verſchiedene vornehme Gäſte den Wirth auf, ſeinen Bruder am Tiſche Platz nehmen zu laſſen.

Valentin Eſchborn, ein wohlhabender Gutsbeſitzer, machte der Geſellſchaft ſeinen Bückling, ſetzte ſich, und ſagte mit einer kräftigen Stimme, dergleichen man in den geſelligen Kreiſen der feinen Welt ſelten donnern hört, zu dem Präſidenten: „Du darfſt nicht denken, Herr Bruder, daß ich zum Carneval, oder ſonſt aus langer Weile hierher gekommen bin. Ich erhielt vor einigen Tagen einen Brief ohne Unterſchrift, worin mir berichtet wurde: es wolle mich jemand in der Stadt wegen einer wichtigen Angelegenheit ſprechen. Darum bin ich denn hier, und will ein Weilchen abwarten, ob ſich der ungenannte Briefſteller melden wird, oder ob er mich, ungeachtet wir erſt im Monat Februar leben, in den April geſchickt hat.“ — Herr von Eſchborn verſicherte: er wiſſe nichts von der Sache. „Sie wird ſich morgen wohl aufklären;“ fiel Raimund ein. „Wir wollen ihr jetzt nicht weiter nachgrübeln.“

Die hohen Herrſchaften ließen ſich aus Höflichkeit zu dem Landmann herab, redeten mit ihm von der Feldwirthſchaft, und gaben aus großſtädtiſcher Unkunde derſelben manche lächerliche Blöße. Als er unter andern auf die Frage, wie die vorjährige Ernte ausgefallen ſey, über Brand im Weizen klagte, fuhr ein hoher Staatsbeamter hitzig auf: „Das verdammte Tabackrauchen! Sicher hat ein Schnitter mit ſeiner dampfenden Pfeife das Feld entzündet!“ — Aber Valentin belehrte den Eiferer: daß der Brand, der ihm Schaden gethan, eine Krankheit des Weizens ſey, die man ſchon vor ein paar tauſend Jahren, als noch lange nicht an den Genuß der Tabackspflanze gedacht worden, gekannt habe.

Fräulein Hermine, die Tochter des Präſidenten, ein ſtolzes, überkluges Mädchen, fragte den Oheim mit einem kalten nachläßigen Tone nach ſeinen Kindern. „Die Krabben wollen Hochzeit machen!“ rief er lachend. „Der junge Pfarrer in meinem Dorfe freit um Lieschen, und dem Fritz ſticht die hübſche Müllerstochter in's Auge. Ich werde dem Blitzjungen wohl mein Vorwerk Ruhthal abtreten müſſen, damit er dort wirthſchaften und das Mädel heirathen kann.“

Die ganze Familie von Eichborn (die außer den ſchon aufgetretenen Perſonen noch aus der Gemahlin des Präſidenten und einem erwachſenen Sohne beſtand) ward ſchamroth, daß vor der erlauchten Geſellſchaft, die ſich theils taub ſtellte, theils verlegen auf den Teller ſah, ein ſo ärgerliches Mißbündniß zur Sprache kam. Hermine verſuchte, den Schandfleck zu übertünchen. „Sie ſcherzen, Herr Onkel!“ ſagte ſie. „Vetter Fritz wirft ſich gewiß nicht weg, und die Dirne würde wohl auch im Nothfalle ſo beſcheiden und verſtändig ſeyn, wie Göthe's ſchöne Müllerin, die einem Edelknaben, der ſie in eine ſtille Laube einlud, antwortete:

Mit nichten!
Das geben Geſchichten:
Denn wer die artige Müllerin küßt
Auf der Stelle verrathen iſt.
Euer ſchönes dunkles Kleid
Thät' mir leid
So weiß zu färben.
Gleich und gleich! ſo allein iſt's recht!
Darauf will ich leben und ſterben.
Ich lobe mir den Müllerknecht.
An dem iſt nichts zu verderben.“

Die Geſellſchaft lachte und klatſchte in die Hände. Nur Valentin ſagte ernſthaft: „Mein Fritz iſt kein Edelmann; das löbliche Gleich und Gleich wird alſo durch ſeine Verbindung mit der tugendſamen Tochter eines wackern Mühlmeiſters keinesweges verletzt. Die Sache könnte nun auch nicht rückgängig werden, da ſie bereits bis zur Verlobung gediehen iſt.“

„Darüber ſprechen wir morgen!“ murmelte der Präſident, und ſetzte ſein Weinglas, das er eben zum Munde führen wollte, haſtig wieder auf den Tiſch.

Es entſtand eine tiefe Stille; der vornehmſte Gaſt erhob ſich vom Stuhle; die übrigen folgten. Herr von Eichhorn führte ſeinen Bruder bei Seite und ſagte mürriſch: „Die jungen Leute tanzen jetzt; das wird Dir kein Vergnügen machen: ſchlaf indeſſen im Gaſthof aus, und ſtelle Dich morgen zum Mittagseſſen bei mir ein. Gute Nacht!“ Damit kehrte er ihm den Rücken und eilte nach dem Tanzſaal, wo ſchon die Geigen geſtimmt wurden.

Valentin entfernte ſich gern. Als er aus dem Speiſezimmer ins Vorgemach trat, fand er drei oder vier gemeine, widrige Geſtalten, die ihm, wie Güterbeſchauer, ſcharf auf die Hände und Taſchen ſahen. Er wunderte ſich darüber, denn es ahnte ihm nicht, daß dieſe aufmerkſamen Beobachter vorſichtige Pfandgläubiger waren, die dem Präſidenten ſein bei ihnen verſetztes Silbergeſchirr zu dem feſtlichen Abend gegen eine Erkenntlichkeit geliehen hatten, und jetzt darauf lauerten, es wieder in Empfang und Gewahrſam zu nehmen.

Gewohnt, zeitig zu eſſen, ging Valentin des folgenden Tages mit dem Schlage der zwölften Stunde in des Präſidenten Wohnung. Er eilte recht, um nicht etwa auf ſich warten zu laſſen. Ein gähnender Bedienter fragte, was er wolle; und als er denn antwortete, daß er zu Tiſche gebeten ſey, lachte der Menſch laut auf und ſagte: „Damit hat's noch fünf Stunden Zeit!“

„Mit dem Mittagseſſen?“ fragte Valentin.

„Ja wohl, mit dem Mittagseſſen!“ ſpottete der Buntrock ihm nach. „Wir ſpeiſen täglich erſt um fünf Uhr, und beſonders heute, da die Herrſchaft noch ſchläft, und vermuthlich erſt um drei Uhr frühſtücken wird.“

Mit Erſtaunen zog Valentin ab. Auf der Straße begegnete ihm Raimund, der ihn im Gaſthof geſucht hatte. Sie gingen mit einander dahin zurück.

„Ich will Ihnen,“ ſagte Raimund dort, „ohne längern Verzug geſtehen, daß ich der Schreiber des Briefes bin, den Sie vor einigen Tagen empfingen. Der Gegenſtand, worüber ich mit Ihnen zu ſprechen wünſchte, iſt Ihres Bruders glänzendes Elend. Ich bin erſt ſechs Wochen hier in der Stadt und eben ſo lange ſein Hausfreund; aber ich kenne ſeine Lage vollkommen. Der ſorgloſe Weltmann, der allzu nachſichtige Hausvater iſt ohne Rettung verloren, wenn wir ihm nicht vereint mit Rath und That unter die Arme greifen.“

„O, mein armer Bruder!“ rief Valentin. „Ich will ihn retten, will ihm Hab' und Gut aufopfern.“

„Das würde kaum zureichen, und nicht lange helfen;“ verſetzte Raimund. „Im nächſten Jahre wär' er wieder in der alten Noth. Er und ſeine Familie könnten wohl einen Brunnen voll Geld erſchöpfen. Frau und Tochter verſchwenden unermeßlich in Kleidern und Schmuck, und er ſieht ruhig zu. Junker Achilles, der Augapfel ſeiner Eltern, verliert ungeheure Summen in Spielhäuſern, und der gutwillige Vater, ein zweiter Eli, ſchilt ihn nicht, ſondern ſetzt ihn vielmehr immer wieder in den Stand, mit neuem Futter für die Karten bei der Farobank zu erſcheinen. Der junge Wüſtling kann leidlich tanzen, reiten und fechten; außer dieſen Künſten iſt aber jeder Schulknabe gelehrter als er, und ich begreiſe nicht, wie er in Zukunft, wenn ihn die Eltern nicht mehr unterſtützen können, ſein Leben durch die Welt bringen will, da er von Allem, womit ſich ein Biſſen-Brod verdienen läßt, nichts verſteht.“

„Das iſt ein Jammer!“ ſeufzte Valentin. „Da muß denn vor allen Dingen dafür geſorgt werden, daß der Menſch noch was Tüchtiges lernt.

„Allerdings!“ ſagte Raimund. „Aber in eine öffentliche Schule paßt der zwanzigjährige hochgewachſene Herr nicht, weil er ſich in der Mitte kleiner Knaben, denen er im Grade des Wiſſens gleich ſteht, lächerlich ausnehmen würde. Der Vater muß ihn einem geſchickten und ehrwürdigen Hauslehrer in die Zucht geben. Einen ſolchen Mann habe ich ſchon ausgemittelt. Er war Schulrektor eines Städtchens, legte aber ſein Amt nieder, weil ihn ſeine Vorgeſetzten zwingen wollten, noch in ſeinen alten Tagen die ſogenannte Turnkunſt zu lernen, und ſich vor allem Volke mit ſeinen Schülern zu balgen und Burzelbäume zu ſchießen.“

Valentin mußte, ſo betrübt er war, über dieſe obrigkeitliche Zumuthung lachen. Die Annahme eines Hauslehrers fand er hingegen ſehr zweckmäßig. Er zweifelte blos, daß ſich ſein Bruder, der nur unnütze Ausgaben zu machen gewohnt ſey, zu einer nützlichen entſchließen würde.

„Ich denke doch, daß wir ihn durch vereinte Vorſtellungen dahin bringen werden;“ erwiederte Raimund. „Wir gehen mit einander zu ihm zu Tiſche, führen ihn nach dem Eſſen bei Seite und waſchen ihm ehrlich den Kopf. Er muß, er mag wollen oder nicht, einen Hauslehrer annehmen, muß dagegen ſeine fürſtliche Wohnung aufgeben, ſeine ſchwelgeriſchen Gaſtmähler einſtellen, den Poſtzug abſchaffen, die Hälfte ſeiner überflüſſigen Bedienten verabſchieden, der Verſchwendung ſeiner Gemahlin und Tochter Einhalt thun, und ſo weiter. Ich werde das Wort führen. Stehen Sie mir kräftig bei, und unſere gute Meinung wird durchdringen.

Der Kampf war hart; der Sieg unvollſtändig. Herr von Eichborn war zu keiner Einſchränkung ſeines Prachtaufwandes zu bewegen, weil er ſich dadurch, wie er ſagte, dem Spott der Stadt ausſetzen würde. Auch erklärte er: es ſey ihm unmöglich, den Haustyrannen zu ſpielen, und ſeine Gattin und Tochter wegen ihrer ausſchweifenden Putzliebe zu ſchelten.

„Ei, das iſt Schwäche!“ fuhr Raimund auf:

„Wer nicht, wenn's Noth thut, zürnen kann,
Der iſt ein Narr, kein weiſer Mann.“

„Eigene Poeſie?“ fragte der Präſident ſpitzig.

„Deſſen kann ich mich nicht rühmen;“ entgegnete Raimund. „Es iſt ein alter Kernſpruch voll Kraft und Wahrheit.“

„Immerhin!“ ſagte Jener. „Ich kann nun einmal nicht anders. Die Frauen ſchmücken ſich gern; man muß ihnen den Willen laſſen.“

Der einzige Punkt, den er nach langem Widerſpruch zuletzt genehmigte, war die Anſtellung des vorgeſchlagenen Hauslehrers.

Sobald die beiden Sittenprediger wieder aus dem Hauſe waren, ließ er den lieben Sohn rufen, bereitete ihn mit zärtlicher Schonung auf den ihm beſtimmten Hofmeiſter vor und bat, indem er ihm zugleich die Backen ſtreichelte, ſich dieſe Anſtalt hübſch artig gefallen zu laſſen. Das verſprach Achilles unter der Bedingung, daß ihm ſofort zehn Stück Louisd'or, die er eben brauche, ausgezahlt würden. Raſch zog Papachen den Beutel: denn dieſe Kleinigkeit vertrat ja gleichſam die Stelle der Zuckerdüte, womit man vor Zeiten die lieben Kinder, wenn ſie zum erſten Male in die Schule gingen, beſchenkte.

Schon des folgenden Tages übernahm Magiſter Ambroſius, den das Turnweſen vom Amte vertrieben hatte, die neue Lehrſtelle und bezog die für ihn eingerichteten Zimmer. Der gelehrte Mann war ein hoher Funfziger und hatte das abſchreckende Anſehen eines finſtern, grämlichen Schulmonarchen, war aber eine grundgute Seele. Sein ſchlauer Zögling merkte das bald, und betrug ſich freundlich gegen den Alten, weil er ihn in allerhand Nothfällen zu brauchen oder zu mißbrauchen dachte.

Sie waren auch kaum acht Tage mit einander bekannt, als ſich der junge Herr genothdrungen ſah, ihm ein wichtiges Geheimniß zu eröffnen. Er machte mit Kopfhängen und Seufzen die Einleitung dazu. Theilnehmend fragte der Mentor, was ihm fehle. Da entdeckte ihm Achilles, daß er ſeit fünfzehn Monaten heimlich verheirathet, auch bereits Vater ſey, und ſich eben jetzt in der peinlichſten Verlegenheit befinde, wo er Frau und Kind unter Dach bringen ſolle, indem ſie der Hauswirth, bei dem ſie bisher gewohnt, nicht länger dulden wolle, ſondern eben gedroht habe, ſie nach Verlauf einer Stunde auf die Straße hinauszuſtoßen. — Dieſes klägliche Bekenntniß ſchloß das bartloſe Väterchen mit der Bitte: daß der Herr Hofmeiſter ihm die Liebe und Güte erzeigen möge, ſeine bedrängte Familie in den ihm eingeräumten Zimmern einige Tage zu verbergen.

„Das iſt ein ſehr bedenklicher Caſus!“ ſagte der ſtaunende Magiſter. „So jung und ſchon Hauskreuz! — Und das ſoll ich mit auf meine alten Schultern nehmen! — Geholfen muß werden, das iſt gewiß; wenn aber die gnädigen Aeltern die Fremdlinge bei mir finden, da wird ein ſchweres Gericht über uns ergehen. Erwägen Sie das, Theuerſter!“

Achilles ſtellte vor: des Magiſters Wohnraum ſey von den übrigen Zimmern weit abgelegen, und ſeine Aeltern hätten es nicht in der Gewohnheit, ſich außerhalb ihrer eigenen Gemächer im Hauſe viel zu ſchaffen zu machen. Ambroſius antwortete nicht, ging mit ſtarken Schritten in der Stube auf und ab und ſchob die Perücke von einem Ohre zum andern. Endlich rief er entſchloſſen: „Ja, ich will die armen Seelen herbergen; denn die Bibel gebeut: Die in Elend ſind, führe ins Haus!“ Achilles umarmte und küßte ihn. Dann pflogen ſie Rath, auf welche Weiſe die geheime Einwanderung am klügſten anzuſtellen ſey. „Meine Frau mag Mannskleider anziehen;“ ſagte der Junker: „Aber wie bringen wir das Kind fort?“ — „Unter meinem Mantel!“ rief der Alte raſch, und war ſo heiter und wohlgemuth, als ob er das angenehmſte Geſchäft vor ſich hätte.

Vor allen Dingen nahm er Kleider aus des Helden **Achilles** übervoller Gewandkammer unter die Flügel ſeines grauen Mantels und trug das Bündel zur jungen Frau. Schlank gewachſen, ſah ſie in dem männlichen Anzuge wie ein Modeherrchen aus, und ſchlüpfte unangefochten ins Haus. Fünf Minuten ſpäter folgte ihr der Träger des Kindleins. Er mußte durch einen Vorſaal, den ein Papagei und ein Affe bewohnten, die bisweilen hohen Beſuch erhielten. Darum war der Paß gefährlich, und Ambroſius nahm ſich vor, mit möglichſter Geſchwindigkeit wie durch ein Feuer hindurchzuſtürzen. Herzhaft riß er die Thür auf und that einen Rieſenſchritt über die Schwelle. Doch im Begriff, den zweiten zu thun, erblickte er mit Entſetzen den Präſidenten, der eben, um ſich von Staatsarbeiten zu erholen, mit dem Affen ſpielte. Ambroſius ſprang zurück. Aber der Präſident ſah ihn und rief: „Wohin? wohin!“ Der arme Magiſter mußte wieder vorrücken und Rede ſtehen.

„Was machen Sie denn heute für ſonderbare Geſchäfte?“ fragte Herr von Eichborn lachend. „Man hat Sie vorhin mit einem Pack unter dem Mantel aus dem Hauſe gehen ſehen, und jetzt kommen Sie wieder beladen herein. Sie treiben wohl Schleichhandel?“

„O nein, Herr Präſident!“ antwortete der Magiſter mit gezwungenem Lächeln. „Junggeſellen-Wirthſchaft — ein biſchen Wäſche — ein armer Hageſtolz muß in Allem ſein eigener Heber und Leger ſeyn.“

„Aber die Wäſche lebt ja!“ ſagte Herr von Eichborn, denn das Kind bewegte ſich plötzlich unter dem Mantel.

„Halten zu Gnaden“ — ſtammelte der Alte — ich, ich lebe — mich friert — wahrer Fieberfroſt ſchüttelt mich. — Erlauben Sie, mich der kalten Wäſche zu entladen.“

Unter dieſem Vorgeben wollte er entwiſchen, und es wäre vielleicht gelungen, wenn nicht in dieſem Augenblicke das einfältige Kind angefangen hätte, leiſe zu quäcken.

„Ha!“ nun ſchreit die Wäſche ſogar!“ rief der Präſident. „Dieß Naturwunder muß ich ſehen!“ — Hiermit riß er des Magiſters Mantel auf, und das Kind, das ſich nach Lüftung der ihm unbehaglichen Decke ſogleich beruhigte, war ſo artig und in aller Unſchuld ſo ſchlau, dem Großpapa freundlich ein Händchen zu bieten.

„Wem gehört denn das kleine Weſen?“ fragte er ſtutzig.

„Mir, mir!“ ſchrie Ambroſius, und floh mit großen Sprüngen nach ſeinem Wohnzimmer.

Halb und halb die Wahrheit ahnend, verfolgte ihn Herr von Eſchborn und drang mit ihm zugleich hinein. Das geheime Ehepaar, in zärtlicher Umarmung auf dem Sopha ſitzend, ſprang erſchrocken auf; der Präſident entdeckte mit dem erſten Blick das weibliche Geſchlecht in Mannskleidern; doch enthielt er ſich, ein ſtürmiſches Verhör ſogleich zu beginnen. Er ſagte ganz gelaſſen: „Ich habe mit Dir ein Wort zu ſprechen, Achilles!“ Damit verließ er das Zimmer.

Der junge Mann, der ſich als den mächtigen Abgott ſeiner Aeltern kannte, folgte getroſt. Das Geheimniß ſeiner Vermählung und Vaterſchaft war ihm ſchon lange wegen der oft unerſchwinglichen Koſten der ſtillen Wirthſchaft beſchwerlich geweſen; er bekannte daher, als Vater und Mutter vereint die Unterſuchung anhoben, auf der Stelle die Wahrheit. „Ei, du loſer Vogel!“ ſagten ſie. Das war der ganze Verweis. Da jedoch die junge Frau nur die Tochter einer Bürgerwittwe war, ſo erklärten ſie: die unſtandesmäßige Heirath müſſe getrennt werden. Achilles zuckte ſchweigend die Achſeln, um ſich für jetzt in keinen Streit einzulaſſen; doch war er — denn es iſt billig, daß wir die ſeltene Gelegenheit, etwas Löbliches von ihm zu ſagen, hier ergreifen — im Herzen entſchloſſen, ſich der Scheidung von ſeinem guten und ſchönen Weibchen, das er durch allerhand Liſten und Blendwerke gewonnen hatte, nicht zu unterwerfen.

Mutter und Kind mußten indeſſen das Haus ſchleunig wieder räumen und wurden anderswo untergebracht. Man betrieb alles in möglichſter Stille, um Aufſehen zu vermeiden; aber die Geſchichte war dennoch ſtadtkundig und in hohen und niederen Geſellſchaften viel belacht.

Noch mehr beluſtigte die Spötter ein anderer ſpaßhafter Vorfall, der ſich zwei oder drei Tage nachher begab.

Der Präſident hatte eine geheime Freundin, die es trefflich verſtand, ihm durch Sprödethun immerfort Geſchenke abzudringen. Er bat ſie während des Carnevals oft, den öffentlichen Maskenball mit ihm zu beſuchen; ſie entſchloß ſich aber nicht eher dazu, bis er ihr zu dieſer Luſtbarkeit einen neuen ſeidenen Mantel verſprach. Sie liebte roſenroth; er ließ daher einen ſolchen mit ſilbernen Franſen verfertigen. Ein vertrauter Bedienter brachte ihn vom Schneider verſtohlen ins Haus. Der Präſident ſchlug das wohlgelungene Prachtſtück ſauber ein und legte dazu ein Briefchen, worin er, um ſeinem Liebchen ſogleich auf der Redoute kenntlich zu ſeyn, das Maskenkleid, das er tragen werde, beſchrieb. Er verſiegelte ſodann das Packet und verſchloß es in ſeinem Schreibeſchranke, um es des folgenden Tages abzuſenden.

Aber die Präſidentin, die davon Wind bekommen hatte, öffnete Abends, als er ausgegangen war, den Schrank mit einem ſchon mehrmals von ihr erprobten Nachſchlüſſel.

löſ'te geſchickt das Siegel des Umſchlags, nahm den roſenfarbenen Domino nach Leſung des Briefchens heraus, legte dafür einen hellblauen aus ihrem eigenen Vorrath hinein, und brachte dann alles wieder ſo ſchön in Ordnung, daß jede Spur des geſchehenen Tauſches verſchwand. Als ihr Gemahl nach Hauſe kam, betrug ſich die Meiſterin der Verſtellungskunſt heiter und unbefangen, wie immer. Er fand daher am folgenden Morgen kein Bedenken, das Päckchen, das den ſeidenen Wechſelbalg enthielt, durch ſeinen vertrauten Liebesboten der ſchönen Freundin zu übermachen.

Die Präſidentin ſtellte ſich den ganzen Tag krank. Er heuchelte Bedauern, freute ſich aber im Stillen, weil er nun vor ihr auf der Redoute ſicher zu ſeyn glaubte. Abends um neun Uhr klagte er ſelbſt über heftiges Kopfweh, und äußerte Sehnſucht nach ſeinem Schlafzimmer, das ein weiter Raum von dem ihrigen trennte. Freundlich wünſchten ſie einander gute Nacht. Er aber ſchlich, um ſich in der That eine gute Nacht zu verſchaffen, gegen zehn Uhr aus dem Hauſe.

Im Maskenſaale ſah er ſich überall nach ſeinem roſenfarbnen Liebchen um. Es war nicht da; aber ein blauer Domino flog ihm entgegen und flüſterte ihm ein paar unverſtändliche Wörtchen zu. Er, von Schrecken befallen, ſtürzte ſich fliehend in einen Trupp von Masken; denn das blaue Fähnchen ſchien ihm bekannt; er dachte, ſeine Frau ſpucke darin. Im dichteſten Larvengetümmel wie mit einer Leibwache umgeben, zog er angſtvoll im Saale auf und nieder, und ſchielte behutſam nach Freundin und Feindin umher. Endlich kam ſeine Roſenkönigin. Er eilte zu ihr, faßte ſie am Arm, machte ihr zärtliche Vorwürfe, daß ſie ſo lange auf ſich habe warten laſſen, und führte ſie in eins der Zimmerchen, die ſich zu geheimen Unterredungen beſtimmt neben dem Tanzſaale befanden. Hier bat er ſie ſogleich, die Maske abzunehmen. Bereitwillig machte ſie Anſtalt dazu: er lauerte ſehnſüchtig, das Purpurmündchen, ſobald es enthüllt ſeyn würde, zu küſſen; hu! da wetterleuchtete das zornrothe Geſicht ſeiner Gemahlin hinter der Maske hervor, und zugleich bekam er von ihrer knöchernen Hand eine Ohrfeige, daß ihm der Kopf wankte.

Indem er dieſen Minneſold empfing und vor Schrecken die Sprache verlor, erſchien der blaue Domino, der ihn eiferſüchtig verfolgt hatte, in der Thür. Die Präſidentin, ihres Standes vergeſſend, ſchoß mit den gemeinſten Schimpfreden auf die Nebenbuhlerin los; dieſe vergalt Gleiches mit Gleichem: ſie fielen einander in die Haare: der Präſident wollte die Furien trennen; aber beide hackten ihm mit krummen Fingern nach den Augen, zerrten und rauften ſich aus dem kleinen Zimmer auf den Tummelplatz der Masken hinaus, wurden dort von zahlloſen lachenden Zuſchauern umringt, und am Ende von der Polizeiwache aus dem Saale geführt.

Dieſe Katzbalgerei, die ſchnell, mit allen vorausgegangenen Umſtänden, der ganzen Reſidenz bekannt wurde, machte der geringen Achtung, in welcher der Präſident und ſeine Familie ſtanden, vollends das Garaus. Es kam jetzt lauter als jemals zur Sprache, daß er ſeine Laufbahn als Abſchreiber eines Sachwalters begonnen, eine Kammerjungfer geheirathet, ein Staatsdienſtchen erſchlichen, immer höhere Stellen erkrochen, und ſich endlich aus Uebermuth den Papieradel gekauft hatte. „Aber die gemeine Natur läßt ſich nicht austreiben;“ ſetzte man hinzu. „Es ging der Frau Präſidentin wie jenem Kater in der Fabel, der einſtmals zum König der Thiere gewählt worden war. Mit Krone und Purpurmantel geſchmückt und einen Scepter in der rechten Kralle, ſaß er majeſtätiſch auf dem Throne und hielt eine feierliche Rede an ſeine Unterthanen. Doch plötzlich brach er ab, that einen Sprung, und haſchte ſich ein in der Nähe laufendes Mäuschen.“

Auch Hermine machte ſich, wiewohl auf eine feinere Art, zum Geſpräch der Stadt. Der Magnetismus (deſſen Werth und Nutzen wir übrigens weder beſtreiten noch verfechten wollen) hatte dort wundergläubige Anhänger, und unſer Fräulein ſchlug ſich aus Eitelkeit zu dieſem Häuflein, um ſich einen berühmten Namen zu machen. Derſelbe Wunſch beſeelte den Doktor Dompfaff, einen noch ſehr jungen Mann, der ſich auf die thätigſte Weiſe mit magnetiſchen Kuren befaßte. Es dünkte ihn daher ein rechtes Glück, daß Hermine, die Tochter eines ſo vornehmen Staatsbeamten, ärztliche Hülfe bei ihm ſuchte. Aber nichts weniger als krank, ſpielte ſie blos eine Poſſe mit ihm, und zwei oder drei muthwillige Freundinnen halfen ihr dabei ſo treulich, wie bisweilen die Taſchenſpieler unter den Zuſchauern vertraute Perſonen haben, die in geheim dazu mitwirken, daß die Blendwerke des Gauklers gelingen. Hermine ſah während des magnetiſchen Schlafes mit der Naſe und mit Händen und Füßen, doch natürlicher Weiſe nur Dinge, die ſie zuvor mit ihren Gehülfinnen verabredet hatte. Dieſe hielten ihr zum Beiſpiel ein aufgeſchlagenes Buch vor die große Zehe, und die vorgebliche Hellſeherin las die zuvor auswendig gelernten Stellen laut und richtig ab. Sie weiſſagte ſogar, und verordnete ſich Heilmittel, die jedoch nicht in der Apotheke, ſondern auf dem Obſtmarkt und im Laden des Zuckerbäckers zu haben waren. Dadurch hätte man klug werden können; allein man ward es nicht. Die ganze Stadt, mit Ausnahme einiger wirklichen Hellſeher, ſprach von der Poſſenſpielerin mit argloſem Erſtaunen.

So, wie ein Wunderweſen, in Ruf gekommen, bildete ſie ſich nicht wenig darauf ein, war in Geſellſchaften ſehr vorlaut, und entſchied friſch und keck über Alles. Ganz ſeltſam und der natürlichen Weichmüthigkeit ihres gefühlvollen Geſchlechts durchaus widerſprechend, äußerte ſie ſich unter andern über einen eben damals geſchehenen, von allen rechtlichen Menſchen verabſcheuten Meuchelmord. Sie lobte freilich die verruchte That nicht geradezu; aber ſie that es durch einen Umweg, indem ſie den Mörder für einen edlen, hochherzigen Jüngling erklärte. Dieſer Ausſpruch von weiblichen Lippen empörte den geſunden Menſchenverſtand und zog Herminen noch den Schimpf zu, daß des Erdolchten greiſes Haar und des Meuchlers blühende Jugend den Verdacht erweckten: es müſſe bei jener unſinnigen Lobpreiſung des Verbrechers der Geſchlechtstrieb im Spiele ſeyn.

Indeſſen war Hermine durch die ſich ſelbſt verordneten köſtlichen Arzneien völlig geneſen. Freudig ſchrieb Doktor Dompfaff ein gelehrtes Werkchen über die ihm, nach ſeinen Gedanken gelungene magnetiſche Wunderkur, und eignete ſolches dem Landesherrn zu. Der Fürſt las es, ließ den Präſidenten rufen, und ſprach zu ihm: „Ich erhielt geſtern ein Schriftchen, worin Ihre Tochter eine ſehr unanſtändige Rolle ſpielt. Sie hat offenbar ihren ſchwachſinnigen Arzt zum Beſten gehabt. Das möchte ſeyn; aber dergleichen Gaukeleien erweitern das Gebiet des Wunderglaubens und der Schwärmerei, und ich ſehe das in meinem Lande nicht gern. Auch weiß ich, daß Ihre ausgeartete Tochter den fanatiſchen Meuchelmörder, der eine bisher in Deutſchland unerhörte That verübte, in allen Geſellſchaften vertheidiget, als einen edlen Menſchen erhebt, und Beifall und Nachſprecher findet. Wohin ſoll das führen? Soll der wälſche Banditendolch in Deutſchland einheimiſch werden? — Mich dünkt, Herr Präſident, Sie haben Ihre Kinder ſchlecht erzogen. Selbſt von Ihnen hör' ich ungern, daß Sie ſich manche Ungebühr in Ihrer Amtsführung und manche Anſtößigkeit im Privatleben zu Schulden kommen laſſen. Sie haben dadurch die Achtung Ihrer Untergebenen verloren. Ich verhehle daher nicht den Wunſch, daß Sie ſich, um größern Unannehmlichkeiten auszuweichen, freiwillig entſchließen möchten, Ihr Amt niederzulegen."

Bleich und zitternd kam der Präſident nach Hauſe. Erſchrocken fragte ſeine Familie: was ihm bei Hofe begegnet ſey. Er entdeckte nun des Fürſten Aeußerungen über Herminen, doch mit gemilderten Worten, um dem lieben Kinde nicht wehe zu thun. Mit ſchnödem Lächeln zuckte das Fräulein die Achſeln und machte ſich wenig daraus.

Aber der Vater war, ſeiner ſelbſt wegen, in Verzweifelung. Er wußte nicht, was er anfangen, wen er um Rath fragen ſollte. Mit Raimund, dem treuen Hausfreunde, hatte er ſich einige Tage zuvor heftig entzweit, und ſich nicht nur alle weitere Einmiſchung in ſeine Angelegenheiten, ſondern auch fernere Beſuche verbeten. Der Bruder war auf's Land zurück gegangen. Wem ſollte der unglückliche Präſident ſein Leid klagen? Von allen ſeinen Tafelfreunden war nun, da die Quellen des Wohllebens zu ſtocken anfingen, keine Theilnahme zu erwarten.

Er fuhr zu einigen Staatsminiſtern; er wollte ſie bitten, ſich für ihn bei dem Fürſten zu verwenden; doch nirgends ward er vorgelaſſen. Es war Abend; er ging nach dem Caſino, um ſich zu zerſtreuen; aber das fliegende Gerücht der auf ihn gefallenen Ungnade war ihm ſchon zuvor gekommen, und jedermann wich ihm aus. Er eilte nach Hauſe; dort neues Schrecken! Der Vorſteher einer bedeutenden Landeskaſſe harrte ſeiner mit ängſtlichem Verlangen, ihn unter vier Augen zu ſprechen. „Herr Präſident," ſagte der beiſeit geführte, ganz verſtört ausſehende Mann, „ich erhielt vorhin einen geheimen Wink, daß meiner Kaſſe morgen gegen Mittag eine Unterſuchung bevorſtehe. Angſtvoll bitt' ich Sie deßhalb um ſchleunige Rückzahlung der Staatsgelder, die ich Ihnen, auf dringendes Begehren, pflichtwidrig darlieh. Gefangenſchaft und Verluſt meines Amtes ſind ſonſt mein Loos, und ich müßte, wenn auch höchſt ungern, durch Vorlegung der von Ihnen in Händen habenden Empfangſcheine mein Schickſal zu mildern ſuchen."

„Um Gottes willen, nein!" rief der Präſident. „Ich ſchaffe Rath — noch in dieſer Nacht — ſeyn Sie ruhig, und verlaſſen Sie mich, damit ich Anſtalten treffen kann."

Der Kaſſier entfernte ſich, obwohl wenig getröſtet, weil er die verſprochene ſchnelle Wiedererſtattung der ihm abgedrungenen Summen, die ſich über zehn tauſend Thaler beliefen, für unmöglich hielt.

Stolz und Scham niederkämpfend, entſchloß ſich der Präſident, den hart beleidigten Freund, dem er mit undankbarem Uebermuth ſein Haus verboten hatte, um Hülfe zu bitten. Mit zagenden Schritten ging er zu ihm, warf ſich in des edlen Mannes offne Arme, und ſchüttete ſeine Noth vor ihm aus. „Ich freue mich, daß ich helfen kann;" ſagte der großmüthige Freund, ſchloß ſeinen Schreibtiſch auf und nahm Papiere heraus. „Hier ſind hinreichende Wechſel, den Kaſſier zu befriedigen. Gehn Sie, beruhigen

Sie den ſorgenvollen Mann!" — Der Präſident, bis zu Thränen gerührt, ſtammelte Dank. „Faſſen Sie ſich!" unterbrach ihn Raimund. „Ich denke noch mehr für Sie zu thun. Laſſen Sie mir aber fünf bis ſechs Tage Zeit. Ich werde mich indeſſen mit meinem Plane zur Verbeſſerung Ihrer Lage beſchäftigen."

Raimund berief durch einen reitenden Boten den Bruder des Präſidenten wieder nach der Stadt. Valentin kam; ſie unterredeten ſich über das Weh und Wohl des Unglücklichen, und beſuchten ihn dann, um ihn von dem Ausfall ihrer Berathung zu unterrichten. Des Bruders unerwartete Mitkunft ſchien ihm nicht angenehm; doch Raimund ließ ihm nicht Zeit, ſein Mißvergnügen zu verlautbaren, ſondern begann ſogleich: „Ich verſprach Ihnen, Herr Präſident, einen Leitfaden zum Ausweg aus Ihrem Labyrinthe, und ich komme jetzt, mein Wort zu halten. Aber haben Sie auch volles Vertrauen zu mir? — Ich kann es kaum fodern, da ich als Fremdling hierher kam, mich Ihnen zum Hausfreunde gleichſam aufdrang, und noch jetzt mit der Larve eines angenommenen Namens vor Ihnen ſtehe. — Es iſt daher, eh ich mich weiter zu ihrem Rathgeber aufwerfe, rechtlich und nothwendig, mich Ihnen ganz zu entdecken."

„Mein Vater, ein unbemittelter Mann, hinterließ bei ſeinem frühzeitigen Abſterben eine Wittwe und drei Söhne. Ich, der zweite derſelben, hatte ohne mein Verſchulden das traurige Loos, meiner Mutter verhaßt zu ſeyn. Mein älterer Bruder war dagegen ihr Liebling. Dieſen Vorzug ließ er mich bisweilen hart empfinden. Er ſpielte den Herrſcher und legte die Hände in den Schooß; ich aber mußte, da die Mutter keinen Dienſtboten halten konnte, die unangenehmſten und beſchwerlichſten Hausarbeiten, zum Beiſpiel Waſſertragen und Holzſpalten, allein verrichten, weil mein jüngerer Bruder noch ſo klein war, daß er mir nicht beiſtehen konnte. Ich that willig, was ich vermochte; doch alle meine Anſtrengungen belohnte kein freundlicher Mutterblick. Im Gegentheil ward ich immer geſcholten, und bekam oft in den Eßſtunden nichts als Brod und Salz in die Hand, indeß mein älterer Bruder mit der Mutter zu Tiſche ſaß und irgend ein Leckerbißlein verzehrte.“

„Ich war dreizehn Jahr' alt, als er in eine gefährliche Krankheit fiel. Die Mutter weinte Tag und Nacht. Eines Abends ſaß ich von ihr unbemerkt in einem dunkeln Winkel; da warf ſie ſich vor dem Krankenbette nieder und bat Gott mit lauter Stimme: ihr den geliebten Sohn zu laſſen, und dafür mich von der Welt zu nehmen. — Tief betrübt ſchlich ich aus der Stube, ging weinend ins Gärtchen hinter dem Hauſe, fiel unter dem geſtirnten Himmel auf die Knie und ächzte hinauf: Gott möge die Todesbitte meiner Mutter an mir erfüllen, oder mir einen Weg aus dem Hauſe des Haſſes und der Verachtung zeigen. — Als ich ſo gebetet hatte, legt' ich mich zu Bett, mit dem Wunſche, nicht wieder zu erwachen.“

„Gegen Morgen hatte ich einen wunderbaren Traum. Mir erſchien die Lichtgeſtalt eines Engels, mich freundlich anredend: Geh' ins Gaſthaus, das ein Palmbaum bezeichnet, da findeſt du einen Fremdling, der eben abreiſen will. Bitt' ihn, dich zu ſeinem Diener anzunehmen; er wird es thun und dich glücklich machen. — Das geſagt, verſchwand der Engel: ich erwachte, ſchlief aber mit dem Gedanken, daß es doch nur ein lieblicher Traum ſey, flugs wieder ein.“

„Bald darauf verſetzte mich ein neuer Traum hin an den Gaſthof, den mir der Engel genannt hatte. Ein bepackter und ſchon beſpannter grüner Reiſewagen ſtand vor der Thür, und bei demſelben ein Mann von hoher anſehnlicher Geſtalt. Ich brachte mein Geſuch bei ihm an; er gewährte mir's, nahm mich neben ſich in den Wagen, der Poſtknecht ſtieß ins Horn, und wir flogen zum Thor hinaus.“

„Munter fuhr ich im Bett empor; der Doppeltraum ſchien mir nun ein Wink Gottes; ich kleidete mich geſchwind an; Mutter und Brüder ſchliefen; ich beugte mich mit ſtrömenden Thränen über ſie hin, kniete vor den Betten der ruhigen Schläfer nieder, betete für ſie, ſprach ein leiſes Lebewohl, und ſchlich ſtill aus dem Hauſe.“

„Der grüne Reiſewagen ſtand richtig vor dem Gaſthofe; aber der Fremde war noch oben in ſeinem Zimmer. Beherzt ging ich hinauf und fand mit Erſtaunen denſelben Mann, mit dem ich im Traume geſprochen hatte. So gleichſam ſchon mit ihm bekannt, trug ich ihm ohne Zagen meine willigen Dienſte an. Er antwortete in etwas gebrochenem Deutſch: Du gefällſt mir, und ich könnt' ein ſolches Bürſchlein wohl brauchen; aber ohne Vorwiſſen deiner Verwandten will ich dich nicht entführen. — Ich erwiederte: ſie würden ſich darüber nicht grämen; denn die Mutter habe Gott um meinen Tod gebeten. — Dann erzählt' ich meine Träume. Der Fremde ſah mich ſcharf an und ſprach: Hätteſt du kein ſo ehrliches Geſicht, ſo hielt ich das alles für Mährlein: doch deinen frommen, ſchuldloſen Augen muß ich glauben, und ſo geſchehe denn Gottes Wille! — Hiermit nahm er mich bei der Hand, führte mich zum Wagen, und die Reiſe ging fort.“ —

Der Präſident, der ſich bei mehreren Stellen dieſer Erzählung unruhig auf dem Stuhle bewegt und die Farbe verändert hatte, ſprang jetzt auf und ſagte mit zitternder Stimme zu Valentin: „Iſt das nicht ganz die Geſchichte unſers ſeit länger als vierzig Jahren verlorenen Bruders?“ — „Das dünkt mich auch;“ erwiederte Valentin: „ich war aber damals noch ſehr jung: die Vorfälle jener Zeit treten mir nur dunkel ins Gedächtniß.“ — „Mir deſto heller!“ ſprach der Präſident. „Gerade ſo war, als wir eines Morgens erwachten, unſer guter Heinrich verſchwunden. — Doch mit freudiger Ahnung ſagt mir mein Herz, wir haben ihn wieder. — Du biſt's, mein Freund, mein Retter!“

„Ja, ich bin Heinrich Eſchborn!“ rief Dieſer, und fiel mit naſſen Augen ſeinen Brüdern in die Arme.

Stumm vor Wehmuth hielten ſie ſich lange umſchloſſen. Der Präſident machte zuerſt ſeinem Herzen Luſt. „Ich danke Gott,“ ſprach er, daß ich dich, guter Heinrich, an mein Herz drücken und dir alles Leid, das ich dir im Mutterhauſe zufügte, abbitten kann. Du verfuhrſt vorhin in deiner Erzählung ſehr ſchonend mit mir; ich habe ſchlimmer, viel ſchlimmer an dir gehandelt.“

„Und alles, alles vergab ich dir tauſendmal;“ ſagte Heinrich. „Klage dich nicht weiter an! Die flüchtigen Leiden meiner Jugend waren ja Keime meines Glücks. — Mein Herr, oder vielmehr mein Vater — denn er behandelte mich gleich vom Anfang an als ſeinen Sohn — war ein engliſcher Kaufmann, der von London aus in Oſt- und Weſtindien große Geſchäfte machte, und ſich Jahre lang bald in Aſien, bald in Amerika aufhielt. Ueberall nahm er mich mit, und erzog mich ſo werkthätig zu einem tüchtigen Kaufmanne. In meinem dreißigſten Jahre ward ich der Gatte ſeiner einzigen Tochter. Er gründete mir mit freigebiger Hand eine eigene Handlung in Weſtindien. Ich regte mich lebhaft und ward reich. Als aber vor zwei Jahren der Tod meine glückliche, doch kinderloſe Ehe trennte, und faſt zu gleicher Zeit auch der ehrwürdige Greis, mein Schwiegervater, in London ſtarb, da fühlt' ich mich in jener Weltgegend einſam und verlaſſen, und ſehnte mich nach meinem Vaterlande zurück. Ich hatte von euerm Leben und Aufenthalt, theure Brüder, ſchon in frühern Zeiten mehrmals Nachrichten eingezogen; darum nahm ich meinen Weg ſtracks hierher, und ſtellte mich dir, lieber Wilhelm, zum Scherz unter der Kappe eines fremden Namens vor. Aus verſchiedenen Gründen trug ich ſie länger, als ich Anfangs geſonnen war, und die Vorſicht, mich nicht zu verrathen, nöthigte mich, meine Sehnſucht nach dir, guter Valentin, eine Weile zu zügeln. — Was weiter unter uns hier vorging, iſt euch bekannt, und über meine Reiſen wollen wir künftig einmal bei beſſerer Muße ſprechen."

„Ja, Kinder!" rief Valentin: „draußen in meinem Dörfchen, unter den beiden großen Linden vor meinem Hauſe."

„Unſer Bruder," ſagte Heinrich zu dem Präſidenten, deutet auf den Plan, den wir dir vorlegen wollen. Sieh, in der Reſidenz kannſt du, nachdem dir der Fürſt den Stuhl vor die Thür geſetzt hat, mit Ehren nicht länger bleiben. Gib alſo deine Stelle unverzüglich in ſeine Hände zurück, und zieh mit Frau und Kindern auf's Land. Valentins Burg iſt nach ſeiner Beſchreibung ſo geräumig, daß wir alle bequem darin wohnen können. Dort magſt du ſtudieren oder nichts thun, wie dir's beliebt; aber bei jungen Leuten iſt Müſſiggang des Teufels Ruhebank: darum wollen wir deine Kinder beſchäftigen, damit beſonders

Fräulein Hermine nicht mehr Zeit habe, ſich den ganzen Tag zu putzen, mit einem einfältigen Doctor magnetiſche Poſſen zu treiben, und über Meuchelthaten unverſtändig zu ſchwatzen. Valentin will den beiden Geſchwiſtern ein ungebautes Stück Land anweiſen, das ſollen ſie ſich mit eigenen Händen zu einem Garten umſchaffen. Achilles nimmt überdieß ſeinen Hofmeiſter mit auf's Land, und holt noch fleißig nach, was er bisher in der Schule verſäumte. Sein Weibchen laſſen wir ihm, ohne weitere Rede von Scheidung. Auch die ehrliche Müllerstochter wird als Braut und künftige Hausfrau unſers Neffen Fritz liebreich anerkannt und von uns mit Achtung behandelt. — Genehmigeſt du dieſe Bedingungen, lieber Wilhelm, ſo enthebe ich dich von dieſem Augenblick an allen Sorgen, zahle dir jährlich die Summe, die du zeither als fürſtlichen Amtsgehalt bezogſt, und vererbe dereinſt mein nicht unbedeutendes Vermögen zu gleichen Theilen auf deine und Valentins Kinder." —

„Edler, großmüthiger Bruder," ſagte der Präſident, „ich erkenne mit innigſter Dankbarkeit, daß du Böſes mit Gutem überſchwänglich vergelten willſt. Ich für meine Perſon bin auch unbedenklich bereit, mich in Allem nach deinem Rath und Willen zu richten; aber meine Frau — meine Tochter — ſie lieben das Landleben nicht — ſie werden ſich kaum von der Reſidenz losreißen können."

„Potz Wetter!" rief Valentin, „auf dem Dorfe wohnen ja auch keine Heiden und Menſchenfreſſer! Und es iſt da alles ſo luſtig und grün, daß einem das Herz im Leibe lacht. Ich wollte lieber todt ſeyn, als immer in eurer ſteinernen Welt leben, wo man keinen Grashalm zu ſehen bekommt." —

Die Brüder verließen den Präſidenten mit der Ermahnung, die Seinigen zum Abſchiede von der Hauptſtadt vorzubereiten, und ſich der etwa dagegen ausbrechenden Empörung als mannhafter Hausvater entgegenzuſtellen.

Mit ſchwerem Herzen rief er ſeine Familie zuſammen und eröffnete ſeinen Vortrag mit der Meldung: daß Raimund ſich ihm als ſein leiblicher Bruder zu erkennen gegeben habe. „Wie? was?“ — ſchrie die Präſidentin auf: „Der alte Grillenfänger dein Bruder? — Nun, beim Himmel! da haben wir eine ſchöne Eroberung gemacht!“

„Allerdings!“ verſetzte der Präſident: „Bruder Heinrich kommt aus Weſtindien, und hat dort viel Reichthümer erworben.“

„Ei, wenn das iſt,“ ſagte ſie, ſo ſey er uns willkommen!“

„Willkommen! willkommen!“ fielen Achilles und Hermine wie ein Chor ein.

Als aber nun die Bedingungen, unter welchen der Weſtindier mit Geld herausrücken wollte, zur Sprache kamen, da brachen Verwünſchungen über Verwünſchungen gegen ihn aus. „Was denkt der Narr?“ rief die eitle Vierzigerin: Soll ich mich in der Blüthe meiner Jahre in ein Dorf vergraben, wo man nur Bauern ſieht, nur Kühe brummen hört?“ — „Und wir,“ kreiſchten Achilles und Hermine, „wir ſollen das Grabſcheit in die Hand nehmen und wie Taglöhner arbeiten? — Nimmermehr! nimmermehr!“

„Thut, was ihr wollt!“ antwortete der Präſident. „Ich aber bin leider in dem Falle jenes Haushalters in der Bibel, zu dem ſein Herr ſagte: Du kannſt hinfort nicht mehr Haushalter ſeyn. Da ſprach der Haushalter zu ſich ſelbſt: Was ſoll ich thun? Mein Herr nimmt das Amt von mir: graben mage ich nicht und ſchäme mich zu betteln.“

„Wie paßt das hierher?“ fragte die Präſidentin etwas kleinlaut.

„So wißt denn,“ ſprach er ſeufzend, „daß mir der Fürſt, als ich neulich bei ihm war, meine Entlaſſung ankündigte. — Der Aufenthalt in der Reſidenz iſt uns übrigens unverwehrt; wir können hier bleiben und — hungern.“

Sie erſtarrten; er aber ging ſchweigend fort, um ſie heilſamen Betrachtungen zu überlaſſen.

Die Endfolge derſelben war, daß Noth Eiſen brach, und ſie einſtimmig beſchloſſen, ſich ins ländliche Elend zu verweiſen. „Wir können in der jetzigen Jahreszeit mit Anſtand auf's Dorf ziehen;“ ſagte die Mutter. „Im Sommer gehen auch andere Herrſchaften auf's Land. Gegen den Winter aber wollen wir wohl Mittel finden, uns den Weg nach der Stadt, ohne Verluſt der weſtindiſchen Gelder, wieder zu eröffnen.“

Als ſie hierauf ihren Entſchluß, in Valentins Burg künftig zu hauſen, beſtimmt erklärt hatten, reiſ'te der Gutsherr dahin ab, um den feierlichen Empfang ſeiner Gäſte vorzubereiten.

An der Gränze ſeines Gebiets erwartete ſie der Schulmeiſter und des Dorfes männliche und weibliche Jugend. Der Wagen der hohen Herrſchaften kam; der Schulherr fing an, eine wohlgeſetzte Rede zu halten; aber Hermine lachte ihm mit ſo wilder Ausgelaſſenheit ins Geſicht, daß er gleich im Eingange ſtecken blieb und kein Wort weiter aufbringen konnte. Er trat beſchämt zurück, ordnete die Reihen der Schulkinder vor und hinter dem Wagen, und die an der Spitze ſtehenden Pfeifer und Geiger ſpielten, als ſich der Zug in Bewegung ſetzte, einen Marſch. Hermine ſchrie aus dem Wagen heraus: ſie ſollten ſchweigen; dergleichen abſcheuliche Muſik ſey nicht zu ertragen. Aber die tonkundigen Männer ließen ſich nicht ſtören. Das Fräulein hielt ſich nun bis zur Einfahrt in die Burg mit beiden Händen die Ohren zu.

Am folgenden Tage richtete Valentin die Doppelhochzeit ſeiner Kinder aus. Ein heißer Tag für die Präſidentin und Herminen! Sie mußten ſich, um den Weſtindier nicht zu erzürnen, gegen die Müllerstochter ſehr artig betragen, und überhaupt bei den beiden Königinnen des Feſtes gleichſam die Hofdamen ſpielen. Noch mehr Aerger aber hatte Hermine bei dem Hochzeitballe, den Valentin nach der Tafel auf dem freien Platze vor dem Schloſſe gab, und wozu die ganze Dorfſchaft geladen war. Die Müllerstochter hatte zwei Brüder, die weit und breit als die beſten Tänzer des Dorfes berühmt waren. Da kam nun ein ſolcher Veſtris nach dem andern und forderte Herminen mit der Anrede: „Hei! luſtig, Frölen Muhme!“ zum Tanz auf. Sie mußte ſich von den ihr angevetterten Mühlknappen einige Mal tölpiſch genug herumſchwenken laſſen; als aber auch die übrigen Burſche gleicher Ehre begehrten, ſchützte ſie Krankheit vor, und zog ſich in ihre Gemächer zurück. Achilles hingegen, der weniger ſtolz war, kam mit den Landmädchen beſſer aus. Er fand bei ihnen, als leichter, zierlicher Tänzer, ungemeinen Beifall, obgleich die eiferſüchtigen Mühlknappen ſeine Tanzkunſt ſcharf bekrittelten und ganz verächtlich davon ſprachen.

Nach der Hochzeit beſtand der Weſtindier darauf, daß die Geſchwiſter die ihnen auferlegte Gartenarbeit anfangen mußten. Das war denn ein luſtiges Schauſpiel, wenn Achilles, modiſch gekleidet und mit einer Brille vor den Augen, einen Karren voll Erde mit gewaltiger Anſtrengung vor ſich her ſchob, und Hermine, in der linken Hand einen Sonnenſchirm und in der rechten eine Gießkanne, jedes hier und da aufgeſchoſſene Unkraut begoß, weil es die Ehre hatte, von ihr für eine köſtliche Pflanze gehalten zu werden. Die Bauern, die der Städter ländliche Thätigkeit gern verſpotten, gucken noch heutiges Tages oft, wenn die Geſchwiſter arbeiten, über den Zaun, und erzählen hernach mit großem Gelächter in der Schenke, was für kluge Dinge ſie dort geſehen haben.

Das Landleben trägt übrigens der Familie von Eichhorn herrliche Früchte. Achilles verliert, da er keine Farobank in der Nähe hat, kein Geld mehr, und beſucht die beſtimmten Lehrſtunden des alten Magiſters nicht nur recht gern, ſondern begehrt auch oft Verdoppelung derſelben, weil er indeſſen das Grabſcheit und den Schubkarren ruhen laſſen kann. — Hermine fühlt ſich durch die Landluft ſo geſtärkt, daß ſie magnetiſche Kuren nicht weiter nöthig findet. Ihre blühenden Wangen eroberten ſchon einen reichen Landedelmann, mit dem ſie ſich nächſtens vermählen wird. — Selbſt der Präſident, der vor Kummer und Sorgen ſehr gealtert hatte, verjüngt ſich ganz, und raucht ſein Morgenpfeifchen mit voller Gemüthsruhe zum Fenſter hinaus, weil er nicht mehr, wie vormals in der Stadt befürchten darf, von lauernden Manichäern geſehen und überlaufen zu werden. — Aber ſeine Gemahlin ſehnt ſich raſtlos nach den Schauplätzen und Prunkfeſten der Hauptſtadt zurück, und gibt den Vorſatz nicht auf, im nächſten Winter dort wieder auf den Bühnen der Glanzſucht aufzutreten. Ob es ihr gelingen wird das ſteht zu erwarten.

II.

Die Unterſuchungskommiſſion.

1.

Das Städtchen Temperlitz ſah eine Zeit lang mit Stolz auf andere Landſtädtchen herab, weil in ſeinen verfallenen Mauern ein ſo reicher Mann wohnte, wie jene nicht aufweiſen konnten. Herr Simon Knaſter war das goldene Geſtirn ſeiner Vaterſtadt, die er von Jugend an ſo kindlich liebte, daß er ſein ganzes Leben, ohne Ausnahme eines einzigen Tages, in ihrem ſtillen Schooße zubrachte. Man kann alſo nicht ſagen, daß er dem Glücke nachgelaufen ſey. Es ſuchte ihn von ſelbſt auf in ſeinem Kramlädchen, als er darin bis in ſein fünfzigſtes Jahr ſeine Kunden mit Gewürzen bedient und ſich für jeden ihm zugewandten Pfennig höflichſt bedankt hatte. Ein alter Vetter, der, ſchon ziemlich wohlhabend, noch das große Loos in der holländiſchen Lotterie gewann, ſetzte ihn zum Erben ſeines ganzen Vermögens ein.

Herr Knaſter war, ſeit der Ankunft der holländiſchen Dukaten, ſo pfiffig geweſen, dem glücklichen Empfänger fort und fort zum neuen Jahr und zum Geburtstage ehrfurchtsvoll Glück zu wünſchen. Das geſchah immer in lahmen Verſen, die der Stadtſchreiber Flink, ein fingerfixer Poet, verfaßte, zierlich abſchrieb, und in Goldpapier heftete, wofür er in Bauſch und Bogen als Ehrenſold einen baaren Gulden und ein Päckchen Tabak empfing. Nun läßt ſich zwar nicht beweiſen, daß die Leier des genügſamen Hauspoeten den Alten bezaubert und ihm das ſchöne Vermächtniß abgelockt habe. Es iſt vielmehr wahrſcheinlich, daß er, wie jeder eifrige Schatzſammler, ſeine lieben Holländer nach ſeinem Tode nicht zerſtreut wiſſen wollte, und daher den Vetter Simon, mit Ausſchluß manches ärmern Verwandten, zum alleinigen Hüter und Wächter derſelben erkor, weil er überzeugt war, daß der geizige Krämer die goldenen Schäflein treulich bewahren und keins vom Wolfe der Verſchwendung verzehren laſſen werde.

Die Kunde der großen Erbſchaft machte in Tempelitz ein gewaltiges Aufſehen. Der regierende Bürgermeiſter Stern ſagte öffentlich im Bierhauſe, wo die Häupter der Stadt um ihn her ſaßen: „Nicht wahr, meine Herren, das hätten Sie nicht gedacht, daß uns der Glückspilz, den wir in ſeiner vorigen Niedrigkeit wenig achteten, über den Kopf wachſen würde? Ja, trügen wir Alle, mit Inſchluß der ganzen löblichen Bürgerſchaft, unſer geſammtes baares Vermögen auf einen Platz zuſammen, Herr Knaſter würde ſich bedanken, mit uns zu tauſchen. Ein ſo reicher Mann iſt doch ein wahrer Halbgott; denn mit Geld thut man Wunder. Ich acht' es demnach für ſchicklich und erſprießlich, daß wir uns morgen in einem feierlichen Aufzuge zu ihm begeben, ihm unſern Glückwunſch abſtatten, und nicht allein uns, ſondern auch das gemeine Weſen der Stadt ſeinem Wohlwollen empfehlen.“

„Ein glücklicher Gedanke!“ rief der Stadtſchreiber Flink.

Die ganze Geſellſchaft ſtimmte ihm bei, und beſchloß einmüthig, ſich des folgenden Tages, um die Zeit des zweiten Frühſtücks, im Hauſe des Bürgermeiſters zu verſammeln, und von da aus dem neuen Halbgott das Opfer ihrer Verehrung zu bringen.

Dieſer demüthige Beſchluß ließ ſich nur bei geiſtloſem Biere faſſen. Muthige Weinzecher hätten ſich zu einem ſo bettelhaften Vorhaben gar nicht vereinigen können.

2.

Als der Bürgermeiſter nach Hauſe kam, machte er ſeiner Tochter die auf den folgenden Tag angeſetzte Huldigung bekannt. Louiſe Stern war ein junges, liebenswürdiges Mädchen, das Schönheit, Verſtand und feine Sitten beſaß, und zarten Frauenſinn mit männlicher Entſchloſſenheit verband. Sie war (wie Napoleon einſtmals von einer geiſtreichen Fürſtin geſagt haben ſoll) der einzige Mann in ihrer Familie; ſie war es ſogar, wie wir in der Folge ſehen werden, im ganzen Städtchen. Der Biergeſellſchaft kriechender Vorſatz kam ihr daher ſo abgeſchmackt und verächtlich vor, daß ſie ihn für einen ſcherzhaften, ſatiriſchen Einfall erklärte.

„Das iſt er keineswegs!“ ſagte der Vater. „Ich fordere dich vielmehr auf, dich an den Zug anzuſchließen, und mit einigen zierlichen Worten, die dir ſo lieblich vom Munde fließen, dem König der Stadt einen Ehrenkranz zu überreichen.“

Dieſe Zumuthung lehnte ſie mit freundlichen Worten ab.

„Mädchen, Mädchen!“ ſprach er mit der feierlichen Stimme eines Propheten: „Der Ehrenkranz, den du dem reichen

Hageſtolz auf's Haupt ſetzen ſollſt, kann dir einen Brautkranz erzeugen."

„Lieber wählt' ich den Todtenkranz!" antwortete ſie.

„Du redeſt wie eine Närrin!" fuhr er auf. „Tauſend andre Mädchen, die ſo wenig Ausſteuer zu erwarten haben, als du, würden ſpringen und jubeln, wenn ſie Hoffnung hätten, einen Mann zu erobern, der ſo warm in Golde ſitzt. Aber ich kenne dein eitles Hirngeſpinnſt: du denkſt, das Glück werde dich in den Grafenſtand erheben, weil der alte ſpaßhafte General, der Graf von Donnerfeld, als er vor acht Jahren bei uns im Winterquartier ſtand, manchmal aus langer Weile, oder wenn er ein Jeſuiterräuſchchen hatte, mit dir ſcherzte, und ſagte: Du ſollteſt ſeine Schwiegertochter werden."

Lachend verſicherte Louiſe: ſie habe das längſt vergeſſen.

„Das glaub' ich kaum!" ſprach der Vater. „Es gefiel dir gar zu wohl, wenn dich der Graf, auf eine höchſt übertriebene Weiſe, mit der Jungfrau von Orleans verglich, weil du im Sommer zuvor, als ein Paar ausgehungerte Nachzügler des feindlichen Heeres bei uns plündern wollten, eine Piſtole ergriffſt, und die feigen Wichte damit über den Krautmarkt und durch die Sperlingsgaſſe zum Thore hinaus jagteſt. Das war freilich von einem zehnjährigen Mädchen, wie du damals warſt, eine verwegene That. Darum meinte der alte Degen, du würdeſt einmal eine Heldenmutter werden und ihm tapfere Enkel erziehen."

„Nun, das war Getändel mit einem Kinde!" ſagte Louiſe. „Wie könnte mir einfallen, ein Luftſchloß daraus zu bauen? Ich weiß ja nicht einmal, ob der Graf, mit dem wir ſeit jener Zeit aus aller Verbindung gekommen ſind, einen Sohn hat oder nicht. Mich hält alſo wahrlich kein Hirngeſpinnſt ab, dem Herrn Knaſter einen Kranz zu bringen. Aber ich ſchäme mich, in ſeiner Perſon dem leidigen Gelde zu huldigen. Iſt er denn, ſeitdem er dieſen Götzen im Hauſe hat, verſtändiger oder edler geworden? — Bedenken Sie das, lieber Vater, und geben Sie den unwürdigen Gedanken auf, ſich vor den Geldſäcken des verdienſtloſen Mannes zu beugen.“

„Ich will's beſchlafen, Jungfer Altklug!“ ſagte der Vater, um nicht weiter über die Sache zu ſprechen.

3.

Des folgenden Vormittags erſchienen die Herren des Raths und andere Große der Stadt bei dem Bürgermeiſter in ſteifer Pracht. Auch er, der über Nacht nicht weiſer geworden war, hatte ſein Feierkleid angelegt, und der Zug ſetzte ſich ſogleich in Bewegung. Die Herren waren ſämmtlich zur Eile geneigt, weil ſie ſich das zweite Frühſtück, das ſie täglich einzunehmen gewohnt waren, verſagt hatten, um der Bewirthung, die ſie bei dem reichen Gönner erwarteten, in Fülle genießen zu können.

Herr Knaſter, der noch aus alter Gewohnheit ſeinen Kleinhandel trieb, und ſich, wie immer, im Laden befand, ſah die ſtattlichen Männer die Straße herauf kommen, und erſchrack um ſo mehr, da er in ſeinem alten, mit einem Strick umgürteten Schlafrocke ſteckte, der aus zahlloſen Stücken von verſchiedenen Farben zuſammengeſetzt war. Der bunte Mann floh, um das muſiviſche Kunſtwerk ſeines Schneiders nicht ſehen zu laſſen; aber ſchon ſtand der Bürgermeiſter auf der Ladenſchwelle und rief: „Bleiben [illegible], bleiben Sie, theuerſter Freund und Gönner! Wer ſich in Sammet und Goldſtoff kleiden kann, der iſt auch in Lumpen verehrungswürdig.“

Bei dieſer ziemlich ungeſchickten Schmeichelei brach dem Krämer der Angſtſchweiß aus. Er glaubte, die Herren hätten ſammt und ſonders die Abſicht, bedeutende Geldſummen von ihm zu borgen. Entſchloſſen, keinen Heller zu verleihen, öffnete er ihnen das dunkle Ladenſtübchen und nöthigte ſie hinein.

Sie wunderten ſich im Stillen, daß ſie nicht die Treppe hinauf in die Putzſtube geführt wurden; doch drückten ſie ſich mit den freundlichſten Geſichtern in die düſtre Klauſe, wo ſie ſo enge zuſammengepfercht ſtanden, daß ſogar der wortführende Bürgermeiſter, indem er an den Halbgott in Lumpen eine hochtrabende Rede hielt, nicht gehörigen Raum hatte, ſich dabei ſo tief zu bücken und ſo zierliche Handbewegungen zu machen, als er gern gethan hätte.

Der Hochgefeierte ſtand wie auf Nadeln und ſtotterte immer zwiſchen die Rede hinein: „Machen's doch kein Weſen! Ich bin gar nicht ſo reich, als man glaubt. Bettel — wahrer Bettel.“ — Am Ende war er ſogar frech genug, zu verſichern: er habe ſich mit dem Antritt der Erbſchaft übereilt und könne dadurch eine tüchtige Schlappe bekommen, indem vielleicht die Maſſe mit geheimen Schulden belaſtet ſey, die er nun ohne Gnade und Barmherzigkeit bezahlen müſſe.

„O, Sie armer Mann!“ ſcherzte der Bürgermeiſter. „Ich will mich für Sie aufopfern. Treten Sie mir die Erbſchaft ab; ich übernehme die Schulden.“

Doch eben ſo großmüthig ſchlug der arme Mann dieſes Anerbieten aus. Er wolle und müſſe, ſagt' er, ſein Schickſal geduldig erwarten und tragen. Es ſey ihm nur ſchmerzhaft, daß ſeine lieben Mitbürger in der irrigen Meinung er ſey ungeheuer reich geworden, mancherlei Erwartungen hegen würden, die er durchaus nicht erfüllen könne. Er müſſe vielmehr männiglich bitten, ihn mit jedem Geld betreffenden Anſinnen zu verſchonen. Auch hoffe er, daß der edle, wohlweiſe Rath ſo billig und geneigt ſeyn werde, ihn von allen bürgerlichen Abgaben frei zu ſprechen, weil er, wie geſagt, durch die angetretene Erbſchaft in höchſt klägliche Umſtände gerathen könne. Hinterlaſſe er, wenn ſein Stündlein gekommen, noch irgend etwas, es ſey viel oder wenig, ſo wolle er, weil er weder Kind noch Kegel habe, ſeine liebe Vaterſtadt zur Univerſalerbin einſetzen.

„Herrlicher Mann!“ rief der Bürgermeiſter. „Ich, als Vater und Obervormund unſerer guten Stadt, ergreiſe dieſes großmüthige Verſprechen mit beiden Händen und rufe gegenwärtige Herren zu Zeugen deſſelben auf.“

Knaſter war ein wenig beſtürzt, daß ihn der Bürgermeiſter ſogleich beim Worte nahm. Da er jedoch auf keine andere Weiſe von der ihm äußerſt verhaßten Entrichtung der bürgerlichen Abgaben, deren Erlaß ihm auf der Stelle zugeſichert wurde, los kommen konnte, ſo widerſprach er nicht, ſondern rächte ſich nur dadurch, daß er das Gläschen Branntwein, das er dem Bürgermeiſter und ſeinem Gefolge zugedacht hatte, zurück behielt, und ſie ohne die geringſte Labung entließ.

4.

Vorausſehend, daß es ſo kommen würde, hatte Louiſe für die hungrig und durſtig zurückkehrenden Hofmacher ein gutes Frühſtück bereitet. Sie jauchzten bei deſſen Anblick und betheuerten einſtimmig: Louiſe ſey eine Prophetin und die klügſte Perſon in der Stadt. Der Bürgermeiſter ließ, auf Rechnung des künftigen Stadtvermögens, den beſten Wein aus ſeinem Keller auftragen. Knaſter's Geſundheit ward getrunken; doch mit ſtillem Vorbehalt, dem Tode kein Geſetz vorzuſchreiben, wenn er vielleicht Belieben tragen ſollte, den Ehrenmann bald von allen Sorgen dieſer Welt zu befreien.

Als die Geſellſchaft auseinander getaumelt war, beunruhigte den Bürgermeiſter die Vorſtellung: daß ſich Erbſchleicher in's Spiel miſchen und die Stadt um das ihr zugeſagte Vermächtniß bringen möchten. Er hielt deßhalb für nöthig, den ſchwachen Mann, der leicht von einem Schlaukopf umgeſtimmt werden könnte, ſcharf zu beobachten. In dieſer Abſicht ging er täglich zu ihm in den Laden, ſaß plaudernd da vom Morgen bis in die Nacht, und ließ ſich nur bisweilen, wenn er dringende Geſchäfte hatte, von ſeinem Vertrauten, dem Stadtſchreiber, ablöſen.

Aber dieſe Späher und Wächter mochten dem Krämer nicht gefallen: denn ungefähr nach Verlauf eines Monats ſchloß er plötzlich ſeinen Laden, zog ſich in's Innerſte ſeines von ihm allein bewohnten Hauſes zurück, und begrub ſich gleichſam lebendig in ein Hinterſtübchen, wo er nicht hörte oder nicht hören wollte, wenn Jemand an die Hausthür klopfte. Nun war guter Rath theuer, wie es der Bürgermeiſter, deſſen Wohnung entfernt war, möglich machen wollte, die Einſiedelei zu bewachen, da ſich doch der Fall denken ließ, daß Erbſchleicher, nach einem verabredeten Meldezeichen, in dunkeln Abendſtunden eingelaſſen würden.

Glücklicher Weiſe ward ein gegenüber liegendes, bequemes Haus feil; der Bürgermeiſter kauft' es, als nöthiges Wachhaus, auf Unkoſten der Stadt, bezog es eiligſt, und lag nun immer am Fenſter auf der Lauer, ohne zudoch einen verdächtigen Ein- und Ausgang bei dem reichen Manne zu bemerken.

Eines Tages ſah er einen wohlgekleideten Fremden die Straße herauf kommen. Ihn begleitete ein Knabe, der ihm Knaſter's Haus zeigte. Der Fremdling klopfte mehrmals ſtark an; doch öffnete Niemand. „Mein wertheſter Herr,“ rief der Laurer aus dem Fenſter, „Sie bemühen ſich vergebens. Herr Knaſter — wenn er noch lebt, wie ich in der That nicht weiß — bewohnt ein Stübchen im Hofe, wo er nicht ſieht und hört, was auf der Gaſſe vorgeht. Ich kann Ihnen aber vielleicht Rede und Antwort geben, wenn Sie mir zu ſagen belieben wollen, in welcher Angelegenheit Sie ihn zu ſprechen wünſchen.“

Der Fremde war ſchnell oben. „Ich bin ein Mann von bedeutendem Vermögen,“ hob er an, „und habe Luſt, an hieſigem Orte, der mir ſehr gefällt, eine Tuchfabrik vom größten Umfange anzulegen. Nach meinem Plane ſoll ſie wenigſtens dreihundert Menſchen beſchäftigen und reichlich verſorgen. Zu Begründung einer ſo in's Große gehenden Anſtalt gehört aber ein mächtiges Kapital, das ich nicht ſogleich baar in den Händen habe. Ich ſuche deßhalb einen Mitunternehmer, der ungefähr eine Tonne Goldes beherrſcht. Da ich nun zufällig erfahren habe, daß Herr Knaſter durch Erbſchaft in den Beſitz eines ſich ungefähr ſo hoch belaufenden Vermögens gekommen iſt, ſo wollt' ich bei ihm anfragen, ob er wohl geſonnen ſey, mit mir in Handelsgeſellſchaft zu treten. Ich erbiete mich, ihm Zwanzig vom Hundert gerichtlich zu verbürgen.“

„Mein hochzuverehrender Herr,“ ſagte der Bürgermeiſter, indem er aus der goldenen Doſe des Fremden eine Priſe mit tiefer Verbeugung nahm, „Sie ſchlagen das Vermögen meines Herrn Nachbars viel zu hoch an. Ich weiß zwar von guter Hand, daß er zwanzigtauſend Stück Dukaten baar liegen hat — —“

„Wohl kaum ſo viel Groſchen!“ fiel Louiſe ſchnell ein und zupfte den Vater am Schlafrock. „Ein ſehr unterrichteter Mann,“ fuhr ſie fort, „verſicherte mir: die ſo viel beſprochene Erbſchaft ſey nicht der Rede werth.“

„Das war gewiß ein Neidhart, der das ſagte;“ verſetzte der Bürgermeiſter. „Ich weiß genau, daß Knaſter zwanzigtauſend Holländer unter ſeinem Dache beherbergt. Doch unter keiner Bedingung, mein wertheſter Herr, überläßt er ſie Ihnen als Hülfstruppen. Er, das ängſtlichſte Menſchenkind unter der Sonne, würde ſelbſt dem Großmogul keinen Dukaten anvertrauen.“

„Der Himmel bewahre mich vor einem ſolchen Handelsgenoſſen!“ ſagte der Fremde und ging.

Jetzt fragte der Bürgermeiſter: „Warum zupfteſt du mich vorhin am Schlafrock?“

„Weil Sie ſo ehrlich hin ſagten, Papachen, daß unſer Nachbar viel baares Gold beſitze. Der fremde Menſch kann ja ein Dieb ſeyn und herumhorchen, wo ſich ein guter Fang thun läßt.“

„Das iſt nun wieder ein Geſpenſt deiner Weisheit, die mir noch gerade zur Laſt fällt;“ brummte der Vater. „Ein Mann, der fünf oder ſechs Brillantringe an den Händen trägt — ein Mann, der mir den feinſten Spaniol aus einer goldenen Doſe bietet — ein ſolcher Mann ein Dieb! Das iſt mir zum Lachen!“

„Ach, mein gutes Väterchen!“ ſagte Louiſe: „Mancher, der mit Diamantringen und goldenen Doſen prahlt, iſt ein Dieb, und zwar von der großen Gattung, die man nicht hängt, ſondern laufen läßt.“

5.

In der Mitte der folgenden Nacht ſah Louiſe, von einem ängſtlichen Traume geweckt, einen Lichtſchimmer aus Knaſter's Hauſe herüber in ihre Schlafkammer blinken. Er verſchwand, indem ſie ans Fenſter eilte; doch nach einigen Minuten blitzt' er wieder auf und zeigte dunkle, männliche Geſtalten, die ſich drüben im Zimmer bewegten.

Erſchrocken flog das Mädchen an's Bett ihres Vaters, weckte ihn und ſagte: Um Gottes Willen, ſtehen Sie auf! In Knaſter's Hauſe ſind Diebe.“

„Das wär' entſetzlich!“ rief er und ward todtenbleich. „Aber was ſoll ich thun? Ich darf keinen Fuß aus dem Hauſe ſetzen; es könnte mich eine Kugel von drüben herüber auf der Stelle tödten.“

Louiſe, nicht ſo ängſtlich für ihr Leben beſorgt, ſprang fort, weckte zuförderſt den in einer Halle des Rathhauſes ſchlafenden Nachtwächter, klopfte dann den Rathsdiener, einen Schloſſermeiſter und noch drei andere tüchtige Männer aus dem Schlafe, und führte ſie zu Knaſter's Hauſe. Eine zerbrochene Glasſcheibe verrieth, daß die Diebe durch ein Fenſter im erſten Stock, den ein langer Mann von der Straße hinauf mit der Hand erreichen konnte, eingeſtiegen waren.

Der Schloſſer raſſelte mit ſeinen Dietrichen, um die Thür zu öffnen. Plötzlich ward oben ein Fenſter aufgeriſſen, ein ſchwarzer Kerl ſprang heraus, ſtürzte in des Rathsdieners ausgebreitete Arme und riß ihn mit ſich zu Boden. Noch rangen ſie miteinander im Straßenmoor, als ein zweiter Rabe aus dem Fenſter flog, einen unſanften Fall auf die Erde that, ſich aber ſchnell wieder aufraffte und entwiſchen wollte; doch ſchon von zwei handfeſten Männern am Kragen gefaßt und feſt gehalten, mußte er ſich ergeben, und ward nebſt dem andern, vom Rathdiener überwältigten Raubvogel, den Louiſe als den vergeblichen Tuchfabrikanten erkannte, in's Gefängniß geführt.

Knaſter's inwendig verriegelte Thür mußte aufgeſprengt werden. Louiſe lief die Treppe hinauf, um zu ſehen, ob der unglückliche Mann, der ſich weder am Fenſter zeigte noch ſonſt im Hauſe regte, wohl gar von den Räubern ermordet worden ſey. Sie fand ihn auf ſeinem Bette, mit gebundenen Händen und Füßen und einen Knebel im Munde. Schrecken und Angſt hatten ihn dergeſtalt zermalmt, daß er dem Tode nahe ſchien. Louiſe befreite ihn von den Banden, und wollte nun ſeinen kläglichen Zuſtand ihrem Vater melden. Dieſer aber hatte ſich, nachdem er zu Hauſe hinter den Verhängen ein ſtiller und vorſichtiger Zeuge der Verhaftung des Diebsgeſindels geweſen war, bereits auf den Weg gemacht und kam eben die Treppe herauf. Als er ſah, daß Knaſter, dem Anſchein nach, in den letzten Zügen lag, lief er, ohne mit Beileids- und Troſtworten einen Augenblick zu verlieren, wieder davon, um den Stadtſchreiber und die ſämmtlichen Rathsherren zur Fertigung eines rechtsbeſtändigen Teſtaments zuſammenzurufen. Sie hoben ſich, da ein ſo erſprießliches Werk gethan werden ſollte, mit größter Bereitwilligkeit aus den Federn und eilten zum Bette des Kranken.

Dieſer hatte ſchon die Sprache verloren. Er gab nur, als man ihn auffoderte, ſeinen letzten Willen zum Beſten der Stadt zu erklären, ein zweideutiges Lallen von ſich. Man wußte nicht, ob es Ja oder Nein heißen ſollte. Aber der ſchlaue Bürgermeiſter brachte den Kopf des Kranken, indem er ihm das Kiſſen zurecht rückte, ſo geſchickt in Bewegung, daß Alle fröhlich ausriefen: „Er nickt! er bejaht!“ —

Indem der Stadtſchreiber das Teſtament in gehöriger Form niederſchrieb, kratzte der Erblaſſer, wie Geld zuſammenſtreichend, mit den Händen auf dem Deckbette, und gab während dieſer letzten Lieblingsübung ſeinen ſchwachen Geiſt auf.

Einige Rathsglieder wollten nun ſogleich mit roher Haſt die vorhandenen Schätze aufſuchen. Des Bürgermeiſters feineres Gefühl ließ es aber nicht geſchehen. Er drückte das Gerichtsſiegel auf die Thüren des Trauerhauſes und erſuchte die Schatzgräber, ſich bis den folgenden Tag zu gedulden.

Man fand beinahe hunderttauſend Thaler in Geld, Silber und Staatspapieren. Das Alles ward von dem Bürgermeiſter in Verwahrung genommen.

6.

Dieſer nicht ganz unwürdige, nur oft übel berathene Regent war vormals Buchbinder in einer großen Stadt geweſen, hatte beſonders für eine anſehnliche Leihbibliothek gearbeitet, und aus Romanen und Schauſpielen, während des Falzens und Heftens derſelben, den Honig zierlicher Redensarten, wie eine Biene, geſammelt. Nachher bewog ihn eine vortheilhafte Heirath, ſich in Temperlitz, der Vaterſtadt ſeiner Braut, niederzulaſſen. Hier, wo Niemand las, noch weniger Bücher kaufte, war mit ſeiner Kunſt (denn wer ſie ein Handwerk nannte, beleidigte ihn) kein Glück zu machen. Um ſie jedoch nicht ganz aufzugeben, bezog er die nächſten Jahrmärkte mit Geſangbüchern, Bibeln und Fibeln. In ſpätern Jahren, da man ihn, wegen ſeiner Wohlredenheit, zum Rathsherrn und bald darauf zum Bürgermeiſter gewählt hatte, hielt er jene Meßreiſen unter ſeiner Würde, und widmete ſich nun bloß ſeinen öffentlichen Stadtämtern, die ihm ſo viel einbrachten, daß er ſehr anſtändig leben konnte.

In den Regierungsgeſchäften des Bürgermeiſteramtes war der Stadtſchreiber Flink ſeine rechte Hand. Dieſer kleine, niedliche Mann, der an Feſt- und Ehrentagen ein roſenfarbenes Kleid und einen überaus großen Haarbeutel, mit einer auf der Bruſt ruhenden Bandſchleife (Postillion d'amour) trug, war in ſeiner Jugend ein Abenteurer, der ſich in verſchiedenen Fächern verſuchte. Von der Schule lief er unter die Soldaten, und ward, da ſeine Gnomengeſtalt in Reih' und Glied nicht zu brauchen war, wohlbeſtallter Querpfeifer. Er hatte ſich jedoch kaum zwei oder drei Mal bei'm Zapfenſtreiche mit Beifall hören laſſen, als ſein Vormund, wie ein heftiges Donnerwetter, in der Garniſonſtadt ankam, und den Landläufer, den das Regiment gern wieder laufen ließ, auf die Schulbank zurückſtürmte.

Das Jahr darauf bezog der Kleine die Univerſität, mit dem frommen Entſchluß, ſich zu einem Geiſtlichen zu bilden. Weltliche Gedanken erweckte jedoch bald wieder in ihm eine junge Schauſpielerin, die er auf der Bühne eines Badeortes ſah, und ſo liebreizend fand, daß er, um ihr immer nahe zu ſeyn, ſogleich nach der Vorſtellung das Oberhaupt der wandernden Geſellſchaft erſuchte, ihn als Mitglied auf- und anzunehmen.

Mit großen Augen maß der Gebieter den kurzen Weg von Flink's Kopfe bis zu den Füßen und ſagte: „Wohlan! ich genehmige Ihren Wunſch, unter meiner Fahne zu dienen. Doch unter den Bedingungen: daß Sie nicht auf Heldenrollen Anſpruch machen und eher keinen Gehalt begehren, bis Sie ſich als ein braver Künſtler gezeigt und bewährt haben, und zu drei verſchiedenen Malen von den über Ihr Spiel entzückten Zuſchauern herausgerufen worden ſind.“ — Flink dachte: ſein Genie, von dem er die größten Vorſtellungen hatte, werde ihn bald zu einem zweiten Garrick erheben, und wie dieſer König der Mimen klein von Perſon war und dennoch alle Hauptrollen ſpielte, ſo werde ſie das Publikum auch von ihm, dem Direktor zum Trotz, mit Sturm fodern. Das Herausrufen, meint' er, könne ſonach nicht fehlen. Und wolle das damit ſehr freigebige Publikum allenfalls gegen ihn knauſern, ſo dürfe er nur irgend einem kecken Burſchen ein Freibillet ſchenken; der rufe dann aus Dankbarkeit: „Flink heraus!“ und der ganze große Papageienbauer rufe das nach.

Mit ſo freudiger Hoffnung erfüllt, bequemte ſich der verliebte Student unbedenklich zu jenen Bedingungen, ward der verſammelten Truppe als neues Mitglied vorgeſtellt, und bemühte ſich auf der Stelle, der ſchönen, jungen Schauſpielerin durch zärtliche Blicke zu verſtehen zu geben, daß ſie es ſey, die ihn vom Wege zur Kanzel abgelenkt und auf die Breter gelockt habe. Aber das ſchnöde Mädchen achtete den kleinen Amadis weder jetzt noch jemals; und ſo oft er ſich auf der Bühne ſehen ließ, ward er ausgepfiffen und ausgetrommelt. Als dieſe Muſik einige Monate gedauert hatte, ſetzte der Schauſpieldirektor dem unnützen Geſellen den Stuhl vor die Thür und jagte ihn fort.

Er begab ſich nun wieder auf die Univerſität. Aber beſorgend, daß man ihm, dem abgedankten Schauſpieler, ſein Leben lang keinen Predigerſtuhl einräumen werde, ſattelt' er um und warf ſich der Themis in die Arme, weil dieſe Göttin mit verbundenen Augen weniger bedenklich in der Wahl ihrer Prieſter zu ſeyn pflegt. Kurz, er ward

Juriſt und lernte gerade ſo viel, als er zum Stadtſchreiberdienſtchen in Temperlitz nothdürftig brauchte.

Kaum dort angekommen, umflog er, wie ein Schmetterling, die Blume des Städtchens, Louiſen, und behelligte ſie bald mit einer Liebeserklärung; ſie wies aber den roſenfarbenen Gecken ſchnell und entſcheidend zur Ruhe. Dagegen gelang es ihm durch Schmeichelei und Aufſchneiderei, des Vaters Günſtling und hochbetrauter geheimer Rath zu werden. Was er ſagte, hatte volles Orakelgewicht. Alle ſeine Rathſchläge, ſo albern ſie auch meiſtens waren, wurden bewundert, gebilliget und mit Amtsgewalt durchgeſetzt.

7.

Am Morgen nach der unruhigen Nacht beſprach ſich der Bürgermeiſter mit ihm über Knaſter's Begräbniß, das mit fürſtlicher Pracht veranſtaltet werden ſollte. „So heiſcht es die Pflicht der Dankbarkeit;“ ſagte Flink. „Es wäre zu gemein, den Sarg bei hellem Tage plumpen Trägern aufzuladen, die in ihren fuchsrothen, zerfetzten Mänteln wie Vogelſcheuchen ausſehen und wie Enten einher watſcheln. Was hätte dann der Wohlthäter der Stadt vor jedem Vetter Michel voraus? Nein, ihm gebührt ein mit ſechs ſchwarzbehangenen Pferden beſpannter und mit fünfzig Fackeln umgebener Leichenwagen, der ſich in der Stunde der Mitternacht langſam und feierlich durch die Straßen bewegt.“

„Aber wo nehmen wir her, was zu dieſem Gepränge gehört?“ fragte der Bürgermeiſter.

„Wir haben ja eine große Handelsſtadt in der Nähe!“ antwortete Flink. „Sie liefert uns Fackeln und ſchwarzes

Tuch. Ein Wagen, den wir damit bekleiden können, wird ſich hier finden."

„Und iſt ſchon gefunden!" fiel der Bürgermeiſter ein. „Im Rathsſchoppen ſteht ſeit mehreren Jahren ein auf Rädern ruhender Kaſten, der vormals einem mit wilden Thieren herumziehenden Italiener gehörte. Seine Menagerie beſtand nur in einigen Affen und einem alten Eisbären, der nicht mehr zu Fuß gehen konnte, und daher in gedachtem Kaſten zu reiſen pflegte. Er ſtarb aber hier, und wahrſcheinlich vor Hunger, weil ihn ſein armer Herr nicht zu ſättigen vermochte. Wir Rathsglieder und die andern öffentlichen Beamten hatten, nach altem löblichem Herkommen, freien Eintritt, und das übrige Völklein begnügte ſich, um den mit Brettern verſchlagenen Schauplatz herum zu ſchleichen, und den Bären brummen zu hören. Der arme welſche Teufel hatte folglich wenig oder gar keine Einnahme, und mußte, da er die ſchuldigen Abgaben an die Rathskämmerei nicht entrichten konnte, den Reiſewagen des verſtorbenen Bären zum gerichtlichen Pfande hier laſſen."

„Der kommt uns jetzt trefflich zu Statten;" ſagte Flink. „Ein Thierkaſten, ſchwarz ausgeſchlagen und ſchwarz überzogen, gibt einen prächtigen Leichenwagen."

„Ich überlaſſe die ganze Anordnung Ihrem guten Geſchmack, mein Beſter!" ſprach der Bürgermeiſter. „Und zur Belohnung Ihres Geſchäftsfleißes und rühmlichſt erprobten Dienſteifers werde ich dafür ſorgen, daß Sie aus der Erbſchaftsmaſſe eine anſehnliche Gehaltszulage bekommen."

Flink küßte, Trotz aller Gegenwehr, die Hand des großmüthigen Gönners, tanzte nach Hauſe und verſchrieb Fackeln, Tuch, Trauerflor; alles in überflüſſiger Menge. Es war ja Geld genug da! Auch berief er aus der Handelsſtadt einen Tapezierer und einen Ceremonienmeiſter. Jener bekleidete die Wände des Zimmers, wo die Leiche zur Schau ſtehen ſollte, ſchnell und zierlich mit ſchwarzem Tuch. Als man ihn aber in den Schoppen führte und gleichartige Umhüllung des Bärenkaſtens von ihm verlangte, nahm er dieß Anſinnen übel, und wollte ſich zu dem entehrenden Geſchäfte, wie er es nannte, nicht verſtehen. Er ließ ſich erſt dann dazu bewegen, als der Bürgermeiſter ſelbſt die erſte Hand, wie beim Bau eines Galgens, anlegte.

Indeſſen arbeitete Flink an einer poetiſchen Standrede, die er am Grabe halten wollte, und hatte daneben oft mit dem Ceremonienmeiſter und einem Blechſchmiede geheime Verhandlungen, die Jedermann neugierig machten.

Gegen Mitternacht führten ſechs alte, mit ſchwarzen, bis zur Erde reichenden Decken behangene Ackerpferde den Leichenwagen an's Trauerhaus, und die zur Beleuchtung des Zuges beſtimmten funfzig Fackeln wurden angezündet. Siehe, da zog eine glänzende Erſcheinung die Straße herauf! Ein Ritter in einem ſilberblinkenden Harniſch auf einem Roſſe, deſſen Kopf und Schweif mit bunten Federbüſchen geſchmückt waren. Als er näher kam, erkannte man ihn, ob er gleich das Viſier ſeines Helmes geſchloſſen hatte, an ſeiner kleinen Geſtalt: es war Herr Flink in einer blechernen Rüſtung. Das Pferd, das er ritt, ſollte das ſogenannte Freudenpferd vorſtellen, das vormals bei feierlichen Beerdigungen großer Herren ſelten oder nie fehlte. Den gewöhnlichen Gegenfüßler deſſelben, das Trauerpferd, ſah man auch hier. Schwarz behangen und den altergrauen Kopf freiwillig zur Erde ſenkend, ward es von zwei Oberknaben, die man wegen ihrer ſchwarzen Mäntel dazu gewählt hatte, dem Freudenpferde nachgeführt, oder vielmehr nachgeſchleppt. Jenes ſollte den Zug eröffnen, dieſes dem Sarge folgen. Von der Decke des Leichenwagens, wo man bisweilen Feldherrnſtäbe, Degen, Sporen und Orden ſieht, hingegen an beiden Seiten die Schalen der von dem Seligen viele Jahre lang gebrauchten, blank geſcheuerten Gewürzwage herunter.

Als nun alle Menſchen und Thiere, die zur Prozeſſion gehörten, beiſammen waren, wollte man den mit Zierathen überladenen Sarg in den Bärenkaſten ſchieben. Indem man aber die Hinterthür öffnete, erhob ſich drinnen von der entgegengeſetzten Seite ein grauſenhaftes Brummen, das Jedermann, der es hörte, in Schrecken ſetzte. Man glaubte, das Geſpenſt des Bären, der vormals auf Reiſen darin gewohnt, hauſe in der finſtern Höhle und wolle den unrechtmäßigen Gebrauch ſeines Wagens nicht dulden. Die Träger des Sarges bebten mit ihrer Laſt zurück, und Niemand hatte Muth, ſich dem Kaſten zu nahen und den Urheber des fortdauernden Gebrummes zu beſchwören. Bei dieſem allgemeinen Zagen vermißte man die beherzte Louiſe, die zu einer Freundin auf's Land gegangen war, um von den abgeſchmackten Feierlichkeiten, die ſie fruchtlos getadelt und widerrathen hatte, nichts zu ſehen und zu hören.

Der blecherne Don Quixote faßte ſich endlich, auf ſeinen Panzer trotzend, ein Herz, ſpornte ſeinen Gaul an die Mündung der Bärenhöhle hinan, und rief: „Heraus, du Teufel, heraus!“ Der Teufel kam aber nicht. Er brummte nur noch ſtärker und gräßlicher, daß allem Volke die Haare zu Berge ſtiegen.

Um Rittermuth zu zeigen, wiederholte Flink die Beſchwörung, und ſtocherte mit der Lanze in's ſchwarze Neſt. Plötzlich fuhr ein grauhaariges Ungethüm heraus. Das Freudenpferd that einen Sprung, der dem Reiter keine Freude machte; denn er flog aus dem Sattel, und fiel raſſelnd und praſſelnd, wie eine blecherne Trommel auf's

Steinpflaſter hin. Die Fackelträger zerſtreuten ſich wie Irrwiſche nach allen Seiten. Niemand war entſchloſſen genug, das graue Ungeheuer, das auf zwei Beinen davon lief, aufzuhalten. Erſt nachher erfuhr man, daß ein halbverrückter, in Temperlitz einheimiſcher Menſch der Popanz geweſen war. Er hatte ſich in eine alte Wildſchur eingenäht, und war nach Einbruch der Nacht in den Kaſten gekrochen, um ſeinen geliebten Mitbürgern ein luſtiges Schrecken einzujagen.

Nach dieſem tragikomiſchen Zwiſchenſpiele rückte der Leichenzug ohne weiteres Hinderniß von der Stelle. Doch lauerte noch ein bedeutendes Unglück im Hinterhalte. Ein verzagter Schneider, dem man eine Fackel aufgedrungen hatte, fürchtete ſich vor dem gefährlichen Dinge. Als man vor's Thor kam, war die Pechſtange ſchon über die Hälfte verlodert. Nun glaubte der Feigling, das Feuer werde ihm ſogleich auf die Nägel brennen. Unglücklicher Weiſe erlaubte ſich ein Windſtoß die Neckerei, ihm die Flamme ein wenig nach dem Geſichte zu treiben. „Au weh! ich verbrenne!“ ſchrie das Schneiderlein, und warf die Fackel hoch in die Luft, ohne zu ſehen, wo ſie ihr Unterkommen finden würde. Sie flog auf das niedre Schindeldach einer Hütte, worin der Todtengräber und der Nachtwächter einträchtig wohnten. Das bemerkte Niemand, weil der Flammenſchleuderer gerade der letzte Fackelträger war, und das Volk wie blind und toll nach dem Kirchhofe ſtürzte, um des Freudenritters poetiſche Standrede nicht zu verſaumen.

Sie ward gehalten; doch mag ſie ungedruckt bleiben, um nicht Waſſer in's Meer ſchlechter Verſe zu tragen.

Feuergeſchrei fiel dem Redner in's letzte Wort. Die von dem Schneider verwahrloſete Hütte ſtand in Flammen und brannte ohne Rettung nieder.

Das vom Kirchhofe zurückkehrende Volk murrte laut über das unnütze Getändel mit Fackeln, wodurch ein öffentliches Gebäude eingeäſchert worden ſey, deſſen Wiederbau der Bürgerſchaft ſchweres Geld koſten werde. „Keinen Heller, ihr lieben Leute!" rief der Bürgermeiſter. „Nach wenigen Monaten ſoll hier ein Phönix aus der Aſche erſtehen: ein Prachtgebäude, das unſerer guten Stadt Ehre machen wird."

8.

So wußte man doch gleich, wie man einen Theil von Knaſter's hinterlaſſenem Gelde mit Anſtand unter die Leute bringen ſollte. Der unvorſichtige Brandſtifter ward deßhalb, weil er eine ſo ſchickliche Gelegenheit dazu an die Hand gegeben hatte, mit aller Strafe verſchont.

Vor allen Dingen forderte der Bürgermeiſter von ſeinem Orakel einen Entwurf zu dem neuen Palaſte. „Wollen Sie, nach Ihrer löblichen Art," ſagte Flink, „den Bürgern Wort halten, und ein wirkliches Prachtgebäude veranſtalten, ſo dürfen Säulen daran nicht fehlen. Man hat, wie bekannt, fünf Säulenordnungen: die toskaniſche, römiſche, doriſche, joniſche und korinthiſche."

„Welche iſt denn die beſte?" fragte der Bürgermeiſter.

„Das iſt Geſchmackſache;" antwortete Flink.

„Nun ſo wähl' ich blindlings die korinthiſche;" ſagte Jener. „Und wiſſen Sie, warum? — Weil der Ehrenmann, von dem wir das Geld zum Bau haben, mit Korinthen gehandelt hat."

Flink machte ein zweideutiges Geſicht. Er wußte nicht, ob Einfalt dieſen Entſcheidungsgrund ausſprach, oder ob er ein witziges Wortſpiel ſeyn ſollte. Es ſchien ihm bedenklich, ſich eine Erklärung darüber auszubitten. Er verſchrieb alſo getroſt einen Baumeiſter, unter der Bedingung, daß er ſich auf die korinthiſche Säulenordnung vollkommen verſtehe.

Der Architekt kam, wunderte ſich aber nicht wenig, als man ihm den Antrag machte, für den Todtenbettmeiſter und den Nachtwächter des Orts ein ſchönes Haus mit korinthiſchen Säulen zu bauen, und einen Todtenkopf und ein Kuhhorn, als Attribute der künftigen Bewohner, über der Thür anzubringen. Das Alles dünkte ihm freilich ſehr albern; doch da ihm die Ehre ſeiner Kunſt nicht ſonderlich am Herzen lag, und er überdieß eine anlockende Gelegenheit vor ſich ſah, reiche Dümmlinge zu ſchröpfen, ſo übernahm er den Auftrag.

Verſchiedene damals lebende Zeitſchriften, die ihre Leſer gern mit luſtigen Erzählungen von dummen Streichen und Narrheiten unterhielten, waren indeſſen geſchäftig, das merkwürdige Leichenbegängniß nach allen vier Winden auszupoſaunen. Sie thaten das im Tone der gewöhnlichen Ironie, die den Spott hinter Lobeserhebungen verſteckt. Solche Tücke nicht ahnend, konnten ſich die guten Herren in Temperlitz, beſonders der Bürgermeiſter und ſein geheimer Rath, an jenen Zeitſchriften nicht ſatt leſen. Sie unterzeichneten darauf und ließen ſich die einzelnen Blätter mit der reitenden Poſt kommen, um ihren Ruhm ſo ſchnell als möglich verkündet zu ſehen. Da fanden ſie denn auch bald eine lobpreiſende Erwähnung des Hauſes mit korinthiſchen Säulen. Der ſchalkhafte Lobhudler ſtellte den Magiſtrat von Temperlitz allen Potentaten der Welt zum Muſter vor, und forderte ſie auf, für ihre Unterbeamten eben ſo väterlich und ehrhaft zu ſorgen, und nicht blos Staatsminiſter und Günſtlinge mit Paläſten zu beſchenken.

Der Bürgermeiſter war nun immer heißer darauf erpicht, ſich durch Prachtbaue berühmt zu machen. Er wollte das alte Rathhaus niederreißen laſſen und einen Marmorpalaſt dafür hinſtellen. Dieſen erhabenen Gedanken gab er jedoch ſeufzend auf, als der Koſtenanſchlag zu hoch ausfiel. Die Ausführung des großen Planes wäre nur dann möglich geworden, wenn noch ein halbes Dutzend reiche Knaſterbärte die Stadt zur Erbin eingeſetzt hätten. Das mußte der theure Mann in Geduld erwarten, und ſich indeſſen damit begnügen, dem ſchwarzen verwitterten Steinklumpen ein neues Kleid von künſtlichem, aus Gyps bereitetem Marmor fertigen zu laſſen; denn auf Marmor war er nun einmal verſeſſen. Auch zwei korinthiſche Säulen an der Pforte durften nicht fehlen. Sie trugen einen Altan, von welchem künftig obrigkeitliche Mandate verleſen und Reden an das Volk gehalten werden ſollten. Das Verſammlungszimmer des hohen Raths ward mit ſeidenem Damaſt ausgeſchlagen. Der prachtliebende Bauherr ließ ſogar die Gefängniſſe ausmalen. Ein ſo freundliches Stübchen glaubte er vielleicht dem noch verhafteten Tuchfabrikanten ſchuldig zu ſeyn, weil durch deſſen Raubverſuch der Beſitz der Erbſchaft beſchleunigt wurde. Aber der Schuft war ſo undankbar, daß er, indem der Maler bei ihm ein- und ausging, entwiſchte.

9.

Auf ſolche Weiſe war der Schatz, den man leicht gewonnen, ſchon bald zerronnen, als die übrigen Rathmänner, die bisher der eigenmächtigen Vergeudung des Bürgermeiſters ruhig zugeſehen hatten, darüber zu murren anfingen, und ihn einmal in voller Verſammlung nachdrücklich ermahnten, ſeine Bauſucht hinfort im Zaume zu halten.

„Sie ſind alleſammt keine Freunde der ſchönen Künſte, meine Herren;“ verſetzte der Bürgermeiſter: ſonſt würden Sie die mit ſehr mäßigen Koſten bewirkte Verſchönerung unſerer Stadt eher loben als tadeln. Es wäre noch viel zu thun, wenn wir uns einen unſterblichen Namen erwerben wollten. Da müßten wir die Stadt mit neuen Mauern umgeben, müßten prächtige Thore bauen, einige Thürme, ein Schauſpielhaus — —“

„Ein Narrenhaus! ein Narrenhaus!“ ſchrie, mit einem Donnerſchlage auf den Tiſch, der jüngſte Rathsherr, der Grobſchmied Plebs.

„Sachte, ſachte, mein werther Herr College!“ ſagte der Bürgermeiſter. „Ein Narrenhaus wäre freilich nöthig, für uns ſelbſt nöthig, wenn wir nicht als vernünftige Männer mit einander umgehen und das Beſte der Stadt ohne Zwiſt und Groll in Berathung ziehen wollten. Ich meines Theils liebe den Frieden und will Ihren Wunſch erfüllen, indem ich mich in der Folge mit dem öffentlichen Bauweſen nicht weiter befaſſe.“

„So recht!“ rief Plebs. Treten ſie nur nicht wieder auf die Hinterbeine!“

„Die hab’ ich, Gott ſey Dank, nicht,“ erwiederte der Bürgermeiſter: „ſonſt müßte ich mich in der That, wenn ich Ihnen einmal nicht gehorchte, vor Ihrem Nothſtalle fürchten. — Doch Scherz bei Seite! Sie ließen mich vorhin nicht ausreden; ich konnte daher nicht ſagen, was ich ſchon auf der Zunge hatte: daß ich mir nämlich noch die Ausführung zweier Werke vorbehalte. Das Eine iſt ein der Stadt ſehr nöthiger und nützlicher ſteinerner Brunnen, der mitten auf dem Markte ſtehen und den Namen Knaſters-Brunnen erhalten ſoll; das Zweite eine Bildſäule des Ehrenmannes, auf einem freien, mit Pappeln umpflanzten Platze in der Vorſtadt.“

„Der Brunnen mag allenfalls gelten;“ ſprach der Grobſchmied. „Aber wozu die Puppe?“

„Um ein Denkmal der Dankbarkeit zu errichten und Knaſters Bild unſern Nachkommen zu erhalten.“

„Was ſcheren uns die Nachkommen!“ rief Plebs. „Und ſoll und muß ihnen das alte Fratzengeſicht aufbewahrt werden, ſo kanns am Brunnen geſchehen. Ich ſah auf meiner Wanderſchaft in vielen großen Städten prächtige Brunnen mit ſteinernen Puppen, denen das Waſſer aus dem Maule lief. So können wir auch den ſeligen Herrn auf den Brunnen ſtellen und ihn ein Gleiches thun laſſen.“

Flink, der an einem Nebentiſche ſaß, zerſtampfte vor Aergerniß ſeine Feder, und winkte dem Bürgermeiſter mit den Augen, den einfältigen Grobian recht abzutrumpfen. Der Regierende ſagte jedoch ſanft und zierlich: „Es dünkt mich etwas unſchicklich, den edlen Mann, der die Stadt ſo reichlich mit Gelde bedachte, zu einer ewigen Waſſerſpende zu verurtheilen.“

„Das paßt eben recht!“ entgegnete der Widerſacher. „Sein Gold wird uns zu Waſſer gemacht.“

Der Bürgermeiſter würdigte dieſen neuen Angriff keiner Antwort, und beſchloß im Stillen, den Brunnenbau aufzugeben, damit jener ungereimte Vorſchlag nicht weiter auf die Bahn gebracht werden könnte. Aber das Standbild ward heimlich beſtellt und nach einem lebensgroßen Gemälde bearbeitet, das ſich in Knaſters Verlaſſenſchaft gefunden hatte. In einem rothen breiten Rocke, ſaffrangelben Unterkleidern, einem Stutzperückchen und großen, dreieckigen Hute, ſtand er da und ſah ſcharf auf eine in der

Hand haltende Wage, um ſeine Gewiſſenhaftigkeit im Handel zu bezeichnen. In dieſer Geſtalt ward er aus Holz gebildet.

10.

Als das fertige Kunſtwerk, mit grauer Steinfarbe überzogen, in Temperlitz angelangt war, ließ es der Bürgermeiſter bei Nacht im Verſammlungszimmer des Raths aufſtellen, um des folgenden Tages ſeine Herren Amtsbrüder damit zu überraſchen, und die harten Reden und Vorwürfe, die er von ihnen über den neuen, unbewilligten Griff in den Erbſchaftsſeckel zu erwarten hatte, gleich mit einem Male zu verſchlucken. Stutzend trat Einer nach dem Andern ins Zimmer. Der Erſte fuhr zurück, als ſäh' er ein Geſpenſt, und ſagte dann verdrießlich: „Was Sie einen aber auch mit dem hölzernen Peter erſchrecken, Herr Bürgermeiſter!“ Dem Zweiten und Dritten ging es nicht beſſer; denn die Männer in Temperlitz hatten faſt alle, da ſie wenig hinter dem Ofen hervor gekommen waren, die Eigenheit, ſich über jede nur einiger Maßen bedenkliche Erſcheinung zu entſetzen und wie Kinder zu fürchten.

Endlich kam Herr Plebs, der Cyklop. Mit dem Hut auf dem Kopfe blieb er auf der Thürſchwelle ſtehen, gaffte das Standbild an, ſtampfte mit dem Stock auf den Boden und ſagte: „Na, ſo haben wir alten Kinder denn doch eine Puppe! Aber der Steifmatz hat ja gar kein Anſehen. Grau wie ein Eſel kann er doch nicht bleiben. Er muß von der goldenen Huttreſſe bis zu den ſilbernen Schuhſchnallen bunt gemalt werden, wie er leibt und lebte und an hohen Feſttagen ſtattlich zur Kirche ging.“

„Davor bewahr' uns der gute Geſchmack, lieber Herr

Amtsbruder!“ ſprach der Bürgermeiſter. „Wir würden uns damit lächerlich machen.“

„Ja wohl!“ ſagte der Stadtſchreiber, und ſetzte, um mit einem gelehrten Worte zu prahlen, noch hinzu: „Es wäre durchaus nicht äſthetiſch.“

„Theetiſch?“ fragte Plebs, und ſah ihn grimmig an. „Was faſeln Sie von einem Theetiſch? — Sie ſind ein Theekeſſel und haben hier kein Recht, ſich mauſig zu machen. Sie ſind nicht Rathmann, ſind nur Rathsſchreiber, und ſchweigen, bis man ſie fragt.“

„Sehr gern!“ erwiederte Flink. „So trifft es mich auch nicht, wenn die Herren des Raths ausgelacht werden.“

„Ho! ho!“ rief Plebs. „Ich habe Haus und Hof, und die fallen deßhalb nicht zuſammen, wenn auch an einem Theetiſch über mich gelacht wird. Ich ſtimme daher für's Bemalen der Puppe, und meinen Herren Collegen ſeh' ich's an, daß ſie mir nachfolgen werden.“

Die einfältigen Männer ſagten auch richtig ja, weil ſie ſich theils vor der Grobheit des Cyklopen fürchteten, theils ſelbſt das Bunte liebten. Der Bürgermeiſter ſaß alſo verlaſſen da, und mußte, ſeinem beſſern Geſchmack zum Trotz, bewilligen und verſprechen, die graue Puppe (denn anders nannten Plebs und ſein Anhang die Statüe nicht) roth, gelb, ſchwarz und ſo weiter, wie Knaſter gemalt war, anſtreichen zu laſſen.

„Aber unſere muthwillige Jugend wird ſie bald mißhandeln und verſtümmeln, wenn ſie im Freien ſteht;“ ſagte ein Rathmann.

„Allerdings muß ſie bewacht werden,“ antwortete der Bürgermeiſter. „Ich habe ſchon überlegt, wie wir das anſtellen, und uns zugleich Gelegenheit verſchaffen, ein wohlthätiges Werk zu thun. Wir haben in unſerer Stadt zehn oder zwölf ganz verarmte Bürger, die ihre Blöße nicht mehr bedecken können. Denen laſſen wir gleichfarbige Röcke machen, und ſie nach der Reihe, gegen einen geringen Lohn, das Standbild bewachen.“

„Nun ja, ſo haben wir Stadtſoldaten, wie der Rath in Leipzig;“ ſagte Plebs. „Ich erleb's noch, daß der Herr Bürgermeiſter eine Armee auf die Beine bringt und dem Kaiſer ins Land fällt.“

Man lachte; dennoch ward des Bürgermeiſters Vorſchlag durch Mehrheit der Stimmen angenommen, weil er den Glanz eines guten Werkes hatte, und es das Erſte war, das aus der Erbſchaftskaſſe hervorgehen ſollte.

11.

So war denn der Bürgermeiſter nach vielen Mühſalen und Kränkungen endlich ſo weit gekommen, daß er die Errichtung des Standbildes öffentlich und ohne weiteren Widerſpruch betreiben konnte. Er ließ den dazu beſtimmten Platz ebnen, den erkorenen Hütern deſſelben ihre Dienſtkleider anmeſſen, und den grauen Knaſter mit bunten Oelfarben überſtreichen, wie es die weiſen Herren des Raths verlangten.

Die Aufſtellung der Statüe ſollte mit großer Feierlichkeit geſchehen. Der Bürgermeiſter wählte dazu Knaſters Geburtstag, und machte in verſchiedenen Zeitungen weit und breit bekannt, daß an dieſem Tage jenes Denkmal eingeweiht und nachher ein ſolennes Vogelſchießen gehalten werden ſolle. Zu dieſen Feſtlichkeiten lud er, im Namen des Magiſtrats, alle Welt ein, und verſicherte, daß ſich Obrigkeit und Bürgerſchaft beeifern würden, jedem werthen Fremdling den Aufenthalt in Temperlitz angenehm zu machen.

Dieſer Aufruf blieb nicht ohne Wirkung. Es kamen ſchon am Vorabende des Feſtes zahlloſe Fußwanderer an; am folgenden Morgen auch Geſellſchaften zu Roß und Wagen. Es war ein ſchöner, heiterer Tag in der Mitte des Sommers.

Gegen Mittag begab ſich der Magiſtrat mit ſteifen, langſamen Schritten und würdevollen Geberden vom Rathhauſe nach der Ebene, wo das Standbild ſchon aufgeſtellt, aber noch verhüllt war. Dort angekommen, ſchoß Herr Plebs, der mit Feuergewehr gut umzugehen wußte, eine Piſtole ab, um damit, in Ermanglung einer Kanone, das Zeichen der Enthüllung zu geben. Der Vorhang ward ſchnell hinweggezogen; die gedrängt umher ſtehende Volksmenge brach in ein Jubelgeſchrei aus, klatſchte mit den Händen, warf Hüte und Kappen in die Luft und ſchrie: „Vivat hoch!“

Der Bürgermeiſter ließ das Volk eine Weile ſo luſtig toben. Dann gebot er Stille und begann folgende, beinahe von Erſchaffung der Welt anfangende Rede:

„Nach Stand und Würden hoch- und werthgeſchätzte Herren, liebe Mitbürger und Freunde!“

„Die Kunſt der Bildnerei iſt eine Tochter der graueſten Vorzeit, des dunkelſten Alterthums. Zuerſt formte man Götzenbilder aus Töpferlehm oder Thon. Schon Laban, den wir aus dem erſten Buche Moſis kennen, hatte dergleichen Hausgötter, die ihm ſeine Tochter Rahel ſtahl, als ſie mit Jakob, ihrem Manne, aus dem Lande zog. In ſpätern Zeiten ſchuf man Bilderwerke aus Stein, Erz und —“

Das Wort „Holz,“ das er hinzu ſetzen wollte, ſtarb ihm auf der Zunge, weil alle ſeine Zuhörer plötzlich ihre Augen von ihm ab nach der Heerſtraße wandten, wo Poſthörner aus einer dicken Staubwolke herausſchmetterten und ein Reiter mit raſtloſem Peitſchenknall voran ſprengte. Er trug ein rothes, mit Gold verbrämtes Koller, einen Helm mit hohem Federbuſch und große Kourierſtiefeln. „Platz da! Platz da!“ ſchrie er, und jagte mit erhobener Peitſche das ſtaunende Volk aus einander. Zwei Wagen, der eine mit ſechs, der andere mit vier Poſtpferden beſpannt, flogen hinter ihm her und hielten am Feſtplatze. Ein Mohr, der ſich mit einigen andern Dienern auf dem erſten Wagen befand und die anweſenden Kindlein in Furcht und Angſt ſetzte, öffnete den Schlag. Zwei Herren traten heraus: ein Mann von geſetztem Alter, und ein ſchöner, wohlgewachſener, blühender Jüngling, mit einem Stern auf der Bruſt. Dem zweiten Wagen entſtiegen ebenfalls zwei junge Männer, die Jenen, als er nach dem Standbild hinſchritt, mit Ehrerbietung begleiteten.

„O Himmel! ein Prinz mit Gefolge!“ murmelte der Bürgermeiſter, mit erbleichtem Antlitz und zitternd an allen Gliedern. „Ich muß ihn mit einer Anrede empfangen. Herr Stadtſchreiber, ſtehen Sie mir bei! Mich verlaſſen meine Gedanken.“

So flüſternd, trat er mit bebenden Schritten dem Ordensherrn entgegen. Flink, ihm auf der Ferſe folgend, verſteckte ſich hinter der breiten Geſtalt und wiſperte ſeinem Vormann, nachdem ſich dieſer einige Mal bis auf die Erde gebückt hatte, behutſam zu: „Durchlauchtigſter Prinz, gnädigſter Herr!“

Der Bürgermeiſter wiederholte dieſe Worte laut, und horchte zugleich, wie ein Schauſpieler, der ſeine Rolle nicht gelernt hat, auf weitere Unterſtützung ſeines Einbläſers. Aber der Ordensherr winkte mit der Hand und ſagte huldreich: „Bemühen Sie ſich nicht! Wer ſind Sie?“

„Der Bürgermeiſter — der unterthänigſte Bürgermeiſter des Orts, der heute das Glück hat — —“

„Sie ſind,“ fiel Jener ſchnell ein, „in einer feſtlichen Handlung begriffen. Ich bitte, fahren Sie fort, ohne ſich durch meine Ankunft ſtören zu laſſen.“

Krebsgängig zog ſich der Bürgermeiſter mit vielen Verbeugungen zurück und betrat wieder den Rednerplatz. Aber in gänzlicher Zerſtreuung gab er ſeinen Vorſatz auf, die Geſchichte der Bildhauerkunſt fortzuſetzen. Stammelnd rühmte er nur noch Knaſter's Verdienſte, die ihn der Ehre würdig gemacht, durch die Bildhauerkunſt verewiget zu werden, und ſchloß mit den alten, guten Worten: „Friede ſey mit ſeiner Aſche!“

Die hohen Fremden fuhren jetzt nach der Stadt, wo der Wirth des Gaſthofes alle andere Gäſte, theils mit dringenden Bitten, theils mit Gewalt, zum Weichen brachte, um jenen die beſten Zimmer einräumen zu können. Indeſſen wählte der Bürgermeiſter von den neubekleideten Bildhütern zwei Mann und befahl ihnen, ſich als Ehrenwache vor die Thür des Gaſthofes zu ſtellen. Sie wurden aber höflich zurückgewieſen.

Als die fremden Herrſchaften getafelt hatten, beſahen ſie die Stadt, beſonders den Nachtwächter- und Todtengräberpalaſt und das marmorirte Rathhaus. Dann erſchienen ſie bei dem indeſſen angefangenen Vogelſchießen. Sie hielten ſich aber ſo fern von den Schützen und hatten überhaupt ein ſo ernſtes, Ehrfurcht gebietendes Weſen, daß man es nicht wagte, ihnen eine Armbruſt zu überreichen. Der Ordensherr waffnete jedoch ſeine Augen, um die anweſenden Mädchen zu muſtern. Flüchtig überſah er die Schaar; nur Louiſe feſſelte ſeine Blicke, die mit ſichtbarem Wohlgefallen auf ihrer lieblichen Geſtalt verweilten.

Der Bürgermeiſter, der durchaus nicht erfahren konnte, wer die Fremden waren, und was ſie in Temperlitz wollten, befand ſich in der peinlichſten Unruhe. Es war ihm ſo bange, als hinge über ſeinem Haupte ein entblößtes Schwert an einem Pferdehaare. Seine trüben Ahnungen waren auch leider nicht ohne Grund. Er fand, als er vom Vogelſchießen nach Hauſe kam, folgendes unholde Schreiben:

„Nachdem allerhöchſten Orts mißfällig vernommen worden, daß der Magiſtrat zu Temperlitz einen geringen Krämer, Namens Knaſter, mit fürſtlichem Pomp begraben laſſen, und deſſen beträchtliches, der Geſammtheit der Stadt hinterlaſſenes Erbe mit unnützen Bauwerken verſchwendet; ſo hat unterzeichnete Kommiſſion den Auftrag erhalten, dieſe und andere Ungebührniſſe mit Strenge zu unterſuchen. Zu Folge dieſes Befehls wird gedachter Magiſtrat hiermit vorgeladen, ſich morgen früh um zehn Uhr vor der Unterſuchungskommiſſion in hieſigem Gaſthofe zu geſtellen, und der Vernehmung, auch weitern Verfügung gewärtig zu ſeyn.“

„Gegeben zu Temperlitz an dem Tage, da ein neues Ungebührniß geſchah, indem obbenanntem Krämer ein Standbild errichtet wurde.“

„Unterſuchungskommiſſion.“

„Ich bin verloren!“ ächzte der Bürgermeiſter nach Leſung dieſes Schreibens, und ſank in halber Ohnmacht auf einen Stuhl.

Louiſe hob das Blatt, das ihrem Vater aus der zitternden Hand gefallen war, vom Boden auf, las es bedächtig und ſagte: „Ich weiß nicht, was ich von dieſer Vorladung denken ſoll. Sie kommt mir ganz ſeltſam und wunderlich vor. In jedem Falle iſt die Sache nicht ſo gefährlich als ſie ſcheint. Treten Sie getroſt vor Gericht, lieber Vater! Sie können ja beweiſen, daß ſie keinen Heller in Ihren eigenen Nutzen verwandten. Schon dadurch wird Ihre Ehre gerettet."

12.

Der muthloſe Mann durchſeufzte ſchlaflos die Nacht, ſprang mit Anbruch des Tages von ſeinem Dornenlager auf und ließ ſeine Amtsbrüder ſogleich wecken und auf's Rathhaus beſcheiden. Als ſie verſammelt waren, machte er ihnen die erhaltene Vorladung bekannt und forderte ſie auf, derſelben Folge zu leiſten und mit ihm vor der Unterſuchungskommiſſion zu erſcheinen. „Ei! was geht uns der Handel an?" ſchrie Piebs. „Sie, Herr Bürgermeiſter, haben die Narrenſtreiche, die man unſerm ganzen Collegium aufhalſen will, allein gemacht, und mögen ſie nun auch allein verantworten. Wer den Karren in den Koth ſchob, der zieh' ihn wieder heraus! Damit Gott befohlen!"

Er warf den Hut auf den Kopf, ſtampfte mit heftigen Schritten aus dem Zimmer, und alle Rathsherren folgten ihm nach.

Auch der Stadtſchreiber wollte ſich auf flüchtigen Fuß ſetzen; aber ſein Gönner und Beſchützer hielt ihn zurück, und bat ihn, ſein Beiſtand vor der Kommiſſion zu ſeyn. „Ich bitt' um Entſchuldigung;" antwortete der undankbare Wicht: „ich, der Stadtſchreiber, bin nicht mit vorgeladen!" — Und wie ein Grashüpfer ſprang er davon.

Voll Verzweiflung eilte der Bürgermeiſter nach Hauſe und erklärte gegen ſeine Tochter: er wolle, da er von ſeinen Amtsgenoſſen im Stiche gelaſſen werde, lieber ſterben, als ſich allein vor Gericht ſtellen. Das beherzte Mädchen bemühte ſich vergebens, ihm Muth einzuſprechen. Der ſchwache Mann war ganz zu Boden geſchlagen, und ſo matt und krank, daß er ſich zu Bette legen mußte.

Jetzt faßte Louiſe den kühnen Entſchluß, ihren Vater vor Gericht zu vertheidigen. Einfach, aber anſtändig gekleidet trat ſie in die Kommiſſionsſtube. Der junge Ordensritter und der ältere Herr ſaßen beiſammen an einem Tiſche, hinter Papieren und Tintenfäſſern, und ſchienen die Vorgeladenen zu erwarten. Ueberraſcht von der anmuthigen Erſcheinung, erhoben ſie ſich von den Stühlen, und der junge Herr fragte mit Ehrerbietung: welche Angelegenheit ihnen das Glück eines ſo angenehmen Beſuches verſchaffe.

„Mein Vater, der Bürgermeiſter Stern,“ ſagte Louiſe, „hat eine Vorladung erhalten, ſammt den übrigen Rathsgliedern hier zu erſcheinen; er iſt aber unwohl und kann das Zimmer nicht verlaſſen.“

„Dieſe Entſchuldigung genügt mir vollkommen;“ antwortete der Ritter ſehr freundlich. „Die Sache iſt gar nicht dringend. Wir halten uns noch einige Tage hier auf. Ich beſonders fühle jetzt, und ſchon ſeit geſtern, da ich das Vergnügen hatte, Sie auf dem Schießplane zu ſehen, eine beſondere Neigung zu dieſem Orte, und möchte mich gar nicht wieder davon trennen.“

Von dieſer Sprache befremdet, war Louiſe einen Augenblick um eine ſchickliche Antwort verlegen. Indeſſen ſchlich der ältere Kommiſſarius aus dem Zimmer, und der jüngere erklärte ihr mit feuriger Zärtlichkeit: ſie habe einen unauslöſchlichen Eindruck auf ſein Herz gemacht, und er ſey um den Preis ihrer Gegenliebe bereit, die Unterſuchung niederzuſchlagen.

„Das können Sie nicht, wenn Sie zur Anſtellung derſelben Befehl haben;“ antwortete Louiſe. „Hätten Sie aber, wie ich nun faſt glaube, einen ſolchen Auftrag gar nicht empfangen, ſo wär' es hart, mit meinem Vater, der gar nicht die Ehre hat, Sie zu kennen, einen ſo ernſthaften Scherz zu treiben."

„Ja wohl! ja wohl!" rief im Nebenzimmer eine ſtarke männliche Stimme, die Louiſen bekannt ſchien und den jungen Herrn ſichtlich erſchreckte. Doch zwang er ſein erbleichtes Geſicht zum Lächeln und ſagte leiſe und vertraulich: „Ich höre, daß eben ein alter Freund angekommen iſt. Beruhigen Sie vor der Hand, mein ſchönes Kind, Ihren Vater mit der Verſicherung, daß ich die unangenehme Sache zu ſeiner vollkommenſten Zufriedenheit beilegen werde."

Als ſie aus dem Zimmer trat, rief's im Vorſaale: „Sey mir gegrüßt, Jungfrau von Orleans!" und der General, Graf von Donnerfeld, ſtand vor ihr. „Ei wie groß und hübſch biſt du geworden! — Nun, eile jetzt, deinen Vater zu tröſten und grüß' ihn von mir! In einer Viertelſtunde komm' ich ſelbſt. Indeſſen hab' ich ein Paar Worte mit dem Herrn Kommiſſarius zu ſprechen. Ich bringe Befehl aus der Reſidenz, die Unterſuchung ruhen zu laſſen."

Mit innigſter Freude über die Ankunft des alten Freundes und Schutzengels flog ſie heim.

„Biſt du des Teufels?" ſagte Graf Donnerfeld beim Eintritt in die Kommiſſionsſtube. „Ziehſt da mit lockern Geſellen im Lande herum und ſpielſt Rollen, die dich auf die Feſtung befördern werden. Welch' elendes Vergnügen, ehrliche Leute, die ſich in ihrem Erdenwinkel keine Kenntniß der großen Welt erwerben konnten, zum Beſten zu haben! Zufällig erfuhr ich deine irrende Ritterfahrt und reiſte Tag und Nacht dir nach, um deinem Muthwillen

Einhalt zu thun. Weißt du wohl, daß dein Schickſal jetzt in der Hand des hieſigen Bürgermeiſters ſteht? — Verklagt er dich bei Hofe, ſo ſchickt man dich auf die Feſtung, und die ſchönſten Jahre deines Lebens gehen dir zwiſchen einſamen Mauern verloren.“

„Das wäre ſchlimm!“ ſagte der junge Graf. „Ich wüßte wohl, wie ich den Bürgermeiſter mit mir ausſöhnen möchte. Seine Tochter iſt das liebenswürdigſte Mädchen, das ich jemals ſah. Gönnen Sie mir, theuerſter Vater, das Glück —“

„Sie zu heirathen?“ fiel ihm der General ins Wort. „In Gottes Namen, wenn dich das brave Mädchen nur will. Du haſt dich übel empfohlen. Doch komm! Wir wollen ſehen, was wir ausrichten.“

Sie gingen zum Bürgermeiſter, der freudig das Bett wieder verlaſſen hatte. Der General umarmte ihn, faßte dann ſeinen Sohn bei der Hand, führte ihn zu Louiſen und ſagte: „Sieh, ich halte Wort! Vor acht Jahren verſprach ich dir: du ſollteſt meine Schwiegertochter werden. Hier bring' ich den Bräutigam.“

Louiſe, die ſonſt ihre Faſſung nicht leicht verlor, war ſo beſtürzt, daß ſie im erſten Augenblicke nicht antworten konnte. Doch, da der junge Graf der hübſcheſte Mann war, den ſie in ihrem Leben geſehen und überdieß einen ſehr wackern Vater hatte, ſo ließ ſie ſich nach kurzem Bedenken den freundlichen Antrag gefallen.

Alle waren jetzt froh, und Niemand mehr, als der Bürgermeiſter, da die furchtbare Unterſuchung einen ſo glücklichen Ausgang gewonnen hatte.

III.

Doktor Medardus.

1.

Das Erwachen.

„Ach, ich war in Arkadien!“ rief Doktor Medardus, und richtete ſich am Bettzopf empor. „Und da bin ich nun wieder in Memel und in meinem öden, ſtaubigen Bücherwinkel, wo kein Engel mir lächelt und nur mein Perückenſtock mich anſtarrt. — O ſüßer, ſeliger, unvergeßlicher Traum! Wärſt du mir doch, wie mancher deiner Brüder, ein Herold der Wahrheit! — Ja, nicht umſonſt erſchienſt du mir in einer ſo wichtigen Stunde! — Ich werde ſie finden, die ſchöne Hirtin, und ſie wird mein altes Leben auf grüner Aue weiden.“ —

Aus dieſer poetiſchen Schwärmerei fiel er plötzlich in die nüchternſte Proſa, als er die Kaffeemühle in der Küche ſchnarren hörte. „Paul,“ rief er hinaus, „nimm ein halbes Loth mehr als gewöhnlich und laß die Cichorie weg!“

Mit vorgebundener Küchenſchürze trat der Graukopf herein und fragte: „Warum wollen Sie denn heute ſo hoch leben?“

„Aus zwei Urſachen, mein Freund!“ antwortete Medardus. „Ich hatte dieſe Nacht einen himmliſchen Traum, und heute iſt mein Geburtstag.“

„Dazu wünſch’ ich Gottes Segen;“ ſagte Paul, und zog ſein Mützlein ab. „Aber für den himmliſchen Traum geb’ ich kein zerbrochenes Hufeiſen.“

„Immer ſpricht doch der alte Dragoner aus Dir,“ zürnte Medardus. „Was verſteht Dein Hirnkaſten voll Heu und Stroh von der Traumwelt!“

Paul zog mit Kopfſchütteln ab und machte den Kaffee. Indeſſen trat der Doktor vor den Spiegel und ſagte: „Nun beim heiligen Aeskulap! für einen Fünfziger bin ich noch blühend genug. Volle, rothe Wangen — kein graues Haar — nur die verfluchte Perücke. — Doch, was ſeyn ſoll, ſchickt ſich wohl.“

Indem er den Kaffee trank und ſeinen lieblichen Traum noch einmal träumte, erſchien der Licentiat Skrupel, ein kleines, ſteifzierliches Männchen, in feſtlicher Kleidung, legte mit hochtrabenden Feiertagsworten ſeinen Glückwunſch ab, und brachte, als Beſitzer einer Apotheke, ein Opfer von Räucherpulver und allerhand köſtlichen Eſſenzen. „Haben Sie Dank für Wunſch und Geſchenke!“ ſprach Medardus. „Ich durchräuchere zwar meine Wohnung nur mit Tabak, aber mir träumte vor einigen Stunden von einem ſchönen Kinde, das vielleicht bald bei mir einziehen und ſich Ihrer ſüßen Gaben erfreuen wird.“

Skrupel ſpitzte die Ohren, rieb freudig die Hände und ſagte: „Sie ſind wohl unmaßgeblich, mein hochverehrter Herr Doktor, geſonnen, die Mönchszelle der Hageſtolzenſchaft zu verlaſſen und ſich ins Paradiesgärtlein des Eheſtandes zu begeben?“

„O mein guter Herr Licentiat,“ entgegnete der Doktor, „in dieſem Paradiesgärtlein befand ich mich ſchon fünf Jahre lang; aber mir war's eine Hölle.“

„Ich erſtaune, mit Dero Erlaubniß!“ rief der Apotheker, und ſchlug die Hände zuſammen.

„Erſtaunen Sie ohne Umſtände, mein allzu höflicher Freund!“ ſagte Medardus. „Und haben Sie etwa Luſt, mein ſauberes Ehegeſchichtchen zu hören, ſo will ich's Ihnen unter der Bedingung, daß Sie es nicht ausſchwatzen, erzählen.“

Skrupel legte, Verſchwiegenheit angelobend, die Hand auf's Herz.

2

Des Doktors Ehegeſchichte.

Ich ließ mich, als ich in Leipzig den Doctorhut empfangen hatte, in einer nicht weit davon entlegenen Mittelſtadt als ausübender Arzt nieder. Es gab Anfangs wenig für mich zu thun. Ein alter Quackſalber war Hahn im Korbe, hatte jedoch ſelbſt kaum ſein nothdürftiges Futter. Die Leute dort lebten mäßig und machten ſich fleißig Bewegung; daher wurden ſie ſelten krank. Ich gönnte ihnen ihre Geſundheit von Stahl und Eiſen, weil ich damals Silber und Geld genug hatte. Eine Baſe vermachte mir gerade zu rechter Zeit ein feines Sümmchen, und ich nahm mir nicht die Mühe, es auf Zinſen auszuleihen, ſondern lebte herrlich und in Freuden davon.

Unter andern Vergnügungen machte ich eine Reiſe ins Lauchſtädter Bad. Dort ſah ich im Tanzſaale ein allerliebſtes Mädchen, und ein zündender Blitz fuhr mir ins

Herz. Ich durchbrach den dichten Zaun von Anbetern, der die Schöne umgab, forderte ſie zum Tanze auf, ſetzte mich, als er vorbei war, an ihre Seite, und begann ein Geſpräch, worin ich erfuhr, daß ſie Lucinde Dorn hieß und eine kranke Mutter hatte, die in der Hoffnung, geſund zu werden, nach Lauchſtädt gekommen war, aber noch keine Beſſerung ſpürte. Schnell gab ich mich als Arzt zu erkennen, und betheuerte mit Feuer der Liebe, daß ich, wenn mir Zutritt geſtattet würde, meine ganze Kunſt aufbieten wolle, die Kranke zu heilen. Lucinde verſicherte, mein Beſuch würde ihrer Mutter willkommen ſeyn. Gleich darauf verließ ſie, nach kaum gekoſteter Tanzfreude, den Saal, um Nachtwache bei der Kranken zu halten.

Es verſteht ſich, daß ich dieſe des folgenden Tages ſehr früh beſuchte. Sie nahm, von der Tochter ſchon vorbereitet, meinen ärztlichen Beiſtand höflich an, und ich behandelte ſie mit ſo glücklichem Erfolge, daß ſie nach vierzehn Tagen völlig genas. Indeſſen war aber mein Herz immer kränker vor Liebe geworden. Es erſchreckte mich daher, als mir Lucinde jetzt mit niedergeſchlagenen Augen entdeckte, daß ſie, von Armuth und Neigung bewogen, eine Anſtellung beim Theater in Leipzig geſucht und erhalten habe, und nächſtens mit ihrer Mutter dahin abgehen werde. Ich that den lebhafteſten Einſpruch, warf mich ihr zu Füßen, geſtand ihr, daß ich ſie anbete, und trug ihr Hand und Herz an. Gerührt ſank ſie in meine Arme; wir verlobten uns auf der Stelle, der Handel in Leipzig ward aufgeſagt, und ſie und ihre Mutter begleiteten mich nach meiner Wohnſtadt, wo ſie ſich aber noch vor der Hand eine eigene Haushaltung einrichten mußten, weil meine Diogenes-Tonne zur Theilung mit ihnen zu klein war.

Wir machten ſchleunig Anſtalt zur Hochzeit, und hatten uns ſchon Einmal aufbieten laſſen, als mir träumte, daß ich in der abgeſchmackten Tracht eines alten Philiſters in einem Spiegelzimmer auf und ab ſpaziere. Ich trug eine runde ſchwarze Perücke, einen plattgedrückten Hut mit drei langen, ſpitzigen Schnäbeln, und einen altväteriſchen braunen Rock mit bretſteifen Schößen. Und indem ich mich ſo hundertfach in den Spiegelfeldern der Wände ſah, kam Lucinde von hinten, ſtieß mir den Hut vom Kopfe, und — da hatte der Traum ein Ende, und ich erwachte.

In der Frühe des folgenden Tages erhielt ich vom Stadtmagiſtrate eine ſchriftliche Ladung, mich ſogleich auf's Rathhaus zu verfügen und einer wichtigen Eröffnung gewärtig zu ſeyn. Neugierig, was ich erfahren würde, ging ich hin. Das erſte, was mir in der Rathsſtube in die Augen fiel, war ein Perückenſtock mit einer runden ſchwarzen Perücke und einem dreizackigen Hute auf dem Kopfe; und nahe dabei ſtand ein Kleidereſel, der einen breiten braunen Rock auf dem Leibe hatte. Stutz, Hut und Kleid glichen denen, die ich im Traume trug, wie ein Waſſertropfen dem andern, und ich ſtarrte ſie deßhalb mit ſolcher Verwunderung an, daß ich ſchier vergaß, der werthen Obrigkeit meinen Bückling zu machen.

Der Bürgermeiſter eröffnete mir: mein Oheim, Balthaſar Medardus in Amſterdam, ſey verſtorben und habe mich in ſeinem Teſtamente mit ſechstauſend Stück Dukaten bedacht. — Das war mir eine höchſt angenehme Ueberraſchung, die mir auch eben nicht durch Traurigkeit verkümmert wurde, da ich den Ehrenmann gar nicht gekannt hatte. Als mir aber der Stadtſchreiber das Teſtament vorlas, erſchrack ich über die ſeltſame, dem Vermächtniß angehängte Bedingung. Ich ſollte nämlich die im Rathszimmer aufgeſtellte ſchwarze Haarmütze und den ungeſtalteten Hut ſiebendes Fußes aufſetzen, das braune Spießbürgerkleid anziehen, und mich dann durch einen Eid verbindlich machen, dieſe Tracht mein Leben lang, nach jenen von Amſterdam hergeſandten Muſtern, zu tragen, damit ſie mir immerdar ein Harniſch gegen Eitelkeit und Modeſucht ſey. — Wäre mir aber — ſetzte das Teſtament faſt ſpöttiſch hinzu — die Perücke ſammt Zubehör nicht beliebig, ſo falle das mir beſtimmte Vermächtniß einer frommen Stiftung anheim. —

Sie können ſich vorſtellen, mein Herr Licentiat, wie ich durch dieſe Clauſel zwiſchen Thür und Angel gerieth. Ich damals erſt fünf und zwanzig Jahre alt, war unter den Zierlingen und Götzendienern der Mode keiner der Geringſten, und hatte eine junge Braut, von welcher ſich vermuthen ließ, daß ihr die holländiſche Philiſtertracht, die mich zeitlebens entſtellen ſollte, äußerſt mißfallen würde. Ich hielt es darum für nöthig, mich vor allen Dingen mit ihr darüber zu berathen, und erbat mir einige Stunden Bedenkzeit. Dieſe ſchlug mir aber der Bürgermeiſter rund ab, weil er das Teſtament im ſtrengſten Sinne auslegte: daß ich mich entweder auf der Stelle umkleiden oder dem Vermächtniß entſagen müſſe. „Stehn Sie denn ſchon als Bräutigam unter dem Pantoffel?“ fuhr er mich einigermaßen an. „Mich dünkt, es wird Ihrer künftigen Frau Eheliebſte nicht übel gefallen, wenn Sie ihr Wagen und Pferde halten können.“ — Er ſchüttelte mit dieſen Worten die Dukatenbeutel, die ſchon auf dem Tiſche bereit ſtanden, und die Sirenenſtimme des Goldes bezauberte mich dergeſtalt, daß ich mich, um meiner Geliebten ein angenehmes Leben zu bereiten, zur äußerlichen Umwandlung in einen Philiſter entſchloß.

Sie war bald geſchehen. Der Rathsdiener, ein verdorbener Haarkräusler, ſtutzte mir mit einer Papierſcheere Zopf und Locken, ſetzte mir die Stutzperücke kunſtmäßig auf, und ich leiſtete den im Teſtamente vorgeſchriebenen Eid, mich nun und nimmermehr von ihr und ihrem Anhange zu trennen. Dann ließ ich einen Miethwagen holen, fuhr zu Lucinden, und erſann mir unter Weges eine ſcherzhafte Einkleidung der Sache.

Zuſammengeduckt wie ein Greis, den Hut in die Augen gedrückt, und Geldſäcke in den Armen und Händen, trat ich mit krummen, ſchlotternden Knieen in ihr Zimmer und ſprach huſtend und mit verſtellter Stimme: „Schönes, tugendbelobtes Frauenzimmerchen, da kommt ein ehrbarer Freier!“ — Sie kannte mich nicht, ſprang erſchrocken vom Nähtiſch auf, lief in ein Nebengemach, und ſagte ſo laut, daß ich's hörte: „Mutter, um Gottes willen! ein alter, verrückter Mann ſteht drin in der Stube!“ — Die Mutter kam. „Na, Mamachen,“ ſprach ich mit der vorigen hohlen Stimme, „wollen Sie einen reichen Schwiegerſohn?“ — Sie ging ſchnell auf mich zu, ſah mir mit der Brille in's Geſicht und ſchrie auf: „Ach! Doctor, Sie ſind's! — Was machen Sie für Streiche!“ — Lucinde kam nun auch wieder zum Vorſchein, und beide fragten mich lachend: wie ich auf den Einfall gerathen ſey, mich ſo zu vermummen und mit Steinen zu ſchleppen; denn nichts anders würden doch, meinten ſie, meine Beutel enthalten. — Schnell riß ich einen auf und ſchüttete tauſend Dukaten auf den Tiſch. Mutter und Tochter ſtanden wie verſteinert. Ich erzählte meine Erbſchaftsgeſchichte und zitterte vor Lucindens Untröſtlichkeit über meine Verunſtaltung. Aber ich hatte mich ohne Noth gefürchtet. Sie war nicht im geringſten darüber betreten, lobte vielmehr, mit den Dukaten ſpielend, meinen vernünftigen Entſchluß, und äußerte die Hoffnung, daß die warme Perücke meinen häufigen Klagen über Kopfweh abhelfen würde.

Das gefiel mir nicht ſonderlich; doch war ich froh, daß ich ſo leicht davon kam. Auch die Stadt gewöhnte ſich augenblicklich an meinen häßlichen Anzug, ſobald ſie nur hörte, daß ich dadurch reich geworden war. Meine Dukaten erhielten von Jedermann ſo tiefe Verbeugungen, als mir vorher Niemand gemacht hatte.

In den Flitterwochen meiner Ehe war Lucinde ein recht gutes Kind. Doch bald entwickelte ſich bei ihr manche Untugend, beſonders Leichtſinn und Verſchwendung, Gefallſucht und Herrſchbegierde. Sie war unerſättlich in Putz und Pracht, ſchmeichelte mir Wagen und Pferde und Diener ab, ließ ſich die verliebten Grimaſſen jedes Narren in Gnaden gefallen, und alles im Hauſe ſollte und mußte nach ihrem Kopfe gehn. Aber ſie herrſchte mit liſtiger Anmuth. Es war mir und ihrer Mutter nicht möglich, ihr den Scepter, den ſie unter beſtändigem Lachen und Scherz feſt hielt, aus den Händen zu winden.

So vergingen drei Jahre, und die Hälfte meiner Erbſchaft war vergeudet. Jetzt ſtarb die gute Mutter, die noch manchmal vor den Riß trat, wenn die Tochter gar zu übel wirthſchaften wollte. Ich empfand es bald, daß mich mein Schutzengel verlaſſen hatte. Lucinde zog nun die Larve der Freundlichkeit ab, ſagte mir täglich ins Geſicht, daß ihr meine Schuſtertracht — in die ich mich doch hauptſächlich ihretwegen geſteckt hatte — unerträglich ſey, und machte mir, mehr befehlend als bittend, den Antrag, unſern Wohnſitz in Leipzig aufzuſchlagen. Ich trug gerechtes Bedenken, den Spielraum ihrer Verſchwendung und Koquetterie zu erweitern; aber alles, was ich einwandte, war in den Wind geſprochen, und Schmollen und Keifen, Krokodillsthränen und künſtliche Ohnmachten wechſelten mit einander ab, um mich mürbe zu machen. Ich bereuete jetzt bitterlich, daß ich die geborne Schauſpielerin abgehalten hatte, ihrem Berufe zu folgen. Am Ende ward ich der täglichen Trauerſpiele auf meinem Haustheater überdrüſſig, und zog mit der Närrin nach Leipzig.

Dort fand ſie ihren Hofſtaat noch nicht groß genug: ſie mußte ein Geſellſchaftsfräulein haben, das zugleich den Dienſt einer Kammerjungfer verſehen ſollte. Dazu verſchrieb ſie ſich aus Erfurt eine arme, älternloſe Verwandte. Es war ein wunderhübſches, blondes, ſechzehnjähriges Mädchen, in deſſen blauen Augen ſich ein Himmel voll Unſchuld und Gutherzigkeit aufthat. Röschen Schwan gefiel mir beim erſten Anblick, und nach und nach begegnete mir etwas Menſchliches: ich verliebte mich in die Kleine. — Das war freilich nicht in der Ordnung; aber die Schuld fiel auf meine ausgeartete Frau, die ich nicht mehr lieben konnte. Mein verwaiſtes Herz fühlte ſich zu einer neuen holden Verwandtſchaft unwiderſtehlich hingezogen. Denken Sie ſich aber nichts Arges dabei, Herr Licentiat! Wir liebten rein platoniſch; und das erſte Mal, als ein Fünkchen Sinnlichkeit in uns aufklimmen wollte, bekam es uns übel.

Eines Nachmittags, als ſich Lucinde, wie gewöhnlich, in Geſellſchaft befand, las ich Röschen einen Roman vor. Da ward mir auf Einmal gar ſeltſam zu Muthe. Ich rückte näher zu ihr, legte das Buch aus der Hand und küßte ſie recht brüderlich. Meine Perücke kam dabei ſo ſtark ins Gedränge, daß ſie ſich verſchob und mir beinahe vom Kopfe fiel. Das mochte wohl ganz komiſch ausſehen, und plötzlich erſchallte von der Thür her Gelächter und Händeklatſchen. Himmel! da ſtand meine Frau! — Mit den gemeinſten Schimpfworten ſtürzte ſie auf mich los und wollte Röschen ins Geſicht ſchlagen. Ich ſprang dazwiſchen; das Mädchen entfloh. Nun ging die Furie mir zu Leibe; aber mit Donnerworten, dergleichen ſie noch nie von mir gehört hatte, hielt ich ihr bei dieſer Gelegenheit alle ihre Unarten und Vergehungen vor. Sie gelobte Beſſerung, und verſprach, dem Mädchen nichts zu Leide zu thun.

Bald darauf mußte ich verreiſen. Als ich nach acht Tagen zurück kam, fehlte Röschen. Ich fragte nach ihr. „Sie iſt entlaufen, die liederliche Dirne!" ſagte Lucinde. „Du lügſt!" fuhr ich auf; „Du haſt ſie fortgejagt!" Sie läugnete verſteckt. Die Köchin und das Hausmädchen, die ich verhörte, ſagten aus: Röschen ſey eines Morgens weinend fortgegangen und nicht wieder gekommen. Das war alles, was ich erfuhr. In Erfurt, wohin ich ſchrieb, wußte man nichts von ihr. Alle andere Nachforſchungen waren eben ſo fruchtlos. Kurz, ſie blieb verſchwunden, und ich habe bis den heutigen Tag nichts weiter von ihr gehört.

Erbittert gegen Lucinden, die ſich von dem Verdachte, das arme Mädchen auf eine harte Weiſe entfernt zu haben, nicht überzeugend befreien konnte, trennte ich mich von ihr, aber ohne Geräuſch. Wir bezogen in unſerer geräumigen Wohnung abgeſonderte Zimmer und ſprachen nur in Nothfällen, ſo kurz als möglich, mit einander. Sie ſchwärmte jetzt weniger, als zuvor, in Geſellſchaften herum; aber es ward mir verrathen, daß ſie oft Abends den Beſuch eines Liebhabers annahm, der ſich, als eine ehrbare Matrone verkleidet, ins Haus ſchlich. Es war ein fremder Abenteurer, Namens Rauſchling, der ſich für einen Baron ausgab. Eines Abends hatte ich ihn in dieſer Verkleidung auf eine etwas derbe Art mein Hausrecht fühlen laſſen, da meldete mir am Morgen meine Frau ſchriftlich: Daß ſie, um der friſchen Luft zu genießen, ein Gartenhaus vor dem Thore beziehen werde. „Madame ziehe meinetwegen nach Amerika!“ ſagte ich zu dem Dienſtmädchen, das mir den Brief brachte, und warf ihn unter den Tiſch.

Der Gartenzug ging noch denſelben Tag vor ſich. Des folgenden Morgens kam das Mädchen wieder zu mir und ſagte: ſie halte ſich gegen mich, als ihren Brodherrn, verpflichtet, mir ein verdächtiges Briefchen, das ſie beſtellen ſolle, zu zeigen. Ich ſah es an; es war von Lucinden an den Baron, und ſo ungeſchickt zuſammengefaltet, daß ich es, ohne des Siegels Erbrechung, leſen konnte. Sie lud ihn auf den Abend zwiſchen neun und zehn Uhr ins Gartenhaus ein, und verſicherte: der bewußte Perückenſtock werde dort ihr Vergnügen nicht ſtören.

Dieſer Spitzname machte mir gerade Luſt, es zu thun. Ich befahl dem Mädchen, den Einladungsbrief bei dem Baron abzugeben; aber Nachmittags ſchrieb ich, in Rauſchlings Namen, mit verſtellter Hand an Lucinden: ſie möge aus gewiſſen Urſachen die Güte haben, auf den Abend um acht Uhr zur Kriegsräthin Rummel zu kommen. — Das Haus dieſer Frau glich einem Taubenſchlage, wo immer verliebte Täuber und Täubchen aus- und einfliegen. Auch Lucinde und der Baron hatten dort Bekanntſchaft gemacht. Ich konnte folglich darauf rechnen, daß ſie meiner Lockpfeife folgen, und ich die Abſicht erreichen würde, ein ungeſtörtes Selbander mit ihrem Buhlen im Gartenhauſe zu gewinnen.

Gegen neun Uhr ging ich hin. Sie war richtig fort. Ich nahm Beſitz von ihrem Zimmer, und hatte den ganz gewöhnlichen Vorſatz, den Herrn Baron mit einem tüchtigen Stocke ſo zu empfangen, daß ihm die Luſt vergehen ſollte, ſich jemals wieder in mein Gehäge zu wagen. Indem ich aber auf ihn lauerte, ſah ich auf dem Kamin eine Zange liegen und ſtellte mir vor, es müſſe ſpaßhaft ſeyn, des Buben lange Naſe damit zu zwicken. Sogleich verſchloß ich die Hausthür, ſetzte mich in der Stube, die auf ebener Erde war, ans Fenſter, öffnete den einen Flügel eine wenig, und befeſtigte ihn oben mit einer Schnur, daß er nicht weiter aufgeſtoßen werden konnte. Kaum war ich mit dieſen Anſtalten fertig, ſo kam ein ſchlanker Mann mit flüchtigen Schritten den mondhellen Garten entlang und klingte an der Thür. Da ſie nicht aufging, lief er an das Fenſter, wo ich hinter dem Vorhange lauſchte und ſteckte eine gewaltig große Naſe herein. Ich faßte ſie ſchnell mit der Zange; er fuhr zurück, rannte wild davon, und ich — denken Sie ſich den verwünſchten Streich! — ich ſah mit Entſetzen, daß ich ihm die Naſe abgeknippen hatte. — Sie fiel zu meinen Füßen nieder.

Indem ich ſie aufheben wollte, hörte ich einen heftigen Wortwechſel, der ſich bei der Gartenthür erhob. Als er ungefähr eine Minute gedauert hatte, kam eine andere Mannsgeſtalt im Garten hergelaufen, ſchoß wie ein Pfeil auf mein Fenſter zu und guckte mit einer noch längern Naſe, als die vorige war, in die Stube. Da ſitzt der Teufel drin! dacht' ich, und packte ſie wüthend mit der Zange. Der Eigenthümer fluchte, riß ſich los und ſchrie: „Ha, Schlange! ward ich deßwegen her beſchieden?“ — Ueberzeugt, daß ich nun erſt den rechten Mann vor mir hatte, ſtürzte ich durch die Thür hinaus; er entfloh aber ſo ſchnell, daß ich ihn nicht einholen konnte.

Als ich in die Stube zurück kam, hob ich die abgezwickte Naſe vom Fußboden auf. Es war, wie ich ſchon vermuthet hatte, eine pappene Maskennaſe. —

Einige Tage darauf erfuhr ich, wie ſie in meine Zange gekommen war. Der edle Freiherr rühmte ſich der von Lucinden erhaltenen Einladung ſogleich, als er ſie empfing, gegen einen Bekannten, einen gewiſſen Herrn von Flach. Dieſer lockere Junker hatte ein winzig kleines Stumpfnäschen; aber deſto größer war ſein Gelüſt nach meiner Frau. Er ſetzte ſich deßhalb eine Kunſtnaſe an und ging früher, als ſein begünſtigter Nebenbuhler, zum Stelldichein, um den Minneſold, der dieſem zugedacht war, im Dunkel zu erhaſchen. — Als ich ihm den falſchen Haken abgeriſſen hatte, kam er an der Gartenthür dem Baron in den Wurf. Dieſer zog ihn zur Rechenſchaft, was er hier ſuche? Darüber entſtand ein Gezänk, das ſich mit einer Ausfoderung ſchloß. Den folgenden Tag ſchlugen ſie ſich. Herr von Flach, ein guter Fechter, nahm ſich des Barons beneidete Naſe zum Ziele, und hieb ſie ſo kurz und klein, als die ſeinige war.

Dieſe Geſchichten wurden in ganz Leipzig bekannt. Alt und Jung zeigte mit Fingern auf mich. Das war mir ungelegen; ich machte geſchwind Anſtalt zur Scheidung. Aber kaum hatte mein Sachwalter die Klage dem Gerichte überreicht, ſo ging Lucinde mit ihrem Ritter durch die Lappen. Wer war froher als ich! Die Ruchbarkeit ihrer Flucht zog mir jedoch allerhand verdrießliche Beſuche auf den Hals. Putz- und Juwelenhändler, Schneider und Zuckerbäcker, Spielgläubiger und Wucherer ſtürmten mit Rechnungen und Schuldſcheinen auf mich ein. Ich war nicht verbunden, dieſe Manichäer, mit welchen Lucinde ohne mein Vorwiſſen bedeutende Geſchäfte gemacht hatte, zu befriedigen; doch ich that es, um die Schreier zu beſchwichtigen. Nun war ich aber auch mit der holländiſchen Erbſchaft rein fertig, und nichts als die widrige Tracht, die ich mit deßhalb aufgeladen hatte, blieb mir zum Andenken übrig. Meine ausgetretene Gemahlin machte mir jedoch das Vergnügen, daß ſie der öffentlichen Ladung, ſich vor dem Ehegerichte zu ſtellen, kein Gehör gab. So ward ſie denn für verſchollen erklärt und förmlich von mir geſchieden.

3.

Der arkadiſche Traum.

Ich verließ hierauf — fuhr Medardus in ſeiner Erzählung fort — den mir verhaßt gewordenen Schauplatz jener ärgerlichen Auftritte, und machte, einem nun ſchon längſt verſtorbenen Freunde zu gefallen, den weiten Sprung hierher, wo ich bereits zwanzig Jahre als Eheverächter und Weiberfeind lebe. Nur Röschens holdes Bild blieb mir theuer und werth, und umſchwebt mich noch immer.

Außer dieſem Umgange mit einem geliebten Schatten — denn meine Freundin iſt wahrſcheinlich todt — glaubte ich meine Rechnung mit dem ſchönen Geſchlechte abgeſchloſſen zu haben; aber ein Traum, den ich am heutigen Morgen — in meiner Geburtsſtunde — hatte, ſcheint mir zu weiſſagen, daß es noch in meinen alten Tagen einigen Anſpruch an mich zu machen geſonnen ſey. — Nun, ich habe nichts dagegen. Des Traumgotts Zauberſtab hat mich ganz verwandelt; das Eis des Weiberhaſſes iſt in meinem Herzen geſchmolzen, ich ſehne mich wieder nach dem Frühling der Liebe, und es wird mir recht behaglich ſeyn, wenn mir ein ſchönes, freundliches, gutes Kind, wie weiland Röschen, die böſen Stunden meiner erſten Ehe zärtlich vergütet. — Hören Sie jetzt meinen Traum!

Ich befand mich in einer reizenden Landſchaft, die dem

Arkadien der Dichter nichts nachgab, und mich ſelbſt ſahe ich in einen arkadiſchen Hirten verwandelt. Stellen Sie ſich, werther Freund, den poſſirlichen Seladon vor! Ich breiter, wohlbeleibter Mann ſaß, mit Stutzperücke, dreieckigem Hute und altväteriſchem Rocke, im Schatten eines Baumes, hatte einen bunten, zierlichen Schäferſtab im Arme, und ſpielte, von ſchneeweißen Lämmlein umgeben, auf der Hirtenflöte. Es war ein Meiſter vom Himmel gefallen, denn ungeachtet ich zeitlebens keine andere Pfeife, als die Tabackspfeife, an den Mund ſetzte, ſo fand dennoch mein erſter Verſuch im Fache der Tonkunſt außerordentlichen Beifall. Meine Lämmlein vergaßen der ſüßen Weide und ſahen mich mit Verwunderung an; Philax, der treue Wächter der Heerde, trat an mir in die Höhe und wedelte mit dem Schwanze; Schaaren von Vögeln kamen von allen Seiten geflogen, verſammelten ſich über mir auf dem Baume und neigten die Köpfchen herunter, als wollten ſie von mir lernen; ſogar der Wind, der zuvor die Zweige durchrauſchte, ward plötzlich ſtill und hörte mir zu. Allein das war noch nicht genug. Meine Zaubertöne lockten auch einen Engel herbei. Ja, wahrlich! es war ein Engel, der in der Geſtalt einer jungen, bildſchönen Hirtin aus einem nahen Roſengebüſche trat und mir freundlich zunickte. Frohbeſtürzt ſprang ich auf und machte der himmliſchen Erſcheinung, die mit meinem unvergeßlichen Röschen viel Aehnlichkeit hatte, eine tiefe Verbeugung. Lächelnd über meinen ſteifen Bückling und Scharrfuß, die ſich freilich in Arkadien luſtig ausnehmen mochten, winkte ſie mir, mich wieder zu ſetzen und fort zu flöten. Sie nahm Platz an meiner Seite, legte die alabaſterne Hand vertraulich auf meine Schulter, und ich ſpielte ſo meiſterhaft, ſo ſüß, ſo rührend, daß ihr die Augen übergingen. Da entbrannte mein Herz vor Liebe, und mit anſtändigen Worten geſtand ich es ihr. Erröthend ſchlug ſie die Augen nieder, drückte mir leiſe die Hand und liſpelte: „Ich bin Dein. — Wir finden uns wieder.“ — Und indem ſie das ſagte, war ſie wie ein Luftgebild verſchwunden.

4.

Fanny.

„Ein anmuthiges Träumchen!“ rief Skrupel. „Aber das Ende vom Liede, das plötzliche Verſchwinden, will mir nicht gefallen. Hätte die ſchöne Nymphe nur wenigſtens ihre Adreſſe zurückgelaſſen! Der Herr Doktor können doch nicht ihretwegen, wie ein zweiter Don Quixote, die Welt durchziehen, und würden auch keinen Nutzen davon haben; denn Sirach ſagt: „Wer auf Träume hält, der greift nach dem Schatten und will den Wind haſchen!““

O, er ſagt noch derber: „Narren verlaſſen ſich auf Träume,“ fiel Medardus ein. „Aber ich kehre mich nicht daran. Berichtet uns nicht ſelbſt die Bibel — unter deren Verfaſſern der gute Sirach nur eine Perſon vom zweiten Range iſt — mehr als zwanzig merkwürdige Träume, die vollkommen in Erfüllung gingen? Und traf nicht mein eigner Perückentraum auf's Haar ein? — In der homeriſchen Dichtung von den Träumen haben, wie Penelope ſagt, die Träume Ausgang durch zwei Pforten: eine iſt von Elfenbein, die andere von Horn. Durch jene gehen die falſchen, durch dieſe die wahren Erſcheinungen. — Und ſo glaub' ich feſt, daß mein ſchönes Traumbild aus der hörnernen Pforte kam. Darum will ich es im Reiche der

Wirklichkeit aufſuchen, ohne mich jedoch vor der Hand vom Stuhle zu bewegen.“

Wie das möglich ſey, war dem Apotheker ein Räthſel. Medardus erklärte ſich nicht weiter darüber, und das höfliche Männlein, das ſich keiner unbeſcheidenen Frage erkühnen wollte, ging mit unbefriedigter Neugier nach Hauſe.

Kaum war der Doktor allein, ſo entwarf er folgenden Aufſatz:

„Ein rechtlicher, ſein gutes Auskommen habender Mann, der ſich beſcheidentlich enthält, ſein eigener Lobredner zu ſeyn, hatte in den Morgenſtunden des erſten Aprils einen Wonnetraum, der ihm ein ſolches, doch leider ihm ganz unbekanntes weibliches Weſen als Braut zuführte. Er wendet ſich deßhalb an Deutſchlands ſchöne Töchter mit der Frage: ob vielleicht einer von ihnen zu gleicher Zeit etwas Aehnliches träumte? — Iſt das der Fall, ſo ward dadurch offenbar eine Ehe im Himmel geſchloſſen und der Bräutigam fliegt in die Arme ſeiner Braut, ſobald ſie ihren Namen und Wohnort unter der Aufſchrift: D. M. v. M. an die Expedition des allgemeinen Anzeigers verſiegelt einſendet.“

Dieſe Aufforderung ſchickte er mit der nächſten Poſt zum Druck dahin ab, und von dorther empfing er nach vier Wochen ein kleines, mit D. M. v. M. bezeichnetes Briefchen. Haſtig riß er den Umſchlag auf, fand darin eine Karte, und auf derſelben wie eine Kriegsloſung die zwei Worte:

Fanny — Heidelberg.

Beſtürzt über dieſe unfruchtbare Kürze, wandte er das Blatt um, und zu ſeinem Troſte war noch auf der Rückſeite die Gaſſe, das Haus und das Stockwerk benannt, wo er nach Fanny fragen und weitere Auskunft erhalten ſolle. Nun hing bei ihm der Himmel voll Geigen, die nur dadurch etwas verſtimmt wurden, daß er eine Minnefahrt in ferne Lande beginnen mußte. Er lief auf die Poſt und fragte, wie weit es von Memel bis nach Heidelberg ſey. „Einhundert vier und achtzig Meilen und eine halbe,“ war die Antwort. „Alle Wetter!“ brummte er in den Bart. „Wer doch Meilenſtiefeln hätte!“

Auf dem Rückwege ſprach er bei dem Apotheker ein. Dieſer brach über die angekommene Brautpoſt und des Doktors Entſchluß, die weite Reiſe nach Heidelberg unverzüglich anzutreten, in die weitſchweifigſte Verwunderung aus. Doch am Ende erbot er ſich ſelbſt zum Reiſegefährten, denn er hatte Verwandte in Frankfurt am Main und war ſchon längſt geſonnen geweſen, ſie zu beſuchen. „Welche Ehre für mich,“ rief er aus, „mit einem ſo gelehrten Manne zu reiſen! Welches Glück, auf dem langen Wege von ihm zu lernen!“

„Wenigſtens will ich mir Mühe geben, Ihnen das leidige Komplimentiren abzugewöhnen,“ verſetzte Medardus. Hierauf ging er nach Hauſe, machte ſeinem Heber und Leger die vorhabende Reiſe bekannt und fragte ihn, welche Art des Fortkommens wohl die beſte ſeyn würde?

„Zu Pferde! zu Pferde!“ rief Paul.

„Das dacht' ich!“ ſagte der Doktor. „Dieſer Rath war von einem Exdragoner zu erwarten. Aber ich, der kaum zweimal in ſeinem Leben einen frommen Miethgaul beſtieg und bis auf's nächſte Dorf ſchneckte, ich danke für einen Ritt von zweihundert Meilen, und mein Reiſekompan, der Apotheker, würde ihn noch weniger aushalten.“

„Ja, das glaub' ich ſelbſt!“ ſagte Paul verächtlich. „Dergleichen Zuckerpüppchen muß man in einen Wagen einpacken, um ſie unzerbrochen an Ort und Stelle zu bringen."

„Es ward beſchloſſen, die Reiſe mit einem eigenen Fuhrwerke zu machen. Deſſen Anſchaffung überließ der Doktor ſeinem Hauswebel, der ſeit vielen Jahren ſein Bedienter, ſein Koch, ſein Alles in Allem war, und nun auch die Beſtallung als Kutſcher erhielt. Paul wußte, daß des folgenden Tages ausgemuſterte Dragonerpferde in der Nähe verſteigert werden ſollten, und nach ſeiner Meinung war ein Kriegsroß das brauchbarſte Thier von der Welt. Er ging daher auf den Markt, erſtand ein Paar gleichfarbige Klepper, und kaufte dazu einen kleinen ruſſiſchen Wagen. Die alten Burſche, die verſchiedene Feldzüge mitgemacht hatten, hielten es Anfangs unter ihrer Würde, den Karren zu ziehen und weigerten ſich deſſen; aber Paul ſprach vernünftig mit ihnen, ſtellte ihnen ſein eigenes Beiſpiel vor, und ſie fügten ſich gehorſam ins Joch.

5.

Die Reiſe.

In der Mitte des Maimonds begann die große Fahrt. Medardus, der ſeit zwanzig Jahren in keinem Wagen geſeſſen hatte und indeſſen bequem und unbehülflich geworden war, befand ſich ſehr übel in dem engen Gehäuſe, das weder auf Federn noch Riemen ſchwebte. Grimmig verzog er ſein Geſicht, ſo oft er Stöße bekam, die ihm gemeiniglich ſeinen breiten Zackenhut, der immer mit den Kaſtenwänden im Streite lag, vom Kopfe warfen. Er betheuerte ſchon auf der erſten Meile: er würde ſtracks zu ſeinem Großvaterſtuhle zurückkehren, wenn er nicht dieſes Märtyrerthum eines Engels wegen erduldete. — Paul hatte kein Mitleiden mit ihm. „Was hilft das Wehklagen?“ rief er lachend: „Nun müſſen Sie im Nothfall aushalten. Warum ritten Sie nicht! Da ſäßen Sie frank und frei, wie ein König auf ſeinem Throne, ſtießen mit den Windmühlflügeln Ihres Hutes nirgend an und würden nicht ſo geradebrecht.“ — Deſto mehr zärtelte Skrupel mit dem Murrkopfe. Er hob ihn, ſo gut es ſeine ſchwachen Kräfte vermochten, in den Wagen und heraus, drückte ſich in ſeine Ecke, damit der breite Nachbar mehr Raum hatte, und bediente ihn in den Wirthshäuſern wie der aufmerkſamſte Kammerdiener. Allein er konnte die ſchlechten Speiſen nicht verbeſſern, das harte Lager nicht weich machen und die unverſchämten Forderungen der Gaſtwirthe nicht mindern. Darum ächzte und krächzte Medardus immerfort, und ſeufzte manchmal ſogar bei einem Trunke ſauern Bieres: „O Fanny, Fanny! was leid' ich für dich!“ —

Uebrigens ſtieß unſern Reiſenden kein beſonderes Abenteuer oder Unglück in den erſten vier Wochen auf. So viel Zeit brauchten ſie, bei Pauls ſorgfältiger Schonung der Pferde, bis Berlin. Es war ſchon ſpäter Abend, als ſie dort in einem anſehnlichen Gaſthofe abtraten. Am folgenden Morgen ging Medardus, um einen Univerſitätsfreund zu beſuchen, ſchon um vier Uhr aus, weil man ihn wegen ſeiner auffallenden Tracht vor der berüchtigten Berliner Straßenjugend gewarnt hatte. Er wollte lieber ſeinen Freund im Schlafe ſtören, als ſich von den Rangen beunruhigen laſſen. Sie machten auch wirklich den Weg noch nicht unſicher, als er um ſechs Uhr wieder nach ſeinem Gaſthofe zurück eilte.

Hier aber bekam er unerwartete Händel. Er fand den Gang, der zu ſeinem Zimmer und einigen andern führte, mit Iſraeliten und andern Leuten angefüllt, und kaum gewahrten ſie ihn, ſo ſagte ein Hebräer ziemlich laut zu ſeinen Nachbarn: „Schaut, do kümmet noch äne Figur, die ebbes will heben!“ — Alle ſahen den Ankömmling hämiſch an, ſpreizten ſich mit Armen und Beinen und ſperrten ihm den Paß. „Mit Erlaubniß!“ ſprach er höflich, und wollte hindurch. „Bleiben Sie ruhig hinten!“ gebot ein dicker Weinhändler aus der Mitte hervor. „Wer eher kommt, wählt eher, das haben wir unter uns ausgemacht.“ — „Wie? was?“ entgegnete Medardus. „Wählen Sie meinetwegen beim Teufel, nach der Reihe oder außer der Reihe! Aber der Weg hier muß frei ſeyn. Alſo Platz da, ihr Mauſchel!“ — Damit warf er die Vorpoſten, ein Paar langbärtige, ſchmutzige Juden, auf die Seite und drang vorwärts. Da brüllte der ganze Haufe: „Halt, halt!“ Und vor ihm erhoben ſich drohende Fäuſte und Stöcke, und hinter ihm ermannten ſich die ſchon überwältigten Juden und zerrten ihn am Rocke zurück. Muthig durchbrach er dennoch die zweite Linie, und ſtürmte ſchon die dritte, als der zornige Weinhändler ſeinen Stock, der faſt ſo dick als ein Weinpfahl war, gegen ihn ſchwang und ihm derb auf den Hut klopfte. „O Fanny, Fanny! was leid' ich für dich!“ ſeufzte Medardus in ſeinem Herzen, und fuhr nun auch mit ſeinem Knüttel empor. Die dazwiſchen ſtehenden Juden und Chriſten duckten ſich furchtſam; ein hitziges Gefecht begann über ihren Köpfen, und der Weinmann hieb ſo toll in's Zeug hinein, daß er eine über ſeinem Haupte hängende große Laterne in tauſend Stücke zerſchlug.

Das Klirren des Glaſes und das Geſchrei der Zuſchauer, die zum Miterſatz des Schadens gezogen zu werden beſorgten, durchgällte das Haus, der Gaſtwirth und einige Küper kamen gelaufen, und mit krampfhaftem Zittern ſchrie ein Hebräer ihnen entgegen: „Ich bin's nit geweſt, ich gebe nicks derzu, der Herr Weinhändler hot zerſchmeißt dos Leternche!“

„Ja, ich erſetze den Schaden;“ ſagte der dicke Mann; „aber du rothbärtiger Judas biſt ein Blauſtrumpf!“

„Blauſtrumpf! wos iſt dos?“ rief der Jude. „Würd' ich bald hebben gor keene Strümpf uf de Gebeine, ſollt' ich büßen und zohlen für fremde Leut. — Nä, nä, dos gaiht nit!“

„Aber was wollen die Herren insgeſammt hier?“ fragte der Wirth.

„Geld holen,“ antwortete der Weinhändler. „Wir wurden geſtern beſtellt, uns dieſen Morgen hier einzufinden und Zahlung zu empfangen.“

„Von wem denn?“

„Vom Herrn Baron Rauſchling,“ rief das ganze Chor, und zeigte auf die nächſte Thür.

Medardus erſchrack; aber der Wirth lachte laut auf und ſagte: „Da hätten Sie früher aufſtehen ſollen! Der Herr Baron iſt ſchon gegen Mitternacht abgereiſt.“

„Wai! ah wai! wos ſind mer geworden betörkelt!“ kreiſchten die Juden und rauften ſich Bart und Perücken; die Chriſten wünſchten chriſtlich: der Baron möchte auf der Reiſe den Hals brechen; kurz, die ganze Geſellſchaft verließ mit lautem Verdruß den Platz, wo ſie beinahe zwei Stunden vor einem leeren Neſte gelauert, und ſich um das Vorzugsrecht der Befriedigung geſtritten und geſchlagen hatte.

„Wer iſt dieſer Baron Rauſchling?“ fragte Medardus ängſtlich den Gaſtwirth.

„Ich weiß nichts von ihm als ſeinen Namen;“ antwortete dieſer. „Er wohnte nur acht Tage bei mir. Aber ſeit einigen Jahren kommt er dann und wann nach Berlin, hält ſich Monate lang hier auf, und hat denn da die Bären angebunden, die eben die Treppe hinab brummten."

Der Doktor forſchte, um ſich nicht in der Perſon zu irren, nach der Geſtalt der freiherrlichen Naſe.

„Sie ſoll einmal lang geweſen ſeyn," antwortete der Wirth; „doch ein Duell, wie man ſagt, hat ſie verſtümmelt."

„Er iſt's, er iſt's!" ſprach Medardus für ſich, und fragte mit Bangigkeit: ob der Baron ein Frauenzimmer bei ſich gehabt habe? Das verneinte der Gaſtwirth. „Gott ſey Dank!" ſagte der Doktor, der ſeine vormalige Frau weder in dieſer noch in jener Welt wieder zu ſehen wünſchte. Er beruhigte ſich noch mehr, als er hörte, daß der Baron ſeinen Weg nach Norden genommen hatte. Dennoch hielt er es für möglich, daß der Abenteurer auf der nächſten Station umkehren, nach Berlin zurückkommen, und wohl gar die vielleicht in der Nähe ſich aufhaltende Lucinde mitbringen könnte: er ſtöberte deßhalb den Apotheker, der den Tumult verſchlafen hatte, aus dem Bette, ließ geſchwind anſpannen, und zog weiter nach Süden.

Indem er in den Wagen ſtieg, fuhr ein Reiſender vorbei. Dieſer ſetzte ſich flugs in den Kopf, der wunderſam gekleidete Mann ſey der bekannte Bauer Johann Adam Müller, aus der Gegend von Heidelberg, der eben damals ſeinen fruchtbringenden Pflug verlaſſen und ſich nach Berlin begeben hatte, um dort den todten Saamen ſeiner Weiſſagungen auszuſtreuen. Unglücklicher Weiſe machte der irrgläubige Paſſagier gerade denſelben Weg, den Fanny's Bräutigam vor ſich hatte, und verbreitete ohne weitere Unterſuchung in allen Gaſthöfen, der berühmte Prophet ſey ihm auf den Ferſen, um in ſeine Heimath zurückzukehren. Als nun unſre Reiſenden hinter Potsdam in ein Städtchen kamen, wo ſie übernachten wollten, umringte den Doktor vor dem Wirthshauſe eine Anzahl von Menſchen und fragte dringend: ob bald wieder Krieg werden würde? „Was weiß ichs?“ ſchnurrte er ſie an und wollte ins Haus gehen. Aber die Ringmauer der Neugierigen umſchloß ihn immer enger; und da er nicht über Krieg und Frieden mit der Sprache heraus wollte, hielt ihm ein Dutzend alte Weiber die flachen Hände vor's Geſicht, und bat flehentlich, daß er ihnen daraus wahrſagen möchte. „Zum Teufel! ich bin ja kein Zigeuner,“ rief er wild, und ſetzte ſich mit ſolcher Gewalt in Freiheit, daß einige der Mütterchen, die ihn traulich umklammert hatten, zu Boden fielen. Darüber gerieth das Volk in Aufruhr. „Grober Bauer!“ ſchimpften hundert Stimmen, und Erdſchollen und Steine flogen ihm nach. Die meiſten Bomben aber trafen den Apotheker, der ihm wie ein treuer Schildknappe den Rücken deckte.

„Iſt das Volk hier närriſch?“ ſagte der Doktor, als ſie in der ihnen geöffneten Stube eine Freiſtätte gewonnen hatten. „Wären wir doch bald wie der heilige Stephanus geſteiniget worden: O Fanny, Fanny, was leid' ich für Dich!“ —

Der Wirth brachte ihnen Abendeſſen und dazu ein Paar kleine weiße Brode. Hungrig brach der Doktor eins auf; es war beinahe ganz hohl. „Das wird mich nicht ſatt machen,“ ſprach er.

Der ſchalkiſche Wirth, der als ein Ungläubiger und Freigeiſt im Städtchen verſchrien war, ſah lächelnd hin und ſagte: „Es iſt doch wunderbar, daß gerade Ihnen dieſes Prophetenbrod zufiel!“

„Prophetenbrod? — Wie ſoll ich das verſtehen?“

„Nun, ich meine, weil es ſo hohl iſt, wie die Weiſſagungen der neuen Propheten.“ —

„Was geh'n die mich an?“ fragte Medardus; und da kam es denn endlich heraus, daß ihn jener Reiſende, der einige Stunden vorher im Gaſthofe geweſen war, als den Propheten Müller angemeldet hatte. Das verdroß ihn höchlich und er ſeufzte wieder: „O Fanny, Fanny, was leid' ich für Dich!“

Er richtete ſeine Reiſe nun ſo ein, daß er am hellen Tage den Wagen ſo wenig als möglich verließ, und erſt nach eingebrochener Dunkelheit in den Nachtherbergen eintraf. Deſſen ungeachtet fand er noch hier und da Leute, die an der Thür des Gaſthofes auf den ländlichen Propheten lauerten. Er war aber immer gleich beim Ausſteigen ſein eigener Herold und rief mit ſtarker Stimme: „Ich bin Doktor Medardus von Memel!“ Da ließ man ihn unangefochten.

So kam er glücklich bis in die Gegend von Erfurt, wo er einige Tage ausruhen und verſuchen wollte, ob er vielleicht von Röschen Schwan, die ihre früheſte Jugend dort verlebt hatte, etwas erfahren konnte. Aber es war kein gutes Vorzeichen, daß einige hundert Schritte vor dem Thore der alte ruſſiſche Wagen plötzlich der langen Reiſe überdrüſſig ward und mit gewaltigem Krachen zerbrach. Die beiden Inwohner, die gegen hundert und fünfzig Meilen friedlich zurückgelegt hatten, ſtießen ſo fürchterlich mit den Köpfen zuſammen, daß ihnen ſchier Hören und Sehen verging. Am übelſten kam der arme Apotheker dabei weg. Der Wagen zerfiel auf ſeiner Seite; ſein ſchwerer Nachbar ſchoß ihm wie ein Bergſturz auf den Leib, und dennoch wandte der freundliche Mann den wenigen Athem, der ihm in dieſer Preſſe zu Gebote ſtand, zu Höflichkeitsbezeugungen an. Er betheuerte, daß er ſich ſehr glücklich ſchätze, nicht auf den verehrten Freund gefallen zu ſeyn, ſondern ihm vielmehr zu einem weichen Polſter gedient zu haben. Der gute Narr wollte ſich auch, da ſie den Wagen ausräumen und zu Fuß in die Stadt einziehen mußten, des Doktors Gepäck aufladen; er ſank aber faſt ſchon unter dem ſeinigen zuſammen: der arkadiſche Schäfer mußte daher ſeinen Mantelſack ſelbſt tragen. Es war noch heller Tag; und obgleich das Gerücht von des Propheten Ankunft nicht bis nach Erfurt geflogen war, ſo erregte doch des braunen Pilgers abenteuerliche Tracht viel Aufſehen. Die liebe Jugend zog in Schaaren neben ihm her und machte ſich mit deutſcher Freimüthigkeit und Derbheit über ihn luſtig. Er enthielt ſich, durch Schelten das Weſpenneſt zu ſtören, und ſang nur innerlich ſein altes Lied: „O Fanny, Fanny, was leid' ich für Dich!"

Der kranke Wagen ward von allen herbei gerufenen Wagenärzten für unheilbar erklärt, und um einen billigen Preis war kein geſunder zu haben. „Ein Nimmerſatt überbietet den andern!" ſagte Paul, als er die Stadt durchlaufen hatte. „Wer wird ſo viel Geld für einen Kaſten hinwerfen, der uns vielleicht morgen wieder unter dem Leibe zerbricht! Ich ſchaffe für die Hälfte ein drittes Pferd nebſt den nöthigen Sätteln, und ſo reiten wir gemächlich die dreißig oder vierzig Meilen, die noch vor uns liegen. Unſere zwei Pferdchen gehen ſanft wie eine Wiege, und ſind ſo verſtändig und fromm, daß ſie ein Kind an einem Faden lenken könnte. Alſo werden ſich doch die Herren nicht fürchten, ſie zu beſteigen."

„Was fürchten!" verſetzte der Doktor. „Ich fürchte mich mehr vor dem theuren Wagenkauf, als vor dem Reiten. Aber wie ſtehts mit Ihnen, Herr Licentiat?"

Skrupel entfärbte ſich zagend, war aber aus angeborner Höflichkeit ſofort willig, zu Pferde zu dienen. „So gefallen mir die Herren!“ ſagte Paul und eilte fort, den Roßhandel zu ſchließen.

Während der Zeit forſchte der Doktor nach Röschens Pflegeältern; ſie waren aber ſchon vor vielen Jahren geſtorben, und man erinnerte ſich ihrer kaum noch in dem Hauſe, wo ſie gewohnt hatten. Traurig über den Verluſt ſeiner letzten Hoffnung, eine Spur ſeiner Jugendfreundin zu finden, kam er in den Gaſthof zurück. „Grämen Sie ſich nicht, theuerſter Gönner!“ ſagte Skrupel. „Denken Sie an die ſchöne Fanny und an die Worte eines berühmten Dichters:

Es küßt ſich ſo ſüß die Lippe der zweiten,
Als kaum ſich die Lippe der erſten geküßt.“

„Sie ſind ein ſchlauer Tröſter!“ ſchmunzelte Medardus. „Ich kann freilich das liebe Märchen, das mir von meinem böſen Weibe entriſſen wurde, nie vergeſſen, aber Fanny wird mirs erſetzen.“

Und mit ritterlichem Muthe beſtieg er am nächſten Morgen ſeinen Gaul. Der Apotheker, dem kein Liebchen entgegen ſah, kletterte verdrießlich, doch mit einer heitern Maske, in den Sattel. Paul rieth ihnen, den erſten Tag nur zwei Meilen im ſanften Schritte zu reiten, und ſie ſelbſt waren auch nicht geſonnen, ein weiteres Ziel zu erjagen. Sie zogen Anfangs äußerſt bedächtig und ſtumm neben einander her, oder liſpelten nur einzelne Sylben: denn ſie ſchienen zu befürchten, daß ſie ſich durch lautes Sprechen aus dem Gleichgewichte bringen möchten, wie in den Alpengegenden bisweilen ein ſchwacher Schall den Sturz einer Lawine bewirkt. Als ſie aber ſahen, daß ſie leidlich fortkamen, ließen ſie der Junge freien Lauf. Skrupel rühmte des Doctors gute Haltung zu Pferde; Medardus war durch Gegenlob erkenntlich: ſie glichen verbrüderten Schriftſtellern, die einander wechſelsweiſe in gelehrten Blättern weidlich herausſtreichen. Wie aber mancher Unverbrüderte darüber lächelt, ſo lachte auch der kunſterfahrene Paul ins Fäuſtchen und dachte: Schweigt doch, ihr Schächer! — Dagegen genoſſen ſie einige Verehrung von den ihnen begegnenden Landleuten, die den ernſthaften Medardus für einen berühmten Wurmdoctor und den freundlichen Licentiaten — der ein Kleid von gelbem Nankin und eine rothe Mütze trug — für ſeinen luſtigen Diener anſahen, und ſich freuten, ſie beim nächſten Jahrmarkte auf einer Schaubühne zu finden.

Am folgenden Tage hatten die Ritter ihre Herberge noch nicht lange verlaſſen, als ſie auf einem Blachfelde neben der Heerſtraße eine zu Waffen- und Roßübungen ausgerückte Reiterſchaar erblickten. Sie freuten ſich weniger darüber, als ihre Klepper, die alsbald die Köpfe muthig hoben, die Ohren ſpitzten und ihre ehemaligen Kriegskameraden wiehernd begrüßten. Das Regiment, das Anfangs in einzelne Haufen getheilt war und verſchiedene Schwenkungen machte, zog ſich, als ſie näher kamen, plötzlich zuſammen, die Trompeten ſchmetterten, und donnernd flog es über die Ebene hin. Da fuhr der Satan in die Roſſe der lateiniſchen Reiter. Unaufhaltſam gingen ſie durch, ſetzten über den Graben und ſtürzten den Reiſigen nach. Des Doctors Hut und Perücke und Skrupels Mütze verließen, wie abtrünnige Freunde in der Noth, ſchon dießſeits des Grabens ihre bedrängten Herren, die ſich muth- und bügellos Gott und ihren Sattelknöpfen empfahlen. Vorwärts liegend und geſpreizt wie Fröſche, folgten ſie dem Sturmfluge der Reiterei, bis „Halt!“ gerufen ward. Indeſſen hatten die beiden tollköpfigen Renner das Regiment eingeholt und ſchloſſen ſich, als ob ſie dazu gehörten, an den linken Flügel an. Der nächſte Offizier bemerkte den ſonderbaren Zuwachs und ſagte lachend: „Sieh da, ein Paar Freiwillige!“

„Ja, wenn Sie unſere Pferde meinen, da haben Sie Recht!“ murmelte Medardus.

Jetzt kam Paul, mit den verlorenen Kopfdeckeln in der Hand, keuchend zu Fuß, weil ſein dummes, weder von Muth noch Ehrtriebe beſeeltes Bauernpferd den ihm zugemutheten Ritterſprung über den Graben hartnäckig verweigert hatte. „O, du Unglücksmenſch!“ fuhr ihn der Doctor an. „Verſuchs nur noch einmal, mich zum Reiten zu beſchwatzen! Wir haben auf den Mähren, die Du uns als fromm und verſtändig anrühmteſt, faſt den Hals gebrochen, und nun ſtehn ſie hier wie eingewurzelt. Hilf uns von dannen!“

Paul ſchob ſich raſch zwiſchen die beiden alten Sünder, faßte ſie rechts und links an den Zäumen, und zerrte ſie wieder nach der Straße hin. Dieſe Heimführung, bei welcher ſich die Ritter von der traurigen Geſtalt ganz unthätig verhielten, ward von den luſtigen Kriegsmännern laut belacht und bewitzelt; aber Medardus ſtöhnte leiſe: „O Fanny, Fanny! was leid' ich für dich!“

Als ſie am Graben abgeſtiegen waren, ſprach er zum Apotheker: „Wir wollen uns nun vom Pferde auf den Eſel ſetzen, nämlich auf die öffentliche Poſt, die ich darum ſo nenne, weil ihre ſchmalen, bretternen Sitzbänke mit dem harten Rücken eines hölzernen Strafeſels viel Aehnlichkeit haben.“

„Wohl wahr!“ erwiederte Skrupel. „Das bedächtige

Fuhrwerk geht aber nicht mit uns durch. Es dünkt mich daher ſehr weiſe, davon Gebrauch zu machen."

Sie wanderten nach dem nächſten Städtchen. Paul folgte mit den Packpferden, und erhielt Befehl, bis auf weitere Verordnung daſelbſt zu bleiben. Nach einigen Ruheſtunden begaben ſich die Herren in's Poſthaus, beſtiegen die eben abgehenden hölzernen Eſel, und ritten darauf bis Frankfurt. Hier wollte ſich der Licentiat trennen; der Doctor bat aber um ſeine Geſellſchaft bis Heidelberg, weil er ihn dort als Geſandten an Fanny — er wollte nicht ſagen: als anmeldenden Bedienten — zu brauchen wünſchte. Der gefällige Mann weigerte ſich keinen Augenblick. Er that nur, indem umgeſpannt wurde, einen Sprung zu ſeinen Verwandten, und ſetzte dann die Reiſe mit fort. In den Morgenſtunden des folgenden Tages kamen ſie in Heidelberg an, und traten im Baden'ſchen Hofe ab.

6.

Ausgang des Traumes.

„Gott ſey Dank!" rief Medardus. „Da ſteh' ich denn endlich an der Himmelsthüre, wo mir der Verluſt eines geliebten Mädchens, die Foltern einer unglücklichen Ehe, und die Drangſale einer langen, mühſeligen Reiſe vergütet werden ſollen."

„Ich wünſche von Herzen, daß es geſchehe!" ſprach der Apotheker. „Wenn nur nicht etwa — —" Er verſchluckte, was er noch ſagen wollte.

„Sie wollen mir wohl einen Floh in's Ohr ſetzen?" ſagte der Doctor. „Sie denken, weil Sie Skrupel heißen, müſſen Sie ſich einmal ſkrupulös zeigen. Leiten Sie doch lieber ihren Namen von dem Apothekergewicht Skrupel her, und haben Sie einen ſo leichten Drittelquentchenſinn, als ich! — Der Traumgott iſt mein alter Freund; ich weiß, wie ich mit ihm ſtehe. Er hat mich noch nie getäuſcht, und wird nicht erſt heute damit anfangen. Rüſten Sie ſich alſo, wenn ich bitten darf, zur Geſandtſchaft an Fanny.“

Der Licentiat legte ſein gelbes Schmetterlingsgewand, das auf dem Poſtwagen ſehr unſcheinbar geworden war, hurtig ab, und bekleidete ſich mit einem feinen ſchwarzen Rocke. Während der Zeit ſchrieb der Doctor mit möglichſter Zierlichkeit auf eine Karte: „D. M. v. M. meldet ſeine glückliche Ankunft, und erſucht um Beſtimmung der Stunde, wenn er der ſchönen Fanny aufwarten darf.“ — Skrupel, indeſſen fertig geputzt, bat um Verhaltungsbefehle. „Geben Sie dieſes Blatt,“ ſagte Medardus, „in der auf Fanny's Karte bezeichneten Wohnung ab, und erwarten Sie Antwort! Nennen Sie aber meinen Namen nicht, und ziehn Sie mit guter Art den Kopf aus der Schlinge, wenn man Sie etwa über meine Geſtalt oder mein Alter ausfragen will.“ —

Um der Geſandtſchaft mehr Glanz zu geben, fuhr der Licentiat in einem Miethwagen aus. Er klopfte ſäuberlich an die rechte Thür; ſie ward ihm von einem Dienſtmädchen geöffnet. Er fragte, ob er das Vergnügen haben könne, Fräulein Fanny zu ſprechen. Da kam eine alte, dicke Dame, die das Anbringen im Zimmer gehört hatte, eilig gewackelt, nöthigte ihn hinein und ſagte: „Hab' ich vielleicht das Vergnügen, den längſt von Fanny erwarteten Herrn D. M. v. M. vor mir zu ſehen?“ — „Ich bin's nicht ſelbſt,“ erwiederte Skrupel, aber ich komme von ihm!“ — „Alſo wahrſcheinlich ſein Kammerdiener?“ — Er antwortete mit einer zweideutigen Verbeugung. Die Alte zog ihm die Anmeldungskarte haſtig aus der Hand, las ſie und ſagte: „Der Engel wohnt nicht hier; aber mein Mädchen ſoll ſchnell hinlaufen und Antwort zurück bringen. Nehmen Sie indeſſen Platz!“

Das Mädchen ſchoß fort. Die Alte war mit dem vermeinten Kammerdiener allein. Sie ſetzte ihm Wein vor, bot ihm aus ihrer Schnupftabacksdoſe, der ſie ſelbſt fleißig zuſprach, eine Priſe um die andere an, und als ſie ihn mit allen dieſen Höflichkeiten ſattſam beſtochen zu haben glaubte, nahm ſie ihn über den Herrn v. M. — denn ſie vermuthete hinter dieſen Buchſtaben einen tüchtigen Edelmann — ſcharf ins Verhör. Der ehrliche Licentiat war gezwungen, ſich gegen das Heer von Fragen, das auf ihn einſtürmte, mit einer Nothlüge zu verſchanzen. Er gab vor: er ſey erſt in Frankfurt am Main in des Herrn D. M. v. M. Dienſte getreten, und ihm ſey daher nicht einmal deſſen Name, geſchweige die Zahl und Lage ſeiner Güter bekannt. Damit mußte ſich die fragſelige Matrone abſpeiſen laſſen.

Nach einer ängſtlichen Viertelſtunde kam das Mädchen mit der Antwort zurück: Fanny ſey über des Herrn v. M. glückliche Ankunft höchſt erfreut, und erwarte Nachmittags um fünf Uhr ſeinen Beſuch in ihrem freundlichen Garten vor dem Mannheimer Thore. Skrupel ließ ſich den Weg dahin genau bezeichnen, warf ſich wieder in den Wagen, und erſtattete im Baden'ſchen Hofe ſeinen Geſandtſchaftsbericht.

„Sehen Sie, wie alles eintrifft!“ jubelte Medardus. „Der Garten, wo mich Fanny empfangen will, iſt die arkadiſche Landſchaft, die ich im Traume ſah. Nun leb' ich und ſterb' ich darauf, daß auch Fanny ganz das Engelsbild ſeyn wird, das mir dort erſchien. — O Licentiat, was bin ich für ein glücklicher Mann!"

Aber im Momente dieſer Entzückung fielen ihm ſein Hut und Stutz in die Augen, und mit finſterm Geſichte fuhr er ſie an: „Dürft' ich euch doch vernichten, ihr Scheuel und Gräuel! — ihr widrigen Andenken eines verhaßten Weibes! — Aber ein Eid bindet mir die Hand, und ich muß mich am ſchönſten Tage meines Lebens von euch verunſtalten laſſen. — Ach, was wird Fanny vor mir erſchrecken!" —

„Erlauben Sie, das glaub' ich nicht:" ſprach der Licentiat. „Fanny ſaß ja ſchon im Traume neben Ihnen, und Sie waren damals nicht anders gekleidet."

„Herr," rief Medardus, „Sie wollen mich ſchrauben; doch wider Ihren Willen hatten Sie einen recht tröſtlichen Einfall. Es iſt allerdings ſo, wie Sie ſagen. Ich rief von Deutſchland's ſchönen Töchtern diejenige auf, der in den Morgenſtunden des erſten Aprils etwas Aehnliches, wie mir geträumt habe — Fanny trat hervor — alſo ſah ſie mich unſtreitig eben ſo klar, als ich ſie. — Nun bin ich ruhig."

Gegen fünf Uhr ging er mit dem Licentiaten nach Fanny's Garten. „Spazieren Sie ein Weilchen hier herum," ſprach er vor der Thüre; „ich werde Sie, wenn die erſten Begrüßungen vorbei ſind, hinein rufen."

In der linken Hand den Hut, in der rechten Fanny's Karte, trat er mit zierlichem Anſtand in den Garten. Zwei Frauenzimmer, deren Geſichtszüge ſeinen ſchwachen Augen nicht deutlich waren, kamen ihm aus einer etwas entfernten Laube entgegen. Sie hatten aber kaum zehn Schritte gethan, als eine derſelben plötzlich mit einem lauten Schrei der andern in die Arme fiel. Er eilte hin, wollte hülfliche Hand bieten, und fuhr mit Entſetzen zurück, denn die Ohnmächtige war — Lucinde.

„Was iſt Ihnen, mein Herr?“ ſagte die uns ſchon bekannte dicke Dame, die Lucinden in den Armen hielt: „Kommen Sie doch her und helfen Sie mir die arme Fanny nach der Laube bringen.“

„Wie? das ſoll Fanny ſeyn?“ — rief er wild und drückte den Hut auf den Kopf. „Dieſe alte, jugendlich gemalte Buhlerin wollte das Himmelsmädchen vorſtellen, das ich im Traume ſah? — Welch dummer Verſuch, einen ehrlichen Mann zu betrügen!“ —

Indeſſen war es der dicken Dame gelungen, die verſtellte Kranke, die ſich ihrer Füße recht gut hätte bedienen können, in die Laube zu tragen. Kaum war ſie der Bürde los, ſo trat ſie mit eingeſtemmten Armen vor den Doctor und ſagte heftig: „Schweigen Sie von Betrug, mein Herr, und greifen Sie in Ihren eigenen Buſen! Ich ahne, wer Sie ſind; ich erinnere mich ſogar, Ihre merkwürdige Figur vor Zeiten geſehen zu haben. — Aber nach Ihnen, mein Herr, hat meine Freundin gar nicht geangelt! — Ihr träumte vor einigen Monaten, daß ſie mit einem ſchönen, jungen Edelmanne den Bund der Liebe ſchließe. Mußten wir alſo nicht glauben, daß er es ſey, der kurz darauf unter den Buchſtaben D. M. v. M. eine geträumte Braut ſuchte? — Folglich waren Sie es, mein alter, unſchöner Herr, der uns täuſchte, indem Sie ſich anmaßten, ſich durch dieſe Buchſtaben ein adeliges Anſehen zu geben.“

„Das lügt der Teufel aus Ihnen!“ fuhr er auf. „D. M. v. M. heißt Doctor Medardus von Memel, und das iſt mein Name und mein Wohnort.“

Sie machte ihm eine höfliche Verbeugung, deren Erwiederung er ſchuldig blieb. Dennoch zwang ſie ſich zu einer holdſeligen Miene und ſagte: „Was ſtreiten wir über eine geſchehene Sache? Da Sie nun einmal hier ſind, mein werther Herr Doctor, ſo läßt ſich meines Bedünkens der verworrene Handel am beſten ſchlichten, wenn Sie Lucinden die begangenen Fehltrittchen verzeihen und ſich auf's neue mit ihr verbinden.“

Er lachte grimmig und belegte die Friedensräthin mit ſo empfindlichen Namen, daß ſie darüber ganz außer ſich gerieth. Sie ſprang wie ein Tiger auf ihn los, und mit allen zehn Fingern, die ſich zu Krallen krümmten, fuhr ſie ihm nach den Augen. Er zog ſich mit vorgeſtrecktem Stocke zurück; ſie verfolgte ihn Sprung auf Sprung, jagte ihn ſo aus dem Garten und warf die Thür hinter ihm zu.

„Himmel! was begab ſich?“ fragte der Licentiat. „Warum wurden Sie aus Arkadien vertrieben?“

„Ein ſchönes Arkadien!“ rief Medardus. „Ich reiſ'te zweihundert Meilen, um hier unter dem Namen Fanny die ſchändliche Lucinde zu finden.“

Der Licentiat erſtarrte dermaßen, daß ihm die Stimme verſagte. Deſto redſeliger ſchalt Jener auf dem Wege nach der Stadt ſeinen Unſtern, daß ihn der Traum am erſten April ſo heillos in den April geſchickt hatte.

Sie waren nicht weit vom Thore, als zwei junge Frauenzimmer, denen ein kleiner Jokei folgte, bei ihnen flüchtig vorbei huſchten. „Gott! mein Traumbild!“ — rief Medardus und eilte den Frauenzimmern nach. Er holte ſie ſchnell ein, grüßte ſie und bat das ſchönſte der beiden Mädchen, das ganz das Abbild ſeiner arkadiſchen Geliebten war, um Geſtattung eines Beſuchs, den er, wegen einer höchſt wichtigen Angelegenheit, je eher je lieber abzulegen wünſche. Die junge Schöne erſchrack, ſah ihn mit großen Augen an, ergriff ihre Freundin am Arme und floh mit Angſt und Zittern, weil ſie ihn, wegen ſeiner grotesken Tracht und ſeltſamen Anrede, für einen Wahnſinnigen hielt. Er, dadurch nicht abgeſchreckt, trabte friſch neben ihr her. Der Jokei, ein muthiger Junge, trat als Beſchützer ſeiner Herrin auf, gebot ihm, ſich zu entfernen, und da er nicht Folge leiſtete, verſuchte der kleine Mann, ſeine Worte durch Rippenſtöße geltend zu machen. David und Goliath kämpften mit einander durch's Thor, die nächſte Straße hinauf, und bis vor das Haus, wo die Frauenzimmer hineinſchlüpften. Hier aber behielt der Stärkere die Oberhand, und ſtürmte, ungeachtet ihn Davidchen aus Leibeskräften am Rocke hielt, ins Haus hinein, die Treppe hinauf, und mit den fliehenden Mädchen zugleich in ein Zimmer.

„Mutter, Hülfe, Hülfe!“ ſchrie die Verfolgte.

Schnell erſchien, aus einem Nebenzimmer kommend, eine junge wohlgebildete Frau, der man kaum ein Alter von dreißig Jahren anſah. Sie hob beim Anblick des braunen Mannes mit Erſtaunen beide Hände empor und rief mit bebender Stimme: „Iſt's möglich? — Seh' ich recht? — Herr Doctor Medardus!“ —

Er ſtarrte ſie einen Augenblick an, trat näher und ſchrie auf: „Röschen! — Röschen Schwan!“ —

„Ja, ich bin's!“ ſagte ſie weichmüthig, und er drückte ſie mit ſtürmiſcher Freude an ſeine Bruſt.

Als die heftig bewegten Herzen etwas ruhiger geworden waren, begegneten ſich von beiden Seiten Fragen auf Fragen nach den erlebten Schickſalen, ſeit der Trennung in Leipzig. Es erhob ſich ein freundlicher Streit, wer zuerſt die Neugier des Andern befriedigen ſolle. Medardus bequemte ſich dazu. Er bat nur um Erlaubniß, daß er zuvor ſeinen abhanden gekommenen Reiſegefährten, der vermuthlich an der Hausthüre ſchildern werde, herauf rufen dürfe. Das ward zugeſtanden. Er ging hinab, fand den verlorenen Mann und rief: „Hier herein, mein wackerer Kompan! Hier iſt Arkadien.“

Nachdem der Licentiat eine überflüſſige Menge von Reverenzen oben gemacht hatte, erzählte Medardus ſein Abenteuer drollig genug, und bereitete damit ſeiner Freundin ein herrliches Lachfeſt.

Er fragte nachher, ob ſie von Lucindens bisherigem Lebenslaufe unterrichtet ſey.

„Nur Stückwerk weiß ich davon,“ antwortete ſie. „Baron Rauſchling verließ ſie nach einigen Jahren; ſie hatte dann verſchiedene flüchtige Verbindungen mit andern Männern, zog auch lange Zeit als wandernde Schauſpielerin in der Welt herum. Jetzt iſt ſie — in Geſellſchaft der ebenfalls von ihrem Manne geſchiedenen Kriegsräthin Rummel, die Ihnen heute die Augen auskratzen wollte — eine irrende Glücksritterin, und machte daher bei Gelegenheit des von Ihnen erlaſſenen Aufrufs an Deutſchlands Schönen raſch den Verſuch, einen neuen Verehrer — oder wenigſtens Ernährer — zu erobern. Es wundert mich nur, lieber Doctor, daß Ihre Handſchrift auf der Anmeldungskarte die verſchlagene Frau nicht ſtutzig gemacht und abgeſchreckt hat, die Komödie bis zum letzten Auftritte zu ſpielen.“

„Meine Hand hat ſich ſeit zwanzig Jahren ganz verändert,“ antwortete Medardus. „Ich hatte mich überdieß wider meine Gewohnheit der Schönſchreiberei befliſſen, um mich dadurch der vortrefflichen Fanny zu empfehlen. — Doch kein Wort weiter von der Landſtreicherin! Ich bitte nun, liebe Freundin, um Ihre eigene Geſchichte.“

„Die Hauptbegebenheiten derſelben kann ich mit wenigen Worten umfaſſen,“ ſagte ſie. „Lucinde verhandelte mich während Ihrer Abweſenheit an eine Frau von Wieden aus Frankfurt am Main, die ſich damals in Leipzig aufhielt und mit zur Genoſſenſchaft der Kriegsräthin Rummel gehörte. Ich erfuhr dieſen Sclavenhandel erſt am Morgen des Tages, an welchem ſie nach Frankfurt zurückkehrte. Da mußte ich meine Kleider ſchnell zuſammenpacken; eine Stunde nachher ſaß ich ſchon neben ihr im Wagen, und das gute Leipzig lag hinter mir.

„Sie behandelte mich gütig; ſie ging mit mir wie mit einer Freundin um; doch ließ man mich bei Tag und Nacht keinen Augenblick allein. Ich ward, wie ich bald merkte, mit Vorſatz ſo ſcharf beobachtet, um mir die Abſendung eines Briefes unmöglich zu machen. Darum konnte ich Ihnen, ſo oft ich es auch verſuchte, keine Nachricht von mir geben.

„Als ich mich ein halbes Jahr in dieſer Gefangenſchaft befunden hatte, bewarb ſich Emmerich, ein braver junger Mann, um meine Gunſt, und ward nach Ueberwindung vieler Hinderniſſe, die uns theils ſeine Verwandten, theils Frau von Wieden in den Weg legten, mein Gatte. Wir bezogen ſein ſchönes, vier Meilen von hier liegendes Landgut und lebten häuslich froh. Die Geburt meiner Emma, die vorhin Ihr Leitſtern in dieſes Zimmer war, erhöhte unſer Glück. Aber es dauerte leider nur zwei Jahre; dann ward ich Wittwe.“

„Wittwe?“ — rief der Doctor, und ein Strahl der Freude flog etwas unſchicklich über ſein Geſicht. „Haben ſich aber wohl wieder verheirathet?“ ſetzte er zaghaft und leiſe hinzu.

„Nein!“ antwortete ſie.

„Das freut mich!“ ſprach er ſchnell, und ward nach dieſer Uebereilung blutroth.

Sie ſtellte ſich, als hätte ſie weder ſeinen Beifall, noch ſein Erröthen bemerkt.

„Ich und meine Tochter,“ fuhr ſie fort, „bewohnen im Sommer das uns vererbte Gut, und beſuchten jetzt nur auf einige Tage unſer Winterhaus, um verſchiedene kleine Geſchäfte zu beſorgen. Es iſt daher ein ſehr glücklicher Zufall, daß dieſer Ausflug in die Stadt gerade mit Ihrer Anweſenheit in Heidelberg zuſammentrifft; ſonſt hätten wir uns wohl in dieſer Welt nicht wieder gefunden.“

Gelobt ſey das gütige Schickſal, das meinen liebſten Wunſch erfüllte!“ ſagte Medardus.

Während dieſer Geſpräche hatte Emma in einem andern Zimmer den Abendtiſch beſtellt, und meldete jetzt ihrer Mutter, daß er bereit ſey. Frau Emmerich führte ihre Gäſte zur Tafel und füllte die aufgeſtellten grünen Römer mit köſtlichem Rheinweine. Der Licentiat koſtete mit Andacht davon und ſagte: „Ach! dieſer Nektar erinnert an das Sprüchlein:

„Vinum Rhenense
Est decus et gloria mensae.“

„Ja, mein Freund,“ fiel der Doctor ein, „hier iſt ein anderes Leben, als in Memel.“

„O, ſcheiden Sie doch nicht unfreundlich von der guten Stadt!“ entgegnete Skrupel; „denn Sie wenden ſich doch nicht wieder dahin.“

„Ha, ein neuer Prophet!“ ſagte der Doctor. „Hans Adam Müllers Nachbarſchaft ſteckt Sie an. Ich wünſche nur, daß Ihre Weiſſagung nicht ſo hohl ſey, wie das Prophetenbrot im Städtchen bei Potsdam.“ —

Die junge Wittwe ſah bei dieſen dunkeln Wechſelreden, deren Beziehung ſie aber leicht errieth, ſchweigend auf ihren Teller. Sie lenkte das Geſpräch auf andere Gegenſtände, und des Doctors Loos war noch unentſchieden, als er ſich nach aufgehobener Tafel mit ſeinem Gefährten in den Gaſthof begab.

Am folgenden Morgen ging er allein auf die Heirath, und kam nach einigen Stunden höchſt vergnügt zurück. „Skrupel, Sie ſind ein wackerer Prophet!“ rief er aus: „Ich gehe nicht wieder nach Memel. — Die alte Liebe hat nicht geroſtet; Röschen wird meine Frau. — Sie iſt freilich ſeit dem Tage, da ſie in Leipzig auf meinem Schooße ſaß, zwanzig Jahre älter geworden! aber ſie gefällt mir noch wie damals, und ſchickt ſich fein für meine Jahre. — Sehen Sie, Freund, ſo hat mich mein arkadiſcher Traum am Ende doch nicht betrogen. Ich bin nun mehr als jemals ein gläubiger Träumer und ſchußfeſt gegen allen Spott: denn die jetzige Welt, die ſelbſt ſo viel von überſinnlichen Dingen träumt, wird mich mehr loben, als tadeln.“

IV.

Das beſchützte Bild.

1.

In einem fernen Land lebte vor alter Zeit ein junger Ritter, Namens Landolin, der mehr zu einem arkadiſchen Schäfer, als zu einem Kriegshelden geboren ſchien. Es machte ihm kein Vergnügen, mit andern Jünglingen ſeines Standes nach dem Ringe zu rennen oder Lanzen zu brechen: er ſpielte lieber die Zither und ſang Lieder dazu, wie ſie ihm auf der Stelle ſein Herz eingab. Der Inhalt derſelben war die Liebe, die von Rechts wegen alle Lieder beſeelen ſollte; denn ohne ſie iſt jeder Geſang ein tönendes Erz und eine klingende Schelle.

Der ritterliche Sänger liebte vor der Hand nur ein ſchönes Traumbild, das ihn oft im Schlafe beſuchte, zärtlich mit ihm koſte, aber niemals entdeckte, wo es leibend und lebend zu finden ſey. Darüber ſeufzten und klagten ſeine Minnelieder. Endlich war er auf eine wunderbare Weiſe ſo glücklich, ſeine lieblichen Träume ausgeben zu ſehen. Wie ſich das begab, das ſoll der Leſer zu gehöriger Zeit erfahren.

Ein Saal in Landolins alter Burg, die er, nach frühzeitigem Hintritt ſeiner Eltern, einſam bewohnte, war den Bildniſſen ſeiner Ahnen gewidmet. Geharniſchte Männer blickten ernſt und muthig von den Wänden herab. In ihrer Mitte ſah man eine fremde Geſtalt, die das Anſehen eines ehrwürdigen Prieſters hatte, und daher unter jene weltlichen Helden nicht zu gehören ſchien. Es war ein alter Mann, mit langem ſchneeweißem Barte, in ſchwarzer morgenländiſcher Tracht. Landolin betrachtete dieſes Bild von Jugend an mit Ehrfurcht und nahm es eines Tages lebhaft in Schutz, als es einige junge Wildfänge, die ihn beſuchten, muthwillig mißhandeln und vernichten wollten. Er ward wegen dieſer ernſten Abwehr von einem der Bildſtürmer zum Zweikampf gefordert und gerieth durch ſchwere Wunden in Lebensgefahr. Dennoch widerſtand er auch in der Folge jeder Anmuthung, den unbeliebten Greis aus der Reihe ſeiner Väter zu entfernen.

Einsmals aber, da er ſich auf einer Reiſe befand, hatte ſein Burgwart den Einfall, das auch ihm verhaßte Bild feindlich anzutaſten und in eine dunkle Kammer zu verweiſen. Er wollte, wenn es über kurz oder lang vermißt würde, gegen ſeinen Herrn vorgeben: es ſey einmal bei nächtlicher Weile abhanden gekommen, ohne daß er wiſſe, wohin es der böſe Feind oder ein Zauberer entführt habe. Aber in der folgenden Nacht hörte er im Saale ein Gepolter, und den Morgen darauf ſah er mit Erſtaunen, daß einer von Landolin's Ahnherren, der Ritter Odo, deſſen Bildniß ſeit undenklicher Zeit ſeinen Platz neben jenem Gemälde gehabt hatte, von der Wand verſchwunden war. Erſchrocken lief er in die Rumpelkammer, wohin er den langbärtigen Prieſter verbannt hatte, und fand dort die alten Nachbarn neben einander. Mit Grauſen trug er ſie in den Ritterſaal zurück. Herr Odo ließ aber die Sache nicht ungeahndet. Er beſtrafte den unbefugten Quartiermeiſter unter Weges mit ſo gewichtigen Ohrfeigen, als hätte ihm Götz von Berlichingen ſeine eiſerne Hand zu dieſem Geſchäfte geliehen.

Odo's ſo wunderſam bewieſene Neigung zu dem Greiſe, deſſen Namen niemand zu nennen wußte, erklärte folgende alte Familienſage.

Herr Odo war ein wüſter Mann,
Der böſer Thaten viel begann.
Er band ſich nicht an Treu' und Glauben,
Beritt den Heerweg, um zu rauben;
Auf Saaten tobte ſeine Jagd,
Und ward ein Widerſpruch gewagt,
So ſtreckt' er noch des Landmanns Heerde,
Gehetzt mit Hunden, todt zur Erde.

Einsmals, bei ſo verruchter That,
Stand plötzlich, wie ein Geiſt ſich naht,
Bei ihm ein fremder greiſer Mann
Und redet ihn mit Sanftmuth an:
„Was thaten dir die frommen Schafe?
Halt ein, daß nicht dein Gott dich ſtrafe!“

Doch Odo lachte frech darob;
Drauf ſeinen Stab der Greis erhob,
Und ſprach, zum Felde hingewandt,
Ein Wort, das Jener nicht verſtand;
Und als er kaum dieß Wort geſagt,
Erſtarrte flugs die wilde Jagd;
Die Hunde ſchienen all' zu Stein
In einem Nu verwünſcht zu ſeyn.

„Verdammter Graubart! Höllenſohn!“
Rief Odo: „Da! nimm deinen Lohn!“
Er ſchwang ſein Raufſchwert nach dem Alten,
Doch deſſen Haupt blieb ungeſpalten.

Der Arm, der raſch das Schwert gefaßt,
Starrt' in die Luft hin wie ein Aſt,
Und ließ ſich im gezwungnen Schweben
Kein Haar breit ſenken oder heben.

Als jetzt der Ritter, bang und zahm,
Zu Bitten ſeine Zuflucht nahm,
Sprach Jener: „Sey mit deinen Hunden
Der Feſſel wiederum entbunden!
Doch feſſle ſelbſt dein wildes Blut
Und deinen frechen Uebermuth!
Denn bei der nächſten Unthat droht
Dir ein gewaltſam ſchneller Tod.“

Drauf Odo mit erbleichten Wangen:
„Mich reut's, daß ich mich oft vergangen.
Ich wuchs zu ſolchem Lebenslauf
Ohn' alle Lehr' und Warnung auf.
O Heil'ger, nimm dich meiner an
Und leite mich auf gute Bahn!
Komm in mein Schloß, mich zu belehren:
Ich will dich als dein Sohn verehren.“

Und als bis in den dritten Mond
Der Greis in Odo's Burg gewohnt,
Verließ er ihn als wackern Mann,
Der fürder Lieb' und Lob gewann.

Während jener Lehrzeit trug ein wandernder Bildnißmaler ſeine Kunſt in der Burg an. Odo ergriff dieſe Gelegenheit, ſich ein Conterfei ſeines Lehrers zu verſchaffen, wies dem wohlgerathenen Gemälde einen Platz neben ſeinem eigenen Bildniſſe an, und befahl noch in ſeinem letzten Willen, daß ſie zu ewigen Zeiten nicht von einander getrennt werden ſollten.

2.

Landolin hatte den Bilderſaal lange nicht beſucht, als ihn eines Abends ein plötzliches, wunderbares Verlangen dahin drängte. Er trat mit einem Knaben, der ihm eine Fackel vortrug, hinein. Da bewegten ſich alle Bilder, wandten die Köpfe nach ihm und ſtarrten ihn finſter an, als wollten ſie ihm ſein langes Ausbleiben verweiſen. Erſchrocken ließ der Knabe die Fackel aus der Hand fallen und lief davon. Muthiger ging Landolin mit der aufgehobenen Fackel von einem Bilde zum andern. Keins regte ſich mehr; doch die Stirnen waren noch gefaltet. Nur Odo's Lehrer, der ſilberbärtige Greis, ſah mild und freundlich aus, wie immer. Indem aber Landolin zu ihm trat, hob er ſeine dürre, bleiche Hand und zeigte damit nach der Himmelsgegend des Morgens. Da faßte der junge Ritter ein Herz und ſprach: „Warum deuteſt du dahin, ehrwürdiges Haupt? Tadelſt du vielleicht, daß ich in dieſer Burg müßig und einſam lebe? Soll ich gegen Morgen ziehen, um rühmliche Abenteuer oder eine Hausfrau zu ſuchen?“ Der Greis nickte bejahend mit dem Kopfe; alle übrige Bilder thaten ein Gleiches. „Wohlan!“ ſagte der Jüngling; „ich will, ehe die Sonne zum zweiten Mal wieder aufgeht, euer Geheiß befolgen!“

In der folgenden Nacht hatte er einen bedeutſamen Traum. Es erſchien ihm ein junges, ſehr niedliches Mädchen oder Weibchen, das beim erſten Anblick wie ein großer Vogel ausſah; denn ſeine Kleidung war mit bunten Federn bedeckt oder vielmehr ganz davon zuſammengeſetzt. Die angenehme Erſcheinung ſchwebte tanzend vor ihm und ſang:

Ritter, willſt du ganz verroſten
Hier am liebeleeren Ort?
Zeuch nach Oſten, zeuch nach Oſten!
Schöne Mädchen gibt es dort.
Kämpfe wird es freilich koſten
Gegen einen ſtarren Feind:
Doch erwartet dich in Oſten
Auch ein mächt'ger Freund.

Der Träumende ſah die Sängerin ſtaunend und ſchweigend an. Da ſang ſie weiter:

Bin ich keiner Antwort werth?
Immer ſchweige, ſchweige!
Nur beſteige bald dein Pferd,
Daß dein Glück auch ſteige!
Reite Tag für Tag
Einem Vogel nach,
Der beſtimmt iſt, dich zu leiten.
Er wird treu voran dir ziehn,
Und zur Schönen dich begleiten,
Die dir oft im Traum erſchien.

Hier verſchwand die Sängerin wieder.

Am Morgen erinnerte ſich Landolin des nächtlichen Beſuchs vollkommen und widmete den ganzen Tag dem Geſchäfte, ſein Haus zu beſtellen und ſich zur Abreiſe zu rüſten.

Als die Sonne wieder aufging, ermunterte den Schlafenden ein mehrmaliges Klopfen an ſein Kammerfenſter. Der Wecker war ein großer Vogel, mit blauen, rothen, gelben und grünen Federn glänzend geſchmückt. Er ſaß draußen vor dem Fenſter; und als er ſah, daß Landolin die Augen öffnete, rief er mit lauter Stimme:

Zu Roß, Herr Ritter, zu Roß.
Ich heiße Regenbogen
Und weither kam ich geflogen,
Zu werden dein Reiſegenoß.
Wir wollen zuſammen fliegen und traben,
Bis wir dein Liebchen gefunden haben.

Landolin ſprang auf, warf ſich in ſeine Kleider und befahl zu ſatteln. „Nimm auch deine Zither mit!“ ſagte der Vogel. „Ich bin ein Freund der Tonkunſt; du kannſt mir manchmal in den Nachtherbergen etwas vorſpielen.“ Der Ritter, der ſich ohnedieß nicht gern von ſeiner Zither trennte, übergab ſie, in einem zierlichen Gehäuſe verwahrt, ſeinem Reiſediener, der ſich (weil er nach Art ſolcher Leute immer nur auf handgreiflichen Nutzen ſah) im Stillen wunderte, wie ſein Herr eine Freude daran haben könne, das brodloſe Spielwerk mit ſich herumzuführen.

Von einem heitern Frühlingsmorgen umlächelt, ſetzte ſich Landolin zu Pferde. Sein geflügelter Wegweiſer zog in mäßiger Höhe gegen Oſten vor ihm her und ſah ſich fleißig um, ob der Ritter nachkomme. Dieſer war ſo wohlgemuth, wie er ſich in ſeinem ganzen Leben noch nicht gefühlt hatte. Er blickte nach ſeiner Burg zurück und ſang:

Leb' wohl, du altes Schloß!
Mich trägt mein gutes Roß
Aus deinen ſtillen Mauern;
Doch darfſt du drob nicht trauern.
Ich kehre bald zurück zu dir,
Und Lieb' und Freude folgen mir.

Trübſinn und Einſamkeit,
Sie ſitzen ſtumm und breit
In deinen öden Hallen;
Das will mir nicht gefallen.
Die düſtern Weſen müſſen fort,
Und Lieb' und Freude wohnen dort.

Die Blumen, zart und hold,
Viel werther mir als Gold,
Will ich, wie mir befohlen,
Aus fernen Landen holen.
Das Leben iſt nicht lebenswerth,
Wenn es der Lieb' und Freud' entbehrt.

3.

Als es Abend ward und die Reiſenden eben in der Nähe eines Wirthshauſes waren, ſagte Regenbogen: „Genug für heute! Hier wollen wir Nachtlager halten.“ Landolin ließ ſich ein Gemach anweiſen; der Vogel ſchlüpfte mit hinein und ſetzte ſich beſcheiden in einen Winkel. „Willſt du mitſpeiſen?“ fragte der Ritter, als man ihm Eſſen aufgetragen hatte. „Ich bedanke mich;“ antwortete Regenbogen. „Ich hab' unter Weges einige Horniſſen, die deinen Gaul ſtechen wollten, aufgefangen und verſchluckt; davon bin ich ſatt.“ Landolin belachte dieſe Genügſamkeit. „Ja!“ fuhr Regenbogen fort: „wir Vögel ſind mäßiger als ihr Menſchen! Wir machen Jagd auf Gewürm und anderes Ungeziefer, das euch beläſtiget und die Früchte eurer Felder und Gärten zerſtört: ihr aber verſchlingt uns, die euch nichts zu Leide thun; ihr ſchont ſogar der Lerche und anderer lieblichen Sangvögel nicht; es fehlt nur noch, daß ihr auch die Nachtigall bratet. Iſt das nicht Undank?“

Zitherſpiel beſänftigte den Grübler. Er ſteckte den Kopf unter den Flügel und ſchlief ein.

Bei Tages Anbruch wieder wach, rief er, zupfend am Bette des Ritters: „Hervor aus den Federn, du Faulenzer! Wir haben eine ſtarke Tagereiſe vor uns.“ Dann flog er in den Stall und ſchalt tüchtig, weil die Pferde noch nicht geſattelt waren. Indeſſen hatte der Wirth ſeinem Gaſte die Rechnung gemacht, und übergab ſie eben, als Regenbogen zurück kam. Er blickte hinein und ſchrie auf: „Spitzbube, du haſt mit doppelter Kreide geſchrieben!“ Der Wirth, dem es ganz unerwartet war, ſich von einem Vogel ſo anſchnurren zu hören, lief mit Schrecken davon. Landolin war etwas unzufrieden, daß ſich Regenbogen in Dinge miſchte, die ihn nichts angingen. „Ich gehorche dem Befehl meines Herrn, der mich geſandt hat;“ entgegnete Dieſer. „Ich ſoll dein Wegweiſer, dein Oberaufſeher, dein Alles in Allem ſeyn.“ Das mußte ſich der Ritter freilich gefallen laſſen; er war aber hinter des Oberaufſehers Rücken ſo großmüthig, des Wirths unmäßige Rechnung ohne Abzug zu bezahlen.

Später warf ſich Regenbogen ſogar zum Sittenrichter auf. Das geſchah in einer Stadt, wo man einen Raſttag machte, um die Pferde ruhen zu laſſen. Landolin beſuchte dort einen Freund, der ihn in eine Gartengeſellſchaft führte, die aus den feinſten Männern und Frauen des Orts beſtand. Da war unter andern ein ſchönes Fräulein, das den Augen unſers Ritters gefiel und auch ihm nicht abhold ſchien. Luſtwandelnd wechſelten ſie freundliche Worte mit einander. Auf Landolins Lippen ſchwebte ſchon eine Liebeserklärung, die er eben ausſprechen wollte, als ihm Regenbogen, aus der Luft herabſchießend, zurief:

Halt! ich gebiete dir;
Lieble nicht hier!
Schmetterling, biſt du ſo flüchtig?
Haſt doch die rechte Braut
Oft ſchon im Traum geſchaut;
Mach' ſie nicht eiferſüchtig!

Erſchrocken ſah das Fräulein empor und floh mit Grauſen den Liebhaber, der einen Vogel aus der Zauberwelt zum Hofmeiſter hatte.

Dergleichen Auftritte fielen in der Folge noch einige vor; doch dabei nicht verweilend, wollen wir uns ſogleich zu einer wichtigern Begebenheit wenden.

4.

Eines Tages, als Regenbogen den Ritter durch einen öden Wald führte, erhob ſich unweit ihres Weges ein jämmerliches Geſchrei. „Laß uns ſehen, was es dort gibt!“ ſagte der Vogel, indem ſchon Landolin dahin ſprengte. Der Schreier, ein kurzer, dicker, ungefüger Mann, befand ſich allerdings in einer ſehr mißlichen Lage. Ein aufrecht gehender Bär war eben im Begriff, ihn mit ausgebreiteten Vorderbeinen zu umhalſen, und ſchien den ihm entgegengeſtreckten Jagdſpieß, der ihn von dieſer Liebkoſung abſchrecken ſollte, nicht zu achten. „Hülfe! Hülfe!“ ſchrie der Dicke, als er den Ritter ankommen ſah. „Ich bin Fürſt Ulfo — rette mich! — Ich ſchenke dir die Hälfte meines Reichs und gebe dir meine Tochter zur Gemahlin.“ —

„Topp! wir halten dich beim Worte!“ ſagte Regenbogen, und ſchon lag der Bär vom ritterlichen Schwerte zu Boden geſtreckt.

Sobald ſich das Thier nicht mehr regte, lebte des Fürſten Gefühl ſeiner hohen Würde wieder auf. „Gnädigen Dank!“ ſprach er mit einem vornehmen Tone, zog zugleich einen unbedeutenden goldenen Reif vom Finger und bot ihn ſeinem Retter, in der Meinung, die Sache damit abzuthun.

„Iſt das Dinglein die Hälfte deines Reichs?“ fuhr ihn Regenbogen an und flog ihm nach dem Geſichte.

„Was hab' ich mit dir zu ſchaffen?“ zürnte der zurückſpringende Fürſt. „Wären meine Leibjäger bei der Hand geweſen, ſo hätte mich dieſes Unthiers Erlegung keinen Blechpfennig gekoſtet. Ein goldner Ring, den ich ſelbſt getragen, iſt daher eine fürſtliche Belohnung, und daß man ſich damit begnüge, das iſt mein ernſtlicher Wille.“

Landolin verbat das angebotene Geſchenk. „Nach Belieben!“ ſagte der Fürſt, ſteckte den Ring wieder an den Finger und wollte ſich entfernen. Aber Regenbogen, den ſolche Wortbrüchigkeit verdroß, flüſterte dem todten Bären ein Wörtchen ins Ohr; plötzlich ward das Thier wieder lebendig, und ſtand, nach zwei oder drei Sprüngen, in der vorigen drohenden Stellung vor dem Fürſten. Mit Angſtgeſchrei bot Dieſer nun abermals Reich und Tochter aus, und der gutmüthige Ritter zuckte ſchon wieder ſein Schwert gegen den Bären. „Halt, junger Freund!“ rief Regenbogen, „wir wollen uns nicht zweimal täuſchen laſſen. Der unſterbliche Bär, den das ganze fürſtliche Kriegsheer nicht überwinden kann, mag den gnädigſten Herrn in ſeine Burg begleiten und vor ſeinem Zimmer ſo lange Wache ſtehen, bis ſich Seine Hoheit entſchließt, Wort zu halten, wie andere ehrliche Leute.“

Ulſo knirſchte vor Ingrimm mit den Zähnen; da er jedoch die Zauberweſen, die ihn ſo in die Enge trieben, mit dem Donner ſeiner fürſtlichen Macht nicht zu Boden ſchlagen konnte, ſo ließ er ſich herab zu der Bitte: ihn mit den angedrohten Zwangsanſtalten gefällig zu verſchonen. Er verſprach bei ſeiner fürſtlichen Ehre, die geleiſtete Zuſage nun genau zu erfüllen. „Gut!“ ſagte Regenbogen, „wir wollen ſehen, was deine fürſtliche Ehre werth iſt! Begib dich unangefochten in deine Burg; wir kommen nach!“

Sogleich fiel der Bär, der nun nicht weiter nöthig war, wieder ſcheintodt zur Erde; Ulſo lief aus Leibeskräften davon; der Ritter und der Vogel ſahen ihm nach und machten ſich über ihn luſtig. „Man braucht mit dem jämmerlichen Menſchen nicht viel Umſtände zu machen,“ ſagte der Vogel. „Er iſt auch kein geborner Fürſt, ſondern der Sprößling eines niedern Geſchlechts. Sein Vater würgte ſich vom gemeinen Kriegsmann zum Heerführer empor, und vergoß Blut wie Waſſer, um ſeinem Gebieter eine Spanne Land zu erobern. Plötzlich aber kehrt' er den Spieß um, wiegelte das Heer gegen den Fürſten auf, ſtieß ihn vom Throne und bemächtigte ſich des goldenen Stuhls. Doch kaum ſaß er darauf, ſo warf ihn der Tod wieder hinab. Ulſo, der damals ſchon kein Jüngling mehr war, erbte die geſtohlene Krone, und das Glück, das manchen Schelm begünſtiget, duldete ſie bis jetzt auf dem unwürdigen Haupte. Wir dürfen uns alſo kein Gewiſſen machen, die Hälfte des geraubten Reichs von dem Wichte anzunehmen, und ſeine ſchöne Tochter dazu.“

Unter ſolchen Geſprächen zogen ſie gemächlich nach der Hauptſtadt, wo ſie bei Sonnenuntergang anlangten.

3.

Landolin bemerkte gleich beim Eintritt verſchiedene Kennzeichen, daß hier nicht der Sitz feiner Bildung und guten Geſchmacks ſey. Alle Häuſer waren mit widrigen, ſchreienden Farben bemalt; die Gaſthöfe und Kramläden zeichneten ſich durch Zerrbilder und Inſchriften voll Sprachſchnitzer aus; die Menſchen auf der Straße waren unförmlich und ſchmutzig gekleidet, ſtapften plump und breit, wie aus Stein gehauen, durch einander, ſtießen ſich links und rechts, weil ſie nicht mit geſchickten Wendungen auszuweichen verſtanden; und wenn ſich Bekannte einen guten Tag boten oder ein Geſpräch begannen, ſo geſchah es mit ſo heftiger, brauſender Stimme, als wollten ſie ſich zanken und ſchlagen.

Das Gaſthaus zur goldenen Kreuzſpinne, die ſich in rieſenhafter Geſtalt über der Thüre ſpreizte, war das vornehmſte der Stadt; der Ritter nahm ſeine Herberge darin. In der Wirthsſtube, wo ſich eine ſalbadernde Geſellſchaft niedergelaſſen hatte, ward als die neueſte Neuigkeit erzählt: Der Fürſt habe vor einigen Stunden einen ungeheuern Bären mit eigener Hand erlegt, indem das grimmige Thier eben einen fremden Rittersmann habe verſchlingen wollen. Landolin belächelte dieſe ſtattliche Hoflüge, ohne ihr zu widerſprechen. Hierauf begab er ſich in das ihm angewieſene Schlafgemach, aus deſſen Fenſtern man einen ans Wirthshaus gränzenden großen Garten überſah.

Gegen Mitternacht, als alles Geräuſch verſtummt war und ſogar kein Lüftchen mehr mit Baumblättern ſpielte, begannen zwei Nachtigallen folgenden Wechſelgeſang, den von Zeit zu Zeit ein alter Uhu mit heulender Stimme unterbrach.

Erſte Nachtigall.

Ihr Bäume, hört mein letztes Lied!
Dann flieh' ich Ulfo's Machtgebiet,
Des Mannes, der die Künſte haßt,
Den Ekel gleich und Schauer faßt,
Wenn Saitenſpiel erklingen
Und Nachtigallen ſingen.

Der Uhu.

Er hat Recht, er hat Recht!
Ihr ſeyd ein müßig unnützes Geſchlecht.

Zweite Nachtigall.

Der Midas mit dem langen Ohr
Vertilgte gern den ganzen Chor,
Der mit Geſang den Hain belebt,
Doch weder karrt, noch hackt, noch gräbt.
Ihm ſchafft es mehr Behagen,
Daß Eſel Säcke tragen.

Der Uhu.

Er hat Recht, er hat Recht!
Der Eſel iſt wahrlich ein brauchbarer Knecht.

Erſte Nachtigall.

Leb' wohl, du ſüßes Engelsbild,
Du Fürſtentochter, zart und mild!
Um dir zu ſingen, dir, nur dir,
Blieb' ich wohl gern noch länger hier.
Du fandeſt, war dir bange,
Oft Troſt in unſerm Sange.

Der Uhu.

Ei, der Daus! ei, der Daus!
Die weinet um euch nun die Augen ſich aus.

Zweite Nachtigall.

Ein Luftgeiſt hat mir heut vertraut:
Sie wird bald eines Ritters Braut,
Der macht ſie von der Tyrannei
Des harten Vaters frank und frei.
Er iſt ſchon in der Nähe;
Mich däucht, daß ich ihn ſehe.

Landolin zog geſchwind den Kopf aus dem Fenſter zurück; der Uhu ſchlug ein unbändiges Gelächter auf, und die Nachtigallen ſchwirrten davon.

6.

Dem Ritter war es nicht unlieb, aus dem Geſange der Nachtigallen vernommen zu haben, daß des Fürſten Tochter, die er ſich, als den Sprößling eines mißgeſchaffenen Stammes, nicht reizend vorgeſtellt hatte, ein Engel ſey. Er zweifelte nun keinen Augenblick, das Zauberbild ſeiner ſüßen Träume in ihr zu finden. Das befeuerte ihn gleich am frühen Morgen zu dem Entſchluß, ſeinem künftigen Schwiegervater unverzüglich die Aufwartung zu machen und ihn um möglichſte Beſchleunigung des Beilagers zu erſuchen. Regenbogen, dem er dieſes Vorhaben mittheilte, klapperte ſeltſam mit dem Schnabel, als ob er lache.

Das nicht achtend, ging Landolin aus. Er fand den Weg nach der Burg mit Menſchen bedeckt; ſie rauſchten ihm wie ein Strom entgegen. Ganz vorn gingen lachend und ſingend zwanzig bis dreißig Männer und Jünglinge, die lederne Reiſeſäcke auf dem Rücken trugen. Hinter ihnen her ziſchte und ſchimpfte der Pöbel in unermeßlicher Zahl. So bewegte ſich der Zug nach dem Thore zu. Landolin fragte in das nachziehende Volk hinein: „Wer ſind denn die Leute, denen man ein ſo ſchlimmes Geleit gibt?“ Ein Dickbauch, der etwa ein Bierbrauer oder Schenkwirth ſeyn mochte, antwortete: „Das iſt all' unnützes Volk, das der Fürſt aus dem Lande treibt: ein Gemengſel von Malern, Dichtern, Sängern, Zitherſpielern und mehr dergleichen Gelichter. Der Fürſt liebt keine Narrenkünſte. Er ſieht in ſeinem Lande lieber Eiſen, als Verſe ſchmieden.“

Fürſt Ulfo ging ſonach, ohne daß er vom Philoſophen Platon ein Wörtchen gehört hatte, thätig zu Werke, ſein Ländchen der platoniſchen Republik nachzubilden, in welcher die Dichter, wie bekannt, gar nicht geduldet und die Künſte überhaupt beſchränkt werden ſollten. Landolin zog daraus die Warnung: ſein Zitherſpiel nicht laut werden zu laſſen, und ſich noch weniger als Liederdichter zu entdecken. Außer dem konnte, nach ſeiner Meinung, der Fürſt durchaus nichts gegen ihn einwenden.

Er eilte daher friſch nach dem Schloſſe. Als er aber hineinſchreiten wollte, wieſen ihn zwei am Thore ſtehende Leibwächter mit vorgeſtreckten Hellebarden zurück. Er bedeutete ſie: er habe mit Seiner Durchlaucht zu ſprechen; ſie aber entgegneten: er ſey gerade Der, mit dem Seine Durchlaucht nicht ſprechen wolle. Indem ſie das ſagten, ſchoß Regenbogen wie ein Blitz vom Schloßthurm auf ihre Köpfe hinab, faßte mit beiden Klauen ihre befiederten Helme und ſtieg damit in die Luft. Beſtürzt verließen ſie plötzlich ihren Poſten und liefen mit wolkenan gerichteten Augen dem Räuber nach. Dieſen günſtigen Zeitpunkt benutzte der Ritter, das Thor und den Schloßhof mit behenden Schritten zu durcheilen.

Glücklicher Weiſe fand er das fürſtliche Vorgemach öde und menſchenleer: denn alle dort gewöhnlich aufpaſſende Hofdiener waren, von Ohrenweh geplagt, davongelaufen, weil eben ihr gnädigſter Herr in ſeinem Zimmer mutterallein die Pauken ſchlug und ſechs große Jagdhunde dazu heulten. „Was wollt Ihr? was überfallt ihr mich?“ rief Ulfo, als Landolin ungemeldet vor ihm ſtand. „Verzeiht!“ antwortete Dieſer: „Unſere geſtrige Verhandlung im Walde ließ mich hoffen, von Euch erwartet zu werden.“ Der Fürſt rieb ſich ängſtlich die Stirn und fragte furchtſam: „Steht der Bär draußen?“ — „Nein!“ ſagte der biedere Landolin: „Ich und mein Gefährte, der Vogel Regenbogen, verſprachen geſtern, Euch mit dieſer Schildwache zu verſchonen, und wir hielten Wort; thut nun ein Gleiches!“ Schweigend ging Ulfo nach der Thür, öffnete ſie langſam und vorſichtig einen Finger breit und ſchielte hinaus. Als er nun ſah, daß der Weg rein war, ſprach er mit einem übermüthigen Tone: „Und ſtänden auch Löwen und Tiger draußen, ſo würde mich das nicht abhalten, Euch hiermit entſcheidend zu erklären, daß Ihr, nach Verſchmähung des Euch angebotenen Gnadengeſchenks, keinen weitern Anſpruch an mich habt.“ — Mit dieſen Worten zog er ſich hinter einen großen Tiſch, wie hinter eine Bruſtwehr, und rief heftig hervor: „Entfernt Euch und kommt mir nicht wieder vor die Augen!“ — Landolin, voll Erſtaunen und Unmuth über dieſen neuen Wortbruch, griff raſch nach dem Schwerte; doch eines Beſſern ſich beſinnend, zog er die Hand zurück und ſagte kalt: „Ich gehe, um hier nicht fruchtlos zu hadern; aber eine höhere Macht wird Euer unrechtliches Verfahren gegen mich ahnden, und was mir beſtimmt iſt, das wird mir werden!“

7.

Vor dem Burgthore fand der Ritter ganz unerwartet ſeinen Knappen mit den Roſſen. Auf dem Sattel des einen ſaß Regenbogen und klapperte wiederum mit dem Schnabel, als ob er lache. „Hab's wohl gedacht, daß die Sache ſo ablaufen würde!“ rief er dem Ritter entgegen. „Darum beſtellt' ich die Pferde hierher; du ſollſt einen Spazierritt machen, um den in der Burg eingeſchluckten Aerger zu verdauen. Ich will dich an einen Ort führen, wo es dir wahrſcheinlich gefallen wird.“

Raſch gings zum Thore hinaus und durch eine lange Baumſtraße zu einem prächtigen Luſtgarten. „Steig ab und folge mir!“ ſagte Regenbogen an der Pforte, und trippelte durch einen Theil des Gartens mit raſchen Schritten voran. Endlich, nachdem er den Ritter weit hinter ſich gelaſſen hatte, huſchte er in ein Gartenhäuschen, aus welchem nach einigen Augenblicken eine junge Dame von blendender Schönheit trat. „Ha, meine Göttin!“ rief Landolin, flog auf ſie zu, warf ſich ihr zu Füßen und küßte die kleine Lilienhand, die ſie freundlich ihm reichte. „Schöne Prinzeſſin,“ begann Regenbogen, „dieſer Jüngling, der Euch ſchon oft im Traume ſah und ſeitdem liebt und anbetet, iſt der Ritter Landolin, der nach dem Willen Eures weiſen Oheims Euer Gemahl werden ſoll. — Und dieſe Dame“ — ſprach er zu dem Ritter — „iſt Prinzeſſin Hyacinthe, die Tochter Ulfo's, der ſie dir geſtern, als du ſein Leben beſchützteſt, zuſagte, und nun, da er mit heiler Haut davon kam, ſein Wort brechen will. Aber Hyacinthens mächtiger Oheim wird ihm den Kopf zurecht ſetzen, dafür ſteh' ich! Drum ſeyd wohlgemuth und ſchwatzt traulich mit einander, bis ich wieder komme. Ich will mir indeſſen den Garten beſehen und meine hier wohnenden Brüder, die Vögel, begrüßen.“

Er flog fort. Das junge Paar ward feuerroth, als es ſich allein ſah, und war ſo ſcheu, ſo blöde, wie zarte Liebe gewöhnlich in ihrer Wiege zu ſeyn pflegt. Doch nach und nach wurden die leiſen, bebenden Stimmen lauter und feſter, die einzeln hervorgeſtammelten Worte bekamen Halt und Verbindung, und zuletzt kam ein recht natürliches und herzliches Geſpräch in den Gang. Das ward aber bald auf eine feindliche Weiſe geſtört. Ulfo hatte dem Ritter einige reitende Trabanten nachgeſandt, um ihn, wo es auch ſey, gefangen zu nehmen. Die Reiſigen kamen in ſauſendem Gallopp vor der Gartenthür an, warfen ſich von den

Pferden, ſtürzten in den Garten, umringten den jungen Mann und forderten ihn auf, ſich zu ergeben. Aber plötzlich kam Regenbogen ihm zu Hülfe. Er rauſchte wie ein Hagelwetter unter die Trabanten hinein, zerſtreute ſie mit ſeinen gewaltigen Flügeln, ſchaufelte damit lockern Sand vom Boden auf und warf ihn den Kriegsknechten in die Augen. Fluchend taumelten ſie umher und tappten noch, wie blind, nach dem Ritter, als er ihnen ſchon, von Hyacinthe zur Flucht gedrängt, glücklich entronnen war und ſich wieder in den Sattel geſchwungen hatte.

8.

Er flüchtete, von ſeinem Wegweiſer geführt, in einen nahen, ſo dicht verwachſenen Wald, daß die ſchweren, ungelenken Roſſe der Trabanten, die ihn nach einer Weile verfolgten, nicht darin fortkommen konnten. Sie ſtürzten alle nach der Reihe über Wurzeln und Geſträuch. Die Reiter wurden es bald überdrüſſig, auf die Naſe zu fallen, und kehrten um.

Der Hain ward allmählig heller und wegſamer. Als Landelin einige Stunden darin fortgeritten war, kam er an eine Gruppe von Bäumen, die ſich zur Bildung einer ſchattigen Laube vereint hatten. Hier fand er ein artiges Weſen, das er halb und halb ſchon kannte; es war die junge, mit bunten Vogelfedern bekleidete Nymphe, die ihm einsmals im Traume vorſchwebte und ihn ſingend zur Reiſe nach Oſten ermahnte. Am Eingange der Laube ſtehend, winkte ſie ihm, hieß ihn willkommen, und lud ihn mit der Verſicherung, daß er gute Geſellſchaft finden werde, unter ihr Laubdach ein. Ungewiß, ob Regenbogen die Einkehr bei der jungen Schönen genehmigen würde, ſah ihn der Ritter mit einem fragenden Blick an. Die Antwort war ein gefälliges Kopfnicken. Er ſtieg alſo vom Pferde und trat in die Laube.

Starrend vor Verwunderung fand er innerhalb einen Greis, der dem von ihm verehrten und beſchützten Bilde ſeines Ahnenſaals ſo ähnlich war, als ſey es verkörpert aus dem Rahmen herausgegangen. Aber noch höher ſtieg ſein Erſtaunen, als ihm der Alte die Hand bot und freundlich ſagte: „Willkommen, lieber Landolin! Es überraſcht dich ohne Zweifel, das lebendige Urbild eines vor länger als hundert Jahren gefertigten Conterfei's zu erblicken und beide noch einander vollkommen ähnlich zu finden. Ich hoffe, das ſoll noch der Fall ſeyn, wenn abermals hundert Jahre verfloſſen ſeyn werden: denn die Götter zeichneten mich vor andern Sterblichen aus, indem ſie mir ein langes, drei bis vier Jahrhunderte umfaſſendes Patriarchenleben verliehen, ich bin Saraſtro, vormals Fürſt und Oberprieſter der Gottheiten Oſiris und Iſis. Als Herrſcher hatte ich mit meiner Erzfeindin, der Königin der Nacht, einen harten Kampf, von welchem die Nachwelt noch ſprechen wird. Ein anmaßlicher Dichter wird ein abenteuerliches Schauſpiel daraus fertigen; aber ein großer Meiſter wird ſich des Dinges annehmen und des Dichterlings flache Worte mit himmliſchen Tönen begleiten. — Ich war noch in jenem Kampfe begriffen, da mich als Prieſter das Loos traf, die weite Welt zu durchwandeln und Weisheit zu lernen und zu lehren. Auf dieſer Wanderſchaft kam ich zu deinem Urahn Odo, zähmte den wilden Geiſt, und ward ſein Lehrer und Freund. Aber die Königin der Nacht benutzte indeſſen meine faſt hundert Jahre dauernde Abweſenheit, um allerhand Feindſeligkeiten gegen mich zu verüben. Unter andern ließ ſie eine meiner Nichten tauſend

Meilen weit entführen und lieferte ſie dem ſchändlichen Ulſo, deſſen ganze Nichtswürdigkeit ihr bekannt war, in die Hände. Er zwang ſie, ſein Lager mit ihm zu theilen; ſie ſtarb aber, täglich gemißhandelt, vor Gram, als ſie eben Hyacinthen geboren hatte. Dieſes gute Kind, deſſen reines Gemüth die heilloſeſte Erziehung nicht vergiften konnte, aus den Händen ihres rauhen Vaters zu retten und mit einem würdigen Gatten zu verbinden, war der Hauptzweck meiner jetzigen Reiſe, die ich mit Ruhe und Sicherheit unternahm, da die feindliche Königin ſeit ſechs Monden völlig beſiegt iſt, und ich mein beruhigtes Reich einem würdigen Nachfolger übergeben habe. — Es blieb mir nicht unbekannt, lieber Landolin, wie du von Jugend an mein Bildniß ehrteſt und mit Lebensgefahr in Schutz nahmſt. Darum bin ich aus Dankbarkeit entſchloſſen, dich mit Hyacinthen zu vermählen, weil ich dir kein holderes Weib und dem edlen Märchen keinen beſſern Gemahl zuführen könnte. Alle Anregungen, die dich aus der Einöde deiner väterlichen Burg heraus und in dieſe Gefilde ſpornten, waren mein Werk. Auch der Bär, der Hyacinthens Vater zu zerreißen drohte, war ein Blendgeſchöpf meiner Zaubermacht. Ulſo verweigert zwar nun, da er ſich außer Gefahr dünkt, die ausgebotenen Rettungspreiſe; man wird ihn aber zwingen, ſein Verſprechen zu halten. Ich überlaſſe das gegenwärtiger jungen Frau, die mit derſelben Geſchicklichkeit, mit welcher ihr Mann die behendeſten Vögel fängt, jenen plumpen Trotzer bezähmen wird.“ —

„Das ſoll geſchehen, Vater Saraſtro, wenn Ihr mich mit hinreichenden Zauberkräften dazu ausrüſtet!“ ſagte das gefiederte Weibchen.

„Davon bei Tiſche!“ verſetzte der Alte. „Trag auf, mein Kind, daß unſer Gaſt ſich erquicke!“

9.

Jeder Leſer, der das durch Mozart weltberühmt gewordene Singſpiel, die Zauberflöte, vorſtellen ſah, hat es ſchon errathen, daß Saraſtro's muntere Geſellſchafterin die wohlbekannte Papagena war. Ihr Mann, der luſtige Vogelfänger Papageno, diente vormals der Königin der Nacht, und ward von ihr und ihren Hofdamen bisweilen tüchtig gehudelt. Als das Reich der überwundenen Sternenkönigin untergegangen war, trat er in Saraſtro's Dienſte. Der Schalk war in alle Sättel gerecht; er hatte beſonders viel Geſchick und Neigung, den Hofnarren zu ſpielen; aber der alte Weltweiſe fand ſelten Gefallen daran, ſich mit Poſſen unterhalten zu laſſen. Brauchbarer war ihm der Burſch als Reiſe-Küchenmeiſter. Wenn einmal in einer wüſten Gegend nichts Eßbares zu haben war, nahm Papageno ſeine ſiebenröhrige, mit Zauberkraft geſegnete Panpfeife und blies ins Blaue hinein: da kamen gebratene Haſen und Rebhühner gelaufen und geflogen; man durfte ſie nur in die Schüſſel legen und ſpeiſen, den Tiſchwein beſorgte Saraſtro. Er ſtampfte mit dem Fuß auf den Boden, und von allen Seiten ſtiegen kleine Erdgeiſter mit Flaſchen voll köſtlichen Weines empor.

Auf ſolche Weiſe war das Ehrenmahl für den Gaſt, deſſen Ankunft man voraus wußte, ſchon vorbereitet. Papagena beſetzte geſchwind den Tiſch damit. Es fehlte nur noch, um zu ſpeiſen, an Papageno, der tiefer in den Wald gegangen war und ſich die darin einheimiſchen Vögel beſah, ob es der Mühe werth ſey, ihnen Netze zu ſtellen. Sein immer brennender Durſt nach Wein, den er ſich nicht ſelbſt verſchaffen konnte, trieb ihn aber bald herbei. Er kam ſingend:

Ich lobe mir den Vogelfang,
Der meiſterlich mir ſtets gelang.
Was hilft's, daß ihr geflügelt ſeyd?
Ich fang' euch Vögel weit und breit!
Pickt ihr mir meine Beerlein an,
So iſt's ein Spielwerk, euch zu fahn.
Wohlleben führt zur Sclaverei;
Genügſamkeit erhält ſich frei.

Den Vogel Amor fing ich gern;
Dann bliebe mir kein Mädchen fern.
Nur ſchlimm, daß er nicht Beeren naſcht,
Sonſt hätt' ich ihn ſchon längſt erhaſcht.
Gelingt's einſt, zieh' ich durch die Welt,
Und er, in Buden aufgeſtellt,
Lockt alle Mädchen mir herein,
Und all' die ſchönſten werden mein.

„Was gehn dich die Mädchen an?“ rief Papagena. „Du haſt eine Frau; damit laß dich begnügen!“

„Mit nichten!“ verſetzte Papageno. „Ein Dichter kann in ſeinen Liedern noch zehntauſend Mädchen daneben haben. Das iſt ein altes Vorrecht, das ich auch mir nicht nehmen laſſe.“

Unter dieſem ſcherzhaften Wortwechſel ſetzte ſich die kleine Geſellſchaft zu Tiſche. Landolin fragte nach gemachter Bekanntſchaft den Vogelfänger: ob man in ſeiner Heimath den Liebesgott auch Amor nenne. „Nein!“ ſagte Papageno. „Ich erkundige mich aber auf meinen Reiſen durch die Welt in jedem Lande gleich nach ſeinem dort gewöhnlichen Namen, damit ich ihn, wenn mir ein feines, aber ſprödes Dirnlein aufſtößt, flugs rufen kann, mir Beiſtand zu leiſten.“

Das nun ernſthafter werdende Geſpräch lenkte ſich bald auf Ulfo und ſeine Tochter. Saraſtro fragte den Ritter aufs Gewiſſen: ob ihm Hyacinthe ſo gefalle, daß er ſie mit unwandelbarer Treue lieben werde bis an ſeinen Tod. Das betheuerte Landolin und ſang zur Zither ein zärtliches Liebeslied, das er auf die Prinzeſſin, nachdem er ſie im Garten geſehen, gedichtet hatte. Indem ſich die Zuhörer daran vergnügten, flogen verſchiedene Vögel, mit Weintrauben in den Schnäbeln, in die Laube herein, und lieferten, dem empfangenen Befehle gemäß, die von fernen Rebenhügeln hergebrachten ſüßen Trauben zum Nachtiſch ab.

Gegen das Ende der Mahlzeit ward beſchloſſen: Paragena ſolle, als Saraſtro's Geſchäftsträgerin, nach Hofe gehen und mit dem Fürſten unterhandeln, weil ſich doch hoffen laſſe, daß er gegen ein artiges Frauchen höflich und nachgebend ſeyn werde. „Für den Fall aber, daß er's nicht iſt," fiel Paragena ein, „nehm' ich die Zauberpfeife mit, und Vater Saraſtro muß mir erlauben, dem Starrkopf damit einen Streich zu ſpielen, der ihn geſchmeidiger macht." — Der alte Herr, der durch einige Gläſer Wein, die er getrunken, ungewöhnlich heiter geworden war, ließ ſich die Sache gefallen.

10.

Paragena ging mit einem zierlichen Käfig voll ſeltener Vögel nach der Hauptſtadt, um ſich, unter dem Vorwand des Handels mit dieſer lebendigen Waare, unbedenklichen Einlaß in die Burg zu verſchaffen. Sie ließ dem Fürſten melden: ſie habe einen Vogel zu verkaufen, der weiſſagen könne. „Das Wunderthier muß ich ſehen!" rief Ulfo, der ſich eben in einem ſeltſam verzierten Prunkzimmer, von Hofleuten umgeben, befand.

Er war einer alten, häßlichen Zauberin gewärtig; Papagena's blühender Jugendreiz überraſchte ihn daher auf die angenehmſte Weiſe. Auch die feierlichen Geſichter der Hofſchranzen, ſogar des anweſenden Oberprieſters, verzogen ſich insgeſammt zu einem ſüßlichen Lächeln.

„Willkommen, ſchönes Kind!" ſagte der Fürſt mit ungewöhnlicher Huld. „Tritt näher und zeige mir den weiſſagenden Vogel!"

„Dieſer Vogel bin ich ſelbſt!" antwortete Papagena mit ernſtem Geſichte. „Und ich weiſſage Euch, Fürſt Ulfo: daß Ihr Kron' und Scepter verlieren werdet, wenn Ihr dem Ritter Landolin, der den grimmigen Bären, der Euch im Walde zerreißen wollte, muthig erlegte, die dafür zugeſagten Belohnungen länger verweigert."

„Du redeſt irre!" rief Ulfo, erglühend vor Scham, weil er ſeinen Hofleuten gerade das Gegentheil erzählt und ſich gerühmt hatte: er ſey es geweſen, der mit eigener hoher Hand zur Rettung des Ritters das Waldungeheuer getödtet habe. Er beſtand auch jetzt noch auf dieſer Lüge, und ſagte ſie der jungen Frau, als wollte er ſie eines Beſſern belehren, frech ins Geſicht.

„Das muß Euch geträumt haben!" erwiederte ſie. „Der weiſe Saraſtro kennt den Vorgang auf's Haar, und ſandte mich zu Euch mit der Ermahnung: Ihr ſolltet Euch, um ſchlimmen Folgen auszuweichen, mit dem Retter Eures Lebens vergleichen."

„Ei! was hat mir der alte Hexenmeiſter vorzuſchreiben?" murrte der Fürſt. „Ich mag von der ganzen Sache nichts weiter hören. Das ſag' in meinem Namen dem Graubart! — Aber mit dir, ſchönes Liebchen, will ich mich über dich ſelbſt vergleichen. Jeder Preis, den du forderſt, ſey dir gewährt!" —

Das ſagend, trat er mit plumpen Schritten näher und öffnete ſeine Arme, um das hübſche Weibchen, das er ſchon gewonnen zu haben glaubte, zu umfaſſen. Die Schranzen freuten ſich der guten Laune des gnädigſten Herrn, und legten mit allerhand zierlichen Worten und Geberden ihren unterthänigſten Beifall an den Tag. Aber Papagena, über jenen Antrag empört, ſtieß den zudringlichen Buhler zurück, ſetzte die Zauberpfeife an den Mund und ließ alle ſieben Röhrchen erklingen. Zuſammen ſchreckend, ſah ſie der Fürſt mit ſtieren Augen an; ſein Angeſicht verwandelte ſich und ſchrumpfte ein; die Naſe ward ein kegelförmiger Schnabel; der Hals ſtieg lang und immer länger aus den Schultern hervor: die Arme bildeten ſich zu kurzen dicken Flügeln; die Beine wuchſen hoch und dünn aus den Stiefeln heraus, und ſo ſtand nach wenigen Augenblicken ein vollendeter Strauß da.

Die Höflinge ſtarrten dieſe Verwandlung mit ellenlangen Geſichtern an. Der Strauß ſah ſich um, ob man denn nichts für ihn unternehmen wolle. Da wurden die Bildſäulen lebendig und geberdeten ſich gegen die Stifterin des Unheils ſehr zornig. Einige machten ſogar bedenkliche Anſtalten, ſie thätlich zu ſtrafen. Wollt ihr auch verwandelt ſeyn?" ſagte Papagena. „Das iſt in der Ordnung! Hofleute thun gern ihren Gebietern alles nach!" — Sie pfiff, und in einem Nu geſtalteten ſich die anweſenden Hof- und Staatsbeamten zu Pfauen, Papageien, Habichten, Eulen, Trappen und andern Vögeln, wie es dem Geiſte und der Würde jedes Einzelnen gemäß war. Sie brauchten ſogleich ihre neuen Stimmen zu einem entſetzlichen Geſchrei, womit ſie ſich vereint in Bewegung ſetzten, ihrer lachenden Schöpferin die Augen auszuhacken. Sie floh, von Allen verfolgt, und pfiff immerfort. Wer ſie im Schloſſe aufhalten wollte, ward ein Vogel. Zuletzt wurden auch noch die Fußtrabanten, die ihr am Thore mit den Spitzen der Hellebarden entgegen traten, in hochbeinige Störche verwandelt.

11.

Als Papagena in den Wald zurück kam und ihren Geſandtſchaftsbericht erſtatten wollte, ſagte Saraſtro: „Ich weiß ſchon Alles! Ueberdieß haben mir meine unſichtbaren Kundſchafter gemeldet: daß Hyacinthe deſſelben Tages, da ſie Landolin in ihrem Garten beſuchte, verhaftet wurde. Ihr Gefängniß iſt ein feſter, ſtark bewachter Thurm auf einem hohen einſamen Felſen. Sie daraus zu befreien, iſt auf natürlichen Wegen unmöglich. Ich werde mir daher von meinem alten Freunde, dem Zauberer Prosperos, ſeinen Luftwagen mit dem Greifengeſpann erbitten. Damit fährt Landolin an einem Fenſter des Thurmkerkers vor, Hyacinthe ſteigt ein, und die geflügelten Löwen bringen das junge Paar wohlbehalten in des Ritters Heimath. Es iſt beſſer, ein Landgut rechtlich zu beſitzen, als ein halbes Reich aus den Händen eines Räubers anzunehmen. Es war auch, als ich das Schreckbild des Bären auftreten ließ, nur darauf abgeſehen, daß Ulfo die von ihm wenig geachtete Tochter für ſeine Rettung feil bieten ſollte. Er kann keine Erdſcholle ſeines unrechtlichen Beſitzthums verſchenken; er muß das ganze Land dem von ſeinem Vater entthronten Fürſten zurück geben. Ob er ein Strauß bleiben will oder nicht, das hängt von ihm ſelbſt ab. Trotzt er fort, ſo leb' und ſterb' er als Vogel! Bittet er um Erlöſung, ſo ſey ſie ihm gewährt! Dir, Landolin, geb' ich dazu Macht und Gewalt. Ich werde, bevor wir uns trenſten, deiner Zither die Kraft ertheilen, Ulfo's und ſeiner Diener Bezauberung aufzuheben!'"

Für einen Sterblichen war es in der That eine bedenkliche Zumuthung, ſich dem luſtigen Fuhrwerke anzuvertrauen, deſſen ſich vormals die Götter bedienten, und mit welchem auch heute (am 3ten Auguſt 1820) Apollo auf dem Dache des neuen Schauſpielhauſes in Berlin anlangte. — Der Ritter hielt es aber mit Recht für ſchimpflich, einen Schatten von Aengſtlichkeit blicken zu laſſen. Er müßte wohl auch Hyacinthen ſehr froſtig geliebt haben, wenn er nicht gern und freudig ſeinen Hals gewagt hätte, um ſich mit ihr zu vereinigen.

Saraſtro nahm ein Baumblatt, zeichnete mit einem Griffel ein paar flüchtige Züge darauf, gab es dem Vogel Regenbogen, der immer als Eilbote bei der Hand war, in den Schnabel und fertigte ihn damit an den Zauberer Proſperos ab. Nach Verlauf weniger Stunden zog der Greifenwagen hoch am Horizonte, wie eine vom Sturm gejagte Wolke, daher, und ließ ſich bei der Waldlaube nieder. Landolin wollte die Wunderthiere mit Muße betrachten; aber ungeduldig ſchlugen ſie mit den Flügeln, und Saraſtro ſagte: „Beſteig' ungeſäumt den Wagen; dieß Geſpann iſt nicht gewohnt, lange zu warten. Regenbogen zieht mit dir und wird dein Vorhaben zu einem glücklichen Ausgange leiten."

Die fliegenden Leuen hatten den Felſenthurm bald erreicht. Die Prinzeſſin ſtand ſchon, von Regenbogen darauf vorbereitet, an einem offenen Fenſter, aus welchem ſie bequem den Wagen beſchreiten konnte. Freudig zögerte ſie keinen Augenblick, ſich aus dem Kerker in die Arme des Geliebten zu retten. Die Greife ſahen mit ihren Adlerköpfen klug herum, bis die Vereinigung geſchehen war, und ſtürmten dann wieder dem Walde zu.

Saraſtro umarmte ſeine Nichte, ſprach über den Liebesbund ſeinen Segen, ertheilte mit einigen dunklen Worten dem Saitenſpiele des Ritters die verſprochene Wunderkraft, und befahl dann den Greiſen, das junge Paar wohlbehalten nach Hauſe zu bringen. Auch trug er dieſen weltberühmten, trefflichen Schatzgräbern noch auf, nach vollendeter Reiſe ſo viel Geld, als Ulfo's ganzes Fürſtenthum werth ſey, aus der Erde zu graben, und ſolches, als Brautſchatz, dem Ritter zu übergeben. Hierauf ſchied die kleine Geſellſchaft mit herzlichem Lebewohl von einander. Saraſtro milderte den Schmerz der Trennung einiger Maßen durch das Verſprechen, die jungen Ehegatten bald zu beſuchen und einige Monate bei ihnen zu bleiben.

12.

Die Greife griffen ſo weidlich aus, daß die Reiſenden nach wenigen Stunden ſchon fünfzig Meilen hinter ſich hatten. Sie traten jetzt in einer Herberge ab, um ein Mittagsmahl einzunehmen. Während der Zubereitung ſpielte Landolin ſeiner Braut ein Liedchen auf der Zither vor. Bald aber unterbrach ihn Regenbogen mit der Meldung: es ſey eben eine Geſellſchaft vornehmer Vögel, vom Fürſten Strauß abgeordnet, angekommen und bitte dringend um Gehör. Der Ritter ließ die Geſandtſchaft eintreten. Sie beſtand aus fünf oder ſechs anſehnlichen Perſonen. Unter dieſen befand ſich ein Pfau, der ſogleich das Rad ſeines Schweifes feierlich aufſchlug, und dadurch zu erkennen gab, daß er vor ſeiner Verwandlung ein überaus zierlicher Höfling geweſen war. Auch zwei Störche, die man zur Bedeckung mitgenommen hatte, weil ſie vormals als Soldaten gedient hatten, bezeichneten ganz deutlich ihren vorigen Stand, indem ſie ſich, wie Schildwachen, ſteif an die Thür ſtellten. Der Sprecher der Geſellſchaft, ein Papagei, ſah ſich nach einer Rednerbühne um, fand einen im Zimmer ſtehenden Kaſten dazu ſchicklich, hüpfte hinauf und ſprach:

Geſtrenger Ritter, ſehet hold
Auf unſern Trupp hernieder!
Noch geſtern deckt' uns Seid' und Gold,
Heut' ſcheckiges Gefieder.
Wir ſollen fliegen, lieber Gott!
Und vormals ſprach von uns der Spott:
Wir kröchen, wie die Schlangen.

Und könnten bis zum höchſten Stern
Wir unſern Flug auch treiben,
Uns freut es mehr, bei unſerm Herrn
Zur Aufwartung zu bleiben.
Mit ihm geht's nicht ſo hoch hinaus;
Er kann, als ſchwerbeleibter Strauß,
Nur traben und nur flattern.

Und ach! das Volk macht viel Geplärr!
Auf Märkten hört man ſagen:
„Gefährlich iſt ein Landesherr
Mit einem Straußenmagen.
Wer Eiſen ganz bequem verdaut,
Der frißt gemach mit Haar und Haut
All' ſeine Unterthanen."

Und weiter heißt's: „Ein dummer Gauch
Iſt doch der Strauß zu nennen,
Er ſteckt den Kopf in einen Strauch,
Wenn Jäger nach ihm rennen.
Er denkt, wenn er ſie nur nicht ſieht,
Daß dann die Schaar vorüber zieht,
Und ihn auch nicht gewahret."

Aus all' dem Schnack wird frank und frei
Der böſe Schluß gezogen:
Mit einem Strauß, als Herrſcher, ſey
Das ganze Land betrogen.
Drum bitten wir, Herr Landolin,
Entzaubert gütig uns und ihn,
Wie's Euch vergönnt der Alte.

Fürſt Alſo hätt' Euch ſelbſt erſucht,
Die Gunſt für ihn zu hegen,
Doch kann er ſeines Leibes Wucht
Nicht durch die Luft bewegen.
Stellt euch bei ihm als Retter ein!
Er will ſein ſchönes Töchterlein
Zum Ehrenlohn Euch laſſen.

Indem der Papagei dieſen Vortrag herausſchnarrte, konnte ſich Hyacinthe, vom Unglück ihres Vaters und Vaterlandes gerührt, der Thränen nicht enthalten, und mit leiſer, ſüßer Stimme bat ſie den Geliebten, die Bitte der Bezauberten zu erfüllen. Er nickte freundlich, wandte ſich dann zu den Vögeln und ſprach:

Geſandte, richtet dem Fürſten Strauß,
Was ich euch ſage, getreulich aus,
Zu ſeinem Nutzen und Frommen!
Er gebe das Reich dem Herrn zurück,
Dem's weiland ſein Vater genommen,
So wird er im ſelbigen Augenblick
Sein Menſchenbild wieder bekommen.

Die Vögel ſeufzten ſammt und ſonders gar kläglich, und der Redner fragte: ob es denn nicht möglich ſey, daß Seine Hoheit die erbetene Wiedereinſetzung in den vorigen Stand unter mildern Bedingungen erhalten könne.

„Nein!“ ſagte Landolin. „Denn ſo will es Saraſtro, der Gerechte.“

„O, wir Armen!“ ächzte der Papagei. „Was ſoll nun aus uns werden?“

„Menſchen, wie zuvor!“ rief Landolin und ließ die Zauberſaiten dazu erklingen. Sogleich geſchah die gebotene Verwandlung, und die neuen Menſchen bedankten ſich mit tiefen Bücklingen und ſeinen Worten. „Wir bedauern nur, ſchöne Prinzeſſin,“ ſetzten ſie einſtimmig hinzu, „daß wir Euren Herrn Vater, der künftig keinen Hofſtaat mehr unterhalten kann, werden verlaſſen müſſen, um uns an der zurückkehrenden Sonne zu wärmen“

„Das läßt ſich von euch nicht anders erwarten,“ ſprach Hyacinthe. „Erzeiget nur meinem unglücklichen Vater, durch treue Ausrichtung des an ihn erhaltenen Auftrages, den letzten Dienſt und ſaget ihm noch: er ſolle, wenn er wieder Menſch geworden, zu mir kommen und der liebevollſten Aufnahme und ſorgfältigſten Pflege verſichert ſeyn.“

Die Hofherren verſprachen, beide Aufträge pflichtmäßig zu beſtellen und traten ab.

Des folgenden Tages gelangten die Liebenden, ohne den geringſten Unfall, zur Heimath des Ritters. Regenbogen, deſſen Geſchäft nun vollendet war, nahm Abſchied. Auch die Greiſe ſtürmten davon; doch eingedenk deſſen, was ihnen Saraſtro befohlen, kamen ſie bald wieder und luden im Burghof einen glänzenden Goldhügel ab. Landolin und ſein Weibchen bedurften dieſes Schatzes nicht, um glücklich zu ſeyn. Liebe und Einigkeit waren ihre Hausgötter, denen ſie ein wonneſeliges Leben verdankten.

Nach einigen Wochen hatte Hyacinthe die Freude, ihren Vater ankommen zu ſehen. Aber finſter und mürriſch floh er alle Menſchen, wählte ſich des Schloſſes dunkelſtes Gemach zur Wohnung, und grollte darin über den Verluſt ſeiner Krone. Ein gänzlicher Einſiedler, der ſeine feſt verſchloſſene Zelle nie verließ, ward er vollends, als ſechs Monate ſpäter Saraſtro mit ſeinen heitern Gefährten eintraf. Der alte frohſinnige Weltweiſe hatte ſelbſt keine Neigung, den düſtern Grämling zu ſehen. So lebten ſie faſt ein Jahr unter Einem Dache, ohne ein Wort mit einander zu wechſeln.

Jetzt erfuhr Saraſtro, daß ſeine Fehde mit der Königin der Nacht zu einem Singſpiele verarbeitet worden ſey und in Wien zum erſten Mal aufgeführt werden ſolle. Voll Neugierde, ſich ſelbſt auf der Bühne zu ſehen, unternahm er deßhalb eine Reiſe von beinahe zweihundert Meilen, und wohnte, ohne ſich zu erkennen zu geben, der Vorſtellung bei. Er fand die ihm aus dem Grunde bekannte Geſchichte ſo falſch und wunderlich vorgetragen, daß er ſich bisweilen bei den ernſthafteſten Stellen des lauten Lachens nicht enthalten konnte. Oft aber gerieth er auch bei luſtigen Auftritten, die den Zuſchauern ungemeines Vergnügen machten, in den heftigſten Aerger, und es fehlte nicht viel, daß er gerecht hätte. Nur Mozart's Zaubertöne beruhigten und entzückten ihn wieder, und er blieb eine geraume Zeit in Wien, um ſich dieſes herrlichen Genuſſes mehrmals zu erfreuen.

Landolin und Hyacinthe lebten fort und fort in einem irdiſchen Himmel. Wohlthätig ſchenkten ſie einen Theil des Schatzes, den ihnen die Greiſe gebracht hatten, den Armen; einen andern Theil aber wandten ſie dazu an, das beſchützte Bild, das ſie, als den erſten Stifter ihres Bundes, ſehr werth hielten, in einen koſtlichen Rahmen von gediegenem Golde faſſen zu laſſen.

V.

Der grüne Hut.

1.

Im See Lomond in Schottland, der ſich über fünf Meilen erſtreckt und einem Meere gleicht, ſpiegelten ſich vor Zeiten zwei Felſenſchlöſſer, die nur eine Stunde Weges von einander getrennt und von edlen Nachkommen alter Heldengeſchlechter bewohnt waren. In einer dieſer Burgen blühte Maria Macdonald, ſechzehn Sommer alt, und damals das ſchönſte Fräulein in Schottland. Die andere Burg war das Vaterhaus ihrer zwei Jahre ältern Freundin Betty Monro. Die Mädchen beſuchten einander oft, und luſtwandelten zuweilen auf den grünen Matten am Ufer des Sees.

Eines Tages, als Maria zu ihrer Freundin ging, bemerkte ſie, daß der Waſſerſpiegel, den eben kein Lüftchen beſtrich, an einer einzigen Stelle, einen Steinwurf weit vom Geſtade, in Bewegung gerieth. Sie glaubte, ein Fiſch erhebe ſich aus der Tiefe, um an der Sonne zu ſpielen. Es war aber ein grüner Hut, der aus den Wellen emporſtieg, und ſogleich wieder untertauchte, als Maria ſtehen blieb, um die ſeltſame Erſcheinung zu betrachten. Fortgehend ſah ſie zurück: der grüne Hut war abermals da; doch augenblicklich verſchwand er auch wieder.

Dieſen Vorfall erzählte Maria ihrer Freundin. „Ei!“ ſagte die luſtige Betty, „das hat Dir und Deinem hübſchen Geſichtchen gegolten. Nicht genug, daß Du allen Erdenſöhnen gefällſt; nun fangen wohl gar auch Waſſergeiſter an, die Augen auf Dich zu werfen.“

Frau Sara, vormals Betty's Amme und jetzt hochbetraute Schaffnerin im Schloſſe, machte bei dieſer Neckerei ein ſehr ernſtes Geſicht und ſagte: „Kind, ſcherze nicht über ſolche Dinge! Der See Lomond hegt und pflegt nicht blos Fiſche; es leben und weben noch andere Weſen darin, von welchen man in der Vorzeit mancherlei Geſchichten erzählte. Damals ſoll ein Waſſergeiſt in jugendlicher Mannsgeſtalt bisweilen aus dem See hervorgekommen ſeyn und ſich mit freundlichen Worten zu ſeinen jungen Dirnen geſellt haben. Sind ſie aber, wie natürlich, mit Schrecken vor ihm geflohen, ſo hat er ſie nicht verfolgt, ſondern ſich mit Aechzen und Stöhnen wieder in den See geſtürzt. Weniger beſcheiden war ein anderer Waſſergeiſt, der ſich einmal vor uralten Zeiten — ich weiß nicht wo — bei einem Reihentanze, den man unter freiem Himmel gehalten, einſtellte. Es trat nämlich, indem die Geſellſchaft recht guter Dinge war, ein ſchöner, wohlgekleideter junger Fant in den Kreis, grüßte mit anmuthigen Geberden rechts und links, und bot allen Anweſenden die Hand; aber ſie war kalt, wie ein Eiszapfen. Nach einer Weile nahm ſich der ungebetene Gaſt die Freiheit, eine der Jungfrauen, die lieblich von Angeſicht, aber leichtſinnigen Gemüths war, zum Tanz aufzufordern. Sie ſchwenkte ſich luſtig mit ihm herum; aber nach kurzem Rundtanze flog er brauſend, wie ein Wirbelwind, mit ihr aus dem Kreiſe, ſtürmte nach dem nahen Strome hin, ſprang vor den Augen einiger Schiffer mit ſeiner Tänzerin in die Fluth, und nie wurden beide wieder geſehen.“

Marien wandelte bei dieſer Erzählung ein Grauen an. Sie fürchtete ſich, da es bald Abend ward, allein nach Hauſe zu gehen. Betty erbot ſich, ſie zu begleiten. Aber kaum war das Verſprechen gethan, ſo bangte dem ſonſt beherzten Mädchen ebenfalls vor dem einſamen Heimwege. Mutter Sara ward aufgefordert, den Rückzug zu decken. „Gut, ich wackle mit!“ ſagte die Alte. „Wir ſchwachen Weiblein können aber einander wenig beſchützen. Der lange Daniel, der heute ſonſt nichts zu thun hat, mag ſich mit in Bewegung ſetzen und unſre Schutzwache ſeyn.“ Der bequeme Diener murmelte verdrießlich in den Bart, als er von der hochgebietenden Schaffnerin Befehl zum Aufbruch erhielt. Er nahm auch nicht eher, bis ihm ſein Leibtrank, ein Glas Whisky gereicht ward, Hut und Stab, und folgte den Frauen.

Als ſie an die Stelle kamen, wo ſich der grüne Hut hatte ſehen laſſen, zog Maria die Arme ihrer Begleiterinnen feſter an ſich und winkte mit den Augen nach dem See. Aber jetzt zerſtörte den blauen Spiegel keine Bewegung. Maria kam ganz unangefochten nach Hauſe. Auch ihr Gefolge ſah auf dem Rückwege keine Spur des grünen Hutes.

Dennoch war Maria ſo ſchüchtern geworden, daß ſie es in den nächſten Wochen nicht wagte, längs der Seekante hinzugehen und ihre Freundin zu beſuchen. Betty aber kam und ging ungeſtört. Dadurch ward das muthwillige Mädchen kühn genug, den Seegeiſt herauszufodern.

Grüner Hut, grüner Hut,
Guck' ein biſchen aus der Fluth!
Dich zu ſehen, hab' ich Muth.

So ſang ſie mehrmals; aber der grüne Hut zeigte ſich nimmer.

2.

Maria glaubte nun, die von ihr geſehene Erſcheinung auf dem See ſey nur ein Trugbild ihrer Augen geweſen. So gewann ſie wieder Muth, das Ufer ohne Begleitung zu betreten. Außer dem Nix war niemand zu fürchten; denn zu jener Zeit erlaubte ſich, wie jetzt wohl, kein Mann, allein gehenden Frauen mit kecker Anrede beſchwerlich zu fallen oder ſich ſonſt unziemlich gegen ſie zu betragen.

Ungeſtört hatte Maria ſchon den halben Weg zu ihrer Freundin hinter ſich, als ſie Harfentöne vernahm, die aus dem Waſſer hervorklangen. Das unſichtbare Saitenſpiel tönte ſo ſanft, ſo lieblich, daß ſie nicht darüber erſchrack, ſondern es im Gegentheil mit Vergnügen hörte, und ruhigen Schrittes ihren Weg fortſetzte. Die ſüßen Klänge ſchwammen ihr immer zur Seite und begleiteten ſie bis zur Wohnung ihrer Freundin.

Dort erzählte ſie von dem Ständchen, das man ihr im See gebracht hatte. „Das iſt wieder ein Stückchen des grünen Hutes!“ rief die Schaffnerin. „Doch Muſik iſt ein gutes Zeichen bei Menſchen und Geiſtern. Ich habe nie gehört, daß ſich ein böſer Geiſt damit kund gegeben hätte.“

Neugierig, die wunderbaren Töne mit eigenen Ohren zu hören, gaben Betty und Sara der jungen Freundin das Geleit. Sie hatten ſich jedoch umſonſt bemüht; der See blieb ſtumm. Doch, als ſie ſelbander zurück gingen, ließ ſich unter dem Waſſer ein helles Lachen vernehmen. „Horch, Mütterlein, der Kobold ſpottet über uns!“ flüſterte Betty. „Ei nicht doch!“ antwortete Sara. „Dich täuſchen die plätſchernden Wellen.“ — Die kluge Frau hörte das Gelächter recht gut; allein ſie hatte den Grundſatz, daß man ſich bei ſolchen Neckereien blind und taub ſtellen müſſe, um nicht einen ſo gefährlichen Spottvogel zu ſchlimmern Unbilden zu reizen.

Maria ward noch einige Mal, wenn ſie ihre Geſpielin beſuchte, mit Harfenlaut begrüßt. Still und ruhig ging ſie vorüber, ſenkte den Blick beſcheiden auf ihren Pfad, und ſah beſonders nie dahin, wo die Töne aus dem See herauf klangen.

Einsmals gab es eine neue Ueberraſchung. Es ſang, von der Harfe begleitet, eine anmuthige Stimme:

Die Wolken ziehen ihre Bahn,
Und ſchauen mich ſo freundlich an;
Mich grüßt der Sonne goldnes Licht
Aus unermeſſ'ner Ferne!
Hold ſieht der Mond mir ins Geſicht
Und all' das Heer der Sterne.
Ich blicke dankbar in die Höh',
Doch Himmelsgunſt heilt nicht mein Weh:
Denn ſie, die ſchönſte Maid im Lande,
Blickt, wandelnd an des Ufers Rande,
Nicht auf den Trauernden im See.

Der Schluß des Liedes machte die Horcherin beſtürzt. Von Natur beſcheiden und von Eitelkeit unverdorben, war ſie zwar weit davon entfernt, ſich für das ſchönſte Mädchen in Schottland zu halten: dennoch war es offenbar, daß der Sänger ſie meinte, und das beflügelte ihre Schritte, um Betty's ſchützende Wohnung ſchnell zu erreichen. Sie ſchämte ſich, die hell und deutlich geſungenen Worte, die ſie vollkommen verſtanden und ins Gedächtniß gefaßt hatte, dort zu wiederholen. Darum verſchwieg ſie lieber die ganze Sache, bat jedoch um Begleitung auf dem Rückwege, damit ihr, wie ſie vorgab, die Zeit nicht lang werde. Betty ging mit und ſcherzte ſo viel über den Grünhut, daß Marien nicht wohl dabei war. Er fand aber jetzt für gut, ſtill und verborgen unter dem Waſſer zu bleiben.

Deſſen ungeachtet enthielt ſich Maria wieder einige Wochen des Ganges zu ihrer Freundin: denn kein anderer Weg, als der am Seegeſtade, führte dahin, wenn ſie nicht über Felſen klimmen wollte. Sie ſtellte ſich unwohl, um nicht den wahren Grund der Stockung ihrer Beſuche geſtehen zu müſſen. Betty ging dagegen täglich zu ihr, und ſo oft ſie an die Stelle kam, wo der grüne Hut aus dem Waſſer emporgeſtiegen war, unterließ ſie nicht, ihn mit einem Spottliedchen zu necken.

Heh da, heh!
Junker Grünhut in dem See!
Haſt du Grillen? haſt du Mucken?
Willſt du gar nicht wieder gucken!
Sieh doch, Mall[*] iſt da!
Ha, ha, ha!

Aber auch dieſe Herausforderung blieb ohne Erfolg. Der Waſſergeiſt ſchien ganz verſchwunden zu ſeyn. Wenigſtens bemühte ſich Betty, Marien deſſen zu überreden, um ſich ihrer Gegenbeſuche wieder zu erfreuen.

3.

Maria hielt es endlich ſelbſt für eine Schwachheit, ſich wie ein Kind zu fürchten, da ihr doch bisher noch nichts zu Leide geſchehen war. Kaum aber wagte ſie ſich wieder auf die bedenkliche Straße, ſo wartete ſchon ihrer dort ein neues Abenteuer, das wunderſamer als die vorigen war. Ein engelſchöner Jüngling, angethan mit einem Gewande von himmelblauer Seide, kam ihr entgegen, verbeugte ſich ehrerbietig, bot ihr eine fremde Blume von unvergleichlicher Farbenpracht und ſprach:

---

[*] Die in England und Schottland gewöhnliche Verkürzung des Namens Maria.

Laß Dir, als der Achtung Zeichen,
Dieſe Wunderblume reichen,
Der an Seltenheit und Zier
Alle Gartenkinder weichen,
Wie ſich, holdes Fräulein, Dir
Keine Jungfrau kann vergleichen.
Weißt Du, wo die Blum' erblühte?
Dieſer See, deß Uferrand
Deinen Zephyrtritt im Sand,
Wann die Sonne nicht mehr glühte,
Oefter ſah, doch kaum empfand,
Iſt ihr heitres Vaterland.
Aus des Waſſergotts Gebiete
Iſt die Schönheit nicht verbannt.
Dieſes Sees geheimen Grund
Deckt ein Teppich goldner Auen,
Und er läßt mehr Wunder ſchauen
Als das ganze Erdenrund.
In Korallenwäldern thürmen
Sich kriſtallene Paläſte,
Um geliebte fremde Gäſte
Vor der Fluthen Drang zu ſchirmen.
Komm, ſieh ſelbſt das Wunderreich,
Deſſen Geiſterfürſt ich bin,
Herrſche dort mit mir zugleich
Als geliebte Königin!

Behende zog er jetzt eine Krone von Perlen, die größer als Wallnüſſe waren, unter dem Mantel hervor und wollte ſie Marien aufſetzen. Allein das bange Mädchen (das zwar die dargebotene Blume in der erſten Ueberraſchung angenommen, aber nachher mit flüchtigen Doppelſchritten dem ſich zu erkennen gegebenen Geiſterfürſten zu entkommen verſucht hatte) entfloh der Krönung mit vollen Sprüngen, und ſtürzte ſprach- und athemlos ihrer Freundin in die Arme.

„Gott! was iſt dir begegnet?“ rief Betty.

„Gewiß hat der Grünhut das Lämmchen wieder erſchreckt!“ fiel Sara ein. „Ich wünſchte, man könnte die Felſen am See weiter zurückſchieben, damit wir uns nicht, wenn wir einander beſuchen, ſo nahe vorbei drücken müßten. Denn dort iſt's nun einmal nicht mehr geheuer.“

Indeſſen hatte ſich Maria wieder gefaßt, daß ſie den Vorfall erzählen konnte. Sie ließ vorher nachſehen, ob jemand an der Thür horche, weil ſie es für möglich hielt, daß ihr der Seefürſt gefolgt ſey. Er hatte ſich aber ſogleich, als ſie die Flucht ergriff, mit betrübtem Herzen in ſein Reich zurück begeben.

„Nun wird's Ernſt!“ ſprach die Schaffnerin. „Nun müſſen wir Nachbarn des See's uns vereinigen, einen Geiſterbanner zu ſuchen, der uns reinen Weg ſchafft.“

Indem ſie ſo ſprach, erhob ſich vor der Thür ein Gelächter, wie von feinen Kinderſtimmen, und es gab doch keine Kinder im Hauſe. Betty ſah hinaus; es war niemand da. „Das dacht' ich wohl!“ ſagte die Schaffnerin. „Die naſſe Majeſtät hat vermuthlich ein paar Nixchen abgeſchickt, uns zu behorchen. Nun mögen die Dinger doch gehört haben, was ich ſage; ich frage nichts darnach. Wir müſſen um ſo mehr der Pauke bald ein Loch machen.“

Maria, die durch die raſche Flucht entkräftet, und doch nach Hauſe ſich ſehnend, bat um ein frommes Pferd und freundliche Begleitung. Betty war die erſte, die ſich zur Gefährtin erbot. Etwas langſamer erklärte ſich auch Sara dazu bereit, um nicht furchtſam zu ſcheinen. Aber es war mit ihrem Muthe nicht richtig. Darum foderte ſie den langen Daniel auf, ſich ebenfalls zum Geleite zu rüſten. Es wurden alſo vier Roſſe geſattelt. Dieſe großen Anſtalten waren jedoch unnöthig: der See regte ſich nicht, als Maria mit ihrem Gefolge vorüberzog.

Die rückkehrende Schutzwache blieb aber auch dießmal, wie einige Zeit zuvor, nicht ungeneckt. Ein Chor ſang unter dem Waſſer:

Die Alte, die Alte
Auf ihrem grauen Roß,
Sie halte, ſie halte
Den Mund doch unterm Schloß!
Uns Geiſter will ſie bannen?
Darüber lachen wir.
Sie fährt dereinſt von dannen,
Wir aber bleiben hier.

4.

Maria mied ſeit dieſem Tage den See; doch Betty und Sara, die nicht zu befürchten hatten, daß ihnen der Waſſerfürſt mit einer Liebeserklärung in den Weg treten werde, wandelten oft den unheimlichen Pfad, und wurden fortan auch niemals erſchreckt oder beleidiget. Dennoch konnte Sara das ihr geſungene Spottlied nicht vergeſſen, und bemühte ſich eifrig, den Bann der Waſſergeiſter zu Stande zu bringen.

Unfern des See's wohnte ein Wundarzt und Quackſalber, Namens Sebaſtian Mull, der viel geheime Weisheit zu beſitzen vorgab, und ſich oft rühmte, ein zweiter

Theophraſtus Paracelſus zu ſeyn. Unter den Künſten, die er zu verſtehen glaubte, war auch die Zauberkunſt. Es ſchien ihm ein Leichtes, mit einigen Beſchwörungsformeln, die er aus Doktor Fauſts Höllenzwang oder einem andern Werklein dieſes Schlages gelernt hatte, die hartnäckigſten Geiſter zu vertreiben, und er wünſchte ſich längſt eine gute Gelegenheit, durch einen ſolchen Sieg noch berühmter zu werden, als er es nach ſeiner Meinung ſchon war. Sara's Aufforderung, die Geiſter des Lomondſee's aus ihrer alten Heimath zu jagen und in's fernſte Meer zu verweiſen, war ihm daher ſehr willkommen. Er verſprach in den nächſten dazu ſchicklichen Tagen den Bann zu unternehmen und auszuführen.

Außer dem Ruhme, den er dabei zu ernten hoffte, war ſein Augenmerk auch noch auf einen andern Vortheil gerichtet. Ihn gelüſtete nach den Markt- und Sparpfennigen, welche Frau Sara in zwanzig und mehrern Jahren, als regierende Schaffnerin eines angeſehenen Hauſes, aufgehäuft haben mußte, und er, ein alter Hageſtolz, hegte ſchon ſeit geraumer Zeit in ſeinem Herzen den Wunſch, dieſes Kapital zu heirathen. Die alte herrſchſüchtige Wittib mit in den Kauf zu nehmen, war ihm freilich ungelegen. Der fünfzigjährige Graukopf, der überdieß eine unangenehme Perſon war, konnte jedoch als Freier keine höheren Anſprüche machen. Er trug ſich daher mit verblümten Worten der Alten an. Sie lächelte beifällig und ſagte: „Schafft uns nur erſt die Geiſter vom Halſe! Dann bin ich vielleicht willfährig, Euch nach Wunſche zu belohnen.“

Er beobachtete nun fleißig den Stand der Geſtirne, bis ſie ſich in einem ſolchen Verhältniß gegen einander befanden, daß eine vortheilhafte Einwirkung auf den vorhabenden Geiſterbann von ihnen zu erwarten war. Hierauf legte

Sebaſtian, um ſeiner ſtangendürren Geſtalt ein ehrwürdiges, Achtung gebietendes Anſehen zu geben, und die Waſſergeiſter, wie Knecht Ruprecht die Kinder, zu erſchrecken, die vollſtändige Tracht eines ächten Zauberers an. Sie beſtand in einem langen, bis an die Ferſe reichenden ſchwarzen Gewande, einem hohen, pyramidenförmigen Hute und einem falſchen ſchneeweißen Barte, der bis über den Gürtel hinab floß. So ausgerüſtet, ging er um Mitternacht an den See und nahm zwei Barbierbecken mit, weil er in Zauberbüchern geleſen hatte, daß ſich die Geiſterbanner nicht nur gewiſſer Beſchwörungsformeln bedienten, ſondern auch zugleich durch Zuſammenſchlagen metallener Becken überläſtige Dämonen zu vertreiben pflegten. Er machte denn ebenfalls am Seeufer eine lärmende Janitſcharenmuſik mit ſeinen meſſingenen Seifengefäßen und ſprach dazu ſchauderhafte Worte, wobei ihm die eigenen Haare zu Berge ſtiegen. Aber die Waſſergeiſter regten ſich nicht.

Jn der folgenden Nacht ließ er einen noch ſtärkern Bannſpruch über den See hin erſchallen. Es erfolgte jedoch wieder keine Erklärung: ob man Gehorſam leiſten wolle.

Nun erkor er aus ſeinem Zauberbuche den gräßlichſten Bannfluch, von welchem eine Randgloſſe verſicherte: daß ihm die ganze Hölle nicht widerſtehen könne. Dieſen donnerte er in der dritten Nacht durch ein Sprachrohr den Waſſergeiſtern zu.

Jetzt erhob ſich im See ein großes Getümmel und aus den ſtürmiſchen Wogen rief eine Stimme:

O Jammer, o Weh!
Wir müſſen den See,
Die liebliche Heimath, verlaſſen.

Der Zauberer weiß,
Auf Sara's Geheiß,
Uns unwiderſtehlich zu faſſen.
Auf! züchtiget ihn,
Bevor wir entfliehn,
Und ſollt' er die Nacht noch erblaſſen!

Plötzlich wimmelte eine Schaar kleiner Waſſergeiſter und geflügelter Fiſchgeſtalten aus dem See hervor, umzingelte den fliehenden Zauberer von allen Seiten, ſprang an ihm empor, riß ihm den falſchen Bart ab und die Pyramide vom Kopfe, ſchlug ihn und kniff ihn, und überſtrömte ihn mit Waſſer. Als ihn die Unholde ſattſam gezüchtiget hatten, ließen ſie ihn laufen, und er kam triefend nach Hauſe.

Das Jammergeheul über den ausgeſprochenen Bann war jedoch ein bloßes Gaukelſpiel, womit die Seegeiſter den einfältigen Sebaſtian zum Beſten hatten. Er war in der Zauberkunſt ein ſolcher Stümper, daß er ihnen gar nichts anhaben konnte. Um aber den nächtlichen Schreier und Ruheſtörer zum Schweigen zu bringen, ſtellten ſie ſich, als müßten ſie ſeiner Macht weichen. Ueberdieß glaubten ſie den feindſeligen Angreifer am empfindlichſten zu ſtrafen, wenn ſie es durch ſcheinbare Beſiegung dahin brächten, daß ihm die Hand der gebieteriſchen Sara zum Lohn würde. Dieſe Rache gelang auch vollkommen. Sebaſtian machte bald Hochzeit mit der ehrſamen Wittib; aber die goldenen Tage der Freiheit, da er ganze Nächte lang im Wirthshauſe bei einem guten Glaſe Whisky ſpielen oder aufſchneiden konnte, waren vorüber. Seine geſtrenge Frau gab ihm höchſt ſelten Urlaub, ein Gläschen auswärts zu trinken; und blieb er einmal über die ihm zugeſtandene Zeit aus, ſo holte ſie ihn mit Schelten und Toben.

5.

Ein edleres Liebesbündniß erblühte um dieſelbe Zeit zwiſchen Marien und Edward Murray, einem der ſchönſten und wackerſten jungen Ritter in Schottland, deſſen Stammſchloß ebenfalls ein Nachbar des Lomondſee's war. Die Väter der Liebenden, die, als treue Waffenbrüder, manchen rühmlichen Kampf gekämpft hatten, ſahen ſchon ein Jahrzehent zuvor mit inniger Freude, daß die Herzen der Kinder ſich einander zuneigten. Ihre Liebe wuchs mit den Jahren, und ſie verlobten ſich feierlich, als Edward von der hohen Schule zu Edinburg, wo er den Wiſſenſchaften und ritterlichen Künſten obgelegen hatte, zurück kam.

Am Vorabend des Verlobungsfeſtes hatte Edward ſeine Braut beſucht und ritt in der Nacht heim. Indem er vor ſeinem Schloſſe vom Pferde ſtieg, trat hinter einer Thorſäule ein fremder Mann, mit einem funkelnden Schwerte in der Hand, plötzlich hervor und ſagte trotzig: „Edward Murray, ich habe mit Euch ein Wort zu ſprechen.“

„Wer ſeyd Ihr?“ fragte Edward. „Und was wollt Ihr von mir in dieſer nächtlichen Stunde?“

„Meinen Namen,“ ſagte der Fremdling, „ſollt Ihr künftig erfahren. Jetzt laßt Euch an der Verſicherung genügen: daß ſich der edelſte Ritter nicht ſchämen darf, mir Rede zu ſtehen.“

„Nun, ſo erklärt Euch, was habt Ihr mit mir auszumachen?“

„Ich fordere von Euch, daß Ihr Marien Macdonald entſagt!“ ſprach der Fremdling mit drohend erhobenem Schwerte.

„Ich Marien entſagen?“ — rief Edward. „Und wäret ihr ein Gott, ich ſpräche: Nein!“

„So ſtirb!“ ſchrie jener heftig, und rannte mit vorgeſtrecktem Schwerte gegen ihn an. Blitzſchnell aber riß Edward das ſeinige aus der Scheide, und begegnete damit dem feindlichen, das ſogleich, indem es von jenem berührt ward, klirrend in Stücke ſprang. Der entwaffnete Fremdling floh mit ſo geflügelter Eile hinein in die dunkle Nacht, daß ihn Edward alsbald aus den Augen verlor. Das auf der Erde liegende Bruchſtück der zerſchmetterten Waffe war von Kryſtall. Edward nahm es zu ſich, um es zum Andenken des lächerlichen Kampfes aufzubewahren.

Der wunderbare Einſpruch des Ungenannten, der ſich leicht errathen läßt, hemmte natürlicher Weiſe nicht die feierliche Verlobung am folgenden Tage.

Wäre man über den Ritter mit dem gläſernen Schwerte noch einiger Maßen in Zweifel geweſen, ſo hätte er ſich an einem der nächſten Abende doch ſelbſt verrathen. Traulich koſend gingen die Verlobten am See vorüber; da machte der eiferſüchtige Geiſt ein gewaltiges Getöſe unter dem Waſſer, und drohte mehrmals mit geballter Hand aus den Wellen hervor. Die Liebenden wandelten fort, ohne ſich darum zu bekümmern.

6.

Einige Tage darauf ging Edward mit einer Armbruſt ans Seegeſtade, um Möwen oder andere Waſſervögel zu ſchießen. Ein Kopf, mit dem wohlbekannten grünen Hute bedeckt, hob ſich bisweilen aus den Wellen; doch Edward ließ ſich dadurch nicht abſchrecken, ſeine Jagd zu beginnen. Indem er aber den erſten Pfeil abdrücken wollte, rief's unter dem Waſſer: „Halt ein!“ und mit halbem Leibe fuhr der Grünhut empor. „Weiche von hier!“ ſprach er zornig. „Was erfrechſt Du Dich, mein Gebiet zu verletzen? Die Waſſervögel ſind meine Unterthanen; ich nehme ſie gegen Dich in Schutz. Geh und laß Dich nicht wieder mit Waffen hier finden!“

So ſcheltend, ſchwang er mit drohender Geberde ein neues, gläſernes Schwert, worüber ſich Edward des Lachens nicht enthalten konnte. Das beleidigte den Seefürſten dermaßen, daß er Schimpfreden ausſtieß, die das Ehrgefühl des jungen Ritters verletzten. Im darüber aufwallenden Zorne bedachte er nicht, daß der Beleidiger ein Geiſt war, deſſen unartige Reden er wohl überhören konnte, ohne dadurch in den Verdacht der Feigheit zu fallen. Er richtete den Bogen nach ihm, und der abgeſandte Pfeil traf ſein Ziel. Mit einem gellenden Schrei fuhr der Verwundete in die Tiefe hinab, und die Stelle, wo er verſchwunden war, röthete Blut auf der Oberfläche des Waſſers. Edward, ſeinen Jähzorn bereuend, ging mit Verdruß über ſich ſelbſt von dannen, und hörte noch, als er ſchon fern war, viel Geräuſch und Wehklagen im See.

Kurz darauf kam Sebaſtian mit eilfertigen Schritten des Weges, um einen Kranken zu beſuchen. Plötzlich ſprang vor ſeinen Augen ein ſchnaubendes Wallroß, das einen Reiter trug, aus dem See ans Ufer. Mit Entſetzen prallte der Wundarzt zurück, wandte ſich und nahm Reißaus. Aber der Reiter jagte ihm nach, verrannte ihm den Weg und ſagte: „Du biſt ein elender Geiſterbanner, doch vielleicht ein beſſerer Wundarzt. Sitz' auf und fürchte dich nicht! Du ſollſt die Ehre haben, meinem Fürſten, der eben durch einen Bogenſchuß verwundet ward, den erſten Verband anzulegen.“

„Ich bitt' um Verſchonung,“ ſagte der Wundarzt, und wünſchte ſich Flügel des Windes, um ſich über die Felſen zu ſchwingen. „Ich kenne die Leibesbeſchaffenheit ſolcher Herrſchaften nicht; ich würde das hohe Leben in Gefahr ſetzen — —“

„Keine Ausflüchte!“ rief der Reiter und ergriff das dürre Männlein am Kragen, warf es hinter ſich wie einen Sack, und das Roß ſetzte mit einem ſo ungeheuern Bogenſprunge in den See, daß die ſchäumenden Wogen felſenhoch aufſpritzten.

Einige von fern ſtehende Augenzeugen dieſer Entführung verkündeten ſie in der Nachbarſchaft umher, und man hielt den theuern Mann für verloren. Aber, wie ein aus dem Todtenreiche wiederkehrendes Geſpenſt, erſchien er noch am Abend deſſelben Tages in Macdonalds Schloſſe. Die Herrſchaft und die Diener, die zu jener Zeit der Stolz noch nicht ſo weit, als jetzt, von einander trennte, verſammelten ſich um ihn in der geſelligen Halle, wo wechſelſeitige zwangloſe Geſpräche die längſten Winterabende traulich verkürzten. Er erzählte zuvörderſt die dem Leſer ſchon bekannten Umſtände ſeines gezwungenen Ritts in den See, und fuhr dann mit guter Laune fort: „Als das furchtbare Roß den entſetzlichen Sprung that, empfahl ich Gott meine arme Seele; denn ich glaubte, das Waſſer, das ich zeitlebens gehaßt habe, werde mich jetzt, da ich in ſeiner Gewalt war, augenblicklich tödten. Es that mir aber kein Leid; ich ward nicht einmal naß; nur die reißende Geſchwindigkeit, mit welcher ich, wie ein aus den Wolken fallender Stein, wohl tauſend Fuß tief hinab ſchoß, verſetzte mir dergeſtalt den Athem, daß ich zu dem Hofmarſchall, der mich vor dem kriſtallenen Pallaſte des Fürſten empfing, nicht ſagen konnte: Unterthäniger Diener. Er gab mir mit einem großen Stabe, den er in der Hand trug, ein Zeichen, ihm zu folgen. Wir gingen durch eine Reihe Gemächer, in welchen ſich zierliche Männlein befanden, die ich für pflichtſchuldigſt betrübte Hofleute hielt, weil ſie ſich über alle Maßen kläglich geberdeten, die Hände rangen, ſeufzten und weinten. An der Thür des letzten Zimmers lagen zwei ungeheure Seehunde, mit weit aufgeriſſenen Rachen und ſahen mich grimmig an, als wollten ſie mich verſchlingen. Ich trug erhebliches Bedenken, zwiſchen den ſchrecklichen Thürhütern hindurch zu gehen. Vorwärts, Herr Doctor! ſagte der Marſchall. Dir geſchieht kein Leid; Du wirſt im Gegentheil herrlich belohnt, wenn Du des Fürſten Wunde heilſt. Wendeſt Du aber Deine Kunſt nicht treulich an, oder übteſt Du wohl gar die Bosheit, mit giftigen Salben das Uebel noch ſchlimmer zu machen, ſo werfen wir Dich dieſen Ungeheuern vor, und augenblicklich werden Dich die Schwerter ihres Rachens zernichten. — Ich mußte denn vorwärts, und fand den Fürſten, von Blutverluſt erſchöpft, auf einem Ruhebette. Ohne Laut, ohne Bewegung, ließ er mich die Wunde in ſeiner Bruſt unterſuchen. Herr Murray hat ihn tüchtig getroffen. Iſt ein ſolcher Waſſermenſch nicht unſterblich, ſo ſtirbt dieſer gewiß. Ich that indeſſen, was meines Amtes war, und verband die Wunde nach meinem beſten Wiſſen und Gewiſſen. Der ſteife Hofmarſchall geleitete mich wieder vor den Palaſt hinaus. Da hielt derſelbe Reiter, der mich entführt hatte; doch jetzt in der guten Abſicht, mich wieder auf's feſte Land zu bringen. Ich kletterte geſchwind auf das Seepferd; es flog wie ein Pfeil hinauf nach dem Ufer. Dort ſprang ich ab, und lief fort ohne Abſchied zu nehmen. Halt! rief der Reiter mir nach: Morgen, bei Sonnenaufgang, bin ich wieder hier, um Dich zum Krankenbeſuch abzuholen. Laß Dich nicht vergebens erwarten! — Nein, nein, rief ich zurück: ich komme gewiß. — Aber darauf mag er lange paſſen. Ich laſſe mich ſobald nicht wieder am Ufer ſehen, und ſollt' ich alle meine Kunden in dieſer Gegend verlieren. Ich habe jedoch die gute Hoffnung, daß der tödtlich verwundete Halbgeiſt ſtirbt und der Weg dadurch rein wird: denn der Tod eines ſolchen Häuptlings hat, wie man ſagt, die Folge, daß gleich nachher das ganze Volk auswandert und ſich einen neuen Aufenthalt ſucht.“ —

So ſchien es auch in der That. Jede Spur der Seebewohner war ſeit dieſem Tage verſchwunden. Edward ging mehrmals das Ufer entlang, erlaubte ſich ſogar, das fürſtliche Verbot zu übertreten und Waſſervögel zu ſchießen; doch niemals ließ ſich ein Geiſt ſehen oder hören.

7.

Indeſſen rückte die Zeit heran, da Edward's und Mariens Vermählung gefeiert werden ſollte. Zu dieſem Feſte wollte man unter andern Gäſten einen Freund einladen, der eine der kleinen Inſeln des Lomonds bewohnte. Drei Tage vor der Hochzeit dingte deßhalb der Bräutigam ein Fahrzeug, um hinüber zu ſchiffen. Das Wetter war heiter und ein günſtiger Wind ſchwellte ſanft das Segel. Doch auf der Mitte des Weges erhob ſich plötzlich ein heulender Sturm; der See, wüthend und wallend, trieb mit dem leichten Nachen ein furchtbares Spiel; und indem das von einer Seite zur andern geworfene Schifflein umzuſchlagen drohte, fuhr eine Rieſenhand aus dem Wogengewühl empor, ergriff den jungen Ritter und riß ihn vor den Augen des Schiffers, der vergebens Rettung verſuchte, aus dem Kahn in den Abgrund. Gleich darauf legte ſich der Sturm; der treue Schiffer durchkreuzte noch einige Stunden den See, um den verſchwundenen Jüngling zu finden; doch alle Mühe war umſonſt. Er ſteuerte nun nach dem Lande zurück und erzählte die traurige Begebenheit Edwards Dienern, die ſofort mit brennenden Fackeln, weil es ſchon Abend geworden war, nach dem See eilten, um ihren geliebten Herrn zu finden. Aber auch ſie bemühten ſich fruchtlos die ganze Nacht, und ſahen ſich nun genöthiget, den unglücklichen Vorfall in Macdonalds Schloſſe zu melden.

Das Morgenroth eines Sommertages glänzte hinter den Bergen hervor. Der Baron und ſeine Diener ſchliefen noch; nur Maria hatte, von böſen Träumen geängſtet, ihr Lager ſchon verlaſſen und war in ihr Gärtlein gegangen. Hier fanden ſie Edwards Diener und machten ihr, ohne vorſichtige Einleitung, die Schreckenskunde bekannt. Sie ſchlug Marien, die ſonſt bei jedem widrigen Geſchicke ſehr gefaßt war, wie ein Wetterſtrahl nieder. Aber ſogleich hauchte die allmächtige Liebe ihr Geiſt und Leben wieder ein. Stärker und feuriger als jemals empfand jetzt Maria, wie herzinnig ſie ihren Bräutigam liebte. Ihn noch wo möglich zu retten, war ihr ſchneller Entſchluß. „Geht, ihr guten Leute,“ ſagte ſie zu den Dienern, „geht ſtill von hinnen, und verſchweigt Allen, die euch begegnen, das Unglück, das eurem Herrn widerfuhr. Kann er noch gerettet werden, ſo vermag's niemand als ich, und ich will für ihn das Aeußerſte wagen.“

Gehorſam, doch ohne Hoffnung, entfernten ſich die Diener. Maria ging auf den Zehen, um die Schlafenden nicht zu wecken, in ihr Gemach, vertauſchte ſchnell ihr leichtes Morgengewand gegen ein anderes Kleid, mit welchem ſie ſich auf der Straße ſehen laſſen konnte, und eilte fort nach dem See. Sie hoffte, Edward ſey nicht todt, ſondern nur Gefangener des Waſſergeiſtes, den ſie durch dringende Bitten zu bewegen dachte, ihrem Geliebten die Freiheit zu ſchenken.

Als ſie das Schloß kaum hundert Schritte hinter ſich hatte, kam ihr, wie auf den Fittichen des Windes ſchwebend, ein junges weibliches Weſen von überirdiſcher Schönheit entgegen, grüßte liebreich und ſagte:

Maria, find' ich Dich ſchon hier?
Mein raſcher Wanderſchritt galt Dir.
Ich weiß des Seegeiſts Uebelthat,
Und bringe guten Troſt und Rath.

Am beſten, daß ich gleich geſteh':
Auch meine Heimath iſt der See.
Der mächt'ge Seefürſt liebte mich,
Bevor ſein Herz zu Dir entwich.

Was er in ſeinem Reich auch gilt,
Dir iſt er doch ein Schauerbild;
Du biſt dem jungen Edward hold,
Und drob hat Jener längſt gegrollt.

Des Nebenbuhlers los zu ſeyn
Und ſeiner Rachluſt ihn zu weihn,
Zog er das arme junge Blut
Hinunter in die kalte Fluth.

In Todten ähnlicher Geſtalt
Liegt dort der Leichnam ſtarr und kalt;
Doch greift ihn der Verweſung Zahn
Noch nicht, wie andre Todten, an.

Denn Edwards treue Seele fuhr
Nicht feſſelfrei zur Sternenflur:
Sie hemmt ein Kerker eng' und klein,
Da zwängte ſie der Geiſt hinein.

Des gläſernen Gefäßes Mund
Schließt ein mit ihm verſchmolz'ner Spund,
Und der Gefangnen glückt es nicht,
Daß ſie dieß Zauberſiegel bricht.

Gelingt's einſt, daß ſie frei entſchwebt,
Flugs wird der Körper neu belebt,
Und dieſes Rettungswerk vermag
Ein raſch geführter Hammerſchlag.

Hier biet' ich Dir ein Hämmerlein,
Des Jünglings Seele zu befrei'n.
Verbirg es ſäuberlich und geh'
Getroſt den Weg entlang den See.

Und zeigt er ſich, der Waſſergeiſt,
So zage nicht und folg' ihm dreiſt,
Wenn er Dich ladet, mitzugehn
Und ſeines Reiches Pracht zu ſehn.

Er führet Dich, den werthen Gaſt,
In ſeinen glänzenden Palaſt.
Begleit' ihn, mit der Liebe Schein,
Durch ſeiner Zimmer lange Reihn.

Der ſchönſten Blumen bunt Gemiſch
Bedeckt auf einem goldnen Tiſch
Das Glas im letzten Prunkgemach;
Doch wende keinen Blick danach.

Zum nächſten Seſſel wanke hin
Und ächze ſanft: „Wie matt ich bin!
O, hätt' ich einen Tropfen Wein,
Der würde neue Kraft verleihn.“

Und eilt der Fürſt auf dieſes Wort
Zu ſeinem Kellermeiſter fort,
Flugs ſchlage mit des Hammers Macht
Gewaltſam in die Blumenpracht.

Und klirrt das Glas, dann flieh' mit Haſt!
Ich warte Deiner am Palaſt,
Und leite mit getreuer Hand
Dich durch die Fluth an's feſte Land.

8.

Mit innerem Grauen, aber durch die Liebe zur Heldin geworden, entſchloß ſich Maria ſogleich, in die gefahrvolle Waſſerwelt, wie Orpheus ins Reich der Todten, hinabzuſteigen und ihren Edward zu retten. Das Seefräulein, das ſich vermuthlich durch das angerathene Unternehmen an dem treuloſen Liebhaber rächen wollte, begleitete ſie bis an den äußerſten Saum des Lomonds, tauchte ſchnell hier unter und verſchwand.

Einſam ging nun Maria mit zagenden Schritten am Ufer hin, und ſang, um ruhig zu ſcheinen und ihre Gegenwart dem Seefürſten anzumelden, ein fröhliches Lied. Es währte nicht lange, als er in derſelben anmuthigen Geſtalt, wie er ſich ihr ſchon einmal außerhalb des Waſſers gezeigt hatte, vor ihr ſtand und ſie einlud, die Herrlichkeiten ſeines Reiches zu ſchauen.

„Ich hätte wohl Luſt,“ antwortete ſie, „aber die Wellen tragen mich nicht, wie Euch; ich würde meine Neugier mit dem Leben büßen.“

„Beſorgt das nicht, ſchönes Fräulein!“ ſagte der Geiſt. „Seht, hier ſteigt eine kryſtallene Brücke von den Pforten meines Palaſtes bis ans Ufer herauf. Sie trägt Euch ſo ſicher, als Felſenſtufen, und kein Waſſertropfen benetzt Euch.“

„Ich will's glauben,“ erwiederte ſie; „doch hält mich noch ein anderes Bedenken zurück. Ihr werdet mich, wenn ich unten bin, nicht wieder herauf laſſen. Gelobet mir, daß Ihr mich keinen Augenblick länger, als ich zu bleiben Luſt habe, aufhalten wollt.“

Er gab ihr nach verſchiedenen Einwendungen, die nicht angenommen wurden, ſeine kalte Hand darauf, und ſie ließ ſich nun von ihm in ſein Reich hinabführen.

Die erſte Ehrenbezeugung, die er ihr nach der glücklichen Ankunft in ſeiner Glasburg erwies, war ganz im Geiſte der Kaiſer und Könige des feſten Landes, die, hohen Gäſten zu Ehren, einen feierlichen Aufzug ihrer Truppen veranſtalten. Auf ein von ihm gegebenes Zeichen ertönten Muſchelhörner, von untergeordneten Seegeiſtern geblaſen, und ein Heer von Wallfiſchen, Seewölfen und andern Meerungeheuern ſchwamm in geſchloſſenen Reihen vorüber.

Nach dieſer Prunkſchau brachte der Geiſterfürſt, zu Mariens innigſtem Vergnügen, einen Spaziergang durch die Zimmer und Säle ſeiner Hofburg in Vorſchlag. Im letzten Gemache ſtand, wie das Seefräulein voraus ſagte, das gläſerne Seelengefängniß auf einem goldenen Tiſche, mit einem Hügel von Blumen bedeckt. Maria konnte ſich bei dieſem Anblicke kaum der Thränen enthalten; aber ſie bezwang ihren Schmerz, und ſtellte ſich mit dem vollkommenſten Scheine der Wahrheit ermüdet und durſtig. Der Seefürſt bat tauſendmal um Verzeihung, daß er ihr noch keine Erfriſchungen angeboten, und eilte fort, um dem Küchenmeiſter und dem Mundſchenken die nöthigen Befehle zu ertheilen.

Kaum war er aus dem Zimmer, da huſchte Maria vom Seſſel, auf dem ſie Platz genommen, an den goldenen Tiſch, ſchlug mit dem Hammer kräftig in die Blumen, das darunter verborgene und zertrümmerte Glas klirrte, und ein Schmetterling flog aus den Blumen zum Fenſter hinaus. Sie aber ſtürzte durch die Reihe der vorhin durchwandelten Gemächer zurück und war ſchon in einem der letzten, als ſie weit hinter ſich die Stimme des Seefürſten hörte. Er rief ihren Namen und bat mit den rührendſten Worten, ihn nicht zu verlaſſen. Deſto ſchneller floh ſie der Pforte zu, und mit dem ehrlichen Seefräulein, das ſie dort fand, immer weiter fort nach der Brücke. Flüche und Waſſerſtröme rauſchten jetzt hinter ihnen her, und kaum hatten ſie die Mitte der Brücke erreicht, als dieſe, wie von einem Erdbeben erſchüttert, unter ihnen einſtürzte. Aber das Seefräulein faßte Marien in die Arme und ſchwebte mit ihr nach dem Ufer empor.

Freudig empfing hier Edward, deſſen Seele ſich ſchon mit dem Körper wieder vereiniget hatte, ſeine heldenmüthige Retterin und drückte ſie an ſein dankbares Herz.

Kaum hatten ſich die Liebenden umarmt, da durchſchauerte ſie ein Jammergeſchrei des Seefräuleins, das der Geiſterfürſt, aus den Fluthen emporfahrend, vor ihren Augen wüthend ergriff, mit einem Dolche durchſtieß und hinunter riß in den Abgrund.

Nach dieſer grauſamen That unterfing er ſich hinfort nicht mehr, um die Gunſt ſchöner Erdentöchter zu buhlen, und hielt ſich, von keinem menſchlichen Auge weiter geſehen, in den Tiefen ſeines Reiches wie ein büßender Einſiedler verborgen.

Der Sonderling

und ſeine Söhne.

1.

Der Valetſchmaus.

„Auf frohes Wiederſehen, lieber Hermann!“ ſagte der ehrwürdige Pfarrer Brok, und ſtieß mit dem Jüngling die Gläſer zuſammen. „Es iſt für jetzt der letzte Abend, der uns an dieſem Tiſche vereint; aber es wäre Thorheit, dieſe köſtlichen Stunden mit Seufzern und Thränen hinzubringen.“

„Das iſt auch nicht meine Sache,“ erwiederte Hermann. „Und warum ſollt' ich den Kopf hängen? Ich wandere friſch und geſund in die Welt, um das Glück aufzuſuchen, und es wird ſich finden laſſen, da ich wenig von ihm begehre. Weicht es mir aber aus, ſo geh' ich heim zu meinem lieben Vater, der mich mit offenen Armen wieder aufnimmt.“

„Darauf verlaß dich, mein Sohn!“ ſprach der Pfarrer. „Nur kehre nicht ſogleich um, wenn dir ein Unwetter des Aprilenglücks entgegenſchlägt. Der Menſch kann auf der Heerſtraße des Lebens nicht immer im Sonnenſchein wandeln; er muß, gehüllt in den Mantel des Muthes, den Stürmen trotzen, die ihn umtoben. Das iſt eine uralte Lehre; doch kann man ſie jungen Leuten, die in die Welt treten, nicht oft genug empfehlen.“

„Nun, ich habe ſo einen Reiſemantel,“ ſagte Hermann.

„Halt' ihn feſt!“ verſetzte der Pfarrer. „Es ſind elende Menſchen, die ihn entbehren und lebenslang von dem Froſte der Unzufriedenheit geſchüttelt werden. Viele, die ſich unglücklich nennen, ſind es entweder gar nicht, oder wenigſtens in keinem ſo hohen Grade, als ſie glauben. Dagegen iſt der Beneidete oft minder glücklich, als ſeine Neider. Ich erinnere mich hierbei eines Mährchens, das dieſe Wahrheit ſehr anſchaulich darſtellt.“ —

„O, ich bitte dich,“ fiel die Pfarrerin ein, „bringe ſo ſpät am Abend keine Mährchen aufs Tapet! Man hat ſchwere Träume davon.“

„Sorge nicht,“ ſprach er lächelnd. „Mein Mährchen iſt nicht von der ſchauerlichen Art.“

„So erzähl' es in Gottes Namen!“ ſagte ſie, und er begann, wie folgt.

2.

Unzufriedenheit und Strafe.

„In der Vorzeit lebte ein finſtrer Grämling, Namens Job, der mit ſeinem Looſe höchſt unzufrieden war, ob er gleich alles beſaß, was ein genügſamer Menſch bedarf. Geſund, wie ein Hirſch, bewohnte er mit einem jungen, braven Weibe ein bequemes eigenes Haus, und hatte ſein gemächliches Auskommen, wenn er die Hände nicht in den Schooß legte. Das war aber gerade der Platz, wo ſie ſich am liebſten aufhielten. Murrend ging er jeden Morgen an ſein Tagewerk, nannte ſich ein unglückliches Laſtthier, und haderte mit dem Himmel über die Verſagung der Reichthümer, die er ſich oft auf den Knien erbat. Er wollte Schätze finden oder durch ein Wunder in den Beſitz goldner Berge geſetzt ſeyn; doch jenſeits der Sterne nahm man keine Kunde davon. Der unverſchämte

Bettler mußte nach wie vor arbeiten oder — hungern; und das war ihm ganz recht. Da er nun ſah, daß ſich der Himmel ihm eiſern verſchloß, ſo klopfte er an die Pforte der Hölle, und citirte, wie Doktor Fauſt, den Teufel." —

„Hab' ichs nicht gedacht!" rief die Pfarrerin, und ſprang auf, um den Tiſch zu verlaſſen.

„Bleib, Mütterchen, bleib!" ſagte der Pfarrer. „Der Böſe kommt nicht! Er ließ ſich vergebens vorladen, und der Beſchwörer mußte nachher mit noch größerer Anſtrengung arbeiten, weil er bei den fruchtloſen Verhandlungen mit dem tauben Geiſte viel Zeit verſäumt hatte. Dennoch gab er ſeinen thörichten Wunſch, ein reicher Tagdieb zu werden, nicht auf. Er trug einem alten Einſiedler, der als ein mächtiger Zauberer berühmt war, ſein Anliegen vor. Aber auch der Waldbruder war nicht geneigt, ihm gefällig zu ſeyn. Er geizte ſogar mit einer armſeligen Wünſchelruthe, die ſich Job ausbat, und ermahnte den begehrlichen Menſchen, ſich mit dem, was er habe, zu begnügen; denn er ſey in ſeinem beſchränkten Zuſtande glücklicher, als mancher Ritter und Fürſt.

Das wollte Job durchaus nicht einräumen. Ich weiß beſſer als Ihr, ſprach er, wie es in den Ritterburgen zugeht! Von dem Götterleben der Fürſten will ich gar nicht reden. Ich wäre vollkommen zufrieden, wenn ich mich nur zum Beiſpiel ſo pflegen könnte, wie Ritter Dagobert, in deſſen Burg ich vormals, eh' er den Kreuzzug ins heilige Land unternahm, oft aus- und einging. — Er ſchilderte nun mit lüſterner Beredſamkeit, wie er den Ritter fort und fort hinter einem mit großen Weinhumpen bepflanzten Tiſche, auf einem Faulbette liegend, gefunden habe. — Das kann ſeyn, antwortete der Waldbruder; aber der gute Ritter hatte vielleicht manchen geheimen Kummer, den er im Weine zu ertränken ſuchte. — Was frag' ich darnach, verſetzte Job: wär' ich nur Dagobert und könnte immer trinken und immer ruhen, ſo möchte alles übrige gehen, wie es wollte. —

Mit dergleichen Geſchwätzen ſtörte er oft die Einſamkeit des Eremiten, der ſich mehrmals dieſe langweiligen Beſuche verbat. Dennoch überlief ihn Job immerfort, ſang ſein altes Lied, und begehrte unabläſſig, den Zauberſtab zu ſeinem Vortheil in Bewegung zu ſetzen. Am Ende riß dem Waldbruder die Geduld aus. Er beſchloß, ſich den unleidlichen Geſellen vom Halſe zu ſchaffen. Als er nun eines Tages wieder einſprach und Dagoberts Wonneleben wie gewöhnlich rühmte, fuhr ihn der Graubart an: Ihr ſeyd ein hirnloſer Thor, daß Ihr den Ritter beneidet. Ich ſage Euch: er war nicht ſo glücklich als Ihr; er hatte keine frohe Stunde in ſeinem Hauſe; er zog deßhalb nach Paläſtina, und iſt dort (wie mir eben meine dienſtbaren Geiſter gemeldet haben) vor einigen Stunden unter dem Schwerte der Mahomedaner gefallen. — Es wäre mir nun ein Leichtes, Euch des Entſeelten Geſtalt ſo täuſchend zu verleihen, daß Ihr ohne Gefahr, als ein Betrüger entlarvt zu werden, von ſeinem Ruhepolſter und Weinkeller Beſitz ergreifen könntet; ich bin auch, um Eurer Zudringlichkeit los zu werden, zu dieſer Verwandlung bereit: aber ich rathe wohlmeinend, nehmt mein Erbieten nicht an; denn wahrlich, Ihr würdet Euch in des Ritters Haut übel befinden, und ſein Wein, nach dem Ihr ſo lechzet, würde Euch zu Gift werden! —

Job hörte von allen dieſen Worten nichts, als die Nachricht von Dagoberts Tode, und daß *er* nun in die erledigte Ruheſtelle einrücken könne. Des Einſiedlers Warnung ſtreiſte vor ſeinen Ohren vorbei. Er drang auf die erwünſchte Verwandlung, und der Zauberſtab ſchlug ihn auf der Stelle zum Ritter. Welche Freude! Er forderte einen Spiegel. Die Eremitenklauſe war nicht damit verſehen. Er mußte ſein neues Angeſicht in einer nahen Quelle beſchauen. Frohlockend kam er zurück. Er hatte ſich dem niedergehauenen Ritter vollkommen ähnlich gefunden, und dankte mit deſſen Stimme dem Zauberer dafür. Freilich war er in Einer Sekunde zwanzig Jahre älter geworden; doch das kümmerte ihn nicht. Er hoffte, durch den Genuß des Weines (den ein berühmter Arzt die Milch der Alten nennt) die verlorne Jugend wieder zu erſetzen und ſich zu einem Neſtor zu trinken. Freudig nahm er Abſchied, um in Dagoberts Burg ſeinen Einzug zu halten. Der Eremit erinnerte ihn an ſeine Gattin, und ſtellte ihm vor, daß ſie durch ſein Verſchwinden in Angſt und Elend geſtürzt werde. Was geht das mich an? ſagte der Egoiſt. Sie glaube meinetwegen, ich ſey geſtorben, und helfe ſich allein durch die Welt. Ich bin mir ſelbſt der Nächſte. — Hiermit eilte er fort. Der Einſiedler ſchlug Kreuze hinter ihm, ſchloß ſeine Zelle und dachte, man werde wohl im Schloſſe dafür ſorgen, daß er ſie dem ſchlimmen Kunden nie wieder öffnen müſſe.

Job zweifelte keinen Augenblick an einer guten Aufnahme in der Burg; denn der Zauberſtab hatte ihm nicht nur Dagoberts Geſtalt, ſondern auch eine vollſtändige Ritterkleidung verliehen. Ein Paar Doggen, die ſich eben vor der Burgpforte ſonnten, erkannten ihn auch ſogleich für ihren Herrn, ſprangen ihm mit Freudenbezeugungen entgegen, erwieſen ihm ſtürmiſche Liebkoſungen, ſtürzten dann in den Schloßhof vor ihm her, und meldeten mit lautem Gebell ſeine Ankunft. Er ging ſtracks hinein. Das Hausgeſinde erhob ein Jubelgeſchrei und küßte ihm die Hände. Er benahm ſich gegen alle ſehr huldreich und nannte ſie nach der Reihe bei ihren Namen, die ihm von alten Zeiten her bekannt waren. Dann ging er mit einiger Bangigkeit weiter, um Iſabellen, Dagoberts Gemahlin, als die ſeinige zu begrüßen. Sie, ein junges, üppiges und verbuhltes Weib, hatte ſich von dem bejahrten Eheherrn, als er ins gelobte Land zog, mit Vergnügen getrennt, und ganz darauf gerechnet, ihn nimmer wieder zu ſehen. Es war daher kein freudiges Schrecken, das bei ihr in einen gellenden Schrei ausbrach, als ſie plötzlich die verhaßte Geſtalt vor ſich erblickte. Die Echtheit ſeiner Perſon zu bezweifeln, fiel ihr nicht ein. Sie duldete ſeine zärtliche Umarmung wie eine kalte Bildſäule und fragte ihn froſtig: warum er ſchon zurück kehre, da doch, ihres Wiſſens, die Eroberung des heiligen Grabes noch nicht gelungen ſey. Er gab zur Antwort: er müſſe dieſes Geſchäft jüngern Helden überlaſſen, weil er bald nach ſeiner Ankunft in Paläſtina gefühlt habe, daß er in ſeinen Jahren die Beſchwerlichkeiten der Feldzüge nicht mehr ertragen könne. Sie rümpfte die Naſe und ermahnte ihn höhniſch, ſeinen alten Platz auf dem Faulbette wieder einzunehmen. Das ließ er ſich nicht zwei Mal heißen; er hatte ſich lange nach dieſer weichen Stelle geſehnt. Iſabelle ſah ſeiner frohen Niederlaſſung mit einem verächtlichen Blicke zu und entfernte ſich.

Er glaubte, ſie ſey weggegangen, um für ihn eine köſtliche Mahlzeit zu bereiten; aber er wartete von einer Stunde zur andern vergebens darauf. Es bot ihm niemand einen Trunk Waſſer. Er zog endlich die Klingel. Ein Knappe erſchien. Ritter Job forderte Wein. Der Diener ging und kam nicht wieder. Job klingelte nochmals und erhielt nun ein Getränk, das wie Wein ausſah und wie Eſſig ſchmeckte. Er ſchalt, und verlangte von einer beſſern Gattung. Der Diener (ein ehrlicher Graukopf und vormals Dagoberts Liebling und Vertrauter) zuckte die Achſeln und ſagte mit Thränen: es ſtehe nicht in ſeiner Macht, dieſem Befehl zu gehorchen; denn der Kellerſchlüſſel befinde ſich in den Händen der geſtrengen Frau, und ſie habe erklärt, der Wein ſey gut genug. Job trank ſeufzend den Krätzer und ſtillte ſeinen Hunger mit trocknem Brode. Er blieb bei dieſem Genuß ſo nüchtern, daß er über ſeinen gegenwärtigen Zuſtand hell und klar nachdenken und Iſabellens ſchnöde Behandlung mit dem gutmüthigen Benehmen ſeiner verlaſſenen Gattin vergleichen konnte. Dieſe empfing ihn, wenn er Abends heim kam, mit herzlicher Liebe und tiſchte das Beſte auf, was ſie im Hauſe hatte. Jetzt, kalt und verächtlich aufgenommen, mußte er mit Ritterzähnen an harten Brodkruſten nagen. Er hatte auf der Stelle nicht den Muth, Iſabellen darüber zur Rechenſchaft zu ziehen; aber er nahm ſich vor, des folgenden Tages das Raube herauszukehren und die Rolle des Hausherrn mit Nachdruck zu ſpielen.

Er that es; nur leider mit ſchlechtem Erfolg. Iſabelle lachte ihm, ohne weitere Antwort, ins Geſicht. Bei der Mittagstafel, wo ſie ſich einfand, ſchien ſie nur darum gegenwärtig zu ſeyn, um ſich an ſeinem Aerger über die aufgetragenen unſchmackhaften Gerichte zu weiden. Das iſt Bettlerskoſt! fuhr er auf. Sie antwortete: wenn er künftig die Speiſen würzreicher verlange, ſo möge er nur die aus Paläſtina mitgebrachten Lorbeern in die Küche abliefern. Dieſer Spott traf ihn eigentlich nicht; doch ſeine Rittermaske nöthigte ihn, ſich darüber zu entrüſten. Es entſtand ein heftiger Wortwechſel, und zuletzt gar ein

Handgemenge, wobei Iſabelle den Kürzern zog. Sie floh mit dem Angeſicht einer Furie und drohte Rache.

Einige Stunden darauf erſchien ſie in Begleitung eines baumlangen, ſtämmigen Ritters, den ſie dem ſtaunenden Job als ihren Beſchützer vorſtellte. Der Cicisbeo, dem der Raufſinn auf der Stirn geſchrieben ſtand, erklärte ſich ſelbſt mit frechen Worten zu ihrem Protector, und ſchlug dabei ſo kräftig an ſein Schwert, daß der Afterritter zu beben begann und es nicht wagte, dem unbefugten Schiedsrichter ſeiner häuslichen Händel die Thür zu weiſen. Er verſprach mit zitternder Stimme, ſich künftig gegen ſeine Gemahlin anſtändiger zu betragen, und ſo kam er für dieß Mal mit einem Verweiſe davon.

Iſabelle trotzte ſeitdem bei jeder Gelegenheit auf ihren furchtbaren Schirmhalter. Job durfte nicht mucken, wenn er nicht von dem Raufbold vor die Klinge gefordert ſeyn wollte. Er hatte zur Handhabung des Schwertes weder Muth noch Geſchick, und mußte ſich alſo von der boshaften Xantippe die härteſten Kränkungen gefallen laſſen. Dieſe gingen am Ende ſo weit, daß er ſie nicht länger ertragen konnte. Er begab ſich zu dem Waldbruder und bat auf den Knieen, ihn von der läſtigen Rittergeſtalt zu befreien und ihm ſeinen urſprünglichen Körper wieder zu geben. Er wolle gern, ſprach er, doppelt ſo viel arbeiten als vorher, wenn er ſich nur ſeiner ruhigen Hütte und ſeines guten, treuen Weibes wieder erfreuen könnte. Aber der Einſiedler ſagte: das ſey vorbei, und trieb ihn, mit ernſter Vorhaltung ſeiner ehemaligen Unzufriedenheit, aus der Klauſe. Job ging traurig in die Marterburg zurück und verwünſchte die Stunde, da er ſich zuerſt hineingeſehnt hatte.

Kurz darauf fing die Dame an, ſich freundlicher gegen ihn zu betragen. Sie forſchte täglich, was er gern ſpeiſen möchte, bewirthete ihn ohne Widerſpruch damit und ſchonte nicht des beſten Weines im Keller. Jetzt ward dem Dulder wohl; er ſchmauste fröhlich; aber es waren Henkermahle. Iſabelle, die ihren Buhler ins Ehebett aufzunehmen und ſich daher des alten Gemahls zu entledigen wünſchte, bereitete ihm ein Succeſſionspulver und vergiftete damit ſüßen Wein, den ſie ſelbſt in einem goldenen Becher ihm reichte. Er trank ihn haſtig aus und ſtarb wenige Stunden darauf, ſich ſelbſt und ſeine Thorheit verfluchend. — Man behauptet: Dagoberts Geiſt ſey ihm in der Todesſtunde gräßlich erſchienen und habe dann Iſabellen ſo lange verfolgt, bis ſie ſich aus Verzweiflung in den Schloßbrunnen geſtürzt habe. Auch ſollen ſich, wie die Sage geht, in den Ruinen jener Burg noch jetzt um Mitternacht zwei Ritter von ähnlicher Geſtalt ſehen laſſen, wovon einer den andern mit gezücktem Schwerte aus den wüſten Mauern hinaustreibt.“ —

„Laß ruhn die Todten!“ ſagte die Pfarrerin und blickte ängſtlich nach der Thür, als beſorgte ſie, die Geiſter würden hereinbrechen und ſich um den Tiſch herumjagen.

Ihr Gatte beruhigte ſie und zog aus der erzählten Geſchichte ſehr vernünftige Nutzanwendungen, die aber füglich ungedruckt bleiben, weil ſie der Leſer, wenn er ſich ſonſt mit Moral befaſſen will, ſelbſt machen kann. Außerdem iſt es räthlich, uns bei dem Mährchen nicht länger aufzuhalten; denn wir laufen ohnedieß ſchon Gefahr, daß es ein oder der andere Kunſtrichter als ein hors d'oeuvre betrachten werde.

3.

Das Geheimniß.

Als Hermann am folgenden Morgen ſein Reiſebündel gepackt hatte, und im Begriff ſtand, Abſchied zu nehmen, führte ihn der Pfarrer mit einer geheimnißvollen Miene in ſeine Studierſtube und verriegelte die Thür hinter ſich. „Mein guter Hermann,“ ſprach er, „ich habe dir, ehe wir ſcheiden, eine wichtige Entdeckung zu machen. Ich liebe dich ſeit neunzehn Jahren wie einen leiblichen Sohn; aber du biſt es nicht! — Du wurdeſt mir von deinem Vater, deſſen Namen ich dir noch nicht nennen darf, in der früheſten Jugend anvertraut, und ich habe dich nach ſeinen Vorſchriften ſchlicht und kunſtlos erzogen.“

Hermann ſtarrte den Paſtor an und ſtürzte ihm mit liebevoller Heftigkeit in die Arme. „Ich will keinen andern Vater!“ rief er aus. „Ich bin und bleibe Ihr Sohn! Ich kann keinen Andern ſo lieben, und am wenigſten den Unbekannten, der mich vermuthlich bloß darum von ſich entfernte, um der läſtigen Erziehungsſorgen überhoben zu ſeyn. — Oder thu' ich ihm vielleicht Unrecht?“ fuhr er mit ſanfterer Stimme fort: „Zwangen ihn etwa unabänderliche Verhältniſſe, ſich von mir zu trennen?“ —

„Dringe nicht mit ſolchen Fragen in mich!“ ſagte der Pfarrer. „Ich darf ſie nicht beantworten; ich muß dich an die Zukunft verweiſen, die alle Dunkelheiten dir aufhellen wird. Aber bis zu dieſem Zeitpunkte werden wohl noch zehn Jahre verſtreichen.“ —

„Seltſam genug!“ rief Hermann. „Mein Vater will mir erſt dann erſcheinen, wenn ich keiner väterlichen Unterſtützung mehr bedarf! — Nun, ich muß mich darein fügen, und ich wage ohne Bangigkeit den Verſuch, meine eigene Stütze zu ſeyn. — Aber wie ſoll ich mich nennen? Ich verliere den theuren Namen Brok, und erhalte keinen andern dafür.“ —

„Dieſer Knoten iſt leicht zu löſen;“ antwortete ſein Pflegevater. „Du kannſt ohne Bedenken meinen Namen fortführen; denn es iſt, außer meiner Frau und einem vertrauten Freunde, keinem Menſchen bekannt, daß du nicht mein Sohn biſt. Eine ehrliche Bäurin, die in einer entfernten Gegend wohnte und ſchon ſeit vielen Jahren todt iſt, war deine Amme. Aus ihren Händen empfing ich dich im zwölften Monate deines Alters auf der Reiſe, als ich, von weitem her kommend, mein hieſiges Pfarramt antrat. Du zogſt in dieſem Hauſe mit mir ein, galtſt für mein Kind, und es konnte niemanden einfallen, daran zu zweifeln.“ —

Das beruhigte den Jüngling. Der Pfarrer verſah ihn nun mit mancherlei guten Lehren, empfahl ihm beſonders männlichen Gleichmuth bei widrigen Schickſalen, warnte ihn vor Müßiggang und böſer Geſellſchaft, und erinnerte ihn an Herders treffliche Worte:

Wie der Schatten früh am Morgen
Iſt die Freundſchaft mit dem Böſen,
Stund' auf Stunde nimmt er ab.
Aber Freundſchaft mit dem Guten
Wächſet wie der Abendſchatten,
Bis des Lebens Sonne ſinkt.

Hermann ſchrieb dieſe Verſe in ſein Taſchenbuch, nahm von ſeinen Pflegeeltern Abſchied, und wanderte fort.

Wir können ihn jetzt nicht begleiten, werden ihn aber zu rechter Zeit wieder einholen.

4.

Die Geſchichte geht zwanzig Jahre rückwärts.

Im Schloſſe Eibenburg erwartete man damals einen Stammerben. Herr von Falkenhof ging, unruhig horchend, in ſeinem Zimmer auf und ab, und verſah ſich jeden Augenblick einer Botſchaft von der glücklichen Entbindung ſeiner Gemahlin. Schon lagen zwei Goldſtücke von ungleichem Werthe bereit, um den Eilboten nach dem Verhältniß der Erfreulichkeit ſeiner Nachricht zu beſchenken. Ein Doppel-Louisd'or war für einen Sohn, ein einfacher Dukaten für eine Tochter zum Preiſe beſtimmt. „Ei, ei!“ wird manche Leſerin denken oder ſagen: „War unſer Geſchlecht dem Knauſer ſo gleichgültig?“ — Nichts weniger! Aber Falkenhofs Güter waren Mann- oder Schwertleben; es konnten nur männliche Nachkommen darin zur Erbfolge gelangen, und es war ihm aus dieſem Grunde nicht zu verdenken, daß ſich ſeine Wünſche zu einem Sohne hinneigten.

Bei aller ſeiner Vorſicht war er dennoch auf den Fall, der endlich eintrat, nicht gefaßt. Die Hebamme überraſchte ihn mit der Meldung, daß ihn der Himmel mit ſchönen und geſunden Zwillingsſöhnen beſchenkt habe. Außer ſich vor Freude, umarmte er die Frau, ſo alt und häßlich ſie war, und verdoppelte den Preis, den er auf die Verkündigung eines Stammhalters ausgeſetzt hatte.

Als er wieder allein war, geberdete ſich der vierzigjährige Mann wie ein Kind, dem man eine Puppe geſchenkt hat. Er ſprang auf Einem Beine, klatſchte in die Hände, ergriff ſeinen Hausarzt, den Doktor Wigmund, der ihm gerade in den Wurf kam, und wirbelte ſich ſo lange gewaltſam mit ihm herum, bis beide ſchwindelig wurden und aufs Kanapee ſanken.

„Nun, Doktor, wie ſteht's?“ keuchte Herr von Falkenhof: „Was machen meine Jungen?“

„Beide befinden ſich vortrefflich,“ ſagte der Arzt. „Sie zeigen eine Fülle von Munterkeit und Lebenskraft, wie man ſie bei Zwillingen ſelten antrifft.“ —

„Und die Mutter?“ —

„Iſt die geſundeſte Wöchnerin, die ich jemals geſehen habe.“ —

„O, was bin ich für ein glücklicher Mann!“ rief Falkenhof: „Und ich geſtehe Ihnen, Freund, daß mir meine Zwillinge lieber ſind, als drei andere Söhne, die einzeln angekommen wären.“

„Wie ſo?“ fragte Wigmund.

„Erſtens“ — antwortete Falkenhof — „iſt eine Zwillingsgeburt kein ganz gewöhnliches Ereigniß. Es wird unter den Leuten, die mich und meine Frau kennen, einiges Aufſehen machen, und das lieb' ich. Zweitens bin ich nun auf Einmal im Stande, einen gewiſſen Verſuch auszuführen, deſſen Entwurf ich ſchon lange im Kopfe herumtrage. Ich will nämlich einen meiner Söhne mit der möglichſten Sorgfalt, wie ein Fürſtenkind, erziehen laſſen, und den andern wie einen gebornen Bettler in die Welt hinausſtoßen.“ —

„Sie ſcherzen, Herr von Falkenhof!“ ſagte der Arzt. „Wozu ſollte dieſe Sonderbarkeit führen!“ —

„Zu der Erfahrung, wer am Ende von Beiden der glücklichſte iſt.“ —

Wigmund ſchüttelte den Kopf. Von Glück, ſagte er, könne unter ſolchen Umſtänden gar nicht die Rede ſeyn; denn weder der verzärtelte, noch der rohe Menſch ſey wahrhaft glücklich, und aus einer ſo abenteuerlichen Erziehung könne auf keiner Seite etwas Gutes entſtehen. „Ich bitte Sie, Herr von Falkenhof,‘ fuhr er fort, „machen Sie mit Ihren Kindern, wenn ſie Ihnen lieb ſind, keine ſo ausſchweifenden Sprünge! Bleiben Sie fein auf der goldnen Mittelſtraße!“ —

„Schweigen Sie mir von Ihrer Mittelſtraße!“ rief Falkenhof. „Ich haſſe dieſen ausgetretenen Allerweltstummelplatz und gehe meinen Weg gern allein. — Doch ein ander Mal mehr darüber. Jetzt will ich Frau und Kinder beſuchen.“ —

5.

Der Sonderling.

Herr von Falkenhof machte in ſeiner Jugend die damals ſogenannte große Tour durch England, Frankreich, die Schweiz und Italien, und hielt ſich am längſten in England auf. Da kamen ihm denn mancherlei Eulenſpiegelſtreiche brittiſcher Sonderlinge zu Ohren und Geſicht, und er bewunderte, nach alter deutſcher Weiſe, dieſe Narrheiten ſo ſehr, daß er ſie, als er ins Vaterland zurückgekehrt war, beſtmöglichſt nachzuäffen ſuchte. Alles mußte bei ihm anders, als bei andern Menſchen ſeyn. Er trug einen grünen Hut, rothe Stiefeln, ließ ein Geſpann weißer Pferde wie Panther malen und baute ſeinen Hunden einen kleinen

Palaſt. Kurz, er ſchonte kein Geld, um ſich von vernünftigen Leuten als ein Phantaſt auslachen zu laſſen, und dieſer erwünſchten Ehre genoß er in vollem Maße. Dagegen fehlte es ihm aber auch nicht an Schmeichlern, die für das Honorar einer guten Mahlzeit alle Einfälle ſeines verſchrobenen Kopfes ſehr genialiſch fanden und ihm darüber Beifall zuklatſchten. Das ermunterte ihn, ſeine tollen Streiche immer weiter zu treiben. Bei dem allem war er ein ganz leidlicher Querkopf, weil ihn ſein gutes Herz unfähig machte, ſich den plumpen Egoismus reicher Großbritten anzueignen.

Er hatte das vierzigſte Jahr ſeines Alters angetreten, als er einſt zu einigen Tiſchfreunden ſagte: er wolle allen ſeinen bisher begangenen Thorheiten die Krone aufſetzen und — heirathen. Bei dieſen Worten (die ſein Geſchichtſchreiber mit Widerwillen und Mißbilligung anführt) entfärbten ſich die Paraſiten; denn es ward ihnen bange, daß eine ſparſame Frau die Herrſchaft des Hauſes gewinnen und den gaſtfreundlichen Falkenhof in einen Knauſer umſchaffen möchte. In dieſer Gefahr wagten ſie es, ihm von ſeinem Vorhaben abzurathen. Aber die armen Tropfen kannten ihren Patron noch nicht genug: er that immer gerade das, wovor man ihn warnte. Dieſer Mucke erinnerten ſie ſich erſt, als er ſie in einem ziemlich herriſchen Tone beſchied: er bedürfe keiner Rathgeber und werde ſeinem eigenen Kopfe folgen. Sie lenkten nun ein und billigten ſeinen Entſchluß, in der Hoffnung, er werde, nach ſeiner gewöhnlichen Art, gegen den Strom ſchwimmen. Allein er durchſchaute ihre Liſt und ließ ſich nicht irre machen. Im Gegentheil verſicherte er mit lachendem Munde: er werde unfehlbar, ſie möchten ihn loben oder tadeln, hinnen acht Tagen Bräutigam ſeyn, ohne ſich deßhalb aus dem Hauſe zu bewegen oder eine Zeile zu ſchreiben.

Und des folgenden Tages ſandte er in einen Umkreis von acht bis zehn Meilen reitende Boten aus, durch die er alle dort herum wohnende Adelsfamilien, in welchen ſich heirathsfähige Fräulein befanden, auf einen gewiſſen Tag zur Tafel einladen ließ. Aus dieſer Mädchenflor wollte er ſeine künftige Gattin wählen. Aber weder Auge noch Herz ſollte bei dieſer Wahl eine Stimme haben, ſondern blos der blinde Zufall entſcheiden. Er wollte ſeine Hand demjenigen Fräulein antragen, das am Tage des Gaſtmahls zuerſt in ſeinen Hof einfahren würde.

Ein Bedienter, der bei der Tafel aufwartete, als man für und wider das Heirathen ſprach, erhaſchte davon einige Worte, die in der Bedientenſtube, wo er ſie ſogleich wieder bekannt machte, großes Aufſehen erregten. Man rieth hin und her, aus welchem Hauſe die Braut heimgeführt werden würde; aber die Meinungen blieben ſo lange ſchwankend, bis Herr von Falkenhof zu ſatteln und aufzuſitzen befahl, und das Verzeichniß der einzuladenden Gäſte den beorderten Eilboten überlieferte. Daraus ergab ſich nun deutlich, daß es bei dem großen Gaſtmahle, wozu er nur adelige Jungfrauen mit ihren Verwandten berufen ließ, auf eine Brautſchau und Brautwahl abgeſehen war. Dieſe Bemerkung theilten die Boten in allen Häuſern, wo ſie Einladungen zu beſtellen hatten, den Bedienten mit, und ſo kam ſie auch bald zu den Ohren der Herrſchaften. Bei dieſer Kunde blieben die Fräulein nicht gleichgültig. Herr von Falkenhof beſaß zwei der größten Rittergüter im Lande, und außer der Sucht, den Sonderling zu ſpielen, haftete kein Tadel an ihm. Man hielt es alſo ſehr der Mühe werth, durch den ſorgfältigſten Schmuck nach dem goldnen Apfel zu ſtreben, den dieſer neue Paris der Schönſten ertheilen wollte. Aber eben am Putztiſche, wo man dieſes Glück durch mühſame, zeitverſplitternde Künſteleien zu gewinnen glaubte, ward es verſäumt: denn die geſchwätzigen Boten konnten Falkenhofs Entſchluß, die zuerſt Kommende zu wählen, nicht ausplaudern, weil er ihn niemanden entdeckt hatte.

6.

Der Heirathsantrag auf der Treppe.

Die Perle der eingeladenen weiblichen Jugend war Auguſte von Lingen. Ihre Graziengeſtalt bedurfte keines Schmucks, und ihre anſpruchloſe Beſcheidenheit verſchmähte ihn. Ihr kaſtanienbraunes Haar ringelte ſich von ſelbſt in natürliche Locken, die ein leichter Strohhut, ohne ſie zu zerſtören, gegen Wind und Wetter beſchützte. Mit dieſem einfachen Kopfſchmucke verband ſie gewöhnlich nur ein weißes Kleid von feinem Neſſeltuch, und damit glaubte ſie auch bei dem gegenwärtigen Brautfeſte auszukommen. Von keiner Mutter abhängig (denn die ihrige war ſchon geſtorben), konnte ſie frei über ihren Anzug ſchalten: ſonſt hätte mütterliches Dichten und Trachten, die Eroberung des reichen Bräutigams durch Waffen des Putzes zu bewerkſtelligen, ſie ohne Zweifel an dieſem Tage länger an die Toilette gefeſſelt. Aber ihr Vater, ein alter, deutſcher Degenknopf, redete deſto weniger darein, da er ſich, wegen ſeiner äußerſt beſchränkten Umſtände, auf einen hochbegüterten Tochtermann, wie Falkenhof, keine Rechnung machte.

Auguſte war daher am Tage des Gaſtmahls ſehr früh zur Abreiſe fertig. Ihr Vater brauchte zur Anlegung ſeiner bequemen Armeeuniform (die er, als penſionirter Rittmeiſter, bei Feierlichkeiten trug) noch weniger Zeit, und überdieß war er da, wo es etwas zu ſchmauſen gab, nicht gern der Letzte. Sie fuhren alſo zeitig ab; der Weg nach Eibenburg war nicht weit; die Pferde liefen, als triebe ſie Hymen mit brennender Fackel; und ſo geſchah es denn, daß die ſchöne Auguſte unter allen Gäſten zuerſt in Falkenhofs Schloſſe eintraf.

Er lauerte ſchon ſeit einer Stunde am Fenſter, und flog mit jugendlichem Feuer die Treppe hinab, als er die wohlbekannte altväteriſche Halbkutſche des Rittmeiſters erblickte. Sie war unter allen Equipagen, die er an dieſem Tage bei ſich erwartete, das armſeligſte Fuhrwerk; aber er hätte ſie jetzt nicht um den goldnen Krönungswagen eines Königs oder Kaiſers vertauſcht. Auguſte war längſt unter allen Mädchen, die er kannte, ſein Idol. Er hätte ſie ohne Umſchweiſe zur Gattin gewählt, wenn ein ſo gerader Weg zum Ziele für einen Sonderling ſchicklich geweſen wäre. Drum war er ſeinem Brautwerber, dem Zufall, recht ſehr dafür verbunden, daß er ihn ſo verſtändig und erwünſcht bedient hatte.

Schon im Fluge zum Wagen ließ er ſeine Freude laut erſchallen. „Willkommen, alter Kriegsmann!“ rief er: „Du machſt mich ewig glücklich, daß du ſo zeitig aufbrachſt! Ich möchte dich auf der Stelle dafür zum Feldmarſchall erheben!“ — Hiermit ſchlug er die lederne Schürze der Halbkutſche raſch zurück, hob Auguſten heraus, führte ſie die Treppe hinauf, erklärte ihr wandelndes Fußes ſeine Liebe, that ihr Schlag auf Schlag einen Heirathsantrag, und war mit dem allen auf der letzten Stufe fertig. Beſtürzt konnte Auguſte nicht antworten. Sie ſchwankte, wie träumend, in das vor ihr geöffnete Zimmer, und ſah ſich ängſtlich nach ihrem Vater um, der gemächlich die Treppe herauf ſtieg. „Komm, Schwiegerpapa!“ rief Falkenhof: „Komm geſchwind und gib uns deinen Segen!“ — Der Rittmeiſter machte große Augen; Falkenhof ſchob ihn zu der Tochter ins Zimmer und verſchwand mit den Worten: er werde nach fünf Minuten wieder kommen und ſich ſeine Sentenz abholen.

Auguſte erklärte ihrem ſtaunenden Vater das Räthſel. Er rieth wohlmeinend, den Antrag nicht abzuweiſen. Ihr Herz war noch frei; des Vaters Rath und Wünſche galten ihr wie Geſetze, und Falkenhofs Perſon hatte für ſie nichts Abſchreckendes. So erhielt er denn, als er nach verfloſſener Bedenkzeit erſchien, ohne Umſtände das Jawort. Er war hochvergnügt, bat aber vor der Hand um Geheimhaltung, weil er bei der Tafel die Geſellſchaft mit dieſer Neuigkeit überraſchen wolle.

7.

Die Masken.

Nun kam ein Wagen nach dem andern in den Hof gerollt. Blühende und verblühte Schönen hüpften heraus, und jede war nach ihrer Weiſe geſchäftig, den Sieg zu erhalten und ſich zur Heldin des Tages zu erheben. Manche ſchwärmten ausgelaſſen fröhlich, um dem Ehekandidaten eine recht heitere und wohlgelaunte Lebensgefährtin anzubieten; Andere verſuchten durch zärtliche Feuerblicke ſein Herz in Brand zu ſtecken; eine dritte Klaſſe ſchlug zimpernd die Augen nieder, weil ſie glaubte, daß Falkenhof ein empfindſames, lammfrommes Weibchen jedem andern vorziehen würde. Kurz, es war luſtig, die verſchiedenen

Charaktermaſken in Bewegung zu ſehen. Falkenhof merkte, daß man ihm in die Karte geſchielt hatte; aber, anſtatt ſie ſogleich offen aufzulegen, war er grauſam genug, durch Artigkeiten und Schmeicheleien bald dieſer, bald jener Dame zum Gewinn des großen Spiels Hoffnung zu machen. Sie, die es ſchon gewonnen hatte, ſaß indeſſen ganz unbeachtet, und ſelbſt Falkenhof gab ſich das Anſehen, ſie kaum zu bemerken.

So ſtanden die Sachen, bis ſich das Gaſtmahl zum Ende neigte und der Nachtiſch aufgetragen war. Jetzt ergriff Falkenhof ſein Glas und brachte mit lauter Stimme den Trinkſpruch aus: „Meine Braut, Auguſte von Lingen, ſoll leben!“ — Da war's nicht anders, als hätte der Donner mitten auf der Tafel eingeſchlagen. Alle Geſichter, die gemalten ausgenommen, erblaßten und ſahen den argliſtigen Schadenfroh wie Marmorbilder an. Er hielt lächelnd ſein Glas empor und erwartete, daß man mit ihm anſtoßen ſollte. Aber nur der Rittmeiſter fand ſich freiwillig dazu ein. Die übrigen mußten nochmals aufgefordert werden. Aus Scham rückten ſie endlich mit ihren Gläſern langſam heran. Ein paar ältliche Fräulein, die ihren letzten Hoffnungsanker in Falkenhofs Herz ausgeworfen hatten, zitterten ſo ſtark, daß ſie unter Weges einen Theil ihres Weines vergoßen. Die Gläſer küßten ſich matt und erklangen dumpf wie Trauergeläut, die Lippen berührten den Wein nur oberflächlich, als wär' er vergiftet, und die Stelle der Glückwünſche vertrat ein leiſes, unverſtändliches Gemurmel. Scherz und Freude waren unwiederbringlich verſchwunden; die Larven fielen; man ſah faſt auf allen Geſichtern Verdruß und Zorn ohne Hülle, und ehe noch dem Nachtiſch ſein volles Recht wiederfahren war, rückten einige mißvergnügte Fräulein, die ſich durch Augenwinke dazu beredet hatten, mit den Stühlen, und gaben ſo das Zeichen zum Aufbruch. Vergebens bat der Wirth, es ſich noch länger in ſeinem Hauſe gefallen zu laſſen. Die Mißvergnügten blickten auf ihre Taſchenuhren und verſicherten einmüthig, es ſey die höchſte Zeit zur Heimreiſe. Die Wagen wurden eilig beſpannt, kalte Komplimente gewechſelt, und ſchnell ſah ſich Falkenhof mit ſeiner Braut und ihrem Vater allein.

8.

Fürſt und Bauer.

Auguſte, die einige Wochen nachher ihr Vermählungsfeſt feierte, war eine ſo weiche, biegſame Seele, wie es die Gattin des Sonderlings ſeyn mußte, wenn eine gute Ehe daraus entſtehen ſollte. Das fromme Weibchen fügte ſich ohne Widerſpruch in den wunderlichen Geiſt; ſie lebten daher äußerſt zufrieden mit einander. Es zeigte ſich bald Hoffnung zu einem Erben, und hiermit öffnete ſich dem fröhlichen Vater ein neues Feld, ſeine Steckenpferde zu tummeln. Er las eine ganze Bibliothek von Erziehungsſchriften; doch keineswegs in der Abſicht, um zu lernen, wie er den Knaben, dem er entgegen ſah, zu behandeln habe; im Gegentheil machte er ſich mit den Lehren der Pädagogen blos darum bekannt, damit er von dem Wege, den ſie vorzeichneten, deſto weiter abweichen könne; und am Ende dieſer unmäßigen Leſerei beſchloß er, ſeinen künftigen Sohn, ohne alle Erziehung, wie einen Baum im Walde aufwachſen zu laſſen.

Doch bald ward er andern Sinnes. Er bedachte, daß ſein Vorſatz kein origineller Gedanke ſey, ſondern daß er damit nur vielen andern Eltern, die ihre Kinder in die wohlfeile Schule der Natur ſchicken, nachhinken würde. Geſchwind ſprang er nun zu dem entgegengeſetzten Extrem über, und entwarf Plane zu einer üppigen Prinzenerziehung, weil ihm ſein beträchtliches Vermögen hinreichende Mittel dazu bot, und er überzeugt war, daß es kein anderer Edelmann in dieſem Punkte mit ihm aushalten könne. Bisweilen ſchielte er aber noch mit Wohlgefallen nach ſeinem erſtern Einfall zurück, und ſo unentſchloſſen blieb er, bis die Zwillinge erſchienen, und er nun plötzlich auf den Gedanken fiel, beide Extreme zu verwirklichen.

Der Streit, in den er darüber mit ſeinem Hausarzt gerieth, ward in der Wochenſtube fortgeſetzt. Wigmund warnte beſonders vor dem verderblichen Luxus, mit welchem einer der beiden Neugebornen erzogen werden ſollte. „Verzärtelung," ſprach er, „iſt nicht viel beſſer als Kindermord: denn die Reiſe durchs Leben wird mit jedem Tage ſchwerer und theurer; man hat mehr als jemals Muth, Kraft und Genügſamkeit dazu nöthig; und ſogar für geborne Prinzen iſt Unerſättlichkeit in Bedürfniſſen jetzt eine gefährliche Sache. — Durch ihr Gold können ſie zwar gewöhnlich ihre eigenſinnigſten Wünſche befriedigen und werden auf dienenden Händen durch die Welt getragen, damit ihr Fuß an keinen Stein ſtoße: aber wer bürgt dafür, daß nicht einſt auch in ihren hohen Regionen eine rauhe, ſtürmiſche Zeit hereinbricht, und die Götter dieſer Welt fühlen läßt, daß ſie Menſchen ſind? — Wenn alſo — das wollt' ich eigentlich ſagen — wenn ſelbſt Fürſten ihre Kinder gegen mögliche Widerwärtigkeiten durch Erziehung ſtählen ſollten: um ſo mehr iſt dieß die Pflicht anderer Eltern, die es offenbar voraus ſehen, daß mancher Weltſturm ihre Söhne anfallen wird. — Auch als Arzt muß ich körperliche Abhärtung, als den beſten Harniſch gegen viele Krankheiten, dringend empfehlen.“ —

„Gut, gut, lieber Doktor!“ ſagte Falkenhof. „Sie predigen ſich ganz aus dem Athem, und es wird ſich doch mit der Zeit alles von ſelbſt finden. Jetzt will ich über die Knaben das Loos werfen.“

Er nahm zwei Zettel, ſchrieb auf den einen: Fürſt, auf den andern: Bauer, rollte ſie zuſammen und miſchte ſie in der hohlen Hand. Dann ließ er die Knaben, etwas entfernt von einander, auf einen Tiſch legen, warf in den Zwiſchenraum die Zettel und erklärte dabei, daß jeder derſelben das Schickſal des Kindes, dem er am nächſten falle, entſcheiden ſolle. Der Doktor ſchüttelte bei dieſer Ceremonie finſter den Kopf, und fragte hinter Falkenhofs Rücken die Wöchnerin leiſe, was ſie dazu ſage. Sie faltete mit Ergebung die Hände, blickte gen Himmel und ſeufzte. Das war ihre einzige Antwort.

9.

Hermanns erſte Reiſe.

Indeſſen hatte Falkenhof die Looſe geöffnet, und das mit dem Worte Bauer bezeichnete Blättchen an der Seite des erſtgebornen Knaben gefunden. „Kommen Sie her, Doktor!“ rief er: „Was halten Sie von dieſem Jungen? Iſt ſeine Natur ſtärker oder ſchwächer, als die ſeines Bruders?“

„Dieſe Frage kommt etwas zu früh!“ verſetzte der Doktor. „Können Sie wohl über zwei Hälmchen, die eben erſt aus der Erde geſproßt ſind, mit Gewißheit entſcheiden, welches davon am höchſten aufwachſen und die meiſte Frucht tragen werde? — So iſt es auch hier! Ihre Frage läßt ſich erſt nach mehreren Monaten mit einiger Gründlichkeit beantworten. Genügt Ihnen aber jetzt ein unſichres Urtheil, ſo halte ich, dem äußern Anſehen nach, allerdings dafür, daß der Erſtgeborne ſeinen Bruder einſt an körperlicher Kraft übertreffen werde.“ —

„Das iſt mir ſehr lieb;“ antwortete Falkenhof: „er wird ſie brauchen! Denn ihn traf das Loos, aller Bequemlichkeiten des Lebens, die ſein Bruder im Vaterhauſe genießen wird, außerhalb deſſelben beraubt zu ſeyn. Erſt nach dreißig Jahren — an meinem ſiebzigſten Geburtstage — will ich ihn, wenn er ſich indeſſen wacker gehalten hat, in meine Arme ſchließen und ihm ſagen: Du biſt mein Sohn!“ —

„Wiſſen Sie gewiß, daß Sie ſo lange leben?“ fragte Wigmund in einem kalten, verdrießlichen, faſt höhniſchen Tone.

„Das denk' ich!“ ſagte Falkenhof. „Und ich verlaſſe mich in dieſem Stücke ganz auf Sie!“

„Es ſoll mir lieb ſeyn, wenn ich ſo lange mit Ihnen um die Wette lebe;“ verſetzte der Arzt. „Und in dieſem Falle werde ich mein Beſtes thun, Sie bis zu dem wichtigen Tage, an welchem Sie dieſem armen Weſen eine dreißigjährige Härte vergüten wollen, geſund zu erhalten.“ —

„Sie behandeln aber auch die Sache verdammt tragiſch!“ ſagte Falkenhof. „Es iſt ja nicht meine Abſicht, das Kind auf die Heerſtraße zu ſetzen und hülflos liegen zu laſſen. Nein, ich will es bei einem Pfarrer oder Schulmeiſter unterbringen und Koſtgeld bezahlen, bis der Burſch ſein Brod ſelbſt verdienen kann. Der Pflegevater muß aber durchaus ein Mann ſeyn, der ein Geheimniß zu bewahren verſteht. Iſt Ihnen vielleicht ein ſolcher bekannt?“ —

Wigmund hatte ſchon ſeinen Univerſitätsfreund, den Pfarrer Brek, im Sinne, und ſchlug ihn mit der Empfehlung vor, daß er ein braver und gelehrter Mann, und nichts weniger als waſchhaft ſey.

„Das iſt ſchön!“ ſagte Falkenhof. „Nur ſeine Gelehrſamkeit kann ich nicht brauchen. Mein Sohn ſoll zur Nothdurft leſen und ſchreiben lernen, und damit genug!“

„Das hängt von Ihren Befehlen ab!“ antwortete der Arzt. Er war des Streitens müde, und wußte doch, daß ſein Freund den Knaben nicht werde verwildern laſſen.

Nun kamen die Taufnamen, die den Zwillingen beigelegt werden ſollten, zur Sprache. Den ältern wollte der Vater Hans Caſpar benennen. Die Mutter wagte mit leiſer Stimme den Einwand: dieſe Namen klängen doch allzu derbe, und brachte, vom Arzt unterſtützt, den altdeutſchen Namen Hermann in Vorſchlag. Herr von Falkenhof, der von ſeiner Gemahlin keines Widerſpruchs gewohnt war, ſtutzte und murrte darüber, gab aber nach und machte ſich blos die Bedingung, daß ihm bei der Benamung des zweiten Täuflings keine Kritteleien gemacht würden. „Dieſer ſoll Emil, Florentin, Magnus, Leopold, Alexis, Eduard heißen!“ ſprach er, und die Wöchnerin lächelte beifällig. Der Arzt verzog ſpöttiſch den Mund, ohne jedoch dieſen Ueberfluß prächtiger Namen weiter anzufechten.

Die Wahl der Taufpathen veranlaßte einen neuen Streit. Die Mutter ſchlug ihre nächſten Verwandten und andere Edelleute vor; der Vater hingegen beſtand darauf, das ganze Dorf, in deſſen Mitte das Schloß Eibenburg lag, zu Gevatter zu bitten, und alle Feierlichkeiten, unter dem Schein einer Nothtaufe, zu vermeiden. Er wünſchte, daß man nach kurzer Zeit den kleinen Hermann für todt halte; daher ſchien ihm eine Nothtaufe die beſte Vorbereitung auf das Gerücht, das er ausſtreuen wollte. Mit ſchwerem Herzen willigte die Wöchnerin ein, und die Taufe ging nach einigen Stunden vor ſich. Die Abgeordneten des Dorfs waren mit dieſer Gevatterſchaft ungemein zufrieden; denn ſtatt des Aufwands, der ſonſt mit einer Pathenſtelle verbunden iſt, wurden ſie reichlich beſchenkt, und für ſich und ihre Nachbarn mit verſchiedenen kleinen Freiheiten begabt, um die das Dorf bisher vergebens angeſucht hatte.

Jetzt ſtand dem mütterlichen Herzen der ſchwerſte Kampf bevor. Es ſollte und mußte ſich von dem Erſtgebornen trennen, weil ihn der ſeltſame Vater ſchon an demſelben Tage aus dem Hauſe verwies. Wigmund hatte ſich etwas zu voreilig verlauten laſſen, daß er in einem fernen Dorfe eine junge, geſunde Bäuerin kenne, die eben ein neugebornes Kind durch den Tod verloren habe, und ſich werde bereit finden laſſen, ein fremdes zu ſäugen. Dieſe Nachricht war dem Herrn von Falkenhof ſehr willkommen, und dringend erbat er ſich vom Doktor die Gefälligkeit, den kleinen Hermann ſofort als ein Kind der Liebe, deſſen Aeltern unbekannt bleiben wollten, jener Bäuerin zu übergeben. Es half keine Gegenvorſtellung, keine Ausrede; der Arzt mußte ſich in der Abenddämmerung, mit dem Wickelkinde auf dem Schooße, zu Wagen ſetzen, und der Vater lenkte ſelbſt die Pferde vom Bock herab, um ſeinen Kutſcher nicht zum Mitvertrauten des Geheimniſſes zu machen. Den Schloßbewohnern und andern Leuten, die ſich über des Kindes plötzliche Deportation wunderten, ward geſagt: die zarte Leibesbeſchaffenheit der Wöchnerin geſtatte ihr nicht, beide Knaben zu ſäugen: es werde deshalb der, den man bei Nacht und Nebel fortſchaffte, zu einer auswärtigen Freundin in Penſion gebracht.

Die Bäuerin nahm den Zögling an, und behandelte ihn nicht beſſer und nicht ſchlechter, als den Sohn eines Landmanns. Wigmund holte ihn, als er beinahe ein Jahr alt war, wieder von ihr ab, und übergab ihn dem Pfarrer Brek, den damals ſein Weg bei dem Wohnorte der Amme nahe vorbei führte. Indeſſen aber hatte Falkenhof ſchon ſeinen Freunden und Bekannten den vorgeblichen Tod ſeines ältern Zwillingsſöhnleins gemeldet und Beileidsbezeugungen angenommen.

10.

Florentin.

Mit dem Prinzen von Eibenburg (unter deſſen ſechs Taufnamen Florentin die Ehre hatte, zum gewöhnlichen Rufnamen erkoren zu werden) ging man indeſſen ſo behutſam und ſäuberlich um, als ob er das Goldblättchen der Wahrheit wäre, das man, wie ein Sprüchwort ſagt, auf Baumwolle legen muß. Es geſchah alles, was ſich nur erfinden ließ, ihm ſein junges Leben anmuthig zu machen und die geringſte Unannehmlichkeit von ihm zu entfernen. Mit großen Koſten verſchrieb der Vater eine ſehr künſtliche ſchwebende Wiege, und bei derſelben ward eine eigene Fliegenjägerin angeſtellt, die den ganzen langen Tag keine andere Beſchäftigung hatte, als den vornehmen Schläfer vor jenem läſtigen Geflügel zu ſchützen. Das Schloß war zum Glück mit keinem von Fröſchen bewohnten Graben umgeben; ſonſt hätten wahrſcheinlich die Eibenburger Bauern (wie vormals als Frohndienſt in Frankreich geſchah) das Waſſer bei Tag und Nacht mit Ruthen peitſchen müſſen, um die quakenden Sumpfbürger abzuſchrecken, ihr ewiges, ruheſtörendes Wreckekeks-Koax hören zu laſſen. Eine treffliche Beſchwichtigungsart, die nur leider in der Literaturwelt unwirkſam iſt; denn da ſtimmt mancher eintönige Froſch ſein altes Lied immer wieder von neuem an, ungeachtet ihm von Zeit zu Zeit mit der kritiſchen Ruthe derb genug auf den Kopf getippt wird. — Das Beſte bei dieſem Uebel iſt, daß man bei ſolchem alltäglichen Singſang recht ſanft einſchlafen kann, dahingegen der wirklichen Fröſche Concert im Schlummer ſtört. — Doch das im Vorbeigehen!

Herr von Falkenhof hielt ſich, weil er ſonſt eben nichts zu thun hatte, den größten Theil des Tages in der Kinderſtube auf, hätſchelte ſeinen Florentin, und wachte ſtrenge darüber, daß er auch von allen Perſonen, die zu ſeiner Wartung und Bedienung angewieſen waren, gehätſchelt werden mußte. Wer ſich auf irgend ein Art an dem kleinen Abgott verſündigte, ward mit unerbittlicher Härte dafür beſtraft. Hiervon wollen wir nur folgendes Beiſpiel anführen, das dem Leſer für mehrere ähnliche Fälle, die wir mit Stillſchweigen übergehen, zum Maßſtabe dienen kann.

Florentin, der von Anbeginn die Sprache der Wiegenkinder, das Weinen und Schreien, oft zu vernehmen gab, ließ einſt ſein Silberſtimmchen ganz beſonders laut erſchallen. Der Vater eilte zu ihm hin und entdeckte ſogleich am Lager ſeines Lieblings eine Unordnung, die ihn in Beſtürzung und Zorn ſetzte. „Donner und Wetter!“ fuhr er die Wärterin an: „Mein armer Florentin muß wohl weinen und klagen! Sein Bettlaken iſt voll Falten, die ihn ſchmerzlich drücken.“ — Die Wärterin antwortete: das Tuch habe nicht mehr Falten, als man in jedem andern Bette finde, und es ſey überdieß ſo überfein und zart, daß es auf keine Weiſe einen empfindlichen Druck verurſachen könne. Indem ſie das ſagte, ſtrich ſie mit raſcher Hand das Tuch glatt und berührte dabei unglücklicher Weiſe etwas unſanft den jungen Herrn, der dieſe Beleidigung ſehr übel nahm und ärger ſchrie als vorher. Herr von Falkenhof gerieth außer ſich, beſchuldigte die ehrliche Frau, das liebe Kind geſchlagen zu haben, und jagte ſie auf der Stelle aus dem Hauſe.

11.

Die Todesſtrafe.

Florentin begriff bald, daß man auf ſeine kleine Perſon einen großen Werth ſetzte, und er verſäumte nicht, von dieſer Bemerkung fleißig Nutzen zu ziehen und den Zwingherrn zu ſpielen. Streckte er, ehe er ſich noch durch Worte verſtändlich machen konnte, nach irgend einer Sache, die ihm in die Augen ſtach, die Hand aus, und es ward ihm nicht mit der größten Behendigkeit gewillfahrt, ſo that er einen grimmigen Schrei und ſtrampelte wie ein Beſeſſener mit Händen und Füßen. Das machte ſeinen Eltern und ſeinem ganzen Hofſtaat ſchnelle Beine. Sie ſtürzten fort, holten das Verlangte, es mochte ſo koſtbar und zerbrechlich ſeyn als es wollte, übergaben es ihm und beſänftigten mit Bitten und Schmeicheleien ſeinen Zorn. So herrſchte und gebot er, ohne gehorchen zu lernen, was doch billig jenem vorangehen ſollte.

Es konnte nicht fehlen, ihn auf dieſem Wege zu einem eigenſinnigen Egoiſten zu bilden und ſein Gemüth zu verhärten. Er war gegen Menſchen und Thiere, die ihn beleidiget hatten, unverſöhnlich. Das bewies er unter andern, als er etwa ſieben Jahre alt war, an einem Hunde. Es war ein frommes Thier, das ihm zum Marterholze diente. Die einfältigen Eltern (die in dieſem Punkte viel ihres Gleichen haben) lachten darüber und lebten laut und öffentlich den Henkerwitz des böſen Buben, der für das unglückliche Geſchöpf, das man ſeinen Launen Preis gab, immer neue Qualen erſann. Doch ein getretener Wurm krümmt ſich, und der Hund ſchnappte zuletzt auch nach der Hand, die ihn einſt allzu lange an den Ohren herumſchleifte. Unverwundet, aber höchſt aufgebracht, lief Florentin zu ſeinem Vater, verklagte mit einem Zetergeſchrei den Verbrecher, und forderte zur Genugthuung, daß er ſogleich erſchoſſen werden ſollte. Der beſtürzte Vater legte für den Hund, der auf der Jagd ſehr brauchbar war, eine Fürbitte ein und that den Vorſchlag, die ihm zuerkannte Todesſtrafe, ſo ſehr er ſie auch verdient habe, in eine tüchtige Tracht Prügel zu verwandeln. Florentin wollte von keiner Milderung hören. Das machte dem Alten viel Unruhe; doch nach einigem Beſinnen faßte er den heroiſchen Entſchluß, das ihm zuſtehende Recht über Leben und Tod ſeiner Hunde geltend zu machen und den Miſſethäter zu begnadigen. Florentin ſtampfte bei dieſer Erklärung mit dem Fuße, ſetzte ſich in einen Winkel und ſchmollte. Vergebens bot der Vater für einen freundlichen Blick alle Schätze ſeines Schloſſes. Der zürnende Sohn kehrte ihm hartnäckig den Rücken, wehrte ſeine Liebkoſungen von ſich ab und gab murrend zu verſtehen, er möge nichts von einem Vater wiſſen, der einen beißigen Hund lieber habe, als ſeinen leiblichen Sohn. Was war bei dieſen Umſtänden zu thun? Der alte Schwachkopf bequemte ſich, das Todesurtheil zu beſtätigen und die Exekution im Schloßgarten anzuordnen.

Er that es in der gewiſſen Zuverſicht, daß Florentin, der bei den Anſtalten zugegen war, noch zu rechter Zeit

Pardon rufen werde. Aber weit gefehlt! Er ſah mit ſtiller Freude den Jäger laden, zielen und den Hund ſtürzen. „So wollt' ichs haben!“ ſprach er und küßte verſöhnt dem Vater die Hand. Dieſer begnügte ſich, ihm lächelnd mit dem Finger zu drohen und ihn ein Trotzköpfchen zu nennen. Damit war die Sache abgethan.

12.

Die alte Franzöſin.

Ehe noch Florentin deutſch lallen konnte, war ſchon eine franzöſiſche Gouvernante bereit, um ſeine erſten Sprachlaute gleichſam aufzufangen und nach Frankreich zu entführen. Mademoiſelle Grillen ſollte, nach einer alten Sage, vor Zeiten ſchön geweſen ſeyn und in ihrem Vaterlande viele Verehrer gehabt haben; jetzt war ſie häßlich, wie die Nacht, und es liebte ſie niemand, weil ſie in ihrem ganzen Thun und Weſen eine ſehr unangenehme Perſon war. Von ihren vormaligen Anbetern nicht bereichert oder durch Verſchwendung in Armuth verſunken, und zu bettelſtolz, ſich durch Arbeiten zu nähren, hatte ſie den Ruf nach Deutſchland angenommen. Sie fand zwar alles, was deutſch war, entſetzlich abgeſchmackt und ungeſchickt; doch mit dem deutſchen Brode machte ſie, in Ermangelung des franzöſiſchen, eine Ausnahme und ließ es ſich wohl ſchmecken. Deſſen ungeachtet mäkelte ſie bei jeder Mahlzeit die Speiſen und hielt Lobreden auf die franzöſiſche Kochkunſt, die nach ihrer Behauptung einzig und allein fähig ſeyn ſollte, einen feinen Gaumen zu befriedigen. Man hätte der leckern Demoiſelle antworten ſollen: ſie möchte je eher je lieber nach Frankreich zurückreiſen und ſich dort nach ihrem Hochgeſchmack bewirthen laſſen; allein man hatte für die franzöſiſche Dame ſo viel deutſchen Reſpekt, daß man ſich nie unterſtand, ſie mit einem muthigen Worte zur Ruhe zu weiſen. Im Gegentheil wurden ihre verſchwenderiſchen Küchenrecepte, die ſie fleißig vorſchrieb, gehorſamſt befolgt, ob ſich gleich der Tafelaufwand im Schloſſe Eibenburg dadurch anſehnlich vermehrte.

Mademoiſelle Grillon war aber ihrem Munde eine harte Stiefmutter, wenn ſie ihn aus eigener Börſe zu beköſtigen hatte. Das geſchah dann und wann in der Hauptſtadt, wo ſich Herr von Falkenhof bisweilen Monate lang aufhielt und von da aus mit ſeiner Familie kleine Landreiſen machte, bei welchen er die Gouvernante entbehrlich fand. Sie blieb indeſſen in der Stadt zurück, und erhielt ſo reichliches Koſtgeld, daß ſie ſich von einem der franzöſiſchen Köche, die dort öffentlichen Gaſthäuſern vorſtanden, ſpeiſen laſſen konnte. Aber die Preiſe der Herren Landsleute waren ihr zu theuer. Sie wählte die wohlfeilſte deutſche Garküche und faſtete mitunter ganz, um die ihr ausgezahlten Tiſchgelder zu ſchonen. Eine löbliche Sparſamkeit, die man auch in den neueſten Zeiten bei vielen ihrer Landsleute in ähnlichen Fällen bemerkt haben will. —

Da Mademoiſelle Grillon geraume Jahre vor der Revolution ihr Vaterland verließ und die franzöſiſchen Bauern alſo noch damals die Froſchlachen peitſchen und alle andere willkührliche Sklavendienſte verrichten mußten: ſo wunderte ſie ſich nicht wenig, daß man in Deutſchland mit dieſer Coquinaille, wie ſie zu ſagen pflegte, etwas beſſer umging. Sie konnte ſich durchaus nicht daran gewöhnen, die Bauern als wahre, wirkliche Menſchen zu betrachten. Begegnete ihr, bei Spaziergängen mit ihrem unartigen Eleven, ein Landmann, ſo nahm ſie, ſtatt des ſchuldigen Danks für ſeinen Gruß, eine Priſe Schnupftabak, und klagte mit verzogenem Geſicht, daß ihr die Atmoſphäre ſolcher Halunken Vapeurs verurſache. Auch Florentin hielt ſein Näschen zu und öffnete dagegen ſehr aufmerkſam die Ohren, wenn ſie ihn von der Würde ſeines Standes unterrichtete und ihn belehrte, daß der Bauer durchaus blos für den Edelmann geſchaffen ſey und ſich für ihn todt arbeiten müſſe, ohne auf den geringſten Dank Anſpruch zu haben. Dieſe goldnen Worte bewahrte Florentin lebenslang, wie einen Schatz der Weisheit in ſeinem Herzen.

Ueberhaupt ſäete die alte, grämliche Aja viel Unkraut in ſein Gemüth, und erzog ihn beſonders durch ihr Beiſpiel zu einem ewig unzufriedenen Murrkopf. Sie tadelte alles, was um ſie her vorging. Weder Gott noch Menſchen konnten ihr etwas recht machen. Das Wetter war ihr bald zu heiß, bald zu kalt, bald zu naß, bald zu trocken; und kein Bedienter war geſchickt genug, ihr mit dem ehrerbietigen Anſtand, den ſie forderte, einen Teller zu reichen. Der Stoff zum Schelten und Klagen ging ihr alſo nie aus. Florentin, der immer um ſie war und alle ihre Untugenden nachahmte, gab mithin das ſeltſame und widrige Schauſpiel eines Hypochondriſten, der noch bisweilen auf den Armen getragen wurde.

13.

Magiſter Kürbis.

Von den vielen Hofmeiſtern, die in ſpätern Jahren für den Junker angenommen, und immer bald, weil ſie ihn nicht zart genug behandelt haben ſollten, wieder verabſchiedet wurden, ließe ſich ein langes Kapitel ſchreiben; wir wollen uns aber dabei nicht aufhalten. Florentin nahm jeden ernſtlichen Verſuch, ihn von Unarten zu entwöhnen, als Beleidigung auf. Drum waren ihm alle ſeine Erzieher, die ihre Schuldigkeit thaten, in den Tod verhaßt, und er machte ſich ſobald als möglich wieder von ihnen frei. Das ward ihm auch eben nicht ſchwer. Er beſaß eine große Fertigkeit im Lügen, und verwandte ſie bei ſolchen Gelegenheiten zu Klagen über Mißhandlungen, die er von ſeinem Hofmeiſter erduldet haben wollte. Herr von Falkenhof nahm ſofort mit auflodernder Hitze den Beſchuldigten ins Verhör. Dieſer läugnete natürlich; doch das half ihm nichts. Florentin ſtellte ſich mit eiſerner Stirn ihm gegenüber und ſagte ihm alle erdichtete Klagepunkte frech ins Geſicht. Das war dem verblendeten Vater Beweiſes genug. Er ſchalt und tobte, warf eine Hand voll Dukaten auf den Tiſch und befahl dem Verklagten, ſich mit dieſem Reiſegelde ohne Verzug aus dem Hauſe zu entfernen. Auf dieſe ſchändliche Art erhielten mehr als zehn junge wackre Männer plötzlich ihre Entlaſſung, und das Schloß Eibenburg ward dadurch allen ehrliebenden Gelehrten, die ſich dem Erziehungsgeſchäfte widmeten, ein Noli me tangere! Nur Magiſter Kürbis, ein alter, faſt verdorbener Kandidat der Gottesgelahrtheit, war am Ende noch beherzt genug, die Berufung zu dieſem gefährlichen Poſten nicht abzulehnen, und durch kriechende Unterwürfigkeit gelang es ihm, ſich darin zu behaupten. Geduldiger, als der Hund, der ſeine Nothwehr mit dem Leben büßen mußte, ließ er ſich, um die gute Brodſtelle nicht wieder zu verlieren, von dem ungezogenen Junker verlachen und verſpotten. Florentin brauchte ihn zur Zielſcheibe des boshafteſten Muthwillens. Er malte ihm, wenn er ſchlief, einen Knebelbart, füllte ſeine Tabakspfeife mit Knallpulver, nagelte ihm die Perücke, wenn er ſie gerade ſehr nöthig und ſchnell brauchte, auf den Perückenſtock, oder ſpickte ſie mit Kletten, und verübte noch hundert andere Bubenſtreiche, die keiner Erwähnung verdienen. Magiſter Kürbis lächelte zu allen dieſen Thaten und rühmte ſie ſogar ſeinem gnädigen Patron als witzige Einfälle. Mitunter ward wohl auch, wenn es dem jungen Herrn beliebte, ein halbes Stündchen auf Lehren und Lernen verwandt; und ſo ging es fort, bis er ſein achtzehntes Lebensjahr erreicht hatte und nun Luſt bekam, das einförmige Alltagsleben im väterlichen Hauſe mit den abwechſelnden Vergnügungen einer berühmten Univerſitätsſtadt zu vertauſchen. Die Univerſität ſelbſt kam bei ihm nicht in Betrachtung; es war ihm blos um die lebhafte Stadt mit ihren Bällen, Schauſpielen und Mädchen zu thun.

Er hatte ſich indeſſen, von Seiten des Körpers, zu einem feinen Knaben ausgebildet. Sein Wuchs war zierlich ſchlank und ſeine Geſichtsbildung verkündigte mehr Geiſt, als er wirklich beſaß. Er wäre in der That ein vollkommen ſchöner und einnehmender Jüngling geweſen, hätten nicht grelle Züge von Uebermuth, Eigendünkel und Selbſtgenügſamkeit auf die natürliche Anmuth ſeiner Phyſiognomie einen nachtheiligen Schatten geworfen. Das diene jedem von ſich eingenommenen Zierbengel zur Lehre! Mancher ſuffiſante Geck, den man (wie ein berühmter Schriftſteller ſagt) nicht anſehen kann, ohne an Ohrfeigen zu denken, würde ein ſehr liebenswürdiger Menſch ſeyn, wenn er ſich beſcheiden betrüge, und nicht Eigenliebe und Selbſtſucht ganz unverhüllt auf ſeiner hochſtrebenden Naſe thronen ließe.

14.

Der Waſchbär.

Mit einem anſehnlichen Gefolge, an deſſen Spitze ſich Magiſter Kürbis befand, zog Florentin auf die Univerſität. Seine Equipage und ſein kleiner, mit einigen trefflichen Reitpferden beſetzter Marſtall machte bei den Muſenſöhnen nicht wenig Aufſehen, erweckte aber auch ihren Neid, und ſpornte ſie zu mancherlei Verſuchen, den zu demüthigen, der ſich ſo glänzend über ſie erhob. Es gelang ihnen auf verſchiedene Art, ihn zu züchtigen und ſeinen Stolz zu kränken; doch bewirkten ſie dadurch keine Grundheilung ſeines Uebermuths, der ſich immer frecher aufbäumte, je mehr ſie ihn niederzuſchlagen ſuchten.

Dieſes Niederſchlagen geſchah bisweilen ſogar im buchſtäblichen Wortverſtande. Unter andern ereignete ſich ein ſolcher Auftritt in einem Gaſthauſe, wo Florentin, nebſt mehrern andern wohlhabenden Studenten, zu ſpeiſen pflegte, und ſich durch Hoffart, Verwitzigkeit und unverſchämte Anmaßungen ſo lange verhaßt machte, bis endlich folgender Vorfall ſeinen beleidigten Tiſchgenoſſen Gelegenheit gab, ihr Müthchen an ihm zu kühlen.

Ein ziemlich betagter Doktor der Rechte, der öffentliche Vorleſungen hielt, nahm auch in jenem Speiſehauſe ſeine täglichen Mahlzeiten ein. Etwas rauh und ungehobelt, ließ er ſich manchen Verſtoß wider die feine Lebensart zu Schulden kommen; doch man verzieh es ihm gern und behandelte ihn, wegen ſeines Alters und ſeiner nicht gemeinen Gelehrſamkeit, mit Achtung. Nur Falkenhof führte ſich unartig gegen ihn auf, und ſpottete frech über ihn und ſeine Eigenheiten.

Unter dieſe gehörte, daß er in einem weiten Umkreiſe ſeines Platzes nicht das kleinſte Brodkrümchen auf der Tafel leiden konnte. Sobald er ſich geſetzt hatte, reinigte er ſein Gebiet, indem er einige Minuten lang rechts und links mit beiden Händen, die unnatürlich groß und breit waren, das Tiſchtuch glatt ſtrich. Wegen dieſer Verrichtung, die er niemals unterließ, gab ihm Florenten den Spitznamen: Waſchbär, weil ein gewiſſer amerikaniſcher Bär, den man ſo nennt (und mit welchem unſer Junker in einer Schaubude Bekanntſchaft gemacht hatte) auf ähnliche Art den Platz, wo er ſeine Speiſe verzehren will, mit den Vordertatzen ſäubert.

Florentin machte ſich überdieß das kindiſch-boshafte Vergnügen, die Gegend, wo ſich der alte Herr gewöhnlich niederließ, vor ſeiner Ankunft mit Krümlein zu überſäen und ihm auf ſolche Art ſein Reinigungsgeſchäft zu erſchweren. Ein Aufwärter, den der Doktor wegen dieſer verhaßten Unordnung auf dem Tiſche mehrmals ausſchalt, zeigte ihm endlich, um alle Schuld von ſich abzuwälzen, unter vier Augen den Thäter an und verrieth ihm zugleich den erhaltenen Bärentitel. Der Doktor, vormals in ſeinen Studentenjahren ein muthiger Raufbold, überraſchte des folgenden Tages (nach einer kurzen Vorrede: daß er ſich, ein Bär geſcholten, auch wie ein Bär benehmen wolle) den Herrn von Falkenhof bei der Tafel mit einigen unerwarteten Backenſtreichen, und alle Anweſende lachten und klatſchten ihm Beifall zu. Florentin fuhr grimmig auf, und ſeine Jugend hätte wahrſcheinlich über des Gegners Alter einen entſcheidenden Sieg erfochten; doch die ſämmtliche Tiſchgeſellſchaft ſchlug ſich zu des Letztern Partei und warf den unerträglichen Gaſt gemeinſchaftlich zu eben der Thür hinaus, durch die ſchon ſein feiger Mentor Kürbis, anſtatt ihn zu vertheidigen, die ſchimpflichſte Flucht ergriffen hatte.

Des Doktors Bundesgenoſſen erwarteten Herausforderungsbriefe; aber Florentin ſchonte Dinte und Blut, und ließ ſich in jenem Gaſthauſe nicht wieder ſehen.

15.

Der Prachtſeſſel.

Ein anderes unangenehmes Abenteuer widerfuhr ihm in einem akademiſchen Hörſaale, den er gern beſuchte, weil er zufällig in einer der Vorleſungen, die darin gehalten wurden, der einzige adelige Zuhörer war, und ihn deßhalb der Profeſſor ſehr auszeichnete. Er widmete nicht nur bei dem Anfange jeder Lehrſtunde dem jungen Domino generosissimo eine beſondere ſchmeichelhafte Anrede, ſondern ließ auch aus ſeinem Prunkzimmer einen mit Seide überzogenen und vergoldeten Lehnſeſſel für den vornehmen Gaſt ins Auditorium tragen, und vorn an die Spitze der Schemel und Bänke, die den gemeinen Kunden angewieſen waren, hinſtellen.

Dieſes Thrones bediente ſich Florentin meiſtens als einer Schaukel. Er beugte ſich zurück, zwang den Stuhl, auf den Hinterfüßen zu ſtehen, und wiegte ſich ſo während der ganzen Vorleſung, mit einem Zahnſtocher im Munde, in gedankenloſer Behaglichkeit. Dieſen Zeitvertreib gönnte man ihm gern; es verdroß aber die übrigen Studenten, die das Collegium mit ihm hörten, daß er ſie beim Kommen und Gehen keiner Begrüßung werth hielt, ſondern ſich, mit dem Hut auf dem Kopfe, durch ihre Reihen, wie durch einen Pöbelhaufen, hindurchdrängte, und ſie auch ſonſt auf alle mögliche Art ſeine Verachtung empfinden ließ.

Daraus entſtand eine Verſchwörung, Rache an ihm zu nehmen; und dieſer ſchon an ſich unlöbliche Entſchluß ward auf eine Weiſe ausgeführt, die mit kindiſchen Schulſtreichen ſehr nahe verwandt war. Der unſchuldige Prachtſeſſel mußte dabei zum Opfer dienen. Einer der Studenten ſägte ihm mit einem feinen Werkzeuge die Hinterbeine halb durch und verband die Wunden ſo geſchickt mit Wachs, daß ſie nicht zu bemerken waren. Dieſes Geſchäft ging, von keinem Verräther belauſcht, glücklich von Statten. Falkenhof, der ſo wenig, als der ihm ſehr ergebene Famulus des Profeſſors, die geringſte Ahnung davon hatte, ſetzte ſich ſorglos auf den gefährlichen Platz. Der Stuhl trug ihn ſo lange, als er ſich mit dem Anſtande eines geſitteten Menſchen darauf ruhig verhielt. Er fing aber, ſobald der Profeſſor den Katheder betreten hatte, ſein gewöhnliches Schaukelſpiel an, und plötzlich brach der Stuhl unter ihm zuſammen. Der krachende Fall und der Verſchworenen tobendes Gelächter verurſachten einen ungeheuern Tumult.

Beſtürzt eilte der Profeſſor von ſeinem, wie durch ein Erdbeben, erſchütterten Lehrſtuhle herab, und half mit eigner Hand dem Gefallenen vom Boden auf. Sie unterſuchten den verunglückten Seſſel, und fanden ſogleich die Spur der feindlichen Säge. Aber welche ruchloſe Hand hatte ſie geführt? Das war ein unauflösliches Räthſel. Der Profeſſor hielt gegen den Unbekannten eine donnernde Strafrede, ließ die Trümmer des Stuhls beſeitigen, einen andern von gleichem Werth und Glanz herbeiſchaffen, und ſprach einen derben Fluch über Jeden aus, der ſich an demſelben vergreifen würde. So ward die Ruhe wieder hergeſtellt, und die Vorleſung hatte ihren Fortgang; doch Florentin traute dem neuen Stuhle noch ſo wenig, daß er es nicht wagte, ihn zu einer Wiege zu brauchen.

Als ſich der Profeſſor, nach abgelaufener Lehrſtunde, hinweg begeben hatte, brach das bis dahin verhaltene Gelächter mit verdoppelter Macht aus. Florentin warf zornige Blicke um ſich her. Sie fruchteten nichts. Er ließ Schimpfworte darauf folgen, und ſchnell erhoben ſich hundert Hände, ihn dafür zu beſtrafen; er machte ſich aber geſchwind aus dem Staube. Die Beleidigten hielten nun Rath und beſchloſſen, ihn Mann für Mann mit Einladungen zu Zweikämpfen zu ängſtigen.

Am folgenden Morgen glich ſeine Wohnung einer Poſtexpedition. Es kam Brief auf Brief, und in allen war von Degen oder Piſtolen die Rede. Er fand nicht für gut, ſich mit ſolchen Dingen zu bemengen, und gab ſich daher ſelbſt das consilium abeundi: das heißt: er verließ die Univerſität.

16.

Das Dintenfaß.

Herr von Falkenhof, der Vater, legte bei dieſer Begebenheit ſeine Sonderlingsmaske auf die Seite und betrug ſich wie ein gewöhnlicher Menſch. Er empfing mit den zärtlichſten Umarmungen ſeinen unvermuthet ankommenden Sohn, und lobte höchlich die Klugheit, mit welcher er das Sprüchwort: Weit davon iſt gut vor dem Schuß, in Anwendung gebracht hatte. Uebrigens fiel es dem Affenvater nicht ein, Florentins akademiſche und von ihm ſelbſt mit Ruhmredigkeit eingeſtandene Ungezogenheiten zu tadeln. Aber was Jener verbrochen hatte, mußte Magiſter Kürbis entgelten. Er ward, wegen ſeiner feigen und treuloſen Flucht bei der Schlägerei im Gaſthauſe, ſofort in Ungnaden entlaſſen.

Nach einer halbjährigen Ausruhe im väterlichen Hauſe begab ſich Florentin, um ſeine ſogenannten Studien zu vollenden, auf eine andere hohe Schule, die mehr als jene im guten Rufe der Friedfertigkeit ſtand. Das gebrannte Kind fürchtete auch nun das Feuer der Zwietracht, und hütete ſich, es irgendwo muthwillig anzufachen. Bei dieſer löblichen Vorſicht verfloß ihm der Reſt ſeiner Univerſitätsjahre ohne weitere Fehden. Er unterwarf ſich jetzt dem gewöhnlichen Examen; und ob er gleich kaum das A B C der Rechtswiſſenſchaft begriffen hatte, ſo beſtand er doch herrlich, weil die Fülle ſeines Geldbeutels der Leere des Kopfes zu Hülfe kam.

Der unwiſſende Vater, der die angeblichen, mit einem Aufwande von mehr als fünfzehn tauſend Thalern erkauften Kenntniſſe ſeines Sohnes nicht beurtheilen konnte, hielt ihn für ein Licht der Welt, und hoffte noch an ihm einen Staatsminiſter zu erleben. Es war daher ſein unmaßgeblicher Wunſch, daß der junge Gelehrte die Bahn der öffentlichen Geſchäfte betreten möchte. Florentin nahm dieſen Vorſchlag mit Vergnügen an, denn er ſehnte ſich nach der Hauptſtadt, um dort ganz andere Geſchäfte zu treiben, als ſein Vater im Sinne hatte.

Er ward als Regierungsaſſeſſor angeſtellt, gefiel ſich aber auf dieſem Platze ſo wenig, als er andern gefiel. Die langweiligen Akten, aus welchen er Verträge fertigen ſollte, widerten ihn an, und er wußte nicht recht, was er damit anfangen ſollte. Zum Glück wußte das ein geſchickter Sekretär, der ſich für ein gutes Honorar bereit finden ließ, die Relationen in geheim für ihn auszuarbeiten. Der Nothhelfer ſchrieb eine deutliche Hand; der Aſſeſſor konnte ſie ſehr gut leſen; die wohlgerathenen Vorträge gingen ihm daher im Collegio flink vom Munde, und er legte einige Mal viel Ehre damit ein.

Unglücklicher Weiſe unterbrach ihn aber einſt der Präſident mit der Frage nach einem Umſtande, der zur Sache gehörte. Florentin antwortete kühn: die Akten gäben keine Auskunft darüber; und hiermit las er geſchwind weiter. Doch wie erſchrack er, als er bald nachher plötzlich auf den Punkt ſtieß, den er, aus Unbekanntſchaft mit dem Inhalt der Akten, verläugnet hatte! Die davon handelnde Periode war ſchon zur Hälfte herausgeſchnattert; er konnte ſeine Worte nicht wieder zurück nehmen; mit ſchamrothen Wangen mußte er fortfahren und enden. Der Präſident lächelte ſchweigend; aber nach der Sitzung erbat er ſich unter vier Augen das Concept des Vortrags. Ungern rückte der Aſſeſſor damit hervor. Jener kannte beim erſten Blick die Handſchrift des wahren Verfaſſers. Alle Ausreden waren vergebens; es ſetzte einen ſcharfen Verweis.

Aeußerſt dadurch verſtimmt, warf ſich der Aſſeſſor des folgenden Tages in der Regierungs-Kanzlei auf ſeinen Stuhl. Der Aufwärter hatte eben den Tiſch abgeſtäubt, und dabei zufälliger Weiſe die gewöhnlichen Plätze des Dintenfaſſes und der Streuſandbüchſe verwechſelt. Das nicht bemerkend, ergriff Florentin, um etwas zu ſchreiben, haſtig die Feder, und ſtieß ſie mit Gewalt in den Sand. Ein anderer hätte darüber keine Miene verzogen; er aber ſtampfte wie ein Wahnſinniger mit den Füßen, und warf ſchäumend und fluchend dem Aufwärter das volle Dintenfaß ins Geſicht.

Dieſer, ein alter Ex-Soldat, hatte ziemlich Luſt, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Nur der Geiſt der Subordination, an deren Zaum und Gebiß er von Jugend auf gewöhnt war, feſſelte ſeine Hand, doch nicht ſeine Zunge. „Raſen der Herr Aſſeſſor?“ rief er aus: „Bin ich denn der Teufel und ſind Sie Doktor Luther, daß Sie ſo mit mir umſpringen?“ — Mit dieſen Worten ſtürzte er mohrenſchwarz fort ins Seſſionszimmer, und klagte dem Präſidenten und den Räthen die erlittene Unbilde.

Herr von Falkenhof ward gerufen. Der Präſident that ihm Vorhaltung und ließ in ſeine Strafpredigt verſchiedene beißende Anſpielungen auf die Geſchichte des vorigen Tages einfließen. Das litt unſer Aſſeſſor ein paar Minuten geduldig; doch plötzlich brach er in die kecken und unhöflichen Worte aus: er verbitte ſich ſolche Hudelei; denn er ſey kein Lohnarbeiter im Weinberge des Staats, ſondern diene blos par honneur. — „Das heißt auf deutſch: ehrenhalber;“ entgegnete der kaltblütige Präſident: „Aber, mein Herr, ich finde nicht, daß Sie ſich Ehre machen, oder daß wir Ehre von Ihnen haben. — Wir ſprechen über dieſes Kapitel weiter mit einander. Indeſſen ſind Sie entamtet!“ —

Falkenhof forderte noch deſſelben Tages, um einer unwillkührlichen Verabſchiedung zuvor zu kommen, ſeine Dimiſſion, und erhielt ſie.

17.

Die Sentenzen.

Auch wir wollen den Taugenichts jetzt auf einige Zeit von dieſen Blättern entlaſſen und uns zu ſeinem beſſern Bruder wenden.

Vater Querkopf wollte, wie bekannt, daß ſein den Mutterarmen entriſſener Sohn wie ein Halbwilder aufwachſen, und allenfalls nur ein wenig leſen und ſchreiben lernen ſollte. Mit dieſer Verordnung übergab Doktor Wigmund das Knäblein dem Pfarrer; doch er hohnlächelte dabei und ſtellte es ſeinem Freunde anheim, dem väterlichen Verhaltungsbefehle ſo weit entgegen zu handeln, als es zu Hermanns künftiger Wohlfahrt nothwendig ſey. Ohne dieſe Erklärung hätte auch der edle und verſtändige Brok den Pflegling nicht angenommen. Es wäre mit ſeinem Gewiſſen unverträglich geweſen, zur planmäßigen Verwilderung eines Menſchen die Hand zu bieten.

Er führte fleißig zwei Sentenzen im Munde, die er für Grundſäulen irdiſcher Glückſeligkeit hielt. Eine war zum Theil aus dem Euripides, und lautete ſo: „Arbeit iſt die Mutter des Ruhms und der Zufriedenheit.“ — (Die letztern drei Worte waren ein eigenmächtiger Zuſatz; denn der alte Grieche erwähnt dieſer Tochter der Arbeit nicht, und leider lebt ſie auch oft mit ihrem Bruder, dem Ruhme, in Zwieſpalt). Die zweite Sentenz ſtammte vom Socrates her, und hieß: „Wer am wenigſten bedarf, iſt den Göttern am nächſten.“ — Dieſe beiden Sinnſprüche waren immer und überall des Pfarrers Richtſchnur im Denken und Handeln, und er ließ ſie auch bei Hermanns Erziehung nicht aus den Augen. Er gewöhnte den Knaben, ſobald er ihn unter ſeine Aufſicht bekam, an Entbehrungen aller Art, verſagte ihm oft mit ſanfter Strenge ſeine beſcheidenſten Wünſche, und nöthigte ihn bisweilen ſogar, von dem kleinen Vorrath ſeiner Spielſachen irgend ein vorzüglich geliebtes Hauptſtück an ein fremdes, armes Kind zu verſchenken. Hermann ſträubte ſich freilich Anfangs ein wenig bei dergleichen herzangreifenden Zumuthungen; doch bald ertrug er ſie mit Gelaſſenheit; und wenn in der Folge der Pfarrer Luſt bezeigte, auf Koſten ſeines Pflegeſohns freigebig zu ſeyn, ſo kam ihm dieſer mit gutmüthiger Bereitwilligkeit zuvor, und bot ſeine ganze Habſchaft zur Auswahl. Auf dieſe Weiſe ward die ſocratiſche Lehre ins junge Herz gepflanzt; und eben ſo geſchah auch mit der Zeit dem Denkſpruch des Euripides ein Genüge. Hermann durfte von ſeinem vierten Jahre an nicht müßig gehen; er mußte immer Kopf oder Hand nützlich beſchäftigen.

Doch man denke ſich hierbei ihn nicht unter der Fuchtel eines mürriſchen Schulmonarchen, der ſeine Unterthanen an den beſtäubten Büchertiſch feſſelt, und jeden davon abgleitenden Blick mit Scheltworten und Schlägen beſtraft. Brok lehrte gern, wie Ariſtoteles, wandelnd. Feld und Hain waren im Sommer ſeine gewöhnlichen Hörſäle, und er benutzte ſie auch ſogar an heitern Tagen des Winters. So lernte Hermann meiſtens unter freiem Himmel alles, was ein Knabe lernen muß, der einſt als ein verſtändiger und brauchbarer Mann in der Welt auftreten ſoll. Wandelnde Federübungen waren nicht möglich, und wurden alſo natürlicher Weiſe in der Stube und vor dem Dintenfaſſe gehalten.

18.

Der reiſende Schulmeiſter.

Hermann war acht oder neun Jahre alt, als ſeinen Vater plötzlich die Luſt anwandelte, ihn zu ſehen und ſich mit eignen Augen zu überzeugen, ob ſeiner Erziehungsvorſchrift gebührende Folge geleiſtet werde. Er wollte, da ihn der Pfarrer nicht von Perſon kannte, bei dieſer Unterſuchung ein ſtrenges Incognito beobachten, verſchnappte ſich aber gegen den Doktor Wigmund. Dieſer machte dem Pfarrer ſogleich durch ein warnendes Eilſchreiben den drohenden Beſuch bekannt, und legte eine Art von Steckbrief bei, worin er des Herrn von Falkenhof Perſon mit der größten Genauigkeit beſchrieb. Brok war nun auf ſeiner Huth, und bereitete auch mit Klugheit ſeinen Zögling auf die angemeldete Erſcheinung vor. Er ermahnte ihn bei einer ſchicklichen Gelegenheit, gegen unbekannte Perſonen vorſichtig zu ſeyn, und ſich nicht zu weit mit ihnen in ein Geſpräch einzulaſſen. „Es ſtreichen bisweilen,“ ſprach er, „liſtige Gauner im Lande herum, die ſich in die Häuſer einſchleichen und plauderhafte Kinder ausforſchen, um die Aeltern in Verdruß und Schaden zu bringen. Andere Fremdlinge haben zwar keine ſo gefährlichen Abſichten: aber pedantiſch erlauben ſie ſich, den Kindern abzufragen, was ſie gelernt haben, und lachen ſie aus, wenn die Antworten nicht klug und gelehrt genug ausfallen. Kurz, mein Sohn, es iſt jederzeit beſſer, mehr zu wiſſen, als zu reden.“ —

Herr von Falkenhof war lange unſchlüſſig, unter welcher Verlarvung er ſich ins Pfarrhaus begeben wollte. Die Maske eines reiſenden Schulmeiſters ſchien ihm endlich die beſte, weil er in dieſer Geſtalt, ſo zu ſagen, das Handwerk begrüßen, und einer freundlichen Aufnahme gewärtig ſeyn konnte.

Von einem vertrauten Diener begleitet und mit der nöthigen Rollentracht im Koffer, fuhr er bis in ein Dorf, das von Broks Pfarrei nur eine Stunde Weges entfernt lag. Hier, wo ihn niemand kannte, in der Nacht angekommen, hüllte er ſich bei Anbruch des folgenden Tages in das mitgenommene ſchwarze Gewand, bedeckte ſein Haupt mit einer runden Perücke und ſtapelte fort, ehe noch jemand im Wirthshauſe das Bett verlaſſen hatte.

Da er in Broks Wohndorf ſo früh einwanderte, glaubte er für gewiß, das Pfarrhaus, deſſen rothes Ziegeldach ſein Leitſtern war, noch mit geſchloſſenen Fenſterladen zu finden. Allein er irrte ſich. Schneeweiße Vorhänge leuchteten ſchon überall durch ſpiegelhelle Scheiben, und alle Umgebungen des geiſtlichen Gebäudes waren ſo nett und reinlich, als hielte man ſich auf vornehme Gäſte gefaßt. Das gefiel ihm, und er klopfte beſcheidener an die Thür, als er bei einem unordentlich ausſehenden Hauſe gethan hätte.

Die Pfarrerin öffnete ihm. Ihr guter Anſtand und ihre zierliche Tracht, die den Schneeglanz der Fenſterbekleidung noch übertraf, ſetzte ihn in eine ſo ehrerbietige Thätigkeit, daß er den Hut mit einem ſchnellen und heftigen Ruck abzog und die Perücke dadurch aus ihrem Gleichgewichte brachte. Die feingeſittete Frau ſchien dieſen Uebelſtand nicht zu bemerken; er aber fühlte ihn mit Erröthen und fragte faſt verzagt, ob er die Ehre haben könne, den Herrn Paſtor zu ſprechen. „Sehr gern!“ ſagte ſie und führte ihn durchs Haus in den anſtoßenden Garten, wo eben Brok und Hermann auf den Blumenfeldern beſchäftiget waren.

Der Pfarrer, der ein ſcharfes Auge und den Steckbrief im Kopfe hatte, ſah ſchon von fern den erwarteten Patron aus der Schulmeiſterhülſe hervorgucken, und lachte mit dem ernſthafteſten Geſichte in ſich hinein, als ihn Jener, um ſich noch unkenntlicher zu machen und ganz den Schulfuchs zu ſpielen, mit einigen mühſam vom Munde gehenden lateiniſchen Floskeln begrüßte. Brok fragte deutſch: was zu Dienſten ſtehe. Der Pſeudoſchulmeiſter, deſſen römiſcher Sprachſchatz bereits erſchöpft war, bediente ſich nun auch der vaterländiſchen Zunge und gab vor: er komme weit her und wolle weit hin, um eine Erbſchaft zu heben; er habe, um der angenehmen Luftkühle zu genießen, einen ſtarken Nachtmarſch gemacht, und bitte deßhalb um Erlaubniß, hier ein Stündlein zu raſten.

Gaſtfreundlich führte ihn der Pfarrer ins Haus zurück und ließ ein Frühſtück auftragen. Unvermerkt zog er indeſſen den Knaben bei Seite und flüſterte ihm zu: „Sieh, das iſt ein ſolcher ſchulſteifer Pedant, wie ich dir neulich beſchrieb. Gib Achtung, er wird bald ein langes und breites Examen mit dir beginnen! Laß ihn aber anlaufen und antworte kurz: du verſtändeſt von ſeiner Weisheit kein Wort.“ —

Kurz darauf that auch wirklich der verkappte Vater einen lateiniſchen Ausfall auf ſeinen Sohn. „O, mein Herr, ſprechen Sie deutſch mit mir;“ ſagte der kleine Schlaukopf. „Ich weiß nicht, ob Sie Griechiſch oder Hebräiſch reden.“ —

Deutſch fragte nun der Ausforſcher: was er lerne, was er gelernt habe, und was er einſt für einen Stand zu wählen gedenke.“

„Ein Landwirth will ich werden;“ verſetzte Hermann. „Ich habe kein Sitzfleiſch bei den Büchern.“ —

Der Examinator ſchüttelte mißbilligend die Perücke, ungeachtet er mit den Antworten ſeines Sohnes vollkommen zufrieden war. Zur Strafe für ſein argliſtiges Einſchleichen nahm ihn nun der Pfarrer ins Verhör und ängſtigte ihn mit Schulgelehrſamkeit, daß ihm der Schweiß ausbrach. Er war zuvor Willens geweſen, den ganzen Tag in der Pfarre zu verweilen und ſeinen alten ſchwarzen Rock, deſſen er ſich auf der Straße ſchämte, erſt im kühlen Abenddunkel nach dem Dorfe zurückzutragen, wo ſein Wagen ſtand; aber der Pfarrer ſetzte ihm ſo unbarmherzig zu, daß er noch vor dem Mittageſſen Abſchied nahm und während der ſtärkſten Sonnenglut unaufhaltſam wieder forteilte.

19.

Der Bildnißmaler.

Hermann war ein fähiger Kopf und lernte mit Luſt; als aber ſeine Wißbegierde das Ziel der Nothwendigkeit erreicht hatte, hielt ſie der Pfarrer allmählig in Schranken oder lenkte ſie vielmehr von geiſtigen Dingen auf körperliche Brodkünſte, die einſt den Jüngling, ſo lange ſich ſein Vater vor ihm verläugnete, in der Welt fortbringen konnten. Das beſte Mittel zu dieſem Zweck ſchien die Landwirthſchaft, die Brok ſelbſt aus dem Grunde verſtand und auf ſeinem Pfarrgute mit Vortheil betrieb. Bei dieſem Geſchäfte ward Hermann bald ein geſchickter und thätiger Gehülfe. Noch mehr Neigung aber zeigte der lebhafte Junge zur Jägerei. Er ging bei einem wackern Forſtbedienten, der im Dorfe ſeinen Sitz hatte, fleißig aus und ein, durchzog mit ihm die Wälder, und ward ſo nach wenigen Jahren ein jagdgerechter Weidmann, der beſonders den Bau und die Wartung des Holzes beſſer verſtand, als hundert andere hohe und niedere Nimrode, die das Pürſchen und Hetzen ſehr mit Unrecht für das Hauptfach ihres Berufs halten. Ein uralter Irrthum, deſſen nachtheilige Folgen wir jetzt fühlen, indem er ungleich mehr, als Fichtenraupen und Borkenkäfer, und Verſchwendung auf Herden und in Oefen, an dem immer ſtärker einreißenden Holzmangel vieler Gegenden Schuld iſt.

Zufällig fand Hermann auch in ſeinem neunzehnten Jahre Gelegenheit, ein Bildnißmaler zu werden. Ein franzöſiſcher Prieſter, den der Revolutionsſturm nach Deutſchland verſchlagen hatte, durchwanderte das Dorf, ward aber hinter demſelben durch ein plötzliches Ungewitter zur Umkehr gezwungen und flüchtete ſich unter das geiſtliche Dach. Der Pfarrer, der gegen Andersglaubende, wie billig, ſehr duldſam war, nahm ihn liebreich auf und bot ihm, da das ungeſtüme Wetter bis zum ſpäten Abend fortdauerte, ein Nachtlager an. Der Emigrant ließ ſich dieſen freundlichen Vorſchlag dankbar gefallen, belebte die Abendmahlzeit mit der Erzählung ſeiner Schickſale und ſagte am Ende: es ſey jetzt ſein größtes Glück, daß er nicht ſeine ganze Lebenszeit der Theologie ausſchließlich gewidmet, ſondern nebenher den Lernfleiß ſeiner Jugend noch auf manche andere Kenntniſſe gerichtet habe, die ihm nun unter fremden Himmelsſtrichen den Verluſt ſeines Amtes erſetzen müßten. „Ich bin, zum Beiſpiel, ein leidlicher Porträtmaler!“ fuhr er fort. „Dieſe Kunſt läßt Keinen ſinken, der ſie mit Geſchicklichkeit ausübt. Sie ſelbſt ruht feſt und ſicher auf den zwei Säulen: Liebe und Eitelkeit. Jene wünſcht, ein getreues Abbild geliebter Geſichtszüge zu beſitzen: und dieſe, die ſich ſelbſt und über alles liebt, ſchont keinen Aufwand, um ihr werthes Ich, von der Schmeichelei des Pinſels verſchönert, immer vor ſich zu haben. Die Aufrichtigkeit des Spiegels thut ſolchen Ichlingen kein Genüge, und beſonders die Damen haſſen ihn, ſobald ſie alt werden, eben ſo ſehr, als ſie in der Jugend ihn liebten.“ —

Nach dieſem ſatyriſchen Weſpenſtiche, den die Leſerinnen einem zur Eheloſigkeit gezwungenen Manne verzeihen werden, zeigte er einige kleine, von ihm verfertigte Bildniſſe vor, deren Feinheit viel Lob verdiente.

Am folgenden Morgen, als er den Weg wieder unter die Füße nehmen wollte, machte ihm dieß ein anhaltender Landregen faſt unmöglich, und der mitleidige Pfarrer nöthigte ihn, noch einige Tage in ſeinem Hauſe zu verweilen und beſſere Witterung abzuwarten. „Ich bleibe mit Vergnügen,“ ſagte der Franzmann: „aber damit ich die Ihnen verurſachenden Beſchwerlichkeiten einiger Maßen vergüte, ſo erzeigen Sie mir die Ehre, ſich von mir malen zu laſſen.“

Das geſchah, und gelang ſo vortrefflich, daß Hermann über die ſprechende Aehnlichkeit des Gemäldes ganz außer ſich gerieth. Es war das erſte Porträt, das er mit dem lebenden Originale vergleichen konnte, und machte daher einen ſo ſtarken Eindruck auf ihn. Er drang in den Künſtler, ihn mit den Anfangsgründen der Bildnißmalerei bekannt zu machen. Der gefällige Fremdling erfüllte ſeinen Wunſch, und fand an ihm einen gelehrigen Schüler, von ungewöhnlicher Anlage und Emſigkeit. Er verſchob, den Bitten der gaſtfreundlichen Familie nachgebend, ſeine Abreiſe von einem Tage zum andern. Ein Nachtlager dehnte ſich zu einem Aufenthalte von drei Monaten aus, und als er nun ſchied, hinterließ er einen Lehrling, der den Pinſel beinahe eben ſo gut als ſein Meiſter zu führen wußte.

Hermann konterfeite zur Uebung alle Bewohner des Hauſes, mit Einſchluß der Hunde und Katzen. Dann kam die Reihe an die Bauern, die Anfangs einiges Bedenken trugen, ihre Geſichter — wie ſie es nannten — abſchreiben zu laſſen. Da ſie aber von ihrem Beichtvater die Verſicherung erhielten, daß dergleichen Abſchriften weder Schmerzen verurſachten, noch zu Zaubereien gemißbraucht würden, und überdieß auch kein Geld koſteten, wie die Copeien des Gerichtshalters; ſo bequemten ſie ſich, dem

Maler zu ſitzen. Er wählte die bedeutendſten Phyſiognomien, und verwandelte nach und nach ſeines Pflegevaters Studierſtube in eine Gallerie, wo die Bildniſſe des größten Theils ſeiner Kirchkinder um ihn her hingen.

20.

Ein Befehl aus Eibenburg.

Unter ſolchen mannigfaltigen Beſchäftigungen, die durch keinen bedeutenden Vorfall geſtört wurden, erreichte Hermann das zwanzigſte Jahr ſeines Alters.

Jetzt meldete Doktor Wigmund dem Pfarrer: er ſey durch ein Schreiben aus dem Schloſſe Eibenburg befehliget worden, officiel zu erklären, daß hinfort weiter kein Koſtgeld für Hermann bezahlt werde, indem er nun im Stande ſeyn müſſe, ſein eigner Ernährer zu ſeyn, und deßhalb das Haus ſeines Erziehers unverzüglich verlaſſen ſolle.

Brok legte dieſen unangenehmen Brief in das geheimſte Fach ſeines Pultes, und ging über des hohen Befehls unvermeidliche Vollſtreckung im Stillen mit ſich zu Rathe. Nach einer ſorgenvollen Woche, die noch keinen feſten Entſchluß bei ihm erzeugt hatte, erfuhr er von ungefähr, daß ein ihm bekannter reicher Edelmann, der in der Entfernung einiger Tagreiſen auf ſeinen Gütern lebte, einen geſetzten Jüngling von guter Herkunft ſuche, den er als Büchſenſpanner, Leibſchützen und Jagdgeſellſchafter in Dienſte nehmen wolle, um des unmittelbaren und allzu nahen Verkehrs mit den Livreebedienten überhoben zu ſeyn. Herr von Föhrwald (ſo hieß dieſer Edelmann) war ein gewaltiger Jäger: aber die Menſchenjagden des Kriegsgottes, denen er in ſeiner Jugend beiwohnte, hatten ihm den rechten Arm gelähmt und geſteift; er konnte ohne fremden Beiſtand nicht mit dem Gewehr umgehen, und war alſo noch unbehülflicher und ungelenker, als es, nach Mirabeau's Meinung, die Engländer ſind, von denen er ſagte: ſie hätten zwei linke Arme. — Das Gegentheil beweiſen ſie ſeinen Landsleuten zur See. —

Der Pfarrer fragte ſeinen Pflegſohn: ob er Luſt habe, des Herrn von Föhrwald rechte Hand zu werden. „Warum nicht?“ antwortete Hermann mit Freudigkeit; denn er hatte ſchon ſeit geraumer Zeit gewünſcht, ſeinem vermeinten Vater nicht länger, als ein nichts ſchaffender und nichts erwerbender Zehrer, zur Laſt zu fallen. Mancher junge, doch ſchon anſehnlich bebartete Fant, der im Vaterhauſe eben ſo ruhig faulenzet, wie ſich die Drohnen im Bienenſtocke von den Arbeitsbienen ernähren laſſen, wird freilich jene Bedenklichkeit lächerlich finden: aber Hermann war nun einmal ein ſolcher Grübler, und bat recht dringend, ſeine Anſtellung bei dem Edelmanne ohne Verzug zu Stande zu bringen, damit ihm kein anderer Mitwerber zuvorkomme.

Brok ſchrieb alſo an den Herrn von Föhrwald, und die Gnadenthür war glücklich noch offen. „Schicken Sie mir Ihren Sohn!“ antwortete der Edelmann. „Ich werde ihn, aus Achtung gegen Sie, mit Liebe behandeln und ihn an meiner eigenen Tafel ſpeiſen laſſen. Seinen Jahrgehalt beſtimme ich erſt nach näherer Bekanntſchaft. Bin ich, wie ich hoffe, mit ihm zufrieden, ſo ſoll er's auch gewiß mit mir ſeyn.“

Kurz darauf trat Hermann die Reiſe an, wovon im Anfange dieſer Geſchichte die Rede war. Er that es mit dem löblichen Vorſatz, ſich in ſeine neuen Verhältniſſe nach Möglichkeit zu fügen, der Schweizerkrankheit des Heimwehes herzhaft zu widerſtehen, und auch in dem Falle, daß er ſich mit ſeinem künftigen Gebieter nicht ſollte vertragen können, lieber in die Welt tiefer hineinzugehen, als muthlos zum väterlichen Herde zurückzukehren.

21.

Vorſchmack der Zukunft.

„Wohin geht die Reiſe, junger Geſell?“ fragte der Gaſtwirth eines Städtchens, wo Hermann auf dem Mittelpunkte ſeines Weges übernachtete.

Er antwortete offenherzig: er gehe nach Hirſchfeld, um ſeinen Dienſt als Leibſchütz des Herrn von Föhrwald anzutreten.

„Wie lange denken Sie dort auszuhalten?“ fragte der Wirth mit einem hinterhältigen Lächeln.

„Ich merke, Sie wollen mir bange machen;“ erwiederte Hermann: „aber dieſe Mühe iſt umſonſt. Es erſchreckt mich nicht im mindeſten, wenn Sie mir auch allenfalls meinen künftigen Herrn als einen harten und unverträglichen Mann ſchildern. Ich bin durch Leute, die ihn wahrſcheinlich beſſer kennen, vom Gegentheil überzeugt.“ —

„Ehre, dem Ehre gebührt!“ ſprach Jener. „Ich habe nichts gegen den Herrn von Föhrwald, und der Dienſt bei ihm wär' ohne Tadel, wenn ſich der gute, gnädige Herr nur nicht ſelbſt unter dem Scepter einer alten, zänkiſchen Haushälterin befände. Aber das iſt ein Höllenweib, die Madame Klotz! Ich kann ein Lied von ihr ſingen, denn auch ich ſtand noch vor zehn Jahren, als Bedienter des Herrn von Föhrwald, unter ihrer Botmäßigkeit.“ —

Das ſey lange her, verſetzte Hermann: indeſſen könne wohl Frau Klotz einen ſanftern Sinn angenommen haben.

Der Gaſthalter brach darüber in ein ſchallendes Gelächter aus. „Da hört man,“ rief er, „daß der Herr noch jung iſt und Welt und Menſchen nicht kennt! — Nein, nein, mein Freund, ein ſolcher eingefleiſchter Teufel ändert ſein Gemüth nicht; da heißt's: je älter, je ſchlimmer!“

Er begann nun eine lange Reihe von Erzählungen aus der Aerger- und Läſtergeſchichte des Schloſſes Hirſchfeld, und beſonders aus dem Lebenslaufe der hochgebietenden Haushälterin. Es waren meiſtens Anekdoten aus der Bedientenſtube, bei deren Unterdrückung der Leſer nichts einbüßt. Eine einzige zeichnete ſich ein wenig vor den übrigen aus, und dieſe wird Referent, des bequemern Vortrags wegen, hier ſo nacherzählen, als ob er ſelbſt bei dem Verlauf derſelben gegenwärtig geweſen wäre.

Herr von Föhrwald, der ein Hageſtolz und kinderlos war, ließ einſt einige Jahre lang einen armen Verwandten bei ſich erziehen. Der Hauslehrer dieſes Junkers war ein wohlgebildeter junger Mann, der ſich durch Kanzelberedſamkeit rühmlich bekannt gemacht hatte, und daher, nach einem kurzen Aufenthalte in Hirſchfeld, ohne ſein Geſuch den Ruf zu einem anſehnlichen Pfarramte bekam. Madame Kloß (die eigentlich eine alte Jungfer war und ſich nur, wegen ihrer weit vorgerückten Jahre, den Frauentitel ſelbſt beigelegt hatte) hielt dieſe Gelegenheit für ſehr bequem, nun wirklich mit Ehren unter die Haube zu kommen; und ſie zweifelte gar nicht, daß der künftige Pfarrherr ihre wirthſchaftlichen Kenntniſſe, ihr ſchönes Bett- und Leinenzeug, und die reiche Ausſtattung, die ſie noch überdieß wegen gewiſſer alter Verhältniſſe vom Herrn von Föhrwald zu erwarten hatte, bei der Einrichtung eines eignen Hausweſens ſehr brauchbar finden werde. Sie lud ihn durch ſüße Worte und Blicke fleißig ein, die ihm zugedachten Schätze in Beſitz zu nehmen; aber er ſchien das zärtliche Glimmern ihrer kleinen grauen Augen nicht zu verſtehen, und war ſtumm wie eine Wand, wenn ſie auf den bibliſchen Spruch: „es iſt nicht gut, daß der Menſch allein ſey,“ anſpielte. Da ſolche feine Lockmittel nichts fruchteten und Gefahr bei längerm Verzuge war, mußte ſie endlich mit der Sprache deutlich herausgeben, und dem blöden Schäfer erklären, daß ſie entſchloſſen ſey, ihn glücklich zu machen. Er lobte die Großmuth ihrer Geſinnungen mit vielen wohlklingenden Worten; allein hinterher kam ein hinkender Bote mit der Trauerpoſt, daß er ſchon Bräutigam ſey.

Madame Klotz verlor vor Schrecken die Sprache und zog ſich ſtumm zurück; doch dieſer Windſtille folgte bald ein heftiger Sturm. Sie tobte wie ein Poltergeiſt durchs Schloß, warf alle Thüren beinahe aus den Angeln, und ihren Schlüſſelbund nach den Köpfen der Hausmädchen. Der verhaßte Bräutigam einer Fremden, dem ſie bisher, ſo lange ſie ihn noch zu dem ihrigen zu machen hoffte, jeden Abend einige köſtlich zubereitete Schüſſeln auf ſein Zimmer geſandt hatte, erhielt nun zur Strafe einen kahlen Teller mit Butterbrod. Sie verwandte die Zeit, die ſie ſonſt ſeinetwegen am Herde zubrachte, zu einem ſchnellen Ausfluge in die anſehnlichſten Häuſer des Dorfes, um ihn zu verläumden. Die geringſte ihrer ſchändlichen Erdichtungen war die Sage, daß er auswärts ein Mädchen in den Zuſtand geſetzt habe, bald Mutter zu werden. Die gläubigen Zuhörer kreuzten und ſegneten ſich, und gingen fortan dem Verunglimpften, wie einem Ausſätzigen, weit aus dem Wege.

Da ſeine Abreiſe von Hirſchfeld ſehr nahe war, ſo ſchien es ihm der beſte Rath, einen Kampf mit dem Drachen, deſſen Gifthauch ihn doch nach wenigen Tagen nicht mehr erreichen konnte, zu vermeiden. Er ſtellte ſich alſo, als ob ihm von den böſen Gerüchten, die von ihm das Dorf durchflogen, nichts bekannt ſey. Aber er nahm ſich vor, ſeine Feindin an einem Orte zu ſtrafen, wo ſie das furchtbare Schwert ihrer Zunge nicht brauchen konnte. Dieſe Freiſtätte für ihn war die Kanzel. Da wollte er, wie aus einer Feſtung, einen heftigen Ausfall thun; doch nicht eher, als einige Stunden vor ſeinem Wegzuge von Hirſchfeld, wozu er den nächſten Sonntag beſtimmt hatte. Der Pfarrer des Orts, der ſich des Predigens gern überheben ließ, trat ihm mit Vergnügen für dieſen Tag den Rednerſtuhl ab.

Der junge Prädicant fürchtete nur, daß Madame Kletz, ungeachtet ſie ſonſt die fleißigſte Kirchengängerin war, ſeiner Abſchiedspredigt die Ehre ihrer Gegenwart verſagen würde. Aber mit nichten. Sie gehorchte, wie gewöhnlich, der einladenden Stimme der Thurmglocke und zog finſter, wie eine Gewitterwolke, durch das Schiff der Kirche hin gegen den Altar, in deſſen Nachbarſchaft ſie auf ebener Erde ein nettes, buntgemaltes Betſtübchen bewohnte.

Die erſte Hälfte der Predigt enthielt keinen Stachel gegen ſie. Darum thronte ſie keck auf ihrem damaſtenen Stuhle und ſchickte bisweilen, wenn Tugend, Frömmigkeit und gute Sitten von dem Redner empfohlen wurden, ihren umher zerſtreuten Vertrauten mit ſcheinheiligem Achſelzucken ſcharfe Blicke zu, die deutlich ſagten: „Hört doch den Heuchler!“ —

So trieb ſie es frech bis in den zweiten Theil der Predigt hinein. Jetzt aber ward der hämiſchen Krittlerin das Handwerk gelegt. Der Redner, der bisher gegen das geſammte Heer der Sünder und Tugendloſen zu Felde gezogen war, fiel nun plötzlich über die ſchwarze Legion der böſen Weiber beſonders her und griff ſie mit einem ſchrecklichen Kartätſchenfeuer an. Er holte dazu die Munition aus der Bibel, die ſehr reichlich damit verſehen iſt, woraus man ſchließen kann, daß ſchon in der Urwelt viele Hauskriege geführt wurden.

Die böſeſte Frau, die jetzt in der Kirche zu Hirſchfeld war, hielt ein paar Streifſchüſſe der geiſtlichen Batterie ſtandhaft aus. Aber bald führte der Feind das grobe Geſchütz auf und donnerte aus Sirachs Hauptmörſer: „Ich wollte lieber bei Löwen und Drachen wohnen, denn bei einem böſen Weibe. Wenn ſie zornig wird, ſo verſtellt ſie ihre Geberde, und wird ſcheußlich wie ein Sack.“ Dieſe Bombe ſchlug in dem Betſtübchen ein. Madame Klotz fuhr mit Entſetzen empor, pluſterte ſich auf, wie ein calcutiſcher Hahn, ſtürzte aus ihrem Cabinet ins Kirchenſchiff, und, mit geballter Fauſt nach der Kanzel hinauf drohend, rannte ſie mit Sturmſchritten, wie eine Furie, den Tempel entlang und zur Pforte hinaus.

Dieſer unerhörte Bruch des heiligen Burgfriedens verurſachte einen ärgerlichen Aufſtand. Die ganze Gemeine riß ihre Schnupftücher aus der Taſche und kicherte hinein. Einige, die nicht geſchwind genug zu dieſem Dämpfer griffen, ließen ſich ſogar ein lautes Gelächter entwiſchen. Selbſt der Prediger hatte Mühe, den Ernſt ſeines Angeſichts zu behaupten. Er brach ſo ſchnell als möglich ab und verließ Kanzel und Dorf, ohne Madame Klotz wieder zu ſehen.

22.

Hermann folgt dem Kalbfelle.

Der Wirth ließ ſich am folgenden Morgen Zehrung und Herberge ſehr theuer bezahlen, weil er vermuthlich die

Schüſſel voll Anekdoten, die er ſeinem Gaſt aufgetiſcht hatte, mit in Rechnung brachte.

Hermann zog dann weiter nach Hirſchfeld zu. Je näher er kam, je häufiger begegneten ihm ſchlimme Sagen von der dort waltenden Hausfürſtin. Jeder, dem er die Abſicht ſeiner Reiſe bekannt machte, bedauerte ihn und rieth wohlmeinend, vor der Höhle des Drachen umzukehren. Aber ſo feig war er nicht. Es lüſtete ihn im Gegentheil, die Unholdin kennen zu lernen, um ſie mit einer grundguten Frau, der Gattin ſeines Pflegevaters, zu vergleichen. Mit dieſer Neugier kam er gegen Abend in Hirſchfeld glücklich an.

Als er ins Schloß trat, war das Geraſſel einer Trommel die erſte Merkwürdigkeit, die ihm aufſtieß. Dieſes kriegeriſche Concert (das ſeither in Deutſchland von Virtuoſen aus ganz Europa bis zum höchſten Ueberdruß aufgeführt wurde) leitete ihn eine Treppe hinauf in einen offenen Vorſaal. Da horchte mit ſchelmiſchem Geſicht ein allerliebſtes junges Mädchen an der Thür eines Zimmers, aus welchem das Getöſe des geſchlagenen Kalbfelles, mit Zank und Gelächter vermiſcht, erſchallte. Er war leiſe aufgetreten; die Horcherin bemerkte ihn nicht. Das verſchaffte ihm Muße, ſie ein Weilchen ungeſtört zu betrachten; und ſie war in der That des Anſehens werth. Nach ihrer Kleidung gehörte ſie zwar nur in die dienende Klaſſe, aber ſie war von ſo herrſchender Schönheit, daß ſich gewiß manche Dame mit Vergnügen entſchließen würde, eine Zeit lang die Geſchäfte eines Hausmädchens maskirt zu verrichten, wenn ſie damit eine ähnliche reizvolle Geſtalt als Jahrlohn gewinnen könnte.

„Es iſt mir doch ſehr lieb, daß ich nicht wie ein Haſe umkehrte," ſagte Hermann zu ſich ſelbſt. „Die Welt ſpricht nur immer Böſes, aber das Gute verſchweigt ſie. Hat mir wohl von allen den Unglückspropheten, die mir die häßliche Haushälterin wie einen Floh ins Ohr ſetzten, ein Einziger geſagt, daß ich auch hier ein nettes Mädchen finden würde? — Die Nachbarſchaft eines freundlichen Weſens iſt ein angenehmer Troſt, und das härteſte Joch wird dadurch leicht, wie des Winters Stürme durch einen Phantaſieblick in den nahen Frühling gemildert werden.“ —

Indem er noch, auf der Saalſchwelle ſtehend, ſo mit ſich ſelbſt ſprach, ſchwiegen plötzlich die Wirbel der Trommel, die Horcherin flog windſchnell von der Thüre hinweg, ſtutzte einen Augenblick über den Fremdling, huſchte aber mit Schamröthe bei ihm vorbei und die Treppe hinunter.

Er ſchwankte eine Secunde lang zwiſchen Nachflucht und ruhiger Erwartung der Dinge, die da kommen ſollten. Aus dieſer Unentſchloſſenheit riß ihn ein Krachen, mit welchem die Thür des Concertzimmers von innen aufgerannt wurde. Erhitzt, wie ein Kampfhahn, ſtürmte eine dicke Matrone heraus, die ſich durch die Zornglut ihres breiten Antlitzes ſogleich als Madame Kletz ankündigte. Ihre Mienen und Geberden zankten noch rückwärts mit einem ältlichen Manne, der wie ein ehrſamer Verwalter ausſah, und ihr, ſiegfroh lächelnd, auf dem Fuße folgte. Die dritte Erſcheinung war ein zwergartiger, verwachſener Graubart, von ernſtem Angeſicht und Weſen, und belaſtet mit einer großen Trommel, die wenigſtens die Hälfte ſeiner Gnomenfigur von der Vorderſeite unſichtbar machte. Er drückte, als Schlußglied des Aufzuges, die Thür hinter ſich zu. Inwendig ſchallten noch männliche Lachtöne.

„Wer iſt er? Was will er!“ ſchnob Madame Kletz unſern Jüngling an.

Ihn verſchnupfte dieſer Unglimpf; doch fand er weder

Zeit noch Ort dazu geſchickt, ſein **Mißfallen** darüber zu äußern. Er nannte alſo höflich ſeinen Namen, mit dem Zuſatz: er habe einen Brief (den er vorzeigte) an Herrn von Föhrwald abzugeben.

„Aha! vom Paſtor Brok!“ ſagte ſie barſch und riß ihm den Brief aus der Hand. Sie beſah Aufſchrift und Siegel und machte Miene, ſich am letztern, wie ein Sieger in Feindes Landen, zu vergreifen. Doch, eines beſſern ſich beſinnend, ſtieß ſie die Epiſtel dem Trommelſchläger unter die Naſe und ſchnurrte ihn an: „Knips! trag' er den Wiſch hinein und meld' er den Menſchen!“

Der Gnom nahm den Brief und ſetzte ſich nach der Thüre zurück in Bewegung.

„Hans Ungeſchick!“ rief ſie, am Kragen ihn faſſend. „Kann er nicht ſeine verfluchte Lärmtonne indeſſen ablegen? Es wird ſich niemand daran bereichern.“ —

Der kleine Krüppel glotzte ſie flämiſch an, ſchüttelte unwirſch den Kopf und machte mit beiden Trommelſtäben in der Luft eine drohende Pantomime, als ob er von neuem aufs Kalbfell lospauken wollte. Sie kehrte ihm mit einer pöbelhaften Geberde den Rücken und ſtrampfte von dannen. Knips halfterte ſich nun, immer noch kopfſchüttelnd, von der Trommel los, übergab den Brief an die Behörde, kam zurück, ſchlug die Thür weit auf und ſagte: „Spaziere der Herr hinein!“

23.

Das Jagdexamen.

Herr von Föhrwald befand ſich in einem großen Zimmer, deſſen Thüren mit Hirſchgeweihen gekrönt waren.

Da er ohne Gemahlin lebte, ſo gaben dieſe Trophäen bei ihm kein ſo ſchlimmes Anzeichen, wie einſt in der Vorzeit, da ein gewiſſer wollüſtiger Fürſt an allen Häuſern, wo er mit ſchönen Frauen geheimer Minne gepflogen hatte, ſolches Gehörn befeſtigen ließ, und dadurch die unſterblich Redensart: „Hörner aufſetzen," in den Gang brachte; denn die Sache ſelbſt war ſchon lange vorher gebräuchlich. Herr von Föhrwald, der ſein Leben lang im Felde der Geſchichte wenig auf die Jagd gegangen war, wußte wahrſcheinlich von jener fürſtlichen Kurzweil kein Wort, und betrachtete die Geweihe der von ihm erlegten Hirſche als rühmliche Siegeszeichen. Sein Zimmer glich übrigens einer Rüſtkammer. Gewehre aller Art hingen an den Wänden herum. Auch bezeugte die Gegenwart verſchiedener Jagdhunde, daß ein Erznimrod hier hauſe.

Er war eben, als Hermann vor ihn trat, mit dem Anſchrauben eines Flintenſchloſſes beſchäftiget. Dieſe Arbeit ging ihm, bei dem Invalidenſtande ſeines rechten Armes, nicht ſonderlich von Statten, und er hatte ſich ſchon ein wenig darüber geärgert. „Sie kommen mir wie gerufen, Monſieur Brok!" ſprach er, ohne Wegſehen vom Schloſſe. „Bringen Sie mir doch gleich dieſes Gewehr in Ordnung!"

Hermann war in wenigen Minuten damit fertig.

„Bravo!" rief der Edelmann. „Ich ſehe, Sie verſtehen Ihr Fach. Laden Sie nun auch gleich die Flinte zur Probe!"

Es geſchah mit Geſchwindigkeit und Anſtand.

„Schön! vortrefflich! — Nun, was macht mein alter Freund, Ihr Herr Vater? Noch wohl auf?"

Die Antwort nicht abwartend, hob er ſchnell ein anderes Feuergewehr von der Wand, und befahl, die Ladung herauszuziehen. Das war im Nu gethan, und er belohnte dieſe Fertigkeit wieder mit einem Ausruf des Beifalls. Dann folgte eine prüfende Unterredung von Wildbahnen und Fährten, von Saufindern und Leithunden, von Feld- und Waſſeriagden, und hundert andern zum Waidwerk gehörigen Dingen. Hermann antwortete raſch und beſtimmt; der Edelmann war ungemein mit ihm zufrieden.

„Für heute genug von Geſchäften! Sie werden hungrig und durſtig ſeyn.“ Mit dieſen Worten zog er die Klingel, und befahl dem eintretenden Bedienten, ein Abendeſſen für zwei Perſonen in der Küche zu beſtellen.

Der Burſch blieb ſtehen. Er ſchien einen Einwand auf der Zunge zu haben. Doch ging er endlich, kam nach fünf Minuten wieder, und ſagte ſeinem Herrn etwas ins Ohr.

„Bedenken?“ — fuhr dieſer laut auf. „Alle Teufel! Die Köchin hat Bedenken, ihrem Herrn etwas zu eſſen zu geben? — Ei, da ſoll doch der Donner drein ſchlagen! Laß ſie gleich herkommen!“ —

Sie kam. Es war ein altes Weibsbild von widrigem Anſehen. Herr von Föhrwald ſetzte ſie über ihre Weigerung, ihm ein Abendeſſen zu bereiten, zornig zur Rede. Sie ſchob die Schuld auf Madame Kloß, die ihr, wie ſie ſagte, vor einer Viertelſtunde ausdrücklich verboten habe, dieſen Abend auf dem Herde Feuer anzuzünden.

„Tauſend Element! was unterſteht ſich die Alte? — Sie will mir auf meinem eignen Herde das Feuer verbieten? — Das iſt luſtig! — Ich, der Herr im Hauſe, ich befehle hiermit, daß augenblicklich ein großes Feuer gemacht und geſotten und gebraten werde. Ich verlange Ragout, Forellen oder Aal, ein Paar Rebhühner und Deſert. Alles Nöthige dazu iſt im Hauſe; drum nicht gemuckt und raſch an die Arbeit gegangen! In höchſtens anderthalb Stunden will ich ſpeiſen.“ —

Dieſen Wortſchwall ausſtoßen und die Köchin zur Thür hinausſchieben, war das Werk eines Augenblicks.

24.

Eine Hiobspoſt.

Herr von Föhrwald ging mit weiten Schritten auf und ab und ſchien mit ſeinem bewieſenen Heldenmuthe zufrieden. „Sehn Sie,“ ſprach er, „ſo muß ich mich bisweilen mit den Hexen herumkampeln! Aber Sie werden hernach finden, daß das alte Küchengeſpenſt in der Kochkunſt eine wahre Meiſterin iſt.“ —

Er ſtopfte ſich eine Pfeife, und donnerte von neuem wie Jupiter aus Wolken: „Feuer verbieten — mich faſten laſſen — Unerhört! Wär' ein ſolches Ungethüm nicht werth, daß man's in eine Wildhaut ſteckte und mit Hunden zu Tode hetzte?“

„Sie ſtellen ſich härter, als Sie ſind, Herr von Föhrwald!“ ſagte Hermann. „Aber ein Biſchof, unter deſſen Krummſtabe wahrſcheinlich nicht gut wohnen war, übte wirklich (wie mir mein Vater mehrmals erzählte) vor ein paar hundert Jahren eine ſolche Grauſamkeit aus.“ —

„Ein Biſchof? — Nun, ſo könnte ja wohl ein Jäger und Soldat noch viel eher ſo eine Parforce-Jagd anſtellen! — Wie hieß denn der edle Krummſtäbler?“ —

„Es war Michael, Biſchof zu Salzburg, der im ſechzehnten Jahrhunderte regierte.“

„Ein löblicher Regent! Erzählen Sie mir doch die Geſchichte!“ —

„Der Biſchof jagte; ein angeſchweißter Hirſch entkam, verbarg ſich im hohen Getreide und verendete darin.“ —

„Sie erzählen gut!“ unterbrach ihn Herr von Föhrwald. „Anſchweißen und verenden ſind ächte Weidmänniſche Kunſt- und Kernworte. Nun weiter!“ —

„Der Feldbeſitzer, ein armer Bauer, freute ſich des Fundes, und verzehrte das Wild in geheim mit den Seinigen. Aber der Biſchof erhielt Kunde davon und befahl zornig, den Bauer in die Hirſchhaut einzunähen und ihn den Hunden Preis zu geben. Man bat von allen Seiten für den Unglücklichen: da ſagte der Tyrann: Ich ſchenk' ihm das Leben, wenn es ihm gelingt, auf Händen und Füßen laufend, den Hunden zu entkommen. — Wie war das möglich? Er ward zerriſſen. Aber ſein Mörder, der ſelbſt mit dem Jagdhorne zum Angriff blies, ſtürzte des folgenden Tages auf dem Blutfelde mit dem Pferde und brach den Hals.“ —

„Ein gerechtes Gottesurtheil!“ rief Herr von Föhrwald mit empörtem Gefühl. „Ich liebe die Jagd; aber ich verabſcheue die Gewaltthaten, die deßhalb von Fürſten der ältern und neuern Zeit begangen wurden, und noch heutiges Tages hier und da, wenn auch in einem ſchwächern Grade, verfallen. Man ſchmiedet jetzt Wilddiebe nicht mehr auf Hirſche; aber es beſtehen noch Jagdgeſetze, die drohend gebieten, das Wild ungeſtört da ernten zu laſſen, wo der Landmann geſäet hat: und wer die Früchte ſeines Schweißes gegen des Waldes Raubhorden zu vertheidigen wagt, den wirft man in Ketten.“ [*] —

---

[*] Es iſt nöthig zu bemerken, daß dieſes Geſpräch im zweiten Jahre nach dem Ausbruch der franzöſiſchen Revolution geführt wurde. Das ſeitdem durch Deutſchland ewig tobende Waffengetümmel hat die Jagdmandate, wie viele andere Geſetze, ziemlich zum Schweigen gebracht und die ungebetenen Feldgäſte vermindert. Aber dieſe Kur war freilich ſchlimmer als die Krankheit.

Dieſe Unterhaltung lenkte ſich nun auf minder wichtige Dinge. Herr von Föhrwald ſprach immer dazwiſchen von dem leckern Abendſchmauſe, den die Köchin bereiten werde, und freute ſich ſeines Triumphs über die Haushälterin.

Auf ein Mal trat der Trommelſchläger mit dem düſtern Geſichte eines Unglücksboten ins Zimmer. „Ich habe,“ ſprach er ſeufzend und achſelzuckend, „einen unangenehmen Rapport abzuſtatten. Man hat mich zu dieſer Sendung erkoren, weil man glaubt und hofft, daß Ew. Gnaden an mir, als einer gleich der Sonne am Himmel unſchuldigen Perſon, keinen Zorn auslaſſen werden.“ —

„Zur Sache, alter Salbader!“ rief Herr von Föhrwald.

„Ew. Gnaden,“ fuhr das Männlein fort, „hatten vorhin die Zubereitung einer Abendmahlzeit anzuordnen geruht, und es iſt nichts billiger, als daß Dieſelben, nach getragener Laſt und Hitze des Tages, einige Erfriſchungen — —“

Der Edelmann ſtampfte ungeduldig mit dem Fuße und hob drohend die Hand.

„Ja, ja, ich will mich ſo kurz als möglich faſſen!“ ſagte der Berichterſtatter, und ſprang ängſtlich einige Schritte zurück. „Ew. Gnaden ließen, wie Denenſelben noch erinnerlich ſeyn wird, die Köchin vorfordern, um ihr die nöthigen Befehle zu ertheilen; aber unter der Zeit, als ſie gehorſamſt erſchien und einige Minuten in dieſem herrſchaftlichen Zimmer verweilte, ward von Madame Klotz, welche die angeordneten Küchenoperationen zu mißbilligen ſcheint, eine behende Diverſion unternommen und ausgeführt. Sie verſchloß die Küche, legte noch einen eiſernen Kettenhund, ein fauſtdickes Hängeſchloß vor, lief ſodann in ihre Wohnſtube, riegelte mit großem Geräuſch hinter ſich zu, und lachte darin mutterſeelenallein, wie eine Lachtaube. Nun kam die Köchin, um ihres Amtes zu warten, und ſtand vor der verſchloſſenen Küchenthüre, wie — mit Reſpekt zu melden — wie die Ochſen am Berge. Sie eilte ſogleich zur Madame, pochte ſäuberlich an, und bat um Auslieferung der Schlüſſel. Es erfolgte keine Antwort. Pauline und ich, wir ſtanden auch dabei, und bezeugten mit Eidſchwüren, daß der gnädige Herr dieſen Abend durchaus warm zu ſpeiſen verlange. Madame antwortete nicht, rumorte aber gewaltig mit ihren Mobilien. Ich ſpähte durch's Schlüſſelloch und ſah mit Erſtaunen, daß ſie Schränke, Commoden, Tiſche und Stühle zuſammenſchob, über einander thürmte, und ſo dicht an der Thür einen hohen Wall erbaute. „O Himmel!“ rief ich durch gedachtes Schlüſſelloch, „was machen Madame für kriegeriſche Anſtalten?“ Und kaum waren dieſe Worte durch's Schloß paſſirt, ſo empfing ich in mein ehrliches Geſicht einen Strom von Dinte, welche die böſe Madame, aus wahrſcheinlichem Mangel anderer Feuchtigkeiten, in ein Spritzchen geladen hatte, und mir ſo mittheilte. Dabei erklärte ſie mit heftiger Stimme: ſie habe noch eine mächtige Flaſche voll Dinte in Bereitſchaft, und werde Jeden, der die Naſe ins Schloß ſtecke, damit taufen. Ich mußte mich waſchen laſſen wie ein Kind, und wir zogen endlich ſammt und ſonders ab, da ſich bei ſothanen Umſtänden die Feſtung ſchlechterdings zu keiner Capitulation bequemte.“ —

„So muß man ſie mit Sturm einnehmen!“ rief Herr von Föhrwald, der bei dem ſteifen Vortrage bald gelacht, bald geflucht hatte.

„Ich hol' eine Axt,“ ſprach der Tambour freudig, und fuhr zur Thüre hinaus.

„Haben Sie jemals ein ſo tolles Spektakel geſehn?“ fragte Herr von Föhrwald den Leibſchützen. „Es iſt das

Leben eines Hageſtolzen in einer Nuß! — Wohl Ihrem Vater, daß er verheirathet und glücklich verheirathet iſt! Ein tugendſames Weib, ſagt Salomo, iſt edler denn die köſtlichſten Perlen. Ihres Mannes Herz darf ſich auf ſie verlaſſen, und Nahrung wird ihm nicht mangeln. — Mir aber mangelt ſie heute, weil ich mit lauter Miethlingen wirthſchafte.“ —

Keuchend kam der Trommelſchläger zurück. Er trug in der einen Hand eine Axt, in der andern Bienenkappen und Masken, und auf dem Arme zwei Trauermäntel.

„Biſt du ein Narr geworden?“ fuhr ihn der Edelmann an. „Was willſt du mit allen den Sachen?“

„Sie ſind uns insgeſammt nöthig;“ antwortete Knips. „Mit der Axt ſchlagen wir die Thür ein, und mit Bienenkappen, Masken und ſchwarzen Mänteln machen wir die Dintenſtröme unſchädlich, die uns wahrſcheinlich beim Sturmlaufen entgegenſchießen werden.“

„Geh mit der abgeſchmackten Mummerei!“ rief Herr von Föhrwald. „Ich werde die Feſtung ſelbſt auffordern und ſie wird ſich ergeben.“

Die Aufforderung geſchah; aber mit trotzigen Worten ward Ergebung verweigert.

Knips, von Rachluſt beſeelt, erhob jetzt die Axt, um die Thür wie ein Sappeur einzuhauen; doch der Befehlshaber der Belagerung ſchien den Muth plötzlich verloren zu haben und that ihm Einhalt. „Wir wollen das unterlaſſen,“ ſprach er leiſe. „Es gibt ſonſt eine lächerliche Geſchichte, die wohl gar gedruckt und an den Schandpfahl öffentlicher Blätter geſchlagen wird.“

Der Trommler zog mit dem Belagerungsgeräthe verdrießlich ab; und ſo gelang es der alten Frau, ihre Feſtung beſſer zu vertheidigen, als es oft Kriegsmänner thaten, denen man mit den Worten des **Propheten Nahum** (Kap. 3. V. 12.) zurufen konnte: Eure feſten Städte ſind wie Feigenbäume mit reifen Feigen; wenn man ſie ſchüttelt, daß ſie dem ins Maul fallen, der ſie eſſen will.

„Wir wollen dennoch nicht hungern und durſten;“ ſagte Herr von Föhrwald auf dem Rückzuge. „Ich halte mich, bei der Aprilnatur meiner Haushälterin, auf dergleichen unangenehme Vorfälle immer gefaßt.“ Er öffnete hierauf in ſeinem Zimmer einen Schrank, worin ſich eine Paſtete, Confect, eingemachte Früchte, Obſt und Wein befanden. Dabei ließ ſich der Haushälterin Tücke vergeſſen.

25.

Pauline.

Der folgende Tag ward ſehr früh mit einer Jagd angefangen. Hermann erwarb ſich neue Lobſprüche dabei.

„Ich bin doch neugierig, ob wir dieſen Mittag etwas zu eſſen bekommen,“ ſagte Herr von Föhrwald auf dem Heimwege. „Die Alte ſchmollt in der Regel nur bis über Nacht; doch wär' es möglich, daß der geſtrige Paroxysmus, der ungewöhnlich heftig war, noch heute fortdauerte, in dieſem Falle reiten wir zu einem nachbarlichen Freunde, bei dem ich immer für mich und meine Begleiter offne Tafel finde.“

Hermann wunderte ſich im Herzen, daß ein Mann, der ſich, als Jäger und Soldat, Entſchloſſenheit und Thatkraft angeeignet haben ſollte, die Empörung eines Weibes in ſeinem Hauſe mit ſolcher Langmuth ertrug.

Als ſie das Schloß erblickten, rief der Edelmann mit einer faſt kindiſchen Freude: „Ha! ich ſeh' ein gutes Zeichen! Der Schornſtein der Küche raucht ſtark!“

Der Leibſchütz war es gern zufrieden, wenn der Krippenritt in die Nachbarſchaft unterblieb. Er wünſchte, je eher je lieber das Mädchen wieder zu ſehen, das er, im Schloſſe ankommend, beim Horchen überraſcht und ſeitdem nicht weiter bemerkt hatte. Der Name Pauline (der, nach ſeiner Vermuthung, dem lieblichen Weſen gehörte) war ihm in des Trommelſchlägers weitſchweifiger Relation das merkwürdigſte Wort.

Sie fanden im Schloſſe den Tiſch gedeckt, und es ward ein ſo herrliches Mahl aufgetragen, daß die Abſicht, ein Friedensfeſt dadurch zu feiern, in die Augen ſprang. Doch ließ ſich Madame Klotz an der Tafel, wo ſie ſonſt täglich Sitz und Stimme hatte, vergebens erwarten. Herr von Föhrwald fragte gegen das Ende der Mahlzeit nach ihr. Der aufwartende Diener antwortete: ſie habe ſich, weil ihr nicht ganz wohl ſey, in ihr Schlafgemach begeben, um Mittagsruhe zu halten.

Der Edelmann, von der Jagd ermüdet, folgte bald darauf ihrem Beiſpiele. Hermann war nun ein paar Stunden ſein eigener Herr. Unter dem Scheine, des Schloſſes Einrichtung kennen zu lernen, durchſtrich er Hallen und Säle, mit der Hoffnung, die Horcherin zu finden. Aber das glückte ihm nicht eher, als bis er zuletzt in den Luſtgarten ging, der die Burg von drei Seiten umkränzte. Hier kam ihm das Mädchen, ein Buch in der Hand, in einem laubigen Bogengange entgegen.

„Es iſt mir lieb, daß wir uns hier treffen;“ ſagte ſie mit einer zierlichen Verbeugung. „Ich muß mich wegen der Unart, bei der Sie mich geſtern ertappten, vor Ihnen rechtfertigen. Halten Sie mich ja nicht für eine Horcherin von Handwerk! Sie würden mir ſehr Unrecht thun. Aber bei luſtigen Vorfällen, wie geſtern, erlaubt man wohl ſeinen Ohren eine kleine Ausſchweifung, ohne daraus eine Gewohnheit zu machen.“

Hermann beruhigte ſie, und erbat ſich ihren Namen.

„Pauline Reinhard,“ ſagte ſie. „Ich bin eine weitläuftige Verwandte der Madame Kloß, und diene hier als Hausjungfer, was mir freilich nicht bei der Wiege geſungen wurde. Mein Vater war ein geſchätzter Rechtsgelehrter, der leider zu früh ſtarb, und nichts hinterließ, als den Ruhm eines geſchickten, rechtſchaffenen und höchſt uneigennützigen Mannes.“

„Doch was helfen Jeremiaden!“ fuhr ſie, mit einem ſchnellen Uebergange zur vorigen Heiterkeit, fort. „Statt Sie damit zu langweilen, will ich Ihnen lieber erklären, warum bei Ihrer Ankunft die Trommel gerührt wurde.“

Es verſteht ſich, daß dieſe Belehrung dem Leibſchützen ſehr erwünſcht war, und Pauline nahm wieder das Wort:

„Meine Frau Muhme, die geſtern Abend ſo unartig war, Sie faſten zu laſſen, beſitzt neben manchen guten Eigenſchaften eine ganz unbändige Zunge. Aber Herr von Föhrwald hat ein treffliches Mittel erfunden, ſie zum Schweigen zu bringen. Er läßt nämlich, wenn ſie durchaus keine vernünftigen Vorſtellungen annimmt, den Trommelſchläger kommen und ihn ſo lange wirbeln, bis ſie ſich aus dem Athem geſchrieen hat und vor Erſchöpfung die Segel ſtreicht. Einen ſolchen Auftritt gab es geſtern wegen einer wirthſchaftlichen Irrung mit dem Verwalter. Doch erlebten wir ſchon bisweilen den Fall, daß ſie, bei ähnlichen Wettſtreiten mit dem Trommelſchläger, den Sieg davon trug. Ihr Athem überwand die Kraft ſeiner Arme. Die Schlägel ſanken ihm aus den erſtarrten Händen, und die Zungenheldin behielt das letzte Wort.“ —

Hermann äußerte, daß ihm auch der Trommelſchläger, wegen ſeines ernſthaften Weſens und ſeiner pedantiſchen Redſeligkeit, eine merkwürdige Perſon ſey.

„Der arme Schlucker iſt hier das Gnadenbrod,“ antwortete Pauline. „Die ſteife Zierlichkeit ſeiner Wortſetzung iſt ein Erbſtück von ſeinem Vater, der ein Dorfſchulmeiſter war. Aber unſer Knips, der wohl in ſeinen Knabenjahren ein Thunichtgut geweſen ſeyn mag, entlief den Aeltern, bot der Armee ſeine Dienſte an, ward zum Trommelſchläger befördert, aber nach einigen Jahren wieder verabſchiedet, weil er ſich durch gewaltſames Ringen und Balgen mit ſeinen Kameraden die Schulter verrenkt hatte, und einen Auswuchs bekam, der in die Uniform nicht mehr paßte. Herr von Föhrwald, der bei demſelben Regimente als Offizier diente, erbarmte ſich ſeiner Hülfloſigkeit, nahm ihn zu ſich und ernährt ihn nun ſchon gegen vierzig Jahre.“

„Sehr edel!“ rief Hermann, und breitete ſich über dieſe gute That noch weiter aus; doch wir wollen ſeine entbehrlichen Zwiſchenreden künftig übergehen und Paulinen ungeſtört erzählen laſſen.

„Natürlich war es auf dem Dienſt, den der Tambour jetzt unſerm Herrn leiſtet, Anfangs nicht abgeſehen. Das fügte ſich erſt ſeit fünf oder ſechs Jahren durch ein bloßes Ungefähr. Knips hatte ſein Inſtrument, die Trommel, ſo lieb gewonnen, daß er ſich nicht von ihm trennen konnte, und Herr von Föhrwald, dem dieſes Getöſe nicht zuwider war, weil er ſich ſeiner frohen Jugend dabei erinnerte, erlaubt' es ihm gern, ſich dann und wann auf dem Kalbfelle luſtig zu machen. Madame Kloß hingegen fand großes Mißfallen daran, und ſchalt weidlich, ſo oft der Tambour ſein Spiel rührte. Doch drang ſie nicht damit durch, es ihm ganz zu verbieten. Herr von Föhrwald nahm ihn tapfer in Schutz, und gab ihr in dieſem Stücke nicht nach, ungeachtet ſie ſonſt in andern Dingen eine Allgewalt über ihn hat, die ſich noch aus den Zeiten ihrer blühenden Jugend herſchreiben ſoll. Knips, an ſeinen Rückenhalter geſtützt, trotzte ihr und ließ ſich die Trommelſtöcke nur dann aus der Hand keifen, wenn er ſich ſelbſt geneigt fühlte, ſie wegzulegen. War er aber gerade nicht zum Nachgeben geſtimmt, ſo lärmt' er fort, bis ſie ſchwieg. Eines ſolchen Auftritts unbemerkter Zeuge war einſt Herr von Föhrwald, und bediente ſich nachher oft des Trommelſchlägers zum Nothhelfer.“ —

„Doch es wird Zeit, an meine Geſchäfte zu gehen;“ ſchloß Pauline. „Erlauben Sie mir nur noch den freundſchaftlichen Rath, ſich mit Madame Kloß in ein gutes Vernehmen zu ſetzen. Sie liebt es ſehr, daß man ihr Aufmerkſamkeiten beweiſe, und fordert ſie vorzüglich von Männern.“ —

Das Mädchen eilte aus dem Garten, und Hermann beſchloß, der alten Dame eine förmliche Viſite zu machen.

26.

Der Beſuch.

Bald darauf kam die Erwachte zum Vorſchein. Der Mittagsſchlaf ſchien ihre Gemüthsſtimmung ſehr verbeſſert zu haben. Sie ſcherzte ſogar, wiewohl etwas bitter, mit ihrem abgeſagten Feinde, dem Trommelſchläger, der ihr auf einer engen Treppe, wo ſie einander nicht ausweichen konnten, begegnete.

Indeſſen hatte Hermann das beſtäubte Jagdkleid mit einem feierlichern Anzuge vertauſcht und klopfte an die Thür der Madame Kloß. Ihr Herein klang nicht viel ſanfter als das Wer da einer Schildwache, und ließ keinen liebreichen Empfang hoffen; aber ſie lächelte ungemein holdſelig, da der ſchöne Jüngling erſchien und mit einer ehrerbietigen Verbeugung ſagte: er habe kein anderes Geſchäft, als das angenehme, ſich ihrem Wohlwollen zu empfehlen.

„Ich bin Ihnen für dieſe Höflichkeit ſehr verbunden," antwortete ſie, „und freue mich, daß Herr von Föhrwald ſeinen Jagdgefährten aus einem Prieſterhauſe gewählt hat, weil man von daher gute Sitten und Geſinnungen mit Recht erwartet. Bezeigen Sie ſich Ihrer Abſtammung würdig, und Sie ſollen dann immer an mir eine gefällige Freundin finden. Schränken Sie, um nicht durch böſe Geſellſchaft verdorben zu werden, Ihren Umgang im Schloſſe ganz auf mich ein. Ich will, da ſey Gott vor! keinem Menſchen etwas Uebels nachreden; aber unſre Hausgenoſſen, mit Ausnahme des Herrn, taugen insgeſammt nicht viel. Pauline iſt ein naſeweiſes Ding, das immer nach Mannsperſonen herum äugelt; der Trommelſchläger iſt geſchwätzig wie eine Elſter und von innen ſo häßlich als von außen: und das ganze übrige Volk iſt Pech, woran man ſich beſudelt, wenn man es angreift." —

Um ſich von der Ohrenfolter dieſes Geklatſches zu befreien, faßte Hermann das Bildniß eines jungen Frauenzimmers ins Auge und fragte, wen es vorſtelle.

„Meine Wenigkeit," antwortete ſie. „Es ſind freilich fünf und zwanzig Jahre her, daß ich mich malen ließ. Finden Sie, daß ich mich indeſſen verändert habe?"

Hermanns Wahrheitsliebe kam bei dieſer unverſchämten Frage ſehr ins Gedränge. Er antwortete ausweichend: „Madame ſind vollkommner geworden."

Sie nahm das zweideutige Wort im beſten Sinne, und ſagte mit einem ſanften Schlage auf ſeine Wange: „O, Sie ſchmeicheln! Aber ſo viel iſt gewiß, ich habe mich ziemlich gut conſervirt.“ —

Es war Kunſt, nicht zu lachen. Der Leibſchütz fuhr in dieſer Beklemmung mit dem Geſtändniß heraus, daß er ſelbſt in die Bildnißmalerei pfuſche.

„Das iſt herrlich!“ ſprach ſie. „Aber Sie ſollen mir das nicht vergebens geſagt haben. Ich nehme ihren Pinſel nächſtens in Anſpruch.“

Etwas erſchrocken antwortete Hermann: er ſtehe mit Vergnügen zu Befehl, wenn ihm der Herrndienſt dazu Zeit geſtatte.

Dieſe Bedingung beleidigte ſie faſt. „Merken Sie ſich ein Mal für immer,“ ſagte ſie, „daß ich hier als Frau vom Hauſe gelte. Was ich anordne, wird vor allen andern Dingen gethan, und iſt keiner Einſchränkung, keinem Widerſpruch unterworfen.“ —

Das war alſo ein förmliches Privilegium de non appellando! Mit der Bekanntmachung deſſelben endigte ſich der Beſuch.

Man ſah es einige Tage nachher, daß ſie wirklich die höchſte Gewalt im Schloſſe beſaß. Sie hatte, um in einer möglichſt reizenden Geſtalt dem Maler zu ſitzen, einen Haarkünſtler aus der nächſten Stadt verſchrieben. Dieſer Mann kam eines Morgens, als eben Herr von Föhrwald mit dem Leibſchützen in den Forſt reiten wollte. Sie verlangte, Hermann ſolle zu Hauſe bleiben, um ſie ſogleich, wenn ſie coeffirt ſey, zu malen. Das mußte denn auch geſchehen, ungeachtet der Edelmann heftig dagegen ſtritt. Er gab am Ende ſelbſt die vorgehabte Jagd ſchmollend auf, weil er den ihm unentbehrlich gewordenen Waldbegleiter nicht mitnehmen durfte.

Der Künſtler arbeitete mit Unluſt, und es entſtand auf der Leinwand um ſo mehr ein Fratzengeſicht, da ſich Madame Kloß während des Malens widernatürlich zierte, den breiten Mund ſpitzte, die kleinen Augen weit aufriß, und mehrere ſolche Grimaſſen machte, um ſich aus einer Meerkatze in eine Grazie zu verwandeln. Der Maler nahm ſie, wie ſie ſich gab; ſie war mit dem Gemälde vollkommen zufrieden und betheuerte: er habe con amore gearbeitet. Bei dieſem unverdienten Lobſpruche kniff ſie ihn con amore in die errötheten Wangen und verehrte ihm einen feurigen Kuß, den ſie für eine mütterliche Liebkoſung erklärte.

Das Porträtiren griff nachher im Schloſſe noch weiter um ſich. Es ward öffentlich und heimlich gemalt. Das letztere geſchah bei Paulinen, die Hermann nicht ſo vermied, als es ſeine mütterliche Freundin mit einer Art von Eiferſucht wünſchte. Ihr Mittagsſchläfchen, das ſie täglich hielt, verſchaffte den jungen Leuten die ſicherſte Gelegenheit, ſich mit einander zu beſprechen. In dieſen Mußeſtunden malte der Leibſchütz mit wahrer Luſt und Liebe das Mädchen, und erbat ſich dafür ſelbſt den Lippenſold, den ihm Madame Kloß wider ſeinen Willen aufgedrungen hatte.

27.

Der Schreckſchuß.

Es verfloß ein Jahr, ohne daß ſich im Schloſſe Hirſchfeld etwas Merkwürdiges ereignete. Heute und Geſtern ſahen ſich immer, wie ein paar Waſſertropfen, gleich. Es war und blieb dem Leibſchützen ein Räthſel, wie Herr von Föhrwald, dem, als einem ſehr reichen Manne, alle Annehmlichkeiten der Erde zu Gebote ſtanden, ein ſolches langweiliges und freudenloſes Daſeyn aushalten konnte. Die Einförmigkeit ſeiner Lebenstage machte den geringſten Fehler derſelben aus; aber ſeine Abhängigkeit von den boshaften Launen eines gemeinen Weibes war ein Kreuz, das kein Mann tragen ſollte, der es abſchütteln kann; und wie leicht konnte das Herr von Föhrwald! Ein kräftiges: „Hebe dich weg von mir, Satan!“ deſſen Nachdruck ſich allenfalls durch den Schwung einer tüchtigen Hetzpeitſche verſtärken ließ, hätte dem Unweſen plötzlich ein Ende gemacht. Aber er ſchleppte die unwürdigen Sklavenfeſſeln von einem Tage zum andern geduldig fort. Hermann, der tägliche Zeuge ſeiner Leiden, bekam dadurch vor dem Hageſtolzenleben einen ſolchen Abſcheu, daß er ſich, kaum ein und zwanzig Jahre alt, muthig entſchloß, je früher je lieber zu heirathen. Der ehrliche Milchbart hatte freilich noch nicht das Trauerſpiel einer unglücklichen Ehe geſehen; denn ſeine Pflegeltern ſchufen ſich durch Liebe und Verträglichkeit einen Himmel auf Erden, und er glaubte gutmüthig, daß alle Gatten ſo lebten.

Madame Klotz ward dem Leibſchützen immer gehäſſiger, je mehr ſie ſich ihm angenehm zu machen ſuchte. In ſein glattes Geſicht bis zum Sterben verliebt, verrieth ſie den Zuſtand ihres Herzens auf die plumpeſte Weiſe. Das ganze Schloß ergötzte ſich an ihrer poſſierlichen Zärtlichkeit, und neckte darüber den ſpröden Geliebten, der ſich, wo er nur konnte, vor ihr verbarg.

Ein Judas hatte ihr verrathen, daß die Zeit ihrer Mittagsruhe von Hermann und Paulinen zu geheimen Zuſammenkünften angewandt wurde, und ſogleich mußte ihr alter Freund, der Schlaf, der Eiferſucht weichen. Er ließ ſich ungern aus ſeinem verjährten Beſitzſtande verdrängen, und ſchloß noch bisweilen ihre Argusaugen mit unwiderſtehlicher Macht; aber ſie nahm Maßregeln, daß in der gefährlichen Verdauungsſtunde, da ſie vor ihm nicht ſicher war, kein Unheil geſchehen konnte. Pauline (über die ſie, als Baſe, die ſtrengſte Zwangherrſchaft ausübte) mußte ſich jeden Nachmittag bei ihr einfinden und ſich ſo lange einſchließen laſſen, bis das Sandmännlein vorüber gezogen war.

Unnütze Vorſicht! Es kam in der Nacht wieder, und ließ ſich dann nicht ſo leicht abweiſen. Das überlegte die Eiferſüchtige nicht; aber Hermann und Pauline dachten beſſer daran. Das Jahr ſtand eben in der Mitte ſeiner Laufbahn und der Mond beleuchtete die warmen Nächte des Brachmonds. Solche Nächte ſind für die Liebe geſchaffen! Unſere jungen Leute, die ſich in aller Unſchuld herzlich gut waren, vereinigten ſich daher eines Tages mit flüchtigen Worten, einander um Mitternacht in einer gewiſſen Laube des Gartens zu treffen. Sie glaubten, an dem Orte, wo ſie dieſe Abrede nahmen, ohne Zeugen zu ſeyn; aber in der Nähe ſtand eine unbeachtete ſpaniſche Wand, hinter derſelben horchte ein Verräther, und nach fünf Minuten wußte Madame Kloß die ganze Geſchichte.

Nun bildet ſich gewiß Mancher ein, ſie werde die Angeklagten auf der Stelle zur Unterſuchung gezogen und ein ſchreckliches Gericht über ſie gehegt haben; aber das geſchah nicht. Sie that gerade das Gegentheil: ſie betrug ſich gegen Beide, um ſie ganz ſicher zu machen, höchſt unbefangen und gütig.

So verging der Tag. Pauline wünſchte ihr, wie gewöhnlich, eine gute Nacht, und begab ſich, Kopfweh und

Müdigkeit vorſchützend, ſehr zeitig in ihr Kämmerlein, das ſich am Ende eines langen, zwiſchen zwei Reihen Zimmer hinlaufenden Ganges befand.

Die alte Schlange kroch ihr von weitem nach; und kaum ſah ſie das Licht, womit ſich Pauline zu Bett leuchtete, in die Kammer hinein verſchwinden, ſo ſchloß ſie das eiſerne Gitterpförtchen des Ganges (der ſonſt niemals, gleich den Judengaſſen mancher Städte, bei Nacht geſperrt wurde) geſchwind und leiſe zu, umſchlang die Stäbe, wo ſich der Eingang öffnete, mit einer Kette, und verſiegelte dieſe mit einem Vorlegeſchloſſe. So war für Paulinen durchaus kein Entkommen, und keine Möglichkeit, den fernwohnenden Freund von ihrer Gefangenſchaft zu benachrichtigen.

Für Genuß der Schadenfreude war alſo geſorgt. Aber das genügte der Argliſtigen nicht. Sie wollte einer noch höhern Freude genießen.

Mit dieſer Abſicht ſchlich ſie, nett gekleidet, eine Stunde vor Mitternacht in den Garten und nahm Beſitz von der Laube, die ihr der Verräther bezeichnet hatte.

Kurz darauf fand ſich auch Hermann im Garten ein. Er hoffte jetzt noch nicht, ſeine Freundin zu finden, und war ſchon im Begriff, bei der Laube vorbei zu gehen, als ihn aus derſelben ein ſchalkhaftes Huſten begrüßte.

Befremdet blieb er ſtehen und fragte ſchüchtern: „Wer iſt hier?“

„Pauline“ — antwortete eine piepende Stimme, die des Mädchens Sprachton ſo gut als möglich nachäffte, und den Jüngling auch wirklich täuſchte. Er ging mit raſchen Schritten in die Laube.

Doch in dieſem Augenblicke ſah er, oder fühlte vielmehr, daß Betrug im Spiele war. Anſtatt des ſittſamen Mädchens, das ihm nie mit der unſchuldigſten Vertraulichkeit entgegen kam, umklammerten ihn gierige Arme, und ſeine Rede verſchlang (wie Bürger ſagt) mancher durſtige Kuß. Er brachte mit genauer Noth ein: „Pfui! was iſt das?“ heraus: aber die große Raubbiene, die an den Roſen ſeiner Lippen unerſättlich ſaugte, ließ ſich dadurch nicht verſcheuchen. Er mußte gewaltſam mit ihr ringen, und es gab einige Minuten lang in der Laube herum ein rauſchendes Gerammel.

Plötzlich fiel aus den Schloßfenſtern ein rettender Schuß. „Gott ſey uns gnädig und barmherzig!“ rief Madame Kloß mit leiſer, aber natürlicher Stimme, und entließ den widerſpenſtigen Knaben aus ihrer Umſtrickung.

„Ich beſchwöre Sie, Freund,“ fuhr ſie bittend fort, „ſeyn Sie einen Augenblick mäuschenſtill, regen Sie weder Hand noch Fuß! Wir ſchweben beide zwiſchen Ehr' und Schande.“ —

Indem ſie das ſagte, ſtürmten alle Jagdhunde des Schloſſes wie ein wüthendes Heer auf die Laube zu.

„O Himmel! da kommen die Vorläufer!“ ziſchelte Madame Kloß. „Nun iſt der Herr auch nicht weit!“

„Ich fürchte ihn nicht;“ ſagte Hermann ruhig.

„Ich, wahrhaftig! noch weniger; das ſehen Sie täglich!“ flüſterte die Dame. „Aber bei ſüßen Schwachheiten läßt man ſich von niemanden gern betreffen.“

Die Hunde ſtürzten jetzt mit wetteiferndem Gebell in die Laube, ſchwiegen aber plötzlich, als ſie ſo gute Bekannten hier antrafen. Schmeichelnd wollten ſie da bleiben und die Geſellſchaft vermehren; doch Hermann gab ihnen in möglichſter Stille ein weidmänniſches Zeichen, ſich zu entfernen, und ſie gehorchten.

Herr von Föhrwald erſchien nicht. Er hatte, am Fenſter ſeines Schlafzimmers ſtehend, das Geraſchel in der

Laube gehört und Diebe im Garten vermuthet; darum that er einen Schreckſchuß und ſchickte die Hunde auf Kundſchaft aus. Als aber dieſe ſtill wurden und gelaſſen ins Schloß zurückkehrten, legte er ſich mit dem Gedanken, daß ihn ſein Ohr getäuſcht habe, ohne weitere Beſorgniß zu Bett.

Madame Kloß wagte ſich, um zu ſpähen, aus der Laube hervor. Mit großem Vergnügen ſah ſie die Fenſter des herrſchaftlichen Schlafgemachs nicht mehr erleuchtet, und alle Furcht wich von ihr. Raſchen Schrittes ging ſie zu dem verlaſſenen Geliebten zurück und knüpfte den zerſchoſſenen Faden der Zärtlichkeit wieder an. Aber Hermann, über dieſen Rückfall ihrer Liebeswuth aufgebracht, ſtieß ſie gleich beim erſten Angriff mit Heftigkeit von ſich und entfloh.

Es war noch nicht zwölf Uhr. Er hielt es daher für nöthig, Paulinen zu warnen, daß ſie nicht ihrer manntollen Nebenbuhlerin in die Hände laufe. Mit Erſtaunen fand er den gewöhnlich offnen Gang zu ihrer Kammer in ein Gefängniß verwandelt. Dieſer Umſtand erklärte ihm den ganzen Zuſammenhang des widrigen Abenteuers, das er vorher für eine bloße Neckerei des Zufalls gehalten hatte. Er ging traurig davon, und warf ſich, mit ſchweren Sorgen über des armen Mädchens Schickſal, auf ſein Lager.

28.

Der Diebſtahl.

Nach einer ſchlafloſen Nacht mußte er, bei Anbruch des Tages, mit dem ewigen Jäger zu Holz ziehn. Pauline war noch eingekerkert; Madame Kloß ließ ſich nicht ſehen. Kein Schatten von Troſt begleitete ihn in den Wald. Nie war ihm die Erfüllung ſeiner Dienſtpflicht ſchwerer geworden. Er ſaß zu Pferde wie ein Träumender und machte bei der Jagd alles ſo ungeſchickt, daß ihm Herr von Föhrwald darüber zum erſten Mal ein verdrießliches Geſicht zeigte. Es kam die Rede auf den Schreckſchuß in der vergangenen Nacht. Hermann läugnete, ihn gehört zu haben, und ward dabei feuerroth. Der Edelmann ſah ihn ſcharf an und ſchüttelte den Kopf.

Hermann ſehnte ſich heim, und war froh, als der Stand der Sonne den nahen Mittag ankündigte; aber, leider ritt Herr von Föhrwald nicht nach Hauſe, ſondern zur Tafel bei einem benachbarten Gutsbeſitzer, und der Leibſchütz mußte ihn, wie gewöhnlich, begleiten.

Es war ſchon Nacht, als ſie nach Hirſchfeld zurück kamen. Alle Geſichter ſchienen ihm einen beſondern Vorfall anzukündigen. In manchen glaubte er Schadenfreude, in andern Mitleid zu leſen. Der Trommelſchläger winkte ihm mit den Augen und ſteckte ihm, als ſie mit einander bei Seite gegangen waren, einen Zettel zu, auf welchem von Paulinens Hand folgende Worte mit Bleiſtift geſchrieben ſtanden:

> „Leben Sie wohl, lieber Freund! Ich werde eines Diebſtahls beſchuldigt und Knall und Fall aus dem Hauſe gejagt. Sie wiſſen, daß ich einer ſolchen Schandthat nicht fähig bin. Retten Sie meine Ehre!“ —

„Himmel! Pauline iſt fort?“ rief Hermann todtenbleich.

„Ja, leider!“ ſeufzte der Trommelſchläger. „Ich will Ihnen das wunderbare Ereigniß in der ſchönſten Ordnung erzählen.“

„Nur geſchwind und kurz!“ ſagte der Leibſchütz ungeduldig, und der Trommelſchläger begann:

„Monſieur Brok und der gnädige Herr hatten am heutigen Morgen kaum das Schloß verlaſſen, ſo kam die Haushälterin mit einer gräßlichen Phyſiognomie aus ihrer Klauſe hervor und erſchreckte uns ſammt und ſonders mit dem Zetergeſchrei: es wäre von dem herrſchaftlichen Silber ein halbes Dutzend der ſchwerſten Löffel entwendet worden; es müſſe deßhalb Hausſuchung geſchehen; und es ſolle, um ihre Unparteilichkeit an den Tag zu legen, bei ihrer eigenen Verwandtin damit der Anfang gemacht werden, ob ſie gleich im voraus wiſſe, daß dieſes ehrliche Märchen ein ſolches Verbrechen nicht begehen könne. — So brüllte ſie furchtbar. Wir ſtanden alle ſtarr um ſie her. Auch Pauline war gegenwärtig und ſagte mit der Unſchuld eines Engels: ſie ſey bereit, alle Behältniſſe ihrer Wohnung zu öffnen. Wir zogen zehn Häupter ſtark dahin. Madame Kletz durchwühlte die Commode, den Schrank, die Bettſtatt; es fand ſich kein Silber. Endlich kam auch die Reihe an den Koffer. Madame griff darin herum, zog plötzlich die Hand, wie von glühenden Kohlen, zurück, verdrehte die Augen und ſtieß einen kläglichen Ton aus, der uns allen durch Mark und Bein ging. Mein Gott! was iſt denn hier? ſagte Pauline. Damit beugte ſie ſich über den Koffer, ſtreute alle darin befindliche Effecten auf den Fußboden, und plötzlich klirrten aus einem Kleidungsſtücke ſilberne Löffel mit dem herrſchaftlichen Wappen heraus.“

„Iſt's möglich? — O, der teufliſchen Bosheit!“ rief Hermann.

„Wir waren alle wie aus den Wolken gefallen;“ fuhr der Trommelſchläger fort. „Nur Pauline änderte nicht ihre Geſichtsfarbe und ſagte mit feſter Stimme: Ich bin unſchuldig: Gott kennt die Hand, die dieß Silber hier einſtahl, um mich zu Schanden zu machen!“ —

„O, ich bin kein Gott, und ich kenne ſie!“ fiel Hermann ein.

„Madame Kloß nannte Paulinens Worte ein elende Ausflucht, und betheuerte weinend und ſchluchzend: ſie möchte lieber nicht geboren ſeyn, als ſolche Schmach an einer Verwandtin erleben. Ueber dieſes Thema hielt ſie nun eine ſo lange Strafpredigt, daß uns umher ſtehenden Zuhörern die Füße beinahe in die Dielen wuchſen. Am Ende ſagte ſie: Dank' es deinem Schöpfer, Pauline, daß der gnädige Herr abweſend iſt! Er, der redlichſte der Menſchen, haßt alle Treuloſigkeit, und würde dein Vergehen auf's härteſte ahnden. Es gibt kein Mittel, dich vor Gefängniß und andern entehrenden Strafen zu ſchützen, als daß ich dich auf der Stelle verabſchiede. Entferne dich alſo binnen einer Stunde, und melde mit der Zeit, wo du ein anderes Unterkommen gefunden haſt, damit ich dir deine Habſeligkeiten nachſchicken kann.“ —

„Und ihr feigen Memmen,“ zürnte Hermann, „ihr ſtandet, zehn Häupter ſtark, maulſperrend dabei und ließt das alles geduldig geſchehn? — Pfui über euch erbärmliche Menſchen! Konntet ihr euch nicht des unglücklichen Mädchens annehmen, die Alte zu Boden werfen und ſie zwingen, ihre Ränke zu geſtehn?“ —

„Das wäre, traun! ein gefährliches Wagſtück geweſen,“ verſetzte der Trommelſchläger. „Sie hätte uns wahrſcheinlich an ihrem Schlüſſelſtrauß riechen laſſen und uns damit Löcher in den Kopf geſchlagen. Ueberdieß forderte uns Jungfer Pauline gar nicht zu ihrer Vertheidigung auf, ſondern mit einem edlen Stolz, der ihr recht wohl ſtand, ſagte ſie: Ich verlaſſe dieſe Mauern mit der Zuverſicht, daß mich Gott nicht verlaſſen wird: denn ich leide unſchuldig. — Madame Kloß lachte höhniſch und winkte uns abzutreten. Wir gingen mit Thränen. Eine halbe Stunde darauf drückte mir Pauline das Brieſchen an Sie in die Hand und zog von dannen.“ —

„Armes, gemißhandeltes Mädchen!“ rief Hermann: „Ich will Deine Ehre retten, und ſollt' ich mein Leben darüber verlieren!“ —

Er eilte fort, um mit dem Herrn von Föhrwald zu ſprechen; dieſer aber hatte ſich, nach einer Unterredung mit der Haushälterin, ſchon zur Ruhe begeben. Madame Kloß wirthſchaftete noch in ihrem Gemach. Hermann klopfte an; Sie fragte, wer da ſey. Er nannte ſich mit haſtiger Stimme. Das war unklug; denn ſie ſchloß aus ſeinem wilden Tone, daß er ihr Fehde ankündigen wolle, und ſo erhielt er die Antwort: ſie ſey bereits in den Federn und könne für heute keinen Beſuch mehr annehmen. Bei dieſen Umſtänden war nichts zu thun, als den folgenden Tag abzuwarten.

29.

Der Trommelſchläger in Activität.

„Nun, Monſieur Brok,“ begann Herr von Föhrwald, als der Leibſchütz am frühen Morgen in ſein Zimmer trat, „was ſagen Sie zu dem geſtrigen Vorfalle? Hätten Sie wohl Paulinen für eine Diebin gehalten?“

„Ich halte ſie noch jetzt nicht dafür,“ antwortete Hermann. „Ich klage vielmehr Madame Kloß der Bosheit an, die in des Mädchens Koffer gefundenen Löffel ſelbſt hineingelegt zu haben.“

„Sie erdreiſten ſich einer ſonderbaren Behauptung!“ ſagte Herr von Föhrwald mit Staunen. „Wie wollen Sie Beweis führen?“

Hermann erwiederte: er hafte mit ſeinem Leben für Paulinens Ehrlichkeit; aber Madame Kloß ſey eine Ränkeſchmiedin, und er habe längſt bemerkt, daß ihr das Mädchen ein Dorn im Auge geweſen ſey. Er bat, ſie vorzufordern, und verſicherte, er werde ihr einen Spiegel vorhalten, worin ſie ihr Seelenbild mit Schrecken erblicken ſolle.

„Das wird einen heißen Kampf geben!“ ſprach der Edelmann. „Doch die Sache muß unterſucht werden. Es wäre doch unerhört, wenn ſich die Alte auf ſolchen krummen Wegen betreffen ließe!“

Er ſetzte die folgende Stunde zum Vorbeſchied an. Hermann trat indeſſen ab.

„Hören Sie,“ rief ihm der Edelmann nach, „ich ſehe voraus, daß wir den Tambour brauchen werden. Sagen Sie ihm, er möge ſich bereit halten und ſeine Trommel ſtimmen.“ —

Nach Verlauf einer Stunde erſchien der Ankläger wieder. Herr von Föhrwald hatte ſich indeſſen, wie ein General zur Austheilung der Parole, ſtandesmäßig ankleiden laſſen. Mit Stiefel und Spornen, den Hirſchfänger an der Seite und den Federhut auf dem Kopfe, ſaß er bereits auf dem Richterſtuhle.

Madame Kloß ward vorgeladen. Sie kam ſchnell auf klappernden Pantoffeln getrippelt und öffnete mit ruhigen Geſichtszügen die Thür; aber ihre Augen erweiterten ſich mächtig und ſchoßen Flammen, als ſie den Leibſchützen an ſeines Herrn Seite ſtehen ſah.

„Madame,“ hob Herr von Föhrwald feierlich an, „dieſer junge Menſch erkühnt ſich, Paulinens Unſchuld zu verfechten und darüber mit Ihnen eine Lanze zu brechen.“ —

„Was will der Gelbſchnabel?“ fuhr ſie auf, und nun ging's aus ihrem Munde, wie das Getöſe eines Stroms, der von ſchroffen Felſen herabſtürzt.

Herr von Föhrwald gebot Ruhe. Der Rheinfall donnerte fort. Jener ſprang auf und rief zur Thür hinaus: „Knips ſoll kommen!“

Im Geſchwindſchritt rückte der Tambour ein. „Losgeſchlagen!“ commandirte der Edelmann. Knips rührte ſich wacker; ein Jagdhund unterſtützte ihn mit ſchmetterndem Gebell; aber Madame Klotz überſchrie beide und focht dazu mit den Armen über dem Kopfe des Trommelſchlägers, der grämlich zu ihr hinauf ſah, weil er es übel nahm, daß ſie ſeinem Inſtrumente den Sieg ſtreitig machte. Das alles erhielt Föhrwalds Zwerchfell in beſtändiger Erſchütterung und zwang ſogar dem Leibſchützen, ob er gleich unbarmherzig geſchimpft wurde, ein Lächeln ab.

Die Furie ſtrömte ihre Fiſchmarktsberedtſamkeit aus, bis ſie, völlig entathmet, nicht mehr ſprechen, nur noch kreiſchen und ſtöhnen konnte. Jetzt ſchwieg ſie, um neue Kräfte zu ſammeln. Auch der Trommelſchläger ließ nun ſeine ermüdeten Arme triumphirend ruhen.

Während dieſer Pauſe ſuchte Hermann, durch Zuſammenſtellung aller ſachdienlichen Umſtände, ſeine Gegnerin zu überführen, daß ſie eine Feindin Paulinens geweſen ſey, und man ihr daher einen heimtückiſchen Anſchlag gegen das Mädchen wohl zutrauen könne. Erröthend geſtand er dem Herrn von Föhrwald: er habe vor zwei Tagen einen Spaziergang im Mondſcheine mit Paulinen verabredet, aber Madame Klotz habe ſie eingekerkert, ſich an ihrer Stelle im Garten eingefunden und ihn mit Zunöthigungen geängſtet, die für eine Matrone ihres Alters höchſt unanſtändig geweſen wären.

„Was ſchiert Ihn mein Alter? Monſieur Naſeweis!“

fiel ſie ein. „Will Er nicht alt werden, ſo häng' Er ſich jung! Es iſt an Ihm wenig verloren! Er fing mit Paulinen ein ſchändliches Leben an, das in dieſem Schloſſe, wo Zucht und Ehrbarkeit herrſchen, nicht geduldet werden konnte. Eins von Euch mußte fort! Und hätt' ich nun auch, um das Aergerniß vor dem gnädigen Herrn zu vertuſchen, ein ſolches Mittel ergriffen, wie Er denkt, was wär's denn weiter?“ —

„Ei, den Teufel auch, Madam!“ fuhr Herr von Föhrwald auf: da hätten Sie einen ſehr ſchlechten Streich gemacht; und ich ſeh' aus allen Umſtänden, Sie haben ihn gemacht! Pfui, ſchämen Sie ſich in Ihr Herz! Ich überſehe viel und dulde viel, wenn man ſich an meiner Perſon vergeht; aber ſo weit mein Arm reicht, darf Andern kein Unrecht widerfahren. Paulinens Ehre muß gerettet, ihre Unſchuld in das hellſte Licht geſtellt werden; und das ſoll nicht allein durch einen öffentlichen Anſchlag an den Pforten des Schloſſes geſchehn, ſondern ich will auch eine Ehrenerklärung von der Kanzel ableſen laſſen, und in den Zeitungen Paulinen als ein treues und rechtſchaffenes Mädchen allen Herrſchaften empfehlen.“ —

Madame Kloß wollte dagegen einreden, aber Herr von Föhrwald ließ Lärm ſchlagen und führte ſie zur Thür hinaus.

30.

Florentin betritt wieder den Schauplatz.

Paulinens Ehrenrettung geſchah, wie der gerechte Richter beſchloſſen hatte. Uebrigens erhielt Hermann nicht die geringſte Nachricht von ihr. Madame Kloß ſandte des Mädchens zurückgelaſſene Habe an eine vertraute Freundin in die nächſte Stadt, und ſo erfuhr in Hirſchfeld Niemand, wohin ſich Pauline gewendet hatte. Alle Briefe, die im Schloſſe einliefen, gingen ſeit langer Zeit durch der Haushälterin Hände. Sie theilte davon aus und unterſchlug, wie es ihr beliebte. Dieſes Fegfeuer kannte Pauline und unterließ daher wahrſcheinlich die vergebliche Mühe, einen Brief an Hermann hineinzuwerfen.

Er und Madame Kleß blieben mit einander über den Fuß geſpannt und wichen ſich ſo viel als möglich aus. Bei unvermeidlichem Zuſammentreffen bekam ſie immer plötzliche Anfälle eines Speichelfluſſes, und erleichterte ſich oft in Hermanns Nähe ſo unartig, daß er durch behende Seitenſprünge ſein Kleid vor Beſleckungen retten mußte. Auch mit dem Herrn von Föhrwald ſchmollte ſie hartnäckig und beſtrafte ihn durch Entziehung ſeiner Lieblingsſpeiſen und andere hämiſche Neckereien für die Gerechtigkeit, die er Paulinen hatte widerfahren laſſen.

Er, in allen Dingen, die ihn ſelbſt betrafen, ſehr nachgebend, überſah ihre Anfeindungen, ohne ſich deßwegen mit ihr zu überwerfen. Sie hingegen fand ſich von einem Tage zum andern aufs Neue dadurch beleidigt, daß er ihr Zürnen nicht achtete, keinen Schritt zur Ausſöhnung that und ihr nicht durch ein anſehnliches Geſchenk ein Sühnopfer brachte, wie bisweilen in frühern Zeiten bei ähnlichen Verſtimmungen geſchehen war.

Unter ſolchen Mißhelligkeiten verſtrich ein Jahr. Herr von Föhrwald wollte jetzt dem heiligen Hubert, dem Schutzpatron der Jäger, zu Ehren ein großes Feſt anſtellen und nahe und ferne Freunde, auf deren Gütern er ſeit mehreren Jahren ähnlichen Jagdfeſten beigewohnt hatte, dazu einladen. Dieſes koſtſpielige Vorhaben ließ ſich ohne hohe Genehmigung der Küchen- und Keller-Commandantin nicht ausführen. Er mußte ihr eine mit Gold gefüllte Hand zur Ausſöhnung bieten, und um dieſen Preis erhielt er nicht allein die geſuchte Erlaubniß, ſondern auch von Stunde an wieder das freundlichſte Geſicht.

Ein milder Strahl dieſer Amneſtie fiel ſogar auf den Leibſchützen. Madame Kloß enthielt ſich fortan gegen ihn aller Unanſtändigkeiten, und trieb ihre Huld ſo weit, daß ſie ihm meldete: Pauline befinde ſich wohl und habe ein unerwartetes Glück gemacht. Er hörte dieſe Nachricht mit ſcheinbarer Gleichgültigkeit an und fragte nicht, worin das gerühmte Glück beſtehe; denn er beſorgte, entweder kurz abgefertigt, oder durch Erdichtungen getäuſcht zu werden.

Das große, auf acht volle Tage berechnete Jagdfeſt begann. Es zog ein Heer von geladenen und ungeladenen Gäſten ein. Wer einige Ahnen hatte und eine Flinte abſchießen kounte, war willkommen. Die Namenliſte der geſammten, in Hirſchfeld eingetroffenen Herrſchaften iſt noch in beglaubter Abſchrift vorhanden, ſie mag aber, um des Papiers zu ſchonen, ungedruckt bleiben. Wir wollen daraus nur diejenigen Perſonen ausheben, die auf den Gang der Geſchichte eine bedeutende Einwirkung haben.

In dieſe Klaſſe gehört vor allen andern Herr Florentin von Falkenhof, der zu damaliger Zeit als der reichſte und prachtliebendſte Kammerjunker in der Hauptſtadt lebte. Er hatte dieſe Hofſtelle ſogleich nach ſeinem Abgang aus der Regierung erhalten, und ſtand ihr mit Ruhm und Ehre vor.

Herr von Föhrwald kannte ihn vorher nicht. Er kam ungerufen zum Feſte, in Geſellſchaft eines eingeladenen jungen Edelmanns, der ſein Freund war und ihn eigenmächtig mitbrachte.

Sein Aufzug war glänzend. Er hatte nicht weniger als ſechs Reitpferde, zwei Livreebedienten, einen Leibjäger und einige Koppeln Jagdhunde bei ſich. Einem geizigen Wirthe wäre bei dem Anblick ſo vieler Tiſch- und Stallgäſte bange geworden; aber Herr von Föhrwald empfing ihn mit Vergnügen, und der Kammerjunker entſchuldigte ſich auch mit keinem Worte über ſein zahlreiches Gefolge. Er ſchien vorauszuſetzen, daß ein Mann, wie er, ſich mit keinem geringern Geleite behelfen könne.

Es war gegen Mittag, als er mit ſeinem Geſellſchafter ankam. Man ſetzte ſich bald darauf zur Tafel. Hermann nahm, wie gewöhnlich, ſeinen Platz an derſelben ein. Der Kammerjunker richtete ſeine Augen eine Weile ſcharf auf ihn; und da er aus der tiefen Gegend, wo ſich Hermann niedergelaſſen hatte, und aus der thätigen Aufmerkſamkeit, die er dem Herrn von Föhrwald beim Vorlegen bewies, den richtigen Schluß zog, daß Jener kein Fremdling und Gaſt ſey, ſo fragte er ſeinen Reiſegefährten, der neben ihm ſaß, halblaut: „Kennſt du den Menſchen dort unten?“ — Der Befragte geſtand durch ſtummes Kopfſchütteln ſeine Unwiſſenheit; aber Herr von Föhrwald, der des Kammerjunkers Geflüſter gehört hatte, antwortete ſchnell: „Es iſt mein Leibſchütz; der Sohn eines ſehr würdigen Pfarrers, den ich als meinen Freund verehre.“

„So, ſo!“ ſagte der Kammerjunker mit einem ſchnöden Lächeln. Darauf legte er Meſſer und Gabel nieder, aß nicht, trank nicht und ſprach kein Wort. Herr von Föhrwald bemerkte, daß dem jungen Herrn eine Grille durch den Kopf flog; er nahm aber keine Notiz davon, weil überhaupt das läſtige Einnöthigen der Speiſen an ſeinem Tiſche längſt abgeſchafft war, und er es jeden Gaſt mit ſeinem Magen abmachen ließ, ob er viel oder wenig genießen wollte.

Doch nach aufgehobener Tafel nahm er den jungen Edelmann, der Falkenhofen bei ihm eingeführt hatte, auf die Seite. „Freund,“ ſprach er, „Sie haben die Geſellſchaft mit einem ſtattlichen Mitgliede bereichert; aber wie kam es, daß der Herr Kammerjunker bei Tiſche ſo plötzlich Sprache und Eßluſt verlor? Er ſcheint einen Groll auf meinen Leibſchützen zu haben, und gleichwohl kannt' er ihn nicht. Wie hängt das zuſammen?“

Falkenhofs Freund entſchuldigte ſich: er wiſſe von dem allem nichts. Aber Herr von Föhrwald, der ihn genau kannte und ſich deßhalb einige Zudringlichkeit erlauben durfte, beſtand auf ſeiner Forderung, ihm das Räthſel zu erklären. Jener antwortete nun: es liege dabei nichts zum Grunde, als daß der Kammerjunker gegen Leute geringern Standes etwas ſtolz ſey, und, durch das Hofleben verwöhnt, die Tiſchgeſellſchaft eines bürgerlichen Subalternen anſtößig finde.

Herr von Föhrwald brach in ein Gelächter aus. „Ihr Kammerjunker iſt ein Narr, wie es wohl jetzt, am nahen Ende des achtzehnten Jahrhunderts, nur noch wenige gibt! Ich werde wahrlich ſeinetwegen meinen treuen Diener, der täglich mit mir ſpeiſet, nicht vom Tiſche verweiſen! — Uebrigens iſt es mir lieb, daß ſeine Mißlaune keinen tiefern Grund hat. Ich glaubte ſchon, es ſteckte irgend ein Geheimniß im Hinterhalte; denn haben ſie noch nicht bemerkt, daß er und mein Leibſchütz in ihren Geſichtszügen eine auffallende Aehnlichkeit haben?“ —

„Ei wohl!“ verſetzte Jener. „Es iſt ein wunderbares Naturſpiel! Aber wir wollen uns ja enthalten, ihm unſere Bemerkung mitzutheilen. Er würde ſich dadurch äußerſt beleidigt finden.“

31.

Agathe.

Ein anderer für uns wichtiger Gaſt war Herr von Harand, ein alter Raufdegen, der ſich in frühern Jahren als ein kühner Parteigänger im Kriege ausgezeichnet, und es auf dieſem Wege vom gemeinen Huſaren bis zum Oberſtwachmeiſter gebracht hatte. Es war eine baumlange, dürre, wilde Geſtalt, die ſich noch täglich mit Huſarenpelz und Dolman bekleidete, und einen klirrenden Säbel auf dem Fußboden neben ſich her ſchleppte. Daß bei dieſem Coſtüm ein Schnurrbart nicht fehlen durfte, verſteht ſich von ſelbſt. Der Major hielt auf dieſen Schmuck ſo viel, daß er ſich um ein Haar davon auf Leben und Tod geſchlagen hätte; und wenn er etwas recht hoch und theuer bekräftigen wollte, ſo ſchwur er bei ſeinem Barte. Er hatte im Kriege viel Beute gemacht, aber wie gewonnen, ſo zerronnen. Das geraubte Gold in der Taſche hatte ſich durch Völlerei in Kupfer auf dem Geſichte verwandelt. Es war ihm von ſeinen Feld- und Streifzügen nichts als rohe Sitten übrig geblieben; denn das Landgütchen, deſſen Herrn er ſich nannte, war bis auf den letzten Dachziegel verzehrt, und er führte davon nur noch den Namen, wie die Biſchöfe von den Bisthümern im Gebiete der Ungläubigen.

Bei dem allen beſaß er einen großen Schatz: eine wohlgebildete und wohlgeartete Tochter, die erſt kürzlich der Tod einer redlichen Tante, bei welcher ſie bis in ihr ſechzehntes Jahr erzogen worden war, ins wüſte Vaterhaus zurück genöthiget hatte. Gewohnt, ſich über alle Schicklichkeit hinwegzuſetzen, brachte der Major das Mädchen zum Jagdfeſte mit, ungeachtet er wußte, daß nur Männer, und größtentheils ſittenloſe Männer, die Geſellſchaft ausmachen würden. Doch eben dieſer Zuſammenfluß reicher Edelleute bildete nach ſeinem Gedanken einen trefflichen Markt, wo er die ſchöne Agathe auf eine vortheilhafte Art an den Mann zu bringen und ſich ſelbſt zur Ernährung auf Lebenszeit mit einzuhandeln hoffte.

Agathe, die viele Jahre lang ſtill und einſam wie in einem Kloſter gelebt hatte und ſchüchtern wie eine Nonne war, erſchrack über den lärmenden Männerſchwarm, in den ſie ſich, von ihrem Vater getäuſcht, plötzlich verſetzt ſah. Sie hatte dies voraus geahnt und befürchtet, und war deshalb zu dieſer Reiſe ſchwer zu bewegen geweſen; aber der alte Parteigänger, dem bei den officiellen Berichten über ſeine Kriegsthaten das Lügen geläufig worden war, hatte ihr zugeſichert, es würden noch viele andere Damen in Hirſchfeld zugegen ſeyn, und ſo war es ihm, mit Beihülfe einiger Flüche, endlich gelungen, ſie in den Reiſewagen zu bringen.

Einen Tag ſpäter, als Herr von Falkenhof, kam er gegen Mittag an. Er hatte nur allein noch auf der Liſte der Eingeladenen gefehlt. Die nun vollzählige Geſellſchaft betrug zwanzig und einige Herren, die ſchon den ganzen Morgen mit der Weinflaſche vertrauten Umgang gepflogen hatten. Sie erhoben ein ausgelaſſenes Jubelgeſchrei, als er mit Agathen in den Saal trat, wo eben getafelt werden ſollte. Beſtürzt und ſchamroth verbeugte ſie ſich und ſuchte mit ſcheuen Augen den erwarteten Damenkreis, um ſich in deſſen Mitte zu flüchten. Sie ſah kein weibliches Weſen, als Madame Kloß; und ob dieſe gleich keine anziehende, Vertrauen erweckende Figur war, ſo eilte doch Agathe zu ihr hin und knüpfte mit ihr ein Geſpräch an. Indeſſen waren mehr als fünfzig Augen auf ſie gerichtet.

Der Kammerjunker belugte ſie blos für ſeine Perſon mit vieren, wovon er zwei im Kopfe und zwei an einer ſeidenen Halsſchnur trug. Agathe hielt dieſe ſcharfe Muſterung nicht länger als fünf Minuten aus. Sie klagte der Haushälterin leiſe: ſie fühle ſich von einer Uebelkeit befallen und wünſche allein zu ſeyn. Madame Kloß führte ſie ſogleich in ihr eigenes Zimmer.

Hier geſtand Agathe: ſie befinde ſich eigentlich nicht krank; aber es ſey ihr unmöglich, im Getümmel ſo vieler Männer zu ſpeiſen, die durch zwangloſes Benehmen ihr ſittliches Gefühl zu beleidigen drohten.

„Sie haben recht, mein ſüßes Täubchen!“ ſagte Madame Kloß. „Es ſind arge Poſſenreißer darunter, die ſogar mir bisweilen eine Schamröthe abnecken; und das will, bei meiner Treue! viel ſagen, da mich mein Amt und Stand ſeit vielen Jahren nöthigte, das alte Leiblied ſolcher Vögel oft anzuhören. Mich hat der Himmel zum Glück mit einem guten Mundwerke geſegnet, und ich wehre mich verzweifelt: das iſt aber freilich nicht Ihre Sache, mein Liebchen! Nun, ſeyn Sie nur ruhig; ich will den muthwilligen Herren den Spaß mit Ihnen verderben, und Sie ſollen recht niedlich hier allein ſpeiſen.“ —

Sie ging hierauf ſtracks in den Saal und verkündigte mit ihrer Heroldsſtimme, daß Fräulein Harand wegen Ermüdung und Unpäßlichkeit nicht bei der Tafel erſcheinen könne.

„Dacht's bald!“ ſprach der Oberſtwachmeiſter, und ſtrich ſeinen Knebelbart. „Das Mädel iſt mir bei den Gebetbüchern der ſeligen Tante ganz zimperlich geworden.“ —

„Nein, nein, Herr Bruder!“ rief ein hohläugiger Kahlkopf. „Es iſt blos eine Intrigue der Madame Kloß, daß wir die Geſellſchaft deiner liebenswürdigen Tochter einbüßen. Sie hat uns das Fräulein liſtig entführt, um bei Tiſch allein zu herrſchen und die Schönſte zu ſeyn.“ —

„O ſchweig, du Ritter von der traurigen Geſtalt!“ fuhr ſie auf ihn los. „Du haſt dir ſchon alle Haare vom Kopfe gelogen, und lügſt immer fort! Denkſt wohl gar, ich hab' ein Aug' auf deine miſerable Perſon? — Ho! ho! für dich verdorrten Häring dünkt' ich mich noch viel zu ſchön, wenn ich auch hundert Jahr alt wäre!“ —

Ein wieherndes Gelächter verſchlang des Glatzkopfs Replik, und zugleich ließ ſich die Geſellſchaft an der Tafel nieder. Aber er lauerte rachſüchtig, bis die Beſchäftigung mit der Suppe einige Ruhe bewirkte. Jetzt hob er ſchnell wieder an: „Sie zogen mich vorhin über meine Hagerkeit auf, Madame! Wiſſen Sie was, treten Sie mir Ihr nahrhaftes Aemtchen ab, und ich wette darauf, daß ich bald eben ſo rund bin, als Sie!“ —

„Ich kann meine Stelle nicht miſſen;“ erwiederte Madame Klotz. „Aber ich will Ihnen, mein Herr, einen andern einträglichen Poſten vorſchlagen. Gehn Sie in die nächſte große Stadt, vermiethen Sie dort Ihren kahlen Kopf als immerwährenden Mondſchein, und laſſen Sie ſich dafür auszahlen, was Jahr aus Jahr ein die Straßenlaternen koſten.“ —

Es verſteht ſich, daß abermal weidlich gelacht wurde.

„Sie ſpielen hier, wie ich merke, die Hofnärrin!“ ſagte der Gegner. „Mit ſolchen Leuten muß ſich, wer klug iſt, in kein Witzgefecht einlaſſen.“

„Ja wohl, wer klug iſt; aber da hapert's!“ verſetzte ſie.

„Baſta!“ rief Herr von Föhrwald ihr ernſthaft zu: „Sonſt muß endlich noch der Trommelſchläger hier Tafelmuſik machen.“

32.

Das Abenteuer im Garten.

Der kleine Zwiſt war nun beigelegt; aus allen Geſichtern ſtrahlte Frohſinn; nur Falkenhof ſaß mürriſch da und rümpfte die Naſe. Ihm waren zwei Dinge nicht recht. Erſtens verdroß es ihn, daß der Leibſchütz, gegen den er einen ganz beſondern Widerwillen empfand, ſeinen Tafelſitz noch, wie Tages vorher, behauptete; zweitens war ihm durch des Fräuleins Wegbleiben vom Tiſche eine liebliche Hoffnung in den Brunnen gefallen. Er hatte mit ſeinen vier Augen Agathen ungemein ſchön gefunden und ſtehenden Fußes beſchloſſen, ſich an ihre Seite zu ſetzen und einen Liebesroman anzulegen, der ihm den ländlichen Aufenthalt angenehmer, als die Jagd, machen ſollte. Dieſen Plan gab er auch noch keineswegs auf, und handelte ſeinem Zweck dadurch gemäß, daß er den Oberſtwachtmeiſter vor allen Anweſenden auszeichnete, ſeinen Großſprechereien aus den Kriegszeiten mit geſpannter Aufmerkſamkeit zuhörte, ihm darüber Schmeicheleien ſagte und mit frecher Stirn verſicherte: er habe den tapfern Harand, als einen der erſten Helden des Jahrhunderts, in vielen Geſchichtbüchern belobt gefunden. Das befremdete den Major nicht im geringſten, ungeachtet die Thaten, deren er ſich rühmte, meiſtens grund- und bodenloſe Aufſchneidereien waren; aber er hatte ſie ſeit zwanzig Jahren ſo oft erzählt, daß er ſie nun ſelbſt für ausgemachte Wahrheiten hielt.

Beim Nachtiſch wurden die Rollen des großen Trauerſpiels ausgetheilt, das folgenden Tages auf der Jagdbühne aufgeführt werden ſollte. Man wollte das Wild zu Fuß und zu Pferde bekämpfen. „Ich alter Reiter muß zu Fuß fechten;“ ſprach der Major: „ich habe kein Reitpferd bei mir.“

„Das iſt mir ſehr angenehm, Herr Oberſtwachmeiſter!“ ſagte der Kammerjunker. „Ich gewinne dadurch das Vergnügen, Ihnen eins von den meinigen anzubieten.“

Der Freibeuter ſträubte ſich gegen dieſe Höflichkeit nicht. Nach Tiſche ließ ihm der Kammerjunker ſeine ſechs Roſſe vorreiten und forderte ihn auf, ſich eins davon zum morgenden Jagdgebrauch zu erkieſen. Herr von Harand bewies ohne langes Beſinnen, daß er viel Pferdeverſtand, aber wenig Beſcheidenheit beſaß: er wählte nämlich den beſten Gaul, einen fünfjährigen Engländer, der hundert Louisd'or gekoſtet hatte. Falkenhof biß die Lippen ein wenig zuſammen, weil es ſein Leibpferd war: aber er dachte an Agathen, und blitzſchnell entſchloß er ſich, dem Major mit dem theuern Britten ein Geſchenk zu machen.

„Bei meinem Barte!“ rief Harand auf dieſen Antrag: „Sie beſchämen Könige! Aber da Ihnen, Herr Kammerjunker, das Geben ſo leicht zu werden ſcheint, will ich mir das Nehmen auch nicht ſchwer machen. Ich dank' alſo verbindlichſt.“ —

Die Umſtehenden ſahen ſich an und wiſperten ſich die Worte: „Verſchwender und Narr!“ in die Ohren. Falkenhof hingegen ſchmeichelte ſich, man bewundere und preiſe ſeine fürſtliche Freigebigkeit.

Wie aber die meiſten Geſchenke, wenn ſie nicht aus den Händen recht guter Menſchen fließen, von nachhinkenden Anmaßungen begleitet ſind: ſo hielt ſich auch der Kammerjunker berechtigt, für das große Opfer, das er dem Partiſan gebracht hatte, bei deſſen Tochter Entſchädigung zu ſuchen; und er glaubte, Jener müſſe wohl, wenn auch einige Ungezogenheiten vorfielen, darüber ſchweigen, weil er ihm ein ſolches Kapitalpferd gleichſam in den Mund hinein geritten hatte. Mit dieſen edlen Gedanken ſuchte er, ſobald das Roßgeſchäft abgethan war, Agathen in ihrem Aſyl auf, und Madame Kloß, die Eigenthümerin des Zimmers, geſtattete ihm Zutritt; denn ſie befürchtete von ihm nichts Böſes, da er ſich bei der Tafel ſittſam aufgeführt hatte.

Auch jetzt betrug er ſich anfangs ſo artig, daß nichts dagegen einzuwenden war. Aber bald ließ er den feinen Hofmann dem Wüſtlinge weichen. Er erlaubte ſich Freiheiten gegen Agathen; dieſe rief den Beiſtand ihrer Beſchützerin auf; und wie eine Gluckhenne ihr Gefieder zornig ſträubt, und den Hund, der ihre Küchlein ſcheuchet, mit Entſchloſſenheit angreift: ſo ſtürmte Madame Kloß auf den Kammerjunker ein und ſchalt und trieb ihn raſch aus dem Zimmer.

Dieſer mütterliche Eifer ward von ihm zum ärgſten gedeutet. Er ſtellte ſich vor: ſie wolle die Bewilligung verliebter Frechheiten bloß theuer verkaufen, und nicht anders, als nach einer goldnen Ausſicht hin durch die Finger ſehen. Darum hielt er ſich nicht dabei auf, ihr einen ſolchen Proſpekt in der Ferne zu zeigen, ſondern gab ihn ihr ſogleich in die Hand.

Das geſchah jedoch erſt am folgenden Tage, als ſich Agathe wieder von der Tafel ausgeſchloſſen hatte.

Die wilde Gluckhenne ward auch wirklich, als er ihr goldne Körner verſtreute, auf der Stelle zahm, und verſprach ohne langes Bedenken, ihm das Küchlein, das ſie unter ihre Flügel genommen hatte, gegen Abend im Schloßgarten auszuliefern; denn in ihrem Zimmer (ſetzte ſie hinzu) dürfte ſie keinen Unfug dulden, weil ſie dadurch Verantwortlichkeit auf ſich lade. Sie beſchied ihn auf eine gewiſſe Stunde in eine einſame, vom Schloß entlegene Gegend des Gartens, und gelobte auf's heiligſte, ihm das Fräulein, unter dem Vorwand eines Spazierganges, dort in die Arme zu führen. Sie wies ihn an, wo er ſich bis zu ihrer Ankunft verſtecken ſollte, und ſchloß mit der Verſicherung: ſie werde ſich auf dem verabredeten Treffplatze mit guter Manier von dem Fräulein wegſtehlen, und ihm hinreichende Zeit laſſen, bei der kleinen Spröden ſein Glück zu verſuchen.

Dieſer Gaunerhandel ward in einem breiten Gange geſchloſſen, der über hundert Schritte lang die Burg durchſchnitt. Zufälliger Weiſe befand ſich Hermann eben am obern Ende deſſelben, als der Kammerjunker und die Haushälterin, in ihr trauliches Geſpräch vertieft, von der andern Seite langſam herauf ſchritten. Sie ſahen ihn nicht; er wollte ihnen auch nicht gern in den Weg kommen, weil er wußte, daß ihm beide nicht hold waren. Da aber eben, wo er ſtand, der Gang durch eine verſchloſſene Thür geſperrt war, ſo ließ ſich ihnen nicht anders ausweichen, als daß er hinter die dort noch aufgeſtellte ſpaniſche Wand trat, die ein Jahr zuvor einen Verräther, der ihn und Paulinen belauſchte, verborgen hatte. Nemeſis, die gerechte Vergelterin, führte jetzt den Leibſchützen hinter dieſen Schirm; denn kaum umgaben ihn die dünnen Wände, ſo waren ihm die Sprechenden ſo nahe, daß ihm kein Wort ihrer Unterredung entging.

Er entſetzte ſich über das verabhandelte Bubenſtück, und konnte ſich vor Erbitterung kaum enthalten, hervorzuſtürzen und das nichtswürdige Paar mit Donnerworten aus einander zu ſprengen. Ein Rathſchlag über des geringſten und ihm gleichgültigſten Mädchens Entehrung hätte ihn mit edlem Zorn erfüllt: um ſo mehr gerieth er in

Flammen, da ihm das Fräulein nichts weniger als gleichgültig war. Paulinens Geſtalt, die ihn bisher immer noch lieblich umſchwebt hatte, zerfloß vor ſeinen Augen, als er Agathen erblickte, wie ein Nebelbild vor der aufgehenden Sonne. Jene war ſo ſchön als dieſe; aber dem wilden Mädchen fehlte Agathens zarte Weiblichkeit, das fromme, Unſchuld und Gutmüthigkeit ausſprechende, Madonnengeſicht. Das feſſelte den Jüngling und erfüllte ihn mit Empfindungen, die ihm bei Paulinen fremd geblieben waren. Als er vollends, vom Herrn von Föhrwald mit kleinen Aufträgen an Agathen geſandt, ihre Graziengeſtalt näher ſah, den Zauberton ihrer Stimme hörte, und ihm der innige Ausdruck ihrer freundlichen Rede bezeugte, daß jedes Wort aus dem Herzen kam: da rief er ſich aus Bürgers hohem Liede zu:

O der Wahrheit, o der Güte,
Rein wie Perlen, ächt wie Gold!
O der Sittenanmuth! Blühte
Je im weiblichen Gemüthe
Jeder Tugend Reiz ſo hold?

Und dieſes edle Mädchen ſollte von einer zwiſchen Bäumen und Blumen verſteckten Schlange berückt werden! — Das zu verhindern, war Biedermannspflicht; der Liebende konnte noch weniger es dulden. Er beſchloß, früher als die Verſchworenen im Garten zu ſeyn und die Geliebte kräftig zu ſchützen.

Ein heiterer Abend begünſtigte den gefährlichen Spaziergang. Der ſchlaue Kammerjunker hatte eine Farobank veranſtaltet, um die Geſellſchaft im Schloſſe feſt zu machen und ſich dadurch vor Störungen zu ſichern. Er nahm Anfangs an dem Spiele Theil; als es aber Zeit war, ſich auf den ihm angewieſenen Poſten zu begeben, entſchlich er, zum größten Verdruß des Bankhalters, der auf des reichen Höflings ſtraffe Goldbörſe ſtarke Rechnung gemacht hatte.

Hermann, ſchon im Garten verſteckt, ſah des Junkers eilige Ankunft, rührte ſich aber nicht. Kurz darauf führte die Kupplerin unter den freundlichſten Geſprächen das Fräulein nach der Laube, wo ſich der Habicht des wehrloſen Täubchens bemächtigen ſollte. Sie gingen hinein und ſaßen einige Minuten darin. Dann ſprang die Alte plötzlich auf. „Potz tauſend!“ ſagte ſie: „das Alter macht vergeßlich! Ich pflanze mich ruhig da her und hab' im Schloſſe eine nöthige Verrichtung, die augenblicklich gethan werden muß. Bleiben Sie, Herzchen! Ich bin bald wieder bei Ihnen. Was man nicht im Kopfe hat, muß man in den Beinen haben.“ — So ſprach ſie, zum Signal für den Kammerjunker, mit heller Stimme und wackelte fort.

Falkenhof ſchlürfte leiſe aus ſeinem Verſteck hervor, und machte, wie unabſichtlich luſtwandelnd, mit gemächlichen Schritten, über einander gekreuzten Armen und zur Erde geſenkten Augen, einen Umweg nach der Laube hin. Nahe vor dem Eingang derſelben ſchlug er den Blick ſchnell empor, und heuchelte ein freudiges Schrecken, Agathen hier zu finden. Ihr war dieſe Ueberraſchung nicht angenehm. Sie ſtand beſtürzt auf, eilte aus der Laube und wollte, mit einer flüchtigen Verbeugung, neben ihm vorbei nach dem Schloſſe fliehen. Er umfaßte ſie, mit dringender Bitte, da zu bleiben. Sie verweigerte das, und ſtrebte, ſich zu befreien. Er verſuchte, ſie mit Gewalt in die Laube zurück zu drängen; ſie rief nach Hülfe; der Retter ſprang herbei, ſah den Lüſtling ſcharf an und blieb feſt vor ihm ſtehen.

„Was will Er? Worauf wartet Er?“ fragte der Kammerjunker.

„Ich verbitte das Er!“ antwortete Hermann: „Mein Herr nennt mich Sie; — und was ich erwarte, das iſt Ihre ſchleunige Entfernung.“ —

„Wie?“ — ſagte Falkenhof: „Ein Domeſtik will dem Gaſtfreunde ſeines Herrn gebieten?“ —

„Ich gebiete nicht;“ verſetzte der Leibſchütz: „ich fordre Sie nur auf, die Gaſtfreundſchaft dadurch nicht zu verletzen, daß Sie hier Gewaltthätigkeiten ausüben.“ —

„Lächerliche Anmaßung!“ rief Jener. „Doch es wär', auf meine Ehre! das erſte Mal, daß ich mich zum Wortwechſel mit einem Bedienten erniedrigte. Alſo fort! fort! Ich will hier allein ſeyn.“ —

„Das ſollen Sie!“ ſagte Hermann. „Ich geleite das Fräulein ins Schloß.“ —

Froh ergriff Agathe ſeinen Arm. Der Kammerjunker faßte ihn heftig an der Bruſt. Hermann zog ſeinen Hirſchfänger und führte ſo, ohne weitern Widerſtand, die Gerettete aus dem Garten. Sie dankte ihm mit den verbindlichſten Worten, und verſicherte mit naſſen Augen, ſie werde dieſe Schutzleiſtung nimmer vergeſſen.

33.

Die Ausforderung.

Zähnknirſchend folgte der Kammerjunker von weitem. Als er ins Schloß kam, rief er den Herrn von Föhrwald aus dem Spielzimmer in ein andres und beklagte ſich: der Leibſchütz habe ihn, indem er mit Fräulein Harand einige Worte im Garten geſprochen, mit entblößtem Hirſchfänger meuchlings überfallen.

„Nicht möglich!“ rief Föhrwald ſtaunend. „Mein Leibſchütz? Der brave, vernünftige, beſcheidne Menſch?“ —

Falkenhof wiederholte ſeine Anklage, und ſetzte für die Wahrheit derſelben ſeine Ehre zum Pfande.

„Sie ſollen Genugthuung haben;“ ſagte Föhrwald: „Doch zuvor muß ich den Leibſchützen verhören.“

Der Kammerjunker ſchien ſich über dieſe Umſtändlichkeit aufhalten zu wollen, doch ging er ſtill von dannen.

Hermann berichtete ſeinem Herrn die Sache, wie ſie war. Agathe, die Herr von Föhrwald ebenfalls darüber befragte, beſtätigte die Ausſage ihres Retters. Der Kammerjunker erhielt nun, ſtatt der erwarteten Genugthuung (die, nach ſeinen Gedanken, wenigſtens in plötzlicher Verabſchiedung des Leibſchützen beſtehen ſollte), den gerechten Vorwurf, daß ſein Ehrenwort kein ſicheres Pfand ſey, indem ſich der Auftritt im Garten ganz anders verhalte, als er ihn vorgetragen habe.

„Sie glauben alſo Ihrem Bedienten mehr als einem Cavalier?“ ſagte Falkenhof.

„Bei mir gilt Wahrheit, ohne Anſehen der Perſon;“ antwortete Föhrwald.

Es erfolgte ein hitziger Streit, in welchem ſich der Kammerjunker am Ende verlauten ließ: er würde, nach den Geſetzen der Ehre, Genugthuung fordern, wenn ihn nicht des Herrn von Föhrwald körperlicher Zuſtand zur Mäßigung bewegte.

„Thun Sie ſich deßhalb keinen Zwang an!“ erwiederte Dieſer. „Mein Arm iſt ſchwach, aber immer noch ſtark genug, Ihnen auf jede beliebige Art zu Dienſten zu ſtehen.“

Falkenhof verließ mit raſchen Schritten das Zimmer und ſchmetterte die Thür hinter ſich zu.

Nach ſolcher Kriegserklärung ſchien ein Kampf unvermeidlich. Es war zu vermuthen, der Kammerjunker habe ſich blos darum ſo ſchnell entfernt, um ſeine Waffen in den Stand zu ſetzen. Auch Herr von Föhrwald ging in ſeine Gewehrkammer, legte ein Paar Piſtolen bereit und begab ſich dann wieder an den Farotiſch, um den Ausgang der Sache ruhig abzuwarten. Kurz darauf wurde der Edelmann, der den Händelſtifter ins Schloß gebracht hatte, aus dem Spielzimmer gerufen. „Nun iſt's richtig,“ ſagte Föhrwald zu ſich: „Er ſoll Secundant ſeyn und die formliche Ausforderung überbringen.“

Erſt nach einer Stunde kam der Abgerufene zurück und meldete: der Herr Kammerjunker ſey eben — abgereiſt, und laſſe ſich der Geſellſchaft beſtens empfehlen.

Alle ſahen den Botſchafter mit ſtarrer Verwunderung an. Nur der Major ſprang mit auffallender Beſtürzung vom Stuhl auf und lief in den Stall, um zu unterſuchen, ob ihm etwa Falkenhof den geſchenkten Engländer wieder entführt habe. Das Pferd war noch da; der Major kam wohlgemuth zurück, ſchwor bei ſeinem Barte, der Kammerjunker ſey ein Ehrenmann und beklagte höchlich, daß er das Schloß ſo plötzlich verlaſſen habe.

„Freuen Sie ſich darüber, Herr Oberſtwachmeiſter!“ ſagte Föhrwald. „Der übermüthige Hofſchranz hatte nicht die feinſten Abſichten auf Ihre Tochter.“

„Abſichten auf meine Tochter?“ rief der Major haſtig. „Das wär' mir erwünſcht!“ —

Föhrwald erzählte ihm den frevelhaften Angriff im Garten, und verſah ſich, daß er nun auf den Kammerjunker recht losziehen würde; aber nichts weniger als das. Er ſagte im Gegentheil: ein ſolcher Scherz beweiſe noch keinen böſen Vorſatz; ſeine Tochter ſey ein einfältiges Geſchöpf, das vor Männern, wie vor Schlangen, fliehe, und der Leibſchütz habe kein Recht gehabt, ſich in den Handel zu miſchen.

Nach dieſer Erklärung, die Herr von Föhrwald nicht ohne Kopfſchütteln anhören konnte, fuhr der Major wie ein wilder Eber in Agathens Zimmer, und warf ihr mit den härteſten Worten vor, daß ſie ſich gegen den Kammerjunker kindiſch aufgeführt habe. Madame Kloß ſchürte die Flamme ſeines Zorns noch mehr an. Herr von Falkenhof, ſagte ſie, habe ihr noch im Moment ſeiner Abreiſe vertraut, daß er die zärtlichſte Liebe gegen das Fräulein empfunden habe, und blos durch die im Garten erfahrene Abneigung und Verachtung bewogen worden ſey, ſein Herz zur Ruhe zu weiſen und ſich ſchleunig zu entfernen. Himmel! in welche Wuth gerieth der Major über den eingebildeten Verluſt des großen Glücks, das ihm, nach dieſer Vorſpiegelung, ſo nahe geweſen war! Er ſtürzte auf Agathen los, um ſie zu ſchlagen. Das verhinderte zwar Falkenhofs Freund, der eben dazu kam; aber auch er bekräftigte der Haushälterin Vorgeben: denn der Kammerjunker hatte beide angeſtiftet, den Oberſtwachmeiſter auf dieſe Art gegen Herrn von Föhrwald und den Leibſchützen in den Harniſch zu bringen. Eine ernſte, geſetzliche Verbindung mit Agathen war dem Wildfang nicht in den Sinn gekommen. Er liebte das ungebundene Leben zu ſehr; doch war er gewillet, ſich mit der Zeit, wenn Vermögen und Geſundheit (die er beide verſchwendete) auf die Neige gingen, nach einer reichen Gemahlin umzuſehen.

Er erreichte durch ſeine Werkzeuge den Zweck, daß der grimmige Freibeuter bei ſeinem Knebelbarte ſchwor: Herr von Föhrwald müſſe entweder den Leibſchützen auf der Stelle verabſchieden oder ſich zu einem Zweikampf entſchließen.

„Die Wahl iſt nicht ſchwer,“ ſagte der biedre Föhrwald, als ihm der Major mit ungeſtümen Worten dieſen Antrag machte. „Ich kann einen redlichen Diener wegen einer edlen Handlung nicht beſtrafen; alſo ſchlagen wir uns.“ —

Der Major, dieſer kurzentſchloſſenen Antwort nicht gewärtig, ſtutzte merkbar, und überließ ihm, um vielleicht noch durch Höflichkeit eine Sinnesänderung zu bewirken, die Beſtimmung der Waffen.

„Piſtolen!“ ſagte Föhrwald. „Mein gelähmter Arm hindert mich, den Degen zu führen.“

Es war indeſſen Nacht geworden. Das Duell mußte bis zum folgenden Tage verſchoben werden. Herr von Föhrwald war ruhig. Er hatte durch ein Teſtament ſein Haus längſt beſtellt.

Einige vernünftige Männer führten dem Oberſtwachmeiſter zu Gemüthe, daß es unſchicklich ſey, im Schooße der Gaſtfreundſchaft Unruhe zu ſtiften; aber er bramarbaſirte deſto mehr, und überwarf ſich mit Ihnen. Andere riethen dem Herrn von Föhrwald: er ſolle dem Eiſenfreſſer auf eine gute Art zehn Louisd'or in die Hände ſpielen, und des Duells werde dann nicht weiter gedacht werden. „Welcher Vorſchlag!“ ſagte Föhrwald: „Soll ich als ein Feiger erſcheinen? Und würde nicht Harand ein ſolches Vergleichsmittel mit beleidigtem Ehrgefühl verwerfen?“ — Die Unterhändler erboten ſich, für das Gegentheil zu bürgen: denn dem Major, ſagten ſie, hänge noch die Sitte der Freibeuter an, durch Drohungen Geld zu erpreſſen. Dennoch ſetzte Herr von Föhrwald dieſen und mehrern Vorſtellungen ein ſtandhaftes Nein entgegen. Er wählte einen Secundanten und ging hierauf an den Schreibtiſch, um ſeinem Teſtamente ein Codicill beizufügen, worin er dem Leibſchützen ein Vermächtniß beſtimmen wollte.

34.

Der Ausweg.

Kaum war die Feder ergriffen, als Hermann in der größten Gemüthsbewegung und mit Thränen in den Augen ins Zimmer trat. „O, welches Unheil hab' ich angerichtet!" rief er aus. „Nein, Herr von Föhrwald, Sie ſollen ſich meinetwegen keiner Todesgefahr ausſetzen! Haben Sie die Güte, verabſchieden Sie mich, um den Zwiſt ohne Blutvergießen zu enden."

„Lieber Hermann!" antwortete Föhrwald: „Sie ſind ein edler Menſch, Sie meinen es herzlich gut; aber verabſchieden kann ich Sie nicht. Das wär' eine Ungerechtigkeit, gegen die ſich mein Herz empört, und dazu ſoll mich der Raufer durchaus nicht zwingen!" —

„Das ſoll er auch nicht!" ſagte Hermann: „Gewähren Sie mir freiwillig meine Entlaſſung, um die ich dringend bitte." —

„Jetzt nicht, mein Sohn!" ſprach Herr von Föhrwald. „Wenn ich aber mit dem Major Kugeln gewechſelt habe und Sie wollen dann noch Ihr Glück weiter verſuchen, ſo will ich Sie nicht davon abhalten." —

Der Leibſchütz ließ nicht nach, ſeinen Abſchied zu fordern, und Herr von Föhrwald verweigerte denſelben mit gleicher Beharrlichkeit. „Nun, ſo bleibt mir nichts übrig," ſagte Jener zuletzt, „als wider Ihren Willen in dieſer

Nacht meinen Dienſt zu verlaſſen. Wo ſollt' ich in der Welt Ruhe finden, wenn Ihnen meinetwegen ein Unglück begegnete!“ —

„Braver Jüngling!“ rief Föhrwald, und umarmte ihn. „Dein leidenſchaftlicher Eifer für mein Wohl rührt mich! Er verdient, daß ich ihm Raum gebe. Ich willige mit Schmerz in unſere Trennung. Sieh, ich war eben im Begriff, dir eine kleine Summe zu vermachen, im Fall der Zweikampf für mich unglücklich ausſchlüge. Nimm ſie nun als Reiſegeld von mir an!“

Er reichte ihm eine Rolle, die hundert Louisd'or enthielt. Hermann ſträubte ſich gegen dieſes Geſchenk; doch er mußte nachgeben. Sie waren beide ſehr bewegt.

„Wann willſt du reiſen?“ fragte Föhrwald mit gepreßter Stimme.

„Innerhalb einer Stunde,“ antwortete Hermann.

„Nein, mein Sohn! erwarte den Morgen, und geh nicht ohne Abſchied von mir!“

Hermann verließ weinend das Zimmer und überlegte, wohin er ſich wenden wollte. Er hatte ſeinem Pflegevater verſprochen, nicht ſogleich vor jedem Mißgeſchicke zur Heimath zu flüchten; die gegenwärtige Geſchichte verdiente auch nicht einmal den Namen eines Unglücks: es war daher ſein erſter, feſter Gedanke, nicht heimzukehren. Aber wohin vorwärts? — Er zweifelte, einen ſo guten, menſchenfreundlichen Herrn, als er gehabt hatte, je wieder zu finden; und es wollte ihm nicht in den Kopf, ſich einer härtern Dienſtbarkeit zu unterwerfen. Er ſehnte ſich vielmehr nach voller Freiheit und hielt es für keine unmögliche Sache, ſich die Bedürfniſſe ſeiner Genügſamkeit als Portraitmaler zu erwerben, da er beſonders einen anſehnlichen Nothpfennig beſaß, den er in brodloſen Zeiten zu

Hülfe nehmen konnte. Dieſer Einfall gefiel ihm ſo wohl, daß er auf der Stelle dem Pfarrer Brok ſchriftlich meldete: er verlaſſe Hirſchfeld und gehe als Maler auf Reiſen.

Indeſſen erſchallte ſein Lob aus dem Munde des Herrn von Föhrwald, der des Jünglings hochherzigen Entſchluß der ſämmtlichen Geſellſchaft mit ſtrenger Wahrheit erzählte. „Das iſt brav!“ ſagten Viele und freuten ſich, daß der Zweikampf nun unterbleibe.

„Mit nichten!“ ſchrie der Major. „Verabſchiedung — das heißt: ſchimpfliches Fortjagen — oder Duell; das war die Abrede, und davon geh’ ich nicht ab.“ —

Einige elende Wichte gaben ihm Beifall. Es mußte in der Geſchwindigkeit ein Ehrengericht niedergeſetzt werden. Da entſchied denn, nach heftigen Debatten, die Stimmenmehrheit der Gutgeſinnten gegen den Freibeuter.

„Nu, zum Teufel! ſo mag der Burſch meinethalben auch hier bleiben!“ rief er zornig.

„Nein, er ſoll gehn, ſchlechterdings gehn!“ erwiederte Föhrwald. „Es hätte ſonſt das Anſehen, als beſäßen der Herr Major über mich und meine Leute eine gewiſſe oberherrliche Gewalt, die ich in keinem Fall anerkenne. Ueberhaupt wird es mir lieb ſeyn, wenn Jeder, der ſich nicht freundſchaftlich betragen will, mein Haus von Stund’ an meidet.“ —

Dieſer muthige Bannſpruch wirkte auf die Mißvergnügten wie ein Donnerſchlag. Sie wurden im Augenblick alle ſehr freundlich; denn es hatte ihnen an Föhrwalds köſtlicher Tafel zu wohl geſchmeckt, als daß ſie Luſt haben konnten, dieſe gute Weide ſo ſchnell wieder zu verlaſſen.

35.

Die Haarlocke.

Am folgenden Tage ſtand Herr von Föhrwald früh auf und erwartete Hermanns Abſchied mit Unruhe. Der Jüngling kam reiſefertig. Er hatte ſich vorgenommen, viel Schönes zu ſagen; aber er konnte vor Weichmüthigkeit nicht ſprechen. „Leb wohl, mein Lieber!“ ſagte Herr von Föhrwald. „Bleib immer ſo gut und rechtſchaffen, als du es hier warſt, und wende dich getroſt an mich, wenn irgend eine Noth auf dich andringt! Ich werde dich nie vergeſſen; das ſoll dir noch einſt mein letzter Wille bezeugen.“ — Er umarmte ihn, bedeckte ſeine Augen mit der Hand und ging ſchnell in ein Nebengemach.

Hermann wankte fort. Er nahm ſeinen Weg bei Agathens Zimmer vorbei, um ſie vielleicht noch zu ſehen. Sie ſtand, ſeiner harrend, an der Thür und ſagte mit leiſer Stimme, weil Madame Kloß ihre Wandnachbarin war: „O lieber Herr Brok, wie weh thut es mir, daß Sie um meinetwillen hier auswandern müſſen! Nicht wahr, Sie verwünſchten die Stunde, da ich einen Fuß in dieſes Haus ſetzte?“ —

„Nein, gutes Fräulein!“ antwortete Hermann: „Ich zähle ſie vielmehr zu den glücklichſten Stunden meines Lebens.“

„Es war eine ſo edle That und Sie leiden dafür!“ fuhr ſie fort und trocknete ſich die Augen.

„Dieſe Thräne iſt mein ſchönſter Lohn!“ ſagte Hermann. „Und wollen Sie mich ganz beglücken, ſo ſchenken Sie mir zum Andenken das Tuch, das dieſe Thränen aufnahm.“ —

„O wie gern! wie gern!“ ſprach ſie mit Erröthen. „Warten Sie einen Augenblick!“ Sie flog ins Zimmer, nahm vom nächſten Tiſch eine Scheere, ſchnitt ſich eine Haarlocke ab, umwickelte ſie mit dem ſeidenen Tuche, und gab es ihm ſo. Mit ſprachloſem Entzücken küßte er ihre Hand, küßte das Tuch, drückte es an ſeinen Buſen und eilte hinweg.

Madame Kloß (die ſonſt täglich mit den Hähnen aufſtand und alle Winkel des Schloſſes geſchäftig durchkreuzte) ließ ſich mit Bedacht an dieſem Morgen nicht ſehen, und Hermann war zu begeiſtert, als daß er hätte daran denken können, dem gemeinen Weibe ſeinen Abſchiedsgruß aufzudringen.

Die übrige Dienerſchaft, die ihn um den Genuß vorzüglicher Herrengunſt beneidet hatte, trennte ſich kühl von ihm. Nur der Trommelſchläger war gerührt, bemächtigte ſich, aller Einwendungen ungeachtet, des Reiſebündels, lud es auf ſeinen Rücken und begleitete ſo den Wanderer eine Meile weit.

36.

Ein Zeitraum von vier Jahren.

Hier fände nun ein literariſcher Plusmacher die ſchönſte Gelegenheit, ſich durch eine weitſchweifige Reiſebeſchreibung zu bereichern. Aber das verarmte Publikum hat jetzt Urſache, ſich vor dicken und theuern Büchern zu ſcheuen, und es wäre daher nicht übel, wenn dergleichen habſüchtige Schriftſteller durch irgend ein Geſetz, wie einſt sans comparaison die Fiſchhändler in Wien, gezwungen werden könnten, wohlfeile Waare zu liefern. Es galt nämlich vor alten Zeiten in gedachter Stadt eine Polizeiverordnung vom Jahre 1331, worin es hieß: „Kein Fiſcher, der grüne Fiſch feil hat, ſoll einen Mantel oder Hut haben, ſondern Sommers und Winters, im Sonnenſchein und Regen, mit bloßem Haupt am Markt ſtehen, daß er deſto baß eile und den Leuten beſſern Kauf gebe.“ — Warum verfährt man nicht auf eine ähnliche Weiſe mit loſen Scribenten, die überführt werden können, daß ſie durch ungebührliche Weitläufigkeit ihren Ehrenſold zu vermehren befliſſen ſind? — Man laſſe ſie doch jedes ihrer Werke, das über ein Alphabet ſtark werden ſoll, nur in den kälteſten Wintermonaten ſchreiben, und zwinge ſie, ihr Pult unter freiem Himmel aufzuſchlagen: ſie werden ſich dann hinfort wohl hüten, das Publikum durch bänderreiche Werke in Contribution zu ſetzen.

Schreiber dieſes kann eine ſolche Polizeiverordnung kühnlich in Vorſchlag bringen. Er hat den Gränzpfahl des Alphabets nur ein einziges Mal überſchritten, und es müßte daher keine Gerechtigkeit im Lande ſeyn, wenn man ihn verurtheilen wollte, ſeinen Schreibtiſch auf Schnee und Eis zu ſtellen. Um auch künftig nicht in dieſe Strafe zu verfallen, ſpringt er jetzt über eine Kluft von vier Jahren, die mancher eigennütziger Scribler mit einer Brücke von vielen Bogen überbauen würde, mit gleichen Füßen hinweg, weil in dieſem Zeitraume dem reiſenden Maler eben nichts Denkwürdiges begegnete. Er durchwanderte einen großen Theil von Deutſchland, wandte ſich dann in die nordiſchen Reiche, und drang bis Moskau vor. In anſehnlichen Städten, wo es ihm gefiel, bot er ſeine willigen Dienſte als Bildnißmaler in den Zeitungen an, machte an den meiſten Orten gute Geſchäfte, und gewann überall ſo viel, daß ſeine beſcheidenen Wünſche völlig befriediget wurden, und er, bei ſparſamer Haushaltung, nie gezwungen war, von der goldnen Schnur zu zehren, die ihm Herr von Föhrwald zur Reiſe geſchenkt hatte. Dieſes freie, anmuthige Künſtlerleben war ihm nirgends durch einen widrigen Vorfall verbittert; ausgenommen, daß er mit einigen veralteten, aber noch eroberungsſüchtigen Damen in Händel gerieth, weil ihnen ſein aufrichtiger Pinſel nicht ſattſam geſchmeichelt hatte, und ſie deßhalb die Aehnlichkeit der Porträte beſtritten. Er endete dieſe kleinen Mißhelligkeiten durch freiwilligen Verzicht auf das Honorar; aber er ſetzte nachher keinen Pinſel mehr an, wo er Coquetterie und Runzeln beiſammen fand.

Im kalten Norden ergriff ihn plötzlich eine unbezwingliche Sehnſucht nach der mildern Luft ſeines Vaterlandes, von dem er nun vier Jahre entfernt war. Er pilgerte dahin zurück und richtete ſeinen Weg nach der Hauptſtadt.

Einige Meilen vor derſelben überfiel ihn in einem öden Walde eine Bande bewaffneter Räuber, die noch kurz vorher unter dem Panier eines ſolchen Helden, wie einſt Herr von Harand geweſen war, gefochten hatten, und jetzt, nach beendigtem Kriege, die Straßen unſicher machten. Für dieſe Vagabunden hatte er geſpart und gearbeitet: für ſie hatte er Föhrwalds hundert Goldſtücke ungetaſtet bis Moskau und wieder zurück getragen. Sie plünderten ihn rein aus, und rechneten es ihm noch als eine Großmuth an, daß ſie ihm, zur Fortſetzung ſeiner Reiſe, drei oder vier Dukaten und die Kleider auf dem Leibe ließen. Auch erkämpfte er Agathens Taſchentuch aus den Klauen des Geſindels zurück, und es war für ihn ein wirkſamer Troſt, daß er wenigſtens ein ihm ſo theures Heiligthum gerettet hatte.

Manchem andern Beraubten hätte vielleicht die Verzweiflung dieſes Tuch zu einem Strick gedreht, um ſich damit am nächſten Baum aufzuknüpfen; aber Hermann wußte ſeine geſunden Hände beſſer, als zum feigen Selbſtmord zu brauchen. Mit dem Entſchluß, ſie ſchnell wieder in die Thätigkeit zu ſetzen, ſchritt er muthig auf die Hauptſtadt zu und kam ohne weiteres Ungemach in derſelben an. Seine Umſtände nöthigten ihn, einen Gaſthof vom niedern Range zu ſuchen. Er nahm von einem Hinterſtübchen Beſitz, und ſchrieb ſogleich für die Zeitungen ein Avertiſſement, worin er ſich dem Publikum als Porträtmaler empfahl.

37.

Der Vetter in Amerika.

Kaum war dieſe Anzeige gedruckt, ſo erſchien in ſeiner Wohnung ein eleganter Bedienter, der ihn, im Namen einer Frau von Bablingen, der Gemahlin eines Hauptmanns, erſuchte, ſich zu ihr zu bemühen.

Er ging ſofort in ihr Haus, ward in ein großes Prunkzimmer geführt, und als man ihn da einige Minuten allein gelaſſen hatte, trat in daſſelbe eine ſchöne, junge Dame, deren Anblick ihn ſo in Erſtaunen ſetzte, daß er, anſtatt ihr entgegen zu gehen, ein paar Schritte zurück wich. Er glaubte, Paulinen vor ſich zu ſehen; aber der Gedanke, daß es nicht möglich ſey, und der Dame fremdes Benehmen brachte ihn wieder in Faſſung. Sie fing an zu ſprechen; er ſtutzte von neuem; es war Paulinens Stimme; nur Ton und Mundart näherten ſich hier mehr der feinen, vornehmen Welt. „Haben Sie jetzt Muße, mich zu malen?“

ragte ſie höflich, doch kalt und kaum hörbar. Er bejahte. „Ich beſitze ſchon ein Porträt von mir;“ fuhr ſie fort: „das will ich Ihnen doch vorher zeigen.“

Sie verließ ihn und kam bald zurück mit einem Gemälde, deſſen hintere Seite ſie ihm ſo lange zukehrte, bis ſie ganz nahe vor ihm ſtand. Jetzt wandte ſie es geſchwind um, und was ſah er? — Sein eigenes Kunſtwerk, das Bildniß Paulinens, das er vor ſechs Jahren im Schloſſe Hirſchfeld gemalt hatte. „Himmel! welche glückliche Verwandlung!“ rief er ſtarrend aus.

„Ja, mein Freund!“ ſagte ſie lachend. „Der Stein, den die Bauleute verworfen haben, iſt zum Eckſtein geworden! Ich bin Pauline Reinhard, die von Madame Kloß, nichtswürdigen Andenkens, aus Hirſchfeld vertrieben werden mußte, um hier in Fortunens offne Arme zu fliegen. Ich bin reich, und bin die Gattin eines braven Mannes, des Hauptmanns von Bahlingen, den ſeine Waffengefährten den Ritter ohne Furcht und Tadel zu nennen pflegen. Aber es wäre ſehr undankbar, wenn ich jemals vergäße, daß ich Ihnen, mein werther Freund, Ihrer muthigen Vertheidigung meiner Unſchuld dieſen Glücksfall hauptſächlich verdanke.“ —

„Unmöglich!“ ſagte Hermann: „Sie beehren mich mit einem unverdienten Lobſpruche.“

„Nein, ich ſage nicht zu viel!“ erwiederte Frau von Bahlingen. „Davon wird Sie meine Geſchichte, die ich Ihnen jetzt erzählen will, überzeugen. Doch, damit ſie Ihnen nicht zu trocken und langweilig werde, laſſen Sie uns ein Glas Wein dabei trinken.“

Sie klingelte; ein Bedienter trug Wein und Backwerk auf; dann begann ſie folgende Erzählung:

„Ich ging von Hirſchfeld ſchnurſtracks in dieſe Stadt, wo mich eine arme, alte Verwandte gefällig aufnahm. Sie gab ſich viel Mühe, mich bei einer guten Herrſchaft unterzubringen; aber alle Verſuche ſchlugen fehl, weil ich kein Zeugniß meines frühern Wohlverhaltens aufweiſen konnte. Plötzlich erſchien in der Zeitung des Herrn von Föhrwald gedrucktes Atteſtat. Ich ſah mit Vergnügen daraus, daß ich Sie, lieber Brok, um Rettung meiner Ehre nicht vergebens erſucht hatte; und nun gewann auch ſogleich mein Schickſal eine beſſere Geſtalt. —

An einem der nächſten Tage trat ein alter, ſteifgekleideter Mann mit Beutelperücke, Degen und Armhut in mein Stübchen, und fragte mit bedächtigen, gleichſam auf der Goldwage abgewogenen Worten: ob hier ein gewiſſes lediges Frauenzimmer, das ſich Pauline Reinhard nenne, anzutreffen ſey. Ja, das iſt mein Name! antwortete ich. Er nickte ſchweigend mit dem Kopfe, zog eine Brille aus ihrem Futteral, polirte ſie auf dem Rockärmel, ſetzte ſie auf die Naſe, langte aus ſeiner Brieftaſche ein Zeitungsblatt hervor, ſuchte vorn und hinten in demſelben herum, und machte das alles mit ſo tempernder und zaudernder Bedachtſamkeit, daß eine Viertelſtunde verging, ehe ich wußte, was der ſeltſame Patron wollte. Endlich, nachdem er ſich noch erſt mehrmals geräuſpert hatte, hob er mit einem feierlichen Predigertone an: In gegenwärtigem Zeitungsblatte Nro. 82, vom zehnten Julius anni currentis, iſt von einer jungen Perſon weiblichen Geſchlechtes, Namens Pauline Reinhard, folgender Maßen und alſo die Rede — —

Ich unterbrach ihn ſchnell mit der Erklärung, daß ich den mich angehenden Zeitungsartikel vollkommen kenne; er ließ ſich aber dadurch nicht abhalten, ihn pathetiſch vorzuleſen und mich auf's Gewiſſen zu fragen: ob ich das quäſtionirte Frauenzimmer (ſo drückte er ſich aus) in der That und wahrhaftig ſey. Ich berief mich auf die Alte, bei der ich wohnte, die aber gerade nicht zu Hauſe war. Er legte ſinnend den Finger an die Naſe, und gab einige Minuten lang nichts als Hum! und Hem! von ſich zu hören. Dann ſprach er: Meine wertheſte Jungfer, nach reifer Erwägung und genauer Combination aller Umſtände, hoffe und glaube ich, weder irre noch fehl gegangen zu ſeyn, und ich trage demnach weiter kein erhebliches Bedenken, Derſelben den Grund und die Urſache meiner Ankunft sub rosa zu eröffnen. —

Kurz, — denn wann würde ich fertig, wenn ich den Wortverſchwender immer redend einführen wollte! — er ſuchte ein Mädchen in ſeine Junggeſellenwirthſchaft, war durch Föhrwalds Empfehlung auf mich aufmerkſam geworden, und hatte zufällig in einer Familie, wo mein Hausmütterchen aus und ein ging, meine Wohnung erfahren.

Ehe er ſich aber noch in weitere Verhandlungen mit mir einließ, fragte er nach meiner Herkunft. Ich ſagte, mein verſtorbener Vater ſey ein Rechtsgelehrter geweſen. Wie? ſprach er: ein Jurisconsultus? — Doch nicht etwa gar der ehrliche Paul Abraham Reinhard, weiland Notarius publicus und Jurispracticus in Liebenſtein? — Derſelbe! ſagte ich. — O, Himmel! wie wunderbar ſich das fügt! rief er aus: Der Herr Vater, ſeligen Andenkens, war vor Olimszeiten mein Univerſitätsfreund und Special. Ich kannte mein Leben lang keinen treuern und redlichern Compan; und da ich das gute Vertrauen hege, daß der Apfel nicht weit vom Stamme gefallen ſeyn wird, ſo bin ich um ſo mehr entſchloſſen und bereit, meines Freundes nachgelaſſene Jungfer Tochter als Wirthſchafterin zu mir zu nehmen. Ich bin der geheime Secretarius Gimpel. Der Himmel hat mich mit einigen Glücksgütern geſegnet, und ich bin, ohne

Ruhm zu melden, ein generöſer Mann, wenn man ſich in mich zu ſchicken weiß. —

Jetzt kam meine Verwandte nach Hauſe. Sie rieth mir, die angetragene Stelle nicht auszuſchlagen: ich nahm ſie an. Herr Gimpel behandelte mich gut; nur ſein ewiges langweiliges Geſchwätz war unleidlich. Seine jüngern Collegen hatten ihm einen griechiſchen oder lateiniſchen Spottnamen gegeben, den ich jetzt noch kaum über die Zunge bringen werde. Sie nannten ihn den Herrn Ple — Pleo — ach! ich habe das kauderwelſche Wort vergeſſen. —

„Pleonasmus vielleicht?“ ſagte Hermann.

„Getroffen! Herrn Pleonasmus nannten ſie ihn. Aber was heißt das?“

„Der Pleonasmus,“ antwortete Hermann, iſt ein fehlerhafter Ueberfluß der Rede, ein Doppelausdruck für eine einfache Sache; kurz, eine abgeſchmackte Worthäufung, wie ſie ſich Herr Gimpel angewöhnt hatte. Sein eigener Amtstitel war zum Beiſpiel ein vollkommener Pleonasmus: denn ein geheimer Secretär iſt ein geheimer Geheimſchreiber.“

„Jetzt bekomm' ich Licht!“ ſagte Frau von Bahlingen. „Nun weiter in meiner Geſchichte! Herr Gimpel betrachtete mich nach und nach mit zärtlichen Augen, und erbot ſich endlich ſogar, mich zu ſeiner Gemahlin zu erheben. Ich konnte — um einmal ganz in ſeiner Sprache zu reden — den alten, hochbejahrten, ſiebzigjährigen Greis unmöglich lieben; aber ich verehrte ihn, und ſein häuslicher Wohlſtand (der noch durch Beerbung eines reichen Vetters in Amerika vermehrt werden ſollte) lachte meine Armuth an. Nur der häßliche Name meines Freiers hätte ihm beinahe einen Korb zugezogen. Ich konnte mich wirklich kaum entſchließen, mich vor dem Altare zu einer Frau

Gimpelin einweihen zu laſſen; doch die Vernunft ſiegte über dieſe kindiſche Bedenklichkeit, und der Herr geheime Geheimſchreiber ward mein Gatte.

Wir lebten ein Jahr in friedlicher Ehe; dann ſtarb er und hinterließ mir als Univerſalerbin reine zwanzigtauſend Thaler, ohne die amerikaniſche Erbſchaft, die damals noch nicht in unſern Händen war und deren Beſchaffenheit wir auch noch nicht kannten. Ich erhielt erſt einige Monate nach meines Gatten Tode über England die Nachricht, daß ſie gegen hunderttauſend Thaler betrage. Doch ſtand der Empfang noch im weiten Felde; denn einige Verwandten meines Mannes nahmen das ganze Erbe, mithin auch die amerikaniſchen Schätze, in Anſpruch, und ich mußte den baaren Nachlaß zu gerichtlicher Verwahrung ausliefern. Dennoch umſchwärmten mich bald in der guten Hoffnung, daß ich den Prozeß gewinnen würde, viele Freier, unter welchen ſich ein gewiſſer Kammerherr von Falkenhof und mein jetziger Gatte auszeichneten.“ —

„Kammerherr von Falkenhof?“ rief Hermann. „Ich gerieth einſt in Hirſchfeld mit einem Kammerjunker dieſes Namens in Streit.“ —

„Wahrſcheinlich derſelbe,“ ſagte Frau von Bablingen. „Er hat den Kammerherrnſchlüſſel erſt ſpäter erhalten. Sein Vorname iſt Florentin; er ſtammt aus dem Hauſe Eibenburg und ſieht Ihnen etwas ähnlich.“ —

„Richtig! Er iſt's!“ ſprach Hermann. „Ich werde Ihnen nachher meine Fehde mit ihm erzählen.“

„Ich muß geſtehen,“ fuhr Frau von Bablingen fort, „daß ich den widrigen Namen Gimpel ſobald als möglich wieder los zu werden wünſchte. Narren und Närrinnen ſpöttelten darüber. Unter andern begegnete mir einſt in einem öffentlichen Luſtgarten, wo die elegante Welt der

Hauptſtadt verſammelt war, der fatale Streich, daß eine meiner Freundinnen, die eine wahre Poſaunenſtimme beſitzt, über zwanzig Kaffetiſche hinweg: Madame Gimpel! rief. Da hätten Sie hören ſollen, was für ein unartiges Gelächter rings umher ausbrach! Ich war faſt des Todes, und entſchloß mich auf der Stelle, den ſchönern Namen Falkenhof je eher je lieber anzunehmen. Aber man warnte mich in der Folge von allen Seiten vor dem Kammerherrn als einem ungeheuern Verſchwender. Man ſagte mir: ſein Vater ſey vormals ein hochbegüterter Mann geweſen: doch der wilde, ausſchweifende Sohn habe ihn ganz heruntergebracht; und es ſey alſo nichts gewiſſer, als daß der Kammerherr mir blos darum den Hof mache, um das vom Vetter in Amerika aufgehäufte Gold zu erobern und zu vergeuden. Auch meinen jetzigen Mann, der damals noch Lieutenant und arm war, ſuchte man, als einen eigennützigen Liebhaber, bei mir verdächtig zu machen.

Ich ſchwankte zwiſchen Ihm und Jenem; ich wußte nicht, welchen ich wählen ſollte. Für Bahlingen ſprach mein fühlendes Herz; für den Kammerherrn der rangſüchtige Kopf. Ich veranſtaltete zuletzt eine Prüfung, welcher von beiden mich redlich liebe. Mein Sachwalter half mir ſie ausführen. Er ſtreute, von mir darum erſucht, überall aus: mein Prozeß habe durch neue, von den Gegnern beigebrachte Urkunden eine ſo ſchlimme Wendung genommen, daß ich ihn ohne Rettung verlieren würde. Falkenhof kam ſogleich zu mir und fragte mich mit ängſtlicher Haſt, ob die umlaufende Sage gegründet ſey. Ich ſeufzte: Ja! Er entfärbte ſich, ſchalt auf Richter und Advokaten, brach in ſichtbarer Zerſtreuung ſeinen Beſuch ſchnell ab, und noch denſelben Tag erfuhr ich, daß er an der öffentlichen Tafel eines Hôtels geäußert hatte: er müßte ſelbſt ein Gimpel ſeyn, wenn er ſich mit einer bürgerlichen Pauvresse meſalliirte. — Bahlingen hingegen ſagte: Sie Freundin, beklag' ich, mir aber wünſch' ich Glück, daß der Verluſt Ihres Vermögens die Reinheit meiner Liebe enthüllt. — Dieſe Herzensworte entſchieden auf der Stelle unſere Verbindung, und nun erſt entdeckte ich ihm den Ungrund des Stadtgeſprächs. Auch der Kammerherr kam bald hinter die Wahrheit, und war unverſchämt genug, ſich wieder bei mir einſchmeicheln zu wollen. Ich antwortete ihm, wie ſich's gebührte. Er betrug ſich ſehr ungeberdig und drohte Rache. Ich ſagte lächelnd: dagegen werde mich Bahlingen, mein Verlobter, wohl ſchützen. Er verließ mich mit übermüthigem Hohn. Seitdem ſprach ich ihn nicht wieder.

Kurz nachher gewann ich meinen Prozeß, erhielt die Erbſchaft aus Amerika und heirathete Bahlingen. Der Krieg rief ihn von meiner Seite ins Feld; er kehrte als Hauptmann zurück, und iſt jetzt verreiſt, um für uns den Kauf eines ſchönen Landgutes abzuſchließen. Ich freue mich ungemein auf dieſe Beſitzung. Sie hat den einzigen Fehler, daß ſie nahe bei Eibenburg liegt; doch der verſchwenderiſche Kammerherr wird bald mit den väterlichen Gütern vollends fertig werden, und alſo nie dort reſidiren." —

38.

Gute Nachrichten.

Nun kam der Maler an die Reihe, ſeine Fata zu erzählen, und er that es mit Aufrichtigkeit. Frau von Bahlingen neckte ihn mit dem Vorwurf, daß er ihr, wegen des Fräuleins Harand, untreu geworden ſey. „Doch damit Sie ſehen, wie gutherzig ich bin," fuhr ſie fort, „ſo will ich Ihre Flatterhaftigkeit nicht allein verzeihen, ſondern Ihnen ſogar Mittel und Wege zeigen, allenfalls noch heute Agathen zu ſprechen." —

„Nein, das iſt nicht möglich!" rief Hermann frohbeſtürzt, und ſprang mit glühenden Wangen vom Stuhl auf.

„Ha! wie Ihr Geiſt gleich Flügel bekommt!" ſagte Frau von Bahlingen. „Setzen Sie ſich und hören ſie mich ruhig an! Agathens Vater iſt ſeit drei Monaten todt. Sie, ſchon längſt mutterlos, ward dadurch eine ganz verlaſſene Waiſe, und wußte kaum, wohin ſie ihr Haupt legen ſollte; denn Harand ſtarb in der ſchmählichſten Armuth. Einer ſeiner vormaligen Kriegskameraden, der Oberſte von Morlach, der hier außer Dienſt lebt, bot der Unglücklichen einen Zufluchtsort in ſeinem Hauſe an, und da befindet ſie ſich." —

„Wo wohnt der Edle?" rief Hermann, indem er haſtig nach ſeinem Hute griff.

„Das iſt luſtig!" ſprach Frau von Bahlingen. „Ich laſſe Sie rufen, mich zu malen, und Sie wollen mir unverrichteter Sache wieder entwiſchen! — Keine Uebereilung, Freund! Fallen Sie bei dem Oberſten nicht, wie man ſagt, mit der Thüre ins Haus, machen Sie vorher Bekanntſchaft mit ihm, und dazu finden Sie noch in dieſer Stunde eine bequeme Gelegenheit. Er beſucht täglich um die jetzige Zeit ein nahes Weinhaus, das ich Ihnen aus dem Fenſter zeigen will. Sie werden ihn, wenn Sie ſich hier noch ein halbes Stündchen aufhalten, hinein gehen ſehn und können ihm folgen." —

Sie führte ihn ans Fenſter und zeigte ihm gegenüber den Bacchustempel, der mit einer goldnen Inſchrift prangte. „Meiſtens anſehnliche Leute," ſagte ſie, verkehren darin; doch ſind auch viel verkehrte Menſchen darunter. Beſonders hat ſich ein lärmender Hummelſchwarm gelehrter Querköpfe und politiſcher Schmähſchriftler dort niedergelaſſen. Mein Mann, der ſie bisweilen bei einer Flaſche Wein behorchte, verſicherte mich: der freche, anmaßende Ton dieſer Staatsklügler ſey unerträglich. Er verglich ſie, weil ſie immer mit Zunge und Feder in Deutſchlands Eingeweiden wühlen, mit ruchloſen Kindern, die auf ihre kranke Mutter losſchlagen." —

Indem ſie ſo ſprach, kamen drei Herren, die ſtark gegen einander geſtikulirten, die Straße herab. „Betrachten Sie dieß Kleeblatt!" ſagte Frau von Bablingen. „Es gehört zu dem politiſchen Clubb, deſſen ich eben gedachte."

Die Unterredung der Herren wurde mit jedem Schritte lebhafter; doch plötzlich blieben ſie nahe vor dem Weinhauſe ſtehen, um über einen Hauptpunkt zu debattiren. „Sehen Sie," ſagte Frau von Bablingen, „der tölpiſche Halbrieſe, der ſich auf ſein ſpaniſches Rohr ſtützt und die Beine weit ausſpreizt, als ob Wagen durchfahren ſollten, iſt der berüchtigte Magiſter Haarſpalter, der vormals eine Erziehungsanſtalt unternahm, aber ſie bald wieder aufgeben mußte, weil er einige Knaben zu Krüppeln geſchlagen hatte. Seitdem nährt er ſich von Flugſchriften, und muß nolens volens jede Woche wenigſtens eine liefern, wenn er nicht von ſeiner Rippe und Xantippe die Schläge wieder haben will, die er einſt als Schulmeiſter austheilte. —

Der kleine, faßrunde Mann, der vor ihm ſteht und haranguirt, iſt ein gewiſſer Doktor Sprinzel, der durch eine Reihe verunglückter Kuren alles Vertrauen als Arzt ver-

39.

Die Federhelden im Weinhauſe.

Magiſter Haarſpalter und ſeine beiden Geſellen ſaßen in der Mitte des Zimmers an einer runden Tafel. Im Hintergrunde, an der Wand, hatte ſich der Oberſte einſam niedergelaſſen. Es war neben dem kleinen Tiſche, auf welchem ſeine Flaſche ſtand, noch ein Stuhl leer. Hermann nahm davon Beſitz. Das Zimmer lag im Erdgeſchoſſe. Die Fenſter waren geöffnet.

Der Doktor und der Magiſter ſchwadronirten von Staatsſachen. „A propos!“ fiel der Dichterling ein: „ich kann mit einem neuen Kriegsliede aufwarten.“

„Wirklich?“ rief Haarſpalter. „Sie ſind unermüdet befliſſen, den Geiſt der Nation zu erwecken und zu ermuthigen!

„Laßt Euer Lied hören, edler Barde!“ ſagte der Doktor.

Der Dichter ſtürzte geſchwind ein Glas Wein aus und ſang dann mit einer rauhen Stimme, die zum Vortrag eines Solo's wenig geſchickt war, folgende Strophen:

Wohlan, wohlauf! Es lohnt mit Ruhm und Ehre,
Ein tapfrer Mann zu ſeyn.
Der ehrne Wald der blinkenden Gewehre
Sey mir ein Lorbeerhain!

Ade! ade! Beklaget nicht den Krieger,
Wann er zum Kampfe zieht!
Beklagt Euch, daß nie der Kranz der Sieger
Um Eure Stirnen blüht!

Hat der Soldat des Feindes Trotz bezwungen,
Geſchützt des Bürgers Herd,
Und Friedensheil dem Vaterland errungen,
Dann fühlt man ſeinen Werth!

lor, und nun die Wunden des Staats heilen will. Er hat ein großes erheirathetes Vermögen verjubelt, und ſoll ſich jetzt in einer ewigen Flucht vor den Hebräern befinden. —

Der Drittmann mit dem gräßlichen Backenbarte iſt ein Dichterling, deſſen Namen ich noch nicht erfahren konnte. Beweiſes genug, daß er kein berühmter Mann iſt! Er hat, wie man ſagt, etwas Anlage zur Dichtkunſt; aber er hält ſich ſchon für einen Meiſter, und bleibt alſo ein Stümper. Der politiſche Weinclubb hat ihn wegen einiger Kriegslieder — die er jedoch nicht einmal ſelbſt gedichtet haben ſoll — als Ehrenmitglied aufgenommen.“ —

Es ſchien, als hätten die drei Zechbrüder ausdrücklich darum auf der Straße Halt gemacht, um ſich abſchildern zu laſſen; denn Frau von Bablingen war kaum damit fertig, ſo ſetzten ſie ihren Weg ins Weinhaus fort.

Einige Minuten nachher ging auch der Oberſte Morlach hinein. Er trug bürgerliche Kleidung, und war ein Mann vom ehrwürdigſten Anſehen.

„Nun, Freund, will ich Sie nicht länger aufhalten;“ ſagte Frau von Bablingen. „Suchen Sie dem Oberſten ein Geſpräch abzugewinnen und ſich bei ihm beliebt zu machen. Er geht, wie ich von meinem Manne weiß, bloß darum ins Weinhaus, um ſich an den tollen Geſchwätzen jener Staatsklügler zu beluſtigen. — Noch eins! Damit Sie mich bald wieder beſuchen und an meinem Bildniſſe zu arbeiten anfangen, ſo erlauben Sie mir, darauf zu pränumeriren.“ — Unter dieſer Einkleidung nöthigte ſie dem Geplünderten zwanzig Dukaten auf, und er ließ ſich, nach einiger Weigerung, dieſen Vorſchuß von ſeiner Freundin gefallen.

Mit Achtung zeigt der Vater ihn den Söhnen,
 Stellt ihn als Vorbild dar,
Und hold lacht ihm das Auge mancher Schönen,
 Die vormals ſpröde war.

Der Held iſt dann auch nicht aus Erz geſchaffen;
 Er, der dem Feind nicht wich,
Streckt vor der Macht der Schönheit ſeine Waffen,
 Und ihr ergibt er ſich.

Die Beiſitzer der runden Tafel lobten den Sänger außerordentlich und ſagten ihm die Schmeichelei: es würde beſſer um Deutſchland ſtehn, wenn die Kriegsheere ihren matten Geiſt durch ſolche Kraftlieder geſtärkt hätten. „Aber, mein Himmel! was ſingen unſere Soldaten!“ fuhr der Magiſter fort: „Hört man wohl, ſo weit die deutſche Zunge reicht, vor Wachhäuſern und in Feldlägern etwas anders, als elende Gaſſenhauer, deren Hauptinhalt Bier und Tabak iſt?“ —

Die Politiker verſetzten ſich nun in den eben beendigten Krieg zurück und beſtätigten, was Jean Paul in ſeiner Friedenspredigt an Deutſchland ſagt: daß im längſten Frieden nicht ſo viel Unſinn und Unwahrheit, als im kürzeſten Kriege geſprochen werde. — Sie tadelten die Operationen der Feldherren, beſchuldigten die Beſiegten, ohne Ausnahme, der Feigheit, und thaten Machtſprüche, wie man es hätte anfangen müſſen, um den Feind zu ſchlagen. Dabei führten ſie immer als unumſtößliche Beweiſe ihre eigenen Schriften an. Mit beſonders kritiſcher Strenge ging der Doktor alle verlorne Schlachten durch, und ſagte frank und frei: ſie wären unfehlbar gewonnen worden, wenn er den Commandoſtab geführt hätte.

Hermann, der dieſen frechen Dünkel nicht länger aushalten konnte, fing an zu trällern und ſang, wie vor langer Weile:

Hurli, hurli! es ſauſet der Wind!
Er nähret den Müller mit Weib und Kind.

Das Trifolium verſtummte, ſah ihn ſtutzig an, und mit einem naſeweiſen Tone fragte der Doktor: „Iſt der Herr vielleicht ein Windmüller?“ —

„Zur Zeit noch nicht,“ antwortete Hermann: „ich bin aber Willens, dieß Handwerk zu ergreifen, ſobald in Ihrer Nachbarſchaft, mein Herr, eine Mühle käuflich zu haben iſt.“ —

„Warum eben in meiner Nachbarſchaft?“ —

„Weil mir's dann nie an Wind fehlen kann.“ —

„Herr Gelbſchnabel!“ rief der Doktor, und fuhr drohend auf; aber plötzlich duckte er ſich unter den Tiſch und drehte den Kopf nur ſo weit behutſam hervor, daß er über das Tiſchblatt hinweg nach dem Fenſter ſchielen konnte. In dieſer lächerlichen Poſitur blieb er ein paar Secunden, dann ſchoß er wie eine Schwalbe nach ſeinem Hute hin, warf ihn auf den Kopf und ſprang durch eine Seitenthür hinaus.

Faſt im gleichen Moment ſtolperte ein graubärtiger Jude ſehr eilfertig durch die Hauptthür herein, guckte haſtig unter die runde Tafel, ſchüttelte brummend den Kopf und drehte die funkelnden Augen nach allen Winkeln des Zimmers.

„Guten Abend, Moſes!“ ſagte der lange Magiſter. „Was ſuchſt du hier?“

„Was ich ſuche?“ ſprach Moſes und ſchlug ärgerlich mit dem Stocke ſeine eigenen Beine. „Den werthen Herrn Doktor ſuch' ich, den Sprinzel.“

„Er iſt nicht hier,“ antwortete Haarſpalter mit träger Gleichgültigkeit.

„Mein' wie geht das Ding zu?“ rief der Hebräer und ſtopfte ſeine ſchwarzen wollenen Strümpfe noch emſiger aus. „Ich hab' ihn doch geſehn mit meinen leiblichen Augen, als ich draußen ging vor dem Fenſter. Er fuhr untern Tiſch wie 'ne Sternſchnuppe und iſt nun verſchwunden als 'n Rauch.“ —

„Ei bewahre! Deine Augen haben dich getäuſcht.“

„Na, na! Meine Augen ſind ſuperfein; aber getäuſcht hat mich der ſpitzfindige Herr Dokter. Er hat mich getäuſcht und geſchnäuzt um fünfhundert blanke, baare Thaler, die er hier jagt durch die Gurgel. Aber, ſo wahr ich heiße Moſes! ich ziehe den Flauſenmacher vor Gericht, und die hohe Obrigkeit läßt nicht mit ſich ſpielen Verſteckens.“ —

Moſes rannte, mit beiden Armen zornig rudernd, wieder zur Thür hinaus und ſtellte ſich auf der andern Seite der Straße auf die Lauer. Der Dichter, der das merkte, fand ſogleich, da es jetzt Abend ward, ein leichtes Mittel, dem Aufpaſſer die Ausſicht in die Weinſtube zu verbauen. Er befahl dem Aufwärter, Licht zu bringen und die Fenſterladen zu ſchließen. „Nachher auch ein Wörtchen mit Ihnen, Herr Windmüller!“ ſprach er patzig. Doch ehe noch Hermann den ihm zugeworfenen Fehdehandſchuh aufheben konnte, ſchoß dem ankommenden Lichte eine Fledermaus durch's offne Fenſter entgegen und ſtreifte bei des Dichters buſchigtem Backenbarte ſo hart vorbei, daß ſie ſich beinahe darin verfangen hätte. Mit einem Zetergeſchrei ſprang der Poet auf und ſchwor: er fürchte ſich vor nichts in der Welt, als vor dieſen geflügelten Teufeln. Haarſpalter und der Lichtbringer wollten ihn überreden, die

Fledermaus habe ſich wieder durchs Fenſter davon gemacht; er hingegen behauptete: ſie halte ſich noch irgendwo in der Stube verſteckt, und es ſey ihm, in beſtändiger Angſt vor ihr, nicht möglich, einen Augenblick länger da zu bleiben. Hiermit ſetzte er ſeinen Hut auf, beſchirmte mit beiden Händen den köſtlichen Backenbart und eilte fort.

Es war offenbarer Eigennutz, daß ihn der Magiſter nicht aufhielt. Mit freundlichen Augen betrachtete er die noch ziemlich volle gemeinſchaftliche Flaſche, die er von den beiden Abgeſchiedenen geerbt hatte. Er bezeigte auch nicht die geringſte Luſt, den Windmühlenſtreit fortzuſetzen und ſich den Genuß des Weines durch Gezänk zu verbittern. Aber indem er ein volles Glas zum Munde führte, ſtürzte eine ſehr kleine, ältliche Frau (deren ſchiefſitzende Haube bewies, daß die Toilette in der größten Uebereilung gemacht worden war) von der Straße herein auf ihn los. „Dacht' ich's doch,“ rief ſie, „daß der faule Schläks hier ſitzen und zechen würde! Und, bei meiner Seele! er hat eine ganze Flaſche vor ſich! Nee, das iſt zu arg! Er verſchlemmt in Einer Stunde mehr, als er die ganze Woche verdient. Marſch nach Haus und geſchrieben! Der Buchdrucker wartet auf Manuſcript.“ —

Der Magiſter ſprang gleich bei der Ankunft ſeines Hausteufels erſchrocken auf und ſuchte, ohne ſich mit einem Laut zu verantworten, Hut und Stock. Die Furie riß ihm den letztern aus der Hand und trieb ihn damit vor ſich her zur Thür hinaus. Es war ein ſpaßhaftes Schauſpiel, einen Rieſen, furchtſam gebückt, vor einer Zwergin fliehen zu ſehn. Hermann und der Oberſte lachten herzlich. Doch ſchnell kam das Weib zurück, warf ihnen einen ſtrafenden Blick zu, trank das eingeſchenkte Glas gierig aus, ergriff die Flaſche, ſteckte ſie unter die Enveloppe und flog mit dieſer Beute dem Ausreißer nach.

40.

Hermann und Agathe.

„Wir ſind heute recht zur glücklichen Stunde hierher gegangen;“ ſagte der Oberſte zu ſeinem Tiſchnachbar. „Man kann ſchwerlich auf dem Theater eine luſtigere Poſſe ſehn, als eben vor uns aufgeführt wurde.“

„Das iſt wahr!“ antwortete Hermann. „Aber die Sache hat auch eine ſehr ernſthafte Seite. — Iſt es nicht eine ſchändliche Frechheit, daß ſolche elende Wichte, die vor Juden, Fledermäuſen und Weibern zittern und laufen, auf dem geduldigen Papiere großſprechen, über Plan und Ausführung der Feldſchlachten dummdreiſt urtheilen und mit ihrer ſtumpfen Brodfeder ganzen Kriegsheeren das Brandmahl der Feigheit aufdrücken wollen?“ —

„Der ausgeartete, menſchenfeindliche Geiſt unſrer Zeit ſpricht und ſchreibt nicht anders;“ erwiederte Herr von Morlach. „Ich ſelbſt könnte mich dadurch äußerſt beleidigt fühlen, da ich noch vor Kurzem in der verunglimpften Armee als Oberſter diente; aber das Bewußtſeyn, meine Schuldigkeit gethan zu haben, und mehrere Wunden, die ich dabei erhielt, laſſen mich das gehaltloſe Geſchwätz und Geſchreibe ſolcher Libelliſten kaltblütig verachten. Bei dem allen freute mich's, daß Sie vorhin den drei Federfechtern die Spitze boten. Sie zeigten dadurch ein lebendiges Gefühl für Wahrheit und Recht, wie man es heutigen Tages bei den wenigſten jungen Männern findet. Ich wünſchte daher wohl, mein Herr, Ihre nähere Bekanntſchaft zu machen.“

„Ich bin ein Maler;“ ſagte Hermann: „mein Name iſt Brek.“

„Brek?“ — rief der Oberſte mit freundlicher Lebhaftigkeit. „Sie führen einen Namen, der mir lieb und werth iſt! Haben ſie vielleicht einen Bruder, der ſich vor ungefähr vier Jahren bei einem gewiſſen Herrn von Föhrwald in Hirſchfeld als Jäger aufhielt?“

„Der bin ich ſelbſt, mein Herr Oberſter!“

„Wie? Sie ſind der brave Mann, der damals ein junges Fräulein von Harand gegen die Angriffe eines unartigen Buben beſchützte?“ —

Hermanns Geſicht tauchte ſich gleichſam in Blut. Er bejahte die Frage mit einer ſtummen Kopfbeugung. Der Oberſte umarmte ihn und machte ihm bekannt, daß Agathe in ſeinem Hauſe wohne und daß er jene Begebenheit aus ihrem Munde gehört habe. Hierauf lud er den jungen Mann, dem immer neue Blutſtröme aus der klopfenden Bruſt in die Wangen ſchoſſen, zum Abendeſſen ein.

Wir haben bisher von Hermanns Liebe wenig oder gar nicht geſprochen; denn das Berichterſtatten von Gedanken und Empfindungen iſt ein undankbares Geſchäft, und es entſteht meiſtens daraus für den Leſer ein eben ſo trocknes Gericht, als wenn ſich die Neuigkeitslieferanten der Zeitſchriften über Concerte und Schauſpiele weit und breit auslaſſen, und in der langweiligſten Kunſtſprache die Leſewelt von Trillern, Takt und Minenſpiel zu unterhalten verſuchen. Aber hier iſt's nun an der Zeit, es mit drei Worten zu ſagen, daß Hermann Agathen über Alles liebte. Er brannte vor Sehnſucht, ſie zu ſehen, und dennoch zitterte er vor dieſer Zuſammenkunft und folgte dem Oberſten mit wankenden Knieen.

Agathe ſaß ruhig, in ein Buch vertieft, als Herr von

Morlach mit ſeinem Gaſte, auf deſſen Erſcheinung ſie nicht im mindeſten vorbereitet war, ankam und ihr ſogleich, bei Oeffnung der Thür, zurief: „Hier, Fräulein, bring' ich Ihnen einen alten, werthen Bekannten!“ Sie erhob ſich mit Beſtürzung, und Röthe und Bläſſe wechſelten wie fliegende Wolken auf ihrem Geſichte, als ſie den Fremdling erkannte. Von beiden Seiten begegneten ſich ſtumme Verbeugungen und fruchtloſe Verſuche, einander mit Worten zu begrüßen. Der Oberſte blieb eine Minute lang ein ſtiller Beobachter dieſes verrätheriſchen Auftritts; dann aber war er, man möchte faſt ſagen, ſo mitleidig, die jungen Leute von den Feſſeln ihrer Verlegenheit zu erlöſen und ein unbefangenes Geſpräch einzuleiten.

Hermann erzählte, von ihm dazu aufgefordert, während der Abendmahlzeit ſeine Lebens- und Reiſegeſchichte. Der Oberſte fand an des Jünglings Beſcheidenheit und rechtlicher Denkart, die aus allen ſeinen ungekünſtelten Worten hervorleuchteten, ein ſolches Gefallen, daß er beim Abſchiede, mit einem herzlichen Handdruck, zu ihm ſagte: „Ich betrachte Sie von nun an als meinen Hausfreund und bitte Sie, mich in Ihren Mußeſtunden ſo oft, als Sie von keiner angenehmern Geſellſchaft abgehalten werden, zu beſuchen.“

Von dieſem Paßport zur Geliebten machte Hermann einen ſehr mäßigen Gebrauch, ungeachtet ihn ſein Herz immer mahnte, ſich deſſen täglich zu bedienen. Auch dieſe Beherrſchung der Leidenſchaft gefiel dem Oberſten, und in jeder Rückſicht ſchien ihm Hermann, je länger er mit ihm umging, Agathens würdig. Daß auch ſie ihn liebte, war dem aufmerkſamen Menſchenkenner, der die unwillkührliche Mienenſprache der Empfindungen verſtand und richtig zu deuten wußte, kein Geheimniß geblieben. Darum beſchloß er, die Liebenden in ſofern glücklich zu machen, daß er ſie in den Stand ſetzte, ſich mit einander zu verbinden und anſtändig zu leben. Er wollte Agathen wie eine leibliche Tochter ausſtatten und ausſteuern, und zugleich das junge Paar zu ſeinen Univerſalerben einſetzen. Er beſaß ein anſehnliches Vermögen, und es waren bei ihm keine Notherben vorhanden, die auf ſeinen Nachlaß einen rechtmäßigen Anſpruch machen konnten. Sein nächſter und faſt einziger Verwandter war ein Bruder, der ſich ebenfalls in der Hauptſtadt aufhielt; aber der Oberſte lebte ſchon ſeit vielen Jahren mit ihm in Zwieſpalt, weil er ſich unedler Handlungen ſchuldig gemacht, und überdieß eine übel berüchtigte Perſon, eine der Verworfenſten ihres Geſchlechts, geheirathet hatte.

Nach ſchicklichen Einleitungen (die ſich, ohne Verluſt für den Leſer, mit Stillſchweigen übergehen laſſen) brachte der Oberſte Hermanns und Agathens ſtumme Liebe zur Sprache. Der Bund der Treue ward geſchloſſen, und die Verlobung unter ſechs Augen gefeiert.

Ungefähr um dieſe Zeit machte der Herr Kammerherr von Falkenhof, der Agathens Aufenthalt in der Stadt erfahren hatte, einen neuen Verſuch, ſich mit ihr in Verbindung zu ſetzen. Er drängte ſich, obgleich dem Oberſten fremd, aller Orten an ihn und ließ ſich durch die kälteſte Behandlung nicht abſchrecken, ihn eines Tages zu beſuchen. Allein das Fräulein verbarg ſich, und Herr von Morlach wog dem Kammerherrn die unentbehrlichſten Höflichkeitsworte ſo ſparſam zu, daß ihm, nach einer peinlichen Viertelſtunde, nichts übrig blieb, als ſich zu entfernen und alle weitere Annäherungen vor der Hand einzuſtellen.

Dem wackern Oberſten war es nun eine angenehme Sorge, Agathens Ausſtattung mit Geſchmack und Freigedigkeit zu bereiten. Aber das beſchloſſene Teſtament verſchob er, auf ſeine Geſundheit ſich verlaſſend, von einer Zeit zur andern. Wollte er auch bisweilen dazu Anſtalten treffen, ſo hintertrieb ſie auf mancherlei liſtige Weiſe ſein vertrauter Kammerdiener, den der lauernde Inteſtaterbe, Morlachs Bruder, zu dieſen Ränken angeſtiftet und beſtochen hatte. So ward der gute Wille des Oberſten, ohne daß er es ſelbſt ahnte, ſechs Monate lang von dieſer Kabale gefeſſelt.

Schon war einer der nächſten Tage zur ſtillen Hochzeitfeier beſtimmt, als Hermann eines Morgens durch einen von Agathen an ihn abgefertigten Boten die Schreckensnachricht erhielt: der Oberſte ſey in der vorigen Nacht von einem Schlagfluß befallen worden und befinde ſich in Lebensgefahr.

Beſtürzt eilte Hermann ins Haus ſeines väterlichen Freundes; aber im Vorzimmer vertrat ihm der Kammerdiener den Weg und ſagte, es werde, nach des Arztes Gebot, Niemand zu dem Kranken gelaſſen. Hermann, mit den geheimen Intriguen des alten Schalks bekannt, wollte dieſem Vorwande nicht weichen, und es erhob ſich darüber ein lauter Wortwechſel. Plötzlich flog eine Thür auf, und mit der gebieteriſchen Frage: „Was gibt's hier?" trat des Oberſten Bruder heraus. Der Kammerdiener beſchwerte ſich über Zudringlichkeit; Herr von Morlach ſchlug ſich auf ſeine Seite; Hermann mußte ſich, ſo überſtimmt, zurückziehen, und man antwortete ihm nicht einmal, als er fragte, in welchem Zuſtande ſich der Oberſte gegenwärtig befinde.

Um ſich davon zu unterrichten, ſuchte er den Hausarzt auf und hörte mit Entſetzen von Dieſem: der Kranke liege beſinnungslos in einem anhaltenden Todeskampfe und keine Arznei könne ihn retten.

Zwei Stunden darauf bekam Hermann von Agathen ein thränenfeuchtes Billet: „Unſer Freund iſt verſchieden, und ſchon beſtürmt man mich, das Haus zu räumen. Gott! wo ſoll ich hin?“

41.

Häusliches Künſtlerleben.

Welche ſchreckliche Lage! Einer Fülle des ſchönſten Glücks ſo nahe, und plötzlich zurückgeſchleudert in ein Labyrinth von Kummer und Noth! — Es erforderte wahrlich! eine feſte Bruſt, dieſen furchtbaren Schlag des Schickſals auszuhalten.

In den erſten Augenblicken vergaß Hermann ſich ſelbſt und Agathen; er trauerte und weinte nur um den edelherzigen Freund, den er verloren hatte. Doch er mußte dieſe Todtenfeier bald unterbrechen, um für Agathen zu ſorgen und ſie ſo ſchnell als möglich vor den Mißhandlungen der Habſucht und Tücke ſicher zu ſtellen.

Er ſann, wie er das ausführen wollte, und es ſchien ihm der beſte Weg, ſeine Freundin, Frau von Bablingen, darüber zu Rathe zu ziehen. Sie und ihr Gemahl (der auch nach ſeiner Rückkunft von der Reiſe Hermanns Freund geworden war) erſchracken über Morlachs Tod: aber einſtimmig erboten ſich beide ſogleich von ſelbſt, Agathen in ihr Haus aufzunehmen.

Wie froh war Hermann! Da er nur die Geliebte für jetzt unter den Schutz guter Menſchen zu bringen wußte, ſo bangte ihm nicht vor der Zukunft. Er war ſeiner

Kunſt ſo mächtig, daß er ein Paar genügſame Leute bequem damit ernähren konnte.

Frau von Bahlingen ließ zu Agathens Abholung ihren Wagen anſpannen. Hermann fuhr vor das Morlach'ſche Haus. Der Kammerdiener machte große Augen und fragte, was er hier ſuche. „Nichts von dem allen, was Ihr mir durch Argliſt entriſſen habt!“ war Hermanns Antwort. „Ich komme blos, um das Fräulein von Harand abzuholen und von der Leiche des edeln Oberſten Abſchied zu nehmen.“ —

„Das Fräulein ſteht unbedenklich zu Dienſten,“ ſagte der hämiſche Kammerdiener: „Aber wegen des letztern Verlangens muß zuvor bei dem gegenwärtigen Erbherrn angefragt werden.“ — Er betonte das Wort Erbherr ſehr ſtark, ging ins herrſchaftliche Zimmer und kam bald mit der Antwort zurück: es ſey erlaubt, die Leiche zu ſehen.

Hermann warf ſich vor dem Lager des Entſeelten nieder und bedeckte mit Thränen und Küſſen die ſtarre Hand, die nur von Liſt und Todesgewalt gehindert worden war, ihn durch einige Federzüge glücklich zu machen. Dann führte er Agathen in den Wagen, und fuhr hinweg, ohne des Hohngelächters, das ihm aus den Fenſtern nachſchallte, zu achten.

Frau von Bahlingen und Agathe gewannen einander ſehr lieb, und lebten vier Wochen lang wie zärtliche Schweſtern beiſammen. Fern davon hauſend, widmete Hermann die Tage ſeinem Kunſtfleiße, und freute ſich bei jedem Pinſelſtrich auf den Abend, der ihn zum kleinen, fröhlichen Kreiſe der Liebe und Freundſchaft rief.

Indeſſen war Frau von Bahlingen im Stillen geſchäftig, das vom Oberſten angefangene gute Werk einiger Maßen zu vollenden. Sie miethete eine freundliche Wohnung, verſah ſie mit den zierlichſten Hausgeräthen, führte die Verlobten dahin, und überreichte ihnen, zum Zeichen des Eigenthums, die Schlüſſel der Zimmer. „O, wie angenehm überraſchen Sie uns!“ ſagte Hermann. „Sie haben Alles, was uns zum ehelichen Leben noch fehlte, ſo umſichtig und ſorgfältig zuſammengebracht, daß ich mich in der That wundere, nicht auch ſchon einen Prieſter, zu unſerer Trauung bereit, hier zu finden.“ —

„Scherzen Sie nicht, es kann Ernſt daraus werden!“ antwortete Frau von Bahlingen, als eben ein Wagen am Hauſe vorfuhr. Agathe lief neugierig ans Fenſter. Der Hauptmann und ein Geiſtlicher ſtiegen aus. „Himmel! was bedeutet das?“ rief ſie, und eine brennende Glut beflog ihre Wangen. Hermann, der jetzt auch zum Fenſter ſprang und noch einen Zipfel des ſchwarzen Mantels ins Haus flattern ſah, fragte haſtig, wer komme. Frau von Bahlingen erklärte nun mit lachendem Munde den Verlobten, daß heute ihr Hochzeittag ſey. Sie erſchracken und wollten ihre Stimmen dagegen erheben; aber die Freundin legte, wie der Gott des Schweigens, den Zeigefinger auf den Mund und winkte mit den Augen nach dem Nebenzimmer, wo man eben den Hauptmann mit ſeinem ehrwürdigen Begleiter eintreten hörte. Da nun doch kein Entrinnen möglich war, bezwang Agathe ihre jungfräuliche Schüchternheit. Die Trauung ward vollzogen. Ein frohes Familienmahl beſchloß den heiligen Tag. Der Hauptmann und ſeine Gattin fuhren gegen Mitternacht nach Hauſe und ließen die Neuvermählten in Amors und Hymens Geſellſchaft zurück.

Jener, der oft ſchon am nächſten Morgen das Gebiet ſeines Bruders mit raſchen Flügeln verläßt, hielt bei unſern jungen Eheleuten ſtandhaft aus, miſchte für Hermann die Farben, zeichnete Agathen Blumen am Strickrahmen, und diente beiden ſogar als Koch ſo trefflich, daß ſie mit dem beſten Appetit ſpeiſeten, wenn er ihnen auch nur einen Eierkuchen auftrug. Frau von Bahlingen beſtrebte ſich oft, das dürftige Hausweſen der geliebten Malerfamilie zu bereichern; aber ſo fein auch immer die Art war, mit welcher ſie Geſchenke gleichſam einzuſchwärzen verſuchte, ſo gelang es ihr doch nie: denn Hermann war gegen dergleichen Partiererei ſtets wachſam, und beſtand mit rühmlichem Starrſinn darauf, ſich nicht weiter zu ſtrecken, als ſeine eigene Decke reichte. Ein durch Arbeit erworbener Biſſen Brod ſchmeckte ihm beſſer, als ein geſchenkter Faſan. Er wollte ſich auch überhaupt nicht noch tiefer in Verbindlichkeiten verwickeln und legte ſo oft als möglich etwas zurück, um der Frau von Bahlingen mit der Zeit ihre Auslage für die Einrichtung ſeiner kleinen Wirthſchaft wieder zu erſtatten.

Als er ungefähr ein halbes Jahr in einer höchſt glücklichen Ehe gelebt hatte, ward ſeine häusliche Ruhe geſtört. Er ging eines Tages in Geſchäften aus; Agathe blieb allein. Kaum war er fort, ſo hörte ſie am Vorhauſe klingeln. Vorſichtig öffnete ſie nur eine Spanne breit die Thür, um zu ſpähen, wer da ſey. Siehe, da ſtand zu ihrem Schrecken der Kammerherr Falkenhof und fragte mit der freundlichſten Höflichkeit, ob er das Vergnügen haben könne, Herrn Brok zu ſprechen. „Mein Mann iſt nicht zu Hauſe,“ ſagte ſie. Er wußte das ſehr gut; doch äuſſerte er viel Bedauern darüber. Der Fußboden brannte unter Agathens Füßen. Sie wünſchte nichts ſehnlicher, als daß ſich Falkenhof ſchnell wieder entfernen möchte. Er hingegen begann von Neuem: „Kennen mich meine Gnädige nicht mehr?“ — Agathe glaubte am beſten zu thun, wenn ſie Nein ſagte. „Ich weiß nicht, ob ich mich über dieſe Vergeſſenheit freuen oder betrüben ſoll;“ fuhr er fort. „Mein Name iſt Falkenhof. Ich war einſt im Garten zu Hirſchfeld ſo unglücklich, Sie zu beleidigen. Da ich aber, wie ich eben erfahre, ganz aus Ihrem Gedächtniſſe verſchwunden bin, ſo iſt mir dieß auf der andern Seite ein angenehmer Beweis, daß Ihr Zorn keine tiefe Wurzel geſchlagen hat. Dennoch möcht' ich mich gern über jenen verdrießlichen Vorfall bei Ihnen vollkommen rechtfertigen. Haben Sie die Gnade, mir nur fünf Minuten Gehör zu geben.“

„Nicht einen Augenblick!“ rief Agathe mit Heftigkeit aus, und zog ſich, ohne das Vorhaus zu verſchließen, in ihr Zimmer zurück.

Sie hatte keine Verfolgung zu fürchten. Die Vorhausthür war ſo eingerichtet, daß ſie mit der unbedeutenden Kraft, die ein entnervtes Hofmännchen gewöhnlich beſitzt, nicht weiter als eine Spanne breit aufgedrängt werden konnte. Ein künſtlicher eiſerner Riegel, dem ſich von außen nicht beikommen ließ, hielt ſie in dieſem Stande feſt, und gewährte den Vortheil, daß man die Perſon, welche die Klingel gezogen hatte, mit Muße betrachten konnte, ohne daß es ihr möglich war, im Augenblick der Thüröffnung gewaltſam einzudringen, wenn man ihr den nähern Zutritt verſagen wollte.

Dieſe Anſtalt (die einſam wohnenden Leuten als ein bewährtes Schutzmittel gegen ungeſtüme Bettler und Gauner zu empfehlen iſt) bemerkte der Kammerherr nicht. Er glaubte, die Thür werde bloß durch einen zufälligen Anſtoß gehindert, den Halbmond ihres gewöhnlichen Weges frei zu durchlaufen. In dieſem Wahn gab er ſich die größte Mühe, ſie durch Drücken und Stoßen in Gang zu bringen. Er zwängte endlich den Kopf durch die Oeffnung, um zu ſehen, wohin Agathe geſchwunden ſey, und ob ſie vielleicht noch hinter der Thüre lauſche. Unglückliche Neugier! Wie ein Droſſel in der Dohnenſchlinge gefangen, konnte er den eingeklemmten Kopf weder vorwärts noch rückwärts bewegen. Nach langen, vergeblichen Verſuchen, ſich in Freiheit zu ſetzen, rief er um Hülfe. Agathe kam, ſchlug es aber rund ab, ihn durch Lüftung des Schutzriegels zu erlöſen. „Gedulden Sie ſich, bis mein Mann kommt!“ ſagte ſie. „Ich bin allein und fürchte mich vor ähnlichen Unarten, wie ich in Hirſchfeld erdulden mußte.“ — So ſcheltend, verließ ſie ihn wieder.

Der Gefangene, der ſich um keinen Preis von dem Maler betreffen laſſen wollte, arbeitete nun noch ängſtlicher als zuvor an ſeiner Befreiung. Es gelang ihm zuletzt, ſich von dem Pranger loszumachen; doch ging es nicht ohne ſchmerzliche Quetſchungen ab, und er ließ bei der Flucht einen großen goldnen Ohrring zurück, der ſich durch die heftigen Reibungen geöffnet hatte und auf den Fußboden gefallen war. Agathe fand ihn, und entdeckte zugleich an der Thür und an der Pfoſte rothe Stellen, die ſie für Blut hielt; aber bei genauerer Beſichtigung war es — Schminke.

Hermann lachte und ärgerte ſich, als er bei ſeiner Heimkunft den Vorfall erfuhr. Er ſandte dem Kammerherrn die verlorne weibiſche Ohrenbaumel, in ein Handbriefchen eingeſiegelt, worin er ihm ſchrieb: „Ew. Hochwohlgeboren haben, im Kampf mit der Thür meines Vorhauſes, die Inlage verloren. — Iſt es, wie ich faſt zweifle, Ihr wahrer Ernſt, mich zu ſprechen, ſo ſichert Ihnen die Gewißheit, daß Sie mich von heut an acht Tage lang in den Frühſtunden zu Hauſe finden, einen freien Zugang zu mir.“

Falkenhof antwortete nicht und kam nicht. Das war zu erwarten.

Einige Wochen nachher wurde Hermann zu einer adeligen Familie (die der Angabe nach in einer fernen Gegend der Stadt wohnte, aber in der ganzen Welt nicht vorhanden war) in Kunſtgeſchäften berufen, und ihm Tag und Stunde, wenn er unfehlbar kommen ſollte, genau beſtimmt. Dieſe pünktliche Vorſchrift fiel ihm erſt auf, als er ſchon unter Weges war. Er roch Lunte und ging ſchnell zurück, um dem drohenden Schuß auszuweichen. Die Richtigkeit ſeiner Ahnung erwies ſich, ſobald er ſeine Schwelle wieder betrat. Schreiend rang Agathe auf dem Sopha mit einer weiblichen Geſtalt, die ſich, unter der Firma einer Modehändlerin, bei ihr eingeſchlichen hatte und ihr eben Küſſe und andere Liebkoſungen aufdringen wollte. Hermann (der mit einem bei ſich habenden Schlüſſel das Vorhaus leiſe geöffnet hatte) ging der verdächtigen Dame raſch zu Leibe, und ahnte ſogleich, den Kammerherrn Falkenhof, durch theatraliſche Toilettenkünſte in eine ältliche Matrone verwandelt, vor ſich zu haben. So verhielt ſich die Sache in der That; doch war er nicht völlig davon überzeugt, und es widerte ihn, eine Geſchlechtsunterſuchung anzuſtellen. Er begnügte ſich alſo, das verliebte Mannweib wie eine Tollhäuslerin zu behandeln und zur Thür hinauszuſtoßen. Falkenhof floh ſo eilig, daß er eine mit Modewaaren gefüllte pappene Schachtel, die ihm zum Trugzeichen ſeines angeblichen Standes gedient hatte, mitzunehmen vergaß. Hermann warf ſie ihm nach.

Des Kammerherrn Rachſucht veranſtaltete kurz darauf einen neuen ärgerlichen Auftritt. Ein lumpig gekleideter Kerl (von dem ſich aber Hermann erinnerte, daß er ihn oft in Falkenhofs Livree geſehen hatte) kam zu ihm und hatte einen häßlichen räudigen Hund bei ſich. „Hören Sie,“ ſprach er in einem brutalen Tone, „mein Herr, der Graf von Unſtern, läßt Ihnen ſagen, Sie ſollten ihm dieſen Hund abmalen. Er meinte: das Thier ſey freilich nicht ſchön, aber Ihre Pinſelkunſt ſey auch nicht weit her, und ſo paſſe das recht gut zuſammen.“

„Schurke!“ rief Hermann, ihn die Treppe hinab prügelnd: „Das iſt meine Antwort! Und wenn ſich dein mir wohlbekannter Herr, der ſich einen ſehr ominöſen Namen beigelegt hat, noch ein einziges Mal in meiner Wohnung ſehen läßt, ſo werd' ichs ihm eben ſo machen!“ —

„Das ſoll Euch theuer zu ſtehen kommen!“ keuchte der fliehende Lump.

Es war keine leere Drohung. Das erfuhr Hermann nach Jahren.

Doch auch jetzt noch ſetzte der Kammerherr, der ſonſt nichts zu thun hatte, den kleinen Krieg der Neckereien gegen ſeinen Zwillingsbruder unabläſſig fort, und warb dazu Bundesgenoſſen aus allen Ständen. Er wiegelte beſonders den jungen muthwilligen Adel der Hauptſtadt auf. Hermann durfte ſich mit ſeiner Gattin weder im Schauſpielhauſe, noch auf Promenaden ſehen laſſen. Ueberall verfolgte ihn freches Gehöhne. Sogar Straßenbuben wurden gedungen, ihm die Fenſter einzuwerfen.

Zu gleicher Zeit ſtanden auch andere Feinde gegen ihn auf. Es waren die Federhelden, die er im Weinhauſe beleidiget hatte. Eine öffentliche Gemäldeausſtellung, wozu er einige Bildniſſe lieferte, gab ihnen einen erwünſchten Anlaß, ſich an ihm zu reiben. Sie verſtanden zwar ſammt und ſonders nichts von der Malerei; doch da ſie jede Gelegenheit, mit ihren Kielen ein paar Groſchen zu erwerben, begierig ergriffen, ſo ließen ſie auch über jene Bilderſammlung kritiſche Flugblättchen in die Welt flattern. Es war nichts leichter als das. Sie ſchlichen Tag für Tag in den Zimmern der Gallerie herum, behorchten die Urtheile der Kenner, und ſchickten ſie in die Druckerei. Da aber an ſolchen Orten gewöhnlich nur das Lob laut ausgeſprochen, der Tadel hingegen verſchwiegen, und überhaupt viel geſchmeichelt und geheuchelt wird, ſo kam auf ſolche Weiſe manche Schülerarbeit zu der Ehre, von den horchenden Kritikaſtern hinterher am Schreibpulte bis in den Himmel erhoben zu werden. Nur Hermanns Gemälde wurden von ihnen in den Abgrund der Verdammniß geworfen, ungeachtet das unbefangene Publikum ſo rühmlich über ſie urtheilte, als ſie es wirklich verdienten. Bei dieſem Lobe waren die Krittler taub und gaben lieber Blößen ihrer Unwiſſenheit, als daß ſie dem verhaßten Künſtler Gerechtigkeit widerfahren ließen. Sie übten ſogar die kleinliche Bosheit, auf den mit ihm gehabten verjährten Streit in der Weinſtube anzuſpielen, und ſich dadurch als Verfaſſer ihrer anonymen Kritik vor ihm zu entlarven. In ſeinen Schildereien ſollte, nach ihrem Ausſpruche, bald ein ausgeſtreckter Arm und bald ein flatterndes Gewand den Flügeln einer Windmühle ähnlich ſehen, und ſie riethen daher dem Stümper wohlmeinend, ſeinen Pinſel, den er wider Minervens Willen handhabe, niederzulegen, und als ein ehrſamer Müller vom Winde zu leben.

Hermann lächelte über dieſe unverſtändige Rezenſion. Er erinnerte ſich dabei der Worte Bürger's:

> Wenn dich die Läſterzunge ſticht,
> So laß dir das zum Troſte ſagen:
> Die ſchlechteſten Früchte ſind es nicht,
> Woran die Weſpen nagen.

Aber er ſah doch bald, daß jene boshafte Krittelei auf die Blüthe ſeines Erwerbszweiges wie ein giftiger Mehlthau wirkte. Das ſchwache, wetterwendiſche Publikum glaubte den Läſterkielen mehr als ſeinen eigenen Augen, und hielt ihn, deſſen Bildniſſe bisher allgemein geſchätzt worden waren, nun mit Einem Male für einen armſeligen Gurkenmaler, weil ihn drei heimtückiſche Dummköpfe dafür erklärt hatten. Die ihm ertheilten Aufträge wurden von allen Seiten zurückgenommen; auf neue war nicht weiter zu rechnen. Seine Lage fing alſo an mißlich zu werden. Er mußte darauf denken, einen andern Wohnort zu wählen. Die Hauptſtadt war überhaupt für ihn ſchon dadurch reizlos geworden, daß Frau von Bablingen und ihr Gemahl ſie verlaſſen und ſich auf ihr Landgut, in der Gegend von Eibenburg, begeben hatten.

42.

Landleben.

Indem Hermann einſt mit Agathen rathſchlagte, wo ſie ſich anderwärts niederlaſſen wollten, brachte ihm der Poſtbote einen wichtigen Brief von ſeinem vormaligen Pflegevater, mit dem er in beſtändiger Correſpondenz ſtand.

„Mein lieber Sohn,“ ſchrieb der ehrwürdige Pfarrer, „ich erhalte eben jetzt eine theils traurige, theils erfreuliche Nachricht aus Hirſchfeld. Der Tod hat die Welt um ein Biederherz ärmer gemacht: unſer guter alter Gönner und Freund, Herr von Föhrwald, iſt vor einigen Wochen geſtorben. Ich beweine ihn aufrichtig, und auch deine Augen werden nicht trocken bleiben. Des braven Mannes Aſche verdient deine dankbare Verehrung um ſo mehr, da er dir in ſeinem letzten Willen zehntauſend Thaler ausgeſetzt hat. Dieſe Summe liegt innerhalb vierzehn Tagen zur Hebung bereit. Ich erwarte dazu deine Anordnung und Vollmacht.“ —

„O du edle Seele!“ rief Hermann aus, und wandte die naſſen Augen gen Himmel. „Du haſt ehrlich und in reichem Maße Wort gehalten! — Sieh, Agathe, das iſt der Brautſchatz, den du mir zubringſt! Ich hatte dich gegen Falkenhofs Brutalität vertheidigt; darüber gerieth Föhrwald mit deinem Vater in einen heftigen Streit; er ſollte mit Piſtolen ausgemacht werden; ich löſte den Knoten durch meinen ſchleunigen Abzug aus Hirſchfeld, und dieſes kleine Sühnopfer hat mir der Selige nun ſo überſchwänglich vergolten. Möchte nicht Falkenhof berſten vor Neid, wenn er hört, daß er ſelbſt uns zu dieſem Glücke verhalf? — Aber ſo geht's oft, daß der Verfolger eine Fallgrube gräbt, und über dieſe hernach wider ſeinen Willen eine goldne Brücke für den Verfolgten ſchlagen muß!“ —

„Eine wahre Rettungsbrücke für uns!“ ſagte Agathe. „Und wenn du meiner Meinung biſt, Hermann, ſo ſoll ſie uns aus dieſer feindſeligen Stadt hinweg in eine friedliche Landgegend tragen.“ —

„Ja, aufs Land, aufs Land!“ rief er aus. „Dahin trugen mich längſt meine Wünſche. Dort ärgert uns kein frecher Hofſchranz, kein hungriger Winkelkunſtrichter! Dort will ich meinen Pinſel gegen das Grabſcheit vertauſchen; und führ' ich es auch Anfangs nicht ganz geſchickt, ſo werde ich wenigſtens nicht darüber in gedruckten Wiſchen getadelt.“ —

Ein paar Tage nachher ward in den Zeitungen ein ihm angemeſſenes, zehn Meilen entlegenes Landgut zum Verkauf ausgeboten. Er beſprach ſich mit dem Beſitzer, der in der Reſidenz wohnte. Die Bedingungen waren billig. Als der Eigenthümer vollends hörte, daß er den Kaufſchilling ſogleich baar erhalten könne, da ließ er von ſeiner Forderung noch ein Beträchtliches nach, und erklärte ſich auch bereit, die Koſten der Beaugenſcheinigung zu tragen. Die Reiſe ward unverzüglich gemacht. Hermann, der in der Landwirthſchaft kein Neuling war, fand die Felder und Wieſen des Gutes im beſten Stande und die Lage des Ganzen ſehr anmuthig. Es war ein anſehnlicher, von Frohnen und andern Dienſtbarkeiten entbundener Freihof. Das dazu gehörige nette Gebäude war die Hauptzierde eines freundlichen Dorfes, das ein guter Schlag Menſchen bewohnte.

Der Kauf ward geſchloſſen. Das Geld aus Hirſchfeld kam an. Hermann bezahlte ſein Gut und behielt noch tauſend Thaler übrig. Nun wurden ihm und Agathen die Mauern der Stadt zu enge. Sie bezogen ohne Aufenthalt ihr ländliches Sorgenfrei. Die erſte Anſtalt, die ſie dort machten, war ein Denkmal der Dankbarkeit, das ſie in der Mitte eines kleinen Luſtgartens, der ans Wohnhaus ſtieß, ihrem Wohlthäter Föhrwald errichten ließen.

Gemeiniglich ſind diejenigen Menſchen die glücklichſten, deren Leben ſtill, wie ein Wieſenbach, und ſo einförmig dahin fließt, daß ſelbſt die ſpürnaſigſten Nachbarinnen ſich nichts von ihnen zu erzählen wiſſen. So lebten Hermann und Agathe. Nur ihr Einzug und die Taufe eines Sohnes, deſſen Geburt bald nachher ihr häusliches Glück erhöhte, machten einiges Aufſehen im Dorfe. Uebrigens gab es in einem Zeitraume von zwei Jahren wenig von ihnen zu ſprechen. Sie führten, da ſie beide auf dem Land erzogen waren, ihre Feld- und Hauswirthſchaft ohne Fehler und Mißgriffe, durch die ſie ſich bei den Landleuten (die den Städter, der Ackerbau zu treiben beginnt, ſcharf beobachten) hätten lächerlich machen können. Daß Hermann nicht ſelbſt pflügte, ſiel nicht auf; das war man von den Freihofsbeſitzern ſchon gewohnt. Andern Arbeiten unterzog er ſich aber mit einer Gewandtheit, die oft das ganze Dorf in Verwunderung ſetzte. Es war zum Beiſpiel eine Luſt, ihn in der Erndte Garben binden zu ſehn. Auch Agathe ſchämte ſich nicht, ihren Flachs zu jäten und mit dem Rechen auf der Schulter ihren Mann zur Heuerndte zu begleiten.

Doch iſt es hier weder Zeit noch Raum, ein vollſtändiges Idyllengemälde aufzuſtellen. Nur noch ein Wort vom Winter, der gemeiniglich zu den auf's Land verſchlagenen Städtern als ein langweiliger, gähnender Gaſt, mit bleiernen Füßen ins Haus tritt. Freundlicher, und ohne ein Gefolge träger Stunden, erſchien er unſerm arkadiſchen Paare. Die Tage verflogen unter Geſchäften im Innern des Hausweſens, und für Abendzeitvertreib ſorgte der nachbarliche Freund, der Pfarrer, ein heitrer, jovialiſcher Mann, den ſein gutes Geſchick mit einer eben ſo frohſinnigen Gattin beglückt hatte. Er war in der geſelligen Unterhaltung ein wahrer Proteus. Er ſpielte Klavier, deklamirte vortrefflich, erzählte ſelbſterfundene witzige Mährchen, war in Räthſeln und Charaden ein Meiſter, und machte über jeden luſtigen Vorfall, der ſich im Dorfe begab, einen Schwank in Hans Sachſens Manier, um ſeine Freunde damit zu ergötzen. Bei dieſen abwechſelnden Vergnügungen überraſchte des Nachtwächters Horn die lachende Geſellſchaft immer zu ſchnell, und ſie trennte ſich nie ohne das freudige Verſprechen, den folgenden Abend wieder zuſammenzukommen.

Dieſe kleinen, unzechigen Kränzchen fanden auch im Sommer Statt; nur mit dem Unterſchiede, daß dann Hermanns ſchattiger Garten der beſtändige Sammelplatz war, und daß die Frau Pfarrerin, wenn die Reihe der Bewirthung ſie traf, einen gefüllten Speiſekorb aus ihrer Wohnung mitbrachte. Hermann erklärte das anfangs als eine Verletzung ſeiner Territorialrechte. „Das Befugniß der Gaſtfreiheit,“ ſprach er, „ſteht mir auf meinem Grund und Boden allein zu.“ Aber der Pfarrer, ein erklärter Feind der Schmarotzerei, beſtand darauf, jene Gebietseingriffe fortzuſetzen, und Hermann mußte nachgeben, wenn er nicht einen Tag um den andern zwiſchen zwei unbeſchatteten Kohlbeeten tafeln wollte, das war des guten Pfarrers ganzer Gartenbezirk, den er bisweilen, ſich ſelbſt damit aufziehend, ſein **Wörlitz** nannte.

Doch ach! dieſe ſchuldloſen Freuden nahmen ein betrübtes Ende. Einem frohen Abend folgte eine ſchreckliche Nacht! —

Tages vorher drang ein Menſch, der das Anſehen eines betrunkenen Landſtreichers hatte, in Hermanns Wohnſtube und forderte mit einem trotzigen, befehlenden Tone einen Zehrpfennig. Hermann ſtutzte, ungeachtet ihm dergleichen Beſuche nichts Seltnes waren. Die Stimme klang ihm bekannt. Ein langer Bart, Schmutz und Pflaſter entſtellten des Bettlers Geſicht, und dennoch ſtach unter dieſer Maſke der Bube hervor, der zwei Jahre vorher einen räudigen Hund zum Porträtiren vorführte. Hermann war einen Augenblick unſchlüſſig, ob er ihn, als einen ſo ſchlechten Bekannten, anreden wollte; doch, um ſich mit dem Schuft in keinen ärgerlichen Streit einzulaſſen, reichte er ihm ſchweigend doppelt ſo viel, als er andern Bettlern zu geben pflegte.

„Ich brauche fünf Thaler!“ rief der Vagabund mit gebieteriſcher Stimme, und warf ihm die erhaltene Münze vor die Füße.

Hermann ermahnte den Unverſchämten, ſeines Weges zu gehen, oder man werde ihn durch die Dorfgerichten aufgreifen laſſen. „Ho! ho!“ lachte der Grobian; „die hohen Magiſtratsperſonen pflügen und ſäen weit von hier auf dem Felde: die erwiſchen mich nicht. Alſo nur her mit den fünf Thalern!“ — Er blickte bei dieſen Worten ſcharf auf das Schreibpult, und that ein paar raſche Schritte nach demſelben hin, als ob er ſich das Sümmchen ſelbſt auszahlen wollte. Hermann griff an die Wand nach einer Piſtole. „Nur gnädig!“ ſagte der Bettler gelaſſen, und zog ſich an die Stubenthür zurück. Da blieb er ſtehen und fragte: „Wollen Sie einen rothen Hahn kaufen?“ — „Nein!“ antwortete Hermann. „Nun, ſo ſollen Sie ihn umſonſt haben!“ brummte der Kerl zwiſchen den Zähnen und ging fort.

Hermann verſtand die mordbrenneriſche Drohung nicht. Er ſah den Bettler zum Dorfe hinaus eilen, dachte dann nicht weiter an die Sache, erinnerte ſich ihrer nicht einmal in der Abendgeſellſchaft, und legte ſich ſorgenfrei zu Bett.

Eine Stunde nach Mitternacht weckten ihn gewaltige Schläge an ſeine Hauspforte. Er fuhr empor. Sein Zimmer war erleuchtet, als brennten alle Wände. Agathe, die zugleich erwachte, ſprang mit einem Angſtgeſchrei nach der Thür, ſank aber dort ohne Bewußtſeyn zu Boden. Er trug ſie in den Hof, kehrte zurück, riß ſein Kind aus dem Bette, und floh mit ihm vor den einbrechenden Flammen. Die Glut wüthete mit unbezwinglicher Macht. Sie ſpottete gleichſam der ſchwachen Waſſerſtröme, womit man ihr Einhalt thun wollte. Ihr fürchterlicher Andrang ließ keinen Verſuch, etwas zu retten, gelingen. Nur die kleine

Heerde der Hausthiere entriß Hermann mit einiger Lebensgefahr den Flammen; und er dachte dabei nicht an ihren Geldwerth, ſondern handelte blos als Mann von Gefühl. Dieſe gutmüthige That war kaum glücklich vollführt, da ſtürzten hinter ihm Dach und Mauern ein, und nach wenigen Stunden war die Wohnung des Friedens und der Glückſeligkeit in einen glühenden Schutthaufen verwandelt. Alle andere Häuſer umher blieben verſchont.

43.

Die Reiſe in die Heimath.

Indem noch das Feuer ſeinen Raub verzehrte, entſtand unter den wohlhabenden Einwohnern des Dorfes ein Wettſtreit der Menſchenliebe. Sie drängten ſich zu Hermann und boten ihm Wohnung und jede nur mögliche Hülfe. Aber der Pfarrer war ihnen zuvorgekommen, hatte ſchon Agathen und ihr Söhnchen zu ſeiner Gattin gebracht, führte dann auch ſeinen Freund, der noch das Feuer wie ein gleichgültiges Schauſpiel anſtarrte, von der Brandſtätte hinweg, und ſprach ihm unterwegs kräftige Worte des Troſtes zu. „Lieber Paſtor,“ antwortete Hermann, „ich habe viel verloren, nur die Faſſung nicht. Es iſt ja nicht das erſte Mal, daß mich das untreue Glück von einem Freudengipfel hinabſtürzt. Ich betrachte ſeine Gaben nur als Darlehne, die man ohne Murren zurückgeben muß, wenn ſie aufgekündiget werden.“ —

Indeſſen war der Tag angebrochen. Man ſetzte ſich im Pfarrhauſe zum Frühſtück und rieth hin und her, wie das Feuer entſtanden ſeyn könnte. „Eine verruchte Hand hat es angelegt; das iſt gewiß!“ ſagte der Pfarrer. „Ich kenne nur im ganzen Dorfe keinen Menſchen, dem ich dieſe Gräuelthat zutrauen möchte.“ — Jetzt erinnerte ſich Hermann des Bettlers und erzählte den Auftritt. „Himmel!“ rief der Pfarrer, „wie konnten Sie nach dieſer Begebenheit ſo ruhig ſeyn! Wiſſen Sie denn nicht, daß der rothe Hahn in der Kunſtſprache der Mordbrenner Feueranlegen bedeutet?“

Er eilte, ohne Hermanns Bekenntniß ſeiner Unwiſſenheit abzuwarten, zum Dorfrichter, und forderte ihn zur Verfolgung des Brandſtifters auf. Mehrere Bauern ſetzten ſich in dieſer Abſicht zu Pferde; doch keiner fand den Verbrecher, in deſſen Perſon ſich Hermann weder jetzt, noch damals, als er das Hundeporträt beſtellte, geirrt hatte. Er war wirklich in Falkenhofs Dienſten geweſen und erſt einige Monate vor Anlegung des Feuers verabſchiedet worden, weil ſich der Kammerherr nun in ſo zerrütteten Umſtänden befand, daß er keinen Diener mehr unterhalten konnte. Er hatte ſich durch die tollſte Verſchwendung völlig zu Grunde gerichtet, und ſich durch ein ehrloſes Leben in einen ſo übeln Ruf gebracht, daß ſogar keine andre Herrſchaft den vieljährigen Vertrauten und Gehülfen ſeiner Ausſchweifungen in Dienſte nehmen wollte, weil Sittlichkeit und Ordnung nicht von ihm zu erwarten waren. Er verließ als Bettler die Hauptſtadt, erfuhr in der Gegend, wo er ſich herumtrieb, Hermanns Aufenthalt, und faßte den Vorſatz, ihn zu beſtehlen. Die Piſtolen an der Wand ſchreckten ihn davon ab; doch auf der Stelle fiel ihm nun ein, wegen der einſt empfangenen Schläge durch Feueranlegung Rache zu nehmen, und er that es, nachdem er ſich bis zum Einbruch der Nacht in einem Wäldchen vor dem Dorfe verborgen hatte. Alles das geſtand er in der Folge ſelbſt.

Das halbe Dorf jagte ihm noch in den Morgenſtunden nach, als Hermann und Agathe die dampfenden Ruinen ihres Wohnhauſes beſuchten. Die junge Frau brach bei dieſem grauſen Anblick in Thränen und Klagen aus. „Weine nicht, Beſte!“ ſprach er, und hob den Knaben aus ihren Armen empor: „Siehe, wir haben unſer Liebſtes gerettet; Alles andre läßt ſich erſetzen, und ich hoffe, wir werden noch viel glückliche Jahre mit einander verleben.“

Plötzlich ſprengte ein Poſtreiter daher. „Sie ſind, wie ich höre, Herr Brok,“ ſprach er. „Ich habe einen Brief an Sie abzugeben.“ Er that es, wandte ſein Pferd und galoppirte zurück.

Staunend erkannte Hermann die Handſchrift ſeines Pflegevaters und las: „Mein Sohn, reiſe unverzüglich nach Eibenburg und melde dich den zwölften dieſes Monats in den Vormittagsſtunden bei dem Beſitzer des Schloſſes, Herrn von Falkenhof, dem Vater. Grüble nicht über dieſen Ruf, folg' ihm mit Vertrauen auf mich, es wird dich nicht reuen.“ —

„Was denkſt du von dieſem Räthſel?“ fragte Hermann Agathen, als er ihr den Brief vorgeleſen hatte.

„Ich bitte dich, reiſe nicht!“ ſagte ſie. „Der Kammerherr Falkenhof iſt unſer Feind und mißbraucht wahrſcheinlich ſeines Vaters Namen, um dich in eine Falle zu locken.“

Hermann widerſprach. Er kenne, ſagt' er, ſeines Pflegevaters Handſchrift zu genau, und es ſey nicht möglich, daß dieſer brave Mann an einem boshaften Anſchlage gegen ihn Theil nehmen könne.

Kurz, er entſchloß und rüſtete ſich zur Reiſe. Es war keine Zeit zu verlieren. Er mußte, da ſein Geldvorrath und ſeine Garderobe verbrannt waren, eine Summe vom Pfarrer entlehnen, um ſich in der Hauptſtadt, durch die ihn der Weg führte, Kleider zu kaufen. Agathe bat ihn, ſich dort auch mit Piſtolen und einem Degen zu verſehen. Er verſprach's und hielt Wort, ungeachtet er nicht beſorgte, dieſer Waffen zu bedürfen.

Spät am Abend vor dem beſtimmten Tage kam er in Eibenburg an. Er trat im Wirthshauſe ab. Es lag kaum hundert Schritte vom Schloſſe. Er war nicht gewohnt, ſich mit Gaſtwirthen in ausforſchende Geſpräche einzulaſſen; doch erfuhr er zufällig, daß Herr von Falkenhof des folgenden Tages ſeinen ſiebzigſten Geburtstag feiere und daß ſein Sohn, der Kammerherr, vor wenigen Stunden aus der Reſidenz eingetroffen ſey.

44.

Die Räuber.

Der Reiſende ging zu Bett. Das Lager war hart und ſein Geiſt unruhig; er konnte nicht ſchlafen. Grabſtille herrſchte durch's Dorf. Aber zwei Stunden nach Mitternacht hörte er ein nahes Getöſe, als würde eine Thür mit behutſamer Gewalt erbrochen. Er ſprang auf und ſah bei Mondlicht, daß zwei lange, in Mäntel verhüllte Geſtalten vor der Schloßpforte herumſtrichen. Das ſind Räuber, dacht' er, und ſchnell warf er ſich in Kleider, weckte den Wirth und beſchwor ihn, ſich mit ſeinen Leuten zu bewaffnen. Das geſchah. Er ließ indeſſen das Schloß nicht aus dem Geſichte. Plötzlich klirrten dort zerſchlagene Fenſter, und eine Stimme rief: „Zu Hülfe! zu Hülfe!“ Er ſtürzte fort. Die Männer vor dem Schloſſe zogen ihre Säbel, als er gegen ſie anrannte. Er feuerte eine blindgeladene Piſtole auf ſie ab. Sie ergriffen die Flucht.

Er eilte nun ins Schloß und drängte den Wirth, der eine Laterne trug, als Wegweiſer vor ſich her. Ein Mordgeſchrei ſchallte ihm aus einem Zimmer entgegen. Er ſprengte die Thür. Ein Greis und eine bejahrte Dame lagen gebunden auf dem Fußboden; zwei Räuber ſtanden mit bloßen Degen vor ihnen. Es kam ohne Wortwechſel zu einem Gefechte. Hermann empfing eine leichte Wunde; doch ſein kräftiger Gegenhieb lähmte den einen Räuber, daß er den Degen fallen ließ; den andern machte der Gaſtwirth und ſein Gefolge wehrlos. Indeſſen hatte der Piſtolenſchuß mehrere Nachbarn herbeigerufen. Die Entwaffneten wurden mit denſelben Stricken gebunden, die ſie dem Edelmann und ſeiner Gemahlin angelegt hatten. Alles übrige Raubgeſindel war entflohen. Man fand, als man das Schloß durchſuchte, einen alten Bedienten und ein Dienſtmädchen geknebelt; aber frei und ledig traf man im heimlichen Gemache — den Kammerherrn, der ſich beim erſten Lärm dahin geflüchtet und ſeine hochbetagten Eltern ihrem Schickſal überlaſſen hatte. „Iſt der Weg wieder rein?“ ſprach er mit einer lächelnden Miene. Als er aber jetzt Hermannen erblickte, verfinſterte ſich ſein Geſicht, und er fragte ſtolz: „Was machen Sie hier?“ — „Ich werde davon Ihrem Herrn Vater Rechenſchaft geben;“ antwortete Hermann mit Gelaſſenheit. Der Kammerherr kehrte ihm den Rücken, ging in ſein Zimmer und legte ſich wieder zu Bett.

Unter der Zeit hatte Falkenhof, der Vater, die Umſtände ſeiner Rettung von dem Gaſtwirth erfahren, und befohlen, daß der Fremdling (deſſen Namen der Wirth nicht wußte) zu ihm gerufen werde. Hermann kam. Der Greis und ſeine Gattin waren allein. „Ich höre,“ redete Jener ihn an, „daß Sie unſer Schutzengel geweſen ſind. Mit wem habe ich das Vergnügen zu ſprechen?"

„Ich bin Hermann Brok, der ſich heute bei Ihnen einfinden ſollte."

„Gott!" rief der Alte, und Freudenſchauer durchbebten ihn: „Gott! iſt's möglich? — Du biſt mein Sohn! — Mutter, es iſt unſer Sohn!" Sie ſtürzte herzu. Beide umarmten ihn ſchluchzend. Es war eine heilige Minute, die jeder Verſuch, ſie zu beſchreiben, entweihen würde.

Hermann, dem dieß alles wie ein ſchöner Traum vorkam, erfuhr nun aus des Vaters Munde das Geheimniß ſeiner Geburt. Wie erſtaunte er, da ihm ſein abgeſagteſter Feind als ſein Zwillingsbruder bekannt wurde! — „Lieber Sohn," ſagte der Vater, „vergib mir, daß ich mich bis jetzt vor dir verbarg! Ich habe durch die vielen Jammerſtunden, die mir Florentin machte, für dieſen Sonderlingsſtreich hart gebüßt und büße noch." —

Hermann mußte nun die Begegniſſe ſeines Lebens ausführlich erzählen, ungeachtet Doktor Wigmund von Zeit zu Zeit bei dem Pfarrer Brok darüber Nachrichten eingezogen und ſie nach Eibenburg befördert hatte. Daher wußten es die Eltern auch ſchon, daß die Brüder zu verſchiedenen Malen mit einander in Streit gerathen waren.

Während dieſer vertraulichen Geſpräche ſchlief der Kammerherr noch ſechs bis ſieben Stunden. Endlich erſchien er, um zu frühſtücken. „Was will der Menſch hier?" fragte er mit großen Augen, als er Hermannen in der Mitte ſeiner Eltern fand. „Umarme ihn!" ſagte der Vater. „Er iſt dein Bruder und hat in der vorigen ſchrecklichen Nacht mein Leben gerettet." — Der Kammerherr lachte wie unſinnig. „Mein Bruder? — Du ſpaſſeſt, Väterchen!" — „Mit nichten, Florentin!" verſetzte der Greis.

„Er iſt wirklich dein Zwillingsbruder, den ich wenige Stunden nach Eurer Geburt fremden Händen überlieferte und bald nachher für todt ausgab. Das weiß deine Mutter, das weiß Doktor Wigmund, das bezeugen dieſe Schriften.“ — Er legte ihm einen Stoß Papiere vor. Bleich und ſtumm blätterte Florentin einige Minuten darin, warf ſie dann dem Vater wieder zu und ſagte hitzig: „Das ſind Tollheiten! Ich ſoll mir einen Menſchen, der als Domeſtik gedient hat, zum Bruder aufſchwatzen laſſen und einſt mein Erbe mit ihm theilen?“ — „O ſprich nicht vom Erbe!“ ſeufzte der Vater. „Deine Verſchwendung hat Vorernte gehalten; es iſt nicht mehr der Mühe werth, meinen Tod zu wünſchen. Ich beſaß zwei treffliche Güter; ich freute mich, ſie unter euch Brüder zu theilen: aber du haſt ſo übel gewirthſchaftet, daß ich ſchon längſt das eine verkaufen mußte und von dem andern nur noch den Scheinbeſitz ſo lange habe, als mich meine Gläubiger darin dulden. — Hier ſteh' ich mit leeren Händen vor dem beſſern Sohne und zittre vor ſeinen Vorwürfen, daß ich ſein Erbtheil von dem ſchlechtern verpraſſen ließ.“ —

„O, mein Vater!“ rief Hermann, ihm um den Hals fallend. „Ich begehre nichts, ich bedarf nichts, als Ihre Liebe.“ —

Unter dieſer Herzensergießung ſtrotzte Florentin mit zornigem Geräuſch aus dem Zimmer. „Was er tobt, der Trotzige!“ ſagte der Vater. „O wie verkehrt fiel das Loos, das ihm Ueberfluß und dir Mangel zutheilte!“ — Bald darauf hörte man eines Pferdes Galopp im Hofe. Der Greis ging ans Fenſter. „Da jagt er mit meinem letzten Pferde fort!“ ſprach er. „Er hat mir ſchon nach und nach ein Dutzend zu Schanden geritten, und ſcheint nun auch dieſem armen Thiere den Untergang geſchworen zu haben.“

Jetzt meldete der Gerichtshalter: einer der gefangenen Räuber habe, nach eigener Ausſage, noch vor Kurzem in des Kammerherrn Dienſten geſtanden und daher des Schloſſes Gelegenheit gekannt. Hermann muthmaßte ſogleich, daß es eben derſelbe ſey, der bei ihm Feuer angelegt hatte. Das beſtätigte ſich, als ihm der Gefangene in der Gerichtsſtube vorgeſtellt wurde. Er wollte Anfangs, ungeachtet man viel Schwefel bei ihm gefunden hatte, die Brandſtiftung läugnen; doch, in Widerſprüche verwickelt, geſtand er endlich dieſes Verbrechen.

45.

Nemeſis.

Nun folgten angenehmere Scenen. Es kamen zwei Wagen mit eingeladenen Gäſten an. Einer brachte den Pfarrer Brok und den Doktor Wigmund; der andere den Hauptmann von Bablingen und ſeine Gattin. Welcher Jubel! Die Letztern, die es noch nicht wußten, daß Hermann ein geborener Falkenhof war, hörten dieſe Neuigkeit mit freudigem Erſtaunen.

Die Tafel war gedeckt. Florentins Rückkunft ward vergebens erwartet. Man mußte ſich ohne ihn zum Mittagsmahle ſetzen.

„Nun ſehen Sie, Doktor!“ ſagte Herr von Falkenhof: „wir haben meinen ſiebzigſten Geburtstag erlebt. Aber vor dreißig Jahren glaubt’ ich nicht, daß mein Experiment, vor welchem Sie mich prophetiſch warnten, auf Florentins Seite ſo übel ausſchlagen würde. Ja, Doktor, es gibt eine Nemeſis! Sie beſtrafte meine Thorheit, daß ich, ohne von der Natur dazu geſchaffen zu ſeyn, den Sonderling ſpielte, und mich beſonders in einer ſo wichtigen Sache als Querkopf benahm. — Würde dieſe Geſchichte in einem Roman erzählt, man erklärte ſie ohne Zweifel für eine unnatürliche Erfindung.“ —

„O nein, Herr von Falkenhof!“ antwortete Wigmund, „Sie haben ſogar in der Wirklichkeit Ihres Gleichen. Ich will Ihnen nur zwei berühmte Namen nennen, die mir eben beifallen. Rouſſeau, der durch ſeinen Emil eine Umſchaffung des Erziehungsweſens bewirken wollte, ſchickte ſeine Kinder ins Findelhaus, und Frau von Genlis, die Verfaſſerin vieler pädagogiſchen Schriften, ließ ihre zwei Töchter als vorgebliche Waiſen in London erziehen.“

Die Tiſchgeſpräche gewannen bei jedem Glaſe Wein an Heiterkeit. Man ſtand vergnügt von der Tafel auf. Jetzt ſprengte Florentin wie ein Raſender in den Hof. Das keuchende, ſchaumbedeckte Roß ſtürzte an der Treppe unter ihm zuſammen. Er kam aus einer zwei Meilen entfernten Stadt, wo er einen Rechtsgelehrten um Rath gefragt und ſich zugleich halb von Sinnen getrunken hatte. „Vater!“ ſchrie er, in den Saal ſtürmend, „ſchaffen Sie dieſen Baſtard hinweg, oder es geſchieht ein Mord!“ — Der Greis bebte zurück. „Sohn, du biſt ſchrecklich!“ ſprach er. „An mir geht in Erfüllung, was die Bibel ſagt: Zärtle mit deinem Kinde, ſo wirſt du dich einſt vor ihm fürchten müſſen!“ —

Bahlingen und die übrigen Männer ſtellten ſich wie eine Schutzmauer vor den zitternden Alten, und Hermann umſchloß ihn mit beiden Armen. „Ich beſchwöre Sie, Vater,“ rief er aus, „treten Sie meinem Bruder alles ab, was Sie noch beſitzen, und beſchließen Sie mit meiner

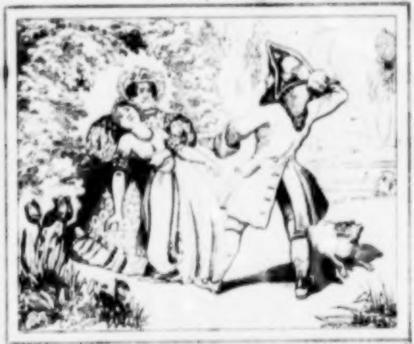
Mutter Ihre Tage bei mir! Mein ſchuldenfreies Gütchen gewährt uns Nahrung und Frieden.“ —

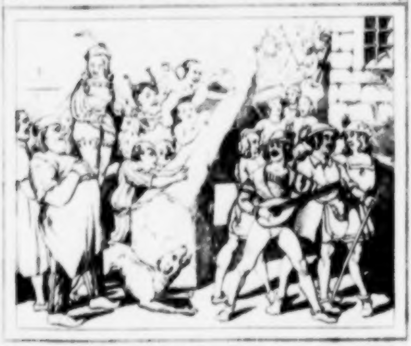
„Ja, Hermann, wir ziehen mit dir!“ ſagte der Greis. „Du, Florentin, biſt von dieſem Augenblick an hier gebietender Herr! Erlaube nur mir und deiner Mutter, uns noch eine einzige Nacht in dieſen Mauern aufzuhalten.“ —

Mit ſtummer Verſtocktheit entfernte ſich der Kammerherr, blieb den ganzen übrigen Tag unſichtbar, und ging am folgenden Morgen ſehr früh auf die Jagd, um dem Abſchiede von ſeinen Aeltern auszuweichen.

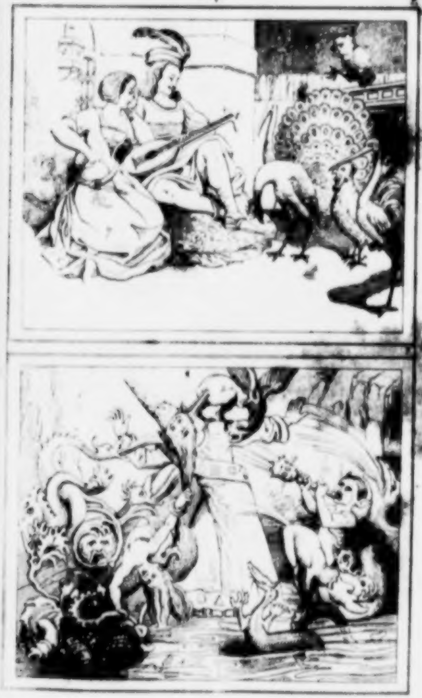
Hermann führte ſie im Triumph zu ſeiner Gattin, die mit ihm noch bis dieſe Stunde wetteifert, das greiſe Paar gleichſam auf den Händen zu tragen. Vater Falkenhof kam übrigens nicht mit ganz leerer Hand. Er hatte längſt für ſeinen guten Sohn einige tauſend Thaler bei Seite gelegt, und erbaute damit auf der Brandſtelle ein bequemes Haus, in welchem nun Liebe und Zufriedenheit wohnen.

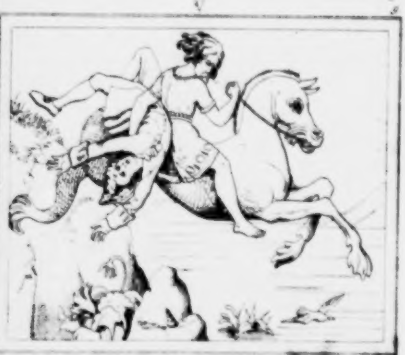
Florentin ward bald von den Gläubigern aus ſeiner Reſidenz vertrieben. Seitdem abenteuert er unſtät in der Welt umher, und nährt ſich abwechſelnd vom Spiele, von Gaunereien und — Bettelbriefen.

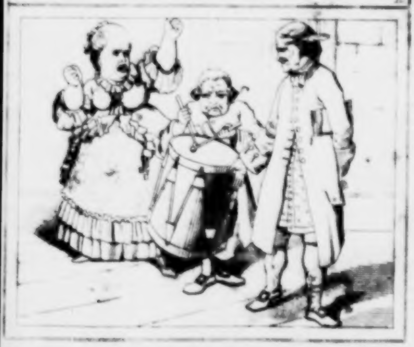




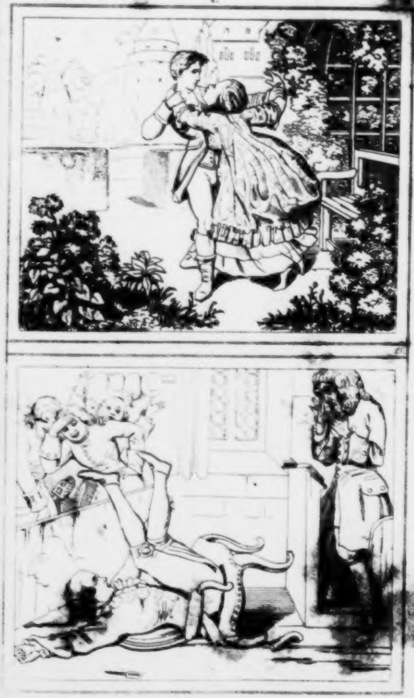
V



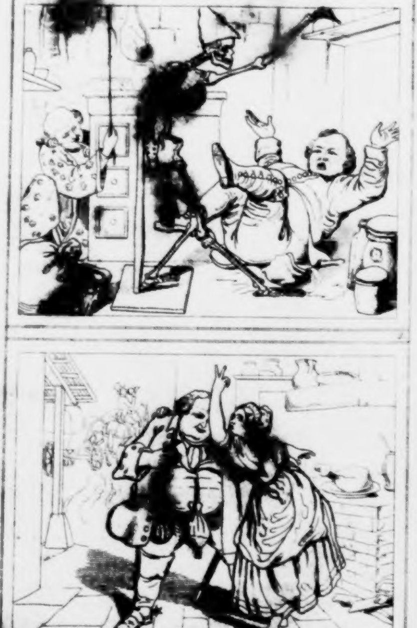




V.



VI



A. F. E. Langbein's

ſämmtliche Schriften.

Zweite verbeſſerte Auflage.

Sechster Band

enthält:

Thomas von Pampel. — Unterhaltungen für müßige Stunden.

Stuttgart:
J. Scheible's Buchhandlung.
1841.

Thomas von Pampel,

genannt

Kellerwurm.

Geſchrieben 1806.

Erſtes Kapitel.

Umriß des Helden.

„Halt, Kutſcher! — Poß Wetter! ſo halt doch, du tauber Eſel!“ — rief Junker Thoms, als er in der Vorſtadt nah am Thore eines Bäckerladens anſichtig wurde, wornach er ſchon lange ſeine Augen vergebens auf Kundſchaft ausgeſandt hatte. Der Pferdelenker, den die dicken Backen ſeiner Pudelmütze etwas harthörig machten, vernahm endlich das Zetergeſchrei ſeines hungrigen Herrn, und zügelte das Rappen- und Schimmelgeſpann. Thoms wälzte ſich aus der Kaleſche und kaufte für drei Groſchen Semmeln, nach langer Auswahl der größten und vollwichtigſten Zeilen. Dann fuhr er, luſtig ſpeiſend, hinein in die Stadt und antwortete kauend auf die gewöhnlichen Thorfragen: er heiße Thomas von Pampel, und komme vom Landgute ſeines Vaters, um bei der Garniſon als Kadett angeſtellt zu werden.

Der wachhabende Officier (ein gewiſſer Herr von Springwall, den wir in der Folge näher werden kennen lernen) ſah den wohlbeleibten Jüngling mit Verwunderung an, wünſchte lächelnd ihm Glück und entließ ihn ohne weitere Umſtände, weil er ihn, wie er ſagte, nicht länger abhalten wolle, ſein anſehnliches Frühſtück in Ruhe zu genießen.

Der Wagen rumpelte fort. Die verſammelte Thorwache dünkte ſich durch den Scherz des Officiers berechtigt, ein lautes Gelächter aufzuſchlagen und über die drollige Figur des neuen Waffenbruders tapfer zu witzeln. Nun, es war nicht zu läugnen, daß ihn ein ſtattlich runder Bauch, ſtrotzende Pausbacken, eine Unterkehle von einigen Stufen, und kurze, dicke Elephantenbeine vor tauſend andern jungen Burſchen auszeichneten, und ihn, da er übrigens von kleiner Statur war, zu einer purzlichen Tonnengeſtalt machten, die man nicht ohne Gemüthsergötzung anſehen konnte. Ihn focht das nicht an, und er zähmte deßhalb ſeinen raſchen Appetit nicht im geringſten. Der Bauch war ſein Gott und ſein Staat, den er eben ſo thätig zu arrondiren ſuchte, wie die Fürſten den Körper ihrer Reiche.

Schon als Säugling ſchien er mit dieſem Vorhaben beſchäftigt. Es mußten ihn zwei Ammen verpflegen, denn Eine that ihm nicht genug; und nebenher genoß er noch von derben Speiſen ſo viel, als ein erwachſener Menſch. Seine unmäßige Eßluſt vermehrte ſich mit den Jahren, und ward von ſeiner Mutter, die etwas ſchwachen Verſtandes war und ſelbſt gern den ganzen Tag ſchlampampte, eben ſo gefliſſentlich befördert, wie andere vernünftige Aeltern dieſer widrigen und verderblichen Unart entgegenarbeiten. Sie unterhielt Jahr aus Jahr ein für ſich und ihr Goldſöhnchen ein großes Magazin von Leckereien aller Art, und ſo oft er ſich vor ihr ſehen ließ, fragte ſie recht ängſtlich: „Biſt du nicht hungrig? Willſt du nicht eſſen?“ Es verſteht ſich, daß er immer Ja ſagte. Nun bot ſie ihm alle ihre Nahrungsſchätze, und drang ihm noch mehr davon auf, als er ſelbſt wählte. So erlangte ſein Magen eine unglaubliche Fertigkeit, viel zu beherbergen. Mutter Gans hatte ihre einzige Freude daran; und da ſie des Glaubens lebte, daß Kopfanſtrengung den Körper und beſonders die Verdauungswerkzeuge ſchwäche, ſo ſtritt ſie heftig dagegen, wenn Thomschen zum Lernen angehalten werden ſollte. Sie ſelbſt hätte die ſchönſte Gelegenheit gehabt, ihn wenigſtens in der Geographie nach der neuen Methode zu unterrichten, die im Pariſer Almanach des Gourmands empfohlen wird und darin beſteht: daß man bei jedem Lande und bei jeder Stadt, die man den Kindern nennt, ihnen die vorzüglichſten Speiſen, die dort erzeugt oder bereitet werden, zu genießen gibt. Zum Beiſpiel: bei Weſtphalen — ein Stückchen Schinken: bei Göttingen — eine Wurſt; bei Nürnberg — einen Pfefferkuchen und ſo weiter. Wäre dieſe Lehrart bei dem kleinen Thomaſius angewandt worden: er hätte gewiß in der Erdkunde die herrlichſten Fortſchritte gethan. Aber Mama ließ ihn die halbe Welt durchſchmauſen, ohne ihm nur zu ſagen, daß er in Deutſchland zu Hauſe ſey.

Es hatte ganz das Anſehen, als wollte ſie ihn aus blinder Affenliebe zu Tode füttern; doch kaum war er ſechs Jahre alt, da ſtarb ſie ſelbſt plötzlich an einer unheilbaren Ueberladung des Magens. Nun übernahm der Vater (der ſich bisher, aus Liebe zum edlen Hausfrieden, um die Erziehung wenig bekümmert hatte) das Verpflegungsamt und griff die Sache ganz anders an. Er beſorgte, das junge Herrlein würde zuletzt ein wahrer Nimmerſatt werden, und beſchränkte deßhalb ſeine Mundportionen mit ſpartaniſcher Strenge. Allein der Verſuch, den kleinen Vielfraß zur Mäßigkeit zu gewöhnen, kam zu ſpät. Er ſchnurrte, über Hunger klagend, im Dorfe herum, erwarb ſich Gaſtfreunde durch luſtige Poſſen, und ſchnellte manchen einfältigen Bauerknaben durch Ränke und Schwänke um ſein Butterbrod. Auch im väterlichen Hauſe war nichts Genießbares vor ihm ſicher. Er ſchüttelte das Obſt noch unreif von den Bäumen, plünderte die Hühnerneſter und ließ ſich heimlich Eierkuchen backen. Als er älter ward, mußte der Vater die Kellerſchlüſſel immer in der Taſche führen und bei Nacht unter ſein Kopfkiſſen legen: ſonſt ſtand der Herr Sohn wie ein Blitz vor den Wein- und Bierfäſſern und zapfte ſo lange, bis er ſich ein Räuſchchen getrunken hatte.

Dabei liebte er Ruhe und Bequemlichkeit über alle Maßen, und trieb dieß ſogar bis zur leidenſchaftlichen Verehrung oder vielmehr Anbetung der Faulheit; denn ſie ward ja in unſern Tagen für göttlich erklärt. Den Himmel dieſer Göttin und ſeinen — das Bett — verließ er keinen Morgen eher, als bis ihn ein väterliches Donnerwetter herausjagte; und auf dem nächſten Stuhle ſchlief er wieder ein, ſobald er irgend eine Arbeit vor die Hand nehmen mußte. Nur dann war er geſchäftig wie eine Biene und verſchmitzt wie ein Fuchs, wenn es darauf ankam, ſeinem Gaumen einen behaglichen Genuß zu bereiten. Mit Einem Worte: Müßiges Wohlleben war ſein Dichten und Trachten von Jugend auf.

Bei allen dieſen Untugenden konnte man ihm nicht gram ſeyn. Er war ohne Falſch, hatte Mutterwitz und eine reiche Ader von luſtiger Laune, die auch bei den empfindlichſten Widerwärtigkeiten, die ihn betrafen, nicht verſiegte.

Seine ſchwächſte Seite war ein hoher Grad von Feigheit. Er verſtand ſich jedoch meiſterlich darauf, dieſe Aehnlichkeit mit dem Haſengeſchlechte unter der Larve der Prahlerei zu verſtecken, und ſich vor Leuten, die ihn nicht genau kannten, das Anſehen eines Löwen zu geben. Sein eigener Vater wußte nicht, wie ſchlimm es mit ſeiner Herzhaftigkeit ausſah, und beſtimmte ihn ohne Bedenken zum Soldatenſtande. Der Chef des nächſten Regiments, der ſein alter Freund war, gewährte die erbetene Kadettenſtelle aufs erſte Wort. Thomas war damals ſchon ein Knäblein von zwanzig Jahren.

Als ihn der Vater an den Reiſewagen begleitete, kam der Schenkwirth des Dorfs außer Athem gelaufen und überreichte die Rechnung einer ſtarken Bierſchuld, die unſere angehende Kriegsgurgel — eine veraltete, aber hier ſehr paſſende Benennung eines unmäßigen Soldaten — heimlich gemacht hatte. Dieſer Auftritt verſäuerte die Zärtlichkeit des Abſchieds ein wenig; doch nach kurzem Sträuben übernahm der Vater die Löſung des angebundenen Bären.

Zweites Kapitel.

Die Kinder und der Papa. — Rekruten-Leiden.

„Alle Wetter!“ — rief der General bei der Vorſtellung des neuen Kadetts — „Das heißt doch ein ſtammhafter Rekrut! — Oder hat er vielleicht ein halb Schock Röcke und Wämſer über einander gezogen?“

Thomas war nicht beherzt genug, dieſen falſchen Verdacht zu widerlegen; aber der Feldwebel, der ihn hergeführt hatte, verſicherte für ihn: er habe nur ein einziges Fähnchen auf dem Leibe.

„Nun, da kann er ſich, bei meiner Seele! für Geld ſehn laſſen!“ ſagte der ſpaßhafte Feldherr. „Aber ſo ein Prälatenbauch und die knappe Löhnung! — Wie werden ſich die zuſammen vertragen? — Gibt's brav Zuſchuß von Hauſe?“

Der Junker antwortete: ſein Vater habe ihn beim Doktor Kirchhof in Koſt und Wohnung verdungen.

„Bei unſerm Kirchhof?“ — ſprach der General und lachte gewaltig. „Das hat er gut gemacht, der Herr Vater! Des Doktors Küche iſt ein wahrer Geſundheitstempel für ſolche Fleiſchmaſſen. — Nun geh, mein Sohn, laß dich in der Montirungskammer kleiden und lerne fleißig den Dienſt! Ein großer Held wirſt du wahrſcheinlich nicht; aber einen tüchtigen Lückenbüßer in der Armee kannſt du wohl abgeben.“ —

Thomas probte vergebens die Montirungskammer durch: es fand ſich kein Rock, der ihm weit genug war. Der Regimentsſchneider lieferte ihm eine neue Uniform, worin er Platz hatte, und nun ſah er aus, wie der Großvater der übrigen Kadetten und Fahnjunker. Die muthwilligen Kinder neckten Anfangs den dicken Papa, allein er war doch nicht ſo feig, ſich das gefallen zu laſſen. „Ihr Spulwürmer! ihr Häringsleiber!“ fuhr er ſie an: „Höhnt ihr mich deßwegen, weil ich keiner Schneiderelle gleiche, wie ihr? – Kommt nur in den Krieg, da ſtößt euch jeder Troßbube über den Haufen: aber ich — ich ſtehe feſt, wie ein Berg!“ — So ſchalt er um ſich herum mit geballter Fauſt, und ſchaffte ſich Ruhe.

Die erſten Waffenübungen wurden ihm blutſauer, ob er ſich gleich lange nicht ſo albern dazu anſtellte, wie jener Rekrut, der nicht wußte, was rechts und links war und ſeinen Exercitienmeiſter in die Nothwendigkeit ſetzte, ihm auf den rechten Arm ein Büſchel Heu und auf den linken ein Büſchel Stroh zu binden, und Heu-um! Stroh-um! zu kommandiren. Unſer Thomas begriff alles leicht; ſein unbehülflicher Körper konnte nur das Begriffene nicht raſch genug ausführen. Da es vollends zum Abfeuern des Gewehrs kam, machte ſeine Furchtſamkeit das Uebel noch ſchlimmer. Er zitterte bei jedem Schuß, weil er ſich immer die Möglichkeit dachte, der Flintenlauf könne zerſpringen und ihn auf der Stelle ſeines jungen Lebens berauben.

Auch ſein armer, aus dem Gliede hervorſtechender Bauch hatte mancherlei Verfolgungen auszuſtehen. Die Officiere nahmen an ihm eben ſo viel Aergerniß, als ehemals ein franzöſiſcher Revolutionsſchwärmer an dem berühmten Münſterthurm in Straßburg, der ihm ein ſolcher Dorn im Auge war, daß er im Jacobinerklubb ernſtlich und dringend verſchlug, ihn abzutragen, weil es den Grundſätzen der Gleichheit entgegen ſey, daß ein Gebäude ſo unverſchämt ſtolz über alle andere hervorrage.

Drittes Kapitel.

Der Kadett blokirt eine Feſtung.

Thomaſens Vater diente weiland als Hauptmann in der Armee, und Kirchhof war Feldſcheerer bei ſeiner Kompagnie. Daher ſchreib ſich ihre Bekanntſchaft. Der Wundarzt pfuſchte nebenher ins Fach der innern Heilkunde, und erhielt von einer gefälligen Univerſität, die nicht ihn, ſondern nur ſein Geld examinirte, das Doktordiplom. Er hatte das Pulver nicht erfunden, das auf dem Schlachtfelde Tauſende hinſtreckt; aber die lateiniſchen Namensvettern dieſes Mönchskindes, die er auf ſeinen Rezepten verſchrieb, thaten wahrſcheinlich dieſelbe Wirkung: denn niemand in der ganzen Stadt grüßte ihn ſo höflich und ſo ehrerbietig, als der Todtengräber.

Nach dieſem verdächtigen Zeichen zu urtheilen, war Kirchhof gewiß, dann und wann an der Verminderung des Menſchengeſchlechts nicht unſchuldig. Er hätte daher auch billig für deſſen Vermehrung ſorgen und möglichſten Schadenerſatz leiſten ſollen; allein er ließ den Segen: Seyd fruchtbar und mehret euch! nie über ſich ſprechen, ſondern wirthſchaftete als Hageſtolz mit einer Haushälterin, deren ehrwürdiges graues Alter und beiſpielloſe Häßlichkeit ihn übrigens vor dem Stich böſer Zungen ſicher ſtellten.

Dieſe Matrone, Namens Jutta, ſuchte in der Sparſamkeit ihres Gleichen. Tauſend lächerliche Anekdoten von ihrem Geize waren im Umlauf. Daher lachte denn auch der General, als er hörte, daß Thomas ihr Koſtgänger ward. Sie hielt jedem zehn Mal umgewandten Pfennig, von dem ſie ſich trennen mußte, eine bewegliche Abſchiedsrede, wobei ihr bisweilen Thränen in den Augen ſtanden.

Unter ihrer Leitung war der Tiſch immer ſo mäßig beſtellt, daß der Doktor gewiß nie eine Magen-Ueberladung, die man ſich in ſeinem Hauſe zugezogen hatte, in die Kur bekam. Er und ſie ſchienen an dem dürftigen Gehalt der aufgetiſchten Zeiſigenäpfchen volle Genüge zu haben; Thomas hingegen machte große Augen, als ihm kleine Biſſen vorgelegt wurden, die kaum ein Duodezmännchen aus Liliput geſättiget hätten. So lange ſein von Hauſe mitgebrachtes Taſchengeld aushielt, kümmerten ihn dieſe ſpaßhaften Schatten-Mahlzeiten wenig. Er eilte, ſobald ſie vorbei waren, in die nächſte Garküche und aß mit Herzensluſt auf Ein Mal ſo viel oder wohl gar noch mehr, als er in acht Tagen auf der Tafel ſeines Verpflegers zu ſehen bekam.

Unter dieſen Umſtänden ging es aber mit ſeinen Nothpfennigen bald auf die Neige; denn ſein Vater hatte ihn mehr mit Lehren und Ermahnungen, als mit Silber und Gelde verſehen. Nun war guter Rath theuer, der Garkoch und der Bäcker verſagten ihm Kredit, und ſeine Kameraden ein Darlehn. Der Hunger ſetzte ihm täglich mehr zu; er wurde matt wie eine Herbſtfliege, und gerieth oft in Verſuchung, ſeine Patrontaſche anzubeißen.

In dieſen Aengſten ſpielte er eine kleine Komödie, durch die er wenigſtens auf ein paar Tage eine beſſere Leibespflege zu gewinnen hoffte. Er fing nämlich an, über tauſend Uebelkeiten zu klagen, wankte mit ſchleichenden Schritten herum, legte ſich ins Bett und that ſo ſchachmatt, als ob ſein letztes Stündlein vorhanden ſey. Nach ſeinen Gedanken ſollte nun der Doktor die ſchleunigſten Anſtalten treffen, ihn durch Kraftſpeiſen und alte, köſtliche Weine wieder auf die Beine zu bringen. Herr Kirchhof war jedoch nicht gewohnt, mit der Rheinweinflaſche gegen den Tod ins Feld zu rücken, wie heutigen Tages viele muthige Aerzte thun. Er kämpfte, wie deren Gegenfüßler, mit Purgiermitteln und Haferſuppen wider ihn, und griff auch jetzt eilig zu dieſen Waffen, als er hörte, daß der Feind des Lebens gegen den Herrn von Pampel im Anzuge ſey. Der verſtellte Kranke ſah ſich alſo mit Verdruß in ſeiner Erwartung getäuſcht, genoß aber dennoch, um ſein Trugſpiel nicht zu verrathen, eine Hand voll Pillen und ſchwemmte ſie mit einer Tiſane hinunter. Als das überſtanden war, verließ er unverzüglich das Bett, um mit dem zweiten Gange dieſes mediciniſchen Gaſtmahls verſchont zu bleiben.

Es war ihm lange unbegreiflich, wie der Doktor und die ehrſame Schaffnerin das tägliche Faſten und Kaſteien ihres Leibes aushalten, und dabei ſo munter und kugelrund ſeyn konnten. Beſonders war Frau Jutta ſo wohlbeleibt, daß ſie in dem Lande der Mauren, wo die ſchwerfälligſten und dickſten Weiber für die ſchönſten geachtet werden [*], eine Venus vorgeſtellt hätte. Thomas kam endlich der Quelle ihres Wohlſeyns auf die Spur. Er entdeckte, daß ſie immer nach aufgehobener öffentlichen Tafel einen Privatſchmaus mit einander hielten, und hierzu allerhand Leckerbiſſen aus der Speiſekammer herbeiſchafften.

Dieſes Magazin blokirten nun ſeine Augen ſo ſcharf, als bald nach Anfang des laufenden Jahrhunderts Englands Flotten die franzöſiſchen Häfen. Wie aber Napo-

[*] Mungo Park's Reiſe in Afrika.

leons Schiffe oft ausliefen, ohne daß es den Britten gelang, ſie aufzufangen: ſo ſah auch er von einem Tage zum andern verdeckte Schüſſeln hin und her tragen, die er nicht wegkapern konnte. Einer ſo fruchtloſen Blokade müde, beſchäftigte er ſich mit Entwürfen, die Bratenfeſtung zu überrumpeln. Doch das war nicht leicht. Die Kommandantin trug den Schlüſſel nebſt mehreren andern an ihrem Schürzenhaken, und raſſelte damit wie ein Geſpenſt im Hauſe herum, ohne ſich einen Augenblick von dieſem Ehrenzeichen ihrer Würde zu trennen.

Viertes Kapitel.

Die Feſtung wird erobert.

Eines Abends, als der Doktor ausgegangen war, lud Frau Jutta den Kadett in ihr Stübchen ein, damit in dem ſeinigen Licht und Heizung erſpart werden konnte. Er nahm die Ehre ihrer Geſellſchaft mit Vergnügen an und bot allen ſeinen Witz auf, ſie angenehm zu unterhalten, weil er durch eine gute Bewirthung dafür belohnt zu werden hoffte. Aber dieſe Rechnung ſchlug fehl. Er ſprach ſich den Mund vergebens trocken, und verſchwendete ſogar ohne glücklichen Erfolg eine Menge Handküſſe, die zwar äußerſt gnädig aufgenommen wurden, doch die undankbare Alte nicht bewogen, ihm ein Glas Waſſer anzubieten. Sie hingegen watſchelte mehrmals in ein Nebengemach und letzte ſich im Stillen an einer Herzſtärkung, die nach und nach wie ein Opiat auf ſie wirkte. Sie ſchlief unter den geiſtvollen Reden ihres Geſellſchaftskavaliers ein und gab ſo rauhe Töne von ſich, als ob in der Nähe eine Bretmühle im Gang wäre.

Schweigend und mit verſchränkten Armen betrachtete Thomas die reizende Schläferin, ſah das Schlüſſelbund an ihrer Hüfte, und ein böſer Dämon, der in ſeinem leeren Magen wohnte, gab ihm den gefährlichen Rath, dieſe Gelegenheit zu einem Streifzuge in die Speiſekammer zu nutzen. Sein beſſerer Genius betete ihm zwar das ſiebente Gebot vor: allein er achtete das nicht, weil ihn ſchon in der früheſten Jugend ſeine Wärterin und andere Dienſtboten belehrt hatten, daß Eßwaaren nicht darunter begriffen wären. Es kam alſo nur darauf an, ob Jutta feſt genug ſchlafe. Er prüfte ſie durch Huſten und anderes Geräuſch: ſie rührte ſich nicht. Er rüttelte und ſchüttelte ſie, zupfte ſie ſogar an der Naſe: ſie lag wie ein gefühlloſer Stein. So geſichert, ſchritt er behutſam zum Werke und häkelte mit katzenartiger Geſchicklichkeit den Schlüſſelring aus dem Schürzenbande.

Er kannte den rechten Burſchen, und fand ihn bald aus der übrigen Geſellſchaft heraus; doch plötzlich verlor er den Muth, die Sache weiter zu treiben. Es war ihm nicht bange, auf der That ertappt zu werden; er fürchtete blos, daß irgend ein Unhold die Schätze der Speiſekammer bewachen und ihm das Genik brechen möchte. Man verdenke ihm das nicht! Viel klügere Leute, als er, glaubten vormals Geſpenſter. So ſoll ſich, zum Beiſpiel, im Stadtarchive zu Hechingen in Schwaben ein landesherrlicher Befehl vom Jahre 1725 befinden, worin Jedem, der einen Kobold, Nix oder anderes Ungethüm, lebendig oder todt, dem Oberjägermeiſter einliefert, eine Belohnung von fünf Gulden verſprochen wird.

Aber wären auch fünf Millionen zu gewinnen geweſen, eine ſo halsbrechende Jagd hätte Thomas gewiß nicht unternommen; denn er zitterte vor ſolchem grimmigen Wilde, wie vor dem lebendigen Teufel, und das machte ihn jetzt eine lange Weile ſehr unentſchloſſen. Der Sporn der Lüſternheit ſtachelte ihn vorwärts: der Zügel der Angſt zog ihn wieder zurück. Doch am Ende ward er hartmäulig und achtete des Zaumes nicht mehr. Er nahm das Licht vom Tiſche, ſchlich auf den Zehen aus der Stube, ſchloß die Thür — um vor einem Ueberfall ſicher zu ſeyn — leiſe hinter ſich zu, öffnete mit gleicher Vorſicht die Speiſekammer, ſenkte geſchwind ein paar geräucherte Würſte in die Taſche, und als er zurück kam, ſchlief die Matrone noch wie ein Hamſter.

Wohlgemuth brachte er die Schlüſſel wieder an ihren gewöhnlichen Ort, und lechzte vor Sehnſucht, die gemachte Beute in ſeinem Kämmerlein ruhig zu verzehren. Es ſchien ihm aber nicht räthlich, wie die Katze vom Taubenſchlage davon zu gehen und ſich dadurch verdächtig zu machen. Er ſetzte ſich daher auf den Fußboden, und warf neben ſich mit großem Gepolter einen Stuhl um. „Herr Jemine! was gibt's?“ rief Frau Jutta, aus dem Schlaf empor fahrend. Der Schalk ſprang auf, rieb ſich die Augen, und bat um Verzeihung, daß er ſie erſchreckt habe. Er ſey eingeſchlummert, gab er vor, und mit dem Stuhl umgefallen. Sie glaubte das, lachte ſich aus dem Athem, und rieth ihm, zu Bette zu gehen. Er empfahl ſich mit Freuden, und ſchlief ſo ſatt und fröhlich ein, als er ſeit langer Zeit nicht geweſen war.

Fünftes Kapitel.

Der Krug geht ſo lange zum Waſſer, bis er bricht.

Die Speiſekammer war ſo reichhaltig, daß zwei oder drei Plünderungen, die der Kadett kurz nach einander auf ähnliche Art unternahm, nicht bemerkt wurden. Durch ſein Glück kühner gemacht, that er aber nun einen gar zu unverſchämten Griff in die Würſte, und hieß ſogar einen ganzen Schinken mitgehn. So war es natürlich, daß die Hausverwalterin bei der nächſten Ueberſicht ihrer Vorräthe die beträchtlichen Mängel wahrnehmen mußte.

Sie lief mit Jammergeſchrei zum Doktor und gab ihm Kunde davon. Beide zerbrachen ſich eine Weile mit ſchwankenden Muthmaßungen über den Thäter den Kopf. Am Ende ruhte der Verdacht auf dem eßgierigen Miethmann, und ſie erriethen ſo ziemlich, wie er ſeine Partiererei angeſtellt hatte.

Aus Achtung gegen ſeinen ehemaligen Vorgeſetzten, den alten Kapitän Pampel, wollte Kirchhof nicht an die große Glocke ſchlagen, daß der junge Herr lange Finger gemacht hatte; doch fand er nöthig, dieſen ein Bißchen darauf zu klopfen, damit er künftig das Speiſegewölbe in Ruhe laſſe. Nach kurzem Beſinnen gab ihm die Feigheit ſeines Hausgenoſſen, die ſeiner Beobachtung nicht entgangen war, eine Ruthe in die Hand, womit er ihn zu züchtigen beſchloß.

Er vertraute ſein Vorhaben der Haushälterin nicht, ſondern befahl blos, den jungen Raubritter auf den Abend wieder in ihre Stube zu nöthigen, ſcheinbar einzuſchlafen und ſich nicht zu regen, er möge mit ihr vornehmen, was er wolle.

„Pfui, Herr Doktor!“ rief Jutta entrüſtet: „Mit mir vornehmen laſſen, was er will? — Das wär' mir gelegen! Ich bin eine tugendhafte Perſon, daß Sie's wiſſen! Eine Perſon, die auf Ehre hält; und der junge Lecker, der mir immer ſchon freundlich nachgeſchlichen iſt, könnte wahrlich auf Dinge verfallen, die mich zeitlebens in Schande brächten.“

„Hat nicht Noth!“ ſagte Kirchhof. „Er wird nach Ihrem Schlüſſelbunde greifen, und weiter nicht.

„Nun, das wollt' ich mir auch ausbitten!“ verſetzte ſie. „Ich ſchreie ſonſt, daß man's über zehn Häuſer weg hört.“ —

Es ward Abend. Der Doktor machte geheime Anſtalten in der Speiſekammer und verſteckte ſich darin. Thomas wußte von dem allem nichts, und da er ſeit einigen Tagen keine Gelegenheit gefunden hatte, ſeine Naſchbegierde zu befriedigen, ſo ſchlich er, wie der Fuchs um ein Hühnerhaus, vor der Stubenthüre der Alten herum und beehrte ſie mit einem zierlichen Scharrfuß, als ſie unter dem Schein, etwas in der Küche zu beſorgen, herauskam.

„Guten Abend, Junkerchen!“ ſagte ſie freundlich. „Wie geht's? wie ſieht's? Friert Sie oben in Ihrem Pallaſte?“

„Ganz verdammt, liebes Mamachen!“ antwortete er und hauchte in die Hände.

„Na, ſo kommen Sie doch in meine warme Stube!“ ſagte ſie. „Ich bin freilich eine traurige Geſellſchafterin; ich nicke bald ein.“

„Thut nichts!“ verſetzte Thomas. „Sie ſind mir auch ſchlafend die ſcharmanteſte Frau von der Welt.“

So gegen einander höſelnd, traten ſie in die Stube. Jutta pflanzte ſich in ihren Lehnſtuhl am Ofen und ſpielte bald die Schlafende. Thomas unterſuchte die Feſtigkeit ihres Schlummers, erließ ihr ſogar die Naſenprobe nicht, ſtahl ihr dann ſauber die Schlüſſel und ſchwebte ſo leicht, als ein ſolcher Bleimenſch auf den Zehen ſchweben kann, mit einem Lichte in der Hand, aus dem Zimmer.

Er kam vor der Speiſekammer glücklich an, öffnete ſie ſacht, drückte die Thür mit Vorſicht wieder zu und wandte ſich raſch nach der Gegend, wo er fouragiren wollte. Aber o Himmel! welche gräßliche Schildwache fiel ihm dort in die Augen! Der Tod, der leibhafte Tod ſtand da, mit ſeiner Senſe bewaffnet, klapperte mit allen ſeinen Gebeinen und bewegte ſich ihm entgegen.

Er entſetzte ſich, daß ihm Hören und Sehen verging, that einen Rückſprung, trat auf Erbſen, die am Fußboden verſtreut lagen, glitt aus und fiel mit dem Geſäß in einen großen, bis oben an den Rand angefüllten Buttertopf, der unter ihm krachend zerplatzte. Da klebte nun der arme Schelm, wie ein Vogel an der Leimruthe; und als er ſich mit Gewalt in die Höhe riß, blieb wenigſtens ein Pfund Butter am Hintertheile ſeiner Beinkleider hangen. Unbewußt dieſer Eroberung, floh er über Hals und Kopf. Seine Fußſtapfen trieften, mit David zu reden, von Fett. Er ſtürzte wie ein gehetzter Hirſch in ſeine Kammer, warf ſich unentkleidet in's Bett, wühlte ſich tief in die Federn, und ſchlief unter Heulen und Zähnklappen ein.

Sechstes Kapitel.

Das ſeltſame Fieber. — Fatale Krankenbeſuche.

Ein Kind kann es errathen, daß der Knochenmann in der Speiſekammer nichts anders als ein Skelett war, das Kirchhof heimlich dahin ſtellte, und, hinter einem Schranke verborgen, durch Zugfaden bewegte. Thomas hatte ſein Leben lang ein ſolches Beingerüſt weder geſehen, noch in ſeinem Dorfe davon gehört: es war alſo kein Wunder, daß ihn ein paniſches Schrecken ergriff. Das eben wünſchte der Doktor, und ſchaffte noch in der Nacht das Geripp auf den Boden zurück, wo ſein gewöhnlicher Standort war.

Am folgenden Tage ſollte Thomas zum erſten Mal auf die Wache ziehen. Aber wie war das möglich, da die unglücklich abgelaufene Unternehmung des vorigen Abends ſeiner einzigen Montur eine Menge Butter- und Schandflecken angehangen hatte! Er mußte ſchlechterdings fehlen, als ſich ſeine Kompagnie vor der Wohnung des Hauptmanns zur Wachparade ſtellte. Der Feldwebel kam, ihn zu holen, und wetterte barbariſch, als er ihn noch im Bette fand. „Ach, beſter Herr," ſeufzte Thomas, „eifern Sie nicht ſo ſehr! Ich ſtand mit Anbruch des Tages auf, und bin, wie Sie ſehn, ſchon im Zeuge; aber plötzlich überfiel mich ein Schwindel — eine Art von Schlagfluß —

ich mußte wieder ins Bett kriechen, und bin noch ſo matt, daß ich nicht auf den Beinen ſtehen kann.“ —

„Mordpeſtilenz!“ fluchte der Feldwebel, „warum ließen Sie ſich nicht bei Zeiten krank melden? Es iſt Ihr Glück, daß wir nicht Krieg haben; ſonſt glaubte man, hol's der Henker! Sie hätten das Kanonenfieber.“ —

Hiermit ging er eilig davon, um einen Nothnagel auf den Paradeplatz zu ſchaffen. Auf der Treppe begegnete er dem Doktor, und empfahl ihm den Patienten. Kirchhof verſprach mit ſchlauem Lächeln, ihn ſogleich zu beſuchen, und kaum freute ſich Thomas, des donnernden Feldwebels los zu ſeyn, als ſchon der doppelt gefürchtete Hauswirth vor ſein Bett trat. „Ich höre mit Bedauern,“ ſprach er, „daß Sie plötzlich krank geworden ſind. Laſſen Sie mich doch Ihren Puls unterſuchen!“

Zitternd reichte ihm Thomas den Arm. Kirchhof befühlte ihn und ſchien zu ſtutzen. „Sie ſind wirklich ſehr krank!“ ſprach er: „Sie haben das Butterfieber! — Ums Himmels willen! wie kamen Sie dazu?“ —

„Ich wüßte doch nicht“ — ſtammelte Thomas, und ward kirſchbraun im Geſichte.

„Sie haben's, auf mein Wort! Die Natur half ſich aber ſchon, wie mich dünkt, durch einen ſtarken Schweiß. Erlauben Sie doch!“ —

Raſch und unbarmherzig entzog er dem armen Junker, den ein vollſtändiges Angſtfieber ſchüttelte, das Deckbett, und verbiß mit Mühe das Lachen, als er ihn in zerſchmolzener Butter ſchwimmen ſah. „Stehn Sie in Gottes Namen auf!“ ſprach er: „Sie haben ſich wieder geſund geſchwitzt! — Aber ein unbegreifliches Räthſel iſt mir der ſympathetiſche Zuſammenhang Ihrer Krankheit mit der Butter in meinem Speiſegewölbe. Die iſt in der vorigen

Nacht rappelköpfiſch geworden, hat den größten Topf zerſprengt, und iſt durch die Thür, die ihr eine untreue Hand geöffnet haben muß, herausgelaufen, um Ihnen einen Beſuch abzuſtatten. Das beweiſen die Fußſtapfen, die ſie auf der Treppe und bis in Ihre Kammer herein zurückgelaſſen hat. Was ſagen Sie dazu?“ —

„Was ich dazu ſage?“ — rief Thomas, und ſprang mit Verzweiflungsmuth aus dem Bette — „Ich ſage, daß die Butter weiß, wohin ſie gehört!“ —

„Ei! wohin denn?“ fragte der Doktor.

„In meinen Magen!“ ſprach der Junker mit Nachdruck. „Mein Vater zahlt ein reichliches Koſtgeld für mich: aber Sie und Ihre Frau Jutta laſſen mich hungern, daß mich die Sonne durchſcheinen könnte.“ —

„Das wird ſie wohl bleiben laſſen, die liebe Sonne!“ verſetzte Kirchhof. „Ihr Bürgermeiſterbauch, junger Herr, ſagt mir gut dafür und iſt mein beſter Vertheidiger gegen Ihren Vorwurf, daß Sie an meinem Tiſche Hunger litten. Ich füttre Sie freilich nicht, daß Sie berſten möchten: wie wollt' ich, als Arzt, das verantworten? — Aber ſatt eſſen können Sie ſich, und hätten nicht nöthig, Streiche zu machen, die Ihnen wie dem Hunde das Gras bekommen würden, wenn ich beim Regimente darüber Klage führte.“

Kirchhof nahm nun weiter kein Blatt vor den Mund, und es gab einen harten und unverblümten Wortwechſel; doch des Klappermanns gedachte keiner von Beiden. Thomas erwähnte vor Grauſen dieſer Erſcheinung nicht, und ſein Hauswirth ließ ihn gern glauben, daß es in der Speiſekammer nicht geheuer ſey, weil er ſie dadurch am beſten geſchützt wußte. Aber während des Gezänks warf ihm ſein Gewiſſen vor, daß er doch in der That ſeinem Koſtgänger den Brodkorb zu hoch gehangen habe. Das bewog ihn, gelindere Saiten aufzuziehen und den erſten Schritt zur Verſöhnung zu thun. Frau Jutta, die ſich während der Unterhandlungen einfand, trat dem Friedensſchluß bei; denn Thomas hatte ſich durch fleißige Schmeicheleien — die ihr freilich ein ſeltner Genuß waren — einen guten Stein in ihrem Herzensbrete verſchafft. Sie erbot ſich ſogar, ſeine fetten Montirungsſtücke zu reinigen, was ihr denn auch mit einem anſehnlichen Aufwand von Fleckkugeln trefflich gelang.

Siebentes Kapitel.

Geſpenſtergeſchichten.

Einige Tage nachher zog Thomas wirklich auf die Wache und erhielt ſeinen Poſten vor dem Hauſe des Generals, in einer einſamen Gegend, die bei den Rockenphiloſophinnen der Stadt im Rufe war, daß es da ſpuke. Der Kadett hatte davon gehört, und die Angſt ſeines Herzens war groß. Er ſann hin und her, wie er ſich von dem nächtlichen Schildern an dieſem unheimlichen Orte befreien könnte, und hielt endlich für den beſten Rath, plötzlich zu erkranken, da er auf der Hauptwache wenigſtens nicht in Gefahr war, mit Pillen und Tiſanen geängſtigt zu werden. Als der Abend anbrach, warf er ſich auf die Pritſche, krümmte ſich wie ein Wurm, klagte über fürchterliche Leibſchmerzen, und winſelte ſo lange, bis ihm der wachhabende Officier erlaubte, nach Hauſe zu gehen. Aber ſein Krankenſpiel war nicht natürlich genug ausgefallen. Die ganze Wachſtube behauptete nach ſeinem Weggange, es ſey eitel Verſtellung geweſen, weil er ſich vor der Nachtwache gefürchtet habe.

Dieſes Geſchwätz lief oder flog vielmehr — denn böſe Gerüchte haben Flügel — im Regimente herum, und kam auch dem Lieutenant Springwall zu Ohren, der ein Neffe des Generals und ein erzmuthwilliger Geiſt war. Er hatte (wie man ſich aus dem erſten Kapitel erinnern wird) bei der Ankunft des Herrn von Pampel die Thorwache, behielt ihn ſeitdem, wegen ſeiner groteſken Figur, immer auf dem Korne, und trachtete nach einer Gelegenheit, ſich einen Hauptſpaß mit ihm zu machen. Eine ſolche ſchien ihm jetzt gefunden, und er ergriff ſie, als Thomaſen das nächſte Mal die Reihe des Wachdienſtes wieder traf.

Der ſchlimmſte Poſten für feige Soldaten waren die Ruinen eines Nonnenkloſters, deſſen noch vorhandene Kapelle zu einem Magazin eingerichtet und mit einer Schildwache beſetzt war. Es ging die Sage, daß die Geiſter der Kloſterfrauen um Mitternacht auf den Trümmern ihrer irdiſchen Wohnung luſtwandelten und ſich nicht höflich bezeigten, wenn ihnen jemand zu nahe komme. Springwall, der Schadenfroh, brachte es durch den Adjutanten dahin, daß dieſer Poſten dem dicken Kadett zugetheilt wurde.

Dies ſchreckliche Loos trieb ihm die Haare zu Berge. Die Kameradſchaft in der Wachſtube bemerkte ſeine Angſt, und einige der loſen Geſellen vermehrten ſie durch Mährchen, die ſie aus dem Stegreif erfanden. Einer wollte einen großen ſchwarzen Bock, mit glühenden Augen und feurigen Hörnern, geſehn haben, und gab ihn keck für einen verwünſchten Beichtvater der Nonnen aus; ein Anderer verſicherte: es ſey dort ein Reiter, mit dem Kopf unter dem Arme, auf einem dreibeinigen Eſel bei ihm vorbeigetrabt; ein Dritter fabelte gar: ihn habe ein Nonnenhändchen mit ſo kräftigen Maulſchellen heimgeſucht, daß ſein Kopf wie ein Kürbis aufgeſchwollen ſey. Kurz, ſie wetteiferten mit einander, den armen Thomas, ihren gläubigen Zuhörer, wie ein Kind fürchten zu machen, und es gelang ihnen ſo vollkommen, daß er faſt den Verſtand, und — was bei ihm noch mehr ſagen wollte — allen Appetit verlor. Er aß den ganzen Tag wenig oder nichts, und befand ſich gegen Abend in der That nicht wohl. Aber der wachhabende Lieutenant war gegen ſeine Klagen taub und betheuerte mit einem Strom von Flüchen: er müſſe Schildwache ſtehn, lebendig oder todt.

Die Glocke ſchlug Elf. Der Kadett ſchauderte zuſammen, ſtürzte voll Verzweiflung ein großes Glas Branntwein aus, ſchob ein Fläſchlein dieſes Muthtranks in die Taſche und ſchritt mit wankenden Knieen und leiſen Stoßſeufzern dem Gefreiten nach, der ihn zum Kloſter führte.

Gleichwie — nach den Worten eines alten Kirchenliedes — gleichwie ſich fein ein Vögelein im hohlen Baum verſteckt, wenn's trüb hergeht: — ſo faßte auch er unter Weges den tröſtlichen Entſchluß, tief ins Schilderhaus zu kriechen, das Geſicht an die Hinterwand zu drücken und die ganze Welt mit dem Rücken anzuſehen. Als er aber auf ſeinem Poſten ankam, vermißte er mit Schrecken das wohlthätige Schutzgehäuſe, worauf er gerechnet hatte, und der Gefreite wies ihn an bei üblem Wetter in eine Halle zu flüchten, die ſich vor der Pforte der Kloſterkirche befand.

Dieſe hölzerne und ſchon ziemlich verfallene Laube, die gleichſam die Vorrede des Gotteshauſes war, hatte für ihn eben ſo wenig Werth, als meiſtens die Vorreden der Bücher für den großen Haufen der Leſer. Sie ſchien ihm ein unzulängliches Aſyl; denn ſie war ſo weit und ſo offen, daß ihn die Heerſchaaren des Fürſten der Finſterniß von allen Seiten umzingen konnten. Da jedoch keine vortheilhaftere Feſtung vorhanden war, ſo wählte er darin den ſicherſten Platz und ſtärkte fleißig ſein zagendes Herz aus der Muthflaſche. Dieſe ward leer, ohne daß ſich irgend ein furchtbarer Popanz wittern ließ. Ein paar Fledermäuſe, die ihm um den Kopf ſchwirrten, ſchienen ihm zwar verdächtige Weſen; doch ward er bald mit ihnen vertraut, weil ihn der Geiſt der Flaſche gegen andere Geiſter beherzt machte. Dafür hielt er ſich wenigſtens, und glaubte ſchon über den Berg ſeiner Noth hinweg zu ſeyn; aber der hinkende Bote kam nach. In der Ferne zeigte ſich plötzlich eine weiße, vermummte Geſtalt, dehnte ſich zu einem Rieſen aus, ſchrumpfte wieder zu einem Zwerge zuſammen, und kam, ſo mit ſich ſelbſt ſpielend, immer näher. Unſer Held gerieth in Todesangſt und lief wie eine verzagte Maus, die ein Schlupfloch ſucht, in der Halle herum. Indeſſen rückte die Erſcheinung heran und war kaum noch zwanzig Schritte von ihm entfernt. Er riß den Mund weit auf, um Wer da? zu rufen, brachte aber ebenſowenig als ein Schlafender, den der Alp drückt, einen Laut hervor. Dagegen brummte das Geſpenſt wie ein alter Zeiſelbär. Vor Entſetzen vergaß der Kadett ſeines Fahneneides, warf das Gewehr von ſich, ſuchte ſein Heil in der Flucht und lief durch acht oder zehn Gaſſen, um ſich in einem Hauſe zu verbergen. Keine Thür war mehr offen. Endlich ſah er vor einem Gaſthofe einen Frachtwagen ſtehen, der oben und auf allen Seiten mit einem ausgeſpannten Tuche bedeckt war. Raſch entſchloſſen kroch er unter dieß Zelt, ſtreckte ſich auf eine Schütte Stroh, die er im Wagen fand, und — ſchlief ein.

Achtes Kapitel.

Nächtliche Spazierfahrt. — Der Liebestempel auf Rädern.

„Donner und Hagel! Wo iſt die Schildwache?“ lärmte der Gefreite, als er um Ein Uhr mit der ablöſenden Mannſchaft an's Kloſter kam.

„Kreuzſapperment! die iſt durch die Lappen gegangen!“ rief ein anderer Soldat.

„Blitz! da liegt das Gewehr und ich dabei!“ ächzte ein Dritter, der über die weggeworfene Muskete fiel.

Sie riefen Pampels Namen nach allen vier Himmelsgegenden aus, hielten dann Kriegsrath und beſchloſſen nach reifer Ueberlegung, ohne den abhanden gekommenen Kadett nach der Hauptwache zurückzugehen und den Vorfall anzuzeigen. Der Officier meldete die Sache weiter, und drei Kanonen verkündigten vom Walle, daß ein Ausreißer auf der Flucht ſey.

Aber ſie ſagten eine Unwahrheit. Thomas war nicht auf der Flucht; wenigſtens nicht mit freiem Willen. Benebelt und von Angſt ermattet, ſchlief er hart und feſt im Frachtwagen, und erwachte auch nicht, als der Fuhrmann in der zweiten Stunde nach Mitternacht mit wildem Halloh ſeine vier Hengſte anſpannte und aus der Stadt fuhr, ohne zu wiſſen, was er geladen hatte. Am Thore, durch das er auspaſſirte, war die Entweichung der Magazinwache noch unbekannt, denn die Lärmkanonen hatten noch nicht gedonnert. Es fiel alſo Niemanden ein, den Wagen zu unterſuchen.

Die Reiſe ging auf der Landſtraße fort. In einem Dorfe, das ungefähr eine Meile von der Stadt lag, hielt der Fuhrmann vor der Schenke, um zu frühſtücken und mit ſeiner Amante, der Stallmagd, ein Wörtchen im Vertrauen zu koſen. Dieß letztere Geſchäft mußte mit Vorſicht behandelt werden. Der Wirth, ein ſtrenger Sittenrichter, litt durchaus keine Liebeleien in ſeinen vier Pfählen. Er lauerte den durchreiſenden Verehrern der Jungfer Mieke in allen Winkeln auf, und wen er auf böſen Wegen ertappte, dem wuſch er unbarmherzig den Kopf und ließ ihn ſeine Zeche dreifach bezahlen.

Der gegenwärtige Leibkutſcher unſers ſchlafenden Helden war ſchon mehrmals in dergleichen Bußen verfallen und hatte jetzt, um ſolchen koſtſpieligen Händeln auszuweichen, den genialiſchen Einfall, das Sprachzimmer ſeiner Zärtlichkeit in den Frachtwagen zu verlegen, wohin ſich, wie er meinte, die Gerichtsbarkeit des mißgünſtigen Gaſtwirths nicht erſtreckte. Er gab Jungfer Mieken einen Wink; ſie verſtand ihn und eilte, ſobald ſie ſich aus den Augen ihres Herrn wegſtehlen konnte, zum beweglichen Liebestempel, wo ſie ihren fahrenden Ritter (der jedoch um Vieles jünger und mannhafter, als der welke Ritter von der traurigen Geſtalt war) ſchon zu finden hoffte. Allein er war noch nicht eingetroffen, und ſo hatte Thomas an ſeiner Stelle das Glück, von Miekchen inbrünſtig umarmt zu werden.

Sie küßte, ihrer derben Natur gemäß, recht tapfer. Er, darüber erwachend, raffte ſich auf und ſtieß mit heftiger Stimme das Wer da! aus, das er zwei Stunden zuvor dem Geſpenſte ſchuldig geblieben war. Das zärtliche Mägdlein erſtarrte vor Beſtürzung. In dieſem Augenblicke kam der rechte Mann. Er hielt den militäriſchen Anruf für einen Scherz ſeines Liebchens, antwortete: „Gut Freund!“ und ſchwang ſich luſtig auf der Seite, wo Thomas lag, in den dunkeln Wagen hinauf. Hier fiel ihm ſogleich, da er mit verliebter Haſt um ſich griff, die Patrontaſche des Kadetts in die Fäuſte. O Himmel! was fluchte der eiferſüchtige Kerl, und wie grimmig draſch er mit ſeiner Peitſche drauf los! Thomas fand nicht für gut, ſich mit dem unbekannten Grobian zu katzbalgen, kollerte ſich vom Wagen herunter und ergriff das Haſenpanier.

Er lief, ſo lange ſein Athem aushielt, auf der Landſtraße zurück, und glaubte immer, die Peitſche hinter ſich ſauſen zu hören. Doch der zürnende Liebhaber, der ſich mit ſeiner Schönen verſtändigen mußte, hatte nicht Zeit, ihm das Geleit zu geben. Dagegen machten zwei Bauern, die jetzt, da der Tag zu grauen begann, auf's Feld gingen, Jagd auf ihn. Schon matt, und überhaupt ein erbärmlicher Läufer, ward er bald eingeholt und ergab ſich. Sie führten ihn, ſcharf bewacht, in die Stadt und überlieferten ihn dem Regimente.

Neuntes Kapitel.

Nachrichten von einer großen Räuberbande.

In der Hauptwache ward er mit ſchadenfrohem Jubel empfangen, und ſeine adelige Geburt ſchützte ihn nicht vor der Schmach, wie ein gemeiner Gefangener behandelt und in den gewöhnlichen hölzernen Käfich, der in die Wachtſtuben eingebaut iſt, geſteckt zu werden. Die ungehobelten Soldaten neckten und narrten ihn von außen wie einen Affen, und ließen ihm wenig Muße, über ſeinen Zuſtand nachzudenken und ſich auf das Verhör vorzubereiten. Dennoch kam er noch zeitig genug mit der Erfindung eines Mährchens zu Stande, das er dem Kriegsgerichte muthig erzählte.

„Es war ungefähr gegen zwölf Uhr,“ — ſprach er, — „als ich drei große, baumlange Männer, die mit Säbeln und Piſtolen bewaffnet waren, und überhaupt wie Straßenräuber ausſahen, in der Nähe meines Poſtens gewahr wurde. Sie ſtanden beiſammen und berathſchlagten über die Ausführung eines Diebſtahls. Ich hörte, wie ſie die Rollen austheilten. Zwei von ihnen wollten die Leute, denen ihr Beſuch zugedacht war, binden und knebeln; der Dritte ſollte die Geldkaſten erbrechen. Sie bemerkten mich nicht, weil ich unter der Halle ſtand, und ſprachen ſehr vernehmlich. Plötzlich trat ich hervor und rief: Wer da?

Sie ſtutzten und flohen. — Steht, Kanaillen, oder ich ſchieße! rief ich ſtärker. Sie liefen aus Leibeskräften; ich verlor ſie aus dem Geſicht und hörte nur in der Ferne den ſchneidenden Ton eines Pfeifchens. Nun war einige Minuten lang alles ruhig. Doch, indem ich noch meine Augen ſtarr nach der Gegend richtete, wohin die Bärenhäuter ihren Weg nahmen, ward ich plötzlich von hinten ergriffen und zu Boden geworfen. Ich ſprang wieder auf, riß mein Seitengewehr aus der Scheide und hieb auf die Räuber — denn ſie waren's, die ſich leiſe herangeſchlichen und mich niedergeriſſen hatten — mörderlich ein. Zwei ſtürzten, der Dritte lief davon, kam aber plötzlich mit einer Verſtärkung von zwölf bis fünfzehn Mann zurück. Dieß Geſindel fiel vereint über mich her, rang mir den Pallaſch aus der Hand, verband mir die Augen, drehte mir ein Schnupftuch in den Mund, ſchleppte mich eine Stunde lang unaufhaltſam fort, ließ mich dann los und entſprang. Ich riß die Binde von den Augen; es war noch Nacht, und ich überzeugte mich blos durch Anlaufen gegen Bäume, daß ich mich in einem Walde befand. Sobald es tagte, ſuchte ich den Heimweg, und ward von den Bauern, als vermeintlicher Deſerteur, angehalten." —

Dieſe Ausſage ging ihm, wie ein Vaterunſer, vom Munde. Der Auditeur ſchrieb ſie mit Kopfſchütteln nieder, und fand ſie ſo unwahrſcheinlich, als ſie es wirklich war. Thomas blieb aber bei mehrern Verhören, die in der Folge noch mit ihm angeſtellt wurden, unerſchüttert dabei, und von Zeit zu Zeit wuchs die Zahl der Räuber in ſeinem Munde.

Zehntes Kapitel.

Der Kloſterſpuck zeigt ſich bei hellem Tage und verhilft dem Kadett zu einer guten Mahlzeit.

Am Morgen des Tages, da das Urtheil geſprochen werden ſollte, überraſchte Herr von Springwall ſeinen Onkel mit dem Geſtändniß: daß er, in der Geſtalt eines Geſpenſtes, den Kadett von ſeinem Poſten verſchreckt habe. Hinterher bat er dringend für den Gefangenen.

Der General ſtarrte ſeinen Neffen an und bezeugte nicht wenig Luſt, ihm ſelbſt den Degen abzufordern. Doch ließ er ſich beſänftigen und überlegte, wie man den Deſertionsprozeß in der Stille niederſchlagen könnte, denn er hatte Mitleiden mit dem feigen Wicht, ungeachtet er Strafe verdient hatte.

Indem dieſe Sache dem alten Biedermann im Kopfe herumging, kam der Auditeur, um mit ihm über andere Geſchäfte zu ſprechen. Ehe er aber noch davon anfing, erzählte er die Neuigkeit, daß in der vergangenen Nacht auf einem nahen Rittergute ein gewaltſamer Einbruch geſchehen ſey, den eine Rotte von zehn bis zwölf bewaffneten Räubern verübt habe. „Nun, ſehen Sie!“ fiel ihm der General lebhaft ins Wort. „Da kommt die Unſchuld des Kadetts auf ein Mal an den Tag! Das iſt die Bande, die ihn von ſeinem Poſten ſchleppte!“ —

Der Auditeur zuckte ungläubig die Achſeln; der General hingegen war kurz entſchloſſen, den Gefangenen ſogleich loszulaſſen, der ſich auch jetzt ſchon in einer anſtändigern Verwahrung als anfangs befand, da er einige Stunden in dem Kerker der Gemeinen zubringen mußte. Dieſe Schmach wäre ihm — beiläufig geſagt — bei einer andern Armee wahrſcheinlich nicht widerfahren, und er hätte da wohl überhaupt, als adeliger Kadett, mehr Auszeichnung im Ganzen, und beſonders mehr Schonung im Dienſte genoſſen: allein hier war es nun einmal nicht anders, und man verzärtelte ihn um ſo weniger, da er kein Kind mehr, ſondern ein erwachſener Menſch von zwanzig Jahren war, und ſein Vater ſich ausdrücklich erbeten hatte, den Weichling brav anzuſtrengen und ſeinem angebornen Hange zur Gemächlichkeit nicht durch die Finger zu ſehen. —

Doch wieder zur Sache! Der General wollte alſo den Knoten zerhauen und den Arreſtanten ſofort der Haft entlaſſen. „In zweifelhaften Fällen“ — ſprach er — „iſt's meine Art, lieber einem Schuldigen die Strafe zu ſchenken, als einen Unſchuldigen zu verdammen. Ueberdieß haben ja auch die Bauern, die den Kadett einbrachten, ausgeſagt, daß er nach der Stadt hin gelaufen ſey. Er hätte doch, wahrlich! den Gegenweg genommen, wenn es ſeine Abſicht geweſen wäre, zu deſertiren.“ —

Der Auditeur gab zu, daß dieſer Umſtand (den er ſelbſt noch nicht gehörig erwogen hatte) dem Gefangenen ſehr zu Statten komme; doch dürfe man dennoch nicht wagen, ihn eher in Freiheit zu ſetzen, als bis das General-Kriegsgericht, nach vorläufiger Berichtserſtattung, darüber entſchieden habe.

„O, der langweiligen Umſchweife!“ rief der General.

„Was kann denn am Ende daraus entſtehen, wenn wir eigenmächtig verfahren?“

„Ein ſcharfer Verweis“ — antwortete der Auditeur — „vielleicht gar meine Entſetzung vom Dienſt.“

„Fürchten Sie nichts!“ ſagte der Chef: „Ich übernehme alle Verantwortung.“

Es war Mittagszeit. Der General ging zur Tafel. Gegen das Ende derſelben ließ er den Kadett durch eine Ordonanz von der Hauptwache holen, in ein Nebenzimmer führen, ihm einen Tiſch decken und eine große Hammelskeule auftragen, die auf der Tafel faſt gar nicht berührt worden war. Thomas, der ſeit acht Tagen wenig zu beißen und zu brocken gehabt hatte, fiel mit Heißhunger darüber her, und nach einer kleinen halben Stunde waren nur noch die kahlen Knochen davon übrig. Jetzt ſah er erſt mit Schrecken, daß er zu unbeſcheiden zugelangt hatte. Er war in der peinlichſten Verlegenheit und wußte ſich nicht beſſer zu helfen, als daß er die ungenießbaren Ueberbleibſel in die Taſche ſteckte, um ſie den Augen der Livree und ihren ſpöttiſchen Gloſſen zu entziehen.

Doch ehe man noch ſeinen Tiſch abräumte, trat der General ins Zimmer und ward unglücklicherweiſe durch den Anblick der leeren Bratenſchüſſel auf den Verdacht geleitet, daß hier ein Unterſchleif von Seiten der Bedienten vorgegangen ſey. Er fragte den zitternden Gaſt, was man ihm vorgeſetzt habe. „Einen Hammelbraten,“ ſtammelte Thomas. „Vielleicht nur ein Schnittchen davon?“ ſagte der General. „Nein, er war ſo ziemlich ganz;“ antwortete die ehrliche Haut. „Und du allein haſt reine Arbeit damit gemacht?“ — Thomas ward feuerroth und ſchlug die Augen nieder. Gott ſegne deinen Appetit!“ ſprach der General. „Aber hatte denn der Braten keine Knochen?“ —

Der Kadett zog ſie langſam aus der Taſche, legte ſie in die Schüſſel, und als er über ſeine Abſicht bei Einſammlung dieſer Schätze befragt wurde, gab er ſtotternd zur Antwort: er habe den Pudel ſeines Hauswirths damit traktiren wollen.

„Ei, ſo hätteſt du ihm auch mehr Fleiſch gönnen ſollen!“ verſetzte der General. „Doch das ſey darum! Laß uns von wichtigern Dingen ſprechen. — Du biſt frei und ſtraflos! — Aber, trotz der Tapferkeit, die du gegen zwölf bis zwanzig Räuber bewieſen haſt, hab' ich gute Gründe, dich für eine feige Memme zu halten. Solche Burſche, wie du, taugen nicht zu Soldaten. Ich werde daher an deinen Vater ſchreiben und ihm den Rath geben, dich wieder zu ſich zu nehmen und ruhig hinter dem Ofen ſitzen zu laſſen. Geh vor der Hand in dein Quartier und ſpiele mit dem Pudel; ſieh aber wohl zu, ob die Beſtie nicht etwa ein maskirtes Geſpenſt iſt. Man hat ſolcher Beiſpiele.“ —

Eilftes Kapitel.

Macht der Schmeichelei. — Der Abſchiedsſchmaus.

Dieſe Stichelreden fielen Thomaſen etwas auf. Er ſchaffte ſich jedoch die Sorgen darüber bald vom Halſe, und ertränkte ſie bei dem nächſten Weinſchenken in einer Flaſche Rebenſaft, woran es zu ſeinem großen Mißfallen bei der genoſſenen Bewirthung gefehlt hatte. Daß er die Bahn der Helden ſchon wieder verlaſſen ſollte, war ihm übrigens eine ſehr erfreuliche Nachricht.

Anders dachte ſein Vater. Er las des Generals Schreiben, das er in den nächſten Tagen empfing, mit dem höchſten Unmuth, und betrachtete die Ausſtellungen, die darin gegen ſeinen Sohn gemacht wurden, als bloſe militäriſch-pedantiſche Grillen: denn der Brief erwähnte mit keinem Worte des Spuks am Kloſter, ſondern enthielt, ſtatt aller andern Gründe, nur die Bemerkung: daß Thomas, wegen ſeiner unbehülflichen Korpulenz, nicht geſchickt ſey, die Strapatzen des Kriegsdienſtes zu ertragen.

Der Kapitän antwortete: er müſſe ſich gefallen laſſen, daß man ſeinen Sohn zum Militärdienſt unbrauchbar finde; doch wünſche er, ihn auf eine anſtändige Art verabſchiedet zu ſehen. Der Herr General möchte daher die Gnade haben, ihn zum Fahnjunker zu avanciren, und dann beim Landesherrn auszuwirken, daß er mit dem Charakter als Fähnrich entlaſſen werde.

Wie gebeten, ſo geſchehn! Thomas trug einige Mal bei der Wachparade die Fahne, und erhielt dann das Officierspatent und den Abſchied zugleich.

Niemand beklagte es mehr, als Frau Jutta, daß er in ſeine Heimath zurück ging. Sie war ihm jetzt außerordentlich gewogen, weil er ihr oft ins Angeſicht voll Runzeln geſagt hatte: ſie müſſe in ihrer Blüthenzeit ein Ausbund von Schönheit geweſen ſeyn: denn ihre Reize hätten ſogar der zerſtörenden Macht der Zeit widerſtanden, und wären noch kräftig genug, einem verliebten Menſchen ſchlafloſe Nächte zu machen. – Solche tolle Schmeicheleien brachten ſie freilich immer in einen loſen Zorn, der ihr ganz wunderlich ſtand, und es ſetzte bisweilen auch derbe Schläge; aber Thomas konnte ſicher darauf rechnen, kurz nachher ein leckeres Küchen- oder Kellergeſchenk zu erhalten, wovon der Doktor nichts wußte.

Der alte Meiſterſänger Heinrich Frauenlob, der ſich ſein Leben lang ein Geſchäft daraus machte, das weibliche Geſchlecht in ſüßen Liedern zu preiſen, hatte dafür vor beinahe fünfhundert Jahren die trockne Ehre, von den ſchönſten Frauen in Mainz (wo er als Doktor der Theologie ſtarb) zur Gruft getragen zu werden; unſer Thomas Juttenlob hingegen — der noch lange nicht zu Grabe getragen ſeyn wollte — hatte das genußreiche Vergnügen, am letzten Tage, den er im Kirchhof'ſchen Hauſe zubrachte, eine der herrlichſten Mahlzeiten ſeines Lebens auf den Tiſch tragen zu ſehen. Die Dankbarkeit der geſchmeichelten Haushälterin war dabei ſo verſchwenderiſch zu Werke gegangen, daß der Doktor darüber murrte. Und was that der hämiſche Neidhardt! Er holte, um ſeinem ſcheidenden Gaſt den Appetit ein wenig zu verderben, das Menſchengeripp vom Boden herunter und ſtellte es im Speiſezimmer auf. Der

Fähnrich trat herein, erblickte den alten, furchtbaren Bekannten, und entfärbte ſich ſchaudernd. Doch, da es heller Tag und er nicht allein war, hielt er Stand. Kirchhof faßte ihn am Arm und führte ihn hin ans Skelett. „Hier hab' ich die Ehre," ſprach er mit grinſendem Lächeln, „Ihnen den frommen Knochenmann vorzuſtellen, der Sie einſt — Sie wiſſen ſchon wo — ſo gewaltig ins Bockshorn jagte. Ich hielt's für nöthig, Sie näher mit ihm bekannt zu machen, damit Sie nicht etwa meinem Hauſe nachſagen: es rumorten Geſpenſter darin." —

„Beſorgen Sie das nicht, Herr Doktor!" antwortete Thomas entſchloſſen: „An eigentliche Geſpenſter hab' ich nie gedacht. Es ſchien mir blos möglich, daß Ihnen der Tod einen freundſchaftlichen Beſuch abſtatten könnte, da Sie ſo ſtarke Geſchäfte mit ihm machen." —

„Und Sie, Herr Fähnrich," verſetzte Kirchhof, „wollen wahrſcheinlich gar nichts mit ihm zu thun haben, da Sie die Kriegsdienſte ſchon wieder quittiren." —

„Wenigſtens will ich nicht an Ihren Pillen ſterben, Herr Doktor!" erwiederte Thomas.

Dergleichen bittere Schlagreden fielen noch mehr, bis endlich Frau Jutta zwiſchen die Kampfhähne trat und ihnen anſagte: die Suppe ſey aufgetragen. Nun rächte ſich der Fähnrich am Doktor, und aß mit der ausharrendſten Tapferkeit. Da Kirchhof ſah, daß von ſeinen köſtlichen Gerichten nichts zu retten war, als was er mit dem Munde davon brachte, ſo griff auch er feindlich zu, und verſchlang Fiſch und Braten ſo gierig, wie Saturn ſeine eigenen Kinder. Während dieſes Wettkampfs der Zähne hatten die Zungen einen Waffenſtillſtand geſchloſſen. Keiner wollte durch Zanken um einen Biſſen zu kurz kommen. Nur der Fähnrich verwunderte ſich bisweilen in abgebrochene Sylben, daß der Doktor jetzt wie ein hungriger Wolf eſſen konnte, da er ſonſt immer ſo mäßig wie ein Vögelchen geſpeiſt hatte.

Nach Tiſche trennten ſich die Herren ziemlich kalt. Aber Frau Jutta war ſehr gerührt, bot dem ſcheidenden Freunde einen leutſeligen Kuß, und ihre röthlichen Rebhuhnsaugen thränten ſogar etwas mehr als gewöhnlich.

Zwölftes Kapitel.

Leben und Wandel auf der Univerſität.

Der Herr Fähnrich traf nun in ſeiner Heimath wieder ein, und bewies hier, daß ihn das Porte-epee nicht ſtolz gemacht hatte. Er nahm, wie vormals, bei den Bauern fürlieb, ſtöberte die Hühnerneſter aus, verzehrte den heimlich zubereiteten Raub in einem Winkel der Küche und zog ſein Heldenſchwert gegen Birnen und Aepfel, die er damit von den Bäumen hieb.

Seinem Vater war es nicht gemüthlich, ihn auf der Bärenhaut liegen zu laſſen. „Herr Sohn,“ ſprach er, „ich bin nicht ſo reich, daß du dein Leben lang faulenzen könnteſt, und das würde dir auch verdammt wenig Ehre bringen. Ein müßiger Schwelger, ſagt das Sprüchwort, ſollte vor jedem ſacktragenden Eſel den Hut ziehn. Alſo rühr' dich und ſetz' dich in den Stand, künftig dein Brod zu erwerben! Dein Fähnrichstitel macht dich nicht ſatt, und du brauchſt mehr als andere Leute.“ —

„So ſcheint's mir faſt ſelbſt,“ ſagte Thomas.

„Nun alſo!“ fiel der Vater ein. „Was ſoll werden? was willſt du anfangen? Zum Soldaten biſt du zu dick, zum Jäger zu bequem! Was bleibt dir übrig, als daß du ſtudierſt?“ —

„Ja, Schwerenoth! das will ich!“ rief Thomas, der unter den Soldaten recht artig fluchen gelernt hatte.

Der Vater verwies ihm dieſe Wachſtubenſprache, lobte ihn aber wegen ſeiner raſchen Entſchließung. Dieſe befremdet vielleicht; doch man muß nur wiſſen, daß ihm ein verdorbener Muſenſohn, der jetzt die Muskete trug, von dem flotten Burſchenleben auf der Akademie viel erzählt und dadurch ſeine Begierde gereizt hatte, an ſolchen luſtigen Schmäuſen Antheil zu nehmen.

Bald darauf bezog er eine Univerſität, wo er drei Jahre lang die Vorleſungen der berühmteſten Lehrer ordentlich und pünktlich — bezahlte, ohne ihre Hörſäle durch ſeine Gegenwart zu verengen. Es war ihm von ungefähr zu Ohren gekommen, daß Friedrich der Große geſchrieben oder geſagt habe: „die Menſchen ſchienen, ihrem phyſiſchen Zuſtande nach, von der Natur mehr zu Poſtillons, als zu ſitzenden Gelehrten geſchaffen zu ſeyn.“ — Dieſer Gedanke (dem einer der größten Aerzte unſerer Zeit viel Wahrheit zugeſteht) gefiel dem Herrn Fähnrich-Studenten ſo wohl, daß er faſt täglich, indem die berühmteſten Profeſſoren ihre Collegia laſen, die berühmteſten Miethpferde beſtieg und die Stationen der umherliegenden Dorfſchenken beritt. Da er aber ein eben ſo ſchwerer als ungeſchickter Reiter war und alle Klepper wund drückte, ſo machten die Pferdeverleiher bald einen Bund, ihm ihre Roſſe zu verweigern. Eben ſo unhöflich waren mehrere Gaſtwirthe, die ihn aus ihren Speiſezimmern hinauskomplimentirten, weil er an der gemeinſchaftlichen Tafel für ſechs Perſonen aß und nur für eine bezahlte.

Einem dieſer Geizhälſe zum Trotz, ſpann er mit der hübſchen Tochter deſſelben einen Liebeshandel an, wobei es mehr auf Befriedigung des Magens, als auf etwas anders abgeſehen war. Trudchen Schnick (ſo hieß das Mädchen) war eine raſche, flinke Dirne von achtzehn Jahren, ſah aus wie Milch und Blut, hatte beſonders ein Paar ſchwarze, geiſtvolle Augen, und war, mit einem Worte, von der braungelockten Scheitel bis zu den niedlichen Füßchen eine nette Geſtalt, deren Liebenswürdigkeit von den Herren Studenten einhellig anerkannt wurde. Sie hielten auch mit dieſer Ueberzeugung nicht hinter dem Berge, ſondern kamen in Schaaren, dem ſchönen Trudchen zu huldigen und Minneſold zu empfangen. Aber ſie theilte keinen aus; denn die jungen Flattergeiſter ſtanden bei ihr in dem Verdacht, ſie hätten meiſtens den Wahlſpruch: „Ein and'res Städtchen, ein and'res Mädchen!“ Drum ließ ſie ſich gar nicht mit ihnen ein, ſondern befolgte Bürgers Warnung:

„Traut, Mädchen, leichten Rittern nicht,
Manch Ritter iſt ein Böſewicht.
Sie küſſen wohl und wandern
Von einer zu der andern,
Und freien keine nicht.“

Mit dem einzigen Herrn von Pampel machte das vorſichtige Trudchen eine Ausnahme. Er ſchien ihr zu ſchwer und zu gediegen, als daß er flatterhaft ſeyn könnte. Sie zeichnete ihn deßhalb vor allen ihren Verehrern aus und belohnte ſeine beſcheidene Zärtlichkeit mit den delikateſten Pfaffenbißchen, die ſie ſehr geſchickt auf ſeinen Teller zu bringen wußte.

Nur Schade, daß dieſe Verſorgungsanſtalt bald ins Stocken gerieth. Vater Schmick befürchtete gleich bei der erſten Mahlzeit, die Thomas an der table d'hôte einnahm, daß er einen ſchlimmen Kundmann bekommen habe, bei dem wohl dreimal mehr zu verlieren, als zu gewinnen ſeyn möchte. Es gab daher finſtre Geſichter und kalte Behandlung, als er ſich an den nächſten Tagen wieder einſtellte, weil ihm die Beſchaffenheit und Fülle der Speiſen behagte. Er ſah, daß ihm der ſcheelſüchtige Gaſtgeber nicht hold war, und ſtrebte nun deſto mehr, ſich Trudchen gewogen zu machen, um an ihr eine Schutzpatronin zu erhalten. Ihr Vater, der ſich nicht gern für einen Knauſer und Grobian wollte ausſchreien laſſen, duldete ihn einige Monate mit unterdrücktem Verdruß, bis ſich endlich ein Paar hämiſche und eiferſüchtige Tiſchgenoſſen auf die kleinlichſte Weiſe bei ihm beklagten, daß Trudchen den ſchädlichen Gaſt allen nützlichern Gäſten vorziehe und ihm immer zum Nachtheil derſelben das Nierenſtück der Kalbsbraten und andere gute Biſſen zuſchanze. Auf dieſe jämmerliche Beſchwerde erfolgte Pampels Verweiſung, und nicht mit der höflichſten Art.

Aber Trudchen ließ ihren verſtoßenen Freund nicht im Stiche. Sie ſandte ihm täglich durch eine vertraute Magd Speiſe und Trank in ſolchem Ueberfluß, daß er oft nicht alles verarbeiten konnte. Man denke, was das ſagen will, da ſein Magen ein ſo trefflicher Arbeiter war! — Freilich war Eigennutz, der in alles die Naſe ſteckt, auch bei dieſer Wohlthätigkeit mit im Spiele. Trudchen glaubte nämlich, Freund Thomas habe einſt eine beträchtliche Erbſchaft zu heben, und werde für das genoſſene Gute ſo dankbar ſeyn, ſie mit ihr, als ſeiner Gemahlin, zu theilen. Das verſprach er denn auch immer in den zärtlichſten Briefchen, wenn ſie bisweilen ſchmollend unterließ, die mittägige Küchenpoſt an ihn abzufertigen. Solche Vögel, wie er, ſingen am beſten, wenn ſie ſparſam gefüttert werden.

Noch am Tage der Trennung ſang er das liebliche Hochzeitlied, und Trudchen gelobte ihm dagegen ewige Liebe und Treue. In dieſer Herzensverfaſſung verließ er den Ort, wo er alle Speiſehäuſer und Weinkeller durchgekoſtet, den trocknen Weisheitsmarkt in den Lehrzimmern aber wenig beſucht, und doch hier und da einen wiſſenſchaftlichen Brocken aufgeſchnappt hatte. Das hält auf Univerſitäten nicht ſchwer. Da fliegt die Gelehrſamkeit, wie der geflügelte Same des Nadelholzes, weit und breit herum, und verliert ſich ſogar in die hohlen Köpfe der Küper und Pferdeverleiher. Findet nun auch allenfalls ein luſtiger Studioſus keine Zeit zum Studieren, ſo lernt er dennoch von Jedem, mit dem er Verkehr hat.

Auf dieſe Weiſe ging auch unſer Thomas nicht leer aus. Zum Ueberfluß nahm er noch im letzten Monat ſeines akademiſchen Lebens einen graubärtigen Studenten, ein eiſernes Inventarienſtück der Univerſität, zum Lehrer an, und meldete ſich (als dieſer alte Tröſter in acht oder vierzehn Tagen die Pandekten mit ihm durchgepeitſcht hatte) ſehr muthig zum ſogenannten Kavalier-Examen. Dieß ging — weil ſich in derſelben Stunde noch ein anderer Kandidat auf den juriſtiſchen Weisheitszahn fühlen ließ — nicht in Gegenwart der verſammelten Fakultät, ſondern in einem Nebenzimmerchen vor ſich, wo die beiden liebreichen Männer, denen es aufgetragen war, von keinem läſtigen Zeugen gehindert wurden, dem jungen Herrn (der ſich ihnen Tages vorher beſtens empfohlen hatte) die Sache ſehr leicht zu machen. Der Bericht, den ſie nachher ihren Kollegen über dieſe Spiegelfechterei erſtatteten, gereichte ihm zum größten Ruhm, und nun erſchien ein gedrucktes Programm, worin die geſammte Fakultät feierlich bezeugte, daß Herr Thomas von Pampel in der mit ihm angeſtellten Prüfung ungemein wohl beſtanden habe.

Mit dieſem Triumph ſchied er von der Univerſität, und erhielt ſogleich die Stelle eines Referendars bei der Landesregierung.

Dreizehntes Kapitel.

Der Weinprozeß und der Streit über einen Bettler.

Die erſte Proceßſache, die der neue Geſchäftsmann zum Vortrag erhielt, wählte ſein günſtiges Schickſal offenbar für ihn aus, damit er das Licht ſeiner Gelehrſamkeit ſogleich auf den höchſten Leuchter ſtellen konnte. Sie betraf die Klage eines Domherrn gegen einen Weinhändler, der ſeinem vornehmen Kundmann verſchiedene Weine geliefert hatte, die der feine Züngler für ſauer und verdorben erklärte. Proben davon befanden ſich bei den Akten. Der Referent koſtete ſie ſo lange, bis alle Flaſchen leer waren, und entwarf dann über die Beſchaffenheit derſelben ein eben ſo weitläuftiges als gründliches Gutachten, das der erfahrenſte Weinviſierer nicht beſſer hätte ausarbeiten können. Als er dieſes Meiſterwerk im Collegio vorlas, erſtaunten alle Regierungsräthe über die Weisheit ihres jungen Mitglieds, und verſprachen ſich große Dinge von ihm. Die Sache wurde ganz nach ſeinem unmaßgeblichen Ausſpruch entſchieden. Der Domherr gewann den Proceß, und war ſo dankbar, dem gelehrten Referenten ein Fäßchen Burgunder zu ſenden, das die ſchärfſte Kritik aushielt.

Weniger Ehre legte der Herr Referendar Thomas bei einem andern Rechtshandel ein, den er bald darauf unter die Hände bekam. Zwei Dorfgemeinen ſtritten, welche von ihnen einen armen, hülfloſen, ſiebzigjährigen Greis, den Alter und Schwachheit an den Bettelſtab gebracht hatten, bei ſich aufnehmen und ernähren müſſe. Sie warfen den Unglücklichen wie einen Ball einander zu. Keine wollte ihn dulden, keine ihm einen Biſſen Brod geben. Das eine Dorf ſagte: „Bei euch ward er geboren!“ Das andere entgegnete: „Euch hat er in den letztern fünf Jahren als Gemeinhirt gedient!“ — Von beiden Seiten führten berüchtigte Rabuliſten den Federkrieg, und verwüſteten ſo viel Papier, daß man die Gerichtsakten auf einen Schiebkarren laden und ſo dem Referenten ins Haus ſchaffen mußte.

Er ſchauderte Anfangs vor dem herkuliſchen Geſchäfte, das er vor ſich ſah, arbeitete ſich aber dennoch mit der größten Anſtrengung durch das Papiergebirge, und entwarf darüber eine ſo dickleibige Reiſebeſchreibung, daß ſie auch beinahe auf die Ehre, gefahren zu werden, Anſpruch machen konnte. Mit dieſer ungeheuern Nuß, worein er, ſeiner Meinung nach, den Kern der Akten ſehr zierlich gepackt hatte, erſchien er nicht ohne Selbſtzufriedenheit in der Regierung und legte ſeinen Kram aus.

Eine halbe Stunde hörten die Räthe ſeine langweilige Salbaderei geduldig an, und jeder überlegte für ſich in ernſter Stille, welche der ſtreitenden Gemeinen zur Annahme und Verpflegung des Bettlers von Rechts wegen zu verurtheilen ſey. Dem Präſidenten ward endlich das Ding zu lange, und er unterbrach den Vortrag mit der Bitte, ſich kürzer zu faſſen. Allein Thomas fuhr fort, die unbedeutendſten Scheingründe, mit welchen die Sachwalter gegen einander zu Felde gezogen waren, maſchinenmäßig herzuleiern. Dieß trieb er eine volle Stunde; die Zuhörer hätten auswachſen mögen.

Nun riß dem Präſidenten die Geduld aus. „Wo iſt des Amtmanns Bericht, mit dem er die Akten eingeſchickt hat?“ fuhr er auf. Der Referendar überreichte mit einer etwas empfindlichen Miene die verlangte Schrift, die nur aus wenigen Zeilen beſtand. Der Präſident durchflog ſie und ſchlug vor Erſtaunen die Hände zuſammen. „O, Herr von Pampel! Herr von Pampel!“ rief er aus: „Wie in aller Welt können Sie uns noch mit Ihrem endloſen Vortrage quälen, da der Tod ſchon den Streit geſchlichtet hat? — Hier berichtet ja der Amtmann, daß der Bettler vor acht Tagen geſtorben iſt!“ — Alle Räthe brachen in ein unaufhaltſames Gelächter aus. „Ich war eben im Begriff, dieſen Umſtand vorzutragen;“ ſagte der beſtürzte Referendar. „Ei, hätten Sie das vor einer Stunde gethan,“ erwiederte der Präſident, „ſo wären wir des unnützen Zeitverluſtes überhoben geweſen! — Der Amtmann fragt ja nur noch wegen der Proceßkoſten an, und darüber entſcheiden wir kurz: daß beide Gemeinen, da ſie gegen einen hülfloſen Menſchen gleiche Hartherzigkeit bewieſen, auch zu gleichen Theilen die Unkoſten bezahlen ſollen.“ —

Beſchämt preßte der Referendar den dicken Wälzer ſeines Akten-Auszugs (den er noch nicht bis zur Hälfte vorgeleſen hatte) in die Taſche, und ſah mit glutrothem Geſichte vor ſich nieder, um den Spottblicken auszuweichen, die von allen Seiten wie Pfeile auf ihn zuflogen. Scheinbar tröſtend, aber in der That etwas hämiſch, lobte der Präſident ſeine treffliche Behandlung der Weinſache, und ſetzte lächelnd hinzu: „da er auf dieſem Felde vorzüglich zu Hauſe zu ſeyn ſcheine, ſo ſolle der nächſte Proceß dieſer

Gattung ihm wieder zum Vortrage zufallen, damit er die gegenwärtige Scharte dadurch auswetzen könne.“ — Dieſer Scherz war die Loſung zu einem neuen Gelächter, wovon ſich auch die älteſten und ernſthafteſten Perücken der rechtsgelehrten Verſammlung nicht ausſchloſſen.

Vierzehntes Kapitel.

Der Kellerwurm und der Giftmiſcher.

Die Domherren des Landes wurden jetzt eine Weile von ihren Weinlieferanten ſo gut bedient, daß ſie nicht Urſache hatten, Klage zu führen. An andern Proceſſen war kein Mangel; doch der Präſident nahm ſich in Acht, dem Herrn von Pamrel mit ſolchen trocknen und auſſer ſeiner Sphäre liegenden Streitigkeiten beſchwerlich zu fallen. Unſer Referendar hatte nun im Sitzungszimmer der Regierung nichts zu thun, als zu ſitzen und zu gähnen, wenn Andere vortrugen.

Dieſe ewigen Feiertage waren ihm ungemein behaglich, und er kehrte ſich nicht daran, daß ſie von manchen Grübelköpfen für ſchimpflich gehalten wurden. Verſchiedene Leute, die es gut mit ihm meinten, gaben ihm den Rath, um Beſchäftigung zu bitten. Ei, die kamen ſchön an! „Ihr ſeyd Narren!“ rief er lachend: „Welcher vernünftige Menſch wird um Arbeit bitten! Das käme ja heraus, als ob das Arbeiten eine rechte Glückſeligkeit wäre!“ — Und ſo blieb's beim Alten.

Obſchon ihn aber der Präſident nicht beſchäftigte, ſo war er dennoch nicht unthätig, ſondern mit Eifer befliſſen, ſeine ſchönen Weinkenntniſſe immer höher zu treiben. Nach dieſer Höhe ſtrebte er in der Tiefe der Italienerkeller, wo er zu allen Stunden des Tages anzutreffen war. Ein Wizbold nannte ihn deßhalb den Kellerwurm, und bald war er der ganzen Stadt unter dieſem Namen bekannt. Andere Spaßmacher hießen ihn den Viertelsmeiſter, weil er ſeine Weinſtudien gewöhnlich mit einer halben Flaſche begann, und mit Viertelchen ſo lange fortſezte, bis ihm der Kopf rauchte. Der leztere Scherztitel kam jedoch wenig in Umlauf. Der Kellerwurm behielt die Oberhand.

Es gibt finſtre, mit der Rippknorpelſucht* behaftete Menſchen, die von dergleichen Kellerwürmern wenig halten und ihnen öffentlich nachſagen: ſie untergrüben ihre Geſundheit und tödteten auf eine unnüze Art ihre Zeit. Solche milzſüchtige Urtheile wurden aber durch unſern Thomas Kellerwurm — ſo nannte man ihn allgemein — völlig zu Schanden gemacht. Er blühte wie eine Roſe, verhinderte durch geſelliges Vierteln mit luſtigen Kompanen, daß kein Galldunſt (wie der belobte Sprachkünſtler die Melancholie nennt) in ihm aufſteigen konnte, und gewann auch ſogar durch ſeine treuen Bacchusdienſte ein Aemtchen, wobei er nicht erſt, wie mancher andere Beförderte, hoffen und harren durfte, daß ihm Gott, nach dem bekannten Sprichworte, den dazu erforderlichen Verſtand geben werde, denn er beſaß ihn ſchon. Er wurde nämlich zum Oberhaupt und Direktor derjenigen Polizeiperſonen ernannt, welche von der Regierung den Auftrag erhielten, die Weinläger der öffentlichen Gaſt- und Trinkhäuſer in Rückſicht ihrer Aechtheit und Unſchädlichkeit für den menſchlichen Körper zu unterſuchen, weil einige gewiſſenloſe Weinſchenken ihren elenden Kräzer durch giftige Mittel für den Geſchmack verbeſſert, und auf dieſe meuchelmörderiſche Weiſe verſchiedene Kellerwürmer, die bei ihnen fleißig aus- und eingekrochen waren, in die andere Welt befördert hatten.

---

* So dolmetſchte der deutſche Sprachverbeſſerer, Doktor Saiffert in Paris, das undeutſche Wort Hypochondrie.

Die Kommiſſarien waren ſo einfältig, oder ſo ſchlau, in der Stadt bekannt werden zu laſſen, daß ihnen dieſes Viſitationsgeſchäft aufgetragen ſey und längſtens in acht Tagen vor die Hand genommen werden würde: die Giftmiſcher hatten alſo Zeit, ihre arſenikaliſchen Getränke bei Seite zu ſchaffen, und dem Chef der Kommiſſion ein Flaſchenfutter ihres beſten und aufrichtigſten Rebenſafts zu überſenden, um dadurch ihre Unſchuld und Redlichkeit im Handel und Wandel ſchon vorläufig zu beweiſen. Dieſe Spenden nahm Freund Kellermann zwar an und ſie mundeten ihm vortrefflich: er ließ ſich aber ſo wenig dadurch beſtechen, daß er vielmehr gerade bei dieſen freigebigen Leuten ſeine Augen, die er nach ihrer Meinung zudrücken ſollte und mußte, am weiteſten aufthat. Er war auch in der That ſo glücklich, einen dieſer Verfälſcher, der ſich durch ſein Geſchenk gegen eine ſtrenge Unterſuchung feſt gemacht zu haben glaubte, auf dem fahlen Pferde zu ertappen; und er beſann ſich keinen Augenblick, dem überwieſenen Sünder, der ihm in der Angſt ein Päckchen Gold zuſtecken wollte, dieß vor die Füße zu werfen und ihn der ſtrafenden Gerechtigkeit zu überliefern.

Der Schuft war bei der Inquiſition boshaft genug, dem Referendar die empfangene und genoſſene Schenkung vorzurücken; allein er bewirkte dadurch nichts, als daß er ſeine böſe Sache noch ſchlimmer machte. Er mußte den Betrag des Flaſchenfutters, womit er ſich, wie durch die Paſſauer Kunſt, gegen die Angriffe der Polizei zu harniſchen dachte, dreifach zur Armenkaſſe bezahlen, und die ihm zuerkannte Zuchthausſtrafe ward wegen jener hinterliſtigen

Abſicht noch um ein Jährchen erhöht. Thomas hatte freilich durch die Annahme des Beſtechungsweines gefehlt; er kam aber mit dem blauen Auge eines kleinen Verweiſes davon, und der Präſident legte ſogleich auf dieſe Wunde den Balſam des Lobes, daß er in die ihm geſtellte Falle nicht gegangen war und ſeine Weingelehrſamkeit ſo nutzbar und erſprießlich für das gemeine Beſte angewandt hatte.

Fünfzehntes Kapitel.

Ein Liebesbrief aus leerem Magen.

Dieſes rühmlich vollführte Geſchäft trug dem Referendar einige Sporteln ein, die aus dem Vermögen des Verbrechers, das bei der Inquiſition in die Brüche ging, erhoben wurden. Außer dieſer zufälligen und unbedeutenden Ernte hatte Thomas keinen Heller Beſoldung, ſondern lebte blos von der Gnade ſeines Vaters, der in dieſem Punkte nicht ſehr gnädig war. Die geringe Apanage, die er ſeinem hoffnungsvollen Sohne monatlich ausgeſetzt hatte, reichte in der Reſidenz (wo alles, was gut ſchmeckte, unchriſtlich theuer war) weder her noch hin; und ward er um Zulage gebeten, ſo erhielt der Supplikant, ſtatt des erwarteten ſchweren Briefes, ein leichtes Blatt, das jedes Lüftchen verwehen konnte, und gemeiniglich nichts als die dürre Ermahnung enthielt, ſich durch Fleiß und Anſtrengung die Stelle eines Juſtizraths zu erwerben, da es denn an einem bequemen Auskommen nicht weiter fehlen werde.

Dieſe Verbeſſerung ſtand aus mehrern triftigen Urſachen noch im weiten Felde. Indeſſen wollte er doch ſeinem Munde nichts abgehen laſſen. Das ſpornte ihn zur ernſtlichſten Ueberlegung, wie er ohne Mühe und Arbeit gute Tage genießen könnte. Er erinnerte ſich mit Sehnſucht und Rührung der köſtlichen Schüſſeln, womit ihn vormals

Trudchen erquickte; und bei dieſer Gelegenheit dachte er auch ein wenig an ſie ſelbſt. Das war ſeit langer Zeit nicht geſchehen und machte ihm auch jetzt nur ein ziemlich kaltes Vergnügen. Doch hieß es bei ihm eben nicht: „Aus den Augen, aus dem Sinn!“ Das paßt nur auf Leute, denen die Liebe durch die Augen ins Herz drang. Bei ihm hingegen hielt ſie in Braten- und Paſtetengeſtalt ihren Einzug durch den Mund, und es ſchien ihm daher, ſeitdem der Abſchiedsſchmaus verdaut war, eine unnütze Ziererei, noch immer und ewig, wie der närriſche Don Quixotte, nach ſeiner Dulcinea zu ſchmachten. Aus dem Magen, aus dem Sinn! war in ſechs Worten der Lebenslauf ſeiner Liebe.

Aber eben durch den Magen ward er jetzt ſehr lebhaft an Trudchen gemahnt. „Wie wär' es,“ ſprach er zu ſich ſelbſt, „wenn du ihr deinen gegenwärtigen Nothſtand beweglich vorſtellteſt! — Gutherzig, wie ſie iſt, packt ſie gewiß alle ihre Sparpfennige zuſammen und ſchickt ſie dir mit umgehender Poſt.“

Voll dieſer Hoffnung ſetzte er ſich hin und ſchrieb:

Herzliebſte Gertrud!

Du glaubſt wohl, ich habe Dich vergeſſen? Ei, da wär' ich ja ein ſchlimmer Zeiſig, der nie verdient hätte, von Deinen ſchönen Händen gefüttert zu werden! Nein, mein Goldpüppchen, ich denke ſehr fleißig an Dich, und am höchſten ſteigt meine Sehnſucht nach den ſüßen vergangenen Zeiten, wenn ich in der Reſidenz (wo ich jetzt als Regierungsreferendar mit Ruhm und Beifall arbeite) die ſchale Sudelei der Garküchen mit ſchwerem Gelde bezahlen muß. Man wird weder ſatt noch froh: denn nichts iſt ſo kräftig, nichts ſo mit Hochgeſchmack bereitet, wie ich's von

Deiner Meiſterhand erhielt. Iſt's nicht ſchändlich, daß ſich ſolche Stümper nicht mehr Verdienſt um die Menſchheit erwerben? Eſſen iſt und bleibt das ſolideſte Vergnügen. Wenn den Menſchen im hohen Alter Trieb und Kraft zu allen andern Freudengenüſſen verläßt, ſo ſchmeckt ihm doch noch ein guter Biſſen. Aber das nehmen dieſe Heiden nicht zu Herzen. Ihre Kochkunſt iſt ein Wiegenkind; ihre Habſucht ein ausgewachſener Rieſe. — Ich bin, leider! da ich noch von einem allzu ökonomiſchen Vater abhänge, nur ein ſchwacher Zwerg, in Anſehung meiner Moneten, und ſoll und muß doch gegen dieſen Rieſen ankämpfen! Wie kann ich beſtehen? — Ich erliege, wenn Du, treffliches Märchen, mir nicht zu Hülfe kommſt. Sende mir Pulver und Blei aus dem Zeughauſe Deiner Sparſamkeit! Es iſt nicht leer, das weiß ich; und ich werde die Zahl der Patronen, die Du mir zuſchickſt, als den Maßſtab Deiner Liebe betrachten. Ewig

Dein

treuer Thomas v. P.

N. S.

Verzeih, liebes Trudchen, daß ich Dir das Poſtgeld aufbürde. Es geſchieht blos der Sicherheit wegen. Man hat mir geſagt, daß unfrankirte Briefe ſeltener verloren gehen, als die frankirten. — Leb' wohl und laß auch mich wohl leben!

v. P.

Sechzehntes Kapitel.

Trudchens Antwort. — Die Handelsreiſe durchs Zimmer. — Inventarium von Thomas Kellerwurms fahrender Habe.

Als er den Brief geſchrieben und ins Poſtfenſterchen hineingeſchoben hatte, fühlte er ſeine beklemmte Bruſt um einen ganzen Mühlſtein leichter. Er berechnete genau, wenn die erbetenen Kriegsbedürfniſſe ankommen könnten: denn er war feſt überzeugt, daß ihm ſeine Herzensalliirte damit beiſpringen werde. In dieſer Zuverſicht ging er mit der wenigen Munition, die er noch im Vorrath hatte, nicht räthlich um. Er verſchoß am Morgen des Poſttags, der ihn nach ſeiner Rechnung mit friſchem Kraut und Loth verſorgen mußte, die letzte Patrone in einem Weinhauſe.

Nachmittags wich er nicht vom Fenſter, und ſpähte mit unverwandten Augen nach der Gegend, woher der Briefträger gewöhnlich kam. Zu rechter Zeit und Stunde trabte auch der erwartete Schildcourier die Gaſſe daher, blickte zum Lauerer hinauf, zog mit beſonderer Ehrerbietung den Hut und ſchritt ins Haus.

„O du braves Trudchen!“ rief Thomas und rannte dem Boten entgegen. Mitten auf der Treppe ſtießen ſie auf einander. „Bringt Er mir etwas?“ fragte hitzig der Referendar. „Einen Brief, gnädiger Herr, wofür ich mir fünf Groſchen erbitte.“ — Mit dieſer untröſtlichen Antwort hielt ihm der Poſtmerkur ein unbefreites und mißgeſtaltetes Brieflein, mit Trudchens wohlbekannten Krähenfüßen bemalt und mit einem Kupferpfennig verſiegelt, unter die Naſe. Thomas Kellerwurm erbleichte und fuhr geſchwind in die Taſche, ob er gleich wußte, daß kein Heller darin wohnte. „Wart' Er einen Augenblick!“ ſprach er und eilte in ſeine Stube. Haſtig erbrach er hier das Pfennigſiegel, immer noch in der Hoffnung, unter deſſen Obhut ein Wechſelchen, auf Sicht zahlbar, zu finden. Aber, leider! ſah er ſich getäuſcht und bekam darüber einen Anfall von Starrſucht, die ihm ſogar die dringende Poſtſchuld in Vergeſſenheit brachte.

Nach fünf Minuten klopfte der ungeduldige Gläubiger an die Thür, öffnete ſie zugleich und bat um Abfertigung. „Ach, lieber Freund!“ ſtotterte der Referendar: „ich bin jetzt keines Groſchens mächtig. Hier in meinem Schreibepult liegen zwar drei- bis vierhundert Thaler, aber ich bemerke mit Verdruß, daß ich den Schlüſſel verloren habe, und muß alſo bis morgen um Kredit bitten.“ — „Viel Ehre für mich!“ ſagte der höfliche Briefbote und zog, mit einem flüchtigen Blick auf das reichhaltige Pult, ſcharrfüßelnd ab.

Thomas nahm nun den empfangenen Brief wieder vor und fing ernſtlich an, die räthſelhaften Schnörkel zu entziffern: denn Trudchen briet zwar eine treffliche Gans, aber des Gänſekiels kunſtmäßige Führung war nicht ihre Sache; und in der Falſchſchreibung hatte ſie es ſo weit gebracht, daß ihre Epiſteln eine Art von Geheimſchrift waren, die nur ihre vertrauteſten Korreſpondenten verſtanden. Da nun nicht zu vermuthen iſt, daß die Mehrzahl der Leſer zu dieſen Auserwählten gehöre, ſo war es hier beim Abdruck gedachten Briefes durchaus nothwendig, der babyloniſchen Buchſtabenverwirrung des Originals abhelfliche Maße zu geben. Uebrigens iſt die zum Behuf der Preſſe gemachte Kopie ſo treu, als wäre ſie unter dem Inſiegel eines Kaiſerlichen Notars ausgefertigt, und lautet alſo:

Hochwohlgeborner Herr Referendar!

Du biſt ein Vocativus: das ſag' ich Ew. Wohlgeboren unter vier Augen. Du, Leckermaul, denkſt nur an mich, wenn Dir ein verdorbenes Gericht aufgetiſcht wird. Das iſt ſehr erbaulich, ſehr ſchmeichelhaft! Solche Seladons ſind mir umſonſt zu theuer. Ich hörte neulich eine Geſellſchaft luſtiger Zechbrüder ein altes Liedlein ſingen, das klang ungefähr ſo:

Der liebſte Buhle, den wir han,
Der liegt im kühlen Keller,
Er hat ein hölzern Röcklein an,
Und heißt der Muskateller.

Nicht wahr, Du Weindroſſel, das iſt auch Dein Wald- und Herzensgeſang?

Mit dem verlangten Pulver und Blei kann ich nicht dienen. Ich habe nicht mehr, als ich ſelbſt brauche, und Du wärſt im Stande, das Zeughaus des großen Moguls auszuräumen.

Scherz bei Seite, mein dicker Freund! Willſt Du künftig ſchmauſen, ſo ſchaff' Dir ein Dienſtchen mit einer erklecklichen Beſoldung von ein paar tauſend Thalern und halte mir am Altar Dein Wort: dann ſoll der Tiſch immer mit Deinen Leibgerichten beſetzt ſeyn. Mußt Du indeſſen arme Ritter backen, ſo kann ich Dir nicht helfen. Es ſchadet Dir ganz und gar nichts, wenn Du mitunter ein wenig am Hungertuche nagſt und ſich das Faß Deines Leibes um eine Elle im Durchſchnitt vermindert. Man will bemerkt haben, daß magere Leute in der Welt weiter kommen, als faule Bäuche.

Was Du vom ſichern Poſtlauf der unfrankirten Briefe ſagſt, war mir neu: aber ich widerſpreche Dir nicht, und mache ſogleich Gebrauch von Deiner Belehrung.

Adieu! Ich muß in die Küche. Wir braten heute einen delikaten Rehziemer. Nicht wahr, Dir wäſſert der Mund? — Nun, mach' Dich geſchwind auf, nimm Doktor Fauſts Mantel zwiſchen die Beine und ſey mein Gaſt! Ich möchte Dich ſo als Luſtcourier reiten ſehen. Aber nein! Du erſtickſt mir, Du Fettmännchen. Bleib' alſo lieber auf Deinem Sopha und denke fleißig an

Deine

Gertrud Schnick.

„Ei, ja doch!“ brummte Thomas und quetſchte zornig den Brief zuſammen: „Du wärſt werth, daß ich an Dich dächte, du eiſernes Herz, du Erbſenzählerin, du geiziger Hamſter! — Und nicht genug, daß ſie mich in meiner Noth ſtecken läßt: ſie höhnt mich noch obendrein, die wilde Hummel, ſchimpft mich ein Fettmännchen u. ſ. w.“ Hätte ſie mir lieber einen Sack voll Fettmännchen[*] geſchickt, ſo wär' ich doch vor der Gefahr, mager zu werden, ein paar Tage geſichert. Aber ihretwegen will ich mich gewiß nicht abhärmen und abfaſten — durchaus nicht! Wenn ich ihr zu rund bin, ſo iſt ſie mir zu eckig, und wir ſind geſchiedene Leute. Wahrſcheinlich hat ſie auch ſchon meine Stelle wieder beſetzt und irgend ein Blasrohr von Studenten auf der Seite: denn die Spitzbolzen, die ſie in ihrem ſchnöden Briefe auf mich abſchießt, ſcheinen aus einem ſolchen windigen Inſtrumente zu kommen. — Hol' ſie der Henker, die Treuloſe!" —

---

[*] Eine Scheidemünze, die damals in den Rheingegenden gangbar war.

Als er ſeinem Aerger ſo Luft gemacht hatte, warf er die Augen auf ſeinen Geldbeutel, der welk und platt, wie ein Handſchuh, vor ihm lag. „Armes, ſchwindſüchtiges Ding!" redete er ihn an: „du haſt die Auszehrung im höchſten Grade, und ich weiß nicht, wie ich dich heilen ſoll!" —

So ſeufzend, begab er ſich auf eine Reiſe durch's Zimmer, um unter ſeiner fahrenden Habe etwas auszumitteln. das ſich in klingende Münze verwandeln laſſe. Die Wahl fiel ſchwer; denn er war faſt ein Cröſus, wie Jener, der einem einſteigenden Diebe lachend zurief: „Thor! du ſuchſt hier etwas bei Nacht, wo ich bei Tage nichts finden kann!" — Die Uhr des Reiſenden war abweſend, um in einem jüdiſchen Hauſe hebräiſch zu lernen: verſchiedene von ſeinen Kleidern befanden ſich in eben dieſer Schule: — nur ein einziges unentbehrliches Feigenblatt hing noch einſam an der Wand; — das freſſende Kapital der gemietheten Möbeln (denn er zahlte in ungefähr drei Monaten ſo viel Leihgeld, als die Wurmneſter käuflich werth waren) durfte er nicht angreifen; und ſonſt beſaß er nichts von beweglichen Gütern, als ein mächtiges Kelchglas, einen Korkzieher, eine Magenbürſte und mehr ſolch kleines Handwerkzeug, worauf ihm der unternehmendſte Sonnenkrämer des Plundermarkts keinen Batzen geboten hätte. Was ſollte er alſo verſilbern? — Beim erſten Ueberblick ſchien alle Hoffnung verloren; doch, als er anfing, recht ernſtlich darüber zu meditiren, ſprangen ihm auf ein Mal Leyſers Meditationen* und noch ein paar ältere Helden aus dem Fache der Rechtsgelahrtheit ins Auge, die in ſchweinsledernen Quartbänden auf einem Bücherbrete ſtanden und beinahe Furchen darin eingedrückt hatten, weil ſie ſeit undenklicher Zeit nicht von ihren Plätzen gekommen waren. „O, ihr ehrlichen alten Schwarten!“ rief er ſeelenfroh: „euch wird's wohl thun, wenn ihr aus dem Staube, unter dem ihr hier begraben ſeyd, an die freie Luft kommt! Das Corpus Juris ſoll euch Geſellſchaft leiſten.“ — So höhnend ergriff er die ehrwürdigen Alten und ſtriegelte ſie mit einer Schuhbürſte, damit ſie bei dem Handel, den er mit ihnen treiben wollte, ein lockendes Anſehen hätten. Hierauf ſchnürte er ſie mit einem Strick zuſammen, und trug ſie huckepack in der Dämmerung auf ſeinem eigenen Rücken fort; denn er war nicht im Stande, einen fremden zu miethen.

Keuchend kam er bei der Bücherbude, wo er dergleichen Geſchäfte zu machen pflegte, kurz vor dem Thorſchluß derſelben an. Der Antiquar ſtand eben auf dem Sprung, ins Bierhaus zu gehen, und ſchnitt ein verdrießliches Geſicht, als er aufgehalten und ihm die Koppel Juriſten zum Kauf angetragen wurde. „Brächten Sie mir lieber einen Strick Jagdhunde!“ ſprach er: „Damit wär' in herrſchaftlichen Häuſern mehr zu gewinnen.“ — Und nun fuhr er dem guten Leyſer und den übrigen mit ihm zuſammengefeſſelten Rechtsgelehrten wie Bettelbuben auf den Hals, und verkleinerte ſie ſo jämmerlich, daß kein edler Jagdhund ein Stück Brod von ihnen angenommen hätte. Dem Corpus Juris ging es nicht beſſer. Es ſey ganz aus der Mode, ſagte der freche Trödler, und bot endlich, nach mehrern ſolchen Läſterungen, auf die große, ſchwere Bücherlaſt ein leichtes Lumpengeld, das Thomas zwar einſtrich, aber nicht des Heimtragens werth hielt. Er verzettelte ſogleich die paar Thälerchen im Speiſehauſe, im Weinkeller und im Punſchladen.

---

* Ein bekanntes juriſtiſches Werk.

Siebenzehntes Kapitel.

Der ſchwarze Bußprediger. — Das Kammermädchen.

Als er nach dieſer luſtigen Nacht am andern Morgen erwachte, fand er in ſeinen Taſchen nichts als den Strick, womit er die verſchacherten Bücher fortgebuckelt hatte. „Sieh doch!“ ſprach er: „da könnte man ſich ohne weitere Koſten aufhängen! Der Teufel ſpielt mir ordentlich den Strick dazu in die Hände. Aber ich wär ein Narr, wenn ich zugriffe! Die Höll' iſt heiß und kein friſcher Trunk dort zu haben.“ —

Er warf ſich in den Sopha, um über die Erfindung neuer Trinkquellen nachzudenken. Allein er ſaß kaum, als ihn die unwillkommene Erinnerung an ſeinen Poſtgläubiger ſchon wieder aufjagte. Er hatte geſtern mit großen Reichthümern geprahlt: was ſollte er nun heute ſagen, wenn der Mann im Vorbeigehen herauf kam, um ſeine fünf Groſchen einzukaſſiren? — Der Vorwand: es ſey kein Schloſſer zur Oeffnung des Schatzkäſtleins zu erlangen, hätte gar zu kindiſch geklungen, und jede andere Ausrede fand noch weniger Statt. So war der beſte Rath, ſich ſchnell in die Kleider zu werfen und nüchtern die Flucht zu ergreifen.

Erſt Nachmittags wagte er ſich wieder in ſeine Wohnung, und die Armuth, die mit ihm ausgegangen war, kehrte mit ihm zurück. Alle Verſuche, ſich dieſer läſtigen Geſellſchafterin zu entledigen, waren verunglückt. Sie ſetzte ſich neben ihn auf den Sopha und bot ihm Trotz, ſie zu vertreiben.

Indem er nun auf ein wirkſames Bannmittel ſann, überraſchte ihn der Beſuch eines Raben, der durchs offene Fenſter hereinflog, ſich zu ſeinen Füßen niederließ und ihm ſtarr ins Geſicht ſah. „Was willſt du, ſchwarzer Spitzbube?“ fragte der mürriſche Referendar: „Hier kommſt du falſch an; bei mir gibt's nichts zu mauſen!“ — Der Rabe that den Schnabel auf und verantwortete ſich mit vieler Geſchwätzigkeit; aber er ſchnarrte ſein Kauderwäliſch ſo undeutlich, daß man kein Wort davon verſtand. Thomas lachte ihn aus. Der Redner griff ſich nun ſtärker an. „Du Sünder!“ — rief er ſehr vernehmlich: „Du Sünder! — thu Buße! — bekehre dich!“ — Der Referendar ſtaunte über dieſe Bußpredigt; und indem ſie der geflügelte Schwarzrock wiederholte, klopfte jemand an die Thür. Der Vogel that wie zu Hauſe und rief: „Herein!“ Da erſchien ein junges, artiges Mädchen, neigte ſich zierlich und ſagte: „Verzeihen Sie, Herr von Pampel, daß ich dieſen Ausreißer bis in Ihr Zimmer verfolge. Fräulein Wimmerling, meine Herrſchaft, die Ihnen gegenüber wohnt, iſt ſeinetwegen in Angſt und Sorgen, und wird Ihnen ſehr verbunden ſeyn, wenn Sie ihn ausliefern.“ —

„Mit Vergnügen!“ ſagte Thomas Kellerwurm. „Aber ſetzen Sie ſich doch einen Augenblick, mein ſchönes Kind! Sie rauben mir ſonſt die Ruhe.“ —

Das Mädchen lächelte, ſetzte ſich und hob den Flüchtling, der ſich ſogleich fangen ließ, auf ihren Schooß. Herr Thomas ſchmunzelte um ſie herum, und erlaubte ſich, ſie ſanft auf die Backen zu klopfen. „Du Sünder!“ rief der Rabe, und hackte nach der dicken Hand, die das Ungebührniß beging.

„Ei, du unartiger Grobian!“ ſchalt der Referendar: „Wer hat dich ſo zum Murrkopf erzogen?“

„Mein Fräulein ſelbſt,“ antwortete das Mädchen.

Nun gab ein Wort das andere, und Thomas erfuhr, daß Fräulein Beate von Wimmerling ſehr reich, ſehr fromm und ziemlich betagt ſey. Schnell fuhr ihm der Gedanke durch den Kopf, mit der alten Dame Bekanntſchaft zu machen, ihre Gunſt zu erſchmeicheln, und ſich als Gemahl oder Univerſalerbe in den Beſitz ihres Vermögens zu ſetzen. Mit dieſem löblichen Vorſatz eröffnete er der Kammerjungfer: er werde ſich die Ehre geben, dem Fräulein ihren entwichenen Bußprediger in Perſon zu überliefern.

„Thun Sie das!“ ſagte das Kammerkätzchen. „Sie werden willkommen ſeyn. Fräulein Beate iſt keine Menſchenfeindin, wie man ihr nachſagt: ſie mag nur von der heutigen Modewelt nichts ſehen und hören. Dieſen Haß treibt ſie aber freilich ins Weite. Wer ſich mit Geſchmack kleidet, oder Tanz und Schauſpiel liebt, begeht in ihren Augen eine Todſünde. Ein armer Neffe, dem ſie einige Monate Gnadenbrod gab, that nichts Uebels, als daß er ſich ein wenig ſtutzerhaft trug und gern in die Komödie ging: das war aber ſchon genug, in die tiefſte Ungnade bei ihr zu fallen. Sie nörgelte unaufhörlich über ſein Sündenleben, lehrte dieſen Raben ſchimpfen und predigen, damit er ſie, wenn ſie des Scheltens müde war, ablöſen konnte, und als ſich der junge Menſch dennoch nicht bekehrte, ward er aus dem Hauſe geſtoßen und aus dem Teſtamente geſtrichen.“ —

„Ei, was Sie ſagen!“ rief Thomas mit heimlicher Freude. „Sogar aus dem Teſtamente geſtrichen?“ —

„Glatt und kahl heraus! Und er war beſtimmter Univerſalerbe.“ —

„O, wie hart!“ ſeufzte der Schalk. „Ich beklag' ihn von Herzen. Sie wird ſich aber wohl wieder mit ihm ausſöhnen, wenn ihm nicht etwa ſchon ein Erbſchleicher die Schuhe ausgetreten hat.“ —

Bei dieſem Schlag auf den Strauch fuhr die angenehme Nachricht heraus: das Fräulein ſey gegen den jungen Stutzer unverſöhnlich aufgebracht, habe jedoch zur Zeit noch keinen andern Erben gewählt, ſondern werde wahrſcheinlich ihr ganzes Vermögen einer Kirche vermachen.

„Keinen Pfennig ſoll der Steinklumpen haben!“ dachte der Referendar, und ſteckte geſchwind ſeinen ſteifen Zopf in das finſtre Gefängniß eines großen Haarbeutels, um recht ehrbarlich vor dem Fräulein zu erſcheinen. Zum Unglück befand ſich gerade ſein einziges Paar Schuhe in der Kur eines Schuharztes: er mußte daher ſeine Aufwartung in Stiefeln machen, und gewann ſo das Anſehen eines förmlichen Spießbürgers. Das Mädchen trieb ihn, als ſie jetzt mit einander fortgingen, ſpottend und lachend wie einen Faſtnachtsnarren vor ſich her.

Achtzehntes Kapitel.

Die Betſchweſter und der chriſtliche Kavalier.

Im Vorſaale des Fräuleins übernahm Thomas den Raben aus der Hand der Zofe, die ihn, des Anſtands wegen, über die Gaſſe getragen hatte, und nun zu ihrer Gebieterin eilte, um den Herrn Nachbar zu melden. Er ward augenblicklich vorgelaſſen, und hielt, mit dem Vogel auf dem Arm, ernſt und feierlich, wie ein Leichenbitter, ſeinen Einzug.

Aber es war ſchwer, dieſe Gravität zu behaupten, als er Beaten erblickte. Sie ſaß, mit einer Brille auf der Naſe und einem grünen Schirm vor den Augen, am Tiſche und las in einem Gebetbuche, das auf dem Rücken einer großen, ſchlafend zuſammengeringelten Katze lag, die ihr als Leſepult diente. Thomas Kellerwurm ſchnitt ein halbes Dutzend Bücklinge von der ehrerbietigſten Sorte, und ſcharrte wacker dazu mit ſeinen Stiefeln, ehe die eifrige Beterin von ihm Notiz nahm. Endlich ſchlug ſie die frommen Augen auf, und erhob ſich langſam vom Stuhle. Der Geiſt einer Matrone des ſiebzehnten Jahrhunderts ſchien aus dem Grabe zu ſteigen: ſo altmodiſch war ſie gekleidet. Sie ſetzte ſich weder mit einer Verneigung noch mit einem höflichen Wörtchen in Unkoſten, ſondern griff ſtumm nach einer hinter dem Spiegel ſteckenden Ruthe, hielt ſie drohend empor, und rückte ſo mit zornigen Geſichtszügen heran. Dem Herrn von Pampel war übel dabei zu Muthe. Er befürchtete, ohne Kriegserklärung angegriffen zu werden, und zog ſich mit verlegenen Mienen nach der Stubenthür zurück; doch ehe er ſie erreichte, begannen ſchon die Feindſeligkeiten mit hitzigen Ruthenſchlägen, die zwar dem Raben galten, aber meiſtens ſeinem Träger zu Theil wurden. Bei dieſem tapfern Einhauen erhob Beate ein geiſtliches Kriegsgeſchrei und ſang (nach der Melodie des Liedes: Zion klagt mit Angſt und Schmerzen) mit kreiſchender Stimme:

Ach, wie haſt du mich betrogen!
Biſt nach Noä Rabenart
Weit und breit herum geflogen,
Haſt die Buße lang geſpart! *

Und immer ſchlug ſie dazu den Takt mit der Ruthe. Thomas hielt dieſe unverdiente Staupe geduldig aus, und machte bei dem Geſange ein ſo andächtiges Geſicht, als ob er ſich in der Kirche befände: aber das ſchwarze Zion auf ſeinem Arme klagte jämmerlich vor Angſt und Schmerzen. Er fand es ſchicklich, für die leidende Kreatur ein gutes Wort einzulegen; und da er zugleich ſeine Bekanntſchaft mit der geiſtlichen Liedermuſe darthun wollte, ſo ſang er in einem angenehmen Baß:

Warum willſt du ſo zornig ſeyn
Ueber dieß arme Würmelein?

Die Zuchtmeiſterin ſtutzte bei dieſer melodiſchen Fürbitte, und es entſtand eine kurze Strafpauſe; doch nach einigen

---

* Ein Halbvers, in alten Geſangbüchern befindlich, doch von der Sängerin, zum Behuf des gegenwärtigen Gebrauchs, etwas verändert. Das gilt auch zum Theil von den folgenden Liederverſen.

Sekunden ward die Ruthe wieder thätig, und der Baſſiſt ſang aufs neue:

Straf ihn nicht in deinem Zorn,
Edles Fräulein, ſchöne!
Ach, laß ihn nicht ſeyn verlor'n,
Nach Verdienſt nicht lohne!

Dieſer bewegliche Geſang brachte das Mitleiden bei ihr zum Durchbruch. Sie legte die Ruthe weg, nahm den Raben auf den Arm, hätſchelte ihn und ſprach in einem kläglichen Tone:

Verirrte Seele, wem zu Ehren
Entflohſt du in die weite Welt?
Dort wird man dich nichts Gutes lehren,
Wo Satan ſelber Schule hält,
Wo nur Geſpenſter anzutreffen,
Die jeden Pilgrimm ſchändlich äffen.

„Ach, ja wohl!“ ſeufzte Thomas halblaut, und dachte an das Geſpenſt, das ihn vom Wachpoſten jagte.

Der ſchwarze Miſſethäter erhielt noch nicht völligen Pardon. Beate ſchob ihn in einen Käfig und ſagte mit aufgehobenem Zeigefinger: „Hier ſollſt du mir drei Tage büßen und faſten!“ —

Nun hatte denn endlich auch der Referendar die Ehre, von ihr in Betrachtung gezogen zu werden. Sie wandte ſich zu ihm mit einer tiefen Verneigung, dankte für die Uebergabe des Gefangenen, erbot ſich, wie ein Steckbrief, bei ähnlichen Vorfällen zu gleicher Rechtshülfe, und bezeugte ihr Vergnügen, bei dieſer Gelegenheit einen ſo chriſtlichen Kavalier kennen zu lernen.

„Halten mich Ihro Gnaden wirklich dafür?“ fragte Thomas mit einem Handkuß.

„Warum zweifeln Sie daran?“ verſetzte Beate.

„Weil Ihro Gnaden“ — antwortete er lächelnd — „meine Wohnung für die Schulſtube des Satans erklärten.“ —

„Gott ſey bei uns!“ rief das Fräulein, und bekreuzte ſich. „Wie können Sie mir dieſen Vorwurf beweiſen?“ —

„Sehr leicht. Sie beliebten zum Raben zu ſagen: Warum entflohſt du in die Welt, wo der Satan ſelber Schule hält? — Der ehrliche Vogel iſt aber, ſo viel ich weiß, nicht weiter als in mein Zimmer gekommen.“ —

„O, wenn das iſt,“ ſagte ſie, „ſo hätt' ich meinen Liedervers ſehr übel gewählt, und bitt' um Verzeihung.“ —

„Sie nehmen meinen Scherz zu ernſthaft, gnädiges Fräulein! Doch etwas iſt an der Sache: es ward in der That bei mir Schule gehalten. Der Rabe war Präceptor, ſchalt mich einen Sünder, und ermahnte mich zur Buße und Bekehrung.“ —

„Deuten Sie das nicht übel, Herr Referendar!“ fiel die Betſchweſter ein. „Das gute Thier ſpricht ſo mit allen Menſchen, und die meiſten würden das ewige Heil ihrer Seele befördern, wenn ſie den erbaulichen Zuruf des unvernünftigen Geſchöpfs achteten und befolgten. Aber bei Ihnen, Herr Nachbar, war er freilich ganz überflüſſig.“ —

„O nein, meine Gnädige!“ — ſeufzte Thomas Kellerwurm — „Wenigſtens heute nicht! — Ein weltlich geſinnter Freund hatte mich überredet, dieſen Abend mit ihm ins Schauſpiel zu gehn; ich kleidete mich ſchon dazu an —“

„Ei, ei, Herr von Pampel!“ —

„Aber die warnende Stimme des trefflichen Raben brachte mich ſchnell auf beſſere Gedanken.“ —

Beate lobte ſeine Reue, zog dann alle Regiſter ihres Eifers gegen das Komödienweſen, und ſang nach dieſem Vorſpiele:

Du, Welt, ſollſt nun und nimmermehr
Was richten bei mir aus,
Lock' du und kirre noch ſo ſehr
Mich in dein Fratzenhaus!
Ich folg' in Ewigkeit dir nicht,
Du falſche Teufelsbraut!
Gar wenig mich, Gott Lob, anſicht
Dein' glänzend Schlangenhaut.

Thomas faltete die Hände und ſchlug, mitſingend, bei ſchicklichen Stellen einen kräftigen Baßtriller. Das gefiel ihr ungemein. „Sie ſind ein Mann nach meinem Herzen!“ ſagte ſie. „Laſſen Sie uns dieſen Abend in frommer Stille mit einander zubringen, und nehmen Sie mit einer mäßigen Mahlzeit fürlieb!“ —

„Nur nicht gar zu mäßig!“ ſprach der Hungernde für ſich; doch ſtand er keinen Augenblick an, der Einladung Folge zu leiſten, da das Wenigſte, was man ihm auftiſchen konnte, immer mehr war als das Nichts, worauf ihn die Armuth zu Gaſte hat.

Neunzehntes Kapitel.

Abendtafel und Tiſchgeſpräche. — Der Raben-Dukaten.

Beatens gaſtfreundliche Anſtalten ließen ſich indeſſen nicht übel an. Sie waltete viel in der nahen Küche, das Feuer praſſelte mächtig auf dem Heerde, und der Kredenztiſch wurde mit einigen Flaſchen Wein geſchmückt. Die geſchäftige Martha entſchuldigte ſich bei dem Referendar, daß ſie ihn bisweilen allein laſſe, und empfahl ihm, mittler Weile zum Zeitvertreib in Arnds Paradiesgärtlein ſpazieren zu gehen und ein Glas von Speners lauterer Milch zu koſten. Er mußte denn freilich thun, als ob ihm die vorgeſchlagenen Ergötzlichkeiten trefflich behagten; aber er zog den aus der Küche wallenden Duft eines Haſenbratens dem Geruch der Paradiesblumen vor, und trank im Geiſte den Wein auf dem Schenktiſche mit ſtarken Zügen, indem er nur zum Schein aus der papiernen Milchflaſche nippte.

So verſchlich die Zeit bis zum Auftragen der Suppe. „Komm, Herr Jeſu, ſey unſer Gaſt, und ſegne, was du beſcheeret haſt!“ betete Thomas mit raſcher Stimme, machte dem Fräulein eine Verbeugung, und griff nach dem Stuhle; doch er irrte ſich in ſeiner Rechnung, die Sache ſo zu beſchleunigen. Beate, mit dem flüchtigen Stoßreim nicht zufrieden, ſchüttelte etwas unwillig den Kopf, verwies den voreiligen Gaſt durch einen Wink zur Ruhe, und deklamirte dann langſam und pathetiſch ein ſehr feierliches Tiſchgebet, deſſen Verfaſſer zu der Zeit, da er's entwarf, gewiß nicht ſo hungrig als unſer Referendarius war; denn es dauerte faſt eine Viertelſtunde, und die Suppe ward kalt, ehe das Amen erfolgte.

Der Schmaus an ſich ſelbſt war ohne Tadel: nur Schade, daß der arme Thomas nicht mit Ruhe und Seelengenuß eſſen konnte, weil ihn ſeine Wirthin mit neugierigen Fragen über ſein Geſchlechtsregiſter beſtürmte. Er antwortete Anfangs ſehr kurz, und ſie ließ ſich das gefallen, ſo lange von Ahnherren die Rede war, die im Heere gedient oder als Landjunker gelebt hatten. Als er aber, um ihr recht nach dem Munde zu reden, einen Aeltervater aus dem Stegreif erſchuf, der ein wohlverdienter Seelſorger und erbaulicher Liederdichter geweſen ſeyn ſollte: da verlangte ſie genauere Nachrichten von dieſem ehrwürdigen Manne, und ängſtete den muthwilligen Lügner mit einem Bienenſchwarm der dringendſten Fragen nach dem Leben und Wandel dieſes geiſtlichen Urahnen, nach ſeinen Hühnern und Gänſen, und ſogar nach ſeiner Perücke. Thomas hatte alle ſeine Verſchlagenheit nöthig, um ſich mit geſchickten und unverdächtigen Antworten aus dieſer Klemme zu ziehen; aber es gelang ihm vollkommen, und ſeine Zähne verſäumten dabei ihr Geſchäft ſo wenig, daß einige nicht zeitig genug gelüftete Weſtenknöpfe dem Andrang des ſchwellenden Bauches weichen mußten und abſprangen.

Fräulein Beate, die eben nicht geizig war, bemerkte mit Vergnügen, daß es ihrem Gaſt ſo wohl ſchmeckte; doch weniger ſchien ihr zu gefallen, daß er weder ein volles noch ein leeres Glas vor ſich leiden konnte, ſondern jenes immer ſchnell ausſtürzte, und dieß eben ſo geſchwind wieder füllte. „Wie finden Sie meinen Wein?“ ſagte ſie, und ſpöttelte wahrſcheinlich durch dieſe Frage, die auſſerdem höchſt überflüſſig geweſen wäre, weil Thomas ſchon vorläufig durch Ausleerung einer ganzen Flaſche darauf geantwortet hatte. „Ein köſtlicher Burgunder!“ rief er begeiſtert aus, und hielt das Glas gegen das Licht. „Er iſt nicht übel;“ ſagte ſie; „aber —“ und ſingend fuhr ſie fort:

Ein Tröpflein von den Reben
Der ſüßen Ewigkeit
Kann mehr Erquickung geben,
Als dieſer eitlen Zeit
Geſammte Wolluſtflüſſe.
Und wer nach jenen ſtrebt,
Tritt unter ſeine Füße,
Was hier die Welt erhebt.

„Mit billiger Ausnahme des Weins!“ fiel Kellerwurm ein. „Es wäre doch Sünde, die edle Gottesgabe mit Füßen zu treten.“

Dieſen Einwurf mußte das fromme Fräulein gelten laſſen. Thomas zechte nun triumphirend noch ſtärker, und liebäugelte mitunter (wenn Beate, die Augen gen Himmel — oder vielmehr nur an die Stubendecke — richtend, nicht auf ihn Acht gab) mit der anmuthigen Kammerjungfer, die leichtfüßig die Tafel umſchwebte und die Geſchäfte eines Truchſeß und Mundſchenken verſah.

So befand ſich der Schmauſer vortrefflich; nur durfte er nicht daran denken, daß er von allen Münzen der Welt verlaſſen war. Das miſchte Galle unter ſeinen Wein, und er dünkte ſich der ärmſte Lazarus auf Erden, weil er einer Dame gegenüber ſaß, die er für wohlhabender hielt als den berühmten reichen Mann im Evangelio, der aber wahrſcheinlich jetzt eine ſehr unbedeutende Rolle ſpielen und ein ſchlechtes Haus machen würde.

Glücklicher, und wohl auch pfiffiger, als der alte Lazarus, ergriff der neue folgende zufällige Gelegenheit, ſeine traurigen Umſtände vor der Hand ein wenig zu verbeſſern.

Beate rühmte gegen das Ende der Tafel mancherlei Tugenden ihres Raben, und fragte bei dieſer Veranlaſſung: „Iſt Ihnen, mein Herr Referendar, die Anekdote bekannt, daß vor mehrern Jahrhunderten ein König von Ungarn einen Raben, der ihm einen Ring entwandt hatte, im Fluge ſchoß, und, zum Andenken dieſes Vorfalls, Dukaten prägen ließ, die man Raben-Dukaten nennt?“ —

Thomas hatte nie ein Wort von dieſer Geſchichte gehört, und antwortete dennoch raſch: er kenne ſie aus dem Grunde, ſey aber noch nicht ſo glücklich geweſen, einen ſolchen Dukaten zu Geſicht zu bekommen, ob er ſich gleich, da er das Steckenpferd der Münzliebhaberei mit Leidenſchaft reite, die äußerte Mühe darum gegeben habe. „Vielleicht kann ich Ihren Wunſch befriedigen,“ ſagte Beate, und das war gerade der Punkt, nach dem er gezielt hatte.

Sie ſtand auf und holte aus ihrem Kleinodenſchranke ein ſchwarzes Käſtchen, das an Größe und Geſtalt einem Geſangbuche glich. Dafür hielt es auch der lauernde Spekulant, und es war ihm ſchon bange, der beſprochene Dukaten möchte vergeſſen und wieder ein Lied angeſtimmt werden. Als aber Beate das ſchwarze Buch öffnete, zeigte ſich ein erfreulicher Inhalt, der tauſend andern Büchern zu wünſchen wäre, und ſicher den Beifall aller Leſer und Rezenſenten erobern würde — kurz es war mit den ſchönſten Dukaten gefüllt.

„Potz tauſend!“ rief der Referendar: „Wer ſolche Geſangbücher hat, der kann mit Luſt ſingen!“

Dieſer Einfall kam ihr entweder etwas unheilig oder allzu vertraut vor: denn ſie drohte mit dem Finger, und es ſchien gar, als wollte ſie das köſtliche Buch ungeleſen wieder verſchließen. Doch, anders ſich beſinnend, ſuchte ſie unter den vielen Goldmünzen, die es enthielt, einen Raben-Dukaten heraus und zeigte ihn vor.

Der Referendar betrachtete ihn mit lüſternen Augen und warf die Angel der Schmeichelei durch die Bemerkung aus: daß der mit dem geſtohlenen Ring im Schnabel darauf abgebildete Dieb bei weitem kein ſo ehrliches Geſicht habe, wie der Bußprediger im Käfich, ſondern eine wahre Galgenphyſiognomie. „Uebrigens möcht' ich wohl einen ſolchen Dukaten beſitzen;" fuhr er fort. „Ich wollt' ihn auf der Stelle gegen zwei vollwichtige Holländer eintauſchen." — Mit dieſer Prablerei griff er in die Taſche, als läge da ein ganzes Regiment Holländer im Quartier. Das Fräulein bat höflich, ſeine Börſe ruhen zu laſſen und den Raben-Dukaten als ein Ehrengeſchenk und freundſchaftliches Denkzeichen von ihr anzunehmen. Er wehrte ſich heftig dagegen, und gab endlich blos unter der Bedingung nach, daß ihm erlaubt ſeyn müſſe, das Goldſtück zu erſetzen, ſobald er eine Dublette aufgetrieben habe. Um ihn zu beruhigen, willigte Beate in dieſen Vorbehalt, bat jedoch dringend, ſich nicht ängſtlich darum zu bemühen, ſondern die Sache dem Zufall zu überlaſſen. „Mit nichten, mein gnädiges Fräulein!" ſprach er: „Ich werde von Stund' an weit und breit darnach aufſtellen." —

Hiermit ſteckte er, nach unterthänigſter Dankſagung, den geldnen Raben ein, ließ ihn aber kurz darauf, als er von Beaten weg ging und in eine Geſellſchaft luſtiger Nachtſchwärmer gerieth, ſchon wieder fliegen.

Zwanzigſtes Kapitel.

Die Andacht am Fenſter. — Der Vikar in der Kirche. — Erbſchaftsausſichten.

Das Abenteuer dieſes Tages kitzelte ihn mit der Hoffnung, einen rechten Hauptſchlag zu machen. Da ihn aber das gottſelige Fräulein nicht ausdrücklich eingeladen hatte, ſie wieder zu beſuchen, ſo mußte er auf Mittel ſinnen, ſich bei ihr aufs neue zu empfehlen und in geneigtem Andenken zu erhalten.

In dieſer Abſicht entlehnte er von ſeinem Hauswirthe ein anſehnliches Gebetbuch, deſſen ſchwarzer Band und goldner Schnitt die Heiligkeit des Inhalts verbürgten, und auch bei dem flüchtigſten Beſchauer den Verdacht nicht aufkommen ließen, daß unter dieſem Schafskleide ein Romanwolf verborgen ſey. Mit dieſem ehrbaren Buche in der Hand, trat er Stunden lang ans offne Fenſter und gab ſich die Miene des andächtigſten Beters. Er wollte ſo von Beaten geſehen ſeyn. Sie that aber ſelten einen Blick ins Weltgetümmel, und die Kammerjungfer war boshaft genug, ſie nicht auf den frommen Nachbar aufmerkſam zu machen, weil er aus leidigem Geldmangel unterlaſſen hatte, ſich ihre Gönnerſchaft durch ein Geſchenk zu erwerben, als ſie ihm nach dem Abendſchmauſe die Treppe hinab leuchtete. Seine öffentliche Gleißnerei ſchaffte ihm daher nicht den geringſten Vortheil. Ein andres Mittel muſte gewählt werden.

Nun war eben damals ein neuer Prediger vom erſten Range in die Stadt berufen worden, deſſen magnetiſche Beredtſamkeit einen Sonntag wie den andern die Häuſer entvölkerte und ihre Bewohner an ſich zog. Wer ſeit zehn Jahren keinen Fuß in die Kirche geſetzt hatte, ſprang mit beiden hinein, um ihn zu hören. Wehe dem, der einen Katarrh mitbrachte und ihn unter der Predigt laut werden ließ! Tauſend Köpfe drehten ſich, biſtend und ziſchend, nach ihm hin und durchbohrten ihn faſt mit den Augen. Hielt er nicht augenblicklich Ruhe, ſo ſtand er in Gefahr, aus dem Tempel geworfen zu werden. Ein großer Theil der enthuſiaſtiſchen Verſammlung ſtellte nicht nur, wie Vater Plautus ſagt, den Vogelherd mit den Ohren, ſondern auch mit der Leimruthe des Bleiſtifts und dem Meiſenkaſten der Schreibtafel. Sogar Officiere und Staatsmänner mit Ordensſternen ſah man ſo beſchäftigt. — Wie haben ſich die Zeiten geändert! Heutiges Tages wird nicht einmal mehr die liebe Jugend mit dem Nachſchreiben der Predigten behelligt, ſondern lieber dafür von klugen Aeltern angehalten, den Inhalt der Schauſpiele aufzuzeichnen. — Damals war man aber noch ſo einfältig, gute Kanzelreden zu ſchätzen, und die, von welchen hier die Rede iſt, wurden bald ein beträchtlicher Handelsartikel für arme Kandidaten, die ſie durch eine Menge Abſchriften vervielfältigten und das Exemplar um einige Groſchen verkauften. Dieſer Umſtand leitete unſern Kellerwurm auf den Gedanken, einen ſolchen Hauſirer in Nahrung zu ſetzen, die erhandelte Predigt mit eigner Hand wieder abzuſchreiben, und ſie Fräulein Beaten, als einen Beweis ſeines Kirchenfleißes, zu überreichen.

Dieß that er den nächſten Sonntag, verdiente ſich aber ſchlechten Dank damit. Sie ſchalt den geiſtlichen Cicero einen irrgläubigen Neuerer, der die Peſt der Ketzerei durch ſeine Lehren verbreite. Ihr Held war ein herrenhutiſcher Kopfhänger, der noch ſtillere Zuhörer als ſein vielbewunderter Amtsbruder hatte: denn er predigte meiſtens nur dem ſchlafenden Küſter und den öden Mauern der Kirche. Fräulein Wimmerling erhob aber die Salbung ſeiner Vorträge bis in den Himmel, und empfahl dem Referendar, ſich ſo oft als möglich dadurch zu erbauen. „Ich ſelbſt,“ fuhr ſie fort, „werde durch Alter und Schwachheit gehindert, die weit entlegene Lämmleinskirche zu beſuchen, wie ich in jüngern Jahren niemals verſäumte; allein eben deßhalb werden Sie mich ungemein erfreuen und Ihnen verbinden, wenn Sie an meiner Stelle dahin gehn, die Predigten genau nachſchreiben, und mir von Zeit zu Zeit mittheilen.“ —

Eine ſtarke Zumuthung! Doch er verſprach, ihr Genüge zu thun, und ward für dieſe Bereitwilligkeit herrlich bewirthet. Dennoch war es ihm, wie man denken kann, kein Ernſt, ſein Wort in Perſon zu erfüllen. Er beſtellte einen alten Magiſter zu ſeinem Vikar, brauchte aber die Vorſicht, Sonntags früh auszugehen, ſeinen Weg nach der Gegend der Lämmleinskirche zu nehmen und in einem dort in der Nähe befindlichen Weinhauſe ſo lange zu frühſtücken, bis der Gottesdienſt beendigt war. Abgeredeter Maßen kam nun der graue Meiſter der ſieben freien Künſte in die Weinſtube, übergab den nachgeſchriebenen Sermon, und empfing ſeine Gebühr. Thomas ging ehrbar nach Hauſe, ſchrieb die Predigt ins Reine, lieferte ſie gegen Abend ab, erquickte ſich an Beatens gut beſetztem Tiſche, und erhielt bisweilen ſogar ein halbes oder ganzes Dutzend Dukaten zu Papier und andern Schreibematerialien.

So ging's alle Sonntage. Doch war er auch in der Woche nicht unthätig. Er fing ſeine öffentlichen Fenſter-Andachten wieder an, und Beate ſah jetzt, da er ihr intereſſanter geworden war, oft mit Wohlgefallen zu ihm hinüber. Da es ihm aber unerträglich langweilte, ein Gebetbuch, worin er nicht leſen mochte, vor die Augen zu halten, ſo ließ er ſich eine Buchſchale von ſchwarzem Korduan mit goldnen Zierrathen fertigen, bekleidete mit dieſem geiſtlichen Kaputtrock oder Schanzläufer weltliche Schriften, und las auf ſolche Art manchen muthwilligen Roman, indem ſeine lauernde Patronin glaubte, er wärme ſich an Müllers göttlicher Liebesflamme.

Durch dergleichen Liſten und Ränke kam er ſeinem Ziel immer näher und gewann Beatens Gunſt mit jedem Tage mehr. Sie betrachtete ihn als einen aus dem Feuer geriſſenen Brand, und rechnete ſeine Bekehrung dem Himmel für einen großen Gewinn an. Irdiſche Abſichten hatte ſie nicht auf ihn. Sie erklärte ſich, wenn er bisweilen ihre Gedanken über den Eheſtand von weitem erforſchte, im Allgemeinen ſo entſcheidend abgeneigt dagegen, daß ihm alle Luſt verging, ihr ſeine Perſon anzutragen. Weit erfreulicher waren ſeine Ausſichten, ſie zu beerben. Sie verſprach mehrmals beſtimmt und feierlich: daß ſie ihn, wenn er ſeinen chriſtlichen Lebenswandel fortſetze, in ihrem Teſtamente bedenken wolle.

Einundzwanzigſtes Kapitel.

Jungfer Blauſtrumpf. — Bauchdienſt und Gottesdienſt. — Das Verhör auf der Gaſſe.

Ein Meiſter auf der Orgel — erzählte man — gerieth mit ſeinem Bälgetreter in Unfrieden und ließ ihn ſein Uebergewicht fühlen. Schon gut! — dachte der beleidigte Windmacher — ich werde mich rächen! — Den nächſten Sonntag, als gerade der Meiſter vor einer zahlreichen Kirchenverſammlung ſeine ganze Kunſt aufbot, lief der hämiſche Kalkant plötzlich von ſeinem Poſten, und die Orgel — verſtummte.

Dieß an und für ſich unbedeutende Geſchichtchen lehrt, wie gefährlich es iſt, die Herren Bälgetreter gering zu ſchätzen und böſe zu machen. Es gibt ihrer in allen Fächern.

Thomas Kellerwurm zum Exempel ſpielte die Orgel der Scheinheiligkeit als Meiſter; aber bei einem Haare wäre ihm der Wind ausgegangen, weil die Kammerjungfer die Bälge nicht trat. Sie verſuchte ſogar, ihn ganz von der Hütſche zu ſtoßen. Es war aber auch unartig, daß er ſie von einem Tage zum andern vergebens auf ein Geſchenk warten ließ. Die verſtohlenen Liebesblicke, womit er ihre Dienſtleiſtungen zu vergelten dachte, hatten für ſie keinen Werth. Eine Weile ließ ſie ſich geduldig damit bezahlen, denn ſie betrachtete ſie als Anweiſungen auf klingende

Münze. Als er aber ſo wenig, wie vormals die franzöſiſche Republik, Anſtalt machte, ſeine Aſſignate mit baarem Gelde einzulöſen: da ward Liſette — ſo hieß die eigennützige Dirne — bitterböſe und lauerte ihm auf den Dienſt.

Seine fleißigen Kirchengänge wurden ihr bald verdächtig. Sie theilte dem Fräulein ihre Zweifel mit, fand aber kein Gehör, und ward eine Verläumderin geſcholten.

Am Morgen des folgenden Sonntags ſchlich ſie ihm auf dem Fuße nach, und ſah mit boshafter Freude, daß er, hinter der Kirche herum, in die Taverne ging. Windſchnell flog ſie nach Hauſe und meldete dem Fräulein, was ſie geſehn hatte. „Schlange, du lügſt!“ ſprach Beate. Die Spionin beſtand darauf, ſie ſolle ſich mit eigenen Augen von der Wahrheit der Sache überzeugen. Das Fräulein entſchloß ſich dazu, ſchickte nach einem Miethwagen, und fuhr mit der Denunciantin geraden Weges vor's Weinhaus.

Das Ankleiden und Anſpannen hatte ſo lange aufgehalten, daß die Predigt ſchon vorbei war. Thomas ſaß aber noch in der Trinkſtube und traktirte ſeinen Kirchen-Statthalter mit einem Gläschen Wein. Dieſe ſeltne Freigebigkeit — denn er war gewöhnlich gegen Andere ſparſam, um im Selbſtgenuß verſchwenden zu können — wandte, wie wir gleich ſehen werden, den Schlag von ihm ab, den ihm ſein Geiz gegen die Zofe beinahe zugezogen hätte.

Sie ſprang aus dem Wagen, trippelte ins Weinhaus, fragte den Küper, der ihr gerade in den Weg kam, ob Herr von Pampel hier ſey, und ließ ihn, als es bejaht wurde, herausrufen. Er kam und entſetzte ſich ein wenig. Sie ſagte ſpottlächelnd: Fräulein Wimmerling halte vor der Thür und wolle ihn ſprechen. Doppelt beſtürzt lief er zu ihr an den Wagen. Sie war ſchon mit einem Liederverſe zu ſeinem Empfange gerüſtet und ſeufzte ihm entgegen:

„Was pflegſt du deines Leibes hier
Und läß'ſt den Geiſt verſchmachten?
O Sünd' und Schande! Ziemt es dir,
Den Knecht als Herren zu achten?
Dem Geiſt gebührt das Regiment,
Bei dir iſt ſolches umgewendt,
Der Leib den Geiſt regieret!“ —

„Gnädiges Fräulein,“ — ſagte Thomas mit ſchneller Faſſung — „ich leide ganz unſchuldig! Der Schein iſt gegen mich, denn ich komme wirklich aus der Weinſtube; aber ich ging nicht hinein, um meines Leibes zu pflegen, und noch weniger hat mein Geiſt heute geſchmachtet. Ich war in der Kirche, ſchrieb die Predigt nach, hier iſt ſie!“ —

Er hatte zum Glück die Schreiberei ſeines Stellvertreters ſchon in der Taſche und übergab ſie dem Fräulein. Es war ihm nicht bange, mit den beiden Frauenzimmern fertig zu werden, wenn ſie ihm die Ausſtellung machen ſollten: er habe das nicht geſchrieben. Allein es hatte keine Gefahr. Beate maß ihm vollen Glauben bei, und warf, ohne das Blatt weiter zu unterſuchen, auf die Angeberin, die verdutzt daſtand, einen ſtrafenden Blick.

„Nun will ich aber auch“ — fuhr er beherzt fort — „Ihre Gnaden das Räthſel löſen, warum ich ins Weinhaus gegangen bin. Verziehen Sie eine Sekunde!“

Er ſprang in die Taverne zurück und zog den alten Kandidaten hinter dem Tiſche hervor. „Magiſter!“ — raunte er ihm ins Ohr — „kommen Sie geſchwind mit heraus — ich will Sie zum Spaß einer alten Dame verſtellen — ſprechen Sie aber kein Wort als Ja und immer Ja zu allem, was ich ſage. — Hören Sie, Magiſterchen? Es ſoll Ihr Schade nicht ſeyn.“ —

Der menſchenſcheue Kandidat rückte ſich ängſtlich die

Perücke zurecht. Er wäre der geheimnißvollen Audienz gern überhoben geweſen und ſtammelte einige Entſchuldigungen; doch zur Demuth und zum Gehorſam gewöhnt, ließ er ſich fortſchleppen.

„Dieſer gute, ehrliche Mann“ — hob Thomas an der Wagenthür an — „war mein Kirchen-Nachbar und hörte der ſchönen Predigt mit exemplariſcher Aufmerkſamkeit zu. Doch plötzlich ward er ohnmächtig und ſank um. Ich richtete ihn, mit Beihülfe einiger andern Leute, wieder auf. Er erholte ſich bald, blieb aber auſſerordentlich matt. Ein gegenwärtiger Arzt rieth ihm, ſich durch Wein zu ſtärken. Er bekannte ſeufzend, daß er zu arm ſey, ſich dieſe Erquickung zu verſchaffen. Der Herr Doktor zuckte die Achſeln und ſchlich fort. Auch die andern Leute verkrümelten ſich. Nun ich — ohne Ruhm zu melden — hielt's für Chriſtenpflicht, den wackern Mann in dieß Haus zu führen und ihm ein Glas Wein reichen zu laſſen.“

Dem Magiſter war dieß Lügengewebe ſo dunkel, wie die Offenbarung Johannis. Er bückte ſich verlegen, bald gegen den Sprecher, bald gegen die Dame: und ob ihm gleich ſeine Ehrlichkeit kein deutliches Ja erlaubte, ſo machte doch ſein erdfahles Geſicht, ſein abgezehrter Körper, und der Stempel der Armuth, der auf ſein ganzes Weſen gedrückt war, das Mährchen ſehr wahrſcheinlich, und Beate nahm es ohne Bedenken für baare Münze. Sie lobte das gute Werk, deſſen Thomas ſich rühmte, und entließ den Magiſter mit einem anſehnlichen Geldgeſchenke, das er zu ſtärkenden Weinen und Arzeneien anwenden ſollte.

Deſſen ungeachtet war Kellerwurm noch nicht von aller Verantwortung frei. Die feindſelige Kammerjungfer hatte ſeine Abweſenheit, als er den Magiſter herbeiholte, benutzt und geſagt: ſie wolle darauf leben und ſterben, daß er vor ihren Augen, bei der Kirche vorbei, ins Weinhaus gegangen ſey; doch wiſſe ſie freilich nicht, ob er da ſitzen geblieben, oder, nach abgewartetem Bauchdienſt, den Gottesdienſt beſucht habe. Ueber dieſen Punkt nahm ihn das Fräulein, als ſich der Magiſter ſehr demüthig empfohlen hatte, noch ſcharf in die Preiſe. Aber er läugnete ſtandhaft, vor der Kirche die Schwelle des Trinkhauſes betreten zu haben. Wenn jemand, ſprach er, ſeine Geſtalt da geſehn hätte, ſo müſſe dieſe Erſcheinung durchaus ein Blendwerk des Satans geweſen ſeyn.

Beate traute dem hölliſchen Philadelphia dergleichen Gaukelkünſte wohl zu, und widerſprach daher ſo wenig als Liſette, die dem Referendar den Krieg nicht öffentlich ererklären und ſich überhaupt nicht als Urheberin der obſchwebenden Unterſuchung verrathen wollte: ſonſt hätte ſie den Küper als Zeugen aufrufen können, daß kein ſataniſches Taſchenſpiel ihre Augen getäuſcht habe.

So endigte ſich das gehaltene Straßengericht, das viel müßige Gaffer herbeigelockt hatte. Die lange Peitſche des Miethkutſchers hielt ſie in Schranken, daß ſie nicht aus bloßen Zuſchauern auch Zuhörer wurden, ungeachtet die Richterin und der Beklagte ſehr leiſe mit einander ſprachen. Sie erkannte ihn vollkommen für nicht ſchuldig, und ſtellte gleichſam ſeine Ehre dadurch wieder her, daß ſie ihm einen Platz im Wagen anbot. Da dieſer nur zweiſitzig war und Thomas die erwünſchte Bequemlichkeit nicht ausſchlug, ſo hatte Jungfer Blauſtrumpf[*] den wohlverdienten Verdruß, daß ſie zu Fuß nach Hauſe wandern und mit ſeidenen Schuhen die Tiefe des Gaſſenkoths meſſen mußte.

---

[*] Der bekannte Spottname eines Angebers.

Zweiundzwanzigſtes Kapitel.

Der Poſtillenreiter. — Der gefangene Fuchs.

Nach dieſem Siege galt Thomas bei ſeiner Gönnerin mehr als zuvor, und ward überdieß der Mühe überhoben, ſich noch in ſeinen alten Tagen mit der hebräiſchen Grammatik den Kopf zu zerbrechen. Denn als er einſt, um Trinkgeld zu ſparen, mit dem Kammerkätzchen liebäugelte, ward es Beate gewahr, und gab ihm nicht nur unter vier Augen einen ſcharfen Verweis, ſondern machte es ihm auch zur Pflicht, hebräiſch zu lernen, weil — ſagte ſie — der heilige Hieronymus dieſe Beſchäftigung, als ein an ſich ſelbſt erprobtes Schutzmittel gegen die Anfechtungen der Wolluſt, empfehle. — Doch da nun hell am Tage lag, daß Thomas und die Jungfer mit einander über den Fuß geſpannt waren, ſo nahm ihm Beate das aufgelegte Sprachkreuz wieder ab, und war, wie geſagt, mehr als jemals mit ihm zufrieden.

Das gab ſeinem Spekulationsgeiſte neues Leben, und befeuerte ihn zur Anwendung aller möglichen Erbſchleicherpfiffe, um ein erſprießliches Teſtament zu Stande zu bringen. Er ließ ſich nun nicht wieder in jenem Weinhauſe betreffen, ſondern ging immer ſtracks in die Kirche, und hatte, ſo lange der Pfarrer auf der Kanzel verweilte, Bleiſtift und Schreibtafel zum Schein in der Hand, weil er ſich nicht für ſicher hielt, von Kundſchaftern beobachtet zu werden. Die Predigt wörtlich nachzuſchreiben, war ihm zu läſtig. Er kündigte auch dem alten Magiſter dieſen Dienſt auf, und ſchaffte ſich dafür eine noch ältere Poſtille an, die, wie er genau wußte, in der Wimmerling'ſchen Bibliothek fehlte. Daraus ſchrieb er alle Wochen nach und nach die Predigt für den folgenden Sonntag gemächlich ab, und behauptete bei der Uebergabe keck, ſie ſey brühwarm in der Lämmleinskirche gehalten worden.

Um ſich noch unentbehrlicher zu machen, warf er ſich, als einſt Beate über zunehmende Augenſchwäche klagte, zu ihrem Vorleſer auf, und verwaltete dieſes Amt treulicher als Swift, der in ein Erbauungsbuch, das er einer Dame vorlas, ſeine bekannte moraliſche Betrachtung über einen Beſenſtiel einſchob. Thomas beging jedoch den viel unheiligern Trug, daß er bisweilen in Beatens Zimmer irgend ein loſes Buch geheim aus der Taſche zog und es las, indem ſie, mit ihm an Einem Tiſche ſitzend, in fromme Phantaſien ſo verſunken war, daß ſie kein Wort ſprach, und auch ihm das Sprechen unterſagte. Dieſe Grabesſtille dauerte oft mehrere Stunden und machte ihm ſehr lange Weile. Da half er ſich denn auf erwähnte Art, und baute einen hohen Wall von Gebetbüchern um ſich her, über den Beate nicht hinwegſehen konnte. Sogar Helwigs geiſtliche Augenſalbe[*] mußte dienen, ſie blind zu machen. Außerdem brauchte er die Vorſicht, alle Bücher, mit welchen er ſich ſo verſtohlen beluſtigen wollte, ſchon in ſeiner Wohnung dazu vorzubereiten und in den oben beſchriebenen ſchwarzen Mantel zu hüllen. Auf dieſe Weiſe trieb er ſeinen Frevel lange Zeit, ohne dabei ertappt zu werden.

Weniger glücklich war er bei der Jagd auf eine Flaſche

---

[*] Ein Gebetbuch vom Jahr 1640.

Malaga, die das Fräulein einſt in ſeiner Gegenwart zum Geſchenk erhielt und in einen Schrank ſtellte, nachdem ſie vorher die ihr ſchon bekannte Güte dieſes Weines höchlich geprieſen hatte. Das gefiel dem Herrn Thomas; denn er machte ſich Rechnung, bei der Abendtafel damit gelabt zu werden. Allein es geſchah nicht. Beate nahm ſich jetzt, da ſie mit ihm bekannter geworden war, oft die Freiheit, ihn blos mit gemeinem Gerſtenſaft zu bewirthen, und that es eben auch dieß Mal. Nach Tiſche ließ ſie ihn zufällig, wegen eines häuslichen Geſchäfts, im Zimmer allein. Er hörte lauſchend, daß ſie mit der Kammerjungfer die Treppe zum obern Stock hinauf ſtieg. Huſch! war er bei dem unverſchloſſenen Schranke, und öffnete ihn, um aus der ſüßen Flaſche einen tüchtigen Zug zu thun, oder ſie, nach Zeit und Umſtänden, ganz auszuſtechen.

Unglücklicher Weiſe hatte Beate, die einen Kopf länger war als er, die Bouteille in ein ſo hohes Fach geſtellt, daß er ſie nicht bequem erreichen konnte. Der Fuchs in der Fabel erklärte die Trauben, die ihm zu hoch hingen, für ſauer: unſer Fuchs aber wußte zu gut, wie ſüß der Malaga war, und gab ſein lüſternes Vorhaben nicht ſo leicht auf. Er trat auf die Zehen, dehnte ſich gewaltſam, und klammerte ſich mit der linken Hand an ein Fachbrett, um ſo noch höher zu klimmen. Doch, indem er dadurch Haltung gewann, verlor ſie der unbefeſtigte, frank und frei auf einem Tiſche ſtehende Schrank, und ſtürzte, mit allen ſeinen gläſernen und porzellanenen Eingeweiden, ſo plötzlich über ihn her, daß er von der unaufhaltſamen Laſt zu Boden geworfen und darunter begraben ward. Es gab ein Getöſe, als ſchlüge der Donner ins Haus.

Beate und Jungfer Blauſtrumpf kamen gerade in dieſem Augenblicke die Treppe wieder herab. Erſchreckend über das fürchterliche Geraſſel, ſtießen ſie einen Schrei aus, eilten ins Zimmer, und erſtarrten über den lebendigen, tollgewordenen Schrank, der ſich vor ihren Augen bewegte, ohne daß ſie den darunter gefangenen und ganz bedeckten Kellerwurm ſahen, der durch ſein Beſtreben, ſich hervorzuarbeiten, die Zuckungen des Kaſtens verurſachte. Beate blieb, ſchaudernd und die Hände faltend, an der Thür ſtehen; aber das naſeweiſe Kammermädchen wagte ſich bald näher an den beſeſſenen Schrein, griff ihn muthig an, richtete ihn in die Höhe, und brach in ein ſchmetterndes Gelächter aus, als Herr Thomas, in einer Weinbrühe liegend, zum Vorſchein kam.

„Denken Sie ſich mein Unglück, gnädiges Fräulein!“ ſprach er im Aufſpringen. „Ich wollte vorhin, um mir in Ihrer Abweſenheit die Zeit zu verkürzen, ein geiſtliches Buch vom Schranke herunter langen; aber kaum rührte ich ihn an, ſo warf mir ihn der Teufel auf den Hals, und hätte mich nicht mein Schutzengel gerettet, ich wäre des Todes.“ —

Dieſes Vorgeben ließ ſich hören, da wirklich einige in Ruheſtand verſetzte Andachtsbücher auf der Decke des Schranks reſidirt hatten. Das Fräulein fand auch die Sache ganz glaubwürdig, und beſeufzte nur leiſe die Trümmer einiger koſtbaren Mundtaſſen, auf welchen die Könige David und Salomo und andere erlauchte Perſonen des alten Teſtaments konterfeit waren, die jetzt insgeſammt ein tragiſches Ende genommen hatten. Aber ungläubig ſchüttelte die Kammerjungfer ihr Köpfchen und fragte ſpöttiſch: wie es denn komme, daß die Schrankthür offen und zurückgeſchlagen ſey. — „Darauf mag der Schrank antworten; was weiß ich's!“ ſagte Thomas trotzig, und die Geſchichte hatte vor der Hand keine weitern Folgen.

Dreiundzwanzigſtes Kapitel.

Der Horcher an der Wand hört ſeine eigne Schand. — Die Maus in der Falle.

„Der geſtrige Vorfall, mein gnädiges Fräulein,“ — ſprach der Unglücksvogel am folgenden Tage — „bewies doch wohl ſonnenklar, daß ich mit ihrer Kammerjungfer in keinem Liebesbunde ſtehe, wie Sie mir einſt Schuld gaben. Erinnern Sie ſich noch der hämiſchen Frage, die ſie mir wegen der beim Sturz des Schranks aufgeſprungenen Thür vorlegte? — Welchen häßlichen Verdacht ſuchte ſie gegen mich zu erwecken! — Und dieſe Baſiliskenſeele ſollt’ ich lieben? — Nein, ich haſſe ſie aus Herzensgrund; und überdieß iſt ja auch das ſtumpfnäſige Affengeſicht nichts weniger als liebreizend!“ —

Herr Thomas ſchmeichelte ſich, recht klug und zu ſeinem Vortheil geſprochen zu haben; allein er hatte bald Urſache, die ausgeſtoßenen Schmähungen zu bereuen. Denn wie ein junger Verſemann (der etwa ein träges Mode-Sonnet mit lauter weiblichen Reimen, wie auf breiten Gänſefüßen, in die Welt watſcheln ließ, und deßhalb von allen Kunſtrichtern des heiligen römiſchen Reichs Lorbeerkronen erwartete) gräßlich wüthet und tobt, wenn er ſein ſchlaftrunknes Mißgeſchöpf in einer gelehrten Zeitung höhnen und geißeln ſieht: eben ſo wild geberdete ſich die vor der Thüre horchende Kammerjungfer, als ſie ihr Lärvchen — auf das ſie nicht minder, als jener Versler auf ſein Klinggedicht ſtolz war — mit ihren eigenen Ohren ſo läſtern hörte. Außer ſich vor Zorn, wollte ſie die Thür aufreißen, in's Zimmer ſtürzen und dem ungeſchlachten Mäkler ſeinen Rezenſentenlohn auf die Backen zahlen; aber die aufſteigende Furcht, daß dieſe heroiſche That den Verluſt ihrer vortheilhaften Stelle nach ſich ziehen möchte, warf ihr ſchnell einen Zaum über den Furienkopf, und ſie begnügte ſich an dem Gedankenſchwur, mit bedächtigern Schritten Rache zu nehmen und den verhaßten Günſtling zu ſtürzen.

Dieſes Vorhabens entwandte ſie eines Tages die erſte beſte von ihm angeblich nachgeſchriebene Predigt und legte ſie einem jungen Theologen (der ihr verſprochen hatte, ſie zur Frau Paſtorin zu machen, ſobald er Paſtor ſeyn würde) mit der Frage vor: ob er wohl glaube, daß dieſe Predigt in der Lämmleinskirche gehalten worden ſey.

„Sie hat einen alten, ranzigen Poſtillengeſchmack;“ — ſprach der nette Kandidat, als er ſie flüchtig gekoſtet hatte — „ich halte ſie für keine friſche Waare. Doch kann ich mich irren. Die geiſtliche Beredſamkeit in der Lämmleinskirche iſt auch gewöhnlich etwas altbacken.“ —

Das war ſo viel als nichts geſagt. Liſette wollte die Sache genau wiſſen und bat ihren Trauten, ſich des nächſten Sonntags in gedachte Kirche zu verfügen, die Predigt nachzuſchreiben und ihr davon eine leſerliche Kopie einzuhändigen.

Der zärtliche Freund verſprach und that, was ſie wünſchte. Indeſſen war auch Thomas nicht müßig. Er ritt, wie gewöhnlich, ſeine alte Poſtille. Jungfer Blauſtrumpf verglich die treu aufgezeichnete Predigt mit der gerittenen, fand einen himmelweiten Unterſchied und verklagte den

Poſtillenreiter bei dem Fräulein als einen Verfälſcher des göttlichen Worts. Beate ſtaunte, und war zweifelhaft, welche Predigt ſie für ächt halten ſollte. Sie konnte und wollte nicht darüber entſcheiden, ohne vorher einer andern frommen Dame, deren Poſtillenſammlung die ſtärkſte im Lande war, den kritiſchen Fall vorzulegen und ſie um Rath zu fragen. Eilig ſuchte ſie alle Kellerwurm'ſche Manuſcripte zuſammen und begab ſich damit zu ihrer Freundin. Dieſe las nur einige Zeilen der jüngſten Predigt und wußte dann ſchon, wo Barthel Moſt geholt hatte. Sie langte aus ihrer Bibliothek ein dickleibiges Exemplar von Kellerwurms Poſtille hervor, und bewies daraus, daß die Predigt, die er für ein nagelneues Werk ausgegeben hatte, ſchon ſeit einem halben Jahrhundert gedruckt war. Das Fräulein entſetzte ſich über dieſen Betrug. Zum Ueberfluß wurden nun noch mehrere handſchriftliche Kanzelreden mit den gedruckten kollationirt, und alle ſtimmten Wort für Wort mit einander überein.

Indem dieß geſchah, ging Thomas gutes Muths in Beatens Wohnung, um ihr ſeine Aufwartung zu machen und Abends bei ihr zu ſpeiſen. Liſette wies ihn nicht ab, weil ſie ahnte, was ihm bei der Rückkunft des Fräuleins bevorſtand, und ſie ihn lieber heute als morgen beſtraft ſehen wollte. Sie ſagte mit Schlangenfreundlichkeit: ihre Dame ſey zwar nicht zu Hauſe, werde aber bald zurückkommen; er möge ſich indeſſen die Zeit mit Lectüre vertreiben.

Thomas, der nicht gern einen Weg doppelt machte, ließ ſich dieſen Vorſchlag gefallen. Die Zofe ſchloß ihm ein Zimmer auf und entfernte ſich. Da es nicht Beatens tägliches Wohngemach war, ſo ſah er ſich natürlich in dieſer fremden Gegend um und erlaubte ſeiner Neugier, einen

Alkoven zu öffnen, der ihm ein Gemiſch von lieblichen Düften entgegenhauchte. Es waren Ausſtrömungen des Nachtiſches, den Fräulein Beate, die des folgenden Tages eine Gaſterei geben wollte, dazu angeſchafft und hier aufgeſtellt hatte. Auf dem Fußboden ſtanden Körbe voll Obſt; auf einem Tiſche Teller mit Confect; und in ihrer Mitte prangte, wie der Mond unter Sternen, eine große Mandeltorte, über deren Oberfläche ſich ein Lavaſtrom von Zucker ergoſſen hatte, aus welchem buntfarbige Hügel von eingemachten Früchten emporſtiegen. Dieſes Prachtſtück umgaben Flaſchen, mit den edelſten Weinen gefüllt. Sie glichen in ihrer kreisförmigen Stellung einer Leibwache, und trugen zum Theil, als Ehrenzeichen ihrer Vortrefflichkeit, geflochtene Panzer.

Kellerwurm war ſchon im Begriff, dieſe Trabanten anzugreifen, als eine Fleiſchpaſtete, die er auf einem etwas entferntern Tiſche wahrnahm, eine Diverſion machte und ſeine ganze Aufmerkſamkeit an ſich zog. „Bendies!" ſprach er ſchmunzelnd: „Du ſtehſt hier ſo einſam und verlaſſen im Hintergrunde, als hätteſt du lange Weile! — Wart, wart, ich will dir Geſellſchaft leiſten!" —

Hiermit zog er ein Beſteck Meſſer, das ihn überall begleitete, aus der Taſche, und bat ſich eigenmächtig zu Gaſte. „Friſch drauf los!" ſprach er in Gedanken: „Was iſt's denn weiter, als ein kleiner Vorgriff in die künftige Erbſchaft, den ich mir wohl erlauben darf." —

Indem er jetzt ſchmauſete und dazwiſchen einem der geharniſchten Trabanten ſein ſüßes Blut abzapfte, klinkte die Kammerjungfer ſo ſacht als möglich die Stubenthür auf und guckte durch eine zollbreite Oeffnung hinein. Es war ihr ſehr angenehm, den ungebetenen Gaſt zu vermiſſen: denn nun wußte ſie ſchon, daß er ſich an dem Orte befand, wo ſie ihn haben wollte. Sie hatte ihn vorſätzlich in dieß Zimmer geführt, um ihn, wie eine Maus, in die Falle des Alkovens zu locken.

Da ſie ihn aber auch feſthalten wollte bis zur Stunde des Gerichts, ſo ſchlich ſie auf den Fußſpitzen an die Alkoventhür und drehte das Schloß ſo leiſe zu, daß er nichts davon merkte. Einige Minuten ſpäter ſah er ſich zwar gefangen; allein es kümmerte ihn nicht. Er glaubte, das Schloß ſey von ungefähr zugeſchnappt, und verließ ſich auf das Fenſter des Alkovens, das von innen geöffnet werden konnte. So beruhigt, fuhr er fort, ſich tapfer zu nähren.

Kurz darauf kam Beate zurück. „Gut, daß Ihro Gnaden wieder da ſind!“ ſprach Liſette an der Hausthür: „Ich hab' in Ihrer Abweſenheit einen mächtigen Raubvogel gefangen.“ — Das Fräulein ſah finſter aus, wie die Nacht und ſagte mürriſch: ſie ſey zum Scherzen nicht aufgelegt. Die Kammerjungfer verſicherte: die Sache ſey Ernſt, und führte ſie an die Hinterthür des Alkovens, durch die er mit der Küche in Verbindung ſtand. Dieſen Ueberfall im Rücken veranſtaltete das boshafte Mädchen in der Abſicht, den Herrn von Pampel durch den Angriff von einer Seite, wo er keinen erwartete, deſto mehr zu erſchrecken, ihm aber den Fluchtweg durch das Alkovenfenſter offen zu laſſen, weil in dem Falle, daß er dieſes Rettungsmittel ergriffe, ein poſſirliches Schauſpiel zu erwarten war.

Man kann ſich vorſtellen, wie er die Ohren ſpitzte, als er vor der Thüre, die er kaum bemerkt hatte, ein bedenkliches Geflüſter vernahm, und endlich gar des Fräuleins Hauptſchlüſſel im Schloſſe klirren hörte. Er riß wetterſchnell eine Weinflaſche vom Tiſche, ſackte ſie in ſeine geräumige Rocktaſche, ſtieß das Fenſter auf, kletterte auf einen Stuhl und ſtürzte ſich in den engen Paß, durch den er entwiſchen wollte. Kopf, Schultern und Arme kamen glücklich hindurch; als aber der Bauch nachfolgen ſollte, da ſtanden die Ochſen am Berge; da half kein Drücken und Drängen, kein Aechzen und Stöhnen. Der unglückliche Kellerwurm wollte ſich mit Gewalt durchhaſpeln, und arbeitete ſo heftig, daß er wie eingekeilt zwiſchen dem Fenſterrahmen ſtecken blieb, weder vorwärts noch zurück konnte und ſich unthätig ſeinem Schickſal überlaſſen mußte. Er lag wagerecht, wie ein Querbalken, und wies den eintretenden Frauenzimmern den unanſtändigen Theil ſeines Leibes.

„O der Lotterbube!“ ſeufzte Beate halblaut und ſchlug die Hände über dem Kopfe zuſammen. Die Kammerjungfer lachte zügellos und beleuchtete mit einem brennenden Lichte die Kehrſeite des Herrn von Pampel, der ſich anfangs ruhig dabei verhielt. Aber er ſtrampelte wie toll mit den Beinen, als ſie aus ſeiner linken Rocktaſche, die ſich durch ſtarkes Bauſchen als eine Diebshehlerin verrieth, die Weinflaſche zog, und ſie, als des Fräuleins rechtmäßiges Eigenthum, in Beſchlag nahm. Sie ſetzte nun, ungeachtet die ſtrampelnden Beine immer heftiger dagegen proteſtirten, die Hausſuchung fort, und fand in der zweiten Rocktaſche ein Buch von ſo heiligem Anſehn, daß Beate mit beiden Händen darnach griff, weil ſie glaubte, es gehöre in ihre Bibliothek. Aber wer kam ihr, in der ſchwarzen Amtstracht eines geiſtlichen Schriftſtellers, auf dem Titelblatt entgegen? — Der im Irrgarten der Liebe herum taumelnde Cavalier!* — „Puh! puh!“ rief ſie mit Grauſen und ſchleuderte ihn von ſich, als hätte ſie eine giftige Kröte zwiſchen die Finger bekommen. Nun brach ein ſchreckliches Ungewitter los. Sie warf dem eingeklemmten armen Teufel alle ſeine Schelmſtreiche vor, eiferte beſonders über die mit den Predigten und Andachtsbüchern getriebene Kipperei und Wipperei, und ſchloß ihre Abdankung mit dieſem Verſe:

---

* Ein bekannter alter Roman.

„Jetzt erfahr' ich, ſchnöder Feind,
Wie du es mit mir gemeint!
Du haſt mich mit Liſt und Macht
In dein Netz zu ziehn gedacht!
So ich dir zu viel getraut,
Hätt'ſt du, eh' ich zugeſchaut,
Eine Falle mir gebaut!“

Hierauf gebot ſie ihm in ungebundener Rede, ſich ſchnell von dannen zu heben und ihr nie wieder unter die Augen zu kommen. Nach dieſer Entladung ihres Zorns verließ ſie den Alkoven und befahl der Kammerjungfer, den heilloſen Menſchen ohne Verzug fortzuſchaffen.

„Marſch, Herr von Pampel!“ ſagte Liſette, und prickelte, da er nicht ſogleich dazu Anſtalt machte, ſeine Waden mit einer Stecknadel. Darüber grimmig, ſchlug er mit beiden Beinen einen raſenden Triller, verlor dadurch das Gleichgewicht, ſchoß vorwärts, zerſprengte ſeinen engen Kerker und ſtürzte mit den Bruchſtücken des Rahmens und der Glasſcheiben ins Zimmer hinab. Liſette ſah durch die Breſche, die er gemacht hatte und lachte ihn aus. Wüthend ſprang er auf und wollte ihr eine Duſel reichen; ſie brachte jedoch ihren Kopf in Sicherheit und ſchmiß ihm den taumelnden Cavalier an den ſeinigen. Er warf die Handgranate zurück, ſchoß ihr damit die Haube vom Kopfe, griff behende nach ſeinem Hute und entſprang. Doch ſie ruhte nicht, ſie mußte den letzten Wurf haben. Der ſchwarze

Cavalier flog ihm, als er über die Gaſſe ſchritt, aus einem Fenſter nach und traf ihn derb auf den Rücken. Das Straßenpublikum jauchzte; er aber that, als ob ihn die Sache nichts angehe, und wanderte ſtracklich, ohne ſich umzuſehen, nach Hauſe.

Vierundzwanzigſtes Kapitel.

Kellerwurm wird aus der Regierung geſtoßen, und wird ſelbſt regierender Herr.

Die Betrachtungen, die er zwiſchen ſeinen leeren Wänden anſtellte, waren nicht tröſtlich. Er ſchalt ſich einen dummen Teufel über den andern, und hätte ſich ſelbſt prügeln mögen, daß er, wie ein Schaf vor ſeinem Scheerer, verſtummt war, als ihm wegen ſeiner Frevelthaten der Kopf mit Sand und Lauge gewaſchen wurde. Wie konnte er aber auch in einer ſo vermaledeiten Quetſche, worin Geiſt und Körper zugleich ſteckten, auf Finten denken und eine Vertheidigungsrede halten? Das war unmöglich, aber freilich auch ſehr ſchlimm; denn er befand ſich nun in der Lage eines geſtändigen und überführten Miſſethäters. Was half's, daß ihm hinterher tauſend glückliche Einfälle zuſtrömten, wie er ſich hätte durchlügen können? Sie galten keine taube Nuß, weil er ihnen im voraus die Nativität ſtellte, daß ſie nicht angehört und noch weniger berückſichtigt werden würden. Kurz, das Luftſchloß der Erbſchaft war eingeſtürzt und keine Möglichkeit vorhanden, es wieder zu bauen.

Dieſe traurige Ueberzeugung machte ihm den Kopf ſo ſchwer, daß er ihn eine Weile ſehr tief gegen die Erde ſinken ließ. Aber auf Ein Mal kehrte ſeine alte Freundin, die gute Laune, zurück, ſtellte ihm ſein Abenteuer von der luſtigſten Seite vor, und er lachte nun weidlich darüber, daß die beiden Frauenzimmer eine ſo unangenehme Ausſicht auf ſein beträchtliches Hintergebäude gehabt hatten. Was ihn noch mehr aufrichtete, war die Hoffnung, daß ihm die wetterläuniſche Fee, die man Glück nennt, über kurz oder lang wieder einen Raben oder einen andern Wegweiſer zuſchicken werde, um ihn in ein eben ſolches Paradies, als er jetzt mit dem Rücken anſehen mußte, einführen zu laſſen. Indeſſen wollte er, da gerade nichts anders für ihn zu thun war, ſeine Referendarienpflicht wieder ein wenig von dem Nagel herunter langen, an den er ſie bisher gehängt hatte. Er war nämlich, ſeit der hoffnungsvollen Bekanntſchaft mit Fräulein Wimmerling, bei den Sitzungen der Landesregierung wenig oder gar nicht erſchienen, ungeachtet er von dem Präſidenten mehrmals ſchriftlich bedeutet worden war, ſeinen Stuhl nicht ſo ganz kalt werden zu laſſen, weil man ſich ſonſt gemüßigt ſehen würde, ihn einem Andern zu übergeben, der Luſt und Willen hätte, ihn wärmer zu halten. Um dieſer Entthronung zuvorzukommen, faßte Herr Thomas den löblichen Entſchluß, des folgenden Tages das Regierungs-Kollegium mit einem Beſuch zu beehren und ſeine Mundſperre wieder anzufangen, wo er ſie gelaſſen hatte.

Schon dazu angekleidet, legte er ſich am nächſten Morgen, von ambroſiſchen Tabakswolken umwirbelt, mit dem halben Leibe zum Fenſter hinaus und richtete ſeine Augen keck und trotzbietend auf Beatens Wohnung, als er einen Regierungsboten mit Eilſchritten in ſein Haus kommen ſah. „Hm!“ — ſprach er für ſich — „gewiß eine neue Geſandtſchaft vom Präſidenten! Der Mann hat doch ein recht ſehnliches Verlangen nach mir!“ — Indeſſen trat der

Bote ins Zimmer. „Bon jour, mein Freund!“ ſagte der Referendar. „Was gibt's Neues? Ich war eben im Begriff, ins Kollegium zu gehen.“ —

„So?“ verſetzte der Bote mit einem kalten, gedehnten Tone: „Ich weiß nicht, ob das noch nöthig ſeyn dürfte, wenn Sie dieſen Brief von Ihro Gnaden, dem Herrn Präſidenten, werden geleſen haben.“ —

Mit etwas bebender Hand erbrach Thomas die Zuſchrift und las:

„Da Ew. Hochwohlgeboren, meiner wiederholten Aufforderungen ungeachtet, Ihre Dienſtgeſchäfte bisher gänzlich verabſäumten und meine Pflicht mich endlich zwang, dem Fürſten davon Anzeige zu thun, ſo haben Ihro Durchlaucht mir hierauf in Gnaden befohlen, Ihnen Ihre Entlaſſung anzukündigen. Indem ich mich dieſes höchſten Auftrags hiermit entledige, beharre ich für die Perſon u. ſ. w.“

Erröthend legte Thomas das Blatt bei Seite, ſtellte ſich aber gegen den Boten ſehr heiter und vergnügt, und gab ihm einen ſo höflichen Empfehl an den Präſidenten mit auf den Rückweg, als ob er die erfreulichſte Nachricht erhalten hätte. Doch war ihm bei der Sache nicht wohl zu Muthe. Er fürchtete ſich vor ſeinem Vater, der jeden Poſttag die Meldung erwartete, daß ſein Sohn wirklicher Regierungsrath mit Sitz und Stimme geworden ſey. Es ließ ſich alſo denken, daß er die Hiobspoſt ſeiner plötzlichen Verabſchiedung nicht gleichgültig aufnehmen würde.

Thomas quälte ſich faſt eine Woche lang mit Grübeleien, wie er dieſen Unglücksfall bemänteln und ſich dabei von aller Selbſtſchuld loswickeln wollte: ehe er aber damit aufs Reine kam, erhielt er aus Pampelhauſen — ſo hieß ſein väterliches Gut — einen Brief, der dieſen Sorgen ein

Ziel ſetzte. Er erſah nämlich daraus, daß beinahe zu derſelben Zeit, als die Streichung ſeines Namens aus der Liſte der Referendarien erfolgte, auch der Tod ſeinen Vater mit der groben Trappenfeder eines Schlagfluſſes aus der Rolle der Lebendigen geſtrichen hatte. Dieſe Trauerbotſchaft erſchreckte und betrübte den Ex-Referendar, der zu gutmüthig war, ein lachender Erbe zu ſeyn; da er jedoch den Todten nicht wieder erwecken konnte, ſo ergab er ſich mit dem ihm eigenthümlichen leichten Sinn in die Fügung des Himmels und machte ſich reiſefertig, um die Regierung über zwanzig bis dreißig Bauern und Kothſaſſen anzutreten.

Fünfundzwanzigſtes Kapitel.

Die Schmarotzer. — Der Hausnarr. — Faſanen und Baumblätter.

Als Herr Thomas — wir wollen ihm nun, da er aus der Reſidenz weg iſt, den dort aufgeleſenen Spitznamen nicht weiter nachtragen — in ſeinem Gebiet anlangte, war Vater Pampel ſchon begraben, und ſein Nachlaß befand ſich unter gerichtlichen Siegeln, die bei der Ankunft des einzigen Erben (der ſeit zehn Jahren einen Bart hatte und alſo übermündig war) ſogleich wieder abgeriſſen wurden. Er nahm vor allen Dingen den Weinkeller in Augenſchein und klopfte an alle Fäſſer, um ſie zu prüfen, ob ſie voll oder leer waren. Die meiſten gaben ihm eine erwünſchte Antwort. Den hohlen Bäuchen verſprach er, ſie zu füllen, und er konnte Wort halten, da ihm ſein Vater eine recht artige, mit baarem Gelde gefüllte Schatulle hinterließ, die für einen Dorfmonarchen, der weder eine Armee halten, noch Krieg führen durfte, anſehnlich genug war. Was brauchte er weiter, um nach ſeiner Art glücklich zu ſeyn?

Da er Wein und Geld gefunden hatte, unterſuchte er die übrigen Beſtandtheile der Erbſchaft nicht genau und bekümmerte ſich wenig darum, daß eine große Laſt hypothekariſcher Schulden das Gut drückte. Seine erſte Sorge war, ſich einen grundgelehrten franzöſiſchen Koch zu verſchreiben. Die alte Köchin, die ihm in ſeinen jüngeren Jahren manchen delikaten Eierkuchen gebacken hatte, erhielt ohne Barmherzigkeit ihren Abſchied, weil ſie nur gemeine Hauskoſt zu bereiten verſtand. Der neue Koch hingegen ſchlug trefflich ein. Er lief ſogar Trudchen den Rang ab, die ſein Herr bis jetzt für unübertreffbar gehalten hatte.

Die benachbarte Ritterſchaft bekam bald Witterung von der guten Küche in Pampelhauſen, und Fliegenſchwärme von ungeladenen Gäſten zogen dahin, die ſich mit altdeutſcher Freimüthigkeit ſelbſt zu Tiſch baten. Herr von Pampel gab anfangs mit vieler Bereitwilligkeit offne Tafel, ward aber des Dings bald überdrüſſig. Die Herren Nachbarn, meiſtens wilde Jäger, tranken den Wein, der ihnen nichts koſtete, wie Waſſer, verführten im trunkenen Muthe die tollſte Wirthſchaft, kehrten das oberſte zu unterſt und tummelten ihren freigebigen Wirth, daß er hätte ſchwarz werden mögen. Das taugte nicht in ſeinen Kram. Er war gewohnt, ein Stündchen nach Tiſche zu ſchlummern, oder wenigſtens ſeinen Körper aller zwängenden und drückenden Feſſeln zu entledigen, ſich ſo auf den Sopha zu lagern und in einem Mittelzuſtande zwiſchen Schlaf und Wachen der Verdauung obzuliegen. Dazu ließen es aber die lärmenden Schmausbrüder nicht kommen. Sie hetzten ihn wie einen Haſen im Zimmer herum, ſpielten mit ihm Fangeball und lachten ihn vollſtimmig aus, wenn er keuchend um Ruhe bat. So ging es einen Tag wie den andern. Der gute Pampel ward bei dieſen Strapatzen endlich ganz krank. Die Schmarotzer trieben dennoch ihr Unweſen nach wie vor, und erhoben ſich noch dadurch zu Idealen unartiger und unbeſcheidener Gäſte, daß ſie an andern Orten von ſeiner Küche und ſeinem Keller verächtlich ſprachen, und über die Beſchaffenheit ſeiner Tafel, die ihnen immer noch nicht gut genug war, ein loſes Maul hatten.

Das kam ihm zu Ohren, und er machte nun, um ſich an den Verläumdern zu rächen und ſie überhaupt los zu werden, ihre Afterreden wahr. Er ſetzte ihnen unter den erbärmlichſten Klagen über ſchlechte Zeiten ein einziges kahles Gerücht vor, und damit ſchabab! Sie ſahen ſich rechts und links nach mehreren Schüſſeln um, verzogen den Mund über den jungen, eſſigſauren Kopfreißer, den ſie zu trinken bekamen, und blieben zuletzt, als ſich dieſe neue Tafelordnung durchaus nicht änderte, von Pampelhauſen glücklich weg. Thomas lachte ins Fäuſtchen, aß und ſchlief nun wieder ſo ungeſtört als zuvor, und empfahl den gelungenen Schmarotzerbann allenthalben als ein treffliches Hausmittel, ſich von ſolchen zudringlichen Gäſten zu befreien.

Da er aber nicht immer eſſen und trinken und ſchlafen konnte, und ein abgeſagter Feind von andern Beſchäftigungen war, ſo wurden ihm mitunter in ſeinem einſamen Schloſſe die Tage ſchrecklich lang. Er verſah ſich deßhalb mit einem Hausnarren und wählte dazu den Dorfbarbier, der in der ganzen Gegend als Luſtigmacher berühmt war. Wenn Doktor Blaffert in der Schenke nur den Mund aufthat, wollte ſich die geſammte Trinkgeſellſchaft vor Lachen ausſchütten. Er war in Pampelhauſen das, was vor Zeiten bei der königlich-franzöſiſchen Schweizergarde ein bekannter Poſſenreißer — der von ihr ſogenannte Loustic — war, der es in ſeiner Gewalt hatte, durch eine einzige Fratze, die er ſchnitt, das ganze aufmarſchirte Regiment in einen tobenden und, ſo zu ſagen, anſteckenden Jubel ausbrechen zu laſſen; denn die gläubigen Lacher wußten oft auf dem rechten Flügel kein Wort davon, was für eine Schnurre der Herr Loustic auf dem linken gemacht hatte.

Blaffert übte vor Zeiten ſein Pickelhärings-Talent auf der Storcherbühne eines gravitätiſchen Zahnbrechers und Wurmdoktors, deſſen Famulus und Lockvogel er war. Seine bunte Harlekinsjacke und ſpitze Kappe, ſein ſchwarzer, gemalter Schnurrbart und ſeine fröhlichen Schwänke beluſtigten die Jahrmarktsgäſte ungemein. Mancher Kranke lachte ſich über ihn geſund, und ſchrieb nachher ſeine Geneſung den gekauften Pillen des Charlatans zu. Blafferts Späſſe konnten auch noch jetzt, nach einer langen Reihe von Jahren, das Marktſchreiergerüſt, wo ſie vormals geglänzt hatten, nicht verläugnen, und er fand in den Zeitungen, die er dem Herrn von Pampel gewöhnlich vorlas, nichts anziehender, als die Ankündigungen der Univerſalarzneien und Wundereſſenzen, ſammt den damit verwandten Selbſtrezenſionen eitler Schriftſteller, und den Trompeterſtückchen derjenigen Buchhändler, die ihren Kram mit ſchmetternden Tönen ausblaſen. Herr von Pampel hingegen gab den einladenden Anzeigen der Paſtetenbäcker und Garköche den Vorzug, und ließ ſich die Berichte der italieniſchen Kaufleute, daß ſie Auſtern, Kaviar und mehrere ſolche Leckereien erhalten hätten, zwei und drei Mal vorleſen, ob er gleich bisweilen wegen der Entlegenheit des Orts, wo dergleichen Schleckerwerk zu verkaufen war, nicht die geringſte Hoffnung hatte, etwas davon zu genießen. Er freute ſich auch alle Jahre auf des Hamburger unparteiiſchen Correſpondenten treuliche Mittheilung des Küchenzettels vom Lord-Maior-Schmauſe in London, der beſonders im Jahr 1805 ſehr merkwürdig war, indem er hundert Terrinen Schildkrötenſuppe, neunzig Schüſſeln mit gebratenen Spanferkeln, Faſanen, Schnepfen und Truthühnern, nebſt zwanzig andern Gerichten enthielt, und einen bedenklichen Kontraſt mit dem Stroh und den Baumblättern machte, welche zu gleicher Zeit die unglücklichen, mit Krieg überzogenen Deutſchen in Schwaben und Baiern aßen, und zwar — wie ſich viele ſtarrköpfige politiſche Kannengießer ſchlechterdings nicht ausreden laſſen — darum eſſen mußten, damit indeſſen die Herren Engländer ihre Faſanen in Ruhe und Frieden verzehren konnten.

Blafferts Zeitungsvorträge wurden oft wider ſeinen Willen, durch die falſche Ausſprache fremder Wörter, ſehr luſtig. Doch bekamen ihm dergleichen Stolpriane nicht ſo übel, als einem gewiſſen Hofnarren, der ſeines Handwerks ein Müller war, und, neben dem Amte eines Poſſenmachers, die martervolle Obliegenheit hatte, ſeinem Monarchen (der nun längſt entſchlafen und deſſen Reich aus der Reihe der ſelbſtſtändigen Staaten verſchwunden iſt) die Zeitungen vorzuleſen. Da konnte es denn nicht fehlen, daß der unwiſſende Tropf alle Augenblicke ein franzöſiſches oder engliſches Wort jämmerlich radbrechte. Sobald dieß geſchah, befahl der König inne zu halten, und zeigte mit der Hand auf eine dünne hölzerne Scheibe, die im Leſezimmer bereit lag. Zitternd ergriff ſie der luſtige Rath, und bedeckte damit, wie mit einem Schilde, ſein erbleichtes Geſicht; doch mußte die Naſe frei und unbeſchirmt aus einer Oeffnung in der Mitte des Brettes hervor ragen. So ſtellte er ſich an die Thür; der König ſetzte ein Blasrohr an den Mund, und traf mit einer porzellanenen Kugel ſein Ziel ſtets ſo gewiß, daß der unglückliche Lektor eine geſchwollene Naſe davon trug.

Nicht ſo grauſam verfuhr der Monarch von Pampelhauſen. Er lachte ſeinen Vorleſer blos aus, oder ſchalt ihn höchſtens einen dummen Hanswurſt.

Sechsundzwanzigſtes Kapitel.

Der untreue Seckelmeiſter und der franzöſiſche Beutelfeger.

Blaſſert ſteckte dergleichen Injurien gelaſſen ein, und machte ſich dabei in Gedanken das Kompliment, daß er doch nicht auf den Kopf gefallen ſey. Er war auch in der That verſchlagen genug, im Rohre Pfeifen zu ſchneiden und den Herrn von Pampel darnach tanzen zu laſſen. Zu ſolchen Bällen gab es oft Gelegenheit, da nach und nach der Pfeifer dem Tänzer unentbehrlich ward. Alle Geſchäfte deſſelben gingen durch ſeine Hände. Dieſe hatten aber den unglücklichen Naturfehler, daß immer ein Theil des Geldes, das ſie auf herrſchaftliche Rechnung auszahlen ſollten, an ihnen kleben blieb. Ein Menſch mit ſolchen häßlichen Händen ſchickt ſich freilich nicht zu einem Haushalter und Schatzmeiſter; doch unſer Herr von Pampel, der mit ſehenden Augen blind war, ließ ihn ohne den geringſten Argwohn dieſe Aemter verwalten, glaubte alles, was er ſagte, unterſchrieb alles, was er ihm vorlegte. Blaſſert war ſeine rechte Hand, ſein Vertrauter, ſein geheimer Rath, ſein General-Gewalthaber; und er prieß ſich, da er immer dicker und bequemer ward, überaus glücklich, einen ſolchen gewandten Diener zu beſitzen, der ihm alles — beſonders den Beutel — ſo leicht machte.

Das Leben eines trägen, unthätigen Landritters iſt ein ewiges Einerlei. Seine Tage kommen und gehen ohne Freude, ohne Leid; er ißt und trinkt, verträumt die übrige Zeit in einem dumpfen Hinbrüten, und alles, was außerhalb ſeiner Dorfgränze geſchieht, iſt ihm ſo gleichgültig, daß ihm, wenn er das erſte Wort von einem länderverwüſtenden Erdbeben oder von der Schlacht bei Auſterlitz hört, die glimmende Tabackspfeife dabei nicht ausgeht. Ein ſolches pflanzenartiges Weſen war Herr von Pampel geworden, ſeitdem er ſeinen Landſitz bewohnte. Wir können daher über eine ziemliche Reihe von Jahren, die er ſo einförmig verlebte, mit dem Flederwiſch fahren und uns dadurch für den langen Aufenthalt ſchadlos halten, den uns ſeine frühern Thaten, als Referendar und Erbſchleicher, verurſachten. Einige kleine Merkwürdigkeiten, die ſich in jenem öden Zeitpunkte ereigneten, dürfen jedoch nicht ganz mit Stillſchweigen übergangen werden.

Thomas war ungefähr ſeit drei Monaten unumſchränkter Herr von Pampelhauſen, als er einen Brief von ſeiner Univerſitätsfreundin erhielt, die ſeinen Regierungsantritt erfahren hatte. Sie erinnerte ihn mit den ſchmeichelhafteſten Ausdrücken an ſein Herzensverſprechen, erbot ſich dagegen zu treuen Liebesdienſten in der Küche, und rühmte ſich, um ihn recht lüſtern zu machen, ſie habe in neuern Zeiten ihre Kenntniſſe ſehr erweitert und werde ihn mit Götterſpeiſe überraſchen. Allein dieſer Magnet zog nicht. Der franzöſiſche Koch hatte ihn unwirkſam gemacht. Thomas ſchrieb zurück: er ſey über den Tod ſeines Vaters noch auſſer ſich, habe für Lebensfreuden keinen Sinn, und würde vor der Hand einen grämlichen Ehemann abgeben. Es ſey daher rathſam, eine beſſere Gemüthsſtimmung abzuwarten. Sobald dieſe ſich einſtelle, werde er ohne weitere Anregung davon Notiz geben. Trudchen verſtand, was das ſagen wollte, und kümmerte ſich um ihren ungetreuen Korydon nicht weiter.

Der franzöſiſche Koch, der ſie ausgeſtochen hatte, war ein windiger, aufgeblaſener Gauner, der ſich das Anſehen gab, als ob er einem deutſchen Edelmann eine große Ehre erzeigte, daß er für ihn kochte und — ihn prellte. Er ſteckte mit dem allvermögenden Haushofmeiſter unter einer Decke, und ihr gnädiger Herr empfand bald, daß er ſich nicht nach der ſeinigen geſtreckt hatte. Es fror ihn an die Beine; er konnte ſich aber nicht entſchließen, ſie an ſich zu ziehen. Blaſſert deckte ihn von Zeit zu Zeit mit dem Mantel einer Anleihe, die er verſchiedenen wohlhabenden Leuten — unter andern einem gewiſſen Jeremias Rechenknecht, der im nächſten Städtchen ein angeſehener Kauf- und Handelsmann war — abzuſchwatzen wußte, und ſo ging die luſtige Wirthſchaft noch eine Weile ihren Gang. Herr Rechenknecht ſchmauste ſelbſt wacker mit, um auch durch den Mund von ſeinen vorgeſchoſſenen Kapitalien Nutzen zu ziehen. Er kam an jedem Sonn- und Feſttage mit ſeiner alten Hausehre und ſeinen ſieben ungerathenen Ölpflänzchen angefahren, und es entſtand zwiſchen ihm und dem Herrn von Pampel eine vertraute Freundſchaft, die ſie durch wechſelſeitige Einzeichnung ihrer Namen in ihre Stammbücher beſiegelten. Der Kaufmann that dieß auf eine beſonders witzige Art, die ihn nachher, wie wir bald ſehen werden, in einen ſonderbaren Rechtshandel verwickelte.

Dieſer Becher- und Stammbuchs-Freundſchaft ungeachtet, wollte er mit ſeinen Füchſen nicht mehr vorſpannen, als er nach einiger Zeit mit Schrecken gewahr wurde, daß der Karren ſeines Schuldners tief im Kothe ſteckte. Andere Kapitaliſten, die dieß ebenfalls bemerkten, folgten ſeinem Beiſpiel, und behielten hartnäckig ihre goldnen

Roſſe im Stalle, ſo viel Mühe ſich Blaſſert auch gab, ſie herauszuholen. So nöthigten die undienſtfertigen Menſchen den Herrn von Pampel, ſich zu mancherlei unangenehmen Einſchränkungen zu bequemen, und beraubten ihn endlich ſogar ſeines Augapfels, des trefflichen Kochs, den er in Gnaden entlaſſen mußte, weil er ihn nicht länger beſolden und beſchäftigen konnte. Der Franzmann machte ſich wenig daraus: denn er hatte während ſeines Aufenthalts unter den deutſchen Bären — wie er zu ſagen beliebte — ſeine Taſchen ſo gefüllt, daß er für ſein ganzes Leben genug hatte. Er ging in ſein hochgelobtes Vaterland zurück, um ſich dort zur Ruhe zu ſetzen und für ſich allein zu ſieden und zu braten. Der Schuft nahm lachend Abſchied, und ſein Herr weinte ſich die Augen roth. Nun ward die alte, verſtoßene Köchin wieder an den Herd berufen, und verſah ihren Dienſt zwar nicht mit franzöſiſcher Feinheit, aber mit deutſcher Ehrlichkeit.

Siebenundzwanzigſtes Kapitel.

Die Buchmacher. — Klagelieder Jeremiä, aber nicht des Propheten.

Was half's, daß die gute Mutter beim Einkauf Heller und Pfennige ſparte, da ihr Vorfahr Geld über Geld verſchwendet und in ſeinen Sack geſteckt hatte? Es fehlte bisweilen an dem kleinſten Sümmchen, das ſie zu Ausgaben brauchte, und Herr von Pampel, der ſonſt immer, gleich dem bekannten Schwelger Lucullus, getafelt hatte, mußte ſich jetzt oft mehrere Tage hinter einander, wie Don Ranudo de Colibrados, mit trocknen Kartoffeln begnügen. In dieſen Faſtenzeiten war er ſehr grillig, und der Hausnarr hatte ſeine liebe Noth. Er ſollte durchaus Geld ſchaffen, und weder Jude noch Chriſt wollte leihen.

An einem ſolchen Angſttage las er von ungefähr in den Zeitungen, daß ein Gelehrter, der eine von ihm verfaßte Schrift einem Fürſten zugeſandt hatte, mit einer goldnen Doſe voll Dukaten dafür belohnt worden ſey. Dergleichen Beſchenkungen waren damals noch ſo ſelten, wie ſie es jetzt wieder werden, da die gewaltige Lüſternheit nach goldnen Doſen, die in den letztern Jahren eine Menge Schriftſteller und Schriftſtellerlinge befiel, einen Fürſten nach dem andern bewogen hat, alle darauf abzweckende Bücherſendungen öffentlich zu verbitten.[*] Der Bartputzer hatte von der Austheilung eines ſolchen Gnadenlohns noch nie ein Wort gehört oder geleſen. Er machte daher bei jener Nachricht große Augen; ſie ſchien ihm ein gefundener Schatz, und er rannte ſpornſtreichs mit dem Zeitungsblatt aufs Schloß, wo eben wieder ein Gericht Kartoffeln für die herrſchaftliche Tafel gekocht wurde. „Heiſa, luſtig, gnädiger Herr!“ rief er und ſprang wie ein Böcklein ins Zimmer. „Hier ſind goldne Doſen mit goldnem Schnupftaback zu verdienen! — — Schnapp! hat man ſie weg, wenn man ein Buch ſchreibt; und das muß doch keine Hexerei ſeyn, da ſo viele geſchrieben werden.“ —

„Was ſoll das Narrengeſchwätz?“ ſprach Herr von Pampel, den die nahe Ausſicht auf ſeinen Kartoffelſchmaus ärgerlich machte. „Schaff' Er Geld, und bleib' Er mir übrigens mit Seinem armſeligen Spaß vom Leibe!“

„Ich ſpaße bei meiner Seele nicht! Hier ſteht's ſchwarz auf weiß!“ fiel Blaffert ein, und las den Zeitungsartikel vor. „Friſch zur Feder gegriffen, gnädiger Herr! Sie ſind ein Gelehrter, ſchreiben Sie ein Buch, ſchicken Sie's an den Fürſtenhöfen herum, und Sie werden ein ſteinreicher Mann!“

„Das wäre nicht übel!“ verſetzte Pampel. „Aber was ſoll ich ſchreiben? Etwa ein Kochbuch? — Von andern Dingen verſteh' ich, unter uns geſagt, ſo viel wie nichts.“

„Nun gut, ein Kochbuch!“ rief der Bartſcheerer. „Und ich ſchreib' ein Werkchen über Barbiermeſſer, ſo wird uns Beiden geholfen.“ —

Die Buchmacher arbeiteten nun raſch und ſudelten in vierzehn Tagen eine gute Anzahl Bogen zuſammen. Die Druckkoſten ſchoß Jeremias vor, weil man ihm verſprach, daß einige der goldenen Doſen, die man erwartete, zur Tilgung ſeiner ältern Forderungen angewandt werden ſollten. Zwanzig Prachtexemplare gingen, von demüthigen Bettelbriefen begleitet, an Kaiſer, Könige und Kurfürſten ab. Aber dieſe Bemühungen waren ſo fruchtlos, als ſtreute man Saamen ins Meer. Die meiſten beſchenkten Höfe übergingen die Sache mit Stillſchweigen, und die wenigen einlaufenden Antworten waren ſchlimmer als keine; denn die Prachtexemplare kamen mit ungnädigen Zuſchriften zurück, und die Abſender mußten die Poſtfracht bezahlen. Große Beſtürzung! Der Rathgeber hatte den einzigen Gewinn dabei, daß er von ſeinem gnädigen Herrn ein Paar Ohrfeigen bekam.

---

[*] In dem Reichsanzeiger und den Hamburger Zeitungen vom Jahre 1806.

Jeremias war ſehr begierig, die goldenen Doſen zu ſehen, auf die man ihn angewieſen hatte. Er fragte fleißig darnach und brachte immer eine Waage mit, um ſie auf der Stelle zu wiegen. Man verſchwieg ihm anfangs, daß die Spekulation völlig verunglückt war, und hielt ihn von einem Poſttage zum andern mit Vertröſtungen hin. Endlich aber ward er verteufelt grob und ſagte den beiden Buchfabrikanten ins Geſicht: ſie verheimlichten die erhaltenen Fürſtengeſchenke, um ihn zu hintergehen und ihn immer mit leeren Händen abziehen zu laſſen. Nun war kein Rath, ſie mußten mit der nackten Wahrheit herausrücken. Jeremias geberdete ſich entſetzlich, als er das letzte Ankertau geriſſen und den Schiffbruch ſeiner Kapitale vor Augen ſah. Klagen und Thränen wechſelten mit Flüchen und Verwünſchungen ab. Vergebens ſuchte man ihn zu beruhigen. Er warf trotzig den Hut auf den Kopf, lief ohne Abſchied davon, ſchimpfte die ganze Treppe hinab, und drohte noch unten im Hoſe mit dem Arm der Gerechtigkeit.

Herr von Pampel kannte die Gewalt dieſes Arms und gerieth in Angſt. „Fürchten Sie ſich nicht!“ ſagte Blaſſert: „Ich ſtehe dafür, daß Ihnen Rechenknecht kein Haar krümmen ſoll. Das Blättchen wird ſich wenden; wir werden ihn vor Gericht ziehen, ihm Quartier im Schuldthurm verſchaffen.“ —

„Er redet wie betrunken!“ fiel der Edelmann ein. „Was können wir dem Kaufmann thun? Er iſt uns nichts ſchuldig.“ —

„Mir nicht, aber Ihnen!“ verſetzte der Barbier. „Sie haben, ohne daß Sie's wiſſen, einen förmlichen Wechſel von ihm in den Händen. Zeigen Sie mir einmal Ihr Stammbuch!“

Er bekam's, ſchlug Rechenknechts Namen auf und las laut:

Pampelhauſen, am Tage Johannis
des Täufers, 1792.

Gegen dieſen meinen Sola-Wechſelbrief zahle ich Endesunterſchriebener an den Hochwohlgebornen Beſitzer dieſes Stammbuchs, salvo titulo, Herrn Thomas von Pampel, von dato an bis zum Schluß meiner Lebensbude, treue Freundſchaft und Liebe. Valuta habe von Hochdemſelben in vollwichtiger Gegenfreundſchaft erhalten, entſage deßhalb allen Ausflüchten, unterwerfe mich dem Wechſelrecht und nehme Gott zu Hülfe.

An mich aller Orten, wo ich anzutreffen.

Jeremias Rechenknecht,
Kaufmann in Katzloch.

„Nun, was will Er denn da herausklauben?“ ſagte Pampel.

„Wie kann ein Rechtsgelehrter ſo fragen!“ verſetzte der Barbier. „Iſt es nicht ein Wechſel, der Hand und Fuß hat? — Rechenknecht macht ſich darin anheiſchig, Ihnen Freundſchaft und Liebe zu zahlen bis an ſeinen Tod. Dieſe Zahlung ſtellt er jetzt ein, indem er Sie feindlich verklagen will. Sie können ihn alſo nach Wechſelrecht belangen, können ihn beim Kopf nehmen laſſen; und, denken Sie an mich, wenn er in den Thurm kriechen ſoll, kriecht er lieber zum Kreuz und gibt Ihnen Nachſicht.“ —

„O, du pfiffiger Satan!“ rief Herr von Pampel. „Das iſt bei meiner Seele ein glücklicher Einfall!“

„Muß aber ſchnell ausgeführt werden,“ fiel Blaffert ein. „Laſſen Sie anſpannen, wir wollen dem alten Jeremias die Hölle heiß machen.“

Drei oder vier Stunden nachher trafen ſie in Katzloch ein und hielten vor ſeiner Thüre. Er war ſelbſt noch nicht lange von Pampelhauſen zurück, und klagte eben ſeiner Gemahlin, wie ſchlimm es dort ausſah. Da kamen die Füchſe in der Fabel und verlangten höflich, mit ihm unter ſechs Augen zu ſprechen. Ein Hoffnungsflämmchen ſtieg in ihm auf. Er führte ſie geſchwind in ſeine Schreibſtube und glaubte unter Weges, ſie wären in ſich gegangen und brächten noch einige verläugnete goldene Doſen. In dieſer Meinung ward er beſtärkt, als Herr von Pampel, ſobald ſie allein waren, in die Rocktaſche griff. Aber er zog nichts als das Stammbuch heraus, hielt dem Kaufmann ſeinen Namen vor die Augen und fragte, ob er ſich zu dieſer Unterſchrift bekenne. Rechenknecht platzte, nichts Arges befahrend, mit einem raſchen Ja heraus und traute kaum ſeinen Ohren, als man ihn verſtändigte, daß ſeine nach Wechſelrecht verſchriebene Freundſchaft nicht geſtatte, den Herrn von Pampel als Schuldner in gerichtlichen Anſpruch zu nehmen.

„Das will ich euch lehren, ihr Schwindler!“ rief Jeremias und lachte ſo grimmig, daß die Leute auf der Gaſſe ſtehen blieben. „Ich übergebe, daß ihr's wißt! — noch heute übergeb' ich die Sache meinem Advokaten.“ —

„Und wir“ — fiel Blaffert ein — „wir gehen augenblicklich auf's Rathhaus, um Wechſelarreſt gegen Sie zu verhängen.“ —

„Geh er zum Teufel und ſeiner Großmutter!“ ſchrie Jeremias und gab dem Barbier einen Schupp. Dieſer riß ihm die Perücke vom Kopfe und ſchlug ſie ihm rechts und links um die Ohren. Der Kaufmann ſchrie mörderlich nach Hülfe. Zwei Ladenburſche ſtürzten herein; drei Möpſe fielen dem Barbier in die Beine; Jeremias ergriff ein ſpaniſches Rohr, Blaffert zog ein Barbiermeſſer blank. Aber Herr von Pampel warf ſich mit ſeiner ganzen Dicke und Breite zwiſchen die Kämpfer, und deckte ſo den Rückzug ſeines Knappen, dem Menſchen und Hunde zu Leibe wollten.

Blaffert und ſein Herr erreichten ohne weiteres Handgemenge die Gaſſe. Gräuliche Schimpfreden wetterten ihnen jedoch aus dem Laden bis an die Pforte des Rathhauſes nach. Der wohlweiſe Senat war gerade wegen wichtiger Angelegenheiten der Stadt vollzählig verſammelt. Herr von Pampel ließ ſich anmelden, erhielt Audienz, produzirte ſeinen Stammbuchswechſel, entdeckte freimüthig, in welchen Verhältniſſen er mit dem Kaufmann Rechenknecht ſtand, und trug am Ende darauf an, dieſen treuloſen Freund als Wechſelſchuldner zu verhaften.

Keine Feder beſchreibt die Verlegenheit des Magiſtrats, der aus lauter guten, ehrlichen Handwerkern beſtand. Ein ſolcher kritiſcher Fall war auf dem Rathhauſe in Katzloch noch nicht vorgekommen. Auch der Stadtſchreiber wußte ſich nicht zu helfen, ungeachtet er die Rechte bis an den Hals ſtudirt hatte. Als Pampel ſah, daß die guten Herren zwiſchen Thür und Angel ſteckten, drang er immer heftiger auf ſchleunige Juſtiz. Sie beſchloſſen endlich, zwiſchen den Parteien die Güte zu pflegen. Der Rathsdiener war beordert, den Beklagten vorzuladen. Rechenknecht erſchien mit trotzigen Mienen und Geberden; denn er machte ſich wenig aus den Herren des Raths, weil ſie ſämmtlich nicht ſo reich waren als er. Pampel bot die Hand zum Vergleich und verlangte nichts weiter, als daß der Kaufmann gerichtlich angeloben ſollte, ihn in den nächſten zwanzig Jahren weder zu verklagen noch zu mahnen. „Nicht ſo viel Stunden geb' ich Ihnen Nachſicht!“ antwortete Jeremias. „Thun Sie, was Sie wollen!“ ſprach Pampel. „Ich wende mich nun an Sie, mein Herr regierender Bürgermeiſter, und bitt' um gehöriges Verfahren nach der Strenge des Wechſelrechts.“ — Der Konſul und die übrigen Rathsmänner ſahen einander beklommen an und zuckten die Achſeln. „Sollten Sie mir“ — fuhr Pampel mit Nachdruck fort — „Gerechtigkeit verweigern, ſo ſeh' ich mich gezwungen, bei der hohen Landesregierung darüber Beſchwerde zu führen.“ —

Das wirkte mächtig. Alle Senatoren erhoben ihre Stimmen gegen den Kaufmann, beſchuldigten ihn unbilliger Härte, ermahnten ihn zur Nachgiebigkeit; und da er ſich dennoch zu keinem Vergleich bequemen wollte, kündigten ſie ihm Arreſt an. Er brach in ein beleidigendes Hohngelächter aus. Darüber ergrimmte der Bürgermeiſter, klingelte dem Rathsdiener, und befahl mit donnernder Stimme, drei Mann Bürgerwache mit Ober- und Untergewehr zu beſtellen.

Jeremias knirſchte mit den Zähnen. Er, der Fürſt der Kaufleute in Katzloch, konnte ſich unmöglich ſo beſchimpfen laſſen; er wollte lieber Haus und Hof verlieren. Darum bat er, den gegebenen Befehl zur Mobilmachung der Bürgermiliz zu widerrufen. „Ich ſehe doch,“ ſprach er mit einem verächtlichen Blick auf den Herrn von Pampel, „daß mir dieſer feine Edelmann die ſchuldige Summe von tauſend Reichsthalern nimmer bezahlen kann; es kommt mir alſo nicht darauf an, ihm zwanzig und dreißig Jahre, und allenfalls bis an den jüngſten Tag, Nachſicht zu geben.“ —

„Ich acceptire dieſe Erklärung,“ ſprach Herr von Pampel, „und erſuche den Herrn Stadtſchreiber, darüber ein Protokoll abzufaſſen.“

„Meinethalben!“ ſagte Jeremias. „Doch behalt ich mir vor, bei Ihrem Concurs, der wahrſcheinlich vor der Thür iſt, meine Forderung zu liquidiren, und Ihren hier gegenwärtigen Unterhändler, der mich eigentlich um mein Geld geſchnäuzt hat, mit Fußtritten aus meinem Hauſe zu weiſen, wenn er ſich wieder darin betreten läßt.“

„Herr! fuhr Blaffert auf: Befänden wir uns nicht an heiliger Gerichtsſtelle, ich wollt Ihnen wohl zeigen, daß ich die tölpiſche Kunſt, die Sie an mir ausüben wollen, eben auch verſtehe!“ —

„Still, meine Herren!“ unterbrach ihn der Stadtſchreiber: „Keine Injurien und überhaupt Ruhe, damit ich meine Gedanken zuſammen nehmen und protokolliren kann!“ —

Die Zänker ſchwiegen, aber ihre ſtummen Mienen ſetzten den Streit lebhaft fort. Mancher Schauſpieler hätte bei dieſer Scene viel lernen können. Als die Regiſtratur nach mancher zerkauten Feder fertig und vorgeleſen war, ermahnte der regierende Bürgermeiſter, kraft ſeines **Amts**, die Parteien, ſich friedlich nach Hauſe zu verfügen, und ſie zogen, nachdem ſie noch einige Dolchblicke gewechſelt hatten, auf verſchiedenen Wegen ab.

Achtundzwanzigſtes Kapitel.

Die Glücksreiſe. — Die Wette. — Der Güterbeſchauer.

Jeremias machte ſeinem Propheten-Namen Ehre: der Concurs, den er auf dem Rathhauſe geweiſſagt hatte, brach nach wenigen Monaten aus; Pampelhauſen ward öffentlich verſteigert und Herr Thomas gerichtlich bedeutet, das Schloß ſeiner Väter zu räumen. Er wußte nicht, wohin er ſein Haupt legen ſollte, und quartirte ſich vor der Hand bei dem Bartpfleger* ein.

Dem war an dieſer Ehre wenig gelegen. Sein vornehmer Gaſt wollte täglich gut leben und zahlte kein Koſtgeld; denn er hatte nicht einen Groſchen im Vermögen. Blaffert, der lieber nahm, als gab, wünſchte daher ſehnlich, er möchte bald wieder abziehn, und munterte ihn täglich auf, ſein Glück an ausländiſchen Höfen zu ſuchen.

„Ei, das wäre mein Caſus!“ rief Pampel. „Da würde mir's gehn, wie meinem Kochbuche! — Ich kann nicht ſchmeicheln, und verſteh' überhaupt nichts von Hofkünſten.“ —

„Was thut das?“ verſetzte der Barbier. „Sie ſind ein alter Edelmann, das iſt genug! Alles übrige gibt ſich wie's Griechiſche.“ —

---

* So überſetzt ein ſonſt achtungswerther Sprachkenner die Barbierer ins Deutſche.

So ward mehrmals über dieſes Kapitel geſprochen. Am Ende ſagte Thomas: er würde ſich allenfalls entſchließen, auf Glücksabenteuer auszuziehen, wenn ihn Blaffert als Kammerdiener begleiten wollte; ſonſt geh' er nicht von der Stelle. Was wollte der Bartpfleger machen? Er war in der Lage jenes Mannes, der ſein Haus in Brand ſteckte, um ſich von einem überläſtigen Kobold zu befreien; doch, indem die Flamme aufſtieg und er mit verhängtem Zügel davon ritt, ſprang der Geiſt hinten aufs Pferd. — Eben ſo unmöglich war es dem Barbier, ſich ſeines Gaſtfreundes zu entledigen. In der Gefahr, ganz von ihm aufgezehrt zu werden, mußte er aus der Noth eine Tugend machen, und ſich, unter dem Schein treuer Anhänglichkeit, zu der angetragenen Kammerdienerſtelle willig finden laſſen. Er brachte durch den Klingelbeutel eines bittlichen Umlaufs, den er, in Pampels Namen, doch ohne deſſen Verwiſſen, bei dem Landadel in einem Kreiſe von zwanzig Meilen herum trug, über hundert Thaler Reiſegeld zuſammen. Die Abenteurer beſtiegen hierauf den Poſtwagen und fuhren ſchnurſtracks nach Berlin.

Das iſt nun gerade nicht der Ort, wo träge Dickbäuche ihr Glück machen. Deſſen beſchied ſich Herr von Pampel ſogleich ſelbſt, als er den lebhaften, regſamen Geiſt der Einwohner und ihre Thätigkeit bemerkte, die ihm gar nicht gefiel. „Iſt das nicht ein Rennen und Laufen!“ ſprach er: „Alles ſo unruhig wie der Perpendickel einer Uhr! Ich danke ſchön, mich unter dieſe Leute zu miſchen; ſie würden mich bald zu Tode hetzen.“ — So ſank ihm auf Ein Mal der Muth, ſeine willigen Dienſte in Berlin anzutragen. Er nahm ſich vor, nur einige Tage dort zu raſten, dann weiter zu reiſen, und Menſchen aufzuſuchen, die ſich zu ſeinem Phlegma beſſer ſchickten. Aber auch Ruhe gönnte man ihm nicht in Berlin.

In dem Hotel, wo er abgetreten war, ging täglich ein junger Fant ein und aus, der ſich ſchämte, ein Deutſcher zu ſeyn, und in allen Dingen ein Affe der Engländer war. Unter andern bot er bei jeder Gelegenheit Wetten an, weil ſeine Vorbilder dieſes Wageſpiel lieben. Einſt ſaß er, die Zähne ſtochernd, an der Speiſetafel und heftete mit ungeſitteter Frechheit ſeine Augen lange auf den Herrn von Pampel, mit dem er noch kein Wort geſprochen hatte und deſſen Namen er nicht einmal wußte. „Ich wette,“ hob er, ohne weitere Vorrede, mit einem ungeſchmeidigen Ton an, „ich wette ſechs Friedrichsd'or, daß Sie, mein Herr, nicht im Stande ſind, die Friedrichsſtraße hier in Berlin von einem Ende bis zum andern in einer Stunde zu gehn.“ —

„Das wär' ein Streich!“ rief Herr von Pampel, ungeachtet er noch nicht die Ehre hatte, die Friedrichsſtraße zu kennen und ihm unbewußt war, daß dieſe Rieſenſtraße einem raſchen Fußgänger genug zu ſchaffen macht, wenn er ſie, ohne zu traben, in einer halben Stunde durchwandern will. Alle Straßen, die Pampel bisher in andern Städten unter die Füße bekam, ließen ſich, ungeachtet er ſehr langſam und gemächlich zu ſchreiten pflegte, höchſtens in einer Viertelſtunde bezwingen: er glaubte alſo, auch mit dieſer fertig zu werden und einen ſchönen Thaler Geld zur Fortſetzung ſeiner Reiſe dabei zu erobern.

In dieſer Hoffnung trat er, von dem deutſchen Engländer und einigen andern Tiſchgenoſſen begleitet, den Wettgang muthig an. Sein Kammerdiener ging ihm zur Seite, und ſpornte ihn von Zeit zu Zeit durch leiſes Zuflüſtern, ſich tapfer zu halten. Er that auch wirklich Wunder in ſeiner Art, und legte den Weg vom Oranienburger Thore bis unter die Linden in drei Viertelſtunden zurück. Hier bat er keuchend, ihn nur einen Augenblick auf einer Bank ruhen zu laſſen. „Es kann doch wohl" — ſprach er athemlos — „bis ans Ende der Straße nur noch ein Katzenſprung ſeyn? — Den will ich ſchon abthun, ehe meine Stunde ſchlägt." —

„Mein Guter," ſagte der Engländer lachend, Ihre Wette geht total verloren! Sie haben bis jetzt ungefähr erſt den dritten Theil der Rennbahn durchlaufen." —

Das bezeugten alle Anweſende. Pampel und ſein Kammerdiener erblaßten. „Da ſchlag der Donner drein!" rief Jener. „Sechs Friedrichsdor mit trocknem Munde verloren und faſt das Leben dabei eingebüßt! — Zahl' Er aus, Blaffert! Aber künftig wollen wir das Wettlaufen unter Wegs laſſen." —

Am folgenden Tage entſchloß er ſich zu einer Luſtfahrt nach Charlottenburg. Er hörte, daß vor dem Brandenburgerthore immer Wagen dazu bereit ſtänden, und begab ſich mit ſeinem Kämmerling dahin. Dieſer ging zu Fuß voraus, um das Fuhrlohn zu ſparen. Pampel erkletterte einen offnen, zehnſitzigen Rollwagen, der nur mit einem einzigen alten, ſchindeldürren und herzſchlächtigen Rößlein beſpannt war. „Wird mich das arme Thier wohl fortbringen?" ſprach er zu dem Jungen, der ſchmutzig und zerlumpt, wie eine Vogelſcheuche, auf dem Bocke ſaß. „Oho!" war die Antwort: „das Beeſt muß noch acht oder neun Menſchen mehr trecken!" — „Raſeſt du?" rief Pampel. „Du biſt ja ein wahrer Quälteufel gegen dein Pferd! Da ſollte die Polizei mit dem Schwert oder mit dem Stock drein ſchlagen!" — Der gefühlloſe Lump nahm dieſen Ernſt, der unſerm Helden zur Ehre gereicht, für Scherz, und lud alle Welt auf ſeinem Wagen ein. Die Menſchen-Kollekte kam nach und nach zuſammen. Neun

Paſſagiere ſtiegen noch auf, und darunter waren ein Paar Bürger und Meiſter, die dem Herrn von Pampel an Gewicht wenig nachgaben. Sie und die übrigen Wagengenoſſen warfen aber keinen mitleidigen Blick auf das unglückliche Thier. „Junge,“ rief ſogar Einer, „brauche deine Peitſche brav! Wir ſind durſtig.“ —

„Das bin ich immer,“ fiel Thomas ein, „aber es dünkt mich doch menſchlich und billig, daß wir das elende Knochengerippe, das uns zu einer labenden Quelle führen ſoll, ſchonend behandeln.“ —

Die derbe Geſellſchaft auf dem Wagen ſah ihn mit Verwunderung an, und ſchien zu glauben, er habe heute ſchon zu viel aus einer ſolchen Quelle geſchöpft. Niemand antwortete ihm; doch einige Frauenzimmer bewieſen die Weichheit ihres Gefühls, indem ſie — ihn auslachten, und der Haderlump auf dem Bocke peitſchte drauf los. Das Pferd ſchleppte mit dem letzten Reſt ſeiner Kraft den Laſtwagen mühſelig fort; bevor es aber noch die Hälfte des Weges erreichte, ward es bis zum Hinſinken matt, konnte nicht mehr von der Stelle, und der Tod machte Anſtalt, es auszuſpannen.

Der Burſch eröffnete jetzt der unwilligen und immer auf ſtärkere Peitſchenhiebe dringenden Geſellſchaft: der Wagen müſſe um eine oder mehrere Perſonen erleichtert werden. „Das ſag' ich auch!“ ſprach Pampel. „Nun, ſo ſteige der Herr ſelbſt herunter!“ fuhr ihn ein Schlächtermeiſter an. „Er wiegt ſo ſchwer wie ein polniſcher Maſtochs, und ſpielte vorhin den Advokaten der alten Mähre!“ — „Das that ich,“ entgegnete Thomas, „und ich ſchäme mich nicht des Mitleidens mit der ſeufzenden Kreatur. Ich war aber der Erſte auf dem Wagen, und habe daher das Vorzugsrecht, darauf zu bleiben; denn nicht durch mich, ſondern durch die ſpäter kommenden Paſſagiere, ward er überfrachtet.“

„Wiſchiwaſchi!“ rief die ganze vorhandene und unter ſich einige Bürgerſchaft, und drängte den guten Thomas vom Wagen herunter. Der junge Lumpenwicht war ſo frech, Fuhrlohn von ihm zu fordern. Er fand ſich mit einigen wohlverdienten Stockprügeln ab, und machte der triumphirenden Geſellſchaft das Kompliment: er wolle ihr die Ehre überlaſſen, mit dem verſcheidenden Gaul zur Leiche zu gehen. Es erfolgten grobe Repliken; aber er ſtiefelte wie taub von dannen und nach der Stadt zurück.

Bei keinem der Unfälle, die ihm bisher begegneten, war er ſo unſchuldig, als bei dem jetzigen, da er wie unnützer Ballaſt ausgeladen wurde; und es ging ihm, als er nach einer langen und beſchwerlichen Pilgerſchaft ans Thor zurückkam, beinahe noch ſchlimmer. Der hier angeſtellte Viſitator (der ein Uebermaß von Doppelbier oder Doppelliqueur zu ſich genommen hatte, und daher doppelt ſah) trat ihm taumelnd in den Weg, betrachtete ihn von oben bis unten und betaſtete ſeinen Bauch. „Was haben Sie da drin?“ ſprach er mit ſchwerer Zunge. „So ein unformlicher Wanſt iſt nicht Natur, iſt vermuthlich ein Magazin kontrebander Waaren, die Sie einpaſchen wollen!“ — Pampel hielt dieſe wunderbare Anfechtung für eine Sonntagslaune des Herrn Güterbeſchauers und ſchritt lächelnd fürbaß; aber zornig gebot ihm der Viſitator, ſich nicht vom Flecke zu rühren, und holte geſchwind den eiſernen Spieß, womit die zum Thore hereinkommenden Sandfuhren durchſtochen und geprüft werden, ob ſie unter der Hülle des Sandes Schleichwaaren enthalten. „Bei meiner Seele, Herr!“ — ſtammelte der Trunkenbold und ſetzte ihm die Lanze auf den Leib — „wenn Sie nicht augenblicklich aufknöpfen, ſo thu' ich, was meines Amts iſt!“ —

„Nu, nu, nur gemach!“ ſagte Pampel und riß die Weſte auf. Der Viſitator ſah jetzt, daß hier nichts zu fiſchen war und ging mürriſch fort, ohne um Verzeihung zu bitten.

Blaffert hatte ſeinen Herrn, wie eine Stecknadel, in Charlottenburg geſucht und kam erſt mit Einbruch der Nacht zurück. Thomas erzählte ihm ſeine Begegniſſe mit luſtiger Laune. „Damit mir aber“ — ſetzte er hinzu — „nichts Aergers hier widerfahre, ſo wollen wir morgen aufbrechen und tiefer in die Welt hinein reiſen.“ —

Ein heilſamer Entſchluß für ihre Kaſſe! Denn die Wirthsrechnung war ſo beſchaffen, daß ſie an die Ehre, in einem großen Hotel logirt zu haben, eine Weile denken konnten.

Neunundzwanzigſtes Kapitel.

Der Onkel. — Die Hofbedienung. — Das einſchläfernde Trauerſpiel.

In der kleinen Reſidenz eines kleinen Fürſten hatte Herr von Pampel einen reichen Verwandten, von dem er ſich Unterſtützung verſprach. Er richtete deßhalb ſeine Fahrt dahin, nahm auf der letzten Station Extrapoſt, um einen anſtändigen Einzug zu halten, und ſein Reiſegeld reichte gerade bis vor die Thür des alten Oheims.

Herr von Scharreiſen — dieß war ſein Name — hatte ſeit einiger Zeit eine heftige Antipathie gegen Poſthörner. Er lief immer mit Herzklopfen ans Fenſter, wenn er in der Nähe ſeines Hauſes eins ſchmettern hörte, und war jederzeit froh, wenn dieſe Muſik ihn nichts anging. Dieß Mal kam er nicht mit dem bloßen Schrecken davon. Die Courierchaiſe hielt vor der Thür, und mit Entſetzen erblickte er ſeinen brod- und heimathloſen Neffen, vor deſſen Beſuch ihm graute, ſeitdem er die öffentliche Verſteigerung des Ritterguts Pampelhauſen erfahren hatte. Er empfing ihn ſehr froſtig, und ſein erſtes Wort war die Frage: wie lang er bei ihm zu hauſen gedenke. Thomas gab eine zweideutige Antwort, die ſeines Oheims Angſt wenig verminderte.

Wenn man die beiden Herrn Spillmagen[*] — denn ihre Verwandtſchaft ſchrieb ſich von der Spille oder Spindel, das heißt: von der mütterlichen Seite, her — neben einander ſah: ſo konnte man ſich nicht enthalten, an die ſieben fetten und ſieben magern Kühe zu denken, von welchen dem König Pharao träumte.[**] Herr von Scharreiſen war ein kleines Männlein, das im höchſten Grade die Darre hatte; doch war das nicht Krankheit, ſondern er machte nur an ſeinem Körper die Probe, wie weit man durch Geizhunger die Abzehrung treiben könne. Seine gränzenloſe Geldliebe zu ſchildern, iſt folgender einzige Zug hinreichend. Er verſtopfte ſich, wenn er in öffentlichen Gärten ſpazieren ging, die Ohren mit Baumwolle, um zu den aufſpielenden Muſikanten, wenn ſie das Notenblatt herumtrugen, ſagen zu können: „Ich gebe nichts, denn ich habe von eurer Bierfidelei nichts gehört.“ —

Hätte Thomas nur irgend ein anderes Dach und Fach gewußt, er wäre gleich nach dem erſten Mittagsmahle, das ihm ſein gaſtfeindlicher Ohm auftiſchte, weiter gezogen. Es fiel ſo knauſerig aus, daß es ſogar hinter den dürftigen Traktamenten, die er vormals unter Frau Juttens Scepter genoß, weit zurückſtand. Der alte, ſchlaue Herr nahm ſich fein in Acht, ſeinen bequemen und leckerhaften Neffen gut zu bewirthen. Er glaubte, Hunger und Durſt würden die beſten Druckwerke ſeyn, ihn bald wieder fortzuſchaffen, und ſie waren es wirklich.

„Herr Onkel“ — ſprach er ſchon am zweiten Tage — „Sie haben wahrſcheinlich Einfluß bei Hofe. Könnten Sie mir wohl dort ins Brod helfen, damit ich Ihnen nicht zur Laſt fallen darf?“ —

---

[*] Mage oder Magen, ein altdeutſches Wort, das einen Blutsfreund bedeutet. Daher gibt's Schwertmagen und Spillmagen.

[**] 1 Moſ. 41, 17—21.

Herr von Scharreiſen zuckte die Achſeln. „Der Fürſt,“ antwortete er, „liebt und hält einen zahlreichen Hofſtaat, hat aber wenig Einkünfte; es iſt kein Glück hier zu machen. Du ſollteſt dich lieber heute als morgen an andern Orten darnach umſehen.“

„Recht gern!“ ſagte Thomas. „Das Reiſegeld iſt mir nur, leider! ausgegangen. Wollten der Herr Onkel die Güte haben —“

„Um Gottes willen!“ fiel ihm dieſer haſtig ins Wort. „Ich kann dir mit keinem Pfennig unter die Arme greifen. Doch will ich augenblicklich einen Verſuch machen, ob ich Dir hier ein Dienſtchen verſchaffen kann.“ —

So trieb ein Keil den andern. Der Oheim ging ſchnell nach Hofe und kam nach Verlauf einer Stunde mit dem heiterſten Geſichte zurück. „Mon Neveu,“ ſprach er, „ich freue mich, dich als Kammerjunker zu begrüßen. Der Fürſt war ſo gnädig, wie ich ihn noch nie geſehen habe. Er brachte mir, als ich deinetwegen kaum den Mund geöffnet hatte, die Stelle gleichſam entgegen, nahm mein Erbieten, dich ihm erſt vorzuſtellen, nicht an, verließ ſich ganz auf meine Empfehlung und bewilligte dir mehr, als ich erwartete, nämlich: dreihundert Thaler Jahrgehalt und täglich freie Tafel bei Hofe.“ —

„Freie Tafel?“ rief Thomas. „O, beſter Onkel, das iſt allerliebſt, das war gerade mein Wunſch! Ich danke tauſend Mal —“

„Schon gut, ſchon gut!“ unterbrach ihn der Alte. „Kleide dich nur geſchwind an, damit du Sr. Durchlaucht ſogleich aufwarten und ſchon heute Platz an der Tafel nehmen kannſt. Ich bin ohnedieß mit meiner Küche nicht auf dich eingerichtet.“ —

Die zuvorkommende Gnade des Fürſten wäre ein kleines Wunder geweſen, wenn ſie nicht ihren guten Grund gehabt hätte. Seine Finanzen bedurften eben einer ſtarken Anleihe, die er bei dem Herrn von Scharreiſen zu machen geſonnen war. Um dieſem Antrage einen Weg zu bahnen, ergriff er mit beiden Händen die Gelegenheit, ſich den reichen Mann zu verpflichten. Ob übrigens das Negoz zu Stande gekommen iſt, das kümmert uns nicht und gehört nicht hieher.

Der neue Kammerjunker that an der Hoftafel ſeinem ſtarken Nahrungstriebe ſo wenig Einhalt, daß dem Oberküchenmeiſter oft dabei die Haare zu Berge ſtanden. Wie karg die Hofhaltung geführt wurde, läßt ſich aus folgendem Vorfall ermeſſen.

Der Fürſt beſuchte täglich die Schauſpiele, die eine wandernde Truppe gab. Hinter ſeinem Stuhle ſtand während der Vorſtellung ein Kammerjunker, der nichts zu thun hatte, als ihm im dritten oder vierten Akt eine Taſſe Chokolade zu reichen, die ein Hofkonditor im Schauſpielhauſe kochte und durch einen Bedienten in die fürſtliche Loge ſchickte. Aus deſſen Händen empfing ſie der Kammerjunker und präſentirte ſie Sr. Durchlaucht.

Einſt, als Herr von Pampel den Dienſt hatte, blieb ſie ungewöhnlich lange aus. Der Fürſt ſah ſich mehrmals darnach um, und fragte endlich: „Iſt die Chokolade noch nicht da?“ Pampel nahm dieß für einen Wink, ihre Ankunft zu beſchleunigen. Er eilte zum Konditor. Dieſer war mit ſeiner Arbeit fertig; es fehlte nur an einem Boten. Der Hoflakai, der dazu angewieſen war, ließ ſich nicht ſehn. In dieſem Nothfalle war der dienſtfertige Kammerjunker ſogleich unbedenklich entſchloſſen, ſich ein wenig zu erniedrigen und den Chokoladenbecher ſelbſt in die Loge zu tragen. Unter Weges kitzelte der Duft des Getränks ſeine Naſe ſo lieblich, daß er ſich nicht enthalten konnte, davon zu koſten, und ehe er ſich's ſelbſt verſah, war die Taſſe rein ausgeſchlürft. Er erſchrack, blieb ſinnend ein Weilchen vor der Logenthüre ſtehn, ging dann zum Konditor zurück und ſagte keck: die Chokolade habe dem Fürſten ſo trefflich gemundet, daß er ſich noch eine Taſſe ausbitten laſſe. „Das überraſcht mich!“ ſprach der Konditor. „Ich bin nicht darauf eingerichtet; denn ſeit Menſchengedenken haben Ihro Durchlaucht immer nur Eine Taſſe getrunken, und es paſſirt auch nur Eine in Rechnung. — Eh' ich nun wieder aus meinem Hauſe Chokolade hole und das Waſſer zum Sieden bringe, vergeht eine Stunde, das Schauſpiel iſt vorbei, und ich riskire überdieß, die Chokolade aus meinem Beutel bezahlen zu müſſen.“ — „Sie haben Recht!“ erwiederte der Kammerjunker, ſeine Verlegenheit verbergend. „Seyn Sie nur ruhig; ich werde den Fürſten beſchwichtigen.“ —

Er ging raſch zu ihm. „Ew. Durchlaucht,“ ſprach er, „halten mir einen Fehler zu Gnaden, den ich aus Dienſteifer beging. Ich wollte, da gerade kein Bedienter bei der Hand war, die Chokolade ſelbſt vom Konditor hieher tragen, aber ich ſtrauchelt' in der Eil und verſchüttete ſie. Doch der Konditor macht ſchon wieder Anſtalt —“

„Es mag nun bleiben!“ ſagte der Fürſt lächelnd, und gedachte der Sache nicht weiter.

Ein andres Mal ging's unſerm Kammerjunker im Schauſpielhauſe viel unglücklicher. Es ward ein Trauerſpiel in Jamben gegeben; von wem? — das iſt dem Erzähler unbekannt; nur ſo viel weiß er gewiß, daß es nicht von Schiller war: ſonſt hätte das halbe Publikum nicht einſchlafen können, wie ſchon im zweiten Aufzuge geſchah.

Selbſt der Fürſt ſchloß die Augen und hinter ihm nickte Kammerjunker Pampel. Eine Weile gelang ihm die Kunſt, ſtehend zu ſchlafen; aber plötzlich verlor er das Gleichgewicht, fing an zu taumeln, wachte halb darüber auf, ergriff in der Angſt des Stürzens die fürſtliche Stuhllehne und erſchütterte ſeinen gnädigſten Herrn ſo heftig, daß er ihn beinahe ſammt dem Stuhle umgeriſſen hätte. Der Fürſt hielt ſich noch ſchnell an der Brüſtung der Loge feſt; er wäre ſonſt, im Angeſicht ſeiner treuen Unterthanen, auf die lächerlichſte Weiſe zu Boden gefallen. Darüber aufgebracht, ſah er den bebenden Kammerjunker mit zornigen Augen an, und gebot ihm, ſich zu entfernen.

„Das verdammte Trauerſpiel in Jamben!“ murmelte Thomas für ſich, und trat ab.

Möchte doch die warnende Geſchichte dieſer durch Jamben bewirkten Schlafſucht dem Kandidaten der Theologie zu Ohren kommen, der neulich in Jamben gepredigt hat![*] Wenn das — nämlich das Einſchlafen — am grünen Holz eines Schauſpiels geſchah, was ſoll am dürren einer Predigt werden! —

---

[*] Zeitung für die elegante Welt vom 2. März 1806.

Dreißigſtes Kapitel.

Das Reichskontingent. — Der Proviantwagen.

Der Fürſt war ein menſchenfreundlicher Mann. Es that ihm bald leid, wenn er dem Geringſten ſeiner Diener ein hartes Wort geſagt hatte. Auch jetzt war ſein Zorn ſchon vorüber, als er aus dem Schauſpielhauſe zurückkam. Er ließ den Kammerjunker zu ſich rufen und empfing ihn mit einer heitern Miene.

„Lieber Pampel," ſprach er, „ich will Ihnen wohl; allein Sie ſehen ſelbſt, daß Sie zu einem leichtgewandten Höfling nicht geboren ſind. Schon Ihre Geſtalt widerſpricht der Idee, die man ſich von einem Kammerjunker macht. Sie können ſich daher, wie mich dünkt, in Ihrer Stelle nicht glücklich fühlen." —

„Nur jetzt" — ſtammelte Thomas — „nur jetzt erſt fühl' ich mich unglücklich, ſeitdem Ew. Durchlaucht Ungnade —"

„Beruhigen Sie ſich darüber!" verſetzte der Fürſt. „Ich zürne nicht mehr auf Sie. Es war ein verzeiblicher Fehler, bei dem heutigen Theaterſtück einzuſchlafen. Ich konnte mich deſſen ſelbſt kaum entwehren. Aber auf der großen Weltbühne wird jetzt eine Tragödie aufgeführt, bei der man nicht einſchlummern kann; man wird durch den Donner der Kanonen munter erhalten. — Wären Sie wohl geneigt, bei dieſem Trauerſpiele eine Rolle zu übernehmen?" —

Thomas verſtand nicht, was ſein Herr meinte, und bat um Erklärung.

„Ich muß, wie Sie wiſſen," antwortete der Fürſt, „bei dem gegenwärtigen franzöſiſchen Revolutionskriege ein Kontingent von hundertundfünfzig Mann auf die Beine bringen und unverzüglich zur Werbung Anſtalt machen. Die Lieutenantsſtellen hab' ich einigen jungen Edelleuten zugedacht; aber noch fehlt mir ein tüchtiger Kapitän. Da mir nun Ihr Oheim geſagt hat, daß Sie vormals in Kriegsdienſten geweſen ſind, ſo bin ich darauf gefallen, Sie zum Hauptmann und Anführer des kleinen Trupps mit dem Charakter als Major zu ernennen." —

Der Kammerjunker erblaßte, bückte ſich, und rieb ängſtlich eine Hand mit der andern.

„An Muth fehlt's Ihnen gewiß nicht," fuhr der Fürſt ohne Unterbrechung fort, „und ſonſt wüßt' ich nicht, was Sie hindern könnte, den Poſten anzunehmen. Er iſt ehrenvoll und kann Ihnen — des anſehnlichen Soldes, den ich Ihnen beſtimmen werde, nicht zu gedenken — mancherlei Vortheile gewähren. Zeichnen Sie ſich durch Tapferkeit aus! Dann hängt's nur von Ihnen ab, bei irgend einer großen deutſchen Armee in Dienſte zu treten und ſich zu den höchſten militäriſchen Ehrenſtufen aufzuſchwingen."

Der Kammerjunker hätte der Anwartſchaft auf einen Feldmarſchallsſtab von Herzen gern entbehrt; aber er ſchämte ſich, ſeine Muthloſigkeit zu bekennen, und ſo blieb ihm nichts übrig, als den Antrag des Fürſten mit unterthänigſtem Dank anzunehmen. Er dachte: „Zeit gewonnen, viel gewonnen! Eh' es zum Ausmarſch kommt, wird Friede!" —

Da man ihm nicht ins Herz ſehen konnte, galt er, als er ſeine neue, reich mit Gold geſtickte Uniform auf dem Leibe hatte, für einen rüſtigen Helden. Er trug ſich ſo martialiſch, und ſetzte beſonders ſeinen großen Treſſenhut, den ein ungeheurer Federbuſch krönte, ſo ſchief aufs rechte Ohr, daß man hätte ſchwören ſollen, er müſſe das Organ der Raufbegierde in einem ſeltenen Grade beſitzen. Auf der Wachparade war er ein ganzer Mann. Er ließ ſich die Mühe nicht verdrießen, alle Soldatenzöpfe nach der Reihe mit einem eigens dazu verfertigten Muſterſtabe auszumeſſen, und er war im Stande, über einen nicht blank genug geputzten Kamaſchenknopf eine halbe Stunde zu fluchen.

Aber was half ihm dieſer Ordnungseifer? Seine Kompagnie behielt dennoch ein jämmerliches Anſehen; denn er konnte mit ſeinem Richtſtock kein Säbelein gerade machen und durch Flüche nicht die Berge verſetzen, die ſich mitunter auf dem Rücken ſeiner Mannſchaft befanden. Das ganze Corps, ſo klein es war, bildete gleichſam eine Probeſammlung aller Mißlaunen der Natur, die ſie hier und da am menſchlichen Körper ausläßt; und konnte man auch einen und den andern dieſer armen Wichte nicht geradezu einen Krüppel nennen, ſo war er wenigſtens, als Soldat betrachtet, ein Zwerg. Eine ſolche bewaffnete Geſellſchaft von Buckligen und Lahmen würde freilich gegen die preußiſche Garde wunderlich abſtechen; allein der Fürſt wollte die geſunde Blüthe ſeines Volks ſchonen, ſtellte daher an den Gränzen Werber an und ließ jeden Vagabunden annehmen, der nur irgend das Gewehr tragen konnte und für ein gutes Handgeld freiwillig Luſt hatte, ſich mit den Franzoſen herumzuſchlagen oder — vor ihnen zu laufen. „Meine hundertundfünfzig Mann,“ ſagte der Fürſt, „retten doch Deutſchland nicht, wenn ſie auch insgeſammt Rieſen wären.“ —

Der Herr Major verſchob es ſo lange als möglich, ſein Häuflein in marſchfertigen Stand zu ſetzen. Er hatte immer, wenn der Fürſt Aufbruch befahl, eine Menge Ausflüchte und Entſchuldigungen in Bereitſchaft; denn er hoffte von einem Tage zum andern, daß ein Friedenskourier ankommen ſollte. Dagegen aber trafen wiederholte kaiſerliche Anmahnungsſchreiben ein, das Kontingent ohne längeres Säumen ins Feld zu ſtellen. Der Fürſt, durch die ewigen Winkelzüge ſeines Heerführers ermüdet, befahl ihm nun mit Strenge, ſich ſchleunig zum Marſch zu rüſten und ihn innerhalb drei Tagen, bei Vermeidung der Kaſſation und Feſtungsarreſtes, anzutreten. Da war nun nichts weiter zu machen; man mußte fort.

Der Proviantwagen des Majors war ein ſehenswürdiges Stück. Unter allen beweglichen Magazinen dieſer Art glich ihm keins an Größe und Vollſtändigkeit. Daß er auf beiden Seiten mit Käfichen verſehen war, in welchen eine große Volksmenge gackernder Hühner und ſchnatternder Enten und Gänſe die Reiſe mitmachte, das verſteht ſich, als etwas Gewöhnliches, von ſelbſt; aber die darin blöckenden Kälber und Hammel waren keine ſo gemeinen Paſſagiere. Der Wagen enthielt mit Einem Worte alle eßbaren Thiere ſo gut, als die Arche Noä; nur das Geſchlecht der Schweine war nicht lebendig vorhanden. Seine Stelle vertraten aber zahlreiche Schinken und Würſte, die an den Außenwänden des Wagens nebſt verſchiedenen Flaſchenfuttern und Speiſekörben herumhingen, weil ſie im innern Raume nicht Platz hatten. Oben auf der Decke waren Betten, ein Kanapee und ein Großvaterſtuhl aufgepackt.

Da dieſer zum Theil offene Markt von Lebensmitteln leicht hätte beſtohlen werden können, ſo ließ ihn der Major auf dem Marſche nicht aus den Augen. Die Kompagnie ging immer eine Stunde Weges voran; ihr Kommandeur ritt neben ſeinem Proviantwagen, um ihn zu bewachen und Hunger und Durſt zu ſtillen, ſobald ſie ihn anwandelten.

Einunddreißigſtes Kapitel.

Die Schlacht. — Der Trommelſchläger. — Die Marketenderin.

Auf dem Marſche fiel nichts Merkwürdiges vor. Die Kompagnie hatte ſich aber kaum an die Armee angeſchloſſen, da kam es gleich zu einer Schlacht, als hätte man nur auf unſern Helden gewartet. Glücklicher Weiſe ſtand das Corps, zu dem ſein Fähnlein gehörte, tief im Hintertreffen, und es war, nach der Lage der Umſtände und der Meinung aller Kriegserfahrnen, nicht wahrſcheinlich, daß ſich das Gefecht bis dahin erſtrecken würde. Dennoch ward ihm beim Aufmarſch grün und gelb vor den Augen, und er konnte ſich vor Zittern und Zagen faſt nicht im Sattel erhalten. Bei dem allem ſpielte er den Eiſenfreſſer, hieb mit ſeinem blanken Schwerte gräßlich in die Luft, und ſchwor, die Franzoſen in Krautbiſſen zu hacken. Einigen Troſt gewährte ihm ſein geheimer Panzer, den er unter der Uniform trug. Er beſtand aus zollhohen Lagen von angefeuchtetem Löſchpapier, die um den Leib herum befeſtigt und beſonders auf dem Rücken doppelt dick angeſchnallt waren. Kammerdiener Blaffert (der ſeinem Herrn auch in den Krieg folgte und nebenbei als angeſtellter Kompagniechirurgus die ungeſunden Leute noch kränker machte) hatte dieſen Harniſch, wo nicht erfunden, doch wenigſtens anempfohlen, und rühmte von ihm, er ſey hieb- und kugelfeſter, als Stahl und Eiſen.

Unvermuthet ſchnell begann die Schlacht mit einem Kanonenſchuß. Major Pampel fuhr auf ſeinem Roſſe hoch auf, ſtieß ihm beide Sporen in die Flanke und jagte, was das Zeug hielt, nach einer Gegend, wo er das Sprichwort: „weit davon iſt gut vor dem Schuß,“ bewährt zu finden hoffte.

„Was Teufel! wo wollen Sie hin?“ rief ein General, der in der Nähe hielt.

Pampel hatte nicht Zeit, zu antworten; er ſprengte fort, ſeine treue Kompagnie lief ihm nach, und ſo ging's im Fluge einen Hügel hinauf, hinter dem er ſicher zu ſeyn glaubte. Indem er aber auf der andern Seite wieder hinabgaloppirte, kamen ihm, o Schrecken! zehn oder zwölf Franzoſen entgegen, deren Väter wahrſcheinlich bei Roßbach ausgeriſſen waren und ihren Geiſt auf ihre Söhne vererbt hatten. Sie entſetzten ſich über den gewaltigen deutſchen Helden, wie er über ſie, wandten ſich plötzlich und flohen ſchneller vor ihm, als er vor ihnen fliehen konnte, weil ſich ſein plumpes, hartmäuliges Streitroß nicht auf der Stelle halten und lenken ließ. Er hetzte daher wider ſeinen Willen einige Schritte hinter den Flüchtlingen her; ſie blickten ängſtlich zurück, ſahen die ganze Kompagnie vom Hügel herabſtürzen, warfen die Gewehre weg und riefen: „Pardon!“ Nun wußte der tapfere Major, was er zu thun hatte. Er brüllte ſchrecklich in franzöſiſcher Sprache: „Steht und ergebt euch!“ Sie gehorchten; er nahm ſie mit Hülfe ſeiner Kompagnie gefangen, führte ſie weit vom Schlachtfelde hinweg und verweilte an einem ſichern Orte, bis ſich der Sieg für die Deutſchen entſchieden hatte.

Jetzt zog er mit ſeinen Gefangenen im Triumph auf und rühmte ſich großer Thaten. Der kommandirende General ſchüttelte bedenklich den Kopf. Man wolle für dieß Mal, ſprach er, die Sache nicht ſcharf unterſuchen; aber künftig möge der Herr Major ſeinen unzeitigen Muth und ſein Pferd im Zaum halten und ſeine Schuldigkeit auf dem Schlachtfelde thun, damit das ganze Heer von ſeiner Tapferkeit Zeuge ſeyn könne. — Er brach hier ab; doch ein drohender Finger ſprach ſeine verſchwiegenen Gedanken deutlich genug aus, und der Major entfernte ſich mit ſtummer Beſtürzung.

Die Franzoſen wichen; die Deutſchen rückten vorwärts. Herr von Pampel hielt ſich nun wieder, nach ſeiner Gewohnheit, bei der Bagage auf und hütete ſeinen Küchenwagen.

Dieſer war eines Tages mit ſo entkräfteten Thieren beſpannt, daß er weit hinter dem übrigen Gepäck zurückblieb. Der Major und ein zwölfjähriger Bauernknabe, der das Geſpann lenkte, befanden ſich allein auf der Heerſtraße, die, ſo weit das Auge trug, menſchenleer war. Aber auf Ein Mal ſprang aus einem Gebüſche, das ſich am Wege hinzog, ein verlaufener franzöſiſcher Tambour hervor und ſchlug aus Leibeskräften die Trommel. Herr von Pampel ließ vor Schrecken eine volle Rheinweinflaſche, die er eben an den Mund ſetzte, aus der Hand fallen, und nahm, wie vom Satan geholt, Reißaus. Der kleine Fuhrmann beſann ſich einen Augenblick, ob er dem Trommelſchläger, der nicht viel älter war, als er ſelbſt, Stand halten wollte. Da ihm aber Jener mit gezogenem Säbel zu Leibe ging, floh er auch, und der junge Franzmann ſah ſich ohne Schwertſtreich im Beſitz einer anſehnlichen Beute, die er ohne Verzug in Beſchlag nahm. Er warf ſich auf's Sattelpferd, führte den Wagen ins Gebüſch und verſchwand. Was weiter damit geworden iſt, weiß man nicht. Der Major hörte und ſah von ſeinen Mund- und Magenſchätzen nichts wieder.

Dieſe gewaltſame Entführung des Gegenſtandes ſeiner zärtlichſten Liebe koſtete ihn bittere Thränen. Er war unerſetzlich, dieſer Verluſt! Solche köſtliche Leckerbiſſen waren auf dem ausgezehrten Kriegsſchauplatze nicht wieder zu bekommen, wenn man ſie auch mit Gold hätte aufwiegen wollen. Der Geplünderte ſchickte ſofort an ſeinen Fürſten einen kläglichen Bericht, worin er für gut befand, den kleinen Trommelſchläger in eine Streifpartei von zweihundert Mann zu verwandeln. Dieſe kühne Schöpfung erwarb ihm eine namhafte Entſchädigungsſumme.

Er hatte ſich bisher um die Marketender und öffentlichen Feldköche, die den Schweif der Armee ausmachten, wenig bekümmert; denn er, der bekannte Verfaſſer eines Kochbuchs, übte ſeine Kunſt praktiſch und kochte ſich ſelbſt. Da ihm aber der verteufelte Tombour das Handwerk gelegt und nichts übrig gelaſſen hatte, was er in den Topf oder an den Spieß ſtecken konnte, ſo mußte er ſich nun auch, wie ſeine Kameraden, mit den fliegenden Garküchen bekannt machen. Er ging von einer zur andern; doch, da er ein ſcharfer und — was nicht immer der Fall iſt — gelehrter Kritikus war, ſo fand er nirgends Befriedigung.

Ein einziges Speiſezelt war noch nicht recenſirt, und er verſprach ſich, indem er hineintrat, von ihm ſo wenig als von den andern. Aber ſchon die Suppe flößte ihm eine beſſere Meinung ein, und die folgenden Gerichte waren ſeines hohen Beifalls noch würdiger. Dieſe angenehme Ueberraſchung konnte er nicht in ſeinem Buſen verſchließen. „Ich muß aufrichtig bekennen,“ rief er laut, „daß ich faſt in meinem Leben an einem öffentlichen Tiſche nicht ſo gut ſpeiste, wie hier. Ein einziges Gaſthaus nehm' ich aus, das ich als Student in * * frequentirte. Da aß man vortrefflich! Nur Schade, daß der Wirth, Namens Schnick, — ich weiß nicht, ob ihn vielleicht jemand von Ihnen, meine Herren, gekannt hat — ein grober Geſell war, der ſeine Gäſte nicht artig behandelte. Aber was er verdarb, das machte ſeine Tochter Trudchen wieder gut. Das war ein Kernmädchen! Gott geb' ihr heut einen guten Tag!" —

Er ſtürzte jetzt, zu Ehren ſeiner verjährten Liebſchaft, einen Römer Wein aus; und indem er zugleich mit den Augen aus dem bauchigen Glaſe trank, kam die Feldwirthin, die im nahen Kochzelte ſeine Worte gehört hatte, eilig gelaufen. „Wer ſprach von Trudchen Schnick?" fragte ſie und überflog die Tiſchgeſellſchaft mit neugierigen Blicken. Der Major ſchrack zuſammen. „Ich war's," ſprach er mit furchtſamer Stimme; ſeine Geſichtsfarbe verwandelte ſich, und er ſtarrte, wie verſteinert, die Fragende an.

Sie ſtieß einen Schrei des Erſtaunens aus. „Iſt's möglich?" rief ſie begeiſtert: „Wenn ich nicht träume, ſo ſeh' ich meinen alten Freund, den Herrn von Pampel, vor mir!" —

„Ja — nicht anders — ſo heiß' ich" — antwortete der beklommene Major.

„Und ich bin Trudchen Schnick!" fiel die Marketenderin ein.

„O meine unvergeßliche Freundin!" rief Pampel, und taumelte vom Stuhl auf und umarmte ſie in der Angſt ſeines Herzens. Die ſämmtlichen benebelten Gäſte entheiligten dieſe rührende Scene durch ein unauslöſchliches Gelächter. Trudchen riß ſich los und flog aus dem Zelte.

Pampel war Willens, ſich in der Stille fortzumachen, um wenigſtens vor der Hand ein Geſpräch unter vier Augen zu vermeiden und den Vorwürfen auszuweichen, die er beſorgte. Aber Trudchen verſtand es, ihn auf ſeinem Platze zu feſſeln. Sie ſandte ihm eine Flaſche vortrefflichen Steinwein, mit der Bitte, ſie auf ihre Geſundheit zu trinken. Er konnte dieſer Höflichkeit nicht widerſtehen, und ſie war ihm eine glückliche Vorbedeutung, daß die milde Geberin ſäuberlich mit ihm verfahren würde.

Zweiunddreißigſtes Kapitel.

Die Punſchgeſellſchaft. — Die Ueberfälle.

Die Gäſte verließen nach und nach das Zelt; nur der Major ſaß noch, ſchwankend zwiſchen Furcht und Hoffnung, bei ſeiner Flaſche. Da erſchien Trudchen.

Er wollte ſich ſo geſchwind als möglich die Laſt vom Herzen wälzen und begann ſogleich mit mühſam ausgedachten Entſchuldigungen ſeines Wortbruchs; aber Trudchen fiel ihm ſchnell in die Rede, ertheilte ihm lachend den vollkommenſten Ablaß, und bat ihn, der alten, abgethanen Sache nicht weiter zu erwähnen.

Mit leichtem Sinn fragte er nun nach den bisherigen Begebenheiten ihres Lebens.

Davon gab's wenig zu berichten. Das Merkwürdigſte war der Tod ihres Vaters, der ſie bewogen hatte, die nach und nach geſunkene Wirthſchaft in der Univerſitätsſtadt aufzugeben und ein beſſeres Glück im Kriegsgetümmel zu ſuchen. Dann erzählte Herr von Pampel des Schickſals Ballſpiel mit ihm, und ſeine Freundin ward nicht fertig, ſich über ſeine neueſte Verwandlung in einen Helden zu wundern.

Bald nach dieſem Tage rückte die Armee in Winterquartiere. Der Major brachte nun alle ſeine Zeit in Trudchens Speiſehauſe zu und empfing auch von ihr in ſeiner Wohnung Gegenbeſuche. Sie ließ ihn unentgeldlich über Küche und Keller gebieten, und er fing nun allmählich an, ſich über den Verluſt ſeines Proviantwagens zu tröſten. Wer die beiden Leute, ohne ſie zu kennen, beiſammen ſah, mußte ſie für Geſchwiſter halten: ſo vertraut, und doch dabei ſo unleidenſchaftlich, gingen ſie mit einander um, und ſo ähnlich waren ſich ihre Geſtalten geworden. Trudchen, nun einige dreißig Jahre alt, war eine der rundeſten Marketenderinnen bei der deutſchen Armee.

In einer ſtürmiſchen Herbſtnacht ſaßen ſie mit einander im Quartier des Majors bei einer Schale Punſch und waren fröhlich und guter Dinge. Auch Blaffert war zur Geſellſchaft gezogen worden und belebte ſie durch Harlekinaden. Aber plötzlich ward ihre Freude geſtört. Es geſchah in der Ferne ein Flintenſchuß; ein Trompeter jagte, Lärm blaſend, durch's Dorf; mehrere Stimmen riefen: „Die Feinde kommen!“ —

„Allmächtiger Gott! was fang' ich an?“ ſchrie der Major, und rang die Hände über der Nachtmütze.

„Welche Frage!“ ſprach Trudchen. „Da iſt in der Welt nichts zu thun, lieber Freund, als daß Sie ſich geſchwind ankleiden, zu Pferde ſteigen, Ihre Leute ſammeln, und ſich dem Feinde muthig entgegenwerfen.“ —

„Wenn's nur nicht Nacht wäre!“ ſeufzte Herr von Pampel. „Die Nacht iſt keines Menſchen Freund! — Am Tage ſollten ſie nur kommen, die Teufelskerl! — da wollt' ich kurzes Federleſen mit ihnen machen! — Aber bei Nacht — das iſt dumm! Man ſieht keine Hand vor den Augen; nichts als den Tod!“ —

„Ach, das ſind Poſſen!“ ſprach Gertrude und vereinigte ſich mit dem Kammerdiener, den Major aus ſeinen Nachtkleidern herauszuſchälen und in die Uniform zu bringen.

Aber er widerſetzte ſich ihren Bemühungen mit Gewalt, entriß ſich ihren Händen, rannte die Bodentreppe hinauf und kroch ins Heu. Gertrude verfolgte ihn mit Bitten und Beſchwerungen, ſich nicht zu entehren und der Verachtung und Schande Preis zu geben. Alles vergebens! Er arbeitete ſich immer tiefer in den Heuhaufen hinein und antwortete nicht.

Da die wackere Marketenderin ſah, daß ſich durchaus kein Fünkchen Muth in ihm anfachen ließ, eilte ſie wieder vom Boden herunter und entſchloß ſich, die Ehre der feigen Memme mit eigener Lebensgefahr zu retten.“ „Blaſſert,“ rief ſie, „laufen Sie geſchwind in den Stall und laſſen Sie des Majors Dienſtpferd ſatteln! Ich will's für ihn beſteigen, — ich kann reiten wie ein Huſar — und alle Welt ſoll mich, mit Hülfe der Nacht und ſeiner Kleider, für ihn anſehn. Das iſt der einzige Weg, den ſchwachen Mann bei Ehren zu erhalten. Schwören Sie aber, daß Sie ihn nicht verrathen wollen!“ —

Blaſſert ſchwor, betrieb das Satteln, und nach fünf Minuten ſtand das Pferd vor der Thür. Indeſſen hatte ſich Gertrude ſchon geſtiefelt und geſpornt, des Majors Uniform über ihre Kleider gezogen und den Säbel umgeſchnallt. Sie verhüllte ſich vom Kopf bis zu den Füßen mit einem großen Reitermantel, drückte den Officiershut tief ins Geſicht, und ſtieg, mit ſo glücklicher Nachahmung der Unbehülflichkeit des Majors, zu Pferde, daß ſelbſt der Reitknecht ſeinen Herrn nicht vermißte.

Mittler Weile hatte ſich, durch Trompeten und Trommeln geweckt, die Kompagnie geſtellt und wartete nur auf ihren Anführer. Da kam Gertrude geſprengt, ſetzte ſich an die Spitze und kommandirte mit einer fetten Baßſtimme: „Marſch!“ Der Zug ging vorwärts; der After-

Major brüllte wie ein Löwe; mehrere Truppen ſtrömten aus den nächſten Gegenden herzu und ſchloſſen ſich an den Vortrab an. Das feindliche Corps ſah ſeine Abſicht, die Deutſchen in ihren Quartieren zu überfallen, verfehlt und zog ſich eilend zurück. Einige franzöſiſche Soldaten, die ſich in der Dunkelheit verirrt hatten, geriethen unter die Mannſchaft, die das Heldenweib tapfer anführte und gaben ſich, ohne einen Schuß zu thun, gefangen.

Siegreich, und von jedermann für den Major Pamrel gehalten, kehrte Gertrude zurück. Es war aber ein Glück für ſie und ihren Freund, daß der Vorfall nicht länger gedauert hatte; denn der Morgen dämmerte ſchon. Sie eilte vom Pferde auf den Heuboden. „Wer kommt denn?“ rief's ängſtlich aus einem Schober. „Die ganze franzöſiſche Armee!“ donnerte ſie, und marſchirte mit ſo kräftigen Soldatenſchritten auf den belebten Heuhaufen los, daß die Hütte unter ihr bebte.

Pamrel, der von ihrer Verkleidung und Heldenthat noch kein Wort wußte, war bei dieſem Getöſe faſt des Todes und verkroch ſich ins tiefſte Heu. Sie mußte ihn mit ihrer natürlichen Stimme hervorlocken. Da wagte er ſich denn aus ſeinem Verſteck, und lächelte ſeelenvergnügt, als ſie mit launiger Prahlerei, an den Degen ſchlagend, den Sieg berichtete, den ſie unter ſeinem Namen erfocht. Sie gab ihm nun ſeine Montirungsſtücke zurück, und bat ihn dringend, ſich auf der Stelle dienſtmäßig zu kleiden, damit nicht etwa die Nachtmütze noch an ihm zur Verrätherin würde. Er folgte, und that ſehr klug; denn als er geſtiefelt und geſpornt die Bodentreppe herunter ſtieg, kamen ihm ſchon einige Officiere entgegen, die theils Rapporte brachten, theils ihn über ſeine Tapferkeit bekomplimentirten. — „Keine Lobſprüche, meine Herren!“ war ſeine Antwort. „Ich that nichts als meine Pflicht, und wünſchte nur, es beliebte den Franzmännern, jetzt am hellen Tage mit uns anzubinden: da wollten wir ihnen die Naſe noch beſſer wiſchen! Ich war eben auf dem Boden und ſah mich nach ihnen um; aber ſie hüten ſich, zum Vorſchein zu kommen.“ —

Nicht lange hüteten ſie ſich! — Nur ungefähr acht Tage hielten ſie Ruhe, um die Deutſchen ſicher zu machen, und unternahmen dann einen neuen nächtlichen Ueberfall. Herr von Pampel und ſeine Traute punſchten eben wieder mit einander, als Lärm wurde. Ihr Schrecken war minder heftig, als eine Woche zuvor. Sie wußten ſchon, was ſie zu thun hatten. Die Rollen waren nun einmal ausgetheilt, und man ſpielte ſie, ohne viel darüber zu ſprechen. Der Major ſchlich auf den Heuboden; Gertrude ſchwang ſich aufs Roß.

Die Franzoſen griffen dießmal ernſtlicher an, drangen zahlreich und muthig vor, machten ein lebhaftes Gewehrfeuer, und eine der erſten Kugeln, die ſie den Deutſchen zuſchickten, ſtürzte Gertruden vom Pferde. Sie war tödtlich verwundet und verſchied auf der Stelle. —

Gegen Morgen ward der Feind zurückgeſchlagen und ihr Leichnam unter mehreren Todten auf dem Wahlplatze gefunden. Jedermann ſah ſie, da der Tag nur erſt graute, für den Major an, und einige Soldaten trugen den erſtarrten Körper in ſein Quartier. Hier drängten ſich viele Menſchen herbei; die verhüllte Leiche ward entkleidet, und unbeſchreiblich war das Erſtaunen, als man ſtatt des Majors ein Weib — die wohlbekannte Marketenderin — fand.

„Wo iſt Sein Herr?“ rief mit Heftigkeit ein anweſender Officier, als Blaſſert jetzt athemlos ins Haus ſtürzte.

Der Kammerdiener konnte ſich bei dem unerwarteten Anblick des Leichnams vor Beſtürzung kaum faſſen und antwortete zitternd: der Herr von Pampel müſſe gefangen, oder noch in der Verfolgung des Feindes begriffen ſeyn. „Ja, das ſäh' ihm ähnlich!“ verſetzte der Officier mit bitterm Hohnlachen, und durchſuchte haſtig alle Winkel des Hauſes. Er ging auch zuletzt auf den Boden. Der Held im Heu, der ganz ſicher glaubte, Gertrude komme, um ihm wieder einen Siegesbericht abzuſtatten, raſchelte ſogleich, als er Fußtritte hörte, aus ſeinem Schlupfloche hervor und ward dadurch augenblicklich entdeckt. Er hatte, weil es auf dem Boden kalt war, den Pelzmantel der Marketenderin um ſich geſchlagen. Der Officier warf ihm ein paar verächtliche Worte zu, und eilte dann fort, um dem Oberbefehlshaber die Geſchichte zu melden.

Herr von Pampel ging mit ſchwerem Herzen vom Boden herunter, und weinte noch bei der Leiche ſeiner treuen Freundin, als ihm der Degen abgefordert und Arreſt angekündigt wurde. Gertrude erhielt ein ehrenvolles Begräbniß, und der Major nach kurzer Unterſuchung einen nicht ſonderlich ehrenhaften Abſchied.

Dreiunddreißigſtes Kapitel.

Wie gewonnen, ſo zerronnen!

Dieſe unglücklichen Begebenheiten erſchütterten unſern Helden und ſeine ſorgloſe Gemüthsruhe. „Blaffert! Blaffert!“ rief er ſeufzend: „nun reut mich's ernſtlich, daß ich Hab und Gut durch die Gurgel jagte! — Wovon ſoll ich künftig leben? — Graben mag ich nicht, auch ſchäm' ich mich zu betteln; und am Ende muß doch eins von beiden geſchehen. — Ach, ſetzte mich das Glück nur noch ein einziges Mal in meinem Leben auf einen grünen Zweig, ich wollte mich gewiß durch kluge Sparſamkeit darauf erhalten!“ —

Das Glück ſtellte ihn auf die Probe. Er bekam — indem er eben von der Armee abreiſen und auf Gerathewohl in der Welt herumſtreifen wollte — die Nachricht, daß ſein Oheim ohne Teſtament geſtorben ſey. Nun hing der Himmel wieder für ihn voll Geigen. Er war der nächſte Verwandte, und die Erbſchaft ſein, wenn ſich auch alle Prozeßſchmiede und Flauſenmacher auf Erden gegen ihn verſchworen hätten!

Ein verdrießlicher Nebenumſtand war der: daß die Erbſchaft an dem Orte gehoben werden mußte, wo ſeine Flucht auf den Heuboden aktenkundig und jedem Kinde bekannt war. Aber trotzend auf die Zaubermacht des Reichthums und auf die Gewohnheit der meiſten Menſchen, ſich vor Geldſäcken zu bücken, reiste er in Perſon dahin, fand überall freundliche Geſichter und krumme Rücken, doch keinen ſo beträchtlichen Nachlaß, als er ſich eingebildet hatte: denn ſeine Rechnung ging auf Tonnen Geldes, und der ganze Braß beſtand höchſtens aus zwanzigtauſend Thalern.

Alle Menſchen, die den Herrn von Scharreiſen gekannt hatten, behaupteten: er ſey wenigſtens fünfmal reicher geweſen und müſſe ſeinen Schatz irgendwo in Verwahrung gegeben haben. Es geſchah daher durch die Zeitungen ein gerichtlicher Aufruf, daß ſich Jeder, der Geld oder Geldes Werth als anvertrautes Gut von ihm in den Händen hätte, damit melden und es ausliefern ſolle. Es erſchien aber niemand; denn ſie, die er wahrſcheinlich zu ſeiner Schatzbewahrerin erkoren hatte, die alte Mutter Erde, las die Zeitungen nicht und gab alſo das empfangene Depoſitum auch nicht zurück.

Herr von Pampel, der ſich bei allen Fatalitäten leicht beruhigte, riß ſich auch jetzt die wenigen Haare, die dem alternden Zechbruder noch übrig geblieben waren, nicht aus dem Kopfe. Er nahm, was ſich fand, und ſchlug ſeinen Wohnſitz in einer größern Hauptſtadt auf, weil dort alle nur erſinnliche Delikateſſen zu bekommen waren, und ihm nicht jeder Narr ins Geſicht ſah, wenn von Heuſchobern geſprochen wurde. Blaſſert, der ſeine Stelle als Kompagnie-Chirurgus niedergelegt hatte, war ſein Begleiter. Er wollte ſich zwar nach der Verabſchiedung des Majors von ihm trennen, konnte dieß aber nicht über ſein weiches Herz bringen, als ſeinem guten Herrn die Erbſchaft zufiel.

Uebrigens beſtand Herr von Pampel in der Probe, auf die ihn das Glück geſtellt hatte, gerade ſo, wie es von ihm zu erwarten war. Er lebte flott in den Tag hinein, als ob er den großen Mogul beerbt hätte. Nichts in der Welt war ihm zu theuer, wenn es nur gut ſchmeckte. Blaffert trug auch das Seinige redlich dazu bei, dem Gelde des Herrn von Scharreiſen, das in langer Gefangenſchaft geweſen war, Freiheit und Flügel zu ſchaffen. Ein ſeiner Theil gerieth freilich auch bei ihm wieder unter Schloß und Riegel; aber den Reſt ließ er nicht im Kaſten verſchimmeln, ſondern brachte ihn ſehr thätig unter die Leute. Sein raſtloſer Eifer, gute Weine für den Major auszuſpüren, war gleichſam eine neue Auflage des alten Geſchichtchens von dem reiſenden Zecher, der ſeinen Diener immer voran reiten, den beſten Wein auskoſten, und da, wo er ihn fand, das Wort EST über die Thür ſchreiben ließ, bis ſich endlich der Herr in Italien zu Tode becherte, und ihm der Diener einen Denkſtein mit der bekannten Grabſchrift ſetzte:

Est, est, est!
Propter nimium Est
Dominus meus mortuus est.

Unſer Bacchusſohn hielt ſich zwar tapfer genug, daß er keiner Grabſchrift bedurfte, aber auf ſein Vermögen konnte man bald eine dichten. Es verſchied in der Blüthe ſeines Lebens, das höchſtens vier oder fünf Jahre gedauert hatte.

„Mein Herr Major,“ ſprach Blaffert eines Tages, „ich muß Ihnen die unangenehme Meldung thun, daß wir in Summa Sumarum nur noch fünfhundert Thaler in Kaſſe haben.“ —

„Wie? was?“ fuhr Pampel auf: „Fünftauſend will Er etwa ſagen, und auch das wäre noch verdammt wenig!“ —

„Fünfhundert, ſagt' ich Herr Major, und es iſt nicht anders.“ —

„Da ſchlag der Donner drein! Zwanzigtauſend Thaler vertrunken, und in dieſem Augenblicke noch durſtig! — Nun, was hilft's? Ich jage mir deßhalb keine Kugel durch den Kopf. Fortuna und ich ſind gute Freunde; ſie wird ſchon weiter für mich ſorgen.“ —

„Ganz gewiß, Herr Major! Aber wenn Sie erlauben, ſo geh' ich in meine Heimath, um mich Ihnen aus dem Brode zu ſchaffen.“ —

„Ei, ſieh doch!“ rief Herr von Pampel: „Was du für ein gutherziges Männlein biſt! — Nein, nein, ſo haben wir nicht gewettet. Haſt du mit mir geſchwelgt, ſo kannſt du auch mit mir hungern! Doch dahin ſoll's nicht kommen. Ich will mich zuſammen nehmen, will meine Talente geltend machen. Bin ich denn nicht etwa in hundert Fächern zu brauchen? Ich bin Rechtsgelehrter, Soldat, Hofmann — kurz, was man nur will. Es müßte doch beim Teufel! mit Zauberei zugehen, wenn ich nicht wieder an einem Hofe mein Unterkommen finden ſollte. Drum eingepackt und fort! Jetzt haben wir noch ein Bißchen Geld, daß wir Wind machen können, und das iſt die Hauptſache! Auf des Windes Flügeln hat ſich ſchon Mancher gehoben.“ —

Es war ein ärgerlicher Umſtand, daß ſich Herr Blaffert mit ſeinen geheimen Priſengeldern nicht auf die Seite machen und ſein eigner Herr ſeyn konnte. Doch da ſich dieß, ohne Verdacht zu erwecken, nicht hartnäckig durchſetzen ließ, ſo nahm er ſich vor, es noch eine Weile mit anzuſehen. Wer weiß denn auch, waren ſeine Gedanken, ob es nicht vortheilhaft für mich iſt, wenn ich ausharre. Der Major hat tolles Glück und kommt vielleicht, wie man eine Hand umkehrt, wieder ſo in die Wolle, daß man ihn noch beſſer rupfen kann als bisher.

Unter dieſen Troſtgedanken packte er die Koffer, und ſie fuhren ohne feſten Plan von dannen.

Vierunddreißigſtes Kapitel.

Golgatha, das iſt verdeutſchet Schädelſtätte.

Das Glück, mit dem unſer Held in dem freundſchaftlichſten Vernehmen zu ſtehen behauptete, ſchien Anfangs doch nicht geneigt, ihm auf ſeiner Wallfahrt von Land zu Land Geſellſchaft zu leiſten. Er zeigte ſich an verſchiedenen Höfen: allein man hatte nirgends Luſt, ihn ſo zu verſorgen, wie er es wünſchte. Durch ſeine poſſirliche Geſtalt in gute Laune verſetzt, geruhten an einigen Orten die hohen Herrſchaften, gnädigen Scherz mit ihm zu treiben und ihm Aemter anzutragen, die zu ſeiner Wohlbeleibtheit nicht paßten, wenn ſie auch an ſich ſelbſt für einen Edelmann und geweſenen Stabsofficier nicht unſchicklich geweſen wären. So erbot ihm, zum Beiſpiel, ein junger luſtiger Fürſt die Stelle eines Oberhofläufers und Direktors einer Pflanzſchule für junge Läufer, mit der Bedingung, daß er in Perſon die ihm untergebenen Zöglinge in der Laufkunſt unterrichten ſollte.

Sein Wunſch und Wille war, als Oberſchenk und Oberküchenmeiſter angeſtellt zu werden; doch nicht als bloßer Figurant bei außerordentlichen Hof-Feſten, ſondern mit wirklicher Beſtallung zur Oberaufſicht und Vollgewalt über Keller und Küche. Um ſeine Tüchtigkeit zu einem ſolchen Amte zu beweiſen, überreichte er fleißig die vor mehrern

Jahren mit Proteſt zurück erhaltenen Prunkexemplare ſeines Kochbuchs. Allein auch jetzt machte dieß Werkchen keinen erſprießlichen Eindruck. Es ward allenthalben mit Lächeln bei Seite gelegt.

Endlich kam er an einen Hof, wo die Tafelgenüſſe mehr als irgendwo geliebt wurden. Hier blühte ſein Glück. Der Fürſt ließ ihn, nach Empfang des Kochbuchs, zu ſich rufen und that ihm die Eröffnung: er ſey nicht abgeneigt, ihn in Dienſte zu nehmen, wenn ſich, bei der mit ihm vorher anzuſtellenden Prüfung, hervorthäte, daß er die nöthigen Fähigkeiten beſitze. „Sie haben mir zwar,“ fuhr er fort, „ein gutes Kochbuch überſandt, das recht artige Ideen enthält und viel Küchengenie zeigt; doch wer ſteht mir dafür, daß Sie der Verfaſſer deſſelben ſind? Könnten Sie ſich nicht — ich ſetze nur den möglichen Fall — der Feder eines Andern bedient haben?“ —

„Ew. Durchlaucht halten mir zu Gnaden,“ antwortete Pampel, „das that ich, bei meiner Ehre! nicht. Es iſt von Anfang bis zu Ende mein eignes Produkt, und ich wäre jetzt, da ich meiner Lieblingswiſſenſchaft unabläſſig obgelegen habe, ſehr wohl im Stande, eine verbeſſerte und doppelt vermehrte Ausgabe meiner Schrift zu veranſtalten.“ —

„Das glaub' ich, mein Lieber!“ verſetzte der Fürſt: „Allein, wenn ich einmal Mißtrauen hegte, ſo würden Sie es auch dadurch nicht heben; denn die fremde Feder könnte doch abermal mit im Spiele ſeyn.“ —

„Nun, ſo erbiet ich mich in Unterthänigkeit, Probe zu kochen,“ ſagte der ehemalige Stabsoffizier.

„Das würde näher zum Ziele führen;“ entgegnete der Fürſt: „ich geſteh' aber, daß ich ſeit einiger Zeit bei der Wahl und Annahme meiner Diener auf Specimina nicht mehr achte. Die neue, treffliche Erfindung, den innern

Gehalt des Menſchen durch die Organe des Gehirns zu erforſchen, gibt einen viel kürzern und unfehlbarern Weg an die Hand. Haben Sie vielleicht ſchon jemals Ihren Kopf der Unterſuchung eines Schädelprüfers unterworfen?“ —

Herr von Pampel ſah den Fürſten ſtarr an, und ſagte ſchüchtern Nein, ohne die Frage verſtanden zu haben. Er wußte von der damals noch wenig bekannten Schädellehre des Doktors Gall ſo viel als ein neugebornes Kind, und es überlief ihn ein kalter Schauer, als ihm jetzt von ungefähr im fürſtlichen Zimmer, wo er aus Reſpekt noch nicht um ſich geſchaut hatte, ein Tiſch in die Augen fiel, der mit zehn oder mehrern natürlichen Todtenköpfen aufgeputzt war. „Gott ſey mir gnädig!“ ſprach er in ſeinem Herzen. „Dieſe hohlen Schädel gehörten wohl gar Leuten, die ſich vor mir um die Oberküchenmeiſterſtelle bewarben, oder ſie übel verwalteten!“ — Bei dieſem Gedanken ward er bleich, und ſeine Knie ſchlotterten.

„Iſt Ihnen nicht wohl?“ fragte der Fürſt.

„O ja, durchlauchtigſter Herr!“ antwortete Pampel mit bebender Stimme, und ſchielte ängſtlich nach dem kleinen Kirchhofe hin.

„Sehen Sie,“ — ſprach der Fürſt, und zeigte mit der Hand nach ſeinem Golgatha — „dieſe ſtummen Herolde der Sterblichkeit ſind jetzt meine liebſten Geſellſchafter und meine Lehrer im Fache der Menſchenkenntniß. Doch bin ich in dieſer Kunde noch nicht ſo feſt, daß ich mich, ohne Furcht vor Irrthum, auf mich ſelbſt verlaſſen kann: ich würde ſonſt auf der Stelle Ihren Kopf unterſuchen und mit Einem Worte entſcheiden, ob Sie zu dem Amte eines Oberküchenmeiſters taugen oder nicht. Vor der Hand muß ich noch in ſolchen Fällen einen meiner Miniſter zu Rathe ziehen, der die Organenlehre aus dem Grunde verſteht und in dieſer Wiſſenſchaft ſo unfehlbar iſt, wie in Glaubensſachen der Papſt.“ —

Der Fürſt ſchrieb jetzt flüchtig einige Zeilen und übergab ſie verſiegelt dem Supplikanten. „Melden Sie ſich damit,“ ſprach er, „bei dem Miniſter von Springwall!“ —

Fünfunddreißigſtes Kapitel.

Das Schädel-Examen. — Die Beichte.

„Von Springwall?“ — fragte der Major, indem er aus dem fürſtlichen Zimmer ging, leiſe ſich ſelbſt, und betrachtete nachdenkend die Aufſchrift des Billets. — „Iſt mir doch, als hätt' ich ſchon irgendwo von einem Springwall gehört. — Aha! jetzt fällt mir's ein! Es ſtand ja bei dem Regimente, in welchem ich diente, ein Lieutenant dieſes Namens, der ein wilder, wüſter Menſch war. — Gott gebe, daß der Miniſter ſanfter und frömmer iſt, ſonſt wird mir im Ernſt um meinen Kopf bange!“ —

Mit dieſem Selbſtgeſpräche trat er ins Haus des Miniſters, und ward ſogleich, als er ſich, mit Vorausſendung des fürſtlichen Handſchreibens, bei ihm hatte anmelden laſſen, in ſein Kabinet gerufen.

Es kam ihn ein neues Grauſen an, als ihm auch hier auf zwei Tiſchen hohle Hirnſchädel entgegengrinzten. Der ernſte, ſteife Miniſter, deſſen Geſicht verſteinert ſchien, war ebenfalls keine heitere, beruhigende Geſtalt. Er winkte ſtumm dem Major, ſich auf einen Stuhl in der Mitte der beiden Schädelſtätten niederzulaſſen. Ein ſchauerlicher Platz, den Pampel mit heimlichem Widerwillen einnahm. Der Miniſter nahte ſich ihm, erhob mit einer gewiſſen Feierlichkeit die Hände und legte ſie ihm aufs Haupt, das der

Weingott ſchon beinahe ganz enthaart und zu einer bequemen Prüfung der Organe vorbereitet hatte. Lange fingerte der Miniſter auf der Platte herum, und der Major faltete indeſſen, wie ein Betender, die Hände über dem Bauche.

„Herrlich! Trefflich!“ — liſpelte der Organiſt*, und zog ſeine Finger zurück. „Wen hab’ ich die Ehre, vor mir zu ſehen? — Der Fürſt hat mir Ihr Geſuch, doch nicht ihren Namen bekannt gemacht.“

„Der iſt von Pampel,“ antwortete der Major.

„Von Pampel?“ — rief der Miniſter mit dem Tone des Erſtaunens. „Es gab vor fünfundzwanzig bis dreißig Jahren einen Kadett Ihres Namens, und wenn ich nicht Ihre Organe ganz mißverſtehe, ſo ſind Sie es ſelbſt!“ —

„Ich war um dieſe Zeit Kadett,“ ſagte Pampel.

„Dem jungen Mann, den ich meine,“ fuhr der Miniſter fort, „begegnete einſt, als er des Nachts Schildwache ſtand, ein unangenehmer Vorfall.“ —

„Ganz recht, Ew. Excellenz! Fünfzehn oder zwanzig bewaffnete Räuber fielen mich an, und — —

Der Miniſter unterbrach ihn durch ein unmäßiges Gelächter. Pampel ſchwieg und ſah ganz verſtört aus.

„Wir ſind unter uns,“ — ſprach der Staatsmann, als er ſich ſatt gelacht hatte — „wir können über dieſe Begebenheit ein vertrauliches Wort ſprechen. Erinnern Sie ſich nicht noch eines gewiſſen Lieutenants Springwall?“ —

Der Major bejahte dieſe Frage, und die Reihe des Erſtaunens war nun an ihm, da ſich der Miniſter nicht nur als den ehemaligen Lieutenant, ſondern auch als Kloſtergeſpenſt zu erkennen gab. „Ich hab' Ihnen viel abzubitten, viel gut zu machen!“ ſetzte er hinzu. „Denn ich war's ſogar, der es veranſtaltete, daß Sie auf dieſen übel berüchtigten Poſten geſtellt wurden. Ich weiß nicht, wie's kam, man machte mit Ihnen wenig Umſtände beim Regimente; man unterſchied Sie, ohne Rückſicht auf Ihre Herkunft, faſt gar nicht von den gemeinen Soldaten: ſonſt hätte man Sie an einem ſo verhaßten Platze nicht ſchildern laſſen, und es wäre mir nicht gelungen, den Adjutanten zur Begünſtigung meines Frevels zu überreden. Ich bereute dieſen Streich, der ſo übel für Sie ausſchlug, nachher tauſend Mal, und bracht' es auch durch meinen Onkel dahin, daß Sie mit keiner Strafe belegt wurden; doch mußten Sie unvermeidlich vom Regimente. Da ich Sie nun damals aus ihrer kaum angetretenen Laufbahn hinaus neckte, ſo iſt's meine Schuldigkeit, Ihnen eine neue zu öffnen, die Ihren Organen angemeſſener, als jene, ſeyn wird.“ —

---

* So könnte man zum Scherz einen und den andern, das Inſtrument der Organe ſpielenden Phantaſten nennen, weil er beſonders, wie der eigentliche Organiſt, etwas Wind dazu braucht. — Doch iſt hier nur von Stümpern, nicht von dem ehrwerthen Meiſter die Rede.

Herr von Pampel, der dieſer langen Beichte ſtumm und mit niedergeſchlagenen Augen zugehört hatte, verbeugte ſich jetzt dankbar, und ſein frohes Geſicht ſprach volle Verzeihung aus.

„Ich ſetze mein Wort zum Pfande,“ fuhr Springwall fort, „das Oberküchenmeiſteramt ſoll Ihnen nicht entgehen. Mein Bericht an den Fürſten wird äußerſt vortheilhaft für Sie ausfallen, ohne daß ich Pflicht und Wahrheit verletze; denn Sie ſind, nach dem Zeugniß ihrer Organe, zu einem Küchendirektor ſo geſchickt, wie vielleicht kein anderer Menſch auf Erden. — Aber wundern Sie ſich denn nicht, mich in einer ſo pedantiſchen Form, und mit Todtenköpfen beſchäftigt, wieder zu finden?“ —

Pampel geſtand lächelnd, daß er ſich den gegenwärtigen ernſthaften Staatsmann und den weiland ſo luſtigen Lieutenant gar nicht als eine und eben dieſelbe Perſon denken konne.

„Das glaub' ich!“ erwiederte Springwall. „Die Amalgamation meines jugendlichen Queckſilbers mit meinem jetzigen Blei muß Ihnen ſonderbar vorkommen; doch meine Lebensgeſchichte, die ich Ihnen jetzt bei einem Glaſe Wein in einem kurzen Auszuge zum Beſten geben will, wird Ihnen dieß Räthſel erklären. Theilen Sie mir aber zuvor, wenn ich bitten darf, Ihre Fata mit!“

Der Major that es mit Auswahl, und bei weitem nicht ſo treu, wie ſeine Biographie hier dem Leſer vor Augen liegt.

Indeſſen ward Wein gebracht. Der Miniſter befahl dem Bedienten, niemand vorzulaſſen, entfernte ſich einige Minuten und kam ganz umgeſtaltet zurück. Er hatte Perücke und Hofkleid abgelegt, und erſchien mit einem Schwedenkopf und in einem modiſchen Frack. Auch ſeine ſteinerne Miene war freundlichen Geſichtszügen gewichen. „Nun bin ich wieder der alte Springwall!“ rief er lachend, und erzählte ſeine Abenteuer folgender Maßen.

Sechsunddreißigſtes Kapitel.

Springwalls Geſchichte.

„Kurz nach Ihrem Abgang vom Regimente, Herr von Pampel, ſtarb mein guter Oheim, der General. Ich verlor an ihm einen väterlichen Freund, der mich in jeder Art unterſtützt und mir bei allen meinen Ausſchweifungen die Stange gehalten hatte. Sein Nachfolger war ein ſtrenger Mann und faßte beſonders mich ſcharf ins Auge. Er ließ mir nicht den unſchuldigſten Poſſenſtreich, der ihm zu Ohren kam, ohne bittere Verweiſe und Ahndungen durchſchlüpfen, und machte immer aus Mücken Elephanten. So gab's ein paar Jahre manchen verdrießlichen Tanz. Am Ende ward mir das ewige Hofmeiſtern zu läſtig; ich nahm den Abſchied. —

Fortuna, die beſtändig alle Hände voll zu thun hat, um ihre Mündel, die Dummköpfe, reich zu machen, hatte darüber ganz vergeſſen, an mich zu denken. Ich fing nun an, mich ihrer Fürſorge zu empfehlen, und ſchickt' ihr Viſitenkarten vom Morgen bis in die Nacht, das heißt: ich ward ein Spieler und beſuchte die berühmteſten Meſſen, Bäder und Hauptſtädte. Dieſes freie, ungebundene Leben, das mit mancherlei Abenteuern und Liebſchaften durchflochten war, führt' ich zwanzig Jahre; doch will ich mich jetzt keine Minute dabei aufhalten, ſondern Ihnen lieber etwas ausführlicher erzählen, wie ich mit der Hirn- und Schädellehre bekannt wurde, die mir zu meinem gegenwärtigen Poſten verhalf.

Ich lernte vor zwei Jahren, als ich mich einige Zeit in Wien aufhielt, einen gewiſſen Baron kennen, den ich, um den wahren Namen des gutherzigen Querkopfs zu verſchweigen, Gallaff nennen will. Wir gingen täglich mit einander um, weil er viel Zuneigung zu mir gefaßt hatte und mich ſeine Eulenſpiegelſtreiche beluſtigten. Er war in die neue Lehre, die Doktor Gall damals erſt auf die Bahn brachte, kindiſch verliebt, pfuſchte ſelbſt hinein und betaſtete jeden Kopf, der ihm dazu ſtill halten wollte. Wer ſich deſſen weigerte, mit dem trat er durchaus in keinen Verkehr. Er ließ ſich kein Kleid und keinen Schuh machen, ohne vorher die Köpfe der Schneider und Schuſter in Unterſuchung zu nehmen, ob ſie die nöthigen Organe beſäßen, um Meiſterwerke zu Stande zu bringen. Bisweilen gerieth er mit Creti und Pleti darüber in heftigen Streit. Unter andern bekam er einſt ſehr unangenehme Händel mit einem Lohnkutſcher, der uns über Land fahren ſollte, den er aber deßwegen verwarf, weil dem Burſchen die Organe der Circumſpektion und des Augenmaßes fehlten, und alſo Gefahr vorhanden war, von ihm umgeworfen zu werden. Dergleichen luſtige Auftritte ſah ich in Gallaffs Geſellſchaft alle Tage. Am wenigſten gefiel mir, daß er ſeinen alten, ehrlichen Bedienten abdankte, weil dem armen Menſchen das Organ des Ortſinnes mangelte, und er ſich daher einige Mal in dem weitläufigen Wien, wo er fremd war, verirrt hatte. Auch war ſein Kopf nicht wie ein Hundekopf geſtaltet, und ſo gebrach ihm der Treuſinn, ob ihm gleich der Baron ſelbſt das Zeugniß geben mußte, daß er während ſeiner zehnjährigen

Dienſtzeit keine Stecknadel veruntreut habe. Das half ihm aber nichts; er wurde Knall und Fall verabſchiedet, und Gallaff nahm, durch die herrlichſten Bedienten-Organe verleitet, einen liederlichen Schuft an, der ihm täglich Verdruß machte, und endlich ſogar mit ſeinen Reitpferden heimlich davon ritt. Dennoch hielt ihn der Baron für ehrlich und ſagte: nicht er, der gute Kerl, ſey mit den Pferden durchgegangen, ſondern die Pferde mit ihm. —

Nach einiger Zeit ward Gallaff des Aufenthalts in Wien überdrüſſig und trug mir an, ihn auf ſein Landgut zu begleiten. Wir reiſten dahin ab. Eine große Schädelſammlung, die er mitnahm, verdrängt' uns faſt aus dem Wagen. Wir ſaßen wie in einem Beinhauſe. —

Als wir auf dem Gute ankamen, fing er ſogleich an, die Köpfe ſeiner Leute zu muſtern und allen durch die Bank den Laufpaß zu geben, die mit den zu ihren Dienſtgeſchäften erforderlichen Organen nicht ausgerüſtet waren. Sogar das ehrwürdige, graue Haupt einer ſechzigjährigen Tante, die ſeine Wirthſchaft vortrefflich führte, mußte ſich der allgemeinen Prüfung unterwerfen. Hier fand er mit Erſtaunen das Organ — des Geſchlechtstriebes, und ſagt' es ihr unverholen ins Angeſicht. Die alte, keuſche Jungfrau nahm das ſehr übel und verließ im Zorn ſein Haus. Mit ihr wich der Schutzengel ſeines Wohlſtandes von ihm. Doch das kümmerte ihn nicht. Er vertraute Hab' und Gut den herrlichen Organen ſeiner neuen Dienerſchaft an, ließ die Menſchen ſchalten und walten, wie ſie wollten, ſah keine Rechnung nach und hielt lieber den Bauern öffentliche Vorleſungen über die Schädellehre. Hans und Kunz wurden darüber ganz dämiſch, tappten einander auf die ſtruppigen Köpfe und erklärten ſich wechſelsweiſe für Diebe und Mörder.

Das ganze Dorf kam in Aufruhr, kein Nachbar traute dem andern mehr über den Weg, und blutige Schlägereien waren an der Tagesordnung. Die Landesregierung mußte ſich darein legen und dem Baron die Fortleſung ſeiner Kollegien unterſagen. Sein unnützes Beginnen ward ihm ernſtlich verwieſen, und er bedeutet, ſich deſſen für immer zu enthalten, weil ungeſchicktes Schädelprüfen, von einfältigen Menſchen unternommen, nichts als Unheil anrichte. —

Er machte davon bald in ſeinem eigenen Hauſe die traurigſten Erfahrungen. Die Ausgeberin und der Verwalter, die ihn, mit einander im Bunde, auf eine ungeheure Weiſe betrogen hatten, gingen bei Nacht und Nebel ſammt ihren ſchönen Organen der Treue und Anhänglichkeit zum Teufel. Gallaff ward darüber ganz tiefſinnig, und es war nun nicht mehr erfreulich, bei ihm zu wohnen. Ich zog daher weiter und buhlte wieder am Pharotiſch um Fortunens Gunſt.

Dieſes Geſchäft führte mich im vergangenen Jahre in dieſe Stadt. Da hört' ich überall von der berühmten Gehirn- und Schädellehre ſprechen und ſprach überall mit. Ich wußte mehr davon, als jeder andere Schwätzer, weil ſich Gallaff, wider meinen Willen und Dank, die eifrigſte Mühe gegeben hatte, mich zu einem Organenkenner zu bilden. Meine Weisheit machte gewaltiges Aufſehen, und ward ſogar, da ich ſie einſt in Gegenwart einiger Hofleute ausgeſchüttet hatte, dem Fürſten bekannt. Er ließ mich rufen, erklärte ſich für einen enthuſiaſtiſchen Verehrer des Doktors Gall, klagte jedoch dabei, daß er bisher noch wenig Gelegenheit gehabt habe, ſich von der Lehre dieſes Mannes gründlich zu unterrichten. Ich erbot mich ſogleich, ihm alles mitzutheilen, was ich ſelbſt davon wiſſe. Er griff mit beiden Händen zu. Die Vorleſungen nahmen auf der Stelle ihren Anfang, und ich erwarb mir in kurzer Zeit den Beifall und das Vertrauen meines Schülers in einem ſolchen Grade, daß er mich zum Miniſter erhob und mir das Schädelprüfen aller Dienſtſucher als meinen Wirkungskreis anwies. Ich wandelte mich nun in meinem äußern Anſehen und Betragen, dem etwas pedantiſchen und modeſcheuen Fürſten zu Gefallen, in den ſteifen, altfränkiſchen Miniſter um, den Sie vorhin an mir fanden. Uebrigens bin ich weit davon entfernt, die Schädellehre für einen ganz untrüglichen Probierſtein des menſchlichen Geiſtes und Charakters zu halten. Sie hat auch wirklich ſchon hier Verwirrung geſtiftet, doch in *meine* Finanzen — Ordnung gebracht.“ —

Siebenunddreißigſtes Kapitel.

Verſchwörung und Kabalen.

Springwall endigte hier ſeine Geſchichte und gab dem Major, der ſich ihm jetzt empfahl, die Zuſicherung auf den Weg, daß ihm der Beſtallungsbrief als Oberküchenmeiſter in den nächſten Tagen ausgefertigt werden ſolle.

Es geſchah, wie er geſagt hatte. Herr von Pampel ward in die Hofküche feierlich eingewieſen, allen dazu gehörigen Perſonen, vom erſten Mundkoch an bis zur letzten Tellerwäſcherin herab, als ihr Oberhaupt vorgeſtellt, und ſammt und ſonders mußten ſie ihm durch einen Handſchlag Gehorſam angeloben.

Die Herren Köche, die ſich ſehr wichtige Männer dünkten, hatten bis jetzt in einer demokratiſchen Verfaſſung gelebt und nahmen es als eine ſchwere Beleidigung auf, daß ſie ſich einem Regenten unterwerfen ſollten. Sie zogen ihm ſchon bei der Huldigung ſchiefe Geſichter, und verſchworen ſich nachher förmlich gegen ihn bei verſchloſſenen Thüren. Der Oberkoch hielt eine feuerſpeiende Rede, ergriff dann eine große Schöpfkelle und trat mit theatraliſchen Heldenſchritten in den Kreis ſeiner Freunde und Gevattern. „Schwört!“ — rief er, und ſtreckte die Kelle wie ein Schwert vor ſich hin — „ſchwört mit Mund und Herzen dem dickwampigen Prahlhans, den man uns —

wie den Fröſchen in der Fabel einen Klotz — zum König ſetzen will, keinen Gehorſam zu leiſten, ſondern ſeine Befehle unter dem Schein der Befolgung verworren auszurichten, damit alles in der Küche mißrathe und er bei dem Fürſten in Ungnade falle!“ — Und alle Köche legten die vordern Finger der rechten Hand auf die Kelle und ſprachen den Eid nach.

Der gute Oberküchenmeiſter wußte nichts von dieſer Verſchwörung und trat ſein Amt mit Freudigkeit an. Er erbat ſich vor allen Dingen von dem Fürſten ein Verzeichniß ſeiner Lieblingsſpeiſen, und entwarf dann über jedes dieſer Gerichte eine weitläufige Inſtruktion für die Köche, worin alle dazu gehörige Beſtandtheile und Würzen ſammt der Behandlungsart weitläufig vorgeſchrieben waren. Die Köche nahmen ſie mit tiefen heuchleriſchen Reverenzen an, und als er den Rücken wandte, lachten ſie darüber. Sie mochten denn wohl — wie ſich das auch in höhern Regionen oft ereignet — ihr Fach beſſer verſtehen, als ihr Vorgeſetzter, deſſen Rezepte mitunter etwas aus der Mode gekommen waren, weil ſie großen Theils noch von ſeinen Univerſitätsjahren und aus Trudchens Brieftaſche herſtammten. Er ſelbſt hatte zwar auch neue Länder in der Küchenwelt entdeckt, und ſie ſchienen ihm vortrefflich; aber die gegen ihn verſchwornen Rebellen verwüſteten ſie mit Gewalt und ſäeten Unkraut unter den Weitzen.

Der Fürſt, ein erklärter Gourmand, konnte an dem Tage, da zum erſten Mal unter der Regierung des Oberküchenmeiſters gekocht wurde, die Tafelzeit kaum erwarten. Endlich ſchlug ſie, die erſehnte Stunde, und er langte begierig zu, weil er ſeine Eßluſt noch überdieß durch Enthaltſamkeit beim Frühſtück verdoppelt hatte. Aber gleich das erſte Gericht entſprach nicht ſeiner Erwartung. Es war ſo kraftlos und unſchmackhaft, daß er nur zwei Biſſen davon über die Zunge bringen konnte. Die folgenden Schüſſeln waren nicht beſſer; denn die boshaften Köche hatten ſie entweder verſalzt und verpfeffert, oder auf andere Weiſe ungenießbar gemacht. Der Fürſt erhob ſich ungeſättigt von der Tafel, ließ im höchſten Unmuth den Oberküchenmeiſter rufen und überſchüttete ihn mit harten Verweiſen. Herr von Pamrel, der ſich Rechnung auf Lobſprüche gemacht hatte, fiel wie aus den Wolken. Er eilte hinab in die Hofküche, koſtete die auf der Tafel geweſenen Speiſen, fand ſie ſelbſt unter aller Kritik und fluchte darüber, daß ſich die Erde hätte mögen aufthun, um die Köche zu verſchlingen. Aber ſie blieben ſo ruhig, als ob eine Gans ziſchte, und fuhren am nächſten Tage fort, die Speiſen zu verfälſchen und zu verpfuſchen. Der Fürſt genoß noch weniger, und ſchalt deſto mehr. Wie ein Raſender ſtürzte ſich der Oberküchenmeiſter abermal unter die Köche, und hätte ſie beinahe nicht blos mit der Zunge gezüchtigt; doch ſie hohnlächelten nur über ſeinen Eifer und ſagten ihm mit frecher Stirne unter die Augen: es laſſe ſich nach den Formeln, die Se. Excellenz vorgeſchrieben habe, kein vernünftiges Gericht kochen.

„Das lügt ihr Sudler!“ ſchrie er ſie an. „Ich will morgen das Gegentheil darthun, will morgen mit eigener Hand die Speiſen bereiten, um meine Ehre zu retten und eure Schande zu offenbaren!“ —

Bei Anbruch des Tages erſchien er in der Hofküche, band eine Schürze vor und füllte ſelbſt mit allem Zubehör die Töpfe und Tiegel, ehe ſie ans Feuer geſetzt wurden. Die Köche waren nur ſeine Handlanger und durften nichts unternehmen, als was er ihnen befahl. In einer gebieteriſchen Stellung am Herde ſtehend, warf er die Augen überall herum und hatte die große Schöpfkelle, auf die ſeine Feinde geſchworen hatten, als Kommandoſtab in der Hand.

Es wäre vielleicht alles glücklich gegangen, wenn er ſich nur hätte überwinden können, einige Stunden ohne Genuß und Bequemlichkeit auszudauern: allein das war dem alten Weichling nicht möglich. Als die Vorbereitungsgeſchäfte abgethan waren und er glaubte, er könne nun eine Weile ruhn und dürfe nur das Feuer arbeiten laſſen, fuhr er huſch! nach Hauſe, warf ſich aufs Kanapee und fing an, die ermatteten Lebensgeiſter durch Wein zu erfriſchen. Beim dritten Glaſe fiel er in einen tiefen Schlaf und erwachte erſt nach zwei Stunden. Er jagte mit Schrecken, was die Pferde nur laufen konnten, nach der Hofküche zurück; doch hätten ihn auch Sturmwinde gezogen, er wäre dennoch zu ſpät gekommen. Das Feuer hatte indeſſen zu viel gearbeitet, und alles, was ihm anvertraut war, in den Grund verdorben.

„O ihr unſeligen Köche!“ rief er außer ſich: „warum habt ihr nicht Acht gegeben und den unerſetzlichen Schaden verhütet?“ — Sie antworteten trotzig: es ſey ihnen nichts befohlen worden und ſie hätten geglaubt, es müſſe nach ſeinem Kochſyſtem ſo ſeyn. Er fluchte gräßlich, zerſchlug vor Wuth die Töpfe und warf die Scherben den Köchen an den Kopf.

Es war Tafelzeit und nichts vorhanden, was man auftragen konnte. Er mußte ſich zu dem ſauern Gang entſchließen, dem Fürſten dieſe Trauerpoſt zu bringen. Es verſteht ſich, daß er ſeine Schuld in ein Mäntelchen hüllte. Er gab vor: der Anfall einer Krankheit habe ihn genöthigt, ſich nach Hauſe zu begeben, und indeſſen hätten die Köche unterlaſſen, ihre Schuldigkeit zu thun.

„Das iſt beiſpiellos!“ ſagte der Fürſt. „Seit Ihrer Beſtallung ward ich nicht ſatt, und heute muß ich ganz faſten! — Nun, ich ſehe wohl, daß mein Miniſter Springwall auf ihrem Kopfe Mißgriffe gethan hat. Wir müſſen uns trennen. Laſſen Sie ſich in der Hofſtaatskaſſe Ihren Gehalt auf ſechs Monate zahlen und gehen Sie dann, wohin es ihnen gefällt!“ —

Achtunddreißigſtes Kapitel.

Doktor Luthers Gedanken über das ihm zugedachte Denkmal. — Abtritt des Helden von der Bühne.

Wo baares Geld lachte, war Herr von Pampel nie traurig. Er nahm alſo auch jetzt die ihm angewieſene Summe von beinahe tauſend Thalern wohlgemuth in Empfang, und war gegen den Fürſten ſo dankbar, das Geld nicht aus dem Lande zu ſchleppen, ſondern es ſogleich in der Hauptſtadt zu verzehren. Er brauchte dazu mit Beihülfe ſeines Kammerdieners ungefähr fünf Monate Zeit. Das waren die letzten Roſentage ſeines Lebens. Er mußte ſich nun entſchließen, ein landfahrender, irrender Ritter zu werden und da und dort auf Unkoſten des reichen und mitleidigen Landadels zu leben. Eine neue Verſorgung als Geſchäftsmann zu ſuchen, fiel ihm nicht ein. Er ſah, daß er ſogar durch die Kochkunſt nicht fortkam, und ſie war doch der Inbegriff aller Kenntniſſe, die er ſich auf Erden erworben hatte.

Da die wenigſten Landgüter an der Heerſtraße liegen, ſo konnte er ſich auf ſeiner Reiſe der öffentlichen Poſt nicht bedienen; er mußte ſich mit einer eigenen Gelegenheit verſehen. Das fiel ihm, leider! nicht eher ein, als bis er mit ſeinen tauſend Thalern ſo weit auf die Hefen gekommen war, daß er ſich kein Fuhrwerk mehr anſchaffen konnte. Er mußte ſich zum Reiten bequemen, und ein glücklicher Umſtand kam ſeiner ſchwachen Kaſſe zu Hülfe. Es wurden gerade damals Artillerie- und Packpferde, die einen Feldzug mitgemacht hatten, an den Meiſtbietenden verkauft und waren um ein Billiges zu haben. Er erſtand für ſich und ſeinen Kammerdiener ein Paar tüchtige Rappen, das Stück zu fünf Thalern. Sie hatten freilich beide zuſammen nur ein Auge, doch um ſo weniger wurden ſie ſcheu. Herr von Pampel beſtieg als Vorreiter den Gaul, der das gemeinſchaftliche Auge beſaß. Der Blinde, der den Kammerdiener trug, ſah mit den Ohren und folgte treulich dem ſchallenden Hufſchlage ſeines Vorgängers.

Ungefähr ein Jahr lang zog Herr von Pampel von einem Ritterſitze zum andern, und fand an den meiſten Orten eine höfliche und gaſtfreundliche Aufnahme, die er hauptſächlich ſeiner noch gut gehaltenen Officiersuniform und ſeinen Aufſchneidereien verdankte. Er rühmte ſich großer Kriegsthaten und klagte aller Welt, daß er blos durch den geſchloſſenen Frieden außer Dienſt und um die Hoffnung gekommen ſey, General zu werden. Da er in dem Lande, wo er ſeine Kreuz- und Querzüge anſtellte, ein Fremdling war, ſo mußte man die Mährchen von mitgefochtenen Schlachten gelten laſſen und konnte ihn nicht durch eine Handvoll Heu ſtumm machen. Man bedauerte ihn als einen unglücklichen Kavalier und war überall bereit, ihn einige Tage gut zu bewirthen. Hier und da gab man ihm auch eine ſtattliche Ritterzehrung mit auf den Weg.

Aber er drehte ſich in einem zu engen Kreiſe herum, und zog in die Häuſer und Schlöſſer, wo es ihm wohl ging, mit ſeinen zwei Roſſen und ſeinem reiſigen Knechte zu oft ein. Das wurden die gutmüthigſten Leute zuletzt überdrüſſig und behandelten ihn kalt. Andere ließen ſich vor ihm verläugnen, oder wohl gar, wenn ſie ihn kommen ſahen, den Thorweg verſchließen. Kurz, er ward, als ein läſtiger Krippenreiter, überall bekannt und verächtlich, und mußte an vielen Orten, wo er auf dem herrſchaftlichen Schloſſe hoch zu ſchmauſen gedachte, mit ſchwarzem Brod und ſaurem Bier in der Schenke fürlieb nehmen, weil er keine beſſere Koſt bezahlen konnte.

In dieſer ſchweren, betrübten Zeit that ihm ein gewiſſer Edelmann, der die meiſten Dinge in der Welt aus einem ſchiefen Geſichtspunkte anſah, einen ſeltſamen Vorſchlag. „Sie wiſſen,“ ſprach er, „daß Deutſchland jetzt mit dem Gedanken ſchwanger geht, dem Doktor Luther ein Denkmal zu errichten. Die Idee iſt groß, aber die Beiträge, die bis jetzt dazu einliefen, waren klein, und kamen ſo einzeln, wie im Frühjahr die Schwalben. Wenn das ſo fortgeht, bricht der jüngſte Tag herein, ehe die Sache zu Stande kommt. Ich intereſſire mich lebhaft dafür, und hätt' ich nicht Weib und Kinder und eine weitläuftige Wirthſchaft, die meiner Aufſicht bedarf, ſo ſetzt' ich mich noch heute zu Pferde und durchzöge das deutſche Reich von einem Ende bis zum andern, um Enthuſiasmus zu erwecken und Beiſteuern zu ſammeln. — Das wär' ein Werk für Sie, Herr von Pampel! Sie können ſich dadurch einen unſterblichen Namen erwerben und ein reicher Mann werden. Ich garantire Ihnen von der Summe, die Sie zuſammenbringen, zehn Procent, und freie Zehrung auf der Reiſe.“ —

Der irrende Ritter hielt dieſen Antrag, nach kurzer Ueberlegung, für annehmlich. Verſchafft auch — waren ſeine Gedanken — meine Werbetrommel dem guten Doktor Luther keinen Obelisken von Marmor oder von Töpferlehm, ſo gewinne ich doch dadurch einen anſtändigen Vorwand, Tag für Tag bei reichen Leuten einzuſprechen, und es müßten ja Heiden ſeyn, die den Apoſtel einer ſo guten Sache nicht wenigſtens zu Tiſche bitten ſollten! —

Er ſetzte ſich alſo mit ſeinem Reiſigen in Bewegung und durchzog vierzehn Tage lang Städte und Dörfer, ohne einen Groſchen einzunehmen oder einen freien Trunk zu bekommen. Man war überall an Ausflüchten unerſchöpflich. Einige ſagten: Luther bedürfe keines Denkmals; Andere lamentirten: die Zeiten wären jetzt ſo ſchlecht, daß man lieber Steine in Brod, als Brod in Steine verwandeln möchte; und die Meiſten fragten: ob er von der vaterländiſch-literariſchen Geſellſchaft in Mansfeld, als der Mutter und Pflegerin der Denkmals-Idee, eine Vollmacht aufzuzeigen habe. — So klang's allenthalben. Anderer Arten von Abweiſungen, die mitunter noch härter ausfielen, nicht zu gedenken.

In der dritten Woche nach ſeinem Auszuge löſte er endlich das erſte Handgeld von einem frommen Landedelmann, der ihm auf Treu und Glauben, gegen Quittung, zehn Thaler reichte.

Vergnügt über den geſegneten Anfang, begab ſich der Sammler (da ihm übrigens weder eine Mahlzeit, noch ein Nachtlager angeboten wurde) ins Wirthshaus, und verzehrte da mehr, als den Thaler, der ihm von der erhaltenen Denkmalsſteuer als Rabatt gebührte. Er genoß beſonders ein überaus reichliches Abendeſſen, und ging dann zur Ruhe in ein Kämmerlein neben der öffentlichen Schenkſtube, in welcher ſich Blaffert mit einem Strohlager begnügte.

Dieſer war kurz nach Mitternacht noch nicht eingeſchlafen, als er auf Ein Mal den Herrn von Pampel jämmerlich ächzen und ſtöhnen hörte. Er ſprang auf, ſprengte die verriegelte Kammerthür, und fand ſeinen Herrn bleich, wie einen Todten, und zitternd an allen Gliedern. Auf die Frage, was ihm widerfahren ſey, antwortete er nur mit tiefen Seufzern und bat kläglich, den Pfarrer des Orts ſchleunig zu rufen, weil er ihm etwas Wichtiges anzuvertrauen habe. Blaffert eilte fort; der Geiſtliche kam.

„Herr Paſtor,“ begann Pampel, „ich fühle, daß ich von dieſem Lager ſchwerlich wieder aufſtehn werde; doch will ich die Welt nicht verlaſſen, ohne Ihnen zu offenbaren, was mir in dieſer Nacht begegnete. Es gereicht mir freilich nicht zum Ruhm; doch immerhin! Ich betracht' es als eine Beichte auf meinem Todtenbette. —

Ich hatte ungefähr zwei Stunden geſchlafen, als mich ein heftiger Schlag auf die Schulter weckte. Erſchreckend blickt' ich auf; da ſtand vor meinem Bett ein Mann von edlem Anſehen in Prieſterkleidung. Seine Geſichtszüge drückten Muth und Entſchloſſenheit aus; ſeine Augen funkelten wie Sterne. Ich bin Doktor Martin Luther, ſprach er, dem du, alter Bauchdiener, um Mäſtung deines Leibes willen ein Denkmal erbetteln willſt! Pfui der Schande für mich und dich! Gleichſt du nicht dem mir verhaßten Volke der faulen Mönche, die mit dem Termineiſack vor den Thüren der Reichen und Armen herumſchlumpen? Biſt du nicht ähnlich dem Ablaßkrämer Tetzel, den ich öffentlich einen Beuteldreſcher nannte? — Und das, was ich verabſcheute, was mein Feuereifer ſtrafte, das geſchieht nun gar meinetwegen! O, der Narrheit! —

Geh, — fuhr der zürnende Geiſt mit etwas gemäßigter Stimme fort — geh ſtracks wieder heim und ſage denen, die ſich beeifern, mir ein Denkmälchen zu ſtiften, daß ich ihnen ihre Mühe nicht danke. Ich bedarf nicht ſolcher kleinlichen Schmeichelei. Was ich that, trotzt der Vergänglichkeit mehr, als Stein und Erz. — Aber ſchier möcht' ich glauben, das undankbare Menſchengeſchlecht, deſſen Sklavenfeſſeln ich zerbrach, habe mich ſchon halb und halb wieder vergeſſen. Würden wohl ſonſt — nachdem ſchon eure Scribenten, der unnützen Sache wegen, Stückfäſſer voll Dinte verkleckt haben — die armſeligen Beiſteuern immer noch langſam, wie träge Schnecken, daher ziehn? — Wolltet ihr zeigen, daß ich euch werth bin, ſo mußten ſich eure Beutel mit der Schnelle des Blitzes aufthun, und dann ließ ichs gelten! Aber euer Gezauder und der Lärm, den ihr über die elenden paar tauſend Thaler macht, iſt ein Spott und Gräuel vor ganz Europa, und das, was mir und den Deutſchen Ehre bringen ſollte, macht mir und den Deutſchen Schande! Drum laßt den Kram, und wer etwas übrig hat, der geb's den Armen*! —

Zieh alſo heim! — ſchrie er mich heftiger an — Zieh heim und beſchließ nicht, wie ein Bettelmönch, dein ohnedieß verlornes und in Müßiggang und Völlerei vergeudetes Leben! — Ich ſpreche derb mit dir; denn auf einen harten Knorren gehört ein harter Keil. Sollteſt du aber wagen, meinetwegen förder im Lande herumzuprachern, ſo ſiehſt du mich noch ſchrecklicher wieder! Bei dieſen Worten drohte mir der Geiſt mit geballten Fauſt und verſchwand.“ — —

---

* So that kürzlich der edle von Bodenhauſen auf Brandis, bei Leipzig, der den unglücklichen, von Hungersnoth bedrängten Einwohnern des Erzgebirgs vierhundert Scheffel Getreide ſchenkte, und ſie auf ſeine Koſten ihnen zuführen ließ. — Wahrlich eine ſchönere That, als wenn er zu Luthers Denkmal eine Tonne Goldes geſpendet hätte!

Ganz entkräftet ſchloß Herr von Pampel hier ſeinen Bericht, und forderte zur Stärkung einen Trunk Wein, der ihm gereicht wurde.

Der Pfarrer gab ſich Mühe, ihn zu beruhigen, und ſtellte ihm vor, daß die Erſcheinung nur ein lebhafter Traum geweſen ſey. „Man fällte vielleicht“ — ſetzte er hinzu — „da und dort in Ihrer Gegenwart über Luthers Denkmal dergleichen Urtheile, und das fiel Ihnen denn im Traume wieder ein.“ — Pampel geſtand, es hätten mehrere Perſonen beinahe ſo, wie Luther, mit ihm geſprochen; doch ließ er ſich nicht ausreden, daß ihm deſſen Geiſt wirklich erſchienen ſey.

Er ward mit jeder Minute ſchwächer. Ein Schlagfluß (der eben ſo, wie der ängſtliche Traum, eine Folge der unmäßigen Abendmahlzeit war) lähmte ihm die Zunge, und er fing an, irre zu reden. „Laßt mich mein Teſtament machen!“ ſprach er lallend. „Ich beſtimme — mein ganzes Vermögen — zu einem marmornen Denkmal — für meine Freundin — Gertrude Schnick. — Es ſoll errichtet werden — auf dem Platze, wo ſie für mich — als Heldin ſtarb; — und bleibt etwas übrig, ſo reiche man — den Armen des Orts, wo ſie — begraben liegt, jedem — eine Flaſche — Wein!“ —

Er ſprach die letzten Worte kaum hörbar, ſuchte ſich aber noch durch ein Zeichen mit der Hand, als führte er eine Flaſche zum Munde, verſtändlich zu machen, und verſchied.

Unterhaltungen

für müßige Stunden.

I.

Die Nebenbuhler.

Erſtes Kapitel.

Hofrath Spitzkopf.

Ein regierender Graf ließ ſich und ſein Reich von einem eigennützigen und ränkevollen Manne regieren. Dieſer Machthaber war der Hofrath Spitzkopf. Er trieb aber eine ſo heilloſe Staatswirthſchaft, daß ſich des Grafen fürſtlicher Lehensherr nach vielen eingelaufenen Erpreſſungsklagen bewogen fand, ein gerechtes Einſehen zu haben und die Verabſchiedung des ſchlimmen Haushalters zu verfügen. Er wehrte ſich dagegen wie der Dachs im Loche; doch er mußte von dannen. Sein Troſt am Ende war die ſchwere Goldkiſte, womit er das ausgeſogene Ländchen verließ.

Er begab ſich in einen andern Staat, kaufte ein ſchönes Rittergut und richtete ſich dort ein. Die Wohngebäude waren zierlich und bequem, die Umgebungen reizend; ihm fehlte nichts, als die verlorene Gelegenheit, ſeine Habgier wie vormals zu ſtillen. Damit fehlte ihm aber auch alles.

Kein Paradies konnte ihn für dieſen Verluſt entſchädigen und zufrieden ſtellen.

Sehr lieb war es ihm jetzt, daß er vor einiger Zeit die Ehre gehabt hatte, den Tod ſeiner Gemahlin durch die Zeitung bekannt zu machen. Er war der Erſte, der dieſe ungereimte Redensart, die man nachher oft in öffentlichen Blättern fand und noch findet, auf die Bahn brachte. Schriebe mancher Wittwer: „ich habe das Vergnügen,“ ſo müßte man ſeine Aufrichtigkeit loben. Wenigſtens unſer Hofrath freute ſich höchlich, daß er ſein Augenmerk nun wieder auf eine reiche Heirath richten konnte. In dieſer Abſicht ritt und fuhr er in der Nachbarſchaft umher und machte bald ausfindig, daß der Pachtinhaber eines großen Kammergutes, der Amtsverwalter Gerhard in Weidenbach, ein überaus reicher Mann und Vater einer einzigen Tochter ſey, deren beſtimmtes Heirathsgut auf baare dreißigtauſend Thaler geſchätzt werde. Des Wittwers Herz hüpfte bei dieſer Kunde vor Freuden. Er hörte zugleich, daß Lottchen Gerhard ein ſchönes und wohlerzogenes Mädchen ſey; doch das ſtreifte als Nebenſache faſt unbeachtet bei ſeinen Ohren vorbei. Es bewirkte nur den Vorſatz, ſich dem hübſchen Kinde ſo hübſch als möglich darzuſtellen.

Der Herr Hofrath war keine liebenswürdige Perſon. Ihn entſtellten verſchiedene Unförmlichkeiten, beſonders aber ſeine ungebührlich langen Arme, womit er in der Grafſchaft weit um ſich gegriffen hatte. Die Hände reichten, wenn er auch kerzengerade ſtand, bis an die Knie. Das gab ihm um ſo mehr eine häßliche Spinnengeſtalt, da er nicht, wie andere Blutigel, bei ſeiner ehedem getriebenen Blutſaugerei dick geworden war, ſondern an Magerkeit ſeines Gleichen ſuchte. Auch ſein Geſicht war ſo wenig empfehlend, daß man ihn leicht für einen Affen angeſehen hätte, wenn die in unſern Tagen von nordiſchen Kriegern zu uns gebrachte, aber auch von manchem ſehr friedfertigen Bürger-Lämmlein nachgeahmte Mode, das ganze Geſicht mit Haaren bewachſen zu laſſen, dieſer Täuſchung zu Hülfe gekommen wäre. Ihr arbeitete jedoch ſein Kammerdiener täglich mit dem Scheermeſſer entgegen, und ſtarke Puderlagen bedeckten das ziemlich kahle fünfzigjährige Haupt, das nicht mit Ehren ergrauet war.

Seine Garderobe hingegen verdiente Lob. Sie war fürſtlich, wenigſtens gräflich, und das im ſtrengſten Wortverſtande. Der Graf hatte ſie größten Theils für ſeinen eigenen Leib fertigen laſſen. Aber jedes neue Kleid, das er zum erſten Mal anlegte, unterwarf er der Kritik ſeines Günſtlings, und zog es, wenn der Hof- und Gewandrath den geringſten Makel daran fand, nicht nur auf der Stelle wieder aus, ſondern machte auch dem Recenſenten ein Geſchenk damit. Scharf bekrittelte daher Spitzkopf alle gräfliche Kleider, die ihm gefielen, und lobte mit vollen Backen nur die, welche nicht nach ſeinem Geſchmack waren. Dieſer Pfiff verſchaffte ihm eine Menge prächtiger Kleidungen, ohne daß er einen Stich daran ändern laſſen durfte; denn er und ſein erlauchter Herr — in deſſen Hirnkammern es jedoch gar finſter ausſehen mochte — glichen ſich vollkommen an Größe und Dürre. Der Graf hatte nur keine Rieſenarme; deßhalb waren ſeine Kleider in dieſer Gegend dem Hofrath zu kurz. Doch breite Manſchetten füllten ziemlich anſtändig die Lücke. Auch ſuchte ſich der ſchlaue gräfliche Leibſchneider bei dem mächtigen Großvezier dadurch einzuſchmeicheln, daß er an der Stelle, wo die beiden ähnlichen Geſtalten von einander abwichen, das Maß überſchritt. Darum ſchlotterte der arme Graf immer, zu aller Menſchen Verwunderung, mit ungeheuer langen Aermeln herum, die auch nothwendig groß ſeyn mußten, weil ihm ſein Staatsminiſter immer viel darauf zu binden und zu heften hatte.

Auf andern Schleichwegen gelangte Herr Spitzkopf zum Beſitz goldener Doſen, koſtbarer Ringe und mehrerer ſolchen Kleinode, die er leidenſchaftlich liebte, wenn er ſie, ohne baares Geld, für Schmeicheleien oder Schelmſtücke einhandeln konnte.

Als er nun im Hauſe des Amtsverwalters ſeinen erſten Beſuch machte, zog er wie ein fürſtlicher Bräutigam ein; doch die Aufnahme entſprach nicht ſeiner Erwartung. Ein unſichtbarer Läufer, der Ruf, war ihm vorangegangen, und hatte ſchon ihn und ſeine Verdienſte der Gegend umher gemeldet: daher war Gerhard bereits unterrichtet, was für einen Vogel er vor ſich ſah, und betrug ſich gegen ihn mit der höflichen Zurückhaltung, die ein rechtſchaffener Mann gegen zweideutige Menſchen beobachtet. Auch bei Lottchen machte die gezierte Sprache eines altmodiſchen Hofſchranzen, womit der angehende Freier das natürliche Landmädchen umſchmeichelte, durchaus kein Glück, und ward nur mit den nothdürftigſten Worten erwiedert. Am freundlichſten benahm ſich die Frau Amtsverwalterin. Sie hatte eine unverwüſtliche Ehrfurcht gegen Titel und ſchöne Kleider, ungeachtet ſie von ihrem Gatten ſeit langen Jahren darüber geſchraubt wurde. Es war ihr, wie ſie mit zahlloſen Verneigungen betheuerte, eine unausſprechliche Freude und Ehre, den Herrn Hofrath unter ihrem Dache zu ſehen. Dabei trug ſie die köſtlichſten Erfriſchungen, die ſie im Hauſe hatte, mit gutmüthiger Behendigung auf. Herr Spitzkopf machte ſich aber aus der Gunſt der Geſchäftigen Martha nicht viel. Er bemerkte bald, daß ſie nicht, wie andere kluge Frauen, den Hausſcepter in den Händen hatte, und daraus ſchloß er, daß auch bei der Bräutigamswahl ihre Stimme wenig gelten werde.

Zweites Kapitel.

Ein Kleeblatt anderer Freier.

Der welterfahrene Mann wußte bei dem allen, daß kein Baum auf den erſten Hieb fällt. Darum beſchloß er muthig, die Art nicht ſogleich ſinken zu laſſen. Er ſpürte der Quelle von Lottchens Kaltſinn nach, und vernahm mit Verdruß, daß ſie noch drei andere Freier habe.

Einer derſelben war Herr von Finkenbuſch, im Scherz der Finkenritter genannt. Er hatte bei der leichten Cavallerie gedient, war noch jung, war wohlgebildet, und machte ſich, wenn man ihm einigen Vorwitz und Ahnenſtolz überſah, in Geſellſchaften beliebt. Er wäre vielleicht recht unartig und übermüthig geweſen, wenn ihn nicht die Armuth im Zügel gehalten hätte. Nur einige hundert Thaler bekam er jährlich aus dem väterlichen Stammgute, das ſeinem ältern Bruder, nach Familienverträgen, zugefallen war. Der apanagirte Prinz hatte zwar auch freie Wohnung in der Ahnenburg: er befand ſich aber dabei in mancher unbequemen Abhängigkeit von dem regierenden Herrn, mit welchem er beſtändig in Zwieſpalt lebte. In noch unangenehmern Verhältniſſen ſtand er mit verſchiedenen Hebräern, denen er papierene Schwerter in die Hände gegeben hatte, womit ſie ihn raſtlos verfolgten. Aus dieſem Gedränge ſollte ihn Lottchen retten. Er war ihrer nicht ganz unwerth, weil er nicht, wie Spitzkopf, blos ihre Habe, ſondern auch ihr edleres Selbſt ſchätzte.

Allein ſie liebte ihn nicht, und die Eltern tadelten an ihm, daß er kein guter Wirth ſey. Nur ſein alter Adel ſtach der Mutter in die Augen. Sie hätte gern, bei vortheilhaftern Umſtänden, ihre Tochter zu einer Edelfrau erhoben.

Ein anderer Verehrer des lieben Mädchens war Doktor Schnurrpfeifer, der ſeine ärztliche Laufbahn als Pickelhäring eines Marktſchreiers begonnen hatte. Er war fünfzehn Jahr alt und vater- und mutterlos, als er einſt mit ſeinen Geſellen auf einem öffentlichen Platze ſpielte und einen kurz vorher geſehenen Harlekin nachäffte. Da rief ihn ein fremder Mann, der mit einer großen Perücke aus einem Gaſthofe heraus ſah, zu ſich herauf und ſagte: „Knäblein, du haſt Anlage zum Poſſenſpiel! Willſt du mir, dem weltberühmten Doktor Kalterſello, als luſtige Perſon dienen?“ — Die Sache ward richtig. Der junge Hanswurſt zog mit ſeinem Herrn einige Jahre lang von Markt zu Markt, lockte mit ſeinen Schnurren viel Volk an die Bühne und lernte ſelbſt ein wenig quackſalbern. „Söhnlein!“ ſprach eines Tages Kalterſello, „mein Eifer, der leidenden Menſchheit zu dienen, ſpornt mich nach Amerika. Dort wüthet das gelbe Fieber, das Niemand als ich bändigen kann. Ich habe einen Blaſebalg erfunden, womit ich über das atlantiſche Meer blaſen und alle die kleinen giftigen Thierlein in der Luft tödten will, die jene Peſtilenz erzeugen. Ich verſpreche mir eine königliche Belohnung, und es ſoll auch dir an Glück und Ehre nicht mangeln, ſo du mich über's Meer begleiteſt.“ — Schnurrpfeifer hatte dazu keine Luſt; er blieb in Deutſchland. Aber Kalterſello ſchiffte wirklich nach der neuen Welt, und die Zeitungen meldeten vor ungefähr zwanzig Jahren aus Philadelphia, daß er ſich dort durch einen öffentlichen Anſchlag zur heilbringenden Handhabung ſeines Blaſebalges erboten habe. Der dienſtloſe Poſſenreißer fand indeſſen Gönner und Wohlthäter, die ſich ſeiner annahmen. Sie ließen ihn Medicin ſtudiren, und er ward ein halb und halb geſchickter Arzt. Als ſolcher ging er im Hauſe des Amtsverwalters aus und ein und verliebte ſich in Lottchen. Er hatte geleſen, es ſey irgendwo ein uraltes Denkmal aufgefunden worden, deſſen Inſchrift melde: daß ein gewiſſer Hermippus, ein Römer, durch den Anhauch junger Mädchen ſein Leben auf Einhundert und fünfzehn Jahre gebracht habe. Dieſes anmuthige Hausmittel gefiel dem Herrn Doktor beſſer als alle andere, die Hufelands Werk über die Kunſt, das menſchliche Leben zu verlängern, empfiehlt. Er lechzte deßhalb nach Lottchens Küſſen. Aber das harte Mädchen verſagte ihm die ſüße Arznei, ſo oft er ſie einnehmen wollte.

Das Kleeblatt der Freier ſchloß der Rittergutsbeſitzer Rammel, ein ſtammhafter Mann, der in der Dicke ſeines Körpers eben ſo ausſchweifte, als Spitzkopf in der Magerkeit. Ein gewöhnlicher Stuhl war ihm zu ſchmal; er ſchob, wo es ſich thun ließ, drei zuſammen, ſetzte ſich auf den mittelſten, und deckte und belaſtete zugleich die halbe Breite der Nebengehülſen. Er war ein tüchtiger Landwirth, lebte ganz ſeinem Fache und hatte ſonſt für nichts Sinn und Gefühl. Einsmals freute ſich Lottchen über den Geſang einer Nachtigall, und fragte ihn, ob er nicht auch Vergnügen dabei empfinde. „Nee, Mamſell!“ ſprach er lachend: „ich höre lieber meine Ochſen brüllen.“ — Seine ſchwächſte Seite war der Aberglaube. Ein altes Buch, die geſtriegelte Rockenphiloſophie, wäre für ihn, wenn er außer dem Wirthſchaftskalender etwas hätte leſen wollen, ein erbauliches Werk geweſen.

Tauſend natürliche Zufälle, die jedem Menſchen begegnen, hielt er für böſe Vorzeichen und ängſtigte ſich wie ein Kind. Uebrigens war er eine ehrliche Haut, und deßwegen in Gerhards Hauſe wohlgelitten. Die Eltern hätten ihn gern zum Eidam gewählt; ſie nöthigten ihn aber der Tochter nicht auf, und Lottchen war eben ſo kalt gegen ihn, als gegen die Andern, die ſich um ihre Gunſt bewarben.

Drittes Kapitel.

Der Hauptfeind.

Seinen Nebenbuhlern den Rang abzulaufen, war Spitzkopfs Dichten und Trachten. Er fing damit an, daß er, wie ein kluger Feldherr, der Feinde Schwächen ausſpähte. Des Finkenritters Furcht vor den Juden und Rammels Aberglaube waren weit und breit bekannt: es koſtete folglich keine Mühe, davon Wind zu bekommen. Nicht ſo leicht ließ ſich ein Splitter im Auge des Doktors entdecken: denn ſeinen ehemaligen Harlekinsſtand, worin er ſich dem fernen Auslande gezeigt hatte, hielt er in ſeiner jetzigen Wohngegend ſorgfältig geheim. Aber zufälliger Weiſe war Spitzkopf ſo glücklich, daß ihm ein klatſchhafter Reiſender das Geheimniß verrieth.

Er ſann nun auf Ränke; doch das Kleeblatt der Nebenbuhler war vierſpaltig, und das erfuhr er erſt jetzt. Sein gefährlichſter Gegner war ein braver und in der Nähe von Weidenbach begüterter junger Mann, Namens Ewald, der aber hundert Meilen weit als Freiwilliger in den Krieg gezogen war und ſeit langer Zeit keine Nachricht von ſich gegeben hatte. Lottchen und ſeine Freunde waren ſehr bekümmert um ihn. Sie befürchteten, daß ſich der muthvolle Jüngling zu tief ins Feuer gewagt habe und nicht mehr am Leben ſey.

Iſt er nicht todt, dachte Spitzkopf, ſo muß er todt geſchlagen werden, ſoll's auch nur mit der Zunge geſchehen! —

Dieſe Tödtung unternahm ſein ſogenannter Kammerdiener Fuchsbalg, ein liſtiger Gauner, der in der weiland beherrſchten Grafſchaft, als Kundſchafter und Angeber, gute Dienſte geleiſtet hatte. Er verſchaffte ſich einen alten Soldatenrock, ſchnitzte ſich Krücken, umhüllte die Beine mit dicken Binden, und humpelte ſo eines Abends, indem die Eulen und Fledermäuſe ausflogen, in Gerhards Haus. Aechzend bat er, als ein zum Krüppel geſchoſſener Vaterlandsvertheidiger, um eine Gabe. Die Familie verſammelte ſich um ihn, und er log, als wenn es gedruckt wäre. Er war bei allen Gefechten und Schlachten, die er aus den Zeitungen richtig anzugeben wußte, mit im Kampfe geweſen; endlich aber hatte eine Kartätſche ſeinen Heldenthaten ein Ziel geſetzt. „Ach! meine wertheſten Herrſchaften!“ fuhr er fort, „das war eine fürchterliche Schlacht! Tauſende wurden vor meinen Augen niedergeſchmettert! — Mir zur Seite fiel unter andern ein junger, liebenswürdiger, in hieſiger Gegend wohnhaft geweſener Mann, den Sie wohl kennen werden: er hieß Ewald.“ —

Und als er dieſen Namen ausſprach, ſank Lottchen ohnmächtig zu Boden. Beſtürzt hoben die Eltern ſie auf und brachten ſie in ihr Zimmer. Der Vater eilte zurück, verhörte den Unglücksboten genau, erhielt einen umſtändlichen Bericht, der alle Zweifel entfernte, und entließ den Gaudieb mit einem Geſchenke.

Als Lottchen wieder zu Sinnen kam, entdeckte ſie den Eltern, daß ſie den wackern Ewald geliebt und ſich am Tage der Scheidung mit ihm verlobt habe. Die guten Alten tadelten mit ſanften Worten die Heimlichkeit dieſer Verbindung, der ſie kein Hinderniß in den Weg gelegt hätten, weil Ewald ganz ein Mann nach ihrem Herzen war.

Viertes Kapitel.

Die Wegelagerung.

Aber was half dem Hofrath der Todtſchlag des Bräutigams? Er gewann damit keine gegründete Hoffnung, die hinterlaſſene Braut zu erben. Jene drei Mitwerber machten nun deſto mehr Anſprüche, und zeigten ſich fleißiger als jemals in Weidenbach. Aber ſie theilten insgeſammt mit dem Hofrath den Verdruß, daß ſich die trauernde Halbwittwe ſo oft als möglich ihrer Geſellſchaft entzog. Sie wurden gewöhnlich ins Tabaksſtübchen des Amtsverwalters geführt, und die Frauenzimmer ließen ſich entweder gar nicht oder nur auf Augenblicke dort ſehen.

Es war daher den ſämmtlichen Herren, die, wie der Fabelkönig Irion, ſtatt der geliebten Juno nur die Wolken des Schmauchzimmers umarmten, äußerſt angenehm, daß während dieſer betrübten Zeit in einer nahen Mittelſtadt ein Jahrmarkt einfiel, der von der ganzen umliegenden Landſchaft wie ein heiliger Wallfahrtsort beſucht ward, und auch dießmal von Lottchen und ihren Aeltern nicht verſäumt werden ſollte. Kaum hörten das die Freier, ſo entſchloſſen ſie ſich ebenfalls zur Hinreiſe, und ſandten Eilboten in die Marktſtadt, um ſich im Gaſthofe zum goldenen Löwen, wo Gerhard gewöhnlich abſtieg, eines bequemen Unterkommens zu verſichern. Aber drei derſelben ahnten nicht, daß der vierte damit umging, ſie dort vor Lottchens Augen zu beſchämen und lächerlich zu machen.

Dieſen hämiſchen Vorſatz begünſtigte einiger Maßen der Zufall, welcher den Doctor Eulalius, einen frechen Marktſchreier, der urſprünglich Eule hieß, auf der Reiſe zum Jahrmarkte durch das Dorf führte, wo Spitzdorf ſeine Reſidenz als Lehn- und Gerichtsherr aufgeſchlagen hatte. Er ließ ihn aus dem Wirthshauſe zu ſich einladen und fragte ihn, ob er den Doctor Schnurrpfeifer, den ehemaligen Harlekin des berühmten Kalterſello, kenne. Eulalius ſagte Nein. Das war dem Hofrath nicht erwünſcht; dennoch verabredete er mit dem Quackſalber einen Schelmſtreich, deſſen Ausführung das nächſte Kapitel enthalten wird.

Wegen des Finkenritters traf er Abrede mit einem verſchmitzten Juden, der ſich in einem nahen Städtchen aufhielt, und immer auf den Beinen war, um mit den nachbarlichen Landbewohnern Handels- und Wuchergeſchäfte zu machen.

Aber die ſtärkſten Bolzen wurden gegen den dicken Mann gedreht, weil er, von Lottchens Aeltern begünſtiget, unſtreitig die beſte Ausſicht hatte, den Sieg über ſeine Nebenbuhler davon zu tragen. Er ſollte deßhalb ganz abgeſchreckt werden, zum Jahrmarkte zu reiſen; und gelänge das nicht, ſo wußte man ſchon Mittel und Wege, ihn dort in luſtige Verlegenheiten zu bringen.

Der abergläubige Schächer hielt es für das Anzeichen eines unglücklichen Tages, wenn ihm des Morgens beim Ausreiten ein altes Weib mit einem Spinnrocken begegnete oder über den Weg ſchritt. Er kehrte dann ſogleich um, und blieb voll Erwartung der Dinge, die da kommen ſollten, in ſeinen vier Pfählen. Das wiſſend, beſchloß der Hofrath, die Geſtalt einer ſolchen Unglücksſpinnerin anzunehmen und die feige Memme in's Bockshorn zu jagen. Er verließ ſich darauf, daß Rammel, der ihn nur einige

Mal in Weidenbach geſehen hatte, nicht pfiffig genug ſey, ihn unter der Vermummung zu kennen.

Mit Anbruch des Markttages kleidete er ſich in die Lumpentracht eines armen Hirtenweibes, entſtellte ſein Geſicht durch ein Augenpflaſter, gürtete ſich einen Spinnrocken an den Leib, verhüllte dieſen Putz mit einem Mantel, ſetzte ſich mit ſeinem Kammerdiener zu Wagen, und lenkte die Pferde ſelbſt, um nicht durch den Kutſcher verrathen zu werden. Sie fuhren ſtracks in einen dichten, von Rammels Gute bis zur Stadt hinlaufenden Wald. Da warf der Hofrath den Mantel ab, ſtieg aus und lauerte, wie ein Strauchdieb, am Wege.

Es währte nicht lange, ſo kam Herr Rammel, in einem grünen Kleide mit goldenen Treſſen, auf einem mächtigen Schimmel geritten. Hinter ihm trabte Thomas, ſein Reitknecht, der zu dieſer wichtigen Reiſe eine neue gelbe Jacke und einen blauen Federbuſch auf den Hut bekommen hatte. Herr und Diener ſchwatzten traulich mit einander. Plötzlich hinkte Spitzkopf, als wäre das linke Bein um eine halbe Elle zu kurz, aus dem Gebüſch hervor, wiegte ſich ſpinnend quer über die Straße, ſah ſchmunzelnd am grünen Reiter hinauf und ſagte: „Guten Morgen, mein ſchöner Herr! Glück auf den Weg!“

„Daß dich die Peſt!“ brummte Rammel zwiſchen den Zähnen, und lenkte den Schimmel um. „Wo wollen Sie hin?“ fragte Thomas. „Nach Hauſe!“ ſprach ſein Herr. „Sahſt du nicht die alte Drude über den Weg gehen? und ſogar ſpinnend gehen? Sie ſpinnt mir einen unglücklichen Tag.“ —

„Ei, glauben Sie ſolch Zeug nicht!“ rief Thomas. „Der Teufel weiß aber auch, was die fremde Hexe hier zu ſchaffen hatte!“

„Sieh, dort ſteht ſie noch und glurt uns an!“ ſagte Rammel.

„Warte, du Unhold!“ ſchrie der Knappe, gab ſeinem Gaul die Sporen, und verfolgte mit knallender Peitſche die fliehende Hexengeſtalt, die ſich geſchwind in ein Dickicht warf, wo er ihr zu Pferde nicht beikommen konnte. Er wollte abſitzen, um ſie zu Fuß anzugreifen; doch er ſah ſeinen Gebieter heimwärts reiten, und das konnte er nicht geſchehen laſſen, weil er ſeinem Mädchen ein ſeidenes Band und einen Pfefferkuchen in der Stadt zu kaufen verſprochen hatte. Fluchend jagte er zurück, fiel dem Schimmel in den Zügel, und zwang ſo, mit Beihülfe kräftiger Worte, ſeinen muthloſen Herrn, die Marktreiſe fortzuſetzen.

Als die Reiter vorüber waren, kroch Spitzkopf aus dem Verſteck hervor, eilte zu ſeinem Wagen, und fuhr im ſchärfſten Trabe nach der Stadt, um dort die vorhabenden Ränke zu ſpielen, und beſonders den Herrn Rammel dafür zu ſtrafen, daß er ſeinem Stallknecht mehr als der warnenden Spinnerin gehorcht hatte.

Fünftes Kapitel.

Der Marktſchreier.

Gegen Mittag waren alle Freier im goldenen Löwen verſammelt; und wie ſich um einen Planeten ſeine Trabanten bewegen, ſo umgaben Jene ihre Sonne, die zwar bisweilen aus Trauerwolken hervorlächelte, aber keinen ihrer Anbeter mit Liebes- und Hoffnungsſtrahlen erfreute.

Der Hofrath verbarg ſorgfältig den Schalk im Buſen. Er war gegen ſeine Nebenbuhler ganz Freundſchaft, ganz Ergebenheit, küßte und umarmte einen nach dem andern, ſagte jedem etwas Angenehmes, und unterhielt ſich ſogar mit dem ihm beſonders verhaßten Dicken eine halbe Stunde lang von der Kälberzucht.

Vater Gerhard, dem gleich bei ſeiner Ankunft ein vortheilhaftes Geſchäft glückte, ward dadurch heiterer und geſelliger, als er es in der Regel zu ſeyn pflegte. Er aß in Gaſthöfen gewöhnlich auf ſeinem Zimmer; doch dießmal ließ er ſich überreden, an der öffentlichen Wirthstafel zu ſpeiſen. Die Freier bemächtigten ſich der Plätze in Lottchens Nachbarſchaft. Einige andere Gäſte, die ſich da ſchon niedergelaſſen hatten, mußten den Bitten der Zudringlichen weichen. Doch nur der raſch unternehmende Finkenritter eroberte einen Stuhl neben Lottchen. An der andern Seite ſaß der Vater, und natürlicher Weiſe hatte niemand das Herz, ihn um Abtretung ſeiner Stelle zu erſuchen.

Die Geſellſchaft war fröhlich und guter Dinge. Der

Doctor beluſtigte ſie mit Harlekinaden, die ihm noch immer von ſeiner Jugend her anhingen. Sie waren mitunter etwas lahm; doch jedes Witzwort, es mochte klappen oder nicht, belohnte der Hofrath mit Gelächter und Händeklatſchen. Dieſe heuchleriſche Geneigtheit war gleichſam die Fallthür, womit er die für den Doctor gegrabene Wolfsgrube bedeckte.

Nach Tiſche ſchlug er vor, den Markt zu durchwandeln. Arm in Arm mit Freund Schnurrpfeifer, führte er den Zug zur Bühne des Marktſchreiers Eulalius, der ihnen vom hohen Gerüſte weit entgegenſtrahlte. Er trug ein ausgeſteiftes Kleid von ſchwarzem Sammt, mit handbreiter goldener Verbrämung, rothſeidene, hoch über die Knie aufgewickelte Strümpfe, weiße Schuhe mit grünen Abſätzen, eine bis zu den Hüften herab wallende Perücke, und ſieben oder acht große Schilder und Gnadenmünzen auf der Bruſt. So ging er mit Pfauenſtolz die Bretter auf und nieder, ſpielte mit der Bandſchleife ſeines Degens, oder ließ eine ungeheure, mit falſchen Edelſteinen beſetzte Tabaksdoſe wie ein Rad durch die Finger laufen, während Harlekin, in gewöhnlicher Amtstracht, das gaffende Volk mit Späßen unterhielt. Als aber Eulalius die vornehme Geſellſchaft aus dem goldenen Löwen anrücken ſah, fing er, ihr zu Ehren, das Schauſpiel wieder von vorn an. Er winkte dem Harlekin, dieſer ſchlug ein paar Wirbel auf der Trommel, nahm dann ſein ſpitzes Käpplein ab, und rief:

Heran, ihr Leute, groß und klein!
Es zog ein Wunderarzt hier ein.
Wenn Er nach einem Pulſe greift,
Der Tod gleich, wie ein Haſe, läuft.
Wer ewig leben will, komm her!
Mein Herr braucht Geld, ſein Sack iſt leer.

Bei den letzten Worten ſtellte ſich Eulalius höchſt entrüſtet, hob drohend die Hand, und ſprach mit langſam donnernder Stimme:

Schweig, ungewaſchnes Maul! Wie magſt du dich erfrechen,
So keck und achtungslos von deinem Herrn zu ſprechen?
Wär' auch mein Beutel ſchlaff, du buntgeſcheckter Tropf,
Nun, deſto ſtrotzender von Weisheit iſt mein Kopf.
Ich habe Zeugniſſe von Königen und Kaiſern,
Von afrikaniſchen und deutſchen Fürſtenhäuſern.
Was für ein Mann ich bin! — ein hochgelahrter Mann,
Der mit Hippokrates ſich kühn vergleichen kann. —
Ins Fäuſtchen muß ich oft berühmter Aerzte lachen,
Die ſtolz ſich blähn, und doch den Kirchhof bucklig machen.
Sie ſchlagen nach dem Tod, und treffen die Natur,
Dann geht des Kranken Weg hinaus zur Todtenflur.
Doch Kraft und Leben ſtrömt aus meinen Wunderpillen,
Die manchen Herzenswunſch noch überdieß erfüllen:
Nimmt heut ſie mit Vertraun ein greiſes Mütterlein,
So wird es morgen jung und ſchön, wie Venus, ſeyn.
Inſonderheit bin ich ein mächtiger Beſchirmer
Vor den Empörungen der innerlichen Würmer.
Und wenn ein böſer Zahn der Menſchen Ruhe ſtört,
Huſch! brech' ich ihn heraus, wie man die Hand umkehrt.
Mir dankten Tauſende dafür mit Freudenthränen,
Und Fäſſer hab' ich voll von ausgehobnen Zähnen.
Halloh! iſt jemand hier, den ſolch ein Uebel drückt?
Er traue meiner Hand, ſie hilft ihm ſehr geſchickt.

Er ſchwieg jetzt, und ſeine Augen hefteten ſich ſtarr auf den Doctor. So war es verabredet. Spitzkopf hatte geſagt: „Den ich am Arme führe, der iſt's!“ Aber Eulalius geberdete ſich, als erblicke er von ungefähr einen alten Bekannten. „Iſt's möglich!“ rief er, und trat mit ausgebreiteten Armen einen Schritt zurück. „Hab' ich nicht die Ehre, den Herrn Doctor Schnurrpfeifer vor mir zu ſehen?“

Beſtürzt und erröthend ſchielte der Doctor nach Lottchen, ob ſie die unangenehme Ueberraſchung bemerke. Leider war dieß der Fall! Da nahm er ſich zuſammen und ſagte beherzt: „Ich wüßte nicht, daß wir uns kennten, mein Herr! Laſſen Sie ſich in Ihren Geſchäften nicht ſtören!“ Hiermit kehrte er dem Zahnbrecher den Rücken und zog den Hofrath am Arme fort.

Sechstes Kapitel.

Der Kehraus.

Eulalius hatte dem Doctor eine Hummel in den Kopf geſetzt, die unabläſſig darin rumorte. Er mochte denken und thun, was er wollte, er konnte ſie nicht wieder los werden. Es ärgerte ihn über alle Maßen, daß ihm eben jetzt ein ſolcher Streich begegnete, da er ſich einen frohen Abend verſprochen und koſtſpielige Zurüſtungen dazu gemacht hatte. Er wollte der Geſellſchaft ein prächtiges Nachteſſen geben; ſie war ſchon dazu eingeladen und für ihn ein Platz neben Lottchen mit einem Zettel belegt. Aber wie konnte er das vorbereitete Glück mit Ruhe genießen? Er ſah voraus, daß man ihn über ſeinen Verkehr mit dem Marktſchreier von allen Seiten befragen, und ſo ſein böſes Gewiſſen, daß er ſelbſt auf einer Storgerbühne gegaukelt hatte, in raſtloſer ängſtlicher Bewegung erhalten würde.

Indeſſen ging alles beſſer, als er dachte. Die Frauenzimmer waren auf dem Markte glücklich im Einkauf geweſen, kamen vergnügt zurück, legten die erhandelten Waaren zur Schau aus, ließen die Herren den Preis rathen, und lachten herzlich, wenn eine unverſtändige Schätzung erfolgte. Bei dieſem Räthſelſpiele beſtand niemand ſchlechter als Herr Rammel, der von den Putzſachen, deren Werthbeſtimmung man ihm abnöthigte, wie der Blinde von der Farbe urtheilte, und folglich am meiſten ausgelacht wurde.

Gleichen Lohn erwarb er ſich durch eine Spielſache, die er Lottchen als Jahrmarktsgeſchenk verehrte. Sie beſtand in einer kleinen Schäferei. Schneeweiße Lämmlein weideten auf einer grünen Aue, in deren Mitte ein ſchönes Haus ſtand, aus welchem ſo eben der glückliche Beſitzer, ein ſehr dicker Mann, heraus trat. Er führte ſeine junge Gemahlin am Arme, zeigte mit der Hand auf die Schäflein, und aus ſeinem Munde flatterte ein Zettel, mit den Worten: „Sieh, Weibchen, das alles iſt unſer!“ — Die Nutzanwendung, die Herr Rammel dabei im Sinne hatte, war leicht zu errathen, und er mußte von ſeinen Nebenbuhlern viel verblümten Spott darüber dulden.

Unter ſolchen Scherzen verfloß die Zeit bis zum Eſſen, ohne daß jemand des Marktſchreiers erwähnte. Mit jeder Minute ſtieg Schnurrpfeifers Hoffnung, daß über das Ding ſchon Gras gewachſen ſey. Ziemlich wohlgemuth führte er daher ſeine Gäſte in das Zimmer, wo er hatte decken laſſen, um nicht in der allgemeinen Wirthsſtube vor Krethi und Plethi zu tafeln.

Er ſtrengte ſich während der Mahlzeit möglichſt an, das Geſpräch in beſtändiger Fluth zu erhalten, damit nicht bei eintretender Ebbe der Zahnbrecher Eulalius aus dem ſeichten Grunde herausgeklaubt werden möchte. Das zu verhindern, gelang ihm eine Weile vollkommen. Doch den Finkenritter verdroß es von ihm, daß er, unbeſcheiden als Wirth, einen der beiden ſchönſten Tafelplätze, nämlich an Lottchens Seite, ſelbſt in Beſitz genommen, und den zweiten aus Dankbarkeit für das mittägige Beifallsgelächter, dem Hofrath zugetheilt hatte. Das heiſchte Rache, und der Eiferſüchtige nahm ſie. „Aber Herr Doktor!“ rief er plötzlich überlaut: „was für einen Wortwechſel hatten Sie denn auf dem Markte mit Ihrem Collegen?“ —

„Mit meinem Collegen?“ — verſetzte Schnurrpfeifer.

„Ich verzeih' Ihnen dieſen Ausdruck. Den Pfuſcher aber kenn' ich nicht, und es iſt mir unbegreiflich, wie er meinen Namen erfahren hat.“

„Das will ich Ihnen erklären, lieber Doktor!“ fiel der Hofrath freundſchaftlich ein. „Dergleichen Windmacher und Abenteurer ſpüren allenthalben, wo ſie den Fuß hinſetzen, die Namen der dort lebenden berühmten Männer aus, und machen dann allerlei Mißbrauch davon. Das gehört mit zu den Leiden der Berühmtheit! Die Strahlenkrone des Ruhmes glänzt, ſie brennt aber auch.“ —

Dieſe behagliche Schmeichelei wollte Schnurrpfeifer eben beantworten, als heftig an die Thür geklopft wurde. Er ſprang auf, öffnete ſie, und erblickte mit höchſter Unluſt den Doktor Eulalius, der ihm einen tiefen Reverenz machte, und ſich dann nebſt ſeinem Harlekin unaufhaltſam ins Zimmer drängte. „Mein wertheſter Herr Doktor,“ ſprach er mit brauſender Stimme, „ich gebe mir die Ehre dieſes Beſuchs blos in der Abſicht, mich bei Ihnen wegen meiner heutigen Anrede zu rechtfertigen. Sie beliebten zu ſagen, wir kennten uns nicht, und auf Ihrer Seite mögen Sie Recht haben; ich aber kenne Sie ſeit länger als zwanzig Jahren; ich ſah Sie am Rhein und am Main, am Neckar und an der Moſel, und war überall ein lebhafter Bewunderer Ihres komiſchen Talents, das unter dem Panier des großen Kalterfello ruhmwürdig glänzte.“

„Sie irren ſich ganz in meiner Perſon!“ ſtammelte Schnurrpfeifer.

„O, das ſagen Sie nur aus Beſcheidenheit, um mein gerechtes Lob von ſich abzulehnen!“ rief Eulalius, und warf ſich eigenmächtig auf einen Stuhl, den ihm Niemand angeboten hatte. „Der unſterbliche Kalterfello,“ fuhr er fort, „war mein Lehrer, mein Vorbild, mein Abgott. Ungekannt und unbemerkt von dem hochgefeierten Manne, folgt' ich ihm von Ort zu Ort, wo er ſich auf öffentlichen Schaugerüſten ſehen und hören ließ; ich ſtudirte ſeine Mienen, ſeine Geberden, ſeine ganze Rednerkunſt, verwandelte meine Beobachtungen in Saft und Blut, und bracht' es endlich dahin, daß ich, wie Sie heute werden bemerkt haben, mein erhabenes Muſter faſt erreiche.“

„Ich kann durchaus davon nicht urtheilen,“ ſagte Schnurrpfeifer hitzig und ſchnöde.

Doch wie taub, ſprach Eulalius fort: „Ich bedaure nur, daß mir es niemals glückte, einen gewandten und witzigen Schalksnarren aufzugabeln. Dergleichen geſchickte Lockvögel ſind zum Gimpelfang unentbehrlich. Aber mein Riepel, den ich Ihnen hier vorzuſtellen weder Vergnügen noch Ehre habe, iſt ein dummer, hölzerner Peter.“ — Mit dieſen Worten ſchleuderte er ſeinen Bajazzo, der demüthig an der Thüre ſtand, vor den Doktor hin und ſagte: „O Kaspar! Kaspar! wie glücklich wären wir beide, wenn ich dir nur einen Funken von dem Geiſte dieſes Mannes einhauchen könnt'! Folge ſeinen Fußſtapfen! Werde dereinſt ein berühmter Arzt wie Er, der vor Zeiten war, was du biſt!“ —

Wüthend packte jetzt Schnurrpfeifer den Charlatan bei der Bruſt, ſchwang und drehte ihn gewaltſam zur Thür hin, und warf ihn hinaus. Eulalius ſträubte ſich gegen dieſen Ringeltanz und Kehraus nicht ſonderlich ernſthaft; denn ſein Geſchäft war vollendet. Der Riepel ergriff ſogleich, als der Tanz los ging, die Flucht, und ließ die Thür hinter ſich offen, damit ſein Herr mit Bequemlichkeit hindurchwalzen konnte.

Mit kochendem Blute kehrte Schnurrpfeifer an ſeinen Platz zurück und erklärte den Marktſchreier für wahnſinnig.

„Dafür halt' ich ihn ſelbſt!“ ſagte Gerhard mit einem ernſten Strafblick auf das ſchadenfrohe Lächeln des Finkenritters. „Und was wär's denn, wenn auch des Kerls giftiges Geſchwätz einigen Grund hätte?“ ſetzte der wackre Mann hinzu. „Es iſt albern und ſchurkiſch, verdienſtvollen Leuten ihre Herkunft vorzurücken. Ehre dem, der ſich auf eine redliche Art aus dem Staub erhob! Ein edler Wein, der ſogenannte Strohwein, gewinnt ſeine Lieblichkeit dadurch, daß die Trauben, ehe ſie gepreßt werden, einige Wochen auf Stroh liegen: — eben ſo reift auf dem Stroh der Armuth mancher treffliche Menſch, und ein ſolcher verdient wahrlich mehr Lob und Bewunderung als ein Anderer, den das Glück auf Schwanenbetten wiegte, und dem es von Jugend an alles in die Hände gab, was er zum bequemen Anbau ſeines Geiſtes bedurfte.“ —

So ſprach der Biedermann, und ehrerbietig hörte man ihm zu. Der Doktor hielt es für rathſam, ſich nicht weiter über die Sache zu äußern. Spitzkopf nannte den Marktſchreier, als er hinausgeworfen war, einen nichtswürdigen Schuft, und freute ſich im Stillen des durch ihn erhaltenen Sieges. Denn es ſchien ihm unfehlbar, daß Lottchen ſich von nun an den Doktor beſtändig im bunten Jäckchen und in der Narrenkappe vorſtellen und einen ſolchen Galan nimmermehr heirathen werde.

Siebentes Kapitel.

Das Geſpenſt.

Nach Tiſche lud Herr Rammel, um dem Doktor nicht nachzuſtehen, die Geſellſchaft auf den folgenden Morgen feierlich zum Frühſtück ein. Hierauf wurden die Nachtquartiere bezogen. Es mußten, da es an Raum gebrach, zwei und drei Perſonen, jedoch in geſonderten Betten, beiſammen ſchlafen. Die dazu beſtimmten Gemächer ſtießen an einander. Ins erſte vorn an lagerte ſich Herr Rammel mit dem Pfarrer ſeines Dorfes, der noch ſpät angekommen war, um den Markt, der zwei Tage dauerte, zu beſuchen. Im nächſten Zimmer mußten ſich der Doktor und der Finkenritter, ungeachtet ſie über Tiſche uneins geworden waren, mit einander vertragen. Das dritte Gemach nahm Gerhard mit den Seinigen ein. Der Hofrath erbat ſich vom Wirth ein abgelegenes Hinterſtübchen, unter dem Vorwande, daß er einen ſehr leiſen Schlaf habe und durch das Straßengetümmel in ſeiner Ruhe geſtört werde.

Aber der eigentliche Zweck dieſer Abſonderung war ein Spuk, den er dem abergläubiſchen Rammel ſpielen wollte. Er hatte dazu ein großes, blendend weißes Tuch mitgebracht, und ſich ſchon zu Hauſe geübt, es zu einer ſchreckbaren Mummerei zu gebrauchen. Wenn er ſich darein hüllte und es mit ſeinen langen ausgeſtreckten Armen über den Kopf hob, erſchien er als ein gewaltiger Rieſe; ließ er aber die Arme ſinken, duckte ſich nieder und wandelte mit gebogenen Knien, ſo ward er ein dicker Zwerg, der einen Schweif von ſechs Ellen hinter ſich her ſchleppte.

Nach Mitternacht, da ſich kein Laut im Gaſthofe mehr regte, ſchlich er als Geſpenſt aus ſeiner Klauſe hervor, ging auf den Zehen zu Rammels Schlafſtube, legte das Ohr an die Thür, und hörte mit Vergnügen, daß zwei Naſen um die Wette muſicirten. Behutſam öffnete er nun die Thür mit einem Nachſchlüſſel, und trat in die mondhelle Stube. Seine Falkenaugen ſuchten ſogleich Rammels hirſchlederne Beinkleider. Sie lagen groß und breit auf zwei Stühlen. Schnapp! hatte er ſie weg, und verbarg ſie unter den Spukmantel. Dann trat er ans Bett ihres Herrn, rüttelte ihn aus dem Schlafe, machte ſich bald zum Rieſen, bald zum Zwerge, und heulte wie eine Rohrdommel: „Ich bin die abgeſchiedene Seele deiner getreuen Anne Lieſe.“

Herr Rammel fuhr wie ein wilder Eber, den bellende Rüden in ſeinem Lager überfallen, aus den Federn empor, ſah den Mummel zu ſeinen Häupten, ſprang mit dem Stoßſeufzer: „Alle gute Geiſter loben Gott, den Herrn!“ aus dem Bette, und riß und ſtieß, von dem Geſpenſte verfolgt, die Thür der Nebenſtube auf, um zu ſeinen Nachbarn zu flüchten. Sie erwachten und glaubten, es brächen Räuber ein. Entſchloſſen feuerte der Finkenritter eine blind geladene Piſtole ab. Das Geſpenſt machte ſich aus dem Staube, während Rammel, durch den Schuß von neuem erſchreckt, Gerhards verſchloſſenes Gemach wie ein Mauerbrecher erſtürmte. Schloß und Riegel wichen ſeinem gewaltſamen Anprall; er fiel mit der Thür ins Zimmer, warf eine hohe, die Ruheſtelle des Ehepaares umgebende ſpaniſche Wand um, raffte ſich ſchnell wieder auf, ſtürzte ſich in blinder Angſt auf Lottchens Bett, und wollte ſich unter die Decke verkriechen. Schreiend kämpfte das keuſche Mädchen dagegen. Der Vater kam ihr eilig zu Hülfe. Er kannte bis jetzt den eingebrochenen Gaſt noch nicht; als er ihn aber ergriff, um ihn von der unſchicklichen Freiſtätte wegzureißen, da verrieth ihm die ſeltene Wohlbeleibheit, die er in die Hände bekam, daß er niemand anders als den Nachbar Rammel gefaßt habe. Er ſchob ihn vor allen Dingen ein wenig unſanft aus dem Zimmer, warf ſich in ſeinen Schlafrock, und eilte zur Unterſuchung der wunderbaren Geſchichte.

Indeſſen hatte der Schuß das ganze menſchenvolle Haus in Bewegung gebracht. Männer, Weiber und Kinder, meiſtens im blanken Hemde, drängten ſich herbei. Hofrath Spitzkopf war nicht der letzte. Er kam, mit der Miene der ängſtlichſten Neugier, in einem ſeidenen Kaftan gelaufen und überſchrie Alle mit der Frage, was für ein Unglück geſchehen ſey.

Der Pfarrer, der ſeinen braunen Regenmantel geſchwind umgeworfen und die Perücke etwas ſchief aufgeſetzt hatte, vertrat der andringenden Menſchenheerde die Thür und ſagte: „Gehen Sie unbeſorgt, meine wertheſten Anweſenden zu Ihren Ruheplätzen zurück! Es iſt durch einen Zufall, den wir uns ſelbſt noch nicht erklären können, ein bloß mit Pulver geladenes Gewehr losgegangen, hat aber, dem Himmel ſey Dank! niemanden ein Haar geſengt. Wir alle, die hier freundnachbarlich ſchlafen, ſind friſch und geſund.“

Das Volk entfernte ſich ſchweigend. Selbſt der Gaſtwirth, ſo verdrießlich ihm auch der nächtliche Tumult war, unterſtand ſich keiner weitern Nachforſchung, um ſeine vornehmen Gäſte nicht zu beleidigen. Aber dieſe verſammelten ſich jetzt, bei verſchloſſenen Thüren, vor Rammels Bette und verhörten ihn ſcharf. Er wußte nichts anders zu ſagen, als daß ihm ein Geiſt erſchienen ſey und ſich für die abgeſchiedene Seele eines vor kurzer Zeit auf ſeinem Gute verſtorbenen Dienſtmädchen ausgegeben habe. „War die Selige jung und hübſch?“ fragte der Finkenritter. „Sie war beides!“ ſagte der ehrliche Rammel, und zog ſich damit die Neckerei zu, daß ihn der Ritter und der Doctor eines Liebeshandels mit der verblichenen Dirne beſchuldigten. Doch der Hofrath mengte ſich nicht in das muthwillige Geſchwätz, ſondern ſagte mit Eifer: man müſſe trachten, den frechen Mummelmann auszuſpüren, damit er der gerechten Beſtrafung nicht entgehe.

Jetzt kam ein niederſchlagendes Pulver an, das der Doctor aus der Apotheke verſchrieben hatte. Herr Rammel nahm es ein, und ſeine Freunde verließen ihn mit der Ermahnung, das Frühſtück nicht zu verſchlafen.

Achtes Kapitel.

Die Braut von Corinth.

Der Ueberreſt der Nacht verging ruhig. Doch Herr Rammel konnte nicht ſchlafen. Er fuhr, wenn nur ein Mäuschen knapperte, vor Schrecken hoch auf, und fürchtete zitternd, ſein getreues Mägdlein werde nochmals aus dem Grabe wiederkehren. Der Geiſterbanner, der Morgen, war ihm daher höchſt willkommen. Er ſtand, ſeiner gaſtfreundſchaftlichen Obliegenheit ſich erinnernd, hurtig auf und ſuchte ſeine Beinkleider. Da er ſie nirgends fand, gerieth er auf den ſeltſamen Gedanken, daß ſie wohl ſein Schlafgeſell, der Pfarrer, verſteckt haben möchte. Er weckte ihn, und bat mit luſtigen Worten um Auslieferung ſeines unentbehrlichen Eigenthums. Aber der ernſthafte Geiſtliche nahm es faſt übel, daß ihm ſein Kirchenpatron einen ſolchen weltlichen Scherz zutraute. Er fragte, da Jener nicht von der Stelle gehen konnte, in den Nebenzimmern und bei dem Hofrathe nach der verſchwundenen Nothwendigkeit; doch natürlicher Weiſe kam er mit leeren Händen zurück. Rammel wollte aus der Haut fahren. Er hatte, was der Dieb recht gut wußte, keinen Nothnagel bei ſich; und längſtens in drei Stunden mußte das Frühſtück auf dem Tiſche ſtehen, und er, als Wirth, dabei flink auf dem Platze ſeyn. Das war doch in der That eine verzweifelte Lage!

„O du ungläubiger Thomas! du unſeliger Freigeiſt!" ſchrie er ſeinem herbei gerufenen Reitknecht entgegen. „Sieh, mein Glaube hat ſich bewährt! Die alte Spinnerin hat mir Jammer geſponnen!“ Er erzählte hierauf das Unglück der Nacht und des Morgens.

Thomas, ein Feind von unnützen Worten, ſtieß einen kurzen Fluch aus, ſchoß wie ein Pfeil die Treppe hinab und ſetzte mit möglichſter Geſchwindigkeit den Gaſthof in Belagerungsſtand. Er verſchloß eigenmächtig Pforten und Thüren, ſtellte einige derbe Kutſcher, mit welchen er Abends zuvor Brüderſchaft getrunken hatte, als Schildwachen dabei an, ging dann zum Löwenwirth und ſagte ihm: es ſey ein wichtiger Diebſtahl geſchehen, der eine gerichtliche Hausſuchung ſchleunig erfordere.

Der Wirth hätte ſich lieber gleich mit dem Bratſpieße durchbohrt, als daß er im Laufe weniger Stunden die Ehre ſeines Hauſes doppelt verletzt ſehen mußte. Um die ärgerliche Geſchichte nicht öffentlich kund werden zu laſſen, erbot er ſich, das geſtohlene Gut zu bezahlen. Aber Thomas entgegnete: das helfe nichts, weil ſein Herr in kurzer Friſt bekleidet erſcheinen müſſe, und ſeine Blöße weder mit harten Thalern noch Staatspapieren bedecken könne. Hierauf lief er ſelbſt zum regierenden Bürgermeiſter und machte die Sache anhängig.

Die Krämer, die ſich im Rachen des goldenen Löwen befanden, wollten raſend werden, daß ſie nicht hinaus konnten, um ihre Buden zu öffnen. Sie rotteten ſich zuſammen und griffen die Schildwachen thätlich an. Dieſe wehrten ſich mit Stallbeſen und Peitſchen und behaupteten ihre Poſten. Ein vorwitziger Leinweber bekam die kräftigſten Hiebe. Erboſt ſprang er durch ein Fenſter auf die Gaſſe, wiegelte eine Schaar gemeines Volk auf und unternahm einen Sturm auf das Hauptthor. Aber ein Dutzbruder des Reitknechts goß den Stürmern von oben herab einen Eimer voll Waſſer auf die Köpfe und ſchlug ſie damit in die Flucht. Schimpfend fielen jetzt des Leinwebers Bundesgenoſſen mit Fäuſten und Stöcken über ihn ſelbſt her, weil er ſie in ein ſo ſchlimmes Bad geführt hatte. Andere Leute kamen dem überwältigten Manne zu Hülfe. Jeder Augenblick vermehrte die Zahl der Kämpfer. Einer ſchlug auf den andern, ohne daß er wußte, warum. Das Getümmel wälzte ſich die Straße hinab und hinauf; alle Marktbuden, die im Wege ſtanden, wurden umgeſtürzt; ein allgemeiner Stadtkrieg war im Ausbruch. Doch zum Glück erſchienen die Gerichtsperſonen, die Thomas zur Hausſuchung herbeigerufen hatte, mit rühmlicher Eilfertigkeit auf dem Kampfplatze und geboten Frieden. Die Streiter gingen, theils lachend, theils fluchend auseinander.

Nun ſchritt man zur Hausſuchung. Aber die heilige Juſtiz kehrte, nach ihrer alten Gewohnheit, nur gegen die Armen das Rauhe heraus, und war glatt und geſchmeidig gegen die Reichen. Jene mußten alle ihre Bündelchen und Koberchen bis auf den Grund durchwühlen laſſen; doch des Hofraths großer Koffer, wo der Hund begraben lag, blieb unberührt. Folglich ward Herr Rammel aus ſeinem Nothſtande nicht gerettet, und mußte noch die mit Sünden verdienten Gerichtskoſten bezahlen.

Der chriſtliche Löwenwirth, der gern den Nackten kleiden wollte, ging zu den drei dickſten Männern der Stadt und erſuchte ſie um Darleihung deſſen, was Jenem gebrach. Willfährig reichten ſie ihm die Zierden ihres Kleiderſchranks, mit welchen ſie zum Theil am Traualtar geprunkt hatten; allein Herr Rammel konnte von dieſen Prachthüllen keinen Gebrauch machen; er zerſprengte ſie ſämmtlich bei der Anprobe. Nun rief man einen Schneider herbei, der von der ganzen Stadt, wegen ſeiner Geſchwindigkeit im Arbeiten, der Hexenmeiſter genannt ward. Er ſollte das entwendete Kleidungsſtück durch ein neues erſetzen und innerhalb einer Stunde damit fertig ſeyn. Als ſich ihm aber der nothhafte Mann zur Ausmeſſung vorſtellte, geſtand der Zauberer offenherzig, daß er bis zum ſpäten Abend Zeit brauche, um ein Werk von ſolchem Umfange zu liefern. Doch erbot er ſich ſcherzhaft, eine halbe Webe Leinwand, in gehöriger Form, aber mit fliegender Nadel, zuſammenzunähen und in einer Stunde damit aufzuwarten. Dieſer Vorſchlag ward, in Ermangelung eines beſſern, angenommen, und bald kam noch andere Hülfe. Der regierende Bürgermeiſter, dem die Natur ein mitleidiges Herz und die ſtandesmäßige Dicke und Breite gegeben hatte, überſandte ſeinen koſtbaren ſeidenen Bräutigams-Schlafrock, der von ſo wohlthätiger Weite war, daß ſich ſogar Herr Rammel doppelt darein wickeln und ſeine Blöße recht anſtändig bedecken konnte.

So häuslich bekleidet und ritterlich dazu geſtiefelt und geſpornt, gab er ſeinen Freunden ein herrliches Frühſtück. Wer aber nur jemals den ängſtlichen Traum hatte, daß er ſich im Schlafrock, oder mit der Nachtmütze in einer großen, feſtlich geſchmückten Geſellſchaft befinde, der wird ungefähr beurtheilen können, wie dem Ehrenmann zu Muthe war. Er wußte ſich vor Verlegenheit nicht zu faſſen, und das Geſpött ſeiner Nebenbuhler trieb ihn noch mehr in die Enge. Lottchen war in dieſer peinlichen Stunde für ihn verloren. Er wagte nicht, ſich ihr zu nähern oder ein Wörtchen an ſie zu richten. Auch ihm wichen ihre Augen, die ein innerliches Lachen nicht ganz verläugnen konnten, ſorgfältig aus, ungeachtet der entlehnte Schlafrock, der einen großen, bunten Blumengarten darſtellte, ſchon an und für ſich verdient hätte, mit Wohlgefallen betrachtet zu werden.

Spitzkopf ſang in ſeinem Herzen ein Triumphlied, daß er den feindlichen Goliath mit der Schleuder der Lächerlichkeit zu Boden geſchlagen hatte. Nun gab er ihm noch den Genickfang, indem er ihn mit der verſtorbenen Anne Lieſe hämiſch aufzog, und ihm auf dem Kopf zuſagte, daß er dieſes Mädchen zärtlich geliebt habe. „Die gute Anne Liſe,“ ſprach er, „iſt eine zweite Braut von Corinth. Sie entſtieg dem Grabe, um mit ihrem Geliebten die Brautnacht zu feiern.“ — Lottchen, die das Gedicht von Göthe, worauf er anſpielte, auswendig wußte, wandte das Geſicht mit einem verächtlichen Blicke, der dem ſchuldloſen Rammel alle Hoffnung auf ihre Hand entſcheidend abſprach.

Neuntes Kapitel.

Die Ausforderung.

Gerhard erwiederte die genoſſenen Bewirthungen durch ein auf ſeine Koſten veranſtaltetes Mittagsmahl. Die ganze Geſellſchaft, die wir ſchon mit einander ſpeiſen und frühſtücken ſahen, war dabei zugegen. Auch des Bürgermeiſters Schlafrock mußte mit zur Tafel gezogen werden, weil der reitende Bote, den Herr Rammel auf ſein Gut abgefertigt hatte, um einen Stellvertreter des erlittenen Verluſtes zu holen, erſt gegen Abend wieder eintreffen konnte.

Jetzt, da Spitzkopf nicht Tafelquartiermeiſter war, hatte der Finkenritter das unbeſtrittene Glück, an Lottchens grüner Seite zu ſitzen. Jener ſah ihn ſogar aus gewiſſen Urſachen recht gern auf dieſem Platze. Er ſetzte ſich gegenüber, und freundſchaftlicher als jemals unterhielt er ſich mit dem Ritter, der in der Nähe des geliebten Märchens aller Sorgen und Manichäer vergaß.

Aber dieſe goldene Zeit dauerte nur bis zur Ankunft des Bratens. Hinter dem Truchſeß deſſelben ſchlüpfte ein garſtiger und beſonders dem Finkenritter höchſt widriger Mann ins Zimmer. Argliſtig lächelte ſein Judasgeſicht aus einer brandgelben, verworrenen Stutzperücke heraus, und ein fingerlanger Ziegenbart ſpitzte den Keil ſeines ſpitzen Kinnes noch ſchärfer zu. Dieſe Figur war der Jude **Ezechiel**, von welchem ſchon im vierten Kapitel vorläuſige Meldung geſchah. Er kam mit einem demüthigen Katzenbuckel auf den Zehen getrippelt, drehte ſich mit bebenden Verbeugungen rechts und links, wand ſich ſo, wie eine Schlange, bis zum Stuhle des Herrn von Finkenbuſch, blieb da ſtehen, zog ein Papier aus dem Buſen und hielt es entfaltet in der Hand. Der Edelmann ward roth, ſobald er den Iſraeliten über die Thürſchwelle ſchreiten ſah; er ſtellte ſich aber, als wenn er ihn nicht bemerke, und ſetzte mit anſcheinender Gemüthsruhe ſein Geſpräch mit Lottchen fort. Ezechiel ſtand fünf Minuten, ohne einen Laut von ſich zu geben. Er machte nur Bückling auf Bückling, und rückte zugleich mit dem Papiere immer weiter vor, bis er dem Finkenritter ſo nahe vor den Augen war, daß er ſchlechterdings davon Kenntniß nehmen mußte. Er wandte ſich raſch und fragte: „Was gibt's?“

„Ein Wechſelchen, ein verfallenes, gnädiger Herr!“ ſagte der Jude.

„Verdammter Mauſchel!“ rief der Ritter. „Iſt hier der Ort zu ſolchen Geſchäften? Das Geld liegt längſt auf meinem Gute bereit. Warum kamſt du nicht?“

„Halten Sie mir's zu Gnaden!“ verſetzte der Jude. „Ich hab' Sie geſucht wie eine Stecknadel — —“

„Das iſt eine unverſchämte Lüge!“ fiel Herr von Finkenbuſch ein, und ſchalt und prahlte in einem Athem fort, daß Ezechiel nicht wieder zum Wort kommen konnte.

Lottchen ſah während dieſes Auftritts vor ſich nieder und kritzelte mit der Gabel auf den Rand des zinnernen Tellers den Namen Ewald, wie noch heutiges Tages im Gaſthofe zum goldenen Löwen zu ſehen iſt.

Je mehr der Ritter auf den Juden loswetterte, je mehr nickte der Hofrath ihm Beifall zu.

Herr von Finkenbuſch zog nach und nach gelindere Saiten auf und ſagte: „Höre Jechel, du biſt ſonſt ein Menſch, der Lebensart verſteht; darum kann ich mir nicht vorſtellen, daß du mir aus eigener Bewegung den Streich ſpielteſt, mich hier in der Mitte ſchätzbarer Freunde mit einer Mahnung zu überfallen. Geſteh, wer reizte dich dazu an? Ich ſchenke dir einen Louisd'or, wenn du mir ſtehenden Fußes den Nichtswürdigen nennſt!“ —

Er warf den ausgeſetzten Preis auf den Tiſch. Und wie ein Vogel, dem man Futter vorſtreuet, mit den Fittichen flattert, ſo bewegte der Jude freudig die Arme. Seine Augen wurden größer und feuriger, die Lippen zitterten, als wollten ſie ſprechen, und mit lüſterner Verlegenheit ſah er bald das Goldſtück, bald den Hofrath an.

„Ich weiß, was ich wiſſen wollte!“ ſprach Herr von Finkenbuſch mit einem wilden Blick über den Tiſch hinüber. Spitzkopf entfärbte ſich. Ezechiel griff nach dem Gelde. „Halt!“ ſagte der Ritter: „das Geld iſt nicht verdient. Du haſt mir den Aufhetzer nicht genannt; nur deine Augen verriethen ihn. Geh' zum Teufel!“

Der Jude wollte ſich mauſig machen; aber der Finkenritter ſprang auf, ergriff einen Stock und prügelte ihn zur Thür hinaus.

Von dieſem Geſchäfte zurückgekommen, ſprach er mit kaltem Ernſt: „Herr Hofrath, ich erwarte Sie morgen früh um ſechs Uhr auf der Gränze unſerer Güter mit Piſtolen!“ —

„Bewahre mich der Himmel! wie käm' ich zu dieſer Fehde?“ rief Spitzkopf, ſtarr und bleich.

„Ihr Gewiſſen antworte!“ verſetzte Herr von Finkenbuſch. „Ich will nicht Worte, ſondern Kugeln mit Ihnen wechſeln!“ —

Aengſtlich ſah der Hofrath an der Reihe der Tiſchgenoſſen auf und nieder. Er hoffte, es würde ſich einer zum Schiedsmann und Friedensſtifter aufwerfen. Doch alle ſchwiegen, wie verſchworen. „Nun, ſo muß ich mir ſelbſt helfen!“ ſprach er für ſich. „Beſitz' ich doch das Mittel, womit man Alles ausrichten kann. Der Junker iſt arm, er läßt ſich mit zehn oder zwanzig Dukaten beſchwichtigen, und Lottchens Mitgift erſetzt mir den Verluſt tauſendfältig.“ —

Zehntes Kapitel.

Die Flucht.

Des Tiſchgeſprächs zerriſſener Faden war kaum wieder angeknüpft, als die Thür plötzlich aufging und ein junger Offizier, mit dem Ehrenzeichen der Tapferkeit auf der Bruſt, hereintrat.

„Ewald!“ — ſchrie Lottchen mit freudigem Entſetzen auf; die Freier ſtarrten ihn mit verſteinerten Geſichtern an; Gerhard rief: „Willkommen!“ ſeine Gattin ſchlug die Hände über dem Kopfe zuſammen, und die Liebenden ſtürzten einander in die Arme. Dieß Alles war das Werk eines Augenblicks, aber für die Freier ein erſchütterndes Schauſpiel, das ſie mit langen Nachwehen bedrohte.

Ewald kam als Kourier aus dem Feldlager. Er ſollte der Hauptſtadt die Botſchaft bringen, daß ein Waffenſtillſtand geſchloſſen und der Friede gewiß ſey. Sein Weg ging am goldenen Löwen vorüber. Hier auf friſche Pferde wartend, erfuhr er Gerhards und der Seinigen Anweſenheit. Was war natürlicher, als daß er zu ihnen eilte?

Gerhard entdeckte ihm das ausgeſprengte Gerücht von ſeinem Tode. Er verſicherte, daß er nicht die unbedeutendſte Wunde aufzuweiſen habe. „Aber das Offizierspatent und den Verdienſtorden erhielten Sie doch gewiß nach einem heißen Tage,“ verſetzte Gerhard. „Das Glück that mehr als ich,“ ſagte der beſcheidene Jüngling, und rühmte ſich ſeiner Thaten mit keinem Worte.

Spitzkopf wollte berſten, da er ſich, nachdem er drei Gegner glücklich zu Boden geſtreckt hatte, nun ſelbſt aus dem Sattel gehoben ſah. Mit ſtiller Wuth ſchlich er aus dem Zimmer, ließ eiligſt anſpannen, und fuhr, ohne daß ihn jemand vermißte, mit ſeinem Kammerdiener davon.

Kaum waren ſie aus dem Thore, ſo bat Fuchsbalg, ihm des folgenden Tages die Summe von hundert Thalern auszuzahlen, die ihm der Hofrath für ſeine Mitwirkung bei den Freiersränken verſprochen hatte.

„Wie kannſt du daran noch denken?“ ſagte Spitzkopf. „Mein Verſprechen geſchah unter der Bedingung, wenn ich Lottchens Gemahl würde, und mit dieſer Hoffnung iſt auch dein Lohn in den Brunnen gefallen.“

„Herr, das ſind faule Fiſche!“ fuhr der Kammerdiener hitzig auf.

Spitzkopf, der eben in einer wahren Bärenlaune war, beſtrafte dieſe Grobheit mit einer Ohrfeige. Ergrimmt gab ihm der Empörer zwei dafür, ſprang aus dem Wagen, und lief, von Rachgier geſpornt, in den goldenen Löwen zurück. Die Geſellſchaft war noch beiſammen. Keuchend trat er in ihre Mitte und beichtete haarklein alle ſie betreffende Pfiffe und Kniffe ſeines Herrn. Man erſtaunte und fragte ihn, ob er dieſe Ausſage vor Gericht eidlich beſtätigen wolle. Er erklärte ſich dazu bereit, und ward vor der Hand entlaſſen.

Indeſſen hatte das Poſthorn den glücklichen Ewald mehrmals zur Abreiſe gemahnt. Er riß ſich endlich los. Sobald er fort war, machte ihn Gerhard den dreien, nun in Ruheſtand verſetzten Liebhabern als ſeinen künftigen Eidam bekannt. Sie ſtutzten und erblaßten; der ſchuldige Glückwunſch erſtarb ihnen auf der Zunge, und einer nach dem andern empfahl ſich mit gezwungener Höflichkeit.

Doppelt wurmte ſie jetzt der Hohn und die Schmach, die ſie wegen ihrer verunglückten Freierſchaft ausgeſtanden hatten. Sie beſchloſſen, den Quälgeiſt vor Gericht zu fordern. Zuvor aber dachte ihm der Finkenritter noch eine andere Züchtigung zu. Er ſchickte, da er ihn der Ehre des Zweikampfes nicht mehr würdig achtete, ein Paar handfeſte Pferdeknechte mit Hetzpeitſchen auf den beſtimmten Platz, und befahl ihnen, die Sache auszumachen. Wer ſich aber nicht einſtellte, war der Hofrath. Er fand für gut, ſich dem Duell und allen ſchlimmen Folgen, die er von der ihm ahnenden Verrätherei ſeines entlaufenen Kämmerlings beſorgte, durch ſchleunige Flucht über die Landesgränze zu entziehen, und kam nicht wieder. Sein Gut, das er durch einen Bevollmächtigten ausbieten ließ, kaufte Gerhard für das junge Paar, und in denſelben Gemächern, wo eine Zeit lang Schelſucht und Argliſt einheimiſch waren, wohnen jetzt Liebe und Redlichkeit.

II.

Der Fliegenprozeß.

Aus einer alten Chronik.

An einem ſchönen Sommertage des Jahres 1625 ſchmauchte der Gewürzkrämer und regierende Burgemeiſter des Städtleins Ziegenberg, Herr **Tobias Nußknacker**, ein Pfeiflein Tabak zum Fenſter hinaus und ergötzte ſich an den ehrfurchtsvollen Bücklingen ſeiner vorübergehenden Unterthanen. „Es iſt doch wahrlich recht angenehm, ein vornehmer Mann zu ſeyn!“ ſprach er für ſich. „Ich bin in jeder Betrachtung, ſowohl an Reichthum als Macht, der König von Ziegenberg, und Trotz ſey dem geboten, der mir Achtung und Gehorſam verweigert!“

Dieſer Trumpf galt einem jungen Maler, der gegenüber wohnte und bei dem Pfefferkönig Tobias im ſchwarzen Regiſter ſtand, weil er oft und auf mancherlei Art an den Tag gelegt hatte, daß er ſich aus ihm ſo viel als nichts mache. Das bewies er auch eben jetzt. Er ſtieß mit heftigem Geräuſch ſeine Fenſter auf, zog vor dem erhabenen Nachbar, der ihn ernſthaft anſtarrte, ſein Käpplein nicht ab, ſondern begann mit einem hochgeſchwungenen Tuche ein Treibejagen der unzähligen Fliegen, die ſich bei ihm eingefunden hatten, um ihm in ihrer bekannten punktirten Manier malen zu helfen.

Sie nahmen ihre Flucht in gerader Richtung über das ſchmale Gäßlein hinüber, flogen dem Burgemeiſter ins Angeſicht, und, als er darob zurückfuhr, in die Stube hinein. Er, ein abgeſagter Feind ihres Geſchlechts, fluchte, ſtampfte mit den Füßen und ballte dem Maler eine Fauſt; aber mit über einander geſchlagenen Armen ſtand der Unheilsſtifter ruhig am Fenſter und lachte des ungeberdigen Mannes.

Das war denn ein Majeſtätsverbrechen, das der ſtolze Häuptling von Ziegenberg nicht ungeahndet laſſen konnte. Er ſchickte nach dem Rathsfrohn, der mit einem armsdicken Stocke, dem Zeichen ſeiner Würde, ſogleich erſchien. „Hört!“ ſprach Herr Tobias, „geht ſtracks zu dem Farbenklecker Dietrich hinüber und ſagt ihm in meinem Namen: er könne Gurken malen ſo viel er wolle, nur mög' er ſich bei ſeiner Obrigkeit keine Gurke zu viel herausnehmen. Er ſolle ſich inſonderheit, bei Vermeidung harter Pön, der Fliegenjagden enthalten, immaßen das Geſchmeiß zu mir herüber komme und meine Gemächer anfülle. Ich, der regierende Burgemeiſter, leide das nicht; das ſagt dem Burſchen mit Nachdruck! Und ſollt' er ſich mit ſchnöden Worten oder gar thätlich an Euch vergehen, ſo nehmt ihn beim Fittich und führt ihn in die Frohnfeſte!“

Der Rathsdiener entledigte ſich des Auftrags mit möglichſter Grobheit. Es wäre ihm lieb geweſen, wenn ſich Dietrich an ihm vergriffen und ſich dadurch in die Büttelei befördert hätte. Allein er antwortete kaltblütig: „Wie kann mir der Herr Burgemeiſter verbieten, ein läſtiges Ungeziefer aus meinem Zimmer zu jagen? Ich werde das thun, ſo oft mir's gefällt, und es kümmert mich nicht, ob die Fliegen, die ich austreibe, in der Kabuſe eines Bettlers oder im Palaſte des Kaiſers eine Freiſtätte ſuchen.“

„Warte, Bube!“ rief Herr Tobias, als der Frohn mit dieſer Meldung zurück kam. „Das freche Wort von kaiſerlicher Majeſtät ſoll dir gelegentlich theuer zu ſtehen kommen!“ Er ſetzte ſofort ein Protokoll darüber auf. Der Büttel, der ſeinen Namen nicht ſchreiben konnte, zeichnete mit tölpiſcher Hand drei Kreuze darunter.

Es war im Städtchen kein Geheimniß, woher des Burgemeiſters Haß gegen den Künſtler entſprang. Jener erzog in ſeinem Hauſe ein armes, aber ſehr reizendes Mühmchen, das dem Maler ins Auge ſtach, als er, mit einer ledernen Mappe auf dem Rücken, das Land durchſtrich, um ſchöne Gegenden aufzuſuchen. Da er nun an Kunigunden eine vorzügliche betrachtenswerthe Naturſchönheit fand, ſo ließ er ſich auf unbeſtimmte Zeit in Ziegenberg nieder und miethete eine Wohnung, wo er die liebliche Ausſicht auf Gundchens Nähtiſch und Schlafkämmerlein hatte.

Anfangs ging alles recht glücklich. Er machte dem Burgemeiſter ſeine Aufwartung, ſtrich geſchickt den Fuchsſchwanz, und ſchmeichelte ſogar mit ſeinem Pinſel, indem er den Herrn Tobias, ſammt ſeiner ungeheuren Knotenperücke, ſo ſtattlich malte, daß der einfältige Gewürzkrämer wie ein kluger Staatsminiſter ausſah. Das Bildniß war unter Brüdern fünfzig Thaler werth; doch Dietrich nahm keinen Pfennig dafür. Dieſes Opfer ließ ſich der geizige Vater der Stadt in Gnaden gefallen; allein er merkte bald, daß Kunigunde mit Küſſen bezahlte. Darüber ward er bärbeißig, und verbot auf der Stelle ſeinem Cabinets-Maler das Haus. „Und auch Dir,“ ſprach er zu Kunigunden, „ſetz' ich nächſtens den Stuhl vor die Thüre, wenn Du Dich ferner ſo wegwirfſt! Wie kann ſich ein ſolcher Menſch unterfangen, die Muhme eines regierenden Burgemeiſters zu liebkoſen? Maler, Poeten und Muſikanten ſind ein unnützes Geſindel. Ich wollte Dich lieber mit dem Gemeindehirten, als mit einem Laffen von jenem Gelichter verheirathet ſehen.“

Kunigunde dachte nicht ſo philiſtermäßig von den ſchönen Künſten, und liebte den Maler ſo innig, daß der Oheim mit allen ſeinen Abmahnungen nichts dagegen vermochte. Es wurden Blicke und Brieſchen gewechſelt, heimliche Zuſammenkünfte verabredet und gehalten; kurz, die Sache ging ihren natürlichen Gang. Der Oheim lauerte, polterte, ſperrte das Mädchen ein, und wollte den Liebhaber, als einen gefährlichen Fremdling, aus der Stadt verweiſen; aber Dietrich verſchaffte ſich von höherer Hand einen Schutzbrief, und ſchlug, darauf geſtützt, bei jeder Gelegenheit dem aufgeblaſenen Burgemeiſter ein Schnippchen.

Dieſe Feindſeligkeiten und Neckereien waren das Vorſpiel des Fliegenſtreites.

Herr Tobias rief, als er den Schergen wieder entlaſſen hatte, ſeine Hausleute zuſammen, bewaffnete ſie mit Fliegenklappen, und lieferte den bei ihm eingedrungenen Feinden ein Treffen. Sie litten eine völlige Niederlage; man ſah und hörte keine Fliege mehr. Des Burgemeiſters aufgeregte Galle beruhigte ſich. Er wirbelte mit eigener Hand alle Fenſter zu, und verbot die Oeffnung derſelben, um vor neuen feindlichen Einfällen ſicher zu ſeyn.

Es war aber dennoch, ungeachtet man ſeine Anordnung nicht übertreten hatte, am nächſten Morgen ein zehnfach ſtärkeres Heer eingerückt und durchſchwärmte ſummend und brummend das Haus. Tobias wollte aus der Haut fahren; ſeine Dienerſchaft fand das Ding unbegreiflich; beſonders Kunigunde drückte ſehr wortreich ihre Verwunderung aus. Nach langem Geſchwätz und vergeblicher Mühe, den unerklärlichen Vorfall zu enträthſeln, zog man mit vereinter Macht gegen das geflügelte Volk zu Felde, und nach einer thätigen Viertelſtunde war es gänzlich vernichtet.

Jetzt ließ Herr Tobias ein paar hundert Ellen Bindfaden bringen, ſchnürte und feſſelte damit alle Fenſterflügel zuſammen, und drückte überall ſein Siegel darauf. Der Ladendiener und die Köchin bewunderten dieſe Gränzenbefeſtigung als ein Meiſterwerk. Gundchen aber lachte hinter dem Rücken des geſchäftigen Ingenieurs. „Das ſoll mir wohl helfen!“ ſprach er, als er das letzte Fenſter petſchirte. Er ward auch wirklich den ganzen Tag von keiner Fliege an der Wand weiter geärgert. Mit Gemüthsruhe legte er ſich Abends zu Bette und ſchlief bis an den hellen Morgen. Da weckte ihn ein Kriebeln in der Naſe. Er griff haſtig dahin, erhaſchte eine hinein ſpazierte Fliege, und entſetzte ſich über einen zahlloſen und erzfrechen Schwarm, der ſeine Kammer durchſchwirrte.

„Iſt denn der Teufel hier los?“ ſchrie er auf, ſprang vom Lager, fuhr in ſeinen Schlafrock und ſtürmte ſeine Leute aus den Betten. Sie ſahen ihr blaues Wunder an der Inſectenſchaar, die während der Nacht, wo doch die Fliegen gewöhnlich keine Reiſen unternehmen, angekommen war, und durch Mauern und verſiegelte Fenſter ihren Einzug gehalten hatte.

Mit offenem Munde ſtanden die Gaffer da; die Haut grieſelte ihnen, und einſtimmig betheuerten ſie: das gehe nicht mit rechten Dingen zu. Der Burgemeiſter commandirte zum Angriff: aber ſeine feigen Haustruppen, die ſich mit Zaubergeſchöpfen in keinen Kampf einlaſſen wollten, nahmen Reißaus. Nur Gundchen hielt treulich Stand und half dem Oheim die fliegende Rotte vertilgen. Doch gewann ſie dadurch keinen Dank. Er beobachtete vielmehr, als er mit ihr allein war, ein hartnäckiges Stillſchweigen, und beſchielte ſie blos von der Seite mit finſtern, mißtrauiſchen Blicken, die den nahen Ausbruch eines Sturmes verkündigten.

Bald nachher ließ er ſeine Collegen zu einer auſſerordentlichen Berathſchlagung auf's Rathhaus berufen. Sie eilten vom Backofen, von der Braupfanne und vom Wurſtkeſſel hinweg, um den Vortrag ihres hochverehrten Oberhauptes zu vernehmen. Herr Tobias eröffnete ihnen ſeine Fliegennoth mit den kleinſten Umſtänden, erwähnte der häuslichen Vorſichtsmaßregeln, die er fruchtlos dagegen getroffen hatte, und zog aus dem allen den Schluß, daß Zauberei im Spiele ſey.

„Das läßt ſich gar nicht anders denken!“ riefen die ehrlichen Jaherren. „Aber wer ſollte wohl in unſerer guten Stadt einen Bund mit dem Teufel geſchloſſen haben?“ „Welche Frage!“ verſetzte Tobias. „Ich dächte, das könntet Ihr nach dem allen, was ich Euch von dem fremden Maler erzählt habe, mit Händen greifen.“

„Ja, daß iſt wahr!“ ſagten ſie, und beſtraften ſich einander ſelbſt durch Kopfſchütteln und flämiſche Geſichter, daß ſie das nicht früher eingeſehen hatten.

„Man ſollte und könnte den Schwarzkünſtler ſogleich in Verhaft nehmen;“ fuhr Tobias fort: „um jedoch recht ſicher zu gehen, wollen wir noch erſt einen neuen Hexenſtreich abwarten. Aber dann, meine Herren, fahren wir zu und treiben die Sache bis zum Scheiterhaufen.“

„Ja, bis zum Scheiterhaufen!“ wiederholten die Rathsherren, und ſchlugen mit ihren harten Fäuſten grimmig auf den Tiſch. Damit ſchloß ſich die Sitzung.

Gundchen errieth es, daß die ungewöhnliche Rathsverſammlung ihren Geliebten betreffe. Daher ſchlich ſie, als der Oheim wieder nach Hauſe kam, lauernd und lauſchend um ihn herum. Sie wollte aus ſeinen Mienen und Geberden den Rathſchluß herausbuchſtabieren; aber der ſchlaue Mann bewachte ſein Amtsgeheimniß mit unüberwindlicher Vorſicht. Der Tag — es war ein Sonnabend — verſtrich übrigens ſo ruhig, als wäre dem Unweſen der Fliegen gänzlich geſteuert.

Auch den Sonntagsmorgen entheiligte kein Aergerniß. Herr Tobias verließ wohlgemuth die Federn, um ſich zum Kirchgange zu ſchmücken. Er wickelte zierlich ſeine Strümpfe von blauer Seide über das Knie hinauf, befeſtigte ſie unter demſelben mit goldenen Gürteln, knöpfte ſich in eine grüne, mit ſilbernen Blumen beſtreute Weſte, und zog darüber ein ſcharlachrothes Kleid von unmäßiger Weite und Breite. Zuletzt vertauſchte er die Nachtmütze mit der großen, den halben Rücken bedeckenden Allongenperücke, die der Haarkünſtler des Orts friſch aufgekräuſelt hatte, und eben, als das Kirchengeläut anfing, mit Eilſchritten überbrachte. Gundchen reichte dem Oheim nach alter Gewohnheit einen tüchtigen Blumenſtrauß. Den nahm er in die linke Hand; in die rechte den Prachthut mit goldener Treſſe: und ſo begab er ſich, ſtolz und mit würdevoller Haltung des Körpers, auf den Weg zum Tempel.

Aber er hatte kaum, wie ein Bräutigam aus ſeiner Kammer hervorgeht, die Gaſſe betreten, als ihn ein Rudel Fliegen, das zur Störung ſeiner Kirchenparade verſchworen ſchien, von allen Seiten umkreiſ'te und ſich auf ſeine Perrücke niederließ. Ihr Zuflug war nicht abzuwehren: denn der Wohlſtand machte es dem regierenden Burgemeiſter von Ziegenberg zur Pflicht, ſich kerzengerade, wie Don Juan's ſteinerner Gaſt, zum Gotteshauſe zu bewegen. Herr Tobias war auch gar nicht der Mann, der ſolche löbliche Sitten verletzte. Er that zwar jetzt das Aeußerſte, indem er einige Mal den Blumenſtrauß, den er ſteif vor ſich her trug, etwas höher, als ſchicklich war, emporhob, um Schrecken auf ſeiner Scheitel zu verbreiten; allein das fruchtete ſo wenig, als wenn man ungezogenen Kindern die Ruthe zeigt, die ſie nimmer zu fühlen bekommen. Die Perücke ward alſo immer ſtärker bevölkert, und er trug die zahlreiche Colonie in die Kirche hinein.

Die Fliegen des Gotteshauſes ſahen den Einzug ihrer Schweſtern, ſtellten ſich vor, es müſſe dort Zucker zu lecken ſeyn, und blitzſchnell verſammelten ſie ſich aus allen Winkeln auf der Haarhaube des Conſuls. Sie, die ſonſt mit dem friſch gefallenen Schnee wetteiferte, ſchien jetzt, als er das Schiff der Kirche langſam durchſchritten hatte und im Rathsſtuhl ankam, mit Ruß gepudert; ſo dicht ſaßen darauf die ſchwarzgrauen Gäſte beiſammen. Der geräuſchvolle ehrerbietige Aufſtand der ſchon gegenwärtigen Magiſtratsperſonen verſcheuchte ſie einen Augenbilck; aber mit zornigem Brummen nahmen ſie ſogleich ihren Platz wieder ein. Die Vornehmen des Raths, beſonders ihre alten Gemahlinnen, kreuzten und ſegneten ſich. Einige der letztern bedeckten ihr faltiges Geſicht mit dem Fächer, um dahinter zu lachen. Als aber das Uebel immer ärger wurde, nahm ein entſchloſſener Rathsherr ſeiner Eva das Feigenblatt der Schadenfreude aus der Hand, ſtellte ſich damit hinter den Regenten und wedelte aus allen Kräften, um die ſchwarze Legion zum Weichen zu bringen. Sie wich, durchſchweifte einige Secunden lang die nächſten Kirchſtühle, kam haſtig zurück, und ward auf's neue in die Flucht geſchlagen. So dauerte die Ebbe und Fluth des Fliegenmeeres unabläſſig fort, bis der Pfarrer die Kanzel beſtieg.

Mit Verwunderung ſah er Aller Augen, die ſonſt nach ihm gerichtet waren, auf des hochweiſen Raths Betſtübchen geheftet. Er wandte die ſeinigen auch dahin, erblickte das wunderbare Gewimmel auf dem Haupte des Burgemeiſters, und gerieth darüber in eine ſolche Zerſtreuung, daß er fünf Minuten huſtete, ſtammelte, und dann den Vorhof der Predigt eilig ſchloß, um ſich während des Kanzelliedes zu faſſen.

Da Ziegenberg meiſtens von Ackerbürgern bewohnt wurde und die Erndte nahe war, ſo hatte der Herr Paſtor ein paar Verſe gewählt, die ſich auf den Feldbau bezogen. Es kamen darin die Worte vor:

„Heuſchrecken und andres Geziefer
Sind Ruthen deines Zorns.“

Dieſe Stelle war Waſſer auf die Mühle der Frau Acciſe-Inſpectorin Krallfinger, die in der Kirche dem hochedlen Rathe gegenüber thronte, und den Burgemeiſter tödtlich haßte, weil er gegen ihren Eheherrn einen Rangſtreit erhoben hatte. Sie krähte jene Worte ſo laut als möglich, um dem Feinde zu verſtehen zu geben, daß ſeine Perückenplage eine göttliche Strafruthe ſey. Indem ſie aber in dieſer chriſtlichen Abſicht das weite Thor ihres zahnloſen Mundes von Ohr zu Ohr aufriß, ſtürzten ſich fünf oder ſechs Fliegen hinein, die zu der großen, von dem Fächerſchwinger eben hart gedrängten und verſprengten Bande gehörten. Frau Krallfinger ſprudelte, kotzte und ſtöhnte, als wollte ſie erſticken. Zwei Gevatterinnen wackelten mitten durch die Kirche hindurch ihr zu Hülfe, klopften ihr den Rücken, ſchnürten ſie auf, führten ſie fort, und belferten ſcheltend in den Rathsſtuhl hinein. Die ganze Gemeinde fuhr mit langen Hälſen von ihren Sitzen empor, Geſang und Orgel verſtummten; ungehobeltes Volk lachte laut; man glaubte, nicht in der Kirche, ſondern in einer Gaukelbude zu ſeyn. „O Dietrich! Dietrich!“ ächzte Tobias, und Scham und Verzweiflung jagten ihn durch die gaffenden Reihen aus dem Tempel.

Er lief in den Hof ſeines Hauſes, warf die Allongenperücke die noch immer mit Fliegen bedeckt war, in eine Waſſerkufe, und rannte mit kahlem Kopfe und einem grimmigen Löwengeſichte in ſeine Wohnſtube. „Himmel! was iſt Ihnen begegnet?“ ſchrie Gundchen und ſchlug die Hände hoch zuſammen. Er antwortete nicht, ſtreckte ſich in den Sorgeſtuhl und verſank in tiefes Nachdenken.

Eine Stunde darauf erſchien, aus der Kirche kommend, der geſammte Magiſtrat, nebſt ſeinem gelehrten Anhange, dem Stadtſchreiber Fidibus. Es ward eine lange Conferenz bei verſchloſſenen Thüren gehalten. Nach Endigung derſelben begab ſich der Senat hinweg; aber den Schreiber zupfte Herr Tobias traulich am Aermel, führte ihn in den Kramladen, ſchob ihm in die rechte Taſche ein Pfund Tabak, und in die linke eine Flaſche Branntwein: denn beide Genüſſe waren des Herrn Fidibus Himmel auf Erden. Er trieb auch ſeine Dankbarkeit ſo weit, daß er ſeinem Wohlthäter die Hand küßte. „O, nicht doch, Männchen!“ ſagte Tobias, als es mit dieſer Weigerung zu ſpät war. „Aber ich bitte Dich,“ — ſetzte er mit Wangenſtreicheln hinzu — „thu in der bewußten Sache Dein Beſtes!“ — Herr Fidibus ſchlug betheuernd an ſeine Bruſt und ſchwänzte mit der angenehmen Bürde fröhlich nach Hauſe.

Nachmittags wollte Kunigunde, um dem mürriſchen Oheim aus den Augen zu kommen, in die Kirche gehen und nachher eine Freundin beſuchen; allein er belegte ſie mit Hausarreſt, unter dem ſcheinbaren Vorwande: es ſey ihm nicht wohl; er werde vielleicht ihrer Hülfe bedürfen. So erfuhr ſie denn nicht, was ihrem Freunde bevorſtand.

Herr Fidibus brachte nämlich eine Macht von dreißig bewaffneten Spießbürgern auf die Beine, rückte damit gegen Abend vor Dietrichs Wohnung, und nahm ihn nach einer lebhaften Gegenwehr, die dem vorwitzigen Heerführer ſelbſt einen Zahn koſtete, gefangen.

Gundchen war außer ſich, als ſie den Geliebten unter dem jauchzenden Zulauf der ganzen Stadt ins Gefängniß ſchleppen ſah. Aber ſie bot alle Geiſteskraft auf, um ruhig zu ſcheinen: denn nur unter dieſer Maske hielt ſie es für möglich, die Hände zu ſeiner Unterſtützung frei zu behalten.

Kaum war ſie ſo mit ſich einig, als der Oheim in ihr Kämmerchen trat und höhniſch fragte: ob ſie ihres Seladons Verhaftung geſehen habe.

„Den Maler Dietrich ſah ich arretiren;“ antwortete ſie mit einem gleichgültigen Tone. „Was hat er denn verbrochen?“

„Er iſt ein Zauberer!“ ſagte der Oheim: „Er ſteht mit dem Fliegenfürſten Satan im Bunde; er hat mein Haus und meine Perücke behert; er hat den Kaiſer geläſtert. Du kannſt ihm immer ein Todtenhemd nähen! Sein einziger und letzter Weg, den er noch auf Erden wandeln wird, geht zum Scheiterhaufen.“

„Gott ſey ſeiner Seele gnädig!“ ſeufzte Kunigunde. „Hat er ſich wirklich in die ſchwarze Kunſt eingelaſſen, ſo hab' ich kein Mitleiden mit ihm.“

„Das iſt vernünftig geſprochen!“ rief Herr Tobias, der nichts weniger als ein Seelenkenner war, und von der Liebe — die zum Gelde ausgenommen — keinen Begriff hatte.

Der Criminalprozeß begann des folgenden Tages mit grimmiger Strenge. Herr Fidibus hoffte, durch eifrige Betreibung deſſelben nicht nur Tabak in Hülle und Fülle zu gewinnen, ſondern auch ſogar, wenn Dietrich in Aſche verwandelt ſey, Kunigundens Hand zu erobern: denn daß er ſchon vor einiger Zeit einen Korb von ihr empfangen hatte, ſchrieb er einzig und allein auf des Malers Rechnung, und brannte deßhalb vor Begierde, den Nebenbuhler brennen zu ſehen. Dietrich läugnete freilich Beelzebubs Bekanntſchaft in allen Verhören und lachte über dieſe Anſchuldigung laut; der Stadtſchreiber verließ ſich aber auf die erſprießliche Wirkung der Folter, und arbeitete mit raſtloſer Feder nach dieſem menſchenfreundlichen Ziele hin.

Der Brand des Scheiterhaufens ward wie ein Luſtfeuerwerk von allen Ziegenbergern mit Ungeduld erwartet. Männiglich hielt den Inquiſiten um ſo weniger für unſchuldig, da jeden Abend eine rieſenhohe, in weiße Tücher gehüllte Frauengeſtalt, aus den Ruinen eines Kloſters hervorſchreitend, ins Stockhaus ging, ohne dem Kerkermeiſter, nach deſſen gerichtlicher Ausſage, ſichtbar zu werden. Es war Kunigunde, die unverrathen von dem beſtochenen Manne, ihren Freund beſuchte und ihm Speiſen brachte, indem ihr Oheim ruhig am andern Ende der Stadt in einem Bier- und Tabaksklubb ſaß. Der hintere Theil ſeines Hauſes gränzte mit den öden Kloſtermauern: das liebende Mädchen konnte daher, von keinem Menſchen geſehen, hineinſchlüpfen, ſich darin vermummen und mit feierlichen Geiſterſchritten heraus gehen. Entlarvung hatte ſie nicht zu befürchten. Zu einer ſolchen halsbrechenden That war in ganz Ziegenberg kein Heldenherz vorhanden. Wer das vermeinte Geſpenſt nur von fern ſah, warf ſich über Hals und Kopf in die Flucht. Unter dieſen Umſtänden litt der

Gefangene keine Noth. Er beſaß überdieß eine reichlich gefüllte, den Schnapphähnen der Gerechtigkeit entgangene Goldbörſe, durch die er ſich alle nur mögliche Freiheiten und Bequemlichkeiten verſchaffte.

Nach fünf oder ſechs Wochen lief von dem Schöppenſtuhl zu N. N. ein hartes Urtheil ein, das dem Inquiſiten die beiden erſten Grade der Folter zuerkannte. Es ward ihm vorgeleſen, und man ermahnte ihn beweglich, ſich ohne Martern zum Geſtändniß zu bequemen. Er aber ſagte mit Gleichmuth: man möge den Scharfrichter nur kommen laſſen; er wolle doch ſehn, ob Meiſter Hämmerling oder die Wahrheit den Sieg davon tragen werde.

In Ziegenberg wohnte kein ſolcher Schreckensmann; es mußte einer ſechs Meilen weit herberufen werden. Er kam mit Knechten, mit Daumenſchrauben und andern furchtbaren Geburtszangen der Wahrheit, die er zum Theil, nach geheimer Vorſchrift des Schöppenſpruchs, in der Folterkammer nur drohend vorzeigen ſollte, um Angſt zu erwecken. Der Magiſtrat gab ihm eine Audienz. Die ſechste Morgenſtunde des folgenden Tages ward zur Folterung beſtimmt. Herr Tobias ging mit den Hühnern zu Neſte, um recht früh, ohne Verkürzung ſeiner gewöhnlichen Ruhezeit, auf dem Platze zu ſeyn.

Das erſte Hahnengeſchrei weckte ihn auf. Er rieb ſich den Schlaf aus den Augen, und lernte noch im Bett eine Rede auswendig, die er in der Folterkammer halten wollte. Herr Fidibus hatte ſie entworfen und aus ſchwülſtigen Worten zuſammengeſetzt, die dem alten Grützkopf, der nur Zahlen zu merken gewohnt war, ſchwer eingingen.

Als er ſich noch damit quälte, ward die Hausglocke heftig gezogen. Bald darauf klopfte die Köchin an ſeine Thür und meldete durchs Schlüſſelloch: der Rathsfrohn verlange den hochedeln Herrn Burgemeiſter unverzüglich zu ſprechen. „Mir ahnt ſchon, was er bringt!“ ſagte Tobias zu ſich ſelbſt, indem er den Schlafrock anzog. „Der Arreſtant will gutwillig beichten, um geſunde Glieder zu behalten. — Recht gut! So bin ich der verdammten Rede überhoben. — Doch bei dem allem iſt's Jammer und Schade, daß die heutige Solennität rückgängig wird; ſie hätte im ganzen Lande ein für uns rühmliches Aufſehen gemacht. — Nun, deſto gewiſſer bleibt uns der Scheiterhaufen!“ —

Er öffnete jetzt; der Scherge ſtürzte todtenbleich ihm zu Füßen und ſchrie wie ein Wahnſinniger: „Ich bin ein unglücklicher Mann! der ganze hochweiſe Rath iſt unglücklich!“ —

„Ei, warum nicht gar!“ ſagte Tobias. „Die Sache iſt nicht ſo ſchlimm; ich bin ſchon darauf vorbereitet.“

„Gott ſey Dank!“ ſprach der Frohn, und ſtand getroſt wieder auf. „Ich hatte eine ſchreckliche Nacht. Von elf bis zwölf Uhr wirthſchaftete der Teufel in der Frohnfeſte. Es heulte wie Eulen, es brüllte wie Löwen, es lief wie auf Hufeiſen die Treppe auf und nieder. Wer da? ſchrie ich herzhaft in den Tumult hinaus. Da erhielt ich von einer unſichtbaren Hand eine Ohrfeige, die ſich gewaſchen hatte. Ich wühlte mich zitternd und zagend in meine Betten. Das Getöſe dauerte fort, und endigte ſich erſt, da es zwölf ſchlug, mit einem Gekrach, als ſtürzte das Haus ein.“

„Hu! mich ſchaudert!“ ſagte Tobias. „Lauft zum Stadtſchreiber und laßt den Spuk regiſtriren, damit der Inquiſit bei der peinlichen Frage darüber vernommen werden kann.“

„Der Inquiſit? — vernommen?“ — fragte der Scherge kleinlaut. „Ich denke, der Herr Burgemeiſter wiſſen es ſchon, daß er verſchwunden iſt.“ —

„Kerl, Ihr ſeyd toll!" brüllte Tobias, und packte ihn an der Bruſt.

„Ja, er iſt fort!" ſagte der Frohn. „Das wird nun einmal nicht anders, wenn mich auch Ew. Hochedeln zerreißen und verſchlingen. Ich ging dieſen Morgen in ſein dreifach verſchloſſenes Gefängniß, um ihn zur Tortur zu wecken; aber das Neſt war leer, und auf der Bank lag dieſer Zettel."

Haſtig griff der Burgemeiſter nach dem beſchriebenen Blättchen und las:

„Lebt wohl, Herr Conſul! Ich reiſe von hier.
Verzeiht, daß ich deß mich erkühne.
Ich bin ein Bischen klüger als Ihr;
Das iſt der Teufel, dem ich diene!"

„Impertinent!" brummte Tobias. Das Blut kochte in ſeinen Adern. „Margarethe!" rief er zur Thür hinaus: „Sagt Kunigunden, ſie ſoll mir die Schachtel mit niederſchlagendem Pulver ſchicken." — Den Häſcher fuhr er an: „Schert Euch zum Stadtſchreiber!" — Dann warf er ſich auf einen Stuhl, las die Abſchiedskarte nochmals durch und zerriß ſie.

„Ach, daß ſich Gott erbarme!" heulte jetzt Margarethe herein. „Um Gotteswillen, Herr Burgemeiſter, erſchrecken Sie nicht! Jungfer Kunigunde iſt über alle Berge! Das Bett ſteht da, wie ich es geſtern gemacht habe, und der Kleiderſchrank iſt offen und leer." —

Tobias ſtarrte ſie an: die Lippen wurden ihm blau; er fiel in Ohnmacht. Margarethe kreiſchte zum Fenſter hinaus um Hülfe. Es fehlte nicht an Beiſtand; denn das ganze Städtchen war ſchon in Bewegung, um den Inquiſiten zur Marterkammer führen zu ſehen. Man ſchrie dem

Ohnmächtigen in die Ohren, beſprengte ihn mit Waſſer, kitzelte ſeine Naſe mit Federn, und er ſchlug zur höchſten Freude aller Anweſenden die Augen wieder auf. Er winkte ſeinen Aerzten, ſich zu entfernen. Sie gehorchten mit Seufzen; doch er behielt keinen Augenblick Ruhe. Herr Fidibus ſtürmte herein und geberdete ſich wie ein Beſeſſener über die Entweichung ſeiner Auserwählten. „Auch meine treffliche Rede," fuhr er kläglich fort, „geht in die Pilze! Ich wollte ſie in der Landtrompete, dem beliebten Wochenblatte, abdrucken laſſen, und wir hätten Ehre damit eingelegt: aber nun wird die Trompete unſre Schande verkündigen." —

„Wer kann helfen?" ſeufzte der Burgemeiſter. „Was können wir thun?"

„Den Flüchtlingen reitende Boten nachſenden;" verſetzte der Stadtſchreiber.

„Das müßten ſolche ſeyn, die in der Walpurgisnacht auf Ofengabeln reiten;" ſpöttelte Jener. „Denn wer ſonſt könnte Geſindel einholen, das wahrſcheinlich der Geier durch die Lüfte fortgeführt hat?" —

Herr Fidibus behauptete rechtsgelehrt: es müßten wenigſtens Haftbriefe erlaſſen werden. Dieſe bewilligte Tobias gegen den Maler, verbot aber klug genug, Kunigundens darin zu erwähnen, damit die Familie Nußknacker nicht öffentlich um Ehre und Reputation komme.

Die Haftbriefe fruchteten nichts. Man hörte ſechs Monate lang von beiden Entflohenen kein Wort.

Endlich brachte die Poſt einen Brief an Herrn Tobias Nußknacker, regierenden Burgemeiſter zu Ziegenberg. Der Umſchlag war mit den Ortsnamen: Baſel, Mainz und mehrern andern bezeichnet, die dem Poſtmeiſter insgeſammt böhmiſche Dörfer waren. Neugierig ließ er ſich von dem

Pfarrer ein Poſt- und Zeitungs-Lexicon ausbitten, und verſteinerte ganz, als ſich beim Nachſchlagen fand, daß Baſel eine Stadt in der Schweiz und von Ziegenberg über hundert Meilen entlegen ſey. Ein Brief aus einer ſolchen ungeheuren Ferne war ihm während ſeiner zwanzigjährigen Amtsführung nicht unter die Hände gekommen. Er vertraute ihn daher ſeinem Dienſtmädchen, der gewöhnlichen Briefträgerin, nicht an, ſondern beſtellte ihn perſönlich an die Behörde.

Herr Tobias machte große Augen und entfärbte ſich, als er nach Erbrechung des Siegels Dietrichs Namen erblickte.

> „Ich habe die Ehre,“ — ſchrieb Dietrich — „Ew. Wohledlen zu melden, daß ich mich mit Kunigunden, meiner mir angetrauten Gattin, in der Schweiz befinde. Wir leben überaus glücklich im Schooße der Freiheit und Natur. Einem Künſtler ſteht die ganze Welt offen; aber ein Krämer Ihres Schlages kann ſich, ohne zu verhungern, von ſeiner Häringstonne nicht trennen. Es iſt das luſtigſte Abenteuer meines Lebens, daß ich von Ihnen für einen Hexenmeiſter gehalten und mit Folter und Scheiterhaufen bedroht ward. Sie würden ſich Ihrer Einfalt ſchämen, wenn ich Ihnen meine natürlichen, faſt kindiſchen Zaubereien erklärte; ich enthalte mich aber deſſen, um einige Perſonen, die ich als Gehülfen brauchte, Ihrer Rache nicht bloßzuſtellen.“

(Da dieſe Gefahr vorbei iſt, ſo wollen wir die unbedeutenden Geheimniſſe dem Leſer entdecken. Des Burgemeiſters Perücke hatte der beſtochene Haarkräusler mit Jungfernhonig beſtrichen und mit Zuckerſtaub gepudert. Die Fliegen, die im verſchloſſenen und verſiegelten Hauſe ſchwärmten, wurden von Gaſſenbuben eingefangen, und Kunigunde ließ ſich durch die Ueberredungskunſt der Liebe bewegen, die damit gefüllten Flaſchen heimlich in Empfang zu nehmen und im Hauſe zu öffnen. Der Geſpenſterlärm in der Frohnfeſte war endlich weiter nichts als eine Erdichtung des Kerkermeiſters, der den Gefangenen gegen ein Löſegeld von zehn Ducaten in Freiheit geſetzt hatte.)

„Ich bitte Sie übrigens“ — fuhr Dietrich in ſeinem Briefe fort — „wegen jener Poſſenſtreiche nicht um Verzeihung. Sie reizten mich ſelbſt dazu, indem Sie ſich anmaßten, mir eine freie, unverbietliche Handlung verbieten zu wollen. Nehmen Sie eine Lehre von mir an! Es iſt zwiſchen Himmel und Erde nichts abgeſchmackter als Hoffart und Uebermuth, und das lächerlichſte Weſen unter der Sonne iſt ein kleiner, machtloſer und dennoch aufgeblaſener Herrſcherling.“ —

Mit dieſen goldenen Worten, die ſich jeder übermüthige Menſch hinter's Ohr ſchreiben mag, endigte ſich der Brief und unſere Geſchichte.

III.

Der Pfeil.

Legende.

Ritter Olf, der eine Burg mit trefflichen Ländereien an dem Strande der Weſer beſaß, war von Jugend auf und immerdar ein finſterer, ſcheelſüchtiger Menſch. Es ärgerte ihn, daß er der Sonne nicht verbieten konnte, auf fremde Fluren zu ſcheinen. Er gönnte ſich ſelbſt weder einem Freunde noch einem Weibe. Ungeſellig und unvermählt lebte er bis in ſein fünfzigſtes Jahr.

Das einzige, was er gern verſchenkt hätte, waren die Gebrechen des Alters, die ſich allmählig bei ihm einſtellten. Jetzt wünſchte er ſich eine Hausfrau, die ſein pflege und warte, und ihm zugleich eine ſchöne Mitgift zubringe. Er ſuchte nach einer reichen Braut weit umher; doch eben ſo weit, als er warb, war der Ruf ſeiner rauhen Gemüthsart erſchollen, und in allen Ritterburgen, wo begüterte Jungfrauen wohnten, lehnte man ſeinen Antrag glimpflich ab. Er richtete nun ſein Augenmerk auf ein armes, älternloſes Fräulein, das bei Verwandten das Gnadenbrod aß. Adelgunde war erſt ſiebzehn Jahre alt und an Schönheit und Herzensgüte ein Stern ihres Geſchlechts. Ihr ahnte, daß ſie als Olfs Gattin nicht glücklich ſeyn würde; doch, von ihrer Sippſchaft überredet und gezwungen, ergab ſie ſich dem liebloſen Manne, und fügte ſich mit ſolcher Geduld und Geſchicklichkeit in ſeine Launen, daß er mit ihr vollkommen zufrieden war.

Deſto unzufriedener war ein nahes Kloſter, deſſen Abt und Mönche bis zur Vermählung des Ritters der Hoffnung lebten, ihn zu beerben. In dieſer Abſicht hatten ſie ſich bei ihm eingeniſtet, und ängſteten ihn mit furchtbaren, ſinnlichen Schilderungen der Hölle. Sie ſtellten ihm die Geſtalten der Teufel und die Qualen der Verdammten ſo genau und lebendig dar, als wären ſie ſelbſt durch dieſe Schule gegangen. Olf, der alles glaubte, was ihm die geiſtlichen Schreckensmänner ſagten, erſuchte ſie dringend, fleißig für ihn zu beten, damit er dereinſt in den Himmel gelange. Sie erklärten aber freimüthig: das werde ſchwer halten, denn er habe ſich noch keine Verdienſte um die Kirche erworben, und das ſey einzig und allein der rechte Schlüſſel des Paradieſes. Doch laſſe ſich — ſetzten ſie tröſtlich hinzu — das Verſäumte noch nachholen. Er dürfe nur ſein zeitliches Vermögen, das er doch nicht mit ins Grab nehmen könne, ihrem armen Kloſter vermachen, und der heilige Petrus werde ihn dann mit der größten Bereitwilligkeit in die Wohnung der Seligen einführen.

Das klang dem Ritter gar lieblich, und er ſchien nicht abgeneigt, mit ſeiner irdiſchen Habe den himmliſchen Freibrief zu löſen. Wenn aber die Erbſchleicher darüber Schwarz auf Weiß verlangten, ſo erhielten ſie immer die kahle Antwort: kommt Zeit, kommt Rath!

Nach ſeiner Vermählung war vollends nichts mit ihm anzufangen. Er fürchtete ſich jetzt, da er immer einen guten Engel um ſich ſah, weniger vor dem Teufel, und die Mönche verloren allen Einfluß bei ihm.

Sie waren aber nicht gemeint, ſich den Stuhl vor die Thür ſetzen zu laſſen: ſie wollten vielmehr das Widerſpiel thun und Adelgunden verdrängen.

Das unternahmen ſie auf eine ganz beſondere Weiſe.

Der Abt beſaß eine geheime Sammlung ſchlüpfriger Gemälde, woran er ſich bisweilen bei verſchloſſener Thür in Ruheſtunden ergötzte. Einemals bemerkte er, daß ein ſchönes, üppig gekleidetes Mädchen, welches ſich auf dem einen Bilde in einem höchſt unanſtändigen Selbander mit einem Liebhaber befand, mit Adelgunden die ſprechendſte Aehnlichkeit hatte. Dieſen zufälligen Umſtand benutzte der heilige Mann. Er ging des nächſten Morgens zu dem abtrünnigen Olf und ſagte: „Herr Ritter, ich habe Euch eine ſehr unangenehme Sache zu melden. Ich ward in der vorigen Nacht durch den Ruf meines Namens aus dem Schlafe geweckt, und als ich darüber aufſchrack, ſiehe, da ſtand vor meinem Lager ein glänzender Bote des Himmels. Frommer Dionyſius, ſprach er, begib dich morgen in der Frühe zum Ritter Olf, und thu ihm kund, daß ihn ſein treuloſes Weib hintergeht und mit einem jungen Geſellen verbotner Liebe pflegt. Das Auge des Himmels, das die ſorgfältigſten Hüllen der Geheimniſſe durchdringt, ſah ihre Frevelthat, und ein Wink der Allmacht ſchuf dieſes Blatt, das du dem Ritter als Urkunde der Wahrheit vorzeigen ſollſt. — So ſprach der Engel und verſchwand. Ich glaubte geträumt zu haben; aber mit Entſetzen fand ich am Morgen dieſe unzüchtige Schilderei auf meiner Decke, und überlaſſe nun Euch, wie Ihr die himmliſche Botſchaft, die ich mit betrübtem Herzen überbringe, zu Eurem Beſten gebrauchen wollt.“ —

Olf ſtarrte bald den Verläumder, bald das Bild an, und fand ſelbſt, daß die gemalte Buhlerin der ſchuldloſen Adelgunde ſehr ähnlich ſah. Er gerieth in Wuth, mißhandelte ſie grauſam, hielt ſie acht Tage lang bei Waſſer und Brod in einem Thurme gefangen, und ſtieß ſie endlich, weil Dionyſius täglich Oel ins Feuer goß, aus dem Hauſe. Sie floh, geſegneten Leibes, zu ihren Verwandten; aber dieſe nahmen ſie nicht auf, ſondern verſagten den Betheuerungen ihrer Unſchuld Gehör uud Glauben, um ihrer weitern Ernährung überhoben zu ſeyn. Verlaſſen irrte ſie umher, bis ihr ein mitleidiger Bauer, ein Unterthan ihres tyranniſchen Gemahls, ein Obdach in ſeiner Hütte gab, wo ſie bald darauf eines Knäbleins genaß.

Luſtig zogen nun die Mönche wieder beim Ritter ein und ſetzten die abgebrochenen Erbſchaftsunterhandlungen fort. Er war und blieb aber der alte Starrkopf, der ſeine Worte auf Schrauben ſtellte, und ſich auf keine Weiſe zu ſchriftlicher Errichtung eines letzten Willens bewegen ließ.

Nach einiger Zeit ward er gefährlich krank. Er fühlte, daß der Tod im Anzuge war. Die Kloſterherrn ſpannten alle Segel auf, um in den Hafen der Erbſchaft einzulaufen; aber ſie ſcheiterten auch jetzt an der Klippe des neidiſchen Sinnes, der ihnen ſo wenig als andern Menſchen etwas gönnte.

„Ich bin entſchloſſen, die Verfügung über mein zeitliches Vermögen dem Himmel anheim zu ſtellen;“ ſagte der Kranke, als ihn ſeine zunehmende Schwachheit aller Lebenshoffnung beraubte. „Ich will einen Schenkungsbrief, an einen Pfeil gebunden, in die Luft ſchießen, und zu wem ihn die unſichtbaren Hände der Vorſehung leiten, der ſey mein Erbe!“ —

Dieſer abenteuerliche Einfall erweckte großen Verdruß im Kloſter. Doch des Ritters Erklärung war entſcheidend; er verbot mit Heftigkeit allen Widerſpruch, und ſo mußte man ſich lediglich auf den lieben Gott verlaſſen, daß er den köſtlichen Pfeil zu ſeinen Dienern lenken werde. Darum flehten ſie mit brünſtigen Gebeten; doch ſtützten ſie ſich darauf nicht allein, ſondern eingedenk des alten Sprichworts: „Hilf dir ſelbſt, ſo wird dir Gott helfen!“ ſandten ſie an dem Tage, da der Pfeilſchuß geſchehen ſollte, zwei liſtige und bei dem Ritter wohlgelittene Ordensbrüder zu ihm, mit dem Auftrage, ihn während der wichtigen Handlung zu umgeben und den ſchwachen, zitternden Mann unbemerkt in eine ſolche Stellung zu bringen, daß der Pfeil ſeinen Weg nach der Gegend des Kloſters nehmen müſſe.

Der Ritter ließ ſeinen Bogen ſpannen und ſich auf den Söller des Schloſſes tragen, um von dort aus den Erbſchuß zu thun. Die als Stimmhämmer abgeordneten Mönche drängten ſich ſchmeichelnd an ihn, und es gelang ihrer Schlauheit, ihn ſo zu wenden und zu richten, daß der abgeſchoſſene, mit dem Schenkungsbrief umwundene Pfeil ſchnurſtracks dem Kloſter zuflog.

Der Abt und ſeine Jünger ſtanden, in die Luft blickend, vor der Pforte. Sie ſahen den Pfeil kommen, jubelten laut und tanzten ihm entgegen. Er ſenkte ſich gemach zu ihnen herab; Dionyſius ſtreckte die Hand aus, um ihn aufzufangen; aber plötzlich, wie von einem Sturm ergriffen, hob er ſich wieder, flog ſauſend bei dem Kloſter vorbei, und ſank Adelgunden, die mit ihrem Söhnlein vor der Bauerhütte ſaß, leicht und ſanft, wie ein Roſenblatt in den Schooß.

Und in dieſem Augenblicke verſchied der Ritter auf derſelben Stelle, wo er den Schuß gethan hatte.

Adelgunde und ihr Kind beerbten ihn, und wer die Geſchichte vernahm, der freute ſich, daß Gott ſo gerichtet und die heimtückiſchen Anſchläge der Kloſterbrüder zu Schanden gemacht hatte.

In dem nun ganz verfallenen Schloſſe, das Olf bewohnte, ward noch zu Anfange des vorigen Jahrhunderts ein Wandgemälde gezeigt, das jene Begebenheit darſtellte. Man ſah den Ritter, in Betten gehüllt und mit dem Bogen in der Hand, auf dem Söller; der Pfeil ruhte gleichſam in der Luft über den Häuptern der Mönche; aber ein vom Himmel niederſchwebender Engel ergriff ihn, um ſeinen Flug, wie es Gottes Gerechtigkeit erheiſchte, zu der Verſtoßenen zu lenken, die man, mit ihrem Kindlein in den Armen, in einiger Entfernung erblickte.

IV.

Liebe und Frauenhaß.

Eduard, ein junger Mann in Berlin, betrachtete die Fluth der Unfälle, die ſich im Herbſt des Jahres 1806 über Stadt und Land ergoß, als ganz unbedeutend gegen ſein eigenes ſchreckliches Unglück, daß eben damals ſeine Geliebte von ihrem grämlichen Vormunde unter Schloß und Riegel gehalten wurde. Er ging täglich einige Stunden lang vor dem Staatsgefängniſſe der ſchönen Julie vorüber, und hoffte von Augenblick zu Augenblick, ſie wenigſtens an einem Fenſter zu ſehen; aber die feſtzugezogenen Vorhänge bewegten ſich ſo wenig, als Mauern. Das ärgerte ihn unausſprechlich; doch war niemand daran Schuld, als er ſelbſt. Herr Elias Wipper, der Vormund, hatte ſeine Mündel blos darum mit Beiſtand des gerichtlichen Armes der nachſichtigen Obhut einer Baſe entnommen und im tiefſten Hinterzimmer ſeines Hauſes eingekerkert, damit aller Verkehr zwiſchen Eduard und dem Mädchen auf immer abgebrochen und zerſtört werde.

Bei dieſem ſtrengen Verfahren hätte man glauben ſollen, es müßte gegen den Liebhaber viel einzuwenden ſeyn: doch das war nicht der Fall. Der alte Neidhart wußte dem wackern Jungen nichts Böſes nachzuſagen und kannte ihn nicht einmal von Perſon. Er wollte durch ſeine harten Maßregeln nichts anders bewirken, als daß ſich die junge, blühende Gefangene entſchließen ſollte, mit ihm, einem gichtbrüchigen Greiſe, vor den Altar zu treten und ihn dadurch der Ausantwortung ihres beträchtlichen Vermögens, in welches er brünſtig verliebt war, zu überheben.

Von dieſer ſelbſtiſchen Abſicht ſtand freilich im Protokolle des Vormundſchaftsamtes kein Wort. Da war niedergeſchrieben: Herr Elias Wipper finde ſeine Mündel den größten Gefahren für ihre Tugend ausgeſetzt, ſo lange ſie ſich in dem Hauſe einer hochbetagten Matrone aufhalte, die, mit Schwachheiten und Gebrechen beladen, zur Ehrenhüterin eines ſiebzehnjährigen lebhaften Mädchens wenig geſchickt ſey. Er trage deßhalb, von ſeinem Gewiſſen gedrungen, darauf an: daß Julie gerichtlich bedeutet werde, künftig im Hauſe ihres Vormunds ſtill und ehrbar zu wohnen und allem Umgange mit der Außenwelt zu entſagen.

Auf dieſes Geſuch, das ſehr billig und lobenswerth ſchien, erfolgte der erwünſchte Beſcheid, und der ſchlaue Gleißner, der ſeinen Eigennutz ſo künſtlich mit dem glänzenden Mantel des Pflicht- und Tugendeifers verdeckte, ward noch überdieß, als ein braver, gewiſſenhafter Mann, von tauſend Zungen geprieſen. Nur die getrennten Liebenden, die ſich im Hauſe der Baſe täglich ungehindert geſehen und geſprochen hatten, durchſchauten und verwünſchten ihn. Aber Julie mußte der gerichtlichen Anordnung gehorchen, und Eduard konnte nicht als ihr Verlobter öffentlich auftreten und ſie in Schutz nehmen: denn, ohne Amt und Einkünfte, lebte er von den Wohlthaten eines begüterten Oheims, den er einſt, wenn er ſich klug aufführte, beerben ſollte.

Es war aber, nach Oheim Rohrdommels Meinung, ein höchſt unkluges Beginnen, wenn man ſich verliebte. Er, ein erklärter Weiberfeind, behauptete: ein Mann, der glücklich leben wolle, müſſe nicht heirathen, wenigſtens nicht vor dem ſechzigſten Jahre, damit ihn der Tod bald wieder aus den Folterbanden der Ehe befreie. Dieſen Grundſatz predigte er ſeinem Neffen faſt täglich, und der junge Menſch mußte, wenn er einen gnädigen und freigebigen Oheim behalten wollte, die Miene annehmen, als ſey er mit ihm über dieſen Punkt völlig einverſtanden.

Herr Rohrdommel war ein kleines, eingedorrtes, aber überaus hitziges Männlein, das von Leuten, die einigen Genuß von ihm hatten, durchaus keinen Widerſpruch litt. Wagten ſolche Vaſallen ſeines Reichthums gegen ihn den beſcheidenſten Einwand, ſo ſtrampelte er, wie beſeſſen, mit Händen und Füßen, kollerte wie ein Truthahn, und ſprang wohl gar, gleich einer wilden Katze, dem Gegner nach dem Geſichte. Uebrigens war er bieder und gut, liebte ſeinen Neffen ungemein, und wäre für ihn durch ein Feuer gelaufen. Nur in der gegenwärtigen Liebesſache ließ ſich von ihm weder Rath noch Beiſtand erwarten. Sie mußte im Gegentheil ſorgfältig vor ihm verheimlichet werden, weil er ſonſt wahrſcheinlich mit dem Vormunde, den er ſeit langer Zeit kannte, ein gefährliches Schutz- und Trutzbündniß errichtet hätte.

So ſtand Eduard ganz verlaſſen, und es war ihm ſogar alle Gelegenheit zu einem Briefwechſel mit Julien abgeſchnitten. Des Vormunds Haus, das er allein bewohnte, glich einer unüberwindlichen Feſtung. Es vergingen oft mehrere Tage, ohne daß die dreifach verſchloſſene und verriegelte Thür ein einziges Mal um ihre Angeln bewegt wurde. Klingelte jemand, ſo ſteckte ein alter, verdrießlicher Aſchenbrödel, der einem Drachen ähnlicher ſah, als einem Menſchen, ſeine Naſe durch eine zollbreite Oeffnung, und begann mit dem, der einwandern wollte, ein haarſcharfes Verhör. Beſtand der Fremdling nicht, wie er ſollte, ſo ward er mit Schimpf abgewieſen. In der Regel waren nur vortheilhafte Geldgeſchäfte ein gültiger Paß, der Einlaß verſchaffte. Einsmals machte Eduard einen Verſuch, ob ein Brief an Julien Eingang finden würde. Er ſchrieb, unter dem Namen einer ihrer Freundinnen, ein paar gleichgültige Zeilen und übergab ſie einem Knaben zur Beſtellung. Der Junge kam unverrichteter Sache zurück und klagte mit weinenden Augen: das Briefchen ſey nicht angenommen worden, man habe ihm aber dennoch zum Botenlohn eine gewichtige Ohrfeige verabreicht.

Bei allen dieſen ungünſtigen Umſtänden mußte ſich Eduard den Zügel der Geduld anlegen und ſich auf die fruchtloſen Wanderungen in der Gegend der vormundſchaftlichen Baſtille beſchränken.

Eines Tages war er eben dort auf den Beinen, als ein franzöſiſches Infanterie-Regiment in die Stadt einrückte. Die rauſchende Feldmuſik, die tauſend Andern, denen ſie unwillkommenen Beſuch in ihren Wohnungen ankündigte, höchſt widrig klang, machte auf ihn, der keinen eigenen Herd hatte, und daher vor unerfreulichen Tiſchgenoſſen geſichert war, einen angenehmen Eindruck. Er folgte der Heerſchaar zum Wilhelmsplatze, wo die dort aufgeſtellten fünf Standbilder altpreußiſcher Helden mit Unmuth anzuſehen ſchienen, daß ein fremdes, bewaffnetes Kriegsvolk in der Hauptſtadt des von ihnen ruhmvoll vertheidigten Landes erſchien und mit Quartierzetteln verſorgt wurde. Jauchzende Gaſſenbuben erboten ſich zu Wegweiſern, trabten luſtig, mit den ausgetheilten Panisbrieflein in der Hand, dahin und dorthin vor einzelnen Soldaten her, und glaubten damit ein ſo verdienſtliches Werk zu thun, daß ſie dafür von den Hausvätern, denen ſie die Gäſte zuführten, ein Geſchenk verlangten und ſich laut über Undank beklagten, wenn ſie mit ſchnöden Worten oder gar noch ſchlimmer belohnt wurden.

Schon hatte ſich beinahe das ganze Regiment zerſtreut und eilte nach ſeinen Quartieren. Nur wenige der Waffenmänner entbehrten noch eines Führers und ſahen ſich darnach um. Einer derſelben ging auf Eduarden zu, überreichte ihm ſein Quartierbillet und bat um Auskunft, wohin er ſeinen Weg zu richten habe. Eduard nahm das Blättchen in die Hand und las mit ſonderbarer Ueberraſchung: „Herr Elias Wipper, Friedrichsſtraße Nro. .... Einen Mann.“ Zufällig war alſo der Soldat vor die rechte Schmiede gekommen. Ihm konnte das in Frage ſtehende Haus Niemand zuverläſſiger anzeigen, als der, an den er ſich deßhalb gewandt hatte.

Gedankenvoll, und noch immer das anziehende Blättchen beſchauend und leſend, ſchritt Eduard quer über den Heldenplatz nach der Mohrenſtraße zu, um den Franzoſen auf dem nächſten Wege nach Wippers Hauſe zu leiten. Aber kaum war er bei dem ſteinernen General Ziethen vorbei, als er, von einem abenteuerlichen Einfall ergriffen, raſch umkehrte. „Wir kommen auf jener Seite näher,“ ſprach er zu ſeinem Begleiter und entfernte ihn im Gegentheil von ſeinem Quartiere, indem er ihn die Wilhelmeſtraße hinauf, unter den Linden entlang, am Luſtgarten vorbei, über den Schloßplatz hinweg, bis in die Mitte der Königsſtraße führte. Der Franzoſe, der von einem langen Marſch ermüdet und hungrig und durſtig war, fragte jetzt mit einiger Ungeduld, ob ſein Quartier noch weit entlegen ſey. „Wir haben noch kaum den halben Weg zurückgelegt, mein Freund!“ antwortete ſein Irrwiſch. „Aber laſſen Sie uns hier eine Station machen und ein Glas Wein zuſammen trinken.“ Ein ſolches Anerbieten ſchlägt kein Franzmann aus. Sie gingen alſo mit einander in die nächſte Weinſtube.

Hier ließ Eduard ſeinem Gaſt eine Flaſche guten Franzwein auftragen, und als dieſe getrunken war, eine zweite folgen. Der Soldat dachte bei dieſem Zeitvertreibe nicht weiter an ſein Quartier; aber Eduard deſto mehr. Er ſtand auf, bezahlte in der Nebenſtube die Zeche, ſchlich mit dem Quartierbillet, das er an ſich behalten hatte, aus dem Hauſe und überließ den Soldaten, der indeſſen bei ſeinem flüſſigen Landsmanne ruhig ſitzen blieb, dem verdrießlichen Schickſale, am Ende nicht zu wiſſen, wohin er ſein Haupt legen ſollte.

Eduard kaufte im nächſten Bandladen eine dreifarbige Cocarde und flog dann zu ſeinem vertrauteſten Freunde. „William, beſter William!“ rief er, „ſchaff mir ſogleich einen alten dreieckigen Hut, einen grauen Mantel, einen Torniſter, einen Säbel und eine Muskete!“

William, ein ernſter, bedachter Rechtsgelehrter, ſah ihn mit großen Augen an, und es ward ihm bei dieſen ſeltſamen Forderungen etwas unheimlich zu Muthe.

„Du hältſt mich für wahnſinnig;“ ſagte Eduard: „ich bin aber eben heute recht klug. Sieh einmal dieß Quartierbillet! Ich hab' es einem franzöſiſchen Soldaten abgeliſtet, und mit Hülfe dieſes mächtigen Talismans will ich in Wippers feſte Burg eindringen und, ihm zum Trotz, Julien ſehn.“

William beſtritt dieſes Wageſtück als gefährlich; aber ſein Freund war gegen alle Einwendungen taub und drang auf kriegeriſche Ausrüſtung. Es mußte Rath geſchafft werden. Ein alter Sarraß und eine Flinte waren im Hauſe vorhanden. Den Hut, den Mantel und den Ranzen kaufte Williams verſchwiegener Bedienter in einer Trödelbude, deren Inhaber ihn nicht kannte. Alle drei Stücke hatten zu ihrem Zweck ein treffliches Anſehen. Beſonders war der Hut ein ſo plattes und brandgelbes Weſen, und griff, wenn man ihn auf den Kopf ſetzte, ſo keck nach den Schultern hinab, daß man darauf geſchworen hätte, er müſſe viele Jahre lang in einem franzöſiſchen Linienregimente gedient haben. Als ſich Eduard damit bedeckt, den kurzen Mantel mit Aermeln angezogen und ſich überhaupt in marſchfertigen Stand geſetzt hatte, erhob William, ſo ſtill und ernſthaft er ſonſt war, ein ausgelaſſenes Gelächter und Händeklatſchen, und ſagte: „Wahrlich, du ſiehſt aus, als hätteſt du ſchon in dreißig Schlachten gefochten!“

So kam die Abenddämmerung heran: der Zeitpunkt, den Eduard erwartet hatte. Er machte ſich nun auf den Weg in ſein romantiſches Quartier, nachdem er zuvor ſeinen Freund beſchworen hatte, ihn nicht zu verrathen. Schon ſah er Wippers Haus von Weitem, als er noch einen Knaben, der ihm begegnete, zum Wegweiſer aufrief, um ſich durch dieſe Geleitſchaft vollends ganz das Anſehen eines wildfremden Menſchen zu geben.

„Aber Monſieur ſchenken mir doch etwas?“ ſagte der Knabe.

„Das iſt des Wirths Schuldigkeit!“ antwortete Eduard, der ſich gleich an der Thür einen luſtigen Auftritt zubereiten wollte.

„Ach, lieber Monſieur, die Wirthe geben nichts?“ verſetzte der Kleine.

„Mordio! ſie geben nichts?“ fuhr Eduard auf. „Iſt's etwa den deutſchen Philiſtern keine Ehre, einen franzöſiſchen Soldaten zu beherbergen? — Fordre du herzhaft ein Trinkgeld! Es muß dir werden.“

Es verſteht ſich, daß er dieſe Worte nicht, wie ein geborner Deutſcher, leicht und glatt hinſprach, ſondern ſchwerfällig und gebrochen, wie ſich Ausländer gewöhnlich vernehmen laſſen.

So kamen ſie ans Haus. Der Knabe zog die Klingel. Es währte eine geraume Zeit, ehe ſie ein paar Pantoffeln die Treppe herab ſchlarfen hörten. Eduard erſchütterte jetzt, wie ein ungeduldiger Bramarbas, mit ſeinem Muskedonner die Hausthür.

„Ho! ho!“ rief inwendig die alte Köchin Rebecka. „Iſt das wüthende Heer draußen?“

Murrend ſchob ſie drei Riegel zurück, ſchloß auf, öffnete jedoch die Thür nur ſo weit, daß ſie ihr Lämpchen auf Kundſchaft hinaus ſchicken konnte.

„Einquartierung!“ ſagte der Knabe, und Eduard ſtieß die ungaſtliche Thür angelweit auf.

„Herr meines Lebens!“ ſeufzte Rebecka. „Hat denn das Elend nimmer ein Ende?“

„Ein Trinkgeldchen, werthe Madame!“ flüſterte bittlich der Wegweiſer.

„Da haſt du eins!“ ſchnob ſie und ſchlug grimmig nach ihm. Aber der behende Burſch, der ſich ſchon auf ſolche Münze gefaßt hielt, zog ſeinen Kopf unberührt zurück.

„Sehen Sie, Monſieur!“ ſprach er kläglich. Eduard reichte ihm ein Stück Geld. Er ſprang vergnügt damit fort.

Mit finſterem Geſicht und zornigem Geraſſel brachte Rebecka die Schlöſſer und Riegel wieder in Ordnung und ſchlappte murrend die Treppe hinauf. Eduard folgte ihr mit unruhigem Herzklopfen. Sie ging nach der herrſchaftlichen Wohnſtube, trat hinein, ohne mit ihm über den Vortritt zu complimentiren und ſagte: „Schöne Wirthſchaft! Da führt uns der Teufel noch in ſtockfinſterer Nacht Einquartierung auf den Hals!“ — Herr Wipper, der im Schlafrock und mit einem Lichtſchirm über den Augen an ſeinem Schreibtiſche ſaß, erhob ſich wild und griff mit unhöflicher Haſtigkeit nach dem Quartierbillet, das ihm Eduard darreichte. Und indem ſich dieſer zugleich in franzöſiſcher Sprache entſchuldigte, daß er noch ſo ſpät die Ruhe des Hauſes ſtöre, trat Julie, mit einem Lichte in der Hand, durch eine Nebenthür herein und erſchrack über die bekannte Stimme, die unter dem fremden, häßlichen Hute hervortönte, ſo heftig, daß ſie einen Schrei ausſtieß und zurückfuhr.

„Liebchen, entſetze dich nicht!“ ſagte Herr Wipper. „Wir müſſen dieſe Landplage mit chriſtlicher Geduld ertragen.“

Eduard zog den entſtellenden Filz ab und verbeugte ſich gegen Julien. Sie kannte ihn. Ihr Geſicht erglühte. Er aber, um des Vormunds Aufmerkſamkeit von ihr abzulenken, wandte ſich ſchnell wieder zu Jenem und ängſtigte ihn mit einem Schwall franzöſiſcher Worte.

„Schon gut!“ rief Elias mit abwehrender Hand. „Ich verſtehe Seinen Wiſchwaſch nicht.“

„Ich aber verſtehe Ihre Sprache!“ verſetzte Eduard deutſch.

„So?“ ſagte der Vormund, etwas unangenehm überraſcht.

„Das iſt auch kein Wunder;“ fuhr Jener fort. „Wir gehen ja lange genug in Deutſchland ein und aus.“

„Ihr bezahlt aber Eure Sprachmeiſter übel!“ ſagte Wipzer. „Doch wozu das hohle Geſchwätz? — Rebecka, bringe Sie den Menſchen in ſein Behältniß!“

Julie hatte Mühe, ſich in gleichgültiger Faſſung zu erhalten. Eduards Verwandelung in einen gemeinen franzöſiſchen Soldaten war ihr ein banges Räthſel. Um ſie ſo viel als möglich zu beruhigen, ließ er, indem ſich der Vormund jetzt wieder an ſeinen Schreibtiſch ſetzte, einen heitern Troſtblick zu ihr hingleiten und folgte dann der vor ihm her wandelnden Lampe, die ihn in ein wüſtes und unſauberes Kämmerlein führte. Doch er nahm das Neſt ohne Widerſpruch in Beſitz.

„Begehrt man heute noch etwas?“ brummte die Alte verächtlich.

„Nichts, als Waſſer und Tinte!“ ſagte Eduard.

Herr Wipper, der indeſſen befürchtet hatte, daß Küche und Keller ſtark in Anſpruch genommen werden würden, war ſeelenfroh, als ihm die Köchin dieſe Antwort überbrachte. „Das muß ein Gelehrter ſeyn!“ rief er aus. „Nun, wenn er morgen ohne Frühſtück wieder fortgeht, ſo kommen wir dießmal mit einem blauen Auge davon.“

Eduard hatte ſeinen Torniſter mit Speiſen und Wein gefüllt und konnte daher auf hauswirthliche Bekoſtigung leicht Verzicht thun. Rebecka verſah ihn hurtig mit Waſſer und Tinte, damit er ſich nicht etwa bei längerem Verzug anders beſinnen ſollte. Er hingegen erfreute ſie jetzt noch ſogar durch die Erklärung, daß er keines Frühſtücks bedürfe. Dieſe Höflichkeit erwiederte ſie mit dem freundlichſten Anwunſch einer guten Nacht.

Er ſetzte nun für Julien die Geſchichte ſeines Soldatenſpiels auf und ſchloß mit der Betheuerung: er werde dieſe Maske nicht eher ablegen und aus dem Hauſe weichen, bis er die Genehmigung ihrer Heirath von dem Oheim und dem Vormund erzwungen habe. Mit dieſem Blatte ſtellte er ſich an die halbgeöffnete Thür und erwartete mit Zuverſicht, daß Julie bald eine ſchickliche Gelegenheit ergreifen würde, ſich auf dem Gange ſehen zu laſſen.

Er hatte nicht falſch gerechnet. Sie kam, als hätte ſie da ein häusliches Geſchäft zu verrichten; ihre Augen ſuchten und fanden den Laurer; doch da ſie, wegen der Nähe des Vormunds, keinen Laut wagen durfte, ſo drückte ſie blos durch Geberden ihre Verzweiflung aus: denn ſie glaubte wirklich, Eduard habe ſich bei der feindlichen Armee anwerben laſſen. Aber mit lachendem Geſichte flog er ihr entgegen, reichte ihr das Blatt und ſchlüpfte mit leiſen, unhörbaren Schritten in ſeine Kammer zurück.

Die Nacht hatte für ihn bleierne Flügel und beſtrafte einiger Maßen ſeinen Muthwillen. Er brachte ſie ſchlaflos und unbequem auf einem Stuhle zu, weil er ſich nicht entſchließen konnte, von dem vorhandenen Bette, deſſen Beſchaffenheit nicht einladend war, Gebrauch zu machen. Am Morgen ſagte er zu Rebecken: ſein Regiment habe in Berlin einige Raſttage; er werde aber den Herrn Wirth in keine Unkoſten ſetzen, ſondern immer außer dem Hauſe ſpeiſen. Wipper konnte ſich über dieſe Großmuth, als ſie ihm von ſeiner Köchin gemeldet ward, nicht genug verwundern. „Dieſer brave Soldat,“ ſprach er ſchmunzelnd, „iſt ein ſeltener Phönix, den ich bis ans Ende des Krieges bei mir zu haben wünſchte, wenn ich nämlich dadurch von andern unartigen Gäſten befreit bliebe.“ —

Eduard ging aus, um bei ſeinem Freunde zu erfahren, ob ihn der Oheim (der ihn als ſeinen Hausgenoſſen ſogleich vermißt haben mußte) dort geſucht habe. Ehe er aber noch Williams Wohnung erreichte, kam ihm Herr Rohrdommel auf einem Miethpferde entgegengeſprengt und hätte ihn bei einem Haare, ohne ihn zu kennen, über den Haufen geritten. Neben ihm jagte ein Polizeidiener, den er aufgefordert hatte, ihm ſeinen verlorenen Neffen ſuchen zu helfen. Sie waren im Begriff, den Thiergar- zu durchſtreifen und in Charlottenburg Hausſuchung zu halten, weil ſich Eduard bisweilen an dieſen Orten vergnügte.

In einer andern Straße ſtand der Soldat, den er Tages vorher auf Irrwegen geführt hatte, im Kreiſe einiger Kameraden und ſprach ſehr lebhaft mit ihnen. Eduard verhüllte ſich das halbe Geſicht mit dem Taſchentuche, als hätte er Zahnſchmerzen, und trat dann keck zu der kleinen Geſellſchaft, die ihn für einen ächten Kriegsmann hielt und ſich ſeinen vertrauten Zutritt unbedenklich gefallen ließ. Sein Weingeiſt hatte eben erzählt, wie er ums Quartierbillet gekommen war, und ſchilderte nun das ihm daraus entſtandene Ungemach. „Ich ſaß bis Abends um zehn Uhr im Weinhauſe,“ ſprach er, „und wartete wie ein Narr auf den Narren, der mich dort im Stiche gelaſſen hatte. Wo ſollt' ich nun mein Quartier ſuchen? Ich hatte den verdammten Zettel nicht angeſehn, wußte weder Straße, noch Haus, noch Wirth, und irrte ſo die halbe Nacht in der Stadt umher. Niemand nahm mich ein; niemand gab mir einen Biſſen Brod. Endlich ward ich von der Runde aufgegriffen. Ich mußte bis an den Morgen in der Hauptwache bleiben und komme jetzt aus dem Einquartierungs-Bureau, wo ich nach vielen Weitſchweifigkeiten und Verweiſen ein neues Billet erhielt. Man warnte mich derb, es beſſer in Acht zu nehmen: und wahrlich! nicht der Kaiſer ſoll mir's eher anrühren, bis ich Dach und Fach habe!“

Der horchende Unglücksvogel griff in ſeine Taſche, gab dem armen Schlucker einen harten Thaler, und murmelte aus dem Tuche hervor: „Kamerad, ich fand dieß Geld vorhin auf der Gaſſe; nimm es hin und ertränke deinen Verdruß in Wein!“ Das geſagt, entfernte er ſich ſchnell. Die Franzoſen ſahen ihm, wie einer Wundererſcheinung, mit ſprachloſem Erſtaunen nach.

Er eilte zu William. „Du haſt mir eine ſehr unruhige Nacht zugezogen;“ ſagte Dieſer. „Gegen zwölf Uhr, als ich eben zu Bett gehen wollte, ſtürmte die Hausglocke. Es ward zugleich mit Hand und Fuß an die Thür gedonnert. Kurz darauf ſtürzte dein Oheim zu mir herein und fragte keuchend, ob du hier ſeyſt, oder ob ich deinen Aufenthalt wiſſe. Ich ſagte nein. Er ſchlug die Hände über dem Kopfe zuſammen, brach in ein Jammergeſchrei aus, riß mich unwiderſtehlich mit ſich fort, ſetzte zehn oder zwölf Kaffee- und Weinhäuſer, wo er dich zu finden glaubte, in Allarm und rief zuletzt die Polizei zu Hülfe: denn er ließ ſich nun nicht ausreden, daß du unter Räuber und Mörder gefallen ſeyſt. Ich machte mich jetzt von ihm los; aber der gute, von Angſt und Kummer gefolterte Mann dauerte mich in einem ſolchen Grade, daß ich ihm beinahe den ganzen Handel entdeckt hätte.“

„Das wär' ein ſchönes Freundſchaftsſtück geweſen!“ rief Eduard.

„Nun, ich habe geſchwiegen;“ ſagte William. „Aber ich bitte dich, wie weit willſt du die Geſchichte treiben? Soll ſich dein Oheim über dich zu Tode grämen?“

„Nein, er ſoll nur ſo geſchmeidig werden, daß er in meine Verbindung mit Julien willigt.“

„Und dahin denkſt du den Ehefeind auf dieſem Wege zu bringen?“

„Unfehlbar, wenn du nur noch vier und zwanzig Stunden reinen Mund hältſt.“

„Wohl! das ſoll geſchehn. Beſtürmt er mich aber dann noch einmal in ſolcher Verzweiflung, wie in der vorigen Nacht, ſo kann ich durchaus nicht länger ſchweigen.“ —

Eduard pflegte nun ſeines Leibes durch Speiſe, Trank und Schlaf, und rüſtete ſich ſo zu der langweiligen Nachtwache, die ihm auf einem harten Stuhle bevorſtand. Als er aber in ſein Quartier zurückkam, führte ihn Rebecka in ein nettes Stübchen, wo ein gutes Bett für ihn aufgeſchlagen war. Er fragte nach der Urſache dieſer Veränderung. „Der Herr hat's ſelbſt ſo angeordnet,“ antwortete Rebecka. „Unſer Soldat, ſagt' er, iſt ein Menſch von feinen und beſcheidenen Manieren, und vermuthlich hübſcher Leute Kind: wir wollen auch ein Uebriges thun, ſagt' er, und ihn beſſer quartieren und betten, als ſeine Vorgänger, die manchmal gern unſer Hab' und Gut auf Eine Mahlzeit verſchlungen hätten. Und wie nun der Herr das geſagt hatte, da war's eine Luſt zu ſehen, wie gefällig Mamſell Julie Kiſten und Kaſten aufſchloß, Bett- und Leinenzeug herausgab, und hier im Stübchen alles ſelbſt mit ſchichten und richten half. Ja, Herr, darauf können Sie ſtolz ſeyn! Das liebe Kind hat bis jetzt noch keinem Einquartierten zu Gefallen einen Finger geregt.“

„Viel Ehre für mich!“ ſprach Eduard. „Mamſell Julie iſt wahrſcheinlich die Tochter des alten Herrn?“

„Ei bewahre!“ verſetzte Rebecka mit einer wichtigen Miene. Darauf ſah ſie ſich um, ob jemand horche, trat näher und flüſterte ihm traulich ins Ohr: „Nicht ſeine Tochter — ſeine Braut! Sie zimpert zwar noch ein wenig, wie die jungen Mädchen thun; doch die Sache wird richtig, und wenn Sie noch eine Weile in Berlin bleiben, ſo können Sie mit bei der Hochzeit ſeyn.“

„Das hoff ich,“ erwiederte Eduard.

Sie bot ihm jetzt Ehren halber ein Abendeſſen an. Er dankte dafür. Sie trat vergnügt ab, kam aber bald wieder und ſagte: Herr Wipper trage großes Verlangen, mit ihm ein wenig zu plaudern, und bitte um ſeinen Beſuch. Er folgte fröhlich der Einladung, und hatte das ſo lange entbehrte Glück, zwei Stunden lang in Juliens Augen wie in einen Himmel zu blicken. Es ward viel Liebes und Gutes mit den Augen geſprochen: die mündliche Unterhaltung aber führte Herr Wipper mit nichts als Klagen über die Unerſättlichkeit der bisher gehabten Einquartirung. Dagegen überhäufte er ſeinen gegenwärtigen Gaſt mit Lobſprüchen, und ließ ſich nicht träumen, daß ihm ſein geprieſener Held mehr Verdruß machen würde, als alle die andern, über die er ſich bitter beſchwerte.

Als Eduard am folgenden Morgen ausging, flammten an allen Straßenecken feuerfarbene Bogen Papier vom größten Formate, auf welchen gedruckt ſtand:

Fünfhundert Thaler zu gewinnen!

> Es wird ſeit vorgeſtern ein junger Menſch vermißt — (Hier folgte eine ausführliche Beſchreibung von Eduards Geſtalt und gewöhnlicher Kleidung.) Wer von ihm ſichere Nachricht geben kann, empfängt obgedachte Belohnung bei
>
> Daniel Rohrtrommel.

Denſelben Aufruf fand Eduard bei William in der Zeitung, mit dem erfreulichen Zuſatz: „Wenn ſich der junge Mann, den ſein Oheim mit dem größten Leidweſen vermißt, noch am Leben befindet, ſo wird ihm die unbedingte Bewilligung aller ſeiner Wünſche, ohne Ausnahme, hiermit öffentlich zugeſichert."

„Triumph! mein Spiel iſt gewonnen!" rief Eduard. „Nun, Freund, geh hin zu meinem lieben Oheim und ſag' ihm: ich ſey aus Verzweiflung über ſeinen Weiberhaß, der meiner Verbindung mit Julien bisher im Wege geſtanden, Soldat geworden, und habe mich in Wippers Haus einquartieren laſſen."

„Nichts als Finten und Ränke!" murrte William. „Du kennſt meine Abneigung dagegen, und wozu ſind ſie noch nöthig? Dein Oheim hat ja in der Zeitung erklärt, daß er deine Wünſche erfüllen wolle."

„Das iſt mir nicht genug!" verſetzte Eduard. „Er muß mich in dieſer traurigen Verfaſſung ſehen, muß ſich im Geiſte vorſtellen, wie ich heut oder morgen in die Schlacht ziehe und vom Donner der Geſchütze niedergeſchmettert werde. Dann bewilligt er alles, und heirathete wohl ſelbſt auf der Stelle, wenn ich durch kein anderes Mittel zu retten wäre. Weiß er mich aber außer Gefahr, ſo tritt er, wie man zu ſagen pflegt, auf die Hinterbeine, und es bleibt alles beim Alten."

„Das fürcht' ich ohnedieß;" ſagte William. „Der Oheim wird ſich durch dein Blendwerk nicht täuſchen laſſen."

„Er wird es!" ſprach Eduard feſt. „Er iſt kein ſonderlich verſchlagener Kopf, und verſieht ſich von mir keiner Ränke, weil ich bisher, ohne Ruhm zu melden, immer ehrlich und aufrichtig mit ihm umging."

William ließ ſich hierauf bewegen, den Gang zum Oheim zu thun, und Eduard begab ſich ſtracks wieder in ſein Quartier, um dort die Löſung des Knotens zu erwarten.

Nach Verlauf einer Stunde hörte er im Hauſe die Stimme des Oheims. Er fragte haſtig nach dem einquartierten Soldaten und wollte vor Ungeduld zu allen Thüren hinein, ungeachtet ihm Rebecka zehnmal die rechte zeigte. Eduard warf ſich ſchnell auf einen Stuhl, und legte, wie tiefſinnig, den Kopf auf die Sorgenſäule des Armes.

„Unglückskind!“ ſchrie Herr Rohrdommel, indem er mit offenen Armen hereinſtürzte. Eduard fuhr auf, wie ein Träumender, und ſeufzte tief. Der Oheim drückte ihn an ſeine Bruſt und vergoß Ströme von Thränen. „Lieber, böſer Junge, ich danke Gott, daß ich dich wieder ſehe!“ ſprach er ſchluchzend. „Aber in welcher elenden Knechtsgeſtalt find' ich dich hier! Haſt du denn wirklich, als gemeiner Soldat, zur Fahne des Feindes geſchworen?“

„Ja, Herr Onkel, ſchon vorgeſtern.“

„O weh! o weh! warum haſt du mir das gethan?“

„Ich ſuche den Tod; ich kann ohne Julien nicht leben.“

„Weibernarr! Jungfernknecht!“ brauſete Rohrdommel auf und ſtieß ihn von ſich. „Geh zum Teufel, laß dich todt ſchießen, du biſt keines beſſern Schickſals werth!“ Er lief bei dieſer Verwünſchung wie unſinnig auf und ab, ſchlug Schnippchen mit den Fingern, warf den Hut auf den Kopf und riß die Thür auf, als ob er im Zorne fortrennen wollte. Doch plötzlich fiel er ſeinem Neffen wieder um den Hals und rief: „Nein, nein, ich laſſe dich nicht! Ich muß dich wieder haben, und ſoll mich's Haus und Hof koſten!“

„Das rettet mich nicht, lieber Onkel! Aber einige Federzüge geben mich Ihnen zurück.“

„Goldjunge, Papier her! Ich will zehn Rieß voll ſchreiben. Sage nur was?“

„Eine feierliche Bewilligung für mich, das Mädchen zu heirathen.“

„Pah! was werden die franzöſiſchen Generale darnach fragen!“

„Allerdings! Denn ich nahm Dienſte unter der Bedingung, daß ich in dieſem Falle ſogleich meinen Abſchied wieder erhielte.“ —

Mit rollenden Augen und wilden Schritten durchkreuzte Herr Rohrdommel von neuem die Stube, und ſchnalzte dazu mit den Fingern. Indeſſen nahm Eduard, wie aus langer Weile, ſein Gewehr in die Hand, zog den Hahn auf, ſetzte ihn wieder in Ruhe, und ließ den Ladeſtock in den Lauf hinabklirren.

Dieſes ſtumme Spiel dauerte einige Minuten. Dann rief der Oheim mit trotziger Stimme: „Papier her!“

„Sie wollen mich alſo glücklich machen?“ ſprach Eduard freudig.

„Ja, auf vier Wochen! — Dann wird der geplagte Ehemann zum zweiten Mal unter die Soldaten laufen, um nur von der Frau wieder loszukommen.“

Eduard lachte; doch des Oheims ernſtes Geſicht ſchien verſteinert, und heftig rief er nochmals: „Papier her!“

„Gleich, beſter Onkel! Laſſen Sie uns aber zuvor mit Juliens Vormund unterhandeln; denn auch deſſen ſchriftliche Genehmigung muß ich bei dem Regimente vorzeigen.“

„Und wenn er ſie verweigert? Was wird dann?“

„So bleibe ich Soldat und ziehe morgen gegen die Ruſſen.“ —

Der gute, leichtgläubige Mann, der ſchon einen Schwarm Koſaken auf ſeinen Liebling anſprengen ſah, eilte fort nach dem Zimmer des Vormunds und brach ohne Anklopfen hinein. Herr Wipper und Julie, die eben bei Tiſch ſaſſen, erhoben ſich beſtürzt. „Geſegnete Mahlzeit, alter

Freund!“ rief Rohrdommel. „Ich kann Euch nicht helfen, ich muß Euch ſtören; mein Anbringen leidet keinen Verzug.“

„Und worin beſteht es denn?“ fragte Wipper.

„In der kurzen und runden Bitte, Eure Mündel dem Burſchen da zur Frau zu geben.“ —

Der Vormund erſtarrte zu einer Säule und ſah dem Freiwerber ſteif in die Augen.

„Macht geſchwind! Euer Eſſen wird kalt.“

„Wohl wahr!“ ſagte Wipper mit einem ſehnſüchtigen Blick nach der Schüſſel. „Drum ſcheint mir Euer Scherz ſehr zur Unzeit angebracht.“

„Ei, zum Teufel! wer ſcherzt denn?“

„Wer kein Narr iſt!“ verſetzte der Vormund ganz barſch. „Denn nur ein Narr könnte im Ernſt von mir fordern, ein Mädchen mit zwanzig tauſend Thalern einem fremden, gemeinen Soldaten an den Hals zu werfen.“

„Nun, ich bin der Narr!“ ſchrie Rohrdommel. „Ich fordre das im Ernſt, und ich rath' Euch, Alter, ſprecht mir nicht verächtlich von meinem Neffen!“ —

Ein ſchrecklicher Blitzſtrahl erhellte jetzt dem Vormunde das Dunkel der Geſchichte. Er ſah mit Entſetzen, daß der Wolf in den Schaafſtall geſchlichen war, und ſträubte ſich mit den heftigſten Worten und Geberden, ihm das geliebte Lämmchen zu überlaſſen. „Und wollt' ich auch einwilligen,“ ſprach er am Ende, „ſo bin ich doch feſt überzeugt, daß die verſtändige Julie die Hand des jungen Abenteurers ausſchlagen und ſich lieber mit einem geſetzten Manne von reiferm Alter verbinden wird. Nicht wahr? mein Liebchen!“

Er blickte ſie bei dieſen Worten zärtlich an und ſtreichelte ihr die Wangen; aber ſie ſchlug die Augen nieder und ſchwieg.

„Keine Antwort iſt auch eine Antwort!“ ſagte Rohrdommel.

„Ja, ich ſehe wohl, ich bin verrathen und verkauft!“ rief Elias. „Aber ich will mich als Vormund in meiner ganzen Macht zeigen. Ich gebe zu der abgekarteten Heirath durchaus nicht mein Jawort.“

„Das wollen wir wohl ſehn!“ ſchrie Rohrdommel, und faßte ihn an der Bruſt und ſchüttelte ihn. „Ihr müßt Ja ſagen! Ihr habt nichts Erhebliches einzuwenden! Und wenn Ihr Euch nicht auf der Stelle zum Ziele legt, ſo gehen wir mit einander vor Gericht, und Eure Hartnäckigkeit ſoll Euch theuer zu ſtehen kommen!“

Elias ſtutzte, doch kam das ſtreitige Ja noch nicht bei ihm zum Durchbruch. Rohrdommel, glühend wie eine Feuereſſe, packte ihn auf's neue, zog ihn gewaltſam in einen Winkel und raunte ihm ein paar Wörtchen ins Ohr, die plötzlich ſein Geſicht mit der Farbe des Schreckens überzogen und eine völlige Sinnesänderung bei ihm bewirkten. Man weiß nicht eigentlich, was ihm der Hitzkopf ins Ohr blies; aber es läßt ſich vermuthen, daß es Drohungen waren, die auf geheime Gaunerkniffe, wovon der habſüchtige Geldkauz in frühern Jahren nicht ganz rein geweſen ſeyn ſoll, Bezug hatten. Kurz, das Nothmittel (das man übrigens nicht loben kann) ſchlug an, und die beiden Alten entwarfen und unterſchrieben ſofort eine Urkunde, worin ſie in den bündigſten Ausdrücken ihre Einwilligung zum Eheverein der Liebenden ertheilten.

Mit dieſem Blatte lief der Scheinſoldat fort, um es dem Vorgeben nach ſeinem General vorzulegen und ſich den Abſchied ausfertigen zu laſſen. Die Regimentskanzlei war bei William. Da ward ein förmlicher Abſchied in franzöſiſcher Sprache geſchmiedet, mit erdichteten Namen unterzeichnet, und Williams großes Notariatsſiegel, auf welchem ſich zufällig ein Adler befand, darauf gedrückt. Die alten Herren, die kein Wort Franzöſiſch verſtanden, und die lateiniſche Umſchrift des Siegels nicht leſen konnten, waren leicht zu umnebeln, und nickten leichtgläubig mit den Köpfen, als ihnen Eduard den vorgeblichen Entlaſſungsbrief zeigte. Dem raſchen Oheim war es ſchon genug, daß er den theuren Neffen, der ſeine Maskentracht bei William abgelegt hatte, in bürgerlicher Kleidung zurück kommen ſah. Er ſprang wie ein fröhliches Kind ihm entgegen und erdrückte ihn beinahe vor Freuden in ſeinen Armen.

So wurden Eduard und Julie ein Paar, und die junge ſchöne Frau that bald nach ihrer Verheirathung Zeichen und Wunder, indem ſie den rauhen Weiberfeind ſo von Grund aus bekehrte, daß er ihr bis auf den heutigen Tag ordentlich den Hof macht. Er, den man ſonſt nie in Geſellſchaft eines Frauenzimmers ſah, luſtwandelt oft mit ihr Arm in Arm unter den Linden; und neckt ihn darüber ein Bekannter, ſo ſagt er: „Ich war ein ungerechter Thor, daß ich ohne Einſchränkung ein Geſchlecht haßte, das freilich zum Theil aus böſen Sieben beſteht, aber dagegen auch wahre Engel aufweiſen kann. Denn bei Gott! wer ein ſo treues, gutes häusliches Weib hat, wie mein Neffe, der könnte mitten unter den Geiſtern des Himmels nicht glücklicher ſeyn.“

V.

Sieg des Edelmuths.

Martin Zander, Obermeiſter und Oberalter der Fiſcherinnung im Dorfe Hagenau, war in ſeiner Art ein ſehr angeſehener Mann. Sein ſteinernes Haus erhob ſich mit einem brennenden Ziegeldache über ſtrohbedeckte Hütten, und wenn in der Mittagsſtunde rings umher kein Schornſtein rauchte, ſo ſtiegen doch aus dem ſeinigen die Dampfwolken des wohlbeſtellten Küchenherdes empor. Auch bezeugte des Ehrenmannes körperlicher Umfang unwiderſprechlich, daß er ſich nicht mit trockenen und ſchmalen Biſſen begnügte.

Bei dieſen Umſtänden ſpielte er in ſeinem Dörfchen, wo er zugleich das Schulzenamt verwaltete, eine große Rolle. Hinter ſeinem breiten Rücken afterredete zwar der Neid: er habe ſein Vermögen nicht durch redlichen Fleiß erworben, ſondern in ſeinen jüngern Jahren, da er noch behender war und die Taucherkunſt übte, einige Geldfäſſer, die zur Ladung eines verunglückten Schiffes gehört hätten, aus der Tiefe des Stromes heraufgeholt und heimlich an ſich behalten; doch dieſe Sage und mehrere von ihm umlaufende böſe Gerüchte verſtummten, ſobald er den Vollmond ſeines Angeſichts zeigte. In allen Hütten lauſchte man neugierig hinter den trüben Ochſenaugen der Fenſter, wenn er Sonntags, von ſeiner Ehehälfte begleitet, mit feierlichen Schritten zur Kirche ging. Er trug dann gewöhnlich ein feines, braunes Kleid, das bis an die Kniegürtel herab mit gediegenen ſilbernen Knöpfen beſetzt war. Seine Gattin prunkte nicht minder, und in beider Händen ſtrahlten prachtvolle Geſangbücher. Wer dem ſtattlichen Paare begegnete, wich ehrerbietig auf die Seite und verbeugte ſich; aber Herr Zander ſchritt kerzenſteif fürbaß und berührte höchſtens das Zobelgebräme ſeiner Sammtmütze mit den Fingerſpitzen.

Ließ er ſich bisweilen herab, die ſonntägliche Geſellſchaft im Wirthshauſe zu beſuchen, ſo führte er das große Wort, und niemand durfte ihm widerſprechen. Er war, mit Ausnahme des Pfarrers und des Schulmeiſters, der einzige Zeitungsleſer in Hagenau, und entſchied daher an der Trinktafel, wo jene Herren nie Platz nahmen, über Krieg und Frieden. Die Engländer hatten an ihm einen ſchwärmeriſchen Verehrer und treuen Bundesgenoſſen. Er betrachtete ſie gewiſſermaßen wegen ihres Reichthums und ihrer neptuniſchen Geſchäfte als ſeine Verwandten, und ſie galten ihm mehr, als ſeine leibliche Tochter, die doch ein ſchönes und gutes Kind war und ſich durch eine edle Geſtalt und ein noch edleres Gemüth über tauſend andere Landmädchen erhob.

Margarethe verdankte den Vorzug feinerer, doch unverkünſtelter Sitten ihrer ſtädtiſchen Erziehung, die ſie vom zwölften bis zum fünfzehnten Jahre bei einer Baſe genoſſen hatte. Als ſie in die Heimath zurückkam, fand die väterliche Eitelkeit an der Ausbildung ihres Körpers und Geiſtes großen Gefallen. Gegen jedermann ergoß ſich

Herr Zanders Mund in prahlende Lobeserhebungen ſeiner Tochter. Er drang in die Mutter, für eine glänzende Ausſtattung ſchleunig zu ſorgen; denn er ſah ſchon im Geiſte von allen Seiten wichtige Freier ankommen, und nahm ſich vor, rechts und links Körbe auszutheilen, wenn ſich unbedeutende Sponſirer heranwagten. Sein Ehrgeiz rechnete wenigſtens auf Pfarrherren, Rittergutsbeſitzer oder angeſehene Kaufleute. Einen geringern Eidam wollte er ſich durchaus verbitten.

Margarethens Gedanken flogen nicht ſo hoch. Sie liebte den ärmſten Jüngling des Dorfs; aber Wilhelm Röding war auch der bravſte, und Margarethens Liebe machte ſein ganzes Erdenglück aus. Dieſe gegenſeitige Zuneigung war nicht neu. Schon in der früheſten Jugend waren die Leutchen unzertrennliche Geſpielen. Gretchens Vater hatte damals gegen die herzliche Eintracht der Kinder nichts zu erinnern und nannte ſie oft Bräutigam und Braut. Aber eine Feuersbrunſt, die in ſpätern Jahren Wilhelms wohlhabende Aeltern ihres geſammten Vermögens beraubte, vernichtete auch Zanders freundſchaftliche Geſinnungen gegen ſie. Er wollte ſeitdem mit den verarmten Leuten nichts weiter zu thun haben, und des Brautſtandes ward vollends gar nicht mehr gedacht. Im Gegentheil litt er nicht einmal, daß Margarethe bei ihrer Abreiſe nach der Stadt ihrem jungen Freunde ein Lebewohl ſagte.

Während ihrer dreijährigen Abweſenheit ſtarben Wilhelms Eltern. Ein Oheim, der alte ehrliche Fiſcher Leutbold, nahm den verwaiſten Knaben zu ſich und gewann durch ihn einen treuen Stab ſeines Alters: denn Philipp, ſein eigener Sohn, befand ſich in der Hauptſtadt, hatte dort eine reiche Wittwe geheirathet und den Titel eines Hoffiſchers erhalten, war aber über dieſe Standeserhöhung völlig zum Narren geworden.

Der gefällige Tod verſetzte ihn, nach einer kurzen unluſtigen Ehe, in den fröhlichſten Wittwerſtand und in den Beſitz einer nicht unbedeutenden Erbſchaft. Kurz nachher machte er eine Reiſe in ſein Vaterdorf, um ſich dort im Glanze eines ſtädtiſchen Modeherrn dem ſtaunenden Volke zu zeigen. Er trug goldene Ohrringe, blinzelte durch eine Brille, und eine große engliſche Dogge ging ihm überall auf der Ferſe nach. Gegen ſeinen Vater und alle andere Bewohner ſeines Geburtsortes betrug er ſich frech, naſeweis und hoffärtig; dagegen rühmte er ſich eines vertrauten Umgangs mit Standesperſonen der Hauptſtadt, und ſprach von ihnen nicht anders, als wären es ſeine Dutzbrüder. Der alte Leuthold, dem das windige Weſen ſeines Sohnes im höchſten Grade mißfiel, zuckte bei deſſen Aufſchneidereien die Achſel und ſeufzte den bibliſchen Spruch: „So jemand ſich läſſet dünken, er ſey etwas, ſo er doch nichts iſt, der betrüget ſich ſelbſt.“ —

Philipp ſah Margarethen, ſie gefiel ſeinen bebrillten Augen, und in der nächſten Stunde warb er bei ihrem Vater um ſie. Herr Zander beſann ſich keinen Augenblick, dem wichtigen Manne, der Vermögen und einen Hoftitel beſaß, ſein Jawort zu geben. Vergebens warf ſich Margarethe vor ihm auf die Knie und bat weinend, ihrem widerſtrebenden Herzen keine Gewalt anzuthun. Er ſtieß ſie mit rauhen Worten von ſich, und beſtimmte im Einverſtändniß mit dem unzarten Bräutigam den Verlobungstag.

Welcher Schrecken für den armen Wilhelm, als Philipp nach Hauſe kam und ſich deß über ihn erhaltenen Sieges mit ſchnöden Worten rühmte! Dem Unglücklichen war ſein

Leben nun nicht mehr lieb. Er ging am einſamen Strome weinend auf und nieder, und ſtand oft auf dem Sprunge, ſich hineinzuſtürzen. Doch immer war es ihm, als hielte ihn ein guter Engel zurück.

Um Mitternacht ſchlich er mit ſeiner Zither, worauf er oft an Margarethens Seite fröhliche Geſänge und Tänze geſpielt hatte, vor ihr Fenſter und ſang ein trauriges Lied voll Verzweiflung und Lebensüberdruß. Er hoffte, Meiſter Zander ſchlafe ſo feſt, daß er dieſes Schwanenlied nicht höre; aber indem Wilhelm am Schluß deſſelben die Worte ſang:

„Ins Fluthengrab
Hinab, hinab!“

ſtürmte der Alte aus der Thür heraus und ſchrie: „Immer ertränke dich, du Lump! An dir iſt nichts verloren!“ — Wilhelm floh, von einem Steinhagel und nachgehetzten Hunden verfolgt.

Den Tag hernach hatte Meiſter Zander ſeinem künftigen Eidam zu Ehren eine große Fiſcherei angeſtellt. Wilhelm mußte als Gehülfe ſeines Pflegevaters dabei ſeyn und ertrug alle Kränkungen, die ihm von Margarethens Vater und ihrem aufgedrungenen Bräutigam widerfuhren, mit ſtiller Gelaſſenheit.

Es war ein ſchwüler, mit Gewittern drohender Tag. Bei der Heimfahrt, die ſich bis gegen Abend verzog, brach das Unwetter aus. Wilhelm, Philipp und deſſen Vater ſaßen in Einem Nachen beiſammen. Vor ihnen her ruderte der Obermeiſter allein. Die ſturmbewegten Wellen ſchäumten und tobten und trieben mit den leichten Fahrzeugen ihr gefährliches Spiel. Die Schiffer arbeiteten ſich muthig hindurch und hatten beinahe ſchon ihr Dorf erreicht, als der Sturm zu einem fürchterlichen Orkan wurde. Zander, in ſeinem fliegenden Kahne ſtehend, verlor das Gleichgewicht und fiel in den Strom. „Gott erbarme ſich!“ ſchrie Leutbold und beſchwor ſeinen Sohn, den Verunglückten zu retten. „Ei was!“ brummte Philipp: „Soll ich mir meine Kleider verderben? — Der alte Wallfiſch kann ſchwimmen und wird ſich ſelbſt auf's Trockne helfen.“ — Doch eh' er noch dieſe Worte völlig ausgeſprochen hatte, ſtürzte ſich Wilhelm in die brauſende Fluth und brachte mit Anſtrengung aller ſeiner Kräfte den ohnmächtigen Alten glücklich ans Ufer.

Angſtvoll war Margarethe ihrem Vater dahin entgegen gegangen. Sie ſah ihn aus einer Lebensgefahr gerettet, von ihrem Geliebten gerettet! Stumm vor Wehmuth dankte ſie Dieſem mit einem Druck der Hand. In ihren Armen erhielt der Greis ſein Bewußtſeyn wieder. Er ſah den Jüngling ganz durchnäßt vor ſich ſtehen und fragte ſanft: „Entriſſeſt Du mich dem Tode?“ — „Gott, durch mich;“ antwortete Wilhelm. „Ja, dieſer brave Junge war Euer Retter!“ rief Leutbold, der jetzt ans Land ſtieg. „Ich muß dagegen meinen eigenen Sohn bei Euch anklagen. Er verſagte Euch ſeinen Beiſtand, um ſeine Kleider nicht naß werden zu laſſen.“ —

„Ich hielt die Sache nicht für ſo gefährlich;“ ſagte Philipp mit vornehmer Nachläſſigkeit und rauchte ſeine Pfeife Tabak ruhig fort.

Zander ſah ihn finſter an, reichte Wilhelmen die Hand und ſprach: „Ich danke dir indeſſen. Morgen reden wir weiter darüber.“

Tages darauf ließ er, zur Feier ſeiner Lebenserhaltung, ein Freudenmahl bereiten und Wilhelmen, Leutholden und andere Nachbarn dazu einladen. Philipp erſchien als ungebetener Gaſt. Zander ſtellte ſich, als bemerke er ihn nicht. Als die Eingeladenen verſammelt waren, trat er in ihre Mitte und ſprach: „Ich will heute zwei Würfe mit Einem Steine thun und neben dem Feſte meiner Lebensrettung zugleich die Verlobung meiner Tochter feiern.“ — Philipp horchte doch auf, bückte ſich freundlich und kam mit zierlichen Tanzſprüngen näher. Doch Zander warf ihm die flache Hand entgegen und ſagte: „Wir haben nichts mehr mit einander zu ſchaffen, Herr Hoffiſcher! Wer einen Lappen auf ſeinem Leibe höher ſchätzt, als mich, der iſt nicht würdig, mein Schwiegerſohn zu werden. — Aber dort ſteht ein edler Menſch! Ich verachtete ihn — ich höhnte und mißhandelte ihn — ich wollte das Band der Liebe zwiſchen ihm und meiner Tochter zerreißen — und es wäre daher wahrlich kein Wunder geweſen, wenn er geſtern, als ich in den Strom fiel, gedacht hätte: der alte Murrkopf mag immer da enden, daß er nicht weiter hadern und dich von deinem Mädchen verdrängen kann. — Aber ſo menſchenfeindlich dachte Wilhelm nicht. Er rettete mit eigener Lebensgefahr ſeinen Feind und erwarb ſich dadurch einen Freund, einen Vater, ein liebes Weib und Haus und Hof.“ —

Das geſagt, führte er das frohbeſtürzte Mädchen dem hochherzigen Jüngling zu und vereinigte ſegnend ihre Hände.

Jedermann glaubte, Philipp würde einen ſchroffen Einſpruch thun, oder ſich mit empfindlichen Aeußerungen entfernen. Doch er blieb, warf ſich in die Bruſt und ſagte mit einer frechen Miene: „Ich danke Euch, Herr Zander, daß Ihr mich von einer Feſſel, die ich mir aus Uebereilung anlegte, wieder befreit. In großen Städten lebt ein unverheiratheter Mann viel glücklicher, als ein Anderer, der nach jedem luſtigen Tage, den er ſich außer dem Hauſe gemacht hat, eine Gardinenpredigt erwarten muß. Ein Großſtädter, wie unſer einer, verträgt ſich allenfalls nur mit einer in Reſidenzen erzogenen Gattin, die mit den dort herrſchenden Sitten bekannt iſt und an den liebenswürdigen Ausgelaſſenheiten eines Weltmanns kein Aergerniß nimmt." —

„Hört doch," rief Zander, „hört doch, wie der Fuchs die Traube, die er nicht erreichen kann, für ſauer erklärt!" —

Es erſcholl ein weidliches Gelächter; doch war es nicht mächtig genug, den Unverſchämten von dannen zu treiben. Er ſetzte ſich ohne Umſtände mit zu Tiſche und plauderte vom Hof- und Stadtleben wie ein geſchwätziger Staar. Es erging ihm aber auch wie dieſem unnützen Vogel: man achtete nicht ſeines Geplärrs, ſondern ergötzte ſich nur an den beiden Liebenden, die glücklicher und zufriedener waren, als beſäßen ſie alle Throne und Hauptſtädte der Welt.

VI.

Beſtrafte Ruhmredigkeit.

Herr Arnold, ein unverheiratheter Mann von einigen dreißig Jahren, beſaß in einer volkreichen Stadt ein ſchönes Haus, das wir mit einer Symphonie von Mozart oder einem andern berühmten Tonkünſtler vergleichen wollen, weil wir die neuerlich verkündigte äſthetiſche Lehre, daß die Baukunſt gefrorne Muſik ſey, in gläubiger Demuth annehmen. — Arnolds ſteinerne Symphonie war ein Werk von ſolchem Umfange, daß zehn Familien darin Platz gehabt hätten; er aber breitete ſich in dem weiten Raume ganz allein aus, und zeigte ſich meiſtens den ganzen Tag mit einem Buche in der Hand am Fenſter. Mit dem Schlage der Mittagsſtunde ging er ſehr ſauber gekleidet in ein öffentliches Gaſthaus, nahm dort, getrennt von den übrigen Gäſten, in einem einſamen Zimmer ſeine Mahlzeit ein, und eilte dann, ohne mit Jemand ein Wort gewechſelt zu haben, in ſein Kloſter zurück.

Aus dem allen ergibt ſich, daß er ein ungeſelliger Sonderling war. Er hatte keinen Umgang als mit ſeinen Verwandten; und auch mit dieſen kam er einzig und allein an den hohen Feſten, zu Oſtern, Pfingſten und Weihnachten an einer kleinen, nur aus drei Perſonen beſtehenden Familientafel zuſammen. Jeden erſten Feiertag machte ſein Muhmchen, Ulrike Rebhuhn, die Wirthin; den folgenden Tag gab Vetter Kiesling ein Gaſtmahl von drei Gedecken, und am dritten Feiertage erwiederte Arnold Gleiches mit Gleichem. Bei dieſem letztern Schmauſe ward aber mehr gegähnt, als geſprochen, weil Wirth und Gäſte den ſeichten Born ihrer Unterhaltung ſchon in den vorigen Tagen erſchöpft hatten.

Ulrike war eine vierzigjährige Jungfrau, die jedoch das Gelübde des eheloſen Lebens noch keineswegs gethan hatte. Es warben auch fort und fort, von ihrem nicht unbeträchtlichen Vermögen angelockt, mancherlei Glücksjäger um ihre Hand; aber ſie hütete ſich, ihr gutes Gold gegen die falſche Münze der Liebesheuchelei umzuſetzen. Im Gegentheil wollte ſie ſelbſt durch Heirath ein anſehnliches Aufgeld gewinnen. Zu dieſer Abſicht hatte ſie den reichen Arnold ſcharf auf dem Korne, und legte es ſeit vielen Jahren zu Oſtern und Pfingſten darauf an, daß er ihr ſich und ſeine Habe zum Weihnachtsgeſchenk darbringen ſollte. Doch der kalte Mann blieb immer abgeneigt, ſie durch dieſe Beſcherung zu erfreuen. Er bemühte ſich vielmehr, den Vetter Kiesling zum Blitzableiter ihrer Zärtlichkeit zu brauchen. Aber dieſer geizige Cyniker, der ſogar das Waſchwaſſer ſchonte, war der zierlichen Ulrike ein Dorn im Auge. Er ſchlotterte beſtändig, ſeinen Verwandten zur Schande, in geſchmackloſen Kleidern herum, kaufte bei öffentlichen Verſteigerungen, die er täglich beſuchte, alles alte Gerümpel, das er wohlfeil erhalten konnte, und ſchämte ſich nicht, einen eroberten Borſtbeſen oder eine Ofengabel ſelbſt nach Hauſe zu tragen.

Einſt gegen Oſtern, als Ulrike ſchon zu dem gewöhnlichen Gaſtmahle die nöthigen Zurüſtungen machte, verſchwand

Herr Arnold. Man ſah ihn weder am Fenſter noch auf der Straße, und ſeine Hausthür war feſt verſchloſſen. Die Nachbarn, denen er, da er täglich Punkt zwölf Uhr ausging, als Sonnenzeiger und Mittagsglocke gedient hatte, vermißten ihn mit Verwunderung. Es ward viel darüber geſprochen. Ulrike und Kiesling erfuhren es und machten ſich eilig auf die Beine, um ſich von der Wahrheit des Gerüchts zu überzeugen.

Sie klopften zu verſchiedenen Tageszeiten an die Pforte der Einſiedelei, aber Niemand that ihnen auf. Was ſollten ſie denken? Bei jedem Andern konnte man ſich vorſtellen, daß er eine Reiſe unternommen habe; aber Arnolds, des menſchenſcheuen und bequemen Arnolds eiſerne Lebensgewohnheit ließ dieſen Gedanken nicht aufkommen. Eher mußte man glauben, daß er plötzlich in ſeiner Wohnung geſtorben ſey. Dieſe Vermuthung ward immer wahrſcheinlicher und bewog die Verwandten, das Haus gerichtlich öffnen zu laſſen. Man fand die Zimmer in der zierlichſten Ordnung, aber keinen entſeelten Leichnam, wie man erwartet hatte.

Kurz darauf, am erſten Oſtertage, ſaßen Kiesling und Ulrike beiſammen und genoſſen, unter langweiligen Geſprächen über den ſo räthſelhaft verſchwundenen Drittmann, das übliche Feſtmahl. Da kam ein eilender Unglücksbote mit der Nachricht: es ſey am Ufer des Stroms ein todter Körper angeſchwommen, der allgemein für Arnolds Leiche gehalten werde. —

Ulrike hatte ſofort eine ſchickliche Ohnmacht bei der Hand. Herr Kiesling hinderte ſie nicht im geringſten, dieſe Förmlichkeit zu beobachten. Er zog gelaſſen ſeine Schreibtafel aus der Taſche und berechnete mit der größten Gemüthsruhe den auf ihn fallenden Antheil der Erbſchaft. Indeſſen lebte die Dame aus ihrer theatraliſchen Erſtarrung wieder auf, und ihr Geſellſchafter, der gern des erfreulichen Todes völlig gewiß ſeyn wollte, lud ſie ein, ſich mit ihm an den Strom zu begeben.

Da lag denn wirklich am Ufer ein aus dem Waſſer gezogener Leichnam, den Beide für ihren Vetter erkannten. Die Verweſung hatte zwar ſchon das Geſicht angegriffen und etwas zerſtört; doch die ganze Geſtalt, und beſonders die Kleidung, bewieſen unwiderſprechlich, daß Arnold der Verunglückte ſey. Ihn umhüllte derſelbe braune Frack, den er gewöhnlich trug, und den, nebſt den übrigen Kleidungsſtücken, ſein Leibſchneider, der ſich unter dem verſammelten Volke befand, für Schöpfungen ſeiner Hand erklärte. Aber den Hauptbeweis, daß man ſich in der Perſon des Ertrunkenen nicht irre, gab das Hemd, das mit Arnolds Namen bezeichnet war.

Bei dieſen Umſtänden hielt es Ulrike für eine heilige Pflicht, ein ehrenvolles Begräbniß zu beſorgen. Aber Kiesling, mit dem ſie nach der Rückkehr in ihre Wohnung darüber ſprach, behauptete: ein muthmaßlicher Selbſtmörder ſey es nicht werth, daß man ſich ſeiner annehme; man müſſe ihn ganz verläugnen, und es der Obrigkeit anheim ſtellen, ihn unter die Erde zu bringen. „Himmel!“ rief Ulrike, „wie könnt' ich ein ſolches Kieſelherz haben? Wie könnt' ich den Mann ohne Sang und Klang an der Kirchhofsmauer verſcharren ſehen, der wahrſcheinlich aus Verzweiflung in die Fluthen ſprang, um das Feuer einer geheimen Leidenſchaft zu löſchen?“ — Kiesling klopfte ſie an und fragte, was ſie mit dieſen dunkeln Worten ſagen wolle. „Das begreift ſo ein Eisbär, wie Ihr, freilich nicht!“ antwortete ſie. „Aber ich weiß es leider nur zu gewiß, daß ich, obgleich ſchuldlos, Arnolds Mörderin bin.

Er liebte mich: doch meine jungfräuliche Strenge — —“ Kiesling fiel ihr mit einem ſchmetternden Gelächter ins Wort und benahm ihr damit die Luſt, ihr Hirngeſpinſt weiter zu entwickeln.

Arnolds ſtiller und ſittlicher Lebenswandel begünſtigte den milden Glauben, daß er zufällig im Waſſer verunglückt ſey. Die Obrigkeit und die Geiſtlichen fanden daher kein Bedenken, eine feierliche Beerdigung zu geſtatten. Ulrike veranſtaltete ſie mit verſchwenderiſchem Pomp und beſtellte bei dem berühmteſten Bildhauer des Orts einen prächtigen Leichenſtein. Der geizige Miterbe regte ſich nicht weiter dagegen, weil ſie großmüthig erklärt hatte, die Koſten der Beſtattung und des Grabmahls allein zu beſtreiten.

Das konnte ſie denn auch leicht. Arnolds hinterlaſſenes Vermögen betrug wenigſtens fünfzig tauſend Thaler. Es ward anfangs mit gerichtlichem Siegel belegt: da aber Kiesling und Ulrike ihr gemeinſchaftliches Erbrecht erwieſen und ihnen kein anderer Anſpruch in den Weg trat, ſo ließ man ihnen bald freie Hand, ſich in den Nachlaß zu theilen.

Hierzu rüſteten ſie ſich wie zu einer Gerichtsfehde. Kiesling erkor den ſtreitbarſten Advokaten der Stadt zu ſeinem Kampfgehülfen, und Ulrike, die gegen einen ſolchen Helden nicht allein beſtehen zu können glaubte, wählte ſich einen andern, der ebenfalls ein berühmtes Mundſchwert beſaß. Mit dieſen Bundesgenoſſen begaben ſie ſich auf den Kampfplatz im Hauſe des Erblaſſers und führten über jedes einzelne Stück des Hausgeräths und Kleidervorraths einen hitzigen Zungenkrieg. Sie ſtritten vom Morgen bis in die Nacht, und hatten ſich noch kaum über den dritten Theil der Gegenſtände auseinandergeſetzt.

Der Nachtwächter verkündigte eben die zehnte Stunde, als ſie über einen alten Schlafrock im heftigſten Zanke begriffen waren. Kiesling und ſein Secundant behaupteten: der Schlafrock ſey ein Stück des Heergeräthes und gebühre daher dem männlichen Erben. „Was iſt Heergeräth?“ verſetzte Ulrikens Partiſan. „Es iſt die Kriegsrüſtung des Mannes, ſammt allem andern Geräthe, das im Kriege und zu deſſen Führung erfordert wird. Alſo paßt der Schlafrock nicht in dieſes Fach; denn der Soldat braucht keinen. Es mag zwar wohl in vorigen Zeiten mancher alte General damit verſehen geweſen ſeyn und ſich auch beſſer, als in den Harniſch, darein geſchickt haben; doch ſolche Ausnahmen von der Regel können hier nicht entſcheiden.“

Trotz dieſer vernünftigen Vorſtellung beſtand die Gegenpartei auf ihrem Kopfe, und Kiesling wollte ſich in den Beſitz des ſtreitigen Kleinods mit Gewalt ſetzen. Er warf es auf den Platz, wo er ſeine ſchon abgetheilten Erbſtücke aufgehäuft hatte. Ulrike zog es wieder nach ihrem Gebiete hin. Jener ließ die Beute nicht fahren; und ſo ſtanden ſie mit grimmigen Geſichtern und funkelnden Augen einander gegenüber, und zerrten und zogen an dem mürben Schlafrock ſo lange, bis er in der Mitte von einander riß und Beide, mit einer Hälfte in der Hand, rücklings zu Boden fielen.

Die Rechtsgelehrten brachen unaufhaltſam in ein Gelächter aus und jeder von ihnen half ſeiner Partei wieder auf die Füße. „Laſſen Sie mich einen Vorſchlag zur Güte thun!“ ſagte der Eine. „Friede nährt, Unfriede verzehrt! Davon ſehen wir an dieſem unglücklichen Schlafrock ein trauriges Beiſpiel. Wie wär' es daher, wenn Sie durch eine zärtliche Vereinigung aller Fehde ein Ende machten? Sie ſind beide noch unvermählt, ſind beide weder zu jung, noch zu alt, in den Stand der Ehe zu treten: was hält Sie ab, ſich mit einander zu verbinden und auf dieſe Art der ſchönen Erbſchaft unzertrennt zu genießen?“ —

„Ein herrlicher Einfall, bei meiner Seele!“ rief Kiesling.

„Das glaub' ich!“ ſprach Ulrike mit einem ſchnöden, gezierten Tone. „Der Herr Vetter könnte ſich dieſen Vorſchlag ohne Bedenken gefallen laſſen.“

„Ho! ho!“ fuhr Jener auf. „Es iſt noch die Frage, wer dabei gewinnen oder verlieren würde. Aber ich wag's!“

Mit dieſen ſchmeichelhaften Worten bot er ihr ſeine lange dürre Hand. Sie wandte ſich und ſchüttelte ſich, als griffe der Tod nach ihr. Doch der Anwalt, der ſich zum Eheſtifter aufgeworfen hatte, ſtellte ihr den Vortheil, die ganze ungetheilte Erbſchaft zu erheirathen, mit ſo eindringender Beredtſamkeit vor, daß dadurch der unempfindliche Stein ihres Herzens bewegt wurde. Sie verbeſſerte nach und nach die unartige Stellung, in welcher ſie dem verhaßten Freier den Rücken zukehrte; und als ſie ſo ihre Vorderſeite langſam herumgeſchraubt hatte, ſagte ſie mit einem feierlichen Tone: „Ich weiß, Herr Vetter, daß ich die feine, zartfühlende Seele, die mich bis zum Sterben liebte, in Ihnen nicht wieder finde. Sie ſind ein ungeſchliffener — Diamant, denn Ihr Gemüth iſt im Grunde nicht böſe; und blos in dieſer Rückſicht will ich mich zu dem heiligen Bunde, der allen weitern Streit zwiſchen uns aufhebt, entſchließen. Ich bedinge mir jedoch, daß Sie die rauhe Rinde, die Sie umgibt, abwerfen und ſich beſonders des Aus- und Eingangs in den ſchmutzigen Höhlen der öffentlichen Verſteigerungen gänzlich enthalten. Wagen Sie es ja nicht, wenn wir verbunden ſind, Ihr bisheriges Trödlerleben fortzuſetzen, und Ofengabeln oder andern ſolchen Plunder in eigener hoher Perſon über die Straße zu tragen! Thun Sie das nur ein einziges Mal, ſo laſſe ich mich ſchnell wieder ſcheiden!“ —

Kiesling hörte dieſe Vorhaltung ruhig an, verſprach mit Hand und Mund, ſich zu verfeinern, und ſo kam auf der Stelle die Verlobung des edlen Paares zu Stande. Es wurden Ringe gewechſelt und alle ſchon abgetheilten Erbſtücke, zum Zeichen des nun gemeinſchaftlichen Beſitzes, durch einander geworfen.

Während dieſes luſtigen Tumults bemerkte man nicht, daß ein Wagen am Hauſe vorfuhr. Es kamen Leute die Treppe herauf; die Stubenthür ward ohne Anklopfen geöffnet, und herein trat — Herr Arnold, von einem jungen Frauenzimmer begleitet. —

Ulrike ſank mit einem Schrei auf den Sopha; ihr Bräutigam kroch unter den Tiſch; die beiden Advokaten faßten wie furchtſame Kinder einander an und zogen ſich rückwärts in einen Winkel.

Der vermeinte Geiſt blickte die unerwartete Geſellſchaft eine Minute lang ſtumm und bewegungslos an und verließ dann erſt die Thürſchwelle, um ſeine Verwandten zu begrüßen. Aber Ulrike lag, wie entſeelt, mit geſchloſſenen Augen da, und Kiesling, zu dem er ſich unter den Tiſch bückte, ſtrampelte mit den Beinen wie ein Beſeſſener und verbat ſich hiermit alles Geſpräch. So überall abgewieſen, ging er den Sachwaltern zu Leibe und fragte: wie er zu der Ehre komme, ſie in ſeiner Wohnung zu finden.

Der Muthigſte von ihnen erwiederte: die ganze Stadt glaube, er ſey auf naſſem Wege in die Ewigkeit gegangen, und ſeine Verwandten hätten ſich deßhalb hierher verfügt, um ſeine fahrende Habe zu theilen.

„Das iſt luſtig!“ rief Arnold. „Man hielt mich für todt, und ich will nun erſt anfangen zu leben.“

Indem er ſo wie ein friſcher und geſunder Menſch ſprach, richtete ſich Ulrike hinter ſeinem Rücken langſam auf. Auch ihr Bräutigam ſchlüpfte leiſe unter dem Tiſche hervor und ſetzte ſich neben ſie. Arnold führte nun ſeine Begleiterin zu ihnen hin und ſagte: Meine Wertheſten, ich habe das Vergnügen, Ihnen hier meine Frau vorzuſtellen.“

Ulrike ſprang wie eine Furie auf. „Was ſind das für hölliſche Blendwerke, die meinen Geiſt ganz verwirren! Sie ertrinken, mein Herr! werden in Ihrem alltäglichen braunen Frack aus dem Waſſer gezogen, werden mit möglichſter Pracht und einer Leichenpredigt begraben, und machen dann Hochzeit!“ —

„Wie?“ rief Arnold: „Ertrunken? In meinem braunen Frack? — O, der arme, unglückliche Mann!“ —

Es war nämlich, wie er nun erzählte, vor einiger Zeit ein dürftiger, von allen Nothwendigkeiten des Lebens entblößter, für einen reiſenden Künſtler ſich ausgebender Fremdling zu ihm gekommen, hatte ihn um Unterſtützung gebeten, und unter andern Gaben eine vollſtändige Kleidung von ihm erhalten. Aber bald nachher mußte er, wie ſich jetzt zeigte, aus Lebensüberdruß in den Strom geſprungen oder durch einen widrigen Zufall hinein gerathen ſeyn; und ſo war während der Zeit, daß Arnold, nach vieljährigen Einladungen, einen entfernten Freund beſuchte, ſich in deſſen Nichte verliebte und Hochzeit machte, die wunderbare Irrung entſtanden.

Ulrike gerieth bei dieſer Entwicklung ganz auſſer ſich, und ihre Lage war in der That nicht beneidenswerth. Sie hatte einen ſtockfremden Menſchen mit großem Aufwande begraben laſſen, hatte ſich wegen einer Erbſchaft, die nun wie ein Traum verſchwand, mit einem unleidlichen Geſellen verlobt, und der Mann, der ſich aus Liebe zu ihr getödtet haben ſollte, trat ihr mit einem jungen, ſchönen Weibchen unter die Augen. Wäre dieſe unſelige Erſcheinung ihr allein ſichtbar geworden, ſo hätte ſie ſich allenfalls darüber beruhiget: aber ſie ward dadurch vor der ganzen Stadt zu Schanden, da ſie überall herum geprahlt hatte, daß Arnold zum Sterben in ſie verliebt geweſen ſey und ihre Sprödigkeit ihn in die Wellen gejagt habe. Die Vorſtellung dieſer öffentlichen und unauslöſchlichen Schmach ergriff ſie ſo heftig, daß ſie in eine neue Ohnmacht fiel. Wir verlaſſen ſie darin ohne Bedauern, weil eitle Ruhmredigkeit, ſie zeige ſich in welchem Felde ſie will, Strafe verdient.

VII.

Der Dechant von Badajoz.

Das Hochſtift zu Badajoz in Spanien erfreute ſich vor uralter Zeit eines ſehr gelehrten Dechanten, der durch ſeine Weisheit und Beredtſamkeit den Beinamen Goldmund gewann. Aber die leidigen Blaſebälge des Ruhms und der Schmeichelei, die dem geiſtlichen Herrn immer in die Ohren hauchten, blähten ihn ſo auf, daß ihm ſeine Dechanei zu enge ward. Er dünkte ſich eines Erzbisthums oder gar der dreifachen Krone würdig; doch ſah er keine Möglichkeit, dahin zu gelangen, und das quälte ihn Tag und Nacht.

Während dieſer Gährung ſeines unzufriedenen Gemüths erſcholl das Gerücht: es hauſe in der Gegend von Toledo ein Schwarzkünſtler, Namens Mendoza, der unerhörte Wunderthaten verrichte. „Ei, ſo kann er auch vielleicht einem Dechanten zum Biſchofsſtabe verhelfen!“ ſagte Goldmund zu ſich ſelbſt. „Es ziemt zwar einem Geiſtlichen nicht, mit ſolchen anrüchigen Leuten zu verkehren: aber, vom Teufel der Ehrſucht beſeſſen, bin ich gezwungen, bei einem Teufelsbanner Hülfe zu ſuchen.“

Er ſprach's, ließ ſein Maulthier ſatteln, und ritt gen

Toledo. Unfern davon lebte Mendoza auf einem Dorfe. Sein Wohnhaus war leicht zu finden, denn Krüppel aller Art, die von ihm geheilt ſeyn wollten, hatten ſich vor ſeiner Thür gelagert. Der Dechant ſprengte ſie auseinander, band ſeinen Mauleſel an den Pfortenring, und ging mit dem Pfauenſchritt des Stolzes ins Haus hinein.

Mendoza, ein ſilberhaariger Greis, empfing ihn mit ernſter Feierlichkeit. Er trug ein ſchwarzes Gewand und einen wilden, ſtruppigen Bart, der damals das Aushängeſchild der Weisheit war, und jetzt an vielen Köpfen (die kriegeriſchen ausgenommen) das Handwerkszeichen der Thorheit iſt. — „Sennor!“ ſagte Goldmund: „es iſt kaum nöthig, daß ich mich Eurer Allwiſſenheit nenne. Ich bin der Dechant von Badajoz, und gelte für einen Meiſter in Künſten und Wiſſenſchaften, doch bin ich gekommen, um Euer Schüler zu werden. Lehrt mich Eure Weisheit, die das Geiſterreich beherrſcht, und ſich ſogar das widerſpenſtige Glück unterwirft! Ich brenne vor Begierde, mich auf den Flügeln der Magie zu hohen geiſtlichen Würden zu erheben; und gelingt mir das, Sennor, ſo werde ich mich dafür gegen Euch ſehr dankbar bezeigen.“ —

„Dankbar?“ — ſagte Mendoza mit ungläubigem Lächeln. „Die Menſchen, Herr Dechant, ſind ein undankbares Geſchlecht. Das iſt ein Erfahrungsſatz, den wohl am wenigſten ein Prieſter widerlegen würde.“ —

„Was hör' ich!“ rief Goldmund. „Ihr beſchuldigt die Glieder meines Standes vor allen andern Menſchen der Undankbarkeit? — Wohlan, verſuchts mit mir! Ich werde die Ehre meiner Amtsbrüder auf eine glänzende Weiſe retten.“

„Ein Wort, ein Mann!“ ſagte Mendoza. „Auf dieſes Verſprechen will ich meinen Unterricht wagen.“ —

Er öffnete jetzt eine Thür, die nach der Küche hinaus ging, und rief mit lauter Stimme: „Anna, ſtecke zwei Rebhühner an den Spieß! Der Herr Dechant ſpeiſet hier.“

Darauf führte er ſeinen Gaſt in ein ſchwarzberauchtes, mit Zauberbüchern und Geräthen der Goldmacherkunſt angefülltes Gewölbe, das er ſeine Werkſtatt nannte. Die größte Merkwürdigkeit dieſes Gemachs waren einige kleine ſchwarze Teufelchen, die, in gläſerne Flaſchen eingeſchloſſen, den ankommenden Fremdling mit drolligen Verbeugungen und Freudenſprüngen begrüßten.

„Setzt Euch, Herr Dechant!“ ſagte Mendoza. „Meine Weisheit iſt trocken; wir wollen ſie mit gutem Wein befeuchten.“

Er hob am Fußboden eine Fallthür auf, ſtieg mehrere Stufen hinab, kehrte mit einem ſteinernen Kruge zurück, ſchenkte daraus zwei Becher voll, nahm vom Sims eine kryſtallene Phiole, und goß aus derſelben, unter dumpfem Gemurmel unverſtändlicher Zauberſprüche, ein paar purpurfarbene Tropfen in den Pokal, den er dem Dechanten, mit freundlicher Nöthigung zum Trinken, hinreichte. Goldmund trank. Wie lange ſie aber gebechert haben, darüber ſind keine ſichere Nachrichten vorhanden, und wir haben auch wichtigere Dinge zu melden.

Es ſtarb nämlich bald darauf der Biſchof von Badajoz, und der erledigte Krummſtab ward unſerm Dechanten ertheilt. Von allen Seiten ſtrömten ihm Glückwünſche zu. Auch Mendoza erſchien in Perſon und empfahl ſich ſeiner Gunſt und — Erkenntlichkeit: denn die Erſchaffung des neuen Biſchofs war ſein Werk. Der Hochwürdige dankte ſeinem Beförderer unter vier Augen mit den lieblichſten Worten, bat aber um Verzeihung, daß ſich ſeine Dankbefliſſenheit nicht ſofort thätig erweiſen könne. „Ich muß mich jetzt,“ ſprach er, „auf einen höhern Fuß einrichten, und dieſe dringenden Ausgaben erſchöpfen meinen Seckel. Zieht aber deßhalb Eure Hand nicht von mir ab, lieber Freund! Arbeitet mich vielmehr noch höher empor, und der verſchobene Abtrag meiner Schuld ſoll Euch treffliche Zinſen tragen.“

Mendoza verbeugte ſich und nahm die Anweiſung auf die Zukunft ohne Widerſpruch an. Er trieb ſeine Artigkeit noch weiter: er ließ ſich in Badajoz nieder und ging Sr. Hochwürden in allen Geſchäften mit Rath und That an die Hand. So ſaß denn gewiſſermaßen der Teufel auf dem biſchöflichen Stuhle. Doch er ſpielte ſeine Rolle untadelhaft, und miſchte die Karten ſo geſchickt, daß der Ruhm des Biſchofs von Badajoz durch ganz Spanien erſcholl und er nach kurzer Zeit zum Erzbiſchof von Sevilla ernannt wurde. Auf der Reiſe dahin hörte er von tauſend Lippen das alte ſpaniſche Sprichwort: „Wem Gott wohl will, dem gibt er in Sevilla zu eſſen.“

Auch dahin folgte ihm Mendoza, und nahm ſich bald nach ihrem Einzuge die Freiheit, ſeinen hochwürdigſten Schuldner um die verſprochene Belohnung höflich zu erſuchen. „Ich begehre kein baares Geld;“ ſetzte er mildernd hinzu: „Ich erbitte mir blos ein Pfründchen für meinen Sohn, der eben jetzt ſeine gelehrte Laufbahn auf der hohen Schule zu Toledo vollendet hat.“

„Ich werde ſeiner beſtens gedenken,“ ſagte der Erzbiſchof; „laßt uns nur einen günſtigern Zeitpunkt erwarten. Ich muß erſt noch verſchiedene andere Schützlinge, die mir von hoher Hand empfohlen wurden, unter Dach bringen. Sobald ich mir aber dieſe läſtigen Menſchen vom Halſe geſchafft habe, werde ich mich der Sorge für Euren lieden Sohn mit ganzer Seele widmen, und er ſoll bei dieſem Verzuge gewinnen: denn ich ſteige wahrſcheinlich indeſſen noch ein Stüfchen weiter zum Vatikan hinauf, und je höher ich ſtehe, je mehr kann ich für meine Freunde wirken.“ —

Der Magus ließ ſich abermals beſchwichtigen, und fuhr unermüdet fort, alle Zaubermaſchinen, die ihm zu Gebote ſtanden, für ſeinen Gönner in Bewegung zu ſetzen. Sein Dienſteifer hatte auch bald die erſprießliche Folge, daß Seine päpſtliche Heiligkeit dem Erzbiſchof den rothen Hut überſandte und ihn nach Rom berief, um dort gleich den übrigen Fürſten der Kirche im Cardinals-Collegium Sitz und Stimme zu haben. Alle Welt ſtaunte über des Emporkömmlings reißende Fortſchritte, doch er ſelbſt fand ſie lediglich ſeinen hohen Verdienſten angemeſſen, und betrachtete das Glück, das ihn ſo wunderſam auf den Händen trug, als einen unnützen Knecht, der nichts weiter als ſeine Schuldigkeit thue.

Mendoza begleitete den Cardinal nach Rom. Seine Eminenz bezeigte ſich dort wie überall ſehr gnädig gegen ihn, aber von Pfründen oder andern Belohnungen war nicht die Rede. Er ſah ſich endlich gezwungen, ein leiſes Mahnwörtchen fallen zu laſſen. „Geduld, Alter!“ ſagte der Cardinal: „wir wollen nächſtens unſere Rechnung abſchließen. Ich gleiche jetzt einem Manne, der ſich unter Weges befindet und nur noch eine kleine Strecke von dem Orte ſeiner Beſtimmung entfernt iſt. Er hat nicht Zeit, ſich aufzuhalten; er verſchiebt alle Geſchäfte bis zum ruhigen Ziele der Reiſe. — So auch ich. Mein Ziel iſt der päpſtliche Stuhl. Du und das Glück werden mich bald hinauf heben. Der heilige Vater wanket, alt und ſchwach, ſeiner Grube zu; er kann nicht lange mehr herrſchen; und nach allem, was bisher mit mir vorging, iſt es außer Zweifel, daß ich zu ſeinem Nachfolger gewählt werde. Dann, Freund, dann ſollſt Du den Vorwurf des Undanks, den Du einſt den Prieſtern machteſt, durch das Oberhaupt der Kirche ſtattlich widerlegt ſehen.“ —

Was geſchah! der Papſt ſtarb; die Cardinäle bezogen die gewöhnlichen Wahlzimmer im vatikaniſchen Palaſte, und Mendoza ließ ſich in Goldmunds Zelle als deſſen Famulus mit einſchließen. Aber der vorgebliche Diener beherrſchte durch ſeine geheimen Künſte die erlauchte Wahlverſammlung, und zauberte glücklich unſerm ſpaniſchen Cardinal die päpſtliche Krone auf's Haupt.

Der neue Statthalter Gottes hatte nun nicht nur die Schlüſſel des Himmels, ſondern auch die Schlüſſel zu einer ergiebigen Schatzkammer in den Händen, und durfte nur einen tapfern Griff hinein thun, um den Schöpfer ſeiner Größe und Herrlichkeit zufrieden zu ſtellen: aber deſſen ungeachtet bekam der Zauberer nicht ſo viel, als man vom Nagel blaſen kann. Der heilige Vater bereicherte bloß, nach dem Beiſpiele ſeiner Vorfahren, eine Schaar von Verwandten, die gleich einem Schwarme hungriger Fliegen aus Spanien anlangte.

Mendoza blieb lange Zeit ein geduldiger Zuſchauer. Da man aber ſeiner ganz vergaß, und ihn, deſſen Hülfe nicht weiter nöthig war, als eine Null im Vatikan behandelte: ſo faßte er ſich endlich ein Herz, den undankbaren Papſt an die hohen Verſprechungen des Dechanten, des Biſchofs, des Erzbiſchofs und des Cardinals zu erinnern. Er that es mit der beſcheidenſten Demuth; aber ſtolz ſah der heilige Vater auf ihn herab und ſagte mit furchtbarer Stimme: „Wie kannſt Du Dich erfrechen, die Aemter und Würden, die mir durch Gottes Gnaden zu Theil wurden, auf Deine Rechnung zu ſchreiben? — Dein Bekenntniß, daß Du Werke der Finſterniß treibſt, überliefert Dich dem peinlichen Gericht und dem Tode: doch aus beſonderer Huld will ich die verdiente Lebensſtrafe in Verbannung verwandeln. Hebe Dich aus meinen Augen, verlaß ſofort die Stadt Rom, und innerhalb dreier Tage den Kirchenſtaat! — Findet man Dich nachher noch irgenwo auf meinem Gebiete, ſo iſt der Scheiterhaufen dein Loos!" —

Unerſchrocken, ohne Vertheidigung, ohne Vorwurf ließ Mendoza dieſen Bannſpruch auf ſich herabdonnern, wandte ſich kaltblütig und rief: Anna, ziehe die Rebhühner vom Spieße! Der Herr Dechant ſpeiſet nicht hier!"

Der heilige Vater ſchauderte bei dieſen Worten zuſammen, rieb ſich die Augen, und mit Schrecken ſah er ſich aus dem prächtigen vatikaniſchen Palaſte in die rußige Werkſtätte des Schwarzkünſtlers verſetzt, wo er in einem alten Lehnſtuhle den ſchönſten Traum ſeines Lebens geträumt hatte. — Wie man in manchem Schauſpiele von Shakſpeare die Begebenheiten einer Reihe von Jahren in drei Stunden auf der Bühne darſtellen ſieht: ſo war Herr Goldmund, von einem Zaubertrank berauſcht, in noch kürzerer Zeit Biſchof, Erzbiſchof, Cardinal und Papſt geweſen, und taumelte jetzt wieder als Dechant von Badajoz aus den hölzernen Armen eines gebrechlichen Schlafſeſſels empor. Mendoza, der Baumeiſter jener Luftſchlöſſer, ſah ihm ſcharf ins Geſicht; die Teufelchen in den gläſernen Kerkern ſprangen mit Gelächter auf und nieder und klatſchten in die Hände. Der entthronte Prieſter konnte vor Scham, daß er in der mit ihm angeſtellten Herzensprüfung ſo ſchlecht beſtand, die Augen nicht aufſchlagen. Er ſtürzte, ohne Abſchied zu nehmen, zur Thür hinaus, fand ſeinen Mauleſel an der Hauspforte noch angebunden, ſchwang ſich auf, und trabte durch Nacht und Nebel wieder nach ſeiner Dechanei zu.

Kaum war er einen Büchſenſchuß weit geritten, als hinter ihm eine Perſon ſo raſch und unhöflich aufſprang, daß ſie ihn beinahe vom Eſel geworfen hätte. Wild ſah er ſich um. Himmel! da erblickte er einen langen, ſchwarzen gehörnten Unhold, deſſen feurige Augen wie Laternen durch die Finſterniß leuchteten. Mit Entſetzen fuhr der Dechant im Sattel empor, um dem ſchrecklichen Reiſegefährten den Eſel allein zu überlaſſen; aber der Schwarze legte ihm ſeine Drachenklauen freundſchaftlich auf die Achſeln und ſagte: „Bleib, Pfäfflein, bleib! Ich wollte Dir nur die Lehre mit auf den Weg geben, daß Undank ſogar in den Augen des Teufels ein abſcheuliches Laſter iſt.“ —

VIII.

Der natürliche Sohn.

Am Abend eines heißen Tages ging Hannchen mit leichten Schritten zwiſchen den Gartenbeeten auf und nieder und tränkte Pflanzen und Blumen. Plötzlich zog ihr Jemand, der hinter ihrem Rücken herangeſchlichen war, die Gießkanne aus der Hand. Erſchrocken wandte ſie ſich. Da ſtand Robert, ihr erklärter Liebhaber, und triumphirte über den gelungenen Spaß.

„Ei, du Faulenzer!“ ſagte ſie. „Haſt du ſchon ſo zeitig Feierabend gemacht?“

„Schilt nicht, liebes Hannchen!“ ſprach er mit einem kindlich bittenden Tone. „Das Wetter iſt gar zu ſchön!“

„Und der Schelm wußte, daß meine Mutter nicht zu Hauſe iſt!“ ſetzte ſie mit einem ſanften Backenſtreiche hinzu.

Erröthend lief Robert mit der Gießkanne fort und ſchöpfte Waſſer. Der Garten ward unter Scherz und Lachen vollends erfriſcht. Nachher ſangen ſie fröhliche Lieder, ſpielten blinde Kuh, und befragten das bekannte Blumenorakel, welches für Beide den erfreulichen Ausſpruch that, daß ſie einander von Herzen liebten.

Indem ſie ſich in der Nähe des Gartenzaunes, der an der Landſtraße hinlief, auf ſolche Art unterhielten, hörten ſie draußen den keuchenden Galopp eines Pferdes. „Da kommt wohl ein Courier!“ ſagte Hannchen. Sie guckten über den Zaun und hatten Mühe, ein lautes Gelächter zu unterdrücken, als ſie den Arzt des Städtchens, den Herrn Doktor Wurzel, daher ſprengen ſahn. Er war wie Don Quixote ein Ritter von der traurigen Geſtalt. Die Schenkel ſeines alten Fliegenſchimmels ſtanden am Rückgrathe ſo ſpitz hervor, daß man ſie zum Anhängen eines Korbes gebrauchen konnte. Aber wie ein ſtandhafter, dem Unglück trotzender Mann trug der vierbeinige Greis ſeinen langen Hals ſehr aufrecht; und ob er gleich faſt ganz mit Blindheit geſchlagen war, ſo ſah er doch immer mit rückwärts geworfenem Kopfe nach den Wolken. Dieſe ſchlimme, auch vielen Menſchen eigene Gewohnheit, hoch in die Lüfte zu ſchauen und unter ſich die Steine des Anſtoßes unbeachtet zu laſſen, verurſachte manchen Sturz, der unſern Ritter in Gefahr ſetzte, Hals und Beine zu brechen. Er verwahrte die letztern durch ſteife Stiefeln, die beinahe den ganzen Schenkel bedeckten, und dennoch in Anſehung ihrer Länge nur Knabenſtiefeln glichen: denn ihr gelehrter Inhaber war ein kleines, winziges Männchen. Er und ſein langhalſiges Roß bildeten zuſammen die Geſtalt eines Kameels, wobei Er die Rolle des Höckers ſpielte. Bei dem allen gab er ſich durch ſeine Tracht das Anſehn eines tüchtigen Raufbolds. Er trug einen großen, ſoldatiſch aufgeſtutzten Hut, und ein Schwert an der Hüfte, das ſo groß war als er ſelbſt.

Hannchen, die ſich mit dem poſſirlichen Manne gern neckte, warf ihm, als er, ohne ſie zu bemerken, vorbei jagte, eine Erdſcholle auf den Hut. Fluchend ſah er unter dem gewaltigen Dreieck hervor, und warnte mit ſcheinbarem

Ernſt, ſein junges Pferd nicht ſcheu zu machen. Er ward aber ſogleich wieder freundlich, als er Roberten erblickte. „Ha, Freund! biſt du hier?“ rief er ihm zu. „Ich wollte dich eben beſuchen, um dir eine Sache von höchſter Wichtigkeit zu entdecken.“

Er ſtieg vor der Gartenthür ab, ließ ſeinen Gaul, der aus Schwäche treu war, frank und frei ſtehen und ging hinein. Robert und Hannchen kamen ihm entgegen. Er ſprang, wie von einer unerwarteten Erſcheinung überraſcht, einige Schritte zurück, ſtellte ſich mit ausgeſpreizten Beinen und eingeſtemmten Armen dem Jüngling gegenüber, ſtarrte ihn ein Weilchen an und rief aus: „Hol' mich der Tod! wie aus den Augen geſchnitten!“ — Hierauf zog er ſeinen Hut ab und ſagte mit einer feierlichen Verbeugung: „Ich empfehle mich Hochdenenſelben zu Gnaden.“

Die jungen Leute wußten nicht, ob er ein Glas über den Durſt getrunken habe oder im Kopfe nicht richtig ſey. Robert lächelte ſchweigend; aber das lebhafte, mit beſſerm Mundwerk verſehene Mädchen ſagte: „Der Herr Doktor ſcherzen heute ſehr räthſelhaft.“

„Jüngferchen,“ war ſeine Antwort, „geh Sie unmaßgeblich an Ihre Arbeit, oder begebe Sie ſich ſonſt ein wenig bei Seite! Ich habe dieſem jungen Mann etwas Geheimes zu vertrauen.“

„Wenn's mich betrifft, Herr Doktor,“ fiel Robert ein, „ſo kann Hannchen in Gottes Namen hier bleiben. Sie wiſſen ja, wie wir mit einander ſtehen.“

„Geſtanden haben, wird's bald heißen!“ verſetzte Wurzel mit ſtarker Betonung der zwei erſten Worte.

„Wie meynen Sie das?“ fragte Hannchen mit großen Augen. „Wollen Sie zwiſchen uns als Störefried treten?“

„Das wär' eine vergebliche Mühe!“ ſagte Robert. „Aber das werden Sie auch nicht im Sinn haben, Herr Doktor. Rücken Sie alſo frei mit der Sprache heraus! Ich wollte lieber taub ſeyn, als etwas anhören, was mein Hannchen nicht wiſſen dürfte.“

Herr Wurzel ſchüttelte verdrießlich den Kopf und riß ſeinen Sarraß aus der Scheide. Erſchrocken prallte das junge Paar zurück. „Fürchtet euch nicht!“ ſprach er.

„Ich aber fürchte mich, ein weibliches Ohr zum Zeugen meines Geheimniſſes zu machen. — Drum will ich wenigſtens die weibliche Zunge mit einem Eide binden, und ihn nebenbei auch dir, Freund Robert, abnehmen. Tretet demnach näher, legt beide die drei vordern Finger der rechten Hand auf meine Klinge und ſprecht deutlich die Worte nach, die ich euch vorſagen werde.“

Er nahm eine ſtolze, Ehrfurcht gebietende Stellung an und ſtreckte ſein Schwert vor ſich hin. Das Liebespaar legte, nach einigem Sträuben, die Finger darauf und ſprach ihm nach: „Wir ſchwören, daß wir das Geheimniß, welches uns der Doktor der Arzneigelahrtheit, Herr Wurzel, jetzt mittheilen wird, in unſerm Herzen treu bewahren und ſolches bei Verluſt unſerer Ehre und unſerer rechten Hand, um keinen Preis ausſchwatzen wollen.“ — Als dieſe Worte geſprochen waren, ſchwang er ſein Schwert hoch in die Luft und ſagte mit furchtbarer Stimme: „Wer von euch meineidig wird, deſſen Hand iſt verfallen! Ich haue ſie ihm ohne Barmherzigkeit ab, wenn ich auch zehn Jahre lang deßhalb auf der Feſtung ſitzen muß. Dixi!“ —

Nach dieſer Ceremonie ließ er ſich zwiſchen ihnen auf eine Raſenbank nieder, legte beide Hände auf Roberts Schulter und begann mit einem höchſt feierlichen Tone: „Glücklicher Jüngling, ſchenke dein Bügeleiſen, deine Scheere und den ganzen Vorrath deiner Nähnadeln einem armen

Zunftgenoſſen! Du bedarfſt dieſer Brodwerkzeuge nicht mehr, denn du biſt unſers regierenden Herzogs leiblicher Sohn!"

Robert und Hannchen ſprangen beſtürzt auf. Sie glaubten nun wirklich einen Tollhäusler vor ſich zu haben. „Herr, das heißt foppen!" ſchmähte das Mädchen von fern. „Erſt legen Sie uns eidliches Stillſchweigen auf, und dann erzählen Sie ein Mährchen aus Tauſend und einer Nacht, das nur ein Wahnſinniger glauben könnte."

Er lächelte bei dieſem Vorwurf, wie ein Mann, der ein gutes Gewiſſen hat und erſuchte die Verſcheuchten, wieder Platz zu nehmen, ihn ruhig anzuhören und es nicht wie mancher faſelnde Kunſtrichter zu machen, der nach Anſicht des Titelblattes ſogleich ſein Urtheil über das ganze Buch ausſpreche. — Dieſe Vorſtellung fand Eingang; die Flüchtlinge nahten ſich wieder, ſetzten ſich aber ſo weit als möglich von ihm auf die äußerſte Kante der Bank, verbanden ſich Arm in Arm zu Schutz und Trutz, und erwarteten ſo die Fortſetzung ſeiner Wundergeſchichte.

„Ich unternahm vor vierzehn Tagen," hob er an, „eine Reiſe in die Hauptſtadt, um meine leer gewordenen Arzneikaſten in der Hofapotheke wieder füllen zu laſſen. Dieſes Geſchäft war in wenigen Stunden abgethan, und ich ſehnte mich zu meinen verlaſſenen Kranken zurück. Da ich aber nach dem ſcharfen Ritte, den ich gemacht hatte, meinem getreuen Bucephalus einen Raſttag gönnen mußte, ſo gewann ich Zeit, die große Babel unſers Landes, die ich vorher nur immer im Fluge ſah, etwas genauer kennen zu lernen und Abends in die Comödie zu gehen. Es ward ein Singſpiel: „Der Doktor und der Apotheker," gegeben; aber auf dem öffentlich angeſchlagenen Zettel war ein Bock wider die Rangordnung geſchoſſen, indem mit großen Buchſtaben gedruckt ſtand: Der Apotheker und der Doktor.“ — Ich entrüſtete mich dermaßen darüber, daß ich ſogleich den Zettel mit meinem Stocke zerfetzte. Auch wäre wahrſcheinlich meine Galle im Schauſpielhauſe noch reger geworden, wenn nicht während der Vorſtellung der ſchimpflichen Poſſe ein anderer Gegenſtand meine ganze Aufmerkſamkeit gefeſſelt hätte. Das war die höchſte Perſon Seiner Durchlaucht unſers gnädigſten Landesherrn, deſſen Angeſicht ich jetzt zum erſten Mal ſah. Als er aber in ſeine Loge trat, dünkt' es mich, als hätte ich ihn ſchon tauſendmal geſehen; denn die wunderbare Gleichheit ſeiner Geſichtszüge mit den deinigen, mein junger Freund, ſprang mir wie ein Blitz in die Augen, und je länger ich ſie auf ihn heftete, deſto mehr überzeugten ſie mich, daß er dein Vater ſeyn müſſe.“ —

Hier unterbrach ihn Hannchen durch ein Gelächter; Robert hingegen ſah ihn finſter an und verbat es ſich ernſthaft, ihm ſeine ehrliche Geburt ſtreitig zu machen. „Damit läßt ſich's gar nicht ſpaſſen, Herr Doktor!“ fuhr er ſcheltend fort. „Ich bin meines ſeligen Vaters, des weiland ehrſamen Bürgers und Schneidermeiſters, Niklas Robert, eheleiblicher Sohn und der will ich ſeyn und bleiben. Bringen Sie alſo kein Schandmährchen von mir unter die Leute! Ich müßte ja ſonſt befürchten, als ein Bankart aus der Zunft geſtoßen zu werden.“ —

„Das wär' ein großes Unglück für den Sohn eines Herzogs!“ verſetzte der Doktor. „Aber bleib du meinetwegen ein armſeliger Schneider! Ich will die Entdeckung, die ich machte, in meinem Buſen verſchließen und weiter kein Wort darüber verlieren.“ — Hiermit ſtand er auf und ſagte trotzig: „Gute Nacht!“

Aber Hannchen, das eitle Mädchen, das ſich lieber einen halben Prinzen als einen ganzen Schneider zum Bräutigam wünſchte, vertrat dem forteilenden Bramarbas freundlich den Weg und bat ihn, ſeine Erzählung zu vollenden.

Robert, der ſchon jetzt unter ihrem Pantoffel ſtand, wendete nichts dagegen ein, und Herr Wurzel, deſſen raſches Aufſtehen ein bloßer Schreckſchuß geweſen war, ließ ſich beſänftigen und fuhr folgender Maßen in ſeiner Geſchichte fort:

„Ich ging, als ſich der Herzog am Ende des Poſſenſpiels entfernt hatte, in meine Herberge und legte mich zu Bett; aber die wunderbare Sache, die ich nicht aus dem Kopfe bringen konnte, ließ mich nicht ſchlafen. Am Morgen war ich matt und krank: mir graute vor dem harten Trabe meines Schimmels; ich beſchloß, noch einen Tag in der Reſidenz auszuruhen und indeſſen, wo möglich, den Grund oder Ungrund meiner im Theater gemachten Bemerkung zu erforſchen. In dieſer Abſicht lud ich meinen alten Schulfreund, den Proviſor Leiſegang, zum Mittagseſſen in die rothe Eule, wo ich herbergte. Er kam; wir unterhielten uns Anfangs von gleichgültigen Dingen; als aber der edle Würzburger, den ich ihm fleißig einſchenkte, ſeine fahlen Wangen zu röthen anfing, lenkte ich das Geſpräch auf den Hof und deſſen geheime Geſchichte, die meinem Freunde nicht fremd ſeyn kann, weil er bei der herzoglichen Apotheke, die ſich im Schloſſe befindet, ſeit dreißig Jahren in Dienſten ſteht. Ich ſpielte mich beſonders mit geſchickten Worten in die Jugendjahre des Herzogs hinein und behauptete kühn: es habe damals hin und her verlautet, daß er kein Feind des ſchönen Geſchlechts ſey. — Mein vorſichtiger Gaſt ſagte dazu weder Ja noch Nein: aber er lächelte, huſtete, fuhr ein paar Mal mit der flachen Hand über die Stirn, ſah ſich aus Furcht vor Horchern rechts und links um, und zirpte mir dann wie ein Heimchen ins Ohr: die Fürſten ſind Menſchen! — Das war mir genug! Denn das könnt ihr glauben: wenn Leiſegang, der unausſprechlich behutſame Leiſegang, in einem ſolchen Falle und mit ſolchen Geberden geſteht, daß die Fürſten Menſchen ſind, ſo iſt das eben ſo viel geſagt, als wenn ein Anderer, der kein Blatt vor den Mund zu nehmen pflegt, die ärgerlichſten Geſchichten erzählte.“ —

„Aber ich bitte Sie, Herr Doctor,“ fiel Robert ein, „was geht denn das alles mich und meine ſelige Mutter an?“

„Dieſe Frage,“ verſetzte Wurzel, „will ich dir beantworten, ohne dabei des Spruchs zu vergeſſen: De mortuis nil nisi bene! das iſt verdolmetſchet: Von Todten ſoll man nichts als Gutes reden. — Deine Mutter war in ihrer jungfräulichen Blüthe ein bildſchönes Mädchen, das vielen Männern den Kopf verrückte. Im ſiebzehnten Jahre ihres Lebens verwechſelte ſie unſer Altenhain, ihren Geburtsort, mit der Reſidenz, wo ſie achtzehen Monate lang einer gräflichen Familie als Hausjungfer mit Ruhm diente. Dann aber kam ſie plötzlich, mit Kleidern und Geld wohl verſehen, nach Altenhain zurück; vier Wochen ſpäter war Meiſter Niklas Robert — ein ſchon ziemlich bejahrter hektiſcher Schwächling, den ſie zuvor mit keinem Auge geſehen hatte — ihr angetrauter Ehekrüppel, und ſiebenthalb Monate nach der Hochzeit warſt du geboren. — Das alles machte zu ſeiner Zeit großes Aufſehen, doch nun iſt freilich Gras darüber gewachſen.“ —

„Und das wollen wir nicht muthwillig wegreißen;“ ſagte Robert mit niedergeſchlagenen Augen. „Es mag den Fehltritt meiner Mutter, wenn ſie wirklich einen begangen hat, ewig bedecken.“

„In Gottes Namen,“ ſprach Herr Wurzel und nahm eine Prieſe Tabak. „Damit ich jedoch, in Anſehung der bemerkten Aehnlichkeit, die Ehre meiner Augen rette, ſo will ich dir auf der Stelle ein Bildniß des Herzogs zeigen, das ich zu dieſem Behuf in der Reſidenz gekauft habe.“

Er ging hinaus zu ſeinem Schimmel, öffnete den Mantelſack, kam mit zwei zuſammen gebundenen Pappendeckel zurück, und zog aus denſelben einen mit bunten Farben ausgemalten Kupferſtich. „Herr Jemine! welche Aehnlichkeit!“ ſchrie Hannchen auf. „Ja, nun glaub' ich alles, was der Herr Doctor ſagte. — Sieh nur, Robert, ganz deine Naſe, dein Kinn, deine Stirn! Wärſt du zwanzig Jahr' älter und mit Uniform und Orden ausſtaffirt, man könnte dich von Sr. Durchlaucht nicht unterſcheiden.“

Schweigend genoß Herr Wurzel dieſes Triumphs. Auch Robert, in Anſchauung des Bildes vertieft, gab keinen Laut von ſich. Hannchen forderte ihn auf, ſeine Gedanken zu eröffnen; er weigerte ſich aber mit der Entſchuldigung, daß er in ſeiner eigenen Sache nicht Richter ſeyn könne. „Nun, ſo verlaß dich auf unſer Urtheil!“ ſagte ſie: „und triff Anſtalten, dein Geburtsrecht geltend zu machen.“ — „Wie ſoll ich das anſtellen?“ ſprach er verdrießlich. „Mir ſchaudert die Haut, wenn ich nur daran denke. Ich liebe Ruh' und Stille, das weißt du!“

„Was Ruhe, was Stille!“ donnerte Wurzel. „Man muß ſich regen, muß Lärm machen, ſonſt glauben die Leute, man ſchlafe.“ —

„Das mögen ſie von mir denken!“ entgegnete Robert. „Es iſt beſſer, man ſchläft, als daß man wachend auf's Maul geſchlagen wird.“ —

„Lariſari!“ fuhr der Doktor auf, und ſagte dann mit einem langſamen pathetiſchen Lehrtone: „Empfange von hoher Hand eine Ohrfeige mit Freude und Dank, damit du einem Geringern ein Dutzend dafür geben kannſt! — Das iſt mein Grundſatz, bei dem ich mich wohl befinde und den ich dir daher aufrichtig empfehle. Stellt ſich der Herzog auch Anfangs etwas barſch gegen dich, ſo laß ihn nur austoben. Du trägſt auf deinem Geſichte eine Urkunde, die er endlich anerkennen und wenigſtens mit dem Grafentitel und einem anſehnlichen Rittergute bezahlen muß.“ —

Jubelnd durchſchwärmte Hannchen den Garten und trat im Freudentaumel manche ſorgſam gepflegte Blume nieder. Man ſah es ihren luſtigen Sprüngen deutlich an, daß ſie ſchon in einer mit vier oder ſechs Pferden beſpannten Karoſſe zu ſitzen glaubte. Der Doktor hatte zwar feſt beſchloſſen, die beabſichtigte Mißheirath des Halbprinzen mit dem Gärtnermädchen zu zerſtören; doch ließ er ſich das jetzt nicht weiter merken: denn Hannchen und ihre kleine Eitelkeit waren ihm unentbehrliche Hebel, den bequemen und furchtſamen Burſchen vom Platze zu bringen. Das gelang auch vollkommen. Robert ward von ſeinem Liebchen ſo lange geſtreichelt, bis er ſich ergab und verſprach, unter des Doktors Leitung und Aufſicht in die Hauptſtadt zu reiſen.

Herr Wurzel brachte ſich ſelbſt zu dem Poſten eines Führers in Vorſchlag, weil er ſeinen Schnitt dabei zu machen hoffte. Er beſtimmte den zweiten Morgen darauf zur Abreiſe, damit er des nächſten Tages noch Zeit habe, ſich zu rüſten und ſeine Kranken zu beſorgen. Dieſe guten Leute hätten ihn aber nicht gehindert, ſich augenblicklich auf den Weg zu machen. Er fand ſie alle friſch und geſund, und ſie verſicherten einſtimmig, daß von dem Tage an, da er ſie nicht mehr beſucht habe, ihre Geneſung eingetreten ſey.

Robert nahm in ganz Altenhain von niemand Abſchied, als von Hannchen; das war aber auch eine Scene, die vor lauter Zärtlichkeit ins Komiſche fiel. Er gelobte ſeiner Auserwählten auf den Knien, ihr ewig treu zu bleiben, und ſogar, wenn er durch ein Wunder des Himmels regierender Fürſt würde, ſeinen Thron mit ihr zu theilen. Sie wünſchte dagegen herzlich, daß er in dieſen Prüfungsſtand der Liebe geſetzt werden möge. So trennten ſie ſich am Vorabend der Abreiſe, und gaben ſich die Hand darauf, recht fleißig an einander zu ſchreiben.

Am folgenden Morgen erſchien Herr Wurzel vor Roberts Wohnung mit einem kleinen Korbwagen, an den er ſeinen vielſeitig brauchbaren Schimmel geſpannt hatte. Das zwerghafte Doktorchen und der zarte Schneider wogen leicht, waren auch mit wenig Gepäck und noch weniger mit ſchwerem Gelde belaſtet; die Fahrt ging daher flüchtig über Stock und Stein. Unter Weges ermangelte der Doktor in keinem Gaſthofe, wo ſie einkehrten, die Wirthe zu fragen, ob ſie nicht etwas Beſonderes an ſeinem Gefährten bemerkten. Sie ſtarrten den ſchamrothen Kleidermacher an und erklärten ihn dann insgeſammt für einen gewöhnlichen Menſchen, dergleichen ſie ſchon Tauſende geſehen hätten. Da lächelte Herr Wurzel gar ſpöttiſch und ſagte: „Ueber ein Kleines werdet Ihr aus der Reſidenz ein wunderbares Gerücht vernehmen, das Euch eines Beſſern belehren wird.“ — Die ſchlauen Gaſtwirthe zogen aus dieſen dunkeln Worten den Schluß: es müſſe doch wohl eine hohe Perſon unter der ärmlichen Hülle verborgen ſeyn, und ließen ſich nun Dach und Fach und Speiſe und Trank ſo theuer bezahlen, daß die Reiſenden mit ganz erſchöpften Beuteln in der Hauptſtadt anlangten. Robert war darüber in Angſt und Sorgen, doch ſein Mentor verſicherte tröſtlich: er habe in der rothen Eule unbeſchränkten Kredit, könne auch allenfalls von ſeinem Freunde Leiſegang ein Darlehen erhalten, und überdieß würden die Avanagegelder vom Hofe bald ausgeſetzt und bezahlt werden und allen Bekümmerniſſen ein fröhliches Ende machen.

Es war Abends ſechs Uhr, als ſie vor der rothen Eule abſtiegen. Der Doktor ſchickte ſogleich den Hausknecht zu dem vorſichtigen Proviſor, ließ ihm ſeine glückliche Ankunft melden und ihn erſuchen, ſich möglichſt bald im Gaſthofe einzufinden, wo er Gelegenheit haben werde, eine neue, höchſt anziehende Bekanntſchaft zu machen. Nach Verlauf einer halben Stunde war Herr Leiſegang ſchon da, betheuerte aber auch, er habe ſein gewöhnliches, feſtgeſetztes Schrittmaß beträchtlich erweitert, um der Umarmung ſeines werthen Freundes ohne langen Verzug theilhaftig zu werden. Er hatte, ungeachtet der Himmel ganz wolkenfrei war, einen ſeidenen, mit einem Futterale von Leinwand überzogenen Regenſchirm unter dem Arme, und ließ ſich, der damals herrſchenden Hundetaghitze zum Trotz, einen ungeheuern Glockenmantel von Doppeltuch nachtragen, um ſich beim Nachhauſegehen nicht zu erkälten. Es ſchien, als hätte er ſich auf ein nächtliches Bacchusfeſt eingerichtet, und es ward auch wirklich eine Flaſche des guten Würzburgers, der ihm acht Tage vorher ſo trefflich geſchmeckt und ihn ſo überaus offenherzig gemacht hatte, ſogleich aufgetragen.

Der Doctor, auf deſſen Befehl und Rechnung dieß geſchah, nöthigte unabläſſig, wie ein gaſtfreier Krähwinkler, zum Trinken und beobachtete immer zugleich des Proviſors aſchenfarbene Wangen, auf welchen er je eher je lieber das heitere Morgenroth der Zecher aufgehen zu ſehen wünſchte, weil er den jungen Schneiderprinzen, den er indeſſen in eine Nebenkammer verwieſen hatte, nicht früher vorſtellen wollte. Bei der erſten Flaſche graute nur der Tag; aber in der Mitte der zweiten, die nun nothwendig gereicht werden mußte, zeigte ſich die erwartete Morgenröthe, und Herr Leiſegang ward ſo ausgelaſſen luſtig, daß er der hübſchen Wirthstochter, die in Geſchäften durch die Stube ging, einen Kuß mit dem Zeigefinger zuwarf. Nun iſt's Zeit, dachte Wurzel und rief ſeinen Reiſegefährten aus dem Verſteck hervor. „Das iſt der liebe junge Mann,“ ſprach er, „auf deſſen Bekanntſchaft ich Sie, mein Theuerſter, einladen ließ. Betrachten Sie ſeine Geſichtszüge genau, und Sie werden darin ſeine hohe Abkunft nicht verkennen.“ —

Da Herr Leiſegang von hoher Abkunft hörte, machte er einen tiefen Bückling, bat um Vergünſtigung, ſich ſeiner Brille zu bedienen, ſah den Schneider ſcharf damit an, fuhr zuſammen und ſchlich ſtumm und verblüfft wieder zu ſeinem Stuhle.

„Nun, was ſagen Sie?“ fragte Wurzel. „Nicht wahr, Sie kennen den erhabenen Stamm dieſes Sprößlings?“

„Ich? ich?“ — ſtotterte der Proviſor und rieb angſtvoll die Hände. „Ich kenne nichts, weiß nichts.“ —

„Feiner Schalk!“ verſetzte der Doctor. „Sie wiſſen recht gut, wen und was ich meyne, und das iſt auch nicht anders möglich, da Sie ſeit dreißig Jahren ſo oft Gelegenheit hatten, den Herzog zu ſehen.“ —

Der Proviſor hielt ſich beide Ohren zu und ſagte leiſe: „Still, ſtill!“

„Warum denn ſtill?“ ſchrie Wurzel um ſo lauter. „Man ſpricht ja vom lieben Gott, ſo kann man doch wohl auch von einem Fürſten ſprechen.“ —

„So viel Sie wollen, wenn ich nicht dabei bin. — Ich diene dieſem Fürſten.“ —

„Und wir alle dienen Gott, oder ſollten ihm wenigſtens dienen: denn freilich dienen auch viele Menſchen dem Teufel.“ —

Empört ſtand Leiſegang auf und ſah ſich nach ſeinem Regenſchirm und Mantel um.

„Bleiben Sie, Freund!“ ſagte Wurzel mit ſanfterer Stimme. „Ich ſehe wohl, daß ich mir von Ihrer unterthänigſten Behutſamkeit weder Rath noch Beiſtand in dieſer kitzlichen Sache verſprechen darf, und ich will Sie auch mit keinem Worte weiter darüber behelligen. Aber ich habe nun ein anderes Anliegen. Ich brauche eine unbedeutende Summe von fünfzig bis ſechzig Thalern, die ich von Hauſe mitzunehmen ſchändlich vergaß. Haben Sie die Güte, mir damit auf acht Tage freundſchaftlich auszuhelfen.“ —

Der Proviſor ward leichenblaß. „Mein beſter Herr Doktor,“ ſprach er und ſchlug an ſeine Bruſt, „ich diene meinen Freunden willig mit Gut und Blut, aber Ihren Wunſch kann ich und darf ich nicht erfüllen. Ich würde mich dadurch zum Mitſchuldigen eines gefährlichen Unternehmens machen. — Leben Sie wohl!“ —

Er warf den großen Glockenmantel um, ergriff den Regenſchirm, trank noch im Hui ſein Glas Wein aus, und eilte fort auf die Straße, wo er in ſeinem Aufzuge einem Sturm- und Regenvogel glich und von der herumſchwärmenden Jugend verſpottet wurde.

„Ach, lieber Herr Doktor, wie wird das werden?“ ſeufzte Robert. „Eine von unſern Stützen iſt ſchon gebrochen!“

„Es war ein Strohhalm,“ ſagte Wurzel. „Hol' ihn der Henker!“

Jetzt trat der Wirth, der wahrſcheinlich die fruchtlos abgelaufene Darlehnsunterhandlung behorcht hatte, mit einem ernſthaften Geſichte herein, und erbat ſich für Wein, Zwieback, Wohnung und Roßfutter drei Thaler und etliche Groſchen. Der Doktor ſah ihn ſtaunend an, und fragte mürriſch, wie dieſe voreilige Mahnung zu verſtehen ſey.

„Ganz buchſtäblich!“ verſetzte der Wirth. „Ich habe mir's aus gewiſſen Urſachen ſeit geſtern zum Geſetz gemacht, von Tag zu Tage mit meinen Gäſten Rechnung zu halten und mir die Berichtigung derſelben auszubitten.“

„Wie viel Stunden hat denn Ihr Tag?“ fragte Wurzel ſpitzig.

„Doch wohl ſo viel als der Ihrige!“ brummte der Wirth.

„Alſo vier und zwanzig!“ — fuhr Jener fort. „Nun gut, wenn ſeit meiner Ankunft vier und zwanzig Stunden verfloſſen ſeyn werden, bezahl' ich. — Indeſſen dient meine Equipage dem Mißtrauen zum Unterpfande.“

„Equipage!“ — wiederholte der Gaſthalter und wiegte verächtlich den Kopf von einer Seite zur andern. So trat er hohnlachend ab.

Robert beſeufzte den Bruch der zweiten Stütze. „Und wenn noch fünfzig andere brechen, ſo bricht doch mein Muth nicht!“ ſagte Wurzel, und ging mit theatraliſchen Heldenſchritten in der Stube auf und nieder. Dennoch war er nicht beherzt genug, ein Abendeſſen vom Wirthe zu fordern. Er befürchtete eine abſchlägige Antwort und den hämiſchen Entſcheidungsgrund: daß ein ſolcher Zuwachs des Conto's den Werth der verpfändeten Equipage überſteige. Glücklicher Weiſe waren noch einige Brocken der Reiſekoſt vorhanden, womit Hannchen ihren Geliebten verſorgt hatte. Dieſe vertrockneten Reſte theilten unſre Paſſagiere freundbrüderlich mit einander und begaben ſich ermüdet zur Ruhe.

Am Morgen bekam Robert das Heimweh der Liebe, und bat flehentlich, den Schimmel anſpannen zu laſſen. „Närriſcher Junge,“ ſagte Wurzel, „du weißt ja, wir haben uns feſt getrunken!“ Robert erbot ſich, ſeine ſilberne Uhr zu verkaufen und den Wirth zu bezahlen; allein der Doktor war nicht zur Abreiſe zu bewegen. Er möge nicht, ſprach er, einem feigen Soldaten gleichen, der, ohne einen Schuß zu thun, vom Kampfplatz entlaufe. „Kleide dich an,“ fuhr er fort, „wir wollen einen Spaziergang durch die Stadt machen und uns heute ganz dem Zufall überlaſſen. Ich halte viel auf ihn. Er iſt oft der beſte Wegweiſer zum Glücke.“ —

Sie gingen. Der Doktor ſah allen wohlgekleideten Männern, die er für angeſehene Staatsbeamten hielt, ſcharf ins Geſicht und ſchielte zugleich ſeinen Begleiter an, um die Augen jener Herren auf den merkwürdigen Jüngling zu leiten. Aber ſie bemerkten insgeſammt nicht, daß ihnen die Wünſchelruthe ſeines bedeutſamen Seitenblicks einen verborgenen Schatz anzeigte. Indeſſen machte er in den Straßen, die ſie durchzogen, mancherlei Bemerkungen, die zum Theil den Zweck hatten, dem jungen Meiſter ſein Handwerk zu verekeln. „Deine Zunftgenoſſen,“ ſprach er unter andern, „ſind wahre Gecken! Sie leben vom Schneiden, ſchämen ſich aber, Schneider zu heißen, und mancher Narr ſchämt ſich ſogar, ein Deutſcher zu ſeyn. Sieh, auf dieſer Tafel ſteht: Louis Bocksbart, Tailleur pour homme, und gegenüber: Jean Pierre Feldkümmel, Tailleur pour femme. — Dort an der Ecke wohnt, wie es ſcheint, ein ganz vernünftiger Mann, der nennt ſich Kleidermacher, hier aber ſtoßen wir wieder auf einen rechten Hauptfantaſten, mit dem angemaßten Titel: Kleiderkünſtler. — O, über die elenden Wichte! — Aber ſolche Stelzengänger gibt's leider in allen Ständen." —

So ſchwatzend, kamen ſie an ein Thor. Der Arzt ſtellte ſich, nach ſeiner Gewohnheit, mit ausgeſpreizten Beinen hin und betrachtete die Bauart deſſelben.

Der wachhabende Officier und ein anderer junger Fähnrich, der bei ihm zum Beſuch war, machten auf Wurzels poſſierliche Figur ſogleich Jagd, witzelten halblaut über ihn, und eine große engliſche Dogge, die ihnen zugehörte, ſchnüffelte um ihn herum. Er achtete das alles nicht. Doch der Himmel weiß, ob der Hund von ſeinem muthwilligen Herrn einen Wink erhielt, oder ob er nach dem Sprichworte, wie der Herr, ſo der Knecht, von ſelbſt Luſt bekam, einen Schwank auszuführen: kurz, er fuhr von hinten dem Doktor zwiſchen die Beine und ging mit ihm durch. — Der Reiter fluchte, verlor den Hut, und fiel, nach einer kleinen durchgeflogenen Strecke, vom Hunde herab. Die Officiere lachten ſich aus dem Athem. Er ſtürmte auf ſie los und ſetzte ſie tapfer zur Rede. „Was können *wir* dafür?" antwortete der Eine. „Es war des Hundes eigener Einfall. Er iſt vormals bei einem Bärenführer zum Reitklepper eines Affen gebraucht worden, und wollte ſich vielleicht jetzt einmal in die alten Zeiten zurück verſetzen." — Ueber dieſe ſpöttiſche Ausrede (bei welcher jedoch die Lebensgeſchichte des Hundes nicht erdichtet war) ergrimmte das Männlein entſetzlich, ſchimpfte wie ein Rohrſperling, und ſagte unter andern: es ſey ſehr ſchlecht, daß die öffentliche Ruhe und Sicherheit von Leuten geſtört werde, welche ſie handhaben ſollten. — Die Officiere geboten ihm Stillſchweigen; er aber ſchmähte noch toller, fuchtelte ihnen mit dem Stocke vor dem Geſichte herum und zwang ſie durch ſeine unbezähmliche Wuth, ihn zum Arreſt bringen zu laſſen. Robert jammerte laut; doch der verhaftete Stoiker verſicherte lachend, es werde ihm kein Haar gekrümmt werden.

Eine halbe Stunde darauf ward er, auf Befehl des Commandanten, einſtweilen dem bürgerlichen Gericht überliefert. Doch erhielt er, in Betrachtung ſeiner gelehrten Würde, eine anſtändige Wohnung bei dem Stadtwachmeiſter. Er forderte ſogleich Papier, Feder und Dinte, und ſchrieb höchſt freimüthig an den Herzog: er ſey in die Hauptſtadt gekommen, um Sr. Durchlaucht einen verlorenen Sohn zu überbringen, habe jedoch, durch zwei junge Officiere zum Zorn gereizt, den Unfall gehabt, in gefängliche Haft zu gerathen, und bitte daher unterthänigſt um Freiheit und Gehör. — „Sieh,“ ſprach er zu Robert, der ſich freiwillig mit ihm einkerkern ließ, „ſieh, da hat gleich der Zufall, dem ich heute früh eine Lobrede hielt, ein Meiſterſtückchen gemacht. Ich hätte mich vielleicht, ohne ſeine Einmiſchung, noch acht Tage lang beſonnen, an deinen durchlauchtigſten Herrn Vater zu ſchreiben, und nun iſt der Brief ſchon fertig.“ —

Der Herzog hatte die löbliche Sitte, alle an ihn unmittelbar gerichteten Zuſchriften, ſie mochten kommen von wem ſie wollten, ſelbſt zu erbrechen und zu leſen, und es durfte Niemand auf keine Weiſe gehindert werden, ſich brieflich an ihn zu wenden. So gelangte denn auch des Doktors Schreiben durch den ehrlichen Stadtwachmeiſter, der es in der Hofkanzlei abgab, ſchnell und richtig in die fürſtlichen Hände. Nach Verlauf einer Stunde war der Gefangene in Freiheit geſetzt und durch einen Kanzleiboten beſchieden, ſich ſofort, nebſt ſeinem Gefährten, zu dem Miniſter von Seewald zu begeben. Der Bote begleitete ſie zu ihm, und ſie wurden ſogleich vorgelaſſen.

Roberts Anblick ſetzte den Miniſter, wegen der wirklich unläugbaren Aehnlichkeit mit dem Herzog, in Erſtaunen: er wäre aber wohl ein ungeſchickter Staatsmann geweſen, wenn er dieſe Empfindung durch die flüchtigſte Miene verrathen hätte. Mit unverändertem Geſichte, wie ein Marmorbild, und mit kalten, gleichgültigen Worten fragte er nach allen Umſtänden, die zur Erläuterung des an den Herzog erlaſſenen Briefes dienen konnten, und ſchloß dieſes Verhör mit dem Beſcheide, daß er ihre Ausſagen Sr. Durchlaucht vortragen werde.

Der Doktor hüpfte luſtig die Treppe hinab. In ſeinen Augen war die Sache nun ſchon gewonnen. Als er jedoch unten auf der Straße an die rothe Eule dachte, verwandelte ſich ſeine Freude in Traurigkeit. Die Zahlſtunde war da, er hatte kein Geld, aber viel Hunger. Auch Robert klagte darüber. Das war Jenem lieb, denn es bahnte ihm einen Weg zu dem Vorſchlage, das ſilberne Uhrchen, das ſchon am Morgen verſtoßen werden ſollte, zu verſchachern. Robert hatte jetzt weniger Luſt dazu, da ihn dieſes Opfer nicht zu Hannchen zurück führte; doch er willigte ein, und ſie erhielten für das unbedeutende Werkchen von einem Hebräer gerade ſo viel, daß ſie das drückende Conto bezahlen und auf ein neues loszehren konnten.

Am folgenden Tage wurden ſie wieder zum Miniſter gerufen. Er empfing ſie mit einer finſtern Miene und ſagte: der Herzog habe ihre, auf eine zufällige Aehnlichkeit gegründete Anmaßung, der ſein Bewußtſeyn widerſpreche, mißfällig empfunden. Da der gütige Fürſt jedoch glaube, daß ihr gewagter Anſpruch nicht aus Frevel, ſondern aus Einfalt entſprungen ſey, ſo wolle er ihnen verzeihen und ſie aus vorwaltender Milde ſogar für die vergeblich aufgewandten Reiſekoſten mit fünfzig Thalern entſchädigen.

Sie ſollten ſich aber ſtracks nach Altenhain zurück begeben und ohne weitere Schwindelgedanken ihren Geſchäften obliegen. —

Schamroth, doch unbetrübt, ſenkte Robert ſchweigend den Kopf. Sein beherzter Sachwalter hingegen äußerte Verwunderung, daß der Herzog nicht die Gnade habe, ſie perſönlich vor ſich zu laſſen. Er trage hiermit darauf an, ſetzte er hinzu, und hoffe feſtiglich, daß die höchſte Entſcheidung alsdann ganz anders ausfallen werde.

Die Sache ſey abgethan, erwiederte der Miniſter, und die begehrte Audienz könne um ſo weniger ſtattfinden, da der Herzog eben jetzt im Begriff ſtehe, eine Reiſe anzutreten, die ihn ſechs Wochen lang von ſeinen Staaten entfernen werde.

Bei dieſen Umſtänden nahm Herr Wurzel das fürſtliche Geſchenk ohne weitern Einwand an und empfahl ſich.

Wer war froher als Robert! Es fiel ihm ein Stein vom Herzen, als er hörte, daß ihn der Herzog nicht als Sohn anerkenne. Er wollte nun ohne Verzug zu ſeinem lieben Hannchen zurückeilen und ihr zum Andenken der merkwürdigen Reiſe ein ſchönes ſeidenes Band mitbringen. Als er aber beim Austritt aus dem Hauſe des Miniſters dieſe Gedanken laut werden ließ, ſchalt ihn der Doktor einen Gimpel und that den Machtſpruch: „Die Reiſe nach Altenhain unterbleibt vor der Hand! Wir erwarten die Rückkunft des Herzogs, drängen uns zu ihm, und ſehen und hören, ob das Vatergefühl bei ihm erwacht, oder ob er Stirn gegen Stirn den Muth hat, dich zu verläugnen. Geſchieht das letztere, wie ich jedoch nicht glaube, ſo mußt du freilich zu Scheere und Nadel wieder greifen. Aber nicht eher! durchaus nicht eher! Wer etwas unternommen hat, muß es ausführen, muß das Höchſte wagen, ſonſt iſt er ein Schuſt!“ —

Robert, der ſich nun einmal in des Kobolds Stricken befand, und nicht Mannes genug war, ſie zu zerreißen, ſchlich traurig in die rothe Eule und ſchrieb an Hannchen. „Recht ſo!“ ſagte der alte Fuchs. „Ich will das Briefchen ſelbſt auf die Poſt tragen.“ — Der Schwachkopf vertraute es ihm an; aber das liebevolle, herzliche Briefchen ward in der nächſten Straße von dem untreuen Boten erbrochen, geleſen und zerriſſen. Dann ging er auf die Poſt, und ordnete an, daß alle Briefe, die an Meiſter Robert aus Altenhain ankämen, liegen bleiben ſollten, bis ſie abgeholt würden. „Iſt Er der Meiſter Robert?“ fragte der Poſtſchreiber. „Ja, der bin ich,“ antwortete Wurzel. Auf dieſe Art bemächtigte er ſich des Briefwechſels der Liebenden, die ſchlechterdings gegen einander erkalten und ſich entzweien ſollten, damit Robert, im Fall ſeiner Standeserhöhung, eine vortheilhaftere Heirath ſchließen könne.

Auf dem Rückwege von der Poſt miethete der Ränkeſchmied eine nette Wohnung von einigen Zimmern in einem Privathauſe. Die Herberge in der rothen Eule war ihm nun, da er fünfzig Thaler in der Taſche hatte, zu ſchlecht. Er wollte ſich auch an dem Grobian, der ſeinen Gäſten nur vier und zwanzig Stunden Credit gab, durch plötzliche Verlaſſung des Gaſthofes rächen. Mit Verachtung warf er ihm hin, was er noch zu bezahlen hatte, und zog aus.

Indeſſen war es in der Reſidenz ruchbar geworden, daß ein Schneider angekommen ſey, der ſich für einen Sohn des Herzogs ausgebe. Jedermann war begierig, den jungen Prätendenten zu ſehen. Der Doktor befriedigte dieſes Verlangen, indem er ihn oft in Kaffeegärten und an andere öffentliche Orte führte. Da drängte ſich überall ein

Kreis von Gaffern um ſie her, und der redſelige Charlatan gab jedem neugierigen Forſcher Rede und Antwort. Roberts ſeine Geſtalt und beſcheidenes Weſen gefielen allgemein. Die halbe Stadt ergriff Partei für ihn gegen den Herzog. Auch zeigte man thätige Theilnahme. Die Abenteurer wurden faſt täglich zu Tiſche geladen und anſehnlich beſchenkt. Monsieur Louis Bocksbart überſandte jedem von ihnen, aus eigener Bewegung, ein vollſtändiges habillement à la mode, und der Dokter erklärte freudig: der Tailleur pour homme ſey ein deutſcher Ehrenmann. Es lief auch unter andern ein anonymes Schächtelchen mit Magenmorſellen ein. Herr Wurzel errieth ſogleich, daß ſie eine geheime Spende des Proviſors waren. Er verzehrte ſie mit Appetit, und ſagte zur ſchuldigen Dankſagung: „Sie ſchmecken gut und ſtärken den Magen, aber Leiſegangs zähen Geiz kann ich doch nicht verdauen.“

Bei allen dieſen Almoſen und mitleidigen Speiſungen, die Roberts natürlichem Schamgefühl widerſtanden, befand ſich der Doctor in ſeinem Elemente. Er wirthſchaftete toll in den Tag hinein, ließ gute Weine nicht von ſeinem Tiſche kommen, verkaufte ſeinen alten Schimmel an einen Miethkutſcher, ſchaffte ſich dafür ein Paradepferd, ſpielte in Kaffeehäuſern hohe Spiele, und mußte, weil er ſie nicht verſtand, immer Lehrgeld bezahlen. Dieſer Aufwand ließ ſich freilich mit den vom Hofe erhaltenen fünfzig Thalern und andern Geſchenken, die man ihm hier und da in baarem Gelde machte, nicht beſtreiten; allein er fand Credit, indem er jedermann zu überreden wußte, daß ſich der Herzog, nach perſönlicher Bekanntſchaft mit ſeinem natürlichen Sohne, unfehlbar anders bezeigen werde.

Robert ward indeſſen mit jedem Tage trauriger, weil er auf ein volles Dutzend zärtlicher Briefe keine Antwort aus

Altenhain bekam. Auch Hannchen weinte dort und hielt ihren Geliebten für untreu; denn ſie ſchrieb eben ſo oft an ihn, und empfing keine Zeile von ſeiner Hand. Der alte Spitzbube hatte die ganze Correſpondenz vernichtet, und glaubte ſteif und feſt, ein gutes Werk gethan zu haben.

So verfloſſen ſechs Wochen. Der Landesherr traf in der Reſidenz wieder ein. Ihn begleitete ein fremder Fürſt, dem zu Ehren des folgenden Tages ein freier Maskenball gegeben wurde. Dieſe Umſtände wollten es nicht geſtatten, daß ſich der Doktor ſofort Gehör bei dem Herzog erſtürmte, und die Sache hatte auch, da es ihm jetzt wohlging, keine Eile. Er verſchaffte ſich zur Maskerade zwei Einlaßkarten. Der ſchwermüthige Robert hatte zwar keine Luſt, ſich unter fröhliche Menſchen zu miſchen, doch ſein Hofmeiſter zwang ihn dazu. Sie gingen in ein Haus, wo Maskenkleider verliehen wurden. Ein türkiſcher Turban mit hohen Federn ſtach dem Doctor in die Augen. Er wollte dadurch ſeiner Länge eine Elle zuſetzen; aber der Trachtenverleiher ſagte lächelnd: „Zum Turban gehört ein morgenländiſches Gewand: doch nothwendig müßten Sie, mein Herr, zwiſchen jetzt und dem Abend fünfzehn bis zwanzig Zoll wachſen, ſonſt hab ich keins, das Ihnen paßt.“ — Dieſen Scherz nahm Herr Wurzel ſo übel, daß er den Turban, den er eben in der Hand hatte, dem Witzling an den Kopf warf und eiligſt davon lief. Zum Glück waren noch an einem andern Orte Redoutenkleider zu bekommen. Hier wählte er eine Pantalonstracht, und die Beſitzerin des Kleidermagazins, eine junge, luſtige Frau, unterrichtete ihn, wie er, dem Charakter dieſer Maske gemäß, mit kurzen ſchnellen Schrittchen herumtrippeln müſſe. Robert erkor ſich einen ganz einfachen roſenrothen Domino, weil dies Hannchens Leibfarbe war.

Da unſre beiden Kleinſtädter noch keine Redoute geſehen hatten, ſo ſtutzten ſie nicht wenig, als ſie in den großen, mit tauſend Kerzen erleuchteten Saal traten, wo ſich ſo viel ſeltſame Geſtalten durch einander bewegten. Pantalon vergaß zu trippeln, und ſein Geſellſchafter ſperrte unter dem Florbart ſeiner Larve den Mund weit auf. Die rauſchende Muſik und das Geſchwirr der Masken um ſie her machte ſie ſchwindlich. Sie eilten zu einer Bank, um ſich gleichſam auf feſtem Lande an die vor ihnen auf und nieder wallende Fluth zu gewöhnen.

Als ſie eine Viertelſtunde geſeſſen hatten, ging eine ſchlanke, zierliche Gärtnerin vorbei, die ein Körbchen voll Blumen am Arme trug und ſie rechts und links an ſchmeichelnde Schmarotzer vertheilte. Robert, den dieſe Maske an ſein Hannchen erinnerte, ſtand ſchnell auf, und folgte der freundlichen Erſcheinung. Pantalon wunderte ſich, daß der junge Menſch, ohne von ihm Urlaub zu nehmen, davon lief. Väterlich beſorgt, ſprang er auf und trippelte nach. Das leichtfüßige Blumenmädchen durchflog den Saal; Robert eilte immer hinter her, und ehe ſich's der alte Pantalon verſah, hatte er ihn aus den Augen verloren. Er rannte ins Kreuz und in die Quere, ward von ſeinen Erbfeinden, den Harlekinen, verfolgt, geneckt, gepritſcht, und von einigen hellrothen Domino's, die er für ſeinen Flüchtling [illegible] und mit zornigen Worten anfiel, verlacht und geſcholten. So hatte er eine halbe Stunde lang nichts als Verdruß, und erboßte ſich gewaltig darüber. Endlich kam er dem rechten Domino auf die Fährte. Er ſah ihn einer andern, noch hübſchern Gärtnerin nachlaufen. Wie ein Stoßvogel ſchoß er auf ihn zu, ergriff ihn am Arme, gab ihm einen Verweis, und wollte ihn auf eine nahe Bank in ſichere Verwahrung bringen.

Aber Robert, den die ſchönen Gärtnermädchen mit einem neuen Geiſte beſeelt hatten, widerſetzte ſich muthvoll, und ſie zankten ſich ſo laut und ungezwungen, als wären ſie zu Hauſe.

Plötzlich flog von der nächſten Bank eine ſchwarze, mit rothen Ohren geſchmückte Fledermaus auf, und ſtürzte mit dem Ausruf: „Ach, mein Robert!“ ihm in die Arme. Er ſtieß ein Freudengeſchrei aus, drückte den Nachtvogel an ſeine Bruſt, und jauchzte: „Hannchen, beſtes Hannchen! welcher gute Engel führte dich hierher?“ — „Ich zweifle, daß es ein guter war;“ ſagte ſie heimlich. „Laß uns fliehen, dort iſt die Thür!“ — Arm in Arm durchbrachen ſie den Kreis neugieriger Masken, der ſie umgab, und eilten mit behenden Schritten dem Ausgange zu. Ehe ſie ihn aber erreichten, fühlten ſie ſich von hinten ergriffen und gehalten. Pantalon hatte ſich in den Domino eingekrallt, und ein großer Raubvogel, mit einer mächtigen Allongenperücke hatte die Fledermaus gefaßt. Robert wehrte ſich gegen beide; die Grenadierwache an der Saalthüre ſtand ihm bei, trieb die Häſcher zurück, und [illegible] Fliehenden entkamen glücklich.

Unten an der Pforte des Redoutenhauſes ſchöpften ſie Athem. „Robert,“ ſagte Hannchen, „ehe wir einen Schritt weiter gehen, beantworte mir eine Gewiſſensfrage! — Liebſt du mich noch, oder hat dir in dieſer Stadt ein anderes Mädchen beſſer gefallen?“ —

„Mein Herz, mein Leben! wie kommſt du auf dieſen Gedanken?“ verſetzte Robert. „Ich bin ganz dein, ewig dein, ſo wahr die Sterne des Himmes über uns ſtehn!“

„Nun, ſo laß uns geſchwind mit einander fliehn!“ ſagte das Märchen. „Sieh, dort das nächſte Thor führt nach Altenhain!“

„O, das iſt herrlich!“ ſprach er. „Hinaus, hinaus! Und ſobald wir heim kommen, laſſen wir uns aufbieten und trauen, damit uns der alte Quackſalber nicht weiter in die Quere kommen kann.“ —

Raſch wanderten ſie, ohne die Maskenkleider abzulegen, zum Thore hinaus. Es war eine ſchöne, mondhelle Septembernacht. Sie eilten ſo ſehr, daß ſie ſich ganz auſſer Athem liefen. Als ſie aber die letzten Häuſer der Vorſtadt hinter ſich hatten, wurden ſie ruhiger und ſchütteten ihre Herzen gegen einander aus. Da kam denn vor allen Dingen die vermeinte Unterlaſſungsſünde des Briefſchreibens zur Sprache. Beide vertheidigten ſich mit den ſtärkſten Betheuerungen gegen die wechſelſeitigen Vorwürfe, und überzeugten ſich zuletzt, daß der Doctor ihre Briefe auf die Seite gebracht hatte.

„Ach, Robert, was hab' ich gelitten!“ fuhr Hannchen fort. „Ich hatte Tag und Nacht keine Ruhe. Bald hielt ich dich für untreu, bald für todt. Ich konnte dieſen peinlichen Zuſtand nicht länger ertragen, und faßte mit Bewilligung meiner Mutter den Entſchluß, dich in der Hauptſtadt aufzuſuchen, um mit einem Worte zu erfahren, woran ich ſey. Mein erſter Gang war in die rothe Eule, weil ich mich erinnerte, daß der Doktor von dieſem Gaſthofe geſprochen hatte. Es dämmerte ſchon, als ich heute dahin kam. Ich fragte nach dir und dem Doktor. Der Wirth antwortete kurz und rauh: ſie ſind ausgezogen, ich weiß nicht wohin. — Da ſtand ein ältlicher Herr, der in einer Ecke des Gaſtzimmers bei einer Flaſche Wein ſaß und mich immer mit einem Fernglaſe betrachtete, von ſeinem Stuhl auf, kam freundlich näher und ſagte: er wiſſe eure Wohnung und wolle mich dahin führen. Sein Alter flößte mir Vertrauen ein; ich folgte ihm. Er ging in einem Hauſe, wo du ſeinem Vorgeben nach wohnen ſollteſt, die Treppe hinauf, ließ mich an der Hausthüre warten, kam nach einigen Minuten zurück und ſagte: du ſeyeſt nicht daheim, ſondern befändeſt dich auf einem Maskenballe, der bis an den hellen Tag dauere. Doch das ſchade nichts, ſetzte er hinzu, wir wollten dich dort wohl finden. Ich hatte zu dieſer Aufſuchung keine Luſt: da ich aber auch nicht wußte, wo ich in dieſer Nacht bleiben ſollte, ſo gab ich den Verſtellungen des ſcheinheiligen Phariſäers nach, und ging in aller Unſchuld mit ihm in ſeine Wohnung, um Maskenkleider anzulegen. Als wir dort ankamen, fragte ich, weil er ſich für verheirathet ausgegeben hatte, nach ſeiner Gemahlin. Er antwortete: ſie ſey ausgefahren, wir würden ſie auf dem Balle treffen. Hierauf ſandte er ſeinen Bedienten nach Maskenkleidern, ſetzte mir Wein und Gebackenes vor, und fing an zärtlich zu werden. Voll Erſtaunen ſah ich mich nach der Thür um: doch er änderte ſogleich ſeine Sprache wieder und beunruhigte mich nicht weiter. Ein altes widriges Weib, das vermuthlich ſeine Haushälterin war, kleidete mich an; wir fuhren zum Balle; es war aber gewiß nicht ſeine Abſicht, daß ich dich dort finden ſollte. Der Betrüger betrog ſich ſelbſt.“ —

„Ei, ſo war das wohl der alte Duckmäuſer, der dich hinten am Mantel hielt? fragte Robert.

„Ja, das war er!“ antwortete ſie.

„Nun, ſo iſt mir's recht lieb, daß ich ihm einen derben Klapps auf die Finger gegeben habe;“ ſagte Jener. — „Aber liebes Hannchen,“ fuhr er ſeufzend und kläglich fort, „mit der Sohnſchaft des Herzogs war's nichts. Du mußt mit einem armen Schneider fürlieb nehmen.“

„O, mit tauſend Freuden!“ — rief ſie aus. „Ich bin glücklicher als eine Fürſtin, da ich meinen lieben Schneider geſund und treu wieder habe.“ —

Unter ſolchen Geſprächen gingen ſie die ganze Nacht in einem Zuge fort. Der anbrechende Morgen erinnerte ſie, die Maskenkleider abzulegen. Hannchen ſchob ihre Fledermaus-Hülle in einen hohlen Baum, weil ſie ſich kein Bedenken machte, den Erſatz derſelben dem alten Sünder zu überlaſſen. Robert aber bewahrte ſeinen Domino auf, um ihn der Eigenthümerin wieder auszuliefern.

Nach zwei ſtarken Tagereiſen kamen die Wanderer glücklich nach Altenhain. Robert ging am nächſten Morgen zum Pfarrer, um das Aufgebot zu beſtellen.

„Sie bleiben alſo bei uns, lieber Meiſter?“ ſagte der Geiſtliche. „Haben in der Reſidenz nichts ausgerichtet?“

Der Bräutigam ſchwieg verlegen. Er wollte den geleiſteten Schwereid nicht brechen.

„Ihre Reiſe und die Abſicht, die Sie dabei hatten, iſt mir kein Geheimniß!“ fuhr der Pfarrer fort. „Wir können aufrichtig darüber ſprechen, und es iſt gewiſſer Maßen meine Pflicht, Ihnen zu entdecken, daß nicht unſer regierender Herzog, ſondern ein längſt verſtorbener Halbbruder deſſelben, ein natürlicher Sohn des vorigen Regenten, ihr Vater war. — Das geſtand mir Ihre ſelige Mutter auf dem Todbette und bat mich, es Ihnen zu gelegener Zeit bekannt zu machen. — Ich hielt es bis jetzt nicht für nöthig; doch es wäre geſchehen, wenn ich von dem Endzweck Ihrer Reiſe unterrichtet geweſen wäre, und ihn nicht erſt geſtern durch einen Brief aus der Reſidenz erfahren hätte.“ —

So löſete der Pfarrer auf Einmal das Räthſel von Roberts Familienähnlichkeit mit dem Herzog.

Hier endiget ſich eigentlich die Geſchichte; doch des Doktors fernere Fata gehören auch noch zur Sache, und mögen als ein kleines Nachſpiel hier Platz finden.

Er durchſchwärmte die Ballnacht und ſprach den Schenktiſchen fleißig zu. Als er am Morgen nach Hauſe kam, wunderte er ſich, daß Robert nicht da war. Allein er hatte nicht Zeit, darüber nachzudenken; er mußte ſchlafen, und ſchlief, bis ihn ein Jude weckte, an den er einen Wechſel, worin die Rückkunft des Herzogs zum Zahlungstermine beſtimmt war, ausgeſtellt hatte. Er konnte nicht Wort halten; der aufgebrachte Gläubiger ließ ihn verhaften.

Auch in Altenhain ſtieg ein Ungewitter gegen ihn auf. Robert erzählte von ungefähr einem ſeiner Kunden, dem Advokaten Schlendrian, daß alle zwiſchen ihm und ſeiner Braut gewechſelten Briefe entweder verloren gegangen oder unterſchlagen worden wären. „O, das that der alte Schelm!“ ſagte der Advokat, ein geſchworener Widerſacher des Doktors. Die Urſache dieſer Feindſchaft war ſonderbar. Schlendrian hatte eine alte böſe Frau, die er gern dem Himmel abgetreten hätte. Einsmals ward ſie krank. Er war froh und glaubte ſie am ſicherſten los zu werden, wenn er ſie dem Doktor Wurzel in die Kur gäbe; aber wider alles Erwarten genas ſie unter ſeinen Händen, und ſeit dieſer Stunde warf auf ihn der getäuſchte Ehemann einen unverſöhnlichen Haß. —

Zum Unglück für den Doktor hatte Schlendrian eben jetzt, als ihm Robert den Verluſt der Liebesbriefe geklagt hatte, ein Geſchäft in der Hauptſtadt, und ergriff mit beiden Händen dieſe Gelegenheit, ſich an dem ungefälligen Arzte zu rächen. Robert mußte ihm eine Vollmacht ausfertigen, daß er wegen der fehlenden Briefe bei dem Hofpoſtamte nachfragen ſolle. Das that er, die Briefe von Altenhain an Meiſter Robert waren richtig angekommen, und der Poſtſchreiber erinnerte ſich genau, ſie von Zeit zu Zeit einem alten, kleinen Männlein ausgeliefert zu haben.

Aber nach Altenhain an Jungfer Hannchen war kein einziger Brief eingezeichnet. Freudig veranſtaltete nun Herr Schlendrian eine Unterſuchung gegen den Doktor, der ſich noch in Wechſelhaft befand. Er ward des angeſchuldigten Verbrechens überwieſen und auf vier Monate zu Feſtungsgefängniß verurtheilt. Dann ward er wieder völlig frei; denn auch der Jude ließ ihn laufen, weil er das Wechſelchen auf keine Weiſe bezahlen konnte. Es hätte ihn nun nichts gehindert, ſich wieder nach Altenhain zu begeben; aber er ſchämte ſich, dort zu erſcheinen, ließ ſich an einem andern Orte nieder, und das beklagte in Altenhain Niemand als der Todtengräber.

Robert und Hannchen hingegen leben dort in großer Achtung und ſind das glücklichſte Paar. Die junge Frau geſteht offenherzig, daß ſie nach dem Titel einer Gräfin und nach einem Rittergute ein wenig lüſtern geweſen ſey; doch verſicherte ſie auch, daß ſie in dem Augenblicke, da ſie ihren Geliebten mit unveränderten Geſinnungen wiedergefunden, jene verſchwundenen Seifenblaſen nicht im geringſten vermißt und bedauert habe. „Liebe, treue Liebe,“ ſagte, ſie, „iſt das höchſte Gut, und da ich das noch beſaß, war ich reich und zufrieden.“

IX.

Das Geheimniß.

1.

„Ich möchte nur wiſſen,“ ſagte der Koch, als er eines Abends am Bediententiſche wie gewöhnlich das große Wort führte — „ich möchte nur in aller Welt wiſſen, was drüben im andern Flügel des Schloſſes vorgeht, und was für Leute dort wohnen.“

„Ratzen und Mäuſe!“ fiel der alte Kammerdiener ein. „Dieſe haben ſeit dem Tode des vorigen Herrn — und das ſind nun zwanzig Jahre her — jene Zimmer allein im Beſitz.“

„Jetzt nicht mehr!“ verſetzte der Koch. „Es leben und weben ſeit acht Tagen andere Weſen dort.“

„Ach, Himmel! wohl gar Geſpenſter?“ kreiſchte der Zieraffe, die Kammerjungfer.

„Nein, Menſchen, natürliche Menſchen! Sie eſſen und trinken, wie wir; das weiß ich am beſten. Man hat mir zwar verboten, davon zu ſprechen; aber ich hoffe, ihr werdet mich nicht verrathen, und ſo will ich denn ſagen, was mir von der Sache bekannt iſt. — Es war gerade heut vor acht Tagen, als mir das Fräulein befahl: ich ſolle, außer dem gewöhnlichen Bedürfniß an Speiſen, noch für ſechs Perſonen zurichten und täglich ſo fortfahren; aber das dürfe niemand wiſſen, ſogar der Herr nicht. — Nun, ich that, was meines Amtes war, und ſchwieg. Das geheime Eſſen war fertig; das Fräulein hieß mir, alles in einen Korb zuſammenzupacken und mich nicht weiter darum zu bekümmern. Bald darauf ſetzten wir uns, wie wir hier verſammelt ſind, zu Tiſche, und als ich in die Küche zurückkam, waren die Speiſen verſchwunden. — Des folgenden Tages paßte ich auf. Seht, da kam unſer Fräulein und lief mit dem Korbe davon, als hätte ſie ihn, mit Ehren zu melden, geſtohlen. Sie trippelte durch den langen dunkeln Gang in jenen Flügel hinüber. Das war mir ein Räthſel. Ich ging ein paar Stunden nachher auf Kundſchaft aus. Da fand ich zwar die Thür am Ende des Ganges verſchloſſen; als ich aber das Ohr anlegte, da hörte ich Leben und Bewegung in den öden Gemächern. Es ſprachen männliche und weibliche Stimmen; doch ſo leiſe, ſo leiſe, daß ich kein Wort verſtand." —

„Das ſind Hirngeſpinſte!" rief der ehrwürdige Neſtor, der Kammerdiener, der dem Koch während der Erzählung mit merklichem Unwillen den Rücken zugekehrt hatte. „Aber das iſt wahr," fuhr er fort und ſchlug mit der Hand auf den Tiſch, „das bleibt ewig wahr: daß Horchen und Klatſchen ein Paar häßliche Untugenden ſind, die beſonders einen Mann ſehr übel kleiden." —

Hiermit ſtand er auf und ging mit haſtigen Schritten fort.

„Hätt' ich doch geſchwiegen!" ſagte der Koch etwas kleinlaut. „Der Alte iſt, wie es ſcheint, von dem Geheimniß unterrichtet, und wird nicht ermangeln, hohen Orts anzuzeigen, daß ich geplaudert habe.“

„Das glaub' ich nicht!“ tröſtete die Kammerjungfer. „Ueberhaupt kommt das Geheimniß wohl bald ans Licht. Der morgende Geburtstag des gnädigen Herrn wird es ohne Zweifel enthüllen.“

2.

Fräulein Claudine hatte den Wecker in der Uhr auf die vierte Stunde geſtellt, und von ihm ermuntert, zog ſie die Klingel. Aber die Zofe nahm ſich Zeit, ehe ſie finſter und gähnend erſchien. „Reibe dir nicht ſo grämlich den Schlaf aus den Augen, Liſette!“ ſagte das Fräulein. „Heute haben wir einen frohen Tag! Heute vor fünf und fünfzig Jahren ward mein Bruder geboren. Wahrlich, es trat da ein trefflicher Mann in die Welt! Ein braver, hochherziger Mann von altdeutſchem Schrot und Korn. Die Geburtstage ſolcher Männer muß man mit dem heiterſten Geſichte feiern; denn dieſer edle Schlag von Menſchen wird immer ſeltner auf Erden.“ —

So fuhr ſie während des Ankleidens fort, das Lob ihres Bruders, des Herrn von Tannhof, zu preiſen, und betrieb dann mit freudiger Thätigkeit die Anſtalten des bisher vor ihm geheim gehaltenen Feſtes. Sie durcheilte das Haus, ließ fegen und räuchern, die Staatslivree anziehen und den Hunden die ſammtenen, mit dem Geſchlechtswappen verzierten Halsbänder anlegen. Um ſechs Uhr, da Herr von Tannhof gewöhnlich aufſtand, lauſchte ſie an der Thür ſeines Schlafzimmers, und er regte ſich kaum, ſo begrüßten ihn auf ein von ihr gegebenes Zeichen im Schloßhofe zwei Böller, die wirklich nur bellten, nicht donnerten, als ſie der Verwalter, ein vormaliger Artilleriſt, abbrannte. Zugleich ward ein Kirchenlied vom nahen Thurme geblaſen, und das Fräulein erſchien mit Glückwunſch und Angebinde. Herr von Tannhof dankte ihr mit einer herzlichen Umarmung. Jndeſſen dauerte das Gebell im Hofe noch fort. Lachend entſchuldigte Claudine die ſchwache Stimme der von einem benachbarten Edelhofe entliehenen Zwergkanonen. „Laß gut ſeyn!“ ſagte der Bruder. „Wollte Gott, es gäbe keine größern Geſchütze, oder wir hätten wenigſtens in unſerm Vaterlande ihren Donner nie gehört!“ —

Er ſprach dann mit Rührung von vergangenen Zeiten, gedachte ſeiner verſtorbenen Gattin und ſeines in auswärtigen Kriegsdienſten ſtehenden Sohnes, den er ſeit zehn Jahren nicht geſehen hatte, weil ſein Bruder, der bei derſelben Armee General war, ſeinen Neffen als einen fünfzehnjährigen Knaben zur Fahne ſeines Monarchen warb, und ſeitdem eine Kette von Kriegen dem jungen Tannhof keine Muße ließ, das Vaterhaus zu beſuchen.

Claudine eröffnete ihrem Bruder, daß ſie zur Feier ſeines Feſtes eine kleine Geſellſchaft eingeladen habe. „Nun wir wollen vergnügt ſeyn!“ ſprach er. „Laß aber auch unſer Dorf eines frohen Tages genießen! Sorge dafür, daß die Leutchen, alt und jung, auf den Abend bewirthet werden.“ — Claudine, die zu allen wohlthätigen Handlungen immer bereitwillig war, verließ ihn vergnügt, um die nöthigen Vorkehrungen zu treffen.

Bald darauf machte der Gerichtshalter ſeine Aufwartung. Er hatte ſich deßhalb einige Meilen weit herbegeben und hielt eine hochtrabende Rede, die eben ſo breit und ſteif war, als ſein Bräutigamskleid, das er ſeit dreißig Jahren bei ſolchen Feierlichkeiten anlegte. Herr von Tannhof dankte ihm für ſeine ſtattlichen Wünſche und empfahl ihm bei dieſer Gelegenheit Milde und Gelindigkeit gegen die Unterthanen: denn der Gratulant war ein eiſerner Rechtsgelehrter und mit der leidigen Sportelſucht ein wenig behaftet.

Er ſtutzte über die Ermahnung und verſicherte hoch und theuer, daß er immer nur dem Rechte ſeinen ſtracken Lauf laſſe. „Das größte Recht iſt oft das größte Unrecht;“ erwiederte ſein Principal. „Ich will aber durchaus nicht, daß die heilige Juſtitia meine Unterthanen zu Bettlern mache.“

„Gott ſegne und erhalte Sie für dieſe Geſinnung!“ ſagte der eintretende Pfarrer, der ebenfalls kam, um die gewöhnliche Steuer eines Glückwunſches zu entrichten, und es mit kurzen, herzlichen Worten that.

Der Gerichtshalter hätte noch gern für ſeine ſtrenge Göttin eine ritterliche Lanze gebrochen; er unterließ es aber, weil er zwei Laien gegen ſich hatte und er ſich das feſtliche Mahl, wozu er geladen war, durch Aufwallung des Blutes nicht verbittern wollte. So trat er denn mit heuchleriſcher Ergebung ab, verfügte ſich in die Gerichtsſtube und begegnete den vorgeladenen Parteien mit ungewöhnlicher Katzenfreundlichkeit, damit Fräulein Claudine, die ſich um die Rechtspflege des Dorfes fleißig bekümmerte, ſolches erfahre und dafür ſeinen Reiſewagen, wie ſie bisweilen that, mit Gaſtgeſchenken belade.

3.

Gegen Mittag fand ſich der Adel aus der Nachbarſchaft ein, und man ging zur Tafel, wo trefflich gegeſſen und getrunken, aber wenig Erhebliches geſprochen ward.

Ein alter, ſeit zwanzig Jahren auf dem Lande vegetirender Kammerherr, dem aber noch der geringſte Vorgang in ſeinem ehemaligen Geſchäftskreiſe höchſt wichtig war, unterhielt die Geſellſchaft mit den neueſten Hofbegebenheiten. Sie betrafen zwar nur Jagden, Aſſembleen und ſo weiter; doch ſie waren ächt, indem er darüber mit einem Hof-Fourier in poſttäglichem Briefwechſel ſtand und dafür ſeinem Annaliſten einen anſehnlichen Jahrgehalt gab.

Ein anderer, von ſeiner Hufe nie weggekommener Landjunker ſprach von den Ereigniſſen des letztern Viehmarkts und von den guten und böſen Launen ſeines Reitkleppers.

Ein Oberforſtmeiſter — der in ſeinem Aeußern der Farbe des Waldes ſo treu war, daß ſogar die zahlreichen Ringe an ſeinen Fingern durchaus nur aus grünen Edelſteinen beſtanden — klagte über die augenſcheinliche Abnahme der hohen Jagd und bemerkte dabei mißfällig, daß die unruhigen Köpfe, die Bauern, deſſen ungeachtet nicht aufhörten, ihre alten, grundloſen Beſchwerden über Wildſchaden zu führen.

Etwas unterhaltender, als die Geſpräche dieſer Herren, waren die luſtigen Schnurren, die ein Oberſtwachtmeiſter erzählte. Er war, ohne ſelbſt zu wiſſen warum, den Geiſtlichen nicht gewogen und gedachte daher ihrer oft, und nicht auf die löblichſte Weiſe, in ſeinen Geſchichten. Die Gegenwart des Pfarrers, eines ehrwürdigen Greiſes, hätte ihn billig bewegen ſollen, ſich dieſer Unart wenigſtens jetzt zu enthalten; doch er that ſich keinen Zwang an. „Herr Paſtor,“ ſprach er unter andern, „Sie haben meinen verſtorbenen Seelenhirten, den Magiſter Gabel, gekannt; wiſſen Sie aber auch die Anekdote von der beſondern Höflichkeit, die er einsmals dem nun auch heimgegangenen Superintendenten, dem Doktor Siegmar, erzeigte?“

Der Pfarrer verneinte die Frage und erinnerte ſanft an den Spruch: Laſſet die Todten ruhn!

„Allen Reſpekt vor den Todten!“ verſetzte der Major. „Doch der unſchuldige Schwank, den ich jetzt erzählen will, wird ihre Ruhe nicht ſtören. Magiſter Gabel bewirthete einsmals, bei Gelegenheit der Kirchen- und Schulviſitation, den Superintendenten und mich. Nun weiß ich nicht, welcher Spaßvogel dem guten Magiſter geſagt hatte, daß der Doktor für ſein Leben gern Lichter putze. Kurz, er pflanzte vor ſeinem Herrn Ephorus ein halbes Dutzend Kerzen auf, damit er das Vergnügen habe, ſie zu ſchnäuzen. Das that der Doktor denn auch und mußte es wohl thun, weil ihm, auf heimliche Veranſtaltung des Pfarrers, bei dieſem Geſchäfte niemand zu Hülfe kam. Nach der Abendmahlzeit ging ich mit dem Doktor, der bei mir übernachtete, die Treppe hinab. Magiſter Gabel ſtieg vor uns her: in der linken Hand zwei Lichter und in der rechten einen porcellanenen Teller, auf welchem eine blanke Lichtputze lag. Als wir nun an der Hausthür von ihm Abſchied genommen und er ſich mit vielen Kratzfüßen zu hohem Wohlwollen empfohlen hatte, präſentirte er dem Superintendenten die Lichtputze und ſagte mit unbeſchreiblicher Freundlichkeit: „Iſt's Ihro Hochwürden noch einmal gefällig?“ —

„O heilige Einfalt!“ rief der Oberforſtmeiſter ins allgemeine Gelächter, von welchem ſich ſelbſt der greiſe Pfarrer nicht ausſchloß. Einige fragten, was der Superintendent entgegnet habe.

„Er ſah den Magiſter ſtarr an,“ — antwortete der Major — „er bat um Erklärung des ſeltſamen Anerbietens; und als er nun erfuhr, daß er im Rufe eines leidenſchaftlichen Lichtputzers ſtehe, ſagte er ſanft: Das hat

Ihnen ein Schalk weiß gemacht! und wir gingen lachend von dannen.“ —

Mehr dergleichen Poſſen erzählte das lebendige Vademecum, und die Tafelzeit verſtrich um ſo geſchwinder dabei, da Fräulein Claudine mit einer ſonderbaren Unruhe, die ihr Bruder und alle Gäſte bemerkten, die Folge der Speiſen raſch und eilig betrieb, und kaum den Herren Zeit genug ließ, ihre Weinflaſchen zu leeren.

4.

Nach der Tafel ward der Schulmeiſter gemeldet und vorgelaſſen. Er wand und krümmte ſich mit der Anrede herein:

Hochwohlgeborner Herr und Gönner, ich erſcheine
Bei deinem Wiegenfeſt als Sprachrohr der Gemeine.

So ging der Salm, der billig ungedruckt bleibt, fünf Minuten lang fort, und ſchloß mit den Worten:

Auch wünſcht das ganze Dorf, erhabener Patron,
Daß bald dein edler Sproß, der tapfre Martisſohn,
Mit Ehr' und Ruhm gekrönt, aus weit entfernter Zone
Heimkehr' ins Vaterhaus, und uns zur Luſt hier wohne.

„Ein guter Wunſch, dem ich aus vollem Herzen beiſtimme!“ ſprach Herr von Tannhof und füllte die Gläſer. Des Abweſenden Geſundheit ward getrunken. Die Böller im Hofe ließen ſich dabei hören. Der poetiſche Redner ſträubte ſich entſetzlich gegen das erſte Glas Wein, das man ihm reichte; als aber die Bahn einmal gebrochen war, trank er ſo weidlich, daß einem ungenügſamen Schmarotzer, der nur noch eine einzige Flaſche auf dem Tiſche ſah, ganz bange dabei ward. Er warnte den Herrn von

Tannhof, dem Schulmanne nicht ſo viel einzuſchenken, weil es ihm vielleicht nicht bekommen möchte. „O ſeht den Menſchenfreund!“ rief der Major. „Er trinkt das Gift lieber ſelbſt, damit es andern nicht ſchade.“

Indem dieſer Einfall belacht wurde, ſtahl ſich der Schulmeiſter hinweg, und ein Diener vom Hauſe überreichte ſeinem Herrn ein großes Blatt, auf welchem gedruckt ſtand:

Mit gnädiger Bewilligung

wird von einer

ambulanten Schauſpielergeſellſchaft

ſogleich aufgeführt:

Die heimliche Heirath,

ein rührendes Drama in 5 Akten.

Perſonen:

Baron Grottau.
Ferdinand, ſein Sohn.
Seraphine, deſſen Gattin.
Zange, ein Advokat.
Krebs, ein Wucherer.
Eleazar, ein Jude.
Greif, ein Kerkermeiſter.
Bedienten, Wache u. ſ. w.

„Welche ſonderbare Erſcheinung!“ rief Herr von Tannhof. „Wo iſt denn das Theater?“

„Hier, im blauen Saale des Schloſſes,“ antwortete der Bediente.

Der Major las den Zettel laut ab. Männiglich ſtaunte, daß ſich eine Bande Comödianten — wie ſich der unfeine Landjunker ausdrückte — in dieſe Gegend verirrt hatte. Herr von Tannhof ſah ſich nach ſeiner Schweſter um; er wollte ſie über dieſen unerwarteten Vorfall befragen; ſie war aber nicht zugegen. Man erklärte ſich nun ihre Unruhe bei der Tafel und ihr Drängen und Treiben, um einen zeitigen Aufſtand von derſelben zu bewirken. Auch der Dienerſchaft entwickelte ſich jetzt das Geheimniß, worüber ſie ſich Tages vorher die Köpfe zerbrach. „Alſo für Comödianten hab' ich geſotten und gebraten,“ ſagte der Koch. „Schade, daß ich das nicht früher wußte! Die Vagabunden hätten mit ſchlechtern Speiſen, als ich ihnen zubereitete, fürlieb nehmen müſſen.“

Herr von Tannhof forderte die Geſellſchaft auf, ſich mit ihm in den blauen Saal zu begeben. Alle waren mit Vergnügen dazu bereit. Nur der Pfarrer nahm ſeinen Hut, um nach Hauſe zu gehen. Man fragte ihn, warum er ſich entfernen wolle. Er antwortete: Es vertrage ſich nicht mit ſeinem Stande, daß er einem Schauſpiele beiwohne. Herr von Tannhof ſtellte ihm vor, daß er ſich das in einem Privathauſe wohl erlauben dürfe. Er zuckte lächelnd die Achſeln und ging mit in den blauen Saal.

5.

Eine jämmerliche Muſik, die der Schulmeiſter mit einigen aus der umliegenden Gegend zu Hülfe gerufenen Amtsbrüdern aufführte, empfing die eintretenden Zuſchauer. Die

Hälfte des Saals durchſchnitt quer über ein Vorhang, der aus ſeidenen Fenſtergardinen zuſammengeſetzt war. Das Orcheſter mußte ſeine ſchreienden Fiedeln lange bearbeiten, weil die Schauſpieler noch nicht zum Auftreten fertig ſeyn mochten.

Nach endlicher Aufrollung des Vorhangs ſtellte die Bühne ein Zimmer vor, in welchem ſich der Baron Grottau allein befand.

Herr von Tannhof erſchrack über dieſen Mann: denn es war ihm, als ſäh' er ſich doppelt. Auch die übrigen Zuſchauer verwunderten ſich des Anblicks. Der Theater-Baron, der Anfangs ſtumm und wie in Gedanken vertieſt in einem Armſeſſel ſaß, trug nicht nur Tannhofs gewöhnliche Hauskleidung, ſondern drehte auch eine von deſſen Tabaksdoſen durch die Finger und ſchnupfte daraus mit derſelben Manier, die Jenem eigen war. Seine Sprache ſteigerte die Verwunderung auf's höchſte; ſie glich der Stimme des Herrn von Tannhof vollkommen. Er begann mit einem Selbſtgeſpräche, worin er äußerte, daß er ſein Gemüth von einer beſondern Ahnung bewegt fühle.

Während dieſes Monologs überbrachte ein Bedienter einen Brief mit der Meldung: es habe ihn ein reitender Bote abgegeben.

„Aha! von meinem Bruder, dem General!“ ſagte der Baron, nachdem er die Aufſchrift und das Siegel betrachtet hatte.

Er erbrach den Brief und las: „Mein theurer Bruder, ich habe das Vergnügen, Dir die angenehme Nachricht mitzutheilen, daß ſich Dein wackerer Sohn zum Rittmeiſter aufgeſchwungen und den Verdienſtorden erhalten hat. Seine Tapferkeit, wodurch er ſich im letzten Feldzuge ganz beſonders auszeichnete, erwarb ihm dieſe Belohnung. Freue Dich, glücklicher Vater, über den braven Jungen, der unſerer Familie ſo viel Ehre macht und vergib ihm in dieſer Rückſicht eine Uebereilung, die uns, beim rechten Lichte beſehen, keine Schande bringt.“ —

Der Baron ſtutzte, las heimlich weiter, fuhr beſtürzt zuſammen und rief aus: „Wie? was? Alle Teufel! Der Bube hat ſich heimlich verheirathet? — Hat ein Mißbündniß geſchloſſen!“

Er warf den Brief zornig auf den Tiſch, ſprang empor, ging mit heftigen Schritten auf und nieder und eiferte gewaltig.

Nach und nach faßte er ſich, griff wieder nach dem Briefe und las laut:

„Dein Sohn machte vor einiger Zeit die Bekanntſchaft eines edeln Mädchens, das den Namen Seraphine mit Recht führt: denn es iſt ein wahrer Engel, aber — eine bürgerliche Waiſe, deren Vater, ein ehrlicher Landprediger, in der bitterſten Armuth ſtarb. Ferdinand entdeckte mir, daß er ſie unausſprechlich liebe und ihr ewige Treue geſchworen habe. Ich zürnte darüber. Dein Vater, ſprach ich, iſt ein vernünftiger Mann, wie es wenige gibt; aber den Stammbaum unſers alten Geſchlechts hält er in ſo hohen Ehren, daß er keinen bürgerlichen Zweig daran duldet. — Ferdinand erwiederte: Seraphinens Schönheit und Tugend würden einen Thron zieren. — Das kann ſeyn; verſetzte ich: und es wäre dennoch eine Mißverbindung, die dein Vater nimmer genehmigen würde. — Dadurch erſchreckt, aber deſſen ungeachtet beharrlich entſchloſſen, Seraphinen nicht aufzugeben, wählte Ferdinand den Ausweg einer heimlichen Heirath, die hier bei uns keinen bedeutenden Schwierigkeiten unterworfen iſt. Mit einer Hand voll Gold überwand er alle Hinderniſſe, und ich erfuhr die ſtille Trauung nicht eher, bis ſie mir der junge Ehemann ſelbſt bekannt machte. Da vertraten denn freilich Anfangs unfreundliche Worte die Stelle der Glückwünſche; doch was war bei der nun einmal geſchehenen Sache zu thun? Ich ließ mir, als ſich mein Zorn etwas gelegt hatte, die Neuvermählte vorſtellen. Sie gewann meine volle Achtung, und ich mußte mir ſelbſt bekennen, daß ſie werth ſey, mit Verehrung und Liebe in unſere Familie aufgenommen zu werden. — So ſteht die Sache, lieber Bruder, und ſie wird nicht anders, wenn du auch darüber aus der Haut fahren wollteſt. Doch du biſt ja kein Don Ranudo de Colibrados, dem ſein Stammbaum das höchſte Gut iſt, und der ihn, bei leerem Magen und in Lumpen gehüllt, mit Entzücken betrachtet. Du wirſt, als ein verſtändiger Mann, deinem Sohne verzeihen. Er bittet fußfällig darum — er kommt — er iſt ſchon da!" —

Und indem der Baron dieſe Worte las, ſtürzte Ferdinand, ein ſchöner, mit einer prächtigen Huſaren-Uniform bekleideter Jüngling ins Zimmer, fiel ihm zu Fuß, und ſagte mit einer ſehr angenehmen Stimme einige rührende Worte, die ſeiner Lage gemäß waren.

Der Baron donnerte Verwünſchungen auf ihn nieder und erklärte mit den härteſten Ausdrücken, daß die heimlich geſchloſſene Ehe wieder getrennt werden müſſe.

„Lieber trenn' ich mich vom Leben!" ſagte der Sohn; und nachdem er den Werth ſeiner Gattin mit feuriger Beredtſamkeit geſchildert hatte, bat er ſeinen Vater um die einzige Huld, ſie ihm vorſtellen zu dürfen, weil er dann gewiß hoffe, daß Seraphinens himmliſche Anmuth den Sieg über ungünſtige Vorurtheile gewinnen werde.

„Ich mag die Sirene nicht ſehn!" ſchnaubte der Vater. Doch Ferdinand eilte fort und kam nach einigen Augenblicken mit einer jungen Dame zurück, deren ſeltene Schönheit die geſammten Zuſchauer mit Bewunderung erfüllte.

Aber auf den ahnenſtolzen Baron machte ſie keinen ſo glücklichen Eindruck. Er zürnte im Gegentheil, da er ſich die unwillkommene Schwiegertochter nicht ſo nahe gedacht hatte, noch mehr als zuvor, und ſetzte gegen ſie alle ſchuldige Hoflichkeit aus den Augen. „Hinweg mit ihr!“ ſchrie er wie raſend. Seraphine rang die Hände, brach in Thränen aus und wollte ſich entfernen. Doch Ferdinand ließ ſie nicht aus ſeinen Armen und machte mit beweglichen Worten einen neuen Verſuch, das ſteinerne Vaterherz zu erweichen. Der Alte würdigte ihn keiner Antwort, ſondern läutete heftig mit einer Tiſchglocke und befahl dem herbei eilenden Bedienten, das ganze Hausgeſinde zuſammenzurufen. „Wozu dieſer Befehl?“ fragte Ferdinand. Der Vater blieb ſtumm, bis ſich das Zimmer mit Domeſtiken anfüllte. „Ergreift dieſes Weib und führt ſie vor's Thor hinaus!“ rief er jetzt mit ſchäumender Wuth. Ein naſeweiſer Lakai wollte Hand anlegen; aber Ferdinand riß ſeinen Säbel aus der Scheide, und mit Schrecken entfloh die ſämmtliche Dienerſchaft. Hierauf wandte er ſich zu ſeinem Vater und ſagte: „Wer mein Weib verſtößt, verſtößt auch mich! Leben Sie wohl!“ — Mit dieſen Worten verließ er, vom Fluch des Vaters verfolgt, mit Seraphinen das Zimmer.

So ſchloß ſich der erſte Akt, und der Vorhang fiel.

6.

Herr von Tannhof hatte dieſen Augenblick mit Sehnſucht erwartet, um mit ſeiner Schweſter über den ihm ſo wunderähnlichen Schauſpieler zu ſprechen; allein er blickte vergebens nach ihr umher. Indeſſen trat der Baron Grottau hinter den Gardinen hervor und nahte ſich ihm mit einer tiefen Verbeugung. Er machte ihm ein höfliches Gegencompliment, und da kam es ihm ſehr befremdlich vor, daß der Baron darüber laut auflachte. Er beſah ſich den dreiſten Mann näher und es war — Claudine.

„O du Gauklerin!“ rief er aus. „Was haſt du mich und uns alle geäfft! — Wie kamſt du auf den Einfall, unter die Comödianten zu gehen?“

„Es war ein Nothſchritt;“ antwortete ſie. „Der Director der Geſellſchaft wollte den Baron Grottau ſpielen; er ward aber dieſen Morgen krank, und es war kein anderer Schauſpieler vorhanden, der an ſeine Stelle treten konnte. Geſchwind übernahm ich daher die verlaſſene Rolle; ſonſt wäre die ganze Vorſtellung rückgängig geworden.“

Ausdrücke des Erſtaunens und Schmeicheleien über ihr vortreffliches Spiel erſchallten von allen Seiten.

„Nein!“ ſagte Herr von Tannhof: „ich hätte in meinem Leben nicht geglaubt, daß du eine Tyrannenrolle ſpielen könnteſt! — Was wird denn am Ende aus den jungen Leuten?“

„Ich ſage mich von meinem Sohne ganz los;“ erwiederte ſie. „Er und ſeine ſchöne Gemahlin verſinken in Armuth und Elend. Sieh nur den Comödienzettel an! Da findeſt du verſchiedene widrige Perſonen, die nichts Gutes weiſſagen. Wehe dem, der in ihre Hände fällt!“

„Und alle dieſe herzangreifenden Scenen ſollen wir mit anſehn?“ ſagte der Bruder. „Ich geſtehe frei, daß mir ein ſolches Schauſpiel kein Vergnügen macht. Ferdinand und Seraphine ſind ein recht liebenswürdiges Paar. Es iſt Jammer und Schade, daß ſo feine Leute das Handwerk herumziehender Comödianten treiben. Ich weiß, daß ihr trauriges Schickſal, das uns hier auf der Bühne vorgeſtellt wird, nur Dichtung iſt, und dennoch dringt mir's durch Mark und Bein.“ —

„Herr Bruder! Herr Bruder!“ ſprach Claudine. „Ich wette, wenn dein Sohn eine ähnliche Uebereilung beginge, du würdeſt nicht gelinder mit ihm verfahren.“ —

„O! wie kannſt du das glauben?“ rief er aus.

7.

Plötzlich trat Ferdinand, als hätte er auf dieſes Wort gewartet, hinter der Bühne hervor, ging auf den Herrn von Tannhof zu und ſeufzte mit einem rührenden, von Wehmuth faſt erſtickten Tone: „Mein Vater!“ —

„Soll denn das Schauſpiel hier fortgeſetzt werden?“ fragte Herr von Tannhof ſeine Schweſter.

Sie bejahte mit Kopfnicken.

„Nun, ſo irren Sie ſich in der Perſon;“ ſprach er zu Ferdinand. „Dort ſteht Ihr Vater!“

„Nein, er iſt bei dem rechten Manne!“ — rief Claudine. „Kennſt du deinen Ferdinand nicht mehr?“ —

Erſchüttert blickte Herr von Tannhof den Jüngling an, und erkannte jetzt den geliebten Sohn, den ihm ein Zeitraum von zehn Jahren und ein kriegeriſcher Bart fremd gemacht hatten. Er ſchloß ihn, mit einem lebhaften Ausruf der Freude, in ſeine Arme.

Die umſtehende Geſellſchaft nahm an dieſer Scene fröhlichen Antheil und begrüßte den jungen Helden.

Herr von Tannhof fragte: warum er nicht gerades Weges zu ihm gekommen ſey, ſondern ſich ihm erſt auf der Bühne gezeigt habe.

Statt der Antwort überreichte Ferdinand einen Brief, den der Vater ſogleich erbrach.

„Bemühe dich nicht, ihn zu leſen!“ ſagte Claudine. „Er iſt von unſerm Bruder, und mit dem Briefe, den ich auf dem Theater vorlas, von Wort zu Wort gleichlautend.“

„Iſt's möglich?“ — ſprach Herr von Tannhof beſtürzt, und ſteckte den Brief in die Taſche.

Der unbeſcheidene Theil der Geſellſchaft machte große Augen und drängte ſich näher hinzu; aber der feinere Kammerherr trat zurück, winkte den Neugierigen mit Kopf und Händen, und ruhte nicht eher, bis ſie ihm aus dem Saale hinweg in ein anderes Zimmer folgten.

8.

„Euer Schauſpiel ſollte die Falle heißen!“ ſprach Herr von Tannhof, als die Familie allein war. „Ihr habt mich ſchlau gefangen!“

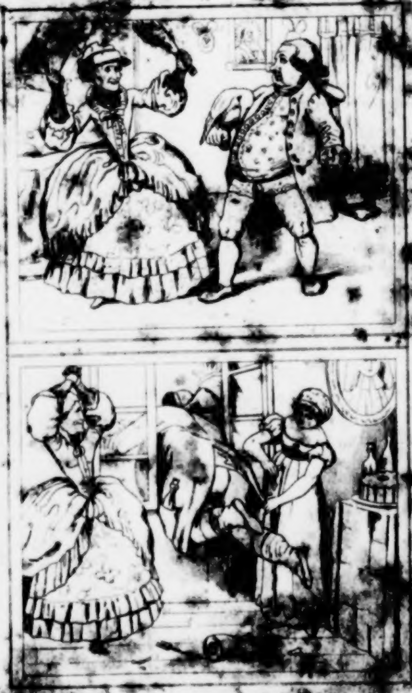
„Verzeih!“ ſagte Claudine. „Unſer Bruder, der General, gab mir dieſe Kriegsliſt unter den Fuß. Er ſchickte mir das junge Paar bei Nacht und Nebel zu, ſandte mir zugleich eine Abſchrift ſeines Briefes und den Plan zum erſten Akte des heutigen Schauſpiels, deſſen weitere Ausführung dir überlaſſen bleibt.“ —

„Du haſt gut reden!“ verſetzte er, und rieb ſich die Furchen der gekränkten Ahnenliebe von der Stirn. — „Du kennſt mich und weißt die Entwickelung voraus! — Aber du, mein Sohn, du hätteſt mir mehr Vertrauen beweiſen ſollen! Doch es ſey dir vergeben, und nun geh' und rufe deine Frau!“ —

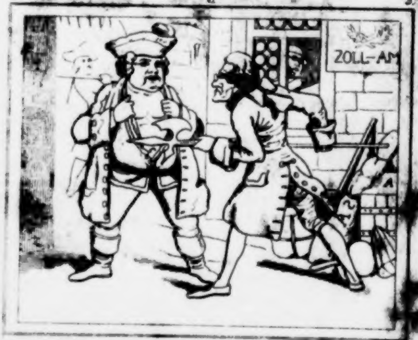
Ferdinand flog hinter den Vorhang und führte Seraphinen hervor. „Willkommen, liebe Tochter!“ rief ihr Herr von Tannhof entgegen und überhob ſie aller Verlegenheit durch eine freundliche Umarmung.

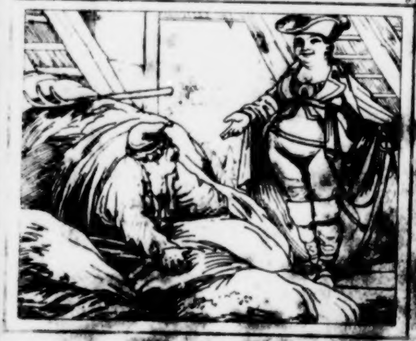
Das war Claudinens Triumph! Denn nicht der General, ſondern ſie hatte für ihren Bruder, deſſen Abneigung gegen Mißheirathen ihr bekannt war, das dramatiſche Netz geſtrickt und darüber ſeit mehrern Monaten einen geheimen Briefwechſel geführt. Ferdinands Dankbarkeit brachte daher bei der Abendtafel die Geſundheit aus: „Die guten und klugen Tanten ſollen leben!“

VI

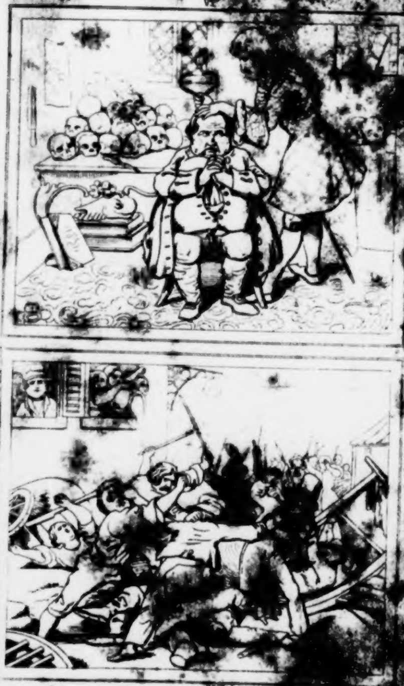


VI

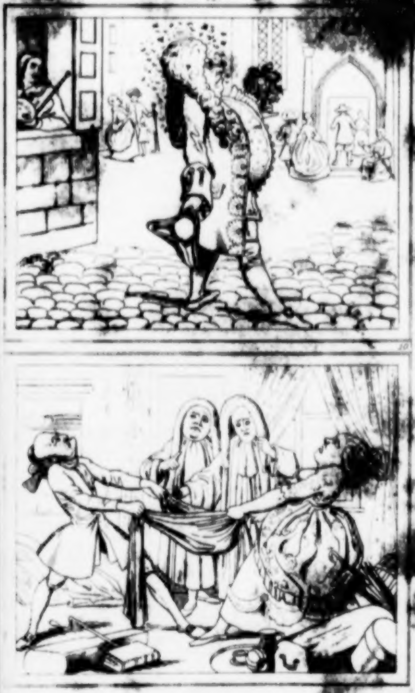




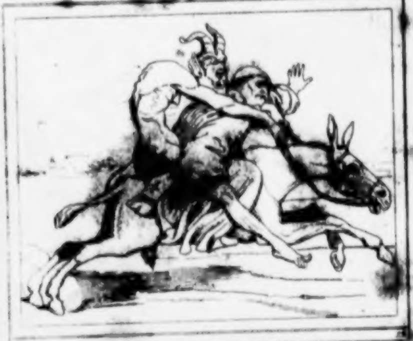
[illegible]

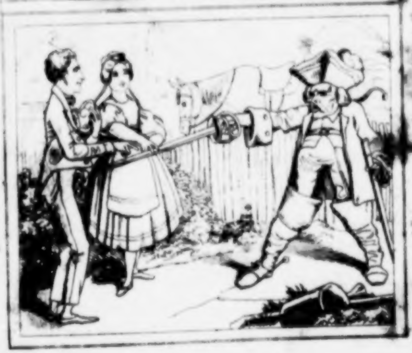


VI

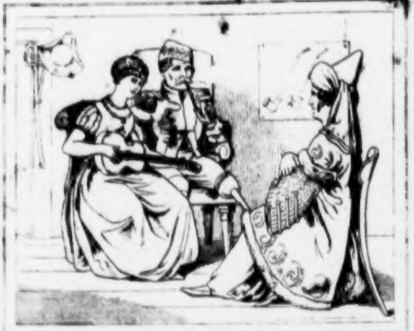


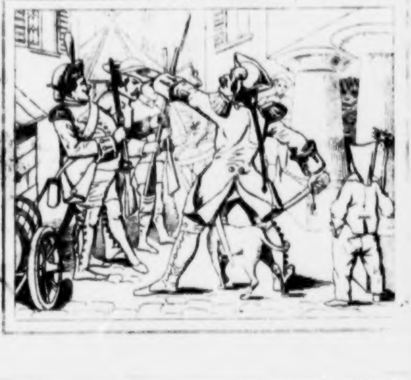
VI





VII





A. F. E. Langbein's

ſämmtliche Schriften.

Zweite verbeſſerte Auflage.

Siebenter Band

enthält:

Die Kleinſtädter und der Fremdling. – Novellen.

Stuttgart:
J. Scheible's Buchhandlung.
1841.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Die Kleinſtädter

und

der Fremdling.

Geſchrieben 1804.

Erſtes Kapitel.

Ankunft des Fremdlings.

Im Städtchen Michelheim, das man auf der Landkarte ſuchen mag, begab ſich vor einigen Jahren in der Mittagsſtunde eines heitern Sommertages ein ſeltſamer Vorfall. Die Kinder, die eben auf der Gaſſe ſpielten, flohen in die Häuſer und ſchrien: der Teufel komme geritten. Erſchrocken ließen die Mütter die Töpfe und Tiegel aus den Händen fallen, ſtürzten aus der Küche an die Fenſter, und ſahen mit Grauſen einen furchtbaren Reiter, der ein kohlſchwarzes Geſicht und feuerfarbenes Gewand hatte, durch die Straße ſprengen. Bald darauf ward es noch ſchlimmer. Es kam ein großer, mit ſechs Poſtpferden beſpannter Reiſewagen, auf deſſen Bocke zwei ähnliche Teufel ſaßen. Ein viertes gefeſſeltes Ungethüm thronte hoch oben auf dem Kutſchenhimmel, und ſchnitt Geſichter, als ob es ſich über die mundſperrende Neugier der guten Michelheimer aufhalte. Ein Paar geſcheidte Männer, die ſich in der Welt ein wenig umgeſchaut hatten, erklärten dieſen Satiriker für einen Affen. Hinten auf dem Wagen ſaßen zwei Bedienten von gewöhnlicher Menſchengeſtalt. Ob ſich Jemand in dem Wagen befand, konnte man nicht ſehen, weil er von allen Seiten mit Gitterfenſtern verſchloſſen war.

Der Reiter flog in geſtrecktem Galopp auf den Gaſthof zu. Dem Hausknecht graute vor ſolchen Gäſten; er wollte geſchwind die Thorflügel zuwerfen, ergriff aber unverrichteter Sache die Flucht: denn der Teufel zu Pferde kam ihm ſchon auf den Hals, und jagte ohne Anfrage, ob man mit ihm etwas zu ſchaffen haben wolle, ins Haus hinein. Die Kutſche raſſelte nach, und kaum hielt ſie im Hofe, ſo ſprangen die beiden Schwarzen vom Bock und ſtellten ſich mit blank gezogenen Schwertern am Thor auf die Wache.

Die Väter der Stadt waren eben auf dem Rathhauſe, welches dem Gaſthofe, das goldene Faß genannt, gerade gegenüber liegt. Sie wurden durch das ungewöhnliche Roß- und Wagengetümmel in ihren Berathſchlagungen geſtört, eilten an die Fenſter und ſtaunten. Doch hatten ſie vor einem großen Theile ihrer Mitbürger ſo viel an Verſtand voraus, daß ſie die angekommenen Schwarzen nicht für Höllengeiſter anſahen. Der Bürgermeiſter, Herr Felden, der viel Reiſebeſchreibungen geleſen hatte, verſicherte tröſtlich, es wären Mohren, ſetzte aber mit einer bedenklichen Miene hinzu: er könne nicht dafür ſtehen, ob ſie nicht zu den Cannibalen oder Menſchenfreſſern gehörten, von welchen er in ſeinen Büchern die ſchrecklichſten Nachrichten gefunden habe.

Das war denn doch ſeinen Herren Amtsbrüdern nicht angenehm zu hören. Beſonders entſetzte ſich der Senator Trottel, der dickſte Mann der Stadt. Er dachte, wenn die reißenden Wölfe anfingen auf Raub auszugehen, ſo würden ſie vor allen andern ihn als den fetteſten Biſſen verzehren. In dieſer Angſt trug er darauf an: ſofort über die Fremdlinge und den Zweck ihrer Ankunft genaue Erkundigung einzuziehen, und dann die nöthigen Maßregeln zu nehmen.

Sein Vorſchlag fand Beifall, aber es haperte mit der Ausführung. Vergebens lauerte man, daß Jemand aus dem Gaſthofe heraus kommen ſollte, den man herauf rufen und ausfragen könnte. Es ſchien, als wären ſchon alle Menſchen darin erwürgt und verſchlungen. Endlich ward beſchloſſen, den Rathsdiener Packer auf Kundſchaft hinüber zu ſenden. Als man ihn aber abfertigen wollte, geberdete ſich der Mann ſehr übel und ſagte: „Hochweiſe Herren, ich bin Ihnen zwanzig Jahre lang in allen Dingen gehorſam geweſen, doch jetzt muß ich unterthänig bitten, mich mit dieſem gefährlichen Auftrage zu verſchonen. Ich habe, wie Dieſelben wiſſen, eine Frau und ſechs lebendige Kinder. Wer ſollte dieſen armen Leutchen Brod ſchaffen, wenn ihr Verſorger von den Wilden gefreſſen würde?“

„Der Fall iſt nicht wahrſcheinlich;“ verſetzte der Bürgermeiſter. „Sollte es ſich aber nach Gottes Willen dennoch ereignen, ſo verſprechen und geloben wir Ihm hiermit, die Wittwe und die Waiſen aus den Einkünften der Kämmerei nothdürftig zu ernähren.“

„Gehorſamer Diener!“ rief Packer. „Der Herr Bürgermeiſter denken und ſprechen wie alle große Herren! Für eine Hand voll Geld ſoll ein armer Menſch Blut und Leben opfern. Ei gehorſamer Diener! Ich gehe nicht von der Stelle.“

Zürnend drohte der Bürgermeiſter mit Abſetzung. Der Rathsdiener erſchrack, lief in den Vorſaal, griff in der Verzweiflung nach ſeinem Hute, legte ihn wieder hin, blickte nach dem goldenen Faſſe hinüber und ward dort leider keine beruhigende Veränderung gewahr. Die baumlangen Mohren ſtanden noch immer wie Granitſäulen an ihrer Stelle und drehten die funkelnden Augen nach allen Seiten umher. Der bedrängte Mann wußte nicht, was er anfangen ſollte. Doch indem er händeringend auf und nieder lief und mitunter einen Blick auf den Gaſthof warf, ſah er drüben in einer Stube, deren Fenſter offen ſtanden, ein Dienſtmädchen mit dem Beſen beſchäftiget. Deß war er froh, ob er gleich aus Furcht vor den nahen Mohren keinen Zuruf wagte. Sein guter Geiſt ſchenkte ihm einen glücklichen Einfall, den er raſch ausführte. Er holte einen der Feuerhaken, die im Rathhauſe aufbewahrt wurden, und befeſtigte daran einen Zettel mit den Worten: „Wer ſind die angekommenen Fremden? Der hochedle Rath verlangt's auf der Stelle zu wiſſen.“ Dieſes Blatt reichte er über das Gäßlein hinüber.

Die Dirne wunderte ſich, als der lange Bote zum Fenſter herein kam. Sie nahm ihm das Papier ab, lief damit fort, kehrte bald zurück, und heftete ihm, da er indeſſen auf Antwort gewartet hatte, ein anderes Blättchen auf die eiſerne Naſe. Packer zog es zu ſich herüber, und fand von der Hand des Gaſtwirths darauf geſchrieben: „Ein Nabob aus Indien mit Gefolge.“ Vergnügt übergab er dieſen Bericht ſeinen Gebietern.

„Ein Nabob aus Indien!“ — rief der Bürgermeiſter mit Verwunderung aus, und ſah einige Minuten lang ſtarr auf den Zettel. Als er nun endlich ſattſam überzeugt war, daß er von ſeinen Augen nicht getäuſcht werde, hielt er eine etwas verworrene Vorleſung über die Nabobs, mit welchen er in verſchiedenen Reiſebeſchreibungen eine flüchtige Bekanntſchaft gemacht hatte. Er rühmte beſonders mit ehrerbietigen Worten ihre groſſen Reichthümer, und ſagte zuletzt: „Sehen Sie, meine Herren, ſo verwandelt ſich unſre Angſt in Freude! An Menſchenfreſſer iſt nicht weiter zu denken; und bleibt der hohe Fremdling auch nur vier und zwanzig Stunden hier, ſo wäre der Gaſtwirth ein Dummkopf, wenn er ihm nicht eine ſolche Rechnung machte, daß die uns ſchuldigen Pachtgelder davon bezahlt werden können.

Zweites Kapitel.

Der Magiſtrat in neuer Angſt.

Indem der Bürgermeiſter dieſen Hoffnungsſtrahl in die leere Kämmerei-Kaſſe fallen ließ, ſchrie der Rathsdiener, der indeſſen den Gaſthof beobachtete, aus Leibeskräften: „Sie kommen! ſie kommen!“

Der Magiſtrat ſprang an die Fenſter und ſah mit großen Augen, daß ſich eben ein wunderbarer Aufzug aus dem Gaſthofe heraus bewegte und ſeine Richtung nach dem Rathhauſe nahm. Voran ging ein Mohr mit gezogenem Säbel; ihm folgte ein hochgewachſener, ſtattlicher Mann, in reicher aſiatiſcher Kleidung; dieſem traten ein Paar von Silber ſtrotzende Bedienten auf der Ferſe nach, und zwei andere Mohren ſchloßen mit entblößten Schwertern den Zug, der mit feierlichen Schritten über das Gäßlein herüber kam und ins Rathhaus hinein ging.

„Himmel! was ſoll das geben?“ rief der dicke Senator und ward leichenblaß. Er riß, um ſich zu verbergen, einen Schrank auf, worin abgepfändete Sachen aufbewahrt wurden; aber ſein Rieſenkörper fand kein Unterkommen darin. Fluchend fuhr er nun unter den großen, mit einer tuchenen Schürze umhangenen Conferenztiſch, und rief durch ein anſehnliches Mottenloch: man ſolle die Thür verſchließen und verriegeln. Das geſchah ohne Widerſpruch; denn die geſammten Herrn waren wieder muthlos geworden.

Kaum war der Riegel vorgeſchoben, ſo dröhnte ſchon die Treppe unter den Fußtritten der furchtbaren Geſtalten, und es ward raſch und gewaltig an die Thür geklopft. Mit bangen Geſichtern ſahen ſich die Rathsherren ſchweigend an. Der ungeduldige Klopfer machte ſich nochmals laut. Jetzt gab ſich der Bürgermeiſter ein heldenmäßiges Anſehen, als wollte er ſagen: ich will und muß für die mir anvertraute Stadt eine große That thun! So trat er aus der Mitte ſeiner Amtsbrüder heraus, ging ein paar Schritte weiter nach der Thür hin und fragte mit einem zitternden Tone: „Wer klopft draußen?“

„Ein Fremdling, der dem Magiſtrat dieſer Stadt aufwarten will;“ antwortete eine ſtarke, doch freundliche Stimme.

Der Bürgermeiſter ward muthig, als er unerwartet Deutſch ſprechen hörte. Er griff nach dem Riegel, um die Thür zu öffnen. Da brach Herr Trottel eilig unter dem Tiſche hervor, zog ihn am Aermel von der Thüre zurück, und bat leiſe, ſie nicht ſo unvorſichtig aufzumachen, ſondern vorher darauf zu beſtehen, daß ſich die Mohren entfernen und in den Gaſthof zurückkehren müßten. Dieſer Warnung gab der Bürgermeiſter geneigtes Gehör und rief durch das Schlüſſelloch: „Magiſtratus wird nicht anſtehen, den ehrenhaften Beſuch zu empfangen; da aber Wehr und Waffen nach alter Sitte und Gewohnheit an Gerichtsſtätten nicht üblich ſind: ſo wird geziemend gebeten, die ſchwarzen Gewappneten abziehen zu laſſen.“

„Sehr gern!“ war die Antwort. Man hörte auch ſogleich das Getümmel des Rückzugs auf der Treppe, und ſah das ganze, aus fünf Perſonen beſtehende Gefolge über das Gäßchen hinüber in den Gaſthof zurückgehen. Es wartete mithin nur noch der aſiatiſch gekleidete Mann vor der Thüre; und da man mit Dieſem, wenn er ſich allenfalls ungebührlich bezeigen ſollte, fertig zu werden glaubte, ſo that man ihm ohne weiteres Bedenken die Thür auf, und er trat mit höflichem Anſtand ins Zimmer.

„Meine hochverehrten Herren,“ hob er an, „ich bitte um Verzeihung, daß ich Sie durch meinen Aufzug ein wenig erſchreckte. Ich komme aus einem Lande, wo ſich Männer meiner Art nicht anders öffentlich zeigen. Fürchten Sie ſich in Zukunft nicht vor meinen Leuten! Die Farbe des Teufels iſt dieſen Menſchen angeboren, doch haben ſie ſonſt nicht die geringſte Eigenſchaft von ihm, und ich ſtehe dafür, daß Ihnen und der ganzen Stadt kein Leid widerfahren ſoll.“

Die Herren des Raths bedankten ſich für dieſe erfreuliche Zuſicherung.

„Ich bin ein geborner Deutſcher,“ fuhr der Fremde fort, „und die Liebe zum Vaterlande erkaltete nicht in dem fernen Welttheile, wo ich über dreißig Jahre mich aufhielt. Das gute deutſche Land wieder zu ſehen, war immer mein angenehmſter Gedanke; doch meine Geſchäfte jenſeits des Meeres hinderten mich bis jetzt, dieſen Lieblingswunſch auszuführen. Endlich gelang mir's. Ich bin geſonnen, mich am hieſigen Orte auf unbeſtimmte Zeit niederzulaſſen und erbitte mir dazu Ihre obrigkeitliche Erlaubniß.“

Dieſes Geſuch aus dem Munde eines ſolchen Mannes kitzelte den Bürgermeiſter nicht wenig; aber ſeine unbegränzte Ehrfurcht gegen den Reichthum ließ keinen Uebermuth bei ihm aufkommen. Er verſicherte mit unterwürfigen Worten und Geberden: es ſey der Stadt Michelheim die höchſte Ehre, einen ſo ſchätzbaren Gaſt in ihren

Schooß aufzunehmen. Auch die übrigen Rathsglieder ermangelten nicht, ſich auf die höflichſte Weiſe zu äußern, ſcharrten und kratzten aber dabei ſo laut mit den Füßen, daß man von ihren zierlichen Reden wenig verſtand.

Drittes Kapitel.

Würden und Titel der hohen Häupter in Michelheim.

„Mein hochverehrter Herr," begann der Bürgermeiſter wieder, „darf ich mich wohl unterſtehen, mir Dero werthen Namen und das Verzeichniß Ihrer Titel und Würden auszubitten? — Es iſt ein beklemmendes Gefühl, wenn man vor einem Großen der Erde ſteht und ihn nicht mit der gehörigen Titulatur anreden kann."

Der Fremde lächelte und ſagte: „Ich legte mir in Indien, wo ich viel mit Engländern zu thun hatte, den bei ihnen gewöhnlichen Namen Richard bei, und führe ihn noch. Belieben Sie alſo, mich ganz ſchlicht und einfach ſo zu nennen. Ich habe weder Aemter noch Titel."

Der ſämmtliche Rath ſah ihn bei dieſem Geſtändniß mit Verwunderung an, und dachte im Herzen: Nein, Gottlob! da ſind wir doch andere Männer!

„Weder Aemter noch Titel?" — wiederholte der Bürgermeiſter. „Ei, das iſt ja ganz unmöglich! — Auch hat Sie uns der Gaſtwirth als einen Nabob gemeldet."

„Das haben vermuthlich meine Bedienten ſeiner forſchenden Neugier aufgeheftet;" erwiederte der Indier. „Es bleibt dabei, Sie nennen mich Richard! — Ich aber bitte, mich mit Ihren Namen und Ehrenämtern ſammt und ſonders bekannt zu machen."

Wie eine Compagnie Soldaten, die ohne alle Ordnung vor des Hauptmanns Quartiere ſtand, ſich ſchnell in Reihen und Glieder ſtellt, wenn der Feldwebel ihre Namen verleſen will: ſo traten jetzt die Rathsherren nach ihrem Range neben einander. Der Bürgermeiſter nahm den ihm gebührenden Platz an der Spitze ein, und fing, um ſeiner Würde nichts zu vergeben, bei ſeiner eigener Perſon an: „Ich bin der regierende Bürgermeiſter Felden —“

„Felden?“ — unterbrach ihn der Indier haſtig und that einen Schritt vorwärts, als wollte er ihn umarmen. Er zog ſich aber ſogleich wieder zurück, legte die Hand an den Kopf, klagte über einen Anfall von Schwindel, und bat fortzufahren.

„Ich bin alſo,“ ſagte Herr Felden, „der regierende Bürgermeiſter, und war vormals Medicinae et Chirurgiae Practicus allhier, nahm aber die Doctorwürde nie an, weil ich mir aus dem leidigen Titelweſen nichts mache. Ich zog mich auch vor mehrern Jahren ganz aus dieſem Fache zurück, und widme jetzt meine ganze Thätigkeit einzig und allein den Regierungsgeſchäften.“

Der Indier bezeigte durch höfliches Kopfnicken ſeinen Beifall.

Herr Felden wandte ſich hierauf zu der Reihe ſeiner Amtsgenoſſen, deutete mit der Hand auf den Flügelmann, einen ſehr langen, winddürren Herrn, und ſagte: „Ich habe die Ehre, Ihnen hier den Herrn Stadtrichter, Stadthauptmann, Poſtverwalter, auch Stadtſteuer- und General-Conſumtions-Acciſe-Einnehmer Schneppe vorzuſtellen.“

„Nicht minder Kriegs-Contributions-Kaſſen-Controlleur!“ ſetzte Herr Schneppe ſelbſt hinzu, weil der Namenherold dieſe — wollte Gott entbehrliche! — Ehrenſtelle vergeſſen hatte.

Der Indier verbeugte ſich vor dem titelreichen Manne, und die Reihe kam nun an den dicken Rathsherrn, der neben dem dürren Stadtrichter ſtand, wie ein ungeheures Faß, an welches eine Hopfenſtange gelehnt iſt.

„Hier ſehen Sie,“ ſagte der Bürgermeiſter, „den Senior unſers Collegiums, den Herrn Rathmann Trottel, der längſt an meiner Stelle walten könnte, wenn er ſie nicht aus Beſcheidenheit — oder Bequemlichkeit — ausgeſchlagen hätte. Ein Bürgermeiſter hat freilich alle Hände voll zu thun, muß immer bei Tag und Nacht auf dem Platze ſeyn, und das wäre denn allerdings dieſem guten Herrn, dem ſeine täglichen Mahlzeiten trefflich gedeihen, allzu beſchwerlich geworden. Deſſen ungeachtet iſt er nichts weniger als unthätig, ſondern hat außer ſeiner Rathsſtelle noch verſchiedene Aemter und Aemtchen. Er iſt Marktherr, Inſpector des Kuttelhofs und der Fleiſchbank, und verpflichteter Bierkoſter: denn auf gutes Bier halten wir ſehr. — Auch ſtehen nebenbei noch die Ziegen, Schweine- und Gänſehirten und der Nachtwächter unter ſeiner beſondern Aufſicht“ — Hier hielt der Bürgermeiſter inne, ſann einen Augenblick nach, und wandte ſich dann an den Dicken mit der Frage: „Haben Sie ſonſt noch ein Amt?“ —

„Gottlob, nein!“ antwortete Herr Trottel, und rieb ſich mit zufriedenem Lächeln die Hände.

Der dritte und letzte Mann in der Reihe zeichnete ſich durch eine Stutzperücke und halbgeiſtliche Kleidung aus. „Das iſt der Herr Senator, Magiſter Gabriel!“ ſagte der Bürgermeiſter. „Dieſer Ehrenmann war vordem Candidat der Theologie, entſagte aber der Kanzel, um als obrigkeitliche Perſon in ſeiner Vaterſtadt Nutzen zu ſtiften. Das thut er auch, wie ich ihm ins Angeſicht ſagen muß, auf die rühmlichſte Weiſe. Er hat bei uns das geiſtliche Departement: iſt Schulinſpector, Kirchenvorſteher, Organiſt —“

„Et caetera!“ fiel der Magiſter geſchwind ein, weil er nicht erwähnt haben wollte, daß er auch in der Kirche mit dem Klingelbeutel herum ging, und deßhalb den Titel Klingelherr führte.

„Aus dieſen wenigen Perſonen,“ fuhr der Bürgermeiſter fort, „beſteht dermalen unſer Collegium. Einen werthen Amtsbruder, den Herrn Proconſul Silberling, der zugleich das Brandſchaden-Verſicherungs-Weſen, nebſt der Fleiſch-, Trank- und Mahlgroſchen-Steuer, unter ſich hatte, trugen wir heute vor vierzehn Tagen mit Thränen zu Grabe. Außer uns gehört aber noch ein Protokollführer zur-Rathsſtube. Das iſt pro tempore der Herr Stadtſecretarius Kreiſel, dem wir, wegen ſeiner Meriten, dieſen wohlklingenden Titel beigelegt haben: denn ſeine Vorfahren hießen nur Stadtſchreiber. Er iſt ein hochgelehrter Mann, und daher unſer Archivarius, auch Oberaufſeher und Cenſor der hieſigen öffentlichen Leihbibliothek, die erſt vor wenigen Jahren errichtet wurde, aber bereits zu dreihundert Bänden angewachſen iſt. Ich bedauere, daß er ſich eben heute auf einer ländlichen Hochzeit befindet: Sie hätten ſonſt ein nettes Männchen kennen gelernt, das unſerer Stadt in der That viel Ehre macht. Herr Kreiſel hat nicht nur als Juriſt Haare auf den Zähnen, ſondern iſt auch ein galanter Poet, und verdient, ſo viel meine proſaiſche Wenigkeit beurtheilen kann, vollkommen den Lorbeerkranz, womit er im vorigen Jahre von der Univerſität ** feierlich zum Dichter gekrönt wurde. Er hat einen ausgebreiteten Ruf. Es werden oft aus einer Ferne von zehn bis fünfzehn Meilen Gelegenheitsgedichte von ihm verſchrieben, und Stück für Stück mit einem Reichsthaler honorirt. Ja, es ſind einige Mal ſogar, wie der Herr

Stadtrichter, als Poſtverwalter, bemerkt hat, Ducaten eingegangen. Wir ſelbſt haben ihm, um uns als Gönner und Beſchützer der Muſen zu zeigen, für ſeine nomine Senatus gefertigte Trauerrede auf den betrübten Todesfall des ſeligen Proconſuls einen vollwichtigen Holländer aus der Stadt-Kämmerei zufließen laſſen. Es war aber auch ein göttliches Gedicht! Es enthielt vom Anfang bis ans Ende ein ſinnreiches Spiel mit dem Worte Silber. Ich will Ihnen zur Probe einige Strophen, die mir noch im Gedächtniſſe haften, mittheilen.

O Silberling, du Greis mit Silberhaaren,
Weh uns, daß ſchon dein Weg gen Himmel geht!
Du galtſt uns mehr als all' die Gold- und Silberbarren,
Woraus des Moguls Schatz beſteht.

Für dreißig Silberlinge war vor Zeiten
Judas bereit und willig zum Verrath:
Doch Silber konnte dich zur Untreu nicht verleiten,
So wenig als das Gold es that.

Dein Herz war eine reiche Silbergrube
Vollhaltiger, gediegner Redlichkeit;
An deren Statt uns ach! ſo mancher böſe Bube
Der Falſchheit Katzenſilber beut.

So geht's noch in zwanzig Strophen fort, und Sie werden mir einräumen, daß es ein Meiſterſtück iſt."

„Ich glaube das Ihnen auf's Wort!" ſagte Richard; „denn ich ſelbſt verſtehe nichts von der Poeſie."

„Sie ſcherzen!" rief der Bürgermeiſter. „Ueber eine Hand voll Verſe kann wohl Jeder urtheilen, und es urtheilt auch Jeder. — Ich für meine Perſon finde jenes Gedicht vortrefflich. Der einzige Reim Haaren und Barren wird hin und wieder gemäkelt, und man hört oft bei dieſer Gelegenheit das gemeine Hohnwort: Reime dich oder ich freſſe dich! — Mir aber dünkt der angefochtene Reim eine verzeibliche Licentia poetica, die dem genialiſchen Produkte eben ſo wenig Abbruch thut, als ein unbedeutender Sommerfleck das Geſicht eines jungen, ſchönen Mädchens entſtellt.“

Viertes Kapitel.

Genealogiſche Nachrichten.

Das angenehme Gleichniß, deſſen ſich der Bürgermeiſter bediente, erinnerte den Indier an ein wunderliebliches Geſicht, das er bei ſeiner Einfahrt in die Stadt an einem Fenſter entdeckte. Da er auf dergleichen Erſcheinungen aufmerkſam war, ſo hatte er die Gegend und das Haus ſcharf ins Auge gefaßt. Er beſchrieb ſie dem Bürgermeiſter, und fragte, wer dort wohne.

„Das könnte ich Ihnen ſagen,“ antwortete Herr Felden, „wenn Sie mir auch die örtliche Lage des Hauſes nicht ſo genau angegeben hätten. Michelheim iſt an ſchönen Mädchen, beſonders in den höhern Ständen, nicht ſonderlich reich: dieſen Mangel erſetzt uns aber gewiſſer Maßen eine wahre Huldgöttin, und eben dieſe haben Sie geſehen. Sie iſt die Tochter des invaliden Hauptmanns von Roggenburg, der mit zwei geſunden Beinen in den Krieg zog, aber mit hölzernen zurückkam, und ſeitdem die hieſige Stadt zu ſeinem Aufenthalt gewählt hat.“

Richard fragte: ob der Hauptmann geſellig ſey, und ob er wohl von ihm einen Beſuch annehmen würde.

Das leide keinen Zweifel, ſagte der Bürgermeiſter, denn Roggenburg ſey ein heiterer alter Knabe, dem weder die Verſtümmelung ſeines Körpers, noch ſeine Dürftigkeit den geringſten Mißmuth abnöthigen könne. Aber Fräulein Eliſe, ſeine Tochter, habe ihr Köpfchen für ſich und ſey bei den übrigen Damen der Stadt nicht ſonderlich beliebt, weil ſie wenig mit ihnen umgehe und ſich klüger dünke, als die verſtändigſten Matronen des Orts. Sie weiche auch den Männern mit abſchreckender Sprödigkeit aus: nur ein einziger junger Fremdling, der ihr Verlobter ſeyn ſolle, genieße des beneideten Vorrechts, bei ihr Zutritt zu haben.

Richard hörte dieſe Nachrichten mit ſcheinbarer Gleichgültigkeit an, und fragte nach den Familien der Herren Rathsverwandten.

„Ich," antwortete der Bürgermeiſter, „habe ein ſehr braves Weib, aber unſere Ehe war nie mit Kindern geſegnet. — Der Herr Stadtrichter ward vor einigen Jahren in den Wittwerſtand verſetzt, und hat ebenfalls keine Pfänder der Liebe aufzuweiſen. — Herr Senator Trottel hingegen erfreut ſich zweier liebenswürdigen Töchter, die ganz ihrer noch lebenden trefflichen Mutter nacharten. — Aber der Herr Senator und Magiſter Gabriel iſt ein hartnäckiger Hageſtolz, der ſeine Bruſt — wie einsmals unſer gekrönter Dichter von ihm ſang — mit einem dreifachen Panzer umgeben hat und alle Pfeile des Liebesgottes davon ableiten läßt. Der ſchalkhafte Poet iſt zwar auch noch unverheirathet, ſein Herz ſteckt aber ſo voll von Liebespfeilen, daß er dem Igel gleicht, deß Haut voll Stacheln iſt." —

Er ſchlug ſelbſt über dieſen wohlgerathenen Abcbuchswitz ein freudiges Gelächter auf, und ſeine Collegen ſtimmten tapfer mit ein.

„Wir müſſen uns näher kennen lernen, meine Herren!" ſagte Richard. „Haben ſie die Güte, mit Ihren Gemahlinnen und Töchtern dieſen Abend bei mir im Gaſthofe zu ſpeiſen."

Sie verſprachen insgeſammt, ſich gehorſamſt einzuſtellen. Richard nahm Abſchied; ſie begleiteten ihn die Treppe hinab und eilten nach Hauſe, um die wunderbare Begebenheit zu verkünden und ſich zum Schmauſe zu rüſten. Unter Weges warf Magiſter Gabriel die Frage auf: was wohl den fremden Millionenbeſitzer bewegen möge, ſich in Michelheim niederzulaſſen. „Ei, was denn ſonſt, als die Anmuth unſerer Gegend!“ rief der Bürgermeiſter, und die Uebrigen gaben ihm völlig Recht. So glaubten die ehrlichen Leute, daß ein Mann, der dreißig Jahre lang in Hindoſtan, dem üppigen Wunderlande, gelebt hatte, nach Michelheim gekommen ſey, um hier bis an die Knie im todten Sande zu waten.

Fünftes Kapitel.

Ein feierlicher Aufzug.

Die Frau Bürgermeiſterin, deren Geiz ſtadtkundig war, hörte kaum aus dem Munde ihres Gemahls, daß ſie beide zu Gaſte geladen waren, ſo klatſchte ſie frohlockend in die Hände und ſagte: „Das iſt ſchön, liebes Männchen! Nun faſten wir dieſen Mittag, damit wir auf den Abend deſto mehr eſſen können.“

Hiermit lief ſie, ohne ſeine Einwilligung abzuwarten, in die Küche, hob den Fleiſchkeſſel (der aus Furcht vor der Naſchhaftigkeit des Dienſtmädchens mit einem Vorlegeſchloſſe verſehen war) vom Dreifuß ab und goß das Feuer aus.

Herr Felden hörte das Ziſchen der kämpfenden Elemente und ſchüttelte mißmüthig den Kopf: denn es hungerte ihn. Er regierte die ganze Stadt, war aber in ſeinem Hauſe ein ſo zahmer Sclav, daß er es nicht wagte, ſich ein Butterſchnittchen auszubitten. Zum Glück überſandte ihm ein Bäcker, der an dieſem Tage die Semmeln ſchändlich klein gebacken hatte und deßhalb Klagen beſorgte, für einige Groſchen Waare von geſetzmäßiger Größe, um nöthigen Falles einen geneigten Richter zu haben. Dieſe Beſtechung geſchah unter vier Augen, indem ſich die Frau Bürgermeiſterin eben in der Küche befand. Da ſie alſo die ankommenden Semmeln nicht ſogleich zählen konnte, ſo machte die Gelegenheit einen Dieb, und das war er, der die Geiſel anderer Diebe ſeyn ſollte, der Herr Bürgermeiſter. Er brachte mit möglichſter Behendigkeit ein paar Semmeln auf die Seite und verzehrte ſie auf dem heimlichen Gemache, das in dergleichen Nothfällen ſein gewöhnlicher Schlupfwinkel war.

In den Häuſern der übrigen Rathsglieder wurden zwar keine Faſten gehalten, doch aß Herr Trottel nicht mit dem gewöhnlichen Wohlbehagen, weil ſeine Frau und Töchter unterlaſſen hatten, an die zubereiteten Speiſen die letzte Feile zu legen. Sie waren mit dem Putz, den ſie auf den Abend tragen wollten, ſo ſehr beſchäftiget, daß ſie Pfeffer und Salz, Muscate und Gewürznägelein darüber vergaßen. Der alte Herr knurrte. Man tröſtete ihn auf die Genüſſe des Abends. „Ei was!“ ſprach er: „mein Magen hält ſich an die Gegenwart, und bringt ihm die Zukunft was Gutes, ſo weiß er auch damit fertig zu werden.“

Nach Tiſche flogen Eilboten hin und her, um ſich über die Zeit, wenn man bei dem Indier zur Tafel gehen wolle, zu vereinigen. Die Mehrheit der Stimmen hielt die ſiebente Stunde für die ſchicklichſte. Der hungrige Bürgermeiſter war der Erſte, der dieſen frühen Termin in Vorſchlag brachte. Damals ging das allenfalls noch an; doch heutiges Tages hätten ſie wahrſcheinlich den Herrn, bei dem ſie zu Abend ſpeiſen wollten, um ſieben Uhr noch bei der Mittagstafel gefunden.

Es ward auch beliebt, daß man ſich im Hauſe des Bürgermeiſters verſammeln und von dort aus einen feierlichen Zug in den Gaſthof anſtellen wolle. Die Herren und Damen fanden ſich abgeredeter Maßen ein. Schlag ſieben Uhr reichte der Herr Stadtrichter der Frau Bürgermeiſterin den Arm und der Herr Bürgermeiſter der Frau Senatorin Trottel. Als man aber den Fuß aus dem Hauſe ſetzen wollte, erhob ſich an der Thür ein freundſchaftlicher Rangſtreit. Der Stadtrichter, ein umſtändlicher Complimentarius, forderte den Bürgermeiſter auf, den ſeinem Range gebührenden Vortritt zu nehmen. Ueber dieſe Zumuthung entſetzte ſich der Bürgermeiſter und ſagte: „Ei bewahre! es wäre gegen alle Ordnung und Sitte, aus meinem eigenen Hauſe zuerſt zu gehen. Ich werde mir einen ſolchen Verſtoß gegen die Regeln der Höflichkeit um keinen Preis zu Schulden kommen laſſen.“ — „Der Consul regens,“ erwiederte Herr Schneppe, „iſt überall der Erſte! Die ganze Stadt würde mich einen unverſtändigen und übermüthigen Mann ſchelten, wenn ich unſerm verehrten Oberhaupte vorträte.“ — „Ich will es aber ſo!“ ſprach Herr Felden: „und als regierender Bürgermeiſter“ — ſetzte er ſcherzend hinzu — „verlange ich unbedingten Gehorſam.“ — „Allen Reſpekt!“ ſagte der Stadtrichter mit einer tiefen Verbeugung. „Dawider läßt ſich nichts weiter einwenden; und mein Schirm und Schild gegen den Tadel des Publikums iſt die Ehre, die ich habe, der Frau Bürgermeiſterin unterthäniger Führer zu ſeyn.“ —

Mit ſtolzen Hahnenſchritten durchbrach er nun die Volksmenge, die ſich vor dem Hauſe geſammelt hatte, um den Paradezug der hohen Herrſchaften zu ſehen. Einige empfindſame Zuſchauer wurden durch jenen Wettſtreit der Höflichkeit und Großmuth bis zu Thränen gerührt.

Der Bürgermeiſter hätte nun billiger Weiſe auch mit den beiden Rathsherren complimentiren ſollen: es wäre aber daraus die Unſchicklichkeit entſtanden, daß die Frau Senatorin Trottel, die er am Arme führte, ihren beiden Töchtern hätte nachtreten müſſen. Dieß weislich erwägend, folgte er dem Stadtrichter auf dem Fuße nach, doch unterließ er nicht, jenen Herren zuvor einige Artigkeiten zu ſagen.

Das dritte und ſtärkſte Glied bildete der eheſcheue Magiſter Gabriel, der ſich bequemen mußte, ein Paar runde, derbe Mädchen, die beiden Demoiſellen Trottel, zu führen. Das gab ein luſtiges Schauſpiel, worüber weidlich gelacht wurde.

Der Vater der beiden Schönen wackelte allein hinterher. „So geh ich am liebſten!“ ſprach er. „Da drängt und treibt mich niemand; und werdet Ihr vorn von den Mohren angepackt und gefreſſen, ſo behalt' ich Zeit, mich aus dem Staube zu machen.“

Sechſtes Kapitel.

Das Gaſtmahl.

Die Wirthin des goldenen Faſſes war nicht als eine große Künſtlerin im Kochen und Braten berühmt; die Damen ließen daher über die Speiſen, zu deren Genuß ſie eingeladen waren, im voraus eine ſcharfe Kritik ergehen. „Denken Sie an mich, Frau Gevatter!“ ſagte Madame Trottel: „Der Braten wird entweder halb roh oder verbrannt ſeyn, denn die Mittelſtraße weiß ſie gar nicht zu treffen.“

„Sie haben Recht, liebe Frau Gevatter!“ verſetzte die Bürgermeiſterin. „Ich fürchte mich aber beſonders vor dem Fiſche! Der iſt immer ſo wenig geſalzen, daß ich mir faſt einmal das Fieber an den Hals gegeſſen habe.“

„Ob’s wohl Kuchen ſetzen wird?“ ſagte Lieschen Trottel.

„Spitze doch darauf nicht den Mund!“ erwiederte Schweſter Gretchen. „Es gibt doch höchſtens nur einen trockenen Napfkuchen, und da muß man immer von einer Roſine zur andern eine Meile weit reiſen.“

Unter dieſen Geſprächen kamen ſie an den Gaſthof, und der dicke Mann im letzten Gliede ſah mit Vergnügen, daß die Wachen von der Thür abgegangen waren. „Das iſt eine Höflichkeit, die mir ſehr gefällt!“ ſprach er zu ſeinem

Vordermann. „Ich weiß nun zwar wohl, daß die ſchwarzen Riepel keine Hannibalen oder Cannibalen ſind: es wär' aber doch ſchauerlich, wenn man ſich zwiſchen ſolchen wildfremden Teufelsgeſtalten, die noch dazu Schlachtſchwerter in den Händen hatten, durchklemmen müßte. Ich glaube, meine Mädchen hätten laut aufgeſchrieen und wären nicht ins Haus zu bringen geweſen."

„O, ſchweigen Sie doch, Papa!" ſchnatterte Lieschen. „Wir fürchten uns wohl weniger, als Sie! Wiſſen Sie noch, wie Sie neulich mit Zetergeſchrei vor einer Maus davon liefen?"

Er wollte ſich vertheidigen; doch das Wort ſtarb ihm auf der Zunge, weil eben jetzt Herr Richard in einer viel prächtigern Kleidung, als er auf dem Rathhauſe trug, an der Thür erſchien, um ſeine Gäſte zu empfangen. Er begrüßte ſie erſt allgemein, bot dann der Frau Bürgermeiſterin die Hand, und führte ſie die Treppe hinauf. Dieſe Abtretung der Dame geſchah von Seiten des Stadtrichters mit großer Feierlichkeit. Dann begab er ſich ins letzte Glied, um es voll zu machen. Die bisherige Lücke war ihm den ganzen Weg entlang ein Aergerniß. Er hätte gern die ganze Welt mit Cirkel und Lineal in Ordnung gebracht. Alles mußte bei ihm, wie er zu ſagen pflegte, nach der Tabulatur gehen.

Richard führte ſeine Gäſte in ein Zimmer, deſſen Pracht ſie in Erſtaunen ſetzte. Sie glaubten, in das Prunkgemach eines Zauberers zu treten. Die Fenſter waren, ungeachtet die Sonne noch ſchien, dicht verhangen, und die Wände, deren weiße Kalkfelder ſonſt Schmutz und Inſchriften von Narrenhänden entſtellten, mit Tapeten bekleidet. Ein Kronleuchter ſtrahlte zwiſchen Blumengewinden von der Decke herab, und auf der Tafel brannten Wachskerzen, von ſilbernen Armen gehalten. In der Mitte derſelben erhob ſich aus einem Meere von Roſen ein Tempel von weißem, vergoldeten Porcellan. Sechſerlei Wein blinkte in Flaſchen von Kryſtall. Alles übrige Tafelgeſchirr war von gediegenem Silber.

Die Herren und Damen riſſen über das alles Mund und Augen weit auf, und erſtarrten immer mehr, als die Mohren, ſtrahlend von Gold und Silber, Speiſen auftrugen, und ſich dann, nebſt andern nicht minder glänzenden Bedienten, an die Thür ſtellten, um zur Aufwartung bei der Hand zu ſeyn.

Richard hatte Mühe, die ganz verſteinerten Bewunderer ſeines Reichthums zu den Stühlen zu bringen. Er bat, ohne Umſtände Platz zu nehmen, weil das Rund der Tafel keine Beobachtung des Ranges geſtatte.

Jetzt erhob der halbgeiſtliche Magiſter Gabriel ſeine Stimme und ſprach ein langes Tiſchgebet, worauf ſich endlich die Geſellſchaft mit vielen Knickſen und Bücklingen auf ihre Stühle niederließ. Der Stadtrichter machte noch, der ungünſtigen Tafelgeſtalt zum Trotz, einen Verſuch, der Rangordnung ihr Recht anzuthun; aber Senator Trottel, der eben ſo ungern ſtand, als er hungerte, warf ſich auf den erſten beſten Stuhl und die Uebrigen folgten ihm nach. Sie griffen die zierlich gebrochenen Servietten nur mit den äußerſten Fingerſpitzen an und wehklagten einſtimmig: es ſey Jammer und Schade, daß man ſo künſtliche Gebäude zerſtören ſolle. Es mußte endlich doch geſchehen. Die Damen bewunderten den feinen engliſchen Damaſt; ſie verſicherten, noch nie ein ſo zartes Gewebe geſehen zu haben, und fragten nach dem Preiſe, den ihnen Richard leider nicht angeben konnte. Indeſſen waren die Herren beſchäftiget, die Zipfel ihrer Tellertücher durch ein Knopfloch über der Bruſt zu ziehen und mit einem niedlichen Schleifchen darin zu befeſtigen.

Die Suppe ward vorgelegt, aber die Gäſte erlaubten ſich nicht, davon zu koſten. Sie erwarteten die bei ihnen gewöhnliche dringende Nöthigung. Richard, der ohne Zaudern aß, bemerkte das nicht eher, bis er ſeinen Teller geleert hatte. Da ſah er die übrigen noch alle voll, und brachte es endlich durch wiederholte Aufforderungen dahin, daß man zu den Löffeln griff. Das geſchah mit der in Michelheim üblichen Zierlichkeit. Sie wurden hart am Ende des Stiels mit den Spitzen der drei vordern Finger gefaßt, und der kleine Finger hob ſich in die Luft, als ob er indeſſen Wache ſtehen müßte. Eigentlich aber war er ein Diener der Eitelkeit, ein Leuchtthürmchen der Ringe, die ſo im Strahl der Lichter anmuthig ſpielten. Die Frauen Gevatterinnen nickten ſich verſtohlen zu, daß die Suppe vortrefflich ſey. Deſſen ungeachtet aßen ſie kaum die Hälfte ihres Antheils: denn es war Sitte bei ihnen, daß auf jedem Teller ein anſehnlicher Ueberreſt von Speiſen liegen bleiben mußte. Es ſähe ja ſonſt aus, ſagten ſie, als hätte man kein Brod zu Hauſe.

Die Tafel wurde nach und nach mit mannigfaltigen Gerichten beſetzt, die meiſtentheils den Gäſten ſo fremd waren, daß ſie ſolche weder zu nennen noch damit umzugehen wußten. Von einer Paſtete aßen ſie z. B. nur den unverdaulichen Mantel; die köſtliche Fülle verſchmähten ſie. Andere Leckereien rührten ſie nicht an, weil ſie zweifelhaft waren, ob ſie deren Genuß mit dem Löffel oder mit der Gabel bewerkſtelligen ſollten. Sie konnten es nicht begreifen, wie die Wirthin des goldenen Faſſes jetzt auf Einmal zu ſolcher Küchenweisheit gekommen ſey. Aber die ehrliche Frau war an allen dieſen Wundern ganz unſchuldig. Ein Küchenwagen, der während der Zeit, als ſich Richard auf dem Rathhauſe befand, eingetroffen war, hatte einen franzöſiſchen Koch mitgebracht, der, wie es ſchien, recht befliſſen geweſen war, den guten Michelheimern eine Menge geſottener und gebratener Räthſel und Charaden vorzulegen.

Der Nachtiſch ſteigerte ihre Verwunderung aufs Höchſte. Wie wurden die beiden Schweſtern, die kaum einen roſinenarmen Napf- oder Aichkuchen erwartet hatten, überraſcht und beſchämt! Torten und anderes Zuckerwerk, die feinſten Früchte und Gefrornes, bedeckten die Tafel. Als die Eisgläſer herum gegeben wurden, wollte ſich Niemand daran wagen. Aller Augen warteten, was der Wirth damit beginnen würde. Der Schalk ſah, daß man auf ihn, wie auf die Bewegungen eines Flügelmanns, Achtung gab, und argliſtig ſchob er einen hochgehäuften Theelöffel voll Eis in den Mund. Augenblicklich thaten es ihm acht Hände nach. Himmel! was gab's da für Geſichter! Die guten Leute hatten geglaubt, ein zahmes Milch- oder Mandelmüßchen vor ſich zu haben, und fühlten nun plötzlich einen wilden, brennenden Schmerz auf der Zunge, als hätten ſie eine glühende Kohle eingeſchluckt. Einige fuhren geſchwind mit der Serviette nach dem Munde und entledigten ſich des tückiſchen Eisklumpens. Andere verſchlangen ihn mit der Entſchloſſenheit eines Mannes, der Gift nimmt. Die Bedienten biſſen ſich die Lippen faſt durch, um nicht in ein lautes Gelächter auszubrechen. Bei dem allen ſtellte ſich Richard blind und aß fort. Aber gebrannte Kinder ſcheuen das Feuer; man ließ ſich nicht weiter von ihm verführen.

Siebentes Kapitel.

Der Affe.

Die beſtürzte Geſellſchaft hatte kaum ihre beleidigten Zungen durch Wein und Confect ein wenig zufrieden geſtellt, als unvermuthet der ruhige Genuß dieſer Süßigkeiten durch die Ankunft eines vierbeinigen Gaſtes geſtört wurde. Dieſer Gaſt war Richards Affe, der die Gewohnheit hatte, täglich beim Nachtiſch zu erſcheinen und ſeinen Theil zu empfangen. Er kam alſo auch jetzt, ſprang auf die Tafel, nahm in der Mitte derſelben Platz und begaffte die Fremden nach der Reihe. Sie ſaßen während dieſer Muſterung mäuschenſtill und enthielten ſich jeder Bewegung, um ihn auf keine Weiſe zu beleidigen. Die beiden Mädchen ſah er mit einer Art von Freundlichkeit an. Allen übrigen aber ſchnitt er Fratzengeſichter. Das häßlichſte bekam Herr Trottel, der ſich nicht wenig darüber entſetzte. War die Kürbisgeſtalt ſeines Kopfes, oder die lockenreiche, ſtark gepuderte Perücke, oder das ziegelrothe Kleid, das er trug, dem Affen zuwider: wer weiß das? Er erklärte ſich nicht deutlicher darüber, und eine Näſcherei, die ihm ſein Herr reichte, ſetzte ihn auch ſogleich in beſſere Laune.

Richard erzählte von ſeinem Liebling mancherlei Poſſen, und rühmte ihn, daß er nicht ſo hämiſch ſey, wie mancher andere ſeines Gelichters. Er forderte die Damen auf, ſich mit ihm bekannter zu machen und ihm ohne Furcht irgend etwas auszubieten. Die Frauen Gevatterinnen weigerten ſich deſſen mit widriger Geſichtsverzerrung, die, nach der Sitte des gemeinen Hauſens, Eckel und Abſcheu ausdrückte. Aber Lieschen Trottel hatte den Muth, ihm ein Stückchen Confect in möglichſter Ferne auf dem Fächer hinzulangen. Er nahm es mit gebührender Artigkeit an. Gretchen that nun ein Gleiches, und ihr Wageſtück gelang nicht minder. Das machte die Mädchen ſo beherzt, daß ſie ihm nachher mit der bloßen Hand Zuckerwerk und Obſt reichten, ihn ſtreichelten und muthwillig neckten. Alle dieſe Vertraulichkeiten ließ er ſich ruhig gefallen. Die übrige Geſellſchaft erkühnte ſich nun auch, ihn zu bedienen und zu beunruhigen. Sogar Herr Trottel gab ihm von hinten einen Klapps. Es ſollte ein leichter, ſcherzhafter Schlag werden, doch die ſchwere Hand fiel zu derb auf. Der Affe nahm dieß übel, drehte ſich ſchnell, ſprang auf den Beleidiger zu, griff ihm mit beiden Vorderfüßen in die Perücke und zerarbeitete ſie unbarmherzig. Herr Trottel wehrte ſich nicht, ſchrie aber, als wenn er am Spieße ſteckte. Richard, der eben nach einer andern Gegend des Tiſches geſehen hatte und erſt durch dieſes Zetergeſchrei den Zwiſt gewahr wurde, riß den Affen hinweg und zugleich dem Senator die Perücke vom Kopfe. Das erboste Thier hatte ſich feſt darin verfangen und gab ſie nicht eher frei, bis es von ſeinem Herrn tüchtige Schläge bekam.

Die zerſtörte Perücke ward auf Richards Befehl durch einen ſeiner Bedienten, der ein geſchickter Haarkünſtler war, wieder in den vorigen Stand geſetzt. Der Kahlkopf flüchtete indeſſen in ein Nebenzimmer, und kam nach Verfluß einer Viertelſtunde ſo ſtattlich und heiter zurück, daß ſich jedermann darüber freute.

Er wollte, als die wohlgerathene Arbeit fertig war, die Mühe ſeines Kammerdieners mit einem Zehnkreuzer belohnen. Der ſtolze Menſch ſchlug aber das anſehnliche Geſchenk aus; und als es ihm der dankbegierige Mann dennoch aufdrang, ließ er es heimlich, indem er ihm die Perücke von hinten zurecht rückte, in den Haarbeutel fallen. — Darin fand es, im Vorbeigehen geſagt, Madame Trottel, als ſie des folgenden Tages das ſeidene Prachtſtück wieder aufbewahren wollte. Dieſer Fund nahm ihr einen Stein vom Herzen. Sie hatte, wie ſie gewöhnlich that, das Taſchengeld ihres Eheherrn nachgezählt, hatte den Zehnkreuzer vermißt und über die eingeſtandene Verſchleuderung deſſelben bereits tüchtig gezankt.

Achtes Kapitel.

Auftritt des gekrönten Poeten.

Als der Affe aus dem Zimmer verwieſen und der von ihm angerichtete Wirrwarr wieder in Ordnung gebracht war, machte der edle Wein, dergleichen man in Michelheim nie getrunken hatte, die ſpeiſende Geſellſchaft, beſonders die Ritter der Tafelrunde, beweglich und luſtig. Sie ſtießen herzhaft mit den Gläſern zuſammen, brachten den guten, alten Trinkſpruch: Was wir lieben! und andere Geſundheiten aus, warfen ſich allerlei lächerliche Schwachheiten und Gebrechen vor und wetteiferten recht mit einander, den freundlichen Wirth mit drolligen Stadtgeſchichten zu unterhalten. Da gab's Schnurren und Anekdoten vom Cantor Bierfreund, vom Rector Schnitzer, vom Advokaten Striegel, von der reichen Madame Bremſe und andern. Das alles wurde mit einem Tone der Wichtigkeit erzählt, als wären die Helden und Heldinnen dieſer Geſchichten berühmte Leute, deren Namen und Thaten auf jedermanns Lippen ſchwebten und folglich auch bis nach Oſtindien gedrungen ſeyn müßten. Was den Erzählern, die von der ganzen Welt nur ihren Geburtswinkel kannten, wichtig war, das ſollte auch für den Mann, der die alte und neue Welt durchkreuzt hatte, einen anziehenden Reiz haben. Die Zeit ward ihm aber ſehr lang, indem man ſie ihm verkürzen wollte. Er ließ ſich das Anfangs aus Höflichkeit gefallen; da jedoch die einſchläfernden Novellen gar kein Ende nahmen, ſo ſah er ſich genöthiget, dieſer Fluth einen Damm entgegenzuſetzen. Er ſprang in eine kurze Pauſe mit der Erklärung hinein: er liebe bei der Tafel Geſang; und, ohne die Zuſtimmung der Tafelgenoſſen abzuwarten, forderte er Lieschen und Gretchen auf, ihre lieblichen Stimmen hören zu laſſen. Die Mädchen waren ſogleich willig und ſangen die Lieder: Als ich auf meiner Bleiche ꝛc. — Mein Töffel iſt ein Mann für mich ꝛc. — Blühe liebes Veilchen ꝛc. — und dergleichen mehr.

Jetzt erſchallte plötzlich im Vorſaal eine vollſtimmige Muſik; die Thür flog auf und mit zierlichen Tanzſprüngen, die durch ein Räuſchchen zu entſtehen ſchienen, hüpfte der Herr Stadtſecretair Kreiſel herein. Alle erſtaunten über dieſe unerwartete Erſcheinung. Richard erhob ſich vom Stuhle, der Dichter ſtellte ſich vor ihn hin und redete ihn aus dem Stegreif folgender Maßen an:

„Ich komme ſpornſtreichs herein vom Lande.
Da drang am Thor der Ruf mir in die Ohren,
Es habe ſich ein Herr von hohem Stande,
Mit einem glänzenden Gefolg von Mohren,
In unſer kleines Michelheim verloren,
Und habe ſtracks den Magiſtrat in Gnaden
Zu einem herrlichen Bankett geladen.
Ich ſchmeichle mir, daß ich der hohen Ehre,
Hätt' ich auf meinem Poſten mich befunden,
Unfehlbar auch gewürdigt worden wäre:
Drum iſt mir alle Furcht ſogleich verſchwunden,
Mich frei und eigenmächtig einzuſtellen,
Und zu den werthen Gäſten zu geſellen.“

„Sie ſind mir ſehr willkommen!“ ſagte Richard. „Ihre poetiſche Anrede macht mich, ohne Fragen nach Ihrem Namen, mit ihnen bekannt. Ich habe ſchon von dieſen Herren gehört, daß Michelheim das Glück hat, einen gekrönten Dichter zu beſitzen.“

„Ja, ich trage den Lorbeer;“ verſetzte der beſcheidene Mann, „aber leider muß der proſaiſche Stadtſecretair den gekrönten Dichter ernähren.“

„Ein wahres Glück!“ fiel der Bürgermeiſter ein. „Es wäre ſonſt mit dem poetiſchen Muthwillen des jungen Herrn nicht auszuhalten. Iſt das nicht gleich ein Genieſtreich, daß er ſich ſelbſt ohne Umſtände hier zu Gaſte bittet? Und die Muſikanten hat er wohl auch mitgebracht?“

„Allerdings!“ erwiederte Herr Kreiſel. „Sie kehrten mit mir von der Hochzeit zurück; und da wir am Thore die Kunde vernahmen, daß im goldenen Faſſe ein vornehmer Fremdling angekommen ſey und ſich die ehrwürdigen Väter der Stadt bei ihm zur Tafel befänden, ſo führte ich die Spielleute hierher, damit ſie durch ihre Kunſt das Feſt verherrlichen möchten.“

„Er ſpricht doch wie ein Buch!“ ſagte der Bürgermeimeiſter halblaut zu ſeinen Nachbarn.

„Ein mäßiges und ſogar zweideutiges Lob!“ rief ihm Kreiſel mit Hohnlächeln zu: „denn viele Bücher ſprechen ſehr ſchlecht.“ —

Indem er dieſen ſtolzen Hieb austheilte, küßte er den Frauenzimmern nach der Reihe die Hand, und begrüßte beſonders Lieschen, die Dame ſeines Herzens, ſehr traulich und zärtlich. Auch ſie empfing ihn mit freundlicher Huld. Unter andern Vertraulichkeiten faßte ſie ihn am rechten Ohrläppchen, zog an dieſer Handhabe ſeinen Kopf zu ſich herunter und flüſterte ihm ins Ohr: „Wenn wir doch tanzen könnten!“

Herr Kreiſel ſenkte ſchweigend ſein Haupt, legte die rechte Hand an die Stirn und winkte mit der linken, ihn durch kein Geſpräch zu ſtören. So ſtand er eine Minute lang in tiefem Nachdenken. Jedermann war neugierig, was der kreiſende Berg für eine Maus gebären würde. Endlich drehte er ſich ſchnell auf dem Abſatz herum, wandte ſich zu dem Indier und ſprach:

„Den Damen juckt es in den Füßen
Sie möchten gern die Tanzluſt büßen
Geſtatten 's Ew. Herrlichkeit?
Die Muſikanten ſind bereit.“

„Ich hänge ganz von den Wünſchen meiner lieben Gäſte ab,“ antwortete Richard und befahl ſeinen Dienern, den Saal des Hauſes ſogleich erleuchten zu laſſen.

„Aber der Menſch, der Stadtſecretair, hat auch Einfälle wie ein altes Haus!“ ſagte die Bürgermeiſterin. „Wer ſoll denn tanzen? — Die beiden jungen Mädchen machen das Kraut nicht fett, und außer ihnen iſt ja keine Tänzerin hier: denn ich und die Frau Gevatter Senatorin, wir ſchlarfen höchſtens eine Polonaiſe.“

„O, die Frau Bürgermeiſterin machen ſich gar zu invalid!“ verſetzte Kreiſel. Ueberdieß erbiete ich mich, wenn es unſer Herr Wirth genehmiget, innerhalb einer Stunde eine hinlängliche Anzahl rüſtiger Tänzer herbeizuſchaffen.“

Richard gab ihm hierzu volle Macht und Gewalt. Aber der Herr Stadtrichter zog ſeine Uhr an einer ellenlangen Kette hervor und ſagte: „Ich muß, Kraft meines Amtes, gegen den vorſeyenden Ball eine feierliche Proteſtation einlegen. Es fehlen nur noch ſieben und eine halbe Minute, ſo ſchlägt die Glocke zehn und es wird alſo wahrſcheinlich Mitternacht, ehe und bevor der Ball, wegen der noch in weitem Felde ſtehenden Anſtalten, beginnen kann. Folglich wird die ganze Nacht unfehlbar durchſchwärmt. Sie wiſſen aber, Herr Stadtſecretarius, daß wir morgen eine wichtige Criminalſache abzuthun haben, und hierzu eines völlig ausgeſchlafenen Verſtandes bedürfen."

„Welche Criminalſache?" fragte Kreiſel. „Der Herr Stadtrichter meynen doch wohl nicht etwa die unbedeutende Geſchichte von der geſtohlenen Gans?"

„Getroffen!" ſagte Herr Schnerpe. „Aber unbedeutend? — Ich finde das nicht, und es iſt weder gut noch löblich, ſeine Amtspflichten auf die leichte Achſel zu nehmen."

Kreiſel ſteckte den Wiſcher lachend ein und verſicherte: wenn er auch acht Tage hinter einander keine Minute geſchlafen hätte, ſo ſey ihm dennoch nicht bange, den Gänſedieb an den Pranger zu bringen.

Dieſer Troſt ſchien den Stadtrichter zu beruhigen, und Kreiſel flog nach der Thüre, um die nöthigen Tänzer zuſammenzurufen. Richard erſuchte ihn, vorher ein Glas Wein zu trinken. Aber der Bürgermeiſter mahnte ihn davon ab, weil er noch von der Hochzeit her mit einem Haarbeutel behaftet ſey. Ueber dieſe Beſchuldigung ward gelacht, und Richard, dem die ſprichwörtliche Redensart vom Haarbeutel fremd war, fragte nach ihrer Bedeutung und Entſtehung.

„Es gab" — ſagte Kreiſel ſo beſtimmt, als wär' er dabei geweſen — „unter den Reichstruppen im ſiebenjährigen Kriege ein Küraſſier-Major, der ſich oft betrank und dann luſtige Streiche machte. Einsmals band er ſich einen ungeheuren Haarbeutel ein, und kaum war es geſchehen, ſo ward er zum General gerufen. Er ſtürzte ſich in den Harniſch, vergaß aber den Haarſack abzulegen, und ward ſo der Stifter jener Redensart. — Auf mich aber paßt ſie ſo wenig, daß ich allenfalls heute noch drei Flaſchen den Hals brechen könnte, ohne in den Zuſtand des Haarbeutel-Helden zu verfallen.“

Als ſich Kreiſel ſo verantwortet hatte, ſprach er dem Champagner weidlich zu, und hörte nicht eher auf, bis ihm Lieschen, die je eher je lieber tanzen wollte, das Glas aus der Hand nahm und ihm ernſtlich gebot, die verſprochenen Tänzer herbeizuſchaffen. Er ſchoß nun zur Thür hinaus, und der Bürgermeiſter ſagte halb lachend, halb zürnend: „Das iſt ein Tauſendſapermenter!“

Neuntes Kapitel.

Der Querkopf.

Nach Verfluß einer halben Stunde, in welcher ſich die guten Rathsherren ſelbſt einen Haarbeutel zulegten, führte Herr Kreiſel ſchon ein zum Balle geworbenes Paar ein. Es war der Herr Doctor Salm und ſeine Gemahlin. Der Doctor hatte bereits einige fünfzig Jahre auf dem Nacken, trug aber wie ein zwanzigjähriger Modegeck ein äußerſt kurzes ſchwarzes Fräcklein mit breiten Schößen, das nur wie eine Weſte mit Aermeln ausſah, doch Anſpruch machte, einen Rock vorzuſtellen. Eine Brille vor den Augen, goldne Ringlein in den Ohren, und — ein Stutzbärtchen vollendeten den Narren. Auch an ſeinen Beinen befand ſich eine Merkwürdigkeit. Sie beſtand in einer ſinnreichen Erfindung, die Stiefeln beſtändig ſtaubfrei zu erhalten. Das bewirkten zwei ſehr lange und dicke ſeidene Quaſten, die von den Knien bis auf den Fuß herab hingen, und ſo bei jedem Schritte zu einer lebendigen Schuhbürſte wurden, die nebenbei auch ein wenig die Straße fegte. Die Unſchicklichkeit, ſich in der Geſtalt eines geſtiefelten Katers zu einem Balle einzuſtellen, ſtimmte mit der gewöhnlichen Handelsweiſe des Herrn Doctors völlig überein. Er ſchwamm immer gegen den Strom, that alles zur Unzeit. Seine Thorheiten ſind es werth, ihnen einige Blätter zu widmen.

Schon auf der Schule zeigte er ſich als einen Querkopf, indem er dort unter jungen Sauſewinden von vierzehn bis zwanzig Jahren die abgeſchmackte Rolle eines Pedanten ſpielte. Er hieß Jakob Salm, nannte ſich aber, wenn er nach ſeinem Namen gefragt wurde, nie anders als **Jacobus Salmius**. So wollte er auch im gemeinen Leben von ſeinen Mitſchülern gerufen ſeyn, und nahm es ſehr übel, wenn ſie ihn nicht bei jeder Gelegenheit ins Lateiniſche überſetzten.

Die männliche Jugend hat überall einen natürlichen Hang, ſich in ihrer Kleidung und Benehmen ein kühnes, ſoldatiſches Weſen anzueignen. Das war auch der Fall in der kloſterartigen Schule, in welcher unſer **Jacobus** erzogen ward. Ungeheure, hochaufgeſtülpte Reiterſtiefeln, lederne Beinkleider, große dreieckige Sturmhüte und ſteife Zöpfe, die durch Werg und andere nahrhafte Beſtandtheile zur Dicke eines Zaunpfahls aufgefüttert wurden, waren allgemein beliebt, ungeachtet die traurige Schalaune[*], die durchaus getragen werden mußte, ſehr widrig dagegen abſtach. Aber **Jacobus Salmius**, dem jene Renommiſtentracht, wie manchem Andern, ein Gräuel war, ſchweifte zu einer entgegengeſetzten Uebertreibung hinüber: er trug einen ſehr altväteriſchen leberbraunen Rock, gleichfarbige Beinkleider, ſchwarze Strümpfe und eine Beutelperücke, die ihm oft, wenn er ſich durch Moraliſiren unnütz machte, vom Kopfe geriſſen ward und zum Fangball diente. Dieſer unfreundlichen Tracht ſuchte er auch ſein von Natur nicht heiteres und liebliches Geſicht anzupaſſen. Er legte es immer in finſtere, vor dem Spiegel einſtudirte Falten, und ſchritt dabei ſo ſteifbeinig und langſam einher, daß ſich ſelbſt die ernſthaften Lehrer bisweilen nicht enthalten konnten, über den jungen Affen des Alters zu lächeln.

---

[*] Dieſes aus Scholana (nämlich Vestis) verkrüppelte Wort bezeichnet ein ſchwarzes Mäntelchen mit Armlöchern, jedoch ohne Aermel.

Er aber buhlte gerade mit ſeiner Narrheit um ihren Beifall, und drängte ſich allenthalben in ihre Nähe. Wenn zum Beiſpiel unter der Aufſicht eines Lehrers Spaziergänge außerhalb der Stadt gemacht wurden, und die muthige Jugend auf einem grünen Platze den Ball ſchlug und andere Leibesübungen vornahm, da zog **Salmius** ein lateiniſches oder griechiſches Buch aus der Taſche und wandelte damit vor den Augen des Lehrers herum. Er las jedoch wenig oder nichts, ſondern ſchielte nur über die Blätter hinweg, ob er von dem Manne, den er durch ſeinen heuchleriſchen Fleiß blenden und täuſchen wollte, bemerkt werde.

So lebte er, ohne ſonderlich viel zu lernen, ſechs Jahre auf der Schule, wie eine Eule, die mürriſch in ihrer Baumhöhle ſitzt, indeſſen andere Vögel den Wald ſingend und fröhlich durchſchwärmen. Er hatte keinen Freund: denn nur Gleich und Gleich geſellt ſich gern, und ein Narr ſeines Schlages war nicht vorhanden. Wer mit ihm umging, that es blos, um ſich an ſeinen Thorheiten zu beluſtigen.

Als die Stunde ſeines Abzugs von der Schule gekommen war, lud er zehn oder zwölf dieſer loſen Vögel, die ſeine Freunde hießen, in ein öffentliches Gaſthaus auf einen Valetſchmaus ein. Sie gingen vergnügt dahin; aber Herr **Salmius**, den ſie dort als geſchäftigen Wirth zu finden glaubten, hatte ſchon eine ihm aufgeſtoßene Reiſegelegenheit benutzt, war damit über alle Berge nach ſeiner Heimath gefahren, und ließ ſich deßhalb bei ſeinen Gäſten entſchuldigen. Sie ſtutzten und fragten ſich: „Haben wir denn heute den erſten April?“ Doch der Gaſthalter führte ſie in ein Zimmer, wo ein zierlich gedeckter und mit Waſſerflaſchen reichlich verſehener Tiſch für ſie bereit ſtand. Sie ſetzten ſich. Jeder fand unter ſeinem Gedeck einen ſehr ſchön geſchriebenen moraliſchen Sinnſpruch, theils in lateiniſcher, theils in griechiſcher Sprache. „Das iſt doch ſonderbar!“ ſagten ſie zu einander. „Sonſt beſchließt man mit Deviſen die Tafel, und hier fängt ſie damit an.“ Sie laſen ſich die kalten Sentenzen vor, und waren von Minute zu Minute einer warmen Suppe gewärtig. Doch ſie kam nicht. Nach langem geduldigen Warten erging eine Mahnung an den Gaſtwirth, die Speiſen auftragen zu laſſen. Er aber verſicherte: es ſey nichts weiter für ſie beſtellt, als was ſie bereits auf dem Tiſche gefunden hätten. Das waren, wie geſagt, einige Flaſchen mit Waſſer. Die betrogene Geſellſchaft erſtaunte, lachte und fluchte durch einander, und mußte ihren Hunger auf eigne Koſten ſtillen.

Auf der Univerſität, wo Herr Salmius die Rechte ſtudirte, blieb er ſich völlig gleich. Er floh den Umgang mit Jünglingen, die ſich als Jünglinge betrugen, und äffte in Kleidung und Sitten, ſogar im bedächtlich langſamen Gange, den älteſten Profeſſoren nach. Bisweilen gefiel es ihm, ſich den Schein eines geſchäftigen Sachwalters zu geben. Da nahm er einen großen Pack Papiere, die man für Gerichts-Acten anſehen ſollte, unter den Arm, ging mit raſchen Schritten auf's Rathhaus, trieb ſich eine Weile auf den Treppen und in den Vorſälen herum, und ſchlich endlich zur Hinterthür wieder hinaus.

Zu anderer Zeit begab er ſich in gemeine Tabaksſchenken, ſetzte ſich mit ſeinem Glaſe Bier unter die alten ehrbaren Spieß- und Pfahlbürger, und ſalbaderte mit ihnen ſehr verſtändig von Krieg und Frieden.

Daß ein ſolcher Greis nichts mit der Liebe zu thun hatte, verſteht ſich von ſelbſt. Er würdigte die artigſten Mädchen, die ihm begegneten, keines Blicks; und ſah er ein junges Frauenzimmer, das nach ſeinen Gedanken zu frei gekleidet war, ſo ſchüttelte er auf öffentlicher Straße murrend den Kopf. Einige ſeiner muthwilligen Bekannten machten ſich bisweilen den unnützen Spaß, unter erdichteten Frauen-Namen Liebesbriefe an ihn zu ſchreiben, oder in Geſellſchaften luſtige Mädchen gegen ihn aufzuwiegeln: er blieb aber bei allen dergleichen Verſuchungen ſo ſtandhaft wie die alten Heiligen in den Legenden, und wehrte ſich, wenn ſie perſönlich geſchahen, mit heftigen Strafpredigten, die ungemein ergötzlich zu hören waren.

So abhold dem Frauengeſchlechte lebte er, als practicirender Rechtsgelehrter, bis in ſein fünfzigſtes Jahr, und ſetzte ſein Beſtreben, einen abgelebten Greis vorzuſtellen, immer eifriger fort. Er ſchleppte ſich am Ende ſo matt und kraftlos herum, daß man mit ſeiner Altersſchwäche wahres Mitleiden hatte, und ihm einen ſanften und ſeligen Tod wünſchte.

Aber auf Einmal ging, zum Erſtaunen der ihn umgebenden Welt, eine wunderbare Verwandlung mit ihm vor. Er ließ ſich, indem man ſchon von ſeinem bevorſtehenden Begräbniſſe ſprach, plötzlich den Doctorhut aufſetzen, verjüngte ſich wie ein Phönix, warf die Perücke weg, kräuſelte ſich einen modernen Tituskopf, und trug neumodiſche Kleider, wie man ſie nur von ausgemachten Fantaſten tragen ſah. Dabei lief er mit leichten flüchtigen Schritten über die Straße, und ſprach ſo muthig und keck wie ein bartloſes Fäntchen. Bald darauf erſchien er öffentlich Arm in Arm mit einer jungen, ſchönen, aber im Punkt der

Sittlichkeit etwas anrüchtigen Dame; und indem man ſich über dieſen ſeltſamen Auftritt den Kopf zerbrach, machte er ſeine Verlobung mit ihr in den Zeitungen bekannt.

So war denn das Räthſel ſeiner Umſchaffung und Wiedergeburt auf Einmal gelöſ't. Die Liebe, die er ein halbes Jahrhundert geflohen und gehöhnt hatte, nahm die grauſame Rache an ihm, daß er ſich noch in ſeinen alten Tagen, als ihr Sclav, lächerlich machen mußte. Ausgelacht zu werden, war ihm freilich nichts Neues. Er hatte jetzt nur das Thema verändert. Jung ein Greis, alt ein Jüngling! Wer konnte dergleichen widernatürliche Ziereien ohne Lachen anſehen?

Die Heirath ward vollzogen, und es verbreiteten ſich bald aus dem Hauſe der Neuvermählten mancherlei luſtige Sagen durch die Stadt. Man hörte, die Frau Doctorin ſey von Anbetern umgeben, und ihr verjüngter Gemahl ſchätze es ſich zur größten Ehre, einen ſo ſchönen Lockvogel zu beſitzen, und immer einen zahlreichen Hof von Verehrern in ſeiner Wohnung verſammelt zu ſehen. Die ſchmähſüchtige Welt der anſehnlichen Stadt, wo er ſich aufhielt, neckte ihn unausſtehlich. Es kamen eine Menge Spottlieder in Umlauf, und alle Nächte ward das bildliche Zeichen der Hahnreiſchaft an ſeine Hausthür gemalt oder ein Pasquill angeheftet. Dieſe ſatyriſchen Geißeln trieben ihn endlich fort: er verlegte ſeinen Wohnſitz nach Michelheim, und hier trat die Frau Doctorin ernſt und feierlich im Mantel der Tugend auf. Sie war die ſtrengſte Sitten- und Splitterrichterin des Städtchens, und predigte in jeder Geſellſchaft über weibliche Zucht und Ehrbarkeit. Daher wunderten ſich die Damen im goldenen Faſſe nicht wenig, daß ſie, die ſonſt einen ſo hohen Werth auf ſich legte, jetzt in ſpäter Nacht, wie ein von der Straße herein geruſenes Dirnchen, zum Tanz erſchien. Niemand ſah ſie gern kommen; beſonders zitterten Lieschen und Gretchen wie Tauben, über welchen ein Stoßvogel ſchwebt.

Zehntes Kapitel.

Streitigkeiten und ein ſatyriſches Gedicht

Bald nachher fanden ſich mehrere Perſonen ein, die der Unternehmer des Balles zuſammengetrommelt hatte. Die vorzüglichſten derſelben waren ein Arzt und der ſchon einmal erwähnte Advokat Striegel, den die ganze Stadt hinter ſeinem Rücken „Herr Unmaßgeblich" nannte, weil er ſich dieſes Wort angewöhnt hatte und es oft am unſchicklichſten Orte in ſeine Reden einmiſchte. Er ſchrieb niemanden Maß und Ziel vor, und am wenigſten ſich ſelbſt bei ſeinen Sportelrechnungen, die zwar von dem Magiſtrat aus gevatterlicher Freundſchaft unmaßgeblich gebilligt, deſto maßgeblicher aber von den Urtheilsverfaſſern und höhern Gerichten auf das Drittel herabgeſetzt wurden, wenn ſie das Unglück hatten, zur Einſicht dieſer geſtrengen Herren zu kommen.

Der Arzt war ein noch ſehr junger Mann, der erſt anfing, den Tod zu bekämpfen, aber bis jetzt noch bei den meiſten Gefechten den Kürzern gezogen hatte. Er war übrigens ein luſtiger Geſell, und hatte ein recht feines Liebchen, das ihn begleitete. Auch der Herr Sachwalter, der unmaßgeblich entſchloſſen war, nächſtens in den Eheſtand zu treten, brachte ſeine Braut mit. Sie hatte ſchon ſeit geraumer Zeit abgeblühet, und ſah ſo finſter aus wie ein verlorner Prozeß. Deſto heiterer ging der Bräutigam an ihrer Seite: denn das feine Sümmchen ihres künftigen Einbringens konnte ihm kein Federſtrich eines Urtheilsverfaſſers vermindern.

Herr Kreiſel, dem man es laſſen mußte, daß er Lebensart verſtand, erſuchte den Indier, den Ball zu eröffnen, ungeachtet ihm darüber der Doctor mit den großen Stiefelquaſten ein ſchiefes Geſicht zog, weil er ſich, wegen ſeiner hohen akademiſchen Würde, für den Vornehmſten in der Geſellſchaft hielt, und folglich zu der Ehre des Vortanzes mehr Recht, als der unbetitelte Fremdling zu haben glaubte. Richard, der dieſes Mienengezänk nicht bemerkte, bot der Frau Bürgermeiſterin zu einem polniſchen Rundtanz die Hand. Eine neue herbe Beleidigung für den Doctor! Er hatte ſich feſt eingebildet, daß wenigſtens ſeine Gemahlin dieſes Vorzugs genießen würde. Darum ſetzte er ſich mit ihr in einen Schmollwinkel, und beide ſchlugen alle Einladungen, ſich an den Tanz anzuſchließen, hartnäckig aus. Die Uebrigen durchkreiſ'ten ohne Ausnahme den Saal. Selbſt der Herr Senator Trottel hatte ſich mit der grämlichen Braut des Rabuliſten gepaart, und keuchte mühſam, doch fröhlich, in der Runde herum.

Sobald der Tanz zu Ende war, ſprang Doctor Salm trotzig auf und führte ſeine Gemahlin an den Platz der Vortänzer, um mit ihr der Führer einer zweiten Polonaiſe zu werden. Aber der Stadtſecretär ſtellte ihm vor: der polniſchen Nation ſey ihr Recht geſchehen: man könne ſich, weil es ſchon ſpät ſey, nicht länger bei ihr aufhalten, ſondern müſſe unverzüglich, den jungen Damen zu Gefallen, die raſchen Tänze anderer Nationen vornehmen. „Wir beide haben noch nicht polniſch getanzt,“ verſetzte der Doctor, „und will uns niemand folgen, ſo tanzen wir ein

Solo." — Einige Paare wollten ſich aus Mitleid anreihen, doch Kreiſel wies ſie durch einen verſtohlenen Wink auf ihre Stühle zurück. Der Doctor wartete eine Minute lang auf Geſellſchaft und Gefolge, und da jedermann ungehorſamlich ausblieb, ſtampfte er gewaltig mit dem Fuße und donnerte gebieteriſch den Muſikanten zu: „Polonaiſe!" — Sie ward aufgeſpielt, der Herr Doctor ſetzte ſich, mit einem tiefen Reverenz gegen ſeine treue Ehehälfte, in Bewegung, ſtemmte den linken Arm in die Seite, und ſchlenderte, den umherſitzenden Spottern zum Poſſen, eine ganze Viertelſtunde lang im Saale herum.

Indeſſen vertrieb ſich Herr Kreiſel die Zeit recht angenehm bei Lieschen und der Champagnerflaſche, und wählte zugleich aus dem Taſchenbuche zum geſelligen Vergnügen einen engliſchen Tanz, den er mit ſeiner Geliebten aufführen wollte. Aber der ehrgeizige Doctor hatte dieſelbe Abſicht. Er ſtellte ſich ſo nahe als möglich an ein Fenſter, damit ihm niemand vortreten und ihn behindern ſollte, von dieſem Standpunkte den Tanz mit ſeiner Frau zu beginnen. Kreiſel wollte ſich nicht mit ihm zanken, aber dennoch ſein Vorhaben durchſetzen. Er, ein ſehr geübter Tänzer, hielt es für ein Leichtes, den ausgemachten Stümper in dieſem Fache zu überwältigen und mit der Anordnung eines Tanzes früher als Jener fertig zu werden. Er trat daher mit ſeinem Mädchen unten an die Wand, den Fenſtern gegenüber, als ſey er in Demuth entſchloſſen, die verhaßte Stelle des letzten Paares einzunehmen. Sobald aber zwiſchen ihm und ſeinem Antipoden fünf oder ſechs andere Paare eingetreten waren und eine Gaſſe gebildet hatten, warf er ſich zum Häuptling auf und übte ſich ſchnell und flüchtig mit ſeinen nächſten Nachbarn in den Touren eines Tanzes, den er aus dem Taſchenbuche gelernt hatte. Doctor Salm that hurtig ein Gleiches; er war aber noch nicht mit Vorübung der erſten Tour zu Stande, als ſchon ſein kühner Gegner bei voller Muſik die Reihen durchflog. Der Doctor ſtürmte nun auch mit ſeiner Gemahlin drauf los, packte die Figuranten, die weder aus noch ein wußten, wie ein Bär, zerrte und ſchleuderte ſie dahin und dorthin. Als er ungefähr zwei Minuten ſo gewüthet hatte, ſtieß er in der Mitte der Gaſſe mit ſeinem Gegenfüßler zuſammen. Einer wollte den Andern in ſeinen Wirbel hineinreißen und ihn mit Gewalt ſich unterthänig machen. Daraus entſtand ein ſolches Gewirr, daß Beide, wie in einem Netze gefangen, ſtill ſtehen mußten. Sie ſtarrten einander mit blitzenden Augen an, ſagten ſich ſpitze Worte, und erhoben endlich ſogar die Hände, um ſich in die Haare zu fallen. Aber Richard eilte hinzu, trennte die Kampfhähne, verſöhnte ſie, und that den Vorſchlag, künftig den Ehrenpunkt des Vortanzes durch's Loos zu entſcheiden.

Das geſchah; doch ordentliche und zierliche Tänze wurden dadurch wenig gewonnen. Das Glück war, wie gewöhnlich, der Dummen Vormund, und ſpielte die Treffer des Tanzlotto's dem Doctor Salm und andern Pfuſchern in die Hände. Kreiſel, der einzige in der Geſellſchaft, der einen Tanz geſchickt anzuſtellen wußte, zog meiſtens eine Niete; und ſo ward die Luſtbarkeit der ganzen Nacht von Hümplern verdorben.

Kreiſel ertränkte ſeinen Verdruß in mancherlei guten Weinen, womit der Schenktiſch überflüſſig beſetzt war, und rächte ſich an dem Doctor durch folgendes Spottlied, das er auf der Stelle in ſeine Schreibtafel ſchrieb und einigen Vertrauten vorlas:

Seht, behangen mit den Laſten
Seiner großen Stiefelquaſten,
Tanzet dort, gleich einem Bären
Ein in ſich vernarrter Wicht,
Um das Sprichwort zu bewähren
Alter hilft für Thorheit nicht.

Die ihn einſt als Jüngling kannten,
Sahen dieſen Stockpedanten
Sich wie einen Greis gebaren,
Und gebückt am Stabe gehn;
Aber jetzt, mit grauen Haaren,
Laßt er ſich als Springer ſehn.

Lieber Himmel, hilf uns allen,
Daß wir nicht in Thorheit fallen,
Uns in Fächer einzupreſſen,
Die uns die Natur verbeut.
Laß uns nie des Spruchs vergeſſen
Alles Ding hat ſeine Zeit!

Eilftes Kapitel.

Der große Negus.

Während des Tanzes wurden, wie gewöhnlich, Erfriſchungen herumgegeben. Dieſes Geſchäft verrichteten die Mohren, unter welchen ſich einer durch ſeine ſchöne Geſtalt und feine Manieren auszeichnete. Er war ſchwarz wie die ſchwärzſte Nacht, hatte veilchenfarbene Lippen, die bei ſeiner Nation für eine beſondere Schönheit gehalten werden, und war überhaupt in ſeiner Art ein netter, doch dabei ſtarker und rüſtiger junger Mann. Das ſchien vor allen Andern die Frau Doctorin Salm zu bemerken. Ihr Auge haftete lüſtern auf dem ſchwarzen Herkules, und ſie machte ſich viel mit ihm zu ſchaffen. Sie forderte bald eine Schale Thee, bald ein Glas Waſſer von ihm, und ließ ſich endlich ſogar, da er fertig Deutſch ſprach, in eine Unterredung mit ihm ein. Sie fragte, wie er heiße und wo er geboren ſey.

„Mein Name iſt Golo," ſprach er, „und Abyſſinien iſt mein Vaterland."

„Ach, Männchen, komm doch her!" rief ſie ihrem Gemahl zu, um ihn, da ſie ſich beobachtet ſah, zum Deckmantel zu brauchen.

„Was beliebt meinem Mäuschen?" fragte der zärtliche Gatte im Herſchreiten.

„Haſt du's gehört?“ ſagte ſie: „Dieſer junge Mann iſt aus Abyſſinien gebürtig.“

„So?“ ſprach der Doctor, und ſetzte mit einem feierlichen Lehrtone hinzu: „Wird auch von Andern Habeſſynien genannt, und von einem Kaiſer beherrſcht, welcher der große Neguz heißt. Haben wir dieſes gekrönte Haupt jemals geſehen?“

„Ich nicht,“ ſagte Golo.

„Wir aber ſehn ein gekröntes Haupt vor uns;“ ziſchelte Kreiſel dem Advokaten ins Ohr. „Und ich wette, daß die vielen Kronen, die es ſchon trägt, nächſtens noch mit einer ſchwarzen vermehrt werden.“

„Das glaub' ich unmaßgeblich ſelbſt!“ verſetzte Striegel, und ſchlug ein lautes Gelächter auf.

Die Doctorin merkte, daß über ihr Geſpräch mit dem Mohren gewitzelt wurde, und brach es plötzlich ab, behielt ſich aber vor, die angenehme Unterhaltung an einem ſchicklichern Orte fortzuſetzen. Sie bat ihren Mann leiſe, er möchte doch den Mohren Golo einladen, des folgenden Tages gegen Abend zu ihnen zu kommen, weil ſie gern von ſeinem Vaterlande und dem großen Neguz etwas Näheres erfahren möchte.

„Morgen gegen Abend?“ ſagte der Doctor. „Da geh' ich ja in den Clubb.“

„Ach, daran dacht' ich nicht!“ erwiederte ſie. „Doch wie wär's, wenn du einmal dein gewöhnliches Spielchen verſäumteſt?“

„Nein, das darf ich, bei meiner Ehre! nicht;“ ſprach er. „Du weißt, ich habe vor acht Tagen einen Gulden gewonnen, und muß mich nun einſtellen, um ihn allenfalls wieder zu verlieren. Aber bei dem Geſpräche mit dem

Mohren bin ich entbehrlich. Du kannſt ihn ihn allein examiniren."

Hiermit ging der gute Mann fort, um den Examinanten zu beſtellen. Ehe ihm aber Golo, der immer ab- und zuging, in den Wurf kam, bedachte der grübelnde Rechtsgelehrte, daß es eine unbefugte Handlung ſey, einen Diener zur Verſäumung des Herrendienſtes zu verleiten, ohne den Herrn zuvor um Genehmigung zu erſuchen. Er wandte ſich deßhalb zu dem Indier, der eben in der Nähe ſtand, und ſagte mit lauter Stimme: „Wollen Dieſelben wohl erlauben, daß Ihr Golo morgen des Abends ein Stündchen in meine Behauſung komme, um uns von Afrika zu erzählen, und beſonders die brennende Wißbegierde meiner Frau zu befriedigen?" —

Die Frau Doctorin, die kein gutes Gewiſſen hatte, wollte vor innerlichem Zorn berſten, als der unbeſonnene Mann ihre zweideutige Wißbegierde wie ein Herold ausrief. Sie huſtete ins Schnupftuch, um von dem Eindruck, den dieſer einfältige Streich machte, nichts zu ſehen und zu hören. Es ward auch wirklich ringsum gelacht. Nur Richard, dem der üble Ruf, in welchem die Frau Doctorin ſtand, unbekannt war, nahm die Sache ganz ernſthaft, und geſtattete nicht nur den gebetenen Urlaub, ſondern rief auch ſogleich den Mohren herbei, und befahl ihm laut und öffentlich, ſich des nächſten Abends bei der wißbegierigen Dame einzuſtellen, und ihren Wünſchen beſtmöglichſt Genüge zu leiſten.

Der anbrechende Tag erinnerte bald darauf die Ballgäſte, ſich heim zu begeben. Sie empfahlen ſich mit langwierigen Dankſagungen, ungeachtet einigen Herren die Zunge ſo ſchwer geworden war, daß es ihnen nicht leicht wurde, viel Worte zu machen. Andere, denen der reichlich genoſſene Wein in die Füße geſchlagen war, mußten von den Händen der Frauen die Treppe hinab geleitet werden.

Zwölftes Kapitel.

Dünkel und Selbſtlob.

Herr Kreiſel ſchlief nur ein paar Stunden, warf ſich dann in ſein Gallakleid und eilte ins goldne Faß, um eine ſchwache, in jeder Hinſicht ſchwache Sammlung von Gedichten, die er kurz zuvor herausgegeben hatte, dem Indier zu überreichen. „Ich komme,“ ſprach er, „Sie wegen der vielen Albernheiten, die geſtern unter Ihren Augen vorfielen, um Verzeihung zu bitten. Ich achte mich vor allen Andern zu dieſer Abbitte verbunden, weil ich es war, der den unſeligen Ball, bei welchem ſich verſchiedene meiner Mitbürger läſtig und lächerlich machten, in Anregung brachte.“

„Das alles bedarf keiner Entſchuldigung,“ ſagte Richard. „Ich dank' es Ihnen vielmehr, daß Sie mir Gelegenheit gaben, einige Hauptperſonen dieſes Orts, der für mich ein gewiſſes Intereſſe hat, früher kennen zu lernen, als es ohne Ihren glücklichen Einfall geſchehen wäre.“

Es ward nun über den Geiſt der Kleinſtädter im Allgemeinen geſprochen. Der Indier vertheidigte ſie aus Höflichkeit. Kreiſel hingegen äußerte ſich auf eine abſprechende Weiſe, die wir weder loben noch billigen können. „Jede kleine Stadt,“ ſprach er, „iſt ein Böotien, ein Sammelplatz beſchränkter, langweiliger, und dabei aufs höchſte von ſich eingenommener Menſchen. Das gilt, mit wenigen ruhmwürdigen Ausnahmen, von den Männern. Die Frauen und Mädchen — nun ja, die verſtehen meiſtens ein gutes Stück Eſſen zu kochen und die Wäſche in Ordnung zu halten; das iſt aber auch die ganze Summe ihrer Verdienſte. Die Grazien der Weiblichkeit ſind fern von ihnen. Findet man auch hier und da ein hübſches Geſicht, ſo iſt's eine ſchöne hohle Larve, wie ſie, nach einer alten Fabel, der Fuchs im Graſe fand und höchlich bedaue[illegible], daß ſie kein Gehirn habe. Eine ſolche geiſtloſe Venus kann nur einem Böotier gefallen. Aber der unerträglichſte Hauptmakel der meiſten Kleinſtädterinnen iſt die leidige, ihnen angeborne, unvertilgbare Klatſchhaftigkeit. Das iſt eine Schlange, die Jeden ſticht. Der friedſamſte und gutmüthigſte Lebenspilger wird von ihr verwundet. Ich erfuhr das oft ſelbſt und rächte mich dafür vor einiger Zeit durch dieſes Epigramm:

Mit Roſen vergleichen der Dichter Geſänge
Manch ſchönes Kind:
Nur Schade, daß unter der Menge
Viel Klatſchroſen ſind."

„Sie urtheilen ſehr ſtrenge!" ſagte Richard. „Aber Sie nehmen doch wohl von dieſer ſcharfen Rüge Ihre geſtrige Tänzerin aus?"

„Ich bemühe mich, ſie zu bilden," verſetzte Kreiſel. „Und ich hoffe, es wird mir gelingen, ihr Gemüth über die Gemeinheit ihrer Mitſchweſtern zu erheben."

„Auch andere werden nach und nach, durch dieſes Beiſpiel aufgeregt, ihren Geiſt mehr anbauen," erwiederte Richard. „Es iſt für jede kleine Stadt ein wahres Glück, wenn ſich ein Mann von Geiſt und Geſchmack in ihren Mauern befindet."

Der Poet eignete ſich dieſes Compliment durch eine flüchtige Verbeugung zu, und ſagte mit ſelbſtgefälligem Lächeln: „Ja, einiger Geſchmack wird mir ſogar von unſern Böotiern zugeſtanden. — Ich bin ihnen oft ein Leitſtern, wo ſie ohne mich im Finſtern tappen würden. Hiervon will ich nur einen luſtigen Beweis anführen. Wir haben hier eine Leihbibliothek, die, wie alle Magazine dieſer Art, Spreu und Körner durch einander enthält. Die meiſten Leſer ſind, aus Mangel gelehrter Kenntniſſe, in Verlegenheit, eine kluge Wahl zu treffen: ſie greifen daher begierig und blindlings nach den Büchern, von welchen ſie wiſſen, daß Ich ſie geleſen habe. Das iſt recht löblich; aber die Art und Weiſe, wie ſie das erfahren, iſt drollig. Ich habe nämlich die Gewohnheit, mir die Leihbücher, die ich leſen will, durch meinen Pudel holen zu laſſen. Er iſt ſo abgerichtet, daß er ſogleich, wenn ich ihm ein Zettelchen unter das Halsband ſtecke, ſeinen Weg nach der Bibliothek nimmt. Der Bücherverleiher gibt ihm das verlangte Buch in den Mund, und er bringt's mir im Fluge. So drücken ſeine Zähne allen Büchern, die durch meine Hand gehen, einen Stempel auf und ertheilen ihnen ein empfehlendes Ehrenzeichen. Jeder Leſekunde ſieht ſcharf darnach, ob das Buch, deſſen Titel ihn anlockt, zwiſchen den Zähnen meines Nero geweſen iſt oder nicht. Findet er die geſuchten Merkmale, ſo ſteckt er mit vollem Vertrauen, etwas Gutes zu leſen, das Buch in die Taſche. Andere Bücher hingegen, die mein Nero nicht geſtempelt hat, will niemand. Der Verleiher ſieht natürlicher Weiſe dergleichen Verwerfungen nicht gern, und handelt daher bisweilen wie ein falſcher Münzer, indem er einem oder dem andern Buche, das er in Umlauf bringen will, Vertiefungen eingräbt, die ganz ſo ausſehen, als hätte ſie mein Pudel gemacht."

„Ei, das iſt nicht Recht!“ ſagte Richard. „Dieſe Täuſchung könnte den Ruf Ihres guten Geſchmacks erſchüttern, wenn er nicht ſo feſt gegründet wäre.“

„Ich tröſte mich mit Andern, denen es noch ſchlimmer geht;“ verſetzte Kreiſel. „Mancher Schriftſteller von Ruf muß ſich gefallen laſſen, daß Scribler, die weder Ruf noch Beruf haben, ſeinen Namen auf den Titel ihrer Machwerke ſetzen und ſie durch unlöbliche Buchhandlungen, die nicht bedenken, daß der Hehler ſo gut iſt als der Stehler, öffentlich feil bieten.“ —

„Aber das Publikum läßt ſich doch wohl nicht anführen?“ fragte Richard.

„Ja, es iſt ſo leichtgläubig!“ antwortete Kreiſel. „Und entdeckt es auch den groben, auf ſeinen Beutel berechneten Betrug, ſo zürnt doch das fromme Schaf nicht im geringſten darüber.“ —

Dreizehntes Kapitel.

Die goldene Doſe.

„Aber die hieſige Leihbibliothek,“ fuhr Richard einlenkend fort, „enthält vermuthlich eine beträchtliche Anzahl Werke, die weder mit ächten noch unächten Hundezähnen bezeichnet und dennoch allgemein für vortrefflich anerkannt ſind: ich meyne Ihre eigenen Schriften, Herr Stadtſecretair!“

„Omnia mea mecum porto,“ ſagte Kreiſel. „Meine ſämmtlichen Werke beſtehen bis jetzt in dieſem dünnen Bändchen Gedichte, das ich Ihnen hiermit zu überreichen die Ehre habe.“

Richard nahm das Muſengeſchenk freundlich an, blätterte ein Weilchen darin und fragte: ob die Dichtkunſt in Deutſchland geſchätzt und geliebt werde.

„Von edlen, hochherzigen Seelen allerdings!“ antwortete Kreiſel. „Aber ihre Zahl iſt leider ſehr klein. Die Menge hingegen, die ſchlaffe, ſtumpfe Menge — unter welcher man auch Perſonen findet, die man nicht da ſuchen ſollte — hat kein Gefühl für die Gaben der Muſen. Homer, der göttliche, ſang vergebens für dieſe Leute. Unwiſſend horchen ſie, wenn irgendwo ſein heiliger Name genannt wird. Sie ziehen dann wohl einen Gelehrten bei Seite und fragen ihn: wer das Menſchenkind ſey, von dem ſo viel Aufhebens gemacht werde. Hören ſie nun, daß vom Vater der Dichtkunſt die Rede ſey, ſo ſchweigen ſie lächelnd und denken in ihrem Herzen: iſt das nicht ein Weſen um einen unnützen Mann!“

„So findet man alſo in Deutſchland wahre Böotier?“ ſagte Richard.

„Sehr häufig!“ rief Kreiſel. „Denn ich behaupte mit Goethe:

— wer der Dichtkunſt Stimme nicht vernimmt,
Iſt ein Barbar, er ſey auch wer er ſey. —

Der Malerei ergeht es nicht beſſer. Nur die Tonkunſt wird geachtet, wird von den weichlichen, verzärtelten Deutſchen faſt überſchätzt und verſchwenderiſch belohnt. Ich kenne reiche Leute, die das ganze Jahr lang kein Buch kaufen und den Leihbibliotheken keinen Groſchen zollen, um die trefflichſten Dichter zu leſen: aber für eine Arie, die ihnen ein berühmter Sänger vorträgt, verſchenken ſie goldne Doſen und Demantringe. Das macht auch die Tonkünſtler nicht wenig ſtolz! Sie betrachten ſich überall, wo ſie, mit dem Dichter vereint, ein Kunſtwerk bearbeiten, als die Hauptperſonen; und das ſind ſie doch keinesweges! Sie übermalen gleichſam nur die Zeichnung des Dichters mit den Farben der Töne. Das iſt beſonders bei dem Singeſpiele der Fall. Aber wer bedenkt das? — Immer wird nur von der Muſik geſprochen. Das Werk des Dichters kommt nicht in Betrachtung. Dafür rächen ſich aber auch ſeit langen Zeiten die Dichter. Selten unterzieht ſich einer von Bedeutung der dankloſen Arbeit, eine Oper zu ſchreiben. Die Tonſetzer müſſen daher meiſtens ihre Kunſt an poetiſche Mißgeburten verwenden.“

„Es iſt zu beklagen, daß die ſchönen Künſte nicht inniger und ſchweſterlicher zuſammen leben;“ ſagte Richard und bot dem Stadtſecretair aus einer goldenen Doſe, welche Dieſer längſt im Stillen bewundert hatte, Tabak an.

Schnupfend rühmte Kreiſel die Vortrefflichkeit des Tabaks.

„Bedienen Sie ſich deſſen," ſagte Richard, „und nehmen Sie zugleich die Doſe als ein Denkmal meiner Achtung und Freundſchaft an!"

Mit freudigem Schrecken fuhr der Poet zurück, ſprang aber ſchnell wieder vorwärts, nahm das Ehrengeſchenk in Empfang und ſprach aus dem Stegreif:

„Erhabner Gönner, dieſes Gold,
Das Deine Hand den Muſen zollt,
Gibt meinem Geiſte Flügel,
Und werde den geſammten Herrn
Philiſtern und Böotiern
Ein öffentlicher Spiegel!"

„O, verſchwenden Sie nicht ſo viel ſchöne Worte wegen dieſer Kleinigkeit!" ſagte der Indier.

„Nicht der Werth des Goldes entzückt mich," erwiederte Kreiſel, „ſondern das mir ganz neue Vergnügen, mein geringes Talent würdig anerkannt zu ſehen. Ich werde das öffentlich in der Literaturzeitung unter der Rubrik „Ehrenbezeigungen" rühmen."

„Doch, wenn ich bitten darf, ohne Nennung meines Namens, der ohnedieß eine bloße Maske iſt."

„Wie Sie befehlen! Ich werde meine Worte ſo ſtellen: Der Dichter Kreiſel in Michelheim hat von einem kunſtliebenden Oſtindier, dem er ſeine Gedichte überreichte, eine prächtige goldene Doſe zum Gegengeſchenk erhalten."

Dieſe Verkündigung mußte Richard genehmigen. Kreiſel zog hierauf einen Wulſt noch ungedruckter Gedichte aus der Taſche. Es ſtach ihn, wie alle Poetchen ſeines Gelichters, der Kitzel, ſie vorzuleſen. Richard aber bat ſich dieſes Vergnügen ein anderes Mal aus. Es lag ihm jetzt ein höheres Vergnügen im Sinne: er wollte den Hauptmann Roggenburg beſuchen, um deſſen ſchöne Tochter kennen zu lernen. Das geſtand er frei und entſchuldigte ſich damit. „Ah! vor dem Fräulein Roggenburg ſtreicht meine Muſe die Segel!“ ſagte der Dichter und empfahl ſich behende.

Vierzehntes Kapitel.

Obrigkeitliche Berathſchlagung über ein Volksfeſt.

Fröhlich eilte der Beſchenkte ins Rathhaus, wo ſich indeſſen die Rathsglieder ſchon verſammelt hatten und beſonders der Herr Stadtrichter Schneppe mit Ungeduld auf ihn wartete, um die Unterſuchung wegen der Gänſedeube vornehmen zu können. Er hatte ſich auf eine Strafpredigt gefaßt gemacht, doch Kreiſel ließ ihn nicht zum Worte kommen. Der Glanz der goldenen Doſe und die Erzählung, wie ſie ſein Eigenthum geworden war, verſteinerte augenblicklich die ganze Verſammlung. Das Ehrengeſchenk ging von Hand zu Hand, jeder nahm ſich eine Priſe und wünſchte ihm Glück zu der köſtlichen Beſitzung. Er ſelbſt gewann dadurch bei ihnen einen höhern Werth; ſie ſprachen ehrerbietiger als gewöhnlich mit ihm; der Stadtrichter wagte nur ſchüchtern und mit leiſen Worten, den Unterſuchungs-Prozeß, der ihm auf dem Herzen lag, in Erinnerung zu bringen.

„Belieben Sie, mein wertheſter Herr College, noch einige Minuten damit Anſtand zu nehmen!“ begann der Bürgermeiſter. „Ich habe vorher Ihnen und den übrigen Herren Amtsbrüdern einen andern Gegenſtand zur Berathſchlagung vorzulegen. Es dünkt mich nämlich durchaus nothwendig und ſchicklich, die ausgezeichnete Ehre, die uns geſtern von dem Oſtindier erwieſen wurde, förderſamſt auf eine feierliche Art und auf gemeinſchaftliche Koſten zu erwiedern, damit wir uns nicht nur als höfliche Männer zeigen, ſondern ihn auch durch Achtung und Liebe feſſeln, einige Zeit bei uns zu verweilen, und durch ſeinen Aufwand unſerer armen, nahrloſen Stadt ein wenig auf die Beine zu helfen.“

Die ſämmtlichen Rathsverwandten fanden dieſen Vorſchlag ſehr weiſe, und erboten ſich einſtimmig zum Beitritt.

„Auch die übrigen Honoratioren des Orts, beſonders diejenigen, die geſtern mit bei dem Balle waren, dürfen wir billig zur Mitleidenheit ziehen;“ fuhr der Bürgermeiſter fort. Er berührte dieſen Punkt auf ausdrücklichen Befehl ſeiner wirthſchaftlichen Frau, die ihre Einwilligung zu der beabſichtigten Gaſterei nur unter dieſer Bedingung gab, damit der auf jeden Kopf fallende Koſtenbeitrag durch zahlreiche Beiſteuern ſo viel als möglich vermindert werde. Es war überhaupt ein Wunder, daß ihr Geiz das koſtſpielige Vorhaben nicht in der Geburt erſtickt hatte. Das wäre ohne Zweifel geſchehen, wenn ſich der Indier nicht dadurch, daß er den erſten Tanz mit ihr tanzte, in Gunſt geſetzt und ihr einen ſo herrlichen Triumph über die Doctorin Salm, mit welcher ſie in einem ewigen Rangſtreite lebte, bereitet hätte. Den Rathsherren war die Vermehrung der Theilhaber und Bezahler ebenfalls willkommen, und der Stadtſecretair erhielt den Auftrag, deshalb ein Umlaufsſchreiben an den Doctor Salm und Conſorten zu erlaſſen, auch einen Plan zu entwerfen, wie dieſes Feſt, das auf dem Schießplatze gegeben werden ſollte, mit Geſchmack zu veranſtalten ſey.

„Es muß ein allgemeines, fröhliches Volksfeſt werden,“ ſagte Kreiſel. „Dem deutſchen Bürger fehlen dergleichen herzerfreuende Feſte. Er ſetzt ſich bei einem Glaſe Bier oder Branntwein in den Winkel eines Wirthshauſes, kalmäuſert einſam über ſein Hausweſen, oder kannegießert mit einem Gevatter über Krieg und Politik. So umwölkt er ſein Gemüth, anſtatt es zu erheitern, und nimmer gewinnt er den Muth und die Freudigkeit, deren man bedarf, um das ſtürmiſche Meer des Lebens glücklich zu durchſchiffen."

„Sehr wahr und ſchön geſagt, das muß ich bekennen!" rief der Bürgermeiſter mit wiederholtem Kopfnicken.

„Wenn demnach," hob der Stadtrichter an, „ſothanes Feſt den Charakter eines öffentlichen Stadt- und Bürgerfeſtes annehmen ſoll, ſo bin ich geſonnen, ein außerordentliches Scheibenſchießen zu veranſtalten, mich an die Spitze der Bürger-Compagnie zu ſtellen, und ſie in Parade nach dem Schießplatze zu führen."

„Ein vortrefflicher Gedanke!" ſagte der Bürgermeiſter. „Ich will denn auch meiner Seits nicht müßig ſeyn, ſondern den hohen Gaſt, wenn er in unſerer Mitte erſcheint, feierlich empfangen und anreden."

„Was tragen aber wir Beide zur allgemeinen Ergötzlichkeit bei?" fragte Magiſter Gabriel den Senator Trottel.

„Ich werde," antwortete Dieſer mit ſchalkiſchem Lächeln, „die ſämmtlichen Jungfern der Stadt auf dem Schießplatze in eine doppelte Reihe ſtellen, werde ihnen Spießruthen in die Hände geben, und Sie, Herr College, hindurchjagen, damit Ihre Eheſcheu, andern Hageſtolzen zum Schrecken, öffentlich beſtraft werde."

„Und ich," fiel Gabriel ins Gelächter der Andern ein, „ich werde eine Maus abrichten, die den Herrn Senator Trottel, wie ein Windhund den Haſen, auf dem Schießplatze herumhetzen ſoll."

„O, das bezieht ſich auf bloßes Weibergewäſch!“ ſagte Trottel, indem jetzt auf ſeine Koſten gelacht wurde.

Aber der Bürgermeiſter ſprach mit einer ernſten Amtsmiene: „Baſta! wir haben genug geſcherzt und wollen den Herrn Stadtrichter nicht länger abhalten, das Criminal-Verhör zu beginnen.“

Hierauf ward der Gänſedieb vor die Schranken geführt. Aber dem Beſitzer der goldenen Doſe war es an dieſem merkwürdigen Tage mehr als jemals zuwider, daß er ſeinen hochgefeierten Kiel zu einer elenden Spitzbubengeſchichte verleihen mußte.

Fünfzehntes Kapitel.

Der Beſuch.

„Eliſe, gib mir doch meine Beine dort aus dem Winkel her und ſtäube ſie ein wenig ab!“ ſagte der Hauptmann Roggenburg, als ſich Richard hatte anmelden laſſen. „Ich begreiſe nicht, was der Oſtindier bei mir will. Haben ihm denn die kriegsluſtigen Engländer nicht Gelegenheit genug verſchafft, Invaliden mit hölzernen Beinen zu ſehen?“

„Ich wundere mich auch über den ſeltſamen Beſuch,“ antwortete Eliſe. „Sie werden dadurch ganz in Ihrer häuslichen Ruhe geſtört, lieber Vater! Wollen Sie ſich denn völlig ankleiden?“

„Allerdings!“ ſprach der Hauptmann. „Bringe mir meine beſte Montur aus dem Schranke, und den neuen Treſſenhut hänge dort an den Nagel, wo er Jedem, der in die Stube tritt, gleich ins Auge blitzt. Ich will wohlhabend ſcheinen, damit es dem Millionär nicht einfalle, mich beſchenken zu wollen.“

Eliſe brachte die feine Montur, hängte den Prachthut an den Nagel, half dem Vater in die Kleider, und bat ihn dann um Erlaubniß, eine Freundin zu beſuchen, weil ſie ſich vor dem Oſtindier nicht ſehen laſſen wolle.

„Das wäre ſehr unrecht!“ ſagte Roggenburg. „Da ich wohlhabend ſcheinen will, ſo darf ſich mein größter Schatz nicht verbergen.“

Eliſe küßte ihn gerührt, brachte ein Paar Tabakspfeifen, die eben nicht den Dienſt hatten, bei Seite, und ſetzte ſich dann ruhig an ihren Arbeitstiſch. Das kleine Zimmer, das ſie bewohnten, war zu jeder Zeit ein Muſter von Reinlichkeit und Ordnung: es bedurfte daher jetzt keines weitern Aufräumens. Der Vater ſtopfte ſich eine Pfeife, nahm aus ſeiner Bibliothek, die in Pauli's Leben Preußiſcher Helden und Tempelhof's Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges beſtand, einen Theil des letztern Werkes und las mit Andacht darin, bis ein Mohr des Oſtindiers die Klingel am Vorhauſe, nach engliſcher Sitte, mit ſolcher Heftigkeit zog, daß er den Draht zerriß und den Griff in der Hand behielt.

„Gott bewahr' mich! Brennt denn das Haus?“ ſagte der Hauptmann, und erhob ſich auf ſeine hölzernen Beine. Eliſe flog nach der Thür und öffnete ſie.

Der Oſtindier, der ſelbſt ſchon draußen ſtand, war überraſcht, als er die ſchöne Pförtnerin erblickte. „Gnädiges Fräulein,“ ſprach er, „ich ſetze kaum den Fuß ins Haus, ſo habe ich auch ſchon einen Schaden angerichtet. Sie möchten ſich faſt ſcheuen, mich über Ihre Schwelle zu laſſen.“

„Kommen Sie getroſt näher, mein Herr!“ rief der Hauptmann. „Das Unglück ſtallt nicht mit mir, wenn Sie mir's auch zuführen wollten. Ich hab' ihm ſo oft ins Geſicht gelacht, daß es ſich nun ordentlich vor mir fürchtet.“

„Alſo durch Lachen kann man dieſen Unhold bannen?“ ſprach der Oſtindier, indem er ins Zimmer trat.

„Das iſt die kräftigſte Waffe gegen dieſen Feind!“ erwiederte Roggenburg. „Ringt man aber die Hände, und ächzt und ſtöhnt, ſo dringt er einem immer näher und empfindlicher auf den Leib."

„Ich freue mich," ſagte Richard, „einen Helden zu ſehen, der ein bedeutendes Unglück mit ſo heiterer Laune beſiegt."

„Hin iſt hin!" ſprach der Hauptmann. „Meine geſunden Beine bekomm' ich nun einmal nicht wieder; doch ehe wir weiter davon ſprechen, erlauben ſie mir die Frage: welche Veranlaſſung mir die Ehre Ihres Beſuchs verſchafft."

„Ich bin geſonnen, mich einige Zeit hier aufzuhalten," antwortete Richard, „und bewerbe mich daher um die Freundſchaft der angeſehenſten und achtungswürdigſten Perſonen des Orts."

Der Hauptmann erwiederte dieſe Höflichkeit mit ſchicklichen Worten, äußerte aber dabei ſeine Verwunderung, wie ein Mann, der Hindoſtans Zauberwelt geſehen habe, nur einen Tag lang in Michelheims flacher und reizloſer Gegend mit Wohlgefallen verweilen könne.

Richard ſagte: es werde ſich mit der Zeit entwickeln, was ihn hier feſthalte. — Hiermit ſprang er über dieſen Punkt hinweg und erſuchte den Hauptmann, ihm zu erzählen, bei welcher Gelegenheit er ſeine Beine verloren habe. Das that der alte Held ſehr lebhaft und gründlich. Er zeichnete die Stellung des feindlichen Heeres und den Stand der Batterie, die ihn niedergeſchmettert hatte, mit Kreide auf den Tiſch, und ſagte luſtig: „Sehen Sie, ſo kam ich noch glücklich davon! Ich hatte dem Vaterlande mein Leben verſprochen, und es ließ ſich mit den Beinen abfinden."

„Beneidenswerther Mann, daß Sie ſo ſcherzen können!" —

„Ich ſtahl halb und halb meiner Tochter dieſen Gedanken. Sie hat ein recht artiges Lied auf mich gedichtet, worin eine ähnliche Stelle vorkommt." —

„Beſchämen Sie mich nicht, lieber Vater!“ ſprach Eliſe. „Oder ſagen Sie wenigſtens die Sache, wie ſie iſt. Ich habe das Lied nicht gedichtet, ſondern nur ein wenig verändert.“

„Deine Beſcheidenheit, gutes Kind, ſpazirt weiter als ich neben der Wahrheit vorbei!“ verſetzte der Vater. „Glauben Sie meinen Worten, Herr Richard! Man ſang vor einiger Zeit auf allen Straßen ein kauderwälſches, deutſch-franzöſiſches Volkslied, in welchem ein Invalide über ſeine hölzernen Beine ſcherzt. Daraus entlehnte meine Tochter einen oder zwei Gedanken, that das Uebrige aus eigenen Mitteln hinzu, und ſo entſtand ein Lied, das ſie uns, wenn ſie Luſt hätte, zur Guitarre vorſingen könnte.“

Eliſe beſchuldigte ihren Vater, er lege es recht darauf an, ihre Schwächen an's Licht zu ziehen: doch griff ſie ſogleich nach der Guitarre und ſang:

Was blicken die Jungen und Alten
Mich kläglich und ſeufzend an?
Wenn ſie mich für unglücklich halten,
So täuſcht ſie ein irriger Wahn.

Ich hatte geſchworen, mein Leben
Dem Vaterlande zu weihn:
Ich hab' ihm die Beine gegeben,
Und friſch iſt das Leben noch mein.

Drum bin ich ja glücklich zu preiſen,
Denn traun, es gefällt mir noch hier!
Es zielt nun kein donnerndes Eiſen,
Kein flammendes Schwert mehr nach mir.

Nicht Reichthum ward mir beſchieden,
Mich nähret nur ein kärglicher Sold:
Ich aber bin froh und zufrieden,
Und das iſt mir lieber als Gold.

Des Glückes wuchernde Saaten,
Sie mögen Andern gedeihn;
Der Ruhm eines braven Soldaten
Der iſt und bleibet doch mein.

Er ſtreut mir unter die Krücken
Der duftenden Blumen viel,
Und wird ſo die Straße mir ſchmücken
Bis hin an mein irdiſches Ziel.

Wenn dann ich am Himmel erſcheine,
Ruft freundlich der Pförtner hinein:
Macht Platz für die hölzernen Beine!
Sie ziehen mit Ehren hier ein.

Eliſe ſang dieſes Lied mit einer ſolchen Anmuth, daß Richard ganz davon bezaubert ward und ſeine fünf und vierzig Jahre verwünſchte. Er hatte auf ſeinen weiten Reiſen, beſonders in einigen Landſchaften Aſiens, Frauen und Mädchen von bewundernswürdiger Schönheit geſehen; doch allen fehlte der gebildete Geiſt und das reine Gemüth, die aus Eliſens Augen blickten und für ihn einen unwiderſtehlichen Reiz hatten. Ohne jedoch ſeine Empfindungen laut werden zu laſſen, empfahl er ſich mit Ausdrücken gewöhnlicher Höflichkeit.

Sechzehntes Kapitel.

Ein chriſtliches Geſpräch am Kaffeetiſche.

Zu Hauſe wählte Richard aus ſeinen oſtindiſchen Schätzen einen prächtigen Shawl und überſandte ihn dem Hauptmann mit ſchriftlicher Bitte: ſeiner Tochter dieſes Tuch, zum Andenken eines Freundes, zu übergeben. Er konnte die Rückkunſt des abgefertigten Dieners kaum erwarten. Es war ihm bange, das Geſchenk würde ſtehendes Fußes abgelehnt werden. Aber der Diener kam mit der Meldung zurück: der Hauptmann habe das Päckchen mit Dankſagung angenommen.

Eine Stunde nachher erhielt Richard folgenden Brief:

S. T.

Werther Herr!

Ich war zweifelhaft, wie ich mich bei dem empfangenen Geſchenke benehmen ſollte. Es Ihnen auf der Stelle zurückzuſenden, war mein erſter Gedanke; doch ich verwarf ihn, weil ich Sie nicht beleidigen wollte. Ich behalte daher die ſchöne Gabe — unter Schloß und Riegel. Die Klugheit verbietet meiner Tochter den öffentlichen Gebrauch einer ſo prächtigen Hülle, die nur für die Kinder des Reichthums gewebt iſt. Sie kennen, mein Herr, den Geiſt der kleinen Städte noch nicht!

Jedes neue Band, womit ſich ein Dienſtmädchen ſchmückt, ſetzt die Zungen der Stadt in Bewegung. „Seht doch die Dirne!“ heißt es. „Wo mag ſie das herhaben? Auf dem Felde der Tugend und Ehrbarkeit iſt es gewiß nicht gewachſen!‘“ — Eben ſo lieblos würde man über meine Tochter urtheilen. Folglich, mein Herr, muß Ihr Geſchenk bei uns ſo lange in geheimer Verborgenheit bleiben, bis Eliſe vielleicht mit der Zeit in glückliche Verhältniſſe kommt, die ſich mit einer ſolchen Prachtkleidung einigermaßen vertragen. Ich bin ꝛc.

Philipp von Reggenburg.

An dieſem Briefe gefiel dem Oſtindier nichts als der Schluß. Er glaubte, — wiewohl ganz irrig — der Hauptmann wolle ihm zu verſtehen geben, daß man ihn nicht abweiſen würde, wenn er Eliſen auf dem Wege der Ehe in glückliche Verhältniſſe ſetzen wollte. Hierzu war er zwar noch nicht entſchloſſen; doch machte es ihm Vergnügen, die ihm von dem Bürgermeiſter mitgetheilte Nachricht, daß Eliſe bereits verlobt ſey, für eine Fabel halten zu können.

Der Hauptmann verfehlte ganz ſeinen Zweck, das eingelaufene Geſchenk zu verheimlichen. Des Oſtindiers Beſuch machte ungeheures Aufſehen. Man ſah ihn hingehen, man ſah ihn zurückkommen; die Neugier wich nicht von ihrem Lauerpoſten am Fenſter. Sie fing auch den Bedienten mit dem Päckchen glücklich auf und errieth ſogleich die ganze Sache, als er mit leerer Hand wieder nach Hauſe ging, und bald darauf des Hauptmanns Aufwärter, ein alter Soldat, einen Brief in den Gaſthof trug. Die Frau Bürgermeiſterin, die das Alles beobachtete, ließ in größter Eil ihre Buſenfreundinnen auf den Nachmittag zu einem Kaffee zuſammenberufen. Sie ſtellten ſich gehorſamſt ein, und die merkwürdige Begebenheit, die ihnen die ſprachſelige Wirthin umſtändlich vortrug, machte auf ſie einen ſo gewaltigen, alle ihre Sinne feſſelnden Eindruck, daß ihnen die vorgeſetzte Cichorienbrühe wie der beſte levantiſche Kaffee ſchmeckte. Sie weiſſagten einſtimmig eine nahe Vermählung. Aber, Himmel! wie fielen ſie nun auch mit Natterzungen über Eliſen her!

„Sie iſt eine ſtolze Närrin!“

„Ein Fräulein Naſeweis!“

„Dünkt ſich klüger als wir Alle.“

„Macht ſogar Verſche!“

„Bildet ſich auf ihre Schönheit wunderviel ein.“

„Und alles, alles iſt doch nur Blendwerk!“

„Sie ſchminkt ſich weiß und roth.“

„Ihre ſogenannten Perlenzähne hat ihr der Zahnarzt eingeſetzt.“

„Ihre ſchönen blonden Haare ſind eine Perücke.“

„Mit ihrer Tugend ſteht's gewiß auch nur ſo, ſo!“

„Der junge fremde Menſch geht nicht Betens halber bei ihr aus und ein.“

„Sie ſoll ſchon, mit Ehren zu melden, ein Hufeiſen verloren haben.“ —

So gings wie ein Lauffeuer von Mund zu Mund. Aber der letzte gar zu derbe Schuß erſchreckte die Bürgermeiſterin; und ob ſie ſich gleich ſonſt mit Ehrenrettungen nicht abgab, ſo nahm ſie ſich doch dießmal der Verläumdeten an und ſagte mit Kopfſchütteln: „Nein, Frau Gevatterin, da hauen Sie denn doch wohl ein Biſchen über die Schnur! Man kann und darf zwar von den Fehlern ſeines Nächſten ein chriſtliches Geſpräch führen; aber was zu arg iſt, das iſt zu arg! Von ſolchen Hauptlaſtern muß man Beweiſe haben, oder ſich hüten, davon zu ſprechen; wär's auch nur darum, weil man ſonſt, ehe man ſich's verſieht, einen Injurienproceß am Halſe hat.“

„Davor bewahre mich der Himmel!“ verſetzte die geſcholtene Matrone. „Ich ſagte, was mir geſagt wurde, und will weiter nicht dafür haften.“

„Volksſtimme, Gottes Stimme! heißt's im Sprichwort,“ fiel Dame Trettel ein und machte dabei ein Geſichte, als ob ſie über den verabhandelten Punkt viel auf dem Herzen behalte. „Nun, wir wollen die Sache dahin geſtellt ſeyn laſſen:“ fuhr ſie fort. „Der Oſtindier greift in einen Glückstopf und kann eine häßliche Niete ziehen. Es iſt übrigens recht gut, wenn er hier heirathet: es gibt eine prächtige Hochzeit. Doch fänden ſich in unſerer Stadt wohl andere Frauenzimmer von guter Familie und unbeſcholtenem Ruf, die er heirathen könnte. Ich will z. E. meine Töchter nicht loben; aber es ſind Kernmädel, verſtehen die Wirthſchaft, ſind auch von Geſicht keine Meerkatzen, und dabei ſo unſchuldig wie die Sonne am Himmel.“

Das bejahten und betheuerten Alle, und erhoben ſich nach mehrern ſolchen chriſtlichen Geſprächen von den Stühlen, um nach Hauſe zu gehen. Der anſehnliche Zug bewegte ſich langſam, doch mit deſto behendern Zungen, nach dem Markte hin. Dort ſtellten ſich die unerſättlichen Plaudertaſchen in einen Kreis und ſchnatterten noch mit einander. Wehe dem, den ſein Unſtern vorbei führte! Er mochte ſich ſo tief bücken als er wollte, er ward doch mit Kletten beworfen.

Zum Unglück für die Familie Salm, ging eben der Herr Doctor über den Markt in ſeinen Clubb, und kurz darauf der ſchwarze Golo zum Examen bei ihr. Die Schwätzerinnen ſchlugen ein Gelächter auf, das ſie bequem in ihrer Wohnung hören konnte. „Alle Tauſend! das müſſen wir der Bürgermeiſterin ſagen!“ rief Eine aus dem Zirkel, und mit geſtreckten Botenſchritten eilten ſie ſämmtlich zu ihr zurück. Sie ſchlug bei der Erzählung die Hände über dem Kopfe zuſammen und rief aus: „Nun wird die Doctorin den großen Neguz recht aus dem Grunde kennen lernen! Das kann zu gewiſſer Zeit luſtige Folgen haben. Drum will ich mir doch den heutigen Tag in meinem Kalender bemerken.“

Siebenzehntes Kapitel.

Der Ehrenplatz.

Am folgenden Tage trug der Stadtſecretair den ihm aufgegebenen Entwurf des Feſtes, womit man den Indier beehren wollte, auf dem Rathhauſe vor. Der Senat genehmigte den Plan, der ungemein zierlich abgefaßt war. Doch verſagen wir ihm den Druck und gönnen lieber den dadurch erſparten Raum der Beſchreibung des Feſtes.

Acht volle Tage vor demſelben ward der Oſtindier dazu eingeladen. Ueber die Art und Weiſe dieſer Einladung waren Anfangs die Meynungen getheilt. Kreiſel hatte vorgeſchlagen, daß ſie durch zwei abgeordnete Rathsglieder geſchehen ſollte: die alten Perücken hingegen wollten ſie durch den Hochzeitbitter in ſeiner feierlichen Amtstracht verrichten laſſen. Aber der Stadtſecretair ſtellte ihnen vor, daß dieſe Sitte gar zu altväteriſch und vollends bei dieſer Gelegenheit doppelt unſchicklich ſey. Sie ließen ſich belehren, und machten nur noch den Einwand: daß es manchem ehrlichen Manne beſchwerlich falle, die bei einer ſolchen Deputation erforderlichen wohlklingenden Redensarten zu erfinden und anſtändig auszuſprechen. Der Poet erbot ſich zum Wortführer und ward es. Magiſter Gariel war ſein ſtummer Begleiter. Der Oſtindier nahm die Einladung an.

Am Morgen des Feſtes ward mit allen Glocken der Stadt, das heißt, mit Einer, geläutet.

Etwas ſpäter brachte der Cantor Bierfreund, in Vereinigung mit allen tonkundigen Männern und Knaben des Orts, dem Oſtindier ein Ständchen.

Gegen Mittag war große Parade der Bürgergarde, die in ihren vielfärbigen Sonntagsröcken aufzog, und ſich, um die guten Kleider durch Drängen und Reiben nicht zu verderben, ziemlich locker und bequem in Reihen und Glieder aufſtellte. Die ſtattlichſte Heldenfigur war unſtreitig der Hauptmann, Herr Schneppe. Kopflang über ſein ganzes Volk hervorragend und in brennenden, mit Gold beſetzten Scharlach gekleidet, ſtand er, mit einem glänzenden Sponton in der Hand, an der Spitze ſeiner Schaar, und ließ vor dem Indier, der ſich am Fenſter zeigte, das Gewehr präſentiren. Das Manöver gerieth ſchlecht, ward aber gut belohnt. Richard ſandte Wein, ſein Mundſchenk durchging die Glieder und reichte jedem der gewappneten Männer einen vollen Becher. Dafür erſchallte dem hohen Geber aus allen erfriſchten Kehlen ein freudiges Lebehoch.

Nach dieſer Stärkung ging der Marſch etwas weniger knickbeinig als vorher zum Thor hinaus nach dem Schießplatze, wo ein großes Tafelzelt aufgeſchlagen und von allen Seiten mit Kram- und Glücksbuden umgeben war. Bald darauf fuhr Richard mit orientaliſchem Pomp dahin. Der Magiſtrat empfing ihn am Wagen. Herr Trettel ſtand ganz hinten auf den Zehen und ſah mit langem Halſe über ſeine Collegen hinweg, ob ſein Feind, der Affe, mit ausſteigen werde; doch zum Glücke war das hämiſche Thier zu Hauſe geblieben. Der Bürgermeiſter begrüßte den Gaſt mit einer weit ausholenden Anrede, verwickelte ſich aber gleich in der erſten Periode, und wäre vor der umher gedrängten, aufhorchenden Volksmenge mit Schimpf beſtanden, hätte nicht Richard, geſchickt einfallend, des verſtummenden Redners Ehre gerettet.

Der Indier wandte ſich hierauf mit verbindlichen Worten zu den Damen, unter welchen ſich auch Eliſe befand. Mit ihr unterhielt er ſich vorzüglich. Die übrige ſchöne Welt vermißte die ihr entzogene Aufmerkſamkeit, und gab durch gewaltiges Rauſchen mit den Fächern ihren Verdruß zu erkennen.

Indeſſen ward aufgetragen. Richard führte, als ihm der Bürgermeiſter die Oberſtelle bei der Tafel anwies, Eliſen dahin. Ihre Beſcheidenheit ſträubte ſich dagegen; doch er ließ nicht ab, ſie mußte den Ehrenplatz einnehmen, und er ſetzte ſich an ihre Seite. Da gabs Furiengeſichter! Die Bürgermeiſterin und Madame Trettel hatten darauf gerechnet, daß der König des Tages zwiſchen ihnen wie eine Perle in Golde ſitzen ſollte. Sie ſtanden ſchon da, ſie erhoben ſchon ihre reich beringten Hände, um die Stühle, die ſie ſich auserſehen hatten, in Beſitz zu nehmen: und ach! da machte ihnen der unartige Mann einen ſo verzweifelten Streich! Das empörte ſie unbeſchreiblich. Sie ließen ihren Ingrimm zwar nicht in Worte ausbrechen, ſtürzten aber mit einander, wie brauſende Winde, ans Ende der Tafel hinab und ſetzten ſich dort neben den Vorſchneider, der kein ſo vornehmer Mann, wie vormals der Kron-Großvorſchneider von Polen, ſondern der Geringſte in der Geſellſchaft war. Darum ſank er vor unterwürfiger Demuth faſt zu Boden, als ſich zwei Damen von ſolchem Range neben ihn zur Linken und Rechten niederließen, oder vielmehr niederwarfen.

Dieſe beiſpielloſe That erweckte allgemeines Erſtaunen. Die Frauenzimmer geberdeten ſich, als wäre das größte

Unglück geſchehen, die Männer erklärten laut, daß eine ſolche Selbſterniedrigung unerhört ſey, und alle baten und flehten, die heilige Rangordnung nicht ſo grauſam zu zerſtören, ſondern höher hinauf zu rücken. Aber die Mißvergnügten wichen ſo wenig als Felſen von ihrer Stelle. „Wir ſitzen hier gut!“ ſagte die Bürgermeiſterin: „Und wo Wir ſitzen, da iſt überall der erſte Platz.“ —

Richard verhielt ſich ſtill, als ob er an der Sache ganz unſchuldig ſey, und es ihm, dem fremden Gaſte, nicht gezieme, ſich in dieſe Irrung zu miſchen. Indeſſen benutzte die ſchlaue Doctorin Salm den Wirrwarr, und niſtete ſich an der noch unbeſetzten Seite des Indiers ein. Ob ſie außer dem Hauptzweck, die gekränkte Rangfeindin noch mehr zu kränken, auch die Nebenabſicht hatte, dem ſchönen Mohren, der hinter ſeinem Herrn ſtand, nahe zu ſeyn, das weiß man nicht genau, ungeachtet es ihr die Meiſten ſo übel auslegten und ſich ſpöttiſch mit den Augen zuwinkten.

Des Stadtſecretairs geſchmeidige Thätigkeit und ein derbes Wort des Senators Trottel, dem vor dem Erkalten der Suppe bange war, ſtillten endlich den Aufruhr, und brachten es dahin, daß die Geſellſchaft ruhig Platz nahm. Aber die beleidigten Matronen blieben ſtarr und feſt bei dem Vorſchneider ſitzen. Auch die Uebrigen, je vornehmer ſie waren oder ſich dünkten, deſto mehr ſtrebten ſie nach den Unterſtellen des Tiſches: denn, wie ſich eine gewiſſe Blume ſtets nach der Sonne kehrt, ſo wandten ſie ſich zur Sonne der Stadt, der Frau Bürgermeiſterin, und glaubten das auch ihrer eigenen Ehre ſchuldig zu ſeyn, weil die hochgebietende Dame den Ausſpruch gethan hatte, daß ihre Niederlaſſung jeden Platz zum erſten erhebe.

Achtzehntes Kapitel.

Der Königsſchuß.

Da es ſo ſtürmiſch zuging und die aufrühriſchen Frauen und Mädchen haufenweiſe nach dem Niederlande zogen, ſo ſaßen die verlaſſenen Männer oben, wie ſpeiſende Mönche, beiſammen, und bezeigten ſich zum Theil ſehr verdrießlich über die Entbehrung der angenehmen weiblichen Nachbarſchaften, worauf ſie gerechnet hatten. Unter dieſe Mißvergnügten gehörte beſonders Herr Kreiſel, deſſen Geliebte ſich auch von dem Strome mit fortreißen ließ, und ſo weit von ihm getrennt wurde, daß er nicht anders als durch das Fernglas Blicke mit ihr wechſeln konnte. Doctor Salm aber ſagte: „Ich für meine Perſon verzichte gern auf die Nachbarſchaft der Damen, wenn ſie ſo finſter und mißlaunig, wie heute die unſrigen, ſind. — Unter ſolchen Umſtänden gibts bunte Reihen, die faſt jenen gleichen, welche der Kaiſer Heliogabalus bisweilen an ſeiner Tafel anſtellte, indem er Löwen und Tiger, denen man das Gebiß ausgebrochen und die Klauen geſtumpft hatte, zwiſchen ſeine Gäſte ſetzen ließ, um ſich an der Angſt der zitternden Menſchen zu ergötzen.“

Er ſah, während er ſo ſprach, die Bürgermeiſterin ſcharf an. Sie verſtand zwar, wegen der Entfernung, ſeine heilloſen Worte nicht, fühlte ſich aber von den Pfeilen ſeiner Blicke verwundet, und mit einem heftigen, ſchnöden Tone, der eine allgemeine Stille verurſachte, rief ſie plötzlich ihm zu: „Sprechen der Herr Doctor von mir?“

„Ich bitt' um Entſchuldigung!“ antwortete er eben ſo laut: „Es war hier von wilden Thieren die Rede.“ —

Ein unmäßiges Gelächter erſchallte. Die Bürgermeiſterin ward feuerroth, und hätte gern, ſo geizig ſie war, ihre voreilige Frage theuer zurückgekauft.

Am ganzen Tiſche war eigentlich Niemand mit ſeiner Stelle zufrieden, weil die Anordner des Feſtes nicht darauf Rückſicht genommen hatten, daß ein unbequemer Sitz die köſtlichſten Speiſen verbittert. Die Stühle ſtanden ſo enge beiſammen und ließen ſich ſo ſchwer von einander trennen, daß es beinahe nöthig geworden wäre, über die Lehne zu ſteigen, um auf's Polſter zu gelangen. Die nachbarlichen Ellbogen lebten daher in einem ewigen Kriege, verſetzten ſich harte Stöße und ſchnitten dem Munde die Zufuhre ab. „Hier iſt das Eſſen eine wahre Arbeit!“ ſeufzte der Senator Trottel. „Man wäre befugt, ſich die Mühe bezahlen zu laſſen, wenn ſich nur jemand dazu verſtehen wollte.“

„Ich weiß einen Ort, wo man dafür bezahlt wird,“ ſagte Kreiſel.

„Ei! wo denn? wo? — Ich reiſe dahin!“ rief Herr Trottel.

„Nun wohlan,“ verſetzte der Stadtſecretair, „ſo machen Sie ſich auf den Weg nach Conſtantinopel und werden Sie ein türkiſcher Beamter! Denn dieſen Herren iſt's nicht genug, daß ſie überall, wohin ſie in Dienſtgeſchäften reiſen, von den Ortseinwohnern frei beköſtiget werden müſſen; ſie fordern auch, da ſie immer ſehr geldhungrig ſind, einen Erſatz für die Abnutzung ihrer Zähne, und dieſe Abgabe, die man das Zahngeld nennt, wird allenthalben unweigerlich bezahlt."

„Sie haben Recht!" fiel der Bürgermeiſter ein. „Ich erinnere mich, das in Reiſebeſchreibungen geleſen zu haben. Wir wollen aber, um des Himmels Willen! die Sache nicht weiter bekannt machen. Man ahmt, wie Sie wiſſen, in Deutſchland gern alles nach, und ſo könnt' es leicht geſchehen, daß die Herren Ober-Aufſeher, die bisweilen aus der Hauptſtadt zu uns kommen und mit uns fürlieb nehmen, künftig auch Zahngeld verlangten." —

Das waren ungefähr die beſten Körner, die ſich aus der Spreu der Tiſchgeſpräche ausworfeln ließen. Von unten herauf ward beſonders viel ſpitzige Barthafer-Spreu auf Fräulein Eliſen hingeblaſen; doch die Abſicht, ihr damit wehe zu thun, ſchlug fehl. Der Oſtindier unterhielt ſie ſo anziehend von ſeinen Reiſen, daß ſie die um ſie her fliegenden Stacheln gar nicht bemerkte.

Nach Tiſche nahm das Scheibenſchießen ſeinen Anfang. Das unbeſchäftigte Volk, das nicht zur ehrſamen Schützengeſellſchaft gehörte, ward indeſſen mit andern Luſtbarkeiten unterhalten. Der Stadtſecretair munterte die jungen Burſche zu einem Wettrennen auf, und ſchwang ein buntes ſeidenes Tuch als Siegespreis durch die Luft. Wer ein Paar geſunde Beine hatte, trat hervor, um die Koſtbarkeit zu gewinnen. Aber die Rennbahn war rauh. Der ſchelmiſche Poet machte ſie den Wettläufern eben ſo ſauer, als es ihm ward, den Fuß des Muſenberges zu erklimmen. Er führte ſie auf einen nahen Sturzacker, ſtellte ſich als Kampfrichter ans Ende deſſelben, und gab das Zeichen zum Ablauf. Einer purzelte über den andern; nur ein leichtfüßiger Schneidergeſell flog über die rollenden Erdſchollen ſo behende dahin, daß ſie keine Zeit hatten, ihn zum Falle zu bringen. So erhielt er den beneideten Preis und beſchenkte ſogleich ein hübſches Mädchen damit.

Nun zog das Volk zur aufgerichteten Kletterſtange. Hier wollte Herr Kreiſel denjenigen, der die meiſte Katzengeſchicklichkeit beweiſen würde, ſehr glücklich machen. Er hatte nämlich die treffliche Sammlung ſeiner Gedichte, in rothen Saffian gebunden und auf dem Schnitte vergoldet, zum höchſten Preis ausgeſetzt und an der Spitze der Stange befeſtigen laſſen. Etwas tiefer hingen einige Würſte und ein Schinken, zur Belohnung derer beſtimmt, welche jenem Glücklichen am nächſten kommen, und gleichſam das Acceſſit der Preisaufgabe erhalten würden. Das Klettern ging los. Viele zerriſſen ſich Strümpfe und Beinkleider, ſchliffen ſich die Haut von den Händen, erreichten mit Mühe und Noth die Mitte der Stange, und hielten dann, unter dem Gelächter der Zuſchauer, eine plötzliche Heimfahrt. Endlich wurden doch die aufgehangenen Leckerbiſſen erobert. Nun glaubte der eitle Dichter, daß man ſich drängen, ſchlagen, und Leib und Leben daran ſetzen würde, ſein geiſtvolles Kleinod vom Gipfel herab zu langen. Aber wie der franzöſiſche Freiheitsbaum in Verachtung gerieth, als er ſchlechte Früchte trug, ſo kehrte man auch hier dem Kletterbaum, nachdem die eßbaren Früchte abgepflückt waren, kaltſinnig den Rücken. Vergebens ließ der ſtaunende Poet ein wiederholtes „Auf! auf!“ erſchallen. Vergebens gingen verſchiedene ſeiner Freunde und Anhänger unter dem Volke herum, munterten die jungen Leute auf, und drohten mit der Ungnade des Herrn Stadtſecretairs. Sie predigten tauben Ohren; es wollte Niemand wegen einiger Bogen Verſe den Hals wagen. Indeſſen zog gerade über den verſchmähten Gedichten eine Regenwolke auf, und drohte Waſſer mit Waſſer zu vereinigen. Herr Kreiſel ließ deßhalb die verdorrte Stange geſchwind aus der Erde heben, und brachte ſein Schäfchen ins Trockne. Er war aber nun ſo verſtimmt, daß er ſich mit den einfältigen Leuten, die ihn nicht zu ſchätzen wußten, nicht weiter abgeben mochte. Es blieben daher verſchiedene Volksbeluſtigungen, die er noch im Sinne hatte, unausgeführt.

Während dieſer Zeit ward nach der Scheibe geſchoſſen. Die Schützen von Michelheim hüteten ſich aber mit Vorſatz, ins Schwarze zu treffen, und fehlten meiſtens ſogar die Scheibe, um vor der Königswürde ſicher zu ſeyn. Sie legten es darauf an, dem Indier die Schützenkrone auf's Haupt zu ſetzen, weil man ſich, wegen ſeines Reichthums, von ihm verſprach, daß er ein freigebiger König ſeyn werde. Er ſelbſt aber ſchoß, aus Mangel der Uebung, nichts als Böcke. Sein beſter Schuß ward im vorletzten Rennen übertroffen; und es war gerade unter allen vorhandenen armen Teufeln der ärmſte, der wider ſeinen Willen das Unglück hatte, ans Schwarze zu ſtreifen. Zürnend nahmen ihn ſeine Waffenbrüder bei Seite, und goßen eine Fluth von Vorwürfen über ſein gebeugtes Haupt. Sie beſchuldigten ihn, er habe aus Ehrgeiz ſo ſcharf gezielt, um ein Jahr lang den königlichen Titel zu führen. Der arme Bürſtenbinder lächelte ſchuldlos und ſchwor hoch und theuer, er wiſſe gar nicht, was Ehrgeiz ſey.

Als Richard im letzten Rennen zum Schuſſe kam, überreichte er ſein Feuergewehr Eliſen, mit der Bitte, es für ihn abzubrennen. Sie lehnte dieſe Artigkeit von ſich ab, weil viele Schützen und Schützenfrauen in tückiſcher Stille umher ſtanden, und mit ſchelen Augen lauerten, ob ſie, die weder Bürgerin noch Stadtkind war, ſich erkecken würde, nach der heiligen Bürgerſcheibe zu ſchießen. Mit einem ſcharfen Blicke drängte Richard den Kreis der Aufpaſſer einige Schritte zurück, und wiederholte ſeinen Antrag ſo inſtändig, daß ſich endlich des Fräuleins Vater, der dem Handel von weitem zuſah, auf ſeine Stelzen machte und ihr befahl, den Ehrenſchuß zu thun, damit der ſchon zu lange gedauerte Waffenſtillſtand ein Ende gewinne. „Schieße getroſt!“ ſprach er. „Eine blinde Henne findet manchmal das beſte Korn!“ — Eliſe konnte ſich nun nicht länger weigern; ſie legte an, zielte geſchickt und traf, wie der Vater geweiſſaget hatte, den Nagel auf den Kopf. Der Zieler ſprang aus ſeiner Caſematte hervor, und verkündigte mit Freudenſprüngen und Grimaſſen den entſcheidenden Königsſchuß. Trompeten und Pauken erſchallten, und mit lauter Stimme rief Richard: „Es lebe unſere Königin!“

Aber der Stadtſecretair war der einzige, der in dieſes Vivat einſtimmte. Die andern ſchwiegen ſtockſtill und rotteten ſich mit finſtern Geſichtern zuſammen, als wollten ſie gegen ihre Herrſcherin eine Verſchwörung anzetteln. Beſonders verſammelten ſich die vornehmſten Frauen und Mädchen unter dem Panier der Frau Bürgermeiſterin und hielten Rath. Man hörte ſie ganz laut von Bettelſtolz und Bettelprinzeſſinnen ſprechen, und ihre Blicke wieſen dabei ſo deutlich, wie Zeigefinger, auf Eliſen. Einige, die ſich dem Haupte der Verſchwörung beſonders angenehm machen wollten, plänkelten aus dem Haufen heraus, ſtroßten bei der verhaßten Königin vorbei, beſahen ſie ſtarr von unten bis oben, und lachten ihr frech ins Geſicht. Sie bemerkte die immer wachſende Gährung, beklagte ſich leiſe darüber bei ihrem Vater, und bat ihn um Erlaubniß, die Geſellſchaft verlaſſen zu dürfen.

Neunzehntes Kapitel.

Des Königs Einzug.

„Wie? du wollteſt feigherzig fliehen?“ ſagte der Hauptmann. „Das wär' ein feines Stückchen von einer Soldatentochter! — Bleib du getroſt an meiner Seite! Ich ſchütze dich, trotz meinen Krücken, gegen die Bande! — Und ſieh, da bekommen wir Succurs!“

Sie blickte auf und ward roth. Ein junger, wohlgewachſener Mann galoppirte daher, ſchwang ſich am Schießplatze vom Pferde, überließ es einem dienſtwilligen Knaben, durcheilte mit nachläßigen Verbeugungen, die noch kälter erwiedert wurden, die hohe Geſellſchaft, und begrüßte mit Freude und Herzlichkeit Eliſen und ihren Vater. Es war Albert, der geliebte Hausfreund. Er kam eben von einer Reiſe zurück, der Weg führte ihn bei dem Schießplatze vorbei, er ſah mit Erſtaunen die ſchöne und häßliche Welt des Städtchens verſammelt, und es war ihm unmöglich, vorbei zu reiten, ohne die Geliebte hier zu ſuchen.

„Das wird eine luſtige Komödie werden!“ ſagte die Bürgermeiſterin zu ihren Hofdamen. „Da führt das Unglück den alten Liebhaber her, indem ſich eben ein neuer einniſten will oder ſchon eingeniſtet hat. Ich wünſchte, ſie kriegten einander hier öffentlich bei den Köpfen. Was wollt' ich lachen!“

Eliſe und ihr Freund gingen eine nahe Wieſe hinab, wo ſie zwar vom Schießplatze her geſehen, aber nicht behorcht werden konnten. Sie erzählte ihm, was ſeit Richards Ankunft bis jetzt vorgefallen war. Er hörte dieſe Neuigkeiten nicht gern, weil der Fremdling nicht undeutlich Miene machte, ſein Nebenbuhler zu werden. Darum war ihm die Annahme des Shawls beſonders verdrießlich, und er tadelte ſie unverholen.

Als ſie von dem kurzen Spaziergange zurück kamen, ſtellte der Hauptmann ſeinen jungen Freund dem Indier vor. Jeder hätte gern die Bekanntſchaft des Andern entbehrt. Doch Richard war Weltmann genug, ein freundliches Geſpräch einzuleiten. Die Rede kam bald auf Indien, und ſchon über dieſen Punkt wären die neuen Bekannten beinahe uneins geworden. Richard ſtellte den Zuſtand jenes Landes ſo vor, als hätten die Eingebornen durch die Niederlaſſung der Europäer in vieler Betrachtung gewonnen: Albert hingegen behauptete, daß die Europäer alle übrige Welttheile, wo ſie ſich aus Habſucht eingedrängt hätten, unglücklich machten. „Man bedenke nur die Thaten der engliſch-oſtindiſchen Compagnie!“ fuhr er fort. „Gibt es wohl eine Art von Bedrückung, welche ſich dieſe Geſellſchaft von Kaufleuten nicht erlaubte? Mit gewaffneter Hand und unerhörter Grauſamkeit verjagte ſie Oſtindiens Fürſten und bemächtigte ſich ihrer Beſitzungen. Geſchieht etwas Aehnliches in Europa, ſo wird der Eroberer allgemein verwünſcht, und das mit Recht. Aber die brittiſchen Krämer hört man nicht ſonderlich tadeln: und doch haben die von ihnen gemißhandelten Oſtindier eben ſo gut Menſchenrechte als wir.“ —

Richard entfärbte ſich ein wenig; denn der Ausfall gegen die oſtindiſche Compagnie berührte ihn ſelbſt, da er mit ihr in Verbindung geſtanden hatte und noch ſtand. Er blieb aber in ſeiner höflichen Faſſung und ſagte ſanft: „Ich ſchätze Ihr warmes menſchliches Gefühl; es läßt ſich jedoch für und wider die Sache viel ſagen, und ich behalte mir vor, Ihnen an einem bequemern Orte das Verfahren der oſtindiſchen Compagnie in ein beſſeres Licht zu ſtellen.“

Minder artig als Richard betrugen ſich die umſtehenden Horcher. Es ſchien ihnen eine ungeheure Anmaßung, daß der junge Menſch dem fremden Magnaten dergleichen Dinge ins Angeſicht ſagte. Ein unwilliges Gemurmel erhob ſich darüber, und es fehlte nicht viel, ſo hätte man dem freimüthigen Eiferer einen öffentlichen Verweis gegeben und ihm Stillſchweigen auferlegt.

Ihn rettete nur der glückliche Zufall, daß eben jetzt der Herr Stadthauptmann Schneppe ſeine Stimme erhob und ſagte: „Das Scheibenſchießen iſt beendiget, und die bald untergehende Sonne erinnert uns, meine nach Stand und Würden hochgeſchätzten Herren, den verehrten Schützenkönig, nach altdeutſchem Gebrauch, feierlich in die Stadt zu führen. Wir alle wünſchten Eines Sinnes, daß unſer hoher Gaſt mit dieſer Würde bekleidet werden möchte, und dieſe Gunſt hat uns Fortuna erwieſen. Der Königsſchuß iſt zwar durch die ſchöne Hand einer Dame geſchehen; das thut aber unſerm erſehnten Glück keinen Abbruch, allermaßen hier die bekannte Rechtsregel eintritt: daß alles und jedes, was jemand durch einen Andern verrichten läßt, dafür angenommen wird, als hätte er es ſelbſt vollbracht.“

„Ich übertrage meine Königswürde und königlichen Rechte dem Fräulein von Roggenburg,“ ſagte Richard. „Sie halte den feierlichen Einzug! Ich werde mich, als ihr treueſter Unterthan, an das Gefolg anſchließen.“

Da entſtand ein großes Murren im Volke. Doch die glänzenden Schilder und anderes Geſchmeide, womit man den König zu behängen pflegte, wurden gebracht. Eliſe erſchrack vor der abgeſchmackten Laſt, die ſie tragen ſollte, und zog ſich mit Erröthen zurück.

Albert flüſterte dem Hauptmann ins Ohr: er ſolle nicht zugeben, daß ſeine Tochter, wie eine Faſtnachtsnärrin geſchmückt, dem Spott des abholden und hämiſchen Pöbels bloßgeſtellt werde.

Roggenburg fand die Erinnerung vernünftig. „Meine Herren,“ ſagte er laut, „Sie ſcheinen zu vergeſſen, daß die Statuten von Michelheim und andern Orten, wo Schützengeſellſchaften beſtehen, keine weibliche Regierung geſtatten. Ich finde das auch ſehr löblich. Die Frauen herrſchen ohnedieß ſchon zu viel in der Welt; die Männer müſſen ſich daher ſorgfältig hüten, ihnen nicht noch mehr Macht einzuräumen, als ſie leider ſchon beſitzen. Wenigſtens ſoll ſich meine Tochter nicht nachſagen laſſen, daß ſie eine neue Gattung von Uſurpation oder Machtraub zuerſt auf die Bahn gebracht habe.“

Dieſer Einſpruch gefiel allgemein, und der ſcherzhafte Vortrag deſſelben wurde mit Lachen und Händeklatſchen belohnt.

Alles ſtürmte nun auf den Indier ein, die Bürde der königlichen Inſignien auf ſeine eigenen Schultern zu laden. Er bequemte ſich zu der ſpießbürgerlichen Poſſe. Ein Theil der Bürger-Compagnie, von dem Herrn Stadthauptmann angeführt, eröffnete den Zug; dann folgte der ſchimmernde, und bei jedem Schritt klirrende König, von allen Großen ſeines Reiches umgeben; das übrige gewappnete Häuflein bildete den Schweif der Prozeſſion. Die Jugend ſchwärmte und jauchzte umher, und zahlloſe Freudenſchüſſe verkündigten das Heil, das der Stadt Michelheim widerfahren war.

So brachte man den König in ſeine Gemächer und überſtrömte ihn mit Ehrenbezeugungen und Glückwünſchen. Nur Herr Kreiſel ward bei dem allen vermißt. Man ſah ihn während des Zuges auf Feldwegen herumlaufen, als ob er irre im Kopfe geworden ſey. Endlich kam er athemlos an, drängte ſich hin vor den König und ſprach:

Du, den vom fernen Indusſtrande
Das Glück zum König uns berief,
Du findeſt hier nicht Thron, nicht Lande,
Doch beugt ſich jedes Herz dir tief.
Ein Loos, das jenes überwieget,
Wenn ein Gekrönter, hart geſinnt,
Nur immer Land auf Land erſieget,
Und doch dabei kein Herz gewinnt.

„Mein Herr Staatsſecretair,“ erwiederte Richard, „Sie reden immer die Sprache der Götter mit mir, in welcher ich Ihnen nicht antworten kann. Aber ſchlicht und herzlich verſichere ich, daß mir die Gewogenheit und Zuneigung, die man hier gegen mich äußert, ſehr viel Freude macht.“

Hierauf trat er ans offene Fenſter, und ſagte dem unten verſammelten Volke einige angenehme Worte, von welchen das die angenehmſten waren, daß er nächſtens das Vergnügen haben werde, ſie insgeſammt zu bewirthen. Ein vollſtimmiges Vivat — denn das heutiges Tages allbeliebte Hurrah war damals noch nicht gewöhnlich — erſchallte aus einigen hundert Kehlen, die der ihnen verſprochenen Labung freudig entgegen lechzten.

Zwanzigſtes Kapitel.

Was werden die Leute ſagen!

In Michelheim lebte damals ein gefährlicher Menſch, ein Hans in allen Gaſſen, Namens Blaſſmann, der die Eigenthümlichkeit hatte, daß er von außen weiß, von innen ſchwarz war. Er lief nämlich mit dem Puderbeutel von Haus zu Haus, kämmte und ordnete die Haare, und brachte zugleich durch boshafte Klätſchereien die Köpfe in Verwirrung. Für eine Schale Kaffee oder ein Glas Branntwein war ihm alles feil, was er [illegible] andern Häuſern erlauſcht hatte. Jedes ungünſtige Wort, das über jemanden geſprochen ward, trug er ihm eilfertig zu; und war die Sache nicht an und für ſich bedeutend genug, ſo kam es ihm nicht darauf an, ein Fabelchen zu erfinden und ſie damit aufzuſtutzen. So hetzte er ſeit vielen Jahren die hohen Häupter von Michelheim unaufhörlich zuſammen.

Des Indiers Ankunft öffnete ihm ein neues, fruchtbares Feld. Er machte ſobald als möglich mit deſſen Leuten Bekanntſchaft, um aus dieſer Quelle ſeine Kunden mit erwünſchten Nachrichten bedienen zu können. Die Geſchichte des verſchenkten Shawls, die man nur halb und halb errathen hatte, ward durch ihn in das hellſte Licht geſetzt. Er beſchwatzte einen treuloſen Diener des Indiers, ihm Roggenburgs Dankbrief auszuliefern, und nahm geſchwind eine Abſchrift davon, die er überall herum zeigte. Man erſah daraus, was der Hauptmann vom Geiſte der Kleinſtädter hielt, und der ehrliche Mann empfahl ſich ſehr übel damit bei ſeinen Mitbürgern, die ſich vom beſten Geiſte beſeelt glaubten.

Bei dem großen Feſte auf dem Schießplatze war Blaffmann wie ein Spürhund geſchäftig. Er ſchlich ſogar unter dem Scheine, Wieſenblumen zu pflücken, hinter Albert und Eliſen her, als ſie ſich, von der übrigen Geſellſchaft entfernt, mit einander beſprachen. Die einzelnen Worte, die er aufſchnappte, waren zwar der Mühe und der Rückenſchmerzen nicht werth, die ihm die Blumenleſe verurſachte; er ſetzte jedoch ſo viel daraus zuſammen, daß Albert den Indier dahin zurückwünſchte, wo der Pfeffer wächſt. Das hinterbrachte der Spion auf der Stelle dem Kammerdiener und bat es ſich zur Freundſchaft aus, ſeinem Herrn beim Auskleiden davon Kenntniß zu geben. Denn Albert, der weder Zopf noch Perücke trug, alſo keinem Haarkünſtler etwas zu verdienen gab, und Klätſcher und Poſtenträger nie anhörte, war aus dieſem doppelten Grunde dem Herrn Blaffmann ein Dorn im Auge, und er hätte ihn gern in ſchlimme Händel verwickelt.

Am folgenden Tage machte ſich der unnütze Menſch, der mitunter auch Trödlergeſchäfte trieb, einen Behelf in Roggenburgs Haus und bot dem fleißigen Tabaksraucher einen Pfeifenkopf zum Kauf an. Er wollte eigentlich Eliſen allerlei von Richards Reichthümern eingezogene Nachrichten hinterbringen und ſie dadurch zu dem Entſchluß ſtimmen, den ärmern Liebhaber zu verabſchieden. Unglücklicher Weiſe war aber der junge Mann eben da. Blaffmann fand es nun in dieſem Augenblicke nicht für rathſam, die Sache ſo anzugreifen. Er ſchlug einen andern Weg ein, die Liebenden zu entzweien. „Gnädiges Fräulein,“ hob er an, „Sie haben geſtern die ganze Stadt, ſo zu ſagen, in den April geſchickt. Jedermann hoffte und freute ſich darauf, daß ſie das koſtbare oſtindiſche Tuch, welches Ihnen Herr Richard geſchenkt hat, öffentlich zeigen würden.“

Erröthend ſah Eliſe ihren Vater an. Er überhob ſie der Antwort. „Was ſchwatzt Er da?“ ſprach er verdrießlich. „Er bekümmert ſich immer um ungelegte Eier!“

„Gelegt iſt das Ei wohl;“ verſetzte der Pudermann mit hämiſchem Lächeln: „ich habe mich aber nicht darum bekümmert, ſondern nur mit halben Ohren gehört, was an allen Orten und Enden des Schießplatzes davon geſprochen wurde. Ich wundere mich faſt des Todes, ſagte die Frau Bürgermeiſterin —“

„Wollen Sie wiſſen, Herr Hauptmann, was die Frau Bürgermeiſterin geſagt hat?“ fiel Albert ſchnell ein.

„Ich kann es entbehren,“ antwortete Roggenburg.

„Das Fräulein und ich ſind auch nicht neugierig darauf,“ ſagte Albert. „Verſchonen Sie uns alſo damit, Herr Blaffmann!“

Spöttiſch wiegte der Friſeur ſeinen ſpitzen Kopf von einer Seite zur andern, zog ein ſchmutziges Tuch aus der Taſche und fuhr damit nach Alberts Geſichte.

„Was ſoll das heißen?“ rief Dieſer entrüſtet, und ſtieß ihn zurück.

„Es ſchien mir,“ ſagte Blaffmann, „Sie wären ein bischen gelb um den Mund: das wollt' ich abwiſchen, damit man Sie nicht etwa einen Gelbſchnabel nennen möchte.“

Er hatte dieß unglückliche Wort kaum ausgeſprochen, ſo ſtürzte Albert auf ihn zu, faßte ihn an der Bruſt, rannte mit ihm die Stubenthür auf, brachte ihn ſo rückwärts mit Sturmſchritten bis an die Treppe, und rieth ihm, ſie eilig hinab zu ſteigen, wenn er nicht hinunter geworfen ſeyn wollte. Blaffmann nahm guten Rath an, und lief wie ein geprügelter Hund die Stufen hinab. Aber unten auf der Hausflur machte er Halt und bellte Schimpfreden hinauf, die bloß darum ungeſtraft blieben, weil indeſſen der Hauptmann und ſeine Tochter an die Treppe geeilt waren, und ihren Freund mit Gewalt hinweg zogen. „Hitzkopf!“ ſagte Roggenburg: „Der Schuft wird Sie bei dem Bürgermeiſter verklagen und in der ganzen Stadt verſchwärzen. Hätten Sie es doch mir überlaſſnen, ihm die Thür zu weiſen. Wer Pech angreift, beſudelt ſich.“

„Es war unrecht, daß ich Ihnen ins Hausrecht griff,“ ſagte Albert. „Vor dem Herrn Bürgermeiſter aber fürcht' ich mich ſo wenig als vor allen andern Philiſtern in Michelheim.“

„Junger Freund!“ ſprach Roggenburg. „Sie ſetzen ſich über das gäng' und gebe Was werden die Leute ſagen! gar zu leichtſinnig hinweg! Man iſt freilich ein ſchwacher Kopf, wenn man ſich in löblichen Handlungen, die von der Heerſtraße der Gewöhnlichkeit abweichen, dadurch irren und ſchrecken läßt. Aber ganz muß man jenes Warnungswort nicht verachten, ſonſt ſticht man jeden Augenblick in ein Weſpenneſt und hat Beulen zum Lohn.“

Rachgierig lief indeſſen Blaffmann zum Bürgermeiſter und verklagte ſeinen Widerſacher, ohne jedoch des geringfügigen Umſtandes, daß er ihn einen Gelbſchnabel geſcholten hatte, zu erwähnen. Er habe zufällig, aber höchſt rühmlich, der Frau Bürgermeiſterin gedacht, gab er vor; da ſey Albert aufgefahren: „Wir wollen von der Bürgermeiſterin nichts wiſſen!“ und habe ihn aus dem Zimmer geworfen.

„Was? Von mir will der Laffe nichts wiſſen?“ rief die Bürgermeiſterin, die vom Tiſche, wo ſie Möhren oder Rüben ſchabte, hitzig aufſprang und beide Arme in die Seiten ſtemmte. „Von mir, der vornehmſten Frau in der Stadt, will der Menſch, deſſen Hühner und Gänſe hier Niemand kennt, nichts hören, nichts wiſſen? Und deßhalb mißhandelt er ehrliche Leute, die mich hochſchätzen? — Das iſt entſetzlich! Darüber muß er auf dem Rathhauſe vorgenommen und tüchtig gezwiebelt werden!“ —

Zufälliger Weiſe trat eben der Stadtſecretair in die Stube. Sie trug ihm Alberts Majeſtätsverbrechen mit Heftigkeit vor, und forderte ihn auf, ſogleich ein Protokoll darüber abzufaſſen.

„Verhält ſich aber auch die Sache wirklich ſo?“ fragte Kreiſel, und ſah den Friſeur ſcharf an. „Herr Blaffmann bedenke ſich wohl! Es möcht' ihm ſonſt ergehen wie einem thörichten Bogenſchützen, der Pfeile gegen einen Felſen ſchießt, die auf ihn ſelbſt zurückprallen.“

Mit lachendem Munde, und Beifalls gewärtig, rühmte ſich jetzt der Haarſchmücker ſeines ſatiriſchen Einfalls.

„Und Herr Albert warf Sie dann zur Thür hinaus?“ fragte der Stadtſecretair.

„Ja, unmittelbar darauf.“ —

„So that er, was Rechtens war;“ ſagte Kreiſel. „Ich hätt' es ſelbſt nicht anders gemacht.“

„Daß er aber von mir nichts wiſſen wollte, war das auch recht?“ fiel die Bürgermeiſterin ein.

„Ich kann Alberts Ausdruck nicht loben,“ antwortete Kreiſel: „aber ich wünſchte, daß unſern Herrn Blaffmann Niemand anhörte, wenn er irgendwo erzählen will, was er an andern Orten erhorchte. Seine Zunge tödtet Eintracht und Freundſchaft; und was iſt ohne dieſe Huldgöttinnen das menſchliche Leben?“ —

Der Bürgermeiſter nickte Beifall, die vornehmſte Frau der Stadt kehrte ſchmollend zu ihrem Küchengeſchäfte zurück, und Blaffmann ging mit ſtillem Ingrimm von dannen.

Einundzwanzigſtes Kapitel.

Der Stein des Anſtoßes wird aus dem Wege geräumt.

Während der Zeit bat Albert das Fräulein, ihm den viel beſprochenen Shawl zu zeigen. Sie that es. „Das Tuch iſt wirklich ſchön!“ ſprach er. „Sie würden ſich wohl ungern von ihm trennen?“

„Mein Herz hängt gar nicht an dem todten Kapitale,“ antwortete ſie.

„So erlauben Sie mir, einen lebendigen Nutzen für die Armuth daraus zu ziehen;“ ſagte Albert. „Sie können es, da ſo viel darüber geſchwatzt wird, nicht mit Ehren behalten; ich will es daher dem Oſtindier wieder anbieten, und nimmt er's, wie ich glaube, nicht zurück, ſo verkaufen wir es öffentlich und ſchenken die Loſung dem Hoſpitale.“

Eliſe willigte mit Vergnügen ein. Ihr Vater widerſprach Anfangs, weil er den Indier nicht beleidigt haben wollte; doch war es ihm auch verdrießlich, daß die Stadt, zum Nachtheil ſeiner Tochter, ſo viel Aufhebens von der Lappalie machte, und das entſchied ſeine Zuſtimmung, ſich ihrer zu entledigen. Er bat aber, mit Feinheit und ſchonender Rückſicht zu verfahren.

Albert ging ſofort zu dem Indier und eröffnete ihm als vorgeblicher Abgeordneter des Hauptmanns, die Urſache ſeines Beſuchs.

Richard konnte und wollte ſeine Befremdung nicht bergen. Er äußerte mit etwas bitterm Lächeln, daß wohl der Herr Geſandte die Triebfeder dieſer unerwarteten Botſchaft ſeyn möchte.

„Ja, ich läugne das nicht;“ antwortete Albert. „Wir befinden uns in einer kleinen Stadt, wo alles bemerkt, alles beſtichelt, alles übel gedeutet wird. So geht's auch mit dieſem Tuche. Fräulein Roggenburg lebt und ſchwebt damit auf allen Zungen und bekommt nicht eher Ruhe, bis ſie ſich davon losgemacht hat.“

„Aber, mein Herr,“ ſagte Richard, „warum betreiben Sie die Sache ſo dringend?

„Ich bin Eliſens Freund;“ erwiederte Albert. „Sonſt habe ich keinen Bewegungsgrund.“

Bei dem Worte Freund verwandelte ſich Richards Geſicht. „Ich appellire,“ ſprach er, „an des Fräuleins Herrn Vater, der das unbedeutende Geſchenk gefällig annahm und es mir jetzt nicht wieder aufdringen wird.“

Kurz, er bat, ihn mit dieſer harten Zumuthung zu verſchonen.

„So gibt es,“ ſagte Albert, „keinen andern Ausweg, als den, daß wir das Tuch öffentlich verſteigern laſſen und das daraus gelöſte Geld den Armen geben.“

„Dieſer Einfall entſprang aus einem jungen Feuerkopfe!“ rief Richard. „Aber der Ehre des Fräuleins wäre durch ſolche Oeffentlichkeit übel gerathen; denn nun erſt würde die Stadt ein endloſes Gerede darüber erheben. Nein, das kann ich, aus inniger Achtung gegen das Fräulein, nicht billigen.“

Sie machen ſich unnöthige Sorgen!“ ſagte Albert. „Ueberlaſſen Sie es Eliſens älterem Freunde, für die Erhaltung ihres guten Rufes zu wachen.“

„Wollen Sie mich denn durchaus beleidigen?“ fragte Richard mit ſanfter Stimme. „Ihre Abneigung gegen mich iſt mir ſchon, ungeachtet unſere Bekanntſchaft noch keinen vollen Tag alt iſt, von Weitem zu Ohren gekommen; doch das alles ſoll mich nicht zur Empfindlichkeit reizen. Ich gebe nach, ich nehme das Tuch wieder an. Damit aber die Armen, denen Sie auf dieſem Wege eine Wohlthat zuwenden wollten, keinen Verluſt dabei leiden, ſo übergebe ich Ihnen hier fünfzig Louisd'or, mit der Bitte, ſie an Nothleidende zu vertheilen.“

Er legte den Shawl bei Seite, und ein verſiegeltes Röllchen auf den Tiſch.

Finſter ſah Albert hin und ſagte: „Sie wollen mich durch Ihren Reichthum demüthigen; doch dieſe Abſicht erreichen Sie nicht. Ich habe ſo viel, als ich bedarf, und beuge mich vor keinem Menſchen auf Erden.“

„Sie verkennen mich!“ ſagte Richard gelaſſen. „Ich dachte nicht daran, was Sie mir beimeſſen. Nehmen Sie das Geld ohne Bedenken und thun Sie gute Werke damit.“

„Es wird ſchicklicher ſeyn, wenn Sie ſich deßhalb an die Behörde wenden;“ erwiederte Albert. „Ich bin hier nicht Almoſenier.“

„Gut!“ ſprach der Indier. „Ich will Sie nicht damit beſchweren. „Sie ſtoßen jede Regung meines Wohlmeinens von ſich zurück. Ich hoffe aber, daß es der Zukunft vorbehalten iſt, Ihr Vorurtheil gegen mich zu überwinden.“

Albert verbeugte ſich ſtumm und verließ das Zimmer mit ſo flüchtigen Schritten, daß es dem Indier unmöglich ward, ihm das Geleit zu geben.

Roggenburg und Eliſe tadelten Alberts Benehmen, das er ihnen aufrichtig geſtand. Richard hingegen kam durch die großmüthige Art, mit welcher er ſein Geſchenk zurück genommen hatte, höher als zuvor bei ihnen ans Bret. Er ſandte noch in derſelben Stunde dem Bürgermeiſter die fünfzig Louisd'or, mit dem Erſuchen, ſie für die Armen der Stadt anzuwenden. Was machte die Bürgermeiſterin für große Augen, als ſie das herrliche Gold ſah! Sie wäre gern ein halbes Stündchen lang eine blutarme Frau geweſen, um ihren Theil davon zu bekommen. Doch ſie wußte ſich zu helfen. Sie ſetzte die Goldſtücke in die geringſte Silbermünze um; und als ſie ein beträchtliches Agio damit gewonnen hatte, ward die Summe dem Herrn Magiſter Gabriel, als Almoſenpfleger, ehrlich zugeſtellt.

Blammann erfuhr ſogleich von Richards Kammerdiener die Verhandlungen wegen des Shawls und ſorgte dafür, daß ſie bekannt wurden. Er ſtellte zwar Alberten dabei in ein ungünſtiges Licht und ſchilderte ihn als einen frechen Bramarbas; wie aber Klätſcher bisweilen denen, welche ſie verunglimpfen wollen, wider ihren Willen einen erſprießlichen Dienſt erweiſen, ſo geſchah es auch hier. Es war Alberten und der Familie Roggenburg recht angenehm, daß er die Sache, die ihnen zur Ehre gereichte, unter die Leute brachte.

Zweiundzwanzigſtes Kapitel.

Das Königsfeſt.

Der Hauptmann ſchrieb, ohne Alberts Vorbewußt, an den Indier einen Entſchuldigungsbrief. Es erfolgte darauf eine beruhigende Antwort, die dem jungen Brauſekopf gezeigt werden konnte, weil ſie durchaus keine Anzüglichkeiten gegen ihn enthielt, und eben ſo wenig ein Wort, das die Abſicht verrathen hätte, Eliſens Gunſt zu erſchleichen und ihn zu verdrängen. Deſſen ungeachtet war er mit dieſem Briefwechſel ſehr unzufrieden und gab dem alten Herrn einen förmlichen Verweis. „Wozu war's nöthig, Ihre rechtliche Handlung und meine männliche Sprache zu entſchuldigen?“ rief er aus. „Sind die Reichen denn Gottheiten, die man mit Opfern und Gebeten verſöhnen muß, wenn man ſie beleidiget zu haben glaubt? — Ich mache dieſen Erdengötzen gern fühlbar, daß ſie vor andern Menſchen keinen Vorzug verdienen, und daß ihr Geld ein Staub iſt, den ich mir nicht in die Augen ſtreuen laſſe.“

„Aber Höflichkeit iſt zu allen Dingen nütze,“ entgegnete der Hauptmann, und ließ aus ſeiner Tabakspfeife ſtärkere Rauchſäulen als gewöhnlich aufſteigen. Das war immer ein Zeichen, daß er über den Punkt, von welchem die Rede war, nicht weiter ſprechen wollte. Albert wußte das, und lenkte das Geſpräch auf einen andern Gegenſtand.

Einige Tage nachher hielt Richard der Bürgerſchaft ſein Wort, und gab ihr mit königlicher Milde ein herrliches Feſt auf dem Schießplatze, weil kein Haus in der Stadt groß genug war, die Menge der Gäſte zu faſſen. Auch der Magiſtrat und die übrigen Standesperſonen waren dazu geladen und erſchienen gern. Nur Albert ließ ſich entſchuldigen und wiegelte den Hauptmann und Eliſen auf, ein Gleiches zu thun.

Richard vermißte das Fräulein mit Unluſt. Ihr Ausbleiben war ſogar den Krähen, die nach ihr hacken wollten, verdrießlich. Sie konnten nicht leben, ohne Jemand zu zauſen, und wendeten nun ihre Schnäbel gegen die Doctorin Salm, die überhaupt verhaßt war, und es jetzt doppelt wurde, da Richard Aufmerkſamkeit für ſie zeigte, weil ſie, bei allen ihren Fehlern, etwas geiſtige Bildung beſaß, die den Töchtern Michelheims völlig abging. Aber Madame Salm duldete nicht ſo ſanftmüthig als Eliſe, ſondern ſtellte ſich dem Complott ſo muthig entgegen, wie Peter der Große unter die wider ihn verſchworenen Strelitzen trat. Auch Herr Jacobus Salmius, wie er ſich weiland nannte, ging immer, gleich einer zur Erhaltung der öffentlichen Ruhe ausgeſandten Streifwache, die Runde umher, und ſah er ein Trüppchen, das von ſeiner Gemahlin zu ſprechen ſchien, beiſammen ſtehen, ſo ſtiefelte er dummdreiſt mitten hinein, und es mußte ſich entweder zerſtreuen oder von Dingen reden, die man ihn hören laſſen konnte. Dieſe Wachſamkeit hielt die Feinde im Zaum; ſie wagten keinen öffentlichen Angriff.

Die luſtige Seite des Feſtes waren die Ausbrüche der kriechenden Dankbarkeit, womit der gemeine, ſinnliche Menſch einen guten Biſſen oder wohlſchmeckenden Trunk zu vergelten pflegt. Richard wurde wie ein Gott verehrt und behandelt. Wohin er ſah, beugten ſich alle Rücken vor ihm. Von allen Seiten küßte man ihm die Hände und den Rock. Er konnte keinen Schritt thun, ohne Blumen zu zertreten, die ihm Knaben und Mädchen, von ihren Aeltern dazu angewieſen, vor die Füße ſtreuten. Am Ende, da es an Blumen gebrach, übergoß man ſeinen Weg mit Laub und Gras, und er bezeigte ſich dafür eben ſo freigebig, als er es vorher bei den Blumen gethan hatte. Jeder Bürger und Handwerker, mit dem er ein flüchtiges Wort ſprach, bildete ſich auf dieſe Ehre ſo viel ein, als hätte er einen Orden bekommen, und rühmte mit verklärtem Angeſichte ſein Glück auf dem ganzen Schießplatze. Kurz, die geſammte löbliche Bürgerſchaft war trunken von Freude und Wein, und hundert Stimmen ſprachen laut den Wunſch aus, daß der hohe Wohlthäter ſeine Wohnung auf immer in Michelheim aufſchlagen möge.

Des folgenden Tages erſchien auf dem Rathhauſe eine Deputation, deren Wortführer Herr Blaſſmann war. Sie brachte im Namen der Bürgerſchaft das Geſuch an, dem Indier die höchſte Ehre zu erweiſen, und ihm das Bürgerrecht der Stadt Michelheim feierlich zu verleihen.

Der Stadtrichter und die beiden Rathmänner nickten beifällig mit den Köpfen. Doch der Bürgermeiſter ſchien über den Antrag etwas verlegen und ertheilte den Abgeordneten die unbefriedigende Antwort: der Senat werde die Sache in Ueberlegung nehmen.

Als die Deputation wieder abgetreten war, fragten ihn ſeine Collegen nach der Urſache dieſer ausweichenden Reſolution.

„Ich konnte nicht anders,“ ſagte der ehrliche Mann: „ich muß wegen des lieben Hausfriedens erſt mit meiner Frau darüber ſprechen. Sie war geſtern mit dem Indier gar nicht zufrieden, weil er ihrer abgeſagten Feindin, der Doctorin Salm, ein wenig die Cour machte. Ich unſchuldiger Mann mußte darüber in der vorigen Nacht eine lange Gardinen-Predigt aushalten. Meine Frau hat jetzt überhaupt, da ſie auch von dem jungen Albert beleidiget worden iſt, gegen alle Fremden einen heftigen Groll gefaßt. Dieſe Menſchen, ſagt ſie, die ein bißchen in der Welt herum gereiſ't ſind, wollen alles beſſer wiſſen als wir. Es ſind einbildiſche, überkluge Sonderlinge, die uns über die Achſel anſehen, und uns mit ihren neumodiſchen Narrheiten in unſerer gemächlichen Ruhe ſtören."

„Nun, ganz Unrecht haben die Frau Bürgermeiſterin wahrlich nicht!" fiel der Stadtrichter ein. „Ich ſelbſt gehe am liebſten mit Leuten um, die hier gezogen und geboren ſind und mit uns einerlei Sitten und Meynungen haben. Mit ihnen kann man reden, wie einem der Schnabel gewachſen iſt; aber im Geſpräch mit Fremdlingen muß man ſich immer Zwang anthun und auf zierliche Ausdrücke ſinnen. — Indeſſen könnte uns doch die Ertheilung des Bürgerrechts einen erklecklichen Nutzen verſchaffen. Herr Richard würde dieſe Ehre nicht umſonſt verlangen, ſondern ſich, nach ſeiner ſchon erprobten Großmuth, durch ein freiwilliges Geſchenk an die Stadtkämmerei dafür erkenntlich bezeigen. Sie befindet ſich, bekannter Maßen, in den traurigſten Umſtänden. Folglich kann uns eine ehrliche Speculation, ſie zu bereichern, gar nicht verdacht werden."

Dreiundzwanzigſtes Kapitel.

Die Illumination.

„Gut, es mag geſchehen!“ ſagte die Bürgermeiſterin, als das Anſuchen der Bürgerſchaft bei ihr in Vortrag gekommen war. „Aber es muß in dem Bürgerbriefe dem Indier zur Bedingung gemacht und eingeſchärft werden, nicht nur Dir und den übrigen Rathsgliedern die geziemende Achtung zu erweiſen, ſondern auch Mich als die vornehmſte Frau der Stadt anzuerkennen, und mir bei feſtlichen Gelegenheiten vor allen andern Damen, beſonders vor der unausſtehlichen Doctorin Salm, den Rang zu geben.“

„Liebe Frau,“ verſetzte der Bürgermeiſter, „dieſer kitzliche Punkt wird ſich wohl kaum in den Ehrenbrief, den wir ausfertigen wollen, einſchalten laſſen.“

„Warum nicht?“ fragte ſie hitzig. „Biſt du etwa auch in die Doctorin vernarrt, daß du ihr nicht weh thun willſt?“

„Darüber muß ich lachen, mein Schatz!“ ſagte der Bürgermeiſter. „Du kennſt meine Kälte gegen das ganze weibliche Geſchlecht, dich allein ausgenommen. Und verführte mich ja noch in meinen weit vorgerückten Jahren der böſe Feind, meine Augen auf einen fremden Gegenſtand zu werfen, ſo würde das gewiß nicht die fantaſtiſche Doctorin ſeyn. Alſo ihretwegen widerſprach ich dir nicht. Ich befürchte bloß, den Indier zu beleidigen, und unſere, mit der Abzehrung behaftete Kämmerei-Kaſſe um die herrliche Gold-Tinctur zu bringen, womit er ihr in ihren Nöthen wahrſcheinlich beiſpringen wird. Wer Vögel fangen will, muß nicht mit Knüttel drein werfen. Herr Richard iſt ein verſtändiger Mann, und wird ſich in Zukunft, als Bürger und Unterthan, ſelbſt zum Geſetz machen, die Oberhäupter der Stadt und ihre Frauen gebührender Maßen zu ehren."

„Nun, auf dieſe Hoffnung wollen wir's wagen!" rief die Bürgermeiſterin, und ihrem Gemahl fiel ein Stein vom Herzen. Er war ordentlich ſtolz, daß er dieſe hohe Genehmigung des folgenden Tages auf dem Rathhauſe vermelden konnte.

Hier ward nun über den Inhalt und Ton der Urkunde, deren äußeres Gewand, und die Förmlichkeit, mit welcher man ſie übergeben wolle, collegialiſcher Rath gepflogen.

„Mit der Urkunde ſelbſt will ich bald fertig werden," ſprach der Stadtſecretair. „Aber die Außenſeite macht mir Sorgen. Es iſt gewöhnlich, dergleichen Ehrenbriefe in maſſiven goldenen Kapſeln zu überreichen."

„Ich glaube, Sie ſchwärmen!" fuhr der Bürgermeiſter auf. „Wie ſollten wir das dazu nöthige Geld aufbringen? Wir müßten die ganze Stadt, mit Frauen und Kindern, verpfänden!"

Kreiſel lächelte ſchalkhaft, und dachte: Auf deine Frau Liebſte, du guter Mann, würden wir wohl wenig geliehen bekommen!

„Sollte nicht ein nettes Pappkäſtchen, mit Goldpapier überzogen, hinreichend ſeyn?" fragte der Senator Trottel.

„Wo denken der Herr College hin?" ſchalt der Stadtrichter. „Herr Richard iſt ja kein Kind! So wohlfeil kommen wir mit ihm nicht weg. Ich weiß aber beſſern

Rath. Der Tiſchler Veit hat geſtern eine hier noch nie geſehene Seltenheit, ein kleines Bretchen koſtbares Holz, Mahagoni genannt, an ſich gekauft. Davon wollen wir ein Käſtchen anfertigen laſſen.“

„Verzeihen Sie, Herr Stadtrichter!“ fiel Kreiſel ein. „Was uns eine Seltenheit iſt, daran ſahen ſich Richards Augen längſt ſatt. Reiche Leute — und auch andere, die eben nicht reich, aber eitel und ſtolz ſind — haben Tiſche, Stühle, Schränke, Betten, und noch hundert andere Dinge von Mahagoni. Es iſt ein Wunder, daß ſie noch nicht damit einheitzen.

„Ja, der Luxus iſt jetzt auf den höchſten Gipfel geſtiegen!“ ſeufzte Magiſter Gabriel.

„Erſparniß und Geſchmack,“ fuhr Kreiſel fort, „werden ſich am beſten durch ein Futteral von Saffian vereinigen laſſen. Ich ſtehe dafür, daß wir uns wenigſtens dadurch nicht lächerlich machen.“

Der Vorſchlag ging durch, und es ward ferner beſchloſſen, daß der geſammte Rath den Bürgerbrief an Ort und Stelle begleiten, der Stadtſecretair aber ihn überreichen und die geziemende Anrede halten ſolle. Die bequemen Rathsherren wollten nur Zeugen der Freude ſeyn, die Richard über dieſes Ehrengeſchenk haben würde.

Als nach einigen Tagen Kern und Schale bereit waren, verſammelte ſich der Magiſtrat in Feierkleidern auf dem Rathhauſe, ließ ſich bei dem Oſtindier anmelden, und zog in ſteifer Ordnung zu ihm hinüber. Richard nahm den Bürgerbrief mit anſtändigen Freudenbezeigungen an, bewirthete ſeine neue Obrigkeit mit einem köſtlichen Frühſtück, und ließ ſie ohne weitere Begabung wieder ziehen. Aber eine halbe Stunde nachher that er ſeine milde Hand auf. Er überſandte hundert Louisd'or für die Stadtkaſſe, und überdies noch zweihundert Thaler, welche die ärmſten fünfzig Einwohner zu gleichen Theilen empfangen ſollten.

Die Herren des Raths waren außer ſich vor Freude, daß ſie ihr Netz nicht umſonſt ausgeworfen hatten. Sie hielten Nachmittags eine auſſerordentliche Sitzung, in welcher einem vorgeladenen Ausſchuß der Bürgerſchaft die Ehre bekannt gemacht wurde, daß der reiche Oſtindier nun ihr Mitbürger ſey. Man beſchloß, dieſe glückliche Begebenheit des folgenden Tages durch eine allgemeine Beleuchtung des Städtleins zu feiern. Der Rathsdiener Packer erhielt Befehl, dieſen obrigkeitlichen Beſchluß, dem die Lichtzieher großen Beifall ſchenkten, von Haus zu Haus anzuſagen, und die Unterlaſſung der angeordneten Feſtlichkeit mit einer anſehnlichen Geld- oder Gefängnißſtrafe zu bedrohen. Hieraus kann man beiläufig lernen, wie bisweilen die freiwilligen Erleuchtungen entſtehen, von welchen in den Zeitungen viel Aufhebens gemacht und gerühmt wird, daß jeder aus eigener Bewegung ſeine Lob- und Danklichter an der Flamme des Herzens angezündet habe.

Die Ausmittelung der fünfzig ärmſten Einwohner, die, nach Richards Vorſchrift, Mann für Mann vier Thaler zu empfangen hatten, war leicht und ſchwierig, wie man es nehmen wollte, weil ſich das ganze Städtlein in dürftigen Umſtänden befand. Das Mehr oder Weniger der Armuth abzuwägen, war den Rathsherren zu mühſam. Sie ernannten die Empfänger nach Gunſt und Gefallen, und der beliebte Herr Blaſſmann ſtand auf der Liſte oben an, ungeachtet er ſich durch Pfiffe und Kniffe in ziemlichen Wohlſtand verſetzt hatte. Hieraus iſt wieder zu lernen, wie gewiſſenhaft dergleichen Spenden meiſtens vertheilt werden.

Am Abende des folgenden Tages ſtand die ganze Stadt im herrlichſten Luſtfeuer. Hinter allen Fenſtern fackelten Lichter, die größten Theils, da es an Leuchtern gebrach, aus einem Hügelchen von Lehm, oder aus dem Halſe einer Flaſche herausbrannten. Viele gute Bürger hatten aber nicht blos ihre Fenſter, ſondern auch ihre Köpfe illuminirt. Die Fuſelbrenner waren beinahe noch mehr, als die Lichtzieher, mit der Einnahme dieſes Tages zufrieden. Jauchzend durchſchwärmten die begeiſterten Illuminaten die Gaſſen und ſchrien unaufhörlich: „Der reiche-Oſtindier, der neue Bürger ſoll leben!“

Aber dieſe Bacchanten und andere ſtill und nüchtern herum wandelnde Beſchauer der ſtattlichen Illumination bemerkten bald mit Erſtaunen und Mißfallen eine dunkle Lücke von vier Fenſtern, an welchen kein Licht, kein Lämpchen brannte. Es war Alberts Wohnung. Er hatte, um der Anzündung eines Ehrenlichts für den Oſtindier überhoben zu ſeyn, eine Reiſe auf's Land gemacht. „Seht den Rebellen!“ rief Blaffmann. „Trotzt er nicht öffentlich der Obrigkeit? Verſagt er ihr nicht den gebührenden Gehorſam? Und will er nicht dem ſteinreichen Oſtindier damit ein Schnippchen ſchlagen, und ſich vor uns Allen eine Gurke heraus nehmen? — Warte, du Gelbſchnabel, wir wollen dir Gurken ins Fenſter werfen!“ — So ſcheltend, hob er einen Stein auf und zerſchmetterte damit eine Scheibe. Jubelnd folgte der Pöbel ſeinem Beiſpiel. Nach fünf Minuten war kein Fenſter mehr ganz.

Indem aber Herr Blaffmann ſo ſträflich verfuhr, zogen ſich Wetterwolken über ſeinem eigenen Haupte zuſammen. Ihn hatte der Kitzel geſtochen, ſich durch eine bildliche Darſtellung mit Inſchrift vor allen andern Einwohnern, die nur ſtumme Lichter ans Fenſter geſtellt hatten, auszuzeichnen. Es ſollte etwas Charakteriſtiſches und Witziges werden und wenig oder nichts koſten. Was that der kluge Kopf? Er ſetzte die Perücke des Herrn Stadtpfarrers, die er eben zum Aufſchmücken bei ſich hatte, zierlich gekräuſelt und gepudert auf den Perückenſtock, ſtellte dieſen auf ein Blumenbret vor ſein Fenſter, umgab ihn mit Lampen und brachte daneben auf einem mit Oel getränkten Blatte folgende Inſchrift an:

Wer zählt die Haare
An dieſem Stutz?
So viele Jahre
Leb' Richard unter Gottes Schutz,
Seinen Feinden zum Trutz!

Dieſer Einfall ward bewundert und belacht; denn Herr Blaffmann hatte, um die ſchneeweiße Perücke von einem dunkeln Grunde abſtechen zu laſſen, den Perückenſtock mit einem ſchwarzen Tuche umhangen und ſie ſo gedreht, daß ſie der Gaſſe den Rücken zukehrte: es ſah alſo nicht anders aus, als ſchaute der Herr Paſtor bei dem Friſeur zum Fenſter hinein. Das Gerücht von dieſer ſonderbaren Erſcheinung verbreitete ſich ſchnell durch ganz Michelheim. Jedermann eilte hin, ſie zu betrachten. Auch der Küſter kam gerannt, ſah mit Kopfſchütteln die unanſtändige Figur, und hielt es für Pflicht, ſeinem beleidigten Obern davon Anzeige zu thun.

Der geiſtliche Herr entſetzte ſich über Blaffmanns Frevelthat, war aber augenblicklich entſchloſſen, den Schimpf nicht zu dulden. Er ging ſtracks vor die rechte Schmiede, zu dem Bürgermeiſter, und bat um ſchleunige Hülfe. Die Frau Bürgermeiſterin, die ſich in Alles mengte, wollte den Friſeur in Schutz nehmen und ſeinen Vorwitz als einen unſchuldigen Scherz darſtellen; der Pfarrer ließ ſich aber mit dieſer Vertheidigung nicht beſchwichtigen, ſondern beſtand darauf, daß die Perücke vom öffentlichen Pranger ſogleich weggenommen und Blaffmanns muthwilliger Mißbrauch des ihm anvertrauten Gutes exemplariſch beſtraft werde.

Der fromme Bürgermeiſter, der ſeinen Beichtvater nicht aufbringen wollte, weil er vor dem Löſe- und Bindeſchlüſſel geziemende Achtung und Furcht hatte, nahm nun auf das finſtere Geſicht ſeiner Gattin keine weitere Rückſicht, ſondern willfahrte dem Geſuch. Er ſchickte nach dem Rathsdiener Packer, und befahl ihm, den Friſeur aufzuſuchen und zu bedeuten, daß er die öffentliche Ausſtellung der geiſtlichen Perücke ſogleich ſchließen, und des folgenden Tages auf dem Rathhauſe erſcheinen ſolle, um darüber ſeine Verantwortung zu thun.

Packer, der ſein Oberſtübchen wie gewöhnlich illuminirt hatte, taumelte fort. Es war ihm ungelegen, daß er die abendlichen Mußeſtunden, die er gern in einer Kneipe zubrachte, auf Geſchäfte verwenden mußte. Er nahm ſich vor, ſeinen Zorn auszulaſſen. Der Mann, den er ſuchte, war bald gefunden. Er ſtand vor ſeiner Hütte, betrachtete mit Wohlgefallen ſein Werk und freute ſich der Lobſprüche, die ihm von Hack und Mack darüber geſagt wurden. „Marſch!“ rief Packer und ſtieß ihn unſanft in die Seite. „Der hochedle Herr Bürgermeiſter gebietet Euch, die Perücke dort oben vom Fenſter wegzuſchaffen und Euch morgen auf dem Rathhauſe zu geſtellen, wo Euch der Kopf gewaſchen werden ſoll.“

Erſchrocken fragte Blaffmann: wie er zu dieſen harten Andeutungen und zu dem noch härtern Rippenſtoße komme.

Das Verſtändniß ward ihm eröffnet.

„Iſts möglich?“ rief er aus. „Wie kann es der Herr Paſtor übel nehmen, daß ich ſeine Perücke, die er ſelbſt in der ganzen Stadt auf dem Kopfe herum trägt, in der unſchuldigſten Abſicht, und gleichſam mit einem Heiligenſchein umgeben, hier ausſtellte?“

„Macht das mit ihm und dem Herrn Bürgermeiſter aus!“ ſagte Packer. „Ich ſoll und muß dafür ſorgen, daß dem Spectakel ein Ende wird.“

Blaffmann, der ſein mit Beifall gekröntes Werk nicht gern vernichten wollte, ſuchte verzögernde Ausflüchte; aber der Rathsdiener erhob ſeinen furchtbaren Stock, trieb damit den widerſpenſtigen Schwätzer ins Haus, und ging nicht eher von dannen, bis die Perücke ſammt der Inſchrift von der öffentlichen Schaubühne weggebracht war. „Meine Gebühren will ich mir morgen an Gerichtsſtelle ausbitten;“ ſprach er beim Abſchiede. „Wir werden wohl mehr mit einander zu thun bekommen.“

Vierundzwanzigſtes Kapitel

Blaffmanns Drangſal und Triumph.

Richard erfuhr noch denſelben Abend, daß man ſeinetwegen Alberts Fenſter eingeworfen hatte. Das war ihm ſehr unangenehm. Konnte nicht Albert glauben, er ſelbſt ſey der Anſtifter einer ſo kleinlichen Rache? Dieſen Verdacht wollte er nicht auf ſich fallen laſſen. Er wandte ſich deßhalb an den Magiſtrat mit ſchriftlicher Bitte, den Rädelsführer Blaffmann und ſeine Rottgeſellen zur Verantwortung zu ziehen und auf eine nachdrückliche und ausgezeichnete Weiſe zu beſtrafen.

Blaffmann ſtand eben, wegen des Unfugs mit der Stutzperücke, vor den Gerichtsſchranken, als Richards Schreiben dem Bürgermeiſter übergeben wurde. Er las es mit ſichtbarer Gemüthsbewegung und ſagte: „Blaffmann! Blaffmann! Er hat geſtern einen unklugen Streich über den andern gemacht! Da kommt eben ein Klagebrief, worin Er beſchuldigt wird, Er habe den erſten Stein in Alberts Fenſter geworfen.“

„Ja, das that ich und ich rühme mich deß!“ ſprach der Friſeur freudig.

„Bringen Sie ſein Geſtändniß zu Protokoll, Herr Stadtſecretair!“ ſagte der Bürgermeiſter mit einem kläglichen Tone.

„Ich hoffe," fuhr Blaſſmann muthig fort, „die edlen und hochweiſen Herren werden mich darüber mehr loben als ſchelten. Die Illumination war von Denenſelben befohlen, alle Bürger und Einwohner leiſteten Gehorſam, nur Monſieur Albert ſpielte den Freiherrn, und ſteckte kein Licht an; da gerieth ich in Eifer und warf ihm die nachtſchwarzen Fenſter ein, um dem edeln Rathe meine Ergebenheit und dem Oſtindier Anhänglichkeit und Ehrfurcht zu beweiſen."

„Er hat ſehr fehl geſchoſſen!" ſagte der Stadtſecretair. „Eben der Mann, den Er durch eine tumultuariſche, geſetzwidrige Handlung zu ehren glaubte, iſt als Kläger gegen Ihn aufgetreten, und dringt darauf, daß Er gezüchtiget werde. Und das verdient Er in jeder Betrachtung! Denn ich weiß ſehr gut, daß Sein vergeblicher edler Enthuſiasmus nichts als Rache, hämiſche Selbſtrache war."

„Und ich weiß ſehr gut," ſagte Blaſſmann nachſpottend, „daß der Herr Stadtſecretair mein Freund nicht ſind."

„Das geſteh' ich gern;" antwortete Kreiſel. „Wie könnt' ich der Freund eines Menſchen von Seinem Schlage ſeyn? — Eines Menſchen, der immer, wie die tauſendzüngige Fama, die Poſaune der Klätſcherei am Munde hat, und überall, wo er ſeinen Fuß hinſetzt, den Samen der Zwietracht ausſtreut. — Doch wozu dieſer Wortwechſel? Er hat die gerügte That eingeſtanden; die Herren des Raths mögen Sein Strafurtheil ſprechen."

Der Bürgermeiſter rieb ſich verlegen die Stirn. Er befahl dem frechen Sünder, vor der Hand abzutreten und im Vorſaal auf weitern Beſcheid zu warten.

„Was machen wir nun mit dem Schuft?" ſagte der Bürgermeiſter und ſah ſeine Collegen an. „Meinetwegen möcht' er gehangen werden: aber die Damen ſchirmen und ſchützen ihn.“

„Ja, bei denen gilt er mehr, als er werth iſt!“ fiel Herr Trottel ſeufzend ein.

„Allen Reſpekt gegen die Damen!“ ſagte der Stadtrichter. „Ihre Protektion kann und darf aber den ſtracken Lauf der Gerechtigkeit nicht hemmen.“

„Dieſer Meinung trete ich vollkommen bei;“ ſprach Magiſter Gabriel.

„Ihr Herren könnt gut reden! Ihr habt keine Weiber!“ ächzte der Bürgermeiſter. „Aber wir armen beiden Ehemänner werden's ausbaden müſſen, wenn der Hausſchlange, dem Blaſſmann, etwas zu Leid geſchieht.“

„Und das muß nothwendig geſchehen;“ ſagte der Stadtſecretair. „Das iſt der Magiſtrat ſeiner Ehre und den Geſetzen ſchuldig. Und überdieß hat unſer Freund und Gönner, Herr Richard, der ſich den Sturm auf Alberts Fenſter nicht zurechnen laſſen will, mit dürren Worten gebeten, den Thäter auf eine ausgezeichnete Weiſe zu beſtrafen. Wir dürfen ihm alſo nicht durch die Finger ſehen und ihn etwa mit einem ſanften Verweiſe durchſchlüpfen laſſen.“

Der Bürgermeiſter befand ſich in einem höchſt unangenehmen Gedränge und ſaß einige Minuten lang in tiefen Gedanken. Endlich entſchloß er ſich, lieber ein häusliches Ungewitter auszuhalten, als den reichen Mann vor den Kopf zu ſtoßen. Er forderte daher den Stadtſecretair auf, einen annehmlichen Vorſchlag zu Blaſſmanns Beſtrafung zu thun.

„Wir verfahren ſehr gnädig mit ihm,“ erwiederte Kreiſel, „wenn wir ihn zum Erſatz des angerichteten Schadens verurtheilen, und ihn überdieß, als Anſtifter eines öffentlichen Tumults, drei Tage bei Waſſer und Brod gefangen ſetzen.

Der Conſul erſchrack und rief: „Nein, das iſt zu hart! Das kann ich zu Hauſe nicht verantworten!“ Doch Herr Schneppe und Meiſter Gabriel ſtimmten dem Stadtſecretair bei und Senator Trottel war aus Bequemlichkeit neutral. Der Bürgermeiſter ſtand nun, als Blaffmanns Verfechter, allein auf dem Platze und konnte das Feld nicht länger behaupten. Er gab alſo nach, handelte jedoch von den drei Gefängnißtagen einen herunter; und damit ihm wenigſtens der Ausſpruch des Urtheils von ſeiner Hausherrin nicht zur Laſt gelegt werden könnte, ſo bat er den Stadtrichter, das Wort zu führen.

Blaffmann ward wieder hereingerufen und erwartete mit ruhiger Miene, völlig freigeſprochen zu werden. Als ihm aber der Stadtrichter ſeine Sentenz eröffnete, fuhr er heftig dagegen auf, ſchalt die Herren insgeſammt parteiiſche Richter und erklärte mit ſtampfenden Füßen: er gehe durchaus nicht in den Bürgergehorſam.

„Nun, ſo muß man Ihn dahin führen laſſen;“ verſetzte der Stadtrichter und rief dem Rathsfrohn.

„Lebendig bringt Ihr mich nicht von der Stelle!“ ſchrie der Perückenmacher dem hereintretenden Häſcher entgegen.

„Iſt er Arreſtant?“ fragte Packer nach dem Rathstiſche hin; und kaum erhielt er ein Ja zurück, ſo wollte er ſeine Fauſt, wie ein Raubvogel die Fänge, in Blaffmanns Rockkragen einſchlagen. Aber entwiſchend lief der Flüchtling, als würde Haſchemännchen geſpielt, um den Gerichtstiſch herum, klammerte ſich bald an den, bald an jenen Stuhl, und riß beinahe die hochgebietenden Herren ſammt ihren Thronen zu Boden. Zuletzt fuhr er mit ſolchem Ungeſtüm unter den Tiſch, daß alle darauf ſtehenden Tintenfäſſer vor Schrecken aufſprangen und ſchwarze Thränenbäche vergoſſen. Eine der langen Manſchetten des Stadtrichters hatte das Unglück, von der raſchen Fluth ergriffen zu werden. Dieſer Schandfleck ſetzte den zierlichen Mann in Wuth. „Nun ergebt Euch den Augenblick!“ rief er unter den Tiſch hinunter. „Sonſt ſchwör' ich hoch und theuer, daß Ihr nicht zwei Tage, ſondern zwei Wochen gefangen ſitzen ſollt!“

Blaſſmann kroch hervor und ſagte: „Laſſen Sie uns ein vernünftiges Wort mit einander ſprechen, meine Herren! Sie wollen das Einwerfen der Albert'ſchen Fenſter mit zweitägigem Gefängniß beſtrafen, und ich muß mir das gefallen laſſen. Aber von dieſen zwei Tagen kommen höchſtens nur zwei Stunden auf meinen Kopf: denn es nahmen wenigſtens vier und zwanzig Perſonen an der Kanonade Theil, und alle dieſe Gehülfen will ich jetzt namentlich angeben, damit jeder ſeinen Lohn empfange. Schreiben Sie, Herr Stadtſecretair!“

„Schurke!“ murmelte Kreiſel in ſich hinein, und ſchrieb die ihm genannten Mitſchuldigen auf. Als er aber damit fertig war, erklärte er dem Denuncianten, daß der Verrath ſeiner Spieß- und Steingeſellen keinen rechtlichen Bewegungsgrund darbiete, die ihm zuerkannte Strafe um eine Minute zu verkürzen, ſondern daß er vielmehr durch dieſe niederträchtige Angeberei verdient hätte, mit doppelter Buße belegt zu werden. Blaſſmann wollte ſich von neuem dagegen auflehnen; aber Packer, dem der Stadtrichter mit den Augen winkte, ergriff ihn ſchnell am Arme, ſchleuderte ihn zur Thür hinaus, und brachte ihn glücklich ins Gefängniß, ungeachtet der Arreſtant unabläſſig mit ihm rang, ſich mit dem Brenneiſen und dem Puderbeutel wehrte, und damit den Gaſſen und Gäßlein, durch welche das Gefecht ging, ein eben ſo unerwartetes als lächerliches Schauſpiel gab. Packer ward bei dem Kampfe ſo weiß, als wäre er mit ſeinem dunkelblauen Rocke in einen Mehlſack gekrochen. Die Herren des Raths brachen in ein Gelächter aus, als er ſo geſtaltet zurückkam und ſeinen gehorſamſten Bericht über die vollzogene Verhaftung abſtattete.

Nur der Bürgermeiſter war zum Lachen nicht aufgelegt: denn er mußte nun bald vor dem furchtbaren Richterſtuhle ſeines Weibes erſcheinen und Rechenſchaft geben von einer That, deren höchſte Mißbilligung er mit Zittern voraus ſah. Er fürchtete, daß ihm ein gräßlicher Zank ſein für dieſen Mittag zubereitetes Leib- und Lieblingsgericht, Schinken mit Erbſen, verbittern und verſalzen würde. Und indem ihm dieſe traurigen Gedanken durch den Kopf zogen, ſandte ihm ſeine Gemahlin, noch vor Ablauf der gewöhnlichen Gerichtszeit, einen Boten mit dem gemeſſenſten Befehle, ſich ſofort nach Hauſe zu verfügen. Beſtürzt nahm er Hut und Stock und empfahl ſich mit ängſtlicher Eilfertigkeit. „Mein Herr Bürgermeiſter,“ ſagte der ſchalkhafte Stadtrichter, es dünkt mich heute nöthiger als jemals, Ihnen eine geſegnete und fröhliche Mahlzeit zu wünſchen.“ Schweigend verſchmerzte der Bürgermeiſter den Stich, fand es aber in ſeinem Herzen ſehr unchriſtlich, einen Betrübten noch mehr zu betrüben.

„Seyd ihr alle närriſch geworden auf dem Rathhauſe?“ fuhr ihm mit zornfunkelnden Augen ſein Hausdrache entgegen. „Warum verfolgt ihr Barbaren den ehrlichen Blaffmann? — Der arme Menſch ſchickt aus der Büttelei zu mir, meldet mir die ganze Paſtete und fleht mich um Beiſtand an. Er ſolle, läßt er mir ſagen, zwei Tage bei Waſſer und Brod ſitzen. Iſt das wahr?“

„Ja, leider iſt's wahr!“ ſeufzte Herr Felden. „Aber ich bin nicht Schuld — ich bin wahrlich nicht Schuld, liebe Frau! — Der Oſtindier, dem man nichts abſchlagen kann, drang auf ſtrenge Beſtrafung — der Stadtrichter, der harte Mann, ſprach das Urthel — und ich — überſchrien, überſtimmt — was wollt' ich machen?“

„Du biſt ein regierender Bürgermeiſter wie ein Hund für'n Groſchen!“ rief ſie mit grimmigem Gelächter. „Komm her, du Regent, ich will dir die Krone aufſetzen, die dir gebührt!“ Damit drückte ſie ihn auf einen Stuhl, hob ihm die Perücke vom Kopfe, ſtülpte ihm eine Nachtmütze auf, und zog ſie ihm über Augen und Ohren herunter. „Da ſitz' und hungere, du Schlafmütze!“ ſagte ſie. „Deine Portion Schinken und deine Flaſche Doppelbier habe ich dem unſchuldig Gefangenen geſchickt, und Du magſt an ſeiner Statt mit Waſſer und Brod fürlieb nehmen.“

„Nein, das geht zu weit! Das iſt wider Urthel und Recht!“ ſchrie er aufſpringend, und machte Miene, ſich als Mann und Hausherr zu zeigen. Er warf die Nachtmütze auf den Fußboden, ſetzte die Perücke haſtig wieder auf, ergriff ſeinen Stock, und es war einen Augenblick zweifelhaft, ob er ausgehen oder Schläge austheilen wollte. Die Wahrſcheinlichkeit des Letztern gewann ſogar die Oberhand; denn er ging raſch auf ſeine Frau zu und ſagte mit weinerlicher Stimme: „Haſt du nicht noch ein Bischen Schinken für mich?“ —

Sie lachte laut auf, und verſprach ihm ein kleines Schnittchen, wenn er angeloben wolle, ſogleich nach der Mahlzeit Anſtalt zu treffen, daß der Gefangene wieder auf freien Fuß komme. „Er iſt der einzige Menſch in der Stadt,“ ſagte ſie, „der mir den gebührenden Reſpekt erweiſ't; darum ſchütz' ich ihn aus ganzer Macht, und beſtehe darauf, daß er noch vor Sonnen Untergang wieder losgelaſſen werde. Sonſt ruf ich alle Weiber der Stadt zuſammen, wir machen einen Aufruhr, ſtürmen das Gefängniß und führen den wackern Mann im Triumph heraus.“

„Da ſey Gott vor!“ ſagte der Bürgermeiſter. „Die franzöſiſche Revolution hat in Europa ſchon alles auf den Kopf geſtellt; drum wollen wir doch ja in unſerer lieben Stadt, wo bisher noch Ruhe und Ordnung herrſchten, keinen ſolchen Wirrwarr anfangen. Blaſſmann ſoll binnen drei Stunden frei ſeyn; hier haſt du meine Hand darauf. Aber nun beſchicke den Tiſch: mich hungert entſetzlich!“

Nach eingenommener Mahlzeit, die ſehr knapp ausfiel, weil wirklich der größte und beſte Theil derſelben ſchon in der Büttelei verzehrt worden war, ging der Bürgermeiſter mit ſchwerem Herzen zum Stadtrichter, vertraute ihm ſeine häusliche Noth, und bat dringend, des Friſeurs Freilaſſung zu genehmigen. Herr Schnerpe bewilligte, nach einigem Widerſpruch und Gehöhne, die Bitte des Kreuzträgers, ließ ſich aber durch keine Vorſtellung bewegen, die zugeſtandene Befreiung ſogleich zu geſtatten, ſondern beharrte darauf, den Verbrecher bis nach Sonnen Untergang im Kerker zappeln zu laſſen.

Während der Zeit eilte Madame Felden zur Frau Gevatterin Trottel, weil deren Fenſter die angenehme Ausſicht auf die Büttelei hatten. Es wurden mehrere gleichgeſinnte Damen dahin zu dem Vergnügen berufen, den edlen Dulder aus den Pforten des Kerkers wandeln zu ſehen. Sie warteten insgeſammt mit brennender Sehnſucht auf dieſes herrliche Schauſpiel. Endlich ging die Sonne unter, und der Damen Sonne ging auf. Herr Blaſſmann trat aus dem ſchwarzen Gefängnißpförtchen frei hervor. „Vivat! vivat!“ riefen ſeine Gönnerinnen aus den geöffneten Fenſtern, und ſchwangen ihm weiße Tücher, als Freudenfahnen, entgegen. Gerührt blieb er ſtehen, entblößte ſein Haupt, verbeugte ſich tief, und begab ſich, von neuem Vivatruf begleitet, ſtolz und fröhlich nach Hauſe.

Fünfundzwanzigſtes Kapitel.

Das Caſino.

Herr Kreiſel, der keine Gelegenheit verſäumte, ſeinen poetiſchen Springbrunnen ſpielen zu laſſen, goß ſeinen gerechten Aerger über Blaſſmanns Triumph in einem ſatiriſch-komiſchen Gedichte aus, das aber erſt nach ſeinem Tode — den Apollo und die Muſen noch lange abwenden mögen — gedruckt werden ſoll. Er theilte das Manuſcript blos dem Stadtrichter und dem Oſtindier mit, die ſich nicht wenig daran ergößten. Richard und Kreiſel waren vertraute Freunde geworden. Sie kamen täglich zuſammen, und Michelheims Horaz befand ſich an der üppigen Tafel des oſtindiſchen Mäcenas ungleich beſſer, als an dem magern Koſttiſche des Rathskellers, wo er gewöhnlich zu ſpeiſen pflegte.

Eines Tages erinnerte ihn Richard an ihr, bei des Dichters erſtem Beſuche gehaltenes Geſpräch über den Geiſt der Kleinſtädter. „Ihre Schilderung," ſprach er, „dünkt' mich damals ein Karrikaturbild; doch je länger ich hier wohne, je treffender finde ich Ihr Gemälde, und das Poſſenſpiel, das täglich vor meinen Augen aufgeführt wird, beluſtiget mich. Ich wünſchte nur, daß ich einen bequemern Sitz vor der Bühne hätte. Der Aufenthalt im Gaſthofe, wo mich faſt jede Nacht das Getümmel der

Frachtfuhrleute im Schlafe ſtört, will mir nicht mehr gefallen.“

Kreiſel ſchlug ihm den Ankauf eines großen Meierhofes vor, der am Ende der Vorſtadt lag und mit einem ſchönen, geräumigen Herrenhauſe verſehen war, das ein in Ungnade gefallener Miniſter erſt vor zehn Jahren gebaut, und bis an ſeinen, kurz vor Richards Ankunft erfolgten Tod einſiedleriſch bewohnt hatte. Den Werth und die Annehmlichkeit des Grundſtücks erhöhte ein zierlicher Luſtgarten, der ſich eben jetzt in Gefahr befand, vernichtet und in ein Krautfeld verwandelt zu werden. Ein reicher Bauer handelte mit dem Erben des Miniſters um das Gütchen, und hatte ſchon auf der Bierbank das Todesurtheil über den Garten geſprochen. Er war aber zum Glück noch nicht Herr über Leben und Tod der Blumen und Bäume; denn der Abſchluß des Handels ſtieß ſich noch an einige hundert Thaler, die der zähe Landmann nicht geben und der geizige Erbe nicht nachlaſſen wollte.

Richard entſchloß ſich ſogleich, den Garten vom Untergange zu retten. Die beiden Freunde beſahen mit einander den Meierhof. Er gefiel dem Indier; und da ihm die paar hundert Thaler, derentwegen ſich der Krautbauer unſchlüſſig hinter den Ohren kratzte, eine Kleinigkeit waren, ſo kam der Kauf mit drei Worten zu Stande.

Einige Tage darauf bezog Richard ſein neues Wohnhaus. Das machte Aufſehen! Die ganze Stadt ſprach eine Woche lang von nichts anderm. Man hielt es nun für entſchieden, daß er ſein Leben in Michelheim beſchließen und ſich mit Elſen vermählen würde. Das Letztere glaubte man um ſo eher, da die Sage ging, Albert und der Hauptmann wären mit einander zerfallen, weil Dieſer am Richardsfeſte ziemlich glänzend illuminirt, und Jener es ganz unterlaſſen hatte. Beide ſollten ſich darüber, wie es hieß, Vorwürfe gemacht und tüchtig gezankt haben. Dieſes ſchwankende Gerücht ſchien ſogar durch den Umſtand, daß Albert den zweiten Tag nach der Illumination mit Sack und Pack von Michelheim abgereiſt war, einigen Halt zu bekommen. Die zerſchmetterten Fenſter hatte er ſeinem Hauswirthe bezahlt und ſich gegen den Magiſtrat ſchriftlich erklärt, daß er den Betrag des von dem Friſeur zu leiſtenden Schadenerſatzes der Armenkaſſe ſchenke. Er hatte damit in Michelheim gleichſam ſein Teſtament gemacht, und die Spürer und Forſcher wollten auch noch aus vielen andern Merkmalen ſchließen, daß es mit ſeinem Leben dort aus ſey. Eliſens Feindinnen mißgönnten ihr zwar den reichen Gemahl, der ihr beſtimmt ſchien; doch auf der andern Seite ſah man es gern, daß der gaſtfreie Mann, der nun auch nächſtens wieder einen ſtattlichen Einzugsſchmaus geben mußte, in Michelheim blieb, und ſo hoben ſich Verdruß und Vergnügen gegen einander auf.

Nur der Gaſtwirth war mit dem Kaufe des Meierhofes ſehr unzufrieden. Er verlor dadurch einen Miethmann, den er zeitlebens zu behalten gewünſcht hätte. Das obere Stockwerk ſeines Hauſes brachte ihm oft Monate lang keinen Groſchen ein, weil ſelten ein Reiſender von Stande nach Michelheim kam, und die im goldenen Faſſe ausſpannenden Frachtführer nicht gewohnt waren, ſich beſondere Zimmer geben zu laſſen. Doch der betrübte Mann ward auf eine unverhoffte Weiſe getröſtet. Die Honoratioren des Orts plagte ſeit einiger Zeit der Wunſch, ein Caſſino zu beſitzen, damit andere *große Städte* — denn unter *dieſe* zählte jeder Michelheimer ſein Michelheim — nichts vor ihnen voraus hätten. Es war aber, ſeitdem dieſer Einfall ihre Köpfe beſchäftigte, kein Haus mit hinreichendem Raum zu einer ſolchen, ins Große gehenden Anſtalt zu finden. Da ward nun auf Einmal der Hauptſtock des Gaſthofes wieder leer, und eignete ſich vollkommen dazu: denn er enthielt vier Zimmer in Einer Reihe, und neben denſelben einen Saal, der den einzigen Fehler hatte, daß Tänzer von etwas langer Statur ihre Sprünge vorſichtig zügeln mußten, um nicht mit der Scheitel an die Sterne zu ſtoßen, mit welchen die Decke auf einem azurblauen Grunde ſinnvoll bemalt war, um anzudeuten, daß man ſich hier in einem Himmel befinde. Herr Kreiſel, der den Auftrag hatte, einen Platz für das Caſſino auszuforſchen, ergriff die ſchöne Gelegenheit, und konnte den anſehnlichen Zins, den der Gaſtwirth forderte, um ſo leichter gewähren, da ſich Richard erklärte, dem Caſſino beizutreten und die Hälfte der Jahrmiethe allein zu tragen. Er wollte durch dieſes Opfer den knauſerigen Herren und Damen des Städtchens einen Gefallen erweiſen, und überhaupt das Gelingen der Sache befördern, damit er, ſo oft es ihm gefiele, das Vergnügen haben könnte, die ſchnurrigen Männlein und Weiblein gleichſam in ihren Schlafröcken und Nachthauben zu ſehen, weil ſie in einem Hauſe, wo ſie für ihr Geld lebten, nicht genöthiget waren, ſich Zwang anzuthun. Denn lud er ſie zu Gaſte, ſo verlarvten und verſchönerten ſie ihre Natur, und kehrten die beſte Seite heraus. Sie machten ſich freilich gerade dann am lächerlichſten, wenn ſie ſich vorſetzten, recht zierlich und liebenswürdig zu ſeyn; doch auf ihren hohen Paradepferden hatte ſie Richard ſchon mehrmals geſehen; er wollte ſie nun auch als nachläßige Fußgänger kennen lernen.

Sein freigebiges Anerbieten nahmen Alle, die zu dem Caſſino unterzeichneten, ohne Bedenken mit Dank an; aber dennoch wäre beinahe das treffliche Werk aus zwei Urſachen kann aber beſſer laufen als ich, und darin beſteht ſeine Unſchuld.“

Der Stadtrichter war gleicher Meinung. Die Unterſuchung ward nicht angeſtellt. Beide Widerſprecher fielen bei der Frau Bürgermeiſterin in Ungnade, machten ſich aber wenig daraus.

Das Caſſino war, wie ſich voraus ſehen ließ, ein Schauplatz vieler Lächerlichkeiten. Man beſtrebte ſich hier allgemein, die Sitten und Gebräuche der Großſtädter nachzuahmen. Es war aber ſchon ein Verſtoß gegen die anderwärtige Verfaſſung der ächten Caſſino's, daß in dem zu Michelheim die Damen einen Tag wie den andern Sitz und Stimme hatten. Sie zierten ſich, wie gewöhnlich, am meiſten. Sie entſagten vor allen Dingen dem guten Stadtbiere, das ſie insgeſammt liebten, und tranken ſchwachen, erbärmlichen Thee, mit möglichſter Schonung des dazu gegebenen wenigen Zuckers, den ſie einſteckten und mit nach Hauſe nahmen. Der Tabaksrauch, der ſchon ihre Wiegen umnebelt hatte, ward ihnen auf Einmal unleidlich. Sie bekamen den Huſten und andere Uebelkeiten davon, und führten den Schmauchern oft zu Gemüthe, daß die Damen in großen Städten mit dieſer garſtigen Unart verſchont würden.

Da ſie ſich in Allem, ſo viel als möglich, nach jenen Vorbildern richteten, ſo hätten ſie auch gern mit feinen Damen-Arbeiten, zum Beiſpiel mit denen, die man im gemeinen Leben — wenn Schreiber dieſes recht gehört hat — Tampouriren und Häkeln nennt, öffentlich geprunkt; doch nur geübt, die Maultrommel der Klätſcherei zu rühren, und einander, wie Katzen, zu häkeln, machten ſie in jenen Künſten unglückliche Verſuche, und handhabten dann wieder die alten Stricknadeln, die übriler allenthalben als einen ſchätzbaren Künſtler und ſeinen Hausfreund darſtellte. Als er aber an der Spitze ſeiner Bundesgenoſſen anrückte, um für ihn einen Stuhl im Caſſino zu erobern, ſchlug ihn Richard mit wenigen Worten auf's Haupt. Er erklärte nämlich: er ſage ſich, wenn er mit dem klatſchhaften Perückenmacher in Geſellſchaft treten ſolle, von dem Caſſino und ſeinem Verſprechen, den halben Jahrzins zu bezahlen, völlig los, wolle hingegen die Berichtigung der ganzen Hausmiethe übernehmen, wenn dem zudringlichen Menſchen die Thür verſchloſſen würde. Das that gute Wirkung. Blaſſmann bekam nun einſtimmig den Repuls, und ſelbſt ſeine hohe Beſchützerin ließ ihn im Stiche, weil der Freiplatz im Caſſino ihrem Geize behagte.

Auch die Streitigkeit mit dem Gaſtwirth endigte ein gütlicher Vertrag. Es ward ſcharf behandelt und beſtimmt, was er für eine Flaſche Bier, eine Portion Butterbrod, und ſo weiter, zu fordern berechtigt ſeyn ſolle; und als er ſich dieſen Zügel anlegen ließ, war man zufrieden.

Das Caſſino ward mit einer fröhlichen Abendmahlzeit eingeweiht. Aber bei der Tafel ereignete ſich ein verdrießlicher Vorfall. Es flog ein anſehnlicher Klumpen weicher Straßenkoth durch ein offnes Fenſter ins Speiſezimmer, und ſchoß der Frau Bürgermeiſterin ſo vollſtändig ins Geſicht, daß es plötzlich, wie mit einer ſchwarzen Larve, bedeckt ward. „Blaſſmann ſpukt!“ rief Kreiſel und ſtürzte fort, indem die übrige Geſellſchaft von unthätigem Entſetzen gelähmt ſaß. Er wollte den Thäter fangen, und rannte, da er niemanden vor dem Hauſe fand, in Blaſſmanns Wohnung. Aber ruhig, wie die reinſte Unſchuld, war der fleißige Mann mit dem Bau einer Perücke beſchäftiget, und verſicherte hoch und theuer, er ſey den ganzen Abend von ſeinem Stuhle nicht aufgeſtanden. Kreiſel konnte ihn des Gegentheils nicht überweiſen; er mußte ſich unverrichteter Sache zurückziehen.

Indeſſen hatte ſich die Frau Bürgermeiſterin demaskirt, und die verſcheuchte Freude fand ſich allmälig wieder ein. Sie waltete beſonders beim Nachtiſch, als man ein heiteres, von dem gekrönten Poeten ausdrücklich zu dieſer Gelegenheit gedichtetes Einweihungslied ſang, wovon hier eine Strophe zur Probe ſtehen mag.

Tretet froh und gutgeſinnt
In der Freundſchaft Hallen!
Nach des Tages Hitz und Laſt
Sey hier wohl uns Allen!
Lieb' und Freundſchaft, Hand in Hand,
Mögen traut hier wallen,
Und die Zänker jaget fort
In des Teufels Krallen!

Sechsundzwanzigſtes Kapitel.

Geſellige Unterhaltungen im Caſino.

Die fliegende Larve kam wirklich aus Blaffmanns Hand. Da er aber gleich nach dem Schuß, wie ein gehetzter Haſe, davon lief, ſo gelang es ihm, ſeine Klauſe unentdeckt zu erreichen. Es that ihm nicht im geringſten leid, als er hörte, daß der blinde Wurf die wortbrüchig gewordene Frau Bürgermeiſterin getroffen hatte. Er wollte jedoch nicht ganz mit ihr in Feindſchaft gerathen; darum ging er des nächſten Morgens mit frecher Stirn zu ihr. Sie empfing ihn kalt und zieh ihn der ihr widerfahrenen Mißhandlung. Er geberdete ſich, als wandelte ihn eine Schreckens-Ohnmacht an, ſchlug ſo heftig, daß Puderwolken aufflogen, an ſeine Bruſt, betheuerte damit ſeine Unſchuld, und nannte verſchiedene Perſonen, welche die verruchte That wohl verübt haben könnten. Sie glaubte ihm; die alte Freundſchaft ward wieder hergeſtellt. Als ſie aber die von ihm beſchuldigten Leute vor Gericht gezogen haben wollte und der Bürgermeiſter darüber die Abfaſſung eines Protokolls auf dem Rathhauſe verlangte, ſagte Kreiſel mit Unwillen: „Ich ſetze deßhalb keine Feder an! Soll ich zum Werkzeuge dienen, unſchuldige Menſchen zu quälen? Blaffmann und kein Anderer war der Larvenfabrikant!“ Er kann aber beſſer laufen als ich, und darin beſteht ſeine Unſchuld.“

Der Stadtrichter war gleicher Meinung. Die Unterſuchung ward nicht angeſtellt. Beide Widerſprecher fielen bei der Frau Bürgermeiſterin in Ungnade, machten ſich aber wenig daraus.

Das Caſſino war, wie ſich voraus ſehen ließ, ein Schauplatz vieler Lächerlichkeiten. Man beſtrebte ſich hier allgemein, die Sitten und Gebräuche der Großſtädter nachzuahmen. Es war aber ſchon ein Verſtoß gegen die anderwärtige Verfaſſung der ächten Caſſino's, daß in dem zu Michelheim die Damen einen Tag wie den andern Sitz und Stimme hatten. Sie zierten ſich, wie gewöhnlich, am meiſten. Sie entſagten vor allen Dingen dem guten Stadtbiere, das ſie insgeſammt liebten, und tranken ſchwachen, erbärmlichen Thee, mit möglichſter Schonung des dazu gegebenen wenigen Zuckers, den ſie einſteckten und mit nach Hauſe nahmen. Der Tabaksrauch, der ſchon ihre Wiegen umnebelt hatte, ward ihnen auf Einmal unleidlich. Sie bekamen den Huſten und andere Uebelkeiten davon, und führten den Schmauchern oft zu Gemüthe, daß die Damen in großen Städten mit dieſer garſtigen Unart verſchont würden.

Da ſie ſich in Allem, ſo viel als möglich, nach jenen Vorbildern richteten, ſo hätten ſie auch gern mit feinen Damen-Arbeiten, zum Beiſpiel mit denen, die man im gemeinen Leben — wenn Schreiber dieſes recht gehört hat — Tampouriren und Häkeln nennt, öffentlich geprunkt; doch nur geübt, die Maultrommel der Klätſcherei zu rühren, und einander, wie Katzen, zu häkeln, machten ſie in jenen Künſten unglückliche Verſuche, und handhabten dann wieder die alten Stricknadeln, die übrigens hier kein Tadel treffen ſoll, weil ſie ſeit uralter Zeit, in den Händen fleißiger Hausfrauen, mehr Nutzen ſtifteten, als von der Tampourin-Nadel bis ans Ende der Welt zu rühmen ſeyn wird. Eines Abends hatte eine alte Matrone, der ſogar das Stricken nicht recht von der Hand ging, den wunderbaren Einfall, ſich ihr Spinnrad ins Caſſino nachtragen zu laſſen. Darüber fuhr aber die ganze Geſellſchaft ſcheltend auf, und erklärte dem Mütterchen, daß dieſe gar zu gemeine Beſchäftigung hier nicht geduldet werden könne. Das Spinnrad mußte nun ſogleich den vornehmen Ort mit Schimpf und Schande wieder verlaſſen.

Bisweilen nahm man Pfänderſpiele vor, wobei mit einem zuſammengedrehten Tuche weidlich kallaſcht wurde. Die Frau Doktorin Salm, die gern mit ihrem Bißchen Witz und Verſtand glänzte, brachte das Sprüchwörterſpiel in Vorſchlag. Man kam aber damit nicht fort, weil nur ſie und der Stadtſecretair die Fähigkeit beſaßen, Rollen zu übernehmen und aus dem Stegreif zu ſprechen. Dann und wann unterhielt ſie auch die Geſellſchaft dadurch, daß ſie die Komödienzettel, die ſie wöchentlich aus der Hauptſtadt erhielt, von Wort zu Wort ablas, und den Inhalt der ihr bekannten Stücke declamatoriſch vortrug. Die Zettel wurden dann, nach der Zeitfolge, an die Wand geheftet, damit es das Anſehen haben ſollte, als würde täglich in Michelheim ein Schauſpiel gegeben.

Die Herren vertrieben ſich meiſtens die Zeit mit Kartenſpielen, wobei Mancher, der ein paar Gröſchlein verlor, Fortunen deßhalb noch heftiger ausſchalt, als weiland der Dichter Bürger, der ſie, wie bekannt, öffentlich an den Pranger ſtellte. Andere, die nicht ſpielten, tummelten ſich auf dem Steckenpferde der Politik. Der muthigſte Reiter war der Kaufmann Cubebius. Er wußte die geheimſten Geheimniſſe der europäiſchen Kabinette; und wollte man ihm nicht glauben, ſo zog er Briefe aus der Taſche, ſchlug darauf und ſprach: „Da ſteht's, meine Herren! Mehr ſag' ich nicht!“ — Einemals verlor er im Caſſino einen ſolchen wichtigen Brief, auf den er kurz zuvor ſtark gepocht hatte. Der glückliche Finder lief begierig damit in einen Winkel, und zu ſeinem Erſtaunen enthielt die Depeſche nichts als die Worte: „Ew. Edlen werde die verlangten Partien Pfeffer und Swicent-Tabak nächſtens durch Fuhrmann Steffen dienſtwillig zu übermachen ohnermangeln.“

Auch der leibliche Genuß im Caſſino veranlaßte verſchiedene lächerliche Auftritte. Alle Gattungen von Speiſe und Trank, die gewöhnlich an ſolchen Orten begehrt werden, waren vertragsmäßig auf den geringſten Preis herabgeſetzt, und doch den ſparſüchtigen Gäſten noch viel zu theuer. Sie führten daher noch manches Päckchen Butterbrod heimlich ein und verzehrten es in einem Winkel, damit der Unterſchleif von dem Gaſtwirth und den Seinigen nicht bemerkt werden ſollte. Man trieb oft die Vorſicht ſo weit, daß der eine Ehegatte Wache hielt, und wie ein Schirm vortrat, wenn der andere die Contrebande verſchluckte; aber dennoch ertappte der lauernde Wirth einige ſolche Paſcher auf der That, und beſtrafte ſie laut und öffentlich mit unglimpflichen Worten.

Alle dieſe Erbärmlichkeiten waren dem Oſtindier um ſo mehr eine reiche Quelle von Beluſtigung, da ſie gegen ſeine Art zu leben und zu handeln himmelweit abſtachen. Er brachte die meiſten Abende im Caſſino zu, ungeachtet er dort keine ruhige Stunde hatte, weil er beſtändig mit kriechenden Ehrfurchtsbezeugungen, ekelhaften Schmeicheleien und einfältigen Fragen gehudelt ward. Die guten Michelheimer, die einander immer mit ihren weitſchweifigen Amtstiteln anredeten, konnten ſich durchaus nicht daran gewöhnen, den ungeheuer reichen Mann nur ſchlechtweg bei ſeinem Namen zu nennen. Einer nannte ihn Excellenz, der andere Ew. Hoheit, und das kahle Sie ging nur Wenigen über die Zunge: die Meiſten ſagten Dieſelben oder gar Hochdieſelben. Es ward ihm oft dringend ans Herz gelegt, ſich in den Grafenſtand erheben zu laſſen. Die Leutchen hätten für ihr Leben gern einen Grafen in ihrem Caſſino gehabt. Auch war es ihnen nicht lieb, daß er das aſiatiſche Gewand, das er Anfangs in Michelheim trug, ſchon ſeit einigen Monaten abgelegt hatte und jetzt überall in der gewöhnlichen europäiſchen Kleidung erſchien. Sie fühlten ſich überaus glücklich, wenn ſie vor irgend einem Götzen, der durch äußerlichen Glanz einen ſtarken Eindruck auf ihre Augen machte, niederfallen und anbeten konnten.

Siebenundzwanzigſtes Kapitel.

Das Narrenreich.

Es war in den erſten Tagen des Septembers, als einsmals die Titelnarren dem Oſtindier ganz beſonders ſcharf zuſetzten, ſich um die Grafenwürde zu bewerben, oder ſich wenigſtens einen anſehnlichen Titel zu verſchaffen, der, wie ſie verſicherten, von ihrem Landesfürſten um einen billigen Preis zu erhalten ſeyn würde. Richard hatte bei dieſem Geſchwätz, das kein Ende nahm, ſehr lange Weile. Er bat den Stadtſecretair leiſe, mit ihm in ſeine Wohnung zu gehen, wo ſie bei einer Flaſche Burgunder ein vernünftiges Wort ſprechen wollten.

Sie gingen. Es blieb nicht bei einer Flaſche. Der Burgunder war gut; ſie wurden luſtig.

Die Rede kam unter anderm auf die Titelnarren. „Kreiſel, geben Sie mir einen guten Rath, wie ich mir das Volk vom Halſe ſchaffe;“ ſagte Richard. „Es will den titelloſen Menſchen durchaus nicht mehr unter ſich dulden; es beſteht darauf, er ſoll Graf werden.“

„Ich würde gleich noch ein paar Schritte weiter gehen;“ antwortete Kreiſel: „ich würde mich eigenmächtig zum König der Narren erheben.“

„Zum König der Narren?“ — fragte Richard mit Verwunderung. „Meynen Sie, daß ich Talent dazu habe?“

„Allerdings!“ verſetzte der Dichter. „Sie haben Talent und Kraft, der Narren zu ſpotten, und zu dieſem Zweck einen Schwank, im Geſchmack der Narrengeſellſchaften und Narrenorden des Mittelalters und der babiniſchen Republik in Polen, auszuführen. Bei der letztern — die ihren Namen von dem Landgute eines Magnaten hatte, der des Ordens Oberhaupt war — wählte man einen König und beſetzte die vorzüglichſten Hof- und Staatsämter. Es gab viel zu lachen, weil die Aemter mit ſatiriſcher Beziehung auf den Charakter und die Neigung der Perſonen, die man beamtete, ertheilt wurden. Einen unmäßigen Zecher zum Beiſpiel ernannte man zum Kron-Großmundſchenken, einen ſtarken Eſſer zum Oberküchenmeiſter, einen feigen Maulhelden zum Kron-Großfeldherrn und ſo weiter. Das hatte bisweilen eine heilſame Wirkung: mancher Verſpottete beſſerte ſich; und ſo ließen ſich vielleicht auch unſere Titelnarren auf dieſem Wege zur Vernunft bringen.“

Richarden gefiel der Einfall. Er beſchloß ſogleich im fröhlichen Rauſche, die vorgeſchlagene Poſſe nächſtens zu ſpielen, und bei dem noch ſchuldigen Einweihungsfeſte ſeiner Wohnung die Narrenkrone zu tragen. Es war dringend nöthig, jenes Feſt bald zu geben, weil er täglich darum gemahnt wurde. Kreiſel griff alſo auf der Stelle zur Feder und entwarf das Formular eines Beſtallungsbriefes für die Beamten des Narrenreiches. Es lautete ſo:

„Da ich, nach langer Verblendung, zur Erkenntniß gekommen bin, daß ein Mann ohne Rang und Titel eine Laterne ohne Licht iſt, auch meine verehrten, mit Titeln reichlich geſegneten Mitbürger mir oft dringend ans Herz legten, mich aus der Dunkelheit zu erheben und ein ſtrahlendes Licht leuchten zu laſſen: ſo habe ich, um auf Einmal ein Stern der erſten Größe zu werden,

den Entſchluß gefaßt, das herrliche, im Mittelalter blühende, aber ſeitdem untergegangene Narrenreich aus ſeinen Trümmern aufzurichten, es wieder in der guten Stadt Michelheim neu zu gründen und mich zum König deſſelben zu erklären. Ich ſetze mir demnach hiermit ſelbſt die Narrenkrone auf und ordne und gebiete, daß männiglich mir die gebührende Verehrung erweiſe. Aber unvermögend, mein groſes Reich allein zu verwalten, und daher in die Nothwendigkeit geſetzt, einen Theil der Regierungslaſt auf die Schultern treuer Diener zu legen, habe ich auf Euch N. N. mein Vertrauen geſtellt, und ernenne Euch hiermit — —“ u. ſ. w.

Die Zecher ſchritten nun ſtracks zur Wahl der Hof- und Staatsbeamten, denen dergleichen Beſtallungsbriefe ins Haus geſandt werden ſollten. Sie beſtimmten den Bürgermeiſter zum Premier-Miniſter, den Stadtrichter zum Feldmarſchall, den Senator Trottel zum Oberküchenmeiſter und den Magiſter Gabriel zum Conſiſtorial-Präſidenten. Die Stelle des Hofpoeten bat ſich Herr Kreiſel aus. „Wenn aber die Komödie,“ ſprach er, „recht ordentlich und poſſirlich werden ſoll, ſo dürfen die hohen Reichsherren nicht in ihren gemeinen Philiſterkleidern nach Hof kommen; ſie müſſen in einem feierlichern Coſtüm erſcheinen; und das will ich ihnen von meinem Freunde, dem Director des fürſtlichen Theaters, verſchaffen.“

Achtundzwanzigſtes Kapitel.

Das Narrenlied.

Acht Tage darauf brachte die Poſt dem Stadtſecretair eine große Kiſte voll prächtiger, reichverbrämter, uraltmodiſcher Staatskleider, nebſt ſpaniſchen Perücken, mit fünfzehn bis zwanzig Stockwerken von Locken, Hüten mit Federbüſchen und anderm ſolchen Plunder, den man vor mehrern hundert Jahren an den Höfen zu Madrid und Paris trug. Alles war funkelneu und noch nicht auf der Bühne gebraucht.

Kreiſel ordnete für jeden der vier Reichsbeamten, die im vorigen Kapitel gewählt wurden, einen vollſtändigen, ihrer Statur angemeſſenen Anzug, den ihnen Richard ſammt der Beſtallungs-Urkunde ins Haus ſchickte. Ein Handbriefchen beſtimmte ihnen zugleich einen gewiſſen Tag, an welchem ſie, mit den zugeſandten Gewändern bekleidet, zur feierlichen Inſtallation und darauf folgenden Mittagstafel mit königlicher Equipage abgeholt werden ſollten. Die übrigen Notablen wurden mit ihren vornehmen Familien zur Abendtafel eingeladen.

Man war vorher auch Willens, den Kaufmann Cubebius zum Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten zu erheben und noch mehrere Aemter mit andern Salbadern zu beſetzen; theils aber waren die angekommenen Paradekleider dazu nicht hinlänglich, theils hatte Richard nicht Luſt, mit jedem Pinſel vertraulich zu ſcherzen. Es blieb daher bei den ausgetheilten vier Rollen, weil der Zweck, die kleinſtädtiſche Titelſucht lächerlich zu machen, ſchon dadurch erreicht ward. Doch ſtellte Kreiſel, zu Verſpottung ſeiner hohen Vorgeſetzten, noch an, daß Richard ſeinem Affen ein eben ſolches Gewand fertigen ließ, wie es Jenen zugeſandt worden war, und wie es am Cour-Tage der Hofpoet ſelbſt anlegen wollte.

Was erſtaunten die Herren des Raths, als ſie die Beſtallungsbriefe und Ehrenkleider empfingen! Sie glaubten, der Oſtindier ſey wahnwitzig geworden. „Und iſt das wohl ein Wunder?“ ſagten ſie. „Er hat ſich eine lange Reihe von Jahren in einem heißen Erdſtrich aufgehalten, hat dort den Krankheitsſtoff eingeſammelt, und wir haben nun das Unglück, daß ſein Koller hier ausbricht. Es iſt nur gut, daß er Geld genug hat, ſich ſelbſt ein Tollhaus zu bauen.“

So ſprachen ſie auf dem Rathhauſe zu einander. Kreiſel war noch nicht da. Er kam und belehrte ſie eines Beſſern. „Herr Richard iſt bei ſehr geſundem Verſtande!“ hob er an. „Er hat bei der Stiftung ſeines Narrenreiches die gute Abſicht, unſerm todten geſelligen Leben etwas muntern Geiſt einzuhauchen. Stoßen ſich die Herren nur nicht an den Namen der Sache! Die Narrenorden ſtanden vor Zeiten in einem ſolchen Anſehen, daß ſich Könige und Fürſten nicht ſchämten, Mitglieder derſelben zu ſeyn.

„Herr Stadt-Secretarie!“ ſagte der Bürgermeiſter und drohte ihm mit erhobenem Zeigefinger: „Sie ſtecken mit dem Oſtindier unter einer Decke und wollen uns unglaublicher Dinge überreden. Womit können Sie die Wahrheit derſelben beweiſen?“

Kreiſel legte ihnen ein Buch vor, worin alles, was er geſagt hatte, gedruckt ſtand. Nun fanden ſie weiter kein Bedenken, ſich in den Königs- und Fürſtenſcherz einzulaſſen. Das Sprichwort: Aemtchen bringen Käppchen, machte ihnen noch mehr Luſt dazu. Doch nahmen ſie ehrlich mit einander die Abrede, die Käppchen nicht für ſich ſelbſt, ſondern für die ganze werthe Stadt und Bürgerſchaft zuſchneiden zu laſſen.

Als nun der wichtige Tag erſchien, hatten ſie ſich, wie wahre Schauſpieler, ein Ankleidezimmer auf dem Rathhauſe eingerichtet und legten ihre Hoftracht dort an, weil ſie ſich ſchämten, damit über die Straße zu gehen, und doch auch ihrem König nicht zumuthen wollten, jeden beſonders in ſeiner Wohnung abholen zu laſſen. Höflich erbaten ſie ſich daher Tages zuvor einen einzigen Wagen, beſtellten ihn vor die Thür des Rathhauſes, und waren hier Richards bequemer und geräumiger Kutſche, die ſie ſchon kannten, gewärtig. Statt derſelben erſchien aber ein ungeheuer großer, mit vergoldetem Schnitzwerk gezierter Palankin, den acht Bedienten auf den Schultern trugen und eine zahlloſe Volksmenge begleitete. „Was in aller Welt ſoll das Gerüſt bedeuten?“ ſagten die Senatoren, und ſahen mit gefalteten Händen einander an. Da guckte der Stadtſecretair mit einer rieſenhaften Allongenperücke aus den ſeidenen Vorhängen des Palankins hervor und winkte den Staunenden, ſich herab zu bemühen. Sie aber ſchüttelten ihre lockenreichen Häupter und winkten ihm, herauf zu kommen. Er ſprang hinter den Couliſſen hervor und ſchoß wie ein Blitz ins Rathhaus hinein. Die Zuſchauer ſchrien über ſeinen wunderlichen Anzug laut auf.

„Aber ich bitte Sie, was ſind das für Alfanzereien?“ fuhr ihm der Bürgermeiſter entgegen.

Kreiſel antwortete: er wundere ſich, daß ein in Oſtindien gewöhnlicher Tragſeſſel einen Mann befremde, der ſo viel Reiſebeſchreibungen geleſen habe.

„Ei, ich kenne das Ding wohl!“ ſagte der Bürgermeiſter, ein wenig beſchämt. „Es will mir nur nicht gefallen, mich und meine Herren Collegen in dieſer Gänſeſteige tragen zu laſſen.“

„Nein, das muß ich verbitten!“ rief Herr Trottel. „Ich bin ein ſchwerbeleibter Mann, die Stellaſche bricht unter mir entzwei oder kippt um, und wir alle ſind Kinder des Todes.“

Der Stadtſecretair, dem es immer gelang, ſeine Vorgeſetzten wie Marionetten zu lenken, drang auch dießmal mit ſeiner Beredtſamkeit durch, und der Palankin ward unter dem Jauchzen des Volks beſtiegen. Er faßte jedoch mit genauer Noth nur vier Perſonen. Das poetiſche Genie entſchloß ſich ſogleich, zu Fuß zu gehen, und lief, das allgemeine Gelächter nicht achtend, neben der Gänſeſteige her.

In einem oſtindiſchen Prunkgewande, auf einem hohen, thronartigen Seſſel ſitzend, empfing der König die ankommenden Staatsbeamten. Ihr Nachbild, der Affe, ſaß zu ſeinen Füßen, ſtand aber ſogleich auf, ſtellte ſich, wie dazu abgerichtet, in ihre Reihe, und verbeugte ſich, wie ſie. Die Thüren des Audienzſaales waren allen wohlgekleideten Perſonen, welche die Neugier aus der Stadt hergeführt hatte, geöffnet. Der König hielt eine kurze Rede, die den Inhalt der Beſtallungsbriefe, mit einiger Veränderung der Worte, wiederholte. Die Beamten huldigten ihm vermittelſt Handſchlages, und er forderte ſie dann auf, mit Freimüthigkeit vorzutragen, was ſie zum Beſten des Reiches in Anregung zu bringen hätten.

Das war der Punkt, wo ſie ihn erwarteten. Sie hatten ſich mit einander berathen, ihn den muthwilligen Scherz, den er mit ihnen trieb, theuer bezahlen zu laſſen.

Der Premier-Miniſter begann: das Straßenpflaſter in der Reſidenzſtadt Michelheim befinde ſich in einem ſolchen Verfall, daß an jedem dunkeln Abend die getreuen Unterthanen in Gefahr ſtänden, Arme und Beine zu brechen. Doch eine wahre Kleinigkeit für den königlichen Schatz, ein Sümmchen von ungefähr dreihundert Thalern, helfe dem Uebel ab, und der Griffel der Geſchichte werde den Ruhm Sr. Majeſtät mit unvergänglichen Zügen in die Jahrbücher der Stadt ſchreiben.

Der König bewilligte freundlich den Antrag. Die Zuſchauer jubelten, daß die Excellenz in der Narrenkappe ſo weiſe geſprochen hatte.

Jetzt trat der Feldmarſchall vor und ſagte: Die Armee, vorzüglich die Garniſon der Reſidenz, bedürfe verſchiedenes neues Kriegsgeräth und Rüſtzeug, beſonders Fahnen und Trommeln.

„Und das wird koſten?“ fragte der König, etwas ſtutzig.

Praeter-propter Einhundert Reichsthaler.“ —

„Es ſey gewährt!“ —

Der Conſiſtorial-Präſident, den ſein Beſtallungsbrief zugleich zum Groß-Almoſenier ernannt hatte, that in der letztern Eigenſchaft den Mund am weiteſten auf: er bat um Erbauung eines Hoſpitals für die zahlreichen Armen der Stadt Michelheim.

„Dieſer Antrag,“ verſetzte der König, „ſtimmt mit meiner deßhalb ſchon gefaßten Entſchließung vollkommen überein. Ich verſpreche den Armen innerhalb eines Jahres ein bequemes Haus, worin ſie vor allem Mangel geſchützt ſeyn ſollen.“

„Das iſt edel, das iſt brav!“ rief ein Zuſchauer, und ein allgemeines Händeklatſchen folgte darauf.

Endlich rückte der Oberküchenmeiſter mit einem ſonderbaren, ſeiner Rolle nicht zuſtändigen Anſuchen heraus. Er bat um Wildpret und ein Stückfaß guten Wein zur Feier der nächſtens bevorſtehenden Rathswahl.

Lächelnd genehmigte der König auch dieſes Geſuch, machte jedoch dabei die Bemerkung: daß ein Magiſtratsſchmaus eigentlich kein Gegenſtand für die Hofküche ſey, doch möge ſie dießmal die Beſorgung übernehmen, weil er, der König, in eigener Perſon bei dem Feſte zugegen ſeyn wolle.

Nun that der Hofpoet ſeiner Schmeichlerpflicht Genüge. Er declamirte, zum Lobe des gütigen Monarchen, ein paar ſchwülſtige Verſe, und machte damit eine luſtige Satire auf alle kriechende Hofdichter, mit und ohne Beſtallung. So ſchloß ſich die Audienz. Es ward zur Tafel geblaſen. Der König ſpeiſ'te öffentlich mit den Großen ſeines Reichs, und gab ihnen ein wahres königliches Mahl, wobei den um die Tafel herum gehenden Zuſchauern der Mund voll Waſſer lief. Beim Deſſert theilte der Hofpoet ſeinen Tafelgenoſſen und den Zuſchauern gedruckte Exemplare folgenden Liedes aus, das hierauf, nach einer bekannten Melodie, von der ganzen Verſammlung geſungen wurde.

Wir ſind Narren, wir ſind Narren!
Sind es ohne Lug und Trug.
Mancher Menſch hat einen Sparren,
Stellt ſich aber mächtig klug.
Nein, wir Ordensbrüder machen
Keinen ſolchen eiteln Wind:
Wir geſtehn mit Luſt und Lachen,
Daß wir ächte Narren ſind.

Stolze Narren muß man höhnen,
Wenn ſie ſich, von Dünkel voll,
Zu erhabnen Häuptern krönen,
Die man kriechend ehren ſoll.

Doch von Narr'n der guten Sorte
Wird kein Hochmuth ausgeübt,
Und ſie ſind an jedem Orte,
Wie das Kind vom Haus, beliebt.

Narren gibt's von allen Farben,
Und ihr Nam' iſt Legion.
Wenn jetzt tauſend alte ſtarben,
Tauft man tauſend junge ſchon.
Aber von der ganzen Maſſe,
Die das Schellenkäpplein ziert,
Iſt wohl das die ſchlimmſte Klaſſe,
Die zum Narren ſich ſtudiert.

Was man Titelnarren nennet,
O, das ſind geſcheidte Herr'n!
Wer den Reiz der Titel kennet,
Haſcht die ſüße Beute gern.
Denn pedantiſch iſt die Lehre:
Titelprunk ſey leerer Schein,
Und der Stoff der wahren Ehre
Könnten nur Verdienſte ſeyn.

Weibernarr'n ſind auch unſtreitig
Zehnmal klüger, als man glaubt,
Wenn die Liebe jung und zeitig
Des Verſtandes ſie beraubt.
Werde nur kein alter Knabe
Noch verrückt durch Amors Macht!
Opfert er auch Gut und Habe,
Wird er dennoch ausgelacht.

Narren wachſen, wie man ſaget,
Ohne daß man ſie begießt.
Bleibt denn, die ihr Waſſer traget,
Fern weg, wo das Veilchen ſprießt!
Aber ſtark mit Wein begoſſen,
Das gibt herrliches Gedeihn;
Denn der Vater luſt'ger Poſſen
Iſt und bleibt der edle Wein.

Füllt die Gläſer bis zum Rande,
Trinkt auf unſers Königs Wohl!
Seht, er baut in unſerm Sande,
Wie ein Bürger, ſeinen Kohl.
Er verließ ein Land voll Segen,
Zog in unſer Städtchen ein,
Und verdienet ſchon deßwegen,
Unſer Narrenfürſt zu ſeyn.

Neunundzwanzigſtes Kapitel.

Der Haarbeutel.

Der närriſche Staat im Staate ward ſchon im Entſtehen weit und breit bekannt. Man ſprach ſogar in der Hauptſtadt bei Hofe davon; denn der Schauſpiel-Director, dem Kreiſel die Schnurre unter dem Siegel der Verſchwiegenheit entdeckt hatte, war mit dem großen Geheimniß ſehr unvorſichtig umgegangen. Nun traf es ſich, daß der Fürſt, ein junger, lebhafter Herr, gerade um dieſe Zeit in die Gegend von Michelheim auf die Jagd ging, und daß ihn ein gehetzter Hirſch beinahe bis ans Thor des Städtchens führte. Das Gefolg des Fürſten war, wegen Müdigkeit der Pferde, weit zurückgeblieben; ein einziger Kammerjunker hielt bei ihm aus, und erinnerte ihn daran, daß Michelheim der Wohnort des reichen Oſtindiers und die Wiege des Narrenreiches ſey. Der Fürſt bekam Luſt, den berühmt gewordenen Fremdling kennen zu lernen, ritt ins Städtchen hinein, fragte nach Richards Wohnung, und ſtieg an der Thür derſelben vom Pferde.

Von der Tafel aufgeſtanden, ſpazierten die Herrſchaften im Garten. Ein Bedienter, der den Fürſten abſteigen ſah, flog dahin, und meldete die Ankunft eines ihm unbekannten Herrn, der einen Stern auf der Bruſt trage. Erſchrocken verſteckten ſich die großen Perücken hinter die nächſten Bäume. Nur der Premier-Miniſter war noch nicht in Sicherheit, als ſchon der Fürſt mit raſchen Schritten in den Garten trat, und von Jenem, der ihn vor kurzer Zeit beim Landtage geſehen hatte, mit Schrecken erkannt wurde. „Himmel! der Fürſt!“ raunte er dem Oſtindier ins Ohr, ging in voller Verzweiflung Sr. Durchlaucht entgegen, und verbeugte ſich ſo tief, als er konnte.

„Wer ſind Sie?“ fragte der Fürſt.

Stammelnd gab ſich der Bürgermeiſter zu erkennen.

„Die Herren ſpielen wohl eine Komödie?“ ſagte der Landesvater lächelnd, und wandte ſich, ohne Abwartung einer Antwort, zu dem Oſtindier, der indeſſen auch näher getreten war, und ihn mit dem Anſtand eines Weltmannes, begrüßte.

Indeſſen fuhr ein fürſtlicher Jagdhund auf Richards Affen los, und wollte ihn hetzen; aber das Blättchen wandte ſich: der Affe voltigirte auf des Hundes Rücken, und ſprengte ihn, wie ein Reiter ſein Roß, den Garten entlang.

Während dieſes Zwiſchenſpiels, das Richard und der Fürſt mit Lachen anſahen, verkrümelten ſich die Allongenperücken.

Der Fürſt benahm ſich ſo fein, daß er nach der wunderlichen Maskerade nicht weiter forſchte. Er ſprach über Oſtindien, genoß einige Erfriſchungen, und ritt nach einem kurzen Aufenthalt wieder fort.

Jetzt kamen die Geflüchteten aus dem tiefſten Winkel des Gewächshauſes hervor. Ihre Geſichter waren ganz verändert. Sie wehklagten: der Fürſt ſey unfehlbar höchſt ungnädig, daß ſie, als obrigkeitliche Perſonen, dergleichen Harlekinaden ſpielten, und werde ſie und die ganze Stadt ſeinen Zorn empfinden laſſen. Richard verſicherte dagegen zu ihrem Troſte: er habe die Stadt der Gnade des Fürſten empfohlen, und von ihm die Verſicherung erhalten, daß er ſeinen getreuen Unterthanen in Michelheim beſonders gewogen ſey, und gern jede Gelegenheit ergreifen werde, ihr Beſtes zu befördern.

Dieſe Nothlüge beruhigte die angſtvollen Männer. Sie wurden vergnügter, als ſie es vor dem ſtörenden Beſuche waren.

Bald darauf rückte die glänzende Schaar der Abendgäſte ein. Es ward getanzt, geſpeiſt und wieder getanzt. Doctor Salm war der wildeſte Tänzer, und machte die Unſchicklichkeit, daß er ſich bei dem erſten Balle, den der Oſtindier im goldenen Faſſe gab, in Stiefeln einſtellte, dadurch wieder gut, daß er dießmal in Schuhen und ſeidenen Strümpfen erſchien, und überhaupt ſo zierlich wie zu einem Hofballe gekleidet war. Er hatte ſogar die lockigen Haare ſeines Pudelkopfes ihrer gewohnten Freiheit beraubt und ſie in das Gefängniß eines Haarbeutels eingeſchloſſen. Indem ſich aber der alte Wildfang nach der Tafel, von Wein und Punſch berauſcht, in einem überaus raſchen Walzer herumſchwang, verließ der treuloſe Haarbeutel ſeinen Poſten und flog der Frau Premierminiſterin mit ſo wunderſamer Kraft an den Kopf, daß ſie aufſchrie: „Mörder! Mörder!“ und, wie von einer Kugel getroffen, vom Stuhle ſank.

Man eilte ihr von allen Seiten zu Hülfe. Das Corpus delicti ward unterſucht: es enthielt unten ein großes, von einem Zipfel zum andern reichendes Stück Blei, das der Kaufmann Euſebius in ſeiner geübten Hand wog und auf ein halbes Pfund Kramergewicht ſchätzte.

Jedermann erſtaunte. Der Doctor, der in ſeinem tollen Wirbel von dem allem nichts ſah und hörte, und ſeinen Haarbeutel, ſo ſchwer er auch war, noch gar nicht vermißt hatte, ward mitten im Tanze von einigen Herren verhaftet und zur Unterſuchung gezogen.

„Ich kann nichts dafür," ſprach er, „wenn auch mein Haarbeutel einen vollendeten Todtſchlag begangen hätte. Blaßmann iſt der Urheber des Uebels. Er hatte den Einfall, meine krauſen, widerſpenſtigen, zur Scheitel aufſtrebenden Haare durch ein Bleigewicht zu bändigen, und ſchnürte mir auch mit ſeiner eigenen Hand den Haarbeutel an den Kopf. Hat er nun das, wie es ſcheint, nicht mit gehöriger Vorſicht und Genauigkeit gethan, ſo mag er's eben ſo verantworten, wie ein Anderer, der einen beißigen Hund nicht feſt genug an die Kette gelegt hat, für allen von der Beſtie verübten Schaden haften muß."

„Ihr Gleichniß hinkt unmaßgeblich, Herr Doktor!" ſagte der Advokat Striegel. „Der Herr und Eigenthümer des beißigen Hundes muß dafür haften, und man fragt vor Gericht wenig darnach, ob ſein Knecht oder ſeine Magd die gehörige Feſſelung des gefährlichen Thieres verſäumte. Alſo müſſen auch der Herr Doctor unmaßgeblich für die Uebelthaten Ihres Haarbeutels ſtehen und bürgen."

„Behalten Sie doch Ihre unmaßgeblichen Gedanken für ſich!" verſetzte der Doktor im ſchnöden Tone eines jungen, naſeweiſen Gecken; denn das war, wie bekannt, die anmuthige Rolle, die er jetzt, in ſeinem drei oder vier und fünfzigſten Jahre, bisweilen ſpielte. Es ſchien ihm nicht nöthig, ſich bei der beſchädigten Dame mit einem Worte zu entſchuldigen. Er ſah ſich nur nach ſeinem Haarbeutel um, riß ihn dem Kaufmann Cubebius aus der Hand, ſteckte ihn in die Taſche und ſtürzte ſich mit dem erſten beſten Märchen in einen neuen ſtürmiſchen Walzer.

„Unſer Salm iſt doch ein wunderlicher Heiliger!" ſagte Kreiſel. „Es war ihm nicht genug, daß er einen bleiernen Kopf hat: er mußte auch einen bleiernen Haarbeutel haben.“

Der Frau Bürgermeiſterin wuchs an der Stirn eine Beule von der Größe einer wälſchen Nuß. Kreiſel machte dabei die Bemerkung: es walte ein ſonderbares Verhängniß über dieſer Dame, daß ſie durch die Hand eines Mannes, dem ſie beſonders wohlwolle, nun ſchon zum zweiten Mal verletzt worden ſey. „Ich ſann bisher immer,“ ſetzte er hinzu, „auf den Entwurf einer Tragikomödie, worin das Schickſal, nach dem Muſter der neueſten Schauſpiele, recht handgreiflich regieren ſollte; und ſieh, da habe ich nun den Stoff dazu auf Einmal gefunden.“

Dreißigſtes Kapitel.

Große Freude im Caſino.

Am folgenden Tage zahlte Richard die Summen, die er zur Wiederherſtellung des zerrütteten Straßenpflaſters und zur Ausrüſtung der ſogenannten Armee bewilliget hatte. Er ließ dabei verſichern: er werde ſein Verſprechen, die Stadt mit einem Hoſpitale zu verſorgen, unverbrüchlich halten und eben ſo wenig vergeſſen, das Gaſtmahl bei der Rathswahl auf ſeine Koſten ausrichten zu laſſen. Die Herren des Raths waren über das alles höchlich erfreut und machten ſich wechſelſeitige Complimente darüber, daß ſie dieſe anſehnlichen Vortheile, zum Beſten des gemeinen Weſens, durch ihre klugen Verträge gewonnen hatten.

Damit nahm das Narrenreich plötzlich wieder ein Ende. Doch der Zweck deſſelben war erreicht: man beſtürmte ſeitdem den Oſtindier im Caſino nicht weiter, ſich Titel und Würden anzuſchaffen.

Dem guten Richard kam aber, außer den ſchon von dem Magiſtrat ihm abgelockten Summen, der Spaß ſehr theuer zu ſtehen. Ein Courier aus der Reſidenz brachte ihm einige Tage nachher ein Schreiben des Kammerpräſidenten, der ihn, im Namen des Fürſten, um ein Anlehen von dreißig tauſend Thalern, gegen Verpfändung eines fürſtlichen Tafelgutes, erſuchte. Der Anſchlag von dem Gute war beigefügt und bewies, daß ſein Werth das erbetene Darlehn beinahe dreifach überſtieg. Richard ſchüttelte freilich den Kopf, entſchloß ſich aber endlich zur Gewährung und ſchrieb zurück: er ſtehe mit dem verlangten Gelde zu Dienſten, und ſey nach Ablauf der nächſten vierzehen Tage zu jeder Stunde bereit, das Geſchäft mit einem fürſtlichen Bevollmächtigten abzumachen.

Der Kammerpräſident kam ſelbſt, erhielt gute Wechſelbriefe, lieferte dagegen die Pfandverſchreibung aus, und übergab dann ein gnädigſtes Handſchreiben, in welchem der Fürſt ſeinen gefälligen Gläubiger zum Geheimenrathe, mit Beilegung des Titels Excellenz, ernannte. Zugleich überreichte der Präſident die darüber ausgefertigte Urkunde, mit der Erklärung, daß weder Stempelgeld noch irgend eine andere Kanzleigebühr davon zu entrichten ſey.

Herzlich wenig achtete Richard die fürſtliche Gnadenbezeigung; er machte ſie jedoch im Caſſino bekannt, weil er voraus ſah, daß er dort viel Freude damit anrichten würde. Der Jubel war auch unbeſchreiblich groß. Wetteifernd begab man ſich in die Gefahr des Fallens und Halsbrechens, um die neue Excellenz mit ausſchweifend tiefen Reverenzen zu verehren. „Jeder drängte ſich zum Geſpräch mit dem hochgefeierten Manne: denn Allen war es eine Wonne, das ſüße, herzerhebende Wort Excellenz auszuſprechen. „Welcher Glanz verbreitet ſich über unſere Stadt!“ ſagte der Bürgermeiſter mit ungewöhnlicher Begeiſterung: „Fühlen Sie es ganz, fühlen Sie es innig, meine Herren: wir haben einen Geheimen-Rath, eine Excellenz in unſern Mauern! — Welche andere Stadt des

Landes, die fürſtliche Reſidenz ausgenommen, kann ſich hinfort mit uns meſſen? Wir mögen nun reiſen, wohin wir wollen, ſo können wir überall mit Stolz ſagen: Ich bin von Michelheim!“ —

Einunddreißigſtes Kapitel.

Der Brautwerber.

Es iſt nun Zeit, daß wir uns nach der Familie Roggenburg wieder umſehen.

Der Hauptmann hatte den ihm angetragenen Beitritt zum Caſino verweigert und erſchien auch eben ſo wenig, als ſeine Tochter, beim Narrenfeſte: aber weder dieſe Abſonderung, noch Alberts feindſeliges Betragen, konnten den Oſtindier bewegen, ſeinen freundſchaftlichen Umgang mit dem luſtigen Invaliden und der ſchönen Eliſe ganz abzubrechen. Er brachte, als Albert das Feld geräumt hatte, manchen vergnügten Abend bei ihnen zu. Beide waren ſehr freundlich gegen ihn. Alberts wurde nie gedacht.

Bei dieſen Beſuchen war der Stadtſecretair gemeiniglich Richards Begleiter. Er fand aber ſeine Rechnung nicht dabei, weil er, wie meiſtens die Poeten, gern etwas Gutes aß und trank, und der arme Halbſöldner ſeinen Gäſten nur kalte Kuche oder Kartoffeln und ein proſaiſches Glas Bier auftiſchte. Das Leckermaul wollte daher den Oſtindier einsmals bereden, dem Hauptmann einige Flaſchenkörbe mit gutem Rheinwein zu übermachen, damit er den edlen Rebenſaft in die Kehlen ſeiner Gäſte zurückfließen laſſen konnte. Aber Richard antwortete: „Nein, ich wage das nicht. Der Wein möchte, wie ehemals der Shawl, mit Proteſt zurückkommen. Und ich weiß nicht, was Sie wollen. Das Bier, das uns Reggenburg vorſetzt, iſt von ſo trefflichem Geſchmack, daß ich alle Weine dabei vergeſſe."

„Sie, ja Sie! — Das glaub' ich!" rief Kreiſel. „Sie ſind verliebt, und wer das iſt, dem verwandelt Liebchens Nähe ſogar Waſſer in Nektar."

„Ach! die blühende Zeit, da die Liebe alles um uns her verwandelt und verſchönert, iſt leider bei mir vorüber!" entgegnete Richard. „Aber ich geſtehe Ihnen, daß noch jetzt ein milder Nachſommer mein kälter gewordenes Herz erwärmt."

„Das iſt alſo," ſcherzte Kreiſel, „ein formlicher Alter-Männer-Sommer, wie ſchon längſt die alten Weiber den übrigen haben."

„Sie haben Recht!" erwiederte Richard. „Ich ſtehe zwar noch in den Jahren, die man — wiewohl ſehr unrichtig — die beſten nennt; aber im Reiche der Liebe bin ich ein alter Mann, und dennoch macht ſie ſich manchen angehenden oder vollendeten Graukopf unterthan, ohne nach ſeinem Taufſcheine zu fragen."

„Sie ſprechen aus Erfahrung, wie es ſcheint!" ſagte Kreiſel. „Beichten Sie denn nur vollends heraus, daß Ihnen ein Gleiches begegnet iſt."

„Freund, Sie haben's errathen!" antwortete Richard. „Ich liebe Eliſen, wie ſie Jeder lieben muß, der ſie kennt."

„Nun was ſäumen Sie denn? So gehen Sie doch hin und ſagen Sie: Komm, ſey mein Liebchen, ſey mein Weib!"

„Ja, wenn es keinen Albert gäbe!"

„O, der iſt dem Anſchein nach völlig verabſchiedet und verſchollen! Man ſpricht ja im Roggenburg'ſchen Hauſe kein Wort mehr von ihm.“

„Und dennoch ſchreckt er mich noch, wie das Geſpenſt eines Verſtorbenen.“

„Sie ſind zu furchtſam, zu bedenklich! Andere reiche Leute haben mehr Muth. — Friſch auf! Ich will Ihr Brautwerber ſeyn.“

Richard lehnte dieſes Anerbieten vor der Hand noch ab; doch einige Wochen ſpäter entſchloß er ſich plötzlich, es anzunehmen, und der abgefertigte Freiwerber ging zu einer ſchicklichen Tageszeit an ſein Geſchäft.

Nach Verfluß einer guten Stunde, in welcher das oſtindiſche Herz ungewöhnlich ſtark und ängſtlich geklopft hatte, kam der Dichter von ſeiner Sendung zurück. Aber wie ſah der Mann aus! Krumm und gebückt, wie beladen mit einer ſchweren Bürde, die ſeine über den Schultern geballten Hände zu halten ſchienen, trat er ſchweigend und keuchend in Richards Zimmer.

„Was fehlt Ihnen?“ fragte Dieſer. „Was drückt Sie ſo nieder?“

„Ein Korb!“ — ſeufzte Kreiſel.

Richard bedeckte ſchnell mit beiden Händen ſein Geſicht und ſagte kein Wort.

„Aber dieſer Korb“ — fuhr Jener, ſich aufrichtend, fort — „iſt mit Hochachtung und Freundſchaft gefüllt. Dieſe läßt Ihnen Eliſe zuſichern. Doch ihre Hand mußte ſie verſagen, weil ihre Verhältniſſe mit Alberten ganz anders ſtehen, als wir uns vorſtellten. Sie iſt ſeine verlobte Braut und liebt ihn innig. Er befindet ſich auch keinesweges in ſo beſchränkten Glücksumſtänden, als man hier glaubte. Er iſt vor Kurzem Univerſalerbe eines reichen Oheims geworden und hat Anwartſchaft auf ein anſehnliches Amt, das nächſtens durch Reſignation des jetzigen Inhabers erlediget wird. Dieſe beiden Angelegenheiten haben ihn zur Abreiſe von hier genöthiget und werden auch ſeine Rückkehr bis zum Frühling verzögern. Dann holt er Eliſen und ihren Vater ab, und ſie ziehen mit ihm an den Ort, den ihm ſein Beruf zur Wohnung beſtimmt.“

„O, hätten wir das alles früher gewußt!“ ſagte Richard. „Es ahnte mir, daß es ſo kommen würde; aber Sie drangen in mich, einen Schritt zu thun, der mich zum Gelächter der Stadt machen wird.“

„Dem iſt vorgebaut!“ erwiederte Kreiſel. „Der Hauptmann und Eliſe gaben mir von ſelbſt ihr Wort, die Sache zu verſchweigen, und was dieſe wackern Leute verſprechen, das halten ſie.“

„Nun, ſo muß ich mich beruhigen;“ ſprach der Oſtindier. „Jetzt kommt mir's zu Statten, daß die glühenden Hundstage der Jugend bei mir vorbei ſind und mich ſchon der Herbſt des Lebens ziemlich abgekühlt hat. Auch die Stelle in Ihrem Narrenliede:

> Werde nur kein alter Knabe
> Noch verrückt durch Amors Macht!

ruft mir zu, mich geduldig in mein Schickſal zu finden. So will ich denn meinen Korb ſtill bei Seite ſtellen und ihn zu vergeſſen ſuchen.“ —

Aber eine ſchlafloſe Nacht, die auf dieſen Vorgang folgte, belehrte ihn, daß ſein Entſchluß, ſich die verunglückte Liebeswerbung aus dem Sinne zu ſchlagen, leichter zu faſſen als auszuführen ſey. Er überzeugte ſich, daß wenigſtens Zeit und Zerſtreuung dazu gehöre. Darum beſchloß er, das eben in der Hauptſtadt beginnende Carneval, wozu ihn der Fürſt in einer eigenhändigen Zuſchrift eingeladen hatte, zu beſuchen, dann noch eine andere Nebenreiſe zu machen, und nicht eher nach Michelheim zurück zu kommen, bis Albert ſeine Braut heimgeführt haben würde. So wollte er den Zeitpunkt, in welchem er den Zweck ſeiner Reiſe nach Michelheim zu enthüllen geſonnen war, bequem und ohne Langeweile heran rücken laſſen.

Mit dieſem Vorſatz verließ er am frühen Morgen ſein Lager, und machte ſogleich Anſtalt zur Abreiſe. Er ſandte dem Hauptmann und Eliſen eine Abſchiedskarte, übergab Kreiſeln ein ähnliches Blättchen für das geſammte Caſſino, beurlaubte ſich bei dem Bürgermeiſter durch einen kurzen Beſuch, umarmte den Dichter, verabredete mit ihm einen fleißigen Briefwechſel, ſetzte ſich in den Wagen und fuhr fort.

Der Bürgermeiſter kam ganz gerührt auf's Rathhaus und ſagte: „Welche Auszeichnung erfuhr ich heute! Ich werd' es, ſo lange meine Augen offen ſtehen, nicht vergeſſen, daß mich Seine Excellenz, der Herr Geheime Rath, eines Abſchiedsbeſuchs würdigte, indem er im Begriff ſtand, ſich zum Hoflager unſers gnädigſten Fürſten zu begeben. Er umarmte mich — bedenken Sie, meine Herren! — er umarmte mich! Und nicht etwa vornehm kalt, ſondern mit einer faſt brüderlichen Herzlichkeit. Ueberhaupt muß ich rühmen, daß mir der edle Herr während der ganzen Zeit ſeines Hierſeyns eine beſondere Zuneigung bewies; und ich ſelbſt verſpüre gegen ihn in meinem Herzen eine ehrfurchtsvolle Affektion, die ſich zu einer completen Freundſchaft formiren würde, wenn er nicht durch Rang und Glücksgüter ſo weit über mich erhaben wäre. Ich preiſe mich und uns alle ſehr glücklich, daß wir einen hohen Gönner beſitzen, der jetzt ein offenes Ohr bei dem Fürſten hat, und gewiß nicht ermangeln wird, unſere geliebte Stadt der landesväterlichen Huld zu empfehlen.“

Zweiunddreißigſtes Kapitel.

Der Pfannenkuchen-Krieg.

Wie Eulen aus ihren Höhlen hervorfliegen, wenn ſich der Tag geneigt hat: ſo kamen, als Richard abgereiſ't war, viele kleinſtädtiſche Unarten, die ſich vor ſeinen Augen ſchamhaft verborgen hatten, wieder zum Vorſchein. Dieß war beſonders der Fall im Caſſino, wo der halb und halb anſtändige Ton, der ſich mühſam zu bilden anfing, ſogleich verſchwand und die alte rohe Philiſterei wieder laut wurde.

Auch Herr Blaffmann hielt den jetzigen Zeitpunkt für vortheilhaft zur Anſtellung eines neuen Verſuchs, ſich ins Caſſino einzuniſten. Er that ſich ſeit einiger Zeit, ungeachtet er ſchon ein ältlicher Mann war, auf die eitelſte Art in ſeiner Kleidung hervor, und niemand begriff, wie er es erſchwang und errang, ſich eine ſo glänzende Garderobe anzuſchaffen. Da man aber nicht hörte, daß er irgendwo lange Finger gemacht habe, ſo ließ man die Sache dahingeſtellt ſeyn und begegnete ihm und ſeinen ſchönen Kleidern mit verſtärkter Achtung und Höflichkeit.

Die Frau Bürgermeiſterin, die ihm noch immer bei jeder Gelegenheit die Brücke trat, unterzog ſich auf's neue dem ſchon einmal mißlungenen Geſchäfte, ihm den Weg ins Caſſino zu bahnen. Sie gebot ihrem Gemahl, den ſehnlichen Wunſch ihres Freundes bei voller Verſammlung in Vortrag zu bringen. Es geſchah: die Stimmen waren getheilt; doch hätten ſich vielleicht die meiſten Widerſprecher zum Nachgeben bereden laſſen, wenn nicht plötzlich Herr Kreiſel mit dem Donner ſeiner Beredtſamkeit dazwiſchen gefahren wäre. Er trat auf und ſagte: „Meine Herren, wie können Sie nur daran denken, den anrüchtigen Menſchen in unſere Geſellſchaft aufzunehmen? Er iſt in jeder Betrachtung dieſer Ehre nicht würdig. Und haben Sie denn vergeſſen, unter welcher Bedingung der Herr Geheime Rath den Miethzins für dieſe Gemächer bezahlt? — Es war die: daß Blaſſmann nimmer, als Mitglied unſers Vereins, einen Fuß hinein ſetze. Das bindet uns die Hände; wenn wir uns auch übrigens nicht ſchämen wollten, ſie dem unwürdigen Kompan zum freundlichen Willkommen zu bieten.“

Nach dieſen mit Nachdruck geſprochenen Worten ſenkte der Bürgermeiſter ſchweigend den Kopf, und die übrigen Männer beſchloſſen einſtimmig, daß Blaſſmann Einmal für immer abgewieſen ſeyn ſolle.

Als ihm ſeine Patronin dieſen unglücklichen Erfolg ihrer Bemühungen kund that, ward er vor Aerger ganz ſchwarz, und machte ihr Vorwürfe: daß ſie, die immer darauf poche, die vornehmſte und mächtigſte Frau der Stadt zu ſeyn, keines Pfifferlings werth ausrichten könne. So ging er ſchnaubend fort und wünſchte in ſeinem Grimm, daß es Feuer und Schwefel, wie vor Zeiten in Sodom, auf das Caſſino regnen möchte.

Da jedoch nicht zu erwarten war, daß der Himmel dieſes Wunder ihm zu Gefallen veranſtalten werde, ſo beſchloß er, ſelbſt Rache zu nehmen und eine Mine ſpringen zu laſſen, die den feindlichen Clubb gänzlich zerſtören ſollte.

Er gab ihm nur noch Lebensdauer bis zum Faſtenabend. Da ſollte der vernichtende Hauptſchlag geſchehen, weil dann ein großes Pfannenkuchenfeſt alle Mitglieder der verhaßten Genoſſenſchaft im goldenen Faſſe verſammelte.

Ein Krieg Aller gegen Alle war des Schufts einfacher Plan. Er wollte ein unauslöſchliches Zankfeuer anzünden, und hatte viel Brennſtoff dazu geſammelt. Dieſen ſtreute er theils Tages zuvor, theils am Faſchingstag ſelbſt aus. Er ſetzte jeder Dame, die er zum Feſte friſirte, einen Floh ins Ohr, indem er ihr, mit Anempfehlung der heiligſten Verſchwiegenheit, im Vertrauen offenbarte, daß die und jene Frau Gevatterin, oder ſonſt eine im Caſino ſeßhafte Perſon, übel von ihr geſprochen habe. So gingen Alle, mit Gift und Groll im Herzen, in die Geſellſchaft.

Schon die Bewillkommungs-Complimente fielen ſteif und kalt aus. Die vertrauteſten Freundinnen behandelten ſich fremd und nahmen ſo weit als möglich von einander Platz. Bald darauf hörte man hier und da halblaute Selbſtgeſpräche über das Thema: „Jeder fege vor ſeiner Thür!“ Verächtliche Seitenblicke flogen herüber und hinüber. Mitunter geſchah die ſpitzige Frage: „Meynen Sie mich?“ Und immer folgte die Antwort: „Wen's juckt, der mag ſich kratzen!“

Die Männer miſchten ſich Anfangs in dieſe vorläufigen Scharmützel nicht. Da ihnen aber die Unbilden, welche ihren Frauen widerfahren ſeyn ſollten, bekannt waren, ſo hatten auch dieſe Tücken gegen einander, und zankten ſich heftig bei ihrem Pfennigſpiele. Noch ſtürmiſcher ging es am Tiſche der politiſchen Kannengießer zu. Der Kaufmann Cubebius, deſſen Gattin ſich beſonders an vielen Gevatterinnen verſündiget hatte, berief ſich dießmal vergebens auf ſeine geheimen Briefe; man glaubte ihm kein

Wort, man widerſprach allen Prophezeihungen ſeiner Staatsklugheit mit Händen und Füßen. Erbittert ſprang er endlich auf, ſchlug auf den Tiſch und ſagte: „Ich weiß, was ich weiß! Aber Hopfen und Malz iſt an einer ſolchen hartköpfigen Geſellſchaft verloren.“ Damit ging er fort, ſetzte ſich an einen andern Tiſch, und las, mit dem Kopfe nickend und Schnippchen ſchlagend, in ſeinen bei ſich habenden Briefen.

Das Abendeſſen drängte die feindlichen Parteien, die ſich bisher nur von fern geneckt hatten, näher zuſammen, und der volle Krieg brach nun aus. Die Frauen thaten ſich keine verblümten Vorhaltungen mehr; ſie ſagten ſich frank und frei ins Angeſicht, was eine von der andern geſprochen haben ſollte, und jede berief ſich auf ihren ſaubern Gewährmann. Sein Name ward wohl hundertmal laut und öffentlich genannt, und keine konnte ihn einen Lügner ſchelten, weil ihn alle ſammt und ſonders als Zeugen der Wahrheit anführten. Unglücklicher Weiſe war die Speiſetafel ſo ſchmal, daß ſich die einander gegenüber ſitzenden Perſonen ohne die geringſte Anſtrengung mit den Händen erreichen konnten. Von dieſer Bequemlichkeit machten die erhitzten Weiber bald Gebrauch: ſie krällten und kratzten einander, und riſſen ſich die Hauben von den Köpfen.

Die Männer konnten nun nicht länger ruhige Zuſchauer ſeyn. Sie vertheidigten ihre Ehehälften mit Worten und mit der That, und geriethen dadurch unter ſich ſelbſt ins Handgemenge. Ein Lauffeuer von Ohrfeigen, wobei ſogar der Bürgermeiſter nicht leer ausging, lief die Tafel hinab und hinauf. „Ruhe! Ruhe!“ rief der Stadtrichter. „Welche Schande, daß wir uns wie der niedrigſte Pöbel betragen! Das folgt daraus, wenn man mit den Hefen des Volks vertraulich umgebt und verläumderiſchen Buben Gehör gibt!“

Aber Herr Schneppe war ein Prediger in der Wüſte. Der Streit entzündete ſich immer mehr. Man griff nach den Stöcken. Die Frauen flohen. Es entſtand eine allgemeine, vollſtändige Schlägerei, und der Stärkere prügelte den Schwächern ſo lange zur Thür hinaus, bis ſich niemand mehr im Saale befand als der Senator Trottel, der mitten im Gefechte die ſtrengſte Neutralität beobachtete, ruhig am Tiſche ſitzen blieb und immerfort haſtig aß und trank. Er ſtopfte ſich am Ende noch alle Taſchen voll Pfannkuchen, und ging dann ebenfalls ſeines Weges.

Dreiunddreißigſtes Kapitel.

Die Reiſe ins Zuchthaus.

Der Stadtrichter, der auch im Kampfgetümmel einige Hiebe bekommen hatte, wüthete vor Zorn, und ließ, als Criminalrichter, noch in derſelben Nacht den Anſtifter der Fehde verhaften.

Kaum war es am folgenden Tage in der Stadt bekannt geworden, daß der ſchlimme Vogel im feſten Käfig ſaß, ſo meldete einer von Richards Dienern, der in Michelheim geblieben war, dem Stadtſecretair ein neues noch unbekanntes Verbrechen des Gefangenen.

Er hatte ſeit geraumer Zeit, im Bunde mit Richards Kammerdiener, eine ſchändliche Betrügerei ausgeübt. Der Schurke ſchrieb nämlich, unter den Namen verſchiedener ehrlicher, aber unbemittelter Einwohner des Orts, klägliche Bettelbriefe an den Oſtindier; der Kammerdiener übergab ſie ſeinem Herrn, erhielt von demſelben für die vermeinten Supplikanten anſehnliche Geldſummen, und ſtellte dieſe, nach Abzug eines billigen Rabatts, dem Betrüger zu.

So kam auf Einmal die Quelle von Blaſſmanns Kleiderpracht an den Tag. Der Ankläger bewies den Betrug durch die Briefe ſelbſt, die er unter mehreren, als unnütz weggeworfenen Papieren gefunden hatte.

„Welcher Bubenſtreich!“ rief der Stadtrichter, als ihm

Kreiſel die Geſchichte vortrug. „Aber ich werde dieſe Unterſuchung mit Luſt führen; denn unſere Stadt hat davon den heilſamen Erfolg zu erwarten, daß ſie von dem Böſewicht auf immer befreit wird.“

Und ſo geſchah es. Blaffmann geſtand nach vielen Kreuz- und Querſprüngen ſein Verbrechen ein, und ein auswärtiger Schöppenſtuhl ſprach ihm ein hartes, aber wohlverdientes Urtheil. Er mußte zuförderſt die ehrlichen Leute, deren Namen er gemißbraucht hatte, vor Gericht um Verzeihung bitten; dann ward er mit einem hölzernen Bruſtſchilde, auf welchem die Worte: Betrüger und Ehrenſchänder mit großen Buchſtaben geſchrieben ſtanden, an den Pranger geſtellt, und nach dieſer Parade ins Zuchthaus abgeführt, wo ihn eine derbe Knute mit einem tüchtigen Willkommen empfing. Man gab ihm hierauf, anſtatt des Kammes und der betrüglichen Bettelfeder, die Holz- und Hornraſpel und die Steinſäge in die Hände. Zu dergleichen ſchwerer Arbeit ſollte er, nach Vorſchrift des Urtheils, zwei Jahre lang angeſtrengt und dann des Landes verwieſen werden.

Das alles war die Folge ſeiner Aufwiegelung am Faſtenabend. Dadurch kam er ins Gefängniß, und der Ankläger wachte gegen ihn auf. Er mußte folglich die Kühlung ſeines Müthchens theuer bezahlen. Doch ſein Zweck war erreicht: das Caſſino ging ein

Viele Damen waren ſchwach genug, das Schickſal des Halunken zu bedauern. Sie ſchickten ihm täglich gute Biſſen ins Gefängniß, verſorgten ihn mit allerhand Bequemlichkeiten zur Reiſe ins Zuchthaus, und weinten ihm nach.

Ungefähr um dieſelbe Zeit ward die Stadt auch noch von zwei andern Perſonen, die Vielen ein Dorn im Auge waren, gereiniget.

Der Leſer erinnert ſich vielleicht noch, daß die Frau Bürgermeiſterin (am Schluſſe des ſechzehnten Kapitels) in ihren Kalender den Tag bemerkte, an welchem die Doctorin Salm den Mohren Golo zu ſich eingeladen hatte, um ſich von ihm die Merkwürdigkeiten ſeines Vaterlandes erzählen zu laſſen. Kein billiger Menſch nahm Anſtoß daran: denn es iſt ja eine ſehr unſchuldige Sache, daß man ſich von weitgewanderten Fremdlingen über das, was ſie geſehen haben, belehren läßt und ſie als eine lebendige Reiſebeſchreibung benutzt. Aber die Bürgermeiſterin behauptete hartnäckig, der Doctorin Neugier ſey auf einen andern Gegenſtand gerichtet geweſen. Dergleichen muthwillige Verleumdungen begünſtiget oft der Zufall, indem er ſonderbare Umſtände zuſammenwürfelt, die ſolche Hirngeſpinſte zu begründen ſcheinen. So traf ſich's auch hier, daß des Doctors längſt gehegter Wunſch, einen Erben zu bekommen, zu einer bedenklichen Zeit in Erfüllung ging. Madame Salm kam glücklich in die Wochen; da aber viel unglimpfliches Geſchwätz über ihre Schwangerſchaft in Umlauf geweſen war, ſo hatte ſie den Eigenſinn, ihr neugeborenes Kind niemanden zu zeigen. Die Bürgermeiſterin und andere ihres Gelichters hätten viel darum gegeben, es nur von weitem zu ſehen; allein es war keine Möglichkeit. Da ward denn die Hebamme von der Frau Bürgermeiſterin zum Kaffee gebeten, und von ihr und andern neugierigen Beiſitzerinnen verhört, wie das Würmchen geſtaltet ſey. „Es iſt ein recht ſchmucker Junge!“ ſagte die Alte. „Nur Schade, daß die Mutter im vorigen Sommer zu viel Heidelbeeren gegeſſen hat; davon iſt das Knäbchen ein bischen ſchwärzlich geworden.“ — Man kann ſich vorſtellen, wie ausgelaſſen über dieſen ſchalkhaften Einfall gelacht wurde. „Nun, bei der Taufe kann ſie den Balg doch nicht vor dem Pfarrer und den Pathen verſtecken!‘“ ſagten die edlen Damen, und freuten ſich darauf, daß nachher von der Kanzel herab auf das im Schwange gehende Laſter der Unkeuſchheit geſchmält werden würde. Aber dieſe Rechnung war falſch. Der Herr Doctor ſäumte, nach jetziger großſtädtiſcher Sitte, vier Wochen lang, das Knäblein taufen zu laſſen, ſchickte dann einmal mitten in der Nacht dem Pfarrer die Taufgebühren doppelt oder dreifach, und verließ noch in derſelben Stunde, mit Frau und Kind und allen ſeinen Habſeligkeiten, die Stadt auf ewig.

Vierunddreißigſtes Kapitel.

Das Begräbniß.

Bald nach dieſer Abſahrt kam Albert zurück, um die Seinigen abzuholen. Er war aber darauf eingerichtet, ſich einige Wochen in Michelheim aufzuhalten, und ſo geſchah es, daß er noch dort war, als auch Richard wieder eintraf.

Dieſer hatte ſich in der Fürſtenſtadt, beſonders bei Hofe, wenig erluſtiget. Es war hier alles zwergartig und wollte ſich doch ein rieſenhaftes Anſehen geben. Richard hielt nicht lange dabei aus. Er machte Reiſen außerhalb des Landes in einige große Handelsſtädte, wo er Geſchäfte hatte, kam erſt im Frühling in die Zwerg-Reſidenz zurück, und wollte da ſo lange verweilen, bis ihn Freund Kreiſel benachrichtigen würde, daß ſich Albert, ſammt der Familie Roggenburg, ganz von Michelheim weggewendet habe. Er konnte jedoch dieſem Vorſatze nicht treu bleiben. Die Reſidenz war ihm in der jetzigen Jahreszeit ein doppelt unerträglicher Ort. Sie lag in einer reizloſen, unfruchtbaren Ebene, wo kein ſchöner, dichtbelaubter Baum den Spaziergänger mit kühlem Schatten erfriſchte. Nur die kahlköpfige Weide wohnte hier in einer Sandwüſte. Man hatte zwar in der Nähe der Stadt einen recht artigen Park angelegt; er war aber erſt zwanzig Jahre alt und konnte folglich in dieſer Jugend noch nicht viel leiſten. Ganz ungenießbar ward er dadurch, daß der Regiments-Tambour der fürſtlichen Leibgarde (welche zugleich die ganze Armee in ſich begriff) ſeine Lehr- und Erziehungs-Anſtalt an dieſen Luſtort verlegt hatte, und daſelbſt vom Morgen bis in die Nacht einen heilloſen Lärm mit ſeiner Trommelſchule verführte. Es gab Midasohren, die ſich an dem Geraſſel der Kalbfelle vergnügten und Stunden lang dem lieblichen Concerte zuhörten; aber Richard wurde dadurch, wie mehrere gebildete Leute, ganz aus dem Park verſcheucht. Da er nun ein leidenſchaftlicher Spaziergänger war und er ſich ſonſt nirgend in den Umgebungen der Reſidenz mit Wohlgefallen bewegen konnte, ſo verließ er ſie aus Verdruß, und kehrte lieber nach Michelheim zurück, wo er doch wenigſtens einen ſchattigen Garten und einen heitern Freund hatte, mit dem ſich ein unterhaltendes Geſpräch führen ließ.

Dieſer Freund war Kreiſel. Ihm machte er zuerſt ſeine Ankunft bekannt, und beſchenkte ihn mit verſchiedenen, für ihn gekauften trefflichen Büchern, die ſich der Dichter längſt gewünſcht hatte. Dann überraſchte er den Bürgermeiſter mit einem freundſchaftlichen Beſuche und übergab ihm Brief und Siegel über einige bei dem Fürſten ausgewirkte Gnadenſachen, die der Stadt Michelheim bedeutende Vortheile brachten.

Höchſt unſchlüſſig war er, wie er ſich gegen die Familie Roggenburg, beſonders gegen Eliſens Bräutigam, der jetzt bei ſeinem künftigen Schwiegervater wohnte, benehmen ſollte. Er wollte ſich nicht ſchmollend zeigen, und hatte doch auch keine Luſt, ſeine von Albertten zurückgewieſene Freundſchaft dem jungen Strudelkopf auf's neue entgegen zu tragen. Indem er darüber mit ſich ſelbſt kämpfte, ereignete ſich ein Vorfall, der ihn auf Einmal aus aller Verlegenheit ſetzte.

Der Rathsdiener und Stockmeiſter Packer hatte eine Frau, der es die ganze Stadt weit weniger als ihm ſelbſt verzieh, daß er in einem niedrigen und gehäſſigen Amte ſtand. Gegen ihn, den gefürchteten Mann, muckte man nicht; ſie aber behandelte man als eine unehrliche Perſon; niemand ſprach öffentlich auf der Gaſſe mit ihr. Hierzu kam, daß ſie rothe Augen und überhaupt eine Geſtalt hatte, wie man Zauberinnen malt. Sie ward deßhalb von vielen abergläubigen Menſchen für eine Hexe gehalten, und bloß ihretwegen verwahrte man in der Walpurgis-Nacht alle Hausthüren mit drei Kreuzen, die jede Zauberei abwehren und unkräftig machen ſollten. Ueberdieß hatte ſich die von jedermann verabſcheute Perſon in der letzten Zeit die höchſte Ungnade der Frau Bürgermeiſterin zugezogen, weil ſie gegen den gefangenen Candidaten des Zuchthauſes keine beſonders gefällige Wirthin geweſen war, und er ſich oft bei ſeiner hohen Gönnerin darüber in vertraulichen Briefen beklagt hatte.

Dieſe Frau ward am Tage nach Walpurgis gefährlich krank. Die Witzbolde des Städtchens ſagten: ſie habe ſich bei dem nächtlichen Ritt nach dem Blocksberge erkältet, oder ſey mit der Ofengabel geſtürzt. — Drei Wochen darauf ſtarb ſie an eben dem Tage, an welchem Richard von ſeiner Reiſe zurück kam. Der betrübte Wittwer machte die gehörigen Anſtalten zum Begräbniß. Als aber die Leiche fortgebracht werden ſollte, blieben die dazu beſtellten Träger aus. Man ſchickte nach ihnen. Sie ließen ſagen: die Hexe möge begraben, wer wolle; ſie für ihre Perſonen legten, um ſich nicht zu verunehren, keine Hand an.

So ſprachen Alle, die der Wittwer um Gottes Willen bat, den Sarg auf den Kirchhof zu tragen. Er durchlief die ganze Stadt, er bot, was er im Vermögen hatte: die lumpigſten Bettler wieſen ihn ab. Weinend klagte er ſeinen Jammer dem Bürgermeiſter. Dieſer ließ ein halbes Dutzend arme Teufel zu ſich rufen, und redete ihnen zu, das Werk der Noth zu verrichten. Schon waren ſie halb und halb dazu entſchloſſen, als auf Einmal die Bürgermeiſterin ihren Mann überſchrie und den Leuten vorſtellte: ſie ſollten ſich doch ja nicht mit der Hexenleiche abgeben, weil ſonſt von nun an kein ehrlicher Menſch einen Krug Bier mit ihnen trinken würde. „Ja, das iſt wahr! Ehre verloren, alles verloren!“ riefen die Bettler, und hörten den Bürgermeiſter nicht weiter an.

Schon drei Tage ſtand der Sarg, der den entſeelten Körper enthielt, auf der Hausflur der Frohnfeſte. Es war die höchſte Zeit, ihn unter die Erde zu bringen. Da beſchloß an einem Sonnabende der Magiſtrat: man wolle die eingepfarrten Bauern, die des folgenden Tages in die Stadt zur Kirche kommen würden, höflich erſuchen, die Leiche zu tragen, und, wenn ſie ſich weigerten, ſie mit Gewalt dazu zwingen.

Das Wetter des Sonntags war ſchön; es fanden ſich viele Bauern zur Kirche ein. Sobald der letzte hinein war, verſchloß man die Stadtthore, und der Hauptmann Schnerre beſetzte mit der Bürgergarde den Marktplatz, welchen die Landleute auf ihrem Heimwege nicht umgehen konnten.

Als der Gottesdienſt aus war, ließ Herr Schnerre die Trommeln und Pfeifen luſtig ertönen. Das lockte, wie des Rattenfängers Pfeife die Kinder in Hameln, alle Bäuerlein herbei. Sie ſtellten ſich vor der Fronte zuſammen und horchten. Der Hauptmann ging freundlich auf ſie zu und ſagte: er wolle zu ihrem Vergnügen eine ganze Stunde lang Feldmuſik erſchallen laſſen, wenn ſie ihm zuvor den Gefallen thäten, eine Leiche zu Grabe zu tragen. Sie ſtutzten und fragten, wem ſie angehöre. Er mußte ihnen reinen Wein einſchenken. Sogleich riefen alle ein trotziges Nein! denn ſie hatten ſchon von der Sache gehört. Er, darauf gefaßt, machte plötzlich mit ſeiner Compagnie eine ſchon eingeübte kühne Schwenkung, und umzingelte die Rebellen. Sie wehrten ſich aber gegen die kraftloſe Mannſchaft wie Löwen, warfen einen nach dem andern über den Haufen und ſchlugen ſich durch.

Der Wittwer ſtand von fern, ſah ſeine letzte Hoffnung ſcheitern, ſchlug die Hände über dem Kopfe zuſammen und ſtürzte in ſein Haus. „Hülfe! Hülfe! der Vater hat ſich erhängt!“ ſchrie bald darauf eins ſeiner Kinder oben aus dem Fenſter. Das unten verſammelte Volk gaffte unthätig hinauf. Doch Albert, der zufällig vorbei ging, eilte ins Haus, zerſchnitt den Hängeſtrick und brachte den Unglücklichen wieder zur Beſinnung.

Nach dieſer wackern That rief der junge Mann unter der Hausthür den Gaffern zu: „Ich bin bereit, die Leiche zu tragen. Wer hilft mir?“ Niemand regte ſich.

In demſelben Augenblicke kamen Richard und Kreiſel aus bloßer Neugier auf dem Platze an, hörten Alberts wiederholten Ruf und entſchloſſen ſich auf der Stelle, ihm hülfliche Hand zu leiſten. Sie grüßten ihn freundlich; er dankte mit Höflichkeit. Alle drei faßten den Sarg an; doch ihre Aufforderungen und Bitten, daß noch jemand aus dem Volkshaufen ihnen beiſtehen möge, waren vergebens.

Da erblickte der Stadtſecretair den Advokaten Striegel, und rief ihm, als wäre von einem Kartenſpiel die Rede, mit einem ſcherzhaften Tone zu: „Freund Striegel, kommen Sie her und ſeyn Sie der vierte Mann!“

Der Advokat rieb und wand die Hände, zuckte die Achſeln, und trippelte bald vorwärts, bald zurück, ohne vom Flecke zu kommen.

Potz tauſend über die Unentſchloſſenheit:“ ſchalt Kreiſel. „Machen Sie ein Ende!“

Jetzt kam der Advokat mit haſtigen Schritten und ſagte: „Glauben Sie mir unmaßgeblich, meine Herren, ich bin kein Sclav des Vorurtheils; ich füge mich nur gern nach den Meynungen der Menſchen, unter welchen ich lebe. Doch da ſich Ew. Excellenz und die beiden andern hochachtbaren Herren über dieſe Bedenklichkeit hinwegſetzen, ſo wird es unmaßgeblich auch meiner Ehre nicht ſchaden.“

Hiermit griff er an; der Leichenzug ſetzte ſich in Bewegung. Der Wittwer, der ſich indeſſen ganz beruhigt hatte, nahm ſeinen Platz hinter dem Sarge ein, und ſagte mit lauter Stimme: „Nun ſeh ich, daß Gott arme Leute nicht verläßt! Die Frau Bürgermeiſterin, die meinem Weibe kein ehrliches Begräbniß gönnte, mag tauſendmal ſterben, es wird ſie kein Geheimer Rath und kein anderer ſo vornehmer Herr, wie dieſe hier, zu Grabe tragen.“

Fünfunddreißigſtes Kapitel.

Die Verſöhnung.

Die halbe Stadt zog mit auf den Kirchhof. Als der Sarg eingeſenkt war, gab **Albert** dem Oſtindier die Hand und ſprach: „Herr Geheimer Rath, verzeihen Sie meiner jugendlichen Uebereilung! Ich that Ihnen im vorigen Jahre ſehr Unrecht. Sie bewieſen ſich hier und in andern Fällen als ein edelmüthiger Mann. Ich verehre Sie nun aus vollem Herzen.“

„Laſſen Sie uns Freunde ſeyn!“ ſagte Richard, ihn umarmend. „Gute Menſchen können ſich eine Zeit lang verkennen; aber der Nebel verſchwindet und ſie lieben ſich doppelt.“ —

So war die Verſöhnung geſchloſſen. Albert bat den Oſtindier, mit ihm zu dem Hauptmann zu gehen, weil der gute alte Mann ſehnlich nach ihm verlange. Richard erfüllte ſeine Bitte, wiewohl mit Bangigkeit, Eliſen unter die Augen zu treten.

Roggenburg war äußerſt überraſcht, als er die Verſöhnten Arm in Arm die Straße herab kommen und in ſein Haus treten ſah. Er ſtelzte ihnen freudig bis an die Treppe entgegen, und Thränen traten ihm in die Augen, als Richard ſeine Arme um ihn ſchlang und ihn küſſend ans Herz drückte. „O wie wohl iſt mir, daß ich Sie wiederſehe!“

rief der alte Kriegsmann. „Ich hätte meinem Sohne ſein Mißverſtändniß mit Ihnen nie vergeben, wenn er Sie nicht jetzt mir wieder zuführte.“

Indeſſen nahte ſich auch Eliſe und empfing den Geheimen Rath mit zwangloſer Heiterkeit und freundlichem Wohlwollen. Jede Verlegenheit war nun auf allen Seiten vorüber. Man unterhielt ſich von der neueſten Stadtbegebenheit und der daraus entſprungenen Verſöhnung ſo unbefangen, als wäre nie zwiſchen Richard und Albert ein Zwiſt vorgefallen und nie ein Korb ausgetheilt worden.

„Lieber Hauptmann,“ ſagte Richard, „darf ich Ihnen zum Beweiſe, daß ich auch in der Entfernung an Sie gedacht habe, ein kleines, ſehr kleines Geſchenk anbieten?“

„Wenn es klein, wirklich ſehr klein iſt,“ antwortete Roggenburg, „ſo nehme ich's an, um nicht eigenſinnig zu ſcheinen. Aber ich kenne ſchon die Herren Oſtindier, daß ſie nichts Kleines verſchenken.“

„Dießmal doch!“ verſetzte Richard. „Ich habe ein Dutzend Tabakspfeiſen von verſchiedener Geſtalt für Sie gekauft, und dieſe werden Sie mir gewiß nicht auf dem Halſe laſſen, da ich ſelbſt keinen Gebrauch davon machen kann.“

„Ein Dutzend! gleich ein Dutzend?“ — rief der Hauptmann. „Da ſieht man den Oſtindier! — Doch mit Tabaksgeräthe greift man mich an der ſchwachen Seite an, und ſo will ich mich denn gegen Ihre Güte nicht ſträuben.“

„Da einmal von Geſchenken die Rede iſt,“ fiel Albert ein, „ſo erbitte ich mir auch eins, Herr Geheimer Rath! Beſchenken Sie mich, oder vielmehr Eliſen, zum zweiten Mal mit dem Shawl, den ich ihnen unartig zurück gab. Ich möchte dieſes Denkmal unſerer Mißhelligkeiten gern auf immer aus Ihren Augen entfernen.“

„Das iſt ein braves, vernünftiges Wort, lieber Sohn!“ ſagte der Hauptmann, und Richard verſicherte, daß er nun erſt die geſchehene Ausſöhnung als vollendet betrachte.

Nachdem er hierauf den Hauptmann und das Brautpaar auf den folgenden Tag zum Mittagsmahle eingeladen und ſie zugeſagt hatten, nahm er Abſchied, und überſandte bald nachher den Shawl und die Tabakspfeifen, deren reich mit Silber beſchlagene Köpfe und Rohre ſo ſchön und koſtbar waren, daß Roggenburg, als ein alter Kenner, den Werth des Geſchenkes auf hundert Thaler ſchätzte, ohne noch ein nettes Tabakskäſtchen und einige Rollen des feinſten Knaſters, die zugleich mitfolgten, in Anſchlag zu bringen.

Auch die ſämmtlichen Magiſtratsperſonen bat Richard, mit Ausſchluß ihrer Frauen und Töchter, auf den folgenden Mittag zu Tiſche. Er wußte, wie dieſe Damen gegen das Fräulein geſinnt waren und wollte daher Eliſen nicht das Leid zufügen, ſie in eine ihr abgeneigte Geſellſchaft zu verſetzen. Es ward bei ihm, wenn er Gäſte hatte, um zwölf Uhr geſpeiſ't; denn die Michelheimer aßen ſchon um eilf Uhr und liebten es alſo durchaus nicht, ſo ſpät zu tafeln, wie es Richard, nach engliſcher und jetzt auch deutſcher Sitte, gewohnt war. Dießmal erſuchte er den Bürgermeiſter in einem Billet, ſich eine Stunde vor der gewöhnlichen Tiſchzeit bei ihm einzufinden, weil er etwas Wichtiges mit ihm zu ſprechen habe.

Sechsunddreißigſtes Kapitel.

Die Entdeckung.

Mit unruhiger Neugier, was er bei dem Geheimen Rath erfahren werde, ſtellte ſich der Bürgermeiſter um eilf Uhr ein. Richard empfing ihn in Gegenwart ſeines Hausfreundes, des Stadtſecretairs. „Lieber Herr Bürgermeiſter,“ hob er an, „ich wollte ſchon längſt eine Frage an Sie thun. Haben Sie denn einen Verwandten, der in der Welt herum ſchweift? Ich fand überall auf meinen Reiſen und ſogar in Oſtindien, einen Mann, der ſich Felden nannte.“

„Ew. Excellenz erſchüttern mein Herz!“ ſagte der Bürgermeiſter. „Sie erinnern mich an einen verlornen Bruder, von dem ich ſeit dreißig Jahren keine Nachricht habe.“

„War es ein guter Menſch?“ fragte Richard.

„Ein lieber, herrlicher Junge war's;“ verſetzte der Bürgermeiſter. „Er hatte nur immer hochfliegende Gedanken, und ſehnte ſich in die weite Welt. Daran war freilich unſer ſeliger Vater ein wenig Schuld, indem er uns Kindern oft von fremden Ländern erzählte, die er theils ſelbſt durchwandert hatte, theils aus Reiſebeſchreibungen kannte. Ich hörte das alles ohne ſonderliche Gemüthsregung an; aber Bruder Ludwig ward ganz begeiſtert, und ſprach beſtändig davon, daß er zur See gehen wolle. Es gefiel ihm durchaus in dem kleinen, engen Michelheim nicht. Er murrte jeden Morgen, wenn er das Barbierzeug unter den Arm nehmen und die Kunden des Vaters, der ein geſchickter Wundarzt war und eine Barbierſtube hatte, bedienen mußte. Beſonders ging er höchſt ungern zu dem damals regierenden Bürgermeiſter Proß, weil es ein barſcher und herriſcher Mann war. Einsmals hatte der Bürgermeiſter eine Gevatterſchaft vor, und wollte dabei recht glatt um's Kinn erſcheinen. Er ließ den Vater bitten, ſelbſt zum Raſiren zu kommen; denn Ludwig, ließ er ſagen, ſey ein Faſler; er ſchere nicht rein, oder ſchneide. Aber der Vater war unpaß; Ludwig mußte das Geſchäft verrichten. Er ging verdrießlich mit dem Scherbeutel fort, und — kam nie wieder."

„Ja freilich!" fiel der Geheime Rath ein: „Denn als ich zu dem Bürgermeiſter in die Stube trat, fuhr er wie ein Bär auf mich los — —"

Mit großen ſtarren Augen ſah ihn Herr Felden an, und fragte ſchüchtern: „Wie belieben Ew. Excellenz?" —

„Weg mit der Excellenz, Bruder Gottlieb!" ſagte Jener mit offnen Armen. „Ich bin Ludwig, dein verlorner Ludwig."

Der Bürgermeiſter, wie vom Donner gerührt, taumelte zurück. Richard und Kreiſel fingen ihn auf und geleiteten ihn zum Sopha.

„Ew. Excellenz ſcherzen wohl!" ſprach er mit wehmüthigem Lächeln.

„Haſt du noch immer die leidige Excellenz im Munde?" ſagte Richard. „Nenne mich Bruder, und höre meine Geſchichte! — Der Bürgermeiſter fuhr auf mich los: Kommt Er doch? Er Taugenichts! — Will Er mir wieder einen Wald von Haaren im Geſichte ſtehen laſſen, oder mir

Blut abzapfen? — Sieht Er, hier liegt ein Viergroſchenſtück und ein Stock! ſprach er, und legte beides neben einander auf den Tiſch. — Er bekommt das Geld oder die ungebrannte Aſche, nachdem Er ſich aufführt! — Mit dieſen Worten warf er ſich auf einen Stuhl. Ich fing das Werk mit möglichſter Vorſicht an. Es war aber ſchwer, das Schermeſſer über ſeine vielen, vom Zorn noch vermehrten Geſichtsfalten ohne Straucheln zu führen, und ſo entſtand zu meinem Schrecken eine kleine Wunde. Er fühlte ſich verletzt, ſprang auf, ſah in den Spiegel, ſchimpfte, tobte, ſetzte ſich aber dennoch wieder, mit einem Fingerzeig auf den Stock. Ich kam ohne weiteres Unheil bis in die Gegend der Oberlippe. Als ich aber, wie gewöhnlich, ſeine Naſe mit zwei Fingern anfaßte, fuhr er — Gott weiß, warum? — wüthend auf, und rannte ſich damit das Meſſer ſo tief ins Geſicht, daß ſogleich ein Blutſtrom herausſchoß. Brüllend griff er nach dem Stocke — ich ſtürzte fort und zum nächſten Thor hinaus, denn ich getraute mir nicht, unſerm Vater wieder unter die Augen zu treten."

„Welche ſonderbare Fügung!" rief der Bürgermeiſter. „Mein Erſtaunen läßt mir noch gar nicht zu, den ſüßen Brudernamen auszuſprechen."

„Daß ich aber vollen Anſpruch darauf habe, will ich dir augenſcheinlich beweiſen;" antwortete Richard, und holte aus dem Nebenzimmer einen alten, auf der Flucht mitgenommenen Barbierbeutel von rothem Plüſch, bei deſſen Anblick der Bürgermeiſter aufſchrie: „Ja, den kenn' ich noch! Da muß inwendig des Vaters Name eingezeichnet ſtehen!"

Und ſo fand ſich's auch. Mit naſſen Augen umarmten ſich die Brüder.

„Nun erzähle du, Gottlieb!“ ſprach der Geheime Rath. „Was begab ſich nach meiner Flucht?“

„Der Vater ſaß mit unter den Kopf geſtütztem Arm am Fenſter,“ ſagte der Bürgermeiſter, „da rief er auf Einmal: Was mag das bedeuten? Protzens Dienſtmädchen hat den Bader Hildebrand geholt; ſie eilen mit ſtarken Schritten nach des Bürgermeiſters Hauſe. — Iſt vielleicht Ludwig nicht hingegangen? oder hat ihn der eigenſinnige Mann nicht angenommen? — So blieb uns die Sache dunkel, bis eine Viertelſtunde nachher der Bader Hildebrand zur Thür herein ſchrie: Ach, Herr Gevatter, welch Unglück! Ihr Sohn hat den Bürgermeiſter mit dem Schermeſſer ſo zugerichtet, als wär' er in einer Schlacht geweſen. Ich mußte ihn eben verbinden; aber trotz meiner unvergleichlichen Wundſalbe, wird er zeitlebens eine ſichtbare Schmarre behalten, und die heutige Gevatterſchaft geht natürlich ganz in die Pilze. — Der Vater erſchrack, und war vollends untröſtlich, als du — —“

„Schildere mir nicht ſeinen Kummer!“ fiel der Geheime Rath bittend ein. Das Einzige beruhiget mich, daß ich mir nicht vorwerfen darf, ſeinen Tod durch meine Flucht beſchleuniget zu haben. Er iſt — wie ich gleich in den erſten Tagen meines jetziges Hierſeyns von dem Gaſtwirth herauslockte — erſt vor zehen Jahren geſtorben, hat alſo nach meiner Trennung von euch noch volle zwanzig Jahre gelebt.“

„Immer von dir ſprechend, immer nach dir verlangend, immer für dich betend!“ — ſetzte der Bürgermeiſter hinzu, und die Augen gingen ihm über. „O, hätt' er's doch erlebt, dich in deinem jetzigen Glanze zu ſehen! — Sage mir, ich bitte dich, wie gelang dir's, zu dieſer Höhe zu ſteigen?“

Der Geheime Rath wollte Bruder Gottliebs Neugier befriedigen! doch Herr Trottel, der immer, wenn's zu Tiſche ging, der Erſte war, trat eben jetzt ins Zimmer, und die übrigen Gäſte folgten bald nach. Als alle beiſammen waren, ſtellte ſich ihnen der Geheime Rath als ein Michelheimer Stadtkind und als Bruder des Bürgermeiſters vor. Sie hielten es lange für einen Scherz. Er gab ihnen aber einen kurzen Auszug aus ſeiner Geſchichte, ſo weit wir ſie wiſſen, und verſprach, die Fortſetzung bei Tiſche folgen zu laſſen.

Siebenunddreißigſtes Kapitel.

Die hohen Kranken.

Als die Suppe, die gewöhnlich mit einer gewiſſen ſtillen Andacht genoſſen wird, vorbei war, begann der Geheime Rath ſeine Geſchichte.

„Es ſind im künftigen Monat gerade dreißig Jahre, daß ich Michelheim verließ. Ich hatte mein mühſam zuſammengeſpartes Vermögen, das in fünf Thalern beſtand, glücklicher Weiſe in der Taſche, als ich die Flucht ergriff. Das Wetter war ſchön; ich ſchlug meine Nachtläger meiſtens unter Bäumen auf, und ſo reichte meine Kaſſe bis Hamburg, wohin ich meinen Lauf nahm, um mich nach England einzuſchiffen.“

„Ich meldete mich bei einem Büreau, wo junge Wundärzte für den engliſchen Seedienſt angenommen wurden. Es war mir vor einer ſcharfen Prüfung meiner Kenntniſſe bange. Doch der ehrliche Mann, der ſich mit mir über mein Geſuch beſprach, ſchien gar kein Kunſtverſtändiger zu ſeyn. Er that nur zwei oder drei oberflächliche Fragen an mich, die ich herzhaft beantwortete. Am Ende machte er noch ſeinen überreifen Bart, den er vermuthlich koſtenfrei loswerden wollte, zu einem Gegenſtande des Examens. Er ging mit mir in ein anſtoßendes Cabinet, wo er die erforderlichen Barbiergeräthe aus einem Schranke nahm.

Ich hatte dießmal eine leichte Hand, einen ſichern Strich; mein Examinator war vollkommen damit zufrieden. Wir wurden einig, und ich ſegelte ſchon des folgenden Tages nach England.“

„Ich war nach London beordert, ward aber von da ſogleich nach Portsmouth geſchickt, wo einige Kriegsſchiffe zum Auslaufen bereit waren. Auf einem derſelben erhielt ich meine Anſtellung. Jetzt begann die traurigſte Zeit meines Lebens. Der Anblick des Meeres iſt groß und hehr; ich ward es aber bald überdrüſſig, mit meiſtens rohen Geſellen, deren Sprache mir Anfangs völlig fremd war, in einem engen, ſchwimmenden Gebäude zu hauſen, und nichts als Himmel und Meer zu ſehen. Verſchiedene Seetreffen, die unſere Flotte lieferte, waren keine angenehme Abwechſelung. Ich hielt dennoch, auf verſchiedenen Kriegsſchiffen dienend, dieſe langweilige Lebensart vier Jahre aus. Dann aber nahm ich meinen Abſchied, und ging, als ich eben mein zwanzigſtes Jahr erreicht hatte, mit einem Handelsſchiffe nach Indien.“

„Mein Schiffspatron hatte Geſchäfte im Königreiche Siam. Die Bewohner dieſes Königsreichs ſind häßliche Geſtalten. Lange Ohren, die man ſonſt gern dem Eſel überläßt, gelten bei ihnen als eine vorzügliche Schönheit. Einer beneidet den andern darum. Die Natur beſchenkt ſie freiwillig mit dieſer Zierde; aber keiner iſt mit der Größe derſelben zufrieden: alle belaſten ſich mit ſchweren Ohrgehenken, um durch dieſes dehnende Gewicht den Wachsthum der köſtlichen Naturgabe noch mehr zu befördern. Es iſt auch den wunderlichen Leuten nicht recht, daß ihnen die Natur, wie andern Menſchen, weiße Zähne gibt: ſie wollen ſie ſchwarz haben, und wetteifern mit einander, die Farbe des Ebenholzes ihrem Gebiß einzubeitzen.“

„Doch unter dieſen Querköpfen keimte mein Glück. Mein Schiffspatron und ich befanden uns eben in der Hauptſtadt des Reichs, als Seine Majeſtät, der König, von einer Krankheit befallen wurde, die ſeine Aerzte nicht zu heilen verſtanden. Er ſträubte ſich vielleicht gegen die dort gewöhnliche Cur, bei welcher man den Kranken die Länge lang auf den Boden hinſtreckt, ihm auf den Leib tritt, und mit den Füßen darauf herumſtampft, damit dieſe Durcharbeitung eine glückliche Criſis der Krankheit hervorbringe. Der hohe Patient hatte vernommen, daß ein europäiſcher Arzt, nämlich meine Wenigkeit, in der Hauptſtadt angekommen ſey, und ich ward nach Hofe berufen. Aber vor einem König von Siam darf man nicht, wie vor andern Menſchen, auf zwei Füßen erſcheinen; man muß, zur Erde geworfen, auf den Knien und Händen, wie ein vierfüßiges Thier, zu ihm hinkriechen. Der königliche Ceremonienmeiſter unterrichtete mich im Vorſaal eine ganze Stunde, wie ich mich ſo mit gehörigem Anſtand fortbewegen ſollte. Ich gab vergebens durch einen gegenwärtigen Dollmetſcher zu verſtehen, daß während dieſer verlorenen Zeit die Krankheit Seiner Majeſtät zu einer bedenklichen Höhe ſteigen könnte: die ſtrenge Beobachtung der lächerlichen Hofſitte ſchien nöthiger als die Cur. Der Ceremonienmeiſter war zuletzt mit meiner Gelehrigkeit zufrieden, und der Gang auf allen Vieren gelang mir um ſo beſſer, da ich treffliche Muſter vor mir hatte, indem der Ceremonienmeiſter und andere bedeutende Hofſchranzen wie ſchleichende Katzen vor mir her ins Krankenzimmer krochen.“

„Der König, der eine ſehr lange, pyramidenförmige, von Gold und Edelſteinen funkelnde Mütze auf dem Kopfe hatte, lag ſtarr, wie ein ſteinernes Bild, auf ſeinem Lager, als wir anrutſchten. Ich flüſterte dem neben mir kriechenden Dolmetſcher zu: es ſey zuförderſt nöthig, daß mir in Gnaden erlaubt werde, den allerhöchſten Puls zu unterſuchen. Mein Begehren lief leiſe von Ohr zu Ohr, bis es an denjenigen Hofherrn kam, der zunächſt ans Lager des Königs vorgerückt war. Er richtete ſich, wie ein aufwartendes Hündlein, empor, ſetzte die Spitze eines kleinen, zierlichen Sprachrohrs höchſt behutſam ans Ohr Seiner Majeſtät, und trug ſo mein ärztliches Geſuch liſpelnd vor. Der König antwortete nicht, zuckte keine Lippe, hob aber ſeine rechte Hand mit unbeſchreiblicher Langſamkeit unter der Decke hervor. Ich erſchrack: denn die Nägel ſeiner Finger waren wenigſtens vier Zoll lang. Ein Wink des Ceremonienmeiſters rief mich zum Krankenbette. Er ſetzte ſich und mich in die Stellung aufwartender Hündlein, und leitete meine Hand zur Hand des Königs. Ich überzeugte mich ſogleich, daß ich nur mit einem ganz gewöhnlichen Fieberchen zu thun hatte. Es war mir nicht bange, damit fertig zu werden. Ich erklärte durch den Dolmetſcher: Seine Majeſtät befinde ſich noch für jetzt in keiner Lebensgefahr, und ich hoffe, durch zweckdienliche Arzneien, die ich unverzüglich herbeiſchaffen würde, die Krankheit zu heben."

„Vorſchriftmäßig kroch ich rückwärts, wie ein Krebs, zur Thür hinaus und holte die benöthigten Pulver aus meiner Reiſe-Apotheke. Mit welchen Feierlichkeiten der König die Medicin eingenommen hat, weiß ich nicht. Ich beſuchte ihn acht Tage hinter einander; dann war er geſund. Zur Belohnung erhielt ich eine goldene Betelbüchſe vom zweiten Range." —

„Eine Betelbüchſe! Was iſt das?" fragte der Bruder des Erzählers.

„Es iſt in Indien gewöhnlich," antwortete der geheime

Rath, „die Blätter der dort einheimiſchen Betelpflanze in goldenen oder ſilbernen Doſen bei ſich zu führen und ſie von Zeit zu Zeit, wie man eine Priſe Tabak nimmt, im Munde zu käuen. Wenn aber der König von Siam Betelbüchſen verſchenkt, ſo bewirkt das dort eine eben ſo ehrenvolle Auszeichnung, als in Europa ein Orden. Die Größe derſelben beſtimmt den Rang. Ich ward Betelbüchſenritter der zweiten Klaſſe; und man erwies mir überall, wo ich mein Ordenszeichen aus der Taſche zog, große Verehrung. Ich muß aber bekennen, daß mir das erhaltene Gnadenzeichen wenig Freude machte. Eine hübſche Geldſumme, die mich in den Stand geſetzt hätte, ein vortheilhaftes Geſchäft anzufangen, wäre mir lieber geweſen. So unzufrieden, wollte ich eben die Reſidenz des Beherrſchers von Siam verlaſſen, als ich plötzlich wieder in den Palaſt gerufen ward und mir der Antrag geſchah, einem kranken Elephanten des Königs ärztliche Hülfe zu leiſten.“

„Ich muß im voraus ſagen, daß dieſe Rieſen der Thierwelt in Siam zu Hauſe ſind und in außerordentlicher Achtung ſtehen. Jeder Elephant des Königs hatte damals innerhalb der Ringmauern des Palaſtes ein eigenes, wohl eingerichtetes Haus und einen anſehnlichen Titel. Einer hieß der Graf, der andere der Lord, der dritte der Baronet u. ſ. w. Der vornehmſte — ein ungeheurer Elephant von weißer Farbe — ward Prinz genannt. Er bewohnte einen kleinen Palaſt und hatte zu ſeiner Bedienung einen zahlreichen Hofſtaat, der ihn immer umgab. Der König liebte und ſchätzte den ſogenannten Prinzen ungemein. Der Titel: Herr des weißen Elephanten ſtand in allen öffentlichen Mandaten unter ſeinen übrigen Titeln oben an.“

„Dieſe vierfüßige Herrſchaft war krank. Ich hielt es für möglich, daß bei ihr vielleicht mehr, als bei dem König ſelbſt zu verdienen ſey und erklärte mich daher bereitwillig, ſie als Arzt zu beſuchen. Auf meine Frage, ob ich dabei ein gewiſſes Ceremoniell zu beobachten habe, erhielt ich die Antwort: es ſey nichts nöthig, als eine tiefe Verbeugung vor dem Prinzen.“

„Ich erſchien denn mit einem Bückling vor ihm. Er ſtand in einem fürſtlich ausgeſchmückten Zimmer, mit geſenktem Kopfe, und ſah überhaupt ſehr unluſtig aus. Ich forſchte bei dem gegenwärtigen Hofſtaate nach den Zeichen der Krankheit. Man wußte mir nichts anzugeben, als daß der Prinz ſeit drei Tagen ſeine ſonſt gewöhnliche Eßluſt und Heiterkeit verloren habe. Weiter nichts als ein verdorbener Magen! dacht' ich in meinem Herzen, ſtellte mich aber äußerlich, als ſtände die Sache ſehr ſchlimm. Ich nahte mich dem Kranken, betaſtete ſeinen Rüſſel, ſeine Ohren, ſah ihm in die Augen, ließ mir die Zunge zeigen, machte bei dem allen ein trübes, bedenkliches Geſicht, empfahl mich mit einem Reverenz und holte Magenmittel, die dem beſeelten Knochenberge — wie Haller, der Arzt und Dichter, den Elephanten nennt — in ſtarken Gaben gereicht werden mußten. Mit verſtändiger Willigkeit nahm er ſie ein. Den dritten oder vierten Tag nachher befand er ſich wieder wohl. Er hatte eben, als ich ihm meinen gewöhnlichen Morgenbeſuch abſtattete, eine doppelte Portion Reiß mit gutem Appetit verzehrt und trank vor meinen Augen eine Flaſche Wein hinten nach. Dankbar für ſeine Wiederherſtellung, umarmte er mich mit dem Rüſſel und drückte mich ſanft an ſeine Bruſt.“

„Der Dolmetſcher vertraute mir, daß der König über die Geneſung des Prinzen höchſt erfreut ſey und mich unfehlbar zum Betelbüchſenritter der erſten Klaſſe erheben würde: ich hingegen vertraute dem Dolmetſcher, daß mir an der ganzen Ritterſchaft wenig liege, und es mir angenehmer wäre, wenn mir der König mit einigen derben Geldſtangen unter die Arme griffe. Dieſe Worte waren nicht verloren. Mein Wunſch, den der gefällige Dolmetſcher auf eine geſchickte Art an den rechten Mann gebracht hatte, ward mit königlicher Freigebigkeit erfüllt.“

„Bald darauf verließ ich das Königreich Siam und begab mich in die ſchönſte und fruchtbarſte Gegend Oſtindiens, um dort mein Geld an Ländereien anzulegen oder Handel zu treiben. Ich vereinigte beides mit einander. Das Glück begünſtigte meine Unternehmungen. Es war mir fünf und zwanzig Jahre ſo treu, als es wohl wenigen Menſchen iſt. Dennoch verließ ich ſeinen Schoos, um dich, geliebter Bruder, und meine Vaterſtadt zu beſuchen. Ich wollte mich gleich in den erſten Tagen nach meiner Ankunft zu erkennen geben: es beluſtigte mich aber von einer Zeit zur andern, gleichſam verlarvt und vermummt hier herum zu wandeln, und wir alle haben dadurch manchen luſtigen Auftritt gewonnen.“ —

So erzählte Richard — wie wir ihn noch bis zum nahen Ende des Buches nennen wollen — ſeine Geſchichte. Die Zuhörer machten allerhand Gloſſen darüber, die jedoch der Aufzeichnung eben ſo wenig werth ſind, als es die Zwiſchenreden waren, welche die Erzählung durchkreuzten.

„Aber, mein werther Bruder, du ſprachſt nur von einem Beſuche?“ ſagte der Bürgermeiſter. „Ich hoffe doch, du wirſt uns nicht wieder verlaſſen.“

„Ich muß!“ ſagte Richard. „Und die Zeit meines Scheidens iſt nahe. Ich gehe noch in dieſem Monat nach Oſtindien zurück.“

Alle waren beſtürzt; nur Kreiſel rief: „Beneidenswerther Mann!

Dahin! Dahin!
Möcht' ich mit dir, mein Freund und Gönner, ziehn!“

„Was hält Sie ab?“ ſprach Richard. „Ihre Geſellſchaft wird mir die Reiſe ſehr angenehm machen, und was Sie hier verlieren, das gewähr' ich Ihnen zehnfach in Oſtindien.“

„Göttlicher Freund, ich gehe mit Ihnen!“ rief Kreiſel. „Es müßte kein Fünkchen poetiſchen Geiſtes in mir glühen, wenn ich den Ruf in ein romantiſches Zauberland ausſchlagen wollte.“

„Sie wollen alſo Ihre Stelle, als Stadtſecretair, plötzlich aufgeben?“ fragten ſtaunend die Rathsperſonen.

„Ja, meine Wertheſten!“ antwortete Kreiſel. „Ich würde nun doch in meinem Schreiberjoche nichts mehr taugen, und es unwillig ſchütteln, wenn ich an Oſtindien dächte. Damit Sie aber durch meinen unerwarteten Abſchied in keine Verlegenheit kommen, empfehle ich Ihnen zu meinem Nachfolger den Advokaten Striegel, der nichts weniger als ein poetiſcher Schwindelkopf iſt, wie Sie mich bisweilen zu ſchelten beliebten, ſondern Ihnen mit ſeinen ſoliden juriſtiſchen Kenntniſſen und ſeiner unmaßgeblichen Beſcheidenheit gute Dienſte leiſten wird.“

Achtunddreißigſtes Kapitel.

Die Lektion.

„Richard iſt doch ein Menſch, der gar keine Lebensart verſteht!“ ſagte die Bürgermeiſterin, als ihr Mann von der Gaſterei nach Hauſe kam. „Ich hörte dieſen Nachmittag mit Erſtaunen, daß er das armſelige Fräulein zur Tafel gezogen hat; aber die Frau Bürgermeiſterin war dieſer Ehre nicht werth.“

„Dafür habe ich die Ehre, daß ich mich nun mit ihm duße;“ verſetzte der Bürgermeiſter mit ſchelmiſchem Lächeln.

„Haſt du denn Brüderſchaft mit ihm getrunken?“ fragte ſie.

„Ja, ſchon an der Mutter Bruſt!“ — gab er zur Antwort. „Denke, mein Schatz! Seine Excellenz, der Herr Geheime-Rath, iſt mein leiblicher Bruder!“ —

Sie hielt ihn für berauſcht und rieth ihm, zu Bette zu gehn. Er bewies aber ſeine Nüchternheit durch eine ſehr ordentliche und ausführliche Erzählung aller uns ſchon bekannten Umſtände. Da brach die ſtaunende Dame in ein Freudengeſchrei aus: denn es ſchien ihr nun nichts gewiſſer, als daß der Geheime-Rath gleich auf der Stelle ſein Vermögen brüderlich mit ihnen theilen werde. Aber der Bürgermeiſter ſchüttelte den Kopf und ſagte: „Laß uns froh ſeyn, wenn er nicht von mir die Herausgabe ſeines

Erbtheils verlangt!“ — Dieſer Einwand machte ſie ſo beſtürzt, daß ſie die ganze Nacht kein Auge ſchließen konnte.

Doch der nächſte Morgen befreite ſie von dieſer Angſt. Richard ſtattete ihr einen Beſuch ab und beſchenkte ſie mit einer Menge köſtlicher Waaren, die ihm zwei Diener nachtrugen. Er ging dann mit ſeinem Bruder auf's Rathhaus und entſagte vor dem verſammelten Magiſtrate nicht nur allen Anſprüchen an die väterliche Verlaſſenſchaft, ſondern machte auch ein Teſtament, worin er die Stadt Michelheim zu ſeiner Erbin einſetzte und dabei vorſchrieb, wie der Nachlaß zur Verbeſſerung des Schulweſens und andern nützlichen Stiftungen angewendet werden ſollte. Seinem Bruder, der reich und kinderlos war, vermachte er zum Ueberfluß ein Legat von zwanzig tauſend Thalern.

In einem andern gerichtlichen Aufſatze beſtimmte er ſein Wohnhaus, ſammt allen Zubehörungen, zu dem verſprochenen Hoſpitale, und übergab zu treuen Händen des Magiſtrats die landesfürſtliche Schuldverſchreibung, als Eigenthum des Hoſpitals, damit die darin aufzunehmenden Armen von den Zinſen des Kapitals reichlich verpflegt werden könnten.

Der Bürgermeiſter und ſämmtliche Rathsherren wandten ein: es ſey doch Schade, daß ein ſo ſchönes, von einem Staatsminiſter erbautes Haus zur Wohnung armen Geſindels herabgewürdiget werden ſollte.

„Ich weiß nicht, was Sie armes Geſindel nennen, meine Herren!“ verſetzte Richard. „Verſtehen Sie darunter Leute, die durch Völlerei, Trägheit und Liederlichkeit in Armuth verſunken ſind, ſo haben Sie vollkommen Recht. Dieſe verworfene Art von Menſchen ſoll von der Wohlthat meines Hoſpitals immer und ewig ausgeſchloſſen ſeyn.

Nur unverſchuldetes Unglück finde darin eine ruhige Freiſtätte! Und für ſolche Leidende iſt kein Palaſt zu prächtig." —

Es blieb alſo bei Richards wohlthätiger Anordnung, und die Armen in Michelheim erhielten ein Verpflegungshaus, wie es die größten und reichſten Städte in Deutſchland nicht aufzuweiſen haben.

Die kleinen Seelen in der Rathsſtube und in hundert andern Häuſern zuckten über dieſe Großmuth, die ſie Verſchwendung nannten, die Achſeln: nur Albert und die Familie Roggenburg würdigten Richards Hochherzigkeit nach Verdienſt und belohnten ſie mit freudigem Beifall. Er widmete die wenigen Tage, die ſie noch in Michelheim zubrachten, beinahe ganz dem Umgange mit ihnen, und ſie ſchieden mit Schmerz und Thränen von einander.

Bald nachher gab er dem Magiſtrat und den ſämmtlichen Standesperſonen einen Abſchiedsſchmaus und bei der Tafel — eine Lection.

„Meine Herren und Damen!" hob er an, „erlauben Sie Ihrem Landsmann und Mitbürger, Ihnen einige wohlgemeinte Worte ans Herz zu legen. Ich ſcheide von Ihnen mit der ſchmerzlichen Erfahrung, daß Sie bisher nicht immer ſo froh und glücklich waren, als ſie es ſeyn könnten. Es lebt ſich recht angenehm in kleinen Städten, wenn noch die Sitteneinfalt unſerer frommen Vorfahren und altdeutſche Biederkeit darin walten. Dann umfaſſen die Stadtmauern gleichſam nur Eine Familie, die bei allen Vorfällen des Lebens den innigſten Antheil an einander nimmt. — Herrſcht aber unter den Bewohnern eines ſolchen Oertchens ein feindlicher Geiſt, ſo wird der enge Raum, in welchem man mit unholden Menſchen athmen und verkehren muß, eine wahre Hölle; man leidet beinahe die Qual der Verbrecher, welche vor Zeiten mit einem Hunde, einer Katze, einem Hahn und einer Schlange in einen ledernen, ausgepichten Sack geſteckt und ins Waſſer geworfen wurden. — Es gab hier noch vor Kurzem einen Lotterbuben, der die böſen Eigenſchaften jener Thiere in ſich vereinigte und ein ewiger Friedensſtörer war. Er hätte aus jedem ehrbaren Hauſe verbannt ſeyn ſollen; aber leider fanden ſeine hämiſchen Zuflüſterungen bei Vielen von Ihnen geneigtes Gehör, und Sie ließen ſich oft dadurch gegen einander aufbringen. Ich bitte Sie, meine Herren, ich bitte beſonders Sie, meine Damen, dulden Sie hinfort keine ſolche Schlange in Ihrem Buſen! Es dünkt mich die höchſte Unweisheit, ſich durch vermeidliche Feindſeligkeiten und Zänkereien das kurze Leben zu vergiften. Jeder Menſch hat ſeine Fehler; daher gebührt Keinem das Recht, den Fehlern ſeines Nachbars aufzulauern und ſie durch Spürhunde von Blaffmanns Gattung aufzujagen. Das iſt die Hauptquelle alles Unfriedens in kleinen Städten! — Man wohnt ſo nahe beiſammen, daß man auch ohne Spähen und Forſchen das Meiſte, was von einem Thore zum andern vorfällt, ſieht und hört; aber man muß die Augen zudrücken und die Ohren verſtopfen, um ſich nicht zu haſſen; man muß dulden und lieben, damit man wieder geduldet und geliebt werde. Ich halte — ſagt ein weiſer Mann des Alterthums — ich halte den für den beſten und vollkommenſten Menſchen, der Andern ſo bereitwillig verzeiht, als wenn er täglich ſelbſt häufige Fehler beginge, aber ſich des Fehlens ſo ſorgfältig enthält, als ob er Keinem verzeihen wollte. — Wählen Sie ſich, geliebte Mitbürger, das Ideal eines ſolchen Menſchenfreundes zum Vorbilde! Dann werden Sie ſammt und ſonders duldſam gegen einander ſeyn und ſich durch

Eintracht und Liebe aus dem dürren Sandboden unſerer Vaterſtadt ein Paradies hervorzaubern.“ —

Mit feierlicher Stille hörte die Geſellſchaft dieſer Ermahnungsrede zu. Einige Wenige bezeigten ihren Beifall durch Kopfnicken; aber die Frau Bürgermeiſterin zog häßliche Geſichter, und es fehlte nicht viel, ſo hätte ſie bei Blaffmanns Erwähnung, wie bei einer Leichenrede, geweint.

Am folgenden Tage verließen Richard und Kreiſel die Stadt.

Die Frau Bürgermeiſterin bat Nachmittags alle ihre Klatſchgevatterinnen zuſammen und ſagte zu ihnen: „Gott Lob und Dank, daß all' das fremde Geſchmeiß zum Thor hinaus iſt! Mein Herr Schwager iſt fort, die Salms, die Roggenburgs und Albert ſind fort. Auch den vorwitzigen Poeten wurden wir los. Gott ſey Dank! Nun hofmeiſtert uns Niemand mehr, nun können wir wieder in unſerem alten Sode leben!“

Novellen.

I.

Der Harfner.

Waldemar, ein Ritter der Vorzeit, bewohnte mit Roſamunden, ſeiner blühenden, goldlockigen Tochter, eine befeſtigte Burg, die hoch auf einem einſamen Felſen lag, und bei Tag und Nacht von bewaffneten Söldnern ſo ſcharf bewacht wurde, als ob ſie ſich in einem ſteten Belagerungsſtande befände. Es war auch nicht viel beſſer; denn auf einer nahen Felsklippe hauſ'te Waldemars Erbfeind, Ritter Erich, der von Zeit zu Zeit eine kleine Kriegsſchaar unter ſeinem Panier verſammelte und gegen die Veſte ſeines Gegners anrückte, um ſie mit Sturm zu erobern. Es gelang ihm aber nie. Die treue und wachſame Beſatzung ſchlug jeden Angriff tapfer zurück.

Waldemar ward nach und nach der fruchtloſen Befehdungen ſeines feindlichen Nachbars gewohnt, und ließ ſich darüber kein graues Haar wachſen. Er vertraute ſeine Burg ihrer braven Schutzwache, und fand es für unnöthig, immer ſelbſt das Schwert in der Fauſt zu halten und in eigener Perſon zur Vertheidigung ſeines Hauſes und Herdes bereit zu ſtehen. Die damals noch nicht ganz aus der Mode gekommenen Turniere ergötzten ihn baß, und er zog weit umher dieſem Lieblingsvergnügen nach.

Indem er ſich ſo, in Geſellſchaft guter Kompane, die Zeit herrlich vertrieb, ſchlug in ſeinem öden Schloſſe die lange Weile ihren bleiernen Thron auf. Fräulein Roſamunde, deren Mutter ſchon lange in der ſtillen Gruft ihrer Ahnen ſchlief, lebte einſam und freudenlos, wie ein Käuzlein in einer Felſenkluft. Sie hatte zwar eine Geſellſchafterin, die ihr aber mehr trübe als frohe Stunden machte; denn Frau Emerentia, die ihre Sittenmeiſterin vorſtellte, ob ſie gleich ſelbſt wenig gute Sitten beſaß, war eine alte milzſüchtige Matrone, die den ganzen langen Tag in das muntre ſechzehnjährige Märchen hinein kiff, um es zu einer frömmelnden Kopfhängerin zu bilden. Roſamunde hatte hierzu nicht die geringſte Anlage, ſondern ſehnte ſich, wie ein gefangenes Vöglein, hinaus in das rege, geſellige Leben der Welt.

Einſt ſtand ſie am Fenſter und überblickte die weiten Gefilde, die das väterliche Schloß, wie blühende Gärten, umgaben. Sie wünſchte ſich aus ihrem wolkennahen Kerker hinab in die niedern Hütten der Landleute, die ſie traulich mit einander ſchwatzen und ſcherzen ſah. Dann horchte ſie mit Wehmuth auf die melancholiſchen Wettgeſänge der Nachtigallen, die ein Luſtwäldchen am Fuße des Felſen bewohnten. Aber bald lenkte ſich ihre ganze Aufmerkſamkeit zu den rührenden Tönen einer Harfe, die unter den Händen eines Jünglings erklang. Er ſchlug, mit geſenkten Augen unter einem Baume ſitzend, die goldnen Saiten an, und ſang mit melodiſcher Stimme.

Ich ziehe fröhlich hin und wieder
Mit meinem Saitenſpiel,
Seit jüngſt ein Strahl auf mich hernieder
Aus Engelsaugen fiel.

Da ſchwand die Nacht aus meinem Herzen,
Die dumpf darin noch lag,
Und wie beſtrahlt von Himmelskerzen,
Ward's plötzlich in mir Tag.

Die Klugheit trat mit ernſten Blicken
Beſorgt heran und rieth,
Die heil'ge Flamme zu erſticken,
Die mich ſo ſanft durchglüht.
Dieß Feuer wird dein Herz verzehren,
Rief ſie im Warnungston,
Denn Furien der Zwietracht wehren
Dir ſüßen Minnelohn. —

Doch ich verſchloß dem weiſen Munde
Mit feſtem Muth mein Ohr,
Und höher ſchlägt mit jeder Stunde
Die Flamm' in mir empor.
Sie mag mein Herz zu Aſche brennen,
Ich klag' und murre nie,
Wann einſt ſich Leib und Seele trennen,
Erſt dann verlöſche ſie!

Roſamunde verſtand den geheimen Sinn dieſes Liedes nicht, und manches Wörtchen ging auch auf dem weiten Wege zu ihrem Ohre verloren. Um ſo mehr wünſchte ſie, den Sänger in der Nähe zu hören, und vielleicht noch lieber zu ſehen; denn ſeine vollen Purpurwangen, die unter den grünen, ihn umſchattenden Zweigen hervorglühten, hatten keinen übeln Eindruck auf ſie gemacht. Sie gab ihm ein Zeichen, daß er nicht weggehen ſollte, und flog dann zu ihrer Hofmeiſterin. „Liebes Mütterlein!“ ſprach ſie, und ſtreichelte mit ihrer weißen Sammthand die alte Unholdin — „ich hab' eine große, große Bitte an Euch. Erlaubt einem Harfner, der unter den Fenſtern meines Gemachs ſpielt und ſingt, ins Schloß zu kommen, und uns ein Weilchen durch ſeine edle Kunſt zu vergnügen.“

„Mit nichten!“ entgegnete die wackelköpfige Matrone, der die lange Gewohnheit, Nein und immer Nein zu ſagen, zur andern Natur geworden war.

„Doch, doch, gutes Mütterchen!“ fuhr Roſamunde bittend und ſchmeichelnd fort.

„Mit nichten, Fräulein, und abermals mit nichten! — Muſik iſt eine eitle Weltluſt und bethört des Menſchen Herz.“

„Ach, Mütterchen, das mögen wohl zuweilen die betäubenden Trompeten und Pauken in den Tanzſälen thun; aber die ſanfte Harfe iſt ein unſchuldiges Saitenſpiel, und der Mann, der ſie unten am Berge ſchlug, ſcheint beſcheiden und fromm. Er kann gewiß viel ſchöne geiſtliche Lieder ſpielen und ſingen.“ —

„Wenn das wäre,“ ſprach Emerentia, „ſo wollte ich ihn wohl herauf kommen laſſen. Ich muß ihn aber doch erſt von weitem betrachten.“ —

Sie pflanzte jetzt eine Brille auf ihre Naſe, trippelte mit Roſamunden in ihr Zimmer und ließ ſich den Harfner zeigen. „Ei, bewahre der Himmel!“ rief ſie nach einer flüchtigen Beſchauung, und ſchlug unwillig das Fenſter zu. „Der Bube ſähe mir aus wie ein geiſtlicher Sänger! — Ich glaubte, es wäre ein alter, ehrwürdiger Mann, mit einem langen, ſchneeweißen Barte, wie der fromme König David in meiner Bilderbibel; aber ſieh, da iſt's ein junger Schäker, ein Glattkinn, der ſich gewiß nur auf Buhl- und Trinklieder verſteht.“ —

„Das thut mir leid,“ ſagte das ſchlaue Mägdlein, „daß Ihr zu dem armen Harfner ſo wenig Vertrauen habt. Ihr macht mir dadurch einen häßlichen Strich durch meine Rechnung auf ein paar frohe Stunden. Ich dachte, wir wollten uns erbauliche Geſänge vorſpielen laſſen, und dabei ein Gläschen des ſüßen Kanarienſekts trinken, mit dem mich mein Vater neulich an meinem Geburtstage beſchenkte.“ —

Frau Emerentien wäſſerte der Mund. Sie liebte die geiſtigen Getränke noch mehr als die geiſtlichen Lieder. „Hm!“ ſagte ſie ſchmunzelnd, „das war kein übler Einfall! — Saitenſpiel und Wein bethören zwar oft, wie ich vorhin ſagte, die Kinder der Welt; aber das Herz der Frommen erfreuen ſie, und dem Reinen iſt alles rein. Ich hab' auch vielleicht dem ehrlichen Harfner zu viel gethan. Er ſieht wirklich, wenn man ihn genauer betrachtet, gar nicht ſo aus, als ob er blos Schelmſtückchen im Kopfe hätte. Es iſt unrecht und unchriſtlich, ſeinen Nächſten ohne hinreichenden Grund zu verdammen, und ich will mir für dieſe Uebereilung ſelbſt die Strafe auflegen, daß ich dem Spiel und Geſang des jungen Menſchen ein Weilchen zuhöre.“ —

Wie ein Zephyr ſchwebte Roſamunde fort, und kam nach wenigen Minuten mit dem Harfner und einer Flaſche Sekt zurück. Die Schildwachen, denen ſonſt jeder Fremdling verdächtig war, hatten den rothwangigen Spielmann ohne Bedenken eingelaſſen; denn es war damals noch Sitte, daß dergleichen Harfenſchläger von Burg zu Burg wanderten, um die müßigen Ritter und ihre Frauen zu beluſtigen, und ſich dafür mit Speiſe und Trank erquicken zu laſſen. Ueberall hielt man dieſe friedlichen Zugvögel für unſchädliche Gäſte, und keine Thorwache wies ſie zurück.

„Tretet näher!“ ſprach Emerentia zu dem jungen Harfner, als er ſich ehrerbietig vor ihr verbeugte. „Zeigt uns, was Ihr gelernt habt, und ob Ihr ein frommer Sänger ſeyd, wie David und Aſſaph; denn wir begehren nicht weltlichen Sang und Klang, ſondern geiſtliche Lieder zu hören.“ —

„Damit will ich Euch gern zu Gebote ſtehn:“ antwortete er beſcheiden. „Ich wage zwar nicht, mich mit jenen heiligen Pſalmiſten in Vergleichung zu ſtellen; aber ich ſinge und ſpiele nichts lieber als erbauliche Geſänge, und ich hoffe, daß wenigſtens mein guter Wille, den unſterblichen Pſalmendichtern nachzueifern, Euern Beifall erhalten wird.“ —

Dieſe frömmelnde Antwort kam, wie leicht zu erachten, nicht aus dem Herzen des jungen Geſellen, der, trotz ſeiner Lammsmiene, ein ſchlauer Fuchs war. Er ſuchte ſich dadurch blos bei Roſamundens Oberhofmeiſterin einzuſchmeicheln, die weit und breit im Geruch der Heiligkeit ſtand. Um ihre Gunſt zu gewinnen, hatte er eine Menge Kirchenlieder einſtudiert, und trug ſie mit einer ſolchen Inbrunſt und Salbung vor, daß ſeine andächtige Zuhörerin dabei ihren Sekt mit ſeelenfroher Behaglichkeit einſchlürfte.

Die Flaſche neigte ſich allmälig zu Ende, und auch Cinerentia neigte ihr Haupt und entſchlief. Geſchwind zog der Pſalmiſt andere Saiten auf, und ſang in den zärtlichſten Tönen von Liebe. Seine ſchwarzen, feuervollen Augen, die er abwechſelnd niederſchlug und erhob, waren gleichſam die Noten zum Text, und erklärten ſehr deutlich, daß er nicht fremde Gefühle, ſondern eigne Empfindungen ausſpreche.

Roſamunde, die jetzt ſo gut als allein mit ihm war, lauſchte anfangs jeden Laut von ſeinen blühenden Lippen hinweg; doch bald heftete ſie mit züchtigem Erröthen ihre Augen an den Fußboden, und die langen, ſeidenen Wimpern zogen ſich wie ein Vorhang über die Fenſter des Herzens, um nicht bekannt werden zu laſſen, was darin vorging. Aber eben dieſe Vorſicht verrieth dem lauernden

Nachbar, daß man etwas zu verheimlichen hatte, und er legte dieſe Entdeckung nach Wunſch aus. Um jedoch ſeiner Sache gewiß zu ſeyn, wollte er gern einen Blick hinter die geſchloſſenen Gardinen thun. Sitzend war dieß nicht möglich; er warf ſich alſo raſch vor Roſamunden auf die Knie, ſah ſchmachtend zu ihr hinauf, bedeckte ihre Hand mit heißen Küſſen und flüſterte leiſe: „Schönes Fräulein, ich bete Euch an, und hab Euch ſeit zwei Monden, da ich zum erſten Mal Euer himmliſches Antlitz ſah, zur Königin meines treuen Herzens erkoren. Verzeiht der Macht der Liebe das Wageſtück, in dieſer täuſchenden Verkleidung vor Euch zu erſcheinen. Ich bin kein Harfner — ich bin ...“

Und indem ihm ſchon ſein Name auf der Lippe ſchwebte, erwachte die Schläferin und ſtieß einen Zeterſchrei aus, als ſie den ſcheinheiligen Nachahmer Davids in der Stellung eines zärtlichen Liebhabers erblickte. Er ſprang blitzſchnell auf, ergriff ſeine Harfe und machte ſich auf die Flucht; aber ein großes, mit ſilbernen Ecken geharniſchtes Gebetbuch, das ihm Emerentia mit den heftigſten Scheltworten nachſchickte, ereilte ihn noch an der Thüre und gab ihm einen Denkzettel auf den Weg. Mit dieſer Züchtigung noch nicht zufrieden, ſtrampelte die zornige Dame hinter ihm her und ſchrie aus Leibeskräften: „Haltet auf!“ — Doch der ſchnellfüßige Flüchtling war ſchon bei den Schildwachen vorbei und entrann glücklich. Allein ſobald er aus der Burg hinaus war, machte er ſich Vorwürfe, daß er, aus Furcht vor einem alten Weibe, das Haſenpanier ergriffen und die Königin ſeines Herzens einer peinlichen Unterſuchung ausgeſetzt hatte. Es wäre freilich mannhafter und rathſamer geweſen, der Hofmeiſterin Rede zu ſtehen, und ihr ſo gut als möglich einen blauen Dunſt vorzumachen; doch was geſchehen war, ließ ſich nicht ändern, und er tröſtete ſich am Ende mit der Hoffnung, daß es ſeiner Geliebten an einer geſchickten Ausflucht nicht fehlen werde.

Standhafter als er, verrieth ſie auch wirklich ſein Geheimniß nicht, ungeachtet ſie lange mit ſcharfen Fragen geängſtiget ward. Sie war zwar nicht die liſtigſte von Evens Töchtern, und überhaupt zu unſchuldig, um in ſchlauen Erdichtungen glücklich zu ſeyn; aber dennoch half ſie ſich mit der kunſtloſen Antwort: der Harfner habe nichts geſagt und gethan, als aus übertriebener Ehrerbietung knieend Abſchied genommen.

„Fräulein! Fräulein!“ rief Emerentia, „es gehört ein ſtarker Glaube dazu, um Euer Vorgeben für wahr zu halten. Doch, wenn ich's auch thue, ſo wird die Sache des Ausreißers dadurch nicht beſſer; denn er iſt und bleibt dennoch ein heilloſer Bube, der mit ſeiner Kniebeugung Abgötterei trieb. Ein frommer Chriſt kniet vor Gott, aber vor keinem Menſchen. Wer das thut, iſt ein heidniſcher Götzendiener und meinen Augen ein Gräuel. Ich werde Anſtalten treffen, daß uns dieſer Sünder nicht wieder vors Angeſicht komme.“ —

Roſamunde war klug genug, ihn mit keinem Worte zu vertheidigen. Sie ließ ihn, ohne ihre ruhige Miene zu verändern, mit dem Bannſtrahl bedrohen, und auf ihn ſchmähen und eifern, ſo lange es der Strafpredigerin beliebte.

Kurz darauf traf des Fräuleins Vater in der Burg wieder ein, um einige Tage auszuruhen und ſich zu einem neuen Turnierzuge zu rüſten. Emerentia ſtattete ihm ſogleich von jenem Vorfall Bericht ab. Er zog die Augenbraunen finſter zuſammen; denn er vermuthete augenblicklich, daß der angebliche Harfner ein verkappter Liebhaber geweſen ſey, und drang mit heftigen Worten in ſeine Tochter, ihm die Wahrheit zu bekennen. Sie blieb aber muthig und feſt bei ihrer vorigen Rede. Er ſchüttelte ungläubig den Kopf und beorderte ſeine Schildwachen, den verdächtigen Harfner, ſobald er ſich im Burggebiet wieder ſehen ließe, gefangen zu nehmen.

Wie zitterte Roſamunde für den Unbekannten, der ihr ſchon ſehr lieb und werth geworden war! Sie befürchtete, jeden Augenblick die Schreckensbotſchaft zu hören, daß man ihn ergriffen habe. Doch ihre Beſorgniß war ohne Grund. Die Klugheit hatte ſich noch nicht ganz aus dem Kopfe des jungen Mannes von der Liebe verdrängen laſſen, und hielt ihn von unbedachtſamen Schritten zurück. Er wußte, daß der Ritter zu Hauſe war, und fand es daher jetzt nicht für räthlich, ein neues Abenteuer zu unternehmen.

Waldemars unruhiger Geiſt trieb ihn bald wieder auf ſeinen Turniergaul, und er ritt von dannen. Einige Stunden darauf erſchien vor der Schloßpforte ein alter Bauer, der einen Korb mit Pfirſichen und andern köſtlichen Früchten unter dem Arme trug, die er den Damen in der Burg zum Kauf anbieten wollte. Er beſtach mit einem Theile des Obſtes die Wachen; ſie trauten ſeinem ehrlichen Anſehen, ließen ihn paſſiren, und er trat ungemeldet in das Gemach, wo ſich die Frauenzimmer befanden.

Welch angenehmer Schrecken für Roſamunden! Sie erkannte beim erſten Blick unter der bäueriſchen Maske den Harfner, ungeachtet er ſein Geſicht ſo künſtlich entſtellt hatte, daß er ein Greis zu ſeyn ſchien. Emerentia hingegen bemerkte den Wolf im Schafskleide nicht; denn ſie weidete ihre Augen, die das Alter ſchon ſehr geſchwächt hatte, ſo lüſtern an den reizenden Früchten, daß ſie ganz darüber vergaß, den ſchalkiſchen Obſthändler genau anzuſehen. Sie nahm ihn, ohne den geringſten Verdacht, für einen ehrlichen Landmann, und fragte nach dem Preis ſeiner Waare.

„Hochwürdige Dame,“ ſprach er in der einfältigen Stellung und Mundart eines Bauers: „was Ihr da ſeht, iſt mein eigener Zuwachs, und koſtet mir nichts. Ich begehre alſo auch keinen Heller dafür, ſondern bringe Euch das Bißchen Obſt zum Geſchenk.“

„Ei, mein Freund!“ rief die alte Dame — die ſehr gern Geſchenke nahm — „wie kämen wir dazu? Wir kennen Euch ja nicht!“

„Nur Geduld! Ihr ſollt mich bald kennen lernen. Ich habe mir von dem geſtrengen Ritter, der unglücklicher Weiſe heute nicht daheim iſt, eine große Gnade auszubitten, und wenn er ſie mir gewährt, ſo ſchenk' ich Euch nicht nur mein ganzes Obſt, das ich heuer erbaue, ſondern auch mein Gärtchen dazu.“ —

„Potz tauſend! das muß ein wichtiges Anliegen ſeyn! Aber dennoch — nein! wir nehmen nichts von Euch geſchenkt.“ —

„Das hab' ich gedacht! Die vornehmen Herrſchaften ſind viel zu ſtolz, als daß ſie ein armes Bäuerlein dieſer Ehre würdigen ſollten. — Was will ich machen? Ich muß nun doch, wenn ich meinen Kram nicht unverrichteter Sache wieder wegtragen will, Euer Geld annehmen. Gebt mir ſo viel oder ſo wenig, als euch beliebt.“ —

Emerentia ging mit zögernden Schritten zum Geldſchranke; denn ſie hatte nur des Anſtands halber mit dem Obſtbauer komplimentirt, und ärgerte ſich im Stillen, daß er ſo bald nachgab. Sie wühlte lange, ihm den Rücken zukehrend, in einem Käſtchen voll Scheidemünzen. Indeſſen gewann er Zeit, ſich Roſamunden zu nähern und ihr ein kleines Päckchen unbemerkt in die Hand zu drücken. Sie erſchrack, griff aber, um Geräuſch zu vermeiden, geſchwind darnach, und verbarg es eben ſo ſchnell. Er ſchlich an ſeinen Platz bei der Thüre zurück, empfing von der ſparſamen Hofmeiſterin einige Gröſchlein, und ging mit dem leeren Korbe fröhlich davon.

Roſamunde machte ſich bald ein Geſchäft außer dem Zimmer, verſchloß ſich in ihre Kammer, öffnete das erhaltene Packet, und fand mit Erſtaunen — eine ſeidene Strickleiter, nebſt folgendem Briefe:

„Holdes Fräulein! Eure ſtrenge Sittenmeiſterin, deren
„heiligen Eifer mein Kopf noch heute fühlt, erwachte
„neulich ſo ganz zur Unzeit, daß mir mein Name, den
„ich eben ausſprechen wollte, auf der Lippe erſtarb.
„Ich darf ihn dieſem Blatte nicht anvertrauen; denn
„ſo es in unrechte Hände fiele, ſtünde meine Sache ſehr
„ſchlimm. Nur Euch will ich mich unter vier Augen
„nennen; doch warne ich Euch voraus: erſchreckt nicht
„vor meinem Namen! — Ein Name iſt ein leerer
„Schall; ich aber bin ein Biedermann, deſſen darf ich
„mich rühmen. Ich wollte lieber meine beiden Augen
„verlieren, als mich einer unedlen That gegen Euch
„ſchuldig machen. Scheut Euch alſo nicht, dieſe
„Strickleiter um Mitternacht an ein Fenſter zu befeſtigen,
„wo keine Wache in der Nähe ſteht. Ich werde
„leiſe, wie ein ſchwebender Schatten, auf dieſem Wege
„zu Euch kommen, um aus Eurem Munde zu hören,
„ob Ihr mich liebt oder haßt. Bedenkt, ehe Ihr dieſes
„Urtheil ſprecht, daß Ihr über das Herzensloos eines

„Mannes entſcheidet, deſſen höchſter und einziger Wunſch „Eure Liebe iſt.“ —

Kein Wort von dem ſchweren Kampfe zwiſchen Liebe und Sittſamkeit in der Seele des Fräuleins! — Er dauerte unentſchieden bis eine Stunde vor Mitternacht; dann aber trug die Liebe, wie in dergleichen Fällen faſt immer, den Sieg davon.

Emerentia ſchlief hart und feſt, als ob ſie zur Familie der Siebenſchläfer gehöre; das Fräulein ſchlürfte unbemerkt aus der Kammer, — deren geſchwätzige Thürangeln ſie ſchon vorher durch einige Oeltropfen geſchweigt hatte, — ſchlich geiſterſcheu über einen langen, öden Gang in die einſamſte Gegend des Schloſſes, knüpfte mit zitternder Hand die Strickleiter an ein Fenſter, und wartete mit hochſchlagendem Herzen der Ankunft des Geliebten. Es war eine finſtre, ſchauerliche Nacht. Der Sturm heulte durchs offene Fenſter herein und rauſchte fürchterlich die Gallerie entlang. Roſamunde drückte ſich mit Angſt und Grauen in einen Winkel.

Als ſie ſich ungefähr eine halbe Stunde lang in dieſem unbehaglichen Zuſtande befunden hatte, hörte ſie plötzlich am Eingange der Gallerie — man denke ſich das Entſetzen der Armen! — die Stimme ihres Vaters, den ſie viele Meilen weit entfernt glaubte. — Ihn hatten verſchiedene Urſachen, die nicht zur Sache gehören, unter Weges bewogen, ſeine Reiſe einzuſtellen und raſch wieder nach Hauſe zu traben. Unglücklicher Weiſe kam er von der Seite her, wo die Strickleiter hing. Der Wind ſpielte damit, und trieb ſie ihm, da er hart an der Schloßmauer hin ritt, ins Geſicht. Er ergriff und unterſuchte ſie, vermuthete einen feindlichen Ueberfall und Verrätherei in der Burg, ſprengte mit verhängtem Zügel hinein, und eilte die Stiegen hinauf.

Ohne Licht von zwei bewaffneten Dienern begleitet, — die er mit dem Befehl, niemand vorbei zu laſſen, in den Gang ſtellte, — ſchritt er haſtig nach dem Fenſter zu, wo er die Strickleiter entdeckt hatte. Roſamunde beugte ſich in Todesangſt nieder auf den Fußboden und hielt den Athem an ſich. Aber der Ritter taſtete herum, ſtieß an ſie, und riß ſie mit wüthender Heftigkeit empor. — „Erbarmen, mein Vater!“ ächzte das zitternde Mädchen, und warf ſich, ſeine Knie umfaſſend, ihm zu Füßen. — „Roſamunde!“ rief er mit Erſtaunen: „was machſt du hier?“ — Sie ſchluchzte ſprachlos. — „Geh in dein Zimmer!“ ſagte er, und ſtieß ſie fort. Er zwang ſich, ſeinen Zorn nicht ſtärker ausbrechen zu laſſen, um den Liebhaber ſeiner Tochter — denn es ahnte ihm, daß die Leiter zu einem ſolchen Beſuche bereit ſey — nicht zu verſcheuchen und ihn gefangen nehmen zu können. Die Unglückliche ſtürzte in der höchſten Verzweiflung aufs neue vor ihm nieder und wollte ſtammelnd ihre Schuld bekennen; aber er ließ ſie nicht zum Wort kommen, ſondern drängte ſie mit Ungeſtüm hin zu den Waffenknechten, denen er befahl, ſie nach ihrem Zimmer zu führen und dort zu bewachen.

Er ſtellte ſich nun mit entblößtem Schwerte neben dem Fenſter auf die Lauer. Die Thurmglocke ſchlug eben zwölf. Jetzt nahte ſich der Jüngling der Burg, umſchlich ſie behutſam und horchte. Es war alles ſtill. Er fand die Strickleiter, klomm empor, und ſtand ſchon glücklich auf der letzten Staffel, als ihn Waldemar wie ein Tiger an der Bruſt packte. „Wer biſt du?“ donnerte er den Beſtürzten an, und zog ihn mit wilder Kraft durchs Fenſter herein.

„Ritter!“ — ſprach der Jüngling, ſchnell gefaßt, — „mäßiget Euren Zorn und behandelt mich mit Glimpf!

Ich bin kein Räuber, kein Mörder — ich komme überhaupt nicht als Feind.“ —

„Nenne dich, oder du biſt des Todes!“ ſchrie Waldemar, und ſetzte ihm das Schwert auf die Bruſt.

„Ihr könnt mich niederſtoßen,“ ſprach der Fremdling, „aber ich nenne mich nicht!“ —

In dieſem Augenblick erſcholl ein fürchterliches Kriegsgetümmel vom Burgthor herauf. Die Schildwachen riefen: Zu den Waffen! — Spieße und Schwerter klirrten im Handgemenge; die Sturmglocke ſchlug an. Ueberraſcht, aber unerſchrocken, ſtürzte Waldemar — ſeinen Gefangenen loslaſſend — den Feinden entgegen. Der Jüngling folgte ihm und kämpfte muthig an ſeiner Seite. Es war ſtockfinſter; die Gegner gaben keinen Laut von ſich; nur ihre Schwerter ziſchten und blitzten durch die ſchauervolle Nacht. Waldemar, in einer engen Gallerie von ſeinen Leuten getrennt, war faſt ohne Rettung verloren; doch ſein unbekannter Kampfgenoß beſchützte ſein Leben, entwaffnete den feindlichen Anführer und nahm ihn gefangen. In demſelben Augenblick drang auch die Burgmannſchaft, die ſich indeſſen geſammelt und bewehrt hatte, tapfer vor, und ſchlug die Feinde zurück. Sie flohen in feiger Unordnung und ließen ihren Führer im Stiche.

Man wußte nicht, wer er war, bis ein Knappe mit einer brennenden Fackel herbei eilte. Jetzt erkannte Waldemar in dem Gefangenen ſeinen Feind Erich, und der Jüngling — ſeinen Vater. — Welche wunderbare Verwickelung! — Der Sohn hatte gegen ſeinen Vater, als Kampfgenoß ſeines Erbfeindes, geſtritten! — Beſtürzt warf er ſich vor ihm nieder, bat ihn um Verzeihung, beſchwor ihn, ſich mit Waldemar zu verſöhnen. Auch Roſamunde, die ſich von ihren Wächtern nicht länger zurückhalten ließ, flog an die Bruſt ihres Vaters und ſuchte durch Bitten und Thränen Friede zu ſtiften. Erweicht, bot er ſtumm ſeinem Feinde die Hand. Erich ſchlug ein. Die Ritter umarmten ſich mit naſſen Augen, entſagten dem alten Groll, und legten die Hände ihrer Kinder in einander. Das Ehebündniß ward bald darauf feierlich geſchloſſen, und Erich und Waldemar hielten feſt bis in ihr Grab an der Freundſchaft, welche die Liebe geſtiftet hatte.

II.

Der Sultan und ſein Vezier.

Ein morgenländiſcher Sultan, der ſonſt eben kein Tyrann war, hatte eines Tages ſehr üble Laune. Alle Hofleute, die ſich ihm nahen mußten, zitterten vor den Sturmwolken auf ſeiner Stirn. Unglücklicher Weiſe begingen zwei Kämmerlinge, die ihn ankleideten, einen unbedeutenden Fehler. Er gerieth darüber in Wuth, und befahl, ſie zu erdroſſeln und ihre Köpfe über der Pforte ſeines Palaſtes aufzuſpießen.

Beherrſcher der Gläubigen, ſprach ſein braver Vezier, erlaube mir, die Vollſtreckung dieſes Todesurtheils ſo lange zu verſchieben, bis ich dir eine Geſchichte erzählt habe. —

Der Sultan nickte mürriſch mit dem Kopfe, und der Vezier begann folgendes Mährchen, das er aus dem Stegreif erfand.

Ein reicher und wohlthätiger Muſelmann ſchenkte einem getreuen Sclaven, den er glücklich machen wollte, die Freiheit und ein ausgerüſtetes Schiff. Der Freigelaſſene ſteuerte fröhlich ſeiner Heimath entgegen; aber es erhob ſich ein Sturm und warf ihn an eine unbekannte Inſel. Sein Fahrzeug war zertrümmert; er verließ traurig das Ufer.

Anfangs ſchien ihm das Eiland ganz unbewohnt; doch bald erblickte er die Thürme einer großen Stadt. Er ging dahin, und kaum war er am Thor, ſo ſchallte ihm ein Jubelgeſchrei entgegen. Ihn umringte ein zahlloſes Volk, beugte vor ihm die Knie und rief: „Heil unſerm Sultan!“ —

Der arme Schiffbrüchige bat, man möchte ſeiner nicht ſpotten; aber die jauchzenden Schaaren verſicherten ihm, dieſe Huldigung ſey ihr völliger Ernſt. Man hob ihn, ſeines Sträubens ungeachtet, auf einen Triumphwagen, führte ihn in einen prachtvollen Palaſt, bekleidete ihn mit einem Purpurmantel, und eine Menge ſtattlicher Männer, die ſich ihm als Staatsbeamten vorſtellten, leiſteten ihm den Eid der Treue.

Er mochte nun wollen oder nicht, er mußte regieren. Dieſes ſchwere und ungewohnte Geſchäft gelang ihm aber vortrefflich, weil er von einem alten, ehrwürdigen Vezier mit weiſen Rathſchlägen unterſtützt wurde.

„Sage mir,“ ſprach er nach einiger Zeit zu dieſem wackern Miniſter, „wie komme ich armer Fremdling zu der Ehre, euer Oberhaupt zu ſeyn, und wie wird dieſes Gaukelſpiel enden?“ —

„Erhabener Sultan,“ antwortete der Vezier, „wir ſämmtlichen Inſulaner, die du bisher für Menſchen deines Gleichen angeſehen haſt, ſind — Geiſter.“

Den armen Mann im Purpurmantel überlief ein Schauer; er ließ ſich aber nichts davon merken, und der Vezier fuhr ohne Unterbrechung fort:

„Wir ſtehen jedoch immer unter dem Scepter eines Sterblichen, den uns der große Weltgeiſt von Zeit zu Zeit zum Beherrſcher ſendet. Er wird unſern Obern bei ſeiner Ankunft als künftiger Herrſcher bezeichnet, und ihnen zugleich bekannt gemacht, wie lange er die Sultanswürde bekleiden ſoll. Sie entdecken aber uns und ihm dieſe Offenbarung nicht eher, als bis die ihm beſtimmte Regierungszeit verfloſſen iſt. Dann wird er plötzlich entthront, mit einem groben Gewande bekleidet, und nach einer öden und wüſten Inſel gebracht.“ —

Der Sultan erſchrack von neuem, und fragte, ob ſeine Vorfahren ihr künftiges Schickſal gewußt hätten.

„Es war allen bekannt:“ erwiederte der Vezier: „allein ſie machten von dieſer Verkunde keinen weiſen Gebrauch. Sie genoſſen die Freuden der Gegenwart und dachten nicht an die Zukunft. So übereilte ſie der Augenblick ihrer Entthronung, ehe ſie noch die geringſte Anſtalt getroffen hatten, ſich ihr künftiges Leben angenehm zu machen.“ —

„Kann man das?“ — fragte der Sultan.

„Allerdings!“ antwortete der Vezier: „Es hindert dich jetzt niemand, dir auf jener wüſten Inſel, die du künftig bewohnen wirſt, eine Kolonie anzulegen und eine freundliche Aufnahme vorzubereiten. Aber, was du thun willſt, das thue bald! — Nur den gegenwärtigen Augenblick beherrſcht der Menſch; — den künftigen das Schickſal.“ —

Der Sultan war gegen die Warnung des weiſen Veziers nicht ſo taub als ſeine Vorgänger: er ſandte ſogleich eine große Anzahl ſeiner beſten Unterthanen nach der öden Inſel und befahl, ihm dort einen angenehmen Wohnort zu bereiten. Als er nun, des Thrones entſetzt, dahin ziehen mußte, fand er ſie angebaut, und lebte dort in der heiterſten Ruhe, weil er keinen neuen traurigen Wechſel ſeines Schickſals zu befürchten hatte. —

Hier iſt mein Mahrchen zu Ende; ſprach der Vezier und ſchwieg.

„Was haſt du denn eigentlich damit ſagen wollen?“ — fragte der mißlaunige Sultan. „Es ſoll doch wahrſcheinlich in deiner Erzählung eine gute Lehre enthalten ſeyn;

ich bemühe mich aber vergebens, ſie herauszufinden. Erkläre dich alſo deutlicher!“

Der wohlthätige Mann (ſagte der Vezier) iſt — Gott; der Freigelaſſene — ein neugeborener Menſch: die Inſel, wo er landet, — die Welt; ſein Rathgeber — die Weisheit; die Zeit ſeiner Regierung — die Lebenszeit; die öde Inſel — jene Welt. Die Koloniſten, welche ſie anbauen, ſind gute Handlungen, die er auf Erden ausübt; und die ſorgloſen Sultane ſind diejenigen Menſchen, die ſich in den Freuden dieſer Welt berauſchen, ohne an jenes Leben zu denken. — Erlaube mir nun, Beherrſcher der Gläubigen, die Anwendung auf dich zu machen! — Du haſt während deiner glücklichen Regierung viel edle Koloniſten in die Gegend jenſeit des Grabes geſandt; aber du würdeſt einen Theil ihres Anbaues wieder einreißen, wenn du jetzt zwei treue Diener wegen eines kleinen Verſehens hinrichten ließeſt. — Verzeih ihnen, wie du wünſcheſt, daß Gott dir einſt menſchliche Fehler verzeihen möge! —

Durch dieſe freimüthige Sprache erſchüttert, ſchämte ſich der Sultan ſeines unmäßigen Zorns, und verzieh ſeinen Dienern.

III.

Der Backenſtreich.

Kammerrath Holm, ein Anfangs unbemittelter Kaufmann, ſchwang ſich durch raſtloſe Thätigkeit zum Beſitz einiger Tonnen Goldes empor. Doch auf dem Gipfel ſeines Glücks ergriff ihn der Schwindel des Uebermuths. Er ſchämte ſich jetzt der Geſchäfte, die ihn aus dem Staube der Dürftigkeit gehoben hatten, und hielt es für anſtändiger, auf dem Polſter des Müßigganges zu ruhen, als in der Schreibſtube zu arbeiten. Voll dieſes Dünkels, legte er die Handlung nieder, und wetteiferte nun im Aufwand und Gepränge mit den erſten und reichſten Familien des Landes. Seine engliſchen Wagen donnerten durch die Gaſſen, ein Schwarm von Bedienten füllte ſeinen Vorſaal, und an ſeiner Tafel fand man täglich Grafen und andere Herren von hohem Range.

Tonnen Goldes ſind eine treffliche Sache: ſie haben aber mit andern vollen Tonnen den Fehler gemein, daß ſie endlich leer werden, wenn man immer davon abzapft und nicht wieder zufüllt. So verfuhr der verſchwenderiſche Kammerrath und kam innerhalb einiger Jahre auf die Hefen. Doch zu gleicher Zeit ging auch ſein Leben zur

Neige, und der Tod war ſo gefällig, ihn abzurufen, ehe er noch den Druck der Armuth ſchmerzlich empfand.

Seine Wittwe, deren Eitelkeit ohne Gränzen war, ſuchte ſich mit den Trümmern ihres Vermögens auf dem Strome der großen Welt zu erhalten. Sie bot alles auf, den äußern Schein des vorigen Wohlſtandes zu behaupten, weil ſie dieß für den ſicherſten Weg hielt, ihre zwei ältern Lieblingstöchter mit Männern von Stande zu vermählen, und dadurch den Glanz ihres Hauſes zu erneuen. Die Mädchen waren ſchön; doch ruhte ganz der Geiſt der Mutter auf ihnen. Sie flohen jede häusliche Beſchäftigung, und thaten den ganzen Tag nichts, als daß ſie ſich putzten und ſchmückten, um Abends im Schauſpielhauſe oder in Geſellſchaften Eroberungen zu machen. Ihr einziges Dichten und Trachten war auf Liebſchaften gerichtet, und ſo traf bei ihnen ein, was Logau ſagt:

Die bei der Lieb' in Arbeit ſtehn,
Gern andrer Arbeit müßig gehn.

Nichtsthun iſt freilich auch die Tagesordnung vieler anderer Schönen, die ſich deſſen ungeachtet, durch ſchätzbare Vorzüge ihres Geiſtes und Herzens, ſehr achtungswürdig machen: dieß war aber bei jenen Frauenzimmern, von welchen wir ſprechen, nicht der Fall. Ihr Vater — ein Mann ohne geiſtige Bildung, der einen Haufen Gold für den Brennpunkt aller Vollkommenheiten hielt — hatte für ganz unnöthig geachtet, ihnen eine gute Erziehung zu geben. Nicht die äußerſte Oberfläche ihres Geiſtes war angebaut, und ihre Sitten beſtanden aus einer widrigen Miſchung gemeiner Gewohnheiten und unglücklich nachgeahmter Gebräuche der feinen Welt. Ihr Beſtreben, vornehm zu thun, artete oft in die lächerlichſte Abgeſchmacktheit aus. So hatten ſie zum Beiſpiel ihre Namen Chriſtiane und Eleonore, die ihnen zu altmodiſch und bürgerlich klangen, in Diana und Laura verwandelt.

Dieſe Schwachheiten wären verzeihlich geweſen; aber den beiden Schönen fehlte das, was die feinſte Erziehung nicht geben kann, und oft der rohſte Wilde beſitzt — ein gutes Herz. Sie ſprachen von allen Menſchen übel, ſpannten Intriken an, plagten das Hausgeſinde, erwiederten die Affenliebe ihrer Mutter mit ſchnöder Begegnung, und behandelten ihre jüngere Schweſter wie eine Magd.

Wilhelmine war minder ſchön als ihre Schweſtern, aber ſanft, anſpruchlos und gutmüthig. Durch dieſe Tugenden ſuchte ſie, ohne Anwendung anderer Künſte, zu gefallen; doch in ihrem Familienkreiſe gelang es ihr nicht. Sie glich da einem unbeachteten Veilchen, das in der Mitte prachtvoller Tulpen blüht und unbemerkt niedergetreten wird. Die verblendete Mutter war ihr abgeneigt, gönnte ihr ſelten ein ſanftes Wort, und ergriff jede Gelegenheit, auf die härteſte Weiſe zu zeigen, daß ſie ihre ältern Töchter der jüngern vorziehe. Dieſe mußte jenen mit unterwürfiger Ehrfurcht begegnen und Befehle von ihnen annehmen. Wer die drei Schweſtern nicht kannte und ihr Betragen gegen einander beobachtete, hielt Wilhelminen für ein fremdes, armes, aus Mitleid angenommenes Kind. Ihre liebenswürdigſten Tugenden waren Fehler in den Augen der Mutter. Ihre Beſcheidenheit hieß — Einfalt, ihre Freundlichkeit — Heuchelei, ihr Vergnügen am Leſen guter Bücher — gelehrte Prahlſucht, ihre Gleichgültigkeit gegen Moden — Pedanterei.

Alle dieſe Mißhandlungen ertrug Wilhelmine mit unerſchütterlicher Geduld, und jeder freundliche Blick der Mutter, der ſich dann und wann zu ihr verirrte, bewegte ſie zu Thränen dankbarer Rührung. Sie beſorgte das Hausweſen ganz allein, ohne ſich dieß, was ſie für ihre Pflicht hielt, zum Verdienſt anzurechnen; und niemals murrte ſie gegen irgend eine Prüfung, auf die ihre beſcheidene Genügſamkeit geſtellt ward. Schon ſechzehn Jahre alt, blieb ſie noch immer von allen geſellſchaftlichen Vergnügungen ihrer Schweſtern und anderer Mädchen ihres Alters und Standes ausgeſchloſſen, und mußte ſich mit lauter abgetragenen und werthloſen Kleidungsſtücken, deren Diana und Laura überdrüſſig waren, behelfen.

Ein gutdenkender Oheim, der mit der Unterdrückten Mitleiden hatte, brachte es endlich ein Mal durch Bitten und Vorſtellungen dahin, daß ſie von ihrer Mutter zu einem Balle mitgenommen ward. Ihre mit Schmuck überladenen Schweſtern traten wie ſtolze Pfauen in die Geſellſchaft; ſie war dagegen auffallend ärmlich gekleidet, ging ſchüchtern einher, und machte bald die Erfahrung, daß prunkloſe Beſcheidenheit im Tanzſaal eben ſo, als allenthalben in der Welt, überſehen und zurückgeſetzt wird. Alle junge Damen wurden zum Tanzen aufgefordert, nur ſie nicht.

Da der Ball ſchon tief in die Nacht hinein gedauert und ihr immer noch kein Tänzer die Hand geboten hatte, ſo gab ſie die Hoffnung ganz auf, an dem allgemeinen Vergnügen Theil zu nehmen. Das traurige Gefühl, verachtet zu ſeyn, preßte ihr Thränen aus, und ſie ſehnte ſich aus dem geräuſchvollen Saale in ihr einſames Zimmer, um aus vollem Herzen über ihr freudenloſes Daſeyn weinen zu können.

Indem ſie ſolchen ſchwermüthigen Gedanken nachhing, näherte ſich ihr ein junger Fremdling, der ſich durch ſein feines und geſittetes Betragen vor allen gegenwärtigen Tänzern auszeichnete. Er zog ſie zu einem engliſchen Tanz auf. Sie war jetzt ſo wenig zur Freude geſtimmt, daß ſie ſich vielleicht gegen jeden Andern entſchuldiget hätte; allein dieſem beſcheidenen Jüngling, der ſo ſanft und gutherzig ſchien, folgte ſie in die Reihe. Zum erſten Mal öffentlich tanzend, war ſie bei jedem Schritt in Angſt, einen Fehler zu machen. Ihre Schweſtern, die bei keinem Tanze fehlten und auch jetzt in der Reihe ſtanden, gaben ſich alle Mühe, ſie aus der Faſſung zu bringen; aber ihr Tänzer leitete ſie mit ſo aufmerkſamer Sorgfalt durch das bunte Labyrinth, daß ſie ihre Bahn glücklich beſchloß.

Sie fühlte jetzt einen brennenden Durſt, und beging, noch unabgekühlt, die nicht ungewöhnliche Uebereilung der Jugend, nach einem Glaſe Waſſer zu greifen. Ihre Mutter, die in der Nähe des Schenktiſches ſaß, ſprang wie eine Furie auf, riß ihr das Glas vom Munde und ſchlug ſie wüthend ins Geſicht. „Unkluges Ding!“ ſchrie ſie mit pöbelhafter Heftigkeit laut: „willſt du dir den Tod an den Hals trinken?“ — Der Backenſtreich ſchallte durch den Saal; ein großer Theil der Geſellſchaft drängte ſich neugierig herbei; Diana und Laura riefen: „Das war recht!“ und klatſchten jubelnd in die Hände. Wilhelmine ſtand einen Augenblick beſtürzt, ohne Laut und Bewegung. Dann aber küßte ſie der Kammerräthin die Hand und ſagte ſanftmüthig: „Ich danke Ihnen, gute Mutter, daß Sie mich von einer Unbeſonnenheit abhielten.“ —

Der junge Mann, der mit ihr getanzt hatte, ſah dieſen Vorfall mit an und bewunderte dieſes ſeltene Beiſpiel von gutmüthiger Duldung. Er ſetzte ſich neben Wilhelminen und leitete mit dem Lobe ihres ſanften, kindlichen Benehmens ein Geſpräch ein. „Ich that nur meine Schuldigkeit“ — antwortete ſie mit einem ſanften Erröthen. —

„Die gute Abſicht meiner Mutter verdient Dank und meine Unart Beſtrafung.“ —

Die Tugend gewinnt am ſicherſten die Verehrung edler Menſchen, wenn ſie ſelbſt auf Bewunderung keinen Anſpruch macht; und dieſe Empfindung erweckte ſie auch hier bei dem jungen Manne. Seine Hochachtung gegen das gute, beſcheidene Mädchen ward bei der Fortſetzung des Geſprächs mit jeder Minute wärmer und herzlicher. Er fand dieſe Unterhaltung ſo angenehm, daß er ſich kaum losreißen konnte; allein er that es, um noch, ehe der Ball zu Ende ging, mit der Kammerräthin Bekanntſchaft zu machen, und ſich die Erlaubniß des Zutritts in ihrem Hauſe zu erbitten.

Dieſe gewährte ihm die Dame mit ſtolzer Kälte, als ſie, auf ihre Frage nach ſeinem Stande, erfahren hatte, daß er ein Kaufmann ſey und in Handelsgeſchäften reiſe. Hm! dachte ſie, er wäre allenfalls gut genug, mich von dem Unkraute, der Wilhelmine, zu befreien; nur mag er ſich nicht einfallen laſſen, ſeine Augen zu ihren Schweſtern zu erheben.

Der Fremde hatte in der Geſellſchaft nur Einen Bekannten, der ihn darin eingeführt hatte. Dieſen zog die Kammerräthin bei Seite und erkundigte ſich bei ihm mit unbeſcheidener Zudringlichkeit nach dem Vermögenszuſtande ſeines Freundes. „Der brave Seedorf,“ antwortete der Befragte mit Achſelzucken, „iſt nichts weniger als reich: was ihm aber an Glücksgütern abgeht, das erſetzt ſein vortreffliches Herz.“ — Allen Reſpekt! ſagte die Kammerräthin: damit läßt ſich aber wenig Staat machen. —

Als ihr Seedorf am folgenden Tage aufwartete, nahm ſie eine hohe Miene gegen ihn an und erwiederte alle ſeine Höflichkeiten mit kurzen, einſylbigen Antworten. Ihre unartigen Töchter folgten ihrem Beiſpiel und begegneten ihm ebenfalls mit unerträglichem Hochmuth. Er mochte anfangen zu ſprechen, worüber er wollte, ſo fielen ſie ihm keck ins Wort, und hatten das alles ſchon von Grafen und Baronen beſſer gehört. Wilhelminen that es weh, den verſtändigen, geſitteten Mann, der in keiner Anſicht Spott und Verachtung verdiente, von ihren Verwandten gemißhandelt zu ſehen. Sie ſprach um ſo ſanfter und freundlicher mit ihm; doch ihre Schweſtern unterbrachen oft mit Heftigkeit ihre Reden, legten ihr Stillſchweigen auf und nannten alles, was ſie ſagte, einfältiges Geſchwätz. Seedorf unternahm es einige Mal, ſie zu vertheidigen. „Nun, nun,“ ſagte Diana, „wenn Sie an dem Geſchnatter eines Gänschens Behagen finden, ſo wollen wir Sie in dieſem Genuſſe nicht ſtören.“ Hiermit kehrten ihm die beiden eiteln Thörinnen den Rücken und miſchten ſich nicht weiter in ſeine Unterhaltung mit Wilhelminen.

So abſchreckend dieſer erſte Empfang war, ſo ſetzte dennoch Seedorf ſeine Beſuche fort. Wilhelmine mußte viel über ihn leiden; denn man bemerkte bald, daß er blos ihretwegen kam. Ihre Schweſtern höhnten ſie mit Schilderungen, wie ſie künftig, als ſeine ehrſame Hausfrau, im Gewürzladen ſtehen und Pfeffer verkaufen würde. Kurz, alles ward erſchöpft, was nur irgend hochfahrender Uebermuth und Rangdünkel erſinnen kann, um den Nährſtand, und beſonders das Gewerbe des Kaufmanns, verächtlich darzuſtellen. Wilhelmine ertrug alle dieſe Beleidigungen mit ſchweigender Geduld.

Seedorf erklärte ihr endlich, daß er ſie liebe, und es für ſein höchſtes Glück achten würde, wenn ſie die Gefährtin ſeines Lebens ſeyn wollte. Das edle Mädchen hatte längſt Gegenliebe für ihn gefühlt und konnte bei aller ihrer Duldſamkeit die harte Behandlung im mütterlichen

Hauſe faſt nicht länger ertragen: ſein Antrag war ihr daher doppelt erfreulich, und ſie geſtand ihm dieß mit der natürlichſten Offenherzigkeit. So waren die Liebenden in fünf Minuten einig, und Seedorf erſuchte nun die Kammerräthin um ihre Einwilligung.

„In Gottes Namen!“ ſagte ſie. „Ich hoffe, Sie werden recht glücklich mit einander leben. Das Mädchen iſt brav und gut, doch nicht für die große Welt geboren, und wird ſich alſo in Ihren bürgerlichen Hausſtand vortrefflich ſchicken.“ — Das verſicherten ihm denn auch Diana und Laura, und wandten ſich dann zu ihrer Schweſter mit der ſpöttiſchen Ermahnung: jedermann mit richtigem Maß und Gewicht zu bedienen und gegen das ärmſte Bettelweib höflich zu ſeyn, um dadurch in ihres Herrn Gemahls Laden viele Kundleute zu locken.

Seedorf reiste bald darauf in ſein Vaterland, um ſich dort, wie er ſagte, mit ſeinem Hausweſen zum ehelichen Stande einzurichten. Er verſprach, nach einigen Monaten wieder zu kommen und ſeine Braut heim zu holen. Wilhelmine harrte dem Tage, da ſie von ihren Leiden im mütterlichen Hauſe erlöſet werden ſollte, mit froher Sehnſucht entgegen.

Aber der Zeitpunkt, den ihr Bräutigam dazu beſtimmt hatte: war noch ziemlich weit entfernt, als eines Tages ihre Schweſtern im offnen Fenſter lagen und eine fremde Equipage, deren ungewöhnliche Pracht ihre Bewunderung erregte, die Gaſſe herabrollen ſahn. Ihr Erſtaunen wuchs, als die Staatskutſche vor ihrem Hauſe hielt und ein mit Gold bedeckter Läufer hereinflog. Sie glaubten, die Eroberung eines Fürſten gemacht zu haben: der glänzende Bote meldete aber nur einen Grafen — den Grafen von Seedorf. — Sie erſtarrten bei dieſem Namen, mit dem ſie blos verächtliche Nebenbegriffe zu verbinden gewohnt waren, und der gräfliche Liebhaber — denn dafür hielten ſie ihn ſchon im voraus — verlor in ihren Augen viel an ſeinem Werthe, daß er den Namen eines gemeinen Krämers führte. Doch die Sache ward noch ſchlimmer; denn als der Läufer die Wagenthür öffnete, waren der Graf und der Kaufmann Eine Perſon. — Die getäuſchten Frauenzimmer ſchienen bei dieſem Anblick am Fenſter zu verſteinern. Des Kommenden Fußtritt im Vorſaal ſetzte ſie aber plötzlich wieder in Bewegung, und ſie flohen, von Scham gejagt, in ein andres Zimmer, um den Blicken des von ihnen ſo oft unartig behandelten Mannes auszuweichen.

Die Kammerräthin, die ſich jederzeit weniger unhöflich gegen ihn benommen hatte, hielt ihm muthig Stand. Er kam in Begleitung ſeines Freundes, der ihn auf dem Balle für arm ausgab. Beide entſchuldigten ſich über die unter ihnen verabredet geweſene Täuſchung. „Ich verſchwieg Anfangs," ſagte der Graf, „meinen Stand und Namen blos in der Abſicht, ein gewöhnliches Reiſe-Incognito zu beobachten. Als aber Wilhelmine, bei dem bewußten Auftritt am Schenktiſche, einen ſo rührenden Beweis ihres edlen Gemüths gab: da beſchloß ich ſogleich, ihr Herz zu prüfen, ob es mich, ohne lockende Hoffnung auf Rang und Vermögen, um mein ſelbſt willen lieben werde. Es gelang mir, und mein langer, inniger Wunſch, ein gutes Weib zu finden, ward erreicht." —

Wilhelmine ſank ihm mit froher Beſtürzung in die Arme und reiſte, nach vollzogener Vermählung, mit ihm auf ſeine Güter, wo ſie ſehr glücklich lebte. Die Schönheit ihrer Schweſtern erwarb ihnen zwar noch manchen Liebhaber, aber keinen Gatten: denn jeden ſchreckte ihr böſes Gemüth von ernſtlichen Abſichten zurück. Sie verblühten zu alten Jungfern und hätten nun gern, als ehrſame Hausfrauen, in irgend einem Gewürzladen geſtanden und Pfeffer verkauft.

IV.

Dietrich Kogelwit.

Kaiſer Karl der Vierte beſuchte einsmals ein Kloſter in Böhmen und ließ ſich bei dieſer Gelegenheit mit einem gewiſſen Mönch Dietrich (dem man wegen ſeiner ungewöhnlich weiten Kappe den Beinamen Kogelwit gegeben hatte) in eine Unterredung ein. Sie lenkte ſich unter andern auf die Haushaltungskunſt, und der geiſtliche Mann ſprach mit vieler Sachkenntniß darüber. Dieß bewog den Kaiſer, ihm die Verwaltung eines Kammerguts anzutragen. Dietrich legte mit Freuden ſeine Mönchskutte ab und ward Landwirth.

Nach einiger Zeit überraſchte ihn der Kaiſer. Er kam erſt gegen Mittag an, ward aber dennoch zu rechter Zeit mit zwölf Speiſen bewirthet. Sie ſchmeckten ihm trefflich. Er ſtand in der beſten Laune von der Tafel auf. „Eine herrliche Mahlzeit!“ rief er; „Was koſtet ſie?“

„Mir keinen Heller!“ antwortete Dietrich. „Aber da unten laufen die Geſellen, die das Beſte dazu beitrugen.“ — Mit dieſen Worten führte er ſeinen Gaſt ans Fenſter und zeigte ihm eine Heerde Schweine, denen die Ohren und Schwänze abgeſchnitten waren. „Dieſe Thiere,“ fuhr er fort, „lieferten das Fleiſch auf unſerm Tiſch. Sie können ſich ohne die Zierathen, die ich ihnen nahm und in Salz legte, füglich behelfen, und befinden ſich, wie der Augenſchein zeigt, munter und wohl. Die Gewürze, deren ich in meiner Küche bedarf, geben mir die Kärrner, die hier vorbeifahren, als Wegezoll, und eine leibeigene Magd, die keinen Lohn erhält, iſt meine Köchin. — So hatte ich ohne den geringſten Aufwand das Glück, Ew. Majeſtät als meinen Gaſt zu bedienen." —

„Das heißt wirthſchaften!" ſprach der Kaiſer mit frohem Erſtaunen. „Einen ſolchen Mann habe ich mir lange gewünſcht! Ich brauche einen redlichen Haushalter, der die Kunſt der Sparſamkeit ſo aus dem Grunde verſteht, wie Du. Komm mit an meinen Hof und werde mein Seckelmeiſter!"

Dietrich folgte dem Kaiſer und verwaltete verſchiedene Jahre deſſen ſämmtliche Einkünfte. Der Monarch war mit ſeinen Dienſten zufrieden, liebte und ſchätzte ihn ungemein und gab ihm ausgezeichnete Beweiſe ſeiner Huld.

Das erweckte natürlicher Weiſe vieler Höflinge Neid. Sie verbanden ſich, den Günſtling zu ſtürzen und ihn dem Kaiſer verdächtig zu machen. Lange konnten ſie keinen Stoff zu einer Anklage finden. Endlich brachten ſie durch Kundſchafter in Erfahrung, daß Dietrich in einem geheimen Kämmerchen ſeines Hauſes einen großen eiſernen Kaſten aufbewahre, der mit ſtarken Riegeln und künſtlichen Schlöſſern verſehen ſey. Ha! riefen ſie frohlockend, da ſtecken ſeine Schwänzelpfennige! Die ſoll er bald herausgeben müſſen! — Die Herren ſäumten nun nicht, dem Kaiſer von ihrer Entdeckung Nachricht zu geben.

Anfangs würdigte er ihre hämiſchen Ohrenbläſereien keiner Aufmerkſamkeit. Die Neidharte wurden aber nicht müde, den gehaßten Mann zu verläumden. Sie wußten, daß Regentropfen nach und nach einen Stein aushöhlen: und ſo gaben ſie denn auch die Hoffnung nicht auf, durch ihre Verunglimpfungen zuletzt den gewünſchten Eindruck zu machen.

Sie erreichten ihren Zweck. Der Kaiſer fing endlich an, Verdacht zu ſchöpfen und begab ſich eines Tages, von Dietrichs Anklägern begleitet, in deſſen Wohnung, um den Grund der Sache zu unterſuchen.

Der Schatzmeiſter errieth ſogleich die Abſicht dieſer ungewöhnlichen Erſcheinung, und es befremdete ihn daher nicht, als ihn der Kaiſer bald ernſt, bald ſcherzhaft anredete: „Thue Rechnung von deinem Haushalten! Ich möchte doch wiſſen, wie ich mit meiner Einnahme und Ausgabe ſtehe.“ —

Unerſchrocken legte Dietrich ſeine Rechnungsbücher vor und ſchloß dann einige volle Geldkiſten auf. „Hier iſt alles,“ ſprach er, „was ich von Ew. Majeſtät in Händen habe.“

„Sonſt nichts?“ — fragte der Kaiſer mit einer mißtrauiſchen Miene. „Hätteſt du wirklich ſonſt nichts, was mir gehört? — Beſinne dich wohl! Man hebt manchmal etwas in einem abgelegenen Winkel auf und denkt in der Folge nicht wieder daran.“

„Ich verſtehe dieſen Fingerzeig,“ antwortete Dietrich, „und es fällt mir jetzt ein, daß ich wirklich an einem verborgenen Orte einen Schatz aufbewahre; doch erkläre ich voraus, daß Ew. Majeſtät keinen Anſpruch daran hat.“ —

„Das wird ſich zeigen!“ rief Karl: „Ich will ihn ſehn!“

Schweigend führte nun der Schatzmeiſter ſeinen Herrn in eine kleine, dunkle Kammer, und begann emſig, den darin ſtehenden Kaſten zu entriegeln und aufzuſchließen.

Der Kaiſer ſah ihm mit Ungeduld zu, und ſein Gefolge ſtand auf den Zehen und mit hochgeſtreckten Hälſen an der Thür. Jetzt ſchlug Dietrich den Deckel des Kaſtens zurück und zog ſeine vormals getragene Mönchskutte und unförmliche Kappe heraus. Dieß war der ganze Inhalt der Kiſte. Der Kaiſer blickte ſeine Begleiter zornig an. Sie ſchlugen beſchämt die Augen nieder. Indeſſen eilte Dietrich, mit ſeinem Kloſtergewande auf dem Arme, aus der Kammer, und kam nach einigen Minuten, völlig als Mönch gekleidet, zurück.

„Was ſoll dieſe Mummerei?“ fragte der Kaiſer.

„Ich bin reiſefertig:“ antwortete Dietrich: „wir müſſen ſcheiden. Mißtrauen und Ehrlichkeit vertragen ſich nicht mit einander.“ —

Alle Bemühungen, ihn aufzuhalten, waren vergebens. Er ging eben ſo arm, als er ehemals aus dem Kloſter gekommen war, dahin zurück.

V.

Die Pantoffeln.

Der alte Kaſem war zu ſeiner Zeit der reichſte Kaufmann in Bagdad, aber ein filziger Menſch und Sparer ohne Gleichen. Dieß bewieſen ſeine Pantoffeln, von denen die ganze Stadt mit Verwunderung ſprach. Dieſe Ungeheuer waren ſein eigenes Machwerk. Er hatte die Sohlen aus dicken Brettern gezimmert und das häßliche Flickwerk des Oberleders mit Radnägeln daran befeſtigt. Wenn er damit über die Gaſſe ſchlarfte, blieb Jedermann lachend ſtehen, und in der Stille der Nacht hörte man den Klapperſtorch in weiter Ferne.

Einſt ſchlug ein Handel mit Roſenöl ſehr vortheilhaft für ihn aus. Er war darüber ungemein erfreut, und hielt ſich jeẞt für reich genug, ſeinem Leichnam eine lange entbehrte Güte zu thun. Er beſchloß — ſich zu baden.

Als er ins Badehaus trat, kam ihm ein Bekannter entgegen, der ein durchtriebener Schalk war. „Willkommen, Freund Kaſem!“ rief er: „Ich höre, du haſt glückliche Geſchäfte gemacht. Die werden doch wohl ein Paar neue und beſſere Pantoffeln abwerfen?“

„Wie fällſt du darauf?“ erwiederte Kaſem. „Meine

Pantoffeln ſind tüchtig und gut. Ich werde mich ſo bald noch nicht von ihnen trennen.“

„Pfui, ſchäme dich!“ fiel Jener ein. „Ich begreife nicht, wie ſich ein ſteinreicher Mann mit ſolchen gräßlichen Latſchen herumſchleppen kann. Folge meinem Rath und gib ſie auf der Stelle dem Badeheizer! Sie verdienen, ins Feuer geworfen zu werden; denn ſie haben dich zum allgemeinen Gelächter gemacht.

„Was kümmert das mich?“ verſetzte Kaſem. „Sie thun mir erſprießliche Dienſte. Ich gehe trocknen Fußes durch dick und dünn, fühle keinen ſpitzen Stein, und bin keinem Schuhmacher zinsbar. Kurz, meine Pantoffeln ſind mir lieb und ich behalte ſie.“ —

Er kehrte jetzt dem Tadler den Rücken, und wollte in das beſtellte Badezimmer gehen; aber der Badeknecht trat ihm in den Weg und erſuchte ihn, ſeine Pantoffeln vor der Thür zu laſſen, weil ſie den getäfelten Fußboden des Zimmers beſchädigen möchten. Kaſem widerſprach dieſer Erinnerung; allein der Badeknecht ließ von ſeinem Begehren nicht ab, und fügte den Troſt hinzu: es würde ſich an ſeinen Kleinoden niemand vergreifen. „Nun, ich ziehe ſie aus; aber auf deine Gefahr!“ ſagte Kaſem, und ging dann auf bloßen Strümpfen in die Badeſtube. Sein ſchelmiſcher Bekannter ſah dieſem Auftritt mit Lachen zu, und war eben im Begriff, nach Hauſe zu gehen, als ihm ein Paar neue, mit Gold geſtickte Sammtpantoffeln, die vor einem andern Kabinet ſtanden, in die Augen fielen. Im Nu kam ihm ein Schwank in den Sinn. Er trug die zierlichen Pantoffeln an Kaſems Badſtube, und deſſen breterne Schlurren an den Platz, wo er jene weggenommen hatte. Niemand bemerkte ſeinen Streich, und er ging mit der heimlichen Freude fort, daß eine luſtige Geſchichte daraus entſtehen würde.

Kaſem war ſehr beſorgt, daß ihm ſeine Pantoffeln geſtohlen werden möchten. Dieſe Unruhe litt ihn in der Badewanne nicht lange. Er kleidete ſich bald wieder an, öffnete die Thür des Kabinets, und erblickte da eine Prachtausgabe von Pantoffeln, dergleichen er in ſeinem Leben nicht geſehen hatte. Alle Wetter! — dachte er, und ſtand ganz ſtarr vor Erſtaunen — wo kommen die niedlichen Dinger her? Welcher wohlthätige Zauberer verwandelte meine Holzmaſchine in Sammt und Gold? — Aha! das that gewiß mein galanter Freund, der mich vorhin ſo ausſchalt! Er wollte ſeine Unhöflichkeit durch dieſes reizende Geſchenk wieder gut machen. Ei nun, einen ſolchen Tauſch kann ich mir wohl gefallen laſſen. —

So mit ſich ſelbſt ſprechend, nahm er den köſtlichen Fund in Beſitz und eilte wohlgemuth nach ſeiner Wohnung. Alle, die ihm begegneten, geriethen über ſein neues prächtiges Fußwerk in die höchſte Verwunderung. Man hielt es für ein Wunderzeichen, für eine Vorbedeutung des jüngſten Tages.

Indeſſen war auch der Eigenthümer der Sammtſchuhe dem Bade entſtiegen, und hatte die ſtadtkundigen Scheuſale gefunden. Zu Kaſems Unglück war es der Kadi, der Oberrichter der Stadt. Er fing einen gewaltigen Lärm an. Das ganze Badehaus lief zuſammen. Alt und Jung kannte Kaſems Latſchen. Er iſt der Dieb! riefen Alle. Man ſuchte ihn vergebens. „Ich will ihn ſchon finden!“ ſagte der Kadi, und befahl, die alten Schlurren in ſeine Sänfte zu legen.

Als der Geizhals nach Hauſe kam, konnte er ſich an dem vermeinten Geſchenke ſeines Freundes nicht ſatt ſehen.

Aber ich wär' ein Thor, ſprach er für ſich, wenn ich das todte Kapital der reichen Stickerei blos zum Prahlen benutzte. Nein, ich werde die Goldfaden ausdrüſeln und ſie an einen Juden verkaufen.

Mit dieſer Finanzoperation beſchäftigt, hörte er plötzlich ein Getümmel vor ſeiner Thür. Sie ward ohne Anklopfen haſtig geöffnet, und Gerichtsdiener traten herein. „Ihr ſeyd unſer Gefangener!“ ſchrien ſie: „Ihr habt des Kadi's Pantoffeln geſtohlen!“

Der Kaufmann entſetzte ſich und betheuerte ſeine Unſchuld.

„Was wollt Ihr läugnen?“ riefen die Schergen. „Ihr habt ja das Corpus delicti in den Händen!“

Sie führten ihn ohne Barmherzigkeit vor den Oberrichter, der ſeine innige Freude über den Fang eines ſo reichen Sünders ſorgfältig verbarg und ſich ſehr aufgebracht ſtellte. Kaſems Vertheidigung fruchtete nichts. Er mußte ſich mit einer beträchtlichen Summe, wofür er hundert Paar Pantoffeln hätte kaufen können, vom Gefängniſſe löſen. Als er das ſchwere Geld mit Seufzen und Thränen erlegt hatte, ward er in Freiheit geſetzt und empfing auch ſeine Pantoffeln. Aber ſeine Zärtlichkeit gegen dieſe vormaligen Lieblinge war aus ſeinem Herzen völlig verſchwunden. Er betrachtete ſie als die Stifter ſeines Unglücks, und ſchleuderte ſie wüthend in einen nahen Strom.

Am folgenden Tage warfen einige Fiſcher in dieſer Gegend ihr Netz aus. Es war gleich beim erſten Zuge ungemein ſchwer; ſie glaubten einen rechten Hauptfiſch gefangen zu haben; aber was fanden ſie im Zipfel? — Nichts, als Kaſems Pantoffeln, die ihnen eben ſo gut wie der ganzen Stadt bekannt waren. „O die verfluchte Waare!“ riefen ſie aus: „Sie iſt nicht des Angreifens werth, und hat uns überdieß noch eine Menge Maſchen im Netze zerriſſen. Warte, du alter Geizdrache, wir wollen uns dafür abfinden!" —

Sie harrten mit Ungeduld auf den Anbruch der Nacht, gingen dann vor Kaſems Haus und warfen ihm mit ſeinen Pantoffeln die Fenſter ein. Er ſaß eben und überzählte eine Reihe Flaſchen voll Roſenöl, die er des nächſten Tages mit großem Gewinn verhandeln wollte, da kamen plötzlich die Bomben der Rache geflogen, ſchlugen ihm ein Loch in den Kopf, und zertrümmerten ſeine köſtlichen Oelflaſchen. Er wälzte ſich wie ein Unſinniger in dem ambroſiſchen See, der den Boden ſeines Gemachs überſchwemmte. Kein Tropfen war mehr zu retten. Sein Verluſt überſtieg dreifach die Geldbuße, die er dem Kadi erlegt hatte. Er wünſchte ſich den Tod.

Als er nun vollends die Werkzeuge ſeines neuen Unglücks unterſuchte und alte Bekannte in ihnen fand: da überlief ihn ein Schauder. Er glaubte nicht anders, als daß ſie ein Hexenmeiſter aus der Tiefe des Stroms hervorgezaubert haben müße. Mit Entſetzen ergriff er ſie, wanderte mit ihnen in den Garten und vergrub ſie, um ſich ihrer auf immer zu entledigen, ein paar Ellen tief unter die Erde.

Ueber den Zaun herüber ſah ihn ein Nachbar, mit dem er in Gränzſtreitigkeiten lebte, bei der Laterne arbeiten, und hatte ſogleich den boshaften Einfall, ihm einen Streich zu ſpielen. Es ward eben damals in dieſer Gegend der Stadt ein Menſch vermißt. Man hielt ihn für heimlich ermordet. Dieſen Umſtand benutzte der hämiſche Nachbar. Er zeigte beim Oberrichter an: Kaſem habe in ſeinem Garten bei Nacht etwas vergraben, das wohl gar der Körper eines Ermordeten ſeyn konnte.

Dieſer neue Anlaß, den reichen Geizhals zu ſchröpfen, war dem goldhungrigen Kadi ſehr erwünſcht. Er zog an der Spitze einer Heerſchaar von Häſchern und Schreibern nach dem Hauſe des verdächtigen Todtengräbers. Der Zug ward, wie ein rollender Schneeball, mit jedem Schritte größer. Ein unabſehbarer Troß neugieriger Müßiggänger ſchloß ſich an. Man denke ſich Kaſems Schrecken, als dieſe lärmende Horde in ſein Haus eindrang! Es war zu klein, ſie zu faſſen. Er ging dem zahlreichen Beſuch mit bleichem Antlitz entgegen.

Der Kadi ließ ihn ſehr unſanft an, und gab ihm auf den Kopf Schuld, er habe in der vergangenen Nacht einen menſchlichen Körper in ſeinem Garten vergraben. „Ach, geſtrenger Herr!“ ſtammelte Kaſem: „wie wär' ich zu einem todten Leichnam gekommen? Ich habe blos meine Pantoffeln, die mich vor einigen Tagen mit Ew. Herrlichkeit in einen unangenehmen Handel verwickelten, zur Erde beſtattet.“ —

Ein wildes Gelächter unterbrach ihn. Der Kadi gebot Stille und ſprach entrüſtet: „Habt Ihr vor mir ſo wenig Reſpekt, daß Ihr mir ein ſolches Mährlein aufheften wollt? Welcher vernünftige Menſch wird ein Paar Pantoffeln begraben! — He da, Gerichtsdiener! bemächtigt euch ſeiner, und führt ihn in den Garten hinab, damit er uns dort ihre Ruheſtätte zeige.“

Das war Waſſer auf des Pöbels Mühle. Er verbreitete ſich wie ein Bienenſchwarm durch den Garten, ſtahl die Früchte von den Bäumen, und zertrat mit boshaftem Muthwillen Pflanzen und Blumen. Die Pantoffeln wurden ausgegraben. Der ſtrenge Richter war aber damit nicht zufrieden. Sie könnten ja, meynte er, blos zum Schein verſcharrt werden ſeyn, um die Aufmerkſamkeit der

Nachbarn von der Gruft des Leichnams abzulenken und bei der Unterſuchung eine Ausrede zu haben.

Kaſem ſchlug die Hände über dem Kopfe zuſammen und betheuerte ſeine Schuldloſigkeit mit den fürchterlichſten Eidſchwüren. Alles vergebens! Der Kadi ließ den ganzen Garten mit Hacken und Spaten durchwühlen. Alle Gewächſe wurden entwurzelt und vernichtet; kein Grashalm blieb ſtehen. Da man die geſuchte Leiche nicht fand, ſo ward der Angeklagte zwar freigeſprochen, aber dennoch verurtheilt, die durch ſein verdächtiges Pantoffelnbegräbniß verurſachten Gerichtskoſten zu bezahlen, und der Kadi machte ihm eine Rechnung, die Hände und Füße hatte. Es half keine Bitte, kein Jammer; ſie mußte berichtigt werden. Und ſein Garten — wie ſchrecklich war er zerſtört! Er ſah aus wie ein verwüſtetes Fruchtfeld, das ein Rudel wilder Schweine zerwühlt hat. Das war eine theure Auferſtehung der begrabenen Pantoffeln! —

„O ihr Höllenbrände!“ fuhr Kaſem ſie an: „Verflucht ſey das Geſchlecht des Baumes, von dem ihr ſtammt! Verflucht der Tag, an dem ich euch zum erſten Male trug! Welcher böſe Geiſt ſteckt in euch? Wollt ihr mich ganz zum Bettler machen? Was ich durch Hunger und Kummer in zehn Jahren erſparte, darum habt ihr mich in zwei Tagen gebracht! Ach, wenn das ſo fortgeht — Doch nein! Dagegen will ich mich ſchützen. Ich leid' euch keinen Augenblick unter meinem Dache.“ —

Wüthend ergriff er jetzt einen Pantoffel und prügelte den andern damit. Dann trug er beide unter dem Mantel fort und warf ſie in einen Kanal, der alle Unreinigkeiten der Stadt aufnahm und abführte. „Hier ſollt ihr verfaulen!“ ſprach er: „Ihr habt kein beſſeres Schickſal verdient!“

Mit der Beruhigung, daß er von den verhaßten Schadenſtifter nichts weiter hören und ſehen werde, ging er nun heim und überrechnete den erlittenen Verluſt. Dieſer war doch nicht ſo unerſetzlich, als er gedacht hatte. Er fand, daß es blos darauf ankomme, ſich von jetzt an auf halbe Portionen — die freilich für jeden andern Eſſer nur Viertelsportionen waren — einzuſchränken, um mit dem Schluß ſeines neunzigſten Jahres wieder eben ſo reich zu ſeyn, als er vor dem unglücklichen Gange ins Bad geweſen war. Mit Freuden entſchloß er ſich zu dieſer Faſten, deren Dauer ja nur einen kleinen Zeitraum von fünf und zwanzig Jahren ausmachte. Sein Magen bellte zwar gewaltig dagegen; aber dieß Ungethüm, das Millionen anderer Menſchen tyranniſch beherrſcht, war Kaſems Sklav und mußte ſich ſeinem Willen unterwerfen.

Der heldenmüthige Kreuziger ſeines Fleiſches hatte ſich ſchon zwei Tage lang den Brodkorb höher gehangen, als plötzlich ein Bote der Gerechtigkeit in ſein Haus trat und ihn mit der lakoniſchen Anrede: „Zum Kadi!“ beim Zittich ergriff und fortführte. So ging die Reiſe in den Gerichtsſaal, und der erſte Gegenſtand, der hier dem unglücklichen Kaufmann in die Augen fiel, waren — ſeine Pantoffeln, die, mit Schlamm überzogen, vor dem Richterſtuhle lagen.

„Kennt Ihr dieſe?“ fuhr ihn der Kadi an.

Kaſem war nicht entſchloſſen genug, dieſe ruhmloſe und gefährliche Bekanntſchaft abzuläugnen, und ſprach alſo ein einfältiges Ja.

„Wie ſind ſie in die Waſſerleitung gekommen?“ fragte der Richter weiter.

Der alte Dummkopf geſtand, daß er ſie ſelbſt hineingeworfen habe.

„Und das beichtet Ihr ſo ruhig, als ob es nichts auf ſich hätte?“ rief der **Kadi** mit flammenden Augen. „Seyd Ihr denn ganz von Sinnen, daß Ihr das Unheil nicht voraus ſaht, das Ihr durch dieſen unbeſonnenen Streich anrichten würdet, und wirklich angerichtet habt? — Auf Ein Mal ſtockt die Abzucht — die ekelhafte Fluth ſammelt ſich und wächst mit jedem Augenblicke — ſie überſteigt die Ufer des Kanals — ſtrömt in die Häuſer — erfüllt die ganze Stadt mit peſtilenziſchen Dünſten — die Polizei läuft und rennt, um der Urſache dieſer Unordnung nachzuſpüren, und was findet ſie? — Eure vermaledeiten Pantoffeln, die ſich vor die Mündung des Grabens gelegt und den Abfluß gehemmt hatten?“ —

Kaſem ſtand wie aus den Wolken gefallen. Der Kadi, der aus guten Gründen die Sache ſchrecklich übertrieb, ſchmälte noch eine lange Weile fort, und das Ende vom Liede war — Geld. Der unglückliche Kaufmann ward verurtheilt, eine namhafte Strafſumme zu bezahlen und die Bemühungen der Polizeiperſonen und Waſſerarbeiter zu vergüten. Ein Paar handfeſte Gerichtsdiener begleiteten ihn in ſeine Wohnung, nahmen von ihm einen ſchweren Geldſack in Empfang, und quittirten ihn darüber durch die Rückgabe ſeiner Pantoffeln.

„Teufliſche Ungeheuer!“ ſchrie er, und trat ſie wie ein Raſender mit Füßen. „Was ſoll ich noch mit euch anfangen? — Aus dem tiefſten Gewäſſer ſteigt ihr empor — aus dem Bauche der Erde kommt ihr wieder! — Denkt ihr, allen Elementen zu trotzen? Bildet euch das nicht ein! Das ſtärkſte — das Feuer — iſt noch übrig. Dem werdet ihr gewiß nicht entgehn!“ —

Die Miſſethäter ſollten alſo verbrannt werden. Da ſie ſich aber auf ihrer Kanalreiſe mit einem naſſen Panzer gegen die Macht der Flammen verſehen hatten, ſo hielt es Kaſem für nöthig, ihnen dieſe Rüſtung durch die Sonne ausziehen zu laſſen. In dieſer Abſicht trug er ſie aufs Dach, das nach morgenländiſcher Art ſo platt gebaut war, daß man darauf herumwandeln konnte.

Als ſie hier ein paar Stunden gelegen hatten, bemerkte ſie des Nachbars Hund, der auf dem Dache ſeines Brodherrn ſpazieren ging. Er mochte ſie, durch ihre ſchwarzbraune Rinde getäuſcht, für Braten anſehen; denn er ſprang zu ihnen hinüber und beſchnüffelte ſie. Da er ſie zum Genuß unbrauchbar fand, ſo fing der junge Schäker an, mit ihnen zu ſpielen. Er nahm einen zwiſchen die Zähne und balgte ſich mit ihm herum. Unvorſichtiger Weiſe kam er dem abſchüſſigen Rande des Daches zu nahe — der ſchwere Pantoffel kippte über — riß den dummen Köter, der ihn in der Angſt nicht fahren ließ, mit ſich fort — und ſo ſtürzten und praſſelten Hund und Pantoffel wie ein Donnerwetter auf den Baldachin einer Dame hinab, die ſich eben unter demſelben in einer offenen Sänfte vorbeitragen ließ. Der ſeidene Prachthimmel platzte mitten von einander, und der Kläffer fiel mit ſeinem ſchmutzigen Spielzeuge der Dame auf den Kopf.

Vor Schrecken beinahe des Todes, that ſie einen fürchterlichen Schrei. Der Hund ſchrie nicht minder und machte ſich ſchnell aus dem Staube. Er war ſchon in Sicherheit, als die Sänftenträger ſtill ſtanden und die Unterſuchung des Vorfalls begann. Aber ach, der arme Pantoffel! — Er konnte nicht entwiſchen und ward in Verhaft genommen. Sein Verbrechen war, leider! nicht klein. Er hatte das zarte Geſichtchen der Dame beſchädigt, ihr koſtbares Kleid beſchmutzt, und ſie war — die Gemahlin des Kadi's.

Da ſie in der Geſellſchaft, wohin ſie auf dem Wege war, nun nicht erſcheinen konnte, ſo ließ ſie ſich wieder nach Hauſe tragen, und beſchwor mit einem Zetergeſchrei ihren Gemahl, die ihr widerfahrne Beſchimpfung zu rächen. Er ſprudelte Anfangs vor Zorn; als er aber hörte, daß die Geſchichte vor Kaſem's Hauſe geſchehen ſey und er vollends den wohlbekannten Pantoffel erblickte: da war es ihm gar nicht unlieb, ſeine Ehehälfte in einem ſo traurigen Zuſtande zu ſehen. Er heuchelte zwar Bedauern; aber im Herzen freute er ſich und dachte: „Weine nur, du weinſt Goldſtücke!“ — Das war ſo ſeine Art. Ihn rührte kein Jammer, keine Thräne, wenn er nur Gewinn davon zog. Der Himmel bewahre doch die ganze Chriſtenheit vor ſolchen kieſelherzigen und habſüchtigen Richtern!

Kaſem ward ſogleich gefänglich eingezogen und härter als jemals angelaſſen. Da der eigentliche Verbrecher, der Hund, ſo blitzſchnell entſprungen war, daß man ihn nicht zur Haft bringen und vernehmen konnte, ſo gab man geradezu dem Gefangenen Schuld, ſeinen Pantoffel nach der Dame geworfen zu haben. Er bewies aber durch Zeugen, daß er damals, als die tragiſche Begebenheit vorfiel, nicht zu Hauſe geweſen war. Das machte einen unangenehmen Strich durch die geldgierige Rechnung der hohen Obrigkeit. Dennoch mußte der Kaufmann die ſorgloſe Aufbewahrung ſeines Pantoffels ausbaden und der Dame ihr verdorbenes Kleid, nebſt Schmerzengelde, bezahlen. Das betrug denn nun mit den Gerichtskoſten abermals ſo viel, daß er weit über hundert Jahre alt werden mußte, wenn aller Verluſt, den ihm ſeine Pantoffeln zugezogen hatten, wieder eingehungert werden ſollte. Feſt entſchloſſen, ſo lange zu leben und zu faſten, eilte er heim und baute mit möglichſter Geſchwindigkeit einen Scheiterhaufen auf ſeinem Heerde; denn er wollte nun je eher je lieber die feindſeligen Unholde aus der Welt ſchaffen.

Schon ſtreckte er die Hand nach ihnen aus, um ſie auf den brennenden Holzſtoß zu legen, als jemand an ſeiner Thür klopfte. Er öffnete ſie, und erblickte mit Vergnügen einen Handelsfreund, der ihm eine ſtarke Rechnung zu bezahlen hatte und ihm mit einem großen Sacke voll Münzen lächelnd entgegen klirrte. Kaſem war äußerſt begierig, dieß Geld einzuſtreichen, und entſchloß ſich deßhalb auf der Stelle, die Exekution der Pantoffeln ſo lange zu verſchieben. Um aber indeſſen das Feuer nicht verlöſchen zu laſſen, that er einen Sprung in die Küche, warf einen Arm voll Holz in die Glut, eilte dann zu ſeinem Kundmann zurück und nahm das Geld in Empfang.

Der Fremde plauderte noch ein Weilchen, empfahl ſich dann, und Kaſem überzählte jetzt nochmals die erhaltene Summe: aber plötzlich ward er in dieſem Vergnügen durch ein Feuergeſchrei auf der Gaſſe geſtört. Er ſtürzte hinaus. Von allen Seiten ſtrömten Leute herbei. „Wo brennt's denn?“ rief er. — „Ueber Eurem Kopfe!“ war die Antwort. Er blickte mit Entſetzen in die Höhe — die Flamme des Scheiterhaufens hatte ſeinen lange nicht gereinigten Schornſtein ergriffen — eine Feuerſäule ſtieg daraus empor. Kaſem verlor alle Beſinnungskraft und rang unthätig die Hände. „Rettet doch, was Ihr retten könnt!“ rief man ihm zu und ſchob ihn ins Haus. Er taumelte wie ein Nachtwandler darin herum, ergriff bald dieß, bald jenes, warf alles wieder hin, erhaſchte endlich die Pantoffeln, und eilte ſo raſch damit fort, als ob er ſeine theuerſten Kleinode in Sicherheit brächte. Der eindringende Volkshaufe verſtand beſſer zu wählen, und räumte Kaſten und Schränke aus. Doch ward der brennende Schornſtein, ehe das Feuer noch weiter um ſich griff, glücklich gelöſcht.

Als Kaſem wieder zu Sinnen kam und die geretteten Koſtbarkeiten in ſeiner Hand ſah, gerieth er über ſie und ſich ſelbſt ſo in Wuth, daß er ſich mit ihnen ein Loch in den Kopf ſchlug. Dann ging er eilend zum Kadi und überreichte ſie ihm. „Hier bring' ich Euch die Wurzel alles Uebels!“ rief er ganz athemlos: „Nehmt ſie in gerichtliche Verwahrung! Werft ſie in Euer tiefſtes Gefängniß! Schmiedet ſie an ſiebenfache Ketten! Ich ſage mich auf ewig von ihnen los, und entſchütte mich hiermit der Verantwortung jedes Unglücks, das ſie künftig noch anrichten können.“

VI.

Des Teufels Küche.

Vor ungefähr ſechzig oder ſiebzig Jahren ſaß Herr von Norbert, ein franzöſiſcher Landedelmann (der in ſeiner Jugend bei der Armee bis zum Kapitän gedient hatte), in ſeinem weichgepolſterten Lehnſtuhl und las veraltete Zeitungen, als ihm ein Bote vom nächſten Poſtamte einen Brief aus Paris überbrachte. Er war von der Hand ſeines Anwaltes, der für ihn eine Gnadenſache bei Hofe betrieb und ihm jetzt in einem breiten, ſchwerfälligen Kanzleiſtyl — denn vormals ſchrieben die franzöſiſchen Juriſten eben ſo barbariſch und kauderwälſch, wie noch heutiges Tages viele deutſche — den unmaßgeblichen und ohnzielſetzlichen Rath gab: er möchte des förderſamſten nach Paris kommen, um ſich einigen hohen Häuptern perſönlich zu empfehlen und dadurch dem Glücksrade ſeiner Angelegenheit einen vortheilhaften Schwung zu geben.

Der alte Herr (er konnte leicht fünf und fünfzig bis ſechzig Jahre auf dem Nacken haben) warf mit einem verdrießlichen Geſichte den Brief auf den Tiſch und ſchob ſeine Sammtmütze von einem Ohre zum andern. Er war in ſeinem Leben ein einziges Mal in der Hauptſtadt geweſen, als er, zur Belohnung ſeiner in einem Gefechte bewieſenen Tapferkeit, das Ludwigskreuz erhielt; es hatte ihm aber damals in dem Getümmel des großen Babylons ſehr wenig gefallen. Seit dieſem Zeitpunkte lebte er ſchon zwanzig Jahre lang (weil er durch empfangene Wunden zu Kriegsdienſten untüchtig geworden war) in der gemächlichſten Ruhe auf ſeinem Landgute, das er blos dann und wann einige Stunden verließ, um einen Gränznachbar zu beſuchen. Er befand ſich in ſeinem uralten, verwitterten Schloſſe beſſer als der Monarch in ſeinen glänzenden Paläſten, und die Schaaren Fledermäuſe, die ſeine halb verfallene Burg bewohnten und durchſchwärmten, dünkten ihm weniger unleidlich, als die eleganten Stutzer, die er in der Königsſtadt herumflattern geſehen hatte. Der Ton der großen Welt war ihm zuwider. Er lebte und handelte gern nach der ſchlichten Weiſe der Mutter Natur, und haßte, mit Zachariä zu reden,

Den Zwang, den ſteifen Geiſt, der alle Freuden ſtöret;
Mit Bücken alles ſpricht, mit Lächeln alles höret.

Dieſe geſchmeidige Fertigkeit beſaß weder ſein Rücken noch ſein Geſicht: denn ſein beſtändiger Aufenthalt auf dem Lande hatte ihn der Mühe überhoben, ſie dazu abzurichten. Er hegte übrigens vor großen Herren allen ſchuldigen Reſpekt; doch führte er immer das einfältige Sprichwort im Munde: es ſey mit ihnen nicht gut Kirſchen eſſen, weil ſie dem geringern Mitgenoſſen gern Stiel und Stein ins Angeſicht würfen. Aus dieſem Grundſatz ging er ihnen ſo weit als möglich aus dem Wege, und es wurmte ihn daher gewaltig, daß er ſich zu einem Paradezuge durch ihre Vorzimmer rüſten ſollte.

Indem er ſich mit dieſem unbehaglichen Gedanken herumſchlug, kam ſeine Gemahlin (die nur ungefähr acht und dreißig Jahre jünger war als er) ins Zimmer gehüpft und fragte lächelnd und flüchtig, was der Poſtbote gebracht habe.

„Einen ſehr ärgerlichen Wiſch!“ antwortete der Kapitän und gab ihr das Schreiben.

Roſette las und ihre ſchwarzen Augen blitzten vor Freude. „O das iſt ja ein herrlicher Brief!“ rief ſie aus und warf ſich mit einem luſtigen Sprunge ihrem Gemahl um den Hals. „Nicht wahr, liebes Männchen, ich reiſe mit nach Paris?“

Norbert. Das ſteht im weiten Felde, mein Kind! Ich habe noch ſelbſt keine Luſt, mich dort in den Gaſthöfen ſchnellen, von den aufgeblaſenen Lakeien der Miniſter anſchnurren und von ihren überhöflichen Herren mit leeren Verſprechungen täuſchen zu laſſen.

Roſette. Die Reiſe iſt aber doch nöthig, wie der Agent ſchreibt.

Norbert. Ei! ſo ein Tintenfiſch ſchreibt viel! Jeder Federzug muß ihm bezahlt werden, und da ergreift er denn alle mögliche Veranlaſſungen zu einem Briefchen, um nur damit die Koſtenlitanei zu vergrößern.

Roſette. Du biſt ungerecht, lieber Norbert. Der ehrliche Mann läßt ſich deine Sache ſehr angelegen ſeyn, und führt bei dem guten Rathe, den er dir gibt, die wichtigſten Gründe an.

Norbert. Eben ſeine Gründe ärgern mich! Wenn er mir nicht damit den Daumen aufs Auge ſetzte, ſo brächten mich zehn Pferde nicht von der Stelle.

Roſette. Du wirſt alſo reiſen?

Norbert. Ich muß am Ende wohl.

Roſette. Und nimmſt deine Roſette mit?

Norbert. Hm! das wollen wir noch überlegen.

Roſette. Nein, nein, es iſt ſchon in deinem liebreichen Herzen entſchieden. Du kannſt kein ſolcher Barbar ſeyn, mir dieſes längſt erſehnte Vergnügen zu verſagen. — Ich bin außer mir! Nach Paris! nach Paris!

Norbert. Du beträgſt dich nicht anders, als ob Sankt Peter ſchon bereit ſtände, uns den Himmel aufzuſchließen.

Roſette. Paris iſt der Himmel auf Erden! Ich ſehe den König und die Königin, fahre in die Komödie, finde alle Logen voll prächtig geſchmückter Damen, beobachte tauſend allerliebſte neue Moden, laſſe mir Kleider und Hauben machen —

Norbert. Und das Köpfchen verdrehen. — Roſette! Roſette!

Roſette. Sorge nicht, beſter Mann! An ſolchen Dingen haftet nur mein Auge, nicht mein Herz. Wenn wir zurückkommen, hab' ich das ganze ſchimmernde und flimmernde Paris in vier und zwanzig Stunden vergeſſen, und unſer Wald und Garten gefällt mir wieder eben ſo wie bisher.

Norbert. Schwer zu glauben! Doch, das wird ſich zeigen. — Jetzt iſt vor allen Dingen nöthig, daß wir unſer Reiſegeräth in Stand ſetzen. Was meine Garderobe betrifft, die bleibt unverändert. Das junge naſeweiſe Volk in Paris mag meinen alten Galarock kritiſiren — ich werde dagegen über ſeine neuen Thorheiten lachen — ſo heben wir gegen einander auf.

Roſette. Wie du denkſt. — Nehmen wir denn unſern Bonifaz mit?

Norbert. Das verſteht ſich.

Roſette. Laß doch die Schildkröte zu Hauſe! Ein ſo langſamer, ungelenker Bedienter wird uns in der Reſidenz wenig Ehre machen.

Norbert. Viel Ehre, wenn man in ſein redliches Herz blicken könnte.

Roſette. Wohl wahr; aber leider ſieht man nur ſein einfältiges Schafsgeſicht, ſeine krummen Gänſefüße und ſein häßliches Zopfbüſchel, das ihm hoch oben auf der Scheitel wie ein Wetterfähnchen ſteht.

Norbert. Immerhin! Er ſelbſt iſt kein Wetterhahn; ſeine Treue ſteht felſenfeſt. Ein ſolcher ehrlicher Begleiter iſt gerade in Paris unentbehrlich, wo ein Fremder hundert Augen haben möchte, um ſich vor Gaunern und Beutelſchneidern zu hüten.

Roſette. Nun, ſo müſſen wir wenigſtens für eine anſtändigere Livree ſorgen.

Norbert. Wozu? Der alte Kernmann bedarf keiner neuen Schale. Sein gelber Ueberrock mit der grünen Bordirung, den ich zu unſerer Hochzeit anſchaffte, iſt ja noch ohne Tadel, und mehr als zu gut auf die Reiſe.

Roſette. Ich ſehe und höre ſchon im Geiſte über unſern zierlichen Nachtreter lachen.

Norbert. Narren lachen über alles; doch verſtändige Leute achten es nicht.

So fuhr das Ehepaar noch eine Weile fort, ſeine Reiſebedürfniſſe zu muſtern. Herr von Norbert beſchloß am Ende, ſich ſobald als möglich aufs Geleis zu machen, um deſto eher wieder in den weichen Armen ſeines geliebten Lehnſtuhls ruhen zu können. Es ward alſo ſchon der nächſte Tag zum Aufbruch beſtimmt.

Bonifaz ſpitzte die Ohren nicht wenig, als er Befehl erhielt, den großen Reiſekoffer zu ſäubern. Eine herkuliſche Arbeit! Seit vielen Jahren ſtand er vergeſſen im dunkeln

Winkel einer Gallerie, diente den Hühnern zur Schlafſtelle, und Motten und andere Würmer labten ſich an dem Felle des Seehundes, womit er bekleidet war. Bonifaz fand ihn, als er die warme Staubdecke, unter welcher das Geſchmeiß Tafel hielt, hinweggeräumt hatte, nackt und kahl, und trug ihn jammernd ins Zimmer ſeines Herrn, der ſich beim Anblick dieſer Verwüſtung ebenfalls nicht enthalten konnte, über die Vergänglichkeit aller irdiſchen Dinge zu ſeufzen.

Roſette bekümmerte ſich wenig um die zernagte Wildſchur des Koffers, ſondern beſchäftigte ſich blos mit der angenehmen Vorſtellung, daß ſie ſeinen weiten Bauch mit den niedlichſten Modeneuigkeiten in Paris anfüllen werde. Singend und ſpringend packte ſie ein. „Eile mit Weile!“ rief ihr Gemahl, und warnte ſie mehrmals, alles fein ordentlich über einander zu ſchichten und bei ihrer Faſelei kein nothwendiges Stück zu vergeſſen. Er legte mit eigener Hand ſein ſcharlachrothes, mit breiten, goldenen Treſſen beſetztes Kleid und die dazu gehörige Weſte von himmelblauem ſeidenen Damaſt, bedachtſam gefaltet, in den Koffer. Auch holte er ſeine ſorgfältig eingeſchachtelte ſpaniſche Perücke herbei. Dieſes majeſtätiſche Gebäude hatte zehn bis zwölf Stockwerke von ſchneeweißen Locken, neben welchen noch drei lange, wellenförmige, in Knoten verſchlungene Haarquaſten herabhingen. Freilich ein ſeltſamer Aufzug für einen Kapitän! Aber er trug ſich nun einmal nicht anders, und hatte längſt aufgehört, ſich als Kriegsmann zu kleiden.

Indeſſen waren die Kutſcher, die in der Regel mit vier Rößlein von verſchiedenen Farben das Feld bauten, eifrig beſchäftiget, die mit grünem Roſt überzogenen metallenen Buckel und Schnallen des centnerſchweren Pferdegeſchirrs mit Ziegelmehl blank zu glätten. Dann wuſchen und bürſteten ſie die lebensſatte, mit braunem, geflammten Leder ausgeſchlagene Halbchaiſe: ein würdiges Gegenſtück zu den demüthigen Fuhrwerken, womit die Herren Landpfarrer ihre Tochterkirchen beſuchen. Sie diente der Norbert'ſchen Familie ſchon ſo lange, daß den Kindeskindern ihres Erbauers kein Zahn mehr weh that. Ihre niedrigen Zwergräder ſtöhnten daher auch bei jedesmaligem Gebrauche jämmerlich darüber, daß man ihr in ihren hohen Greiſenjahren noch keine Ruhe gönnte. Die Achſen dieſer Schreier wurden jetzt, um ſie ſo gut als möglich zum Schweigen zu bringen, freigebig getränkt; denn die Knechte gedachten des alten und auf der ganzen menſchlichen Lebensreiſe ſich bewährenden Sprichwortes: „Wer gut ſchmiert, der fährt gut.“ —

Unter mehreren ſolchen Zurüſtungen verſtrich der Tag. Herr von Norbert glaubte nun völlig reiſefertig zu ſeyn. Aber plötzlich ſchlug er ſich mit dem Ausruf: „Wo werden wir einkehren?“ vor die Stirn. Er beſann ſich ſchnell, daß ein nachbarlicher Edelmann, der vor fünfzehn Jahren in Paris geweſen war, die dort in einem Gaſthofe gefundene billige Bewirthung oft gerühmt hatte. Sofort ließ er ihn durch einen reitenden Boten um den Namen dieſer guten Herberge erſuchen. Der Courier kam bald zurück und überbrachte einen Zettel mit der Aufſchrift: „Das ſchöne Bild in der Vorſtadt Saint-Marceau.“ — Zufrieden legte der Kapitän das Blättchen in ſeine Brieftaſche und ſich ins Bett, wo er, durch die vielen Geſchäfte des Tages ermüdet, bald einſchlief.

Roſette hingegen ſchloß, von fröhlichen Bildern der Zukunft umgaukelt, kein Auge. Sie, die ſonſt gewöhnlich unter allen Bewohnern des Schloſſes am ſpäteſten Tag machte, lief dieß Mal dem Haushahn und ſeinen Weibern den Rang ab. Kaum graute der Morgen, da klirrte ſie ſchon mit einem großen Schlüſſelbunde, gleich der geſchäftigen Martha, die Treppen auf und nieder, klingelte den ſchläfrigen Bonifaz aus den Federn, und donnerte mit ihren zarten Händen an die Stallthür, um die Knechte zur Fütterung der Pferde zu wecken. Dann eilte ſie in die reichlich gefüllte Speiſekammer und wählte Schinken, Würſte, Butter und Eier zur Reiſezehrung — im Fall der Noth auch zur Ergänzung der knappen Mahlzeiten, die ihr Gemahl (der ein ſtarker Eſſer und ſeinem Magen kein Stiefvater war) in Paris zu finden beſorgte.

Als ſie ſo ein paar Stunden gewirthſchaftet und alle häuslichen Geſchäfte abgethan hatte, warf ſie ſich in ein dunkelblaues Amazonenkleid und drückte einen männlichen Hut, der mit einem Buſch von Reiherfedern geſchmückt war, auf ihr braunlockiges Köpfchen. Ihr Eheherr hatte indeſſen ſeine Beine mit weiten Tuchkamaſchen bekleidet, und einen kurzen Hirſchfänger, den ein porzellanener Griff und ein vergoldetes Gliedergehenk zierten, um ſeine Lenden gegürtet. Ueber die Ohren zog er — um ſie vielleicht unter Weges gegen das muthwillige, ſchlafſtörende Elſterngeſchwätz ſeines Weibchens zu panzern — eine tüchtige weiße Troddelmütze, pflanzte darauf ein Reiſehütchen von ſchwarzem Sammt, und trank dann aus einem ſilbernen Tummelchen einen Schluck Magenelixier, um den ſchädlichen Einflüſſen böſer Nebel vorzubauen.

Jetzt meldete Bonifaz, daß der Wagen bereit ſey. Roſette flog, wie der Leichtſinn in Perſon, die Treppe hinunter; ihr Gemahl ging, auf ſeinen Krückenſtock geſtützt, mit dem Schneckenſchritte der Bedächtlichkeit hintendrein. Im Schloßhofe ſtanden ein Rappe, ein Schimmel, ein

Fuchs und ein Schecke, zu einem Poſtzuge zuſammengeſpannt, und an den Wagen hatten ſich die Gerichtsperſonen und Aelteſten des Dorfes mit entblößten Häuptern geſtellt. Der Schulmeiſter an ihrer Spitze begrüßte mit zahlloſen Bücklingen die Herrſchaften, und wünſchte ihnen in einer ſchwülſtigen Rede, wovon weder der Gerichtsherr noch ſonſt jemand der Anweſenden ein Wort verſtand, Glück auf die Reiſe.

Sie war auch in der That ſo glücklich und lief ſo ganz ohne Abenteuer ab, daß ſich nichts, gar nichts davon erzählen läßt: wir müßten denn, nach dem Muſter vieler ſtarkleibigen Reiſebeſchreibungen, die Beſchaffenheit der Wege, des Wetters und der Wirthshäuſer weitläufig auseinander ſetzen. Ueber dieſe Alltagsdinge wollen wir aber kein Wort verlieren, ſondern ſie denen zum Nießbrauch überlaſſen, die uns von ihrer Pilgrimſchaft keine wichtigern Merkwürdigkeiten zu berichten wiſſen.

Unſere Reiſenden kamen am achten Tage nach ihren Abfahrt — denn ſo viel Zeit brauchte der bunte Poſtzug zu einem Wege von ungefähr dreißig deutſchen Meilen — in Paris an. Es war ſchon ſtockdunkel und auf den Gaſſen brannte keine Laterne. Man hatte ſich auf den Mond verlaſſen, dem es im Kalender befohlen war, daß er mit ſeiner großen Leuchte die Welt bedienen ſollte; er war aber, hinter Wolken verſteckt, ungehorſamlich ausgeblieben, und fragte den Henker nach dem Menſchengewimmel in volkreichen Städten, daß Kopf an Kopf gegen einander lief. In dieſer egyptiſchen Finſterniß hatten unſere ländlichen Fremdlinge nicht wenig Mühe, die Vorſtadt Saint-Marceau zu finden. Sie ward endlich zwar, nach mancherlei Mißverſtändniſſen und Irrſalen, glücklich erforſcht, und die Altmutter der Halbchaiſen wankte mühſelig hinein, aber —

neue Noth! vom Gaſthofe zum ſchönen Bilde wollte kein Menſch etwas wiſſen. Man fragte links und rechts, fuhr ins Kreuz und in die Quere — alles vergebens! Herr von Norbert beſchuldigte zuletzt ſein Gedächtniß, daß es den rechten Namen der gewünſchten Herberge verloren und ihm einen falſchen dafür untergeſchoben habe. Mühſam fühlte er den Zettel, worauf die Notiz geſchrieben ſtand, aus ſeinem Taſchenbuche heraus; allein was half das? Er ſah nicht die Hand vor den Augen, geſchweige einen Buchſtaben. Da war nun kein Rath, er mußte ſich aus dem Wagen erheben und den tiefen Straßenmoor bis hin an ein Haus meſſen, wo er noch Licht brennen ſah. Ein eisgraues Mütterlein öffnete ihm die Thür. Er fragte dieſes häßliche Bild nach dem ſchönen, das er, bei dem matten Schein einer Lampe, richtig auf ſeinem Zettel fand; aber wiederum vernahm er aus dem zahnloſen Munde das alte Lied: es ſey nicht vorhanden. „Nun ſo muß der Teufel ſein Spiel haben!“ rief er mit dem Fuß ſtampfend, und wandte ſich, um nach dem Wagen zurückzuwaten.

„Halt! wartet ein Bischen!“ ſagte die Alte: „Ihr ſpracht da den Namen des böſen Feindes aus, und der hilft uns, ſo wenig er ſonſt taugt, auf Ein Mal aus dem Traume. Ich beſinne mich dabei, daß wirklich vor zwölf oder fünfzehen Jahren ein Gaſthof in dieſer Gegend den Namen führte, nach dem Ihr fragt; es ging aber dem ſchönen Frauenbilde, das über der Thüre hing, wie mir: es ward alt und häßlich, und die Vorübergehenden trieben ihren Spott darüber. Das verdroß den Beſitzer des Gaſthofs, drum ließ er's herunter nehmen, und nannte ſein Haus des Teufels Küche.“

„Gott ſey bei uns!“ rief der fromme Kapitain. „Dort mag der Teufel herbergen und ich nicht!“

„Laßt Euch nicht grauen!“ ſprach das Mütterchen. „Man iſt und trinkt da recht gut, ungeachtet es im ganzen Ernſte des Teufels Küche iſt; denn ihr müßt nur wiſſen, der Wirth heißt Teufel, und log alſo bei der ſpaßhaften Benennung ſeiner Garküche keinesweges ſo unverſchämt, wie es ſein ſchwarzer Namensvetter in der Art haben ſoll. Kehrt Ihr alſo in Gottes Namen bei dem Teufel ein, der keine Menſchenſeelen, ſondern Hühner und Gänſe bratet; er iſt, auf mein Wort! ein frommer, chriſtlicher Teufel.“

„Nun, ich will's wagen, ſeine Bekanntſchaft zu machen;“ ſagte Norbert. „Aber wo finde ich ihn? Wo treibt er ſein Weſen?“

„Das will ich Euch deutlich beſchreiben, lieber Herr! Fahrt nur dieſe Gaſſe hinauf bis ans fünfte Quergäßchen — dort wendet Euch rechts — nach zwanzig Schritten links — hernach gerade aus bis an einen Brunnen — hier wieder rechts — dann wieder links, und ſo noch ſieben Mal rechts und links — da ſeht Ihr ein Haus mit drei kleinen goldenen Bechern über der Thüre — nun ſchlagt Euch . . .“

„Blitz und Donner!“ fluchte der Kapitain. Mutter, Ihr foppt mich! Wie iſt's möglich, bei dieſer ſtockfinſtern Nacht in einem Irrgarten von Quergäßchen drei kleine Becher zu finden: Ich bin ja weder ein Kakerlack, noch ein Uhu!“

„Wißt ihr was,“ erwiederte die Alte, „wenn Ihr ein Trinkgeld dran ſpendirt, ſo leuchte ich Euch mit einer Laterne bis in des Teufels Küche.“

„Das iſt ein vernünftiges Wort!“ ſprach der Kapitain. „Allons, marſch!“

Er ſetzte ſich nun wieder in den Wagen, und das Mütterchen hümpelte, unter dem linken Arm eine Krücke und in der rechten Hand eine Laterne, vor dem Poſtzuge her. Eine ſolche Equipage und ein ſolcher Läufer ſchicken ſich trefflich zuſammen; doch brachten ſie nach einer kleinen Stunde unſere Herrſchaften glücklich in die Teufelsküche. Es waren aber gerade ſo viel Reiſende da eingekehrt, daß nur noch ein Hinterzimmer leer ſtand. Herr von Norbert, der an der Ausſicht in ein ſchmales Gäßchen wenig zu verlieren glaubte, nahm davon Beſitz, und kam hier auf Ein Mal in eine große Geſellſchaft von Chineſern, die mit ſpitzen Hüten und Sonnenſchirmen auf einer alten Tapete ſaßen.

Am folgenden Morgen eröffnete er ſeiner Gemahlin, daß er ſich einen Raſttag geben wolle, weil er noch von der Reiſe ſehr ermüdet ſey. Dieß war aber ein bloßer Vorwand, um ſeine Scheu vor den Supplikantengängen, die er thun ſollte, zu bemänteln. Er verſchob ſie, wie ein krankes Kind das Einnehmen einer bittern Arznei. Roſette ließ ſich das gern gefallen, weil dadurch der Aufenthalt in Paris verlängert ward; ſie für ihre Perſon hatte aber nicht Luſt, einen Raſttag zu machen, ſondern jagte ſogleich einen Aufwärter des Gaſthofes fort, um eine berühmte Putzhändlerin (deren Addreſſe ſie in den Zeitungen fand, die der höfliche Wirth, bei Anwünſchung eines guten Morgens, überreichte) ins Haus zu beſtellen.

Die berufene Dame fuhr bald darauf in einem eigenen eleganten Wagen vor der Teufelsküche vor, und trat mit zwei netten Mädchen und einem Livreebedienten, die ſämmtlich pappene Kaſten und Schachteln hinter ihr her trugen, ins chineſiſche Zimmer. Da ſie nicht gemeldet worden war und ſehr gut gekleidet erſchien, ſo gerieth das ländliche Paar bei ihrer überraſchenden Ankunft in große Verlegenheit und Beſtürzung. Herr von Norbert, der ſie wenigſtens für eine Hofdame anſah, wollte ihr durchaus die Hand küſſen, und Roſette machte einen tiefen Knicks über den andern. Die Putzhändlerin lehnte dieſe übertriebenen Ehrenbezeugungen von ſich ab, nannte ihren Namen und Stand, und befahl ihrem Gefolge, die zierlichen Waarengehäuſe niederzuſetzen und zu öffnen.

Roſette ſtand wie ein Kind auf dem Weihnachtsmarkte und rief vor Staunen über die ſchönen Wunderdinge bald Ah! bald O! Sie griff nach allem, wünſchte alles, und würde den ganzen Kram, der wohl einige hundert Thaler werth ſeyn mochte, mit Freuden gekauft haben, wenn ihr ſo viel Geld zu Gebot geſtanden hätte. Aber der Kapitain, dem dabei um ſeine Reiſekaſſe bange ward, miſchte ſich mit einer fatalen Kälte, die der entzückten Roſette ganz unbegreiflich war, in den Handel und lenkte ihn ſo klüglich, daß die Rechnung der gewählten Waaren nicht mehr als drei Louisd'or betrug. Die Modehändlerin, die ſich von der bezauberten Landedeldame eine größere Loſung verſprochen hatte, nahm etwas kalt Abſchied, und beſtrafte beſonders die Sparſamkeit des Herrn von Norbert mit einer ſehr nachläſſigen Verbeugung.

Roſette war im Herzen nicht weniger unzufrieden, daß ihr Gemahl mit ſo ſpitzen Fingern in ſeine Goldbörſe gegriffen hatte, aber ſie dachte: Rom ward nicht in Einem Tage gebaut, und bedankte ſich mit ſchmeichelnden Küſſen. „Sieh nur die prächtige Haube!“ rief ſie aus. „Ich glaube, die Königin hat ſie nicht beſſer! Und ſie iſt mein! mein! O, was bin ich für eine glückliche Frau! — Aber was hilft ſie mir,“ fuhr ſie mit ſinkender Stimme fort, „wenn ſie niemand ſieht, niemand bewundert? — Ach, liebes Goldmännchen, ich bitte, bitte, fahr heute Abend mit mir in die Oper! Da werde ich rechtes Aufſehen machen! Es wird, wie hier in den Zeitungen ſteht, Caſtor und Pollux geſpielt.“

„Ein ſchnurriger Titel!“ ſagte der Kapitän, und nahm das Zeitungsblatt in die Hand. „Der Caſtor iſt das Waſſerthier, aus deſſen Haaren man die feinen Hüte macht, aber den Pollux kenne ich nicht. Ich bin doch ſelbſt neugierig, zu ſehen, was das für ein Murmelthier iſt.“ —

Wer war vergnügter als Roſette! Sie fing ſogleich an — ungeachtet es noch ſehr früh am Tage war — ſich zur Oper zu putzen, vergaß darüber Eſſen und Trinken, und ſetzte oft, in Ermangelung einer Kammerjungfer, die ungeſchickten Hände ihres Gemahls in Requiſition. Nachmittags um zwei Uhr ſtand ſie vollendet vor dem Spiegel und bewunderte ſich unerſättlich. Sie hätte zwar, da ſie die Moden der alten Welt, des Mittelalters und der neueſten Zeit an ihrer kleinen Perſon vereiniget hatte, vor keinem Geſchmacksrichter mit ihrem Anzuge beſtanden, und er war in der That unter aller Kritik; doch ſelbſtzufrieden, wie jeder Stümper, brannte ſie vor Begierde, ſich dem Publikum zu zeigen, und ruhte nicht eher, bis ein Fiaker geholt ward.

Das Opernhaus war noch nicht geöffnet, als unſere Herrſchaften dort ankamen. Sie ſtellten ſich, von den Vorbeigehenden begafft und mitunter höhniſch belächelt, an die Thür, laſen zum Zeitvertreibe den Opernzettel zwanzig Mal von oben herab und von unten hinauf, und berathſchlagten über den Platz, den ſie wählen wollten. Der Kapitän brachte, aus Scheu vor der großen Welt und vor einer großen Ausgabe, die dunkle und wohlfeile Gallerie — die man ſpottweiſe das Paradies zu nennen pflegt — in Vorſchlag. Roſette hingegen beſtand auf einer Loge des erſten Ranges, und krabbelte ihm, zur Beluſtigung der jungen Müßiggänger, die ſich nach und nach vor dem Opernhauſe ſammelten, ſo lange öffentlich um den Bart, bis der gute Mann Ja ſagte. Sie fanden ihr Unterkommen in einer der nächſten Logen am Theater, und hatten beinahe zwei Stunden lang in dem einſamen, noch unbeleuchteten Hauſe die längſte Weile, die der Kapitän dann und wann durch Keifen und Nörgeln über Roſettens Voreiligkeit eben nicht angenehm verkürzte.

Endlich füllten ſich Parterre und Logen. Auch in die ihrige traten einige Damen; Herr von Norbert wich aber nicht von ſeinem an der Bruſtlehne eingenommenen Platze. Eine der Damen, die hinter ihm ſitzen mußte, ſtichelte aus Rache ziemlich laut auf ſeine große Wolkenperücke, als eine Räuberin der freien Ausſicht; er ließ ſich aber dadurch nicht ſtören und murmelte vor ſich hin: „Wer eher kommt, mahlt eher.“

Als nun die Oper bald anfangen ſollte und das Orcheſter die Einleitungs-Symphonie ſpielte, richtete Roſette (die in ihrem Leben noch kein anderes Schauſpiel als die auf Dörfern umherziehenden Marionettentheater geſehen hatte) ihre Augen ſtarr nach der Bühne, wie ein Feldpoſten nach der feindlichen Gegend. Jetzt ſchwiegen die Inſtrumente; alles ſchwieg. Der Vorhang hob ſich ſchnell und enthüllte eine glänzende Decoration. „Ei! wie prächtig!“ — rief Roſette ſo hell und laut, daß man ihr Stimmchen in allen Winkeln des Hauſes hörte. Dabei flog ſie wie Pulver vom Stuhl auf und klatſchte mit den Händen. Man denke ſich das allgemeine Aufſehen und Gelächter! Der Kapitän ward bis über die Ohren roth und brachte ſeine kindiſche Ehehälfte durch ein nicht ganz ſanftes Trittchen auf den Fuß und einen Kniff in den Arm wieder zur Ruhe.

Zufälliger, oder vielmehr unglücklicher Weiſe, gehörte eine der nächſten Logen dem jungen Herzog von M***, einem berüchtigten Ausſchweifling. Er drehte, wie tauſend Andere, ſeine Augen nach dem Gänslein, das ſein luſtiges Gickgack ſo vernehmlich erſchallen ließ, und mit Vergnügen entdeckte er eine reizende Geſtalt, die des Anſehens ſehr werth war. Siebzehnjährige Jugend, Purpurlippen und Roſenwangen, ein ſchwarzes, feuriges Auge, ein Hals wie Elfenbein, und ein Flortuch, unter welchem die Natur ihr ſchönſtes Füllhorn geleert hatte: das waren alles Dinge, die ein Mann wie der Herzog nach Würden zu ſchätzen wußte. Er, ein Schmetterling der Liebe, hatte die Pariſer Blumen, die ſich ſeine Huldigungen gefallen ließen, ſo ziemlich durchgeküßt; dieß blühende Feldröschen war ihm alſo ein erfreulicher Fund, den er nicht umſonſt gethan haben wollte.

„Louis!“ ſprach er gegen das Ende der Oper zu ſeinem Läufer: „ich habe hier in der Nebenloge eine junge Dame bemerkt, die wahrſcheinlich vom Lande iſt und mich intereſſirt. Sie befindet ſich in Geſellſchaft eines alten, grotesk gekleideten Mannes. Faſſe dieſe Leute ins Auge und melde mir gegen Morgen, ehe ich ſchlafen gehe, wer ſie ſind, wo ſie wohnen und was ſie hier für Geſchäfte haben! Mache deine Sachen klug und zehn Ducaten ſind dein!“

Der Läufer, ein liſtiger Vogel, der in dergleichen Aufträgen ſchon geübt war, ſtellte ſich vor die Thür der Nebenloge auf die Lauer. Eben fiel der Vorhang, die Oper war aus; das Norbert'ſche Ehepaar ſchwankte wie trunken in ſeinen Miethwagen und rollte fort nach der Teufelsküche. Louis ſprang unbemerkt hinten auf, und indem ſich die Herrſchaften oben im chineſiſchen Zimmer entkleideten, machte er unten in der Wirthsſtube mit Bonifazen Bekanntſchaft. Er ließ eine Flaſche des beſten Weines auftiſchen und lud den einfältigen Tropf, der mit vielen Kratzfüßen dieſe Ehre verbat, darauf zu Gaſte. Nach langem Complimentiren ſaßen ſie endlich einander gegenüber. Welcher Contraſt! Louis, ein ſchöner, junger, ſchlanker Burſch, der den leichten und zierlichen Anſtand der großen Welt vollkommen beſaß — und Bonifaz ein kurzer, dicker, unbehülflicher Geſell, der keinen Tropfen Wein über die Lippen zu bringen wagte, bevor er nicht die Geſundheit ſeines vornehmen Gönners getrunken hatte. Als aber das Eis der Bekanntſchaft einmal gebrochen war, mundete ihm der Wein trefflich und löſte ſeine Zunge. Der ſchlaue Läufer holte ihn mit leichter Mühe über alles aus, was er wiſſen wollte, bezahlte den Herrn Teufel aus einem vollen Geldbeutel, und verſchwand wie ein Blitz.

„Alſo eine Gnadenſache bei Hofe?“ ſagte der Herzog, als ihm Louis eine Stunde nach Mitternacht rapportirte. „Gut, hier ſind die verſprochenen zehn Ducaten. Nun lauf zum Marquis D** — er beſaß vormals ein Schloß in der Gegend von Norberts Landgut — es war freilich kein Ziegel auf dem Dache ſein — doch was ſchadet das? Lauf nur hin und erſuche ihn in meinem Namen, mir ſogleich ein Billet zu ſchreiben und mir darin den Herrn von Norbert als ſeinen Freund — oder noch beſſer, als einen weitläufigen Verwandten — zu empfehlen.“

„Recht wohl, gnädigſter Herr.“

„Nun, fort! fort! Was hältſt du dich noch auf?“

„Befehlen Ew. Hoheit, daß ich jetzt in der Nacht...?“

„In dieſer Minute! Sobald ich aufſtehe, muß das Billet in meiner Hand ſeyn.“ —

Louis flog zum Marquis. Er ſchlief, ward geweckt;

der herzogliche Bote trat zu ihm ans Bett und trug den Wunſch ſeines Herrn vor.

„Ein ſeltſamer Einfall vom Herzog!“ rief der Marquis laut auflachend. „Ich hatte geſtern Abend verdammt viel Unglück im Spiel, und fing eben an, meine Grillen zu verſchlafen. — Auf meine Ehre! ich würde dieſe Störung keinem andern verzeihen; doch dem Herzog ſtehe ich bei Tag und Nacht zu Dienſte. — Aber, zum Henker! es iſt ein wunderliches Anſinnen! Ich kenne den ehrlichen Landjunker nicht — hab' in meinem Leben kein Wort von ihm gehört. — Vor Olims Zeit beſaß ich freilich in der Gegend, wo er hauſt, ein altes Rattenneſt mit ein paar Hufen Feld — ich hab' aber die Bagatelle, die ich im Spiel gewann und im Spiel verlor, mit keinem Auge geſehn, und alſo niemals Gelegenheit gehabt, des Herrn von Norbert Bekanntſchaft zu machen. Doch — es ſey darum! Der Herzog befiehlt, und ich gehorche.“

Er ſprang aus dem Bette, ſetzte ſich an den Schreibtiſch, und warf das verlangte Empfehlungsſchreiben flüchtig auf das Papier.

„Hier, mein Lieber! Meinen unterthänigſten Reſpekt! Ich habe meinen unbekannten Freund ſehr warm empfohlen, und ihn ſogar, um Sr. Hoheit vollkommen gefällig zu ſeyn, meinen Vetter genannt; aber alle verdrießliche Folgen, die für mich daraus entſtehen können, lade ich auf die herzoglichen Schultern, und laſſe Se. Hoheit erſuchen, mir den Landjunker ja nicht auf den Hals zu ſchicken. Ich will nichts, durchaus nichts mit ihm zu ſchaffen haben. Allenfalls kann man ihm, wenn er nach mir forſcht, antworten, ich ſey verreiſt. — Gute Nacht!“

Der Marquis eilte wieder ins Bett und der Läufer nach Hauſe.

Indeſſen war es heller Tag geworden, und nach einigen Stunden füllten ſich die Vorzimmer des Herzogs mit verſchiedenen Menſchenklaſſen an. Im erſten von der Gaſſe herein ſtanden demüthige Handwerker mit Arbeitsrechnungen in der Hand, die ſich während der langen Zeit, als ſie immer von Tag zu Tage vergebens gebracht worden waren, gelb und braun gefärbt hatten; — im zweiten Zimmer ſtrotzten und ſchwadronirten fremde Lakaien durch einander; — im dritten Zimmer ſah es ſchon etwas vornehmer aus: da befand ſich ein junger Abbé, der ein ſchmeichelndes Sonnett auf den Herzog gedichtet hatte; ein Portraitmaler, der auf die Gnade, daß Se. Hoheit ihm ſitzen wollten, ſchon drei Monate wartete; ein Juwelier, der dieſes Miniaturgemälde in Gold faſſen ſollte; ein engliſcher und ein italieniſcher Sprachmeiſter, die ſeit einem halben Jahre bezahlt wurden und dem Herzoge noch keine einzige Lektion gegeben hatten; — dann der herzogliche Leibarzt; der Leibſchneider; ein Roßhändler; ein Mann, der ein beſtelltes Damenhündchen überbrachte, und zwanzig Andere mehr.

„Wo iſt Louis?“ war das erſte Wort des Herzogs, als er erwachte. Louis kam, übergab des Marquis Billet; der Herzog ließ ſeinen Secretair rufen und diktirte ihm folgenden Brief:

> „Der Herzog von M*** freut ſich über die ange-
> „nehme Gelegenheit, die ihm beiliegendes Billet anbietet,
> „ſich dem Herrn von Norbert zu verbinden. Er wird
> „mit Vergnügen ſeinen ganzen Einfluß bei Hofe für
> „ihn verwenden, wird ihn morgen in Verſailles dem
> „Könige vorſtellen, und überhaupt alles thun, was ſei-
> „ner Angelegenheit einen glücklichen Ausgang verſchaffen
> „kann.“

Der Herzog unterzeichnete ſeinen Namen und befahl dem Läufer, die Gallalivree anzuziehen und dieſen Brief dem Herrn von Norbert zu übergeben. „Er wird ſchriftlich antworten,“ fuhr er fort, „und wenn er nicht von ſelbſt dazu Anſtalt macht, ſo erſuche ihn darum. Indem er nun ſchreibt, nahe dich auf eine geſchickte und beſcheidene Art ſeiner Gemahlin und flüſtere ihr zu: ihre Schönheit habe mich geſtern in der Oper entzückt und bezaubert: ich ließe bitten, mir morgen Vormittags einen kurzen Beſuch unter vier Augen zu erlauben; ich würde ihren Gemahl auf eine anſtändige Weiſe entfernen; doch verſiehe ſich, daß er von dieſer geheimen Unterhandlung nichts erfahren dürfe. — Haſt du mich verſtanden?“

„Vollkommen, gnädigſter Herr!“

„Ein Billet von meiner Hand wäre freilich ſchicklicher; doch — ich habe keine Luſt zum Schreiben, und eine Dame vom Lande wird dieſen Verſtoß gegen die feine Lebensart kaum bemerken. Geh nur!“

Louis trat ab.

Jetzt erhielt der Hundehändler Audienz. Eine ſchöne Gräfin hatte dem Herzog Abends vorher den Verluſt ihres Bologneſers geklagt; es war daher eine unvermeidliche Pflicht, ihr ſogleich einen andern zu ſenden. Das Hündchen, das der Negoziant zu dieſem Behuf überbrachte, war ſehr niedlich und fünf Louisd'or unter Brüdern werth. Der Handel kam um dieſen Preis augenblicklich zu Stande.

Dieß Geſchäft war kaum abgethan, als ein Buſenfreund des Herzogs, ein junger Ritter, gemeldet und angenommen ward. Er kam, um Seine Hoheit zum Ballſpiel abzuholen.

„Sind ſonſt noch Leute im Vorzimmer?“ fragte der

Herzog ſeinen erſten Kammerdiener, indem er ſich raſch ankleiden ließ.

„Viele Leute, gnädigſter Herr?“

„Wer denn etwa?“

„Ein Lobdichter — der Portraitmaler — die Sprachmeiſter — verſchiedene Profeſſioniſten —“

„Pah! ich will mir heute von dieſen Menſchen keine lange Weile machen laſſen. — Du kamſt doch zu Wagen, Chevalier?“

„Zu Befehl.“

„Gut! ich bitte mir einen Platz bei Dir aus.“

„Mit Vergnügen.“

Der Herzog wandte ſich zum Kammerdiener: „Laßt des Ritters Wagen an der Hinterthüre vorfahren, und ſagt den Leuten im Vorzimmer: ich ſey krank, könne heute niemand ſprechen.“

Er ſchlüpfte jetzt eine geheime Treppe hinab. Der Kammerdiener hob ihn in den Wagen, eilte dann zum Frühſtück bei ſeiner Geliebten, und dachte nicht an den Sonnetdichter und ſeine Konſorten, die noch zwei Stunden lang, zum Theil mit leeren Magen, im Vorgemach harrten, und nun erſt, von dem vergeßlichen Mann abgefertiget, mißmüthig nach Hauſe ſchlichen.

Auch wir haben in dem herzoglichen Palaſte (wo wir blos ein Weilchen zuſchauten, um Seine Hoheit etwas näher kennen zu lernen) nichts mehr zu thun, und wollen nun ſehen, was in der Teufelsküche vorgeht.

Dort war, beim Abendeſſen nach der Oper, über das unglückliche: „Ei! wie prächtig!“ viel geſcholten, und ſogar noch eine lange Gardinenpredigt darüber gehalten worden. Roſette verſprach, künftig an öffentlichen Orten beſſer auf ihrer Hut zu ſeyn, und den Mund nicht mehr zu öffnen, wenn ſich auch der Himmelsſaal voll heiliger Engel vor ihren Augen aufthäte. Unter dieſer Bedingung ward endlich Friede geſchloſſen; die Verſöhnten ſchliefen ruhig ein, und es war am folgenden Tage ſchon ziemlich ſpät, als ſie erwachten.

Der Kapitän verließ mit Seufzen ſein Lager; denn nun konnte er doch die ſchweren Schritte, die er in Paris vorhatte, nicht länger verſchieben. Er wollte heute wenigſtens zu ſeinem Anwalt gehen und ſich von ihm die Wohnungen der hohen Gönner, denen er perſönlich aufwarten ſollte, genau angeben laſſen.

Da ihm ſeine Perücke etwas baufällig geworden zu ſeyn ſchien, ſo befahl er, einen Friſeur zu rufen, und Roſette beſtellte zugleich auch einen für ſich. Die beiden Pudermänner erſchienen. Der eine ſetzte dem Herrn von Norbert ſeinen wieder ausgebeſſerten Haarthurm auf; der andere bepflanzte Roſettens Köpfchen mit zahlloſen Papierwickeln.

Indem dieß geſchah, kam Bonifaz mit einem Geſichte, das etwas Außerordentliches ankündigte, haſtig gelaufen. „Der Herzog ...“ rief er ängſtlich ſtammelnd, und wollte vermuthlich hinzuſetzen: ſchickt ſeinen Läufer; doch ehe er dieß über ſeine ſchwere Zunge bringen konnte, trat ihm ſchon Louis auf der Ferſe nach und ins Zimmer hinein.

Er ſtarrte vom Kopfe bis zum Fuße von Gold, und auf ſeinem hohen Stocke blitzte ein unmäßig großer Apfel vom feinſten Silber, der wohl manches Bauerhüttchen im Dorfe des Herrn von Norbert an Werth überwiegen mochte.

Unſer Landadel ſprang beim Anblick dieſer glänzenden Geſtalt, die ſo unvorbereitet erſchien, mit der größten Geſchwindigkeit von den Stühlen auf, entriß ſich den Händen der Haarkräusler und ging ihr mit tiefen Verbeugungen entgegen. Der Kapitain war zwar ein Neuling in großen Städten, doch begriff er ſogleich, daß er keinen Herzog vor ſich hatte; Roſette hingegen, die jetzt erſt den prächtig gekleideten Läufer ſah, hielt ihn, durch Bonifazens abgebrochene Meldung vollends irre gemacht, getroſt für ſeinen Herrn und richtete ihre Komplimente darnach ein. Sie bat demüthig, er möchte geruhen, ſich niederzulaſſen, und fragte ihn in der Angſt, ob er nicht die Gnade haben wolle, ein Schnittchen Schinken oder Wurſt und ein Gläschen Aquavit zu genießen; denn dieſe vom Lande mitgebrachten Lebensmittel ſtanden noch vom Frühſtück her auf dem Tiſche.

Die Haarſchmücker hielten ſich die Puderquaſten vors Geſicht und lachten wie Kobolde dahinter: aber mit freundlichem Ernſt übergab Louis — ſobald er vor den dringenden Höflichkeiten der Dame dazu kommen konnte — ſeinen Brief und bat um Antwort. Der Kapitain erbrach das herzogliche Schreiben. Seine neugierige Gemahlin zog es ihm ſchnell aus der Hand, um zuerſt den Inhalt zu wiſſen. Er entriß es ihr wieder mit ſtrafenden Blicken, las es einige Mal ſehr bedächtig durch, und ſchwitzte dann beinahe eine Stunde über zwei Zeilen Antwort, wobei er wenigſtens ein halbes Dutzend Federn zerkaute.

Während dieſer gewaltigen Kopfanſtrengung ſah und hörte er nicht; der gewandte Louis hatte alſo die glücklichſte Muſe, ſich ſeines geheimen Auftrags bei der jungen Dame zu entledigen. Ihr Geſicht überflog bei den erſten Worten eine glühende Röthe, und es fehlte nicht viel, ſo wäre ihre Ueberraſchung eben ſo laut, wie in der Oper, ausgebrochen. Der verſchmitzte Bote drückte aber ſchnell den Zeigefinger auf ſeinen Mund, und winkte dabei mit den Augen nach dem Briefſteller hin. Sie verſtand dieſe Geberdenſprache und ſchwieg. Der Läufer flüſterte ihr nun die Liebeserklärung des Herzogs ungeſtört zu. Ihre Eigenliebe fand viel Vergnügen daran. Dieſer Honig ward nur dadurch mit etwas Wermuth gemiſcht, daß ſie ſich bei der großen Eroberung, die ſie gemacht hatte, nicht zu benehmen wußte. Louis überhob ſie durch ſchnelles und ehrerbietiges Zurücktreten der Verlegenheit um eine Antwort. Sie war froh, daß ſie vor der Hand aus der gegenwärtigen Klemme heraus war, und in Anſehung der Zukunft dachte ſie leichtſinnig: Kommt Zeit, kommt Rath.

Herr von Norbert verſiegelte endlich ſeine Krähenfüße — denn er war ein erbärmlicher Schreiber — mit ſeinem großen, in Silber geſtochenen Familienwappen, das er behutſam und feierlich aus einem alten Futerale von ſchwarzem Korduan zog. Louis empfing den ſchwer geborenen Brief, der mehr Schnitzer wider die Rechtſchreibung als Wörter enthielt, und empfahl ſich.

„Ha! nun blüht unſer Weitzen!“ rief der Kapitain, als die Friſeurs fort waren: „Wer hätte ſich das träumen laſſen! Ein unbekannter, gefälliger Marquis recommandirt mich einem Herzog — der Herzog bietet mir ſeine hohe Protection an! — Frauchen! was ſagſt du dazu?“

„Ich freue mich herzlich darüber;“ antwortete Roſette. „Nicht wahr, nun gefällt es dir in Paris?“

„Hm! das behagt mir freilich, daß ich nun wohl meine Sache, die ich hier durchſetzen wollte, bei allen vier Zipfeln habe; aber — der Herzog! — der König! — Puh! mir ſchaudert die Haut, wenn ich an den morgenden Tag denke! Ich möchte lieber gegen eine donnernde, feuerſpeiende Batterie im Sturmſchritt anrücken, als mit einem krummen Katzenbuckel vor ſolchen Göttern der Erde ſtehen! —

Geben ſie mir doch, was ich wünſche, und ließen mich ruhig heimziehen! Ich wollte der hohen Ehre ihrer Bekanntſchaft gern entbehren.“ —

„Aber, liebes Männchen, bedenke das ruhmvolle Glück, mit Seiner Majeſtät, dem König, zu ſprechen! Mit was für großen Augen wird man dich anſehen, wenn wir auf unſer Schloß zurückkommen!“

„Ich wollte, wir wären ſchon dort, damit ich den braven Marquis D * * auf meinen Stammbäumen und in meinen genealogiſchen Papieren aufſuchen könnte! — Wer aus einer ſo alten und ausgebreiteten Familie ſtammt, wie ich, der ſollte keinen Fuß vor die Thür ſetzen, ohne ſein Ahnenarchiv bei ſich zu führen. Da zerbreche ich mir nun den Kopf über den Marquis! Er hat ſich vielleicht vor vielen Jahren mit einem Fräulein vermählt, das in einem entfernten Grade mit mir verwandt iſt, und ich habe durch die Länge der Zeit dieſe Mariage vergeſſen. Ja, ja, ſo iſt es gewiß! Aber werde ich nicht bei ihm — denn ich muß ihn aus Dankbarkeit doch beſuchen — mit Schande beſtehen, wenn ich von unſerer Verwandtſchaft weder giks noch gaks weiß!“ —

Roſette dachte indeſſen an einen andern Beſuch. Der Kapitain bemerkte, daß ſie über etwas ſann, und glaubte arglos, ihr abweſender Geiſt durchſchweife ſeinen genealogiſchen Wald, um den Marquis zu finden. „Gib dir doch nicht ſo viel Mühe, mein Schatz!“ ſprach er gutmüthig: „Sobald wir heim kommen, wird ſich das Räthſel gleich löſen. Meine Geſchlechtsregiſter ſind in der beſten Ordnung.“ — Hätte der ehrliche Mann nur gewußt, daß ſein leichtſinniges Weibchen halb und halb Willens war, einen geheimen Zuſatz dazu zu machen: er würde wohl aus einem andern Tone geſprochen haben.

Die dunkle, unbeſtimmte Anmeldung des Herzogs au den folgenden Vormittag machte Roſetten viel Sorge und Unruhe. In welcher Stunde wird er kommen? Wie wird er den Alten entfernen? Kannſt du nach Verſailles mitreiſen? Oder mußt du, um den vornehmen Beſuch zu empfangen, zu Hauſe bleiben? — Das waren die Fragen, die ſie ſich den ganzen Tag vorlegte, und ſogar in einer ſchlafloſen Nacht vergebens erwog.

Bei frühem Morgen meldete Louis, daß der Herzog den Herrn von Norbert um zehn Uhr abholen werde. Seine Hoheit, ſetzte er hinzu, wollten der gnädigen Frau nicht rathen, ihren Herrn Gemahl bei dieſer Geſchäftsreiſe zu begleiten, weil ſie in Verſailles, während der Audienz bei dem König, lange Weile haben möchte. Die Herren würden bei guter Zeit zurück kommen, und dann in Geſellſchaft der Frau von Norbert ins Schauſpiel fahren, wo der Herzog das Vergnügen haben werde, ſie in ſeiner Loge zu ſehen.

So war denn Roſettens Ungewißheit im Punkt der Reiſe entſchieden. Das Uebrige wird ſich geben, dachte ſie, und ging, wie der behendeſte Kammerdiener, ihrem Gemahl beim Ankleiden zur Hand.

Mit dem Schlage der zehnten Stunde kam ein vergoldeter Wagen, mit ſechs ſchnaubenden Hengſten beſpannt, vor die Teufelsküche geraſſelt. Alle Bewohner des engen Gäßleins geriethen darüber in Bewegung, riſſen die Fenſter auf und ſteckten die Köpfe hinaus; denn ſeit Menſchengedenken war keine ſolche Prachtkaroſſe in dieſer Gegend erſchienen. Louis ſtand indeſſen ſchon im chineſiſchen Zimmer, meldete die Ankunft des herzoglichen Wagens, und erſuchte den Kapitain, ſich einzuſetzen. „Seine Hoheit,“ ſprach er, „erwartet Sie in ſeinem Palaſt.“ —

Herr von Norbert ſtieg augenblicklich ein, der Wagen führte ihn wie ein Sturmwind von dannen, und huſch! ſchlüpfte der Herzog, der hinter einer nahen Gaſſenecke gelauert hatte, in des Teufels Küche.

Roſette war Anfangs, als er ſie überraſchte, ſchüchtern und blöde wie ein Kind. Bald aber faßte ſie Muth, und beſtrebte ſich aus allen Kräften, gegen den ſchmeichelnden Höfling recht artig zu ſeyn. Doch je mehr ſie Mühe anwandte, ſich in den feinen Konverſationston hineinzuarbeiten, deſto weniger gelang es ihr. Was ſie ſprach und that, fiel links aus. Ihre Schönheit überfirnißte jedoch in den Augen des Herzogs ihren Mangel an Lebensart. Er war ein feuriger Lobredner ihrer Reize. Auch ſie verſank ganz in Bewunderung ſeiner Perſon und ſeines Benehmens; denn er war der erſte gebildete Weltmann, mit dem ſie ſprach. Seine angenehme Geſtalt, die Pracht ſeiner Kleidung, ſein zwangloſer und doch zierlicher Anſtand, ſeine zärtliche Beredtſamkeit — alles machte auf ſie einen ſo neuen, gewaltigen Eindruck, daß ſie wie betäubt war. Hätte der geübte Eroberer auf der Stelle ſiegen wollen, er hätte geſiegt; aber der ausgelernte Lüſtling übereilte ſich nicht. Es war immer ſeine Art, ſich Hinderniſſe zu ſchaffen, wo er keine fand. Er begnügte ſich alſo auch jetzt, ſeines Triumphs gewiß zu ſeyn, und verſchob deſſen vollen Genuß bis zu einer bequemern Gelegenheit.

Als er beinahe eine Stunde vertändelt hatte, verließ er Roſetten und eilte in ſeinen Palaſt zurück. Hier hatte man den Herrn von Norbert in ein Paradezimmer geführt, wo er aus Reſpekt gegen die todte Pracht, die ihn umgab, kaum Athem zu holen wagte. Er ſtand eine halbe Stunde lang, jeden Augenblick des Herzogs gewärtig, ſtarr und ſteif wie eine Schildwache, die das Gewehr präſentirt, an der Thür. Endlich wollten ihn ſeine Beine, des ungewohnten Stehens müde, nicht länger aufrecht tragen. Er ſchlich nun auf den Zehen wie ein Dieb zum nächſten, mit Atlas bezogenen Stuhle, und ließ ſich ſo ſanft und knapp als möglich auf den äußerſten Rand einer ſchlüpfrigen Ecke nieder. Hier ſaß er, in beſtändiger Gefahr, herunterzugleiten, bis die Flügelthüren aufrauſchten und der Herzog herein trat.

„Willkommen, lieber Herr von Norbert!“ riefen Se. Hoheit, und umarmten ihn: „Ich freue mich, daß ich Sie endlich gefunden habe. Ein unglückliches Mißverſtändniß verurſacht, daß wir gleichſam Verſtecken mit einander ſpielen. Sie ſuchen mich in meiner Wohnung, und ich ſuche Sie in der Ihrigen, wo ich eben ganz athemlos herkomme. Dieſe ſtarke Motion haben mir meine Bedienten gemacht. Ich ſchickte, weil ich noch unter Weges ein Geſchäft hatte, meinen Wagen voraus, wollte Sie dann in Ihrem Gaſthofe perſönlich abholen und gerades Weges mit Ihnen nach Verſailles fahren; aber meine Leute — haben Sie in Ihrem Leben von größern Dummköpfen gehört? — erwarten nicht meine Ankunft, ſondern führen Sie mit beiſpielloſer Ungeſchliffenheit hierher. Ich bin darüber in Verzweifelung! Was müſſen Sie von mir gedacht haben! Verzeihen Sie mir, beſter Herr von Norbert, dieſen Verſtoß gegen die Höflichkeit, woran ich ganz unſchuldig bin.“

Der Kapitain machte einen Bückling über den andern, und bemühte ſich vergebens, gegen dieſen Strom von Erdichtungen und Komplimenten ein Wort aufzubringen.

„Es war für mich noch ein Glück,“ fuhr der Herzog in Einem Athem fort, daß ich Ihre liebenswürdige Frau Gemahlin zu Hauſe traf. Ich unterhielt mich einen Augenblick mit ihr. Sie wird Ihnen erzählen, wie ſehr ich beklagte, Sie nicht zu finden. Ich gerieth außer mir! Und das Schlimmſte war, daß ich nicht wußte, wohin Sie von meinen tollen Bedienten gebracht worden waren. Ich durchlief zehn oder zwölf Gaſſen, die nach Verſailles führen — ich fragte hundert Menſchen, ob ſie einen Wagen mit ſechs Schimmeln geſehen hätten — immer hieß es: Nein! nein! und man ſtarrte mich dabei an, als ob man mich für unklug hielte. Es muß freilich ein ſeltſamer Anblick geweſen ſeyn, mich aus aller Macht, als ging's um eine Wette, durch die Straßen rennen zu ſehn. Ich ward endlich dieſer fruchtloſen Hetze überdrüßig, und hielt für den beſten Rath, nach Hauſe zu eilen. Da kam mir denn gleich unten an der Pforte mein Läufer mit einem ſo zufriedenen Geſichte entgegen, als ob er ſeine Sache vortrefflich gemacht hätte. Ich ließ ihn hart an, und als er ſich noch viel entſchuldigen wollte, kündigte ich ihm auf der Stelle den Dienſt auf."

„O nicht doch, gnädigſter Herr!" ſtammelte der gutherzige Kapitain. „Ich bitte ganz unterthänig für den armen Teufel." —

„Er verdient keinen Pardon, der Schurke!" entgegnete der Herzog. „Er hat unſern ganzen Plan zerrüttet! Es iſt nun für heut zu ſpät, nach Verſailles zu fahren; denn ehe wir dahin kommen, ſitzt der König ſchon bei der Tafel." —

„Beruhigen ſich Ew. Hoheit darüber, und begnadigen Sie den armen Schelm!" ſprach Herr von Norbert. „Ich könnte mich lebenslang nicht zufrieden geben, wenn ich wüßte, daß meinetwegen ein Menſch unglücklich geworden wäre." —

„Edler Mann!" — rief der Herzog. „Solche zarte Gutmüthigkeit iſt nur noch auf dem Lande zu finden! Wie beſchämen Sie meinen Jachzorn! — Aus Achtung gegen Sie will ich dem Taugenichts ſeinen Fehler verzeihen, und um ſo lieber verzeihen, da keine weitern nachtheiligen Folgen daraus entſtehen. Ihre Vorſtellung beim König wäre ſo gar zu voreilig geweſen. Die Sache iſt noch nicht reif genug dazu. Wir wollen erſt in den nächſten Tagen bei einigen Staatsminiſtern herumfahren, und dann nach Verſailles. Das iſt der Ordnung gemäß. „Kurz, lieber Herr von Norbert, überlaſſen Sie ſich meiner Leitung! Ich hoffe, Sie ſollen mit mir zufrieden ſeyn.“

Der Kapitain ſtotterte ein Galimatias von Dankſagungen heraus und erklärte den Marquis D** für ſeinen Wohlthäter, weil er ihn einem ſo großmüthigen und menſchenfreundlichen Prinzen empfohlen habe. „Darf ich mich wohl,“ ſprach er am Ende, „einer unterthänigen Frage erkühnen? — Wo wohnt der Marquis, mein braver Vetter?“ —

„Das kann ich Ihnen in der That nicht ſogleich ſagen;“ antwortete der Herzog. „Doch Sie ſollen es erfahren. Vor der Hand hilft es ihnen nichts. Der Marquis iſt in derſelben Stunde, als er ſeinen Empfehlungsbrief ſchrieb, auf ein entferntes Landgut verreiſt, und kommt, ſo viel ich weiß, erſt nach Verfluß eines Monats zurück.“ —

Dieß höchlich beklagend, empfahl ſich der Kapitain ſeinem erhabenen Gönner, der ihn mit ſeiner Gemahlin auf den Abend ins Schauſpielhaus einlud. „Ich ſchicke Ihnen meine Equipage,“ ſetzte er huldreich hinzu, „und erwarte Sie in meiner Loge.“ —

Er klingelte. Ein Bedienter kam. „Vorfahren!“ rief der Herzog, und entließ mit einer freundſchaftlichen Umarmung ſeinen entzückten Klienten. Das brauſende Sechsgeſpann flog mit ihm nach der Teufelsküche zurück.

Die vorgeſpiegelte Reiſe nach Verſailles war nichts als eine Finte. Der Herzog durfte ſich ſelbſt dem König nicht vorſtellen, geſchweige denn einen Andern. Er hatte kurz zuvor ſo wilde Ausſchweifungen begangen, daß er deßhalb in Ungnade fiel, und ihm ſogar der Hof verboten ward. Natürlicher Weiſe galt nun auch ſeine Fürſprache bei den Miniſtern ſo viel als nichts. Dennoch konnten ſie ihm für ſeine Perſon den Zutritt in ihren Häuſern nicht verſagen. Er fuhr alſo keck mit dem Herrn von Norbert bei ihnen herum, und empfahl deſſen Angelegenheit mit dem lebhafteſten Eifer. Das ſchadete jedoch dem guten Kapitain mehr, als es ihm half. Die ernſthaften Staatsmänner faßten eine unverſchuldete Abneigung gegen ihn; denn ſie hatten ihn insgeſammt im Verdacht, daß er mit den Reizen einer ſchönen Gattin oder Tochter Wucher treibe, und ſich um dieſen Preis die Gönnerſchaft des Herzogs erworben habe. So nahe gränzen zuweilen in der Welt Wahrheit und Unwahrheit an einander, und ſo falſch wird oft der ehrlichſte Mann, aus Unkunde ſeines Charakters und ſeiner Verhältniſſe, beurtheilt. —

Der Kapitain fing bald an, ſich nach der Heimath und ſeinem Lehnſtuhl zurückzuſehnen; denn ſein hoher Patron ließ ihm und ſeinen Staatskleidern acht Tage lang keine Ruhe. Bald mußte er irgend einem Großen den Hof machen, bald in die Komödie oder ſonſt zu einer Luſtbarkeit fahren. Ueberall, wo er ſich mit ſeiner Gemahlin in der Geſellſchaft des berüchtigten Ausſchweiflings ſehen ließ, zeigten die Spötter mit Fingern auf ihn, und riefen oft ſehr vernehmlich einander zu: „Das iſt gewiß ein frommer, geduldiger Mann!“

Doch die Spottvögel urtheilten zu voreilig. Der Herzog genoß außer den kleinen Näſchereien, die er ſich beim erſten Beſuch erlaubte, keiner weitern Gunſt von Roſetten;

denn es fehlte ihm von einem Tage zum andern an Gelegenheit, ſie unter vier Augen zu ſprechen. Er fand immer, ſo oft er kam, zwei Augen zu viel. Man kann denken, daß er es bald überdrüſſig ward, der unbelobnte Geſchäftsträger eines Landjunkers zu ſeyn. Es gereuete ihn, daß er ſich nicht voraus dafür bezahlt gemacht hatte, und er beſchloß, das Abenteuer durch einen entſcheidenden Streich zu enden.

In dieſer Abſicht erhob er ſich eines Morgens ſehr früh in die Wohnung des Kapitains. Dieſer ſaß noch im Schlafrock und in der Nachtmütze beim Frühſtück, warf vor Schrecken den Tiſch um und floh über Hals und Kopf in die anſtoßende Kammer. Auch Roſette wollte flüchten; aber der Herzog hielt ſie feſt und rief dem Ausreißer nach: „Bleiben Sie doch, bleiben Sie! Was machen Sie mit einem Freunde für Umſtände!“

Herr von Norbert bat durchs Schlüſſelloch, ihm nur einen Augenblick Zeit zu einer anſtändigern Bekleidung zu laſſen.

„Bemühen Sie ſich nicht!“ rief der Herzog zurück: „Ich kann mich nicht aufhalten; denn ich bin eben im Begriff, auf einige Tage zu verreiſen.“ —

„Eine Nothlüge, ſchönes Weibchen!“ flüſterte er leiſe dazwiſchen.

„Ihre Angelegenheit, lieber Herr von Norbert,“ — fuhr er jetzt wieder mit lauter Stimme fort — „ſoll aber durch meine Abweſenheit nicht ins Stocken gerathen. Ich habe Anſtalt getroffen, Sie indeſſen mit einem vielvermögenden Manne bekannt zu machen, der die rechte Hand des erſten Miniſters iſt, alles bei ihm gilt, alles durchſetzt. Mein Secretair, ſein vertrauter Freund, wird heute Abend in Ihrer Geſellſchaft bei ihm ſpeiſen, und Sie zwiſchen ſieben und acht Uhr in dem großen Kaffeehauſe neben meinem Hotel abholen. Bemühen Sie ſich alſo zu rechter Zeit auf dieſen Treffplatz, und verlaſſen Sie ſich übrigens ganz auf meinen Secretair. Ich habe ihm aufgetragen, ſich Ihrer Sache bei ſeinem Freunde mit dem thätigſten Eifer anzunehmen und es dahin zu bringen, daß ſie ſchon morgen nach Ihren Wünſchen entſchieden werde.“ —

Unterthänigſte Dankſagungen ſchallten aus der Kammer heraus. Aber der Herzog, nicht darauf achtend, liſpelte indeſſen Roſetten zu: „Ich verreiſe nicht, ſondern werde auf den Abend das Vergnügen haben, Sie an einem geheimen und ſichern Orte zu ſprechen. Halten Sie ſich um neun Uhr bereit.“ —

Er ließ dem beſtürzten Weibchen keine Zeit zur Antwort, rief dem Kapitain ein lautes Lebewohl zu und flog hinweg.

„Iſt er fort?“ fragte der Flüchtling, halb angekleidet, durch eine kleine Oeffnung der Thür.

Roſette war ſo zerſtreut, daß ſie nicht antwortete.

„Das war eine verteufelte Ueberraſchung!“ rief der Kapitain, aus der Kammer tretend. „Aber der Herzog — mußt du das nicht ſelbſt bekennen, Roſette? — iſt doch ein überaus gnädiger Herr! Er und der Marquis verſöhnen mich ganz mit Paris. Was für brave, gefällige Männer! Indem ſie ſchon mit dem Fuß im Reiſewagen ſtehen, denken ſie noch an mich und ſorgen für mich! Ich werd' es rühmen, ſo lang ich lebe!“ —

Roſette ſtand in ſtummer Gedankenloſigkeit da, oder war vielleicht nicht Heuchlerin genug, in den Lobgeſang ihres Gemahls einzuſtimmen. Ihr Schweigen verdroß ihn. „Nun, hab' ich nicht Recht?“ fuhr er fort: „Du ſcheinſt mit dem Herzog weniger zufrieden als ich. Aber ich merke den Haken! Es iſt dir unangenehm, dieſen Abend allein zu ſeyn und lange Weile zu haben. Nicht wahr, ich traf den rechten Punkt?“ —

„Ich kann's nicht läugnen;“ antwortete ſie, um nur etwas zu ſagen.

„Gib dich zufrieden, mein Liebchen!“ ſprach der gute Mann. „Es thut mir ſelbſt leid, daß ich dich ein paar Stunden lang verlaſſen muß; aber ſieh, die Geſchäfte rufen mich von deiner Seite. Gedulde dich nur, bis ich damit glücklich zu Stande bin; dann wollen wir uns noch einige Tage in Paris recht luſtig machen.“ —

Der gute und der böſe Engel der jungen Frau lagen mit einander im Streite. Jener rieth ihr, die Anträge des Herzogs ihrem Gemahl zu entdecken; dieſer verbot es ihr wieder. Der Name dieſes Dämons war — Eitelkeit. Roſettens Herz empfand für den lockenden Verführer nichts, was man Liebe nennen konnte; ihr Köpfchen ſchwindelte blos von der Ehre, einen ſo vornehmen Anbeter zu haben. Der gute Engel unterlag. Sie flog, ſobald ihr Gatte nach dem Kaffeehauſe gefahren war, an den Putztiſch, kleidete ſich an und ſchickte Bonifazen, um ihn zu entfernen, nach der abgelegenſten Gegend der Stadt in den April. Ich konnte doch — dachte ſie, ſich ſelbſt entſchuldigend — den gnädigen Prinzen, der ſo eifrig für unſer Glück ſorgt, durch Anzettelung einer Fehde mit meinem Manne nicht vor den Kopf ſtoßen. Doch will ich auch — ſetzte ſie, um den beleidigten guten Engel zu verſöhnen, hinzu — dem braven Norbert nicht weh thun und die eheliche Treue nicht verletzen.

So war ſie kaum mit ſich ſelbſt einig geworden, als ſie einen Wagen am Hauſe vorfahren und jemand die Treppe heraufſteigen hörte. Ihr Herz ſchlug heftig vor

Angſt. Wie leicht war's möglich, daß ihr Mann etwas vergeſſen hatte und wieder zurück kam! Was ſollte ſie ſagen? Womit ihr ſtattliches Ankleiden bemänteln? — Doch der Kommende klopfte beſcheiden an; es war Louis. Er hatte ſeine Läufertracht abgelegt und ſich ganz wie ein Stutzer gekleidet. Der Herzog, ſprach er, bitte um Entſchuldigung, daß er die gnädige Frau nicht perſönlich abhole. Er habe beſorgt, daß darüber Aufſehen und Geſchwätz im Gaſthof entſtehen möchte, und deßhalb ihn geſandt, um ſie nach Seiner Hoheit Garten zu begleiten, wo ſie mit Sehnſucht erwartet werde.

Roſettens guter Engel nahte ſich ihr noch ein Mal mit warnender Stimme. Es ward ihr bange — ihre Kniee zitterten — ſie öffnete den Mund, um den herzoglichen Unterhändler höflich abzuweiſen; aber plötzlich miſchte ſich der böſe Dämon wieder ins Spiel und führte ſie triumphirend die Treppe hinab in den Wagen.

Der Herzog empfing ſie unweit des Hauſes und fuhr mit ihr nach ſeinem kleinen, zierlichen Gartenhauſe, das zu einem geheimen Venustempel beſtimmt und eingerichtet war. Es wohnte niemand darin, als ein alter Kaſtellan, der die Aufſicht darüber führte. Herr Rivel — dieß war ſein Name — erſtaunte und erſchrack, als er ſeinen Gebieter ſo unvermuthet ankommen ſah. Er und alle herzogliche Diener — der vertraute Louis ausgenommen — ſtanden in der Meinung, ihr Herr ſey verreiſt; denn er hatte ſie ſelbſt abſichtlich getäuſcht, um dem Kapitän die Entdeckung ſeiner Unwahrheiten und Schleichwege unmöglich zu machen. Da ſich nun Rivel für dieſen Tag als Alleinherr im Hauſe betrachtete, ſo war er gegen einen Freund, der mit zwei jungen artigen Tänzerinnen zu Nacht ſpeiſen wollte, ſo gefällig geweſen, ihm zu dieſem

Feſte den Gebrauch eines Pavillons im herzoglichen Garten zu verſprechen. Sein gnädigſter Herr kam ihm alſo höchſt ungelegen. Er ſah ſich dadurch in die Verlegenheit geſetzt, ſeinen Freund mit den tanzenden Grazien (die er jeden Augenblick erwartete) abweiſen zu müſſen. Doch dieſe Sorge ward bald gehoben. Der Herzog befahl ein gewiſſes Zimmer zu öffnen. „Aber das ſag' ich dir, Alter!“ — raunte er dem Kaſtellan ins Ohr — „plaudere nicht davon, daß ich hier bin! Es ſoll's aus beſonderen Urſachen Niemand wiſſen. — Geh deines Weges und ſchweig! Ich brauche dich nicht weiter. Louis hat alles, was ich bedarf, im Wagen mitgebracht und wird mich bedienen.“ — Gut, gut! dachte Nivel. Der Herzog will unbemerkt ſeyn; er wird alſo keinen Fuß aus dem Zimmer ſetzen und wir ſind im Garten vor ihm ſicher. Nun mag der Freund mit ſeinen Mädchen kommen; es ſchadet nichts. —

Während der Zeit ſaß der Kapitain im Kaffeehauſe wie auf Kohlen, und lauerte vergebens auf den herzoglichen Secretair. Er trank, um ſeine heiße Ungeduld abzukühlen, einen Becher Limonade nach dem andern — er las drei Mal die Zeitungen von Anfang bis zum Ende — die Glocke ſchlug acht, ſchlug neun, ſchlug zehn — der böſe Mann kam nicht. Nun gute Nacht, Abendſchmaus! dachte Herr von Norbert und ſtand auf, um heim zu gehen.

Er ſchlich murrend die Treppe hinab und verweilte einige Minuten an der großen, hellbeleuchteten Hauspforte, um hier noch vielleicht den Secretair (der aber vermuthlich von der ganzen Geſchichte kein Wort wußte) zu erwarten. Es liefen viele Menſchen vorbei und ſahen ihn flüchtig an; aber plötzlich blieb ein Mann, wie ſtaunend, vor ihm ſtehen und ſtarrte ihm ins Geſicht. „Iſt's möglich? Norbert! biſt du's!“ — Mit dieſem Ausruf öffnete er die Arme und ſchlug ſie mit einer ſo wilden Inbrunſt dem Kapitain um den Hals, daß deſſen Rieſenperücke dabei in die Rappuſe gerieth und eine mächtige Puderwolke aus ihr emporſtieg.

„Ei, ei, nicht ſo hitzig!“ ſagte der Umarmte. „Mit wem hab' ich denn die Ehre....?“

„Donner und Hagel! Brüderchen, kennſt du mich nicht? Kennſt deinen alten Kriegskameraden Roſſignol nicht?“

Norbert. Freund Roſſignol! — Ich erſtaune! Wo kommſt du her?

Roſſignol. Von meinem Gütchen aus der Picardie. Ich hab's vor vierzehn Tagen verſchachert und will's hier in Paris durch die Gurgel jagen.

Norbert. Ein löblicher Vorſatz! Immer noch der alte Schwelger und Praſſer? — Und welche Korpulenz haſt du gewonnen! Biſt ja ein wahrer Bacchus — ſo dick wie lang!

Roſſignol. Luſtiger Muth macht friſches Blut! Ich halte immer auf gute Schnabelweide und gräme mich über nichts; ſo gedeiht man. — Aber, Herzensbrüderchen, was führt denn dich nach Paris?

Norbert. Ein Geſuch bei Hofe, wegen meines Landguts.

Roſſignol. So, ſo! Ich habe, dem Himmel ſey Dank! bei Hofe nichts mehr zu ſuchen.

Norbert. Wohnſt du hier in der Nachbarſchaft?

Roſſignol. Weit gefehlt! Ich hauſe ganz am andern Ende der Stadt.

Norbert. Gehſt alſo jetzt nicht heim?

Roſſignol. Ei bewahre! Denkſt du, ich krieche wie ein Kopfhänger um zehn Uhr ins Bett? — Nein, Bruderherz, damit hat's bei mir noch ſechs oder acht Stunden Zeit.

Norbert. Du lockerer Geſell!

Roſſignol. Moraliſirſt du immer noch wie ſonſt? — Und am Ende ſteht der Sittenprediger wohl ſelbſt da, um auf ein Mädchen zu lauern?

Norbert. Ha, ha, ha! Das iſt eben meine Sache!

Roſſignol. Nun, was ſchilderſt du denn hier auf der Gaſſe?

Norbert. Ich warte auf den Secretair des Herzogs von M***, der mich ſchon vor drei Stunden in dieſem Hauſe abrufen und in eine Geſellſchaft führen wollte.

Roſſignol. Der Secretair des Herzogs von M***? — Auf den kannſt du noch drei Tage paſſen! Der ſitzt eine halbe Meile von hier in einem Kaffeehauſe und trinkt und ſpielt, daß ihm der Kopf raucht.

Norbert. Nicht möglich!

Roſſignol. Was ich dir ſage. Ich komme eben aus jener Spielbude und habe den Zeiſig mit meinen Augen geſehen. Er ſaß mit wenigſtens fünfzig Louisd'or in Verluſt.

Norbert. Je, ſo wollt' ich doch, daß er noch fünfzig dazu verlöre! —

Roſſignol. Wie kommſt du denn mit dieſem Wüſtling in Verkehr?

Norbert. Durch ſeinen Herrn, an den ich hier eine Empfehlung erhielt.

Roſſignol. Oho! haſt du ſo hohe Bekanntſchaften? — Ich armer Schlucker kenne nur des Herzogs Kaſtellan, der die Aufſicht über ſeinen Garten hat. Ein alter ehrlicher Kompan und ſchon ſeit dreißig Jahren mein Freund! Ich bin eben auf dem Wege zu ihm.

Norbert. Mein Himmel! wer wird einen Freund ſo ſpät beſuchen!

Roſſignol. Was nennſt du denn ſpät? — Abends nach zehn Uhr fängt ein vernünftiger Weltmann erſt recht an zu leben. — Aber ich beſuche jetzt auch nicht eigentlich den Kaſtellan. Er räumt blos mir und einer kleinen Geſellſchaft ein Gartenzimmer ein und beſorgt unſern Abendſchmaus. Willſt du mit von der Partie ſeyn?

Norbert. Nein, ich danke. Für heute iſt mir's zu ſpät.

Roſſignol. Zu ſpät! zu ſpät! Immer das alte Lied! Du biſt ja ein rechter verſauerter Philiſter geworden! In Paris lebt man nun einmal nicht anders. Ich befinde mich auch unter dieſen luſtigen Nachtvögeln recht wohl. Und heute konnte ich vollends nicht früher ſoupiren. Meine Geſellſchaft hatte bis zehn Uhr Geſchäfte.

Norbert. Vermuthlich Leute, die in wichtigen Aemtern ſtehen?

Roſſignol. Allerdings. Ihr Amt iſt Vergnügen und Freude.

Norbert. In welcher Kanzlei arbeiten ſie denn?

Roſſignol. Seltſamer Menſch! Wenn ich von Vergnügen und Freude ſpreche, wie kannſt du dabei an Kanzleien denken? Da herrſcht ja meiſtens nur Zank und Streit.

Norbert. So ſind's vielleicht Kaufleute?

Roſſignol. Hm! — ja, wenn du willſt. Sie verhandeln und verkaufen ganz allerliebſte Waaren; aber immer ſehr geheim, bei feſt verſchloſſenen Thüren.

Norbert. Aha! Alſo Schleichhändler? — Je nun, wenn ſie gute brauchbare Sachen haben, ſo könnte ich ihnen wohl auch unter der Hand etwas abnehmen.

Roſſignol. Du wirſt ihnen ein willkommener Kundmann ſeyn.

Norbert. Was führen ſie denn zum Beiſpiel für Artikel?

Roſſignol. Zärtliche Blicke, feurige Küſſe und ſo weiter.

Norbert. Pah! Alter Harlekin! Von wem ſprichſt du denn?

Roſſignol. Von den beiden ſchönen Mädchen, die ich hier in der Nähe abholen und in den herzoglichen Garten zum Abendeſſen führen will. Sie konnten mir nicht eher Geſellſchaft leiſten, weil ſie bis zehn Uhr auf dem Theater tanzen mußten. Sieh, das iſt ihr Amt! Gewährt es nicht, wie ich ſagte, der Welt Vergnügen und Freude?

Norbert. Menſch! was du noch bei deinen grauen Haaren für tolle Streiche machſt!

Roſſignol. Mache ſie mit!

Norbert. Großen Dank! Bei mir hilft, dem Sprichwort zum Trotz, Alter für Thorheit.

Roſſignol. Salbader! Iſt man ein Thor, wenn man ſich frohe Stunden bereitet? Das iſt im Gegentheil die höchſte Weisheit des Lebens.

Norbert. Du biſt mir ein feiner epikuriſcher Philoſoph! Nein, bei dir geh' ich nicht in die Schule; ich gehe heim zu meiner Frau.

Roſſignol. Dahin kommſt du morgen früh auch noch zeitig genug.

Norbert. Wie? Ich ſollte mit deinen Tanzpuppen tändeln und meine getreue Gattin indeſſen über mein langes Ausbleiben in Angſt und Sorgen ſetzen?

Roſſignol. Haſt du denn eine ſo gar zärtliche Turteltaube?

Norbert. Meine Frau iſt eine gute, redliche Seele, die keine Kränkung verdient.

Roſſignol. Wer will denn, daß du ſie kränken ſollſt? Mußt du ihr denn eben beichten, wo du geweſen biſt? Das würde ihr freilich ein wenig ins Näschen fahren. Aber wenn du ihr ſagſt, du hätteſt dich in der Geſellſchaft des Secretairs aufgehalten, ſo kann ſie dir doch wahrhaftig nicht ihren Pantoffel deßwegen zu koſten geben.

Norbert. Du irrſt dich ſehr, wenn du glaubſt, daß ich unter der Herrſchaft meines Weibes ſtehe. Auf dieſe Gefahr wollte ich ganze Wochen herumſchweifen. Doch ich thue es nun einmal nicht. Alſo lebe wohl bis auf Wiederſehen! Ich kann jetzt nicht länger mit dir plaudern. Mich hungert und durſtet.

Roſſignol. Ei, ſo geh mit mir! Zu Hauſe findeſt du vielleicht weder Feuer noch Rauch und mußt dich mit einem trockenen Butterſchnittchen abſpeiſen laſſen; ich aber traktire dich mit Kapaun und Faſan, und ein Händchen wie Alabaſter ſchenkt dir aus vollen Flaſchen den beſten Burgunder ein.

Norbert. Schweig, du verführeriſche Schlange!

Roſſignol. Ha! wäſſert bald dem alten Schlecker der Mund, vom verbotenen Baume zu koſten?

Norbert. Beinahe, du Böſewicht, du!

Roſſignol. Nun friſch! vorwärts!

Norbert. Wenn nur die Mädchen nicht dabei wären!

Roſſignol. Dann müßte mich der Henker plagen, daß ich nach einem Mund voll Braten ſo weit ginge. Die Mädchen ſind gerade das Salz des Schmauſes. Ich eſſe heute, um zu küſſen.

Norbert. Und ich —

Roſſignol. Nun du? — Du wirſt küſſen, um zu eſſen. Marſch vorwärts!

Die Tänzerinnen wurden abgeholt. Es waren in der That ein Paar niedliche Püppchen, beſonders die eine, in deren ſchwarzen Schelmenaugen der Liebesgott einen gefährlichen Schießſtand angelegt hatte, und immer ſchußfertig lag. Dieſe war die Hauptperſon und Herrn Roſſignols Liebchen. Die andere, eine Buſenfreundin von ihr, hatte blos als ihre Geſellſchaftsdame dem nächtlichen Feſte beiwohnen ſollen, und ward nun mit dem Herrn von Norbert gepaart. Roſſignol trieb in der Geſchwindigkeit einen Miethwagen auf, und man fuhr ſcherzend und lachend nach dem herzoglichen Garten.

Rivel hatte eine Schildwache ausgeſtellt, um das Abſteigen ſeiner Gäſte an der Vorderthür des Hauſes zu verhindern und ſie an die Hinterpforte des Gartens zu führen. Der Pavillon, worin ſie tafeln ſollten, war prächtig erleuchtet, der Tiſch gedeckt, und eine erfreuliche Zahl von Burgunderflaſchen ſah mit verſiegelten Köpfen aus einer Kühlwanne heraus. Ein tröſtlicher Anblick für den Kapitain, der auf die lächerlichſte Weiſe ſcheu und verlegen war und den ſchalkhaften Neckereien der loſen Mädchen nichts als ein verſchämtes Lächeln und tiefe Bücklinge entgegenzuſetzen wußte. Er fühlte ſelbſt, daß er keine glänzende Rolle ſpielte und faßte im Stillen den Vorſatz, ſich Muth zu trinken. Wir wollen ihm dazu Zeit laſſen und indeſſen einen Blick ins Vorderhaus thun.

Hier unterhielt ſich der Herzog mit Roſetten in einem ſo üppigen Zimmer, als ob es die Zauberhand einer wollüſtigen Fee geſchaffen hätte. Es war für geheime Geſellſchaften eingerichtet, und zu dieſem Zweck mit vielen künſtlichen Bequemlichkeiten verſehen. Um der läſtigen Gegenwart auflauernder Bedienten überhoben zu ſeyn, verrichtete Maſchienenwerk ihre Geſchäfte. Tiſche, mit Speiſen und Wein beladen, ſtiegen auf ein gegebenes Zeichen aus dem Fußboden herauf, ſenkten ſich wieder hinab, wenn man von ihren aufgetragenen Schüſſeln nichts mehr genießen wollte, und kamen bald mit neuen Trachten zurück. Sie richteten auch jeden Befehl aus, den man ihnen ertheilte. Der Herzog ſchrieb, zum Beiſpiel, mit Bleiſtift auf einen Zettel das Wort Champagner, ſandte einen Tiſch damit fort, und nach zwei Minuten überbrachte der ſtumme Bote eine Flaſche mit dem befohlenen Wein.

Jetzt ſang der Herzog ſeiner ſchönen Tiſchgenoſſin folgendes Trinkliedchen vor:

Bekränzt mit duftenden Roſen ſiegt
Um unſere Tafel die Freude.
Sie fühlt ſich von deinen Reizen beſiegt,
Doch frei iſt die Göttin vom Neide.
Wo Schönheit thronet, da ſucht ſie gleich
Sich traulich mit ihr zu verbinden,
Und ſo verfehlt ſie nimmer, ihr Reich
Im Herzen der Männer zu gründen.

In Wüſten blüht uns Elyſiums Hain,
Wenn Augen wie Sterne dein glänzen,
Und gleich dem Nektar mundet der Wein,
Den Lilienhände kredenzen.
Auf! eile, den edlen Champagner hier
In volle Freiheit zu ſetzen!
Er ſtrebt aus dem gläſernen Kerker, um Dir
Die Roſenlippen zu netzen.

Wie ſteigt und ſchäumt die ambroſiſche Fluth!
Wie kommt ſie gleich Blitzen geſchoſſen!
Die Liebe hat in dieß Rebenblut
Ihr geiſtiges Feuer gegoſſen.

Drum iſt der Weingott vergebens bemüht,
Sein Söhnchen im Kerker zu zähmen:
Denn was der Geiſt der Liebe durchglüht,
Das läßt ſich nicht binden und lähmen.

Unter verliebten Scherzen — die am Ende wohl auch in verliebten Ernſt ausarten mochten — verflog eine Stunde nach der andern. Roſetten war Anfangs herzlich bange, daß ihr Gatte früher heim kommen und ſie vermiſſen möchte; doch nach und nach verſchwebte ihr leichter Geiſt ganz außer ſich ſelbſt und achtete nicht mehr des ſchnellen Fluges der Zeit. Der Herzog machte ſich kein Bedenken, ſie ſo lange aufzuhalten, als er an den Tändeleien mit ihr Vergnügen fand. Ihn kümmerte nicht, was für Auftritte des folgenden Tages in der Teufelsküche daraus entſtehen möchten. Er wollte — das war ſein edler Plan — den Taumelbecher der ſinnlichen Liebe in dieſer Nacht bis zur Sättigung leeren, und dann den Faden der ländlichen Bekanntſchaft ſchnell und auf immer zerreißen. Wir wollen nicht Zeugen der Ausführung ſeines Vorhabens ſeyn, und lieber die unſchuldigern Leutchen im Gartenſaal wieder beſuchen.

Die Mitternacht war ſchon lange vorbei, als ſie immer noch weidlich ſchwärmten. Selbſt der blöde Kapitain hatte auf dem Boden der zweiten von ihm ausgeſtochenen Burgunderflaſche mehr Muth gefunden, als ihm zuträglich war. Er ſaß mit kleinen funkelnden Augen neben ſeiner Geſpielin und koſete freundlich mit ihr. Sie ſchlang ihr rundes Aermchen um ſeinen Leib, und er hielt es für eine ſüße Pflicht, dieſe Höflichkeit zu erwiedern. Dagegen aber ſchien ſich ſeine Perücke vor ſeiner ſchönen Nachbarin geſcheut zu haben: denn ſie war auf deren Seite einen Zoll breit von der Stirn zurück gewichen. Doch ſagen andere Nachrichten, ſie habe das nicht aus eigener Bewegung gethan, ſondern ſey durch einen Strom von Küſſen aus ihrer rechten Lage verdrängt worden.

Herr Roſſignol hatte ſich einen noch viel anſehnlichern Haarbeutel als ſein Dutzbruder getrunken. Das bezeugte ſchon ſein kleines, flaches, goldbeſäumtes Hütchen, das auf ſeinem dicken Mönchskopfe in der ſchiefſten Richtung ſchweimelte. Er ſang mit ſchwerer Zunge — und alſo nicht ſo lieblich wie ſeine Namensſchweſter* — die luſtigſten Studentenlieder.

Urplötzlich that ſich die Thür auf, und der Herzog — der, vom Vollmond gelockt, im Garten ſpazierte, den Bacchantenlärm im Pavillon vernahm und ſich ſeines Hauptſchlüſſels bediente — trat mit Roſetten herein. Sie ſtieß einen gellenden Schrei aus, und ihr Gemahl ſprang empor, als ob eine entzündete Pulvertonne unter ſeinem Stuhle zerplatzte. Der Herzog war ſelbſt im erſten Moment ein wenig verlegen, faßte ſich aber ſchnell und belächelte den ſeltſamen Auftritt. Die Mädchen blieben ſehr ruhig. Roſſignol war ſo benebelt, daß er die Ankommenden nur wie durch einen Flor ſah. Er ergriff ein volles Glas, reichte es über die Achſel dem Herzog entgegen, und krähte dazu einen alten Sang, der verdeutſcht ſo lauten würde:

Herr Bruder, trink ein Mal!
Laß deine Schöne leben!
Sie wird zum Gratial
Dir tauſend Küſſe geben.

---

* Die Nachtigall, die im Franzöſiſchen, wie bekannt, Roſſignol heißt.

Eine Salve von Scheltworten, die der Kapitain auf ſein Weibchen abfeuerte, überſtimmte dieß Liedlein. Es war luſtig anzuſehen, wie Norbert ſein eigenes Werg am Rocken vergaß, und mit ſchiefer Atzel, von einem Mädchen umarmt, ſeiner Frau Vorwürfe machte. „Ei, du Tauſendſaſa!“ ſtammelte Roſſignol, der nun allmählich die Perſonen errieth, die ſo unerwartet die Geſellſchaft vermehrten. Er lachte jetzt ſo unmäßig, daß er durch die gewaltige Erſchütterung ſeines Schmerbauchs den Stuhl umwarf und mit Donnergepolter zu Boden ſtürzte. Der Herzog, zu deſſen Füßen er niederſchlug, that einen Sprung zurück — und verſchwand.

Sobald Roſſignol wieder auf den Beinen war, unternahm er mit lallender Zunge, das Ehepaar zu verſöhnen. Doch er hatte kaum angefangen, den Weg der Güte zu verſuchen, als plötzlich Rivel, dem der Herzog einen derben Verweis gegeben hatte, höchſt aufgebracht erſchien und die ganze Geſellſchaft mit harten Worten aus dem Garten trieb. Die Mädchen nahmen den taumelnden Friedensſtifter in ihre Mitte und führten ihn heim. Aber der Kapitain und ſeine Gemahlin liefen unter beſtändigem Gezänk noch lange in der Irre umher, ehe ſie einen Miethkutſcher fanden, der ſie in die Teufelsküche brachte.

Herr von Norbert hatte kaum ein paar Stunden mit wüſtem Kopfe geſchlafen, als er wegen der Ankunft eines Kanzleiboten, der ein Hofdecret überbrachte, geweckt ward. Zitternd öffnete er das Papier, das ſein Geſuch betraf, und fand mit großen Buchſtaben das Wort: „Abgeſchlagen!“ Einer Ohnmacht nahe, ſank er auf einen Stuhl und ſtöhnte leiſe: „Roſette, pack ein!“ Bonifazen befahl er, die Rechnung des Wirths zu fodern. Sie erſchien furchtbar groß. Man ſah deutlich, daß ſie für den Freund eines

Herzogs gemacht war. Er bezahlte ſie mit kaum verhaltenen Thränen, ſtieg in ſeinen Wagen und ſeufzte: „Der Himmel bewahre mich nun ewig vor Paris! Hier bin ich doch, wahrlich! recht in des Teufels Küche gekommen!“

VII.

Der Plagegeiſt in Koſſenblatt.

Zur Abwechſelung geneigter Leſer, folge hier ein Geſpenſtermährchen!

Dieſe Benennung beleidiget aber beinahe den frommen Schatten des ehrwürdigen Herrn David Stern, weiland wohlverdienten Pfarrers zu Koſſenblatt in der Mark Brandenburg, der in einer Leichenpredigt, die er ſeinem Kirchenpatron, Herrn David von O**, im Jahre 1665 hielt und dann drucken ließ, folgende Geiſtergeſchichte erzählte.

David von O** (dem der offenherzige Leichenredner vor den Ohren der trauernden Familie ins Grab hinein nachſchmälte, daß er kein frommer David geweſen ſey, ſondern ſich vom Teufel und ſeinem eigenen Fleiſche und Blute zu vielfältigen Uebertretungen der heiligen zehen Gebote habe verleiten laſſen) war ein Mann von reifen Jahren, und bekam ſchon hier und da graue Haare, als er einſt um Mitternacht durch ein ſchmerzhaftes Zwicken geweckt wurde. Er richtete ſich erſchrocken empor, und ſiehe, da ſtand vor ſeinem Bette eine jungfräuliche Geſtalt in einem weißen Gewande, die durch drei oder vier verſchloſſene und verriegelte Thüren ſpaziert war und ſich von ihm einem goldenen Ring ausbat, den er ihr vorlängſt verſprochen haben ſollte. Ihn überlief ein eiskalter Schauer, und er kroch, ohne die Mahnung zu beantworten, unter das Deckbett. Die Jungfrau wiederholte ihre Forderung zu verſchiedenen Malen. Er lag ſtumm und ohne Bewegung in einem Schweißbade. Sie ward dringender, ſchritt von Worten zu Thätlichkeiten, und wollte ihm das Bett über dem Leibe wegziehen; aber die Angſt verdoppelte ſeine Kräfte, und er behauptete ſich glücklich im Beſitz ſeines Schildes. Darüber ergrimmt, knipp und puffte ſie ihn mit einer eiſigen Hand, die einen Schlupfweg unter das Bett gefunden hatte. Der Märtyrer litt ſtandhaft und muckte nicht. Sie verließ ihn endlich mit der Drohung, bald wieder zu kommen.

Herr von O** hätte vielleicht (wie ſich aus verſchiedenen Winken und leiſen Fingerzeigen ſeines Lebensgeſchichtſchreibers muthmaßen läßt) einen freundlichen Mädchenbeſuch in ſeinem einſamen Schlafzimmer nicht verſchmäht; doch gegen die angemeldete Nachtviſite traf er die möglichſten Vorkehrungen. Er ließ ſeinen rüſtigen Jäger bei ſich im Zimmer ſchlafen, die Thüren mit doppelten Riegeln und Schlöſſern verwahren, und einige brennende Lichter neben ſeinem Bette aufſtellen; allein dieß alles fruchtete nichts. Um Mitternacht ſtand die Jungfrau wieder vor ſeinem Lager, mahnte ihn um den Ring, und mißhandelte ihn auf die vorige Weiſe. Der Jäger ſah und hörte nichts davon.

So ſetzte ſie in einer Reihe von Nächten ihre Erſcheinungen fort, und ward endlich ſo keck, ſich auch bei hellem Tage einzufinden. Der geplagte Mann hatte nirgends Ruhe vor ihr. Er klagte ſeine Noth Prieſtern und Aerzten; niemand konnte ihm helfen.

Ein merkwürdiger Umſtand, der in dieſer dunkeln Geſchichte einigen Aufſchluß zu geben ſcheint, war der: daß die Quälerin beſtändig in der Geſtalt und Tracht eines jungen, dem Herrn von D** genau bekannten Frauenzimmers erſchien. Man ließ dieſes Mädchen, das in der Nähe wohnte, ſcharf beobachten, und fand es immer völlig ſo gekleidet, wie ſich der Geiſt bei ſeinem letztern Auftritt gezeigt hatte. Viele Leute, die von der Lage der Umſtände nicht genau unterrichtet waren, warfen auf dieſe Perſon den Verdacht, daß ſie ſelbſt der Quälgeiſt ſey. Allein wie war das möglich? Sie konnte ja nicht durch verſchloſſene Thüren und Mauern dringen, und ſich eben ſo wenig vor den Augen vieler Menſchen, in deren Gegenwart der unglückliche Edelmann oft gemißhandelt ward, unſichtbar machen. Andere vermutheten, ſeine Einbildungskraft ſey zerrüttet und er quäle ſich ſelbſt. Dieß ſchien eine Zeit lang die wahrſcheinlichſte Auflöſung des Räthſels; doch in der Folge ereigneten ſich Begebenheiten, die nicht blos Phantaſien ſeyn konnten, und den ungläubigſten Geſpenſterläugnern Erſtaunen abnöthigten.

Der erſte Vorfall dieſer Art geſchah auf einem fremden Ritterſitze, wohin ſich Herr von D** geflüchtet hatte, um dort vor ſeiner Verfolgerin Ruhe zu haben. Vergebens! Sie kam ihm nach und begehrte eine goldene Kette, die er am Halſe trug. Er weigerte ſich der Auslieferung; aber plötzlich verſchwand ihm die Kette vom Halſe, und die Taſchenſpielerin ſagte ſpottend: wenn er ſein Kleinod wieder haben wollte, möchte er ſich nur auf die Spitze des Kirchthurms bemühen, da würde er's finden. Einige Tage nachher ſprach der Geiſt: die Kette liege in demſelben Zimmer, wo ſie unſichtbar geworden war, unter dem getäfelten Fußboden. Dieß ſchien wieder ein leeres Vorgeben zu ſeyn, weil in dem feſtgefügten Getäfel keine Spur einer kürzlich geſchehenen Oeffnung zu bemerken war; doch ließ man es aufbrechen, und fand wirklich, was man ſuchte.

Mehrere ähnliche Ereigniſſe wollen wir übergehen und uns nun zu den Hauptſcenen wenden.

Herr von O * * blieb unter allen Foltern, die er täglich ausſtand und nach und nach gewohnt ward, ziemlich muthig und lebensfroh; doch gefiel es ihm nicht länger, allein zu ſeyn, und er beſchloß daher, ſich eine eheliche Geſellſchafterin zu wählen. Er hoffte vielleicht, das jungfräuliche Ungethüm würde dann vom Schauplatz abtreten und es ſeiner Gemahlin überlaſſen, ihm das Leben ein wenig ſauer zu machen; allein der Geiſt wich nicht von ihm, und ſetzte ihm gerade um die Zeit, als er auf Freiers Füßen ging, mit einer Art von eiferſüchtigen Erbitterungen ſo heftig zu, daß er darüber erkrankte, und ſeinen Arzt, einen berühmten Profeſſor, aus Frankfurt holen laſſen mußte.

Dieſer gelehrte Mann gehörte aber auch zur Sekte der Ungläubigen und ſchalt ſeinen Patienten ohne Umſtände einen Fantaſten. „Ach, Herr Profeſſor!“ ſeufzte der Kranke, „wenn Sie nur eine Nacht an meiner Stelle wären, Sie würden gewiß zu Kreuze kriechen!“ Der Doktor ſchüttelte hohnlächelnd den Kopf; ſein Famulus, ein vorwitziger Student, lachte laut, und bramarbaſirte gewaltig: „er habe längſt gewünſcht, daß ihm ein Mal ein Geſpenſt unter die Hände käme; er wollte mit dem Unhold wohl fertig werden und ihm artig mitſpielen.“ Am Ende erbat ſich der alte Hippokrates für die folgende Nacht ein Bett im Schlafzimmer des Herrn von O * *, und ſein Jünger — der ſich vermuthlich fürchtete, allein zu bleiben — erſuchte gleichfalls um die Erlaubniß, Geſellſchaft leiſten zu dürfen. Das ließ ſich der Edelmann ſehr gern gefallen, und es wurden für die Frankfurter. Starkgeiſter zwei Betten neben dem ſeinigen aufgeſchlagen.

Aber die Jungfrau, die doch wahrſcheinlich von dem Daſeyn dieſer Helden unterrichtet war, fürchtete ſich vor ihnen nicht, ſondern kam, wie gewöhnlich, um Mitternacht, und ging in dem volkreichen Schlafzimmer die Runde. Zuerſt machte ſie dem Wirth ihren Beſuch, und war dieß Mal ſo unverſchämt, daß ſie mit Gewalt zu ihm ins Bett ſteigen wollte. Der keuſche Joſeph wehrte ſich aus allen Kräften dagegen. Hierauf packte ſie ihn grimmig an, und wollte ihn aus dem Bette reißen; doch er klammerte ſich mit Händen und Füßen ans Geſtell und erhielt ſich in ſeiner Lage. Der Geiſt hatte in dieſer Nacht — den Herren Frankfurtern zum Trotz — den Mantel der Unſichtbarkeit abgelegt; daher erhoben ſie bei ſeiner Ankunft die Köpfe, wie Fröſche im Sumpf, aus den Federn empor, tauchten aber ſchnell wieder unter, und fanden es nicht für gut, dem Herrn von D** zu Hülfe zu kommen.

Allein man hat nicht länger Frieden, als der Nachbar will, und die Jungfrau war nicht gemeint, ihren gegenwärtigen Nachbarn Frieden zu laſſen. Der Fehde mit dem Edelmann überdrüßig, fing ſie mit dem Profeſſor Krieg an, und draſch das Deckbett, worunter er ſchwitzte, eine gute Weile ſo heftig mit geballten Händen, daß er ſich einen deutlichen Begriff machen konnte, wie einer Pauke, auf welcher ein Wirbel geſchlagen wird, zu Muthe ſeyn muß. Doch der Philoſoph lag unbeweglich wie ein Klotz, ließ ſich geduldig pauken, und war des folgenden Tages am ganzen Leibe ſo blau wie ein geſottener Fiſch. Nun kam, ſagt Paſtor Stern, dem Herrn Doktor der Glaube an Geiſter in die Hände.

Als ihm die Unholdin ſeinen Theil zugemeſſen hatte, eilte ſie zum Lager ſeines Waffenträgers, der ein paar Stunden vorher prahlte, daß er ſchon lange gewünſcht habe, mit einem Geſpenſte handgemein zu werden. Er hatte jetzt die ſchönſte Gelegenheit dazu; aber der haſenherzige Fant brauchte die Hände zur Gemeinſchaft eines Kampfes ſo wenig, als ob er in ſeinem Leben keine gehabt hätte. Die zürnende Jungfrau bediente ſich dagegen der übrigen deſto nachdrücklicher. Sie zog den jungen Wicht aus dem Bette, warf ihn auf die Dielen und walkte ihn unbarmherzig. Nach ſo genommener Rache, verſchwand ſie mit einem lauten Hohngelächter, und Herr von D**, der mehr Faſſung als ſeine Gäſte behalten hatte, mußte nun die Rolle des Arztes ſpielen und ihnen niederſchlagende Pulver reichen: „Ei, ei, meine Herren!“ ſprach er ſcherzend, „ſeyd ihr denn noch nicht genug niedergeſchlagen?“ —

Er ward jetzt eine Zeit lang heirathsſcheu; aber ſeine Verwandten machten ihm wieder Muth, und er verlobte ſich bald nachher, ohne der Eiferſucht und drohenden Abmahnungen ſeiner nächtlichen Ruheſtörerin weiter zu achten, mit einem adeligen Frauenzimmer, das durch die entſchloſſene Verbindung mit einem Manne, auf deſſen Alleinbeſitz eine ſo furchtbare Nebenbuhlerin Anſpruch machte, viel Herzhaftigkeit bewies. Je näher der Vermählungstag heranrückte, je mehr tobte die Jungfrau, und ſagte unter anderm: wenn es ihr ja nicht gelänge, ſeine Ehe zu hintertreiben, ſo ſollte doch wenigſtens das erſte Kind nicht lebendig zur Welt kommen.

Am Hochzeittage verübte ſie die ausgelaſſenſten Streiche. Die Trauung ließ ſie zwar in Gnaden geſchehen, doch bei der Tafel fing ſie unſichtbar ihr tückiſches Gaukelſpiel an, drängte ſich zwiſchen Bräutigam und Braut, ſchob ihre Stühle von einander, und bei jedem Verſuche, ſich zu küſſen, ſtießen ſie mit den Lippen an eine kalte Scheidewand, die es ihnen unmöglich machte. Auch die Gäſte (die zum Theil die Heirath geſtiftet hatten) wurden auf mancherlei Weiſe von der Muthwilligen geneckt. Die leckerſten Braten, auf welche ſchon hundert Augen mit Sehnſucht gerichtet waren, verſchwanden unter der Hand des Vorſchneiders, die Flaſchen taumelten wie Trunkenbolde auf dem Tiſche, die Weingläſer tanzten im Kreiſe, und klirrten von ſelbſt, wie bei ausgebrachten Geſundheiten, an einander. Sogar die ſchuldloſen Bedienten blieben nicht verſchont und fielen beim Auftragen der Speiſen auf ebenem Boden über unſichtbare Steine des Anſtoßes, die ihnen der ſchadenfrohe Geiſt in den Weg legte.

Dieß alles ſchreckte die Geſellſchaft nicht ab, nach der Tafel den Ball zu eröffnen. Aber auch der hämiſche Kobold miſchte ſich in die Reihen, ſpielte den Tanzmeiſter und richtete lauter Verwirrung an. Die beſten, kunſterfahrenſten Tänzer machten keine Tour recht und faſelten in einem ewigen Labyrinthe herum; wer ſich rechts ſchwenken ſollte und wollte, ward durch eine unwiderſtehliche Gewalt links geſchnellt — mit Einem Worte: es kam kein regelmäßiger Tanz zu Stande. Sogar die einfachſten Walzer verunglückten. Indem ſich der Tänzer mit ſeiner Dame herumſchwang, umarmte er plötzlich die leere Luft und drehte ſich allein. Andere hatten, ehe ſie ſichs verſahen, eine Strohpuppe oder ein anderes lächerliches Schattenbild, ſtatt der entſchwundenen Tänzerin, in den Armen. Auch alte Herren und Damen, die von Weitem ſaßen und in gemächlicher Ruhe dem Tanze zuſehen wollten, zwang der Störenfried, die Beine tapfer zu beben. Eine dieſer ehrwürdigen Perſonen nach der andern ſprang von ihrem Seſſel auf, ſtürzte mit Bacchantenwuth auf den Tanzplatz und drehte ſich mit erſtaunlicher Geſchwindigkeit, wie ein Kreiſel, allein herum, bis ſie athemlos niederſtürzte. Beſonders aber war, wie der Herr Pfarrer Stern bemerkt, höchlich zu bewundern, daß viele ſchwerfällige Herrſchaften, die in ihrem Leben nicht das A B C der Tanzkunſt erlernt hatten, die zierlichſten Sprünge, gleich theatraliſchen Tänzern, machten.

Dieſes Wirrwarrs ungeachtet, dauerte der Ball bis tief in die Nacht, und wäre vielleicht noch länger fortgeſetzt worden, wenn nicht der unſichtbare Director, der des Dinges überdrüſſig ſeyn mochte, ſchnell und unvermuthet den Kehraus veranſtaltet hätte. In Einem Augenblicke fühlte ſich die ganze Geſellſchaft von einer unaufhaltſamen Tanzwuth ergriffen. Heyſa! luſtig! riefen die älteſten Greiſe und Urgroßmütter, warfen ihre Krücken weg und hüpften ſo munter wie ihre Enkel auf den Tummelplatz. Die Muſikanten ſpielten unaufgefordert den Großvatertanz; Alt und Jung ſang dazu aus heller Kehle das damals noch neue Liedchen: „Als der Großvater die Großmutter nahm,“ und ſo ſchwärmte die bunte Schaar fünf Minuten lang im wildeſten Freudentaumel durch einander.

Urplötzlich ward die majeſtätiſche Baßgeige, mitten in der lebhafteſten Ausübung ihrer Berufspflicht, durch einen unſichtbaren fürchterlichen Schlag, der wie ein Donner krachte, zerſchmettert. Augenblicklich verſtummten alle Inſtrumente, und die Tänzer ſtanden wie in den Boden gewurzelt. Die Spielleute — gewöhnlich ein furchtſames Völkchen — ſaßen einige Sekunden lang mit todtenbleichen Geſichtern, wie ſteinerne Bilder, und ſtarrten den

Leichnam des vom Schlage gerührten Brummbaſſes an; aber in einem Hui ſprangen ſie, von einem paniſchen Schrecken ergriffen, alle zugleich von ihren Stühlen auf, und ſtürzten — ihre Hüte und andere Habſeligkeiten im Stiche laſſend — wie von einem Sturmwinde weggeführt, zur Thür hinaus. Ihnen folgten über Hals und Kopf die Tänzer, und die völlige Verödung des Saales war das Werk einer Minute.

Die Neuvermählten beſtiegen jetzt das Brautbett; doch auch in dieſem Heiligthume war es nicht geheuer. Das Jungferngeſpenſt legte ſich zwiſchen Bräutigam und Braut, und ging nach ſeinem Gefallen mit ihnen um. Dieß ſind die eigenen Worte des guten Pfarrers, der dem Geiſte unter allen ſeinen Spukereien die Entheiligung des hochzeitlichen Lagers am wenigſten zu verzeihen ſcheint, ſich aber nicht deutlicher darüber ausdrückt, was er unter dem Umgehen nach Gefallen verſteht. Er ſagt nur beſtimmt: Die Jungfrau habe unter mehrern Unbilden den Trauring verlangt, und ſolchen, nach erfolgter abſchlägiger Antwort, am Finger des Bräutigams mit einem großen Knall zerbrochen.

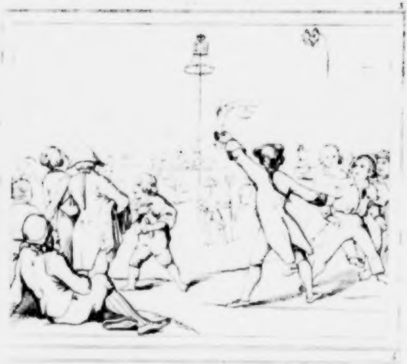
Ungeachtet die Eiferſüchtige nun ſah, daß ſie ſich auf den Herrn von D** durchaus keine Rechnung mehr machen konnte, ſo ward ſie doch auch nach der Hochzeit ihrer Erſcheinungen und heimtückiſchen Ränke nicht müde, und es geſchah, was ſie voraus gedroht hatte: Frau von D** gebar ein todtes Kind.

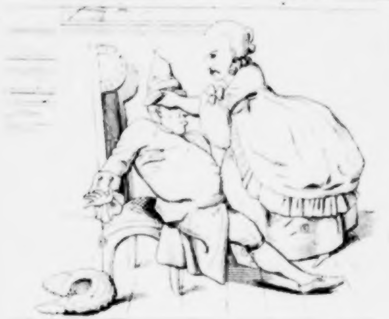
Dieß war nun wohl eine natürliche Folge des unruhigen, kummervollen Lebens, das die arme Frau an der Seite ihres immer beängſtigten Gemahls führte. Sie ſtarb vermuthlich bald nachher. Der Lebenslauf, welcher bei gegenwärtiger Erzählung zum Grunde liegt, gibt die Zeit ihres Todes nicht an, ſondern ſagt blos: Herr von D** ſey zu einer zweiten Vermählung geſchritten und der Geiſt habe ſich bei derſelben höflicher als bei der erſtern aufgeführt.

Von jetzt an erſchien die Unholdin ſeltener und legte nicht mehr thätlich Hand an den Verfolgten. Dagegen machte ſie es nun wie der Fuchs, der die Trauben, die er nicht erreichen konnte, ſauer ſchalt: ſie ſetzte nämlich dem unglücklichen Mann in den Kopf, er ſey eine Mißgeſtalt, ein häßliches Ungeheuer, deſſen Anblick bei jedermann Entſetzen und Eckel erwecke. Daher ward er menſchenſcheu, und es überfiel ihn ein Zittern, wenn er vor ſeinem Zimmer einen Fußtritt hörte. Er ließ die Spiegel bedecken, die Fenſter mit Tüchern verhängen, verbarg ſich, wenn er der Aufſicht ſeiner Angehörigen entweichen konnte, an einſamen, finſtern Orten, und machte oft Verſuche, ſich zu entleiben. In dieſer tiefen Schwermuth verging er wie ein Schatten und ſtarb an einer völligen Entkräftung.

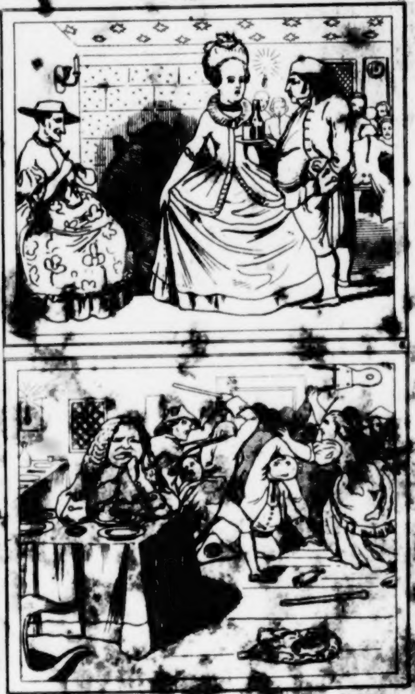
Was ſoll man von dieſer Geſchichte denken? Handelte ſie blos von Erſcheinungen, die Herr von D** allein geſehen und empfunden haben wollte, ſo wäre ſie von geringer Bedeutung. Man könnte ihn dann für einen gewöhnlichen Geiſterſeher halten, könnte muthmaßen, daß er etwa dem Frauenzimmer, in deſſen Geſtalt er das Geſpenſt zu erblicken glaubte, die Ehe verſprochen gehabt habe und wegen ſeiner Wortbrüchigkeit von den Furien des böſen Gewiſſens verfolgt worden ſey. Allein was ſagt man zu den Begebenheiten, bei denen auch andere Perſonen Augen- und Ohrenzeugen waren? Wie ſoll man die Entwendung der Halskette, die Züchtigung des Frankfurter Maulhelden und die Vorfälle des Hochzeittages erklären? — Dieſe Thatſachen (ſo natürlich ſie auch übrigens zugegangen ſeyn mögen) kann man nicht für erfundene Mährchen ausgeben: denn wie hätte es ſonſt der Pfarrer Stern wagen dürfen, ihrer auf der Kanzel zu erwähnen und ſie ſeiner im Jahre 1666 bei Erasmus Rößner in Frankfurt an der Oder gedruckten Leichenpredigt einzuverleiben? Er ſagt darin ausdrücklich, daß alle von ihm erzählte Vorgänge ſämmtlichen Einwohnern in Koſſenblatt bekannt wären.

Der Verfaſſer des gegenwärtigen Aufſatzes hatte nicht die Leichenpredigt ſelbſt, ſondern nur einen gedruckten Auszug derſelben vor Augen, der aber gewiß völlig glaubwürdig iſt, weil des Pfarrers eigene Worte beibehalten ſind. Dieſer ſtrengen Treue darf ſich nun freilich der jetzige Erzähler nicht rühmen; doch hat er keine neuen Fabeln erdichtet, ſondern nur die vorgefundenen Ereigniſſe lebendiger und anſchaulicher dargeſtellt. Er glaubte, ſich eine kleine Erhöhung der Farben erlauben zu müſſen: denn die heutige Leſewelt würde wohl an dem matten Styl einer alten, vor Jahrhunderten verfaßten Leichenpredigt wenig Behagen gefunden haben.

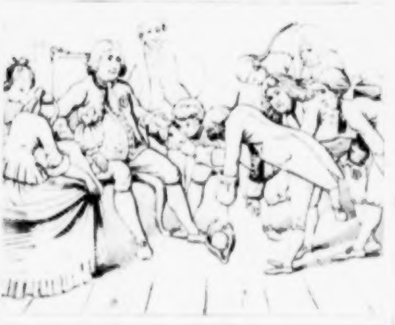


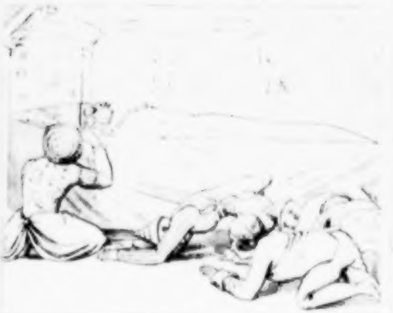


VII



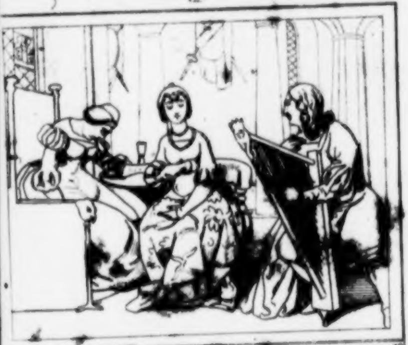
I



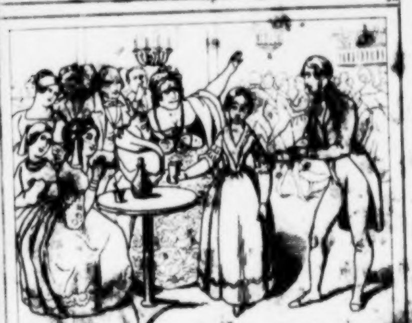


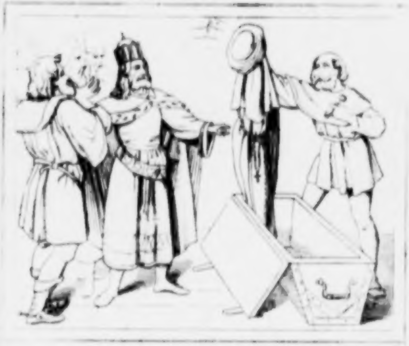
VII

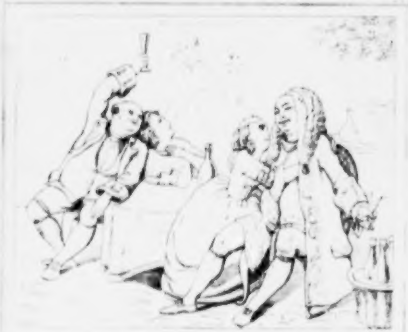
9



10

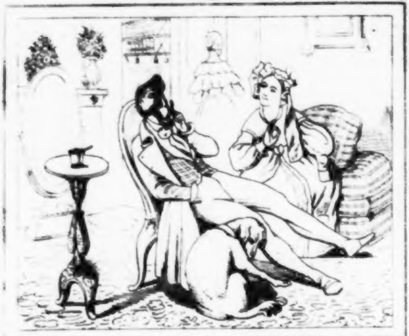




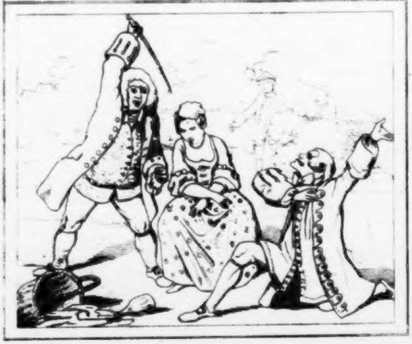


VIII

1



2



A. F. E. Langbein's

ſämmtliche Schriften.

Zweite verbeſſerte Auflage.

Achter Band

enthält:

Herbſtroſen. — Der Bräutigam ohne Braut.

Stuttgart:
J. Scheible's Buchhandlung.
1841.

Herbſtroſen.

In einem nun verfallnen Schloſſe
Erſchien vor Zeiten jede Nacht
Auf einem rabenſchwarzen Roſſe
Ein Geiſt in ritterlicher Tracht.

Entgegen in des Hofes Ringe
Trat ihm ein feindliches Gebild.
Da griff er raſch nach ſeiner Klinge,
Und kämpfend klangen Schwert und Schild.

Oft ließ er in des Schloſſes Hallen
Hell tönend einer Zither Klang
Zu ſeiner lauten Stimme ſchallen,
Die Luſt und Leid der Minne ſang. —

Im Schloſſe wollte niemand bleiben;
Die Flucht der Diener fing ſchon an.
Da hieß, den Spukgeiſt auszutreiben,
Der Burgherr ſeinem Capellan.

Gerüſtet mit des Bannes Waffen,
Begann der Prieſter ſeinen Spruch:
„Geſpenſt, was haſt du hier zu ſchaffen?
Uns ſchreckt dein nächtlicher Beſuch.“ —

„O, laſſet euch vor mir nicht grauen!“
Erwiederte der Geiſt darauf:
„Im Ritterkampf und Dienſt der Frauen
Vollbracht' ich meinen Erdenlauf.

Wo ich geliebt einſt und geſtritten,
Entſtieg ich meiner dumpfen Gruft,
Und ward zur Uebung alter Sitten
Gelockt vom Hauch der Lebensluft.

Euch aber ſey zum Troſt verkündet,
Daß bald mein eiſernes Geſchick
An's Bett von Staub mich ewig bindet,
Und nimmer kehr' ich dann zurück.“ —

„Gut!“ ſprach der Prieſter: „das mag gelten!
Halt' aber Wort, als Rittersmann!
Sonſt bleibt es nicht bei hohlem Schelten;
Ich ſtrafe dich mit ſtrengem Bann.“ —

So war der Geiſt jetzt freigeſprochen
Und keine Wehthat ihm geſchehn.
Doch ließ er ſich nach wenig Wochen
Hinfort im Schloſſe nicht mehr ſehn.

Auch ich betrat nach langen Ruheſtunden,
Wie jener Geiſt, des frühern Strebens Bahn.
Herbſtroſen nur hab' ich darauf gefunden;
Man nehme ſie geneigt und freundlich an!

I.

Der Staatsklügler und ſeine Nichte.

An einem Neujahrstage hatte der alte Hofrath Klausner ſeine alte Pein, die Fußgicht. Verdrießlich ſaß er in einem großen Lehnſtuhle, wie im Gefängniß, und ſehnte ſich nach den Zeitungen, die noch ſein einziges Labſal waren. Er hatte ſeine Stelle als Rechnungsführer bei einer Landeskaſſe niedergelegt und ſich zur Ruhe geſetzt; aber die Kaiſer und Könige hatten nicht Ruhe vor ihm: er fand immer an ihrem Thun und Laſſen etwas zu tadeln. Hier, wo er Krieg haben wollte, herrſchte Friede; dort, wo er es weder erwartete noch genehmigte, rückten Heerſchaaren ins Feld. Er konnte nicht aufhören, ſich zu ärgern.

Es war eben jetzt ein bedenklicher Zeitpunkt, da es ſich entſcheiden mußte, ob eine gewiſſe Macht nach ſeinem Sinne handeln würde oder nicht. Darum ſah er mit höchſter Ungeduld den Zeitungen entgegen, und verwünſchte das neue Jahr, weil es auf einen Zeitungstag gefallen war: denn dieſem Umſtande maß er die Schuld bei, daß die geliebten Blätter ſpäter als gewöhnlich ausgegeben wurden.

„Ach, lieber Onkel,“ ſagte ſeine junge, ſchöne Nichte mit einem bittenden Tone, „ſchelten Sie doch das heutige Feſt nicht! Die Menſchen ſind da beſonders freundlich und herzlich gegen einander. Das gefällt mir, obgleich in unſere Einſiedelei kein erfreulicher Wunſch dringt.“

„Verlierſt nichts!“ verſetzte der Hofrath. „Alles Heuchelei, nichts als Heuchelei! Die kleinſte Staatsneuigkeit iſt mir lieber, als ſolcher Schnack.“

„Ich denke anders,“ ſprach Wilhelmine.

„Denke wie du willſt, aber ſchweig! Man hört bei deinem Geplapper nicht, wenn der Zeitungsbote klingelt.“

Er rückte die Mütze von den Ohren und beugte horchend den Kopf vor. Endlich tönte die Klingel. „Gott ſey Dank!“ rief er, und ruderte mit den kranken Beinen, um ſich vom Stuhle zu heben und die Thür zu öffnen. Indeſſen brachte ihm Minchen ſchon die Zeitungen. Er entfaltete ſie haſtig, und ſuchte mit der Brille den Ort, wo wichtige Neuigkeiten herkommen ſollten; doch fand er nichts. Das Blatt war überhaupt dießmal ſehr mager. „Es iſt eine Schande!“ ſprach er unwillig. „Man gibt das Jahr lang ſchweres Geld für Zeitungen aus, und was hat man dafür? Ein paar knappe halbe Seiten politiſche Nachrichten. Den übrigen Raum füllen unbedeutende Nebendinge, die zwei oder drei Menſchen wichtig ſind und zehntauſend bezahlen müſſen. Hier weinen und jammern lachende Erben; dort melden ihre vergnügt vollzogene Verbindung ein Paar junge Eheleute, die vielleicht über's Jahr ihre noch vergnügter vollzogene Scheidung bekannt machen werden. Was gehn mich ſolche Hausgeſchichten an? Und was frag' ich vollends darnach, ob Peter Meſſerts Frau einen Jungen oder ein Mädchen geboren hat? — Heute macht man's noch ſchlimmer! Da hat man ſogar ein Liebesgedicht abdrucken laſſen, worin ſich der Versler einen Ausfall auf die Staatskunſt erlaubt. Die Zeitung läßt ſich alſo auf ihren eigenen

Grund und Boden einen Hieb verſetzen. Welch ein Unſinn!“ —

Er warf das Blatt auf den Tiſch und drückte die Augen zu, um das Aergerniß zu verſchlafen.

Minchen machte ſich ſonſt wenig aus den Zeitungen, jetzt aber griff ſie, wegen des geſcholtenen Minneliedes, ſchnell darnach, und fand folgende Zeilen:

Der ſchönſten Blume.

Umſtarrt von Eis, umheult vom rauhſten Winde,
Durchſchwärmt mein Geiſt des Sommers Paradies,
Der mich im Garten, unter einer Linde,
Die Königin der Roſen finden ließ.

Ausſprechen wollt' ich ihr mein Hochentzücken;
Allein ihr Hüter war ein ſtrenger Mann;
Er legte mir ſogleich mit finſtern Blicken
Gebieteriſch des Schweigens Feſſel an.

Von Staatskunſt ſollt' ich ſprechen und von Schlachten,
Und wußte von den Dingen nicht ein Wort.
Da ſchien er mich voll Ingrimm zu verachten,
Und ging und riß die Roſe mit ſich fort.

Doch, ihm zum Trotze, tret' ich jetzt zur Wiege
Des jungen Jahr's, das uns entgegen lacht,
Und bitte, daß es meinem Wunſche füge,
Recht oft zu ſchau'n der ſchönſten Roſe Pracht.

O, möchte ſie mir ganz zum Eigenthume
Der Gott der Liebe gnädiglich verleihn!
Dann würde durch den Zauber dieſer Blume
Ein ew'ger Wonnemond mein Leben ſeyn.

Eduard.

Minchen ward bei Leſung dieſer Verſe von einer ſüßen Ahnung ergriffen, daß ſie ſelbſt die beſungene Blume ſey.

Ihr Oheim machte nämlich im Sommer vorher — was nicht alle Jahre geſchah — einen Spaziergang mit ihr, und hatte den bei ihm ganz ungewöhnlichen Einfall, in einem öffentlichen Garten Kaffee zu trinken. Er vermied zwar den Sammelplatz der feinen Welt und wählte ſich einen ſehr entfernten, von einer großen Linde überſchatteten Tiſch; aber Minchens Schönheit bevölkerte bald die einſame Gegend. Alle junge Männer, die ſich im Garten befanden, gingen nach und nach vorüber, und die meiſten grüßten, wobei ſich der Hofrath immer flämiſch umſah und brummend an den Hut griff, ohne ihn von der Stelle zu rücken. Einer dieſer Herren, der ſich durch ſeine angenehme Geſtalt vor allen andern auszeichnete, bat ſogar um Erlaubniß, ſich mit ſeinem Kaffee, den ihm eben ein Aufwärter brachte, am Tiſche des Einſiedlers niederlaſſen zu dürfen. Der Hofrath gewährte ſie mit unfreundlichem Kopfnicken, ſah ſich aber vorher nach mehrern umherſtehenden leeren Tiſchen um, wodurch er zu verſtehen geben wollte, daß der junge Menſch wohl anderswo Platz nehmen könnte. Dieſer Wink blieb jedoch unbeachtet, und der zudringliche Geſellſchafter begann ernſt und ehrbar das gewöhnliche Einleitungsgeſpräch vom Wetter. Er wandte ſich aber bald mit ſüßer Artigkeit zu Minchen, und ſprach von Schauſpielen und andern Luſtbarkeiten. „Von dem Allen weiß das Mädchen nichts!“ fiel der Hofrath haſtig ein. „Wollen Sie ſprechen, mein Herr, ſo ſprechen Sie mit mir! Was gibt's Neues?“ — Der Befragte wußte nichts, und geſtand offenherzig: er leſe wenig oder gar keine Zeitungen. „So paſſen wir nicht zuſammen!“ ſagte der Hofrath. Damit ſtand er plötzlich auf, zog das Mädchen mit ſich fort, und eilte zum Garten hinaus.

Indem ſich Minchen aller dieſer Umſtände erinnerte, kam ihre Freundin Franziska, um ihr einen Neujahrswunſch zu bringen. Der alte Murrkopf ſchlief noch; die Mädchen konnten ungeſtört in einem Winkel plaudern. Minchen zeigte der Freundin die Verſe, die ihr im Kopfe herum gingen, erzählte die Gartengeſchichte, und äußerte mit Erröthen ihre Vermuthung, daß jenes Gedichtchen damit zuſammen hänge.

„Darauf wett' ich ſelbſt!“ ſagte Franziska. „Wie ſah denn der junge Mann ungefähr aus?“

„Er war lang und ſchlank, hatte ſehr blonde Haare, große blaue Augen —“

„Genug, genug!“ rief Franziska. „Das iſt Doctor Wallberg, wie er leibt und lebt, und daß er in die Dichtkunſt pfuſcht, weiß ich auch; alſo iſt das Räthſel ſchon ſo gut als gelöſ't. Aber ich hoffe, die Sache noch heute vollends auf's Reine zu bringen. Ich bin auf den Abend mit dem Doctor in Geſellſchaft, und da ſoll er mir beichten müſſen.“

„O, laß das ſeyn!“ bat Minchen. „Wenigſtens verrathe mich nicht, daß ich mit dir über die Verſe geſprochen habe.

„Sey unbeſorgt!“ ſagte Franziska, und trippelte auf den Zehen fort, um den alten Herrn, dem ſie einen muthwilligen Kuß zuwarf, nicht zu wecken.

Am Abend flatterte Wallberg in einer großen Theegeſellſchaft von einer Schönen zur andern. Da faßte Franziska, die ihn ſchon ſeit langer Zeit kannte, den Schmetterling, huſchte mit ihm abſeits an ein Fenſter und fragte: „Wie heißen Sie? mein Herr!“

„Das wiſſen Sie ja!“ ſagte Wallberg.

„Nur halb weiß ich's;“ erwiederte ſie. „Ich bitte mir Ihre Taufnamen aus.“

„Die ſind Wilhelm Eduard.“

„Das dacht ich! den letztern hat mir ſchon heute früh mein kleiner Finger geſagt; und nun geſtehn Sie nur gleich auf der Stelle, daß Sie der Eduard ſind, der in der heutigen Zeitung den Liebesgott in Verſen erſuchte, ihm eine gewiſſe Blume zu ſchenken."

Wallberg ward roth und ſtellte ſich fremd.

„Läugnen Sie nicht!" ſagte ſie. „Ich ſah's mit eigenen Augen, wie Sie ſich in Antons Kaffeegarten zu der blühenden Roſe hinſetzten, mit ihr zärteln und koſen wollten, aber von dem grämlichen Hüter ſchnell zur Ruhe gewieſen wurden. Ich hörte mit meinen Ohren, wie er Sie nach Neuigkeiten fragte, Sie aber nichts wußten, und frank und frei geſtanden, daß Sie keine Zeitungen leſen. — Ei, da traten Sie bei ihm gewaltig ins Näpfchen!"

Wallberg erröthete immer mehr, bekannte zuletzt alles, und bat dringend um den Namen der ſchönen Blume.

Franziska nannte ſie ihm und den Oheim, und ſetzte hinzu: „Bei Dieſem haben Sie ſich, wie geſagt, ſehr übel empfohlen, denn er iſt unſtreitig der eifrigſte Zeitungsleſer im Lande. Die Politik hat ihn ganz verſteinert, und er würde den Liebesgott ſchön empfangen, wenn er in ſeinem Hauſe wirthſchaften wollte. Da hat niemand Zutritt als der Zeitungsſchreiber, Magiſter **Gregorius**, ein alter, lederner Candidat der Theologie, der Abends dem Hofrath alle fremde Zeitungen, aus welchen er die ſeinige zuſammenſtoppelt, Stück für Stück vorlieſ't, aber Minchen nie freundlich anſieht und kein Wort mit ihr ſpricht."

„O, wär' ich doch an des Oelgötzen Stelle!" ſagte Wallberg. „Sollt' es mir denn durchaus unmöglich ſeyn, irgend einmal die ſchöne Wilhelmine zu ſprechen?"

„Unmöglich, ganz unmöglich!“ antwortete Franziska. „Das arme Kind darf nicht ausgehen, und Sie, Herr Doctor, können nicht anders auf einen guten Empfang im Hauſe rechnen, als wenn Sie einen Zauberer auftreiben, der Sie in ein Zeitungsblatt verwandelt.“

Wallberg ſtand ein Weilchen in Gedanken und ſagte dann freudig: „Wir wollen ſehen, was ſich thun läßt. Melden Sie mich vorläufig bei Ihrer Freundin an. Ich denke, meinen Wunſch ſehr bald, ohne Zauberei zu erreichen.“

Ungläubig darüber lachend, ging Franziska zur Geſellſchaft zurück.

Am folgenden Tage berichtete ſie Minchen den gelungenen Erfolg ihrer Unterſuchung, und that ihr kund, daß Wallberg ſie nächſtens mit einem Beſuch überraſchen wolle. Minchen erſchrack, beruhigte ſich aber ſogleich wieder, weil ſie dieſe Drohung für einen bloßen Scherz hielt.

In der Frühe des nächſten Morgens klingelte jemand. Sie ging hinaus, um die Thür zu öffnen: denn das war ſtets ihr Amt, da die taube Köchin, die jetzt auch abweſend war, dieſen Dienſt nicht verſehen konnte. Ruhig und gelaſſen ſchob Minchen den Riegel zurück; doch erſchrocken fuhr ſie zuſammen, als ſie ſtatt der Milchfrau, die ſie eben erwartete, einen Milchbart vor ſich erblickte. Es war der junge Gartengeſellſchafter, in einem alten, grobtuchenen Ueberrocke, und überhaupt in der vollſtändigen Tracht eines Hausknechts. Sie ſprang zurück; ein Schrei ſchwebte ihr auf den Lippen. Wallberg legte, um ſie zu beſchwichtigen, den Finger auf den Mund, ſah ſich nach allen Seiten ſchüchtern um, und ſagte ſehr laut, und mit der, ſeiner Kleidung angemeſſenen, gemeinen Sprechart: „Herr Magiſter Gregorius läßt ſich dem Herrn Hofrath ſchönſtens empfehlen, und ſchickt ihm da ein Zeitungsblatt, das auf hohen

Befehl umgedruckt werden muß, weil verſchiedene darin enthaltene große Neuigkeiten hier noch nicht bekannt werden ſollen. Der Herr Hofrath möge daher, ſagte der Herr Magiſter, das Blatt recht genau durchleſen, und es ihm durch mich wieder zuſchicken, weil es verbrannt werden müſſe.“

Minchen ſtand verlegen; ſie wußte nicht, ob das Spaß oder Ernſt ſey. Aber ihr Oheim, der die angenehme, mit derber Hausknechtsſtimme angebrachte Botſchaft in der Stube gehört hatte, ſchrie mit der heftigſten Ungeduld: „Gib her, gib her!“

Sie brachte ihm das Blatt. Er griff haſtig mit beiden Händen darnach und ſagte: Potz tauſend, was mag da drin ſtehn! Gib dem Kerl einen Schnapps und laß mich allein, daß ich ungeſtört leſen kann.“

Um ihn nicht ſtutzig zu machen, nahm ſie die Branntweinflaſche aus dem Schranke und ging damit hinaus, ſetzte ſie aber ſogleich hinter der Thüre wieder aus der Hand, weil doch der Mann, dem die geiſtige Gabe zufließen ſollte, keiner weitern Befeuerung bedurfte. Er ſtand noch wie ein beſcheidener Bote an der Thüre des Vorſaals. Minchen machte ſich in möglichſter Entfernung ein Geſchäft und ſchenkte ihm keinen Blick. Er mußte ſich alſo, wenn er ſein Abenteuer nicht wie ein blöder Dümmling endigen wollte, mit leiſen Schritten vorwärts bewegen. Sie ſah mit Bangigkeit, daß ein Geſpräch unvermeidlich war, und das wollte ſie doch nicht in der Nähe der Stubenthür, wo es dem Oheim vernehmlich werden konnte, ausbrechen laſſen. Eilig ging ſie daher dem Leiſetreter entgegen, und winkte ihm mit der Hand, auf ſeiner Botenſtelle zu bleiben.

Er zog ſich wieder zurück und flüſterte: „Verzeihen Sie, Theuerſte, daß ich mich in dieſer Verkleidung hier einſchlich

Ich bin Eduard — ich verehre Sie innigſt — ich empfinde" —

„Sie haben mich ſehr erſchreckt!" fiel ſie ihm ſträflich in's Wort. „Ich hätte wirklich Urſache, Sie zu ſchelten."

„Doch Sie vergeben mir!" ſagte Eduard. „Das ſeh' ich Ihnen ſchon an den lieben, holden Augen an. Ein Engel, wie Sie, kann nicht ernſtlich zürnen."

„Wagen Sie nicht zu viel auf dieſen Glauben!" entgegnete ſie, und konnte ſich dabei eines anmuthigen Lächelns nicht enthalten.

Nun hatte Wallberg gewonnen. Ein freundliches Wort gab das andere, und es kam endlich zu einer formlichen Liebeserklärung, die nicht abhold aufgenommen ward.

Indeſſen hatte der Hofrath die Zeitung geleſen. Er rief Minchen, gab das Blatt zurück, und der Bote ging fröhlich von dannen.

„Meine Erwartung hat mich ſehr getäuſcht;" ſagte der Oheim, als das Mädchen wieder in's Zimmer trat. „Ich hatte mich auf unerhörte Dinge gefaßt gemacht, und fand nichts als gewöhnliche Lapperei und Plapperei. Mich dauert beinahe das Glas Branntwein, das wir dem Boten gereicht haben."

„O, er hat's nicht bekommen!" antwortete ſie. „Er ſchien mir ſchon etwas berauſcht; darum gab ich's ihm nicht."

„Das haſt du recht gemacht!" ſprach der Alte.

Bald darauf brachte der gewöhnliche Bote die Zeitung. Der Staatsklügler fiel neugierig darüber her, um die Abweichungen dieſes Blattes von dem, das er ſchon geleſen hatte, zu finden: aber da ſtand, wie die Buchdrucker ſagen, Männchen auf Männchen gedruckt; es fehlte kein Wort, keine Sylbe. Er konnte das nicht begreifen und murrte:

„Was hat denn der Aſſe, der Gregorius gewollt? Er muß geträumt haben, oder es rappelt ihm in dem Kopfe.“

Abends kam der Magiſter wie gewöhnlich, und erſtarrte ganz, als ihn, indem er über die Schwelle trat, der Hofrath zur Rede ſetzte, warum er ihn durch das Mährlein vom Umdruck der Zeitung zum Beſten gehabt hätte. Der beſtürzte Mann ſchwor Stein und Bein, daß er von dem allen nichts wiſſe. „So muß der Satan im Spiele ſeyn!“ rief der Hofrath, und Beide zerbrachen ſich den ganzen Abend über die Sache den Kopf. Doch ſie, die das Räthſel mit Einem Worte hätte löſen können, ſaß ſtill wie ein Mäuschen.

Ungefähr acht Tage nachher enthielt die Beilage der Zeitung, unter einem Gemengſel von hundert andern verkäuflichen Dingen, folgende Anzeige:

> „Fünfzig vollſtändige Jahrgänge der hieſigen Zeitung
> „von 1760 bis 1810 ſind um einen äußerſt billigen
> „Preis zu verkaufen. Nähere Nachricht in der Hühnergaſſe
> „Nro. 90.“

„Sapperment!“ ſchrie der Hofrath auf. „Das iſt ein wahrer Schatz, den muß ich heben! O, hätt' ich Flügel, um gleich in die Hühnergaſſe zu fliegen! — Man hat eine Meile Weges dahin, die taube Kathrine iſt zu keinem Geſchäfte zu brauchen und ich kann leider nicht fort: was ſoll ich anfangen? — Minchen, liebes Minchen, hilf mir aus der Noth! Kleide dich ſchnell an, und lauf, was du kannſt, in die Hühnergaſſe Nro. 90. Da ſind fünfzig — denk' einmal fünfzig! — Jahrgänge der hieſigen Zeitung zu verkaufen. Schließ den Handel geſchwind, eh' ein Anderer den Schatz hebt. Hier ſind zehn Louisd'or. Verlangt man mehr, ſo gib ſie auf Abſchlag und verſprich, den Reſt noch heute zu bezahlen.“

Minchen war im Stillen vergnügt, daß ſie einmal ihrer häuslichen Gefangenſchaft entlaſſen werden ſollte. Sie wollte recht eilen und auf dem Rückwege ein Viertelſtündchen unterſchlagen, um ihre Freundin Franziſka zu beſuchen. Doch während des Ankleidens ſeufzte ſie: „Zehn Louisd'or für altes Löſchpapier! — Ach, wenn er mir nur die Hälfte des Goldes zu einem ſeidenen Mantel geben ſollte, er würde ſchelten und toben, daß es nicht auszuhalten wäre.“

Als ſie fertig war und auf dem Sprunge ſtand, that ſie noch die Frage: wie ſie den ungeheuern Berg von Papier aus der Hühnergaſſe fortbringen ſollte.

„Nimm einen Wagen, er koſte was er wolle! Nur lauf jetzt, lauf! Ich gräme mich todt, wenn du den Handel verſäumteſt.“

Sie eilte fort.

Einige hundert Schritte von ihrem Hauſe kamen ihr, als ſie ſich um die nächſte Straßenecke wandte, Franziſka und Wallberg entgegen.

„Steh, Wanderer!“ rief Jene. „Wohin ſo früh?“

„Um Gottes Willen halte mich nicht auf!“ ſagte Minchen. „Ich hab' ein ſehr dringendes Geſchäft in der Hühnergaſſe.“

„Das kennen wir!“ ſprach die Freundin. „Wir lauern ſchon eine halbe Stunde auf dieſer Stelle, um dir den Weg zu verrennen und zu erſparen. Es gibt in der Hühnergaſſe kein Haus mit der Zahl 90, und in allen den dreißig Hütten, die dort ſtehen, ſind keine Zeitungen zu haben. Wallberg ließ die Anzeige davon drucken, um dich auf ein paar Stunden aus deinem Gefängniß zu befreien, damit du mit uns bei meiner Mutter Chokolade trinken kannſt.“

„O, was für Streiche machen Sie!“ ſagte Minchen zu Wallberg. „Es iſt doch nicht löblich, einen guten, alten Mann ſo zu täuſchen.“

Er vertheidigte ſich ſo geſchickt, daß ſie ihm nicht zürnen konnte. Sie ließ ſich endlich auch überreden, mit zum Frühſtück zu gehen; doch kaum hatte ſie von der Chokolade genippt, ſo ward ihr Angſt und bange, und ſie wollte fort in die Hühnergaſſe, um des Oheims Befehl genau zu befolgen, und ihm wenigſtens aus eigener Ueberzeugung berichten zu können, daß ſich kein Haus mit der angegebenen Zahl dort befinde. Wallberg betheuerte: er habe das ſelbſt unterſucht und ſie konnte getroſt behaupten, dort geweſen zu ſeyn. „So muß ich doch eine Unwahrheit ſagen;“ entgegnete ſie. „Das beunruhiget mich.“ — Und wieder ſtand ſie auf, um den überflüſſigen Gang zu thun; aber mit vereinigten Bitten ſie feſſelnd, ließ man ſie nicht fort, bis die Zeit vorüber war, die ſie zu der Handelsreiſe hin und zurück nöthig gehabt hätte.

„Nun, wo ſind die Zeitungen?“ rief der Oheim, als ſie mit Herzklopfen vor ihm erſchien.

Sie antwortete furchtſam: die angegebene Hauszahl ſey in der Hühnergaſſe nicht vorhanden.

„So muß der Donner drein ſchlagen!“ ſchrie er auf. „Da iſt entweder ein Schreib- oder Druckfehler vorgefallen. Welche verfluchte Nachläſſigkeit bei einer ſo wichtigen Sache! Aber der Name der Gaſſe iſt gewiß richtig; drum hätteſt du, einfältiges Mädchen, von Haus zu Haus gehen, und in allen Stuben und Kammern nach den Zeitungen fragen ſollen.“

Sie ließ ſich ſchelten und verantwortete ſich nicht.

Er ſaß einige Minuten ſtill in Gedanken. Plötzlich fuhr er wieder auf: „Ich will mich ſelbſt auf den Weg machen. Schaff mir einen Wagen und einen Lohnbedienten. Geſchwind, geſchwind!“

Welche Verlegenheit! Sollte ſie den alten, gichtbrüchigen Mann eine vergebliche Fahrt thun laſſen, oder ihm die Wahrheit bekennen? — „Geſteh!“ ſagte das gute Herz; aber die Liebe ſprach: „Schweig! ſonſt iſt Eduard für dich verloren.“ — Und die Liebe fand Gehör.

Dieſe Nachgiebigkeit beſchönigte Minchen vor ſich ſelbſt damit, daß der Arzt dem Oheim ſchon mehrmals gerathen hatte, ſich in einem bequemen, verſchloſſenen Wagen eine Bewegung zu machen. Das gute Herz und die Liebe ſtanden folglich gar nicht mehr im Widerſpruch. Dadurch beruhiget, ſchaffte Minchen ſogleich eine ſtattliche Miethkutſche und einen Lohnbedienten herbei. Dieſer und die taube Köchin trugen den alten Herrn, dem das Zipperlein noch ſcharf zuſetzte, die Treppe hinunter, und die Reiſe ging fort.

„Hier iſt die Hühnergaſſe!“ ſagte der Kutſcher, indem er anhielt und der Bediente von ſeinem Brette ſprang.

Der Hofrath ſteckte den Kopf aus dem Wagen, und überſah augenblicklich, daß der Katzenwinkel, bei dem er angelangt war, nicht neunzig Häuſer enthielt. Er befahl dem Kutſcher, ihn nach Nro. 1. zu fahren.

Dort ſprach er zum Lohnbedienten: „Geh' Er in dieſem Hauſe vom Keller bis zum Boden hinauf, und frag' Er von Thür zu Thür, ob hier Zeitungen zu verkaufen ſind.“

Der Bediente ging, und kam mit einem halb zerriſſenen Blatte in der Hand zurück. „Mehr haben ſie hier nicht,“ ſprach er, „und das wollen ſie Ihnen ſchenken.“

„Stockfiſch!“ rief der Hofrath, „ich ſuche fünfzig Jahrgänge, die wenigſtens — drei Blatt auf die Woche gerechnet — ſiebentauſend achthundert Stück ausmachen, und Er bringt mir da den einzigen Wiſch! — Doch geb' Er her, und nun weiter fort zu Nro. 2!“

Der Wagen rückte mit dahin vor, und der Inſaß deſſelben las, während der Diener drin auf der Zeitungsjagd war, das unvollſtändige Blatt mit großer Begierde, ungeachtet es ſchon verſchiedenen Eßwaaren zum Mantel gedient hatte.

Der Diener kam dießmal ohne Beute zurück und durchſtöberte dann noch eben ſo fruchtlos fünfzehn bis zwanzig andere Häuſer, bei welchen allen der Hofrath ſelbſt vorfuhr. Jener weigerte ſich endlich, die Hausſuchung fortzuſetzen. „Das Geſindel hier,“ ſprach er, „ſieht mich an, wie die Kuh das neue Thor, und lacht mich aus. Viele wiſſen gar nicht, was Zeitungen ſind.“

„Gott verzeih's ihnen!“ fiel der Hofrath ein.

„Und alle verſichern: es ſey ſchon vor ein paar Stunden ein ältlicher Mann wie toll hier herum gelaufen und habe nach alten Zeitungen gefragt.“

„Das glaub' ich ſehr gern;“ verſetzte der Hofrath. „Mich wundert, daß nicht ſchon Tauſende gekommen ſind und dieſe Frage gethan haben.“

Nach längerem Wortwechſel machte das nothgedrungene Verſprechen, den Lohn zu verdoppeln, dem verdrießlichen Diener neuen Willen und Muth, ſich auch in den noch nicht durchforſchten Hütten dem groben Geſpött der darin hauſenden Philiſter und Bettler auszuſetzen. Der Hofrath, der immer im Wagen hinterher ſchneckte, blieb indeſſen auch nicht mit Unbilden verſchont, weil ſeine breite, für ganze Familien gebaute Kutſche das enge Gäßlein verſtopfte. Einige Bauern, die mit ihren Karren hindurch wollten und umkehren mußten, prügelten ſich mit dem Kutſcher und drohten mit geballten Fäuſten dem Herrn; alle Fußgänger, die zwiſchen den Rädern und Häuſern mühſam durchkrochen, warfen Schimpfworte, mitunter ſogar Schneebälle, in den Wagen; am tollſten aber betrug ſich ein grober Pfahlbürger, der eben, als der Hofrath dicht vor ſeiner Thüre hielt, ins Haus gegenüber ein junges Schwein bringen wollte: er riß den Schlag auf, hob das ſchmutzige, ſchreiende Thier in den Wagen, ſtieg ſelbſt hinein und trieb es auf der andern Seite wieder hinaus. Da füllten ſich alle Fenſter mit Zuſchauern, die unmäßig jubelten und in die Hände klatſchten. Andere ſtürzten aus ihren Höhlen hervor und ſchauten mit langen Hälſen in den Wagen, um den Mann zu ſehen und auszulachen, dem ihr Nachbar und Gevatter den luſtigen Poſſen geſpielt hatte.

Das alles litt der ſtandhafte Märtyrer mit unverwüſtlicher Geduld. Er hatte gegen die unſaubern Spottvögel, die ihm wie ein blindes, mitleidewerthes Heidenvölkchen vorkamen, ſo wenig Groll, daß er ſich am Ende, als der Lohnbediente das letzte Haus vergebens durchfragt hatte, aus dem Wagen heraus beugte und mit rührender Stimme ſprach: „Iſt vielleicht, ihr guten Leute, noch jemand unter euch, der die ſchätzbare, öffentlich feil gebotene Sammlung alter Zeitungen im Beſitz hat, der trete freundlich hervor, ſchließe mit mir einen billigen Handel, und ſey baarer und augenblicklicher Zahlung gewärtig.“

„Nee, alte Herrſchaft!“ rief ein Luſtigmacher. „Wir können mit ſolchen Waaren nicht dienen. Fragen Sie nach fünfzig Jahren wieder nach!“

„Fahr zu, Kutſcher!“ ſchrie der Lohnbediente, um ſich und ſeinen einfältigen Herrn aus dem Spottgetümmel zu retten.

Mürriſch und ſtumm kam der Hofrath nach Hauſe. Minchen war zu ehrlich, ihn zu fragen, ob er etwas ausgerichtet habe. Die Donnerwolken ſeines Geſichts benahmen ihr auch allen Muth, ein anderes Geſpräch zu beginnen. So herrſchte eine ängſtliche Stille, die eine Stunde lang fortdauerte und der armen Nichte ſo drückend war, daß ſie den ſonſt verhaßten Magiſter dießmal recht gern herein treten ſah.

Er warf ſich ſogleich auf den nächſten Stuhl und ächzte laut. Aber der Hofrath fragte nicht theilnehmend, was ihm fehle, ſondern fuhr ihm auf den Hals: „Was für Lügen laßt Ihr drucken! Fünfzig Jahrgänge der Zeitung ſollen in der Hübnergaſſe Nro. 90. zu verkaufen ſeyn, und das ganze Bettlerneſt hat nur dreißig Hütten. Da läuft und fährt man dahin, und kommt mit leeren Händen zurück.“

„Dafür kann ich nichts;“ verſetzte Gregorius. „Ich bin nicht Marktmeiſter des gedruckten Trödelmarkts. Das iſt der Verleger; und auch ihm können Sie keine Schuld beimeſſen: denn er iſt nicht allwiſſend. Hab’ ich doch ſelbſt die verdammten Zeitungen wie eine Stecknadel geſucht, und bin noch davon müde wie ein Hund.“

„So?“ — ſagte der Hofrath: „Sie wollten mir alſo die prächtige Sammlung wegkaufen?“

„Um ſie Ihnen an Ihrem nächſten Geburtstage zu ſchenken;“ antwortete Gregorius.

„Das ſagt ſich nun wohl;“ erwiederte Jener. „Wären

Sie aber in Beſitz des Schatzes gekommen, Sie hätten ſtill und neidiſch geſchwelgt.“ —

„Geſchwelgt!“ fiel Gregorius lachend ein. „Wer ſonſt als Sie könnte in alten Zeitungen ſchwelgen!“ Doch möcht ich dieſe faſt noch lieber leſen als die neuen, die ſeit einem halben Menſchenalter nichts als große Kriegs-Mordgeſchichten enthalten.“

„Sie reden ſeltſam, Herr Magiſter! Die Schlachtenberichte vergnügen mich ſehr.“

„Und ich, Herr Hofrath, bitte Gott, daß er mich davon erlöſe. Ich ſehe kein Zeitungsblatt mehr an, ſobald ich ein Pfarramt bekomme.“

„Damit iſt's wohl vorbei, mein werther Herr Magiſter!“

„Meynen Sie? — Ich gebe meine Hoffnung nicht auf. Gott — ſoll einmal ein Prediger auf der Kanzel geſagt haben — Gott iſt nicht ein Herr von Eilenburg, ſondern ein Herr von Wartenberg; darum müſſen wir in unſerm Gebet von Anhalt ſeyn.“ —

„Mein Freund,“ entgegnete der Hofrath mit Hohnlächeln, „ich denke, der Herr von Wartenberg wird Sie ſo lange warten laſſen, bis Sie der Herr von Eilenburg, der Tod, übereilt.“

Dieſe liebloſe Rede verdroß den Magiſter ſo ſehr, daß er die mitgebrachten Zeitungen haſtig aus der Taſche zog, auf den Tiſch warf und ſchnell davon ging.

Er ſchmollte vierzehn Tage und entzog dem Hofrath ſeinen Beſuch; doch ſchickte er von Zeit zu Zeit einen Pack Zeitungen. Dieſe mußte Minchen dem alten Sauertopf vorleſen, und ſie that es mit Zittern, weil er bei jedem falſch ausgeſprochenen Orts- oder Eigennamen heftig ſchalt, und mit geballter Hand auf den Tiſch ſchlug.

Als ſie zwei ſolche Angſtwochen überſtanden hatte, ließ ſich der Magiſter mit einem Freunde, deſſen Name nicht genannt wurde, feierlich anmelden, und eine Stunde darauf erſchien er — man denke ſich Minchens Erſtaunen! — mit dem Doktor Wallberg.

Der Hofrath machte über den Beſuch des ihm unbekannten jungen Mannes große Augen, und ſie wurden noch größer, als der Magiſter begann: „Ich habe die Ehre, Ihnen hier in der Perſon des Herrn Wallberg, Doctors der Philoſophie, den künftigen Redacteur der Zeitungen vorzuſtellen. — Sie prophezeiten mir neulich, der Herr von Wartenberg im Himmel würde mich bis an mein ſeliges Ende auf eine Pfarre warten laſſen: allein unvermuthet und wunderbarer Weiſe hat mich ein auf Erden lebender Herr von Wartenberg, Erb-, Lehn- und Gerichts-Herr auf Rabnitz, zum Pfarrer dieſes Kirchdorfs berufen, und ich habe dieſen Ruf mit Dank angenommen. Mein hoher Gönner machte mir dabei die Bedingung, ſeinem Univerſitätsfreunde, dem Herrn Doctor Wallberg, meine bisherige Stelle beim Zeitungsweſen zu verſchaffen, und das iſt mir auf's erſte Wort bei dem Verleger gelungen. Da nun der Herr Doctor von heute an Herr und Meiſter über alle fremde Zeitungen iſt, ſo hab' ich ihn aus Freundſchaft gegen Sie erſucht, Ihnen meinen Platz, als Mittheiler und Vorleſer, zu erſetzen.“

„Es wird mir Ehr' und Vergnügen ſeyn;“ ſagte Wallberg, und verbeugte ſich gegen den Hofrath. „Ich weiß die Muße meiner Abendſtunden nicht beſſer anzuwenden.“

Der Hofrath lächelte mit einem Auge, und mit dem andern ſah er finſter; denn er wollte den Genuß der Zeitungen nicht gern entbehren, und eben ſo ungern, Minchens halber, dem beinahe noch unbärtigen Lehrer der Weltweisheit bei ſich Zutritt geſtatten. Verlegen rieb er und wand die Hände, griff endlich an ſeine Sammtmütze, lüftete ſie ein wenig und ſtammelte: „Sie ſind ſehr gütig — in der That ſehr gütig — ich beſorge nur“ —

„Machen Sie keine Umſtände!“ ſagte Gregorius. „Der Herr Doctor thut's mit Vergnügen, und er wird Sie dreimal beſſer unterhalten, als ich: denn da er der engliſchen Sprache mächtig iſt, ſo ſind ſchon die vorzüglichſten Londner Blätter aus Hamburg verſchrieben, und nun werden Sie erſt ſchmecken, was Zeitungen ſind. Da gibt's Freimüthigkeit, Herr Hofrath!“

Dieſer Lockung konnte der Alte nicht widerſtehen. Er zog die Mütze tief ab und verſicherte dem Doctor, daß er ſich auf ſeine Beſuche freue.

Als er mit Minchen wieder allein war, lachte er boshaft vor ſich hin und ſagte: „So wird aus dem alten, verroſteten Magiſter doch noch ein Pfarrer! Es gleicht einem Wunder. — Und der junge Doctor iſt mir auch ein Räthſel. Der Menſch kommt mir bekannt vor; ich muß ihn ſchon irgendwo geſehen haben.“

Minchen unterbrach ihn mit einem erzwungenen Huſten, um ihr plötzliches Erröthen zu bemänteln. Sie ſehnte ſich, mit ihrer Vertrauten zu ſprechen, und nach einigen Stunden gelang ihr ein Huſch aus dem Hauſe. Sie erfuhr in der Hauptſache nichts Neues. Herr von Wartenberg befand ſich zum Carneval in der Stadt, ging täglich mit dem Doctor um, und ſie tranken eben eine Flaſche Wein zuſammen, als dem Kirchenpatron von Rahnitz der Tod ſeines Pfarrers gemeldet wurde. Wallberg ſchlug ſogleich den Magiſter Gregorius zum Nachfolger vor, um deſſen

Platz im Hauſe des Hofraths zu gewinnen, und der Edelmann war um das Seelenheil ſeiner Unterthanen ſo wenig bekümmert, daß er ohne die geringſte Kenntniß von den Fähigkeiten und ſittlichen Eigenſchaften des Candidaten ſeinem eigennützigen Freunde mit lachendem Munde den Auftrag gab, das Geſchäft nach eigenem Gefallen abzumachen.

Wallberg öffnete ſich gleich am nächſten Abend mit dem papiernen Schlüſſel der Zeitungen das ihm bisher verſchloſſene Paradies, und ſogar des Hofraths Herz, weil er nicht nur die erquickenden Neuigkeiten angenehm verlas und mit geläufiger Zunge darüber ſchwadronirte, ſondern auch an Gleichgültigkeit gegen Minchen ſeinen Vorgänger noch übertraf. Anfangs war der Alte mißtrauiſch und ſtellte ihm eine Falle. Er ging in den Alkoven, ſchob des Fenſters Vorhang ein wenig bei Seite, und ſpähte und horchte, ob die jungen Leute während ſeiner Abweſenheit einen verliebten Schleichhandel treiben würden. Aber indem er ſich auf den Lauerplatz begab, warnte Minchen ihren Freund mit den Augen, und er blätterte ſtumm und mit unverwandten Blicken in den Zeitungen, bis der Aufpaſſer zurück kam und ſich mit ſichtlicher Gemüthsruhe wieder an den Tiſch ſetzte.

In der Folge beſprachen ſich die Liebenden fleißig durch Brieſchen, die ſie einander heimlich zuſteckten, und verlobten ſich förmlich auf dem Papiere.

Als Wallberg die Braut in der Taſche hatte, rückte er mit den erſten engliſchen Zeitungen heraus, las ſie ohne Anſtoß deutſch vor, und pfefferte noch den kräftigen Inhalt derſelben mit eigenen Zuſätzen, die ſein Zuhörer für baare Münze annehmen mußte, weil er kein Engliſch verſtand, und folglich das Original mit der Ueberſetzung nicht vergleichen konnte. Ganz entzückt rief er einmal über das andere: „Brav! trefflich! Solche Kernzeitungen hab' ich mir längſt gewünſcht. Keine deutſche reicht ihnen das Waſſer.“

Aber nach dem Schluſſe der Vorleſung ſagte Wallberg: „Ich bereue faſt, Herr Hofrath, daß ich Ihnen dieſe behagliche Seelenſpeiſe zu koſten gab; denn ich kann Sie hinfort nicht weiter damit bewirthen.“

„Wie ſo? wie ſo?“ fragte der Alte mit Schrecken und Haſt, indeſſen Minchen aus der Stube ſchlich.

„Ich bin der Zeitungsſchreiberei ſchon überdrüßig,“ antwortete Wallberg, und gebe morgen dieß läſtige Geſchäft wieder auf.“

Beſtürzt bat der Hofrath, ihn nicht im Stiche zu laſſen, und erbot ſich zu einem anſehnlichen Jahrgehalte.

„Ich danke ſehr;“ ſagte der Doctor. „Mein väterliches Vermögen iſt mehr als hinreichend, einen Müßiggänger zu ernähren. Ich habe jährlich zweitauſend Thaler ſichere Einkünfte. — Nur ein einziges Etwas, das Sie mir gewähren können, würde mich Ihnen auf mein ganzes Leben zum täglichen Verſorger mit Zeitungen und zum Vorleſer derſelben verpflichten — und dieſes Etwas iſt — die Hand Ihrer liebenswürdigen Nichte.“ —

Was für Augen machte der verſteinerte Hofrath!

Deſto lebendiger kramte Wallberg die mitgebrachten Belege ſeines Vermögens aus. Doch nicht dieſer einleuchtende Beweis des angegebenen Reichthums, ſondern die drohende Armuth an Zeitungen, bewog den geängſteten Mann, auf der Stelle ſein Jawort zu geben. „Wenn ſich nur,“ ſetzte er hinzu, „meine Nichte den Handel gefallen läßt. Sie haben ihr bisher, ſo viel ich bemerkt habe, wenig Aufmerkſamkeit bewieſen.“

Wallberg bat getroſt, ſie zu rufen und ihr die Sache vorzutragen.

Das geſchah. Sie ſtellte ſich ſehr befremdet, ſpielte jedoch ſogleich das gehorſame Kind und ſagte: „Ich ergebe mich ganz in ihren Willen, Herr Onkel, wenn ich Ihnen dadurch Ihre Abendfreude ſichern kann.“

Kurz, es ward Hochzeit.

Bald nachher ſetzte ſich zwar der junge Ehemann zur Ruhe und ſchrieb keine Zeitungen mehr; doch erhielt er durch des Verlegers Gefälligkeit die fremden Blätter von Tage zu Tage, und las ſie dem Oheim treulich vor.

Dieſer lebte durch die Geſellſchaft der jungen Leute, mit welchen er zuſammen wohnte, ganz wieder auf, und war eines Tages in ihrer Mitte ſo vergnügt, daß ſie es wagen konnten, ihm alle ihre Liebesränke zu entdecken. Er ſtaunte nicht wenig und rief lachend aus: „O ihr Schälke! wie habt ihr meine Staatsweisheit hinter's Licht geführt! Ich ſehe hundert und tauſend Meilen weit in die geheimſten Cabinette hinein, und daheim war ich blind!“ —

„Geben Sie ſich darüber zufrieden!“ ſagte Wallberg. „Es geht manchem andern Staatsklugen nicht beſſer.“

II.

Das unterbrochene Hochzeitfeſt.

Die Baronin von Blachfeld, eine welkende Herbſtblume, die ſich aber noch als ein blühendes Frühlingskind darzuſtellen ſuchte, ſaß eines Morgens am Putztiſche und ließ ſich von ihrer Kammerzofe bedienen. Die künſtlichen Lilien und Roſen ihrer Wangen waren ſchon erblüht, und ihre breiten Hüften hatte bereits der Panzer des Schnürleibs möglichſt zuſammengepreßt. Die Zofe baute jetzt den hohen Kopfputz. Plötzlich fuhr die Gebieterin auf, trat vor einen großen Spiegel und ſchrie: „Gräßlich! abſcheulich! Ich glaube, der Balg hat mich mit Vorſatz ſo entſtellt.“ Damit ergriff ſie das zitternde Mädchen bei den Haaren und ſchlug es mehrmals heftig ins Geſicht.

Herr von Blachfeld, der an der andern Seite des Zimmers die Zeitung las, ſprang dazwiſchen, ſchob das weinende Mädchen ſanft zur Thür hinaus, faßte die Wüthende mit beiden Armen, drückte ſie nieder auf einen Stuhl und ſagte: „Halt Ruhe, du Furie!“

Sie ſchoß dem gewaltſamen Schiedsrichter, als er an ſeinen Tiſch zurückging, flammende Zornblicke nach, zwang ſich aber zur Gelaſſenheit und ſagte zu ihrer am Fenſter ſitzenden Stieftochter: „Liebe Ottilie, ſey ſo gefällig, mein Haar etwas beſſer zu ordnen. Du weißt, daß wir jeden Augenblick einen Beſuch zu erwarten haben.“

„Welchen Beſuch?“ fragte Herr von Blachfeld.

Die ſchmollende Gemahlin antwortete nicht; die Tochter aber ſagte: „Ein fremder Graf, der geſtern in Bosco's Kunſtvorſtellung neben der Mutter ſaß und ſich mit ihr unterhielt, bat um Erlaubniß, ihr dieſen Morgen aufwarten zu dürfen.“

„Alſo bei Bosco ward die Bekanntſchaft gemacht?“ ſprach der Vater. „Nun, die gnädige Frau laſſe ſich, ſo oft es ihr gefällt, von dem Gaukler täuſchen; Dir aber, Ottilie, verbiet' ich es, ſeine Bühne ferner zu beſuchen. Ich will nicht, daß man Dich zu den Damen zähle, von welchen ein Lobredner des Taſchenſpielers hier* wörtlich ſagt: „„Man wähne nicht, in Bosco's Gegenwart den gewohnten Blick aus ſchönen Augen zu empfangen! Die Damenwelt iſt nicht nur von dem Künſtler, ſondern auch von der liebenswürdigen Perſönlichkeit deſſelben ſo bezaubert, daß ſie alle Aufmerkſamkeit nur auf ihn zu richten vermag.““ — Sieh, da ſteht die freche Behauptung, die alle geſittete Frauen und Jungfrauen beleidigen muß.“ — Ottilie lehnte die dargebotene Zeitung mit Schamröthe ab und ſagte: „ich werde Ihr Verbot, lieber Vater, unverbrüchlich befolgen.“ —

Ein Diener meldete jetzt den Grafen von Immenſtein. Schnell erheitert, befahl die Baronin, ihn vorzulaſſen, und Herr von Blachfeld begab ſich durch eine Nebenthür aus dem Zimmer.

---

* Berliner Zeitung, im Verlage der Voſſiſchen Erben, vom 4. Juni 1828.

Die Thürflügel flogen auf. Raſch erſchien ein wohlgebildeter junger Mann, geſtiefelt und geſpornt, mit einer Reitpeitſche in der Hand und von einem großen Hunde begleitet. Er ſchoß auf die Dame zu, drückte ſeinen Stutzbart auf ihre Hand und ſagte: „Entſchuldigen Sie, gnädige Frau! Ich komme eben von einem Spazierritt durch den Park und wollte das Vergnügen, mich Ihnen vorzuſtellen, keinen Augenblick durch Umkleiden verzögern.“ — Ehe ſie antworten konnte, war der Schmetterling ſchon bei der Tochter, ſah ihr ſtarr ins Geſicht, blickte dann nieder auf ihren Stickrahmen und ſprach über ihre Arbeit die übertriebenſten Schmeicheleien aus.

„Nehmen Sie Platz, Herr Graf!“ ſagte die eiferſüchtige Mutter in einem faſt verdrießlichen Tone.

Er warf ſich auf einen Stuhl, ſtreckte die Beine weit von ſich, ſchwatzte von Bosco und vom Theater, ſchlug mit der Peitſche an die Stiefeln und ließ bisweilen den Hund darüber ſpringen. Seine Geſchwätzigkeit glich einem reißenden Strome. Er rühmte ſich, ein dramatiſcher Dichter zu ſeyn und ausgezeichnetes Schauſpielertalent zu beſitzen, was er auf ſeinen Reiſen durch Europa, an vielen fürſtlichen Höfen, wo er mit Prinzen und Prinzeſſinnen vor dem verſammelten Hofſtaate Schauſpiele aufgeführt, glänzend bewieſen habe. „Erlauben Sie, gnädige Frau,“ fuhr er fort, „dieſes Selbſtlob durch eine kleine Talentprobe zu unterſtützen.“ Damit ſtand er auf und declamirte, in der geſpreizten Manier vormaliger Heldenſpieler, einen Monolog von Schiller.

Die Baronin klaſchte wüthend. Ottilien aber war das ganze Weſen des Grafen ſo widerwärtig, daß ſie nicht im Zimmer aushalten konnte. Sie ging zu ihrem Vater.

„Der Engel verläßt uns,“ ſagte der Graf, „und ich wünſchte, daß er mich durch mein ganzes Leben begleiten möchte. — Es iſt freilich ein ſehr frühzeitiger Wunſch — —“

„Und kommt dennoch zu ſpät;“ fiel die Baronin ein. „Der Sohn des hieſigen Pfarrers, wohlbeſtallter Lieutenant bei der Landwehr, iſt Ihnen zuvor gekommen und bereits mit meiner Stieftochter verlobt.“

„Dennoch geb' ich meine Hoffnung nicht auf,“ erwiederte Jener. „Der Held aus geiſtlichem Stande hat wahrſcheinlich kein Vermögen; und wenn das ſchöne Fräulein in der einen Waagſchale einen kümmerlichen Lieutenantsſold und in der andern drei große Rittergüter, mit prächtigen Schlöſſern, liegen ſieht, ſo wird der Ausſchlag der Waage gewiß zu meinen Gunſten ausfallen.“

„Ich zweifle doch!“ ſagte die Dame. „Die jungen Leute lieben ſich ſchon ſeit Jahren und das Fräulein hat keinen wankelmüthigen Sinn. Verſuchen Sie indeſſen Ihr Heil! Mein Haus ſteht Ihnen offen. Aber ich gehe morgen auf mein Landgut Linnthal, zwei Meilen von hier. Beſuchen Sie mich dort, oder wohnen Sie, wenn es Ihre Verhältniſſe geſtatten, einige Wochen ganz in meinem ländlichen Schloſſe! Sie haben dann die bequemſte Gelegenheit, das Fräulein für ſich zu gewinnen.“

„Ein reizendes Anerbieten!“ rief der Graf. „Aber die gnädige Frau ſind vermählt. Werd' ich Ihrem Herrn Gemahl willkommen ſeyn?“

„Machen Sie ſich darüber keine Sorge!“ antwortete ſie. „Mein Mann, ein alter Major außer Dienſt, könnte mit ſeiner geringen Penſion nicht auskommen, wenn ihm nicht eine reiche Gemahlin zu Theil geworden wäre. Darum muß er mich unumſchränkt herrſchen laſſen, und fügt ſich auch ſtets ohne Gegenwort in meinen Willen.“

„Bon! Bon!“ rief der Graf, und empfahl ſich mit dem Verſprechen, morgen in Linnthal einzutreffen und einige Wochen da zu bleiben.

Die Gemeine zu Linnthal, von der nahen Ankunft ihrer Gebieterin unterrichtet, machte feierliche Anſtalten zu ihrem Empfang. Die guten Leute wollten ſich damit den Weg zu verſchiedenen Begünſtigungen bahnen, die ſie zu erlangen wünſchten. Der Schulmeiſter dichtete, nach der Melodie eines Kirchenliedes, einen Jubelgeſang und ſtellte ſich mit ſeinem Sängerchore an die Gränze der Dorfmark, wo eine Ehrenpforte erbaut war. Acht oder zehn junge Bauern hatten ſich als Türken verkleidet und ritten mit Hurrah und anderm wilden Geſchrei dem herrſchaftlichen Wagen entgegen. Sie waren nicht ſo beſcheiden und vorſichtig, als die löbliche Judenſchaft eines Städtchens in P**, die auch in türkiſcher Tracht ihrem neuen Landesherrn entgegen ritt, ihm aber, als ſie an ſeinem Wagen angekommen war, tröſtlich zurief: „Förchten Sie ſich nicht, Ew. Majeſtät! Wir ſin keene Törken!“ —

Die Baronin langte, vom Schulmeiſter angeſungen und von der Türkengarde umringt, bei der Ehrenpforte an. Auf derſelben ſtanden weißgekleidete Mädchen, die bei der Durchfahrt Blumengewinde in den Wagen hinablaſſen ſollten. Unglücklicher Weiſe beugte ſich des Schenkwirths Töchterlein zu weit vor und fiel in den offenen Wagen hinein. Heftig erſchrocken, rächte ſich die Baronin an dem armen Kinde mit grimmigen Ohrfeigen und warf es in raſender Wuth aus dem Wagen, ſo dringend auch Ottilie, die neben ihr ſaß, die grauſame That zu hindern ſtrebte. Das

Kind brach einen Arm und ſchrie jämmerlich. Die verſammelten Frauen des Dorfes ſtießen ein Mordgeſchrei aus; die türkiſche Leibwache empörte ſich und fiel den Pferden in die Zügel; aber Graf Immenſtein, der zu Roß den Wagen begleitete, ſtürzte ſich unter die Rebellen und jagte ſie in die Flucht; der Kutſcher hieb auf ſein Geſpann, die muthigen Hengſte durchbrachen das Getümmel und die Freifrau gelangte ohne weitere Anfechtung ins Schloß.

Als ihr Gemahl eine Stunde nachher eintraf, fand er die Burg förmlich belagert. Holzäxte und Hebebäume ſtürmten gegen das verſchloſſene Thor. Aber die Erſcheinung des alten, bei der ganzen Dorfſchaft beliebten Herrn ſtillte ſogleich den Tumult. Der Major ſtieg aus dem Wagen und fragte nach der Urſache des Auflaufs. Man erzählte ihm, wie ſeine Gemahlin des Schenkwirths Tochter gemißhandelt; beſonders aber beklagten ſich Viele, daß ſie ein Fremdling, der ein Graf ſeyn ſolle, mit der Reitpeitſche ins Geſicht gehauen und die ehrenrührigſten Schimpfreden ausgeſtoßen habe. Auf dieſen groben Menſchen, fügten ſie hinzu, ſey ihr Vorhaben, ins Schloß einzudringen, abgeſehen geweſen; ſie hätten ihm Gleiches mit Gleichem vergelten wollen.

„Beruhiget euch für jetzt und geht ſtill nach Hauſe!“ ſagte der Major. „Ich werde das euch widerfahrne Unrecht möglichſt wieder gut machen.“

Mit unzufriedenem Kopfſchütteln und leiſem Murren gingen die Bauern langſam aus einander. Herr von Blachfeld begab ſich ins Wirthshaus, um das kranke Kind zu beſuchen. Er fand den Dorfbader mit dem Verbande des gebrochenen Armes beſchäftiget. Der Major ſetzte kein ſonderliches Vertrauen in die Heilkunde des alten Quackſalbers, ſchrieb daher auf der Stelle an einen berühmten Wundarzt in der Stadt und lud ihn ein, unverzüglich nach Linnthal zu kommen. Dieſen Brief ſandte er mit einem reitenden Boten ab und verſprach den Eltern, die ſämmtlichen Koſten der Heilung zu übernehmen.

Nun ging er ins Schloß, deſſen Pforte, nach aufgehobener Belagerung, geöffnet war. Er fand ſeine Gemahlin und den Grafen bei einem Gabelfrühſtücke in der heiterſten Stimmung. Mit ſchnell verfinſtertem Geſicht und froſtig erwiederte ſie den Gruß des Eintretenden, und ſtellte ihm, da es ſich nicht anders thun ließ, den Grafen vor, der ſich ſchweigend und nachläſſig verbeugte und geſchwind zu ſeinem Teller zurückkehrte. Es mißfiel dem Major, daß der junge Herr ſo wenig Umſtände mit ihm machte, und er bekam Luſt, ihn dafür zu ſtrafen. „Ich bedauere, Herr Graf,“ hob er an, „daß mein erſtes Wort mit Ihnen eine Mißbilligung Ihres Betragens gegen die hieſigen Landleute ſeyn muß. Sie haben, wie ich ſchon vor dem Thore des Schloſſes hörte, das wackere Volk mit Peitſchenſchlägen und Schimpfreden gemißhandelt. Das konnte ſchlimme Gegenwirkungen veranlaſſen, und Sie hatten auch in der That kein Recht zu Ihrem Verfahren, Herr Graf!“

„Es war Ritterpflicht, die Frau Baronin zu ſchützen;“ antwortete Jener. „Darum wundert's mich, Sie als Sachwalter und Vertheidiger des Pöbels gegen mich auftreten zu ſehen.“

„O, ſprechen Sie nicht von Pöbel!“ ſagte der Major. „Auch der Aermſte und Geringſte gehört nicht zur Klaſſe des Pöbels, wenn er ein rechtſchaffener, gutdenkender Mann iſt. Wohl aber findet man oft in den höhern Ständen —“

Vom Stuhl aufſpringend, fiel ihm die Baronin ins Wort: „Genug davon, Herr Major! Sie beleidigen meinen achtungswerthen Gaſt und haben doch gar keinen Beruf, ſich als Schutz- und Schirmherr meiner Unterthanen mit anzüglichen Reden herauszulaſſen.“

„Das wäre freilich ganz überflüſſig,“ antwortete der Major, „wenn Sie ſelbſt geruhen wollten, ſich als eine liebreiche, menſchenfreundliche Herrin Ihrer Unterthanen zu betragen. Aber Sie werfen Kinder aus dem Wagen auf die Straße und erregen dadurch einen Aufruhr, der üble Folgen hätte haben können.“

„Für Sie doch nicht!“ ſagte die Dame. „Ihnen konnte keine Fenſterſcheibe zerſchlagen werden. Doch was ſtreiten wir über des Kaiſers Bart? — Ich bitte, verfügen Sie ſich in Ihre Zimmer!“

„Sehr gern! ſprach der Major. „Und ich werde mich bald, wenn Sie keinen anſtändigern Ton gegen mich annehmen, noch weiter von Ihnen entfernen.“

„Nach Belieben!“ rief ſie ihm hohnlachend nach.

In den Zimmern, die er gewöhnlich auf dem Lande bewohnte, fand er ſeine Tochter. Er ſprach mit ihr über die Vorfälle bei ihrer Ankunft. Sie beſtätigte alles, was er ſchon von den Bauern gehört hatte. „Die Frau Baronin fühlt aber keinen Funken Reue darüber;“ ſagte der Vater. „Ich hatte deßhalb einen unangenehmen Wortwechſel mit ihr, wobei ſich auch der Herr Graf, dem ich ebenfalls einen billigen Verweis gab, ziemlich unartig benahm. Ich will mich nun von der hochmüthigen Frau und ihrem Geſellſchaftscavalier ganz entfernt halten, und die Dame ſogleich durch meinen Bedienten erſuchen laſſen, unſern Mittagstiſch in dieſem Zimmer anzuordnen.“

„Das geſchieht ohnedieß; ſie hat mir's ſchon angekündigt,“ ſagte das Fräulein. „Sie gab vor, der Graf habe gleich beim erſten Anblick eine lebhafte Neigung zu mir gefaßt, deren Aeußerungen mich, die Verlobte des Lieutenants Arnold, beläſtigen würden.“

„Ganz recht!“ ſprach der Major. „Sie will den Herrn Grafen für ſich allein behalten, und ich will ihm, da ich des Höllenlebens mit dieſem Weibe ganz überdrüſſig bin, gern Platz machen.“

Mittags ward ein ſehr ſpärliches Mahl aufgetragen. Die Speiſen waren nicht beſſer, als ſie der Dienerſchaft gewöhnlich gereicht wurden. Von den Paſteten und andern Leckereien, welche die Baronin Tages zuvor in der Stadt gekauft und mit aufs Land genommen hatte, kam nichts zum Vorſchein. Auch das Glas Wein, das der Major ſeit vielen Jahren beim Mittagseſſen zu trinken pflegte, entzog ſie ihm. Vater und Tochter aßen dennoch vergnügt, da ihnen das herriſche, ſchnöde Weſen der Baronin, dem ſie meiſtens bei der Tafel freien Lauf ließ, jeden Biſſen vergällte.

Nachmittags ging der Baron wieder ins Wirthshaus, um zu ſehen, ob der aus der Stadt berufene Wundarzt angekommen ſey. Er ſtieg eben aus dem Wagen. Der Major empfing ihn mit Dank für ſeine ſchnelle Herkunft und führte ihn ans Bett des kranken Kindes. Er war, als er den Armbruch unterſuchte, mit dem Verfahren ſeines ländlichen Collegen ganz unzufrieden. „Welche Pfuſcherei!“ rief er aus. „Das Kind hätte, bei ſo fortgeſetzter Behandlung, zeitlebens einen krummen Arm behalten. „Er verbeſſerte den Fehler, verbat jede fernere Einmiſchung des Dorfbaders, und verſprach, ſich wieder einzufinden, ſobald ein neuer Verband nöthig ſey. Hierauf fuhr er nach der Stadt zurück Die Eltern freuten ſich, daß die geliebte Kranke in beſſere Hände gekommen, dankten dem Major für ſeine wohlthätige Fürſorge, beklagten ſich dagegen, daß die Frau Baronin noch gar nicht nach dem kranken Kinde gefragt habe. „Laßt's gut ſeyn!“ ſagte der Major: „Ich vertrete ſie, und will auch, um die Schuld des Grafen einiger Maßen zu tilgen, der Gemeine einen frohen Tag bereiten. Ruft ſie den nächſten Sonntag zuſammen, beſtellt Tanzmuſik und gebt den Leuten auf meine Koſten ſo viel Bier, als ſie trinken wollen. Ich werde Eure Rechnung den folgenden Tag mit Vergnügen bezahlen.“

Am andern Morgen beſuchte der Pfarrer Arnold den Major. Die alten Freunde begrüßten und umarmten ſich herzlich. „Ich habe bereits,“ ſagte der Geiſtliche, „Ihrer Frau Gemahlin die Aufwartung gemacht. Sie empfing mich ein wenig unhold, und warf mir vor, ich hätte, ſeitdem ſie nicht hier geweſen, meine Kirchkinder dermaßen verwildern laſſen, daß ſie geſtern, wegen eines kleinen Unfalls, der einem lumpigen Kinde begegnet ſey, eine Rebellion angefangen und die Schloßpforte beſtürmt hätten, um ihr wohl gar nach dem Leben zu trachten.“

„Welche Uebertreibung!“ rief der Major. „An Mord und Todtſchlag hat Niemand gedacht. Man wollte höchſtens dem fremden naſeweiſen Grafen, der die Baronin zu Pferde begleitete, den Rock ein wenig ausklopfen, weil er die Bauern geſchimpft und geſchlagen hatte.“

„Er war zugegen, der junge Herr,“ ſprach der Pfarrer, „und ließ ſich über das — von ihm ſo genannte Lumpengeſindel mit harten Worten heraus. Das Ende vom Liede war: daß mir die Frau Baronin befahl, den nächſten Sonntag eine derbe Strafpredigt von der Kanzel herabzudonnern.“

„Freund, thun Sie das nicht!“ ſagte der Major: „Der Vorfall iſt ſchon halb vergeſſen; wozu denn auf's Neue Oel ins Feuer gießen? Der Sturm gegen die Schloßpforte war freilich ein freches Unternehmen. Es kann alſo nicht ſchaden, wenn Sie im Allgemeinen — ohne deutlichen Bezug auf die geſtrige Geſchichte — die Verſuche eigenmächtiger Selbſthülfe tadeln und davor warnen. — Das thun Sie, Freund! So erfüllen Sie halb und halb den Willen der Baronin, und auch die nicht geradezu abgekanzelte Gemeine bleibt mit Ihnen zufrieden.“

Dem Pfarrer gefiel der gute Rath. Er verſprach, ihn zu befolgen.

„Doch nun kein Wort weiter von dem verdrießlichen Handel!“ ſprach der Major. „Was macht Ihr Sohn? Wird er nicht bald Urlaub nehmen und uns beſuchen?“

„Nach ſeinem letzten Briefe, worin er mir die herzlichſten Empfehlungen an Sie und Fräulein Ottilien auftrug, kann ich ihn alle Stunden erwarten.“

„Das freut mich. Wir ſehn ihm mit Verlangen entgegen und wünſchen ſein baldiges Eintreffen um ſo mehr, da wir dießmal vielleicht nicht lange hier verweilen werden. Es iſt möglich, daß wir, wenn ſich die Verhältniſſe im Schloſſe nicht ändern, ſchon in den nächſten Tagen ſchnell anſpannen laſſen und nach der Stadt zurückkehren.“

In den Morgenſtunden des folgenden Tages war Ottilie, mit einem Buche in der Hand, in den Garten gegangen. Kaum hatte ſie ſich auf eine Bank niedergelaſſen und einige Zeilen geleſen, als der Graf von Immenſtein plötzlich hinter ihrem Rücken aus dem Gebüſch trat und neben ihr Platz nahm. Er begann mit albernen Schmeicheleien, die dem Fräulein äußerſt zuwider waren. Sie ſtand auf, um wegzugehen; er aber zog ſie auf die Bank zurück, umſchlang ſie mit beiden Armen und wollte ſie küſſen. Sie ſträubte ſich mit allen Kräften dagegen. In dieſem Augenblicke erſchien der Lieutenant Arnold im Garten und eilte mit ſchnellen Schritten herbei.

„Willkommen, lieber Arnold!“ rief das Fräulein: „Sie erſcheinen mir wie ein rettender Engel.“

„Theuerſte Ottilie!“ ſagte Arnold. „Ich erſtaune, Sie ſo beläſtiget zu finden.“

Beſtürzt hatte der Graf das Fräulein aus ſeinen Armen gelaſſen. Sie ſtand auf und ging mit Arnold im Garten umher.

„Sagen Sie mir, wer iſt der Unbeſcheidene, der ſich ſo unartig aufführte?“ fragte der Lieutenant.

„Ein fremder, wie aus den Wolken gefallener Geſellſchafter meiner Mutter, den ſie bei einer Kunſtvorſtellung des Taſchenſpielers Boſco kennen lernte und gleich des folgenden Tages mit auf's Gut nahm. Ich weiß nichts von ihm, als daß er ſich Graf von Immenſtein nennt.“

Horchend ſchlich ihnen der Graf leiſe nach.

Der Lieutenant ſah ſich um und warf ihm einen ſcharfen Blick zu, der ihn zurückweiſen ſollte.

Er fuhr dennoch fort, in ihre Fußtapfen zu treten.

Arnold blickte nach einer Weile wieder um und ſagte: „Mein Herr, der Garten iſt groß genug, daß Sie bequem darin luſtwandeln können, ohne uns auf dem Fuße zu folgen.“

„Mir gefällt aber dieſer Weg,“ verſetzte der Graf; „Sie können ja auch einen andern einſchlagen.“

„Wir geben Ihnen nach,“ ſagte Arnold und betrat den nächſten Pfad, der abwärts führte.

Aber nach fünf Minuten war ihnen der Graf wieder auf der Ferſe.

Raſch ging ihm Arnold zu Leibe und ſagte: „Herr! Sie beleidigen mich ſo frech und vorſätzlich, daß ich Genugthuung von Ihnen fordern muß. Holen Sie Ihren Degen und folgen Sie mir in das Wäldchen hinter dem Garten, wo wir unſere Sache kurz und ſchnell ausmachen wollen.“

„Dieſe Ehre muß ich verbitten,“ ſagte der Graf mit ſtolzem Hohn. „Sie, Herr Lieutenant, ſind nicht meines Standes; Graf Immenſtein ſchlägt ſich mit keinem Bürgerlichen.“

„Nun, ſo wird der Graf geſchlagen!“ rief Arnold, zog zugleich vom Leder und verſetzte ihm mit der flachen Klinge einige Hiebe. Was that der Graf? Wie ein Knäblein, das von ſeinem Spielgeſellen ein Kläppschen bekommen, Mutter! Mutter! ſchreit: ſo rief der Graf im kläglichſten Tone: „Frau Baronin! Frau Baronin! man thut mir in Ihrem Garten Gewalt an!“

„Ei, ſo laufen Sie zur Frau Baronin!“ ſagte Arnold, und fuchtelte ihn, da er jetzt wirklich die Flucht nach dem Schloſſe hin ergriff, zum Garten hinaus.

Nach reiflicher Ueberlegung unterließ Immenſtein, der Baronin die ihm widerfahrene Begegnung zu klagen, weil er ſeine dabei bewieſene Feigheit nicht zugleich geſtehen und ſich dadurch verächtlich machen wollte.

In der folgenden Nacht beunruhigte den Major eine Art von Spuk. Das Zimmer, worin er ſchlief, war das Eintrittszimmer zu der ganzen Reihe von Gemächern, die er mit ſeiner Tochter bewohnte. Gegen Mitternacht weckte ihn, der nie feſt ſchlief, ein leiſes Geräuſch an der Thür. Ein Schlüſſel ward ins Schloß geſteckt und die Thür ſacht geöffnet. „Wer da?" rief der Major mit ſo gewaltiger Stimme, wie er vormals ſein Bataillon commandirte. Keine Antwort; aber die Thüre ging ſanft wieder zu, und der Major hörte, daß ſich leiſe Schritte hinwegzogen.

Am Morgen erzählte er ſeiner Tochter den Vorfall, und warnte ſie, nicht zu erſchrecken, wenn ſie einmal des Nachts einen Piſtolenſchuß höre. „Er ſoll Niemand tödten," ſetzte er hinzu: „ich will nur gegen die Thür feuern, indem man ſie aufſchließen will."

Er ſchob am Abend den Riegel vor, legte ſich zu Bett, erhielt ſich aber munter. Um Mitternacht kam's draußen geſchlichen und verſuchte das Schloß zu öffnen. Der Major feuerte ſein geladenes Piſtol gegen die Thür. Es gab einen furchtbaren Knall; draußen hörte man ächzen, taumeln und fallen. Herr von Blachfeld nahm ein Licht und ſah hinaus. Da lag der Graf von Immenſtein in Ohnmacht. Vom Schuß geweckt, ſtürzten die Bedienten herbei. „Bringt den Nachtwandler in ſein Bett!" ſagte der Major, und kümmerte ſich nicht weiter um ihn.

Am Morgen ſchrieb er an die Baronin: „Ihr ſchlechtes Betragen gegen mich, der anſtößige Aufenthalt des fremden Grafen bei Ihnen, und ſeine wiederholten Verſuche, bei Nacht — ich weiß nicht, in welcher Abſicht — in meine Zimmer einzuſchleichen; alle dieſe ärgerlichen Umſtände veranlaſſen mich zu dem Entſchluß, Ihr Landgut ſogleich zu verlaſſen und mich mit meiner Tochter wieder nach der Stadt zu begeben."

„Nun, was ſagte die Baronin?" fragte der Major den zurückkommenden Boten des Briefes.

„Sie las den Brief lachend," antwortete der Diener, „und ſagte dann: Es iſt gut; ich wünſche dem Herrn Baron glückliche Reiſe."

Herr von Blachfeld ließ anſpannen und fuhr mit Ottilien beim Pfarrer vor, um Abſchied zu nehmen. Man trennte ſich mit Betrübniß.

„Willkommen, alter Freund!" ſagte der General Wedding, den der Major bald nach ſeiner Ankunft beſuchte. „Wie geht's? Haſt du Krieg oder Frieden im Hauſe?"

„Den heftigſten Krieg;" ſprach der Major, und erzählte ſeinem Buſenfreunde die uns bekannten Vorfälle.

„Donnerwetter!" rief der graue Held. „Die Sache ſteht ſchlimm oder vielmehr gut! Nun muß es zum Bruch kommen! Willſt Du Dich von der übermüthigen Kaufmannstochter, deren blendender Mammon Dich vom Felde der Ehre hinweg lockte, noch länger mißhandeln laſſen? Könnteſt General ſeyn, und was biſt Du ſeit zehn Jahren? Ein armſeliger Kreuzträger, den nun gar noch ein aufgeleſener Graf höhnt und verdrängt. Ich bitte Dich, Bruder, mach' Dich ſo ſchnell als möglich von dem Höllenweibe los! Du kannſt und ſollſt ihr Sclav nicht länger ſeyn. Ich will ſelbſt Hand anlegen, Deine ſchimpflichen Ketten zu zerbrechen.“

An einem der nächſten Tage begab ſich der General nach Linnthal und führte gegen die Baronin eine ſehr kräftige Sprache. Er hielt ihr alle Vergehungen, die ſie ſich jetzt und in frühern Zeiten gegen den wackern Major erlaubt hatte, freimüthig vor, und ſchloß mit der Erklärung: daß ſein Freund, als Mann von Ehre, nicht länger mit ihr leben könne, ſondern auf Scheidung beſtehe. „Der Herr General glauben wohl, mich zu erſchrecken?“ ſagte ſie keck und höhniſch: „Ja, ich zittere wirklich; aber vor Freude. Ihr werther Freund kommt meinen Wünſchen zuvor..“ —

„Deſto beſſer!“ ſagte der General: „Ich höre den Ausdruck Ihrer Geſinnung mit Vergnügen, und erbitte mir auf der Stelle eine ſchriftliche Zuſicherung: daß Sie die Trennung der Ehe ſelbſt wünſchen und ihr kein Hinderniß in den Weg legen wollen.“

„Keinen Strohhalm!“ ſagte ſie lachend, und ſchrieb mit flüchtiger Feder die verlangte Erklärung.

Als ſie ſolche dem General übergab, ſagte ſie: „Bitten Sie ihren Freund in meinem Namen, von dieſem Papiere ſobald als möglich Gebrauch zu machen.“

Das geſchah, und die gerichtliche Eheſcheidung erfolgte, bei wechſelſeitiger Einwilligung, ohne Verzug; und da ſich die Geſchiedenen ſchon ſeit Jahren vom Ehebette getrennt hatten, ſo ward ihnen geſtattet, ſich in kurzer Zeit wiederum zu verheirathen.

Indeſſen gefiel es dem Grafen von Immenſtein noch immerfort in Linnthal, wo man dem werthen und geliebten Gaſtfreunde ſeinen Aufenthalt möglichſt angenehm machte. Er hatte, da er Ottilien, die er Anfangs zu ſeiner Liebſchaft erkoren, ſchon verſagt fand, und Arnold ihm dieſen Beſcheid ſogar mit der Klinge auf den Rücken ſchrieb, ſeine Zärtlichkeit ganz der Baronin zugewandt, und ſich mit der innigſten Erwiederung von ihr beglückt geſehen. Dadurch ermuthiget, warb er, als ſie geſchieden war, um ihre Hand, und bald nachher ward die Verlobung des Grafen von Immenſtein mit der geſchiedenen Freifrau von Blachfeld in den Zeitungen und durch umher geſchickte Karten bekannt gemacht.

Alle Bewohner Linnthals trauerten, daß der edle Blachfeld, der ihnen manche Wohlthat erwieſen, manches Bedrängniß von ihnen abgewandt hatte, mit ihnen außer Verbindung kam, und ſie nun den fremden Grafen, der ſie gleich bei ſeiner Ankunft mit Peitſche und Zunge beleidiget hatte, als ihren Gebieter, wenigſtens als Mitregenten, anerkennen und verehren ſollten. Er verſuchte zwar, von ſeiner Braut dazu veranlaßt, auf mancherlei Weiſe ſich beliebt zu machen. Jeder Gruß, den er von einem Dorfbewohner erhielt, ward mit freundlichſter Herablaſſung erwiedert; er ließ ein Dutzend arme Kinder neu kleiden, gab der Gemeine ein reichliches Freibier, dabei ein ſtattliches Tanzfeſt, und walzte in hoher Perſon mit einigen der hübſcheſten Dirnen um die Säule herum. Dennoch mußte er ſehen und hören, daß die umherſitzenden Zecher da und dort die Bierkrüge zuſammen ſtießen und ausriefen: „Unſer guter Baron Blachfeld ſoll leben! hoch!“ Auf des Grafen Geſundheit ward nicht getrunken, und als der kriechende Schulmeiſter ein Lebehoch ausbrachte, ſtimmte Niemand mit ein.

Wie wenig er beliebt war, erfuhr er unter andern auch eines Abends, als er mit ſeiner Verlobten Arm in Arm um das Dorf herum luſtwandelte. Sie kamen an den Weideplatz der Dorfkühe. Die guten Thiere ſahen das zierlich einhertretende Paar dumm und ehrlich an. Der läppiſche Graf hatte den unglücklichen Einfall, ſeinen großen Hund unter ſie zu hetzen. Einige flohen; andere blieben tapfer ſtehen, ſtampften trotzig mit dem rechten Vorderfuße, ſenkten den Kopf und zeigten dem Ruheſtörer ihre Waffen. Er rannte, wiewohl mit Vorſicht, gegen ſie an, und ſuchte ſie mit grimmigem Gebell zum Weichen zu bringen.

Der Mann der Kühe, ein großer ſchwarzer Stier, genoß in einiger Entfernung ruhig ſein Abendbrod. Der Lärm des Maulhelden machte ihn aufmerkſam; er hob den Kopf, ſah ſeine Weiblein bedrängt, und entſchloß ſich ſchnell, ihnen beizuſtehn. Er ſtieß als Kriegserklärung ein dumpfes Gebrüll aus, und ging in kurzem Trabe auf den Feind los. Dieſer unterſtand ſich, ihm bellend entgegenzufahren; aber der Stier ſchoß wüthend auf ihn zu und wollte ihn mit den mächtigen Hörnern packen, um ihn eine Luftreiſe machen zu laſſen. Erſchrocken floh der Hund, vom ſchwarzen Rieſen verfolgt, zu ſeinem Herrn; aber der Graf, deſſen Herzhaftigkeit wir ſchon kennen, fand's auch nicht räthlich, ſtehen zu bleiben; er lief mit dem Hund um die Wette. Sie nahmen ihre Flucht durch's Dorf, wo die Bauern mit Weib und Kind vor ihren Häuſern ſaßen und beinahe laut lachten, als ſie den gnädigen Herrn wie einen Grashüpfer vorbeiſpringen und den Stier ihm nachſtürzen ſahn. Niemand hob zu einem Rettungsverſuche Hand oder Fuß. Die Buben jauchzten und klatſchten in die Hände. Die bewunderswürdige Schnelligkeit der gräflichen Füße erwarb jedoch ihrem Beſitzer das Glück, daß er ungeſpießt das Schloßthor erreichen und es dem Stier vor der Naſe zuwerfen konnte.

Als der Pfarrer Arnold am folgenden Tage die komiſche Grafenhetze erfuhr, ſah er die Sache von einer ernſthaften Seite an, und ſagte zu einem Amtsbruder, der ſich eben bei ihm befand: „Es war die Nemeſis, die den Grafen, in Geſtalt des Stieres, verfolgte. Entging er ihr auch geſtern, ſo wird ſie, als Blachfelds Rächerin, ihn zu anderer Zeit faſſen und geißeln.“

Zur Feier des Vermählungsfeſtes wurden große Anſtalten im Schloſſe zu Linnthal gemacht. Vierzehn Tage zuvor lud die Baronin die ganze adelige Nachbarſchaft und viele Freunde und Bekannte aus der Stadt dazu ein. Die alten Herren freuten ſich auf ein köſtliches Gaſtmahl und die junge Welt auf einen glänzenden Ball.

Der Graf, der bisher immer bürgerliche Kleidung getragen, überraſchte jetzt ſeine Braut mit der Eröffnung, daß er Oberſter in franzöſiſchen Dienſten ſey. „Warum erfreuen Sie mich erſt ſo ſpät mit dieſer Nachricht?“ fragte die Baronin. „Ich wollte,“ war die Antwort, „nicht meiner militäriſchen Würde, ſondern einzig mir ſelbſt die Entſcheidung meines Looſes verdanken.“

Er fuhr hierauf in die Stadt und beſtellte ſich eine prächtige Uniform.

Damit geſchmückt, ſtand er vor dem Hausaltare, an dem ein angeſehener Stadtgeiſtlicher, ein Oheim der Braut, die Verlobten einſegnete.

Man ging dann zur Tafel. Der franzöſiſche Oberſte glänzte in ſtolzer Pracht neben ſeiner Auserwählten, als in dem Augenblicke, da eben erſt die Suppe vertheilt war, ein fremder anſehnlicher Mann in den Saal trat. Er grüßte die Geſellſchaft mit einer ſtummen Verbeugung, ſtellte ſich dem erbleichenden Grafen gegenüber, und rief laut nach der Thüre hin: „Ja, er iſt's!“ — Sogleich traten gewaffnete Soldaten, die hinter der halb offenen Thüre gelauſcht hatten, herein. Der Graf, vor Angſt und Schrecken einem Todten ähnlich, fuhr vom Stuhl auf und wollte ſich aus dem Staube machen; da aber der Saal nur einen einzigen Ausgang hatte, fiel der Flüchtling in die Hände der Soldaten, die zum Theil bei Leipzig gefochten hatten, und ſich freuten, wieder einmal einen Franzoſen gefangen zu nehmen. Sie führten ihn hinaus, und nöthigten ihn, in einen bereit ſtehenden Wagen zu ſteigen. Der Unterofficier und zwei Musketiere ſetzten ſich zu ihm hinein, und die Reiſe ging raſch nach der Stadt.

„Es thut mir leid, meine gnädige Frau,“ begann jetzt der Fremde, „daß ich Ihr Hochzeitfeſt auf eine höchſt unangenehme Weiſe ſtören mußte. Hätten es die Umſtände erlaubt, einen Tag, oder wenigſtens einige Stunden früher hier einzutreffen, ſo ward der Betrüger entlarvt, ehe Sie, von ſeinen Lügen getäuſcht, eine Verbindung mit ihm eingingen, die nur die bitterſte Reue zur Folge haben kann. Doch Sie wiſſen noch nicht, wer ſich gedrungen ſah, Ihr

Feſt zu ſtören. Ich bin Graf Hollbeck, und der vorgebliche Graf von Immenſtein war mein Bedienter, der mir, indem ich von meinen Gütern am Rhein eine Reiſe nach Berlin gemacht und ihn zu Hauſe gelaſſen hatte, zehntauſend Thaler in Louisd'or ſtahl und heimlich damit fortging. Mein Gerichtshalter verfolgte ihn mit Steckbriefen, die keinen Erfolg hatten. Der Kerl war ſpurlos verſchwunden. Nach Verlauf dreier Monate ſchrieb mir ein Freund, der ſich einige Wochen in Wien aufgehalten: er habe im Burgtheater in einer Loge des erſten Ranges einen vornehm gekleideten jungen Mann geſehen, der mit meinem entflohenen Bedienten die auffallendſte Aehnlichkeit gehabt habe. Als er nach ſeinem Namen geforſcht, habe man ihn Graf Kronenburg genannt und dabei geſagt: er ſey ein reicher Ausländer, der einen ungeheuern Aufwand mache und mit dem höchſten Adel umgehe. Dieſe Schilderung hatte meinen Freund abgeſchreckt, etwas gegen ihn zu unternehmen, weil in Ermangelung aller Beweiſe, daß er wirklich der entflohene Vogel ſey, ein Angriff auf ſeine Perſon gefährlich geweſen wäre. Er nannte mir Straße und Haus, wo der verdächtige Graf gewohnt hatte. Mehr erfuhr ich nicht.“

„Dennoch ahnte mir, daß der ſogenannte Graf von Kronenburg mein Hausdieb ſey. Da ich nun ſchon früher Luſt hatte, nach Wien zu reiſen, ſo machte ich mich ſchnell auf den Weg. Dort angelangt, begab ich mich zuvörderſt nach der mir genannten Wohnung. Sie war leer. Vier Wochen zuvor hatte der Graf Wien verlaſſen; wohin er aber ſeinen Weg genommen, wußte man nicht. Er habe, ſetzte man hinzu, vor ſeiner Abreiſe einen Bedienten verabſchiedet, der ſich noch in Wien aufhalte und mir wahrſcheinlich über ſeinen geweſenen Herrn nähere Auskunft geben würde. Ich ſuchte den Menſchen auf. Er war ein geborener Wiener, hatte dem Grafen von Kronenburg nur zwei Monate gedient und wußte nichts von ihm, was mir zur klaren Enthüllung der räthſelhaften Perſon hätte dienen können. Zuletzt erfuhr ich noch von dem Burſchen, daß der Graf ſeinen Weg nach Berlin genommen; doch hielt ich's nicht der Mühe werth, ihm über Hals und Kopf nachzureiſen, da ich vermuthen konnte, daß er mein Geld ſchon größten Theils in Wien verſchwendet habe und nicht mehr viel davon zu retten ſeyn werde. Ich beluſtigte mich daher ſechs Wochen lang in Wien, und reiste dann hierher, wo ich im Polizeiamte fragte: ob vor einigen Monaten ein Graf von Kronenburg aus Wien hier eingetroffen ſey. Man ſchlug ein Buch auf und ſagte: „Nein, es iſt um dieſe Zeit nur ein Graf von Immenſtein aus Wien hier angekommen.“ Ahnend, daß der Bube ſeinen in Wien geführten Namen abermals verändert haben könne, fragte ich nach ſeiner Wohnung. Sie ward mir bezeichnet und ich ging dahin. Der Hauswirth berichtete mir: der Graf befinde ſich auf dem Landgute Linnthal, und werde ſich, dem Vernehmen nach, mit der Beſitzerin deſſelben nächſtens vermählen. Ich forſchte nach verſchiedenen Kennzeichen ſeiner Perſönlichkeit. Dieſe Fragen, ſagte der Wirth, ſoll Ihnen der Graf ſelbſt beantworten. Er führte mich in ein Nebengemach, und ich erſchrack beinahe vor dem in Lebensgröße gemalten und zum Sprechen ähnlichen Bildniſſe des Spitzbuben, das, an die Wand gelehnt, der Thür gegenüber ſtand. Der Maler hatte das Gemälde erſt vor einer Stunde überſandt, und man erwartete jeden Augenblick deſſen Abholung. Es war mit zwanzig Louis'dor von meinem Golde bezahlt worden; dieſe waren für mich aber nicht verloren, da ſie mir die Ueberzeugung verſchafften, daß ich den Schelm, den ich ſuchte, gefunden hatte. Um mir ihn aber nicht entwiſchen zu laſſen, bat ich um Begleitung der Soldaten, die ihn vorhin nach dem Criminalgefängniß in der Reſidenz abführten.“

Die Baronin, die während der Erzählung des Grafen Hollbeck in völliger Erſtarrung auf ihrem Stuhle geſeſſen hatte, ſchlug jetzt die Hände über dem Kopfe zuſammen und rief ſchluchzend aus: „Gott, wie unglücklich hat mich meine Verblendung gemacht! — Ich werde hart dafür geſtraft, daß ich meinen alten ehrwürdigen Gatten mit Verachtung behandelte und ihn verließ, um mich einem verbrecheriſchen Buben in die Arme zu werfen. Wehe mir! weh mir Unglückſeligen! ich bin nicht zu retten. Reue und Schande verfolgen mich bis ins Grab.“

Sie wandte ſich nun zu der ſtaunenden Geſellſchaft, die zum Theil noch den Suppenlöffel, auf dem halben Wege zum Munde, in der Hand hielt. „Sie ſehen, meine Herren und Damen, welch' ein Schlag des Schickſals mich trifft! Ich lud Sie zu einem Freudenfeſte; aber der heutige Tag ward der unglücklichſte meines Lebens! Verzeihen Sie mir die Bitte, dieß entehrte Haus zu verlaſſen. Ich ſelbſt flieh' es ſogleich, und werd es nie wieder betreten.“

Die Geſellſchaft erhob ſich; die Herren riefen ihren Bedienten zu, die Wagen wieder anſpannen zu laſſen. Nur drei wohlbeleibte Landjunker konnten ſich nicht zum Aufbruch entſchließen. „Es iſt Jammerſchade um das ſchöne Eſſen, das nun doch ſchon geſotten und gebraten iſt,“ ſagte der Eine.

„Und es iſt ſchmerzlich,“ fiel der Andre ein, „wenn man mit hohlem Magen zwei bis drei Meilen nach Hauſe fahren muß, und auch dort nichts findet.“

„O! die gnädige Frau,“ ſprach der Dritte, „werden wohl erlauben, daß wir uns hier erſt ſatt eſſen und ein Glas Wein auf Ihre Geſundheit trinken, ehe wir uns Ihnen zu Gnaden empfehlen.“

„Küche und Keller, meine Herren,“ antwortete die Trauernde, „ſtehen Ihnen zu Befehl; verlangen Sie nur nicht, daß ich Ihnen Geſellſchaft leiſte. Der Boden brennt hier unter meinen Füßen! Leben Sie insgeſammt wohl!“

Sie verließ eilend den Saal, warf in ihrem Wohnzimmer die hochzeitlichen Kleider von ſich, und fuhr nach der Stadt.

Hier ließ ſie ſogleich, um ihre Reue durch ein gutes Werk an den Tag zu legen, eine gerichtliche Schenkung des Gutes Linnthal an ihre Stieftochter aufſetzen, ſandte die Urkunde Ottilien zu, und reiſte noch in derſelben Stunde nach Paris, um dort, unter ihrem wieder angenommenen Vaternamen, im Hauſe eines Oheims ſtill und verborgen zu leben.

Der verhaftete Betrüger war (nach ſeiner Ausſage bei dem mit ihm angeſtellten Verhör) in Mainz geboren, und der Sohn eines Schneiders, Namens Flink, der für die damals dort befindliche Theatergeſellſchaft arbeitete. Als Burſch von ſechszehn Jahren trug der Sohn die fertigen Kleider in die Garderobe, und erhielt dann und wann, als Trinkgeld, ein Billet zur Gallerie. Dadurch ward ihm das Bühnenweſen höchſt anziehend, und es entſtand in ihm der Wunſch, ſich ſelbſt der Schauſpielkunſt widmen zu können. Man gab ſeinen dringenden Bitten nach, ſtellte ihn vorerſt als Lampenputzer an, und ließ ihn dann, als Bär in der Zauberflöte, die Bühne zum erſtenmale betreten. Nachher erſchien er auch in eigner menſchlichen Geſtalt, doch nur in ſehr unbedeutenden Rollen, auf den Bretern. Neid und Kabale ließen ihn, wie er ſagte, nicht empor kommen. Darum verließ er nach einigen Jahren dieſe Bühne, und entlief dem Vater, um ſein Glück in der Welt zu verſuchen.

Er trat in den Dienſt eines Schriftſtellers, der ein Tagblatt herausgab, und auch die theatraliſchen Vorſtellungen darin beurtheilte, obgleich er ſelbſt das Schauſpiel nie beſuchte. Er ſpielte des Abends lieber eine Partie Whiſt in einer geſchloſſenen Geſellſchaft. Indeſſen mußte ſein Schreiber Flink ins Theater gehen, die Schauſpieler ſcharf beobachten, und über ihr Spiel ſogleich einen kritiſchen Aufſatz entwerfen, der dann, von dem Herausgeber in einzelnen Worten verbeſſert, ſchnell in der Nacht gedruckt wurde. Am Morgen trug Flink das Blatt in die Häuſer der Theilnehmer, die darauf unterzeichnet hatten. Unter dieſen befand ſich auch eine Sängerin, die einsmals etwas bitter getadelt worden war. Am nächſten Morgen, als ſie, aus dem Fenſter ſehend, ihn ins Haus treten ſah, ſchoß ſie wie eine Furie aus ihrem Zimmer und empfing ihn oben an der Treppe mit ſo gewaltigen Ohrfeigen, daß er beinahe rücklings wieder hinab gefallen wäre. Das Blatt riß ſie ihm aus der Hand, trat es mit Füßen, und verbot ihm, ſich nie wieder damit vor ihren Augen ſehen zu laſſen. Wüthend lief er nach Hauſe, zeigte ſeinem Prinzipal die unter der kräftigen Hand der Künſtlerin geſchwollenen Backen, und ſagte: er möge künftig ſein Blatt ſelbſt herumtragen, und dergleichen klingende Münze, als Botenlohn, in Empfang nehmen. — Damit warf er die noch nicht vertheilten Blätter auf den Tiſch und lief aus dem Dienſte.

Von da begab er ſich zu einer reiſenden Schauſpielergeſellſchaft, die am Main und Rhein von Stadt zu Stadt zog, und mitunter auch anſehnliche Dörfer nicht verſchmähte. Sie beſtand aus rohem, unwiſſenden Geſindel, das die ihm zugetheilten Rollen kaum leſen, geſchweige denn kunſtrecht ſpielen konnte. Der Einäugige iſt König unter den Blinden: ſo war auch Flink ein Stern der erſten Größe unter dieſen Leuten, und bekam immer die wichtigſten und glänzendſten Rollen. Er prunkte als Kaiſer und König, beſaß aber keinen Groſchen in ſeiner Schatzkammer; denn der Director war immer in der Klemme und nie im Stande, ihm ſeinen Wochengehalt, der freilich volle zwei Thaler betrug, ganz zu zahlen: er konnte ihm jeden Abend nach der Vorſtellung nur ſo viel verabreichen, als er des folgenden Tages zur nothdürftigſten Stillung des Hungers anwenden mußte. Endlich war auch dieſes Almoſen nicht mehr zu erhalten. Der Director mußte ſeine kümmerlichen Zahlungen ganz einſtellen und erklärte ſeiner Heerde, daß er, wegen gänzlich zerrütteter Umſtände, ſeinen Hirtenſtab niederlegen müſſe, und ihr ſammt und ſonders wohlmeinend rathe, den Hungerpfad des umher irrenden Schauſpielers zu verlaſſen und auf andern Wegen ihr Brod zu ſuchen.

Dieſe Auflöſung geſchah in einer Gegend am Rhein, wo der Graf Hellbeck ein großes Gut beſaß und ſich eben daſelbſt befand. Flink erbot ſich ihm zum Kammerdiener; da jedoch dieſer Platz beſetzt war, nahm er mit einer Bedientenſtelle fürlieb. Der Graf behandelte ihn freundlich, und er war vier Monate lang ein treuer und ehrlicher Diener.

Aber zufällig erfuhr er, daß der Graf eine große Summe in Gold beſaß und ſie ganz ſorglos in ſeinem Schreibpulte aufbewahrte. Er folgte den Lockungen ſeines böſen Geiſtes, ſich dieſer Summe zu bemächtigen. Der Graf hatte eine auf zwei Monate berechnete Reiſe nach Berlin angetreten und ſeinem treuen Diener Flink die Obhut des Hauſes anvertraut, weil er den Kammerdiener und den zweiten Lakaien mit ſich genommen. Flink, dem alle Zimmer offen ſtanden, konnte nun, von niemand beobachtet, mit voller Sicherheit den Raub unternehmen. Ein krumm gebogener Nagel öffnete das Schloß des Schreibpultes; die Geldſäcke lagen richtig darin, waren aber ſo ſchwer, daß ſie ſich auf der vorhabenden Diebesflucht nicht in der Taſche forttragen ließen. Was war zu thun? Er log der alten leichtgläubigen Köchin und den Hausmägden vor: er habe vom Grafen einen Brief und darin den Befehl erhalten, ihm einen Koffer mit Kleidungsſtücken und andern Bedürfniſſen mit der Poſt nach Berlin nachzuſenden. Daſſelbe Mährchen erzählte er dem Schenkwirth, und verlangte deſſen Wagen, der ihn des folgenden Tages mit dem Koffer des Grafen zur nächſten Stadt fahren ſolle. Der Wirth, dem dieſes Vorgeben ganz unverdächtig ſchien, ſandte am nächſten Morgen ſeinen Wagen ins Schloß, der geldreiche Koffer ward hinauf gehoben, Flink nahm Abſchied von der Köchin, verſprach in einigen Tagen, nach abgemachtem Poſtgeſchäfte, wieder zu kommen, und die Reiſe ging fort.

In der nächſten Stadt gab er den Koffer auf die Poſt, und dazu einen an den Grafen Hollbeck in Dresden poste restante addreſſirten und mit dem geſtohlenen gräflichen Wappen verſiegelten Begleitbrief. Den Wagen ſchickte er nach dem Dorfe zurück, fuhr bis zur dritten Station, wo ihn niemand kannte, mit einem Lohnkutſcher, und nahm dort, unter dem Namen des Grafen Hollbeck, Extrapoſt nach Dresden.

Hier angekommen, ging er in einem ſehr feinen, mit dem Johanniterkreuze bezeichneten Kleide des Grafen auf die Poſt, nannte ſich Graf Hollbeck, und forderte den an ihn addreſſirten Koffer. Er empfing ihn ohne Umſtände, weil das Siegel des Begleitbriefes mit dem vorgezeigten gräflichen Wappen übereinſtimmte. Er ließ ſeine Beute in den Gaſthof ſchaffen, wo er abgetreten war, nahm Extrapoſt nach Wien, und nannte ſich nun in den böhmiſchen und öſterreichiſchen Poſthäuſern Graf von Kronenburg. Der ihm nachgeſandte Steckbrief — der erſt nach Verlauf von acht Tagen, in welchen man von Stunde zu Stunde ſeiner Rückkehr entgegenſah, ausgefertiget wurde — konnte ihn nicht zur Haft bringen, weil er darin als ein in der Livree entwichener Bedienter geſchildert war, und man nicht wußte, daß er das geſtohlene Gut nach Dresden verſandt hatte, was doch der Herr Gerichtsverweſer, wenn er etwas ſchlauer und umſichtiger geweſen wäre, auf der nächſten Poſt erfahren konnte.

In Wien lebte er einige Monate herrlich und in Freuden. Als ihm aber der Freund des Grafen Hollbeck, den er oft bei der Tafel bedient hatte, hier und da zu Geſicht kam und er die auf ſich gerichtete Aufmerkſamkeit bemerkte, auch die von Jenem angeſtellten geheimen Nachforſchungen erfuhr, da hielt er ſich in Wien nicht mehr für ſicher. Er floh, und kam unter dem Namen eines Grafen von Immenſtein in Berlin an.

Wie ihn dort ſein eigenes Bildniß verrieth, hörten wir aus dem Munde des Grafen Hollbeck.

Man fand bei dem Diebe nur noch fünfzehen Louisd'or.

Für jedes geſtohlene Tauſend Thaler erhielt er ein Jahr freie Wohnung und Koſt in einem Zuchthauſe, und als Agio den Willkommen.

Nach Ablauf der zehn Strafjahre ward er über die Gränze gebracht. Sobald er auf freien Fuß geſtellt war, ſchlich er heimlich zurück und erſchien als Bettler in Linnthal, wo Arnold und Ottilie als glückliche Gatten lebten und auch den Maier noch ein heiterer Lebensabend erfreute. Mit Entſetzen über die grauenhafte Geſtalt des Vagabunden, der ſich frech zu erkennen gab, reichte man ihm ein beträchtliches Almoſen. Er beſah das Geldſtück und ſagte: „Hm! eine verdammt geringe Entſchädigung für dieß ſchöne Gut, das ſchon ſeit zehen Jahren mein wäre, wenn mich nicht das Schickſal ſo grauſam verfolgt hätte. — Thut nichts! meine Frau muß mich ernähren. Ich werde ſie in Paris bei ihrem Onkel finden, deſſen Namen ſie mir oft genannt hat.“

Er bettelte ſich nach Paris, drang in das Haus der von ihm betrogenen Frau, und ließ ſich als Graf von Immenſtein melden. Bebend vor Schrecken, ſandte ſie ihm einen Dukaten, mit der Warnung, nicht wieder zu kommen, wenn er nicht verhaftet ſeyn wolle. Er kam dennoch, verlangte trotzig Geld, und drohte, als man ihn abweiſen ließ, die Zimmerthüren aufzuſprengen. Indeſſen erſchienen die ſchnell herbei gerufenen Polizeidiener und brachten ihn zur Haft. Aus Paris verwieſen, durchſtrich er Frankreich, verübte bedeutende Diebſtähle, ward als Mitglied einer Räuberbande ergriffen, und beſchloß ſeine rühmliche Laufbahn auf der Galeere.

III.

Argos, der ſprechende Hund.

Eine wandernde Schauſpielergeſellſchaft, die ihr Theater auf einem Karren, den ein Eſel zog, bei ſich führte und zu Fuß neben her ging, kam in ein anſehnliches Dorf, wo der Mühlmeiſter Haubold die wichtigſte Perſon war. Das arme Männchen — wie man den Ort nennt, wo habſüchtige und unredliche Müller das unterſchlagene Getreide verbergen — hatte ihn zum reichen Manne gemacht, und er beſaß als Schultheiß und Vicedom des abweſenden Erb- und Gerichtsherrn große Gewalt. Das Haupt der eingewanderten Künſtler wartete ihm daher ſogleich auf und erhielt die Erlaubniß, im Wirthshauſe einige Vorſtellungen zu geben.

Herr Haubold, der für ſich und ſeine Familie freien Einlaß bedungen hatte, ſaß vorn auf einem breiten Großvaterſtuhle, indeß ſich die übrigen Zuſchauer mit hölzernen Bänken begnügten. Er ſchmauchte Tabak und klapperte fleißig mit dem Deckel ſeines Bierkruges. Das war das übliche Zeichen, daß ihm friſch eingeſchenkt werden ſollte. Die Schauſpieler nahmen es aber, um ihn unter dem Mantel der Höflichkeit zum Beſten zu haben, als einen Stellvertreter der gewöhnlichen Beifallsbezeugungen an und bedankten ſich mit tiefen Bücklingen dafür. Das ſchmeichelte ihm; er reichte ihnen zur Erkenntlichkeit ſeinen Krug auf die Bühne, und ſie thaten, wenn ſie auch eben königliche Herrſchaften vorſtellten, einen tüchtigen Zug. Eines Abends richtete ſich ſogar ein eben erdolchter und erſtarrter Held vom Boden auf, trank ſeinen Theil und legte ſich dann wieder dem Tod in die Arme.

Das ganze Dorf fand an den aufgeführten Luſt- und Trauerſpielen großes Behagen. Nur Haubeld verläugnete aus Stolz ſein inniges Ergötzen und ſagte jeden Abend, wenn der Vorhang fiel: „Dummes Zeug!"

Aber Ludwig, ſein Sohn, ein lebhafter Burſch von zwanzig Jahren, war ein ſchwärmeriſcher Verehrer und Lobredner der Schauſpieler. Der junge Menſch hatte viele natürliche Fähigkeiten. Darum wollte der Pfarrer, der ihn in früherer Zeit unterrichtete, einen Gelehrten aus ihm ziehen; doch der Vater ließ es nicht zu, ſondern zwang ihn, ſich dem Nährſtande zu widmen. Ludwig gehorchte, ohne deshalb den feinern Beſchäftigungen des Geiſtes, zu welchen ihn ſein Lehrer angeleitet hatte, ganz zu entſagen. Er las jedes Buch, das er auftreiben konnte, machte beſonders Jagd auf Schauſpiele, die ihn unausſprechlich vergnügten, und gerieth vollends jetzt in die höchſte Entzückung, als er den todten Buchſtaben auf den hohen Bretern leben und weben ſah. Der Stand des Schauſpielers dünkte ihm das ſchönſte und rühmlichſte Loos eines Sterblichen. Er faßte mit Begeiſterung den Entſchluß, ſich ſelbſt in dieſe Laufbahn zu werfen, und entdeckte ſeinem Vater, daß er geſonnen ſey, mit den anweſenden Schauſpielern von dannen zu ziehen.

„Rappelt's dir im Kopfe?" rief der Alte und ergriff ſein ſpaniſches Rohr. „Sieh, Bube, dieſen Stock ſchlag' ich auf dir entzwei, wenn du noch ein einziges Wort davon ſprichſt! Denkſt du denn nicht daran, daß du der Sohn eines Mannes biſt, der eine Mühle von vierzehn Gängen beſitzt? — Ich könnte, wenn ich ſonſt wollte, eine ſolche Bande auf meine Koſten unterhalten, und du, mein einziger Sohn und Erbe, willſt mit ihr wie ein Bettler herumſchweifen?" —

Der Schlaukopf lenkte hurtig ein, erklärte ſein Vorhaben für eine Uebereilung und bat demüthig, der albernen Schwindelei zu vergeſſen. Er wollte durch dieſe ſcheinbare Reue und Bekehrung den Zorn des mächtigen Dorfgebieters von der Schauſpielergeſellſchaft ablenken; doch das gelang ihm nicht. Der Vater lockte ihn, unter dem Vorwande eines Geſchäfts, in eine abgelegene Kammer, ſchloß ihn ein, ging in den Gaſthof, und befahl den Schauſpielern, das Dorf innerhalb einer Stunde zu räumen. Sie waren, da ſie dort keine Seide ſpannen, ſogleich willig dazu, und zogen davon.

Ludwig mußte einen vollen Tag in ſeinem Kerker aushalten, und erfuhr indeſſen nicht, was im Wirthshauſe vorgegangen war. Kaum in Freiheit geſetzt, lief er dahin. Himmel! wie erſchrack er, als er die Verweiſung der Fremden erfuhr! Dieſer Gewaltſtreich war ihm ein Donnerſchlag: denn mehr noch, als die Schauſpielerkunſt, liebte er Thereſen, die Tochter des Directors, ein ſchönes Mädchen von ſiebzehn Jahren. Er faßte auf der Stelle den feſten Vorſatz, der Geliebten heimlich zu folgen. Doch ſchien es ihm rathſam, dieſen Entſchluß erſt nach einiger Zeit auszuführen. Er wollte indeſſen den lauernden Vater ſicher machen, und die Geſellſchaft, deren Reiſeplan ihm bekannt war, über die Landesgränze voraus gehen laſſen, damit er nicht alſobald bei ihr ausgeſpürt und durch den gerichtlichen Arm in die Heimath zurückgebracht werden könnte.

Nach vier oder fünf Wochen hatte er das Vertrauen des Vaters in einem ſolchen Grade wieder gewonnen, daß er von demſelben ſechs Meilen weit zu Pferde verſchickt wurde, um einen bedeutenden Handel zu ſchließen. Er ritt fort und kam nicht zurück. Der Vater war außer ſich, ſandte Boten aus, forderte ihn zur Rückkehr durch die Zeitungen auf und drohte mit Enterbung. Alles umſonſt! Ludwig kam nicht wieder.

Er langte glücklich bei den Schauſpielern an und ward, da er eine ſchwere Geldkatze mitbrachte, jubelnd empfangen.

Er bat um Rollen, erhielt ſie und ſchwang ſich in kurzer Zeit zum Matador der Geſellſchaft auf. Die Liebe war ſeine Lehrmeiſterin; ſie ließ aber ihren Zögling bald im Stiche. Thereſe fand neue Anbeter, die ihn durch Geſchenke bei ihr ausſtachen: denn von ſeiner Katze, die ihn bei dem eigennützigen Mädchen in Gunſt geſetzt hatte, war nur der entſeelte Körper noch übrig. „O Thereſe! Thereſe!“ ſprach er mit thränenden Augen: „Du biſt nicht mehr wie ſonſt! Ich verließ aus Liebe zu dir mein väterliches Haus; es iſt mir auf ewig verſchloſſen, und nun verſchließt ſich mir auch dein Herz!“ — Die Treuloſe blieb unempfindlich; ſie liebäugelte mit ſeinen Nebenbuhlern nach wie vor. Da ward er wild und trennte ſich ohne Abſchied von ihr und ihren Genoſſen.

Arm und des heimathloſen Lebens überdrüſſig, ſehnte er ſich ins Vaterhaus zurück; doch er wußte, daß er dort übel empfangen werden würde, und dieſer Behandlung wollte er ſich, nachdem er ein halbes Jahr lang auf dem Theater als König und Kaiſer regiert hatte, nicht unterwerfen. Er wanderte alſo tiefer in die Welt hinein, ſpielte auf verſchiedenen beweglichen Bühnen, verliebte ſich in manche Theaterprinzeſſin, und es erging ihm nicht beſſer, als bei Thereſen. „Untreue, dein Name iſt Schauſpielerin!“ rief er aus, und that einen Schwur, ſein Herz an kein Mädchen dieſes Standes weiter zu feſſeln.

Nach Verlauf einiger Jahre wurden ihm die theatraliſchen Irrfahrten überhaupt in einem ſolchen Grade zuwider, daß er lieber ſterben, als dieſes unſichere, ſchwankende Leben fortſetzen wollte. Er zog eben als erſter Liebhaber mit einer Geſellſchaft, die Mangel und Unglück von Ort zu Ort verfolgten. Sie ſcheiterte endlich an die Klippe des Hungers. Die Könige und Helden wurden wieder Lakaien, was ſie vorher waren; der zweite Liebhaber griff zum verlaſſenen Puderbeutel; der Luſtigmacher war an allen nützlichen Kenntniſſen ſo arm, daß er Armenvogt werden mußte; einige andere gingen Wege, auf welchen ſie dieſem ehemaligen Mitbruder, nachdem er mit ſeiner neuen Würde bekleidet war, vorſichtig auswichen. Ludwig hatte zu dergleichen Standesveränderungen keine Luſt. Er entſchloß ſich lieber, nach Hauſe zu gehen und wie der verlorene Sohn im Evangelium zu ſagen: „Vater, ich habe geſündiget!“ — Vor Mißhandlungen war ihm jetzt weniger bange. Er hoffte, die Freude des Wiederſehens nach ſo langer Trennung würde ſeinen Vater entwaffnen. In jedem Falle ſchien es ihm beſſer und leichter, die erſten Ausbrüche des väterlichen Zorns zu verſchmerzen, als länger ein wildes Vagabundenleben zu führen und zuletzt enterbt zu werden.

Er war von ſeiner Heimath über hundert Meilen entfernt. Glücklicher Weiſe hatte er ſich in den letzten Jahren einen Nothpfennig erſpart, der ihn in den Stand ſetzte, ſeine Reiſe ziemlich anſtändig mit der öffentlichen Poſt zu machen. Der Mittelpunkt ſeines Weges war eine große, volkreiche Stadt, die wir Olbau nennen wollen. Hier gefiel es ihm, und er verließ die Poſt, um an dieſem Orte einige Tage auszuruhen. Nach wieder geſammelten Kräften durchſtrich er gut gekleidet die Stadt und ging hinaus vor ein Thor, wo die ſchöne Welt unter ſchattigen Bäumen ſpazierte. Der wohlgewachſene, blühende Mann, der während ſeiner theatraliſchen Wanderungen keine Gelegenheit verſäumt hatte, ſeinen Körper in den Schulen der Tanz- und Fechtkunſt zu bilden, ward hier auf der Promenade von mancher blendenden und prangenden Schönheit bemerkt und freundlich angeſehen: er aber hatte nur Augen für ein ſanftes, wunderliebliches Madonnengeſicht, das er in der Mitte zweier alten, häßlichen Männer erblickte. Der eine war äußerſt hager und glich einem Faun. Ihm fehlten zwar die Ziegenohren und Bocksfüße; er hatte aber die kleinen, wollüſtig funkelnden und zugleich ſpitzbübiſchen Augen der Waldgötter, ihr argliſtiges, grinſendes Lächeln, kurz, ihr ganzes Gaunergeſicht. Er ſchlotterte in weiter, altmodiſcher Kleidung, die aus dem Nachlaß einer hohen Standesperſon herzuſtammen ſchien, an der linken Seite der jungen Frauensperſon, hielt ihren Arm in dem ſeinigen gefangen, und ſprach ihr immer mit widriger Zärtlichkeit ins Ohr. Sie aber ſchlug betrübt die Augen nieder, als würde ſie von einem Gerichtsdiener ins Gefängniß geführt. Ihr zur rechten ſtapfte ein breiter, vierſchrötiger Mann, mit der rohen, übermüthigen Geberde eines aufgeblaſenen Schenkwirths oder Bierbrauers, der eben an ſeinen geſegneten Hausſtand denkt, und zu jedem, der ihm begegnet, in Gedanken ſagt: Du biſt gegen mich ein armer Schlucker! — Er war eben nicht gemein, aber plump und unförmlich gekleidet. Sein dicker Kopf glühte mit vollen, rothen Wangen aus einer Beutelperücke heraus. In der Hand trug er einen mächtigen Stock mit einem ſilbernen Knopfe, und focht damit ſo ungeſchliffen um ſich her, daß ihm jedermann, der keinen Schlag haben wollte, ausweichen mußte.

Hinter dieſen Perſonen ging ein Dienſtmädchen mit einem ſchweren Handkorbe. Sie nahmen, ohne ſich unter den Luſtwandlern in der Nähe des Thores aufzuhalten, ihren Weg nach einem Dörfchen, das man nicht weit von der Stadt liegen ſah. Ludwig folgte ihnen in einiger Ferne. Er konnte nicht hören, was ſie ſprachen; aber die heftigen Geberden des dicken Mannes zeigten deutlich, daß er mit dem ſchönen Mädchen zankte. Das trieb er ſo, bis ſie ins Dorf kamen. Hier wählten ſie ſich in einem Wäldchen, das an die Hinterſeite des Wirthshauſes ſtieß, einen der Tiſche, die zu öffentlichem Gebrauch hingeſtellt waren. Es ward Bier aus dem Wirthshauſe gebracht. Der Dicke rauchte Taback aus einem ungeheuern meerſchaumenen Kopfe. Die ſchöne Dulderin ſtrickte, ohne von der Nadel aufzublicken. Der Faun ſaß neben ihr, ſchmunzelte ſie an und ſtreichelte und küßte bisweilen ihre Hand. Das alles beobachtete Ludwig hinter einem Geſträuche, wo er ſich unbemerkt auf die Lauer geſtellt hatte.

Als der Tabaksraucher mit ſeiner Pfeife fertig war, deckte das Dienſtmädchen den Tiſch und trug aus dem Handkorbe das Abendeſſen auf. Es waren zwei Flaſchen Wein dabei. Die Herren tranken tüchtig. Der Faun, von Wein und Liebe voll, warf ſich vor der jungen Perſon auf die Knie und beſchwor ſie mit einem Schwall von zärtlichen Ausdrücken, ihm ihre Liebe zu ſchenken und ſeine Gattin zu werden. Sie antwortete nicht; ſie ſeufzte nur und hob wehmüthig, wie eine betende Heilige, die Augen gen Himmel. Da ſprang der dicke Mann wüthend auf, ſchwang ſeinen Stock über des Mädchens Haupt und ſagte mit donnernder Stimme: „Sprich Ja, oder ich ſchlage dich, daß dir die Sinne vergehn!“ —

Plötzlich ſtürzte Ludwig, durch dieſen Auftritt empört, aus ſeiner Verborgenheit hervor und ging mit haſtigen Schritten auf den Platz, wo ein Liebesbündniß durch Stockprügel zu Stande gebracht werden ſollte. Der Faun erſchrack, fuhr ſchnell empor, ſtieß mit ſeinem breternen Rücken an den Tiſch und warf ihn über den Haufen. Die Fluth der zerbrochenen Weinflaſchen tränkte die Erde; den Braten entführte ein großer Hund, der längſt darauf gewartet hatte, daß ein Broſamlein von der Herren Tiſche fallen ſollte. Der Rundbauch brüllte und ſchäumte vor Wuth. Er wußte nicht, ob er den Faun, den Hund oder den fremden Schadenſtifter ſchlagen ſollte. Vor allen Dingen lief er mit lächerlicher Anſtrengung dem Bratenräuber nach; aber ſeine ſchwerfälligen Beine konnten den flüchtigen Vierfüßler nicht einholen. Keuchend kam er zurück, ſchalt den Faun, der ſich ſeine an der Tiſchkante gequetſchte Schulter rieb, einen unvorſichtigen Faſeler und fuhr auf den Schauſpieler los: „Was iſt das für Manier, mein Herr, daß Sie, wie ein wilder Eber, aus dem Buſche hervorbrechen?“

„Es iſt meine Manier;“ ſagte Ludwig. „So raſch geh' ich immer, und hier iſt ein öffentlicher Ort, wo jedermann erſcheinen darf.“

Mit dieſen Worten ſetzte er ſich, ohne daß es der Brummbär zu hindern wagte, an einen der nächſten Tiſche, zog ein Buch aus der Taſche, gab ſich das Anſehen eines aufmerkſamen Leſers, ſchielte aber zu dem lieben Mädchen hin, und ein dankbarer Blick für die bewirkte Rettung begegnete ſeinen Augen.

Dem Dicken war ein ſolcher Beobachter unerträglich. Er ſchnitt ihm, indem die Trümmer des Mahls zuſammengerafft wurden, grimmige Geſichter, und ordnete dann den Aufbruch an. Der Faun nahm wieder des Mädchens Arm in Beſchlag; ſein Gefährte deckte den Rückzug und machte ſich recht vorſätzlich mit ſeiner ganzen Breite zu einer wandelnden Mauer zwiſchen den beiden jungen Leuten, die gern noch durch die Sprache der Augen von einander Abſchied genommen hätten.

Es verſteht ſich, daß Ludwig nicht unthätig ſitzen blieb. Er ſchlich der Geſellſchaft von Weitem nach und rückte ihr immer näher, je mehr es Abend ward. In den Straßen der Stadt war er nur zwanzig Schritte hinter ihr. Er ſah ſie in ein Haus gehen, bemerkte mit Vergnügen einen Gaſthof gegenüber, und eine halbe Stunde nachher zog er mit Sack und Pack in denſelben ein.

Nun ward es ihm nicht ſchwer, die Namen und Verhältniſſe der drei Perſonen, die ihn zur Veränderung ſeiner Herberge bewogen hatten, zu erfahren. Herr **Knoll**, der dicke Mann, und Herr Stange, ſein dürrer Freund, waren in jüngern Jahren mit einander bei einem reichen Grafen in Dienſten geweſen; jener als Koch, dieſer als Kammerdiener; und beide hatten ihren gutmüthigen und achtloſen Herrn ſo ſchändlich betrogen und geplündert, daß er in Armuth verſank und ſie Capitaliſten wurden. — Das Mädchen, Namens Suſanne Winzer, war eine Waiſe, und lebte bei dem Herrn Knoll, ihrem Vetter und Vormund, in harter Sclaverei. Er wollte ſie durchaus an ſeinen ehemaligen Raubgenoſſen verheirathen und predigte ihr immer vor: es gebe zwiſchen Himmel und Erde keinen bravern und tugendhaftern Mann. Suschen hatte hingegen erfahren, daß ihr heiliger Freier mit einer übel berüchtigten Weibsperſon im vertrauteſten Umgange lebe; und das machte ihr den alten Sünder noch verhaßter, als er es ihr ohnedieß war. Sie entdeckte ihrem Vormunde, was ſie gehört hatte; aber Herr Knoll erklärte dieß Gerücht für eitel böſen Leumund, und ſprach ſeinen Freund von dergleichen Ausſchweifungen völlig frei.

Das waren die Nachrichten, die Ludwig im Gaſthofe einzog; und da er zugleich erfuhr, daß Herr Knoll ſelbſt gegenüber wohnte, ſo war er mit ſeinem neuen Quartiere, das er aufs Gerathewohl gewählt hatte, vollkommen zufrieden. Denn hätte der Faun, wie doch leicht möglich war, ſeine Höhle hier gehabt, ſo wäre dieſe Nachbarſchaft unſerm Abenteurer wenig erfreulich und erſprießlich geweſen.

Er konnte kaum den Morgen erwarten, um Suschen am Fenſter zu ſehen. Aber die erſte Erſcheinung war Herr Knoll. Er legte ſich, im Schlafrock und mit der Nachtmütze, zum Fenſter heraus, blies aus einer unförmlich langen Pfeife, die aus dem erſten Stockwerke beinahe bis auf's Straßenpflaſter hinabreichte, dicke Tabakswolken von ſich und ſchnaubte jedem Vorübergehenden, der ihn grüßte, einen trotzigen guten Morgen zu. Nachher ließ er ſich von Suschen, die nur dann und wann im Hintergrunde der Stube wie ein Sonnenblick durch Regenwolken ſichtbar wurde, beim Ankleiden bedienen, und ſchalt und tobte dabei ſo laut, daß man es über die Straße herüber vernahm. Bald darauf machte der Faun ſeinen Morgenbeſuch, kam aber nur, um ſeinen Freund abzuholen. Sie gingen mit einander in ein nahes Weinhaus.

Nun ſetzte ſich Suschen an's Fenſter und nähte ſo fleißig, daß der Lauſcher im Gaſthofe eine halbe Stunde lang vergebens hoffte und harrte, einen Blick zu gewinnen. Endlich war er ſo glücklich; er verbeugte ſich ſchnell; ſie ſtutzte erröthend, ſchien ſich aber ſogleich ſeiner zu erinnern und dankte freundlich. Ihre Schönheit entzückte ſein Auge, ihre Leiden rührten ſein Herz; er ſchwor in ſeiner Seele, ſie den Händen des Fauns zu entreißen.

Indem er dieſen Entſchluß faßte, ſah er das Dienſtmädchen, das Tages vorher dem großen Dorfhunde einen Braten zugetragen hatte, aus Knolls Hauſe kommen und die Straße hinab gehen. Das gutmüthige Geſicht der jungen Dirne brachte ihn auf den Gedanken, ihr eine Beſtellung aufzutragen. Er eilte ihr nach, redete ſie an, fand ſie dem guten Suschen ſehr ergeben, und vertraute ihr deßhalb ein Blättchen an, worauf er hinter einer Hausthüre mit Bleiſtift ſchrieb: „Theuerſte, rechnen Sie auf die feurigſte Theilnahme eines unbekannten Freundes, der Gut und Blut daran ſetzen wird, Ihnen ein beſſeres Loos zu bereiten.“ —

Die Dirne flog mit dem Briefchen nach Hauſe. Auch Ludwig ging in ſeine Wohnung zurück und blickte hinter der Fenſtergardine zu der Geliebten hinüber. Er ſah ſie ſchreiben, und bald darauf ward an ſeine Thür geklopft. Es war das Dienſtmädchen, mit einem Blatte von Suschens Hand. „Ihre Theilnahme,“ ſchrieb ſie, „rührt mich innig, und ich würde mich glücklich preiſen, wenn Sie der Retter wären, den ich mir täglich vom Himmel erbitte.“ —

„Ja, bei Gott! ich will es ſeyn!“ rief er, und küßte die Schrift. „Die Sache hat nur ein einziges Aber, das mich ängſtet. Ich befürchte, Suschen hält mich für reicher und vornehmer, als ich's bin. Mein Vater iſt nur ein wohlhabender Landmann.“

„Das paßt vortrefflich!“ ſagte das Mädchen. „Suschen ſtammt auch vom Lande und ſehnt ſich wieder dahin. Ihr Vater war ein armer Dorfprediger, der ſie zwar gut erzog, aber ihr nichts als ein paar Dutzend alte Bücher hinterließ, die Herr Knoll ſchon größtentheils zu Tabakszündern verbraucht hat.“

Vergnügt griff Ludwig nach der Feder; er wollte wieder an Suschen ſchreiben; aber das Mädchen ſagte: ſie könne ſich keinen Augenblick länger aufhalten, weil Herr Knoll um dieſe Zeit aus dem Weinhauſe zurück komme und dann hundert Dinge zu befehlen habe. Ludwig ſah ſich alſo gezwungen, der Geliebten mündlich ſagen zu laſſen: er reiſe ſogleich zu ſeinem Vater, um mit demſelben Einrichtungen und Maßregeln zu ihrem Beſten zu verabreden; er komme jedoch längſtens in drei Wochen nach Olbau zurück und werde dann nicht eher ruhen, bis er ſie aus ihrer traurigen Lage befreit habe.

Mit dieſem Auftrage lief die Vertraute fort; und indem ſie aus dem Hauſe ſchlüpfte, kam ſchon Herr Knoll mit einem weinrothen Geſichte die Straße herauf und drohte ihr, nach ſeiner groben Weiſe, mit aufgehobenem Stocke. Ludwig wußte wohl, daß es dem Mädchen nicht an einer Nothlüge fehlen würde, den Gang in den Gaſthof zu verantworten; er aber fand es nun rathſam, ſich nicht weiter am Fenſter ſehen zu laſſen, weil ſonſt der Alte den geheimen Verhandlungen leicht auf die Spur kommen und allenfalls das Mädchen durch Schläge zur Beichte der Wahrheit zwingen könnte. Ueberdieß ging die fahrende Poſt, mit welcher Ludwig nach ſeiner Heimath reiſen wollte, in der nächſten Stunde ab; er packte daher geſchwind zuſammen, bezahlte ſeine Zeche, verließ durch die Hinterthür den Gaſthof, ſetzte ſich auf den Poſtwagen und fuhr zum Thor hinaus.

Unter Weges machte er den Plan: er wolle ſeinen Vater, nach geſchehener Ausſöhnug, um den Ankauf eines kleinen Landgutes bitten, und dort mit Suschen, die er im Nothfall ihrem Vormunde zu entführen beſchloß, ein arkadiſches Leben beginnen.

Der Bau dieſes Luftſchloſſes beſchäftigte ihn bis zur letzten Station vor ſeinem Geburtsorte. Er wanderte zu Fuß ins Dorf hinein. Niemand, der ihm begegnete, kannte ihn, und er gab ſich Niemanden zu erkennen. Er eilte mit Bangigkeit nach dem Platze, wo man von dieſer Seite her, wie er wußte, das rothe Ziegeldach der väterlichen Mühle zuerſt aus einer Umgebung von Bäumen hervorleuchten ſah. Er kam zur Stelle; er blickte hin und fuhr beſtürzt zuſammen: denn das erſehnte Haus war verſchwunden. Zitternd und zagend ging er näher; da fand er an der Stätte, wo vormals das ſtattliche Gebäude ſtand, einen großen Schutthaufen, und ſchwarz und verkohlt lag das Gebälk umher. „Gott im Himmel!“ rief er mit Entſetzen, und lehnte ſich an einen nahen, vom Feuer beſchädigten Baum.

Sieh, da erhob ſich auf dem Schutthaufen ein Hund, ſprang mit freudigem Geheul und wedelndem Schwanz auf ihn zu, ſprang an ihm empor, leckte ihm Geſicht und Hände, und ſtieß klägliche Töne aus, als wollte er das vorgefallene Unglück erzählen. Es war der treue, von ihm erzogene Argos. Der Pfarrer hatte ihn, nach dem Hunde des Odyſſeus, ſo genannt; und, wunderbar! wie den griechiſchen Helden nach langer Abweſenheit ſein alter Hund, auf dem Dünger liegend, erkannte, ſo kam dem heimkehrenden Ludwig der ſeinige vom Aſchenhügel des Vaterhauſes entgegen.

Der betäubte Jüngling wußte nicht, wo er den vormaligen Bewohner dieſer Ruinen aufſuchen ſollte. Sie lagen von den übrigen Häuſern des Dorfes entfernt, und er ſah keinen Menſchen umher. Argos faßte ihn am Rockzipfel und bemühte ſich, ihn vom Platze hinweg zu ziehen. Er folgte faſt bewußtlos dem Thiere. Es führte ihn nach dem Pfarrhauſe. Er klopfte furchtſam an die wohlbekannte Studierſtube.

Der Pfarrer trat heraus, ſah ihn fremd an, und fragte nach ſeinem Namen und Begehren. Ludwig nannte ſich. Der Geiſtliche ſchlug die Hände über dem Kopfe zuſammen, führte ihn in die Stube und erzählte ihm Folgendes: „Es ſind heute gerade vier Wochen, als wir eine Stunde nach Mitternacht durch Feuergeſchrei aus dem Schlafe geweckt wurden. Die Mühle ſtand in Flammen. Beherzte Männer drangen hinein, fanden Ihren Vater mit Wunden bedeckt, und ſammt allen Hausgenoſſen mit Stricken gefeſſelt. Die Unglücklichen wurden den Flammen entriſſen; aber das Gebäude war nicht zu retten. Ich nahm Ihren Vater bei mir auf, und erfuhr von ihm die Geſchichte ſeines Unglücks. Es waren am Abend vor der Schreckensnacht ſieben oder acht furchtbar ausſehende Männer zu ihm gekommen, hatten ſich für reiſende Mühlknappen ausgegeben und Nachtlager begehrt. Er verſagt's ihnen, und da ſie nicht weichen wollen, ruft er ſeine Leute zuſammen und treibt die Fremdlinge mit Gewalt aus dem Hauſe. Aber Nachts gegen zwölf Uhr kommen ſie verſtärkt zurück, ſtürmen die Thür auf, überfallen den Vater mit Mordgewehren, verwunden und binden ihn, rauben ihm dreitauſend Thaler in Gold, ſtecken das Haus in Brand und eilen davon. Der arme Vater überlebte dieſe gräßliche Begebenheit nur vier und zwanzig Stunden. Er ſtarb in meinem Hauſe.“

Erſchüttert ſchrie Ludwig laut auf, verhüllte ſein Geſicht, und vergoß einen Strom von Thränen.

Als er ſich etwas beruhiget hatte, ſagte der Pfarrer: „Ihr Argos hat ſich ſchon, wie ich ſehe, zu Ihnen gefunden. Haben Sie aber auch die Narben der Wunden bemerkt, die er im Kampfe mit den Räubern erhielt? Er vertheidigte herzhaft ſeinen Herrn, ward niedergehauen, und ein mitleidiger Menſch, der ihn winſelnd in ſeinem Blute fand, rettete ihn aus den Flammen. Seine Treue verdiente den Lohn, daß ich ihn durch einen Thierarzt, den ich deßhalb aus der nächſten Stadt berief, heilen ließ. Seitdem bewacht er Tag und Nacht die traurigen Ueberreſte des Herrenhauſes, und kommt nur bisweilen zu mir, um beſcheiden und genügſam ſeinen Hunger zu ſtillen.“

Ludwig liebkoſete den Getreuen und ſagte: „Du biſt mein einziges Erbtheil!“

„O nein, ſo ganz verarmt ſind Sie doch nicht!“ ſprach der Pfarrer. „Das baare Geld und die Gebäude ſind freilich verloren; aber die Mühlgerechtigkeit und die Grundſtücke werden ſich bald um ein anſehnliches Kaufgeld an den Mann bringen laſſen.“

So ſprach er noch manches tröſtliche Wort, enthielt ſich, um den Betrübten nicht noch mehr zu betrüben, aller Vorhaltungen über ſeine heimliche Flucht, ermuthigte ihn durch Wein, und führte ihn, als es Schlafenszeit ward, zu dem für ihn bereiteten Lager.

Ludwig genoß aber keines wohlthätigen Schlummers; er ſchwankte, wie ein Fieberkranker, zwiſchen Schlafen und Wachen, und in dieſem Zuſtande bekam er einen überraſchenden Beſuch. Es ſchlarfte ein altes Männlein, nur eine Elle hoch, mit einem langen greiſen Barte, und in ein hellblaues, mit Mehl beſtäubtes Röcklein gekleidet, zur Thür herein, trat vor ſein Bett und ſagte: „Nu, Du Herumſchwärmer! biſt Du endlich wieder da? Der Vater iſt todt, die Mühle iſt niedergebrannt: was willſt Du hier? Geh eilend nach Olbau zurück und nimm den Argos mit; er wird dort Dein Glück machen. Damit Dir aber dieſer wohlgemeinte Rath weder ein grundloſes Gewäſch noch ein Fallſtrick ſcheine, ſo wiſſe: ich bin der Hausgeiſt, der Deinen Voreltern ſeit Jahrhunderten treu ergeben war und auch Dich in Deiner Kindheit oft auf den Armen trug. Drum folge mir, es wird Dich nicht reuen.“ —

Dieß geſagt, ging er wieder zur Thür hinaus, ehe ſich Ludwig eine Erklärung, auf welche Art ihn der Hund glücklich machen werde, ausbitten konnte. Der Auftritt war unſtreitig nichts anders, als ein Fiebertraum, der ſich durch eine alte, vom Vater auf den Sohn fortgeerbte Sage, daß ſeit hundert Jahren ein ſolcher Hausgeiſt in der abgebrannten Mühle einheimiſch geweſen ſey, in Ludwigs unruhiger Seele gebildet hatte. Er ſtand, als es Tag wurde, ſelbſt in Zweifel, ob er die Erſcheinung für wirklich oder für ein bloßes Traumgeſicht halten ſollte; doch beſchloß er, dem Rathe des Männleins zu folgen. Dem Pfarrer, den er in frühern Zeiten oft über Geiſterſeher ſpotten hörte, verſchwieg er den Vorfall; er ſagte ihm nur, daß er wegen gewiſſer Angelegenheiten unverzüglich nach Olbau zurück gehen und den Argos mitnehmen wolle. Der Geiſtliche hatte nichts dagegen, lieh ihm ein Sümmchen zu Beſtreitung der Reiſekoſten, übernahm das Geſchäft, die liegenden Gründe zu verkaufen, und ſie ſchieden freundlich von einander.

Ludwig machte es wie die Apoſtel, die dem Befehle: Gehet hin! wörtlich gehorchten; er wanderte zu Fuß, weil der Geiſt geſagt hatte: Geh nach Olbau zurück! Es ſchien ihm möglich, daß gerade von dieſer apoſtoliſchen Art des Fortkommens das ihm geweiſſagte Glück abhängig ſey. Auch fiel ihm ein, daß es ihm oft verdrießlich geweſen war, wenn ungeſchliffene Geſellen große Hunde mit auf den Poſtwagen nahmen und ihm und andern Gefährten damit läſtig fielen. Er wollte ſich daher, da Argos auch kein Schooßhündchen war, dieſe Unſchicklichkeit nicht ſelbſt zu Schulden kommen laſſen.

Sie pilgerten alſo traulich zuſammen. Ludwig dachte indeſſen dem ſonderbaren Rathe des Hausgeiſtes weiter nach, und ſchon in der erſten Reiſeſtunde ging ihm plötzlich ein Licht auf. Er erinnerte ſich, daß Argos in ſeiner Jugend bisweilen ſeltſame Töne von ſich gab, die der menſchlichen Ausſprache deutſcher Worte glichen. Dieſe natürliche Anlage hatte ſich damals immer mehr entwickelt, als ihn Ludwig in die Lehre nahm. Die Verfahrungsart bei dieſem Unterrichte war etwas derb. Der Lehrer faßte mit beiden Händen des Schülers Kinnbacken und drückte ſie ſo lange, bis dadurch ein Laut entſtand, der dem zugleich vorgeſagten Worte ähnlich klang. So lernte Argos, wie ein Papagei, eine beträchtliche Zahl von Worten nachſprechen, und that es in der Folge freiwillig auf ein gegebenes Zeichen. Der Pfarrer erzählte einsmals bei dieſer Gelegenheit: es habe ſchon ehedem einen ſolchen ſprechenden Hund gegeben, der im Jahre 1712 zu Leipzig öffentlich aufgetreten ſey, und ſich ſogar die Ehre erworben habe, von dem berühmten Philoſophen Leibnitz in einer ſeiner Schriften erwähnt zu werden.

Das alles kam jetzt dem Reiſenden wieder in die Gedanken. Er machte ſogleich auf der Straße einen Verſuch, ob Argos der Sprache noch mächtig ſey, und er war es. Er ſprach beſonders die Worte: Guten Tag! ungemein deutlich aus, und begrüßte damit aus eigener Bewegung ein Paar Bauern, die gemächlich neben einander zu Markte ritten. Sie wußten nicht, wo der höfliche Zuruf herkam, weil Ludwig eben in ein nahes Haus gegangen war, und Argos, das Reiſebündel bewachend, allein am Wege ſaß. Sie blickten links und rechts, und warfen ihre Augen gerade auf den Hund, als er ſeinen Gruß wiederholte. Da ſtießen ſie, von Entſetzen ergriffen, ihren Rößlein die Ferſen in die Flanke, jagten über Hals und Kopf davon, verloren Kober und Säcke, und Ludwig, der jetzt zurück kam, mußte die ganze Macht ſeiner Stimme aufbieten, um ihre thörichte Flucht zu hemmen und ſie zur Aufſammelung ihres verzettelten Eigenthums zu bewegen.

Dieſer lächerliche Vorfall überzeugte ihn, daß die Sprachfertigkeit ſeines Hundes auf fremde, mit ihr noch nicht bekannte Menſchen einen mächtigen Eindruck mache, und ihm allenfalls, wenn er ſie eine Zeit lang in großen Städten zur Schau ſtellte, eine hinreichende Summe Geldes verſchaffen würde, um ſich mit Suschen irgendwo auf dem Lande häuslich niederlaſſen zu können. Es ward ihm auch wahrſcheinlich, daß der Nachtgeiſt ſeinen Rath nicht anders gemeint habe, und er nahm ſich vor, in Olbau die erſte Probe anzuſtellen. Er ſetzte daher, theils wandelnd, theils in den Nachtherbergen, den Sprachunterricht fleißig fort, damit ſein Lehrling erſprießlichen Beifall einernten möge.

Er traf in Olbau ein, verſagte ſich aber die angenehme Herberge in Knolls Nachbarſchaft, um nicht zu frühzeitig von ihm bemerkt zu werden. Aber an Suschen ſchrieb er ſogleich, und meldete ihr: er habe zwar in ſeiner Heimath ein unerwartetes Unglück gefunden, doch ſey er in Beſitz eines Hülfsmittels, das ihn bald in den Stand ſetzen werde, ſein Wort zu halten. Dieſes Briefchen übergab er Suschens treuer Dienerin, unterrichtete ſie zugleich von der Beſchaffenheit ſeiner lebendigen Hülfsquelle, und bat dringend, ihm Mittel und Wege an die Hand zu geben, wie er ſich mit Suschen beſprechen könne. Die Unterhändlerin machte wenig Hoffnung dazu, doch verſprach ſie, ſobald ſich die erſte Möglichkeit einer Zuſammenkunft zeige, ihm unverzüglich davon Nachricht zu geben.

Des folgenden Tages verſchaffte er ſich obrigkeitliche Erlaubniß, die Künſte ſeines Hundes öffentlich darzuſtellen. Sein Unternehmen gelang über alles Erwarten. Der Zulauf der Neugierigen war ſo groß, daß er innerhalb acht Tagen gegen fünfhundert Thaler gewann.

Eines Morgens kam Suschens Dienerin eilend zu ihm und ſagte: „Wir haben durch einen glücklichen Zufall erfahren, daß Herr Stange ſeine Buhlerin auf den Abend zu ſich beſtellt hat. In dieſer Geſellſchaft möchte ihn Suschen gern von ihrem Vormund ertappen laſſen. Sie will daher gegen Abend ein Verlangen äußern, ihren Freier zu beſuchen. Herr Knoll wird dieſen Einfall loben und ſich ſtracks mit ihr auf den Weg machen. Aber höchſt wahrſcheinlich bringt Herr Stange die liederliche Kreatur geſchwind auf die Seite, wenn an ſeine Thüre geklopft wird. In dieſem Falle wünſchen wir, daß der verborgene Schatz durch Ihren ſprechenden Hund an's Licht gebracht werde. Suschen bittet Sie deßhalb, zwiſchen acht und neun Uhr unter den Fenſtern des Herrn Stange, der an der Ecke der Pomeranzenſtraße wohnt, vorüber zu gehen und laut zu rufen: Wer beliebt, den ſprechenden Hund zu ſehn und zu hören? — Dann wird Suschen veranſtalten, daß Sie eingeladen werden, ins Haus zu kommen.“

Ludwig wandte dagegen ein: daß er die Künſte ſeines Hundes nicht auf öffentlicher Straße auszubieten pflege;

doch wolle er, Suschen zu gefallen, dieß Mal eine Ausnahme machen, und werde zu rechter Zeit erſcheinen.

Suschen bezeigte ſich den ganzen Tag gegen ihren Vormund ſehr artig; und als er nach dem Abendeſſen vor langer Weile nicht wußte, was er anfangen ſollte, ſagte ſie ſchmeichelnd: „Lieber Herr Vetter, ich hätte wohl Luſt, einmal auszugehen und unſern Freund Stange zu beſuchen.“

Herr Knoll ſtarrte ſie an und fragte, ob das ihr Ernſt ſey. Die Heuchlerin ſchlug, als ſchämte ſie ſich einer zärtlichen Schwachheit, die Augen nieder, und ſprach ein leiſes Ja. „Nun, das iſt ſchön, daß Du vernünftig wirſt!“ rief er aus. „Ich will Dich mit Vergnügen zu dem guten Manne begleiten. Er wird Freudenthränen weinen.“

Sie kleideten ſich raſch, eilten nach der Pomeranzenſtraße, und mit geballter Fauſt ſchlug Knoll an ſeines Freundes Thür. Kein Menſch in der ganzen Stadt klopfte ſo ungeſchlacht. Drum wußte der Faun ſogleich, wer draußen war, und gerieth in Höllenangſt, weil er ſeine Courtiſane wirklich bei ſich hatte. Er verſteckte ſie ſo geſchwind als möglich, und räumte den Kuchen und die Weinflaſchen, die auf dem Tiſche ſtanden, hinweg. Der Donner der Fauſt erſchütterte indeſſen raſtlos die Thür. Zitternd öffnete ſie der Faun. „Potz Element! ſitzt Ihr denn auf den Ohren?“ fuhr Knoll auf ihn los. „Es iſt gar nicht fein, daß Ihr ſo langſam aufmacht, wenn Euch ein hübſches Mädchen beſuchen will.“

Jetzt trat Suschen hinter dem breiten Manne hervor. Der Faun erſchrack auf's neue, krümmte ſich freundlich wie ein Ohrwürmchen, und führte ſie an der Hand in ſein Zimmer.

„Mich durſtet!“ rief Herr Knoll, als er ſich kaum geſetzt hatte. „Gebt mir was zu trinken!“

Der Faun brachte eine Falſche Bier, und entſchuldigte ſich, daß er nicht mit Wein dienen könne, weil ſein Aufwärter eben nicht bei der Hand ſey.

„Elende Junggeſellen-Wirthſchaft!“ brummte Herr Knoll, und verſchmähte das ſäuerliche Bier, wovon er nur nippte.

Unter langweiligen Geſprächen, die der Faun in merklicher Zerſtreuung führte, verging eine halbe Stunde. Jetzt rief Ludwig auf der Straße: „Wer beliebt, den ſprechenden Hund zu ſehn und zu hören?“ — „Ach, der Mann mit dem ſprechenden Hunde!“ ſagte Suschen. „Rufen Sie ihn doch herein, lieber Herr Stange! Ich möchte das Wunderthier für mein Leben gern ſehen!“

„Was du für Einfälle haſt!“ ſprach der Vormund. Doch dem Faun, der jeden Augenblick die Entdeckung ſeiner Streiche befürchtete, war dieſe Ablenkung der Aufmerkſamkeit von ſich und ſeiner ſichtbaren Angſt ſehr erwünſcht. Er riß das Fenſter auf und rief: „He da! der ſprechende Hund komm herein!“

Ludwig kam. Die beiden Männer kannten ihn nicht mehr, und bemerkten weder den Blick, womit er Suschen begrüßte, noch ihr verlegenes Erröthen. Der Faun foderte ihn auf, ſeinen Hund ſchwatzen zu laſſen. Argos redete mancherlei. Endlich ſprach ſein Herr zu ihm: „Sage mir, mein kluges Thierchen, wie viel Perſonen befinden ſich in dieſem Zimmer?“

Argos ſah ſich um, und ſtieß, auf ein ihm unmerklich gegebenes Zeichen, vier kurze Töne aus, welche die Zahlen eins, zwei, drei, vier andeuten ſollten.

„Vier Perſonen gibſt Du an?“ ſagte Ludwig. „Ich ſehe ja nur drei! Denn ich, das weißt du, komme nicht mit in Rechnung.“

„Die dumme Beſtie kann nicht drei zählen!“ murmelte Knoll.

„Arges, du machſt uns Schande!“ ſprach Ludwig. „Sieh dich noch einmal um und rede, wie ſich's gebührt!“

Der Hund wandte ſeine Augen umher, und ließ ſich wieder mit den vorigen vier Tönen vernehmen.

„Meine Herren,“ ſagte Ludwig, „ich behaupte nun kühn, daß ſich noch irgend eine Perſon in dieſem Zimmer unſichtbar aufhält. Ich weiß kein Beiſpiel, daß ſich mein Hund zweimal hinter einander geirrt hätte.“

Der Faun erblaßte, zitterte wie Eſpenlaub, und läugnete ſtammelnd.

„Das iſt doch neckiſch!“ rief Knoll. „Es müßte jemand dort in dem großen Schranke ſtecken.“

Und indem er das ſagte, ging er haſtig darauf zu, warf den Faun, der ihn aufhalten wollte, wie ein Strohbündel bei Seite, riß den Schrank auf, und prallte mit einem Schrei zurück, als eine junge weibliche Geſtalt, die ſteif und gepreßt, wie in einem Schilderhauſe, darin ſtand, wüthend heraus fuhr, und Kuchenteller und Weinflaſchen hinter ihr her fielen. Sie ſtürzte mit ausgeſpreizten Fingern auf Ludwig los, um Rache an ihm zu nehmen; aber plötzlich ſtand ſie, wie in einen Stein verwandelt. — „Ha, Thereſe!“ — rief Ludwig. „Sind Sie es? — Spielen Sie jetzt auf ſolchen Privattheatern? — Ich hatte Sie längſt vergeſſen, und nun rächt mich noch ſo ſpät der Zufall an Ihnen!“ —

„Aber zum Teufel! was iſt das für Wirthſchaft?“ wetterte Knoll dazwiſchen, und ging dem Faun, der ſich in einen Winkel verkrochen hatte, zu Leibe. „Hört, Ihr ſeyd ein Schuft!“ ſchrie er ihn an. „Ihr werbt um ein ehrliches Mädchen, und habt Buhldirnen im Schranke! — Ihr bewirthet Euren beſten Freund mit ſaurem Biere, und jene Geſchöpfe mit Wein! — Pfui, Ihr ſeyd ein ſchlechter Kerl!“ —

Der Faun, der nun doch Freundſchaft und Braut auf ewig verloren ſah, ſprühte wie eine Katze, die ein Hund anbellt, aus dem Winkel hervor, und verbat ſich dergleichen Schmähungen. Knoll machte eine rückgängige Bewegung; der Faun hielt ſie für Flucht, drang ihm muthig nach, und fuchtelte ihm mit ſeiner langen, knöchernen Hand um die Ohren herum. Jener aber machte ſeinen Rückzug bloß in der Abſicht, ſich zu bewaffnen. Er holte ſeinen Stock, und züchtigte grimmig damit den alten Sünder der fliehend Tiſche und Stühle zu Boden rannte und Zeter Mordio ſchrie. Thereſe wollte dem Wütherich entwiſchen, aber noch in der Thür bekam ſie einen Denkzettel von ihm. Er ſetzte dann haſtig den Hut auf, faßte Suschens Arm, und enteilte ſchnaubend mit einem Fluche, der den Faun auf immer aus ſeinen Augen verbannte.

Ludwig ward bei dieſem Getümmel ganz überſehen. Er ging Suschen behende nach, drückte ihr auf der unbeleuchteten Treppe die Hand, und ward mit einem zärtlichen Gegendruck für ſeine wohlgelungene Mühe belohnt.

Am folgenden Tage ließ ihn der junge Fürſt, der damals in Olbau ſein Hoflager hatte, zu ſich berufen. Argos griff ſich vor der hohen Verſammlung beſonders an; der Fürſt bezeigte Luſt, ihn zu kaufen. Ludwig ſagte: er trenne ſich von dem nutzbaren Thiere nicht eher, bis es ihm ein kleines Landgut erworben habe. Der Fürſt, dem für Hunde und Pferde, die er beſitzen wollte, kein Preis zu theuer war, bot ihm einen in der Nähe der Stadt liegenden Maierhof als Kaufſchilling an. Ludwig antwortete, er würde ſich keinen Augenblick bedenken, den Handel zu ſchließen, wenn er nur verſichert wäre, daß ihn der Beſitz des angebotenen Maierhofes reich genug mache, um von dem Vormunde eines gewiſſen Mädchens als Freier angenommen zu werden. Der Fürſt fragte, wie der Vormund heiße; und als er Knolls Namen hörte, ſagte er: „Mich dünkt, dieſer Mann hat mit mir in Geſchäften geſtanden.“ Er ließ einen Cabinets-Secretär rufen, und es entwickelte ſich jetzt, daß Herr Knoll der Mann war, der einige Jahre zuvor die Anlegung und Verwaltung eines fürſtlichen Getreide-Magazins übernommen, aber ein paar tauſend Thälerchen für Bodenriß und Mäuſefraß in Rechnung gebracht hatte, und deßhalb noch in Unterſuchung befangen war.

„Was kann aus der Sache heraus kommen?“ fragte der Fürſt.

„Wenig oder nichts!“ antwortete der Secretär. „Die Unterſuchung geht noch ihren Gang; der Angeſchuldigte läugnet und iſt ſchwer zu überführen.“

„Der Prozeß gegen ihn,“ ſagte der großmüthige Fürſt, „ſoll ganz niedergeſchlagen werden, wenn er ſich zur Genehmigung der gewünſchten Heirath bequemt. Ich erlaube, ihm das in meinem Namen zu ſagen, und allenfalls mag es ihm mein Cabinets-Secretär beglaubigen.“ —

Knoll fiel gleichſam aus den Wolken, als Ludwig und der Secretär bei ihm erſchienen und ihre Worte anbrachten. In trunkener Betäubung willigte er ein; denn die von dem Fürſten unterſtützte Brautwerbung war ihm ein Befehl, dem er nicht zu widerſprechen wagte, und die Losſprechung von Schuld und Strafe hob ihm eine drückende Laſt vom Herzen. Ueberdieß war es ihm nun ziemlich gleichgültig, wen ſeine Mündel heirathete, da ſich die im Werke geweſene Verbindung mit dem unzüchtigen Faun zerſchlagen hatte. Suschen ward gerufen. Zitternd vor Freude vernahm ſie, wovon die Rede war, und Ludwig umarmte ſie als ſeine Braut.

IV.

Der ahnenſtolze Schulmeiſter.

1.

Rudolph, der zehnjährige Sohn des Förſters Wigand in Hilgendorf, kannte alle Bäume des Waldes, alle Fährten des Wildes, aber das große A noch nicht. Der Vater wollte mit dem Schulmeiſter Bärenſtein, den er einen hochmüthigen Fantaſten nannte, auf keine Weiſe etwas zu ſchaffen haben. Rudolphs Mutter betrübte ſich über des Knaben rohes Aufwachſen, und bat unabläſſig ihren Gatten, ſeine Abneigung gegen den Schulmann, zum Heil ihres Sohnes, zu überwinden. Endlich gab er nach und ließ bei dem Pädagogen anfragen, wann er ſeinen Sohn bei ihm einführen könne. Die Stunde der Audienz ward beſtimmt. Der Monarch der Schule, ein langer, hagerer Mann, ſtand in der Mitte ſeines Prunkzimmers in einer majeſtätiſchen Stellung und hielt eine Rolle von Goldpapier, wie einen Scepter, in der Hand. Wigand ſagte kurz: „Da bring' ich Ihnen meinen Jungen. Ziehen Sie einen geſcheidten Kerl aus ihm!“ — „Ich werde mein Beſtes thun;“ ſagte der Meiſter ernſt und kalt, und wandte ſich zum Knaben mit der Anrede: „Empfange hier das ſeit alter Zeit gewöhnliche Handgeld!“ — Hiermit übergab er ihm die goldne, mit Roſinen und Mandeln gefüllte Rolle.

Wigand, der ſeine Sache nun abgemacht und keine Luſt zu einer weitern Unterhaltung mit dem ſtolzen Manne hatte, wollte jetzt abtreten; aber Bärenſtein führte ihn am Arme zu einem an der Wand befeſtigten Stammbaume und ſagte: „Betrachten Sie hier meinen vormals ſehr blühenden, doch leider ſeit hundert Jahren gänzlich abgeſtorbenen Stammbaum! Meine Urahnen waren berühmte Feldherren, Staatsminiſter und andere hohe Herrſchaften, auch ſchon im Mittelalter ſiegreiche Turnierhelden; aber unglückliche Verhältniſſe brachten mein ruhmvolles Geſchlecht nach und nach ſo herunter, daß es ſich, in Armuth verſunken, ſeiner adeligen Würde entäußern und ſich theils dem geiſtlichen Stande widmen, theils bürgerliche Gewerbe treiben mußte. Fuimus Troës! Mit unſerer Herrlichkeit iſt's aus! Ich — ſo zu ſagen — ein armſeliger Schulmeiſter, ſchloß die Reihe, ohne jedoch meinen glorreichen Ahnherren Schande zu machen. Lebt' und ſtarb doch auch Dionyſius, der entthronte Beherrſcher von Syrakus, als Schulhalter in Korinth. Das Geſchlecht von Bärenſtein erliſcht mit mir. Ich habe keinen Sohn, der vielleicht vom Glück begünſtiget, den verſchwundenen Glanz unſerer Familie wieder herſtellen könnte. Vor zwanzig Jahren weiſſagte mir eine Zigeunerin: daß mein verdorrender Stammbaum auf's neue erblühen würde. Das bewog mich, geſchwind zu heirathen; aber mein Stammbaum empfing keinen neuen Sprößling. Nachher kam mir wieder einmal eine alte Wahrſagerin in den Wurf, und dieſe ſprach aus: es würden mir zwei Töchter geboren werden, die mich dereinſt aus dem Staube erheben würden. — Nun, die Töchter ſind da, ob ſie mir aber das Wort der Prophetin erfüllen werden, das muß ich erwarten.“

2.

Adelgunde, die jüngere, ein niedliches, blauäugiges Kind von neun Jahren, ſaß ſtrickend auf einem Bänkchen am Fenſter. Rudolph ſah hin, das Mädchen ſah her; ſie waren ſich in einem Nu gut geworden. Da Bärenſtein, indem er vor dem Stammbaume ſtand, den jungen Leutchen den Rücken zukehrte, ſo ſchlich Rudolph zu Adelgunden und bot ihr die geöffnete Rolle des empfangenen Naſchwerks. Sie nahm beſcheiden eine Roſine heraus und dankte auf die anmuthigſte Weiſe. Vergnügt bat er ſie, den ganzen Vorrath anzunehmen. „Das darf ich nicht,“ flüſterte ſie ihm vertraut ins Ohr. Dringend wiederholte er ſeine Bitte, da hüpfte ſie, mit der Düte in der Hand, zum Vater und ſagte: „Papa! der kleine Wigand will mir ſeine Roſinen und Mandeln ſchenken. Darf ich ſie nehmen?“ — Ohne Beſcheid auf dieſe Frage, wandte ſich Bärenſtein zu Rudolph und ſagte mit ernſtem Geſichte: „Vorerſt muß ich bemerken, daß es unſchicklich iſt, ein eben erſt erhaltenes Geſchenk ſogleich wieder aus den Händen zu geben. Uebrigens will ich die Schenkung genehmigen.“ — Fröhlich ſprang die Kleine nach ihrem Bänkchen zurück, dankte Rudolphen mit einem Druck der Hand, und naſchte nun mit Vergnügen.

Am folgenden Morgen ſtellte ſich der angehende Student früher als die andern Knaben in der Schule ein. „Du kannſt doch leſen?“ fragte der Meiſter. „Nein, lieber Herr!“ antwortete Rudolph: „Ich kenne das Rudel der Buchſtaben nur vom Hörenſagen.“ „Das iſt entſetzlich!“ rief Jener, und ſchien ſich noch mißfälliger ausſprechen zu wollen; aber zum Glück ſah er, am Fenſter ſtehend, einen Jägerburſchen des Förſters zwei tüchtige Haſen ins Schulhaus herein tragen. Sogleich zog er andere Saiten auf und ſagte mit milder Stimme: „Du würdeſt ein Spott der ganzen Dorfjugend werden, lieber Sohn, wenn du in ihrer Mitte anfangen wollteſt, das A B C zu lernen. Darum will ich dich durch meine Tochter Adelgunde, die gegen dich eine Gelehrte iſt, in Privatſtunden ſo lange unterrichten laſſen, bis du in der öffentlichen Schule mit Ehren erſcheinen und Sitz und Stimme haben kannſt.“ — Rudolph freute ſich heimlich, eine ſo angenehme Lehrerin zu bekommen, und Bärenſtein führte ihn in ſeine Wohnſtube zu ſeiner Gattin und den Töchtern.

Helene, die ältere, ein Mädchen von zwölf Jahren, war eine ſchlanke, ſchöne Geſtalt; Adelgunde verſprach eben ſo ſchön zu werden. Sie ward vom Vater zu Rudolphs Lehrerin ernannt und ihr feierlich anempfohlen, ihn beſten Fleißes im Leſen und Schreiben zu unterrichten. „Das ſoll mit Vergnügen geſchehen;“ antwortete ſie: „wird aber auch mein Schüler, der mir über den Kopf gewachſen iſt, gern von mir lernen?“ — „O von niemand lieber!“ rief Rudolph. Nun begab ſich der Vater in die groſe Schulſtube, wo die indeſſen angekommenen Buben gewaltig lärmten. Adelgunde ſchob zwei Stühle an den Tiſch, legte ein A b c buch und ein dünnes Stäbchen auf die Tafel, erhob drohend den Bakel, und ſagte mit drolligem Ernſt: „Mit dieſem Stäblein werden unfleißige und unfolgſame Schüler geſtraft. Wonach ſich zu achten!“ — Die Mutter, eine liebe, ſanfte Frau, ermahnte die Muthwillige, keine Poſſen zu treiben, und es ging nun ernſthaft ins A b c hinein.

3.

Rudolph ſtrengte ſich möglichſt an, die Lehren des kleinen Roſenmundes zu faſſen; es gelang ihm auch über ſeine Erwartung. Das Schulhaus, das ihn bisher immer, wie eine ſchwarze Baſtille, angeſchaudert hatte, war ihm jetzt ein heiteres Luſtſchloß. Nach den Unterrichtsſtunden vergnügte er ſich mit Adelgunden im Garten hinter dem Hauſe, worin ihr ein eigener kleiner Bezirk von den Aeltern verliehen war. Da blühte jetzt beſonders das liebliche Pflänzchen Vergißmeinnicht — auch blauer Augentroſt genannt — und die Buchſtaben R und A umſchlangen ſich mit grünen Armen der Kreſſe. So vergingen Sommer und Herbſt. Der Winter war dem kleinen Paare nicht ſo günſtig. In beſtändiger Gegenwart der Mutter und Schweſter ließ ſich wenig ſprechen, was nicht auf Leſen und Schreiben Bezug hatte.

Eines Tages aber hatte die Frau Pfarrerin Helenen und ihre Mutter zum Kaffee eingeladen. Gundchen, die noch nicht für voll angeſehen wurde, war nicht mitgebeten und mit ihrem Schüler allein. Sie wollte den Unterricht wie gewöhnlich anfangen; er aber ſagte: „Nein, wir kehren heute den Spieß um. Du haſt mich lange genug geſchulmeiſtert; nun ſollſt du mir einige Nüßchen aus dem Forſtfache aufknacken. Um dir aber Reſpekt einzuflößen, will ich zuvor die Tracht eines würdigen Lehrers anlegen.“ Damit griff er nach des Vaters Stutzperücke, die friſch gekräuſelt und gepudert auf dem Perückenſtocke hing. „Um Gottes Willen, berühre das Heiligthum nicht!“ rief Gundchen: „das könnte dir übel bekommen!“ — er ließ ſich aber nicht abhalten, ſchwang die Perücke auf den Kopf zog eine ſchwarze Aermelweſte des Schulmeiſters über ſein grünes Jäckchen, knöpfte ſie von oben bis unten zu, ſetzte ſich, mit dem Bakel in der Hand, an den Tiſch, und examinirte Gundchen über allerhand Forſt- und Jagdſachen. Sie beſtand ſo ſchlecht, daß ſie zur Strafe ein Knippschen nach dem andern auf die Finger bekam. Geſchrei und Gelächter konnten dabei nicht fehlen.

Aber dieſe Schmerz- und Freudentöne unterdrückte plötzlich ein gewaltiger Dämpfer. Der rechtmäßige Perückenherr brach mit dem Ausruf: „Ha! du Teufelsbrut!“ zur Thür herein, riß den Profeſſor der Forſtwiſſenſchaft von ſeinem Lehrſtuhl auf und koranzte ihn eine Weile in der Stube herum, daß er die Wände hätte hinan laufen mögen. Dann hob er ihm die Perücke ſäuberlich vom Kopfe und gab ſie dem hölzernen Haupte zurück. Indeſſen hatte Rudolph ſchon die tüchtig ausgeklopfte Aermelweſte von ſich geworfen und floh aus dem Hauſe. „Lauf, lauf, Bube!“ donnerte Bärenſtein ihm nach: „Komm mir nicht wieder vor die Augen!“ — Adelgunden, die in einen Winkel geflüchtet war, drohte er nur mit dem Finger und ſagte: „Schäme dich, daß du dich mit dem jungen, einfältigen Haſenritter ſo gemein machteſt! Du ſollteſt deines bedeutſamen Taufnamens, den ich mit gutem Bedacht wählte, immer eingedenk ſeyn!“ —

4.

Am folgenden Morgen bekannte Rudolph ſeinen Aeltern, daß er von dem Schulmeiſter, wegen ſcherzhaften Aufſetzens ſeiner Stutzperücke, verbannt worden ſey. Daß er auch geſchlagen worden, verſchwieg er weislich, weil ſich der Vater ſonſt mit dem Schulmeiſter unverſöhnlich überworfen hätte. Die Verſpottung der ihm höchſt widerwärtigen Perückentracht beluſtigte den alten Weidmann, und er ſagte zu ſeiner Frau: „Wir wollen dem grämlichen Kerl den vorräthigen Hirſchziemer ins Haus ſchicken; das wird ihn beſänftigen.“

Die Sendung geſchah. Der Bote kam mit einem Zettel zurück, worauf die Worte ſtanden: „Dem Herrn Förſter ergebenſten Dank und ſeinem Sohne Verzeihung!“ — Eine halbe Stunde nachher ſaß Rudolph wieder mit Adelgunden am Lehrtiſch, und beide, die ſchon eine ewige Trennung befürchtet hatten, freuten ſich herzlich, daß die ſchlimme Sache ſo gut abgelaufen war.

Aber im folgenden Winter gab's neue Händel. Der Sohn des Pfarrers war von der Univerſität zurückgekommen und erregte allgemeine Bewunderung, wenn er auf dem gefrornen Spiegel des großen Teiches, in der Nähe des Dorfs, auf Schlittſchuhen lief. Rudolph äußerte gegen ihn den Wunſch, auch ſolche Schuhe von Stahl zu beſitzen. Der gefällige Student ſchenkte ihm ein Paar, unterwies ihn im Gebrauch derſelben, und die beiden Eisvögel flogen bald mit einander um die Wette. Einsmals erzählte der Studioſus: man habe auch in der Stadt kleine Stuhlſchlitten, in welchen man Damen zu fahren pflege. Dieſe Kunde faßte Rudolph ſchnell auf, und baute ſogleich, nach des Studenten Anweiſung, ein ſolches Geſtelle, um Gundchen darin ſpazieren zu fahren.

Man wählte zu dieſer Luſtpartie einen Sonntag, an welchem Gundchens Vater vom Pfarrer zur Tafel gezogen und ſeine Rückkehr erſt am ſpäten Abend zu erwarten war. Aber gegen das Ende der Mahlzeit erzählte das bei Tiſche aufwartende Märchen: das ganze Dorf laufe nach dem Teiche, weil ein ſeltſames Fuhrwerk, wie noch kein Menſch geſehen, darauf erſchienen ſey. Nach Tiſche beſchloßen der Pfarrer und ſein Gaſt, ſich ebenfalls dahin zu begeben.

Sie kamen an, wurden aber wenig bemerkt, weil Aller Augen auf den zierlichen Schlitten gerichtet waren, der eben pfeilſchnell vorüber glitt. „Himmel! da ſitzt ja meine Tochter drin!“ ſchrie der Schulmeiſter, und ſprang auf's Eis, um den Schlitten anzuhalten. Aber Rudolph, der ihn kommen ſah, floh weiter vom Ufer. Bärenſtein lief haſtig nach, fiel aber bald auf dem glatten Eisſpiegel ſo heftig auf den Rücken, daß er die Beine hoch empor ſtreckte und Hut und Perücke verlor. Ein unmäßiges Gelächter, von dem ſich ſogar die verſammelte Schuljugend nicht ausſchloß, erſchallte rings umher. Der Gefallene verſuchte mehrmals aufzuſtehen; aber nicht vermögend, auf dem Eiſe zu fußen, fiel er immer auf's neue, und erregte damit wiederholtes Gelächter.

Als ihn Rudolph in dieſen Nöthen ſah, lenkte er ſeinen Schlitten raſch ans Ufer, ließ ſein Damchen ausſteigen, und rieth ihr leiſe, nach Hauſe zu eilen und ſich unter den Schutz ihrer Mutter zu begeben. Dann fuhr er zu dem noch mit dem Eiſe kämpfenden Schulmeiſter zurück, und forderte ihn zum Einſteigen auf. Bärenſtein aber ſchimpfte gräßlich und ſchlug die Rettungsfahrt aus. Der Pfarrer rief ihm zu: er ſolle keine Umſtände machen; es ſey ihm nicht anders zu helfen. Da preßte er ſich brummend in den engen Seſſel, und Rudolph ſchob ihn ans feſte Land. „Das Trinkgeld bleib' ich Dir ſchuldig;“ ſprach er, mit erhobenem Stocke, beim Ausſteigen. „Unterſtehe Dich nicht, meine Schwelle wieder zu betreten! Du haſt mich zum Gelächter des Dorfs gemacht, und das vergeb' ich Dir nimmer, wenn mir auch Dein Vater einen ganzen Wald voll Hirſche zur Söhnung ſchickte.“

5.

Als Rudolph ſeine abermalige Verweiſung aus dem Schulhauſe geſtanden hatte, ſagte der Vater: „Wahrſcheinlich wäſſert der alten Perücke der Mund wieder nach einem Wildbraten; aber ich werde kein Narr ſeyn. Der Junge kann leſen und ſchreiben; er bedarf der Schule nicht mehr. Wir laſſen ihn nun vom Pfarrer zum heiligen Abendmahle vorbereiten, und dann mag er ſein Heil weiter in der Welt verſuchen.“

Rudolph erſchrack über dieſe Entſcheidung, weil er dadurch von ſeiner kleinen Freundin getrennt ward. Um ſie zu ſprechen, umſchlich er Abends das Schulhaus, und hatte bald das Glück, daß Adelgunde, die den geheimen Beſuch erwartet haben mochte, aus dem Hauſe trat. Beide ſeufzten über die traurige Begebenheit, gelobten ſich aber mit Hand und Mund, nicht von einander zu laſſen, und ſich ſo oft als möglich zu ſprechen. „Doch hier an der Thür iſt's gefährlich;“ ſagte Gundchen. „Der Vater geht immer Abends ein Stündchen zum Pfarrer oder zum Rittergutspachter und könnt' uns einmal bei der Heimkehr überraſchen. Beſſer iſt's, ich gehe künftig in den Garten, und Du kommſt außerhalb an den Zaun: da ſtört uns niemand.“ Rudolph fand den Vorſchlag gut; Pyramus und Thisbe waren gleichſam aus dem Grabe erſtanden, und trafen jeden Abend am Gartenzaune zuſammen.

Im Frühling glaubte der Schulmeiſter verſchiedene Gewächſe im Garten zu vermiſſen. Er behauptete, es müſſe ein Dieb über den Zaun geſtiegen ſeyn, und nahm ſich vor, jeden Abend bei der Rückkehr aus ſeiner Geſellſchaft eine Runde um den Garten zu machen. Glücklicher Weiſe ging er dieſen Abend nicht aus und Thisbe ſtahl ſich in den Garten, um ihrem Pyramus die drohende Gefahr zu verkünden. „Immerhin!“ war ſeine Antwort: „ich will mir die Streifwache ſchon vom Leibe halten.“ —

Am folgenden Abend erſchrack Gundchen, als ſie ſich dem Gartenzaune nahte, vor einem Geſpenſte, das in einer weißen Leichenhülle, mit großen Hörnern am Kopfe, draußen ſtand, und bald als ein Rieſe, bald als ein Zwerg erſchien. Sie that einen Schrei und floh; Rudolphs Stimme rief ſie zurück und es ward ein Viertelſtündchen geplaudert. Jetzt wandelte eine Laterne im Dorfe herauf; Adelgunde flüchtete ſchnell. Die Leuchte wandte ſich nach dem Garten; das Geſpenſt ging ihr rieſengroß mit langſamen Schritten entgegen. Der Laternenträger erſchrack, ergriff mit großen Sprüngen die Flucht und verſchwand in der Thür des Schulhauſes. Es war Bärenſtein. „O ihr Heldengeiſter meiner Ahnen!“ ſeufzte er für ſich: „verzeiht mir meine feige Flucht! Morgen ſollt ihr mich tapferer ſehn!“ — Er ging gegen Abend zum Pachter, verweilte dort einige Stunden, erbat ſich, als er nach Hauſe gehen wollte, die Begleitung ſeiner ſämmtlichen Knechte, bewaffnete ſie mit Holzfackeln, Spießen und Stangen, und ſtellte ſich an ihre Spitze. Als er ſich ſeinem Garten nahte, trat ihm das gehörnte Geſpenſt mit fürchterlichem Brummen entgegen. Er zog ſich geſchwind hinter die Fronte zurück und rief ſeiner Mannſchaft von hinten zu: „Drauf! drauf!“ Aber die furchtſamen Kerle nahmen Reißaus, und er ſelbſt lief ſchneller als Alle.

Pyramus und Thisbe mußten ſeitdem ihre Unterredungen am Gartenzaune einſtellen, weil Herr Bärenſtein Abends nicht mehr ausging und in ſeiner Gegenwart kein Huſch in den Garten möglich war.

6.

Ein Jahr nachher ward Rudolph eingeſegnet, und ein befreundeter Oberförſter, der unweit der Reſidenzſtadt Roſſau ſeinen Sitz hatte, nahm ihn als Jagdgehülfen zu ſich. Rudolph ſchrieb an Adelgunden einen zärtlichen Scheidebrief, worin er ihr ewige Liebe und Treue gelobte. Dieß Briefchen fiel in Bärenſteins Hände. „Seht den Laffen!" rief er hohnlachend: „Er denkt wohl gar, mein Eidam zu werden? Stolze Luftſchlöſſer! Die Hand meiner Töchter iſt Kavalieren beſtimmt." — Er verbrannte hierauf den Brief vor den Augen ſeiner ſämmtlichen Hausgenoſſen.

Ein Jahr lang fiel nun im Schulhauſe nichts Merkwürdiges vor. Helene, das zarte Kind, war indeſſen zu einer bildſchönen Jungfrau erblüht, und es zeigten ſich von Zeit zu Zeit im Dorfe fremde Herren, die allerhand Gelegenheiten ſuchten, ſie zu ſehen und zu ſprechen; das züchtige Mädchen wich ihnen aber ſorgfältig aus. Nach einiger Zeit empfing Bärenſtein von unbekannter Hand einen Brief mit hundert Dukaten und der Aufforderung: ſeine Tochter Helene in die berühmte Erziehungsanſtalt der Madame Fink in Roſſau zu bringen, wo für ihre körperliche und geiſtige Ausbildung beſtens geſorgt werden würde. Ein anderer Hausvater wäre über dieſen Antrag ſtutzig geworden; aber Bärenſtein, der die ihm geweiſſagte Erhebung aus dem Schulſtaube immer im Kopfe hatte, hielt die räthſelhafte Sache für das Werk irgend eines vornehmen jungen Mannes, der das engelſchöne Mädchen nach vollendeter Bildung für die große Welt, zu ſeiner Gemahlin erwählen wolle. Er fuhr daher ohne Verzug und Bedenken mit Helenen nach Roſſau, ſtellte ſich der Madame Fink als ein Privatmann vor und übergab ihr die Tochter.

Anfangs ging alles vortrefflich. Madame Fink zeichnete Helenen vor allen ihren Koſtgängerinnen aus, und beſchloß ſogar, ihren ſiebzehnten Geburtstag, der in der Mitte des Sommers eintrat, in dem öffentlichen Garten des Italieners Torelli zu feiern. Helene bat, ihre Mutter und Schweſter dazu einladen zu dürfen. Madame Fink gewährte nach einigem Bedenken die Bitte. Als ſich die Mutter zur Reiſe in die Stadt entſchloſſen hatte, ſchrieb Adelgunde heimlich an Rudolph und lud ihn ebenfalls zum Stelldichein in Torelli's Garten. Er kam, ſprach mit Adelgunden und ihren Verwandten, mußte ſich aber, da ihn die Feſtgeberin nicht nöthigte, in ihrer Geſellſchaft zu bleiben, nach einer Weile zurückziehen und einen andern Platz wählen.

Der Garten ward Abends erleuchtet. Madame Fink durchwandelte mit ihrer Geſellſchaft die lampenhellen Gänge, Rudolph folgte in einiger Entfernung. Da ſah er, daß drei Männer, die ſich durch große, tief in die Augen gedrückte, runde Hüte und weite Mäntel unkenntlich gemacht hatten, Helenen unabläſſig nachſchlichen, ſie endlich in einer einſamen Gegend plötzlich erfaßt und in ein nahes, dunkles Gebüſch gewaltſam hinein riſſen. Sie rief um Hülfe: Rudolph ſtürzte mit blank gezogenem Hirſchfänger den Räubern nach, warf zwei zu Boden, verwundete den dritten, der mit einem Dolche nach ihm ſtieß, und brachte Helenen zu den Übrigen zurück.

Madame Fink benahm ſich bei dieſem Vorfall ſo ſonderbar, als ſey ſie mit Rudolphs Einmiſchung gar nicht zufrieden. Helene verlor auf der Stelle alles Vertrauen zu ihr, erklärte ihr freimüthig, daß ſie in ihrem Hauſe nicht länger bleiben wolle, und fuhr mit Mutter und Schweſter nach Hilgendorf zurück.

7.

Um dieſe Zeit kam der einzige Sohn der verwittweten Gutsherrin, der junge Graf Roderich, der zwei oder drei Jahre als Huſaren-Lieutenant gedient hatte, in ſeine Heimath zurück. Er war von dem zweiten Sohne des regierenden Fürſten, dem Prinzen Hannibal, bei einer Waffenübung empfindlich beleidiget worden, und hatte deßhalb ſeinen Abſchied genommen. Schon vor ſeinem Eintritt in Kriegsdienſte war Helene ſein Liebling; jetzt ſah er das damalige Kind zu einer Jungfrau von blendender Schönheit erwachſen, und fühlte die Macht der erſten Liebe. Er mußte jedoch dieſe Empfindungen vor ſeiner höchſt ahnenſtolzen Mutter ſorgſam verbergen. —

An einem freundlichen Herbſttage erhielt Helene von einer Freundin, der Pfarrerstochter des nächſten Dorfes, eine ſchriftlichen Einladung zu einer Kaffeegeſellſchaft. Der kurze Weg führte durch ein ſchattiges Wäldchen. Sie ging zu Fuß; ihr Vater begleitete ſie. Kaum hatten ſie tauſend Schritte hinter ſich, als ſie eine mit vier Pferden beſpannte Kutſche im Wäldchen halten ſahen. Indem ſie ruhig vorüber gingen, ſprangen zwei Männer aus dem Gebüſch, ergriffen Helenen, trugen ſie in den Wagen und lachten laut, als ſich der Vater mit ſeinem Wanderſtabe zur Wehre ſetzen wollte. Vergebens rief die Entführte nach Hülfe; der Wagen fuhr im Galopp davon.

Der unglückliche Vater lief nach Hilgendorf zurück und keuchte die Schloßſtufen hinauf, um den Beiſtand des jungen Grafen zu erbitten; er war mit ſeiner Mutter ausgefahren. Der Förſter, den Bärenſtein nun anſprach, wärmte ſein angekommenes Zipperlein unter wollenen Fußhüllen und konnte kein Pferd beſteigen. Auch der Pachter hatte mancherlei Ehehaften, die ihn abhielten, den Mädchenräubern nachzuſetzen. Bärenſtein wußte weiter keinen Rath, ging mit gebrochenem Herzen nach Hauſe, und ſetzte durch die Erzählung von Helenens Entführung Mutter und Schweſter in Schrecken und Verzweifelung.

Indeſſen war die gute Helene ſchon gerettet. Der Sohn des Oberförſters, bei dem Rudolph ſich aufhielt, war mit Dieſem und vier jungen Edelleuten, die bei dem Oberförſter die Jägerei lernten, auf das Revier geritten, das ſich von Roſſau gegen Hilgendorf hinzog. Sie ſangen Jagdlieder, als ſie eine mit vier raſchen Pferden beſpannte Kutſche im ſtärkſten Galopp feldein fliegen ſahn. „Das ſieht aus wie eine Entführung!“ ſagte Rudolph und jagte mit ſeinen Gefährten dem Wagen nach. Er war bald erreicht; ein donnerndes Halt! und ſechs im Anſchlag gehaltene Gewehre zwangen den Lenker des Poſtzuges, den Flug der Roſſe zu hemmen. Im Wagen ſaß Helene, und neben ihr ein Mann, der ihr eine Piſtole vor die Bruſt hielt. „Ei, Herr Basko!“ rief Rudolph; „Wohin wollen Sie mit dem Frauenzimmer?“ — „Das geht Sie nichts an!“ antwortete des Prinzen Hannibal vertrauter Kammerdiener, den Rudolph bei einer Jagd, die der Prinz vor einiger Zeit auf dem Reviere hielt, kennen gelernt hatte. Die Jäger zwangen ihn und ſeinen Helfershelfer zum Ausſteigen. Der Kammerdiener drohte vergebens mit der Ungnade des Prinzen. Die jungen Männer führten die beiden Gefangenen zum nächſten Dorfe und übergaben ſie den Gerichtsperſonen, um ſie mit einer flüchtig aufgeſetzten Geſchichtserzählung an das Kriminalgericht in Roſſau abzuliefern.

Rudolph beſorgte für Helenen einen anſtändigen Wagen und kam gegen Mitternacht mit ihr vor dem Schulhauſe in Hilgendorf an, wo er mit Jubel empfangen und ſogar von dem Hausvater, ſo abhold ihm Dieſer ſonſt war, umarmt wurde. — Bei der Unterſuchung in Roſſau ergab ſich, daß Basko, im Einverſtändniß mit Madame Fink, auch die Entführung in Torelli's Garten verſucht, und das vorgeblich von der nachbarlichen Pfarrerstochter geſandte Einladungsbriefchen geſchrieben hatte. — Er mußte ſein Verbrechen ſechs Monate im Zuchthauſe büßen, und ward dann über die Gränze gebracht. Den Prinzen beſtrafte ſein Vater mit ſtrenger Haft im Zimmer, das er einen Monat lang *einſam* hüten mußte.

8.

Graf Roderich, der am folgenden Morgen die Begebenheit erfuhr, beſchloß auf der Stelle, ſich möglichſt bald mit Helenen zu vermählen und ſie dadurch vor allen weitern Nachſtellungen zu ſichern. Wegen ſeiner Verwandten ſchien es ihm aber nöthig, daß Bärenſteins Adel zuvor erneut werde. Er forderte ihn auf, die nöthigen Schritte deßhalb zu thun, und verſprach, die Koſten zu übernehmen, auch für ſein ſtandesmäßiges Auskommen zu ſorgen. Bärenſtein ſprang beinahe vor Freuden in die Luft. „Das iſt aber nicht genug!“ fuhr der Graf fort: „Sie bedürfen eines Stammhalters, daß Ihr Geſchlecht nicht mit Ihnen ausſterbe. Hierzu ſchlag' ich Ihnen den jungen Rudolph Wigand vor. Den nehmen Sie, unter dem Namen *Wigand von Bärenſtein*, an Kindesſtatt an und verbinden Sie ihn mit der Zeit durch die Hand Ihrer jüngern Tochter noch feſter mit ſich.“ —

„Nein, Herr Graf!“ rief Bärenſtein heftig: „Alles, was Sie wollen, nur das nicht! Der junge Menſch hat mich, als er noch mein — oder vielmehr Adelgundens — Schüler war, mehrmals verhöhnt und lächerlich gemacht, und das kann ich ihm, als geborener Edelmann, nimmer verzeihen.“ — „Er hat aber auch,“ erwiederte der Graf, „Helenen zwei Mal aus den Netzen eines Wüſtlings gerettet und die Schuld jener Schülerſtreiche vollkommen damit getilgt.“ — Das gab Bärenſtein zu und widerſprach nicht weiter.

Der Graf ließ durch ſeinen Sachwalter die erforderlichen Schriften abfaſſen. Die Erneuung des Adels fand keinen Anſtoß, weil die gehörigen Ahnenbeweiſe vorhanden waren. Der Annahme an Kindesſtatt hingegen ſetzten ſich wegen Bärenſteins ehelicher Kinder geſetzliche Schwierigkeiten entgegen. Da er jedoch keinen Sohn hatte, und es hier nur darauf ankam, den Namen von Bärenſtein nicht erlöſchen zu laſſen, Rudolph ſich auch um die Familie hoch verdient gemacht hatte, ſo ſchlug ein Machtſpruch des regierenden Fürſten alle Bedenklichkeiten danieder. Auch die verbotene Ehe zwiſchen einem Wahlſohn und einer ehelichen Tochter ward in der Folge, gegen Erlegung einer Geldſumme für eine milde Stiftung, dem jungen Wigand von Bärenſtein und Adelgunden geſtattet. —

Ehe noch der Graf ſeinen Vorſatz, ſich mit Helenen von Bärenſtein zu vermählen, ſeiner Mutter eröffnet hatte, fiel ſie in eine tödtliche Krankheit und ſtarb. Ein alter reicher Oheim, deſſen Erbe der junge Graf war, folgte ihr bald. Beide Erbſchaften ſetzten den Grafen in den unbeſchränkten Beſitz von ſieben Rittergütern. Was ſollte er, der ohnedieß ſchon reich war, mit allen dieſen Ländereien anfangen? Er beſchloß, eins dieſer Güter dem Herrn von Bärenſtein und ſeiner Gattin auf Lebenszeit zu überlaſſen, ein anderes aber dem jungen Wigand von Bärenſtein als völliges und ewiges Eigenthum abzutreten.

Als Bärenſtein, der bisherige Schulmeiſter, die Urkunde ſeines erneuten Adels erhielt, warf er vor Freuden ſeine Stutzperücke an die Wand und legte die ſchon bereit liegende neue Standeskleidung an. Mit Federhut, Stiefeln und Sporen, und einem Hirſchfänger an breitem goldenen Wehrgehänge, beſtieg er mit ſeiner Familie einen ihm geſandten gräflichen Wagen und fuhr nach ſeinem Gute ab. Dort ward das Vermählungsfeſt des Grafen gefeiert. Wigand von Bärenſtein und Adelgunde vermählten ſich, da beide noch ſehr jung waren, erſt im folgenden Jahre.

Es iſt nun Vater Bärenſteins größte Wonne, in ſeinem Dorfe herum zu ſtolzieren, links und rechts die Mützen von den Köpfen fliegen zu ſehen und ſich *gnädiger Herr* nennen zu hören. Aus dem allen macht ſich Rudolph nichts. Er ſpricht aber oft: „Ich dank' es meinem Vater, daß er mich, ohne Kenntniß eines Buchſtabens, mein zehntes Jahr erleben ließ. Mein ſpäter Schulgang hat mir frühzeitig ein herzliebes Weibchen erworben.“

V.

Die dankbare Zwergin.

Meiſter **Hildemar**, der Eigenthümer einer großen Mühle und ſchöner umher liegenden Ländereien, wollte gegen Mitternacht das Licht auslöſchen und ſich zur Ruhe begeben, als draußen an den Fenſterladen geklopft ward. Er und **Sara**, ſein Weib, fuhren erſchrocken zuſammen, denn dieſes Klopfen konnte nicht mit rechten Dingen zugehen, da ihre Schlafkammer nicht auf ebener Erde, ſondern zwei Treppen hoch war. Indem ſie mit einander darüber ſprachen, ward es noch zweimal wiederholt. Hildemar öffnete jetzt den Laden, mit der Erwartung, eine baumlange Rieſengeſtalt oder wenigſtens einen gewöhnlichen Menſchen mit einer zum Anpochen gebrauchten Stange vor ſich zu ſehen. Aber der unbewölkte volle Mond zeigte ihm nichts Befremdliches, als ein langes, weißes Bündel, das vor der Hausthüre lag. Er ging mit dem Lichte hinab und fand — ein in Betten eingewickeltes Kind.

Beſtürzt, doch keinen Augenblick ſich beſinnend, was zu thun ſey, nahm er den Fündling, der ihn mit hellen Augen anſah, auf den Arm, um ihn ins Haus zu tragen. Da erhob ſich in der Luft ein ſtarkes Geräuſch, das wie der Flügelſchwung eines großen Raubvogels klang. Hildemar erſchrack; doch da er nichts weiter ſah und hörte, ſchloß er die Thür hinter ſich zu und ſtieg mit ſeinem Funde die Treppe hinauf.

Das kinderloſe Ehepaar vereinigte ſich ſogleich, das kleine Weſen ſo lange, bis es ſeine Eltern vielleicht abfordern würden, als ihr eigenes Kind zu behandeln. Es war ein Mädchen, kaum ein Jahr alt und nach allem Anſchein von vornehmer Herkunft. Das Bett war von Seide, das Leinengeräth äußerſt fein und mit dem Namen Helene und einer Grafenkrone bezeichnet.

Den weltklugen Leuten ſchien es rathſam, die wunderbare Begebenheit nicht bekannt werden zu laſſen, weil ein endloſes ärgerliches Geſchwätz darüber voraus zu ſehen war. Das Hausgeſinde hatte den Vorfall glücklicher Weiſe verſchlafen; Verheimlichung war alſo möglich, und ſie fingen es klug an, den jungen Gaſt ohne bedeutendes Aufſehen in ihr Haus einzuführen. Sie ließen in der Morgendämmerung den Reiſewagen beſpannen und ſagten zu ihren Dienſtleuten: ſie wollten Verwandte beſuchen. Der Fündling ward in einem bedeckten Korbe in den Wagen gebracht; Hildemar lenkte ſelbſt das Geſpann, und die Reiſe ging fort. Unter Weges verſchafften ſie der Kleinen eine geringere Bekleidung, fuhren dann zu den Verwandten und gaben vor: ſie hätten einer Straßenbettlerin, die mit mehrern Kindern herumgezogen, das Mädchen wegen ſeines hübſchen Anſehens abgenommen, um es als ihr eigenes Kind zu erziehen. Bei dieſer Rede blieben ſie auch nach ihrer Heimkehr, und Jedermann glaubte ihnen.

Helene wuchs heran, ward ſchön und verband mit Zartheit und Anmuth der Geſtalt einen ihr angebornen Adel der Seele, der Alles, was ſie ſprach und that, über Gemeinheit erhob. Dabei war ſie ein beſcheidenes, gutes Kind. Aber zu den Geſchäften der Landwirthſchaft hatte ſie keine Neigung, und man nöthigte ſie auch nicht dazu. Sie war hingegen eine fleißige Schülerin des nachbarlichen Landpredigers, eines gelehrten Mannes, der es übernommen hatte, ihren Geiſt auszubilden.

Sie ſtand in der Blüthe ihres ſechzehnten Jahres, als eine phantaſtiſch gekleidete Prophetin das Land durchzog und ſich überall in die Häuſer der Reichen drängte, um für ihre Weiſſagungen einen anſehnlichen Ehrenſold zu gewinnen. So machte ſie auch dem Meiſter Hildemar, von deſſen Wohlhabenheit ſie Kunde bekommen hatte, eines Morgens ihren Beſuch. Gaſtfrei, wie er war, ließ er ein Frühſtück auftragen. Als ſie aber nach deſſen Genuß in einer feierlichen Stellung weiſſagen wollte, verbat er das höflich, weil ihm, wie er hinzuſetzte, in ſeiner Lage nichts Großes, das der Rede werth ſey, begegnen könne. Damit griff er in die Taſche, um die weiſe Frau mit einem guten Zehrpfennig zu entlaſſen.

Indem er ihr das Geſchenk in die Hand drückte, trat Helene, von ihrem Lehrer kommend, in die Stube. Die Prophetin ſtarrte ſie mit großen Augen an, faßte ſchnell ihre Hand, beſchaute die innere Fläche derſelben und ſprach mit Begeiſterung:

„Kind, nur eine kleine Weile
Deckt noch Dunkel Dein Geſchick.
Eine wundergroße Eule
Macht Dein Glück.“

Hierauf neigte ſie ſich tief vor Helenen und ging von dannen.

„Das iſt eine wunderliche Prophezeihung!“ ſagte Sara. „Am Ende haſt Du wohl gar das Glück, daß unſer Nachbar, der Fänner Eule, zu Dir auf die Heirath kommt.“

Es entſtand ein Gelächter, denn dieſer Fänner (wie man damals ſtatt Fähnrich ſagte) war ein poſſirliches Männlein. Er hielt ſich für einen großen Helden, weil er in ſeiner Jugend ein halbes Jahr als Fahnjunker gedient hatte und nachher zum Fähnrich erhoben worden war. Als aber zu gleicher Zeit ein Krieg ausbrechen wollte, traten ihm bei dieſer Ausſicht die Haare zu Berge. Er beſchloß, ſich um keinen Preis in den gefährlichen Handel zu miſchen, wenn er nicht zuvor Gelegenheit gefunden hätte, ſich durch die ſogenannte Paſſauer Kunſt ſo feſt zu machen, daß er weder mit Spießen und Schwertern, noch mit irgend einem Geſchoß verletzt werden könne. Es glückte ihm, daß ein reiſender Zauberer, der ihm von ungefähr in den Wurf kam, dieſe Kunſt verſtand und ſich für Geld und gute Worte bereit finden ließ, ihm damit zu dienen. Er empfing von demſelben, gegen Erlegung eines Dukatens, einen verſiegelten Zettel, den er mit einem ſeidenen Faden durchziehen und ſich an den Hals hängen ſollte. Des folgenden Tages, als der Zauberer ſchon wieder über alle Berge war, ſchien es dem Junker doch bedenklich, ſein theures Leben einem papiernen Schilde anzuvertrauen; er wollte wenigſtens die Zauberfiguren ſehen, welche die Macht haben ſollten, ihn zu ſchützen. Behutſam das Zettelchen öffnend, fand er aber mit Schrecken nichts, als die Worte: Halunke, wehre Dich! — Das war eine ungebührliche Zumuthung, die ihm in alle Glieder ſchlug und ihn auf der Stelle krank machte. Er nahm ſeinen

Abſchied und ließ ſich im Städtchen Finkenberg, wo er geboren war, häuslich nieder. Da lebte er nun ſeitdem ſchon dreißig Jahre und ward nicht müde, ſich durch Großſprecherei und eine abenteuerliche, mit ſeiner Geſtalt nicht übereinſtimmende Tracht lächerlich zu machen. Klein von Perſon, wie Zachäus, und eben ſo dick als lang, trug er beſtändig Uniform und einen langen, tief herabhängenden Säbel, den man, wenn die metallene Scheide auf den Pflaſterſteinen tanzte, durch die ganze Stadt klirren hörte. Auch die Hufeiſen der ſteifen Stiefeln und die Rieſenſporen machten ſich, im Verein mit dem Sarras, ſo laut, daß ſie alle Schläfer aufweckten, wenn der Fänner des Nachts über die Straße ging. Ein unmäßig großer Hut mit hohem Federbuſch, eine Allongenperücke, wie damals ſogar die Feldherren trugen, und zu dem allen ein tüchtiger Knebelbart, vollendeten das Zerrbild. Es war daher ein luſtiger Scherz, als Mutter Sara den Worten der Prophetin die Auslegung gab: daß der alte, häßliche Ritter als Helenens Freier auftreten würde.

Aber man darf den Teufel nicht an die Wand malen, er kommt ohnehin wohl; und das geſchah hier. Der Fähnrich hatte von der Prophezeihung gehört und ſie ganz ernſtlich auf ſich gedeutet. Die wundergroße Eule, wer konnte das anders ſeyn, als er, der große wichtige Mann dieſes Namens? — Er hielt ſich alſo für beſtimmt, des Mädchens Glück zu machen, und glaubte getroſt, die Ehe ſey bereits im Himmel ſo feſt geſchloſſen, daß er keinen Korb zu befürchten habe.

Friſch beſtieg er einen Miethgaul und ritt nach der

Mühle, wo er ſchon in frühern Zeiten bisweilen geweſen war. Seine Ankunft erregte Befremden, weil man ſogleich an die Prophezeihung dachte. Da er aber, bei Wahrnehmung der großen Augen, geſchwinde vorgab, daß er nur im Vorbeireiten ein wenig hier ausruhen wolle, ſo war er willkommen. Er ſprach nun, wie gewöhnlich, von ſich ſelbſt, rühmte ſich freundſchaftlicher Verbindungen mit großen Herren, die ihn nicht kannten, prahlte mit Reichthümern, die er nicht beſaß, und nannte ſich immer beim dritten Wort dieſer Lügen einen ehrlichen deutſchen Degenknopf.

Als er den Eltern nach ſeiner Meinung hinreichenden Staub in die Augen geblaſen hatte, ſagte er dem Mädchen, das ihm über alle Maßen gefiel, tauſend Schmeicheleien und gaukelte, wie ein junger, verliebter Fähnrich, in der Stube herum. Dieſe gewaltſame Beweglichkeit des runden, bleiernen Körpers war ſo drollig, daß ſich Helene des Lachens nicht enthalten konnte. Er nahm das für Beifall und ritt mit dem Glauben, ſeine Sache trefflich eingeleitet zu haben, nach Finkenberg zurück.

Dort ſprach er in der geſchloſſenen Abendgeſellſchaft, deren Mitglied er war, mit ſchwärmeriſchen Lobeserhebungen von Helenen, und rühmte ſich, er habe das Glück gehabt, ihr zu gefallen. Einige Wittwer und alte Junggeſellen, die dabei ſaßen, horchten doch auf. Den Mühlmeiſter kannten ſie alle; aber ſeine Pflegetochter, die ſelten in die Stadt kam, hatten ſie nur flüchtig geſehen und wenig beachtet. Doch jetzt, da ſo viel Weſens von ihr gemacht wurde und die Herren meiſtens Luſt hatten, eine anmuthige und vortheilhafte Heirath zu thun, ſo faßten ſie in der Stille den Vorſatz, dem feurigen Lobredner wo möglich den Rang abzulaufen und das feine Liebchen, ſammt der anſehnlichen

Mitgiſt, die ſich von dem reichen Mühlmeiſter erwarten ließ, heimzuführen.

So hatte der geſchwätzige Prahler einen Schwarm von Nebenbuhlern aufgeregt, und einer nach dem andern machte ſich in den nächſten Tagen auf den Weg, um Brautſchau zu halten. Zuerſt kam ein rothnäſiger Gerichtshalter, der den Schweiß ſeiner Bauern in Rheinwein und Burgunder verwandelte und zehn Monate im Jahre mit dem Zipperlein behaftet war; ihm folgte ein von ewigem Tabaksqualm braun geräucherter Sachwalter, der von nichts als Rechtshändeln ſprach und zu ſprechen wußte; dann erſchien ein wüſter Landjunker, der ſein Gütchen verſpielt hatte; und endlich der Arzt des Städtchens, ein roher, unſauberer Geiſt, der allen geſitteten Frauen ein Gräuel war, weil er immer die unanſtändigſten Scherze im Munde führte.

Hildemar wußte nicht, wie er auf Einmal zu der Ehre kam, daß alle dieſe Herren ſein Haus zum Ziel ihrer Spazierfahrten und Luſtritte wählten. Keiner von ihnen war ein Mann nach ſeinem Herzen; er mußte jedoch aus der Noth eine Tugend machen und ſie freundlich empfangen. Sie fanden insgeſammt Helenen ſehr liebenswürdig, und noch liebenswürdiger die herrlichen Fluren und Gebäude, die Jeder mit der Zeit zu erben hoffte. Doch nahmen ſie ſich in Acht, den Zweck ihrer Beſuche ſogleich zu verrathen. Sie zeigten ſich vorerſt nur ſo viel als möglich von der beſten Seite und waren eifrig befliſſen, ſich dem Mädchen und den Eltern auf alle Weiſe zu empfehlen.

Ihnen zu Ehren ſtellten ſie unter andern auch glänzende Gaſtmähler an. Ein ſchweres Unternehmen für den verarmten Landjunker! Doch er ſchaffte Rath: er borgte Geld und Tiſchgeräth bei Juden und Chriſten zuſammen. Der

Fänner lachte in's Fäuſtchen, daß ſich ſeine Nebenbuhler ſo vergebens in Unkoſten ſetzten. Ihm allein konnte ja, nach dem Buchſtaben der Prophezeihung, die Braut nicht entgehen.

Eines Tages gab der Mühlmeiſter, um Gleiches mit Gleichem zu vergelten, den ſämmtlichen Herren, die ihn bewirthet hatten, einen Schmaus und lud auch den Fänner dazu ein, ungeachtet dieſer nicht für nöthig befunden hatte, ſich gaſtfrei zu zeigen.

Indem die Geſellſchaft luſtig und guter Dinge war, erſchien ein Harfner, der um Erlaubniß bat, ſich hören zu laſſen. Es war ein Jüngling von edler Geſtalt und angenehmer Geſichtsbildung. Auch ſein Gewand, ein feines ſilbergraues Wamms und kurzer rother Mantel, zeichnete ihn vor dem gewöhnlichen Schlage der damals häufig wandernden Spielleute vortheilhaft aus. Es war dem Mühlmeiſter erwünſcht, daß ſich eine Gelegenheit fand, die unartigen Tiſchgeſpräche ſeiner ſchon halb berauſchten Gäſte durch Muſik zum Schweigen zu bringen. Er ließ daher dem Harfner einen Stuhl ſetzen, reichte ihm einen Becher Wein und forderte ihn auf, die Geſellſchaft zu unterhalten.

Der Jüngling nahm Platz, begann ein Vorſpiel und überſah zugleich mit beſcheidenen Blicken die Tafel. Die männlichen Geſtalten zog er wenig in Betrachtung; aber auf Helenen ruhte ſein Auge ſo gefeſſelt, daß er ſich und ſein Spiel darüber vergaß und die Hände in den Schooß ſinken ließ.

„Friſch, friſch, junger Menſch!“ rief der eiferſüchtige, neben Helenen ſitzende Fähnrich. „Warum erſtarrt Er auf Einmal und klimpert nicht weiter?“

„Weil ich,“ antwortete der Harfner, „höchlich erſtaune, einen Kriegsmann hier zu finden, da doch jetzt das ganze Heer im Felde ſteht, um das Vaterland des Feindes Händen zu entreißen und den verdrängten König wieder auf den Thron zu ſetzen.“

„Was will Er damit ſagen?“ verſetzte ſcham- und zornroth der Fänner. „Ich thue für König und Vaterland insgeheim ſo viel, als das ganze Heer: wie das aber geſchieht, das will und kann ich nicht an die große Glocke ſchlagen.“

Die Tiſchgenoſſen lächelten bei Seite über dieſe Aufſchneiderei; der Harfner hingegen ſagte ernſthaft: „Wenn dem ſo iſt, mein Herr, ſo bezeuge ich Euch, als einer Stütze des Thrones, meine Achtung.“

„Das wollt' ich mir auch ausbitten!“ brummte Jener.

„Die übrigen Anweſenden,“ fuhr der Harfner fort, „ſind ohne Zweifel eben ſo treue Anhänger des Königs: darum hoff' ich, daß ſie insgeſammt ein Lied von den Schickſalen des unglücklichen Fürſten mit Antheil aufnehmen werden.“

Einſtimmig verlangte man das Lied. Der Harfner trug es mit einem ſo innigen Tone vor, daß alle Herzen der Zuhörer, die doch meiſtens kalte Menſchen waren, dadurch erwärmt wurden. Der Geſang ſchloß mit der Aufforderung: dem vertriebenen Landesherrn treu zu bleiben, und ſich nicht durch des Feindes Ränke von ihm abwendig machen zu laſſen. Gerührt und begeiſtert riefen Alle dem König ein Lebehoch, und gaben einander die Hände darauf, ihm anzuhangen bis in den Tod.

Der Harfner, dem dieſe lebhafte Theilnahme gefiel, ſang nun andere Lieder, und zuletzt eins zum Lobe der Frauen. Es war natürlich, daß er das ſchöne Mädchen dabei anſah. Aber Herr Eule grießgramte darüber, ohne daß er jedoch den Muth beſaß, ſeinen Ingrimm gegen den jungen

Mann, der ihn ſchon einmal abgetrumpft hatte, laut werden zu laſſen. Darum ergriff er ein anderes Mittel, dem ärgerlichen Liebäugeln zu ſteuern: er ſchob ſeinen Stuhl mit Geräuſch hin und her, um einen allgemeinen Aufſtand zu bewirken.

Helene ſah den Poltergeiſt verdrießlich an. Auch der Gerichtshalter, der gern noch eine Weile gebechert hätte, ſchnitt ihm ein böſes Geſicht, und ſtürzte das vor ihm ſtehende volle Glas hurtig aus, um es nicht einzubüßen. Doch alles half nichts, der Ruheſtörer lärmte fort, und der Aufſtand erfolgte.

Der Sänger verſtummte bei dieſem Getümmel, machte Helenen eine ehrerbietige, den Uebrigen eine flüchtige Verbeugung, und wandte ſich nach der Thür. Hildemar rief ihn zurück, um ihn mit einem anſtändigen Ehrenſolde zu begaben. Allein der Jüngling lehnte das Anerbieten höflich ab und entfernte ſich eilend.

Er war aber nicht weit gegangen. Am folgenden Tage tönte ſeine Harfe aus einem nahen, an Hildemar's Wohnhaus angrenzenden Walde. Sie ſpielte die Weiſe des Liedes zum Lobe der Frauen, das der ungezogene Fähnrich beim Gaſtmahle nicht ausſingen ließ. Helene kam eben des Weges daher, blieb ſtehen und lauſchte. Der Harfner, der das erwartet und mit ſeinem Spiele beabſichtet hatte, trat hinter dem Gebüſch hervor, grüßte ſie, und geſtand, daß er blos ihretwegen noch in dieſer Gegend verweile. Sie erröthete; doch weniger über ſein Geſtändniß, als vielmehr über ihre eigene Empfindung, daß es ihr nicht unangenehm war, den lieben jungen Mann, dem ſich ihr

Herz ſchon Tages vorher zugeneigt hatte, wieder zu ſehen und ein ſo ſchmeichelhaftes Bekenntniß aus ſeinem Munde zu hören. Ein freundliches Wort gab das andere. Am Ende erklärte er ihr ſeine Liebe, und ſetzte hinzu: ſie ſolle nicht glauben, daß er ſie, als ein heimathloſer Abenteurer, überreden wolle, ein kummervolles Schickſal mit ihm zu theilen; er werde bald aus ſeiner gegenwärtigen Dunkelheit hervortreten und ihr ein glückliches Loos bereiten. —

Indem er das ſagte, kam der Fähnrich von weitem geritten, ſah die jungen Leute beiſammen ſtehen, entbrannte vor Eiferſucht, und ſtrampelte mit beiden Beinen, um ſeinen abgelebten Gaul in Galopp zu ſetzen. Das alte Thier machte auch wirklich einen ſchwachen Verſuch; aber nach zwanzig ſteifen Sprüngen war es ſchon erſchöpft und ſtürzte zu Boden. Der Reiter ſchoß weit voran in den tiefen Sand der Rennbahn, wo er zum Glück eine gaſtfreundliche Aufnahme fand und keinen Schaden erlitt. Doch lag er in den erſten Augenblicken ohne Bewegung, als ob er nimmer wieder aufſtehen wollte.

Helene und der Harfner eilten ihm beſtürzt zu Hülfe. Er war durch ſeinen Fall ſo gedemüthiget, daß er ſich von ihnen aufrichten ließ, ohne nur mit einer Miene ſeinen Unwillen gegen ſie zu verrathen. Als er aber wieder auf den Beinen ſtand und ſich geſund fühlte, ſah er das Mädchen ſtarr und ſträflich an und ſagte: „Es iſt nicht fein, wenn Jungfrauen die gebührende Zucht und Ehrbarkeit aus den Augen ſetzen und auf öffentlicher Straße mit Landſtreichern koſen.“

„Hütet Eure Zunge!“ ſagte der junge Mann mit Ernſt und Würde. „Sonſt werd' ich dereinſt für jedes Wort, womit Ihr die edle Jungfrau oder mich beleidiget, Rechenſchaft fordern.“

„Potz tauſend!“ verſetzte Herr Eule. „Das iſt ja ordentlich die Sprache des höchſten Weltrichters.“

Der Jüngling warnte ihn nochmals, nicht zu ſpotten, und fragte: woher er denn Fug und Macht habe, das Mädchen über ein unſchuldiges Geſpräch zur Rede zu ſtellen.

„Ich hätte nicht nöthig, Euch zu antworten,“ entgegnete der Fähnrich: „doch ſollt Ihr wiſſen, daß dieſe Jungfrau meine Braut iſt.“

„Ich?“ — fiel das Mädchen ſtaunend ein. „Davon weiß ich nichts.“

„Das konnt’ ich wohl denken!“ ſprach der Harfner. „Ihr habt alſo kein Recht, Euch hier unnütz zu machen. Darum ſeyd ſo gut und verlaßt uns!“

„Ich will doch ſehn, wer mich vertreiben will!“ ſagte der Held, und ſchlug auf das Gefäß ſeines Degens.

„Fort!“ rief der Jüngling mit einem heftigen gebieteriſchen Tone, und machte zugleich, raſch auf ihn los gehend, eine Bewegung mit der Hand, als wollte er ihm auf eine unſanfte Art den Weg weiſen. Der feigherzige Polterer wich erſchrocken zurück; und als er auf dieſem Krebsgange von ſeinem muthigen Gegner verfolgt wurde, kehrte er ihm plötzlich den Rücken, lief zu ſeinem Pferde, kletterte hurtig hinauf und trabte, ohne ſich umzuſehen, davon.

Der Harfner begleitete Helenen an die Thür ihrer Wohnung und ſagte: er müſſe ſich nun auf einige Zeit aus ihrer Nähe entfernen; aber ſein Geiſt werde ſich immer mit ihr beſchäftigen, und nichts vermöge das Band zu zerreißen, das ſein treues Herz an das ihrige knüpfe. Sie drückte ihm leiſe die Hand, und er verließ ſie mit eiligen Schritten.

Am folgenden Tage brachte der feldflüchtige Kriegsmann durch ausgeſandte Kundſchafter in Erfahrung, daß der Feind die Gegend verlaſſen habe. Schnell war der Ausreißer wieder auf dem Platze und ſetzte ſeine Brautwerbung thätiger als jemals fort. Seine Nebenbuhler, die das merkten, betrieben die Sache nun auch mit aller Macht. Helene befand ſich daher in einem ſehr unangenehmen Gedränge: denn ihre betagten Freier erſchienen ihr jetzt doppelt häßlich, da ihr der junge ſchöne Sänger immer vor Augen ſchwebte.

Traurig ging ſie eines Tages in den Wald, und verirrte ſich, in Gedanken vertief, von ihren gewöhnlichen Pfaden. Sie kam an ein altes Jagdſchloß, das in frühern Zeiten von den Fürſten des Landes oft beſucht worden war, jetzt aber ſo öde ſtand, daß ſogar kein Aufſeher mehr darin wohnte. Indem ſie ſich dieſem Gebäude nahte, bemerkte ſie eine zahlloſe Schaar von Krähen, die es theils mit großem Geſchrei umſchwärmten, theils vor den Fenſtern des Erdſtocks ſaßen, mit geſtreckten Hälſen hinein guckten und auf die Glasſcheiben hackten. Die Krähen verſcheuchend und ins Gemach hinein ſehend, erblickte ſie darin einen unerwarteten Bewohner, der den Aufruhr der feindlich gegen ihn geſinnten Vögel veranlaßte.

Es hatte ſich nämlich eine ſehr große Eule, eine Rieſin ihres Geſchlechts, im Schloſſe niedergelaſſen, und war eben damit beſchäftiget, ihr Zimmer in Ordnung zu bringen. Sie ſelbſt bemühte ſich eigentlich nicht damit; ſie beobachtete nur, auf und abgehend, die Arbeit ihres ſeltſamen Dieners, eines Beſens, der freiwillig, ohne daß er von einer Hand geführt wurde, den Fußboden kehrte, und zuweilen in einen Eimer mit Waſſer ſprang, um ſich zu befeuchten. Von Zeit zu Zeit blieb die Herrſchaft ſtehen, hob einen Fuß auf und zeigte damit auf einen Fleck, wo es noch nicht rein genug war. Da bürſte der gehorſame Beſen ſogleich herbei und fegte die Stelle. Zuletzt machte er noch verſchiedene Luftſprünge nach der Decke hinauf, um die herabhangenden Spinnengewebe wegzuhaſchen. Mit dem allen fertig, trat er ab, und der Eimer humpelte von ſelbſt hinten drein.

Die Eule beſchaute ſich jetzt, wie ein gefallſüchtiges Mädchen, in einem Spiegel, putzte ſich nach ihrer Art, ſprang dann auf das Fenſter, vor welchem Helene ſtand, und rief mit einer angenehmen Stimme der Fliehenden zu: „Bleib da, liebes Kind! Was läufſt du vor einer wohlmeynenden Freundin? Ich habe dich heute hier erwartet, um mit dir über wichtige Dinge zu ſprechen. Komm herein!“

Voll Erſtaunen, einen Nachtvogel ſo menſchlich und vernünftig ſprechen zu hören, wußte Helene nicht, ob ſie ſich mit der vorgeblichen Freundin in eine Unterredung einlaſſen oder ihre Flucht fortſetzen ſollte. Indem ſie, ſtill ſtehend, darüber mit ſich ſelbſt kämpfte, ging das Schloßthor auf, die Eule trat heraus, und nöthigte ſie mit den freundlichſten und traulichſten Worten hinein. Nun faßte ſie Muth, der ſeltſamen Einladung zu folgen.

Als ſie auf einem Stuhle Platz genommen und die Eule ſich auf einem andern neben ihr niedergelaſſen hatte, begann dieſe:

„Ich bin die Tochter eines Zwergkönigs, der in unterirdiſchen Klüften und Höhlen ein großes Reich beherrſcht. Dreimal ſchöner, als meine Stiefmutter, war ich ihr deßwegen verhaßt. Wir zankten uns alle Tage; und als wir einsmals in Abweſenheit meines Vaters, der eben Heerſchau hielt, außerordentlich hart an einander gerathen waren, verwandelte mich die tückiſche Zauberin in eine Eule, und jagte mich aus unſerm königlichen Palaſte in die Oberwelt hinauf.“

„Es war Morgen; die Sonne ſchien. Dennoch fand ich, da ich nicht, wie die gemeinen Eulen, bei hellem Tage blind bin, ohne Schwierigkeit den Weg zu einem hohlen Baume und kroch hinein. Kaum war das geſchehen, ſo rannte ein Jäger, der mit einem andern in der Nähe ſtand, auf den Baum zu, und erklärte laut, daß er mich tödten wolle. Sein Gefährte bat für mein Leben, und nahm mich, als Jener auf ſeinem blutigen Vorſatze beſtand, thätig in Schutz. Darüber entzweiten ſie ſich dergeſtalt, daß der mordgierige Mann meinen Vertheidiger mit dem Jagdſpieße durchſtach. Hierauf ergriff er, ohne ſich weiter um mich zu bekümmern, ſchleunig die Flucht.“

„Der todte Leichnam ward bald gefunden und aufgehoben. Bei dieſer Gelegenheit erfuhr ich aus dem Geſpräche der damit beſchäftigten Leute, daß der Ermordete ein Graf Wildenfels geweſen war. Ach, wie wird es nun ſeinem Töchterlein ergehn! ſagten ſie. Das arme Kind, kaum ein Jahr alt, hat doch gewaltiges Unglück. Die Mutter im Kindbett geſtorben; der Vater gemordet; und die Kleine nun, ohne Hülfe und Schutz, in den Händen einer böſen Stiefmutter! — Sie hat ſich aber ſchon verlauten laſſen: ſie wolle den Schreihals — denn anders ſpricht ſie nicht — einer Baſe, der Gräfin Wildenfels, in's Haus ſchicken. Doch bei der alten, mürriſchen Frau, die keine Kinderfreundin iſt, wird ſich die verlaſſene Waiſe nicht beſſer befinden. — So ſprachen die Leute, die den Leichnam fortbrachten.“

„Einige Tage ſpäter ſah ich auf der nahen Landſtraße einen Wagen daher fahren. Darin ſaß eine junge Dirne, die ein Kind auf dem Schooße hatte. Plötzlich fielen Räuber, aus dem Walde hervor ſtürzend, den Wagen an. Die Dirne ſprang heraus, ließ das Kind darin liegen, und entfloh mit dem Kutſcher. Die Buſchklepper führten den Wagen fort, nachdem ſie das Kind, als eine unnütze Beute, im Walde niedergelegt hatten."

„Ueberzeugt, daß es die vom Unglück verfolgte Waiſe des Grafen Wildenfels ſey, hielt ich mich aus Dankbarkeit verpflichtet, das kleine Weſen vom Verderben zu retten und in gute Hände zu bringen. Ich hatte Tages zuvor einige Holzſchläger belauſcht, und aus ihrem Geſpräche vernommen, daß der Mühlmeiſter Hildemar ein wackerer Mann und kinderlos ſey. Darum wußte ich gleich, wohin ich mich mit meiner kleinen Gräfin wenden konnte. Ich wartete bis gegen Mitternacht, und wen ich dann vor Hildemar's Hausthür legte, das warſt Du!" —

Helene, die ſich immer, nach der verbreiteten Sage, für das Kind einer Straßenbettlerin gehalten hatte, erſtaunte über dieſe Eröffnung und wollte die Sache für einen Irrthum erklären. Aber die Zwergprinzeſſin betheuerte, daß es damit ſeine Richtigkeit habe. „Ich ward ſeit jener Zeit," fuhr ſie fort, „mit einem Zauberer bekannt, der ein Feind meiner Stiefmutter iſt, ihr an Macht wenig nachgibt, und mich, ihr zum Trotz, mit verſchiedenen Gaben und Kräften ausrüſtete, die mir bisweilen trefflich zu Statten kommen, um mancherlei Gutes zu ſtiften. Unter andern bin ich fähig, geheime Dinge zu erforſchen, und weiß daher nicht allein, daß Du wirklich die Tochter des ermordeten Grafen biſt, ſondern daß Du auch eine Menge Freier haſt, aber keinen liebſt, außer Einen. — Du haſt, im Vertrauen geſagt, das beſte Theil erwählt, und die alten läſtigen Buhlen will ich Dir nächſtens vom Halſe ſchaffen. Frage nicht, wie ich das anſtellen werde. Es ſoll gelingen: darauf verlaß Dich, und mit dieſem Troſte geh ruhig nach Hauſe.“

Den zweiten Tag nachher trat ein kleines junges Weiblein in Hildemars Wohnſtube, neigte ſich zierlich und ſprach: „Ehrſamer Herr Mühlmeiſter, ich thu' Euch hiermit zu wiſſen, daß ich mich, mit hoher Erlaubniß der gegenwärtigen Machthaber, in dem alten Waldſchloſſe als Speiſewirthin niedergelaſſen habe. Natürlicher Weiſe muß mir ſehr daran gelegen ſeyn, mich der anſehnlichen Nachbarſchaft zu empfehlen. Darum lade ich Euch, werther Herr Mühlmeiſter, ſammt Eurer lieben Hausfrau und Jungfer Tochter, höflich ein, heute über drei Tage, folglich den nächſten Samſtag, mit einem Mittagsmahle bei mir vorlieb zu nehmen. Die Zeit ſoll Euch nicht lang werden. Ich lud bereits mehrere von Euern Bekannten und Freunden in Finkenberg ein, und ſie ſagten mir zu, daß ſie ſich einſtellen wollten.“

Hildemar, den die unerwartete Erſcheinung befremdete, that mancherlei Fragen über die neue Anſtalt im Walde, erhielt befriedigende Antworten, und verſprach am Ende, ſich bei dem Gelage mit den Seinigen einzufinden. Das Weiblein dankte freundlich, und warf, indem es abtrat, Helenen einen bedeutſamen Blick zu, der ihre geheime Vermuthung, daß die vorgebliche Speiſewirthin niemand anders als Freundin Eule ſey, beſtätigte. Es war auch wirklich die königliche Prinzeſſin, die mit Hülfe des ihr wohlwollenden Zauberers jeden dritten Tag ihre vorige menſchliche Geſtalt annehmen konnte.

In der Mittagsſtunde des Samſtags fand Hildemar, als er in's Waldſchloß trat, Helenens Freier dort ſchon verſammelt. Sie gingen ihm mit freundlichen Mienen und dargebotenen Händen entgegen; indem ſie ſich aber bückten und Scharrfüße machten, ſagten ſie ihm zu ſeinem Erſtaunen die größten Unhöflichkeiten und Beleidigungen in's Geſicht. „Willkommen, Herr Metzmeiſter!“ rief der Eine. „Stellt Euch ſo fromm und ehrlich als Ihr wollt, Ihr habt doch Euer Diebsloch, wie andere Müller!“ ſprach der Andre. „An Euch iſt mir gar nichts gelegen,“ ſagte der Dritte: „Aber Ihr ſeyd ein ſteinreicher Mann, und habt eine Pflegetochter, die ich heirathen will, wenn Ihr mit einer tüchtigen Mitgabe herausrückt.“ — Mit dergleichen Artigkeiten begrüßte ihn auch der Vierte, und alle geberdeten ſich dabei ſo unterwürfig und ſchmeichelnd, daß er ſie wegen dieſes Widerſpruchs für wahnſinnig hielt. Das Sonderbarſte war, daß Jeder über die Grobheiten, die ſein Vorgänger ausſtieß, erſchrack, und im nächſten Augenblicke mit noch härtern Brocken um ſich warf.

Die aufgetragene Suppe brachte ſie zum Schweigen: ſie ſetzten ſich an den Tiſch und aßen wie ganz vernünftige Leute. Kaum aber fanden ſie auf dem Teller nichts mehr zu thun, ſo brauchten ſie wieder den Mund auf die ſchnödeſte Weiſe gegen Hildemar, und endlich ſogar gegen Helenen. Beide nahmen ſich nicht die Mühe, den tollen Schwätzern zu antworten. Jener aber that im Herzen den Schwur, ihnen ſammt und ſonders hinfort ſein Haus zu verſchließen.

Als ſie genug geſchmäht hatten, zogen ſie gegen einander ſelbſt los. Anfangs nur mit luſtigem Spott. Unter andern ward der kleine Fähnrich ein Endchen von einem Soldaten, und der entgürtete Landjunker ein Herr von Nirgendheim geſcholten. Bald aber ſchimpften ſie ſich ernſthaft. Alle Schändlichkeiten, die einer von dem andern wußte, kamen unverholen zur Sprache. Das geſchah zwar immer noch eine Weile mit lachendem Munde; doch endlich ſprangen ſie von den Stühlen auf und fielen einander in die Haare. Nur der Fähnrich entehrte ſich nicht mit dieſer gemeinen Katzbalgerei: er zog den Säbel, und ſchwor bei allen Teufeln, den in Kochſtücke zu zerhacken, der ihn anrühren würde. Dieſe furchtbare Drohung ſchreckte jedoch ſo wenig, daß er gerade der Erſte war, den man zur Thür hinaus warf. Schlag auf Schlag beförderten ſich die Uebrigen eben dahin. Hildemar allein blieb unangetaſtet, weil er ſich in den unſinnigen Streit mit keinem Worte gemiſcht hatte.

Sobald ſich Jene ſämmtlich auf der Straße befanden, erwachten ſie wie aus einem Traume. Einer fragte den andern: warum haben wir uns geſchlagen? Jeder behauptete mit ſchrecklichen Eidſchwüren: es ſey kein böſes Wort aus ſeinem Munde gegangen; er habe mit ſeinen werthen Freunden nichts als Liebes und Gutes geſprochen. Zuletzt glaubten ſie bezaubert geweſen zu ſeyn, und herzten und küßten einander.

In dieſe allgemeine Umarmung wollten ſie auch den Mühlmeiſter mit einſchließen, als er aus dem Waldſchloſſe heraus trat. Er wies ſie aber zurück und ſagte mit kräftiger Stimme: „Weichet von mir, und keiner unterſtehe ſich hinfort, ſich meiner Schwelle zu nahen!“ Darauf beſtieg er mit Weib und Kind ſeinen Wagen und verließ die beſtürzte Geſellſchaft.

Der Hausbann wirkte: es ließ ſich in den nächſten vier Wochen keiner der verwieſenen Freier in der Mühle wieder blicken. Doch eben ſo wenig ſah und hörte Helene von ihrem Geliebten. Sie glaubte, einige Kunde von ihm in dem Waldſchloſſe zu erhalten; aber ſo oft ſie dahin ging, fand ſie es leer. Die Speiſewirthſchaft hatte nur einen Tag gedauert, und Prinzeſſin Eule war gänzlich verſchwunden.

Um dieſe Zeit geſchah es, daß der vertriebene König an der Gränze des Reichs eine Hauptſchlacht gewann, und die beſiegten Feinde dadurch zwang, ſein Land zu räumen. Er hielt einen feierlichen, vom Jubel des Volkes verherrlichten Einzug. Sein Weg nach der Hauptſtadt ging unweit der Mühle vorbei. Hildemar und die Seinen erwarteten ihn an der Landſtraße, um in das freudige Lebehoch einzuſtimmen.

Der König war zu Pferde: ſein Kronerbe ritt neben ihm. Dieſen erblickend, fuhr Helene mit einem dumpfen Schrei zuſammen, und hatte Mühe, ſich auf den Füßen zu erhalten. „Was iſt Dir?“ fragte Hildemar: „Findeſt Du vielleicht, wie ich, zwiſchen dem Prinzen und dem Harfenſpieler, der ſich jüngſt bei uns hören ließ, eine wunderbare Aehnlichkeit?“ — Sie bejahte das leiſe.

Indeſſen war der Siegeszug näher gekommen. Der Prinz ſah mit ſpähenden Augen umher, und grüßte mehrmals freundlich nach der Gegend hin, wo Helenens Schönheit aus dem Volksgewühl hervorſtrahlte. „Er iſt's! er iſt's!“ ſagte Hildemar: „Ich wette mein Leben!“ Das Mädchen ſtand wie im Traume und antwortete nicht. Sie gingen, ohne ſich das Räthſel löſen zu können, gedankenvoll nach Hauſe.

Tages darauf, als eben der Mühlmeiſter mit Frau und

Tochter von der Sache ſprach, trat der junge Sänger in derſelben Kleidung, die er bei dem durch ſeine Kunſt belebten Gaſtgebote trug, in die Stube und rief munter und fröhlich: „Guten Tag, meine Freunde! Kennt Ihr mich noch?“

Helene ſchrack erröthend auf; Vater und Mutter empfingen ihn mit ſcheuer Höflichkeit.

„Es iſt Zeit, mich Euch zu erkennen zu geben;“ ſagte der Jüngling. „Dieſes Gewand, das ich heute noch einmal anlegte, um Euch auf der Stelle bekannt zu ſeyn, war eine Verlarvung, unter welcher ich, den Feinden unverdächtig, die Geſinnungen des Volks gegen meinen abweſenden Vater erforſchte. Ich bin der Sohn des Königs. — Erſchrick nicht, geliebte Helene! — Ich halte Dir getreu, was ich als Harfner verſprach: ich erkläre Dich hiermit zu meiner Braut.“ —

„Das iſt brav!“ rief die Zwergprinzeſſin, die plötzlich, als wäre ſie wie ein Sonnenſtrahl zum Fenſter hereingekommen, mitten unter ihnen ſtand. „Des Herrn Vaters Majeſtät,“ fuhr ſie fort, „werden ſich freilich ein wenig ſperren, aber ſagt dem alten Herrn nur, daß Eure Braut keine Müllerstochter, ſondern eine Gräfin Wildenfels ſey; und will er's nicht glauben, ſo beruft Euch auf mich: ich weiß alles genau und kann es beweiſen.“

Der Prinz ſah die kleine Perſon, die ſo zuverſichtlich ſprach, mit Verwunderung an, und erbat ſich ihren werthen Namen. Sie nannte ſich und verſicherte, daß ihr Vater, ob er gleich keine Geſandten an andere Höfe ſchicke, ein ſehr mächtiger Fürſt der Unterwelt ſey. Dann erzählte ſie die Ermordung des Grafen Wildenfels mit allen daraus entſtandenen Folgen. Der Prinz erinnerte ſich des Grafen recht wohl. Er war ein Günſtling des Königs geweſen.

Das machte dem Prinzen Hoffnung, daß ſeine Brautwahl ohne Schwierigkeit die väterliche Genehmigung erhalten werde. Er eilte daher getroſt nach der Hauptſtadt zurück.

Es ging aber nicht ſo, wie er dachte. Der König, der ſeinen erſchütterten Thron durch ein Familienbündniß mit einem mächtigen Fürſtenhauſe befeſtigen wollte und ſeinen vormaligen Liebling längſt vergeſſen hatte, ſchlug des Kronprinzen Geſuch rund ab. Dieſer, auf ſeine Bitte beharrend, ſtellte vor: er ſey nicht verpflichtet, die Neigung ſeines Herzens dem Moloch der Staatskunſt zum Opfer zu bringen. Darüber entſtand zwiſchen Vater und Sohn ein heftiger Zwiſt. Der Letztere verging ſich mit Worten, und das Ende vom Liede war, daß ihn der zornige König verhaften und auf eine Feſtung bringen ließ.

Kaum hatte das der Zwergprinzeſſin ihr kleiner Finger geſagt, ſo begab ſie ſich nach Hofe, machte dem König ihre Aufwartung, und bot die möglichſte Beredtſamkeit auf, ihm das verweigerte Jawort abzuſchwatzen. Er widerſtand aber wie ein Fels, und ſetzte zuletzt den fürſtlichen Rang der hohen Vermittlerin ſo ganz aus den Augen, daß er ihr mit unhöflichen Worten die Thür wies. „Nun, nun, ich gehe ſchon;“ ſagte ſie: „doch will ich's wohl dahin bringen, daß Eure Majeſtät längſtens in drei Tagen zum Kreuze kriechen.“ Ein ſchallendes Gelächter war ſeine Antwort.

Bald darauf erzählte er einem vertrauten Höfling, der zu ihm kam, die rauhe Abfertigung der Prinzeſſin, und war, wie immer, des vollkommenſten Beifalls gewärtig. Der Hofſchranz, der bei jeder Gelegenheit den Honig der

Schmeichelei auf der Zunge hatte, machte denn auch, wie gewöhnlich, eine tiefe Verbeugung und ein ſehr beifälliges Geſicht, ſagte hingegen mit dem ernſten Tone eines Hofmeiſters: „Ew. Majeſtät betrugen ſich nicht fein und ritterlich gegen die Dame. Auch iſt es nicht löblich, daß Allerhöchſtdieſelben der treuen Dienſte des ermordeten Grafen Wildenfels, der zweimals der Retter Ihres Lebens war, undankbar vergaßen.“ —

Der König ſah ihn mit Erſtaunen an und fragte: ob er ſeinen Verſtand verloren habe.

„O nein,“ verſetzte der Hofmann mit ehrerbietigem Lächeln: „Ich ſprach die vernünftigſte Wahrheit.“

„Wahrheit!“ fuhr der Herrſcher auf. „Ich haſſe die Wahrheit. — Drum geh' mir aus den Augen und wag' es nicht mehr, bei Hofe zu erſcheinen.

Ein anderer Hofherr, der zunächſt ins königliche Gemach trat, ſprach eben ſo kühn, als ſein Vorgänger, und ward wie dieſer verbannt. Aber die Ungnade des Königs, die ſonſt wie ein Erdbeben den Hof erſchütterte, hatte jetzt keinen abſchreckenden Erfolg. Wer mit ihm ſprach, nahm kein Blatt vor den Mund. Sogar die muſterhafteſten Schmeichelkatzen, die ſich ihr Leben lang mit wurmähnlicher Demuth vor ihm geſchmiegt hatten, verletzten ihn mit der Kralle der Wahrheit. Das geſchah nicht immer nur wegen des Prinzen. Man rückte dem König tauſend andere Dinge vor; man ſtellte alle Böcke, die er während ſeiner langen Regierung geſchoſſen hatte, in Reihe und Glied vor ihm auf. Er fluchte, tobte, prügelte, füllte die Gefängniſſe der Hauptſtadt, und ließ ſich zuletzt, als er alle ſeine gewöhnlichen Diener fortgejagt hatte, von Küchen- und Stalljungen bedienen. Aber auch dieſe Wichtlein ſagten ihm bittere Wahrheiten, die er nicht verdauen konnte. Er mußte ſich nun ſeine Kleider ſelbſt ausklopfen und die Schuhbürſte handhaben.

Bei dieſer Beſchäftigung überraſchte ihn am dritten Tage die kleine Prinzeſſin. Wir erriethen es längſt, daß ſie es war, die ihn, wie ſchon früher ihre Gäſte im Waldſchloſſe, bezaubert hatte; dennoch heuchelte ſie Erſtaunen, ihn bei ſo niedrigen Arbeiten zu finden. Er geſtand offenherzig, daß ihn das unter ſeinen Hofleuten ausgebrochene Wahrheitsfieber in dieſe Lage verſetzt habe. Lächelnd fragte die Prinzeſſin: „Was gewährt Ihr mir dafür, wenn ich Eure Dienerſchaft wieder geſund mache?“ Freudig erbot er ſich zu Allem, was ſie verlange. Sie forderte: daß er die Verbindung ſeines Thronerben mit der Gräfin Helene Wildenfels auf der Stelle genehmigen ſolle. Er ging ſehr ſchwer daran, in dieſen ſauern Apfel zu beißen; da ihm jedoch der Holzapfel der Wahrheit noch ſauer ſchmeckte, ſo griff er nach jenem, und ſandte ſchleunig zwei Hofwagen ab, um Helenen aus der Mühle und den Prinzen von der Feſtung zu holen.

Und als ſie nun, nach Verlauf weniger Stunden, vor ihm ſtanden und er ihre Hände in einander gelegt hatte, ſtürzte unaufhaltſam eine Schaar von Hofleuten in's Zimmer und ſchmeichelte ihm um die Wette. „Seht, ich habe das kranke Völkchen geheilt!“ ſagte die Zwergin zum König. Hierauf wandte ſie ſich zur Braut: „Meine Dankpflicht iſt erfüllt. Der Geiſt deines guten, gefühlvollen Vaters ruh' auf dir und ſey glücklich!“

Damit verſchwand ſie.

VI.

Der junge Maler.

Der Rechnungsrath **Tobias Nullmann** trug, wenn er ausging, einen häßlichen, dicken, plumpen Stock, hatte dagegen eine ſchöne, ſchlanke, niedliche Tochter, die er aber ſelten oder nie ausgehen ließ. Der unförmliche Stab, ein Erbſtück, hatte für ihn einen geheimnißvollen Werth, weil ſein Vater, indem er plötzlich vom Schlage getroffen ward, mit gelähmter Zunge den Stock verlangte, ihn ſeinem Sohne in die Hand drückte und ſich vergebens bemühte, einige Worte, die er nur unverſtändlich lallen konnte, deutlich zu ſprechen. Er zeigte mit zitternder Hand nach Schreibzeug und Papier; als es ihm aber gebracht wurde, that er den letzten Athemzug und verſchied.

Sein Sohn, der vormals zehn Jahre lang in der Provinz lebte, hatte den ſeltſamen Stock in früherer Zeit nicht geſehen; er war erſt während ſeiner Abweſenheit ein Eigenthum des Vaters geworden. Es ließ ſich nicht ergründen, worin das Verdienſt des Stabes beſtand, daß ſein Beſitzer noch am Rande des Grabes ſeiner gedachte und ihn ſeinem Sohne ſo dringend empfahl. Er war ſammt dem Knopfe, der die Geſtalt einer Krücke hatte, aus gewöhnlichem Nußbaumholze gedreht, und es fand ſich nirgends ein Merkmal, daß in dem dicken Körper etwas verborgen ſey. Darum konnte ſich der Rechnungsrath nicht entſchließen, den ihm ſo dringend ans Herz gelegten Stock ohne Wahrſcheinlichkeit einigen Nutzens zergliedern zu laſſen; er betrachtete ihn als eine heilige Reliquie und bediente ſich ſeiner auf der Straße, ungeachtet die allzu kräftige Stütze eines noch kräftigen Mannes von Jedem, der ihm begegnete, belächelt und von unartigen Leuten ſogar laut belacht wurde. Das gewichtige Tändelſtöckchen war beſonders ſein beſtändiger Gefährte, wenn er Abends ein gewiſſes anſehnliches Weinhaus beſuchte. „Küper, hier iſt mein Stock; verwahr' ihn gut!“ waren die unveränderlichen Worte, mit welchen er ſeine Stütze dem Aufwärter übergab und ſich dann zu ſeiner Flaſche ſetzte.

Er war, wie geſagt, Vater einer ſchönen, ſechzehnjährigen Tochter. Schon in der Provinz war Auguſte der Stern, nach dem die Augen aller jungen Männer ſich wandten. Aber wie man einen Stern nicht vom Himmel herab langen und in der Nähe bewundern kann, ſo gelang es auch den ſchmachtenden Jünglingen nicht, ſich dem lieblichen Mädchen zu nahen und den Faden einer angenehmen Bekanntſchaft anzuknüpfen. Das Haus des Rechnungsrathes war ein ſtrenges Kloſter, worin dem männlichen Geſchlechte kein Sprachzimmer offen ſtand. Eben ſo wenig war Auguſte außer dem Hauſe zu ſprechen, weil ihr Vater mit keiner Familie ſeines Wohnortes umging und noch weniger Concerte, Bälle oder andere Luſtbarkeiten mit ſeiner Tochter beſuchte. Er lebte wie ein alter Student, und verbrachte ſeine Zeit, die er nicht den Geſchäften am Schreibtiſche widmen mußte, an irgend einem öffentlichen Orte.

Indeſſen befand ſich die mutterloſe Auguſte unter Obhut einer alten Haushälterin, die immer einen unerſchöpflichen Vorrath der armſeligſten Stadtgeſchichten und albernſten Klatſchereien im Kopfe hatte, und das liebe Mädchen ſo dringend damit beläſtigte, daß es in ſeiner traurigen Einſamkeit nicht einmal das Vergnügen haben konnte, ein unterhaltendes Buch zu leſen. Die Alte war von ihrem Brodherrn beſonders angewieſen, die Verſuche aller jungen Männer, ſich mit Auguſten in Verbindung zu ſetzen, ſcharf zu beobachten. Sie lauerte, wie Argus, mit hundert Augen, aber mit keinem konnte ſie leſen, und war daher immer in Angſt und Sorgen, wenn ein Blatt beſchriebenes Papier, mochte es auch nur eine unſchuldige Schneiderrechnung ſeyn, an Auguſten abgegeben wurde. Sie ſtellte ſich in ihrer Einfalt immer vor, daß ein ſolcher Zettel eine Geheimſchrift enthalte und ein verkappter Liebesbrief ſeyn könne. Ein buntes Stickmuſter, das unter andern eine Taube mit einem Briefchen im Schnabel darſtellte, brachte ſie eines Tages in eine ſolche Verlegenheit und Unruhe, daß ſie das Blatt mit der bedenklichen Bilderſchrift Auguſten wegriß und ins Geſchäftszimmer des Rechnungsrathes mit dem Ausrufe ſtürzte: „Es iſt ein Brief an Mamſell Auguſten angekommen!“

„Wer hat ihn gebracht?“ fragte er mürriſch.

„Da bringt ihn ein Vogel!“ ſagte die Alte, und zeigte ihrem Herrn das Stickmuſter.

„Dumme Gans!“ fuhr Herr Tobias auf. „Solche Briefe, die ſich nicht öffnen und leſen laſſen, können meiner Tochter gebracht werden. — Ich begreife nicht, wie Sie über ein todtes Bild einen ſolchen Lärm erheben konnte. Ihre Einfalt hat mich in der wichtigſten Bruchrechnung geſtört. Geh' Sie zum Henker!“

„Nun, wenn Sie die Sache ſo leicht nehmen, Herr Rechnungsrath,“ ſagte das aufgebrachte Weib, ſo wollt ich, daß Sie die Liebesbriefe an Ihre Tochter endlich ſelbſt tragen müßten.“

„Sie ſpricht wie eine verrückte Perſon!“ ſagte der Rath, und jagte ſie durch wildes Aufſpringen zur Thür hinaus.

Bald nachher ward er in die Hauptſtadt berufen und ihm ein größerer Wirkungskreis angewieſen. Daß ſein bisheriger Wohnort ihn verlor, das bedauerte niemand; aber Auguſtens Scheiden beklagten alle junge Männer, ob ſie gleich nur zuweilen das Vergnügen gehabt hatten, das ſchöne Mädchen am Fenſter oder in der Kirche zu ſehen.

Einer dieſer Leidtragenden war der junge Maler Guſtav Wendelin, der Sohn eines der angeſehenſten Männer in jener Provinzialſtadt. Guſtav hatte das Paradies von Auguſtens Schönheit zwar auch nur immer von fern erblickt, war ihm aber doch einen Schritt näher als Andere gekommen, weil ſeine Schweſter, mit Bewilligung der beiderſeitigen Väter, Auguſten bisweilen beſuchte und von ihrem Bruder, wiewohl unbekannter Weiſe, die freundlichſten Grüße überbrachte und an ihn zurück erhielt. Auch dieſes zarte Band ſoll nun zerriſſen werden; der liebende Jüngling war außer ſich vor Schmerz und verſank, als ſein Idol verſchwunden war, in eine ſo düſtere Gemüthsſtimmung, daß er an nichts mehr Freude hatte und ihm ſeine ſonſt hochgeliebte Kunſt ganz gleichgültig ward.

Der Vater bemerkte ſeine Schwermuth und fragte, was ihm fehle.

„Es betrübt mich,“ antwortete der Sohn, daß meine

Kunſt hier in der Enge einer kleinen Stadt keine Gelegenheit hat, ſich auszubilden und vorwärts zu kommen.“

„Warum nicht?“ ſagte der Vater. „Wir leben doch im Schooße einer ſchönen Natur.“

„Sie ſchmeicheln ihr, lieber Vater! Und wäre ſie auch wirklich ſchön, ſo kann und darf ich ſie nicht ſclaviſch nachbilden, gleichſam blos abſchreiben; ſonſt würde mich Goethe's bekanntes Spottgedicht: Die Muſen und Grazien in der Mark — ungeachtet es eigentlich gegen einen gewiſſen Dichter gerichtet iſt — ebenfalls treffen.“

„Ich verſtehe das nicht. Aber ſo viel weiß ich aus eigener Erfahrung, daß man ſich freut, wenn man die Wirklichkeit genau nachgebildet ſieht. Was will man denn mehr?“

„Der Künſtler ſoll die wirklichen Gegenſtände idealiſiren, das heißt: ſie durch ſeine Einbildungskraft ſchöner und vollkommener darſtellen, als ſie in der Natur vorhanden ſind.“

„Sonderbar! der Künſtler muß alſo Gottes Werke verbeſſern, wenn ſie gefallen ſollen? — Nun meinetwegen! So idealiſire denn auch!“

„Ich weiß nur nicht, wie ich kunſtmäßig dabei verfahren muß, um des Beifalls der Kenner gewiß zu ſeyn. Das kann ich leider hier nicht lernen.“

„Wo denn ſonſt?“

„Die nächſte Kunſtſchule für mich wäre die Bildergallerie der Reſidenz, wo ich die Werke Michel Angelo's, Rafaels, Correggio's, Titians, Albrecht Dürers und anderer großen, unſterblichen Meiſter fleißig betrachten und ſtudiren könnte. Darum erlauben Sie mir, beſter Vater, mich etwa ein Jahr dort aufzuhalten.“

„Das würde ſchweres Geld koſten, mein Sohn! Doch bin ich, wenn's zu Deiner Vervollkommnung dient, zu dieſem Opfer bereit."

Dankbar und freudig küßte ihm Guſtav die Hand.

„Auch ich danke, beſter Vater!" ſagte nach vorgängiger Verabredung die Schweſter, die bei jenem Geſpräche zugegen war. „Ich gewinne bei Guſtavs Reiſe in die Hauptſtadt einen Schatz, den er dort heben und mir zuſenden ſoll."

„Was erwarteſt Du von dort?" fragte der Vater.

„Das Bildniß meiner Freundin Auguſte, das mein Bruder für mich malen und mir zu meinem Geburtstage ſchenken ſoll."

„Gern wollt' ich Dir dieſe Freude machen," ſagte Guſtav, „es wird aber unmöglich ſeyn. Du kennſt den argwöhniſchen Rechnungsrath; wie könnt' er ſich überwinden, mich mehrmals Stunden lang Auguſten gegenüber ſitzen und ihr in die Augen ſehen zu laſſen?"

„Es wäre freilich ein halbes Wunder," ſagte die Schweſter: „doch ſteh' ich dafür, daß es ſich durch einige Briefzeilen von der Hand unſers guten Vaters bewirken ließe."

„Dacht' ich's doch, daß ich noch endlich den gedrehten Bolzen verſchießen müßte! Das machen die Kinder jetzt mit ihren Vätern nicht anders." —

Die Geſchwiſter freuten ſich, daß die unter ihnen abgekartete Sache auf ſo gutem Wege war. Guſtavs Abreiſe erfolgte in den nächſten Tagen.

Als er den Brief ſeines Vaters in der Hauptſtadt übergeben wollte, kam ihm der Rechnungsrath, im Ausgehen begriffen, auf der Treppe entgegen. „Was führt Sie hieher? ſprach er kurz und unfreundlich.

„Das Bedürfniß meiner Kunſt, die Meiſterwerke der hieſigen Bildergallerie zu ſtudiren."

„Nun, was wollen Sie deßhalb bei mir? Ich bin nicht Gallerie-Inſpector.“

„Das iſt mir bekannt, und ich will auch blos die Ehre haben, einen Brief meines Vaters zu überreichen.“

Herr Nullmann riß den Brief auf, ſah flüchtig hinein, ſteckte ihn die Taſche und ſagte: „Ich habe jetzt nicht Zeit, mich über das ſonderbare Verlangen zu erklären. Kommen Sie heute über acht Tage auf die Rechnungskammer. Da will ich mit Ihnen ſprechen.“

So endigte ſich die Audienz auf der Treppe. Das geliebte Mädchen ſah Guſtav nicht. Nur die alte Haushälterin Sabine ſtand oben am Vorſaal und behorchte das kurze Geſpräch, war aber ſehr verdrießlich, daß ſie unbefriedigt abziehen mußte, ohne den Inhalt des Briefes zu erfahren.

Am achten Tage nachher erſchien Guſtav auf der Rechnungskammer. Der Herr Rath empfing ihn kalt und finſter, und ſagte: „Sie ſind alſo ein Maler? — Ich wundere mich über Ihren ſonſt ſehr verſtändigen Herrn Vater, daß er Sie zu keinem tüchtigen Geſchäfte, bei dem ſich Brod und Ehre gewinnen läßt, erzogen und angehalten hat. Ich bitte Sie, was iſt ein Maler und was nutzt er dem Staate? Er treibt eine unſichere brodloſe Kunſt, erhält weder Titel noch Orden, und gilt daher nichts, gar nichts in den Augen ſolider und angeſehener Geſchäftsmänner.“

Guſtav hatte Luſt, derb zu antworten, zwang ſich aber zum Schweigen, weil der unhöfliche Philiſter Auguſtens Vater war.

„Ihr Vater erſucht mich,“ fuhr der ſolide Geſchäftsmann fort, „daß ich Ihnen erlauben möge, meine Tochter zu malen. Eine ſonderbare und harte Zumuthung! Ich bin in meinem Hauſe noch gar nicht eingerichtet, habe hier in der Rechnungskammer viel alte Reſte aufzuräumen, und ſoll nun bei Ihrer Pinſelei Stunden lang als Sittenwächter müßig ſitzen; denn nur ein höchſt leichtſinniger Vater konnte ſeine Tochter mit einem jungen Menſchen, der ſich einer loſen Kunſt gewidmet hat, allein laſſen. Dennoch beſchwört mich Ihr Herr Vater bei unſerer alten Freundſchaft, ihm ſeine Bitte zu gewähren. Alte Freundſchaft! — Das iſt eine Redensart, die bei mir wenig gilt. Es ſey Ihnen aber geſtattet, meine Tochter zu malen, weil ich neugierig bin, wie ſich das Mädchen in einem wohlgelungenen Bilde ausnimmt.“

„Das Bild wird Ihnen, hoff' ich, gefallen,“ ſagte Guſtav. „Wann erlauben Sie mir, den Anfang meiner Arbeit zu machen?“

Der Rechnungsrath ſah in ſeinem Geſchäftskalender nach, überlegte ein Weilchen, beſtimmte dann einen Tag, und ſchärfte dem Maler ſehr ernſt ein, nicht vergebens auf ſich warten zu laſſen.

Ueber dieſe Beſorgniß des Ausbleibens lachte Guſtav in ſeinem Herzen, weil er den Augenblick, da er Auguſten ſehen ſollte, kaum erwarten konnte.

Er kam zur beſtimmten Zeit. „Gott bewahr' uns in allen Gnaden!“ ſagte die alte Sabine, als ſie ihm die Vorhausthür öffnete und die ihm von einem Lohndiener nachgetragene Staffelei ſah. „Was ſind das für gefährliche Anſtalten!“ Sie ſchloß einen langen Saal auf, mit der Weiſung, ſeinen Lattenkram, wie ſie die Staffelei nannte, bei der Thürſchwelle aufzubauen. An dem obern Ende des Saales ſtanden zwei Stühle, und Sabine erklärte ihm, daß der Herr Rechnungsrath und Mamſell Tochter dort Platz nehmen würden. „So muß ich der jungen Dame wenigſtens dreißig Schritte näher rucken,“ ſagte Guſtav: „denn ich müßte Falken- oder Luchsaugen haben, wenn ich die feinen Geſichtszüge, die ich malen ſoll, aus dieſer weiten Ferne vollkommen auffaſſen könnte.“

„Das machen Sie mit dem Herrn Rechnungsrath aus!“ ſagte ſie. „Er befahl, daß ich Sie anweiſen ſollte, ſich hier an der Thür mit Ihrem Kram niederzulaſſen. Nun das hab' ich Ihnen geſagt, und damit Punktum!“

Jetzt erſchien der Rechnungsrath mit ſeiner ſchönen Tochter. Sie traten durch eine Thür am entgegengeſetzten Ende des Saales herein. Guſtav ging mit ſchnellen Schritten auf ſie zu. Der Rechnungsrath ſchob mit der einen Hand das Mädchen hinter ſich zurück an die Wand, und machte mit der andern gegen den Maler allerhand zurückweiſende Bewegungen. Dieſer ließ ſich aber nicht abhalten, vorwärts zu ſchreiten und Auguſten zu ſagen: wie glücklich er ſich ſchätze, daß ihm ein Verſuch, ihre Schönheit und Anmuth nachzubilden, geſtattet worden ſey.

„Schon gut, ſchon gut!“ ſagte der Rechnungsrath verdrießlich und barſch. „Ich verbitte alle Worte, beſonders Schmeicheleien! Begeben Sie ſich nur ganz ſtill dort hin an die Thür und handhaben Sie Ihren Pinſel!“

„Verzeihen Sie, in ſolcher Ferne kann ich nicht malen.“

„Warum nicht?“

„Weil ich nicht mit Adleraugen verſehen bin. Ich darf, wenn ich ein gutes Portrait liefern ſoll, nur drei Schritte vom Urbild entfernt ſeyn.“

Der Rechnungsrath ſchüttelte den Kopf und fing an, über die Schritte zu handeln. Ein ſo junger Mann, meinte er, werde doch zehn Schritte weit ſehen können.

„Einen Kirchthurm allerdings,“ war die Antwort.

„Aber feine weibliche Geſichtszüge fordern eine nähere Betrachtung.“

Der Rath bot nun acht oder ſechs Schritte. Guſtav verwarf auch dieſe und beſtand auf dreien.

Als ihm endlich dieſe murrend und brummend eingeräumt wurden, rückte er mit ſeiner Staffelei heran an den Tiſch, auf dem der Rechnungsrath, um während der Aufſicht beim Malen in landesherrlichen Dienſtgeſchäften nichts zu verſäumen, eine Menge Akten aufgehäuft hatte. Auguſte ſchlug ſittſam die Augen nieder; aber Guſtav erſuchte ſie, ihn feſt und freundlich anzuſehen, worüber der grämliche Vater abermals widerſpenſtig wurde, aber ſich darein ergeben mußte, da er ſein Kind doch nicht mit geſchloſſenen Augen, wie ein Marmorbild, dargeſtellt ſehen wollte.

Die Arbeit ging nun anderthalb Stunden lang ohne Unterbrechung fort. Der Rath blätterte ſtill in ſeinen Akten, und ſchielte fleißig darüber hinweg, um die jungen Leute vielleicht in einem verdächtigen Augengeſpräche zu ertappen. Er entdeckte nichts, gab aber, da ihm die Sitzung zu lange dauerte, dann und wann ein Zeichen der Ungeduld von ſich. Das bemerkend, ſtand Guſtav auf und ſagte: er wolle nicht länger beläſtigen.

„Sind Sie fertig?“ fragte der Rath mit einem freudigen Tone, und lief hin an die Staffelei, um das Bildniß, das er ſchon vollendet zu ſehen erwartete, zu betrachten. Als er aber nur die erſten einfachen Grundlinien gezeichnet fand, rief er aus: „Mein Gott! Sie haben ja beinahe gar nichts gethan! In ſo langer Zeit, als Sie hier ſitzen, wär' ich mit einem bogenlangen unterthänigſten Berichte an den gnädigſten Landesherrn zu Stande gekommen, und dazu gehört doch, mit Ihrer Erlaubniß, mehr Verſtand und Nachdenken, als zu Ihrer Pinſelei.“ —

„Wohl möglich!“ ſagte Guſtav lächelnd.

„Sie machen das Gemälde nun doch in Ihrer Wohnung vollends fertig?“ fragte Jener.

„Das iſt unmöglich;“ antwortete der Künſtler: „ich kann das Anſchauen des Urbildes keinen Augenblick entbehren.“

„Zum Henker!“ ſagte Nullmann, mit dem Fuße ſtampfend: „So ſoll ich alſo noch einmal hier Schildwache ſitzen?“

„Das haben Sie nicht nöthig, Verehrteſter! Ich male ja nur Ihre liebe Tochter.“

„Daß Sie aber nichts anders unternehmen, junger Herr, darüber muß der Vater wachen.“

„Ich bedauere, daß Ihnen dieſe überflüſſige Beſorgniß viel Beſchwerde machen wird, indem ich mir wenigſtens noch drei Sitzungen erbitten muß, um das Bild gut und lobwürdig zu vollenden.“

„Drei Sitzungen noch? — Darüber möchte man aus der Haut fahren! Hätt' ich mich doch in die verdammte langweilige Geſchichte gar nicht eingelaſſen! Ich verſäume darüber ſo viel Zeit in meinen Geſchäften, daß ich Gefahr laufe, meinen Dienſt zu verlieren.“

Der Herr Rechnungsrath ſcherzen! Wär' es aber wirklich Ihr Ernſt, ſo wollt' ich lieber das Bild unvollendet laſſen, als Sie der geringſten Unannehmlichkeit ausſetzen.“

„Nun, nun, Mosje Wendelin, daß Sie ſo vernünftig ſprechen, ſo will ich Ihnen noch einige Stunden opfern, und die verlorene Zeit, damit der Staat nicht darunter leide, dem Schlaf entziehen. Kommen Sie heut über acht Tage wieder!“

Das verſprach Guſtav ſehr gern, und bis zu dem beſtimmten Tage war Auguſte, die er noch nie ſo nahe und ſo liebenswürdig geſehen hatte, ſein einziger Gedanke.

Als er an dem ſehnlich erwarteten Tage die Treppe hinaufſtieg, kam ihm der Rechnungsrath entgegen. „Ich muß in die Kanzlei;“ ſprach er, „Ihre Arbeit ſoll aber dennoch heute vor ſich gehen. Meine Haushälterin Sabine wird mich als Beiſitzerin vertreten. Reſpektiren Sie die ehrliche Frau, wie mich ſelbſt!“

Damit ſtampfte er mit ſeinem dicken Stocke, der dem Maler nicht wenig auffiel, die Treppe hinab.

Mit ungewöhnlich vornehmer Miene öffnete Sabine, von der Klingel gerufen, das Vorhaus, befahl dem Maler, ihr zu folgen, ſetzte die Brille auf die Naſe und ſich auf den Präſidentenſtuhl. Sie paßte noch ſchärfer auf als ihr Herr, und wollte ſich das gegenſeitige Anblicken der jungen Leute durchaus nicht gefallen laſſen. Es koſtete viel Mühe, die geſtrenge Frau zur Genehmigung zu bewegen. Bei ſo ſcharfer Aufſicht fand Guſtav keine Möglichkeit, ſich Auguſten auf irgend eine Weiſe zu nahen. Er ward von der Präſidentin beſchieden, ſich über acht Tage wieder einzuſtellen.

Als er in den Abendſtunden deſſelben Tages nach ſeiner Wohnung ging, ſah er den Rechnungsrath, nach vorſichtiger Umſicht, ob ihn etwa ein Vorgeſetzter bemerke, in ein nahe gelegenes Weinhaus ſchlüpfen. Guſtav ging ihm leiſe nach, ohne ſelbſt recht zu wiſſen, warum. Der Rechnungsrath trat in die Weinſtube; hinter ihm Guſtav. Jener rief nach ſeiner Gewohnheit: „Küper, hier iſt mein Stock; verwahr' ihn gut!“ Der Burſch trug das anvertraute Gut in ein Nebengemach, wohin ihm Guſtav hinter Nullmanns Rücken folgte.

„Erlauben Sie mir doch,“ ſprach er, „den wunderbaren

Stock, dergleichen ich noch keinen geſehen habe, ein wenig zu betrachten." — „Recht gern!" ſagte der Aufwärter, und ging nach dem Keller, um den Rath mit Wein zu verſorgen.

Indeſſen beſah Guſtav den Stock von oben bis unten. Der meſſingene Fuß mit eiſernem Stachel ließ ſich leicht abdrehen. Das leitete den jungen Mann auf den wunderlichen Gedanken: daß ihm der dickleibige Stock zu einem geheimen Briefwechſel mit Auguſten behülflich ſeyn könne.

Indem er den flüchtigen Einfall noch weiter ausbilden wollte, kam der Küper zurück. „Sagen Sie mir doch," begann Guſtav, „beſucht der Herr Rechnungsrath, den ich halb und halb zu kennen die Ehre habe, dieſes Haus öfter?" — „Jeden Abend, mein Herr!" — „Und gibt ihnen ſeinen Stock immer in Verwahrung?" — „Ja, darauf könnt' ich wetten." — „Hätten Sie wohl Luſt, auf eine leichte Art zwei Louisd'or zu gewinnen?" — „Warum nicht? Meine Stelle iſt ſo wenig einträglich, daß mir jeder Nebenverdienſt willkommen ſeyn muß." — „Gut! wir wollen eines der nächſten Abende die Sache weiter beſprechen." —

Er kam erſt nach ſechs Tagen wieder und bat den Küper, daß er ihm erlaube, den ſeltſamen Stock (der ſich eben in des Burſchen Gewahrſam wieder befand) auf eine halbe Stunde in ſeine nahe Wohnung mitzunehmen, wo er ihn einem Freunde, der den ſtadtkundigen Stock zu ſehen wünſche, zum Scherz zeigen wolle. „Nein, dazu kann ich mich nicht verſtehen," ſagte der Stabhüter. „Wenn der Herr Rechnungsrath fortgehen wollte und ſein Stock wäre mit Ihnen ſpazieren gegangen, ſo käm' ich ins Teufels Küche." —

„Sorgen Sie nicht! Ich geb' Ihnen mein Ehrenwort, daß ich in einer halben Stunde unausbleiblich zurück komme und lege zu Ihrer vollkommenen Sicherheit ſechs Louisd'or zum Unterpfande hier nieder. Dieſe ſind verfallen, wenn ich nur eine Minute über die bedungene Zeit ausbleibe. — Bring' ich aber den Stock pünktlich und unverſehrt zurück, ſo empfangen Sie für die mir zugeſtandene Erlaubniß von dem Pfandgelde zwei Louisd'or.“

Dieſen Vorſchlag ließ ſich der Küper gefallen, und Guſtav eilte durch die Hinterthür, die ihm den Weg durch die Weinſtube erſparte, in ſeine Wohnung.

Hier lag ſchon ein Hohlbohrer bereit. Damit höhlte er das Fußende des Stocks einen halben Finger lang vorſichtig aus, daß man einen zuſammen gerollten Zettel von feinem Papier bequem hineinlegen konnte. — So gab er den Stock zu rechter Zeit zurück, und der Küper, der keine Beſchädigung daran wahrnahm, ſteckte die dabei gewonnenen zwei Goldſtücke vergnügt in die Taſche.

Der folgende Tag war beſtimmt, daß der Maler ſeine Arbeit an Auguſtens Bildniſſe fortſetzen ſollte. Er vermuthete, daß Sabine abermals den Vorſitz dabei haben würde. Es lag ihm daran, ſie eine Minute lang von ihrem Poſten hinweg zu bringen; er befahl deßhalb, als er von Hauſe wegging, ſeinem Jockei, daß er nach Verlauf einer Stunde an der Wohnung des Rechnungsrathes die Klingel ſtark ziehen und, nach erfolgter Oeffnung des Vorhauſes, bitten ſolle, ſeinen Herrn herauszurufen.

Der Knabe zog die Glocke ſo ſtürmiſch, als brenne das Haus. Sabine fuhr auf: „Welcher Flegel reißt ſo an der Glocke? — Gerade, weil er ſo lärmt, mach' ich nicht auf.“ — Sie ſetzte ſich wieder. Aber bald tönte die Glocke noch ſtärker. „Potz Hagel! der Bengel will's erzwingen; ich thu' ihm aber ſeinen Willen durchaus nicht.“ — „Es könnte wohl aber auch mein Vater ſeyn, der vielleicht etwas vergeſſen hat;“ ſagte Auguſte, die es dem jungen Maler abmerkte, daß er Sabinen gern aus dem Zimmer entfernt hätte.

„Toll genug! Da muß ich doch hinaus!“ ſprach die Alte und wackelte fort. „Malen Sie indeſſen recht fleißig, junger Herr! Ich bin, wie man eine Hand umkehrt, wieder hier.“

Sobald ſie hinaus war und Guſtav ſie von der Thür hinwegſchlarfen hörte, ſprang er auf, drückte Auguſten ein Briefchen in die Hand und flüſterte zugleich: „Theuerſte, verbergen Sie das Blättchen geſchwind, und leſen Sie es, wenn Sie allein ſind!“ — Ueberraſcht nahm ſie das Briefchen an und verbarg es. Guſtav zog ſich ſchnell an ſeinen Ort zurück, und kaum ſaß er, als Sabine herein trat und ſagte: „Ihr kleiner Bedienter, Herr Wendelin, war der große Flegel, der ſo toll an der Glocke riß. Er wartet draußen und will Sie ſprechen.“

Guſtav ging hinaus und fertigte den Burſchen ab.

Das heimliche Briefchen enthielt eine zärtliche Liebeserklärung. Der Erzähler hat ſie nicht geleſen; und da er die ſchönen Jahre, in welchen man Liebesbriefe zu ſchreiben pflegt, weit hinter ſich hat, ſo findet er ſich auch nicht mehr geſchickt, ein ſolches Süßbriefchen zu dichten, und kann folglich dieſe Geſchichtslücke nicht ausfüllen. Nur ſo viel erfuhr er, daß Guſtav, nach den feurigſten Ergießungen ſeines flammenden Herzens, die Zubereitung des väterlichen Stabes zu einer täglichen Briefpoſt Auguſten bekannt machte, und ſie erſuchte, die Anſtalt einzuweihen, ihn noch heute mit einer freundlichen Antwort zu beglücken und ſie in die Höhlung des Stabes zu legen, wo er ſie im Weinhauſe finden, heimlich heraus langen und ſogleich auf demſelben Wege wieder beantworten werde.

Guſtav lauerte des Abends ſchon zeitig im Schilderhauſe des Küpers neben der Weinſtube auf die Ankunft ſeiner neuen Poſt. Sie kam, ward dem Küper wie gewöhnlich übergeben, und dieſer zugleich nach Wein verſandt. Schnell zog Guſtav dem Stocke ſeinen meſſingenen Stiefel ab, und fand hinter demſelben zu ſeiner größten Freude ein Brieflein von Auguſten. Das gute Kind ſchalt Anfangs ein wenig über die Verletzung des väterlichen Eigenthums; doch folgten dem ſanften Verweiſe die freundlichſten und herzlichſten Worte, wie ſie der verliebte Knabe kaum erwartet hatte. Als er das Blättchen mit Entzücken geleſen und den unterſchriebenen Namen beinahe mit Küſſen verſchlungen hatte, lief er in ſeine Wohnung und ergoß ſein zärtliches und dankbares Herz auf ein Blättchen Seidenpapier. Er bat am Schluß um tägliche Fortſetzung des ſo glücklich angefangenen Briefwechſels. Mit dieſem Blatte eilte er ins Weinhaus zurück, ſchob es in den Stock, bat den Küper dringend um Verſchwiegenheit und ſchenkte ihm einen blanken Thaler, mit der Zuſicherung, daß er ein gleiches Geſchenk täglich beim Poſtenwechſel empfangen ſolle. Damit war der geldhungrige Burſch ſehr zufrieden.

Die Schnellpoſt der Liebe kam täglich Abends um ſieben Uhr im Weinhauſe an, und ging um neun, höchſtens halb zehn Uhr wieder ab. Acht Wochen lang wurden mit derſelben die glühendſten Betheuerungen ewiger Liebe und Treue, und am Ende ſogar Verlobungsringe hin und her geſandt. Indeſſen war Auguſtens Bildniß ſchon in der erſten Woche des Poſtenlaufs fertig. Es gefiel Allen, die es ſahen; ſelbſt Auguſtens Vater lächelte beifällig.

Die Abſendung des Bildes nach Guſtavs Vaterſtadt hatte keine Eile; er konnte es noch vorher bei der jährlichen Gemälde-Ausſtellung, die eben ihren Anfang genommen, öffentlich zeigen. Das that er mit dem beſten Erfolg. Die anziehende Schönheit des mit Fleiß und Liebe gemalten herrlichen Kopfes, der einem Madonnenbilde glich, ward allgemein bewundert, und der Künſtler bekam von allen Seiten Beſtellungen, die er meiſtens ablehnte, um ſeine Zeit, die er zu Studien berühmter Meiſterwerke anwenden wollte, nicht von der Bildnißmalerei ganz aufzehren zu laſſen. Er ward auch nach Hofe berufen, und erhielt dort den Auftrag, zwei junge Prinzeſſinnen zu malen. Die Bildniſſe gelangen zur Zufriedenheit und Freude des ganzen Hofes ſo trefflich, daß ihn der Fürſt, nach reichlichem Ehrenſolde, noch aufforderte, ſich eine Gnade zu erbitten. Er bat um den Titel eines Hofmalers, mit der beſcheidenen Erklärung: daß er ſich zwar dieſer Ehre nicht würdig achte, aber ſie darum wünſche, weil ſie ſeine vorhabende Verbindung mit der Tochter eines angeſehenen Mannes erleichtern würde.

Bald nachher nahm die bisher mit dem beſten Glück fortgegangene Stabroſt ein trauriges Ende. Guſtav hatte von ſeiner Verlobten ein höchſt angenehmes Briefchen empfangen. Die Antwort ließ ſich nicht kurz faſſen, und ſo geſchah es, daß er damit ſpäter als gewöhnlich ins Weinhaus kam, um ſie der zurückgehenden Poſt zu übergeben.

Der Küper hatte bemerkt, daß der Rechnungsrath ſein Viertelfläſchchen, das er ſich täglich zukommen ließ, beinahe geleert hatte: und da er dann immer ohne Verzug aufſtand, ins Kabinet, wo ſich der Küper gewöhnlich aufhielt, raſch eintrat und ſeinen Stock verlangte: ſo beſorgte Jener, daß er den jungen Maler, der ſich von ihm nicht ſehen laſſen wollte, erblicken und Argwohn ſchöpfen könnte Darum bat er den Künſtler, ſchnell wegzugehen und ſich darauf zu verlaſſen, daß ſein Briefchen treu und ſicher in die Stabhöhle gebracht werden würde.

Guſtav eilte fort; der Küper nahm den Stock und legte das Briefchen hinein; indem er aber nach der meſſingenen Schlußkappe griff, um ſie darauf zu ſetzen, trat der Rechnungsrath, den ein politiſcher Streit in der Weinſtube etwas verdrießlich gemacht hatte, haſtig ins Nebengemach und rief: „Heh, Patron! was macht Er da?“ — Der Küper ließ vor Schrecken den Stock aus der Hand fallen. Der Rechnungsrath hob ihn auf, beſah ihn, und brummte wie ein Bär beim Anblick der eingebohrten Höhle und des darin liegenden Blättchens. Er zog es heraus und las es mit funkelnden Augen. „Verdammter Kerl!“ ſchrie er und rannte mit erhobenem Stock auf den Küper zu. „Er hat meinen Stock gut bewacht! Ich ſehe da mit Erſtaunen, daß er ihn hohl bohren und Liebesbriefe an meine Tochter hineinpracticiren ließ. Das ſoll er nicht umſonſt gethan haben!“ — Damit ſchlug er aus allen Kräften auf den Burſchen los; aber der Stock, der den armen Teufel nicht zu hart ſtrafen wollte, trennte ſich ſchon beim dritten Schlage von ſeinem hohlen Knopfe, den der Zuchtmeiſter in der Hand behielt.

Ein Zettel ragte daraus hervor. „Aha! wohl ein zweiter Liebesbrief!“ ſagte Nullmann, und ging damit ans Licht. „Was iſt das?“ ſprach er für ſich: „Die Hand meines ſeligen Vaters!“ Er las den Zettel, und frohes Erſtaunen malte ſich in ſeinen Zügen. Schnell fuhr er mit dem Blatt in die Rocktaſche, ſchob es aber ſo leicht und flüchtig hinein, daß er es im raſchen Fortgehen an der Thürſchwelle wieder verlor. Nach ſeinem Abgange hob es der Geſchlagene auf und las es mit ſtiller Verwunderung, daß Herr Nullmann das wichtige Papier nicht vorſichtiger aufbewahrt hatte.

Bald darauf ward der Küper in die Weinſtube gerufen. Man fragte ihn, was für Händel es draußen gegeben habe. Der junge Menſch, über die erlittene Mißhandlung höchlich erbittert, erzählte ohne Rückhalt den ganzen Verlauf, den wir kennen, und verſchwieg am Ende auch nicht, daß ein aus dem Stockknopf hervorgekommener Zettel dem Rechnungsrath einen vergrabenen Schatz entdeckt und er dieſes erfreuliche Blatt im haſtigen Enteilen aus der Taſche verloren habe.

Zwanzig Hände griffen begierig nach dem Papiere, das er in der Hand hielt. Einer der Gäſte erbot ſich, um die ganze Geſellſchaft zugleich zu befriedigen, es laut abzuleſen, und er las:

„Notandum!

„Mein Gedächtniß iſt ein Sieb — ich muß alles, was nicht durchfallen ſoll, mit Feder und Tinte befeſtigen. Darum zeichne ich hier auf, daß ich wegen der bisherigen trübſeligen Kriegsläufte und dabei häufig vorfallenden Plünderungen meine ganze bewegliche Habſchaft zu Gelde gemacht, die gelöſete, beiläufig zwanzigtauſend Reichsthaler betragende Summe, in Gold und Staatspapieren, in ein eiſernes Käſtlein verſchloſſen und ſolches in meinem Garten vergraben habe. Es liegt unter dem großen Birnbaume, ſechs Schritte von der hintern Gartenthür, die nach dem Entengäßlein hinaus geht. — Dieſe Nachricht verberge ich, damit ſie nicht in untreue Hände komme, in den Knopf meines dicken Stockes, den ich mir, anſtatt des verkauften ſpaniſchen Rohres mit goldenem Kopf, habe fertigen laſſen, und der ſo ſchlechten und ungeſchickten Anſehens

„iſt, daß wohl keinen Schnapphahn darnach gelüſten „wird. — Gott gebe, daß Alles glücklich ausſchlage „und das vergrabene Schatzkäſtlein, nach glücklich eingetretenem Frieden, unverletzt wieder in meiner oder meines liebwertheſten Sohnes Hände komme!“

„Ambroſius Nullmann,
Hochfürſtl. Commerzienrath.“

Während der Vorleſung erhob ſich aus einem fernen dunklen Winkel eine hagere, verkümmerte, dürftig bekleidete Geſtalt, trat näher, horchte und ſchlich dann aus der Weinſtube fort.

„Wer iſt dieſer Menſch?“ fragte man.

„Ein Vagabund und wahrſcheinlich ein Bettler,“ ſagte der Küper. „Dafür ſeh ich ihn an, weil er das Glas Wein, das er jeden Abend hier trinkt, immer mit der kleinſten Scheidemünze, bisweilen ſogar mit Kupferdreiern bezahlt. Er gibt ſich für einen natürlichen Sohn des Herrn Rechnungsrathes Nullmann aus, der ihn nur bis in ſein vierzehntes Lebensjahr nothdürftig ernährt und dann ſeine Hand ganz von ihm abgezogen habe.“

„Es iſt ſchlimm, daß der liederliche Menſch den Ort erfuhr, wo der Schatz vergraben liegt,“ ſagte ein Gaſt. „Seine Armuth kann ihn verleiten, ſich des Käſtchens noch in dieſer Nacht zu bemächtigen.“

„So ſchnell gelingt ihm das nicht,“ ſagte der Küper. „Er iſt hier in der Stadt nicht bekannt und weiß in der Dunkelheit den Garten nicht zu finden. Ich werde morgen ſo früh als möglich dem Herrn Rechnungsrath den verlorenen Zettel wieder überliefern. Haben Sie nur die Güte, meine Herren, niemand zu ſagen, daß ich Sie von der Sache in Kenntniß geſetzt habe.“

Das ward ihm verſprochen, und die Gäſte gingen heim.

Morgens um ſechs Uhr war der Küper ſchon bei dem jungen Maler, unterrichtete ihn von allen Vorgängen des vorigen Abends und überreichte ihm den Zettel, der die Kunde des Schatzes enthielt. Guſtav war beſtürzt, daß Auguſtens Vater den geheimen Briefwechſel entdeckt hatte, beruhigte ſich aber bald, ſiegelte den ihm übergebenen Zettel ein und ſandte ihn dem Rechnungsrath durch die Stadtpoſt ins Haus. Daß deſſen natürlicher Sohn genaue Kenntniß von dem Schatze erhalten, fand der Maler ſehr bedenklich, weil ſich eine unbefugte Schatzhebung von dem brodloſen Vagabunden allerdings erwarten ließ. Dieſer zuvorzukommen, hielt er für Pflicht.

Er ging zum Polizeidirector, trug ihm die Sache vor, und es wurden zwei Polizeiſoldaten beordert, ſich am Abend mit ihm an der Hinterthür des Nullmann'ſchen Gartens aufzuſtellen und jede verdächtige Perſon, die ein- oder ausgehe, zu verhaften.

Abends in der zehnten Stunde kam er mit ſeinen bewaffneten Begleitern an der Gartenthür an. Sie war geöffnet und nur angelehnt. Im Garten ward gegraben und geſchaufelt. Ungewiß, ob der Rechnungsrath oder ein Fremder ſo arbeite, hielten ſie ſich ſtill. Endlich ſahen ſie jemand mit einer Laterne den Garten entlang kommen, und ſogleich entſtand das dumpfe Geräuſch eines Kampfes, das ſich aber nach einigen Minuten wieder verlor. Die Soldaten öffneten jetzt die Thür, um zu ſehen, ob vielleicht gar ein Mord geſchehen ſey. Da kamen ihnen zwei Kerl entgegen, die ein Käſtchen trugen und damit entwiſchen wollten. Es war Nullmanns natürlicher Sohn, und ſein Gehülfe ein berüchtigter Gauner. Man bemächtigte ſich ihrer und nahm ihnen die Beute ab. Im Garten fand man den Rechnungsrath mit gebundenen Händen und Füßen und einen Knebel im Munde. Guſtav befreite ihn von ſeinen Banden und übergab ihm das Käſtchen. „Haben Sie Dank, mein junger Freund!“ ſprach er gerührt. „Sie waren mein Retter! — Beſuchen Sie mich morgen früh in meiner Wohnung und erklären mir freimüthig, welche Belohnung ihnen die angenehmſte ſeyn würde.“

Guſtav ging hin, fand ein nettes Frühſtück und ward von Auguſten mit freundlicher Schüchternheit bedient. Auch er hatte in Gegenwart des Vaters keinen Muth, traulich mit ihr zu ſprechen. Der alte Herr war aber ſehr heiter und zum Scherzen aufgelegt. „Meine alte Sabine,“ hob er an, „ſprach einmal, als ich ihr wegen ihrer Aengſtlichkeit über eine gemalte Brieftaube einen Verweis gab, den böſen Wunſch aus, daß ich einſt die Liebesbriefe an meine Tochter ſelbſt tragen müßte! — Nun, wahrlich, dieſer Fluch iſt in Erfüllung gegangen! Ich könnte darüber ein billiges Donnerwetterchen losbrechen laſſen; ich will aber die Wolken, die ſich in meinem Kopfe ſammeln, zerſtreuen und die heitre Luft des heutigen Tages nicht trüben. Meine Tochter hat mir Ihre Briefe, Herr Wendelin, vollſtändig ausgeliefert, und ich habe Sie daraus als einen verſtändigen und gutdenkenden Mann kennen gelernt. Ich würde daher aus Dankbarkeit Ihrer geheimen Verlobung mit Auguſten meine väterliche Zuſtimmung ertheilen, wenn nur Gott wollte, daß Sie Ihrem werthen Namen irgend ein Titelchen beifügen könnten.“

„Würde wohl ein Hofmaler Ihnen genügen?“ fragte Guſtav.

„O ja! das Wörtchen Hof klingt mir ſehr lieblich.“

„Nun, ſo habe ich die Ehre, Ihnen meine Ernennung zum Hofmaler zu melden und das darüber empfangene, von Sr. Durchlaucht eigenhändig unterzeichnete Patent zur Anſicht vorzulegen.“

„Iſt's möglich?“ rief der Rechnungsrath, entfaltete das Pergament mit heiliger Ehrfurcht, las es halblaut ab und nur die Worte: „haben den geſchickten Künſtler, Guſtav Wendelin, zu Unſerm Hofmaler in Gnaden ernannt“ ſprach er mit voller Stimme und im feierlichſten Tone. Den Namen des Fürſten drückte er an die Lippen, gab das Patent mit Glückwunſch und Verbeugung zurück und ſagte: „Ein Mann, den mein gnädigſter Herr ſolcher Ehre und Gnade würdiget, iſt auch mir lieb und werth.“ — Damit fügte er die Hände der Liebenden zuſammen und ſegnete ihre Verbindung. Sie umarmten ihn freudig und dankbar.

Der dicke Stock, deſſen Poſtgeſchäfte ſtadt- und landkundig geworden, und den jedermann deshalb kennen zu lernen wünſchte, ward in Ruheſtand geſetzt und öffentlich nicht mehr geſehen.

VII.

Das Mißverſtändniß.

Der Biſchof Bonifacius ſah nach der Uhr, ſprang auf und rief ſeinem Diener: „Geſchwind, Joſeph, kleide mich an! Es iſt hohe Zeit, daß ich Amt halte.“

Joſeph eilte nach der Gewandkammer und brachte den Prieſterrock, nebſt allem Zubehör, worunter ſich ein Paar Beinkleider von ſchwarzem Sammt befanden. Man ſchüttle nicht voreilig den Kopf über deren Erwähnung. Sie ſpielen in unſerm Geſchichtchen eine bedeutende Rolle; aber mit Anſtand. Ueberdem iſt es eitel Ziererei und ſogar ein Kennzeichen von unreiner Einbildungskraft, wenn jemand ſich anſtellt, als ob dieſes unſchuldige Kleidungsſtück in ehrbarer Geſellſchaft nicht genannt werden dürfe. Dem Reinen iſt alles rein. —

Als Bonifacius hineinſteigen wollte, bemerkte er an denſelben eine aufgeriſſene Naht. „Ein Paar andere her!“ ſprach er: ‚Und dieſe trag' zu Agath, mit dem Bedeuten, ſie ſäuberlich auszubeſſern.“

Agath hieß der Leibſchneider des hochwürdigſten Herrn. Aber Joſeph, der erſt einige Tage zuvor in biſchöfliche Dienſte getreten und in der Reſidenz ſeines Gebieters ein

Fremdling war, kannte den ehrlichen Kleidermacher nicht, und hatte noch gar nichts von ihm gehört. Er wußte hingegen, daß ein Nonnenkloſter, welches unweit der biſchöflichen Burg lag, den Namen der heiligen Agathe führte. Das fiel ihm ſogleich ein; und da er eben kein verſchlagener Kopf war, ſo glaubte er in argloſer Einfalt, der Biſchof ſey gewohnt, die Schäden ſeiner Kleidungsſtücke von den geiſtlichen Schweſtern heilen zu laſſen. Er ſchlug alſo die Beinkleider in ein Tuch, ging damit ins Kloſter, und verlangte die Aebtiſſin zu ſprechen.

Die ehrwürdige Matrone, die irgend einer wichtigen Botſchaft in Amtsgeſchäften gewärtig war, begab ſich ſofort ins Sprachzimmer und ließ den Geſandten vor ſich kommen. Er trat herein, machte ſeinen Kratzfuß und ſagt: „Der Herr Biſchof läßt Euch ſchön grüßen, und ſchickt Euch da einen Patienten, den Ihr in die Kur nehmen ſollt." — Damit enthüllte er die Beinkleider, legte ſie der Aebtiſſin in die ſtaunend erhobenen Hände, und lief, weil er eben noch andere dringende Verrichtungen hatte, ſchnell wieder fort, ehe ſie vor Beſtürzung ein Wort aufbringen konnte.

Sie warf die Unterkleider (wie man in der anſtändigſten Sprechart ſagt) mit Abſcheu auf einen Stuhl und ſprach zu ſich ſelbſt: „Welch unerhörtes, ſchamloſes Anſinnen! Der Biſchof muß wahnwitzig geworden ſeyn; oder es erging ihm heute wie dem heiligen Auguſtinus, der in ſeinen Bekenntniſſen vertraulich zu Gott ſagt: Trunkenheit iſt zwar fern von mir, aber ein Räuſchchen beſchleicht zuweilen deinen Knecht [*]." — „Allein wäre das auch der Fall," fuhr ſie fort, „ſo hat ſich doch der heilige Mann gewiß niemals einen ſo unanſtändigen Weinſcherz erlaubt.

[*] Ebrietas quidem longe est a me, crapula autem nonnunquam subrepit servo tuo. Confess. c. 31.

wie unſer Herr Biſchof, der in ſeinen alten Tagen noch ſehr muthwillig iſt.“

Nach dieſem Selbſtgeſpräche zog ſie in Ueberlegung, was bei dem wunderlichen Vorfalle zu thun ſey. In der erſten Hitze ſchoß ihr der wilde Gedanke durch den Kopf: die ſchuldloſen Unterkleider mit der Ofengabel anzufaſſen und ins Feuer zu werfen. Aber vorausſehend, daß der Biſchof dieſes hochnothpeinliche Verfahren übel vermerken werde, ſtand ſie von ihrem Vorhaben ſofort wieder ab und faßte den mildern Entſchluß: die Kloſterfrauen zu verſammeln, ihnen das Ereigniß vorzutragen, und ihre Meinung darüber zu hören.

Mit den gewöhnlichen Glockenſchlägen zuſammen gerufen, erſchienen die Nonnen und ſchloſſen einen Kreis um ihre Oberin, die das corpus delicti mit einem Tuche bedeckt hatte. „Der Biſchof Bonifacius,“ begann ſie, „hat uns einen großen Schimpf angethan, indem er uns ein Kleidungsſtück, deſſen Namen eine züchtige Kloſterfrau nicht in den Mund, geſchweige denn es ſelbſt in die Hand nimmt, zugeſandt hat, damit wir eine daran vorhandene Beſchädigung, ausbeſſern ſollen.“ — Mit dieſen Worten zog ſie das Tuch von der Beſcherung hinweg. Die Nonnen ſtießen alle zugleich einen Schrei des Entſetzens aus und ließen davon.

Die Aebtiſſin rief mit lauter Stimme die Fliehenden zurück, indem ſie ihnen zugleich die Verſicherung gab, daß ſie das ſchwarze Ungeheuer wieder verhüllt habe. Gehorſam kehrten ſie um, hielten die Hand vor die Augen, ſahen jedoch, um nicht im Gehen zu fallen, durch die Finger, und ſtellten ſich wieder an ihren vorigen Platz. Nun ward Rath gepflogen, wie man ſich bei dem ſeltſamen Verlangen des Biſchofs benehmen wolle. Die Mehrzahl der Stimmen, mit Einſchluß der Aebtiſſin, fand es zwar räthlich: den Biſchof gegen das Kloſter nicht zu erzürnen; aber jede, die dieſes Gutachten ausſprach, erklärte zugleich, daß ſie ſich um keinen Preis entſchließen würde, ihm durch Ausbeſſerung ſeines ſchadhaften Eigenthums gefällig zu ſeyn. Nach langen vergeblichen Unterhandlungen kam die Aebtiſſin auf den Einfall: einer jungen Novize, Namens Antonie, die man, weil ſie noch in der Mitte ihres Probejahrs ſtand, nicht zur Berathung gezogen hatte, das Geſchäft anzutragen.

Antonie war die Tochter eines reichen Mannes, der ein großes biſchöfliches Gut in Pacht hatte. Sie liebte einen guten Jüngling; doch leider war er arm, und ihr ſtrenger Vater beſtand unerbittlich auf ſeinem Kopfe, ihr ſeine Einwilligung zur Heirath mit einem Bettler, wie er ſich ausdrückte, zu verſagen. Da er ſie überdieß, wegen der ihm mißfälligen Liebſchaft, hart behandelte und ihr einen unleidlichen Menſchen, der auf ſeine Geldſäcke pochte, zum Gatten aufdringen wollte, ſo entwich ſie heimlich und warf ſich in des Kloſters ſchützende Arme.

Aber mit einem Fuße ſtand ſie noch in der Welt, und hatte große Luſt, auch den andern wieder hineinzuſetzen, wenn etwa noch, während ihres Probejahres, ein günſtiger Zufall ins Mittel trete, den Starrſinn ihres Vaters zu beugen. Ein ſo glückliches Ungefähr ſchien es ihr, als ſie vor die Aebtiſſin gefodert und gefragt wurde: ob ſie ſich, da ſie noch eine halb weltliche Perſon ſey, der von dem Biſchof begehrten, aber für vollendete Kloſterfrauen unſchicklichen Arbeit unterziehen wolle. Nach kurzem Bedenken ſagte ſie Ja. Welchen geheimen Anſchlag ihr Köpfchen dabei ſchmiedete, das haben wir nicht zu unterſuchen; denn Gedanken ſind zollfrei.

Die Nonnen lachten und flüſterten einander ſpöttiſche Urtheile über Antonien zu, als ſie ganz unbefangen die Beinkleider unter den Arm nahm und damit in ihre Zelle ging. Die Arbeit, welche das ganze Kloſter in Aufruhr geſetzt hatte, war höchſt unbedeutend und in fünf Minuten vollbracht. Aber die fleißige Näherin eilte nicht mit der Uebergabe, ſondern zog ihr hinter dem Bette verborgenes Schreibezeug hervor, um während der Zeit, da des Biſchofs Niederkleid (mit Luther zu reden) alle Beſuche von ihr verſcheuchte, ein Briefchen an ihren Anton zu Stande zu bringen. Sie ſchrieb mit fliegender Feder, und war eben am Schluß, als ſich auf dem Gange vor ihrer Zelle der wohlbekannte ſchlarfende Schritt der alten Domina vernehmen ließ, und immer näher und näher ſchlappte. Himmel! ſie kommt zu mir! dachte Antonie; und in der Angſt nicht wiſſend, wo ſie das Süßbriefchen (Billet doux) verſtecken ſollte, ſchob ſie es in eine Taſche der Beinkleider, nahm dieſe wieder vor ſich, als ob ſie daran noch viel mit der Nadel zu ſchaffen hätte.

Die Aebtiſſin trat herein und fragte: „Biſt du fertig, mein Kind?“

„Noch nicht ganz, hochwürdige Frau!“ ſagte Antonie zitternd.

„Ei, du Faulenzerin!“ rief die Domina, und beugte ſich, mit der Brille vor den Augen, auf die Sammthoſen hinab. Als ſie nun die offen geweſene Naht wieder geſchloſſen fand, ſagte ſie lachend: „Du haſt wohl im Schlafe genäht, daß du's nicht weißt? Es iſt ja gethan, was zu thun war.“

„Die Hauptſache wohl;“ verſetzte das erſchrockene Mädchen: „es gibt aber noch einige lockere Knöpfe.“

„Wir ſind nicht berufen, dieſe zu befeſtigen.“ ſprach die Aebtiſſin. „Wer gar zu dienſtfertig iſt, dem wird immer mehr aufgebürdet. Sähe der Biſchof, daß wir mit Luſt und Liebe gearbeitet hätten, ſo wär' er im Stande, uns ſeine ganze alte Garderobe zum Ausbeſſern über den Hals zu ſchicken."

Mit dieſen Worten nahm ſie die Unterkleider dem Mädchen vom Schooße, und fuhr damit unter ihren Hausmantel, um ſie in ihr Wohngemach zu tragen. Antonie, die ihr Liebesbriefchen nicht entführen und in unrechte Hände kommen laſſen wollte, griff wieder nach dem ſammtenen Couvert deſſelben und ſagte: „Erlaubt mir, hochwürdige Frau, daß ich Euch der Mühe überhebe. Ich folge auf dem Fuße nach." Durch dieſes höfliche Anerbieten wollte ſie ſich Gelegenheit verſchaffen, das Brieflein unterweges aus ſeinem Verſteck zu ziehen und in ihrem Buſen zu verbergen. Die Domina ließ ſich aber das Biſchofsgut nicht abhöſeln; und als Antonie, unter dem Scheine der Dienſtfertigkeit, einige Gewalt brauchte, ſagte die alte Dame in einem verdrießlichen Tone: „Ich befehle Dir, laß ab, damit Deine zudringliche Höflichkeit nicht in Unhöflichkeit ausarte."

Beſtürzt und demüthig zog ſich das arme Mädchen zurück, und die Domina ging mit der ſchwarzen Beute von dannen.

Am folgenden Tage feierte der Biſchof ſein Geburtsfeſt mit einem großen Gaſtmahle, wozu er Prälaten und Ritter eingeladen hatte. Es ward tüchtig gezecht; denn man ſaß an einer Biſchofstafel, und die hohe Geiſtlichkeit ſchwelgte damals nicht wenig. Die Geſellſchaft hatte ſich eben beim Nachtiſch auf die höchſte Stufe der Fröhlichkeit hinaufgebechert, als Joſeph, der kluge Diener, ein zierliches, mit Blumen gefülltes Körbchen überbrachte, das eben als Geburtstagsgeſchenk für den hochwürdigſten Herrn von unbekannter Hand bei dem Thürſteher abgegeben worden war.

Lächelnd beſah der Biſchof des Körbchens zartes Geflecht, und rief aus: „Hätt' ich doch den Kardinalshut eben ſo ſicher, als dieß Kloſterarbeit iſt! Seht, Ihr Herren, wie ich bei meinen geiſtlichen Nachbarinnen in gutem Andenken ſtehe! — Und das Körbchen iſt ſchwer; es liegt gewiß noch eine erfreuliche Gabe unter der Blumenhülle verborgen."

Er kramte die Blumen heraus, und ſtieß bald auf einen feſten Körper, der in feines, mit Nadeln zuſammengeſtecktes Papier eingeſchlagen war. Triumphirend zeigte er das Päckchen der Geſellſchaft und foderte ſie auf, den Inhalt zu errathen. Die Gäſte überboten ſich in ſchmeichelhaften Weiſſagungen. Jeder prophezeihte etwas Schöneres, als ſein Vorgänger. Nachdem ſie nun ſämmtlich des Räthſels Löſung verſucht hatten, riß der Biſchof den papiernen Mantel ab, und — ſeine alten Beinkleider fielen ihm in die Hand.

Er erſchrack, als hätte er eine Schlange unter Blumen gefunden, und das ungeheure Gelächter der Tafelrunde ließ ihn lange nicht dazu kommen, den hinter ihm ſtehenden und mitlachenden Dümmling über die Bewandtniß der Sache zur Rede zu ſtellen. Als er endlich mit angeſtrengter Stimme durchdringen konnte, ward das Mißverſtändniß mit wenigen Worten klar, und der lachende Chor fiel ſtärker ein, als vorher.

In der Frühe des nächſten Tages ließ ſich der Biſchof ankleiden, um ins Kloſter zu fahren und die Dummheit ſeines Dieners bei der Vorſteherin zu entſchuldigen. Er hatte die in Rede ſtehenden Unterkleider angezogen, weil er durch unverzüglichen Gebrauch derſelben dem Kloſter gewiſſer Maßen eine Ehre zu erzeigen glaubte. Als er reiſefertig war und noch in eine Taſche derſelben eine

Hand voll Geld ſtecken wollte, fand er den Platz ſchon mit einem zuſammengebrochenen Blatte Papier beſetzt. O, die leichtfertigen Nonnen! dachte er im erſten Augenblicke: Sie haben mir gewiß zum Scherz eine Schneiderrechnung gemacht! — Wie er aber das Blatt auseinander ſchlug, enthielt es folgenden Brief:

Herzliebſter Anton!

Freue Dich, freue Dich! Ein Stern der Hoffnung geht uns auf, daß wir noch ein Paar werden, und dazu wird uns der Biſchof Bonifacius, wenn er ein dankbares Gemüth hat, verhelfen; denn ich habe ihm in Züchten und Ehren einen Gefallen gethan. Nun höre, wie das zuging.

Heute Vormittags wurden die Nonnen plötzlich mit der ſogenannten Capitelglocke zuſammengeläutet. Ich wunderte mich, weil es etwas Ungewöhnliches war; da ich jedoch, dem Himmel ſey Dank! noch nicht eingekleidet bin, ſo dachte ich: was geht's dich an? und blieb ruhig in meiner Klauſe. Aber nach einer halben Stunde ward auch ich gerufen. Die Aebtiſſin ſtand noch im Kreiſe der Nonnen, wie eine Gluckhenne in der Mitte ihrer Küchlein, und alle machten ein Geſicht, als wäre ihnen ein großes Leid widerfahren. Und was war's? — Der Biſchof — der doch ein alter Spaßvogel ſeyn muß — hatte den närriſchen Einfall gehabt, ein Paar Beinkleider, an welchen eine Naht aufgegangen war, ins Kloſter zu ſchicken, damit ſie von einer geiſtlichen Hand ausgebeſſert werden ſollten. Da war nun Holland in Noth! Alt und Jung fürchtete ſich davor, wie ein gebranntes Kind vor dem Feuer. Darum fragte die Domina mich: ob ich, als ein noch halbes Weltkind, die paar Stiche thun wollte. Ich ſagte Ja, und dachte in meinem Herzen: der Biſchof ſoll und muß Dir die Arbeit bezahlen.

Aber Geld mag ich nicht; das kannſt Du wohl denken. Ich erwarte einen viel ſchönern Lohn. Der Biſchof, den mein Vater wie einen Gott verehrt, ſoll bei ihm unſer Fürſprecher werden und es durchſetzen, daß wir einander je eher je lieber heirathen können. Geh alſo zu Sr. Hochwürden und ſag' ihm frank und frei, daß ich mir dieſe Gabe von ihm ausbitte. Ich habe ſie redlich um ihn verdient: denn was würde ſich der alte Herr geärgert haben, wenn ihm die Zieraffen, die Nonnen, ſein Kleidungsſtück unverbeſſert und mit einem ſchnöden Complimente zurückgeſandt hätten. Ja, wahrlich! das wäre geſchehen, wenn ich mich nicht aus gutem Herzen ins Mittel geſchlagen hätte. Das alles ſtelle dem Biſchof vor, und ſag' ihm noch überdieß: er möge mir auch darum wieder aus dem Kloſter heraus helfen, weil ich weltlich geſinntes Weſen darin nichts nütze ſey. —

Zieh Deinen beſten grünen Rock an, lieber Anton, wenn Du zum Biſchof gehſt, und verſäume keinen Augenblick, das warme Eiſen zu ſchmieden.

Treu bis in den Tod
Deine
Antonie.

Der Biſchof lachte herzlich über dieſen Brief und beſchloß ſogleich, des Mädchens Wunſch zu erfüllen. Er fuhr ins Kloſter, entſchuldigte das poſſirliche Mißverſtändniß bei der Aebtiſſin, und verlangte dann Antonien unter vier Augen zu ſprechen.

Zagend und erröthend erſchien ſie. Bonifacius, der dem Frauengeſchlechte nicht abhold war, fand ſie ſchöner, als er ſich vorgeſtellt hatte. Dadurch vollends beſtochen, ſprach er ſehr freundlich mit ihr und bedankte ſich für ihre Dienſtfertigkeit. Daraus ward ihr klar, daß er ihren offenherzigen und etwas muthwilligen Brief geleſen hatte. Ihr war nicht anders, als müßte ſie vor Scham in die Erde ſinken. Bonifacius gab ihr aber den Troſt, daß er Scherz verſtehe und kein ihn betreffendes Wort ihres Briefes übel genommen habe, damit ſtellte er ihr das Angſtblatt wieder zu und erklärte zugleich: die Abſendung an die Behörde ſey nun nicht nöthig, indem er, ohne weiteres Geſuch, ihre Herzensangelegenheit bei ihrem Vater beſtens beſorgen werde. Mit dieſer Zuſicherung entließ er ſie, und in den nächſten Tagen hielt er ſein Wort.

Der Vater war Anfangs, als ihm Bonifacius die Sache vortrug, ſehr verdrießlich, und hätte gern getobt und geflucht: aber ſeine Verehrung gegen den hohen Vermittler legte ihm Zaum und Gebiß an. Er gab den Vorſtellungen, die ihm gethan wurden, ruhig Gehör: er geſtand ſogar, daß Anton ein braver Burſch und geſchickter Jäger ſey; kurz, er hatte nur das Einzige gegen ihn einzuwenden, daß er noch kein Brod habe. „Dafür will ich ſorgen,“ ſprach der Biſchof. „Einer meiner Freunde hat eben einen anſehnlichen Forſtdienſt zu vergeben und wird mir ihn für Euren künftigen Eidam nicht verſagen.“

Vier Wochen darauf erhielt Anton die ihm ausgewirkte Beſtallung als Förſter, bezog ſeine freundliche Dienſtwohnung, machte Hochzeit mit Antonien, und beide fühlten ſich in ihrer Ehe ſo glücklich, daß ſie noch oft, als ſie ſchon Großeltern waren, ſagten: „Nie hat wohl, ſo lange die Welt ſteht, eine geringfügige Dienſtwilligkeit ſo ſchöne Zinſen getragen.“

Der Bräutigam ohne Braut.

Erſtes Kapitel.

Aller Dinge Anfang iſt klein, und ſo erſcheint hier zuerſt ein Zwerg.

Die Zugbrücke vor dem Schloſſe Runenſtein ſchwebte noch über dem Graben, und drei große Kettenhunde, die vom Abend bis zum Morgen, als Nachtwächter, frei herumgingen, waren noch nicht an ihre Hütten gefeſſelt. Das zeigte gewöhnlich an, daß der Burgherr noch in den Federn lag. Doch dießmal irrte man ſich. Er ſaß ſchon ſeit einigen Stunden in ſeinem Kabinete und beſchäftigte ſich mit der beſchwerlichen Ausarbeitung eines wichtigen Briefes, wobei er jedes Wort auf die Goldwage der Vorſicht legte. Es that ihm bei dieſer Kopfanſtrengung wohl, daß ſich ſeine Diener und Dienerinnen, die ſämmtlich ihn noch in den Armen des Schlafes vermutheten, blos auf den Zehen durchs Schloß bewegten und keine Thür knarren ließen. Er liebte, mit der Feder in der Hand, die höchſte Stille, und gebot ſogar um ſich her Ruhe, wenn er nur ſeinen Namen zu ſchreiben hatte. Das einzige Mitglied ſeines Hofſtaats, das ſich bei dergleichen Gelegenheiten wenig Zwang anthat, war ſein Kammerdiener Trill, ein dickköpfiger, doch übrigens nicht mißgeſtalteter Zwerg, der ſich gegen viele kleinliche Anordnungen ſeines Herrn halsſtarrig bezeigte, und dennoch, als eine Seltenheit, geduldet wurde.

Er wartete jetzt im Vorgemach auf den Ruf der herrſchaftlichen Klingel und ſang indeſſen:

  Herrlich lebt ſich's hier im Haine!
Seine meilenlangen Arme
Schützen vor der Thorheit Schwärme
Dieſes alte Felſenneſt.
Hirſche, Reh' und wilde Schweine
Sind mir liebere Geſellen,
Als das Volk, das ſeine Schellen
In den Städten klingen läßt.

„Schweig, oder ich zerſchlage dir deinen Poetenkaſten!" rief Herr von Runenſtein, der in einem anſtoßenden Zimmer den Sänger behorcht hatte, und plötzlich, mit einem dreifach verſiegelten Briefe in der Hand, heraustrat.

Trill, nicht gewohnt, ſich vor ſeinem Herrn zu fürchten, fragte keck, warum er ſo hart angelaſſen werde.

„Darum, weil es eine gefährliche Unbeſonnenheit iſt, irgend ein Glück, das man beſitzt, an die große Glocke zu ſchlagen. Der Neid erwacht, die Argliſt trachtet nach Beute — kurz, man iſt dann am längſten glücklich geweſen."

„Beruhigen ſich Ew. Gnaden!" verſetzte der Zwerg mit Hohnlächeln. „Ich ſang zwiſchen tauben Wänden, und hätt' ich auch mein Liedchen auf den Marktplätzen der Hauptſtadt erſchallen laſſen, ſo würde ich allenfalls rechts und links Ohrfeigen bekommen, aber es fiele der dort ſeßhaften Narrenzunft gewiß nicht ein, ihre luſtige Schlaraffenwelt zu verlaſſen und ſich in unſerm öden Walde anzuſiedeln."

„Dem ſey, wie ihm wolle!" ſagte Herr von Runenſtein. „Beſſer bewahrt, als beklagt! Das iſt mein Grundſatz, und dagegen mucke man nicht!"

Er befahl nun dem Zwerge, ſich zu ſtiefeln, weil er nach Bärenfels (wo Herr von Ellerbach, ein Vetter Runenſteins, reſidirte) als reitender Eilbote abgehen ſolle. Trill zog ein finſtres Geſicht. Ein Zwangritt von fünfzehn bis zwanzig Meilen machte ihm verdammt wenig Vergnügen. Er hatte zu Pferde das Unglück, immer und überall, wo ſich auch ſonſt keine Spur eines Raubthiers zeigte, von Wölfen angefallen zu werden, die er mit Hirſchtalg füttern mußte. Ueberdieß verwickelte ihn auf der Heerſtraße ſein Taſchenformat oft in Händel. Die Folianten blieben ſtehen und lachten ihn aus. Das verdroß ihn und er ſchimpfte: denn kleine Töpfchen laufen leicht über. Jene fielen dann mit ihrer ganzen Schwere über ihn her und er kam mit einem blauen Rücken nach Hauſe. Alle dieſe Unbilden ſtellte er dem Herrn von Runenſtein vor, um ſich von der Reiſe loszumachen; allein es half nichts, er mußte ſeinen Kouriersornat anlegen, der in einer rothen, mit Gold beſetzten Reitjacke, ungeheuer weiten Stiefeln, Handſchuhen mit ſteifen Stülpen und einem Kaskett mit einem Federbuſche beſtand. Wer ihn ſo ſah, konnte ſich unmöglich des Lachens entwehren; nur Herr von Runenſtein hielt in vollem Ernſte dafür, daß ſein Schnellläufel (eine altdeutſche Dolmetſchung des Wortes Kourier) Anſtands halber ſo gekleidet ſeyn müſſe.

Unter der Zeit, als ſich der Zwerg in ſeinem Kämmerlein, murrend und fluchend, ſattelfertig machte, umſchlug ſein Herr den nach Bärenfels beſtimmten Brief mit einem Dutzend Makulaturbogen, nähte ihn in Wachsleinwand, verſiegelte das Packet nochmals und legte es ſäuberlich in eine große lederne, mit einem Schloſſe verſehene Taſche, wozu er ſeinem Vetter ſchon vor geraumer Zeit den Schlüſſel zugeſchickt hatte. Mit dieſem Briefbehälter umgürtet und weitläuſig unterrichtet, wie er ſich in Bärenfels zu verhalten habe, wurde Trill auf einen großen Gaul gehoben und ritt in Geſellſchaft eines tüchtigen Stallknechts, der ihm wegen der feindlichen Folianten als Schirmvogt nnd Leibgardiſt beigeſellt wurde, mit Peitſchenknall von dannen.

Zweites Kapitel.

Jugendjahre und Eigenheiten des Herrn von Runenſtein. —
Lob der Häßlichkeit.

Die Geſandtſchaft nach Bärenfels betraf eine Vermählung. Es läßt ſich aber jetzt noch nicht bequem davon ſprechen. Der Leſer muß vorher mit einigen Hauptperſonen dieſer Geſchichte bekannt werden.

Herr Arbogaſt von Runenſtein, ein etwas langſamer und unbehülflicher Mann von ſtarkem Gliederbau, war ein geſunder und wohlerhaltener Fünfziger: betrachtete man aber ſeine altfränkiſchen Sitten, Gebräuche und Hausgeräthe, ſo ſchien er hundert Jahre älter zu ſeyn, oder gar noch aus der Ritterzeit herzuſtammen. Ein ſo hohes Alter drückte ſeine Burg. Sie war in den letzten Zeiten des Fauſt- und Kolbenrechts erbaut, und ſeine Ahnherren, die von Anbeginn darin hauſten, hatten nichts daran verändert, ſondern waren ihr nur in den äußerſten Nothfällen mit Ausbeſſerungen zu Hülfe gekommen. Arbogaſt folgte ihrem Beiſpiele. Jeder Stein ſeines gothiſchen Stammhauſes war ihm heilig. Auch die Eingeweide deſſelben entriß er mit möglichſter Vorſicht dem Zahne der Zeit. Die Holzwürmer in den Thüren und Fenſtern waren keinen Augenblick vor ihm ſicher. Er mauerte ſie gleichſam lebendig ein, indem er ihre Höhlen mit Wachs verſtopfte. Noch mehr Sorgen verurſachten ihm die Tapeten von gemaltem und vergoldetem Leder, die ſeit einigen Menſchenaltern des Schloſſes Wände bekleideten, aber, dieſes langen Dienſtes überdrüſſig, hie und da Miene machten, ihre Poſten zu verlaſſen. Er wandte auf ihre Pflege ſo viele Koſten, daß er dafür Stellvertreter nach dem neueſten Geſchmack haben konnte; doch jede gangbare Mode war ihm verhaßt. Er bediente ſich noch eines der ungeheuern Rieſenbetten, in welchen unſere Altväter mit Weib und Kind und Hunden und Katzen ſchliefen. Die Oefen in ſeinen Zimmern hatten die Größe kleiner Häuſer; und wer ſeine Tiſche, die auf Elephantenbeinen ruhten, und ſeine Lehnſtühle, worin ſich zwei Dickbäuche gemächlich neben einander vertragen konnten, von der Stelle bewegen wollte, durfte wahrlich kein Schwächling ſeyn.

Alle ſeine Vorfahren hatten auf der Burg Runenſtein das Licht der Welt erblickt, und auch dort, nach einem ruhigen Pflanzenleben, das Zeitliche geſegnet. Unbekanntſchaft mit der Welt war die forterbende Eigenthümlichkeit dieſer Familie. Nur Arbogaſt machte davon eine Ausnahme. Er verlor, als er zwei und zwanzig Jahre alt war, in einem kurzen Zeitraume Vater und Mutter. Dieſe plötzlichen Todesfälle verödeten ihm auf eine unerträgliche Weiſe ſein Schloß. Ein nachbarlicher Freund, der ſich in einem ähnlichen Falle durch Reiſen aufgeheitert hatte, rieth ihm ein Gleiches zu thun, und malte ihm die Welt jenſeit des Waldes mit den lieblichſten Farben. Arbogaſt gab nach zahlloſen Bedenklichkeiten dem freundſchaftlichen Rathe Gehör und verließ die engen Gränzen der Heimath, um Deutſchlands merkwürdigſte Provinzen zu bereiſen. Aber wie ſich ein junger Vogel, der aus dem Neſte flattert, leicht fangen läßt: ſo erging's auch dem erfahrungsloſen

Gelbſchnabel in der nächſten großen Stadt, wo er ſich einige Wochen aufhielt. Er gerieth in die Bekanntſchaft einer reizenden Phryne, die dem Vogelleim glich, weil jeder, der ſich ihr nahte, Federn laſſen mußte. Auch unſern jungen Gimpel beraubte ſie der goldnen Schwingen, die ihn noch hundert Meilen weiter tragen ſollten. Er kehrte verdrießlich in den heimiſchen Wald zurück und that ein Gelübde, ſich von nun an ſo wenig als ſeine Väter daraus zu entfernen.

Jenes unglückliche Abenteuer legte in ſeine Seele den erſten Keim der ſonderbaren Vorſichtigkeit, durch die er ſich in der Folge auszeichnete und mitunter lächerlich machte. Er beſchloß vor allen Dingen, der Leimruthe weiblicher Schönheit aus dem Wege zu gehen, und ſogar bei der Wahl einer Gattin, die er als wirthliche Gehülfin nicht entbehren konnte, dieſen Grundſatz in Anwendung zu bringen. Ein Entſchluß, der mehr Lob als Tadel verdient. Träten nur alle Männer, die von treuloſen oder übermüthigen Schönen hintergangen und verächtlich behandelt wurden, in ſeine Fußſtapfen! Dann käme manches gute Mädchen, das die Schuld der Natur durch Eheloſigkeit büßt, unter die Haube, und es gäbe ſicher mehr gleichgeſtimmte und zufriedene Paare, als jetzt, da nur Schönheit — mit Ausnahme des magnetiſchen Goldes — die Schaaren der Freier an ſich zieht, aber hinter dem Altare gern mit hohen Anſprüchen und ſchlimmen Launen hervortritt.

Schönheit gleichet oft dem bunten Schilde
Eines Gaſtwirths, der die Gäſte ſchnellt:
Häßlichkeit oft einem Meiſterbilde
Hohen Werthes, nur von Staub entſtellt.

Schönheit baut das Gärtlein ſüßer Reize,
Doch des Geiſtes Feld liegt ungepflegt:
Statt daß Häßlichkeit mit klugem Geize
Frucht in des Verſtandes Scheuern trägt.

Schönheit fordert Männerhuldigungen,
Wie der Sultan von den Bey's Tribut:
Häßlichkeit, hat ſie den Sieg errungen,
Weiß von Stolz nichts und von Uebermuth*

Frei von dieſen Untugenden war auch Alwina, eine unbemittelte Waiſe, die Arbogaſt zu ſeiner Gemahlin erkor. Pöbelſpott nannte ſie die Häßliche mit dem ſchönen Namen; aber tauſendfach erſetzte ihre Herzensgüte den Mangel vergänglicher Reize. Sie machte ihren Gatten vollkommen glücklich und ſchenkte ihm einen wohlgebildeten Knaben. Die ſchönſten Mütter in einem weiten Umkreiſe hatten kein ſo niedliches Kind aufzuweiſen.

---

* Entlehnt aus einem längern launigen Gedichte, deſſen Verfaſſer, Georg Karl Alexander von Richter, im April 1806 zu Dresden ſtarb. Die Freundſchaft pflanzt hiermit eine Todtenblume auf ſein frühes Grab.

Drittes Kapitel.

Die Familie von Ellerbach — Der Einſiedler und der Weltmann. — Die Erbverbrüderung.

Um dieſelbe Zeit, als Arbogaſt ſeine Braut heimführte, vermählte ſich auch Herr von Ellerbach auf Bärenfels, der ſonſt in allen Stücken ein Gegenfüßler ſeines Vetters Runenſtein war. Sie wichen in ihrer Denkart und Lebensweiſe himmelweit von einander ab; übrigens ſtanden ſie damals auf einem ſo freundſchaftlichen Fuße, als es ſich mit dem Herrn von Ellerbach ſtehen ließ. Er hatte ſchon in ſeinem zwölften Jahre als Edelknabe am Hofe gelebt, hatte ſeitdem den Verkehr mit der großen Welt ununterbrochen fortgeſetzt, und ſich in dieſen Verhältniſſen mehr Feinheit und Geſchmeidigkeit, als der Einſiedler auf dem Schloſſe Runenſtein beſitzen konnte, zu eigen gemacht; aber ein beſſerer Mann war er nicht. Die Schleifmühle des Hofes und der großen Welt hatte, bei Glättung ſeiner Außenſeite, auch ſein Inneres berührt, und einige zarte Beſtandtheile der deutſchen Redlichkeit davon weggeſchliffen. Er kitzelte jedermanns Ohren mit den verbindlichſten Worten; doch hinter dem Rücken der Geſchmeichelten machte er ſie zum Ziele ſeiner Spöttereien, oder ſchmähte ſie ernſthaft, wenn ſie den Planen und Beſtrebungen ſeiner Selbſtſucht auf die unſchuldigſte Weiſe im Wege ſtanden.

Arbogaſts Heirath war ihm höchſt unangenehm. Nach ſeinen Wünſchen ſollte ſein Vetter, deſſen nächſter Verwandter er war, unvermählt bleiben und vom Schauplatz der Welt zeitig abtreten, um die Vermählung der Güter Runenſtein und Bärenfels zu befördern. Dieſe heitere Ausſicht verdunkelte Alwina, und Ellerbachs ſtechende Zunge nahm dafür Rache. Unermüdet witzelt er über Alwina's Reizloſigkeit; doch ihr gegenüber war er ihr feurigſter Lobredner, ihr zärtlicher Freund. Er hatte bisher die Rolle eines Eheverächters geſpielt, um ſeinen Vetter zur Nachahmung zu reizen: da aber dieſe Liſt ihres Zwecks verfehlte und er der Familie Runenſtein den einſt möglichen Anfall des Gutes Bärenfels mißgönnte, ſo eilte auch er zum Traualtare, und führte eine junge Gräfin von vorzüglicher Schönheit dahin. Arbogaſt, den dieſer Triumph demüthigen ſollte, ſah ihn mit Gleichgültigkeit an und empfand nicht den geringſten Neid darüber. Herr von Ellerbach war auch in der That nicht zu beneiden. Er hatte, um ein glänzendes Bündniß zu ſchließen, einen Mißgriff gethan, den er bald im Stillen bereute. Seine Gemahlin war eben ſo herrſchſüchtig und zur Verſchwendung geneigt, als die gute Alwina ſanft und haushältig war.

Uebrigens ließ er die Hoffnung auf den künftigen Beſitz des Gutes Runenſtein noch nicht ſinken. Arbogaſt und Alwina waren Sterbliche; ſie konnten ja, wenn das Glück dem Herrn von Ellerbach wohlwollte, bald und ſchnell hinter einander zu Grabe getragen werden. Aber ſie konnten freilich auch vorher ein Teſtament zum Vortheil fremder Perſonen errichten, und dem Herrn von Ellerbach, der nicht ihr Notherbe war, keine Hand voll Stroh hinterlaſſen. Er hatte nur dann etwas zu erwarten, wenn die Familie Runenſtein ohne Vermächtniß ausſtarb, oder ihn aus freiem Willen zum Erben einſetzte. Um ſich nun deſſen zu verſichern und in dieſem Punkte ſo viel als möglich von den Launen des Zufalls unabhängig zu werden, entwarf er im neunten oder zehnten Monate nach ſeiner Vermählung einen Vertrag zwiſchen den Häuſern Runenſtein und Ellerbach. Die Hauptgegenſtände deſſelben waren ewige Freundſchaft und wechſelſeitige Erbfolge. Kurz, eine förmliche Erbverbrüderung. Dieſe trug er ſeinem Vetter an, als eben ihre Frauen innerhalb weniger Zwiſchentage Söhne geboren hatten. Der Zeitpunkt war ſchlau gewählt: denn die Wagſchalen des Gewinns und Verluſtes ſtanden jetzt gleich.

Arbogaſt horchte bei Ellerbachs Antrage hoch auf, ſagte weder Ja noch Nein, ſondern verlangte drei Monate Bedenkzeit. Sie ward ihm zugeſtanden. Er holte von in- und ausländiſchen Juriſtenfacultäten und Schöppenſtühlen rechtliche Gutachten ein, und bat in ſeinen Sendſchreiben dringend, ihm alle nur mögliche Vorſichtsregeln an die Hand zu geben. Das geſchah. Er erhielt für ſchweres Geld einen anſehnlichen Schatz von Cautelen. Ellerbach ließ ſich gefallen, daß dieſe juriſtiſche Blumenleſe dem Erbvertrage einverleibt wurde, und Arbogaſt unterzeichnete nun ohne weiteres Bedenken ſeinen Namen.

Bald darauf litt das Gleichgewicht der erbverbrüderten Häuſer einen gewaltigen Stoß. Freund Hain hob aus Ellerbachs Schale den kleinen Junker heraus, und Runenſteins Schale ſank dadurch vortheilhaft. Der kinderloſe Vater vermaledeite jetzt den geſchloſſenen Vertrag, und grollte mit ſeinem Vetter nicht anders, als hätte dieſer den Tod gerufen.

Viertes Kapitel.

Die rothe Hand. — Junker Ludolph und ſeine Wärterin. — Die leontiſchen Herrſchaften.

Einige Monate ſpäter wünſchte Alwina, die Meſſe einer berühmten, acht bis zehn Meilen weit entlegenen Handelsſtadt zu beſuchen. Ihr gelüſtete nicht, in den anlockenden Kaufläden der franzöſiſchen Modehändlerinnen große Summen zu vergeuden: ſie überzuckerte im Gegentheil ihrem Gemahl den Vorſchlag der Meßreiſe mit der Erklärung, daß ſie keinen Thaler für Putz ausgeben, ſondern blos häusliche Nothwendigkeiten, die auf jenem großen Marktplatze am beſten zu haben wären, einkaufen wolle. Dennoch ſtieß Arbogaſt den ſo verſüßten Reiſeplan wie einen Wermuthsbecher von ſich. Vergebens ſang ihm Alwina eine lange Litanei von fehlenden Hauptbedürfniſſen vor. Seine Gegenſtrophe klang: man könne das Geſchäft des Einkaufs durch Agenten beſorgen laſſen. Alwina ſchwieg, und ſchob ihren Einfall geduldig ins Fach vieler andern billigen Wünſche, die ſich mit Runenſteins übertriebener Vorſichtigkeit nicht vereinigen ließen.

Aber dießmal kam ein glücklicher Zufall der guten Frau zu Hülfe. Sie fand in einer Zeitung, die ſie früher als ihr Gemahl las, angekündiget: daß während der bevorſtehenden Meſſe eine anſehnliche Sammlung von Harniſchen, Panzerhemden, Pickelhauben, Lanzen und andern ritterlichen Waffen der Vorzeit öffentlich verſteigert werden ſollte. Eine wichtige Nachricht für den Herrn von Runenſtein! Er beſaß ſelbſt eine kleine alterthümliche Rüſtkammer und vermehrte ſie bei jeder Gelegenheit. Alwina nahm daher Rothſtift und zeichnete auf das Zeitungsblatt eine Hand, deren Zeigefinger auf die Ankündigung wies. So legte ſie das Blatt auf Arbogaſts Leſetiſch, und entfernte ſich ſtillſchweigend mit der frohen Ahnung, daß es einen erſprießlichen Eindruck machen werde.

Nach einer halben Stunde trat er mit der Zeitung in ihr Zimmer. „Man entdeckt doch immer neue Geſchicklichkeiten bei dir, Alwina!“ ſprach er freundlich, und ſah ihr ſcharf ins Geſicht. „Es war mir ganz fremd, daß du eine gute Zeichnerin biſt!“

„Ich verſtehe dich nicht, mein Lieber!“ antwortete ſie.

„Aber ich verſtehe, du Schälkin, daß deine rothe Hand, wie ein Wegweiſer an der Landſtraße, nach der Meßſtadt hin zeigt!“

„Nun, wenn du ſo viel verſtehſt,“ ſagte ſie lachend, „ſo verſtehſt du doch wohl auch Scherz?“

„Ei wohl!“ ſprach er. „Doch aus der Meßreiſe wird Ernſt. Die Waffen-Auction zieht mich unwiderſtehlich an. Welche Kleinode! Und ſie werden mir vielleicht für ein Spottgeld zugeſchlagen! Aber dieſes Geſchäft kann ich keinem unwiſſenden Menſchen anvertrauen. Ich muß mit eigenen Kenneraugen prüfen, ob die ausgebotenen Alterthümer wirklich ächt ſind.“

Alwina gab ihm vollkommen Recht. Er las die Ankündigung laut. Freude blitzte aus ſeinen Augen. „Ja, ja, wir müſſen hin!“ rief er mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit. „Morgen, bei Anbruch des Tages, reiſen wir ab!“

„Da kommen wir viel zu früh;“ ſagte Alwina. „Die Auction wird erſt in acht Tagen gehalten, und wir brauchen höchſtens vier und zwanzig Stunden zur Reiſe.“

„Leichtſinnige Frau!“ fiel er faſt verdrießlich ein. „Weißt du gewiß, daß wir in vier und zwanzig Stunden an Ort und Stelle gelangen? Können uns nicht Unfälle begegnen, die uns acht Tage lang unter Weges aufhalten? Ich ärgerte mich krank, wenn ich zu ſpät käme!“

Alwina gab ihm wieder Recht. Es war ihr nicht unlieb, daß die Meßferien ſo lange dauern ſollten. Arbogaſt bat ſie dringend, die Reiſeanſtalten in ihrem Geſchäftskreiſe ſofort zu beginnen. Er ſelbſt hatte ſchon die Thür in der Hand, um ſich von der Feſtigkeit aller Beſtandtheile des Wagens zu überzeugen und die Hufeiſen des Poſtzuges zu unterſuchen. In dieſem Momente erhob der Stammhalter Ludolph Wiprecht im Nebenzimmer ein heftiges Geſchrei. „Himmel!“ rief der Vater: „wir bauen hier Luftſchlöſſer, und gedenken des Kleinen nicht! Was fangen wir während der Reiſe mit ihm an?“

Die Mutter ſagte: es würde das Beſte ſeyn, den Knaben unter der Obhut ſeiner Amme im Schloſſe zurückzulaſſen.

„Alwina! Alwina!“ ſprach Arbogaſt, mit dem Finger drohend. „Du nimmſt doch alles zu ſehr auf die leichte Achſel! Wie kann dir einfallen, unſer einziges Kind einige Wochen lang den Händen einer unbeſonnenen Perſon anzuvertrauen?“

„Lieber Mann, verſetzte Alwina, „du thuſt mir und Chriſtinen zu viel! Ich kenne ſie von Jugend an als ein gutes Mädchen.“

„Wer tadelt ihr Herz?“ entgegnete Arbogaſt. „Aber unbeſonnen iſt ſie in einem hohen Grade. Das beweiſet ſchon der Fehltritt, der ſie in den Stand ſetzte, Ludolphs Amme zu werden.“

Es wurden über Chriſtinen noch mehrere Worte gewechſelt. Dieſes fortgeſetzte Geſpräch wollen wir jedoch unterdrücken, weil oft Leute, die ſich für ſehr vornehm halten, ohne es zu ſeyn, großes Mißfallen äußern, wenn ihnen Menſchen aus tiefern Klaſſen in Romanen oder Schauſpielen vorgeführt werden. Mancher Plebejer, bei dem das Glück den Kammerdiener machte, und ihm, ſtatt des angebornen groben Kittels, ein feines Kleid anzog, beurkundet dann und wann ſeine gegenwärtige Vornehmheit dadurch öffentlich, daß er Theaterſtücke zu Boden pfeift und pocht, wenn darin Bauern oder Handwerker als Hauptperſonen auftreten und ſich auf der Bühne mauſig machen. Wegen ſolcher merkwürdigen Erfahrungen zittert die Feder, die dieß ſchreibt, bei dem unverſchieblichen Bekenntniſſe: daß Chriſtine in vorliegender Geſchichte eine nicht ganz unbedeutende Rolle ſpielt. Es iſt daher aus vielen Gründen eine dringende Nothwendigkeit, ihren frühern Lebenslauf mit wenigen Worten zu erzählen. Um uns aber gegen jene leoniſchen Herrſchaften, die ſich mit Hack und Mack nicht gern gemein machen, aufs möglichſte gefällig zu bezeigen, wollen wir die Amme (ungeachtet ſie eines Predigers Tochter war) von der feinern Welt entfernen, und ſie ins Peſthaus eines beſondern Kapitels bringen, damit alle, die von ihr nichts wiſſen wollen, mit abgewandtem Geſicht vorübergehen können.

Fünftes Kapitel.

Chriſtinens Geſchichte, die ein rühmliches Beiſpiel eines neidloſen Freundſchaftsbundes zwiſchen Häßlichkeit und Schönheit aufſtellt.

Alwina und Chriſtine waren in Einem Dörfchen geboren und als Geſpielinnen mit einander aufgewachſen. Der erſtern Vater war Gutsherr und ein alter Edelmann, gehörte aber nicht unter die Zahl der Herrſchaften, zu deren Nutzen und Frommen dieſes Peſthaus errichtet iſt. Er geſtattete ſeiner Tochter einen freundſchaftlichen Umgang mit der Tochter des Pfarrers. Die beiden Mädchen waren Ein Herz und Eine Seele und ſahen ſich täglich. Alwina war häßlich, Chriſtine ſchön; doch jene liebte dieſe ſo neidlos, als wäre der Fall umgekehrt geweſen.

Des Pfarrers frühzeitiger Tod trennte die Freundinnen. Chriſtine, die nun das geiſtliche Haus, worin ſie geboren war, räumen mußte, wandte ſich in eine kleine Stadt, wo ſie von einer Tante aufgenommen wurde. Dort ſah ſie ein junger Edelmann, der ſich bei einem benachbarten Forſtmeiſter als Jagdſtudent aufhielt. Sie ſehen und lieben war bei dem feurigen Jüngling eins. Er fand Gelegenheit, mit ihr Bekanntſchaft zu machen. Chriſtine blieb nicht gleichgültig gegen ihn. Sie ſchworen ſich ewige Liebe. Doch die Hoffnung, ſich einſt geſetzlich verbinden zu können, dämmerte ihnen nur in dunkler Ferne. Leopold von Görnitz (ſo hieß der Liebende) war vielleicht der ärmſte Junker im Lande, und es herrſchte dort die leider! unſterbliche Gewohnheit, bei Ertheilung der landesfürſtlichen Aemter und Dienſte die reichen Bewerber allen andern vorzuziehen. Durch Nepotismus waren zwar auch vortreffliche Stellen zu gewinnen; aber was half das dem armen Leopold? Er hatte keine mächtigen Verwandten. Dieſe widrigen Umſtände ſchlugen jedoch der Liebenden Muth nicht nieder. Ihre Herzen wuchſen immer feſter in einander.

Indeſſen war auch Alwi'nas Vater geſtorben, und ein halbes Jahr ſpäter ward ſie Runenſteins Braut. Sie erbat ſich von ihm, ihre Jugendfreundin, als Gehülfin im Hausweſen, zu ſich rufen zu dürfen. Arbogaſt bewilligte dieſen Wunſch. Sie lud Chriſtinen ein. Dieſe frohlockte im erſten Augenblicke über die nahe Vereinigung mit der geliebten Schweſterſeele; doch in der nächſten Minute ſtieß ihr der Gedanke, daß ſie ſich durch Veränderung des Wohnorts von Leopold entferne, ein Schwert in die Bruſt. Die Magnetnadel ihres Herzens zitterte zwiſchen Freundſchaft und Liebe; aber die Tante, die ihrer Koſtgängerin gern wieder entledigt ſeyn wollte, beſtätigte dieſes Schwanken durch die Entſcheidung, daß die Einladung nach Runenſtein angenommen werden müſſe.

So war der Liebenden Trennung unvermeidlich. Leopold wollte darüber verzweifeln und ſetzte ſich mit Flammenworten dagegen. Chriſtine ſtellte ihm vor, daß ſie in einem Hauſe, wo man anfange, die Ausübung der Gaſtfreundſchaft läſtig zu finden, nicht länger bleiben könne. Das begriff der hochſinnige Jüngling, und ergab ſich in die unabänderliche Nothwendigkeit. Doch in der einſamen Scheideſtunde erwachten die Stürme ſeiner Leidenſchaft mit neuer

Gewalt. Er ſetzte die Spitze des Hirſchfängers auf ſeine Bruſt und ſchwor, ſich bei dem erſten treuloſen Gedanken, der in ihm aufſtiege, mit eigner Hand zu durchbohren. Rührung und Liebe übermeiſterten Chriſtinen; ſie ſank in ſeine Arme, und — fiel.

Vom Frohſinn der Unſchuld verlaſſen, eilte ſie zu ihrer Freundin. Alwina bemerkte bald, daß dieſes ſonſt ſo heitere Gemüth von düſtern Wolken umhüllt war. Sie forſchte mit freundſchaftlicher Beſorgniß nach der Urſache, erhielt aber nur ausweichende Antworten. Unterdeſſen führte Chriſtine mit ihrem Geliebten einen geheimen Briefwechſel, der ſie immer ſchwermüthiger machte. Sie fühlte mit Schaudern, daß ſie auf dem Wege war, Mutter zu werden. Die Veränderung ihrer Geſtalt ließ ſich nach einigen Monaten nicht länger verhehlen. Alwina ſtaunte; doch mit der ſanfteſten Schonung hörte ſie die Thränenbeichte der Gefallenen an, und verſprach mitleidig, ſie nicht zu verlaſſen. Herr von Runenſtein, eben ſo menſchenfreundlich als ſeine Gattin, erlaubte Chriſtinen, ihr Wochenbett im Schloſſe aufzuſchlagen. Aber gegen Leopold eifernd, verbot er mit unerbittlicher Strenge die Annahme eines von Dieſem ihr angekündigten Beſuchs. Sie mußte dem Geliebten ſchreiben: ſie dürfe ihn nicht ſehen, wenn ſie nicht Gefahr laufen wolle, in ihrem jetzt ſo hülfsbedürftigen Zuſtande aus dem Schooße der Freundſchaft verſtoßen zu werden. Aufgebracht über den gegen ihn ausgeſprochenen Bann, antwortete Leopold mit ungerechten Verwünſchungen des Herrn von Runenſtein, und meldete zugleich: er gehe nun außer Landes, um für ſich und ſie ein anſtändiges Unterkommen zu ſuchen.

Chriſtine gebar ein ſchwächliches Kind, das an eben dem Tage, an welchem ihre Freundin entbunden war, wieder ſtarb. Da zu damaliger Zeit noch die meiſten Frauen von Stande die eigene Bruſt ihren Kindern verſagten, ſo war ſchon eine Lohnamme bereit, ihren Dienſt anzutreten; aber Chriſtine drängte ſich bittend an deren Stelle, und Alwina gab ihr um ſo lieber den Vorzug, da ſie an der gemietheten Amme eine ſtumpfſinnige Dirne fand, und ihr der Arzt Sorge machte, daß dieſe an Blödſinn gränzende Geiſtloſigkeit einen nachtheiligen Einfluß auf des Säuglings Seelenkräfte haben könnte. Den Grund oder Ungrund dieſes mediciniſchen Bedenkens zu unterſuchen, iſt hier der Ort nicht.

Sechſtes Kapitel.

Große Vorbereitungen zur Reiſe. — Ein lehrreicher Unfall unter Weges. — Ankunft in der Meßſtadt.

Der eheliche Streit, den wir im vierten Kapitel unausgemacht verließen, endigte ſich mit der Uebereinkunft, daß der junge Erbherr von Runenſtein ſammt ſeiner Wärterin mit zur Meſſe reiſen ſolle. Der behutſame Vater glaubte, das geliebte Kind auf dieſe Art vor allen widrigen Begegniſſen ſicher zu ſtellen. Alwina beſorgte gerade das Gegentheil; doch ſie gab nach. Wir werden ſehen, wer Recht hatte.

Sobald die Reiſe feſt beſchloſſen war, beſtellte Herr von Runenſtein ſein Haus, als wollte er ſich nach Weſtindien einſchiffen. Er machte ſein Teſtament und verbrannte alle nicht mehr brauchbare Papiere; ſogar Wäſchzettel, Neujahrswünſche, Preiscouranten und leere Briefhülſen, deren unſchuldigen Kern das Feuer ſchon vor vielen Jahren verzehrt hatte. Dieſes Auto da Fé dauerte bei verſchloſſenen Thüren bis nach Mitternacht; und auch dann ließ ihn die Sorge, daß noch irgendwo ein gefährliches Blatt verſteckt ſeyn konnte, kein Auge ſchließen.

Mit Anbruch des Tages ſtand er auf und ſchrieb für jeden ſeiner Hausbedienten, der im Schloſſe zurückblieb, einen beſondern Verhaltungsbefehl. Den älteſten und angeſehenſten ſeiner Diener ernannte er zum einſtweiligen Schloßcommandanten, ſtellte ihn in dieſer Würde den übrigen vor, und hielt bei dieſer feierlichen Handlung eine lange kraftvolle Rede. Indeſſen mußte der Poſtzug, der ſchon ſeit ſechs Stunden vor der Thüre zur Abfahrt bereit ſtand, in den Stall zurückgeführt und gefüttert werden. Auch Herr von Runenſtein verzehrte noch in vollen Reiſekleidern ein flüchtiges Mittagsmahl, das er in einer Ferne von vier Meilen hatte einnehmen wollen. Dann that er den Dieben, die ihn etwa während ſeiner Abweſenheit heimſuchen könnten, den Poſſen, daß er jedes ſeiner zehn Zimmer durch eiſerne Riegel und zwei künſtliche Vorhängeſchlöſſer zu einer unüberwindlichen Feſtung machte; und als nun unter allen dieſen Geſchäften die vierte Nachmittagsſtunde herangekommen war, begab er ſich endlich die Treppe hinab und beſtieg mit ſeiner Gemahlin und Chriſtinen, die den kleinen Junker auf den Armen hatte, den Wagen.

Aber indem ſchon der Poſtillon die Peitſche erhob, um das Viergeſpann in Trab zu ſetzen, rief Herr von Runenſtein ängſtlich: „Halt!“ Er ſah nach der Uhr und nach dem Stande der Sonne, und erklärte: es ſey nun zur Abreiſe zu ſpät. Alwina erſtaunte und ſtellte ihm vor: ein Nachtlager müſſe doch einmal (da er ſeinen Pferden nicht mehr als höchſtens fünf oder ſechs Meilen in vier und zwanzig Stunden zumuthete) an dieſem oder dem folgenden Tage unter Weges Statt finden, und es laſſe ſich heute viel angenehmer in einer namhaften, bequem erreichbaren Stadt, als morgen in einem Dorfe halten. „Das mag ſeyn,“ ſprach er: „es iſt aber wider alle Regeln der Klugheit und Ordnung, der einbrechenden Nacht entgegen zu reiſen.“ — „Lieber Arbogaſt,“ verſetzte Alwina,

„wir haben noch vier volle Stunden Tag und dann Vollmond.“ — „Vollmond!“ wiederholte Runenſtein wie ein Echo: „Das wäre wohl eine große Thorheit, auf dieſen unzuverläßigen Straßenbeleuchter zu rechnen!“ — So ſcheltend, ſtieg er haſtig aus dem Wagen, ließ abpacken und befahl dem Kutſcher, der eben nicht freundlich vom Sattelgaul herunter blickte, den folgenden Morgen bei Aufgang der Sonne wieder anzuſpannen.

Tages darauf ging die Reiſe wirklich vor ſich. Man war aber kaum zwei Meilen gefahren, als plötzlich ein Rad zerbrach und der Wagen umſchlug. Alwina zitterte, ungeachtet niemand Schaden genommen hatte, vor Verwünſchungen ihrer Reiſeluſt; doch Herr von Runenſtein lächelte ſo vergnügt, als wäre ihm das Angenehmſte begegnet. „Nun, Frauchen, wer hat Recht?“ rief er aus. „Du behaupteteſt, binnen vier und zwanzig Stunden unfehlbar an Ort und Stelle zu ſeyn: ich aber war der Meinung, man könne leicht durch Unglücksfälle acht Tage lang unter Weges aufgehalten werden, und es läßt ſich zum Eintreffen meiner Prophezeihung recht artig an.“ — Alwina ſtimmte ihm bei, um ihn bei dieſer guten Laune zu erhalten, und er verſicherte nun ſogar: der Vorfall ſey ihm lieb; denn er lerne dabei, daß man nicht ausfahren dürfe, ohne ein halbes Dutzend Wagenräder für den Nothfall mitzunehmen, und er werde künftig dieſe Vorſicht nie unterlaſſen.

Das zerbrechene Rad nöthigte ihn, in derſelben Stadt, die ihm ſeine Gemahlin Tages vorher zum Nachtquartier vorſchlug, bis zum folgenden Tage ſtill zu liegen. Alwina triumphirte ſcherzend darüber, daß ſie in dieſem Punkte Recht behalten hatte.

Der übrige Theil der Reiſe blieb von Unfällen frei.

Aber je näher Herr von Runenſtein der Meßſtadt kam, je banger ſchlug ihm das Herz. Er quälte ſich auf der ganzen letzten Station mit Bedenklichkeiten über die Wahl des Hauſes, wo er abtreten wollte. Unaufhörlich hielt er die Liſte der Gaſthöfe in der Hand, und las mehr als hundertmal ihre Namen. Keiner gefiel ihm, ohne daß er davon einen Grund anzugeben wußte. Er kannte weder des einen noch des andern innere Beſchaffenheit oder Lage. Am Ende entſchied er ſich für ein Wirthshaus, der goldene Helm genannt, blos deßwegen, weil er, um Helme einzukaufen, zur Meſſe reiſte.

Es war für ihn noch Raum in der Herberge; doch der erſte Blick aus dem Fenſter machte ihm ſein Quartier verhaßt: denn er bemerkte in einem Gaſthofe gegenüber die erbverbrüderte Familie vom Schloſſe Bärenfels, die ſeit dem Hintritt ihres Söhnleins mit ihm ſchmollte. Er zog ſich ſchnell, aber vergebens zurück. Herr von Ellerbach ſah ihn durch ſeine Lorgnette und warf unzählige Kußhände in den goldenen Helm hinüber. Ihnen folgte blitzgeſchwind der Läufer und meldete ſeinen Herrn. Arbogaſt war unſchlüſſig, ob er den unbequemen Beſuch in dieſem Augenblicke annehmen wolle oder nicht; doch indem er den Zeigefinger an die Naſe legte, um mit ſich darüber zu berathſchlagen, ſtand ſchon Herr von Ellerbach mit höfiſcher Freundlichkeit vor ihm. Umarmungen über Umarmungen! Hinterher aber auch Katzenhiebe. „Auf Ehre, lieber Runenſtein,“ ſagte der Höfling, „man glaubt es kaum ſeinen Augen, daß Sie auf der Meſſe ſind. Es ſcheint, Sie wollen den alten Menſchen ganz ausziehn. Sie thun recht! Man kann mehr als gewöhnlich aufgehen laſſen, wenn man ſo glänzende Erbfolgeausſichten vor ſich hat, wie Sie!“

„Daran denk' ich nicht;“ erwiederte Arbogaſt. „Ich wünſche Ihnen ein hundertjähriges Leben und eine zahlreiche Nachkommenſchaft.“

„Still, ſtill! Dagegen wird der kleine Stammhalter proteſtiren;“ verſetzte Herr von Ellerbach und wandte ſich zu dem Knaben. „Ha! wie er aus muntern Augen ſieht, der holde Engel!“ rief er aus, und biß hinterher vor Aerger und Neid die Lippen zuſammen. Arbogaſt, der es ihm anſah, daß Gift in ihm kochte, winkte der Amme, ſich mit dem Kinde zu entfernen. Herr von Ellerbach ward ſogleich heiterer, als ihm der Dorn aus dem Auge gezogen war. Er ſchlug allerlei geſellige Luſtbarkeiten vor; Arbogaſt lehnte ſie aber ſämmtlich von ſich ab und geſtand treuherzig, daß er blos zur Meſſe gekommen ſey, um ſeinen Waffenſaal zu bereichern. „**Mon Dieu!** welche altmodiſche Liebhaberei!“ rief der Erbbruder: „Kaufen Sie doch lieber Gobbelin-Tapeten, Lyoner Stickereien und Pariſer Galanteriewaaren!“ Hiermit tanzte er lachend davon, und fuhr mit ſeiner Gemahlin ins Schauſpiel.

Siebentes Kapitel.

Arbogaſt und Alwina verrathen, daß ſie auf dem Dorfe wohnen.

„Mir geht doch alles ſchief!“ ſagte Herr von Runenſtein, als er von der Begleitung ſeines Vetters zurück kam. „Zwanzig Gaſthöfe ſtanden mir offen und ich wählte gerade den, wo ich das fatalſte Vis-à-vis von der Welt habe! Nein, Alwina, ich halt' es hier nicht aus. Sahſt du wohl die Baſiliskenblicke, die er auf das Kind ſchoß? Ich glaube, er könnt' es vergiften, wenn er eine bequeme Gelegenheit dazu hätte.“

Alwina vertheidigte den Herrn von Ellerbach, ungeachtet ſie wußte, daß er ihr Feind war; doch ihre Schutzrede that keine Wirkung. Arbogaſt ließ plötzlich wieder anſpannen und aufpacken, ſchickte dem Wirth einen Ducaten und fuhr in den entlegenſten Gaſthof der Stadt. Vorher aber mußten ſeine Leute im goldnen Helme ausſtreuen: er reiſe wegen eines unverſchieblichen Geſchäfts, das ihm erſt jetzt eingefallen ſey, ſchnurſtracks wieder nach Hauſe.

Der Gaſthof, in welchen er floh, glich gegen den goldnen Helm einer Pönitenzpfarre. Alles war ſchlechter als dort: dennoch freute ſich Herr von Runenſtein dieſes Aſyls, weil er ſich darin vor den Nachſtellungen ſeines Erbbruders ſicher glaubte. Er wollte ſich erſt bei der Waffenverſteigerung wieder öffentlich ſehen laſſen; aber die Sehnſucht nach dieſen Köſtlichkeiten lockte ihn ſchon am folgenden Morgen aus ſeinem Schlupfwinkel hervor. Er hüllte ſich, der brennenden Sonne eines heitern Maitages zum Trotz, bis an die Augen in einen dichten Mantel, und trieb einen Wegweiſer zum Auctionshauſe haſtig vor ſich her. Schweißtriefend kam er dort an, und hatte das Glück, einige Lanzen zu ſehen, die aus den Ecken der Fenſter gleichſam auf ihn herab blickten. Sie hatten eine gute ehrliche Miene, und er brannte vor Begierde, nähere Bekanntſchaft mit ihnen zu machen; doch der Zutritt ward ihm, als er im Hauſe darum anſuchte, unerbittlich verſagt. Der heiße Gang reute ihn dennoch nicht, und er kam ſo wohlgemuth in den Gaſthof zurück, daß er Alwina's Bitte, auf den Abend mit ihr ins Theater zu gehen, augenblicklich gewährte. Er hätte ſich ohne Zweifel minder bereitwillig dazu finden laſſen, wäre nicht gerade ein Ritterſchauſpiel angekündigt geweſen. Das Einzige bedung er ſich, daß noch eine Gitterloge zu haben ſeyn müſſe, weil er wegen der Familie Ellerbach ein ſtrenges Incognito beobachten wollte.

Der fortgeſprengte Lohnbediente fand eins der geheimen Schaugemächer noch unvermiethet und überbrachte die Einlaßkarte. Nun entſtand, wie vor der Meßreiſe, die Frage: was während der Theaterzeit mit dem Kinde anzufangen ſey. Es mitzunehmen, ſchien jetzt nicht rathſam. Man befürchtete, daß es unter der Vorſtellung laut werden möchte, und mit ſolchen Mißtönen wollte man das Publikum gern verſchonen. Eine ſonderbare Bedenklichkeit, die nur einfältige Landleute beunruhigen konnte! Das Publikum großer Städte muß ja von Unmündigen, die von der dramatiſchen Kunſt faſt eben ſo viel als ein Säugling verſtehen, oft noch ſchlimmere Störungen dulden, wenn es den klugen Milchbärten beliebt, ſich öffentlich als lohnende oder ſtrafende Beurtheiler des Schauſpiels und der Darſtellung mit Mund, Hand und Stock vernehmen zu laſſen. — Aber auf der andern Seite ſtand Herr von Runenſtein in großen Sorgen, daß ſich Ellerbach unter der Schauſpielzeit in den Gaſthof einſchleichen und irgend einen feindlichen Angriff auf den kleinen Ludolph unternehmen konnte, um ihn aus dem Wege zu räumen. Gegen eine ſolche Unthat ſchien jedoch das Einſchließen der Amme und des Kindes in ein Zimmer nothdürftig zu ſchützen, und Herr von Runenſtein faßte den muthigen Entſchluß, es für dieß Mal bei dieſer Vorſichtsmaßregel bewenden zu laſſen. Er ſchärfte Chriſtinen ein, nicht ans Fenſter zu treten, keinem Anklopfenden zu antworten und ihr Daſeyn durch keinen Laut zu verrathen. Hierauf verſchloß er das Zimmer, verſenkte den Schlüſſel in ſeine tiefſte Taſche und begab ſich mit ſeiner Gemahlin ins Schauſpielhaus, wo ihn das Ritterweſen auf der Bühne ſo ergötzte, daß er aller Sorgen darüber vergaß.

Achtes Kapitel.

Ein räthſelhafter Vorfall, der die erbverbrüderten Familien gänzlich entzweit.

Nach dem Schauſpiele wartete unſerer Ehegatten ein fürchterlicher Schrecken im Gaſthofe. Sie fanden ihr Zimmer offen und Ludolph und Chriſtine waren daraus verſchwunden. — Entſetzen verſteinerte ſie eine Minute lang und raubte ihnen Athem und Stimme.

Als ſich Arbogaſt von den Feſſeln der erſten Beſtürzung losgeriſſen hatte, durchlief er mit dem fliegenden Schritte der Verzweiflung das ganze Haus, ſuchte Chriſtinen überall und rief hundertmal ihren Namen aus. Sie antwortete nicht; ſie war nirgends, der Wirth und ſeine Leute wußten von ihr keine Auskunft zu geben. Niemand hatte ſie geſehen, niemand etwas bemerkt, das zur Erklärung der wunderbaren Begebenheit führen konnte. Die Thür zeigte keine Spur von gewaltſamer Oeffnung; aus dem Zimmer war nichts geraubt und ſogar Chriſtinens und Ludolphs Kleider lagen, mit Ausnahme derer, die ſie an dieſem Tage trugen, in ungeſtörter Ordnung an ihren Stellen.

„Ein heilloſes Bubenſtück!“ rief Arbogaſt ſeiner händeringenden Gattin zu. „Haſt du noch Luſt, den heimtückſchen Hofſchranzen zu vertheidigen? Kannſt du noch zweifeln, daß der Raub unſers Kindes ſein Werk ſey?“ —

Sie hatte nicht Muth, Ja oder Nein zu ſagen. Die Bemerkung, daß ihr Rath, das Kind zu Hauſe zu laſſen, in jedem Falle der beſſere geweſen ſey, ſchwebte ihr auf der Zunge; aber ſie verſchonte den troſtloſen Vater des verlorenen Sohnes mit dieſem Vorwurfe, der auch ſchwerlich ſeine Ohren erreicht hätte: denn er ſtürzte ſchon, ohne Erwartung ihrer Antwort, die Treppe hinab, um den verdächtigen Erbbruder aufzuſuchen und ſein Kind von ihm zurückzufordern.

Er rannte nach dem Gaſthauſe, wo er ihn am Fenſter geſehen hatte, und ſtürmte mit der Frage: „Iſt Herr von Ellerbach hier?“ in den Hof. Seine donnernde Stimme verſammelte ſogleich den Wirth und die Aufwärter um ihn her. Sie berichteten ihm: Herr von Ellerbach ſey vor einer Stunde mit Sack und Pack abgereiſet.

„O, das konnt' ich denken!“ rief er mit Zähnknirſchen. „Führte er nicht ein Kind und eine fremde junge Weibsperſon mit ſich fort?“

„Das haben wir nicht geſehen;“ antworteten alle.

„War er kurz vor ſeiner Abreiſe zu Hauſe, oder war er ausgegangen?“

„Ausgegangen;“ war die Antwort. „Er kam, nach einer Abweſenheit von mehrern Stunden, ſchnell wieder heim und gab Befehl zur Abreiſe. Wir und ſeine Domeſtiken erſtaunten über dieſen unerwarteten Aufbruch, weil er vorher Willens geweſen war, länger hier zu bleiben und ſeine Zimmer noch auf eine ganze Woche gemiethet hatte.“

„Das alles paßt ganz vortrefflich!“ rief Herr von Kunenſtein, und eilte ſo geſchwind hinweg, als er gekommen war.

„Der Räuber iſt fort, über alle Berge fort!“ ſprach er heftig, als er zu der jammernden Mutter zurück kam. „Man will zwar bei ſeiner ſo plötzlichen Abreiſe weder unſer Kind noch die treuloſe Wärterin bei ihm geſehn haben; aber ſo klug war er wohl, ſeine Schandthat nicht vor Zeugen zu vollführen, die man gegen ihn aufrufen könnte. Er hat einen geheimen Schlupfwinkel und einen Hehler ſeines Verbrechens gehabt: denn in großen Städten iſt der Teufel und ſeine Hölle für Geld feil!“ —

Bei dieſen Umſtänden hielt er es für eine fruchtloſe Mühe, den Herrn von Ellerbach auf der Ferſe zu verfolgen und ihn auf der Landſtraße oder in einem Gaſthofe zur Verantwortung zu ziehen. Es ſchien ihm rathſamer, die Sache in Bärenfels abzumachen und ohne Verzug dahin zu reiſen. Das Getümmel der Meſſe, das ihn ſchon zuvor anekelte, war ihm nun unerträglich. Es ſchmerzte ihn allerdings, daß er den herrlichen Waffenvorrath, die Angel ſeines Mißgeſchicks, mit dem Rücken anſehen ſollte: aber wäre ihm auch der ganze Kram zum Geſchenk angeboten worden, er hätte ſich dadurch nicht länger als bis zum folgenden Morgen in der Unglücksſtadt aufhalten laſſen. Er ſandte Alwinen mit ſeinen eigenen Pferden nach Runenſtein zurück und fuhr mit Extrapoſt nach Bärenfels.

Ellerbach machte große Augen, als ſein Vetter ankam und ihn des Kinderraubes beſchuldigte. „Sie ſcherzen oder ſchwärmen!“ rief er lachend. „Ich nehme mir nicht die Mühe, Ihnen darauf ernſtlich zu antworten.“

„Nun, ſo ſollen Sie es vor Gericht thun müſſen,“ ſchrie Herr von Runenſtein, und warf ſich augenblicklich wieder in ſeinen Wagen.

Kurz darauf ward Ellerbach als Seelenräuber förmlich von ihm angeklagt. Das fürſtliche Obergerichtsamt forderte

Verantwortung von dem Beſchuldigten. Er läugnete ſtandhaft und beſchönigte ſeine ſchnelle Abreiſe von der Meſſe, die ihn ſehr verdächtig machte, durch Angabe eines tadelloſen und nicht unwahrſcheinlichen Bewegungsgrundes, der aber freilich auch ſo beſchaffen war, daß er ein leerer Vorwand ſeyn konnte. Dafür erklärte ihn Arbogaſt und ruhte nicht, bis eine Commiſſion ernannt ward, alle Winkel des Schloſſes Bärenfels genau zu durchſuchen, ob das in Streit befangene Kind vielleicht dort verborgen ſey. Es fand ſich nicht. Der Verklagte ward, wegen gänzlichen Mangels gültiger Schuldbeweiſe, freigeſprochen. Herr von Runenſtein ſetzte nun in den Zeitungen einen Preis von zweitauſend Thalern auf die Entdeckung einer Spur von ſeinem verſchwundenen Sohne; aber niemand meldete ſich mit einer brauchbaren Nachricht. Ein liederlicher Vagabund brachte ihm zwar eines Tages ein Knäblein, das er in einem Walde gefunden haben wollte; es hatte jedoch mit dem kleinen Ludolph nicht die geringſte Aehnlichkeit, ſondern war, wie man nachher erfuhr, des Landſtreichers eigenes Kind, das er um ein ſo nettes Sümmchen zu verkaufen gedachte.

Chriſtine und ihr Pflegling waren und blieben verloren.

Neuntes Kapitel.

Junker Ortlieb, die Hauptperſon dieſer Geſchichte, wird geboren.

Jenes traurige Ereigniß hatte zur Folge, daß Runenſteins bisher ſchon hochgetriebene Vorſichtigkeit vollends ganz in die lächerlichſte Vorſichtelei ausartete. Er ließ zuförderſt alle Thore ſeines Schloſſes, mit Ausnahme eines einzigen Pförtchens, zumauern, um ſich vor Befehdungen und Ueberfällen, die er von Ellerbachs Seite befürchtete, ſicher zu ſtellen. Die feſte Brücke des Schloßgrabens ward abgebrochen, in eine Zugbrücke verwandelt, alle Abende bei Sonnenuntergang aufgezogen, und niemand mehr herüber oder hinüber gelaſſen. War dann von jener Seite noch irgend ein Brief oder ſonſt etwas abzugeben, ſo bediente man ſich dieſſeits einer langen Stange zum Heber und Communicationsmittel. Ferner ward auf die Burgmauer ein Thürmchen gebaut, und darin ein treuer, mit einem vorzüglich guten Gehör begabter Wächter einquartiert, der bei Nacht nach allen Gegenden hin horchen, und in jeder Viertelſtunde ſeine Wachſamkeit durch einige Stöße in ein Horn beweiſen mußte. Kurz, Herr von Runenſtein machte Sicherheitsanſtalten, als lebte er mitten in den Fehdezeiten. Man bemerkte aber nie, daß ſich Ellerbach mit einer Heeresmacht gegen ihn feindlich bewegte. Die erbverbrüderten

Häuſer hatten von jeßt an eine lange Zeit weder im Guten noch im Böſen den geringſten Verkehr mit einander.

Sechs Monate nach Ludolphs Verluſt gebar Frau von Runenſtein einen zweiten Sohn, der ſeinem ältern Bruder an Wohlgeſtalt nichts nachgab.

„Er ſoll Wolfgang Ortlieb heißen!“ ſprach der Vater zu dem Geiſtlichen, der auf's Schloß gerufen worden war, die Taufhandlung zu verrichten.

„Ortlieb?“ — fragte der Pfarrer mit Verwunderung. „Hört' ich recht?“

„Ja, ja, Ortlieb!“ wiederholte Herr von Runenſtein. „Haben Sie gegen dieſen guten altdeutſchen Namen etwas einzuwenden?“

„Nichts in der Welt, gnädiger Herr, als daß er mir noch nie vorkam.“

„Sehr möglich, lieber Paſtor! Die Geſchichte der deutſchen Vorzeit iſt, leider! nicht Ihr Fach: ſonſt wüßten Sie, daß bei einem Turniere, welches Anno Chriſti 1311 in der Woche nach Bartholomäi im Lande Schwaben gehalten wurde, ein Ortlieb von Weſterſtetten erſchien.“

„Wirklich?“ ſagte der Pfarrer lächelnd. „Nun ſo haben wir ja eine Autorität vor uns.“

„Und wäre das auch nicht,“ fuhr Herr von Runenſtein fort: „wäre der Name Ortlieb noch in keines Menſchen Sinn und Mund gekommen, ſo hätt' ich ſelbſt ihn erfunden, um meinem Sohne dadurch einzuſchärfen, daß er den Ort ſeiner Geburt lieb habe, und ſich nimmer von ihm trenne. Die Runenſteine ſind nun einmal nur in ihrer Heimath glücklich. Sobald ſie heraus treten, verfolgt ſie ein feindliches Schickſal, wie ihr Schatten.“

Zehntes Kapitel.

Anmeldung eines kleinen Fräuleins, das uns mit der Zeit wichtig werden wird.

Ortlieb war kerngeſund, nährte ſich wacker, wuchs in die Höhe und noch mehr in die Breite, und verrieth, zur Freude ſeines Vaters, einen ſehr ruhigen Geiſt. Er wünſchte und begehrte nichts lebhaft als Speiſe und Trank. Ward er damit reichlich bedient, ſo war er das frömmſte Kind von der Welt. Die Aeltern ſchmeichelten ſeiner Nahrungsluſt durch Beſchenkung mit einer Küche, die kaum den Umfang einer Quadratelle hatte, aber mit allen Geräthen einer gewöhnlichen Küche verſehen war. Er wirthſchaftete nun den ganzen Tag in derſelben herum und bereitete ſich Leckerbiſſen. Der Kern einer wälſchen Nuß vertrat, zum Beiſpiel, die Stelle einer gebratenen Gans, und Aepfelſchnitte waren der dazu gehörige Salat.

Vater Arbogaſt, der gegen alle ſtille und gelaſſene Menſchen eine beſondere Zuneigung hegte, ergötzte ſich an ſeines Söhnleins geräuſchloſer Thätigkeit, ſah ihm Stunden lang zu, wenn er emſig kochte und briet, und lieferte ihm fleißig Victualien in ſeine Küche. Es war ihm auch gar nicht mißfällig, daß Ortliebchen bis in ſein achtes Lebensjahr, als eigener Mundkoch, täglich fortarbeitete und keine Luſt blicken ließ, etwas anders zu lernen, oder ſich mit anſtändigern Knabenſpielen zu vergnügen und im Freien herum zu ſchwärmen. Er ging immer gemächlich und langſam, wie ein altes Männlein, und bewegte ſich nur etwas raſcher auf dem Wege von ſeiner Küche zur väterlichen, wo er oft nachfragte, was Mittags geſpeiſt werde. Ungeachtet aber ſeine Sprünge bei dieſer Gelegenheit höchſt unbedeutend und gefahrlos waren, ſo rief der Vater doch ſtets mit Angſt und Zittern: „Liebchen, geh ſachte!“

Der kleine Koch war ſchon acht Jahre alt, als erſt für ihn ein Hofmeiſter verſchrieben wurde. Herr von Runenſtein wandte ſich deßhalb an einen berühmten Profeſſor, der ein gelehrtes Commiſſionsbüreau unterhielt, und immer junge Pädagogen bei der Hand hatte, die er auf Verlangen mit umgehender Poſt abſenden konnte. Auch nach Runenſtein ſpedirte er unverzüglich ein tüchtiges, mit allen erfoderten Eigenſchaften verſehenes Subjekt. Es war ein Kopfhänger und Leiſetreter ohne Gleichen. Um ſo mehr gefiel der fromme Magiſter ſeinem Prinzipal, und ſie lebten volle ſiebzehn Jahre im beſten Vernehmen mit einander. So lange dauerte Junker Ortliebs Hauserziehung, die man eine geiſtige Stallfütterung nennen konnte, weil er während derſelben von der Außenwelt nichts zu ſehen und zu hören bekam.

Außerdem ereigneten ſich in dieſer geraumen Zeit auf dem Schloſſe Runenſtein nur zwei Merkwürdigkeiten, die hier aufgezeichnet zu werden verdienen.

Die erſte war die: daß in demſelben Jahre, da der Hofmeiſter ſein Amt antrat, Herr von Ellerbach eine Karte überſandte, auf welcher die Niederkunft ſeiner Gemahlin mit einer Tochter höchſt laconiſch gemeldet war. Herr von Runenſtein trieb aber den Laconismus noch weiter, und erſparte ſich Antwort und Glückwunſch.

Die zweite Merkwürdigkeit beſtand in der Acquiſition des Zwergs. Sie iſt an und für ſich weniger bedeutend als jene; da aber die Fata des kleinen Weſens ziemlich luſtig ſind, ſo wollen wir ihnen einige Blätter widmen.

Eilftes Kapitel.

Eine wunderbare Erſcheinung, die Herr von Runenſtein für ein Gegenſtück zu dem trojaniſchen Pferde hält.

Junker Ortlieb (der, beiläufig geſagt, allein Hahn im Korbe blieb und keine jüngern Geſchwiſter hatte) ging eines Tages, als er ungefähr achtzehn Jahre alt war, mit ſeinem Vater und ſeinem Hofmeiſter ſpazieren. Das geſchah in der Nähe des Schloſſes ſehr oft; doch dießmal wagte ſich das vorſichtige Kleeblatt faſt bis an die Landſtraße, die eine halbe Stunde weit entfernt war und eben jetzt von einem ſeltſamen Fuhrwerke befahren wurde. Es war ein kleiner, mit zwei Eſeln beſpannter Wagen, auf welchem ein hoher, buntgemalter Kaſten ſtand, der zweien Affen, die oben auf der Decke ſaßen, zum Belvedere diente. Ein Wagenlenker in ausländiſcher Tracht ging nebenher, und knallte mit ſeiner Peitſche den ſäumigen Grauen immer vor den Ohren herum. Ortlieb, ein ſchärferer Seher als ſeine Begleiter, entdeckte die ungewöhnliche Erſcheinung zuerſt, ſchrie vor Verwunderung laut auf, und lief ſo ſchnell, als er kaum in ſeinem ganzen Leben gelaufen war, drauf zu. „Lieber Sohn! beſter Junker! ſachte, ſachte!“ riefen Vater und Mentor zugleich; aber er ließ ſich, von Neugier fortgeriſſen, nicht halten. „Himmel! es kann ihm ein Unglück begegnen!“ ſagte Herr von Runenſtein, und begann mit dem Hofmeiſter einen Wettlauf, um den tollkühnen Springinsfeld vor Unfällen zu bewahren. Aber bevor ſie ihn erreichten, ſtand er ſchon am Wagen und erhob ein Zetergeſchrei, weil ihm einer der Affen den Hut vom Kopfe riß und der andere die Haare zerſauſ'te. Vater Runenſtein, der dieſe Feindſeligkeiten in einer Entfernung von hundert Schritten ſah, ſchrie noch gräßlicher als Ortlieb, und ſtürzte über Stock und Stein ihm zu Hülfe. Doch ſchon vor ſeiner Ankunft vermittelte des Eſelstreibers Peitſche den Frieden.

Athemlos ſchloß Arbogaſt den geliebten Sohn in die Arme und fragte ängſtlich, ob er verwundet ſey. Ortlieb antwortete mit einem tröſtlichen Nein; dennoch ſetzte Jener den Fremdling hitzig zur Rede: wie er ſich unterfangen könne, mit ſo gefährlichen Thieren die Landſtraße unſicher zu machen.

„O, niks gefährlik, Excellenz!“ erwiederte der Affenwärter mit entblößtem Haupte. „Sie ſpaße nur, die kleine Sapaju's.“

„Der Henker hol' ihren Spaß!“ zürnte die neugeſchaffene Excellenz. „Und was ſteckt denn in dieſem Käfich? Wahrſcheinlich ein grimmiges Raubthier, das ſich über kurz oder lang in Freiheit ſetzen und Menſchen zerreißen wird.“

Und indem er das ſagte, entſtand ein Teufelslärm im Kaſten, und erſchüttert ihn ſo gewaltig, daß er vom Wagen zu ſtürzen drohte. Arbogaſt und ſeine Gefährten ergriffen mit Entſetzen die Flucht. Ihnen folgte ein Gelächter aus dem Kaſten, und der Eſeltreiber, der ſie in ſeinem gebrochenen Deutſch flehentlich bat, ſich nicht zu fürchten: denn der Rumorgeiſt ſey kein wildes Thier, ſondern ein zahmer Menſch, der wegen ſeiner außerordentlichen Kleinheit für Geld gezeigt werde. Ihnen aber — ſetzte der höfliche

Mann hinzu — ſtehe dieß angenehme Schauſpiel, das ſchon viele Fürſten ergötzt habe, unentgeldlich zu Dienſten, und er bitte höchlich, dieſe Entſchädigung für den ausgeſtandenen Schrecken in Gnaden anzunehmen.

„O ja, lieber Papa!" rief Ortlieb. „Laſſen Sie mich das kleine Männchen ſehn!"

„Wir wollen's ſehn;" ſagte der Vater mit leichterm Herzen: aber nicht hier auf der Heerſtraße."

„Warum denn nicht?" ſprach Ortlieb. „Sie glauben wohl, die Leute verlieren an ihrer Nahrung, wenn die Engel vom Himmel herab gratis zuſchaun?"

Arbogaſt lächelte; allein kopfſchüttelnd verwies der Hofmeiſter ſeinem Eleven dieſen Scherz, und erklärte mit einer weiſen Miene: der gnädige Herr habe ſehr Recht, die Befriedigung der Neugierde auf öffentlicher Straße unſchicklich zu finden.

„Folg' Er mir mit Seiner ganzen Equipage in mein Schloß!" rief Arbogaſt dem Fremdling zu.

Dieſer entfernte ſich eilig, um den erfreulichen Befehl zu vollziehen.

„Die Sache iſt mir doch bei dem allen bedenklich;" ſagte Arbogaſt, mit einem Geſichte voll Unruhe und Verlegenheit zum Hofmeiſter. „Sie erinnern ſich der Liſt, die einſt durch das bekannte trojaniſche Pferd ausgeführt wurde. Könnte nicht hier ein ähnlicher Anſchlag im Werke ſeyn und gelingen, wenn ich den räthſelhaften Kaſten ins Schloß bringen ließe? Ich hab' einen Feind, Herr Magiſter, einen ſehr verſchlagenen Feind!"

Der Pedant zuckte die Achſeln und erwiederte: man dürfe der Bosheit nicht trauen.

„Sie, Herr Magiſter, haben nichts zu fürchten;" fuhr Arbogaſt fort: „aber ich, und beſonders mein Sohn, deſto mehr! Gehn Sie alſo den Eſeln entgegen und laſſen Sie ſich den Kaſten ſo weit öffnen, daß Sie ſehen können, ob wirklich ein wehrloſer Zwerg oder gewaffnete Mannſchaft darin verborgen iſt. Im erſtern Falle ſchwenken Sie Ihr Schnupftuch, wie eine Friedensflagge, hoch in die Luft und führen Sie das Fuhrwerk ins Schloß; im letztern Fall aber ergreifen Sie mit möglichſter Geſchwindigkeit das Haſenpanier!“

Der Doctor der Philoſophie war mit dieſem kitzlichen Auftrage nicht ſonderlich zufrieden und ſetzte ſich langſam in Bewegung. Deſto ſchneller begann Arbogaſt den Rückzug nach dem Schloſſe und riß ſeinen Sohn eine gute Strecke mit ſich fort. Endlich nahm er hinter einem Hügel eine vortheilhafte Stellung, und lauerte, durch dieſe Bruſtwehr gedeckt, wie die Unterſuchung des neuen trojaniſchen Pferdes ablaufen werde.

Mit zagender Vorſicht näherte ſich demſelben der Magiſter. Er ließ, noch zwanzig Schritte davon entfernt, die verdächtige Maſchine ſchon öffnen, um allenfalls, wenn ein feindliches Ungethüm herausſtürzte, im Vortheil eines guten Vorſprungs zu ſeyn. Aber es hatte nicht Noth. Die Friedensfahne flatterte luſtig empor. Arbogaſt und Ortlieb gingen vergnügt nach dem Schloſſe. Der Wagen folgte.

Zwölftes Kapitel.

Das Männlein im Kaſten zankt mit ſeinem Zwingherrn, und erbietet ſich der Frau von Runenſtein zu Pagedienſten.

Sobald Herr von Runenſtein in der Burg anlangte, befahl er ſeinen zwei Jägern, ihre Büchſen zu laden, ſtellte ſich dann mit ſeinem Sohne in die Mitte der beiden ſchußfertigen Grünrocke, und erwartete ſo mit ziemlicher Ruhe das abenteuerliche Fuhrwerk.

Es kam im Burghofe an; der große Schrank ward herabgehoben, die Thür aufgeſchloſſen, ein Zwerg trat mit ſtolzen Schritten und lächerlichem Ernſt heraus, und beugte ſich vor den beiden, von ihrer Leibgarde umflügelten Herrſchaften bis an die Erde, wohin ſeine Naſe keine weite Reiſe zu machen hatte. Er ſpazierte hierauf mit feierlicher Würde vor ihnen umher, damit ſie ihn von allen Seiten bequem betrachten konnten. Die kleine drollige Perſon gefiel allgemein. Arbogaſt fand an ihr beſonders darum großes Vergnügen, weil ſie eben ſo gekleidet war, wie er auf alten Gemälden und Kupferblättern die Zwerge geſehen hatte, die im Mittelalter den Damen die Schleppe trugen, und überhaupt in den Häuſern der Fürſten und reichbegüterten Ritter zu manchen kleinen Ehrendienſten und zur Kurzweil gebraucht wurden. Er äußerte dieſe Bemerkung laut, ließ ſeine Gemahlin auf den Schauplatz einladen und ging ihr mit der Frage entgegen: ob ſie wohl einen ſolchen Pagen zu haben wünſche.

„O, ſagen Sie doch Ja, gnädige Frau,“ begann der Zwerg, der bisher noch keinen Laut von ſich gegeben hatte. „Ich bin für hundert Stück Dukaten feil und ſtehe mit Leib und Seele zu Ihren Dienſten.“

„Wie iſt das gemeint mit den hundert Dukaten?“ fragte Arbogaſt.

„Ich bin ſie,“ verſetzte der Zwerg, „dieſem Manne ſchuldig, und gewiſſermaßen ſo lange ſein Leibeigener, bis ſie bezahlt ſind.“

Der Eſeltreiber bejahte dieſe Ausſage und erklärte dabei: er wolle im Nothfall von ſeiner Schuldforderung etwas fallen laſſen, um des läſtigen Brodeſſers, an dem man ſich in Europa ſatt geſehen habe, los zu werden.

„Undankbarer Knauſer!“ rief der Zwerg. „Ihr ſeyd durch mich reich geworden; es ziemt Euch alſo nicht, verächtlich von mir zu ſprechen!“ Er kehrte jetzt ſeinem Deſpoten den Rücken und wandte ſich wieder zu dem gegenwärtigen Adel. „Meine gnädigen Herrſchaften,“ ſprach er, „Sie ſehen mich hier zu einer armſeligen Schaufigur erniedrigt: aber ich befand mich einſt in glänzenden Umſtänden, und es wäre mir eine angenehme Herzenserleichterung, wenn Sie erlauben, Ihnen meinen Lebenslauf zu erzählen.“

„Können wir ihn doch anhören;“ ſagte Arbogaſt zu ſeiner Gemahlin. „Doch wollen wir uns, um mehr Bequemlichkeit zu haben, in ein Zimmer begeben.“

Sie ſtiegen die Schloßtreppe hinauf. Der Gläubiger des Zwergs ſchloß ſich an die Proceſſion an, um ſeinen Sclaven nicht aus den Augen zu verlieren. Herr von Runenſtein, dem dieſe Geſellſchaft anſtößig war, befahl ihm, bei ſeinen Eſeln zu bleiben. Er wich zum Schein etwas zurück, ſchlich aber, ſobald der Edelmann mit ſeinem Gefolge in ein Gemach, unweit der Treppe, getreten war, auf den Zehen ihm nach, und ſtellte ſich vor der Thür auf die Wache.

Innerhalb ſetzte ſich der Zwerg, nach erhaltener Erlaubniß, auf ein Fußbänkchen und begann ſeine Geſchichte.

Dreizehntes Kapitel.

Leben, Thaten und Widerwärtigkeiten eines kleinen Gerngroß.

Mein Name iſt Zachäus Trill. Ich bin der Sohn eines Arztes. Er war nur zwei oder drei Zoll größer als ich, hob ſich aber durch Schuhe mit ſehr hohen Abſätzen und eine hochgekräuſelte Perücke aus dem Pygmäengeſchlechte heraus, und war, trotz ſeiner liliputiſchen Geſtalt, ein tapfrer Gegner des Todes. Seine Siege an den Krankenbetten wurden ihm reichlich vergolten. Die Heirath mit meiner Mutter vermehrte ſeinen Wohlſtand. Sie brachte ihm eine ſo beträchtliche Mitgift zu, daß ſie über die aufgethürmten Geldſäcke nicht hinweg ſehen konnte: denn ſie war noch kleiner als mein Vater. Gleich und Gleich hatte ſich geſellt.

Die einzige Frucht dieſer Miniatur-Ehe ſchauen Ew. Gnaden hier vor ſich.

Vater und Mutter freuten ſich, daß ich ihnen nicht über die Köpfe wuchs: ich hingegen war mit dem kurzen Maßſtabe, womit mich die Natur gemeſſen hatte, von Jugend auf unzufrieden, und ſann Tag und Nacht, wie ich, dem bekannten Bibelſpruch gleichſam zum Trotz, meiner Länge eine Elle zuſetzen könne. Dabei ſpielt' ich immer auf die lächerlichſte Weiſe den Gerngroß.

Ich übergebe die Eulenſpiegelſtreiche meines Knabenalters. Auf der Univerſität, wohin mich mein Vater ſandte, damit ich einſt in ſeine Fußſtapfen treten ſollte, gewann meine Thorheit ein freieres Feld zu merkwürdigern Thaten. Ich machte einen ungeheuern Aufwand, hielt Reit- und Wagenpferde, hatte eine fürſtliche Garderobe von geſtickten und gallonirten Kleidern, gefiel mir aber am beſten in bunten, kecken, ſoldatiſchen Trachten, die mit meiner Figur auf die ſeltſamſte Weiſe im Widerſpruch ſtanden und mich dem öffentlichen Gelächter ausſetzten. Doch das kümmerte mich nicht. Ich erregte Aufſehen, und das war mein Ziel.

So trieb ich's zwei Jahre und lernte nichts. Anſtatt der Hörſäle beſucht' ich Kaffeehäuſer und machte ſchönen Damen den Hof. Sie verlachten mich wegen meiner Kleinheit; aber die großen Geſchenke, die ich ihnen darbrachte, ließen ſie ſich in Gnaden gefallen.

Einſt befand ich mich, nebſt mehrern angeſehenen Männern, in einer zahlreichen Geſellſchaft muthwilliger Frauen und Mädchen. Sie waren ſehr aufgelegt, ſich über mich luſtig zu machen. Ich ertrug das ein Weilchen; da mir aber ihre Ausgelaſſenheit nach und nach läſtig fiel, verließ ich den Kreis der Spötterinnen und verfügte mich in ein Nebenzimmer zu den Männern, die ſich, bei einer Pfeife Tabak, mit gelehrten Geſprächen unterhielten. Hier ſetzte ich mich auf ein Sopha und — ſchlief ein. Plötzlich ward ich aufgeriſſen; ein junger, ſtarker Maulaffe hielt mich an den Armen hoch empor und ſchrie: wer kauft ein lebendiges Nadelkiſſen! — Die Damen, mit Lichtern in den Händen, ſtanden um mich her, beleuchteten meine Beine, und lachten ſich aus dem Athem. Das hämiſche Völkchen war nämlich dahinter gekommen, daß ich mit künſtlich ausgepolſterten Waden prangte, und hatte, während ich ſchlief, in eine derſelben einige Schock Stecknadeln tief eingepflanzt, ohne daß ich darüber erwacht war. Ich ſtrampelte mich zornig aus den Händen des Maulaffen los, rannte fort und ſann auf Rache.

Die Hauptthäterin bei dieſer Beſchimpfung war die Tochter eines Profeſſors, die ſich durch unweibliche, faſt rieſenhafte Länge vor allen Frauenzimmern der Stadt auszeichnete. Man wies überall mit Fingern auf ſie und lachte hinter ihr her. Sie aber bildete ſich auf ihren hohen Wuchs nicht wenig ein, und trug auf Promenaden gewöhnlich ein Amazonenkleid, um die zierliche Schlankheit ihres Körpers ins vortheilhafteſte Licht zu ſtellen. Auf dieſe Umſtände gründete ich den Plan meiner Rache. Ich kannte einen Studenten, der ein eben ſo entſchiedener Rieſe war, als ich, leider! ein Zwerg bin. Dieſem that ich den Vorſchlag: er ſolle zum Scherz einmal in Frauenzimmerkleidern mit mir ſpazieren gehn. Der einfältige Tropf — denn das war er in einem hohen Grade — willigte ein. Ich ließ für ihn auf meine Koſten ein Amazonenkleid fertigen, das gerade ſo ausſah, als wär' es aus dem Kleiderſchranke der Profeſſorstochter geſtohlen. Dazu kaufte ich noch einen Hut mit Federn, wie ſie gewöhnlich trug. So putzte ich an einem Mai-Sonntage, deſſen anmuthiges Wetter alle Menſchen auf die Beine gebracht hatte, meinen Enaksſohn an. Wir nahmen unſern Weg nach der Straße, wo ſein Vorbild wohnte. Eine gewaltige Volksmenge, die ſich bei jedem Schritte vermehrte, umſtrömte uns jubelnd von allen Seiten, und hundert Stimmen ſchrien: Mamſell Goliath! Mamſell Goliath! — So nannte der Pöbel auch zu andern Zeiten die Rieſenjungfer, die ſich ſchnell, vom Getümmel ans Fenſter gelockt, mit dem halben Leibe herauslegte. Sie erblickte die ungeſchlachte Amazone an meiner Seite, und erſchrack ſo heftig, wie etwa (wenn man alten Geiſtergeſchichten glauben darf) die Menſchen erſchracken, die ſich ſelbſt ſahn. — Todtenbleich fuhr ſie vom Fenſter zurück, und ich hörte nachher, ſie ſey in Ohnmacht gefallen.

Als ich meinen Rachedurſt ſo geſtillt hatte, ſetzten wir unter dem Tumulte des jauchzenden Volkes unſern Triumphzug durch mehrere Straßen fort, und wanderten endlich hinaus vor ein Thor, wo immer Miethwagen zur Fahrt nach benachbarten Luſtörtern bereit ſtanden.

Wir wollten uns zu gleicher Abſicht eines ſolchen Fuhrwerks bedienen. Schwärme von lumpigen Kutſchern umringten uns mit dem Anerbieten ihrer Fiaker. Jeder rühmte den ſeinigen und pries die Schnelligkeit der vorgeſpannten Pferdegerippe. Ich überblickte ſtolz die Wagenburg, tadelte die Geſchirre ſammt und ſonders, und war unentſchloſſen, welchem ich die Ehre, von uns gebraucht zu werden, zuwenden wollte.

„Ei, was machen wir da viel Federleſen!“ rief ein vierſchrötiger Kerl, und nahm mich raſch, wie ein Kind, auf den Arm, um mich in ſeine Kaleſche zu tragen und ſo zu ſeinem Kunden zu preſſen.

Ein tauſendſtimmiges Gelächter brach aus und erſchallte ſo ſtürmiſch, daß ſogar die vierbeinigen Kopfhänger vor den Wagen darüber ſcheu wurden und zum Theil ausriſſen.

Ich maulſchellte indeſſen den gewaltſamen Werber rechts und links, und ſtieß ihm meine geſtachelten Ferſen in den Leib. Deſſen ungeachtet hielt er mich feſt, rannte mit mir zu ſeinem Wagen, warf mich hinein, ſprang auf den Bock, ergriff die Zügel und jagte fort. Wüthend zog ich mein langes Renommiſtenſchwert, um ihn von hinten zu durchbohren; doch, ſchnell beſonnen, ſchenkt' ich ihm das Leben und zeichnete nur ſeine Fäuſte mit einigen Hieben. Er ſchrie mörderlich, wie der Rieſe Polyphem, als ihm Ulyſſes einen glühenden Pfahl in ſein einziges Auge ſtieß. Und wie dort die nachbarlichen Cyclopen dem geblendeten und vor Schmerz brüllenden Menſchenfreſſer zu Hülfe eilten, ſo ſtürzten auch hier zwanzig bis dreißig Lohnkutſcher herzu und wollten über mich herfallen. Ich aber huſchte aus dem Wagen, hieb mit meinem Sarraß gräßlich um mich herum und verſetzte den Hülfstruppen verſchiedne Wunden in Schenkel und Waden: denn höher konnt' ich von ebener Erde nicht reichen. Unterdeſſen erhielt ich Succurs von meiner gigantiſchen Dame, die ihren Sonnenſchirm auf den Schädeln meiner Feinde entzwei ſchlug. Sie ſteckten freilich auch ihre Hände und Peitſchen nicht in die Taſche; doch wär' uns wahrſcheinlich ein glücklicher Rückzug gelungen, hätte ſich nicht plötzlich ein eben vorbei ſtreifendes Polizeicorps in den Streit gemiſcht und mich und meine Heldenamazone gefangen genommen.

Wir ruhten einige Monate auf unſern Lorbeeren im Carcer. Mein Vater mußte mich mit zweitauſend Thalern auslöſen. So hoch beliefen ſich meine akademiſchen Schulden, die Kriegs- und Unterſuchungskoſten, das Schmerzengeld und die Heilung der verwundeten Kutſcher. Das alles ward honett bezahlt und ich zum Dank — relegirt.

Meine Rückkehr ins Vaterhaus war keine joyeuse entree. Doch veranſtaltete mein Vater ohne große Koſten ein kleines Feuerwerk. Er beſchenkte mich nämlich fünf Minuten lang mit ſo geſchickten Ohrfeigen, daß mir Funken aus den Augen ſprangen. Dieſe Feierlichkeit wiederholte er des folgenden Tages bei dem Examen, das er mit mir anſtellte. Doch ſchien er weder mit meinen gelehrten Antworten, noch mit meinem beſcheidenen Stillſchweigen auf ſeine gelehrten Fragen zufrieden. Er behauptete im Gegentheil: ich ſey nicht würdig, Arzneien für einen kranken Hund zu verſchreiben, geſchweige denn für einen Menſchen.

In der Folge errichtete er in ſeinem Hauſe eine hohe Schule, ſetzte ſich ſelbſt zum Lehrer an und hielt mir mediciniſche Vorleſungen, die ich nicht ſchwänzen durfte, wie die Collegien auf jener Univerſität, von welcher man mich (ohne gebührende Rückſicht auf meine verdienſtliche Betriebſamkeit, viel Geld unter die Leute zu bringen), ſchimpflich verwieſen hatte. Unſere Hausakademie ging jedoch nach kurzer Dauer wieder ein. Indem mein Vater eifrig beſchäftigt war, mich zu einem rüſtigen Widerſacher des Todes zu bilden, überfiel ihn Dieſer, wie ein Dieb in der Nacht, und ſchlug ihn mit einem einzigen Streiche zu Boden.

Auch meine Mutter hatte kurze Zeit nachher daſſelbe Schickſal. Ich war eben kein lachender Univerſalerbe, doch gereichte mir die Vorſtellung, daß ich nun unbeſchränkter Herr eines ſtattlichen Vermögens ſey, zu einigem Troſte.

Wie ſehr betrog ich mich! Mein Vater — ein eben ſo leidenſchaftlicher Gernreich als ich ein Gerngroß — hatte die Goldmacherkunſt im Stillen getrieben, und ſich dadurch um ſein Geld gebracht. Ich fand kaum ein Zehntheil des Erwarteten. Das verdroß mich etwas. Ich konnte nun in meiner Vaterſtadt auf keinem großen Fuße leben, und ſetzte deßhalb meinen kleinen Fuß hinaus vor's Thor, um auf Reiſen zu gehen. Omnia mea mecum porto! rief ich mit dem alten Bias. Ich hatte die ganze Erbſchaft in guten Wechſelbriefen in der Taſche.

Sie war immer noch anſehnlich genug, daß ich ungefähr anderthalb Jahre in verſchiedenen Hauptſtädten Europens luſtig damit wirthſchaften konnte. Allein in Petersburg — ein Ort, deſſen Andenken mir in der That nicht heilig iſt, ungeachtet er in Schrift und Druck immer ein Sanct an der Stirne führt — in Petersburg verſiegte die goldene Freudenquelle. Ich bemühte mich, ſie durch allerlei Finanzſpeculationen wieder in Gang zu bringen, und es gelang eine Weile nicht übel. Aber zuletzt gerieth ich wegen elender zweihundert Ducaten ins Schuldgefängniß, und ich ſollte daraus nicht entlaſſen werden, bis ich den letzten Heller bezahlte.

Jetzt hatte ich zum erſten Mal in meinem Leben einige Urſache, Gott zu danken, daß ich ein Zwerg war. Bei natürlicher Mannslänge wär' ich wahrſcheinlich ein ewiger Gefangener geblieben; kein Menſch hätte ſich um den alltäglichen Menſchen bekümmert: aber mein Zwergthum reizte die Gewinnluſt eines Bären- und Affenführers, mit mir in Unterhandlung zu treten. Er lieh mir die benöthigten zweihundert Ducaten auf unbeſtimmte Zeit, und ich verſchrieb ihm dafür zum Unterpfande meinen Leib, und Statt der Zinſen die Befugniß, mich überall, wo es ihm beliebte, ſo lange zur Schau auszuſtellen, bis ich ihm das vorgeſchoſſene Löſegeld wieder bezahlte. Es war kein ehrenhafter Vertrag, das geſteh' ich; doch ich wußte keinen andern Weg aus dem Schuldthurme, und es dünkte mich ein Leichtes, durch Geſchenke von Fürſten und andern Standesperſonen bald ſo bereichert zu werden, daß ich mich von meiner Sclaverei loskaufen könne.

Aber dieſe Rechnung war falſch. Ich ſtellte zwei Jahre lang vielen großen und kleinen Erdengöttern, die mich in höchſten und hohen Augenſchein zu nehmen geruhten, meine traurige Lage vor, ich bettelte mündlich und ſchriftlich, in Proſa und in Verſen, und brachte dennoch nicht mehr als hundert Ducaten zuſammen, die ich meinem Gläubiger nach und nach abtrug. Das zweite Hundert bin ich ihm noch ſchuldig. O möchten ſich doch Ew. Gnaden entſchließen, mich durch eine Hand voll Gold aus meinem ambulanten Käfich zu erlöſen, und ſich dafür einen getreuen Diener einzuhandeln! Ich bin, ohne Ruhm zu melden, ein Tauſendkünſtler. Sie können mich als Leibarzt, Barbier, Secretär, Vorleſer, Tanz- und Sprachmeiſter, Hauspoeten, Kammerdiener, luſtigen Rath — mit Einem Worte: als Factotum brauchen.

Uebrigens werden Sie darum, weil ich vor Zeiten ein Gerngroß war, keine ſchlimme Meinung von mir hegen. Ich ward in der Schule der Trübſal von meiner Narrheit geheilt; es gibt aber noch Tauſende, die zwar nicht, wie ich, auf körperlichen, doch auf geiſtigen Stelzen herumſchreiten, und durch dieſen Kunſtgriff hier und da als wahrhaft große Männer gelten. Wer kennt nicht irgend einen Gernwitz, einen Gernklug, einen Gerngelehrt und ſo weiter? Allen ſolchen Gerntäuſchern kann mein Beiſpiel zur Lehre dienen. Wer höher ſtrebt, als er dazu gediegene Kraft in ſich hat, an dem rächt ſich endlich die beleidigte Natur. Die Stelzen, auf denen er übermüthig einherwandelt, brechen einſt plötzlich unter ihm, und es wird an ihm wahr, was die Schrift ſagt: wer ſich ſelbſt erhöhet, der wird erniedrigt werden. —

Jetzt erhob ſich Zachäus von dem Fußbänkchen, machte einen tiefen Bückling und erwartete Reſolution.

Vierzehntes Kapitel.

Herr von Runenſtein erklärt ſich gegen anmaßliche Univerſalgenie's, und nimmt dennoch ein ſo windiges Weſen in ſeine Dienſte.

„Mein gutes Männchen," begann Arbogaſt. „Seine drollige Geſchichte hat mich angenehm unterhalten; Er ſcheint mir aber noch bis dieſe Stunde ein arger Schwindler zu ſeyn. Er nennt ſich ſelbſt einen Tauſendkünſtler, und erbietet ſich in Einem Athem zu zehnerlei Aemtern, von welchen jedes ſeinen eigenen Mann erfordert, wenn es gehörig verwaltet werden ſoll. Ich bin kein Freund von vorgeblichen Univerſalgenie's. Sie gleichen den Univerſalarzneien, die nichts, gar nichts leiſten, ſobald es in einzelnen Fällen zum Treffen kommt."

„Ich bitt' um Entſchuldigung, gnädiger Herr!" verſetzte Zachäus. „Ich verſprach nicht mehr, als ich vermag, und bin auf der Stelle bereit, ein Examen rigorosum auszuhalten. Befehlen Sie, daß ich ein Recept ſchreibe oder Ihnen den Bart abnehme? Wollen Sie Balletſprünge ſehn? Soll ich einen Brief abfaſſen, ein Gedicht deklamiren, eine grammatiſche Vorleſung in fünferlei Sprachen halten, oder aus dem Stegreif Verſe machen?

Ich zittre nicht vor allen dieſen Proben,
Und du, Mäcen! wirſt mich bei jeder loben."

„Still, ſtill!“ rief Arbogaſt mit abwehrender Hand. „Ein Poet wär' in meinem proſaiſchen Hauſe ſo überflüſſig, als ein fünftes Rad am Wagen. — Die übrigen Geſchicklichkeiten, deren Er ſich rühmt, ſind nicht zu verachten. Ehe wir uns aber weiter mit einander einlaſſen, iſt noch ein wichtiger Punkt zu erörtern. Dieſer betrifft Seinen ſchelmiſchen und ſchadenfrohen Charakter, der ſich ſogar ſchon gegen mich äußerte.“

„Himmel! wie ſo?“ fragte Zachäus mit ſtarren Augen.

„Stell' Er ſich nicht ſo fremd!“ antwortete Herr von Runenſtein. „War's nicht eine Schelmerei, daß Er mich in Seinem Kaſten durch ein Getümmel erſchreckte, als wär' eine Legion Teufel darin?“

„O, dieſer Spaß war nicht auf Ew. Gnaden gemünzt!“ ſagte der Zwerg. „Konnt' ich durch die Bretwände meines Reiſekäſtchs ſehn, daß ein ſo achtungswerther Herr vor mir ſtand? Ich hörte nur über Verunſicherung der Landſtraße eifern, und glaubte — verzeihen Sie meine Offenherzigkeit! — glaubte wirklich, dieſe gebieteriſche Stimme gehöre einem Landreiter oder ſonſt einem Polizeimenſchen. Da ich nun gegen dergleichen Leute, wegen ihrer Einmiſchung in meinen Kampf mit den Lohnkutſchern, einen alten Groll habe, ſo — —“

„Gut, gut!“ fiel Arbogaſt ein. „Dieſe Ausrede mag gelten. Tret' Er jetzt ab! Wir wollen uns über Sein Geſuch beſprechen und entſchließen.“

Mit einem fröhlichen Luftſprunge war Zachäus an der Thüre, ſtieß ſie haſtig auf, und verſetzte damit ſeinem Gläubiger einen tüchtigen Kopfſtoß. Der Kerl ſchnitt ein grimmiges Geſicht, verbiß aber ſtumm den Schmerz, um ſich nicht als Horcher zu verrathen, und vielleicht den ſich gut anlaſſenden Zwerghandel dadurch rückgängig zu machen.

Nach einer viertelſtündigen Berathſchlagung mit ſeiner Gemahlin rief Herr von Runenſtein den Gerngroß wieder ins Zimmer.

„Wir ſind entſchloſſen,“ ſprach er, „hundert Ducaten für Ihn zu zahlen, wenn er ſich mit der Stelle und den gewöhnlichen Einkünften eines Kammerdieners begnügen will.“

„Ich ſtehe mit Freuden zu Befehl,“ antwortete Zachäus.

„Aber noch eine Frage!“ fuhr Herr von Runenſtein fort. „Iſt Er, der in alle Sättel gerecht zu ſeyn vorgibt, auch im Pferdeſattel zu Hauſe? Das heißt: kann Er reiten?“

Dieſe Kunſt war dem Zwerge nicht fremd, aber verhaßt, weil ſich in frühern Zeiten manches Roß das Vergnügen gemacht hatte, den faſt ſchenkelloſen Reiter abzuwerfen, und er überhaupt bei jedem Ritt allerlei Unbequemlichkeiten empfand. Er ſtutzte daher bei jener Frage, faßte ſich jedoch ſchnell und antwortete: „Ich geſtehe, gnädiger Herr, daß ich Alexanders Bucephalus kaum gebändigt haben würde; doch einen lenkſamen Klepper weiß ich recht gut zu regieren.“

„Mehr bedarf es nicht;“ ſagte Herr von Runenſtein. „Ich werde Ihn bisweilen zu meinem Depeſchenreiter brauchen.“

Der Italiener — oder was er ſonſt für ein Landsmann war — erhielt nun ſeine hundert Ducaten, lieferte dagegen die Leibverſchreibung aus, fuhr mit ſeinen Affen von dannen, und nahm von dem Zwerglein ſo wenig Abſchied, als wär's eine todte Waare geweſen, die er verkauft hätte.

Hier ſchließt ſich die Epiſode vom kleinen Zachäus, und die Hauptgeſchichte beginnt wieder.

Fünfzehntes Kapitel.

Herr von Ellerbach will Feuer und Waſſer mit einander vermählen.

Junker Ortlieb hatte (ohne uns durch irgend eine meldenswürdige Handlung zu einer einzigen Zeile Stoff zu geben) das vier und zwanzigſte Lebensjahr erreicht, und machte der Familie Ellerbach, die unter der Hand fleißig nach ſeinem Befinden forſchte, noch immer nicht das Vergnügen, einige Anlage zur Schwindſucht oder zu einer andern frühtödtlichen Krankheit zu zeigen. Wie hätte auch ein ſo gelaſſener Jüngling, den nichts in der Welt beunruhigte, der ſich weder erhitzte noch ärgerte, dem Tod eine ſolche Blöße gegeben? Er ſchien von ſeiner kerngeſunden Natur beſtimmt, alle ſeine Verwandten zu Grabe zu begleiten, und einſt die Güter Runenſtein und Bärenfels unter ſeiner Herrſchaft zu vereinigen.

Ellerbach hatte ihm keinen männlichen Sprößling entgegenzuſtellen. Sein Eheſegen begann und endigte mit der Tochter, deren Geburt er (wie ſich der Leſer aus dem zehnten Kapitel erinnert) ſeinem Erbbruder anzeigte. Fräulein Helene — ſo hieß ſie — war acht Jahre jünger als Ortlieb, und jetzt, in ihrem ſechzehnten Frühling, vielleicht ſchöner als ihre berühmte Namensſchweſter, die Gemahlin des Königs Menelaus, deren Reize den Untergang Troja's veranlaßten.

Doch darauf iſt zu wetten, daß Ihro Majeſtät, die griechiſche Königin, nicht ſo wild und hummelartig herumſchwärmte, wie unſere deutſche Helene. Dieſe war ein raſches Weſen, das blos aus Luft und Feuer zuſammengeſetzt ſchien, keinen Augenblick ſtill und ruhig ſeyn konnte, immer unbeſonnen auf ſeine Geſundheit losſtürmte, und jede Warnung vor Gefahren für Pedanterei erklärte. Die Aeltern mußten ſie, zum Beiſpiel, bei Bällen ſorgfältig bewachen, daß ſie nicht, von einem ewigen Walzer noch entathmet und glühend, den Giftbecher der kühlſten Limonade leerte, und ſich dadurch fertig machte, vom Tode zum Tanz aufgefodert zu werden. Es ſchien, als ſehnte ſie ſich recht nach dieſem nackten Tänzer. Sie lief ihm, wenn man nicht auf ſie Acht gab, im leichteſten Batiſtkleide durch Wind und Wetter entgegen, und kam ihm noch mit ſo vielen andern Liebesäußerungen zuvor, daß es höchſt wahrſcheinlich war, er werde nicht lange unempfindlich bleiben, ſondern ſie bald mit zärtlichen Armen umfangen.

Ueberlebte ſie aber auch ihre Aeltern, ſo war dennoch, kraft des geſchloſſenen Erbvertrags, Junker Ortlieb befugt, ſogleich nach deren Abſterben das Gut Bärenfels in Beſitz zu nehmen, und Helenen dafür mit einer gewiſſen Geldſumme, die dem Werthe des Grundſtücks bei weitem nicht entſprach, abzufinden.

Dieſer Vertragspunkt war, wie das Ganze, ein Werk des Herrn von Ellerbach, und von ſeiner Seite gleichſam ein gewagter Einſatz in des Zufalls Lotterie. Sein damals neugeborenes Söhnchen ſchien ihm mit unverwüſtlicher Lebenskraft ausgerüſtet; Ortlieb hingegen war anfangs kein ſo derber und tüchtiger Knabe. Aus dieſem Umſtande ſchöpfte Herr von Ellerbach die luſtige Hoffnung, daß Ortlieb bald ſterben und keinen männlichen Nachfolger haben würde. Daher überredete der ſchlaue Höfling ſeinen Vetter, die weibliche Linie durch die Erbverbrüderung von der Lehnsfolge auszuſchließen, und den ihr gebührenden Pflichttheil in baarem Gelde zu beſtimmen.

Aber der argliſtige Mann fiel in ſeine eigene Schlinge. Der blinde Tod that einen unerwarteten Mißgriff. Hymen leiſtete keinen Erſatz, und es verſchwand nach und nach aller Anſchein, daß er ihn jemals leiſten werde.

Herr von Ellerbach grübelte nun unermüdet, wie er ſein treffliches Gut Bärenfels für Helenen retten und erhalten könne. Es gab zwiſchen Himmel und Erde keinen andern Ausweg, als eine Vermählung des Fräuleins mit dem verhaßten und ungebildeten Ortlieb. Ein bitteres Nothmittel, und noch dazu mit Alpen von Schwierigkeiten umgeben. Die Familien Ellerbach und Runenſtein lebten in Zwieſpalt, oder waren vielmehr für einander ſo gut als todt. Sie hatten ſich ſeit länger als vier und zwanzig Jahren nicht geſprochen, nicht geſehen, keine Briefe gewechſelt. Eine ſo tief entſchlafene Bekanntſchaft zu wecken, war für Herrn von Ellerbach beſonders darum ein mißliches Unternehmen, weil er befürchten mußte, daß aus der Gruft der Vergeſſenheit zugleich das Bild des verlorenen Kindes aufſteigen und mit zartem Finger auf ihn als Räuber oder gar Mörder zeigen werde. Er war freilich von der ihm beigemeſſenen Unthat durch ein Rechtsurtheil freigeſprochen: aber kann der Themis Schwert, ſo ſcharf es iſt, auch die Wurzel des Verdachts aus dem Herzen des Beleidigten heben und tilgen? — Nimmermehr!

Herr von Ellerbach verlor dennoch nicht den Muth. Er rechnete auf den Beiſtand der mächtigern Zeit, die Gutes und Böſes allmählig auf der Tafel der Erinnerung auslöſcht. Ueberdieß kannte er Runenſteins ſchwache Seite; er wußte, daß ſich viel bei ihm ausrichten ließ, wenn man ihm ein Geſchenk mit deutſchen Alterthümern machte, oder ſie ihm wenigſtens zum Kauf verſchaffte.

Entſchloſſen, dieſen Beſtechungsweg einzuſchlagen, forſchte er nach dergleichen Seltenheit hin und her. Man wies ihn endlich an einen alten wunderlichen Gelehrten, in deſſen Muſeum wir ihn im nächſten Kapitel begleiten wollen.

Sechzehntes Kapitel.

Die eiſerne Hand. — Unerwartete Freude eines Autors, der zu einer Schrift keinen Verleger finden konnte.

Doctor Cornelius, der vorgeſchlagene Nothhelfer, war vor Zeiten auf einer Univerſität Profeſſor geweſen, hatte ſich aber nun in einem Städtchen, unweit Bärenfels, zur Ruhe geſetzt, und lebte und webte dort in einer Rumpelkammer voll angeblicher Antiquitäten. Einige Stücke dieſer planloſen und verworrenen Sammlung waren nicht ohne Werth; doch das übrige Gerüll hatten freche Betrüger dem leichtgläubigen Tändler aufgeſchwatzt, und beträchtliche Summen dafür aus ſeiner Taſche in die ihrigen geleitet.

Auf der Univerſität hielt er ſeine Antikengallerie lange Zeit geheim und verſchloſſen. Als ſie aber ſo angefüllt war, daß er allen gekrönten Häuptern des Erdbodens damit trotzen zu können glaubte, that er ſie großmüthig auf, und lud Kenner und Kunſtfreunde öffentlich in den Zeitungen zur Beſchauung ein. Was werden die Leute für Augen machen! ſprach er für ſich, als die halbe Univerſität gleich darauf begann nach ſeinem Hauſe zu wallfahrten.

Nun ja, ſie machten Augen, die Leute; aber worüber? — Ueber die wüſte, mit Lappalien aller Art angefüllte Trödelbude, die ihnen, als eine Schatzkammer der herrlichſten Antiken und anderer Merkwürdigkeiten, geöffnet ward. Der große Hauſe gaffte ſtumm; das kleine Häuflein der beſſer unterrichteten, aber beſcheidenen Männer gönnte dem Eigenthümer ſeinen ſüßen Wahn, und beſtärkte ihn ſogar durch zweideutiges Lob darin: aber drei oder vier gelehrte Tölpel — es gab deren zu allen Zeiten — ſagten ihm vor vielen Ohrenzeugen ins Angeſicht und predigten von den Dächern, daß ſein ganzer Raritätenkram ins Auskehricht gehöre.

„Der Neid ſpricht aus ihnen!“ ſagte Cornelius tröſtend zu ſich ſelbſt, und es iſt wohl wahr, daß der Dämon des Neides in vielen Gelehrten — auch nur ſogenannten Gelehrten — wohnt, und nicht nur Weiß in Schwarz vor ihren Augen verwandelt, ſondern ſie auch zu tölpelhaften und hämiſchen Urtheilen über den Beneideten verführt. — Aber hier war dieſer Unhold nicht im Spiele. Die Grobiane hatten, ihre Grobheit abgezogen, vollkommen Recht. Darauf trotzend, fuhren ſie auch fort, des Doctors geliebtes Steckenpferd eine unnütze Mähre zu ſchelten, und ihn ſogar in Zeitungen und Journalen an den Pranger der Unwiſſenheit zu ſtellen.

Er grämte ſich krank, legte ſein Lehramt nieder, floh ins Dunkel eines Landſtädtchens, ergötzte ſich im Stillen an ſeinem Plunder, ſah ſich aber bald durch Mangel gezwungen, ein Stück nach dem andern zu veräußern und in Brod zu verwandeln. Sein Markt ward in der umliegenden Gegend berühmt und häufig beſucht. Er verfuhr mit reichen Ignoranten, wie man mit ihm verfahren hatte; nur mit dem ehrenhaften Unterſchiede, daß er feſt und innig glaubte, er bediene ſeine Kunden ſehr redlich.

Herr von Ellerbach reiſte zu ihm. Das Haus, worin er wohnte, war ſo klein und enge, daß er die Grenzen ſeines Muſeums bis auf die Treppe hatte ausdehnen müſſen. Schon da ſtanden Aſchenkrüge und Weinhumpen, Götterbilder und Thiergerippe, neben und über einander; man konnte kaum durchkommen.

Cornelius trat, als Herr von Ellerbach anlangte, in einem alten damaſtenen Schlafrocke, mit einem Stricke umgürtet, aus dem Wirrwar ſeiner Polterkammer hervor, und fragte ſcheu, was zu Dienſten ſtehe.

Ellerbach eröffnete ſeinen Wunſch, einige altdeutſche Waffen zu kaufen. Hurtig brachte der Doctor verſchiedene Streitkolben, Sturmhauben und Tartſchen herbei, und nannte die Ritter, die damit turnirt haben ſollten. Der Handel kam um einen leidlichen Preis zu Stande.

„Ich wünſchte nun noch irgend ein vorzüglich merkwürdiges Stück;“ ſagte Ellerbach. „Etwas einziges in ſeiner Art, das ſonſt niemand zu beſitzen ſich rühmen könnte.“

Schweigend ſtand Cornelius eine Minute lang, und ließ die Augen rings umher über ſeine Vorräthe gleiten. Dann ſprang er geſchwind auf ein Käſtchen zu, nahm es in die Hände und drückt' es zärtlich an ſeine Bruſt. „Hier, mein Herr,“ ſprach er, „hab' ich ein Kleinod, von dem ich nicht ohne Thränen ſcheiden könnte. Es iſt nur von Eiſen, mir aber werther als Gold.“

„Was iſt's denn?“ fragte Herr von Ellerbach neugierig.

„Des berühmten Ritters Götz von Berlichingen eiſerne Hand!“ antwortete Cornelius mit einem feierlichen Tone. „Betrachten Sie mit Erſtaunen und Ehrfurcht dieſe köſtliche Relique der alten deutſchen Tapferkeit!“

Er öffnete das Käſtchen, hob eine gelenkſame roſtige Hand von ſchauerlichem Anſehen heraus, führte ſie zu ſeinen Lippen, und mit eintönigem Pathos, als ob er ein auswendig gelerntes Penſum herſagte, ſprach er: „Dieſes

Heiligthum war ein Nothglied des edlen Ritters, den die Fürſten haßten und an den die Bedrängten ſich wandten. Seine natürliche rechte Hand ward ihm vor Landshut abgeſchoſſen; es ſchmerzte ihn, zu ſeinem Beruf verſtümmelt zu ſeyn; doch es fiel ihm ein, von Einem gehört zu haben, der auch nur eine Hand hatte, und als tapferer Reitersmann doch noch lange diente. Getröſtet ſah ſich Götz nach einem Künſtler um, der ihm ſeinen Verluſt erſetzen könne, und es gelang ihm, einen zu finden. Lange nachher traf er mit einem Kloſterbruder, der ihn nicht kannte, in einer Herberge zuſammen. Sie ſprachen traulich über Mönchs- und Ritterleben; am Ende reichte ihm Götz zum Abſchied die linke Hand. Warum reicht ihr mir die Linke? fragte der Bruder. Bin ich die ritterliche Rechte nicht werth? — Und wenn ihr der Kaiſer wär't, antwortete Götz, ihr müßtet mit dieſer vorlieb nehmen. Meine Rechte, obgleich im Kriege nicht unbrauchbar, iſt gegen den Druck der Liebe unempfindlich; ſie iſt eins mit ihrem Handſchuh; ihr ſeht, er iſt Eiſen. — Da erkannte der Mönch, daß der wackre Götz mit ihm ſprach, und freudig ſegnet' er ihn.“ —

„Ich erinnere mich dunkel, dieſe Anekdote ſchon irgendwo gehört oder geleſen zu haben;“ ſagte Herr von Ellerbach mit einem leichten nachläßigen Tone, um durch dieſe ſcheinbare Kälte einen wohlfeilen Preis zu erliſten. „Aber, mein Herr Doctor,“ fuhr er fort, „es iſt höchſt ungewiß, ob das mechaniſche Kunſtwerk, das wir hier vor uns haben, mit dem tapfern Arme des alten Götz wirklich vereinigt war, oder ob vielleicht — —“

„Ich empfehle mich Ihnen!“ fuhr der Doctor ärgerlich auf, drehte dem Edelmann den Rücken zu, legte die Hand wieder ins Käſtchen und trug es an ſeinen Ort.

„Nun, nun, werden Sie nur nicht gleich böſe!“ ſagte jener begütigend.

„Ja, Sie beleidigen mich!“ brummte Cornelius, immer noch ſeine Kehrſeite zeigend. „Ich bin von der Aechtheit dieſes Kleinods ſo feſt überzeugt, daß ich jeden Zweifel daran für Blasphemie erkläre.“

„Mit Ihnen iſt nicht gut ſcherzen, Herr Doctor!“ ſprach Ellerbach. „Merkten Sie denn nicht, daß mein Einwand eine bloße Neckerei war?“

Cornelius ſah ſich beſänftigt um, und Ellerbach, der die eiſerne Hand für ſehr brauchbar hielt, ſie ſeinem Vetter zur Verſöhnung entgegen zu ſtrecken, fragte nach dem genaueſten Preiſe derſelben.

Sie koſtet mich ſelbſt dreihundert baare Reichsthaler,“ ſagte der Doctor.

„Ei, ei! das iſt viel für ein Pfund altes Eiſen!“

„Herr!“ rief Cornelius zornig, „wenn Ihnen dieſe Wunderhand nur als Eiſen gilt, ſo ſind Sie nicht werth, ſie für eine Million zu beſitzen!“

Ellerbach mußte ſich wieder auf's Gebiet des Scherzes flüchten, um einer ſcharfen Lection zu entgehen; und von dieſer Freiſtätte herüber bot er mit lachendem Munde auf die ritterliche Reliquie den ſechsten Theil des Einkaufspreiſes.

Der Doctor erglühte vor Unwillen. Ellerbach ſetzte noch fünfzig Thaler zu, ſchwor aber dabei ernſtlich: er werde nun keinen Groſchen weiter zulegen. Cornelius ſchüttelte mürriſch den Kopf; der Handel ſtand auf dem Punkte, ſich zu zerſchlagen. Schon übergab Ellerbach die gekauften Stücke ſeinem Bedienten, wünſchte dem Doctor wohl zu leben, und wandte ſich nach der Thüre. Der arme Mann, der eine bedeutende Summe höchſt nöthig brauchte, trippelte ängſtlich herum, verhüllte ſein Geſicht, um eine Thräne zu verbergen, und ſeufzte: „Nehmen Sie hin!“ Er reichte haſtig das Käſtchen dem Bedienten, und winkte, ſich damit eilig zu entfernen.

Es geſchah; der Käufer zahlte, und bat um Ausfertigung eines Beglaubigungsſcheins, daß die eiſerne Hand eine Perle der deutſchen Alterthümer ſey, und vom Ritter Götz wirklich herſtamme.

„Statt eines Scheins kann ich Ihnen ein ganzes Buch geben,“ ſagte der Doctor, und zog ein dickes Pack beſtaubter Papiere aus einem Winkel hervor. „Sehen Sie, dieſes ſtarke, mit wichtigen Urkunden und Belegen ausgeſtattete Werk ſchrieb ich über die eiſerne Hand und wollt' es drucken laſſen: aber die Buchhändler huldigen dem frivolen Geiſte des Zeitalters, geben ſich mit Romanen, Comödien und andern Leichtfertigkeiten ab, und können vor ſolchen Schnurrpfeifereien nicht dazu kommen, eine gehaltreiche antiquariſche Schrift zu verlegen.“

Ellerbach durchblätterte das Manuſcript. Es ſchien ihm eine überaus gründliche Unterſuchung des Gegenſtandes zu enthalten. „Herr Doctor,“ ſprach er, „würde es Ihnen wohl Freude machen, Ihr Werk gedruckt zu ſehn?“

„O, wenn ich das Glück erlebte!“ rief der Antiquarius, und ſein Antlitz verklärte ſich.

„Sie ſollen's erleben!“ ſprach Jener. „Das Buch ſoll auf meine Koſten ans Licht treten.“

„Iſt's möglich?“ jauchzte Cornelius. Göttlicher Mann, Sie heben mich zu den Sternen!“ Er faßte ſeines Wohlthäters Hand und küßte ſie unwiderſtehlich.

„Faſſen Sie ſich, faſſen Sie ſich!“ ſagte Ellerbach. „Ich bedarf nur eines einzigen Exemplars, doch werde ich mehrere hundert Stück prachtvoll drucken laſſen, und Ihnen als Honorar überſenden.“

Er eilte fort, um allem weitern Dank zu entrinnen; doch der überglückliche Autor ſprang ihm nach, und ſtieß im Wonnetaumel auf der Treppe einige Statüen um, die nun mit ihm zugleich den hohen Patron bis auf die Hausflur begleiteten.

Siebenzehntes Kapitel.

Der ehrliche Zugvogel, oder der Hausfreund, wie er ſeyn ſoll.

Das antiquariſche Meiſterſtück ward der Preſſe übergeben, ſchnell von ihr gefördert, und der Verfaſſer erhielt ſeinen papiernen Ehrenlohn. Der geiſtige Geburtshelfer begnügte ſich an einem einzigen, auf Velin gedruckten Prachtexemplare, das er, um ſeinem Vetter damit ein glänzendes Geſchenk zu machen, in rothen Saffian binden ließ. Auch der eiſernen Hand ward eine zierliche Wohnung von marokkaniſchem Leder bereitet. Inwendig ruhte ſie auf Sammt, und alſo weicher und üppiger, als ihr vermeynter Urbeſitzer, der immer raſtloſe und oft bedrängte Götz, jemals geruht hatte.

Herr von Ellerbach hielt es für anſtändig und erſprießlich, die Verſöhnungsgeſchenke mit einer gewiſſen Feierlichkeit in Runenſtein übergeben zu laſſen. Der ſchicklichſte Mann zu dieſer Ambaſſade ſchien ihm ein alter Hausfreund, ein ſeit länger als dreißig Jahren verabſchiedeter Lieutenant, der ein Gütchen in der Nähe beſaß, aber keinen weitern Vortheil davon zog, als daß er darin ſein Haupt zur Ruhe legen konnte, und Brod und Kartoffeln genug hatte, um ſich ſatt eſſen zu können. Aber dieſer magern Koſt widerſtand ſein Gaumen; er ſpeiſ'te daher lieber bei Andern, als bei ſich ſelbſt, und verwandte die wenigen

Einkünfte ſeiner verpachteten Hufe größten Theils auf den Unterhalt eines Roſſinanten*, der ihn von einem Ritterſitze zum andern trug, und es gern that, weil auch er an fremden Krippen beſſer als in der Heimath bewirthet wurde. Unſer Lieutenant war, wegen ſeiner guten Geſellſchaftsgaben und beſcheidenen Fügſamkeit in die Gemüthsart aller ſeiner Bekannten, überall angenehm und willkommen. Fing man irgendwo an, ihn mit Kälte zu behandeln, ſo zog er, wie ein Strichvogel, in eine wärmere Gegend.

Bei dieſen Kreuz- und Querzügen geſchah es denn oft, daß er von dem und jenem, beſonders von neugierigen Damen, über die innern Verhältniſſe der Häuſer, wo er ein- und austritt, und ſogar über die in denſelben geführten Geſpräche befragt ward. Aber in ſolchen Fällen benahm er ſich wacker und weltklug, und überhaupt ſo, wie es jedem tüchtigen Manne ziemt und gebührt. Weit entfernt, durch Ausplauderei um freundliche Geſichter zu buhlen, ſchützte er ſich gegen Geheimnißforſcher mit dem Schilde der Unwiſſenheit. Verlangte man, er ſolle die Tiſchreden ſeiner Gaſtfreunde verrathen, ſo konnte er freilich weder ſeine Ohren verläugnen, noch vorgeben, es würden an jenen Orten ſtumme Gaſtmahle gehalten; er mußte, um die Frager nicht zu beleidigen, irgend etwas bekennen: aber zu dieſen Zwangopfern der Höflichkeit wählte er immer die gleichgültigſten Dinge, aus welchen ſich kein Gift ſaugen ließ. Afterreden, die in ſeiner Gegenwart über Abweſende geführt wurden, trug er um keinen Preis hin und her; nur für das Gute, das man von einander ſagte, war er ein williges Sprachrohr, und dichtete mitunter ſogar etwas Angenehmes hinzu, wenn es darauf ankam, entzweite Familien wieder zu vereinen.

---

* Man ſpricht und ſchreibt gewöhnlich „die Roſſinante,“ aber es iſt falſch, weil Don Quixote's berühmter Gaul, der Stammvater aller Roſſinanten, ein Hengſt war.

Ein ſo löblicher Zuträger war er ſeit vielen Jahren zwiſchen den Häuſern Runenſtein und Bärenfels: denn auch jene ferne Gegend gehörte zum Sprengel ſeiner Gaſtritte. Er beſuchte ſie gewöhnlich im Sommer, und bezog, wenn der Herbſt die Wälder entlaubte, ſein altes Winterquartier mit einer reichen Beute guter Neuigkeiten und freundſchaftlicher Briefchen und Grüße, die er an den gehörigen Orten vertheilte.

Hätte er ſich aber auch mit dem Speditionshandel böſen Leumunds befaßt: er wäre doch durch jene beiden Häuſer wenig beſchäftiget worden. Die Flamme ihrer Feindſchaft loderte jetzt nicht mehr hell; es glimmten nur noch Funken unter der Aſche. Herr von Runenſtein konnte zwar den Mann, den er für den Räuber ſeines Erſtgebornen hielt, unmöglich lieben: aber er haßte ihn immer weniger, jemehr die Nebelgeſtalt des ihm vor vier und zwanzig Jahren entriſſenen Sohnes in den dunkeln Hintergrund der Vergangenheit zurück trat, und jemehr ſich ihm Ortlieb durch ſein geſetztes und ſpießbürgerliches Weſen (das andern Leuten an einem ſo jungen Manne eine höchſt alberne Kalmäuſerei dünkte) werth und angenehm machte.

Arbogaſt war überhaupt zu vorſichtig, von jemand Uebels zu reden, und ſich dadurch der Gefahr einer Injurienklage bloszuſtellen. Auch Alwina erlaubte ſich über niemand ein unglimpfliches Urtheil: es ward alſo in Runenſtein von der erbverbrüderten Familie in Bärenfels entweder gar nicht oder unverfänglich geſprochen.

Ellerbach hielt freilich in frühern Jahren ſeine Zunge nicht ſo ſchonend im Zaume; da er aber in der Folge von ſeinem Vetter nichts weiter ſah und hörte, ſo ward er es allgemach überdrüſſig, mit bittern Einfällen auf ihn Jagd zu machen. Er kehrte im Gegentheil ſeit der Zeit, da er ſich mit dem Heirathsplane zu beſchäftigen anfing, den Spieß völlig um, ſprach von Ortliebs Aeltern recht gut, und trug ſogar dem Lieutenant, als dieſer kurz nachher ſeinen Sommerzug begann, viele Grüße an ſie auf.

Herr von Löffler — dieß war der Name des ehrlichen Krippenreiters — beſtellte die ihm mitgegebenen Empfehlungen getreulich, und ſchmückte ſie, nach ſeiner Art, mit allerhand ſchmeichelhaften Verzierungen aus. Der Schlaukopf ahnte, was im Werke war, und er handelte folgerecht, indem er beſonders von Helenen viel Schönes und Gutes in Runenſtein ſagte. Er that es mit ſolcher Geſchicklichkeit, daß ſich Alwina ſchon von ſelbſt im Stillen das Fräulein zur Schwiegertochter wünſchte.

Aber der Lobredner hieb ſtark über die Schnur. Helenens Aeltern waren kurz zuvor gezwungen geweſen, das wilde Mädchen, das ſie nicht mehr bändigen konnten, einer Penſionsſchule in der Hauptſtadt zu übergeben. Sie hatten, in Rückſicht der ausſchweifenden Lebhaftigkeit ihrer Tochter, eine Erziehungsanſtalt gewählt, deren Vorſteherin wegen der Strenge ihrer Zucht bekannt und beinahe verſchrien war.

Achtzehntes Kapitel.

Herr von Ellerbach beſchließt, einen Großbotſchafter nach Runenſtein zu ſenden.

Während der Zeit, als ſich Löffler in der Gegend von Runenſtein als Sommervogel aufhielt und dort dem Herrn von Ellerbach geſchickt vorarbeitete, wurden die ſchon erwähnten Alterthümer dem Doctor Cornelius abgekauft, und im Herbſte waren ſämmtliche, für Arbogaſt beſtimmte Geſchenke, mit Einſchluß des Buchs über die eiſerne Hand, zur Abſendung bereit.

Jetzt traf Löffler in ſeinem leeren Winterneſte wieder ein, ritt gleich des folgenden Tages nach Bärenfels, und überbrachte zehnmal mehr Complimente und Freundſchaftsverſicherungen, als man ihm in Runenſtein aufgetragen hatte. Die letztern waren ſogar ſeine eigene Erfindung; doch bei der jetzigen Lage der Dinge nahm ſie Herr von Ellerbach für gute Münze, und freute ſich ihrer.

Dieſes ſichtbare Wohlbehagen weihte den klugen Hausfreund in das ihm noch bisher verſchwiegene Geheimniß immer tiefer ein, und er hielt auf der Stelle, um das warme Eiſen zu ſchmieden, dem Junker Ortlieb eine Lobrede. „Sie glauben nicht,“ rief er aus, was es für ein herrlicher Junge geworden iſt! Geſund und ſtark, wie eine Eiche, vereinigt er altdeutſche Biederkeit mit altdeutſcher

Kraft. Es iſt wahr, er zeigt wenig Anlage, ein zierlicher Weltling zu werden: er iſt etwas eckig, ungelenk und umſtändlich: aber was thut das? Iſt der Kern gut, ſo überſieht man die rauhe Schale. Ich wenigſtens betrachte die Menſchen nicht wie die Zimmtbäume, an welchen die Rinde das Beſte iſt. — Kurz, Ortlieb iſt mein Mann! und wär' ich reich und hätt' eine Tochter: kein Anderer als er ſollte mein Schwiegerſohn werden!" —

Herr von Ellerbach und ſeine Gemahlin wechſelten bedeutende Blicke. „Wie kommt Ihr denn heute zu dieſer begeiſterten Sprache?" begann Jener. „Man hat Euch in Runenſtein wohl gar zum Brautwerber gedungen?"

„Nein, das geſchah nicht;" verſetzte der Lieutenant. „Aber man fragte viel nach Fräulein Helenen, und hörte alles Schöne und Gute, was ich von ihr erzählte, mit beſonderer Theilnahme an."

„Iſt das wirklich ſo, wie Ihr ſagt?" ſprach Herr von Ellerbach.

„Auf mein Wort!" erwiederte Löffler. „Sie wiſſen, daß ich weder heuchle noch ſchmeichle."

„Nun gut!" ſagte Jener. „So erfolgt doch wohl, ehe wir's uns verſehen, eine Anwerbung."

„Das glaub' ich nicht, Herr von Ellerbach, ungeachtet ich den jenſeitigen Wunſch, ein ſolches Bündniß mit Ihrem Hauſe zu ſchließen, nicht im geringſten bezweifele."

„Und wenn dem ſo wäre, warum ſollten die Leute nicht mit der Sprache herausgehn?"

„Weil ſie, mit Einem Worte, zu zaghaft ſind;" antwortete Löffler.

„Dann muß man ihnen Muth machen und die Zunge löſen;" ſprach Ellerbach. Er entdeckte nun dem Lieutenant, was er im Sinne hatte und zeigte ihm die zu dieſem Behuf angeſchafften Alterthümer. „Aber Ihr bekommt dabei ein Stück Arbeit, Freund Löffler!“ fuhr er fort. „Ich kenne meinen ſtöckiſchen, maulenden und federſcheuen Herrn Vetter! ich darf ihm dieſe Geſchenke nicht mit der Poſt oder durch einen Diener ſenden: er wäre ſonſt fähig, ſie eben ſo ſtumm hinzunehmen, als vor ſiebzehn Jahren meine höfliche Notification von Helenens Geburt. Ich muß ſchlechterdings, um ihn auf eine impoſante Weiſe aus ſeinem Schlummer zu wecken, einen Botſchafter von Rang und Anſehen an ihn abfertigen, und zu dieſem Ehrengeſchäfte hab' ich Euch auserſehen.“

„Ich danke für das gute Vertrauen,“ ſagte der Lieutenant: „aber Ihr Geſandter wird auf ſeinem dürren Klepper einen ſehr glanzloſen Einzug in der Burg Runenſtein halten.“

„Laßt mich für Eure Ausrüſtung ſorgen!“ erwiederte Herr von Ellerbach. „Es kommt nur darauf an, ob Ihr mir den Gefallen thun wollt, Euch zu einer kleinen Maskerade zu entſchließen. Ich bin nämlich geſonnen, meinen Vetter, der bekannter Maßen ein Freund und Verehrer des alten Ritterweſens iſt, mit einem feierlichen Aufzuge in dieſem Coſtüm zu überraſchen. Ihr ſollt, als ein geharniſchter Ritter, auf meinem ſchönſten Pferde bei ihm einreiten, und einer von meinen Dienern ſoll Euch als Schildknappe begleiten.“

„Der Einfall iſt nicht übel;“ ſagte Löffler: „und ich vermuthe ſelbſt, daß dieſes Mummenſpiel innerhalb der Mauern von Runenſtein vielen Beifall erhalten würde: aber eh' ich dahin komme, wird man mich auf den Straßen weidlich auslachen und glauben, Don Quixote und ſein Sancho Panſa wären wieder von den Todten erſtanden.“

„Dieſem Uebel können wir abhelfen:“ ergegnete Herr von Ellerbach. „Ihr reitet in Eurer gewöhnlichen Kleidung bis in den nächſten Gaſthof vor Runenſtein, und legt erſt dort die Rüſtung an, die ich, ſammt den Geſchenken, zu Wagen und wohlverdeckt dahin bringen laſſe.“

Mit dieſer Einrichtung war der Lieutenant zufrieden. Es ward für ihn ein Harniſch bei einem kunſtreichen Blechſchmiede beſtellt; nach einigen Wochen war der ganze Ritterſchmuck fertig und Löffler reiste ab.

Neunzehntes Kapitel.

Ein Blick in das ſtille Wohnzimmer der Familie von Runenſtein.

An einem düſtern Novembertage ſaß Herr von Runenſtein, mit der Feder in der Hand, an ſeinem Schreibpulte und fertigte aus einem alten, ihm aber ſehr ſchätzbaren Buche — aus Höens Betrugs-Lexicon — einen Taſchenauszug, um ihn, als ein Gegengift wider Bevortheilung aller Art, immer bei ſich zu führen. Alwina nähte ſchweigend am Fenſter, und legte die Scheere, ſo oft ſie ſolche gebraucht hatte, mit zarter Behutſamkeit wieder auf den Tiſch, damit ihr Gemahl ja nicht durch das geringſte Geräuſch in ſeinem Fleiße geſtört werden ſollte. Weniger vorſichtig war Junker Ortlieb. Er trieb auf dem Canapee zwar auch ein ſtilles Geſchäft: er rauchte Tabak; aber er ſchlief allmählig darüber ein, das Pfeifenrohr fiel ihm aus der Hand, und ein daran befeſtigter meerſchaumener Kopf von anſehnlicher Größe und Schwere polterte nieder auf die Dielen.

Arbogaſt machte vor Schrecken einen Tintenklecks auf ſein Manuſcript, ſah ſich finſter um und fragte: „Was gibt's?“

„Ich bin wie behext;“ ſagte Ortlieb und rieb ſich die Augen. „Sobald ich mich auf's Canapee ſetze, überfällt mich der Schlaf.“

„Nun, ſo ſetze dich künftig nicht ſo weich!“ erwiederte der Vater. „Oder binde dir wenigſtens, wenn du Tabak rauchſt, die Pfeife feſt an den Leib, daß ſie nicht herunterfallen, zerbrechen und mich erſchrecken kann.“

Er ſtand auf, beſah die Pfeife genau von oben bis unten, ob ſie Schaden gelitten habe, forderte von Alwinen ein Band, ſchlang es um das Rohr und unterrichtete ſeinen Sohn weitläufig, wie er die daran geknüpfte Bandſchleife an einen tüchtigen Rockknopf hängen ſolle, um ruhig und ohne Gefahr zwiſchen Schlaf und Wachen rauchen zu können. „Das iſt, Gott ſey Dank, wieder abgemacht!“ ſprach er am Ende der Lection. „Nun ſtöre mich Niemand weiter!“

Er kehrte zum Betrugslexicographen zurück und bemühte ſich, den verlorenen Faden ſeines Geſchreibes wieder zu finden. Es war nicht möglich; denn vor der Thür und auf der Treppe entſtand eben jetzt ein tolles Gelauf, und ins Zimmer flog ein Bedienter mit der Meldung: es halte unten im Schloßhofe ein geharniſchter und gewaffneter Reiter, der ſein Geſicht in eine Blechhaube verſteckt habe und ſeinen Namen nicht nennen wolle, ſondern unmittelbar den Herrn von Runenſtein zu ſprechen verlange.

„Ein geharniſchter und gewaffneter Reiter?“ rief Arbogaſt bleich und ſtarr. „Himmel! was will ein ſolcher Mann hier? Ich muß ihn ſehen, eh' ich mich entſchließe, ihn vorzulaſſen.“

Er eilte mit wankenden Knieen in ein Zimmer, aus welchem er die Ausſicht in den Hof hatte, und ſtaunend erblickt' er einen Ritter, der in voller glänzender Rüſtung auf einem hohen Roſſe ſaß. Hinter ihm hielt ein berittener Schildknappe den Zügel eines Handpferdes, das unter einer prächtigen Decke mit Waffen beladen ſchien.

Dieſe maleriſche Gruppe hätte auf den Herrn von Runenſtein, der ſie hinter dem Fenſtervorhang belauſchte, den angenehmſten Eindruck gemacht, wäre ihm nicht ſeine Augenluſt durch Angſt und Beſorgniß, daß ihm der rüſtige Kämpe den Fehdehandſchuh hinwerfen möchte, verbittert worden. Ohne Bewegung, wie ein ſteinernes Bild, ſaß der Ritter im Sattel und wartete ruhig auf Antwort; aber die muthigen Roſſe ſtampften ungeduldig gegen die Erde und hieben und ſcharrten ſie auf. „Ich wollte, ſie verſchläng' euch und eure Reiter! murmelte Arbogaſt, als er ſich ſatt geſehen hatte.

Doch durch Verwünſchungen ward er den wunderbaren Fremdling nicht los: er mußte Muth faſſen, mit ihm zu ſprechen. Dazu entſchloß er ſich endlich; er ſchickte aber noch zuvor Ortliebs Hofmeiſter (den er, als die angeſehenſte Perſon im Hauſe, dazu erkor, und gleichſam wie eine verlorene Schildwache vorausſchob) hinab in den Hof, und ließ durch ihn den Ritter befragen, ob er in freundlichen oder feindlichen Abſichten gekommen ſey.

„In freundlichen, bei Ritterwort und Ehre!“ war die Antwort, die der Kundſchafter empfing und wohlgemuth zurückbrachte.

Freier athmend, legte nun Arbogaſt ſchnell ein Feierkleid an, begab ſich mit ſeiner Familie ins Prunkzimmer, ließ die geſammte Dienerſchaft — nicht ſowohl zur Pracht, als vielmehr zur Sicherheit — in den Vorſaal zuſammenrufen, und fertigte ſodann den Magiſter ab, den Ritter zur Audienz zu führen.

Zwanzigſtes Kapitel.

Es wird eine Rede gehalten, die einem der Zuhörer Thränen entlockt.

Der Ritter erſchien mit noch geſchloſſenem Viſir, verbeugte ſich tief, ſchob das Helmfenſter ſo weit zurück, daß er bequem herausſprechen konnte, und begann mit einer etwas gezwungenen hohlen Stimme folgende Rede:

„Edler Ritter von Runenſtein! Der Ritter von Ellerbach auf Bärenfels entbietet Euch ſeinen Gruß, und gibt Euch mit Leidweſen zu vernehmen, wasgeſtalten die zwiſchen Euch und ihm aus Irrſal entſtandene Spaltung durch alle Freuden ſeines Lebens einen ſo gewaltigen Riß gemacht hat, daß ſein Haar vor der Zeit ergraut, und ihn mählich der Gram in einen Schemen verwandelt. Er wünſcht daher, bevor Hans Holzmeier an ſeine Pforte pocht, jene alte Fehde beendigt zu ſehn und Eure verſöhnte Freundſchaft mit in jene Welt hinüberzunehmen. In dieſer Wohlmeinung hat er mich als Friedensboten zu Euch entſandt und beauftragt, Euch allerhand Kleinode, die noch aus den ruhmvollen Tagen der alten deutſchen Degenheit herſtammen, als Merkmale ſeiner Liebe und Achtung zu überliefern.“ —

Jetzt trat der Schildknappe, der auf dieſes Stichwort vor der Thüre gelauert hatte, behend ins Zimmer, legte Streitkolben, Sturmhauben und Tartſchen vor dem Herrn von Runenſtein nieder und reichte dem Redner ein zierliches, mit rothem Saffian überzogenes Käſtchen, nebſt einem eben ſo bekleideten und mit Gold verbrämten Buche. Herr von Runenſtein blickte ſchmunzelnd auf die Waffen, erhob mit freudiger Verwunderung beide Hände, und der Sprecher fuhr fort:

> „Es hieße Waſſer ins Meer tragen, edler Ritter, ſo ich Euch, einem hochverſtändigen Kenner des vaterländiſchen Alterthums, vorliegende Waffen benahmen, erklären und anrühmen wollte. Sie ſind, unbeſchadet ihres eigenen Werthes, nur untergeordnete Vorläufer eines Kleinods von höherem Range, das einzig und ohne Nebenbuhler in der Welt vorhanden iſt, und von nun an die Krone Eurer Rüſtkammer werden ſoll.“ —

Er öffnete bei dieſen Worten das rothe Käſtchen und übergab die eiſerne Hand, ſammt der dazu gehörigen erklärenden Schrift des Doctors Cornelius. Herr von Runenſtein gerieth bei dem Namen Götz von Berlichingen in ein angenehmes Schrecken und empfing die heilige Reliquie mit der feierlichſten Ehrfurcht.

Der Ritter fuhr dann in ſeiner mit veralteten Wörtern aufgeſtutzten Rede weiter fort, ermahnte dringend zur Verſöhnung, und rührte den guten Arbogaſt ſo ſtark, daß ſich ſeine Augen mit Thränen füllten. Zuletzt erbat ſich der Geſchäftsträger, als Zeugniß des von ihm treulich vollführten Auftrags, ein Brieflein an den Herrn von Ellerbach, und wollte hierauf, nach einer devoten Verbeugung, abtreten.

„Nicht alſo!“ ſprach Arbogaſt, ihn bei der Hand faſſend. „Weilet hier, laſſet uns Euer Angeſicht ſehen und ſpendet uns Euern Namen!“

Da zog der Geharniſchte das Helmgitter auf und zeigte ſein wohlbekanntes Geſicht. „Löffler! iſt's möglich?“ rief Arbogaſt froh beſtürzt, und Alwina ſchalt ihn einen böſen Mann, weil er ſie ſo lange, ohne ſich zu erkennen zu geben, in einer unbequemen Spannung erhalten hatte.

Löffler beſtrebte ſich nun mit mehrerer Freiheit der Zunge, den Zweck ſeiner Sendung zu erfüllen, und es gelang ihm über alles Erwarten. Arbogaſt und Alwina erklärten mit herzlichen Worten, daß ſie der alten Mißhelligkeiten nicht weiter gedenken wollten. Der Lieutenant nahm von beiden, in Ellerbachs Namen, den Handſchlag der Verſöhnung an, und fand es nachher nicht zu gewagt, noch einen kühnen Hauptſchritt zum Ziele zu thun. Er warf, wie einen eben erſt jetzt in ſeinem Gehirn entſprungenen Einfall, den Gedanken hin: daß eine Vermählung zwiſchen Ortlieb und Helenen die erneute Familienfreundſchaft am ſicherſten befeſtigen würde.

Ortliebs Eltern (denn er ſelbſt war nicht gegenwärtig, ſondern beſaß, unter Obhut ſeines Erziehers, die noch im Hofe haltenden Ritterpferde) lächelten Anfangs über Löfflers Vorſchlag etwas zweideutig, doch im Fortgange des Geſprächs äußerten beide, daß ſie von ihrer Seite nichts dagegen hätten, wenn einſt mit der Zeit zwiſchen den Kindern eine zärtliche Neigung entſtände. „Aber auch in dieſem Falle,“ fuhr Alwina fort, „würden wir fürchten, unſern Sohn mit einem Körbchen nach Hauſe geſchickt zu ſehen: denn die Eltern der ſchönen Helene haben gewiß höhere Abſichten mit ihr.“

„Das ſollt' ich nicht glauben;“ verſetzte der Lieutenant mit einem gleichgültigen Tone. „Doch kann ich freilich auch nicht dafür bürgen, da man mich in Bärenfels über dieſen Gegenſtand nie zum Vertrauten gemacht hat."

Hiermit brach der ehrliche Lügner das Geſpräch ab, und wiederholte ſeine Bitte um eine Waffenquittung in Briefform.

Das war für Herrn von Runenſtein der einzige verdrießliche Umſtand bei der Sache. Er ſchrieb überhaupt nicht gern Briefe und ſcheute ſich um ſo mehr davor, da ihn ſeine Vorſichtigkeit bei jedem Federzuge an das bekannte „Litera scripta manet" erinnerte. Jetzt war freilich kein anderer Rath: er mußte ſich für die erhaltenen Geſchenke bedanken. Er that es in ſechs ſteifen Zeilen, verwüſtete aber darüber ein halbes Buch Papier; denn war das Briefchen geſchrieben, ſo zerriß er es nach dem Durchleſen wieder, weil ihm irgend ein Wort zu kalt, zu warm oder verfänglich ſchien. So machte er von ſeiner Epiſtel zehn bis zwölf neue verbeſſerte Auflagen, bis endlich ein ganz vollendetes Werk entſtand, dem er ſein Siegel aufdrückte.

In der Frühe des folgenden Tages ritt Löffler damit zurück.

Einundzwanzigſtes Kapitel.

Der Leſer erfährt den Inhalt des Briefes, mit welchem der Zwerg im erſten Kapitel verſchickt ward.

Herr von Ellerbach, mit des Lieutenants Geſchäftsführung vollkommen zufrieden, erließ in den nächſten Tagen an ſeinen Vetter ein Antwortſchreiben, worin er unter Scherzen und Poſſen um Ortliebs Hand für Helenen warb. „Wir wechſeln zwar auf dieſe Weiſe die Rollen;“ ſchrieb er: der junge Herr ſollte ſich um das Mädchen bemühen; aber heut zu Tage ſteht die Welt bei hundert andern Gelegenheiten auf dem Kopfe, und man darf ſich alſo ein Quid pro quo unbedenklich erlauben.“

Dieſes ſpaßhafte Schreiben machte auf die Gemüther in Runenſtein einen ungleichen Eindruck. Arbogaſt, der immer gern nach der alten Tabulatur handelte und jedes Spiel der verkehrten Welt mit Mißfallen anſah, fand es höchſt unſchicklich, daß ein Vater für ſeine Tochter freite. Ueberdieß waren ihm alle Störungen ſeines ſtillen Hauslebens verhaßt; er beſorgte bei jedem neuen Verkehr mit Menſchen, die nicht zu ſeiner täglichen Umgebung gehörten, Fallſtricke und Fußangeln; und hauptſächlich war er abgeneigt, ſich mit ſeinem liſtigen und alles ſchlau berechnenden Vetter in eine ſo wichtige Verhandlung einzulaſſen. Darum fiel in dem darüber gehaltenen Familienrathe ſeine

Stimme verneinend aus. — Anders geſinnt war Alwina. „Lieber Mann!“ ſagte ſie: „wenn unſers Sohnes Verheirathung ſo lange ausgeſetzt bleiben ſoll, bis er oder wir die erſten Schritte thun, ſo lebt und ſtirbt er als Hageſtolz. — Iſt es nicht dankenswerth, daß man uns halben Weges entgegen kommt? Und wär' es etwas anders als Steifheit und Eigenſinn, dem alten Herkommen zu Liebe ein gutes Erbieten auszuſchlagen?“ — Ortlieb erklärte ſich Anfangs weder für, noch gegen die Sache; aber die Mutter zog ihn unter vier Augen mit einem köſtlichen Stück Torte auf ihre Seite, und er ging ſtracks, als er es verzehrt hatte, zum Vater und ſagte: „Papa, ich habe Luſt, Helenen zu heirathen.“

So überſtimmt, legte ſich Arbogaſt, trotz ſeinem Widerwillen, zum Ziele. Herr von Ellerbach erhielt eine geneigte Antwort, deren wiederholte Verbeſſerung und Auspolierung noch mehr als ein halbes Buch Papier koſtete.

Nun entſtand zwiſchen den Höfen zu Runenſtein und Bärenfels ein ſtarker Courierwechſel. Der letztere trug darauf an: daß ſich Junker Ortlieb auf einige Zeit in die Hauptſtadt begebe, um ſeine noch dort in einer Penſionsſchule den weiblichen Künſten obliegende Braut kennen zu lernen und ſich zugleich um ein Hofamt — wenigſtens um einen Hoftitel — zu bewerben. Arbogaſt, der den Hof und die Reſidenz als die gefährlichſten Eisbahnen für einen jungen Erdenwaller anſah, ſchüttelte verdrießlich den Kopf. Es war eine herkuliſche Arbeit, ſeine Einwilligung in dieſen Punkt zu erhalten: aber durch Klugheit und Geduld kam Alwina damit zu Stande, und der Zwerg, den wir im erſten Kapitel nach Bärenfels reiten ſahn, brachte damals das zuſtimmende Ultimatum dahin.

Zweiundzwanzigſtes Kapitel.

Arbogaſt entwirft für ſeinen Sohn Lebens- und Sittenregeln, die zum Theil auch von andern Leuten beherziget werden können.

Ortliebs Ausrüſtung zur Reiſe ſetzte das Schloß in eine Thätigkeit, dergleichen ſeit Menſchengedenken nicht darin geherrſcht hatte. Es wurden die feinſten Kleidungswaaren verſchrieben und geſchickte Nähterinnen und Schneider aus nahen und fernen Städten berufen. Arbogaſt ging fleißig an den Werktiſchen dieſer Leute herum und ermahnte ſie dringend, **alles** recht haltbar zu machen. Auch ſchrieb er in usum Delphini ein Büchlein, von deſſen charakteriſtiſchem Inhalte wir ungefähr den zehnten Theil zur Probe mittheilen wollen.

Klugheitsregeln

für

meinen Sohn,

als er eine Reiſe in die Hauptſtadt machte.

Geh langſam, immer langſam, ſehr langſam und ſieh nicht nach den Wolken, ſondern auf deinen Weg.

Die breiten Steine der Straßenmitte überlaß Krakeelern, die darauf herumſtrotzen und Händel ſuchen. Geh aber auch nicht zu nah an den Häuſern, damit dir kein Dachziegel auf den Kopf falle.

Führ' immer Steine in der Taſche, um den Anfall beißiger Hunde durch eine lebhafte Kanonade von dir abzuwehren.

Drücke den Hut tief in die Augen und wende ſie ab, wenn dir ein üppig entblößtes Frauenzimmer begegnet. Je mehr ſich eine Tochter Eva's mit ihrer Tracht in den Stand der Unſchuld verſetzt, deſto weniger unſchuldig iſt ſie.

Begegnet dir auf der Straße ein junger Menſch, der noch keinen Bart, aber eine Brille vor den Augen hat, ſo geh ihm weit aus dem Wege: denn es iſt Tauſend gegen Eins zu wetten, daß ein ſolcher glasäugiger Gelbſchnabel nicht blödſichtig, ſondern blödſinnig iſt.

Verlaß deine Wohnung ſo ſelten als möglich. Innen iſt Sicherheit, draußen Gefahr. Der größte Schritt, ſagt ein altes Sprichwort, iſt der Schritt aus der Thür.

Reize deinen Barbier nicht zum Zorn, und laß ihn keine beträchtliche Menge Geld ſehen. Ein ſolcher Menſch, mit dem Schermeſſer an deiner Kehle, iſt Herr deines Lebens.

Liebe die Menſchen; aber reiße den Zaun der Zurückhaltung zwiſchen dir und ihnen nicht nieder.

Laß dich von Schmeichlern nicht verblenden. Sie ſind ſchlimmer als Raben. Dieſe hacken nur den Todten, jene den Lebendigen die Augen aus.

Legt man dir etwas in den Weg, ſo ſtolpere nicht darüber, und geh lieber einen weiten Bogen herum, als daß du dich zankſt.

Vertraue niemanden das geringſte: und ſollte dich jemand fragen, was du heute gegeſſen haſt, ſo verrath' es ihm nicht. Die meiſten Menſchen verſchweigen nur, was ſie nicht wiſſen.

Thu bei allen Geſchäften die Augen weit auf. Der Blinde ſchluckt manche Fliege mit hinunter.

Wo ein Weniges ausreicht, verwende nicht Vieles. Nur ein Wahnſinniger zündet ſein Haus an, um einen Eierkuchen zu backen.

Gehſt du — was aber nur im unvermeidlichſten Nothfall geſchehen darf — in eine große, öffentliche Geſellſchaft, ſo nimm deinen ſchlechteſten Hut mit: denn obgleich viele Köpfe ſchwer unter Einen Hut zu bringen ſind, ſo gibt's doch viele Köpfe, die ſich gern unter einen fremden Hut bringen, wenn er beſonders beſſer iſt als ihr eigener.

Enthalte dich des wilden Schwärmens an luſtigen Orten. Des Apothekers Mörſer verdirbt des Kunſtpfeifers Muſik.

Setze dich in Geſellſchaft auf kein Kanapee oder Sopha, weil dich auf ſolchen weichen Plätzen der Schlaf gern beſchleicht.

Fällt in deiner Nähe einer, von mehrern Herren umgebenen Dame der Fächer oder ſonſt etwas aus der Hand, ſo rühre dich deßhalb ſo wenig als ein Pfahl. Es iſt beſſer, den unbedeutenden Dank der Dame zu entbehren, als von den Herren, die ſich alle zugleich nach dem Verlorenen bücken, bedeutende Kopfſtöße zu bekommen.

Willſt du einem vornehmen Hof- und Staatsmann aufwarten, ſo laß dir im Vorzimmer die Schuhſohlen ſtark mit Kreide beſtreichen: denn ſolche Herren wohnen auf einem ſchlüpfrigen Boden, wo ſie oft ſelbſt ausgleiten und fallen.

Tröſte dich, wenn du am Hofe kein Glück machſt. Der

Hof gleicht einem Orte, wo Almoſen vertheilt wird. Da dringt oft ein frecher Taugenichts durch den Haufen und ſchnappt dem beſcheidenen Armen das Brod vor dem Munde hinweg.

Verlaß dich in nichts, in gar nichts auf verächtliche Wetterhähne, die ſich, wenn du in einem Staatskleide nach Hofe fährſt, bis zur Erde vor dir beugen, dich aber nur über die Achſel anſehen, wenn du in einem ſchlichten Rocke auf der Straße zu Fuß gehſt. Dergleichen Schwachköpfe taugen zu nichts, als daß ſie ein Fürſt zu ſeinem Garderobemeiſter macht, und ſie ſo in den für ſie geſchaffenen Himmel verſetzt. Da können ſie denn Tage lang vor Sr. Durchlaucht Kleiderſchränken ſtehen und ſich vor den darin hängenden Götzen von Sammt und Seide ſo tief bücken, als ſie wollen.

Weiche nie, ſelbſt nicht in der gleichgültigſten Sache, von der Wahrheit ab. Mit jeder Unwahrheit iſt Gefahr, wenigſtens die Gefahr der Beſchämung verbunden. Merke dir, was ein alter Dichter ſagt:

Lüg' iſt nur Waſſer, Wahrheit Oel: ſie ſchwimmt
Doch endlich obenauf, ſo viel man Waſſer nimmt.

Dreiundzwanzigſtes Kapitel.

Der redliche Diener. Ein Gemälde nach dem Leben.*

Die Hauptſorge der geſchäftigen Eltern war die Wahl einer Perſon, die den jungen Herrn in die Hauptſtadt begleiten und immer um ihn ſeyn ſollte, daß ihm kein Leid widerfahre. Sein frommer Hofmeiſter konnte ihm nicht dahin folgen, weil er eben jetzt den längſt erwarteten Ruf erhalten hatte, die Schäflein eines Dorfes geiſtlich zu weiden. Arbogaſt's Livreebedienten waren allenfalls geſchickt genug, Kleider und Schuhe zu bürſten; aber zu einem Alles in Allem, wie es jetzt nöthig war, taugte keiner. Hierzu fand man, nach langem Berathſchlagen, unter den geſammten Bewohnern des Schloſſes einen einzigen Mann tüchtig, ungeachtet ſein Aeußeres mit dem Prunk und dem Geiſte der Reſidenz kaum vereinbar ſchien.

Gebler — ſo hieß dieſer Mann — war ein angehender Graubart zwiſchen fünfzig und ſechzig Jahren. Er hatte vor Zeiten das Schneiderhandwerk getrieben, ſich aber in dieſem Fache, ſo viel wir wiſſen, keinen beſondern Ruhm erworben. Wenigſtens war das bekannte Sprichwort: „Kleider machen Leute,“ durch die Schöpfungen ſeiner Nadel und Scheere gewiß nicht entſtanden. Das konnte man aus der Geſtaltung ſeiner eigenen Kleider, die er ſich, als ein guter Wirthſchafter, noch ſelbſt fertigte, mit vieler Wahrſcheinlichkeit ſchließen. Er trug gewöhnlich einen ſchlotternden und eben nicht feintuchenen Ueberrock von Getreideſackfarbe, und unter demſelben eine Weſte von dunkelrothem Kalamank, die ſich mit ſeinen Knieen ſehr vertraut machte. Ein Kaftan von demſelben Zeuge, auf welchem alle Farben des Regenbogens in breiten Streifen durch einander ſpielten, war ſein tägliches Hauskleid. Auf Reiſen ſchützte ihn gegen Wind und Wetter ein grauer Roklor, der keine Aermel, ſondern nur auf beiden Seiten von der Schulter bis an den Ellbogen offne Armthüren hatte, die durch Knöpfe verſchloſſen werden konnten. Fuchsrothe, weitfaltige Fiſcherſtiefeln waren beinahe Gränznachbarn der Weſte. Ein plattgedrückter Hut, der drei gleiche, ſcharf zugeſpitzte Ecken hatte, ruhte hinten, wie ein Sporn auf dem Spornleder, auf dem hohen Sattel eines geflochtenen Zopfes, der kaum eine Spanne lang aus Haaren beſtand, aber — wie bisweilen unvollendete Werke berühmter Todten von fremden Federn gehaltlos ergänzt werden — durch ein wollenes Bandgeflecht den ganzen Rücken hinab fortgeführt, und am Ende mit einer Schleife, in Geſtalt eines kleinen Windmühlenflügels, geziert war.

---

* Dieſes Kapitel widmet der Verfaſſer ſeinen Verwandten zur Erinnerung an einen abgeſchiedenen Getreuen.

Solche Kleider machen freilich keine Leute: aber Gehlern machte ſeine Redlichkeit, ohne daß er's ſelbſt wußte, zu einem hochachtbaren Manne.

Wir haben nicht erforſcht, wie er in Arbogaſts Dienſte kam. Er war im Schloſſe Runenſtein ſeit langen Jahren ein getreuer Laſtträger vieler Bürden, denen ſich andere gemächliche Diener entzogen, oder die man ihnen nicht anvertrauen wollte.

Man hatte ihm beſonders das Amt eines Proviantcommiſſärs zugetheilt. Es war mit großen Beſchwerlichkeiten verbunden: denn er machte ſeine Geſchäftsreiſen weder auf ſchönen Roſſen, noch in bequemen Wagen, wie andere Proviantcommiſſäre. Aber er zeichnete ſich vor manchen Herren dieſes Standes und Titels auf die rühmlichſte Weiſe darin aus, daß er, ungeachtet des oft ſtarken Geldlaufs durch ſeine Hände, jede gewiſſenloſe Bereicherung verabſcheute. Per pedes Apostolorum ging er mit einem Sacke, der von ſeinem Rocke kaum zu unterſcheiden war, in die umliegenden Städte, und kaufte ſo gut und ſo wohlfeil als möglich alle Bedürfniſſe für die herrſchaftliche Küche und das ganze Hausweſen.

Es war eine Freude, ihn am Abend eines mühevollen Tages mit dem ſtrotzenden Sacke, der ihm halb vor der Bruſt und halb auf den Rücken hinunter hing, zurückkommen zu ſehn. Sein Geſicht, das von Hauſe aus eben nicht heiter war, zeigte ſich lachend und wolkenfrei, wenn er vortheilhafte Geſchäfte gemacht hatte. Aber er zögerte mit der Verkündigung dieſes Glücks; er ſpannte ein Weilchen blos durch Mienen und Geberden die Erwartung auf's höchſte. Seine Lippen klappten ohne Laut, wie der Mund eines nach Luft ſchnappenden Fiſches, auf und zu; und gleich einem ſchwerfälligen Vogel, der ſich durch wiederholtes Schlagen mit den Fittichen zum Fluge bereitet, ſchwang er die Arme empor und flatterte gleichſam damit. Endlich öffnete er den ungeheuern Querſack, legte ſeinen Kram aus, gab den Hauptwaaren, bei welchen er einen beſonders guten Handel gemacht zu haben glaubte, den vornehmſten Platz, und ſah es für ſein Leben gern, wenn man ſich darauf einließ, den Preis derſelben zu errathen. Nannte man nun eine höhere Summe, als er bezahlt hatte, ſo ſchlug er ein Triumphgelächter auf, rieb die

Hände geſchwind und heftig gegen einander, und wußte ſich vor Freude nicht zu laſſen.

So entſprang für ihn aus jedem Nutzen, den er ſeinem Gebieter zufließen ſah, eine Quelle des innigſten Vergnügens. Das war — um nur noch ein einziges Beiſpiel anzuführen — unter andern der Fall bei Fiſchereien in wilden Gewäſſern, wo man nicht, wie bei Teichen, auf eine gewiſſe Ausbeute rechnen konnte. Gebler führte bei dieſen Fiſchzügen einen langen und an dem einen Ende mit einem dicken und tellerbreiten Filzkopfe verſehenen Treibſtab, um die Kinder der Fluth aus ihren Wohnklüften am buſchigen Ufer hervorzuängſten. Da ſtürzte denn gewöhnlich eine Menge kleiner Fiſchlein in das um ſie her geſtellte Netz; doch geſchah mancher Zug, ohne einen wichtigen Gefangenen zu machen. Bei ſolchen Nieten oder unbedeutenden Gewinnen war der Stabelmeiſter ganz ſtumm, und eine düſtere Wolke bedeckte ſein Geſicht. Sah er aber einen Großfiſch im Garne herumſtürmen, da erhob er ein freudiges Siegesgeſchrei, rief den Namen des vornehmen Gefangenen nach allen Weltgegenden aus, und war in dieſem Momente der glücklichſte Menſch auf Erden.

Kurz, wär' es möglich geweſen, Sonne, Mond und Sterne für ſeinen Herrn vom Himmel herabzulangen: er hätt' es gethan, und nicht das kleinſte Sternchen in ſeine Taſche geſteckt.

Er war friedfertigen Gemüths: allein er ſchimpfte wie ein Rohrſperling, und konnte ſich balgen und raufen, wenn jemand ſeine Herrſchaft bevortheilen oder ſonſt in etwas beeinträchtigen wollte. Auch war er nur dann geſprächig, wenn es Gelegenheit gab, der Herold ihrer Ehre zu ſeyn. Da ward ſein von Natur unberedter Mund zu einer Poſaune, die jede löbliche und erfreuliche Kleinigkeit verkündigte.

Herr von Runenſtein, der auf keine Weiſe gern von ſich ſprechen ließ, ſchalt ihn darüber oft, und ſchärfte ihm beſonders bei der Beorderung zur Reiſe in die Hauptſtadt dringend ein, ſeine lobſüchtige Zunge ſtreng im Zaume zu halten. Er verſprach es, doch ohne feſten Willen des Gehorſams; denn er war, in Rückſicht ſeiner Herrſchaft, der Meinung: es ſey weder nöthig noch recht, die Flamme ihres Ruhmes mit dem Lichthute des Schweigens zu erſticken.

Vierundzwanzigſtes Kapitel.

Ortlieb will einen Backfiſch eſſen, und wird auf eine unerwartete Weiſe bedient.

Unſer Junker hielt in der gewühlvollen Hauptſtadt ſeinen Einzug. Gebler ſtand mit fliegendem Mantel, und überhaupt in ſeiner alltäglichen Landtracht, hinten auf dem Wagen und belferte herunter auf die Rotten der Straßenbuben, die über eine ſo geſchmackloſe Lakeiengeſtalt unartigen Spott trieben.

Es war ſchon im Zwielicht, als die Reiſenden vor einem Gaſthofe abſtiegen, der, zwiſchen Hotel und Kneipe in der Mitte, ſich mehr zu dieſer als zu jener Gattung hinneigte. Gebler trug das Gepäck in das angewieſene Zimmer; und ſo oft er dahin ging, befahl er mit eifrigen Worten dem Kutſcher, auf den Wagen wohl Acht zu geben, damit nichts daraus weggekapert werde. „Denn hier ſtehlen die Menſchen wie die Raben," ſetzte er halblaut hinzu, und ſah ſich rechts und links um, ob ihn ein Rabe behorchte.

Indeſſen öffnete Junker Ortlieb ſein Taſchenbuch, worin ſich die väterlichen Verhaltungsbefehle befanden. Da ſtand denn gleich oben an: „Sobald du in der Stadt angelangt biſt, ſchicke Geblern ins Haus der Madame Tarantel," (ſo hieß die Vorſteherin der Penſionsanſtalt, worin Helene erzogen ward) „und laß deiner künftigen Braut deine glückliche Ankunft melden, auch zugleich höflich anfragen, wenn du ihr des folgenden Tages aufwarten könnteſt.“

Gebler eilte mit dieſer Botſchaft fort. Sein ſtaubiger Mantel flog wie ein Segel durch die Straßen um ihn her; denn er fand es nicht für nöthig, ſich zu der Sendung an Damen zu ſchmücken.

Kurz darauf kam ein tölpiſcher Hausknecht in Junker Ortliebs Zimmer geſtapft. Er ſtrählte ſich an der Thüre ſeine rothen Haare mit dem Halbmond eines meſſingenen Kammes, und fragte während dieſer Arbeit, ob der junge Herr etwas zu befehlen habe.

„Beſorgt mir einen Backfiſch!“ ſprach Ortlieb mit leiſer Stimme; denn ſein Vater hatte ihm anempfohlen, in der Reſidenz nie laut zu reden.

„Einen Backfiſch?“ — brüllte Chriſtoph mit rohem Gelächter.

„Ja doch!“ liſpelte der Junker. „Schreit nur nicht ſo! Muß es denn das ganze Haus wiſſen, wozu ich Appetit habe?“

Der Hausknecht drohte ſcherzhaft mit dem Zeigefinger, als wollt' er ſagen: „Sie loſer Schelm!“

So ging er fort. Indem ſich aber Ortlieb noch über des Tölpels Betragen wunderte, kam er wieder zurück und fragte lächelnd: „Was wenden Sie denn ungefähr dran?“

„O, mein Gott!“ flüſterte der Junker etwas unwillig: „Ein Backfiſch wird doch wohl zu bezahlen ſeyn! Macht nur geſchwind!“

„Hat's denn ſo gar große Eile?“ ſagte der ſeltſame Menſch, und ſtiefelte lachend die Treppe hinab.

Ortlieb konnte nicht begreifen, was der Kerl für Raupen in ſeinem ſtruppigen Kopfe hatte. Darüber nachſinnend, ging er faſt eine Viertelſtunde lang in der Stube auf und ab, und ſchrieb endlich in ſein Tagebuch: „Es gibt in der Reſidenz närriſche Hausknechte.“

Jetzt that ſich die Thür plötzlich auf. Ein ſchlankes, freundliches, ſauber gekleidetes Mädchen hüpfte munter ins Zimmer, und grüßte den ſtaunenden Tagebuchhalter wie einen alten Bekannten. Dieſer Erſcheinung folgte Chriſtoph, und nickte ihm hinter des Frauenzimmers Rücken vertraulich zu.

Ortlieb war äußerſt verlegen. Er glaubte im erſten Schrecken, ſeine Braut komme mit einem Beſuch zuvor. Voll dieſes Gedankens, ging er mit tiefen Verbeugungen auf die junge Schöne zu, und wollte ihr die Hand küſſen. Aber ſie nahm die Huldigung nicht an, ungeachtet er faſt Gewalt brauchte. Er trippelte bänglich vor ihr herum, bot ihr einen Stuhl, wollte ſprechen, und wußte nicht, wie er die Unterhaltung eröffnen ſollte. Endlich zog er ſich, mit Angſttropfen auf der Stirne, nach der Thür eines Nebengemachs zurück, und winkte dem hämiſch lachenden Rothkopf. Sie gingen mit einander hinein.

„Sagt mir um's Himmels willen, wer iſt das Frauenzimmer?“ wiſperte der Junker.

„Nun, das iſt der verlangte Backfiſch!“ war die Antwort.

„O, ſpaßt jetzt nicht!“ verſetzte Ortlieb voll Aerger. „Ich frage nach dem Namen und Stand der Dame, die mit Euch kam.“

„Ja, wie ſie heißt, das weiß ich nicht;“ ſagte der Hausknecht. „Und den Stand — den darf ich Ihnen wohl nicht erſt nennen.“ —

Ortlieb war über dieſe verkehrten Antworten ganz außer ſich. Er wollte eben den Wirrkopf bei den Ohren faſſen und ihm allerlei Schimpf- und Scheltworte hinein raunen, als er die Thür des andern Zimmers aufgehen und Leute kommen hörte. Verdrießlich eilte er hinein, um zu ſehen, wer da ſey.

Fünfundzwanzigſtes Kapitel.

Ortlieb geräth zwiſchen zwei Feuer, und weiß ſich weder zu rathen noch zu helfen.

Wer war gekommen? Herr Gebler in Geſellſchaft eines andern jungen Frauenzimmers, das noch eleganter als Nummer Eins gekleidet war. (Wir wollen die unbekannten Schönen, um ſie nicht zu verwechſeln, durch Zahlen von einander unterſcheiden.) „Das iſt die wahre Braut!“ ſagte Ortlieb zu ſich ſelbſt. Er rückte mit Kratzfüßen und ſtammelnd: „Unterthänigſter Diener, mein gnädiges Fräulein!“ gegen ſie an, und angelte — doch abermals vergebens — nach einem Handkuß. Sie lachte ihm ſchmetternd ins Geſicht, warf die Hände auf den Rücken, maß Nummer Eins mit ſcharfen Blicken vom Kopfe bis zu den Füßen, kehrte ſich dann zu dem Junker, und ſagte mit einem ſchnöden Tone: „Das gefällt mir! — Auch Meiſter Gebler ſchüttelte mit einem ernſten Schulmeiſtergeſichte ſein Haupt, und zuckte drohend mit den Lippen, als wollt' er ſchelten. Ortlieb ſtand zitternd, wie ein Verbrecher vor ſeinem Richter, und hatte weder Muth noch Geſchick, den Knoten dieſer Verwirrung zu löſen.

Hierzu machte, nach fünf peinlichen Minuten, Nummer Eins den Anfang. „Ich bin, wie ich ſehe, hier überflüſſig,“ ſagte ſie, vom Stuhl aufſpringend; und, mit einem ſtechenden Blick auf Nummer Zwei, ſchlüpfte ſie zur Thür hinaus.

„Mein Herr von Runenſtein“ — begann jetzt das noch gegenwärtige Frauenzimmer mit höhniſchem Geziere — „ich wundere mich über alle Maaßen, ein ſolches Geſchöpf in Ihrem Zimmer zu finden, und ich bin bei dieſen Umſtänden in der That unſchlüſſig, ob ich den an Sie erhaltenen Auftrag ausrichten ſoll oder nicht. Doch will ich's thun, und die weitere Unterſuchung der Sache dem Fräulein von Ellerbach und der Madame Tarantel anheimſtellen. Beide freuen ſich Ihrer glücklichen Ankunft — oder ich muß vielmehr ſagen: ſie freuten ſich, weil ſie nicht wußten, daß Sie, mein ſchöner Herr, ſchon in demſelben Moment eine für Dero künftige Braut höchſt unerfreuliche Geſellſchaft bei ſich hatten —“

„Beſte Mademoiſelle!“ ächzte Ortlieb mit gefalteten Händen: „ich verſtehe von dem allen nichts — ich bin ſo unſchuldig wie ein Kind —“

„Incommodiren Sie ſich nicht mit Entſchuldigungen bei mir!“ ſagte die pretiöſe Zofe. „Verantworten Sie ſich bei meinen Damen, die ſich die Ehre erbitten, Sie morgen Vormittag um zehn Uhr bei ſich zu ſehen.“

Hiermit flog ſie aus dem Zimmer, ohne den armen Junker weiter zum Worte kommen zu laſſen.

Sechsundzwanzigſtes Kapitel.

Aut Deus aut lapis est, qui non juveniliter ardet, ſoll der Kirchenlehrer Hieronymus geſagt haben, und er hat Recht.

„Was war denn jene für ein Weibsbild?“ brummte Gebler mit ſauertöpfiſchen Mienen.

Ortlieb verwies ihn mit ſeiner Frage an den Hausknecht.

„Ei nun,“ ſagte Chriſtoph, „es war ein Mädchen, das ſchon manchen fremden Herrn hier im Gaſthofe beſucht hat.“

„Aber wie konnte ſich die Kreatur unterſtehen, in unſere Stube zu dringen?“ fuhr der Schneidermeiſter wild auf.

„Eingedrungen iſt ſie eigentlich nicht;“ verſetzte der Rothkopf. „Ich führte ſie herein, weil es der junge Herr befahl.“

Gebler ſchlug vor Erſtaunen die Hände zuſammen und ſtarrte den Junker an, der jetzt ſo in Zorn gerieth, daß er das väterliche Verbot, laut zu ſprechen, rein vergaß. „Unverſchämter Lügner!“ ſchrie er: „wie könnt Ihr mir eine ſolche Unwahrheit ins Geſicht ſagen, ich verlangte von Euch einen Backfiſch —“

„Und den hab' ich gebracht!“ ſchnaubte der Hausknecht grob zurück. „Wir nennen hier ein Mädchen einen Backfiſch.“ —

„Ihr ſeyd toll! Ich wollte gebackene Fiſche eſſen.“ —

„Ja, das iſt was anders! Vom Eſſen ſagten Sie aber kein Wort. Beſorgt mir einen Backfiſch' ziſchelten

Sie mir ins Ohr, und thaten dabei ſo ſchüchtern und heimlich wie ein Menſch, der kein gutes Gewiſſen hat. Was konnt' ich anders glauben, als daß Sie in der Stille die Geſellſchaft eines hübſchen Mädchens verlangten?“ —

Dieſes luſtige Mißverſtändniß nöthigte ſogar dem ernſthaften Gebler ein Lächeln ab und entrunzelte ſeine Stirn. „Mich wundert nur,“ ſagte der Hausknecht, „daß unſer Backfiſch ſo ruhig fortſchwamm, ohne ſich für Weg und Verſäumniß ein Gratial auszubitten.“

Auch dieſes Räthſel löſte ſich auf der Stelle. Ortlieb ſuchte ſeine Börſe, die, mit einigen Thalern beſchwert, auf dem Tiſche gelegen hatte. Sie war weg. Die Dirne hatte ſie während der Zeit, als im Nebenzimmer über ſie gewortwechſelt ward, zu ſich genommen. „Hab' ich's doch geſagt: die Menſchen ſtehlen hier wie die Raben!“ rief Gebler, und foderte den Rothkopf auf, der Diebin nachzuſetzen. Dieſer hatte jedoch keine Ohren dazu, weil die Entwendung, die er ſagte, nicht bewieſen ſey, und der fehlende Geldbeutel vielleicht auf irgend eine andere Art abhanden gekommen ſeyn könne. Kurz, man mußte den Verluſt verſchmerzen.

Der Hausknecht entfernte ſich, um wirklich Backfiſche in der Küche zu beſtellen. Nun begann zwiſchen dem Junker und ſeinem Diener ein vertrautes Geſpräch über den unangenehmen Vorfall. Beide waren darin einig, daß der Zofe Dazwiſchenkunft die ſchlimmſte Seite der Geſchichte ſey. „Das entſteht aus dem verdammten großſtädtiſchen Ceremonienweſen!“ rief Gebler aus. „Ich war der Madame Tarantel nicht Mannes genug, das leere Compliment allein nach Hauſe zu tragen. Die vornehme Kammerjungfer — denn ſo titulirt man ſie — mußte ſich mit auf den Weg machen.“

„Ach! ſie wird mich, trotz meiner Unſchuld, bei ihrer Herrſchaft tief in die Tinte bringen!“ ſeufzte Ortlieb.

„Ja, ſie hat eine Schwertzunge, gnädiger Herr! Drum will ich gleich hin und ihr den Wirrwar erklären, und ſie um Schweigen bitten. Aber ich bliebe, bei meiner Seele! lieber zu Hauſe. Man wandelt hier wahrlich nicht auf Roſen. Ich wurde vorhin von den unzähligen Carreten, die ins Kreuz und in die Quere nach der Comödie hinjagten, beinahe gerädert. Zur Zugabe fiel ich noch in etliche Rinnſteine, und ein paar junge Gaſſenteufel, die meinen Mantel unausſtehlich fanden, fragten mich keck, ob ich ihn vom Doctor Fauſt geerbt hätte. — O ihr Galgenvögel, ſagt' ich, redet nicht vom Doctor Fauſt! Den hat der Geier geholt, und euch wirds nicht beſſer gehen!“

Ortlieb meynte: es würde fruchtlos ſeyn, die geſtrenge Jungfer um Schonung anzuflehen, weil ſie vermuthlich ſchon verplaudert hätte. „Nein, nein!“ erwiederte Gebler mit fröhlichem Händereiben: „das mußte das Kammerkätzchen wohl bleiben laſſen! Fräulein Helene und die Schuldame fuhren vor meinen Augen in die Comödie oder ins Puppenſpiel, und kommen erſt nach drei Stunden zurück.“

Junker Ortlieb hörte ganz gelaſſen von ſeiner künftigen Gemahlin ſprechen, ohne daß es ihm einfiel, ſich ihre Geſtalt ein wenig beſchreiben zu laſſen. Ueber dieſe Steinkälte (die ſogar dem Kirchenlehrer Hieronymus an Jünglingen ein Aergerniß war) wunderte ſich Ortliebs grauer Diener ein Weilchen im Stillen, und begann hierauf mit ſüßlich geſpitztem Munde von ſelbſt: „Hören Sie, das Fräulein von Ellerbach iſt ſchrecklich ſchön! Ihr Geſicht ſtellen Sie ſich vor wie eine Schüſſel voll Milch, worin Roſen ſchwimmen; der Körper gleicht einer jungen ſchlanken Birke, und das ganze liebe Frauenzimmerchen iſt ſo gelenk und behende — wenn Sie mir dieſen Vergleich nicht ungnädig nehmen wollen — ſo gelenk und behende wie eine Eidechſe.“ —

Er lachte ſich über dieſes gelungene Conterfei ſelbſt Beifall zu.

„Aber die Schulhalterin“ — fuhr er mit rauherer Stimme und plötzlicher Verfinſterung ſeines Antlitzes fort — „die Schulhalterin gefällt mir nicht ein Bißchen. Sie iſt lang und hager, hat ein ernſthaftes Geſicht wie ein Leichenbitter, trägt ihre Habichtsnaſe ſehr hoch, und —“

„O halt Er ein!“ rief Ortlieb. „Ich fürchte mich ohnedieß ſchon genug.“

Um dieſe Furcht zu mäßigen, eilte Gebler fort in die Wohnung der ſchreckbaren Frau. Er kam aber bald und äußerſt mißlaunig zurück. „Es war ein Fleiſchergang!“ ſprach er. „Ich klingelt' am Vorhauſe; eine alte Köchin that mir auf; ich fragte: ob ich die Ehre haben könne, mit der Kammerjungfer ein Wörtchen zu ſprechen. Ei bewahre! ſagte der Aſchenbrödel mit einer Wichtigkeit, als wäre von einer Gräfin die Rede — ei bewahre, ſie iſt zu einer Freundin zum Thee gegangen. — Warum nicht gar gefahren! brummt' ich zwiſchen den Zähnen, und ging fort, ohne ihr eine gute Nacht zu wünſchen. Ich kann nun einmal das verfluchte Großthun nicht leiden!“ —

Siebenundzwanzigſtes Kapitel.

Ein kleines Abenteuer, wobei ſich der Schneidermeiſter als ein beherzter Mann zeigt.

Der fruchtloſe Gang ärgerte Geblern noch überdieß darum, weil unter Weges ſein Mantel, der durchaus in der Reſidenz kein Glück machte, von Hunden angefallen worden war, und einen beträchtlichen Hiatus bekommen hatte. „Sehn ſie nur den jämmerlichen Riß, gnädiger Herr! Iſt's nicht Sünd' und Schande, daß ſo viele Menſchen — ſich zum Vergnügen und Andern zum Verdruß — dergleichen Beſtien unterhalten und auf den Gaſſen herumtoben laſſen?"

„Das iſt freilich unrecht;" ſprach Ortlieb; „allein im Ganzen iſt der Hund ein nützliches Thier, und auf dem Lande, wegen nächtlicher Einbrüche, nicht zu entrathen."

„Aber wozu braucht man die unzähligen Kläffer in großen Städten?" fuhr Gebler hitzig fort. „Und gerade da muß jede Bettelfrau ihr Schooßhündchen haben!"

„Ei, wenn ſie es nur immer auf dem Schooße behielte!" ſagte der Junker.

„Dann möcht' es ſeyn!" verſetzte Gebler. „Doch die lieben Hündchen wohnen auf der Straße und beißen, wen ſie wollen. Es iſt unbegreiflich, daß man von oben herab dieſem Unfug nicht ſteuert. Man belegt die unentbehrlichſten Dinge mit Taxen und Abgaben: warum nicht die entbehrlichen Hunde?"

„Ich werde gelegentlich bei Hofe darüber ein Wörtchen fallen laſſen;" ſprach Ortlieb. „Indeſſen beſorg' Er mir eine gute Anzahl reinlicher Steine, die ich morgen, nach meines Vaters Rath, in die Taſche ſtecken und auf das Hundegeſchmeiß abfeuern will."

Ortlieb hatte, wegen der bevorſtehenden Unannehmlichkeiten des folgenden Tages (wobei die Hunde gar nicht in Rechnung kamen) eine ſchlafloſe Nacht; und drückte ihm bisweilen ein flüchtiger Schlummer die Augen zu, ſo ſtellte der hämiſche Traumgott die großnaſige Madame Tarantel vor ſein Bett, und ließ ihn derb von ihr ausſchelten. Helenen ſah er nicht. Gebler fand dieſe Träume, die ihm des Morgens erzählt wurden, ungemein bedenklich.

Gegen zehn Uhr trat Ortlieb, mit Steinen auf dem Herzen und in der Taſche, den ſauern Beſuchsweg an. Er belud die letztere ſo ſtark, daß Gebler beſorgte, ſie würde berſten; und er, ein Kunſtverſtändiger, war befugt, darüber zu urtheilen: aber der Junker ſetzte ſein Köpfchen auf und gab nicht den kleinſten Kieſel zurück. Er meynte, die Hunde würden ihm die Taſche bald erleichtern. Doch es war, als merkten die ſchlauen Thiere, was er gegen ſie im Schilde führte. Es begegneten ihm zwar viele, ſie beleidigten ihn aber nicht. Ein einziger Spitz verletzte das Gaſtrecht ſo gröblich, daß er ihm heimtückiſch in die Waden fiel. Da bekam er denn eine Handgranate auf den Pelz, und ergriff heulend die Flucht.

„Papa's Mittel iſt gut!" ſagte Ortlieb zu ſeinem Nachtreter und lachte über den fliehenden Spitz.

„Herr! warum ſteinigen Sie meinen Hund?" rief eine quäkende Stimme.

Er ſah ſich um. Dicht vor ihm ſtand ein junger Milchbart und ſtarrte ihn durch Brillengläſer an. Ortlieb, eingedenk der väterlichen Warnung, zog ſich mit großen Krebsſchritten zurück, ſchlüpfte in ein Haus, und warf die Thür hinter ſich zu. Das Bübchen verfolgte ihn mit einer dicken, knorrigen Keule, die einen Spazierſtock vorſtellen ſollte. „Laſſen Sie meinen Herrn ungehudelt!“ zürnte Gebler, und ſtellte ſich beherzt, ſo breit er war, vor die Thür. Es erhob ſich ein Streit, der viel Zuhörer, beſonders Barfüßer, verſammelte. Ortliebs Vertheidiger ſagte: der beißige Spitz habe den Steinwurf verdient. Des Spitzes Anwald verſetzte: er habe kein Beißen geſehen. „Das wäre des Henkers!“ ſprach Gebler. „Nicht geſehn? — So iſt Ihr Brillenmacher ein Spitzbube und hat Sie betrogen!“ Es ward gelacht. Der junge Herr hielt ihm ſeine herkuliſche Keule vor die Naſe. „Hängen Sie Ihrem Hunde den Knüttel an!“ rief Gebler und ſtieß den Fant zurück. Die Umſtehenden jubelten und klatſchten in die Hände. Da nun der Brillenträger ſah, daß ſein Gegner die Lacher auf ſeine Seite gebracht hatte, ſo zog er mit bebenden Schritten ab, und ein unmäßiges Hohngeſchrei der verſammelten Jugend folgte ihm nach.

„Ueber den dummen Jungen!“ ſagte Gebler zu einem bejahrten ehrbaren Herrn, der mit heitern Geſichtszügen unter den Zuſchauern ſtand. „Ein ſolches Knäbchen mit einer Brille gemahnt mich an die jungen Lämmer, denen man Brillen aufſetzt, um ſie vom Saugen zu entwöhnen[*].“ —

„Ein guter, paſſender Einfall!“ rief der alte Herr mit lautem Gelächter. „Man ſieht's Ihm gar nicht an, mein Freund, was für einen Schalk Er hinter den Ohren hat!“

---

[*] Ein Leder mit Stacheln, das man zu dem angeführten Behuf jungen Lämmern auf die Naſe bindet, wird in der Landwirthſchaft eine Brille genannt.

Gebler rieb ſich vergnügt die Hände und holte ſeinen Junker aus dem Verſteck hervor. Sie gelangten ohne weitern Anſtoß in die Wohnung der Madame Tarantel. Der Diener blieb unten im Hauſe; der Herr ſtieg ſeufzend die Treppe hinan. „Sind Ihro Gnaden da?“ ſagte die Kammerjungfer ſpitzig, indem ſie die Pförtnerin machte. „Verziehen Sie hier; ich werde Sie melden.“

Achtundzwanzigſtes Kapitel.

Ein ſcharfes Verhör, bei welchem Adelung und Goethe als Zeugen aufgerufen werden.

Ortlieb verwandte die viertelſtündige Contumaz, die er im Vorſaale halten mußte, theils zu Stoßſeufzern, theils zu heimlicher Wiederholung der Schutzrede, die er ſich auf den Nothfall, wegen des Backfiſches, ausgeſonnen hatte. Indeſſen kam die Kammerjungfer zurück, winkte ihm, war ſein vorſchwebender Leitſtern durch einige Zimmer, öffnete zuletzt eine Thür und gab ihm ein Zeichen, hineinzutreten.

Er ſtolperte über die Schwelle. Vier oder fünf Bologneſer Hündchen ſtürzten bellend aus einem andern, halb offnen Gemach auf ihn zu, umſprangen ihn von allen Seiten, zerrten und zupften an ſeinem Kleide, und thaten nicht anders, als wollten ſie ihn zerreißen. Er drehte ſich wie ein Kreiſel und wehrte mit dem Armhute die hitzigſten Angreifer von ſich ab. Deſſen ungeachtet ſetzten ſie die Feindſeligkeiten mit verdoppelter Erbitterung fort, und brachten auch ihn endlich ſo auf, daß er die Heiligkeit des Ortes vergaß und haſtig in die Taſche griff, um einen Steinhagel auf die böſen Kröten zu ſchleudern. Aber in dieſem Augenblicke begegnete ihm ein ſonderbares Unglück. Die Taſche — entweder durch die Zähne der Bologneſer verletzt oder überhaupt ihrer Bürde nicht länger gewachſen

— zerriß; ein praſſelnder Strom von Steinen, der den ſchwachen Damm des ſeidnen Rockfutters durchbrach, ergoß ſich auf den Fußboden; erſchrocken, als hätte der Donner eingeſchlagen, flohen die Hunde nach der Gegenthür, geriethen dort ihrer Herrin, der Madame Tarantel, die eben ſchnell heraus kam, unter die Beine, wurden getreten und erhoben ein Zetergeſchrei.

„Sie kündigen ſich auf eine wunderliche Weiſe hier an, Herr von Runenſtein!“ rief die Dame heftig und mit funkelnden Augen: denn höchſt ärgerlich war ihr das Leid, das ſie ihren kleinen Lieblingen zugefügt hatte. „Ich bitte Sie,“ — ſprach ſie etwas gemäßigter — „was ſoll dieſe Steinſaat? Wollen Sie ein zweiter Deukalion[*] werden?“

Ortlieb ſteckte vor Angſt einige Steine, die er von den Dielen aufgeleſen hatte, in die zerriſſene Taſche, und ſie kehrten ohne Aufenthalt nach den Dielen zurück. Madame Tarantel mußte lachen. „Sie erklären mir pantomimiſch, wie es mit der Steinſaat zuging;“ ſagte ſie: „nun möcht’ ich aber auch wiſſen, warum Sie dieſen Ballaſt einluden. Haben Sie ſich vielleicht wegen des geſtrigen Abends — Sie verſtehen mich! — dieſe Bußübung aufgelegt?“

„Ich habe nichts zu verbüßen;“ erwiederte Ortlieb. „Mein Papa hieß mir, immer Steine bei mir zu tragen, um mich damit gegen Straßenhunde zu wehren, und ich thue gern alles, was der Papa will.“

„Recht ſchön, daß Sie ein gehorſamer Sohn ſind!“

---

[*] Deukalion (der einer Ueberſchwemmung, die alle Bewohner der Urwelt vertilgt hatte, entgangen war) ſäete Steine, um die Erde wieder zu bevölkern, und es entſtanden daraus neue Menſchen, deren Nachkommen zum Theil noch jetzt an ihren harten Urſprung bisweilen erinnern.

ſprach Madame Tarantel. „Aber was Sie geſtern Abends thaten, hieß das Ihnen auch der Papa?“

„Ha! ich merke, Dero Kammerjungfer hat nicht reinen Mund gehalten!“ verſetzte der Junker. „Nun, es ſchadet nichts. Ich bin unſchuldig wie die Sonne am Himmel, und habe von dergleichen loſen Stadthändeln kaum einen Begriff. Es war ein dummer Streich des Hausknechts. Ich verlangte einen Backfiſch —“

„Nun alſo, Herr von Runenſtein! Sie geſtehen ja ſelbſt —“

„Was denn? Madame!“

„Daß Sie eine Perſon, deren Benennung meine Lippen nicht entweihen ſoll, zur Geſellſchaft begehrten.“

„Sie ſetzen mich in Erſtaunen, Madame!“ ſprach Ortlieb etwas aufgebracht, und darum beherzter. „Es herrſcht hier in der Reſidenz eine Sprachverwirrung, wie bei dem babyloniſchen Thurmbau. Ein Backfiſch und ein Mädchen — das ſind doch, bei meiner Seele, zwei verſchiedene Dinge. Wie iſt's möglich, ſie mit einander zu verwechſeln?“

„Das will ich Ihnen gedruckt zeigen, mein Herr!“

Sie ging in's Nebenzimmer, kam ſogleich mit einem Quartanten zurück und fragte: „Kennen Sie Adelungs Wörterbuch der hochdeutſchen Mundart?“

„Nein!“ antwortete der Junker verdrießlich. „Ich habe noch nie ein ſo großes Buch geſehn.“

„Dieß Werk iſt claſſiſch; ſeine Ausſprüche ſind von Gewicht;“ ſagte ſie. „Laſſen Sie uns das Wort Backfiſch aufſchlagen. Der Backfiſch — ſchreibt Adelung — iſt eine allgemeine Benennung aller derjenigen Fiſche, welche man in den Küchen lieber zu backen, als zu kochen pflegt.“

„Ganz recht!“ rief Ortlieb vergnügt. „Das klingt ja, wie aus meiner Seele geſchrieben! Einen ſolchen Fiſch hab' ich gemeint.“

„Triumphiren Sie nicht zu früh! Adelung fährt fort: Im Scherze nennt man ein junges Mädchen einen Backfiſch.“

„O, Sie ſpaſſen, werthe Madame! Steht das wirklich hier?“

Er ſah ins Buch und las: „Im Scherze nennt man in Niederſachſen ein junges, zum Heirathen noch nicht tüchtiges Mädchen einen Backfiſch.“ — Er ſchüttelte ſtutzig den Kopf und gab der Dame nicht undeutlich zu verſtehen, ſie habe beim Vorleſen ein Falſum begangen. „Hier ſteht: in Niederſachſen, blos in Niederſachſen? — Leben wir denn in Niederſachſen?“ —

„So viel ich weiß, nicht; aber Adelung hat auch in den beiden Punkten, die ich unterdrückte, ganz Unrecht. Das läßt ſich aus Goethe's Werken beweiſen. Die kennen Sie doch?“

„Ich kann mich nicht erinnern;“ ſagte Ortlieb mit kalter Gleichgültigkeit.

„Himmel! Sie ſind ein Deutſcher, wollen für einen gebildeten Deutſchen gelten, und haben Goethe's Schriften nicht geleſen!“ —

Ortlieb fand nicht für nöthig, ſich zu verantworten. Sie ging ins Beizimmer und brachte den fünften Band der Tübinger Ausgabe.

„Ah! dieß Buch iſt allerliebſt eingebunden!“ rief der Junker.

„Nebenſache!“ ſagte ſie mit einem verächtlichen Tone. „Im Schauſpiele Götz von Berlichingen —“

„Ha! den Mann kenn' ich!“ fiel Ortlieb ein. „Mein Papa beſitzt ſeine eiſerne Hand.“ —

„Kaum möglich!“ — ſprach Madame Tarantel. „Doch das bei Seite! — Im Schauſpiele Götz von Berlichingen ſagt ein ländlicher Bräutigam von ſeiner Braut: er habe den hübſchſten Backfiſch im Dorfe.* Dieſe Stelle widerlegt den Herrn Adelung. Franken, wo Götz von Berlichingen lebte, liegt bekanntlich nicht in Niederſachſen, und ein Mädchen, das einen Bräutigam hatte, mußte wohl zum Heirathen tüchtig ſeyn.“ —

Das ſollte man denken!“ verſetzte der Junker. „Doch auf dieſe Art ſcheint es, als hätte auch Herr Adelung Goethe's Werke nicht geleſen.“ —

„Sie ſagen in aller Unſchuld ein treffendes Wort!“ erwiederte ſie. „Geleſen mag er ſie wohl haben; es hat ihm nur nicht gefallen, in ſeinem Wörterbuche darauf gebührende Rückſicht zu nehmen.“ —

Mancher Leſer wundert ſich vielleicht, daß die Dame ſo vorbereitet war, eine lange und gelehrte Brühe über den Backfiſch zu gießen. Das ging aber natürlich zu. Als ſie Abends vorher aus der Comödie und die Kammerjungfer aus ihrer Theegeſellſchaft kam, erzählte die Letztere, was für ein verdächtiges Weſen ſie im Zimmer des Herrn von Runenſtein angetroffen hatte. Dieſen Bericht vernahm Helenens Erzieherin mit großem Mißfallen. Sie wünſchte, mehr Licht in der Sache zu bekommen; und da ſie vom Gaſtwirthe, den ſie perſönlich kannte, alle Umſtände genau zu erfahren hoffte, ſo ſchickte ſie noch gegen zehn Uhr, als Ortlieb und Gebler bereits zur Ruhe gegangen waren, die Kammerjungfer an Jenen ab. Er verhörte in ihrer Gegenwart den Hausknecht. Dieſer ſagte aus: der junge Cavalier habe einen Backfiſch mit ſolcher Heimlichkeit beſtellt, wie wohl kein anderer vernünftiger Menſch ein Küchengericht fordern würde, und er, Referent, glaube daher noch immer, der junge Herr habe Anfangs wirklich ein böſes Lüſtchen gehabt, und ſey nur nachher durch irgend einen Umſtand auf beſſere Gedanken gebracht worden.

---

* Goethe's Werke. fünfter Band. S. 76.

Die Kammerjungfer rapportirte das alles getreulich. Madame Tarantel erinnerte ſich, daß ihr vor Kurzem im Theater, bei Vorſtellung des Götz von Berlichingen, die ungewöhnliche Nebenbedeutung des oft erwähnten Wortes vorgekommen war. Sie ſuchte und fand die Stelle, verglich ſie mit dem Wörterbuche, und war übrigens eben ſo mißtrauiſch, als Chriſtoph, gegen den ſchuldloſen Junker. Aufrichtig entdeckte ſie ihm, daß ſie ſeinetwegen im Gaſthofe hatte nachforſchen laſſen, und erklärte zuletzt: er müſſe vor der Hand auf das Vergnügen, dem Fräulein von Ellerbach aufzuwarten, verzichten. „Das liebe Mädchen iſt mir auf die Seele gebunden;“ ſagte ſie. „Ich muß den geſtrigen Vorfall nach Bärenfels melden und von dorther weitere Anordnung erwarten.“

Beſtürzt empfahl ſich Ortlieb und hinterließ der feindlichen Kammerjungfer die Erndte der Steine, die er geſäet hatte.

Neunundzwanzigſtes Kapitel.

Unſer Junker iſt in Gefahr, ſich zu verlieben, wird aber noch wie ein Brand aus dem Feuer geriſſen.

Gebler entſetzte ſich über den unglücklichen Ausſchlag des Beſuchs. Er verwünſchte die Kammerjungfer, und ſprach dem Hausknecht das Urtheil: er ſolle beim Abzug aus dem Gaſthofe kein Trinkgeld bekommen. Indem er ſich ſo ereiferte, fiel ihm die zerriſſene Taſche in die Augen. Ortlieb geſtand ihm, daß er ihr Schickſal richtig vorausgeſagt habe. „So geht's, gnädiger Herr, wenn man den guten Rath eines alten, treuen Dieners verachtet!“ rief Gebler. Er zog zugleich ein beinernes Etui, worin ſich Nadeln, Zwirn und andere kleine Schneidergeräthſchaften befanden, aus der Tiefe ſeiner Weſte hervor, und nähte auf der Stelle das Unterfutter, das in Fetzen über den Saum des Kleides herabhing, mit flüchtigen Stichen zuſammen.

Bei dieſer Arbeit betraf ihn die Kammerjungfer, die eben die Treppe herabkam und Ortliebs Steine in der Schürze trug, um ſie auf den Hof zu werfen. Sie raſſelte damit wie ein Poltergeiſt, und brach in ein unverſchämtes Gelächter aus, als ſie ſah, daß der Schneidermeiſter ſeine Werkſtatt hier aufgeſchlagen hatte. „Schon gut, Mamſell!“ fuhr er ſie an. „Es iſt noch nicht aller Tage Abend. Wer zuletzt lacht, der lacht am beſten.“ —

So ſchalt er ihr nach in den Hof, ſchnitt geſchwind den Faden ab, und entwich mit ſeinem Herrn aus dem Hauſe, um die Rückkunft des ſchnippiſchen Märchens nicht abzuwarten.

Vater Runenſtein hatte befohlen, den Gaſthof ſobald als möglich mit einer Wohnung in einem ehrbaren Privathauſe zu vertauſchen. In dieſer Abſicht durchſtrichen Ortlieb und Gebler, nach eingenommener Mahlzeit, einen beträchtlichen Theil der Stadt. Sie gingen in mehr als zwanzig Häuſer, ehe ſie ein erwünſchtes Unterkommen fanden. Ortlieb trug nachher die Geſchichte dieſer Wanderung in ſein Tagebuch ein. Wir wollen etwas davon ausheben, uns aber hier und da erlauben, die überflüſſigen Ranken ſeines weitſchweifigen Styls zu beſchneiden.

Nro. 1. Eine geſchminkte Dame, deren Geſicht zwanzig Jahre jünger war, als ſie ſelbſt, führte mich in ein Prachtzimmer, worin ein herrliches Sopha ſtand. Ich ſetzte mich zur Probe darauf; es war mit den trefflichſten Stahlfedern verſehen. Dieſer Bequemlichkeit mich erfreuend, fragte ich nach dem monatlichen Miethpreiſe. „Zwei Louisd'or,“ antwortete ſie; „aber rauchen Sie Tabak?“ — „O, recht ſtark!“ ſagte ich, weil ſie in einem Tone fragte, als ob ſie ſich recht nach Tabaksrauch ſehnte, und keinen andern Miethmann, als einen tapfern Schmaucher, annehmen wollte. Allein ſie rümpfte die Naſe und complimentirte mich zum Zimmer hinaus.

Nro. 2. Die Vermietherin war eine alte Matrone von Stande, doch unſauber gekleidet. Der Geiz ſah ihr aus den Augen, und ihre dürren Finger ſchienen mir länger, als andere Menſchen ſie haben. Das Canapee — [illegible]rnach ich immer zuerſt ſehe — war nur mit Heu geſtopft. Ich rügte das. „Die Zeiten ſind ſchlecht,“ ſagte ſie; „und mit den theuern Roßhaaren füttert man doch nur die Motten.“ Das Bett machte von weitem eine gute Miene; als ich es aber näher unterſuchte, griff es ſich ſonderbar an. „Sie werden recht geſund darauf ſchlafen; ſagte die Dame. Die Ausdünſtung der Federn iſt ſchädlich.“ — Kurz, das gerühmte Bett war — ein Luftbett von ſtarkem Leder, mit eingenähten hölzernen Röhren, durch die es, mittelſt eines Blaſebalgs, aufgeſchwellt wurde. Die Oeffnungen der Röhren waren durch Zapfen geſchloſſen. Ich zog einen heraus; der hohe Luftbau ſank platt zuſammen. „Gehorſamer Diener, Madame!“

Nro. 3. Mein Unſtern führte mich wieder zu einer Geizigen. Kein Canapee, aber ein ſolides Bett. „Sind Sie gewohnt, auf dem Bette Mittagsruhe zu halten?“ — „Nach advenant; beſonders da, wo kein Sopha vorhanden iſt.“ — „Gut, mein wertheſter Herr, ſo zahlen Sie doppelte Bettmiethe.“ — „Warum das?“ „Ich verleihe meine Betten bloß zur Nachtruhe, und laſſe mir immer einen ſchriftlichen Revers ausſtellen, daß man bei Tage keinen Gebrauch davon machen will. Außerdem wird doppelt bezahlt.“ — „Gehorſamer Diener, Madame!“

Nro. 4. „Wer ſind Sie? wie heißen Sie? was treiben Sie für Geſchäfte? wie lange werden Sie ſich hier aufhalten?“ rief mir ein Dickbauch, ohne Berührung ſeiner Nachtmütze, donnernd entgegen. Ho! ho! du Grobian, dacht' ich, du wärſt ein Mann für meinen Papa! — und ſtumm zog ich mich zurück.

Nro. 5. Ein leidliches Zimmer, aber unleidliche Hausgenoſſen. Rechts ein Waldhornbläſer; links eine Singeſchule; im obern Stock ein öffentlicher Tanzboden; im Erdgeſchoß auf der einen Seite eine Schmiede; auf der andern eine Herberge voll betrunkener Handwerksgeſellen.

„Wird oft hier getanzt?“ fragte ich mit einer ſchlaufreundlichen Miene. „Beinahe täglich;“ antwortete raſch die muntere Wirthin, weil ſie wahrſcheinlich glaubte, ich wolle dieſe nahen Bälle beſuchen. „Der Schmied iſt wohl ein ſehr fleißiger Mann?“ — „Sehr fleißig! Er ſteht ſchon Morgens um vier Uhr mit ſeinen fünf Geſellen vor den Amboßen.“ — „Und die wackern Burſche?“ — „Singen oft die ganze Nacht luſtige Lieder.“ — „Gott bewahre mich! da kann nur ein Todter hier ſchlafen. Adieu.“

NB. Ich bin in meinem Leben noch nicht ſo liſtig geweſen.

Nro. 6. Eine adelige Wittwe — und Mutter ſieben unverheiratheter Töchter von ſechzehn bis fünf und zwanzig Jahren — ſah mir's gleich an, daß ich ein Edelmann war, und es half kein Läugnen, ich mußte meinen Namen geſtehen. Da rief ſie, wie eine Gluckhenne ihre Küchlein, die Mädchen zuſammen, ſtellte ſie mir vor, und rühmte mir alle zur geſelligen Unterhaltung dienenden Talente und Künſte derſelben. „Auguſte ſpielt den Flügel, Thereſe die Harfe, Agnes die Guitarre, Ottilie ſingt und declamirt, Kunigunde iſt eine Meiſterin in Räthſeln und Charaden, Mathilde macht aus dem Stegreif die zierlichſten Verſe, und Korinne ſpielt Schach.“ — Die Fräulein errötheten; einige ſchlugen die Augen nieder; die jüngſten verſteckten ſich hinter einander. Mama winkte; ſie mußten ſich vor mir gleichſam in Parade ſtellen. Es waren allerliebſte Geſichtchen darunter. Ich fühlte ein gewiſſes, ich weiß nicht was, das ich vorher nie empfunden hatte. Wie berauſcht küßte ich die Reihe herum ſieben alabaſterne Händchen; aber auch ſiebenmal zupfte mich Gebler hinten am Rocke, und immer ſtärker und ſtärker. Ich wandte mich endlich; er hatte fingerdicke Runzeln auf der Stirn und flüſterte mir ins Ohr: „Miethen Sie hier nicht, bei Leibe nicht!“ Unbegreiflich war mir ſeine Abmahnung; doch ich hatte nicht den Muth, ſie in den Wind zu ſchlagen. Ich bat alſo mit Zittern und Zagen die gnädige Frau um Geſtattung einer kurzen Bedenkzeit. „Warum wollen Sie ſich bedenken?“ ſagte ſie. „Dünkt Ihnen für dieſe zwei netten Zimmer der gefoderte Preis von vier Louisd'or zu viel, ſo verliere ich gern die Hälfte, um einen werthen Hausfreund zu gewinnen.“ — Gebler zerrte mir beinahe das Kleid vom Leibe. Ich wiederholte mein Geſuch um Bedenkzeit. „Nach Ihrem Belieben!“ ſagte die Mutter der ſchönen Töchter, und entließ mich mit Kaltſinn.

„Aber zum Henker! was hat Er denn?“ fuhr ich auf der Treppe Geblern an. „Warum ſoll ich hier nicht einmiethen?“

„O, das wäre gefährlich!“ ſprach er, und hob die Hände hoch empor. „Sahn Sie nicht, wie es die Alte darauf anlegte, Ihnen das Seil über den Kopf zu werfen; Sie will gern eine von ihren Prinzeſſinnen unter die Haube bringen; aber Sie, gnädiger Herr, haben ja ſchon eine Braut! Wie leicht könnten Sie ſich hier, in täglicher Geſellſchaft der ſieben Schweſtern, mit einer recht böſen Sieben verplämpern! Die Zahl Sieben iſt eine unglückliche Zahl, und man muß ſie fliehen, wo man nur kann.“ —

Dreißigſtes Kapitel.

Die Einſiedelei in der Mitte einer volkreichen Hauptſtadt.

Genug aus dem Tagebuche! Die Quartierſucher wanderten noch in viele andere Häuſer, wo Zimmer zu vermiethen waren, und überall fanden ſie Steine des Anſtoßes. Endlich kamen ſie an ein ſchönes, großes Gebäude, worin ſich ſelbſt Vater Arbogaſt ohne Bedenken eine Wohnung gewählt hätte. Es ſah mit dreißig Augen oder — um der Proſa getreu zu bleiben — es hatte dreißig Fenſter nach der Straße heraus; doch alle waren dicht verhangen; nirgend zeigte ſich eine Spur von Leben. „Hier mag es wohl ſpuken;“ ſagte Gebler: „das Haus ſteht ganz öde.“ — Doch es war heller Tag; ſie klingelten ohne Furcht. Die Pforte öffnete und ſchloß ſich wie von ſelbſt; kein Pförtner war ſichtbar. So fanden ſie bis in den dritten Stock hinauf noch drei Thüren, die ſich auf gleiche Art ihnen aufthaten. Hausflur und Treppe waren rein wie Schnee. Gebler ging, aus Ehrfurcht gegen dieſe Sauberkeit, bloß auf den Zehen.

Hinter der vierten Thüre, die aus ſtarken Eiſenſtäben bereitet war, lauſchte ein ſilberhäriger Greis in einem ſeidnen Schlafrocke. Er fragte durch’s Schutzgitter die Fremdlinge nach ihrem Anbringen. Sie ſagten es ihm. „Sind Sie vom Lande?“ fragte er weiter. Ortlieb geſtand es ſchüchtern. „Das freut mich!“ rief Jener. „Sie ſind mir deßhalb doppelt willkommen.“

Herr Uhrmann — dieß war der Name des Alten — ſchloß nun die eiſerne Thür auf und nöthigte die Gäſte in ſein Wohnzimmer, in welchem die ängſtlichſte Ordnung herrſchte. Winkel- und wagerecht ſtanden die Stühle nach der Richtſchnur geſtellt; ihre Entfernung von einander war mit dem Zirkel gemeſſen; und hätte man auf den ſämmtlichen ſpiegelblanken Geräthſchaften oder auf dem Fußboden mit dem größten Fleiß ein Stäubchen geſucht, es wäre nicht zu finden geweſen.

„Ich bin ein Stadteremit,“ — begann Herr Uhrmann — „ich habe ſeit zwanzig Jahren keinen Baum und kein Gras geſehen, und faſt eben ſo lange bewohnte ich dieſes geräumige Haus ganz allein. Doch der Krieg, der alles aus den Angeln der Gewohnheit und Ordnung hebt, zwang auch mir bewaffnete Hausgenoſſen auf. Ich überließ ihnen das Erdgeſchoß, und gab mit vollen Händen, was ſie verlangten, und mehr als ſie verlangten, um hinter meinen vier Thüren vor ihnen Ruhe zu haben. Sie führten ſich erträglich auf, und bei dieſer Gelegenheit gewöhnt' ich mich, einen Theil meines Hauſes fremden Perſonen zu überlaſſen. Ich hätte das zwar nicht nöthig; doch ich bin ein ſcharfer Rechner. Mein Haus, das mir Kriegslaſten auf den Hals zog, muß mir nun auch die Nachwehen überſtehn helfen.“

Er bot hierauf dem Junker das ganze Parterre für einen nach Verhältniß des Raumes mäßigen Zins an.

Ortlieb ſchlug dieſen Antrag aus. „Mein Papa,“ ſprach er, „hat mir ausdrücklich unterſagt, auf ebener Erde zu wohnen, weil man da dem Anlauf des Straßenpöbels, der Bettler, der Diebe, und tauſend andern Ungemächlichkeiten ausgeſetzt ſeyn ſoll.“

„Das iſt wahr;“ ſagte Herr Uhrmann: „und es nimmt mich ganz für Sie ein, daß Sie in einer ſolchen Schule der Vorſicht erzogen ſind. In dieſer Rückſicht ſteht Ihnen die Hälfte des Stocks, den ich ſelbſt bewohne, zu Dienſten, wenn ſie ſich nach den unabänderlichen Geſetzen meines Hauſes bequemen wollen. Es wird im Winter und im Sommer Abends um acht Uhr, wie eine Feſtung, geſchloſſen; aller Ein- und Ausgang hört auf, und findet erſt des Morgens um acht Uhr wieder Statt. Hausſchlüſſel für Miether ſind bei mir nicht gewöhnlich. — Kleider und Schuhe werden im Hofe gereiniget, und auch dort die Haare gepudert. — Hunde, Katzen, Vögel, und überhaupt alle andere Thiere, dürfen mein Haus nicht in eine Arche Noahs verwandeln. — Muſik, Schmauſerei, Trinkgelag, Zank und Streit, kurz, alles Getöſe, iſt mit der Stille dieſer Mauern unverträglich und muß unterbleiben.“

Der Geſetzgeber fuhr noch weiter fort; da wir aber ſammt und ſonders bei ihm nicht einmiethen werden, ſo iſt es unnöthig, alle ſeine Gebote zu wiſſen. Ortlieb unterwarf ſich ihnen, verſprach pünktlichen Gehorſam, und zog des folgenden Tages mit Sack und Pack ein, weil es der nahe Thorſchluß nicht eher erlaubte.

Einunddreißigſtes Kapitel.

Ein kleiner Sündenfall, von unangenehmen Folgen begleitet.

Ortlieb befand ſich in ſeiner neuen Wohnung vortrefflich. Sie enthielt unter andern Bequemlichkeiten ein ſtattliches Sopha, auf dem er einige Tage von ſeinen bisherigen Ermüdungen ausruhte. Auch Herr Uhrmann war mit ſeinen Nachbarn zufrieden. Nur Geblers Stiefeln lärmten ihm zu viel. Sie waren zwar nicht — wie es jetzt in Paris Mode iſt — mit ſilbernen Platten, in Geſtalt eines Hufeiſens belegt, aber mit eiſernen Nägeln beſchlagen, die ſich nicht auf den Kopf treten ließen, ohne darüber ſehr laut zu werden. Von dieſem unlieblichen Getrampel befreite ſich Herr Uhrmann durch ein Paar leichte, mit Filz beſohlte Pantoffeln, die er Geblern mit der Bedingung ſchenkte, ſie fort und fort im Hauſe zu tragen. Das that der gutwillige Schneidermeiſter recht gern, und trieb ſeine Gefälligkeit ſo weit, daß er allezeit, wenn er aus- und einging, an der Hausthüre Relais machte und ſeine Fußbekleidung dort wechſelte.

Nach drei oder vier in weichlicher Ruhe verträumten Tagen dachte Junker Ortlieb wieder ernſtlich daran, warum er ſich eigentlich in der Reſidenz befand. Im Hauſe der Madame Tarantel war freilich jetzt nichts auszurichten; aber er ſollte ſich auch um eine Hofſtelle bewerben und in dieſer Abſicht dem Oberhofmarſchall ein Empfehlungsſchreiben des Herrn von Ellerbach perſönlich übergeben. Ein ſchwerer Gang! Doch er mußte gethan werden. Gebler begleitete ſeinen Herrn in des Oberhofmarſchalls Palaſt. An der Schwelle des Vorzimmers überzog er ihm, nach Vater Arbogaſts Gebot, die Sohlen der neuen Schuhe mit einer dicken Rinde von Kreide, und wünſchte ihm zu ſeinem Vorhaben Glück und Segen.

Furchtſam trat Ortlieb ins Vorgemach und verbeugte ſich rechts und links gegen ein halbes Dutzend anweſender Bortenröcke. Sie blieben mit eingeſchlagenen Armen in ſtolzer Ruhe ſitzen und dankten ihm nicht. Er wickelte, von ihnen behohnlächelt, das Empfehlungſchreiben aus einem ſeidenen Taſchentuche heraus, reichte es in einer demüthigen Stellung dem nächſten Müßigſitzer, und gab dabei mit zitternder Stimme zu vernehmen, daß er Sr. Excellenz in Unterthänigkeit aufzuwarten wünſche. Der übermüthige Lakei beſann ſich ein wenig, eh' es ihm gefiel, ſeine träge Hand zur Annahme des Briefes zu bewegen. Dann las er mit Gemächlichkeit die Aufſchrift, beſah das Siegel, fragte den Junker nach ſeinem Namen, erhob ſich gähnend, ging mit dem Briefe fort, kam bald ohne denſelben zurück, und ſetzte ſich ſtumm wieder an ſeinen Platz.

Nach einer vollen und für unſern Ortlieb äußerſt unluſtigen Viertelſtunde erſchien [illegible] feierliche Geſtalt eines betagten Kammerdieners im Vorſaale, führte den Supplicanten ins Audienzgemach, erſuchte ihn, des Herrn Oberhofmarſchalls Excellenz hier zu erwarten, und trat mit einer Verbeugung ab.

Ortlieb ſtand wie eine Bildſäule an der Thüre und liebäugelte mit einem Sopha, das, mit Sammt bekleidet, an Schönheit alle übertraf, die er jemals geſehen hatte.

Er ſehnte ſich darnach wie Eva nach der Frucht des verbotenen Baumes: denn dieſer Frucht glich das Sopha, weil ihn ſein Vater vor weichen Polſtern höchlich gewarnt hatte. Aber ſeine unbezwingliche Lüſternheit machte ihn zu einem Caſuiſten. Er beleuchtete und prüfte den gegenwärtigen Gewiſſensfall von allen Seiten und zog folgenden Schluß: „Papa ſchrieb in ſeinem Sittenbüchlein: „„Setze dich in Geſellſchaften auf kein Sopha."" — Hier aber iſt keine Geſellſchaft: alſo darf ich mich auf dieß Sopha ſetzen." —

Er ſteuerte ſofort darauf los. Der Spiegel des getäfelten Fußbodens ſchreckte ihn nicht: er verließ ſich auf ſeine gekreideten Sohlen. Doch Gebler hatte des Guten zu viel gethan. Jeder Schritt zeichnete Ortliebs Fußſtapfen auf das braune Parkett. Allein auch dieſer verrätheriſche Umſtand hielt ihn von ſeinem Vorſatz nicht ab. Er verwiſchte von Schritt zu Schritt ſeine Fährte mit dem Schnupftuche und kam langſam, doch glücklich auf's Sopha. Hier ſaß er nun wie in Abrahams Schooße, drückte ſich behaglich in einen Winkel und dachte: wenn du das geringſte Geräuſch hörſt, ſo ſpringſt du auf! Aber nach wenigen Minuten vergingen ihm alle Gedanken: er ſchlief ein.

Der Oberhofmarſchall (der eben das ominöſe Geſchäft des Anordnens der [illegible]auer um eine fremde fürſtliche Perſon abzumachen hatte) ließ ihn eine halbe Stunde ruhig ſchlummern. Als endlich die Beſchaffenheit und Dauer der Pleureuſen und ſchwarzen Hauben entſchieden war, begab er ſich aus ſeinem Kabinet ins Audienzzimmer. Ortlieb, der allenfalls in die Geſellſchaft der Siebenſchläfer gepaßt hätte, erwachte nicht. Der Oberhofmarſchall — mit einiger Augenſchwäche behaftet, und dennoch ein

Feind der Brillen — wunderte ſich bei ſeinem Eintritt, daß der Supplicant ſo unbeweglich auf dem Sopha (wohin er überhaupt noch gar nicht gehörte) ſitzen blieb. Se. Excellenz bewegte ſich näher hin und ſah mit dem höchſten Erſtaunen nicht nur des Junkers Augen feſt geſchloſſen, ſondern hörte ſogar ihn leiſe ſchnarchen. Er ſchüttelte mit großem Mißfallen den Kopf, und verſuchte, durch gelindes Räuſpern und Huſten den Schläfer zu wecken. Würde und Anſtand erlaubten nicht mehr; und da dieſes ſanfte Ermunterungsmittel nicht anſchlug, ſo verließ der beleidigte Hofmann mit Unwillen das Zimmer und befahl ſeinem Kammerdiener, den Uſurpator des Sophas zu entthronen.

Der ſteife Kämmerling eilte mit dienſtfertigen Schritten ins Audienzgemach und rüttelte gewaltſam den Schlafratz. Dieſer ſchlug die Augen weit auf, ſah ſcheu umher, und konnte ſich nicht beſinnen, wo er war. „Um Gottes Willen, was machen Sie!“ ſagte der Kammerdiener. „Se. Excellenz waren hier, wollten Ihnen Gehör geben und zogen ſich, weil Sie ſchliefen, ungnädig zurück.“

„Ich bitte tauſendmal um Verzeihung;“ ſprach Ortlieb und taumelte empor. „Belieben Sie dem Herrn Oberhofmarſchall zu melden, daß ich jetzt wache.“

„Für heute iſt nun an keine Audienz zu denken;“ verſetzte der Kammerdiener. „Laſſen Sie den Zorn Sr. Excellenz einige Tage verkühlen und kommen Sie dann, wenn Sie einmal recht ausgeſchlafen haben, gefälligſt wieder.“

Zweiunddreißigſtes Kapitel.

Der Schneidermeiſter macht unerwartet eine angenehme Bekanntſchaft.

Was lange währt, wird gut! dachte Gebler, als ſich die Wiederkunft ſeines jungen Herrn über eine Stunde verzog. Endlich ſah er ihn die breite Treppe langſam herab ſteigen. „Nun, haben Sie den Kammerherrn in der Taſche?“ rief er ihm mit fliegenden Armen entgegen. „Noch nicht, aber die beſten Hoffnungen;“ wiſperte der Junker und zwang ſich ein heiteres Geſicht auf. Es war ihm unmöglich, ſeinem theilnehmenden Diener zu geſtehen, daß er die Audienz verſchlafen hatte.

Sein Mißgeſchick ſetzte ihn auf ſolche Art ganz außer Thätigkeit, und aus Verdruß beſchloß er, in den erſten vierzehn Tagen keinen Schritt zu thun, der ihn dem Hofe oder dem Hochzeitbette näher bringen könnte. Das dringendſte Geſchäft war ein Brief ins väterliche Haus, der ihm nicht leicht ward, weil er ſeine begangenen Fehler künſtlich bemänteln mußte. Die Geſchichte mit dem Backfiſch erzählte er ziemlich getreu; doch das Schläfchen, das er im Audienzzimmer des Oberhofmarſchalls gemacht hatte, verſchwieg er und half ſich mit der Nothlüge, er habe bis jetzt Sr. Excellenz wegen des täglichen Zudrangs anderer Hofierer noch nicht aufwarten können.

Als der Brief fertig und zuſammengelegt war, ward er, nach Vater Arbogaſts Weiſe, mit einer zarten ſeidenen Schnur durchzogen und dreifach petſchirt. Gebler trug ihn auf die Poſt, blieb lange aus, und da er zurück kam, war er ungemein fröhlichen Angeſichts und ſchien ein wenig zu taumeln.

„Was iſt Ihm?“ fragte Ortlieb. „Er thut ja, als wär's im Oberſtübchen nicht richtig.“

„Beinahe, gnädiger Herr!“ antwortete Gebler. „Ein Unbekannter, den ich in meinem Leben nicht geſehen habe, tractirte mich mit einer Flaſche Wein; und wie ſich das fügte, will ich Ihnen erzählen. Als ich vorhin auf die Poſt ging, kam nicht weit von unſerm Hauſe ein Fremder an mich heran und fragte höflich nach einer Straße, die ich ihm nicht nachweiſen konnte. Bei dieſer Gelegenheit fielen ſeine Augen auf Ihren Brief. Er wunderte ſich über die ſeidene Naht und die vielen Siegel und bat mich um Erlaubniß, dieſe vorſichtigen Anſtalten näher zu betrachten. Mißtrauiſch hielt ich den Brief mit beiden Händen, und ſo beſah er ihn hinten und vorn. Er machte viel Weſens von der Künſtlichkeit der Befeſtigung; er freute ſich, daß er etwas Neues und Nützliches gelernt hätte, und aus Erkenntlichkeit nöthigte er mich, als ich den Brief auf die Poſt gegeben hatte, in ein Weinhaus. Da ließ er denn ein gutes Tröpfchen einſchenken und fand ſolch Gefallen an mir, daß er mich beim Abſchiede bat, morgen um dieſelbe Stunde wieder ſein Gaſt zu ſeyn.“ —

„Curios!“ ſagte Ortlieb. „Wenn nur nicht etwa der wohlthätige Weinengel ein Gauner iſt, der auf Betrug ausgeht.“

„Ho! ho!“ rief Gebler: „wäre das ſeine Abſicht, ſo driſcht er bei mir leeres Stroh. Ich trinke, wenn er will, das Königſteiner Weinfaß mit ihm aus, und er ſoll dafür nicht meinen ſchlechteſten Rockknopf erhaſchen.“

So getroſt ging er des folgenden Tages wieder zu Weine. Er kam noch luſtiger als das erſte Mal zurück, und war von ſeinem neuen Freunde ganz bezaubert. „Ein ſcharmanter Mann!“ ſprach er. „Auch muß er Batzen haben; denn er zehrt hier von der Schnur, und hängt blos dem Vergnügen nach. Ich bat um ſeinen werthen Namen, und da erfuhr ich denn, daß er Niemand heißt.“

Das alles ließ Ortlieb an ſeinen Ort geſtellt ſeyn.

Einige Tage nachher ging er mit Geblern aus. Als ſie kaum den Fuß über die Schwelle geſetzt hatten, tipſte der Schneidermeiſter ſeinen Herrn von hinten auf die Schulter und ſagte leiſe: „Da kommt Herr Niemand!“ — Es war ein wohlgekleideter Mann von ungefähr dreißig Jahren. Er grüßte im Vorbeigehen den Junker mit Anſtand, winkte ſeinem Freunde mit den Augen, und beſprach ſich in einiger Entfernung mit ihm. „Der Mann iſt ordentlich in mich verliebt!“ ſagte Gebler nachher. „Er hat mich ſchon wieder auf morgen ins Weinhaus eingeladen.“

Dießmal ſetzte Herr Niemand ſeiner wunderbaren geſelligen Neigung zu dem trocknen Schneider dadurch die Krone auf, daß er mit ihm Brüderſchaft trank. Der ernſthafte Meiſter geſtand: er habe ſich in ſeinen Jahren zu dieſer burſchirenden Vertraulichkeit ungern entſchloſſen, und mit Widerwillen nur nachgegeben, um ſeinen freigebigen Freund nicht zu beleidigen.

Dreiunddreißigſtes Kapitel.

Ortlieb erhält verdrießliche Briefe, und wird von einem Grobian aus dem Bette geſtäubert.

Geblers Trinkfeſte dauerten fort. Sein Dutzbruder begnügte ſich in der Folge nicht mehr, ihn zufällig auf der Straße zu finden; er kam, wenn er bei einem Glaſe Wein mit ihm ſchwatzen wollte, ins Uhrmanniſche Haus und führte ihn mit ſich hinweg, oder beſtellte ihn auf eine gewiſſe Stunde. Ortlieb, mehr Freund als Gebieter, gönnte und erlaubte ſeinem alten Getreuen dieſe Ergötzlichkeiten; er ſelbſt aber hatte von allen Seiten nichts als Verdruß.

Einſt, als er ſich eben mit lebhafter Eßbegierde zu Tiſch ſetzen wollte, erhielt er folgende Zuſchrift:

„Mein Herr von Runenſtein, es hat Ihnen geſtern beliebt, einen Brief an Fräulein von Ellerbach in meine Wohnung zu ſenden: da aber aus bekannten Urſachen für jetzt keine Correſpondenz Statt finden kann, ſo habe ich ihn unentſiegelt dem Vulkan geopfert. Dieß zur Nachricht von

Ihrer ehrendienſtergebenen
Rebecka Tarantel."

Er las mit großen Augen; er las wiederholt. Die Kammerjungfer wartete auf Antwort. „Es iſt mir gleichgültig," — ſprach er nach einigem Beſinnen ziemlich herzhaſt — „ſehr gleichgültig iſt es mir, daß Madame Tarantel dem Vulkan ein Opfer gebracht hat. Der Brief war nicht von mir; das betheuere ich bei meiner Ehre.“

„Still, ſtill!“ ſagte die Kammerjungfer. „Sollte man das glauben, ſo müßte den Brief nicht Ihr alter Bedienter gebracht haben. Den kenn' ich an ſeinem Mantel wie einen Dreier!“

Ortlieb wollte Geblern rufen und mit ihr confrontiren; aber huſch! war ſie fort.

Drei Tage darauf kam ſie abermal, und wieder ein Brief.

„Ich verbitte künftig Serenaden vor meiner Wohnung. „Sie ſetzten dadurch in der vorigen Nacht die ganze Straße „in Bewegung. Wollen Sie Fräulein Helenen in einen „übeln Ruf bringen? Den Brief haben Sie abgeläugnet; „aber bei dem Ständchen dürfen Sie mir dieſe Ausflucht „nicht bieten. Ich ſah Sie, mit meinen eigenen Augen „ſah ich Sie und Ihren alten Diener an der Spitze der „Muſikanten. Himmel! wer hätte das in Ihnen geſucht!

Rebecka Tarantel.“

„Mamſell, das wird mir zu bunt!“ fuhr Ortlieb auf. „Madame ſcherzt entweder mit mir, oder die Serenade muß ein teufliſches Blendwerk geweſen ſeyn. Um welche Stunde ſoll ich ſie denn eigentlich gebracht haben?“

„Wunderbare Frage!“ verſetzte die Kammerjungfer. „Das wiſſen Sie doch ſelbſt! Sie ſtanden ja in Lebensgröße vor den Muſikanten, und traten mit dem Fuße den Takt. Es war in der vorigen Nacht zwiſchen eilf und zwölf Uhr.“ —

„Das iſt mir lächerlich!“ ſprach der Junker. „Um dieſe Zeit bin ich immer, wie ein Gefangener, hier eingeſchloſſen. Das muß mir im Nothfall mein Hauswirth vor Gericht bezeugen.“

„Wir glauben unſern Augen mehr!“ ſagte die Kammerjungfer, und wiſchte fort.

Wenige Tage nachher gab es einen noch ſchlimmern Auftritt.

Eines Morgens um vier Uhr ward die Hausklingel heftig gezogen. Herr Uhrmann erwachte, wunderte ſich, machte jedoch keine Anſtalt, ſein Pförtneramt zu verwalten, weil er das nie früher als um acht Uhr that.

Die Glocke lärmte indeſſen eine Viertelſtunde lang immer ſtärker; dann ward die Hausthür mit Händen und Füßen bearbeitet, eine Menge kleiner Steine an die Fenſter geworfen, und dabei aus vollem Halſe gerufen: „Herr von Runenſtein! Herr von Runenſtein!“ So ſtieg der Lärm, bis Uhrmann, um ſein Haus vor Verwüſtungen zu retten, den Stürmer hereinließ. Es war ein gemeiner Menſch; er verlangte, den Herrn von Runenſtein augenblicklich zu ſprechen; der Junker mußte geweckt werden. „Sie ſind mir ein ſchöner Kunde!“ fuhr Jener auf ihn los. „Ich leihe Ihnen ein junges, ſchönes Pferd, das ein König reiten könnte, und Sie ſchicken mir eine alte, blinde und lahme Kracke zurück!“ — Ortlieb ſtarrte ihn an und raunte ſeinem Hauswirth ins Ohr: „Iſt vielleicht das Tollhaus in der Nähe?“ — Uhrmann ſchüttelte den Kopf; der Junker wandte ſich zu dem Tumultuanten und fragte: wer er ſey, und was er wolle. „Ich bin der Pferdeverleiher Schimmel, und verlange meinen braunen Engländer.“ — „Von mir?“ — „Zum Henker! von wem ſonſt? Sie ließen ihn ja geſtern Nachmittags bei mir abholen, ritten in die Marienſtraße und courbettirten da vor einem Hauſe, worin junge Frauenzimmer erzogen werden, eine halbe Stunde lang auf und nieder. Das weiß ich von ſicherer Hand. Nachher führte Sie der Teufel hinaus nach Gauchheim, wo immer ein Convent von Miethpferden iſt, und da tranken Sie ſich wahrſcheinlich einen Haarbeutel und erhaſchten beim Fortreiten in der Nacht ein unrechtes Pferd.“ —

„Das iſt nicht möglich, Herr Schimmel!“ fiel Uhrmann ein. „Dieſer junge Cavalier war geſtern den ganzen Tag zu Hauſe, und kann alſo weder in die Marienſtraße noch nach Gauchheim geritten ſeyn.“

Doch indem der Eremit ſeinen Hausgenoſſen ſo vertheidigte, und der Pferdeverleiher ſchon zweifelhaft ward, trat Gebler herzu und verdarb wieder alles. „Donner und Wetter!“ rief Schimmel: da ſteht ja leibhaftig der Mann, der den Braunen bei mir abholte!“ — Gebler ſtutzte; als man ihn aber von dem wunderbaren Anſpruche des Pferdeverleihers näher unterrichtete, gerieth er in einen unbeſchreiblichen Zorn, und es fehlte nicht viel, ſo wären ſie einander in die Haare gefallen. Zum Glück tönte jetzt auf's neue die Hausglocke, und dießmal war es Friedensgeläut; denn ein Bote aus Schimmels Hauſe meldete ihm die erfreuliche Ankunft des braunen Engländers, den ein anderer Pferdeverleiher gegen ſeinen invaliden Gaul ehrlich ausgetauſcht hatte. „Nun iſt's gut!“ ſagte Schimmel, und trabte vergnügt von dannen; aber Junker Ortlieb und ſein Diener ſahen ſich traurig an, und waren beide geneigt, ſich für bezaubert zu halten.

Vierunddreißigſtes Kapitel.

Eine unerfreuliche Audienz und ein Scheltbrief, der vollends dem Faſſe den Boden ausſtößt.

Des Oberhofmarſchalls Zorn hatte nun Zeit genug zum Verkühlen gehabt: Ortlieb wagte ſich alſo wieder ins Vorzimmer Sr. Excellenz, und ward, nach erfolgter Meldung, ins Audienzgemach geführt, wo ihn beim Anblick des Sopha's, auf welchem er einige Wochen zuvor ſo ſüß geſchlummert hatte, ein Schauer befiel. Kerzenſteif blieb er dießmal an der Thüre ſtehen, und der Oberhofmarſchall kam ſo ſchnell, als wär' ihm bange, der junge Phlegmaticus möchte ſonſt wieder einſchlafen.

Ortlieb verbeugte ſich ſo tief, als er nun konnte. Es half ihm nichts: der hohe Patron ließ ſich dadurch nicht beſtechen, ihn mit dem zugedachten Verweiſe zu verſchonen. „Ich wunderte mich neulich, Sie hier ſchlafend zu finden:“ begann er mit kalter Gelaſſenheit: „aber das Räthſel iſt gelöſ't: ich höre, Sie ſind ein Bonvivant, der ſeinen Nächten ihr Recht entzieht, und ſie zu Bacchanalen und Serenaden verwendet. Eine ſo diſſolute Lebensart iſt mit den ſtrengen Sitten unſers Hofes unerträglich: bemühen Sie ſich alſo vor der Hand nicht weiter um Anſtellung, die unter ſolchen Umſtänden nicht Statt finden kann.“ —

Mit dem letzten Worte verſchwand der ſträfliche Hofmann, ehe noch Ortlieb einen Laut zu ſeiner Vertheidigung aufbringen konnte. Er ſchlich kopfhängend nach Hauſe, und es ward ihm bei den unbegreiflichen Beſchuldigungen, womit man ihn von allen Seiten angriff, immer glaublicher, daß ein böſer Zauberer ſein Spiel mit ihm treibe.

Es verging indeſſen nachher eine ruhige Woche, ohne daß er ein neues widriges Begegniß erfuhr. Aber dieſen Waffenſtillſtand kündigte folgender Brief an:

„Sie ſind mir ein wahrer Phänomen! Nach Ihrem Anſehen ſollte man glauben, Sie könnten nicht bis auf Drei „zählen: aber Sie ſind ein Wolf im Schafskleide, den „ein feindſeliges — mir feindſeliges Fatum hierher führte. „Sie und Ihre abenteuerlichen Streiche ſetzen meine Erziehungsanſtalt in Gefahr, ihren ſeit zwanzig Jahren behaupteten guten Ruf zu verlieren. Bei Nacht Serenaden, am Tage Gallopaden vor meinen Fenſtern! — was „muß die Welt von mir und meinen Zöglingen denken! „— Und immer ſchleicht Ihr alter Geſchäftsträger, der „ſich durch ſeinen abſcheulichen Mantel bemerkbar und zum „Kinderſpott macht, wie ein Geſpenſt um's Haus, und „lauert auf Gelegenheit, Briefe an Fräulein von Ellerbach „hineinzupaſchen. Fruchtloſe Mühe! Alle Ihre Briefe kamen in „meine Hände; ich verbrannte wenigſtens ein Dutzend, ohne „Verletzung des Siegels; doch den letzten zu erbrechen, rieth „mir ein guter Engel, und ich fand ſtaunend, daß Sie „mit dem Plan umgeben, Helenen zu entführen. — Ich „danke dem Himmel, daß ich dieſen heilloſen Anſchlag entdeckte, Wär' er Ihnen gelungen: er hätte den gänzlichen „Verfall meiner Penſionsanſtalt zur Folge gehabt. Doch „die Gefahr iſt vorbei. Ich habe Fräulein Helenen, um „ſie allen weitern Nachſtellungen zu entrücken, ihren Aeltern zurückgeſendet. Sie iſt geſtern unter ſicherm Geleit

„nach Bärenfels abgereiſ't, und nun, mein Herr, hoffe ich
„vor Ihnen Ruhe zu haben.

Rebecka Tarantel."

Dieſer Brief trieb dem Junker die Haare zu Berge. „Ach, was wird Papa ſagen!" ſprach er ſeufzend. „Aber wer kann dafür? Es iſt doch nun klar, daß alle dieſe Geſchichten nicht mit rechten Dingen zugehen."

Fünfunddreißigſtes Kapitel.

Ein großer Auflauf, den ein ankommender Courier verurſacht.

Die Braut war fort, der Weg zu einem Hofamte verſchloſſen; unſer Held hatte folglich in der Reſidenz nichts mehr zu ſchaffen, und konnte nach Hauſe reiſen, wenn er wollte. Er ſehnte ſich auch herzlich nach der Ruhe des Landlebens; ihm war nur bange, daß er von ſeinem Vater übel empfangen werden möchte. „Was hilft das Zaudern?“ ſagt Gebler. „Friſch gewagt iſt halb gewonnen, und ein gutes Gewiſſen iſt ein ſanftes Ruhekiſſen. — Doch halten Sie es für gut, gnädiger Herr, ſo will ich erſt meinen Freund Niemand, der ein ſehr verſtändiger Mann iſt, um Rath fragen.“

Ortlieb hatte nichts dagegen. Gebler ging zu ſeinem Orakel, und meldete ihm den neuen Vorfall; denn die ältern waren ihm ſchon zuvor nach und nach bei der Weinflaſche vertraut worden. Herr Niemand ereiferte ſich ſchrecklich über Madame Tarantel. „Das Weib hat Erſcheinungen oder iſt rein toll!“ fuhr er auf. „Aber des Fräuleins Aeltern werden das eigenmächtige Schelten und Walten mit ihrer Tochter gewiß nicht billigen. Darum iſt mein wohlmeynender Rath: ihr wartet den Ausgang der Sache hier ab; denn da der alte Herr ein ſo pünktlicher und bedachtſamer Mann iſt, ſo würde er ohne Zweifel die unbefohlne Rückkehr ſeines Sohnes für eine Uebereilung erklären, und ihr guten Leutchen kämt dann aus dem Regen in die Trauſe.“ —

„Du haſt Recht, Herr Bruder!“ ſagte Gebler. „Wir dürfen unſern Poſten nicht verlaſſen.“ —

Sie blieben alſo in der Hauptſtadt und erwarteten von einem Tage zum andern ihren Rappell. Während dieſer Zeit, die ſich faſt auf einen ganzen Monat ausdehnte, begab ſich nichts Neues bei ihnen. Herr Uhrmann, den die bisherigen Störungen ſeines Hausfriedens nicht wenig verdroſſen hatten, ward nun allmählig mit ſeinen Miethleuten wieder zufrieden. Aber dieſes gute Vernehmen dauerte nicht lange.

Eines Morgens wälzte ſich eine jauchzende Volksmaſſe die Straße herab und auf das Uhrmann'ſche Haus zu. In der Mitte der wogenden Menge knallte von Zeit zu Zeit eine Peitſche, und ein Federbuſch ragte hervor, auf den alle Augen gerichtet waren. Ortlieb und Gebler ſprangen ans Fenſter und rieſen beide zugleich: „Da kommt unſer Zachäus!“ Und es war wirklich der Zwerg, der als Courier von Runenſtein anlangte. Das zahlreiche Gefolge, das er durch ſeine Geſtalt und ſeltſame Tracht an ſich gezogen hatte, machte ihn nicht im mindeſten verlegen. Ernſt und ſtolz wie ein Fürſt, der, von jubelnden Unterthanen umringt, ſeinen Einzug hält, ritt der kleine Gerngroß daher. Als er an der Thür abſtieg, drängten ſich mehrere Knaben zu der Ehre, ſein Roß zu halten. Er wählte den tüchtigſten aus, übergab ihm den Zügel, und befahl ihm mit aufgehobener Peitſche, ſeinen Dienſt gehörig zu verrichten, oder einer nachdrücklichen Züchtigung gewärtig zu ſeyn.

Er ſtiefelte mit klirrenden Spornen, wie ein Küraſſier, die Treppe hinauf und übergab dem Junker folgendes Schreiben:

„Mein Sohn!

„Was du thuſt, das thue bedachtſam, und bedenke „das Ende! — Dieſen Spruch eines alten Weiſen hörteſt du tauſendmal aus meinem Munde: er ging aber, „leider! bei dir zu einem Ohre hinein und zum andern „wieder hinaus. Dein kurzer Aufenthalt in der Hauptſtadt war eine lange Kette von Unbeſonnenheiten und „Ausſchweifungen, worüber die betrübendſten Nachrichten „bei mir eingelaufen ſind.“

(Hier folgte nun das ganze Sündenregiſter, das aus des Oberhofmarſchalls und der Madame Tarantel nach Bärenfels geſchriebenen Briefen entnommen und ziemlich vollſtändig war.)

„Es iſt ein Glück,“ — fuhr Arbogaſt fort — „ein „großes Glück, daß Herr von Ellerbach anders denkt „als ich. Er tadelt von allen deinen Vergehen nur die „einzige, daß du auf dem Sopha Sr. Excellenz des „Oberhofmarſchalls eingeſchlafen biſt. Das ſcandalöſe „Mißverſtändniß mit dem Backfiſch beluſtiget ihn: deine „halsbrechenden Courbetten auf dem Steinpflaſter, die „ich mir nicht ohne Grauſen denken kann, haben ſeinen „ganzen Beifall, und den abenteuerlichen Gedanken, „Helenen zu entführen, erklärte er für eine romantiſche „Plaiſanterie. Bei dieſen Anſichten zürnt er auf Madame Tarantel, daß ſie den artigen Scherz — wie er „dieſen tollen Einfall zu nennen beliebt — ſo ernſthaft „genommen hat. Auch Fräulein Helene iſt dir nicht „abhold. Die Heirathstractaten ſind daher, zum Vergnügen und Troſt deiner Mutter, noch nicht abgebro-

„chen. Vetter Ellerbach ſchmeichelt ſich ſogar, Se. Excellenz
„zu verſöhnen, und dir noch einen Hoftitel —
„wovon er nun einmal nicht abgeht — auszuwirken.
„Vor allen Dingen aber verlangt man in Bärenfels —
„ich weiß nicht aus welchem Grunde — ein getreues
„Bildniß von dir. Laß dich alſo von einem geſchickten
„Künſtler malen, und die Aehnlichkeit des Porträts entweder
„gerichtlich oder durch einen geſchwornen Notarius
„mit rechtskräftigen Formalitäten beglaubigen. Die
„darüber ausgefertigte Urkunde ſende mir, nebſt dem
„Gemälde, durch meinen Kammerdiener Zachäus Trill
„baldmöglichſt zu, und ſey indeſſen ſtill und ehrbar in
„der Reſidenz, weiterer Anordnung gewärtig.

„Dein Hauswirth iſt ein Mann nach meinem Herzen.
„Empfiehl mich ihm und lebe wohl.

Arbogaſt von Runenſtein.“

„Ha! ha! ha! wir kommen mit einem blauen Auge davon!“ rief Gebler freudig aus, als ihm Ortlieb den Brief vorgeleſen hatte. Sie überlegten nun, wo ſie einen guten Bildnißmaler auftreiben ſollten. Der Schneidermeiſter wollte ſeinen Dutzbruder darüber zu Rathe ziehen, und in dieſem Moment trat Herr Niemand, wie gerufen, herein. Gebler trug ihm die Sache vor, und kam glücklicher Weiſe gleich vor die rechte Schmiede. „Ich verſtehe ſelbſt ein wenig von der Malerkunſt:“ ſagte Niemand: „und ich bin gern bereit, dem Herrn von Runenſtein mit meinem Pinſel zu dienen.“ — Dieſes gefällige Erbieten ward mit Freuden angenommen. Herr Niemand eilte fort, um ſeine Malergeräthſchaften zu holen. Er brachte, nach einer kurzen Abweſenheit, Zeichenpapier und Rothſtift, und entwarf in wenigen Minuten von Ortliebs Kopf einen flüchtigen Umriß. „Das iſt genug;“ ſagte er. „Meine Phantaſie überhebt Sie der Mühe, mir länger zu ſitzen. Ich werde, ohne weitere Vorbereitungen, innerhalb zwei oder drei Tagen ein Oelgemälde liefern, womit ich Ehre einzulegen hoffe.“ — Mit dieſem Verſprechen empfahl er ſich.

„Das ſcheint mir ein Windbeutel!“ ſprach Zachäus. „Er crayonnirte ſtümperhaft, und aus ſolchen ungeſchickten Anſtalten kann überhaupt kein gutes Oelbildniß entſtehen.“

„Man kümmere ſich doch nicht um ungelegte Eier!“ ſchalt Gebler.

„Nun, nun, Alter, brumme nur nicht!“ ſagte der Zwerg. „Führe mich lieber ein wenig in der Stadt ſpazieren, und halte mir durch dein ehrwürdiges Anſehen den ungezogenen Pöbel vom Leibe!“

Sechsunddreißigſtes Kapitel.

Eine Erkennungsſcene. — Der Zwerg reitet aus einem Zimmer ins andere. — Herr Niemand hält Wort.

Zachäus und Gebler gingen mit einander aus. Die Wachparade zog eben auf. Vor der Janitſcharenmuſik brüſtete ſich mit ſpaniſchen Schritten eine Rieſengeſtalt, warf ihren Commandeſtab hoch in die Luft, fing ihn wieder, und machte noch andern Hokus Pokus damit. „Alle Wetter!“ rief Zachäus. „Da finde ich meinen Univerſitätsfreund Knochenberg — die ſogenannte Mamſel Goliath — in einen martialiſchen Regimentstambour verwandelt!“ — Sie folgten der Parade, bis ſie ſich in einzelne, nach den Wachhäuſern beſtimmte Abtheilungen auflöſete, und auch die muſikaliſchen Janitſcharen aus einander gingen. Zachäus drängte ſich zu ihrem Aga hin. Der Rieſe ſah ihn nicht, und trat ihn beinahe zu Boden. „Sachte, ſachte, Mamſel Goliath!“ ſchrie der Zwerg. Der Janitſcharen-Aga blickte hinab, erkannte ſeinen winzigen Freund, hob ihn mit Freudengeſchrei zu ſich empor, küßte ihn herzlich und trug ihn durch die andringende Fluth des Volkes in ein nahes Weinhaus.

Hier erzählten ſie einander ihre Lebensläufe. Knochenberg war eben ſo, wie Trill, wegen des blutigen Gefechts mit den Kutſchern, von der Akademie verwieſen worden. Mangel an Vermögen und nützlicher Wiſſenſchaft hatte ihn anfangs genöthiget, dem Kalbfell zu folgen: doch ſeine impoſante Geſtalt und ein wenig Tonkunde erhoben ihn bald zu der Ehre, dem Kalbfell voran zu gehen, und er war mit ſeinem Looſe zufrieden.

Indem Zachäus mit ſeinem Freunde einige Flaſchen Wein ausſtach, gab es ſeinetwegen zwiſchen dem Junker und deſſen Wirth einen Streit. Herr Uhrmann war über den Auflauf, den der Zwerg vor der Hausthüre veranlaſſet hatte, ſehr ungehalten, und wollte ſchlechterdings dem Unruhſtifter nicht erlauben, in der Einſiedelei zu wohnen. Der friedfertige Jüngling hätte nachgegeben, wäre nicht gerade Gehler dazu gekommen. Aber dieſer tapfere Vertheidiger der Rechte ſeines Gebieters entſchied: es ſtehe jedem Herrn die Macht zu, ſeine Diener bei ſich zu haben, und das könne kein Teufel ihm wehren. Uhrmann, der die Wahrheit dieſes Ausſpruches fühlte, widerrief nun ſein Interdict unter der Bedingung, daß ſich der kleine Kobold alles Lärmens enthalte, und wenig am Fenſter erſcheine, um der Neugier des Volks keine Nahrung zu geben.

Das verſprach man ihm halb und halb. Der Tag verfloß auch in ruhiger Stille; aber Nachts um eilf Uhr entſtand wieder ein ungeheures Spektakel vor dem Hauſe. Der Janitſcharen-Aga rückte mit ſeinem ganzen Corps an, um dem werthen Univerſitätsfreunde eine feierliche Nachtmuſik zu bringen. Die Straße, von Fackeln beleuchtet, ſchien in vollen Flammen zu ſtehen. Uhrmann erwachte mit Schrecken, ſtürzte ſich aus dem Bette, und griff nach ſeinen Koſtbarkeiten und Documenten. Doch die Muſik begann unter den Fenſtern; er zitterte nicht mehr; er barſt nur beinahe vor Zorn.

Plötzlich donnerte Zachäus an ſeine Stubenthür und verlangte den Hausſchlüſſel. Er wollte das Janitſcharenheer in die Eremitage führen und mit Wein und Kuchen bewirthen. Uhrmann ſchnob ihm ein grimmiges Veto entgegen. Fußſtampfend wiederholte Zachäus ſeine Forderung. Nochmals rund abgeſchlagen! Nun ſchien ihm Selbſthülfe erlaubt; er griff raſch auf den Tiſch nach einem Ringe voll Schlüſſel. Aber mit längerem Arme kam Uhrmann ihm zuvor, und hielt den eiſernen Reif ſo hoch, daß ihn der Zwerg nicht erreichen konnte. Vergebens that er einige Sätze darnach. Doch bald ſprang er nicht mehr in die leere Luft; er ſprang dem Einſiedler, wie einem hölzernen Voltigirpferde, auf den Rücken, um die Schlüſſel auf dieſem Wege zu erobern. Uhrmann fluchte, ſchüttelte ſich, und wüthete wie ein unbändiger Gaul. Da er aber dadurch des Reiters nicht los ward, ſo rannte er mit ihm in Ortliebs Zimmer und ſchrie: „Hülfe! Hülfe! das Ungethüm bringt mich um!“

Zachäus ſprang ab. „Was gibt's denn?“ fragte der Junker. „Dieſer Unhold verlangt den Hausſchlüſſel, um ein Regiment hier einrücken zu laſſen;“ antwortete Uhrmann: „aber ich ſterbe lieber auf der Stelle, als daß ich den Schlüſſel herausgebe! — O, Herr von Runenſtein,“ — fuhr er ſeufzend fort — „in welche Unruhe verſetzen Sie mein Haus! — Ich hatte feindliche Dragoner, Küraſſiere, Huſaren, Chaſſeurs und ſogar Mammelucken im Quartiere: doch Keiner ſpielte ſo mit mir wie dieſer teufliſche Gnom! — Ich bitte Sie, Herr von Runenſtein, ziehen Sie aus! Ich beſtehe darauf, ziehen Sie aus!“

„Das kann in vier Wochen geſchehen;“ ſagte des Junkers Vormund, der Schneidermeiſter.

„Nein, noch heute! noch heute!“ rief Uhrmann hitzig.

„In vier Wochen!“ wiederholte Gebler mit kaltem Blute. „Unſer Miethcontract läuft von Monat zu Monat. Wer uns früher los werden will, mag uns verklagen!“

„Gut, in vier Wochen!“ ſagte der proceßſcheue Eremit. „Gott helfe mir dieſe Zeit überſtehen!“ —

Er ging in ſein Zimmer zurück. Zachäus hatte ſich ſchon zuvor, aus Gefühl ſeines Unrechts, hinweggeſchlichen. Er lag im offnen Fenſter, klatſchte den Tonkünſtlern Beifall zu und rief hinab: er werde morgen die Ehre haben, ihnen insgeſammt an einem öffentlichen Orte eine Fete zu geben. —

Am dritten Tage nach dieſem Vorfall genoß Gebler des Triumphs, daß ſein Freund Niemand das verſprochene Portrait überbrachte. Es war zum Sprechen ähnlich; der Künſtler hatte nur Ortliebs ſteifen Lockenbau und veralteten Kleiderſchnitt ein wenig moderniſirt. Das herrliche Gemälde war auch ſchon in einen zierlichen, reich vergoldeten Rahmen gefaßt. Uebrigens verbat der großmüthige Mann alle Belohnung, und entfloh unaufhaltſam, als man ihm ein Röllchen Ducaten, das ſchon für ihn bereit lag, aufdringen wollte.

„Der Menſch kann hexen!“ ſagte Zachäus. „Ich begreiſe kaum, wie er nur das gezwungen hat, daß die Oelfarben in ſo kurzer Zeit trocken geworden ſind.“

„Das Bild iſt fertig, damit holla!“ brummte Gebler. „Und es iſt ſo wohlgerathen, daß wir getroſt damit vor Gericht treten können.“

Er und Ortlieb begaben ſich ſofort auf's Rathhaus. Als ſie aber um Vidimirung des mitgebrachten Gemäldes geziemend anſuchten, lachte man ihnen ins Angeſicht und wies ſie ab. Sie fragten hierauf nach einem Notar. Man nannte ihnen einen alten Scribar, der ſich für baares

Geld kein Bedenken machte, eine Albernheit zu begehen. Er fertigte ihnen mit der größten Bereitwilligkeit folgendes Inſtrument aus:

„Kund und zu wiſſen, wem es zu wiſſen nöthig. Nachdem Sr. Hochwohlgeboren, **S. T.** Herr Ortlieb von Runenſtein, mich Endesbenannten anſuchend aufgefordert, ein mir vorgezeigtes Conterfey mit Deroſelben Geſichtszügen zu collationiren und über den Befund eine ſchriftliche Urkunde auszuſtellen: als habe ich, in Gemäßheit ſothaner Aufforderung, das Abbild mit dem perſönlichen Originale ſorgfältig verglichen, und jenes dieſem (mit Ausnahme einiger unweſentlichen Varietäten im Gewand und in der Haarkräuſelung) vollkommen ähnlich befunden. Welches ich hiermit unter eigenhändiger Unterſchrift und beigedrucktem Siegel zu bezeugen nicht ermangeln wollen.

„Getreulich, ſonder Gefährde. Jedoch mir und ſonſt männiglichen ohne Schaden. So geſchehen und gegeben, u. ſ. w."

(L. S.)

Matthias Gallus (vulgo Hahn),

Notarius publicus Caesareus juratus et immatriculatus.

Siebenunddreißigſtes Kapitel.

Zachäus gibt ſeinen Freunden ein Bankett und macht ſich dann unſichtbar.

Der geſtiefelte Kater — dieſen Spitznamen hatten die Witzbolde der Hauptſtadt dem Zwerge beigelegt — ritt mit dem Portrait und der Beglaubigungsurkunde nach Runenſtein zurück. Drei Wochen nachher traf er in der Hauptſtadt wieder ein. Er überbrachte dem Junker den längſt erwarteten Rappell und einen Brief des Herrn von Ellerbach an den Oberhofmarſchall. Dieſes neue Empfehlungsſchreiben griff durch. Ortlieb erhielt nach wenigen Tagen den Charakter eines Kammerjunkers, und es iſt nun unſere Schuldigkeit, ihn hinfort ſo zu betiteln.

Der väterliche Brief, den der Courier mitbrachte, war heiter; mitunter faſt ſcherzhaft. Das Portrait hatte in Bärenfels ausnehmend gefallen, und beſonders Helenen entzückt. „Sie ſpielt wie ein Aeffchen damit;“ ſchrieb Arbogaſt: „ſie läßt es nicht aus den Augen. Eure künftige Ehe ſcheint wirklich im Himmel geſchloſſen, und wir beiderſeitigen Eltern ſind geſonnen, euer Verbindungsfeſt ſobald als möglich zu veranſtalten. Eile daher — die Poeten ſchreiben der Liebe ja Flügel zu — in deine Heimath. Wie reiſen dann mit einander nach Bärenfels und feiern Schlag auf Schlag Verlobung und Hochzeit.“ —

Der Herr Kammerjunker fühlte ſich eben nicht mit Liebesflügeln verſehen; doch die gnädigen Eltern wollten, daß er ſich ſchleunig vermählen ſollte, und er ſelbſt freute ſich heimlich auf den hochzeitlichen Tafelgenuß: daher beſtimmte er einen der nächſten Tage zur Abreiſe.

Indeſſen machte ſich der Zwerg tapfer luſtig. Er hatte, außer dem Oberhaupte der Janitſcharen, noch zwei Univerſitätsfreunde in der Reſidenz ausgegattert. Der eine war Inhaber und Direktor eines Puppentheaters; der andere ein Landſtreicher, der ſeit zehn Jahren Deutſchland durchzog und Vorausbezahlung auf Bücher einſammelte, die er weder ſchreiben konnte, noch wollte. Dieſe Herren bildeten, mit Einſchluß des Regimentstrommlers, ein treffliches Kleeblatt und waren die täglichen Geſellſchafter des Zwergs. Doch ſtand er auch jetzt mit dem wackern Niemand auf einem freundſchaftlichen Fuße. Gebler wunderte ſich nur, daß dieſer Ehrenmann die lockere Fliege ſeines Umgangs würdigte.

Zachäus ſollte nach Runenſtein voraus reiten und des Bräutigams Ankunft dort melden. Den letzten Abend in der Hauptſtadt wählte er zu einem Bankett, wozu er, mit Erlaubniß des Kammerjunkers, ſeine drei Freunde, den Rieſen, den Puppenſpieler und den Landſtörzer, ins Uhrmann'ſche Haus einlud. Auch der gute Herr Niemand verſprach, in die Geſellſchaft zu kommen, und er hielt wie immer ſein Wort.

Es war ſchon faſt ſieben Uhr, als der lauerſame Hauswirth die Anſtalten des Banketts entdeckte. Er ſah Speiſen bringen und Flaſchenkörbe mit Wein. Kurz darauf erſchienen die Gäſte. Nun ward ihm bange. Er ging auf den Zwerg, der geſchäftig hin und her lief, mit der Frage los: „Sollen denn die vielen Lebensmittel, die man hier einſchleppte, von jetzt bis acht Uhr verzehrt werden?“ — „Bis morgen früh um acht Uhr gewiß!“ antwortete Zachäus ſehr ernſthaft. Uhrmann ſchlug die Hände über dem Kopfe zuſammen.

Der Schmaus begann; der Wein erhitzte die Köpfe; die luſtigſten Studentenlieder wurden geſungen. Gegen Mitternacht kam auch die Reihe an das berühmte Gaudeamus und den eben ſo berühmten Landesvater. Man ſpießte beim letztern, nach alter Burſchenſitte, einen Hut über den andern auf des Regimentstambours breiten Säbel. Zachäus, der ſeinen befiederten Courierhelm zu dieſer Feierlichkeit nicht brauchbar fand, griff nach Geblers Hute. Der alte Meiſter verweigerte dieß verderbliche Darlehn. „Ei, zum Teufel!“ ſchrie der betrunkene Gnom; „ein Schneiderfilz muß ſich's zur Ehre ſchätzen, mit Studentenhüten zuſammengeſpießt zu werden!“ Damit entriß er Geblern den Hut, und blitzſchnell war er vom Schwerte durchbohrt. Der Eigenthümer ſchimpfte gräßlich. Zachäus wollte ihm eine Flaſche an den Kopf werfen; doch, des Ziels verfehlend, flog ſie mit ſchrecklichem Gepraſſel durch's Fenſter auf die Straße. Schäumend rannte Gebler fort, um des Kammerjunkers Beiſtand aufzurufen. Der tolle Zwerg lief ihm mit einem Stocke nach und draſch ihn bis vor die Thür des Herrn.

Mit Unwillen vernahm der Kammerjunker die Mißhandlung ſeines treuen Dieners; und da der neue Hofrang ſeinen ſchwachen Muth etwas geſtärkt hatte, ſo war er flugs entſchloſſen, ſich aus dem Bette zu erheben und durch ein Machtwort dem wilden Trinkgelage ein Ende zu machen. Aber indem er ſich ankleidete, fuhren die unſaubern Geiſter ſchon aus. Herr Uhrmann hatte ihnen, auf Anſuchen des Zwerges, mit wahrem Vergnügen die Hausthür geöffnet. Auch der kleine Trunkenbold, der ſich nichts Gutes verſah, war mit ſeinen Gäſten fortgegangen.

Am folgenden Tage erwartete man ihn von Stunde zu Stunde. Er ließ ſich nicht ſehen. Man glaubte Anfangs, er ſey ſchon nach Runenſtein geritten; aber ſein Pferd ſtand noch in dem Gaſthofe, wo es eingeſtallt war. Der Regimentstambour, bei dem ſich Gebler nach dem verſchwundenen Männchen erkundigte, betheuerte mit Eidſchwüren: er wiſſe nicht, wohin es geſtoben und geflogen ſey. Auch Herr Niemand zeigte ſich ſeit dem Bacchanale nicht wieder im Uhrmann'ſchen Hauſe, ob er gleich unter allen Zechern der beſcheidenſte geweſen war, und alſo nicht etwa nöthig hatte, ſich vor Scham zu verbergen. Gebler wußte ſeine Wohnung nicht, und er hätte ſich doch gar zu gern bei ihm Raths erholt, wie man den abhanden gekommenen Zwerg in der unermeßlichen Stadt wieder finden könne. Vater Arbogaſt hatte ſich nun einmal an ihn gewöhnt, und man ſcheute ſich daher, ohne das Diminutivum eines Kammerdieners nach Runenſtein zurück zu reiſen.

Das mußte denn endlich doch nach drei oder vier Tagen geſchehen, und der Kammerjunker noch vorher die Koſten des Banketts bezahlen, die ihm vom Speiſewirth und Weinſchenken dringend abgefodert wurden. Gebler hinterließ im Hauſe ein Abſchiedsbriefchen an ſeinen geliebten Dutzbruder, der es aber, wie ſich in der Folge zeigen wird, nicht abholte.

Am nächſten Sonntage ward, auf Herrn Uhrmanns

Verlangen, unter andern Abkündigungen auch folgende von der Kanzel verleſen: „Ein hieſiger angeſehener Einwohner und Hausbeſitzer danket dem grundgütigen Gott für Errettung aus einer großen Unruhe, worin er ſich ſeit einigen Monaten befunden hat.“ —

Achtunddreißigſtes Kapitel.

Arbogaſt hat üble Laune und läßt ſie an einem Unſchuldigen aus.

Wohlbehalten kamen die Reiſenden in Runenſtein an. „Willkommen, willkommen!“ rief Vater Arbogaſt, und ſchloß ſeinen Sohn freudig in die Arme. „Aber was iſt das?“ ſprach er, als er das ledige Courierpferd hinten am Wagen angebunden ſah. „Wo habt ihr unſern Trill gelaſſen?“

„Wir glaubten ihn hier zu finden;“ ſagte der Kammerjunker.

Kein Auge hat ihn geſehen. Seine Ausſchweifungen in der Reſidenz wurden erzählt. Der Schneidermeiſter zeigte, zum Beweiſe der Wahrheit, die Wunde ſeines Hutes vor.

„Es iſt entſetzlich!“ rief Arbogaſt. „Ein trauriges Beiſpiel, daß ſich ein böſes Naturell zwar eine Weile zähmen, aber nicht ganz bändigen läßt.“

„Ja, ja!“ ſagte Gebler: „Die Katze läßt das Mauſen nicht!“

„So wenig als Er, mein Freund, Seine unglückliche Angewohnheit, immer von mir und meiner Familie zu plaudern;“ fiel Arbogaſt finſter ein, und bewies durch dieſen vom Zaune gebrochenen Vorwurf, daß ihn der Verluſt ſeines Kammerdieners verſtimmt hatte.

„Ich ſpreche nie etwas Böſes von Ihnen, gnädiger Herr!“ ſagte der redliche Diener. „Das weiß Der, der alles weiß!“ Er ſtreckte hierbei ſeine Hand muthig gen Himmel.

„Auch das Gute ſoll Er verſchweigen!“ ſprach Herr von Runenſtein etwas freundlicher. „Aber ich wette, Er hat in der Stadt wieder fleißig in die Trompete geſtoßen, und wer weiß, was für Unheil über kurz oder lang daraus entſteht.“ —

Betroffen ſchwieg Gebler. Er dachte an ſeine Trinkgeſpräche mit dem Duzbruder. Doch war er übrigens ganz außer Sorgen, daß der biedere Niemand aus den Blumen des freundſchaftlichen Vertrauens Gift ſaugen könne und werde.

Alwina war im Stillen froh, daß ſich der unartige Zwerg, der nie recht in ihrer Gunſt ſtand, verkrümelt hatte. Nur Arbogaſts üble Laune, die dadurch rege wurde, war ihr unlieb. Er hatte ſeinen Zachäus ſogleich wieder nach Bärenfels ſenden wollen, um den Bräutigam anzumelden. Nun fehlte ein ſchicklicher Eilbote. Das machte den alten umſtändlichen Herrn ſo verdrießlich, daß er einige Tage lang von der Reiſe gar nichts hören wollte. Doch nach und nach brachte ihn Alwina wieder ins rechte Geleis und in den Wagen. Sie ſelbſt begleitete mit ihm den werthen Sohn an den Ort der Vermählung. Auch Gebler ward mitgenommen, um allenfalls, wenn des Kammerjunkers Reſidenzleben vor dem Tribunale zu Bärenfels in Unterſuchung gezogen werden ſollte, zum Zeugen der Unſchuld zu dienen.

Neununddreißigſtes Kapitel.

Man will dem Kammerjunker ſtreitig machen, daß er ſeines Vaters Sohn ſey.

Herr von Ellerbach hob die Frau von Runenſtein ehrerbietig aus dem Wagen, und umarmte herzlich ihren Gemahl. Als ſich aber der Kammerjunker, der indeſſen auch das feſte Land betreten hatte, vor ihm verbeugte, wich er mit Befremdung einige Schritte zurück, ſah ihn ſtarr an, und ſagte langſam und gepreßt: „Mit wem habe ich denn die Ehre — —?“

„Ei, das iſt ja mein Sohn, der Kammerjunker!“ rief Arbogaſt lachend.

„Ihr Herr Sohn?“ — fragte Ellerbach, und blickte bald ihn, bald den Kammerjunker mit großen Augen an. Endlich machte er dem Letztern eine kalte Verbeugung, und führte ſtumm und gedankenvoll Alwinen die Treppe hinauf.

Oben im Zimmer zog er den Vater Runenſtein an ein Fenſter und ſagte mit leiſer Stimme: „Wie viel Söhne haben Sie denn?“

„Leider nur Einen!“ ſeufzte Arbogaſt.

„Nun ja, das weiß ich! Und dieſer Sohn befindet ſich ſchon ſeit vier Tagen in meinem Hauſe.“

„Sie ſcherzen ſonderbar!“

„Auf Ehre: er iſt ſeit vier Tagen hier, und nur heute mit meiner Frau und meiner Tochter auf ein benachbartes Rittergut zum Beſuch gefahren.“

„Spaßhafter Mann!“ rief Arbogaſt. „Sie legen es darauf an, mich in Verwirrung zu ſetzen.“

„Nein, das iſt Ihre Abſicht, mein werther Couſin!“ entgegnete Ellerbach. „Sie bringen einen fremden jungen Mann mit, und geben ihn für Ihren Sohn aus!“

Arbogaſt lachte laut auf, rief ſeine Gemahlin herzu und trug ihr den Wirrwarr vor. Sie lächelte, wie über einen Scherz.

Ellerbach ging raſch in ein Nebenzimmer, brachte des Kammerjunkers Porträt und ſagte: „Dieſes Gemälde haben Sie mir doch wohl zugeſchickt?“

„Ei wohl!“ antwortete Arbogaſt. „Und ich ſandte Ihnen zugleich ein Notariatszeugniß, daß er das wohlgetroffene Bildniß meines Sohnes ſey.“

„Es hat allerdings mit dem jungen Herrn, den Sie Ihren Sohn zu nennen belieben, einige Aehnlichkeit;“ verſetzte Ellerbach: allein der rechte Mann, deſſen zarteſte Geſichtszüge, wie aus dem Spiegel entführt, auf dieſe Leinwand gezaubert ſind, deſſen natürliche Friſur und moderne Kleidung mit dem Gemälde auf's genaueſte übereinſtimmen, und den meine Tochter, die ihn oft in der Reſidenz unter ihren Fenſtern zu Pferde ſah, beim erſten Anblick des Gemäldes wieder erkannte — kurz, der wahre Ortlieb von Runenſtein, der dieſen zum Scherz eingeführten Nebenbuhler ſiegreich aus dem Felde ſchlagen wird — langte bereits vor vier Tagen hier an, und meldete, daß ihm ſeine lieben Aeltern bald folgen würden. Das iſt denn, zu meinem großen Vergnügen, jetzt eingetroffen, und Sie werden nach einigen Stunden die Freude haben, zu bemerken, wie zärtlich ihr trefflicher Sohn und mein Mädchen ſich lieben. Ich erwarte ſie noch vor Abend zurück.“

Das Blatt hatte ſich nun gewendet. Anfangs war Herr von Ellerbach beſtürzt und Arbogaſt lachte; doch jetzt gerieth die Familie Runenſtein in ein dunkles Labyrinth, und irrte verlegen und ängſtlich darin umher. Am ruhigſten war der Kammerjunker, ungeachtet man ihm ſeine Braut und ſeinen Namen ſtreitig machte. Er ſtopfte ſich eine Pfeife, ſetzte ſich auf's Sopha, und erwartete gelaſſen den Ausgang.

Gegen Abend raſſelte ein vierſpänniger Wagen in den Schloßhof. „Da kommen die Meinigen!“ ſagte Ellerbach. „Nun, Herr Gegenbräutigam, rüſten Sie ſich!“

Nach einer Minute traten Frau von Ellerbach und Helene ins Zimmer, und hinter ihnen der vorgebliche Ortlieb von Runenſtein, ein ſchöner, junger, blühender Mann. „Es iſt Zeit, daß Sie kommen, lieber Runenſtein!“ rief ihm Ellerbach zu. „Es hat ſich ein Afterbräutigam eingefunden.“ —

„So?“ ſagte der junge Mann mit ruhigem Lächeln.

Indeſſen begrüßten die Damen von Ellerbach das Runenſteiniſche Paar. Der Kammerjunker legte ſeine Pfeife, wiewohl ungern, aus der Hand, und ſcharrfüßelte zu Helenen hin. Zuſammenſchreckend, als ſähe ſie ein Geſpenſt, zog ſie ſich zurück, und trat, wie Schutz ſuchend, neben ihren Begleiter, den die ganze Familie Runenſtein anſtarrte.

„Die Herrſchaften ſpielen ihre Rollen ſo vortrefflich, als wären ſie auf dem Theater geboren!“ rief Ellerbach luſtig aus. „Und auch Sie“ — ſprach er zu dem Fremdling — auch Sie tragen das Ihrige zum Gelingen der gut einſtudirten Comödie redlich bei! — Aber laſſet uns der Poſſe ein Ende machen und ohne Zwang heiter und fröhlich ſeyn! — Gehn Sie, werfen Sie ſich Ihren Aeltern in die Arme!“ —

„O, wenn ich das dürfte!“ — ſagte der junge Mann mit einem ernſten, wehmüthigen Tone.

Es entſtand eine Todtenſtille, und er fuhr fort, wie folgt.

Vierzigſtes Kapitel.

Geſtändniſſe eines Abenteurers.

„Ich habe nicht das Glück, der Familie von Runenſtein anzugehören.“ —

Ellerbach und die Seinigen erſchracken. Helene bedeckte mit beiden Händen ihr Geſicht.

„Weder Rang noch Reichthum ſind mir angeboren — doch davon hernach! Ich erkläre mich zuerſt über meinen kühnen Schritt in dieſes Haus. Die Liebe führte mich hierher, und die Liebe ſpreche mein Urtheil! —

Vor einigen Monaten kam ich, nach verſchiedenen Land- und Seereiſen, in die Reſidenz, ſah im Schauſpielhauſe Fräulein Helenen, und fand in ihr das Ideal von Schönheit und Anmuth, das mir lange vorgeſchwebt, und das ich noch nirgends gefunden hatte. Für mich gab es nun kein Schauſpiel; ich ſah nur ſie.

Es war natürlich, daß ich nach des Fräuleins Namen, Wohnung und Verhältniſſen forſchte. Ich erfuhr, ſie ſey einem Herrn von Runenſtein zur Gemahlin beſtimmt, und der Bräutigam ſey eben in der Hauptſtadt eingetroffen. Traurige Botſchaft! Doch ich weiß nicht, wie es kam: es glimmte noch fort und fort ein Fünkchen von Hoffnung in meinem Herzen.

Ich war neugierig, den Glücklichen zu ſehen und zu ſprechen. Ich wollte ihn und mich gleichſam auf die Wage legen, und ſo mich prüfen, ob ich mit ihm einen Wettſtreit um Helenens Liebe beginnen dürfe. Es ward mir ſchwer, mich von der Wohnung meines Nebenbuhlers zu unterrichten; und als ich ſie endlich entdeckte, ſagte man mir: er lebe ſehr eingezogen, gehe nie in Geſellſchaft und halte mit niemand Umgang. So war's unmöglich, mich ihm zu nahen. Ich trug daher meinem Bedienten auf, mit den Domeſtiken des jungen Einſiedlers Bekanntſchaft zu machen, und ihnen zu entlocken, was ich zu meinem Zweck wiſſen wollte.

Kurz darauf hatte mein Kundſchafter einen alten Diener des Herrn von Runenſtein auf der Straße getroffen, ihn angeredet, und bei einem Glaſe Wein von ihm erfahren, daß ſein Herr die ihm beſtimmte Braut noch nicht perſönlich kenne, weil er durch ein kleines, zwiſchen ihm und ihrer Erzieherin ausgebrochenes Mißverſtändniß bisher behindert worden ſey, dem Fräulein aufzuwarten.“ —

Vater Arbogaſt ſtutzte, und machte gegen ſeine Gemahlin und ſeinen Sohn eine Pantomime, als wollte er ſagen: „Hört, hört, wie Gebler geplaudert hat!“ —

„Dieſe Nachricht war mir unausſprechlich angenehm:“ fuhr der Erzähler fort: „ſie belebte das Fünkchen meiner Hoffnung zu einer wohlthätigen Flamme. Mein Bedienter pflog weitern Umgang mit dem Alten, ſchloß mit ihm Freundſchaft, ſpähte vor der Wohnung des Herrn von Runenſtein fleißig umher, und meldete mir bald mit großem Jubel: er habe den jungen Herrn auf der Straße geſehen, und mit Erſtaunen bemerkt, daß er mir an Geſtalt und Angeſicht außerordentlich gleiche. Ich gab mir Mühe, mich von der Wahrheit dieſer wunderbaren Entdeckung mit eigenen Augen zu überzeugen. Es glückte mir;

ich ſah den Herrn von Runenſtein, ohne von ihm geſehen zu werden; und da ich wirklich zwiſchen ihm und mir Aehnlichkeit fand, ſo beſchloß ich raſch, ſeine Bräutigamsrolle zu ſpielen und das Glück in Verſuchung zu führen, ob es, nach ſeiner alten Gewohnheit, dem Kühnen beiſtehen wolle.

Ich ſchrieb unter dem Namen Runenſtein an Fräulein Helenen. Mein Bedienter trug die Briefe. Er, vormals ein Winkelſchauſpieler, gab ſich zu dieſem Botengeſchäfte und zu allen andern, bei welchen er als Runenſteiniſcher Diener gelten und erſcheinen wollte, die Geſtalt ſeines alten Freundes, der — wenn ich nicht irre — Gebler heißt. Mein Schlaukopf kleidete ſich genau wie Jener — der eben kein Schlaukopf ſeyn mag — und veralterte ſich mit theatraliſcher Kunſt durch Schminke. Die beiden Menſchen wären kaum, wenn man ſie beiſammen geſehen hätte, von einander zu unterſcheiden geweſen.

Es kam meinem Bedienten gut zu Statten, daß unſer Wohnhaus in zwei verſchiedenen Straßen Ausgänge hatte. Durch die Hauptthür ging er in ſeiner natürlichen Geſtalt, durch die Hinterthür als Gebler aus und ein. So blieb unſer Gaukelſpiel den Nachbarn ein Geheimniß, und niemand konnt' es verrathen.

Meine Briefe fielen der Madame Tarantel in die Hände und wurden verbrannt. Ich brachte dem Fräulein eine Serenade: Herr von Runenſtein erhielt deßhalb von der Erzieherin einen derben Verweis. Ich paradirte auf den beſten Miethroſſen, die zu haben waren, vor Helenens Fenſtern, und der Herr Kammerjunker gerieth einſt darüber mit einem Pferdeverleiher in Händel. Alle dieſe Verdrießlichkeiten klagte Gebler, als Neckereien eines unbegreiflichen Schickſals, meinem Bedienten.“ —

Vater Runenſtein drohte mit geballter Hand hin nach der Thür und murmelte zwiſchen den Zähnen: „Warte, du alter Schwätzer!“ —

„Doch ſolche kleine Ränke“ — fuhr der Abenteurer fort — „brachten mich meinem Ziele nicht näher. Ein Hauptſtreich mußte gewagt werden. Ich bat Helenen — mit glühenden Worten der Liebe bat ich ſie, ſich der Tyrannei ihrer Hofmeiſterin zu entreißen und mit mir zu entfliehen. — Dieſen wichtigen Brief vertraute mein Pſeudo-Gebler einer Nähterin an, die er oft in das Erziehungshaus gehen ſah. Er beſtach ſie mit Gold; ſie gelobte treue Dienſte; doch ſie ward entweder vorſätzlich zur Verrätherin, oder ſie ließ ſich durch Ungeſchick ertappen. Kurz, mein Brief ging den Weg ſeiner Vorgänger: er kam in die Hand der ſtrengen Pädagogin; und da er ihr beſonders inhaltreich ſcheinen mochte, ſo warf ſie ihn nicht, wie die übrigen, ungeleſen ins Feuer; ſie erbrach ihn, und veranſtaltete hierauf plötzlich Helenens Abreiſe.“ —

„Das war unter ſolchen Umſtänden ſehr klug von ihr gehandelt!“ fiel Herr von Ellerbach ein. „Ich tadelte ſie Anfangs; denn ich glaubte, der ächte Bräutigam habe ſich nur ein wenig im romantiſchen Briefſtyl geübt. Aber bald nachher ahnten wir Intriguen oder Irrungen in der Perſon. Aus dieſem Grunde verlangt' ich des Kammerjunkers Porträt. Doch eben das, wodurch ich die Kabale entdecken wollte, machte mich wieder ſicher, indem meine Tochter, als das Bild ankam, gleich ausrief: Ja, das iſt er, das iſt Runenſtein!“ —

„Aber wie konnte Fräulein Helene das ſagen?“ wandte Arbogaſt ein. „Sie hatte ja meinen Sohn nie geſehen!“

„Freilich nicht;“ verſetzte Ellerbach: „doch jedesmal, wenn ſich der Rival unter den Fenſtern zu Pferde ſehen ließ, zeigte ihn Madame Tarantel meiner Tochter als den Herrn von Runenſtein: denn ſogar dieſe kluge Frau, die doch den Herrn Kammerjunker von Angeſicht zu Angeſicht geſehen hatte, ward durch die Aehnlichkeit der beiden Geſtalten getäuſcht. — Aber das iſt mir ein Räthſel, wie Sie, Herr Glücksritter, es anſtellten, daß des Herrn von Runenſtein Bildniß Ihnen ähnlicher ward, als ihm ſelbſt.“ —

„Das ging äußerſt natürlich zu:“ antwortete der Fremdling. „Es iſt mein eigenes, ſchon vor einem halben Jahre gemaltes Porträt, das mein Bedienter, für einen Maler ſich ausgebend, dem Herrn Kammerjunker in die Hände ſpielte.“ —

„O Himmel!“ rief Arbogaſt aus: „Und auch der dumme Notar atteſtirte blind ins Zeug hinein! Wie ward doch alle meine Vorſicht zu Schanden!“ —

„Nun hatt' ich gewonnen:“ ſprach der ſchlaue Gaſt weiter. „Ich erhielt nachher durch meinen gewöhnlichen Kanal die erwünſchte Nachricht, daß mein Bildniß als ächt hier anerkannt worden war und Beifall gefunden hatte; ich erfuhr Tag und Stunde, wenn der Herr Kammerjunker zu ſeiner Braut reiſen würde und meine Leidenſchaft ſpornte mich zu dem Verſuche, ihm den Rang abzulaufen. Zu dieſem Wagſtück war ich an Leib und Seele gerüſtet; denn ich konnte der mir von der Natur zugetheilten Maske mit ſchicklichen Reden leicht entſprechen, weil mich mein Bedienter, durch Ausforſchung ſeines alten Freundes, in der Familie Runenſtein ſo einheimiſch gemacht hatte, als wär' ich in ihrem Schooße geboren. — So trat ich kühn als Bräutigam in dieſes Haus, und erwarte nun von der Liebe mein Urtheil.“ —

„Das würde wahrſcheinlich zu mild ausfallen:“ ſagte Herr von Ellerbach. „Wir verfahren gelind genug, wenn wir Ihnen die Freiheit zugeſtehen, ſich ſogleich, ohne weitere Rüge ihres ſtrafbaren Unternehmens, aus unſern Augen zu entfernen.“ —

Weinend ſprang Helene vom Stuhl auf, umarmte den Geliebten und rief: „So gehn wir mit einander: nichts ſoll uns ſcheiden!“ —

Es ward ein allgemeiner Aufſtand. Nur der Kammerjunker blieb ruhig auf ſeinem Seſſel.

Einundvierzigſtes Kapitel.

Jugendgeſchichte des Unbekannten.

„Helene!“ — ſagte der Vater mit einem ſtrengen Tone — „bezeige dich deiner Abkunſt würdig! Hier ſitzt dein Bräutigam!“

„Ach, eben weil er hier ſitzt, kann er nicht mein Bräutigam ſeyn!“ antwortete ſie mit einem tragiſch-komiſchen Seufzer: denn auch ihr gegenwärtiges Leid konnte den angeborenen Mutwillen nicht ganz beherrſchen.

Alwina winkte dem bequemen Sohne, ſich zu erheben. Er ſtand gehorſam auf.

„Sprich ernſthaft!“ ſagte Ellerbach mit heimlicher Neigung zum Lachen: „was haſt du gegen den wackern Kammerjunker einzuwenden?“

„Nichts, mein Vater! Doch unſere Gemüther ſtimmen nicht zuſammen und ich liebe dieſen Mann.“ —

„Verblendetes Mädchen!“ fiel Frau von Ellerbach ein: „wie kannſt du noch Den lieben, der dich und uns alle beliſtete, und uns noch kein Wort von ſeiner dunklen Herkunft geſagt hat?“ —

„Dunkel war ſie in der That;“ begann der Fremde mit einem Tone, worin ſich ſein Gefühl der Beleidigung ausſprach. „Ich lebte bis in mein zwölftes Jahr in einer elenden Waldhütte. Das war die Dienſtwohnung meines Vaters, der Auerfeld hieß und im Auslande ein ſchlechtbeſoldeter Forſtmann war. Armuth und oft drückender Mangel, Entfernung von aufheiternder Geſellſchaft und vielleicht ein geheimer Gram, deſſen Quelle mir verborgen blieb, bildeten ihn zu einem rauhen, furchtbaren Manne, zu einer Geißel des Schreckens für mich und meine Mutter. Er ſprach Wochen lang mit uns kein Wort, ſaß düſter, wie über geheimen Anſchlägen brütend, in einem Winkel und berauſchte ſich in ſtarken Getränken. Zu andern Zeiten war er ein grillenhafter Zänker; man konnte ihm nichts zu Danke thun, und das kleinſte Verſehen brachte ihn ſo auf, daß er nach geladenen Gewehren griff und Mord drohte. Wir Unglücklichen flohen oft bei ſolcher Gefahr in den Wald und verweinten darin ganze Tage und Nächte, weil wir uns nicht in des Furchtbaren Nähe zurück wagten. Mir beſonders ſchwor er hundertmal den Tod. Er haßte mich unausſprechlich. Ich kann mich keines an mich gerichteten freundlichen Wortes von ſeinen Lippen erinnern.

Einſt war meine Mutter einige Tage abweſend und ich mit dem feindlichen Mann allein. Ich mußte ihn bedienen; ich that es mit willigſter Anſtrengung aller meiner Kräfte; doch Mißhandlungen waren mein Lohn. Angſt und Zittern machten mich nun wirklich ungeſchickter, als ich in einem ruhigen Zuſtande war, und ſo beging ich einen Fehler, für den ich von ihm keine Verzeihung hoffen konnte. Ich ſtieß nämlich, indem ich ihm etwas zureichte, eine volle Flaſche ſeines Lieblingsgetränks vom Tiſche und ſie zerbrach. Wüthend fuhr er auf; ich entfloh; er verfolgte mich, weil er eben kein Feuergewehr zur Hand hatte, mit gezogenem Hirſchfänger tief in den Wald hinein; aber ich war ein beſſerer Läufer, er konnte mich nicht erreichen und kehrte mit gräßlichen Flüchen wieder um.

Ich war kurz entſchloſſen, mich lieber durch die Welt zu betteln, als von ſeiner Hand zu ſterben. Keinen Pfennig hatt' ich in der Taſche: doch fiel mir ein, daß mir einſt meine Mutter ein ſorgſam verwahrtes Päckchen gezeigt und dabei mit Thränen geſagt hatte: Das iſt dein Erbtheil! — Dieſes Eigenthum wollt' ich nicht verlieren. Ich wußte, daß mein Vater gewöhnlich gegen Abend in einem Lehnſtuhle ſchlief, und ſehr feſt ſchlief. Um dieſe Zeit ging ich nach dem Forſthauſe zurück, ſchlich durch eine Hinterthür hinein, bemächtigte mich des Päckchens, und entkam damit glücklich. Aber meine Hoffnung, Geld darin zu finden, ſchlug fehl. Es enthielt werthloſe Kleinigkeiten, die mich gar nichts anzugehen ſchienen.

So war ich ein förmlicher Bettler. Ich ging von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt, fand viel mitleidige Menſchen, die mich beſchenkten, doch vergebens ſucht' ich einen Herrn, der mich zum Diener annehmen wollte. Dieſer Irrlauf führte mich nach fünf oder ſechs Wochen vor die Mauern einer großen Stadt, wie ich noch keine geſehen hatte. Die Schildwachen am Thore ſchreckten mich. Es war mir bange, ſie würden mir den Eingang verwehren. Ich hoffte, in der Abenddämmerung unbemerkt hinein zu ſchlüpfen, und durchſtrich indeſſen einen nahen Luſtwald.

Hier ging in einer einſamen Gegend ein alter, wohlgekleideter Mann mit einem Knaben meines Alters ſpazieren. Das lebhafte Kind gaukelte fröhlich vor ihm herum, und er lachte gutmüthig darüber. O, wie glücklich, dacht' ich, iſt dieſer Knabe gegen mich Armen! — Mit dieſem Gedanken folgt' ich ihnen. Sie kamen an einen breiten und tiefen Waſſergraben, über welchen eine Fahrbrücke geſchlagen war, doch auch ein ſchmaler Steg führte. Der Knabe flog auf letztern zu, und, gegen des Vater Abmahnungen taub, übte er ſich auf dem ſchwanken Brete in luſtigen Tanzſprungen. Zugleich warf er, indem er ſich gerade über der Mitte des Kanals befand, einen Ball hoch in die Luft, richtete die Augen nach ihm empor, that einen Fehlſprung, und ſtürzte ins Waſſer. — Der Vater ſtieß einen entſetzlichen Schrei aus und rief um Hülfe. Ich, der einzige Menſch in der Nähe, eilte hin, ſprang in den Graben, und rettete mit Gefahr, ſelbſt zu ertrinken, das verunglückte Kind, das einer Leiche ſchon ähnlich war, doch in einem ziemlich entfernten Hauſe, wohin ich es athemlos trug, wieder zum Leben gebracht wurde. Ich ſank dagegen, von Hunger und Ermüdung erſchöpft, zu Boden, und glaubte zu ſterben.

Der dankbare Vater erquickte mich möglichſt auf der Stelle, ſandte nach einem Wagen, und führte mich in ſein Haus, wo ich in eine ſchwere Krankheit fiel, aber durch ſorgſame Pflege genaß. Mein Wohlthäter, einer der reichſten Kaufleute des Orts, ließ mich nun, da ich ihm meinen hülfloſen Zuſtand entdeckte, nicht wieder von ſich, und behandelte mich ganz wie den einzigen Sohn, den ich gerettet hatte, und der mich deßhalb auch brüderlich liebte. Wir wurden bis ins Jünglingsalter zuſammen erzogen; dann machten wir vieljährige Land- und Seereiſen mit einander. Der Tod meines Wohlthäters, deſſen Geſchäfte mein Reiſegefährte übernehmen mußte, rief uns vor acht Monaten in die Heimath zurück, und ich fand im Teſtamente des Erblaſſers mir ein Kapital beſtimmt, deſſen Zinſen mich bis an meinen Tod vor Nahrungsſorgen bewahren, und mich ſogar in den Stand ſetzen, mit einer Gattin von edler Abkunft ein bequemes Hausweſen einzurichten.“

Zweiundvierzigſtes Kapitel.

Ein Geheimniß, welches die ganze Geſellſchaft zu einer Reiſe bewegt.

Auerfeld bemerkte mit geheimer Freude, daß der Schluß ſeiner Lebensgeſchichte auf die Zuhörer einen beſſern Eindruck machte als der Anfang, den die Familie von Ellerbach, das Fräulein ausgenommen, mit verdrießlichen Geſichtern vernahm. Als der Erzähler vollends den Bettelſtab ergriff, da fehlte nicht viel, man hätte ſich, wie bisweilen in Recenſionen geſchieht, die Fortſetzung verbeten. Allein das große Kapital (deſſen Beſitz vollkommen gegründet war) ſchaffte ihm wieder Achtung. Deſſen ungeachtet erklärte ihm Herr von Ellerbach mit höflichen Worten: er müſſe ſich von Helenen unvermeidlich trennen; ſie ſey nun einmal des Herrn von Runenſtein Braut; gewiſſe Familienverhältniſſe erlaubten es nicht, dieſes Band wieder aufzulöſen; und wäre das auch möglich, ſo würde doch er ſich nimmer entſchließen, in eine Mißverbindung ſeiner Tochter zu willigen.

„Ich eben ſo wenig, mein Herr!“ ſetzte die geborene Gräfin ſchnell hinzu.

„Und wie entſcheidet Helene?“ fragte Auerfeld zärtlich.

„Sie hat hier keine Stimme!“ riefen ihre Aeltern, wie aus Einem Munde.

„Ein hartes Urtheil ſprechen Sie uns!“ ſagte der junge Mann. „Eh' ich aber mit blutendem Herzen von Lieb' und Lebensglück ſcheide, will ich noch Eins verſuchen. Zu der Gefahr des Ertrinkens ergreiſt man wohl einen ſchwimmenden Strohhalm, um ſich zu retten. — Sie erinnern ſich, daß ich Ihnen von einem Päckchen erzählte, das ich bei der Flucht aus dem väterlichen Hauſe mitnahm. Es enthielt Dinge, die mir erſt jetzt wichtig werden. Meine Mutter nannte ſie mein Erbtheil, und ſie ſind ſo beſchaffen, daß ſie die Vermuthung erwecken, ich ſey von adeliger Geburt. — Die Sache wäre nicht unmöglich. Meiner Mutter Herkunft und Schickſale ſind mir durchaus unbekannt. Sie verband ſich mit Auerfeld vielleicht als Wittwe eines Edelmanns, der mein Vater war. — Daß man mich, ſeit ich denken kann, Ludwig Auerfeld hieß, entkräftet dieſe Muthmaßung nicht. Meine Mutter kann aus Scham der Armuth, oder aus andern mir unbekannten Gründen, meinen wahren Namen unterdrückt haben. — Dem allen gibt Auerfelds unnatürlicher Haß gegen mich einen hohen Grad von Wahrſcheinlichkeit.“ —

Die Geſellſchaft hörte ihm mit geſpannter Aufmerkſamkeit zu, und mehrere Stimmen fragten nach der Beſchaffenheit ſeines ſogenannten Erbtheils.

„Ich kann es Ihnen zeigen:“ war ſeine Antwort. Er ging in ſein Zimmer, und brachte von daher ein Päckchen, worin ſich ein Kinderhemd, eine Windel und eine ſilberne Klapper befanden, die ſämmtlich mit den Buchſtaben L. W. v. R. bezeichnet waren.

„Heiliger Gott!“ rief Alwina. „Dieſe Sachen gehörten unſerm Erſtgebornen, unſerm Ludolph!“ —

„Wär's möglich!“ ſprach Herr von Runenſtein. „Ja, fürwahr! hier ſteht mein Wappen auf der Klapper eingegraben.“ —

Alle ſtaunten, alle wurden von einer freudigen Ahnung ergriffen. Beſonders Helene ſchwärmte ganz ausgelaſſen herum und küßte Vater und Mutter. Nur Auerfeld, mit den frühern Begebenheiten in der Familie Runenſtein unbekannt, ſah den Glücksſtern, der ihm aufzugehen ſchien, nicht ſo hell wie die Andern, und ſtand im Kreiſe der Jubelnden ſinnend und ſchweigend.

Als ſich die Wogen des erſten Freudenerguſſes ein wenig gelegt hatten, fragte Alwina den jungen Mann nach dem Wohnorte ſeiner vorgeblichen Eltern.

„Sie befinden ſich nicht mehr in der Waldhütte;“ gab er zur Antwort. „Der Vater hat ſich vor einigen Jahren entleibt; die Mutter iſt nachher in ihr Vaterland zurückgegangen, und hält ſich jetzt unweit von hier im Städtchen B** auf.“

„O, hätt' ich das eher gewußt!“ ſagte Herr von Ellerbach. „Ich war vor nicht langer Zeit in dieſem Städtchen, als ich dem ehrlichen Doktor Cornelius, der dort lebt, die eiſerne Hand abkaufte.“ —

„Es hat mir viel Mühe gemacht, den Aufenthalt meiner Mutter zu erforſchen;“ fuhr Auerfeld fort. „Mein Wohlthäter unterſagte mir durchaus, meinen Eltern von mir Nachricht zu geben. Er beſorgte, der rauhe Vater würde mich in ſeine Gewalt zurückfodern, oder andere unangenehme Händel beginnen. Ich mußte, ungeachtet mein Herz widerſtrebte, dem Befehle des edlen Mannes, dem ich ſo viel verdankte, gehorchen. Als ich aber nach ſeinem Tode von Reiſen zurück kam, war es mein erſtes Geſchäft, mich nach dem Zuſtande meiner Eltern zu erkundigen. Da erfuhr ich denn ſogleich, daß Auerfeld zum Selbſtmörder geworden war; wohin ſich aber ſeine Wittwe gewandt hatte, das wußte niemand. Ich erhielt erſt vor drei Monaten davon Gewißheit, und war eben im Begriff, die Unglückliche aufzuſuchen, als mir in der Hauptſtadt die Liebe Feſſeln anlegte. Indeſſen ſchrieb ich der armen Frau, daß ich noch lebe und ſie bald ſehen würde.“ —

„Und das geſchehe gleich morgen!“ ſprach Alwina. „Ich habe nicht eher Ruhe.“

Auch ich bin von alten Zeiten her bei der Sache ſehr intereſſirt:“ fiel Ellerbach ein. „Und es iſt wohl niemand unter uns, der nicht daran Theil nähme. Ich werde daher morgen zwei Wagen anſpannen laſſen, und wir reiſen, wie wir hier beiſammen ſind, zu Madame Auerfeld.“ —

Dieſer Vorſchlag fand einſtimmigen Beifall.

Dreiundvierzigſtes Kapitel.

Ein Zwiſchenſpiel von zwei luſtigen Auftritten.

Vater Runenſtein bat jetzt um Anweiſung der ihm beſtimmten Zimmer. „Ich kann es kaum erwarten,“ ſprach er, „bis ich mich zwiſchen vier Wänden befinde, wo ich eine Art von Hausrecht ausüben darf: ich will jemanden recht tüchtig den Kopf waſchen.“

„Ich bitte Sie: wem denn?“ fragte Herr von Ellerbach.

„Meinem Gebler, dem verdammten Plaudermatz!“ antwortete Runenſtein. „Seine unbändige Zunge hat doch einzig und allein die ärgerliche Verwirrung in der Reſidenz angerichtet.“

„Verzeihen Sie ihm!“ ſagte Auerfeld. „Der argloſe Mann war der Liſt meines Bedienten nicht gewachſen.“

„Das entſchuldiget nicht,“ verſetzte Arbogaſt. „Ein Mann muß ſchweigen können, ſonſt gehört er ans Waſchfaß!“ — Hiermit eilte er, von Ellerbach geführt, ſeinem Gebiete zu.

Sobald er hier allein war, wurde Gebler vorgefordert und grauſam geſcheuert. Er war wie zerſchmettert, als er die Treuloſigkeit und Ränke ſeines Freundes erfuhr. Indem er nun ſo auf einem heißen Brete aushalten mußte, ward an die Thür geklopft. Er öffnete ſie und bebte zurück; denn, als ſäh' er ſeine völlige Geſtalt in einem großen Spiegel, erblickte er einen ihm ganz ähnlichen Mann, der kecklich in die Stube herein trat und ihn anredete: „Brüderlein, kennſt du mich nicht?“ — Es war Herr Niemand, der ſchon ſeit einer Stunde ſein Schalksgewand angelegt und ſich ſeines Dutzbruders Runzeln auf's Geſicht gemalt hatte, um aus Muthwillen ihm ſo zu erſcheinen. Daß er ſich in Runenſteins Zimmer wagte, geſchah auf Ellerbachs Anſtalt, der durch eine ſchmale Thüröffnung die luſtige Scene belauſchte.

Gebler zog ſich vor ſeinem zweiten Ich ein paar Schritte zurück; als er aber füglich nicht weiter konnte, ohne ſeinen Herrn auf die Füße zu treten, blieb er ſtehen und rief ſtark, wie eine Schildwache: „Wer iſt da?“ — „Gut Freund;“ antwortete Niemand: „Kennſt du deinen Dutzbruder nicht mehr?“ — „Ha, Spitzbube!“ ſchrie Gebler: „Rund vorbei mit der Brüderſchaft! Ich verfluche jeden Tropfen Wein, den ich mit einem ſolchen Schlangenkopf trank. Heh! wie viel hat Er für mich in der Weinſchenke bezahlt? Mach' Er mir auf der Stelle die Rechnung! Ich will einem ſo falſchen Patron für keinen Heller verpflichtet ſeyn.“ —

Der Schelm (deſſen Namen ſogar Lug und Trug war) fing an, ſeine Handlungen mit Ironie zu entſchuldigen.

„Maul gehalten!“ rief Gebler. „Das ſchlimmſte Rad knarrt immer am meiſten. Aber ich mag nichts hören. Fort, fort! Sonſt bitt' ich den gnädigen Herrn um Erlaubniß, einen ſchlechten Kerl zur Thür hinaus zu prügeln.“

„Ich habe nicht das geringſte dawider;“ ſprach Arbogaſt: „und allenfalls helfe ich ſelbſt mit.“ —

Der Comödiant machte ſich aus dem Staube, indem Herr und Diener nach Stöcken griffen.

Des folgenden Tages waren die Männer ſchon längſt reiſefertig, als die Frauen noch viel an ihren Putztiſchen zu thun hatten. Dieſen müßigen Zeitpunkt nutzte Auerfeld zu einer Entdeckung, die er dem Herrn Arbogaſt von Runenſtein zu machen hatte. Er führte ihn in den Garten, ſchloß einen Pavillon auf, trug aus demſelben einen netten, wie eine Sänfte geſtalteten Kaſten hervor, öffnete die Thür, und — Zachäus trat in ſeiner Couriertracht heraus.

„Was ſeh' ich!“ rief Arbogaſt. „Wie kommt dieſer lockre Zeiſig hierher?“

Der Zwerg ſchlug die Augen nieder. Auerfeld warf ſich zu ſeinem Wortführer auf.

„Es iſt Ihnen ohne Zweifel ſchon bekannt, Herr von Runenſtein, daß dieſer kleine Mann in der Hauptſtadt einige Univerſitätsfreunde fand, ſich mit ihnen in der Wohnung des Herrn Kammerjunkers etwas gütlich that, und im Rauſch verſchiedene Uebereilungen beging, die ihn mit Furcht und Scheu erfüllten, wieder vor Ihr Angeſicht zu kommen. In dieſer verzweifelten Lage trug ihm mein unternehmender Bedienter eine Maskopey an. Sie wollten mit einander durch Europa ziehen, die kleine Perſon ſollte ſich in den Städten für Geld zeigen und die Einnahme mit ihrem Compagnon theilen. Mein Bedienter, der ſchnell zu allem Rath weiß, trieb ſogleich dieſen Kaſten auf: denn Zachäus wollte hierher, wo man ihn kennt, nicht anders als unſichtbar reiſen, und den Weg durch dieſes Haus mußte er nehmen, weil ihn ſein künftiger Gefährte, der noch vier Wochen in meinen Dienſten bleibt, nicht aus den Augen verlieren wollte. Als wir hier ankamen, machte der ſonderbare Kaſten nicht wenig Aufſehen; doch mein Bedienter erklärte ſogleich: wir hätten einen großen Pavian bei uns, der bisweilen in ſeinem Käfig viel tobe, und daher am beſten in einem Gartenhauſe unterzubringen ſeyn würde, damit er durch ſein Gelärm im Schloſſe nicht läſtig werde. Man glaubte dem Lügner, wies ihm dieſen Pavillon an, übergab ihm den Schlüſſel, und ſo war der befürchteten Entdeckung vorgebeugt: als aber der Kleine geſtern hörte, daß ſein gütiger Herr angekommen ſey, ward er in ſeinem Käfig ſo unruhig, wie der Wein im Faſſe, wenn die Reben blühn. — Er wollte heraus, der reuevolle Sünder, er wollte ſich Ihnen zu Füßen werfen und Sie um Wiederaufnahme zu Gnaden flehentlich bitten. Sein eigennütziger Kompan bemühte ſich, ihn mit guten und böſen Worten zu beſchwichtigen: ich aber entſchied, daß der freie Menſch nicht wider ſeinen eigenen Willen in Gefangenſchaft gehalten werden könne, und übernahm es ſelbſt, Ihnen den Deſerteur auszuliefern, und Sie um Begnadigung deſſelben zu erſuchen.“ —

Zachäus, der bis jetzt mit geſenktem Haupte in der Thür des Vogelbauers ſtand und den Vortrag ſeines Fürſprechers abwartete, rückte nun mit ſtarken Schritten heran, um ſich ſeinem Gebieter zu Füßen zu werfen; aber die ſteifen Courierſtiefeln hinderten ihn, eine Kniebeugung zu Stande zu bringen. „Laß Er's gut ſeyn!“ ſprach Arbogaſt. „Er iſt von Natur niedrig genug, und hat ſich auch niedrig in der Reſidenz aufgeführt: dennoch will ich Gnade für Recht walten laſſen, will Ihm ſeine Unarten vergeben und Ihm ſeine alte Stelle wieder verleihen. Zieh' Er im Frieden!“ —

Der Zwerg küßte ihm die Hand, ſprang fröhlich, mit der Peitſche knallend, aus dem Garten und erbat ſich, als er die Reiſeanſtalten ſah, vom Herrn von Ellerbach ein Pferd, um den Wagen vorzureiten und ſich ſo förmlich in ſeinen Dienſt wieder einzuſetzen. Es ward ihm zugeſtanden; die Damen hatten ihren Anzug vollendet; die Reiſe ging vor ſich.

Vierundvierzigſtes Kapitel.

Eine ſeit vielen Jahren vermißte Perſon löſt den Knoten der Geſchichte.

„Wohnt hier im Städtchen eine Madame Auerfeld?“ fragte der dienſteifrige Courier, als er weit vor den Wagen voraus durch's Thor jagte. Zwanzig Kinder, die er gleich, wie ein Magnet an ſich gezogen hatte, riefen Ja, und einige ältere Leute zeigten ihm das nahe Wohnhaus der Wittwe. Er ſprengte zurück und führte die Wagen dahin.

Man wies die ausgeſtiegene Geſellſchaft eine enge, doch reinliche Treppe zu einem Hinterſtübchen hinauf. Eine Frau mit abgehärmten Wangen öffnete die Thür und erſchrack über den zahlreichen und glänzenden Beſuch. „Sind Sie Madame Auerfeld?“ fragte Alwina. Die Wittwe ſchauderte zuſammen, ſah die Fragende ſtarr an, ward todtenbleich, wankte mit gefalteten Händen zurück und ſank ohnmächtig auf einen Stuhl. „Gott! es ahnte mir!“ ſprach Frau von Runenſtein zu ihrem Gemahl. „Es iſt Chriſtine! — Aber wie hat der Gram ſie verwandelt, wie iſt das graue Alter ihren Jahren vorgeeilt!“ —

Auerfeld ſprang fort, um Waſſer und Eſſig herbei zu ſchaffen. Indeſſen ward die Erſtarrte ſchon durch ein

Riechfläſchchen wieder belebt. Sie ſchlug die Augen auf, erhob ſich mit Anſtrengung und rief händeringend: „Sie iſt da, die Stunde des Gerichts! Ich ſtehe vor der Freundin meiner Jugend als Verbrecherin. — Ach, Frau von Runenſtein, ich bin ein Ungeheuer! Laſſen Sie mich in den Kerker, laſſen Sie mich zum Rabenſtein führen!“ —

„Beruhige dich, arme Chriſtine!“ ſprach Alwina, und reichte ihr freundlich die Hand.

„O, nicht dieſe himmliſche Güte!“ ſagte Jene. „Ich that das Gräßlichſte — ich raubte Ihnen Ihr theures Kind.“ —

Jetzt kam Auerfeld eilig zurück. „Mutter! Mutter! wie iſt dir?“ rief er aus und umarmte Chriſtinen. Sie ſah ihn wie verſteinert an. „Erſchrick nicht, Mutter!“ ſprach er ſanft: „ich bin dein Ludwig.“ —

„Ludwig!“ — mit dieſem Schrei ſtürzte die Wittwe auf die Knie. „Allmächtiger Gott, ich danke dir!“ Raſch erhob ſie ſich wieder, herzte und küßte den Jüngling, führte ihn dem Herrn von Runenſtein und Alwinen zu und ſchluchzte: „Hier geb' ich Ihnen, nach einem vierundzwanzigjährigen Raube, Ihren Ludolph zurück.“ —

„Seliger Augenblick!“ rief Alwina, und mit Freudenzähren umarmten die Eltern den wiedergefundenen Sohn. Die übrigen ſtanden gerührt umher, ohne die heilige Stille einiger Minuten durch einen Laut zu unterbrechen. Dann wurde Ludolph die Reihe herum begrüßt und geküßt. Helene hatte Mühe, ihre Wonnetrunkenheit im Zügel des Anſtands zu halten. Auch Ortlieb bezeigte über den Bruder, von dem er doch manchen Eintrag und Abbruch zu befürchten hatte, die innigſte Freude, und bewies dadurch, daß er ein guter Menſch war.

Indeſſen hatte ſich Chriſtine genug geſammelt, um die Neugier der Anweſenden befriedigen zu können, und ſie begann:

„Sie erinnern ſich, Herr von Runenſtein, daß Sie mich, als wir auf der Meſſe waren und Sie eines Abends das Schauſpiel beſuchten, im Gaſthofzimmer einſchloſſen und mir verboten, mich am Fenſter zu zeigen. Ich war, leider! ungehorſam: ich trat ans Fenſter, und kaum ſtand ich da, ſo ſah ich den Vater meines kurz nach der Geburt verſtorbenen Kindes die Straße daher kommen. Ich riß das Fenſter auf; ich rief ihm; er hörte mich, kannte mich, ſtürzte ins Haus. Die verſchloſſene Thür trennte uns. Leopold wollte ſie aufſprengen; doch plötzlich fiel mir ein Schlüſſel, der ganz nahe dabei an der Wand hing, in die Augen. Ich verſuchte ihn: er ſchloß. Leopold riß mir das Kind aus den Armen; er hielt es für das ſeinige und küßt' es mit ſchwärmeriſcher Freude. Vergebens beſtritt ich ſeinen Wahn und meldete ihm unſers Kindes Tod: er glaubte mir nicht; er ließ den Kleinen nicht aus den Armen und forderte mich auf, ſogleich mit ihm zu gehen. Es ſey ihm, ſagt' er, außerhalb Landes ein Poſten verſprochen, und er habe mich deßhalb jetzt in Runenſtein abholen wollen.

Ich weigerte mich, heimlich zu entfliehen. Er drang darauf, er lief mit dem Kinde nach der Treppe, er drohte mir, ſich im Meßgewühl auf immer für mich zu verlieren. Es war kein Rath, ich mußte zum Schein nachgeben. Ich bat, er ſolle mir nur Zeit laſſen, die Stube zu verſchließen; ich hatte den Schlüſſel ſchon in der Hand: aber, wie taub, rannte der wilde Menſch die Treppe hinab, und ich eilte ihm nach, weil mich der geringſte Verzug in Gefahr ſetzte, ihn und das Kind nie wieder zu ſehen. Ich hoffte, ihn noch vor dem Hauſe zur Vernunft zu bringen; doch, ſchon eine halbe Straße voraus, ſtürzte er, ohne einen Blick nach mir, immer fort, immer fort, und ließ nicht eher mit ſich reden, bis wir das Thor weit hinter uns hatten. Nun war an keine Rückkehr zu denken. Das Zimmer konnte indeſſen ſchon von Dieben ausgeräumt ſeyn, und das Kind lieferte mir Leopold nicht aus. Er ſagte mir, durch meine dringenden Bitten aufgebracht, ins Geſicht: der Knabe ſey ihm lieber als ich. —

Nach einer mühſeligen Fußreiſe von vierzig Meilen kamen wir an den Ort, wo er eine Bedienung zu erhalten hoffte; aber die Stelle war ſchon beſetzt. Wir wanderten weiter; wir hatten oft keinen Biſſen Brod. Die Noth zwang den armen Leopold, ſeine Geburt zu vergeſſen und als Livreejäger zu dienen. Von dieſer Stunde an nannte er ſich Auerfeld. Wir waren nun zwar vor dem Hunger geſichert, und ließen uns trauen: aber mein Gatte ward unfreundlich, tiefſinnig, verwünſchte ſein Leben. Er ließ ſich jetzt von ſeinem Irrwahn in Anſehung des Kindes überzeugen, und haßte nun den Knaben — den wir aus Furcht, durch ſeinen wahren Namen entdeckt zu werden, Ludwig nannten — eben ſo ausſchweifend, als er ihn zuvor geliebt hatte.

Nach Verfluß eines Jahres erhielt mein Mann ein Forſtämtchen, das nicht einträglicher als der Livreedienſt, nur anſtändiger war. Dieſe Heilung ſeines verwundeten Ehrgefühls erheiterte ihn Anfangs ein wenig; doch ſeine Waldgeſchäfte in rauher Witterung gewöhnten ihn an ſtarke Getränke; er genoß ſie nach und nach in einem ſolchen Uebermaaße, daß unſer kleines Hausweſen und ſein Gemüthszuſtand immer mehr dadurch zerüttet wurden. Ludolph wird Ihnen erzählt haben, was wir oft ausſtanden. Unerträgliche Mißhandlungen hatten ihn endlich, als ich eben abweſend war, zur Flucht bewogen. Ich kam zurück; ich verging faſt vor Schmerz; doch ich durfte nicht ſeufzen, nicht weinen.

Sieben Jahre nachher, in welchen ſich mein Mann im höchſten Grade der Völlerei ergeben hatte, ward er einſt, wegen eines Dienſtfehlers, von ſeinem Obern hart angelaſſen und mit Verabſchiedung bedroht. Er kam nach Hauſe und erzählte mir den Vorfall. Ich brach in Thränen aus. „Sey ruhig, Chriſtine!“ ſprach er mit ungewöhnlicher Sanftheit: „Ich will frömmer werden.“ — Er griff gelaſſen nach einem Gewehre, reichte mir die Hand, und ſagte: „Leb wohl!“ — Ich glaubte, er ging' auf die Jagd: doch indem ich noch über ſein verändertes Benehmen nachdachte, fiel hinter dem Hauſe ein Schuß. Erſchrocken flog ich hinaus; der Unglückliche lag in ſeinem Blute — —“

Chriſtine konnte vor Jammer nicht weiter ſprechen. Tröſtend bat ſie Alwina, künftig wieder als Geſellſchafterin bei ihr zu leben. Sie erklärte ſich für unwürdig; doch die großmüthige Freundin gab nicht nach, bis ſie das Erbieten annahm.

„Nun, lieber Runenſtein,“ ſagte Ellerbach, „nun liegt doch wohl meine Unſchuld am Tage?“ — Dem guten Arbogaſt gingen die Augen über. „Vergeben Sie mir!“ ſprach er, mit dargebotener Hand, und ſie umarmten ſich.

Ludolph unterrichtete nun noch Chriſtinen von ſeinen Schickſalen ſeit ihrer Trennung. Hierauf nahm die Geſellſchaft in der froheſten Gemüthsfaſſung von ihr Abſchied.

Fünfundvierzigſtes Kapitel.

Zachäus macht einen guten Schlag, und der Bräutigam ohne Braut reiſ't nach Hauſe.

„Apropos!“ ſagte Herr von Ellerbach auf der Treppe: „wollen wir nicht den Dotor Cornelius beſuchen?“

„Ei freilich!" rief Arbogaſt, und ſie gingen, acht Häupter ſtark, zu ihm: denn auch Zachäus ſtieg aus Neugier vom Pferde und ſchloß ſich an die Geſellſchaft an.

Der alte Mann empfing ſie freudig. Arbogaſt durchwandelte lobend und preiſend das Muſeum. „Man möchte gleich alles kaufen!" ſprach er. „Aber ich muß mich zähmen; es ſtehn mir andere ſtarke Ausgaben bevor."

Indem er das ſagte, ward Cornelius des Zwergs im Hintergrunde gewahr. „O welche köſtliche Menſchengeſtalt!" rief er aus „Ich wollte mein halbes Muſeum drum geben, wenn ich ſie hier aufſtellen könnte."

Zachäus murrte. Ellerbach winkte ihm, ſich zu verantworten.

„Sie ſprachen einen chriſtlichen Wunſch aus, Herr Dokter!" begann der Zwerg. „Sie möchten mich wohl gern ausſtopfen, wie jenen fünfbeinigen Haſen?"

„Nicht ausſtopfen — zu einer Mumie bearbeiten;" ſagte Cornelius.

„Viel Ehre!" ſprach Zachäus. „Was zahlen Sie auf der Stelle baar für meinen Leichnam?"

„Wenn es Ihnen beliebte, noch heute zu ſterben," antwortete Cornelius, „ſo dünkten mich tauſend Reichsthaler nicht zu viel: aber auf's Ungewiſſe kann ich höchſtens nur zehn Louisd'or wagen."

„Her mit dem Lumpengeld! Ich will mir einen guten Tag dafür machen;" ſagte der Zwerg und murmelte bei Seite: „Der alte Narr ſtirbt doch eher, als ich." —

„Meine Kaſſe iſt jetzt leer!" ſprach der Doctor. „Ich rechnete darauf, die Herrſchaften würden mir wenigſtens für fünfzig Thaler Alterthümer abkaufen." —

Dazu entſchloß ſich Arbogaſt, mit der Miene, als wollt' er blos den ſeltſamen Vertrag befördern: aber er that es eigentlich zur Befriedigung ſeiner Liebhaberei. Er wählte mancherlei aus, zahlte dem Zwerge die zehn Goldſtücke, und bürgte dem Doctor für die förmliche Leibverſchreibung, die er des folgenden Tages erhalten ſollte.

Dieſer luſtige Handel erhöhte die gute Laune der Geſellſchaft. Sie kam äußerſt vergnügt in Bärenfels an. „Laßt uns den frohen Tag krönen!“ rief Ellerbach. Er legte die Hände der Liebenden in einander, führte ſie zu Ludolphs Eltern und ſprach: „Segnet ſie!“ —

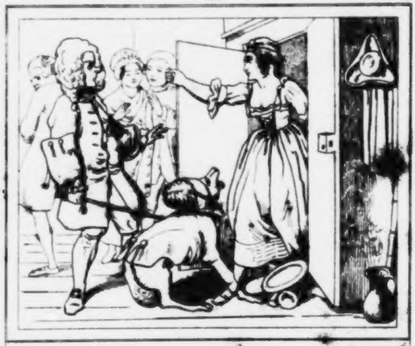
„Aber mein armer Ortlieb!“ ſeufzte Arbogaſt. „Er hat wegen des ſchönen Fräuleins viel Schmach und Ungemach in der Hauptſtadt erlitten, und nun — nun ſoll er Bräutigam ohne Braut ſeyn.“ —

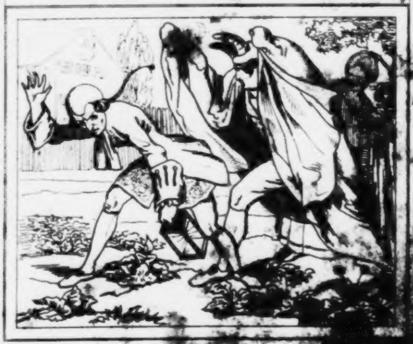
„Es hat nichts zu ſagen;“ fiel der Kammerjunker ein. „Ich laſſe meinem Bruder gern das Vorrecht, da ich ohnedieß für mein geiſtreiches Mühmchen nicht Welt genug beſitze.“

Nach dieſer Erklärung ſegneten Arbogaſt und Alwina die Liebenden.

Frohes Muthes fuhr Ortlieb am folgenden Tage mit ſeinen Eltern nach Runenſtein zurück. „Ich lobe dich, mein Sohn!“ ſprach der Vater unter Weges. „Helene hätte dich doch unaufhaltſam ins Weltgewühl hineingezogen, und es bleibt ewig wahr, was ich vor vierzig Jahren von meinem Schulmeiſter lernte: Qui bene latuit, bene vixit. — Das, liebe Frau, heißt auf Deutſch: Wohl verborgen, wohl gelebt.“ —

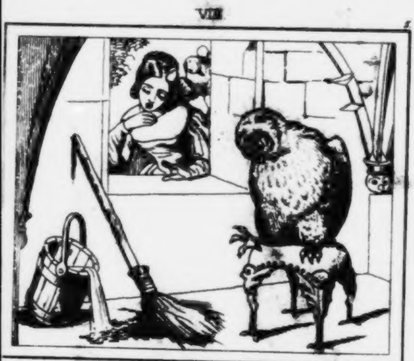
VIII



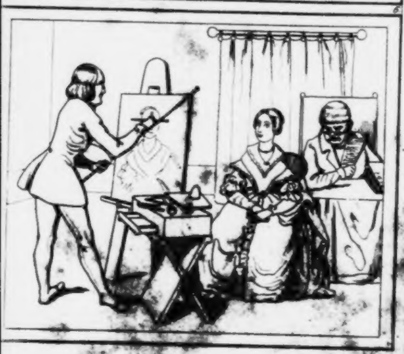


VIII

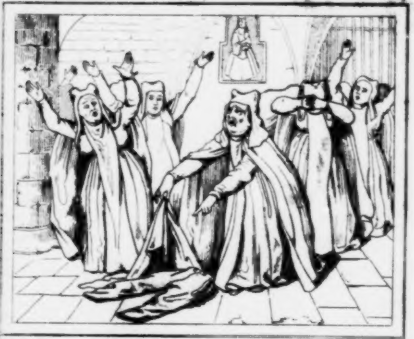
5

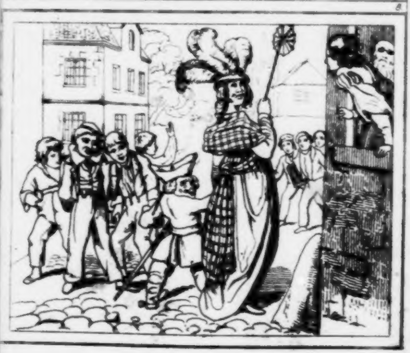


6

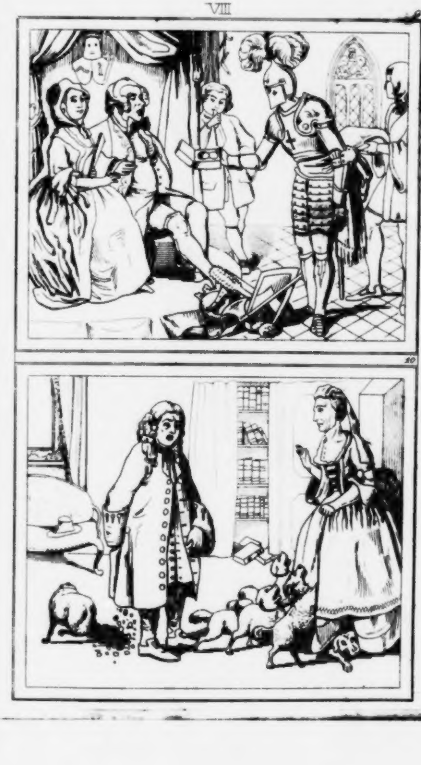


VIII



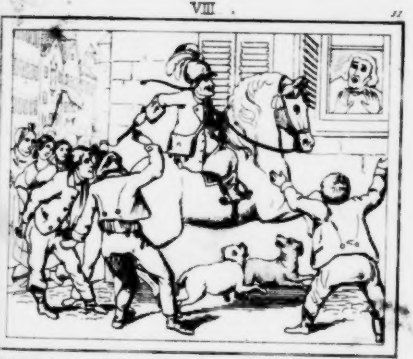


VIII

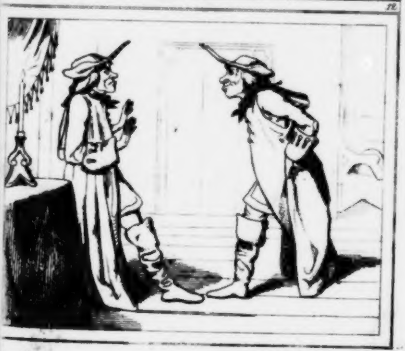


VIII

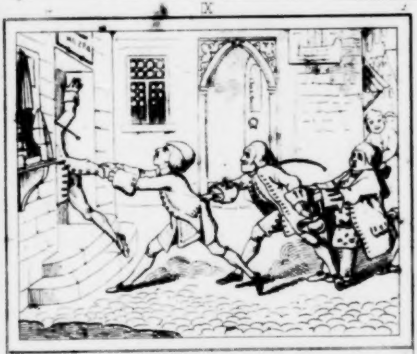
11

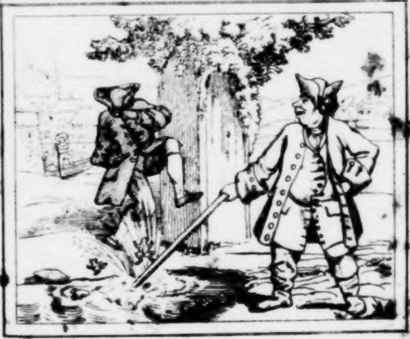


12



IX





A. F. E. Langbein's

ſämmtliche Schriften.

Zweite verbeſſerte Auflage.

Neunter Band

enthält

Franz und Roſalie. — Magiſter Zimpels Brautfahrt.

Stuttgart:
J. Scheible's Buchhandlung.
1841.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Franz und Roſalie,

oder

der Krämerzwiſt.

BAYERISCHE
[illegible]
BI[illegible]
M[illegible]

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

1.

Schauplatz der Geſchichte.

Franz und Moritz, ein paar wackere Jünglinge von Geiſt und Gemüth, machten in der Blüthenzeit des Frühlings eine Fußreiſe, und hatten den Ort ihres Ausflugs ſchon fünfzig Meilen hinter ſich, als ſie das Städtchen Fehdingen im Schooße eines anmuthigen Thales vor ſich liegen ſahen. Durch einen ſtillfluthenden Strom in zwei gleiche Hälften getheilt, lehnt es ſich auf der einen Seite, in der Geſtalt eines Amphitheaters, an einen grünbewachſenen Berg, und jenſeits blicken ſeine rothen Dächer aus einem Wäldchen von Obſtbäumen hervor. Den Berggipfel bedeckt die ſchwarze Steinmaſſe einer zum Theil ſchon in Trümmer zerfallenen Burg, die ein Kreis uralter Eichen wie eine Leibwache umgibt. So iſt dieſe Gegend einer der ſchönſten Punkte von Deutſchland, und ſie erſchien unſern Reiſenden in doppelter Herrlichkeit, da eben die goldne Beleuchtung eines heitern Abends über ihr ſchwebte. „O, ſieh dieß Paradies!“ rief Moritz: „Hier möcht' ich mir eine Hütte bauen und mich um das Ameiſengewühl der ganzen Welt nicht bekümmern.“

„Das Oertchen liegt trefflich;“ ſagte Franz: „aber mich wie ein Seidenwurm hier einzuſpinnen, dafür dank' ich. Man wird bald gleichgültig gegen Naturſchönheiten, die man täglich vor Augen hat; der Reiz verſchwindet; doch die ehrſamen Kleinſtädter mit ihren beſchränkten Ideen und langweiligen Geſchwätzen behält man am Halſe."

Moritz nahm die kleinen Städte in Schutz und ſagte manches Gute von ihnen. Ueber dieſen Gegenſtand ſtritten die Freunde noch, als eine Geſellſchaft wohlgekleideter Männer mit dampfenden Tabakspfeifen vom Städtchen her gegangen kam. Den Zug führte, wie der Weiſer eines Bienenſchwarms, eine breite, vollwangige Geſtalt, mit einer gemeinen Geſichtsbildung, auf welcher ſich Rohheit und Uebermuth kräftig ausſprachen. Die letztere Tugend offenbarte ſich ſogar in des Mannes kecken, ſtampfenden Schritten, womit er ſo haſtig vorwärts eilte, als wollt' er es ſeinen Begleitern unmöglich machen, mit ihm in gleicher Linie zu gehen. Sie maßten ſich auch dieſer Ehre nicht an, ſondern traten geduldig in ſeine Fußſtapfen, und bejahten und belachten jedes Wort, das er ihnen über die Achſel zuwarf.

Er entſchied eben mit lauter Stimme, die in einer Entfernung von ein paar hundert Schritten deutlich zu vernehmen war, über den Werth eines gewiſſen Dorfbieres, dem ſie vermuthlich jetzt einen Beſuch abſtatten wollten. „Ich glaube," ſprach er, „es hielte die Probe aus, die man vor alten Zeiten in verſchiedenen deutſchen Städten mit jedem neuen Gebräude Bier anſtellte. Wenn es fertig war, verfügte ſich ein Ausſchuß der brauberechtigten Bürgerſchaft in die Stadtbrauerei, und ſetzte ſich auf hölzerne, mit Bier beſtrichene Stühle. Blieben nun die Herren, wenn ſie, nach einem reichlichen Koſttrunk, wieder aufſtehen wollten, an den Schemeln kleben, ſo ward das

Bier für gut und tüchtig erklärt; widrigen Falls mußte der Bürger, der es nicht kräftig genug gebraut hatte, ein beſtimmtes Strafgeld erlegen.“

„Potz Velten! da hätt' ich mittrinken mögen!“ rief einer von der Geſellſchaft ins allgemeine Gelächter, und die Meiſten fuhren mit der Hand über den Mund, als hätten ſie den gerühmten Gerſtenſaft eben genoſſen.

Jetzt trafen unſere Reiſenden mit den Tabaksrauchern zuſammen und wollten bei ihnen vorbeigehen. „Heh da!“ rief der Führer mit der gebieteriſchen Stimme eines Straßenbereiters: „Kehren die Herren in der Stadt ein?“

Dieſe Frage, ſo unerwartet und plump ſie auch war, bejahte Moritz mit Höflichkeit und abgezogenem Hute.

„Nun, ſo kann ich einen guten Gaſthof nachweiſen:“ ſagte Jener: „einen vortrefflichen Gaſthof! Ich bin Beſitzer deſſelben und hab' ihn von Grund aus neu gebaut. — Geht, ihr Herren, hinab an den Strom, da findet ihr eine Fähre, die bringt euch ans jenſeitige Ufer, und nicht weit vom Ankerplatze ſeht ihr ein goldnes Schiff über der Thüre eines großen Hauſes; das iſt mein Gaſthof, da kehret ein! Mein Pachter, der drin wirthſchaftet, wird euch gut bedienen.“

Nach dieſer Anweiſung, die er durchaus mit einem rauhen, befehlenden Tone gab, ſchritt er fürbaß, und berührte ſeinen Hut eben ſo wenig als bei der Anrede.

„Wie gefiel dir dieſes feine Männchen?“ ſagte Franz. „Haſt du wohl Luſt, dein Lebenlang unter ſolchen Geſellen zu hauſen?“

„Hm!“ ſprach Moritz: „der Herr Gaſthofsbeſitzer konnte ſich freilich artiger betragen; aber er ſchien doch ein ehrlicher Mann.“

„Dennoch muß er höflich ſeyn; das dank' ihm Herodes!“ erwiederte Franz.

2.

Ein ſchwarzer Ritter beſiegt das goldne Schiff.

Sie wanderten in das Städtchen ein und wurden hier ſogleich von einer angenehmen Erſcheinung überraſcht. Aus einem der erſten Häuſer, das ſich durch ſeine Baufälligkeit als eine Wohnung der Armuth ankündigte, trat ein ſchlankes, wunderſchönes Mädchen heraus und dankte den Jünglingen, die ſich grüßend verbeugten, ſehr artig, ward aber auf der Stelle von einer alten Matrone, die aus derſelben Hütte kam, mit einem finſtern Blick dafür beſtraft und faſt unſanft fortgedrängt. Eine ärmlich gekleidete Frau folgte den beiden Damen bis auf die Straße und rief ihnen, mit Thränen im Auge, Segenswünſche nach.

Die Reiſenden waren neugierig, des Mädchens Stand und Namen zu erfahren, und wandten ſich deßhalb an die arme Frau.

„Liebe Herren,“ ſagte ſie, „ich weiß von der jungen Perſon wenig mehr, als daß ſie ein freundlicher Engel und ganz das Gegenbild ihres Vaters iſt, der eben ſo finſter ausſieht, als jenes alte Bergſchloß, worin er wohnt.“

Moritz fragte: wer der Mann ſey und was er treibe.

„Das alles iſt mir unbekannt;“ antwortete ſie. „Er hält ſich erſt ſeit einigen Jahren in unſerm Städtchen auf und lebt wie ein Einſiedler.“

„Komm, komm! Laß uns hier keine Zeit verlieren!“ rief Franz. „Es wird Nacht, wir müſſen noch über den

Strom, und wenn wir eilen, ſo ſind wir vielleicht ſo glücklich, die Damen noch auf der Fähre zu treffen und mit ihnen Bekanntſchaft zu machen."

„Wohl ſchwerlich!" — ſprach die Arme. „Ja, wenn die alte Hofmeiſterin nicht ſo ſtreng wäre! Sie läßt das liebe Mädchen mit keiner Mannsperſon ſprechen. Drum reden Sie, mein Herr, um's Himmels willen das gute Kind nicht an! Sie würden ihm Verdruß zuziehen, und vielleicht Urſache ſeyn, daß es lange Zeit die finſtern Schloßmauern nicht verlaſſen dürfte."

„Das ſollte mir unendlich leid thun!" ſagte Franz.

„Und mir noch mehr!" ſeufzte die Frau. „Es wäre für mich und meine kranken, vaterloſen Kinder ein rechtes Unglück; denn der wohlthätige Engel kommt faſt täglich unter mein Dach, und erleichtert auf vielfache Art unſere Noth."

„Sehr edel!" — rief Franz, und drückte der Frau ein Stück Geld in die Hand. „Fern ſey es von mir, eine ſolche Seele zu betrüben! — Aber, Freund, über den Strom müſſen wir doch, um in den Gaſthof zu kommen."

Die Frau widerrieth die Einkehr im goldnen Schiffe. Der Wirth, ſagte ſie, ſchreibe mit doppelter Kreide, weil er den hohen Pachtzins, den ihm der Eigenthümer abpreſſe, nicht anders erſchwingen könne. „Bleiben Sie doch auf dieſer Seite!" fuhr ſie fort: „Sie finden einige hundert Schritte von hier ein treffliches Gaſthaus, der ſchwarze Ritter genannt, wo Sie darauf rechnen können, beſſer und billiger als dort bewirthet zu werden. Es liegt gerade bei dem Platze, wo die Fähre abgeht und anlandet."

„Das gibt eine lebhafte Ausſicht," ſprach Franz.

„Und Sie haben überdieß" — ſetzte die Frau lächelnd hinzu — „den Vortheil, daß Sie das ſchöne Mädchen, wenn es über den Strom herüber oder hinüber ſchifft, aus Ihrem Fenſter beobachten können.“ —

Das entſchied bei Franzen für den ſchwarzen Ritter, und Moritz, der auch nichts gegen ihn einzuwenden hatte, lenkte ſeine Schritte dahin. In dem Momente, als er den Rücken wandte, ſchob Franz der guten Rathgeberin noch ein Geldgeſchenk leiſe in die Hand, und verbat durch einen Wink lauten Dank. Er eilte dann raſch voran, und ſah unverwandten Blickes hinauf nach dem Bergſchloſſe. „Bei Gott! eine romantiſche Zaubergegend!“ rief er aus. „Ich möchte mich ſelbſt hier niederlaſſen, und es ſollte mir, glaub' ich, nicht ſchwer werden, für einen ſolchen Reichthum von Anmuth ein wenig Spießbürgerei zu ertragen.“

„So ſchnell hat ſich dein Sinn geändert?“ ſprach Moritz, und ſah ihm ſcharf in die Augen.

Franz erröthete, und es war ihm nicht unlieb, daß die Nähe des ſchwarzen Ritters dieſes Geſpräch unterbrach.

3.

Ein ſtummer Gaſtwirth, der Nachahmung verdient.

In der Gaſtſtube thronte der Thüre gegen über ein Mann von mächtigem Umfang in einem Lehnſeſſel. Es war Herr Faßmann, der Wirth zum ſchwarzen Ritter. Seine Arme ruhten links und rechts auf den Stuhlarmen, und er rührte ſich ſo wenig, als wär' er aus Stein gehauen. Die Reiſenden boten ihm einen guten Abend, und bewirkten dadurch nichts als einen ſanften Griff an die Nachtmütze.

Franz forderte ein gutes Zimmer mit Fenſtern auf die Straße.

Der ſteinerne Wirth ſagte weder Ja noch Nein, ſondern führte ein kleines Horn, das neben ihm an einem Bande hing, gemächlich zum Munde und blies darein. Ein Hausmädchen und ein Kellner kamen eilig gelaufen. Herr Faßmann winkte den Reiſenden, mit dieſen Perſonen in Unterhandlung zu treten. Franz mußte ſeine Worte auf's neue anbringen. Die Leute antworteten: es ſey ein Zimmer vorn heraus zu haben; doch erbaten ſie ſich ein Viertelſtündchen Geduld, um es in Ordnung zu bringen. Hierauf traten ſie wieder ab, und ihr Herr gab noch immer keinen Laut von ſich.

„Der arme Mann iſt wohl ſtumm?“ flüſterte Franz, nach einer minutenlangen Stille, ſeinem Reiſegefährten ins Ohr.

„Man muß es verſuchen,“ ſprach Dieſer, und nahte ſich dem Wirth mit der Frage: „Sind Sie krank?“

„Nein, mein Herr, ich ruhe nur.“

„Sie hatten vermuthlich heute eine ſtarke Bewegung?“

„Ganz und gar nicht. Ich ruhe ſchon ſeit fünfzehn Jahren.“

„Iſt's möglich? So lange haben Sie ſich nicht bewegt?“

„Wenig, ſehr wenig; aber vorher deſto mehr. Ich diente in meiner Jugend als Läufer, war Hans in allen Gaſſen, und trabte oft, wenn mich meine Herrſchaft über Land ſchickte, zwölf Meilen in einem Striche. Dann ward ich Geſandtſchafts-Kourier, und ritt manch ſchönes Mal von Wien nach St. Petersburg. Das waren tüchtige Strapatzen, mein Herr! Ich ſetzte mich endlich, dieſer Hetzen überdrüſſig, hier zur Ruhe, ward zuſehends dick und rund, und gewann nach und nach meinen weichen Stuhl ſo lieb, daß ich nun nicht gern einen Schritt gehe. Drum kommandir' ich meine Leute durch dieſes Hörnchen, das einſt ein Reiſender ein Oberons-Horn nannte, weil ein Geiſt dieſes Namens ein ſolches Horn gehabt, und Alt und Jung damit zu Sprüngen und Tänzen gezwungen haben ſoll."

„Ganz recht!" fiel Moritz ein. „Wir kennen ihn."

„Bei dem allen" — fuhr der Ruhende fort — iſt mein Mund nicht träge. Ich ſpreche und eſſe gern: doch hab' ich mir das Geſetz gemacht, gegen Reiſende, die bei mir einkehren, Anfangs ſtumm zu ſeyn, weil man den Gaſtwirthen nachſagt, ſie wären zu redſelig, und beſtürmten jeden Fremdling, ſobald er einen Fuß ins Haus ſetze, mit tauſend neugierigen Fragen."

„Es iſt hier und da etwas an der Sache;" ſprach Moritz.

„Aber, Herr Wirth," ſagte Franz, „Sie ſind doch wohl kein ſo geſchworner Feind der Fragen, daß es Ihnen zuwider wäre, mir eine zu beantworten?"

„Ei bewahre! Dazu hat ein Gaſtwirth den Mund."

„Nun, ſo ſagen Sie mir, wer bewohnt das alte Schloß auf dem Berge?"

„Ja, mein wertheſter Herr, über dieſen Punkt kann ich nur mit ſehr unvollkommenen Nachrichten dienen: denn das iſt ein geheimnißvoller Sonderling, aus dem kein Menſch klug wird. Er nennt ſich Herrmann; aber die Götter mögen wiſſen, ob er uns ſeinen rechten Namen entdeckt hat. Ich, meines Theils, zweifele daran; doch was kümmert's mich? Man nennt ihn hier gewöhnlich den Alten vom Berge. Er kommt höchſt ſelten zum Vorſchein, und die wenigſten Einwohner haben ihn geſehen. Es ſind ungefähr ſieben oder acht Jahre her, als er wie aus den Wolken fiel. Er brachte vom Grafen Wartſtein (der die Stadt und Herrſchaft Fehdingen beſitzt, aber ſein Leben lang, wie der ewige Jude, in der Welt herum reiſet) einen eigenhändigen Befehl, ihm das Schloß zur Wohnung einzuräumen und ihn als Bevollmächtigten des Grafen anzuerkennen. Seitdem hauſet er hier, wie das Käuzlein in zerſtörten Städten. Mancher hält ihn für einen Goldmacher, ein Anderer für einen Schatzgräber, ein Dritter für ſonſt etwas; doch ſein eigentliches Thun und Weſen kennt niemand.“

„Er hat, glaub' ich, eine Tochter;“ ſagte Franz mit einer gewiſſen Verzagheit.

„Das wiſſen Sie ſchon?“ rief Faßmann. „Ja, es iſt ein ſchmuckes, edelherziges Mädchen!“

Franz fühlte ſein Geſicht erglühen und ſchämte ſich vor ſeinem lauernden Freunde, den er ſeitwärts lächeln ſah. Er befürchtete, der Wirth möchte dieſe Glut noch ſtärker anfachen, und fiel ihm ſchnell ins Wort: „Haben ſie guten Wein?“

„Aufrichtigen Burgunder und Rheinwein.“

„Mir gleichviel; nur vom beſten! Wir wollen eine Flaſche in Ihrer Geſellſchaft trinken.“

Das Oberons-Horn ertönte; der Kellner erſchien, und nach einigen Minuten ſtand Burgunder auf dem Tiſche.

4.

Invectiven gegen den Beſitzer des goldnen Schiffes.

Gern hätte Franz das Geſpräch wieder auf die ſchöne Tochter des Alten vom Berge geleitet; er ſcheute ſich nur vor der Verrätherei ſeiner Wangen und dachte ſtill an das reizende Mädchen, das ihm immer vor den Augen ſchwebte.

„Was hängſt du den Kopf?“ rief ihm Moritz zu. „Laß uns fröhlich ſeyn; der Wein iſt gut! Wer weiß, ob wir ein ſo edles und unverfälſchtes Getränk im goldnen Schiffe gefunden hätten; denn wo Schiffe ſind, gibt's auch Waſſer.“

„Wie fallen Sie auf's goldne Schiff?“ fragte Faßmann. „Sind Sie denn in unſerer Gegend ſo bekannt, daß Sie — — Doch Pardon! Ich ſündigte gegen meinen Grundſatz, mich unbeſcheidener Fragen zu enthalten.“

Moritz erzählte jetzt, wie ihnen der Beſitzer jenes Gaſthofs gleichſam befohlen hatte, dort Herberge zu nehmen.

„O du vermaledeiter Jonas Bulling!“ rief Faßmann, und fuhr heftig aus ſeinem Seſſel empor.

„Sehen Sie,“ ſprach er mit funkelnden Augen, „ich habe mich heute den ganzen Tag noch nicht vom Stuhle geregt, aber der Aerger über den neidiſchen Brodräuber bringt mich noch ſo ſpät auf die Beine. Wenn ich wild werde, kann ich nicht ſitzen.“

Er keuchte mit ſchwerfälligen Schritten, die keine Spur der vormals geübten Laufkunſt verriethen, in der Stube auf und ab, ergriff einen Stock und that Lufthiebe.

Die Gäſte bemühten ſich, ihn zu beruhigen, und brachten ihn durch beſänftigende Worte wieder auf ſeinen Stuhl.

„Der verdammte Jonas Bulling!“ — begann er jetzt von neuem — „der arbeitet mit aller Macht und Gewalt an meinem Sarge! Er iſt der eigennützigſte Menſch und der größte Neidhart auf Gottes Erdboden; er gönnt beſonders mir nicht die Augen im Kopfe, und wir könnten doch gut neben einander beſtehen. Er iſt Kaufmann, hat den einzigen Laden im Orte, handelt mit Schnitt- und

Spezereiwaaren, mit Holz und Geſangbüchern, mit Getreide und Schuhbürſten — kurz, mit allem, was der Menſch braucht, um jeden Heller und Pfennig, der im Städtchen ausgegeben wird, in ſeinen Kaſten zu bannen. Doch damit iſt der Nimmerſatt nicht zufrieden. Er ſah ſeit langer Zeit meine Wirthſchaft mit ſchelen Augen an und bewegte Himmel und Erde, um auch die Gaſtgerechtigkeit zu erhalten. Es gelang ihm; ich mußte leiden, daß er ſein goldnes Schiff zimmern und vom Stapel laufen ließ, und muckte nicht dagegen. Daß er aber, wie ein Bandwurm, alle Nahrung an ſich zieht — daß er mich und mein Gaſthaus verleumdet, und die niedrigſten Kniffe anwendet, ſeinen Pachtwirth reich und mich arm zu machen: das iſt ſchändlich und darüber brech' ich ihm noch den Hals!"

Er wollte jetzt wieder vom Stuhl aufſpringen: doch während der dazu nöthigen Anſtalten beſann er ſich anders, fiel in ſeine alte Lage zurück und fuhr fort: „Ich bin nicht rachſüchtig, das weiß der Himmel! — ich bin auch gewiſſer Maßen zu bequem dazu, denn ich gehe nicht gern einen Schritt: — könnt' ich aber dem alten Jonas — ich nenn' ihn am liebſten ſo, weil ich weiß, daß er ſich über ſeinen ſchnurrigen Vornamen ärgert — könnt' ich ihm auf irgend eine Art Gleiches mit Gleichem vergelten, mich ſollte keine Mühe verdrießen. Hätte doch nur ein unternehmender Menſch den glücklichen Einfall, ſich hier als Kaufmann zu ſetzen! Ich wollt' ihn mit Rath, That und meinem ganzen Vermögen unterſtützen. Das Städtchen, ſo klein es iſt, nährt zwei Kaufleute und bedarf ſie: denn jenſeit des Stromes herrſcht der Alleinhändler Jonas, und wer dieſſeits für einen Pfenning

Schwefel braucht, muß eine Waſſerreiſe machen und ſechs Pfennige Fährgeld bezahlen.“

„Wie kommt's aber,“ fragte Moritz, „daß die beiden Stadtſeiten durch keine Brücke verbunden ſind?“

„Der leidige Krieg hat uns um dieſe Wohlthat gebracht;“ antwortete Faßmann. „Die ſchöne Brücke, die wir hatten, ward angezündet und abgebrannt, um den ſiegenden Feind aufzuhalten; allein er bahnte ſich dennoch einen Weg über den Fluß, und entkräftete unſern Fürſten und das ganze Land ſo ſehr, daß wir uns wohl bis an den jüngſten Tag keiner Brücke wieder erfreuen werden. — Dieſen Umſtand nutzte Jonas, als er um ſein Gaſthofsprivilegium anſuchte. Er ſtellte vor: es wären zwei Wirthshäuſer nöthig, weil Reiſende, die in der Nacht auf der Bergſeite anlangten, den Fluß nicht paſſiren könnten, und daher bis zum Anbruch des Tages eines Obdachs entbehren müßten. Dieſes Anführen war es hauptſächlich, wodurch er ſeinen Zweck erreichte; doch derſelbe Grund ließe ſich zu einem Schwerte gegen ihn brauchen, wenn ſich ein Kaufmann hier anſäſſig machen wollte.“

„Allerdings!“ — rief Franz mit einer wunderbaren Heftigkeit, die um ſo mehr auffiel, da er bisher, ſtill und in ſich gekehrt, an dem Geſpräche keinen Theil genommen hatte.

Da die Flaſche eben leer war, begaben ſich die Reiſenden in ihr Zimmer. Franz, der keine Neigung zum Sprechen hatte, ſchützte Kopfweh vor, um ſich ſelbſt überlaſſen zu bleiben. Er trat ans Fenſter, und ein mattes Lichtflämmchen, das einſam aus dem alten Schloſſe leuchtete, feſſelte ſeine Augen, bis es erloſch.

5.

Lob der Handelſchaft, nebſt einer Beichte.

Nach einer ſchlafloſen Nacht, die er ſich mit angenehmen Fantaſien verkürzt hatte, machte Franz ſeinem Freunde bekannt, er ſey entſchloſſen, in Fehdingen zu bleiben und ſich als Kaufmann zu etabliren.

Moritz lachte laut auf und nahm die Sache für Scherz; doch Jener verſicherte, er habe ganz ernſtlich geſprochen.

„Unmöglich!“ rief Moritz: „Wie kann ein feuriger junger Mann, der ſich bisher mit Poeſie, Malerei und andern ſchönen Künſten eifrig beſchäftigte, den lahmen Gedanken faſſen, ein Krämer in einer kleinen Landſtadt zu werden?“

„Warum nicht?“ erwiederte Franz. „Dein wackerer Vater erzog mich, wie Du weißt, zum Kaufmann, und alles andere, was ich trieb, war Nebenſache.“

„Aber Du triebſt es mit Luſt, und die kaufmänniſchen Geſchäfte mit Unluſt.“

„Es war jugendliche Thorheit, daß ich die ſchöne Laufbahn, in die mich Dein Vater einleitete, rauh und dornig fand. Wer iſt glücklicher, als der unabhängige Kaufmann?“

„Und wer iſt mehr Egoiſt?“ — fiel Moritz ein.

„Das ſagſt Du?“ — rief Franz mit Wärme. „Du, der Sohn eines Kaufmanns, der an Rechtſchaffenheit ſeines Gleichen ſuchte?“

„Ja, er war ein ſeltner Biedermann!“ erwiederte Moritz: „Aber von ihm, oder einem andern einzelnen Gliede der Kaufmannſchaft red' ich auch nicht, ſondern von dem vorherrſchenden Geiſte der Zunft. — Der ſorgt und arbeitet doch in der That nur für ſich ſelbſt.“ —

„Das iſt das alte Lied! Der ewig wiederholte ungerechte Vorwurf, den man einem nützlichen und unentbehrlichen Stande macht! — Sorgen und arbeiten denn nicht auch andere Leute für ſich und die Ihrigen? Und iſt nicht das ganze menſchliche Leben ein beſtändiger Handel und Verkehr? — Wollte Gott, es machten ſich alle Menſchen um ihre Mitbürger ſo verdient, als der Kaufmann! Er verſieht uns ſchnell und auf der Stelle mit allen Nothwendigkeiten des Lebens, die man, ohne ihn, weither mühſam zuſammenbringen oder ganz entbehren müßte.“ —

„Je, Freund, ſo willſt Du wohl gar aus reiner Menſchenliebe einen Laden eröffnen?“ —

Mit brennenden Wangen verbat ſich Franz allen Spott.

„Ich kann mir nicht helfen,“ entgegnete Moritz, „ich muß Dich einen Wetterhahn ſchelten. Es ſind kaum zwölf Stunden, als Du von der Kleinſtädterei verächtlich ſprachſt, und nun willſt Du Dich plötzlich hier einbürgern. Das iſt doch wahrlich höchſt wunderbar!“ —

Franz, dem dieſe neckenden Vorhaltungen etwas läſtig wurden, unterbrach ſie raſch durch das Geſtändniß: es habe ihn in dem Augenblicke, als er das Mädchen vom Schloſſe geſehen, ein Blitzſtrahl der Liebe getroffen, und dieß ſey der wahre einzige Grund ſeines Entſchluſſes, der weder durch Spott noch Ernſt wankend gemacht werden könne. Er fühle, ſprach er, daß er ohne den Beſitz jenes Mädchens keine frohe Stunde haben würde; doch eine tröſtliche Ahnung ſichere ihm Gegenliebe zu. Aber freilich ſey dieß kein Werk weniger Tage, weil der düſtere Charakter des Vaters und die Grämlichkeit der alten Sittenmeiſterin es ihm wahrſcheinlich ſehr erſchweren werde, ſich der Geliebten zu nähern. Drum müſſe man auf eine lange ſtumme Liebe gefaßt ſeyn, und die Löſung des Knotens der Zeit und dem Schickſal überlaſſen. Bis dahin ſey die Kaufmannsmaske ſehr bequem, um ſich unter derſelben in Fehdingen aufzuhalten; denn als Müßiggänger würde er für einen abenteuernden Glücksjäger gehalten werden, und ſich dem Vater und der Tochter übel empfehlen. —

Dieſe Beichte entdeckte Moritzen nichts Neues. Er hatte längſt, wie ſeine Neckereien bewieſen, einen richtigen Blick in das Herz ſeines Freundes gethan, und geſtand ihm zu, die ſchöne Burgbewohnerin ſey eine ſehr liebenswürdige Geſtalt, und das allgemeine Lob ihrer Gutmüthigkeit mache ſie doppelt anziehend. Allein er gab zu bedenken: es werde ihretwegen manchen harten Kampf ſetzen, und der Ausgang der Sache ſey zweifelhaft; denn der Alte vom Berge könnte ja wohl eine verkappte hohe Standesperſon ſeyn, die ſich nicht herablaſſen würde, einen kleinſtädtiſchen Krämer mit der Hand ihrer Tochter zu beehren. Ueberdieß werde Jonas, auf ſeinen verjährten Alleinhandel eiferſüchtig, keinen Nebenbuhler dulden, ſondern ſein Möglichſtes thun, ihn zu verderben. —

„Das alles ſchreckt mich nicht;“ ſagte Franz. „Es iſt beſchloſſen, und Du kennſt meinen Sinn.“

„Er iſt eiſern, das weiß ich;“ erwiederte Moritz. „Und darum will ich's auch nicht weiter verſuchen, ihn zu beugen.“ —

Sie beſprachen ſich nun über Franzens häusliche Einrichtung. Sein ganzes Vermögen beſtand in zweitauſend Thalern, die ihm der kurz zuvor verſtorbene reiche Vater ſeines Freundes im Teſtamente vermacht hatte. Moritz (der, als einziger Sohn und Erbe, in den blühendſten Umſtänden war) erbot ſich, dieſe noch nicht ausgezahlte Summe ſogleich herbeizuſchaffen, und noch eben ſo viel aus eigenen Mitteln, als unzinsbares Darlehn beizufügen, damit ein anſehnliches Waarenlager aufgeſtellt, und dem Herrn Jonas in allen gangbaren Artikeln die Spitze geboten werden könne. Dieſes Erbieten nahm Franz mit Dank an. Sie gingen dann hinunter zum Wirth, um über verſchiedene Punkte ſeinen Rath zu vernehmen, und ſich beſonders von ihm eine bequeme und zur Anlegung eines Kaufladens ſchickliche Wohnung vorſchlagen zu laſſen.

6.

Grober Uebermuth.

Herr Faßmann ſaß wieder wie eingefroren in ſeinem Lehnſtuhle; doch er thaute plötzlich auf, als man ihm die vorhabende Erfüllung ſeines am vorigen Abend geäußerten Wunſches bekannt machte. Mit einem Freudengeſchrei fuhr er empor und umarmte den angehenden Kaufmann. „Goldmännchen!“ rief er: „womit kann ich dienen? Ich ſchaffe Geld und Kredit, und laufe für Sie, wenn's nöthig iſt, zwanzig Meilen, ungeachtet ich nicht gern einen Schritt gehe.“

Franz lehnte das alles ab, und erbat ſich bloß, ihm den kürzeſten Weg zur Erlangung der Handelsfreiheit zu zeigen, und für ſein Unterkommen in einem anſtändigen und geräumigen Hauſe zu ſorgen.

„Nichts leichter, als das!“ ſagte Faßmann. „Ich beſitze ſelbſt in der Nähe ein ſchönes Haus, das für einen Kaufmann trefflich paßt, und es ſteht Ihnen, zum Kauf oder zur Miethe, für ein Spottgeld zu Dienſten. Auch bürg' ich Ihnen für die Erlaubniß, Handel zu treiben. Dazu wird uns der Stadtdirektor Schneller mit Vergnügen verhelfen. Er iſt mein Freund und Gevatter, und lauert ſeit ein paar Monaten auf eine gute Gelegenheit, dem alten Jonas einen Rang abzulaufen, weil er ihm ſeine älteſte Jungfer Tochter, die mein Herr Gevatter heirathen wollte, trotzig verſagt hat.“

Hierauf erbot ſich Faßmann, mit Franzen ſogleich zum Direktor zu gehen, ungeachtet er voraus wiſſe, daß die ganze Stadt über ſeine ungewöhnliche Erſcheinung auf der Straße erſtaunen und ſie beinahe für ein Vorzeichen des jüngſten Tages anſehen werde.

Von Rachluſt thätig gemacht, verließ er hüpfend und ſpringend die beiden Freunde, um ſich anzukleiden. Er blieb lange aus, und als er endlich zurück kam, war er in einen alten, abgetragenen Ueberrock gehüllt. „Verzeihen Sie, meine Herren,“ ſprach er, „daß ich Ihren netten Kleidern zumuthe, ſich neben meinem groben Kittel öffentlich ſehen zu laſſen. Ich kann mir nicht anders helfen. Meine ganze Prachtgarderobe, die ich ſeit mehreren Jahren nicht gebraucht habe, iſt mir zu enge geworden; ich konnte kein Stück auf den Leib bringen, und mußte am Ende zu dieſer unſcheinbaren Hülle greifen.“

„Was thut das?“ ſagte Franz. „Das Kleid macht nicht den Mann.“

Sie gingen nun hin an den Strom; denn der Direktor wohnte auf jener Seite.

Der Fährmann ließ vor Verwunderung das Ruder ſinken und ſchlug die Hände zuſammen, als das Fahrzeug unter der Laſt des einſchreitenden Koloſſes erbebte. „Um's Himmels willen fein ſachte!“ rief er: „wir gehen ſonſt mit Mann und Maus unter! — Wahrlich, Herr Faßmann, Sie ſollten hundertfaches Paſſagiergeld bezahlen!

Sie ſind der ſeltenſte Kundmann, und geben die ſchwerſte Schiffsladung ab!“

In einem ähnlichen Tone neckten ihn noch verſchiedene andere Perſonen, die zugleich überfuhren. Er wehrte ſich mit lebhaften Antworten rechts und links, bis die Fähre am jenſeitigen Ufer ankam.

„Sehen Sie, meine Herren,“ ſprach er zu den beiden Freunden, „dort ſchwimmt das goldne Schiff auf den Wellen der Habſucht, und zwanzig Schritte weiter hinauf ſchildert ein kleiner geflügelter Merkur vor dem Univerſalladen!“

Indem die jungen Männer ihre Augen dahin richteten, trat Bulling, mit einer langen, türkiſchen Tabakspfeife im Munde, an die Ladenthür, und warf übermüthige Blicke nach allen Seiten der Straße. „Verdammt!“ murmelte Faßmann. „Da führt ihn der Henker auch gleich auf den Lauerpoſten! — was hilft's? Wir müſſen vorbei!“

Er ſchob ſich, um ſeine Flanke zu decken, in die Mitte ſeiner Begleiter, und ſo rückten ſie vor. Moritz hatte auf dem rechten Flügel die gefährlichſte Stelle: denn der ſchmale Weg drängte ihn ſo nahe an das Handelsgewölbe, daß ihn Merkur mit ſeinem Stabe berühren konnte.

Ehe ſie aber noch dahin kamen, ward ſie Jonas gewahr, riß die Augen weit auf, rief etwas ins Gewölbe hinein, warf ſich in die Bruſt, ſpreizte die Beine weit von einander, und erwartete in dieſer muthigen Stellung den Anmarſch. Ueber ſeiner Achſel guckte aus einer verworrenen Beutelperücke ein hämiſch grinſender Fratzenkopf, der einem alten Männlein gehörte, das, von Jonas gerufen, aus dem Hintergrunde des Ladens gelaufen kam, und ſich neugierig auf die Zehen ſtellte, um zu ſehen, was vorging.

„Guten Morgen!“ brummte Faßmann, in der friedlichen Abſicht, durch dieſen Gruß einem unhöflichen Anfall zuvor zu kommen; doch, anſtatt zu danken, hüllte Bulling ſein grimmiges Geſicht in eine ungeheure Dampfwolke, warf mit großem Geräuſch Speichel aus, und erhob, als Faßmann mit ſeinen Gäſten kaum einen Schritt vorüber war, ein gräßliches Gelächter. „Seht nur die wandelnde Tonne!“ ſprach er laut: „Sie glaubt, ſie wälze ſich zwiſchen zwei Prinzen, und am Ende ſind's doch wohl nur Fechtbrüder.“ —

Die Jünglinge wandten ſich raſch, um dieſe Beleidigung zu ahnden; aber der Gaſtwirth faßte ſie bei den Armen, zog ſie vorwärts und ermahnte ſie, ruhig zu ſeyn. „Fort, fort!“ raunt' er ihnen zu: „Wir halten's im Schimpfen mit dem Grobian nicht aus, und ſind auf dem Wege, uns ſchlimmer zu rächen, als er vermuthet.“

So gingen ſie weiter, und als ſie ſich nach einem Weilchen umſahen, bemerkten ſie, daß ihnen das Perückenmännlein in einer vorſichtigen Entfernung nachſchlich. „Ich dacht's wohl,“ ſagte Faßmann, „daß Monſieur Polykarp unſern Gang auskundſchaften würde. Dieſer alte Ladendiener und Ladenhüter iſt in allen Dingen die rechte Hand ſeines Herrn. Wäre Jonas ein Fürſt, ſo könnte man dem Monſieur Polykarp ſeinen Premierminiſter nennen.“ —

7.

Der ehrliche Mann.

„Bringen Sie Glück oder Unglück?“ fuhr der Stadtdirektor hinter ſeinem Aktentiſch auf. „Denn ſo wahr ich ein ehrlicher Mann bin! wegen einer gleichgültigen Sache hat ſich Freund Faßmann nicht in Bewegung geſetzt.“

„Getroffen, hochedler Herr Gevatter!“ antwortete der Gaſtwirth und trug Franzens Angelegenheit vor.

Aber ſeine Erwartung, daß darüber ſogleich ein großer Jubel entſtehen werde, blieb unerfüllt. Herr Schneller ging mit oft wiederholtem „Hm! hm!“ auf und ab, nahm häufig Tabak, blieb bisweilen ſinnend ſtehen, ſah ſtarr hin auf die Dielen, und ſetzte dann mit Kopfſchütteln die Reiſe durch's Zimmer fort.

Als dieſer innere Gedankenkampf, den Faßmann und ſeine Klienten ſchweigend beobachteten, einige Minuten gedauert hatte, begann die obrigkeitliche Perſon in einem feierlichen Tone: „Meine Herren, es wäre löblich und gut, und, ſo wahr ich ein ehrlicher Mann bin! für gemeines Bürgerwohl nützlich und erſprießlich, wenn dem drückenden Mangel eines Kaufladens auf jener Seite der Stadt abgeholfen würde; allein ich geſtehe aufrichtig, daß ich Felſen von Schwierigkeit und Hinderniſſen vor mir ſehe, und ich fürchte, ich fürchte, ſie werden ſich nicht beſeitigen laſſen. Ihr wißt, Gevatter, weß Geiſtes Kind unſer Bulling iſt! Der Vortheil iſt ſein Gott, und er läßt keinen Mitwerber um den Segen dieſer Gottheit neben ſich aufkommen. Das war, ſo lange wir ihn kennen, ſein Charakter, und er wird ihm auch jetzt treu bleiben. Drum gibt's ſicher einen Krieg, einen heftigen Krieg, bei dem ich, ſo wahr ich ein ehrlicher Mann bin! neutral bleiben muß. Verſuchen Sie, mein Herr, die landesfürſtliche Bewilligung zum Handel in dieſer Stadt zu erhalten. Es ſoll mir lieb ſeyn, wenn's Ihnen glückt; nur erwarten Sie von meiner Seite keine Unterſtützung, wobei ich die heilige Richterpflicht der Unpartheilichkeit aus den Augen ſetzen müßte.“ —

Indem er die letzten Worte ſprach, trat ſeine Haushälterin ins Zimmer, ziſchelte ihm ein paar Wörtchen ins Ohr, und entfernte ſich wieder.

Plötzlich war er ganz verändert. Die ſtrenge Richtermiene verſchwand, und lächelnde Heiterkeit trat an ihre Stelle. „Lieber, junger Mann,“ ſprach er, und klopfte Franzen traulich auf die Schulter: „laſſen Sie ſich durch die Bedenklichkeiten, die ich vorhin äußerte, von Ihrem guten Vorhaben nicht abſchrecken! Die ſchwerſten Dinge in der Welt gelingen, wenn man ſie recht angreift. Und damit Sie ſehen, daß ich ein ehrlicher Mann bin und meinem Nächſten gern diene, ſo will ich Ihnen einen Weg zeigen, der Sie ſicher zum Ziele führen wird. Doch beding' ich mir Verſchwiegenheit. Es darf außer uns Vieren niemand wiſſen, daß ich Ihr Rathgeber war.“

Er verriegelte jetzt die Thür und fuhr dann mit leiſer Stimme fort: „Bulling — unter uns geſagt — iſt ein Schuft; dafür erkennt ihn die ganze Stadt: aber ſie beugt ſich vor ſeinem Geldkaſten, und ſogar ſämmtliche Rathsglieder ſind ſeine Sclaven. Drum würden Sie, mein Freund, das Gelenk von Hauſ' aus verfahren, wenn Sie Ihr Geſuch bei dem Magiſtrat anbrächten und ſich auf deſſen Bericht an die Landesregierung verließen. Dann bekäme Bulling ſogleich Wind davon, und ließe hier und in der Reſidenz ſeine Maſchinen gegen Sie ſpielen. Uebergehen Sie deßhalb die erſte Inſtanz, und wenden Sie ſich unmittelbar an den Fürſten. Ich will das Memorial, wie es ſeyn muß, eigenhändig für Sie entwerfen, und wenn Sie, nach deſſen Uebergabe an gewiſſen Orten, die ich ihnen ſub roſa bezeichnen werde, eine Hand voll Dukaten vertheilen, ſo erfolgt — oder ich will ein falſcher Prophet heißen — in Kurzem an den hieſigen Magiſtrat ein gnädiges Reſcript, deſſen Inhalt ich Ihnen als ein alter Practikus, voraus ſagen kann: Liebe Getreue, — wird es klingen — ihr erſehet aus der Beilage, was N. N. bei uns in Unterthänigkeit angebracht hat. Im Fall ſich ſämmtliche von ihm angeführte Umſtände, die ihr genau zu unterſuchen habt, der Wahrheit gemäß verhalten: ſo iſt ihm die Eröffnung eines Schnitt- und Materialladens ohne Weigerung zu geſtatten, und ſind Wir nachher eures unterthänigſten Berichts darüber gewärtig.“ —

„Bravo, hochedler Herr Gevatter!“ rief Faßmann, und klatſchte fröhlich in die breiten Hände.

„Hab' ich nun“ — fiel Schneller raſch wieder ein — „dieſen höchſten Befehl als Stadtdirektor empfangen und eröffnet, ſo geb' ich dem Magiſtrate davon nicht eher Notiz, als bis Sie, mein lieber Herr Franz, in der Verfaſſung ſind, Ihr Gewölbe zu eröffnen. Dann geht's Schlag auf Schlag. Der Befehl wird publicirt, eine Stunde darauf hängen Sie Ihr Schild aus, und nun mögen Bulling und ſeine Anhänger murren und toben ſo viel ſie wollen — ich ſchütze Sie, Herr Franz, ſo wahr ich ein ehrlicher Mann bin!“

Franz bedankte ſich für dieſe gütigen Geſinnungen, und verſprach mit anſtändigen Ausdrücken, ſich erkenntlich zu bezeigen.

„O, beleidigen Sie mich nicht!“ rief Schneller. „Ich und der Eigennutz ſind ſo weit von einander entfernt, als Himmel und Erde.“

Aber auf dem Rückwege, den ſie wohlbedächtig hinter Bullings Hauſe herum nahmen, erzählte der Gaſtwirth: er habe dem Direktor während der Unterredung mit ihm einen tüchtigen Braten in die Küche geſchickt. Dieſe erfreuliche Begebenheit habe die Haushälterin ihrem Herrn ins Ohr geflüſtert, und da er denn geſehen, daß man den Weg zu ſeinem Herzen zu finden wiſſe, ſo habe er augenblicklich den Ton umgeſtimmt, und die Larve der ſtrengſten Unpartheilichkeit, womit er Anfangs zu ſchrecken und die Beutel zu öffnen pflege, bei Seite gelegt. „Ja, ja!“ ſchloß Faßmann: „ich kenne meinen Herrn Gevatter! Er macht's wie mancher Charlatan, der die leichteſte Krankheit, deren Heilung man ihm anvertraut, für tödtlich erklärt, damit er ſich nachher, wenn die Natur dem Kranken wieder auf die Beine geholfen hat, einer wichtigen Meiſterkur rühmen und auf eine außerordentliche Belohnung Anſpruch machen kann.“ —

8.

Franz erklärt ſich über Beſtechungen, und Herr Schneller wird nicht roth.

Nachmittags erſchien der Direktor im ſchwarzen Ritter und ſtattete unſern Freunden einen Gegenbeſuch ab. Er habe, ſprach er, für räthlich gehalten, die verabredete Schrift in eigner Perſon zu überbringen, um völlig ſicher zu ſeyn, daß ſie nicht durch einen untreuen Boten in fremde Hände gerathe; denn die heutige Morgenconferenz habe wahrſcheinlich in Bullings Hauſe viel Aufſehen erregt, weil Monſieur Polykarp ſeitdem mehr als zwanzig Mal bei ſeiner (des Direktors) Wohnung vorbei gegangen ſey, und vermuthlich Gelegenheit geſucht habe, mit ſeinem Schreiber zu ſprechen. „Mein alter Aktenwurm und Bullings

Factotum" — fuhr er fort — „ſind vertrautere Freunde, als mir lieb iſt. Jener wäre, glaub' ich, im Stande, für ein Pfund Schnupftabak, den er leidenſchaftlich liebt, alle meine Heimlichkeiten und das Vaterland obendrein zu verrathen. Doch hab' ich dafür geſorgt, daß Bullings Spion, wenn er nach Ihnen forſcht, mit einer langen Naſe verſehen werde. Ich heftete nämlich — ſo wahr ich ein ehrlicher Mann bin! meinem Schreiber das Mährchen auf: Sie, meine Herren, wären auf der Reiſe, einige Meilen vor der Stadt, von Straßenräubern angefallen worden, und hätten mir — ungeachtet Sie die Schnapphähne tapfer empfangen und in die Flucht geſchlagen — darüber Anzeige gethan. Um das Alles höchſt glaubwürdig zu machen, entwarf ich ſogar über die erdichtete Raubgeſchichte eine blinde Regiſtratur, ſchilderte die Strauchdiebe nach den Urbildern, die von ſolchen Zeiſigen in hundert beliebten Romanen aufgeſtellt ſind, und ließ dieſes Protokoll von meinem Schreiber mehrmals kopiren, als ob ich es den benachbarten Obrigkeiten mittheilen und ſie auffordern wollte, die Räuber zu verfolgen." —

Faßmann — der ſich dem Herrn Gevatter zu Ehren aus ſeinem Lehnſtuhl ins Zimmer der Fremden erhoben hatte — jauchzte laut auf. Moritz lächelte ein wenig; aber Franz konnte ſich auch zu dieſer kleinen Heuchelei nicht bequemen. Ernſt und finſter ſah er vor ſich hin, und mußte ſeine Zunge mit Gewalt zähmen, um nicht dem Erfinder des Mährchens, das ihm durchaus mißfiel, harte Worte zu ſagen. Es war ſeinem Geradſinn entgegen, krumme Wege zu wandeln. Schon bei der erſten Unterhandlung mit dem Direktor fand er Anſtoß daran, und ſtand im Begriff, ſich darüber zu erklären; allein damals und jetzt ſchloß ihm die Hand der Liebe den Mund.

Er ſah ein, daß ihm des Direktors Beiſtand unentbehrlich war, und ſo genothdrungen nahm er ſich vor, der Leitung desſelben ſo lange zu folgen, als es mit den Geſetzen der Rechtſchaffenheit nur irgend verträglich ſeyn werde.

Schnellers Machwerk, die Bittſchrift an den Fürſten, enthielt nichts Anſtößiges, und Franz billigte ſie Wort für Wort. Nur die hinterher folgende Beſtechungsliſte war ihm ein Gräuel. „Ich wollte,“ ſprach er, „die hier verzeichneten Dukaten lieber einer armen Familie ſchenken, als ſie an habſüchtige Menſchen verſchleudern, die für ihre Arbeiten von dem Fürſten beſoldet werden, aber manches Geſchäft blos darum erſchweren und auf die lange Bank ſchieben, damit der Wagen ihrer Pflicht geſchmiert werden muß, wenn er raſch fortrücken ſoll.“ —

Herr Schneller fühlte ſich getroffen; da er aber die Beſchwerlichkeit des Rothwerdens längſt überſtanden hatte, ſo lächelt' er ruhig und ſagte mit Achſelzucken: „Leben und leben laſſen!“ — Er nahm auch ſelbſt auf der Stelle, unter dem Namen eines Honorars für das abgelieferte Manuſcript, eine gute Wagenſalbe an.

Aeußerſt freundlich rieth er hierauf den jungen Männern, das Handelsgeſuch in der Reſidenz perſönlich zu betreiben. Dieſe Reiſe, ſprach er, werde die Sache ungemein beſchleunigen, und den Nebenvortheil haben, daß ihr längerer Aufenthalt in Fehringen nicht neue Beſorgniſſe im Bullingſchen Hauſe veranlaſſe.

„Der Herr Gevatter hat Recht!“ fiel Faßmann ein. „Ich verliere freilich dadurch ein Paar wackere Gäſte; doch immerhin, damit nur unſer Plänchen gelinge! Alſo reiſen Sie, reiſen Sie, meine Herren! Denn Jonas weiß, daß ich dahin trachte, ihm den Alleinhandel zu ſtören: drum iſt ihm jeder fremde Menſch, der bei mir aus- und eingeht, verdächtig, und ganz gewiß verſieht er ſich auch von Ihnen nichts Gutes. Hört er aber, daß Sie abgereiſt ſind, ſo ſchläft ſein erwachter Verdacht wieder ein, und wir können ruhig ſchalten und walten.“ —

Franz hatte wenig Luſt zur Reiſe in die Hauptſtadt. Es ward ihm ſchwer, ſich ſo bald von Fehdingen zu trennen. Dieſes Städtchen war ſeit vier und zwanzig Stunden ſein Erdenhimmel, ungeachtet er ſchon einige ſchlimme Geiſter, die in der That nicht für Himmelsbürger gelten konnten, darin gefunden hatte, und es ſehr wahrſcheinlich war, daß er in der Folge mit noch mehrern dieſes Schlages in Berührung kommen werde. Aber ihn hätte wohl *eine* geliebte Seele gegen eine ganz verhaßte Welt duldſam gemacht. — Indeſſen erſchien ihm doch auch, nach kurzer Ueberlegung, die unerwünſchte Reiſe dadurch in einem beſſern Lichte, daß ſie den langen Schneckenweg, den er zur Bekanntſchaft mit dem edlen Mädchen wandeln mußte, abzukürzen verſprach; und ſo entſchloß er ſich, ſie des folgenden Tages anzutreten.

Moritz, durch nichts an Fehdingen gefeſſelt, war um ſo geſchwinder zur Abreiſe bereit, da er ſchon früher den Vorſatz hatte, in einer gewiſſen Handelsſtadt, wo ein großer Theil ſeines väterlichen Vermögens in der Bank lag, die ſeinem Freunde zugeſagte Summe ſelbſt zu erheben, und zugleich für ihn einen treuen Ladengehülfen aufzuſuchen; denn Franz, dem es blos um den Schein und Namen eines Kaufmanns zu thun war, wollte die kleinlichen Krämergeſchäfte nicht mit eigener Hand betreiben.

9.

Jonas und der Stadtdirektor ſpielen Pantomime.

Herr Schneller hätte ſich nun, da mit ihm nichts mehr zu verabhandeln war, füglich hinweg begeben können; er gerieth aber mit dem Wirth in ein Geſpräch über Stadt- und Vorſtadtgeſchichten, und beide fühlten nicht die Unſchicklichkeit, das Zimmer fremder Perſonen, die bei dem elenden Gekrätſch die längſte Weile hatten, zu einem Klatſchmarkte zu machen. Franz ſtand am Fenſter, wie auf Nadeln, und ließ die Fähre ſammt den nebenher gleitenden Kähnen nicht aus den Augen. Sie brachten viel gewöhnliche Menſchen, die ihn nichts angingen, von der Schloßſeite herüber. Endlich ſah er eine ſchlanke weiße Geſtalt, von einer breitern und dunklern Figur begleitet, am jenſeitigen Ufer erſcheinen und ein Fahrzeug beſteigen. Iſt ſie's oder nicht? fragte das klopfende Herz die Augen, und ſie ſtrengten ſich an, ihm zu antworten. Das Fahrzeug kam näher: ſie war es, die Erwartete! Franz nahm ſeine Zuflucht zu einem erkünſtelten Huſten, um die aufſteigende Röthe ſeines Geſichts damit zu bemänteln; und die Schüchternheit der erſten Liebe drängte ihn einen Schritt vom Fenſter zurück. Doch blieb er nahe genug, die heranſchiffenden Frauenzimmer zu beobachten. Sie gingen, als ſie das feſte Land betreten hatten, am Gaſthofe vorbei, und der Lauſcher bemerkte mit Entzücken, daß die ſchönen Augen des Mädchens einen ſcheuen, flüchtigen Blick zu ſeinen Fenſtern hinauf ſchickten. Er verwünſchte jetzt doppelt die unermüdeten Schwätzer; denn er ſehnte ſich ins Freie und wollte doch auch durch ſeinen Ausgang den Direktor nicht beleidigen. Glücklicher Weiſe ward Faßmann wegen einer häuslichen Angelegenheit abgerufen. Nun griff auch ſein Gevatter nach Hut und Stock und empfahl ſich.

Während der Abſchiedskomplimente (die in kleinen Städten nicht im Huſch abgethan, ſondern mit einem anſtändigen Aufwand von zierlichen Worten und Reverenzen vollzogen werden) war Herr Bulling mit der Fähre am dießſeitigen Ufer angekommen, und ſtieg eben ans Land, als der Direktor den Fuß aus dem Gaſthofe ſetzte. Dieß veranlaßte einen luſtigen Auftritt, den Franz, der dem Direktor nicht ſtracks auf den Ferſen nachtreten wollte, noch am Fenſter beobachtete.

Raſchen Schrittes, wie man nach einem glücklich beendigten Geſchäfte zu gehen pflegt, eilte Herr Schneller dem Strome zu, um überzufahren. Aber im Laufen berechnete er wahrſcheinlich, wie viel noch von dem jungen Kaufmann zu gewinnen ſeyn könnte: denn die Schwerkraft irgend eines wichtigen Gedankens drückte ſein Haupt gegen die Erde, und ſo bemerkte er nicht, daß ihm der fatale Mann, der ihn als Schwiegerſohn verſchmäht hatte, ſchnurſtracks entgegen kam.

Um ſo ſchärfer hatte ihn Bulling auf dem Korne. Er bewachte jede ſeiner Bewegungen mit geſpannten Augen, die in dem Momente, als ſie ihn aus dem Gaſthofe ſchlüpfen ſahen, Feuer ſprühten.

So kamen ſie einander immer näher. Am Ende trennte ſie nur noch ein kleiner Raum von fünfzehn bis zwanzig Schritten.

Jetzt richtete Schneller, der mit ſeiner Rechnung fertig ſeyn mochte, den Kopf in die Höhe und erblickte vor ſich die verhaßte Geſtalt. Er fuhr zurück, als hätt' er auf eine Schlange getreten, wandte ſich geſchwind nach einer andern Gegend, riß ein Papier aus der Taſche und hielt es haſtig vor die Augen. Dieſe Pantomime ſollte vorſtellen: er habe den Mann, der ihm ſo nahe war, nicht geſehen, ſondern es ſey ihm blitzſchnell ein Geſchäft eingefallen, das ihn nöthige, einen andern Weg zu nehmen.

Sie entfernten ſich jetzt, Rücken gegen Rücken, einige Schritte von einander; aber im gleichen Nu drehten ſich die Köpfe, und ihre Augen begegneten ſich. Schneller konnte den ſtechenden Baſiliskenblick ſeines Gegners nicht aushalten. Er warf den Kopf geſchwind wieder herum, und ging eilfertiger als vorher ſeine Rothſtraße.

Auch Jonas ſetzte ſeinen Weg fort. Da er aber dennoch den ſcheuen Flüchtling mit den Augen verfolgte, ſo widerfuhr ihm der Unfall, daß er, über einen Stein ſtrauchelnd, in Gefahr kam, die Mutter Erde zu küſſen. Er ſtolperte heftig eine Strecke vor ſich hin und verlor den Hut. Daraus entſtand ein kleines Geräuſch. Der Director ſah ſich um, ſah die luſtigen Sturzſprünge und lachte ſchadenfroh. Unglücklicher Weiſe erkannte ihn Jonas darüber, und zeigte ſeinen ganzen Geldſtolz durch die Frechheit, dem Oberhaupte der Stadt mit dem Stocke zu drohen. Schneller ergriff die klügſte Parthie: er ſtellte ſich blind und entwich in ein Seitengäßchen, wo ihm Jener nicht weiter nachſehen konnte.

10.

Ein Engel und ein Teufel in einem Hauſe.

Als Jonas auf der Straße nichts mehr zu thun fand, zog er den Gaſthof in Unterſuchung, durchmuſterte ſcharf alle Fenſter, und ging dann des Weges, den die beiden Frauenzimmer genommen hatten.

Auch Franz hatte Luſt, einen Spaziergang nach jener Gegend zu machen. Die Wahrſcheinlichkeit, dem Herrn Jonas zu begegnen, war etwas abſchreckend; doch gab er deßhalb ſein Vorhaben nicht auf. Er ging nach einigen Minuten aus und ſandte die Augen ſo weit als möglich auf Kundſchaft vor ſich her.

Sie entdeckten Anfangs weder Gutes noch Böſes. So kam er bis in die Nähe des Hauſes, wo ihm beim letztern Sonnenuntergang eine Sonne aufging; aber er wagte ſich nicht völlig hinan. In einem weiten Bogen es umkreiſend, hob er erſt, als er einige hundert Schritte vorbei war, die geſenkten Augen zu einem Blick auf die Thüre, und mit Erſtaunen ſah er den Herrn Bulling heraus kommen.

Er ſchien in einer ſtarken Gemüthsbewegung zu ſeyn. Sein finſteres Geſicht glühte dunkelroth, ſeine Schritte waren heftig, und er ſprach mit ſich ſelbſt. Plötzlich blieb er ſtehen, nahm aus der Weſtentaſche zwei Stück harte Thaler, legte einen nach dem andern auf das vorderſte Glied des linken Zeigefingers, und klopfte mit einem kleinen Schlüſſel an beide Münzen, um ihre Aechtheit zu prüfen. Sie beſtanden wahrſcheinlich in dieſem Examen; denn er gab ihnen durch Kopfnicken eine gute Cenſur, und ging mit etwas mehr Ruhe weiter.

Bald darauf traten die Schloßdamen aus dem kleinen Hauſe, und auch ihnen ſah man es an, daß etwas Ungewöhnliches darin vorgefallen ſeyn mußte. Die Alte ſchalt mit lebhaftem Händeſpiel die ganze Straße hinab, obgleich das Mädchen ihr mehrmals einen Finger liebkoſend auf den Mund legte, um den Strom ihrer Verweiſe zu hemmen. Ihnen nachſehend, ſtand die Hausbewohnerin an der Thüre mit einem Thränentuche in der Hand. Alles das beobachtete Franz nicht ohne eigene Unruhe; und hätte er auch zuvor den Muth gehabt, den Damen unter die Augen zu treten, ſo wär' er durch dieſe bedenklichen Erſcheinungen furchtſam geworden.

Das einzige, was er wagte, war ein Gang in die Hütte der armen Frau.

„Ach, mein lieber Herr!“ rief ſie ihm entgegen: ich habe jetzt Ihretwegen einen harten Stand gehabt; aber Sie ſind freilich ganz unſchuldig. Denken Sie, wie mirs ging! Es iſt ein Elend in kleinen Städten: man darf kein Wort ſprechen, ſo erfährt es gleich die ganze Gemeine. — Sie erinnern ſich, daß ich Ihnen geſtern vor meiner Hausthüre den Rath gab, lieber im ſchwarzen Ritter, als im goldenen Schiff einzukehren. Dieſes Geſpräch muß irgend ein hämiſcher Menſch im Vorbeigehen behorcht und dem Kaufmann Bulling hinterbracht haben: kurz, er kam vor einer Viertelſtunde in meine Stube gepoltert, lüftete vor den Damen, die mich eben beſuchten, nur ein wenig den Hut, fuhr dann auf mich los, und mahnte mich um einige Thaler, die ich ihm nach und nach für Waaren ſchuldig geworden war. Erſchrocken bat ich um Nachſicht. Keine Stunde! war ſeine Antwort: Geht zum Gaſtwirth Faßmann, dem Ihr Reiſende zuweiſet, und laßt Euch dafür beſolden: ſo bekommt Ihr Geld, mich zu bezahlen. — Herr Bulling! ſprach ich weinend: verfahren Sie nicht ſo hart mit mir! Sie kennen meine Armuth, Sie wiſſen, daß mein ſeliger Mann hier vor der brennenden Brücke niedergeſchoſſen ward, als er und ſeine tapfern Kameraden die Stadt gegen den eindringenden Feind vertheidigten. — Ha! was geht das mich an? fiel Bulling ein: Euer

Mann war Soldat und bekam ſeine Löhnung prompt und richtig; drum war's ſeine verdammte Schuldigkeit, ſich todtſchießen zu laſſen. — Die beiden Frauenzimmer, die ſich bis jetzt nicht in die Sache gemiſcht hatten, ſchauderten bei dieſen grauſamen Worten und ermahnten ihn ſanft, ſich menſchlicher gegen mich zu betragen — Warum das nicht? erwiedert' er ſpöttiſch: Ich will der guten Frau nichts thun, als ſie auspfänden laſſen. — Das junge Frauenzimmer griff, ohne ihm zu antworten, in den Strickbeutel, und legte zwei harte Thaler — ſo viel betrug gerade meine Schuld — auf den Tiſch. Er raffte ſie geſchwind weg, als fürchtet' er, ſie möchten ihm wieder genommen werden. — Gut! ſprach er, zu mir gewandt: Ueber dieſen Punkt ſind wir nun ins Reine. Aber unterſteht Euch hinfort nicht, irgend einem Reiſenden, der Euch um einen Gaſthof befragt, den ſchwarzen Ritter, zum Nachtheil meines goldnen Schiffes anzupreiſen: ſonſt werd' ich Euch für dieſe Augendienerei bei dem werthen Herrn Faßmann zu ſtrafen wiſſen. — Mit dieſen Worten ging er trotzig fort und konnte ſich kaum überwinden, den Hut wieder ein wenig gegen die Damen zu rücken." —

„O, der Gefühlloſe!" ſprach Franz. „Aber was hatten denn die Frauenzimmer mit einander? Es ſchien unter ihnen, als ſie fortgingen, ein Zwieſpalt zu herrſchen. Die Alte redete viel, und es waren, nach ihren Geberden zu ſchließen, keine freundlichen Worte." —

„Ach, freilich wird ſie geſcholten haben!" antwortete die Wittwe: „Sie liebt die Sparſamkeit, und ſieht nicht gern Geld verſchenken, wenn ſie auch ſelbſt nichts dazu beiträgt." —

„Die Bezahlung dieſer Schuld lag eigentlich mir ob;"

ſagte Franz: „denn meinetwegen wurde ſie mit ſolcher Strenge eingefordert.“

Er nöthigte der Armen, gleichſam als Schmerzengeld, einige Thaler auf, und machte ihr Hoffnung, ſie künftig noch thätiger zu unterſtützen. Er werde ſich, ſagte er, nach einer kurzen Reiſe, die er vorhabe, längere Zeit in Fehdingen aufhalten; doch ſolle ſie dieß niemanden entdecken, und überhaupt von ihm mit keinem Menſchen, als allenfalls mit ihrer jungen Wohlthäterin ſprechen. —

„Warum denn eben nur mit ihr?“ fragte die Frau mit einem Anſtrich von Lächeln.

Franz ward durch dieſe Frage etwas verlegen; doch half er ſich bald durch die Erklärung: es ſey gerade nicht ſein Wille, daß ſie dem Mädchen ſagen ſolle, was ſie von ihm gehört habe; er meyne nur, es würde bei dieſer einzigen Perſon, die ſich ſo edel zeige, keine Gefahr haben, wenn ſie von ungefähr das kleine Geheimniß erführe.

„Schon gut! Wir verſtehen uns!“ — ſagte die Wittwe: „Reiſen Sie glücklich!“

Er verließ ſie jetzt und trug dem Gaſtwirth auf, ihr täglich, bis zu ſeiner Rückkunft aus der Hauptſtadt, einige Schüſſeln warme Speiſen auf ſeine Rechnung zu ſenden. Faßmann ſtutzte über dieſen Befehl; aber Franz hielt ſchon einen Deckmantel ſeiner geheimen Abſicht bereit, und erzählte raſch, was die Wittwe wegen ihrer Empfehlung des ſchwarzen Ritters gelitten hatte. Nun fand Herr Faßmann die angeordnete Speiſung höchſt billig, und verſprach die pünktlichſte Befolgung, da beſonders ſein eigener Nutzen dadurch befördert ward.

Am folgenden Morgen reiſten Franz und Moritz auf verſchiedenen Wegen von Fehdingen ab.

11.

Herr Jonas Bulling, wie er leibte und lebte.

Um indeſſen, bis ſie zurück kommen, nicht müßig zu ſeyn, wollen wir uns mit Herrn Bulling und ſeiner Familie näher bekannt machen.

Sein Großvater, weiland ein brittiſcher Seemann, hatte einſt mitten auf dem Meere das Unglück, über Bord zu fallen. Schon ſperrte ein ungeheurer Wallfiſch (doch nach andern Nachrichten war es nur ein ganz gewöhnlicher Hai) den Rachen auf, ihn zu verſchlingen; aber die entſchloſſenen Schiffleute gaben, ſtatt ſeiner, dem Seerieſen ein paar eiſerne Kugeln zu koſten, und retteten ihren werthen Kameraden aus der doppelten Todesgefahr. Er that auf der Stelle das feierliche Gelübde, ſeinen künftigen erſtgebornen Sohn Jonas zu nennen, um ein Andenken zu ſtiften, daß er einſt nahe daran geweſen war, das Schickſal des bibliſchen Jonas zu haben.

Als der Seefahrer das feſte Land wieder betrat, nahm er ein Weib, und das gebar ihm einen Sohn, den er Jonas nannte.

Dieſen Jonas ſpie der Wallfiſch England aus, und warf ihn nach Deutſchland hinüber.

Er begleitete nämlich den Sohn eines reichen Londner Schuhmachers, als Bedienter, auf Reiſen, und hielt ſich mit demſelben einige Jahre in Deutſchland auf. Hier gefiel's ſeinem Gebieter, weil man in den meiſten Städten, die er beſuchte, ſo ſchwach und demüthig war, den ungezogenen Laffen, der das Handwerk ſeines Vaters gelernt hatte und an Unwiſſenheit und Rohheit manchen deutſchen Schuhknecht übertraf, als einen edlen Lord zu verehren.

Seinem Diener gefielen die deutſchen Mädchen; wenigſtens eins. Er verliebte und verlobte ſich, machte Hochzeit und blieb in Deutſchland, als der Lord plötzlich nach London zurückgerufen ward, um dem großen Schuh- und Stiefelmagazin ſeines verſtorbenen Vaters vorzuſtehen.

Aus dieſer Ehe entſproß unſer Bulling, und ſein Vater pflanzte auf ihn, durch Beilegung des Namens Jonas, das Gedächtniß der Todesgefahr ſeines Ahnherrn fort.

Er erblickte das Licht der Welt in einem Dorfe, wo ſeine Aeltern ein Krämchen für die Bedürfniſſe der Landleute angelegt hatten. Sie ſtanden ſich ſo wohl dabei, daß ſie ihn, den einzigen Sohn, ſtattlich ausrüſten konnten, nach Fehdingen zu ziehen und dort die Handlung zu erlernen. Er heirathete, nach einer Reihe von Jahren, die Tochter ſeines Lehrherrn, mit dem der Tod ſeine Rechnung abſchloß, als Jonas eben reif war, ſich ſelbſt zu etabliren. Bei dieſen Umſtänden blieb er in Fehdingen, übernahm die Handlung ſeines Schwiegervaters, und erweiterte ſie im Großen und Kleinen.

Er hatte ſchon acht und zwanzig Jahre einen geſegneten Alleinhandel getrieben, als der verwünſchte Mann, der ihm denſelben ſchmälern wollte, in Fehdingen ankam. Jonas war alſo jetzt ſchon ein Fünfziger; aber noch kraftvoll und rüſtig.

Mit Stolz rühmte er ſich oft: in ſeinen Adern fließe engliſches Blut; und er war in der That ein ſo gediegener Egoiſt, wie es viele Engländer ſind. Aber von der vormals ſo berühmten brittiſchen Großmuth, die jetzt auf jener Krämerinſel allmählig ausſtirbt, entdeckte man in ſeinem Charakter keine Spur. Hätte er im September 1807 noch gelebt: er würde ſich nicht geſchämt haben, die grauenvolle, mordbrenneriſche Zerſtörung der unglücklichen

Stadt Kopenhagen (wodurch ſich die engliſche Nation eine ewige Schandſäule in der Geſchichte geſetzt hat) als eine herrliche Großthat zu preiſen. Ja, ich glaube: er, der proſaiſchte Menſch auf Erden, wäre ſogar noch in ſeinen alten Tagen zum Dichter geworden, und hätte Congreve's fluchwürdiger Erfindung der dort geſchleuderten Brandpfeile ein Loblied geſungen: denn die grauſamſten Gräuelthaten, die jemals zur Beförderung und Behauptung des brittiſchen Seehandels verübt wurden, fanden an ihm einen warmen Vertheidiger, einen beredten Teufelsadvokaten.

Das Geld war in ſeinen Augen das Edelſte, was ein Sterblicher erringen und beſitzen könne. Er hielt es für das ſicherſte Mittel, ſich alle andere Menſchen unterzuordnen. Verſtand, Tugend und Wiſſenſchaft galten ihm dagegen weniger als nichts. Man ſah ihn immer höhniſch lächeln, wenn in ſeiner Gegenwart irgend ein Mann, der nicht reich war, wegen geiſtiger Vorzüge gerühmt wurde. Er unterbrach oft dergleichen Geſpräche mit dem Machtſpruche: „Was hilft das alles? Der Menſch iſt doch ſo arm, wie eine Kirchenmaus!“ —

„Der Menſch“ war ſein gewöhnlicher Ausdruck der Verachtung, wenn er von unbegüterten Männern ſprach; ſie mochten übrigens ſeyn, wer ſie wollten und die größten Verdienſte beſitzen. Er bezeichnete ſogar die erſten Männer im Staate damit, wenn ſie bloß von ihren Amtseinkünften lebten und keine Kapitale und liegenden Gründe beſaßen. Dagegen bewies er reichen Bierbrauern oder wohlhabenden Bäckern, die aus kleinem Brod große Häuſer gebaut hatten, alle gebührende Achtung, und nannte nie ihre Namen, ohne ein volltönendes Herr voran treten zu laſſen. Beſonders hielt er vornehme Kaufherren für die Sonnen der Welt. Aber dieſe Sonnen durften auch, wenn er ſie recht innig verehren ſollte, keinen Flecken von Liberalität an ſich haben. „Ein Kaufmann," ſprach er oft, „muß Vater und Mutter verlaſſen und ſeiner Kaſſe anhängen." —

Sein Aeußerliches entſprach dem Innern. Wer jemals einen recht ſtammhaften, breitſchulterigen Markthelfer oder Bierſchröter beobachtete, der hat ein richtiges Bild von ihm. Er war, um auch darin engliſche Sitten nachzuäffen, ein ſtarker Fleiſcheſſer, arbeitete dabei unanſtändig laut mit dem Munde, und nannte jeden einen Hungerleider, der feiner und mäßiger aß. So trug er auch gewöhnlich einen kurzen, runden Stutz, weil er gehört hatte, daß ſich viele Kaufleute in England und Holland ſolcher Perücken bedienten. Sein Hut war, wie er aus den Händen des Fabrikanten kam, in ein ungeſchicktes Dreieck zuſammengedrückt und geheftet. Er ſelbſt hatte ſich mit dieſer Arbeit befaßt, um die Koſten einer künſtlichern Geſtaltung zu ſparen, und durch die ſchonungsloſe Scheere des Hutſtaffirs nichts umkommen zu laſſen, was doch einmal bezahlt war. Die braune Leibfarbe der Fleiſcher war auch die ſeinige, und er trotzte mit eiſerner Anhänglichkeit an einen uralten Kleiderſchnitt, dem koſtſpieligen Wankelmuth der Mode.

12.

Fehdingens Oberrichterin und Geißel.

Madame Bulling, in Fehdingen geboren und erzogen, hatte beinahe ihr Leben lang der Stadt Weichbild nicht überſchritten. In ihren jungfräulichen Jahren ſchmückte ſie bisweilen die Kirchweihfeſte nachbarlicher Dörfer durch ihre Gegenwart; doch auch dieſe kurzen Ausflüge verſagte ſie ſich, ſobald ſie geheirathet hatte: denn nun hielt ſie ihre ſcharfen Augen, die jeden Holzſpan und jedes Brodſchnittchen bewachten, für unentbehrlich im Hausweſen. Meiſterhaft verſtand ſie die Kunſt, aus Pfennigen Thaler zu ſchaffen; aber nach andern Vorzügen forſchte man vergebens bei ihr. Sie war ein vollſtändiger Inbegriff aller Abgeſchmacktheiten und Untugenden, durch die ſich viele kleinſtädtiſche Frauen jedem gebildeten Menſchen widrig machen.

Es gibt ſtrenge Moraliſten, die ſogar im Kriege gegen den Feind keine Spione dulden wollen und den Gebrauch derſelben für unedel erklären: aber Madame Bulling unterhielt im tiefſten Frieden eine Menge Kundſchafter, die ſie in bedeutenden Häuſern — ſelbſt die Wohnungen ihrer vertrauteſten Freunde nicht ausgenommen — herum ſandte, um alles haarklein zu erfahren, was darin vorging. Durch dieſe Aufpaſſer zählte ſie den meiſten Menſchen in Fehdingen jeden Biſſen in den Mund; und ſie ereiferte ſich heftig, wenn man ihr meldete, daß eine oder die andere Perſon etwas mehr, als gerade zur Friſtung des Lebens nöthig geweſen war, zu ſich genommen hatte. Kuchenbacken geſtattete ſie wohlhabenden Leuten allenfalls an den drei hohen Feſten; doch durfte mit Zuthaten, die nicht in ihrem Laden gekauft waren, keine Verſchwendung dabei getrieben werden. Hörte ſie aber, daß zu anderer Zeit irgendwo ein Kuchen gegeſſen worden war: ſo ſchlug ſie die Hände über dem Kopfe zuſammen, und prophezeite den Untergang dieſes Hauſes.

Mit gleicher Strenge verfuhr ſie gegen die Uebertreter der Prachtgeſetze, die ſie für das weibliche Geſchlecht in

Fehringen, nach Stand und Würden jeder Familie, entworfen hatte und oft genug im öffentlichen Laden bekannt machte. Wehe der Frau oder Jungfrau, die mit einem neuen Kleidungsſtücke über die ihr gezogene Schnur trat! Das ging — wenn beſonders die Verbrecherin jung und artig war — nicht mit rechten Dingen zu, und konnte kein gutes Ende nehmen.

Am meiſten machten ihr die räthſelhaften Menſchen auf dem Schloſſe zu ſchaffen. In welche Klaſſe ſollte man ſie bringen? Welchen Aufwand bei Tiſche und in der Kleidung ſollte man ihnen geſtatten oder verbieten? — Der Alte vom Berge war ein Proteus: er ſchien bald reich, bald arm. Immer in einen unſcheinbaren Ueberrock gehüllt, ging er düſter, wie mit Nahrungsſorgen belaſtet, umher; und dennoch ließ er oft plötzlich für Abgebrannte oder andere Nothleidende eine Goldquelle ſpringen, die einem Fürſten keine Schande gemacht hätte. Madame Bulling gab ſich ſeit ſieben oder acht Jahren alle nur erſinnliche Mühe, wenigſtens die Beſchaffenheit ſeiner Tafel zu erfahren; aber es gelang ihr nicht. Seine alte Köchin, die er aus fernen Landen mitgebracht hatte, war eine ungeſellige Eule, die durchaus in Fehringen keine Bekanntſchaften anknüpfen wollte. Sie entzog ſich, wie taubſtumm, den freundlichſten Geſprächen, die man ihr auf dem Markte anbot. Ueberhaupt erſchien ſie da ſelten und im Laden nie; daher war es und blieb es eine Streitfrage: ob man ſich in der Schloßküche, wie in manchem ſcharfgeregelten Kloſter, aller Gewürze enthalte, oder ſich durch andere Kanäle damit verſorge.

Dieſe Geheimniſſe ließen ſich um ſo weniger entſchleiern, da die finſtere Ritterburg jedem Spion unzugänglich war. Der Alte vom Berge und ſeine Angehörigen hatten ſich auf den Fuß geſetzt, keinen Beſuch anzunehmen. Mußte er, als Bevollmächtigter des Grafen Wartſtein, jemand vor ſich laſſen, ſo bediente er ſich dazu eines ganz öden und leeren Zimmers, wo die hungrigſte Neugier keine Nahrung fand. Ueberdieß war er abſchreckend ernſt und wortkarg, und an ſeiner Seite ſtand immer ein tiſchhoher Hetzhund, der mit leuchtenden Augen alle Bewegungen des Fremden bewachte. Wer hätte da Muth und Luſt gehabt, ſich auf's Kundſchaften zu legen?

Aber Madame Bulling wußte ſich zu helfen: ſie füllte durch ihre lebhafte Einbildungskraft die Lücken der Wirklichkeit und verbreitete von den Burgleuten die ſonderbarſten Gerüchte. „Seht nur den Alten vom Berge!“ ſagte ſie: „Zieht er nicht mit ſeinem großen Hunde wie ein Räuberhauptmann auf? — Und iſt er auch das gerade nicht, ſo ſteht er wenigſtens mit dem böſen Feinde im Bunde. Woher bekäm' er denn ſonſt alles, was man zum täglichen Leben bedarf? Er kauft ja in unſerm Laden für keinen Heller! Aber er hat Lieferanten, vor denen der Himmel jeden Chriſten bewahre! Ein kleines, graues Männlein, kaum einer Elle hoch, geht bei ihm aus und ein, und ſchleppt um Mitternacht große, große Säcke den Berg hinauf. Das weiß ich von ſicherer Hand. Auch haben mir glaubwürdige Leute erzählt: ſie hätten mit ihren eigenen Augen einen fliegenden, feurigen Drachen geſehen, der, ſchwer beladen, durch die finſtre Nacht daher gezogen und in einen Schornſtein des Schloſſes hinabgefahren ſey. Das iſt wahr, das kann ich mit einem theuren Eide beſchwören! Und allezeit, wenn der hölliſche Zahlmeiſter angekommen iſt, theilt der alte Zauberer eine Menge Geld an Bettlergeſindel aus. Pah! iſt das eine Kunſt?

Wem das Geld ſo zufliegt, der kann's leicht wegwerfen, um ein Vater der Armen zu heißen.“ —

Ueberhaupt konnte Madame Bulling nicht leiden, daß von irgend einem Menſchen etwas Gutes geſprochen wurde. Da ſchlug ſie gleich mit einem zerſchmetternden Aber, wie mit einem Blitzſtrahl, dazwiſchen, und verwandelte durch böſen Leumund Weiß in Schwarz. Sie ſelbſt ſtellte ſich bisweilen, als lobte ſie; doch plötzlich warf ſie alles, was ſie eben Rühmliches geſagt hatte, durch ein Aber wieder zu Boden, und nun traf der Pfeil der Verläumdung um ſo gewiſſer ſein Ziel.

Mit ſolcher Scheinliebe der Tugend und Gerechtigkeit ſtrebte die Heuchlerin, deren hämiſche Klatſchſucht die Geißel des Städtchens war und raſtlos den Hausfrieden vieler Familien ſtörte, nach dem Ruf einer ſtrengſittlichen, aber gutmüthigen Frau, und es fehlte ihr, wie allen reichen Leuten, nicht an Schmeichlern, welche ſie, als das Muſter eines edlen Weibes, ins Angeſicht lobten.

13.

Die ungleichen Schweſtern und Monſieur Polykarp.

Dorothee, Herrn Bullings ältere Tochter, war — und das iſt genug von ihr geſagt — ein ſauerer, nicht weit vom mütterlichen Stamme gefallener Apfel, in den Herr Schneller dennoch muthig beißen wollte. Aber die Aeltern verſagten ihm dieſen Genuß, weil er zwar in Fehdingen den größten Titel, aber einen ziemlich unbedeutenden Gehalt hatte.

Wilhelmine, die jüngere Tochter, ein wohlgebildetes Mädchen von ſechzehen Jahren, glich an Geiſt und Körper ihrer Familie ſo wenig, daß oft die Mutter im Zorn ſagte: ſie ſey ein Wechſelbalg, den ihr im Wochenbette der böſe Feind ſtatt ihres rechten Kindes untergeſchoben habe. Es war auch an dem, daß ſich Wilhelmine ganz und gar nicht in die Sitten des Hauſes fügte. Wenn ihre Mutter vor der dampfenden Kaffeekanne auf dem Richterſtuhle ſaß, und von redſeligen Gevatterinnen, wie von Schöppen umringt, über das ganze Städtchen den Stab brach: da redete die verſtockte Dirne kein Wort, und that ſie ja den Mund auf, ſo geſchah es bloß, um eine verurtheilte Perſon zu vertheidigen. Die Defenſionsgebühren, die ſie dafür erhielt, beſtanden nicht ſelten in Ohrfeigen; doch das ſchreckte ſie nicht ab, ſich bei der nächſten Gerichtsſitzung wieder eben ſo zu betragen.

Sie war ferner, zum höchſten Aerger ihrer Verwandten, die Schutzpatronin des von jenen unaufhörlich gepeinigten und verfolgten Hausgeſindes, und vertuſchte manche Verwahrloſung zerbrechlicher Küchengeſchirre oder andere kleine Fehler, die, ohne ihre Einmiſchung, der theuren Mutter eine herrliche Gelegenheit verſchafft hätten, den Reichthum ihrer kernhaften Schimpfwörter von der Nachbarſchaft bewundern zu laſſen, ſich mit Beſen und Ofengabeln auf dem Rücken der Sünderin eine geſunde Bewegung zu machen, und ihr am Ende des Vierteljahres den ſchweren Liedlohn von baaren drei Thalern, als Schadenerſatz, abzuſprechen oder zu kürzen.

Sollte Wilhelmine Hühner abkehlen oder Tauben würgen, ſo verkroch ſie ſich in irgend einen Winkel, wo ſie niemand finden konnte, oder ſie floh wohl gar ſo lange aus dem Hauſe, bis die Schlachtopfer unter den rüſtigen

Händen ihrer Mutter und Schweſter ausgeblutet hatten. Man wollte der empfindſamen Närrin — wie ſie bei ſolchen Gelegenheiten genannt wurde — dadurch Mordluſt einflößen, daß man ihr von dem Geflügel, das ſie nicht hatte tödten wollen, nichts zu genießen gab; aber ſie ertrug dieſe Strafe ohne Murren, und war bei Salz und Brod ſehr mit ſich zufrieden, daß ſie keine ſo rohe Seele war, als ihre Schweſter, die ſich über die Todeskrämpfe eines ſterbenden Thieres außer Athem lachte.

So war Wilhelmine faſt in allen Stücken mit ihren rauhen und handfeſten Verwandten uneins, und wich ihnen gern aus, weil ſie oft hart behandelt wurde, und man ihr jedes zarte Gefühl und jede feine Empfindung, wovon jene ungebildeten Menſchen keinen Begriff hatten, als Thorheit und Einfalt anrechnete. Sie duldete den Druck, unter dem ſie lebte, mit ſtiller Geduld, wenn man ihr nur erlaubte, ſich mit der Wartung ihrer Blumen zu beſchäftigen, und mitunter ein halbes Stündchen zu leſen oder das Klavier zu ſpielen. Aber auch dieſe ſchuldloſen Freuden wurden ihr, wenn böſe Launen in der Familie herrſchten, theils durch abgeſchmackten Spott verkümmert, theils ganz verboten. „Blumen,“ ſagte der Vater, haben keinen ſoliden Werth; — über Büchern liegen nur Müßiggänger; und die Muſik iſt weiter nichts, als ein dummer, verworrener Lärm.“ — Hieraus läßt ſich ſchließen, daß er für Wilhelminens Unterricht in dieſer tumultuariſchen und brodloſen Kunſt keinen Heller ausgegeben hatte. Er bezahlte für ſeine Kinder bloß einen Schreib- und Rechenmeiſter, und dieſer, ein alter, wackerer Schulmann, lehrte Wilhelminen unentgeldlich von der Tonkunſt ſo viel, als er ſelbſt davon wußte.“

Die Reihe dieſer Familiengemälde mag Monſieur Polykarp ſchließen. Er war gleichſam ein Pertinenzſtück des Hauſes.

Seit fünfzig Jahren ſtand er im Laden zu Fehringen mit der Wage in der Hand, und er führte ſie gewiſſenhafter, als Themis die ihrige. Er verſchenkte mit Willen nicht ſo viel, als ein Sandkorn beträgt; doch ließ er auch am Gewichte der Waaren kein Gran fehlen, und verfuhr ganz ohne Anſehen der Perſon: das ſchönſte junge Mädchen kaufte bei ihm nicht vortheilhafter, als die zahnloſe Alte, die an der Krücke gehinkt kam. Bei dem allen benahm ſich der ſchlaue Hageſtolz gegen die Schönen von Fehringen ſo galant, daß ſie wirklich glaubten, er thue für ſie ein Uebriges. Er betheuerte der Einen, ihre Schönheit ſey von Primaſorte; mit einer Andern ſprach er vom ſteigenden und fallenden Wechſelkurs zärtlicher Geſinnungen; mit einer Dritten von der Bilanz der Herzen, und ſo weiter.

Eine ganz andere Sprache führte ſein Herr gegen ihn. „Monſieur Polykarp, Er iſt ein Eſel!“ war ein gewöhnliches Kompliment, das ohne beſondere Veranlaſſung gemacht und ohne merkliche Gemüthsbewegung aufgenommen wurde. Polykarp war in ſolchen Fällen etwas hündiſcher Natur: er ließ ſich ohne Grund mißhandeln, blieb dennoch treu und ergeben, und das erſte halbfreundliche Wort, das er wieder empfing, that ihm ſo wohl, daß er auf der Stelle für ſeinen Herrn durch ein Feuer gelaufen wäre.

14.

Der Straßenräuber.

Der Leſer wird ſich erinnern, daß unſer Polykarpus dem Gaſtwirth und ſeinen Begleitern nachſpürte, als ſie zum Director gingen. Er verfolgte ſie bis an deſſen Haus, lief dann ſo ſchnell zurück, als ſeine alten Beine vermochten, und meldete athemlos dem ungeduldig harrenden Prinzipal, was er geſehen hatte.

Jenem war nie wohl zu Muthe, wenn ſich Faßmann, der erklärte Gegner ſeiner merkantiliſchen Alleinherrſchaft, vom Stuhle bewegte. Dieſes Phänomen ſchien jetzt um ſo bedenklicher, da er ſich, in der Mitte zweier Fremden, zur erſten Magiſtratsperſon — mit welcher man, leider! auch über den Fuß geſpannt war — begeben hatte. Dabei konnte Jonas nicht ruhig ſeyn. .Er berührte Mittags keinen Biſſen, ungeachtet man ihm ein Leibgericht auftrug. Auch der arme Polykarp, dem das Eſſen vielleicht geſchmeckt hätte, mußte faſten, weil ihm ſcharf anbefohlen war, mit ſeinem Jonathan, dem Schreiber Kielhaſe, zu ſprechen, Faßmanns Anbringen auszukundſchaften, und ſich nicht eher, als bis er vollkommen davon unterrichtet ſey, wieder ſehen zu laſſen. Darum ſtrich er, von Schnellern bemerkt, ſo oft bei dem Hauſe vorbei. Er hoffte von einer Minute zur andern, ſein Freund würde heraus kommen; aber das geſchah nicht: denn der Director hielt ihn am Schreibtiſche feſt und beſchäftigte ihn mit der erdichteten Raubgeſchichte.

Als auf dieſe Art der ehrliche Kielhaſe, ohne daß er's wußte, ſeine Trugrolle einſtudirt hatte, fand ſein Herr nicht länger nöthig, ihn zu bewachen. Er ging in den

Gaſthof. Hinter ſeinem Rücken ſchlüpfte der hungrige Laurer ins Haus, nahm das für ihn erſonnene Mährchen in Empfang, und flog damit zu ſeinem Prinzipal, deſſen gepreßtes Herz nun wieder Luft ſchöpfte.

Indeſſen war die Soldatenwittwe von einer boshaften Nachbarin, die ſich dadurch einige Waaren auf Kredit verſchaffen wollte, bei ihm angeſchwärzt worden, und er eilte zu ihr, um ſie zu beſtrafen.

Dieß war der Faden der Begebenheiten, die Franz bis jetzt in Fehdingen veranlaßte.

Ungefähr acht Tage nach ſeiner Abreiſe trat ein Fremder in Bullings Laden und forderte Tabak. Polykarp, der eben allein war, erſchrak über dieſen Menſchen: denn es war offenbar einer der Räuber, die auf dem Papiere des Stadtdirectors die Straßen unſicher machten. Die Habichtsnaſe, der wilde Backenbart, der große Sturmhut der Hirſchfänger — kurz, alles entſprach dem Protokolle, das Polykarp bei dem Schreiber geleſen hatte und wie ſein Einmaleins auswendig wußte. In der größten Verlegenheit, wie er den Böſewicht feſt machen ſollte, kramte er, um Zeit zu gewinnen und vielleicht ſeinen Herrn oder den Hausknecht herbei zu zögern, im Laden herum; aber der Mann mit der Habichtsnaſe drang auf ſchnelle Abfertigung. Polykarp wagte keinen längern Aufſchub, um den ungeduldigen Galgenvogel nicht aus dem Garne zu laſſen. Er kam mit einer großen Büchſe geſchlichen, hielt ſie zwiſchen beiden zitternden Händen, und fragte mit ſchwankender Stimme: „Mein Herr, wer ſind Sie?“ —

„Ich bezahle nicht mit meinem Namen, ſondern mit baarem Gelde;“ antwortete der Fremdling.

Polykarp ſtellte ſeine Büchſe ſchnell auf den Tiſch, fuhr wie ein Stoßvogel auf den Verdächtigen los, ergriff und hielt ihn am Kragen, und ſchrie mörderlich: „Hülfe! Hülfe!“ —

„Der Menſch iſt toll!“ ſagte der Fremde, und rang mit dem Häſcher. Doch dieſer ließ nicht ab; und ſo ſchleppte ihn der ſtärkere Mann, wie ein wildes Schwein den verfangenen Jagdhund, auf die Straße hinaus. Es liefen Leute zu. „Haltet den Räuber!“ ſchrie Polykarp. Der Unbekannte ward übermannt und ins Gefängniß geführt.

15.

Ein Hausmittel für Obrigkeiten, ſich von überläſtigen Menſchen zu befreien.

Zum Unglück war der Stadtdirector verreiſt, und man erwartete ihn erſt in einigen Tagen zurück. Der indeſſen am Ruder ſitzende Bürgermeiſter, ein ehrlicher Handwerksmann, war über den wichtigen Vorfall, der ſich unter ſeiner Regierung begab, in größerer Angſt, als der Gefangene. Dieſer hatte ſich bei ihm als Marionettenſpieler gemeldet, und um die Erlaubniß, ſein Theater in Fehdingen aufzuſchlagen, angeſucht. „Seht die Schlange unter Blumen!“ ſagte der Conſul, als ihm Schnellers Protokoll von deſſen Schreiber vorgelegt wurde. Er befahl, den Arreſtanten mit ſchweren Hand- und Fußſchellen zu feſſeln, und meldete dem Stadtdirector durch einen Eilboten, was ſich in der guten Stadt Fehdingen zugetragen hatte.

Herr Schneller kam und ſah ſich mit Verdruß in eine unangenehme Lage verwickelt. Er konnte nicht laut bekennen, daß er eine falſche Regiſtratur geſchmiedet hatte;

und ſonſt gab es keinen Ausweg, den ſchuldloſen Gefangenen frei und ledig zu laſſen. Man mußte ſogar das Poſſenſpiel fortſetzen, und ihn auf dem Rathhauſe verhören.

Unerſchrocken erſchien er vor den Gerichtsſchranken und beſchwerte ſich mit heftigen Ausdrücken über ſeine Verhaftung. Er fand es lächerlich, daß man ihn für einen Straßenräuber hielt: er erbot ſich, zu beweiſen, daß er an dem Tage, da er in der Gegend von Febdingen ein Paar Reiſende angefallen haben ſollte, zwanzig Meilen entfernt geweſen ſey; er drohte, den Magiſtrat zu verklagen, um eine öffentliche Wiederherſtellung ſeiner Ehre und Schadenerſatz zu erhalten; kurz, er geberdete ſich ſo wild, daß dem Director und ſeinen geſammten Kollegen ganz ſchwül dabei wurde.

„Wir ſind in einer fatalen Klemme, meine Herren!“ ſagte Schneller, als der Arreſtant ins Gefängniß zurückgeführt war. „Haben wir einen Mißgriff gethan und einen Unſchuldigen in Ketten und Banden gelegt, ſo wirft er uns — ſo wahr ich ein ehrlicher Mann bin! — einen Prozeß an den Hals. Iſt er aber wirklich ein Räuber: deſto ſchlimmer für uns! Dann müſſen wir ihn ein paar Jahre im Gefängniſſe füttern, und zuletzt mit großen Koſten köpfen oder rädern laſſen. Das wird unſerer Kämmerei, deren ſchwacher Zuſtand Ihnen allerſeits bekannt iſt, einen unerſchwinglichen Aufwand verurſachen.“

„Was iſt aber zu thun?“ fragten die Senatoren.

„Es gibt ein Mittel,“ ſagte Schneller, „ein probates Mittel, den Kerl los zu werden. — Mich wundert, daß es Ihnen nicht ſchon einfiel, meine Herren!“

Die Rathsverwandten ſahen einander an und ſchüttelten die Köpfe.

„Ein Mittel,“ — ſetzte der Director erläuternd hinzu — „das vielleicht von mehrern Gerichtsobrigkeiten, die ſich, wie wir, vor langen und koſtſpieligen Unterſuchungen ſcheuen, angewandt wird.“ —

Die Wohlweiſen ſannen und ſannen, und erriethen es nicht.

„Leſen Sie denn keine Zeitungen?“ fuhr Schneller, faſt unwillig, auf: Finden Sie nicht beinahe in allen Blättern, daß gefangene Verbrecher entwiſcht ſind, und daß man ihnen pro forma Steckbriefe nachſchickt?“ —

„Pro forma?“ fragten die Unlateiner.

„Das iſt verdolmetſchet: zum Schein, des guten Anſtands wegen;“ antwortete Schneller: „denn man wünſcht die Vögel, die man mit Willen ausfliegen ließ, nicht ernſtlich wieder zurück.“ —

Die Herren des Raths fanden dieſe Methode, zum Nutzen und Frommen ihres leeren Schatzkämmerleins, vortrefflich, und der Director befahl ſofort dem herbei gerufenen Kerkermeiſter, den Gefangenen zu entfeſſeln, ihn auch allenfalls im Stockhauſe frank und frei herum gehen zu laſſen. „Der Mann ſcheint unſchuldig;“ ſetzte er hinzu: „er wird den Ausgang der Unterſuchung ruhig abwarten.“

„Hochedler Herr Stadtdirector,“ ſagte der Stockmeiſter, „das iſt, mit Dero Wohlnehmen, eine gefährliche Sache! Entſpringt der Menſch über kurz oder lang, wer hat's auszubaden, als ich?“

„Thut, was wir befehlen,“ ſprach der Hochedle, „ſo habt Ihr nichts zu verantworten!“

Der Stockmeiſter verſtand den Wink, und gab ſeinem Hausgenoſſen die ſchönſten Gelegenheiten, den Abſchied hinter der Thüre zu nehmen; aber der Trotzkopf ging nicht von dannen, und der Stadtdirector ärgerte ſich vierzehen Tage lang jeden Morgen, daß er von der immer erwarteten Flucht keine Meldung erhielt.

16.

Geldtrotz.

Indeſſen kam aus der Hauptſtadt ein Brief, der ihn erfreute. Franz ſchrieb ihm: er werde nach Verlauf weniger Tage in Febdingen wieder eintreffen. Das war es, was der Director wünſchte. Er entwarf nun raſch den Plan, den Gefangenen von ihm vor Gericht für unſchuldig erklären zu laſſen, und dann in Freiheit zu ſetzen.

Mit derſelben Poſt erſuchte Franz den Gaſtwirth, das ihm vermiethete Haus ſo geſchwind als möglich zu einem Kaufladen einzurichten. Faßmann vollzog dieſen Auftrag mit Freuden. Aber kaum hatten Maurer und Zimmerleute Hand angelegt, als Jonas ſchon Wind davon bekam. Beſtürzt ließ er alles ſtehen und liegen, um den bedenklichen Bau in Augenſchein zu nehmen.

Die Maurer waren unter Faßmanns perſönlicher Aufſicht eben beſchäftiget, ein Fenſter des Erdgeſchoſſes zu einer Thür zu erweitern. Jonas ſah ihnen von fern mit Erſtaunen zu, und brannte vor Begierde, ſie um die Abſicht dieſer Arbeit zu befragen: nur der dicke Bauinſpektor, der ſeinen bequemen Ruheſeſſel ganz vergeſſen zu haben ſchien, war ihm im Wege. Doch am Ende trieb ihn die Neugier aus ſeinem Hinterhalte hervor. Er ging beherzt auf den Gaſtwirth zu, grüßte ihn ungemein höflich, und erkundigte ſich mit hämiſcher Freundlichkeit, was er hier vorhabe

„Sehen Sie denn nicht, daß es eine Thür wird?“ antwortete Faßmann. „Ich bin geſonnen, einen Laden anzulegen, und mit Menſchenliebe und Verträglichkeit zu handeln, weil dieſe Artikel, ſo viel ich weiß, in Ihrem Gewölbe nicht zu finden ſind.“ —

„Spaßvogel!“ rief Jonas: „Mir ſind Biederkeit und Großmuth angeboren; denn ich ſtamme aus altengliſchem Samen.“ —

„Alter Samen artet leicht aus;“ erwiederte Faßmann.

„Daß Ihr doch ſo gern ſcherzt und neckt!“ ſprach Jonas. „Kann man denn nicht im Ernſt erfahren, was Ihr da baut?“

„Nun, ich will Euch reinen Wein einſchenken;“ ſagte der Gaſtwirth: „Ich lege mich, wie Ihr, auf Spekulationen. Dieſes Haus trug mir bisher wenig Zinſen; drum richte ich es für einen Kaufmann ein: denn ich hoffe, der Himmel wird mein und meiner ſämmtlichen Nachbarn Gebet erhören, und bald einen Mann hieher ſenden, der uns die Waaren, die wir täglich brauchen, näher und billiger liefert, als Ihr!“ —

„Das iſt mir zum Lachen!“ ſchrie Jonas, und ſtieß mit ſeinem Stocke heftig in den Erdboden. „Ich — ich — ich habe durch Privilegien und Verjährung einzig und allein das Recht, in Febdingen Handel zu treiben. Wehe dem, der's wagt, ſich mir entgegenzuſtellen! Ich ſchlag' ihn mit meinen Geldſäcken zu Boden; darauf verlaßt Euch!“

Mit einem ſataniſchen Hohngelächter ſtrozte er ohne Abſchied fort. Ein paar friedfertige Hunde, die ihm begegneten, bekamen grimmige Hiebe, und ein Gleiches wäre einem Bettelknaben wiederfahren, wenn er ſich nicht dem gegen ihn aufgehobenen Stocke durch die eiligſte Flucht entzogen hätte.

Wuthſchnaubend kam Jonas nach Hauſe und rief ſeinen alten Getreuen in die Schreibſtube. „Monſieur Polykarp,“ ſprach er, „es thürmt ſich über unſern Häuptern ein Ungewitter; der Gaſtwirth baut einen Kaufladen! — Auf Spekulation, ſagt der Narr; aber er hat ſicher ſchon einen Wagehals auf der Seite, der ſich, mir zum Verderben, dort einniſten ſoll. — Gott ſey Dank, ich habe Geld! — Damit trotz' ich dem Teufel in der Hölle! Ich bin gegen Jeden, der in mein Recht eingreifen will, zum Kampf gerüſtet, und wehre mich bis zum letzten Athemzuge. Steh' Er mir treulich bei, Monſieur Polykarp! Geh' Er vor allen Dingen zum Schreiber des Directors, forſch' Er nach, ob etwas gegen uns im Werk iſt, und werf' Er allenfalls ein halbes Pfund des etwas muffig gewordenen Schnupftabaks Seinem Freunde an den Hals; denn die Zunge dieſes Menſchen hängt mit ſeiner Naſe genau zuſammen." —

Polykarp geſtand das lächelnd ein; aber er hatte ſeinen Freund Kielhaſe zu lieb, als daß er ihn mit einer anbrüchigen und halbverdorbenen Waare hätte beſchenken ſollen. Er wählte im Gegentheil die beſte Sorte; doch die Spende war verloren, weil die Zunge, die er damit löſen wollte, nichts zu verrathen hatte. Der dankbare Empfänger durchwühlte vergebens alle Papiere ſeines abweſenden Herrn, um dem Geheimniß auf die Spur zu kommen. Glücklicher Weiſe hatte der Director Franzens Brief verbrannt, und ſo fand ſich kein ſchriftliches Wort, das auf die Sache Bezug hatte. Wohlgemuth erſtattete Polykarp ſeinem Prinzipal darüber Bericht; aber Herr Jonas ſchöpfte wenig Troſt daraus, da er von Stunde zu Stunde Nachricht erhielt, daß der Ladenbau jenſeit des Stromes raſch fortrückte.

17.

Ein lateiniſches Sprüchlein, das allen Vorwitzlingen zur Beherzigung empfohlen wird.

Nach zwei oder drei Tagen kehrte Franz, unter dem Schuz eines dunkeln Abends, unbemerkt zum ſchwarzen Ritter zurück. Einige Stunden ſpäter traf auch Moritz wieder ein. Er kam in Geſellſchaft eines jungen Handlungsdieners, Namens Windmantel, den er für Franzen geworben hatte. Ihnen folgte ein Wagen, mit Kaffee, Zucker und Gewürzen beladen; und das alles geſchah ohne Aufſehen und Geräuſch, weil Zehdingen ein offner, accisfreier Ort war.

Am folgenden Morgen überreichte Franz dem Director den ausgewirkten landesfürſtlichen Befehl, ihm den Handel in gleicher Art und Weiſe, wie ihn Bulling betrieb, zu geſtatten. „Sehn Sie, mein Herr!“ triumphirte Schneller; „bin ich wohl ein Mann, der auf den Kopf gefallen iſt? Was ich angreiſe, gelingt!“ —

Doch in derſelben Minute mußte er bekennen, daß die von ihm erdichtete und mit der Amtsfeder aufgezeichnete Räubergeſchichte einen ſchlimmen Ausgang gewonnen hatte. Franz, vom Gaſtwirth ſchon davon unterrichtet, geſtand freimüthig, daß er vom Anfang an mit dieſer Dichtung nicht zufrieden geweſen ſey; und dabei hielt er der edlen Wahrheit eine kräftige Lobrede.

„Sie haben Recht! So wahr ich ein ehrlicher Mann bin, Sie haben Recht! fiel Schneller ein: „Aber geſchehn, iſt geſchehn! Es gibt nun keinen andern Rath, als daß ich Ihnen und Ihrem Freunde den Puppenſpieler auf dem Rathhauſe vorſtelle, und daß Sie ſagen: wir kennen den

Menſchen nicht: er hat uns auf der Straße nicht angefallen.“ —

Dieſen gerichtlichen Auftritt konnte Franz, ſo unangenehm er ihm auch war, nicht von ſich ablehnen. Er verſprach, mit ſeinem Freunde, ohne weitere Vorladung, zu rechter Gerichtszeit auf dem Rathhauſe zu erſcheinen, und äußerte den Wunſch, daß ſogleich hinterher ſein Handels-Privilegium dem Magiſtrat bekannt gemacht werde; denn ſein Gewölbe ſey zur augenblicklichen Oeffnung bereit.

„Sie ſind ein raſcher Mann!“ rief Schneller: „Doch einen ſolchen Gegner muß Jonas Bulling auch haben. Eine Schlafmütze richtet nichts wider ihn aus.“ — Er gab hierauf Franzen ſein Wort, das Handelsgeſchäft ſofort nach abgemachter Kriminalſache vorzunehmen.

Die Freunde erſchienen vor dem Senat; der Purrenſpieler ward vorgeführt; ſie ſprachen ihn frei von der angeſchuldigten That; doch es beruhigte ihn nicht. Er beſtand darauf: Monſieur Polykarp — im Fall er nicht entſchieden wahnſinnig ſey — müſſe ihm Abbitte und Ehrenerklärung leiſten und für die erlittene Gefangenſchaft entſchädigen.

„Nicht mehr als billig!“ ſagte der Director, dem die Gelegenheit, dem Bulling'ſchen Allmacher[*] einen Streich zu verſetzen, willkommen war.

Einige Rathsglieder vertheidigten, aus Reſpekt gegen den hochachtbaren Herrn Jonas, ſeinen treuen Diener; doch Schneller warf ihnen mit verblümten Worten ihre Unwiſſenheit in Rechtshändeln vor und wies ſie zur Ruhe. „Polykarp,“ fuhr er fort, „iſt ſchon deßhalb ſtrafbar, daß er in eine noch nicht öffentlich bekannte Gerichtsſache ſeine

---

[*] So überſetzt Campe das Wort Factotum.

Naſe ſteckte. Hätte der neugierige Stänker nicht meine Akten durchgeſchnüffelt, ſo wär' er nicht in die Verſuchung gerathen, dieſen braven Mann ſo hart zu beleidigen.“ —

Monſieur Polykarp ward ſogleich vorgeladen und trat mit einer ſehr heitern Miene in die Gerichtsſtube. Er hielt es für kein geringes Verdienſt, einen gefährlichen Wegelagerer in die Hände der Obrigkeit geliefert zu haben, und erwartete dafür Dank und Lobſprüche von ihr. Bei Erblickung der beiden Jünglinge, die man mit Stühlen beehrt hatte, ſtutzte er ein wenig; doch dieſer kleine Schrecken wich ſchnell der Vermuthung, ſie wären bloß wegen des Straßenräubers nach Fehdingen zurück gekommen, und er hoffte nun ſogar, eine Belohnung von Ihnen zu empfangen.

Dieſe herrlichen Luftſchlöſſer warf der Director plötzlich wie ein Kartenhaus über den Haufen. „Monſieur,“ begann er mit einem finſtern Amtsgeſichte, „Er hat ſich vor einiger Zeit unterſtanden, in meinem Hauſe eine Regiſtratur zu leſen, die für Ihn nicht geſchrieben war: und dieſe Unbefugniß hat Ihn verleitet, einen ehrlichen Mann als einen Räuber zu behandeln. Wie konnt' Er ſich in ſeinen alten Tagen ſo albern benehmen? — Jene Regiſtratur war ein ungelegtes Ey, um das Er ſich gar nicht hätte bekümmern ſollen; denn ein altes Sprüchlein ſagt:

Judicium de ovis,
Quae non cacata, est bovis.

Kurz, er iſt ſtraffällig, und es wird Ihm hiermit auferlegt, dieſem unſchuldigen Manne Abbitte und Ehrenerklärung zu leiſten, ſich mit ihm über eine billige Schadloshaltung zu vergleichen, und die Gerichtskoſten zu bezahlen.“ —

Todtenbleich und mit offenem Munde ſtarrte der Verurtheilte den Director an. Seine Geſtalt verkürzte ſich; er ſank immer tiefer in die zitternden, vorwärts gebogenen Knie, als ob er vor dem ſtrengen Richter einen Fußfall thun wollte.

Dieſes Jammerbild erbarmte den Marionettenſpieler. „Faſſen Sie ſich, mein Freund!“ ſprach er mit ſanfter Stimme: Ich erlaſſe ihnen die Abbitte, und allenfalls auch die Schadloshaltung, wenn vielleicht Ihre Vermögensumſtände dadurch einen ſtarken Stoß leiden ſollten.“ —

„Machen Sie ſich darüber kein Bedenken!“ ſagte Schneller: „Er ſteht im Lohn und Brod eines reichen Herrn, der ihn im Nothfalle vertreten mag.“

Aber das arme alte Männchen warf auf den Puppenſpieler einen ſo flehenden Thränenblick, daß er ſich nicht überwinden konnte, der Aufhetzung Gehör zu geben. „Ich verzeih' Ihnen,“ ſprach er mit dargebotener Hand, „und verzichte auf jeden Anſpruch.“ —

„Gottes Lohn!“ ſtammelte Polykarp, und trocknete ſeine Augen.

Herr Schneller berechnete indeſſen die aufgelaufenen Gerichtskoſten, und überſprang unbedenklich die Schranken der Sporteltaxe, um dem ächzenden Ladendiener die paar Thaler noch abzujagen, die des Beleidigten Großmuth ihm geſchenkt hatte. Er erhielt einen lateiniſchen Zettel voll Zahlen, die in eine fürchterliche Summe zuſammenfloſſen, und er ward bedeutet, ſie binnen vier und zwanzig Stunden zu bezahlen, oder der ſchleunigſten Anwendung rechtlicher Zwangsmittel gewärtig zu ſeyn.

Polykarp und der Puppenſpieler traten friedlich mit einander ab. Franz lud den Letztern, deſſen edles Betragen ihm gefallen hatte, zum Mittageſſen in den Gaſthof ein, um ſeine nähere Bekanntſchaft zu machen.

Wie der Director übrigens ſein geſetzwidriges Verfahren bei der Landesregierung dargeſtellt und beſchöniget haben wird: darüber mögen ſich Juriſten den Kopf zerbrechen. Unſere Sorge iſt es nicht.

18.

Das ſchwarze Meer und das Wettrennen.

Als unſere Freunde ſich nun mit dem Magiſtrat allein befanden, öffnete der Director ſeine große, verſchloſſene Brieftaſche, die er ſich, ſo oft er auf's Rathhaus ging, feierlich nachtragen ließ, wenn ſie auch bisweilen ganz leer war oder nichts als ein Zeitungsblatt enthielt. Jetzt langte er den ihm von Franzen überbrachten fürſtlichen Befehl daraus hervor, las ihn mit lauter Stimme ab, und ſetzte dadurch die überraſchten Zuhörer ſo in Staunen und Schrecken, als meldete plötzlich eine Lärmtrommel, die Stadt ſtehe in Feuer. Sämmtlichen Rathsfreunden wuchſen die Geſichter in die Länge. Einige ſchoben geſchwind die Perücken hinter die Ohren zurück, weil ſie die wunderbare Verkündigung falſch zu verſtehen glaubten. Andere ließen Tabaksdoſen und Brillen aus den erſtarrten Händen fallen. Der Stadtſchreiber, der eben ein Blatt mit Sande beſtreuen wollte, ergriff in der Betäubung das nachbarliche Tintenfaß und goß über den Rathstiſch ein ſchwarzes Meer, deſſen ſtärkſten Wellenſtrom der regierende Bürgermeiſter auf ſich zueilen ſah. Er wollte ſich und die bunte Blumenflur ſeiner damaſtenen Weſte retten, that aber in Angſt und Eile der Sache zu viel, ſtürzt rücklings mit dem Stuhle zu Boden, und erſchütterte mit ſeinen emporſchnellenden Beinen ſo heftig die Gerichtstafel, daß mehrere darauf ſtehende Tintenfäſſer ihre Ströme mit der großen See vereinigten. Es entſtand eine allgemeine Flucht vor der einbrechenden Sündfluth, und der Director mußte im Verleſen eine Pauſe machen, bis die dringendſte Gefahr abgewendet und die Ordnung wieder hergeſtellt war.

Als er nun endlich des höchſten Befehls kategoriſchen Schluß: „Wornach ſich zu achten!“ — ausgeſprochen hatte, glotzten und glupten die Rathmänner den jungen Kaufmann finſter an, und es erhob ſich nach dem Director hin ein unwilliges Gemurmel: „Was wird Herr Bulling dazu ſagen? — Er wird es durchaus nicht geſchehen laſſen.“

„Herr Bulling,“ verſetzte der Director, „hat zwar nicht Urſache, ſich dieſes Ereigniſſes zu freuen; doch kann es dem verſtändigen Manne wohl nicht in den Sinn kommen, ſich gegen den Willen des Landesherrn aufzulehnen.“ —

„Wer ſpricht vom Auflehnen?“ fiel ein Senator hitzig ein: „Vorſtellung, unterthänigſte Vorſtellung wird Herr Bulling dagegen thun; und dazu muß man ihm Zeit laſſen. Herr Franz darf indeſſen keinen Schwefelfaden verkaufen.“ —

„So?“ — erwiederte Schneller mit Hohnlächeln: „Das wollen Sie ihm verbieten? Sie wollen das höchſte Privilegium brevi manu kaſſiren?“ —

Senator Naſeweis ward feuerroth, und biß ſich vor Zorn in die Lippen.

„Das gnädigſte Reſcript“ — fuhr der Director in einem gelaſſenen Lehrtone fort — „geſtattet dem Herrn Franz von dieſem Augenblick an die vollkommenſte Handelsfreiheit, unter den beiden Bedingungen: daß er, erſtens, den baaren Beſitz einer Summe von dreitauſend Thalern erweiſe, und zweitens, ſeinen Kaufladen jenſeit des Stromes anlege. — Nun iſt er zu jeder Stunde bereit, Ihnen ein Tauſend mehr, als nöthig wäre, vorzuzeigen, und zu ſeinem Laden hat er das Faßmann'ſche Haus, in der Nachbarſchaft des ſchwarzen Ritters, gemiethet: alſo ſind die ihm auferlegten Bedingungen erfüllt. Er kann daher, ohne Hinderniß und Anfechtung, ſein Gewölbe von Stund' an eröffnen, und er wird es thun, da er ſchon mit den nöthigſten Waaren verſehen iſt." —

„Was der Teufel! Die Waaren ſchon da? — O Jemine! das muß Herr Bulling augenblicklich erfahren!"

Mit dieſen Ausrufungen griffen die Rathsherren haſtig nach ihren Hüten und Stöcken, und ſtürzten, wie Ameiſen durch einander wimmelnd, aus dem Zimmer.

„Laſſen Sie die Pinſel laufen!" ſprach der Director zu unſern Freunden: „Es ſind Schwachköpfe, die bloß darum, weil Bulling reich iſt, nach ſeiner Pfeife tanzen. Doch er und ſeine Speichellecker ſollen Ihnen, mein werther Herr Franz, kein Härchen krümmen: dafür ſteh' ich, ſo wahr ich ein ehrlicher Mann bin! — Wenn Sie's erlauben, werde ich mir dieſen Nachmittag das Vergnügen machen, Ihre ſchöne Einrichtung in Augenſchein zu nehmen." —

Franz antwortete, wie ſich's gebührt, und ſo trennten ſie ſich.

Indeſſen gab es auf der Straße ein luſtiges Schauſpiel, die alten, ſteifbeinigen Rathsherren mit einander wettrennen zu ſehen. Jeder wollte das Verdienſt haben, dem hohen Patron zuerſt die wichtige Nachricht zu bringen, und ſeinen gehorſamſten Dienſteifer dadurch an den Tag zu legen. Da ſie aber insgeſammt nicht ſchnellfüßig waren und die Hintermänner ihre Vordermänner feſt am Rocke hielten, um ſich nicht von ihnen den Rang ablaufen zu laſſen, ſo kamen ſie alle zugleich bei Bullings Hauſe an, ſtürmten hinein, und drangen, ohne ſich mit Klopfen an die Thür aufzuhalten, in ſeine Wohnſtube, wo er ſich eben zu Tiſch geſetzt hatt, um ſein Lieblingsgericht, einen köſtlichen Pudding zu verzehren.

„Gott bewahre mich in Gnaden!“ fuhr er auf: „haben wir denn ſchon die Hundstage, daß Ihr alleſammt närriſch geworden ſeyd? Oder habt Ihr kein Brod zu Hauſe? — Hier iſt für Euch nicht angerichtet! —

Die Wettläufer waren ſo entathmet, daß ſie nicht ſogleich antworten konnten. Sie ächzten nur mit kläglichen Geberden unverſtändliche Töne hervor. Jonas, der nach ſeinem Pudding lüſtern war, ſprang zornig vom Stuhle, um das ganze Rathskollegium zur Thür hinauszuſchieben. Doch ehe er ſich noch an ſeiner Obrigkeit vergriff, gewann einer der Herren die verlaufene Sprache wieder. „Liebſter Herr Bulling!“ begann er keuchend: „Wir begehren nichts von Ihrer Mahlzeit, die Ihnen der Himmel ſegnen mag; aber ein heilloſer Fremdling verſucht es, Ihnen vom Brode zu helfen.“ — Und nun erzählten alle zugleich, was auf dem Rathhauſe vergegangen war.

Mit großen, ſtieren Eulenaugen, zitternden Lippen und geballten Fäuſten ſtand Jonas und hörte ſchweigend zu. Aber um ſo mehr tobte ſeine Frau. Sie riß ſich vor Wuth die Haube vom Kopfe, warf ſie dem regierenden Bürgermeiſter ins Geſicht, fluchte und betete durch einander, und ſtieß rechts und links Tiſche und Stühle über den Haufen, um ungehindert die Stube durchraſen zu können. Wilhelmine flüchtete ſtill in einen Winkel. Dorothee hingegen ſtellte ſich beinahe eben ſo ungeberdig, als die

Mama; doch verdiente das hoffnungsvolle Töchterlein mit dieſer Nachahmung ſchlechten Dank. „Halt's Maul, einfältiges Ding!“ ſchrie die Mutter, und ſchlug nach ihr: „Du biſt an dem Unglücke Schuld! Dein lumpiger Freier, der Director, rächt ſich jetzt für den Korb, den wir ihm aus Sorge für dein Wohl aufpackten.“ —

„Gott verdamm' ihn und den Faßmann!“ rief Jonas: „Sie haben den Handel gemeinſchaftlich angeſponnen; aber ſie ſollen die Freude nicht haben, daß ich mich darüber erboſe. Ich erkenne den Quidam, den ſie gegen mich ins Feld ſtellen, gar nicht für einen Kaufmann an, und werde ihn — ſoll's auch mein halbes Vermögen koſten — ganz gemächlich wieder aus der Stadt hinaus manövriren.“ —

„Eine ſchöne Bande zuſammen!“ fiel Madame Bulling ein: „Der Straßenräuber — der Kaufmann —“

„Nenn' ihn nicht ſo!“ fuhr ſie Jonas an: „Ich habe ſchon erklärt, daß ich ihn nicht dafür anerkenne.“ —

„Nun, ich wollte ſagen: der Alte vom Berge und die beiden Gelbſchnäbel, die bei Faßmann logirten, gehören vermuthlich zu Einer Bande, und haben ſich hier zuſammenbeſtellt, um uns auszuplündern.“ —

„Ei, ei, Madam!“ ſprach der regierende Bürgermeiſter, der die ihm ins Angeſicht geworfene Haube noch nicht vergeſſen hatte: „Halten Sie Ihre Zunge im Zaum! Die Wände haben Ohren, und es können verdrießliche Injurienklagen daraus erwachſen.“ —

„Das kümmert mich nicht ſo viel!“ kreiſchte die Furie, und ſchlug dem Warner ein Schnippchen: „Ihr alle, wie Ihr da ſteht, ſeyd Jaherren, Maulfreunde, Strohköpfe, feige Memmen!“

So ging's in Einem Athem fort. Die Rathsherren hielten die Ohren zu und liefen davon.

19.

Geſchichte des Marionettenſpielers.

Unter der Zeit, da man dem Herrn Jonas ſeinen Pudding ſo verſalzte, daß er keinen Biſſen davon genießen mochte, hielten Franz und Moritz mit ihrem auf dem Rathhauſe eingeladenen Gaſte eine frohe Mahlzeit im ſchwarzen Ritter. Lorenz, der Marionettenſpieler, ward durch Faßmanns guten Burgunder ſehr offenherzig und gab zum Nachtiſch ſeine Geſchichte:

„Auch ich war einſt auf dem Wege, ein Kaufmann zu werden. Die Lehrjahre, die mancher arme Jüngling, der ſich dieſem Stande widmet, unter ewigen Plackereien und Mißhandlungen verſeufzt, waren die glücklichſten meines Lebens. Mein Lehrherr, ein gutherziger, kreuzbraver Mann, betrug ſich gegen mich wie ein zärtlicher Vater. Er ließ mich, weil ich in meiner frühern Jugend wenig zur Schule gehalten worden war, drei bis vier Stunden des Tages auf ſeine Koſten von Hauslehrern unterweiſen, ungeachtet er indeſſen die mir im Laden obliegenden Geſchäfte ſelbſt verrichten mußte. Im Handel und Wandel war er ein Spiegel der Ehrlichkeit. Er wog ſo gewiſſenhaft, als läge ſein zeitliches und ewiges Wohl in der Wagſchale, und nie bot er ſchlechte oder verdorbene Waaren, um ſie an den Mann zu bringen, lobpreiſend aus. Noch weniger erlaubt' er ſich den niedrigen Krämerkniff, unnützes Brackgut durch täuſchende Trugkünſte aufzuſtutzen und unerfahrene Käufer damit zu prellen. Gutes Geld, gute Waare! war ſein Grundſatz, den er bei Reichen und Armen — beſonders bei den Letztern — befolgte. Er eiferte oft darüber, daß viele Kaufleute nur den Reichen, dem ohne Sorgen und Mühe Gold von Geld geboren werde, rechtlich behandelten, aber ſich kein Gewiſſen machten, den bedrängten Armen, der ſich um ein paar Groſchen faſt um's Leben arbeiten müſſe, zu drücken und zu bevortheilen. — Bei ihm hatten Arme immer den beſten Kauf, und den Dürftigſten gab er nicht ſelten mit den verlangten Waaren zugleich ihr Geld zurück. Darum nannten ſie ihn ihren Vater, und Hunderte von ihnen folgten weinend ſeinem Sarge.

Meine Lehrjahre gingen eben zu Ende, als er ſtarb. Der Kaufmann, in deſſen Dienſte ich nun trat, hatte mit jenem edlen Manne nichts gemein, als daß er den Reichen vor den Armen keinen Vorzug gab: er betrog beide, ſo oft es ſich thun ließ. Der Urian mußte bei einem Taſchenſpieler durch die Schule gelaufen ſeyn; denn er verſtand es meiſterhaft, durch einen in der Hand verborgen gehaltenen Magnet den Hebel der Wage zu beherrſchen, daß er ſich auf der Seite, wo die Waare in der Schale lag, ſo zeitig und ſo tief ſenken mußte, als es dem Betrüger beliebte. Er wollte mich zu ſeinem Vortheile in dieſes Geheimniß einweihen; allein ich verbat ſeinen Unterricht und wog ehrlich und redlich fort. Darüber hatten wir täglich Zwiſt. Er beſchuldigte mich: ich gehe mit ſeinen Waaren zu freigebig um, und ſey beſonders dann ein Verſchwender, wenn ein Paar hübſche blaue oder ſchwarze Augen über den Ladentiſch zu mir herüber glänzten.

Ich kann nicht läugnen, daß dieſe lieblichen Magnete bisweilen bei mir auf das Zünglein der Wage einwirkten;

doch war der Ueberſchlag immer unbedeutend, und in der That des Lärms nicht werth, der einſt darüber entſtand.

Es kam ein Marionettenſpieler in die Stadt und gab Vorſtellungen. Der arme alte Mann war ſtockblind; aber deſto hellere Augen hatte Luiſe, ſeine ſchöne, ſechzehnjährige Tochter. Ich vergaffte mich in ſie, machte mit ihr und dem Vater Bekanntſchaft, unterrichtete mich gelegentlich von der innern Einrichtung des Puppentheaters, und ſprach bisweilen ſogar, wenn ich meinem Prinzipal ein paar Stunden abſtehlen konnte, eine Rolle. Die Familie nahm ihre Bedürfniſſe aus unſerm Laden, und Luiſe machte gern mir zu Liebe aus Einem Gange zwei. Meinem geſtrengen Herrn fielen dieſe fleißigen Beſuche bald auf, und er bemächtige ſich, wenn er Luiſen ins Gewölbe treten ſah, ſogleich der Wage, um durch ſeinen Magnet die anziehende Kraft ihrer Augen unwirkſam zu machen.

Eines Tages, als er ſich eben nicht im Laden befand, forderte ſie ein Pfund Zucker. Ich ergriff dieſe Gelegenheit, ihr den Verluſt, den ſie durch ſeine Taſchenſpielerkunſt mehrmals erlitten hatte, einiger Maßen zu erſetzen, und wog ihr ſehr reichlich zu. Aber er hatte mich hinter dem Thürvorhange ſeiner Schreibſtube belauert, und überfiel mich in dem Augenblicke, da ich Luiſen den Zucker übergab. Mit Ungeſtüm riß er ihr das Päckchen aus der Hand, wog es nach, entdeckte das Uebergewicht, und überzeugte ſich zugleich durch das noch auf der Tafel liegende Geld, daß ich den feinſten und theuerſten Zucker um den Preis des geringſten verkauft hatte. Er gerieth darüber in eine unbeſchreibliche Wuth, und belegte mich und das unſchuldige Mädchen mit den härteſten Schimpfnamen. Ich erbot mich, ihn doppelt und dreifach zu entſchädigen; aber der Raſende hörte nicht, und ſchlug mich ſogar ins Geſicht. Dieſe gräuliche Beſchimpfung in Gegenwart eines geliebten Mädchens entflammte mich zur entſchloſſenſten Gegenwehr. Ich ſtürzte mich auf ihn, warf ihn zu Boden und kühlte meinen Muth. Er ſchrie Zeter und Mord, und plötzlich ſah ich mich von Soldaten umringt, die irgend jemand von der nahen Hauptwache herbei gerufen hatte. Ich ward verhaftet, dem Magiſtrat übergeben, aber nach einigen Stunden gegen das Handgelöbniß, mich vor ausgemachter Sache nicht aus der Stadt zu entfernen, wieder entlaſſen.

Es verſteht ſich, daß ich des Unholds Schwelle nicht mehr betrat. Ich ſchlug meine Wohnung bei Luiſens Vater auf, ward ſein Theatergehülfe und ihr Bräutigam. Aber ein junger, reicher Ausländer verleitete ſie durch die Macht des Goldes, mir untreu zu werden. Sie verließ mich und ihren blinden Vater, und entfloh bei Nacht und Nebel mit ihrem neuen Liebhaber in ſein fernes Vaterland.

Mich feſſelte Mitleiden an den unglücklichen Greis. Ich hielt bei ihm aus bis an ſeinen Tod, der vor einigen Monaten erfolgte.

So, meine Herren, ward ich Marionettenſpieler. Der alte Mann ernannte mich aus Dankbarkeit zum Erben ſeiner geringen Habe, die ich Luiſen unverzüglich abtreten werde, wenn ſie etwa über kurz oder lang in dürftigen Umſtänden zurück kommt: denn leichtſinnige Mädchen ihres Schlages verlaſſen und werden verlaſſen, bis ihnen der Bettelſtab treu bleibt.“ —

20.

Der erſte Kunde.

„So wahr ich ein ehrlicher Mann bin, die Herren tafeln noch!“ rief's durch die aufgehende Thür. Der Director trat herein. Hinter ihm ein Dienſtmädchen mit einem großen leeren Korbe. Franz und ſeine Tiſchgenoſſen ſtanden auf.

„Ruhe, Ruhe, ihr Herren! Ich daſche ſonſt gleich wieder ab.“

Er ließ ſich einige Gläſer Burgunder gefallen und erklärte dabei: er komme blos darum ſo zeitig, damit er die Ehre habe, Franzens erſter Kundmann zu ſeyn.

„Nun, ſo wollen wir denn ſogleich den Laden einweihen!“ ſagte Franz.

Sie zogen, wie in Proceſſion, aus dem ſchwarzen Ritter ins Kaufhaus. Schneller und Moritz führten Franzen in der Mitte; Lorenz und Monſieur Windmantel folgten.

Herr Schneller ſtellte ſich, als er in den Laden trat ganz geblendet von der zierlichen Ordnung und Fülle deſſelben; doch Moritz ſagte: ſie erwarteten des nächſten Tages ein Schiff mit Waaren, die dem Gewölbe ein noch viel ſtattlicheres Anſehen geben würden.

„So recht!“ rief Schneller: „Dem alten Knaſterbart da drüben zum Trotz, die Sache recht mit Ernſt angegriffen!“ —

Er ließ ſich einen halben Centner Kaffe und einige Hüte Zucker abwiegen, füllte mit noch mehrern Waaren den dazu mitgebrachten geräumigen Korb, und forderte die Rechnung, die er ſich, nach kläglicher Vorſtellung der gegenwärtigen ſchlechten Zeiten, ſo billig als möglich erbat.

Franz faßte ihn ſanft am Arme, führte ihn in die anſtoßende Schreibſtube und erſuchte ihn dort mit leiſer Stimme, nach dem Preiſe der ausgewählten Waaren nicht weiter zu fragen. „Erlauben Sie mir,“ ſprach er, „daß ich mit dieſen Kleinigkeiten anfange, die große Schuld meiner Erkenntlichkeit abzutragen.“ —

Heftig und lange ſträubte ſich der Director gegen das beabſichtete und erwinſelte Geſchenk; doch nahm er es endlich in Gnaden an.

Als ſie in den Laden zurück kamen, ſah er einen Lotterieplan liegen. „Ah!“ rief er: „wollen Sie uns auch in Fortunens Arme führen? Haben Sie Looſe?“

Man könne damit dienen, war die Antwort: aber die laufende Lotterie nahe ſich ihrem Ende; es werde eben jetzt in der Hauptſtadt die vorletzte Klaſſe gezogen.

„Deſto beſſer!“ ſagte Schneller: „Im Zipfel fängt man die Fiſche.“ —

Monſieur Windmantel, der durch Anpreiſung der Lotterie ſeinem Herrn einen Dienſt zu thun glaubte, verſicherte freundlich: es wären im nächſten Monat zwanzigtauſend Thaler mit einem Zuge zu gewinnen.

Dem Director wäſſerte der Mund. Schnell entſchloſſen, das Glück auf die Probe zu ſtellen, forderte er ein Loos, fragte muthig, was es koſte, und lüftete ſchon ein wenig den einen Arm, weil er nichts für gewiſſer hielt, als daß Franz ſeine Hand ſogleich darunter ſchieben und ihn wieder in die Schreibſtube führen werde. Aber, o weh! der junge Kaufmann behandelte dieſes Geſchäft öffentlich, und erbat ſich ohne Umſtände ſechs Dukaten. Der Director erſchrack. Doch, um die Blöße ſeines Eigennutzes nicht völlig aufzudecken, griff er nach der Börſe, wählte daraus ein halbes Dutzend leichte Holländer, die ſich der jüdiſchen Beſchneidung hatten unterwerfen müſſen, und empfing dagegen eine Anweiſung auf Fortunens Schatzkammer.

Da nun nach der eben gemachten traurigen Erfahrung keine Spende weiter zu erwarten war, ſo befahl er ſeiner Dienerin, die eroberten Waaren nach Hauſe zu tragen.

21.

Man erfährt, wem der Strom bei Fehdingen eigenthümlich gehört.

Mißtrauiſch folgte der Director dem Mädchen in einiger Ferne und ließ den köſtlichen Korb nicht aus den Augen. Aber mit unbeſchreiblichem Schrecken erblickte er plötzlich eine Perſon, deren Begegnung ihm jetzt die widrigſte war, die ihm aufſtoßen konnte. Jonas kam mit haſtigen Doppelſchritten, den Stock wild vor ſich her ſchwingend, des Weges daher, hielt das Mädchen an, und durchwühlte wie ein Viſitator den Korb. „Weiß Sie wohl!“ brummte der Bär, „daß ich Fug und Macht hätte, dieß lumpige Bettelgut wegzunehmen und in den Strom zu werfen? — Doch eben weil's Bettelgut iſt, will ich's paſſiren laſſen. Zieh Sie im Frieden!“ —

Indeſſen ſchlüpfte der feige Director hinter ein Schilderhaus, das noch vom Kriege her am Wege ſtand, und von der bequemen Polizei bis jetzt geduldet wurde, weil es durch eingerammelte Pfähle an den Erdboden befeſtiget war, und ſich alſo nicht ohne Mühe wegſchaffen ließ. Dahinter verſteckte ſich Schneller vor dem annahenden Grobian. Um jedoch die Zuſchauer an Fenſter und Thüren zu täuſchen und ſeine Flucht vor ihnen zu bemänteln, bückte er ſich zu ſeinen Schuhſchnallen hinab, als ſey da eine Unordnung vorgefallen, die er unverzüglich abſtellen müſſe.

Jonas, mit Luchsaugen begabt, ſah ihn ausreißen und wußte recht gut, wo er ſich incognito aufhielt: doch gab ſich Jener das Anſehen, als hätte er nichts davon bemerkt. Er ging, immer mit dem Stocke in der Luft fechtend, ſtrack und raſch auf das Soldatenfutteral zu, und ſchlug, als er es erreicht hatte, ſo geſchickt in eine da ſtehende Pfütze, daß der aufſpritzende Kothregen nicht ihn traf, ſondern ganz dem Director zu Theil wurde. Nach dieſer wohlgelungenen Heldenthat, die er im ſteten Gehen ausführte, lächelte er hämiſch in den Bart und ſchritt weiter.

Der unglückliche, vom Fuß bis zum Kopf naſſe und getiegerte Director fluchte ſchrecklich — in Gedanken, reinigte Geſicht und Kleider, ſo gut es mit dem Taſchentuche möglich war, und enteilte ſchamroth, mit zur Erde geſchlagenen Blicken. Er mochte gar nicht ſehen, wie an Fenſtern und Thüren gelacht wurde.

Während der Zeit ſetzte Bulling ſeinen Renomiſtenzug nach Franzens Hauſe fort. Das Schild war ausgehangen. Er ſtarrte es eine Weile an, als wollt' er es mit den Brennſpiegeln ſeiner flammenden Augen vernichten. Dann ſtrich er einige Minuten lang wie ein ſtreitluſtiger Bramarbas vor dem Laden hin und her, und wetzte den Stachel ſeines ſpaniſchen Rohres auf dem Steinpflaſter. Franz und Moritz beobachteten hinter einem Fenſtervorhange ſeine Ausforderungen, und beluſtigten ſich herzlich daran, ohne den hingeworfenen Fehdehandſchuh aufzuheben. Zuletzt entlud er ſich ſeines Grimms an einem unſchuldigen Kinde, das aus dem Laden kam. Er ſchlug ihm ein

Töpſchen voll Syrup aus der Hand, und verließ nach dieſem Triumphe die Gegend. Franz rief das weinende Kind in den Laden zurück und erſetzte ihm zehnfach ſeinen Verluſt.

Sobald Jonas heim kam, befahl er ſeiner Frau und ältern Tochter, des Directors Magd durch ein kleines Geſchenk an ſich zu locken, und über alles, was ſie in dem neuen Laden geſehen und gehört habe, genau zu befragen. Hierauf ließ er einen etwas übel berüchtigten Advokaten, Namens Rauf, zu ſich rufen, und ſchloß ſich mit dem alten Rabuliſten und Monſieur Polykarp ein. Die geheime Conferenz dauerte mehrere Stunden. Indeſſen ward Schnellers Dienſtmädchen, das durch einen glücklichen Zufall den Kommiſſaren in die Hände lief, ausführlich vernommen, und nachher getreuer Bericht erſtattet.

„Was?“ — rief Bulling: „Noch mehr Waaren will der Menſch einſchleppen? Und ſogar zu Schiffe will er ſie kommen laſſen? — Ha! das ſoll er ſich unterſtehen! Der Strom iſt mein! Er trug ſeit Menſchengedenken nur meine Waaren, und ſo ſoll es und muß es bleiben!“ —

Auch über die Lotterielooſe gerieth er in Eifer. Er war bisher in Fehringen und der umliegenden Gegend der Einzige, der mit dieſen Papieren Geſchäft machte; doch nun war zu befürchten, daß alle die Leute, die ſeit vielen Jahren bei ihm Reue und Aergerniß theuer gekauft hatten, der neuen Glücksbude zueilen würden. Darum fand er für nöthig, einen öffentlichen Aufruf an ſeine Lotteriekunden ergehen zu laſſen, und er entwarf ihn auf der Stelle mit folgenden Worten:

> „Ich mußte bisher häufige Klagen vernehmen, daß man in meiner Lotteriekollekte mehr Nieten als Gewinne ziehe; aber man verliere deßhalb nicht den

Muth! Die Hand des Höchſten iſt nicht zum Helfen verkürzt; und ich verſpreche mir jetzt um ſo mehr in allen meinen Geſchäften den Segen des Himmels, da ſich Menſchen unterfangen, an dem Umſturz meines Wohls zu arbeiten."

Dieſe Note überſandte er dem nächſten Zeitungscomtor zum Druck, und der Geſchichtſchreiber des Fehring'ſchen Krämerzwiſtes erinnert ſich ſelbſt, ſie geleſen zu haben.

22.

Der Alte vom Berge.

Es müßte wohl mit einem Wunder zugegangen ſeyn, wenn Franz, da er nun ſchon wieder vier und zwanzig Stunden in Fehdingen war, die Soldatenwittwe noch nicht beſucht hätte. Er that dieß gleich nach ſeiner Ankunft. „O mein gütiger Wohlthäter!" ſchrie ſie freudig auf und küßte ihm ſchneller, als er es verhindern konnte, die Hände. „Ich verdanke den kräftigen Speiſen, die Sie mir täglich aus dem Gaſthofe zugeſchickt haben, die wiederkehrende Geſundheit meiner zuvor halbverhungerten Kinder." —

„Das freut mich;" ſprach Franz: „aber ich bitte, kein Wort weiter darüber! Was macht das edle, liebe Mädchen vom Schloſſe?"

„Die himmliſche Seele!" ſagte die Wittwe. „Sie hat mich während Ihrer Abweſenheit fleißiger als jemals beſucht, und oft, recht oft, hinter dem Rücken der alten Dame nach Ihnen gefragt."

„Nach mir?" — rief Franz mit freudigem Erſtaunen.

„Das iſt kaum möglich! Ich habe ja nicht das Glück, ſie zu kennen.“

„Ei! denken Sie denn, mein werther Herr, daß ich Ihre Wohlthaten wie ein ſtummer Fiſch das ihm zugeworfene Brod empfange, ohne Ihr gutes Herz allen meinen Bekannten zu rühmen? — Das habe ich denn auch gegen die junge Dame vom Schloſſe gethan, und ſie erinnert ſich recht wohl, Sie bei Ihrer Ankunft geſehen zu haben.“ —

Es verſteht ſich, daß Franzen bei dieſer Nachricht ſehr wohl ward.

„Aber auch recht häßliche Leute fragen nach Ihnen;“ fuhr die Wittwe fort. „Der alte Monſieur Polykarp aus Bullings Laden hat mich wohl zehn Mal überlaufen und nach Ihnen und Ihrem Geſellſchafter dringend geforſcht. Wer ſind die Leute? wo kamen ſie her? wo reiſten ſie hin? was machten ſie hier? — So ging's immer, wie ein Uhrwerk. Meine Antwort war: ich wiſſe von dem allen nichts; doch er glaubte mir nicht, und quengelte gemeiniglich ſo lange, bis ich vor Verdruß aus der Stube lief und ihn mit den tauben Wänden allein ließ.“

Franz lächelte darüber, daß er dem Jonas Bulling'ſchen Hauſe ein ſo furchtbarer Mann war; und als er fortging, gab er der Wittwe wieder reichlichen Stoff, ſeiner gegen das Mädchen vom Schloſſe rühmlich zu gedenken.

Am folgenden Morgen ſagte ihm der Director: es ſey ſchicklich, dem Alten vom Berge, als Bevollmächtigtem des Grafen Wartſtein, einen Beſuch zu machen, wie jeder neue Einwohner des Städtchens zu thun pflege, doch möge er erſt des nächſten Tages auf's Schloß gehen, damit er, der Director, zuvor Zeit habe, den Herrn Hermann von der Sache pflichtmäßig zu unterrichten. Franz ſcheute ſich ein wenig vor der erſten Zuſammenkunft mit dem ungeſelligen Manne, deſſen Gunſt oder Abgunſt für das Loos ſeiner Liebe entſcheidend war. Darum erſtieg er, der ſonſt keine Furcht kannte, mit klopfendem Herzen den Schloßberg.

Als er in den weiten Vorhof der Burg trat, ſah er — ein glückverkündendes Zeichen! die Geliebte, mit einem Buche in der Hand, unter ſchattigen Bäumen wandeln. Sie kehrte ihm den Rücken zu; doch, durch ſeine Fußtritte aufmerkſam gemacht, wandte ſie ſich. Er ging, von Wonneſchauern der erſten Liebe durchzittert, mit beſcheidener Lebhaftigkeit auf ſie zu, und war ſchon nahe genug, ſie anzureden, als in demſelben Augenblicke hinten aus der Burgpforte ein alter, hagerer Mann, von einem großen Hunde begleitet, trat. „Roſalie!“ ſprach er halblaut, und berührte zugleich mit einem Finger ihre Schulter. Ueberraſcht — denn ſie hatte ſein Kommen nicht gehört — ſah ſie ſich um. Er winkte mit der rechten Hand nach der Pforte. Mit einem heitern, kindlichen Blicke, der die Schönheit ihres Gemüths ganz enthüllte, befolgte ſie den ſtummen Befehl, und ging, nach einer leichten Verneigung gegen den Jüngling, in die Burg.

Der Alte kam nun einige Schritte näher. Franz ſtellte ſich ihm vor und ſagte, was zu ſagen war.

„Glauben Sie hier Glück zu machen?“ fragte Jener mit einem froſtigen Tone.

Franz antwortete: er ſtrebe nicht nach dem Glücke, das der gewöhnliche Kaufmann durch den Handel zu erreichen ſuche; er treibe bloß das unternommene Geſchäft, um an dem Orte, den ihm der Reiz der ſchönen Natur anziehend gemacht habe, nicht ganz müßig zu ſeyn.

„Die Natur,“ ſagte der Alte, „iſt in den meiſten Weltgegenden mild: aber die Menſchen ſind überall hart. — Ich wünſche, daß Sie das hier nicht erfahren. Leben Sie wohl!“ —

Er trat mit einer kleinen Kopfbeugung ein paar Schritte zurück, und endigte ſo die Audienz. Franz empfahl ſich und wußte ſelbſt nicht, ob er gut oder übel aufgenommen worden ſey. Dennoch — wie viel war gewonnen! Er hatte die Geliebte geſehen, hatte ihren, ihm bisher unbekannten Namen gehört, und dieſer Name war noch von ſeinen Knabenjahren her ſeinem Ohre ein Silberton.

23.

Die Waſſerſchlacht.

Bei Sonnen-Aufgang deſſelben Tages ſprang Jonas Bulling haſtig von ſeinem Lager auf, warf ſich ſchnell in die Kleider und umgürtete ſeine Lenden mit einem langen Raufdegen, den vor vielen Jahren ein reiſender Studioſus bei ihm verpfändet und nicht wieder eingelöſ't hatte. So gerüſtet, beſtieg unſer Held, mit der ſtolzen Miene eines Admirals, ſein eigenthümliches Schiff, um damit gegen Franzens Kauffahrer zu kreuzen, und ihn, wo möglich, in den Grund zu ſegeln. Auch Monſieur Polykarp begab ſich als Schiffslieutenant an Bord. Die Fregatte war, außer den Matroſen, mit einigen übel berüchtigten Tagedieben bemannt, die der Lieutenant Tages vorher in einer Kneipe geworben hatte. Der Schiffskapitän — denn für einen Admiral konnte Herr Jonas doch wohl nicht gelten, da er nur ein einziges Fahrzeug befehligte — ließ, bevor er unter Segel ging, ſeine Mannſchaft reichlich mit Branntwein bewirthen, und bediente ſie ſogar mit eigener, hoher Hand. Von dieſer Ehre und dem feurigen Getränke begeiſtert, ſchwenkte das geſammte Schiffsvolk bei der Abfahrt die Hüte und rief ohne Aufhören: „Hurrah!“ und: „Vivat Jonas Bulling!“ — Die Felſen am Ufer wurden es am Ende ganz überdrüßig, den dummen Namen ſo oft wiederzuhallen.

Der Kapitän ſtand auf dem Verdeck und lugte mit einem Fernrohre, um den Feind zu entdecken; doch weit und breit zeigte ſich kein Fahrzeug. „Ha! ſie wagen's nicht!“ rief er: „Sie kennen mein altes Recht an den Strom, und haben vermuthlich Wind davon, daß ich gegen ſie ausgelaufen bin!“ — Er wollte ſchon die Rückfahrt antreten; da erſchien in der Ferne ein Schiff, das ſtroman von Pferden gezogen ward. Er befahl, darauf Jagd zu machen. Die berauſchten Matroſen ruderten aus Leibeskräften, und bald war es erreicht.

„Halt!“ brüllte Jonas den fremden Schiffern zu. „Was habt ihr geladen?“

„Kaufmannsgut nach Fehdingen!“ war die Antwort.

„Zurück!“ ſchrie er grimmig: „Ich bin der einzige Kaufmann des Orts, und leide keinen Pfuſcher und Störer.“ —

„Was wiſſen wir davon!“ ſagten die Gegner: „Mach' Er Seine Sache in Fehdingen aus! Hier auf dem freien Strome hat Er nichts zu gebieten!“

„Wie? was? — Freier Strom? — Das ſpricht der Teufel! — Für Handelswaaren, die zu meinem Schaden hergeführt werden, iſt er nicht frei! Ich — hört ihr's? — ich, Jonas Bulling, bin in Fehdingen der einzige Kaufmann und handle mit Allem.“ —

„Doch gewiß nicht mit Vernunft; denn Er hat keine!“

— rief der Führer des Frachtſchiffes, und gab damit ſeiner Partei das Signal zu einem ſchmetternden Hohngelächter.

Wüthend kommandirte Kapitän Jonas zum Angriff. Sein Schiff durchflog wie ein Pfeil den kleinen Raum, der es von dem feindlichen trennte, und donnernd und krachend ſtießen ſie aneinander. Der Kapitän hieb mit blankem Sarras in die Zugſeile des Pferdegeſpanns, und ſeine trunknen Korſaren verſuchten unter Anführung des Lieutenants zu entern. Sie wurden aber von dem Feinde ſo tapfer ins Raubſchiff zurückgeworfen, daß ſie die Beine gen Himmel ſtreckten. Noch ſchlimmer erging's dem Kapitän. Ein handfeſter feindlicher Bootsknecht ſchlug ihn, indem er das Studentenſchwert wacker auf die Stränge losarbeiten ließ, mit der Ruderſtange vor die Bruſt; er taumelte zurück; der treue Lieutenant ſprang zu, fing ihn in ſeinen Armen auf, war aber der ſtürzenden Laſt nicht gewachſen, und der ſchwere Herr riß den leichten Diener mit ſich hinab in den Strom. Zum Glück war kein Wallfiſch bei der Hand, der ſie verſchlingen konnte. Sie wurden, ſammt den ſchwimmenden Hüten, wieder glücklich herausgefiſcht; nur die Perücken waren ohne Rettung verſunken.

Indeſſen entkam der Kauffahrer und ſetzte mit Jubelgeſchrei den Weg nach Fehdingen fort. An Nachjagd war nicht zu denken, da man nun den Strom gegen ſich hatte, und nicht darauf eingerichtet war, das Schiff von Pferden oder Menſchen ziehen zu laſſen. Die gebadeten Schiffsofficiere hatten auch den Muth, wie ihre Perücken, verloren. Unthätig ließen ſie ſich von der Sonne trocknen, die, bei der langen Dauer der Rückreiſe, zu dieſem Geſchäfte Zeit genug hatte.

Das Waarenſchiff kam einige Stunden früher in Fehdingen an. Franz lachte über das Abenteuer, als es ihm die Schiffer erzählten. Sie aber nahmen den Vorfall ſehr ernſthaft und verklagten den Kaperkapitän beim Stadtdirector, dem es Waſſer auf ſeine Mühle war.

24.

Die Prügeltaxe.

„Bier! Bier!“ rief Jonas beim Eintritt in ſein Haus. „Ich ſterbe vor Durſt!“

„Ach, daß Gott!“ ſchrie ſeine Frau: „Wo haſt du die Perücke gelaſſen?“ —

„Das Maul gehalten und Bier geſchafft!“

Sie gehorchte; denn mit dem durſtigen oder hungrigen Jonas Bulling war nicht zu ſpaßen.

Er trank, bis ihm die Augen aus dem Kopfe hervorquollen und er ganz athemlos war.

„Na! was iſt während meiner Abweſenheit vorgefallen?“ ſprach er, als er krächzend den Krug wieder niedergeſetzt hatte.

Er erfuhr: man habe ſchon viele Kunden, die ſonſt keinen Tag auszubleiben pflegten, im Gewölbe vermißt, und dagegen gehört, daß der Laden des Antagoniſten ſtark beſucht werde. Es wären, hieß es weiter, von den Einwohnern jenſeit des Fluſſes nur zwei oder drei erſchienen, und auch dieſe hätten gedroht, in Zukunft untreu zu werden, wenn nicht der Preis ihrer Bedürfniſſe vermindert und ſo billig geſtellt würde, daß ſie wenigſtens den Erſatz des Fährgeldes gewännen.

„Pah! das Volk darf nur befehlen!“ rief Jonas. „Am Ende will's alles, was ihm im Laden anſteht, geſchenkt haben. Nein, nein! Kein rother Heller wird nachgelaſſen! Der Hudler da drüben muß wieder einpacken; und dann, wenn dieſe Nebenſonne verſchwunden iſt, dann will ich erſt die Macht meiner Strahlen zeigen, und das Geſindel, das ſich an jener flüchtigen Dunſterſcheinung ergötzte, ſo auf die Haut brennen, daß es Blut ſchwitzen ſoll!“ —

„Wie verſtehſt du das?“ fragte Madame Bulling: „Du ſprichſt mir heute zu hoch!“

„Weil du eine Gans biſt!“ ſagte der zärtliche Gemahl: „Ich meyne, daß ich alsdann, wenn ich in Fehdingen wieder allein herrſche, die Waarenpreiſe dreifach erhöhen will.“

„Recht ſo, lieber Jon! Wenn wir nur ſchon wieder allein regierten!“

„Dafür laß du mich und den Polykarp ſorgen.“ —

„Aber ich frage nochmals: wenn, wie und wo biſt du deiner Perücke verluſtig gegangen?“

Er rückte jetzt mit dem officiellen Bericht von dem unglücklichen Treffen heraus. Sie erhob ein jämmerliches Heulen und Wehklagen über den ewig verlorenen Stutz und weiſſagte: Franz werde den Schaden, den er ihnen anrichte, noch an jenem Tage verantworten müſſen.

Jonas hielt bald nachher eine neue Berathſchlagung mit ſeinem Getreuen.

„Lieber Monſieur Polykarp, begann er, „es haben ſich während unſerer kurzen, und leider! verunglückten Expedition ſchon gefährliche Spaltungen in der Stadt gezeigt. Sie theilt ſich in zwei Parteien; und wir müſſen ſorgen, uns die meiſten Anhänger zu verſchaffen. Hauptſächlich brauchen wir ein paar muthige, entſchloſſene Kerl, die den

Menſchen da drüben ſo lange necken und ängſten, bis er den Aufenthalt in Fehdingen ſatt bekommt und mit Sack und Pack wieder auswandert. Sie müſſen ihn ſchimpfen, ihm die Fenſter einwerfen, ſeine Waaren an öffentlichen Orten verſchreien, und Jedem, der ſich mit Worten oder Werken ſeiner annimmt, tüchtig den Kopf waſchen.

Polykarp antwortete: dergleichen Wagehälſe wären wohl aufzutreiben; aber ſie würden ihre Haut nicht umſonſt zu Markte tragen.

„Es koſte, was es wolle!“ ſagte Jonas: „Ich ſchone bei dieſer Sache kein Geld.“

„Nun gut!“ ſprach Polykarp: „Doch wollen wir vorſichtig verfahren, und für die Schläge, die unſere Verfechter wahrſcheinlich mitunter bekommen werden, eine gewiſſe Taxe feſtſetzen: ſonſt rechnen ſie uns einen erhaltenen Naſenſtüber eben ſo hoch, als einen zerſchlagenen Arm an.“ —

Jonas erkannte und lobte die Weisheit ſeines geheimen Raths, und ſie fingen ſogleich an, eine Prügeltaxe zu entwerfen. Mitten in dieſer Arbeit ſtörte ſie aber der Schreiber Kielhaſe, der athemlos gelaufen kam und mit Bedauern meldete, die fremden Schiffer hätten eben jetzt eine bittere Klage gegen Bulling und Konſorten bei dem Director angebracht. Polykarp erblaßte: doch Jonas lächelte kaltblütig und befahl ihm, Kielhaſens Schnupftabaksdoſe zu füllen. Es geſchah, und der Klätſcher eilte, mit dieſer angenehmen Erkenntlichkeit ſehr zufrieden, ſogleich wieder fort, um nicht durch langes Ausbleiben ſeinem Herrn verdächtig zu werden.

„Pfui, ſchäm' Er Sich, Monſieur Polykarp!“ ſprach Jonas unter vier Augen: „Er entſetzte ſich ja über die unbedeutende Nachricht, daß Er ſo weiß wie meine Nachtmütze wurde! Vergaß Er denn ganz, daß ich ein reicher

Mann bin, der ſich ungeſtraft alles erlauben darf? — Mögen auch hundert Klagen bei dem Director gegen uns einlaufen: es kümmert mich nicht. Der Menſch hat ſich zwar jetzt auf ein hohes Pferd geſetzt und ſieht keck auf mich herunter: doch ich darf nur winken, ſo ſteigt er ab und kriecht vor mir.“ —

Polykarp, durch dieſe Tröſtungen wieder mit Muth erfüllt, arbeitete jetzt den angefangenen Marktzettel vollends aus, und ging dann mit ſo glücklichem Erfolg auf Werbung, daß Franzen ſchon in der nächſten Nacht die Fenſter eingeworfen wurden, und er am Morgen ein pöbelhaftes Pasquill an die Thür genagelt fand.

25.

Nur kühn verläumdet: es haftet doch etwas!

Da Jonas alle Schritte ſeines Antagoniſten bewachen ließ, und daher auch erfahren hatte, daß er bei dem Alten vom Berge geweſen war: ſo fand er für nöthig, den Keim der Gewogenheit, der Jenem etwa dort ſprießen könnte, ſofort wieder zu vertilgen, und an deſſen Stelle das Unkraut des Haſſes zu pflanzen.

Hermann, dem der geldſtolze Bulling ein widriger und verächtlicher Menſch war, empfing ihn mit äußerſter Kälte, und fragte kurz und rauh, was er anzubringen habe. Jonas antwortete: er wolle ſich bei ihm, dem Statthalter des Grafen Wartſtein, gegen den Neuling, der ſich ſeit einigen Tagen des Handels in Fehdingen anmaße, Schutz erbitten.

„Ich kann niemand ſchützen;“ antwortete Hermann.

„Und könnt' ich es auch, ſo ſeh' ich nicht ein, was mich in dem gegenwärtigen Falle dazu bewegen ſollte.“

„Wäre denn,“ verſetzte Bulling, „das himmelſchreiende Unrecht, das mir ehrlichem Manne geſchieht, kein hinreichender Bewegungsgrund? — Ich handle hier ſeit ſo vielen Jahren ruhig und ungeſtört, und Gott hat ſein Wohlgefallen an mir dadurch verkündet, daß er mich mit Reichthum ſegnete“ — —

„Reichthum! Reichthum!“ fiel ihm Hermann, bitter lachend, ins Wort: „Der Reichthum hat in Gottes Augen keinen Werth: er würde ihn ſonſt ganz anders auf Erden vertheilen.“ —

Jonas faltete bei dieſer vermeynten Gotteslästerung ſcheinheilig die Hände und richtete die rollenden Augen gen Himmel.

„Und welches Unrecht widerfährt Ihnen denn?“ fuhr Hermann fort: „Sie ſind, nach Ihrem eigenen Geſtändniſſe, ein reicher Mann: warum wollen Sie nicht einem andern Menſchen auch ein Stück Brod gönnen? — Wollen Sie nicht, ſo müſſen Sie! Feddingen iſt nicht für Sie allein gebaut: Sie können alſo keinen Bannkreis umher ziehen.“

„Es kommt auf einen Verſuch an:“ verſetzte Jonas. „Ich habe Mittel in den Händen, das erſchlichene neue Privilegium zu vernichten, und ich werde davon Gebrauch machen.“

„Das iſt die Sache des Fürſten, der das Privilegium gab;“ ſagte Hermann: „Mit mir haben Sie über dieſen Punkt nichts zu verabhandeln.“

„Nun, mein Herr,“ fuhr Jonas auf, „wollen Sie mir nicht beiſtehen, ſo nehmen Sie ſich wenigſtens ſelbſt vor dem Burſchen da drüben in Acht! Er ſtellt Ihrer Tochter nach.“ —

„Meiner Tochter? — Der fremde, junge Mann, der noch kein Wort mit ihr geſprochen, ſie kaum geſehen hat?“ —

Ha! ha! ha! das weiß ich beſſer! Geſehen hat er ſie in der erſten Minute, da ihn der Henker nach Jeddingen führte. Sie kam eben aus dem Hauſe der Soldatenwittwe, die in der Nähe des ſchwarzen Ritters wohnt. Die Mademoiſelle ſtach ihm ins Auge, und er forſchte ſogleich bei dem Weibe nach ihr. Das ſahen und hörten ehrliche Leute, die mir's nachher erzählten; und ſeitdem ward die Bettlerin von beiden Seiten fleißig beſucht und ſo freigebig beſchenkt, daß ſie ſich jetzt in den blühendſten Umſtänden befindet. Dahinter ſteckt etwas! Wer verſchleudert ſein Geld ohne Nutzen?“

„Sie freilich nicht!“ antwortete Hermann; „Uebrigens ſind mir meiner Tochter ſchuldloſe Gänge zu jener Wittwe bekannt, und ich bin um ſo mehr darüber außer Sorgen, da ſie nie, ohne von einer bejahrten Freundin begleitet zu werden, einen Schritt aus dem Hauſe thut.“ —

Jonas lächelte giftig und ging. Hermann achtete im erſten Augenblicke die Worte des Verläumders nicht, und dennoch hatten ſie in ſein Herz einen Stachel gedrückt, den er erſt ſpäter empfand. Er fragte Roſalien, ob ſie den jungen Kaufmann kenne. Sie erröthete, wie das wohl der reinſten Seele begegnet, die unerwartet, in einem ungewöhnlichen Tone und mit ſcharf auf ſie gerichteten Blicken über etwas zur Rede geſetzt wird. „Warum wirſt du roth?“ fragte der Vater ſchnell, und ſie ward es natürlich noch mehr; doch ihr Unſchuldsgefühl überwand auch ſogleich die flüchtige Beſtürzung, und ſie antwortete ganz unbefangen: ſie kenne den jungen Mann nicht weiter, als daß ſie ihn einſt einen Augenblick auf der Straße, indem er bei der Wohnung der Wittwe vorüber gegangen ſey, und dann auf dem Schloſſe geſehen habe. Hermann ſchwieg beruhigt; aber nun fing Roſalie an, im Stillen über ſeine Frage zu grübeln.

26.

Der geräucherte Gnadenbrief.

Die Hauptmaſchine, womit Herr Jonas das neue Privilegium umzuſtürzen hoffte, befand ſich bei dem Advokaten Rauf in der Arbeit. Dieſer geſchickte Mann fiel ſogleich, als ihn Jonas zu Rathe zog, auf den glücklichen Gedanken, im Namen eines vor beinahe fünfzig Jahren verſtorbenen Landesfürſten einen Gnadenbrief auszufertigen, worin dem Vater der Madame Bulling (der damals Alleinhändler in Fehdingen war) ſammt ſeinen Nachkommen ein ausſchließliches Handelsprivilegium in dieſer Stadt ertheilt wurde. Zu dieſem Behuf ſtudirte Herr Rauf die ein wenig aus der Mode gekommenen Schriftzüge der damaligen Zeit, malte ſie mit gelblicher Tinte nach, und befeſtigte unter das Dokument die papierne Larve eines in Wachs abgedrückten Regierungsſiegels, die er von einer andern Urkunde ſauber abgelöſet hatte.

Da aber bei dem allen ſein Machwerk wegen des friſchen Papiers eine jugendliche Geſtalt behielt, ſo hängte er die Schrift einige Tage in den Rauchfang. Sie gewann auf dieſe Art ein ſo altes und ehrwürdiges Anſehen, daß er keinen Augenblick zweifelte, der Regierung ſelbſt, die das Privilegium vor fünfzig Jahren ausgefertiget haben ſollte, einen blauen Dunſt damit vor den

Augen zu machen. Dieß zu hoffen, wäre Wahnſinn geweſen, hätte nicht zwanzig oder dreißig Jahre nach der Zeit, von welcher der angebliche Gnadenbrief datirt war, eine Feuersbrunſt im Regierungsarchive gewüthet und eine Menge der dort aufbewahrten Schriften verzehrt. Herr Rauf meynte daher, die Regierung würde ſich — wenn ſie nach einer Spur des Privilegiums, das er ihr vorlegen wollte, in ihrem Archive vergebens geſucht hätte — gutwillig vorſtellen: die darüber gehaltenen Akten wären verbrannt.

Doch das alles war noch nicht genug. Der Director mußte nothwendig mit in die Intrigue gezogen werden: denn das Rathsarchiv war nie vom Feuer heimgeſucht worden, es hätte ſich alſo wenigſtens hier ein Aktenſtück über das oft erwähnte Privilegium finden müſſen, und war keins vorhanden, ſo lag der Betrug am Tage. Der Advokat rieth deßhalb ſeinem Klienten, mit dem Director ohne Verzug Frieden zu machen, und ſich, als die erſte neue Freundſchaftsprobe, ſeinen Beiſtand zu erbitten. Er ſagte: es ſey dem gewandten Rechtsmann etwas Kleines, ein Protokollchen im Geſchmack der Vorzeit abzufaſſen, und alle Bedenklichkeiten, die der Regierung etwa noch aufſtoßen könnten, dadurch aus dem Grunde zu heben.

Jonas ſah dieß vollkommen ein, konnte ſich aber nicht entſchließen, dem Director nachzugeben und ihm mit einem Friedensantrage entgegen zu gehen. „Poß tauſend!“ rief er aus: „was würde der Menſch ſtolz werden, wenn ich, der reichſte Mann der Stadt, mich ſo vor ihm beugte! — Nein! ehe nicht alle Stränge reißen, geſchieht das nicht!“ —

Es ward alſo beſchloſſen, das geräucherte Privilegium vor der Hand ruhen zu laſſen, und noch ein Weilchen zu verſuchen, ob Franz durch Privatneckereien dahin zu bringen ſey, das Feld zu räumen.

27.

Die Nachtwache.

Bullings Laden ward immer einſamer, und Franz hatte gewaltigen Zulauf. Der Grund davon lag nicht ſowohl in dem gewöhnlichen Hange der Menſchen, das Neue dem Alten vorzuziehen, als vielmehr in Bullings eigennütziger und wucherlicher Handelsweiſe, die jetzt, mit Franzens Liberalität verglichen, fühlbarer als jemals war, und ſeine Kunden verſcheuchte. Man war es zwar von langer Zeit her gewohnt, daß er ſeine Waaren durch Liſt und Betrug gewichtiger machte; daß er zum Beiſpiel die Kaffeebohnen mit Steinen und den weißen Farinzucker mit Puder oder Kreide vermiſchte: aber der neue Wucher, den er ſeit Kurzem anfing, empörte die ganze Stadt.

Es herrſchte damals in Fehdingen, wie in dem ganzen Lande, eine babyloniſche Geldverwirrung, die der Krieg angerichtet hatte. Die Landſcheidemünze fiel, das harte Geld ſtieg, und Falſchmünzer, die in ihren Diebshöhlen fleißig arbeiteten, vermehrten die Unordnung. Das war für Kipper und Wipper eine goldne Zeit, die Herr Jonas, ſo lange er noch der einzige Geldwechsler in Fehdingen war, trefflich benutzte. Eigenmächtig ſetzte er von Tage zu Tage die Scheidemünze tiefer herab, um ſeine Waaren (die er jetzt obendrein noch mit doppelter Schamloſigkeit verfälſchte) deſto höher anſchlagen zu können. Wer nicht im Stande war, mit grobem Geld bei ihm zu kaufen, der fuhr übel: denn der Wucherer begnügte ſich nicht, den Preis ſeiner Waaren nach dem Verhältniß der ſchlechten Münze gegen das beſſere Geld zu erhöhen, ſondern er trieb dieſe Steigerung ſo weit, daß er doppelt und dreifach dabei gewann. — Das war ein Unglück für Handwerker und alle andere Leute, die ihre Arbeiten nur in Scheidemünze bezahlt erhielten, und es nicht wagen durften, einen verhältnißmäßig höhern Lohn zu fordern, wenn ſie nicht ihre Kundſchaft verlieren und völlig brodlos werden wollten. —

Dieſer gedrückten Klaſſe war Franz ein wahrer Wohlthäter. Er verkaufte, da er ſich durch den Handel gar nicht bereichern wollte, alle ſeine Waaren um den Preis, den er ſelbſt dafür bezahlt hatte, und ließ ſich auch in den kleinen Wechſelgeſchäften, die im Städtchen vorfielen, ſehr billig finden. Ein tödtlicher Schlag für jenen Blutſauger! Es gab ſich ihm niemand mehr Preis, als wer etwa durch eine alte Schuld an ihn gebunden war und ſich nicht losringen konnte.

Er glühte vor Rache. Die Miethlinge wurden gegen den ſchädlichen Nebenhändler immer heftiger aufgereizt.

Aber Franz war ſeit der Beſchießung ſeiner Fenſter mehr auf der Hut, und beſonders durchwachten Moritz und Lorenz bei einer Schale Punſch einen Theil der folgenden Nächte, um die Ruheſtörer zu ertappen. Sie wählten ein Zimmer, das nur drei Schritte von der unverſchloſſenen Hausthür entfernt war, zu ihrer Wachſtube, und verhängten die Fenſter ſo dicht, daß man auf der Straße keinen Lichtſtrahl bemerken konnte.

Nur eine einzige Nacht waren ſie vergebens auf ihrem Poſten. In der folgenden wurden die Fenſter wieder beſchoſſen. Die lauernden Wächter ſtürzten, ſobald ſie die erſte Steinbombe einſchlagen hörten, wie ein Donnerwetter aus dem Hauſe, und ergriffen einen Kerl, der ſich über Hals und Kopf in die Flucht warf, doch bald von ihnen eingeholt wurde. Sie wollten ihn in eine Kammer einſperren und bei Anbruch des Tages dem Magiſtrat überliefern, aber er bat fußfällig um Pardon, bekannte, daß er von Bulling gedungen ſey, und warnte vor größerm Unheil. Er wiſſe, ſagte er, daß ein Hauptböſewicht, der zur Bande gehöre, ihnen einen rothen Hahn auf's Haus ſetzen wolle.

„O, ihr Schelmenpack!“ ſagte Lorenz, und ſtrafte mit ſeinem Stecke den Sünder weidlich ab. Dann ließen ſie ihn laufen, um den Mordbrenner, den ſie in ihre Gewalt zu bekommen wünſchten, durch die Gefangennehmung ſeines Spießgeſellen von ſeinem Vorſatze nicht abzuſchrecken.

Der Fenſterkanonirer ging am frühen Morgen zu Bulling, berechnete ſich mit ihm über die erhaltenen Schläge, und empfing die taxmäßigen Gebühren; doch verſchwieg er weislich, daß er die Geheimniſſe des Bundes verrathen hatte.

28.

Es entſpinnt ſich ein neuer Liebeshandel.

„Hab' ich Dir nicht alles prophezeit?“ ſagte Moritz zu Franz, als er ihm am Morgen die Begebenheit der vorigen Nacht gemeldet hatte. „Ich, an deiner Stelle, böte noch heute meinen Laden in den Zeitungen zum Verkauf aus.“ —

„Ei, warum nicht gar!“ antwortete Franz. „Um keinen Preis iſt er mir feil! Ich habe die Sache nun einmal unternommen, und will und muß ſie durchſetzen. Was würde Jonas Bulling frohlocken, wenn ich ihm aus Feigheit den Sieg ſo leicht machte!“ —

„Franz, ſage was Du willſt: es iſt ein toller Streich, daß Du, vor dem die ganze Welt offen liegt, in dieſem Erdenwinkel mit einem elenden Krämer kämpfſt!“

„Ich mit ihm kämpfen? — Das fällt mir nicht ein! Ich ſtehe nur feſt und lache über ſeine Angriffe.“

„Aber was nutzt das? — Du biſt ſeit dem Tage, da wir hier eintrafen, Deinem Ziele noch um keinen Schritt näher gekommen.“

„Wie? — Sah ich ſie ſeitdem nicht vier Mal und erfuhr ihren Namen? — Sprach ich nicht mit dem Vater, und ward von ihm, nach ſeiner Art, gut genug aufgenommen? Fragte nicht Roſalie bei der Soldatenwittwe nach mir? Verändert nicht, wenn wir uns begegnen, ihr Geſicht die Farbe? Und ſchießt nicht die alte Gouvernante immer wildere Blicke auf mich? —

„Ein köſtlicher Gewinn, der letzte!“ rief Moritz mit lautem Gelächter.

„Das verſtehſt Du nicht!“ ſagte Franz. „Der Gouvernante Zorn iſt ein ſicheres Merkmal von des Mädchens Liebe.“ —

Das Geſpräch lenkte ſich nun wieder auf Bullings Befehdungen. Franz hatte den Einfall, einen höflichen Brief an ihn zu ſchreiben, und ihn, ohne Erwähnung der ſchon vorgefallenen Feindſeligkeiten, um nachbarliche Freundſchaft zu erſuchen.

„Vergebliche Mühe!“ ſagte Moritz.

„Wenn auch!“ erwiederte Franz. „Ich thue das Meinige, und beweiſe mich friedliebend.“ —

Er ſchrieb den Brief, und fertigte ſeinen Ladendiener damit ab.

Monſieur Windmantel war ein junger, ſchlanker, wohlgebildeter Burſch, der ſich recht artig zu benehmen wußte. Er hatte das Glück, daß ihm, als er Bullings Schwelle betrat, das freundlichſte Geſicht des Hauſes entgegen kam. Ueberraſcht, ein ſo ſchönes Mädchen in Fehdingen zu finden, machte er den zierlichſten Bückling, den ihn ſein Tanzmeiſter gelehrt hatte, drang Wilhelminen einen Handkuß auf, und fragte mit der ſüßeſten Melodie ſeiner Stimme, ob er die Ehre haben könne, den Herrn Papa zu ſprechen. „Ich will Sie zu ihm führen,“ ſagte das Mädchen, und trippelte flüchtig voran. Windmantel bat, nicht ſo zu eilen, damit der kurze Weg, den er in ihrer Geſellſchaft zu einer Tage- oder Lebensreiſe auszudehnen wünſchte, nicht noch kürzer werde. — Das erröthende Mädchen hatte nicht Zeit, das niedliche Kompliment zu beantworten; denn ſchon trat der Papa, der eine fremde Stimme gehört hatte, aus ſeiner Stube heraus und fragte den jungen Menſchen, was er bringe.

„Einen Brief vom Kaufmann Franz!“ antwortete Windmantel mit einer feierlichen Verbeugung.

„Was Kaufmann! was Kaufmann!“ fuhr Jonas auf. „Ich kenne keinen Kaufmann Franz.“ —

„So werden Sie ihn hieraus kennen lernen:“ ſagte der Bote, und reichte das ſchon zurückgeſtoßene Schreiben nochmals hin.

Jonas nahm und erbrach es mit Haſt, las ein paar Worte, zerriß das Papier in kleine Stücke und warf ſie dem Abgeſandten vor die Füße. „Da iſt meine Antwort!“ ſchrie er dabei. — „Ach, lieber Vater!“ ſagte Wilhelmine mit einem flehenden Tone, und ſtreichelte ſeine Hand. Aber er ſtieß die Friedensmittlerin vor ſich her in die Stube, und ſchlug hinter ſich die Thür ſo gewaltig zu, daß der Kalk von der Wand fiel.

Da ſtand nun der zierliche Ladendiener allein und ging mit ſich zu Rathe, was er thun wolle. Es war ihm, Wilhelminens wegen, ſehr unangenehm, daß zwiſchen ſeinem Herrn und dem Bulling'ſchen Hauſe ſolcher Unfriede herrſchte. Er ſah voraus, er würde Oel in die Glut gießen, wenn er ſeinem Prinzipal die Wahrheit ohne Schminke vortrüge; drum meldete er ihm: Herr Bulling laſſe ſich empfehlen, und werde den Brief gelegentlich beantworten.

„Wahrſcheinlich mit Feuerbränden!“ ſagte Moriz. „Ich traue dem Dickkopf nicht.“ —

29.

Der Blumentopf.

Die beiden Wächter umſchlichen, als die Nacht eingebrochen war, von allen Seiten das Haus, und verbargen ſich bisweilen in nahen Schlupfwinkeln, aus welchen ſie es beobachten konnten.

In den erſten Stunden bemerkten ſie keinen verdächtigen Menſchen: aber nach Mitternacht erſchien eine vermummte Geſtalt, die ſich bei jedem ſcheuen Schritte, den ſie that, vorſichtig umſah. Die verſteckten Wächter rührten ſich nicht. Etwas beherzter nahm ſie nun ihren Weg nach dem Hintergebäude des Kaufhauſes, und näherte ſich einem Wagenſchoppen, den man mit Willen für ſie, wie einen Meiſenkaſten, halb offen gelaſſen hatte. Sie trat an die Thür und huſtete einige Mal, um zu verſuchen, ob man ihr ein: Wer da? zurufen würde. Es geſchah nicht. Sie ſchlüpfte hinein.

Die Wächter ließen ſie darin ſo lange wirthſchaften, als es ihr beliebte. Nach zehn Minuten ſteckte ſie den Kopf wieder heraus und blickte ſchüchtern umher, ob es in der Gegend geheuer ſey. Jetzt ſprangen die Wächter zu, und ergriffen den fliehenden Nachtgeiſt beim Mantel, den er wie der keuſche Joſeph fahren ließ; aber von dem Arme, woran er nun gehalten wurde, konnte er ſich nicht losmachen. Man nöthigte ihn, ſich wieder in den Scherren zu bemühen. Da fand man ein Feuerchen, das ſchon recht hoffnungsvoll brannte, doch mit geringer Mühe wieder gelöſcht wurde.

Der Brandſtifter geſtand, wie der erſte Gefangene, daß er Bullings Werkzeug ſey. Er bat, ſich an Jenen zu halten und ihn frei zu laſſen; dieſer Vorſchlag zur Güte ward aber nicht angenommen. Man brachte den Vogel in enge Verwahrung.

Am Morgen ging Franz zum Stadtdirector, um die Sache zu melden. Der kürzeſte Weg führte ihn bei Bullings Hauſe vorbei, und er war nicht der Mann, der aus Furcht und Scheu Umwege machte. Er ſchritt darauf zu, blickte unbefangen hin, und ſah ſchon von weitem im erſten Stockwerke hinter der grünen Blätterwand eines Fenſtergärtchens ein veraltetes Frauengeſicht, das ihn aufmerkſam betrachtete. Schnell war daneben auch über einem dichten Roſenſtrauche Bullings Nachtmütze ſichtbar. Ihr emporſtehender Zipfel bewegte ſich ſtark: ein ſicheres Zeichen, daß ein heftiger Gemüthsſturm das Haupt des reichſten Mannes in Fehdingen erſchütterte. Darauf nicht achtend, ging Franz hart an der Hausthüre vorbei. Plötzlich ſtürzte von oben ein großer Blumentopf herab und ſchlug ihm den Hut vom Kopfe, ohne ihn weiter zu beſchädigen. Gelaſſen hob er den Hut auf und ſah von der Mitte der Straße nach dem Fenſter empor. Ein vorher geſchloſſener Flügel war geöffnet; doch das alte Geſicht und die Nachtmütze waren verſchwunden.

Franz ſetzte ſeinen Weg ruhig fort und zeigte die ſchändlichen Vorfalle dem Director an. Dieſer gerieth darüber in Feuer und Flammen. „Solche Bubenſtücke hat man in Fehdingen noch nicht erlebt!“ rief er aus: „Aber ich will auch, ſo wahr ich ein ehrlicher Mann bin! mit dem Schwerte der Gerechtigkeit drein ſchlagen, daß die ſpäte Nachwelt noch davon reden ſoll! — Kielhaſe, lauf' Er, was er kann, und ſammle Er vor Bullings Hauſe die Scherben des herab geworfenen Blumentopfes: denn ſie ſind ein wichtiges Corpus delicti! — Drum laſſ' Er ja nicht, aus Partheilichkeit gegen die Verbrecher, den kleinſten Splitter liegen! Bring' Er ſogar die Erde mit, um alles zuſammen wiegen und berechnen zu können, ob der Wurf einer ſolchen Laſt abſolut tödtlich iſt oder nicht. — Dann ſchick' Er den Stockmeiſter mit ſeinem ſchwerſten Geſchmeide in Herrn Franzens Haus, damit er den dort eingefangenen Mordbrenner abhole. Sag' Er ihm aber dabei: er möge den Böſewicht nicht entſpringen laſſen; er müſſe mir mit ſeinem Kopfe für ihn haften!“ —

30.

Nikodemus.

Die Scherben des Blumentopfs waren vor dem Bullingſchen Hauſe ſchon ſäuberlich weggeräumt, als Kielhaſe dort ankam. Ein erfreulicher Anblick für ihn: er hatte ſich unter Weges vorgenommen, nur die Hälfte derſelben aufzuleſen, um dem verehrten Wohlthäter ſeiner Naſe die ſchwere Unterſuchung zu erleichtern; nun aber ſah er ſich der Untreue und Verantwortlichkeit gegen ſeinen Herrn glücklich überhoben, und er beging weiter nichts Unziemliches, als daß er einen Sprung ins Haus that und Franzens Anklagen hinterbrachte.

Jonas lachte Anfangs und ſagte: man möge den Wind vor Gericht ziehen; dieſer habe den Blumentopf vom Fenſter geworfen. Als er aber hörte, daß ihn der eingefangene Brandfuchs verrathen hatte: da überfiel ihn eine gewaltige Beſtürzung, die ihn ſogar vergeſſen ließ, den wohlmeynenden Referenten zu belohnen. Vergebens öffnete Dieſer zu wiederholten Malen ſeine leere Schnupftabaksdoſe und kratzte den Grundſtaub zuſammen: es ward nicht bemerkt; er mußte unbeſchenkt fortgehen, und war darüber ſo erbittert, daß er nun den Geizhals, der ihm für einen ſo wichtigen Beweis ſeiner Anhänglichkeit keine Priſe Tabak gab, an den Galgen wünſchte.

Jonas berief den großen Rath ſeines Hauſes, der aus ſeiner Frau und Monſieur Polykarp beſtand, eilig zuſammen. Er ſchalt Jene, daß ſie, ohne ſein ausdrückliches Geheiß, den Blumenaſch vom Fenſter geſtoßen habe, und überhäufte Dieſen mit Vorwürfen, daß er Lumpenhunde gedungen, die nicht ſchweigen könnten. „Durch Eure Dummheit,“ rief er, „komm' ich um Haus und Hof, und endlich wohl gar um den Hals! — Die Klage der Schiffer und das Fenſtereinwerfen hätten wenig bedeutet; nun aber bin ich ohne Rettung in Schnellers Klauen gefallen, und er wird mich aus Rachſucht ſo kahl rupfen, wie der Habicht die Taube!“ —

Madame Bulling konnte vor Ingrimm und Trotz nicht antworten. Auch Polykarp ſchwieg mit geſenktem Haupte. Er hatte mancherlei zu ſeiner Vertheidigung auf dem Herzen; es war aber nicht zu hoffen, daß bei dem aufgebrachten Hausgebieter ein gutes Wort eine gute Statt finden werde.

„Nun, ſo redet doch!“ fuhr Jonas auf. „Was ſoll ich anfangen, um Gut und Blut zu retten?“ —

BAYERISCHE

„Würdiges Ehepaar,“ nahm Polykarp jetzt das Wort, „geben Sie der Muthloſigkeit in Ihren edlen Herzen nicht Raum! Es kommt allerdings, wenn man unſere kleinen Unternehmungen gegen den jungen Böhnhaſen ſummirt, ein anſehnliches Facit heraus; doch iſt deßhalb kein totaler Glücksbankrott zu befürchten. Ein erneuertes Freundſchaftsbündniß mit dem Herrn Stadtdirector kann unſere fallenden Actien ſchnell wieder heben; und das iſt, meines geringen Ermeſſens, nicht nur das einzige Mittel, aus der gegenwärtigen Tinte zu kommen, ſondern es wird uns auch in den Stand ſetzen, den Handelsverderber mit vereinter Liſt und Gewalt aus der Stadt zu treiben. — O, der Herr Director iſt ein verſchlagener Mann! Und kann er ehrenwerthen Perſonen, die ihn an irgend einer ſchwachen Seite faſſen, gefällig ſeyn, ſo macht er ohne Bedenken in ſeinen Akten ein X für ein U.“ —

Das würdige Ehepaar mißbilligte Polykarps Rath. Es wollte die geliebte Tochter nicht gern zum Sühnopfer ausliefern, und wohlfeilern Kaufes war, bei der jetzigen verwickelten Lage der Dinge, des Directors Freundſchaft nicht zu erwarten. Doch was half alles Sträuben? Das Meſſer ſtand an der Kehle; man mußte den mächtigen Arm, der es hineinſtoßen konnte, durch Nachgeben entwaffnen. Polykarp ward abgefertigt, den Director zu einem freundſchaftlichen Abendeſſen einzuladen.

Herr Schneller lächelte hinterliſtig und entſchuldigte ſich mit dringender Amtsarbeit. „Ueberdieß befinde ich mich,“ ſagte er, „in meinen vier Pfählen ſo wohl, daß ich mich gar nicht hinaus wünſche. Ihr dachtet, es übel mit mir zu machen, aber Ihr habt's gut gemacht! Kein Weibergezänk, kein Kindergeſchrei, keine böſe Schwiegermutter —

nichts, in der Welt nichts ſtört meine häusliche Ruhe. Es lebe der goldne Junggeſellenſtand!“ —

„Ich bin in dieſem Punkte ganz Dero Meinung, mein hochgeehrteſter Herr!“ antwortete Polykarp. „Aber ein paar Stündchen könnten Sie doch unmaßgeblich Ihren Geſchäften entziehen, um meine Herrſchaft mit einem Beſuche zu erfreuen.“

„Guter Freund,“ ſagte Schneller mit Kopfſchütteln, „die Tage der Freude ſind unter uns vorbei!“

„Sie werden retourniren, die ſchönen Tage!“ ſprach Polykarp. „Haben Sie nur dieſen Abend die Güte, an unſerm Familientiſche fürlieb zu nehmen. Mamſell Dorchen laſſen beſonders darum erſuchen.“

„Danke ſehr. Doch die Einladung, mein Lieber, muß ich nochmals verbitten. Es wär' ein zu gefährlicher Schritt! Eure Blumentöpfe fallen, wie ich höre, den darunter hingehenden Menſchen auf die Köpfe; auch laſſen ſich in unſerer ſonſt ſo tugendhaften Stadt Feueranleger wittern; kurz, man muß in dieſer böſen Zeit zu Hauſe bleiben, um ſich und ſein Eigenthum vor Unglück zu wahren.“

Polykarp zitterte bei dieſen Stachelreden, und ſeine ſtammelnde Zunge hatte kaum Kraft, die Einladung zum dritten Mal zu wiederholen. Der Director glaubte, es ſey nun, wie in einer öffentlichen Verſteigerung, das höchſte und letzte Gebot gethan; darum ſchlug er zu, und verſprach, ſich einzuſtellen. Doch möge man ihn, ſagte er dabei, nicht früher, als nach völlig eingebrochener Dunkelheit erwarten; denn gewiſſe Urſachen nöthigten ihn, die Rolle des Nachtſchleichers Nikodemus zu ſpielen.

31.

Verſchiedene Gedanken bei einem alten Trinkſpruche.

Dorothee liebte den Stadtdirector ſo wenig, als irgend einen andern Menſchen; aber mit ſeinem Titel hätte ſie ſich gern vermählt. Sie ſchmückte ſich daher ſehr ſorgfältig für den vornehmen Abendgaſt; die Mutter bereitete ſeine Lieblingsſpeiſen, die ſie noch von alten Zeiten her kannte, und der Vater krönte dieſe feierlichen Anſtalten mit ſeiner beſten Perücke, die er aufſetzte. Das war kein geringes Zeichen der Achtung. Er pflegte ſonſt jeden Beſuch im Schlafrock und mit der Nachtmütze zu empfangen.

Nikodemus kam. Anfangs betrug er ſich bei aller Ehre, die man ihm erwies, wie ein kalter, gefühlloſer Block. Er ſprach einſylbig vom Wetter und von Zeitungsgeſchichten, und ſchien das reizende Dorchen, dem er noch vor wenigen Monaten ſo zärtlich gefröhnt hatte, kaum zu bemerken. Vergebens bemühte ſich die Mutter, durch Anſpielungen und Neckereien die getrennten Seelen einander wieder ſo nahe zu bringen, wie ſie die Körper bei der Tafel in nachbarliche Berührung geſetzt hatte.

Der Director fuhr eine Stunde lang fort, ſich koſtbar zu machen. Die Demüthigung der Leute, die noch vor Kurzem mit Geldſtolz hoch über ihn wegſahen, that ihm ſehr wohl. Herr Jonas hatte wegen dieſes ſeltſamen Benehmens die größte Luſt, mit Grobheiten gegen ihn auszufallen; doch das Schwert der Gerechtigkeit, das über ſeinem Haupte an einem Roßhaare hing, erhielt ihn in Furcht. Er ſtürzte voll Ingrimm ein Glas über das andere aus, und auch Dorchen ſchenkte, durch der Mutter Winke dazu aufgefordert, ihrem Nachbar fleißig ein. Das Feuer der Reben ſchmelzte nach und nach den künſtlichen Eispanzer, womit er ſich umgeben hatte. Er fing an, mit der Nachbarin zu liebäugeln und ihr unter dem Tiſche die Hand zu drücken. Bald folgte ſogar ein Kuß, und die Aeltern erhoben darüber ein Jubelgeſchrei.

Nun ging das Geſpräch aus einem andern Tone. Herr Jonas, der bisher der Hauptſache mit keinem Worte gedacht hatte, nannte Franzens Namen mit Verwünſchungen und verſicherte: er wollte das theuerſte Kleinod, das er beſitze, mit Freuden hingeben, wenn er durch dieſes Opfer jene Raubbiene aus Fehdingen verjagen könnte. Dorchen, die es wußte, daß ſie unter dem Kleinod gemeint war, ſah mit Erröthen in ihren Schooß und ließ ein Krokodilsthränchen hineinfallen. Der Directer ward darüber gerührt. Er war, wenn er ein Räuſchchen hatte, ein ſehr empfindſamer Mann. „Vater Bulling!“ ſprach er mit wehmüthigem Lallen und reichte ihm über den Tiſch die Hand: „Wir wollen ſehn, ſo wahr ich ein ehrlicher Mann bin! wir wollen ſehen, was wir thun können, um alles wieder ins alte Gleis zu bringen.“ — Madame Bulling weinte vor Freuden. Schneller umarmte ſein Mägdlein, und überlegte zugleich, wie viel er ſich zur baaren Mitgift bedingen wolle.

Indeſſen entſiegelte Jonas eine Flaſche ſeines beſten Ehrenweines und brachte die Geſundheit aus: „Was wir lieben!“ Der Director und ſeine künftigen Schwiegerältern dachten dabei an das liebe Geld; Dorchen nannte ſich im Geiſte Frau Stadtdirectorin; nur die einzige Wilhelmine verſtand den Trinkſpruch im rechten Sinne und ließ über den Fluß hinüber einen flüchtigen Gedanken ſchweifen, der dem jungen Windmantel Ohrenklingen verurſachte.

Unter der Hülle freundſchaftlicher Scherze machte nun Bulling ſeinem Gaſt ſehr ernſte Vorwürfe, daß er ſich wider ihn mit Faßmann verbunden und Franzens häusliche Niederlaſſung in Fehdingen befördert habe. Herr Schneller entſchuldigte ſich ſo gut er konnte, bezeugte Reue und Leid, und verſprach mit ſeiner gewöhnlichen Betheurung, ſich von aller Gemeinſchaft mit dem Fremdlinge loszumachen.

„Gut!“ ſagte Bulling: „Ich nehme Sie beim Worte! Doch beſteh' ich darauf, daß auch der ſchwächſte Verbindungsfaden ohne Aufſchub zerriſſen werde. Sie haben, zum Beiſpiel, bei dem Menſchen in die Lotterie geſetzt. Laſſen Sie ihm bei der letzten Klaſſe das Loos auf dem Halſe!“

„Aber, goldenſter Freund,“ ſprach der Director, „mein Loos kann ja einen anſehnlichen Gewinn erhalten!“

„Männchen, das geſchieht nicht!“ fiel Madame Bulling ein: „Ich habe mich darüber bei Mutter Reginen, der bekannten klugen Frau, befragt, und ſie hat mir aus ihren Karten bewieſen, daß alle Looſe, die unſer Feind ausgegeben hat oder ausgeben wird, mit hellen, klaren Nieten herauskommen!“ —

„Beſtes Mamachen,“ erwiederte Schneller, „ich traue der Kartenprophetin nicht ganz! Mein Loos iſt mit der Zahl 333 bezeichnet: die wichtigſte und wunderkräftigſte Nummer, die ſich denken läßt! — Vom Anbeginn der Welt galt die Drei für eine geheimnißvolle, heilige Zahl, und hier — erwägen Sie das um's Himmels willen! — hier ſtehen gar drei Dreien beiſammen!“ —

„Narrenpoſſen!“ rief Jonas: „Drei Mal Drei iſt Neun: das iſt das ganze Geheimniß.“ —

„Spotten Sie nach Luſt und Belieben, Herr Bulling!

Ich kann mich durchaus ohne Garantie von dieſem myſtiſchen Looſe nicht trennen. Wollen Sie mir für den darauf fallenden Gewinn Bürge ſeyn?“ —

„Ja, das kannſt Du, mein Schatz!“ rief Madame Bulling: „Verlaß dich auf Mutter Reginen!“

„Topp, Herr Sohn!“ ſagte Jonas: „Ich garantire Ihnen, daß Sie — durchfallen.“ —

„Gehorſamer Diener, Papachen! So haben wir nicht gewettet! Sie ſind ſo gütig und geben mir eine ſchriftliche Verſicherung, daß Sie mich für jeden Gewinn, der das Loos trifft, er ſey klein oder groß, ſchadlos halten.“

Hierzu wollte ſich der Kaufmann nicht verſtehen. Er ſagte: ſein Wort ſey ſo gut als ein Wechſelbrief. Doch der vorſichtige Rechtsgelehrte verlangte ſchlechterdings Schwarz auf Weiß, und Madame Bulling ſchrie immer dazwiſchen: „Schreib doch, ſchreib! Verlaß dich auf Mutter Reginen!“ — Herr Jonas ſprach indeſſen der Flaſche weidlich zu; der Wein machte ihn gefällig und leichtſinnig; er ſchrieb den Aſſecuranzſchein.

„Vortrefflich!“ ſagte Schneller, und ſchob das Blatt in die Taſche: „nun geb’ ich das Loos mit voller Gemüthsruhe zurück.“ —

„Aber nicht eher, als kurz vor der Ziehung der letzten Klaſſe!“ ſprach Jonas: „Der Menſch darf nicht Zeit haben, es anderwärts zu verkaufen; die Niete muß ihn treffen.“ —

Hierauf ward noch mancherlei, was ſich zum Theil ſchon im nächſten Kapitel offenbaren wird, beſprochen und abgemacht. Dann ging der Director, als Dorchens erklärter Bräutigam, fröhlich nach Hauſe.

32.

Die Dinge gewinnen plötzlich eine andere Geſtalt.

In der folgenden Nacht ſetzte ſich der gefangene Mordbrenner auf flüchtigen Fuß, und nahm wahrſcheinlich ſeinen guten Freund, den Moritz und Lorenz auf der That des Fenſtereinwerfens ertappt hatten, zur Geſellſchaft mit auf die Reiſe; denn auch Dieſer ward ſeitdem in Fehdingen nicht mehr geſehen. Doch war er ohne Zweifel ſo höflich, ſich von Monſieur Polykarp zu beurlauben. Sie ſprachen im Zwielicht des Tages nach dem Verſöhnungsmahle an einem einſamen Orte vertraulich mit einander und es ſchien, als unterſtützte Polykarp den armen Emigranten mit Reiſegeld. Er hatte vermuthlich bei dieſer Gelegenheit den Freund im Stockhauſe zu gleicher Wohlthätigkeit empfohlen; wenigſtens begab ſich der menſchenfreundliche Ladendiener ſogleich nachher in die Frohnfeſte und blieb faſt eine Stunde darin. Der Stockmeiſter begleitete ihn heraus vor die Thür und machte ihm einen ſo tiefen Bückling, daß alle Menſchen, die eben vorbei gingen, darüber erſtaunten. Man wollte ſagen: er habe ſich nachher vor Freude über den ehrenvollen Zuſpruch einen ſtarken Rauſch getrunken, und der Gefangene ſey ſo klug geweſen, den ſinnloſen Zuſtand ſeines Wirths zur Flucht zu benutzen.

Auf dieſe Art entſchuldigte ſich der Stockmeiſter ſelbſt — ohne jedoch Polykarps Beſuch zu erwähnen — bei dem Director, der über den Vorfall aus der Haut fahren wollte. Die Meldung geſchah zufällig in Gegenwart verſchiedener Perſonen, denen er das Schauſpiel eines äußerſt erzürnten Richters zu geben für gut fand. Er wüthete ſo fürchterlich, daß die Anweſenden für des Stockmeiſters Leben beſorgt wurden, ihn ſchützend umringten und zur Thür hinausſchoben, damit er entfliehen konnte. Aber die Schutzengel wußten nicht, was ſie von der Sache denken ſollten, als der Gerettete ruhig und langſam die Treppe hinabſtieg und in ſich hinein lachte.

In Anſehung der Steckbriefe ward — wie ſich Schneller einſt ausdrückte — der gute Anſtand beobachtet. Kielhaſe ſchrieb deren ſo viel, als ſollten ſie in allen europäiſchen Zeitungen abgedruckt werden. Sie mußten aber wohl auf den Poſten verloren gegangen ſeyn: es kam nur ein einziger in einem öffentlichen Blatte zum Vorſchein, und die Zeitungsexpedition war noch überdieß ſo ſaumſelig geweſen, ihn erſt nach vollen ſechs Wochen unter die Preſſe zu geben. Der Flüchtling hatte daher, wenn er ſonſt wollte, Zeit genug, einen gemächlichen Spaziergang von mehrern hundert Meilen ungehindert zu machen.

Der Director und Bullings Sachwalter rathſchlagten indeſſen fleißig mit einander, und Jener übte ſich bei verſchloſſenen Thüren, die Handſchrift eines Stadtſchreibers, der vor fünfzig Jahren auf dem Rathhauſe zu Fehdingen die Feder geführt hatte, getreu nachzubilden. In deſſen Manier ſchrieb er über die angebliche Publication des ſaubern Privilegiums, woraus Bulling das Recht des Alleinhandels beweiſen wollte, ein gründliches Protokoll, und fügte eine Abſchrift des Rauf'ſchen Originals den Akten bei. Dieſe mußten ein paar Stunden oder Tage den Schinken und Würſten im Schornſteine Geſellſchaft leiſten, wurden nachher dick mit Staub beſtreut, und in einen Winkel des Rathsarchivs geworfen.

Bei dieſen dringenden Amtsgeſchäften ließ man dennoch auch die Familienangelegenheiten nicht aus der Acht. Jungfer Dorothee Bulling und der Herr Stadtdirector Theophilus Schneller thaten den nächſten Sonntag, zum Erſtaunen der ganzen unvorbereiteten Kirchenverſammlung, ihren Ehrenſprung von der Kanzel.

33.

Der unpartheiliche Richter.

Des Brautpaars Aufgebot, das ſich kein Menſch hatte träumen laſſen, ſetzte ganz Febdingen in Bewegung. Beſonders hatten die Zungen der Weiber keinen Augenblick Ruhe, und ihre Hände thaten in den erſten Stunden faſt nichts, als daß ſie vor Verwunderung gegen einander ſchlugen. Vergebens ermahnten die hungrigen Hausväter, die Küche gehörig zu beſorgen. Die Braten kamen theils verbrannt, theils roh auf den Tiſch.

Mit ſchnellen Schwingen nahm das Gerücht ſeinen Flug zum ſchwarzen Ritter und ließ dort ſeine Poſaune erſchallen. Herr Faßmann, den wir ſeit langer Zeit nicht aus ſeinem Lehnſtuhle heraus bemüht haben, fuhr mit einem derben Fluch empor, lief ungewöhnlich behend zum Nachbar Franz, erzählte keuchend, was er gehört hatte, und ſchimpfte wie ein Rohrſperling auf ſeinen treuloſen Herrn Gevatter. Ruhig lächelnd vernahm Franz die neue Mähr und antwortete kaltblütig: er habe von Leuten, die immer den Selbſtruhm der Ehrlichkeit im Munde führten, zeitlebens wenig gehalten, und es ſey ihm alſo nicht unerwartet, daß Herr Schneller keine Ausnahme von der Regel mache. Uebrigens ändere ſein Ueberſprung zum Feinde in der Hauptſache nichts.

„Das iſt recht!“ ſagte Faßmann: „Weichen und wanken

Sie nicht! Ich will auch den Tänzen, die es geben wird, in meinem Stuhle gelaſſen zuſehen.“ —

Und auf dieſen Poſten begab er ſich nun wieder.

Franz glaubte, die Feindſeligkeiten würden unter Schnellers Panier mit verſtärkter Thätigkeit fortgehen; aber die Stein- und Feuerwaffen ruhten; es begann dagegen ein ſtiller Federkrieg. Mit eherner Stirne erſchien Bullings Anwalt vor dem verſammelten Senat, legte demſelben das geräucherte Privilegium vor, und übergab dabei eine weitläufige Deduction, worin er ſagte: es ſey unbegreiflich, wie die hochpreisliche Landesregierung dem Herrn Franz die Erlaubniß, ſich als Kaufmann in Kehdingen niederzulaſſen, habe ertheilen können, da doch Herr Jonas Bulling durch jenen Gnadenbrief das Recht des Alleinhandels von ſeinem Schwiegervater geerbt habe. — Das Ende vom Liede war eine Bitte an den wohlweiſen Rath: ſogleich mit der Hand der Gerechtigkeit den neuen Laden zu ſchließen, und dann, mittelſt gehorſamſten Berichts, bei der Landesregierung darauf anzutragen, daß Franzens erſchlichenes Privilegium wieder vernichtet werde.

Die guten, frommen Rathsherren (die, kürzlich von Herrn Bulling beſchenkt und zu Tiſche geladen, ſeines Weibes Beleidigungen völlig verziehen und vergeſſen hatten) freuten ſich kindiſch über die herrliche Urkunde, die, ihres Erachtens, dem werthen Gönner und Freunde einen vollſtändigen Sieg über ſeinen Feind verſchaffen mußte. Ungleich kälter nahm ſie der Stadtdirector auf. Er war ſogar frech genug, einige leiſe Zweifel gegen ihre Aechtheit fallen zu laſſen. Herr Bulling, ſagte er, habe ihm ſchon vor einiger Zeit das Dokument gezeigt, doch finde ſich, ſeines fleißigen Nachſuchens ungeachtet, im Rathsarchive kein Wort davon. Es ſey indeſſen wohl möglich, daß die darüber gehaltenen Akten noch in irgend einem Winkel verſteckt lägen. Sie wären freilich auch im allgemeinen Regiſter nicht aufgeführt; allein das beweiſe nichts, weil man ſich in älteren Zeiten dergleichen Fahrläßigkeiten erlaubt habe. Er verſprach, das ganze Archiv nochmals umzuwühlen und verwies den Advokaten zur Geduld: denn es könne in dieſer Sache nichts eher verfügt werden, als bis ſich die fehlenden Akten gefunden hätten.

Mit ſo liſtigem Zaudern ging er zu Werke, um ſich nicht durch allzu gefällige Handbietung der Gegenpartei verdächtig zu machen. Ein gemeiner Betrüger hätte auch gewiß nicht verſäumt, die ſelbſtgeſchaffenen Akten ins Repertorium einzutragen: aber ſeine Schlauheit unterließ es, um den Schein eines Betrugs deſto weiter dadurch zu entfernen. Er hatte überdieß den Advokaten zuvor geſtimmt, ſich gegen den kalten Beſcheid, der ihm ertheilt werden würde, aufzulehnen. Rauf ſpielte, auf ſeine Originalurkunde pochend, den Grobian meiſterhaft. Der Director bedeutete ihn, ſich an Gerichtsſtelle beſcheidener zu betragen. Es kam zu einem lebhaften Wortwechſel. Der Advokat ſchrie laut über verweigerte Juſtiz und ging trotzig und ohne Abſchied fort.

Dieſe Scene war vortrefflich gelungen. Herr Schneller freute ſich innig darüber.

34.

Das Lotterieloos.

„Aber, beſter Herr Director!“ begann der Bürgermeiſter in einem kläglichen Tone: „Sie ſollten ſich doch der

Sache des braven Herrn Bulling etwas wärmer annehmen! Bedenken Sie, daß er in wenigen Wochen Ihr ſehr naher Verwandter iſt!“ —

„Das darf an dieſem Orte nicht in Anſchlag kommen, mein Herr Bürgermeiſter!“ antwortete Schneller mit Würde: „Die Gerechtigkeit hat keine Verwandten.“ —

Der Schlaukopf wußte, daß ſeine Kollegen alles, was ſich auf dem Rathhauſe begab, ihren Weibern erzählten, und daß dieſe mit den ihnen anvertrauten Geheimniſſen nicht geizten: er war alſo überzeugt, der Ruf ſeiner ſtrengen Parteiloſigkeit werde bald auf dem öffentlichen Marktplatz ertönen und zu Franzens und Faßmanns Ohren dringen.

Der Schalk ging noch weiter. Er machte in den erſten Tagen nach jenem gerichtlichen Spiegelgefechte nicht die geringſte Anſtalt, die wichtigen Akten zu ſuchen. Die Senatoren erinnerten ihn oft daran; aber ſie predigten tauben Ohren. Es habe damit Zeit, war ſeine gewöhnliche kurze und runde Antwort. Die guten Herren wurden darüber ganz ſtutzig. Sie glaubten am Ende: er habe ſich mit dem Bulling'ſchen Hauſe entzweit und die Heirath gehe wohl gar den Krebsgang. Dieſe Sage durchlief ſchon die Stadt. Ein Vornehmer des Raths ſagte ihm dieß ins Angeſicht. Er lächelte zweideutig und ſchwieg.

Bullings Rechtsſache ruhte eine volle Woche, ohne daß ihretwegen ein Finger gerührt wurde. Die Rathsherren konnten dieſe unbillige Verſchleifung nicht länger ertragen. Sie begaben ſich ſelbſt, mit Brillen auf den Naſen, ins Archiv und durchſieberten es Blatt für Blatt. Ihre Mühe war nicht fruchtlos: die geſuchten Akten fanden ſich auf. Der Entdecker jauchzte wie ein Kind über die Weihnachtsbeſcherung und zitterte an allen Gliedern vor Freude. Mit lautem Triumph trug er den Fund ins Seſſionszimmer, und ſeine mit Staub bedeckten Amtsbrüder frohlockten hinter ihm her.

Der Director ſtimmte nicht in dieſen Jubel ein. Er nahm die wohlbekannten Papiere gleichgültig in die Hand, durchblätterte ſie ein Weilchen, und legte ſie ſtill bei Seite. Die Herren des Raths ärgerten ſich über dieſe Kälte nicht wenig. „Soll denn," fragten ſie, „der Prozeß nun noch weiter auf die lange Bank geſchoben und der neue Laden nicht ſofort gerichtlich geſchloſſen und verſiegelt werden?"

„Bewahre der Himmel!" rief Schneller. „Wie dürften wir uns dieſer Gewaltthat gegen ein fürſtliches Privilegium anmaßen? — Wir können nichts thun, als Bericht erſtatten, und das ſoll gelegentlich geſchehen." —

„Gelegentlich! — gelegentlich!" — murmelten die Rathsglieder gegen einander, und warfen ſtechende Seitenblicke auf den Director, der die einfältigen Tropfen im Herzen verlachte.

Doch vor hellern Köpfen machte ihn, trotz dieſem Maskenſpiele, ſein böſes Gewiſſen ſcheu. Er ging ſo wenig als möglich über die Straße, um Franzen nicht zu begegnen, und ſogar hinter ſeinen papiernen Bollwerken zitterte er vor ihm, wenn jemand an die Thür klopfte. Franz hatte mit ihm nichts zu ſprechen und hielt ſich fern von ihm.

Aber die Ziehung der letzten Lotterieklaſſe rückte heran, und der Director hatte ſein Loos noch nicht abgeholt. Franz entſchloß ſich zu der Höflichkeit, es ihm ins Haus zu ſchicken und ſandte ſeinen Ladendiener damit ab.

Mit großer Beſtürzung empfing ihn Herr Schneller und nöthigte ihn in der Angſt, auf dem Sopha Platz zu nehmen: eine Ehre, die er ſonſt dergleichen dienſtbaren

Geiſtern nicht erzeigte. Windmantel öffnete ſeine Brieftaſche und übergab ihm das Loos.

„Lieber Mann,“ — ſagte der Director, und wuſch ſich vor Verlegenheit trocken die Hände — „Ich bedaure ſehr, daß ich dieſes Blättchen ablehnen muß. Die Zeiten ſind jetzt ſchwer; das baare Geld wird immer ſeltener; und ein Sperling in der Hand iſt beſſer, als eine Taube auf dem Dache. Kurz: die Einlage, die ich noch zu bezahlen hätte, inkommodirt mich, ſo wahr ich ein ehrlicher Mann bin! Herr Franz mögen daher die Güte haben, mich von dem Looſe freizuſprechen. Es wird nicht an Gelegenheit fehlen, es anderswo unterzubringen.“ —

Windmantel zuckte die Achſeln, ſteckte das Loos wieder ein und trat ab. Der Director, dem nun ein Stein vom Herzen war, begleitete ihn freudig bis an die Treppe, und belud ihn hier noch mit tauſend Empfehlungen an ſeinen Herrn.

Als Windmantel Rapport erſtattet hatte, legte Franz mit Lächeln das Loos in ſein Pult und rächte ſich auf der Stelle: er überſandte dem Director die dafür bezahlten ſechs Dukaten, die er, nach der Regel, nicht zurückfodern und nicht mit Ehren annehmen konnte. Aber er nahm ſie an und ließ ſich herzlich bedanken.

35.

Windmantel iſt glücklicher als ſein Herr.

Franz war in dieſen Tagen nicht frohſinnig. Die Kämpfe mit Bulling und deſſen Söldner hatten an ſich keinen nachtheiligen Einfluß auf ſein Gemüth; ſie ergötzten ihn vielmehr: aber er haderte mit dem Schickſal, daß es ſeine Liebe zu Roſalien, für die er ſich jenen Neckereien bloß ſtellte, ſo wenig begünſtigte, und die zwiſchen ihr und ihm ſtehenden Berge, anſtatt ſie aus dem Wege zu räumen, immer noch höher wachſen ließ. Seltner, als jemals, ward ihm das zufällige Glück, die Geliebte zu ſehen. Viele Tage durchſchweifte er fruchtlos die Gegenden, wo er ſie zu finden hoffte; und gelang es ihm, ihr zu begegnen, ſo war ſie nie allein, und ſeinen lebendigſten Entſchluß, ſie auf eine anſtändige Art anzureden, ertödtete jedes Mal ihrer Begleiterin zorniges Mienen- und Geberdenſpiel, womit ſie immer auffallender ſeine Begrüßung erwiederte. Roſalie, dadurch in Furcht geſetzt, wagte kaum mehr, die Augen gegen ihn aufzuſchlagen.

Bei der Soldatenwittwe, wo er fleißig nach dem lieben Mädchen forſchte, erhielt er theils widrige, theils angenehme Nachrichten. „Es muß,“ ſagte ſie, „zwiſchen Vater und Tochter etwas vorgefallen ſeyn. Roſalie kommt ſehr ſparſam und ſcheint einen Kummer auf dem Herzen zu haben. Sie flüſterte mir neulich hinter dem Rücken der Alten, die eben von einem gewaltigen Huſten befallen wurde, flüchtig ins Ohr: ſie dürfe nicht mehr ſo oft ausgehen, als ſonſt; dann fragte ſie ſchnell und ſo leiſe als möglich nach Ihnen, und dabei ward ſie roth, ſo roth, daß ich's Ihnen nicht beſchreiben kann.“ —

(Kürzer hätte die Erzählerin ſagen können: „ſo roth als Sie, mein Herr!“ denn Franzens Geſicht ſtand in Feuer.)

„Ich antwortete,“ — fuhr die Wittwe fort — „Sie beglückten mich durch manchen wohlthätigen Beſuch, und Ihr erſtes Wort ſey immer eine Frage nach ihr und ihrem Ergehen. — Da ward ſie vollends, wie mit Blut begoſſen, und, mit einem ſchüchternen Blick auf die Alte, winkte ſie mir, zu ſchweigen.“ —

Das war für den Verliebten Stoff genug, ganze Tage und Nächte darüber nachzudenken und ſeine Hoffnung damit zu nähren. Was konnte er anders thun? Raſches Vordringen zur Entwickelung hätte wahrſcheinlich alles verdorben. Er rechnete darauf, dem Alten vom Berge mit der Zeit vortheilhaft bekannt zu werden, und ſich dadurch den Weg zu ihm und Roſalien zu bahnen. Indeſſen mußte er den Zufall ſein Spiel treiben laſſen.

Glücklicher war Windmantel. Er hatte ſeine ſonntägliche Muße benutzt, ſich Wilhelminen auf Spaziergängen in zierlichen Kleidern zu zeigen und freundliche Worte mit ihr zu wechſeln. Er brachte es ſogar dahin, daß er ihr an ſchönen Sommerabenden, wenn ſie auf der ſteinernen Bank vor ihrer Hausthüre ſaß, einige Minuten Geſellſchaft leiſten und an ihrer Seite Platz nehmen durfte. Die Aeltern ſahen dieſer aufkeimenden Liebſchaft durch die Finger zu. Sie verſprachen ſich davon den Nutzen, daß Windmantel zu ihrer Partei übertreten und auf den erſten Wink bereit ſeyn werde, ſich zur Schlange im Buſen ſeines Herrn brauchen zu laſſen. Dieſen Antrag verſchoben ſie vor der Hand nur aus Beſorgniß, der junge Burſch ſey noch nicht feſt genug im Netze der Liebe gefangen.

Moritz (der ſich oft in häuslichen Angelegenheiten zum Vormund ſeines hochherzigen und daher in manchen kleinen Dingen ſorgloſen Freundes aufwarf) entdeckte ihm den bedenklichen Umgang ſeines Dieners, und rieth zu einem ſtrengen Verbot; allein Franz hielt ſich dazu nicht befugt. Es ſchien ihm zu hart, die natürliche Freiheit des Jünglings zu beſchränken, da er beſonders in ſeinen

Geſchäften brauchbar und thätig war, und ſich noch nicht der geringſten Untreue verdächtig gemacht hatte.

36.

Das Hochzeitmahl.

Die Edlen des Raths fuhren unabläſſig fort, über den Aufſchub des Berichts zu eifern, und ſie hatten es doch gar nicht nöthig, da der planmäßige Schildkrötengang der Sache von Herrn Jonas ſelbſt gebilliget ward. Der Director ärgerte die guten Leute bis beinahe zu ſeiner Hochzeit. Wenige Tage zuvor machte er ſich endlich an das gefährliche Geſchäft. Er überſandte der Regierung Bullings Klageſchrift; die neugeborenen alten Rathsakten und die eben ſo beſchaffene Originalurkunde behielt er aber noch an ſich. Das Glück, dachte er, thut große Dinge in der Welt, und ſteht auch uns vielleicht bei, daß dieſe Papiere nicht zur Anſicht verlangt werden.

Herr Jonas und ſeine Gemahlin trafen indeſſen Anſtalten, Dorchens Ehrentag glänzend zu feiern. Man ſollte mit Staunen ſehen, was reiche Leute vermögen. Sie wollten ſich durch Prunk und Ueberfluß in Fehdingens Chronik unſterblich machen. Der ganze wohlweiſe Rath und alle Vornehme des Orts wurden von einem gravitätiſchen Hochzeitbitter mit vielem Wortgepränge eingeladen. Die theuerſten Leckereien, ſammt Kochen und Muſikanten, kamen aus der Hauptſtadt an. Kurz, Herr Jonas richtete ſich ein, an Einem Tage ſo viel aufgehen zu laſſen, als er ein Jahr lang durch Wucher aller Art ſeinen Mitbürgern abgezwackt hatte.

Nicht minder thätig bereiteten ſich die Eingeladenen zum Feſte. Indem die Damen alles aufboten, einander in Kleiderpracht zu übertreffen, ſtudierten die Herren auf wohltönende Glückwünſchungs-Komplimente, erſannen zweideutige Scherze, womit ſie das junge Paar über der Tafel ängſtigen wollten, und memorirten aus Anekdotenſammlungen paſſende Schnurren, um die Geſellſchaft damit zu beluſtigen. Das Rathscollegium ſetzte überdieß einen Gelegenheitsdichter in Nahrung, und erhielt für baare zwei Gulden ein Hochzeitcarmen, das ſich gewaſchen hatte.

Außer Nahrung ſetzten aber einige gute Wirthe — den Magen und vertröſteten ihn, wenn er darüber murrte, auf das nahe Hochzeitmahl, bei dem er ſich für die Faſten, die ſie ihm Tages vorher auflegten, ſchadlos halten ſollte.

Wir wollen, ohne erſt bei der Trauungsceremonie zu verweilen, ſogleich mit zur Tafel gehen.

Die bunte Doppelreihe der Herren und Damen ſaß ſteif und zierlich da und konnte vor lauter ehrbarlicher Umſtändlichkeit kaum einen Biſſen zum Munde bringen. An herzliche Freude war nicht zu denken. Das Hauptgeſpräch beſtand Anfangs bloß in Schmeicheleien, die der Hochzeitmutter über den Wohlgeſchmack der Speiſen geſagt wurden.

„Gott ſey Dank!“ ſprach der Hochzeitvater: „wir ſind's im Stande, guten Freunden eine gute Schüſſel vorzuſetzen; und ich hoffe, wir bleiben in dieſer Verfaſſung. Trotz dem fremden Menſchen, der uns verderben will!“ —

Bei dieſen aufgeblaſenen Worten bewieſen alle Gäſte die lebhafteſte Theilnahme. Sie runzelten die Stirnen, zuckten die Achſeln, lächelten Hohn und machten mehrere ſolche Grimaſſen, um Haß und Verachtung gegen den Feind des Hauſes zu bezeugen. „Ehrlich währt am längſten!“ rief Herr Jonas und hob ſein Glas. Die ganze

Geſellſchaft folgte ſeinem Beiſpiel, und ſtieß, den Spruch wiederholend, ihre Gläſer mit dem ſeinigen zuſammen. Des Bräutigams goldgeränderter Kelch machte ſich am meiſten laut, ungeachtet er bei dem gegenwärtigen Anlaß das wenigſte Recht dazu hatte. Es wurden nun mehrere Trinkſprüche, die ſich auf den Fehding'ſchen Krämerzwiſt bezogen, bei Becherklang ausgebracht, und die Geſellſchaft gerieth darüber, auf Franzens Unkoſten, in eine ausgelaſſene Fröhlichkeit. Der etwas benebelte Stadtſchreiber, dem der Geiſt ſeiner längſt abgeſchiedenen Univerſitätsjahre erſchien, rief dem jungen Kaufmann ſogar ein grimmiges „Pereat!“

37.

O, Mutter Regine! Mutter Regine!

„Pereat!“ fiel das Chor ein; und indem das Wort des Verderbens noch ſchallte, tönte ein luſtiges Poſthorn die Straße herab. So etwas hörte man in Fehdingen nicht oft, und es hatte immer ein allgemeines Stürzen an die Fenſter zur Folge. Auch ein Theil unſerer Tafelgeſellſchaft ſprang von den Seſſeln auf. „Gewiß eine Staffette, die mir das große Loos meldet!“ ſcherzte Jonas. Aber der Poſtillon trabte vorbei und nahm ſeinen Weg nach der Gegenſeite der Stadt. Man erſchöpfte ſich in Muthmaßungen, was er wohl bringe. Ein Lotteriegewinn konnte es nun nicht ſeyn: denn in jener Gegend hielt nur Franz ein Comtoir dieſes Glückſpiels, und Mutter Regine hatte geweiſſaget, daß alle Looſe, die durch ſeine Hand gingen, mit Nieten gezogen würden. Das verſicherte Madame Bulling den Gäſten, und ſie glaubten es ihr und der Prophetin. Doch um ſo mehr war man neugierig, was ſonſt die Staffette zu bedeuten habe. Monſieur Polykarp, der die Ehre hatte, den letzten Platz an der Tafel einzunehmen, büßte darüber den köſtlichen Nachtiſch ein. Sein Herr befahl ihm, dem Poſtreiter nachzulaufen und ſich nach der Urſache ſeiner Ankunft zu erkundigen. Höchſt ungern ſchied er von der großen ambroſiſch duftenden Mandeltorte und der ihm ſo ſeltenen Weinflaſche; doch er mußte gehorchen.

Als er an den Strom kam, brachte ſchon die Fähre den Poſtillon ans jenſeitige Ufer. Polykarp ſprang in einen Kahn und drang auf möglichſte Eile. Der Schiffer ſtrengte ſich an und ruderte mit ſolcher Gewalt, daß des Paſſagiers hochzeitliches Kleid von unten bis oben mit Waſſer benetzt wurde. Verdrießlich ſtieg er ans Land, und noch verdrießlicher ſah er das Poſtpferd vor Franzens Ladenthür ſtehen.

Was wird daraus werden? dachte er, und lauſchte von fern. Nach einigen Minuten erſchien Monſieur Windmantel an der Ladenthür und befeſtigte daran ein ſchwarzes Täflein, worauf mit fingerlangen Zahlen und Buchſtaben gekreidet war: „Nummer 333 hat zwanzigtauſend Thaler gewonnen.“ —

„Ach, daß ſich Gott erbarme!“ rief Polykarp laut gen Himmel und fühlte ſich an allen Gliedern gelähmt. Aber er raffte ſich zuſammen, kam bleich, wie ein Geſpenſt, ins Hochzeithaus, und machte der anſehnlichen Verſammlung mit ſtammelnder Zunge bekannt, was er auf dem Täflein geleſen hatte.

„Eſel!“ ſchnob ihn Jonas an: „Er hat ein Glas über den Durſt getrunken!“

Polykarp betheuerte, er ſey ſo nüchtern, wie ein Fiſch, und könne ſeit fünfzig bis ſechzig Jahren vortrefflich leſen.

„Aber es iſt nicht möglich!“ ſagte Madame Bulling: „Mutter Regine muß das ja beſſer wiſſen! —“

„Ich wollte, daß ſie der Henker ſammt ihren Karten holte!“ rief der Hochzeitvater, und fuhr ſo wüthend auf, daß der Stuhl hinter ihm umſchlug. Er winkte dem Bräutigam. Sie gingen mit einander in ein Nebenzimmer.

„Seyn Sie aufrichtig, Herr Sohn!“ ſprach der Alte bittend: „Haben Sie vielleicht das Loos an ſich behalten?“ —

„Wollte Gott, Papachen, ich könnte mit Ja antworten!“ ſagte der Director: „Aber ich war Ihnen, leider! gehorſam; ich gab den Looszettel, den mir Franz überſandte, zurück.“ —

„Raſend möcht' ich werden!“ ſchrie Jonas. „Ich wollte den Menſchen um einige Thaler bringen, und dadurch gewinnt er zwanzigtauſend!“ —

Herr Schneller ſpielte gelaſſen mit ſeiner Doſe und zuckte die Achſeln.

„Zwanzigtauſend! — zwanzigtauſend!“ — wiederholte Jonas mit ſteigender Verzweiflung. Er ſtürmte dabei im Zimmer herum, ſchlug ſich vor die Stirn, riß die Weſte auf, ſchob die Perücke von einem Ohre zum andern, und zerfetzte das Schnupftuch mit den Zähnen. Endlich warf er ſich auf einen Stuhl, zog den Director neben ſich und ſtreichelte ihm die Wangen. „Söhnchen,“ ſprach er mit zärtlicher Stimme, „nicht wahr, liebes, goldnes Söhnchen, Sie haben den Verſicherungsſchein, den ich im Scherz ausſtellte, auch blos im Scherz angenommen?“ —

„Mit nichten, Väterchen!“ antwortete der Director: „Es war Ihr und mein voller Ernſt!“ —

„Nun, ſo laſſen Sie uns jetzt ein Späßchen daraus machen!“ ſagte Jonas, und krabbelte ihm freundlich den Bart. „Sie, mein theurer, werther Herr Schwiegerſohn, erben ja doch einſt mit Ihrer Frau mein ganzes Bißchen Hab' und Gut! — Euch, ihr Kinderchen, zu Liebe errichte ich ein Teſtament, ſetzte Wilhelminen auf den Pflichttheil“ —

„Recht ſchön!“ fiel Herr Schneller ein: „Aber, lieber Papa, im Betreff des Aſſecuranzſcheins, bitte ich gehorſamſt, auf baldige Auszahlung der mir verfallenen Summe zu denken.“ —

Der liebe Papa ſah ihn an, als wollte er ihn mit den Augen erſtechen, ſprang auf, lief aus dem Zimmer und ſchlug gräßlich die Thür hinter ſich zu.

Die Spielleute machten eben einen Verſuch, durch den Zauber der Tonkunſt die Gährung der Gemüther zu beſänftigen. „Schweigt, ihr elenden Fiedler!“ brüllte ſie Bulling an, und verſetzte der brummenden Baßgeige einen ſo grimmigen Fußtritt, daß ſie in Stücken zerfiel. Mit Grauſen fuhren die Muſikanten von den Stühlen auf und retteten ſich und ihre Inſtrumente durch ſchnelle Flucht.

Die Gäſte tranken geſchwind ihre Weingläſer aus, und ſuchten Hüte, Degen und Fächer zuſammen. Jonas ging, wie blind und taub, mit großen Schritten auf und ab. Er ſchien das Gewühl des Aufbruchs nicht zu bemerken. Die Abſchiedskomplimente begannen; er nöthigte niemand, zu bleiben. Sämmtliche Herrſchaften, die ſich darauf eingerichtet hatten, weit in den folgenden Tag hinein zu tanzen und zu ſchmauſen, mußten ſich nach Hauſe begeben. Sie ſchämten ſich, über die Straße zu gehen, und ihr frühzeitiger Rückzug ward auch wirklich aus allen Fenſtern mit großen Augen angeſtaunt. Luſtig aber war es, wie das artige Sümmchen, das dem von ihnen verſpotteten und verunglimpften Manne zugefallen war, ſie plötzlich gegen ihn umgeſtimmt hatte. Sie verſicherten einander: er ſolle doch im Grunde, wie ſie gehört hätten, ein recht wackerer Menſch ſeyn. Sie bereuten, daß ſie von ihm übel geredet hatten, und waren ſehr in Sorgen, er möchte es erfahren. Der Stadtſchreiber widerrief feierlich ſein Pereat, und bat flehentlich, von dieſer im Rauſche begangenen Uebereilung nicht zu ſprechen.

38.

Die froſtige Brautnacht.

Im Hochzeithauſe ging es indeſſen noch tumultuariſch zu. Herr Bulling ließ ſeiner Wuth freien Lauf. Er wollte Teller, Flaſchen, Fenſter und Spiegel zerſchlagen. Seine Frau und Töchter mußten flehen und ringen, um ihn von Verwüſtungen abzuhalten. Der Director hätte ihn durch ein einziges Wort beſänftigen können; aber er that es nicht. Er ſtand ruhig am Fenſter, kehrte dem Tummelplatze den Rücken und berechnete in Gedanken, wie viel ein Lotteriegewinn von zwanzigtauſend Thalern, nach Wegfall der gewöhnlichen Abzugsgelder, betrage. Mehr konnte er von ſeinem Schwiegervater nicht fordern; davon wollte er ihm aber auch keinen Pfennig erlaſſen.

Herr Jonas packte ihn unſanft am Arme und fragte: „Was wird mit uns? Wollen Sie der verbürgten Summe oder meiner Tochter entſagen?“ —

„Weder Ihr noch dem Gelde!“ antwortete Schneller: „Mir ſind beide gewiß!“ —

„Und beide ſollen Sie verlieren!“ rief Jonas. „Ich dringe auf Scheidung und erkläre mich bankrott!“ —

„Das hat gute Wege!“ ſagte der kalte Juriſt.

„Trotzen Sie nicht, Herr Director! Ich fordere zum letzten Mal Ihren Entſchluß.“

„Sie haben ihn ſchon gehört! Ich gebe meine Rechte nicht auf, ſo wahr ich ein ehrlicher — —“

Ein tobendes Gelächter unterbrach ihn. „Ueber den ehrlichen Mann! — Entwöhnen Sie ſich doch um's Himmels willen dieſes Schwurs! Er paßt nicht mehr — Sie verſtehen mich!“

„O, ſchwarzer Undank!“ rief Schneller. „Wer ſchlechten Leuten dient, hat ſchlechten Lohn.“ —

Kaum waren dieſe Worte über ſeine Lippen, ſo lag er draußen im Vorſaal und drückte ſeine Geſtalt in den reichlich da geſtreuten ſchneeweißen Sand. Dieſe gewaltſame Exmiſſion lief nicht ohne Schaden ab. Er bekam einen blutigen Gedankenſtrich über die Stirn; das Unterfutter der ſeidnen Beinkleider guckte neugierig über dem einen Knie aus dem Oberzeuge hervor, und einige Weſtenknöpfe ſpielten in fernen Winkeln Verſtecken. Wüthend raffte er ſich auf, um dem Schwiegerpapa in die Perücke zu fallen; aber die verſchloſſene Thür öffnete ſich nicht dem Donner ſeiner Fauſt. Er forderte fluchend die Auslieferung ſeiner jungen Frau. Es ward ihm zur Antwort: er könne ſie nicht anders, als gegen Rückgabe des Bürgſcheins erhalten. Er ſchickte Legionen Teufel durch's Schlüſſelloch ins Zimmer. Jonas Bulling lachte darüber.

Zum Unglück für Dieſen war Schnellers Leidenſchaft gegen ſein Weiblein von etwas kalter Natur. Er wußte ſich allenfalls über den Aufſchub der Brautnachtsfreuden zu faſſen. Das erklärte er ganz unverholen durch's Schlüſſelloch, reſervirte ſich aber feierlich ſeine Rechte auf's Hochzeitbett. Dann ſchlich er in der Abenddämmerung nach

Hauſe, ſtopfte ſich eine Pfeife, berechnete ſeine Anſprüche an den Schwiegervater, warf ſich ohne Liebesqual auf ſein einſames Lager, und ſchlief fröhlich ein.

Am folgenden Tage überſandte er dem Schuldner das Verzeichniß ſeiner Anforderungen, worin auch die zerſchlißten Beinkleider nicht vergeſſen waren. Jonas hatte die ganze Nacht kein Auge geſchloſſen, und indeſſen überlegt, daß er aus vielen Gründen ſeinen Schwiegerſohn nicht entbehren könne. Er machte ſich alſo zu ihm auf, und es kam zu einem gütlichen Vergleich. Ein Theil der verbürgten Lotterieſumme ward, nebſt der verſprochenen Ausſteuer, ſogleich baar bezahlt; der Reſt blieb gegen billige Jahrzinſen in der Handlung ſtehen. Die Frau Stadtdirectorin hielt nun einen feierlichen Einzug ins Haus ihres Gemahls, und die verſöhnten Männer beeiferten ſich durch tägliche Zuſammenkünfte und andere Freundſchaftsbezeugungen, die ſie ſich im Angeſicht der Stadt erwieſen, das Andenken der ärgerlichen Auftritte des Hochzeittages auszulöſchen.

Indem ſo, dem Außenſchein nach, der Himmel voll Geigen hing, kam ein Regierungsbefehl, der den Magiſtrat mit etwas bedenklichen Ausdrücken aufforderte, das Originalprivilegium des Alleinhandels, deſſen Jonas Bulling ſich anmaßen wolle, ſammt den darüber ergangenen alten Rathsakten ohne Verzug einzuſenden. Der Stadtdirector gehorchte mit Zittern und Zagen; und ehe er ſich noch von dieſem Schrecken erholte, folgte ein anderes Reſcript, das von den Schiffern, denen Bulling einſt die bekannte Waſſerſchlacht lieferte, veranlaßt worden war. Sie hatten ſich beſchwert, daß ſie in Fehdingen keine Genugthuung erhielten, und es ward dem Rath darüber Verantwortung abgefordert. Herr Schneller entwarf ſofort einen Entſchuldigungsbericht, und verſprach unterthänigſt, die Gerechtigkeit zu handhaben.

39.

Der Komödienzettel.

Franz erfuhr bald, daß man an der Hochzeittafel über ihn geſpottet und die Becher auf ſein Verderben geleert hatte; er erfuhr es ſogar von Mitſchuldigen, die ſich ſelbſt als Sünder der Trunkenheit bei ihm anklagten, und dringend um ſeine Verzeihung und Freundſchaft baten. Jene geſtand er ohne Weigerung zu; doch über das leztere Geſuch, das eigentlich an ſeine Geldſäcke gerichtet war, erklärte er ſich nur mit einer ſtummen Verbeugung, die man nach Belieben auslegen konnte.

Moritz rieth ihm, ſich nicht ſo geduldig beſchimpfen zu laſſen, ſondern Rache zu nehmen und ſich furchtbar zu machen, damit er nicht immer die Zielſcheibe der Verläumdung ſey.

„Sie ſtraft ſich endlich ſelbſt;“ antwortete Franz: „Der Verläumder gleicht einem Bogenſchützen, der ſeine Pfeile gegen einen Felſen ſchießt, und von ihnen verwundet wird, wenn ſie zurückprallen.“ —

„Ein artiges Bild!“ ſagte Lorenz: „Doch bin ich Freund Moritzens Meynung: man muß loſes Geſindel, das ſich zu mauſig macht, auf den Mund ſchlagen. Ich beſitze in der Bibliothek meines Puppentheaters ein Poſſenſpiel, das eine Satire auf jenen Hochzeitſchmaus abgeben könnte, wenn beſonders Sie, Herr Franz, Ihr poetiſches Talent zu einigen nähern Beziehungen auf jene Geſellſchaft anwendeten.“

Moritz fand dieſen Einfall allerliebſt, und erſuchte den Marionettenſpieler, ſein Drama vorzuleſen. Es geſchah; die Schnurre ward belacht; Franz ließ ſich überreden, ſie noch mit ein paar Knüttelverſen zu bereichern, und Lorenz (der bis jetzt nicht mehr daran gedacht hatte, ſein Theater in Zehdingen aufzuſchlagen, weil er in Franzens Hauſe ohne eigene Unkoſten lebte) entſchloß ſich, einige Vorſtellungen zum Beſten der Armen zu geben.

Die Erlaubniß hierzu mußte bei dem Director geſucht werden. Lorenz ging hin. Herr Schneller empfing ihn in der Angſt ſeines böſen Gewiſſens ungemein höflich und zitterte mit veränderter Geſichtsfarbe vor ſeinem Anbringen. Es war nicht ſo ſchlimm, als er ſich vorgeſtellt hatte; dennoch ging ihm die Bewilligung der vorgetragenen Bitte ſchwer vom Munde. Er beſorgte, Herr Jonas würde es ihm ſehr übel nehmen, wenn er ſich gegen ein Mitglied der feindlichen Partei gefällig bezeigte. Doch auf der andern Seite wagte er keine abſchlägige Antwort, um die zahlreiche Klaſſe der Armen, die er und ſein Schwiegervater größten Theils in ihren Nothſtand verſetzt hatten, nicht gegen ſich aufzubringen. Auch ſchien es ihm nicht rathſam, den Marionettenſpieler ſelbſt vor den Kopf zu ſtoßen. Konnte er nicht die wahre Veranlaſſung ſeiner Gefangenſchaft von Franzen erfahren haben und den Urheber derſelben bei der Regierung verklagen? — So ſiegten zwei Gründe über Einen, und Lorenz erhielt die Erlaubniß, ſeine Bühne auf einem Saale des Rathhauſes zu errichten.

Schnellers Ahnung traf ein: ſein Schwiegervater kapitelte ihn derb, ungeachtet er ſich durch Anführung der bewegenden Urſachen zu entſchuldigen ſuchte. Jonas Bulling wollte nun einmal mit ſeinem Kopfe überall durch, und dünkte ſich Oberherr und Befehlshaber jedes Menſchen, der nicht ſo reich war als er.

Ihn und wenige ſeiner Getreuen ausgenommen, verſetzte die Ankündigung des Puppenſpiels ganz Fehdingen in Freude. Jubelnd las Alt und Jung folgenden Zettel, der an den Straßenecken angeheftet war:

Mit gnädiger Bewilligung

wird zum Beſten der Armen aufgeführt:

Der Nachtſchmaus.

Ein Poſſenſpiel in Einem Akt.

Perſonen.

Reichthum, unter der Geſtalt eines aufgeblaſenen Mannes.
Wohlleben, eine runde männliche Figur.
Schmarotzerei, ein hagerer Tellerlecker.
Mäßigkeit, ein Arzt mit einer großen ſpaniſchen Perücke.
Koketterie, eine Modedame.
Faulheit, ein altes, dickes Weib.
Harlekin, als Bedienter.
Gicht,
Zipperlein, } handfeſte Schergengeſtalten.
Schlagfluß,

40.

Skizze des Poſſenſpiels.

Die Bühne ſtellt einen Speiſeſaal vor. Reichthum, Wohlleben, Schmarotzerei, Koketterie, Faulheit und Mäßigkeit ſitzen an einer mit köſtlichen Speiſen und Weinen überladenen Tafel. Harlekin trägt noch mehr auf. Der Reichthum, als Wirth vom Hauſe, ſpricht:

Paſteten düften, Flaſchen winken,
Beliebt zu eſſen und zu trinken!
Ihr wüßt, ich bin ein reicher Mann,
Der Euch was Gutes bieten kann.

Die Schmarotzerei verbeugt ſich gegen ihn ſo tief, daß ſie mit der Naſenſpitze ihren Teller berührt. Der Reichthum fährt fort:

Es iſt ein ſchönes Ding um's Gold!
Wer's hat, dem ſind die Menſchen hold.
Man dienet ihm mit Mund und Feder,
Und zieht ſogar für ihn vom Leder.
Er ſitzt indeß in ſtolzer Ruh
Und ſieht dem Kampf der Söldner zu,
Die ſich mit ſeinen Feinden ſchlagen,
Und Gut und Leben für ihn wagen.

Etwas ſchüchtern nickt die Schmarotzerei mit dem Kopfe; das Wohlleben beſchäftiget ſich untheilnehmend mit ſeinen Genüſſen; die Faulheit ißt, trinkt und gähnt; die Koketterie liebäugelt mit dem Reichthum. Er ſpricht weiter:

Das alles hab' ich wohl bedacht,
Und mich durch Handel reich gemacht.
Nur Schade, daß man nicht allein
Kann immer Hahn im Korbe ſeyn!
Es ſtellt bald hier, bald da zum Kauf
Ein Neuling ſeinen Plunder auf,
Und ſtöret mich durch niedre Preiſe
In meiner alten Handelsweiſe.

Die Schmarotzerei geberdet ſich ſehr zornig und ruft: „Pereat jeder Neuling!“ — Der Reichthum nimmt es gnädig auf, und ſetzt ſeine Rede fort:

Nun immerhin! Ich habe Geld,
Und ſo behaupt' ich doch das Feld.
Drum darf Euch, Freunde, drob nicht grauſen;
Ihr ſollt mich nach wie vor beſchmauſen!

Jauchzend klaſcht die Schmarotzerei in die Hände. Der Reichthum ſchiebt ihr eine leckere Schüſſel, an die ſie ſich aus Reſpekt gegen ihn noch nicht gewagt hatte, tölpiſch hin und ſchenkt ihr ein. Sie küßt ihm, ohne Widerſtand von ſeiner Seite, dankbar die Hand, überſchüttet ihn mit Schmeicheleien, und ißt wie ein hungriger Wolf. Auch die übrigen Gäſte ſpeiſen und zechen tapfer. Es werden mancherlei Trinkſprüche ausgebracht; unter andern: „Ehrlich währt am längſten!“ — Endlich zieht die Mäßigkeit eine Uhr aus der Taſche, ſchüttelt ihre Wolkenperücke, und ſagt:

Ei, ei! Schon über Mitternacht!
Nun werde Tafelſchicht gemacht!
Leicht kann ſo ſpätes Bankettiren
Uns in des Todes Arme führen.

Wirth und Gäſte ſpotten über dieſe Ermahnung. Nur die Faulheit ſagt nichts dazu; denn ſie iſt mit einem

Biſſen im Munde eingeſchlafen. Die Uebrigen fahren fort, ſich gütlich zu thun, und ſingen luſtige Lieder.

Mitten im größten Jubel kommt **Harlekin** mit drolligen Schreckensgeberden gelaufen und meldet:

Vermummte Kerl umgehn das Haus,
Und brummen hohl: „Gibt's hier noch Schmaus?“
Sie wachſen manchmal wie Geſpenſter,
Und ſehen baumlang in die Fenſter.

Der **Reichthum** befiehlt ihm, die Hauspforte feſt zu verſchließen. **Harlekin** antwortet: es ſey ſchon geſchehen. Die **Mäßigkeit** ſagt:

Was hilft uns der Verſchluß des Thores?
Wir gehn doch alleſammt kapores!
Die Geiſter, die das Haus umkreiſen,
Durchwandeln Holz und Stein und Eiſen:
Denn, ach! wer wird es anders ſeyn,
Als Schlagfluß, Gicht und Zipperlein?

Man lacht über die Angſt der großen Perücke und ſchmauſet fort. Sie aber flieht von der Tafel und verkriecht ſich in einen Winkel.

Jetzt werden drei gräßliche Fratzengeſichter an einem Fenſter von außen ſichtbar. Sie verſchwinden wieder, und bald darauf hört man an die Hauspforte andonnern. Die Geſellſchaft fährt zuſammen und hält ſich mäuschenſtill. Der wiederholte Donner kracht immer ſtärker; die Thür wird aufgeſprengt; die Unholde ſtürzen bewaffnet in den Saal und fallen über die Schmauſenden her. Dieſe wehren ſich Anfangs, werden aber insgeſammt, nach einem kurzen Gefechte, von den Dienern des Todes überwältiget und zu Boden geſtreckt. Nur die **Mäßigkeit** und **Harlekin** (der ſich in ihren Schlupfwinkel flüchtet und ſein

Geſicht mit ihrer ungeheuren Perücke bedeckt bleiben verſchont. Sie hält, als die Sieger wieder abgezogen ſind, den Leichen eine Standrede, wendet ſich dann an die Zuſchauer, und warnt vor nächtlicher Schwelgerei.

41.

Herr Jonas verübt Thätlichkeiten.

Bei der Vorſtellung dieſer Poſſe, nach welcher noch ein Ballet gegeben wurde, hatte der Marionettenſpieler einen außerordentlichen Zulauf. Der Saal war mit Menſchen überfüllt; nur Jonas Bulling und ſeine Familie fehlten. Der Director durfte von ſeinem Freibillet keinen Gebrauch machen. Doch Herr Bulling befand ſich auf der Bühne: er ſpielte die Rolle des Reichthums. Sein kleines Ebenbild trug, wie er, einen braunen Rock, runden Stutz und unförmlichen Hut. Die Aehnlichkeit ſprang in die Augen und in die Ohren zugleich; denn Lorenz ahmte, wenn der Reichthum das große Wort führte, Bullings rauhe Stimme ſehr täuſchend nach. Er war deßhalb bei dem Gaſtwirth Faßmann, der ſie vollkommen nachſprechen konnte, einige Stunden in die Lehre gegangen.

Spott über die Perſönlichkeit eines Menſchen macht bei dem großen Haufen immer Glück. Drum ward auch dieſe Poſſe von den meiſten Zuſchauern mit einem rauſchenden Beifall beehrt. Man hätte den Reichthum, ungeachtet er todt auf dem Platze blieb, ſicher hervorgerufen, wenn man mit dieſer ſo oft gemißbrauchten Ehrenbezeugung in Fehdingen bekannt geweſen wäre.

Bullings Anhänger hingegen glühten vor Unwillen. Sie wagten es nur nicht, durch Pochen und Pfeifen gegen den Strom zu ſchwimmen. Aber ſie eilten ins Haus ihres Gönners, gaben ihm Kunde von der öffentlichen Verhöhnung ſeiner Perſon, und meldeten ihm: das Schimpfſpiel werde morgen auf lautes Begehren wiederholt.

Er ſtaunte, zürnte, und faßte den herzhaften Entſchluß, ſeine Ausſtellung am theatraliſchen Pranger ſelbſt anzuſehen. Am Abend des folgenden Tages begab er ſich auch wirklich mit ſeiner Gattin und jüngern Tochter in den Komödienſaal und bezahlte die Einlaßkarten mit falſchen Groſchen, die man ihm, trotz ſeiner Vorſicht, aufgehangen hatte. Es dünkte ihn jetzt die ſchönſte Gelegenheit, ſie wieder los zu werden: denn die Einnahme war ja für die Armen beſtimmt. —

Seine Ankunft auf den erſten Plätzen, vorn an der Bühne, ſetzte alle Anweſenden in Verwunderung. Man war neugierig, wie er ſich bei der Vorſtellung benehmen würde.

Sie begann. Er ſchüttelte mit dem Kopfe und knurrte laut, als er ſein Nachbild erblickte. Es fing an zu ſprechen; er hörte mit Erſtaunen ſeine eigene Stimme, und ſtampfte einige Mal mit dem Stocke. Doch verhielt er ſich außerdem ruhig bis zu den Worten:

Nur Schade, daß man nicht allein
Kann immer Hahn im Korbe ſeyn!

Jetzt fuhr er von ſeinem Sitz auf und erhob den Stock. In dieſer drohenden Stellung wartete er noch die folgenden vier Verszeilen mit Geduld ab; doch nun that er vorwärts einen Sprung, und ſchlug, indem die Schmarotzerei ihr Pereat rief, mit wüthender Gewalt unter die ſpeiſenden Herrſchaften. Wilhelmine ſuchte ihn durch ängſtliche Bitten zu entwaffnen; aber die Mutter befeuerte ſeinen Zorn noch mehr, und er richtete in wenigen Augenblicken eine jämmerliche Niederlage auf dem Theater an. Der Marionetten-Director ließ plötzlich über dieſen Gräuel der Verwüſtung den Vorhang fallen. Jonas, der ſeine Rache vor der Hand geſättiget hatte, ergriff ſeine Damen am Arme, und drängte ſich haſtig mit ihnen durch die lachende Volksmenge aus dem Saale. Viele ſeiner Getreuen folgten ihm.

12.

Herr Jonas verwundet ſich ſelbſt.

Auch Windmantel ſchlich Wilhelminen von weitem nach. Ihr Vater bemerkte ihn, und fragte ihn leiſe: ob er ihm wohl das Manuſcript des eben aufgeführten Puppenſpiels heimlich verſchaffen könne. — Windmantel ſtutzte einen Augenblick und ſagte: Ja. Er wußte, daß ein vollſtändiges, von ſeines Herrn eigener Hand geſchriebenes Exemplar auf deſſen Schreibtiſche lag; die Liebe machte ihn zum Schelm: er ſtahl es am folgenden Tage weg, und übergab es dem Vater ſeines Liebchens, mit der dringenden Bitte, ihn **nicht** zu verrathen.

Das verſprach Herr Jonas; aber er bediente ſich der erhaltenen Blätter zum Grundſtoff einer heftigen Klageſchrift, die er von ſeinem Sachwalter entwerfen ließ und bei dem Fürſten unmittelbar einreichte. Franz war darin mit den häßlichſten Farben abgemalt, und Supplikant bat unterthänigſt, den fremden Ruheſtörer und Pasquillanten aus Stadt und Land zu verweiſen.

Allein der Erfolg entſprach nicht der Erwartung. Herr Jonas hatte unter den Hofleuten, die den Fürſten täglich umgaben und viel bei ihm galten, einen Feind. Es war ein Kammerherr, der in der Nähe der Stadt Zebdingen ein Gut beſaß, vormals mit Herrn Bulling in Schuldverhältniſſen ſtand, und bei dieſen Geſchäften ſo von ihm behandelt wurde, daß er ihn nicht lieben konnte. Er ergriff dieſe Gelegenheit, ſich an dem Wucherer, der ihn hart gedrückt hatte, zu rächen, und ſchilderte ihn dem Fürſten als einen Mann, der die Geißel der Satire verdiene. — „Franz hingegen“ — ſagte der rachluſtige Höfling — „hat allgemein das Lob der Rechtlichkeit, und zeigt ſich in dem eingeſandten Schwank als ein Mann von Talent. Er iſt überdieß durch den Gewinn des großen Looſes zum Beſitz eines anſehnlichen Vermögens gekommen, und es wäre daher wohl nicht übel gethan, dieſen Fremdling durch eine Gnadenbezeigung zu feſſeln, damit er ſich nicht, des Zwiſtes mit dem alten Neidhart überdrüßig, an einen andern Ort begebe und die hier gewonnene Geldſumme dem Lande entführe.“ —

Der Fürſt, den das Puppenſpiel beluſtiget hatte, antwortete, es käme ihm nicht auf ein Titelchen an, wenn ihm Franz dieſen Wunſch eröffnete.

Sogleich ſchrieb der Kammerherr Dieſem den Vorgang und foderte ihn auf, um das Prädicat eines Hofkammerraths anzuſuchen. Der Höfling hatte vielleicht die Nebenabſicht, mit Franzen in dieſelben Verbindungen zu treten, in welche er vor Zeiten mit Herrn Bulling verflochten geweſen war, doch enthielt ſein Brief hierauf nicht die entfernteſte Anſpielung, und um ſo mehr erſtaunte Franz über dieſe gleichſam vom Himmel fallende Gnade. Dagegen ward ihm nun klar, daß ihm ſein Manuſcript, deſſen Verluſt er bis jetzt einem bloßen Zufall beigemeſſen hatte, entwendet worden war. Sein Verdacht fiel aber nicht auf den wahren Thäter. Er glaubte: es habe ſich ein Bulling'ſcher Rottgeſell eingeſchlichen und lange Finger gemacht.

Franz hatte übrigens zu dem angetragenen Titel nicht die geringſte Neigung; doch Moritz und der Marionettenſpieler ließen ihm nicht Ruhe; er mußte den Wink des Kammerherrn befolgen, um den ſtolzen und heimtückiſchen Feind dadurch zu kränken. Die Bittſchrift ward alſo geſchrieben und abgeſandt. Kurz darauf erhielt Franz einen koſtenfreien Beſtallungsbrief als Titular-Hofkammerrath. Er machte dieß, ſeinen Freunden zu Gefallen, in den Zeitungen bekannt.

Herr Jonas wollte raſend werden, daß er — er ſelbſt — ſeinen Gegner, indem er ihn in den Staub zu treten dachte, erhöht hatte. Es war ihm unbegreiflich, wie man einen Versler ſo ehren könnte. „Wenn ſolche Fantaſten," ſprach er, „über ſolide Kauf- und Handelsherren erhoben werden, dann muß der Staat zu Grunde gehen!" —

13.

Monſieur Polykarp ſtichelt.

Gold und Rang machten dem Hofkammerrath Muth, das Geheimniß ſeines Herzens zu offenbaren. Er that es in einem gefühlvollen Briefe an Roſalien; aber wie ſollte er ihn in ihre Hände bringen? Einen Boten auf's Schloß zu ſenden, war nicht ſchicklich, noch weniger rathſam, weil Franz des Märchens Geſinnungen im Stillen erforſchen wollte, bevor er ſich dem Vater entdeckte. Es gab daher keinen andern Rath, als der Soldatenwittwe den Brief zu gelegentlicher Beſtellung anzuvertrauen.

Sie übernahm ihn; doch bezweifelte ſie, daß es ihr gelingen würde, ihn bald abzugeben. Roſaliens Beſuche waren zeither immer ſeltener geworden, und es ſchien, als wollte oder müßte ſie ſolche ganz einſtellen. Das Letztere war wirklich der Fall. Ihre Hofmeiſterin hatte dem Vater in die Ohren geblaſen: Franz begegne ihnen auf allen Wegen und Stegen, dringe ſich mit Komplimenten auf, und laſſe ſich durch den Ernſt und Zorn ihrer Blicke kaum abhalten, Roſalien anzureden. Hermann, der den Verdacht, den Bulling bei ihm erweckt hatte, dadurch beſtätiget fand, ordnet hierauf an, jenſeit des Fluſſes hinfort nicht ſpazieren zu gehen.

Franz erkundigte ſich eine Woche lang Tag für Tag nach dem Schickſale ſeines Briefes, und immer traf er ihn noch in den Händen ſeiner Agentin. Dieſe oftmaligen Gänge zu ihr verurſachten bei ſeinem Widerſacher, der ihm unermüdet aufpaſſen ließ, um ſo mehr Verwunderung und Neugier, da überhaupt ganz Fehringen der Meinung war, daß ſich dergleichen Hüttenbeſuche für einen Hofkammerrath gar nicht ſchickten. Herr Jonas nahm auch jetzt ſeinen Gegenmann darum ſchärfer als jemals auf's Korn, weil Dieſer, von den Privilegiums-Kabalen halb und halb unterrichtet, einen thätigen Sachwalter in der Hauptſtadt bevollmächtiget hatte, ſeine angefochtene Handelsgerechtigkeit zu vertheidigen und die gegen ihn verübten criminellen Unthaten zur Kenntniß des höchſten Landestribunals zu bringen. Die Folge war, daß ein benachbarter Juſtiz-Amtmann, in deſſen Gerichtsbezirke die Stadt Fehringen lag, von der Regierung Auftrag bekam, dieſe geſammten

Händel zu unterſuchen. Jonas hoffte zwar, den neuen Richter durch Beſtechungen auf ſeine Seite zu lenken; doch bei dem allen fürchtete er Franzen, ſeitdem er Vertheidigungswaffen ergriffen hatte, mehr als zuvor, alle Schritte deſſelben waren ihm verdächtig, und ſein böſes Gewiſſen webte ſogar das Hirngeſpinſt, daß ſeines Gegners häufige Unterredungen mit der Soldatenwittwe den Rechtshandel beträfen, weil die Frauenzimmer vom Schloſſe bei ihr aus und ein gingen und der Amtmann mit dem Alten vom Berge perſönlich bekannt war, ihn auch bisweilen beſuchte. Kurz, Herr Jonas wollte durchaus wiſſen, was Franz ſo oft bei der Wittwe zu ſchaffen habe, und Monſieur Polykarp ward befehliget, ſich zu ihr zu begeben und ihr das bedenkliche Geheimniß mit guter Manier zu entlocken.

Der alte Schlaukopf fing die Sache recht klug an. Er ging bei der Wohnung der Wittwe vorbei, ſah ſie am Fenſter, grüßte ſie, und ſetzte mit behenden Schritten ſeinen Weg fort. Aber ſchnell kehrte er um. „Apropos, liebes Frauchen!“ ſprach er, in ihre Stube tretend: „warum läßt Sie ſich denn in unſerm Laden gar nicht mehr ſehn? Komm Sie getroſt! Herr Bulling zürnt nicht mehr auf Sie und hat mir ausdrücklich befehlen, Ihr ſo viel zu kreditiren, als Sie verlangt.“

Die Frau antwortete: ſie bedürfe jetzt nichts.

„Aha! der Herr Hofkammerrath!“ — ſagte Polykarp: „Nun, ich habe nichts dagegen; er wohnt näher, hat treffliche Waaren, iſt ein billiger Mann. Ich verdenk' es Ihr nicht im geringſten, daß Sie ſich ſeine Gewogenheit zu erhalten ſucht.“ —

Dieſer Einleitung folgte eine lange Reihe zudringlicher Fragen, die endlich die Wittwe aus der Stube vertrieben.

Sie glaubte, der Ueberläſtige werde ſich nun entfernen;

aber er machte ſich die Einſamkeit zu Nutze, ſah ſich überall um, und öffnete mit der Behutſamkeit eines Taſchendiebes ein Wandſchränkchen, woran der Schlüſſel ſteckte. Hier fiel Franzens Brief, an Demoiſelle Roſalie Hermann überſchrieben, dem Spion ſogleich in die Augen. Wips! ſchob er ihn in den Buſen, eilte fort, und übergab ihn ſeinem Herrn.

Jonas, dem jeder Schurkenſtreich geläufig war, wollte mit tölpiſcher Hand das Siegel augenblicklich erbrechen; doch ſchnell beſann er ſich anders. „Was werden wir finden als Liebeleien?“ ſprach er. „Drum iſt's beſſer, ich überliefere den Wiſch dem Alten vom Berge, und hetze ihn ſo mit dem zärtlichen Briefſteller zuſammen.“ —

14.

Franz und Moritz veruneinigen ſich.

„Endlich ſiegt doch die Wahrheit!“ begann Bulling ſeinen Vortrag auf dem Schloſſe: „Erinnern Sie ſich noch, mein Herr, daß ich Sie vor dem Menſchen, der einen Kaufmann vorſtellen will und ſich jetzt Hofkammerrath nennt, freundſchaftlich warnte, und Ihnen ſagte, er trachte Ihrer Tochter nach? — Sie wollten mir nicht glauben; nun, hier haben Sie einen ſchriftlichen Beweis!“

„Wie kommen Sie zu dieſem Briefe?“ fragte Hermann.

„Ich fand ihn auf der Straße, und habe ihn, wie Sie ſehen, nicht erbrochen.“

„Das wär' auch eine ſehr ſchlechte Handlung geweſen;“ verſetzte Hermann: „Und wenig beſſer iſt die, daß Sie den Brief mir bringen. Sie hätten ihn, da Sie wiſſen, daß ihn der Hofkammerrath geſchrieben hat, demſelben zuſtellen ſollen.“ —

„Ihnen mag's der Teufel recht machen!“ rief Jonas, und rannte kollerig fort.

Das geſchah gegen Abend. Eine Stunde ſpäter erhielt Franz einen Brief, in welchen der ſeinige an Roſalien uneröffnet eingeſchloſſen war. Jener beſtand aus den wenigen Worten:

Mein Herr Hofkammerrath!

Der angebliche Finder des beiliegenden Briefs übergab ihn mir, und verſicherte mich, er ſey von Ihrer Hand. Ich weiß es nicht, und entſage der Gewalt, die mir, als Vater, allenfalls zuſtände, das Siegel zu brechen. Sind Sie wirklich der Schreiber des Briefs, ſo verbitte ich alle weitere Verſuche, eine Correſpondenz mit meiner Tochter einzuleiten.

Hermann.

Franz ſtürzte fort. Er ſtellte ſich das Schlimmſte vor: er glaubte, Roſalie ſelbſt habe den Brief ihrem Vater überliefert. Als er aber von der Wittwe (die Polykarps Mauſerei ſogleich nach ſeinem Weggange bemerkt hatte) den wahren Verlauf der Sache erfuhr, ward er ruhiger. Er beſchied ſich: ein Vater könne in einem ſolchen Falle nicht gelinder verfahren. Darum ſchien ihm der Vorfall nicht ſehr bedeutend, und er kam ziemlich heiter zurück.

Aber Moritz machte ihm den Kopf wieder warm. Er erklärte Hermanns Brief, den er inzwiſchen geleſen hatte, für ein unwiderrufliches Gebot, ſich alle Abſichten und Hoffnungen auf Roſalien aus dem Sinne zu ſchlagen. „Was willſt Du nun noch länger in dieſem Neſte?“ ſetzte er hinzu: „Pack ein und zieh weiter!“ —

Franz widerſprach. Moritz blieb bei ſeiner Meinung, und ſchalt ihn einen verliebten Thoren. Ueber dieſen Ausdruck geriethen ſie mit harten Worten zuſammen, und Moritz ging voll Zorn hinweg in ſein Zimmer.

45.

Franzens Jugendgeſchichte.

„Ein Hitzkopf, aber ein braver Junge!“ ſagte Franz zu Lorenz, der bei dieſem Wortwechſel zugegen war. „Es ſchmerzt mich, daß wir uns entzweiten, ungeachtet ich weiß, daß wir uns morgen, ſobald wir einander ſehen, verſöhnt in die Arme fallen. — Ich verdanke ihm und beſonders ſeinem Vater ſehr viel. Dieſer nahm mich vor zehn Jahren als einen Bettelknaben auf, und war mit unausſprechlicher Güte mein Pfleger und Verſorger bis an ſeinen Tod.“

Lorenz hielt es für Scherz, was der Hofkammerrath von dem Schickſale ſeiner Jugend erwähnte. Das bewog Dieſen, ſeine Geſchichte zu erzählen.

„Meine Herkunft,“ fing er an, „iſt mir ein Geheimniß. Ich kenne weder meine Aeltern noch meinen Geſchlechtsnamen. Die früheſten Erinnerungen meiner Jugend verſetzen mich nach P** in das Haus eines Mannes, den ich Vater nannte, obgleich manche Leute, als ich ein verſtändiger Knabe ward, gegen mich die Muthmaßung äußerten, er ſey es nicht. Er ſelbſt war in P** fremd. Man wußte nichts von ihm, als daß er Kammerdiener eines Grafen geweſen, und mit mir, ungefähr im dritten Jahre meines Alters, dahin gekommen war. Der vormalige Kammerdiener leuchtete auch noch aus ſeiner ganzen Lebensweiſe hervor. Er ſtand alle Morgen ſehr früh auf, kleidete ſich auf der Stelle äußerſt ſorgfältig an, und ſaß ganze Tage lang in ſteifer Unthätigkeit auf ſeinem Seſſel, wie er ehmals, die Befehle ſeines Herrn erwartend, im Vorzimmer geſeſſen haben mochte. In Allem, was er that, beobachtete er ein abgemeſſenes, immer ſich gleich bleibendes Ceremoniell, und die gleichgültigſten Dinge flüſterte er ſeinen wenigen Bekannten ins Ohr.

Er ließ mich mit keinem Kinde, deſſen Aeltern nicht einen gewiſſen anſehnlichen Rang hatten, ſpielen und umgeben. Ich hatte daher, da wir mit Standesperſonen nie zuſammen kamen, immer die peinlichſte lange Weile, und beneidete die Knaben, die ich durch's Fenſter auf der Straße ſchwärmen und kurzweilen ſah.

Ich war neun Jahre alt, als Frau von Tannenfeld, eine junge Wittwe, ein Quartier in unſerm Wohnhauſe bezog. Mein Vater freute ſich über dieſe vornehme Nachbarſchaft, und ich nicht minder, da ich bei dem Einzuge der Dame ein niedliches Märchen von ungefähr ſieben Jahren bemerkte. „Ach, Vater!“ rief ich, „werden Sie mir wohl erlauben, mit dem kleinen Fräulein zu ſpielen?“ — „Nach advenant:“ war ſeine bedächtige Antwort: „Wenn das Kind wirklich ein Fräulein iſt und Deinen Umgang nicht refüſirt, ſo mag es geſchehn.“ — Am folgenden Tage ſtattete er mit vieler Feierlichkeit der Dame einen Beſuch ab, und ward gütig von ihr aufgenommen. Er konnte, als er zurück kam, ihre Herablaſſung nicht genug rühmen; und für mich brachte er die angenehme Nachricht mit: Frau von Tannenfeld habe zu genehmigen geruht, daß ich mit Fräulein Roſa, ihrer wohlgearteten Tochter, bisweilen converſire.

Bald nachher kam ich mit Roſa zuſammen, und wir wurden in der erſten Stunde Ein Herz und Eine Seele.

Das Mädchen war ein Engel von Gemüth; aber die Mutter hatte kein mütterliches Herz. Eitelkeit und Gefallſucht beſchäftigten ſie immerfort am Putztiſche, und jagten ſie von Geſellſchaft zu Geſellſchaft. Indeſſen war Roſa der Aufſicht einer gemeinen, ungeſitteten Wärterin überlaſſen.

Nach und nach entwickelte ſich bei der Mutter ein offenbarer Haß gegen das Kind: denn ſie, die gern jünger ſcheinen wollte, als ſie war, betrachtete das heranwachſende Mädchen als eine Verrätherin ihres dreißigjährigen Alters. Sie konnte deßhalb ihre Tochter nicht vor Augen ſehen, und verwies ſie in ein abgelegenes Hintergemach, ohne ſich Wochen lang um ſie zu bekümmern. Nur unter der Zeit, wenn die liebloſe Mutter im Schauſpielhauſe oder in Aſſembleen glänzte, entſchlüpfte Roſa ihrem Gefängniſſe und wir plauderten mit einander. Sie klagte mir ihre Leiden; ich ergrimmte gegen die Mutter, und faßte oft den Entſchluß, ſie tapfer zur Rede zu ſtellen; aber Roſa, die dann noch härtere Behandlungen befürchtete, mahnte mich mit den dringendſten Bitten davon ab.

Einſt aber, als ſie ohne Grund auf eine unmenſchliche Weiſe geſchlagen worden war, ſagte ich der Tyrannin ins Angeſicht: ſie ſey eine Rabenmutter. — Das Weib, das mir ſonſt immer freundlich begegnete, ward darüber zu einer Furie, warf mich zur Thür hinaus, verklagte mich bei meinem Vater, mißhandelte von nun an ihre Tochter noch grauſamer als zuvor, ließ ihr keine andere Nahrung, als Waſſer und Brod, zukommen, und ſchien ſo entſchloſſen, das unglückliche Kind durch langſame Martern aus der Welt zu ſchaffen. Roſa verging wie ein Schatten; niemand nahm ſich ihrer an; ich, ihr einziger Freund, ein unbedeutender Knabe von zwölf Jahren, konnte nichts

Wirkſames für ſie thun, und doch war es mein höchſter Wunſch, ſie aus den Händen ihrer Verderberin zu befreien. Ich entwarf, bei meiner damaligen Unkenntniß der Welt, wunderliche Plane, und den wunderlichſten führten wir aus: Roſa und ich entflohen mit einander." — —

„Was gibt's hier zu horchen?" ſchallte jetzt Moritzens Stimme draußen vor der Thüre. Er trat ins Zimmer, und ehe er noch hier ein Wort ſprach, umarmten ſich die entzweiten Freunde.

„Da hab' ich wieder ein Mal die Polizei in Deinem Hauſe verwaltet;" ſagte Moritz. „Mich litt die Unruhe über unſern Zwiſt nicht in meiner Stube; ich ging fort, um mich mit dir zu verſöhnen; und als ich hierher kam, fand ich Windmanteln mit dem Ohr am Schlüſſelloche."

„Das iſt mir nicht lieb;" ſprach Franz. „Ich erzählte eben meine Jugendgeſchichte." —

„Und Windmantel wird ſie bald weiter erzählen;" verſetzte Moritz. „Ich habe Dich längſt vor dieſem Schuft gewarnt. — Doch jetzt kannſt Du mit Sicherheit fortfahren. Ich ſtehe dafür, daß er heute nicht wieder horcht."

46.

Franz erzählt weiter.

„Ich hatte mir von meinem wöchentlichen Taſchengelde einen Schatz von fünfzig Thalern geſammelt, und mein junger Verſtand machte ſich Rechnung, mit dieſer Summe eine Reiſe von hundert Meilen zu beſtreiten. Wir wollten uns in keiner nähern Gegend niederlaſſen, um vor Nachſtellungen ſicher zu ſeyn.

Es begann Abend zu werden, als wir P** verließen. Mein Vater und Roſa's Mutter waren nicht zu Hauſe; niemand gab auf uns Acht: wir erreichten glücklich die Landſtraße. Hier aber machten alle Menſchen, die uns mit Bündeln unter den Armen pilgern ſahen, große Augen. Wir zitterten vor der Möglichkeit, einem Bekannten aufzuſtoßen und von ihm mit Gewalt nach P** zurückgeführt zu werden. Ich verſicherte zwar, ich würde mich in einem ſolchen Falle wie ein Löwe vertheidigen; aber Roſa, klüger als ich, hielt es für rathſamer, die Heerſtraße zu verlaſſen, und allenfalls die kurze Sommernacht, die wir vor uns hatten, in einem nahen Walde hinzubringen. Ich ſchlug dagegen ein altes, verfallenes Ritterſchloß, das mir mein Vater einſt auf einem Spaziergange gezeigt hatte, zu unſerm Nachtquartier vor. Meiner Gefährtin ſchauderte vor den öden Mauern; doch ſie ließ ſich überreden. Wir lagerten uns in einer Halle, die noch nicht völlig zuſammengeſtürzt war, und kämpften bis an den Morgen mit Fledermäuſen, ohne einen Augenblick ruhen zu können.

Als wir unſern Stab weiter ſetzen wollten, fühlten wir uns ſehr ermüdet, und beſorgten überdieß, von einem der Boten, die man uns wahrſcheinlich nachgeſandt hatte, aufgegriffen zu werden. Aus dieſen Urſachen beſchloſſen wir, in dem wüſten Schloſſe einen Raſttag zu machen. Aber uns quälten Hunger und Durſt. Ich mußte mich ins Freie wagen, um Lebensmittel zu kaufen. Roſa blieb zurück. Wir nahmen wehmüthig Abſchied, als ſollten wir uns nicht wieder ſehen; und — wir ſahen uns nicht wieder.

Ich lief eine Meile ins Kreuz und in die Quere, ehe ich in ein Dorf kam, wo ich mich mit Brod und Milch — denn ſonſt war nichts zu haben — verſorgte. Schwer beladen keuchte ich zurück, verirrte mich auf den Buſchpfaden, die zu den Ruinen führten, und langte erſt nach einer Abweſenheit von acht Stunden dort wieder an. Ich flog in die Halle, wo ich meine Freundin zu finden hoffte. Sie war nicht da. Ich durchſuchte das ganze wüſte Gebäude und den Wald umher: ſie war nirgends. Der Tag ſank; meine Verzweiflung ſtieg auf's höchſte. Ich hätte jetzt für einen Lichtſtrahl von Allwiſſenheit mein Leben verkauft!

Nach einer jammervollen Nacht durchirrte ich nochmals die Gegend. Ein alter Schäfer, der ſeine Heerde weidete, fragte mich, wen ich ſuche. Meine Schweſter, antwortete ich, und beſchrieb ihm Roſa's Geſtalt. Ich ſahe ſie geſtern; ſagte der Hirt: Sie ſtand weinend hier an der Straße und blickte rechts und links. Da kam eine Kutſche mit Poſtpferden. Darin ſaß ein Herr mit einem Ordenszeichen, und auf dem Bock ein Bedienter. Der Wagen hielt; der Herr beugte ſich heraus und ſprach mit dem Mädchen. Es ſchien, als wollte er ſie bereden, mit ihm zu fahren; aber ſie ſchüttelte den Kopf und ging fort. Er ſprang ſchnell aus dem Wagen, lief ihr nach, ergriff und trug ſie, ihres Schreiens ungeachtet, in die Kutſche, und ließ fortjagen. —

Ueber dieſe Nachricht außer mir, ſchalt ich den Hirten, daß er dem Menſchenraube ſo gelaſſen zugeſehen und das Kind nicht aus des Entführers Händen gerettet habe. Er entſchuldigte ſich: er ſey zu weit entfernt geweſen, und ſein ſchwaches Alter hätte doch gegen die Jugendkraft des Herrn und des Dieners nichts vermocht. Ueberdieß habe er nicht gewußt: ob die Kleine vielleicht entlaufen, und der Ordensherr ein Verwandter ſey, der ſie in ihre Heimath zurückbringen wolle.

Ich fragte, welchen Weg er genommen habe. Der Hirt zeigte mir die große Hauptſtraße nach W**, und ich rannte auf derſelben fort, als wollte ich die vierzig Meilen, die mich von der benannten Stadt trennten, in Einem Athem zurücklegen. Von einer Station zur andern verfolgte ich durch Forſchen und Fragen des Räubers Spur bis nach W**. Hier aber (wo ich zwölf bis vierzehn Tage ſpäter, als er, ankam) verlor ich ſie ganz, und es fehlte mir an Welterfahrung, ſie in dem Gewühl der großen Stadt wieder aufzuſuchen. Planlos lief ich auf den Straßen herum, ſah alle Menſchen an, und an alle Fenſter hinauf. Ich bekam gleich Anfangs Irrungen mit der Polizei. Sie wollte mit Gewalt wiſſen, was ich in W** zu thun habe. Einige Tage hielt ich ſie mit Nothlügen hin; dann ward ich von ihr aus der Stadt gewieſen. Ich wäre aber von ſelbſt gegangen, weil ich in meiner Herberge davon ſprechen hörte, daß ein fremder Herr, der in einem nahen Hotel logirt und ein kleines Mädchen bei ſich gehabt habe, kürzlich nach D** gereiſt ſey.

Ha! dachte ich mit kindiſcher Leichtgläubigkeit, das ſind die Leute, die ich ſuche! — Ich wanderte auf D** zu, umging P** auf weiten Abwegen, und kam endlich, beinahe ſchon ganz von Geld entblößt, in jene Stadt, wo ich mich abermals vergebens eine Woche lang auf allen Straßen herumtrieb. Von da leiteten mich neue Irrlichter grundloſer Nachrichten über B** nach H**. Auf den letzten fünfzig Meilen zwang mich die Noth, den Bettelſtab zu ergreifen.

Barfuß und mit zerriſſenen Kleidern ſchlich ich bei meiner Ankunft vor H** an einigen Gartenhäuſern voll fröhlicher Geſellſchaften hin. Vor einem derſelben ſaßen junge Herren und Damen in einem Kreiſe. Sie bemerkten mich, und lachten und witzelten über meinen traurigen Aufzug.

Ich ſah ihnen muthig ins Geſicht. Ein alberner Geck warf mir den Hut vom Kopfe; ein anderer Laffe hetzte auf mich einen Hund, der mich in die Beine biß. Ich wehrte mich mit meinem Wanderſtabe, traf den Kläffer auf die Naſe, und er ſtreckte alle Viere von ſich. Mit wildem Geſchrei drangen die Gelbſchnäbel beiderlei Geſchlechts auf mich ein, um des Hundes wahrſcheinlichen Tod an mir zu rächen. Ich ſchlug mit meinem Dornenſtocke ein Rad um mich her, und vertheidigte mich eine halbe Minute gegen das feige Völkchen. Indeſſen erhielt ich Succurs. Ein ehrwürdiger Mann — es war Moritzens Vater — kam raſch aus dem Hintergrunde eines Gartenſaales und rief: „Nicht doch! nicht doch! Ein Kampf ſo Vieler gegen Einen würde uns wenig Ruhm bringen!“ — Alle wichen ſtill und beſchämt zurück; nur ein einziges junges Frauenzimmer klagte mich mit kreiſchenden Tönen als den Mörder ihres Hündchens an. — Der Knabe iſt deßhalb nicht ſtrafbar; ſagte der edle Mann: Ein Menſch kann ſich gegen einen Hund — und wär' es der Leibhund eines Kaiſers — mit Recht vertheidigen.

Die Klägerin ſchwieg. Auch niemand anders wagte ein Widerwort. Dein Muth gefällt mir! ſagte mein Beſchützer: Wer biſt Du? — Ich antwortete: ich ſey ein älternloſes Kind und ſuche einen guten Herrn. — Er befahl mir, in ſeine Stadtwohnung zu gehen und ihn dort zu erwarten. Ich gehorchte; er folgte mir bald, ließ mich auf der Stelle neu kleiden, und ſeit dieſer Stunde genoß ich des Glücks, einen Vater zu haben. — Mehr zum Ruhme dieſes Biedermanns zu ſagen, verbietet mir jetzt die Gegenwart ſeines beſcheidenen Sohnes. —

Roſa war und blieb für mich verloren. Nur in Träumen erſchien mir das holde Kind. — Nach einigen Jahren erfuhr ich, Roſa's Mutter habe ſich von P** weggewandt, und mein ſogenannter Vater ſey dort geſtorben. Mit ſeinem Tode erloſch mir jede Hoffnung, über meine dunkle Herkunft Licht zu erhalten. Ich wählte meinen Vornamen, mit dem man mich von Jugend an rief, zum Geſchlechtsnamen, und bediene mich ſeiner noch jetzt dazu.“

17.

Herr Jonas hat abermal das Unglück, ſeinem Feinde nützlich zu werden.

Es iſt nun darüber Aufſchluß zu geben, warum Windmantel eigentlich horchte.

Er ging, als Franz und Moritz in einem warmen Wortwechſel begriffen waren, von ungefähr an der Thüre vorbei, ſah Letztern mit ungeſtümen Schritten herauskommen, ſchloß aus dem allen auf ein merkwürdiges Ereigniß, deſſen Kunde vielleicht dem Herrn Bulling angenehm ſeyn könnte, und geſchwind legte er ſein Ohr an. Es entging ſeinem leiſen Gehör von dem erſtern Theile der Erzählung kein Wort. Er bedauerte nur, daß ihn Moritzens Dazwiſchenkunft hinderte, den Reſt der intereſſanten Geſchichte zu vernehmen. Doch er wußte die Hauptſache: daß ſein Herr weder Namen noch Vaterland hatte und mit einem Mädchen entlaufen war. Das ſchien dem Horcher ſchon genug, ſeinem künftigen Schwiegervater — denn er rechnete feſt auf eine Verbindung mit Wilhelminen — eine herzliche Freude zu machen.

Er eilte noch am ſpäten Abend zu ihm und berichtete Franzens Abenteuer, mit witzelnden Gloſſen verbrämt.

Herr und Madame Bulling waren über ſeine Relation entzückt, dankten ihm mit ſchmeichelhaften Worten, und behandelten ihn als einen ſehr werthen Hausfreund. Aber ſtumm und finſter ſaß Wilhelmine dabei, ſah ihn nicht an, und antwortete, wenn er ſie anredete, nur mit einem kurzen Ja oder Nein. Er begriff dieſen Kaltſinn nicht und nahm beſtürzt Abſchied.

Herr Jonas begleitete ihn, wie vornehme Leute thun, nur bis an die Stubenthür; doch Wilhelmine leuchtete ihm die Hausflur entlang. Er wollte zärtlich werden; ſie wich ihm aus. „Herr Windmantel,“ ſagte ſie ernſt, „enthalten Sie ſich ſolcher Vertraulichkeiten! Der Verrath, den Sie jetzt an Ihrem braven Herrn begingen, hat mein Herz auf ewig von Ihnen abgewandt.“ — Sie verneigte ſich ein wenig, und fort war ſie! Monſieur Windmantel ſtand kalt und ſtarr, wie ein Eiszapfen, ließ die Flügel ſeiner Liebeshoffnung ſinken und ſchlich betrübt nach Hauſe.

In der Frühe des nächſten Tages erhob ſich Herr Jonas auf's Schloß. Hermann wollte ihn nicht ſprechen; doch er ließ ſich wiederholt anmelden, und ward endlich vorgelaſſen.

„Was führt Sie ſchon wieder zu mir?“ fragte der Alte vom Berge.

„Mein redlicher Eifer für das Wohl und die Ehre Ihrer Demoiſelle Tochter,“ antwortete Jonas. „Ich bringe Ihnen neue Nachrichten, wichtige Nachrichten, die Ihnen über den ſaubern Hofkammerrath die Augen vollends öffnen werden. — Er iſt ein Vagabund, ein Baſtard, er weiß ſeinen eigenen Geſchlechtsnamen nicht. Bis in ſein zwölftes Jahr hat ihn ein Kammerdiener in P** als ſeinen Sohn gepflegt“ — —

„Wie? was?“ — fiel ihm Hermann mit verwandelter Geſichtsfarbe ins Wort: „Ein Kammerdiener in P ?"

„Ja doch!" ſprach Jonas. „Aber er iſt entlaufen, mit einem zehnjährigen Mädchen entlaufen, das Roſa von Tannenfeld geheißen hat." —

„Herr Bulling!" — ſagte Hermann, und faßte ihn heftig an beiden Schultern: „Ich beſchwöre Sie: iſt das Wahrheit?" —

„So wahr, als ſpräch' es eine Stimme aus den Wolken!" entgegnete Jonas mit einer frommen Miene, und ſchlug an ſeine Bruſt. „Der lockre Zeiſig hat geſtern Abend — ohne zu wiſſen, daß man ihn behorcht — ſeine Fata ſelbſt erzählt." —

„Ewige Vorſicht!" — rief Hermann, und blickte mit hoch gefalteten Händen gen Himmel — „Du ſchenkſt mir meinen verlornen Sohn wieder!" —

„Was heißt das?" fragte Jonas ſtutzig.

„Umarmen möcht ich Sie!" ſprach Hermann mit Feuer der Freude: „Sie leiſteten mir den wichtigſten Dienſt, den mir ein Sterblicher leiſten konnte! Franz iſt mein Sohn! — Doch ohne Ihre Einwirkung, Herr Bulling, hätten wir uns nie gefunden, nie erkannt!" —

„Nun, nun!" ſagte Bulling mit Zähnknirſchen: „Der Fund iſt eben nicht groß! Sie gewinnen beide nicht viel an einander." —

Mit einem wiehernden Gelächter ging er fort; doch Hermanns Gemüth war in dieſem Augenblicke ſo bewegt, daß er es gar nicht bemerkte.

48.

Adels- und Bürgerblut gleicht ſich an Farbe. — War unſre Wiege nicht edel, ſo laſſet uns dahin trachten, daß es unſer Grab ſey! [*]

Franz ſaß, den Kopf auf den Arm geſtützt, und ſann ſchwermüthig nach, wie er Hermanns Schreiben beantworten wollte. Plötzlich ſtürzte Dieſer ins Zimmer, drückte ihn mit feurigen Küſſen an ſeine Bruſt und rief: „Mein Sohn! mein theurer Sohn! ich habe dich wieder!“ —

Der Jüngling erſtaunte und wollte ſich, in der Vermuthung eines ſeltſamen Mißverſtändniſſes, der Umarmung entwinden; doch Hermann überzeugte ihn mit wenigen Fingerzeigen auf ſeine Jugendgeſchichte, daß kein Irrthum im Spiele war. Der Sohn fiel mit Freudenzähren ans Herz des Vaters.

Aber — ſo unvollkommen iſt alles Erdenglück! — des Jünglings Freude, daß er ſeinen Vater gefunden hatte, ſchwächte der Schmerz über den Verluſt einer Geliebten, den ihm der Gewinn einer Schweſter nicht erſetzte. — Er unterdrückte indeſſen dieſe geheimen Empfindungen, erſuchte den Vater, ihm das Dunkel, das über ſeine Kinderjahre verbreitet lag, aufzuhellen, und der Alte begann:

„Wir ſind Grafen von Falkenburg. — Neunzehn Jahre lang mußte ich dieſen Namen verläugnen; doch ich nehme ihn nun mit Sicherheit wieder an. Ich war erſter Staatsminiſter des Herzogs von **, und fühlte mich als Menſchenfreund berufen, des Adels ungerechten Anmaßungen, die damals in jenem Lande alle Schranken der Ordnung und Beſcheidenheit überſchritten, mit Muth entgegenzukämpfen. Der Adel, von dem ſchwachen Herzog begünſtiget, drängte ſich in alle bedeutende Aemter, ohne dazu tüchtig zu ſeyn. Er überhob ſich der Mühe, nach Verdienſten zu ſtreben, weil ſeine Geburt für das höchſte Verdienſt galt. Was waren die Folgen? — Alle Zweige der Staatsverwaltung, denen Landeswohl entblühen ſollte, verdorrten unter der Pflege ungeſchickter Hände, und dienten bloß zu Zuchtruthen für die Unterthanen. Auf dieſe wälzte der Adel alle Bürden, und hielt ſeine eigenen Schultern davon frei. Er häufte überdieß das Getreide ſeiner Güter zuſammen, führte es ins Ausland, bewirkte dadurch im Herzogthume Mangel und Theuerung, und verübte, mit Einem Worte, jeden nur möglichen egoiſtiſchen Unfug, der in ſeiner Gewalt ſtand. Dabei war ſein hochbrüſtiger Uebermuth gegen den Bürgerſtand empörend und unerträglich. Es verſteht ſich, daß nicht die ganze Ritterſchaft des Herzogthums ſo zügellos verfuhr. Es gab unter ihr vortreffliche Männer ohne Tadel; doch die Ausgearteten hatten die Oberhand.

---

[*] Dieſe Worte — eine geringe Sprachverbeſſerung abgerechnet — ſind das Motto eines im ſiebzehnten Jahrhunderte geſchriebenen ſatiriſchen Romans: „Der Edelmann,“ deſſen Verfaſſer ſelbſt ein Edelmann, Paul von Winkler, war.

Ich drang in den Herzog, ihren Unbilden zu ſteuern. Ich predigte ihm den Grundſatz: Alle Menſchen hätten, nach dem Willen der Natur, gleiche Anſprüche, daher dürfe bei der Wahl zu Aemtern nur Tugend und Tüchtigkeit den Ausſchlag geben. — Und in Anſehung der Staatslaſten lehrte ich ihn das Sprichwort: Gleiche Bürde bricht niemand den Rücken. — Ich fand lange kein williges Gehör; doch nach und nach ließ er ſich überzeugen. Es wurden nun verſchiedene unbrauchbare Staatsbeamten, ungeachtet ſie aus beiden Familien ſtammten, ihrer Aemter entſetzt, und verdienſtvolle Bürger traten an ihre Stelle. Des Adels Steuerfreiheit ward aufgehoben, die Kornausfuhr verboten, und einige wilde Junker, die ſich thätliche Mißhandlungen bürgerlicher Perſonen erlaubt hatten, büßten dafür nach der vollen Strenge der Geſetze. Der Adel, über dieſe Verletzungen ſeiner eingebildeten Vorrechte erbittert, feindete mich an, und bäumte ſich ſogar gegen den Herzog auf. Ich rieth, die Trotzer auf die Feſtung zu ſchicken, und es geſchah.

Man verſuchte es im Guten und im Böſen, mich von dieſer Adelsverfolgung — wie man die unparteilichſte Ausübung der Gerechtigkeit nannte — abzulenken. Am Tage umlagerte man mich mit Aufwartungen, Schmeicheleien und Bittſchriften; des Nachts wetzte man, ſorgfältig vermantelt, vor meinem Hauſe die Degen auf dem Steinpflaſter, ſang Spottlieder unter meinen Fenſtern, und warf ſie ein. Ich blieb unerſchüttert. Drum beſchloß man, mich durch eine recht empfindliche Züchtigung auf beſſere Gedanken zu bringen.

Ich befand mich eine Meile von der Hauptſtadt auf meinem Landgute. Es war Mitternacht. Ich ſchlief ruhig. Auf Ein Mal wird das Thor mit Gewalt erſtürmt. Eine Schaar verlarvter und bewaffneter Männer dringt ins Haus. Meine wenigen Diener, die ich bei mir habe und ſich ihnen entgegen ſtellen, werden verwundet niedergeworfen. Die Rotte tobt, mit Windlichtern in den Händen, die Treppe hinauf, zerhaut und zertrümmert in einer Reihe von Zimmern, die ſie durchzieht, alle Geräthe, ſprengt die Thür meines Schlafgemachs, und ſtürzt mit gezogenem Degen vor mein Bett.

Ich erwachte, glaubte mich von Räubern überfallen riß eine geladene Piſtole von der Wand, und drückte ſie auf den Anführer ab, als er mir eben den Degen auf die Bruſt ſetzte. Er fiel; Beſtürzung durchſchauderte ſeine Spießgeſellen: ſie ergriffen die Flucht. Ich that noch einen Schuß über ihre Köpfe hin, und war nun allein mit dem Verwundeten, der ſich am Boden wälzte.

Mit Hülfe meiner Leute, die mit Lichtern herbei eilten, trug ich ihn auf ein Bett und befahl meinem Kammerdiener, der ein geſchickter Wundarzt war, ihn zu verbinden. Wir befreiten ſein Geſicht von der Maske, und mit Schrecken erkannte ich einen jungen Edelmann, der als Officier bei der herzoglichen Leibwache diente. Er wandte ſeine brechenden Augen von mir ab und verſchied. In ſeiner Taſche fand ſich der Entwurf eines Entſagungsbriefes, durch den ich mich bei Allem, was mir heilig war, hatte verbindlich machen ſollen, die Privilegien des Adels nicht mehr anzutaſten und dieſen Ueberfall zu verſchweigen.

Ich fuhr eilig nach der Hauptſtadt und meldete dem Herzog den blutigen Ausgang der mir abgedrungenen Nothwehr. Er entſetzte ſich, weil er eine Schweſter des Getödteten liebte. Drum befahl er mir mit Unwillen, mich aus ſeinen Augen zu entfernen, und ſeine weitere Entſchließung außerhalb der Gränzen des Herzogthums abzuwarten. Ich verſprach Folgeleiſtung; doch bat ich, meinen Gehorſam nicht als Flucht zu betrachten, weil ich aus eigener Bewegung, auf die Gerechtigkeit meiner Sache fußend, keinen Schritt von der Stelle weichen würde.

Du, Franz, warſt damals noch nicht drei Jahre alt. Deine Mutter war einige Monate vorher geſtorben. Ich ging mit dir und meinem Kammerdiener, der nachher dein Pflegevater ward, über die nächſte Gränze, und hoffte von einem Tage zum andern zurückgerufen zu werden. Ich glaubte, das Volk würde den Herzog darum mit Bitten beſtürmen; ich fürchtete ſogar wegen meiner Verweiſung einen Aufruhr. Aber ſtatt deſſen hörte ich, daß die undankbare Menge keine lebhafte Theilnehmung an mir und meinem Schickſal zeigte. Sie hatte ſich im Gegentheil, durch ſchlaue Künſte geblendet, das alte Joch wieder auflegen laſſen, und ich — war vergeſſen. Das kränkte mich; ich fing an, die Menſchen zu haſſen und allen entbehrlichen Umgang mit ihnen zu meiden.

Der Herzog ließ mein Landgut und alles bewegliche Vermögen, das ich in ſeinem Gebiete zurückgelaſſen hatte, in Beſchlag nehmen, und meine Feinde gewannen auf's neue ſo viel Gewalt über ihn, daß ich auch Leib und Leben in der Nähe ſeiner Staaten nicht mehr für ſicher hielt. Ich entſchloß mich deßhalb, unter einem fremden Namen in ferne Länder zu reiſen. Dich vertraute ich der Obhut meines Kammerdieners an und ſandte Euch nach P**.

Ich verlebte zehn Jahre theils in England, theils in Frankreich und Italien; doch ſehnte ich mich endlich wieder nach Deutſchland, und beſchleunigte meine Rückreiſe dahin, als ich mit Erſtaunen von deinem Verſchwinden Nachricht erhielt. Alle Bemühungen, deinen Aufenthalt zu erforſchen, waren fruchtlos. Ich ſuchte dich zwei Jahre lang vergebens in allen deutſchen Hauptſtädten, und ward darüber ſo ſchwermüthig, daß ich mir eine Einſiedelei wünſchte, wo ich, von dem Geräuſch der Welt abgeſondert, mein freudenloſes Leben beſchließen könnte.

Dieſen Wunſch gewährte mir der Graf von Wartſtein, den ich in W** traf. Ich hatte ihn auf frühern Reiſen kennen gelernt und vor ungefähr dreißig Jahren hier in Fehdingen einige frohe Tage bei ihm genoſſen. Wir erinnerten uns derſelben in W**. Ich geſtand, daß ich ihn um dieſe anmuthige Beſitzung beneide. Er ſagte: ſie ſey ihm feil. Der Preis, den er forderte, war billig. Ich überſchlug mein Vermögen; es reichte hin, den Handel mit ihm zu ſchließen, und Fehdingen ward mein Eigenthum. Doch bedung ich mir, nicht ſogleich als Beſitzer deſſelben bekannt zu werden, ſondern ſo lange, als es mir gefiele, für einen Bevollmächtigten oder Statthalter des Grafen zu gelten.

Dieſer Vorſicht bedarf ich nun nicht mehr. Der Herzog, in deſſen Dienſten ich ſtand, iſt todt; ſein Nachfolger hat mich von aller Verantwortlichkeit über jene Nothwehr freigeſprochen, und mir mein von ſeinem Vorfahr eingezogenes Vermögen zurückgegeben. Ich nenne mich von dieſer Stunde an wieder Falkenburg: was nie geſchehen wäre, wenn ich dich, mein Sohn, nicht gefunden hätte; und dieſes Glück verdanken wir einzig und allein dem Herrn Bulling.“ —

19.

Roſalie.

Falkenburg erzählte jetzt ſeinem Sohne die Auftritte, die er mit Herrn Bulling gehabt hatte. Franz hörte nur mit halben Ohren darauf. Sein Herz, Geiſt und Sinn waren bei Roſalien. Es wunderte ihn, daß der Vater ihrer mit keinem Worte gedachte. Er wünſchte, von ihr ſprechen zu hören, und fürchtete ſich gleichwohl davor. Jeden Augenblick wollte er nach ihr fragen, doch Muth und Stimme fehlten ihm. Der Vater, der die Bewegungen ſeines Gemüths wahrnahm und die Urſache derſelben leicht errieth, hielt dieſen Zeitpunkt nicht für ſchicklich, ihn zur Erzählung ſeines Lebenslaufes in den letztern zehn Jahren aufzufordern. Er lud den Zerſtreuten ein, ihn auf's Schloß zu begleiten. Franz folgte ihm ſtumm und zagend.

Roſalie, die von allen Vorgängen dieſes Tages nicht die geringſte Kenntniß hatte, zog ſich erſchrocken von ihrem Fenſter zurück, als ſie Franzen und ihren Vater in den Schloßhof treten ſah. Es war ihr ein Räthſel, was dieß zu bedeuten habe. Unruhe und Bangigkeit zitterten durch ihr Herz. Sie ſetzte ſich vor den Stickrahmen, ſie ergriff ein Buch; aber ſie hatte für nichts Sinn und Gedanken; auf keiner Stelle konnte ſie bleiben.

Nach einigen Minuten ließ ſie der Vater rufen. Sie eilte mit geflügelten Schritten zu ihm, um ſich ſo geſchwind als möglich von ihrer dunklen, namenloſen Angſt zu befreien. Als ſie in des Vaters Zimmer trat, erblickte ſie Franzen; er und ſie errötheten und begrüßten ſich ſchüchtern.

„Nun?“ — ſagte Falkenburg: „Ihr thut ſo fremd, und ſeyd doch, meines Wiſſens, alte Bekannte! — Kennen ſich Franz und Roſa von Tannenfeld nicht mehr?“ —

Der Jüngling erſtarrte bei dem theuren Namen. Roſalie ſchlug wenig erſchüttert die Augen nieder. Sie glaubte, es ſey nur davon die Rede, daß ſie den Hofkammerrath bisweilen auf Spaziergängen geſehen habe; denn wie konnte ſie in dem hochgewachſenen und ausgebildeten Manne ihren kleinen Jugendfreund ahnen? — Er hingegen fand, je mehr er ſie anſah, die Geſichtszüge des geliebten Kindes in dem Antlitze der blühenden Jungfrau wieder, und ſank, vor Entzücken ſich ſeiner ſelbſt nicht bewußt, ihr zu Füßen. Falkenburg erklärte der Staunenden die Wunder des Tages, und die jungen, liebenden Herzen durchwallte ein Strom von Gefühlen, deren Beſchreibung keine Feder wagen darf.

Als ſich Beide wieder etwas gefaßt hatten und des ruhigen Sprechens und Hörens fähig waren, bat Franz Roſalien um Mittheilung ihrer Geſchichte.

„Sie erinnern ſich,“ ſagte ſie, „daß Sie mich, um Lebensmittel anzuſchaffen, in dem wüſten Schloſſe allein ließen. Ich hoffte, Sie würden bald zurückkehren; aber es vergingen acht oder neun Stunden, die mir eine Ewigkeit ſchienen, und ach! Sie kamen noch nicht! Meine Verzweiflung war ohne Gränzen.

Ich ſtand weinend an der Landſtraße. Ein Reiſender fragte, was mich betrübe. — Ich habe meinen Bruder hier im Walde verloren, antwortete ich. — Reiſen Sie mit mir, ſchönes Kind! ſprach er: Wir wollen ihn ſuchen. — Ich ſagte Nein und floh. Aber er ſprang aus dem Wagen, ergriff mich, trug mich hinein und befahl dem Poſtillion, ſchnell fortzufahren. Bitten und Geſchrei waren vergebens; er ließ mich nicht wieder frei, und verſprach mir goldne Berge, wenn ich mich ruhig verhielte. Er rühmte ſich des Beſitzes großer Reichthümer, und erbot ſich mit den heiligſten Betheuerungen, väterlich für mich zu ſorgen und mich wie ein Fürſtenkind erziehen zu laſſen. Ich ſchwieg und nahm mir vor, ihm zu entſpringen; doch es war nicht möglich. Er bewachte mich auf der ganzen Reiſe wie eine Gefangene, und ſo kamen wir nach W**.

Hier übergab er mich der Aufſicht einer Hofmeiſterin, die mir keinen Augenblick von der Seite wich. Ich konnte den Vorſatz des Entfliehens nie ausführen. Uebrigens ging es mir wohl. Ich ward von ihm und ihr anſtändig behandelt, und in allen weiblichen Künſten der feinen Welt unterrichtet. In dieſer Rückſicht befand ich mich in beiſern Händen, als vormals bei meiner harten, ſorgloſen Mutter: aber dennoch war mein Gemüth nie ruhig, weil ich von Ihnen, mein werther Jugendfreund, keine Nachrichten hatte, und ſich meine Phantaſie von Ihrem Geſchick die traurigſten Bilder ſchuf. Ueberdieß ward mir der Mann, der ſich mir zum Vater aufgedrungen hatte, nach und nach verdächtig und furchtbar. Er brachte alle Nächte außer dem Hauſe zu, und am Tage beſuchten ihn wilde, ſittenloſe Männer, die bei jedem dritten Worte einen Fluch ausſtießen und mit mir auf die frechſte Weiſe ſcherzten, ohne daß er dadurch beleidiget ſchien. Am Ende, als ich beinahe zwei Jahre in ſeiner Gewalt war, fand ich von ungefähr einen an ihn gerichteten, offnen Brief, worin ſchreckliche Dinge ſtanden. Der Schreiber deſſelben, der ein Jüngling von guter Herkunft zu ſeyn ſchien, nannte ihn mit den gräßlichſten Verwünſchungen einen Betrüger, der ihn dahin gebracht habe, daß er ohne Rettung verloren ſey und ſein Leben durch Selbſtmord endigen müſſe.“ –

„Dieſe Geſchichte iſt mir bekannt,“ fiel Falkenburg, der Vater, ein: „Der Unglückliche war ein junger Edelmann, der in Einer Nacht ſein ganzes, nicht unbeträchtliches Vermögen im Spiele verloren hatte, und ſich am folgenden Tage eine Kugel durch den Kopf jagte. – Du mußt wiſſen, mein Sohn, daß der Abenteurer, der Roſalien – denn das iſt ihr eigentlicher, unverkürzter Name – von der Landſtraße hinweg raubte, ein Spieler von Profeſſion, und noch dazu ein Falſchſpieler war. Er gab ſich für einen italiäniſchen Oberſten aus, und prangte mit verſchiedenen unbekannten Ordenszeichen, die er wahrſcheinlich ſelbſt geſchaffen und ſich zugetheilt hatte. Doch war er wirklich Ritter vom goldnen Sporn, ein armſeliger Orden, der bei dem Papſt und ſeinen Nuntien um den billigen Preis einer vollwichtigen Piſtole zu haben iſt; daher denn die Sacri Palatii Comites et Equites aurati, wie ſie in den Diplomen genannt werden, in keinem großen Anſehen ſtehen. Unſer Spornritter war Inhaber einer Pharobank, und entführte Roſalien in der Abſicht, ſie in ſpätern Jahren als einen Lockvogel zu brauchen. Sie ſollte in ſeinen nächtlichen Geſchäftsſtunden an ſeiner Seite ſitzen, um durch die Magie ihrer Schönheit Spielkunden an die Glückstafel zu ziehen, und die Augen derſelben ſo zu feſſeln und zu beſchäftigen, daß ſie nicht Zeit hätten, dem Bankhalter auf die behenden Diebsfinger zu ſehen. —

Dieſen Plan entdeckte er einem ſeiner Vertrauten, und von Dieſem erfuhr ihn der Graf von Wartſtein, der mir zufällig die Sache erzählte. Der Ritter hatte ſeinem Buſenfreunde ſogar Roſaliens Geſchlechtsnamen entdeckt, und ihm nicht verſchwiegen, daß er ſie in der Nähe von P**, aus welcher Stadt ſie mit einem Knaben entflohen ſey, auf der Straße gefunden und ſich ihrer mit Gewalt bemächtiget habe. Das war mir wichtig; denn ich wußte aus den Briefen meines Kammerdieners, daß dieſelbe Roſalie und mein Franz mit einander fortgewandert waren.

Ich konnte nicht ruhen: ich mußte das Mädchen ſehen und ſprechen. Das verſetzte mich in die Nothwendigkeit, mit dem Ritter Bekanntſchaft zu machen. Der Weg dazu war leicht gefunden. Ich verlor, ungeachtet ich mich ſonſt nie in Haſardſpiele einließ, eine Hand voll Dukaten an ihn, und zeigte bei dieſer Gelegenheit ſo viel Gold, daß er mich für einen ſteinreichen Mann halten mußte. Da ich vollends die erlaubte Liſt brauchte, mich im Umgang mit den Karten ungeſchickter anzuſtellen, als ich eigentlich war: ſo mochte er wohl glauben, einen guten Fang an mir zu thun, und mich nach und nach völlig ausplündern zu können. Er zeichnete mich daher vor allen andern Spielern durch zuvorkommende Höflichkeit aus, und lud mich auf den folgenden Tag zum Frühſtück in ſeine Wohnung ein.“ —

„Unvergeßlich iſt mir dieſer denkwürdige Tag!“ unterbrach ihn Roſalie: „Es war mir, da Sie kamen, als träte ein Engel ins Haus. Ich weiß dem ahnenden Luſtgefühl, das mich ergriff, keinen Namen zu geben. Die Geſichtszüge meines jungen Freundes ſprachen mich aus den Ihrigen an; ſelbſt der Ton ihrer Stimme erinnerte mich an die ſeinige. Ich faßte ſogleich ein kindliches, unbegränztes Vertrauen zu Ihnen.“ —

„Auch Du gewannſt auf der Stelle mein Herz!“ ſagte Falkenburg: „Es nahm Dich in den erſten Minuten, ſtatt des verlorenen Sohnes, zur Tochter an.“ —

„Aber“ — fuhr er, zum Sohne ſich wendend, fort — „wie ſollte ich unſere Roſalie aus des Ritters Händen erlangen? Ich wußte freilich, daß durch Geld bei ihm Alles auszurichten war; doch es widerte mich, über ſie mit ihm zu handeln; und er hätte gewiß ein unmäßiges, mein Vermögen überſteigendes Löſegeld gefordert. Drum dünkte mich's der beſte Rath, ihm Gleiches mit Gleichem zu vergelten, und ſie zu entführen.

Des nächſten Abends, da ich wußte, daß er feſt vor ſeiner Bank ſaß, ging ich in ſeine Wohnung. Roſalie und ihre Erzieherin waren allein. Ich knüpfte mit der letztern ein ausholendes Geſpräch an, und ſie verrieth durch Achſelzucken und leiſe Seufzer, daß ſie mit dem Herrn Ritter nicht ſonderlich zufrieden war. Indeſſen kam nach der mit ihm genommenen Abrede der Graf von Wartſtein. Ich ſchritt nun raſch zum Ziele, nannte Roſalien bei ihrem Geſchlechtsnamen, entdeckte mich als Dein Vater und ſagte ihr: ſie befinde ſich in den Stricken eines gefährlichen Menſchen, der nichts Gutes mit ihr im Sinne habe; aber ſie ſolle ſich mit Vertrauen in meine Arme werfen, ich würde ſie retten. —

Die Alte rang ſtaunend die Hände. Roſalie ſtürzte ſchluchzend vor mir auf die Knie. Der Graf von Wartſtein, den die Gouvernante ſeit langer Zeit kannte, nahm jetzt das Wort, und erklärte ſich für mich als Bürge, daß ich ein Mann ſey, auf den man ſich verlaſſen könne. Ich machte ihr den Antrag, Roſalien hierher zu begleiten, und verſtand mich zu vortheilhaftern Bedingungen, als ſie bei dem Ritter gehabt hatte. Sie entſchloß ſich ohne langes Bedenken. Wir ſetzten die nächſte Nacht zur Abreiſe feſt, und ich übergab ihr eine Summe Geld, um Roſalien mit den nöthigſten Kleidern zu verſehen; denn ich verlangte ſie ſolle jeden Faden, den ihr der Ritter geſchenkt hatte, zurücklaſſen.

Als alles Nöthige nach meinem Wunſche verabredet war, eilte ich zur Pharobank, damit mich der Ritter nicht vermiſſe. Ich war darauf gefaßt, wieder eine Menge Dukaten an ihn zu verſpielen; er aber ließ mich doppelt ſo viel, als ich am vorigen Abend verloren hatte, gewinnen, um mich dadurch für die Zukunft anzuködern. Ich lachte in meinem Herzen, und wir ſchieden im beſten Vernehmen von einander.

In der folgenden Nacht verſchwand ich mit Roſalien und ihrer Hofmeiſterin, die ſich noch bis den heutigen Tag bei mir aufhält. Unſere Abreiſe von W** ward in den kleinſten Umſtänden vom Glücke begünſtiget. Ich hinterließ in der Wohnung des Ritters einen Brief, worin ich ihn warnte, weder Hand noch Fuß zu regen, um ſich etwa Roſaliens wieder zu bemächtigen: ich würde ſonſt — ſetzte ich drohend hinzu — den Arm der Gerechtigkeit gegen ihn aufrufen. —

Von dieſem Arme ward er, ungeachtet er uns auf keine Weiſe verfolgte, bald erreicht. Der Graf von Wartſtein meldete mir ein halbes Jahr nachher: der Ritter ſey wegen ungeheurer Betrügereien in Unterſuchung gerathen und auf Lebenszeit zum Schiffziehen verurtheilt worden. Es hatte ſich bei ſeinem Proceß ausgewieſen, daß er **nie** in Kriegsdienſten geſtanden hatte, ſondern urſprünglich ein italieniſcher Mäuſefallen- und Hechelkrämer war.“ —

50.

Ein Broſamlein Moral.

Franz erzählte hierauf ſeine uns ſchon bekannten Abenteuer, und die Wiedervereinten fühlten ſich ſo unausſprechbar ſelig, daß es Thorheit wäre, darüber viele Worte zu machen. —

Unter der Zeit, als oben auf dem Schloſſe gleichſam ein Himmel geöffnet war, that ſich unten in der Stadt für gewiſſe Leute eine Hölle auf.

Der Leſer wird ſich erinnern, daß die fürſtliche Regierung einem Juſtizbeamten aufgetragen hatte, Bullings Ränke und Verbrechen zu unterſuchen. Der geldtrotzige Mann machte ſich, als er es erfuhr, wenig daraus. Er hoffte, den Amtmann durch ein derbes Geſchenk in eine Krähe zu verwandeln, die einer andern die Augen nicht aushackt. Doch weit gefehlt! Die abgeſandte Sendung kam unberührt zurück, und der ehrliche Richter, durch dieſen Beſtechungsverſuch beleidiget, nahm ſich um ſo mehr vor, den erhaltenen Auftrag mit ſchonungsloſer Strenge zu vollziehen. Er entdeckte bald, daß Bullings geräuchertes Privilegium ſammt den dazu geſchmiedeten Rathsakten elende Machwerke eines eben ſo frechen als einfältigen Betrugs waren. Advokat Rauf und der Director hatten die Dummheit begangen, ſich dazu eines Papiers zu bedienen, das in einer erſt ſeit wenigen Jahren erbauten Mühle verfertiget war. Es verrieth ſeine Jugend durch den eingezeichneten Namen des Müllers, der kaum dreißig Jahre alt ſeyn mochte, und alſo nicht ſchon vor fünfzig Jahren Papier gemacht haben konnte. —

Gerade zu derſelben Stunde, da Jonas ſeinen Feind, indem er ihn zu einem Landſtreicher erniedrigen wollte, in den Grafenſtand erhob, traf der Amtmann in Fehdingen ein, um an Ort und Stelle Gericht zu halten. Er ließ ſogleich die Herren Jonas und Schneller in ſein Abſteige-Quartier rufen, und verhörte einen nach dem andern über den geſpielten Betrug. Natürlich läugneten Beide; doch der überführende Zeuge, der aus dem Papiere ſelbſt wider ſie auftrat, zwang ſie zum Geſtändniſſe der Wahrheit. Jonas ſchob raſch die Schuld auf ſeinen Sachwalter; allein es half ihm nichts, da er beſonders noch viel anderes Werg am Rocken hatte. Der Amtmann kündigte ihm und ſeinem Eidam Hausarreſt an, und hatte ſchon bewaffnete Mannſchaft bei ſich, die ſie bewachen ſollte. Durch dieſe Maßregel erſchreckt, baten ſie dringend, ſie nicht vor der ganzen Stadt zu beſchimpfen. Der Amtmann wollte eben nicht härter verfahren, als ihm ſeine Pflicht gebot: er ließ ſie daher, in Betrachtung ihrer Anſäßigkeit gegen gehörige Sicherheitsſtellung frei. Doch entſetzte er vor der Hand, bis zum Ausgang der Sache, den Director ſeines Amtes, und Jonas mußte noch auf der Stelle ein ſummariſches, bis zum ſpäten Abend dauerndes Verhör über die andern ihm zur Laſt fallenden Vergehungen aushalten, damit er ſich nicht vorher mit ſeinem Schwiegerſohne darüber beſprechen und berathen konnte.

Von dieſen Vorgängen wußte man im glücklichen Schloſſe nichts, und Herr Schneller erhielt, indem noch ſein Schwiegervater vor dem peinlichen Richter auf einem heißen Brete ſtand, von oben herab dieſes Billet:

> Mein Herr Stadtdirector!
>
> Ich mache Ihnen hiermit bekannt, daß ich ſchon ſeit acht Jahren, durch einen mit dem Grafen von Wartſtein abgeſchloſſenen Kauf, Erb- und Eigenthumsherr der Stadt und Herrſchaft Fehdingen bin, und mir eben jetzt das Vergnügen gewährt habe, ſie meinem leiblichen Sohne, der bisher am hieſigen Orte unter dem Namen Franz Handelsgeſchäfte trieb, zum Geſchenk abzutreten.
>
> Ich erſuche Sie, dem Magiſtrat und der Bürgerſchaft davon Nachricht zu ertheilen.
>
> Graf von Falkenburg,
> ſonſt Hermann genannt.

Schneller rieb ſich die Augen: er glaubte zu träumen. Der Alte vom Berge — ein Graf? — Der Hofkammerrath Franz — ſein leiblicher Sohn und Erb- und Gerichtsherr von Fehdingen? — Das klang ihm wie ein Mährchen aus Tauſend und Einer Nacht. Aber es ſtand mit den deutlichſten Buchſtaben von Hermanns wohlbekannter Hand vor ihm auf dem Papiere, und es änderte ſich keine Sylbe, er mochte das Billet von vorn oder von hinten leſen. Er rannte damit ohne Hut aus dem Hauſe, ſchrie die Schreckenskunde bei ſeinem Schwiegervater, der noch im

Verhör war, in den Laden hinein, ſtürmte dann vor die Thüren und Fenſter der Rathsherren, und foderte ſie Knall und Fall auf's Rathhaus. In zehen Minuten waren ſie beiſammen. Er machte ihnen mit keuchender Stimme die wunderbare Neuigkeit bekannt. Alle ſperrten Mund und Naſe auf, und es ward einſtimmig reſolvirt: ſich des folgenden Morgens geſammtſchaftlich, mit Feierkleidern angethan, auf's Schloß zu begeben und den beiden Herren Grafen von Falkenburg in Unterthänigkeit abzuwarten.

Hierauf verließen ſie ſchnell das Rathhaus, um der Neugier und Schwatzluſt ihrer Frauen (die zum Theil ſchon an der Thüre des Seſſionszimmers gehorcht hatten) eine angenehme Nahrung zu bringen.

Herr Jonas, der eben aus dem Verhör kam, begegnete ihnen auf der Straße. Sie waren ehedem gewohnt, in einer ziemlichen Entfernung das Haupt vor ihm zu entblößen; doch jetzt griffen ſie nicht einmal in der Nähe an ihre Hüte, und riefen ihm faſt höhniſch die Frage zu: ob auch er dem jungen Grafen von Falkenburg ſeine Aufwartung machen werde.

Er verſtand ſie nicht. Sein Eidam reichte ihm ſeufzend den Brief des Grafen. Er las mit fieberhaftem Zittern, ließ das Blatt aus der Hand fallen, ſchlug ſich einige Mal mit der geballten Fauſt vor die Stirn, riß ſeinen Schwiegerſohn aus dem Kreiſe der Rathmänner und zog ihn fort.

Sie trabten einige zwanzig Schritte ohne Wort und Laut. Dann machte Jonas ſeinem Herzen Luft. „Der jüngſte Tag kommt!“ rief er mit gepreßter Stimme: „Es geſchehen Zeichen und Wunder! — O, ich Dummkopf! ich Dummkopf! — Möchte der Alte vom Berge immerhin Graf oder Fürſt ſeyn: wenn ich ihm nur nicht zu der

Entdeckung, daß Franz ſein Sohn iſt, verholfen hätte! — O, dieſer verfluchte Streich bringt mich unter die Erde!“

Schneller, der von jener unglücklichen Klatſcherei nichts wußte, bat ſich eine Erklärung aus, und erhielt ſie.

„Hat ſich nicht die ganze Hölle gegen mich verſchworen?“ fuhr Jonas fort. „Alles, was ich that, um meinen Gegner zu ſtürzen, das hob ihn empor! Durch mich gewann er zwanzigtauſend Thaler, durch mich ward er Hofkammerrath, und endlich ſogar Graf und Erbherr von Fehdingen! — Ja, wenn ich nicht ruhe, ſo wird er noch ein Fürſt und ein Gott! — Nun, ich will ruhen — mit mir iſt's vorbei!“

Der Eidam ſuchte ihn zu tröſten; aber er rief immer heftiger: „Mit mir iſt's vorbei!“ So fuhr er wild in ſein Haus, und verbot dem Director, ihm zu folgen.

Er wühlte die ganze Nacht, ohne ſich einen Augenblick zu Bett zu legen, in ſeinen Geldkiſten. Es durfte ſich niemand ihm nahen. Er hatte ſich in ſeiner Stube eingeſchloſſen und zankte mit ſich ſelbſt. Bisweilen war er ſtill, und es ſchien, als durchzählte er ſein Geld mit Vergnügen; aber plötzlich ſchmetterte er eine Menge harter Thaler auf den Fußboden, und ſprang, wie raſend, auf ihnen herum. „Unnützer Plunder!“ ſchrie er: „was hilfſt du mir jetzt in der Zeit der Noth? — Kannſt du meinen zerrütteten Alleinhandel wiederherſtellen? — mich vom Zuchthauſe retten? — den Triumph meines Feindes vernichten? — und von mir abwenden die Schmach, mich vor ihm zu beugen? — Nichts, nichts von dem allen kannſt du, elender Abgott!“ — Er rannte, nach ſolchen Ausſtrömungen ſeiner Wuth, mit dem Kopfe gegen die Wand. Seine Familie fürchtete, er werde Hand an ſich legen.

Gegen Morgen ward er ruhiger, nahm ein gutes Frühſtück ein, ließ ſich ſeine Handelsbücher bringen, verglich Einnahme und Ausgabe, und ſchien mit der Bilanz zufrieden. Dieſe Sturmſtille dauerte aber nicht länger, als bis er hörte, daß ſich das Rathskollegium, unter Anführung des Directors, in Bewegung geſetzt hatte, um den beiden Grafen von Falkenburg ſeine Ehrerbietung zu bezeigen. Darüber tobte er fürchterlich, und drohte, auf der Stelle ein Teſtament zu machen und ſeine verheirathete Tochter zu enterben.

Der Senat kam auf's Schloß, ließ ſich anmelden, und fand, mit Ausſchluß ſeines Oberhauptes, eine gute Aufnahme. Des Directors Beſuch ward von den Grafen verbeten, weil ſie aus dem Munde des Amtmanns, der Abends vorher auf dem Schloſſe geweſen war, des Aktenverfälſchers Entſetzung erfahren hatten. Die übrigen Rathsglieder wurden vorgelaſſen, und, nach einer freundlichen Unterhaltung mit ihnen, zur Mittagstafel eingeladen.

Bis dahin war es noch einige Stunden Zeit. Indeſſen gingen die Senatoren wieder in die Stadt hinab, und mit ſtolzen Schritten bei Bullings Hauſe vorbei. Keiner von ihnen hatte jemals die Ehre gehabt, an einer gräflichen Tafel zu ſpeiſen; darum blähten ſie ſich jetzt ſo auf, und würdigten ihren noch vor vier und zwanzig Stunden hochverehrten Gönner, der eben am Fenſter ſtand, kaum eines Blicks. Nur ein einziger alter deutſcher Degenknopf konnte nicht ſo kaltſinnig vorbeiſtrotzen. Er beſuchte den betrübten Freund, erzählte ihm haarklein, was auf dem Schloſſe geſprochen und nicht geſprochen worden war, und meldete ihm unter andern: er habe dort gehört, der junge Graf trete die bisher geführte Handlung dem Marionettenſpieler Lorenz ab.

„Geht zum Teufel, alter Schwätzer!“ rief Jonas. „Müßt Ihr mir auch noch meinen letzten Troſt rauben! — Ich hoffte, die vermaledeite Bude ſollte geſchloſſen werden: aber nein! man übergibt ſie einem lumpigen Puppenſpieler, um den Handelsſtand zu entehren, und mich zu Tode zu ärgern. — Nun, Welt ade! ich bin dein müde!“ — Mit dieſem Seufzer ſchob er den ehrlichen Graukopf zur Thür hinaus und verſchloß und verriegelte ſich.

Eine Viertelſtunde nachher ging er aus. Er hatte, ungeachtet das Wetter ſehr heiter war, einen großen Regenmantel um ſich geſchlagen, den Hut tief in die Augen gedrückt, und wanderte mit haſtigen Schritten hinaus an den Strom, den er einſt den Seinigen nannte. Er lief eine Meile am Ufer hin und her, und ſchien mit dem Strome zu ſprechen. Dann erſtieg er eine von dem Fluſſe beſpielte Felsklippe, warf den Mantel hinter ſich von den Schultern und ſprang hinab in die Fluth.

Ein angelnder Fiſcher, der von fern den Todesſprung ſah, eilte herbei, tauchte bei der Felsklippe unter das Waſſer, fand und ergriff den Leichnam, konnte ihn aber, wegen deſſen ungewöhnlicher Schwere, nicht ans Land bringen. Es gelang ihm erſt mit Hülfe einiger Leute, die er aus der Stadt herzurief. Doch der Körper war ſchon erſtarrt und erkaltet. Kein Belebungsmittel ſchlug an. Der Selbſtmörder hatte ſich rings um den Leib große, ſtraff gefüllte Geldſäcke gebunden, um ſie in jene Welt mit hinüberzunehmen.

Laßt uns von dieſem widrigen Gegenſtande die Augen abwenden! — —

Franz und Roſalie wurden bald ein ſehr glückliches Paar. Moritz wartete noch ihre Vermählung ab, und folgte dann ſeiner Neigung, fremde Länder zu ſehen. Der Director verlor auf immer ſein Amt. Rauf gewann dagegen eine Stelle — im Zuchthauſe. Windmantel, der Horcher und Klätſcher, erhielt plötzlich ſeinen Abſchied. Wilhelminen, die Gute, heirathete nach Verfluß eines Jahres der wackre Lorenz, dem Graf Franz ſein Handelsgewölbe übergab und das ganze Waarenlager zum Geſchenk machte. Die Bulling'ſche Handlung ward, unter Polykarps Beiſtande, von der Wittwe fortgeſetzt; doch von nun an hörten alle Feindſeligkeiten zwiſchen den verwandten Häuſern auf.

Und ſo endete ſich denn der Fehding'ſche Krämerzwiſt, deſſen Geſchichte vielleicht hier und da einem Leſer zum Lebens- und Sittenſpiegel dienen kann. Die Welt hegt noch manchen Jonas Bulling, der, ohne gerade Kaufmann zu ſeyn, den Wohlſtand Anderer heimlich und öffentlich untergräbt. Ein ſolcher Neidhart lege, mit ernſtlichen Beſſerungsentſchlüſſen, dieſes Buch aus der Hand! Setzt er aber dennoch das Spiel ſeiner Ränke fort, ſo ſtrafe ihn dafür der Verdruß, das Glück des Gegners, an deſſen Verderben er arbeitet, mit jedem Tage herrlicher blühen zu ſehen!

Scherzhafte Erzählungen.

I.

Magiſter Zimpels Brautfahrt.

Erſte Station.

Rehfeld, am 6. Mai 1811.

Ja, wär's nicht gegen Amt und Würde, ich fluchte wie ein Dragoner! Der verdammte Poſtwagen! Sein Umſturz zermalmte mir die herrlichen Blüthen eines erſehnten Glücks. — Ach, warum duldet der gute Fürſt ſolche Mordwege in ſeinem Lande! Wagner, Schmiede, Wundärzte und bisweilen ſogar die Todtengräber gewinnen freilich dabei. Man zieht Geld ins Land von Fremden, die außerdem weder neue Reiſewagen bei uns kauften, noch ſich Arm- und Beinbrüche heilen ließen, und am wenigſten unſere Kirchhöfe zu ihren Ruheſtätten erwählten. Ich ſehe dieſe Vortheile vollkommen ein; aber bei dem allen iſt's hart, wenn ein Landeskind, ein ehrbarer Magiſter, gleich auf der erſten Station einer mit der möglichſten Vorſicht unternommenen Reiſe umgeworfen wird, und aus den Armen der Liebe und der Hoffnung auf die Naſe fällt.

Womit habe ich dieſes Unglück verſchuldet? Ich reiſe ja nicht aus langer Weile oder leidiger Neugier. Der bibliſche Spruch: „Es iſt nicht gut, daß der Menſch allein ſey," verſetzte mich in die Poſtkutſche: denn in Gimpelwalde, wo ich bekannter Maßen als dritter Lehrer bei der Hauptſchule angeſtellt bin, betrugen ſich die vornehmen Jungfrauen ſehr ſpröde gegen mich, und ſchienen beſonders ſeit einem gewiſſen Tage insgeſammt verſchworen, mir Körbe zu flechten, wenn ich mich einer von ihnen als Freier genaht hätte.

Da ich aus bewegenden Gründen, die ich in der Folge anzeigen werde, die Geſchichte meiner gegenwärtigen Brautfahrt aufzeichne, ſo will und muß ich auch jenes ſchwarzen Tages, der mächtig darauf einwirkte, mit einigen Worten gedenken.

Das Amtsjubelfeſt unſers würdigen Oberpfarrers wurde mit großer Pracht gefeiert. Alle Standesperſonen von Gimpelwalde waren mit Frauen und Töchtern zur Tafel geladen. Auch meine Wenigkeit zog man dazu. Das war mir überaus angenehm, weil es mir eine längſt erwünſchte Gelegenheit darbot, den jungfräulichen Blumenflor des Städtchens beiſammen zu ſehen, und mir davon die ſchönſte Roſe zu erkieſen. Aufs beſte geſchmückt, doch eben deßhalb etwas ſpät, kam ich in den Verſammlungsſaal. Die hohe Geſtalt des Herrn Superintendenten ragte aus dem glänzenden Kreiſe hervor. Ich drängte mich raſch zu Sr. Hochwürden, und bezeigte demſelben mit zierlichen Worten und Reverenzen meine ſchuldige Ehrfurcht. Es ging alles trefflich. Als ich mich aber wieder zurückzog, trat ich unglücklicher Weiſe den Herrn Juſtizamtmann auf den gichtiſchen Fuß. Er ächzte laut; ich, wie der Blitz herum, bat um Verzeihung und beugte mich tief. Dadurch gerieth meine Hinterſeite, und beſonders ein gewiſſer, nicht füglich nennbarer Theil, mit dem anſehnlichen Bauche des regierenden Bürgermeiſters hart zuſammen. Ich erſchrack, ſprang herum, entſchuldigte mich und verſetzte in demſelben Augenblicke dem Stadtrichter einen ähnlichen Stoß. Neues Schrecken, neue Abbitten, neue Beleidigungen! Was ich vorn gut machte, verdarb ich hinten. Immer komplimentirend und Stöße austheilend, drehte ich mich wie ein Brummkreiſel. Ich muß jetzt ſelbſt darüber lachen. Endlich ergriff mich der Herr Superintendent ſanft an den Schultern, ſchob mich aus dem engen Zirkel hinaus und raunte mir ins Ohr: „Lieber Herr Magiſter, heute rächt ſich an Ihnen die Tanzkunſt, die Sie in Ihrer Jugend verſchmäht haben.“ — Ich antwortete, wie man zu ſagen pflegt, aus dem Tacitus; das heißt: ich ſchwieg.

Allein die Geſellſchaft ſchwieg nicht. Ihr Gelächter, ihr unbändiges Gelächter, verfolgte mich in einen Schmoll- und Grollwinkel. Die griechiſchen Verſe, mit welchen ich den Jubelkreis anreden wollte, waren in den paar Angſtminuten wie ſcheue Vögel aus dem Bauer meines Gedächtniſſes entflogen. Bald darauf ſetzten wir uns in bunter Reihe zur Tafel. Die Plätze waren, nach Rang und Würde, durch Namenzettel beſtimmt. Mein Quartierbillet fand ich zwiſchen zwei jungen Schönen. Die Höflichkeit erheiſchte, mich darüber mit wohlgeſetzten Worten glücklich zu preiſen. Die Gänschen machten einen kurzen, dummen Knicks, wandten ſich ſeitwärts und lachten. Eben ſo einfältig benahmen ſie ſich, als ich mit ihnen, nach ſtill genoſſener Krebsſuppe, eine galante Converſation beginnen wollte. Die übrigen Frauenzimmer folgten dieſem unartigen Beiſpiele. Ueberall, wohin ſich meine Augen wandten, begegneten ſie hohnlachenden Geſichtern. Ich verſteckte mich, ſo gut als möglich, hinter einen groſen Baumkuchen, der vor mir aufgepflanzt war.

Aber mein Unſtern beraubte mich dieſes ſchützenden Bollwerks. Die Frau Ehegenoſſin des regierenden Bürgermeiſters, die mir ſchräge gegenüber ſaß, winkte mir zu, ihr ein etwas entferntes Schüſſelchen mit eingemachten Früchten zu reichen. Ich, um ſo mehr von Dienſteifer beſeelt, da ich die ihrem Gatten zugefügte Unbilde dadurch auszugleichen wünſchte, ſprang haſtig vom Stuhl auf, ergriff die verlangte Schüſſel, und indem ich ſie der Frau Bürgermeiſterin recht geſchwind übergeben wollte, ſtieß ich damit ſo heftig an den vor mir ſtehenden Obelisken, daß er umſtürzte und in Trümmer zerfiel. Himmel! welcher Aufruhr! Es ward fürchterlich gelacht, mit den Händen geklatſcht, mit den Füßen getrommelt. Das war in Gumpelwalde nicht anders zu erwarten. Es erhoben ſich aber auch ſcheltende Stimmen, und ſogar die alte Matrone, deren voreilige Naſchluſt den Einſturz des Prachtkegels verurſacht hatte, erfrechte ſich, mir einen öffentlichen Ausputzer zu geben.

Ich war nun gleichſam für vogelfrei erklärt. Niemand ſchützte mich gegen die unzähligen Spottpfeile, die mir von allen Seiten um die Ohren ſchwirrten. Eine anſtändige Flucht war das einzige Rettungsmittel. Ich bewerkſtelligte ſie mit verhülltem Geſicht, als hätte mich Naſenbluten befallen. So entkam ich unaufgehalten aus dem Saale. Im Vorgemache riß ich ſchnell, wie ein Dieb, meinen Armhut aus dem dort aufgeſchichteten Filzberge heraus, floh in mein Studierſtübchen und beweinte dort mein Geſchick, daß ich ein köſtliches Gaſtmahl, wie es einem armen Schulmanne ſelten geboten wird, kaum halb geſättiget hatte verlaſſen müſſen. Denn als ich mich genothdrungen aus dem Staube machte, rückten eben erſt die Braten heran. Es ward ein prächtiger Rehziemer aufgetragen und zerlegt: aber ich bekam keinen Mundbiſſen davon. Wer hätte ſich in einer ſolchen betrübten Lage der Thränen enthalten können?

Doch nicht ganz gebrach es meinen Wunden an einem ſcheinbaren Balſam, der aber in der Folge das Uebel noch ärger machte. Ich bemerkte nämlich während meiner Drangſale, daß Ulrike, die ſchöne Tochter des Zoll- und Geleitseinnehmers, ein mitleidiges Auge auf mich warf, und ihre ausgelaſſenen Freundinnen, die ihre Schadenluſt frank und frei an den Tag legten, mit ſtrafenden Worten und Geberden davon abmahnte. Dieſer Edelmuth ſchien mir ein Sohn der Liebe zu ſeyn, und als ſolchen ſprach ich ihn an. Ich entließ des folgenden Tages an die Tochter des Zöllners eine wohlausgearbeitete Zuſchrift, worin ich mich nicht allein für die mir bewieſene Theilnahme ſchuldigſt bedankte, ſondern auch allerhand feine Schmeicheleien und artige Schalkheiten von Amor und Hymen einmiſchte. Aber ich erhielt keine Antwort. Ulrike, das Schäfchen, hatte meine verblümte Liebeserklärung nicht verſtanden, und ſie, was noch ſchlimmer war, an die groſe Glocke geſchlagen. Mein Handſchreiben ward in allen Theegeſellſchaften und Kränzchen geleſen, beſchnattert und bekrittelt. Die erbärmlichſten Ignoranten erklärten es für ein Meiſterſtück der Schulfüchſerei. — O, ihr Strohköpfe! ich bin kein Pedant. Das unbefangene und einſichtsvolle Publikum wird über mich und meine Schreibart gerechter urtheilen.

Auch an meiner Figur hat man in Gimpelwalde viel zu mäkeln. Die loſen Dirnen, deren Auge durch die heroiſchen Geſtalten einiger dort in Garniſon ſtehenden Drageneroffiziere verwöhnt iſt, nennen mich den ſchwarzen Zwerg, weil ſie vermuthlich in ihren Rockenſtuben ein altes Volksmährchen von einem ſolchen Kobold gehört haben. Nun, es iſt wahr, ich könnte eine Elle größer ſeyn, ohne deßhalb ein Rieſe zu heißen; aber durch Fülle und Rundung erſetzte mir die Natur den Mangel der Länge. Starke, wohlgeformte Waden, ein mäßiger Prälatenbauch und eine dazu paſſende Unterkehle, ſind Eigenſchaften, die mich gar nicht entſtellen. Ich kleide mich auch mit der äußerſten Sorgfalt. Meine Stutzperücke iſt, ohne Ruhm zu melden, das ſchönſte Haargebäude der Stadt, und ich wette einen vollwichtigen Dukaten, daß auf meinem ſchwarzen Rocke, wenn ich ausgehe, kein Fäschen zu finden iſt. Allein was helfen alle Vorzüge des Geiſtes und des Körpers, wenn man unter des Vorurtheils blinden Maulwürfen wohnt?

Den Närrinnen von Gimpelwalde zum Poſſen, faßte ich gleich nach jenem unglücklichen Tage den Vorſatz, mit meinem Herzen auszuwandern und die nächſten Schulferien zu einer Brautfahrt anzuwenden. Ich konnte und wollte das Porcellan der Menſchheit — wie der engliſche Dichter Dryden das ſchöne Geſchlecht nennt — in meiner Haushaltung nicht länger entbehren. Ein Freund rieth mir, mich damit in der Hauptſtadt zu verſorgen. „Du findeſt dort," ſprach er, „dergleichen Porcellanfigürchen von ſo beſonderer Feinheit und Zierlichkeit, daß die Gimpelwalder Produkte dagegen nur als gemeine Töpferwaare zu betrachten ſind." — Das war mir glaubhaft, und ich entſchloß mich zu der angerathenen Reiſe um ſo leichter, da ich in der Reſidenz die Gaſtfreiheit eines bemittelten Univerſitätsfreundes in Anſpruch nehmen konnte, und alſo das dortige harte und heiße Pflaſter nicht ſcheuen durfte.

Der erſte Schritt, den ich thun mußte, war die Anſchaffung eines Reiſepaſſes: denn die Menſchen haben es leider durch ihre Unthaten dahin gebracht, daß nun Jeder, der ſich über das Weichbild ſeines Wohnortes hinauswagt und nicht über ſeine Ehrlichkeit Brief und Siegel aufweiſen kann, für einen Spitzbuben gehalten wird. — Ich verfügte mich alſo zu dem Herrn Bürgermeiſter und bat geziemend um den benöthigten Schutzbrief. Mein Geſuch ward bewilligt; aber der unverſöhnliche Mann hatte den Stoß, den er einige Monate vorher von mir empfing, noch nicht vergeſſen, und aus Rache gab er ſeiner unterthänigen Kreatur, dem Stadtſchreiber, unter den Fuß, mich als eine wahre Mißgeburt in dem Paſſe zu ſchildern. Dieſes merkwürdige Beiſpiel von obrigkeitlicher Heimtücke will ich hier öffentlich zur Schau ſtellen. Die ſchändliche Beſchreibung meiner Perſon lautet folgendermaßen:

„Herr Magiſter Polykarpus Gabriel Zimpel, ſeinem Angeben nach zwei und dreißig Jahr alt, doch viel älter ausſehend, iſt von überaus kleiner Statur, hat ein dickes, pockengrübiges Geſicht, kleine graue Augen, eine kleine ſtumpfe Naſe, aufgeworfene Lippen, röthliches, mit einer Perücke bedecktes Haar und ausgeſchweifte Beine. Auch iſt als ein beſonderes Kennzeichen an ihm zu bemerken, daß er ſehr höflich iſt und oft tiefe Bücklinge macht, aber dabei gemeiniglich die Leute, die hinter ihm ſtehen, mit dem unehrbarſten Theile ſeines Körpers vor den Leib ſtößt."

Was ſagt die gutmüthige Welt zu dieſem Pasquill? Ein ſchöner Empfehlungsbrief für einen Brautfahrer! Und dieſe Schandſchrift mußte ich mit einem baaren Reichsgulden bezahlen. Das ſchreit gen Himmel!

Ich wählte, nach Maßgabe meines Beutels, die öffentliche Poſtkutſche. Als ich einſteigen wollte, fand ich auf dem Hauptſitze einen dicken Mann, den ich mit entblößtem Haupte ſehr höflich begrüßte. Er hingegen bewegte nicht Kopf, nicht Hand, ſondern fertigte mich mit einem bärenhaften Brummen ab. Grobian! ſchimpfte ich in Gedanken, und machte Anſtalt, mich neben ihn zu ſetzen. Er zog mir aber einen Schlagbaum vor, indem er eins ſeiner Elephantenbeine erhob und es quer über die Sitzbank ausſtreckte. Ich fragte herzhaft, wie das zu verſtehen ſey. Er antwortete nicht; doch der Commandant des Wagens, der Schaffner, erklärte mir: der dicke Herr habe ſich, um recht bequem zu ſitzen, für zwei Perſonen auf der Poſt einſchreiben laſſen. — Bitter lächelnd begab ich mich nun auf den Rückſitz.

„Sie werden hier eine angenehme Nachbarin haben," ſagte der Schaffner: „Da kommt ſie ſchon!" Ich beugte mich neugierig aus dem Wagen und es ward mir ganz warm und wohl ums Herz, als ich eine ſchlanke, jugendlich blühende Grazie vom Gaſthofe herſchweben ſah. Sie grüßte mich mit holder Anmuth, und nahm ſo ſchnell und ſo freundlich neben mir Platz, als ob ſie dieſe Stelle vor allen andern gewählt haben würde, wenn auch der Schlagbaum gegenüber nicht vorhanden geweſen wäre.

Das ſchmeichelte mir und ward mir ein Sporn, das Wagenrecht der Frauen für ſie zu verfechten. „Aber, mein Herr," begann ich mit muthiger Stimme, „Sie werden doch wohl dieſer Dame den Ehrenplatz zugeſtehen, der ihrem Geſchlechte von keinem gebildeten Manne verweigert wird?" — „Narrenpoſſen!" ſagte der Klotz. „Hier ſitzt man für ſein Geld, und wer eher kommt, mahlt eher." — „Pfui, das iſt ein abſcheulicher Egoismus!" rief ich aus. „Mag's ſeyn, was es will!" erwiederte er. „Mir beliebt's, gemächlich zu ſitzen, und damit Lied am Ende!"

Ich wollte, ſeiner Schlußſtrophe zum Trotz, das Zanklied weiter ſingen, aber meine ſchöne Nachbarin bat mich, den Streit ruhen zu laſſen, und fügte mit einer bezaubernden Miene die Verſicherung hinzu, daß ſie mit ihrem Platze vollkommen zufrieden ſey.

Jetzt erſchien noch ein vierter Paſſagier: ein hagerer und faſt unſauber gekleideter Mann, der eine Tabakspfeife im Munde, eine Schreibtafel in der Hand und ein Bündel unter dem Arme trug. Er kletterte ohne langes Bedenken zum Schaffner hin, der in der Schoßkelle auf einem entſeelten Rehbock thronte, und den Ankömmling einlud, ſich auf ein Paar Haſen niederzulaſſen. „Wären Sie ein junges Modenärrchen,“ ſetzte er hinzu, „ſo würde ich Ihnen das nicht zumuthen: denn Sie müßten dann allerdings Bedenken tragen, Ihre Verwandten zu drücken.“ —

Nach dieſem Spaße ging die Reiſe fort. Das gigantiſche Fuhrwerk verſetzte uns harte Stöße, die jedoch für mich den Vortheil hatten, daß ſie die nähere Bekanntſchaft mit meiner reizenden Nachbarin beförderten und beſchleunigten. Wir flogen an einander, baten uns um Verzeihung und ſcherzten über das unter uns rollende Erdbeben. So entſpann ſich eine trauliche Unterhaltung, deren Faden nie abriß. Der Doppelpaſſagier ſchlief; aber der dürre Mann auf dem Haſenpolſter wachte deſto mehr und ſchien unſer Geſpräch in ſeine Schreibtafel einzutragen. Ueberhaupt war er ein ſcharfer Beobachter. Er zählte die Rauchfänge der Dörfer, zählte die weidenden Heerden, zog von dem Schaffner mancherlei ſtaatswirthſchaftliche Nachrichten ein und ſchrieb alles nieder. Ich ſchloß daraus, daß er ein Schriftſteller ſey, der die Koſten ſeiner Reiſe durch eine Beſchreibung derſelben gewinnen wolle. Das beunruhigte mich, weil in dieſem Falle zu befürchten ſtand, daß er auch meine Perſon darin aufſtellen und ſie zur Vermehrung ſeines Ehrenſoldes benutzen würde. Darum faßte ich auf der Stelle den Entſchluß, ein Gegengift einzuwenden, nämlich meine Brautfahrt ſelbſt zu beſchreiben, damit die Welt wenigſtens die reine Wahrheit davon erfahre.

Ich durſtete gleichſam, den Stand und Namen meiner Gefährtin zu wiſſen, und der Poſtillon durſtete wirklich im engſten Sinne des Worts. Er half ſich durch Stillhalten vor einer Dorfſchenke, und half mir zugleich mit, weil ich nun mit dem Schaffner unter vier Augen ſprechen konnte. Ich bewirthete ihn, um ſeine Gunſt zu gewinnen, aus der beſten Flaſche, führte ihn dann bei Seite, fragte nach meiner lieben Unbekannten, und hörte: ſie ſey die Wittwe eines vor zehn bis zwölf Monaten verſtorbenen Landpfarrers, Namens Ferber, den der Tod ſo zu ſagen aus dem Brautbette geholt, und gleich in der erſten Flitterwoche nach der Hochzeit den Armen ſeiner jungen Gattin entriſſen habe.

Ich muß aufrichtig geſtehen, daß mir der frühe Hintritt des ſeligen Mannes eben nicht leid that; ich bekam vielmehr Luſt, ſein hinterlaſſenes Ehekleinod zu erben. Ha! wenn dir das glückt, ſprach ich in Gedanken, wenn du einſt mit einer ſo liebreizenden Gattin in Gimpelwalde triumphirend einziehſt: wie werden dann die ſtolzen [illegible]ſchöpſe, die dich verſchmähten, die Augen niederſchlagen und vor Aergerniß noch häßlicher werden, als ſie es meiſtens ſchon ſind! —

Der Geiſt der Flaſche, die der Schaffner auf meine Koſten fleißig handhabte, kitzelte nicht unangenehm meine Geruchsnerven, und ich pflege wohl ſonſt auch in freier Luft ein Spitzgläschen wider den böſen Nebel zu trinken:

doch jetzt enthielt ich mich dieſes Genuſſes, um nicht etwa bei der Huldin, der ich Seelenliebe einflößen wollte, in den Verdacht der Trunkenliebe zu fallen. Anſtatt deſſen beſchaute ich mich in dem kleinen Spiegel meiner Tabaksdoſe, rückte mir die Perücke zurecht, und ſauberte mittelſt einer Kehrbürſte, die ich immer bei mir führe, meine Kleider von dem Heu und Stroh, womit mich der Poſtwagen verunreinigt hatte. Der Schaffner ſah mir lächelnd zu und ſagte: „Sie haben etwas vor, Herr Magiſter! Nun, ich wünſche Glück."

Ich ſtellte mich taub und ging mit auswärts gedrehten Füßen wie ein Tanzmeiſter zum Poſtwagen zurück, den Madame Ferber nicht verlaſſen hatte. Sie ſaß, wie ich von weitem bemerkte, mit geſenkten Taubenaugen da; die vorige Heiterkeit war von ihrem Angeſichte gewichen; aber es klärte ſich wie ein Frühlingshimmel auf, als ich mich wieder neben ſie ſetzte. Wir wurden immer vertrauter. Ich war eine Stunde lang ein ſehr glücklicher Menſch. Doch plötzlich kam, wie Bürger ſagt,

ein Sans-façon daher trottirt.
und hielt den Wagen an.

Es war ein Polizeibedienter; er fragte nach unſern Päſſen. Der Pausback auf dem zweimänniſchen Platze führt langſam und krächzend die Hand in die Taſche. „Bemühen Sie ſich nicht, mein Herr! Ihnen ſieht man's ſchon an, daß Sie keine verdächtige Perſon ſind!" ſagte der Straßenbereiter, nach der Weiſe des großen Haufens, der vor allen dicken Leuten einen beſondern Reſpekt hat. — „Aber wer iſt Er dort hinten?" fuhr er wie ein wilder Eber auf den dürren Mann los. „Ich bin ein Literatus," war die Antwort. „Ho! ho! ein lateiniſches Thier! Heraus mit dem Paſſe!“ — Er ſah ihn flüchtig durch, rümpfte die Naſe und warf ihn verächtlich in die Schooskelle zurück. Hierauf wandte er ſich zu Madame Ferber, und als er aus ihrem Munde gehört hatte, daß ſie die Wittwe eines Pfarrers ſey, ſagte der rohe Geſell: „Nun, hat Gott genommen, ſo nehmen Sie wieder! Da ſitzt ja gleich ein anderer Schwarzrock, wenn er nicht etwa ſchon mit einem Schätzchen verſorgt iſt.“ — Ich erſchrack über dieſe Unzartheit, als ſtieße man mir einen Dolch in’s Herz. Der tölpiſche Heirathsſtifter lachte überlaut und ſteigerte noch meine Angſt, indem er meinen Paß zu ſehen verlangte. Zitternd reichte ich ihm die obrigkeitliche Schmähſchrift. Er durchlas ſie genau, verglich Zug für Zug das vor ihm ſitzende Original mit der Copie und ſchnippte immer dabei vor Vergnügen mit den Fingern. Als er vollends am Ende die Anmerkung fand, daß ich von hinten ſtößig ſey, da brach er in ein wildes Gelächter aus, ließ den Paß, den er mir zuſchleudern wollte, aus der Hand fallen und ſprengte fort.

„Dieſer Mann iſt wohl unter dem Hute nicht richtig!“ ſtotterte ich, und rief durch ein enges Fenſter, das ſich an meiner Seite befand, dem Poſtillion zu: er ſolle halten und mir den Paß von der Erde aufheben. Er wälzte ſich vom Sattelgaul herunter, ließ aber die Pferde in kurzem Trabe fortgehen und lief zurück nach der Stelle, wo das verwünſchte Papier lag. Ich legte mich, um zu ſehen, ob er es fände, zum Fenſter hinaus. Huſch! riß mir ein Baumaſt den Hut vom Kopfe, und indem ich darüber aufſchrie, entführte mir ein anderer die Perücke und ſchmückte ſich ſelbſt mit dem Raube. Ach! in dieſem unſeligen Augenblicke wünſchte ich mir den Tod, weil nun das Geheimniß meiner Rothköpfigkeit vor Madame Ferber enthüllt war. Ich ſtülpte mir hurtig eine Nachtmütze auf, die ich zum höchſten Glück in der Taſche hatte. Meine zartſinnige Nachbarin ſah auf der andern Seite zum Wagen hinaus. Der ungeſchlachte Poſtknecht hieb indeſſen mit ſeiner Peitſche die Perücke vom Baume herunter, quetſchte ſie mit Hut und Paß in eine Fauſt zuſammen und warf mir den ganzen Kram auf den Schoos. Die Perücke war ſo jämmerlich zerſtört, daß ich mich ihrer in dieſem Zuſtande nicht bedienen konnte, wenn ich nicht wie ein betrunkener Dorfſchulmeiſter ausſehen wollte. Ich mußte alſo mit der Nachtmütze unter dem Hute wie ein zu Markte ziehender Hechelmacher die Reiſe fortſetzen.

Madame Ferber benahm ſich, als hätte ſie die ganze Kette von Unfällen nicht bemerkt. Bald darauf ſtand ein rothköpfiger Junge am Wege. „O, ſehn Sie doch das hübſche Kind!“ ſagte ſie mit himmliſcher Güte. „Selbſt ſein Haar, deſſen Farbe oft beſpöttelt wird, gefällt mir. Ich habe auch gehört oder geleſen, daß es vormals bei den alten Deutſchen beliebt geweſen ſey.“ — „Sehr beliebt!“ fiel ich muthig ein, ob ich gleich dieſe Bemerkung für weiter nichts, als eine höfliche Erfindung hielt und noch halte. — „Aeußerſt beliebt!“ fuhr ich fort. „Aber wir ausgearteten Deutſchen ſind leider in allen Dingen die Gegenfüßler unſerer wackern Väter.“ —

Indeß wir über dieſen reichhaltigen Stoff unſere Gedanken noch weiter gegen einander austauſchten und der Schriftſteller im Hintergrunde fleißig nachſchrieb, kippte plötzlich der Wagen, und, wie man eine Hand umkehrt, lag er in einem tiefen Moraſte. Wir ſtürzten inwendig wie ein Chaos, das ſich geſtalten will, durch einander. Der Dicke ward durch ſeine Schwerkraft der Grundſtein; auf ihn fiel die Dame, und ich auf ſie. Doch die beiden

Hinterſaſſen blieben in ihrer Höhle für ſich. Ich bat die ſchöne Wittwe tauſendmal um Verzeihung, daß ich auf ſie gefallen war, und ſtieg dann mit möglichſter Geſchwindigkeit zum Fenſter hinaus, wobei mir der dicke Mann unvermeidlich zum Fußſchemel dienen mußte.

O, hätte ich doch, wie dieſer Phlegmaticus, die Auferſtehung des Wagens ruhig darin abgewartet! Aber der Rauſch der Liebe hatte mir den Kopf eingenommen, und ich vergaß der Warnung des weiſen Sirachs: Was deines Amtes nicht iſt, da laß deinen Vorwitz! Ich wollte mich dem Auge der Geliebten entſchloſſen und thätig zeigen, wollte Hülfe aus dem nächſten Orte herbeirufen, und ſo wagte ich denn einen halsbrechenden Sprung vom Kutſchenfenſter hinunter. Aber dieſe raſche That bekam mir ſehr übel. Ich fiel die Länge lang mit ſolcher Gewalt auf Gottes Erde, daß mir alle Knöpfe der Weſte abſprangen, und ein gewiſſes anderes, daran gränzendes Kleidungsſtück völlig zerplatzte. Voll Verzweiflung raffte ich mich auf, hielt die Bruchſtücke mit beiden Händen zuſammen und lief ſo ſchnell, als es in dieſer Verfaſſung möglich war, in den Wald hinein. Dort, hinter einem Strauche niedergeduckt, bemühte ich mich, die traurigen Fragmente zuſammen zu neſteln; allein es gelang mir nicht. Mein Niederkleid, mit Luther zu reden, befand ſich in einer völligen Auflöſung.

Als ich nun in wahrer Höllenangſt durch die Lücken des Geſträuchs nach der Geburtsſtätte meines Jammers hinblickte, ſah ich den Schriftſteller am Rande des Weges auf einem Baumſtocke ſitzen. Er trug mit eilfertiger Hand die Geſchichte unſers Unglücks in ſeine Schreibtafel ein, und richtete deßhalb von Zeit zu Zeit ſeine Augen auf den Wagen, der immer noch die Räder gen Himmel kehrte. Es koſtete mich viel Ueberwindung, den gefährlichen Menſchen, der über alles, was um ihn her vorging, ein Buch in den Druck geben wollte, zum nähern Vertrauten meines Elends zu machen; aber ich wußte mir nicht anders zu helfen. „Beſter Herr Literatus,“ rief ich, „haben Sie doch die Gefälligkeit, mir meinen Reiſemantel recht geſchwind aus dem Wagen zu holen.“ Horchend ſtand er auf; aber anſtatt meine Bitte ſchleunig zu erfüllen, kam er zu mir hinter den Strauch, unterſuchte mit ſeinen Luchsaugen meinen kläglichen Zuſtand, und fing an zu ſchreiben. „Gehn Sie zum Henker!“ ſprach ich entrüſtet und ſtieß ihn fort. Er ging, doch immer ſchreibend, und nach einigen Minuten brachte er mir meine Hülle, die für mich den Werth eines königlichen Purpurmantels hatte.

Ich trat nun aus meinem Verſteck hervor. Der Wagen war indeſſen wieder auf die Beine gebracht worden. Die Geſellſchaft ſtand um ihn her, als wünſchte ſie ihm Glück zu ſeiner Geneſung. Ich nahte mich. Madame Feiber kam mir entgegen. „Himmel, Sie bluten ja!“ rief ſie ängſtlich aus. Ich hatte mir, ohne daß ich's wußte, eine Wunde in die Stirn gefallen. Die mitleidige Seele ward mein Arzt. Sie gab ſogar ein ſchönes ſeidenes Tuch zu dem Verbande her. Ich küßte den Alabaſter ihrer Hand; unnennbares Entzücken durchſtrömte mich, und ich dankte jetzt dem Schickſal für die Wunde, die mir zu dieſem Genuß verhalf.

Aber der Weiſer an der Uhr bezeichnete mir ſchon die bittere Stunde der Trennung. Die Station Rehfeld lag vor unſern Augen, und dort mußte ich von der Königin meines Herzens ſcheiden. Mein Anzug, von der Perücke bis zu den Kniegürteln hinab, war in einer ſolchen Verwirrung, daß ich nicht weiter reiſen konnte, weil ſich während der kurzen Zeit des Pferdewechſels die zerſtörte Ordnung unmöglich wieder herſtellen ließ. Es ſchien mir auch unſchicklich, mich mit einer Kopfwunde, wie ein Schenkenheros, vor der eleganten Welt der Hauptſtadt ſehen zu laſſen, und überdieß war mir der ſchreibſelige Beobachter ein unerträglicher Reiſekompan. Ich entſchloß mich alſo, wiewohl höchſt ungern, die folgende Poſt in Rehfeld abzuwarten.

Die ſchöne Wittwe erſchrack, als ich ihr die eiſerne Nothwendigkeit meines Dableibens ankündigte. Ich wollte ihr das ſeidene Diadem, das ſie mir um den Kopf gewunden hatte, zurückgeben; aber ſie erlaubte mir durchaus nicht, es aufzulöſen. Sie nehme, ſagte ſie, das Tuch nicht eher als in der Hauptſtadt von mir an, und auch dann nur, wenn ich's ihr in eigner Perſon überbrächte. O, wie beſeligten mich dieſe klaren Zeichen der Liebe! — Sie nannte mir Straße und Haus, wo ſie in der Hauptſtadt bei einem Oheim wohne, den ſie beſuchen wolle. Ich führte ſie zum Wagen. Sie drückte mir beim Einſteigen zärtlich die Hand. Ich mußte mich wegwenden, um eine hervorquellende Thräne zu verbergen. Indeſſen verſchwand der Engel.

Seitdem habe ich nun hier im Poſthauſe drei langweilige Tage und eben ſo viel ſchlafloſe Nächte verlebt; denn Morpheus und Amor vertragen ſich nie mit einander. Ich konnte mich nicht bezähmen, mit einer hier durchgehenden reitenden Poſt ein herzvolles, gleichſam mit Cupido's Pfeile geſchriebenes Briefchen an meine liebenswürdige Freundin abzuſenden. Aber wird auch der kalte Buchſtabe kräftig genug ſeyn, mich gegen feurige Nebenbuhler zu ſchützen? — Kann mich nicht vielleicht früher, als ich in der Hauptſtadt anlange, ein unternehmender Herzenseroberer um ſo leichter vom Throne der Liebe wieder hinabſtoßen, da ich noch gar nicht feſt darauf ſitze? — Ach! wenn ich mir dieſe Möglichkeit vorſtelle, ſo ärgert's mich ordentlich, daß ich, als ein Halbgeiſtlicher, nicht laut fluchen darf auf den Mordweg, der die unbehülfliche Landkutſche zum Falle brachte.

Das Poſthorn tönt; ich muß ſchließen. Der Himmel gebe, daß ich von der nächſten Station keine verdrießlichen Vorfälle zu berichten habe.

Zweite Station.

Hellborn, am 10. Mai 1811.

Mich verfolgt ein ſchwarzes Verhängniß! Da ſitze ich wieder und muß abermal drei Tage verpaſſen! — Man höre, wie das zuging.

Die Poſtkutſche, die mich von Rehfeld weiter bringen ſollte, kam an. Aus ihrem Bauche ſchallte ein wüſtes Geſchrei, das mir keine frommen und ſittſamen Reiſegefährten ankündigte. Ich erinnerte mich, als ſie ſtill hielt und der Schlag geöffnet wurde, des trojaniſchen Pferdes: denn es ſtiegen eine Menge mit Schwertern bewaffnete Jünglinge heraus, die zwar nicht wie Griechen ausſahen, aber insgeſammt fremd und ſeltſam gekleidet waren. Manche trugen weite türkiſche Beinkleider und breite Mammelukenmützen; andere waren in enge, mit zahlloſen Knöpfchen beſetzte Huſarenwämmſer eingezwängt; die dritte Klaſſe hatte ſich durch furchtbare Backen- und Schnurrbärte verunſtaltet und glich einer Rotte von Wegelagerern. Ich war lange zweifelhaft, was ich aus dieſer wunderlichen

Geſellſchaft machen ſollte. Endlich hielt ich ſie für herumziehende Comödianten, und glaubte, ſie hätten etwa in der Nähe Schillers Räuber aufgeführt und ſich ſogleich nachher in ihren Theatertrachten auf den Poſtwagen geſetzt.

Ich geſtehe offenherzig, daß ich Gaukler und Hiſtrionen nicht liebe; es war mir daher ungelegen, mit ſolchen Leuten in Bekanntſchaft zu gerathen. Allein ich hatte mich, wie ich von dem Poſtſchreiber erfuhr, in meiner Vermuthung geirrt, ohne dadurch eben viel gebeſſert zu ſeyn. Es waren — Studenten. Doch gewiſſermaßen ſtanden ſie auch im Begriff, ein Schauſpiel aufzuführen, indem ſie ſich als akademiſche Raufbolde der Hauptſtadt zeigen wollten. Ich zweifle nur, daß ſie Lob und Beifall dort einernten werden.

Mit Saus und Braus traten ſie in die Paſſagierſtube; ich aber ſchlüpfte durch eine Seitenthür hinaus, um ſo wenig als möglich mit ihnen zu ſchaffen zu haben. Ich hielt mich verborgen, bis die Pferde angeſpannt wurden. Dann begab ich mich ſtill in den Wagen und verwies mich freiwillig ins Elend der Schoßkelle, weil ich voraus ſah, daß mir die übermüthige Jugend kein beſſeres Räumchen gönnen würde. Kurz darauf ſtieß der Poſtillion ins Horn und die Herren Akademiker ſtiegen ein.

„Ei, ſeht doch,“ rief Einer, „da haben wir einen Reiſeprediger und finden ihn ſchon auf der Kanzel!“ Ich nahm mich dieſer Stichelei nicht an. „Den Gelehrten iſt gut predigen, Herr Magiſter!“ ſagte ein Zweiter. Ich antwortete nicht, dachte aber in meinem Herzen: ihr guten Bürſchlein ſeyd noch tauſend Meilen davon entfernt, Gelehrte zu ſeyn. „Es riecht nach Philiſtern!“ ſprach ein Dritter. „Nun, ſo laßt uns das Philiſterlied ſingen!“ ſchrie ein Vierter. „Ja, das Philiſterlied!“ jauchzten Alle und Einer hub an:

Wißt ihr, was ein Philiſter heißt?
Ich will ſein Bild entſchleiern.
Geht irgendwo ein finſtrer Geiſt
Behutſam, wie auf Eiern,
Und trägt geſchmückt den hohlen Kopf
Mit Atzel, Haarſack oder Zopf,
Das iſt ein Herr Philiſter!

Chorus.

Hol' ihn der Guckguck und ſein Küſter!

Einer.

Wer da, wo Traubenſaft vom Rhein
Der Männer Herz erfriſchet,
Den Göttertrank mit Gänſewein
In ſeinem Becher miſchet,
Und, wenn ein Rundgeſang ertönt,
Geſichter zieht und Seufzer ſtöhnt,
Das iſt ein Herr Philiſter!

Chorus.

Hol' ihn der Guckguck und ſein Küſter!

Einer.

Wer ſich, wenn man bei Tanz und Spiel
Mit ſchönen Mädchen ſcherzet,
Und Jeder friſch im Luſtgewühl
Sein Liebchen küßt und herzet,
Wer da ſich zu den Müttern ſetzt
Und ſich mit Klatſcherei'n ergötzt,
Das iſt ein Herr Philiſter!

Chorus.

Hol' ihn der Guckguck und ſein Küſter!

Einer.

Wer immer vom geſunknen Staat
Und böſen Zeiten pimpelt,
Und jede kühne Männerthat
Spießbürgerlich begimpelt,
Und alle Muſenkünſte ſchilt,

Weil ſich dadurch der Sack nicht füllt,
Das iſt ein Herr Philiſter!

Chorus.

Hol' ihn der Guckguck und ſein Küſter!

Einer.

In Summa, wer die Welt um ſich
So dünkelſtolz betrachtet,
Als wär' ſie ſeinem hohen Ich
Vom lieben Gott verpachtet,
Und drum verlangt mit Zorn und Groll,
Daß, wie er pfeift, ſie tanzen ſoll,
Das iſt ein Herr Philiſter!

Chorus.

Hol' ihn der Guckguck und ſein Küſter!

„Wie gefällt dem Herrn Magiſter dieß Liedlein?“ zapfte mich der Vorſänger an.

„Vortrefflich! bewundernswürdig!“ rief ich aus. „Ich erbitte mir davon auf der nächſten Station eine Abſchrift.“

Die Muſenſöhne, die vermuthlich erwartet hatten, daß ich durch Ungeberdigkeit ihre Lachſucht befriedigen würde, ſtutzten über meine Antwort, und der Leſer ſtutzt wahrſcheinlich auch; aber ich dachte: wenn man unter den Wölfen iſt, muß man mit heulen. In dieſem Tone fuhr ich folgerecht fort, als die jungen Herren nun anfingen, mit ihren Liebſchaften zu prahlen und mir ziemlich unfein zu verſtehen gaben, daß ich über dieſen Punkt wohl nicht mitſprechen könne. „Sie irren ſich ſtark, meine Herren Philiſter!“ platzte ich heraus, und erſchrack über mich ſelbſt, weil ich durch dieſe tollkühne Rede mein Leben gewagt hatte.

Die Studenten ſahen mich mit großen Augen an und fragten faſt einſtimmig, wie ich zu der Frechheit komme, ſie mit dieſem Schimpfworte anzutaſten. „Dazu berechtiget mich die letzte Strophe Ihres vorhin geſungenen Liedes;“ antwortete ich: „denn Sie thun, bei meiner Seele! nicht anders, als hätte Ihnen der allmächtige Gott den Roſengarten der Liebe, mit Ausſchließung aller andern Menſchen, verpachtet!“

Die Burſche lachten verſöhnt und legten mir die Frage vor: ob ich an dieſer Pachtung wirklich auch einen Anſpruch zu haben glaube.

„Das verſteht ſich!“ gab ich zur Antwort. „Ich behaupte ſogar kühn, daß alle ihre Dulcineen, meine Herren! nicht würdig ſind, der Dame, die ich liebe, die Schleppe zu tragen.“

„Das wäre der Teufel!“ rief ein Schnurrbart und forderte mich heraus, meine Behauptung zu beweiſen.

Ich war verwegen genug, mich darauf einzulaſſen, und entwarf nicht nur von Madame Ferber ein reizendes Bild, ſondern erzählte auch getreulich und mit burſchikoſer Laune alles Gute und Böſe, was mir auf der erſten Station begegnet war. Es beluſtigte meine Zuhörer ungemein; und da ich nun einmal in dieſe leichtfertige Sprache verfallen war, ſo hätte ich ſie fortführen ſollen. Aber das Herz überwältigte den Kopf, ich fing an, empfindſam zu werden, klagte ſchwärmeriſch über die Trennung von meiner Geliebten, und gerieth dadurch in den Fallſtrick, der mich hier feſthält.

Ich will dem Leſer die Sache ohne Rückhalt und Schminke vortragen, ungeachtet ich mich dadurch in kein vortheilhaftes Licht ſtelle.

Einer der Studenten, ein bildſchöner Jüngling, ſchien durch meine Liebesklagen gerührt zu werden. „Betrüben Sie ſich nicht, Herr Magiſter!“ ſprach er mit freundlichem Ernſt. „Hätten Sie nun auch allenfalls Ihre Dame verloren, ſo gibt es wohl noch andere Frauenzimmer, die Ihnen den Verluſt erſetzen können. Ich ſelbſt habe z. B eine ſehr gutmüthige und wohlgebildete Schweſter, die ſich wahrſcheinlich nicht bedenken würde, einen ſo gelehrten, artigen und in Brod und Ehre ſtehenden Mann, als Sie ſind, zu heirathen.“

Ich dankte, mit Abnehmung des Hutes, für ſeine gute Meinung; doch erklärte ich ihm dabei, daß eine Unbekannte weder Sehnſucht bei mir erwecken, noch mich tröſten könne.

„Sie werden meine Schweſter noch heute kennen lernen,“ antwortete der Studioſus. „Sie iſt im Städtchen Hellborn, wo wir friſche Pferde bekommen, bei unſerem Vetter, dem Pfarrer, zum Beſuch, und erwartet nur die Poſtkutſche, um mit derſelben zu einer Tante in die Hauptſtadt zu reiſen. Wir wechſeln mit einander die Plätze. Sie nimmt den meinigen auf der Poſt ein und ich den ihrigen im Pfarrhauſe, wo ich mich bis zu ihrer Rückkunft, die in vierzehn Tagen erfolgen wird, aufhalten werde.“

Ich hörte das alles mit Gleichgültigkeit an. Wir kamen nach Hellborn. Er nahm im Poſthauſe rings herum von ſeinen Freunden Abſchied, umarmte mich brünſtig, als wäre ich ſchon ſein Schwager, und flüſterte mir ins Ohr: ich möge die Güte haben, mich ſeiner Schweſter unter Weges anzunehmen und ſie gegen die Zudringlichkeit der übrigen Geſellſchaft zu ſchützen. Ich verſprach es ihm mit einem deutſchen Druck der Hand. Er ging fort.

Mir klopfte das Herz, ich wußte nicht, warum. Ich beſtrebte mich, unbefangen zu ſcheinen, aber es glückte mir nicht. Steif, wie eine Drahtpuppe, ſaß ich da, und wenn die Thür aufging, ward ich roth. Die Muſenjünger beobachteten mich und warfen ſich Schalksblicke zu, die ſich deutlich auf mich bezogen. Meine Verlegenheit ſtieg mit jeder Minute. Ich ließ mir, um mich zu beſchäftigen, das Philiſterlied in die Feder ſagen: aber ich zitterte, daß ich kaum ſchreiben konnte und machte einen Tintenklecks über den andern.

Endlich kam die ängſtlich erwartete Schöne. Es war eine angenehme Geſtalt, die ein geſchmackvolles Reiſekleid trug und mit ſchelmiſchen feurigen Augen unter einem zierlich bebänderten Strohhute hervorſah. Die Studenten ſprangen auf, verbeugten ſich ehrerbietig, erhielten aber nur einen allgemeinen flüchtigen Gegengruß, in den ſie ſich theilen mußten. Ich hingegen genoß der Ehre, daß die junge Dame mit den holdſeligſten Verneigungen ſchnurſtracks auf mich zuging und mit melodiſcher Stimme ſagte: ſie freue ſich außerordentlich, einen zwar neuen, doch überaus werthen Freund ihres Bruders in mir zu begrüßen. Erglühend und Complimente ſtammelnd küßte ich ihr die Hand, ergriff den beſten Stuhl, der zu haben war, ſtäubte ihn ſorgfältig ab und erſuchte ſie, Platz zu nehmen. Aber ich glaubte, mit dieſen trocknen Höflichkeiten nicht genug zu thun; ich hielt es für nöthig, das liebe Frauenzimmerchen mit etwas zu bewirthen. Ich ſtürzte daher — was man im buchſtäblichen Verſtande ſtürzen nennt — in die Küche; denn ich fiel über einen auf der Schwelle liegenden Pudel, den ich in der Eil' nicht bemerkt hatte. Doch wie ein Wetterſtrahl fuhr ich wieder auf und beſtellte zwei Perſonen ſtarken Kaffee, wobei ich alle Surrogate verbat.

Als dieß abgemacht war, eilte ich zurück in die Stube, und ſtrengte mich weidlich an, die Dame gehöriger Maßen zu unterhalten. Sie ſprach witzig und munter und begeiſterte mich ſelbſt zu ergötzlichen Einfällen. Ihr anmuthsvolles Weſen bezauberte mich in einem ſolchen Grade, daß ich mich förmlich in ſie verliebt hätte, wäre mein Herz nicht bereits in guten Händen geweſen.

Der Kaffee ward gebracht. Ich lud ſie dazu ein und erſuchte ſie, das Schenkenamt zu verwalten. Sie that es mit Anſtand. Die Studenten ſaßen um uns her und rauchten Tabak um die Wette. Das war mir höchſt verdrießlich, weil ich beſorgte, daß der unmäßige Dampf, der überdieß nach wohlfeilen Blättern roch, der Dame beſchwerlich fallen möchte. Ich unterzog mich deßhalb der Mühe, die um ſie herumwirbelnden Wolken mit meinem Taſchentuche zu zerſtreuen. Sie dankte mir, verſicherte jedoch, ſie ſey dieſes Weihrauchs gewohnt, weil ihr Herr Vetter, der Pfarrer des Orts, unſtreitig der ſtärkſte Schmaucher im Lande ſey.

„Was Sie ſagen!“ rief ich aus. „Alſo wär' es, bei ſo bewandten Umſtänden, wohl auch mir erlaubt, ein Pfeifchen anzuſtecken?“

„O, das thun Sie doch!“ ſprach ſie. „Ich rauche ſelbſt mit!“

Das hielt ich für Scherz; aber ſie zog, ſo wahr ich lebe! einen ſchon geladenen Puffer aus ihrem Arbeitsbeutel hervor, und ſetzte ihn, ohne ſich nach einem Fidibus umzuſehen, an dem auf dem Tiſche ſtehenden Lichte tapfer in Brand. Mit ſtarrem Entſetzen ſah ich das widrige Schauſpiel an. Das Studentenchor brach in ein wieherndes Gelächter aus. Ich ſaß, wie in einen Stein verwandelt, bis die Amazone mit ausgebreiteten Armen und mit der dampfenden Pfeife im Munde auf mich zuflog und mit einer männlichen Baßſtimme ſagte: „Nun, Magiſterchen, willſt Du mich heirathen?“ — Voll Abſcheu zog ich mich ſchnell zurück, trat auf den vermaledeiten Pudel, der hinter mir auf den Dielen lag, und fiel abermal über ihn ſo vollſtändig, daß ich die Beine hoch in die Luft ſtreckte. Jetzt war es doch nicht anders, als wollten die Studenten und die wilde Dirne das Haus zu Boden lachen. Sie warf zugleich den Hut und das ſeidene Ueberkleid ab und ward ſo der leibhafte Studioſus, der eine halbe Stunde zuvor mit einem Judaskuß von mir Abſchied nahm, um mich durch dieſe Mummerei zum Narren zu haben.

Ich ſetzte mich zornig in Poſitur, ihm eine Strafpredigt zu halten; aber der Jubel ſeiner Mitverſchwornen ließ mich kein Wort zu Markte bringen, und am Ende war ich's, der einen Wiſcher bekam. „Das haben Sie mit Ihren Sünden verdient, Herr Magiſter!“ ſprach ein Bramarbas. „Wie konnten Sie, ein ſo gediegener Philiſter, ſich unterfangen, uns Philiſter zu ſchelten? — Das mußte beſtraft werden, damit Sie künftig vor Studenten gebührenden Reſpekt haben.“

Ei verflucht! dachte ich und rannte in die Schreibſtube, um dem Poſtmeiſter zu melden, daß ich für jetzt nicht weiter reiſe. „Wie es Ihnen beliebt!“ ſprach er; aber die Rückzahlung des leider ſchon erlegten Paſſagiergeldes ſchlug er rund ab. Was war zu thun? Ich hätte lieber hundert Reichsthaler verloren, als mich wieder mit den muthwilligen Buben in den engen Rothſtall der Kutſche eingeſperrt, und mich obendrein der Gefahr ausgeſetzt, daß ſie mir in der Hauptſtadt auf allen Schritten nachſchlichen, meine Gänge zu Madame Ferber ausſpürten und mir ſchlimme Händel bei ihr machten. Ich ließ alſo mein Reiſegeräth abpacken und verſteckte mich vor den böſen Geiſtern, bis ſie von dannen fuhren.

Aber verwünſcht ſey das Sprichwort: Wenn man unter den Wölfen iſt, muß man mit heulen! Dadurch zog ich mir Spott und Schmach über den Hals, und es geſchah mir gewiſſermaßen recht. Ein tüchtiger Mann muß nie mit den Wölfen heulen; er muß immer ſprechen und handeln, wie es vernünftig, anſtändig und ſeiner Eigenheit gemäß iſt. —

Dieſes Broſamlein Moral verwende der geneigte Leſer zu ſeinem Beſten, und nun unterſtehe ſich Niemand, mir über kurz oder lang vorzuwerfen, daß aus der Geſchichte meiner Abenteuer nichts Gutes zu lernen ſey.

Dritte Station.

Gimpelwalde, den 18. Mai 1811

Ich lache ins Fäuſtchen, wenn ich mir vorſtelle, was die Welt für Augen machen wird, wenn ſie hier den Namen meines Wohnſtädtchens erblickt. Ja, ich ſitze wieder am eigenthümlichen Schreibepulte, ohne das gelobte Land der Reſidenz geſehen zu haben.

Ich beſchäftigte mich während der drei Raſttage, die ich in Hellborn zu halten gezwungen war, recht angenehm mit keuſchen Liebesgedichten, womit ich irgend ein Taſchenbüchlein nicht übel ausſtatten konnte. Da ich aber nicht die Ehre habe, mit den Herren Kunſtrichtern bekannt zu ſeyn, und weder Empfehlungen noch Schutzbriefe an dieſelben zu erhalten weiß, ſo möchten wohl keine guten Recenſionen ausfallen, und für ſchlechte danke ich gehorſamſt.

Die fahrende Poſt kam dießmal ſtill und friedfertig in

Hellborn an. Ihr Inhalt war ein ſtämmiger Forſtmann, der durch einen bei ſich habenden Jagdhund und eine Büchſe ſeinen Stand beurkundete, und eine alte Frau, von welcher ich nur ſo viel melden kann, daß ſie einen bunten Kattunmantel trug, einer Zigeunerin ähnlich ſah, fleißig Tabak ſchnupfte und eine ſehr geläufige Zunge hatte. Beide Perſonen gefielen mir nicht; ich hoffte jedoch, mit ihnen auszukommen, und ließ mich bis zur nächſten Station Münchthal als Paſſagier einſchreiben.

Auf der erſten Hälfte des Weges fiel nichts Merkwürdiges vor. Die Alte führte das Wort. Sie erzählte von ihren, mir völlig unbekannten Nachbarn und Gevatterinnen die erbärmlichſten Alltagsgeſchichten, rühmte ſich großer Wunderkuren, die ſie durch Sympathie verrichte, und erklärte alle Aerzte für unwiſſende Windbeutel. Ich ſchlief bei dieſer Unterhaltung ein; doch der Weidmann weckte mich von Zeit zu Zeit durch ein donnerndes Piff! paff! puff! womit er die am Wege ſtehenden Kinder erſchreckte, indem er ſie mit ſeiner auf ſie gerichteten Büchſe zu erſchießen drohte.

„Das iſt ein rechter Iſegrimm!“ ſagte die Afterärztin, als er einmal ausſtieg, um ſich in einem Wirthshauſe zu laben. „Ein Barbar, ein Frauenmörder!“ fuhr ſie fort. „Er hat ſchon zwei Weiber unter die Erde gefoltert. Ach, die letztere hab' ich gekannt! Sie war ſchön, wie ein Muttergottesbild. Aber täglich von ihm gemißhandelt, fing ſie an zu ſiechen; und als ſie im Sterben lag, ſtand er kalt und gefühllos wie ein Stein vor ihrem Bette und ſchrie ihr ins Ohr: Sophie! ſag' mir noch geſchwind, wie viel ich Trauerflor auf den Hut und um den Arm brauche! — Doch ſie blieb ihm die Antwort ſchuldig, denn ſie war eben verſchieden.“

Mir ſchauderte bei dieſer tragi-komiſchen Anekdote, und ich konnte mich zugleich des Lachens kaum enthalten.

„Er kommt mir vor wie der Ritter Blaubart, der ſieben Weiber umbrachte,“ fuhr die Alte fort: „denn er hat ſchon wieder eine junge Wittwe auf dem Korne, die er gern heirathen möchte.“

„Eine Wittwe?“ fragte ich, indem mir das Blut glühend ins Geſicht ſchoß.

„Ja, die Wittwe des in Buchenrode verſtorbenen Pfarrers Ferber.“ —

Ich erſchrak ſo, daß ich mich, um einer Ohnmacht vorzubeugen, meines Riechfläſchchens bedienen mußte.

„Aber ſie flieht ihn wie die Peſt,“ ſetzte die Erzählerin tröſtlich hinzu. „Sie iſt, um ſeiner Freierei auszuweichen, heimlich verreiſt, er weiß nicht wohin, und hat ſich deshalb aufgemacht, ſie zu ſuchen.“

„Wer iſt denn dieſer ſaubere Mann?“ fragte ich.

„Förſter Friſchling,“ antwortete ſie leiſe; denn er kam eben zurück. Ich konnte ihn nicht anſehen, ſo gram war ich ihm. Er fuhr fort, den Popanz der Kinder zu ſpielen, bis wir in Münchthal vor dem Poſthauſe abſtiegen.

Mißmuthig ſetzte ich mich hier in eine Ecke und dachte an meine Freundin, die mir der rohe Nimrod entführen wollte. Ich betrachtete ſeufzend ihr ſeidenes Tuch, das Unterpfand ihrer Liebe. Blaubart der Zweite ſtrich indeſſen in der Stube auf und ab. Auf einmal bleib er vor mir ſtehen, ſagte trotzig: „Mit Verlaub!“ riß mir zugleich das Tuch aus der Hand, beſah den eingezeichneten Namen, und fragte haſtig, wie ich dazu komme.

„Auf die ehrlichſte Weiſe, mein Herr!“ antwortete ich. „Aber ich achte mich nicht verbunden, Ihnen darüber Rede zu ſtehen.“

„Das müſſen Sie!“ ſchnob er mich an. „Die Eigenthümerin dieſes Tuchs, die ich als meine Freundin verehre, wird ſeit vierzehn Tagen an ihrem Wohnorte vermißt; es iſt alſo ein höchſt verdächtiger Umſtand, daß ich ihr Tuch, mit Blut befleckt, in einer fremden Hand finde.“

„So meynen Sie wohl gar, ich hätte die gute Frau todt geſchlagen?“ verſetzte ich.

„Das könnte wohl ſeyn!“ ſprach der Tölpel.

Ich lachte herzlich und ſagte: „Madame Ferber lebt, befindet ſich wohl und iſt wahrſcheinlich in einem höhern Grade meine Freundin, als die Ihrige.“ —

Plötzlich loderte in ſeinen Augen die Flamme der Eiferſucht auf. Er ging heftig auf und nieder und pflog mit ſich Rath, wie er mich, den unerwarteten Nebenbuhler, auf die Seite ſchaffen, oder wenigſtens das Bekenntniß, wo Madame Ferber ſey, von mir erpreſſen könne. Als er nun mit ſeinem Plane fertig ſeyn mochte, trat er wieder vor mich hin und ſagte: „Was Sie von Freundſchaft ſchwatzen, iſt Lug und Trug! Ich frage Sie demnach zum letzten Mal: wie kamen Sie zum Beſitz des blutigen Tuchs und wo iſt Madame Ferber?“

Ich erklärte ihm feſt, daß er weder das eine noch das andere von mir erfahre. Er drohte, mich arretiren zu laſſen. Ich lachte darüber; doch er machte Ernſt. „Frau Haberſtroh,“ ſprach er zu dem Kattunmantel, „ich gehe jetzt aus, um die Gerichtsperſonen herbeizuholen. Hüte Sie indeſſen den Mann und laſſe Sie ihn, bei Leib und Leben! nicht entwiſchen. Ich gebe Ihr dafür zum Winter eine Klafter Holz.“ — Dieſes Erbieten nahm die alte Schlange mit unterthänigem Dank an und ſtellte ſich geſchwind auf ihren Poſten neben der Thür. Der Hund, dem ſein Herr durch Zeichen befahl, mich zu bewachen, ſetzte ſich zu meinen Füßen und der Förſter eilte fort.

„Vacare culpa magnum est solatium!“ ſprach ich mit Cicero freudig in meiner Seele. Aber es empörte mich, daß die alte Zigeunerin, die meinem Gegner vorher ſo viel Böſes nachgeſagt hatte, zu ſeiner Partei trat. Ich konnte mich nicht entbrechen, ihr darüber Vorhaltung zu thun. Der Hund fletſchte zwar, indem ich ſprach, grimmig die Zähne; ich ließ mich aber dadurch nicht abhalten, ihr recht nachdrücklich das Kapitel zu leſen.

„Was hilft all der Salm?“ fiel ſie mir frech in's Wort. „Der Menſch muß leben! Ich bekomme eine Klafter Holz, wenn ich Sie feſthalte; geben Sie mir aber Geld, daß ich zwei Klaftern kaufen kann, ſo laſſe ich Sie laufen.“

„Schändliche Seelenverkäuferin!“ rief ich aus; „Keinen Heller empfängſt du von mir!“ Der Zorn litt mich nicht auf dem Stuhle. Als ich mich aber erhob, ſprang der Hund mit aufgerißnem Rachen an mir empor und die Schildwache an der Thür ſpreizte mir beide Hände wie Geierklauen entgegen. Ich ſetzte mich bei dieſen Umſtänden wieder auf meinen Platz und erwartete geduldig, was weiter geſchehen würde.

Bald darauf kam der Förſter zurück. Ihn begleitete der Stadtrichter des Orts, dem drei Bürger, mit roſtigen Flinten bewaffnet, folgten. Der Herr Stadtrichter war ein kleines, einfältiges, ſtotterndes Männlein, das ſich bei der wichtigen Halsſache, die ihm zur Unterſuchung angezeigt worden war, in größern Aengſten befand als ich. Er raffte ſich aber, von dem Jäger in die Seite geſtoßen, möglichſt zuſammen, hielt mir das blutige Tuch vor und würgte mit blinzelnden Augen die Frage heraus: „Er — erkennt man dieſes Co — co — corpus de — delictum?“

„Delicti wollen Sie ſagen!" erwiederte ich. „Aber dieſes Tuch iſt durchaus kein Zeichen eines Verbrechens oder einer Feindſeligkeit, ſondern im Gegentheil ein Pfand der innigſten Freundſchaft."

„Lügen, nichts als Lügen!" fiel der Förſter ein.

„Weß Sta — Standes iſt man? Wie — wie heißt man? Ha — ha — hat man einen Pa — pa paß?"

Ich nannte mich und rückte mit dem Paſſe muthig hervor, weil ſich der Herr Stadtrichter in einer ſolchen Beklemmung befand, daß kein Spottlachen von ihm zu befürchten war. Er verzog auch in der That während der langen Zeit, die er zum Leſen brauchte, keine Miene, und meckerte zuletzt dem Förſter zu, der Paß ſcheine richtig; er wiſſe nicht, was er thun ſolle.

„Den Mann vernehmen!" ſagte Friſchling. „Ihn fragen nach dem Aufenthalt der Dame, der dieſes Tuch gehört."

„Ach, wä — wä — re nur der Herr Sta — ſta — ſtadtſchreiber zu Hauſe!" ſeufzte der bedrängte Criminalrichter und wiſchte ſich den Schweiß von der Stirne.

Ich konnte dem lächerlichen Handel auf Einmal ein Ende machen, wenn ich den Poſtmeiſter aufforderte, mir aus der Paſſagierliſte zu bezeugen, daß Madame Ferber vor acht Tagen mit der Landkutſche friſch und geſund in Münchthal angekommen und weiter gefahren ſey. Da ſie aber, wie mir der Kattunmantel erzählt hatte, ihre Reiſe vor dem Förſter geheim hielt, ſo wollte ich dieſen Verrath nicht an ihr begehen, und proteſtirte daher feierlichſt gegen alle Vernehmungen im Poſthauſe und in Gegenwart meines Anklägers.

„So bleibt nichts übrig, als dieſen hartnäckigen Menſchen zur gefänglichen Haft zu bringen," entſchied der Förſter.

Dem Stadtrichter ward jetzt vor der Sachſenbuße bange. Das iſt nämlich eine noch aus den alten ſächſiſchen Rechten herſtammende Entſchädigung, worauf ein unſchuldig Verhafteter Anſpruch mache kann. Aber das ſchwere Wort Sachſenbuße hätte beinahe den Stammler das Leben gekoſtet. Er arbeitete mit Gefahr des Erſtickens eine volle Minute daran. Ungeduldig ſtampfte der Förſter mit dem Fuße; der Stadtrichter erſchrack, und wie ein Piſtolenſchuß fuhr daß Wort plötzlich aus ſeinem Munde.

„Alſo Sachſenbuße!“ ſagte Friſchling. „Das war der ungeheuern Mühe nicht werth; damit wird's keine Noth haben. In jedem Falle vertrete ich Sie, Herr Stadtrichter, fordere Sie aber nun auch im Namen des Königs auf, die Verhaftung ſogleich zu vollziehen.“

Der Name des Königs wirkte ſo mächtig, daß der Stadtrichter im Nu ſeinen Trabanten ein Zeichen gab, mich in ihre Mitte zu nehmen. Es geſchah; er ſtellte ſich an ihre Spitze und kommandirte: „Ma — ma — marſch!“

Von den Gewappneten umdrängt und feſt an den Armen gehalten, trat ich aus der Stube, um in den Kerker zu wandern. „Gott! was ſeh ich!“ rief in der Hausthür eine Engelsſtimme, und Madame Ferber ſtand vor meinen Augen. Es war mir, als thäte ſich der Himmel auf. „Sie kommen, wie zu meiner Rettung gerufen, Madame!“ ſprach ich. „Man hat mich eben Ihretwegen gefangen genommen.“ — Sie ſah mich ſtarr an. Friſchling ſtürzte mit einem Freudenfluch aus der Stube heraus, machte der Wittwe einen Kratzfuß und wollte ihr die Hand küſſen. Erſchrocken wich ſie zurück, wandte ſich zu mir und bat mich um Erklärung über meine Gefangenſchaft. Ich konnte nicht antworten, denn der Förſter überſchrie mich, erzählte die Geſchichte, und ſchien am Ende einen Lobſpruch zu erwarten. Aber zürnend ſchalt ſie ihn und erſuchte den ganz verdutzten Stadtrichter, mich als einen ſchuldloſen Mann in Freiheit zu ſetzen und das vermeinte Corpus delicti, das er zu den Acten heften wollte, herauszugeben. Beides that er mit Reverenz. „A — der wer de — bezahlt denn die Ko — ko — ko — koſten?“ hob er an und ſah an dem langen Förſter empor. Dieſer warf ihm einen harten Thaler in den Hut und ſchob ihn ſammt der bei ſich habenden Bürgergarde auf die Straße hinaus. Der Stadtrichter wandte ſich draußen und wollte dem kargen Zahler begreiflich machen, daß ſich die Juſtiz mit einem ſolchen Spottgelde nicht abſpeiſen laſſe. Da ihm aber ſeine widerſpenſtige Junge dießmal gänzlich den Dienſt verſagte, ſo ging er mit Kopfſchütteln und andern Zeichen des Mißfallens ſeines Weges.

Madame Ferber gab mir einen freundlichen Wink, ihr in den Garten des Poſthauſes zu folgen. Herr Friſchling war gleich bei der Hand, uns Geſellſchaft zu leiſten; das verbat ſie ſich aber höflich. Als wir beide nun im Garten allein waren, ſagte ſie mit himmliſcher Huld: „Ich ſchätze Ihre Geſinnungen gegen mich, und es wird das angenehmſte Geſchäft meines Lebens ſeyn, Ihnen das Ungemach, das Sie meinetwegen erduldeten, zu vergüten; doch hier iſt nicht der Ort, davon zu ſprechen. Beſuchen Sie mich, ſobald Sie aus der Reſidenz zurück kommen.“ Ich antwortete ſchnell und froh; ich hätte nun, da ſie nicht mehr dort ſey, alle Neigung verloren, dahin zu reiſen; ich würde mich ſtracks wieder nach Gimpelwalde begeben. „So haben wir ja Einen Weg!“ ſprach ſie erröthend. „Ich reiſe mit Extrapoſt; mein Onkel hat mir einen Wagen geſchenkt, und es ſteht Ihnen ein Platz darin zu Dienſte.“ — Ich wollte mich für dieſe Güte mit ſchönen Worten bedanken; ſie drängte mich aber fort, um Anſtalt zu treffen, daß mein Gepäck auf ihren Wagen gebracht werde.

Gehorſam flog ich aus dem Garten. Im Hauſe, durch welches ich gehen mußte, überfiel mich ein Schrecken, weil eben der wilde Jäger, mit der Büchſe in der Hand, aus der Paſſagierſtube trat. Beſtürzt kehrte ich um: doch Madame Ferber, die mir auf dem Fuße gefolgt war, trieb mich wie einen feigen Soldaten wieder ins Feuer. „Machen Sie ruhig Ihr Geſchäft!“ ſagte ſie. „Ich werde indeſſen mit dieſem Herrn ein Wörtchen ſprechen.“

Sie ging mit ihm in daſſelbe grüne Sprachzimmer, wo ſie ſich kurz vorher mit mir unterredet hatte. Aber ſchon nach fünf Minuten kam ſie zurück. Unſer Wagen war zur Abfahrt bereit. Wir ſtiegen ein. Der Förſter fluchte gräßlich im Hauſe. Mir ward Angſt, er möchte mir eine Kugel auf den Pelz ſchießen. Ich krümmte mich daher auf dem Boden des Wagens zuſammen, und in dieſer Igelslage blieb ich, bis wir das Poſthaus ſo weit hinter uns hatten, daß mich von dort her kein Schuß mehr treffen konnte.

Madame Ferber lachte mich aus. „Ich fürchte mich nicht vor ihm,“ ſagte ſie. „Ich gab ihm eben jetzt, indem er mit ſeinem Mordgewehre vor mir ſtand, einen Korb, oder vielmehr nur ein neues Trageband; denn den Korb hat er ſchon längſt.“ —

„Aber wird nicht auch dieſes Trageband wieder reißen?“ wandte ich ein.

„Wohl möglich!“ antwortete ſie.

„Das beſte Mittel,“ — fuhr ich mit unbeſchreiblichem Muth heraus — „das unfehlbarſte Mittel, eines ſolchen hartnäckigen Sponſirers los zu werden, iſt eine andere ſchnelle Wahl.“ —

Sie lächelte mit geſenkten Augen; ich drückte ihre Hand an mein Herz — kurz, wir verlobten uns im Wagen.

Damit jedoch niemand meine Braut einer tadelhaften Uebereilung beſchuldige, ſo will ich dem Leſer die wahre Quelle ihres ſo geſchwind zu mir gefaßten Vertrauens entdecken.

Ich nannte ihr in dem Briefe, den ich von Rehfeld aus an ſie ſchrieb, den Namen meines Freundes, bei dem ich in der Hauptſtadt einkehren wollte. Glücklicher Weiſe iſt dieſer Freund — was ich damals noch nicht wußte — ein Verwandter von ihr und das Orakel ihres Onkels. Er wird alſo wegen der aus meinem zärtlichen Briefchen zu erwartenden Anwerbung zu Rathe gezogen. Es geſchieht ſchriftlich, weil ihn eine Unpäßlichkeit nöthiget, das Zimmer zu hüten. Er antwortet: „Magiſter Zimpel iſt ein grundehrlicher Mann; die Nichte kann keine beſſere Wahl treffen.“ —

So weit ließ mich meine Braut das Briefchen leſen; es waren aber noch ein Paar Zeilen vorhanden, die ſie mir nicht zeigen wollte. Ich bat dringend darum; ſie gab endlich nach, und ich fand den ärgerlichen Zuſatz: „Freund Zimpel hat den einzigen Fehler, daß er ein Pedant iſt, ohne es zu wiſſen, und dadurch in einen komiſchen Charakter ausartet. Doch ſein künftiges Weibchen wird ihn wohl nach und nach vom Schulſtaube ſäubern.“ — Ich ſchämte mich nun ein wenig, und zog mir im Stillen daraus die Lehre, daß es nicht gut ſey, alles wiſſen und alles leſen zu wollen.

Hier könnte ich nun füglich die Feder niederlegen; doch will ich noch zum Beſchluß meinen Einzug in Gimpelpelwalde beſchreiben.

Ich hatte den Poſtillon, ohne daß es meine Braut hörte, heimlich geſtimmt, bei der Einfahrt ins Städtchen aus voller Lunge zu blaſen. Er that's redlich; und wie, nach den Worten eines alten Kirchenliedes, wenn die letzte Trompet' erklingt, die auch durch die Gräber dringt, alle Leiber auferſtehen werden, ſo erfolgte auch jetzt, als das Poſthorn ſchmetterte, eine allgemeine Auferſtehung von allen Stühlen und ein blitzſchnelles Aufreißen der Fenſter. Ich ſaß in einem zierlichen Wagen, deſſen Decke ich hatte zurückſchlagen laſſen, neben meiner ſchönen Braut, und grüßte rechts und links die ſtaunende Volksmenge. Der Magiſtrat, der eben in corpore vom Rathhauſe kam, verſteinerte mitten auf dem Markte. Ich machte den wohlweiſen Herren wegen des mir ausgefertigten ſchimpflichen Paſſes ein äußerſt kaltes Compliment. Meine Braut erzeigte mir die Ehre, in meiner Wohnung abzutreten und Erfriſchungen einzunehmen. Die halbe Stadt lief vor dem Hauſe zuſammen, und wich und wankte nicht, bis wir uns wieder in den Wagen ſetzten. Ich begleitete nämlich meine Verlobte, die jetzt in ihre Heimath fuhr, vor's Thor hinaus, um auch durch jene Gegend der Stadt meinen Triumphzug zu halten.

Und ſo iſt denn der Stein, den die Bauleute verwarfen, zum Eckſtein geworden. Die reizloſen Jüngferchen in Gimpelwalde verſchmähten mich, und ich führe nun eine Braut heim, deren Schönheit ſie alle weit überſtrahlt. Einige von ihnen haben ſich bereits, wie ich höre, darüber ſo krank geärgert, daß ſie ärztlicher Hülfe bedürfen. Ich wünſche ihnen von ganzem Herzen gute Beſſerung; doch kann es ſowohl in Gimpelwalde als anderwärts nicht ſchaden, daß übermüthige Frauenzimmerchen gedemüthigt werden, wenn ſie einen Biedermann bloß darum verachten, weil er nicht tanzen gelernt hat, und nicht erfahren iſt in den Künſten der Gecken.

II.

Magiſter Zimpels Ehechronik.

(Zwei Jahre ſpäter geſchrieben.)

1.

Der geneigte Leſer — denn für ungeneigte ſchreibe ich nicht — erinnert ſich aus meiner Brautfahrt, daß ich mich mit meiner gegenwärtigen Ehe- und Liebesbündnerin zu Wagen verlobte, dann im Triumph mit ihr durch Gimpelwalde fuhr, und ihr hinaus vor das Thor, durch welches ſie einſtweilen nach ihrem Wittwenſitze zurückkehrte, das Geleit gab. Das geſchah am ſiebzehnten Mai 1811. Der Abſchied von meiner Poldin war mir ein bitterer Kelch; doch die Gewißheit der nahen, trennungsloſen Vereinigung bekränzte ihn mit Roſen. Freudetrunken flog ich in die Stadt zurück. Vor allen Häuſern, wo gute Bekannte wohnten, ſchwang ich blindlings den Hut und erfuhr nachher, daß ich hier eine Katze, dort einen Putzkopf, am dritten Orte gar nur die Fenſterquaſten gegrüßt hatte.

Mit dieſem Taumel kam ich in meine Studierſtube. Hier lag noch der ehrliche Cicero, den ich vor meiner Brautfahrt las, auf dem Pulte. Doch weder ſein herrliches Werk von den Pflichten, noch ſeine berühmten Reden waren jetzt eine erquickende Nahrung für meine Seele. Ich verwies alſo den Herrn Conſul in den Bücherſchrank, und wählte dafür den leichtfertigen Liebesdichter Ovid, der mir in meiner damaligen Gemüthsſtimmung ein höchſt angenehmer Geſellſchafter war.

Er und der Briefwechſel mit meiner Braut beſchäftigten mich in allen Stunden, die ich nicht im Schulſtaube zubringen mußte. Die landesherrlichen Poſteinkünfte wurden durch mich anſehnlich vermehrt. Der Strom meiner Empfindungen ließ ſich nicht in das enge Bett eines gewöhnlichen Briefchens einzwängen; unaufhaltſam ergoß er ſich über zwei bis drei Foliobogen: die ſtrenge Briefwage verurtheilte mich daher zu drei- und vierfachem Poſtgelde. Meine Braut faßte ſich kürzer, und das diente zu meinem Heil: denn da mich jedes ihrer Worte in eine ſolche Entzückung verſetzte, daß ich wie ein Raſender zwiſchen meinen vier Wänden herumſprang, ſo wäre ich unfehlbar gleich an ihrem erſten Briefe geſtorben, wenn ich mich drei oder vier Bogen hindurch in einer ſo angreifenden Geiſtesſpannung befunden hätte.

Auf die Gefahr, von manchen Eismenſchen ausgelacht zu werden, will ich noch eine andere kleine Schwärmerei geſtehen. Ich erſuchte meine Braut, ihre Briefe nicht mit Siegellack, ſondern mit Oblaten zu ſiegeln. Warum that ich wohl das? — Rathet einmal, ihr Verliebten! — Doch wahrſcheinlich ſind nicht alle meine Leſer verliebt, und wer A ſagt, muß auch B ſagen: alſo bekenne ich öffentlich, daß ich mir darum Oblaten ausbat, weil ſie bei dem Gebrauch von den Lippen meiner Auserwählten berührt wurden. Ich küßte das heilige Siegel auf, und es däuchte mir, ich genöße Ambroſia.

Schicklich und nöthig war es nun auch, mit meines Liebchens ehrwürdigem Oheim, der in der Hauptſtadt wohnte, ſchriftliche Unterhandlungen zu pflegen. Er antwortete mit für einen reichen Mann, wie er es iſt, höflich genug, willigte mit gefälligen Worten in unſere Verbindung, und erklärte ſich großmüthig, die Hochzeit in ſeinem Hauſe auszurichten. Doch behielt er ſich vor, die Zeit zu beſtimmen. „Ich habe jetzt,“ ſchrieb er, „nicht nur Einquartierung im Hauſe, ſondern auch in den Füßen, und bevor ich dieſe beſchwerlichen Gäſte nicht los bin, kann ich mich mit lieben Gäſten nicht ſorgenfrei ſetzen.“ — So ward alſo meiner Sehnſucht nach der Geliebten ein ſehr ungewiſſes Befriedigungsziel geſteckt. Ich ſchloß den guten alten Herrn in mein Morgen- und Abendgebet ein, und bat den großen Arzt im Himmel, ihn bald vom Zipperlein zu erlöſen.

2.

Doch lange, lange ward mein Gebet nicht erhört. Ich fehlte vielleicht darin, daß ich die erſte Behörde, den heiligen Cyprian, überging. Er ſoll ein mächtiger Nothhelfer bei des Zipperleins Anfällen ſeyn; da ich ihn aber nicht um Beiſtand anrief, ſo ließ er es ungezähmt ſchalten. Es hatte ſich nun einmal vorgenommen, den ganzen Sommer lang dem Oheim Geſellſchaft zu leiſten, und es wohnte bei ihm bis gegen das Ende des Monats Auguſt. Was ich indeſſen ausſtand, das gäbe Stoff zu einem Buche: Zimpels Leiden betitelt. Jeder, den Cupido jemals verwundete, kann ſich meine Lage denken. Sie ward durch den Zuſammenſtoß meines Liebesfiebers mit den Hundstagen in der That etwas bedenklich. Aber ich brauchte

Vorbauungsmittel. Ich brach vor allen Dingen mit dem muthwilligen Ovid, der nur Oel ins Feuer goß, allen Umgang ab, ſtudierte dafür die Algebra und die chaldäiſche Sprache, und kaſteite meinen Leib mit Faſten und Holzſägen. So erhielt ich mich bei geſundem Verſtande, bis endlich gerade nach Ablauf der gefährlichen Zeit, am Tage Bartholomäi, den vier und zwanzigſten Auguſt, früh um acht Uhr die ſehnlich erwartete Botſchaft aus der Reſidenz eintraf. „Strick iſt entzwei und ich bin frei!“ ſchrieb der Ohm. „Nun machen wir Hochzeit, Herr Magiſter! Halten Sie ſich zu jeder Stunde reiſefertig. Ihre Braut fährt durch Gimpelwalde und wird Sie mit aufladen. Glückliche Fahrt!“

Man ſieht, daß der alte Herr ſeine Ausdrücke nicht vorſichtig gewählt hatte. Er war in den Kaufmannsſtyl hineingerathen, und behandelte mich wie einen Ballen Waare. Ein armer Schlucker, wie ich damals war, muß viel verſchlucken!

Mein Bräutigamsſtaat lag ſchon längſt in ſchönſter Ordnung bereit. Ich packte ihn unverzüglich in den Koffer, putzte mein Zimmerchen auf, nahm von meinen hohen Vorgeſetzten den benöthigten Urlaub, und holte in eigener Perſon vom Rathskeller eine Flaſche ſüßen ſpaniſchen Sect, um meine Braut damit zu bewirthen. So war denn, nach des Oheims Sprechart, der Bräutigamsballen zur Aufladung fertig und erwartete die ſchöne Frachtführerin.

Ich ſchilderte deßhalb den ganzen Tag am Fenſter. Gegen Abend war ich ſo müde, daß ich auf dem Canapee ausruhen mußte. Ich nickte ſogar ein bißchen. Plötzlich weckte mich Wagengeraſſel. Ich ſprang auf, ſtürzte nach dem Fenſter, und zerſtieß mit der Stirn eine große Glasſcheibe, daß ſie in unzähligen Bruchſtücken auf die Straße hinab klirrte. Mehr als hundert Köpfe fuhren in der Nachbarſchaft zu Thüren und Fenſtern heraus. Am weiteſten ſtreckte der mir gegenüber wohnende Glaſermeiſter ſein ſtruppiges Haupt hervor und ſchrie mir zu: „So recht, Herr Magiſter! Der Glaſer will auch leben.“ Ich ärgerte mich unausſprechlich, da beſonders meine Braut nicht ankam, ſondern ein von Fuſel berauſchter Bauer mit unſittlichem Jauchzen vorbeijagte.

Dieſer Vorfall beſtätigt den alten Erfahrungsſatz, daß die Liebe alles verändert, was ſie berührt. Ich, der vorſichtigſte Mann von der Welt, der zwei und dreißig Jahre und ſechs Monate alt ward, ohne daß er von den tauſend thönernen Tabakspfeifen, die durch ſeine Hände gingen, nur eine einzige zerbrach — ich rannte jetzt wie ein ſinnloſer Trunkenbold mit dem Kopfe durch eine Fenſterſcheibe! — Ja, die Liebe iſt wahrlich ein Rauſch, den man erſt im Ehebette wieder ausſchläft. —

3.

Der hungrige Glaſermeiſter kam ungerufen herüber, erbot ſich zu willigen Dienſten, und lachte mich noch ins Fäuſtchen aus, daß ich ihm blechen mußte. Kaum war dieſer Verdruß ein wenig verſchmerzt, ſo brachte mir der Briefträger einen neuen. Meine Braut ſchrieb mir: ſie ſey jetzt mit Verſilberung einer Wieſe und ihres Hausgeräthes beſchäftiget, und wiſſe nicht, wenn ſie damit zu Stande kommen werde; ſie könne folglich den Tag ihrer Ankunft in Gimpelwalde nicht beſtimmen: ich möchte jedoch in jedem Augenblicke darauf gefaßt ſeyn.

Eine ſchöne Hiobspoſt! Ich ſtand auf Nadeln, ich ſaß auf Kohlen, und das dauerte ſieben Tage, bis zum erſten

September. Da tönte früh um ſechs Uhr ein Poſthorn. Ich erſchrack, weil ich mich noch im Raupenſtande des Schlafrocks und der Nachtmütze befand. Aber ich verwandelte mich blitzſchnell, und war ſchon nach meinen Gedanken eine vollkommen artige Puppe, als meine Herzensgebieterin am Hauſe vorfuhr. Ich eilte fröhlich hinab und hob ſie aus dem Wagen; doch indem ich ihr mit einer tiefen Verbeugung die Hand küßte, ſah ich ſchaudernd, daß ich mit gelben Füßen, wie eine wilde Gans, vor ihr ſtand. Ein verdammter Streich meiner Eilfertigkeit! Ich entſchuldigte mich wegen dieſer unanſtändigen Pantoffelparade. Meine Braut lächelte hold und ſagte: „Es iſt ein Vorzeichen, daß Sie bald unter den Pantoffel kommen werden.“

Dieſer Scherz begleitete uns die Treppe hinauf. Ich fand meine Braut liebenswürdiger, als jemals. Aber ihre hohe, dem Palmbaum ähnliche Geſtalt veranlaßte in meinem Gemüthe einen ſtillen Hader mit der Natur, daß ſie von der mir gebührenden Mannslänge zwei bis drei Spannen inne behielt und dieſe ganz überflüſſig meiner Trauten zutheilte. Die alte erfahrene Mutter hätte bedenken ſollen, daß ſolche Ungleichheiten bei Liebenden äußerſt unbequem ſind. Ich kann ein Lied davon ſingen; ich brach beinahe darüber den Hals. Es wandelte mich nämlich ein erlaubter Geluſt an, meine Braut zu küſſen. Da ſie aber gerade nicht ſaß, ſondern vor dem Bücherſchranke ſtand und meine Bibliothek beſah, ſo lehrte mich das Augenmaß, daß ich einer Himmelsleiter bedurfte. Ich trug alſo unvermerkt ein Fußbänkchen herbei, ſtieg leiſe hinauf und wollte ſo meine Schöne umarmen. Doch, gedankenvoll leſend, wußte ſie nicht, was um ſie her krabbelte, und ſah ſich mit einer ſo lebhaften Wendung darnach um, daß ich von ihrem rechten Lilienarme einen empfindlichen Stoß bekam und ſammt meinem Fußgeſtelle die Länge lang rücklings zu Boden fiel. Erſchrocken kam ſie mir zu Hülfe und fragte dringend, was ich auf der Hütſche gemacht habe. Es wäre mir ein Leichtes geweſen, meinem verliebten Vorhaben ein Mäntelchen umzuwerfen: aber nein, ich bekannte mit zärtlicher Schamröthe die Wahrheit. Gerührt ließ ſich meine Braut zu mir herab und drückte mir, indem ſie mich aufhob, einen Kuß auf die Lippen. Das war ein Minneſold, den ich der Wahrheit verdankte. O, belohnte ſie alle ihre Bekenner mit ſolchen himmliſchen Labialen, ſo hätte ſie unfehlbar mehr Freunde, als ſie jetzt aufweiſen kann.

4.

Meine Braut nippte nur wie ein Vögelchen von dem Weine, den ich ihr vorſetzte. Er ſchien ihr nicht ſonderlich zu munden, ungeachtet ich vom edelſten Gewächs gefordert und einen baaren Reichsthaler dafür bezahlt hatte. Auch dem Zwieback — der freilich in Gimpelwalde unter aller Kritik iſt — that ſie wenig Ehre an. Sie knapperte noch wie ein Mäuslein am erſten Scheibchen, als ſchon die friſchen Poſtpferde kamen und die Reiſe fortging.

Die zwei nächſten Stationen, Rehfeld und Hellborn, legten wir ohne Anſtoß zurück. Aber im Städtchen Münchthal, wo wir gegen Abend eintrafen, ward unſer Reiſeglück wetterwendiſch. Der Poſtmeiſter erklärte uns, als wir Pferde forderten, kurz und rund: ſein Stall ſey eben leer; er könne uns nicht eher als am folgenden Morgen weiter bringen. —

„Ei! wie ſo?“ rief ich aus. „Ich kenne das Recht der Extrapoſten! Sie dürfen auf den Stationen, wo ſie eintreffen, nicht länger als eine Stunde, höchſtens zwei aufgehalten werden. So verordnet das allergnädigſte Poſtmandat."

„Was Sie mir ſagen!" verſetzte der Poſtmeiſter, indem er mit der größten Gelaſſenheit eine Priſe Tabak ſchnupfte. „Sie verſtehen ja das Poſtmandat, als wär' es das ABC! — Aber was hilft's? Wir können doch keine Pferde vor Ihren Wagen herausbuchſtabiren."

Hiermit ging er in ſeinen Schreibekäfich und brummte vor ſich hin: „Wenn ſich doch ein ſolcher Kegel nicht mauſig machen wollte!"

Dieſer Ausfall auf meine Kleinheit ärgerte mich verdammt. „Kommen Sie, meine Wertheſte!" ſprach ich laut. „Wir wollen in dieſer Herberge der Unhöflichkeit und Pflichtvergeſſenheit unſer Geld nicht verzehren."

„Gehn Sie zum Henker!" ſchnaubte der Bär in ſeiner Höhle und donnerte mit der Fauſt an die Brettwand. Ich erſchrack und machte mich ſchnell mit meiner Braut aus dem Staube.

Wir eilten nach dem Gaſthofe. Ein wüſtes Getöſe ſchallte uns daraus entgegen. Die Münchthaler Meſſe, die den folgenden Tag einfiel, hatte das Haus mit Krämern und andern Fremdlingen angefüllt. Der Wirth lächelte ſtolz, als ich zwei Zimmer und in jedem ein Bett verlangte. „Welcher Gedanke!" ſprach er. „Sehn Sie nicht, daß ich beinahe von Gäſten erdrückt werde? — Ich kann Ihnen nur ein Kämmerchen mit einem zweimänniſchen Bette einräumen; und das geſchieht blos aus Achtung gegen Ihren ſchwarzen Rock und die Schönheit dieſer Dame: ſonſt würde ich Sie auf die gemeinſame Streu in der großen Schenkſtube verweiſen."

Meine Braut auf der gemeinſamen Streu! — Es war mir eine gräßliche Vorſtellung! Ich fühlte dabei die erſte leiſe Regung der Eiferſucht, und griff mit beiden Händen nach dem angebotenen Kämmerchen. Das zweimänniſche Bett trieb zwar mir und meiner Reiſegefährtin eine glühende Röthe ins Geſicht; wir mußten aber aus der Noth eine Tugend machen, und wir waren beide tugendhaft genug, daß wir uns zutrauen konnten, das Abenteuer mit unverletzter Sittlichkeit zu beſtehen.

Der Wirth geleitete uns die Treppe hinauf und öffnete das kleine Gemach. Das erſte, was mir in demſelben ins Auge fiel, war ein großes, an der Wand hängendes Schlachtſchwert. Ich bebte davor zurück. „Fürchten Sie ſich nicht vor dieſem Sarraß!“ ſagte der Wirth. „Er gehört einem Offizier, der bei mir einkehrte, dann eine Land- und Jagdreiſe machte und erſt nach acht Tagen wieder hier eintrifft.“ Das geſagt, ließ er uns allein.

Meine Braut warf einen ſchüchternen Blick nach dem breiten Bette; ich aber nahm mir vor, unſere Verlegenheit wegzuſcherzen. „Dieſes Schwert,“ hob ich an, „ließ uns ein guter Geiſt hier finden. Wir wollen es brauchen, wie mancher ehrenfeſte Ritter der Vorzeit das ſeinige, wenn ihn unabänderliche Umſtände zwangen, mit der Dame ſeines Herzens ein Lager zu theilen. Er legte dann ſein entblößtes Schwert zwiſchen ſich und ſie, und das hatte die Kraft, als wären ſie durch eine Felſenmauer geſchieden.“

Mit dieſen Worten hob ich den Degen von der Wand und wollte vom Leder ziehen: doch mein Arm war zu kurz; ich mußte meine Freundin zu Hülfe rufen. Ich legte hierauf das nackte Schwert in die Mitte des Bettes und ſprach feierlich: „Sey du der Schutzengel und Zeuge unſerer Tugend!“ —

„Als Scherz mag dieſe Ceremonie gelten;“ ſagte meine Braut. „Aber als ernſthafte Anſtalt wäre ſie komiſch: denn es verſteht ſich, daß wir unentkleidet ruhen, und was iſt es dann anders, als ſäßen wir im Wagen oder auf Stühlen beiſammen?“

Schweigend nickte ich ihr Beifall zu, weil eben jetzt unſer Abendeſſen aufgetragen wurde.

5.

„Und wir erhoben die Hände zum lecker bereiteten Mahle.
Aber nachdem die Begierde des Tranks und der Speiſe geſtillt war.“

ging ich hinab zum Wirth, um mit ihm etwas zu beſprechen.*

Ich konnte nirgend, als in der großen, von unzähligen Tabakspfeifen durchqualmten Schenkſtube bei ihm Audienz erhalten. Mit Widerwillen trat ich in den ungeheuern Rauchfang, ſah des Wirths breite Geſtalt mitten im Nebel ſtehen und wollte ihn anreden; aber plötzlich verlor ich vor Schrecken die Sprache, als ich aus dem Getümmel, das die an drei langen Tafeln ſchwadronirenden Gäſte machten, die rauhe Stimme meines Erzfeindes und vormaligen Nebenbuhlers, des Förſters Friſchling, hervorſchallen hörte. Zitternd ſchielte ich mit einem Auge nach ihm hin. Er ſaß glücklicher Weiſe ſo, daß er mir den grünen Rücken zukehrte. Ich ließ mein Geſchäft mit dem

---

* Die oben mit ſogenannten Gänſeaugen oder Haſenöhrchen eingezäunten Worte ſind ein paar dem Sonnenadler Homer ausgezupfte Federn, die mir hier trefflich zu Paß kamen.

M. Zimpel.

Wirth im Stiche und ſchlich leiſe auf den Fußſpitzen davon.

„Gott! was iſt Ihnen begegnet?“ rief meine Braut, als ich zurück kam. „Sie ſind todtenbleich und zittern wie Eſpenlaub!“

Ich meldete ihr mit ſtammelnder Zunge, was mich aus der Faſſung gebracht hatte.

„Nun, was geht uns Friſchling an?“ antwortete ſie. „Wer wird ſich über ein ſolches Nichts ängſten!“

Ich wollte gründlich auseinander ſetzen, was für unfertige Händel uns der grobe Geſell anſpinnen könnte; aber nicht darauf achtend, klopfte ſie mich lachend auf die Schulter und ſagte: „Laſſen Sie das gut ſeyn, lieber Zimpel! Sie ſind fromm wie ein Lamm, aber vom Löwen haben ſie keine Ader!“

Das verſchnupfte mich. „Sie ſollen ſehen, daß ich Muth habe!“ rief ich lebhaft und riß das Schwert aus dem Bette. „Er mag nur kommen; ich will ihn tapfer empfangen!“

Mit dieſer Heldenſprache legte ich den Degen, wie ein Reiter auf ſeinem Poſten, an die rechte Schulter, und ging mit großen, dröhnenden Schritten an der Stubenthür auf und ab.

Meine Braut lächelte auf eine Weiſe, die mir nicht gefiel. „Sie erinnern mich,“ ſagte ſie, „an den weiſen Junker Don Quixote, wie er in der Schenke, die er für eine Ritterburg anſah, Waffenwache hielt.“

Ich ließ mich von meinem Poſten nicht wegſpotten. Sie bat mich nun mehrmals ernſt und ſanft, mich durch einige Stunden Schlaf zur Fortſetzung der Reiſe zu ſtärken. Aber meine Antwort war immer: „Begeben Sie ſich zur Ruhe und rechnen Sie auf meinen Schutz!“

Sie legte ſich endlich, da ich von der unternommenen

Schirmwache durchaus nicht abſtand, züchtig auf's Bett und ſchloß ihre Vergißmeinnicht Augen.

Ich befand mich jetzt in einer unbehaglichen Einſamkeit. Dunkel und Stille herrſchten um mich her. Ein mattes Lämpchen, das auf dem Tiſche brannte und jeden Augenblick verlöſchen wollte, war mir ein trauriges Bild der Sterblichkeit. Schauer auf Schauer liefen mir über die Haut. Doch ich ſtärkte meinen zagenden Geiſt durch allerlei philoſophiſche Betrachtungen, die ich anſtellte. So hielt ich mich eine Weile noch wacker. Aber auf Einmal polterten ſchwerfällige Fußtritte, wie eines Berauſchten, die Treppe herauf, und Friſchlings widerwärtige Stimme ließ ſich deutlich vernehmen. Ich dachte nicht anders, er wolle uns überfallen. Die Unmöglichkeit, den mächtigen Nimrod zu überwältigen, ſprang in die Augen: mir entſank aller Muth, und als Wahrheitsfreund muß ich bekennen, daß ich mich eiligſt unter das Bett verkroch.

Der Würgengel meiner Ruhe und Herzhaftigkeit zog nun zwar bei unſerer Thür vorüber, quartirte ſich aber in einem Kämmerchen neben uns ein, und trieb darin viel unſittlichen Spaß mit einer Aufwärterin, die ihm heraufgeleuchtet hatte. Ich muß es ihr jedoch zum Ruhme nachſagen, daß ſie ſeinen Liebkoſungen bald entfloh. Kurz darauf hatte ich das Vergnügen, ihn ſchnarchen zu hören. Ich wagte mich nun behutſam aus meinem Verſteck hervor, nahm leiſe Platz im Bette und legte das ſcheidende Schwert zwiſchen mich und meine ſchlummernde Freundin.

6.

Auch mich umgaukelte ſchon der Gott der Träume, als ihn plötzlich ein ungeſtümes Klopfen an der Thür wieder verſcheuchte. „Holla! machen Sie auf, Herr Magiſter!“ rief der Wirth, und eine andere männliche Stimme fluchte dazwiſchen. Der Schrecken ſchlug mir in die Glieder; ich konnte mich kaum aufrichten. „Was gibt's denn?“ fragte mich meine erwachende Braut. Doch wie vom Alpe gedrückt, war ich der Sprache nicht mächtig. Sie hingegen eilte muthvoll, wie eine amazoniſche Männin, zur Thür hin und entriegelte ſie.

Ich hatte mich indeſſen, durch ihr heroiſches Beiſpiel angefeuert, ebenfalls auf die Füße gemacht und das Schwert ergriffen, um ſie im Nothfall gegen Gewalt zu ſchützen. In einer kühnen Stellung erwartete ich, wer nach Oeffnung der Thür erſcheinen würde. Ein junger Offizier ſtand draußen und wollte raſch wie in Feindes Land eindringen. Aber was ſtutzte der Fant, als er die ſchöne Thürhüterin erblickte! Er verbeugte ſich tief und wagte ſich nicht über die Schwelle. Der Wirth nahm das Wort und ſagte: der Herr Lieutenant, der eigentlich dieſes Kämmerchen bewohne, ſey unvermuthet angekommen und bitte ſich ein Plätzchen bei uns aus. „Ich will nicht im geringſten läſtig werden;“ fiel der Kriegsmann raſch und höflich ein. „Gewähren Sie mir nur Obdach und einen Stuhl; das iſt mir genug.“

Was wollten wir thun? Wir mußten ihn herein nöthigen. Der Wirth zog jetzt, da er die Sache ſo weit gebracht hatte, den Kopf aus der Schlinge, und ging davon, wie die Katze vom Taubenſchlage. Der Lieutenant war ſo freundlich als ein Ohrwürmchen und durchbohrte meine Braut gleichſam mit den Augen. Dadurch fiel er auf der Stelle bei mir in Ungnade. Mich anzuſehen, nahm er ſich kaum Zeit; und als er es endlich that, bemerkte er ſeinen Degen in meiner Hand, weil ich vor Aergerniß vergeſſen hatte, das Mordeiſen bei Seite zu legen.

„Wollen der Herr Magiſter den Lehrſtand mit dem Wehrſtande vertauſchen?“ fragte er witzelnd.

„Mit nichten, mein Herr Lieutenant!“ antwortete ich ernſt. „Ich will fortfahren, die Jugend zu bilden, und dadurch der heilloſen, aus den ewigen Kriegen entſpringenden Verwilderung des Menſchengeſchlechts entgegenzukämpfen.“

Verlegen, ob er dieſe Worte als einen Angriff auf ſich ſelbſt verſtehen ſollte, biß er ſtumm die Lippen zuſammen.

„Es muß Sie aber freilich befremden, mich mit dieſem Degen bewaffnet zu ſehen,“ fuhr ich fort. „Er hing hier an der Wand und ich griff faſt mechaniſch darnach, als ich unbekannte Fußtritte vor der Thüre vernahm. Gehört er vielleicht Ihnen, ſo hoffe ich, Sie werden ihn dadurch nicht für entehrt halten.“

Er betheuerte mit vielen Complimenten das Gegentheil, und wir waren fünf Minuten lang auf hofmänniſche Art gute Freunde.

Nun aber fing er ſein verdammtes Liebäugeln wieder an. Ich bedeckte meine Stirn mit drohenden Falten, ich zog die Augenbraunen wild auf und nieder, warf ſtechende Blicke um mich her, ſtampfte ſogar ein bißchen mit dem Fuße, und beantwortete jede ſeiner Fragen mit einem empfindlichen Tone; aber das alles ſchlug nicht an. Er drängte ſich, ungeachtet ich immer mit geſchickten Wendungen dazwiſchen trat, von Minute zu Minute näher an meine Braut und ſagte ihr die zierlichſten Schmeicheleien. Da ward es hohe Zeit, ihm einen Riegel vorzuſchieben. „Herr Lieutenant,“ ſagte ich mit Nachdruck, „Sie haben an dieſes Kämmerchen ein älteres Recht als ich; ich hingegen habe auf das Herz dieſer Dame ein älteres Recht als Sie! Drum behalte jeder das Seine! Leben Sie wohl!“

Nach dieſer muthigen Erklärung nahm ich ſchnell meinen Hut, reichte meiner Braut ihren Strickbeutel und meinen Arm, und entführte ſie dem verſteinerten Helden.

„Aber wo wollen wir hin?“ fragte ſie, als wir uns die finſtere Treppe hinab griffen.

„Ueberlaſſen Sie ſich getroſt meiner Leitung!“ antwortete ich, und tappte mit ihr in den Hof, wo unſer Wagen ſtand. „Sehen Sie, das ſind unſere eigenen vier Wände! Da wollen wir uns hinein begeben, und hier ſoll keine Schmeichelkatze verſuchen, mein Mäuschen zu fangen.“

„Sie haben wunderliche Einfälle, Herr Magiſter!“ ſagte ſie froſtig, ſtieg aber ohne weitern Einwand in die bewegliche Burg.

„Ich bin dießmal mit mir zufrieden,“ verſetzte ich, indem ich neben ihr Platz nahm. „Bemerken Sie nun, Wertheſte, daß ich auch Muth habe? — Ich ſprach ein kräftiges Wort, ich führte eine männliche That aus. Kurz, ich bin vollkommen mit mir zufrieden.“

Schweigend hielt ſie ein Tuch vor die Naſe. „Mein Eigenlob ſtinkt wohl?“ fragte ich ſcherzend. „Es riecht in der That unlieblich um uns herum,“ antwortete ſie, und ich merkte nun ſelbſt, daß ſie Recht hatte. Die nachbarlichen Ställe fielen den Geruchsnerven äußerſt beſchwerlich. Wir hielten aber in dieſem widrigen Dunſtkreiſe ſtandhaft aus, bis der Tag anbrach. Da ſchickte uns der Poſtmeiſter ſchon Pferde, was ohne Zweifel nicht ſo frühzeitig geſchehen wäre, wenn ich ihm nicht durch meine genaue

Kenntniß des Poſtmandats den Daumen auf's Auge geſetzt hätte.

Ich ſtürmte den Wirth aus den Federn und berichtigte die Zeche. Dann rollten wir ohne Verzug fort, und kamen gegen Abend wohlbehalten in der Hauptſtadt vor der Wohnung des Oheims an.

7.

Mit Beſcheidenheit und Ehrfurcht trat ich über die Hausſchwelle des reichen Mannes. Ein junges, wohlgebildetes Frauenzimmer flog mit Jubelgeſchrei die Treppe herab. Es war Mamſell Kobler, eine Verwandte des Oheims und ſeine Wirthſchafterin, die mir ſchon als ein ſehr lebhaftes und luſtiges Weſen geſchildert worden war. Stürmiſch umarmte ſie meine Braut, und küßte ſie ſo lange, daß fünf bis ſechs feierliche Verbeugungen, die ich indeſſen machte, eine ganz vergebliche Arbeit waren. Endlich bemerkte ſie mich und meine Bücklinge, erwiederte dieſe mit einem kurzen Knicks, und walzte mit meiner Braut über die Hausflur hin. Dieſer Wirbel, dem ich nicht ſchnell genug ausweichen konnte, drängte mich rücklings an die Treppe, die Beine gingen mir aus, und, wie man eine Hand umkehrt, ſaß ich auf der unterſten Stufe, als ob ich etwas feil haben wollte. „O, das iſt einen Thaler werth!“ rief die wilde Hummel und lachte wie toll. Mir aber war die Sache gar nicht lächerlich, weil ich bei dieſer gewaltſamen Niederlaſſung meine Schnupftabaksdoſe, ein väterliches Erbſtück, zerdrückt hatte. Darüber betroffen, vergaß ich im erſten Augenblicke das Aufſtehen. Der Irrwiſch jagte mich empor und trieb mich mit ſolcher Haſt vor ſich her, daß ich die Treppe mehr hinauf fiel, als ging.

Der Oheim erlaubte ſich, als ein reicher Mann, die Bequemlichkeit, uns in Pantoffeln, Schlafrock und Nachtmütze, mit der brennenden Tabakspfeife im Munde, zu empfangen: und gleich nach den erſten Begrüßungen ſagte er zu meiner Braut: „Du ſchließeſt eine Mißheirath, liebes Hannchen! Dein Geſpons iſt faſt eine Elle kleiner als Du! — Doch das hat ſeinen Nutzen. Du kannſt ihn, wenn er nicht folgen will, deſto eher mit dem Pantoffel bearbeiten.“

Ich zwang mich, den gnädigen Spaß zu belächeln. Aber wunderbar kam es mir vor, daß der kugelrunde Herr Oheim über meine Geſtalt ſpöttelte, da er doch ſelbſt nichts weniger als ein Goliath iſt.

Das Abendeſſen ſöhnte mich wieder mit ihm aus. Es war ungemein ſchmackhaft, und beſonders trefflich der Wein. Ich trank mir ein Jeſuiter-Räuſchchen, und war zuletzt froh, daß ich mit Ehren zu Bette kam.

Am nächſten Morgen ſagte der Onkel: „Sie danken mir's hoffentlich, Herr Magiſter, wenn ich Ihnen den Sprung von der Kanzel erſpare. Ich hab' es auf meine Koſten ausgewirkt, daß Sie ohne Aufbot zu jeder Stunde getraut werden können, und das ſoll, geliebt es Gott, übermorgen geſchehen.“ — Freudig überraſcht, küßte ich ihm dankbar die Hand, und er ließ es ohne bedeutende Weigerung geſchehen.

Ich war froh, daß ich mich nicht lange in der Reſidenz aufhalten mußte; denn es war mir ein peinlicher Ort. Meine Braut durfte nicht ans Fenſter treten, ſo gafften gleich junge und alte Gecken, mit und ohne Brillen, zu ihr herauf und ſchwänzten vor dem Hauſe hin und her, bis es mir durch irgend eine feine Liſt gelang, ihnen den Gegenſtand ihrer begehrlichen Aufmerkſamkeit zu enziehen. Es iſt eine wahre Qual, die Augenbuhlerei ſolcher Schmetterlinge mit anzuſehen. Man möchte ſich bloß darum Blindheit als ein Glück wünſchen.

Mamſell Kobler neckte mich viel über meine Eiferſucht, und tummelte mich überhaupt weidlich. Da fuhr mir einmal, als ſie mir's gar zu bunt machte, das Wortſpiel heraus: „Sie ſollten nicht Kobler, ſondern Kobold heißen!" Patſch! hatte ich eine Ohrfeige, die Scherz ſeyn ſollte, aber ernſtlich weh that und mich ſehr verdroß. Ich liebe dergleichen Berührungen nicht wie der poſſierliche Dichter Scarron, der in die ſchönen Hände der damaligen Königin von Frankreich dermaßen verliebt war, daß er öffentlich in einem Gedichte den Wunſch ausſprach, Ohrfeigen von ihr zu bekommen.

Einige Stunden nach dem Empfange des Backenſtreichs ſpielte mir Mamſell Kobold einen verteufelten Rank. Ich befand mich mit ihr allein, und die kleine Zauberin, die wirklich ſchön iſt, bot alles auf, ſich mir angenehm zu machen. Ihrer unbequemen Luſtigkeit ganz entſagend, ſprach ſie ſanft, verſtändig und mit Empfindung. Wir gingen neben einander in der Stube auf und ab. Sie blieb ſtehen, ſah mir freundlich ins Geſicht, klopfte mich auf die Schulter und nannte mich einen lieben, guten Mann. Gerührt küßte ich ihre Hand. Sie trat mir näher und ſprach noch inniger und vertrauter als zuvor. Das Herz ward mir warm. Sie heizte mit ſüßen Worten und zärtlichen Blicken immer mehr ein. Am Ende legte ich, von der reizenden Schlange verführt, meinen Arm um ihren Leib, hob mich auf die Zehen und gab ihr einen Kuß.

„Ei, was ſeh' ich!" rief meine Braut, die plötzlich aus einem Nebenzimmer, mit dem Finger drohend, hervortrat. Ich erſchrack, als bräche der Boden unter mir ein. Die beiden Frauenzimmer erhoben ein ſchallendes Gelächter, und ich errieth nun, daß es ein abgeredeter Handel war, mir eine Falle zu ſtellen. „Merken Sie ſich den Kuß, Herr Magiſter!“ ſagte Mamſell Kobold. „Und da Sie nun ſelbſt Werg am Rocken haben, ſo laſſen Sie ſich künftig ja nicht einfallen, Ihr Weibchen mit Eiferſucht zu plagen!“ —

Tages darauf geſchah unſere prieſterliche Einſegnung, ohne alles Gepränge im Hauſe des Oheims. Wir genoſſen Abends mit einigen Freunden ein anſtändiges Mahl und begaben uns dann in die Brautkammer. Sapienti sat! —

8.

Von dem Herrn Oheim geſegnet und reichlich beſchenkt und von Mamſell Kobler noch beim Abſchiede koboldmäßig geplagt, begab ich mich des folgenden Tages mit meiner geliebten Gattin auf den Weg nach unſerer Heimath. Ich prallte, wie ein ſcheues Pferd, einen Schritt zurück, als ich den Wagen beſteigen wollte. Er war inwendig mit ſo vielen Schachteln beſetzt, daß ich keine Möglichkeit ſah, ein Unterkommen darin zu finden. Aber der Kobold ſpornte mich hinein, gab mir einen pappenen Kaſten voll Putzſachen auf den Schoos, eine lange Papierrolle mit Hutfedern in die Hand und rief: „Kutſcher, fahr' zu!“

Jetzt rollten die Schachteln wie ſchwimmende Eisſchollen um meine Beine herum; ein Strohhut meiner Frau, der vom Wagenhimmel wie eine Luftgondel herabhing, tanzte mir auf dem Kopfe; und ich konnte das alles nicht abwehren, da ich mit der linken Hand den Putzkaſten und mit der rechten den papiernen Scepter halten mußte. Ich ertrug dieſe erſten Ungemächlichkeiten des Eheſtandes mit ruhiger Ergebung, und ſah meine Frau mit der zärtlichſten Freundlichkeit an, weil mich das betäubende Wagengetöſe auf dem Gaſſenpflaſter noch hinderte, ein vernehmliches Wort zu ſprechen. Sobald aber vor dem Thore die Räder im Sande verſtummten, erhob ich meine Stimme und ſagte: „Wie glücklich bin ich! Mich begleitet ein Engel unter mein Dach, und dieſer Engel iſt meine Johanna!“

„Ich bin kein Engel, aber ich bin gut!“ antwortete ſie. „Du ſollſt an mir kein Hausteufelchen finden, wie es mancher Andere vom Altare heimführt. — Doch warum nennſt du mich nicht Hannchen? — Johanna klingt gezwungen und erinnert an die Päpſtin Johanna.“

„Deren Geſchichte noch tief im Dunkel liegt;“ fiel ich ein. „Und wäre ſie auch unwiderſprechlich erwieſen, ſo könnte ſie doch deinem trefflichen Namen, der aus dem Hebräiſchen abſtammt und huldreich, holdſelig bedeutet, keinen Eintrag thun. Erlaube mir alſo, ihn unverkürzt und unverſtümmelt auszuſprechen.“

„Recht gern!“ ſagte ſie. „Ich wäre ja des Namens von ſo ſchöner Bedeutung nicht werth, wenn ich das nicht bewilligen wollte.“

Ich freute mich im Stillen dieſes erſten, hausherrlichen Sieges. Einen zweiten zu gewinnen, gab es unter Weges keine Gelegenheit. Wir ſtimmten in allen Dingen, von welchen die Rede war, wie Schall und Wiederhall zuſammen. Ueberhaupt war die ganze Reiſe ſo glücklich, daß ich ſchadenfrohen Leſern, die mich gern in lächerliche Verlegenheiten gerathen ſehen, mit einer angenehmen Unterhaltung dieſer Art vor der Hand nicht aufwarten kann. Sie mögen mir dießmal vergönnen, unbeſchädiget und ungehudelt in meiner Wohnung zu Gimpelwalde anzulangen. Das geſchah am 7. September 1811 Abends im Zwielicht.

In der heiterſten Laune faßte ich meine Frau, als ſie über die Schwelle unſerer Wohnſtube ſchreiten wollte, ſanft beim Arm und ſagte: „Warte, mein Kind! Ich habe noch vorher ein Wort mit guten und böſen Geiſtern zu reden.“ — Sie ſah mich mit großen Augen an; ich aber wandte mein Geſicht ernſt und ſtarr, wie ein Geiſterbeſchwörer, nach der Treppe hin und rief mit einem erſchütternden Tone: „Weiche von uns, du Stifter aller häuslichen Uneinigkeit, du aus dem Büchlein Tobiä bekannter Eheteufel Asmodi!“ —

Und indem ich dieſen Namen herausdonnerte und dabei mit dem Stock aufſtampfte, fuhr aus einem nahen düſtern Winkel ein ſchwarzer Unhold mit feurigen Augen hervor, ſchoß bei mir vorbei und die Treppe hinab. Ich entſetzte mich darüber und mochte wohl ein Zerrbild des Schreckens darſtellen; denn Johanna ſchlug ein Gelächter auf, und jetzt erſt beſann ich mich, daß der fliehende Asmodi ein großer Kater war, der eigentlich nicht in meinem Hauſe wohnte, aber bisweilen die Jagdgerechtigkeit darin ausübte.

Ich ſammelte nun meine Gedanken wieder, breitete flehend die Arme aus und ſprach mit zarter, melodiſcher Stimme: „Aber ihr Hausengel, Eintracht und Frohſinn, höret meinen Ruf, begleitet mich und die edle Gefährtin meines Lebens über dieſe Schwelle, und beſtreut uns mit Blumen den Weg bis zum Grabe!“

„Guter Mann!“ ſagte Johanna, und küßte mich mit naſſen Augen. Arm in Arm hielten wir dann unſern Einzug, genoſſen einige köſtliche Ueberreſte des Hochzeitſchmauſes, die man uns in den Wagen gepackt hatte, und begaben uns hierauf zur Ruhe. Träumend wandelte ich die ganze Nacht mit meiner Hauskönigin durch paradieſiſche Gefilde. Einigemal ſchrack ich zwar aus dem Schlaf empor, weil abenteuerliche Männergeſtalten mit rothen, ellenlangen Naſen aus Myrthenhecken hervorſahen und mit Rieſenarmen nach meinem Weibchen griffen; doch niemals gelang es den Giganten, die ſchöne Beute zu faſſen, und das ſchien mir eine gute Vorbedeutung für mein ganzes eheliches Leben zu ſeyn.

9.

Am nächſten Morgen ſtand ich mit meiner Tabakspfeife wohlgemuth am Kaffeetiſche, wo Johanna ſaß und mit zierlichem Anſtand die Schalen füllte. Ich that im traulichen Geſpräch einige raſche Züge, die einen ſtarken Dampf verurſachten. Sie fing an zu huſten und ſagte: „Ihr Männer ſeyd doch ſonderbare Menſchen, daß ihr einen ſolchen anmuthloſen Genuß liebt! Doch gibt es auch Viele, die ihn verſchmähen. Mein ſeliger Mann rauchte nicht. Auch Goethe ſagt in einem ſeiner Epigramme: Rauch des Tabaks, Wanzen, Knoblauch und noch ein Viertes, ſey ihm, wie Gift und Schlange, zuwider. Noch ſtärker erklärt ſich Lichtenberg dagegen. Er kenne, ſagt er irgendwo in ſeinen Schriften, keinen Mann von Genie, der Tabak rauche, und er möchte wiſſen, ob es Leſſing gethan habe."

„Unfehlbar hat Leſſing geraucht!" fiel ich triumphirend ein. „Denn Leſſing war Magiſter, und ich kenne keinen Magiſter, der nicht rauchte."

„So wünſchte ich, daß ich das Vergnügen hätte, den erſten an Dir kennen zu lernen,“ ſagte ſie mit ſchalkhaftem Lächeln.

Ich erſchrack über den verwünſchten Wunſch, machte jedoch gute Miene zum böſen Spiel, legte die Pfeife gelaſſen bei Seite, trat wieder an den Kaffeetiſch und ſprach: „Hier ſteht der bekehrte Magiſter, der nicht mehr raucht.“

„Iſt das wahr?“ rief Johanna, und umarmte mich mit lebhafter Freude. „Ich geſtehe, daß du mir durch dieſe Bekehrung einen großen Gefallen thuſt. Der häßliche Rauch ſchwärzt Wände und Gardinen, dringt in die Kleiderſchränke, fällt einem auf die Bruſt, und iſt am Ende wohl gar deiner Geſundheit ſchädlich.“

Ich gab ihr Recht, ging ins Schulhaus an meine Geſchäfte, war aber ſo mißlaunig, daß ich rechts und links, wenn Unarten vorfielen, Klappſen mit dem Lineal austheilte, ungeachtet ich ſonſt nichts weniger als ein mürriſcher Schulmonarch bin.

Indeſſen hatte Johanna eine Reiſe durch ihr kleines Hausreich gemacht und ſich allerlei darin vorzunehmende Veränderungen ausgeſonnen. „Lieber Zimpel,“ ſagte ſie bei Tiſche, „ich will dich deines Pfeifchens, das du ungern vermiſſen wirſt, nicht berauben; ich erbitte mir aber dagegen ein anderes gefälliges Opfer. Erlaube mir, deine Studierſtube in ein unentbehrliches Putz- und Viſitenzimmer zu verwandeln, und begib dich mit deinen Büchern, Tabakspfeifen und Muſen hinab ins Parterre.“

„Ach, Kind, da unten neben der Hausthüre werden mich die Muſen fliehen!“ ſprach ich kläglich. „Sie lieben dergleichen geräuſchvolle, jedem Anlauf ausgeſetzte Pförtnerwohnungen nicht; und die Figuren, die dann von der Gaſſe herein auf meinen Schreibtiſch ſehen, das ſind leider keine Muſen!“

„Dagegen iſt Rath!“ ſagte meine Frau. „Dieſes Gaffen verbietet man durch eine grüne Jalouſie.“

Ich ward roth; denn ich dachte bei der grünen Jalouſie an den Förſter Friſchling. Ueberhaupt war mir das Wort anſtößig, weil mich Mamſell Kobler ſo oft der Eiferſüchtelei beſchuldigt hatte. Dennoch miſchte ſich dieſe Leidenſchaft auch hier ins Spiel und ſtellte mir vor, daß die Verſetzung meines Muſeums an die Hausthür den Vortheil habe, jeden bei meiner Frau ein- und ausgehenden Beſuch wie ein Thorſchreiber beobachten zu können. Ich entſchloß mich daher, ohne weitern Widerſpruch, meinen bisherigen Muſenſitz zu räumen, und es ward gleich nach Tiſche damit der Anfang gemacht.

Am folgenden Tage ſchickten wir, nach großſtädtiſcher Sitte, ſtumme Boten, nämlich Karten, in der Stadt umher, um den angeſehenſten Perſonen des Orts unſere glücklich vollzogene Verbindung zu melden.

Der Onkel, ein gaſtfreier und prachtliebender Mann, hatte uns befohlen, eine glänzende Nachhochzeit in Gimpelwalde auszurichten und uns eine hinreichende Summe dazu geſchenkt. Wir mußten daher Anſtalten zu dem Feſte machen und mietheten vor allen Dingen den großen Saal im Gaſthofe: denn obgleich der geduldigen Schafe viel in einen Stall gehen und ſich unter den von uns einzuladenden Hochzeitgäſten viel Schäfchen befanden, ſo war doch unſere Wohnung für ſie zu klein.

„Aber ich bitte dich, Freund Zimpel,“ ſagte meine Frau, „nimm dich ja bei dieſem Schmauſe zuſammen! Du wurdeſt nach deinem eigenen Geſtändniſſe beim Jubelfeſte des Pfarrers ausgelacht, weil du ſo unglückliche Verbeugungen machteſt, daß du dabei den Amtmann auf den Fuß tratſt und einigen andern Herren rücklings Stöße verſetzteſt.

Drum iſt mir vor ähnlichen Auftritten bange. Oder haſt du vielleicht ſeit jener Zeit einen Tanzmeiſter angenommen und kunſtmäßige Complimente gelernt?"

Ich mußte das leider verneinen.

„So komm her, ich will dein Tanzmeiſter ſeyn!" ſagte Johanna, und nahm mich ſo ernſtlich in die Schule, daß mir der Schweiß von der Stirne rann.

Es iſt doch eine lächerliche Gewohnheit, ſich vor einander zu krümmen. Lernten es die Menſchen vielleicht Anfangs von den Bäumen, die ſich vor dem Winde demüthigen? — Wir aber beugen uns täglich vor unſers Gleichen, die zwar oft windig genug ſind, doch nichts weniger als des Sturmes Gewalt haben. Und dieſe Bücklinge müſſen noch überdieß recht künſtlich und zierlich gemacht werden, ſonſt lacht ein Affe den andern aus. — O, wie manches unnöthige Joch hat ſich der Menſch aufgelegt! —

10.

Wir hatten dem Oheim den Tag unſerer Nachhochzeit gemeldet und ihn dazu eingeladen: er beehrte uns aber blos mit einer Geſandtſchaft in der Perſon der Demoiſelle **Pauline Kobler**, die am Vorabend des Feſtes mit allen ihren Ränken und Schwänken eintraf.

Ich machte bei dieſem Gaſtgebote die Bemerkung, daß der Ausſpruch eines Dichters: „Was Fliegen lockt, das lockt auch Freunde her!" ein ſehr wahres Wort iſt. Der Herr Amtmann, der Herr Burgemeiſter, der Herr Stadtrichter — kurz, Alle, die ich bei dem Jubelfeſte durch Fußtritte und Stöße beleidiget hatte, ſetzten ihren Groll bei Seite und ſtellten ſich zum Zuckernaſchen ein. Des Stadtrichters Figur fand die muthwillige Pauline höchſt komiſch.

Der alte Junggeſell iſt bei einer anſehnlichen Länge ſo hager und dürre, daß man ihn nicht gern in der Sonne ſtehen oder einem Lichte zu nahe kommen ſieht: man fürchtet, er möchte in Brand gerathen. Dabei zeigt er ſich immer in einer ſo geſpannten Stellung, daß ſein Rücken einen nach innen zu geſchweiften halben Mond bildet, und ſein langer, ſteifer Zopf ſenk- und lothrecht von dem rückwärts übergebogenen Kopfe herabhängt. Die äußerſte Spitze dieſes Perpendickels pflegt der Herr Stadtrichter, wenn er in Parade ſteht, mit dem Daumen und Zeigefinger der linken Hand ſo nett zu umfaſſen, daß ſich dieſe beiden Finger zu einem Ringe geſtalten und mit ihren zierlich ausgeſtreckten drei Brüder eine liebliche Gruppe darſtellen.

Das alles fand Pauline ſehr ſchnurrig und erſah ſich den drolligen Mann zum Ziel ihrer Schalkheiten. Sie ſtellte ſich, als hätte ſeine Perſon angenehme Empfindungen bei ihr erweckt. Da war er flugs mit ſeiner veralteten und eingeroſteten Galanterie bei der Hand. Er blinzelte aber immer nur mit Einem Auge nach Paulinen; das andere heftete ſich auf meine Frau, die dem lüſternen Hageſtolz noch beſſer, wenigſtens eben ſo gut als das Mädchen zu gefallen ſchien. Er befand ſich in der Lage jenes Eſeleins, das lange mit gewaltigem Hunger zwiſchen zwei ſchönen Heubündeln ſtand, ohne ſich entſchließen zu können, von welchem es zulangen wollte.

Das anhaltende Schielen nach meiner Frau beunruhigte mich; ich reizte daher, wie zum Scherz, Paulinen an, den alten Lüſtling noch tiefer in ihr Netz zu locken. Sie brachte ihn auch ſo weit, daß er, etwas benebelt, vor ihr auf die Knie fiel. Als ſich aber die lachende Geſellſchaft zu dieſem Schauſpiele drängte und er meiner Frau unter dem Häuflein anſichtig ward, ſprang er auf, that auch ihr einen Fußfall und ſagte: „Ich bringe hiermit der zweiten Göttin meine Huldigung dar. Wenn ich aber, wie weiland Prinz Paris, der Schönſten einen goldenen Apfel darzubieten hätte: ich könnte ihn Keiner ganz zuwenden, ich müßte ihn theilen.“

Da hatten wir nun das Eſelein zwiſchen den Heubündeln wieder! Und dieſe Rolle ſpielte der ſteife Galan bis ans Ende des Feſtes. Da ergriff er meine Hand, ſchüttelte ſie und ſprach: „Gute Nacht, werther Freund! Ich werde Sie künftig recht oft beſuchen.“ — Dieſe Drohung fuhr mir durch alle Glieder. Ich konnte vor Schrecken nichts als eine ſtumme Verbeugung dagegen aufbringen.

11.

Er hielt Wort, der Herr Stadtrichter! Schon am nächſten Abend erſchien er und trieb ſein ſüßliches Getändel, wie Tages zuvor. Pauline war fort; der neue Paris befand ſich daher in keiner Verlegenheit mehr, wem er den Preis der Schönheit zuerkennen ſollte. „Zimpel, was ärgerſt du dich?“ ſprach ich in Gedanken: „Johanna iſt treu; wenigſtens wird es dieſem eingedorrten Graukopf nicht gelingen, ſie zu verführen.“ Doch dieſe Vorſtellung beruhigte mich nicht. Meine Galle regte ſich bei jeder zärtlichen Grimaſſe des Süßlings.

Drei Monate lang verdarb er mir jeden Abend. Aber mit dieſen häufigen Beſuchen war er noch nicht zufrieden. Er ſtiftete heimlich an, daß er bald da, bald dort mit meiner Frau zu Gevatter gebeten wurde, und beſchenkte ſie bei jeder ſolchen Feierlichkeit mit Bändern, Handſchuhen, Blumenſträußen und andern dergleichen Schnurrpfeifereien.

Ich hätte manchmal gern den Küſter die Treppe hinunter geworfen, wenn er mit einem Gevatterbriefe angeſtiegen kam, ſeinen weitſchweifigen Sermon hielt und dabei ein Geſicht machte, als ob er uns die köſtlichſte Beſcherung brächte. Mein Aergerniß verdoppelte der Umſtand, daß dergleichen Solennitäten ſehr koſtſpielig waren; denn in Gimpelwalde iſt es nicht Sitte, das Pathengeld zu verbitten.

Noch mit mehrern verliebten Ränken, die ich mit Stillſchweigen übergehe, war der Herr Stadtrichter geſchäftig, ſich an mein Weibchen zu ketten. Allein der Krug geht, wie man ſpricht, ſo lange zu Waſſer, bis er bricht.

Im Januar 1812 ſtellte mein Plagegeiſt eine Schlittenfahrt an, und erbat ſich die Ehre, meine Gattin auf dem Rennſchlitten zu fahren. Ich merkte gleich, daß ſein Abſehen auf das Schlittenrecht eines Kuſſes gerichtet war: ich wies ihn deßhalb unter dem Vorwande, daß ich ihm einige Geſchicklichkeit im Umwerfen zutraue, mit ſeinem Geſuche rund ab. Da er jedoch Zeugen aufſtellte, daß er ein erfahrener Pferdelenker ſey und ſich einige bedeutende Perſonen für ihn verwandten, ſo mußte ich die Sache geſchehen laſſen und mich ſelbſt in einen großen Familienſchlitten einmiethen, um auf den Cicisbeo meiner Frau ein wachſames Auge zu haben. Ich bat und beſtach unſern Fuhrmann, immer ſo nahe als möglich hinter ihm her zu fahren. Er ritt, in eine Wildſchur gehüllt, auf der Pritſche des Rennſchlittens, und machte ſich mit den beiden Lenkſeilen, zwiſchen welchen Johanna wie gefangen ſaß, nicht hinter ihr, ſondern vor ihr, ſo viel zu ſchaffen, daß mir oft, ungeachtet es grimmig kalt war, brühſiedend heiß dabei wurde. Ich ſprang mehrmals auf und rief durch ein ſtarkes Huſten ſeine verdächtigen Hände zur Ordnung.

Wir fuhren anderthalb Meilen weit an einen öffentlichen Ort, wo wir ein ſtattliches Mittagsmahl hielten. Es ward weidlich gebechert. Der argliſtige Stadtrichter ſetzte mir ſcharf zu; er wollte meine Wachſamkeit einſchläfern. Ich kann aber im Nothfall einen guten Stiefel trinken, ohne berauſcht zu werden; und ſo behielt ich auch jetzt meine Argusaugen hell offen.

Die Rückfahrt verzog ſich bis tief in die Nacht und geſchah mit ſolcher Unordnung, daß ich von dem Schlitten des Stadtrichters, der ſich befliß, der Letzte in der Reihe zu ſeyn, weit getrennt wurde. Ich überſchrie Schellengeläut und Peitſchenknall: ich wollte die alte Ordnung wieder hergeſtellt haben. Meine Schlittengenoſſen, die nicht wußten, warum ich ſo lärmte, lachten mich aus: und mit Hurrah und Halloh ging's fort, wie das wüthende Heer, bis in unſer Städtchen hinein.

Dem Schlitten entſprungen, lief ich über Hals und Kopf zur Thür meines Wohnhauſes, um dem Stadtrichter wo möglich das Schlittenrecht zu Waſſer zu machen. Eben kam auch meine Frau in vollem Trab gefahren. Der Vorreiter führte, wie bei der Hinfahrt, das Pferd am Leitzaume; aber hinten bei der Pritſche regte ſich Niemand. Ich beleuchtete die todte Gegend mit einer Laterne; und ſiehe, da fehlte nicht nur der Herr Stadtrichter, ſondern auch die Pritſche. Wir erſtaunten. Meine Frau wußte kein Wort davon, wann und wie er abhanden gekommen war.

In der Frühe des folgenden Tages kam er hinkend zu uns. „Ei, wo waren Sie geſtern geblieben?“ ſagte Johanna. „Wir wunderten uns unausſprechlich, als wir hier ankamen und Sie uns mangelten.“

„Erſt hier haben Sie mich vermißt?“ fragte er betrofſen. „Das iſt überaus ſchmeichelhaft für mich!" — ſetzte er mit einem höhniſchen Tone hinzu. „Die morſche, wurmſtichige Pritſche brach unter mir, als wir kaum fünfhundert Schritte gefahren waren. Halt! halt! ſchrie ich aus dem Schnee empor. Niemand hörte mich, oder — wollte mich hören. Ich raffte mich auf, ich lief ſo ſchnell, als es die ſchwere Laſt meiner Wildſchur und die unbehülflichen Pelzſtiefeln erlaubten; allein es war nicht möglich, die fliegenden Schlitten einzuholen, und mein Geſchrei verſchlang der Wind. So mußt' ich in meiner höchſt unbequemen Wanderkleidung und mit den Bruchſtücken der Pritſche belaſtet, den langen Weg zu Fuße machen. Bedenken Sie die entſetzliche Strapaze! Ich brachte die ganze Nacht damit zu, und ging mich lahm, wie Sie ſehen. Aber mehr als Alles ſchmerzt mich's, daß die Frau Magiſterin ihren Verehrer gar nicht vermißt haben. Das iſt ein trauriges Kennzeichen meiner Entbehrlichkeit, und ſo hab' ich denn die Ehre, mich zu empfehlen." —

Er humpelte fort, ohne meine Frau, die ſich entſchuldigen wollte, anzuhören. Ich lachte ins Fäuſtchen. „Was für ein Weſen trieb der Mann mit ſeinen Lenkſeilen!" ſagte ich zu Johannen. „Und dennoch ging ohne ihn die Rückfahrt glücklich von Statten. So gibt ſich mancher große Herr das Anſehen, als ob er allein vom hohen Seſſel herab den Wagen des Staats lenkte; aber er hat nur, wie unſer Stadtrichter, die Lenkſeile zum Schein in der Hand, und ſeine Vorreiter, die Subalternen, thun das Beſte." —

12.

Seit dieſem Pritſchen- und Freundſchaftsbruche ließ ſich der ſchmollende Stadtrichter nicht wieder bei uns ſehen.

Ich genoß einige Wochen lang einer behaglichen Gemüthsruhe. Doch auf dieſe Meeres-Stille folgte ein heftiger Sturm.

Ungefähr in der Mitte des Monats März 1812 entdeckte ich, daß Johanna heimlich Briefe ſchrieb und Briefe empfing. Ich bat ſie, mir ihren Correſpondenten zu nennen. Sie weigerte ſich mit unbiegſamer Beharrlichkeit, und nahm dabei in ihrem ganzen Betragen ein gewiſſes räthſelhaftes, mir äußerſt bedenkliches Weſen an. Ich machte Suſannen, unſere alte Magd, zu meiner Vertrauten, beſtellte ſie zur geheimen Aufſeherin meines ehelichen Harems, und befahl ihr, jeden verdächtigen Vorgang mir ſchleunig zu melden.

In der dritten Nachmittagsſtunde des erſten Aprils ließ ich eben meine Schüler das Verbum Amare (zu deutſch: Lieben) conjugiren, als Suſanne plötzlich die Thür der Schulſtube aufriß, mir winkte, und mir draußen ins Ohr keuchte: „Ach, Herr Magiſter! — erſchrecken Sie nicht! — Madame iſt fort — iſt entführt — ein junger Herr kam gefahren — ſie ſprang zu ihm in den Wagen, und, was die Pferde laufen konnten, ging's zum Mühlthor hinaus."

Ich erſchrak über alle Maßen, war aber ſtehendes Fußes entſchloſſen, der Entflohenen nachzuſetzen. ‚Meine Schüler ſtoben, durch einen Wink entlaſſen, aus einander. Ich lief zu einem Kaufmann, der mir oft ſein Reitpferd zu einem Spazierritt angeboten hatte; ich bat ihn, es mit möglichſter Geſchwindigkeit ſatteln zu laſſen. Er ſtarrte mich an und ſagte: „Wollen denn der Herr Magiſter heute bei Sturm und Regen ſpazieren reiten?" — Ich ſchützte vor: mein Körper bedürfe ſonder Aufſchub einer tüchtigen Bewegung. „Nun, es iſt mir recht lieb, wenn Sie das

Pferd ausreiten;“ ſprach er. „Mein Hausknecht ſollt' es thun; aber das Wetter war ihm zu ſchlecht.“

Ich rannte nach Hauſe und ſtürzte mich in ein Paar große ſteife Stiefeln, die noch von meinen akademiſchen Jahren herſtammten. Sie erinnerten mich an meinen erſten, als Student unternommenen Ritt, der ſo unglücklich ablief, daß ich ſeitdem keinen zweiten verſuchte. Ich beſtieg damals ein altes, geſetztes Miethpferd, um nach einem Dorfe zu reiten, wo die Muſenſöhne fleißig die Hippokrene des Wirthshauſes tranken. Aber, den rechten Weg verfehlend, kam ich an einen Bach, über welchen ein ſchmaler Steg nur Fußgänger führte. Ich muthete meinem Fußgänger zu, mich hinüber zu tragen. Verſtändiger als ich, fand er die Sache nicht thunlich, und nahm Anſtand. Ich, ein junger, wilder Burſch, drohte mit Sporen und Peitſche. Er, durch den langen Umgang mit Studenten an Gehorſam gewöhnt, betrat furchtſam den Steg; wir erreichten glücklich die Mitte; jetzt aber glitt er rechts und links mit allen Vieren aus, und fiel ſo wunderbar, daß er auf den Steg zu reiten kam. Da ſaß er wie todt. Ich glich einer Statüe zu Pferde, und erhob ein Zetergeſchrei, das einige Bauern von den nahen Feldern herbeirief. Sie rathſchlagten gemächlich, wie mir zu helfen ſey. Dann gingen ſie fort, um Leitern und Seile zu holen. Ich ſchwebte eine Stunde lang zwiſchen Leben und Tod. Am Ende ward ich zwar ſammt dem Rößlein ohne Beſchädigung an's feſte Land bugſirt, mußte jedoch während der Arbeit manche beißende Spötterei über tollkühne Studentenſtreiche anhören, und mit meiner ganzen bei mir habenden Baarſchaft die Rettung bezahlen.

Meine Stiefeln waren mir alſo ein ernſtes Memento mori, und die Haut ſchauerte mir, als des Kaufmanns

Haus- und Stallknecht den geſattelten Gaul vor mein Haus brachte. Ich wollte vor Angſt an der rechten Seite aufſteigen. „Umgekehrt wird ein Schuh d'raus!" ſagte der Hausknecht, und wies mich auf die linke. Mühſam kletterte ich in den Sattel. Bedächtig, wie eine fromme Kuh, ſetzte ſich das Pferd in Gang. Dennoch ward mir ſo ſchwindelig, als ſäße ich auf der Spitze eines Thurmes und er begönne zu wandeln. Doch kam ich wohlbehalten vor's Mühlthor.

Hier aber leuchtete mir ein, daß ich, wenn ich ſo fortſchneckte, den Entführungswagen nimmer einholen würde. Ich ſetzte mich daher ſo feſt als möglich, faßte mit beiden Händen den tröſtlichen Anker der ſchlechten Reiter, den Sattelknopf, und gab meinem Gaul zu verſtehen, daß Eile vonnöthen ſey. Da griff er raſch aus und ſchnaubte durch Sturm und Regen dahin. Ich verlor die Steigbiegel und befahl Gott meine Seele. Das Knäblein eines ehrſamen Bürgers, der mir begegnete, erſchrack dermaßen über meinen wilden Ritt, daß es ſich furchtſam hinter ſeinen Vater verkroch. Er grüßte mich mit Abnehmung des Hutes; aber meine Hände waren ſo feſt in den Sattelknopf eingewachſen, daß ich dieſe Höflichkeit nicht erwiedern konnte.

Ich überließ es der Vorſehung, mein Pferd auf den rechten Weg zu lenken. Nach einer halben Viertelſtunde ſah ich in der Ferne eine Kutſche. Doch eben jetzt war mein Renner des Laufens überdrüßig und fiel in einen bequemen Bierwagenſchritt, aus welchem er ſich auf keine Weiſe bringen ließ. Da kam mir ein Bekannter entgegen und rief mir zu: „Iſt's möglich? Sie reiten ſpazieren? — Es iſt ja ein Wetter, daß man keinen Hund gern vor die Thür jagt! Darum wundert' ich mich ſchon, daß ich in der Kutſche, die dort fährt, Ihre Frau Liebſte mit einem ſchönen jungen Herrchen erblickte."

Ein Dolchſtich und doch erwünſcht! Ich hatte die Flüchtlinge vor Augen; ſie konnten mir nicht entrinnen. Es beugte ſich, indem ich mit dem Manne ſprach, ein Kopf aus dem Wagen heraus und ſchaute nach mir her. Gleich darauf verließ der Wagen ſeine Straße, machte einen weiten Bogen und ſchlug einen Weg ein, der durch's ſogenannte Gänſethor in die Stadt zurückführt. „Aha!" ſprach ich zu mir: „Sie ſehen, daß du ſie zu Pferde verfolgſt, ſie geben alle Hoffnung auf, zu entwiſchen. Nun, laß ſie nur ruhig fahren! Einem Feinde, der ſich zurückzieht, muß man goldene Brücken bauen." — Ich ritt ihnen alſo ſachte nach, überlegte hin und her, wie ich mich als beleidigter Ehegatte benehmen wolle, und ward mit mir einig, meine Hände zwar nicht mit Blut zu beflecken, aber andere ſtrenge Maßregeln zu nehmen.

Mit dieſen chriſtlichen Gedanken paſſirte ich durch's Gänſethor. Da fiel ein ungezogener Hund mein Pferd an; es ging bis an's Haus ſeines Herrn mit mir durch und ward dort ſtätig. Der Kaufmann ſprang mit einer Hetzpeitſche aus dem Laden heraus, um es von dannen zu treiben. Ich bat ihn aber um Gotteswillen, mich abſteigen zu laſſen. Er half mir freundſchaftlich herab. Ich hatte mich bockſteif geritten und taumelte in meinen ſchweren Courierſtiefeln wie ein Betrunkener nach Hauſe.

In der Thür ſtand Suſanne. „Die Ausreißer ſind wieder da, ſind oben in der Viſitenſtube!" ſagte ſie leiſe. Ich ſchlich die Treppe hinauf, ſpähte durch's Schlüſſelloch, und mit Entſetzen ſah ich mein Täubchen in den Armen eines blutjungen Fäntleins auf dem Sopha ſitzen. Da drückte ich den Hut tief in die Augen, riß die Stubenthür auf, ſtürzte mit grimmigem Geſicht und erhobener Reitpeitſche hinein und fuhr den Burſchen an: „Wer ſind Sie? Was machen Sie hier?“ —

Er ſtand gelaſſen auf, verbeugte ſich und ſagte ſehr ernſthaft: „Ich wollte Ihnen gehorſamſt melden, daß wir heute den erſten April haben.“

Stutzend ſah ich ihn ſcharf an und — erkannte Paulinen.

Unter Gelächter und Händeklatſchen erfuhr ich nun, daß die loſen Weiblein die Poſſe mit einander gekartet hatten, um mich einmal mit meiner Eiferſucht recht anlaufen zu laſſen.

13.

Der Sommer verſtrich mir ohne bedeutende Vorfälle. Die Herren in Gimpelwalde wußten, daß ich als Ehemann keinen Scherz verſtand, und hüteten ſich daher, mir in's Gehege zu kommen. Aber der Stadtrichter konnte ſeinen unbemerkten und unbeklagten Sturz vom Schlittenthrone nicht verwinden. Rachgierig verſchob er von Zeit zu Zeit die Auszahlung kleiner Geldpoſten, die ich durch ſeine Hand aus der Kämmerei zu empfangen hatte. Er wollte vielleicht die Feſtung, die ſich nicht freiwillig ergab, durch Hunger bezwingen; ſie hatte jedoch mehr Lebensmittel, als der Belagerer.

Im October 1812 ſchenkte mir meine Frau ein Pfand der Liebe, einen muntern Jungen, den ſogleich Alle, die ihn ſahen, für das vollkommenſte Abbild meines Ichs erklärten. Die Wöchnerin brachte mancherlei wunderliche, theils engliſche, theils altdeutſche Namen für den Täufling in Vorſchlag; ich aber, ich aber, der jede ſclaviſche Nachäffung neuer Moden nicht leiden kann, ſagte kurz und feſt: „Er ſoll Theodor heißen!“ Und ſo heißt er.

Johanna's Schönheit verblühte ein wenig im Wochenbette und erhielt auch nachher ihren vorigen friſchen Glanz nicht wieder. Mancher leiſe Seufzer ward darüber vor dem Spiegel verhaucht; ich aber betrachtete dieſen Verluſt als Gewinn: denn je ſchöner die Kirſchen am Baume leuchten, deſto lüſterner ſind die unzüchtigen Spatzen darnach.

Im Frühjahr 1813 berührte das von Norden nach Süden ziehende Kriegswetter auch unſere Gegend, und ich ward wie jeder andere zum Landſturm aufgefordert. Ich bin nicht zum Helden geboren; der Ruf zu den Waffen war mir daher ein Donnerſchlag. Da jedoch ſogar Geiſtliche die kanoniſchen Bücher der heiligen Schrift bei Seite legten und ſich den Kanonen entgegenſtellen wollten, ſo konnte ich armes Schulmeiſterlein keine Befreiung verlangen. Ich erſchien demnach mit einer Lanze, die dreimal länger war als ich ſelbſt, auf dem Sammelplatz der Landſtürmer. Doch wäre ich gern auf der Stelle deſertirt, da der Herr Stadtrichter als Exercitienmeiſter auftrat. Er hudelte mich nicht wenig: keinen Schritt, keine Wendung machte ich ihm recht; er ließ mich ſogar wegen meiner vorgeblichen Ungeſchicklichkeit noch eine gute halbe Stunde ganz allein exerciren, als ſchon meine ſämmtlichen Kameraden nach Hauſe gegangen waren. Dieſes Märterthum, in welches mich die Schönheit und Treue meiner Gattin verſetzte, dauerte jedoch nur einige Tage. Dann ſprach der einſichtsvolle Fürſt alle Prediger und Schullehrer vom Landſturm-Dienſte frei, und der geſtrenge Herr Exercitienmeiſter verlor die ſchöne Gelegenheit, ſein Müthchen an mir zu kühlen.

Doch bald nachher gewann er neue Macht und Gewalt, mich auf andere Weiſe den Stachel ſeines Zornes fühlen zu laſſen. Der Magiſtrat übertrug ihm das Amt, die fremden Kriegsvölker, deren Zug durch unſere Stadt begann, mit Quartieren zu verſorgen; und kaum trabten die erſten Koſaken zum Thore herein, ſo erſchien einer zu Roß vor meiner Wohnung und überreichte mir ein auf mich ausgefertigtes Quartierbillet. Der Stadtrichter hatte ſeinen Namen mit ſo freien und muthigen Zügen unterzeichnet, daß man die Seelenfreude, die er dabei empfunden hatte, recht deutlich daraus erkannte.

Ich zitterte und erblaßte bei der Ankunft des langbärtigen Gaſtes, ungeachtet er mir gutmüthig die Hand bot, um mich zu beruhigen. Er führte ſein Pferd in's Haus. Ich verſuchte ſtammelnd, ihm in deutſcher, lateiniſcher, griechiſcher, hebräiſcher und ſogar chaldäiſcher Sprache begreiflich zu machen, daß ich keinen Stall hätte. Er verſtand mich nicht; er ging ſeines Weges fort in den Hof, deſſen engen Raum ein Hahn mit ſieben Weibern bewohnte, die insgeſammt ſchüchtern über die Mauer flogen, als der furchtbare Fremdling ihr Gebiet betrat. Ueberzeugt, daß er dort ſein Pferd nicht unter Dach bringen konnte, kam er zurück. Ich beklagte durch Geberden, daß es mir nicht möglich ſey, ihm die nöthige Bequemlichkeit zu verſchaffen. Mit liſtigen Augen überſah er die Hausflur, bemerkte die Thür meiner Studierſtube und klinkte ſie auf. Ich ließ das ruhig geſchehen, weil ich hoffte, die darin aufgeſtellten Bücher würden ihn von ſelbſt belehren, daß er keinen Stall vor ſich habe. Er aber hatte kaum einen flüchtigen Blick in mein Muſeum gethan, ſo nickte er zufrieden mit dem Kopfe und zog das Pferd hinein.

„O, welche Entheiligung!“ rief ich, und zerwühlte vor Schmerz mit beiden Händen meine Perücke.

Der Koſak war in der Stube ſogleich zu Hauſe. Er legte die Lanze aus der Hand und ſchnallte das Gepäck hinter dem Sattel los. Dann gab er mir einen klaren Beweis, daß ſich ſolche Männer in Verlegenheiten zu helfen wiſſen. Er ſchuf in zwei Minuten meinen Schreibtiſch zu einer Krippe für ſein Pferd um. Die darauf liegenden Bücher und Schriften warf er herunter, zog aus dem Regal einige Folianten, umbaute damit wie mit einer Wand die Fläche des Schreibtiſches und überſchüttete den innern Raum mit Hafer, den ſein Klepper ſofort in Beſchlag nahm und mit herrlichem Appetit verzehrte. Ich ſah mit Verzweiflung zu und ſeufzte: „O Krieg! o Krieg!“

Es war eben Mittag. Meine Frau ſah ſich genöthiget, die für uns zubereitete Speiſe dem Ruſſen anzurichten. Sie trat mit der Schüſſel in die Stube. Er ſchmunzelte ſie an und wollte ihr die Wangen ſtreicheln. Da faßte ich mir aber ein Herz, lenkte ſeine Hand hinweg, und bedeutete ihm pantomimiſch, daß dergleichen Gemächlichkeiten nicht zu den Befugniſſen der Einquartierung gehörten. Lächelnd nahm er Lehre an, ſetzte ſich betend zu Tiſche und genoß die reichliche Mahlzeit, ohne etwas davon übrig zu laſſen oder mehr zu verlangen.

Wir wußten nicht, wie lange wir die Ehre haben würden, ihn bei uns zu ſehen. Ich wünſchte wenigſtens, ihn zur Räumung meines Studierzimmers zu bewegen. Doch indem ich hin und her ſann, eine ſchickliche Auskunft zu finden, packte er ſchon wieder auf und rüſtete ſich zum Abzuge. Vergnügt rief ich meine Frau. Sie kam, mit dem kleinen Theodor auf dem Arme, die Treppe herab. Der Ruſſe freute ſich des Kindes und ſtreckte die Arme nach ihm aus. Aber ſchreiend ſchmiegte ſich das Knäblein an den Buſen der Mutter. Der gute Koſak wies auf ſeinen langen Bart; er wollte damit andeuten, daß ſich das Kind davor ſcheue. Dann drückte er uns die Hand, ſprach mit freundlichem Geſicht einige mir unverſtändliche Worte, ſchwang ſich auf ſein Roß und ritt von dannen.

So ging alſo die furchtbare Erſcheinung ſchneller und glücklicher vorüber, als der Herr Quartiermeiſter wahrſcheinlich erwartet hatte. Er behielt mich auch nachher bei jedem Durchzuge fremder Truppen in hämiſchem Andenken. Aber es gelang ihm nie wieder, mich zu erſchrecken und in Verlegenheit zu ſetzen, indem ein gefälliger Nachbar gegen eine ſehr mäßige Vergütung die Mühe übernahm, die mir zugewieſenen Kriegsgäſte zu beherbergen und zu verpflegen.

14.

Mancher Leſer wird ſich wundern, daß ich öffentlich den Muth habe, mich ſo deutſch von der Leber weg über einen gewaltigen Mann zu beklagen. Solche Freimüthigkeit wird oft hart geahndet, koſtet bisweilen wohl gar den Hals; doch mir kann ſie keine Gefahr bringen; denn ehe meine häusliche Chronik unter die Preſſe kommt, bin ich aus der Preſſe des Herrn Stadtrichters heraus. Der Oheim meiner Johanna befreite mich aus den Händen des Drängers; nur leider auf eine traurige Art — durch ſeinen Tod. Sanft verſchied er im Chriſtmonat 1813 und ſetzte Johannen zur Erbin ein. Die Krone der Verlaſſenſchaft iſt ein ſchönes Landgut, von deſſen Einkünften wir genügſamen Leute ſehr anſtändig leben können. Ich bin daher entſchloſſen, mein mühſeliges Schulamt niederzulegen und als freier Mann des Lebens zu genießen.

Meine Frau hatte Luſt und Verlangen, unſere Renten in der Hauptſtadt zu verzehren; ich aber befand es für nöthig, ihr dieſen Gedanken aus dem Sinne zu reden. Sie iſt in der That für jenen gefährlichen Ort noch zu ſchön: ſie würde überall und immerdar von frechen Buhlern umlagert werden und ich hätte keine ruhige Stunde. Aus dieſem Grunde haben wir uns vereiniget, im nächſten Frühling unſer Gut zu beziehen und dort ein ſo ſtilles und eingezogenes Leben zu führen, daß nichts, gar nichts davon zu erzählen ſeyn ſoll. Nur ein neuer Theokrit oder Geßner wird in unſerm ländlichen Paradieſe reichen Stoff zu Idyllen finden.

Mit der zierlichſten Verbeugung, die ich von meiner Tanzmeiſterin lernte, empfehle ich mich nun dem geneigten Leſer, und mit einer noch tiefern und ehrerbietigern den Herren Kunſtrichtern, die ich bei dieſer Gelegenheit dienſtlich erſuche, meinen flüchtigen Aufſatz nicht wie eine ſchulgerechte Erzählung zu muſtern, ſondern ihn, nach Maßgabe des Titels, als eine Chronik, die ſich etwas mehr Bequemlichkeit und Ungebundenheit erlauben darf, gelten zu laſſen.

III.

Die Reiſe nach der Löwenburg.

Geſchrieben im Jahre 1816.

1.

Rudolph Bach, in einer großen Stadt des ſüdlichen Deutſchlands geboren, kam als Rechtsgelehrter von der hohen Schule zurück. Seine Mutter, eine gute, häusliche Frau, die viel auf alte Sitten und Gebräuche hielt, ermahnte ihn ſchon am nächſten Morgen: „Kleide dich ſauber, mein Sohn, mache den Oberhäuptern der Stadt deine ehrerbietige Aufwartung und ſprich ja recht zierlich und unterwürfig mit ihnen. Ein Sprichwort ſagt: Wer wohl kann ſprechen, kann Mauern brechen. So wirſt auch du die Herzen der Gewaltigen bewegen, daß ſie dich vaterloſe Waiſe mit einem Amte verſorgen. Du mußt dich nur keinen Gang, keine Mühe verdrießen laſſen. Gott gibt den Vögeln ihr Futter, aber ſie müſſen darnach fliegen.“

Emſig ſuchte ſie die feinſte Wäſche und des ſeligen Vaters hinterlaſſenen neuen Haarbeutel hervor, den Rudolph durchaus an ſeine kurzgeſchnittenen Haare, die ihr äußerſt mißfielen, befeſtigen mußte, ob er gleich dagegen vorſtellte, daß ein Beutel, in den man nichts zu ſtecken habe, ein unnützes Ding und im gegenwärtigen Falle ein wahrer Windbeutel ſey.

Er machte denn, mit Armhut und Degen, die Runde, und Mütterchen trieb ihn in der Folge fleißig an, dieſe feierlichen Bittgänge zu wiederholen.

Während der Zeit, als er auf ein Amt wartete, ging er eines Tages aus, um ſich eine Schrift, die er nöthig hatte, zu kaufen. Er war von dem Buchladen, den er in Nahrung ſetzen wollte, noch zwanzig Schritte entfernt, als ihm das Getöſe eines heftigen Zankes daraus entgegenſchallte. Langſam ging er näher, öffnete die Thür und ſah den Buchhändler und einen reiſemäßig gekleideten Fremden im hitzigſten Kampfe begriffen. Er wollte ſich, da bei dieſen Umſtänden an keinen Handel zu denken war, ſchon wieder zurückziehen, als ein junges, ſchönes Mädchen durch eine Thür im Hintergrunde des Gewölbes herbeiflog, und ſich mit ſüßer Stimme bemühte, die Streiter zu beſänftigen und auseinander zu bringen. Aber, blind und taub vor Zorn, achteten ſie des Friedensengels nicht und balgten ſich fort, bis endlich der ſtämmige Buchhändler ſeinen Gegner, der dürr und ausgetrocknet wie eine Mumie war, zum Weichen brachte.

Rudolph wäre froh geweſen, wenn der Kampf einige Stunden gedauert hätte; denn indem ſich die beiden Männer in den Haaren lagen, weideten ſich ſeine Augen an der blühenden Anmuth des lieblichſten Mädchens, das er jemals geſehen hatte. Er genoß den ergötzlichen Anblick mit einer ſolchen Abweſenheit des Geiſtes, daß er es gar nicht bemerkte, als ihm die Schlägerei immer näher kam. Aber plötzlich flog ihm die zurückgeworfene Mumie auf den Leib und ſie taumelten beide zugleich auf die Straße hinaus.

„Verdammter Raufbold!“ rief der Beſiegte und drohte mit geballter Fauſt nach dem Laden zurück. Dann wandte er ſich haſtig und ſagte: „Laſſen Sie ſich erzählen!“ Rudolph entfloh ihm aber mit den Worten: „Ich habe nicht Zeit!“ Er wollte mit dem Manne nicht ſprechen, weil er dadurch dem hübſchen Mädchen, das ihn leicht beobachten konnte, mißfällig zu werden beſorgte.

2.

Die Straße auf und abgehend, ließ er dem Buchhändler Zeit, ein niederſchlagendes Pulver einzunehmen, und kehrte dann in den Laden zurück. Er glaubte, das Mädchen noch zu finden: aber der Buchhändler war allein. „Was beliebt Ihnen?“ ſprach er: „Ich erinnere mich, Sie ſchon vorhin an der Thüre geſehen zu haben.“

Rudolph forderte ein Buch und erhielt es. Er ließ ſich noch mehrere geben, um ſein Geſchäft in die Länge zu ziehen. Doch ſeine Erwartung, das Mädchen indeſſen wieder zu ſehen, blieb unerfüllt, und er mußte für eine Laſt entbehrlicher Bücher gegen zehn Thaler bezahlen.

„Ich danke ergebenſt,“ ſagte der Buchhändler, indem er das Geld einſtrich. „Beinahe hätte mich der Nichtswürdige, den ich vorhin aus dem Laden warf, um einen werthen Kunden gebracht, wie er mir ſchon einige tauſend Thaler aus dem Beutel ſtahl. Sie kannten ihn wahrſcheinlich nicht. Es war der berüchtigte Nachdrucker Nickel Miteſſer, der — ich ſchäme mich's zu ſagen — mein naher Vetter iſt, aber deſſen ungeachtet kein Bedenken fand, drei meiner beſten Verlagswerke räuberiſch anzutaſten. Ich verklagte ihn bei ſeiner Obrigkeit, erhielt aber keine Hülfe. Da hegt' ich ſelbſt ein hochnothpeinliches Halsgericht über ihn, und that ihm in meinen vier Wänden das Recht an, das ihm unter freiem Himmel widerfahren ſollte."

Er öffnete jetzt einen Schrank und zeigte dem jungen Manne einen darin ſtehenden kleinen Galgen, an welchem eine männliche Puppe hing, mit einem Zettel auf der Bruſt und der Inſchrift: Nickel Miteſſer, der Erzdieb.

„Dieſes Hochgericht," fuhr er fort, „baut' ich in der Abſicht, daß der Galgenſchwengel ſeine Hinrichtung ſelbſt ſehen, und ſich, in der Diebsſprache zu reden, als Klöppel in der Feldglocke erblicken ſollte. Ich wußte, daß er wegen einer Erbſchaftsſache hier eintreffen und mit mir ſprechen mußte. Er kam; ich führte ihn zum Galgen und erwartete, daß er ſich entſetzen und mir auf den Hals fahren würde. Aber der ehrloſe Menſch lächelte ruhig und ſagte: Bin ich der Dieb, ſo ſeyd Ihr der Henker! — Schwapp! gab ich ihm, um ſein kaltes Blut zu erwärmen, eine heiße Ohrfeige, und wäre nicht Mariane, meine Stieftochter, ins Mittel getreten, ich hätt' ihm Arm' und Beine zerſchlagen."

So erfuhr doch Rudolph noch für ſeine zehn Thaler des Mädchens Namen und häusliches Verhältniß. Er ging vergnügt hinweg und ſprach zu ſich: „Jetzt hat doch der Nachdruck einmal etwas Gutes geſtiftet! Er entdeckte mir einen Schatz, der mir vielleicht nie zu Geſichte gekommen wäre, hätten ſich die Herren Vettern nicht um's liebe Mein und Dein die Köpfe gewaſchen."

3.

Sobald er nach Hauſe kam, fiel er heftig über ſeine Papiere her und ſuchte das Manuſcript eines Romans hervor, den er in ſeinen akademiſchen Erholungsſtunden ausgearbeitet hatte. Damals war er nicht geſonnen, ihn drucken zu laſſen; jetzt aber entſchloß er ſich raſch dazu, um ſich damit einen Weg zur nähern Bekanntſchaft mit dem Buchhändler und ſeiner ſchönen Tochter zu bahnen. Er fing ſogleich an, das Werkchen auszufeilen und abzuſchreiben. Das war aber ein langwieriges Geſchäft, und er ward um ſo weniger ſchnell damit fertig, da er täglich einige Mal, wiewohl immer vergebens, bei dem Buchladen vorüber ging, um Marianen zu ſehen.

So geſchah es, daß ſeine Mutter, indem ſie eines Tages ſein Zimmer in Ordnung brachte, über den hoffnungsvollen Roman gerieth. Sie las ein paar Seiten, ſchüttelte den Kopf, und empfing den Verfaſſer, als er wieder heim kam, verdrießlich und keifend: „Was für Tändelwerk treibſt du hier? Ich denke, du nährſt deinen Geiſt aus den Werken berühmter Rechtsgelehrten; aber ich ſehe mit Erſtaunen, daß du eine muthwillige Schrift unter der Feder haſt, worin Liebe und immer Liebe das dritte Wort iſt.“

Rudolph erzählte die Bewandtniß der Sache, und geſtand aufrichtig, Mariane gefalle ihm ſo ſehr, daß er ſie, wenn er ein Amt bekommen habe, heirathen wolle.

„Du bauſt Luftſchlöſſer!“ ſagte die Mutter. „Schöne rothe Aepfel ſind nicht immer ſüß! — Ich kenne Marianen zwar nicht; aber ihre Herkunft iſt mir bekannt. Ihre Mutter — Gott habe ſie ſelig! — war eine Ausländerin von adeliger Geburt, verplämperte ſich mit einem jungen bürgerlichen Habenichts, ließ ſich von ihm hierher entführen, und ein gutwilliger Landpfarrer traute ſie heimlich. Die Frucht dieſer mit Vaterfluch beladenen Ehe war Mariane. Bald nach ihrer Geburt ward ihre Mutter in den kläglichſten Wittwenſtand verſetzt. Ihr Mann hinterließ keinen Heller, und das eiſerne Herz ihres Vaters, deſſen Name mir entfallen iſt, ließ ſich zu keiner Unterſtützung erweichen. Nun weiß ich nicht, wie ſie nachher mit dem Buchhändler Wolfgang bekannt geworden war: kurz, er heirathete ſie in der Hoffnung, ſie mit ihrem reichen Vater auszuſöhnen, und dadurch ſelbſt ein reicher Mann zu werden. Als aber dieſer Plan mißlungen war, ſoll er kein zärtlicher Ehegatte geweſen ſeyn, und ganz verkümmert ſtarb ſie nach wenigen Jahren. Mariane iſt alſo ein blutarmes Mädchen, und ihren Stiefvater, deſſen Gnadenbrod ſie ißt, kennt die ganze Stadt als einen harten und geizigen Mann. Du kannſt dir alſo an den Fingern abzählen, daß dir kein Glück in dieſem Hauſe blüht.“

„Aber Mütterchen,“ entgegnete Rudolph, „wenn ich ein recht einträgliches Amt erhalte, ſo mag der Stiefvater ſo hart und geizig ſeyn, als er will, was kümmert das mich?“

„Fange nur erſt den Fiſch, dann wollen wir an die Zurichtung denken!“ antwortete ſie, und genehmigte zwar zuletzt, von Bitten und Vorſtellungen überredet, ſeinen Vorſatz, das Manuſcript dem Buchhändler und der Preſſe zu übergeben; doch legte ſie ihm dringend ans Herz, ſich mit ſolcher unnützen Schriftſtellerei nicht weiter zu beſchäftigen, weil ſeine hohen Gönner keinen Geſchmack daran finden würden.

4.

Rudolph wollte ſeinen Roman dem Buchhändler unentgeldlich überlaſſen, und bloß als Ehrenlohn das Vergnügen genießen, Marianen bei dieſer Gelegenheit zu ſehen und ein Wörtchen mit ihr zu ſprechen. Schlau nahm er ſich daher vor, den Herrn Wolfgang um die Mittagszeit, wenn der Buchladen geſchloſſen war, in ſeiner Wohnung zu überraſchen. Er ging etwas zagend die Treppe hinauf, hörte Kaffeeſchalen klirren und klopfte, von dieſen Wegweiſern geleitet, an eine Thür, die ſogleich der Buchhändler ſelbſt aufthat. Er erſchien mit einer langen Tabakspfeife in der Hand, und ſeine anſehnliche Breite füllte die ſpärliche Oeffnung ſo neidiſch, daß Rudolph nur durch eine ſchmale Lücke das am Kaffeetiſche beſchäftigte Mädchen erblickte. Der unartige Stiefvater nöthigte ihn nicht näher zu kommen, ſondern fragte kurz und rund: „Was ſteht zu Dienſten?" Rudolph glaubte, das Wort Manuſcript werde wie ein Zauberſchlag wirken und ihn ſogleich zu Marianen verſetzen; er ſprach es daher mit Nachdruck aus. Doch wie eine Säule blieb Herr Wolfgang auf der Thürſchwelle ſtehen und ſagte kalt: „Belieben Sie in einer Stunde wieder zu kommen; da werden Sie mich unten im Buchladen finden." Hiermit trat er zurück und zog die Thür hinter ſich zu.

Mit verbiſſenem Ingrimm wünſchte ihm Rudolph, indem er die Treppe hinab ging, ein Rabenheer von Nachdruckern auf den Hals. Er faßte ſogar in der erſten Hitze den Entſchluß, ihn auf das angebotene Werk immer und ewig vergebens im Laden warten zu laſſen. Als er aber von der Straße nach dem verſchloſſenen Paradieſe hinauf ſchielte, Mariane vom Fenſter auf ihn hinab ſah und ſeinen Gruß mit holder Freundlichkeit erwiederte, da verſchwanden Zorn und Rachluſt aus ſeinem Herzen, und er ſtellte ſich zur vorgeſchriebenen Zeit im Buchladen ein.

Allein Herr Wolfgang war gar nicht begierig auf das Manuſcript. Er ſagte vornehm: er pflege nur Werke berühmter Männer in Verlag zu nehmen. „Man hat zwar Beiſpiele,“ fuhr er fort, „daß ſpitzfündige Buchhändler dann und wann ein gehaltloſes, aus einer unbekannten Feder gefloſſenes Werkchen irgend einem bekannten Schriftſteller wie einen Wechſelbalg unterſchieben und es frech auf ſeinen Namen taufen, um Käufer an ſich zu locken; doch ſolcher Kniffe bedient ſich kein rechtlicher Mann. Ich kann alſo, mein wertheſter Herr, von Ihrem geneigten Anerbieten auf keine Weiſe Gebrauch machen.“

Kurz angebunden wollte ſich Rudolph eben entfernen, als Mariane, mit einem weißen Löwenhündchen im Arme, herein trat und ihn artig grüßte. „Was willſt du?“ fuhr Wolfgang auf. „Der kleine Schäker verlangt zu Ihnen;“ ſagte ſie freundlich. „Er zerkratzte mir beinahe das Kleid, bis ich ihm willfahrte.“ Es war ihr Glück, daß der Hund nicht reden konnte; er hätte gewiß widerſprochen. Der grämliche Stiefvater ſchien auch einen leeren Vorwand zu wittern. Unſanft nahm er ihr den Hund vom Arme und gebot: „Laß uns allein!“ Sie neigte ſich mit Anmuth gegen den jungen Mann und verſchwand.

Nun war es ihm nicht möglich, den Keim der ſchönen Bekanntſchaft wild zu zerſtören. „Ich beklage,“ ſprach er ſanft, „daß meinem Romane die Ehre nicht werden ſoll, in Ihrem Verlage zu erſcheinen. Er hätte dadurch von Haus aus eine gute Meynung von ſich erweckt: und bloß dieſer Wunſch leitete mich, ohne Abſicht auf Geldgewinn, zu Ihnen.“

„Sehr verbunden!“ ſagte der Buchhändler mit einer Verbeugung. „Ihre Höflichkeit beſticht mich, eine Ausnahme von der Regel zu machen. Laſſen Sie das Heft hier. Ich will es mit Muße durchleſen und Ihnen nach einigen Tagen meine Entſchließung eröffnen.“

5.

Wolfgang hatte einen gelehrten Schauherrn auf der Seite, den er über den Werth oder Unwerth der ihm angetragenen Verlagswerke zu Rathe zog, wenn nicht ſchon der Name des Verfaſſers den Gehalt derſelben verbürgte. War es ein ernſthaftes, wiſſenſchaftliches Werk, ſo ward es dem Schauherrn zur bedächtigen Prüfung ins Haus geſandt. Romane hingegen veranlaßten gewöhnlich einen kleinen Abendſchmaus, zu welchem der Buchrichter, ohne Zuziehung anderer Gäſte, eingeladen wurde. Nach Tiſche ſtopften die Herren ihre Pfeifen, Mariane las das in Frage ſtehende Werklein vor, und gab auch zuletzt, wenn die Sache zum Spruch kam, ihre beifallende oder verwerfende Stimme.

Vor dieſes Gericht ward Rudolphs Roman geſtellt. Mariane begann die Vorleſung mit Vergnügen, weil ſie ſchon für den Verfaſſer ein wenig eingenommen war. Als aber vollends die Geſchichte von Blatt zu Blatt anmuthiger ward, da griff die Vorleſerin oft der künftigen Urtheilsſprecherin voreilig ins Amt und brach in Lobeserhebungen aus. Selbſt der ernſte Schauherr wiegte mitunter beifällig ſein Haupt und entſchied am Ende: der Roman ſey gut und vollkommen würdig, aus der berühmten

Buchhandlung des Herrn Balthaſar Wolfgang in die Welt zu treten.

Mariane, die ſonſt den Kunſtrichter nicht ſonderlich leiden konnte, fand ihn in dieſem Augenblicke ſehr liebenswürdig, und da ſie eben bemerkte, daß ſeine Pfeife ausgegangen war, ſo kam ſie ihm mit dem brennenden Wachsſtocke ſo ſchnell und freundlich zu Hülfe, daß er über dieſe Huld ganz erſtaunte.

„Der junge Mann,“ fuhr er noch im Anrauchen fort, „beſitzt ein treffliches Talent. Er verſpricht uns mit der Zeit einen deutſchen Fielding. Ich möchte ihn wohl von Perſon kennen lernen.“

„Dazu kann Rath werden,“ ſagte Wolfgang. „Ich lade ihn morgen zum Abendeſſen ein, und Sie nehmen auch mit einer Suppe bei uns fürlieb; ſo iſt die Sache gemacht.“

Mariane hätte ihn küſſen mögen, den lieben Mann, der dieſen Entſchluß veranlaßte. Zufällig zog er eben ſeinen Geldbeutel hervor, um dem Buchhändler eine kleine Auslage zu bezahlen. Schnell flog das dankbegierige Mädchen in eine Nebenſtube, holte ein zierliches, mit eigenen Händen gearbeitetes Geldnetz und ſagte: „Mich dünkt, Ihre Börſe wird etwas unſcheinbar. Haben Sie die Güte, ſich künftig dieſer zu bedienen.“ Er ſtutzte, machte viel Umſtände, und betheuerte beſonders, daß er den Herrn Vater, für den dieſe köſtliche Gabe wahrſcheinlich beſtimmt geweſen ſey, nicht berauben wolle. „Nehmen Sie ohne Bedenken!“ ſagte Wolfgang. „Mir ſetzen die Nachdrucker ſo zu, daß ich bald keinen Geldbeutel mehr brauchen werde.“

6.

Rudolph hatte des folgenden Tages einen ſehr vergnügten Morgen und Abend. Früh erhielt er die glückweiſſagende Einladung, und bei der Abendtafel ſaß er wie ein Bräutigam neben Marianen. Dieſen angenehmen Platz, um den ihn mancher Nebengaſt beneidete, verſchaffte ihm der gefällige Schauherr, der des Mädchens Zuneigung zu dem jungen Schriftſteller bemerkte, und ſein dankbares Gemüth wegen des erhaltenen Geſchenkes an den Tag legen wollte, ohne ſich mit einem Gegengeſchenke in Koſten zu ſetzen. „Grazien und Dichter gehören zuſammen!“ rief er, indem man ſich zur Niederlaſſung an der Tafel anſchickte. Er faßte zugleich die jungen Leute rechts und links und nöthigte ſie, neben einander Platz zu nehmen. Herr Wolfgang ſchien nicht ganz damit zufrieden. Die willkommene Freiſprechung vom Ehrenſolde ſchloß ihm zwar den Mund; doch gab er auf das nachbarliche Pärchen ſcharf Achtung. Das war ihm auch nicht zu verdenken. Er mußte kurz zuvor einen reiſenden Philoſophen vom Tiſche jagen, weil er ſich unſtatthafte Freiheiten gegen Marianen herausnahm. Darum war ihm bange, der Romanſchreiber möchte ſich noch unartiger betragen. Aber Rudolph war die Beſcheidenheit ſelbſt. Er ſah die ſchöne Nachbarin nur dann mit zärtlicher Sehnſucht an, wenn der lauernde Stiefvater ſein Glas Burgunder behaglich und langſam ausſchlürfte, und dabei, wie er ſich angewöhnt hatte, die Augen zudrückte.

Rudolphs Verſuch war ihm ſehr nützlich. Herr Wolfgang führte ihn nach Tiſche vertraulich bei Seite und ſagte: „Ihr Roman iſt gut; ich gebe ihn morgen in die Druckerei und freue mich Ihrer Bekanntſchaft. Wird Ihnen einmal Abends die Zeit lang, ſo beſuchen Sie mich. Sie können zugleich die Correctur des Romans beſorgen. Einen Abend um den andern finden Sie einen Bogen hier, und meine Tochter, die ich zur Druckfehlerjagd abgerichtet habe, mag Ihnen helfen.“

Herrliche Ausſichten! Rudolph war von ſeinem Glücke ſo trunken, daß er ſich auf dem nächtlichen Heimwege verirrte und bei ſeinem Mutterhauſe vorbei lief, um es am andern Ende der Stadt zu ſuchen. Beſſer fand er am zweiten Abende darauf den Weg nach Wolfgangs Hauſe. Mariane brachte ihm ſchon einen Correcturbogen entgegen. Welche doppelte Freude, ſeine erſte gedruckte Schrift in der Hand des geliebten Mädchens zu ſehen!

Gemeinſchaftlich machten ſie ſogleich Jagd auf das Schwarzwild des Setzers, und dieſes verdrießliche Geſchäft verwandelte ſich in ein fröhliches Spiel. Ungefähr in der Mitte des Werks gab Rudolph ein Strafgeſetz, daß ihm für jeden von Marianen überſehenen Druckfehler ein Kuß verfallen ſey; und wunderbarer Weiſe wurden ihre ſonſt trefflichen Augen gerade um dieſe Zeit ſo ſchwach, daß ſie oft in Strafe gerieth, die ihr der ſtrenge Geſetzgeber auch niemals erließ. Herr Wolfgang wußte kein Wort davon, daß dieſe Gerichtsbarkeit auf ſeinem Grund und Boden von dem jungen Fremdling ausgeübt wurde. Er befand ſich indeſſen gewöhnlich in einem Nebenzimmer, wo er Briefe ſchrieb, Rechnungen durchſah, Geld zählte, oder ſich, von des Tages Laſt ermüdet, in einen Lehnſtuhl warf und einſchlief.

Rudolph ärgerte ſich, daß ſein Roman nur aus zwanzig Bogen und nicht aus eben ſo vielen Bänden beſtand; denn da hätte doch die luſtige Arbeit ein hübſches Weilchen gedauert. Aber in zwanzig Abenden war ſie vollendet, und er mußte nun ſeine Beſuche klüglich einſchränken, um ſich nicht bei dem Alten in Verdacht eines gefährlichen Hausfreundes zu ſetzen.

Der Roman war kaum aus der Preſſe, ſo ſtieß der Verleger in die Trompete, und kündigte ihn als ein Meiſterwerk in den Zeitungen an. Aber dem Verfaſſer, deſſen Name auf dem Titel ſtand, bekam das ſehr übel. Die hohen Gönner, denen er, ſeiner Mutter zu Gefallen, wöchentlich den Hof machte, empfingen ihn bei der nächſten Aufwartung mit finſtern Geſichtern und fragten: ob er der Rudolph Bach ſey, der den in den Zeitungen angekündigten Roman geſchrieben habe. Er mußte das geſtehen. Da ſchlug der eine die Hände hoch zuſammen; der andere ſchalt: „Wie kann man ſich mit ſolchen Poſſen abgeben!“ der dritte ſagte gar: die Romane habe der Teufel erfunden. Zuletzt ſtimmten ſie ſammt und ſonders in der alten, einfältigen und ſchon tauſend Mal durch die That widerlegten Meinung zuſammen: ein Schriftſteller könne kein brauchbarer Geſchäftsmann ſeyn, und entließen ihn mit dem Beſcheide, ſie forthin mit ſeinen Geſuchen um ein Amt nicht weiter zu behelligen.

„Nun wie wardſt du aufgenommen?“ fragte ſeine Mutter wie gewöhnlich. „Sehr gut!“ ſprach er, um ſie nicht zu beunruhigen. So oft ſie ihn aber von jetzt an nöthigte, den Romanenfeinden zu höfeln, ging er zwar mit Armhut und Degen ohne Widerſpruch aus, aber ſpazieren

7.

Ungefähr einen Monat nachher mußte er eines Freundes wegen einen noch weitern Spaziergang unternehmen.

Er hatte auf der Univerſität einen jungen Edelmann Namens Bruno von Freiwald kennen gelernt und Freundſchaft mit ihm geſchloſſen. Es war ein luſtiger Wildfang. Er blickte nur in ſeine Bücher, wenn es ihm an einer fröhlichern Unterhaltung gebrach, lehnte ſich gegen jede Beſchränkung der akademiſchen Freiheit heftig auf, und war in allen Dingen ein geſchworener Feind des alten Herkommens, das er Philiſterei nannte. Er fiel oft ſeinen Freunden und Bekannten mit muthwilligen Streichen zur Laſt; doch keiner zürnte deßhalb ernſthaft und anhaltend auf ihn, weil er übrigens brav und gutherzig war, und ſich in alle ſeine Ränke und Schwänke kein Schatten von Tücke miſchte.

Als Rudolph nach Ablauf ſeiner Univerſitätszeit ſeinen Freunden bekannt machte, daß er ſich in ſeiner Vaterſtadt um ein Amt bewerben wolle, ſpottete Bruno über dieſen zahmen Entſchluß und zeichnete auf der Stelle mit flüchtigen Strichen ein Zerrbild, wie Rudolph, mit Schlafrock und Nachtmütze, in einem Großvaterſtuhle ſaß, ein Windelkind auf dem Schooße hatte, und es mit Mehlmuß ätzte, während ſechs andere kleine Sprößlinge um ihn herum krabbelten, und ihn ein häßliches Weib mit dem Pantoffel zu ſchlagen drohte. — Er, der Zerrbildner, wollte die Welt durchſchweifen, und ſich, ohne feſten Reiſeplan, von Zufall und Laune bald vorwärts, bald rückwärts treiben laſſen. Der frühe Tod ſeiner Eltern hatte ihn reich und unabhängig gemacht; dennoch nahmen ſich einige Oheime und Baſen oft die Freiheit, ihn zu meiſtern, und er lebte darüber mit ihnen in einer beſtändigen Spannung. Er wußte, daß ſie ſeinen zweckloſen Ausflug in die weite Welt nicht billigen würden; darum gab er ihnen erſt dann, als er ihn ſchon begonnen hatte, Nachricht davon.

Zugleich bat er: ſie möchten ſich, da er unter einem fremden Namen reiſe, nicht bemühen, ihn auszuforſchen; doch habe er, falls ſie ihm vielleicht über kurz oder lang etwas Wichtiges mitzutheilen hätten, die Einrichtung getroffen, daß Rudolph Bach ihre Briefe in Empfang nehmen und weiter beſorgen werde.

Vier oder fünf Monate nachher erhielt Rudolph einen an Bruno gerichteten ſtarken Brief, mit dringender Bitte, ihn eiligſt in deſſen Hände zu bringen. Das war nicht möglich, weil der Abenteurer, ſeitdem ſie ſich getrennt hatten, nichts von ſich ſehen und hören ließ. Der Brief blieb alſo liegen. Aber bald fragte der Einſender wieder an, ob er beſtellt ſey, und ſetzte hinzu: der Inhalt ſey ſo wichtig, daß Bruno, wenn er ſeinen gegenwärtigen Aufenthalt nicht bekannt gemacht habe, durch öffentliche Blätter aufgefordert werden müſſe, ſich zu melden. Rudolph erließ denn die verlangte Vorladung, und nach einigen Wochen erhielt er von Bruno folgende Zeilen:

> „Was gibt's, daß Du mich in Zeitungen aufrufſt? Du haſt vermuthlich Scheltbriefe an mich. Bleib mir damit vom Halſe, ſonſt fliegen ſie ungeleſen ins Feuer. Willſt Du mich aber als Freund ſehen und ſprechen, ſo komm' in die Löwenburg. Da findeſt Du mich, wenn mich nicht indeſſen das darin hauſende Ungeheuer verſchlungen hat."

Rudolph ward aus dieſem Briefe nicht klug. Die Löwenburg, ein altes, wüſtes Schloß, das dreißig bis vierzig Meilen von ſeinem Wohnorte lag, war ihm bekannt; er begriff nur nicht, wie ſich Bruno in dieſem Eulenneſte aufhalten und ihn dahin einladen konnte. Gleichwohl ſah er, da der ihm zugeſandte Brief ſehr wichtig ſeyn ſollte, keinen andern Rath, als ſich ſelbſt damit auf die Beine zu machen und den Sonderling zum Leſen zu zwingen. Nur die Weite des Weges war ihm verdrießlich, und er beſchloß vor der Hand, ſich einige Tage Bedenkzeit zu nehmen.

8.

An einem der nächſten Morgen ſchrieb ihm Wolfgang: „Beſuchen Sie mich ſo ſchnell als möglich; ich habe Ihnen etwas Erfreuliches mitzutheilen.

Er eilte hin. Wolfgang war im Laden, faßte ihn aber ſogleich unter den Arm und führte ihn die Treppe hinauf in ſein Wohnzimmer. Hier ſtand eine Mandeltorte zwiſchen zwei Flaſchen Wein. Daneben lag eine gelehrte Zeitung. Dieſe gab ihm Wolfgang in die Hand und ſagte mit einem ſchalkhaften Geſichte: „Leſen Sie!“

Das Blatt enthielt eine ſehr ſchmeichelhafte Beurtheilung ſeines Romanes.

„Nun, wie iſt Ihnen um's Herz?“ rief der Buchhändler, als Rudolph die Zeitung wieder auf den Tiſch legte. „Ich wundere mich, daß Sie nicht vor Freude in die Luft ſpringen; aber nicht wahr, ein Glas Wein wird darauf ſchmecken?“ — Er ſchenkte ein und rief: „Ihr Kunſtrichter ſoll leben! — Ich wüßte nicht, wenn mir eine ſo geſcheidte Recenſion zu Geſicht gekommen wäre. Sie that auch bereits gute Wirkung. Geſtern Abend kam ſie hier an, ward im Muſeum geleſen, und dieſen Morgen verkaufte ich ſchon gegen zwanzig Exemplare des Romans. Gott geb' einen geſegneten Fortgang!“

Er trank dem Schriftſteller tapfer zu. Es war augenſcheinlich ſeine Abſicht, ihn zu einem fröhlichen Rauſche zu verleiten. Aber unruhig und verlegen ſaß Rudolph da und wandte ſeine Augen oft nach der Thür.

„Was ſehen Sie denn immer dorthin?“ fragte Wolfgang mit lachendem Munde.

Rudolph wich durch einen ſchnellen Trunk der Antwort aus. Der Buchhändler ſchien ſie nicht zu vermiſſen. Er füllte die Gläſer raſch, und als er endlich ſeinen Mitzecher etwas benebelt ſah, überfiel er ihn plötzlich mit dem alten Trinkſpruche: „Was wir lieben!“

Der Jüngling erglühte wie Purpur, und vor Beſtürzung vergaß er ſein Glas anzufaſſen.

„Nun, lieben Sie denn nichts?“ fuhr ihn Wolfgang ordentlich an.

„Ja!“ rief Rudolph, mit Weinmuth aufſpringend: „Ja, ich liebe Ihre Tochter und erbitte ſie mir zur Gattin.“

„Das hab' ich gedacht;“ ſagte der Buchhändler mit liſtigem Lächeln. „Ich merkte lange, daß ihr euch liebt; aber die Heirath, mein Freund, läßt ſich hier bei der Flaſche nicht abſchließen. Indeſſen will ich Ihnen einen Vorſchlag thun, der ſo gut als ein Jawort iſt. Schreiben Sie mir friſch hinter einander zwölf gute Romane, jeden von drei oder vier tüchtigen Bänden, und ſobald Sie den letzten vollendet haben, ſoll Mariane die Ihrige ſeyn.“

„Sie ſcherzen!“ erwiederte Rudolph. „Eh' ich dieſe herkuliſche Arbeit zu Stande brächte, wär' ich todt oder wenigſtens ein abgelebter Greis.“

„So muß ich wohl etwas nachlaſſen;“ ſprach Wolfgang. „Schreiben Sie mir — —“ Er hielt horchend inne und ſagte: „Mariane kommt! Verrathen Sie ſich nicht, daß wir von ihr ſprachen. Sie ſoll und darf's noch nicht wiſſen.“

9.

Mariane trat herein und bezeigte dem erröthenden Freunde ihr Vergnügen über das ihm zu Theil gewordene Lob.

Er war beklommen und verlegen und konnte kaum einen ſchicklichen Dank für ihren Glückwunſch aufbringen. Der Vater reichte ihr ein Glas Wein und ein Stückchen Torte. Sie ſetzte ſich, um die Süßigkeiten gemächlich zu genießen; er jagte ſie aber, auf den Romanhandel erpicht, ſogleich wieder vom Stuhle, drängte ſie, geſchwind zu eſſen und zu trinken, und gab ihr dann einen Auftrag, den ſie mit möglichſter Behendigkeit außerhalb des Hauſes beſorgen ſollte.

Kaum war ſie aus dem Zimmer, ſo fuhr er haſtig fort: „Ich will die Hälfte nachlaſſen. Schreiben Sie mir nur ſechs Romane; aber lauter Geiſtergeſchichten, je ſchauderhafter je beſſer! Dem Leſer muß das Haar emporſteigen; er muß, wenn er bei Nacht lieſt, die Beine an ſich ziehen und es nicht wagen, in einen dunklen Winkel zu blicken. So will's die Welt und ſo will ich's; denn mit ſolcher Waare macht man jetzt das meiſte Glück.“

„Sie fordern etwas Unmögliches von mir;“ entgegnete Rudolph. „Ich bin im Geiſterreiche fremd; ich forſchte nie nach alten Sagen, durchkroch keine wüſten Schlöſſer, und that überhaupt nichts, mich zu einem Mährchendichter zu bilden.“

„O, das läßt ſich nachholen!“ ſagte der Buchhändler. „Machen Sie eine Reiſe! Wir haben in einem Umkreiſe von dreißig bis vierzig Meilen viel alte Raubneſter, worin es ſpukt. Uebernachten Sie in ſolchen Geiſterherbergen, laſſen Sie ſich einen Tiſch und ein Lämpchen hinein ſetzen, und arbeiten Sie an Ihren Romanen. Das muß Werke geben, die ſich gewaſchen haben! Aber freilich — Muth gehört dazu!“

„Den gibt die Liebe!“ rief Rudolph. „Und damit Ihnen das nicht als Prahlerei klinge, ſo gelob' ich heilig und feſt, mich nächſtens in drei oder vier wüſten Schlöſſern eine Nacht aufzuhalten, und darin einen Verſuch zu machen, ob ich fähig bin oder nicht, den ſonderbaren Preis, den Sie auf Marianens Hand ſetzen, zu entrichten.“

Wolfgang hatte den Vorſchlag dieſer abenteuerlichen Reiſe eigentlich nur im Scherze gethan, und wunderte ſich daher, daß Rudolph ſo ernſtlich dazu bereit war.

„Betrachten Sie es als eine Liebesprobe!“ ſagte der Jüngling. „Ich habe jetzt gerade die beſte Gelegenheit, ſie abzulegen, da ich ohnedieß nach der Löwenburg zu reiſen genöthiget bin.“

„Nach der Löwenburg?“ — fragte Wolfgang, und die plötzliche Veränderung ſeiner Geſichtsfarbe verrieth eine gewiſſe Beſtürzung und Unruhe, die ihn nicht eher verließ, bis ihm Rudolph ſein Geſchäft in der Löwenburg bekannt machte. Jetzt ward ihm wieder leicht um's Herz. Er ſchlug ein freudiges Gelächter auf, ermunterte den jungen Schriftſteller nochmals zur Ausarbeitung der ſechs Geiſterromane, und wiederholte ſeine Zuſage, daß er dann Marianen heimführen ſolle. Dieſen Vertrag beſiegelten ſie mit einem kräftigen Handſchlage, und Rudolph ſang und ſprang, von Wein und Liebe voll, nach Hauſe. Es kam ihm nicht in die Gedanken, daß ihm der eigennützige Mann eine kleine Bibliothek von Romanen ablocken und am Ende den verſprochenen ſüßen Lohn verweigern könnte.

10.

Erſt auf der Schwelle ſeiner Wohnung fiel ihm ein anderer Stein auf's Herz. Er mußte ſeiner Mutter die vorhabende Reiſe entdecken, und ſein ehrliches Gemüth ließ es nicht zu, ihr den mit Marianens Vater geſchloſſenen Handel zu verſchweigen. Die erſtere Meldung vernahm ſie mit ziemlicher Ruhe und Gelaſſenheit. Sie verehrte die höhern Stände ungemein, und ſah daher auch die bedeutende Reiſe, die Rudolph in den Angelegenheiten eines Edelmanns machen wollte, für ein zwar ſchweres, doch ſchuldiges Opfer an. Als er aber furchtſam bekannte, daß er ſich, aus Liebe zu Marianen, gegen ihren Stiefvater verbindlich gemacht habe, ein tapferer Romanſchreiber zu werden und ſich dazu in einigen wüſten Schlöſſern zu bilden, da wollte ſie ganz aus der Haut fahren. „Ach, mein Sohn, mein unglücklicher Sohn!“ rief ſie aus: „Du haſt, wie ein alter, ehrbarer Dichter ſagt, die Schwindſucht der Vernunft, ſo man die Liebe nennt!“

Er beruhigte das ſeufzende Mütterchen mit dem Verſprechen, daß er nur in Erholungsſtunden, die von andern Jünglingen auf Spiel und Tanz verwendet würden, an den Romanen arbeiten, übrigens aber der Rechtswiſſenſchaft treu bleiben, und nach der Rückkehr von der Löwenburg ſeine Bewerbungen um ein Amt mit verdoppeltem Eifer fortſetzen wolle.

„Nun gut!“ ſagte ſie. „Das iſt der rechte Weg zu deinem Glücke. Verlaß dich nur ja nicht auf den geizigen Buchhändler! Du würdeſt ihm, wie Jakob dem Laban ſieben Jahre um die ſchöne Rahel diente, eben ſo lange um Marianen fröhnen, und dich zuletzt wie der gute Jakob betrogen ſehen.“

„O, ich will wohl auf meiner Huth ſeyn, liebe Mutter!“ antwortete Rudolph, und machte nun Anſtalten zu ſeiner Fußreiſe, die er gleich des folgenden Tages antreten wollte.

Am Abend ging er in Wolfgangs Haus, um von ihm und Marianen Abſchied zu nehmen. Jener war ſehr froh, daß der Grundſtein der Romane, von welchen er ſich goldene Berge verſprach, ſchon ſo bald gelegt werden ſollte. Aber Mariane, die es nicht wußte, was die beiden Männer weiter verabhandelt hatten, bezeigte wenig Vergnügen über die abenteuerliche Reiſe, und der Name der Löwenburg ſchien ihr eben ſo unbehaglich, als ihrem Stiefvater zu ſeyn. Rudolph hätte ſich gern dieſes Räthſel von ihr löſen laſſen; aber Wolfgang bewachte die jungen Leute den ganzen Abend, und ſie mußten ſich trennen, ohne daß ein Geſpräch unter vier Augen zu Stande kam.

11.

Nach drei kleinen Tagereiſen, die kein bedeutendes Ereigniß merkwürdig machte, kam der Wanderer Abends in ein Dorf, wo er die Nacht über bleiben wollte. Ein naher Jahrmarkt hatte das Wirthshaus mit Gäſten gefüllt. Ein Wettgeſchrei von hundert Stimmen durchtobte die Schenkſtube. An dem einen Tiſche ſaßen Pfefferküchler beiſammen und zogen auf Napoleon los. Sie betheuerten: wenn er noch länger geherrſcht und die Sperrung der Häfen fortgeſetzt hätte, ſo wäre bald das ungeheure Unglück entſtanden, daß die halbe Welt keinen Pfefferkuchen mehr zu eſſen gehabt hätte. — Eine lange Tafel hatten beurlaubte Soldaten eingenommen, und zwei Großſprecher, die einander zu überſchreien ſuchten, erzählten ihre Kriegsthaten mit ſolcher Haſt, daß der Hauch ihres Mundes von Zeit zu Zeit die Lichter auslöſchte. — Am dritten Tiſche befanden ſich acht oder neun finſtre Schuſter, und mitten unter ihnen ein hochgelahrter Schulmeiſter, der ihnen den berühmten Jakob Böhme und den ehrlichen Hans Sachs als Zunftgenoſſen bekannt machte. — Am vierten Tiſche erzählte eben, als Rudolph hinzu trat, des Gaſtwirths alte Mutter den Schluß eines Mährchens, und nahm es ſehr übel, daß ihr ein naſeweiſer Dorfkrämer ins Geſicht lachte und ihr ausgeſchüttetes Wunderhorn für einen Spreukorb handgreiflicher Lügen erklärte. „Nun, ſo ſprecht von Euren Pfefferdüten,“ ſagte ſie und ſetzte ſich in einen Schmollwinkel.

Da erinnerte ſich Rudolph der bekannten Sage vom verſtorbenen Muſäus, daß er den Stoff ſeiner lieblichen Volksmährchen in Rockenſtuben eingeſammelt, und bisweilen zahlreiche Geſellſchaften greiſer Mütterchen zu ſich eingeladen habe, um ſich alte Wundergeſchichten von ihnen erzählen zu laſſen. Rudolph entſchloß ſich ſofort, aus gleicher Quelle zu ſchöpfen. Er nahte ſich der beleidigten Alten mit Ehrerbietung und ſagte: „Liebe Mutter, Ihr erzähltet vorhin ein ſchönes Mährchen, wovon ich leider nur den Schluß vernahm. Ich liebe dergleichen anmuthige Geſchichten, und ich würde ſehr dankbar ſeyn, wenn Ihr mir die beſten, die Euch bekannt ſind, mittheilen wolltet.“

„Wie ſoll ich das verſtehen?“ antwortete ſie. „Wollt Ihr mich vielleicht auch, wie jener Gelbſchnabel, verſpotten?“

Er betheuerte, ſeine Bitte ſey ernſtlich und arglos, und nun war ſie bereit, ihm zu willfahren. „Aber heute iſt's zu ſpät;“ ſagte ſie. „Auch beunruhiget das Getümmel der Marktleute das ganze Haus. Wir könnten ſogar in der abgeſonderten Stube, die Euch mein Sohn angewieſen hat, kein Wort von Bedeutung ſprechen. Habt Ihr aber Zeit, noch einen Tag hier zu verweilen, ſo will ich morgen Abend einige Weiber und Mädchen zuſammen rufen, und da ſollt Ihr die beſten Mährchen, die man hat, zu hören bekommen.“

Rudolph nahm dieſen Vorſchlag an, weil er ohnedieß ſeinen müden Füßen einen Raſttag geben wollte.

12.

Er brütete den ganzen folgenden Tag in ſeiner Stube über Entwürfen, des Buchhändlers Romanenhunger zu ſtillen. Abends hielt die Alte Wort. Sie führte drei oder vier betagte Weiber und einige Mädchen, unter welchen die ſchlanke, freundliche Tochter des Schulmeiſters hervorſtach, bei ihm ein. Er nöthigte die Geſellſchaft, Platz zu nehmen, und ſetzte ſich in der Nähe der Jugend an einen Tiſch, um die Sagen der Vorzeit, die man ihm erzählen wollte, niederzuſchreiben.

Freundlich wandte er ſich an das liebliche Kind und bat um ein Mährchen; aber die redſeligen Alten fielen ihm gleich ins Wort und eigneten ſich die Ehre zu, die Unterhaltung anzufangen. Zuerſt gab man ihm eine Geſchichte von einem verwünſchten Schloſſe, worin ein ſteinerner König herumgeht und immer ein Gefolge von Schlangen hinter ſich hat, die weiland ſeine Höflinge waren. — Das zweite Mährchen handelte von den Launen einer tückiſchen Fee, die in einem diamantenen Palaſte wohnt und durch eine Inſchrift über der Pforte Jedermann einladet, ſich eine Gnade zu erbitten. Da fehlt's denn nicht an Leuten, die anklopfen. Sind es Schelme, Dummköpfe oder windige Abenteurer, ſo reicht ſie ihnen große Körbe und Säcke voll Gold heraus; kommt aber ein verſtändiger und beſcheidener Biedermann, ſo beſtellt ſie ihn von einem Tage zum andern wieder, und beſchenkt ihn am Ende mit goldenen Seifenblaſen, die ihm unter den Händen zerfließen. — Einige andere Mährchen folgten dieſen, und ſo kam die Mitternacht heran, welche die Hausmutter mit einer dazu aufgeſparten, überaus fürchterlichen Geſpenſtergeſchichte feiern wollte.

Indem ſie die Rockenſtube damit in Schrecken ſetzte, entſtand plötzlich im Rauchfange des Kamins ein ſeltſames Geräuſch. Die Frauen und Mädchen fuhren beſtürzt zuſammen, und ſelbſt die Alte, die eben den Vortrag hatte, verſtummte. Aber ſie faßte ſich bald und ſagte: „Sind wir nicht Kinder! Da fürchten wir uns vor einer Fledermaus oder Eule, die über den Schornſtein hinweg fliegt. Lachen Sie uns nicht aus, lieber Herr!“

Sie erzählte nun weiter: doch nach wenigen Minuten ließ ſich ein neues dumpfes Getöſe vernehmen, und gleich nachher fuhr ein gehörnter Popanz, mit einem langen Bocksbarte, aus dem Rauchfange herab. Todesſchrecken warf die zunächſt ſitzenden alten Weiber mit ihren Spinnrädern in einen Klumpen zuſammen. Das Geſpenſt ſah einen Augenblick ſtill aus dem Kamin hervor: dann gefiel es ihm, bärenhaft brummend, vom Herde niederzuſteigen. Da ſtürzte die ganze Spinnſtube mit gällendem Geſchrei zur Thür hinaus und der Unhold verfolgte ſie.

Rudolph, der den Spuk ſtarr angeſehen hatte, ohne ſich vom Stuhle zu bewegen, ſtand jetzt auf und ging mit einiger Vorſicht über die Hausflur; denn es war ihm vor Backenſtreichen bange, womit die Geiſter, wie bekannt, ſehr freigebig ſind. Doch kam er ohne Anfechtung in die Schenkſtube hinüber. Hier fand er den Wirth noch wach; die Spinnerinnen ächzten und wehklagten um ihn her: nur das ſchöne Mädchen hatte Kraft und Faſſung, den Vorfall zu erzählen.

Der Wirth ſchlug ein Hohngelächter auf und ſagte: „Was gilt's? Das Jüngferchen hat einen Liebhaber, der uns aus Eiferſucht dieſen Spaß machte.“

Das Mädchen erklärte dieſe Vermuthung für einen grundloſen Scherz.

„Nun, ich will den leichtfertigen Vogel wohl finden!“ verſetzte Jener. „Das Haus iſt feſt verſchloſſen: er kann nicht entwiſchen.“

Hiermit nahm er zwei Lichter in die Hand und durchſuchte Haus und Hof. Der Bocksbart ließ ſich aber nirgends entdecken: er hatte ſich als Geiſt erwieſen und ſich unſichtbar gemacht. Darüber ward der Wirth ganz kleinlaut, und Rudolph und die Frauen mußten ihm verſprechen, die Begebenheit zu verſchweigen, damit ſein Gaſthof in keinen übeln Ruf komme.

Der Romanendichter fand es ſchicklich und angenehm, des Schulherrn reizende Tochter nach Hauſe zu führen. Er kehrte dann furchtlos in ſeine Stube zurück, und war für ſeine Perſon mit der Spukgeſchichte zufrieden, weil er durch die gehabte Gelegenheit, den lebendigen Ausdruck des Schreckens zu beobachten, eine brauchbare Ausbeute gewonnen hatte. Er ſchlief ungeſtört bis an den Morgen und ſetzte dann ſeinen Stab weiter.

13.

Auf dem Wege nach der Löwenburg lagen zwei wüſte Schlöſſer, die er ſich, um das Gelübde der Liebe zu erfüllen, zu Nachtherbergen auserſehen hatte. Bei dem erſten kam er des folgenden Tages an. Er ging hinein, fand eine noch nicht ganz zerſtörte Halle und wählte ſie zu ſeinem nächtlichen Studierzimmer. Da es aber noch nicht Abend war, kehrte er in dem nahe dabei befindlichen Marktflecken ein, aß und trank, und erſuchte den Wirth, ihm einen Tiſch und Stuhl, nebſt Papier, Federn und zwei Lichtern, in die Halle ſetzen zu laſſen. Stutzend trat der Mann zurück und ſtarrte ihn an wie einen Menſchen, der plötzlich anfängt, irre zu reden. Dennoch verſprach er ſogleich Gewährung, weil er ſich dadurch des bedenklichen Gaſtes am Beſten zu entledigen glaubte. Aber der Hausknecht war kaum bei hellem Tage zu bewegen, die verlangten Bedürfniſſe in die alte Burg zu tragen. Als er ſich endlich dazu bequemte, bat er ſich auf der Stelle ſein Trinkgeld aus; denn der vorſichtige Schlaukopf beſorgte, ſein Schuldner möchte von den Burggeiſtern erwürgt werden und die gerechte Forderung dadurch verloren gehen.

Gegen Mitternacht kletterte Rudolph mit einer Laterne über die Burgtrümmer, und wehrte ſich mit Lufthieben gegen die Käuzlein und Fledermäuſe, die das ungewohnte Licht wie menſchliche Finſterlinge verfolgten, und heulend und pfeifend um ihn herflogen.

Er kam glücklich zu der ihm ſchon bekannten Halle und öffnete die angelehnte Thür. Aber jetzt ergriff ihn ein Schauder, als die Lichter, die er erſt anzünden wollte, in der Mitte des langen Gewölbes ſchon brannten, und eine weiße, leichenhaft umhüllte Todtengeſtalt ſchreibend am Tiſche ſaß. Ungeſtört durch Rudolphs Ankunft, ſchrieb ſie noch ein Weilchen fort, erhob ſich dann, ſtieß dreimal mit dem Zeigefinger der rechten Hand auf das beſchriebene Blatt, ging mit feierlich abgemeſſenen Schritten die Halle hinab und verſchwand am Ende derſelben im Dunkel.

Rudolph hielt es für rathſam, dieſen ruhigen Abzug nicht zu ſtören. Er ging an den Tiſch, um zu ſehen, ob der ſchreibende Geiſt vielleicht ſo gefällig geweſen ſey, ihm den Plan eines trefflichen Romanes aufzuzeichnen. Aber ſtatt deſſen fand er folgende Zeilen mit eckiger Mönchsſchrift geſchrieben:

Bethörter Jüngling, laß es bleiben,
Das unglückſel'ge Bücherſchreiben!

Ich ſelbſt war, als ich lebt', ein Thor,
Der ſich's als Egg' und Pflug erkor,
Die Welt mit Schriften zu ergötzen.
Ach! warum ſtrebt' ich nicht drauf los,
In eines Amtes warmen Schoos
Mich ruhig und bequem zu ſetzen!
Ich ſchrieb manch' fröhliches Gedicht,
Doch frohe Tage kannt' ich nicht. —
Drum ließ ich mir auf meinen Grabſtein ätzen:
„Hier ruht ein Mann, der Andern Freude machte,
Sich aber ſelbſt um Glück und Freude brachte.“

Dieſe wehmüthigen Worte griffen dem beſtürzten Leſer ans Herz. Er zerbrach ſich den Kopf über den Schreiber. Die erſte und natürlichſte Vermuthung war die, daß es ein vermummter Menſch geweſen ſey. Doch woher wußte der Geiſteraffe, daß ſich Rudolph der Schriftſtellerei widmen wollte? Das war nur ſeiner Mutter und dem Buchhändler bekannt. Aber jene ſchlichte, redliche Frau, die mit geheimen Liſten nie umging, hatte gewiß keinen ſolchen Warner gedungen; und noch weniger konnte Wolfgang der Anſtifter ſeyn, weil er dadurch ganz gegen ſeinen Vortheil gehandelt hätte. Alſo mußte ſich Rudolph, ſo ſehr auch ſeine Vernunft dagegen ſtritt, zu dem Glauben bequemen, daß ſich der Geiſt eines alten verkümmerten Dichters die Mühe genommen habe, ihm mit gutem Rathe zu dienen.

Die lange, finſtere Halle, von welcher ſeine Lichter kaum den vierten Theil erleuchteten, war ihm nun ein ängſtlicher Aufenthalt, und an Erfindung romantiſcher Geſchichten war nicht zu denken. Doch, ſeinem Gelübde treu, wich er nicht von der Stelle. Mariane ſtand ihm wie ein freundlicher Schutzengel immer vor Augen, und die Nacht verging, ohne daß ihm ein neues Abenteuer begegnete.

14.

Als er ſechs oder acht Meilen weiter gewandert war, lag das zweite wüſte Schloß vor ihm. Er wäre gern um dieſe neue Schule der Herzhaftigkeit herumgegangen, wenn es ihm erlaubt geſchienen hätte, ſein Wort zu brechen. Damit er jedoch ſicher ſey, von keinem Menſchen darin geneckt zu werden, hielt er im nahen Städtchen, wo er einige Stunden ausruhte, ſein nächtliches Vorhaben geheim. Er kaufte gegen Abend eine Laterne, Lichter und Feuerzeug, und ging damit, von Niemand bemerkt, ins einſam liegende Schloß.

Er fand in demſelben ein Gemach, deſſen verfallene Wände noch auf allen Seiten hoch genug waren, ein brennendes Licht gegen den Wind zu ſchützen. Hier ließ er ſich nieder. Ein breiter Stein war ſein Seſſel, und der rieſenhafte ſteinerne Rumpf eines Ritters, der, aus einer Blende herabgeſtürzt, Arme und Beine gebrochen hatte, ſein Tiſch. Das war wohl dem rüſtigen Kämpen, der vermuthlich ſein Leben lang alle Federgeſchäfte ritterlich haßte, nicht an der Wiege geſungen worden, daß einſt der Rücken ſeines Standbildes einem jungen Romanendichter zum Schreibepulte dienen würde.

Rudolph hatte die Warnung des Dichtergeiſtes in den Wind geſchlagen, und begeiſtert von der jungen Muſe, die einſt ſeine Frau werden ſollte, begann er einen Roman, wozu er ſich ſchon im Wandern die nöthigen Zurüſtungen gemacht hatte. Er ſchrieb einige Blätter mit ſolcher Verſenkung in ſein Werk, daß er alles um ſich her vergaß.

Auf einmal hallten Fußtritte durch das öde Gemäuer. Anfangs weit entfernt, waren ſie kaum hörbar; doch immer kamen ſie näher. Endlich trat ein geharniſchter Ritter mit geſchloſſenem Helmfenſter ins Gemach und ſagte mit rauher Stimme:

„Bartloſer Fant, was haſt du hier im Sinn?
Berechneſt du den ſchimpflichen Gewinn,
Wenn ihr, wie euch der grimme Geiz gelehrt,
Die Mauern dieſer grauen Burg zerſtört,
Und das Geſtein verkauft, damit etwann
Ein Krämer ſich ein Luſthaus bauen kann?
Schon habt ihr vieler Berge ſtolzes Haupt
Der alten Krone freventlich beraubt:
Ihr habt gehackt, geſchaufelt, bis das Schloß,
Das oben ſtand, in euren Seckel floß.
War's wohl die Hand voll rother Heller werth,
Daß ihr deßhalb ein Alterthum entbehrt?
Ein Denkmal aus der deutſchen Ritterzeit,
Von welcher ihr nur Schattenbilder ſeyd!
Ha! ſchätzen und bewahren ſolltet ihr
Der Burgen Reſt, als eine Landeszier,
Und durch den Anblick ſtärken euren Geiſt,
Der nicht mehr deutſch iſt, der nur deutſch noch heißt. —
Was ſtarreſt du mich mit finſtern Augen an?
Ich weiß die Thaten, die ihr jüngſt gethan!
Wie ein gequälter Stier zuletzt ergrimmt
Den Peiniger auf ſeine Hörner nimmt,
Und in die Luft wie einen Ball ihn ſchnellt,
Daß niederſtürzend ſein Gebein zerſchellt:
So faßtet ihr des fremden Drängers Macht,
Und malmtet ſie in mancher braven Schlacht.
Doch euer Werth, der hoch im Felde ſtieg,
Wie kläglich ſank er nach erfochtnem Sieg!
Beſcheiden ſtill iſt ächtes Heldenthum;
Ihr aber lärmt mit eurer Thaten Ruhm,
Und macht mit Mund und Schrift euch mächtig breit,
Was für ein Kern- und Wundervolk ihr ſeyd.
O, dieß undeutſche Großthun ziemt euch nicht!
Iſt's denn genug, wenn man nur tapfer ficht?
Muß man nicht auch von ſchnöder Selbſtſucht rein,
Gut und gerecht und altdeutſch redlich ſeyn?

Das iſt der wahren Deutſchheit goldner Kern!
Den machet euch ganz eigen, liebe Herren!
Ringt euch beherzt von Stolz und Dünkel los,
Strebt groß zu ſeyn, nur nennt nicht ſelbſt euch groß! —

Hier ſchwieg der Ritter, wandte ſich und trat ab.

Rudolph ließ den Verdacht, daß er ein Finanzbeamter oder ein Steinhändler ſey, auf ſich ſitzen und vertheidigte ſich mit keinem Worte dagegen. Des Eiferers Schritte verhallten nach und nach in der Ferne: die Burg ward wieder ſo ſtill als vorher: aber die gute Stimmung, in welcher ſich der Romanenſchreiber vor dieſem Auftritte befand, war verſchwunden; er brachte keine Zeile mehr zu Stande. Deſſen ungeachtet hielt er in den öden Mauern herzhaft aus, bis ihm der grauende Tag erlaubte, mit Ehren weiter zu wandeln.

15.

Dreißig Stunden ſpäter ſah er die Löwenburg, die Königin der Ruinen, aus Felſen und Bäumen hervorblicken.

Da es eben Mittag war, ging er zuvörderſt ins nächſte Dorf zum Eſſen und forſchte im Wirthshauſe, ob die Burg noch wohnbar ſey und ob ſich Jemand darin aufhalte. „Ja, leider!“ ſagte der Wirth. „Es haust drin ſeit Menſchengedenken ein Unbekannter, vor dem uns der liebe Herrgott bewahre! Es ſoll ein fürchterlicher Unhold ſeyn, der ein ſchönes Fräulein gefangen hält und vermuthlich ſehr eiferſüchtig iſt; denn betritt Jemand ſein Gebiet, ſo wirft er mit Steinen und thut bisweilen Schreckſchüſſe: drum wagt ſich ſeit langer Zeit Niemand mehr in ſeine Reſidenz, und ſo hört man jetzt wenig oder nichts von ihm.“

Unbefriediget, weil er von Bruno nichts erfahren hatte, begab ſich Rudolph nach Tiſche zur berüchtigten Burg und fand ihren Anblick in der Nähe ſo wunderſchön, daß er ſich ihr gegenüber ſetzte, um ſie zu zeichnen. Zufällig ging eben der Dorfſchulmeiſter mit ſeinen Chorknaben vorbei. Der Zeichner ließ ſich mit ihm in ein Geſpräch ein und fragte ihn, ob die Sage, daß es in den Ruinen nicht geheuer ſey, einigen Grund habe. Da blies ſich der Meiſter auf, lächelte vornehm und entgegnete zierlich: „Ein Mann, wie ich, der aus dem Silberborne der Weltweisheit geſchöpft und getrunken hat, überläßt es den Hefen des Volkes, Geſpenſter zu glauben.“ Er hatte dieſe koſtbaren Worte kaum geſprochen, als ein beträchtlicher Stein aus der Burgpforte flog und ihm zwiſchen die Beine rollte. Erblaſſend that er einen Angſtſprung und ergriff mit ſeinen Knäblein eiligſt die Flucht.

Ungeſchreckt durch die Feigheit des Weltweiſen, ging Rudolph jetzt in die Burg, und wünſchte ſehnlich, ſeinen Freund, der ihn dahin eingeladen hatte, zu finden. Aber der ganze innere Raum war ſtill und todt, und es flogen nicht einmal, nach der Sage des Schenkwirths, Steine umher. Vergebens rief Rudolph den Namen Bruno oft und laut; vergebens klopfte er an eine verſchloſſene Thür. Er hielt es nun für entſchieden, daß ihn der muthwillige Menſch in den April geſchickt habe. Darüber aufgebracht und der ſchauerlichen Nachtwachen überdrüſſig, ging er ins Wirthshaus zurück, um dort gemächlich zu ſchlafen und des andern Morgens ſeine Rückreiſe anzutreten.

Kaum eingeſchlummert, träumte ihm: Wolfgang ſtehe mit Marianen vor ſeinem Bette und ſage: „Sieh, da liegt der Weichling in den Federn, und prahlte doch, er wolle Dir zu Liebe in drei oder vier wüſten Schlöſſern bei Nacht an Romanen arbeiten!“ — Darüber erwachte der Schläfer, ſtand beſchämt auf, kleidete ſich wieder an und eilte ſtracks in die Löwenburg.

16.

Er richtete ſich zwiſchen den Mauernſchädeln — wie man in Oberdeutſchland die Ueberreſte alter Schlöſſer kräftig nennt — ſo gut als möglich ein. In der zwölften Stunde ſah er eine zwerghafte Geſtalt mit einer Leuchte auf ſich zukommen. Sie winkte, ihr zu folgen. Er trug einige Minuten lang Bedenken; endlich entſchloß er ſich dazu. Der Kobold hüpfte wie ein Froſch vor ihm her und führte ihn an die Thür, die er fünf oder ſechs Stunden zuvor verſchloſſen gefunden hatte.

Jetzt ſprang ſie wie von ſelbſt weit auf, und mit Erſtaunen und Grauſen erblickte er in einem hell erleuchteten Gemache den ſchrecklichen Unhold, von dem in der Dorfſchenke die Rede war. Mit einer Bärenhaut bekleidet, das Geſicht ganz mit Haaren bewachſen und auf eine Herkuleskeule geſtützt, ſtand er hinter einem Tiſche, an welchem ein junges, blühendes Mädchen ſaß. Schaudernd trat Rudolph einige Schritte zurück; aber der furchtbare Mann ging auf ihn zu, ließ ſeine Haarmaske fallen, und mit freudiger Ueberraſchung ſank Rudolph in Bruno's Arme.

Als ſich Jener von ſeiner Verwunderung erholt hatte, machte ihm Bruno ſeine Geſellſchafterin bekannt. Sie hieß Ida von Dülmen, und war die Mündel eines Herrn von Löwenburg, deſſen Urväter die Burg gleiches Namens als ihr Stammhaus bewohnten. Aber ſchon ſein Vater verließ ſie wegen ihres Alters Gebrechlichkeit, und baute ſich einige tauſend Schritte davon ein neues Schloß, das jetzt ſein Sohn beſaß. Dieſer, ein etwas rauher Mann, hielt ſeine Mündel unter ſtrenger Aufſicht, und dennoch hatte ſie im Bade zu Pyrmont, wohin ſie ihn in der Mitte des Sommers begleitete, hinter ſeinem Rücken mit Bruno zärtliche Bekanntſchaft gemacht. Der Vormund geſtattete keinem jungen Manne Zutritt in ſeinem Hauſe; die Liebenden vereinigten ſich daher zu heimlichen Zuſammenkünften in der einſamen und von jedermann geflohenen Lowenburg, wohin ſich das Fräulein faſt täglich begab, ſobald der alte Herr zu Bette gegangen war. Niemand, als eine vertraute Zofe wußte und beförderte dieſe nächtliche Auswanderung, die ſchon einen Monat lang unentdeckt geſchah.

Rudolphs Wegweiſer in der Burg war ein liſtiger, in Bruno's Dienſten ſtehender Knabe geweſen, der ſich zu einem Zwerge zuſammengeduckt hatte. Er hielt ſich oft Tage lang in der Burg verborgen, um Steine zu ſchleudern, wenn ein unberufener Gaſt erſchien; und er war es auch, der dem Geſpenſterläugner, dem philoſophiſchen Schulmeiſter, einen Denkzettel ans Bein gab.

Alles, was hier in beliebter Kürze berichtet ward, erzählte Bruno mit mehrern kleinen Umſtänden, deren Kenntniß dem Leſer entbehrlich iſt.

Nun rückte Rudolph mit ſeinem dicken Briefe heraus. „Himmel!“ rief Bruno, „das iſt kein Brief, das iſt ein vollſtändiges Lehrbuch der Moral, und enthält vermuthlich als Anhang mein ganzes Sündenregiſter. Das wird mir einmal gute Dienſte thun, wenn ich zur Beichte gehen will. So lange mag's ungeleſen bleiben.“

17.

Er warf das Päckchen eben uneröffnet auf den Tiſch, als der Knabe draußen anfing, ſehr lebhaft mit Steinen zu ſchießen. „Alle Wetter! was geht da vor?“ ſagte Bruno und fuhr in ſeine Bärenhaut, die er abgelegt hatte. Da ſtürzte der Knabe herein und meldete: es ſey ein ganzes Heer im Anzuge. Bruno that blinde Piſtolenſchüſſe zur Thür hinaus; aber die eingedrungene Schaar ließ ſich dadurch nicht abhalten, immer näher zu kommen. Er führte jetzt das Mädchen und ſeinen Freund in ein Nebengemach und ſagte: „Laßt mich die Sache allein ausmachen!“

Kaum waren ſie bei Seite gebracht, ſo ſtürmte Herr von Löwenburg, der die Schleichwege ſeiner Mündel erfahren hatte, an der Spitze ſeiner zahlreichen bewaffneten Dienerſchaft in's Gemach, fuhr ſcheltend und tobend auf Bruno los, fragte nach ſeinem Namen und Stande und foderte das Fräulein von ihm. Bruno entgegnete: er werde nicht eher auf irgend eine Frage antworten, bis man ſie höflich vortrage. „Was Höflichkeit!“ rief Herr von Löwenburg. „Wie kann ein ſo verdächtiger Nachtvogel auf Höflichkeit trotzen? Nennt Euch augenblicklich, oder meine Diener ſtehen bereit, Euch ins Gefängniß zu ſchleppen!“

„Rührt mich an!“ ſchrie der Bär und erhob ſeine herkuliſche Keule.

Beſorgt, daß blutige Händel entſtehen möchten, trat Rudolph hervor, um ſich ins Mittel zu legen.

„Ei, da iſt ja eine ganze Bande beiſammen!“ ſagte Herr von Löwenburg.

Ohne Antwort darauf, bat Rudolph ſeinen Freund, ſich zu nennen. Bruno weigerte ſich: aber Jener, der ſich in dieſer mißlichen Lage zum Vormunde des Hitzkopfs berufen fühlte, nahm eigenmächtig den Brief vom Tiſche, zeigte dem Herrn von Löwenburg die Aufſchrift, und erſuchte ihn, ſein Betragen darnach einzurichten.

„Was beweiſt dieſe Aufſchrift?“ ſprach der zornige Mann. „Sie kann gemacht ſeyn, um als Blendwerk zu dienen.“

„Elendes Mißtrauen, das ich beſchämen muß!“ rief Bruno und riß den Umſchlag des Briefes auf. Das erſte Wort, das ihm ins Auge fiel, war der Name Ida von Dülmen. Er las weiter, ſein Geſicht klärte ſich auf, und er ſagte mit freundlichem Lächeln: „Mein Herr von Löwenburg, hier erhalte ich eben zu gelegener Zeit die Nachricht, daß mir ein kürzlich verſtorbener Oheim, der General Freiwald, fünfzig tauſend Thaler unter der Bedingung vermacht hat, die Tochter ſeines vormaligen treuen Waffengefährten und Freundes, des Oberſten Dülmen, zu heirathen.“ — Er entfaltete zugleich das in gerichtlich beglaubter Abſchrift beiliegende Teſtament, und übergab es dem Herrn von Löwenburg zur Durchſicht.

Dieſer las die Urkunde mit großen Augen, winkte ſeinen Bedienten, ſich zu entfernen und ſagte: „Verzeihen Sie meinen vorigen Ungeſtüm, Herr von Freiwald! Ich konnte als Vormund nicht durch die Finger ſehen. Nun aber hat es nichts zu bedeuten, daß Sie ſich etwas voreilig dazu anſchicken, den letzten Willen Ihres Herrn Onkels zu erfüllen.“

Jetzt wagte ſich Ida aus ihrer Verborgenheit hervor, und ein reuiger Blick ihrer geſenkten Augen, wobei ſie ſchweigend die Hand auf's Herz legte, bat den Vormund um Vergebung. Er begnügte ſich, ihr mit dem Zeigefinger zu drohen, und freudig flog ſie in des Geliebten Arme.

Herr von Löwenburg fragte nach Rudolphs Namen, und lud ihn ein, des folgenden Mittags bei ihm zu ſpeiſen. Aber den Bräutigam, der ſich bisher den Tag über in der entlegenen Waldhütte eines Jägers aufgehalten hatte, nahm er mit ſich in ſein Schloß, um bis zur Hochzeit bei ihm zu wohnen.

18.

Des andern Tages wandte ſich Herr von Löwenburg bei der Tafel an Rudolph mit der Frage: „Kennen Sie den Buchhändler Wolfgang in Ihrer Vaterſtadt?“

Erröthend ſprach Rudolph ein leiſes Ja.

„So iſt Ihnen auch wohl ſeine Stieftochter bekannt?“

Rudolph erglühte noch ſtärker, und verbeugte ſich ſtumm.

Herr von Löwenburg ängſtete ihn mit noch mehrern, das Mädchen betreffenden Fragen, und trieb ſeine Verlegenheit auf's höchſte.

„Meine Neugier ſcheint Ihnen etwas beſchwerlich zu werden;“ fuhr er fort. „Ich muß Ihnen aber geſtehen, daß ich einiges Recht habe, nach Marianen zu fragen. Sie iſt meine Enkelin. — Ihre Mutter war meine leibliche Tochter; aber ich hörte auf, ihr Vater zu ſeyn, als ſie ſich in eine heimliche und höchſt unkluge Heirath einließ. Ich kümmerte mich daher auch nie um ihre Tochter; doch darüber mache ich mir nun Vorwürfe, da ich von einem Freunde, der ſie nur vor wenigen Tagen ſah und ſprach, mit Vergnügen hörte, daß ſie ein gutes, treffliches Mädchen ſey und meine ganze Vaterliebe verdient. Derſelbe Freund erzählte mir zugleich: es liebe ſie ein wackerer Jüngling, der eben ſo zärtlich wieder geliebt werde. — Nun, ich habe nichts dagegen. Gefällt mir der junge Mann, ſo mögen ſich die Leutchen in Gottes Namen heirathen, und mir hier auf meinem Gute, da mich Ida verlaſſen will, den Abend meines Lebens erheitern.“

Rudolph ward bald bleich, bald roth, und ſaß mit ſo ungewiſſer Haltung auf ſeinem Stuhle, als ob er jeden Augenblick in Ohnmacht fallen würde.

19.

„Ach! bald hätt' ich's vergeſſen, lieber Bach!“ ſagte Bruno. „Ich ſoll Dich von Marianen grüßen.“

Rudolph ſah ihn wie verſteinert an.

„In allem Ernſte!“ fuhr Bruno fort. „Ich habe ſie und deine Mutter vor acht Tagen geſehen und geſprochen. Es iſt nun Zeit, daß ich dir reinen Wein einſchenke.“

„Ich hatte meinen Brief, worin ich dich in die Löwenburg einlud, kaum abgeſandt, als Ida mit ihrem Herrn Vormunde auf acht Tage verreiſen mußte. Um indeſſen nicht lange Weile zu haben, beſchloß ich, dich zu beſuchen. Ich kam zu deiner Mutter an eben dem Tage, da du ſechs oder acht Stunden vorher deine Wanderſchaft zu mir angetreten hatteſt. Die gute, treuherzige Frau ſchüttete ihr Herz vor mir aus. Ich erfuhr deine Neigung zu Marianen, des Stiefvaters Gier nach Geiſtergeſchichten, die ihm nichts koſten ſollten, und deinen Entſchluß, dich zu dieſer Frohnarbeit in wüſten Schlöſſern vorzubereiten. Neugierig, deine Geliebte kennen zu lernen, ging ich zu dem Buchhändler und ſagte: ich hätte gehört, der berühmte Rudolph Bach werde in ſeinem Verlage eine Reihe von Romanen herausgeben, und ich wolle hiermit ſogleich auf hundert Exemplare von jedem derſelben unterzeichnen. Der Mann war außer ſich vor Freude, und bat mich, wie ich erwartet hatte, zum Abendeſſen. Da machte ich denn Bekanntſchaft mit Marianen, fand ſie allerliebſt, entdeckte ihr, daß ich dein vertrauteſter Freund ſey, und erhielt von ihr den Auftrag, tauſend zärtliche Grüße an dich zu beſtellen."

„Des andern Tages kam ich auf den Einfall, dich Geſpenſterſucher zu necken. Ich kaufte zu dieſem Behuf verſchiedene nöthige Dinge; andere lieh mir mein alter Bekannter, der Schauſpieldirector. So ausgerüſtet, fuhr ich mit Anbruch des dritten Tages dir nach, und bekam dich glücklich zu Geſicht, als du gegen Abend in das große Dorf einwanderteſt, das zwei Gaſthöfe hat, die beide mit Marktleuten beſetzt waren. Du zogſt vor meinen Augen in den erſten ein; ich fuhr in den zweiten und ſchickte die Poſtpferde zurück. Als es ganz dunkel geworden war, begab ich mich, mit dem entliehenen Sonntagsrocke des Hausknechts angethan, in deine Herberge, ließ mir einen Krug Bier geben, und ging mit einem verbundenen Auge, mit einem ſchiefen Munde, und auf einem Beine hinkend, immer vor dir herum. Ich belauſchte dich, wie du mit der Alten die Rockengeſellſchaft verabredeteſt, die ſich des folgenden Abends in deiner Stube verſammelte. Der Wirth, dem ich zwei Dukaten in die Hand drückte, erlaubte mir, im Rauchfange hinabzufahren, hielt mir ſelbſt die Leiter dazu, zeigte mir einen Ort, wo ich mich nachher verſtecken ſollte, und ſpielte, als er zum Schein das Geſpenſt geſucht hatte, ſeine Rolle ganz meiſterhaft."

„Ich verfolgte dich nun, doch immer zugleich dir ausweichend, von Ort zu Ort, und erſchien dir in den zwei wüſten Schlöſſern als Dichter- und Rittergeiſt."

„Auch bin ich, um dir alle Räthſel zu löſen, der Freund, von welchem Herr von Löwenburg vorhin ſprach. Ich machte ihn zufälliger Weiſe, indem ich ihm heute früh meinen Beſuch bei dem Buchhändler Wolfgang erzählte, auf ſeine liebenswürdige Enkelin aufmerkſam, empfahl dich ihm als den braven Mann, der du biſt, warf mich zu deinem Brautwerber auf und erhielt ſein vorläufiges Jawort."

Staunend und zweifelhaft ſah Rudolph den Herrn von Löwenburg an. Als aber Dieſer alles, was ihn und Marianen betraf, beſtätigte, ging des Jünglings ängſtliche Beklemmung in die ausſchweifendſte Freude über.

Herr von Löwenburg machte ihm nun bekannt, daß er mit Bruno und Ida entſchloſſen ſey, ihn des folgenden Tages in ſeine Vaterſtadt zu begleiten und Marianen aus dem Hauſe ihres Stiefvaters abzuholen.

20.

Rudolphs Reiſegeſellſchaft trat in einem Gaſthofe ab; er aber eilte zu ſeiner Mutter, die ihm mit Thränen entgegenkam. Er fragte, warum ſie weine. Da erzählte ſie ihm: ſie habe während ſeiner Abweſenheit ſein Andenken bei ſeinen hohen Gönnern nicht erlöſchen laſſen wollen, und ihnen daher vor einigen Tagen an ſeiner Stelle die Aufwartung gemacht; ſie ſey aber vor Schrecken beinahe des Todes geweſen, als man ihr überall ins Geſicht geſagt habe, daß ihr Sohn, der Romanſchreiber, nicht hoffen dürfe, mit der Würde eines Amtes jemals bekleidet zu werden.

„O, liebe Mutter!“ ſagte Rudolph, „wenn Ihnen kein größeres Unglück begegnete, ſo ſeyn Sie ganz ruhig! Mein Roman und die Reiſe nach der Löwenburg brachten mir mehr ein, als ich in hundert Jahren am Kanzelleitiſche gewinnen könnte.“

Er erzählte ihr nun alles, was wir ſchon wiſſen; aber ſie bezweifelte die Gewißheit ſeines Glücks ſo lange, bis zwei unverwerfliche Zeugen der Wahrheit, Herr von Löwenburg und Bruno, um ſie zu beſuchen, ins Zimmer traten und ihre Traurigkeit in Freude verkehrten.

Die drei Männer gingen hierauf zum Buchhändler Wolfgang, der den Herrn von Löwenburg, mit welchem er vor langen Jahren einen unangenehmen Briefwechſel geführt hatte, nicht perſönlich kannte. Er hielt ihn, da er in Bruno's und Rudolphs Mitte erſchien, für einen guten Kunden, der vielleicht auch hundert Exemplare von Bachs künftigen Werken in Beſchlag nehmen würde. Aber wie hart fiel er aus den Wolken, als ſich ſein Schwiegervater nannte und ihm mit kurzen Worten erklärte, daß er ſeine Enkelin abholen und an den jungen Bach verheirathen wolle. Des Mannes Beſtürzung war ſo groß, daß ihm eine Weile der Mund offen ſtehen blieb. Dann wandte er ſich zu dem jungen Schriftſteller und ſagte mit zitternder Stimme: „Aber es bleibt doch bei unſerm Vertrage, daß Sie mir vorher die bewußten ſechs Romane ſchreiben?“

„Das wird kaum möglich ſeyn;“ antwortete Rudolph: „denn über drei Wochen mache ich ſchon Hochzeit.“

„Dagegen thu' ich Einſpruch!“ rief Wolfgang. „Ich willige nicht eher in die Heirath meiner Stieftochter, bis ich meine ſechs Romane gedruckt vor mir ſehe.“

Herr von Löwenburg belehrte ihn mit derben Worten, daß er über Marianen keine Gewalt habe und noch weniger mit ihr wuchern könne. Kurz, er mußte ſich bequemen, ſie ohne Löſegeld zu entlaſſen. Aber wie ein raubgieriger Plünderer ſtürzte er jetzt in ihr Zimmer und riß alle ihre Kleider und andere Habſeligkeiten, als ſein bezahltes Eigenthum, an ſich. Mariane, die ihr Großvater gleich beim erſten Anblick lieb gewann und in ſeine Arme ſchloß, gab ihre kleinen Schätze mit Freuden hin, und verließ, wie ſie eben gekleidet war, das Haus ihres grämlichen Stiefvaters, der ihr, als ſie Abſchied nehmen wollte, den Rücken zukehrte.

Rudolphs Mutter freute ſich der guten und ſchönen Tochter, und vertauſchte ihren Wohnort mit dem Landgute des Herrn von Lewenburg, der ſie erſuchte, bei ihm und ihren Kindern zu leben. Als ſie nun dort faſt auf den Händen getragen ward und Rudolphs häusliches Glück ihre Erwartung weit überſtieg, ſagte ſie oft: „Ende gut, alles gut! Wer hätte gedacht, daß ein Roman ſo große Dinge thun könnte! Nun mögen die hohen Herrſchaften, die meinem Sohne deßhalb keinen Biſſen Brod geben wollten, ihre magern Aemtchen behalten.“

IV.

Der blecherne Zopf.

Ein Schwank.

Ein kleiner Fürſt unterhielt eine ſehr kleine, nur aus dreißig Köpfen beſtehende Leibwache, und ſie befehligte ein überaus kleiner, kugelrunder Hauptmann, Namens Haberlieb, der aber einen ungeheuer langen Zopf hatte. Er ſchleppte ihn faſt auf der Erde, und ſteckte ihn deßhalb bei ſchlimmer Witterung in die linke Rocktaſche. Der Lieutenant und der Fähnrich der Garde trugen dagegen, wie jetzt jedermann, kurz verſchnittenes Haar. Doch im Dienſte durften ſie nicht ſo kahl erſcheinen. Sie verſahen ſich daher mit Scheinzöpfen, die ſie an der Bärmütze befeſtigen ließen.

Einsmals hatte der Hauptmann mit dem Fähnrich die Schloßwache. Der Fürſt ritt aus; es ward ins Gewehr gerufen. Die beiden Offiziere ſtürzten aus der Wachſtube, verwechſelten in der Eile die Mützen, und die zuſchauenden Gähnaffen hatten das ergötzliche Schauſpiel, den Hauptmann mit zwei Zöpfen in Parade ſtehen zu ſehen, als ob er an ſeinem eigenen, der doch füglich für drei gelten konnte, nicht genug hätte.

Dieſen poſſierlichen Vorfall erfuhr in den nächſten Stunden das ganze Reſidenzſtädtchen, und wo ſich Herr Haberlieb blicken ließ, ward er darüber geneckt. Sogar die Straßenbuben zapften ihn laut und öffentlich an. Das verdroß ihn gewaltig; er ſchalt und fluchte links und rechts, doch das Geſpött war untilgbar, und ward ihm am Ende ſo läſtig, daß er von Herzen wünſchte, die unartige Stadt verlaſſen zu können.

Hierzu zeigte ſich bald eine glorreiche Gelegenheit. Der Fürſt mußte zur franzöſiſchen Armee, als ſie nach Rußland zog, fünfzig Mann ſtellen und ſeine ſchöne Leibwache mit dazu hergeben, weil er die bedeutende Heerſchaar nicht anders vollzählig auf die Beine bringen konnte. Haberlieb ſollte ſie als Feldmarſchall befehligen. Dieſer ehrenhafte Antrag ſchlug ihm aber dermaßen in alle Glieder, daß er auf der Stelle das Kanonenfieber bekam und ſeinen Abſchied nehmen mußte. Um jedoch bei dem Kriege nicht müßig zu ſeyn, begab er ſich in die Dienſte eines größern Fürſten als Kriegskommiſſär, weil er hinten bei den Troſſe ſein Fieber beſſer abwarten konnte.

Geſund, reich, und mit noch länger gewachſenem Zopfe, kam er in die Stadt, wo er vormals bei der fürſtlichen Garde geſtanden hatte, aus dem Felde zurück, ließ ſich in der Hoffnung, daß über jene lächerliche Begebenheit längſt Gras gewachſen ſey, häuslich da nieder und wollte ſich vermählen. Er warb um verſchiedene artige Mädchen; ſie ſtießen ſich aber ſämmtlich an ſeinen häßlichen, noch immer allgemein verſpotteten Haarzagel, und vergebens waren alle Bitten und Vorſtellungen ſeiner Freunde, ihn abſchneiden zu laſſen. „Er iſt ein Erbſtück,“ gab er zur Antwort. „Alle meine Voreltern hatten ſo lange Zöpfe; ſie wurden gleichſam unſer Familienwappen, und ich kann und will es nicht aufgeben. Wer weiß denn auch, ob ich nicht wie Simſon beſchaffen bin, daß nach der Haarſchur meine Kraft von mir wiche?" — Dabei blieb er hartnäckig, und ließ ſich lieber fünf oder ſechs Körbe aufpacken.

Endlich war er ſo glücklich, daß ihm Victorie, ein ſchönes und kluges Mädchen, nicht nur das Jawort gab, ſondern auch gegen ſein ſogenanntes Familienwappen, ungeachtet es ihr äußerſt mißfiel, keine Einwendungen machte. Sie verließ ſich auf ihre Schlauheit, das Ungeheuer über kurz oder lang als regierende Hausherrin bei Seite zu bringen. Darauf ging ſie mit verſchiedenen Zweiflern anſehnliche Wetten ein.

Die Sache ließ ſich aber nicht ſo leicht ausführen, als die neue Delila dachte. Sie bekam zwar alle Morgen den Rieſenzopf in ihre Gewalt, weil ſie aus argliſtiger Abſicht das Geſchäft übernahm, ihn mit Band zu bewickeln; doch mußte ſie vorher alle ſchneidende Werkzeuge, beſonders Scheeren, von ſich entfernen, und ihre Kleider wie eine Gefangene durchſuchen laſſen. Zu andern Tageszeiten war vollends kein Meuchelſchnitt möglich; denn Haberliebchen war aus Vorſicht der höflichſte Gemahl von der Welt, und kehrte ihr niemals den Rücken zu. Bei dieſen Umſtänden ſah ſie bald ein, daß ihr der vorhabende Streich nicht ohne fremden Beiſtand gelingen werde.

Eines Tages befand ſie ſich mit ihrem Eheherrn in einer Gartengeſellſchaft und traf da zwei junge, muthwillige Freundinnen, die ſich mit ihr in die Verſchwörung einließen, den kleinen Mann unter freiem Himmel zu entzopfen. Wohlgemuth ging er eben mit einer dampfenden Tabakspfeife, die ſo lang war, als er ſelbſt, im Garten auf und nieder. Victorie und eine der Mitverſchworenen nahten ſich freundlich, nahmen ihn Arm in Arm in die Mitte, und begannen mit ihm ein trauliches Geſpräch. Indeſſen ſchlich die dritte Spießgeſellin mit einer großen Scheere von hinten heran, ergriff leiſe den Zopf und wollte ihn mit einigen herzhaften Schnitten vom Haupte trennen. Doch indem ſie anſetzte, merkte das Männlein die drohende Gefahr, wehrte ſich raſend, und ſchrie aus vollem Halſe: „Gewalt! Gewalt!“ Erſchrocken eilten verſchiedene alte Herren und Frauen, die in einer nahen Laube am Spieltiſche ſaßen, mit ängſtlichen Geſichtern herbei und ſprengten ſcheltend die Verſchworenen auseinander.

Dießmal gerettet, gerieth er bald darauf zu Hauſe noch ſchlimmer in die Klemme. Er ſtand auf der Schwelle eines großen Kleiderſchrankes, um etwas herauszulangen. Plötzlich trat ſeine Frau hinter ihm in die Stube. Er fuhr, für ſeinen Haarſchweif zitternd, heftig zuſammen, der Schrank ſchlug mit ihm um, und der hohle Rumpf bedeckte ihn ohne Schaden; nur ſein Zopf, ſein unglücklicher Zopf, guckte wie das Schwänzlein einer gefangenen Maus unter dem Rande hervor. Victorie ſchoß auf die willkommene Beute zu, und zerrte daran, um ein tüchtiges Stück zum Abſchneiden zu gewinnen. „Engel! Teufel! laß los!“ ſchrie der Geraufte. „Ich kaufe Dir einen neuen Hut — ein ſeidenes Kleid — eine goldene Uhr — ein Paar diamantene Ohrgehänge.“ — Victorie lachte bei dieſer Steigerung und zerrte mit verſtärkter Heftigkeit bei jedem neuen Gebote. „Gut!“ ſagte ſie zuletzt. „Ich nehme dieſe vier Stücke als Löſegeld an; doch damit iſt's nicht genug. Ich verlange noch einen franzöſiſchen Prachtſhawl, und ſo macht der ganze Braß ungefähr dreihundert Thaler. Gibſt Du mir nun auf der Stelle darüber einen Weichſel, binnen zehn Minuten zahlbar, ſo behältſt Du Deinen Zopf.“ — Er ſtritt mit Händen und Füßen gegen dieſe Prellerei;

doch Victorie gab nicht nach, zog den Zopf noch weiter an ſich und klirrte furchtbar mit der Scheere. Das preßte dem zähen Geizhals die Zuſage des Geldes ab. Sie langte nun, ohne das härene Unterpfand aus der Hand zu laſſen, Papier, Feder und Tinte vom nahen Schreibtiſche her, ſchob alles unter den Schrank, und lüftete ihn ſo weit, daß der verhaftete Schuldner das zum Schreiben nöthige Licht erhielt. Bald darauf kroch ein vollzogener Wechſel unter dem Schranke hervor. Sie nahm ihn zu ſich, entließ den Zopf, und befahl dem herbeigerufenen Diener, ſeinen Herrn zu entkerkern.

Der Wechſel ward noch vor der Verfallzeit eingelöſ't. Der gute Zahler ging aber dann ſogleich aus, und kam nicht eher zurück, bis ihm ein geſchickter Klempner ein blechernes Gehäuſe über ſeinen Zopf gefertiget hatte. Dieſen Harniſch trug nun der verfolgte Liebling Tag und Nacht.

Ungefähr vier Wochen darauf ſah ſich der Mann mit dem Blechzopfe — ſo hieß er jetzt in der Stadt — zu einer fernen Reiſe genöthiget, und bediente ſich aus Geiz der öffentlichen Poſt. Am dritten Tage ſeiner Fahrt, als er ſchon dreier Landesherren Gebiet hinter ſich hatte, kam er in ein Städtchen, wo umgeſpannt wurde. Der Poſtmeiſter ſah ihn ſcharf an, ging mit ſpähenden Augen um ihn herum, ſteckte ein Zeitungsblatt, das auf ſeinem Schreibtiſche lag, in die Taſche, und eilte fort. Nach einer Viertelſtunde kam er mit dem Bürgermeiſter zurück. Ihnen folgte der Stadtknecht, mit Ketten in der Hand, und zwei alte, mit roſtigen Flinten bewaffnete Bürger, die ſich an die Thür wie Schildwachen ſtellten. Der Bürgermeiſter, ſeines Handwerks ein Schneider, zog eine Elle unter dem Rock hervor, und wollte ſie an des Hauptmanns Zopf anlegen. „Was ſoll das heißen?“ rief Haberlieb, und ſchlug ihm den Maßſtab aus der Hand. „Reſpekt gegen die Obrigkeit!“ ſagte der Bürgermeiſter. „Sonſt ſind Leute hier, die werden Euch zahm machen thun.“ — Als ſich der Hauptmann aber dennoch gegen den wiederholten Meßverſuch grimmig wehrte, hielten ihn der Stadtknecht und die beiden Schildwachen, wie Hetzhunde ein wildes Schwein. Der Bürgermeiſter maß indeſſen den Zopf und ſagte: „Ganz richtig! Ihr ſeyd der Dieb, den ein Steckbrief verfolgt, und wir werden Euch ausliefern thun.“

„Raſet Ihr?“ — rief der Hauptmann. „Ich ein Dieb? — Wie wollt Ihr das beweiſen?“

„Durch gegenwärtigen Steckbrief!“ verſetzte der Bürgermeiſter, und las nach aufgepflanzter Brille aus der Zeitung, wie folgt:

> „Ein gewiſſer Menſch, Namens Liebhaber, hat „ſich wegen eines bedeutenden Kaſſen-Diebſtahls auf „flüchtigen Fuß geſetzt. Er iſt ungefähr vierzig Jahr „alt, ſehr klein und ſehr dick, und zeichnet ſich beſonders durch einen ungewöhnlichen, beinahe zwei Ellen „langen Zopf, den er bisweilen in die linke Rocktaſche „ſteckt, unverkennbar aus. Alle Civil- und Militär-„Behörden werden erſucht, den Entwichenen im Betretungsfalle zu verhaften u. ſ. w.“
>
> „Adlich von Kibitziſche Gerichte
> zu Stoppelfeld.“

„Nun, was geht mich der Kerl und der Steckbrief an?“ ſchrie der Hauptmann. „Ich heiße Haberlieb: das beweiſet mein Paß.“

„Ein pfiffiger Spitzbube!“ ſagte der Bürgermeiſter lächelnd zu den Umſtehenden. „Liebhaber und Haberlieb, rin luſtiges Wortſpiel! Das hilft Euch aber nichts;

wir halten uns an den Zopf, nicht an den Paß; denn mit dergleichen falſchen Papieren thun ſich verſchlagene Diebe ſorgfältig verſehen.“

Der Hauptmann mochte ſagen, was er wollte, er ward von dem klugen Schneider nicht angehört, und der Stadtknecht raſſelte mit den Ketten, um ſie ihm anzulegen.

Da trat, wie ein Engel vom Himmel, ein alter verabſchiedeter Grenadier, der vormals unter Haberliebs Fuchtel geſtanden hatte, in die Stube. Die Kameraden erkannten einander ſogleich, und der graue Schnurrbart, der im Orte anſäſſig und dem Bürgermeiſter als ehrlicher Mann bekannt war, erbot ſich, für des Hauptmanns Schuldloſigkeit mit Haus und Hof zu bürgen. Jetzt geruhte die hohe Stadtobrigkeit, den bisher verſchmähten Paß des Anſehens zu würdigen, und geſtand mit einiger Beſchämung die Möglichkeit zu, daß zwei verſchiedene kleine Männer, mit langen Zöpfen und faſt ähnlichen Namen, in der Welt herumlaufen könnten. Nach dieſer Ehrenerklärung zog der Bürgermeiſter mit ſeinem Gefolge wieder ab.

Aber der Hauptmann hatte durch dieſen verdrießlichen Vorfall ein ſolches Haar in ſeinen langen Haaren gefunden, daß er ſie ſich auf der Stelle von dem Grenadier abſchneiden ließ, um nicht nochmals für ſeinen umgekehrten Namensvetter, den Kaſſendieb, angeſehen zu werden.

Als die traurige Handlung vorbei war, nahm er Extrapoſt, und fuhr ſo ſchnell als möglich in ſeine Wohnſtadt zurück.

Dort angekommen, ging er ſogleich in die Zeitungs-Expedition und ließ ſich die Handſchrift des Steckbriefes zeigen. Er kannte ſie auf den erſten Blick. Sie gehörte einem jungen Manne, der ſeit einiger Zeit Victoriens Verehrer war und ſich als Hausfreund eingeniſtet hatte.

Da ging dem Hauptmann plötzlich ein Licht auf. Er rannte in ſeine Wohnung und fand den zärtlichen Krauskopf an Victoriens Seite. „Madam!“ ſprach er höhniſch: „Sie ſenden Steckbriefe gegen einen gewiſſen Liebhaber aus, und haben den Ihrigen in den Armen. Aber ich bedaure, daß ich ihm, dem Gerichtsſchreiber zu Stoppelfeld — das vermuthlich im Monde liegt — den Weg ins Zuchthaus bahnen muß.“

Beide erſchracken; denn die Handſchrift, die Haberlieb vorzeigte, ließ ſich nicht abläugnen. Victorie wollte, nachdem ſie ſich etwas gefaßt hatte, die Sache als einen Spaß behandeln. Es ſey bloß ihre Abſicht geweſen, ſagte ſie, ihm durch den Steckbrief, den er unnöthiger Weiſe übel nehme, den garſtigen Zagel vom Kopfe wegzuſcherzen, und ſich nebenbei den Gewinn einiger darauf eingegangenen Wetten zu verſchaffen.

„Verdammter Spaß!“ ſchrie Haberlieb. „Ich ward als Dieb angehalten, man wollte mich in Ketten und Banden ſchlagen — Höll' und Teufel! ich ein Dieb! — Dieſen Schimpf kann nur Blut auslöſchen.“

Mit dieſen Worten riß er wie ein Theaterheld ſein Schwert aus der Scheide, und wollte damit gegen den Krauskopf ſpiegelfechten.

„Halt, Männchen!“ rief Victorie, und zog ihn an ein Fenſter, wo ſie ihm in's Ohr raunte: Was lärmſt Du ſo, daß man Dich für einen Dieb anſah? — Du biſt ein Dieb! — Haſt du mir nicht vertraulich geſtanden, daß Du die Kriegskaſſe um mehr als zwanzig tauſend Thaler bevortheilteſt? — Dieſes halsbrechende Geheimniß verſchwieg ich bisher und will es auch ferner verſchweigen; aber ich mache mir drei Bedingungen: erſtens Schonung meines Freundes, zweitens Eheſcheidung, drittens baare zehn tauſend Thaler Unterhaltungsgelder, einmal für immer. — Entſchließe dich zu dem allen auf der Stelle; ſonſt — Du verſtehſt mich!" —

Erſchrocken, und nun ſelbſt zitternd und zagend vor dem Zuchthauſe, womit er vorher den Krauskopf bedrohte, bequemte er ſich ſogleich zu den ihm vorgelegten Bedingungen, und erfüllte die zweite ſogar mit Vergnügen, weil er die ränkevolle Frau, die ihn auf eine ſo ſchändliche Art um ſein Familienwappen gebracht hatte, nicht mehr vor ſeinen Augen leiden konnte.

V.

Die drei Proben.

Der Gerichtshalter Hebebaum, ein gewaltiger Mann von Körper und Stimme, hatte die Bauern tüchtig geſchröpft, und ſpeiſte nach vollbrachter Arbeit ſelbander mit dem Gerichtsherrn. Er, der Gaſt, gab ſich aber ein ſo überlegenes Anſehen, als wäre er Gebieter im Schloſſe, und hätte einen jungen, von ſich abhängigen Menſchen aus verwaltender Milde zu Tiſche gebeten. Herr Tobias von Hopfenberg befand ſich noch nicht lange im Beſitz ſeines Bartes, war übrigens ein ſtammhaftes Männlein, doch am Geiſte ziemlich ſchwach, und ließ ſich in allen Dingen von dem gebieteriſchen Gerichtshalter beherrſchen.

Beim Nachtiſch erhob der Rieſe ſein Glas und rief: „Auf eine glückliche und ehrenvolle Vermählung!“ Junker Tobias that ihm freundlich Beſcheid. „Aber verſtehen Sie mich recht!“ ſagte Hebebaum. „Ich trank auf eine ehrenvolle Vermählung. Sie müſſen folglich der Jungfer Benedict, die Ihnen im Kopfe ſteckt, entſagen, müſſen ſich mit einem altadlichen Hauſe verbinden, und hierdurch gleich von der Wurzel aus einen makelloſen Stammbaum pflan, zen, damit dereinſt Ihre Nachkommen, wenn ſie ſich um Hofämter bewerben, bei der Ahnenprobe beſtehen.“

Der Junker rieb ſich die Stirn und machte ein kindiſches Geſicht, als ob er eine gallenbittere Arzenei einnehmen ſollte.

„Nun, weinen Sie nur nicht etwa!“ fuhr ihn der Gerichtshalter an. „Es wehrt's Ihnen ja niemand, eine heimliche Liebſchaft mit Hannchen zu unterhalten. Laſſen Sie das artige Ding mit einer ſtillen Ausſteuer dem alten Krüppel, dem Verwalter, antrauen! Da haben Sie das junge Weibchen immer bei der Hand, küſſen und dahlen im Wirthſchaftsgebäude nach Herzensluſt, und die gnädige Frau erfährt in ihrem Paradezimmer kein Wort davon.“

„Das wär' eine kitzliche Sache!“ verſetzte der Junker. „Wenn ich aber durchaus ein adeliches Fräulein heirathen muß, ſo nennen Sie mir ein Haus, wo ich anklopfen ſoll.“

„Gehen Sie nach Rothſtein!“ gebot Hebebaum: „Der Oberſte von Minden hat eine liebenswürdige Tochter.“

„Liebenswürdig?“ ſagte Tobias. „Von der Geſtalt mag das zur Noth gelten; aber ihr Betragen gefällt mir nicht. Ich ſah ſie neulich auf einem Jahrmarkt und ſaß bei Tiſche neben ihr; da ſprach ſie ſo geziert und gelehrt, daß ich ſie manchmal gar nicht verſtand, und der Vater tummelte mich mit allerhand gröblichen Scherzreden, die mir mein Leibgericht, Schinken mit Erbſen, ganz verſalzten.“

„Er meynt's nicht böſe, der alte deutſche Degenknopf;“ ſprach der Gerichtshalter. „Aber Schnaken und abenteuerliche Streiche macht er gern; das iſt wahr.“

„Nun, wenn Sie glauben, daß mit den Leuten ein

Auskommen iſt, ſo ſeyn Sie mein Brautwerber!“ bat Tobias.

„Nein, ich gebe mich nicht damit ab, Kuppelpelze zu verdienen;“ erwiederte Hebebaum. „Haben Sie aber einmal eine Eheſcheidung vor, da will ich bald loshelfen. —“ Vor der Hand bemühen Sie ſich nur ſelbſt nach Rothſtein! Aber ich rath' Ihnen, daß ich Sie nach zwei oder drei Monaten, wenn ich von einer Geſchäftsreiſe ins Ausland zurückkomme, als Bräutigam finde! Sonſt ſchelt' ich tapfer, mein junger Herr!“

Als der Geſetzgeber nach der Mahlzeit abgefahren war, verwünſchte Tobias ſeinen Adel, dem er des ehrſamen Dorfſchulmeiſters reizende Tochter aufopfern ſollte. Er machte nicht den geringſten Verſuch, den Pfeil der Liebe aus dem Herzen zu ziehen; er begab ſich vielmehr in Gefahr, ihn noch tiefer hineinzudrücken: denn er ging aus, das Mädchen zu beſuchen, und brauchte dabei nur die einzige Vorſicht, daß er ſich unter Weges immer ſcheu umſah, ob vielleicht der furchtbare Gerichtshalter wieder zurück käme, da es doch möglich war, daß ihm hinter dem Dorfe ein noch zu ertheilender Befehl eingefallen oder ein Rad gebrochen ſeyn könnte. Doch der Popanz erſchien nicht, und Tobias huſchte freudig ins Schulhaus.

Benedict, der durch das trübe Fenſter ſeiner Lehrſtube den hohen Gönner erblickte, eilte mit ehrerbietigem Schrecken hinaus und empfing ihn mit der feierlichen Anrede: „Dreimal willkommen unter meinem Dache, gnädiger Herr! Wollen Hochdieſelben vielleicht die wiſſenſchaftlichen Fortſchritte Ihrer jungen Unterthanen prüfen, ſo geruhen Sie, hereinzutreten in dieſen kleinen, dunkeln, ſeit zwanzig Jahren nicht ausgeweißten Weisheitstempel.“

Aber dieß künſtliche Wortſpiel ward überhört, weil eben Hannchen die Thür der gegenüber befindlichen Wohnſtube aufſtieß und ſagte: „Sie kommen wie gerufen, Herr von Hopfenberg! Sie können mir einpacken helfen.“

„Einpacken?“ fragte Tobias. „Sie wollen doch nicht verreiſen?“

„Ja, ich bin eben im Begriff, und mein Koffer iſt ſo voll, daß ich jemand brauche, der auf den Deckel tritt, damit ich zuſchließen kann.“

Hiermit ergriff ſie den jungen Herrn am Arm und zog ihn in die Stube.

„Mädchen, Mädchen! du ſetzeſt ja den ſchuldigen Reſpekt ganz aus den Augen!“ rief der ängſtliche Vater und ging in ſeine ſchwarze Höhle zurück, um das innere Getümmel mit drohendem Herrſcherſtabe zu ſtillen.

Der gewichtige Junker brachte den widerſpenſtigen Deckel ſogleich zum Gehorſam. „Ach! ich hätte das nicht thun ſollen!“ ſprach er mit kläglicher Stimme: „Nun reiſen Sie fort und ich ſehe das gar nicht gern.“

„Sie ſcherzen!“ warf ſie leicht hin. „Wär' aber ein bischen Ernſt dabei, ſo ſag' ich Ihnen zum Troſte, daß die Reiſe nicht weiter geht, als nach Bienenfeld zur Frau von Schönau.“

„Was wollen Sie denn dort?“

„Ich bin — wie das berühmten Leuten bisweilen begegnet — von freien Stücken berufen worden, der guten Dame mit meinen Nadelkünſten zu dienen, und ihr, da ſie viel Langeweile hat, einige Monate Geſellſchaft zu leiſten.“

„Einige Monate?“ — rief Tobias und ward vor Beſtürzung blaß. „O, die glückliche Frau von Schönau! Ich muß ſie beneiden.“

„Ich wüßte nicht, warum?“ ſagte Hannchen. „Wer ſo reich und unabhängig iſt, als Sie, Herr von Hopfenberg! der braucht niemand zu beneiden: er kann ſich jeden Wunſch gewähren.“

„Das denken Sie!“ ſprach er ſeufzend. „ich weiß am beſten, wo mich der Schuh drückt.“

Indem er ſo ächzte, kam der Wagen, der Hannchen abholen ſollte. Der Kutſcher trat in die Stube und ergriff den Koffer, um ihn auf den Wagen zu bringen. Hannchen wollte mit anfaſſen: doch der zärtliche Tobias bemächtigte ſich raſch der einen Handhabe, und trug, als Gehülfe des Kutſchers, den Koffer hinaus. Hannchen ſah ruhig zu, als wäre das ganz in der Ordnuhg. Aber mit Entſetzen ſtürzte Benedict aus der Schulſtube, bat tauſendmal um Verzeihung, wollte die unanſtändige Bürde dem Junker abnehmen, und ſchalt, als er zurückgewieſen ward, auf das Mädchen los: „Um des Himmels willen! wie kannſt du das zugeben? Es iſt ein ordentliches Majeſtätsverbrechen, dir von unſerm gnädigen Herrn aufwarten zu laſſen.“ — „Ich hab's ihm nicht geheißen;“ ſagte Hannchen, „und er wartet mir gern auf, wie es ſcheint.“ — „Welche Einbildung!“ rief der Vater. „Hüte dich, du Tochter eines armen Schulmeiſters, vor eitlen Gedanken!“ —

Dieſes Gemurmel auf der Hausflur unterbrach des Junkers Rückkunft vom Wagen. Hannchens Abſchied von ihm fiel wegen der Gegenwart des Vaters kälter und trockener aus, als wohl ſonſt geſchehen wäre. Er hob ſie, trotz aller Einwendungen des Alten, in den Wagen, drückte ihr noch kräftig die Hand, und die Reiſe ging fort.

Verliebter, als er gekommen war, kehrte er in ſeine Wohnung zurück und faßte den kühnen Entſchluß, ſich gegen ſeinen Tyrannen zu empören und Hannchen zu heirathen. Aber in der Nacht träumte ihm, daß der große Knecht Ruprecht vor ihm ſtehe und ihn mit geballter Rieſenfauſt warne, keinen dummen Streich zu machen, ſondern zu bedenken, daß er ein Edelmann ſey. Dieſer ſchwere Traum, deſſen er ſich am Morgen lebhaft erinnerte, löſchte das aufgeloderte Strohfeuer ſeines Muthes ſogleich wieder aus und machte eine Anwandelung von Adelſtolz in ihm rege. Er ging, da es Sommer und ſchönes Wetter war, in den Garten, um die Art und Weiſe, wie er in Rothſtein als Freier auftreten wollte, ungeſtört zu überlegen.

Indem er nun, luſtwandelnd und Tabak ſchmauchend, einen glücklichen Einfall zu erhaſchen ſuchte, kam er an eine Laube und ſah mit einiger Verwunderung auf dem darin ſtehenden Tiſche ein Buch liegen. Aus ſeiner eigenen Bibliothek war es nicht: denn dieſe beſtand nur aus einer Anweiſung zum Bierbrauen und dem Haushaltungs-Kalender. Es mußte folglich ein benachbarter junger Edelmann, der Tages vorher zum Beſuch gekommen, und, da er niemand zu Hauſe gefunden, in den Garten gegangen war, das fremde Wunderding zurückgelaſſen haben. Tobias nahm den Fündling etwas linkiſch in die Hand, ſchlug das Titelblatt auf und las: Goethe's Werke.

„Goethe?“ — ſprach er für ſich und ſann über den unbekannten Namen ein Weilchen nach. „Wer iſt der Goethe? Ich habe mein Lebtage nichts von ihm gehört?“

Er blätterte hin und her, las hier und da eine Zeile, fand aber unter allen Gedichten des erſten Bandes, der ihm in die Hand gefallen war, kein einziges nach ſeinem

Geſchmack. Endlich ſtieß er auf die Antworten bei einem geſellſchaftlichen Frageſpiele. Dieſe Ueberſchrift machte ihn aufmerkſam und erweckte den Wunſch, aus dieſem Gedichte etwas zu lernen, womit er Ehre einlegen könnte, wenn er vielleicht einmal in ein ſolches Spiel verwickelt würde. Er ſetzte ſich daher in der Laube feſt und las laut und mühſam, wie ein Leſeſchüler, die erſte, einer Dame in den Mund gelegte Antwort:

Was ein weiblich Herz erfreut?
In der klein- und großen Welt.
Ganz gewiß iſt es das Neue,
Deſſen Blüthe ſtets gefällt.

Er hielt inne, klopfte ſich an die Stirn und ſagte: „Merk's dir, Tobias! Kleide dich, wenn du dem Fräulein aufwarteſt, ganz nagelneu, und kannſt du ſonſt noch etwas Neues, das man nicht bei jedem Menſchenkinde ſieht, erfinden oder auftreiben, deſto beſſer! Denn ſchau, eine Dame, die das Ding doch verſtehen muß, ſagt's hier klar und deutlich, daß den Weiblein das Neue gefällt. Da ſteht's gedruckt, und was gedruckt iſt, hab' ich immer gehört, das iſt wahr."

Begierig las er weiter, doch die nächſten Zeilen verſtand er nicht, und wußte ſich nichts daraus zu nehmen. Er fand erſt wieder Waſſer auf ſeine Mühle, als der Erfahrene ſpricht:

Geh' den Weibern zart entgegen,
Du gewinnſt ſie auf mein Wort,
Und wer raſch iſt und verwegen
Kommt vielleicht noch beſſer fort;
Doch wem wenig dran gelegen,
Scheinet, ob er reizt und rührt,
Der beleidigt, der verführt.

„Aha!“ rief der freudige Leſer: „Nun kam ich erſt vor die rechte Schmiede! Man muß alſo Anfangs zärtlich ſeyn wie ein Tauber, dann raſch und verwegen wie ein ungezogener Maulaffe, und zuletzt, wenn das alles nichts hilft, kalt und gleichgültig, wie ein ſteifer Klotz. — Das ſcheint mir, bei meiner Treu! eine gute Lehre; und gelingt mir's damit, ſo will ich mich bei dem klugen Lehrmeiſter, wenn ich ſeinen Aufenthalt ausforſchen kann, ſchönſtens bedanken.“

Er ließ nun vor allen Dingen aus der nächſten Stadt einen berühmten Schneider kommen und beſtellte bei ihm einen roſenfarbenen Leibrock von Seide und papageigrüne Unterkleider dazu. Der Meiſter, ein Mann von Geſchmack, machte lächelnd den Einwand: die zarte Roſenfarbe würde zu den vollen, braunrothen Wangen des gnädigen Herrn keine gute Wirkung thun, und ein ſo bunter Anzug ſey überhaupt in ganz Europa nicht Mode. „Das iſt mir eben recht!“ verſetzte der Junker. „Mir gefallen ſie nicht die ſchwarzen Jacken, die man jetzt überall ſieht. Mancher, dem etwa die Seele ſeines Geldbeutels ausgefahren iſt, hat wohl Urſache, in Trauer zu gehen: ich aber will mich gerade recht freudig und bunt kleiden, um etwas Neues und Sonderbares zu haben.“ — Der Schneider ſchüttelte den Kopf, nahm aber Maß, und beurlaubte ſich mit dem Verſprechen, die befohlene Arbeit nächſtens zu liefern.

Während der Junker darauf wartete, ſann er fleißig auf zierliche Redensarten, womit er des Fräuleins Ohren kitzeln wollte. Auch zerbrach er ſich viel den Kopf, wie er ſich, außer der glücklich erfundenen Neuheit ſeiner Bekleidung, noch auf irgend eine andere Art als ein liebenswürdiger Sonderling auszeichnen könnte.

Darüber nachdenkend, ging er eines Tages vor ſeiner Burg auf und ab. Da ſah er ein Heerde Schweine die Straße herauf kommen und hinter denſelben ein ſeltſames Fuhrwerk. Vier ſchwarze, ungewöhnlich große Eber zogen ein Wäglein, auf welchem ein dicker Mann ſaß, der ſie wie ein Geſpann Pferde lenkte. Mit offnem Munde ſtarrte der Junker die borſtigen Rappen an, die immer näher herantrabten.

„Ei, ſchönen, guten Tag, Muſje Tobies!“ rief der dicke Mann. „Was, zum Teufel! machen Sie hier?“

Herr von Hopfenberg fuhr zuſammen und riß die Augen weit auf.

„Sie kennen mich wohl nicht mehr?“ ſagte Jener. „Ich bin Martin Schlau, der Ihrem ſeligen Vater manch ehrliches Schwein lieferte und manchen Krug mit ihm trank. Ich ſehe Sie noch im Kinderkäppchen vor mir herumlaufen. Sie verſteckten ſich immer hinter den großen Biertonnen, die im Hofe ſtanden und beſchoſſen mit einer Spritzbüchſe die vorbeigehenden Leute. Mir ſelbſt thaten Sie dieſe Ehre bisweilen an, Sie loſer Muſje Tobies!“

„Dieſen gar zu vertraulichen Hausnamen muß ich mir verbitten, mein Lieber!“ ſprach der Junker ſtolz. „Jene Zeiten ſind vorbei. Aus Kinder werden Leute.“

„Sie haben Recht!“ antwortete der alte Bekannte. „Nehmen Sie mir's nicht für ungut, Muſje Stroh!“

„Auch dieſen Namen führ' ich nicht mehr,“ verſetzte Tobias verdrießlich. „Ich heiße jetzt Herr von Hopfenberg und beſitze dieß Rittergut.“

„Iſt's möglich?“ rief der Schweinhändler und zog ſchnell den Hut ab. „O, was für große Dinge kann das liebe

Bier thun! Sie, den eheleiblichen Sohn des Bürgers und Brauers Stroh, hat's zum Edelmann gemacht. Gottes Wunder! — Nun wahrlich, an Ihnen war Hopfen und Malz nicht verloren! — Aber ſagen Sie mir, gnädiger Herr, warum haben Sie den väterlichen Namen, der doch in der That kein leeres Stroh war, von ſich geworfen?“

„Er klang zu bürgerlich,“ ſagte der junge Edelmann. „Es ward mir von allen Seiten gerathen, ihn bei meiner Erhebung in den Adelſtand abzulegen. Ich nannte mich alſo Hopfenberg und erkaufte dieſen Namen auch meinem Gute, das vormals Eſelsbrücke hieß.“

„Mit Geld läßt ſich doch alles Krumme gerade machen!“ ſprach der Schweinhändler. „Doch muß ich geſtehen, es waren geſcheidte Leute, die Ihnen den Rath gaben; denn Herr von Stroh auf Eſelsbrücke hätte nicht ſein geklungen und mancherlei Gedanken erweckt.“

„Laßt das!“ fiel ihm der Junker ins Wort. „Ich kann Euer Fuhrwerk nicht genug anſehen. Wie ſeyd Ihr auf den ſchnurrigen Einfall gekommen?“

„Eine luſtige Schnurre ſoll's gar nicht ſeyn,“ erwiederte Jener. „Die ernſthaft ſchlechte Zeit brachte mich auf dieſe Erfindung, die mir bei meinen Reiſen ein Paar Pferde erſpart.“

„Aber laſſen ſich denn auch dieſe Wildfänge leiten und lenken?“ fragte Hopfenberg.

„Schauen Sie!“ rief der Dicke, und ſetzte ſeinen Poſtzug mit Zunge und Peitſche in Bewegung. Er fuhr links und rechts, und machte ſo geſchickte Wendungen, wie ſie kaum mit kunſtmäßig eingefahrenen Pferden gelungen wären. Dabei trugen ſich die Thierchen ſo zierlich, daß ſie mit gleichem Beifall, wie bisher Pferde und Hunde, auf den vorzüglichſten deutſchen Bühnen hätten auftreten können.

Tobias klatſchte ſchon vorläufig in die Hände. Der Wagenlenker bot ihm ſeinen Sitz an, um ſelbſt eine Probe zu machen, und ſie ging trefflich von Statten. Da ſchoß ihm plötzlich der Gedanke durch den Kopf, das Biergeſpann zu kaufen und damit bei dem Fräulein vorzufahren, weil er durch die Neuheit dieſes Aufzuges unfehlbar ihr Herz zu erfreuen und zu gewinnen hoffte.

Martin Schlau faßte ſogleich, als ihm der Junker den Kauf antrug, den chriſtlichen Vorſatz, Ihro Gnaden weidlich zu prellen. Er ſtellte ſich Anfangs, als könnte er ſeine Zugthiere durchaus nicht entbehren, und ſchlug den Handel rund ab. Endlich gab er zwar dem dringenden Verlangen nach, forderte jedoch einen unmäßigen Preis. „Topp! es gilt!“ rief Tobias hitzig, und zahlte ſtehendes Fußes die beträchtliche Summe, die er in Geld bei ſich hatte. Kaum war das geſchehen, ſo fuhr Martin, wie jene Teufel in die Säue der Gergeſener, unter ſeine Heerde, holte vier tüchtige, zum Ziehen ebenfalls ſchon abgerichtete Schecken heraus, ſpannte ſie vor das Wäglein und rollte, ins Fäuſtchen lachend, davon.

„Verdammter Kerl!“ brummte Tobias. „Du durfteſt dir nur, wenn ich dich vor Zeiten beſpritzte, deinen groben Kittel abwiſchen, ſo warſt du trocken: mir aber haſt du die Augen jetzt ausgewiſcht, daß ſie naß werden möchten. — Fahr' zum Teufel mit deinen vier Schecken!“

So ſchalt er dem Schweinhändler, der noch in der Ferne luſtig den Hut ſchwang, zwiſchen den Zähnen nach, beruhigte ſich aber bald, trieb hochſelbſt die theuer gekauften Rappen in ſein Schloß, übergab ſie einem Knechte und befahl ihm, ſie ganz wie Pferde zu bedienen. Dann ließ er zierliche Kummte, mit Gold belegt, und ſeidene Stränge verfertigen, ſpannte die ſo glänzend angeſchirrten Eber vor ſeinen Whisky, und machte, zum Erſtaunen ſeines ganzen Hofſtaates, ums Schloß herum eine Probefahrt, die ſich prächtig ausnahm und ohne Anſtoß gelang.

Indeſſen war auch das Papageiengewand angekommen. Er konnte nun die Brautfahrt beginnen. Doch im Hauſe des Oberſten noch fremd, fand er für gut, ſeinen Leibjäger zuvor nach Rothſtein abzuſenden und ſich auf den folgenden Tag zum Beſuch anmelden zu laſſen.

Herr von Minden freute ſich eben nicht, mit dem neubackenen Edelmanne, deſſen Albernheit ihm kein Geheimniß war, in nähere Bekanntſchaft zu gerathen. Da er jedoch den Tag darauf ohnedieß Gäſte hatte, und es wahrſcheinlich war, daß ſich die Geſellſchaft auf Koſten des Einfaltspinſels beluſtigen würde, ſo ließ er ihn zur Tafel einladen.

Tobias ſah dieſe unerwartete Höflichkeit als eine gute Vorbedeutung an und ſchmückte ſich freudig zum Gaſtmahl. Als der Papagei fertig war und ſich noch nicht bunt genug dünkte, ließ er eine reichliche Blumenleſe aus ſeinem Garten in einen ungeheuern Strauß binden, und befeſtigte ſich ihn, wie ein ländlicher Bräutigam, vor der Bruſt. Den großen platten Federhut, den der neue Edelmann durchaus nicht entbehren konnte, nahm er unter den Arm, beſtieg ſeinen Triumphwagen, und ſteif, wie ein Pfahl, auf dem Mittelpunkte des hohen Sitzes thronend, ergriff er die Lenkſeile der grunzenden Rappen. Den vierſchrötigen, jetzt als Jockei gekleideten Wärter derſelben, ließ er hinter dem Wagen reiten, und den Jäger voran.

Männiglich erſtaunte über dieſen glänzenden Aufzug, der das Dorf Hopfenberg vom Anfang bis zum Ende durchprangte. Nur die Bauerhunde mußten das Vergnügen dieſes Schauſpiels entbehren, weil der geſtrenge Junker ein Gebot ausgehen ließ, die Krakeeler ſammt und ſonders einzuſperren, damit ſie nicht mit ſeinen Schwarzen, die zu einer Balgerei mit ihnen keine Zeit hatten, unfertige Händel anfangen möchten.

Aber die ſchwarzen Brüder waren oft unter ſich ſelbſt uneins, zanken und biſſen ſich, oder wollten von ihrem Berufswege abweichen und ſich in Gräben und Sümpfen gütlich thun; doch allen dieſen Unarten ſteuerte die Geißel des aufmerkſamen Gebieters, und er kam ohne den geringſten Unfall zum Schloſſe Rothſtein, deſſen Pforte den geladenen Gäſten angelweit offen ſtand.

Rechts und links vor derſelben ſaßen, wie Thorwärter oder Güterbeſchauer, zwei große Hunde, die jedoch gar nicht darauf erpicht ſchienen, ihr Amt mit Strenge zu verwalten. Sie blickten den voraus ſprengenden Jäger ruhig an, und ließen ihn, weil er wie ein rechtlicher Mann ausſah, ungehindert einreiten. Aber mit gelaſſen warnender Stimme erhoben ſie ſich bei der Ankunft des Wagens. Die Schwarzen merkten, daß ihnen der Einlaß ſtreitig gemacht werden würde und wollten umkehren; doch die mächtige Peitſche trieb ſie vorwärts. Sie wehrten ſich, als ſie von den beiden Thürhütern heftig angefahren wurden, mit ihren großen Hauzähnen, und ſchlugen ſich glücklich durch's Thor. Jene hetzten aber hinterdrein und fielen ihnen grimmig in die Flanken. Die fliehenden Eber bemerkten einen hohen Düngerberg im Hintergrunde des Hofes, und in der Meynung, daß man ſie dort, in ihrem Elemente, unangefochten laſſen würde, rannten ſie drauf zu. Ihr zagender Beherrſcher, den die Furcht, ſeinen hochwerthen, im linken Arme ruhenden Federhut zu beſchädigen oder zu verlieren, bedeutend hinderte, die Zügel der Regierung mit gehöriger Kraft zu handhaben, konnte die Ausreißer nicht halten. Sie ſtürzten den weichen Berg ſeitwärts hinauf, der Wagen ſchlug um, und der unglückliche roſenfarbene Prinz fiel mit aller ſeiner Pracht und Herrlichkeit in einen ſchwarzen See, der den Fuß des Berges umgab.

„Sackerlot! das iſt eine ſaubere Geſchichte!“ rief der Oberſte, der mit ſtarken Schritten herbei kam, indem der vom Pferde geſprungene Jäger ſeinen ganz durchnäßten Junker wieder auf die Füße ſtellte.

„Seyn Sie froh, Herr Nachbar, daß der Burzelbaum noch ſo glücklich ablief!“ ſagte der Oberſte. „Sie wollten wohl mitten im Sommer einen Faſtnachtsſpaß machen? Oder ſcheint ihnen vielleicht dieſer Poſtzug ſtandesmäßig, weil die Sau in der Jägerſprache das ritterliche Thier heißt?“ —

„Davon weiß ich nichts,“ verſetzte Tobias etwas mürriſch. „Ich weiß nur ſo viel, daß ich mein Leben lang mit den Beſtien nicht wieder fahre.“

Triefend und ſchlotternd ſtand er da, von allerhand Zuſchauern umringt. „Treten Sie ins Haus!“ ſprach der Oberſte. „Wir wollen Anſtalt machen, Sie wieder in ehrbaren Stand zu ſetzen.“

Er begleitete ihn, als er die neugierige Verſammlung durch einen Wink zerſtreut hatte, in ein Zimmer, ließ nur den zur Säuberung nöthigen Jäger mit hinein, und fragte drin den naſſen Gaſt vertraulich: was ihn denn eigentlich bewogen habe, ſich eines ſo poſſierlichen Fuhrwerks zu bedienen.

„Daran iſt niemand Schuld, als ein in Reimen geſchriebenes Buch,“ antwortete Tobias. „Da ſteht drin, daß den Damen das Neue gefalle, und ſo verblendete mich der Teufel, den Eulenſpiegelſtreich zu machen, weil ich mich einem gewiſſen verehrten Gegenſtande durch etwas Neues empfehlen wollte.“

„Geben Sie dieſe ſchöne Hoffnung nicht auf!“ ſagte der ſcherzhafte Oberſte. „Ich will Ihnen ſelbſt mit Rath und That an die Hand geben. Doch weiß ich freilich nicht, ob ſich die Dame, auf die Sie es gemünzt haben, unter denen befindet, die Sie heute in meinem Hauſe antreffen werden.“

„O, gewiß und wahrhaftig!“ erwiederte ſchmunzelnd Tobias.

„Nun gut!“ fuhr der Oberſte fort. „So wollen wir bei Ihrer nöthig gewordenen Umkleidung den Zweck der Neuheit und Sonderbarkeit zu erreichen ſuchen. Ich beſitze noch das prächtige und wohlerhaltene Bräutigamskleid meines Großvaters. Ziehen Sie das an! Ich leihe Ihnen dazu ein Paar Kourierſtiefeln, und in dieſer Figur werden Sie alle Damen bezaubern.“

„Herr von Hopfenberg ließ ſich den wunderlichen Vorſchlag gefallen. Der Oberſte ſandte ihm ein breites ausgeſteiftes Kleid von ſchwarzem Sammt, mit großen, ſchon am Ellbogen anfangenden Aufſchlägen von Goldſtoff, die, an der Seite aufgeſchlitzt, bei jeder Bewegung wie Fahnen wehten. Der Tropf legte dieß Alterthum an und verſenkte ſich in die ſtarren, mit ungeheuern Spornen verſehenen Stiefeln, deren Stulpen ſo hoch über's Knie ragten, daß ſie die zum Bräutigamsrocke gehörige Weſte von geblümten Brockat berührten, und ſich mit ihr in einem beſtändigen Gränzſtreite befanden.

„O, da kommt die gute alte Zeit wieder!“ rief eine Dame, als der ſeltſame Gaſt in den Speiſeſaal trat und ſich rechts und links mit ungeſchickten Kratzfüßen verbeugte. Er ging dann mit Donnerſchritten — denn er konnte ſich in ſeine zarte Rolle noch nicht finden — auf die Tochter vom Hauſe zu und küßte ihr die Hand. „Willkommen, Herr von Hopfenberg!“ ſagte Roſalie. „Sie machen uns das Alte völlig neu, und trügen Sie noch des Großpapa's Allongenperücke, ſo wäre nichts zu wünſchen übrig.“

Man ſieht, daß Roſaliens Vater das erhaltene Geſtändniß ausgeplaudert hatte.

Tobias ſtiefelte jetzt zu ihm hin und bat dringend um die noch vermißte Perücke. Der Oberſte gewährte; das unmäßige Lockengebäude ward gebracht, und dem Gimpel unter dem Händeklatſchen aller Anweſenden aufgeſetzt.

So ſaß er bei der Tafel wie ein Faſchingsnarr dem Fräulein von Minden gegenüber, und zwang ſeiner rohen Natur die möglichſte Zierlichkeit und Zartheit auf. Er aß nur wie ein Vögelchen, lächelte Roſalien immerfort an und nickte, wenn ſie ſprach, wie die kleinen Zaberren von Gyps, die man ſonſt häufig auf den Simſen der Schränke fand. Er war äußerſt mit ſich zufrieden. „Ich zeige mich zart, ich zeige mich neu: was will man mehr?“ ſprach er in Gedanken, und es ahnte ihm nicht, daß ihm in der gegenwärtigen Geſellſchaft gerade die vollſtändigſte Neuheit, die ihm unbeſtritten eigen war, die Neuheit ſeines Adels, in den unbehaglichen Zuſtand der Eule unter den Krähen verſetzte. Ein Paar altadliche Krähen männlichen Geſchlechts hackten auch frech und immer frecher auf den dickköpfigen Uhu los, da er ſich aller Gegenwehr enthielt, um nicht unzart zu erſcheinen.

Er gewann aber mit ſeiner zuckerſüßen Artigkeit und Demuth keinen aufrichtig holden Blick von Roſalien. Sie ſchien ſogar blind und taub, als er ſich, mit dem Glaſe in der Hand, feierlich vom Stuhl erhob und ihr mit ſüßlich quäkender Stimme den Trinkſpruch: „Was wir lieben!“ zubrachte. Er mußte ſich unverrichteter Sache wieder ſetzen und ein Rundgelächter ſchweigend erdulden. Dennoch verließ ihn nicht der tröſtliche Wahn, daß nur die auflauernde Geſellſchaft ſie abſchrecke, ihm entſcheidende Zeichen ihrer Zuneigung zu geben.

Darum ſchlich er ihr getroſt nach, als ſie nach der Tafel mit einer Freundin in den Garten ging. Er hielt es für gewiß, daß von ihm und ſeiner liebenswürdigen Zartheit die Rede ſeyn werde. Die beiden Fräulein bemerkten ihn Anfangs nicht. Er trat hinter einen Baum und winkte Roſalien ſchalkhaft mit dem Zeigefinger, als ſie von ungefähr die Augen dahin wandte. Sie ſtellte ſich bei dieſer unbefugten Vertraulichkeit wiederum blind, ſprach aber nach einiger Entfernung mit ihrer Freundin darüber. Dieſe rieth, den einfältigen Zierbengel gebührend anlaufen zu laſſen. Das ward beſchloſſen; die Mädchen trennten ſich, und Roſalie kam allein in die Gegend zurück, wo der Perückenſtock auf der Lauer ſtand. Plötzlich brach er hinter dem Baume hervor, warf ſich vor ihr auf die Knie und ſtöhnte folgende, aus dem Munde eines wandernden Harfenſpielers aufgeſchnappte Worte:

„O Fräulein ſüß, o Fräulein mild,
Du allerliebſtes Wunderbild!“

Roſalie mußte lachen; doch ſogleich ward ſie wieder ernſthaft und ſagte: „Herr von Hopfenberg, Sie haben heute einen ſchlimmen Fall gethan; es ſcheint dadurch einige Unordnung in Ihrer Hirnkammer entſtanden zu ſeyn. Begeben Sie ſich nach Hauſe und ſorgen Sie für Ihre Geſundheit!“ — Damit eilte ſie fort.

Erſchrocken, erſtarrt, und mit erhobenen Händen, wie er ſie zu ihr emporgeſtreckt hatte, blieb er auf den Knien liegen und ſah ihr eine Weile ohne Bewegung nach. Endlich ſtand er auf, ſchüttelte verdrießlich die Perücke und machte ſich mit Scham und Widerwillen auf den Rückweg nach dem Schloſſe.

An der Gartenthüre begegnete ihm ſein Jäger, der Kleider und Pferde aus Hopfenberg geholt hatte. „Wir wollen auf der Stelle fort,“ ſagte Tobias, und ging wieder in den Garten, um ſich dort umzukleiden. Das that er in der nächſten Laube, ſchickte die erborgten Hüllen ins Schloß, ließ ſeinen Wagen an der Hinterpforte des Gartens vorfahren, und kehrte, ohne von Jemand Abſchied zu nehmen, in ſein Reich zurück.

Höchſt unzufrieden war er mit dem Dichter, der öffentlich ſein Wort gegeben hatte, daß man weibliche Herzen durch Zartheit gewinne. Dennoch entſchloß er ſich, den Worten des Lehrers noch einmal zu trauen, und es nun auch mit der empfohlenen Raſchheit und Verwegenheit zu wagen. Da ſich aber bisweilen der vernünftige Gedanke bei ihm regte, daß ſeine verunglückte Zartheit vielleicht nicht vom rechten Schrot und Korn geweſen ſey, ſo ward ihm bange, den zweiten Verſuch ebenfalls durch eine falſche

Sorte von Verwegenheit zu verpfuſchen. Darum ſchien es ihm rathſam, die wahre, liebenswürdige Frechheit, die dem Vernehmen nach in der Hauptſtadt zu Hauſe ſeyn ſollte, aus der ächten Quelle zu ſchöpfen und ſich deßhalb einen Weg von zwanzig Meilen nicht verdrießen zu laſſen.

Er kam in der Hauptſtadt an, ſtieg in einem der vornehmſten Gaſthäuſer ab und trat vor allen Dingen an's Fenſter, um die Muſterbilder, die er ſtudiren wollte, auf der lebhaften Straße zu beobachten. Da ſah er denn bald verſchiedene junge Männer ſeines Alters, die mit ſichtlicher Selbſtzufriedenheit die Naſe hoch aufwarfen und den Stempel der Verwegenheit an der Stirn trugen. Einige ſchoſſen vorbei, als hätten ſie die dringendſten Geſchäfte, ſtießen Jedermann, der ihnen nicht ſchnell genug auswich, auf die Seite, und fuhren am Ende in den Laden eines Zuckerbäckers, der das Ziel ihrer Eilfertigkeit war. Andere pfiffen und ſangen laut, hieben mit ihren Stöcken oder Reitpeitſchen in den Wind, und lachten mit vollkommenſter Gemüthsruhe, wenn Jemand bei ihrem Luftgefechte einen Schlag an den Kopf bekam und ſich darüber beklagte. — Der lehrbegierige Schüler ſäumte nicht, dieſe Artigkeiten auf der Stelle nachzuahmen. Er übte ſich zuvörderſt vor dem Spiegel, die Naſe hoch zu tragen und verwegene Geſichter zu ſchneiden; dann lief er, mit dem Stocke fechtend, in der Stube auf und nieder, um den raſchen, hüpfenden Gang ſeiner Meiſter zu lernen.

Die letztere Uebung machte wegen ſeiner mit Nägeln und Hufeiſen beſchlagenen Stiefeln einen heilloſen Lärm, und es währte nicht lange, ſo erſchien ein Aufwärter, der ihn erſuchte, etwas ſanfter aufzutreten, indem eine unter ihm wohnende gräfliche Herrſchaft gefragt habe, ob über ihr ein Pferdeſtall oder eine Reitbahn ſey, und um gefällige Abſtellung des unleidlichen Getrampels höflichſt bitten laſſe.

„Zum Guckguck! ich bezahle meine Stube und tobe darin nach Belieben!“ ſagte Tobias, und trieb den gräflichen Geſandten, der gegen die behauptete Befugniß etwas einwenden wollte, mit Aufhebung des Stocks in die Flucht.

Sehr vergnügt, daß er eine ſo gute Anlage zur Verwegenheit bei ſich wahrnahm, ging er aus, um ſich in dieſer trefflichen Tugend noch feſter zu ſetzen. Es begegneten ihm viel junge Leute, die mit vorgerecktem Kopfe und funkelnden Gläſern vor den Augen jedermann, beſonders junge Frauenzimmer, ſtarr anglotzten. Das ſchien ihm recht hübſch frech, und er kaufte ſogleich eine Brille. Da er aber, ohne Wahl nach Beſchaffenheit ſeiner Augen, die erſte die beſte nahm, ſo ſah er weniger als zuvor, und rannte, wie blinde Kuh ſpielend, gegen männiglich an. Unter andern ſtieß er auf eine Kette von Studenten. Er wollte durchbrechen; aber die Muſenſöhne warfen ihn ſo derb zurück, daß er ins Taumeln kam, ſich unſanft auf's Pflaſter ſetzte und in den erſten Augenblicken das Aufſtehen vergaß. „Wer mag der Stockfiſch ſeyn?“ fragte einer der lachenden Geſellen. „Vermuthlich der Kaliban aus Shakeſpear's Sturm;“ ſprach ein Anderer, und das Gelächter griff noch weiter um ſich.

Herr von Hopfenberg nahm die ſonderbare Art, wie man ihn auf öffentlicher Straße zum Sitzen genöthiget hatte, keinesweges übel; er ſah ſie vielmehr als eine werkthätige Unterweiſung in der Verwegenheit an; und da die jungen Meiſter, deren Stand er nicht kannte, zum Theil Bücher unter dem Arme trugen, ſo glaubte er, ſie lernten die freie Kunſt der Verwegenheit daraus, und es entſtand bei ihm der Wunſch, ein ſo nützliches Buch zu beſitzen.

In der Nähe war ein Buchladen, an deſſen Thür ein bejahrter Mann ſtand, der ſich nach Käufern umzuſehen ſchien. Tobias ging zu ihm und fragte: „Verkaufen Sie Bücher?“

„O ja, mit Vergnügen,“ antwortete der Eigenthümer vieler vergeſſenen und beſtäubten Ladenhüter.

„Nun, ſo geben Sie mir ein gutes Lehrbuch der Verwegenheit!“ ſagte Tobias.

„Hör' ich recht?“ ſprach der Alte: „Ein Lehrbuch der Verwegenheit? — Das hat man nicht; und wozu wär' es auch nöthig? Unſer hochgeehrteſter Zeitgeiſt lehrt ſie uns durch lebendiges Beiſpiel. — Verwegene Schriften gibt es übrigens genug. Ich verſtehe darunter nicht blos offenbar freche Lügen- und Läſterſchriften, wie ſie jetzt gäng und gebe ſind, ſondern auch gutherzige Romane und Gedichte von Leuten, die kein Talent dazu haben — ferner kunſtrichterliche Urtheile der Einfalt oder unverſchämten Parteilichkeit — überhaupt alles, was wider Minerva's Willen und gegen die Wahrheit geſchrieben wird. — Ich glaube, Sie werden mir beiſtimmen, mein Beſter!“

„Von ganzem Herzen, mein Theuerſter!“ antwortete Tobias, und verließ eilig den Buchhändler, deſſen Reden ihm böhmiſche Dörfer waren.

Er begab ſich hierauf in eine Schaubude, wo ein Elephant gezeigt ward, und ſtellte ſich, um das Licht ſeiner Verwegenheit vor den übrigen Zuſchauern leuchten zu laſſen, ſehr nahe vor den lebendigen Berg hin. Die dicken, ungeſchickten Beine feſſelte ſeine Augen zuerſt; aber der Rüſſel, der den Mangel der ihm vorzüglich gebührenden Aufmerkſamkeit übel zu nehmen ſchien, zog ihm, indem er jene betrachtete, den Hut vom Kopfe, und warf ihn rückwärts in den Hintergrund der Bühne, wo er unglücklicher

Weiſe in einen Eimer voll Waſſer fiel. Ein ſchadenfrohes Gelächter brach aus. „Ei verflucht!“ knurrte Tobias halblaut: „Hier in der Stadt iſt doch alles verwegen! Menſchen und Vieh um die Wette!“ —

In der Folge beſuchte er Schauſpiele, Kaffeehäuſer und andere öffentliche Beluſtigungsörter, ſah und hörte überall Frechheiten in Menge, und machte dadurch in ſeinem Fache ſo gute Fortſchritte, daß er die hohe Schule, wo mancher luſtige Burſch in drei Jahren nichts lernt, ſchon nach drei Tagen hochgelehrt wieder verlaſſen konnte.

Kaum in ſeiner Heimath angekommen, ward er in das Haus eingeladen, wo er die erworbene Gelehrſamkeit anwenden wollte. Der Oberſte hatte die harte Antwort, die ſeine Tochter dem zärtlichen Großpapa im Garten gab, nicht gebilliget, weil er der Meinung war, daß man es mit dem unſchicklichen Betragen eines argloſen Dümmlings nicht ſo genau nehmen müſſe: er eilte daher, die Sache durch Einladung zur Feier ſeines Geburtstages wieder gut zu machen.

Der verwegene Gaſt hielt dießmal ſeinen Einzug zu Pferde. Heranbrauſend, wie ein Sturmwind, fand er die beiden Thürhüter, die vierzehn Tage zuvor ſein Geſpann ſcheu gemacht hatten, wieder auf ihrem Poſten, ſtrafte ſie rechts und links mit der Hetzpeitſche, und ſprengte knallend wie ein Poſtillion, der eine Siegesnachricht bringt, in den Hof. Man kannte ihn kaum, als er ins Geſellſchaftszimmer trat: denn verliebt in die ſchönen großen Backenbärte, die er in der Hauptſtadt ſah, und als ein herrliches Aushängeſchild der Verwegenheit anerkannte, hatte er ſich dort einen Kunſtbart der erſten Größe, der ihm das Anſehen eines Orang-Outangs gab, anleimen laſſen.

Er rannte auf Roſalien zu, riß ihre Hand zum Munde und ſagte: „Na, ſchönes Fräulein, da bin ich wieder friſch und geſund! Ich habe mein Hirnkämmerlein in Ordnung gebracht; es ſteht alles wieder auf dem rechten Flecke, und ich betrage mich gewiß und wahrhaftig als ein recht vernünftiger Menſch, indem ich Sie unterthänigſt verehre.“ — Dabei ſtieß er immer Sporn an Sporn, daß ſie fein klirrten, und wühlte zugleich mit der Hand in den Scheitelhaaren, wie er von den Zierbengeln der Hauptſtadt gelernt hatte.

Bei Tiſche nahm er mit mächtiger Stimme das große Wort. Er hatte an ſeiner Wirthstafel in der Reſidenz beobachtet, daß einige junge Helden, die den Feldzug nach Frankreich mitgemacht und ſich einige Stunden in Paris aufgehalten hatten, Paris und immer Paris im Munde führten: das that er ihnen treulich nach, und nannte einmal über das andere den Namen der Hauptſtadt, wo er geweſen war. Darin aber that er es Jenen zuvor, daß er, um die Geſellſchaft zu beluſtigen, die kreiſchenden Töne der alten Weiber, die er dort Fiſche, Rettige, Beſen und andere bedeutende Waaren ausrufen hörte, überlaut nachſchrie.

Roſalie hielt ſich die Ohren zu und ſagte: „Erzählen Sie uns doch was Beſſeres. Haben Sie nicht Künſtler und Gelehrte geſprochen und Kunſtwerke geſehen?“

„Das verſteht ſich!“ ſprach er. „Die Gelehrten kamen zu mir auf die Stube; doch — daß ich nicht lüge — es war nur Einer. Wer ſind Sie? fragte ich die dürre, ſchmutzige Figur. Ich bin, ſagte ſie, der wohlbekannte Doctor Prello, deſſen zahlreiche Schriften in den Händen aller Welt ſind. Man läßt mir keine Ruhe, ich muß immer mehr ſchreiben, und ich habe daher jetzt wieder ein höchſt wichtiges Werk unter der Feder, das ich auf Vorausbezahlung herausgebe. Er nannte mir nun einen kauderwälſchen Titel und überreichte mir ein dickes Namenbuch, mit gehorſamſtem Erſuchen, mich einzuſchreiben und zwei Reichsthaler für ein Exemplar zu erlegen. — Ich brauche keine Bücher, ſagt' ich; er ließ aber nicht nach, bis ich mich entſchloß, ein halbes Exemplar zu nehmen und ihm einen Thaler hinwarf — —"

Ein unbändiges Gelächter erhob ſich. Tobias fragte, worüber man lache. „Ueber Ihr halbes Exemplar;" ſagte der Oberſte. „Das kommt mir gerade ſo vor, als ob Sie ſich bei dem Schneider einen halben Rock mit Einem Aermel beſtellten."

„Sie machten einen köſtlichen Bull, der den beſten iriſchen an die Seite zu ſetzen iſt;" fiel Roſalie ein. „Doch weiter in dem Text! Was ſahn Sie von Kunſtwerken?"

„Eins der merkwürdigſten," antwortete Tobias: „einen hölzernen Mann, der ſprechen und prophezeihen konnte. — Blitz! was waren da für honnete Leute, die ſich heimlich von ihm wahrſagen ließen!"

„Und Sie doch wohl auch?" fragte ein Mitgaſt.

„Gehorſamer Diener, das that ich nicht;" verſetzte Tobias. „Denn hätt' er mir ein gewiſſes Glück' — er ſah dabei Roſalien ſcharf an — „abgeſprochen, ſo wär' ich entweder ohnmächtig geworden, oder hätt' ihm eine Ohrfeige gegeben, daß er in tauſend Stücke zerfallen wäre."

„Aber ich bitte Sie," ſagte Roſalie, „von ſolchen Gaukelpoſſen iſt doch gar nicht die Rede. Ich fragte nach Kunſtwerken. Sahn Sie nicht zum Beiſpiel die Bildergallerie?"

„O, mehr als Eine!“ rief er triumphirend. „Ich ſah wohl zwanzig Ausſtellungen in verſchiedenen Gegenden der Stadt. Herrliche Bilder und zu recht billigen Preiſen! Ich kaufte für einen Gulden ein ganzes Dutzend berühmte Feldherren zu Pferde.“ —

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß er wieder ausgelacht wurde; das hielt ihn aber nicht ab, ſich mit Tiſchreden von gleichem Schlage weiter vernehmen zu laſſen. Dabei trank er tüchtig, und ſteigerte dadurch ſeine Verwegenheit zu einem ſolchen Grade, daß er bei Aufhebung der Tafel den Damen rund herum die Mahlzeit mit Küſſen ſegnen wollte. Sie flohen in ein Nebenzimmer und verſchloſſen es hinter ſich. Er drohte, Sturm gegen die Thür zu laufen: doch der Oberſte kam den Belagerten zu Hülfe und entſetzte die Feſtung.

Abends ward getanzt. Der ungelenke Brauersſohn verſtand noch weniger davon, als ein Tanzbär, wollte dennoch eine Hauptrolle dabei ſpielen, und machte den tollſten Wirrwarr. Beim Walzen ſtieß er dem Faſſe den Boden aus. Er hatte ſich Roſalien aufgedrungen, flog wie ein Wirbelwind mit ihr herum, ſtürmte in die vordern Paare hinein, prellte ſie aus dem Kreiſe und fiel am Ende ſelbſt mit ſeiner Tänzerin zu Boden.

Zürnend verließ ſie den Saal. Auch die übrigen Damen tanzten nicht mehr, weil ihnen der ungehobelte Cavalier alle Freude verdarb. Als man ſeine Aufforderungen überall zurückwies, zog er die Flaſche zum Tanz auf, vollendete ſeinen Rauſch, taumelte zu einem Sopha und ſchlief ein.

Die Geſellſchaft brach auf; das Geräuſch erweckte ihn nicht. Der Oberſte, dem bei der Ankunft des feinen Gaſtes aufgefallen war, daß er ein junges, rohes Pferd ſehr ungeſchickt ritt, machte ſich ein Gewiſſen, ihn mit dem

Haarbeutel, den er ſich getrunken hatte, wieder aufſitzen zu laſſen, weil er auf dem finſtern Heimwege leicht den Hals brechen konnte. Er entſchloß ſich daher, ihm ein Nachtlager zu geben, und der aufgerüttelte Schläfer nahm mit lallender Zunge dieſes Erbieten an.

Er ward mit einem andern Gaſte, der auch über Nacht im Hauſe des Oberſten blieb, zuſammengebettet. Es war Herr von Schnabler, ein armer Teufel, der Jahr aus Jahr ein von einem Ritterſitze zum andern zog und ſich die nöthige Leibesnahrung durch Schmarotzen verſchaffte. Auch das Gut Hopfenberg gehörte ſeit einiger Zeit zu ſeinem Sprengel, und er trank gleich bei der erſten Abfütterung dem Burgherrn Brüderſchaft zu, um ſich für immer am Tiſche deſſelben Sitz und Stimme zu ſichern.

Junker Tobias, den das Schläfchen auf dem Sopha ſchon halb und halb ernüchtert hatte, ward jetzt durch einen kräftigen Thee, den ihm Roſaliens unverdiente Milde bereiten ließ, vollends in den Stand geſetzt, mit ſeinem Dutzbruder und Stubengeſellen ein vernünftiges Wort unter vier Augen zu ſprechen. Er geſtand ſeine Abſichten auf Roſalien; er entdeckte die poetiſche Quelle ſeiner Verfahrungsart: er offenbarte ſeinen Vorſatz, daß er nun, nachdem er mit Zartheit und Verwegenheit nichts ausgerichtet habe, mit eiskalter Gleichgültigkeit zu Werke gehen und dann allenfalls die Reihe dieſer Verſuche wieder von vorn anfangen wolle „Aber nun horch auf, Brüderchen!“ fuhr er fort. „Ich geſtehe Dir im Vertrauen, daß ich in die Prinzeſſin, um die ich mir ſo viel Mühe gebe, nicht ein Bischen verliebt bin. Ich will mich blos der Ehre wegen in ein altadeliches Geſchlecht einheirathen; denn Hebebaum, mein Gerichtshalter, beſteht darauf, daß ich mich ſtandesmäßig vermählen ſoll. Was fragt' ich ſonſt nach der hagern, bleichen, immer ſpöttelnden, immer ſtichelnden Roſalie? — Ich wüßte wohl ein anderes hübſches Märchen, das ich für's Leben gern zur Frau nähme, wenn's der Gerichtshalter zuließe."

„Kenn' ich dieſes Märchen vielleicht?" fragte Schnabler.

Offenherzig nannte Tobias ſein Liebchen.

„Alle Wetter!" rief Jener, der Hannchen einige Tage zuvor in Bienenfeld geſehen hatte: „das iſt ein herrliches Märchen; das wär' einer Thorheit werth!"

„Gewiß und wahrhaftig!" ſeufzte Tobias. „Aber was hilft's? Ich muß dem Gerichtshalter folgen; denn ich erhielt nur noch geſtern von ihm einen Ermahnungsbrief, der wie mit einem Zaunpfahle geſchrieben und mit ſo viel grobem Sande beſtreut war, daß ich für dieſe Laſt doppeltes Poſtgeld bezahlen mußte. Ich ſah hieraus den haſtigen Eifer, womit er geſchmiert hatte; daher muß ich zum Kreuze kriechen. Doch geb' ich Hannchen deßwegen nicht auf. Ich werde Roſalien, als gnädige Frau vom Hauſe, verehren und Hannchen lieben. Das gehe recht gut, ſagte der ſchlaue, mit allen Hunden gehetzte Fuchs, der Gerichtshalter. Ich könne, meint' er, das Märchen in aller Stille ausſtatten, und meinem alten, eisgrauen Verwalter antrauen laſſen: ſo hätt' ich das junge Weibel immer in der Nähe, und das Uebrige würde ſich finden."

„Das iſt ein Vorſchlag zur Güte;" ſagte Schnabler. „Zwei halbe Ehen machen eine ganze, und Du haſt dabei den Nebenvortheil, daß Du Dich als ein wahrer Weltmann zeigſt." —

Die Herren Brüder legten ſich hierauf zu Bett und verſchliefen den Reſt der Nacht.

Am Morgen nahm ſich Tobias vor, noch einen recht verwegenen Streich auszuführen und Roſalien beim Abſchiede unverſehens zu küſſen; aber ſie kam nicht zum Vorſchein, und der Vater entließ ihn mit ziemlich kalten Worten. Mißlaunig zog er ab, beſtieg ſeinen Gaul, und ſündigte dabei ſo ſehr gegen die Regeln der Reitkunſt, daß er das Pferd durch einen plumpen Ruck mit dem Zügel zum Aufbäumen reizte und rücklings herab einem Stallknechte des Oberſten in die Arme fiel. Das war dem ſchulgerechten Reiter, der aus dem Fenſter ſah, ein ſolches Aergerniß, daß er dem Stümper ohne Umſtände zurief: „Herr von Hopfenberg, wenn Sie zum Ritterſtande gehören wollen, ſo lernen Sie reiten!“

Bei dieſem ungeneigten Betragen ließ ſich kaum eine neue Einladung nach Rothſtein wieder erwarten, und ungerufen konnte Herr Tobias nicht einſprechen, weil er dadurch die Larve der Gleichgültigkeit, womit er Roſalien unter die Augen treten wollte, durchlöchert hätte. Wo ſollte nun die Gelegenheit herkommen, den letzten Verſuch anzuſtellen?

Aber ſchon nach drei oder vier Tagen ward dieſe Sorge gehoben. Ein Diener des Oberſten brachte eine Karte des Inhalts: „Herr von Hopfenberg habe die Güte, morgen Mittags bei mir zu ſpeiſen. Mein Sohn, der Dragoneroffizier, iſt auf Urlaub gekommen und wünſcht unſers neuen Hausfreundes Bekanntſchaft zu machen.“

Sogleich ſetzte ſich Tobias auf's hohe Pferd und ſagte kalt und mürriſch zum Diener: „Ich muß danken, doch — ich will mich beſinnen. Indeſſen meinen Empfehl!“

Er ſtellte ſich ein, und zwar zu Wagen, um ſich nicht wegen ſeiner elenden Reiterei wieder ausſchelten zu laſſen. Die ganze Familie empfing ihn freundlich; er aber befliß ſich einer ernſthaften, ſteifen, vornehm thuenden Höflichkeit, war beſonders gegen Roſalien äußerſt wortkarg, und aß bei Tiſche ſein Brod mit Sünden, weil er wie ein Oelgötze da ſaß und nichts zur Unterhaltung beitrug, als höchſtens ein Ja oder Nein. Gefragt, was ihm fehle, ſchützte er Kopfſchmerzen vor; doch Trank und Speiſe ſchmeckten dem Kranken.

Nach Tiſche nahm er ſeinen Hut. „Wohin wollen Sie?“ fragte der Oberſte. „In den Garten, um friſche Luft zu ſchöpfen:“ gab er zur Antwort. Allein er wollte durch ſeine Abſonderung von der Geſellſchaft blos Kaltſinn gegen Roſalien zeigen. Man ließ ihn gehen. Er wandelte in den Schattengängen auf und ab, und ſagte ſich Schmeicheleien, daß er heute ſeine Sachen vortrefflich mache.

Bald darauf erſchien Roſalie im Garten, ging mit geſenkten Augen vor ſich hin, und ſchlug einen Weg ein, der ſie ihm entgegenführte. „Ha, es wirkt!“ ſprach er freudig in ſeinem Herzen und pfiff ein Liedchen, indem er ihr auswich. Sie ſeufzte tief.

Beide ſetzten ihren Spaziergang fort. Roſalie bemühte ſich auf eine anſtändige Weiſe, ihm zu begegnen; er hingegen ſtrebte ganz unverholen, ſie zu vermeiden. Endlich trieb ſie, mit den Windungen des Gartens bekannt, den ſpröden Flüchtling in eine Art von Sack, wo er nicht heraus konnte, wenn er nicht wie ein Eichhorn die franzöſiſchen Heckenwände hinanlaufen wollte. Er maß wirklich auch ſchon die Höhe mit den Augen und machte mit Hand und Fuß Anſtalt zum Klettern. „Seyn Sie kein Kind!“ ſagte ſie lachend. „Stehen Sie mir Rede wie ein geſetzter Mann, und erklären Sie mir das Aprilwetter Ihres Betragens. Ich ſehe Sie heute bei uns zum dritten Mal, und immer waren Sie anders. Erſt ſüß und zart, wie ein arkadiſcher Schäfer, dann rauh und ſtürmiſch, wie ein Wildfang, und nun ſteif und froſtig, wie ein ſchmollender Pedant. — Was ſoll das heißen?“

„Ja, ſo geht's!“ ſprach er, und zuckte die Achſeln. „Wie man in's Holz ſchreit, ſo ſchallt es wieder heraus.“

„Mit dieſem Gemeinſpruche, der hier gar nicht paßt, wollen Sie nur Ihre Unart bemänteln;“ verſetzte das Fräulein. „Sie ſind ein wetterwendiſcher Geiſt und werden einſt ein wunderlicher Ehemann werden.“

„Es kommt darauf an!“ ſprach er mit ſchnödem Lächeln. „Machen Sie den Verſuch!“

„Nun wahrlich! dieſer ſpitzige Ton wäre ſehr einladend dazu,“ ſagte ſie, und wandte ſich, als wollte ſie gehen.

Er merkte, daß er die Saiten nicht höher ſpannen durfte, und begann artiger: „Bleiben Sie, Fräulein, und laſſen Sie mich ein aufrichtiges Wort ſprechen. Ich unterſtand mich, Sie zu verehren und ernſthafte Abſichten auf Ihre werthe Perſon blicken zu laſſen; aber Sie ſchreckten mich durch unfreundliche Begegnung zurück.“

„Seltſamer Mann!“ rief Roſalie. „Es kann wohl nur Jemand, der den Weltlauf nicht kennt, von einem gebildeten Frauenzimmer verlangen und erwarten, daß es gleich auf den erſten Wink in dergleichen Abſichten eingehen ſoll. Beſonders, wenn dieſes Frauenzimmer etwa von einem Vater abhängt, der höher hinaus will.“

„Was das betrifft, das hätte nichts zu bedeuten;“ entgegnete Tobias. „Eigenſinnige Väter können zur Einwilligung gezwungen werden, ſagt mein Gerichtshalter.“

„Ich wäre doch neugierig, wie Sie das bei dem meinigen anfangen wollten;“ antwortete ſie. „Theilen Sie mir gelegentlich durch den Herrn von Schnabler Ihre Gedanken mit. Sie können ſich ihm ohne Bedenken anvertrauen; er iſt uns beiden ergeben.“

Mit dieſen Worten verließ ſie ihn ſchnell. „Es hat gewirkt!“ ſprach er fröhlich. „Vivat der Dichter!“

Des andern Tages wollte er eben den Herrn von Schnabler zu ſich entbieten laſſen, als Dieſer ſchon zur Thür hereintrat und mit ſcherzhafter Feierlichkeit ſagte: „Ich komme als bevollmächtigter Vertrauter des Fräuleins Roſalie von Minden, und bin von Eurem Verſtändniß, das ſich geſtern im Garten zu Rothſtein glücklich angeſponnen hat, vollkommen unterrichtet. Mit Roſalien, Herr Bruder, ſteht deine Sache gut; doch der Vater wird dir zu ſchaffen machen. Er ſpricht oft mit der Tochter vom Heirathen; aber ein gräflicher Schwiegerſohn iſt immer das dritte Wort. Daher darfſt du nicht daran denken, auf dem gewöhnlichen Wege der Anwerbung zum Ziele zu kommen. Du haſt aber gegen das Fräulein geäußert, daß man einen väterlichen Starrkopf zum Jawort zwingen könne. Sage, wie willſt du das machen?“

„Darüber muß ich mich erſt mit meinem Gerichtshalter berathen;“ ſagte Tobias.

„Geh mit deinem Gerichtshalter!“ rief Schnabler. „Der würde den Brautkrieg mit der Feder ausfechten wollen, und das gäb' einen unſterblichen Proceß. Nein, ich weiß ein kürzeres Mittel: es heißt — Entführung."

Der Junker entſetzte ſich, daß er zuſammen fuhr.

„Das Wort erſchreckt, doch die Sache iſt leicht;" ſagte Schnabler. „Man hat von Rothſtein aus nur zwei Meilen bis über die Gränze. Einen Katzenſprung jenſeit, im Dorfe Fichtenhain, wohnt ein Pfarrer, der vormals bei dem Regimente, worin ich diente, Feldprediger und ein luſtiger Bruder war. Immer in Geldnoth, verbeſſert er jetzt gelegentlich ſeine Umſtände durch geheime Trauungen, die ihm gut bezahlt werden, und ſeine Obern ſehen ihm durch die Finger, weil er von den geringen Einkünften ſeiner Pfarre nicht leben kann. — Mit dieſem theuern Kirchenlehrer will ich den Handel für dich abſchließen. Ihr fahrt hernach bei Nacht zu ihm hin, werdet getraut, kommt nach Rothſtein zurück, und ſtellt euch dem Oberſten, wenn er ſich am Morgen aus dem Bett erhebt, als Ehegatten vor. Er donnert und wettert euch an, grisgramt eine halbe Stunde, und läßt ſich dann, was nicht zu ändern iſt, in Gnaden gefallen." —

Dieſer Plan ſchien dem feigen Tobias ſehr kühn und bedenklich; als ihm aber Schnabler alle Einwendungen, die er dagegen vorbrachte, beherzt widerlegte, ward er am Ende ſelbſt muthig, und gab ſeinem Freunde Vollmacht, mit dem Fräulein in ſeinem Namen zu unterhandeln.

„Den Gefallen muß ich dir freilich thun;" ſagte Schnabler: „denn du darfſt dich vor der Hand in Rothſtein nicht weiter ſehen laſſen, damit der alte Herr nicht etwa Wind von der Sache bekommt."

Der thätige Unterhändler ritt nun drei Wochen lang hin und her. In der erſten Woche wollte ſich Roſalie, laut ſeiner Berichte, noch gar nicht recht zur Heirath entſchließen; in der zweiten erſiegte ſeine Beredſamkeit das Jawort, und nur die Heimlichkeit der Trauung war noch dem Fräulein zuwider; in der dritten Woche gelang es ihm endlich, auch dieſen Stein des Anſtoßes bei Seite zu ſchaffen, und er überbrachte eines Morgens die Botſchaft, daß nun jedes Hinderniß überwunden ſey.

„Nun rüſte dich, Herr Bruder!“ fuhr er fort, „denn ſchon die nächſte Nacht hat Roſalie zur Vermählung beſtimmt, und der Geiſtliche, von dem ich eben herkomme, wird zu rechter Zeit auf dem Platze ſeyn. Die Trauung geſchieht in einem Zimmer des Gaſthauſes. Du ſchickſt auf den Abend deinen Wagen an die Feldpforte des Rothſteiner Gartens, wo er eine Stunde vor Mitternacht bereit ſtehen muß. Die Braut nimmt mit ihrer Kammerjungfer darin Platz und fährt gerades Weges nach Fichtenhain. Du aber reiteſt, um alles Aufſehen zu vermeiden, gleich von hier aus dahin und erwarteſt ſie im Gaſthofe.“

Mit offnem Munde, vorgebogenen Knien und gefalteten Händen hörte der zagende Bräutigam dieſe Vorſchriften an und brachte ſie, weil er ſeinem Gedächtniſſe nicht traute, mit zitternder Feder zu Papier. Indeſſen eilte Schnabler ſchon wieder fort nach Rothſtein, um die richtige Beſtellung des Bräutigams und des Wagens dem Fräulein zu melden.

Herr von Hopfenberg kam mit ſeinem vertrauten Leibjäger nach Mitternacht in Fichtenhain an und begab ſich ins Zimmer, wo die Trauung geſchehen ſollte. Hier fand er ſchon den Pfarrer, der ſich mit Punſch und Tabak die Zeit vertrieb, und ihn, nach ſchnell gemachter Bekanntſchaft, mit luſtigen Erzählungen aus dem Zeitraume ſeiner Feldzüge ſo angenehm unterhielt, daß er aller Angſt vor dem fürchterlichen Auftritte, der ihm in Rothſtein bevorſtand, vergaß.

Gegen drei Uhr kam die Braut. Er hob ſie aus dem Wagen und führte ſie hinauf ins Zimmer. Sie und die Kammerjungfer hatten ſich vor den zudringlichen Blicken der Neugier, die ihnen auf der Hausflur auflauerte, mit Schleiern geſchützt, und legten ſie auch während der Trauung nicht ab. Die Braut ſchien ſehr verlegen und ängſtlich. Sie flüſterte dem Bräutigam nur ein paar unvernehmliche Worte zu, und die Trauung ging ſogleich vor ſich. Der Geiſtliche faßte ſich, wie es verlangt worden war, ganz kurz. Schon nach fünf Minuten war er beim Amen und ſtattete ſeinen Glückwunſch ab.

In dieſem Augenblicke kamen zwei Reiter, denen ein dritter mit der Fackel vorleuchtete, in vollem Galopp vor der Thüre des Gaſthofes an, ſprangen von den Pferden und eilten ins Haus.

„Iſt Herr von Hopfenberg hier?“ fragte unten die Donnerſtimme des Oberſten.

„Gott ſteh' uns bei!“ ächzte der todtenbleiche Tobias. Die Frauenzimmer flüchteten in ein anſtoßendes Kämmerchen. Der Geiſtliche drückte ſich in einen Winkel neben der Thür und ſchoß wie ein Pfeil hinaus, als der Oberſte und ſein Sohn, mit Piſtolen in den Händen, hereinſtürmten.

„Da ſteht der arme Sünder!“ rief der Oberſte. „Da bebt er vor dem Zorne des Vaters, dem er die Tochter entführte! — Doch ich will mein Blut nicht in Wallung bringen, damit meine Hand beim Schuß nicht zittert. Wählen Sie ſich hier ein paar Piſtolen, und ſobald der Tag graut, wechſeln wir Kugeln. — Verfehlen die meinigen

Ihr Herz, ſo haben Sie es auf der Stelle mit meinem Sohne zu thun.“

Ganz zerknirſcht legte ſich Tobias auf's Bitten, und mit den heiligſten Betheuerungen verſprach er, ſich lebenslang als ein herzensguter Gemahl und gehorſamer Sohn zu betragen.

„Larifari!“ ſagte der Oberſte. „Wir wechſeln Kugeln; dabei bleibt's. — Warum machen Sie ſolche Streiche! — Sie lieben, wie man ſagt, die Jungfer Benedict. Hätten Sie ſich das Mädchen antrauen laſſen, ſo könnten Sie Ihre Hochzeit in Fried' und Ruhe feiern.“

„Ach Gott! wär' ich doch ſo klug geweſen!“ ſeufzte Tobias.

Der Oberſte ſchien nicht darauf zu hören. Er ſah ſich im Zimmer um und fragte mit lauter Stimme: „Wo iſt denn Frau von Horſenberg?“

Mit gebeugtem Haupte trat ſie aus der Kammer hervor.

„Weg mit dem Schleier!“ rief der Oberſte.

Sie ſchlug ihn langſam zurück, und freudig ſchrie Tobias auf: denn vor ihm ſtand — ſein Hannchen.

Der Oberſte, ſein Sohn und Roſalie, die das Kammermädchen vorſtellte, erhoben ein ſchallendes Gelächter. Tobias lachte mit ihnen um die Wette, und war ganz außer ſich vor Freude, daß nun der Zweikampf unterblieb. Er fiel, ohne ſich vor den Zuſchauern den geringſten Zwang anzuthun, Hannchen um den Hals und ſagte mit natürlicher Herzlichkeit: „Liebes Kind, ſüßes Herz, du biſt mein! biſt ganz und ewig mein! und kein Menſch ſoll uns trennen.“

„Sie ſind alſo mit dem Frauentauſche zufrieden?“ fragte Roſalie.

„Ja, wenn Sie mir's nicht übel nehmen, ſo bin ich's;“ verſetzte Tobias.

„Das freut uns!“ ſagte der Oberſte: „Das ſahen wir voraus, und ſpielten Ihnen deßhalb, um Sie glücklicher zu machen, als Sie es mit Roſalien geworden wären, dieſen frommen Betrug, da Sie ſelbſt nicht Kraft genug hatten, die Freiheit Ihres Herzens und ſeiner Wahl gegen Ihren herrſchſüchtigen Rathgeber zu behaupten. — Von dieſem Mann müſſen Sie ſich losmachen; wir wollen in Rothſtein weiter darüber ſprechen. Begleiten Sie uns jetzt dahin und feiern Sie dort Ihre Hochzeit. Ihren Schwiegervater werde ich mit meinem Wagen abholen laſſen. Uebrigens habe ich, um Ihnen die Folter der gewöhnlichen Hochzeitſcherze zu erſparen, keine Gäſte gebeten. Nur Herr von Schnabler wird da ſeyn.“

„O, der Schalksfreund! der Plaudermatz!“ rief Tobias. „Er verrieth, was ich im Rauſch ihm entdeckte, und daraus — das merk' ich wohl — entſtanden alle die Naſen, die man mir ſeit drei Wochen gedreht hat. Doch wer zuletzt lacht, der lacht am beſten, und das bin ich!“

Dabei ſprang er auf Einem Beine herum und jubelte ganz ausgelaſſen.

Hannchens Vater wußte von dem ganzen Vorgange kein Wort. Er glaubte, ſie ſey noch in Bienenfeld; aber von dort hatte ſie Roſalie, die eine Freundin der Frau von Schönau war, ſchon ſeit vierzehn Tagen abgeholt und mit ſich nach Rothſtein genommen, um ſie, zu ihrem eigenen Glücke, als Werkzeug der dem Herrn von Hopfenberg zugedachten Züchtigung zu brauchen; denn züchtigen, wiewohl ſanft, wollte man ihn dafür, daß er bloß in der Abſicht, ſeinen Papieradel zu veredeln, auf Freiers Füßen nach Rothſtein gekommen war und drei verſchiedene Rollen ſchlecht geſpielt hatte.

Hannchen kämpfte lange gegen den Antrag, ſich ihm verſchleiert antrauen zu laſſen. Da man ihr aber die Sache von der beſten Seite vorſtellte, ſie ſich überdieß vom Junker Tobias geliebt wußte, und groſe Luſt hatte, eine Edelfrau zu werden: ſo gab ſie dem einſtimmigen Rath und Willen des Fräuleins von Minden und der Frau von Schönau nach, und verließ ſich beſonders auf den Oberſten, der ſich für den glücklichen Ausgang des Unternehmens verbürgte. Sie wollte nun ihrem Vater den geheimen Plan entdecken und, ſich ſeine Genehmigung erbitten; aber man erlaubte ihr nicht, ihm davon Nachricht zu geben, weil man beſorgte, daß des guten Mannes Aengſtlichkeit und Demuth alles verderben würde.

Des Junkers Leibjäger hatte ihm ſeines Herrn bevorſtehende Vermählung mit dem Fräulein von Minden im Vertrauen eröffnet. Er, ein allezeit fertiger Poet, arbeitete ſogleich ein Hochzeitgedicht aus, ließ es in der Stadt drucken, und erwartete eben mit Ungeduld die Rückkunft des zur Abholung dahin geſandten Boten, als ein Wagen von Rothſtein ankam, deſſen er ſich, vom Oberſten zur Hochzeit eingeladen, bedienen ſollte. Er fiel wie aus den Wolken, und beſchuldigte den Kutſcher, er müſſe nicht recht gehört haben; dieſer aber, ſeiner Sache gewiß, ließ ſich nicht abweiſen. Während des Streites darüber kam der Eilbote mit dem Gedichte gelaufen. Meiſter Benedict, der ſchon zur vorhabenden Fußwanderung nach Rothſtein feſtlich gekleidet war, ſetzte ſich nun, weil es durchaus nicht anders ſeyn ſollte, in den Wagen. Die Fahrt ging ſehr raſch, und er fand in dem fliegenden Kaſten nicht ſo viel Ruhe, daß er das poetiſche Päckchen öffnen konnte.

Erſt in Rothſtein, vor der Thüre des Geſellſchaftszimmers, riß er mit möglichſter Geſchwindigkeit die Hülle des Gedichtes ab, legt' es unbeſehen auf einen Teller, und trat mit zahlloſen Bücklingen vor die hohen Herrſchaften. Indem er aber dem Könige des Feſtes die Muſengabe überreichen wollte, warf er noch einen Blick darauf, rief mit Entſetzen: „Ach Gott!“ und taumelte, wie von einer Ohnmacht angefallen, zurück. Man kam ihm zu Hülfe und fragte, was ihm begegnet ſey. „Ich bin des Todes!“ rief er aus. „Ein gräßlicher Druckfehler bringt mich ums Leben!“

Der Oberſte beſah das Titelblatt und rief lachelnd: „Da ſteht gedruckt: Bei der hohen Verlähmung Sr. Hochwohlgeboren u. ſ. w. Aber“ — er ſagte das dem Herrn von Hopſenberg ins Ohr — „der Fehler iſt allerliebſt, weil Ihnen wirklich bange war, daß aus der Vermählung eine Verlähmung entſtehen würde.“ — Er wandte ſich dann wieder zum Schulmeiſter: „Beruhigen Sie ſich, ehrlicher Alter! Der kleine Mißgriff des Setzers hat nichts zu bedeuten. Es wäre ſogar ein Hauptſpaß geworden, wenn Ihre Feder das Wort Verbindung gewählt, und man dafür Verblindung gedruckt hätte: denn ſehen Sie, lieber Benedict, das hier iſt des Herrn von Hopſenberg junge Gemahlin, die er ſich in der Meinung, daß es meine Tochter ſey, antrauen ließ.“ — Er entſchleierte jetzt die Frau von Hopſenberg; Benedict erblickte das Geſicht ſeiner Tochter, fuhr zuſammen, als ſäh' er einen Geiſt, und ſtarrte ſie dann ohne Laut und Bewegung an. „Ja, Vater,“ ſagte Tobias, „es iſt Euer Hannchen und meine liebe Frau! — Kommt mit uns in ein anderes Zimmer, wir wollen Euch alles erklären.“

Der Alte trat mit ſeinen Kindern ab, kam nach einer

Viertelſtunde wohlgemuth zurück und nahm Theil an einem fröhlichen Mahle.

Bald nach der Hochzeit ſtürmte Hebebaum in Hopfenberg ein und donnerte wie ein Gewitter. Tobias, den der Oberſte gegen ihn aufgeregt und mit Muth gewaffnet hatte, verbat ſich ſeine Verweiſe. Dennoch fuhr der Polterer damit fort, und erlaubte ſich ſogar, die Frau von Hopfenberg, die während des Wortwechſels ins Zimmer trat, mit groben Beleidigungen anzufallen. Darüber ward Tobias, der ſein Weibchen über alles liebte, plötzlich ſo wild, daß er ihm mit entſchloſſenen Worten ſein Gerichtsamt aufkündigte, und das von Rechtswegen.

VI.

Der Landſturm in Taubenfeld.

„Hurrah! der Feind kommt!“ ſchrie ein Bauer, der mit fliegenden Haaren, ohne Hut, auf einem ungeſattelten Pferde durch die Stadt ſprengte. Der Befehlshaber des Landſturms, der Bürgermeiſter Gundram, ſchauderte zuſammen. „Sattelt geſchwind!“ rief er in den Stall, und wußte vor Angſt nicht, wo er Leute genug hernehmen ſollte, ſeinen Adjutanten zu rufen, die Piſtolen zu laden, den Küſter zum Sturmläuten aufzufodern und hundert andere dringende Befehle auszurichten. Indeſſen ſtürzte ſchon aus allen Häuſern die Bürgerſchaft mit langen Piken hervor und verſammelte ſich auf dem Markte. Auch der Adjutant, der feurige Tanzmeiſter Häslein, kam in geſtrecktem Galopp. Er ſaß ſtraff und feſt, wie ein ſchulgerechter Reiter, zu Pferde; die metallene Säbelſcheide klirrte hell am Sporn, und ein fürchterlicher Schnurrbart drückte dem jugendlichen Geſichte den Stempel der Männlichkeit auf. So flog er den Marktplatz auf und ab, ordnete Reihen und Glieder und ermahnte zur Tapferkeit.

Er verdankte die Adjutantenſtelle zwar eigentlich ſeiner Schecke, die er ſich wegen einiger auswärtigen Tanzſchüler hielt: doch verehrte ihn auch ganz Taubenfeld als den heldenmüthigſten Mann und wärmſten Vaterlandsfreund. Er trug die Nationalkokarde ſogar auf der weißen Nachtmütze, mit welcher er des Morgens eine Pfeife Tabak zum Fenſter hinaus rauchte; und bei jedem Glaſe Wein, das er mit Freunden trank, donnerte ihnen ſeine mächtige Beredtſamkeit ins Herz, daß man Gut und Blut dem Vaterlande weihen und deſſen Feinde vom Erdboden vertilgen müſſe. Er trat faſt, wenn er über dieſen Gegenſtand ſprach, aus den Schranken der Menſchlichkeit, indem er mit ſchrecklichen Eidſchwüren betheuerte, daß er jeden feindlichen Krieger, der ihm vor die Klinge kommen würde, ohne Gnade und Barmherzigkeit niedermetzeln wolle. „O, nicht ſo grauſam, lieber Häslein!“ ſagte dann immer Dorchen, Gundrams ſchöne Tochter, die ihn übrigens wegen ſeines heiligen Eifers für Freiheit und Vaterland innigſt liebte. Sie ſelbſt nahm an dem Schickſale des bedrängten deutſchen Volkes den lebhafteſten Antheil. Darin ſtimmte ſie ganz mit dem geiſtvollen Tanzmeiſter zuſammen, und er gewann ihr Herz, das ſie ſeinetwegen einem frühern Verehrer entzog.

Dieß war der Kaufmann Burkhard, ein junger, liebenswürdiger Mann. Er ſprach aber nie von Thaten, die er beim Landſturm thun wollte, und darum hielt ihn Dorchen für feige. Häslein machte ihn ſogar als einen lauen Patrioten und geheimen Anhänger des Feindes verdächtig, weil er ſich niemals in blutdürſtige Kriegsgeſpräche miſchte und bisweilen laut und öffentlich behauptete, der Menſch müſſe immer Menſch bleiben, und auch mit Feinden menſchlich verfahren.

Häsleins flammender Muth hatte ſelbſt die vornehmſten Frauen und Mädchen der Stadt entzündet. Sie waren insgeſammt zum Kampfe für's Vaterland entſchloſſen. Die Seele dieſes kleinen Amazonenheeres war die verwittwete Fähnrichin Polterazky, eine Frau von beinahe rieſenhafter Geſtalt, männlichem Antlitz und donnernder Stimme. Sie hatte ſich ſchon in einem frühern Kriege hervorgethan. Sie zog damals mit ihrem Gatten, dem bei ſeinem Regimente ſehr geachteten Feldwebel Polterazky, als Marketenderin zu Felde, und nahm einsmals einen feindlichen Offizier, der ſich bei Nacht und in der Trunkenheit von ſeiner Fahne verirrt hatte, mit eigenen Händen gefangen. Dafür empfing ſie eine goldene Ehrenmünze, die ſie nachher immer am Halſe trug. Auch der Herr Feldwebel hatte von der Tapferkeit ſeiner Ehegenoſſin den Vortheil, daß er nach geendigtem Kriege den Abſchied als Fähnrich und die Stelle eines Acciseinnehmers in Taubenfeld erhielt. Seine rüſtige Gemahlin verbat ſich aber bei allen Leuten, mit welchen ſie umging, den bürgerlichen Titel: ſie ließ ſich nicht anders als Frau Fähnrichin nennen.

Als der Landſturm in Taubenfeld errichtet ward, wollte ſie Mannskleidung anlegen und als Offizier angeſtellt ſeyn. „Ihr Entſchluß entzückt mich, Frau Fähnrichin!“ ſagte Häslein. „Sie könnten ſich aber auch ohne Verläugnung Ihres Geſchlechts neue Lorbeern erwerben. Die Frauen der Vorzeit beſchützten oft dadurch die Städte, daß ſie von den Mauern und aus den Fenſtern herab ſiedendes Waſſer auf die Köpfe der andringenden Feinde goſſen. Wir wollen, um dieſe Art von Vertheidigung noch zu verſtärken, unſere beiden Stadtſpritzen am Thore auffahren und daraus glühende Ströme dem Feind ins Geſicht pumpen. Dieſe naſſe Batterie wird unſtreitig große Wirkung thun, wenn Sie, Frau Fähnrichin, das Commando derſelben übernehmen.“

Sie entſchloß ſich dazu, und warb zur Bedienung des ſeltſamen Geſchützes viele Frauen und Mädchen, mit welchen ſie einige Monate lang fleißige Uebungen anſtellte. Alle andere, die nicht bei der Artillerie dienen wollten, mußten ſich anheiſchig machen, beim erſten Ruf der Sturmglocke ſogleich Keſſel und andere große Kochgefäße ans Thor zu bringen, dort Feuer anzuzünden und das benöthigte Waſſer dabei zu ſieden. Herr Häslein verbeſſerte nachher noch ſeine Erfindung durch den Vorſchlag, die Spritzen mit dünnem Mehlbrei zu laden, weil es, wie er ſagte, durch die Erfahrung entſchieden ſey, daß ein ſolches Mehlmuß nicht ſo ſchnell als einfaches Waſſer erkalte.

Und ſo, wie er das alles entworfen und vorbereitet hatte, ward es jetzt, da der Feind im Anzuge war, mit möglichſter Behendigkeit ausgeführt. Raſche Weiber ſpannten ſich vor die Spritzen und zogen ſie ans Thor; andere ſchürten Feuer an und trugen Töpfe, Keſſel und Waſſer herbei. Die gewaltige Stimme der Dame Polteratzky, die am Thore commandirte, durchſchallte die ganze Stadt. Der Adjutant kam gejagt. „Alles gut! alles ſchön!“ rief er. „Nur die Spritzen noch ſo gerichtet, daß ſie das Thor mit einem Kreuzfeuer beſtreichen! Dann will ich wohl ſehn, wer ungebrüht herein kommen ſoll!“ —

Der Herr Oberſte — ſo nannte ihn die ganze Stadt — beſtieg indeß ſein hohes Schlachtroß mit Aechzen und Krächzen. Er war ein ſehr dicker Mann, und das wunderte niemand, der es wußte, daß er ein ungemein nahrhaftes Bier braute und einen guten Theil davon ſelbſt verzehrte. Sein Brauweſen machte ihn auch beritten, indem das tüchtige Pferd, das ihn jetzt auf den Kampfplatz tragen ſollte, zu andern Zeiten den Bierwagen zog.

Als der Adjutant vom Thore zurück kam, ward Kriegsrath gehalten und beſchloſſen, auf der Landſtraße bis an einen gewiſſen, von beiden Seiten mit Waldung umgebenen Ort vorzurücken. Dort ſollten ſich die Flügel des kleinen Heeres rechts und links an den Wald lehnen und ſo völlig die Straße ſperren. Dieſen Kriegsrath hielt der Oberſte Gundram vor ſeiner Hausthüre mit allen ſeinen Offizieren, unter welchen ſich auch Burkhard befand. Dorchen ſah horchend aus dem Fenſter. Der Adjutant warf ihr Abſchiedsküſſe zu. Sie erwiederte dieſe Zärtlichkeit und trocknete ſich die naſſen Augen. Burkhard ſenkte beſcheiden ſeinen Degen vor ihr. Sie dankte kalt.

Der Landſturm rückte nun aus. Da faßte ſie plötzlich den Entſchluß, eine Augenzeugin der Thaten ihres Geliebten zu ſeyn. Sie wollte ihm, wie Klopſtocks Thusnelda ihrem Arminius, zurufen:

„Ha! dort kommt er mit Schweiß, mit Feindesblute,
Mit dem Staube der Schlacht bedeckt! So ſchön war
Häslein niemals; ſo hat's ihm
Niemals vom Auge geflammt!“

Ihr Vorhaben ließ ſich ohne Schwierigkeit ausführen, da ſie durch die Hinterthür des väterlichen Hauſes unbemerkt ins Feld ſchlüpfen, und auf Fußſteigen näher als auf der Heerſtraße zum erwählten Schlachtfelde kommen konnte. Raſch und muthig eilte ſie fort. In zehn Minuten war ſie auf dem Schauplatze. Da ſie aber auf Seitenwegen dahin flog, ſo entging ihr das Vergnügen, die erſte Heldenthat des Landſturms zu ſehen, die wir, ungeachtet ſie dem bekannten Ritterkampfe mit Windmühlen ähnlich war, nicht mit Stillſchweigen übergehen wollen.

Das Sturmheer hatte nur erſt tauſend Schritte weit die Stadt im Rücken, als ein ſcharfſichtiger Pikenier aufſchrie: „Potz Wetter! dort treibt ein Schnapphahn all' unſere lieben Kühe davon!“ — Der Adjutant blickte durch ſein Fernrohr und ſah in der That einen Kerl, der des Feindes verhaßte Uniform trug und die ſämmtlichen Stadtkühe vor ſich her geißelte. Häslein hätte ihn mit ſeinem flüchtigen Roſſe bald einholen und niederſtoßen können: er verſchmähte jedoch den gar zu leichten Sieg und beorderte eine Abtheilung des Landſturms zum Angriff. Mit entſetzlichem Hurrahgeſchrei ſtürzten ſogleich zwanzig bis dreißig grimmige Löwen auf den Feind und warfen ihn zu Boden. „Herr Gott! was wollt Ihr?“ rief der Beſiegte. „Ich bin ja der alte Michel, der ehrliche Stadthirt!“ — Und er war es wirklich. Er hatte vor einiger Zeit eine fremde Montur von einem Trödler gekauft, hatte ſie gerade dieſen Tag zum erſten Mal angezogen, und war damit noch niemanden in der Stadt zu Geſichte gekommen: denn er wohnte vor dem Thore, und die Bürgerkühe waren ſo verſtändig, daß ſie jeden Morgen, wenn ihre Ställe geöffnet wurden, ohne Führer und Treiber den Weg nach ihrem Weideplatz antraten.

Als der Adjutant den vermeynten Plünderer überwältigt ſah, ritt er eiligſt dahin. Man erzählte ihm den lächerlichen Mißgriff; er aber fand die Sache höchſt bedenklich und beſchuldigte den Hirten, er ſtehe mit dem Feinde im Verſtändniß und habe ihm die Heerde überliefern wollen. Der alte Michel vertheidigte ſich auf's beſte, mußte jedoch auf der Stelle die Uniform ausziehen, und der Adjutant hieb ſie mit ſeinem tapfern Säbel in tauſend Stücke.

Das Heer zog dann weiter und ſtellte ſich auf der mit Gebüſch umgebenen Wahlſtatt. Die furchtbare Schlachtordnung war kaum vollendet, als ein vorausgeſandter Kundſchafter meldete: es ſey im Walde rechter Hand nicht richtig; es hätten ſich ausländiſche Sprachtöne und Waffengeklirr deutlich darin vernehmen laſſen.

Der Oberſte wandte ſich zu dem Adjutanten und ſagte: „Lieber Häslein, ich will Ihnen vor allen andern die Ehre gönnen, eine Probe Ihres Muthes abzulegen. Durchſtreifen Sie den Wald und nehmen Sie ſo viel Mannſchaft mit, als Sie nöthig zu haben glauben.“

„Ich möchte mich gleich vor den Kopf ſchießen!“ rief Häslein. „Ich bin außer mir, daß ich Ihrem Vertrauen nicht entſprechen kann! Man kommt in Waldungen zu Pferde nicht fort, und leider hab' ich mir geſtern den rechten Fuß verſtaucht, daß ich durchaus nicht zu gehen im Stande bin.“

„Das iſt doch Schade!“ ſagte Gundram, und überblickte ſeine Schaar, um einen andern tüchtigen Offizier auszuwählen. Da trat Burkhard ungerufen heraus und bat, ihm den Streifzug anzuvertrauen. Häslein winkte dem Oberſten mit den Augen, um ihn daran zu erinnern, daß Burkhard ein Menſch von zweideutiger Tapferkeit und Vaterlandsliebe ſey. Aber Gundram verſtand die Warnung nicht oder wollte ſie nicht verſtehen: er bewilligte Burkhards Geſuch und rief: „Freiwillige vor!“ Muthig ſprangen zehn oder zwölf Mann aus den Gliedern; doch eben ſo viel mußten beinahe mit den Haaren herausgezogen werden. „Freunde,“ ſagte der Oberſte, „es iſt unnöthig, euch zur Tapferkeit anzufeuern. Ihr ſeyd Bürger von Taubenfeld, deren Vorfahren ſich oft im dreißigjährigen Kriege mit Freibeutern wacker herumſchlugen. Erneuert unſern alten Ruhm! Mehr ſag' ich nicht. Der Tapfere iſt von ſelbſt tapfer; wäret ihr aber feige Memmen, ſo möcht' ich euch noch ſo viel vorſchwatzen, es wäre doch Hopfen und Malz an euch verloren. — Zieht mit Gott!“

Nach dieſer Anrede (in welcher es der Feldherr nicht laſſen konnte, dem Bierbrauer einen Ausdruck abzuborgen) führte Burkhard ſein Häuflein friſch in den Wald. Bald darauf geſchah drin ein Schuß. „Sackerlot! es wird Ernſt!“ rief der Oberſte. Sein Adjutant ſchlotterte mit Zähnklappen im Sattel. „Freund, was fehlt Ihnen?“ fragte Gundram. „Es iſt dieſen Morgen verwünſcht kalt!“ ſtotterte Häslein.

Jetzt krachten wieder zwei Schüſſe rechts im Walde. Blitzſchnell ſprengte der Adjutant links in den Buſch. „Was wollen Sie dort? Rechter Hand ſteht der Feind!“ ſchrie Gundram mit der ganzen Macht ſeiner Stimme. Aber Häslein hörte nicht: er verſchwand im Gebüſche.

Unweit von dem Platze, wo ſein Pferd das Dickicht durchbrach, lauſchte Dorchen. Er bemerkte ſie nicht; ſie aber traute kaum ihren Augen, als ihr Held mit einem todtenfarbigen und verſtörten Geſichte ſo plötzlich hier ankam. Neugierig, was er beginnen würde, regte ſie ſich nicht. Er ſpornte ſein Roß, es ſollte tiefer ins Gehölz eindringen: da es aber von Geſträuchen aufgehalten wurde, ſprang er herunter, zog ſein Schwert, durchſägte haſtig damit den Zügel, ließ das Pferd ſtehen und kämpfte zu Fuß mit dem widerſtrebenden Gebüſche. Da faßte ihn ein Dornſtrauch heimtückiſch von hinten und hielt ihn feſt. Er, in der Meynung, es habe ihn ein Feind ergriffen, that ohne Umſehen einen ängſtlichen Schrei, fiel auf die Knie und flehte mit erhobenen Händen um ſein Leben. Als er keine Antwort erhielt, wagte er nach einigen Minuten einen furchtſamen Blick über die Achſel. Er ſah niemand hinter ſich, ſprang fröhlich auf, entdeckte die Stachelbände, die ihn erhaſcht hatten, und hieb mit dem Schwerte ſo wüthend auf ſie ein, daß ſie los laſſen mußten.

Er arbeitete ſich nun weiter fort. So kam er endlich auf einen freien Platz, wo ein hoher, von Moos, Laub und Tangeln aufgeſchichteter Thurm ſtand, den man im gemeinen Leben einen Streuhaufen nennt. Geſchwind entſchloſſen, ſich in dieſe Feſtung zu werfen, ſtieg er mit Stiefeln und Sporen hinein, und übergoß ſich ſo lange mit Moos und Blättern, bis er völlig damit bedeckt war.

Mit Erſtaunen ſah Dorchen das alles, und empfand gegen den elenden Wicht eine ſo herzliche, alle Liebe tödtende Verachtung, daß ſie ſich der freundlichen Zuneigung, die er ihr durch ſeine Prahlereien abgeliſtet hatte, vor ſich ſelbſt ſchämte. Ihr Unmuth gab ihr in den Sinn, ſich an dem Groſſprecher auf der Stelle zu rächen und ihn ſpottend zu entlarven, damit es ihm nie wieder einfallen könnte, ſich das Anſehen eines Helden zu geben. Sie trat vor den Streuthurm, und mit verſtellter Stimme, der ſie einen tiefen, männlichen Ton aufzwang, rief ſie laut: „Herr Adjutant!“ — Er rührte ſich nicht. — „Herr Adjutant Häslein!“ rief ſie ſtärker und mehrmals; doch immer blieb er mäuschenſtill. Ungeduldig zerſtörte ſie nun den Streuhaufen, bis der Kopf des Mundhelden zum Vorſchein kam. Er ſtarrte ſie einen Augenblick mit Entſetzen an, hatte jedoch Geiſtesgegenwart genug, ſeiner ſchimpflichen Flucht ein ehrbares Mäntelchen umhängen zu wollen. „Himmel, Sie ſinds?“ — rief er. „Ihr Scherz verdirbt mir einen herrlichen Plan. Ich legte mich hier in den Hinterhalt, um wie ein Donnerwetter hervorzubrechen, wenn's die Feinde verſucht hätten, auf dieſer Seite durch den Wald zu ſchleichen und unſern linken Flügel zu umgehen.“

„Still, ſtill, Herr Eiſenfreſſer!“ ſagte Dorchen. „Ich müßte, wenn ich Ihnen glauben ſollte, Ihre Flucht nicht geſehen haben.“

„Was reden Sie von Flucht?“ ſprach er aufgebracht. „Mein Pferd ward ſcheu, ging durch, der Zügel riß“ —

„Nachdem Sie ihn zerſäbelt hatten!“ fiel ſie ein.

Er ſchrack zuſammen und erblaßte. Doch augenblicklich gewann er wieder Faſſung und ſagte mit einem wehmüthigen Tone: „Sie gehen hart mit mir um! Und ich ſchonte doch meines Lebens einzig und allein — für Sie!“

„Sehr unnöthig!“ verſetzte Dorchen. „Ich liebe keinen feigen Mann; wir ſind ewig geſchieden.“

„Wollen Sie, daß ich mich vor Ihren Augen tödten ſoll?“ fuhr er auf und riß den Säbel aus der Scheide.

„O, wenn Sie dazu Herz hätten,“ ſagte ſie lächelnd, „ſo wären Sie nicht geflohen!“ —

Der Schluß dieſes Auftrittes war, daß ſie ihm Verſchwiegenheit verſprach und es ihm anheimſtellte, ſeine Ehre zu retten. „Ja, ich will ſie retten!“ rief er entſchloſſen. „Ich flieg' in die Stadt, lege meinem Pferde einen andern Zaum an, komme zurück und ſieg' oder ſterbe!“ —

Ganz mit Moos und anderm Unrath überzogen, ſtieg er wie ein wilder Waldmenſch aus ſeinem Neſte. Er nahm ſich keine Zeit, ſich zu ſäubern; er knüpfte ſchnell den zerſchnittenen Zügel zuſammen, warf ſich auf ſeine Schecke und ritt über Hals und Kopf davon, weil eben jetzt auf der andern Seite des Waldes das Gewehrfeuer wieder anfing.

Während der Zeit waren die Amazonen in der Stadt auf ihrer Huth. Die Frau Fähnrichin ſtellte außerhalb des Thores, bei welchem das ſchwere Geſchütz aufgepflanzt war, eine Schildwache aus, die nach allen Seiten hin aufpaſſen und jede feindliche Erſcheinung melden ſollte. Eine höchſt nöthige Vorſicht, weil ſich jemand längs der Stadtmauer heranſchleichen konnte, ohne daß man es innerhalb des Thores, wo das Geſchütz ſtand, bemerkte. Die Befehlshaberin Polterazky vertraute den Vorpoſten einem alten Mütterchen an, das durchaus mitkämpfen wollte, und doch wegen ſeiner Kraftloſigkeit zum thätigen Kriegsdienſte nicht brauchbar war. Aber ſchreien, tüchtig ſchreien konnte die Alte, und eine gute Brille hatte ſie auch; ſie war alſo dem Anſehen nach zum Schildern vollkommen geſchickt.

Indem ſie nun, mit einer Ofengabel im Arme, auf ihrem Poſten ſtand, und wie eine Wetterfahne, die von zwei einander entgegenblaſenden Winden getummelt wird, den Kopf rechts und links drehte, kam in der Ferne der Adjutant mit verhängtem Zügel geritten. Er war durch ſeinen Aufenthalt im Streuſchober ſo entſtellt, und die hochbetagte Schildwache, die ſich mit Tanzmeiſtern und der ganzen Tanzkunſt nicht abgab, kannte ihn überhaupt ſo wenig, daß ſie ihn für einen feindlichen Wagehals hielt, der die von Männern entblößte Stadt überrumpeln wolle. Sie ließ ſich und ihrer Brille nicht Zeit, die Sache genauer zu unterſuchen; ſie ſtürzte mit Zetergeſchrei und mit Verluſt ihrer beiden Pantoffeln ins Thor hinein. Eiligſt ward das Geſchütz mit ſiedendem Mehlbrei geladen. Die Zuſchauer flohen vor Angſt. Der Adjutant kam in ſauſendem Galopp die Stadtmauer entlang, bog ſchnell ins Thor ein, die Fähnrichin kommandirte: „Feuer!" — und in einem Nu ſchoß ihm die heiße Ladung beider Spritzen auf den Leib. Er fiel, wie von einer Kanonenkugel getroffen, ſtöhnend vom Pferde.

Staunend ſahen die Artilleriſten, wen ſie zu Boden geſtreckt hatten. Sie umringten ihn; ſie fragten, was er in der Stadt wolle. Seine Antwort waren Flüche. Er verwünſchte das ganze Taubenfelder Artillerieweſen. „Herr, Sie verfluchen Ihr eigenes Kind!“ ſagte die Fähnrichin. „Sie ſelbſt erfanden dieſes Geſchütz, Sie ſelbſt ordneten das Kreuzfeuer an! Wer kann dafür, daß Sie auch ſelbſt hinein ritten? — Wir wollen über die Alte, die hier Schildwache ſtand und Sie für einen Feind anſah, Kriegsrecht halten. Weiter läßt ſich bei der Sache nichts thun.“

Er lärmte noch viel; doch im Herzen war er froh, daß ihm die erlittene Niederlage einen guten Vorwand lieh, die Rückkehr zum Schlachtfelde, womit es ihm überhaupt kein Ernſt geweſen war, zu unterlaſſen. Mit Mehlflecken getiegert und von den Weibern verlacht, ging er nach Hauſe und zu Bette. Sein Pferd, das die Streiche ſeines Herrn unſchuldig mit ausbaden mußte, hatte gleich nach Abfeuerung der brühenden Batterie die Flucht ergriffen.

Unterdeſſen wurde das Waldgefecht immer heftiger; es mußte Hülfsmannſchaft nachgeſchickt werden. Doch ehe ſie den Tummelplatz erreichte, hatte ſchon Burkhard einen vollſtändigen Sieg erfochten, und kehrte, zweimal verwundet, mit zwölf Gefangenen zurück. Von Blutverluſt erſchöpft, ſank er um, indem er dem Oberſten Bericht abſtatten wollte. Dorchen, die das ſah, eilte mit wieder erwachter Liebe ihm zu Hülfe und verband ſeine Wunden. Er drückte ihr gerührt die Hand; ſprechen konnte er nicht. Guntram ließ ſchleunig ſeine Kutſche holen, und ſie ward Burkhards Triumphwagen, in welchem er an Dorchens Seite ſeinen Einzug in die Stadt hielt.

Die Wunden waren nicht gefährlich und der Balſam der Liebe heilte ſie bald. Kurz darauf endigte ſich der Krieg, und mit dem Friedensfeſte zugleich feierten Burkhard und Dorchen ihre Verbindung. Bei der Einſegnung ſagte der Pfarrer unter andern zu dem Bräutigam folgende Worte: „Sie ſind ein lebendiger Beweis, daß der beſcheidenſte und ruhigſte Mann ſtets der tapferſte iſt, und daß man ein ſehr guter Patriot ſeyn kann, wenn man auch nicht immer und überall wie ein Tieger nach dem Blute des Feindes ſchnaubt.“

Das Hochzeitfeſt beſchloſſen fröhliche Tänze, bei welchen freilich mancher Fehler und Wirrwarr vorfiel, weil ſich der gewöhnliche Lenker und Leiter ſolcher Luſtbarkeiten, der Herr Tanzmeiſter Häslein, ſchon geraume Zeit vorher aus Taubenfeld fortgemacht hatte.

VII.

Liebhaber,

wie ſie ſind und wie ſie ſeyn ſollten.

Ein Luſtſpiel in fünf Akten.

Perſonen:

Luiſe Buchau.
Hauptmann **Hohwald**,
Kaufmann **Spargut**,
Warnik, deſſen Vetter. } Luiſens Liebhaber.
Sproſſer,
v. **Zimpel**,
Zimpel, deſſen Bruder.
Suschen, Luiſens Kammermädchen.
Röschen, Aufwärterin im Gaſthof.
Chriſtian, Luiſens Bedienter.
Thoms, ein Bote.
Anne, ſeine Frau.
Schnapp, ein Lohnbedienter.
Ein Stockmeiſter mit Wache.

Erſter Akt.

(Die Scene das Gaſtzimmer eines Wirthshauſes).

Erſter Auftritt.

Röschen (mahlt Kaffee). **Warnick** (tritt eben herein).

Warnick. Gut, Röſel, daß ich dich allein treffe!

Röschen. Nun, wozu iſt das gut?

Warnick. Erſtens, dich zu küſſen — (küßt ſie)

Röschen. Pfui doch!

Warnick. Zweitens, dich auf einen Beſuch meines ehrſamen Onkels vorzubereiten.

Röschen. Soll ich mich etwa ſeinetwegen anputzen?

Warnick. Nicht doch; du ſollſt nur machen, daß er mich nicht ausputzt.

Röschen. Warum haben Sie denn das zu befürchten?

Warnick. Wenn er bemerkt, daß ich ſchon hier im Hauſe bekannt bin.

Röschen. Viel Ehre für unſer Haus, daß Sie ſich ſeiner Bekanntſchaft ſchämen.

Warnick. Mädel, verdreh' mir nicht die Worte! Du weißt, wie geizig mein Onkel iſt.

Röschen. Nun?

Warnick. Täglich prägt er mir ein: Wende jeden Pfennig zehnmal um, eh' du ihn ausgibſt.

Röschen. Solche Sparſamkeitsprediger ſind das Unglück der Wirthshäuſer.

Warnick. Bei mir ſpricht er zwar in den Wind; weil ich aber von ihm zu erben hoffe —

Röschen. Aha!

Warnick. Muß ich thun, als ob ich den Honig der Weisheit, der von ſeinen Lippen träuft, gierig einſchluckte.

Röschen. Sie wären mir ein lieber Vetter.

Warnick. Und du mir ein liebes Mühmchen. Doch Scherz bei Seite! Mein Onkel darf durchaus nicht wiſſen, daß ich manches Thälerchen hier verſpiel' und verpunſche.

Röschen. Ich werd's ihm gewiß nicht ſagen.

Warnick. Nicht einmal deine Augen dürfen verrathen, daß ſie mich jemals geſehen haben.

Röschen. Laſſen Sie das Ihre kleinſte Sorge ſeyn. Wir Mädchen haben nichts ſo ſehr in unſerer Gewalt, als die Augen. Ich will Sie begucken, wie ein Thier aus der neuen Welt.

Warnick. Du biſt ein pfiffiges Ding, das weiß ich ſchon.

Röschen. Was will aber eigentlich der Herr Onkel hier?

Warnick. Er iſt nebenan auf der Acciſe im Verhör, weil er ſich bei einem verbotenen Waareneinſchleif hat fangen laſſen.

Röschen. Das gönn' ich ihm.

Warnick. Ich mußt' ihn begleiten, und dann befahl er mir, ſeine Rückkunſt hier zu erwarten.

Röschen. Machten Sie denn keine Einwendungen?

Warnik. Das kannſt du denken. Ich ſchimpfte gewaltig auf Wirthshäuſer, nannte ſie die Heimath böſer Sitten —

Röschen. Und dennoch ſchickt' er Sie her?

Warnick. Ja, damit ich nicht in der Kälte ſtehen ſollte. Um ihm nicht durch übertriebene Weigerung Verdacht zu geben, ging ich endlich, und nun reut's mich auch nicht —

Röschen. Wie ſo?

Warnick. Weil ich ſo was erhaſchte. (Küßt ſie.)

Röschen. Ih! der Onkel ſieht's.

Warnick. Närrchen! Den haben die Acciſegeiſter noch in der Klopſe. — Für wen mahlſt du Kaffee? Habt ihr Gäſte?

Röschen. Kurz, ehe Sie kamen, ſtieg ein gewiſſer Hauptmann Hohwald hier ab.

Warnick. Hohwald? Wo ich nicht irre, kennt ihn mein Onkel.

Röschen. Ein junger, hübſcher Mann.

Warnick. Daß ihr Mädchen doch gleich darnach ſehen müßt! — Nun geh', mache deinen Kaffee! Wenn dich mein Alter bei mir träfe —

Röschen. So dächt' er wohl gar, ich verführte das unſchuldige, fromme Kind.

(Geht lachend ab.)

Zweiter Auftritt.

Warnik.

Nun muß ich mich wieder in meine Sittſamkeit werfen und den Gellert hervorſuchen. (Setzt ſich, nimmt ein Buch aus der Taſche und lieſt.) Ja, hier ſollen nun geiſtliche Lieder ſtehn, aber ich ſeh' und leſe nichts, als — Luiſe, Luiſe. — O Mädchen, Mädchen, wenn du nur nicht ſo entſetzlich ſpröde wärſt und alle meine Briefe uneröffnet zurückſchickteſt! — Schon ein Vierteljahr geh' ich dir nach, ohne noch ein Wort mit dir geſprochen zu haben — Haſt du denn — Wetter! mein Onkel. (Er lieſt.)

Dritter Auftritt.

Spargut. Warnick.

Spargut (im Hereintreten). Schon wieder ſo fleißig? Das iſt wahr, Vetterchen, an dir erlebt man ſeine Freude. Was haſt du denn da für ein ſchönes Buch?

Warnick. Gellert's geiſtliche Lieder.

Spargut. Recht ſo! bleib' dabei und lies mir keine Romänchen und Komödienbücher, wie andere lockere Geſellen deines Alters, für die du ein wahrer Tugendſpiegel biſt.

Warnick. Was Gutes an mir iſt, verdank' ich Ihrem lehrreichen Beiſpiel. — Iſt Ihr verdrießliches Geſchäft abgethan?

Spargut. Abgethan; aber wie? Mich wundert, daß ich noch Hemd und Rock habe. Es iſt keine Barmherzigkeit unter ſolchen Leuten.

Warnick. Vielleicht wird einſt ein höherer Richter —.

Spargut. Das bedenken dergleichen Weltmenſchen nicht. — Haſt du ſchon etwas genoſſen?

Warnick. Nein; ich dank' auch für alles.

Spargut. Etwas verzehren müſſen wir, denn heimlich fortſchleichen läßt ſich nun einmal nicht. Willſt du Chokolade oder ein Gläschen wider den böſen Nebel?

Warnick. Soll ich ja etwas trinken, ſo bitt' ich um eine Taſſe Thee. Hitzige Getränke erwecken böſe Begierden.

Spargut (ruft hinaus). Thee und ein Glas Liqueur.

Warnick. Kennen der Herr Onkel einen Hauptmann Hohwald?

Spargut. Ja. Ein braver Mann, nur hohl im Beutel. Warum fragſt du?

Warnick. Er iſt vorhin abgetreten.

Spargut. Hm! hm! Was mag denn der hier wollen? — der Windbeutel Sproſſer — du kennſt ihn doch? — ſoll auch geſtern wieder angekommen ſeyn. — (Röschen bringt das Verlangte.) Nun, Karlchen, trinke!

Vierter Auftritt.

Sproſſer. Hauptmann Hohwald. Spargut. Warnick. Röschen.

Sproſſer (noch inwendig, im Tone einer unvermutheten Zuſammenkunft). Was Teufel! Freund Hohwald, Sie hier? — (Sproſſer und Hohwald treten herein.) Der heutige Tag muß für mich höchſt glücklich werden, da mir gleich beim erſten Ausgange ſo ein alter, braver Freund aufſtößt.

Hauptmann. Fürchten Sie das Gegentheil, lieber Herr Sproſſer. Ich bin wahrlich! kein Glücksvogel.

Sproſſer (der Spargut erblickt und ihm die Hand reicht). Sieh' da, wieder ein alter Bekannter.

Hauptmann. Auch der meinige. Wie befinden Sie ſich?

Spargut. Zu Dero ſchuldigſten Dienſten.

Sproſſer. Jh! auch Herr Warnick. Befinden ſich doch wohl?

Warnick (macht ein ſtummes Compliment und lieſt fort).

Sproſſer. Ich kannte Sie allerſeits, auf Ehre! nicht gleich, mußte mich erſt beſinnen. Man ſieht auf Reiſen ſo viel neue Geſichter —

Spargut (ihm halblaut ins Ohr). Daß man wohl gar alte Wechſel darüber vergißt.

Sproſſer (eben ſo). Pſt! Stille! Sie ſollen das Bagatell in einigen Tagen haben. (Laut zu Röschen, die an der Thüre ſteht.) Eine Taſſe Chokolade, Mädchen!

Röschen. Zu Befehl. (Geht ab.)

Sproſſer (zum Hauptmann, der bisher nachdenkend auf und abgegangen). Warum ſo in Gedanken, Freund Kriegsgott?

Hauptmann. Ein abgedankter Offizier hat's Urſach.

Sproſſer. Abgedankt?

Spargut. Der Herr Hauptmann abgedankt? Wie geht das zu?

Hauptmann. Sehr natürlich. Der drohende Krieg wurde, wie bekannt, mit Federn ausgefochten und unſer Regiment überflüſſig.

Sproſſer. Laſſen Sie's gut ſeyn, Sie können nun mit deſto mehr Dienſteifer der Fahne der Liebe folgen. — Was machen die hübſchen Mädchen hier?

Hauptmann. Das wiſſen Sie vermuthlich beſſer als ich, der ich nur jetzt angekommen bin.

Sproſſer. Ich auch, Schatz, ich auch. Erſt geſtern Abend hab' ich meine Reiſen vollendet, und mein erſter Gang in der Stadt war hieher, um zu frühſtücken.

Röschen (bringt Sproſſern Chokolade und geht wieder ab).

Hauptmann. Wie lange waren Sie —

Sproſſer (der indeſſen die Chokolade koſtet). Infamer Trank! In Paris weiß man ſie beſſer zu machen — Was beliebten Sie zu fragen?

Hauptmann. Wie lange Sie auf Reiſen waren?

Sproſſer. Volle ſechs Monate.

Hauptmann. Und ſind geweſen?

Sproſſer. In Frankreich und England.

Hauptmann. Sie müſſen ſich brav dazu gehalten haben, um alle Merkwürdigkeiten zu beſehen, und überhaupt mit Nutzen zu reiſen.

Sproſſer. Hm! was man Merkwürdigkeiten und mit Nutzen reiſen nennt. Freilich blies ich nicht auf Bibliotheken den Staub von Manuſcripten, gab mich nicht mit Hack und Mack ab, um Volkscharakter zu ſtudiren und ſo weiter: ich that blos, was ſich für einen Mann von Welt ſchickt; beſuchte Mädchen und Aſſembleen —

Spargut. Was hat Sie aber, wenn man fragen darf, von Ihrer vorgehabten Reiſe nach Italien abgehalten?

Sproſſer. Amor, der Schelm.

Hauptmann. Alſo ein Mädchen hier in der Stadt war der Magnet, der Sie ſo bald wieder herzog?

Sproſſer. Ja, lieber Hauptmann; aber was für ein Mädchen? O ein ſüßes Geſchöpf, in deſſen Schlafzimmer ich vermuthlich ſchönre Sachen als im Vatikan ſehn werde. — Ich hätte für mein Leben gern einen Abſtecher nach Welſchland gemacht; aber in unzähligen Briefen hat mich meine Luiſe —

Hauptmann (haſtig). Luiſe? Welche Luiſe?

Sproſſer. Luiſe Buchau.

Hauptmann (vor ſich). Tod und Hölle!

Spargut (ebenſo). Verflucht! mein kleiner Abgott!

Warnick (läßt vor Schrecken ſein Buch fallen).

(Zugleich.)

Sproſſer (ſieht Einen nach dem Andern an). Der Name ſcheint Ihnen aufzufallen, meine Herren. Kennen Sie mein Liebchen, Hauptmann?

Hauptmann. Ja — ſo halb und halb. Empfehle mich. (Geht ſchnell ab.)

Sproſſer. Warten Sie doch! Ich will Ihnen ſagen — (Folgt ihm.)

Fünfter Auftritt.

Spargut. Warnick. Hernach **Röschen.**

Warnick. Ein unausſtehlicher Sauſewind.

Spargut. Ein infamer Windbeutel, der mir ſchon lange zweihundert Thaler auf Wechſel ſchuldig iſt, die ich aber noch heute durch Güte oder Recht eintreiben will.

Warnick. Solchen Thoren muß man nun in öffentlichen Häuſern zuhören.

Spargut. Und noch obendrein bezahlen.

Warnick. Es iſt doch nirgends beſſer, als zu Hauſ' in der Einſamkeit.

Spargut. Ja, liebes Karlchen. Aber ſage mir doch — es fällt mir gleich wieder ein — was widerfuhr dir denn vorhin, wie Sproſſer die Mamſell Buchau nannte? Du entfärbteſt dich und dein Buch fiel dir aus der Hand. Wandelte dich etwa eine Uebelkeit an?

Warnick. Nein, beſter Herr Onkel! Ich war in Betrachtungen über einen hinreißend ſchönen Gedanken meines Gellerts ſo vertieft, daß mir das Buch entſank. Mir iſt aber, als wenn der Herr Onkel zur nämlichen Zeit etwas erſchrocken und verblaßt wären?

Spargut. Blos deinetwegen, mein Kind. Ich dachte wirklich, es ſtieße dir etwas zu.

Warnick. Nein, dem Himmel ſey Dank!

Spargut. Das iſt mir lieb. Wir wollen unſere Zeche nun richtig machen — He da! (Röschen kömmt.) Was ſind wir ſchuldig?

Röschen. Vier Groſchen.

Spargut. Nicht zu wenig. Hier!

Röschen. Sprechen Sie uns bald wieder zu!

Spargut. Sind's eben nicht Willens. (Ab mit Warnick, der Röschen hinter Sparguts Rücken Küſſe zuwirft.)

Röschen. Uh! das iſt ein garſtiger Filz! Meinetwegen komm du vor dem Nimmermehrstag nicht wieder. An ſolchen alten Knickern liegt mir ſo nichts. (Ab.)

Sechster Auftritt.

Sproſſer (von der andern Seite zurückkommend).

War's doch, als ob ich unter Sperlinge ſchöße. Der Hauptmann verſchloß ſich in ſein Zimmer: die übrigen Herrſchaften ſind auch fort. — Ha ha ha! ich glaube, daß die ganze werthe Geſellſchaft, wenigſtens der Hauptmann, in Luiſen geſchoſſen iſt. — Armer Held, laß dir nicht beigehn, mein Nebenbuhler zu ſeyn. Kannſt du ſchmeicheln, tanzen, tändeln und auf Schoosbündchen Verſe machen? — Nein. Biſt du in Paris geweſen? — Nein. Kannſt du das Journal der Moden auswendig? — Nein. Nun ſo mangelt dir ja wahrhaftig! alles, was dich bei den Damen empfehlen könnte. — Aber der Henker! was fällt mir jetzt ein? Der Hauptmann kann fechten. — Wie? wenn er mich nun herausfordert? — Höre, Sproſſerchen, überlege dir das recht! Du liebſt Luiſen, das iſt wahr:

Aber den ehrlichen, geſunden Herrn Sproſſer liebſt du noch mehr. Luiſe iſt ein ſchönes Mädchen; doch ein Hieb über die Naſe und ein Schuß in den Leib ſind verdammt häßliche Dinger.

Siebenter Auftritt.

v. Simpel. Sproſſer.

v. Simpel (faſelt herein.) Ergebenſter Diener.

Sproſſer. Serviteur.

v. Simpel. Um Vergebung, iſt ein gewiſſer Simpel aus Walldorf hier angekommen?

Sproſſer. Seit ich da bin, nicht.

v. Simpel. Es iſt mein Bruder, den ich erwarte.

Sproſſer. So?

v. Simpel. Jedoch nur in Anſehung der Geburt, nicht des Standes; denn ich bin, ohne Ruhm zu melden, geadelt.

Sproſſer. Mein Herr von Simpel, Ihre Bekanntſchaft freut mich.

v. Simpel. Dero werther Name?

Sproſſer. Iſt Sproſſer.

v. Simpel. Herr von Sproſſer?

Sproſſer. Bitt' um Verzeihung.

v. Simpel. O es hat nichts zu ſagen!

Sproſſer. Das denk' ich auch.

v. Simpel. Sie haben vermuthlich ein gutes Plätzchen in einem hieſigen Collegio?

Sproſſer. Nein, ich bin ein freier Weltbürger. Madame Fortuna hat mir ſo viel gegeben, daß ich ganz nach eigner Willkühr leben kann.

v. Simpel. Derſelbe Fall bei mir.

Sproſſer. Alle Feſſeln, wären ſie auch noch ſo ſanft und leicht, ſind mir unerträglich. Ich muß frei, wie ein Vogel in der Luft, heute hier, und morgen, wenn mir's gefällt, auf dem Wege nach Japan ſeyn können.

v. Simpel. Ganz meine Geſinnungen. Haben Sie ſchon die Welt geſehen?

Sproſſer. Ein gutes Theilchen davon, Frankreich und England.

v. Simpel. O mein Scharmanter, ſo können Sie mir einige längſt erwünſchte Nachrichten geben.

Sproſſer. Mit Vergnügen.

v. Simpel. Sind die Wege von hier nach Paris und London gut?

Sproſſer. Gut und ſchlecht, wie alles in der Welt. — Sie haben gewiß auch ein Lüſtchen hin?

v. Simpel. Ich kann nicht läugnen.

Sproſſer. Haben wohl auch bereits Anſtalten dazu getroffen?

v. Simpel. Allerdings. Unter andern Reiſegeräthen hab' ich mich mit guten Taſchenpiſtolen und einer Luftmaſchine verſehen.

Sproſſer. Piſtolen ſind auf der Reiſe nicht übel, aber —

v. Simpel. Nicht allein auf der Reiſe, ſondern auch in Geſellſchaften. Geſetzt, ich reiſe nach Italien und bin auf einem Ball' in Rom; ein' ſchöne Donna winkt mir: „Pſt! pſt! junger Herr!“ Sie verläßt den Saal; ich folge; wir kommen auf die Straße; dort überfällt mich ein Nebenbuhler; der Kerl ſchimpft welich; ich geb' ihm eine deutſche Ohrfeige; er zieht den Dolch; ich mein Terzerol, ſpanne knips! knaps! den Hahn, ſchieße puff! den Grobian wie einen tollen Hund vor den Kopf, und ruhe dann in den Armen meiner Göttin.

Sproſſer. Bravo, bravo! (Vor ſich.) Ueber den Pinſel. (Laut.) Wozu wollen Sie aber die Luftmaſchine brauchen?

v. Simpel. In tauſend Fällen. Zum Exempel: Mein Schiff ſcheitert, Mann und Maus ertrinkt, mein Herr von Simpel aber ſetzt ſich ruhig in ſeine Luftgondel und ſegelt ans trockene Land. — Oder ich verliebe mich in eine ſchöne Italienerin; der Herr Papa tobt und ſteckt ſie ins Kloſter; was thut nun mein pfiffiger Herr von Simpel? Huſch! entführt er ſie auf ſeinem Luftwagen daraus.

Sproſſer. Ha ha ha! das iſt dem alten Iſegrimm recht.

v. Simpel. Ja, was ſoll ich da lange ſackeln?

Sproſſer. Sie reiſen alſo — denn jeder Reiſende hat doch einen gewiſſen Zweck — eigentlich verliebten Abenteuern nach?

v. Simpel. Auch den ſchönen Wiſſenſchaften. — Wo blüht wohl jetzt die Dichtkunſt am meiſten?

Sproſſer (vor ſich). Ob er ſich wohl eine Naſe drehen läßt? (Laut.) In Holland.

v. Simpel. Wirklich?

Sproſſer. Holland hat die größten Dichter, die je gelebt haben und leben werden.

v. Simpel. Was Sie ſagen! — Nun, ich danke für die Nachricht und empfehle mich zugleich. Ich habe vor meiner morgenden Reiſe noch tauſenderlei zu thun; muß bei meinem engliſchen Sprachmeiſter noch eine Lektion abwarten, von meiner Braut Abſchied nehmen —

Sproſſer. Sie haben eine Braut? Darf man fragen —?

v. Simpel. Eine gewiſſe Mamſell Buchau.

Sproſſer. Buchau? Luiſe Buchau? Unmöglich!

v. Simpel. Nicht wahr, Sie wundern ſich, daß ich mich zu einer Mißheirath herablaſſe? Gewiſſe Umſtände — Erlauben Sie, daß ich davon ſchweige. Adieu, mein Beſter! (Geht ab.)

Achter Auftritt.

Sproſſer. Hernach **Röschen.**

Sproſſer. Auch dieſer Schafkopf mein Nebenbuhler? Die Buchau müßte toll ſeyn, wenn ſie den Narren mir vorzöge. Doch wie läßt ſich das denken? (Betrachtet ſich mit Selbſtgefälligkeit.) Heh da, Röschen!

Röschen (kommt). Was befehlen Sie?

Sproſſer. Kennſt du den Herrn, der eben wegging?

Röschen. Ich werde doch wohl den Herrn von Simpel kennen. Haben Sie ihn denn nie in des Kaufmann Sparguts Laden geſehen?

Sproſſer. Nein. Was ſollt' er auch da gemacht haben?

Röschen. Er verkaufte Zucker, Kaffee und dergleichen.

Sproſſer. Wer? Der Herr von Simpel? Ein Edelmann?

Röschen. Ei bewahre! Nicht der Herr von Simpel, ſondern Mosje Simpel. Sein Adel iſt noch ganz neubacken. Als ein ehrlicher Pachtersſohn und wohlbeſtallter Kaufmannsburſche gewann er vor einem halben Jahre das große Loos in der Braunſchweiger Lotterie, kaufte ſich einen Adelsbrief und hing Wag' und Gewicht an den Nagel.

Sproſſer. So iſt das Ding? Der Ladenprinz muß ſich in einen See von Roſenwaſſer getaucht haben, daß man ihm den ſchwarzen und gelben Tabak nicht mehr anriecht. — Ade, Röſel. Schreib' an!

Neunter Auftritt.

Röschen.

Schon wieder anſchreiben? — Er fängt's an, wo er's gelaſſen hat. Es iſt doch Sünd' und Schande, daß ſo ein Großthuer in der halben Welt herum Wind macht und in ſeiner Vaterſtadt drei lumpige Groſchen ſchuldig bleibt. (Sie ſchreibt an eine Tafel an.) Nu, was trappelt denn ſchon wieder draußen? (Geht nach der Thür.)

Zehnter Auftritt.

Simpel (in Reiſekleidern). **Schnapp** (einen Koffer tragend). **Röschen.**

Schnapp. Guten Tag, Jüngferchen! Hier bring' ich Ihr einen Gaſt, einen feinen, jungen Herrn vom Lande.

Röschen. Läßt ſich Herr Schnapp auch einmal ſehen?

Simpel (mit einfältigem Weſen). Diener, Mamſell.

Röschen. Ihre Dienerin. Ich will Ihnen gleich ein gutes Zimmer beſorgen.

(Geht ab.)

Eilfter Auftritt.

Simpel. Schnapp.

Simpel. Hol's der Kukuk! ein ſchmuckes Ding.

Schnapp. Laſſen Sie ſich von den Stadtmärchen nicht blenden. Es ſind Schlangen unter Roſen. Vorgethan und nachgedacht, hat Manchen ſchon in Leid gebracht. Ueberhaupt prägen Sie ſich bei Ihrem erſten Ausflug vom Dorf in die Stadt das Sprüchwort ein: Würfel, Weiber und Weinbeer machen den Beutel leer.

Simpel. Nur ein einzig Schmätzel will ich ihr geben. (Will fort.)

Schnapp (hält ihn zurück). Bleiben Sie doch! bleiben Sie doch! O was werden Sie für Lehrgeld geben müſſen! Sie ſind, frei von der Leber weg zu reden, ein wenig gar zu unbedachtſam. Wie ich, zum Exempel, auf der Poſt Ihren Koffer nahm und forttrug, da fragten Sie nicht: Wer biſt du? oder: was machſt du? ſondern trollten ruhig hinterdrein. Wär' ich kein ehrlicher Kerl geweſen, ich hätte Sie, wer weiß wohin, führen und um all' Ihre Habſeligkeiten prellen können. Damit Sie's aber nur wiſſen, ich that's auf Befehl Ihres Herrn Bruders. Da leſen Sie. (Gibt ihm ein Billet.)

Simpel (erbricht's und lieſt etwas buchſtabirend): „Ueberbringer, ein hieſiger Lohnbedienter, hat von mir Be„fehl, dich auf der Poſt zu erwarten und ich Gaſthof „zum goldnen Hahn einzulogiren. Bald werde ich mich „ſelbſt zu dir erheben. Dein wohlaffectionirter Bruder.“ — Gut, gut. Wie heißen Sie, Herr Lohnbedienter?

Schnapp. Ja, nun fragen Sie erſt. Mein Nam' iſt Schnapp.

Simpel. Ein ſchöner, luſtiger Name. Wornach ſchnappen Sie denn? Hä! hä!

Schnapp. Nach dem täglichen Brode, wenn ich's auf ehrliche Weiſe haben kann. Ehrlichkeit beſteht, wenn alles vergeht. — Das Zetermädel ſucht aber auch lang nach einer Stube. Ich muß nur ſehen, woran's liegt.

Simpel. Will auch mit ſehen.

Schnapp. Nein, bleiben Sie da. Hier kommen der Herr Bruder. (Verbeugt ſich gegen von Simpel und geht ab.)

Zwölfter Auftritt.

v. Simpel. Simpel. In der Folge **Schnapp.**

v. Simpel. Willkommen in der Stadt.

Simpel. Gott grüß' dich, Bruder. Thatſt mir ſchreiben, daß ich in die Stadt kommen ſollte; nu, da bin ich. (Ergreift ſeine Hand und ſchüttelt ſie.)

v. Simpel (zurücktretend). Nicht ſo hui! Es hat ſich, ſeitdem wir uns nicht geſehen, manches geändert.

Simpel. Geändert? Weiß von nichts.

v. Simpel. Ich aber weiß, daß ich in den Adelſtand erhoben worden bin, und daß es unſchicklich iſt, wenn ein Bürgerlicher gegen einen Edelmann ſo familiär thut. Zum Glück ſah es kein Cavalier.

Simpel. Sapperment! Haſt du denn vergeſſen, daß Pächter Simpel unſer Beider Papa war?

v. Simpel. Papa hin! Papa her! Ich bin durch kaiſerlichen Brief und Siegel Edelmann, vor dem Jeder, der's nicht iſt, Reſpekt haben muß. Merk dir das, Dorfjunge.

Simpel (furchtſam). Ich will Reſpekt haben, lieber Bruder —

v. Simpel. Gnädiger Herr Bruder heißt's. Wenn du mich nicht ſo nennen willſt, ſo geh' unter deine Bauern zurück.

Simpel. Ach! laß mich nur hier in der ſchönen Stadt; ich will dich nennen, wie du's haben willſt. — Ehe ich's vergeſſe: Die liebe Mutter läßt dich grüßen, gnädiger Herr Bruder, und dir ſagen, wenn du etwa in Sparguts Laden etwas Zucker und Kaffee weggeſtrelt hätteſt, ſo ſollteſt du's ihr doch ablaſſen.

v. Simpel. Unverſchämter! Wie kannſt du dich unterſtehen, einen ſo beleidigenden Auftrag an mich auszurichten? Wärſt du nicht ſo dumm, wie deine gehörnten Dorfgeſellſchafter, ſo glaubt' ich, du wollteſt mich foppen.

Simpel. Das wollt' ich wahrhaftig nicht! gnädiger Herr Bruder. — Gib dich zufrieden und laß' mich hier in der ſchönen Stadt; bitte, bitte.

v. Simpel. Nun, du ſollſt hier bleiben, und während ich auf Reiſen bin, meine Zimmer bewohnen.

Simpel. Auf Reiſen willſt du gehn?

v. Simpel. Verſteht ſich. Ein Herr von meinem Stande muß wenigſtens Frankreich, England und Italien ſehen. Auch will ich mich ungefähr einen Monat in Holland aufhalten, um Poeſie zu ſtudieren.

Simpel. Poeſie? Ein ſchönes Wort! Bedeutet es etwa die Kunſt, Butter und Käſe zu machen? Das ſollen die Holländer, wie unſer Verwalter ſagt, perfekt verſtehen.

v. Simpel. Ueber dich, Strohkopf! Poeſie iſt die Kunſt, zu reimen, wie zum Exempel: Sonne — Wonne, Simpel — Gimpel.

Simpel. Alſo das können die Holländer?

v. Simpel. Du hörſt's ja. Sie haben die größten Dichter, die je gelebt haben und leben werden.

Simpel. Das ſoll's erſte ſeyn, was ich unſerm Verwalter ſchreiben thue.

v. Simpel. Hab' ich dir denn ſchon geſagt, daß ich mich nach meiner Zurückkunft vermählen werde?

Simpel. Nicht ein Sterbenswörtchen. Mit wem denn?

v. Simpel. Mit Mamſell Buchau. Es iſt ſchon ſo gut, als richtig. Sie hat zwar mehr Freier; es ſind aber lauter bürgerliche Schächer, über die mein Adel leicht ſiegen wird. Die Gelegenheit, gnädige Frau zu werden, hat ein Frauenzimmer nicht alle Tage.

Simpel. Da haſt du Recht. Ei! wie freu' ich mich auf die Hochzeitkuchen und auf's Strumpfbänderabnehmen!

v. Simpel. Zieh' dich alsdann hübſch ordentlich an. Du ſollſt meiner Braut dein Compliment machen.

Simpel. Wie ſtell' ich mich dabei an?

v. Simpel. Je nun, du machſt zwei bis drei Verbeugungen — oder in deiner Dorfſprache Scharrfüße — und küſſeſt ihr dann die Hand. (Schnapp kömmt zurück.) Hör' Er, Schnapp, zeig' Er doch alsdann meinem Bruder, wie er ſich bei einer jungen Dame benehmen ſoll.

Schnapp. Das Benehmen bei jungen Damen iſt mancherlei, gnädiger Herr.

v. Simpel. Alter Schäker! Ich meyne beim Eintritt ins Beſuchzimmer. Zeig' Er ihm drei Complimente und die Manier des Handkuſſes.

Schnapp. Nun verſteh' ich.

v. Simpel. In einer halben Stunde hol' ich dich ab, Bruder.

(Geht ab.)

Dreizehnter Auftritt.

Simpel. Schnapp.

Schnapp. Ihr Zimmer iſt bereit. Wir wollen einziehen.

Simpel. Lieber Herr Schnapp, zeigen Sie mir doch erſt meine drei Complimente. Es iſt mir recht bange dafür.

Schnapp. Warum nicht gar bange? Was iſt denn leichter, als ein Complimentir-Narr zu ſeyn? Kommen Sie, wir wollen oben ein Pröbchen machen. (Nimmt den Koffer und geht mit Simpeln ab.)

Zweiter Akt.

(Die Scene Luiſens Zimmer).

Erſter Auftritt.

Luiſe (an der Toilette). **Suschen.**

Luiſe. Ich glaube, du träumſt. Sproſſer iſt ja in Italien.

Suschen. Was ich Ihnen ſage: er iſt geſtern wieder angekommen und wird binnen einer halben Stunde bei Ihnen ſeyn.

Luiſe. Unmöglich.

Suschen. Aber doch wahr. — Ich habe ja ſeinen Bedienten ſelbſt geſprochen und ihm geſagt, daß Sie dieſen Morgen zu Hauſe ſind.

Luiſe. Das haſt du nicht gut gemacht.

Suschen. Ja doch, wer's nicht wüßte.

Luiſe. Hübſch naſeweis! Du denkſt wohl gar Dank verdient zu haben?

Suschen. Man darf nicht immer reden, wie man denkt.

Luiſe. Deine Gedanken möchten auch oft der Rede nicht werth ſeyn.

Suschen. Ach! wir wollen doch die liebe Zeit nicht verſtreiten. Halten Sie ſtill, daß ich Ihre Locken vollends in Ordnung bringen kann. Er wird, wahrhaftig! gleich kommen.

Luiſe. Laß ihn doch! Seinetwegen darf ſich kein Haar anders legen. Der windige Menſch iſt mir unerträglich.

Suschen. Hm! er iſt doch wohl beſſer, als der ſimple Herr von Simpel, oder Spargut, nebſt ſeinem frommen Vetter, oder —

Luiſe. Schweig! denn ich merke, daß du den Hauptmann Hohwald nennen willſt.

Suschen. Ja, ich wollt' es.

Luiſe. Nun, ich dächte doch, dieſer verdiente nicht mit Jenen in eine Klaſſe geſetzt zu werden.

Suschen. Ach! mir gefällt er gar nicht.

Luiſe. Viel Unglück für den armen Mann.

Suschen. Er iſt ſo mürriſch und trocken —

Luiſe. Dafür faſelt er nicht, wie Sproſſer.

Suschen. Alles, was er denkt, ſagt er geradezu.

Luiſe. Sproſſer heuchelt und ſchmeichelt, und ſagt alles, nur juſt das nicht, was er denkt.

Suschen. Ueberdieß iſt der Kapitän ein ſo übertriebener guter Wirth, daß man ihn faſt gar einen Knicker nennen möchte.

Luiſe. Ja, da haſt du Recht, das iſt ein unverzeihlicher Fehler, nach dem Urtheil aller — Kammerjungfern.

Suschen. Nein, wahrhaftig! Sie verkennen mich in dieſem Punkte.

Luiſe. Stille! ſtille!

Suschen. Ich bin nicht von der Art, daß ich —

Luiſe. Pſt! es ſchien mir, als pochte Jemand. — Sieh hin!

Suschen (läuft an die Thüre). Jemine! der Herr Hauptmann!

(Suschen läßt ihn herein und geht ab.)

Zweiter Auftritt.

Hauptmann Hohwald. Luiſe.

Luiſe (fliegt ihm entgegen). O mein Hohwald! Sind Sie's, oder iſt's Ihr Geiſt? So unverhofft! — Sie kommen wahrlich wie der Wolf in der Fabel.

Hauptmann (kalt). Ich glaube wohl, daß ich Ihnen wie ein Wolf vorkommen mag.

Luiſe. Sie ſcherzen. Wie ſo?

Hauptmann. Weil Sie befürchten, daß ich die zarten Lämmchen, Ihre Liebhaber, zerreißen möchte.

Luiſe. Welch ein Ton! Verdien' ich dieſe Vorwürfe?

Hauptmann. Fragen Sie Ihr Herz!

Luiſe. Das ſagt Nein.

Hauptmann. Aber die Stadt und Ihre eignen Anbeter ſagen Ja!

Luiſe. Die Stadt und meine Anbeter? — Weg mit dieſer Räthſelſprache! Entdecken Sie mir offen und frei, was Sie gegen mich haben.

Hauptmann. Kennen Sie einen gewiſſen Sproſſer?

Luiſe. Dacht' ich's doch, daß der Sturm aus dieſer Gegend käme. — Ja, ich kenn' ihn.

Hauptmann. Nicht auch ſeinen Styl in Liebesbriefen?

Luiſe. Auch den. Leider! hat er mich genug damit verfolgt.

Hauptmann. Eine Verfolgung, die Ihnen vermuthlich ganz angenehm geweſen iſt.

Luiſe. Freund, Freund, es werden Tage kommen, da Sie dieſer Spott reuen wird.

Hauptmann. Meinen Sie?

Luiſe. Gewiß. — Sie kennen wohl nicht einmal den Mann, auf den Sie eiferſüchtig ſind?

Hauptmann. O ja, ich bin ſo unglücklich, und der Wind von ſeinen Reiſen ſaust mir noch vor den Ohren.

Luiſe. Nun ſo werden Sie gemerkt haben —

Hauptmann (ſchnell einfallend). Daß er ein Narr iſt.

Luiſe. Sie nehmen mir das Wort aus dem Munde.

Hauptmann. Aber nicht den Gedanken aus dem Herzen.

Luiſe. Auch den, lieber Ungläubiger. Wie können Sie mir Liebe zu einem ſolchen Laffen im Ernſte zutrauen?

Hauptmann. Sehr füglich; weil Liebe zu ſolchen Laffen bei Ihrem Geſchlechte von jeher Modegeſchmack war.

Luiſe. O wie hat ſich Ihr Herz verändert! Sonſt galt ich Ihnen mehr, als Andre meines Geſchlechts, aber nun —

Hauptmann. Nun ſeh' ich leider! daß Sie mir zu viel gegolten haben.

Luiſe. Sprach das wirklich mein Hohwald, oder täuſchten mich meine Ohren? — Gott weiß, Sie thun mir unrecht.

Hauptmann. Unrecht? — Der gereiste Narr rühmt ſich ja Ihrer Gunſt in öffentlichen Gaſtſtuben; verſichert, daß ſie in unzähligen Briefen —

Luiſe. Das rühmt er? das verſichert er? O der ſchändliche Prahler! Nie hab' ich ihn geliebt, nie ein Wort an ihn geſchrieben.

Hauptmann. Wie? Die Frechheit ſolcher Erdichtungen wäre ja ohne Beiſpiel.

Luiſe. Sehn Sie, wie unglücklich wir Mädchen ſind. Die Zunge jedes Nichtswürdigen herrſcht über unſern guten Ruf.

Hauptmann. Wären Sie wirklich unſchuldig, Luiſe? — Ueberzeugung davon wollt' ich gern mit meinem Blut erkaufen.

Luiſe. Sie ſollen wohlfeiler dazu kommen. Warten Sie einen Augenblick. (Geht ins Nebenzimmer.)

Dritter Auftritt.

Hauptmann Hohwald (geht nachdenkend auf und ab)

Sollte der Schwätzer wohl zu viel geſagt haben? — O, hätt' er's doch! Dießmal wäre Lüge beſſer, als Wahrheit.

Vierter Auftritt.

Luiſe. Hauptmann Hohwald.

Luiſe (mit einem Packet zurückkommend). Hier bring' ich Ihnen die ganze Sammlung von Briefen und Verſen, womit mich Sproſſer beſtürmt hat. Vor Ihren Augen will ich ſie ihm mit Ausdrücken der tiefſten Verachtung und dem Verbot meines Hauſes zurückſenden.

Hauptmann. Wollen Sie dieſes Geſchäft mir überlaſſen?

Luiſe. Niemand lieber. (Uebergibt ihm das Packet.)

Hauptmann. Beſte Luiſe, nun ſind Sie gerechtfertiget, nun bedarf ich Verzeihung. Kann ich ſie hoffen?

Luiſe. Mein Herz vergab Ihnen ſchon.

Hauptmann. Tauſend Dank. Sie ſtrafen mich durch Sanftmuth; aber deſto größer war mein Verbrechen, eine Seele, wie Sie, zu beleidigen. Ich ſchäme mich vor mir ſelbſt, daß ich mich von dem nichtswürdigen Buben dazu verleiten ließ. Doch er ſoll dafür büßen. Leben Sie wohl bis auf Wiederſehen! (Will gehen.)

Luiſe. Wohin, lieber Hohwald? Sie wollen doch nicht etwa die Sache mit dem Degen ausmachen?

Hauptmann. Ungerügt darf, bei Gott! die ſchändliche That nicht bleiben.

Luiſe. Das ſoll ſie nicht; nur wählen Sie einen Weg, auf dem Sie nicht alles, ſelbſt Ihr Leben wagen.

Hauptmann. Ha! bei dieſer Windpuppe wag' ich nichts.

Luiſe. Aber doch Ruh' und Glück, wenn er durch Ihre Hand fällt.

Hauptmann. So weit ſoll's nicht kommen; ich will ihn nur zeichnen, damit ſich Jeder an ihm ſpiegle, der mit ungenoßner Liebe prahlt.

Luiſe. Lieber Hohwald, wer iſt im Zorn ganz Herr über ſich ſelbſt? Wie leicht thun Sie mehr, als Sie wollten, müſſen flüchten, und wir ſehen uns vielleicht nie wieder. Bedenken Sie das!

Hauptmann. Sie ſtellen ſich die Sache wirklich etwas zu fürchterlich vor, beſte Luiſe; aber Ihr Wille ſey mein Geſetz! — Ein rechtſchaffener Mann entehrt auch beinahe ſeinen Degen, wenn er ihn gegen einen ſolchen Menſchen zieht. Hier iſt meine Hand; ich ſchlage mich nicht.

Luiſe. Ein Wort, ein Mann. Jede andere Demüthigung des Verläumders iſt mir erwünſcht.

Hauptmann. Nun ſo will ich ihm ein Blättchen ſenden, das er gewiß nicht an den Vorhang heften ſoll. — Sie haben doch Feder und Dinte?

Luiſe. O ja, wenn gleich nicht zu Liebesbriefen an Sproſſern. (Sie zeigt ihm einen Tiſch mit Schreibezeug.) Hier finden Sie alles.

Hauptmann. Nun bitt' ich, mir einen Boten rufen zu laſſen.

Luiſe (geht ab).

Fünfter Auftritt.

Hauptmann Hohwald (ſchreibt und ſpricht dazwiſchen).

Hätt' ich doch dießmal den Schurken nicht geſehen, nicht geſprochen, wie wohl wäre mir! — Welche Verblendung riß mich aber auch hin, ihm zu glauben, da ich ſeinen Leichtſinn kenne? —

Sechster Auftritt.

Luiſe. Hauptmann Hohwald.

Luiſe (zurückkommend). Schon fertig?

Hauptmann. Ja. Wollen Sie hören?

Luiſe. Wenn ich bitten darf.

Hauptmann (lieſt): „Mein Herr, Sie ſind ein „Windbeutel. Hier folgt Ihr an Luiſen geſchriebener „Unſinn zurück, und der Weg zu ihr geht künftig über „meine Klinge. Hohwald.“ — Nun, was meinen Sie?

Luiſe. Daß Ihr Styl ſo körnig iſt, als ob Sie ihn in der Epoche der Kraftgenies gebildet hätten.

Hauptmann. Hier iſt er doch wohl am rechten Orte?

Luiſe. Hier oder nirgends.

Siebenter Auftritt.

Suschen. Luiſe. Hauptmann Hohwald.

Suschen (mit einem Lichte). Der verlangte Bote iſt da.

Hauptmann (indem er aus ſeinem Billet und Sproſſers Briefen ein Packet macht und es ſiegelt). Wer iſt er? Kann man ſich auf ihn verlaſſen?

Suschen. Ganz. Es iſt unſer Nachbar Thoms, den die Leute gewöhnlich Mantel-Thoms nennen, weil ein alter grauer Mantel ſeine ganze Garderobe macht.

Hauptmann. Gut. Er ſoll dieß Packet ſogleich zu Sproſſern tragen und mir Antwort bringen.

Suschen (geht ab).

Achter Auftritt.

Luiſe. Hauptmann Hohwald.

Luiſe. Nun, lieber Poltergeiſt, ſind Sie doch wohl ruhig?

Hauptmann. Von dieſer Seite ganz; — aber —

Luiſe. Schon wieder ein Aber?

Hauptmann. Das jedoch nicht von jener Art iſt und mich allein betrifft.

Luiſe. Sie allein? — Wir ſchöpfen ja Freuden und Leiden aus einer Quelle: Wie kann alſo Ihr Eimer trübe und meiner hell ſeyn? — Nennen Sie mir doch Ihren Kummer!

Hauptmann. Er heißt —

Luiſe. Nun?

Hauptmann. Ewiger Verluſt meiner Luiſe.

Luiſe. Sie ſchwärmen, daß man ſich des Lachens kaum enthalten kann. — Wenn ich, wie ich hoff' und vermuthe, Ihre verlorene Luiſe bin, ſo möcht' ich doch wiſſen, wer ſie Ihnen genommen hat?

Hauptmann. Mein Schickſal, ein verabſchiedeter Officier zu ſeyn.

Luiſe. Sie verabſchiedet? — (Zärtlich) Doch nur von Ihrem König — nicht von mir.

Hauptmann. Von Ihnen muß ich als rechtſchaffener Mann mich ſelbſt ſcheiden. — Alle Ausſichten in eine glückliche Zukunft, die ich beim Anfang unſerer Bekanntſchaft hatte, ſind vorüber, und ich würde nun ſehr unedel handeln, wenn ich mich Ihnen noch aufdringen wollte.

Luiſe. Wer denkt das? — Sie werden aber doch ein Mädchen, das ſich Ihnen aufdringt, nicht von ſich weiſen?

Hauptmann. Auch das muß ich; denn dieſe himmliſche Güte zu mißbrauchen, und Sie, gute Seele, mit mir in den Abgrund des Elends zu ziehen, wäre Niederträchtigkeit.

Luiſe. Alſo begeht der Unglückliche, der in einen Abgrund gefallen iſt, woraus ihm ein Freund helfen will, eine Niederträchtigkeit, wenn er die Hand des Retters ergreift?

Hauptmann. Allerdings, ſobald er voraus ſieht, daß er ſeinen Freund mit ſich hinabreißen wird.

Luiſe. Das iſt aber hier der Fall nicht. Sie wiſſen, ich hänge von Niemand ab, habe für uns Beide genug, und wünſche nichts mehr, als mein Bischen Glück mit Ihnen zu theilen.

Hauptmann. O Luiſe, vergeben Sie mir, nennen Sie es nicht Starrſinn, wenn ich auch hierauf nichts antworten kann, als das: Es läuft wider die Ordnung der Natur und meine Grundſätze, daß der Mann unthätig des Weibes Brod ißt.

Luiſe. Hätt' ich doch nicht gedacht, daß mein Hohwald ſo ſtolz wäre.

Hauptmann. Stolz? — Wahrlich nicht. Soll es ja ſo heißen, ſo iſt es ein edler Stolz, den jeder Mann haben ſollte, und den ich wenigſtens mit ins Grab nehmen werde.

Luiſe. Faſt muß ich nun fürchten, mein guter Hohwald, daß Sie mich nicht mehr lieben und ſich durch Ausflüchte von mir loswinden wollen.

Hauptmann. O Gott, wie können Sie das glauben? — Lieb' und Rechtſchaffenheit kämpfen um mich einen Kampf, der mein Innerſtes erſchüttert. Jene zieht mich zu Ihnen, und dieſe zurück. Wollen Sie, daß Rechtſchaffenheit, die mir einſt, wenn ich auch auf dem ärmlichſten Strohlager oder auf dem Schlachtfelde ſterbe, die Augen ſanft zudrücken wird — wollen Sie, daß dieſe unterliegen und mich verlaſſen ſoll?

Luiſe (ſchweigt gerührt).

Hauptmann (nach einer kleinen Pauſe). Ihr Schweigen verräth, daß Sie die Wahrheit meiner Worte fühlen. Das war mein Wunſch. Leben Sie wohl, Luiſe, und vergeſſen Sie mich! Ich werd' es nie können. (Will gehn.)

Luiſe. Sie wollen mich verlaſſen?

Hauptmann. Ich will nicht, ich muß.

Luiſe. Wo wollen Sie hin?

Hauptmann. Ins erſte, beſte Ausland, um wieder Dienſte zu ſuchen.

Luiſe. Die Sie nicht brauchen, weil Sie hier unabhängig leben könnten.

Hauptmann. Meine Gründe dagegen —

Luiſe. Weiß ich; iſt denn aber gar kein Ausweg?

Hauptmann. Keiner. Leben Sie wohl!

Luiſe. Sie eilen ſehr. Wenn denken Sie zu reiſen?

Hauptmann. Morgen.

Luiſe. Nun ſo können Sie mich heute noch einmal beſuchen. Jetzt nehm' ich nicht Abſchied von Ihnen.

Hauptmann. Warum wollen Sie, daß ich die Qual der Trennung doppelt fühlen ſoll?

Luiſe. Damit Sie unterdeſſen Zeit haben, ſich anders zu beſinnen.

Hauptmann. Das iſt unmöglich.

Luiſe. Nun, ich gehe von meiner Bitte nicht ab.

Hauptmann. Ich will's thun; aber —

Luiſe. Kein Aber! Kommen Sie nur gewiß!

Hauptmann. So wahr ich ein ehrlicher Mann bin und bleiben will.

(Geht ab.)

Neunter Auftritt.

Luiſe, hernach **Suschen.**

Luiſe (allein). Ich muß ihn glücklich machen, es gehe wie es wolle. (Sie klingelt. Suschen kömmt.) Hat Spargut mein Geld geſchickt?

Suschen. Er will ſelbſt aufwarten.

Luiſe. Ueber den unausſtehlichen Mann! Er zwingt mich, mein Kapital aus ſeiner Handlung zu nehmen, denn ich kann keinen Thaler ohne Zinſen ſeiner eckelhaften Zärtlichkeit zurückbekommen. Wenn ich nur ihn und alle, die mich mit Liebe verfolgen, los wäre!

Suschen. Auch den Hauptmann?

Luiſe. Der verfolgt mich nicht, ſondern flieht mich.

Suschen. Ein ſonderbarer Liebhaber!

Luiſe. Wohl gar nicht nach deinem Geſchmack? — Kurz, noch heute müſſen meine Peiniger, Spargut, Warnick und Simpel erfahren, daß ich ſie haſſe, als Liebhaber bis in den Tod haſſe.

Suschen. Und den Herrn Hauptmann lieben, bis in den Tod lieben.

Luiſe. Schweig! Spreſſer hat ſeinen Laufpaß bereits durch Zurückſendung ſeiner Briefe bekommen.

Suschen. Der arme Herr Spreſſer!

Luiſe. Wenn du deinen Dienſt und meine Gunſt behalten willſt, ſo ſprich nicht von ihm.

Suschen (ſeufzt). Aber an die ſchönen Dukaten, die er mir manchmal für Beſtellung eines Briefchens gab, darf ich doch denken?

Luiſe. So lange du willſt. Du wirſt dich ohnedem künftig blos am Andenken laben müſſen, denn noch ehe die Sonne untergeht, haben die obengenannten Herren ſammt und ſonders ihren ewigen Abſchied.

Suschen. Sparguten und ſeinem Vetter möcht' ich gern noch ein Kläppchen anhängen.

Luiſe. Warum? Sie haben ſich gewiß in deine Gunſt nicht eingekauft?

Suschen. Ach, deßwegen nicht. Jener iſt aber ein alter Suſannenbruder, der eher ans Grab, als an die Brautkammer denken ſollte, und dieſer, ein junger Gelbſchnabel, der noch kein Wörtchen mit Ihnen geſprochen und ſchon ein halbes Schock Liebesbriefe geſchrieben hat. Das verdrießt mich.

Luiſe. Mich nicht minder.

Suschen. Wenn Sie erlaubten, wollt' ich einen Spaß erſinnen, wodurch Sie Ihre Abſicht erreichten und dabei etwas zu lachen hätten.

Luiſe. Ach geh! geh! — Doch laß hören, weil wir juſt nichts beſſers zu thun haben.

Suschen. Ja, ich muß erſt meinen Gedanken Audienz geben. Pſt! (Sie horcht an die Thüre.) Spargut keucht auf der Treppe.

Luiſe. Nun ſo laß mich mit ihm allein.

Suschen. Fertigen Sie ihn nur noch nicht ganz ab. Ich will gehen und auf meinen Schwank denken.

(Geht ab.)

Zehnter Auftritt.

Spargut. Luiſe.

Spargut. Dienerchen, Dienerchen, ſchönſte, goldenſte Mamſell.

Luiſe. Ihre Dienerin, Herr Spargut. Bringen Sie mir Geld?

Spargut. Ja, liebes Täubchen, ja. (Zieht einen Beutel heraus.) Hier hab' ich hundert ſchöne Braunſchweiger Füchſe, die noch kein Jude geſtriegelt hat. Hören Sie, wie ſie im Stalle wiehern? (Schüttelt den Beutel.)

Luiſe (darnach langend). Geben Sie her, tändeln Sie nicht.

Spargut. O die allerliebſte, ſchöne Hand. (Küßt ihr zärtlich die Hand.)

Luiſe. Sie machen mich böſe.

Spargut. O die herrlichen, zuckerpapierblauen Augen, ſogar im Zorn noch ſchön!

Luiſe. Liebkoſen Sie den Wänden! (Will gehen.)

Spargut. Bleiben Sie, mein Engel. Ich habe Ihnen etwas von Wichtigkeit zu ſagen.

Luiſe. Das Wichtigſte vor der Hand iſt, daß Sie mir mein Geld geben.

Spargut. Es ſoll ohne Verzug geſchehen, wenn Sie mir vorher erlaubt haben, als ein alter, wahrer Freund mit Ihnen zu ſprechen.

Luiſe. In beliebter Kürze, wenn ich bitten darf. Wollen Sie ſich nicht ſetzen?

Spargut. O meine Unterthanen haben noch Kraft genug, mich aufrecht zu halten. Doch wenn Sie befehlen. (Sie ſetzen ſich.)

Luiſe. Nun was beliebt?

Spargut. Ich weiß, daß Ihr Herr Vater, der mein Special war, Ihnen ein ſchönes Vermögen hinterlaſſen hat —

Luiſe. Sie ſagen mir nichts Neues.

Spargut. Haben Sie die Güte, mich ausreden zu laſſen. — Alſo, daß ſie ein erkleckliches väterliches Vermögen beſitzen, weiß ich, und daß Sie ein allerliebſtes Mädchen ſind, ſeh' ich — (Rückt näher zu Luiſen und ſieht ihr ſchmachtend in die Augen.)

Luiſe (von ihm wegrückend). Ohne Flatterien! — Was folgt aus dem allen?

Spargut. Aus dem allen folgt, daß mancher junge Springinsfeld auf Ihre Hand Speculation machen wird.

Luiſe. Immerhin! Nicht alle Speculationen glücken.

Spargut. Nehmen Sie ſich ja vor dergleichen Burſchen in Acht! Es ſind Würmer, die ſich in fremde Geldſäcke hineinfreſſen; wahre Blitzſtrahlen, die Gold wie Wachs ſchmelzen, ohn' ein Fädchen am Beutel zu verſengen; junge, wilde Füllen, die man nicht anders, als im Nothſtall des Wechſelarreſts zahm machen kann. Ich werde jetzt ſo einen Wildfang hineinſperren laſſen.

Luiſe. Was intereſſirt das mich?

Spargut. Mehr, als Sie glauben. Es iſt ein Bekannter, ein Freund, ein Liebhaber von Ihnen, mit einem Worte: es iſt der ſaubere Herr Spreſſer, der Gott und aller Welt, in specie aber mir zweitauſend Reichsthaler ſchuldig iſt.

Luiſe. Die ich doch für ihn nicht etwa bezahlen ſoll? —

Spargut. Ei! das will ich ja nicht ſagen.

Luiſe. Nun was denn ſonſt? Machen Sie doch, daß Sie auf die Nutzanwendung ihrer langen Predigt kommen.

Spargut. Sehen Sie, ſüßes Herzchen. (Rückt zu Luiſen.)

Luiſe (rückt weiter). Ich höre recht gut in der Ferne.

Spargut. Sehen Sie, ich wollte ſagen und rathen, daß Sie ſich bei ſo bewandten Umſtänden in kein Geſchäft mit vorerwähntem Sproſſer einlaſſen möchten, wenn er etwa Ihre Hand negoziren wollte.

Luiſe. Wenn das Ihre Sorge iſt, ſo können Sie ruhig ſchlafen.

Spargut. Wirklich? Das iſt ſchön, das entzückt mich. (Klopft in die Hände.)

Luiſe. Sie nehmen außerordentlich lebhaften Antheil. Entzücken Sie mich nun auch wieder und zählen Sie auf.

Spargut. Haben Sie doch nur einen Augenblick Geduld, kleine Weſpe. Sie laſſen Einen gar nicht ausreden. Ich faſſe mich ja ſo kurz, als möglich. — Sehen Sie, ich wollte ſagen, weil es demnach gefährlich ſey, ſich mit einem ſo kreditloſen Menſchen in ein Negoz über Hand und Vermögen einzulaſſen —

Luiſe. Ihr Gedächtniß wird ſehr ſchwach. Das haben Sie nun ſchon dreimal geſagt.

Spargut. Und muß es nun zum vierten Male ſagen, weil Sie mir mit Ihrem Züngelchen dazwiſchen querlen. — Ich ſage alſo, weil es nicht rathſam iſt, ſich mit einem ſolchen lockern Burſchen in ein Negoz über Hand und Vermögen einzulaſſen, ſo —

Luiſe (ärgerlich). Mein Gott! Sie —

Spargut. Still! bringen Sie mich nicht wieder aus dem Concepte! — ſo ſag' ich, wäre es beſſer, deßhalb mit einem guten ſichern Hauſe in Compagnie zu treten.

Luiſe. Sie ſprechen nur immer von Hand und Vermögen; wo bleibt denn das Herz?

Spargut. Ach! das folgt nach.

Luiſe. Mein's iſt nicht ſo folgſam.

Spargut. Wird ſich ſchon geben, wird ſich ſchon geben. Nun, mein Goldpüppchen, komm' ich mit einer Gewiſſensfrage: (Rückt nah' an Luiſen.)

Luiſe (rückt weiter).

Spargut. Sollte ſich wohl die Firma: Luiſe Buchau und — (ihr zu Füßen fallend) Tobias Spargut übel ausnehmen?

Luiſe (ſpringt mit Gelächter vom Stuhl auf). Treffliche Firma!

Spargut (mit emporgeſtreckten Armen vor Luiſens Stuhle knieend). Darf ich hoffen? Ich verzweifle, mein Verſtand macht Bankerott, wenn Sie mich nicht erhören.

Luiſe (fortlachend). Stehn Sie nur auf! Sie können doch das Jawort nicht gleich verlangen. Einige Bedenkzeit müſſen Sie mir laſſen.

Spargut (freudig aufſtehend). Ja, ja. Wie lange?

Luiſe. So zehn bis zwölf Jahre.

Spargut. Tage, Tage werden Sie meinen, kleiner Spaßvogel; und die ſollen Sie haben.

Luiſe. Nun mein Geld!

Spargut. Gleich, gleich. (Nimmt ein Goldſtück aus dem Beutel.) Sehen Sie einmal das ſchöne Gäulchen im geſtreckten Galopp, mit goldner fliegender Mähne. Von dieſem Schlage hab' ich hundert, und alle ſtehen zu Dienſte; doch, ſüßes Kind, nach keiner andern Zählmethode, als ſo! (Nimmt das Goldſtück in den Mund und will Luiſen küſſen.)

Ein Mäulchen — ein Gäulchen. Ein Gäulchen — ein Mäulchen.

Luiſe. Ein altes Herrchen und noch ein Närrchen. Warten Sie, ich will meine alte Köchin zu dieſer Einkaſſirung bevollmächtigen. (Eilends ab.)

Spargut. Nein, Ihre eignen, ſüßen Lippen müſſen mich quittiren.

(Folgt ihr nach.)

Dritter Akt.

(Die Scene bleibt.)

Erſter Auftritt.

Suschen. Hernach **Luiſe.**

Suschen (eilig hereinkommend). Mamſell Luiſe! Mamſell Luiſe!

Luiſe (aus dem Nebenzimmer). Was gibt's?

Suschen. Herr Sproſſer iſt da und will Ihnen aufwarten.

Luiſe. Sproſſer? — Er muß des Hauptmanns Billet noch nicht erhalten haben. Weiſ' ihn ab!

Suschen. Schon hab' ich's verſucht; aber er weicht und wankt nicht.

Luiſe. Nun ich mag und kann ihn jeẞt durchaus nicht ſprechen. Spargut berechnet ſich mit mir, und ich bin froh, daß ich den alten Tändler ſo weit gebracht habe. Du mußt ihn ſchlechterdings abweiſen.

Suschen (will gehen).

Luiſe. Doch warte! Laß' ihn kommen und ſage Sparguten, daß er ein wenig verziehen ſoll.

(Suschen geht ab.)

Zweiter Auftritt.

Sproſſer. Luiſe.

Sproſſer (fliegt auf Luiſen zu und läßt ſich vor ihr auf ein Knie nieder). Mit den Winden um die Wette flog ich aus England, um Ihre Hand zu küſſen.

Luiſe (zurückweichend). Mein Dank dafür wird ſehr hinter Ihrer Eilfertigkeit zurückbleiben.

Sproſſer. Sonne der Schönheit, woher dieſe grönländiſche Kälte?

Luiſe. Mond der Narrheit, woher dieſe zudringliche Hitze?

Sproſſer. Was hör' ich?

Luiſe. Herzliche Wahrheit.

Sproſſer. Sie ſcherzen in der That etwas lange und bitter.

Luiſe. Ich ſcherzen? mit Ihnen ſcherzen, der meine ganze Verachtung verdient, dem ich hiermit mein Haus auf ewig verbiete? — Meine Gründe wird Ihnen Ihr Gewiſſen, und wenn auch das ſchweigt, ein Brief vom Hauptmann Hohwald ſagen.

(Geht ſchnell ab.)

Dritter Auftritt.

Sproſſer (ſteht einige Augenblicke in Gedanken und lacht dann laut).

Eine ſchöne Geſchichte! — Richtig, der Hauptmann Hohwald — dacht' ich's doch. Ha, ha! Eine ſchöne Geſchichte! Ich weiß noch nicht, ob ich eine komiſche Romanze oder traurige Ballade daraus machen ſoll. — Am beſten iſt's, Sproſſer, du gibſt dich zufrieden. Laß fliegen, was nicht bleiben will. Solche Vögel gibt's mehr.

Vierter Auftritt.

Suschen. Sproſſer.

Suschen. Iſt Ihre Audienz ſchon vorbei?

Sproſſer. Lange. Sie war kurz und erbaulich, mein Engel. (Streichelt ihr das Kinn.)

Suschen. Gehen Sie! Wenn's Mamſell Luiſe ſähe!

Sproſſer. Immerhin! Wir ſind geſchiedne Leute.

Suschen. Ei! warum nicht?

Sproſſer. Ja, ja. Sie hat mir die Thüre gewieſen; doch wächst mir kein graues Haar darüber. Ich löffle wohl und wand're aus einem Hauſ' in's andre.

Suschen. Das iſt leider! der Mannsperſonen Art. — Doch wodurch haben Sie denn meine Herrſchaft ſo aufgebracht?

Sproſſer. Was weiß ich? Erſt war ſie kalt, wie Eis, dann ſprühte ſie Feuer, und hiermit war das Lied am Ende.

Suschen. Ha! nun geht mir ein Licht auf. — Wie vorhin der Kaufmann Spargut bei ihr war, horcht' ich ein bischen, und hörte, daß er ſie entſetzlich anſchwärzte.

Sproſſer. Ueber den Schurken! Was ſagt' er denn?

Suschen. I! Sie wären Gott und aller Welt, und ihm ſelbſt zweitauſend Thaler ſchuldig.

Sproſſer. Ich zweitauſend Thaler dem alten Satan? — Wo wohnt er? Ich will hin und ihn zuſammenwalken, daß er noch im Grabe an mich denken ſoll.

Suschen. Pſt! pſt! lärmen Sie nicht ſo. Er iſt noch hier im Hauſe.

Sproſſer. Wo? wo? (Läuft nach allen Thüren.)

Suschen (hält ihn zurück). Ach Gott! Sie werden doch nicht Mord und Todtſchlag begehen wollen?

Sproſſer. Nein, nein; ich will nur ein wenig ungebrannte Aſche dem Schuft auf den Buckel ſtreuen. (Macht mit dem Stock die Pantomime des Ausprügelns.)

Suschen. Sie machen mich unglücklich. Wenn die Mamſell erfährt, daß ich gehorcht habe, jagt ſie mich aus dem Dienſte.

Sproſſer. Liefre mir ihn gutwillig aus, ſo will ich recht ſäuberlich mit ihm verfahren, und er ſoll gar nicht merken —

Suschen. Wie ſoll ich's aber machen?

Sproſſer. Sag' ihm geradezu, daß ich ihn ſprechen wolle.

Suschen. Verrathen Sie mich nur nicht!

(Geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Sproſſer. Dann **Spargut.**

Sproſſer (geht einigemal trällernd auf und ab).

Spargut. Dero Verlangen zu gehorſamſter Folge.

Sproſſer. Beſter Mann, wir haben uns noch nicht umarmt. (Preßt ihn zuſammen.)

Spargut. Ah! Luft! — Ihre Freundſchaft iſt allzu thätig.

Sproſſer. O ich bitte — nichts als eine ſchwache Erwiederung der Ihrigen.

Spargut. Man dient gern, wenn man kann. Aber die Zeiten werden gar zu ſchwer, und meine Kaſſe iſt jetzt ſo erſchöpft, daß ich genothdrungen bin —

Sproſſer. Um Rückzahlung der mir geliehenen zweitauſend Thaler zu bitten? Nicht wahr?

Spargut (vor ſich). Ah! er verrechnet ſich um achtzehnhundert Thaler; das iſt ein Fang! (Laut.) Ja, wenn es dieſelben nicht übel deuten wollten.

Sproſſer. Nein, gar nicht. — Doch wie iſt mir denn? Bin ich Ihnen wirklich volle zweitauſend Thaler ſchuldig?

Spargut. Wie ich nicht anders weiß.

Sproſſer. Beſinnen Sie ſich doch. Ihr Gedächtniß iſt vielleicht eingeſchlafen; wir wollen's aufrütteln.

(Packt ihn bei der Bruſt und ſchüttelt ihn.)

Spargut. Ach ja, ich beſinne mich, es ſind nur eintauſend Thaler.

Sproſſer. Ihre Memorie ſcheint immer noch ſchlaftrunken. (Schüttelt ihn ſtärker.)

Spargut. Halten Sie, halten Sie! Nun fällt mir's ein: Es ſind nur zweihundert Thaler. Bitte ſehr um Vergebung.

Sproſſer. Sie haben eine verdammte Schlafmütze von Gedächtniß. Nun endlich hats ſich's völlig ermuntert. Ja, zweihundert Thaler bin ich Ihnen ſchuldig und die ſollen Sie gleich haben. Kommen Sie! Das Aufzählen möchte hier zu viel Lärm machen; ich habe etwas grobe Münzſorten. (Zeigt ihm den Stock und zieht ihn am Kragen fort.)

Spargut (indem er abgeführt wird). Inkommodiren Sie ſich nicht: ich will das Wechſelchen prolongiren.

Sechster Auftritt.

Luiſe. Suschen (kommen lachend aus dem Seitenzimmer).

Luiſe. Der klügſte Streich, den Sproſſer in ſeinem Leben machte.

Suschen. Sehen Sie, er iſt nicht ſo ſchlimm, wie ihn der alte Griesgram abgemalt hat?

Luiſe. Trittſt du ihm immer noch die Brücke? Impertinent war's doch, daß er jetzt mein Zimmer wie ſein eigenes brauchte. — Apropos! wie ſieht's mit deiner Poſſe?

Suschen. Glücklich ausgeſonnen. Es wird ein Nachtſtück.

Luiſe. Nun?

Suschen. Auf den Abend beſtell' ich Sparguten und ſeinen Vetter her, ohne daß Einer vom Andern etwas weiß; führe Jeden heimlich und beſonders in den Vorſaal, nehme das Licht weg und horche nun, wie ſie über die unvermuthete Zuſammenkunft erſtaunen und ſich aufbieten werden.

Luiſe. Die Entdeckung würde freilich ganz luſtig ſeyn, weil ſie ſich wahrſcheinlich ihre Herzensgeheimniſſe noch nie vertraut haben.

Suschen. Und o! Was wird Warnick für Augen machen, wenn er ſeinen ehrwürdigen Herrn Onkel in Frauenzimmerkleidern erblickt.

Luiſe. Wie? Sparguten in Frauenzimmerkleidern?

Suschen. Ja, ich will ihn dazu bereden.

Luiſe. Gänschen! dazu wird er ſich auch bereden laſſen.

Suschen. Ganz ſicher, wenn ich ihm ſage, daß er unter keiner andern Geſtalt Zutritt bei Ihnen erhält.

Luiſe. Was ſoll aber eigentlich die Mummerei?

Suschen. Blos den Spaß vermehren. Er wird wie ein Geſpenſt ausſehen. Nun aber kommt erſt noch das Beſte: Ich praktizire ihm ein paar ſilberne Löffel in die Taſche. Die muß alsdann unſer Chriſtian bei ihm finden und ihn beſchuldigen, daß er ſie in der Küche gemauſt habe.

Luiſe. Nein, das geht zu weit; das erlaub' ich nicht. Es könnte ſchlimme Folgen haben.

Suschen. Sorgen Sie nicht! Ich will ſchon alles ſo karten, daß keine daraus entſtehen.

Luiſe. Wie dient aber der ganze Kram zu meiner Abſicht?

Suschen. Hören Sie nur! Sie kommen alsdann —

Luiſe. Still! es geht Jemand auf der Treppe.

Suschen (zur Thüre hinausſehend). Meiner Treu! Spargut kommt wieder. Juſt wie gerufen. Wollen Sie im Nebenzimmer horchen, wie ich mein Luſtſpiel einleite?

Luiſe. Nimm dich nur in Acht, daß kein Trauerſpiel daraus wird, ſonſt — (droht ihr mit dem Finger und geht ins Nebenzimmer.)

Suschen (ihr nachrufend). Ihre Rolle will ich Ihnen alsdann noch ſagen.

Siebenter Auftritt.

Suschen. Spargut.

Suschen (thut, als ob ſie im Zimmer aufräume).

Spargut (ſteckt ſchüchtern den Kopf zur Thüre herein).

Suschen. Immer näher, Herr Spargut.

Spargut (noch in voriger Stellung, halblaut). Iſt der Weg rein?

Suschen. Wie gekehrt; Sie müßten denn mich für ein bischen Unrath halten.

Spargut (kömmt vollends herein, bleibt an der Thüre ſtehen und ſieht ſich furchtſam um). Iſt Sproſſer wieder da?

Suschen. Nein.

Spargut (nähert ſich). O das iſt ein grundböſer Bube!

Suschen. Hat er Ihnen etwas gethan?

Spargut. Faſt umgebracht hat mich das Ungeheuer, und blos weil ich mich verſprach und ſagte, er wäre mir zweitauſend Thaler ſchuldig, da es freilich nur zweihundert ſind.

Suschen. Entſetzlich!

Spargut. Bedenke nur! Wie leicht kann man ſich nicht einmal verſprechen?

Suschen. Ei wohl. Es begegnet dem Pfarr auf der Kanzel. Wie kamen Sie denn noch von ihm los?

Spargut. Mit hundert Thalern, die ich ihm leihen mußte, hab' ich mein Leben gerettet.

Suschen. Sie mußten?

Spargut. Er wollte mich prügeln, und da fuhr mir in der Angſt heraus, ob ich ihm mit hundert Thalern dienen könnte?

Suschen. Wie konnten Sie aber ſo unvorſichtig fragen?

Spargut. Du hörſt ja, daß mir's in der Angſt herausfuhr.

Suschen. Und er nahm's gleich an?

Spargut. Das kannſt du denken. Ich mußte mit ihm aufs nächſte Kaffeehaus, ihm da die hundert Thälerchen, die ich in ſchönem Golde bei mir hatte, geben, und nun war ich ſein liebſtes, beſtes Spargutchen hinten und vorn.

Suschen. Je nun, auf ſolche Art ſind Sie immer noch wohlfeil genug weggekommen.

Spargut. Wohlfeil genug? Hältſt du denn hundert Thaler für einen Katzendreck? — Wahrhaftig! wäre mir nicht um deiner ſchönen Gebieterin Willen mein Leben noch lieb, ich wüßte nicht, was ich gethan hätte.

Suschen. Ich werd' es zu rühmen wiſſen.

Spargut. Kann ich ſie jetzt ſprechen?

Suschen. Nein; ſie iſt in dem Augenblick zu einer kranken Freundin gegangen, und wird auch vor Abends nicht wieder kommen.

Spargut (mit dem Fuße ſtampfend). Nun, ſo wollt' ich, daß ich mich hätte todtſchlagen laſſen und meine hundert Thaler behalten hätte!

Suschen. Was bringt Sie aber ſo außer ſich? Sie können ja meine Mamſell morgen ſprechen.

Spargut. Nein, heute, heute, heute muß es noch ſeyn und wär's erſt um Mitternacht.

Suschen. Das iſt ganz unmöglich, denn ſobald es dunkel iſt, wird keine Mannsperſon weder ins Haus gelaſſen, noch drinnen geduldet.

Spargut (ſchmeichelnd). Geh doch! wenn ich dir was ins Patſchchen drücke —

Suschen. Und wenn's ein Beutel voll Dukaten wäre, ſo darf ich Sie nicht hereinlaſſen.

Spargut. Verdammter Streich! Ich habe mit Mamſell Luiſen einen gewiſſen Handel zu ſchließen und muß befürchten, daß mir binnen heut und morgen ein Andrer zuvorkommt.

Suschen. Wer kann helfen?

Spargut. Ach! du weißt gewiß Rath.

Suschen. Ein einziges Mittel gibt's; es iſt aber ſo lächerlich, daß ich's gar nicht ſagen mag.

Spargut. Was iſt's? Geſchwind!

Suschen. Sie müßten ſich — Ach! ich kann's gar nicht ſagen.

Spargut. Potz Blitz! ich will's aber wiſſen.

Suschen. Je nun, Sie müßten ſich als ein Frauenzimmer verkleiden.

Spargut. Ich als ein Frauenzimmer? Wie würd' ich ausſehn!

Suschen. Zum Verlieben freilich nicht. Machen Sie's, wie Sie wollen.

Spargut. Alſo, wenn ich's thäte — ich frage nur zum Spaß — würd' ich ins Haus gelaſſen?

Suschen. Warum das nicht? Frauenzimmern iſt unſere Thüre nie verſchloſſen.

Spargut. Könnt' ich auch alsdann gewiß mit Mamſell Luiſen ſprechen?

Suschen. Zuverläßig. Punkt ſieben Uhr iſt ſie wieder zu Hauſe.

Spargut. Höre, Suschen, Noth hat kein Gebot.

Suschen. Sie wollen ſich alſo entſchließen?

Spargut. Ich muß wohl. Wie zieh' ich mich denn ungefähr an?

Suschen. Wie eine gute, ehrliche Bürgersfrau, dächt' ich; doch wie Sie wollen.

Spargut. Deine Herrſchaft wird doch aber nicht böſe werden?

Suschen. Dafür ſteh' ich. Solche Späſſe gefallen ihr, wenn nur der gute Name nicht dabei leidet.

Spargut. Topp! ich komme.

Suschen. Schlag ſieben Uhr.

Spargut. Kein Haarbreit ſpäter.

(Eilt ab.)

Achter Auftritt.

Luiſe. Suschen. Hernach **Chriſtian.**

Luiſe (kommt aus dem Nebenzimmer).

Suschen (halblaut). Haben Sie gehorcht?

Luiſe (eben ſo). Pſt! er ſteht vielleicht noch draußen.

Suschen (ſieht vor die Thüre). Nein, er iſt fort.

Luiſe. Der einfältige Mann!

Suschen. Hörten Sie denn auch, wie ihm Sproſſer hundert Thaler abgelockt hat?

Luiſe. Mit Unwillen hab' ich's gehört. Sproſſers Charakter entwickelt ſich immer mehr.

Suschen. Die Plünderung eines Geizhalſes —

Luiſe. Hältſt du wohl für erlaubt?

Suschen. Wenigſtens für verzeihlich.

Luiſe. Allerliebſte Grundſätze.

Chriſtian (kommt). Der Herr von Simpel und ſein Bruder wollen aufwarten, und ſind ſchon da.

Luiſe. Es muß — es wird mir angenehm ſeyn.

Chriſtian (geht ab).

Luiſe. Das ſoll ſeine letzte Viſite werden.

Suschen. Ich will nun gehen und Warnicken ins Garn locken.

(Geht ab.)

Neunter Auftritt.

von Simpel. Simpel. Luiſe.

v. Simpel (im Hereinkommen halblaut zu ſeinem Bruder). Vergiß deine drei Complimente nicht! (Zu Luiſen.) Schönſte Luiſe, hier hab' ich die Ehre, meinen Bruder vorzuſtellen.

Simpel (bückt ſich dreimal und zählt halblaut). Eins, zwei, drei. (Küßt Luiſens Hand und wendet ſich dann zu ſeinem Bruder.) War's ſo recht?

Luiſe. Ich freue mich, Sie kennen zu lernen. Nehmen Sie Platz. (Sie ſetzen ſich.)

v. Simpel. Er wünſcht durch Ihren Umgang die Roſtflecken ſeiner ländlichen Erziehung abzuſcheuern.

Simpel (einfältig). Ja, ja.

Luiſe (ſpöttiſch). Die Rolle eines Scheuerwiſches möchte wohl für mich zu wichtig ſeyn.

v. Simpel (in Verlegenheit). O nein — ja — Sie ſcherzen. (Stößt ſeinen Bruder.) Rede doch auch!

Simpel. Hm! — hm! — es iſt aber recht — recht kalt Wetter.

Luiſe. Ihre Bemerkung iſt ganz richtig.

Simpel. In der Heuärnte goß es wie mit Kannen.

Luiſe. Wirklich?

Simpel. Wie ſind denn die Pflaumen hier gerathen? Bei uns gabs viel Zeugs; aber der Teutſchel weiß, Sie wurden gar nicht ſüß, löſten ſich nicht vom Kerne.

Luiſe. Die Obſtweiber unter meinem Fenſter führten die nämlichen Klagen.

v. Simpel. O verzeihen Sie, meine Theuerſte, daß Sie mein Bruder mit ſolchem Geſchwäß heimſucht. Laſſen Sie uns etwas Intereſſanteres ſprechen. Haben Sie ſchon in den Zeitungen geleſen, was die Königin von Frankreich jezt für eine neue Art von Band trägt?

Luiſe. Nein; und ich muß auch geſtehen, daß mich das weniger, als Ihres Herrn Bruders Pflaumennachrichten intereſſirt.

Simpel (bezeugt hinter ſeines Bruders Rücken Freude). Ja, mit Pflaumen nähren ſich Menſchen und Vieh —

Luiſe. Aber mit Bändern nicht. Sie haben vollkommen Recht.

Simpel (ſchmunzelt).

v. Simpel. Es regiert heute ein unglückliches Geſtirn, daß ich nichts, Ihres Beifalls würdig, ſprechen kann.

Luiſe. Die armen Sterne ſind wirklich nicht Schuld.

v. Simpel. Ich wünſche Ihnen einige Worte ohne Zeugen zu ſagen.

Luiſe. So? — Nun ich kann doch wohl den gegenwärtigen Zeugen nicht abtreten heißen.

v. Simpel. Er wird ſich für dießmal wieder beurlauben; nächſtens aber —

Luiſe. Wie es beliebt.

v. Simpel (ſeinen Bruder anſtoßend, halblaut). Nimm Abſchied!

Simpel (bückt ſich, wie anfangs). Eins, zwei, drei. Empfehle mich.

Luiſe. Ihre Dienerin.

Simpel (geht ab).

Zehnter Auftritt.

Luiſe. v. Simpel.

v. Simpel. Der Werth Ihrer Tugend und Schönheit —

Luiſe (reibt ſich froſtig die Hände). Huh! Ihr Herr Bruder hat recht, es iſt grimmig kalt.

v. Simpel. Ja, in der That. Doch ich wollte ſagen, daß der Werth Ihrer Tugend und Schönheit ſchon lange mein Herz —

Luiſe. Meinten Sie wohl, daß ſich hier ein Kamin anbringen ließe?

v. Simpel. Ganz vortrefflich. Wollen Sie mir aber erlauben —

Luiſe. Wollen Sie aber nicht ſo weit ausholen?

v. Simpel. Nein, ich will gleich auf den Hauptpunkt kommen. Gleichwie ein Mann —

Luiſe. Nun endlich gar ein Gleichniß! Dieſes Zimmer, Herr von Simpel, iſt gebaut für ehrliche Leute, die ihr Anbringen kurz und ſchlicht abthun, und dann wieder gehn. Hier iſt nicht Zeit und Ort zu weitſchichtigen Eingängen, Bildern und andern Rednerblumen. Wenn Sie mir etwas zu ſagen haben, ſo kramen Sie aus!

v. Simpel. Mamſell belieben wohl gar durch dieſen Ausdruck auf meinen vorigen Stand zu ſticheln? Ich bin kein Krämer mehr.

Luiſe. Ha! da ſieht man das böſe Gewiſſen. Ich ſchwöre bei Ihrem heiligen Von, daß ich an Ihren vorigen Stand ſo wenig, als an Ihren jetzigen dachte. O! wenn der neue Adel ſo unruhig und mißtrauiſch macht, ſo will ich gern ein bürgerliches Mädchen bleiben. Was hülf' es mir armen Kaufmannstochter, wenn man mich gnädige Frau nennte, mir aber bei jedem Kramladen ein Stich durch's Herz führe? — Doch ich will meine Uebereilung gleich wieder gut machen und in angemeſſenern Ausdrücken ſprechen. (Mit tiefer Verneigung.) Was haben Eure Gnaden zu befehlen?

v. Simpel. O, ich bitte —

Luiſe. Erlauben Sie; ich kenne meine Schuldigkeit und frage nochmals demüthigſt, was Eure Gnaden zu befehlen haben.

v. Simpel. Ich bin im Begriff, auf Reiſen zu gehen, und kam da her, von Ihnen Abſchied zu nehmen.

Luiſe. Glückliche Reiſe!

v. Simpel. So kalt?

Luiſe. Es iſt heute kalt Wetter.

v. Simpel. Nicht die geringſte Spur von Gefühl bei unſerer Trennung?

Luiſe. Ich bedaure, Herr von Simpel, daß Sie mich zwingen, deutſch mit Ihnen zu reden. Sie ſpielen bei mir den Liebhaber —

v. Simpel. Ich ſpiel' ihn nicht, ſondern bin's mit der wärmſten Zärtlichkeit.

Luiſe. Deſto ſchlimmer, weil ich keine ähnlichen Empfindungen gegen Sie fühle.

v. Simpel. Grauſame!

Luiſe. Ich erſuche Sie daher, ſich nie wieder einer kaltſinnigen Aufnahme von mir auszuſetzen.

v. Simpel. Sie wollen mich alſo ganz aus Ihren ſtrahlenden Augen verweiſen?

Luiſe. Ich wünſchte, Sie verwieſen ſich ſelbſt.

v. Simpel. Das kann und werd' ich nie.

Luiſe. Nun ſo iſt es Ihre eigne Schuld, mein Herr, wenn man Sie dazu zwingt.

v. Simpel (etwas hitzig). Wer ſoll das? Wer kann das?

Luiſe. Ein guter Degen, in eines braven Mannes Hand.

v. Simpel (ſich ängſtlich umſehend). Was wollen Sie damit ſagen?

Luiſe. So viel, daß Sie ſich durch ferneres Aufdringen bei mir ein Duell mit dem Hauptmann Hohwald zuziehen.

v. Simpel (bänglich). Warum mit dem?

Luiſe. Weil ich ihn zum Generalgewaltigen über Sie und andere Herren, die mich ungebeten lieben, gemacht habe.

v. Simpel. Ja, ich habe gehört —

Luiſe. Vermuthlich, daß er ein guter Fechter iſt?

v. Simpel (mit ſteigender Angſt). Ach nein — So? Iſt er das? —

Eilfter Auftritt.

Thoms. v. Simpel. Luiſe.

Thoms (tritt in einem grauen Mantel mit Aermeln herein).

v. Simpel (ſtellt ſich an ein Fenſter und ſieht hinaus).

Luiſe. Was bringt Er, Thoms?

Thoms. Ich ſuche den Herrn Offizier, der mich heute hier im Hauſe mit einem Briefe weggeſchickt hat.

Luiſe. Er iſt nicht hier. Was ſoll er?

Thoms. Ich wollt' ihm ſagen, daß ich Herr Sproſſern nirgends finden kann.

Luiſe. So?

Thoms. Wenn ich nur wüßte, was ich nun machen ſollte.

Luiſe (an einem Fenſter ſtehend). Ich weiß Ihm nicht zu rathen, mein Freund! Wenn er doch — (Aufſchreckend.) Himmel! da kommt der Hauptmann Hohwald die Gaſſe herauf, und Sie (zu v. Simpel) müſſen auch gleich die Naſe zum Fenſter hinausſtecken. Er warf einen grimmigen Blick auf Sie, und wird Ihnen ſchön mitfahren.

v. Simpel (hin und herlaufend). Ach! was mach' ich? was mach' ich? — Wohin lauf' ich? — Ich will in den Ofen kriechen — will — will —

Luiſe. Sie müſſen ſchlechterdings da bleiben, denn Ihr Geſicht hat er einmal geſehen. Wechſeln Sie aber geſchwind mit dem Manne da (auf Thoms zeigend) im Nebenzimmer die Kleider.

v. Simpel (trippelt unentſchloſſen).

Luiſe. Fort! fort! Es iſt das einzige Rettungsmittel. (Schiebt Beide hinaus.)

Zwölfter Auftritt.

Luiſe.

Liſt, Schutzgöttin des Weibes, verlaß' mich nicht! (Tritt an die Thüre des Nebenzimmers und ruft hinaus): Raſch! raſch!

Dreizehnter Auftritt.

v. Simpel. Thoms (kommen mit vertauſchten Kleidern zurück).

Luiſe (zu Thoms). Hier iſt ein Gulden für Seine Mühe, und nun lauf' Er, als ob's hinter Ihm brennte, die Seitentreppe hinab, und durch die Hinterthüre fort.

Thoms. Danke, danke; will's ſchon pfiffig machen. (Schnell von der Seite ab.)

Luiſe. Und Sie, Herr von Simpel, halten ſich mäuschenſtill hier in der Nebenſtube, und nennen ſich, wenn's zwiſchen Ihnen und dem Hauptmann Hohwald zur Sprache kommen ſollte, den Boten Thoms. Sagen Sie nur wegen des Briefs, was Sie vorhin von Thomſen hörten; da wird's ſchon geben.

v. Simpel. Ach! ach! ich weiß kein Wort, keine Sylbe. Ach wie ſoll das werden?

Luiſe. Wie es will; nun hilft kein Wimmern. (Schiebt ihn in die Nebenſtube und ſetzt ſich an ihren Arbeitstiſch.)

Vierzehnter Auftritt.

Hauptmann Hohwald. Luiſe.

Hauptmann (kalt). Sie haben befohlen.

Luiſe. Meinen beſten Dank, daß Sie Wort halten.

Hauptmann. Mit ſchwerem Herzen ging ich dem Abſchied von Ihnen entgegen; muß aber geſtehen, daß mir unterwegs etwas leichter ward.

Luiſe. Das freut mich.

Hauptmann. Mich nicht; denn Erleichterungen von ſolcher Art ſind empfindlicher, als die Laſt ſelbſt.

Luiſe. Schon wieder Grillen, ewiger Grillenfänger?

Hauptmann. Wär' ich das? — Nun ſo iſt der Wunſch, daß Sie mich nicht ſo bald, als ich leider! ſehe, vergeſſen möchten, eine Grille geweſen.

Luiſe. Sie haben geſehen? Und was?

Hauptmann. Daß ſie ſogar dem Sprüchwort: Aus den Augen, aus dem Sinn vorgreifen, und — doch verzeihen Sie! Ich ſpreche mehr —

Luiſe. Als Sie verantworten können.

Hauptmann. Nein; mehr als ich bei unſerm nunmehrigen Verhältniß zu ſagen Recht habe.

Luiſe. So kommen Sie mir nicht los. Ein Biedermann, wie Sie, beſchuldigt entweder gar nicht, oder beweiſt. Sagen Sie mir alſo, was Sie eigentlich geſehen haben wollen?

Hauptmann. Nichts, als daß Ihr Herz nicht gern unbeſchäftigt bleibt.

Luiſe. Ha, ha, ha!

Hauptmann. O dieſes Lachen —

Luiſe. Iſt das billigſte von der Welt.

Hauptmann. Wie? Hab' ich nicht etwa an Ihrem Fenſter —

Luiſe. Doch nicht einen Nebenbuhler geſehen?

Hauptmann. Nicht Nebenbuhler — Nachfolger.

Luiſe. Sie trauen mir wirklich einen feinen Geſchmack zu. — Ein Augenblickchen Geduld, und Sie werden ſich Ihres Irrthums ſchämen. (Sie macht die Thüre des Nebenzimmers auf.) Komm' Er heraus, mein Freund!

Fünfzehnter Auftritt.

v. Simpel. Hauptmann Hohwald. Luiſe.

v. Simpel (kommt zitternd heraus).

Hauptmann (heftig). Kerl, wer biſt du?

v. Simpel. Der — der —

Luiſe. Mein Gott! fahren Sie den armen Mann nur nicht ſo an! Es iſt der Bote Thoms, den Sie heute an Sproſſern abfertigten. Er kam her, um mit Ihnen zu ſprechen. Ha, ha, ha! Wie gefällt Ihnen meine Wahl?

Hauptmann. Nun was zitterſt du denn und ſtehſt da, wie eine Kalkwand?

v. Simpel. Es — es iſt mir nicht wohl.

Luiſe. Kein Wunder. Er iſt erſchrocken.

Hauptmann. Haſt du Sproſſern gefunden?

v. Simpel. Nein — ja, ja.

Hauptmann. Und ihm meinen Brief gegeben?

v. Simpel. Brief? — Brief? —

Hauptmann. Oder das verſiegelte Paket, das du heute hier erhieltſt. Haſt du's Sproſſern übergeben?

v. Simpel. Ja, Herr Hauptmann — nein, Herr Hauptmann —

Hauptmann. Nun, was gilt denn?

v. Simpel. Ich habe — nein, nein, ich habe nicht —

Hauptmann. Mit dem Kerl rappelt's. Antworte mir ordentlich, oder dich ſoll das —

v. Simpel. Ich — kann mich gar nicht beſinnen — habe ſo ein kurz Gedächtniß.

Hautmann. Ich will dir's lang machen. (Hebt ſeinen Stock auf.)

v. Simpel. Ja, ja, ich hab' ihm den Brief gegeben.

Hauptmann. Nun endlich. Bringſt du Antwort?

v. Simpel. Verzeihen Sie — ich verſprach mich — wollte ſagen, ich hätt' ihm den Brief nicht gegeben.

Hauptmann. Donner und Wetter! Ich glaube, du haſt mich zum Narren. (Schlägt nach ihm.)

v. Simpel (zurückſpringend). Ja, ich bringe Antwort.

Hauptmann. Welche?

v. Simpel. Er ſagte — ſagte — Ach! ich unglücklicher Mann weiß nicht mehr, was er ſagte. Mein Gedächtniß iſt ſo kurz — ſo kurz — ich vergeſſe gleich alles.

Hauptmann. Und wenn du die ganze Welt vergißt, ſo ſollſt du noch an meinen Stock denken. Hinaus mit dir! (Stößt ihn vor ſich hinaus.) Au, au, au! Mord! Feuer! Hülfe! Hülfe!

Sechzehnter Auftritt.

Luiſe.

Ja, dir wollt' ich helfen, ſtolzer Dummkopf. Diesmal hat der Zufall ein kluges Stückchen gemacht. Hundert Dukaten wären mir nicht ſo lieb.

Siebenzehnter Auftritt.

Hauptmann Hohwald. Luiſe.

Hauptmann (zurückkommend). So einen Eſel hab' ich in meinem Leben nicht geſehen.

Luiſe. Darf ich nun lachen!

Hauptmann. Ich mochte das Strohbund dreſchen wie ich wollte, es kam doch kein Körnchen Menſchenverſtand heraus. Was machte der Kerl aber im andern Zimmer?

Luiſe. Ich ſteckt' ihn hinein, um Sie ein wenig zu necken; denn ich ſah Ihrem wilden Blick auf der Gaſſe gleich an, daß Sie den armen Schächer, der ſich zu ſeinem Unglück die Freiheit nahm und ans Fenſter trat, für einen Nebenbuhler hielten.

Hauptmann. Scharfſinniger Luchs!

Luiſe. Blinder Don Quixotte, der Windmühlen für Rieſen hält.

Hauptmann. Verzeihung!

Luiſe. Dasmal mag's hingehen; aber — (droht ihm).

Hauptmann. Ich wollte gern Beſſerung verſprechen, wenn ich nur noch künftig das Glück haben könnte, ſie zu zeigen.

Luiſe. O fallen Sie nicht wieder in den traurigen Abſchiedston! Wenigſtens jetzt nicht.

Hauptmann. Sie vergeſſen —

Luiſe. Nein, ich weiß alles. Doch ich habe noch über eine Sache, die ſich erſt um acht Uhr entwickelt, mit Ihnen zu ſprechen.

Hauptmann. Soll ich alſo den bangen Weg noch einmal gehen?

Luiſe. Es wird Sie nicht reuen. Kommen Sie nur Punkt acht Uhr wieder.

Hauptmann. Allein dann —

Luiſe. Ja, wenn Sie dann noch Luſt haben, ſich von mir zu trennen, will ich Sie keinen Augenblick länger aufhalten.

(Der Hauptmann geht ab, Luiſe begleitet ihn.)

Vierter Akt.

(Gaſſe vor Luiſens Wohnung. Es iſt Abend und einige Laternen brennen im Hintergrunde).

Erſter Auftritt.

Sproſſer (kommt die Gaſſe herunter)

Ich muß mein Glück noch einmal verſuchen. — (Blickt herum.) Die Laternen ſind aber auch hier ſo verflucht dünn geſät, daß man kaum ſeine eigne Naſe, geſchweige denn ein fremdes Haus finden kann. — Halt! hier wohnt der kleine Teufel. (Klingt an der Thüre, findet ſie verſchloſſen und ruft): Luiſe! Luiſe! Hm! kein Menſch läßt ſich am Fenſter ſehen. (Er klopft an, und lauſcht ein Weilchen.) Auch das hilft nicht? — Nun muß ich ſchon mein Liedchen anſtimmen. Vor Orpheus Geſang öffneten ſich die ehernen Pforten der Hölle: vor meinem Ständchen wird ſich doch wenigſtens dieſe hölzerne Paradiesthüre aufthun. (Singt.)

Horch, ſchönes Mädchen, horch!
Ich ſtehe hier und friere
Verdammt an deiner Thüre,
Und klappre, wie ein Storch.
Horch, ſchönes Mädchen, horch!

Feins Liebchen, laß mich ein!
Könnt' ich mich vor den Stürmen
An deinem Buſen ſchirmen,
Wie glücklich würd ich ſeyn!
Feins Liebchen, laß mich ein!

Zweiter Auftritt.

Der Stockmeiſter, mit Wache. **Sproſſer.**

Stockmeiſter. Holla! was gibt's hier?

Sproſſer (ſpöttiſch). Einen Menſchen.

Stockmeiſter (leuchtet ihm mit der Laterne ins Geſicht). Ich frage im Namen eines hochedlen und hochweiſen Raths, deſſen Stockmeiſter ich bin.

Sproſſer. Der hochedle und hochweiſe Rath hat mich nichts zu fragen. — Und Er, Moſje Stockmeiſter, kann ſeine Laterne auf die Gaſſe hängen; da iſt ſie nöthiger, als vor meiner Naſe.

Stockmeiſter. Nicht ſo brutal, Herr! Was treibt Er hier Unfug und ſingt?

Sproſſer. Weil ich juſt nicht beten wollte.

Stockmeiſter. Es iſt aber wider die Polizei.

Sproſſer. Ha, ha, ha! ich habe in London und Paris manch ſchönes Lied auf der Gaſſe geſungen, und es iſt keiner naſeweiſen Polizei eingefallen, mich zu ſtören.

Stockmeiſter. Wie? was? Naſeweiſe Polizei? Das Wort ſoll ihm theuer zu ſtehn kommen. Wache fort mit ihm! (Sie greifen an.)

Sproſſer. Schurken, laſt mich los!

(Wird ſträubend abgeführt.)

Dritter Auftritt.

Anne (guckt zu ihrer Hausthüre heraus).

Was war denn hier für ein Spektakel? — (Setzt ſich auf die Bank vor der Thüre). Das weiß aber auch der Himmel, wo mein Mann heute bleibt. Seit ihn der Offizier weggeſchickt hat, iſt er nicht wieder nach Hauſe gekommen. Ich hatt' ihm ſo ein gut Süppchen gekocht und nun packt ſich der Schlingel nicht heim. Wer weiß, in welcher Kneipe —

Vierter Auftritt.

v. Simpel. Anne.

v. Simpel (läuft in Thomſens Mantel über die Gaſſe, nach Luiſens Wohnung zu).

Anne (die ihn erblickt, vor ſich). Ich dächte mein Six! dort ging er. (Laut.) Bſt! bſt! Thoms! Thoms (Sie läuft v. Simpeln nach und zupft ihn beim Mantel.) Mann! hörſt denn nicht?

v. Simpel (kehrt ſich um).

Anne. Wie ſiehſt du denn aus? Je, du biſt's wohl gar nicht?

v. Simpel. Was habt Ihr denn? Was wollt Ihr denn?

Anne (den Mantel betrachtend). Das iſt, gewiß und wahrhaftig! Thomſen ſein Mantel. — Herr, wer iſt Er? Wo hat Er den Mantel her? Wo iſt mein Mann?

v. Simpel. Packt Euch zum Henker! Was geht mich Euer Mann, und Euch der Mantel an?

Anne (ſchnatternd). Was er mich angeht? — Ei ſeht doch! das geht er mich an, daß es mein Mann iſt, und daß das meines Mannes Mantel iſt. Das will ich beſchwören, bei offnen Thüren und Fenſtern beſchwören; aber auf Seine Unkoſten, verſteht Er mich? — Den Fleck da (ſie hebt einen Zipfel des Mantels in die Höhe.) hab' ich Thomſen eingeſetzt, wie er ſich einmal auf die Ofenbank gelegt und verbrannt hatte. Ich weiß noch, als wenn's heute wäre; ich ſagte —

v. Simpel. Ach geht zum Teufel, ihr Schnattergans! (Will ſich davon machen.)

Anne (hält ihn beim Mantel und ſchreit aus allen Kräften). Diebe! Diebe! Diebe!

Fünfter Auftritt.

Der **Stockmeiſter** mit Wache. **v. Simpel. Anne.**

Stockmeiſter (eilt herbei). Iſt denn heute der Teufel hier gar los?

Anne. Ach edler Herr Stockmeiſter, kommen Sie, helfen Sie! Hier ſteckt ein fremder Kerl in meines Mannes Mantel.

Stockmeiſter (zu v. Simpel). Iſt das wahr? oder habt Ihr etwas zu Eurer Verdefendation anzuführen?

v. Simpel (erſchrocken). Ich weiß nicht — kann nicht —

Anne. Ach ich armes, geſchlagnes Weib! Der Spitzbube zittert und bebt, das böſe Gewiſſen ſieht ihm aus den Augen. Er hat meinen Thoms auf der Straße gemordet, hat ihm den Mantel genommen. (Heult.) Ho, ho, ho! wo krieg' ich wieder ſo einen Thoms her? Ach ich armes Weib, ich armes Weib!

Stockmeiſter. Stille, ſtille! daß wir in der Ordnung verfahren können. (Zu v. Simpel.) Wie kamt Ihr zu dem Mantel?

v. Simpel. Es gab mir ihn Jemand — weiß nicht, wer's war, — und ich gab ihm mein Kleid dafür.

Stockmeiſter. Alſo war's ein ehrlicher Tauſch?

v. Simpel. Ja.

Stockmeiſter. Nun der iſt in den Rechten erlaubt, und Eure Klage, Mutter Anne, findet nicht Statt.

Anne. Was? meine Klage ſoll nicht Statt finden? Ich ſoll ſtill ſeyn, da mein Mann ermordet und geplündert iſt? Ja gewiß, das iſt er; nur geht mir mein Traum aus. Es iſt heute der dritte Tag, da träumte mir. —

Stockmeiſter. Stille! Träume gelten im jure criminali keinen Pfifferling. Wenn Ihr nicht nähere Indicibus habt, kann ich dieſen Mann nicht zur Haft bringen.

Anne. Es iſt aber doch himmelſchreiend, einen Mörder und Straßenräuber laufen zu laſſen.

Stockmeiſter. Ei! woher wißt ihr denn ſchon, daß er das iſt? Er iſt ja weder confessum noch convicti. Hätten ſich Waffen oder andere verdächtige Inſtrumente bei ihm gefunden, dann wäre der Casus anders.

Anne. Mein Gott und Herr! er iſt ja noch nicht viſitirt worden. Thun Sie's doch erſt, ehe Sie da lange kauderwelſchen.

Stockmeiſter. Weib, Ihr ſetzt allen ſchuldigen Reſpekt aus den Augen, und unterſteht euch wohl gar, mein Verfahren zu tadeln? Doch euerm Suchen ſoll gewillfahrt werden. (Er durchſucht von Simpels Taſchen, und findet ein paar kleine Piſtolen.) He! Burſche, was iſt das?

v. Simpel. Meine Reiſepiſtolchen.

Anne. Nicht wahr, wenn du, Schnapphahn, in hohle Wege reiſ't und ehrlichen Leuten auflauerſt? — Sehen Sie, Herr Stockmeiſter, hab' ichs nicht geſagt? O mein Thoms! mein Thoms!

Stockmeiſter. Ruhe! Nun gewinnt die Sache freilich eine andere Geſtalt, und es muß mit der Inquiſition verfahren werden. Kerl, Ihr ſeyd mein Arreſtant. Wache, führt ihn ab!

Anne. Ich will mit, und nicht von der Stelle gehn, bis ich weiß, wo mein Thoms iſt.

v. Simpel. Oh, oh, oh! (Wird abgeführt und Alle folgen).

Sechſter Auftritt.

Simpel. Schnapp (kommen von einer andern Seite der Gaſſe und gehen auf Luiſens Haus zu).

Simpel. Alſo das iſt das Haus?

Schnapp. Ja, was ſoll aber werden?

Simpel. Ich will mit der Mamſell ein biſſel ſchnacken und ihr ſchönes, butterweiches Patſchchen küſſen. Die Dorfmädel haben dagegen Fäuſte wie Baumrinde, wie Reibeiſen —

Schnapp. Und Sie haben Einfälle, wie ein altes Haus, nehmen Sie mir's nicht übel. Ein Beſuch um dieſe Zeit bei einer Dame, die man noch nicht genau kennt, ſchickt ſich nicht. Alles hat ſeine Zeit.

Simpel. Sie wird's gewiß nicht krumm nehmen, denn ich ſchien ihr hübſch zu gefallen. Sie that ſo freundlich.

wie ein Maikätzchen, lächelte, wenn ich was ſagte, und gab mir immer Recht. Meiner Treu'! ich glaube, ſie thäte mich heirathen, wenn mein Bruder nicht wäre.

Schnapp. Der lebt aber noch, und hat auch Luſt, länger zu leben.

Simpel. Unter uns geſagt, meinetwegen möcht' er todt ſeyn. Seitdem er ſich die drei Buchſtaben gekauft hat, bläſt er ſich auf, wie ein Froſch, und traktirt mich wie einen Hundejungen. Ich bin ſonſt ein gutes Thier, aber einen ſolchen hochmüthigen Narren kann ich nicht lieb haben. — Wie geſagt, ich wollte, daß ich ihn auf eine gute Manier los wäre und ſein Mädel kriegen könnte. — Ich muß durchaus zu dem kleinen Aeffchen. (Will ins Haus, findet es aber verſchloſſen.)

Schnapp. Da ſtehen die Ochſen am Berge.

Simpel. Ach, ich donn're an, bis aufgemacht wird.

Schnapp. Das wäre noch ſchöner. Die Mamſell dächte wahrhaftig: Sie hätten ſich einen Haarbeutel geſoffen, wenn Sie erſt die Thüre ſtürmten, und hernach ungemeldet zu ihr hinauf liefen.

Simpel. Nun ſo meld' Er mich, lieber Schnapp, meld' Er mich!

Schnapp (vor ſich). Ich muß nur ſo thun, damit das Kind nicht weint. (Laut.) Gut, ich will Sie melden, und zur Hinterthüre, die vielleicht noch auf iſt, hineingehen, daß wir nicht erſt hier einen Tumult anfangen dürfen. Die Antwort kann ich Ihnen aber voraus ſagen. Es heißt: Wird heute nicht angenommen.

Simpel. Ach nein. Geh' Er nur!

Schnapp (vor ſich). Ja, ja, ein Huſchchen ins Bierhaus.

Siebenter Auftritt.

Simpel. Hernach **Thoms.**

Simpel (ihm nachſehend). Was er auch langſam geht; wie der Bauer, wenn er in den Thurm kriechen ſoll. Ich kann's kaum erwarten, bis er wieder da iſt.

Thoms (in des Simpels Kleide, kömmt auf Luiſens Haus zu).

Simpel (ihn ſehend, vor ſich). Blitz! da muß auch der Henker gleich meinen Bruder herführen. (Laut.) Guten Abend, gnädiger Herr Bruder!

Thoms. Ei! vexirt die Leute nicht auf der Gaſſe.

Simpel (vor ſich.) Das iſt nicht mein Bruder, aber ſein Rock. (Laut.) Hört, Landsmann, was macht Ihr mit dem Kleide?

Thoms. Ich trag's, und wen ſchiert das was?

Simpel. Mich, guter Freund, mich. Wer ſeyd Ihr?

Thoms. Ein Bote.

Simpel. Und tragt ein ſolches Kleid? Das geht mit Kräutern zu. Kurz, Herr Patron, das Kleid gehört meinem Bruder, und mir ſchwant's, daß Ihr ihn todt geſchlagen und ausgeſchält habt. (Vor ſich.) Ach, wenn's doch wahr wäre! (Laut.) Geſteht, habt Ihr das gethan.

Thoms. Ach Gott! wie können Sie nur ſo etwas denken?

Simpel. Geſteht, geſteht! Wenn Ihr läugnen thut, laß' ich Euch hängen und rädern; geſteht Ihr aber, ſo ſoll's gar nichts zu bereuten haben, und ich will Euch einen Gulden obendrein geben.

Thoms (vor ſich.) Hm! unter der Bedingung kann ich dem Einfaltspinſel geſtehn, was er verlangt.

Simpel. Nun beſinnt Euch nicht lange!

Thoms (vor ihm niederfallend). Gnade! Gnade!

Simpel. Steht auf! Ihr habt alſo meinen Bruder wirklich todt geſchlagen?

Thoms. Ach! — ja.

Simpel. Ganz mauſetodt, wie's in Rechten gilt?

Thoms. Ja.

Simpel. Hier iſt Euer Gulden. — Heididelbum! mein todtes Brüderchen, nun bin ich dein Erbe und heirathe deine Braut! — Herunter mit dem Kleide! Es gehort auch zur Erbſchaft. (Thoms zieht das Kleid aus, Simpel an, und wirft Thomſens ſeins zu.) Da! daß Ihr ſeht, daß ich gar keinen Groll auf Euch habe, nehmt den Lappen!

Thoms. Schönen Dank. Gute Nacht. (Will gehen.)

Simpel. Bleibt doch! Wir haben noch mehr zu thun. Nun müßt Ihr erſt mit auf's Rathhaus und da beſchwören, daß Ihr meinen Bruder wirklich todt geſchlagen habt, ſonſt würden mir ja Schwierigkeiten wegen der Erbſchaft gemacht. Wenn aber der Schwur vorbei iſt, könnt Ihr gehen, wohin Ihr wollt.

Thoms. So haben wir nicht gewettet. (Entläuft.)

Simpel (ihm nacheilend). Halt, halt, guter Freund! Ich will Euch für den Schwur noch einen halben Gulden nach geben.

Achter Auftritt.

(Der Schauplatz verändert ſich in einen Vorſaal bei Luiſen.)

Spargut (in Frauenzimmerkleidern). **Suschen.**

Suschen (ihn hereinführend). Kommen ſie, Madam Spargut.

Spargut. Iſt deine Mamſell hier?

Suschen. Sie wird gleich kommen. Verziehen Sie nur ein wenig hier im Kabinet.

Spargut. Gut, gut, liebes Suschen: hier ſind ein paar Dreier für deine Mühe. Ich wollte dir gern mehr geben; aber es ſind jetzt gar zu geldklemme Zeiten. Der heutige Tag iſt beſonders ein Unglückstag für mich. Früh ſtreifelte mich die Acciſe; dann prügelte mir Spreſſer hundert Thaler ab, und jetzt — ach ich armer Mann! — bin ich gar in meinem Hauſe beſtohlen worden.

Suschen. Iſt das möglich?

Spargut. Leider! leider! hat, indem ich vorhin hier war, eine verruchte Hand meinen Schrank erbrochen und mir mein Ein und mein Alles, hundert blanke Louisd'ors genommen.

Suschen. Haben Sie denn gar keine Spur?

Spargut. Nicht die geringſte. Die Nachbarn haben Niemand, als meinen Vetter im Hauſe geſehen.

Suschen. Der wird doch nicht etwa —

Spargut. Ach, das gute Kind! Eher glaubt' ich, daß ich mich ſelbſt beſtohlen hätte. Der gute Menſch geht alle Sonntage Vor- und Nachmittags in die Kirche, ſingt und betet fleißig, hört aufmerkſam auf Gottes Wort, beſucht keine liederliche Geſellſchaften, und iſt kurz! ein frommer, ſtiller Jüngling, der —

Suschen (praktizirt ihm, indem es ſo ſpricht, zwei ſilberne Löffel in die Taſche).

Spargut. Sage mir nur, Mädel, was du mir da am Schubſacke herum krabbelſt? Was willſt du denn? was ſuchſt du denn?

Suschen. Nichts, nichts; ich brachte nur Ihre Rockfalten ein wenig in Ordnung. — Nun fix ins Kabinet.

und gehen Sie, es mag kommen, wer will, keinen Schritt heraus, bis die Mamſell ruft. Geben Sie ſich auch gegen Niemand zu erkennen, oder Sie verderben alles. (Spargut geht ins Kabinet. Suschen eilt ab, nimmt das Licht mit, und der Saal iſt nun ganz dunkel.)

Spargut (ſteckt neugierig den Kopf aus dem Kabinet, und füllt die Zwiſchenzeit, bis zu Suschens Rückkunft, durch Pantomime aus).

Neunter Auftritt.

Warnick. Suschen.

Suschen (halblaut). Geſchwind hier herein! (Führt ihn an ein, dem erſtern entgegenſtehendes Kabinet.) Rühren Sie ſich aber bei Leib und Leben nicht von der Stelle! Die Mamſell wird Sie nicht lange warten laſſen.

Warnick. Schön, ſchön. Hier haſt du ein paar Küſſe zum Dank. (Küßt ſie und ſchlüpft ins Kabinet.)

Suschen (den Mund abwiſchend). Mit ſeinen dummen paar Küſſen; da ſind mir des Alten paar Dreier noch lieber.

(Geht eilend ab).

Zehnter Auftritt.

Spargut. Warnick.

Warnick (guckt aus dem Kabinet und ſpricht vor ſich). O hätt' ich das himmliſche Märchen ſchon in meinen Armen!

Spargut (mit dem Kopf heraus fahrend, vor ſich). Was hör' ich? Meines Vetters Stimme!

Warnick (vor ſich). Ha! dort iſt Jemand. (Laut.) Luiſe, mein Leben, mein Glück, ſind Sie dort?

Spargut (vor ſich). Wahrlich! mein Vetter, der mich für Luiſen hält. Ich muß ihn ausholen. (Laut, mit angenommener weiblicher Stimme, die er auch bis zum Ende des Aktes beibehält.) Guten Abend, Herr Warnick!

Warnick. Tauſend gute Abend, mein Engel. Ich glühe vor Verlangen —

Spargut. Noch ein Weilchen Geduld, ſüßer, lieber Junge. Es iſt im Hauſe noch nicht alles ruhig. Man möcht' uns überraſchen.

Warnick. Die Augenblicke bis zu unſerer Umarmung werden mir Jahre dünken.

Spargut. Ei, ei, ei! wo iſt Ihre Sittſamkeit?

Warnick. Die hole der Henker! Unter uns geſagt, ſchönes Mädchen, ich ſpiele den Sittſamen nur am Tage. Bei Nacht braucht man keine Maske.

Spargut. Sie, loſer Vogel, ſtellen ſich alſo wohl nur fromm?

Warnick. Ja freilich. Es iſt ein guter Kunſtgriff, das und jenes Vergnügen zu erhaſchen. — Nicht wahr, mein Engel, Sie hätten mich nicht zu dieſer ſüßen Zuſammenkunft eingeladen, wenn ich der Welt als ein Lokerinsky bekannt wäre?

Spargut. Gewiß nicht.

Warnick. Sie hätten befürchtet, Ihre unbeſcholtene Tugend in übeln Ruf zu bringen?

Spargut. Ja wohl.

Warnick. Nun aber hoffen Sie, daß die Leute glauben werden, wir beten zuſammen.

Spargut. Sie errathen meine geheimſten Gedanken.

Warnick. Sehen Sie, ſo iſt der Welt Lauf. Wer jetzt fortkommen will, muß heimlich, gleichſam wie ein Maulwurf unter der Erde, nach Stillung ſeiner Lüſte und Begierden graben, aber vor den Leuten den Kopf hängen, ſittſam auf der Gaſſe gehn und wie eine lebendige Moral ſprechen. Dieß Kunſtſtückchen iſt zwar ſchon alt; doch die dumme Welt läßt ſich noch immer damit betrügen. — Sie kennen doch wohl meinen Onkel Spargut?

Spargut. Ein wenig.

Warnick. Das iſt der infamſte alte Schurke auf Gottes Erdboden.

Spargut. Ei, ei! was Sie ſagen!

Warnick. Nicht zu viel. Er ſchindet Leute durch Wucher, ißt ſich nicht ſatt, gibt keinem Armen einen rothen Heller, buhlt noch —

Spargut (einfallend). Ach! Sie brauchen mir ihn nicht ſo genau zu beſchreiben; ich kenn' ihn recht gut.

Warnick. Unmöglich ſo, wie ich. — Ja, er buhlt noch, der alte, geile Bock, und doch hält die ganze Stadt dieſen Inbegriff aller Niederträchtigkeit, dieſes Handlexikon aller Laſter, für eine vollſtändige Sammlung von Tugenden. Warum? Weil er in alle Kirchen läuft, und voll verſtellter Andächtelei die Augen im Kopfe verdreht. — Von dem alten Schelm —

Spargut. Schimpfen Sie nur nicht ſo entſetzlich!

Warnick. Ei was? Ich ſag' es noch einmal: Von dem alten Schelm hab' ich eigentlich die Verſtellungskunſt gelernt; doch der Schüler iſt nun über ſeinen Meiſter. Ich hab' ihn ſo geblendet, daß er mich zum Erben einſetzen will und mir gar nichts Böſes zutraut.

Spargut. Sie werden ihm vermuthlich auch nichts Böſes thun?

Warnick. Wie man's nimmt. — Ihnen, meine

Traute, kann ich wohl geſtehen, daß ich heute dem alten Drachen hundert Louisd'or wegſtipizt habe.

Spargut. O du — Sie böſer Menſch, was haben Sie gethan?

Warnick. Nichts, als wozu mich der Knicker zwingt. Er gibt mir wöchentlich einen Gulden Taſchengeld. Das reicht kaum zu wohlriechendem Waſſer. Wovon ſoll ich nun noch auf Bäll' und Kaffeehäuſer gehn? wovon ſpielen, Wein und Punſch trinken, und Ihnen, meine Göttin, eine Galanterie machen.

Spargut (ſchmeichelnd). Haben Sie etwas bei ſich?

Warnick. Morgen, meine Theuerſte, will ich Ihnen einige Kleinigkeiten zu Füßen legen.

Spargut. Jetzt wäre mir's juſt geſchenknehmerlich. Haben Sie gar nichts bei ſich?

Warnick. Nichts in der Welt, was Ihrer würdig wäre. — Läge nur der Alte ſchon etliche Klaftern tief unter der Erde, ſo wollt' ich Sie fürſtlich kleiden und mit Kutſch' und Pferden über ſein Grab raſſeln, daß er ſich drin umwenden ſollte. — Ha! es kömmt Jemand mit Licht. Wir wollen uns zurückziehen. (Sie ziehn die Köpfe zurück.)

Eilfter Auftritt.

Chriſtian (mit Licht).

Hole der Henker alle Spitzbuben! (Leuchtet im Saal herum.) Schon wieder fehlt ein Paar ſilberne Löffel, und ich will wetten, daß ſich eine Canaille ins Haus geſchlichen und ſie eingeſteckt hat. — Doch halt! vielleicht liegen ſie noch hier im Kabinet. (Geht in das, wo Spargut iſt.)

Zwölfter Auftritt.

Spargut. Chriſtian.

Chriſtian (inwendig). Heh! Wer iſt hier? Was macht Sie hier? Warum kriecht Sie ſo zu Winkel? (Zieht Sparguten heraus.)

Spargut. Ich bin eine ehrliche Frau.

Chriſtian. So, ſind Ihrer Ehrlichkeit etwa zwei ſilberne Löffel in dieſer Gegend begegnet?

Spargut. Gott bewahre!

Chriſtian. Kurz, es fehlen mir zwei Löffel, und ich glaube, daß ſie Ihr angeſtanden haben.

Spargut. Verzeih's Ihm Gott, daß Er mich ehrliche, alte, ſiebzigjährige Frau ſo hart beſchuldigt.

Chriſtian. Ach! Alter hilft vor Thorheit nicht.

Spargut. Nun wenn Er meinen Worten nicht glauben will, ſo viſitir' Er mich!

Chriſtian. Das ſoll ohnedem geſchehen. (Er durchſucht Sparguts Taſchen und findet die von Suschen hineingeſteckten Löffel.) Siehſt du, alte Canaille!

Spargut. Himmel! wie iſt das zugegangen?

Chriſtian. Stellt Euch nur noch fremd, Ihr Hexe! Wer ſeyd Ihr?

Spargut. Mamſell Luiſens Wärterin. Ich habe ſie auf meinen Armen getragen, da ſie noch —

Dreizehnter Auftritt.

Luiſe. Spargut. Chriſtian.

Luiſe. Was geht denn hier vor?

Chriſtian. Da iſt ein altes Weib, das zwei ſilberne

Löffel im Hauſe geſtohlen hat und ſich für Ihre ehemalige Wärterin ausgibt.

Luiſe. Für meine Wärterin? — O die Unverſchämte! In meinem ganzen Leben hab' ich die Kreatur nicht geſehen.

Spargut. Kennen Sie mich denn nicht, Mamſell Luiſe? Beſinnen Sie ſich doch auf den Spaß: Ein Mäulchen — ein Gäulchen; ein Gäulchen —

Luiſe. Die Frau phantaſirt. — Uebergebt ſie der Obrigkeit!

(Eilt ab.)

Vierzehnter Auftritt.

Spargut. Chriſtian.

Chriſtian. Euch ſoll der Willkommen im Zuchthauſe trefflich ſchmecken. Fort!

Spargut. Ach! ich bin unſchuldig.

Chriſtian. Fort! fort! (Will ihn mit Gewalt abführen.)

Spargut. Gleich, gleich; ich will nur erſt noch etwas entdecken.

Chriſtian. Was iſt's? Geſchwind!

Spargut. Hier in dieſes Kabinet (auf das, wo Warnick ſteckt, zeigend) hat ſich ein Spitzbube verkrochen, der meinem guten Freunde, dem Kaufmann Spargut, fünfhundert Thaler geſtohlen hat, und gewiß auch Stehlens halber ins Haus gekommen iſt.

Chriſtian. So? (Er geht ans Kabinet, ohne Sparguten loszulaſſen, und ſieht hinein.) Richtig! da ſteckt ſo ein Zeiſig. Warte! dich will ich einriegeln und nachholen. (Er riegelt das Kabinet zu.) Nun, Madame, wollen wir vor allen Dingen bei dem Stockmeiſter Viſite machen und den Herrn Diebskollegen dort anmelden. (Er fühet Sparguten beim Arm ab.)

Spargut. Ach ich arme, unſchuldige Frau!

Fünfter Akt.

(Ein Gefängniß-Saal.)

Erſter Auftritt.

Sproſſer. von Simpel.

Sproſſer. Luſtig, Herr von Simpel! Was hilft das Kopfhängen? Wir ſind nicht die Erſten, die zwiſchen vier Mauern ſitzen, und werden nicht die Letzten ſeyn. Mir macht, auf Ehre! die ganze Sache Spaß.

v. Simpel. Mir nicht. Wären Sie nur ſo ein Ball des Schickſals, wie ich, Sie würden auch anders pfeifen. Jetzt, da ich in die weite Welt hinausfliegen will, ſchon mit einem Buchhändler über den Verlag meiner Reiſebeſchreibung kontrahirt und Poſtpferde beſtellt habe, muß ich in's Gefängniß reiſen. Das iſt doch wahrlich! kein Spaß.

Sproſſer. Aber gerechte Strafe für Ihre unbefugte Jagd in meinem Gehege.

v. Simpel. Dießmal dem blinden Jäger Cupido gefolgt, und nicht wieder.

Sproſſer. Nein, ich denke noch manche Jagdpartie mit ihm zu machen. Soll ich etwa, weil ich heut einmal vergebens auf den Anſtand ging und darüber unter die Spürhunde der Polizei kam, nie wieder das Revier der Liebe betreten? Da wär' ich wohl ein großer Thor.

v. Simpel. Pſt! es kommt Jemand.

Sproſſer. Wohl gar Geſellſchaft.

Zweiter Auftritt.

Spargut. Der Stockmeiſter. Sproſſer. v. Simpel.

Stockmeiſter (Sparguten hereinführend). Nu, nu, ob Sie unſchuldig iſt, oder nicht, das wird der hochedle Rath ſchon ausmachen. — Hier, meine Herren, bring' ich Ihnen ein Frauenzimmerchen.

Sproſſer. Dank, Parachen, Dank.

Stockmeiſter. Endlich einmal ein vernünftiges Wort. Hat ſich Ihre Hitze gelegt?

Sproſſer. Hat ſich, hat ſich. Wer wird denn ein ewig feuerſpeiender Berg ſeyn? Ich denke, wir wollen noch recht friedlich und ſchiedlich von einander gehen. (Beſieht Sparguten, der ſich in einen Winkel geſetzt hat, durchs Fernglas.) Aber, Parachen, es ſcheint verflucht alte Waare. Konnteſt du uns kein jüngeres Täubchen bringen?

Stockmeiſter. Hä, hä, hä! es hat ſich juſt heute keins gefangen. Nu, ſcharmirt nicht miteinander!

(Geht lachend ab.)

Dritter Auftritt.

Sproſſer. v. Simpel. Spargut. Hernach der **Stockmeiſter** mit **Warnick.**

Sproſſer (zu v. Simpel). Mit der alten Kupplerin — denn das iſt ſie gewiß — will ich meinen Spaß haben.

(Gegen Spargut.) Madame! — Madame! — Wollen Sie uns nicht durch Ihre nähere Gegenwart beglücken? Verlaſſen Sie doch jenes melancholiſche Dunkel, das ſelbſt der Strahl Ihrer Augen nicht aufhellen kann. — Sie hören mich nicht? Würdigen mich keiner Antwort? — Ich bitte dringend — (Geht auf Sparguten zu.)

Spargut (drückt ſich mit abgewendetem Geſicht tiefer in ſeinen Winkel.)

Sproſſer (ein Licht holend). Und ſollten Sie mein brennendes Verlangen, Ihr Graziengeſicht zu ſehen, Unbeſcheidenheit nennen, ſo kann ich mich nicht enthalten. (Er dreht Sparguten herum und beleuchtet ihn.)

Spargut (fährt auf). Herr! iſt es nicht genug, daß Sie mich heute um hundert Thaler geprellt haben, müſſen Sie mich auch noch hier turbiren?

Sproſſer. Ich fall' aus den Wolken. — Herr Spargut! Sie hier, und in einem ſo komiſchen Anzuge hier? — Wie in aller Welt —?

v. Simpel. Unbegreiflich! Sagen Sie doch —

Spargut. Sie dürfen nur befehlen.

v. Simpel. Ein höchſt ſonderbares Abenteuer!

Spargut. Nicht ſonderbarer, als der Sprung von der Ladenſchürze zum Federhute.

Sproſſer. Ei, ei! Herr v. Simpel!

v. Simpel (haſtig zu Spargut). Herr! was wollen Sie damit ſagen?

Spargut. Nichts, als was ich bereits damit geſagt habe.

Sproſſer. Huß, huß, huß!

v. Simpel. Beſſer wär's, wenn Sie geſchwiegen hätten; denn Sie ſchlagen ſich mit Ihren eigenen Worten. Wenn der Sprung vom Kaufmann zum Edelmann ſo gar groß und ſonderbar iſt, ſo muß jener ein ſehr kleines Licht ſeyn.

Spargut. Je nun, ein ſparſam brennendes Wachslicht iſt mir lieber, als eine prahlende Pechfackel, deren Herrlichkeit nur ein Weilchen währt.

Sproſſer. Nun, Herr v. Simpel?

v. Simpel. O! Herr Spargut kann Recht haben; er verſteht ſich auf dergleichen Waaren.

Sproſſer (zu Spargut). Was ſagen Sie dazu?

Spargut. Daß es rühmlicher iſt, ſich auf etwas, als auf gar nichts zu verſtehen.

Sproſſer. Doch nicht etwa wie der Herr von Simpel?

Spargut. Ei bewahre! der gnädige Herr verſteht ſich auf's Geldverthun; ich fürchte nur, daß dieſe Kunſt ſich nicht lange wird treiben laſſen.

v. Simpel. So lange mir's beliebt.

Sproſſer. Nun da haben Sie's!

Spargut. Ich trage dagegen unterthänigſten Zweifel. Leicht gewonnen, leicht zerronnen, iſt ein altes, wahres Sprüchwort.

v. Simpel. Und Sie ſind ein alter wahrer Grobian.

Sproſſer (zu Spargut). Leiden Sie denn das?

Spargut. Der nunmehr gnädige Herr haben von mir, als Sie noch mein Ladenjunge zu ſeyn geruhten, manche Tachtel gelitten; alſo kann ich doch wohl auch einmal —

v. Simpel. Eine Tachtel einſtecken. (Schlägt nach Sparguten.)

Sproſſer (dazwiſchen tretend). Ruhig, ihr Herren! Ich hör' unſern Wirth kommen.

Stockmeiſter (bringt Warnicken). Immer auch hier herein! (Die Arreſtanten zählend.) Eins, zwei, drei, vier Gäſte. Es iſt heute recht hübſche Nahrung.

(Geht ab.)

Vierter Auftritt.

Warnick. Sproſſer. v. Simpel. Spargut.

Spargut. Ah, Spitzbube!

Warnick (fällt ihm zu Füßen). Herr Onkel!

Spargut. Mir aus den Augen!

Warnick. Der böſe Geiſt —

Spargut. Ja, ſchiebe nur die Schuld auf den!

Warnick. Der böſe Geiſt hat nicht allein mich, ſondern auch Sie zu Schwachheiten verführt.

Spargut. Mich? mich zu Schwachheiten? — Du irrſt dich ſehr. Um hinter deine Streiche zu kommen, warf ich mich in dieſe Kleider —

Warnick. Ich muß meinem theuerſten Herrn Onkel glauben.

Spargut. Und ſchlich mich in jenes Haus, weil ich durch Spione wußte, daß du, gottloſer Bube, dahin kommen würdeſt.

Warnick. Ich will alles blindlings glauben; verzeihen Sie nur —

Spargut. Ich dir verzeihen? Eher will ich — fort! — Ich habe mir einen Skorpion im Buſen erzogen, will ihn aber von mir ſchleudern. (Stößt Warnicken von ſich.)

Fünfter Auftritt.

Suschen. Warnick. Sproſſer. v. Simpel. Spargut.

Suschen (hereinhüpfend). Ruhe, Ruhe, meine Herren!

Spargut. Ha! du verführende Schlange!

Suschen. Nicht geſchimpft, Mutter Eva, ſonſt behalt' ich meine gute Nachrichten, die ich bringen wollte, für mich.

Spargut. Gute Nachrichten?

Warnick. Wem? wem?

Sproſſer. Nicht wahr, Mäuschen, mir?

v. Simpel. Nicht doch, mir; auf alle Fälle mir.

(Zugleich.)

Suschen. Allen, allen; laſſen Sie mich nur zum Worte kommen. Meine arme Mamſell zerfließt faſt in Thränen, daß ſie an dem Unglück ſo ſchöner, lieber Herren Schuld iſt.

Sproſſer. Aha, Herr Spargut! Nun erfährt man — Doch redet weiter!

Suschen. Sie will alles beſtmöglichſt wieder gut machen, und bedauert nur, daß ſie nicht mehr als einem ihre Hand geben kann.

Spargut. Wem? o ſage, wem?

Sproſſer. Wie können Sie fragen? Mir.

Warnick. Ha! Sie müßte mich heute nicht haben rufen laſſen.

v. Simpel. Und ich müßte nicht ſeyn, wer ich bin.

Sproſſer. Rede doch! Wer iſt der Glückliche?

Suschen. Ja, wenn ich das ſelbſt wüßte.

Sproſſer. Nun was weißt du denn?

Suschen. Nichts, als daß Mamſell Luiſe die ſämmtlichen Herren zu ſich einladen läßt, und dann unter ihnen wählen will.

Warnick. Gefangene laſſen ſich gut einladen. Wie ſollen wir denn hier heraus kommen?

Suschen (zieht einen Geldbeutel heraus). Hier hab' ich goldne Dietriche, die alle Thüren ſchließen. — Nur ein Paar Worte mit dem Stockmeiſter und dann fort!

(Eilt ab.)

Sechſter Auftritt.

Warnick. Sproſſer. v. Simpel. Spargut.

Sproſſer. Meine Herren, ich nehme Gratulation an.

Spargut. Oder Condolenz. — Sie machen's wie Jener, der die Bärenhaut verkaufte, eh' er den Bär hatte. — Wiſſen Sie die Fabel?

Sproſſer. Ei! was kümmert mich jetzt Ihre Fabel?

v. Simpel. Ich weiß doch eine Fabel, die Sie wohl kümmern wird.

Sproſſer. Die wäre?

v. Simpel. Ihre Hoffnung auf Luiſens Hand.

Sproſſer. Ha, ha, ha! Sie denken doch nicht etwa — ?

v. Simpel. Ich verbitte, mich auszulachen.

Sproſſer. O Herr, ich kann auch verflucht ernſthaft ſeyn, wenn's darauf ankommt. Verlangen Sie eine Probe?

v. Simpel. Ah! Suschen kommt. Wir wollen abbrechen. — Suschen kommt wieder.

Sproſſer. Höchſt erwünſcht für Sie, tapfrer Ritter.

Siebenter Auftritt.

Suschen. Warnick. Sproſſer. v. Simpel. Spargut. Der **Stockmeiſter.**

Stockmeiſter (im Hereintreten zu Suschen). Ja, ja, ſchönes Jüngferchen, da die Sachen ſo ſtehen. Man müßte ſich ja ein Gewiſſen machen — Spaß iſt Spaß.

Suschen. Sie ſind frei, meine Herren, und nun fort, wie der Wind! Die arme, vierfache Braut wird mit Sehnſucht warten.

Spargut. Ich will nur erſt ein Gängelchen nach Hauſe —

v. Simpel. Ich auch.

Suſchen. Etwa, um andere Kleider zu holen?

Spargut. Ich wohl.

v. Simpel. Man kann doch nicht ſo —

Suſchen. Ei! was werden Sie ſich erſt lange putzen? Die Mamſell hat Sie einmal ſo geſehen und ſagte ausdrücklich: Die Herren ſollen kommen, wie Sie gehen und ſtehen, und wer nicht ſo kommen will, mag gar wegbleiben. — Fort, fort! Es iſt finſtrer Abend und der Weg nicht weit. Ade, Herr Stockmeiſter!

Stockmeiſter. Adieu, mein ſchönes Kind. Meinen unterthänigen Empfehl und Dank an Ihre Herrſchaft. — Und Sie, meine Herren, leben Sie auch wohl! Aber — wenn ich bitten darf — von der ganzen Geſchichte die Hand auf den Mund! Sonſt möcht' ich —

Sproſſer. Verſteht ſich, Papa, verſteht ſich. Der hochedle und hochweiſe Rath darf nicht alles wiſſen.

(Alle gehen ab.)

Achter Auftritt.

(Luiſens Zimmer.)

Luiſe. Hernach **Hauptmann Hohwald.**

Luiſe (ſieht im Hereinkommen nach der Uhr). Schon acht Uhr. Ob er wohl pünktlich ſeyn wird? (Sie ſetzt ſich, nimmt ein Buch und lieſt einen Augenblick). Ah, er kommt.

Hauptmann (tritt herein).

Luiſe. Willkommen, lieber Hauptmann! Bringen Sie gute Laune mit?

Hauptmann. Die beſte, die ich haben kann.

Luiſe. Das iſt ſchön. Wir werden ſie brauchen: denn ich hab' Ihnen mancherlei Geſtändniſſe zu thun. — Ich hatte, wie jedes leidliche Mädchen, Liebhaber. Sproſſer —

Hauptmann. O ich bitte, erinnern Sie mich nicht durch dieſen Namen an mein Vergehen.

Luiſe. Laſſen Sie das, und hören Sie! Spreſſer war nicht mein einziger Verehrer. — Der Kaufmann Spargut, ſein Vetter Warnick, und ein gewiſſer Herr von Simpel waren's auch. — Nun, wie ſiehts mit der guten Laune?

Hauptmann. Ich verginge mich auf's neue, wenn ich ſie darüber verlieren wollte.

Luiſe. Sie haben's auch nicht Urſach. Ich verachtete dieſe Herren und ihre Anträge, und rechne mir dieſes gar nicht als Verdienſt an. Ein Herz, das einen Hohwald liebte, mußte ſolche Gecken unleidlich finden.

Hauptmann. Beſte Luiſe!

Luiſe. Dieß war der erſte ernſthafte Theil meiner Geſtändniſſe. Der zweite iſt luſtiger. Wiſſen Sie denn, wer der Mann war, den Sie vor einigen Stunden in meinem Zimmer etwas unſanft behandelten?

Hauptmann. Nun, der Bote Thoms.

Luiſe. Nein, nur ſein Mantel, in dem aber der Herr von Simpel ſteckte.

Hauptmann. Der Herr von Simpel? Wie kam der arme Tropf zu dieſer unglücklichen Verkleidung?

Luiſe. Das, und wie er, nebſt ſeinen Nebenbuhlern, theils durch Zufall und eigne Schuld, theils durch Kniff' und Pfiffe meines Mädchens ins Gefängniß gekommen iſt, will ich Ihnen einmal bei anderer Gelegenheit erzählen. Jetzt laß' ich die Märtyrer der Liebe befreien und herholen, um ſie vor Ihren Augen feierlich zu verabſchieden. — Sie kommen ſchon.

Neunter Auftritt.

Sproſſer. v. Simpel. Spargut. Warnick. Luiſe. Hauptmann Hochwald.

Luiſe (mit Würde). Meine Herren, Sie haben mich in die Lage verſetzt, daß ich Ihnen unangenehme Dinge ſagen muß. Bei Ihnen, Herr Sproſſer, will ich anfangen. Sie rühmen ſich, wie ich höre, daß Sie Gunſtbezeugungen und Briefe von mir erhalten hätten. Ich ford're Sie jetzt auf, dieſe Prahlerei in meiner Gegenwart zu wiederholen.

Sproſſer. O Sie, böſer Hauptmann! Mußten Sie denn auch gleich ſolche Scherzreden wieder plaudern?

Hauptmann. Die unedelſte Art zu ſcherzen, die ich kenne, wenn man die Ehre eines Frauenzimmers zum Gegenſtand macht.

Luiſe. Ich bin dadurch aufs empfindlichſte beleidigt, werde mich aber in keinen Wortwechſel einlaſſen, und habe Ihnen auf der Welt nichts mehr zu ſagen, als das: Hier iſt die Thüre!

Sproſſer. Ja, wie ich ſehe. (Im Abgehen.) Glückliche Vermählung mit dem Herrn Hauptmann!

Hauptmann. Unverſchämtheit ohne Gleichen!

Luiſe. Nun ein Wort mit Ihnen, Herr Spargut. Ihr poſſierlicher Aufzug bewährt die Wahrheit des Sprüchworts, daß Alter nicht vor Thorheit hilft. Für die unangenehmen Augenblicke, die Sie mir oft durch Ihre Liebesanträge gemacht haben, ſind Sie durch die Unfälle des heutigen Tages genug geſtraft. Ich will Ihnen daher weiter keine Vorwürfe machen, ſondern Sie nur bitten, künftig blos als ſchlichter Geſchäftsmann, nie aber wieder als zärtlicher Schäfer zu mir zu kommen.

Spargut. Sie wollen doch nicht etwa meinen gottloſen Vetter heirathen?

Luiſe. Gewiß nicht.

Spargut. Nun bin ich zufrieden. (Eilt ab.)

Luiſe. Ihr Urtheil, Herr Warnick, haben Sie ſchon gehört. Da ich unter allen haſſenswürdigen Menſchen den Heuchler am bitterſten haſſe, ſo konnten Sie kein anderes erwarten.

Warnick. Ach! nun bin ich doppelt unglücklich. Mein Onkel will mich enterben —

Luiſe. Ein Glück für Sie. Armuth wird Sie künftig zwingen, Ihre Zeit zu nützlichern Beſchäftigungen, als zu Liebesbriefen an unbekannte Frauenzimmer anzuwenden. Gehen Sie!

Warnick (geht beſchämt ab).

Zehnter Auftritt.

Luiſe. Hauptmann Hohwald. v. Simpel. Chriſtian. Hernach **Simpel.**

Chriſtian. Herr Simpel will aufwarten.

Luiſe. So ſpät noch? Er mag kommen.

Chriſtian (macht Simpeln die Thüre auf und geht ab).

Simpel (läuft, ohne ſeinen Bruder zu ſehen, auf Luiſen zu). Schöne Mamſell, ich will Sie nur in aller Geſchwindigkeit fragen, ob Sie mich heirathen wollen? Ich erbe Sie, ſo zu ſagen, von meinem Bruder. Der arme Teufel iſt todt, mauſetodt.

v. Simpel (tritt hervor). Biſt du toll?

Simpel (fährt zuſammen). Uh! ſein Geiſt —

v. Simpel. Narr, du ſollſt fühlen, daß ich lebe.

Simpel. Nun, ſo hat mich ein Spitzbube, der dich todtgeſchlagen haben wollte, um einen Gulden gepreßt. Den muß ich ihm wieder abjagen. (Läuft fort.)

Hauptmann. Ein ſonderbarer Auftritt.

v. Simpel. Mir ſelbſt ein Räthſel.

Luiſe. Sie werden am beſten thun, wenn Sie Ihrem Herrn Bruder ſogleich nachgeben und es ſich auflöſen laſſen.

v. Simpel. Ich erwart' erſt eine Erklärung, welche das Glück meines Lebens —

Luiſe. Das können Sie vielleicht noch irgendwo finden, wenn Sie Ihren lächerlichen Stolz ablegen, und dieſes Haus, wo Sie ſich einmal dadurch verächtlich gemacht haben, nie wieder betreten. Ich empfehle mich.

v. Simpel. So? So?

(Geht ab.)

Eilfter Auftritt.

Luiſe. Hauptmann Hohwald.

Luiſe. Nun Hohwald? (Reicht ihm die Hand.)

Hauptmann (küßt ſie mit Wehmuth. Leben Sie wohl!

Luiſe (zieht ihn an ſich). Ich gehe mit Ihnen.

Hauptmann. Wenn ich Sie nun beim Wort nähme?

Luiſe. Das ſollen Sie.

Hauptmann. Iſt das Ernſt? Sie wollten mir in auswärtige Dienſte folgen?

Luiſe. Bis ans Ende der Welt.

Hauptmann. Engel! Nun ſind Sie mein!

(Sie umarmen ſich, und der Vorhang fällt.)

VIII.

Die Todtenerſcheinung.

Eine Poſſe.

Perſonen:

Herr v. **Zelbitz**.
Lieutenant v. **Zelbitz**, deſſen Sohn.
Walther, des Grafen Rittergutspachter.
Die **Pachterin**.
Lottchen, ihre Tochter.
Heinrich, des Lieutenants Bedienter.

Die Scene iſt ein grüner Baumplatz vor der Pachterwohnung.

Erſter Auftritt.

Lieutenant v. Zelbitz (in Montur mit Flor um den Arm). **Heinrich** (in Trauer-Livree).

Lieutenant (im Hereinkommen). Kann uns hier Jemand behorchen?

Heinrich. Ich ſehe Niemand. Die Bäume müßten's thun.

Lieutenant. Auch dieſe haben manchmal Ohren. (Führt ihn bei Seite.) Weißt du, warum wir trauern?

Heinrich. Nun doch wohl, wie Sie geſagt haben, über Ihres Herrn Vaters Tod?

Lieutenant. Fehl geſchoſſen. Ueber ſein langes zähes Leben.

Heinrich. Wie? Er lebt noch?

Lieutenant. So friſch und geſund, als wir. Ich wollt' auch dem ehrlichen, braven Vater ſein Wohlſeyn herzlich gönnen, wenn nur nicht mein Beutel dabei an einer unheilbaren Schwindſucht laborirte.

Heinrich. Ach! das iſt wohl wahr!

Lieutenant. Sey gutes Muths! Ich hoff ihn heute zu kuriren.

Heinrich. Haben Sie etwa einen Juden zum Leibarzt genommen?

Lieutenant. Nein. Die goldnen Pillen dieſer Pfuſcher machen Uebel nur ärger. Mein Rezept iſt beſſer, und beſteht in einem Briefe vom hieſigen, Pachter Walther an meinen Vater. Er kam in deſſen Abweſenheit an; ich brach ihn durch Antrieb eines guten Geiſtes auf, und fand den herzſtärkenden Inhalt, daß die nach Abzug der bereits bezahlten fünfhundert Thaler Pachtgeld noch rückſtändige Summe von zweitauſend Thalern in Louisd'ors bereit läge, und Schreiber dieſes nur Befehl erwarte, ob ſie überſchickt oder abgeholt werden ſollte.

Heinrich (ſich den Bauch ſtreichelnd). Eine wahre Herz- und Magenſtärkung! (mit Achſelzucken). Nur leider! nicht für uns!

Lieutenant. Höre mich erſt aus! — Kaum hatt' ich geleſen, ſo dacht' ich: Ihr Falben müßt mein werden! und fing an, auf Eroberungspläne zu ſinnen. Den erſten Gedanken, in meines Vaters Namen das Geld einzukaſſiren, gab ich wieder auf, aus Furcht, der Pachter möchte mir nicht trauen. Sicher wär's auch ſo gekommen; denn er wird ſo gut, als die ganze Gegend wiſſen, daß ich wohl der letzte Menſch unter der Sonne bin, den mein Vater zu Geldgeſchäften brauchen würde.

Heinrich. Ja, jedes Kind weiß, daß er Ihnen keinen Heller anvertraut.

Lieutenant. Das brauchſt du nicht zu wiederholen. — Da alſo mein erſter Einfall nichts taugte, ſann ich auf einen andern Pfiff, und kam auf den, meinen Vater für todt auszugeben, und, als Erbe, dort das Sümmchen zu heben. Drauf eilt' ich von meinem Vater aus Birkendorf weg, ſprenge ſeinen Tod in der Garniſon aus, warf mich und dich in Trauer, und bin nun hier, mein chriſtliches Vorhaben auszuführen. Was meinſt du, ob's glücken wird?

Heinrich (kopfſchüttelnd). Ich fürcht' einen klaatrigen Ausgang.

Lieutenant. Warum? Mit Todtenſcheinen und dergleichen blauen Dunſt bin ich ſo gut verſehen, daß die Wahrheit nicht durchblicken kann —

Heinrich. Aber der Herr Vater wird mit Donner und Blitz wieder von den Todten aufſtehen.

Lieutenant. Wenn er ſich's nur ſo lange im Grabe gefallen läßt, bis ich meine Falben im Stall habe. — Kurz, die Ausführung meines Plänchens iſt beſchloſſen, du mußt mir aber mit deiner vortrefflichen Gabe zum Lügen beiſtehen.

Heinrich. Sollt ich die wirklich beſitzen?

Lieutenant. Du weißt ſelbſt nicht, was du haſt. Dießmal brauche dein Talent, um unſere Fabel wahrſcheinlich zu machen.

Heinrich. Nun ſo will ich mir einmal eine Güte thun und mit den Kalendermachern um die Wette lügen.

Lieutenant. Kannſt du aber auch weinen?

Heinrich. Trotz dem liſtigſten Krokodil.

Lieutenant. Nun ſo heul' und ſeufze brav, wenn wir beim Pachter ſind. — Ah! da kommt ſeine Tochter. Bei der wollen wir Probe weinen. (Beide bedecken ſich die Augen mit dem Schnupftuche.)

Zweiter Auftritt.

Lottchen. Lieutenant. Heinrich.

Lottchen (fröhlich auf ihn zuhüpfend). Je, lieber Herr Lieutenant!

Lieutenant (weinerlich). Gott grüß dich, gutes Lottchen.

Lottchen. Welch ein unvermutheter Beſuch!

Lieutenant. Ach!

Heinrich. Ach!

Lottchen. Sie weinen und ſeufzen? Und auch Er, Heinrich!

Heinrich. Ach! es möcht' einen Stein erbarmen.

Lottchen. Nun ſeh' ich gar Trauer. Gott! warum tragen Sie die?

Lieutenant (ſchluchzend). Ach! ach!

Lottchen. Sagen Sie doch! Heinrich, erzähl' Er doch!

Heinrich (ſtockend). Ich kann — vor Jammer — kaum ſprechen — Sein Vater —

Lottchen. Nun?

Heinrich. Iſt — todt.

Lottchen. Herr von Selbitz todt? — Unmöglich!

Heinrich. Todt, todt.

Lottchen (weinend). Ach! der gute Herr! Wie dauert er mich!

Heinrich. Die halbe Welt bejammert ihn. — Aber faſſen Sie ſich, gnädiger Herr! Die Todten kommen doch einmal nicht wieder.

Lieutenant. Geh, leidiger Tröſter, das iſt es eben.

Lottchen. Lieber Herr von Selbitz, mäßigen Sie Ihren Schmerz! Wenn iſt denn Ihr guter Vater geſtorben?

Lieutenant. Heute vor acht Tagen.

Lottchen. Da hat ihn alſo mein Vater noch lebendig angetroffen. Er iſt gewiß Geſchäfte halber noch in Birkendorf geblieben?

Lieutenant. Wer? Dein Vater? — Dein Vater in Birkendorf.

Lottchen. Ja wohl. Er iſt ſchon vor zwölf Tagen hingeritten.

Lieutenant (bei Seite zu Heinrich). Verdammter Streich!

Lottchen. Haben Sie ihn denn nicht dort geſehn?

Lieutenant. Mit keinem Auge.

Lottchen. Und kommen von Birkendorf?

Lieutenant. Dieſen Augenblick. (Er ſagt Heinrichen etwas ins Ohr.)

Lottchen (die Hände ringend). Gott! was iſt das? Mein armer Vater! Wo muß er ſeyn?

Lieutenant. Die Sache iſt immer ſonderbar, aber gewiß nicht ſo ſchlimm, als du denkſt. Beruhige dich! — Iſt deine Mutter zu Hauſe?

Lottchen. Nein, auf dem Felde. — Mein Vater, mein armer Vater!

Lieutenant. Heinrich, geh' hinaus zur Frau Pachterin und meld' ihr meinen Verluſt.

Heinrich (geht ab).

Dritter Auftritt.

Lottchen. Lieutenant.

Lieutenant. Ha, ha, ha!

Lottchen. Sie können jetzt lachen?

Lieutenant. Wie du hörſt! und noch dazu über deinen und meinen Vater.

Lottchen. Böſer Menſch!

Lieutenant. Dafür krieg' ich einen Kuß. (Will ſie küſſen.)

Lottchen (wendet ſich weg). Pfui! ſolcher Leichtſinn —

Lieutenant. Ich muß dir nur aus dem Traume helfen, liebes Lottchen. Unſere Herren Papachen befinden ſich wohl.

Lottchen. Im Grab' iſt's freilich gut. — Ich begreif' aber gar nicht, wie Sie ſo hintereinander lachen und weinen können.

Lieutenant. Soll ich mir denn über ein Paar Leute, die wahrſcheinlich jetzt eine Flaſche Wein zuſammen ausſtechen, die Haar' ausraufen? — Kurz, mein Vater lebt noch —

Lottchen. Und meiner?

Lieutenant. Iſt vermuthlich in Birkendorf.

Lottchen. Sie haben ihn aber ja dort nicht geſehen.

Lieutenant. Ganz natürlich, weil ich nicht von Birkendorf, ſondern vom Regimente komme.

Lottchen. Was Sie mich nun umſonſt und um nichts erſchreckt haben! (Schmollend.) Das iſt nicht hübſch — Warum gehen Sie aber in Trauer?

Lieutenant. Sieh, liebes Mädchen, dieſer Flor iſt ein Netz, womit ich dich und etliche Tauſend Thaler fangen will.

Lottchen. Mich?

Lieutenant. Dich, dich. Du wirſt dich wohl fangen laſſen? Oder liebſt du mich nicht mehr?

Lottchen (ſeufzend). So möcht ich fragen. Soldatenliebe —

Lieutenant. Iſt treu bis in den Tod.

Lottchen. Ja, ja man kennt ſie. Ein andres Städtchen, ein andres Mädchen.

Lieutenant. Denke beſſer von deinem Karl, der dich feuriger, als je liebt. Ich habe zwar ſeit unſerer Trennung manches reizende Mädchen geſehen, aber dich, meine Gute, keinen Augenblick vergeſſen.

Lottchen. Lieber Karl!

Lieutenant. Beſtes Lottchen! Liebſt du mich auch noch ſo?

Lottchen. Können Sie zweifeln?

Lieutenant (ſie umarmend). Nichts ſoll uns trennen.

Lottchen. Das gebe Gott! — Nun ſagen Sie mir aber, warum ſie eigentlich hier ſind?

Lieutenant. Aus doppelter Urſache. Erſtlich, deinen Aeltern meines Vaters Tod weiß zu machen und die Pachtgelder zu heben.

Lottchen. Ei, ei, ei! wenn die zweite nicht beſſer iſt.

Lieutenant. Das iſt keine andere, als dich zu entführen.

Lottchen (erſtaunt). Mich entführen? — Sie ſcherzen und wollen mich darüber aufziehen, daß ich manchmal Romane leſe.

Lieutenant. Nein, nein, es iſt mein völliger Ernſt.

Lottchen. Das kann ich nicht glauben. Wir leben ja in keiner Romanenwelt.

Lieutenant. Haben aber Väter, ſo hart, ſo ſtarrſinnig, als man ſie kaum in Romanen findet.

Lottchen. Meinem guten Vater kann ich das nicht nachſagen.

Lieutenant. Ich aber dem meinigen. Wie oft hab' ich ſchon deinetwegen mit ihm geſprochen; hab' ihm geſagt: Ich kann von dem Mädchen nicht laſſen. Was gab er mir zur Antwort? Das Mädchen iſt gut; taugt aber nicht für dich.

Lottchen (weinend). Ach!

Lieutenant. Will er nicht im Guten, ſo muß er im Böſen. Wir gehen heut Abend mit einander fort.

Lottchen. Fort von hier? Von meinen Eltern fort? — Dazu kann ich mich nicht entſchließen.

Lieutenant. Nun ſo liebſt du mich nicht.

Lottchen. O Sie quälen mich durch dieſen Vorwurf. — Muß ich denn deßwegen meinen guten Vater, meine gute Mutter auf ewig verlaſſen?

Lieutenant. Nur auf eine kleine Ewigkeit von einigen Tagen. — Das Ding geht wie am Schnürchen: Wir verſchwinden auf kurze Zeit; laſſen uns heimlich trauen; kommen wieder und bitten um Verzeihung; unſere liebwertheſten Aeltern ſehen, daß geſchehene Dinge nicht zu ändern ſind und geben uns ihren Segen.

Lottchen. Nein, ſie werden uns fluchen.

Lieutenant. Mache dir doch nicht ſo ſchreckliche Vorſtellungen! Mein Vater iſt im Grunde ein gutherziger Mann, der nur manchmal mit dem Kopfe durch die Wand will. Sieht er, daß es nicht geht, ſo läßt er ſich's endlich auch gefallen.

Lottchen. Karl, Karl, wenn ich Sie nicht ſo liebte —

Lieutenant. Du willſt's alſo mit mir wagen?

Lottchen. Das war das rechte Wort. Ja, ich will's wagen, ob ich gleich viel, ſehr viel wage. Aber wenn Sie mich armes Mädchen unglücklich machen —

Lieutenant. Kränke mich nicht! Jch ſchwöre —

Lottchen. Keinen Schwur! Sie begingen dann doppelte Sünde.

Lieutenant. Gott ſoll mich vor der einfachen bewahren! — Doch nun müſſen wir darauf denken, wie wir fortkommen wollen.

Lottchen. Ach!

Lieutenant. Seufze nicht und rede! Wie und wann können wir fort?

Lottchen. Vor Abends nicht.

Lieutenant. Der Abend iſt nicht mehr weit. Wo treffen wir uns?

Lottchen. Sobald es dämmert, im Gartenhauſe.

Lieutenant. Gut.

Lottchen. Wenn's dann völlig dunkel wird, geh' ich, wohin Sie mich führen, in Glück oder Unglück.

Lieutenant. Still! mein Bedienter kommt zurück. Geh' jetzt.

Lottchen (geht ab).

Vierter Auftritt

Lieutenant. Heinrich.

Heinrich. Die Pachterin fiel faſt vor Schrecken in Ohnmacht und wird den Augenblick hier ſeyn.

Lieutenant. Nun iſt alles verloren, da der Henker ihren Mann nach Birkendorf geführt hat.

Heinrich. Nichts verloren; vielmehr gewonnen. Das dumme Weib läßt ſich leichter, als er, überliſten.

Lieutenant. Aber auch Geld ablügen?

Heinrich. Sie wird doch nicht von Stahl und Eiſen ſeyn. Laſſen Sie mich nur —

Lieutenant. Sie kommt. Geh' bei Seit' und weine!

Fünfter Auftritt.

Die **Pachterin. Lieutenant. Heinrich.**

Pachterin (mit über dem Kopfe zuſammengeſchlagenen Händen). Ach, gnädiger Herr Lieutenant, was bringen Sie für traurige Nachrichten!

Lieutenant (ſeufzend). Gott hat's ſo gewollt.

Pachterin. Ihr gnädiger Papa todt, und mein Mann — mein Mann auch todt!

Lieutenant. Das wollen wir noch nicht glauben.

Pachterin. Wie könnt' es anders ſeyn? Jeden Augenblick hofft' ich, er ſollte mit dem gnädigen Herrn Papa zurückkommen, und nun muß ich hören, daß er gar nicht in Birkendorf iſt. — Ach Gott! er iſt gewiß verunglückt!

Lieutenant. Jammern Sie doch nicht vor der Zeit! Ihr lieber Mann hat vielleicht unterwegs meines Vaters Tod erfahren und alsdann eine andere Reiſe gemacht, weil er nun ohnedem in Birkendorf unnütz geweſen wäre.

Pachterin. Nein, er iſt gewiß todt. Am Tage, wie er fortgereiſt war, gab's ein Zeichen. Ich ſaß am Tiſche und las den Abendſegen; da ging's klirr! auf dem Schranke. Hu! wie ſchauerte mir die Haut; ich ſah hinauf, und ach! das ſchöne geſchliff'ne Deckelglas, woraus mein Mann an ſeinem Geburtstage und hohen Feſten ſein bischen Wein trank, war mitten entzweigeſprungen. Was ſagen Sie dazu?

Lieutenant. Daß es ein natürlicher Zufall war.

Pachterin. Ja — nehmen Sie mir's nicht ungnädig — ſo ſagen die Freigeiſter in der Stadt; aber auf dem Lande weiß man, was man weiß. Gott gebe, daß ich mich irre; — aber —

Lieutenant. Laſſen Sie uns etwas anders, und von der Sache reden, warum ich eigentlich hergekommen bin.

Pachterin. Was haben denn Eure Gnaden zu befehlen?

Lieutenant. Sie wiſſen, ich bin der einzige Sohn und Erbe meines verſtorbenen Vaters. Da nun noch zweitauſend Thaler Pachtgeld auf dieſes Jahr rückſtändig ſind —

Pachterin. Ach! der Schreck iſt mir vorhin ſo in die Glieder gefahren! ich muß etwas Niederſchlagendes einnehmen. Verzeihen Sie, ich bin gleich wieder bei Ihnen.

(Geht ab in's Haus.)

Sechster Auftritt.

Lieutenant. Heinrich.

Heinrich. Wie Sie vom Geld anfingen, fuhr's der Alten gleich in die Glieder.

Lieutenant. Ja, ich denk', ich denke, wir werden bei ihr nichts ausrichten.

Heinrich. Noch verlier' ich nicht alle Hoffnung. — Glaubt ſie denn gewiß, daß ihr Mann verunglückt und todt iſt?

Lieutenant. Ja.

Heinrich. Nun ſo will ich als der Geiſt ihres Mannes erſcheinen und ihr befehlen, Sie zu befriedigen.

Lieutenant. Poſſen!

Heinrich. Wenn ich, durch meine Bekanntſchaft mit dem Küchenmädchen, ein Kleid vom Pachter erwiſchen kann, ſo hab' ich gewonnen Spiel.

Lieutenant. Thu', was du willſt; nur verdirb nicht mehr, als du gut machſt. Ich kann deine Komödie nicht abwarten.

Heinrich. Warum nicht?

Lieutenant. Weil ich noch dieſen Abend wegen eines wichtigen Geſchäfts in die Stadt muß.

Heinrich. Nun ſo iſt alle Müh' umſonſt; denn mir gibt ſie das Geld nicht.

Lieutenant (ihm Papiere zeigend). Gegen dieſe von mir ſchon entworfenen Quittungen ohne Bedenken.

Heinrich. Mir ſoll's lieb ſeyn.

Lieutenant. Wenn du deine Beute haſt, ſuche mich im Gaſthof zum ſchwarzen Adler auf. Bis um acht Uhr bin ich aber noch hier im Gartenhauſe zu treffen. Doch das alles bleibt unter uns.

Heinrich. Sie kommt wieder. Reden Sie ihr nur auch etwas von Geiſtererſcheinungen vor, damit ſie immer ein bischen in Furcht geſetzt wird. Ich will horchen und meinen Hokuspokus darnach einrichten.

(Geht ab.)

Siebenter Auftritt.

Pachterin. Lieutenant.

Pachterin (unter der Thüre). Wollen der Herr Lieutenant nicht ſo gnädig ſeyn und ins Haus ſpazieren?

Lieutenant. Ich danke, liebe Frau. Hier unter den Bäumen war meines ſeligen Vaters Lieblingsplätzchen.

Pachterin. Ja, hier ſaß er recht gern, der liebe Herr. Woran iſt er denn geſtorben?

Lieutenant. Am Schlagfluß.

Pachterin. So bald kommt's mit dem Menſchen. Gott geb' ihm die ewige Ruhe! Wir haben einen gütigen Herrn verloren.

Lieutenant. An mir ſollen Sie ihn doppelt wieder finden.

Pachterin. Das hoffen und bitten wir.

Lieutenant. Es iſt Menſchenpflicht. Ich würde Sie auch an die Bezahlung der bewußten zweitauſend Thaler noch nicht erinnern, wenn ich nicht wüßte, daß ſolche bereit liegen.

Pachterin. Ach, wäre nur mein Mann hier! Ich weiß von den Sachen nichts; bin vielleicht eine arme Wittwe —

Lieutenant. Die ich gar nicht drücken will. Aber Sie wiſſen, ich bin der einzige Erbe, und die Pachtgelder ſind fällig.

Pachterin. Es iſt ſchon manche Poſt ohne Quittung bezahlt worden.

Lieutenant. Alles weiß ich, obgleich mein Vater ſo plötzlich ſtarb, daß er ſein Haus nicht beſtellen konnte. Er erſchien mir aber —

Pachterin. Daß Gott!

Lieutenant. Drei Tage nach ſeinem Tode um Mitternacht und ſprach: „Mein Sohn, ich ward von der Welt abgefordert, eh' ich dir ſagen konnte, wie ich mit dem Pachter Walther ſtehe. Du haſt, als mein Erbe, nur noch zweitauſend Thaler von Gott und Rechtswegen bei ihm zu fordern, welche, wie er mir geſchrieben hat, bereit liegen. Fünfhundert Thaler hat der ehrliche Mann, ohne Quittung von mir zu bekommen, bereits in Abſchlag bezahlt. Preſſe dieſes Geld ihm nicht noch einmal ab, oder es wird dir keinen Segen bringen.“ Dieß waren des Geiſtes eigne Worte.

Pachterin. Ich wäre des Todes geweſen.

Lieutenant. Anfangs war mir auch nicht wohl zu Muthe; doch faßt' ich mich bald. — Sie haben alſo gehört —

Pachterin. Wohl, wohl. Es kann und mag auch alles ſo richtig ſeyn, wie der gute Geiſt geſagt hat, aber mein Mann hat die Schlüſſel zum Geldſchrank mitgenommen.

Lieutenant. So laſſen wir ihn aufſchlagen.

Pachterin. Ach! das hülfe nichts; denn jetzt beſinn' ich mich, daß er das Geld Jemanden aufzuheben gegeben hat.

Lieutenant. So wollen wir's holen.

Pachterin. Wenn ich nur wüßte, bei wem —

Lieutenant. Ich ſehe wohl, Frau Pachterin, daß Sie lauter Ausflüchte ſuchen. Hüten Sie ſich, daß nicht der Geiſt Ihres wahrſcheinlicher Weiſe verunglückten Mannes Ihnen erſcheint und Sie dafür ſtraft.

Pachterin. Machen Sie mir armen Frau nicht ſo Angſt! Ich will ja thun, was ich kann; nur heute weiß ich keinen Rath. Haben Sie doch die Gnade bis morgen —

Lieutenant. So lange kann ich hier nicht warten. Doch damit Sie ſehen, wie gut ich gegen Sie denke, ſo will ich heute nicht weiter in Sie dringen, ſondern das Geld morgen durch meinen Bedienten abholen laſſen.

Pachterin. Durch Ihren Bedienten? Kann man dem Menſchen —

Lieutenant. Sie können ihm ganz trauen, wenn er Ihnen dieſe von mir unterſchriebenen und beſiegelten Quittungen einhändiget. (Er zeigt ſie ihr.) Nun aber keine Winkelzüge weiter! Leben Sie wohl. (Geht ab.)

Pachterin. Glückliche Reiſe, gnädiger Herr!

(Geht ins Haus.)

Achter Auftritt.

Lottchen (kommt von der andern Seite, ohne dem Lieutenant begegnet zu haben und fleht ihrer Mutter nach).

Gute, bekümmerte Mutter, wenn du wüßteſt, was ich vorhabe! — O mir iſt, als ob die ganze Welt auf mir läge! — Nie hab' ich meine Aeltern mit Willen betrübt, und heute thu' ich einen Schritt, der ihnen das Herz brechen wird. — Wenn er mißlingt und Jammer ſie in die Grube ſtürzt, ſo vergib es, Gott, dem, der mich dazu verleitet hat. — O! wie ich noch als Kind unter dieſen Bäumen ſpielte, noch nicht wußte, was Lieb' iſt, wie leicht ſchlug da mein Herz! Leb' wohl, du lieber Ort, wo ich ſo glücklich war! — Meine Mutter, meine arme Mutter! ich muß dich noch einmal ſehen.

(Sie geht aufs Haus zu.)

Neunter Auftritt.

Lieutenant. Lottchen.

Lieutenant (kommt eilend). Lottchen, wohin? Ich ſuchte dich ſchon im Gartenhauſe.

Lottchen. Meine Mutter will ich noch einmal ſehen.

Lieutenant. Tummle dich; wir haben nicht mehr viel Zeit zu vertändeln. Es dämmert ſchon ſtark.

Lottchen. Gehen Sie immer! Ich komme bald nach.

Lieutenant. O ſo geh' doch gleich mit!

Lottchen. Ich bitte, laſſen Sie mich nur einen Augenblick zu meiner Mutter.

Lieutenant. Nun ſo mach' geſchwind; aber verrathe dich nicht! (Eilt ab.)

Lottchen (will ins Haus gehen; die Mutter, welche herauskommt, begegnet ihr).

Zehnter Auftritt.

Lottchen. Pachterin.

Lottchen. Guten Abend, liebe Mutter.

Pachterin. Guten Abend, Lotte. Ach, unſer Vater!

Lottchen. Grämen Sie ſich nicht ſo! Ich hoffe, daß wir ihn bald wiederſehen werden.

Pachterin. Nichtige Hoffnung! Das Anzeichen an ſeinem Deckelglaſe — Erinnerſt du dich?

Lottchen (hält ſich die Hand vor die Stirne). Das wohl, aber —

Pachterin. Was fehlt denn dir? Werde mir nicht etwa auch krank.

Lottchen. Der Kopf thut mir ſo weh; ich will zu Bette gehen.

Pachterin. Immer lege dich nieder!

Lottchen (gibt ihr gerührt die Hand). Gute Nacht, liebe Mutter. Betrüben Sie ſich nicht! (Geht mit bedecktem Geſicht ab.)

Eilfter Auftritt.

Die **Pachterin** (ſetzt ſich auf eine Bank unter den Bäumen).

Ich weiß nicht, wie mir die Lotte vorkam. Die verdammten Bücher, die ſie ſich aus der Stadt bringen läßt, haben ſie ganz umgekehrt. Sonſt war das Mädel wie ein Huſar; jetzt pimpelts, wenn nur ein rauhes Lüftchen weht. (Sie nimmt einen Beutel aus der Taſche und lieſt einen daran gebundenen Zettel.) „Zweitauſend Thaler Pachtgeld in Louisd'ors für den Herrn von Selbitz.“ Da hab' ich dich, liebes Beutelchen; doch du wirſt vergraben, bis ich weiß, wo mein Mann iſt. Hat mich Gott zur Wittwe gemacht, ſo muß mir der Lieutenant etwas erlaſſen. — Ach mein Mann! mein armer Mann! Morgen mit dem frühſten will ich ausgehen und ihn auf allen Wegen und Stegen ſuchen. Aber Gott weiß, wo er liegt und modert. Das Deckelglas — das Deckelglas —

Zwölfter Auftritt.

Heinrich (in Kleidern des Pachters, mit todtenbleichem, etwas verdüſtertem Geſicht). **Pachterin.**

Heinrich (mit dumpfer Stimme). Frau!

Pachterin (ſchrickt zuſammen). Wer iſt da?

Heinrich. Der Geiſt deines armen, von Straßenräubern gemordeten Mannes.

Pachterin (will fliehn, ſinkt aber entkräftet auf die Bank). Ach Gott!

Heinrich. Du ſtörſt mich in meiner Todtenruhe, weil du dem rechtſchaffnen Sohn unſres verſtorbenen Herrn ſein Eigenthum zurück hältſt.

Pachterin (mit matter Stimme). Gott erbarme ſich meiner!

Heinrich. Ich gebiete dir, ihm unverzüglich ſeine zweitauſend Thaler zu geben, wenn du nicht noch heute ſterben und die Martern der Hölle fühlen willſt.

Pachterin (wird ohnmächtig).

Heinrich (nach einer kleinen Pauſe, mit natürlicher Stimme vor ſich). Sie rührt ſich nicht? Liegt wohl gar in Ohnmacht? — (Er ſchleicht heran und beſieht ſie.) Richtig, wie todt. — Was iſt denn hier? (Indem er den Beutel erblickt.) Zweitauſend Thaler Pachtgeld in Louisd'ors für den Herrn von Selbitz. Aha! finden wir einander hier? — Nun kannſt du aufwachen, Mütterchen, wir ſind richtig. (Er will mit dem Beutel fortgehn, kehrt aber wieder um.) Damit alles ehrlich und redlich zugehe, will ich ihr doch die Quittungen da laſſen. (Er legt ſie an den Platz, wo er den Beutel fand, läuft fort und rennt an den alten Herrn von Selbitz und den Pachter Walther.)

Dreizehnter Auftritt.

Herr **v. Selbitz. Walther.** Deſſen Frau. **Heinrich.**

v. Selbitz. Ho! ho! geht der Weg durch die Leute?
Walther (fährt erſchrocken zurück).
Heinrich (will auf der andern Seite entwiſchen).

v. Selbitz (faßt und hält ihn). Steh, Patron!

Walther (mit zitternder Stimme). Eine Todtengeſtalt in meinen Kleidern — Gott! was iſt das?

v. Selbitz. Faſſen Sie ſich, Herr Pachter. Das Geſpenſt hat Fleiſch und Bein und die Todtenfarb' iſt Kreide. Aber ſehn Sie doch dort ihre Frau! (Er geht, ohne Heinrichen loszulaſſen, zur Pachterin, die noch in Ohnmacht liegt.)

Walther (nähert ſich auch). Ach, ach! Sie iſt todt!

v. Selbitz. Warum nicht gar? (Stark.) Frau Pachterin!

Walther. Sophie! Sophie!

Pachterin (die Augen matt aufſchlagend, mit ſchwacher Stimme). Laß mich! — Ich will ja alles thun — Gott ſey Euern Seelen gnädig!

v. Selbitz. Beſinnen Sie ſich doch!

Walther. Sophie! Kennſt du mich nicht?

Pachterin (leiſe). Geht — geht in Euer Grab!

v. Selbitz. Mein' Seel'! Sie hält uns für Geſpenſter. (Er findet die Quittungen.) Was liegen denn hier für Papiere? (Lieſt.) „Nachdem mein Vater ſelig verſtorben, ſo quittire ich, als deſſen einziger Sohn und Erbe, über zweitauſend Thaler Pachtgeld. Karl v. Selbitz" — Donner und Wetter!

Walther. Wie? Der Herr Sohn —?

v. Selbitz. Ich ſoll todt ſeyn?

Walther. Mir iſt alles dunkel.

v. Selbitz. Und mir alles klar und hell, bis auf das Geſpenſt hier. Herr Pachter, führen Sie Ihre kranke Frau ins Haus. Ich werd' jetzt losdonnern müſſen, und das möchte ſie zu ſehr erſchüttern.

Walther (führt ſeine Frau ab.)

Vierzehnter Auftritt.

Herr **v. Selbitz. Heinrich.**

v. Selbitz. Nun reden wir ein Wörtchen zuſammen. Wenn du nicht willſt, daß mein Stock ſich ins Geſpräch miſchen ſoll, ſo bekenne deine ganze Schelmerei. Wer biſt du?

Heinrich (furchtſam). Bedienter bei dem Herrn Lieutenant v. Selbitz.

v. Selbitz. Aha! Was machſt du hier?

Heinrich. Einen kleinen Spaß.

v. Selbitz. Worüber ehrliche Leute faſt des Todes ſind. — Weiter, weiter in deiner Beichte!

Heinrich. Der Herr Sohn brauchte Geld —

v. Selbitz. Wie immer.

Heinrich. Und wußte, daß zweitauſend Thaler hier lägen. Um dieſe zu bekommen — (Stockt.)

v. Selbitz. Rede, ſonſt ſpricht mein Brauner.

Heinrich. Gab er Sie für todt aus.

v. Selbitz. Warte, Burſche, warte!

Heinrich. Die Pachterin hielt ihren Mann ebenfalls für verunglückt und todt, weil wir ihr weiß machten, daß wir von Birkendorf kämen und ihn dort nicht geſehen hätten.

v. Selbitz. Schelmenzeug!

Heinrich. Sie macht' uns wegen des Geldes Spähne, und ich kam auf den Einfall, als der Geiſt ihres Mannes zu erſcheinen —

v. Selbitz. Kanaille!

Heinrich. Und ihr die Auszahlung zu gebieten. Sie ward ohnmächtig, und ich fand neben ihr dieſen Brief. (Er nimmt ihn aus der Taſche und überreicht ihn dem Herrn v. Selbitz.)

v. Selbitz. Du biſt, wie ich ſehe, ein ziemlich ehrlicher Schelm. Wo iſt mein Sohn?

Heinrich. Gnädiger Herr!

v. Selbitz (hart). Wo iſt mein Sohn?

Heinrich. Ich bitt' unterthänig —

v. Selbitz. Daß dich der Donner! Sage, wo iſt er?

Heinrich. Im Gartenhauſe.

v. Selbitz. Was macht er da?

Heinrich. Ich weiß nicht.

v. Selbitz. Ruf' ihn her!

Heinrich. Er wird kaum wagen —

v. Selbitz. Er ſoll jetzt oder nie wieder unter meine Augen kommen. Das ſag' ihm; geh!

Heinrich (geht ab).

Fünfzehnter Auftritt.

Walther. Deſſen Frau (die aus dem Hauſe kommen). Herr **v. Selbitz.**

v. Selbitz. Nun, Frau Pachterin, wie ſteht's? Beſſer?

Pachterin (noch matt). Etwas, gnädiger Herr.

v. Selbitz. Ich bedaure, daß Ihnen mein Sohn den tollen Streich gemacht hat. (Zum Pachter.) Haben Sie denn nun gehört, wie alles zuſammenhängt?

Walther. Ja, gnädiger Herr; ich lauſcht' ein wenig an der Thüre.

v. Selbitz. Solche Noth hat man mit Kindern. Doch Sie wiſſen nichts davon zu ſagen. Ein ſo gutes Kind, wie Ihr Lottchen, iſt ein Geſchenk des Himmels. Wo iſt denn mein kleiner Liebling?

Pachterin. Das arme Mädchen hatte Kopfſchmerzen und iſt zu Bette gegangen.

v. Selbitz (der die Kommenden erblickt). Nein, da kömmt ſie ja mit meinem Sohn. Was machen die jetzt beiſammen.

Sechszehnter Auftritt.

Lieutenant. Lottchen. Herr **v. Selbitz. Walther.**
Deſſen Frau.

Lieutenant (geht auf ſeinen Vater zu; dieſer aber kehrt ihm den Rücken).

Lottchen (ſchmiegt ſich an ihre Eltern). Vater! Mutter!

Walther. Was iſt dir?

Pachterin. Machſt du dem gnädigen Herrn kein Compliment?

Lottchen (verneigt ſich mit niedergeſchlagenen Augen).

v. Selbitz. Guten Abend, liebes Kind. Du kamſt in ſchlechter Geſellſchaft. Pfui! über den neumodiſchen Todtengräber, der die Leute lebendig ins Grab lügt.

Lieutenant (bittend). Beſter Vater!

v. Selbitz. Geh! du haſt in deinem Leben viel dumme Streiche gemacht, und ich vergab dir alle, weil ſie blos Fehler deines unbeſonnenen Kopfs waren; aber der heutige macht deinem Herzen Schande.

Lieutenant. Gott weiß, wie herzlich ich Sie ehr' und liebe.

v. Selbitz. O rufe bei deiner böſen Sache nicht dieſen Zeugen an! — Dein Wunſch ſoll erfüllt werden: ich will für dich todt ſeyn.

Walther. Darf ich eine Vorbitte wagen?

Pachterin. Gnädiger Herr, verhärten Sie Ihr Vaterherz nicht!

Lieutenant. Laſſen Sie mich und dieſe guten Leute nicht umſonſt bitten. Vergeben Sie mir dießmal; ich will künftig —

v. Selbitz. Noch ſchlimmer werden; denn an Beſſerung iſt bei dir nicht zu denken.

Lieutenant. O Vater, Sie ſagen viel.

v. Selbitz. Aber wahrlich! nicht zu viel. Hab' ich nicht alle Wege, worauf jemals ein junger Wildfang gebeſſert wurde, mit dir eingeſchlagen? Ich habe dich ſtreng und gut behandelt; aber alles umſonſt. Was für ein Mittel ſoll ich nun noch verſuchen?

Lieutenant (bittend). Verzeihung.

v. Selbitz. Die war ſchon oft bei dir fruchtlos. Es iſt keine Hoffnung mehr, dich zu einem vernünftigen Menſchen zu machen, ich müßte dir denn, wie jenem Taugenichts in der Fabel, eine böſe Frau geben.

Lieutenant (freudig). Eine Frau?

v. Selbitz. Ja; aber eine böſe Sieben, einen wahren Teufel —

Lieutenant. Nein, Vater, ſo ein Drache finge nichts mit mir an. Wenn aber ein ſanfter weiblicher Engel —

v. Selbitz. Ha! der wird auch dich, du wilder Teufel, nehmen.

Lieutenant. Ja, Vater, ja. (Er führt Lottchen, die ihr Geſicht bedeckt, zu ſeinem Vater.) Iſt dieß Mädchen nicht ein Engel?

v. Selbitz (zornig). Was ſoll das?

Lieutenant. Sie verſtehen mich. Ich liebe das Mädchen und werd' es ewig lieben. Geben Sie Ihre Einwilligung —

v. Selbitz (geht mit finſterer Miene ſtark auf und ab).

Walther. O Lotte, Lotte, was haſt du gethan?

Pachterin. Ich ſtehe wie verſteint. Haſt du denn keinen Verſtand, an eine ſo vornehme Heirath zu denken?

Lieutenant (zu Lottchens Eltern). Zürnt nicht auf Eure unſchuldige Tochter! (Zu ſeinem Vater). Machen Sie mich glücklich! Es koſtet Sie ja nur ein Wort.

v. Selbitz. Freilich nur ein Wort, das gute, mit dir, Tollkopf, verbundene Mädchen unglücklich zu machen.

Lieutenant. O wenn das je meine Lotte durch mich wird, ſo ſey mir die Welt eine Hölle!

v. Selbitz. Larifari!

Lieutenant. Ich will ganz für ſie leben, ein Blick von ihr ſoll mich, mächtiger als Drohung und Strafe, von Ausſchweifungen abhalten.

v. Selbitz. Ja, wenn das wäre. — Lottchen, ſieh mich an! Trauſt du dir die Zauberkraft zu, einen Wildfang zum geſetzten Mann umzuſchaffen?

Lottchen (verlegen zur Erde ſehend). Gnädiger Herr — ich — denke —

v. Selbitz. Nun ſo geh, kleine Hexe, und verſuche dein Glück! (Er ſtößt ſie ſanft in des Lieutenants Arme.)

Lieutenant (außer ſich vor Freude). O Lottchen! Beſter Vater! Tauſend Dank! (Er und Lottchen wollen dem Herrn von Selbitz zu Füßen fallen.)

v. Selbitz. Nicht doch, nicht doch! Gott ſegn' Euch!

Lottchen. Ich kann nicht Worte finden, gnädiger Herr —

v. Selbitz. Sprich, Vater! und gib mir einen Kuß! (Er küßt ſie.)

Walther. Ich bin alt worden, aber ſolche Freude dacht' ich nicht zu erleben. Lebt glücklich, meine Kinder!

Pachterin. Glücklich bis ins ſpätſte Alter!

v. Selbitz. Da! (indem er dem Lieutenant den Beutel mit zweitauſend Thalern gibt.) Nimm das zum Hochzeitgeſchenk!

Lieutenant (küßt ihm die Hand).

v. Selbitz. Führſt du dich gut auf, ſoll mehr folgen. Darf ich denn nun noch ein Weilchen leben?

Lieutenant. O vergeben und vergeſſen Sie!

v Selbitz. Iſt ſchon geſchehen.

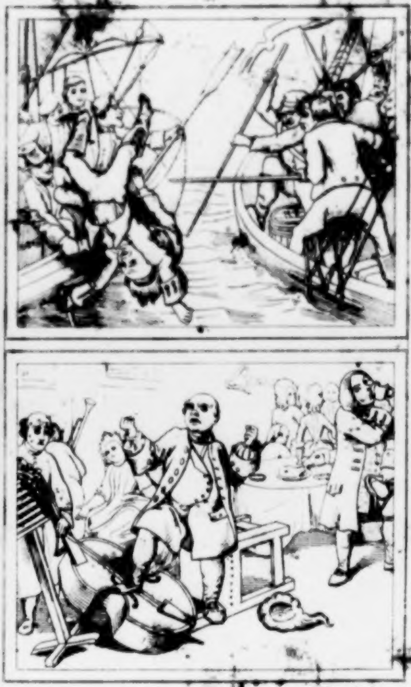
Walther. Sie ſind die Güte ſelbſt.

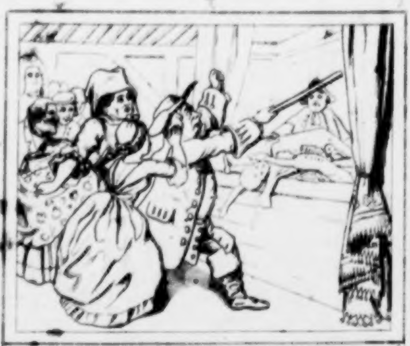
Pachterin. Wie ſollen wir Ihnen danken, daß Sie unſere arme Tochter —

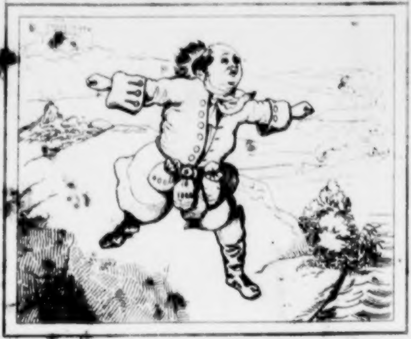
v. Selbitz. Keinen Dank! Ich habe mir ſelbſt den größten Gefallen gethan. Wie ich vorhin lärmt' und tobte, war mir gar nicht wohl, und nun iſt mir wieder leicht ums Herz.

Walther. Das glaub' ich. Vergeben iſt ſüßer, als ſtrafen.

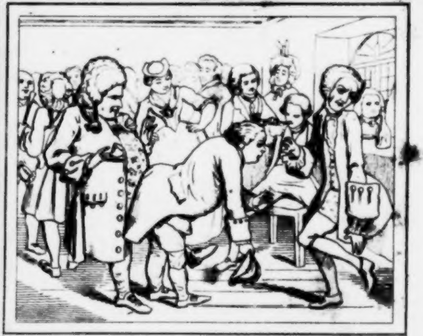
(Der Vorhang fällt.)

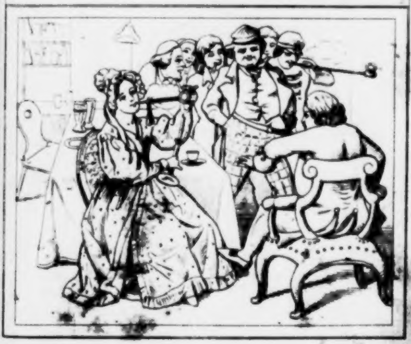




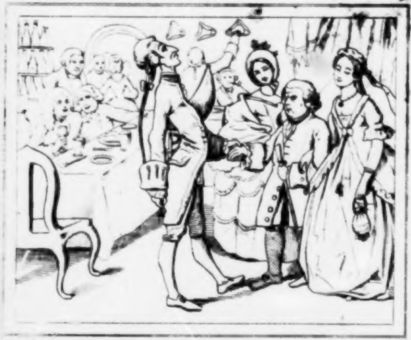


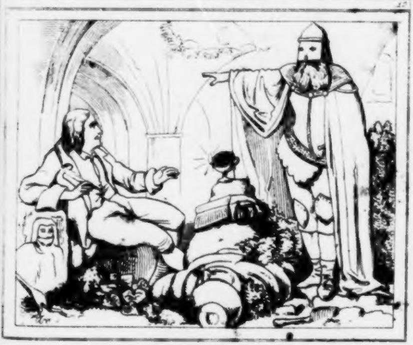
IX





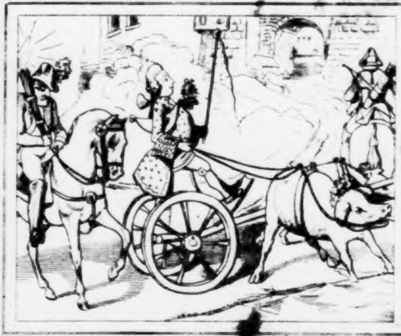
IX



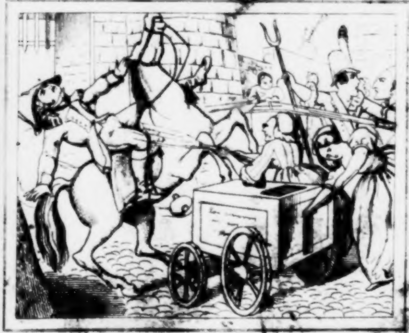


IX.

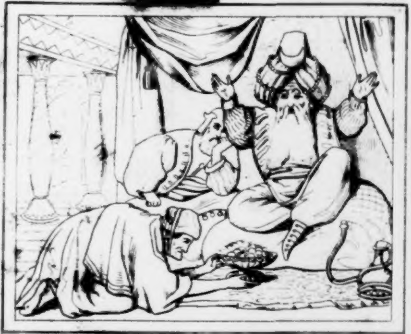
11



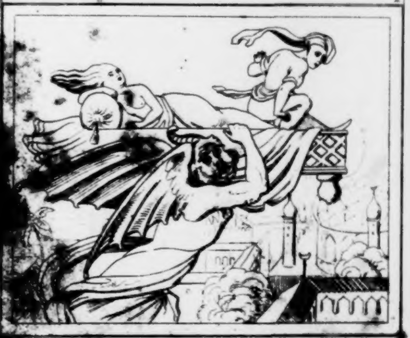
12



1



2



A. F. E. Langbein's

ſämmtliche Schriften.

Zweite verbeſſerte Auflage.

Zehnter Band

enthält:

Talismane gegen die lange Weile.

Stuttgart:
J. Scheible's Buchhandlung.
1841.

Talismane gegen die Langeweile.

I.

Die Wunderlampe.

Erſtes Kapitel.

Hier zeiget ſich des Mährchens Held
Als ungerathner Springinsfeld.
Die Jugend hüte ſich, auf ſeiner Bahn zu gehen;
Lernt Hänschen nichts, was will einſt Hans verſtehen?

In der Reſidenz eines aſiatiſchen Sultans lebte Muſtafa, ein ehrſamer Schneider, mit ſeiner Frau und einem Sohne in drückender Armuth. Er hatte nicht die Ehre, die reichen und modiſchen Zierlinge der Hauptſtadt zu bedienen, ſondern mußte ſich mit dem ruhmloſen Geſchäfte begnügen, die Kittel der Sackträger in baulichem Stande zu erhalten. Bei dieſer unergiebigen Kundſchaft war ihm die Welt kein Paradies, und er ſah ſie daher gern mit dem Rücken an, als ihn der Engel des Todes in Mahomeds Schooß trug.

Seiner Wittwe blieb nun allein die Laſt, ſich und einen großen fünfzehnjährigen Jungen zu ernähren. Aladdin (ſo hieß das Früchtchen) verdiente keinen Heller und ließ alle mütterlichen Bitten und Ermahnungen, ſich zu irgend einem

Broderwerb anzuſchicken, zu einem Ohr hinein, zum andern wieder hinausfliegen. Den ganzen langen Tag trieb er ſich mit andern Wildfängen auf den Gaſſen herum. Nur die Mittagsglocke verſchaffte ſeiner Mutter das Vergnügen, ihn ein halbes Stündchen im Hauſe zu ſehen. Da mußte ſie aufſchüſſeln, was ſie vermochte; denn an einem gedeckten Tiſche war Aladdin der fleißigſte Menſch von der Welt.

Die gute Mutter darbte gern, um ſeinen Appetit zu befriedigen. Der Bube war bei allen ſeinen Untugenden ihr Augapfel. Ueberhaupt konnte niemand ihn haſſen. Er beſaß die angenehmſte Geſtalt, war ſchlank wie ein Rohr, ſein freundliches, wie ein Granatapfel blühendes Geſicht ſchien die Natur einem Mädchen entwendet zu haben, und der gutmüthige Schelm ſah ihm aus den Augen.

Eines Morgens, als er mit andern jungen Tagedieben auf einem öffentlichen Platze herumſchlenderte, trat ihm ein fremder, wohlgekleideter Mann in den Weg, ſah ihm ſtarr in die muntern Augen und fragte mit freundlicher Haſt: „Wer biſt du, mein Sohn? Ich müßte mich ſehr irren, wenn dein Vater nicht der ehrliche Schneider Muſtafa wäre.“

Er war's vor Zeiten; antwortete Aladdin: aber nun iſt er todt.

„Todt?“ rief der Fremdling, indem er, wie von einem plötzlichen Schrecken ergriffen, einige Schritte zurücktrat. Er ſtürzte dann wieder auf den Knaben zu, riß ihn heftig in ſeine Arme und preßte mit Seufzern und Thränen ihn ans Herz.

Aladdin entwand ſich dieſer zärtlichen Gefangenſchaft mit der Frage: Was beginnt Ihr, mein Herr? Was fehlt Euch?

„Ach, ich kann mich kaum faſſen!“ antwortete Jener: „Die unerwartete Nachricht vom Tode meines leiblichen Bruders — denn das war dein Vater — hat mein Innerſtes erſchüttert. Seit einer langen Reihe von Jahren haben wir einander nicht geſehen. Ich durchzog als Kaufmann alle Theile der Welt, erwarb mir ein fürſtliches Vermögen, und kam jetzt in meine Geburtsſtadt zurück, um mich zur Ruhe zu ſetzen und brüderlich mit deinem Vater zu theilen. Indem ich im Begriff war, nach ſeiner Wohnung zu fragen, erblickt' ich dich, erkannte ſchnell das mir immer gegenwärtige Bild meines unvergeßlichen Bruders in jedem Zuge deines Geſichts, und mein Herz wallte dir zärtlich entgegen. Aber du vergaltſt nicht Liebe mit Liebe; denn das erſte Wort, das ich aus deinem Munde hörte, war ein Dolch in meinen Buſen, und dieſe Wunde wird nimmer heilen. Ach, ich wollte mein Geld und meine Juwelen ins Meer werfen, wenn ich damit deinen Vater von dem unerbittlichen Tode zurückkaufen könnte!“ —

Nu, nu, gebt Euch nur zufrieden! ſprach Aladdin, den dieſes Klagelied zu lange von ſeiner Spielgeſellſchaft abhielt: Geht, Herr Oheim, beſucht meine Mutter!

„Sie befindet ſich doch wohl, die gute Frau?“ ſagte der Alte, und trocknete ſeine Thränen.

Wie man das nimmt; antwortete der leichtſinnige Knabe: Geſund am Körper, krank am Beutel.

„Das hat nichts zu ſagen;“ tröſtete Jener: „Ich will ihr Arzt und dein Vater ſeyn.“

Herr, Herr Ohm! rief Aladdin: Das wird meiner lieben Mutter viel Freude machen. Geht doch ja gleich zu ihr!

Der alte Herr entſchuldigte ſich, er habe jetzt nicht Zeit, weil er eben hundert Laſtkameele mit ſeinen Gütern erwarte.

„Aber grüße deine Mutter,“ fuhr er fort, „melde mich zum Abendeſſen und gib ihr dieſe Kleinigkeit zu Beſtellung der Tafel.“

Er drückte mit dieſen Worten dem Jungen ein Goldſtück in die Hand und erkundigte ſich nach der Wohnung ſeiner Mutter. Aladdin (der mit wäſſerndem Munde das Unterpfand eines leckern Schmauſes in der Hand wog) gab ihm mit der größten Umſtändlichkeit Bericht, und dann ſchieden ſie von einander.

Zweites Kapitel.

Wer Luſt hat, ſeinen Leib zu pflegen
Und ſeine Tage gern im Müſſiggang verſchwänzt,
Dem kommt ein reicher Ohm gelegen;
Doch iſt nicht alles Gold, was glänzt.

Man hat Beiſpiele von erdichteten Verwandtſchaften, um Geſchenke zu erliſten; aber unerhört iſt der Fall, daß ſich Jemand zum Oheim ſtempelt, um mit guter Manier ein Geſchenk anzubringen. Dieß that gleichwohl dieſer Fremdling. Er konnte ſeine vorgebliche Sippſchaft nur vom Stammvater der Menſchen herleiten, und eine halbe Stunde vorher war ihm noch kein Wort davon bekannt, daß ein Schneider Muſtafa jemals in der Welt geweſen ſey.

Hinter der freundlichen Oheimslarve ſteckte leider ein argliſtiger Zauberer, der in einer wichtigen Angelegenheit aus dem fernen Afrika kam. Sein vorhabendes Geſchäft erforderte einen jungen, raſchen Gehülfen, den ihm Aladdins lebhafte Geſichtszüge zu verſprechen ſchienen. Er beſchloß ſogleich, ihn an ſich zu locken, und forſchte deshalb bei einigen Leuten in der Nachbarſchaft ſo viel heraus, als er zum Spiel ſeiner Oheimsrolle bedurfte.

Aladdin rannte wie ein Wettläufer nach Hauſe, ſchnellte das Goldſtück auf den Tiſch, verkündigte mit lauter Stimme den erfreulichen Abendgaſt, entwarf in der Geſchwindigkeit einen aus ſeinen Leibgerichten zuſammengeſetzten Küchenzettel, und drängte ſeine Mutter mit Ungeduld an die Thür, daß ſie auf den Markt gehen und Lebensmittel einkaufen ſollte. Dieß alles that er ſo ſchnell hinter einander, daß er ſich nicht Zeit nahm, Athem zu holen.

„Biſt du toll geworden?“ ſagte die ſtaunende Mutter: „Wie kommſt du zu dieſem Golde?“

Ihr hört's doch; der Ohm, des Vaters Bruder, hat mir's gegeben.

„Der fällt ja wie vom Himmel!“

Das kann ſeyn. Genug, er iſt da.

„Wunderbar! Dein Vater hat freilich einen Bruder gehabt, der als ein junger, queckſilberner Burſche den Aeltern entlaufen und in die weite Welt gegangen iſt; aber den hat jedermann für todt und verſchollen geachtet, weil man ſeit vierzig Jahren von ſeinem Leben und Wandel nichts hörte. Und nun auf einmal —“

Ja doch, nun auf einmal kommt er und will dieſen Abend mit uns eſſen. Drüm eilt Mutter, und wundert Euch ſatt, wenn Ihr eingekauft habt. Das beſte vom Markte geht ab, wenn Ihr ſo lange ſäumt.

„Was man nicht erlebt! Aber unverhofft kommt oft. Es iſt doch ein eigenes Ding mit der Sehnſucht nach dem Vaterlande. Da hat nun der gute Mann alle Winkel der Erde durchkrochen, und endlich treibt ihn das Heimweh doch mit grauen Haaren in ſeinen Geburtsort zurück.“ —

So ſprach Aladdins Mutter, und beſtellte dann ohne weitere Zweifel die Küche.

Der Afrikaner verſäumte nicht, ſich zur rechten Zeit einzufinden, und benahm ſich ſo vorſichtig und ſchlau, daß er dadurch bei der argloſen Frau einen felſenfeſten Glauben an die Echtheit ſeiner vorgegebenen Verwandtſchaft bewirkte. Sie vertraute deßhalb ihm manches Familiengeheimniß und brach beſonders über ihren leichtſinnigen, arbeitſcheuen Sohn (der ſich aber dadurch in der Geſchäftigkeit ſeiner Kinnladen nicht ſtören ließ) in laute Klagen aus.

„Geduld, Frau Schweſter!" ſagte der Schwarzkünſtler: „Jugend hat nicht Tugend. Aladdin iſt ein wildaufgeſchoſſener Baum, der aber gewiß in der Folge, durch Einimpfung meiner väterlichen Lehren veredelt, die herrlichſten Früchte tragen wird. Ueberlaßt mir die Sorge ſeiner Erziehung. Ich will morgen damit anfangen, ihn durch anſtändige Kleider in den Stand zu ſetzen, daß ich ihn in feine Geſellſchaften einführen kann." —

Dieſer Troſt machte das bekümmerte Mutterherz leicht, und der Heuchler empfahl ſich mit dem Verſprechen, des folgenden Tages wieder zu kommen.

Drittes Kapitel.

Beut ein Geſchenk der Eigennutz dir an,
So hat er längſt im Stillen einen Plan,
Wie er dafür ſich tauſendfach bezahle;
Er mahnet bald, mit Wuchrers-Ungeduld,
Für jeden Heller Kapitale
Von Dienſten ein, wie eine Wechſelſchuld.

Der Hexenmeiſter hielt bei guter Zeit Wort, eilte mit dem fröhlichen Aladdin in eine Bude, wo fertige Kleider verkauft wurden, und wählte für ihn einen vollen prächtigen Anzug, den er, ohne von dem geforderten Preis etwas abzuknickern, mit ſtolzer Freigebigkeit bezahlte. In wenigen Minuten war der Gaſſenläufer wie ein Prinz ausſtaffirt.

„Nun können wir uns doch vor der Welt ſehen laſſen;“ ſagte der Afrikaner: „Komm, mein Sohn, wir wollen das angenehme Wetter genießen und ein wenig vor's Thor ſpazieren.“ —

Aladdin, der ſich ſelbſt nicht genug bewundern konnte, hätte ſich lieber im Fluge ſeiner Mutter gezeigt, aber aus Dankbarkeit folgte er ſeinem falſchen Oheim, der ihn weit von der Stadt hinwegführte und bei jedem Schritte mit einer weiſen Lebensregel beſchenkte. Ein Stück Kuchen auf der mütterlichen Ofenbank wäre dem Knaben lieber geweſen. In ſeinem Leben war er nicht ſo weit gewandert, und Hunger und Ermüdung machten ihm dieſen endloſen Spaziergang ſehr läſtig. Er unterſtand ſich aber nicht, darüber zu klagen, weil ihm blinder und ſtummer Gehorſam als die Hauptbedingung ſeines künftigen Glücks vorzüglich eingeſchärft wurde.

Sie kamen endlich in eine wilde Gegend, wo ein enges Thal zwei ſchroffe Gebirgswände ſchied. „Hier, lieber Sohn," ſagte der Zauberer, „will ich dir Wunderdinge zeigen. Suche geſchwind dürres Holz; wir müſſen ein Feuer anzünden."

Aladdin las in einem nahen Gebüſch einen Arm voll Reiſer zuſammen, und der Zauberer ſchichtete ſie über einander. Können wir aber auch Feuer machen? fragte der Knabe.

„Nicht nöthig!" ſprach der Ohm: „Wer ſo, wie ich, im Bunde
Mit Geiſtern ſteht, hat Feuer in dem Munde,
Und haucht es, wann er will, hervor." —
Er bückte ſich, blies in den Reiſighaufen,
Und eine Flamme ſtieg empor.
Nun fing er an, im Kreis das Feuer zu umlaufen,
Warf in die Flamme Spezerein,
Und ſtieß den Zauberſtab hinein.

Und als jetzt langſam eine Säule
Von ſchwarzem Rauch ſich in die Höhe wand,
Schlug ſie der Meiſter mit der Hand,
Bannſprüche murmelnd, in zwei Theile:
Da ſchwankte Berg und Thal, wie ein umſtürmtes Schiff,
Der Boden that ſich auf, gleich weiten Pfortenflügeln,
Und in der Kluft erſchien ein platter Stein mit Siegeln
Und einem goldnen Hebegriff.

Aladdin zitterte mehr als die Erde unter ſeinen Füßen. Er wollte ſich aus dieſem Getümmel durch eine ſchnelle

Flucht retten; allein der Zauberer, der ſeinen Beiſtand nicht entbehren konnte, hielt ihn feſt, und witſch! watſch! rechts und links flogen Ohrfeigen. „Nichtswürdiger Bube!“ rief er dabei: „Indem ich meine Kunſt aufbiete, dich reich und glücklich zu machen, willſt du entlaufen? Eine ſchöne Probe des unbedingten Gehorſams, den du mir, deinem zweiten Vater, ſchuldig biſt!“

Aladdin küßte die Hand des furchtbaren Mannes und bat ſchluchzend um Verzeihung.

Dadurch beſänftigt, fuhr der Afrikaner fort: „Sey vernünftig, lieber Neffe, und merke wohl, was ich dir ſage. Unter dem Steine, den du hier ſiehſt, liegt ein unermeßlicher Schatz, der dir und keinem andern Sterblichen beſtimmt iſt. Niemand, als du, darf dieſen Stein aufheben und in die Oeffnung, die er bedeckt, hineingehen; ſelbſt ich darf es nicht. Komm alſo her, mein Sohn, faſſe den goldnen Griff ohne Bedenken an, und hebe die Steinplatte muthig hinweg!“

Ach, Herr Oheim, verſetzte Aladdin, Ihr verlangt von einem Zwerge die Kraft eines Rieſen!. Wie wär' ich Schwächling im Stande, dieſen großen Quaderſtein von ſeiner Stelle zu bewegen? Ich will gern mit angreifen, aber Ihr müßt mir helfen.

„Nein, nein!“ rief der Hexenmeiſter ein wenig verdrießlich: „Ich kann und darf dir nicht helfen. Wir würden unſer Geſchäft, das bis jetzt nach allem Anſchein einen glücklichen Ausgang verſpricht, dadurch in den Grund verderben. Du bedarfſt auch meines Beiſtandes nicht. Rühre den Stein doch nur an; du wirſt ihn federleicht finden.“ —

Viertes Kapitel.

Nach einer Lampe ſchickt der alte Böſewicht
Tief in der Erde Bauch den Knaben;
Doch ſoll deßhalb dieß Mährchen nicht
(Wie man von düſtern Werken ſpricht)
Den Dampfgeruch der Lampe haben.

Aladdin entſchloß ſich endlich zum Gehorſam, um das Zornwetter, das er in der Ferne ſchon wieder aufſteigen ſah, durch längere Weigerung nicht nochmals auf ſeine Backen zu leiten. Er faßte den Griff, und biß, alle ſeine Kräfte vereinend, die Zähne zuſammen. Aber der höfliche Stein machte dieſe Anſtrengung unnöthig; er folgte der Hand des Knaben, wie dem Magnet das Eiſen, und legte ſich von ſelbſt bei Seite.

Jetzt erblickte man eine ſchmale Treppe, die unabſehlich weit unter die Erde hinab lief.

„Steig," ſprach der Zauberer, „beherzt in dieſe Höhle,
Wohin der Freiheitsbrief der Geiſter dir nur gilt!
Der Treppe Schneckenpfad ſtößt an drei große Säle,
Wo eh'rne Fäſſer ſtehn, mit blankem Gold gefüllt.
Doch laß dich nicht von dieſem Glanz verführen,
Wenn du dein Leben liebſt, ein Goldſtück zu berühren!
Geh kalt vorbei, als wäreſt du von Stahl,
Bis an die Thür im dritten Saal!"

„Sie leitet dich in einen Zaubergarten,
Der reich an Wunderfrüchten iſt:
Steh aber hier nicht ſtill, ſonſt haſt du zu gewarten,
Daß du ſofort ein Raub des Todes biſt!
Deshalb beflügle deine Schritte,
Von jeder Lockung ungerührt,
Durch einen Laubengang, der ſchnurſtracks, in der Mitte
Des Gartens, dich auf einen Hügel führt.“

„Hier wirſt du eine Grotte finden,
In welcher eine Lampe brennt.
Sie iſt, wie die Geſtirne mir verkünden,
Der Schatz, den dir der Fürſt der Geiſter gönnt.
Drum lösche kühn ſie aus, und laß durch nichts dich ſchrecken,
In deinen Buſen ſie zu ſtecken.
Dann tritt den Rückweg an, und jetzt brich unverzagt,
Was von der Frucht des Gartens dir behagt!“

„Kein Unfall ſoll dir widerfahren,
Wenn du befolgſt, was ich dir hieß,
Und dieſer Goldreif wird ſo mächtig dich bewahren,
Wie er mich noch in keiner Noth verließ.“
Drauf zog er einen Ring vom Finger,
Und rüſtete damit zum Abſchied ſeinen Jünger.
„Geh, Söhnchen,“ fuhr er fort: „der Sultan — denk an mich! —
Iſt bald ein Bettler gegen dich.“ —

Der Knabe, deſſen Muth des falſchen Ohms Erwarten
Weit übertraf, flog wie ein Blitz
Die Trepp' hinab, durchlief die Säle, ſammt dem Garten,
Und nahm die Lampe raſch und glücklich in Beſitz.
Des Zaubergartens Früchte ſchienen
Ihm zwar nur buntes Glas, das ihm ins Auge ſtach;
Doch waren's Aepfel von Rubinen,
Und Birnen von Smaragd, die er von Zweigen brach.

Auch fand er hier in Obſtgeſtalten
Den Türkis, Amethyſt und andres Prachtgeſtein,
Und ſammelte davon in Taſchen, Kleiderfalten
Und in den Buſen reichlich ein.

Was er hier ärntete zum bloßen Spielvergnügen,
Dafür ſtand wohl die halbe Welt zu Kauf.
So kam er, ſchwer bepackt, den engen Pfad herauf,
Und trat ſchon auf die letzten Stiegen.

In lechzender Erwartung ſtand
Der Oheim an der Höhle Rand,
Mit Honig auf der Schlangenzunge:
„Bringſt du die Lampe, lieber Junge?“ —
Ei wohl! rief Aladdin: Ich bringe noch viel mehr.
Reicht mir die Hand, Herr Ohm, um mich herauszuſchwingen!
„Gleich,“ ſprach der Alte, „gleich! Nur erſt die Lampe her!
Dann wird es leichter dir gelingen.“ —

Der Knab' erwiederte: Die Lampe drückt mich nicht,
Sobald ich oben bin, ſollt Ihr im Nu ſie haben. —
Dem Graukopf loderte jetzt Zorn im Angeſicht.
Er rief: „Warum nicht gleich? Du Ausbund böſer Knaben!“
O zürnet nicht! bat Aladdin:
Ich habe ſie mit all' den Wundergaben,
Die ich im Garten fand, im Buſen ſo vergraben,
Daß es unmöglich iſt, ſie jetzt hervorzuziehn. —

Der Ohm fuhr dennoch fort zu zanken:
„Gib mir die Lampe, Böſewicht!“
Doch Aladdin blieb ohne Wanken
Bei der Entſchuldigung: Herr Ohm, es geht jetzt nicht!
Drob fing nun, wie ein Ungeheuer,
Der Hexenmeiſter an zu toben und zu ſchrein,
Sprach einen Bannfluch aus, warf Rauchwerk in das Feuer
Und vor die Höhle flog der Stein. —

Aladdins Verderben war in jedem Falle von dem Unhold beſchloſſen. Er hatte durch die magiſche Kunſt ausgewittert: daß ſich in dieſer Kluft eine Wunderlampe befinde, die den Beſitzer reicher und mächtiger als alle Monarchen der Erde mache, durchaus aber weder von ihm, noch von einem andern Schwarzkünſtler, ſondern nur von einem Knaben gehoben werden dürfe. Um dieſe Entdeckung zu benutzen, ergriff er raſch den Wanderſtab, und kam, nach einer Fußreiſe von mehr als tauſend Meilen, in Aladdins Geburtsſtadt an. Wie er den Knaben hier fand und an ſich feſſelte, wiſſen wir ſchon. Er hatte den boshaften Plan, ſich die Lampe zureichen zu laſſen, und den armen Jungen ſodann in die Höhle zu verſchließen. Da ihm aber Aladdins Weigerung einen Strich durch die Rechnung machte, ſo ſchien ihm in der Raſerei des Zorns nichts übrig, als den Theilhaber ſeines Geheimniſſes ſchnell zu vernichten.

Fünftes Kapitel.

Bei Fäſſern Gold ſchier Hungers ſterben,
Sehn wir den Knaben jetzt.
Iſt ähnlichem Verderben
Nicht mancher Geizhals ausgeſetzt?

Als der Hexenmeiſter durch ſeinen Hokuspokus dem jungen Starrkopf eine Ruheſtätte bis zum jüngſten Tage bereitet zu haben glaubte, eilt' er nach Afrika zurück. In ſeiner ſinnloſen Wuth fiel ihm aber nicht ein, daß er ſeinem Erneffen einen Zauberring an den Finger geſteckt hatte, der für ihn ſelbſt ein unerſetzlicher Verluſt war, und Jenem zur Rettung dienen konnte.

Als plötzlich der ſchwere Quaderſtein
Mit Krachen des Donners die Höhle bedeckte,
O Himmel, wie da die Angſt, lebendig begraben zu ſeyn,
Den armen, verlaſſenen Jungen erſchreckte!
Er ſchrie und hörte nicht auf zu ſchrein:
Herr Ohm, ach! Herr Ohm, verſchonet mein Leben!
Laßt euch erbitten, mich zu befrein;
Ich will euch die Lampe ja geben! —

Des Abgrunds Widerhall ſpottete nur
In öder Ferne mit ſeinen Klagen;
Sonſt aber ſchien ihm die ganze Natur,
Zur Taubheit verſchworen, Gehör zu verſagen.

Kein Lichtſtrahl erhellte das ſchaurige Grab,
Das ihn mit erſtickenden Dünſten umgab.
Er tappte, müde von hülfloſem Rufen,
Zurück und hinab die felſigen Stufen.

Er griff ſich hinunter behutſam und ſacht,
Er taſtete vorwärts zur Rechten und Linken,
Doch nirgends wollt' in der gräßlichen Nacht
Ein tröſtender Schimmer des Tages ihm blinken.
Er kroch auf Händen und Füßen umher,
Fand aber die Säl' und den Garten nicht mehr.
So wie er durch Zauber ſie vorhin gefunden,
So waren durch Zauber ſie wieder verſchwunden.

Drei Tag' und drei Nächte ſah er vom Tod
Sich immer näher und näher bedroht,
Und ſeufzte: So jung muß ich ſterben!
Gott ſchick' es mit mir, wie es ihm gefällt!
Wen er will retten, den kann eine Welt
Voll Feinde nimmer verderben. —
Mit Händeringen ſo betend, rieb er
Den Goldreif des Alten von ungefähr.

Schnell ſah er die Thatkraft des Ringes bewieſen:
Es ſtieg aus der Erd', in Geſtalt eines Rieſen,
Ein ſchwarzer, furchtbarer Geiſt hervor
Und hielt eine lodernde Fackel empor.
Er trat zum Knaben, der zittert' und zagte,
Riß weit, wie ein Scheunthor, den Mund auf und fragte:
„Was willſt du? — Als Sklave gehorch' ich dir,
Und alle Sklaven des Ringes mit mir.“

Ach, wer du auch ſeyn magſt, ſagte der Knabe
Mit wunderbar beruhigtem Sinn:
Erlöſe mich, wenn du kannſt, aus dieſem ſchrecklichen Grabe,
Wo ich ſo elend gefangen bin! —
Und ſieh, kaum ſprach er die bittenden Worte,
Da wichen die Wände der Kluft, die ihn bisher umfing,
Und, von der Sonne beſtrahlt, befand er ſich am Orte,
Wo er hinab in die Höhle ging.

Er floh dieſe grauſenvolle Gegend über Hals und Kopf; denn ihn jagte die Angſt, daß der Schwarzkünſtler noch in der Nähe lauern und ein neues Oheimsſtückchen an ihm ausüben möchte. Da aber der alte Satan, wie ſchon geſagt, wieder nach Afrika gewandert war, ſo kam Aladdin glücklich heim, und fiel mit den Worten: Gebt mir zu eſſen! ſeiner Mutter in die Arme.

Froh über die Rückkehr des verlorenen Sohnes tiſchte ſie auf, was ſie hatte. Aladdin kramte indeſſen die Lampe nebſt den vermeinten Glasfrüchten aus, und erzählte, während er ſeinen dreitägigen Hunger ſtillte, die Begebenheiten ſeiner unterirdiſchen Reiſe. Die Mutter ergoß ſich in Verwünſchungen des Hexenmeiſters, nannte ihn einen Oheim des Teufels, und beklagte mit Thränen, daß ihr Liebling ſo viel Angſt und Noth ausgeſtanden und dabei nichts als Spielzeug erobert habe; denn dieſen verächtlichen Namen gab ihre Unwiſſenheit den Edelſteinen: ſo wie ſich wohl mancher Strohkopf erdreiſtet, die witzigſten Schriften eines Wielands oder Voltaire Spielereien zu nennen. — Die Lampe, die ſo alt und gemein ausſah, als ob ſie zum Hausrath eines Tagelöhners gehöre, kam vollends bei ihr nicht in Betrachtung. Mißmüthig warf ſie alles über einander in einen Winkel, und brachte den lieben Sohn, dem bei dem letzten Biſſen die Augen zufielen, ins Bett.

Sechstes Kapitel.

Such' immer Muth im rechten Augenblick
Als Eigenthum dir zu bewahren!
Entſchloſſenheit bei drohenden Gefahren
Verwandelt ſie oft ſelbſt in Glück.

Aladdin ſchlief weit in den folgenden Tag hinein, erwachte mit dringendem Hunger und foderte haſtig ein Frühſtück.

„Guter Junge, was ſoll ich dir geben?“ ſagte die Mutter: „Du haſt geſtern den Reſt unſerer Speiſekammer ſo rein aufgezehrt, daß die Mäuſe darin verhungern müſſen. Ich habe nicht einen Biſſen Brod im Hauſe; aber ich will ausgehn und Garn verkaufen. Längſtens in einer halben Stunde bin ich wieder da.“

Aladdin hielt ſie zurück: Bleibt, liebe Mutter, ich hab' einen andern Einfall. Mit Eurem Garne wollen wir uns morgen oder übermorgen gegen den Hunger wehren; heute laßt mich die Koſten der Wirthſchaft tragen. Ich will die Lampe, die mir ſo viel Noth gemacht hat, auf dem Trödelmarkte verhandeln, und ich denke ſie ſo hoch an den Mann zu bringen, daß wir dieſen ganzen Tag davon leben können.

„Verſuche dein Heil!“ ſprach die Mutter: „Du wirſt aber kein großes Glück damit machen. Wer wird ſo einfältig ſeyn, für das alte, verblindete Ding viel zu geben? Ich muß es wenigſtens erſt blank putzen.“

Und als ſie jetzt, um den Preis zu vertheuern,
Mit wollenen Lappen und Waſſer und Sand
Geſchäftig anfängt, die Lampe zu ſcheuern,
Da brüllt urplötzlich hervor aus der Wand,
Die mit Erbeben des Hauſes ſich ſpaltet,
Ein nachtſchwarzer Geiſt, wie ein Rieſe geſtaltet:
„Was willſt du? — Als Sklave gehorch ich dir,
Und alle Sklaven der Lampe mit mir.“

Vor Schrecken von all' ihren Sinnen verlaſſen,
Sank Mütterchen hin; doch muthig und friſch
Entſchloß ſich ihr Sohn, die Lampe zu faſſen,
Und ſprach: Mich hungert, beſtelle den Tiſch!
Der Recke verſchwand und bebend kam er wieder,
Mit einem ſilbernen Korb' in der Hand,
Worin in zwölf Schüſſeln ſich Speiſe befand,
Und ſetzte die Tracht vor dem Knaben nieder.

Der Geiſt trat dann ſchnell wieder ab, und Aladdin rüttelte ſeine Mutter aus ihrer Ohnmacht auf. Sie ſtarrte den ſchimmernden Speiſekorb mit großen Augen an; aber es hielt ſchwer, ſie zum Genuß der darin befindlichen Gerichte zu überreden. Endlich beſiegte der liebliche Geruch der Speiſen ihre Scheu. Sie aß mit Herzensluſt und ſagte lachend: es ſey doch nicht ſo ſchlimm in des Teufels Küche zu kommen, als man gewöhnlich ſage.

Mutter, ſprach Aladdin, ſtellt Euch die Sache doch nicht ſo ſchauerlich vor! Uns traktirt ja nicht der hölliſche Urian, — der mit allen guten Menſchen ſo über den Pferdefuß geſpannt iſt, daß er ſie gewiß nicht zu Gaſte bittet — uns bewirthet ein freundlicher Genius. — Nun geht mir erſt ein helles Licht auf, warum der ſchlimme Mann, der ſich für meinen Oheim ausgab, das Gold in der Höhle nicht achtete, ſondern bloß auf die alte, roſtige Lampe ſo erpicht war. —

„Alſo dieß Schandbild von einer Ampel hat mir den ſchnaubenden Rieſen auf den Hals gehetzt?“ rief die Mutter: „Ei, ſo wirf doch das häßliche Ding in den tiefſten Strom, damit es mich durch ein neues Schrecken nicht vollends ums Leben bringe!“

Liebe Mutter, wir wären Thoren, wenn wir uns dieſes Schatzes berauben wollten. Macht es, wie ich, und erſchreckt nicht! Ich blieb ganz gelaſſen; denn ich bin an ſolche Viſiten nun ſchon gewöhnt. Der Sklave des Ringes hatte kein freundlicheres Anſehen, als der Sklave der Lampe, und dennoch war er mein Retter. —

„Dafür ſey ihm tauſendmal gedankt! Aber nun folge mir, Aladdin, und ſchaffe das Zaubergeräthe bei Seite!“

Es ſoll Euch nicht im Wege ſeyn; nur muthet mir nicht zu, es ganz wegzuwerfen. Dazu werdet Ihr mich nimmer bereden. Ring und Lampe, vereint, machen mich zum Herrn der Welt. —

„Unerfahrenes Kind! Glaubſt du denn, daß die Herren der Welt glücklicher ſind als wir? Sie können ſich doch auch nur ſatt eſſen, und in ihren Paläſten hauſen Schaaren vornehmer Sorgen, denen unſere Hütte zu klein und zu ſchlecht iſt.“ —

Das glaub' ich ſelbſt. Darum will ich Euch und Eure Hütte nicht verlaſſen, und niemals eher, als bis uns das Meſſer der Noth an der Kehle ſteht, von meinen Zaubermitteln Gebrauch machen. —

„Ein kluger Entſchluß! Die Freund- und Gönnerſchaft mächtiger Geiſter (wenn ſie ſich bei ihren Beſuchen geſittet und höflich betragen) iſt freilich eine ganz hübſche

Sache. Aber halte nur Wort und bettle bei ihnen nicht ohne dringende Noth; denn es iſt überhaupt eine goldene Regel: daß man ſeinen Wohlthätern durch häufige und unbeſcheidene Foderungen nicht beſchwerlich ſeyn muß.“ —

Während dieſes Tiſchgeſprächs aßen ſich die Leutchen tüchtig ſatt und weideten ihre Augen an dem Spiegelglanz der Geſchirre; aber Beide wußten nicht, daß ſie wie Fürſten auf Silber ſpeiſ'ten.

Siebentes Kapitel.

Ihr Schäfchen, hütet euch, wollt ihr bei Wolle bleiben,
Mit Füchſen ein Geſchäft zu treiben!

Zwei oder drei Tage nachher war mit allen Gerichten, die der Genius aufgetragen hatte, reine Arbeit gemacht und der Hunger ſtellte ſich wieder ein.

Lieb Mütterchen, ſprach Aladdin, mein Magen will mich verleiten, daß ich die Lampe reiben und einen Sultansſchmaus auf den Tiſch zaubern ſoll; aber ich will nicht dieſem Verführer, ſondern Euch folgen, und unſern wohlthätigen Küchenmeiſter nicht ſo bald wieder bemühen. Wir können doch eine von den Schüſſeln verkaufen. Was meynt Ihr?

„Daß du Recht haſt, mein Söhnchen!“ ſagte die Mutter: „Wir wollen uns nicht durch beſtändiges Hochleben verwöhnen. Die Quelle des Ueberfluſſes möchte plötzlich verſiegen, und dann würde das liebe, trockne Brod uns übel behagen.“

Mit einer Schüſſel unter dem Kleide, machte ſich Aladdin jetzt auf die Gaſſe, wo ihn ſogleich ein lauernder Wucherer anrief: Hat der junge Herr was zu handeln? Aladdin winkte den erwünſchten Mann in ein Haus und zeigt’ ihm die Schüſſel. Er prüfte ſie, fand das Silber echt und fein, verrieth dieß aber durch keine Miene; er wiegte vielmehr den Kopf verächtlich zwiſchen den Achſeln und fragte mit einem kalten, wegwerfenden Tone: Was verlangt der Herr für das Ding? —

„Bietet darauf!“ antwortete Aladdin: „Ihr wißt dergleichen Waaren ſelbſt zu ſchätzen, und ich verlaſſe mich auf Eure Ehrlichkeit.“

Das iſt wohl ein Gimpel, der ſo pfeift, dachte Jener, und geſtand ſich ſelbſt mit heimlichem Lächeln, daß nur ein Gimpel den gutherzigen Einfall haben könne, das Amt eines Taxators ihm und ſeiner Ehrlichkeit zu übertragen. Um nun den dummen Vogel, der ſo blind auf ſein Netz zuflog, vollends hineinzukirren, zog er ſtillſchweigend ein Goldſtück aus dem Beutel und legt' es auf die flache Hand. Aladdin, der kaum den zehnten Theil deſſelben erwartet hatte, ſchnappte haſtig darnach, nahm ſchnell, wie ein Dieb, damit Reißaus, und hinterließ die Schüſſel dem ehrlichen Taxator, der vor Aerger ſchwarz werden wollte, daß er dem unverſtändigen Buben nicht weniger geboten hatte. Er lief ihm nach, um ſich auf ſein Goldſtück etwas herausgeben zu laſſen; aber Aladdin flog wie ein leibhafter Gimpel davon.

Das Spottgeld, das er aus der Schüſſel gelöſet hatte, war in einigen Tagen verzehrt. Er trug nun die zweite zu demſelben Wucherer, und erhielt (weil dieſer liſtige Fuchs einen ſo guten Kundmann nicht vor den Kopf ſtoßen wollte) wieder ein Goldſtück. So fielen alle zwölf Schüſſeln dem frechen Gaudieb in die Klauen, und endlich der Korb hintendrein. Dieſer wog zehnmal ſo ſchwer als eine Schüſſel, und ward deshalb, nach dem Maßſtabe der von dem Wucherer und ſeiner Ehrlichkeit beſtimmten Taxe, für zehn Goldſtücke verſchleudert.

Von dieſen Einkünften lebte Aladdin mit ſeiner Mutter eine geraume Zeit ſparſam und häuslich, und mit ſeinem ganzen Weſen ging indeſſen eine vortheilhafte Veränderung vor. Das Gelbe vom Schnabel fing an ſich zu verwiſchen; er vermied die Geſellſchaft ſeiner ehemaligen Gaſſenfreunde, und ſchliff durch den Umgang mit gebildeten Leuten ſeine Sitten ab. So gewann er nach und nach etwas Welt- und Menſchenkenntniß, die ihm bisher noch gänzlich gemangelt hatte.

Als das letzte Goldſtück auf den Markt gewandert war, erbat ſich Aladdin von ſeiner Mutter die Erlaubniß, Gebrauch von der Lampe zu machen. „Meinetwegen!“ ſagte ſie: „Aber ich für meine Perſon mag mit deinem Proviantmeiſter nichts zu ſchaffen haben, und werde ſo lange, bis er wieder abtrollt, bei unſerer Nachbarin einſprechen.“

Achtes Kapitel.

Ein Biedermann macht nun das Schäfchen klüger,
Und ſchilt den Fuchs als einen Hauptbetrüger.

Als Mamachen ſich entfernt hatte, rieb Aladdin die Lampe gelinde, und im Augenblick ſtand ein dienſtbarer Geiſt vor ihm. Aber es war kein ſcheußlicher Recke (denn dieſe groben Geſellen kamen nur, wenn man der Lampe ſo hart, wie eine Scheuermagd, mitſpielte); dießmal erſchien ein ſchöner, freundlicher Knabe, und eben ſo ſanft, als Aladdin die Lampe behandelt hatte, ſprach er:

„Was willſt du? — Als Sklave gehorch' ich dir,
Und alle Sklaven der Lampe mit mir.“

Mich hungert, beſtelle den Tiſch! gebot Aladdin. Der Genius verſchwand und kam bald, wie Jener, mit einem ſilbernen Korbe zurück, der ebenfalls zwölf dampfende Schüſſeln und zwei kryſtallene Flaſchen voll Scherbeth* enthielt. (Dieſe hatte der erſtere Truchſes auch nicht vergeſſen; ſie blieben nur aus der Erzählung weg, weil ſie in dem engen Flaſchenfutter des Verſes nicht Raum hatten). Freundlich ſetzte der Geiſt den Korb auf den Tiſch und machte ſich ſofort wieder unſichtbar.

---

* Oder Sorbet: Ein Lieblingstrank der reichen Mahomedaner.

Jetzt kam das geflüchtete Mütterchen eilend zurück. Der ſüße Duft der Speiſen hatte ſich bis ins nachbarliche Haus verbreitet und ſie gleichſam zu Tiſche gerufen. Sie guckte, bevor ſie ſich ins Zimmer wagte, durchs Schlüſſelloch, und als ſie den Weg rein ſah, trat ſie vergnügt herein und ließ ſich das köſtliche Mahl ohne Furcht und Grauen wohl ſchmecken.

Einige Tage nachher ging Aladdin aus, um eine Schüſſel zu verkaufen. Da rief ihn ein alter, ehrlicher Goldſchmied, an deſſen Bude ſein Weg ihn vorbeitrug, zu ſich herein. „Mein Sohn,“ ſprach er, „ich ſah Euch oft ins Haus eines gewiſſen Wucherers gehen: Ihr habt alſo wahrſcheinlich Verkehr mit ihm. Dabei werdet Ihr aber wohl auf keinen grünen Zweig kommen; denn er iſt ein Gauner, der vom Morgen bis zum Abend das Spinnennetz ſeiner Argliſt ausſpannt, um unvorſichtige Fliegen zu fangen. Ich ſage das nicht, um dieſen Erzbetrüger — wofür er der ganzen Stadt bekannt iſt — einen böſen Leumund bei Euch zu machen, ſondern bloß, weil Ihr ein Neuling in der Welt ſeyd, zu Eurer Warnung. Habt Ihr etwas zu verhandeln, das in meinen Kram taugt, ſo kauf' ich es ſelbſt, und bezahle dafür, ein Wort ein Mann! was es unter Brüdern werth iſt.“

Aladdin zeigte dem Greis die Schüſſel, und dieſer berechnete nach dem Gewicht, daß ihr Gehalt zweiundſiebzig Goldſtücke betrage.

Iſt das möglich? ſagte der Knabe mit froher Beſtürzung: Zwölf ſolche Schüſſeln hab' ich jenem Schelm verkauft, und für jede nur ein kahles, beſchnittenes Goldſtück bekommen.

Der Goldſchmied ſchlug die Hände zuſammen. „O der Spitzbube!“ rief er aus: „So ein Kerl iſt ſchlimmer als ein Straßenräuber! Hütet Euch künftig vor ihm, mein junger Freund, und wenn Ihr wieder dergleichen Waaren zu verkaufen habt, ſo ſollt Ihr allezeit an mir einen redlichen Abnehmer finden.“

Martin, der in ſeinem Leben nicht ſo viel Goldſtücke beiſammen geſehen hatte, ſtrich die lachende Summe fröhlich ein, und erhielt von dem Goldarbeiter nach und nach ſeine übrigen Schüſſeln und zuletzt auch den Korb nach der Wage bezahlt. Durch dieſen Reichthum ließ er ſich aber ſo wenig als ſeine Mutter über die Gränze der gewohnten Mäßigkeit locken. Sie lebten drei Jahre ſtill und zufrieden, und dachten kaum an die Lampe.

Neuntes Kapitel.

Wie mannigfaltig ſind die loſen Thaten,
Die Amor übt!
Hier zeigt er ſich als einen Demokraten,
Der Gleichheit liebt.

Aladdin war indeſſen zu einem ſchönen, blühenden Jüngling gereift, hatte durch den fortgeſetzten Umgang mit verſtändigen Männern und Geſchäftsleuten ſeinen Geiſt ausgebildet, und nun auch bei den Juwelenhändlern gelernt, daß er in den verachteten und beinahe ganz vergeſſenen Früchten des Zaubergartens einen unermeßlichen Schatz beſitze. Er war aber ſo klug, dieſe wichtige Entdeckung geheim zu halten und ſelbſt ſeiner Mutter zu verſchweigen.

Es ereignete ſich bald eine Gelegenheit, dieſe Koſtbarkeiten wohl anzuwenden.

Er ſah einſt durch ein Ungefähr
(Denn dieſes Glück erhielt man ſchwer)
Des Sultans Tochter ohne Schleier.
Und plötzlich ſtand ſein Herz in Feuer.
Ihr war es eine leichte Kunſt,
Die allgewaltigſte Liebesbrunſt
Im Herzen der Männer anzufachen,
Und Thoren und Schwärmer aus ihnen zu machen:
Sie war, wie alle Welt geſtand,
Die Sonne der Schönheit im ganzen Land,

Und glich, im Kreis von andern Dirnen,
Dem Vollmond unter Nebengeſtirnen.
Dieß Gleichniß iſt zwar alt und grau,
Allein es paßt hier ganz genau:
Drum mag's der Kunſtrichter nicht verübeln,
Daß wir nach keinem andern grübeln.

Als Aladdin den Engel ſah,
Stand er wie angezaubert da,
Und wußte ſchier, gleich einem Blinden,
Nicht Weg und Steg nach Haus zu finden.
Tief ſeufzend aus beklemmter Bruſt,
Hatt' er zu Speiſ' und Trank nicht Luſt
Und wälzte ſchlaflos ſich im Bette,
Als ob er Dornen unter ſich hätte.

Die Mutter ſprach mit bangem Ton:
„Was fehlet dir, mein lieber Sohn?“
Er wollte ſein Gefühl verſtecken,
Und ſich der Alten nicht entdecken;
Doch, oft gefragt, rief er betrübt:
Ach, Mütterchen, ich bin verliebt!
Ihr müßt für mich, ſonſt werd' ich ſterben,
Die Hand der Sultanstochter werben. —

Die Mutter erſchrack; ſie glaubte, der Junge ſey wahnſinnig geworden. Aber er ſprach über die Entſtehung ſeiner Leidenſchaft vollkommen vernünftig, und überzeugte ſie dadurch bald, daß er ſich nur an der Gränzlinie des Wahnſinns befinde, das heißt: im höchſten Grade verliebt ſey. Er ſchloß ſeine Erzählung mit dem wiederholten ernſtlichen Antrage: daß die Mutter in des Sultans Palaſt gehen und um die Prinzeſſin freien ſolle.

„Du biſt wahrlich nicht klug!“ ſagte ſie: „Wie kann ſich ein armer Schneidersſohn dergleichen Schwindeleien in den Kopf ſetzen? Der Sultan ließe mich gewiß und wahrhaftig ins Tollhaus führen. Aber ich käme nicht einmal zur

Sprache mit ihm; denn es iſt doch bekannt, daß man dem Nimmerſatt ohne Geſchenke von hohem Werth nicht unter die Augen treten darf."

Damit kann ich ihm aufwarten. war Aladdins Antwort: Die Früchte des Zaubergartens, die keine Spielſachen von Glas — wie wir einfältigen Leute glaubten — ſondern unſchätzbare Juwelen ſind, ſollen ihm wohl ein freundliches Geſicht ablocken. Ich ſtehe dafür, daß er dergleichen Edelſteine nie geſehen hat, und noch weniger in ſeiner Schatzkammer beſitzt. —

Ungläubig ſchüttelte die Mutter den Kopf. Darüber fing der Herr Sohn an zu ſchmollen (denn Verliebte — ſo ſanfte Tauben ſie auch übrigens ſind — können doch bisweilen ſo wenig, als philoſophiſche Streithähne, den geringſten Widerſpruch dulden). Mütterchen lenkte nun ein, gab ihm Recht, und ſah ſtillſchweigend zu, wie er die köſtlichen Birnen und Aepfel in dem anmuthigſten Farbenwechſel auf einer Schüſſel in Ordnung legte. Es war ein reizendes Schaugericht, das die Zweiflerin ſelbſt mit Entzücken anſtaunte. Sie band es dann in ein Tuch und ging damit (um wenigſtens vor der Hand das liebe Söhnlein zu beruhigen) in den Palaſt.

Zehntes Kapitel.

Hier ſehn wir einen Erdengott
Habſüchtig ſpekuliren,
Und, ohne Scheu vor Schimpf und Spott,
Sein Kind verauktioniren.

Es war gewiß ein biederherziger und verſtändiger Mann, der zuerſt die freundliche Bemerkung machte: kein Menſch ſey ſo ſchlimm, daß er nicht wenigſtens Eine gute Seite habe. Dieſe tröſtliche Wahrheit (welche Duldung und Nachſicht, aber freilich oft in der Wüſte, predigt) finden wir auch an dem Sultan, deſſen Tochter in Aladdins Kopfe thronte, beſtätiget. Er konnte zwar, um den ſanfteſten Ausdruck zu wählen, kein Fürſtenmuſter genannt werden; aber er hatte doch bei allen ſeinen Fehlern die löbliche Sitte, daß er ſich nicht vor ſeinen Unterthanen hinter zwanzig Thüren verſchloß, es nicht für Erniedrigung hielt, mit dem Geringſten im Volke zu ſprechen und täglich Allen und Jeden, die irgend ein Anliegen hatten, einige Stunden Gehör gab. Dieß geſchah (wenn nicht beſondere Umſtände eine Ohrenbeichte nothwendig machten) in einer öffentlichen Rathsverſammlung, die der Diwan genannt und in einem großen, prachtvollen Saale gehalten wurde.

Hier ſtellte ſich Aladdins Mutter mit muthloſem Herzen an die Pforte.

Der Sultan — nun müſſen wir freilich die Lobpoſaune bei Seite legen — pflegte während der Sitzung wie ein auf Beute lauernder Raubvogel ſeine Augen überall herumzuwerfen, um aus dem Haufen der Supplikanten diejenigen auszuſpähen, von denen eine Spende zu erwarten ſeyn möchte. Dieſe hatten, ſo zu ſagen, das Recht der erſten Bitte, und wurden vor allen Andern zum Throne gerufen. Ein nicht unbedeutender Vorzug, weil der Sultan oft, wenn er die Spendirer angehört und mit Beſcheid verſehen hatte, auf den Sammtkiſſen ſeines Thrones in einen ſanften Schlummer fiel, aus dem er bei Leib- und Lebensſtrafe nicht geweckt werden durfte. Dann war für dieſen Tag die Gnadenthür ſeiner Ohren verſchloſſen, und wer ſich noch im Saale befand, mußte ſo leiſe wie möglich auf den Zehen hinwegſchleichen.

Unſer Mütterlein fand ihn zum Glück noch wachend, ſein Falkenblick bemerkte bald ihr Bündel, und es erfolgte ſofort ein gnädiges Zeichen, ſich zu nähern.

Sie ſchwankte zitternd heran und warf ſich mit dem Geſicht auf der Schwelle des Thrones nieder.

„Steht auf," rief der Sultan, „und eröffnet Uns Euer Anliegen."

Ach, gnädigſter Herr, ſprach die Alte, dazu verſagt mir beinahe meine Zunge den Dienſt. Mein Geſuch, das ich auf dem Herzen habe, iſt von ſo wunderſeltſamer Art, daß ich Eure Hoheit dadurch unverzeihlich zu beleidigen fürchte.

„Redet frei!" ſagte der Monarch, indem ſich ſeine Augen in die verhüllte Schüſſel gleichſam einbohrten und ihren geheimen Inhalt zu enträthſeln ſuchten. Auf ſeinen

Wink entfernten ſich jetzt alle Hofleute und Räthe, ſammt den Supplikanten, aus dem Saale. Nur der Großweſir blieb.

Aladdins Mutter erbot nun mit einem weitläufigen Wortgewirr ihren Sohn dem Monarchen zum Eidam.

Er ſtutzte gewaltig; ſein Geſicht ward finſter und zog ſich in die Länge; ſeine ſtarren Augen muſterten die dürftige Kleidung der Anwerbungsgeſandtin und ſtummes Kopfſchütteln folgte darauf; aber er hörte dennoch ihre ſtammelnde Rede bis zum Ende geduldig an. Seine vorläufige Antwort war die Frage: was die verdeckte Schüſſel enthalte?

Die Geſandte nahm geſchwind das Tuch hinweg und überreichte ſie ihm unter dem beſcheidenen Titel eines unbedeutenden Geſchenks.

Jetzt war es ein großes Glück, daß der Thron des Sultans eine tüchtige Lehne hatte, ſonſt wäre der gute Herr, der vor Erſtaunen über den Glanz der enthüllten Edelſteine mächtig zurückprallte, ohne Rettung herabgefallen.

Als er ſich wieder ins Gleichgewicht gebracht hatte, macht' er ein ſchmunzelndes Geſicht, wie ein Kind beim Anblick der bunten Weihnachtsbeſcherung. „Glücklicher Tag!“ rief er aus: „Der ſchönſte Tag meines Lebens! Solche Kleinode zu ſehen, iſt ein Blick ins Paradies! Ich bin alt geworden und habe manches köſtliche Steinchen vor den Augen und unter den Händen gehabt; aber dergleichen Seltenheiten ſind mir nie vorgekommen.“ —

„Und du ſagſt nicht ein Wort?“ fuhr er den Großweſir an: Ziehſt ſogar ſchiefe Geſichter, als ob du Bauchgrimmen hätteſt? Ich begreife nicht, wie es möglich iſt, beim Anſchaun dieſer Pracht ſo kalt und ſtumm wie ein Fiſch zu bleiben. Thu' doch den Mund auf und ſprich! Iſt dieſes Geſchenk meiner gnädigſten Aufnahme nicht werth? Kann ich dem, der mich damit erfreut, ein geringeres Gegengeſchenk, als die Hand meiner Tochter machen?“ —

Dieſe Fragen waren dem Großweſir ſchneidende Dolche. Er hatte die Prinzeſſin ſeinem eigenen Söhnchen beſtimmt; der Sultan war auch bisher dieſer Verbindung nicht abgeneigt geweſen und hatte mehrmals im Scherz und Ernſt mit ihm darüber geſprochen. Da kam nun auf einmal, indem ſeine Hoffnung in der ſchönſten Blüthe ſtand, ein altes, gemeines Weib und wollt' ihm die Erndte verderben. Dieß verſtimmte ſeine Laune; dieß verſchloß ihm den Mund, daß er auf die Fragen ſeines Gebieters unmöglich beſtimmt und bejahend antworten konnte.

In ſeiner kritiſchen Lage war der Verſuch, Zeit zu gewinnen, das einzige, mögliche Rettungsmittel, das ihm einfiel. Er raunte deßhalb dem Sultan ins Ohr: Geruhen Sie, gnädigſter Herr, Ihre Entſchließung auf den kühnen Antrag dieſes zudringlichen Weibes drei Monate zu verſchieben. Mein Sohn wird indeſſen Eurer Hoheit eine Verehrung zu Füßen legen, die hoffentlich dieſer — vielleicht unächten — Spende eines unbekannten Abenteurers, der ſich nicht einmal ſelbſt zu zeigen wagt, den Rang abgewinnen ſoll.

„Unächt?“ — flüſterte der Sultan mit ſpöttiſchem Lächeln: „Mache dich doch durch dieſe Muthmaßung nicht lächerlich! Du verſtehſt, wie ich ſehe, von Edelſteinen ſo wenig, daß du mich dauerſt. Dein vorhabender Wettſtreit geht ſo gewiß verloren, als ich hier ſitze. Damit du dich aber auf keine Weiſe beklagen kannſt, ſo will ich dir die gebetene Gnadenfriſt einräumen. Wer am meiſten ſchenkt, führt die Braut heim.“ —

Mit dieſer Reſolution vor der Hand zufrieden, zog ſich der Großweſir zurück, und der Sultan ſprach freundlich zur Wittwe: „Wir ſind in Gnaden entſchloſſen, Euer unterthänigſtes Geſchenk anzunehmen und Eures Sohnes Geſuch zu gewähren. Doch bedingen Wir Uns von heut an drei Monate, um die Ausſtattung der Braut zu veranſtalten. Nach Ablauf dieſer Zeit meldet Euch wieder. Wir bleiben Euch in Gnaden gewogen.“ —

Des verliebten Jünglings Entzücken war unbeſchreiblich, als ihm ſeine Mutter ſo gute Nachrichten brachte. Sie ſetzte zwar beſorgt hinzu: der Sultan und ſein Großweſir hätten lange die Köpfe zuſammengeſteckt und wahrſcheinlich kein gutes Plänchen geſchmiedet; doch Aladdins fröhlicher Sinn fand dieſen Umſtand gar nicht bedenklich. Nur die vom Sultan bedungenen drei Monate gingen ihm ſchwer in den Kopf. Er hätte ſein Liebchen gern ohne Brautſchatz heimgeführt; er wollte ſich nur nicht unterfangen, ſeinem künftigen Schwiegerpapa dieſen Vorſchlag zu thun, und kämpfte daher ſeine Sehnſucht nach Möglichkeit nieder. Aber ſein ruhloſer Geiſt war unfähig zu allen Geſchäften. Er beobachtete blos die trägen Schritte der Zeit, die freilich für ihn keine Flügel, ſondern bleierne Füße hatte.

Eilftes Kapitel.

Schaut hier das Wonnemeer, auf dem er ruhig ſchiffte,
In wilde Wogen aufgerühret!
Sturm kämpft ſo gegen Sturm, daß einer durch die Lüfte
Sogar das Hochzeitbett entführet.

Indem der verliebte Stundenzähler jeden Glockenſchlag unthätig behorchte, war der ſchlaue Großweſir raſtlos beſchäftigt, den ſchwachen Sultan für ſeinen Sohn zu gewinnen. Er gelangte zum Zweck; doch das Mittel verſchweigt die Geſchichte. Kurz, Aladdins Mutter kam eines Abends mit Thränen in den Augen von einem Geſchäftsgange zurück. „Lieber Sohn,“ ſagte ſie ſeufzend, „bereite dich auf eine traurige Nachricht. Der Sultan hält dir nicht Wort; er vermählt dieſen Abend ſeine Tochter mit dem Sohne des Großweſirs.“ —

Das iſt unmöglich! rief der erſchrockene Jüngling.

„Verlaß dich auf mein Wort!“ fiel die Mutter ein: „Sagt' ich dir nicht gleich anfangs, daß die beiden Herren etwas Schlimmes mit einander gekocht hätten?“

Mutter, ſprach Aladdin, ich kann's nicht glauben; ich zweifle noch immer.

„Zweifle hin, zweifle her!“ fuhr ſie fort. „Was kann dir das helfen? Meine Augen und Ohren haben mich leider genug überzeugt. Die ganze Stadt iſt in fröhlicher Bewegung. Die meiſten Häuſer ſind prachtvoll erleuchtet. Alle Straßen erſchallen von Jubelgeſchrei, und die Hofherren ſtrömen in Feierkleidern nach dem Palaſt. — Was bedeutet dieß Getümmel? fragt' ich einige Leute. Sie ſtarrten mich an und ſagten: Seyd Ihr denn erſt auf die Welt gekommen, daß Ihr von der heutigen Vermählung der Sultanstochter mit dem Sohne des Großweſirs nichts gehört habt? Der Mund blieb mir vor Erſtaunen offen, und das umſtehende muthwillige Volk lachte mich aus.“ —

Und wenn die ganze Welt lacht, ſchrie Aladdin wüthend, ſo ſoll doch dem Herrn Bräutigam das Lachen vergehen! —

Ohne weiter ein Wort zu ſagen, ging er in die Kammer, wo er ſeine Lampe verborgen hatte. Er rieb ſie gewaltſam, und im Nu ſtand ein baumlanger Rieſengeiſt vor ihm, der ſich mit den ſchon bekannten Worten zu Sklavendienſten erbot.

„Wohlan,“ ſprach Aladdin, „begib dich in des Sultans Palaſt, wo man heut das Vermählungsfeſt der Prinzeſſin feiert. Harre dort unſichtbar, bis Braut und Bräutigam ſich niedergelegt haben. Im Augenblicke, da dieß geſchieht, hebe das Pärchen mit dem Hochzeitbett auf und bring' es im Fluge zu mir! —

Dein Wille geſchehe! ſagte der Genius im Verſchwinden.

Im Palaſt herrſchte indeſſen Wohlleben und Freude. Nur den Bräutigam befriedigten nicht die Leckereien der hochzeitlichen Tafel; er ſehnte ſich nach dem ſüßern, unbelauſchten Genuß in den Armen der ſchönen Prinzeſſin. Jetzt ſchlug ſeine Schäferſtunde. Die Brautkammer ward feierlich geöffnet, und die Prinzeſſin (die für ihren Gatten weder Liebe noch Haß empfand) nach langem, jungfräulichem Sträuben zu Bett gebracht.

Der lüſterne Junker ſchlüpfte hinter den ſeidenen Vorhang ihr nach.

Doch, als er kaum den Mund begann
Zum erſten Kuß zu ſpitzen,
Fing's um ihn her gewaltig an
Zu donnern und zu blitzen.

Ein grober Sturmwind macht' es ſich
Ein Weilchen zum Vergnügen,
Das große Prunkbett fürchterlich
Zu packen und zu wiegen.

Dann trug er es mit Saus und Braus,
Wie eine leichte Karte,
Geſchickt dem Schneidersſohn ins Haus,
Der ſehnlich darauf harrte.

Ihm ſtellte jetzt der Geiſt ſich dar,
Und ſprach unhörbar leiſe:
„Hier bring' ich dir das junge Paar;
Ich macht' als Sturm die Reiſe.“ —

Recht gut! ſprach Aladdin: Doch muß
Der Burſch noch härter büßen.
Drum eile, wackrer Genius,
Im Stall ihn zu verſchließen.

Ergreif' ihn aber ſäuberlich,
Und ſetze ſanft ihn nieder.
Dann geh für heut und melde dich
Vor Sonnenaufgang wieder! —

Geſagt, geſchehn! In Seide lag
Der Zitternde verſchanzet;
Doch plötzlich, wie ein Wetterſchlag,
Ward er auf Stroh verpflanzet.

Der Zuſtand der Prinzeſſin verſprach der Liebeserklärung, die Aladdin auf den Lippen trug, zwar keine theilnehmende, doch wenigſtens eine geduldige Aufnahme, womit ſich wohl nicht alle Liebeserklärer zu brüſten haben. Zenide — ſo nannte ſich die Prinzeſſin — glich einer Braut des Todes. Entſetzen und Angſt hatten ihr alle Roſen der Jugend und Schönheit von den Wangen geraubt. Ihr einziges Lebenszeichen war Zittern.

„Fürchten Sie ſich nicht, ſchöne Prinzeſſin!“ ſprach Aladdin: „Sie ſind hier unter dem Dache eines ehrlichen Mannes, der Sie anbetet und ſich, von Ihren himmliſchen Reizen bezaubert, bei ihrem Herrn Vater um Sie bewarb. Seine Hoheit gab dieſem kühnen Wunſche geneigtes Gehör; aber ſchnell und unerwartet drehte ſich die Wetterfahne ſeines Entſchluſſes auf die Seite eines Nebenbuhlers, den ich ſoeben etwas raſch und unſanft — denn zu Umſtänden und Komplimenten war hier keine Zeit — auf die Seite geſchafft habe. Beſorgen Sie aber keine freche Behandlung von mir! Ich ehre die Geſetze der Sittlichkeit und werde ſie nicht übertreten.“ —

Dieſe Sprache war der Prinzeſſin ſo fremd und unverſtändlich, als das Rothwälſch gewiſſer neuerer Philoſophen dem geſunden Menſchenverſtande. Wie war es Zeniden auch möglich, ein Wort zu begreifen, da ihr der Sultan von Aladdins Anwerbung keine Sylbe geſagt hatte? — Jetzt zu ſchwach und matt, ſich von dem Unbekannten eine nähere Erklärung auszubitten, erwartete ſie ſchweigend den Erfolg.

Aladdin machte ſich's bequem, nahm von des eingeſtallten Bräutigams warmer Stelle Beſitz, kehrte jedoch — weil er lieber unhöflich als lüſtern ſcheinen wollte — der Dame den Rücken zu, legte zwiſchen ſich und ſie einen blanken Säbel, und rief feierlich aus: „dieſer Stahl treffe mein Haupt, wenn ich die Gränzlinie, die er bildet, verletze!“ — Die Geſchichtſchreiber verſichern auch: er und die Prinzeſſin hätten die ganze Nacht ſo ruhig neben einander gelegen, wie die kleinen wächſernen Brautpaare, die man bisweilen, in Schachteln auf Baumwolle gebettet, in den Händen der Kinder ſieht. Das glaube man oder nicht; wir wollen darüber nicht ſtreiten.

Zwölftes Kapitel.

Die Schnelligkeit, mit welcher jetzt
Die Majeſtät geruht, ein Eheband zu ſcheiden,
Wird manches Paar, das ſich ſelbander ſchlecht ergötzt,
Mit einem leiſen Ach! beneiden.

Gegen Sonnenaufgang war der folgſame Genius bei der Hand, trug den Bräutigam auf Aladdins Befehl aus ſeinem kalten Exil wieder ins warme Bett, und ſtürmte damit nach dem Palaſte zurück. Aladdin war nun ganz außer Sorgen, daß ihm ſein Nebenbuhler (dem das unbequeme Nachtquartier bei den Vierfüßlern den Liebeskitzel vollends vertrieben hatte) ferner ins Gehege gehen werde, und fand deßhalb nicht nöthig, weitere Vorkehrungen dagegen zu treffen.

Sie wären auch in der That überflüſſig geweſen. Der Sprößling des Großweſirs war ein ſo zarter, unmännlicher Weichling, als hätt' ihn ein Zuckerbäcker zuſammengekünſtelt; und ſein kleines Seelchen war eben ſo ſchlaff, als ſein Körper. Jeder rauhe Windſtoß — er mochte den Leib oder die Seele berühren — warf ſein ganzes Weſen wie ein Kartenhaus über den Haufen. Nun denke man ſich dieſen Helden in ſeiner gegenwärtigen Lage, in der vielleicht ſelbſt der berühmte Ritter ohne Furcht und Tadel dieſen Ehrennamen eingebüßt hätte.

Sobald die Luftkutſche wieder im Palaſt auf feſtem Boden ſtand, ſprang der Junker mit fürchterlich verdrehten Augen, aufgeſträubten Haaren und ſo wetterſchnell heraus, als wäre ſein Bettgenoß ein feuerſpeiender Drache. Wie ein Blitz fuhr er in ſeine Beinkleider, nahm ſich aber zu ihrer gehörigen Befeſtigung nicht Zeit, ſondern lief, mit beiden Händen ſie haltend, wie ein gehetzter Haſe aus der Burg zu ſeinem lieben Papa und ſagte weinend: „Heirathe die Prinzeſſin, wer will; ich danke dafür. Ach, welche ſchreckliche Hochzeitnacht! So lang' ich lebe, werd' ich dran denken." —

Indem er hierauf ſeiner ſtaunenden Familie den Verlauf ſeines Abenteuers noch erzählte, ward ſein Vater zum Sultan gerufen.

„Seltſame Geſchichten!" zürnte der Monarch ihm entgegen: „Dein Sohn läuft halb nackt aus dem Palaſt, als brenn' ihm der Kopf; meine Tochter faſelt von Wunderdingen, wie eine Wahnwitzige. Was iſt das? Was ſoll ich davon denken? Was ſpricht dein Sohn?"

Die beſtürzten Väter verglichen jetzt die Ausſagen ihrer Kinder, und fanden ſie vollkommen übereinſtimmend. Aladdins hatten Beide nicht gedacht. Dieß ging ſehr natürlich zu. Blind und taub vor Angſt, hatte der Bräutigam ſeinen Gegner (der ſich auch ſo viel als möglich vor ihm verborgen hielt) nicht bemerkt; und die Prinzeſſin ſchämte ſich zu geſtehen, daß ein fremder Jüngling das Bett mit ihr getheilt und ihr eben nicht mißfallen habe. Dieſe Empfindung, die ſie ſich ſelbſt kaum geſtand, veranlaßte ſie faſt mehr, als die Beſorgniß neuer Schrecken, zu der Erklärung: daß ſie mit dem Sohne des Großweſirs um keinen Preis einen zweiten Wettverein wagen, ſondern auf immer und ewig von ihm geſchieden ſeyn wolle.

Der Sultan nahm gegen den Großweſir kein Blatt vor den **Mund**; er ſagte dieß mit dürren Worten ihm ins Geſicht. Dem ſtieg es gewaltig in die Naſe (die er eben nicht tief trug), daß ſein Gebieter ihm dieſe Pille zu verſchlucken gab, ohne ſie durch ein höfliches Wort zu vergolden. Er ſchonte daher ihn auch nicht. „Eure Hoheit halten mir zu Gnaden,“ ſprach er mit Achſelzucken: „mein Sohn denkt und redet nicht anders.“ —

So? — brummte der beleidigte Sultan. Ei nun, fuhr er ſpottgrinſend fort: Wenn der junge Herr die Tochter des Sultans ſo leicht entbehren kann, als ſie den Sohn ſeines Weſirs, ſo ſind ſie auf der Stelle geſchiedene Leute. Damit baſta! Du haſt deinen Beſcheid. —

Mit dieſen Worten kehrte die zürnende Majeſtät ſich um und ſtampfte mit trotzigen Schritten in ein anderes Zimmer. Der Großweſir ſtand noch ein Weilchen, ſah in tiefen Gedanken auf die Dielen und ſchlich dann kopfhängend nach Hauſe.

Die Hof-Feierlichkeiten wurden nun auf höchſte Verordnung plötzlich eingeſtellt, die Gallakleider wieder eingepackt, und der Sultan erließ einen öffentlichen Befehl, — denn was befiehlt ſo ein Sultan nicht alles? — daß man von dieſer Vermählungsgeſchichte weder ſprechen, noch daran denken ſollte. Beides aber unterblieb natürlicher Weiſe ſo wenig, als das Leſen verbotener Bücher. Tauſend verſchiedene Sagen flogen umher; immer eine ſo grundlos, wie die andere.

Doch, indem unwiſſende Plaudermätze ſich aus dem Athem ſprechen, ſchweigt gemeiniglich der unterrichtete Mann. So war Aladdin nicht nur der Einzige, der den wahren

Zuſammenhang der Sache kannte, ſondern auch der Einzige, der dem Verbot des Sultans gehorchte, und über dieſe Neuigkeit, die ſo viel widerſinniges Geſchwätz veranlaßte, kein Wort verlor. Er harrte geduldig, bis die vom Sultan beſtimmte Wartezeit vollends abgelaufen war. Jetzt aber drängten ſeine Bitten die Mutter fort, ſich wieder bei Seiner Hoheit befohlener Maßen zu melden.

Dreizehntes Kapitel.

Verſprechen wird dem großen Herrn nicht ſauer;
Wort halten aber mag der Bauer.

Das gute Mütterchen nahm eben ſo ſchüchtern als vor drei Monaten ihren alten Lauerpoſten an der Thür des Audienzſaales ein. Da ſie aber dießmal kein Bündel trug und überhaupt mit keinem anlockenden Aushängeſchilde der Freigebigkeit verſehen war, ſo ſtreiften die fürſtlichen Augen, die nur nach dergleichen Entdeckungen herumkreuzten, über ihre nichtsverſprechende Geſtalt lange hin, und es erfolgte kein gnädiger Wink. Da ſtand ſie nun auf den Kohlen der Unentſchloſſenheit, ob ſie eine eigenmächtige Näherung wagen oder unverrichteter Sache zurückgehen, ob ſie den Sultan erzürnen oder ihren Sohn betrüben ſollte. Die mütterliche Liebe behielt endlich über ihre Feigheit die Oberhand, und ſie rückte mit ſo raſchen Schritten gegen den Thron an, wie ein tapferer Soldat gegen eine Batterie.

Ihr gewaltiger Anlauf und haſtiger Fußfall erregte die Aufmerkſamkeit des Monarchen und bewog ihn zu der Frage: „Was wollt Ihr ſo eilig?“ —

Ich komme, war ihre Antwort, Eure Majeſtät an meinen Sohn und ſeine bekannte Herzensangelegenheit demüthigſt zu erinnern. Die drei Monate, nach deren Ablauf ich mich wieder hier melden ſollte, ſind geſtern verfloſſen, und ich erwarte nun weitere Befehle. —

Dieſe Rede beſtürzte den Sultan. Er konnte ſich des ſeltſamen Antrags kaum noch erinnern; und als er ſich endlich beſann, war es ihm gar nicht gemüthlich, von einem namenloſen Liebesritter, deſſen Mama wie ein armſeliges Höckerweib aufzog, um die Hand ſeiner Frau Tochter gemahnt zu werden. Er hielt die ganze Sache — ſobald nur die ihm geſchenkten Juwelen in Sicherheit gebracht waren — für abgethan und vergeſſen; denn ſeine Dankbarkeit hatte leider ein ſchwaches Gedächtniß.

Doch, nicht frech oder entſchloſſen genug, ſein Wort ganz zu läugnen, ſucht' er blos den Kopf aus der Schlinge zu ziehen; und da fiel ihm denn flugs keine beſſere Wendung ein, als ſeine Tochter — mit der er nun einmal Handel trieb — ſo unmäßig hoch, wie weiland Klaus Narr ſein Pferd, zu bieten, um den unſichtbaren Liebhaber dadurch von fernern Zudringlichkeiten abzuſchrecken.

Mit dieſem glücklichen Einfall zufrieden, ſprach er huldreich: „Eure Werbung, gute Frau, iſt mir ſo wenig, als meine darauf ertheilte Antwort entfallen. Aber freilich hab' ich mich damit übereilt. Ich hätte mich nach dem Stand und Namen Eures Sohnes erkundigen und dann überlegen ſollen, ob er der Ehre, mein Eidam zu werden, würdig ſey oder nicht. Um jetzt nicht das Anſehn zu haben, als ob ich mein Wort gern zurücknehmen möchte, will ich Euch zwar mit Nachholung dieſer Frage verſchonen: doch einer billigen Prüfung ſeiner Vermögensumſtände muß ſich Euer Sohn unterwerfen; denn Ihr könnt mir nicht zumuthen, meine Tochter blindlings wegzugeben, ohne vorher zu unterſuchen, ob ſie ſich in ein volles oder leeres Neſt ſetzt. Sagt daher Eurem Sohn: ich ſey ſtündlich bereit, ihm ſeinen Herzenswunſch zu gewähren, ſobald er mir vierzig große goldne Becken, mit ſolchen Koſtbarkeiten gefüllt, als Ihr mir vor drei Monaten gebracht habt, durch vierzig ſchwarze Sklaven, denen vierzig weiße, ſammt und ſonders in prächtigen Gewändern vorangehen, überſendet. — Auf dieſe Bedingung ſoll er mir ein willkommener Tochtermann ſeyn; iſt er aber nicht im Stande, ſie ganz zu erfüllen — denn ich laſſe durchaus nichts davon ab — ſo bin ich meines Verſprechens quitt und los, und erwarte, nicht weiter deßhalb behelligt zu werden.“ —

Das heißt den Mund voll nehmen! dachte die Wittwe: Was das nun für Finten und Flauſen ſind! Ei, du alter, liſtiger Fuchs, wenn du nicht Wort halten willſt, ſo gib die Juwelen zurück!

Mit dieſen Gedanken ging ſie traurig heim; aber ihr Sohn erſchrack über die Forderung des Sultans ſo wenig, daß er ſogar mit heiterer Miene fragte: Mehr verlangt er nicht? Das iſt für mich ein Kinderſpiel. Ich ſtand in Sorgen, er würde mir härtere Nüſſe zu knacken geben. Geht, Mütterchen, bereitet das Mittageſſen; ich will indeſſen meine Lampe bearbeiten.

Vierzehntes Kapitel.

Was ſtrebt der Kleidernarr, ſich prächtig aufzuſtutzen?
Wähnt er, daß ihm ſein Rock Verdienſte ſchafft? —
Hm! einen Sklaven kann man putzen,
Daß er ein König ſcheint und ihn das Volk begafft.

Als die Mutter vom Markte zurück kam, fand ſie Einquartierung im Hauſe; denn die vom Sultan verlang'ten achtzig Mann waren ſo eben, unter Anführung eines Genius, durch die Wand eingerückt. Mutter, rief Aladdin dringend, ſetzt geſchwind den Marktkorb hin und führt dieſe Leute zum Sultan. Sputet Euch, eh' er den Diwan verläßt, damit Forderung und Erfüllung Schlag auf Schlag folge, und ihn dieß eben ſo ſtark von meiner Macht, als von dem brennenden Verlangen nach dem Beſitz ſeiner ſchönen Tochter überzeuge. —

Welcher Zuſammenlauf, welches Mundſperren auf der Gaſſe, als der glänzende Sklaventrupp nach dem Palaſte zog! Die Thürhüter des Sultans wurden durch die mit Edelſteinen überladene Kleidung des Reihenführers ſo lächerlich getäuſcht, daß ſie ihn für ein gekröntes Haupt hielten und ſich demüthig zur Erde beugten, um den Saum ſeines Gewandes zu küſſen. Aber er ſprach: Bemüht Euch nicht! Dieſer Reſpekt gebührt nicht uns Sklaven, ſondern unſerm Herrn, der bald nachfolgen wird.

Schier eben ſo, wie ſeine Pförtner, ward der Sultan überraſcht und geblendet. Er glotzte den Schmuck der Achtzig mit dem höchſten Erſtaunen an, und ſenkte dann einen beſchämten Blick auf ſeinen eigenen Rock, der dagegen ſo abſtach, als ob er in einer Trödelbude gekauft wäre. Als nun vollends Aladdins Mutter an der Spitze der Sklaven zum Throne trat, die vierzig Mohren ihre Becken niederſetzten, die darüber gebreiteten Schleier behend hinwegzogen, und auf jedem Becken eine hohe Pyramide von Edelſteinen, die der erſten Lieferung an Glanz und Werth nichts nachgaben, emporſtrahlte: da gerieth der Sultan in einen ſolchen Freudentaumel, daß er ſich die Hände beinahe wund klatſchte und mit lauter Stimme ausrief: Ich erkläre den Mann, der mir dieſe Geſchenke ſendet, hiermit öffentlich zu meinem Eidam. Meldet ihm, gute Frau, was Ihr jetzt aus meinem Munde gehört habt, und vergeßt nicht zu ſagen, daß ich ihn mit Sehnſucht erwarte. —

„Junge, du biſt glücklich!“ jubelte das wiederkehrende Mütterchen: „Der Sultan hat dich ſo eben zu ſeinem Eidam ernannt. Mein Himmel, wer hätte nur im Traume daran gedacht, daß aus meinem lockern Springinsfeld ein ſo großer Mann werden ſollte! Aber ich rathe dir, ſchmiede das Eiſen, weil's warm iſt; denn die Launen großer Herren ſind unbeſtändig, wie das Aprilwetter. Jetzt hat mir der Sultan geſagt, daß er dich mit Sehnſucht erwarte; aber wer kann dafür bürgen, daß er in der nächſten Stunde noch eben ſo denkt? Alſo ſchmücke dich je eher, je beſſer, mache deinem Herrn Schwiegerpapa die Aufwartung, und halt ihn beim Wort, eh' er wieder — mit Reſpekt zu ſagen — auf die Hinterbeine tritt. —

Sie ſchloß kaum den Mund, da erſchien der bekannte

Genius ungerufen, und Mamachen machte ſich ſchnell auf die Ferſen. Aladdin hatte ſich in dieſem Moment ein Bad gewünſcht, und indem er es fordern wollte, ſah er ſich ſchon aus ſeiner engen Klauſe, die zu dem vorhabenden Geſchäfte zu klein war, in einen hellen, geräumigen Saal verſetzt. Eben ſo ſchnell ſaß er in einer zierlichen Wanne voll Roſenwaſſer, die er nach wenigen Minuten mit erhöhter Schönheit und ſo federleichtem Körper verließ, daß ihm ſchier die Luſt ankam, wie ein Vogel zu fliegen. Statt ſeines alten Kaftans, der ihm vor der Badewanne wie ein Nebel vom Leibe ſchwand, zog ihm der Genius, mit der Gewandtheit eines franzöſiſchen Kammerdieners, ein koſtbares Ehrenkleid an, das der gelehrte Herausgeber des damaligen aſiatiſchen Journals der Moden ſo ausführlich darin beſchrieb, daß er dazu drei ganze Monatshefte ſeiner wichtigen Zeitſchrift verwandte.

Sobald der Bräutigam völlig geſchmückt war, verwandelte ſich der Saal plötzlich wieder in ſein gewöhnliches Wohnzimmer, aus deſſen Fenſtern er an der Hausthür ein prächtig aufgeſchirrtes Roß erblickte, das traun! kein abgehetzter Studentenklepper, ſondern ein ſo ſtattlicher Gaul war, wie ſelbſt der Sultan keinen in ſeinem Marſtalle hatte.

Aladdin — zwar bisher, wie alle Genoſſen des väterlichen Handwerks, in der edlen Reitkunſt höchſt unerfahren, aber von der geheimen Macht, die ihm wohl wollte, mit allen in ſeinem neuen Stande erforderlichen Geſchicklichkeiten wie durch einen elektriſchen Schlag begabt – ſchwang ſich ſchulmäßig auf, und ritt mit ſo feinem Anſtande, wie ein Elegant, der ſein halbes Leben der Bahne gewidmet hat, nach Hofe. Ihn umgab eine Art von Leibwache, und zwei Schatzmeiſter gingen vor ihm her, die Geld wie Spreu unter das jauchzende Volk auswarfen.

Fünfzehntes Kapitel.

Gold über Gold entſtrömt des Glückes Händen.
Doch ſelten ſieht man es ſo ſchön wie hier verwenden.

Die Leſer werden es hoffentlich zufrieden ſeyn, wenn wir den geräuſchvollen Pomp des Empfangs ſammt den erſten ſteifen Komplimenten mit Stillſchweigen übergeben, und unſern Helden ſofort auf dem kürzeſten Wege in die zärtliche Umarmung des Sultans führen.

Dieſer war über den edlen Anſtand ſeines künftigen Eidams in der gnädigſten Laune und fragte mit lachendem Munde: „Nun, Söhnchen, wann machen wir Hochzeit?“

Die Beſtimmung der glücklichſten Stunde meines Lebens, antwortete Aladdin, hängt ganz von Eurer Hoheit ab.

„Worauf ſollen wir warten?“ verſetzte der Sultan: „Du magſt dich noch heute vermählen.“

Eure Hoheit ſchmeicheln der Sehnſucht meines Herzens; erwiederte der Jüngling; aber ich erbitte mir Aufſchub, bis ich einen Palaſt für die Prinzeſſin erbaut habe.

„Immerhin!“ ſagte der Sultan: „Ich kann warten, wenn du es nur kannſt. Du wirſt dich doch wohl in meiner Nachbarſchaft anbaun? Vor meinem Palaſt iſt Raum genug, und ich hatte ſchon längſt den Gedanken, auf dieſen öden Platz ein nettes Gebäude zu ſtellen.“

Das ſey nun meine Sorge; ſprach Aladdin: und ich hoffe, bald damit zu Stande zu kommen. —

Er beurlaubte ſich jetzt und galoppirte nach Hauſe.

Hier berief er, durch gewöhnliche Reibung der Lampe (was wir künftig, um das alte Lied nicht immer zu ſingen, bisweilen unbemerkt laſſen wollen), ſeinen Getreuen, und befahl ihm, an der vom Sultan angewieſenen Stelle vor Anbruch des Morgens einen Palaſt aufzuführen. Das hieß in kurzer Zeit viel gefordert; denn die Hühner waren bereits ſchlafen gegangen und die lichtſcheuen Fledermäuſe flatterten aus ihren Einſiedlerzellen hervor.

Aber die Architekten der Geiſterwelt haben gut bauen. Wohin ſie nur greifen, rollt ihnen Gold in die Hände; Holz und Steine brauchen ſie nicht anfahren zu laſſen; ihren Riß bekrittelt kein Klügling; ihren Koſtenanſchlag bebrummt und durchſtreicht kein ſparſamer Bauherr; und endlich ärgert ſie kein ungelenker Zimmermann, kein gemächlicher Maurer, bei dem ein Tröpfchen Schweiß, wie das Sprichwort ſagt, einen Dukaten koſtet:

Drum ſah man kaum die Morgenröthe ſchimmern,
Da ſtand ſchon unſrer ſchönen Braut
Ein hohes Wunderſchloß erbaut,
Von hundert Sälen, tauſend Zimmern.
Die Mauer bildete Laſur,
Von Stein zu Stein durch goldnen Kitt verbunden,
Und jede Säule war mit einer Schlangenſchnur
Von Diamanten reich umwunden.

Nun bitten wir den Leſer, daß er hold
Das innre Haus ſich ſelbſt nach Wohlgefallen ſchmücke.
Er ſchone keine Pracht; denn jede Ofenkrücke
Und jeder Beſenſtiel war Gold.

Der Baugeiſt ſchlug zuletzt noch eine ſammtne Brücke
Vom Schloſſe zum ſultaniſchen Palaſt,
Und gönnte dann ſich erſt von ſeiner Arbeit Raſt.

Nach erhaltener Meldung, daß der angeordnete Palaſt völlig ausgebaut ſey, bezog ihn Aladdin, von ſeiner Mutter begleitet. Aus ſeiner väterlichen Hütte, die er nun auf immer verließ, nahm er nichts mit, als die Lampe.

Dem Sultan hatte lebenslang ſeine Morgenpfeife nicht ſo trefflich geſchmeckt, als an dieſem merkwürdigen Tage, da er ſie, in ſtaunender Betrachtung des neuen Laſurſchloſſes, mit der größten Behaglichkeit ſchmauchte. Mit Grübeleien über die Art und Weiſe, wie ein ſolcher Bau in Einer Nacht aufgeführt werden konnte, gab er ſich übrigens keinen Augenblick ab. Denken macht Kopfſchmerzen, war ſeine tägliche Rede: und deßhalb nahm er ſich bei jeder Gelegenheit davor in Acht. Den Schlüſſel zum Räthſel bot ihm ohne Mühe ſein Wahlſpruch: Mit baarem Gelde thut man Wunder. —

Die folgenden Begebenheiten dieſes Tages faſſen wir in eine Nuß. Die Vermählung ward am Abend vollzogen. Wer ſich mit dieſem Nußkern nicht abſpeiſen laſſen will, ſondern das ganze Hochzeitgepränge aufgetiſcht verlangt, den verweiſen wir auf die lange und breite Erzählung des Fräuleins Scheherazade in Tauſend und Einer Nacht.

Zenide war mit ihrem Männertauſch vollkommen zufrieden. Sie empfand bei der erſten feurigen Umarmung ihres neuen Gemahls eine ſüße Herzensbewegung, von der ſie bei den geckenhaften Liebkoſungen ſeines Vorfahrs nicht die entfernteſte Ahnung gehabt hatte.

Aladdin machte von ſeinem Reichthum — der über ſeine dunkle Herkunft den Schleier der Vergeſſenheit zog und ihm den Rang und Titel eines Prinzen erwarb — den weiſeſten und menſchenfreundlichſten Gebrauch, indem er mit freigebiger Hand die hülfloſe Armuth unterſtützte. Doch warf er ſein Gold nicht ſo blind auf die Gaſſe, daß es jeder Taugenichts, der ſich durch Schwelgerei und Müßiggang an den Bettelſtab gebracht hatte, mit arbeitſcheuen Händen aufſchnappen und ſofort wieder vergeuden konnte. Alle dergleichen Vögel, die ſeinen Pallaſt ſchaarenweis umſchwirrten, ſperrten ihren hungrigen Schnabel vergebens auf. Nur beſcheidenen Armen, die ſich gern ſelbſt durch rechtliche Mittel fortgeholfen hätten, aber unter dem Druck ihres Schickſals erlagen — nur denen bot er edelmüthig die Hand, und die Liebe des ganzen Volks (mit Ausnahme der ungefütterten Raben) war ſeine Belohnung.

Sechzehntes Kapitel.

Haſt du ein braves Weib, ſo ſchenk' ihr kein Vertraun,
Laß hell, wie durch Kryſtall, in deine Bruſt ſie ſchaun!
Du lerneſt hier, daß dunkle Heimlichkeiten
Im Eheſtand viel Ungemach bereiten.

Prinz Aladdin wandelte ruhig auf den Roſen des Glücks und der Liebe, indem ſich ſein drohendes Ungewitter in Afrika gegen ihn aufzog.

Der dort hauſende Erzzauberer (vormals Aladdins Oheim) hatte eines Tages lange Weile, und wußte ſich keinen angenehmern Zeitvertreib zu verſchaffen, als wenn er ſich von den eigentlichen Todesumſtänden ſeines zweitägigen Neffen (den er in der unterirdiſchen Kluft entweder verhungert oder von Geiſtern erwürgt glaubte) zu unterrichten ſuchte. Er nahm in dieſer Abſicht ſein Punktirtäflein zur Hand und guckte dabei nach den Sternen; aber indem ſeine Katzenaugen auf eine freudige Entdeckung lauerten, überzog plötzlich der Kalk des Schreckens ſein Geſicht, und er fuhr von ſeinem Seſſel auf, als ob eine Teufelskralle nach ſeinem Barte ſich ausſtrecke.

Was ſeh' ich? rief er mit Entſetzen: Lügen die Sterne, oder iſt es wirklich wahr, daß jener elende Schneiderjunge den ich ſo hungerſchlank wie eine Nähnadel auf der Gaſſe fand, dem Tod entrann und die Wunderlampe beſitzt? — Ja, ſprach er (die Figuren ſeines Täfleins mit den Sternen nochmals vergleichend) ja, es iſt und iſt nicht anders! Dieſer Gelbſchnabel lebt, hat der Lampe geheime Kraft entdeckt und ſich mit einer Prinzeſſin vermählt. — Warte, Bube! fuhr er mit ſchäumendem Ingrimm fort: dein Götterleben ſoll am längſten gedauert haben! Dich vernichten, die Lampe gewinnen, oder nicht länger leben — das iſt mein feſter, mein eiſerner Entſchluß! —

Er ließ hierauf (weil ſein Fußwerk durch die Gewaltmärſche vor und nach der verunglückten Lampen-Expedition ſtumpf geworden war) einen ſchnellfüßigen Renner ſatteln und trabte fort.

Durch öder Wüſten heißen Sand
Spornt' er ſein gutes Thier,
Von Stadt zu Stadt, von Land zu Land
Ritt er wie ein Kourier.

„Welche Geſchäfte haben Sie hier?“ fragte der neugierige Gaſtwirth, bei dem er in der Reſidenz des Sultans, deſſen Tochtermann Aladdin war, einkehrte. „Sie werden mir dieſe Frage verzeihen;“ fuhr er fort; „denn ich muß der Polizei darüber Anzeige thun.“

Nun ſo melden Sie ihr, antwortete der Reiſende, ich hätte vor der Hand keine andern Geſchäfte, als die Merkwürdigkeiten dieſer Hauptſtadt zu beſehen.

„Schön, ſchön!“ ſprach der Wirth: „Wenn Sie ein Liebhaber von Merkwürdigkeiten ſind, da finden Sie bei uns volle Weide.“

So? Das hör' ich mit Vergnügen. Was ſchätzt man unter den hieſigen Kunſtwerken beſonders?

„Die Krone von allen iſt Prinz Aladdi[illegible]alaſt.“

Iſt er ſchön?

„Welche kalte Frage! Sie müſſen aus einer andern Welt ſeyn, daß Sie von dieſem Wunderwerke noch nichts gehört haben. Man erzählt ſich ja bei allen Völkern der Erde davon.“

Ich höre das erſte Wort; aber Sie machen mich ſehr neugierig. Mein erſter Gang ſoll dahin ſeyn. Doch ich kenne ſchon meine unbegränzte Wißbegierde. Wenn ich die Mauern geſehen habe, wird mich auch nach dem Anſchaun der innern Einrichtung gelüſten. Erhält man dazu Erlaubniß?

„Wenn der Prinz in der Stadt iſt, ſehr leicht; aber leider befindet er ſich jetzt in einer fernen Gegend auf der Jagd und kehrt erſt in acht Tagen zurück.“

Ei nun, da muß man ſich gedulden. Ich werde mich wahrſcheinlich ſo lange hier aufhalten. Indeſſen will ich mich wenigſtens an der Auſſenſeite dieſes berühmten Gebäudes vergnügen.

Er eilte hin nach kurzer Raſt
Und bockſteif noch vom Reiten,
Und ſtaunte den Laſurpalaſt
Hoch an von allen Seiten.
O Wunder! brummt' er in den Bart:
Man kann nicht ſatt ſich ſchauen.
Ein Zauberſchloß von dieſer Art
Kann nur die Lampe bauen.

Du, Schneiderprinzchen, ſollſt mir hier
Nun nicht mehr lange niſten!
Ich wette drauf, dein Kleinod dir
In Kurzem abzuliſten. —
Er ſtarrte vor ſich hin und ſann
Nur wenige Sekunden,
Dann hatte ſchon der böſe Mann
Ein Bubenſtück erfunden.

Er eilt jetzt auf den Markt, durchzieht
Dort alle Krämerhallen,
Bis er ein Dutzend Lampen ſieht,
Die ſchön ins Auge fallen.
Er kauft ſie und ein Körbchen mit,
Um ſie hineinzulegen,
Und ſetzt ſich dann in raſchen Schritt,
Wie die Hauſirer pflegen.

„Herbei, wer alte Lampen gern
Für neue will vertauſchen!"
So ſchreiend, hört er nah und fern
Gelächter um ſich rauſchen.
Er iſt nicht richtig unterm Hut!
Rief man von allen Ecken,
Doch er, wie taub, ließ von der Fluth
Des Gaſſenvolks ſich necken.

Ein Schweif von Buben zog ihm nach
Bis zu dem Wunderſchloſſe,
Und Aladdins Gemahlin ſprach:
Was gibt's für eine Poſſe?
Man frage nach der Neuigkeit,
Warum die Leute lärmen,
Und was der alte Wirrkopf ſchreit,
Um den die Knaben ſchwärmen.

„Herbei, wer alte Lampen gern
Für neue will vertauſchen!"
Rief er jetzt ſtärker; denn nicht fern
Sah er ein Zöfchen lauſchen.
Sie hüpfte zum Palaſt zurück
Und ſprach mit lautem Lachen:
Bei dieſem Schreihals iſt ein Glück
Von ſeltner Art zu machen.

Er bietet neue Lampen an
Zum Tauſche gegen alte.
Ich prüfe — darf ich? — den Kumpan,
Ob er ſein Wort auch halte.

Im Schlafgemach des Prinzen ſteht
Ein altes Ding verloren;
Das würde, wenn es glücklich geht,
So gleichſam neu geboren.

Zenide lachte drob und ſprach:
Wer ſchleppt denn ſolchen Plunder
In meines Mannes Schlafgemach?
Fürwahr, das nimmt mich Wunder!
Sieht er dergleichen Kram dort ſtehn,
Was ſoll er davon denken?
Drum fort, ich will dir unbeſehn
Das alte Weſen ſchenken. —

Sie ſprach's, denn Aladdin verrieth
Ihr nie der Lampe Kräfte —
Die Zofe trägt, ſo ſchnell man ſieht,
Sie jetzt zum Tauſchgeſchäfte.
Der Zaubrer packt ſie pfeilgeſchwind,
Giebt drum die ſchönſte neue,
Und eilt — ſobald das Unglückskind
Den Rücken kehrt — ins Freie.

Ja, ins Freie! — wiederholen wir in ungefeſſelter Proſa, weil ſonſt vielleicht ein überkluger Burſche den Kopf in die Höhe werfen und ſagen möchte, daß bloß der Reim (der freilich ſeine Leute bisweilen wunderlich führt) den Schwarzkünſtler zum Thor hinaus jage. So tyranniſch, Herr Klügling, läßt Unſereiner ſich nicht vom Reime behandeln; und wollen ſich Dieſelben ganz davon überzeugen, ſo belieben Sie nur den ausführlichern Bericht des oben belobten Fräuleins Scheherazade zu leſen. Sie ſagt ausdrücklich: der Zauberer habe ſich nach gelungener Liſt vom Palaſt allmählig entfernt, in einer abgelegenen Gaſſe ſeinen Lampenkorb mitten auf den Weg geſetzt, und ſich mit geflügelten Schritten zum Thor hinaus gemacht.

Siebzehntes Kapitel.

Das Glück weicht oft von unſrer Seite
So flüchtig wie ein Schattenbild;
Die Freundſchaft aber iſt im Streite
Mit jeder Noth ein eh'rner Schild.

Der alte Gauner verließ bald die Landſtraße und haſtete ſich in ein einſames Gebüſch. Hier zog er die eingetauſchte Lampe begierig hervor, überſtrömte ſie mit Küſſen und ſagte zärtlich: „So hab' ich dich endlich, du Schätzchen, und weder Liſt noch Gewalt ſoll uns trennen!“ — Er harrte nun bis gegen Mitternacht; dann rieb er ſein Schätzchen wie ein Bär, und eilend erſchien, mit dem gewöhnlichen Handwerksgruß der Lampenſklaven, eine thurmhohe Geſtalt, die allenfalls mit dem Münſter in Straßburg ſich meſſen konnte.

„Dich kann ich brauchen!“ ſagte der Zauberer, der mit dergleichen Geſellen im vertraulichſten Tone zu reden gewohnt war: „Es iſt mir lieb, daß gerade ſo ein tüchtiger Burſche kommt; denn es gibt ein ſchweres Stück Arbeit, mit dem du kaum, ſo rüſtig du auch ſcheinſt, ohne Beihülfe deiner Kameraden fertig werden wirſt. Ich befehle dir nämlich, Aladdins Pallaſt, ſammt allen ſeinen Bewohnern, und mich ſelbſt zugleich, nach meiner Heimath in Afrika zu verſetzen.“ —

Statt einer Antwort, hob der wolkennahe Rieſe
Den Zauberer, wie eine Tabacksprieſe,
Mit ſpitzen Fingern ſchnell empor,
Und ſchob ihn in ſein rechtes Ohr.
Der Paſſagier fand kaum, daß er bequem hier ſitze,
Da war die Reiſe ſchon gemacht,
Und der Palaſt, gleich einem Blitze,
Geräuſchlos und geſchwind nach Afrika gebracht.
Höchſt unwahrſcheinlich! wird man ſagen;
Denn an Loretto denkt man nicht:
Ward nicht auch einſt dahin, wie die Legende ſpricht,
Mariens heil'ges Haus von Engelchen getragen?

Als der Sultan am folgenden Tage ſein Frühpfeifchen wohlgemuth angezündet hatte, ſchlarft' er mit bequemen Pantoffelſchritten an ein Fenſter, um ſeiner Frau Tochter einen guten Morgen hinüberzunicken. Er fing wirklich von weitem ſchon an, mit dem Kopfe zu wiegen; doch das verging ihm, als er mit Entſetzen den Palaſt verſchwunden und deſſen Stätte ſo leer ſah, wie mit Beſen gekehrt. „Was iſt das?“ ſprach er mit ſtammelnder Zunge: „Wach' ich oder täuſcht mich ein ängſtlicher Traum?“ — Er rieb ſich die Augen, er kniff ſich, er ſtach ſich; aber alle Martern, die er ſich anthat, verſchafften das Wunderſchloß ihm nicht wieder. Er ſank nun auf den Sopha und nahm ſich vor, über dieſen Defekt nachzudenken; allein aus Furcht vor Kopfſchmerzen ſtand er augenblicklich wieder davon ab und beſchloß, ſeinen Premierminiſter, wie gewöhnlich, für ſich denken zu laſſen.

Des Großweſirs Excellenz war dem guten Aladdin wegen des über ſeinen Sohn erhaltenen Triumphs ſpinnefeind; man kann alſo denken, daß er die gegenwärtige ſchöne Gelegenheit, ſeinem verſchloſſenen Groll Luft zu machen, begierig ergriff.

„Ich wundere mich," ſprach er wortſpielend, „daß Eure Hoheit über die nächtliche Flucht eines Gebäudes ſich wundern, das ich von Anfang an für Blendwerk und blauen Dunſt gehalten habe. Wahrſcheinlich werden die bunten Seifenblaſen, die Eurer Hoheit bisher die Könige der Juwelen ſchienen, dem entlaufenen Palaſte bald nachfolgen. Doch alle dieſe Gaukeleien möchten immerhin verſchwunden ſeyn und verſchwinden, wenn der Taſchenſpieler nur nicht zugleich Höchſt-Dero Frau Tochter, dieſe liebens- und beklagenswerthe Prinzeſſin, mit entführt hätte." —

Das iſt die Hauptſache! ſchrie der Sultan: Meine Leibgarde ſoll aufſitzen, ſoll den Böſewicht verfolgen und ihn lebendig oder todt mir überliefern! —

Die Reiter vertheilten ſich ſchnell auf allen Wegen und Stegen. Der ſtärkſte Trupp flog nach der Gegend, wo Aladdin auf der Jagd war, und traf nach einem kurzen Ritt den Verfolgten ſchon auf der Rückreiſe. „Prinz," ſagte der Offizier, „Sie ſind, auf des Sultans Befehl, mein Gefangener!" — Aladdin hielt dieſe Anrede für einen plumpen Scherz; aber man umſchlang ihn mit Ketten, und ſchleppte ſo den Erſtaunten wie ein gefeſſeltes Raubthier nach der Hauptſtadt.

Dieſes traurige Schauſpiel verurſachte plötzlich einen Auflauf, durch den ſich die Reiter mit gezücktem Säbel bis zum Palaſte durchſchlagen mußten. Aladdin ward hineingeführt und hinter ihm die Pforte geſchloſſen.

Im Burghofe, der mit einem ſtarken eiſernen Geländer umgeben war und von der Gaſſe herein überſehen werden konnte, ſtand der Sultan nebſt dem Großweſir auf einem Altan, und gerieth bei Aladdins Anblick in eine ſo ſchreckliche Wuth, daß er den Unterſuchungsproceß mit der

Exekution anfangen wollte. Er brüllte laut, wie der Donner: „Holt geſchwind den Scharfrichter, damit er dieſem Verbrecher den Kopf abſchlage!“

Als das verſammelte Volk, das großen Theils aus wackern, rechtlichen Leuten beſtand, ſeinen Liebling in Todesgefahr ſah, riefen tauſend Stimmen: „Gnade! Gnade!“ Aber dreimal ſtärker ſchrie der Despot: „Nein, er ſoll ſterben!“ —

Ueber dieſe Grauſamkeit ergrimmten Aladdins Freunde, und es erhob ſich ein wildes Getümmel, wie das Brauſen des Meeres. Der Scharfrichter drängte ſich hindurch, und von allen Seiten flogen Steine nach ſeinem Kopfe. Um ſo mehr eilte der Blutmenſch, ſein Amt zu verrichten; er verband dem Unglücklichen die Augen, ließ ihn niederknieen und zog ſein Schwert unter dem Mantel hervor.

Jetzt begann ein ungeheurer Tumult, ein Vorſpiel des Sturms der Baſtille. Die Wache vor dem Palaſt ward niedergeworfen, und eine tollkühne Menge ſuchte das Thor mit Brechſtangen und Hebeln zu ſprengen. Da es zu lange widerſtand, kletterten indeſſen andre Waghälſe wie Katzen an dem Geländer hinauf, und ein Steinhagel rauſchte nach den hohen Häuptern auf dem Altan, daß ſie ſich unter die Bruſtlehne verkriechen mußten.

Indem ſie ſo neben einander ſich niederduckten, ſtöhnte der Großweſir: „Gnädigſter Herr, die Sache läuft ſchief! Reich und Leben ſind in Gefahr, wenn Sie den Abgott des wüthenden Pöbels nicht auf der Stelle begnadigen.“

Ja, das will ich; ächzte der Sultan.

Jetzt wagte der Großweſir ſeinen Kopf ein wenig hervor und ſchrie aus Leibeskraft: „Pardon!“ Der Gefangene ward entfeſſelt. Das Volk jubelte laut und zerſtreute ſich.

Aladdin, dem das Verbrechen, warum man ihn eine Spanne kürzer machen wollte, bis jetzt noch ein Räthſel war, bat um Gehör. Der Sultan ließ ihn herauf kommen, ſah ihn aber nicht an, ſondern polterte vor ſich hin: „Nichtswürdiger, wo iſt dein Palaſt?“

Mein Palaſt? ſprach Aladdin: Wo ſoll er anders ſeyn, als wo er immer geweſen iſt?

„Such ihn, frecher Lügenſchmied,“ ſchalt der Monarch, „ſuch ihn nur dort!“ —

Aladdin flog ins nächſte Zimmer, deſſen Fenſter die Ausſicht nach dem Palaſte hatten, und kam in einigen Minuten, mit geſenktem Haupt und vor Schrecken verſtummt, zurück.

„Nun, Taſchenſpieler, haſt du dein Luftſchloß gefunden?“ rief ihm der Sultan entgegen.

Vater meiner Zenide, bat Aladdin, zürnet nicht ſo hart gegen mich — den Unglücklichſten der Erde! — Eine feindliche Macht hat meinen Palaſt und die Königin meines Herzens entführt; ich ſelbſt aber bin dabei ſo ſchuldlos, wie die Sonne des Himmels.

„Mache das einem Dummkopf weiß!“ verſetzte der Fürſt: „doch was kümmert mich dein Haus von blauem Dunſt? Ich verlange nur mein Kind wieder.“

Gewährt mir, flehte der Arme, vierzig Tage lang Freiheit und ſicheres Geleit! Vor Ablauf dieſer Friſt bring' ich entweder Eure Tochter, oder meinen Kopf zu Eurer Willkühr zurück.

„Deinen Kopf werd' ich auch ſtark in Anſpruch nehmen!“ rief der Sultan: „Geh und führe Zeniden wieder in meine Arme! Bleibt ſie aber für mich verloren, ſo ſollſt du dem Schwert meiner Rache gewiß nicht entfliehen! Raſtlos, wie dein Schatten, wird es dich durch die ganze Welt verfolgen.“ —

Achtzehntes Kapitel.

Bei Muth im Unglück blüht, ſo lang in uns das Rad
Des Lebens ſich bewegt, ein Feld mit Hoffnungsfrüchten:
Allein Verzweifelnde zertreten dieſe Saat,
Indem ſie auf des Selbſtmords Pfad
Vor dem erzürnten Schickſal flüchten.

Aladdin verließ die Burg mit zerriſſenem Herzen. Alle Höflinge, die ſich ſonſt wie ſchmeichelnde Hündchen um ihn her drängten, kehrten ihm jetzt den Rücken. Aber er hatte kaum den Erbſitz der Falſchheit verlaſſen, da umgaben ihn viele gute Menſchen, die ſein Mißgeſchick herzlich beklagten und Gut und Blut für ihn aufopfern wollten.

„Meine Freunde,“ ſprach er, „ich danke für Euren redlichen, guten Willen; aber wer ſo unglücklich iſt, wie ich, hat keinen Wunſch als den Tod.“ Mit dieſen Worten riß er ſich los und ſtürzte fort aus der Stadt, um ſein Leben im nächſten Strome zu enden.

Tauſende rufen den Tod; der furchtbare ſteht da, und ſie beben vor ihm zurück. Dieſer Schauder vor Vernichtung — den die weiſe Natur, gleichſam wie einen Damm, der ſonſt zu befürchtenden Fluth leichtſinniger Selbſtmorde entgegenſtellte — überfiel auch den Unglücklichen, als er am hohen, einſamen Ufer ſtand und unter ihm der Tod aus wilden, mondbeſtrahlten Wellen emporrauſchte. Ein lichter Strahl von Beſinnung erhellte jetzt die Nacht ſeines Jammers. Was willſt du thun? ſprach er zu ſich ſelbſt: Du ruhteſt freilich ſanft dort unten; wer aber rettet Zeniden, die ſich vielleicht in den Händen eines grauſamen Feindes befindet und deiner Hülfe ſehnlich entgegenweint? — Drum weg mit feigen Todesgedanken! Du mußt leben und ſtreben; denn unerfüllte Pflichten binden dich noch an die Welt! —

Indem er ſich ſo zum Kampf gegen ſein Schickſal entſchloß, erinnert' er ſich mit einer Aufwallung von Freude des Zauberrings, den er zum Glück am Finger trug. Er rieb ihn, und plötzlich gähnte vor ſeinen Füßen die Erde; der Genius, der ihm ehemals in der Höhle zu Hülfe kam, hob ſich aus der Kluft empor und ſagte freundlich:

Was willſt du? Als Sklave gehorch' ich dir,
Und alle Sklaven des Ringes mit mir.

„Willkommen,“ rief Aladdin: „willkommen, wackerer Geiſt, der du einſt mein Retter aus der Höhle des Todes warſt! Verbinde mich dir jetzt aufs neue, bringe mir meinen Palaſt und meine Gattin zurück!“

Das kann ich nicht; erwiederte der Genius: das vermögen nur die Sklaven der Lampe.

„Dieſes Kleinod hab' ich leider mit meinem Palaſte verloren!“ rief Aladdin ſeufzend aus: „Aber kannſt du mich nicht wenigſtens an den Ort bringen, wo mein Weib ſich befindet?“

Ja! ſprach der Geiſt: Schafft deinem Harme
Dieß Maaß und Ziel, ſo bin ich bei der Hand. —
Und, wie ein Windelkind, nahm er ihn auf die Arme
Und trug ihn in das Mohrenland.

Die aufgehende Sonne hob eben ſeinen Palaſt, der in einem großen Luſtgarten aufgeſtellt war, aus dem grauen Schooße der Dämmerung hervor, als ihn der Genius auf eine Raſenbank unter dem Schlafzimmer ſeiner Gemahlin ſetzte. Zenide trat nach wenigen Minuten ans Fenſter; die Augen der Liebenden begegneten ſich. Aladdin! — Zenide! — riefen Beide zugleich in einer Entzückung, die ſich nur denken, nicht beſchreiben läßt. Aber die Prinzeſſin winkte ſchnell mit der Hand und flüſterte: „Still, mein Geliebter, damit dich kein Verräther entdecke! Harre nur einen Augenblick; ein heimliches Pförtchen wird dir geöffnet!“

Er flog hinauf. Die Summe ihrer Umarmungen und Küſſe zu melden, wird niemand uns zumuthen; denn bei dieſer Berechnung hätte wohl ſelbſt, wie Leſſing ſagt, der Neid ſich verzählt. Als ſie nach und nach den Mund wieder zum Sprechen anwenden konnten, theilten ſie ſich ihre Schickſale mit, und Aladdin war ſo gerecht, daß er den Verluſt der Lampe ſich ſelbſt und allein Schuld gab. Er kannte den Dieb, ſobald Zenide nur anfing, einen Steckbrief von ſeiner Geſtalt zu entwerfen. „O der ſchändliche Böſewicht!“ rief er aus: „Wie beträgt er ſich gegen dich?“

Als mein Liebhaber; antwortete Zenide: Sogar zum Gemahl will er ſich aufdringen.

„Mit dem Tode will ich dieſen Skorpion vermählen! Haſt du die Lampe bei ihm bemerkt?“

Er trägt ſie fort und fort, mit einer um den Leib geſchlungenen goldnen Kette befeſtigt, im Buſen.

„So iſt er vorſichtiger, als ich. Wohnt er in dieſem Palaſt?“

Nein; aber er beſucht mich jeden Abend und wird immer zudringlicher.

„Das wollen wir ihm verbieten. Sein heutiger Beſuch ſoll der letzte ſeyn. Um ihn ohne Geräuſch los zu werden, will ich einen Schlaftrunk beſorgen. Du ladeſt ihn, wenn er kommt, höflich zur Abendtafel, und ſpielſt das Pulverchen heimlich in einen Becher, den du ihm, wenn er in der beſten Laune iſt, ſtatt des ſeinigen unterſchiebſt. Zwinge dir nur ein heitres Geſicht gegen ihn ab; dann wird er gewiß vor Liebe ſo blind, daß er den Tauſch der Becher — womit wir ſeinen Lampentauſch billig vergelten — entweder gar nicht bemerkt oder wenigſtens die Abſicht nicht ahnet.“ —

Zenide verſprach, in einen ſauern Apfel zu beißen und ihrem verhaßten Liebhaber etwas freundlicher als bisher zu begegnen. Aladdin eilte dann aus dem Palaſt, begab ſich an einen abgelegenen Ort und ſprach zum Sklaven des Ringes: „Ich hab' einen unverſöhnlichen Feind, — ſein Name thut nichts zur Sache — der mir ſchon vor mehrern Jahren einmal nach dem Leben getrachtet und neuerlich wieder einen ſo boshaften Streich geſpielt hat, daß ich an ihm, ohne Vorwurf meines Gewiſſens, blutige Rache nehmen könnte; doch, menſchlich geſinnt, will ich ſein elendes Daſeyn ihm laſſen, und mich nur vor ſeinen Kabalen in Sicherheit ſtellen. Verſchaffe mir zu dieſem Behuf ein ſchlafwirkendes Mittel, das ihn, wenn er es mit Wein vermiſcht trinkt, in einen tiefen Schlummer verſenkt, von dem er in den nächſten fünfzig Jahren — als ſo lang' ich ungefähr noch zu leben denke — nicht wieder erwacht.“ —

Dieß war denn freilich ein Todesurtheil unter einem mildern Namen; denn dem Hexenmeiſter lag ſchon eine

Laſt von ſiebzig und mehrern Jahren auf dem Nacken, und er mußte alſo wenigſtens anderthalb Jahrhunderte alt werden, wenn er von ſeinem Schläfchen wieder erwachen wollte. War es aber unſerm Helden zu verdenken, daß er ſich gegen einen ſo gefährlichen Feind mit dem ſicherſten Schilde bedeckte?

Der Geiſt holte mit der gewöhnlichen Schnelligkeit das verlangte Mohnpulver. Aladdin übergab es ſeiner Gemahlin und nahm die Abrede, daß er ſich nach eingebrochener Dunkelheit in der Gegend des Palaſtes aufhalten und von oben herab ein Zeichen, wenn der Zauberer eingeſchlafen ſey, erwarten wolle.

Neunzehntes Kapitel.

Welch lächerliches Poſſenſpiel,
Wenn einen grauen Gecken
Noch hart an ſeiner Tage Ziel
Die Liebesgötter necken:
Drum, Väterchen, nehmt Euch in Acht;
Man lacht nicht gern der Alten,
Doch, wenn Ihr Pagenſtreiche macht,
Wer kann es ſich enthalten!

Wie eine Braut geſchmückt, ſaß die Prinzeſſin auf dem Sopha, als der Schwarzkünſtler zu ſeinem gewöhnlichen Abendbeſuch erſchien. Sie hatte ſich ihm bisher nicht anders, als in einem düſtern Wittwengewande gezeigt; er war deßhalb ſehr angenehm überraſcht, da er die ſchwarzen Wolken verſchwunden und ihre Schönheit unverhüllt ſtrahlen ſah. „Welche glückliche Veränderung!“ rief er aus: „So, mein Liebchen, ſeh' ich dich gern!“

Ich dachte wohl, antwortete Zenide, daß ich durch dieſe Umkleidung Euren Dank verdienen würde, und das war denn auch, offenherzig geſtanden, mein einziger Beweggrund dazu. Ich habe ſeit geſtern und heute mein Schickſal ruhiger als ſonſt, und aus dem rechten Geſichtspunkte betrachtet. Was helfen Seufzer und Thränen? Sie bringen die Vergangenheit nicht zurück, und verfinſtern uns die Gegenwart, die man ſich doch nach den Geſetzen der Vernunft ſo heiter als möglich ausſchmücken muß. Ich habe meinen Gemahl unausſprechlich geliebt; aber er iſt hin, iſt auf ewig für mich verloren, denn mein Vater hat ihn ohne Zweifel ſeiner Wuth und Rache geopfert. Was kann es nun nützen, wenn ich mein ganzes Leben verweine? Ihn macht mein Kummer doch nicht wieder lebendig, und mich ſtürzt er vor der Zeit in's Grab. Drum gebietet mir die Pflicht meiner Selbſterhaltung, mich aufzuheitern. In dieſer Abſicht hab' ich eine Abendmahlzeit beſtellt, und Ihr ſeyd hiermit freundlich dazu eingeladen.

Gleich lieblicher Muſik entzückte,
Was die Prinzeſſin ſprach, den liebeblinden Tropf,
Und jedes Wort belächelt' und benickte,
Wie ein Pagodenbild, ſein grauer Wackelkopf;
Dann fiel er ſchmachtend ihr zu Füßen,
Und wollte ganz vor Zärtlichkeit zerfließen.

Sie hob mit Lächeln ihn empor,
Und, wie ein ſüßlicher, in ſeine holde Schöne
Und mehr noch in ſich ſelbſt verliebter junger Thor,
Spielt' er nun manche tolle Scene:
Er drehte ſich auf einem Fuß und ſchwor,
Daß dieſer Tag ſein ganzes Leben kröne.

Die Abendtafel unterbrach
Zwar nicht ſein Narrenſpiel, doch ſtach
Er auch die Flaſchen aus, wie ein geübter Zecher.
Der Wein verglaste ſchon das Aug' ihm allgemach,
Als die Prinzeſſin ſeinen Becher
Mit raſcher Hand ergriff und ſprach:
„Das Fliegenvolk ſchmarotzt doch immer frecher!
Da zappelt ſo ein ungebetner Gaſt!
Schnell, Sklavin, einen andern Becher,
Und füll' ihn hoch mit Wein, ſo trefflich du ihn haſt!“ —

Als ſo des Schlaftrunks Unterſchieben
Geglückt war, fuhr ſie fort: „Mich dünkt,
Nicht übel paßt auf uns der Trinkſpruch: Was wir lieben!
Drum, trauter Freund, ſtoßt an und trinkt!“ —
Der alte Gauch begann vor Luſt zu ſtöhnen,
Denn ſeine Zunge ward ihm ſchwer;
Anſtoßend ließen ſie die goldnen Becher tönen,
Und haſtig trank er ſeinen leer.

Er gähnt' und nickte ſchon, als er den Becher wieder
Vom Munde nahm, und faſt im Nu
Drückt' ihm der Schlaf die Augenlider,
Trotz ſeinem Widerſtand, auf fünfzig Jahre zu.
Jetzt rief die junge Frau vom Fenſter ſchnell hernieder:
„Komm, Aladdin! er iſt zur Ruh!“ —

Welch ſchöner Augenblick, als alle Sorgen ſchwanden,
Und unſre Liebenden, nur eine Spanne weit
Von dem beſiegten Feind mit voller Sicherheit
In ſeliger Umarmung ſtanden! —

Aladdin nahm ohne Säumen wieder Beſitz von der Lampe, behandelte ſie nach der bekannten Art, und gebot dem erſcheinenden Genius: zuforderſt den Schläfer fortzuſchaffen, ihn in ſein Haus und Bett zu tragen, und dann den Palaſt an ſeinen alten Platz zu verſetzen. Er hatte dieß kaum befohlen, da erhob ſich, ohne ſichtbare Einwirkung des verſchwundenen Geiſtes, der ſtarre Leichnam des Zauberers vom Seſſel, und ſchwebte wie eine Puppe, womit hier und da die Luftſegler ſpielen, zum offnen Fenſter hinaus. In der nächſten Minute fühlte man eine leichte Erſchütterung des Palaſtes, die dem Stoß eines Kahnes vom Ufer glich; eine zweite Bewegung, dem Anlanden eines kleinen Fahrzeuges ähnlich, folgte kurz darauf, und in demſelben Augenblick erſchien der Genius mit der Meldung: „Ihr ſeyd zu Hauſe!“

Bei anbrechendem Tage war der Sultan der erſte Entdecker des zurückgekommenen Palaſtes. Sein frohes Erſtaunen ging über allen Ausdruck. „Ich muß hinüber,“ rief er aus, „muß mich durch das Gefühl meiner Hände überzeugen, ob ich recht ſeh' oder nicht!“ Und nun mochte ſein gegenwärtiger Leibarzt vor dem ſchädlichen Einfluß der ſcharfen Morgenluft warnen, wie er wollte, der Sultan machte ſich dennoch im Schlafrock und in Pantoffeln auf den Weg und warf ſich in ſeiner Tochter Umarmung.

Aladdin nahte ſich ſchüchtern; aber der frohe Vater bot ihm die Hand und ſagte: „Komm her, mein Sohn! Es iſt alles vergeben und vergeſſen! Gelegentlich ſollt ihr mir Euer Abenteuer erzählen. Jetzt hab' ich für nichts Sinn, als für die Freude, daß ich Euch wieder habe.“

Zwanzigſtes Kapitel.

Seit Vater Otims Zeit
Sah man die Frömmigkeit,
Als Larve des Betrugs, entweiht.
Solch eine Mummerei wird hier ſo derb vergolten,
Wie Maſken dieſer Art durchaus erfahren ſollten.

Ungeachtet nun der feindliche Zauberer beſiegt und der Sultan völlig ausgeſöhnt war, ſo ſtand doch unſerm Helden noch eine große Gefahr bevor, durch die ihn ein Bruder des Langſchläfers vernichten wollte. Dieſer argliſtige Bube, der ebenfalls das Handwerk der Zauberei trieb, langte mit dem Vorſatz, ſeinen Bruder zu rächen, in Aladdins Wohnſtadt an und ſpähte nach einer Gelegenheit, ihm beizukommen, einige Tage lang umher. Er hörte hier und da von einer alten, frommen Einſiedlerin ſprechen, die unfern der Stadt in einem Walde ſich aufhalte und wegen ihres ſtrengen Lebenswandels und der Wundergabe, Krankheiten und Gebrechen zu heilen, allgemein verehrt ſey. Schnell fuhr ihm ein Gedanke durch den Kopf; er forſchte deßhalb weiter nach der Eremitin und erfuhr: daß ſie bisweilen zur Stadt komme, in den vornehmſten Häuſern einſpreche und ihre Hütte beſtändig von wundergläubigen Seelen umlagert ſey.

Er miſchte ſich unter die Wallfahrer, ſah die fromme Fatime, ſtudirte mehrere Stunden lang mit geſpannter Aufmerkſamkeit ihre Geberden und Sprache, und bemerkte mit Vergnügen, daß ihre Geſtalt, ſowohl im Umfang als in der Länge, der ſeinigen ziemlich gleiche. Dieß befeſtigte ſein Vorhaben, den Endzweck ſeiner Rachgier durch ein liſtiges Spiel ihrer Rolle zu erreichen.

Da er, wie andere Herren ſeines Gelichters, einen anſehnlichen Hofſtaat von dienſtbaren Geiſtern hatte, ſo ward es durch ihren Beiſtand ihm leicht, alle Schwierigkeiten ſeines Planes zu heben. Er berief nach der Rückkunft aus dem Walde ſeinen verſchlagenſten Diener, und ſprach: „Beſtell' einen Wagen mit geflügelten Drachen beſpannt, und begib dich in dieſer Nacht damit an die Waldhütte der heiligen Fatime. Klopfe beſcheiden an und ſeufze weinerlich: Thut auf, fromme Fatime! Ein armer Kranker bedarf Eures Gebets und Eurer wunderthätigen Hülfe. — Sie wird nicht ſäumen, dir das Pförtlein zu öffnen; dann ergreifſt du ſie gewaltſam und wirfſt ſie in den Drachenwagen, indeß einer deiner Mitgeiſter ihre gewöhnliche Kleidung, mit Inſchluß der Kappe und des Stabes, aus der Hütte holt und im Fluge mir überbringt. Du eilſt hierauf mit der Alten weit von dannen ins tiefe Gebirge, ſperreſt ſie in eine Felſenhöhle, und hältſt ſie darin ſo lange gefangen, bis ich dir befehle, ſie wieder loszulaſſen.“ —

Von zwei flüchtigen Drachen gezogen und von einem Kameraden begleitet, kutſchirte der abgefertigte Seelenkaper gegen Mitternacht in den Wald, klopfte ſäuberlich an die Hütte der Heiligen, und ſprach, wie ihn ſein Meiſter gelehrt hatte. Schnell erhob ſich die gute, dienſtfertige Fatime von ihrem Strohlager und entriegelte verdachtlos die Thür. Aber keine Feder beſchreibt ihre Beſtürzung, als ſie ſtatt eines alten Krüppels auf Krücken, den die klägliche Stimme des Anklopfers erwarten ließ, einen jungen, rüſtigen Burſchen vor ſich ſah, der ſie mit nervigen Armen gleichſam umrankte. Sie hielt ihn im erſten Schrecken für einen Wollüſtling, der in der heilloſen Abſicht gekommen ſey, ihren jungfräulichen Gürtel, den ſie volle ſiebzig Jahre ſorgſam bewahrt hatte, mit ſtürmender Gewalt aufzulöſen. Da ſie vollends einen Wagen erblickte und der vermeinte Buhler ſie unaufhaltſam dahin ſchleppte, ſo glaubte ſie ſteif und feſt, daß eine verliebte Entführung im Werke ſey. Sie ſträubte ſich mit allen Kräften dagegen, rollte ſich zuſammen, wie ein Igel, hieb mit den Nägeln um ſich, wie eine Katze und kreiſchte jämmerlich: „Hülfe! Gewalt!“ Aber weit umher war kein Weſen, das Ohren hatte, als die Thiere des Waldes, und ſie ſelbſt war zu kraftlos, dem ungeſtümen Jungfernräuber zu widerſtehen; ſie ward alſo bald überwältigt, in den Drachenwagen geworfen und nach einem fernen Felſenkerker gebracht. Während dieſes Vorgangs packte der Gehülfe des Entführers die Kleider der Heiligen zuſammen und lieferte ſie an die Behörde. Der Hexenmeiſter hüllte ſich darein, zog die Kappe der Einſiedlerin tief unter das Kinn, und wackelte ſo, ihren ſchwankenden Entengang nachäffend, auf die Gaſſe.

Er war in der Nachahmung ſeines Vorbildes glücklicher, als es gewöhnlich die literariſchen Affen in Kopirung des ihrigen zu ſeyn pflegen. Wer ihn ſah, hielt ihn für die fromme Fatime, und eine Schaar gläubiger Seelen drängte ſich herbei und bat um ſeinen Segen, den er auch rechts und links freigebig ertheilte. Mit dieſem Gefolge kam er zu Aladdins Palaſt. Zenide (die eben lange Weile hatte, weil ihr Gemahl über Land geritten war) ſtand mit einer ihrer Hofdamen am Fenſter und bemerkte die heranziehende

Wolke von Menſchen. „Es iſt die bekannte Wunderthäterin,“ ſagte die Dame, „die durch Gebet und Handauflegen mehr Krankheiten heilt, als alle Aerzte der Stadt mit ihrem gelehrten Schnickſchnack und ihren Pillen und Pulvern.“

Wirklich? verſetzte die Prinzeſſin: Ich möchte mich wohl mit ihr beſprechen; denn ich empfinde ſeit einiger Zeit Uebelkeiten, die mein Leibarzt nur belächelt, und ſo wenig achtet, daß er ſie der Natur, die ſich, wie er ſagt, nach fünf oder ſechs Monaten von ſelbſt helfen werde, zur Heilung überlaſſen will. Darüber will ich doch die kluge Alte um Rath fragen; man ſoll ſie heraufrufen. —

Das hatte der Schwarzkünſtler gewünſcht und erwartet. Er befolgte daher die Einladung in den Palaſt und heuchelte ſich ſo in die Gunſt der Prinzeſſin, daß ſie ihn dringend erſuchte, ſich einige Tage bei ihr aufzuhalten und ſie mit gutem Rath für Leib und Seele zu unterſtützen. Dieſen Antrag nahm er nach vielen Schwierigkeiten unter der Bedingung an, daß man ihm das einſamſte Zimmerchen anweiſe, keine Leckereien aufdringe, ſondern ihn blos mit ſeiner gewöhnlichen Waldkoſt bewirthe. Die Prinzeſſin willigte darein, und begann nun über körperliches Uebelbefinden und Mangel an Eßluſt zu klagen.

„Ihr ſeyd wahrſcheinlich in andern Umſtänden;“ ſagte der Zauberer: „und in dieſem Falle weiß ich ein unfehlbares Erleichterungsmittel. Freilich kann es Euer Leibarzt nicht aus der Apotheke verſchreiben; doch Euer Gemahl wird es durch andere Hände zu bekommen wiſſen. Bittet ihn um ein Ei des Vogels Greif, der auf dem Berge Kaff niſtet. Er verſchafft es Euch ſicher, und ich will es dann ſo zubereiten, daß es Euch die erſprießlichſten Dienſte thun ſoll. Verſchweigt aber dem Prinzen, daß der Vorſchlag dieſes Heilmittels von mir kommt, und überhaupt erwähnt meiner geringen Perſon gegen ihn nicht; denn Männer verachten oft den Rath eines Weibes, und ſtille Frömmigkeit iſt ihnen ein Spott." —

Aladdin ſtieg nur vom Pferde, da trug ihm die Prinzeſſin ihre Bitte ſchon vor. Er neckte ſie über dieſes ſonderbare Gelüſt, verſprach aber Rath zu ſchaffen, und begab ſich ſtracks in den ſiebenfach verſchloſſenen Saal, wo er die Wunderlampe ſeit Wiedereroberung derſelben ſorgſam bewahrte. Hier rief er einen Genius und befahl ihm: „Bringe mir flugs ein Ei des Vogels Greif, der auf dem Berge Kaff niſtet!" —

Kaum ſpricht er dieß, da zürnt der Geiſt und brüllet,
Der Löwin gleich, der man die Jungen ſtahl.
Das Haus erbebt: ein Schwarm von Geiſtern füllet
In immer gräßlichern Geſtalten ſchnell den Saal;
Mit Adlerſchnäbeln, Tigerkrallen
Und Feuer aus dem Rachen, droht
Die Rotte Den voll Mordluſt anzufallen,
Der durch die Kraft der Lampe ſonſt gebot,
Und jeden Augenblick erwartet er den Tod.

Aber der Genius, der den erſten Lärm erhob, hielt ſeine Geſellen zurück und ſprach zu Aladdin mit ſchnaubender Stimme: „Elender, wie kannſt du es wagen, unſern erhabenen Geiſterfürſten, der unter der Geſtalt eines majeſtätiſchen Vogels auf dem Berge Kaff thront, ſo frech zu beleidigen, daß du ein Ei von ihm forderſt? — Welcher ſchwarze Undank für die Gnade, die er bisher dir erwies! — Verdienteſt du nicht, daß wir deinen Palaſt zertrümmerten und dich in Stücke zerriſſen? — Das wäre dein Schickſal, wenn du das Majeſtätsverbrechen gegen unſern Fürſten aus Bosheit begangen hätteſt; aber ich weiß es, du biſt blos verführt. Ein Bruder des von dir eingeſchläferten afrikaniſchen Zauberers, der ſich in der Geſtalt eines Weibes, das Wunderkuren verrichten ſoll, bei deiner Gemahlin einſchlich, brütete dieſen Gedanken aus, um dich zu vernichten. Damit ſein falſches Rollenſpiel nicht entdeckt werde, hat er die Eremitin, deren Kleider er trägt, in eine ferne Felſenkluft einſperren laſſen. Er befindet ſich noch im Palaſt, und deine Gemahlin wird ihn ohne Zweifel herbeirufen, wenn du dich krank ſtellſt. Sey aber auf deiner Hut; denn er trachtet dir nach dem Leben!" — Als der Genius ſo geſprochen hatte, verſchwand er mit dem übrigen Geſindel.

Nach überwundenem Schrecken ging Aladdin ins Zimmer ſeiner Gemahlin, bedeckte die Stirn mit der Hand und ſetzte ſich ächzend auf den Sopha. Was fehlt dir, mein Geliebter? fragte die Prinzeſſin. „Beunruhige dich nicht!" antwortete er: „Es überfällt mich ein wüthender Kopfſchmerz, der mich aber wohl bald, wenn ich ein wenig ruhe, wieder verlaſſen wird." — Zenide war beſtürzt; doch erinnerte ſie ſich ſogleich zu ihrem Troſte der Wunderdoktorin, und hielt es im gegenwärtigen Nothfall für erlaubt, das erbetene Incognito der ehrwürdigen Fatime zu ſtören. Sie entdeckte daher ihrem Gemahl, daß ſie einen angenehmen Gaſt im Hauſe habe, der alle Krankheiten zu heilen verſtehe; und ohne Aladdins Antwort abzuwarten, eilte ſie fort, die Wunderdame zu holen.

Bald trippelte, mit frommen Taubenblicken
Und einem krummen Katzenrücken,
Der Zauberer am Stab' herbei.
Der Patient hieß ihn willkommen
Und ſprach: „Ihr ſeht mich ſehr beklommen.
Mich drückt im Kopf ein Schmerz, wie Blei;
Macht, wenn Ihr könnt, davon mich frei!"

Das wird vielleicht mit Gott mir glücken;
Antwortete der Mummel drauf.
Dann legt' er mit Gebet die Hand dem Kranken auf,
Und wollte ſo im Niederbücken
Raſch einen ſchon gezückten Dolch
Ins unverwahrte Herz ihm drücken;
Doch Aladdin entwaffnete den Molch,
Rieb ſeine Lampe ſchnell und ſagte
Zum Genius, der jetzt erſchien:
„Hier ſteht ein Unhold, der es wagte,
Den Mordſtahl gegen mich zu ziehn!
Ergreif und führ' ihn, wie der Geier
Die Taube, ſtürmend durch die Luft
In jene ferne Felſenkluft,
Wo dieſes Zauber-Ungeheuer
Ein frommes Weib, in das er ſich verſtellt,
Zur Deckung ſeines Trugs, in harten Banden hält!
Beflügle dich, um ſie zu retten,
Und feſſle dann, zu ſeiner Thaten Lohn,
An ihrem Platz mit ſiebenfachen Ketten
Auf ewig dieſen Höllenſohn!“ —

Wie eine Maus, die plötzlich eine Katze
Miauen hört und ſchleichen ſieht,
Ihr Schlupfloch ängſtlich ſucht, bebend von einem Platze
Zum andern läuft, und doch der Feindin nicht entflieht:
So ſuchte der beſtürzte Mummel
Im Zimmer rund herum jetzt einen Zufluchtsort;
Allein der Geiſt ergriff, nach kurzem Kampfgetummel,
Ihn bei dem Schopf und ſtürmte mit ihm fort. —

Aladdin machte bei dieſer Gelegenheit von der Wunderlampe den letzten Gebrauch. Kein neuer Feind ſtand gegen ihn auf; er hatte daher auch keine weitere Veranlaſſung, die Hülfsmacht der Genien aufzurufen, und übrigens war er mit dem, was er beſaß, ſo vollkommen zufrieden, daß er nicht, wie ein unbeſtändiges Kind, nach immer neuen Spielwerken verlangte. Es koſtete ſeiner Beſcheidenheit viel Ueberwindung, als ihm ſeine Gemahlin nach dem Ableben ihres Vaters, deſſen Thronerbin ſie war, die Mitregierung des Reiches aufdrang. In dieſer Würde blieb er bis an ſeinen Tod. Wo das Werkzeug ſeines Glücks dann hingekommen iſt und in weſſen Händen es jetzt ſich befindet, darüber läßt ſich, da die Geſchichte dieſen Punkt ganz mit Schweigen übergeht, keine Auskunft geben. Es iſt wohl möglich, daß ein Günſtling Fortunens dieſen Schatz früh oder ſpät wieder entdeckt. Wer ſich aber bei der nächtlichen Lampe — das heißt: durch Fleiß und Anſtrengung — nützliche Kenntniſſe erwirbt, der hat es nicht nöthig, Wunderlampen zu ſuchen.

II.

Die Harfnerin zu Drachenſtein.

Ein deutſcher Graf, deſſen Ahnherren ſich ſchon in den Zeiten der Kreuzzüge durch Tapferkeit und andere ritterliche Tugenden berühmt machten, beſaß fürſtliche Einkünfte von Städten, Dörfern und Ländereien; aber er hatte mit ſeiner Gemahlin die längſt im Grabe ruhte, keinen männlichen Erben und Stammhalter erzeugt; eine Tochter, Namens Mathilde, das einzige Liebespfand einer zufriedenen Ehe, genoß ungetheilt die Fülle ſeiner väterlichen Liebe. Er ſparte bei ihrer Erziehung weder Mühe noch Aufwand, ſie zwar eben nicht zu einem edlen Weibe, aber zu einer vollkommenen Weltdame — deren Gemüth übrigens gut oder ſchlimm ſeyn mochte — bilden zu laſſen.

Die Entwickelung ihrer glücklichen Naturgaben war kein ſchweres Geſchäft für die Kunſt. Sie lernte mit ſeltener Leichtigkeit verſchiedene Sprachen, und ihr Gang und Tanz glich dem Schweben der Grazien. Nicht minder ſchön, als klug und gelehrig, ward ſie bald der Gegenſtand allgemeiner Bewunderung, und das kriechende Geſchmeiß, das in den Häuſern der Großen und Reichen nie fehlt, und mehr Unheil ſtiftet, als Krieg und Peſt, — wer kennt es nicht unter dem Namen der Schmeichler? — verſäumte nicht, ihr Herz frühzeitig mit dem Gift der Eitelkeit anzuſtecken. Sie verſtand ſchon in ihrem zwölften Jahre, ſich mit dem Spiegel zu unterhalten, ſich ſtundenlang vor ihm in dem Geberdenſpiel der Gefallſucht zu üben, und jeden Menſchen kalt und verächtlich zu behandeln, der ihr nicht den unmäßigen Tribut des Lobes und der Verehrung zollte, den ſie von Andern erhielt und fordern zu können glaubte.

Der Graf ſchien wenig geneigt, dem Geiſt und Herzen ſeiner Tochter eine beſſere Richtung zu geben. Selbſt ſtolz auf ſeine Geburt, wählt' er immer die Ahnentafel und den Ruhm ſeiner Vorfahren zum Gegenſtand des Geſprächs, wenn er ſich mit ihr allein befand. Er ſchärfte beſonders fleißig ihr ein, daß ſie ja — wenn er vor ihrer Vermählung ſtürbe und ſie alsdann ſich ſelbſt überlaſſen ſey — den Glanz ihres Hauſes durch keine Mißheirath verdunkeln ſolle.

Mit dieſem Schwanengeſang ſtarb er, bevor Mathilde das achtzehnte Jahr erreichte. Es hatten ſchon verſchiedene wackere Männer um ſie geworben; aber Einer war ihr zu alt, das Geſchlecht des Andern dem Vater zu jung, und den Dritten verwarfen Beide, weil er alt war, wo er jung, und jung war, wo er alt ſeyn ſollte. Sie war alſo noch unvermählt und eine arme Waiſe, die nur eine Kleinigkeit von ungefähr fünf Tonnen Goldes erbte.

Nach der Vorſchrift des väterlichen letzten Willens begab ſie ſich zu einer alten Tante, deren ſtille, ländliche Wohnung bald durch das Getümmel der Glücksritter, die Mathildens Schönheit und Reichthum wie ein Blumenbeet Schwärme von Bienen herbeilockte, auf eine läſtige Weiſe beunruhiget ward. Die gute Matrone wünſchte deßhalb mit Sehnſucht, daß ihre Nichte ſich ohne langen Verzug für einen ihrer Verehrer beſtimmen möchte; allein die junge

Gräfin hatte nicht Luſt, ſich damit zu übereilen. Sie empfand für Keinen von Allen einen lebhafte Neigung, und das Spiel mit dem geſammten Chor ihrer Freier war zu luſtig und für ihren Stolz zu unterhaltend, als daß ſie es ſogleich aufgeben mochte. Sie herrſchte jetzt, wie eine Königin, über zwanzig Tropfe. Sollte ſie denn plötzlich ihr Reich einſchränken, künftig nur an Einem Sklaven ihre Launen üben, und dieſen wohl gar hinter dem Altare die Feſſeln abſchütteln und die Zügel der Hausregierung ergreifen ſehen? — Welche Zumuthung! Sie fuhr alſo fort, bald Dieſen, bald Jenen an ſich zu ziehen und ihn bis auf den Punkt zu locken, daß er des Siegs über ſeine Mitwerber gewiß zu ſeyn glaubte. Aber jetzt ſchien ſie ſchnell in ein Bild von Eis verwandelt, ſah fremd und froſtig ihn an, weidete ſich einen Augenblick an des Getäuſchten Beſtürzung, und wählte ſofort wieder einen Andern zum Ziel ihrer Launen.

So gemißhandelt, zogen ſich Viele, deren Ehrgefühl dadurch mit Recht beleidiget war, auf immer zurück; Andere, die weniger fein dachten, lauerten von fern auf beſſeres und beſtändiges Wetter. Bald war die Rennbahn der Freier verödet; nur noch Einer ſtand vor den Schranken. Es war Heinrich von Lindhof, ein braver, junger Mann von hellem Verſtand und edlem Gemüth: in dieſer Rückſicht der Würdigſte von Allen, die der Gräfin den Hof machten.

Aber der mäßige Ertrag eines kleinen Ritterſitzes, der an das Landgut der Tante gränzte, erlaubte ihm nicht, mit ſeinen reichen Nebenbuhlern in Aufwand und Pracht gleichen Schritt zu halten. Er ward deshalb von Mathilden überſehen und nicht eher bemerkt, als bis Jene den Tummelplatz geräumt hatten. Nun fing ſie an, auch ihm ſich freundlich zu nähern; denn ſie wollte Jedem gefallen, ſelbſt wenn ſie voraus entſchieden hatte, die Hoffnungen, die ſie erregte, zu täuſchen.

In dieſem Falle befand ſie ſich gegen den Herrn von Lindhof. Die Neuheit ſeines Adels, die ihn zum Gewinn eines anſehnlichen Hofrangs auf immer unfähig machte, ließ keinen Vermählungsgedanken bei ihr aufkommen, wenn ſie die väterliche Warnung nicht ganz in den Wind ſchlagen wollte.

Dennoch warf ſie, wie geſagt, den Angel der Freundlichkeit nach ihm aus; er war aber kein Tropf, ſo blind und haſtig wie ſeine Vorgänger anzubeißen und ſich am Ende verſpotten zu laſſen. Doch dieſe Zurückhaltung war eigentlich nicht das Kind ſeiner Klugheit, ſondern die Frucht ſeiner reinen und uneigennützigen Empfindungen. Alle ſeine vormaligen Mitwerber ſtrebten nur raſch und keck nach der ſchönen Hand, die den Binde- und Löſeſchlüſſel von Tonnen Goldes in Verwahrung hatte; er hingegen liebte Mathilden herzlich und ohne Nebenabſichten. Es entſtand daher in ſeinem Benehmen die ſanfte Miſchung von Furchtſamkeit und Beſcheidenheit, die immer hell und unverkennbar die wahre Liebe bezeichnet.

Daß dieſe Empfindung für ein ſo launiſches Weib in dem Herzen eines verſtändigen Mannes Wurzel faßte, ließ ſich mit Amors berüchtigter Blindheit zwar leicht, doch hier gegen die Wahrheit entſchuldigen. Heinrich kannte die Gemüthsfehler der Gräfin und ſchwankte mehrmals ſcheu davor zurück. Dann aber ſtellte ſich immer die Hoffnung ihm freundlich in den Weg und ſagte zu ſeiner Beruhigung: Mathildens Herz ſey nicht verdorben, ſondern nur ein vom Hauche der jugendlichen Eitelkeit bewegtes

Rohr, das aber einſt in den ſtillen Myrthenlauben der Liebe Feſtigkeit und Ruhe gewinnen werde.

Mathilde ſchien auch in der That den Troſtſpruch ihrer Schutzrednerin wahr machen zu wollen. Klug und ſcharfſichtig genug, das ächte Gold eines geſunden, reifen Verſtandes vom rauſchenden Flitterlahn der Geckheit und Witzelei zu unterſcheiden, verglich ſie den braven Heinrich mit ihren verſcheuchten Liebhabern, und der Ausſchlag war ſo zu ſeinem Vortheil, daß ſie Achtung für ihn und Geſchmack an ſeinem Umgang gewann. Sein feines und richtiges Urtheil über die mannigfaltigſten Gegenſtände, der ſinnreiche Gehalt ſeiner flüchtigſten Bemerkungen, der edle Ton ſeiner ungeſuchteſten Ausdrücke und das anmuthige Gewand, das er auch dem dürftigſten Stoff zu leihen wußte — dieß Alles war für ſeine Freundin ein neuer und anziehender Genuß. Sie ließ ihn aber die Koſten der Unterhaltung nicht allein tragen, ſondern würzte reichlich das Geſpräch mit dem Salz ihres lebhaften Witzes. So entſtand ein freundſchaftliches Verhältniß, das mit jedem Tage inniger und wärmer ward. Die Folge davon ſteht im Buche der Erfahrung auf allen Seiten. Wenn die Freundſchaft ein junges Paar vereiniget, ſo wirbt ſie es blos zu Koloniſten für das Reich ihrer feurigern Schweſter, der Liebe.

Ueber die Anſiedelung im Gebiete der Letztern ſchien zwar oft ein Ruf aus dem Grabe zu ſchelten; aber Mathilde verſchloß dagegen ihr Ohr und hörte nur die Stimme der Vernunft. Sie ward immer mehr mit dem Gedanken vertraut, daß die Geburt keinen Unterſchied zwiſchen Menſch und Menſch mache, ſondern eine ſchöne Seele der höchſte Adel ſey. —

Die Macht dieſer Wahrheit ſprengte bald die Kette des alten Vorurtheils, die Mathilden bisher noch gefeſſelt hielt.

Sie fing an, über die ſogenannten Mißbündniſſe, als eine Erfindung der Thorheit und des Uebermuths, zu lachen. Endlich in einer heitern Stunde kam ſie ſogar Heinrichs geheimen Wünſchen, die ſeine ſchüchterne Beſcheidenheit nicht zu entdecken wagte, mit einem freimüthigen und nur des Wohlſtands wegen in Scherz verſchleierten Antrag ihrer Hand entgegen.

Unermeßlich war Heinrichs Freude, da er ſo unerwartet, nach langem Schwanken auf dem Meere der Ungewißheit, das Uferland einer glücklichen Zukunft wie eine blühende Roſenflur vor ſich erblickte. — Er hatte faſt — wenn dieſes Gleichniß hier nicht zu niedrig oder zu ſcherzhaft iſt — die Empfindung eines zur Schau umher reiſenden Rieſen, der in einem für gewöhnliche Menſchen gebauten Wagen lange gebückt und eingeſchachtelt ſaß. Wie ein ſolcher Goliath, wenn er aus dem engen Gehäuſe ſteigt, freier athmend ſich reckt und ſtreckt, ſo dehnte jetzt Heinrichs gepreßter Geiſt ſich aus. Muthig ſchwang er die Flügel und war in ſeinen muntern Regungen liebenswürdiger, als jemals. Der ſtille, ſanfte Jüngling ward plötzlich, wie durch einen Zauberſtab, in einen wonnetrunkenen Schwärmer verwandelt. Er warf ſich mit der feurigſten Ergießung ſeines Herzens vor Mathilden nieder, und ſie war tief und innig gerührt, daß ſie ihn durch ein Wort der Liebe ſo überglücklich machte.

Das traute Paar wandelte nun durch das Paradies des Brautſtandes dem Altar zu, deſſen Stufen Mathilde nicht eher, als an ihrem einundzwanzigſten Geburtstage betreten wollte. Aber es ſollte nicht ſeyn! — Unfern vom Ziele ringelte ſich aus den Myrthengebüſchen des Weges eine glänzende Schlange, die Mathilden eine lockende Frucht bot und Heinrichs Herz tödtlich verwundete. —

Um die ehrlichen Leſer, die in der Bilderſprache nicht bewandert ſind und bisweilen von ihr, wie von einem Irrlicht, auf Abwege geleitet werden, nicht zu ſehr zu erſchrecken, wollen wir geſchwind ihnen ſagen, daß die in Rede ſtehende Schlange keine wirkliche, ſondern nur eine Titular-Schlange, in ſchöner menſchlicher Geſtalt, mit einem Stern und Ordensbande geziert — kurz, der Erbprinz eines benachbarten Ländchens war.

Er hatte durch Ausſchweifungen aller Art ſeine Kaſſen erſchöpft und ſeinen Kredit ſo ganz vernichtet, daß kaum Hogarths Wucherer[*] ſeinen falſchen Schilling — deſſen endliches Loswerden er vergnügt in ſein Tagebuch eintrug — als Darlehn ihm anvertraut haben würde. Aus dieſem Zuſtand ſollte nun Hymen, der gewöhnliche Nothhelfer, ihn reißen. Da man aber ſeinen Brautwerber in verſchiedenen Fürſtenhäuſern höflich abwies, ſo warf er den genealogiſchen Kalender, worin er ſich bisher nach Prinzeſſinnen mit reichen Ausſteuern umgeſehen hatte, mißmüthig bei Seite und faßte den Entſchluß, von der Leiter ſeines Standes eine Sproſſe herabzuſteigen, und die Ehre, ſeine Gläubiger zu befriedigen, unſerer Mathilde zu gönnen.

Der Drang ſeiner Verlegenheiten erlaubte keine weiten Umſchweife; ſie ſchienen auch dem Fürſtenſohn bei einer Gräfin nicht nöthig. Er beſchloß deßhalb, den langweiligen Geſandtſchaftsweg nicht einzuſchlagen, ſondern ſelbſt zu kommen, zu ſehn und zu ſiegen.

Er kam. Seine ſchöne, jugendliche Geſtalt, von der die Stürme ſeines wilden Lebens nur erſt wenige Blüthen abgeſtreift hatten, nahm überall im erſten Augenblick für ihn ein. Dieſes Empfehlungsſchreiben der Natur bewirkte denn auch bei Mathilden eine freundliche Aufnahme; nur machte das Räthſel ſeines Beſuchs ſie verlegen. Er befreite ſie aber bald von dieſer Gedankenfolter, indem er ihr den Wunſch, ſich mit ihr zu vermählen, mit der leichtſinnigſten Freimüthigkeit kurz und bündig eröffnete.

---

[*] Der Weg des Liederlichen. Erſte Platte.

Sie war überraſcht und wich einer beſtimmten Antwort aus; doch ihrer Eitelkeit glimmende Aſche fing plötzlich an, ſich neu zu entzünden und Funken der Freude zu ſprühen. Heinrichs Schutzheilige, die Liebe, wollte die aufgehende Glut wieder dämpfen, aber der ſtärkere Dämon des Stolzes drängte ſie zurück und goß immer neues Oel ins Feuer.

Nach einem kurzen Kampfe ſchwang ſich die Eitelkeit wie ein verjüngter Phönix aus ihrer Aſche und ſtellte Mathilden vor, wie fein und lieblich es ſey, Durchlaucht zu heißen, im Fürſtenverzeichniß aller Kalender zu prangen, von den Wachhäuſern mit klingendem Spiel, von den Thürmen mit Glockengeläut, von den Wällen mit Kanonendonner begrüßt zu werden, und mit Einem Worte: die glänzende Rolle einer Landesmutter zu ſpielen. Das ſey doch wohl eine ſchönere Laufbahn, als unter dem ſchlichten Namen einer Frau von Lindhof ſtill und unbemerkt zu leben und zu ſterben!

Mathilde, jetzt ganz wieder die Alte, ließ ſich von dieſer Sirenenſtimme bethören, dem guten Heinrich Wort und Treue zu brechen. Sie hatte nicht die Barmherzigkeit oder vielmehr nicht den ſchamloſen Muth, ſich ſchnell und kurz zu erklären: ſie wollte ſich langſam und allmälig zurückziehen. Aber Heinrichs Herz war mit dem ihrigen gleichſam zu einem Doppelherzen verwachſen; er litt daher unausſprechliche Marter, als ſie mit leiſer Behutſamkeit ihren Antheil wieder lostrennte und immer von Tag zu Tage verlegener, kälter und einſilbiger ward.

Der Beſuch und Antrag des Prinzen war ihm ein Geheimniß. Er bat deßhalb oft mit Thränen, ihm die Urſache ihrer Sinnesänderung zu entdecken. Doch ſie ging nie mit der Sprache der Wahrheit heraus, ſondern ſchützte bald Kopfweh, bald andere kahle Ausflüchte vor. Den ſtrengen Richter im Innern, das Gewiſſen, hinterging und ſchweigte ſie durch den Vorwand: daß ſie gegen ihren Vater — der die Vermählung mit einem Neuadelichen zu den verbotenen Misbündniſſen gezählt habe — die Pflicht des Gehorſams beobachten wolle.

So folternd und ſelbſt gefoltert, durchlebte ſie einen traurigen Monat. Indeſſen waren die Unterhandlungen mit dem Prinzen auf geheimen Wegen fortgeſetzt worden. Er hatte zu ſeiner Fürſprecherin eine Verwandte Mathildens gewonnen. Dieſe Dame, die in der Reſidenz ein großes Haus machte, kannte keinen angenehmern Zeitvertreib, als Ehen zu ſtiften. Ob die Paare, die ſie zuſammenführte, mit den Blumenbanden der Liebe, oder mit der ehernen Kette der Unverträglichkeit gefeſſelt waren; ob ſie mit einander den Weg des Lebens hinab lachten oder ſeufzten: das war ihr übrigens nach der Hochzeit ganz gleichgültig.

Bisher hatte ſie noch nicht die Freude gehabt, ein fürſtliches Vermählungsgeſchäft unter die Hand zu bekommen. Die gegenwärtige Gelegenheit war ihr deßhalb ein erwünſchter Glücksfund. Sie hatte dabei nicht allein das Vergnügen einer Eheſtiftung an ſich ſelbſt, ſondern auch einen weit und breit ſchallenden Ruhm, und hauptſächlich durch die Erhebung einer Nichte auf den Fürſtenſtuhl, einen mächtigen Einfluß am Hofe zu gewinnen. Welche ſchöne, dreifache Aernte! Welcher Sporn zur thätigſten Betriebſamkeit! —

Um den brieflichen Schneckengang des Geſchäfts zu beflügeln, that ſie Mathilden den Vorſchlag, die bevorſtehenden Winterluſtbarkeiten der Hauptſtadt zu genießen und in ihrem Hauſe zu wohnen. Dieſes Erbieten nahm Mathilde mit Vergnügen an und bereitete ſich zur Abreiſe.

Am Vorabend des dazu beſtimmten Tages ließ ſie den armen Heinrich — gegen den ſie immer noch ſtumm und verſchloſſen geweſen war und der ſich ſchon nicht mehr ungerufen ins Haus wagte — zu ſich einladen. Sie wollte durch ein offenes Bekenntniß ihrer Unbeſtändigkeit der Täuſchung ein Ende machen, und ſo friedlich und freundlich, als es den Umſtänden nach möglich war, von ihm ſcheiden.

Sie erſchrack vor ſeinem Anblick. Der Kummer hatte ſeine blühenden Wangen gebleicht und das Feuer ſeiner Augen mit Thränen gelöſcht. Sieh, das iſt dein Werk! rief ihr erſchüttertes Herz, worin die ſchlafenden Nattern der Reue plötzlich erwachten. Ihre nicht erſtorbene, nur unterdrückte Liebe für den Unglücklichen loderte jetzt, wie das letzte ſprühende Flämmchen eines niedergebrannten Lichtes, auf einen Augenblick wieder hoch empor; doch eilend ſtürzte die Eitelkeit ihren kalten Dämpfer darüber, und die Flamme des Herzens erſtickte. —

Aber auch der gefaßte Muth, das quälende Verhältniß durch eine freimüthige Beichte zu enden, war unaufhaltſam verſchwunden. Die Treuloſe vermochte nicht länger gegen den Märtyrer ihres Unbeſtands die Augen aufzuſchlagen. Sie bedeckte mit beiden Händen ihr Geſicht und floh in ein andres Zimmer. Nach einigen Minuten ließ ſie ſich, mit vorgeblicher Anwandlung einer Uebelkeit, entſchuldigen, daß ſie ihn heute nicht ſprechen könnte.

Er war mit auflebender Hoffnung gekommen und ging mit verdoppeltem Kummer zurück. Mathilde beſchloß nun, ihr Herz durch einen Brief zu entlaſten. Ein glücklicher Einfall! Das Papier konnte nicht erröthen. Sie künſtelte bis tief in die Nacht an ihrer Vertheidigungsſchrift. Bei anbrechendem Morgen ſetzte ſie ſich, von einer Kammerfrau und einem Bedienten begleitet, in den Reiſewagen und hinterließ das Schreiben an Lindhof ihrer Tante, mit dem Auftrage: ihm ſolches nicht eher, als gegen Mittag zu überſenden.

Mit vier raſchen Poſtpferden und erleichtertem Herzen flog ſie nun dem Jubel der Hauptſtadt entgegen. Sie wollte die zwanzig Meilen bis dahin bei Tag und Nacht in raſtloſer Eile zurücklegen; aber ein unangenehmer Zufall hielt ſie auf.

Es war ein ſtürmiſcher, düſterer Novembertag, und es begann zeitig zu nachten. Weder Mond noch Sterne warfen einen Lichtſchimmer auf den rauhen Weg, der durch einen ſtockdunkeln Wald führte. Hier ſtanden die Pferde plötzlich im vollen Trabe ſtill. Der Poſtillion murmelte Flüche und brauchte die Peitſche; aber die ſcheu gewordenen Thiere ließen ſich keinen Schritt vorwärts treiben. Sie ſchnaubten, bäumten ſich auf und ſtürzten endlich durch einen ſchnellen Seitenſprung den Wagen in einen Hohlweg hinab. Die Reiſenden blieben unbeſchädigt. Es war nur ein Wagenrad ſammt der Achſe gebrochen.

Der Poſtknecht ſchüttelte den Kopf, bekreuzte ſich und brummte: Hier iſt's nicht geheuer! Ich ſah einen rabenſchwarzen Hund, mit tellergroßen, feurigen Augen quer über den Weg laufen.

„Bei Nacht ſind alle Hunde ſchwarz,“ ſagte Mathilde, halb lachend, halb verdrießlich: „und die Telleraugen, mein Freund, werden wohl auch nicht größer, als Sein heute zu oft geleertes Branntweinglas geweſen ſeyn.“ —

Der Geiſterſeher war ſo höflich, oder eben jetzt ſo muthlos, daß er dieſen ungläubigen Spott nur beſeufzte.

Aber die Reihe des Seufzens kam nun auch an die Gräfin, da der Poſtillion ihr erklärte: daß der Wagen auf drei Rädern nicht vom Platze zu bringen ſey; daß ſie deßhalb ins nächſte Dorf zu Fuß gehen, und dort vielleicht einen ganzen Tag die Ausbeſſerung ihres Fuhrwerks abwarten müſſe.

Höchſt mißlaunig machte ſie ſich mit ihrer Kammerdienerin auf den Weg. Der Poſtknecht ging voran, um Licht und Gehülfen zu holen. Der Bediente mußte den Wagen und die Pferde hüten. Zum Glück lag ein Dorf nicht weit. Man ſah bald aus ſeinen Hüttenfenſtern hier und da ein Lämpchen ſchimmern, und in einer Viertelſtunde war der Gaſthof erreicht.

Dieß alte Ratten- und Mäuſeneſt
Stand krumm von der Zeit zuſammengepreßt.
Drum war's nicht ſtolz, und wollte ſchier allen
Ankommenden höflich zu Füßen fallen;
Grob aber klopfte der Poſtknecht an.
Drauf öffnete, leuchtend mit brennendem Span,
Der Wirth, ein Zwitter von Fleiſcher und Bauer.
Die ſchwarze Pforte zu Eckel und Schauer.

Er ſtand vor der Gräfin ſo ſtarr wie ein Pfahl,
Als ſie ein Zimmer mit Betten befahl.
Er rieb das Ohr mit verlegenen Mienen,
Und ſagte trocken: ich kann nicht dienen;
Hab' nur eine Stube hier nebenbei,
Und drin kein Gaſtbett, doch tüchtige Streu. —

„Bewahr uns der Himmel vor dieſem Quartiere!“
Verſetzte die Gräfin: „Wir ſind ja nicht Stiere!
Ich bette mich ſo in keinem Fall;
Doch zeig' Er mir Seinen Menſchenſtall!“

Die Stube glich einer Zigeunerhütte:
Wie Sägmühlen ſchnarcht' in ihrer Mitte,
Geſtreckt auf Stroh, ein Triumvirat:
Zwei Handwerksgeſellen und ein Soldat.
Links ſah man in Betten und polternden Wiegen
Halbnackte, ſchreiende Kinder liegen;
Rechts labte mit qualmendem Taback ſich
Ein düſteres Kleeblatt, das Räubern glich.
Auch wohnten mit Menſchen hier im Vereine
Kaninchen und Gänſe, Hühner und Schweine.

Die Gräfin prallte zurück. Ein Strom dumpfer Dünſte kam ihr entgegen. „Welche Mordgrube!" rief ſie: „Hier wär' ich in einer halben Stunde todt." —

Wir befinden uns wohl; ſagte der Wirth.

„Hat Er wirklich kein andres Zimmer?"

Nein; nur noch Ställe, Schuppen und Scheunen.

„Die mir allenfalls erträglicher wären, als die gräßliche Höhle, die Er bewohnt!"

Nach Dero Belieben.

„Wem gehört dieß Dorf und das Schloß, das drüber hervorragt?"

Dem Grafen — hm! wie heißt er doch?

„Sein Herr ſteht in ſchlechtem Andenken bei Ihm!"

Er gibt ſich eben nicht viel Müh', in beſſers zu kommen.

„Weiß Er auch nicht den Namen des Dorfs?"

Das wäre ſeltſam! Es heißt Drachenſtein.

„Drachenſtein? das Gut des Grafen Bannerfeld?"

Ganz recht; ſo heißt der gnädige Herr.

„Das iſt mir lieb. Ich kenne den Grafen, und bin nun aus aller Verlegenheit. Iſt er jetzt hier?"

Nein. Wir ſehen ihn ſelten, und immer nur auf einige Stunden.

„Wie kommt das?"

Darüber munkelt man allerlei. Das Schloß —

„Iſt es nicht eingerichtet? nicht bewohnbar?“

O ja; prächtig und bequem! Doch freilich nur — bei Tage.

„Warum nicht auch des Nachts?“

Da hapert's; denn — Sie müſſen mich aber nicht verrathen! — es ſoll, wie man ſagt, drin ſpucken.

„Iſt Er ein abergläubiger Thor, oder will Er mir Mährchen erzählen?“

Denken und glauben Sie, was Sie wollen; ich ſage die Wahrheit.

„Es wohnt alſo wohl kein Menſch in der gefährlichen Burg?“

Niemand als ein alter Kaſtellan.

„Gut, den will ich ſprechen. Führ' Er mich hin!“

Wie? Sie wollen ſich in das verwünſchte Gebäude wagen? Wollen ſich von Geiſtern erdroſſeln laſſen?

„Lieber, als in Seinem Hauſe vor Ekel ſterben.“ —

So heldenmäßig dachte die alte Kammerfrau nicht. Ihr Endchen Lebenslicht war ihr noch ſo lieb, daß ſie es nicht frevelhaft einem Poltergeiſte zum Ausblaſen hinſtellen wollte. Doch die Gräfin hörte nicht auf die dringenden Bitten und Warnungen ihrer angſtvollen Dienerin, ſondern beharrte mit eiſerner Unbiegſamkeit auf ihrem Vorſatz.

Der Kaſtellan, ein kleines zuſammengebutzeltes, aber noch ſehr rühriges Männchen — das im bannerfeldiſchen Hauſe als Kammerdiener grau geworden war und ſich in dieſem Poſten eine genaue Kenntniß der adelichen Familien des Landes erworben hatte — kam Mathilden, als ſie kaum ihren Namen nannte, mit einer geläufigen Vorzählung ihrer Ahnen entgegen. Behende, wie ein Eichhorn, lief er an ihrem Stammbaum auf und nieder, und wollte ſchon auf einen der Nebenäſte hinüberſpringen; aber jetzt fing und hielt ſie ihn feſt durch die Bitte: Ihr auf dieſe Nacht ein Zimmer im Schloß einzuräumen. Sie wolle das, ſetzte ſie hinzu, bei dem Herrn Grafen verantworten.

Das höfliche Männlein erſchrack und ſah ſich durch dieſes Anſinnen in eine höchſt unangenehme Lage verſetzt. Sollt' er eine Dame, die aus einem der erſten Häuſer ſtammte, mit grundloſen Entſchuldigungen von der Schloßſchwelle zurück und wieder in Sturm und Nacht hinausweiſen? — Das ging nicht, das lief gegen den Reſpekt. Oder ſollt' er das nächtliche Hauskreuz des hochgräflichen Schloſſes verrathen? — Das verletzte ſeine Dienertreue. Zwiſchen dieſen gegen einander ſtoßenden Bedenklichkeiten wand er ſich, wie ein Regenwurm, mit zahlloſen Krümmungen ſeines an unterthänige Biegſamkeit gewöhnten Rückens, und förderte durch Achſelzucken ſeine Verlegenheit zu Tage.

„Nun, Herr Kaſtellan?“ ſprach Mathilde: „Wollen Sie mich beherbergen? Ich bin kein Sonntagskind, und ſehe daher auch keine Geiſter.“

Das Männchen erſchrack jetzt noch mehr und ſagte mit Erröthen: Die gnädige Gräfin ſprechen von Geiſtern. Wie geruhen Sie darauf zu fallen?

„Stellen Sie ſich doch nicht ſo fremd, lieber Mann!“ verſetzte Mathilde: „Ich weiß ſchon, was der Aberglaube des gemeinen Haufens dieſem Schloſſe nachſagt.“

Nun war der Kleine froh, daß er ſein Herz erleichtern konnte, ohne der erſte Verräther zu ſeyn. Die Stimme des Volks, ſprach er, driſcht zwar oft leeres Stroh; aber bisweilen iſt dennoch ein Körnlein Wahrheit darin.

„Das iſt doch wohl hier nicht der Fall?“

Ich kann es nicht läugnen. Dieſe Burg durchwandelt ſeit Menſchengedenken ein nächtlicher Geiſt in der Geſtalt einer ſchönen Jungfrau, die bisweilen eine Harfe trägt. Mir zu erſcheinen, nimmt er ſich nicht die Mühe; aber ich hör' ihn oft in den obern Gemächern herumſchleichen, und allen Fremden, die hier übernachten, ſtattet er ſeinen Beſuch ab. Er beleidigt ſie nicht, ſondern geht gewöhnlich ſtumm bei ihnen vorüber. Mir ſind nur zwei Ausnahmen ſeines ſtillen, friedlichen Betragens bekannt.

„Und die waren? Erzählen Sie doch!“

Das will ich einem Poeten überlaſſen, der beide vor langer Zeit vorgefallene Geſchichten in Reime gebracht, und daraus einen Verlagsartikel für die wandernden Buchhandlungen an den Straßenecken bereitet hat.

Er überreichte jetzt der Gräfin zwei auf Löſchpapier gedruckte Romanzen:

Nummer 1.

Luſtige und liebliche Hiſtoria von der Jungfrau zu Drachenſtein und einem Mönch.

Ich will vom Schloſſe Drachenſtein
Ein feines Lied euch lehren:
Einſt zog ein frommer Mönch dort ein,
Um Sünder zu bekehren.
Mit Flammeneifer ſprach der Mann,
Und drohte mit dem Kirchenbann
Dem Ritter und den Knappen.

Am Abend ward er zahm gemacht
Durch Bacchus ſüße Gaben,
Und lag bis über's Ohr bei Nacht
Im Dunenbett begraben.
Doch als ihn Träume ſchon umblühn,
Erweckt um zwölf Uhr plötzlich ihn
Das Knarren ſeiner Thüre.

Und eine ſchlanke Jungfrau tritt,
Bei hellem Lampenſchimmer,
Mit leiſem feierlichen Schritt,
Tief ſchweigend in ſein Zimmer.
Sie trägt ein weißes Schleppgewand,
Im blonden Haar ein ſchwarzes Band,
Und eine Harf' im Arme.

„Wer biſt du?“ fragt er: „Willſt du mich
Ins Netz der Wolluſt locken?
Aus meinen Augen hebe dich,
Und bet' und ſpinn' am Rocken!“ —
Die Jungfrau hört, was er gebeut,
Verneigt ſich tief mit Sittſamkeit,
Und gehet ſtill von dannen.

Er eilet zu Gebet und Sang,
Als kaum die Sterne weichen,
Und ſieht durch einen düſtern Gang
Die Harfen Jungfrau ſchleichen.
Er ſchilt ſie wieder tapfer aus:
„Was ſchweifſt du, Dirne, frech durchs Haus?
Treibt dich der Mondſucht Geißel?

Laß von der eitlen Harfenkunſt,
Du Weltkind, dich bekehren!
Geh', und vernimm mit Andachtsbrunſt
Im Tempel meine Lehren!“ —
Die Jungfrau hört, was er gebeut,
Verneigt ſich tief mit Sittſamkeit,
Und gehet ſtill von dannen.

Drauf tritt er auf den Kanzelſtuhl,
Wo er ſich mächtig ſpreizet,
Und fürchterlich den Höllenpfuhl
Mit Pech und Schwefel heizet;
Und immer ſpähend ſuchet er
Das Harfenmädchen rings umher;
Allein er ſieht es nirgends.

Drob zürnet er beim Mittagsmahl:
„Wer iſt das Kind der Sünde,
Das mit der Harf' ich überall,
Nur nicht im Tempel, finde?“ —
Mit ſtarrem Munde horcht und gafft
Die ganze Tiſchgenoſſenſchaft,
Und ſchweigt auf ſeine Frage.

Doch abermals um zwölf Uhr tritt,
Bei hellem Lampenſchimmer,
Die Harfnerin mit leiſem Schritt
Und ſchweigend in ſein Zimmer.
Er hebt im Bett ſich wild empor,
Und brüllet wie ein Stier hervor: —
„Du Balg, was willſt du wieder?“ —

Sie drückt auf ſeinen Mund gemach
Die zarten Fingerſpitzen:
Drob will er einen Feuerbach
Des Zornes auf ſie ſpritzen;
Doch ſchnell verſtummt er wie ein Fiſch,
Und kann ſeitdem nur noch bei Tiſch
Den Mund zum Eſſen brauchen. —

„Dazu brauchen ihn auch die Kuttenmänner lieber, als zum Sprechen!“ ſagte die Gräfin, als ſie die Romanze geleſen hatte: „Und man kann das in der That ſehr gern zufrieden ſeyn;“ — ſetzte ſie hinzu, und griff nun nach

Nummer 2.

Wunderſeltſame Erzählung, wie die Jungfrau zu Drachenſtein einen böſen, muthwilligen Ritter beſtrafte.

Es war einmal vor alter Zeit
Ein junger Rittersmann,
Deß wüſte Sittenloſigkeit
Den ſchlimmſten Ruf gewann.

Er liebte Schwelgerei und Spiel,
Und wenn, wie oft geſchah,
Der Würfel nicht nach Wunſche fiel,
Wie gräßlich flucht' er da!

Er hatte, kurz, kein gutes Haar,
Und ſonderlich war er
Ein Habicht für die Taubenſchaar
Der Mädchen weit umher. —

Er zog — denn Ruhe war ihm Qual —
Durch's Land nach Schmauſerei'n,
Und ſo beſucht er auch einmal
Die Burg zu Drachenſtein.

Ein toll durchſchwärmter Tag entwich;
Der Wüſtling kroch zu Neſt:
Doch bald weckt' ihn der Geiſt, der ſich
Dort nächtlich ſehen läßt.

Die zarte weibliche Geſtalt
Trat ſeinem Bette nah.
Sein Zunderherz blieb nimmer kalt,
Wenn er ein Mädchen ſah.

So fühlt' er jetzt auch raſchen Trieb
Zu roher Liebelei.
„Willkommen,“ ſprach er, „feines Lieb!
Mein Bett hat Raum für Zwei.“

Die Jungfrau ſah ihn ſchweigend an,
Und ſchweigend trat ſie ab:
So ſanft und ruhig ſchifft der Schwan
Den ſtillen See hinab. —

Der Ritter ſprach vom Scherz der Nacht
Am Morgen frech und dreiſt.
„Freund,“ rief der Wirth, „nimm dich in Acht:
Die Jungfrau iſt ein Geiſt!“

„Ein Geiſt?“ — verſetzte Jener drauf:
„Das lohnt noch mehr die Müh!
Kommt ſie mir wieder in den Lauf,
Recht tapfer küſſ' ich ſie!“ —

Die Stunde, die das Schattenthor
Entriegelt, fand ihn wach,
Und ſchweigend trat, wie Tags zuvor,
Die Jungfrau ins Gemach.

Er bot ihr, noch entflammt vom Wein,
Hohnneckend ſeinen Gruß,
Drang kühn und ſtürmend auf ſie ein,
Und rang nach einem Kuß

Da packte — wie ein Jungfraunbild
Einſt um des Sünders Leib
Die Eiſenarme ſchlug — ihn wild
Das kalte, ſtarre Weib.

Er zappelt' einen Augenblick;
Dann ſchwand ihm jeder Sinn,
Und mit zerbrochenem Genick
Sank er entſeelt dahin. —

„Ei, das war arg!“ — rief Mathilde: „Das Gleichniß von der eiſernen Jungfrau[*] macht die Sache ganz anſchaulich: „Aber wenn alle Wildfänge ſo umarmt werden ſollten, was würden die Todtengräber zu thun bekommen! — Uebrigens, Herr Kaſtellan, wollen wir über die Wahrheit dieſer Geſchichten nicht ſtreiten. Ich nehme mir die Freiheit, ſie vor der Hand und eh' ich nicht ſelbſt Zeichen und Wunder ſehe, zu dem unermeßlichen Haufen gedruckter Lügen zu verweiſen, womit man, um das Holz zu ſchonen, einige Jahre lang einheizen könnte. Doch ſetzen wir den Fall, daß ich mich irre; was hat das zu bedeuten? Wenn ich den jungfräulichen Geiſt nicht beleidige, ſo wird er mir gewiß nicht zuerſt Fehde bieten; er wird mir vielmehr, aus ſchweſterlicher Gaſtfreundſchaft, ein ruhiges Nachtlager in ſeinem Gebiete nicht verſagen. Haben Sie alſo die Güte, Herr Kaſtellan, mir geſchwind — denn die Reiſe hat mich ſehr ermüdet — ein Zimmer zu öffnen.“ —

---

[*] Der Sage nach eine Richtmaſchine der deutſchen Vorzeit. Sie hatte die Geſtalt eines Weibes, und wurde gewöhnlich bei geheimen Juſtizmorden gebraucht.

Der Schloßaufſeher konnte ſich nun auf keine ſchickliche Weiſe länger dagegen ſträuben. Er machte ſich fertig, das Amt der Schlüſſel zu verwalten; aber die Kammerfrau vertrat ihm den Weg. Es entſtand zwiſchen den beiden alten Weſen ein luſtiger Streit, bei dem die Gräfin nicht lange neutral blieb. Sie ſchlug ſich auf die Seite des Kaſtellans, unterſagte der Alten allen fernern Widerſtand, ließ ihr aber die Freiheit, dieſe Nacht zu bleiben, wo ſie wolle. Dadurch ward das gute Mütterchen ſogleich entwaffnet und erklärte mit Thränen: daß ſie lieber in den Tod gehen, als ihre geliebte Herrſchaft verlaſſen wolle.

Der Kaſtellan führte jetzt die Gräfin aus dem Erdgeſchoß eine Treppe hinauf, öffnete ihr ein Zimmer mit zwei Betten und entfernte ſich mit dem Wunſch einer ruhigen Nacht. Die Kammerfrau begrub ſich unter ihre Decke; aber Mathilde wachte bei brennenden Kerzen, um den Beſuch des Geiſtes, wenn er ja, wider Erwarten, erfolgen ſollte, nicht zu verſchlafen.

Zwei Stunden lang ſah und hörte ſie nichts; aber jetzt ging leiſe die Thür auf, und eine ſchlanke, weibliche Geſtalt bewegte ſich langſam herein. Sie war, wie ſie dem Mönch erſchien, mit einem langen, weißen Gewande bekleidet und trug eine zierliche Harfe. Mit geſenktem Blick nahte ſie ſich Mathilden; dann ſchlug ſie ſeufzend die Augen auf, erhob die rechte Hand, und ſchien mit dem Finger eine ſanfte, warnende Bewegung zu machen.

Mathilde konnte die Anwandlung eines kleinen Schauers nicht von ſich abwehren; doch verlor ſie nicht die Faſſung, ſondern redete die Erſcheinung an: „Wer biſt du, trauernde Geſtalt? Wohnſt du noch unter den Lebendigen, oder entſtiegſt du dem Grabe? Kann ich etwas zu deiner Beruhigung thun? Rede mit mir; ich fürchte mich nicht!“ —

Die Jungfrau hörte dieſe Fragen mit Aufmerkſamkeit an; aber ſie antwortete nicht, ſondern ſchwankte ſtumm in die dunkelſte Gegend des Zimmers. Hier ſetzte ſie ſich auf einen Stuhl, nahm die Harfe vor ſich, ſpielte eine traurige Melodie und ſang mit klagender Stimme:

Auf der Erde hieß ich Kunigunde,
Eh' ich in die kalte Tiefe ſank,
Und des Todes Kelch mit blaſſem Munde,
Vor dem finſtern Abgrund ſchaudernd, trank.
Meine Wangen blühten,
Meine Augen glühten,
Und, wie eine Tanne, war ich ſchlank.

Lieblich ſtrahlt' ich in dem Kreis der Damen,
Bei Turnieren, wie ein heller Stern,
Und die ſchönſten jungen Ritter nahmen
Stets den Preis aus meinen Händen gern.
Rudolph rang vor Allen,
Mir nur zu gefallen;
Doch mein Kaltſinn hielt ihn lange fern.

Endlich rührte mich ſein heißes Streben,
Und ich ward dem guten Jüngling hold.
Sein ſo ſtandhaft mir geweihtes Leben
Lohnt' ich nun mit reichem Liebesſold.
Unſrer Herzensfluthen
Selige Minuten
Kauft man nicht um alles Erdengold.

Eins des Andern Welt und Himmel, gingen
Fremde Freuden uns nun nichts mehr an.
Hörte Rudolph mich zur Harfe ſingen,
Das erhob ihn bis zum Sternenplan.
Seht, darum begleiten
Seine Lieblingsſaiten
Mich noch jetzt auf meiner öden Bahn.

Aber durch die Roſen unſrer Freude
Stach ein Dorn des Kummers oft hervor:
Armuth thürmte Felſen für uns Beide
Auf dem Pfade zum Altar empor.
Hier war zu erwägen:
Prieſterhand und Segen
Schließe nicht dem Mangel Thür und Thor.

Werd' ich einſt als Gattin ihn umfangen?
Oder trennet uns des Schickſals Macht? —
Dieſe Zweifel düſtrer Schwermuth drangen
Auf mich ein, wie Schwerter in der Schlacht.
Meine Mutter ſagte,
Da mein Leid ich klagte:
„Harre, Kind, bis zur Andreas-Nacht!

Riegle dann, ſobald die Sterne ſcheinen,
Einſam dich in deine Kammer ein,
Nimm zwei reine Kelche, gieß' in einen
Helles Waſſer, in den andern Wein,
Und, als kämen Gäſte
Bald zu einem Feſte,
Decke deinen Tiſch, wie Schnee, ſo rein!

Haſt du dieß ſo pünktlich vorgenommen,
Und die Kelche zierlich aufgeſtellt,
Dann wird die Geſtalt des Mannes kommen,
Der von dir den goldnen Ring erhält.
Sie wird nicht verfehlen,
Einen Kelch zu wählen,
Und das deutet, welches Loos dir fällt.

Soll ein reicher Mann dich hoch erheben,
Wählet muthig die Geſtalt den Wein;
Wird ein Armer dein Gefährt durch's Leben,
Schlürft ſie nur ein Tröpfchen Waſſer ein;
Doch im dunkeln Stande
Wird durch Seelenbande
Dein Gemahl an dich gefeſſelt ſeyn.“ —

Sie erſchien, mit hellem Sternenſchimmer,
Bang erwartet, die Andreas-Nacht:
Ich verſchloß mich einſam in mein Zimmer,
Und zwei Kelche füllt' ich ſtill und ſacht.
Ach, wer wird nun kommen!
Seufzt' ich, herzbeklommen,
Und im fernſten Winkel gab ich Acht.

Spät erſt knarrten meines Vorſaals Dielen,
Und herein ins Zimmer trat nun bald,
Schön geharniſcht, wie bei Ritterſpielen,
Meines Rudolphs herrliche Geſtalt.
Mit beſcheidnen Lippen
Sie vom Waſſer nippen
Sah ich froh in meinem Hinterhalt.

Sie entfernte ſich mit ſanftem Schritte,
Und ich rief, wie trunken: „Er iſt mein!
Seine Liebe ſchmückt mir jede Hütte,
Und dem Bach entſchöpft ſie Götterwein!
Möchten Königserben
Nun auch um mich werben,
Keines andern Gatten will ich ſeyn!“ —

Dieſe frohe, feierliche Stunde
Hatte meinen wilden Gram bezäumt,
Und, mit Scherz und Lachen auf dem Munde,
Sagt' ich: „Rudolph, ſey hübſch aufgeräumt!
Was bedarf's der Sorgen?
Wir ſind bald geborgen;
Denn mir hat was Liebliches geträumt.“ —

Und er ſprach: „Ich ſuch' in fernen Ländern
Mit dem Schwert das Glück, das hier mich flieht:
Aber wird das Herz die Farben ändern,
Wenn mich Liebchen nicht mehr hört und ſieht?
Findet treu und bieder
Dich dein Rudolph wieder,
Wann er fröhlich einſt zur Heimath zieht?“

„Ja!“ begann ich, tief gerührt, zu lallen,
Und mit Wärme drückt' ich ihm die Hand:
„Ja, bei Gott! mein ſüßes Herz, wir wallen
Treu vereint bis in das Schattenland!“ —
Und wir ſchworen Beide
Hohe Liebeseide,
Bis ſein ſchnelles Roß mit ihm verſchwand.

Mocht' ihm wohl die trübe Zukunft ahnen?
Ach, er ritt ſo ſchwermuthsvoll dahin!
Leider iſt, wie Wind- und Wetterfahnen,
Irr und unſtät oft des Menſchen Sinn!
Leichte Flatterſeelen,
Kann ich wohl verhehlen,
Daß ich ſo, wie ihr, zu ſchelten bin? —

Nur an Rudolph dacht' ich mit Entzücken;
Nur ſein Bild erſchien mir Nachts im Schlaf;
Aengſtlich treu, ließ ich mich nur da blicken,
Wo ich keinen andern Jüngling traf:
Aber ſchlau und leiſe
Ueberſchritt die Kreiſe
Meiner Einſamkeit ein junger Graf.

Er entwickelte durch Schmeichelworte
Bald das Samenkorn der Eitelkeit,
Das geheim ſchon an des Lebens Pforte
In des Weibes Herz ein Unhold ſtreut. —
Raſch ſind fremde Triebe,
Trennt den Mann der Liebe
Eine weite Kluft von Raum und Zeit

Graf Lothar ließ ſeinen Reichthum funkeln,
Um durch deſſen buntes Strahlenſpiel
Meinen armen Rudolph zu verdunkeln,
Und dieß Blendwerk führt' ihn bald zum Ziel:
Ich empfand mit Schmerzen,
Daß auf's Bild im Herzen
Nach und nach ein kühler Schatten fiel.

Und jetzt hört' ich ein Gerücht erſchallen,
Dem Lothar im Stillen Flügel gab:
Rudolph ſey in einem Kampf gefallen,
Und verſenkt in ein entferntes Grab.
Welche tiefe Wunde
Schlug mir dieſe Kunde!
Jammernd ſehnt' ich mich zu ihm hinab.

Aber von der Erde hebt ſich wieder
Das vom Sturm gebeugte Wieſenrohr:
So warf auch nicht ganz der Schmerz mich nieder,
Und ich hob mich nur zu bald empor.
Ohne Grund und Tiefen
Des Gerüchts zu prüfen,
Lieh ich nun dem Grafen gern mein Ohr.

Iſt es Ernſt, ſein Wort von Lieb' und Treue?
Oder iſt er nur auf Scherz bedacht? —
Dieſer Zweifel drückte jetzt auf's neue
Meine Bruſt wie eine Zentnerfracht.
Darum mußt' ich wagen,
Nochmals zu befragen
Das Orakel der Andreas Nacht.

Und nach meiner Mutter Lehr' und Weiſe,
Füllt' ich beide Kelche, ſchloß mich ein,
Und im düſtern Winkel ſeufzt' ich leiſe:
Welche Mannsgeſtalt tritt nun herein!
Bald, mit raſchen Tritten,
Kam ein Bild geſchritten,
Ganz dem Grafen gleich, und griff zum Wein.

Doch es führte kaum den Kelch zur Lippe,
Sieh, da öffnete ſich eine Wand,
Und aus ihr hervor ſtreckt' ein Gerippe
Eine Uhr mit ausgelaufnem Sand.
Dann der Wand entſteigend,
Riß es, furchtbar ſchweigend,
Schnell den Weinkelch aus des Andern Hand.

Ich, beſtrickt von einer Ohnmacht Banden,
Wußte nicht, was weiter noch geſchah,
Und als ſich die Sinne wieder fanden,
Waren die Geſtalten nicht mehr da. —
Aber, nicht geneſen,
Sah mein Geiſt das Weſen
Mit der Uhr, wo ich den Grafen ſah.

Dennoch zog mich Leichtſinn ins Verderben.
Immer ſprach er: Kindiſch grübelſt du!
Freilich müſſen alle Menſchen ſterben!
Tönt dieß alte Lied ſo rauh dir zu?
Sage, was dich ſchrecket!
Rudolph ſchläft; ihn wecket
Euer Brauttanz nicht aus ſeiner Ruh! —

Fliehend nun des Trübſinns öde Zellen,
Stürzend in der Menſchen laute Bahn,
Schaukelt' ich mich lachend auf den Wellen
Des Vergnügens in des Leichtſinns Kahn. —
Gluth' und Frohſinn waren
Schlingen für Lotharen,
Und er trug ſich zum Gemahl mir an.

Trunken überſtieg jetzt mein Entzücken
Jede warnende Bedenklichkeit,
Ueberbaute ſich mit goldnen Brücken
Den gefährlich dunkeln Strom der Zeit;
Und auf meinem Munde
Lag zum Liebesbunde
Für den Grafen ſchnell mein Ja bereit.

Der gewählte Tag zum Hochzeitfeſte
War mit Jubel bald herbeigelacht:
Es erſchienen reich geſchmückte Gäſte,
Und wir tafelten mit ſtolzer Pracht.
Bei der Becher Klange
Und bei Rundgeſange
Fröhlich lärmend, gegen Mitternacht.

Mir ward jetzt, als ſchwebt' ein Ungewitter,
Todesblitze drohend, über mir;
Da bewegte ſich ein fremder Ritter
Durch die Gaffer an des Saales Thür.
Niemand wollt' ihn kennen,
Niemand konnt' ihn nennen;
Sein Geſicht verbarg des Helms Viſier.

Blutig war ſein Schwert, ſein Harniſch düſter;
Alle bebten, die den Fremdling ſahn,
Es entſtand ein ängſtliches Geflüſter,
Doch der Schreckliche ſah Keinen an.
Stolz durch das Gedränge
Der erſchrocknen Menge
Macht' er ſich zur Tafel freie Bahn.

Und er ſtellte raſch ſich einen Seſſel
Mitten zwiſchen Bräutigam und Braut.
Jede Zunge band des Staunens Feſſel;
Seine Kühnheit ſtrafte nicht ein Laut.
Wirth und Gäſte ſchienen
Mit verſteinten Mienen
Bilder bloß, und ſaßen kalt durchgraut.

Und ſo ſaß auch eine bange Weile,
Wie gelähmt durch einen Zauberbann,
Lang und ſtarr, gleich einer ſchwarzen Säule,
Neben mir der wunderbare Mann.
Wie voll Gramgedanken,
Blickt' er, ohne Wanken,
Ohne Wort und Athemzug mich an.

Bis zum Glockenſchlag der zwölften Stunde
War dieß Schloß ſo ſtill wie eine Gruft;
Aber plötzlich winſelten die Hunde,
Wehgeſchrei erſchallte durch die Luft,
Und der Weihrauchſchaale
Wohlgeruch im Saale
Dampfte ſchnell ein herber Leichenduft.

Es ward dunkel, alle Kerzen brannten
Schwefelblau und wie bedeckt mit Flor.
Angſtvoll bat ich jetzt den Unbekannten:
„Sagt, wer ſeyd Ihr? Schlagt den Helm empor!“ —
Ach, als er ihn ruckte,
Wehe mir! da blickte
Hohl und graß ein Todtenkopf hervor.

Und er ſtöhnte grinzend: „Kunigunde,
Iſt dir ſo dein Rudolph wieder werth?
Meine Blüthe hat die Schreckenskunde
Deiner Untreu wie ein Brand verzehrt!
Raſch, mit eignen Händen,
Um mein Leid zu enden,
Stieß ich in den Buſen mir das Schwert.

Doch du haſt gelobt, mit mir zu wallen,
Treu vereint, in jenes dunkle Land:
Darum komm' ich aus den ſtillen Hallen,
Wo ich, fern von dir, nicht Ruhe fand.
Folge deinem Gatten!
Freundſchaftliche Schatten
Bieten zum Empfang dir ſchon die Hand!“

Er ergriff mich, und zu Eis erkalten
Fühlt' ich mein erſtarrendes Gebein;
Mich umſchwärmten luftige Geſtalten,
Bleich und ſchwebend, wie des Mondes Schein;
Unter mir mit Krachen
Sprang der ſchwarze Rachen
Eines Abgrunds auf und ſchlang uns ein. —

Doch wie Nachts die Fledermäuſe ſchwirren,
So muß ich zu meiner Strafe nun
Dieſe Burg, wo ich verſank, durchirren,
Um noch ſo ein gutes Werk zu thun:
Leichtſinn zu belehren,
Leichtſinn zu bekehren,
Iſt der Preis, um den ich einſt ſoll ruh'n.

Mit dem letzten Tone verließ der Geiſt ſeinen Platz und ſchwankte ſeufzend zur Thür hinaus.

Die Gräfin hatte kein Wort ſeines Geſanges verloren. Sie ſah darin, wie in einem Spiegel, ihr eigenes Bild und ſchauderte vor ſich ſelbſt zurück. „O ich Sinnloſe!“ rief ſie: „Bin ich eines beſſern Schickſals werth? Hab ich nicht eben ſo, wie dieſe Unglückliche, mit Eiden geſpielt und einen wackern Mann hintergangen? Er war ſo gut; er athmete nur für mich; er hätte mir ſein Leben geopfert; und ich! — ich opfere vielleicht das ſeinige dem Götzenbilde der Eitelkeit! — Wo ſoll ich Ruhe finden, wenn er ſein Schwert, das rächend meinen Buſen durchbohren ſollte, gegen ſich ſelbſt wendet?“ —

Von dieſer Vorſtellung gewaltig ergriffen, ſprang ſie auf und weckte die Kammerfrau, die den ganzen Auftritt verſchlafen hatte. Sie eilten zu dem Kaſtellan hinab und klopften an ſeine Thür. Er öffnete ſie, ohne zu fragen, wer da ſey. Dieſe Unvorſichtigkeit wurde hart beſtraft; denn er glaubte vor Scham auf der Stelle zu ſterben, daß er mit der Nachtmütze vor den Augen einer Gräfin erſchien. Er hatte ſein ganzes Leben hindurch die heiligen Gebote des Ceremoniells gegen Vornehme beobachtet, und nun war er ſo unglücklich, daß ein ſolcher Sündenfall noch ſeine alten Tage befleckte! Die unſchuldige Nachtmütze mußte das entgelten. Er warf ſie heftig auf die Dielen und rannte mit kahlem Kopfe davon.

Dieſer Vorfall, ſo unbedeutend er an ſich ſelbſt war, hatte den wirkſamen Nutzen, daß er Mathilden ein wenig zerſtreute. Sie konnte ſich nicht enthalten, über die drollige Angſt des ſchwachen Mannes zu lächeln; aber ſie ward ſehr ungeduldig, als eine halbe Stunde verfloß und der Ceromonienmeiſter ſich nicht wieder ſehen ließ.

Endlich kam er zierlich gekleidet zurück. „O hätten Sie doch Ihre Nachtmütze gelaſſen, wo ſie war!“ ſchalt ihm die Gräfin entgegen: „Sie konnten mir während der Zeit, die Sie ſo unnöthig auf Ihren Anzug verwendet haben, einen Wagen und Pferde verſchaffen.“

Wagen und Pferde? verſetzte der Elegant: damit könnt' ich nicht aufwarten, wenn ich auch, mit Ihro gnädigem Wohlnehmen, zehn Nachtmützen über einander thürmte. —

„O ſcherzen Sie jetzt nicht! Eilen Sie — beſorgen Sie ein Fuhrwerk, gut oder ſchlecht — ich will, ich muß ohne Verzug zurück — es gilt ein theures Menſchenleben!“ —

Sie ſetzen mich in Angſt, meine gnädige Gräfin; aber ich kann weder helfen, noch rathen. Es iſt weit und breit kein Wagen zu haben.

„Schaffen Sie mir einen reitenden Boten!“

Auch das bin ich nicht im Stande; denn hier, wo man das Feld mit Stieren baut, weiß ich kein Pferd aufzutreiben.

„Nun, ſo bin ich ewig unglücklich!“ rief die Gräfin und rang die Hände. Sie ging eine Weile mit heftigen Schritten im Zimmer auf und nieder und ſchluchzte laut; dann bat ſie den Kaſtellan, ſie in den Gaſthof zurückzuführen. Er eilte mit der größten Bereitwilligkeit nach einer Laterne; denn er war froh, dieſen peinlichen Beſuch wieder los zu werden.

Als ſie aus der Thür traten, kamen ihnen über den Schloßhof herüber einige Menſchen entgegen. Die Dunkelheit verhüllte zwar ihre Geſtalt; aber man hörte ſie ſprechen. Mathilde ſtand horchend einen Augenblick ſtill, riß plötzlich dem Kaſtellan die Laterne aus der Hand, flog den Ankommenden entgegen und ſtürzte mit einem lauten Schrei in Lindhofs Arme.

Sprachlos, Herz an Herz, vermiſchten ſich einige Minuten lang ihre Thränen. Dann flehte Mathilde leiſe: „Heinrich, mein Heinrich, vergib mir!“ Er flüſterte: „Ja, von ganzer Seele!“ Mehr wagten Beide nicht, aus Scheu vor den Anweſenden, zu ſprechen. Arm in Arm gingen ſie ſchweigend ins Schloß, wo ſich ihre Herzen ohne lauſchende Zeugen gegen einander öffneten.

Lindhof hatte ſich nach Empfang des Scheidebriefs auf ein Pferd geworfen, und war Mathilden, ohne Hoffnung und beſtimmten Zweck, in blinder Verzweiflung nachgeeilt. Doch kein Vorwurf kam über ſeine Lippen. Dieß rührte Mathilden unausſprechlich. Mit herzlicher Reue ſchloß ſie den edeln Mann in ihre Arme. Er wiederholte, daß er ihr gern und aufrichtig verzeihe. Der getrennte Bund ward aufs Neue geſchloſſen. Jetzt fühlte Mathilde ſich leichter. Dieſe Ausſöhnung war ihr lieber, als ein Fürſtenthum.

An die Reiſe nach der Hauptſtadt dachte ſie nun nicht mehr. Sie wollte zur Tante zurück und von dort aus die Unterhandlungen mit dem Prinzen — die glücklicher Weiſe noch zu keiner Verbindlichkeit gereift waren — ſchleunig abbrechen.

Jetzt entſtand aber die Frage, wie ſie fortkommen ſollte; denn der Gaſtwirth, der Lindhofen ins Schloß geleitete, hatte bei der Kammerfrau die Nachricht abgegeben, daß der zerbrochene Wagen an dieſem Orte, wo es an geſchickten Handwerkern fehle, nicht wieder hergeſtellt werden könne.

Dieſe Verlegenheit hob ſich zwar zum Theil durch Heinrichs Erbieten, mit Anbruch des Tages zurück zu reiten und einen Wagen zu ſenden; allein die Gräfin mußte ſich doch entſchließen, noch eine Nacht im Schloſſe zu bleiben.

Sie bezog daſſelbe Gemach, wo ihr der Geiſt Buße gepredigt hatte, und er unterließ nicht, ſich wieder zu zeigen. Doch ſein Weſen war ganz verändert. Er kam nicht langſam und traurig geſchritten; er ſchwebte mit fröhlicher Leichtigkeit ins Zimmer, ſetzte ſich bei Mathilden nieder und ſang zur Harfe:

Aus des Grabes engen Schranken
Laß mich noch ein Mal zu dir
In das Land des Lebens wanken,
Dann erſchein' ich nicht mehr hier.

Habe Dank! Ich geh' und freue
Mich der ſtillen Ruheſtatt,
Die mir deines Leichtſinns Reue
Ewig nun bereitet hat.

Da dieſe Worte geſungen waren, überreichte der Geiſt Mathilden ſeine Harfe mit einer freundlichen Geberde, womit man ein Geſchenk zu begleiten pflegt. Dann verſchwand er und hielt Wort; denn man ſah ihn ſeit dieſem Tage nicht wieder.

Eben ſo redlich hielt nun auch Mathilde das ihrige: ſie ward Lindhofs Gemahlin. Die Harfe der Jungfrau blieb lange bei ihrer Nachkommenſchaft ein heiliges Erbſtück, und die Mütter brauchten ſie oft, wenn die Töchter heranwuchſen und nach Mathilden zu arten ſchienen, zum Warnungszeichen gegen Leichtſinn und Untreue.

III.

Wunibald.

Auf einer einſamen Waldſtraße zwiſchen Böhmen und Schleſien zog einsmals ein ſchöner junger Wandersmann, mit einem Bündel auf der Schulter und traurig geſenktem Haupte, langſam und ſinnend. Thränen perlten aus ſeinen blauen Augen und ſein roſenfarbener Mund hauchte Seufzer gen Himmel. Bisweilen ſchienen ſeine Füße plötzlich in den Boden zu wurzeln; er ſtarrte minutenlang unbeweglich vor ſich hin auf ſeinen Pfad, wandte ſich dann haſtig nach der Gegend, woher er kam, breitete ſehnend die Arme aus und rief wehmüthig: „Ade, Lorchen, leb' wohl, leb' ewig wohl!“

Nach und nach begann er ſich ein wenig zu faſſen. Er trällerte die Melodie eines Liedchens und ſang im gemächlichen Fortſchlendern:

Das Rieſengebirge bewohnet ein Geiſt,
Der Rübezahl heißt;
Doch läßt er ſich ungern ſo ſchelten.
Er iſt ein gar drolliger, guter Kompan;
Nur necket der loſe Herr Urian
Das Völklein der Menſchen nicht ſelten.

Wie Sand an dem Meere beſitzet er Geld,
Den Abgott der Welt,
Und geizt nicht, gleich neidiſchen Muckern.
Wenn Wahrheit den artigen Schnurren nicht fehlt,
Die man ſich von ihm bei dem Rocken erzählt,
So hilft er oft dürftigen Schluckern.

O, braver Herr Rübezahl, ſeyd mir auch hold,
Und ſchenket mir Gold!
Dann darf ich den Drachen nicht ſcheuen,
Der grämlich mein herziges Liebchen bewacht:
Ich zeig' ihm den Geldſack; er grinſet und lacht,
Und laßt mich ſein Töchterlein freien.

Dieß Liedchen war kaum zu Ende geſungen, da erſchallte nahe bei ihm eine polternde Stimme: „Guten Tag, junger Geſell!“

Ueber dieſen unerwarteten Gruß etwas erſchrocken, ſah er ſich um und erblickte neben ſich einen alten Graubart, der einen bejahrten grünen Rock, eine Flinte und Jagdtaſche trug, und ganz das Anſehen eines knapp beſoldeten Förſters hatte.

„Guten Tag!“ wiederholte der Alte: „Wohin geht die Reiſe?“

Darauf kann ich nicht antworten, mein Freund! verſetzte traurig der Pilger: denn bis jetzt weiß ich noch ſelbſt nicht, wohin mein Unſtern mich führen wird.

„Hm! Du biſt ſo ein junges Häschen, und das Unglück macht ſchon Jagd auf dich?“

Ach, leider wird es mich wohl bald niederhetzen!

„So ſchlimm ſteht es mit dir? Was man ſich irren kann! Ich hielt dich für einen recht ſorgloſen Burſchen, als ich vorhin dein luſtiges Liedlein belauſchte. War's von eigner Fabrik?“

O nein; es iſt eine Art von Volkslied, deſſen Verfaſſer wohl lange da unten ſchläft, wo man Rübezahls Reichthümer entbehren kann. Da ich mich eben in der Gegend befinde, wo er hauſen ſoll, ſo kam mir der alte Sang, an den ich ſeit vielen Jahren nicht gedacht hatte, wieder in den Sinn, und ich ſtimmt' ihn an, weil er ſo ganz zu meiner Lage paßt, als ob ich ihn ſelbſt gedichtet hätte.

„So? Du magſt aber froh ſeyn, wenn dich der Gebirgsherr — denn das iſt er, und ſo ſoll und muß man ihn nennen — nicht behorcht hat! Dein Singſang enthält einige verfängliche Worte, die er wohl übel deuten könnte.“

Ei nun, da mag er zum Dichter ins Grab ſteigen und ihn darüber zur Rede ſtellen! Ich, meiner Seits, wollte den Meiſter Rübezahl nicht beleidigen; denn ich lebe nicht gern im Unfrieden mit Menſchen, geſchweige mit Geiſtern.

„Vernünftig geſprochen! Hältſt du aber den Geiſt dieſes Gebirgs in der That für ſo reich, als dein Liedchen ihn macht? Hier herum hat man von ſeiner ehemaligen Freigebigkeit lange nichts vernommen, und man will deßhalb behaupten, er ſey verarmt und habe ſein Geld an zudringliche Schmarotzer ſo ganz vergeudet, daß nun die Spinnen in ſeinen ausgeleerten Truhen ungeſtört ihre Netze ſpannten.“

Was weiß ich davon? Es wäre wohl ein thörichter Luſtbau, wenn ich auf Rübezahls Spenden hoffen und rechnen wollte. Er könnte mir freilich aus aller Noth helfen.

„Das wollt' ich dir herzlich gönnen; denn du ſcheinſt mir ein wackerer Junge! Darf aber Unſer einer nicht auch wiſſen, wo dich der Schuh drückt? Vermuthlich eine unglückliche Liebſchaft?“

Das hat Euch das Liedchen verrathen.

„Nicht wahr? Nun ſo ſetze dich zu mir ins Gras und erzähle! Ich bin zwar ein alter, abgekühlter Kerl, doch neues Leben glüht in meinen Adern, wenn ich von Liebe höre. Ach, ich hab' einſt auch geliebt und unglücklich geliebt!"* —

Sie ſetzten ſich unter den Schatten eines Baumes am Wege, und der Jüngling begann: Meine Geſchichte läßt ſich ſehr kurz faſſen. Der enge Zeitraum eines Monats umgränzt meine Freuden und Leiden.

„Deſto beſſer! Ich bin kein Freund von langem Senf. Nun, ſag' an, wer biſt du?"

Ein Student.

„Ei, da biſt du was rechts!"

Ein armer, vater- und mutterloſer Student, der aber ein reines, ſchuldloſes Herz und einen kleinen Schatz nützlicher Kenntniſſe von der hohen Schule zurückbringt. Ich wandte die Zeit, die von reichern Muſenſöhnen in Buhl- und Trinkhäuſern verſchwendet ward, wohl an, und verließ mit rühmlichen Zeugniſſen meines Fleißes und Wohlverhaltens und fünfzig baaren Thalern, die ich mir durch gegebenen Unterricht mühſam erworben hatte, vor einem Monat die Univerſität. Ich wanderte zu Fuß; mein Weg führte mich durch das nächſte Städtchen vor dem Walde; mit lechzender Zunge kam ich dort an. Ein goldener Engel, der vor einem ſtattlichen Hauſe ſchwebte, verſprach gute Bewirthung; aber freundlicher, als er, lockte mich der Anblick eines jungen, blühenden Mädchens, das, in blendendes Weiß gekleidet, an der Thür ſtand.

„Aha! nun kommen wir aufs rechte Kapitel."

---

* Darüber kann man, wenn man in der Folge mit dem Grünrock näher bekannt geworden iſt — Muſäus Volksmährchen nachleſen.

Ich näherte mich dem Hauſe: die holde Geſtalt lächelte mir ſittſam entgegen: ich grüßte hin, ſie grüßte her, und der Liebe Gefühl zuckte wie ein Wetterſtrahl durch mein ganzes Weſen. So geſtimmt, trat ich ins Haus und in die Wirthsſtube. Hier ſaß ein dicker Mann in einem ungeheuern Lehnſtuhle, wie ein König auf dem Thron; ſeine Hände ruhten gefaltet auf dem Gewölbe ſeines Bauches, und eben ſo träg, als bauernſtolz, rührt' er kein Glied. Ich neigte mich tief vor ihm: er griff aber nicht nach dem ſammtenen Käpplein, das ſeinen breiten, vollmondsartigen Mönchskopf bedeckte, ſondern ſchielte mich mit finſtern Seitenblicken an und brummte: Wer iſt Er?

„Als ob ich Balzern, den Grobian, hörte! Du haſt ihn wahr und trefflich geſchildert! Ich kenne den ſaubern Herrn Engelwirth und habe gelegentlich auch mit ihm eine Lanze zu brechen. Nun weiter!“

Der übermüthige Mann mißfiel mir unausſprechlich, und ich wäre ſtracks umgekehrt, um eine andere Herberge zu ſuchen, wenn mich nicht ſeine ſchöne Tochter gefeſſelt hätte. Sie war mir gefolgt. Ihr ſanfter Blick ſchien mich zu bedauern, zugleich aber auch für die Ungeſchliffenheit ihres Vaters um Nachſicht zu bitten. Ich konnte ſie dem lieben Kinde nicht verſagen, antwortete deßhalb dem unhöflichen Frager gemach und beſcheiden, und erwarb mir dadurch den Beſitz eines Dachſtübchens, das für mich drei Wochen lang der Himmel auf Erden war.

„Angenehme Beſuche?“

Getroffen! Ich ward bald mit Lorchen vertraut und fand ſie über allen Ausdruck bezaubernd. Ihr weiches, gefühlvolles Herz, ihr natürlicher Verſtand und ihre muntere Laune machten ſie mir ſo liebenswürdig, daß ich ihre körperliche Schönheit ganz darüber vergaß. Herr Balzer verſchlief, wie ein Murmelthier, den größten Theil des Tages; das waren unſere glücklichen Stunden, die wir der zärtlichſten und reinſten Liebe weihten. Dieß Goldringlein an meinem Finger gab mir Lorchen zum Unterpfand ewiger Treue. Aber ein Neidhart, der ſie liebte und deßhalb jeden ihrer Schritte belauerte, verrieth das Geheimniß unſers Umgangs dem Vater. Darum ſchnaubte der alte Bär eines Morgens mich an: Wie lange will der Herr hier hauſen? Da iſt Seine Rechnung. Bezahl' Er mich und zieh' Er Seine Straße!

„Mit Erlaubniß! So ganz Unrecht hatte Balzer dieß Mal doch nicht. Studentenliebſchaft iſt ein Unkraut, das jeder vernünftige Vater ausgätet, ſobald er's gewahr wird. Doch weiter! Die Rechnung war vermuthlich mit doppelter Kreide geſchrieben?“

Mit dreifacher; denn ſie überſtieg den Beſtand meines ganzen Vermögens, ſie betrug ſechzig Thaler, und ich hatte doch ſo ſparſam gelebt, daß ich kaum zwanzig verzehrt haben konnte.

„Verdammter Blutigel! Und du warſt doch nicht etwa ſo ein Narr, die unverſchämte Forderung zu bezahlen?“

Ganz vermocht' ich das nicht; aber ich zählte meine fünfzig Thaler auf den Tiſch und bat wegen des Reſtes um Nachſicht.

„Dummkopf!“

Aber er fuhr mich an: Was Nachſicht! was Nachſicht! Studenten haben bei mir keinen Kredit. Ich laſſe den Herrn nicht von hinnen, bis er mir den letzten Heller bezahlt!

„Ei nun, das konnteſt du allenfalls zufrieden ſeyn!“

Lieber Herr Balzer, ſprach ich, laßt ein gutes und ehrliches Wort mit Euch reden! Ich bin braver Leute Kind, hab' auf der hohen Schule mit allem Fleiß der Rechtswiſſenſchaft obgelegen, und denke bald, mit Gottes Hülfe, zu Brod und Ehren zu gelangen. Ich lieb' Eure Tochter — — Weiter ließ er mich nicht ſprechen, ſondern fiel mir heftig ins Wort: Schweig' Er ſtill! Steht dem Landläufer der Sinn ſo hoch, daß ihn die einzige Tochter eines reichen Bürgers und Gaſthofbeſitzers gelüſtet? Soll der Schwiegervater Ihn füttern, oder will Er Sein Weib mit Papierſpänen nähren und kleiden? — Er, Schulfuchs, wäre mir ein Eidam, wie ich ihn lange gewünſcht habe! Pack' Er ſich mit Seinen hohen Gedanken aus meinen vier Pfählen! — Nach dieſen und mehrern Schimpfworten ergriff er mich am Arm, ſchleuderte mich auf die Gaſſe und ſchlug die Thür hinter mir zu. Da ſtand ich im Schlafrock, von Straßenbuben verſpottet und hörte mein jammerndes Mädchen inwendig ſchelten und ſchlagen. O, es war ein Augenblick zum Verzweifeln! — Herr Balzer, rief ich durch's Schlüſſelloch, ſchont Euer Kind und gebt mir mein Reiſegepäck: ich will Euer Haus fliehen und meiden. — Jetzt ließen die Mißhandlungen des armen Mädchens nach, und ich hörte den Alten die Treppe hinaufkrächzen. Eine Weile nachher that er das Fenſter meines Dachſtübchens auf, warf mein Bündel herunter, und rief ſo laut und mit ſo ſchallendem Hohngelächter, daß man es zwanzig Häuſer weit vernahm: Da, Herr Student, ſind Seine Schätze! Die zehn Thaler, die Er mir noch ſchuldig iſt, will ich aus Mitleiden Ihm ſchenken. Nun troll' Er ſich aber fort aus der Stadt, und wenn Er nicht weiß wohin, ſo zieh' Er ins Rieſengebirge, laß Er ſich von dem närriſchen Kobold, dem Rübezahl, zu einem reichen Manne machen, und dann komm' Er wieder! —

„Sagt' er das? Nannt' er den Rübezahl wirklich einen närriſchen Kobold?“

In der That! und dieß Mal ſprach er noch mit ungewöhnlicher Schonung von dieſem Geiſte, der ſeinem plumpen Witz oft zur Scheibe dienen muß.

„So hab' ich ſchon von mehrern Reiſenden gehört. Immer ſoll Herr Balzer den Gebirgsherrn im Munde führen, immer ihn hohnnecken. Aber denk' an mich, er wird über lang oder kurz dafür auf den Schnabel geklopft werden!“ —

Indem der alte Jäger ſo ſprach, blickte der Student die Straße hinab, fuhr erſchrocken zuſammen, raffte ſich geſchwind vom Boden auf und rief ängſtlich: Seht, da kommt Balzer haſtig geſchritten und droht mir ſchon von fern mit ſeinem armsdicken ſpaniſchen Häſcherprügel!

Und näher kam der Wirth vom Engel,
Laut keuchend, wie ein Roß und ſchrie: „Du Galgenſchwengel,
Halt' an und gib im Augenblick
Der Tochter Liebespfand, den goldnen Ring, zurück!“ —

O mein armes Lorchen! ſeufzte der Student leiſe: Dieß Geſtändniß hat der Tyrann ihr abgefoltert!

„Mache dich nur ein wenig auf die Seite!“ ſagte der Forſtmann: „Schlüpfe tiefer ins Gebüſch und laß mich mit ihm ſprechen!“

Feigherzig eilte der Student,
Im Buſch ſich zu verſtecken:
Der alte Jäger ging behend,
Den Engelwirth zu necken.

„Wohin? wohin? Willkommen hier
Im Grünen, mein Herr Balzer!
Ihr ſeyd ſo heiß, als kämet Ihr
Von einem raſchen Walzer!“

Er ſtrich ihm freundlich Kinn und Ohr;
Da ſchoß mit Wetterſchnelle
Ein feuerrother Bart hervor
Von anderthalber Elle.

Der alte Zauberer verſchwand
Nach dieſem Meiſterſtreiche;
Der Gaſtwirth aber ſtarrt' und ſtand
Verblaßt, wie eine Leiche.

Ihm wurde bang und ſchauerlich
Vor ſchlimmern Geiſterlaunen;
Drum wollt' er heim, und ſtützte ſich
Recht derb auf ſeinen Braunen.

Doch unter ſeiner Fauſt Gewicht,
Bog ſich, wie Stroh, der Prügel,
Und Balzer drückte ſein Geſicht
Im Koth ab, wie ein Siegel.

Er warf mit Zittern ihn waldein,
Und floh mit raſchem Gange;
Bald aber wand ſich um ſein Bein
Der Stock, wie eine Schlange.

Das Unthier ziſchte, biß und ſtach,
Sobald ſich Balzer regte,
Bis es von ſelber ſich gemach
Ihm auf die Schulter legte.

Hier ruht's ein Weilchen aus; doch er
Zuckt kaum die Füße wieder,
Da quetſcht es rücklings felſenſchwer
Wie einen Froſch ihn nieder.

Es zwangt und dränget wunderlich
Beim Aufſtehn von der Erde
Gar zwiſchen ſeine Schenkel ſich,
Gleich einem Steckenpferde.

Es ſchäumt und bäumet unter ihm,
Und trägt ihn mit Gebrauſe
Und mit des Sturmwinds Ungeſtüm,
Schnell wie ein Pfeil nach Hauſe.

Es war die luſtigſte Poſſe von der Welt, als der alte, dicke Mann, gleich einem muthwilligen Knaben, auf einem Steckenroſſe davonſprengte; dem Zuſchauer im Gebüſch verging aber dennoch die Lachluſt. Er witterte jetzt unter der Hülle des Hexenmeiſters Grünrock den furchtbaren Gebirgsgeiſt, und bereuete deßhalb gar ſehr, daß er das ehrenrührige Liedlein geſungen und mit Seiner Hoheit mitunter etwas keck und burſchenhaft geſprochen hatte.

Auf Entſchuldigungen ſinnend, ſtand er noch in tiefen Gedanken, als er von hinten einen traulichen Schlag auf die Schulter empfing, und im Umſchauen den alten Jäger mit ſo kalten und gleichgültigen Mienen erblickte, als ob gar nichts vorgefallen ſey.

Der Muſenſohn zog bebend ſein großes Dreieck vom Kopfe, trat ehrerbietig zwei Schritte zurück und ſagte mit ſchwankender Stimme: „Hochgebietender Herr, verzeiht einem armen Schelm, der unwiſſend die Gnade hatte, mit dem mächtigen Beherrſcher des Rieſengebirges zu ſprechen — verzeiht ihm, wenn er's nicht ganz mit gebührender Ehrfurcht that! — Dieſe Huld werdet Ihr hoffentlich meiner Wenigkeit um ſo williger gewähren, da das Studentenvölklein, wie Euch wohl bekannt iſt, ſeit uralten Zeiten einen eiſernen Freibrief hat, daß ihm ein wenig Mangel an Lebensart von Hohen und Niedern vergeben wird." —

„Und das billig!" ſagte lächelnd der Gnom: „Warum ſollte man bei Euch Gelbſchnäbeln das rügen, was ſich ſelbſt Eure graubärtigen Kathedermänner nicht ſelten erlauben? Hab' ich doch oft bei meinen Reiſen auf der

Oberwelt mein blaues Wunder gehört, wie ſich die Hochgelahrten und Hochberühmten unter einander, und ſogar auf öffentlichem Zeitungsmarkte, gleich zänkiſchen Fiſchweibern, ſchimpfen. Doch das im Vorbeigehn! Was kümmert es mich? Du, junger Geſell, haſt von mir Pardon! Wo ich Schrot und Korn eines guten Herzens finde, da leg' ich nicht jedes Wort auf die Goldwage, ſondern laß' es hingehen, wenn auch der Mund bisweilen ein leichtes ausmünzt. Aber ein ſtrenger Wardein bin ich gegen bösartige Strotzer, die Jedem, den ſie überſehen zu können glauben, die groben Eiſenſchlacken ihres Uebermuths an den Kopf werfen. Patrone, wie Balzer, zu züchtigen, das iſt meine Luſt! Haſt du geſehen, wie ich vorhin in der Geſtalt ſeines Häſcherprügels ihn heim führte? So raſch iſt er zeitlebens nicht geritten! Und ſtand ihm der Bocksbart nicht gut? — Er mag ihn zum Andenken, daß er dich ſo unverſchämt mit der Rechnung geprellt hat, ein Weilchen tragen, und ſoll ihn nicht eher, als am Tage deiner Hochzeit mit Lorchen, wieder los werden.“

Ach, da wird er ihn wohl mit ins Grab nehmen! –

„Er müßte ſich innerhalb weniger Tage der Welt empfehlen, ſonſt nicht; denn ich verſpreche dir ſeine Tochter zum Weibe, bevor die Sonne von heut an zum achten Mal untergeht. Die nächſten ſieben Tage hab' ich andere Geſchäfte. Heg' und pflege dich indeſſen im nächſten Wirthshauſe, das du vor dir auf dieſer Straße findeſt; ich werde dich zu rechter Zeit und Stunde dort abholen.“ —

Der Student bedankte ſich für dieſes hohe Verſprechen, griff aber zugleich in ſeinen leeren Taſchen ängſtlich herum.

„Ich verſtehe dich!“ ſagte der Grünrock: „Du haſt kein Zehrgeld?“

So iſt es; Balzer hat mich bis auf den letzten Heller geplündert.

„Laß dir deßhalb nicht bange ſeyn! Ich werde für richtige Zahlung im Gaſthofe ſorgen. Unter welchem Namen fragt man nach dir?“

Wunibald iſt mein Name.

„Wunibald!“ wiederholte der Geiſt, und verſchwand.

Der Student zog frohen Muthes in die ihm angewieſene Herberge; doch war er auch bisweilen nicht ganz ohne Bekümmerniß, daß ihn ſein Schutzpatron vergeſſen und im Stich laſſen möchte.

Krank und betrübt hütete Balzer indeſſen das Bett. Als er ſich von den Strapatzen ſeines Steckenritts ein wenig erholt hatte, ließ er den Barbier des Orts, ſeinen vertrauten Freund und Gevatter, herbeirufen, erzählt' ihm unter vier Augen, wie er zu dem Wald am Kinn gekommen war, und bat flehentlich, ihn davon zu befreien.

Der vorſichtige Gevatter trug anfangs Bedenken, da zu ärnten, wo Rübezahl geſäet hatte; doch das Verſprechen eines reichlichen Lohns ſetzte ſeine Sichel in Bewegung. Aber er plagte ſich eine volle Stunde vergebens. Der häßliche Bart rauſchte überall, wo er ihn abmähte, dicht hinter der Klinge wieder in fuchsrothen Wellen hervor; alle Meſſer wurden ſtumpf und ſchartig, und den Barbier machte dieſe Danaidenarbeit am Ende ſo übel gelaunt, daß er plötzlich ſeinen Scheerbeutel zuſammenpackte und ihn haſtig unter den Arm warf.

„Keinen Strich weiter, Herr Gevatter!“ ſprach er mürriſch: „Soll ich wegen des verdammten Hexenbarts meine übrige Kundſchaft verſäumen? Wenn alle Scheermeſſer des Erdbodens gegen ihn zu Felde ziehen, ſie werden ihn nicht überwältigen, und denkt an mich, Ihr bleibt bis ins Grab einem Ziegenbock ähnlich, wenn Euch der nicht wieder entbartet, der Euch behert hat! Gehabt Euch wohl!“

So ſprach er, eilte fort und begehrte nicht die verheißene Vergeltung; denn er, ein leidenſchaftlicher Schwätzer, fand ſchon darin einen ſüßen Lohn, daß er die merkwürdige Bartneuigkeit der halben Stadt erzählen konnte.

Der Engelwirth verſteckt ſich wie ein Schmoller
Nun ſieben Tage lang in ſeinem Kämmerlein.
Jetzt ſprengt um Mitternacht ſo raſend, als ein Toller,
Ein Fremdling in die Stadt herein:
Er trägt ein rothes, goldbeſäumtes Koller
Und einen Federhelm mit blitzendem Geſtein;
Ein Silberhorn glänzt hell ihm an der Seite,
Und ſeine Stiefeln ſind von eines Faſſes Weite.

Er lenkt im Fluge, wie der Wind,
Sein Tiegerpferd zu Balzers Hauſe.
„Wo iſt der Wirth?“ fragt er geſchwind,
Und ſtürmet in des Schläfers Klauſe:
„Schickt morgen, wann der Tag beginnt,
In Küch' und Keller Euch zu einem Hochzeitſchmauſe:
Fegt Flur und Treppe, ſchmückt den Saal
Und ordnet drin ein königliches Mahl!“

Hm! ſpricht der Wirth: das iſt ſo eine Sache!
Wer zahlt am Ende mich dafür? —
„Seyd ohne Sorgen, alter Drache!“
Antwortet barſch der ſtattliche Kourier:
„Pah! gegen meinen Herrn, der unter Eurem Dache
Hochzeiten will, ſeyd Ihr ein armes Thier!“ —
Hohnlachend wirft ſodann der Kecke
Die Thür ins Schloß, und ſpringt auf ſeine Tiegerſchecke.

„Was ſoll ich thun?“ ſprach Herr Balzer zu ſich ſelbſt und ſchüttelte bedenklich den Kopf. „Wohlan, ich beſtelle mein Haus, wie es der trotzige Prahler verlangte; dem reichen Bräutigam will ich aber auch gewiß eine Rechnung vorlegen, die Händ und Füße haben ſoll!“

So entſchloſſen, weckt' er die Köchin, und befahl ihr, ſich mit dem Schlachtmeſſer zu rüſten. Die alte, eiſenherzige Meuchlerin überfiel ſofort das Lager der ſchlummernden Hühner, und mordete vor den Augen des jammernden Haushahns ſechs ſeiner geliebteſten Frauen. Dann ſtürzte ſich der Würgengel unter die Gänſe, und metzelte deren in der Blüthe des Lebens zwei oder drei. Enten und Tauben, Karpfen und Hechte folgten ihnen ins Todtenreich. Doch wir laſſen über dieſes Schlachtfeld den Verhang fallen und die Küchengeiſter hinter der Scene ſieden und braten, kochen und backen.

Jetzt, mit dem zwölften Glockenſchlag,
Iſt nett das bräutliche Gelag
Im Engelſaal bereitet;
Allein die Gäſte bleiben aus,
Und ängſtlich rennt der Wirth durch's Haus
Und fragt, was das bedeutet?

Er ſpäht und lauſchet auf der Flur,
Bis dumpf der Mund der Kirchthurmsuhr
Eins, Zwei und Drei verkündet.
Nun packt ihn der Verzweiflung Hand,
Und es iſt Glück, daß nicht geſpannt
Er gleich Piſtolen findet.

„Drei Stunden über Mittag ſchon!
Wie ſchmettert heut mich Unglücksſohn
Der Arm des Schickſals nieder!
Entvölkert iſt mein Hühnerſtall,
Und niemand zahlt! — Von dieſem Fall
Erheb' ich nie mich wieder!“ —

So klagt' er. Doch was tönte da?
Horch! klang nicht eines Horns Trarah
Und Peitſchenknall vom weiten?
Ein Jubelſchall für Balzers Ohr.
Er horcht und ſieht herauf vom Thor
Den Schneckenritter reiten.

„Willkommen, ſchön willkommen hier!
Doch ſagen Sie, mein Herr Kourier,
Wo Ihro Gnaden weilen?“ —
„Sie folgen auf dem Fuß mir nach,
Gebt mir ein ſtilles Ruhgemach;
Ich ritt heut hundert Meilen!“ —

Heut hundert Meilen? Toller Wind!
Denkt Balzer ſtill und führt geſchwind
Den Reiter in ein Zimmer.
„Puh!“ ächzte Dieſer: „Noch ein Paar
Dergleichen Rittchen, und, fürwahr!
Mein Leib zerfällt in Trümmer.

Ach, zöge wohl der Herr vom Haus
Gefällig mir die Stiefeln aus?
Kein Diener iſt vorhanden.“ —
Der ſtolze Wirth ſah ſcheel, doch bog
Er ſich herab, und zog und zog,
Bis Kraft und Athem ſchwanden.

Er zog und zog ohn' Unterlaß;
Allein das große Stiefelfaß
War wie an's Bein geſchmiedet.
Der Reiter rief: „Verdammter Streich!
Noch einen raſchen Zug, wenn's Euch
Nicht allzu ſehr ermüdet!

Braucht Löwenkraft! Doch, Freund, ſo Ihr
Nicht fallen wollt, erlaubet mir,
Daß ich am Bart Euch halte!“ —
„Nein, das verbitt' ich, Herr Patron!“
Rief Balzer wild, indem ſich ſchon
Hinein der Reiter krallte.

Wie raſend ſtürmt nun Jener drein,
Und reißt mit Zuck und Ruck das Bein
Im Stiefel ihm vom Leibe. —
Sein Bart bleibt, als er rücklings kracht,
In's Reiters Hand, der drüber lacht,
Als ob man Schwänke treibe.

Mit Schauder rafft der Wirth ſich auf,
Flieht nach der Thür, und wagt im Lauf
Noch ein Mal umzublicken:
Puff! donnert jetzt des Reiters Kopf,
Mit Federhelm und Zopf und Schopf,
Ihm auf den breiten Rücken.

Der Zieger ſchnaubt durch Stall und Haus;
Den Schornſtein ſieht man ihn hinaus
Auf Adlersflügeln ſchweben,
Und gräßlich ſpornt ihn durch die Luft
Der Ritter ohne Kopf und ruft:
„Ich wünſche wohl zu leben!“

Aber Balzer ſchien in den Armen des Todes zu liegen. Bevor er ſich wieder auf die Beine hilft, gewinnen wir indeſſen Zeit zu einem Abſtecher in Wunibalds Herberge.

Der arme Burſch befand ſich dort in einer bedenklichen Lage. Auf das Geheiß eines berüchtigten Erzſchalks, der ſchon ſo viele ſchadenfrohe Poſſen getrieben hatte, lebt' er in einem Wirthshauſe, ließ ſich nichts abgehen und hatte keinen rothen Heller in der Taſche. Wie ſoll das werden, wenn Rübezahl nichts weiter von ſich hören und ſehen läßt? — Dieſe Sorge hing ſich zentnerſchwer an die Flügel der Zeit, und jeder Tag ſchien ihm ein Jahr.

Als er ſchon eine Woche lang auf die wetterwendiſche Gnade ſeines hohen Gönners losgezehrt hatte, ſaß er eines Nachmittags im Gärtchen hinter dem Gaſthofe und beſchäftigte ſich mit der langweiligen Grillenjagd. Kopfhängend und die Arme in einander geflochten, ſah er ſtarr eine Kegelbahn entlang, und ſie gab ihm Stoff zu mancherlei Betrachtungen über die unſtäte Kugel des Glücks.

„Wollen wir ein Spielchen machen?“ rief jetzt plötzlich die Stimme eines Bauers, der unfern bei einem Bierkruge ſaß und ſo ſchnell und ſo unbemerkt in den Garten gekommen war, als ſey er aus der Erde geſtiegen.

So überraſcht, fuhr Wunibald ein wenig zuſammen, blickte den Leiſetreter — was ſonſt die Bauern in der Regel auf keine Weiſe ſind — mit großen Augen an, und fand ein ehrliches, offenes Landmannsgeſicht, mit dem wohl ein Zeitvertreib zu wagen geweſen wäre. Er empfand auch wirklich ein Lüſtchen dazu; aber eingedenk ſeines leeren Beutels, ſchlug er den Antrag aus.

„Ei, warum will der junge Herr nicht ein bißchen kegeln?“ ſagte der Bauer: „Es gibt nichts angenehmers zwiſchen Himmel und Erde! Eine kleine Zerſtreuung ſcheint Ihm auch nöthig und wir ſpielen nicht hoch. Unſer einer, der Jahr aus Jahr ein mit Steuern und Gaben nicht fertig wird, hat zwar kein Geld zu verſchleudern; aber Er gefällt mir, und es ſollte mich nicht ärgern, wenn ich an Ihn eine Hand voll Pfennige verſpielte.“ —

Wunibald blieb aus bekannter Urſache bei ſeiner Weigerung, und das nahm den Lobredner des Kegelſpiels ſehr Wunder.

„Ich weiß nicht, wie Er mir vorkommt!“ ſprach er treuherzig: „Hat Er etwa nichts Rundes bei der Hand? Ich will ihm ein Dutzend Pfennige vorſtrecken! Nicht, um Ihn zu bereichern, ſondern zur Befriedigung meiner Spielſucht; denn ich bin auf's Kegeln ſo begierig, daß ich die lieben Neune, nebſt Kugeln, immer bei mir führe, um allenfalls ſogleich, wenn ich einen Kompan finde, auf der Landſtraße loszurollen.“

Mit dieſen Worten ſchüttelte das Bäuerlein ſeine zierlich gearbeiteten neun Muſen aus einem Sacke und zählte das angebotene Darlehn auf.

Sie fingen an. Der Student ſpielte ſehr glücklich. Bald ſchlug er um den König herum alle ſeine Unterthanen nieder, bald ſtürzt' er ihn ſelbſt mit. Der Andre hingegen ſchoß entweder mitten durch die feindlichen Reihen, oder neben ihnen vorbei, und höchſtens gelang es ihm ein Mal, einen Flügelmann zu erlegen. So eroberte der tapfere Student in kurzer Zeit eine reiche Beute von kleiner Münze; aber ſein Geſellſchafter hielt nicht lange aus. „Der junge Herr kegelt wie der böſe Feind!“ rief er halb freundlich, halb launiſch. „Wie man eine Hand umkehrt, hab' ich meine ganze Baarſchaft verſpielt! — Weiß Er was, geb' Er mir mein Kapital zurück, nehm' Er dagegen dieſe Kugel von mir zum Andenken und leb' Er wohl!“

Raſch ſtrich er jetzt ſeine zwölf Pfennige ein, drückte dem Studenten eine Kugel in die Taſche, packte ſein übriges Spielgeräth zuſammen und eilte zum Garten hinaus.

„Ueber den wunderlichen Mann! — Was ſoll ich mit dieſer armſeligen Kugel anfangen? Ich wäre wohl ein Thor, wenn ich ein ſo ſchwerfälliges Andenken in der Welt herumſchleppte, da ich ſchon an mir und meinem Kummer genug zu tragen habe!“ — So ſprach Wunibald mit ſich ſelbſt, indem er in ſein Zimmer ging und die Kugel aus der Taſche zog, um ſie in einen Winkel zu werfen.

Als er ſie aber auf den Dielen hinrollte, gab es einen ſo melodiſchen Klang, daß er dadurch bewogen ward, ſie wieder zurück zu holen. Er hob ſie auf und war außer ſich vor Erſtaunen und Freude; denn, in Gold verwandelt, ſtrahlte ſie blendend ihm entgegen.

„Ha, das iſt dein Werk, mächtiger Berggeiſt!“ rief er, und küßte das köſtliche Geſchenk. Er bemerkte jetzt eine kleine Oeffnung, ſo groß wie ein Silberpfennig, aus der ein ſeidener Faden hervorragte. Als er ein wenig daran zog, quoll ein mit Gold und Perlen geſticktes Prachtkleid heraus; ein Degen mit diamantenem Gefäß drängte ſich nach, und ſo lag in fünf Minuten ein vollſtändiger Anzug vor ihm, mit dem er alle Fürſten, Grafen und Herren im Audienzſaale des Kaiſers überſtrahlt hätte. Er beſorgte jetzt bloß, daß der bergfürſtliche Hofſchneider, ohne Maaß und Augenſchein, nicht paſſend genug gearbeitet haben möchte; aber bei der Anprobe ſaß ihm alles, wie auf den Leib gegoſſen. Er zweifelte nun nicht mehr, daß es Rübezahls biederer Ernſt ſey, ihn triumphirend wieder in das Haus einzuführen, aus dem er acht Tage zuvor ſchimpflich verſtoßen wurde.

Um bei der verſprochenen Abholung nicht auf ſich warten zu laſſen, warf er ſich geſchwind in die neue glänzende Hülle und verwies ſein Studentenröckchen in denſelben Winkel, den er vorher der goldnen Kugel zum Verbannungsorte beſtimmt hatte. Da er aber mit manchem Lüftling, der in prächtigen Kleidern einherſtolziert und keinen Kreuzer in der Taſche hat, nicht gern im gleichen Falle ſeyn mochte, ſo griff er vorher nach ſeinem Spielgewinn, und ſieh da, die Pfennige waren Dukaten, von denen zwei hinreichten, die billige Forderung des Gaſtwirths zu befriedigen.

Und ſchnell, wie ein Gedanke, ſtand
Im Zimmer jetzt ein ſchöner Knabe,
Mit goldnem Läuferſchurz und einem blanken Stabe
Von Silber in der zarten Hand.

Ein Büſchel Schwanenfedern nickte
Vom Helm herab, als er ſich bückte.

Und ſittig ſprach der kleine Fant:
„Mein gnäd'ger Herr, der Wagen iſt beſpannt
Und wartet zu Befehl am Hauſe.“ —
„Gut!“ rief nach einer kleinen Pauſe
Der Muſenjünger ſtolz und kalt;
„Schon gut, mein Sohn, ich komme bald!“ —
Er wußte ſich in wenig Augenblicken,
Behend zur Faſſung angewandt,
Ins Herrenfach ſo fein zu ſchicken,
Als ſey er längſt damit bekannt;
Doch was man manchem Tropf ſieht glücken,
Gehört dazu wohl viel Verſtand? —

Das reichgeſchmückte Knäblein ſchnellte
Zur Thür hinaus im leichten Lauf,
Und unſer Muſenſöhnchen ſchwellte,
Gleich einem Blaſebalg, ſich auf.
(Das iſt denn ſo, um ſich zu zeigen,
Gelehrten jungen Wichten eigen.)
Er ſtrotzte dann, im Truthahnsſchritt
Der alten Spanier, hinab zum Wagentritt.

Hier war ein Getümmel von Lackeien, Huſaren und Heiducken in ſchimmernder Liverei. Sie umſchwärmten wie Bienen den ſtaunenden Wunibald, und hoben ihn in einen Wagen, der auf goldenen Rädern ruhte, und aus Kryſtall und Edelgeſteinen ſo zierlich zuſammengeſetzt war, daß er Rübezahls Geſchmack Ehre machte.

Ihn zogen acht Hengſte
Mit Saus und Braus
Und Donnergeraſſel
Zur Stadt hinaus,
Ueber Wieſen und Felder,
Durch Dörfer und Wälder
Vor Balzers Haus.

Dieſer ſprang von ſeinem Schmerzenslager auf, um den hohen Ankömmling zu empfangen.

„Guten Abend, Herr Wirth!“ rief Wunibald ihm entgegen.

Balzer erſchrack vor dem bekannten Ton dieſer Stimme. Er trat näher, bebte zurück, ſchlug die Hände über dem Kopfe zuſammen und ſchrie: Iſt's möglich? Herr Wunibald!

„So heiß' ich und bin Ihnen ſehr dafür verbunden, daß Sie mich vor acht Tagen aus Ihrem Hauſe geſtoßen und an den Gebirgsgeiſt gewieſen haben. Er hat mich, wie Sie ſehen, zu einem reichen Manne gemacht, und ich bediene mich nun Ihrer Erlaubniß, wieder zu kommen.“ —

Scham und Erſtaunen ließen den Engelwirth lange keine Worte finden. Endlich ſtottert' er mit gewaltſam erzwungenem Lächeln die Frage zuſammen: Sind Sie Der, welcher hier hochzeiten will, oder muß ich eines Andern warten? —

„Nein, ich bin's.“

Aber wo iſt Ihre Braut?

„Hier im Hauſe, wenn Sie's erlauben.“ —

Indem er ſo ſcherzte, ſtand Lorchen unfern
Und wagte ſich nicht an den ſtattlichen Herrn,
Er aber umfing ſie, und nannte ſie laut
Mit feuriger Herzlichkeit Liebchen und Braut.

Das Mädchen entzückte der bräutliche Kranz;
Allein ſie verſtummte vor Wunibalds Glanz.
Ein Auge ſprach zärtlich: Ich liebe dich treu!
Das andre bewachte den Vater mit Scheu.

Jetzt ſchmolz in dem Alten der eiſerne Sinn,
Er wandte ſich raſch zu den Liebenden hin:
„Recht, Kinder! Ich gebe mein Jawort dazu;
Doch laß mich nun auch der Gebirgsherr in Ruh!“ —

Während dieß vorging, waren Rübezahls Diener nicht müßig. Sie packten drei ſchwere Koffer ab, trugen ſie in den Gaſthof, überreichten Wunibalden die Schlüſſel, und verſchwanden dann plötzlich mit Roß und Wagen, ohne ſich nach einem Dank oder Trinkgeld umzuſehen.

Einer dieſer Koffer, mit der Aufſchrift: „Lorchens Ausſteuer,“ enthielt tauſend Thaler Nadelgeld und eine vollkommene Damengarderobe, vom Brautkleide an bis zur Nachthaube. Auch hatte der ſchalkhafte Geiſt einige feine Windeln, Kinderhemdchen und mehrere dergleichen Bedürfniſſe für die künftige Nachkommenſchaft beigelegt. Die übrigen zwei Koffer füllten ſechs große ſtraffe Geldſäcke, männliche Kleidungsſtücke und hundert verſchiedene Kleinigkeiten, die in der Wirthſchaft eines Gelehrten nützlich und unentbehrlich waren. Es befand ſich ſogar das damals in Schleſien übliche Geſetzbuch darunter, worin Rübezahl das Kapital von gewiſſenloſen Advokaten und Anwalten gezeichnet, und am Rande deſſelben einen Galgen,* nebſt einer daran baumelnden menſchlichen Figur gemalt hatte, die mit einem breiten, ſteifen Rocke, einer Knotenperücke, einem kleinen Degen an der Seite und einem Aktenbündel unter dem Arme — kurz, mit der zu jener Zeit gewöhnlichen Advokatentracht — ausgeſchmückt war. Nach dieſem Gemälde zu urtheilen, war Rübezahl ſolchen Herren nicht minder abhold, als es der Urheber einer Armenſtiftung in England geweſen ſeyn muß, der (nach dem Bericht eines Reiſenden) dürftige Wanderer zu ſpeiſen, eine Nacht zu beherbergen und ihnen einen Zehrpfennig auf den Weg zu geben verordnete, dieſe Wohlthat aber liederlichem Geſindel und Anwalden zu erzeigen, ausdrücklich unterſagte. —

Balzer war ſehr geſchäftig, Wunibalds Reichthümer auspacken zu helfen und rief mehrmals, ſich ſelbſt nachſpottend, mit freudigem Schmunzeln: „Nun ſind Sie mir doch ein Eidam, wie ich ihn lange gewünſcht habe!“ —

Aber plötzlich ward er nachdenkend und ſagte: „Was fangen wir an? Der Gebirgsfürſt hat in höchſter Perſon einen Hochzeitſchmaus beſtellt; doch heute ſchon den Pfarrer rufen zu laſſen, iſt wohl nicht möglich. Unterbleibt es aber, ſo ſeh' ich voraus, daß ich von dem geſtrengen Herrn deßhalb wieder tüchtig kaſteit werde.“ —

Machen Sie ſich darüber keine Sorgen! tröſtete Wunibald: der Geiſt iſt mit den Sitten und Gebräuchen der Oberwelt nicht genug bekannt; er würde ſonſt keinen ſo kurzen Trauungstermin beſtimmt haben. Ich ſtehe dafür, daß er vollkommen zufrieden iſt und Ihnen kein Leid zufügt, wenn wir nur heute das Verlobungsfeſt feiern. —

Das geſchah. Vier Wochen darauf folgte die Hochzeit, und neun Monate ſpäter ein ſchöner Knabe.

Als Wunibald mit der Wahl und Einladung der gewöhnlichen drei Pathen zu Stande war, ſchrieb er auch einen zierlichen Gevatterbrief an den Gebirgsherrn, eilte nach dem Walde und legte das Schreiben auf den Platz, wo er Rübezahls Bekanntſchaft gemacht hatte. Ein raſcher Windſtoß hob es von der Erde und trug es tief in den Forſt. Der Briefſteller lauerte vergebens auf eine Antwort; er ſah und hörte nichts. Doch am Taufſteine drängte ſich ein unſichtbares Weſen zwiſchen die Pathen, beantwortete die Fragen des Prieſters mit lauter Stimme, und beſchenkte die Wöchnerin und das Kind. Seitdem aber bekümmerte ſich Rübezahl um ſein Pathchen nicht weiter.

Wunibald war durch ſeinen Herrn Gevatter zwar in den Stand geſetzt, ohne Sorgen und Arbeit zu leben;

aber er verabſcheute das Handwerk der Tagediebe, unterzog ſich deßhalb Rechtsgeſchäften, und betrieb ſie ſo gewiſſenhaft und ehrlich, daß er das Schreckgerüſt in ſeinem Geſetzbuche ohne Zittern betrachten konnte. Nach Verlauf einiger Jahre ward er Rathsherr, dann Bürgermeiſter, mit einem Worte: die Krone des Städtleins. Liebe und häusliche Zufriedenheit, blühender Wohlſtand und Genuß allgemeiner Verehrung machten ſein Leben ſo ſüß und angenehm, daß er mit keinem Fürſten getauſcht hätte. Er ſtarb, von der ganzen Bürgerſchaft beklagt und beweint, in den Armen ſeines guten Weibes, als ein achtzigjähriger Greis, und die Blume des Nachruhms blühte mehrere Menſchenalter hindurch auf ſeinem Grabe.

IV.

Die Hand in der Mauer.

Vor einigen hundert Jahren ſah man in einem freundlichen Dörfchen am Rheinufer, als eben darin die Abendglocke tönte, zwei weibliche Pilgrimme einwandern. Sie ſchienen, nach ihrer Tracht und Sprache, aus einer fernen Gegend Deutſchlands zu kommen, nannten ſich Mutter und Tochter, und äußerten den Wunſch, eine ſtille Wohnung zu miethen. Man überließ ihnen eine kleine, von Fruchtbäumen umſchattete Hütte, die der bisherige Bewohner gegen das letzte dunkle Haus auf Erden vertauſcht hatte.

Hier lebten ſie ruhig und einſam, wie fromme Kloſterfrauen und beſchäftigten ſich mit künſtlicher Stickerei. Nur ſelten lockte ſie ein heiterer Sommerabend von dem Rahmen hinweg, um auf den nachbarlichen Fluren friſche Luft einzuathmen. Die gutherzigen Landleute freuten ſich immer, ſie zu ſehen; denn das Angeſicht der Mutter war einnehmend und ſanft, die Tochter war ſchön, wie ein Engel, und Beide betrugen ſich gegen jedermann beſcheiden und liebreich. Ihren vorigen Wohnort, Stand und Namen wußte man nicht, und niemand forſchte darnach.

Die Neugier ſtreckte nicht, um Kunde zu gewinnen,
Den langen Gänſehals empor,
Und ſchnatterte den Nachbarinnen
Vermuthungen und Fragen in das Ohr.

Die zwei Unbekannten waren nicht beſſer, als wohlhabende Bäuerinnen gekleidet; aber die Feinheit ihrer Geſtalt und Sitten ließ muthmaßen, daß ſie wohl von höherer Abkunft und in dem ländlichen Mieder nicht einheimiſch ſeyn möchten. Das Auge der Mutter ſchien von Kummer und Gram umwölkt; ihre Tochter, Roſalie, hingegen hatte noch ganz den leichten, ſpielenden Frohſinn eines Mädchens von ſechzehn Jahren.

Sie tändelt' in ſchattiger Laube
Mit einer ſchneeweißen Taube,
Sang manches fröhliche Lied,
Und hüpfte ſo ſchwebend dahin durch die Fluren,
Daß kaum der Teppich des Graſes die Spuren
Der zarten Füßchen verrieth.

Dieſe liebenswürdige Tochter der Natur ſchien von dem Beſitz ihrer Engelsgeſtalt kein Wort zu wiſſen, und weit und breit gaukelte kein geſchwätziger Geck, der es ſich zum Geſchäft machte, die Köpfchen der Weiber durch Schmeicheleien zu verdrehen. Eben ſo unbekannt war ſie mit den Ränken und Schwänken des loſen Knaben, deſſen Mutter ſie glich. Sie liebte bloß ihre Taube, die aber bald einen gefährlichen Nebenbuhler bekam.

Auf's Dorf herab vom Felſen ſah
Ein hohes Ritterſchloß
Gleich einem Fürſten lebte da
Der reiche Graf von Droß,
Mit Affen, Hunden, Papagein
Und Jägern, Köchen und Lackein.

Es war ein alter Isegrimm,
So ſtolz auf Gold und Rang,
Daß gern ſein Kopf mit Ungeſtüm
Durch alle Wände drang.
Er fuhr den armen Unterthan
Wildſchnaubend, wie ein Eber, an.

Zwar fällt der Apfel, wie man ſpricht,
Vom Stamme ſonſt nicht weit;
Doch hier beſtätigte ſich nicht
Der Spruch aus alter Zeit:
Denn Ferdinand, des Grafen Sohn,
War mild und ſanft, wie Flötenton.

Das Hurrah und Halloh der Jagd,
Des Becherſaals Gewühl,
Das Poltern gegen Knecht und Magd
Empörte ſein Gefühl.
Er ſchlich, um einſam ſich zu freun,
Oft aus der Burg zum ſtillen Hain.

Ihn grüßte hier, am Waſſerfall,
Der bunten Sänger Chor;
Das Wunderlied der Nachtigall
Bezauberte ſein Ohr;
Sein Herz ward weich, ſein Auge naß,
Ihm fehlt' — er wußte ſelbſt nicht, was.

Es iſt voraus zu ſehen, daß manche junge Herren, die vielleicht ſchon als zwölfjährige Knaben von dem Honigbecher der Liebe genippt haben, den unerfahrenen Jüngling, der ſeiner Sehnſucht keinen Namen zu geben wußte, verlachen werden. Dieß darf aber ſeinen Geſchichtſchreiber vom Bekenntniß der Wahrheit nicht abſchrecken. Er geſteht daher laut und frei, daß Ferdinand, der dem Schloßbarbier ſchon wacker zu ſchaffen machte, noch nie den Roſenmund eines Mädchens geküßt hatte.

Ihm mangelte freilich die Gelegenheit. Die einſame

Felſenburg war ſeine Welt. Er, der Sklav ſeines menſchenfeindlichen Vaters, durfte ſich nie ſo weit davon entfernen, daß er die Spitze des Thurms aus den Augen verlor. Der Alte war ſchon ſeit fünfzehn Jahren Wittwer, und ging ſeit dieſer Zeit bloß mit Weidmännern und Zechbrüdern um. Wenn er nun auch ein oder zwei Mal im Jahre das Licht ſeiner Pracht leuchten ließ vor der benachbarten Ritterſchaft, und ſie mit Weib und Kind zu einem glänzenden Gaſtmahl einlud, ſo erſchienen zwar Frauen und Fräulein in bunter Menge; es gelang ihnen aber ſammt und ſonders nicht, den ruhenden Herzenshammer des jungen Grafen in Bewegung zu ſetzen. An gutem Willen und thätigen Anſtalten gebrach es nicht. Der einzige Sohn des ſteinreichen Grafen von Droß war die vortheilhafteſte Partie im Lande; Mütter und Töchter ſtellten ihm daher mancherlei Netze. Er ſchritt aber ruhig darüber hinweg, und bemerkte kaum die Eroberungsverſuche dieſer Damen, die lieber eine ſchnarrende Leier, als den herzanfaſſenden Geſang ſeines Lieblingsvogels hörten. Ein Mädchen von Geiſt und Gefühl war ihm auf ſeiner Lebensbahn noch nicht begegnet.

Ahnungen, ſonſt nie empfunden,
Weckt' in ihm die Nachtigall;
Tage träumt' er hin wie Stunden
Bei dem ſüßen Liederſchall;
Doch nicht blos ihn ſanft zu rühren,
War das Amt der Sängerin;
Auch ein Herz nach ſeinem Sinn
Sollte ſie ans Herz ihm führen.

Ihre Zaubermelodein
Horcht' er einſt mit Wonnelauſchen.
Da begann ein leiſes Rauſchen
Durch den Laubengang im Hain;

Und er ſah, daß hinter Bäumen
Halb verſteckt ein Mädchen ſtand,
Das, erſchrocken, ohne Säumen,
Wie ein ſcheues Reh verſchwand.

Ferdinand, der kein Tauſendtheilchen der Keckheit und Zudringlichkeit beſaß, womit ein Ritter der heutigen Welt ein ähnliches Abenteuer beſtehen würde, ſah ſtarr dem Mädchen nach, und beſann ſich eine volle Minute, ob er den reizenden Flüchtling verfolgen wolle. Dann ſprang er aber raſch, wie von einem unſichtbaren Hebel emporgeſchnellt, von ſeinem Raſenſitz auf und eilte der Fliehenden nach. Ihr weißes Gewand, das durch die grüne Nacht des Waldes weit ſchimmerte, verrieth ihm den Weg ihres Rückzuges, und bald war er nur noch zwanzig Schritte von ihr entfernt.

Als ſie den Feind ſich ſo nah auf der Ferſe ſah, hemmte ſie plötzlich ihren keuchenden Lauf, und erwartete ſtehenden Fußes, mit abgewandtem Geſicht, ihren Verfolger. Dieſe Entſchloſſenheit brachte den Grafen außer Faſſung. Wie ein feigherziger Raufbold, der nur ſo lange den Helden ſpielt, als er vor ſich laufen ſieht, verlor er nun den Muth, einen Schritt weiter vorwärts zu thun. Mit brennenden Wangen ſchlug er den Blick zur Erde, ſchielte bisweilen unter den Augenbraunen hervor nach dem Mädchen hin, und zupfte vom nächſten Baume Blätter, die er, um dem Spielwerke ſeiner Zagheit den Schein eines abſichtlichen Geſchäfts zu geben, in die Taſche ſteckte. Das ſchöne Kind zog den Saum der Schürze durch die Hand und belauerte mit vorſichtigen Seitenblicken, was der junge Mann weiter beginnen werde. Er wankte nicht von der Stelle. Beide waren in der unbehaglichſten Verlegenheit, die mit jedem Augenblick ſtieg.

Roſalie — denn ſie war es — fand dieſen ſtummen Auftritt nach und nach unerträglich. Um ihn zu enden, ſetzte ſie ihren Weg mit bedächtigen Schritten fort. Der Blätterſammler, nun auf Ein Mal wieder herzhaft, folgte Tritt für Tritt, als ob ſie ihn wie eine Marionettenpuppe hinter ſich her am Drahte ziehe.

Da Roſalie bemerkte, daß ſie ſich von dem läſtigen Nachſchleicher auf dieſe Weiſe nicht befreite, kehrte ſie entſchloſſen um, ging ihm langſam entgegen, und ſagte mit der Unſchuld eines Kindes und mit einem ſanften, freundlichen Tone: „Mein Herr, Sie folgen mir Schritt für Schritt. Haben Sie mir etwas zu ſagen?“ —

Dieſe Frage brachte die Blödigkeit des Jünglings ſehr ins Gedränge. Er wäre gern ſchweigend davon gegangen, wenn er ſich nicht geſchämt hätte, vor einem Kinde zu laufen. Mit glühendem Geſicht hielt er alſo Stand und ſtammelte: Nein.

„Aber ich mußte das vermuthen;“ ſprach Roſalie lächelnd.

Ferdinand hatte nun Zeit gewonnen, ſeinen geflüchteten Muth aus allen Herzenswinkeln wieder zu ſammeln. Beſcheiden ſah er in die blauen Augen des holden Mädchens, und es war ihm wie ein Blick in den Himmel. Neue Gefühle drängten ſich in ſein Herz. Seine Schüchternheit verſchwand; Vertrauen trat an ihre Stelle. Er ergriff Roſaliens Hand und ſagte gutmüthig: „Verzeihen Sie mir, liebes Kind! Mein Betragen verdient Tadel; aber die Seltenheit einer ſo freundlichen Erſcheinung in dieſer Wildniß wird es entſchuldigen, daß mich der Wunſch, mit Ihnen bekannt zu werden, ein wenig über die Gränzen der Schicklichkeit führte. Darf ich mir, als ein gefälliges Zeichen, daß Sie mir vergeben, Ihren Namen erbitten?“

Sie fragen ſo verbindlich, antwortete das Mädchen, daß ich Ihnen wenigſtens meinen Taufnamen, Roſalie, nicht verſchweigen kann.

„Ein ſchöner Name!“ rief Ferdinand aus: „und ganz ungewöhnlich in dieſer Gegend, wo man nur Gertruden und Urſeln hört! Sie ſind alſo wahrſcheinlich hier fremd?“

Fremd und auch nicht. Ich wohne ſchon ſeit einem Jahre mit meiner Mutter im nächſten Dorfe.

„Iſt das möglich? Ich habe Sie ja noch niemals geſehn!“

Wir gehen wenig aus. Nur reiche Leute können immer luſtwandeln: doch wir müſſen uns an den Stuhl heften und mit der Nadel das tägliche Brod erwerben. Deſto ſüßer iſt aber auch ein ſeltenes Feierſtündchen in freier Luft. Erſt geſtern entdeckt' ich dieſes angenehme Gebüſch, und die Nachtigallen lockten mich, heute ſchon wieder zu kommen.

„Dafür bin ich den Nachtigallen ſehr verbunden. Sie, gutes Mädchen, lieben alſo auch dieſen rührenden Naturgeſang, der ſo tief ins Herz fühlender Menſchen dringt? Das macht Sie mir unausſprechlich lieb und werth! Unſere Seelen ſind durch gleiche Empfindungen verwandt; wir müſſen uns näher kennen lernen. Ich verſpreche mir von Ihrem Umgange die glücklichſten Stunden meines bisher freudenloſen Lebens.“

Sie möchten ſich ſehr täuſchen! Ich bin ein unwiſſendes Mädchen, das Ihnen mit unnützen Plaudereien die Zeit nicht vertreiben, ſondern verderben würde.

„O gewiß nicht! Die ungekünſtelten Töne der Natur und Unſchuld gelten mir mehr, als die trockene, herzloſe Weisheit der Gelehrten.“

Das muß ich Ihnen auf Ihr Wort glauben: denn prüfen kann ich Sie nicht. Meine Mutter und ich leben wie Nonnen; wir entſagten längſt aller Geſellſchaft. Ueberdieß ſtünden wir armen Leute zu tief unter Ihnen; denn Sie ſind vermuthlich von hohem Herkommen.

„Ach, leider iſt mein Vater ein Graf — der Graf von Droß!“

Wie? Sie ſeufzen darüber, daß Sie der Sohn des reichen Grafen ſind, dem das ſchöne Bergſchloß, unſer niedliches Dörfchen und beinahe das halbe Land gehört?

„Alle dieſe Herrlichkeiten möcht' ich dahin geben, um nicht reicher zu ſeyn, als Sie. Dann würden Sie vielleicht mit der Zeit — wenn Sie tiefer in mein Herz blickten — mir ein wenig gewogen; und jetzt — ach! jetzt wollen Sie mich fliehen!“ —

Roſalie ſuchte in der That ihre Hand aus der ſeinigen zu winden. Er widerſtand ein Weilchen mit ſanfter Gewalt, und ließ ſie dann los; aber ſie ſollte geloben, am folgenden Tage wieder ins Nachtigallenwäldchen zu kommen.

Darüber muß ich mit meiner Mutter ſprechen; war Roſaliens Antwort; denn ich erlaube mir hinter ihrem Rücken keinen Schritt aus dem Hauſe. —

Mit einem freundlichen Lebewohl eilte ſie nun wie geflügelt von dannen.

Ferdinand ſah ihr nach, bis der letzte Schimmer ihres Kleides verſchwand. Ihm war ſo wohl und weh ums Herz, daß er bald einen fröhlichen Sprung that, bald die Augen ſtill und ſtarr an den Boden heftete. Jetzt dämmerte der Abend; das Horn der Hirten rief die Heerden zum Stalle; die ſilberne Mondſichel glänzte ſchon hinter den Bergen: alles erinnerte ihn an den Heimweg. Es war ihm, als ob er aus dem Himmel in die Hölle wandern ſollte. Er ging langſam, wie der Bauer zum Frohndienſt, und ſtieß, in Wonnegedanken vertieft, mit der Stirn gegen die Bäume.

Als er ins Schloß zurück kam, ſchien des Vaters Polterton ihm doppelt rauh; denn Roſaliens Silberſtimme klang ihm noch in den Ohren. Das holde Bild des muntern Mädchens ſchwebte vor ſeinen Augen, bis er einſchlief, und ein ſchmeichelnder Traum unterhielt ihn mit dem Vorgeſchmack der Freuden des folgenden Tages.

Aber — die Träume! die Träume! —

Wie der Geiſterwelt neckende Zwerge
Verſprechen bald hier und bald dort
Die Lügner uns goldene Berge,
Und halten faſt nimmer ihr Wort.

Als Roſalie heim kam, war ihre Mutter nicht in der beſten Laune. Sie fragte faſt zürnend: „Mädchen, wo bleibſt du ſo lange?“

Roſalie, die bei keiner Gelegenheit die Wahrheit verſchwieg, beichtete jetzt auch Wort für Wort ihr Geſpräch mit dem Grafen.

Die Mutter horchte hoch auf. Ihre Miene ward immer ernſthafter, und verfinſterte ſich endlich ganz, als Roſalie den Wunſch des Grafen, ſie im Wäldchen wieder zu ſehen, mit Erröthen und ſchwankender Stimme bekannte. Mißbilligend ſchüttelte die Mutter den Kopf, und entſchied kurz und ſchnell: „Du gehſt nicht!“ —

So hatte denn der arme Ferdinand mit manchem Lotterieſpieler gleiches Schickſal: indem er ſich noch auf einen Hauptgewinn freute, war ſchon ſeine Niete gezogen.

Die Nacht verging und der halbe folgende Tag, und im Hauſe der Einſiedlerinnen war vom Grafen nicht weiter die Rede. Indeſſen machte doch Roſalie bisweilen von der Zollfreiheit der Gedanken Gebrauch; denn obgleich in ihrem Buſen das Gefühl der Liebe noch ſchlummerte, ſo war ſie doch dem Jüngling nicht abhold. Er war der Erſte, der ihr zärtliche Achtung bezeigte; und gegen Aeußerungen dieſer Art iſt auch das ſittſamſte Mädchen nicht unempfindlich.

Als die Hitze des Tages verkühlt war und die Zeit der Abendpromenaden herannahte, ſandte Roſalie einen ſtillen Seufzer ins Wäldchen, wo der Graf längſt mit Ungeduld ihr entgegen ſah.

Er zürnte heut der Nachtigall:
Sie ſollt' ihn nicht durch laute Triller ſtören,
In weiter Ferne ſchon den Schall
Des Fußtritts der Erwarteten zu hören.

Aber, wie ein ächter Sohn des Dichtergottes, unbekümmert um den Kaltſinn — mitunter wohl auch Haß und Verfolgung — ſeiner Zeitgenoſſen, ſein unſterbliches Lied ſingt: ſo wirbelten und trillerten die Waldſänger fort, ohne von dem Undankbaren (der ihnen nur dann ein geneigtes Ohr leihen wollte, wenn er auf kein Mädchen zu lauern hatte) Kunde zu nehmen. Sie kehrten ſich ſogar nicht daran, daß er zornig vom Raſen aufſprang und ihnen mit hochgeſchwungenem Taſchentuche Schweigen gebot.

Er lauſcht' und lauſchte
Mit ruhloſem Sinn.
Ein Blättchen rauſchte.
Schnell ſah er hin;
Doch immer kehrte ſein Blick
Getäuſcht zurück.

Da ſeufzt' er bange:
„Wo weilt ſie ſo lange?
Sie iſt mir nicht hold,
Sie ſcheuet den Grafen,
Sein Silber und Gold.

Ach, ſpielt' ich, von Schafen
Umringt, auf dem Rohr
Des Hirten ihr vor!
Sie gäbe den Tönen
Der Liebe Gehör;
Sie täuſchte mein Sehnen
Und Hoffen nicht mehr!“ —

So klagt' er, bis des Abends Dunkel
Ins Wäldchen drang,
Und Sterngefunkel
Ihn heimwärts zwang.

Die Beſchreibung dieſes traurigen Tages enthält Wort für Wort die Geſchichte zwanzig anderer, die vollkommen ihm glichen. Sobald die gräfliche Mittagstafel aufgehoben war, eilte der neue Jeremias in den Wald, ſang den tauben Bäumen ſein Klagelied, und ließ ſich von Mond und Sternen wieder nach Hauſe leuchten.

Endlich riß doch der Faden ſeiner beiſpielloſen Geduld Er beſchloß — was ein junger Feuerkopf an ſeiner Stelle neunzehn Tage früher gethan hätte — einen Gang ins Dorf zu wagen, um das ihm entſchwundene Mädchen dort aufzuſuchen.

Allein vor ihrem Kloſterzwinger
Weicht ſchier ſein neuer Muth der alten Schüchternheit.
Sein Herz klopft lauter, als ſein Finger,
Und ein „Herein!“ das jetzt mit ſanfter Freundlichkeit
Von innen tönt, erſchreckt beinah ihn nicht geringer,
Als wäre kaum drei Spannen weit
Ein Flammenpfeil vom ſchwarzen Himmelsbogen
Mit Donnerknall herabgeflogen.

Da ſich der furchtſame Klopfer, des einladenden freundlichen Zurufs ungeachtet, nicht ſogleich entſchließen konnte, die Thür zu öffnen, ſo that es Roſaliens Mutter. Sie empfing ihn mit ſichtbarer Verlegenheit, doch höflich. Roſalie zitterte ſchnell und mit hohem Erröthen von ihrem Stuhl empor, ſetzte ſich, nach einer flüchtigen Begrüßung, wieder eben ſo geſchwind, wandte dann weiter kein Auge von ihrer Stickerei und machte dennoch einen Fehlſtich nach dem andern. Eben ſo wenig wagte Ferdinand, ſie anzuſehen. Er ſchwebte gefährlich auf einer Ecke des ihm von der Mutter dargebotenen Seſſels, drehte ſeinen Hut wie ein Rad und ſtammelte: „Verzeihen Sie, daß ich Sie ſo überraſchte!“

Die Mutter kannte den Vogel zwar ſchon an ſeinen Federn, ſtellte ſich aber unwiſſend und fragte nach ſeinem Namen. Er nannte ſich. „Sie ſind alſo,“ fuhr ſie fort, „der Sohn des Herrn Grafen, in deſſen Gebiete wir wohnen. Haben Sie vielleicht einen Auftrag von ihm?“

Dieß verneinend, geſtand er treuherzig, daß er blos in der Abſicht gekommen ſey, ſich nach dem Befinden der ſchönen Roſalie zu erkundigen.

Die ehrliche Frau zwang ſich zu einem freundlichen Lächeln und las ihm den Text, auf den ſie ein wenig ſtudiert hatte, folgender Maaßen: „Der Herr Graf haben neulich mit meiner Tochter, bei einem zufälligen Zuſammentreffen, geſprochen und gewünſcht, ſie wieder zu ſehen; allein ich muß bekennen, daß ich ihr die Spaziergänge nach dem Wäldchen, wo ſie Ihre Bekanntſchaft machte, ſeitdem ausdrücklich unterſagt habe. Sie werden mir dieſes Verbot, in Erwägung der Gründe, die ich Ihnen ohne Rückhalt angeben will, nicht verübeln. Meine Tochter iſt arm; das einzige Gut, das ſie beſitzt, iſt ihre Tugend. Nun ſcheinen zwar Sie, Herr Graf, kein ſittenloſer Mädchenverführer; wer kann aber den Gedanken der Menſchen

Zügel anlegen? Wer kann ihnen verbieten, die unſchuldigſten Handlungen mit ſchwarzen Farben in die Läſterchronik zu zeichnen? Ein Mädchen, dem ſeine Ehre lieb iſt, muß deßhalb jeden Schritt, der aus der weiteſten Ferne durch falſche, liebloſe Deutung, einen Schatten darauf werfen könnte, ſorgſam vermeiden; denn der weibliche Ruf iſt ein kriſtallener Spiegel, den der leiſeſte Hauch der Verläumdung trübt. — Und aus vollen Backen würde ſie blaſen, wenn ſie den jungen, reichen Grafen von Droß und mein armes Kind ſelbander in einem einſamen Wäldchen erblickte.“ —

Dieſe moraliſche Abhandlung, die eine Frau in ländlicher Tracht mit der feinſten Artigkeit einer gebildeten Dame vortrug, ſetzte den Grafen in ſichtbares Erſtaunen. Er fühlte das Gewicht ihrer Gründe, und bekannte mit herzlicher Aufrichtigkeit, daß er ihren Geſinnungen beiſtimme, und deßhalb auf Roſaliens Geſellſchaft im Wäldchen keinen weitern Anſpruch mache. Aber ich hoffe, fügt' er hinzu, Sie werden mir die Erlaubniß ſparſamer Hausbeſuche nicht verſagen, da dieſe doch wohl unter den Augen einer ſo achtungswerthen Mutter keinen Stoff zu Mißdeutungen geben können.

„Wackern Leuten darf man ſeine Thür nicht verſchließen;“ war die Antwort der Mutter: „aber meine Bedenklichkeiten und deren Gründe ſind hier, wie dort geltend und anwendbar. Meine Gegenwart bei Ihren Beſuchen würde muthmaßlich in der Sache ſelbſt nichts ändern, als daß die Verläumdung auch mit mir ungerecht verführe, und mich zu den Rabenmüttern zählte, die bei den Ausſchweifungen ihrer Töchter aus ſchnöder Gewinnſucht durch die Finger ſehen. Wollen Sie uns wirklich wohl, Herr Graf, ſo ſchonen Sie unſern guten Ruf, in dem wir ſucht noch zu ſtehen glauben. Die Welt iſt nun einmal ſo ſchlimm geartet, daß oft die beſten und redlichſten Menſchen nicht auf die unſchuldigſte Weiſe mit einander umgehen dürfen, ohne dadurch eine Rotte hämiſcher Lauerer gegen ſich zu erregen.“ —

Ferdinand konnte zwar dieſer traurigen Wahrheit nicht widerſprechen, aber ſich dennoch auch nicht enthalten, der harten Forderung, die ſchöne Roſalie nimmer wieder zu ſehen, ſeine ganze Beredtſamkeit entgegen zu ſtellen. Nach einer langen Unterhandlung erhielt er endlich einen Freipaß auf einen kurzen Beſuch in jeder Woche. Da keine vortheilhafteren Bedingungen zu erlangen waren, ſo entſchloß er ſich zum höflichen Abzug. Roſalie blieb während der ganzen Scene ihrer ſtummen Rolle getreu, und machte kaum ein oder zwei Mal einen ſchüchternen Anfangsverſuch in dem Mienenſpiel der Liebe.

Doch los ward ihrer Zunge Band,
Sie plauderte, ſie ſcherzt' und lachte,
Als in der Folge Ferdinand
Gebrauch von ſeinem Freipaß machte.
Die Wachſamkeit der Mutter ſtand
Zwar immer zwiſchen dem Getändel
Wie eine feſte Scheidewand;
Allein wer kennt nicht Amors Händel?
Iſt er nur einmal bei der Hand,
So ſcheucht ihn keines Argus Lauern,
Er ſchwingt ſich über Wäll' und Mauern.

So gelang es denn auch der guten Mutter nicht, den Strom der zärtlichen Gefühle zu hemmen, der von Herz zu Herz ſich ergoß. Er übertrat zwar nie das Ufer der Sittlichkeit; aber die wackere Frau ſchwebte dennoch in der peinlichſten Unruhe und hatte manche ſchlafloſe Nacht.

Von bangen Ahnungen trauriger Folgen gequält, zitterte ſie immer vor Ferdinands Ankunft, ſo hoch ſie auch ſeine Beſcheidenheit und Herzensgüte ſchätzte. Sie machte mehrere Verſuche, die Liebenden zu trennen; ſie warnte den Grafen vor dem Zorne ſeines Vaters, wenn dieſer von ſeinen heimlichen Gängen Kundſchaft erhielte; doch alle Vorſtellungen blieben fruchtlos. War dieß auch ein Wunder? Kämpfte das Ehrenweib etwa gegen eine flüchtige Leidenſchaft, die ſich ſchon hier und dort überſatt und müde geſchwelgt hat und deßhalb oft mit leichter Mühe beſiegt wird? — War es nicht des Mädchens und des Jünglings erſte Liebe, die bald ſo tiefe Wurzeln ſchlägt wie eine hundertjährige Eiche, und allen Wettern und Stürmen trotzt? —

Einige Monate lang gingen zwar die Unglücksweiſſagungen der beſorgten Mutter, die ihr die wahren und einzigen prophetiſchen Geiſter, Verſtand und Welterfahrung, eingegeben hatten, nicht in Erfüllung; dann aber trafen ſie richtiger ein, als hundert andere Prophezeihungen der alten und neuen Zeit.

Indem das Mädchen und der Ritter
Sich ſonnten an der Liebe Strahl,
Zog rabenſchwarz ein Ungewitter
Vom Hochgebirg' herab ins Thal.

Dort oben in einer Felſenburg hauste, wie ſchon bekannt, unſers Ferdinands Vater.

Wir ſchwiegen gern von dieſem argen Wichte;
Allein er drängt ſich nun mit Macht in die Geſchichte.

Man hätte, ſtatt Excellenz, ihn billig Inſolenz betiteln ſollen, weil er gegen alle Menſchen, die das Schickſal tiefer als ihn geſtellt hatte, eine rauhe, gebieteriſche Sprache führte, und durch ein freundliches Wort ſeine Grafenwürde zu ſchänden glaubte. So hart und hoffärtig ſollte nun auch ſein Stammerbe ſeyn. Der ſanfte Ferdinand vermochte dieß aber nicht. Er war deßhalb ſeinem Vater verhaßt, und ward oft von ihm ein kriechender Leiſetreter geſcholten.

Nur mit Einem ſeiner Diener ſprach der ſtolze Murrkopf ſanftmüthig und bisweilen ſogar vertraulich. Dieſen Vorzug genoß Bendix, der Schloßpförtner, ein hämiſcher, von dem gräflichen Hofgeſinde und allen Unterthanen gefürchteter Menſch, der nur die Geſtalt eines Mannes, übrigens aber alle Eigenſchaften einer alten, boshaften Klätſcherin beſaß. Wie ein Spürhund zog er in der Gegend umher, und ſobald er eine Neuigkeit aufgetrieben hatte, raunt' er ſie ſeinem Herrn mit argliſtigen Gloſſen ins Ohr.

So bracht' er ihm denn auch eines Tages die Botſchaft, daß der junge Herr Graf ſich leider ſo wegwerfe, mit einer Dirne gemeinen Standes heimliche Buhlſchaft zu pflegen.

Darüber entſetzte ſich der Alte ſo ſehr, daß ihm ſein Tabaksrohr aus dem Munde fiel und der theure Meerſchaumkopf, der ihm beinahe lieber war, als ſein Sohn, in Stücke brach. Dieſer ihm unerſetzlich ſcheinende Verluſt ſeines Lieblings machte vollends ihn wüthend, und er ließ augenblicklich den Angeklagten rufen.

„Schandbube!“ ſprach er und ſchäumte vor Zorn:
„Du biſt mir im Aug' und im Herzen ein Dorn
Durch dein unadlich Beginnen!
Verworfener Buhler, was hör' ich von dir?
Laß ab von der Dirne! Sonſt bürg' ich dafür,
Sie ſoll nicht dem Kerker entrinnen!“ —

Ferdinand bat um einige Augenblicke ruhiges Gehör und ſuchte ſich dann, ohne die Beſchuldigung ſelbſt zu läugnen, ſo gut als möglich zu rechtfertigen. Von der mächtigen Liebe mit der Gabe ſiegender Beredtſamkeit ausgerüſtet, entwarf er von Roſalien eine vortheilhafte Schilderung und behauptete feſt und muthig, daß ſein geſitteter Umgang mit einem ſo edeln Mädchen ihn nicht entehre. „Die guten Leute,“ fuhr er fort, „ſind überdieß, nach ihren feinen Sitten zu urtheilen, gewiß nicht von gemeiner Herkunft. Ihre Lebensgeſchichte deckt ein geheimnißvoller Schleier, hinter den ich noch keinen Blick gewagt habe. Stammten ſie aber auch aus der niedrigſten Volksklaſſe, ſo ſind es dennoch Biederſeelen, die keine Verachtung, und noch weniger den Kerker verdienen. Ich bitte Sie, Vater, zürnen Sie nicht gegen dieſe ſchuldloſen Menſchen! Verſprechen Sie mir, bei Ihrer Ritterehre, ſie auf keine Weiſe zu drücken und zu verfolgen! Ich will dagegen angeloben, das Mädchen von nun an zu meiden.“ —

Dieſes raſche Gelübde war freilich nur ein flüchtig ergriffener Schild, um ſich und Roſalien vor der Hand gegen die väterlichen Zornpfeile zu decken; der Alte nahm es aber für vollen, gediegenen Ernſt, und gab deßhalb mit heimlicher Freude, weil er eine ſo ſchnelle Bekehrung ſeines Sohnes nicht erwartet hatte, das verlangte Ehrenwort. Aber er ſetzte drohend hinzu: „ich bin augenblicklich davon entbunden, ſobald ich den erſten Bruch deines Gelübdes erfahre!“ —

So war denn Ferdinand, ohne daß ſein Liebesglück ganz Schiffbruch litt, dem Sturme für dieß Mal entronnen und ſchmeichelte ſich mit der Hoffnung, daß er auch in der Folge, durch Klugheit und Behutſamkeit, allen Orkanen und Klippen ausweichen werde.

Um ſeinem Vater die angelobte Sinnesänderung glaublich zu machen, zwang er ſich, Roſalien nicht zu beſuchen, enthielt ſich der Wallfahrten zum Nachtigallenwäldchen, der Wiege ſeiner Liebe, und verließ überhaupt einige Tage lang das Schloß ſo wenig, als eine Schnecke ihr Haus. Dieſes gleißneriſche Mönchsleben war um ſo nothwendiger, da eben das Zipperlein den alten Grafen heimſuchte und ihm ſeine gewöhnlichen Jagdritte verbot.

Der überläſtige Gaſt wich endlich wieder; der Graf ließ ſatteln und trabte mit ſeinen Weidgeſellen in den Forſt. Kaum war der Roßhufe Donner auf der Zugbrücke verhallt, da huſchte das Mönchlein aus ſeiner einſamen Zelle, um in die Arme ſeiner geliebten Nonne zu fliegen.

Der Drang ſeines Herzens zog ihn ſo raſch fort, daß er kein Auge zurückwarf, und daher den lauerſamen Pförtner nicht bemerkte, der mit dem Gierblick des Habichts, der eine Taube verfolgt, hinter ihm her keuchte.

Der alte, ſteifbeinige Kundſchafter ſtürzte zwar mehrmals auf dem ſteilen Felſenpfade, der von der Burg hinab zum Dorfe führte; dennoch kam er zeitig genug, den ſchnellfüßigen Ferdinand in Roſaliens Wohnung ſchlüpfen zu ſehen. Mehr verlangte der Spion nicht zu wiſſen. Er wandte ſich nun geſchwind und rannte nach der Gegend, wo ſein Herr jagte.

Athemlos kam er dort an, als ſich eben der Graf auf einen Hügel gelagert hatte, um eine Flaſche zu leeren. „Ei, was bringt Meiſter Bendix, der Unglücksvogel?“ rief er, als er von fern ſeinen Getreuen erblickte. Jetzt ſtöhnte der Kundſchafter heran und entledigte ſich ſeines Giftes in einer kurzen Ohrenbeichte.

Vor Ingrimm verſtummt, ſpricht der Graf kein Wort,
Als dieß: „Zu Pferde! zu Pferde!“
Dann ſprengt er mit all ſeinen Reiſigen fort,
Und dampfend erzittert die Erde.

So ging's im geſtreckten Galopp dem Dorfe zu, und kein Schutzgeiſt der Liebe war ſo gefällig, dem trauten, ſorgloſen Pärchen ein Warnungszeichen zu geben.

Der ſchachmatte Pförtner, der den flüchtigen Roſſen zu Fuß nicht folgen konnte, mußte hinter einem Knappen aufſitzen, und zeigte ſchon von Weitem auf Roſaliens Hütte. Der Graf umſtellte ſie mit ſeiner Schaar wie eine Diebshöhle, und donnerte dann ſelbſt an das Pförtchen.

Die kleine, ruhige Geſellſchaft ſchauderte zuſammen. Die Mutter wankte hinaus und öffnete die Thür. Der Graf warf ihr einen verächtlichen Blick zu und polterte, bei ihr vorbeibrummend, ins nahe Gemach, wo Ferdinand und Roſalie ihm entgegenbebten.

Als er das todtenbleiche Mädchen eine ſtumme Minute lang mit durchbohrenden Blicken betrachtet hatte, riß er heftig ſeinen Sohn an's Fenſter und ſagte mit ſchnaubender Stimme: „Sprich, Ungerathener! haſt du mir nicht gelobt, dieſe Dirne zu meiden?“

Ferdinand ſchlug die Augen nieder und wagte kein Gegenwort.

„Du haſt deine Zuſage gebrochen! Der meinigen bin ich nun quitt und ledig. Höre mein Urtheil! Das Dirnchen wandert auf ein halbes Jahr in den Thurmkerker, dann mit der Mutter Kupplerin aus meinem Gebiet, und du, lockerer Burſch, büßeſt deinen Ungehorſam ſo lange, bis dieſes Geſindel über meine Gränze gebracht iſt, durch Gefangenſchaft auf deinem Zimmer!“ —

Die Beſtürzung der Verurtheilten war unbeſchreiblich.

Der muthloſe Ferdinand warf ſich ſeinem Vater zu Füßen, Mutter und Tochter ſchluchzten und rangen die Hände; aber ungerührt ſtieß der Tyrann aus dem Fenſter in ſein Jagdhorn, und die reiſigen Knechte eilten herbei. Sie riſſen auf ſeinen Befehl Roſalien aus den mütterlichen Armen und ſchleppten ſie ins Thurmgefängniß.

Mit einem Waſſerkrug und ſchwarzem Brod beladen,
Erſchien des Burgthors Cerberus:
„Hier bring' ich Faſtenkoſt, Ihr' Gnaden!
Sie ſchmecke, wie ein Grafenkuß!“ —
Das Mädchen ſchweigt bei dieſem ſchnöden Gruß.
Der Unſchuld Hochgefühl beſiegt in ihrem Herzen
Der ungerechten Kränkung Schmerzen,
Und Duldung iſt ihr ruhiger Entſchluß.

Sie ſendet nun Gedanken ſtiller Trauer
Zu dem geliebten Ferdinand;
Da ſpaltet plötzlich ſich die Mauer,
Und aus dem Riß hervor ragt eine zarte Hand.
Roſalien durchrieſelt zwar ein Schauer,
Ihr Herzensmuth hält aber Stand,
Und bald gelingt es ihr, den Schrecken nicht zu achten,
Und die Erſcheinung zu betrachten.

Die weiße Wunderhand, die Schwanenflügeln glich,
Sanft öffnete, ſanft ſchloß ſie ſich,
Als hätte ſie ein bittendes Verlangen.
Jetzt fühlt die Dulderin ſich ganz vom erſten, bangen
Erſtaunen frei, und denkt: es ſitzt wohl nachbarlich
Ein Unglückskind, wie du, gefangen,
Das, karg und kümmerlich genährt,
Aus deinen Händen Brod begehrt.

Und ſchnell brach ſie ihr Brod und legte
Das größte Stück in die geſpannte Hand,
Die ſanft, wie dankend, ſich bewegte
Und dann im Augenblick verſchwand;

Allein nach zwei Minuten regte
Sie leer ſich wieder aus der Wand,
Und ſchloß ſich auf und zu, als ob im Hungerdrange
Sie noch des Brodes mehr verlange.

Mitleidig ſtillet dieß Begehr
Roſalie mit ihrem letzten Brocken,
Und lieblich tönt es um ſie her,
Wie Saitenſpiel und Silberglocken.
Das fromme Mädchen horcht erſchrocken
Und ſieht die Wunderhand nicht mehr;
Doch bald kommt ſie zurück und wirft mit Dankgeberde
Ein Häuflein blankes Gold zur Erde.

Es waren hundert neue Goldmünzen von gleichem Gepräge. Roſalie beſah ſie nur von fern. Sie ſcheute ſich vor dieſer Gabe mehr, als vor der wunderbaren Geberin, und berührte deßhalb kein Stück.

Am folgenden Morgen ſtellte ſich Bendir (der neben ſeinem Pförtnerdienſt auch das Amt des Kerkermeiſters verſah) mit Waſſer und Brod wieder ein. Er öffnete ſchon den Mund, um die Gefangene nach der Weiſe des vorigen Tages zu höhnen; aber plötzlich ward er mit ſtieren Augen das Gold auf dem Steinpflaſter des Kerkers gewahr, und der Spottpfeil, den ſein ſchwarzes Herz auswerfen wollte, blieb zwiſchen den Lippen ihm ſtecken.

Er zog nun geſchwind andere Saiten auf, und ſprach, indem er nach den Münzen gleichſam liebäugelte, mit einer Art von Entzückung: „O, über das prächtige, ſchimmernde Gold! Potz tauſend, die ſchöne Jungfer iſt reich! Schämt Sie ſich aber nicht der Sünde, daß Sie eine ſo edle Gottesgabe verächtlich auf die Erde wirft?" —

Dieſer Reichthum iſt nicht mein; verſetzte Roſalie, und erzählte dann die ſonderbare Begebenheit dem verſteinerten

Pförtner. Sie ſchloß mit der Bitte, ſeinem Gebieter davon ſchleunige Meldung zu thun. Das ließ ſich Bendix nicht zwei Mal heißen.

Der Graf ſtutzte, daß es im Thurm ſpuken ſolle; denn bisher hatte man ſeit Menſchengedenken nicht die geringſte Geiſterſpur darin bemerkt. Uebrigens war ihm dieſe Nachricht nicht unlieb. Er dachte ſofort darauf, ſein ohnedieß ſchon blühendes Finanzweſen durch Renten aus der Unterwelt zum Schatz eines Moguls zu erheben. Die hundert Goldſtücke, ſprach er bei ſich ſelbſt, ſind zwar dir, als dem Thurmherrn, ohne Widerſpruch verfallen; das iſt aber eine Kleinigkeit, mit der du dich nicht begnügſt. Die Wunderhand ſoll dir bald mehr zollen! Da ſie einige Brocken ſchwarzes Kleienbrod ſo theuer bezahlte, wie freigebig wird ſie nicht ſeyn, wenn du köſtliches Backwerk ihr bieteſt!

Er ließ nun von ſeinem Zuckerbäcker eine ſilberne Schale mit Confekt füllen, begab ſich damit in den Thurm und befahl, Roſalien in ein anderes Gefängniß zu führen.

Indem Meiſter Bendix dieſen Befehl vollſtreckte, ſtahl er leiſe hinter dem Rücken des Grafen zwei Goldſtücke, deren Entwendung vermuthlich Roſalien zur Laſt fallen ſollte. Dieſes Rabenſtückchen bekam ihm aber ſehr übel; denn kaum war er zum Kerker hinaus, ſo begannen ſeine weiten Pluderhoſen, in die er den Raub verborgen hatte, wie ein Schornſtein zu rauchen, und auf ſeinem rechten Schenkel empfand er die Gluth eines wüthenden Feuers. Er ſprang vor Schmerz wie ein Ballettänzer, fuhr haſtig in die Taſche und zog mit verſengten Fingern zwei glühende Kohlen hervor. Raſch warf er ſie weg, und in dieſem Moment verwandelten ſie ſich wieder in Goldmünzen, die er aber unbetaſtet nun liegen ließ.

Graf Iſegrimm ſaß jetzt allein
Im Kerker auf der Lauer,
Und zeigte ſeine Leckerei'n
Der alten blinden Mauer.
So lockend er ſie aber zeigt,
So ſcheint der Geiſt doch nicht geneigt,
Der Näſchereien wegen
Die Schwanenhand zu regen.

Drob brummt der Graf: „Er läßt auch mich
Verzweifelt lange werben!
Will er vielleicht mit Backwerk ſich
Den Magen nicht verderben?
Wohlan, ich biete Brod zum Kauf!"
So grübelt er und ſpringet auf,
Um ſtracks mit Kleienbrocken
Den Eigenſinn zu locken.

Urplötzlich aber heult ein Sturm
Hin durch die Kerkerhalle;
Gleich einem Kegel wankt der Thurm,
Als hätt' er Luſt zum Falle;
Mit Donnerkrachen ſpringt die Wand,
Nur fehlt die zarte Schwanenhand:
Es zeigt an ihrem Platze
Sich eine Bärentatze.

„Puh!" ächzt der Graf: „Welch' plumper Gaſt!
Dir iſt wohl nicht zu trauen!" —
Sie aber ſtreckt und ſpreizt mit Haſt
Die fürchterlichen Klauen.
Er reicht von fern mit bangem Sinn
Ihr einen Mandelkuchen hin,
Den ſie ſo lieblich findet,
Daß ſie damit verſchwindet.

Nach zwei Minuten aber iſt
Die ungeheure Tatze
Mit gierigem Konfektgelüſt
Schon wieder auf dem Platze.

Von Augenblick zu Augenblick
Gibt ihr der Graf ein feines Stück,
Bis ſie ſo grob es treibet,
Daß nur noch Eins ihm bleibet.

Und auch nach dieſem ſtreben ſchon
Die unverſchämten Krallen;
Nun, denkt der Graf, wird bald zum Lohn
Ein goldner Regen fallen.
Er bringt den Reſt — Hu! wild geſpannt,
Erpackt die Tatze ſeine Hand,
Und groß beginnen Eulen
Ein Jubellied zu heulen.

Der Graf brüllt ſchreckbar, wie ein Leu
Und ſucht ſich loszuringen;
Doch läßt das Unthier ihn nicht frei
Aus ſeinen Eiſenſchlingen.
Pechſchwarze Nacht bedeckt den Tag,
Den Thurm zerſprengt ein Wetterſchlag,
Und Schwefelflammen ſpritzen
Hervor aus hundert Ritzen.

Jetzt überſchallet den Tumult
Vernehmlich eine Stimme:
„Ein edles Mädchen ohne Schuld
Verfolgteſt du mit Grimme!
Vermähl' es flugs mit deinem Sohn
Und langes Leben ſey dein Lohn!
Sonſt, Wüthrich, biſt du heute
Der Rachegeiſter Beute!“ —

Der unſichtbare Heirathsſtifter ſchien gut zu wiſſen, daß er mit einem harten Kopfe zu thun habe, und deßhalb ein ſo ſchreckbares Getümmel erregen müſſe, um das Jawort ihm abzupreſſen. Dieß ſtöhnte denn auch ohne langes Bedenken der gedemüthigte Graf heraus. Sogleich ließ ihn die Bärentatze los und verſchwand; die Nacht ward wieder Tag, der Thurm ſtand feſt und unzertrümmert; alles befand ſich in der alten Ordnung, und ſogar die blutigen Abdrücke der ſcharfen Klauen waren auf der Hand des Grafen nicht mehr ſichtbar.

Eilend ging er jetzt aus dem Kerker, begab ſich in ein Prachtzimmer des Schloſſes, ließ ſeinen Sohn, Roſalien und ihre Mutter dahin rufen und fügte, zu allgemeinem Erſtaunen, die Hände der Liebenden mit kurzen Worten zuſammen.

Ferdinand und Roſalie waren in einer ſo unbeſchreiblichen Entzückung, wie ſie etwa ein geheilter Blinder empfinden mag, der zum erſten Male, nach langer Trauer in einer ewigen Nacht, das erfreuliche Licht des Tages wieder erblickt. Des Mädchens Mutter hingegen wußte faſt nicht, ob ſie dieſe überraſchende Handlung des Grafen für Spott oder Ernſt halten ſollte. Doch ſein mattes, von allem Feuer verlaſſenes Auge und der ſchwache, gepreßte Ton ſeiner Stimme ließen ſie, nach genauerer Beobachtung, nicht länger befürchten, daß er jetzt zum Scherztreiben aufgelegt ſey. Sie wandte ſich daher freundlich zu ihm und ſprach: „Ich mag nicht unbeſcheiden fragen, was Sie, mein Herr Graf, zu dieſer unerwarteten Güte ſo plötzlich bewegt; aber um Ihnen die muthmaßliche Bitterkeit dieſes Entſchluſſes zu verſüßen und Sie mit uns zufriedener zu machen, will ich Ihnen die Geſchichte unſers traurigen Schickſals erzählen:

„Die ländliche Tracht, nach der Sie uns beurtheilten und behandelten, iſt eine Maske, deren Wahl uns nur die Noth aufdrang; denn wir ſtammen aus einem edlen ſächſiſchen Geſchlechte. Mein Gemahl, Ritter Burkhard, war anfangs ein guter Hausvater; aber bald machte ſein unruhiger Geiſt die ſtillen Mauern unſerer Burg ihm zu enge. Seine Leidenſchaft war der Krieg. Er befehdete rings herum ſeine Nachbarn. Sie verklagten ihn deßhalb bei dem Herzog; doch kein Verweis, keine Abmahnung vermochte den raſtloſen Friedensſtörer, die Waffen aus den Händen zu legen. Er verging ſich einſt ſogar in der Uebereilung mit heftigen Drohworten gegen ſeinen Fürſten, den dieſe Beleidigung ſo aufbrachte, daß er den unglücklichen Burkhard zu demüthigen beſchloß. Kurz darauf ward unſere Burg plötzlich von fürſtlichen Söldnern belagert. Burkhard raffte ſein Häuflein Knechte zuſammen und wehrte ſich tapfer; aber ſein Muth trieb ihn der Gefahr zu weit entgegen. Ein fürſtlicher Schütze traf ihn ins Herz und er ſtarb auf dem Walle. — Jetzt liefen die Belagerer Sturm. Sie erſtiegen die Mauern, ihr Schwert erſchlug, was ihnen aufſtieß, und endlich ſteckten ſie die Burg in Brand. Mir gelang es zwar, mit meiner Tochter, die damals ein dreijähriges Kind war, durch einen geheimen unterirdiſchen Gang zu entkommen; da wir aber all' unſere Habe verloren hatten, ſo blieb uns nichts übrig, als unſern Stand zu vergeſſen und das Vaterland zu verlaſſen, um in der Fremde, wo uns der Spott und die Verachtung ſchadenfroher Bekannten nicht kränken und beunruhigen konnte, von der Arbeit unſerer Hände zu leben. — Die Wahrheit dieſer Geſchichte kann ich mit unverwerflichen Zeugniſſen belegen; ich würde ſie aber bis in mein Grab verſchwiegen haben, wenn ich nicht gewünſcht hätte, meinem armen Kinde dadurch einen etwas höhern Werth in Ihren Augen zu gebem." —

Dieſen Zweck erreichte ſie. Der Graf umarmte mit Freuden Mutter und Tochter und betrug ſich überhaupt ſeit dieſem Tage gegen alle Menſchen ſanftmüthiger, als jemals. Das Geiſterverſprechen eines langen Lebens ging bei ihm in Erfüllung. Er küßte noch Enkel und Urenkel aus Ferdinands und Roſaliens wonnereicher Ehe, die weit umher die glücklichſte war.

V.

Der Jäger und die Nonne.

„Das Jägerhorn bringt gute Beut!“ war das Wahlſprüchlein eines Ritters im ſechzehnten Jahrhundert, den die Volksſage Hans von Hakelberg nennt. Er ließ es ſo oft von ſeinen Lippen erſchallen, daß es dadurch zu einer ſprichwörtlichen Redensart gebildet und nachher in der Kinderfibel verewiget ward. Das Jägerhorn galt ihm mehr als die Leier Apolls und die Trompete des Ruhms. Dieſe mochte der Welt und Nachwelt immerhin die Namen großer Männer verkündigen; er hielt ſie ſammt und ſonders gegen einen Meiſter auf dem Hiefhorn für unbedeutende Weſen. Der Jäger war ihm der erſte und wichtigſte Mann auf Erden.

Darin ging der Herr Ritter wohl ein wenig zu weit. Der brave, geſittete Forſtmann iſt allerdings — welcher verſtändige Menſch wird das läugnen? — ein nützlicher Weltbürger.

Sein Geſchäft, auf grünen Matten
Auszuſpähn des Wildes Spur,
Iſt ein alter, heil'ger Schatten
Von dem Urſtand der Natur.

Eh' man Ärzt' und Advokaten
Auf der Erden Bühne ſah,
Ehe Prieſter ſie betraten,
War ſchon längſt der Jäger da.

Er bekämpft den wilden Eber,
Der, des Landmanns Feind, bei Nacht
Aus den Fruchtgefilden Gräber
Seiner Ärntehoffnung macht;
Er erzieht die Eich' und Tanne
Für die Baukunſt und den Herd:
Dank dafür dem wackern Manne!
Er iſt hoher Achtung werth. —

Dieſen weidmänniſchen Verdienſtorden ertheilt aber die Geſchichte nicht dem Ritter Hans. Sie ſagt: er ſey zwar ein ganz guter Menſch, aber ein roher Jäger, und auf keine Weiſe darauf bedacht geweſen, durch ſein Lieblingsvergnügen Menſchenwohl zu befördern. Er habe vielmehr den wilden Schweinen ihre wüſte Wirthſchaft auf den Aeckern der Bauern gern erlaubt, und dieſe Feldräuber nur aus Mordluſt gehetzt.

Er ward aber ſelbſt von dem Herzensjäger, Amor, verfolgt.

Es lebte damals im Thüringer Land
Ein Fräulein, Urſel von Wolfſtein genannt.
Es war eine biedere Seele,
Und, wie ein Hirſch, geſund und gewandt;
Nur war ihre Stimme dafür bekannt,
Daß es an Wohllaut ihr fehle.
Sie tönte genau
So heiſer und rauh
Wie eine Nachtwächterkehle.

Nach Abrechnung dieſes kleinen Fehlers, war Urſel ein nettes Mädchen und ganz zur Gattin eines Nimrodsſohns geſchaffen. Sie beſaß alle Eigenſchaften einer Nymphe Dianens und gewann des Ritters Herz, als er ſie einsmals auf ihrem Jagdklepper wie einen Vogel durch den Wald fliegen ſah. Sein Ohr war ſeit langen Jahren durch Hundegeheul und Hiefhörner darauf vorbereitet, ihre Stimme nicht ſo unangenehm wie anderer Leute zu finden. Er verſprach ſich ſogar im ehelichen Leben mancherlei Vortheile davon, die er einsmals einem vertrauten Freunde folgender Maßen vorzählte: „Erſtens wird ſie mir,“ ſprach er, „nicht immer die Ohren müde klappern, wie die Damen zu thun pflegen, die ſich an der Muſik ihrer Lippen ergötzen; zweitens ſoll es ihr wohl niemals gelingen, mir ſo viel Geld zu Flitterſtaat abzukoſen, als andere girrende Turteltäubchen ihren Gatten entſchmeicheln; drittens kann ſie nicht durch Zaubergeſänge, wie eine Sirene, Buhler an ſich locken; und endlich viertens wird ſie mit ihrer donnernden Stimme das Hausgeſinde, wie ein Feldherr ſein Heer, kommandiren.“ —

Du haſt Recht, lieber Hakelberg! antwortete lächelnd ſein Freund: Aber wehe deinen Ohren, wenn ſie keift! Dann haſt du auch vierfach mehr, als andere Männer zu dulden.

„Darauf ſey es gewagt!“ rief Hakelberg, und war feſt entſchloſſen, das Fräulein zu ſeiner Gemahlin zu kieſen.

Urſel fand ihrer Seits an dem jungen, rüſtigen Manne nicht minder Behagen. Sie erklärten ſich mit altdeutſcher Offenherzigkeit ihre gegenſeitige Liebe; aber Urſels Eltern ſagten Nein, als ſie der Ritter von ihnen zum Weibe begehrte.

Der Grund dieſer abſchlägigen Antwort lag nicht in einem beſondern Mißfallen ſeiner Perſon. Jeder andere Freier hätte denſelben Beſcheid erhalten. Urſels Ausſteuer war der Stein des Anſtoßes. Die Arme kannte nie das Glück, ſich von ihren Eltern geliebt zu ſehen. Ein älterer Bruder war das von Beiden verzärtelte Schooßkind. Ihre Affenliebe für ihn war ohne Gränzen, und erzeugte Kaltſinn und Härte gegen ſeine Schweſter. Sie wünſchten oft, daß Urſel ſtürbe, um der Ausſteuer überhoben zu ſeyn, und die unzertrennte Summe ihres Vermögens dem Liebling zuwenden zu können.

Der Tod iſt aber kein Bandit, der ſich dazu dingen läßt, eine verhaßte Perſon aus dem Wege zu räumen. Die Rabeneltern halfen ſich nun durch den Beſchluß, ihre Tochter lebendig in einem Kloſter zu begraben.

Dieſes Vorhaben ſetzten ſie auch nach der Anwerbung des Ritters eilig ins Werk. Urſel ſchied ungern aus dem frohen Kreiſe der Menſchen. Sie zitterte vor dem finſtern Kloſter, dem ſchauervollen Grabe der Freiheit. Aber ſie hatte gegen die Grauſamkeit ihrer Eltern keinen Beſchützer; denn in den Zeiten des Fauſtrechts bändigte kein Geſetz die Gewalt tyranniſcher Väter. Sie konnten ihre Kinder wie leibeigene Sklaven behandeln.

So ward denn auch Urſel mitten in einer Nacht, ohne Gefühl für ihre Seufzer und Thränen, in einen Wagen geſtoßen und in ein fernes Kloſter geführt. Ein alter Diener (deſſen ſchon mehrmals geprüfte eiſerne Verſchwiegenheit ihn zu dieſem Geſchäfte ſehr brauchbar machte) war ihr Begleiter und Wächter auf der Reiſe. Außer ihm kannte niemand den Ort ihrer Verbannung.

Hakelberg hatte ſeit ſeiner zurückgewieſenen Ehewerbung mit dem Wolfſteinſchen Hauſe gegrollt und deſſen Schwelle nicht wieder betreten. Seiner Urſel blieb er zwar hold und treu; aber ſie weinte ſchon einige Wochen lang in ihrer düſtern Zelle, und er wußte noch kein Wort davon. Das arme Kind konnte ſo wenig, als die meiſten Ritter und Damen jener Zeit, einen Buchſtaben ſchreiben, und hatte keinen treuen Boten, um ihn zu dem Geliebten zu ſenden. So blieb ihm ihr Schickſal verborgen. Endlich erfuhr er zufällig, daß ſie ſich nicht mehr im väterlichen Hauſe befinde. Wo ſie aber ſey, konnte man ihm nicht ſagen.

Stracks warf er ſich auf ſeinen Gaul, um ihren Aufenthalt vom Vater ſelbſt zu erforſchen. Aber der ſteinherzige Alte gab ihm kurz und kalt zur Antwort: daß er ihm darüber keine Rechenſchaft ſchuldig ſey. Dabei blieb er und achtete weder Bitten noch Drohungen. Es entſtand ein heftiger Wortwechſel, der das ganze Haus in Aufruhr ſetzte. Wolfſteins Knechte ſtanden bereit, ihren Herrn im Nothfall zu vertheidigen. Hakelberg bahnte ſich, mit dem Schwert in der Hand, einen Weg durch den gedrängten Haufen und eilte die Burgſtiegen hinab.

Unten am Thore ſtand, ſchüchtern und ängſtlich in einen Winkel geſchmiegt, eine junge Dirne, die dem Fräulein mit der herzlichſten Zuneigung ergeben war. Zitternd vor der Gefahr, hier entdeckt und von ihrer Herrſchaft deßhalb gemißhandelt zu werden, harrte ſie auf den Ritter und flüſterte ihm, indem er ſein Roß beſtieg, leiſe zu: „Euer armes Fräulein, edler Herr, weint in einem Kloſter. Ich weiß es nicht, es ahnet mir nur. Sucht ſie auf! Aber — ich beſchwer' Euch bei der heiligen Jungfrau! — verrathet mich nicht!" —

Der Ritter freute ſich über dieſen Wink, wie dem Wanderer im Dunkel der Nacht der ſchwächſte Lichtſtrahl willkommen iſt. Er wollte die gutherzige Dirne mit einem Geſchenke belohnen; aber ſie entfloh, indem er es anbot.

Er machte nun unverzüglich, mit immer offenem Seckel, eine Entdeckungsreiſe von Kloſter zu Kloſter. Durch Beſtechung der Thorwächter gelang es ihm endlich, Urſels Kerker zu finden. Er bahnte ſich, durch den Vorwand naher Verwandtſchaft, den Weg ins Sprachzimmer, und die betrübte Nonne erſchien am Gitter.

„O, lieber Hans!“ rief ſie gerührt:
„Hat dich ein Engel hergeführt?
So biſt du noch mein Freund?
Ich habe viel bei Tag und Nacht
In meiner Zell' an dich gedacht,
Und viel um dich geweint.“ —

Er ſprach: „Mein Kind, was hilft dein Schmerz?
Ach, deiner Rabeneltern Herz
Iſt hart wie Kieſelſtein!
Doch, da nicht ſanfte Bitte galt,
So tret' ſtürmende Gewalt
An ihren Platz nun ein!

Macht kämpfe trotzend gegen Macht!
Wie Räuber ſchleppten ſie bei Nacht
Dich in dieß finſtre Haus;
Drum führ' ich wieder ohne Scheu,
Bei Nacht und Nebel frank und frei,
Mein Liebchen, dich heraus.

Wir ziehen in ein fernes Land,
Und bauen, ſtill und unbekannt,
Den Garten und das Feld.
Warum hier dulden Druck und Qual?
Der Sonne milder Lebensſtrahl
Erquickt die ganze Welt.“ —

Urſel willigte mit Freuden in ihre Entführung, und Hakelberg gelobte mit Mund und Hand, ſie vor Ablauf eines Monats (denn ſo lange nahm er ſich zu den Anſtalten Zeit) in Freiheit zu ſetzen. „Bis dahin, liebe

Urſel,“ ſprach er, „habe Geduld und ſtelle dich heiter und froh, um die ſchlauen Kloſterkatzen zu täuſchen. Nimm ein ſo zufriedenes Weſen an, als ob dir das Leben in dieſem Jungfernzwinger nun herrlich gefalle. Verrichte, was dir obliegt, munter und fleißig! So wird man ſicher, hält nicht mehr für nöthig, dich genau zu beobachten, und unſer Vorhaben gelingt. Nächſtens komm' ich wieder, und beſtimme dir Tag und Stunde der Ausführung.“ —

Nach dieſer Abrede ſchied Hans, und Urſel befolgte pünktlich ſeinen Rath. Sie hatte ſich bisher in Ausübung ihrer Kloſterpflichten etwas ſäumig bewieſen, und beſonders ihre Stimme, deren Unlieblichkeit ihr ſelbſt bekannt war, bei den Chorgeſängen geſchont. Nun that ſie das Gegentheil; ſie überſchrie die ganze Verſammlung. Da ſie aber von den Regeln der Singekunſt ſo wenig, als ein Blinder von der Malerei verſtand, ſo brachte ſie oft durch ihre falſchen Eulentöne die frommen Nachtigallen ſo ganz aus dem Takt und der Melodie, daß eine babyloniſche Verwirrung entſtand, und der Geſang wieder von vorn angefangen werden mußte. Die loſen Nonnen rächten ſich bald für das Ohrenweh, das Urſel ihnen täglich verurſachte. Sie verglichen ihre gällende Stimme mit dem Klange des Nachtwächterhorns und gaben ihr deßhalb den Spottnamen: „Tut-Urſel.“ —

Indeſſen war der Ritter mit den Entführungsanſtalten unermüdet beſchäftigt. Verkleidet umſchlich er oft die Mauern des Kloſters, um die beſte Gelegenheit zu erforſchen; aber er ſorgte nicht für Strickleitern oder Diebsſchlüſſel, ſondern verließ ſich auf den unfehlbaren Dietrich in ſeinem Geldnetze. Doch als er mit ſeinem Plane ſchon ziemlich zu Stande gekommen war, erhielt ſeine Thätigkeit eine andere Richtung.

Dieß bewirkte folgender Traum: Ein wildes, hauendes Schwein, ein Rieſe ſeines Geſchlechts, forderte wüthend zum Streit ihn heraus. Er nahm ihn an: aber nach einem ſchrecklichen Gefechte entſchied ſich der Sieg für den Eber; und er, der Beſiegte, ſank blutend auf dem Kampfplatze nieder.

„Zum Glück nur ein Traum!“ rief er aus, indem er ängſtlich erwachte. Aber er nahm es dem Traumgott ſehr übel, daß er ihn, den noch unbeſiegten Jagd-Alexander, von einem Eber überwinden ließ. Das ging ihm gewaltig im Kopfe herum. Er bemühte ſich zwar oft, den nächtlichen Kampf zu vergeſſen; doch es war ihm, wunderbarer Weiſe, nicht möglich. Immer drang ſich der verhaßte Gedanke ſeiner Seele wieder auf. Eine ungewöhnlich bange Unruhe, die keiner Vorſtellung wich, trieb ihn einige Tage lang von einem Orte zum andern, und endlich auf die Jagd in den Harzwald.

Er führte ſonſt auf den bebüſchten Höhen
Nur leichten Krieg mit Hirſchen oder Rehen;
Doch dießmal war von ſeiner tapfern Hand
Ein Abenteuer zu beſtehen,
Wie er noch keins auf ſeinen Zügen fand:
Denn, als er kurze Zeit hier auf der Lauer ſtand,
Ließ ſich das Ungeheuer ſehen,
Das jüngſt im Traum ihn überwand.

Es ſtürzte mit des Sturmwinds Schnauben
So rieſengroß, wie kaum die Augen wollten glauben,
Aus ſeinem Lager in dem Moor.
Sein Rachen ſchien ein offnes Höllenthor,
Und ſeine ſcharfen Hauer ſtreckten
Wie lange Schwerter ſich ſo fürchterlich hervor,
Daß Hans, den ſonſt Gefahren nicht erſchreckten,
Beinah darob den Muth verlor.

Er hetzte, ſchnell ermannt, die Hunde
Mit Huſſah! weidlich an, und ſtieß
Hin nach des Ebers weitem Schlunde
Mit Herkuls Kraft den Jägerſpieß.
Ausweichend aber ſchlägt das Unthier in die Runde
Mit ſeines Rüßels Mordgewehr,
Haut jedem Kläffer eine Wunde,
Und ſtreuet ſo die Kuppel weit umher.

Die Borſten fangen an wie Lanzen aufzuſtreben,
Dem Schlund entſtrömt ein heißer Dampf,
Und ſo beginnt auf Tod und Leben
Nun mit dem Ritter ſelbſt der Kampf.
Er rennt dem Ungethüm ſein ſcharf geſpitztes Eiſen
Beherzt entgegen, wo es naht,
Doch wundenfrei umſchnaubt's in Kreiſen
Ihn ſprühend wie ein Feuerrad.

So ſucht es, ohne ſich den Tod am Spieß zu kauen,
Den unerſchrocknen Rittersmann,
Der ſchier ſich nicht mehr ſchützen kann,
Den Lebensfaden zu zerhauen.
Allein gewandter iſt der kunſterfahrne Held:
Er bohrt zuletzt den Speer ſo tief ihm in den Rachen,
Daß es, vom jähen Tod ergriffen, ſtöhnend fällt,
Und rings umher die Hügel krachen.

Jetzt ſchwelgend in dem Vollgenuß
Des Sieges, nach verflognem Schauer,
Stößt er im frohen Grimm die blutbeſtrömten Hauer
Des todten Feindes mit dem Fuß,
Und triumphirt mit wildem Lachen:
„Du ſiegteſt einſt im Traum! Doch was vermagſt du nun?
Dein ewig feſt geſchloßner Höllenrachen
Soll mir hinfort wohl nichts mehr thun!“ —

Doch das geſchah. Der Ritter ſtieß mit einer ſo ungeſtümen Kraft, daß der größte Hauzahn ſeinen Stiefel durchſchnitt und ihm tief in den Fuß eindrang.

„Sieh, ſieh!“ ſagte Hans zu ſich ſelbſt: „Das war eine gerechte Strafe für deinen unnützen und unedlen Kampf gegen einen beſiegten Feind!“ —

Die Wunde ſchien ihm übrigens unbedeutend, obgleich das Blut wie ein Strom herausquoll und der Fuß zu ſchwellen anfing. Der ſtandhafte Nimrod, der ſeinen Körper für unzerſtörbar hielt, wollte ſogar den Wald noch weiter durchſtreifen, und hinkte wirklich ſchon einige hundert Schritte vom Platze; doch hier warf ihn der übermächtige Schmerz zu Boden und zwang ihn zu einem Ruf nach Hülfe. Ein Bauer eilte herbei und hob ihn auf ſeinen Wagen; aber mit jedem Augenblick entflammte die Wunde ſich mehr.

Der Kranke fühlte nun wohl, daß er ohne längern Verzug für ſeine Heilung ſorgen müſſe, wenn er ſeine Heimath lebendig erreichen wolle. Er ließ ſich deßhalb in ein am Wege liegendes Hoſpital führen. Hier ward er zwar bald verbunden, aber von der plumpen Hand eines unwiſſenden Quackſalbers, der dem zerſtörenden Brande, der ſchon an der Wunde zu wüthen anfing, keine Gränzen zu ſetzen verſtand. Nach drei martervollen Tagen ging der weiſſagende Traum des unglücklichen Ritters in Erfüllung. Er ſtarb im Hoſpital. —

Das Gerücht von ſeinem traurigen Ende durchlief zwar ſchnell die ganze Gegend, drang aber nicht bis in die Zelle ſeiner Geliebten, die jeden Morgen mit der Hoffnung, daß ihr Hans dieſen Tag kommen und ſie erlöſen werde, fröhlich erwachte. Doch bald erhielt die Aebtiſſin aus der nächſten Stadt Briefe, worin ihr, unter andern Tagesgeſchichten, der ſeltſame Tod des Ritters gemeldet ward. Sie war gewohnt, dergleichen Neuigkeiten den

Kloſterſchweſtern mitzutheilen, und las ſie auch diesmal ihnen vor.

Bei Hakelbergs Namen ward Urſel plötzlich roth; und als die Aebtiſſin im Leſen fortfuhr, ſchauderte das unglückliche Mädchen heftig zuſammen und ſank bleich wie ein Gypsbild vom Seſſel.

Die ganze Schweſterſchaft ſtürzte mit Schrecken über ſie hin. Zwanzig Stimmen fragten zugleich, was ihr fehle. Aber in ſtarrer Ohnmacht einer Todten ähnlich, konnte ſie nicht antworten.

Sie ward zu Bett gebracht und lag einige Stunden in ſtummer Betäubung. Als ſie den Mund wieder öffnete, ſprach ſie irre, ſtieß mit Widerwillen Trank und Speiſe von ſich, und wenn man ihr Arzenei bot, begann ſie zu raſen. In ſtetem Wahnſinn verlebte ſie ſechs Tage. Jetzt kehrte plötzlich ihr Verſtand zurück. Sie kannte die Umſtehenden, ſprach einige Augenblicke vollkommen vernünftig mit ihnen, und verlangte dringend aus dem Bette zum Fenſter. Man führte ſie hin. Sie blickte ſtill und ſtarr in die Wolken und fing an ſanft zu lächeln. In dieſer Stellung blieb ſie einige Minuten. Dann ſtreckte ſie die Arme hoch empor, rief: „Hakelberg!“ und ſank ſterbend zuſammen. — Alle Kloſterſchweſtern waren beſtürzt, und beweinten den jammervollen Tod des guten, argloſen Mädchens.

Wie aber ein bekannter Seelenforſcher behauptet, ſoll der Menſch im Ganzen (rühmliche Ausnahmen abgerechnet) ein ſo eigennütziges Geſchöpf ſeyn, daß ihm bei jedem Ereigniß, ſelbſt bei den traurigſten Begebenheiten, irgend ein für ihn daraus erwachſendes Vortheilchen ſogleich in die Gedanken ſpringe. So hart und lieblos dieß klingt, ſo war es doch wenigſtens hier der Fall: denn in demſelben Moment, da die Nonnen Urſels Hinſcheiden beklagten, freuten ſie ſich zugleich, von der Ohrenfolter ihres Geſangs künftig befreit zu ſeyn. Doch was geſchah?

Nach Urſels Todtenfeier war
Sie von der ganzen Kloſterſchaar
Am zweiten Tage ſchon vergeſſen,
Als hätte man ſie nie gekannt;
Ihr Name ward in Seelenmeſſen
Nur noch gedankenlos genannt;
Doch man gewahrte bald, daß ſie in ihrem Grabe
Nicht Ruh' und Raſt wie andre Schläfer habe.

Sie ſtieg um Mitternacht empor,
Schlich in den öden Kloſtergängen,
Und nahm zum Zeitvertreib ſich vor,
Den Leutchen, deren zartes Ohr
Einſt ſo beleidigt ward von ihren Chorgeſängen,
Das Herz ein wenig einzuengen,
Weil ſie frohlockten, daß der Tod,
Der Haſſer jedes Lauts, zu ſchweigen ihr gebot.

Sie ſchlüpfte durch die Kirchenpforte,
Da noch das Kloſtervölkchen ſchlief,
Und harrte ſchweigend hier an einem dunkeln Orte,
Bis das Geläut des Thurms zur Morgenandacht rief.
Jetzt hörte ſie das Lied der Nonnen lieblich hallen,
Und ſäumte nicht, mit gällendem Geſchrei,
Dem Horn des Wächters gleich, in ihre Melodei
Aus allen Kräften einzufallen.

Im Nu, wie ein Gewitterſtrahl
Vom Himmel ſchießt, verſtummte der Choral.
Die Nonnen ſtanden, gleich den Bildern in den Blenden
Der Kirche, ſtarr und todtenfahl,
Und Allen fiel das Pſalmbuch aus den Händen.
Bei dieſem Probeſchreck ließ Urſel es bewenden,
Und den Geſang, der noch einmal
Jetzt angefangen ward, ganz ungeſtört vollenden.

Am nächſten Morgen dünkt ein Dornenweg der Gang
Zur Kirche den geſammten Nonnen.
Sie folgen der Aebtiſſin nur mit Zwang,
Und furchtſam wird das Lied begonnen.
Schon lauert ſtill der Geiſt an ſeinem düſtern Ort,
Und iſt ſo gnädig nicht, wie Tags zuvor, gemuthet:
Denn bei dem erſten Ton der Sängerinnen tutet
Er dreimal ſtärker drein, und tutet fort und fort.

Und luſtig ſieht er jetzt der Rache Plan gelingen:
Was Beine hat, wirft ſich mit großen Sprüngen,
„Tut-Uriel!“ ſchreiend, in die Flucht.
Nur die Aebtiſſin bleibt und läßt nichts unverſucht,
Die Fliehenden zum Stehn zu bringen;
Doch, was ſie thut, iſt ohne Frucht.
Der aufgeſchreckte Trupp, der einem dichten Haufen
Ameiſen gleicht, fährt fort davon zu laufen.

Die Kirche ſtand nun viele Monden leer.
Man konnte ſie getroſt vermauern.
Von ihrem Anblick ſchon beſtrömt mit kalten Schauern,
Betrat ſie keine Nonne mehr.
Die Hirtin der verſcheuchten Schafe
Trieb ſie zwar oft mit Mühe bis ans Thor;
Doch keine Drohung, keine Strafe
Zwang einen Schritt die Heerde weiter vor.

Da war kein Rath, als daß man Urieln banne.
Das unternahm ein Mönch, den man weit her verſchrieb,
Weil Keiner ſo, wie er, die Geiſter in die Pfanne
Mit Waffen des Gebetes hieb.
Auch Uriel wich ſofort dem ſieggewohnten Manne,
Der ſie in einen Wald durch ſeine Künſte trieb.
Er ſtrafte noch ſogar ihr neckendes Geheule
Durch die Verwandelung in eine große Eule.

In dieſer Geſtalt ward ſie in ein Gehölz bei der Dummburg (einem damals berüchtigten Raubſchloſſe) von dem Beſchwörer gebannt.

Gehorſam wählte ſie den hohlen Stamm einer alten Eiche zu ihrer Wohnung, und befand ſich hier nicht ſchlimmer als im Kloſter. Sie hatte ſogar den Vortheil, daß ſie nach Luſt und Gefallen und ohne deßhalb bekrittelt zu werden, ihr Stimmchen erheben konnte. Dieſer Freiheit bediente ſie ſich gleich in der erſten Nacht.

Als es da zur Wette galt
Mit des Windes Orgelpfeifen,
Sah ſie durch den wilden Wald
Einen raſchen Jäger ſchweifen
Und bei ihr vorüber ſtreifen,
Vor ſich her ein wildes Schwein,
Seine Hunde hintendrein.

Dieſe Jagd war ihr ergötzlich
In der Einöd' ihres Banns,
Und der Mond entdeckt ihr plötzlich
In dem Jäger ihren Hans. —
Freudig über Thal und Hügel
Probte ſie die neuen Flügel
Dem geliebten Schatten nach,
Holte bald ihn ein und ſprach:
„Hans, mein lieber Hans, verweile!
Uriel grüßet dich als Eule.“

Schnell, wie Wetterleuchten, ſah
Sich der Jäger um. „Heh da!“
Rief er, ſtarr wie eine Säule:
„Welche Stimme nannte mich?
Uriel, komm und zeige dich!“

Sie begann in kleinen Ringen
Sich um ſeinen Kopf zu ſchwingen:
„Sieh, da bin ich, lieber Mann!
Ach! in Menſchenbildung kann
Ich mich leider dir nicht zeigen:
Ewig machte mir ein Bann
Dieſen Eulenkörper eigen.“

Hans.

Armes Liebchen! Setze dich
Auf die Schulter mir und ſprich,
Wie entſprang in deiner Zelle
Dieſes harten Schickſals Quelle?

Urſel.

Als ich deinen Tod erfuhr,
Schied ich von der Erdenflur;
Doch, gleich andern Lebensmüden,
Fand ich nicht im Grabe Frieden.
In dem Kloſter ging ich um,
Und war auch im Chor nicht ſtumm.
Da verſchrieb man einen Pfaffen,
Um ſich Ruh' vor mir zu ſchaffen,
Und der Zauberer trieb bald
Mich als Eul' in dieſen Wald.

Hans.

Beſſer konnt' er dir nicht dienen.
Sey willkommen hier im Grünen!

Urſel.

Hätte nur mein hohler Baum
Auch für dich, mein Liebſter, Raum!

Hans.

Nein, zu eng' iſt dein Gefängniß
Und zu ſtürmend mein Verhängniß!
Jagen muß ich, bis die Welt
Einſt in Schutt und Trümmer fällt,
Immer jagen ohn' Ermatten
Jenes wilden Ebers Schatten,
Der, erkaltet und erſtarrt,
Noch an mir zum Mörder ward.

Urſel.

Ach, ich fand dich kaum mit Freuden,
Und du willſt ſchon wieder ſcheiden?

Hans.

Ich muß fort! Was bindet dich?
Liebchen, komm, begleite mich!
Immer zwiſchen Eilf und Zwölfen
Kannſt du dann mir jagen helfen.

Urſel.

Ei, das wäre viel gewagt!
Und was nützt' ich bei der Jagd?

Hans.

Luſtig ſollſt du vor mir ſchweifen
Und dein Eulenſtückchen pfeifen.
Liebchen, willſt du das, ſo biſt
Du mein treuer Waldhorniſt.

Urſel.

Ja, ich will mich hören laſſen;
Schauder ſoll die Menſchen faſſen!

Hans.

Hurrah! Raſch voran, mein Kind,
Eh' der Ever uns entrinnt!

So entſtand im Harzwalde die wilde Jagd, die nach der Volksſage bis auf den heutigen Tag dauert. Wenn Tut-Urſel (vom Munde des Volks gewöhnlich Tut-Oſel genannt) durch die Luft rauſcht, ſo iſt es ein ſicheres Zeichen von Hakelbergs Ankunft. Dann fliehen die nächtlichen Wanderer mit Zittern ins tiefe Gebüſch und drücken ſich feſt an die Erde. Aber wie man von dem Löwen fabelt, daß ihn, ſelbſt im Augenblick ſeines höchſten Grimms, ein Fußfall zur Schonung bewege: ſo ſcheint auch dem wilden Jäger die Demüthigung der Pilger zu gefallen; denn bloß um ſeinen borſtigen Todfeind bekümmert, zieht er immer friedlich bei ihnen vorüber.

VI.

Hütchen in Hildesheim.

Die vormalige Grafſchaft Winzenburg im niederſächſiſchen Kreiſe war ſeit uralten Zeiten ein Lehen der Biſchöfe von Hildesheim; aber die ſtolzen Grafen, deren hochgethürmtes Reſidenzſchloß von dem Gipfel eines hohen Waldberges wie eine kleine Stadt auf die Landſtraße herab ſah, weigerten ſich oft, die Lehn vor dem geiſtlichen Stuhle zu empfangen. Sie ſchämten ſich, ein Krummſtabslehen (wie man die von den Biſchöfen verliehenen Güter verächtlich nannte) zu beſitzen, und wollten nur unmittelbare Vaſallen des Kaiſers ſeyn. Daher entſtanden bei jedem Regierungswechſel in Hildesheim und Winzenburg neue Zwiſte, die des Reichs Oberhaupt als Schiedsrichter beilegen mußte.

Der letzte Graf von Winzenburg, Hermann, der in der Mitte des zwölften Jahrhunderts lebte, hatte von ſeinen Ahnen und Urahnen die alte Grille geerbt, daß er den Biſchof Bernhard, der zu ſeiner Zeit in Hildesheim regierte, für ſeinen Lehnsherrn nicht erkennen wollte. Er war ein ſtolzer, jähzorniger Jüngling, der ſeinen geiſtlichen Nachbar über die Achſel anſah und ihm die ſchuldige Vaſallenpflicht mit den ſchnödeſten Worten verweigerte. Er wäre lieber ein ganz unabhängiger Herrſcher geweſen, oder hätte ſich allenfalls nur gern vor dem kaiſerlichen Scepter gebeugt.

Aber Lothar, dieſes Namens der Zweite, der damals auf dem deutſchen Throne ſaß, war nicht gemeint, die Gerechtſame des Hildesheimiſchen Bisthums durch den jungen, übermüthigen Grafen (der bei ihm die Belehnung mehrmals geſucht hatte) ſchmälern zu laſſen, und ſchickte deßhalb, um ihn zurecht zu weiſen, einen Geſandten, der ſelbſt gräflichen Standes war, an ihn ab.

Graf Hermann, der ſich eines erwünſchtern Beſcheides verſah, als der kaiſerliche Botſchafter im Auftrag hatte, empfing ihn mit Feierlichkeit in der großen Halle des Schloſſes; aber die kalte Höflichkeit des Geſandten weiſſagte nichts Gutes, und dem Froſt ſeines Betragens entſprachen ſeine Worte.

„Mein Herr, der Kaiſer," begann er, „entbietet Euch, dem Grafen Hermann von Winzenburg, ſeinen Gruß, und läßt Euch das ungebührliche Bezeigen gegen Euren rechtmäßigen Lehnsherrn, den Biſchof von Hildesheim, ernſt und nachdrücklich verweiſen. Ihr hättet — ſo beſcheidet Euch mein gnädigſter Herr Ein Mal für immer — die Lehn Eurer Grafſchaft[*] nicht am kaiſerlichen Hofe, wie Ihr gethan, ſondern bei gedachtem Biſchof zu muthen, und das ſolle geſchehen innerhalb dreier Wochen und ſieben Tage, bei Vermeidung kaiſerlicher Ungnade.“ —

---

[*] Büſching hält in ſeiner Erdbeſchreibung zwar für unerwieſen, daß der Grafen von Winzenburg Landeigenthum eine wirkliche Grafſchaft geweſen ſey; allein, der Kürze wegen, darf ſich wohl ein Mährchenerzähler dieſen Ausdruck, den ſelbſt Geſchichtſchreiber von den Winzenburgiſchen Beſitzungen brauchen, ohne weitere Unterſuchung erlauben.

Mit glühenden Augen und zitternd vor Zorn, hörte der Graf die Rede des Sprechers, und vermochte ſeine Wuth kaum ſo lange zu bezähmen, daß er ihn enden ließ. Aber jetzt riß er ſein Schwert, nach deſſen Griff ſeine Hand ſchon einige Mal gezuckt hatte, raſch aus der Scheide und durchſtieß den Geſandten, der ſich bei dieſem plötzlichen Angriff weder vertheidigen noch retten konnte.

Mit todtenbleichem Geſicht, auf dem ſeine Meuchelthat mit den gräßlichſten Zügen geſchrieben ſtand, warf ſich Hermann jetzt auf ſein ſchnellſtes Roß und flüchtete vor der Rache des Kaiſers. Dieſe war um ſo ſchrecklicher zu befürchten, da Graf Dietrich, Hermanns Großvater, ungefähr vierzig Jahre vorher einen vornehmen kaiſerlichen Diener bei gleicher Gelegenheit ermordet hatte.

Als Lothar das Schickſal ſeines Geſandten (der auf der Stelle geſtorben war) erfuhr, zog er eilend ein Kriegsheer zuſammen und belagerte damit das Schloß Winzenburg. Es ward erobert und ſammt der ganzen Grafſchaft, als ein erledigtes und verwirktes Lehen, dem Biſchof von Hildesheim übergeben.

Der Flüchtling irrte von Land zu Land, und wendete ſich an verſchiedene Fürſten, um durch ihre Vermittelung den Zorn des Kaiſers zu beſänftigen. Doch erhielt er erſt nach zwanzig traurigen Jahren die Verzeihung des kaiſerlichen Hofes, und die Erlaubniß, mit dem Biſchof Bernhard in Vergleichsunterhandlungen zu treten. Dieſe hatten denn auch, da der Biſchof kein harter, eigennütziger Mann war, den glücklichen Erfolg, daß Hermann den unbeſchränkten Beſitz ſeiner Grafſchaft wieder erlangte.

Er kehrte frohlockend zur Heimath zurück;
Doch blühte ſein wiedergeborenes Glück
Nur noch drei flüchtige Jahre.
Kaum wollt' er entweihen ein heiliges Band
Da rüſtete ſchnell mit gewaltſamer Hand
Der rächende Tod ihm die Bahre

Er verſah ſich bald nach ſeiner Rückkehr mit einem zahlreichen und glänzenden Hofſtaate. Ein Burgmann konnte dabei, nach der damaligen Sitte, nicht fehlen. Er wählte dazu einen jungen Mann von armer, aber edler Geburt, der ſich durch untadelhafte Sitten, Dienſteifer und Treue ſehr beliebt bei ihm machte.

Wie Kraniche wachſam, wie Löwen voll Muth
Verwaltete Konrad der Winzenburg Huth.

Eines Tages ſprach er beſcheiden zum Grafen: „Vergönnt mir, gebietender Herr, ein Wort aus dem Herzen zu ſprechen! Ich liebe ein ſittſames Mädchen. Seitdem dünkt mich die Burgwart* ſo öde, ſo leer, daß ich nicht länger einſam darin hauſen kann. Ich ſehne mich immer und immer nach der Geſellſchaft meiner guten Sabine, und bitte daher um Eure gnädige Erlaubniß, mich zu beweiben.“

Das ſey dir unverwehrt! antwortete der Graf. Aber, Konrad, bedenke wohl, was du thuſt! Man ſieht oft Männer mit düſtern Blicken herumſchleichen, die ſich von ihrer täglichen Tiſch- und Bettgeſellſchaft gern wieder trennten;

---

* Die Burgwart war bei den alten Ritterſchlöſſern ein befeſtigter Ort, um den ankommenden Feind zu entdecken. Hier wohnten die Burgmänner, deren Amt es war, die Burg zu bewachen, zu vertheidigen und die Beſatzung derſelben gegen den Feind anzuführen.

denn die freundlichſte Weibesgeſtalt verbirgt oft einen unholden Plagegeiſt, der ſich nur in den erſten Honigwochen des Eheſtandes wie ein ſanftmüthiger Engel geberdet, dann aber ſo gewaltig im Hauſe poltert, daß man vor Angſt die Wände hinanlaufen möchte.

„Ich danke, Herr Graf, für Eure wohlgemeinte Warnung;“ verſetzte der Burgmann: „aber ſo arg wird es mein herzgutes Liebchen nicht treiben.“

Du biſt ein vernünftiger Mann, ſprach der Graf, und wirſt alſo auch eine vorſichtige Wahl getroffen haben. Ich wünſche dir Glück, und werde meinem Küchenmeiſter befehlen, dir am Tage der Hochzeit eine Tafel von ſo viel Gedecken, als du Gäſte zu bitten denkſt, auf meine Koſten beſtellen zu laſſen. —

Konrad führte die liebe Geſpielin, nach der er ſich in ſeinem Einſiedlerthume lange geſehnt hatte, bald darauf heim. Der Graf vergaß nicht, ſeine Mundköche, verſprochener Maßen, in Thätigkeit zu ſetzen, und ſie bereiteten im größten Saale der Burg ein ſo ſtattliches Gelag, als ob er ſich ſelbſt vermählte.

Seine Gegenwart erhöhte den Glanz des Feſtes, und er ſaß an der Seite der blühenden Braut. Er belagerte gleichſam ihre Reize mit ſtarren, lüſternen Blicken, und zwang ſie oft durch Schmeicheleien und leichtfertige Scherze, die er ihr ins Ohr raunte, zu einem ſchamhaften Erröthen. Die Gäſte bemerkten bald, daß der Graf ſeinen Diener beneide. Die Nachbarn ziſchelten ſich ihre Beobachtungen zu, und wechſelten mit Andern, die entfernt ſaßen, bedeutende Augenwinke. Alles dieß entging dem Bräutigam nicht, und er fand an dem Zeitvertreib ſeiner Gäſte wenig Behagen.

Daß ſie die Empfindungen des Grafen richtig erlauert hatten, zeigte ſich bald nach der Hochzeit. In der Frühe des nächſten Tages erhob er ſich in die Burgwart, um den jungen Eheleuten einen guten Morgen zu bieten. Er fand bei dieſer Gelegenheit, daß ihre Wohnung nicht nett und bequem genug eingerichtet war, und eilte fort, um Verbeſſerungsanſtalten zu treffen. Bald nachher ſeufzten die Thurmſtiegen unter der Laſt zierlicher Geräthſchaften, die aus dem Schloſſe herüber getragen wurden, und der Graf folgte mit geſchäftiger Eile, um ſie nach dem damaligen Modegeſchmack ſtellen und ordnen zu laſſen. Er entſchied jedoch nicht über den Platz eines Tiſches oder Stuhls, ohne vorher die junge Frau um ihr Gutachten zu befragen. Sie war nicht eitel genug, ſich durch dieſe Achtungsbeweiſe blenden und beſtechen zu laſſen, und maß ihm ihre Antworten ſo kurz und ſparſam zu, als es die Höflichkeit erlaubte.

Er ließ ſich dadurch nicht abſchrecken, ſie von Zeit zu Zeit unter mancherlei Vorwand zu ſehen und zu ſprechen. Bald war die Befeſtigung der Burgwart zu beſichtigen, bald irgend ein anderes örtliches Geſchäft abzuthun. Die Flamme ſeiner Leidenſchaft wuchs mit jedem Tage. Er verſuchte alle Künſte der Galanterie ſeiner Zeit, um die Gunſt der ſchönen Sabine zu gewinnen; doch nicht das kleinſte Zeichen von Gegengunſt ward ihm zum Lohn.

Konrad liebte ſein ſchönes, junges Weib, und fühlte bald in ſeinem Buſen die Natternbiſſe der Eiferſucht. Er verſchmerzte ſie ſo duldſam als möglich, um die tugendhafte Sabine nicht zu betrüben; aber dennoch war er bisweilen ungewöhnlich düſter und in ſich gekehrt.

Sabine bemerkte das bald und fragte: „Was fehlt dir, lieber Konrad? Du hängſt doch nicht etwa darüber den Kopf, daß der Graf mich umſchmeichelt? Laß dich das, nicht kümmern! Wir können ihm zwar, da du von ihm abhängig biſt, unſere Thür nicht verſchließen; aber mein Herz iſt ſo feſt und ſorgfältig vor ihm verwahrt, daß er ſich gewiß nimmer hineinſiedlen ſoll. Neben der ehelichen Treue ſteht der Haß, den ich gegen dieſen zudringlichen Mann empfinde, wie eine rüſtige Wache davor. Drum keine Grillen, guter Konrad! Ich denke wohl, der Herr Graf ſoll es bald müde werden, die ſteilen Treppen der Burgwart ohne Dank und Lohn auf und nieder zu ſteigen." —

Das ward ihm auch in der That läſtig; er gab aber deßhalb ſeine lüſternen Wünſche nicht auf. Sein beleidigter Stolz, daß ihn die Gattin eines ſeiner Diener verſchmähte, lechzte nach einer wollüſtigem Rache, die er mit Gewalt auszuführen beſchloß.

In dieſer ſchändlichen Abſicht mußte Konrad, der ihm immer zu ſcharf auf den Mund ſah, wenn er Sabinen Schmeicheleien ſagte, nothwendig entfernt werden. Um aber nicht durch eine weite Sendung Verdacht zu erwecken, ſchickte der Graf ihn nur zu einem benachbarten Ritter mit einem Briefe, worin dieſer gebeten ward, den Ueberbringer aus gewiſſen Urſachen vier und zwanzig Stunden auf Antwort warten zu laſſen.

Konrad gehorchte nicht gern. Eine dunkle, bange Vorahnung, die er vorher bei keiner Verſendung empfunden hatte, preßte ſein Herz, und er ritt in der Dämmerung des Abends — denn da erhielt er erſt ſeine Abfertigung — ſchwermüthig fort.

Er trabte raſch durch einen Wald,
Der Sporn gab ſeinem Roſſe Flügel;
Doch ſchnell fiel eine Zwerggeſtalt
In Bauerntracht ihm in den Zügel
Und rief mit lauter Stimme: „Halt!"

Der Burgmann zog ſein Schwert mit Schauer
Und ſchrie: „Verwegener, zurück!“
Allein mit unerſchrocknem Blick
Und feſten Fußes ſprach der Bauer:
„Gemach, mein Herr! Ich ſtehe nicht,
Gleich einem Strauchdieb, auf der Lauer:
Dror bürgt mein ehrliches Geſicht
Und guter Rath, ſchnell umzuwenden;
Denn Eure Hausfrau kämpft und ringt
Mit ſchwacher Kraft in Frevlershänden,
Eilt, eh' das Bubenſtück gelingt!“ —
Wild, wie der Sturm die Wetterfahne,
Reißt Konrad, vor Entſetzen ſtumm,
Urplötzlich ſeinen Gaul herum,
Und fliegt, als ob ein Mord ihm ahne,
Den nächſten Weg durch Feld und Moor
Zurück an ſeiner Heimath Thor.

„Bei Gott! Der Zwerg ſprach keine Lüge!“
So ſchreit er auf, zur Wuth empört,
Indem er ſchon am Fuß der Stiege
Sein Weib nach Hülfe rufen hört.
Er eilt, den Frevler zu beſtrafen;
Er ſprengt des Zimmers Thür, erblickt
Sabinen von dem Arm des Grafen,
Der ſie entehren will, umſtrickt;
Und, wie der Tiger auf die Beute,
Stürzt er hinzu und bohrt ſein Schwert
Dem Ehrenſchänder in die Seite,
Daß fluchend ihm die Seel' entfährt. —

Sabine rang verzweifelt die Hände und jammerte: „Konrad! Konrad, was haſt du begangen!“ — Aber eine andere Stimme rief: „Du haſt wohl gethan, Freund!“ —

Der Burgmann fuhr aus ſeinem ſtarren Entſetzen, mit dem er vor der Leiche ſtand, wie aus einem ſchreckhaften Traum empor, und ſah neben ſich den Zwerg, der ihn unter Weges angehalten und zur Rückkehr ermahnt hatte.

Er ſchauderte vor der ſeltſamen Geſtalt, die ihm ſchon bei dem erſten Anblick, ungeachtet er ſie in der Dunkelheit des Waldes nicht genau betrachten konnte, etwas verdächtig vorkam, jetzt um ſo mehr, da er ſogleich die Unmöglichkeit überſah, daß ein ſo kleiner, alter Mann mit dem geſtreckten Galopp ſeines windſchnellen Roſſes wettlaufen könne, wenn er nicht mit Geiſterfüßen verſehen ſey. Ueberdieß ſchien das zweideutige Weſen in dieſer kurzen Zeit auch ſchon in der gräflichen Wohnung geweſen zu ſeyn; denn es trug ein eiſernes Käſtchen unter dem Arme, das Konrad für die Geldkaſſe des Grafen erkannte.

„Nimm hin!“ ſagte das Männlein, indem es ihm die Schatulle bot: „Es iſt ein guter Reiſepfennig darin, den du auf deiner Flucht wohl brauchen kannſt. Mache dich geſchwind aus dem Staube! Der Bube hat den Lohn, den du ihm gabſt, reichlich verdient; allein die Gerechtigkeit möchte dich dennoch darüber in Anſpruch nehmen, daß du ihr unberufen ins Handwerk gegriffen haſt.“ —

Das denk’ ich einſt vor dem jüngſten Gerichte zu verantworten; ſprach der Burgmann: doch an fremder Habe will ich mich nicht wie ein Räuber vergreifen. —

„Welche alberne Bedenklichkeit!“ rief das Bäuerlein lachend: „Der, dem dieſes Geld gehörte, kann es nun nicht mehr brauchen.“

Das gibt doch mir kein Recht dazu; verſetzte Konrad: Und woher haſt denn du Fug und Macht, das Eigenthum eines Andern zu verſchenken? Wer biſt du?

„Ei, ich habe jetzt weder Zeit noch Luſt, auf dieſe Frage zu antworten. Hier ſteht die Schatulle. Ein Narr, der ſie nicht nimmt!“ —

Der Zwerg ſetzte mit dieſen Worten das Käſtchen haſtig auf den Tiſch, und ging ohne Abſchied von dannen.

Konrad ſah ihm eine Weile tiefſinnig nach. Sabine trieb ihn an, ſich zur Flucht zu bereiten. Sie raffte ſchnell ihre beſten Sachen zuſammen, packte heimlich, um ihres Mannes Gewiſſenhaftigkeit zu ſchonen, die gräfliche Geldkaſſe mit ein, und das unglückliche Paar wanderte fort in die weite Welt, ehe noch irgend ein Menſch den ermordeten Grafen vermißte.

Indem ſich die Fliehenden — deren ferneres Schickſal unbekannt iſt — unter dem Schutz der Nacht über die Gränze retteten, eilte der Zwerg mit noch ſchnellern Schritten nach Hildesheim.

Da er, wie wir ſchon geſehen haben, ein tüchtiger Fußgänger war, ſo kam er noch vor Anbruch des Tages dort an und begab ſich ſtracks in den biſchöflichen Palaſt. Leute ſeines Gelichters haben auf ihren Reiſen den Vortheil, daß ſie ohne Paß und Kundſchaft bei Thorſchreibern und Wachen vorbei wandern, und durch verſchloſſene Thüren ſo bequem gehen können, als wären es Spinnengewebe. Er ſchlüpfte daher leiſe, wie ein Mondſtrahl, ans Bette des ſchlafenden Biſchofs und rief mit einer Korporalsſtimme: „Glatzkopf, erwache!“

Der mäßige Vater Bernhard ſchlief nicht ſo feſt, wie andere üppige Prälaten ſeiner Zeit, die bis nach Mitternacht tafelten und zechten; er hörte den mehr als vertraulichen Zuruf vollkommen, und erhob ſich raſch aus den Federn. Da ſah er bei dem hellen Schimmer einer Nachtkerze vor ſeinem Bette den kleinen Mann, der ſich, um das Daſeyn ſeiner Wenigkeit bemerkbar zu machen, auf den Zehen empordehnte und vor Seiner biſchöflichen Gnaden ſo wenig Reſpekt hatte, daß er nicht einmal ſein rundes Hütlein vom Kopfe zog.

Bernhard ſchloß aus Umſtänden dieſes abenteuerlichen

Nachtbeſuchs, und beſonders aus der Figur des kleinen Grobians, daß er keinen gewöhnlichen Adamsſohn vor ſich habe. Er verwahrte ſich deshalb mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes und rief feierlich aus: „Ich und alle gute Geiſter loben Gott!“ —

„Spare deine luſtigen Kreuzhiebe!“ ſagte der Gnom mit ſpöttiſchem Lächeln: „Ob ich ein guter oder ein böſer Geiſt bin, wird mein Anbringen dich lehren. Ich komme, dir zu melden, daß der Graf von Winzenburg in dieſer Nacht ermordet ward. Verlaß eilig dein Lager, zieh deine Fähnlein zuſammen und nimm die herrenloſe Grafſchaft, auf die du das nächſte Recht haſt, in Beſitz, ehe dir der Kaiſer oder ein anderer Liebhaber neuer Länder zuvorkommt. Verſchlafe dieſe ſchöne Gelegenheit nicht! Du biſt deinen Nachfolgern dafür verantwortlich.“ —

Der Biſchof erſtaunte ſo ſehr über dieſe Botſchaft, daß er nicht ſogleich auf eine Antwort gefaßt war. Dieſe Verzögerung des erwarteten Danks verdroß den Kobold und bewog ihn zu der Vermuthung, daß der geiſtliche Herr noch ein wenig ſchlaftrunken ſey. Raſch zog er ihm deshalb, um ihn durch dieſe Neckerei zu ermuntern, das Deckbett hinweg und verſchwand.

Der alte Herr ſchüttelte bedenklich den Kopf, und glaubte vor der Hand, daß ihn das Wichtlein in den April ſchicken wolle. Dennoch beſchloß er, den Weg der Sicherheit zu wählen und ſich die ſchöne Grafſchaft, wenn ſie wirklich zu freien Händen ſeyn ſollte, nicht entgehen zu laſſen. Er weckte ſeine Diener, ſandte reitende Kundſchafter nach der Winzenburg, und ließ dem Häuflein ſeines Kriegsvolks befehlen, ſich marſchfertig zu halten.

Die Eilboten kamen zurück und meldeten: der Graf ſey ſo gewiß todt, daß er vor dem jüngſten Tage nicht wieder erwachen werde; ſeine Hof- und Kriegs-Leute wären ſämmtlich in der äuſerſten Beſtürzung, und letztere würden, da ihr Anführer entflohen ſey, an keine Vertheidigung denken; überhaupt wären alle Umſtände ſo beſchaffen, daß man ſich der Burg und des ganzen Ländchens ohne Schwertſtreich bemächtigen könne.

Der Schluß dieſer Meldung war den biſchöflichen Soldaten, die nach blutbefleckten Lorbeern gar nicht begierig waren, ſehr angenehm zu hören. Dadurch beruhigt, ſetzten ſie ſich, ohne ſonderliches Herzklopfen, in den befohlenen Marſch, und die ihnen aufgetragene Eroberung gelang ſchnell und vollkommen, weil die Winzenburger nicht den geringſten Widerſtand thaten.

Ehe noch der Biſchof von ſeiner ſiegreichen Armee einen Kourier erhielt, trat bei hellem Tage der Zwerg in ſein Zimmer und rief frohlockend: „Deine Waffenmänner beſetzen in dieſem Augenblicke die Thore der Winzenburg; die Grafſchaft iſt dein und wird von nun an das Eigenthum deines Bisthums verbleiben. Heh! was ſagſt du dazu? Bin ich ein guter oder ein böſer Geiſt?“ —

Der Biſchof freute ſich zwar über die Vergröſerung ſeiner Ländereien und zweifelte nicht an der Einwilligung des Kaiſers, die er auch wirklich erhielt; aber höchſt verdrießlich war ihm die dabei gemachte Bekanntſchaft eines Kobolds, der durch die Entführung ſeines Deckbettes gezeigt hatte, daß er zu loſen Schwänken aufgelegt ſey und ſich kein Bedenken mache, einen alten Biſchof wie ein verſchlafenes Kind zu behandeln. Er antwortete deshalb kalt und ernſt: Ich wünſchte, du wäreſt weder ein guter noch ein böſer Geiſt, ſondern ein Menſch, wie ich, damit ich dich für deine Bemühung belohnen könnte.

„Das kannſt du und ſollſt du, Herr Biſchof!“ verſetzte das Bäuerlein: „Ich erbitte mir zum Lohn für den dir geleiſteten Dienſt die Erlaubniß, mich eine Weile und ſo lange es mir gefällt, in der Stadt Hildesheim, und beſonders an deinem Hofe, frei und von Geiſterbannern unangefochten, aufhalten zu dürfen. Ich führte bisher ein unſtätes Pilgerleben; aber man wird mählig alt und es will ſich nun nicht mehr ſchicken, immer und ewig wie ein heimathloſer Abenteurer herumzuwandern. Darum will ich mich in deinem Gebiete niederlaſſen; denn es behagt mir hier, und man ſagt im Sprichwort, unter dem Krummſtabe ſey gut wohnen."

Was willſt du hier ſchaffen? fragte der Biſchof.

„Ich verlange die Duldung meiner Perſon, ſo wenig ſie auch Platz braucht, nicht umſonſt," erwiederte der Supplikant: „ich will deinen Köchen zur Hand geben und dir ſelbſt auf mancherlei Art nützlich und beiräthig ſeyn." —

Bernhard nahm ſich einige Minuten Bedenkzeit, und fand nach reiflicher Ueberlegung, daß es weder billig noch wohl gethan ſey, den wunderbaren Fremdling, dem er Dank ſchuldig war, ſofort wieder aus dem Lande zu weiſen und ihn dadurch zur Rache zu reizen. Auf der andern Seite ſchien es ihm aber unter der Würde ſeines hohen geiſtlichen Amtes, einem Kobold den Aufenthalt in ſeinem Sprengel mit beſtimmten Worten zu geſtatten. Er ſuchte nun zwiſchen beiden Klippen eine Mittelſtraße und erklärte ſich folgender Maßen: Ich ſage zu deinem Geſuche weder Ja noch Nein; doch will ich, ſo lange du dich in meinem Bezirke fein und artig beträgſt, durch die Finger ſehen und ſchweigend dich dulden. Aber ſollteſt du früh oder ſpät beginnen, dich auf irgend eine Weiſe, wie ein gemeiner, ruchloſer Poltergeiſt unnütz zu machen, ſo hört in dieſem Augenblicke meine Nachſicht auf und ich ſäume dann nicht, die nachdrücklichſten Maßregeln gegen dich zu ergreifen. —

„Das wird nicht nöthig ſeyn, Herr Patron!“ ſagte der Zwerg etwas ſchnippiſch; denn er fand ſich durch dieſe Drohung beleidigt, und verließ auch ſofort mit einer hohnſprechenden Miene das biſchöfliche Zimmer.

Es vergingen nachher einige Wochen, ohne daß er ſich irgendwo zeigte, und der Biſchof glaubte ſchon, der kleine Landſtreicher habe ſein wanderndes Leben wieder angefangen und ſeinen Stab über die Hildesheimiſche Gränze geſetzt; aber er hatte ſich nur in einem geheimen Schmollwinkel verborgen gehalten und kam eines Morgens in der biſchöflichen Küche zum Vorſchein.

Um ſich hier bei ſeinem erſten Auftritt von einer glänzenden Seite zu zeigen, ging er nicht den gewöhnlichen Weg, ſondern trat plötzlich hinter dem Herde aus der Wand hervor und ſpazierte mit langſamen Schritten durch das lodernde Feuer.

Dieſes Kunſtſtück machte den an dieſem Tage zur Tafel geladenen Prälaten und andern geiſtlichen Herren einen entſetzlichen Strich durch die Rechnung ihres Magens; denn die Köche und Küchenjungen ſtürzten über einander zur Thür hinaus, und überließen die Braten der Willkühr verzehrender Flammen.

Der neue Küchengehülfe drehte zwar eilend den Bratſpieß, ſchürte die Gluth und ſtörte mit Querlen und Schaumkellen in Töpfen und Tiegeln herum: da er aber in der Kochkunſt ein unwiſſender Pfuſcher war, und die Köche, die ihn von fern mit Grauſen wirthſchaften hörten, ihren verlaſſenen Poſten nicht wieder einnahmen, ſo verdarben natürlich die feinſten und leckerſten Speiſen. Er bemerkte das ſelbſt, und ſchlich nach Verfluß einer Stunde, um den

Schaden nicht größer zu machen, leiſe davon; denn er hatte nicht den lächerlichen Eigendünkel mancher Stümper in andern Künſten, die ſich mit ihren Sudeleien ſo brüſten, als wären es unſterbliche Werke.

Die Horcher hinter der Thür vernahmen ſeinen Abzug, nahten ſich wieder behutſam dem Herde, und ſuchten zu retten, was ſie vermochten; allein die Braten waren verdorrt und verkohlt, und andere Gerichte, die in Töpfen und Tiegeln am Feuer ſtanden, zu einem dicken Brei eingekocht. Dieſe Verwüſtung ließ ſich, da die Tafelſtunde ſchon nahe war, weder verbeſſern noch verheimlichen; man mußte den verdrießlichen Vorfall dem Biſchof berichten und ihn darauf vorbereiten, daß er dieß Mal, ſtatt der angeordneten zwanzig Schüſſeln, höchſtens nur zwei oder drei zu erwarten habe.

Er ſelbſt, ein genügſamer Eſſer, war damit vollkommen zufrieden: es that ihm nur leid, daß er ſeine Gäſte, deren geſegneter Appetit ihm bekannt war, ſo mager abſpeiſen ſollte. Doch ſie ſtellten ſich allmählig ſchon ein; und was war nun zu thun? Er zuckte gegen den Küchenmeiſter, der ihm die unangenehme Meldung gethan hatte, die Achſeln, und beſchied ihn, ſeinen Untergebenen zu befehlen, daß ſie ſich in der Folge, wenn ſich etwa die Spukgeſtalt wieder zeigte, nicht ſo kindiſch fürchten, ſondern in Gottes Namen ihre Geſchäfte verrichten ſollten.

Muth läßt ſich nicht gebieten; aber der Gnom erbarmte ſich der Schwachen, und bemühte ſich von nun an, ſie bei ſeinen Erſcheinungen weniger zu ängſten. Als er das nächſte Mal wieder auftrat, nahm er ſeinen Weg nicht durch die Wand; er bediente ſich der gewöhnlichen Thür, und wählte vorſichtig eine Zeit, da in der Küche nichts zu thun und zu verſäumen war, und ſich niemand als ein zwölfjähriger Küchenjunge darin befand, der aber mehr Herzhaftigkeit beſaß, als alle Köche zuſammen.

Bei dem erſten Anblick ſchlug zwar auch ihm ein kleiner Schrecken in die Füße; aber er hielt, nach einigen flüchtigen Haſenſprüngen, wieder Stand, und beſchielte rückwärts den Kobold, der ſich mit zögernden Schritten und freundlichen Geberden ihm nahte.

„Bleib, mein Söhnchen!“ ſagte der Geiſt: „Du haſt nichts von mir zu befürchten. Ich weiß nicht, warum ihr mich flieht; ich bin keine gefährliche Perſon, und komme bloß in der löblichen Abſicht, euch nützliche Dienſte zu leiſten. Das Kochweſen ſelbſt iſt nicht mein Fach, und am wenigſten darf ich mir einfallen laſſen, für eine geiſtliche Tafel zu ſieden und zu braten; denn wer das mit Beifall thun will, der muß die Kunſt, den Gaumen zu kitzeln, aus dem Grunde verſtehen: aber ich kann Holz ſpalten, Waſſer tragen und mehrere dergleichen Hausarbeiten verrichten, euch wohl auch bisweilen, wenn ihr lange Weile habt, mit luſtigen Schwänken unterhalten. Uebrigens bin ich nicht naſchhaft, und werde vielmehr eure Schüſſeln und Töpfe vor den Räubereien der Katzen und Hunde beſchützen. Auch muß ich endlich die Tugend der Verträglichkeit von mir rühmen. Ich verſtehe Scherz und laſſe mich ſogar, wenn es mit einer feinen und gutmüthigen Art geſchieht, ein wenig hudeln und necken: nur plumpen und boshaften Spaß kann ich nicht vertragen, und ich werde zuweilen, wenn ich eben nicht bei guter Laune bin, darüber ſo aufgebracht, daß ich ausſchlage. — Sieh, das iſt mein treues Bild, ohne den kleinſten verſchönernden Zug! Schildere mich ſo deinen Kameraden und ſprich ihnen Muth ein, damit ſie ſich nicht wieder wie vor einigen Tagen lächerlich machen; denn es war ein drolliger Anblick, die dicken, baumſtarken Herren Köche vor einem Zwerglein davonlaufen zu ſehen. Sag' ihnen in meinem Namen, daß ich über ſie ins Fäuſtchen gelacht habe. Aber genug für heute! Ich verplaudere hier die Zeit, und habe doch anderwärts dringende Geſchäfte. Leb wohl und vergiß nicht, was ich dir auftrug!“ —

Der Küchenjunge poſaunte ſeine Heldenthat, daß er ſich gegen den Kobold ſo ſtandhaft benommen hatte, durch die ganze biſchöfliche Burg, und ſchmückte dieſe Begebenheit — bei der ſich kein Zeuge befand, der ihm widerſprechen konnte — mit großer Ruhmredigkeit aus. Sein Muth erweckte Nachfolger, und vorzüglich ſtanden die Köche, die ſich von einem Lehrling nicht beſchämen laſſen wollten, bei den folgenden Beſuchen des Geiſtes wie Säulen.

Da er ſich immer friedſam betrug und ſich oft necken und ſchelten ließ, ohne darüber zornig zu werden, ſo gewöhnte man ſich bald an ihn, und er ward ſogar als ein lieber Hausgenoß betrachtet. Man ſehnte ſich nach ſeinem Umgange, wenn er ſich einmal in einigen Tagen nicht zeigte; denn er war ein luſtiger Geſellſchafter und reizte ſchon durch ſeinen Aufzug zum Lachen. Er trug weite, bauſchende Beinkleider, einen kurzen Mantel, der kaum bis an die Knie reichte, und ein rundes Hütchen, das ihm, weil er es nie abzog, auf den Kopf genagelt zu ſeyn ſchien. Wegen dieſer Eigenheit — und wahrſcheinlich auch wegen der ſeltſamen Kleinheit ſeines Hauptſchmucks — erhielt er den Namen Hütchen, unter dem er in den Geſchichtsbüchern der Geiſterwelt aufgeführt wird.

Er ging ſchon einige Monate in dem biſchöflichen Palaſt aus und ein, und hatte gelegentlich mit allen Bewohnern freundliche Worte gewechſelt; aber gegen den Biſchof ſelbſt, der ſein Aufenthaltsgeſuch mit finſtern Mienen angehört und mit Drohungen beantwortet hatte, ſchien er zu grollen, und vermied ſorgfältig, ihm irgendwo zu begegnen. Bernhard ließ ſich das gern gefallen, und war gar nicht angenehm überraſcht, als Hütchen einſt unvermuthet in ſein Zimmer trat.

„Du wirſt gehört haben,“ ſprach er, „daß mich deine kaltſinnige Aufnahme nicht abgeſchreckt hat, in Hildesheim zu bleiben. Es werden wohl, wie du voreilig beſorgteſt, keine Klagen über Unfug und Tumult wider mich eingelaufen ſeyn; ich aber komme jetzt, dir den unſittlichen Lebenswandel eines deiner Diener zur gerechten Beſtrafung anzuzeigen. Dein Koch Tobias buhlt — wie ich unter der Hülle der Unſichtbarkeit mehrmals beobachtet habe — auf die unzüchtigſte Weiſe mit dem Eheweibe eines Andern, deſſen Namen ich mit gutem Bedacht verſchweige. Ich hätte dem ſchändlich betrogenen Manne zwar ſelbſt die Augen öffnen können; allein ich mag nicht wieder eine ſo blutige That veranlaſſen, wie der Mord des Grafen von Winzenburg war. Es reuet mich noch jetzt, daß ich damals nicht vorſichtiger zu Werke ging; doch iſt mein Eifer für die Rechte des Ehebettes, zu deſſen Schutzgeiſt ich mich erkläre, deßhalb nicht erkaltet. Ich verfahre nur anders: ich wirke — beſonders wenn der beleidigte Theil ein junger Hitzkopf iſt — durch die dritte oder vierte Hand, ohne daß er ein Wort davon erfährt, um nicht in ſeiner Bruſt den Geiſt der Rache, wie einen ſchlafenden Löwen, zu wecken. Nach dieſem Grundſatze verklage ich den loſen Tobias bei dir. Nimm ihn ſcharf ins Verhör, und drohe dem Buben mit Ernſt, daß du ihn, wenn er auf dem verbotenen Wege der Wolluſt fort wandelte, plötzlich verabſchieden würdeſt. Er wird ſich wahrſcheinlich, weil der Frevel immer bei verſchloſſenen Thüren geſchah, aufs Läugnen verlaſſen; aber ich war Zeuge, und du kannſt dich auf mich berufen.“ —

Bernhard hörte die Rüge gegen ſeinen Koch mit heftigem Kopfſchütteln und andern Zeichen des Mißfallens an, und verſprach, den Verbrecher zur Verantwortung zu ziehen. Mit dieſem Beſcheide ſchien der Ehefiſcal zufrieden, und empfahl ſich freundlicher, als er gekommen war.

Der fromme Biſchof hatte ſich, wenn er auf die Bahn ſeiner Jugend zurückſah, im Betreff des ſechsten Gebots keinen Fehltritt vorzuwerfen; die Sünder gegen daſſelbe waren ihm ein Gräuel, und er bediente ſich nie einer ſtumpfen Ruthe, wenn er ſie züchtigte. Dieß erfuhr Herr Tobias, der über den Grimm ſeines Herrn nicht wenig erſchrack und ſich ſchnell hinter den Schirm des Läugnens zu flüchten ſuchte; aber der Biſchof trieb ihn durch Hütchens Zeugniß wieder hervor, und er verſtummte.

Deſto weiter that er gegen ſeinen Ankläger den Mund auf und empfing ihn, als er ſich das nächſte Mal in der Küche blicken ließ, mit den niedrigſten Schimpfreden.

„Mäßiget Euch, Herr Tobias!“ ſprach Hütchen: „Ihr ſeyd gar nicht der Mann, der ſich ſo breit machen darf! Daß ich Eurem Herrn die Wahrheit geſagt habe, könnt Ihr mir doch wohl nicht ins Angeſicht läugnen? — Wären wir unter vier Augen, ſo wollt' ich Euch zum Beweis, daß ich Eure Streiche ſah und hörte, an gewiſſe Dinge wieder erinnern, die wahrlich, wenn Ihr nicht alles Schamgefühl verloren habt, Eure runden Vollmondswangen mit glühendem Purpur ſchminken ſollten.“

Schweig, rief der Koch, oder ich ſchminke dich mit Ohrfeigen!

„Nur her damit!“ ſprach Hütchen, und ſtemmte die Arme keck in die Seiten.

Dieſer muthige Trotz ſchreckte den furchtſamen Tobias, ſich ſo nah an ſeinen Gegner zu wagen. Aber wüthend ergriff er ein Gefäß mit Waſſer und goß ihm von fern eine Fluth über den Kopf.

Die Zuſchauer freuten ſich jetzt, einen zweiten David und Goliath mit einander kämpfen zu ſehen. Hütchen täuſchte ſie in ihrer Erwartung. Er trocknete ſich ſchweigend mit ſeinem Mäntelchen, warf dem Koch einen funkelnden Blick zu und ging davon. Tobias blähte ſich weidlich über ſeinen vermeynten Sieg, trat mit weit ausgeſpreitzten Beinen in die Thür und lachte laut.

Am folgenden Morgen traf ihn die Reihe, die Tafel des Biſchofs, ohne Beihülfe der übrigen Köche, die einen Ruhetag hatten, zu beſorgen. Er und ein Lehrling befanden ſich allein in der Küche und verſahen ſich jeden Augenblick Hütchens Ankunft. Der Schalk verbarg ſich vor ihnen; doch unſichtbar war er geſchäftig, ſich für das empfangene Bad zu rächen.

In allem, was der Koch begann,
Erfuhr er Hütchens Tücke.
Kaum griff er Töpf' und Tiegel an,
So brachen ſie in Stücke;
Und als er wild und fürchterlich
Drob fluchte, kam vom Nacken
Flink eine Hand herum und ſtrich
Ihm klatſchend beide Backen.

Im Wahn, der Junge hinter ihm
Hab' ihn ſo frech geſchlagen,
Packt er mit tollem Ungeſtüm
Den Armen bei dem Kragen.
„Verdammter Bube!“ ruft er barſch,
Und ſeine Augen blitzen. —
Da ſetzt ſich ſchnell ein Heer in Marſch,
Den Knaben zu beſchützen.

Es rührt und regt ſich ſchauderhaft
In allen Winkeln Leben:
Man ſieht die ganze Beſenſchaft
In Maſſe ſich erheben.
Sie naht ſich in geſchloßnen Reihn,
Und hauet ohn' Erbarmen
Auf unſern Herrn Tobias ein
Mit tauſend Birkenarmen.

Er ſchlägt im Tümmel des Gefechts
Zwar viele Feinde nieder;
Doch ſie erſtehen links und rechts
Mit neuer Kampfluſt wieder.
Auch mehret des Feindes Uebermacht
Succurs von allen Ecken:
Der Koch muß nach verlorner Schlacht
Sich unter'n Herd verſtecken.

Die Sieger rücken allgemach
Nach ihren Standquartieren;
Und als die letzten nach und nach
Vom Schlachtfeld ſich verlieren,
Da hört er ſchon mit Bangigkeit
Die Mittagsglocke ſchlagen,
Und es wird nun die höchſte Zeit,
Die Speiſen aufzutragen.

Er zittert hin zum Küchentiſch,
Beſchauet die Paſteten,
Erblickt ein gräßliches Gemiſch
Von Schlangen und von Kröten,
Und ſieht in einem langen Strich,
Gleich ſchnellen Vögelzügen,
All' ſeine Braten über ſich
Vom Spieß durch's Fenſter fliegen.

Kurz, als die Bedienten die Tafel beſetzen wollten, war in der ganzen Küche kein genießbarer Biſſen zu finden, und der gute Biſchof mußte dieſen Mittag faſten. Hütchen mochte ſich wohl der gedrohten Ahndung ſeiner Streiche verſehen; denn er vermied ſeit dieſem Tage den biſchöflichen Palaſt. Ueberhaupt bemerkte man ihn nirgends, bis er endlich nach langer Zeit in folgender Geſchichte wieder auftrat.

Es wohnte damals in Hildesheim ein alter, reicher Hageſtolz, Namens Hubert, der einen ſo lebendigen und geſegneten Handel trieb, daß ihn alle Kaufleute des Orts für ihren König erkannten. Was ſeine geſchäftige Hand berührte, das verwandelte der Zauberſtab des Glückes in Gold. Er beſaß alles, was ſein Herz wünſchte, nur nicht die Klugheit, ſeinen Reichthum wohl anzuwenden. Als er ſeine eiſernen Truhen voll ſah, ward er bequem und nachläßig in ſeinen Geſchäften, eitel und hoffärtig. Er wetteiferte mit allen Großen der Stadt in Aufwand und Pracht, und ſein Haus war das Paradies vornehmer Schmarotzer, die an ſeiner ſchwelgeriſchen Tafel oft in einem Tage mehr verzehrten, als er jetzt in Monaten einnahm.

Ungeachtet nun ſeine Wagen und Pferde, ſeine Geräthſchaften und überhaupt alle Dinge, die ihn umgaben, ſo koſtbar und glänzend waren, daß ſelbſt der Biſchof kein ſchöneres Eigenthum in jeder Art aufzuweiſen hatte, ſo war Hubert dennoch damit nicht zufrieden. Er dachte darauf, ſein Haus mit einer Zierde zu ſchmücken, die der gute Vater Bernhard, nach den Geſetzen ſeines geiſtlichen Standes, entbehren mußte.

Um dieſes Kleinod zu errathen, würde der Leſer zwar nicht nöthig haben, den weiland berühmten Räthſelmeiſter Oedipus aus ſeinem Grabe zu wünſchen; wir wollen ihm aber auch das geringſte Nachdenken durch die Meldung erſparen, daß Hubert ſich entſchloß, die ſchöne Suſanne, das liebenswürdigſte Mädchen in Hildesheim, zu ſeiner Gattin zu wählen, um dadurch aller ſeiner Pracht und Herrlichkeit die Krone aufzuſetzen. Blos dieſer eitle Wunſch war die Quelle ſeiner Heirathsgedanken; denn der Graukopf geſtand es ſich ſelbſt, daß er in ſeinem Alter eine junge Frau eben ſo wenig genießen könne, als mancher reiche Mann ſeine glänzende Bibliothek, die nur aufgeſtellt iſt, um leere Wände zu ſchmücken.

Suſanne war ein zartes Kind
Von ſechzehn oder ſiebzehn Jahren,
In Liebesränken unerfahren;
Doch ſchön, wie Amor, nur nicht blind;
Denn ihre ſchwarzen Augen waren
Hellſtrahlend, wie der Sterne Schein,
Und ſtraflos ſah kein Mann hinein.

Ihre arme Mutter, die den Reichthum für den Inbegriff aller Erdenſeligkeit hielt, nahm Huberts Anwerbung wie eine Botſchaft vom Himmel auf. Suschen freute ſich weniger darüber; aber ihr weiches Gemüth fügte ſich ohne Widerſpruch nach den mütterlichen Wünſchen. Sie ward Huberts Gattin, und er führte ſie mit dem Prunk eines fürſtlichen Beilagers in ſein Haus.

Aber indem ſie einzog, nahm das Glück, das längſt reiſefertig an der Thür ſtand, vollends Abſchied. Hubert wäre vielleicht noch im Stande geweſen, die fliehende Göttin durch neue Betriebſamkeit wieder an ſich zu feſſeln; allein er regte deßhalb weder Hand noch Fuß, und vergeudete ſogar blind in den Tag hinein, was ſie zurückließ. Die junge Frau ward mit fürſtlichem Schmuck überhäuft, und die üppigſten Bankette waren die Tagesordnung ſeines Hauſes. Der leichtſinnige Mann trieb, mit einem Worte, eine ſo tolle Wirthſchaft, als ob er goldene Berge beherrſche.

So ging es bis zum Schluß des erſten Flitterjahres ſeiner Ehe; doch nun kam eine Hiobspoſt nach der andern. Verſchiedene Handelshäuſer, mit denen er in Verbindung ſtand, hörten auf zu zahlen, und er verlor auf dieſe Weiſe den beträchtlichſten Theil ſeines noch übrigen Vermögens. Dieſe ſchnell hinter einander folgenden Schläge erſchütterten ihn endlich ſo, daß er ſich in ſeine Schreibſtube verſchloß, die beſtaubten Handelsbücher hervorſuchte und zu rechnen begann. Aber bald fiel ihm vor Schrecken die Feder aus der Hand. Er machte, nach einer nur flüchtigen Ueberſicht ſeiner Forderungen und Schulden, die ſchauderhafte Entdeckung, daß jene kaum hinreichten, dieſe zu bezahlen.

In dieſer unglücklichen Lage benahm er ſich als ein ehrlicher Mann: er verabſcheute den Gedanken eines betrüglichen Bankerotts, zu dem ſich vielleicht an ſeiner Stelle mancher Andre ſogleich entſchloſſen hätte, um dadurch einen Nothpfennig für ſeine alten Tage zu retten. Als er ſich gefaßt genug fühlte, ging er mit ſchwerem Herzen zu ſeiner Frau, und ſchlug ihr -- ohne ſie jedoch durch ein ganz offenes Bekenntniß ſeines mißlichen Zuſtandes zu erſchrecken — verſchiedene häusliche Einſchränkungen vor. Suschen, immer genügſam und nachgebend, willigte gern ein, den Koch ſammt mehrern entbehrlichen Dienſtleuten zu verabſchieden. Hubert that dieß aber nicht plötzlich, weil er dadurch ſeine Gläubiger aufmerkſam und rege zu machen beſorgte. Erſt nach Ablauf eines Vierteljahres, während deſſen er ſeine Forderungen eingetrieben und ſeine Schulden damit getilgt hatte, begann er eine ſo ſparſame Haushaltung, daß die ganze Stadt darüber erſtaunte.

Die Trümmer ſeines Vermögens reichten kaum hin, ihn auf ein Jahr vor dem Mangel der nothwendigſten Bedürfniſſe zu ſchützen. Er wollte jetzt wieder anfangen, thätig zu werden; aber ein heftiger Anfall der Gicht, die dem müßigen Wohlleben ſo gern nachhinkt, ſchwächte ſeinen Kopf und lähmte ſeine Hände. Suschen, ſonſt die bewunderte Königin glänzender Feſte, hatte jetzt ſogar keine Magd mehr zu ihrer Bedienung, und war mit der Geduld eines Engels die Wärterin des Kranken, der bisweilen halbe Tage lang ſtumm in ſeinem Lehnſtuhle ſaß und düſter vor ſich hin in das dunkle Feld der Zukunft ſtarrte.

Eines Tages ſprach er ſeufzend: „Als ich noch offene Tafel hielt, war ich immer von ſchmeichelnden Freunden umgeben; ſobald aber die Armuth das Feuer meines Heerdes auslöſchte, zerſtreuten ſie ſich wie die Fliegen, wenn man die Zuckerſchale vor ihnen verſchließt. — Selbſt diejenigen fragen nicht mehr nach mir, denen ich mit anſehnlichen Darlehnen auf ihr ehrliches Geſicht beiſtand. Sie ſehen dieſen Schuldbrief täglich im Spiegel, und denken doch nicht daran, mich dürftigen Mann zu befriedigen. — In die Klaſſe dieſer Undankbaren gehört der leichtſinnige Schlehdorn, dem ich vor mehrern Jahren hundert Dukaten vorſchoß, ohne darüber von ihm ein Bekenntniß zu erhalten. Ich war bisher in Rückſicht unſerer alten Freundſchaft ſo höflich, ihn nicht an dieſe Schuld zu erinnern; doch jetzt zwingt mich die Noth dazu. Wollteſt du dir wohl, liebes Suschen, einen Weg zu ihm machen? — Ich hoffe, daß du nicht leer zurück kommen wirſt. Er iſt zu ehrlich, die Schuld zu läugnen, wie einige Andre gethan haben; und überdieß hat ihn vor kurzer Zeit eine Erbſchaft in ſo gute Umſtände geſetzt, daß er mich, wenn er ſonſt will, mit Bequemlichkeit bezahlen kann.“ —

Suschen hatte zu dieſem Mahngeſchäfte wenig Luſt; doch übernahm ſie es mit ihrer gewöhnlichen Dienſtgefälligkeit, ohne ein Zeichen ihres geheimen Widerwillens bemerken zu laſſen.

Herr Schlehdorn, ein wohlgenährter, lebhafter Mann, der ſeit vierzig Jahren — denn ſo alt war er ungefähr — kein anderes Geſchäft trieb, als gut zu eſſen und zu trinken, ſaß in der heiterſten Gemüthsruhe bei ſeinem Frühſtück, als Suschen angemeldet ward.

Der Name Hubert war für ihn der Wecker einer unangenehmen Erinnerung und fuhr ihm wie ein Nadelſtich ins Herz. Mürriſch zog er ein mit ungariſchem Weine gefülltes Glas, das er eben ausſchlürfen wollte, von den Lippen und ſagte zu ſeinem Diener: „Laß ſie herein kommen!“ Suschen trat ſchüchtern in die Thür. Er ging ihr mit ſchmeichelnder Freundlichkeit entgegen und fragte dringend, wie ſich ſein Buſenfreund Hubert befinde.

Die junge Frau ſchlug die Augen nieder und ſeufzte. „Ihr werdet wohl,“ ſagte ſie mit zitternder Stimme, „von dem Verfall ſeiner Umſtände, die der ganzen Stadt bekannt ſind, gehört haben. Alles Unglück ſtürmt Schlag auf Schlag gegen ihn!“ —

Was hör' ich! rief Herr Schlehdorn, und warf ſich mit dem Mienen- und Geberdenſpiel eines unvermutheten Schreckens im Stuhle zurück: Von dem allen weiß ich kein Wort und kann mir kaum die Möglichkeit denken. Hubert! — mein guter, ehrlicher Hubert! — ſonſt der Liebling des Glücks —

„Iſt nun ein von ihm verlaſſener, ganz armer Mann,“

— fiel Suschen ein: „Unredliche Handelsgenoſſen haben ihn um den Ueberreſt ſeines vormaligen Wohlſtandes gebracht. Er muß jedem angenehmen Genuß des Lebens entſagen, und befand ſich ſogar ſchon in der eben ſo dringenden als ſchmerzlichen Nothwendigkeit, daß er verſchiedene ſeiner liebſten Freunde an gewiſſe Verbindlichkeiten erinnern mußte, deren Erfüllung er ihrer Willkühr und Bequemlichkeit gern überlaſſen hätte.“ —

Ich beklage das von ganzem Herzen; ſagte Schlehdorn, und ward feuerroth.

„Aber die meiſten,“ fuhr Suschen fort, „wieſen ihn mit leeren Entſchuldigungen ab; andre trieben ſogar ihre Unbilligkeit ſo weit, die ihnen erwieſenen Gefälligkeiten zu läugnen.“ —

Was Ihr ſagt! rief Schlehdorn, und bewegte ſich unruhig auf ſeinem Stuhle.

Die ſchöne Suſanna ſchwieg jetzt einen Augenblick, um ihm Zeit zu einer Erklärung zu laſſen, die ſie ihm nahe genug gelegt hatte. Als er aber dazu keine Anſtalt machte, ſprach ſie weiter: „Mein Mann fühlte ſich freilich durch die Treuloſigkeit dieſer undankbaren Menſchen ſehr gekränkt; aber er tröſtete ſich bald. Ich habe noch edlere Freunde, ſprach er, wenigſtens Einen, der mir gewiß augenblicklich, wenn er den ganzen Umfang meiner Noth kennte, eine Kleinigkeit von hundert Dukaten, die er als Darlehn von mir empfing, mit theilnehmender Bereitwilligkeit zurückzahlen würde. — Und dieſer edle Freund, auf deſſen Hülfe mein armer, kranker Mann ſein ganzes Vertrauen ſetzt und zu dem er mich ſandte — ſeyd Ihr!“ —

Ich? — rief Schlehdorn, und ſein Geſicht wuchs eine Spanne. Ich? rief er nochmals, und ſuchte dieſen Fragen den Ton des Erſtaunens zu geben. In der That, meine ſchöne Frau, fuhr er ſtammelnd fort, hier muß wohl ein Mißverſtändniß obwalten. Ich kann mich nicht erinnern, daß ich jemals mit Eurem lieben Manne, der übrigens mein ſehr werther Freund iſt, in dergleichen Verhältniſſen geſtanden hätte. Vielleicht ein Anderer meines Namens. —

„Sollte mein Mann ſich ſo ganz irren? Freilich haben Kummer und Krankheit ſein Gedächtniß geſchwächt; allein er ſprach ſo beſtimmt.“

Hm! ich mag nachſinnen, wie ich will —

„Er bezeichnete mir ſogar Eure Wohnung.“

Das iſt ſonderbar. Aber, wie geſagt, ich —

„Nun, ſo muß ich um Verzeihung bitten,“ ſprach Suschen und ſtand auf.

Warum wollt Ihr ſo eilen? ſagte Schlehdorn, und nöthigte ſie wieder zum Sitzen. Euer angenehmer Beſuch beſtätiget die alte Bemerkung, daß jedes Uebel irgend ein Glück in ſeinem Gefolge hat. Ich kann nicht läugnen, der Irrthum meines Freundes war mir ein wenig empfindlich; aber er iſt mir lieber als hundert Dukaten, weil er das ſchönſte Weibchen der Stadt in mein Zimmer führte.

Suschen erhob ſich mit unwilligem Errethen vom Stuhle. Schlehdorn drückte ſie ſanft zurück. Wartet noch einen Augenblick, ſchönes Frauchen! ſprach er: Es läßt ſich vielleicht für Euren Mann etwas thun. Ich bin zwar ſein Schuldner nicht; allein ich möchte gern der Eurige werden.

„Wie verſteht Ihr das? Ich bin ſo arm —“

Nein, Ihr ſeyd reich, überreich an bezaubernder Schönheit! Ich erfahre ſelbſt ihre Macht. Mich verzehren die Flammen lechzender Liebe, wenn Ihr mir nicht eine Götternacht in Euren Armen ſchenkt. —

„Gott! welcher Antrag!“

Deutet ihm ja nicht übel! Ich würde, wenn ich ein mächtiger Fürſt wäre, für dieſe Gunſt Millionen bieten; aber meine beſchränkten Glücksumſtände erlauben mir nur, Euren Gatten mit zweihundert Dukaten zu unterſtützen. —

„Schweigt! Ich und mein unglücklicher Mann würden dieſen Laſterſold verachten, wenn uns auch im nächſten Augenblicke der Hungertod zu vernichten drohte. — Ach, die Armuth hat viel zu dulden; aber das iſt ihr ſchrecklichſtes Loos, daß ſie von böſen, übermüthigen Menſchen als der Spielball ihrer ſchändlichſten Neigungen und Lüſte betrachtet wird!“ —

Indem ſo die brave Frau mit der Wärme beleidigter Tugend ſprach, ſtand Schlehdorn vor ihr mit niedergeſchlagenen Augen wie ein Schulknabe, dem ſein zürnen der Lehrer einen Verweis gibt. Sie verließ den armen Sünder, wie ein Geſandter den Hof, dem ſein Fürſt den Krieg erklärt hat, eilend und ohne Abſchied.

Als ſie heim kam und den ſchlimmen Erfolg ihrer Sendung erzählte, ſetzte Schlehdorns doppelte Bosheit ihren Mann in Erſtaunen. „Für einen ſo nichtswürdigen Letterbuben hätt' ich ihn doch nimmer gehalten!“ rief er aus: „Er verdient nicht die geringſte Schonung; wir wollen ihn ohne langes Bedenken verklagen. Geh, liebes Weib, geh augenblicklich zum Stadtmeiſter*! Auch er war ehmals mein Gaſtfreund, und wird deßhalb um ſo mehr die Gerechtigkeit mit gebührender Strenge handhaben.“ —

Der gute Mann irrte ſich in dieſer Hoffnung gewaltig. Die kleinen Augen des dicken, zur Zeit regierenden Konſuls wetterleuchteten hinter den hohen Wangenbergen, die ihnen täglich mehr Ausſicht benahmen, mit zärtlichem Feuer hervor, als Suschen vor Seiner Wohlweisheit erſchien und beide Klagepunkte mit verſchämter Schüchternheit vortrug.

---

* Der damals übliche Titel der jetzigen Bürgermeiſter.

Er rückte — wenn er nicht vielleicht, wie wir indeſſen zu ſeiner Entſchuldigung glauben wollen, etwas harthörig war — auf dem Kanapee näher an ſie, als nöthig ſchien, ihre Worte zu vernehmen; und als ſie ausgeredet hatte, begann er in einem feierlichen Predigertone folgender Maſſen zu antworten: „Meine ſchöne, tugendbelobte Frau, ich verſpreche Euch, im Betreff der gegen Herrn Schlehdorn angebrachten Schuldklage, die ſchleunigſte und erſprießlichſte Juſtizpflege. Ich werde Beklagten förderſamſt vorladen laſſen, und ihn anfangs mit Worten der Güte zu ſchleuniger Wiedererſtattung des in Frage befangenen Darlehns ermahnen. Bequemt er ſich nicht auf der Stelle dazu, ſo bedrohen wir ihn mit einem koſtſpieligen Prozeſſe, werfen ihm den an den Hals, legen ihm die Daumenſchrauben des Gewiſſens an, und zwingeu ihn durch die Folter des Eides zum Bekenntniß der abgeläugneten Schuld. Kurz, er ſoll und muß Euch bezahlen. — In Anſehung des zweiten Punkts kann ich Euch aber nicht bergen, daß ich gegen den Beklagten weit nachſichtiger denke. Ihr ſeyd in der That ſo ſchön, daß Ihr wohl einem Engel, geſchweige denn einem Menſchen, den faſt unbezwingbaren Wunſch, von Euch geliebt zu werden, ablocken würdet. Ueberdieß ſind Wünſche keine Verbrechen, und können alſo nicht vor Gericht gezogen werden. Ich müßte ſonſt, wahrlich! ſelbſt den Richterſtuhl verlaſſen und mich auf den Platz der armen Sünder ſtellen: denn ich kann Euch nicht hehlen, daß mich Amor aus Euren Augen mit tauſend Pfeilen beſchießt.“ —

Bei dieſer unerwarteten Liebeserklärung aus dem Munde des Vaters der Stadt brannte gerechter Unmuth auf Suschens Wangen; doch die Feſſel des Reſpekts band ihre Zunge. Sie verließ ſchweigend ihren Sitz und wollte ſich entfernen.

Der Konſul vertrat ihr mit ſeiner ganzen Breite den Weg und fuhr fort: „Laßt mich ausreden, ſchöne Frau! Bei dem allen, was ich zu Schlehdorns Entſchuldigung geſagt habe, iſt er dennoch höchlich zu tadeln, daß er Eure unſchätzbare Gunſt mit zweihundert armſeligen Dukaten aufwiegen wollte. Das iſt eine Beleidigung, die Ihr ihm nimmer verzeihen könnt. Ich würde mich nicht bedenken, drei Mal ſo viel, ja ſogar Haus und Hof in die Wage zu werfen.“ —

Und hättet Ihr ein Königreich hineinzulegen, ſo wär' es gegen meine Tugend zu leicht! — Kränkt mich, da ich ſchon genug gekränkt bin, nicht noch mehr durch dieſe Sprache, die in der That, ſie ſey Scherz oder Ernſt, der richterlichen Würde nicht angemeſſen iſt. —

„Darin habt Ihr Recht, mein Engel!“ verſetzte der Stadtmeiſter: „Aber der Richter und der Menſch ſind zwei verſchiedene Perſonen, die nur in ſo fern mit einander im Bunde ſtehen, daß man gegen Dieſen nicht ungefällig ſeyn darf, wenn man Jenen zum Freunde haben will.“ —

Ach! ſeufzte Suschen, ſo finden nur unzüchtige, verworfene Weiber Gerechtigkeit und Hülfe bei Euch? Nun ſo mag Gott mir helfen! —

Mit dieſen Worten ſchlüpfte ſie unter den Armen des Stadtmeiſters, die er brünſtig nach ihr ausſtreckte, zur Thür hinaus.

Hubert erſtaunte nicht wenig, als er das zwiſchen dem Richter und dem Menſchen des Stadtmeiſters geſchloſſene Bündniß erfuhr. „Iſt das möglich?“ rief er aus: „Konnte der alte Wollüſtling wirklich ſo frech und ſchamlos ſeyn, dieß laut zu bekennen? — Er iſt zum Glück nicht der höchſte Richter im Lande. Wir wollen doch ſehen, ob der Statthalter dieſe Allianz genehmigen wird. Er war zwar auch, wie mir wohl bekannt iſt, in ſeinen jüngern Jahren ein erklärter Freund ſchöner Weiber; aber er verwaltet ſein jetziges Amt, ohne Anſehen der Perſon, mit Ernſt und Nachdruck, und ich habe nie gehört, daß bei ihm der Richter von dem Menſchen abhängig ſey." —

Muß ich auch zu ihm gehen? fragte Suschen traurig.

„Ich wollte dich dieſes unangenehmen Ganges gern überheben;" antwortete Hubert: „da ich armer Gichtbrüchiger aber an Händen und Füßen gelähmt bin, daß ich weder wandeln noch ſchreiben kann, und keine vertraute Perſon um mich habe, die ich an ihn abfertigen könnte, ſo wirſt du dich wohl noch ein Mal entſchließen müſſen, für unſere gerechte Sache zu ſprechen. Erzähle nur dem Herrn Statthalter alles haarklein, was Schlehdorn und der Stadtmeiſter gegen dich geäußert haben, und empfiehl mich Seiner Herrlichkeit zu Gnaden." —

Der Statthalter empfing Suschen viel gnädiger, als ihr lieb war. Die trockene Amtsmiene, mit der er ins Audienzzimmer trat, verwandelte ſich ſchnell in ein ſüßes Lächeln, als er die ſchöne, vorher nie geſehene Supplikantin erblickte. Sie beobachtete bei ihrem ſchüchternen Vortrage die natürliche Reihenfolge der Dinge, die ſie auf dem Herzen hatte, und brachte daher ihres Mannes Forderung an Schlehdorn zuerſt zur Sprache.

„Seyd darüber ruhig!" ſagte der gnädige Herr. „Ich werde gegen dieſen betrüglichen Schuldläugner nachdrücklich verfahren laſſen. Er ſoll binnen drei Tagen, oder ich will nicht Statthalter heißen, das Kapital ſammt Zinſen bezahlen und Euren Gatten überdieß um Verzeihung bitſen. Verlaßt Euch ganz auf mein Wort! Ich bürge für dieſe Schuld, bei der Eures Mannes bekannte Rechtſchaffenheit den Mangel an Brief und Siegel erſetzt, mit meinem eigenen Vermögen.“ —

Durch dieſe Zuſicherungen des hohen Gönners vollkommen beruhiget, überlegte Suschen einen Augenblick, ob ſie nun noch ihre Klage wegen beleidigter Frauenehre anbringen wolle. Der Wille ihres Mannes, dem ſie in allen Fällen blindlings zu folgen pflegte, entſchied über ihre Abneigung, dieſen ärgerlichen Punkt zu berühren. Sie that es ſo ängſtlich und ſtammelnd, als ob ſie nicht die beiden Lüſtlinge, ſondern ihre eigene Schönheit verklage.

Ihre Geſchichtserzählung beluſtigte den Statthalter ungemein. Er brach beſonders über die Zärtlichkeit des Stadtmeiſters in ein unmäßiges Gelächter aus. „Wie konnte der ungeſchickte Mann ſich einfallen laſſen, ſeine plumpe Hand nach der zarten Blüthe Eurer Schönheit auszuſtrecken? Ich werde ihm dafür einen derben Verweis geben. Ihr könntet wohl feinere Männer zu Euren Füßen ſehen.“ — So ſprach er und lag plötzlich vor ihr auf den Knieen. —

Suschen ſtand zitternd auf. Der Statthalter hielt ſie feſt und ſagte feurig: „Himmliſches Weibchen, Ihr habt Empfindungen in meinem Herzen geweckt, die ich ſeit zwanzig Jahren für erſtorben hielt! Beglückt mich mit einem Funken Gegenliebe, und fordert dafür alles, was ich Euch gewähren kann!“ —

„Ich begehre nichts;“ antwortete Suschen: „ich erbitte mir nur die Erlaubniß, Euch zu verlaſſen.“ —

„Doch nicht ohne einen Kuß und ohne die Beſtimmung einer traulichen, der Liebe geweihten Stunde?“ —

Mein ganzes Leben gehört der Tugend und meinem

Gatten! — rief Suschen, und ſchob den entnervten Statthalter, der ſie umarmen wollte, ſo kräftig zurück, daß er an die Wand taumelte.

„Nicht ſo hitzig, ſchöne Tugendheldin!“ ſprach er mit höhniſchem Lächeln: „Ihr ſtreitet für ein undankbares und machtloſes Weſen. Was kann die liebe Tugend Euch nützen? Kann ſie Wunderdinge thun und aus den Glückstrümmern Eures Gatten goldene Schlöſſer erbauen? — Ich vermöchte vielleicht, ihn wieder emporzuheben; denn ich bin Herr eines anſehnlichen Vermögens und mein Wirkungskreis iſt nicht klein: aber ich lege die Opfer, die ich Euch biete, nur auf den Altar der Liebe. — So lange Ihr Euch gegen mich wie ein wildes Kätzchen geberdet, habt Ihr von mir keine Thätigkeit für Wiederherſtellung Eures Wohlſtandes zu erwarten, und ich werde ſogar Eure Klageſache gegen Schlehdorn den gewöhnlichen Schneckengang der Prozeſſe ſchleichen laſſen.“ —

Suschen würdigte ihn keiner Antwort. Sie floh mit Thränen aus ſeinem Palaſt, und verwünſchte die holde Gabe der Natur, die an Einem Tage drei Thoren zu abgeſchmackten Liebeserklärungen gereizt hatte. —

„Ein ſauberes Kleeblatt, der Herr Schlehdorn und ſeine Konſorten!“ rief Hubert, als ſie ihm des Statthalters Betragen erzählte. „O wär' ich doch weg von der Erde, wo ſolche Giftpflanzen gedeihen! — Dieſe Schurken hielt ich bis heute für wackere Männer. Ein Beweis, daß nur der Arme die Menſchen in ihrer wahren verkrüppelten Geſtalt ſieht. Vor dem Reichen ſtellen ſie ſich in Parade.“ —

In der folgenden Nacht hatte Suschen (die in einem Kämmerlein, neben dem Zimmer ihres Mannes, allein ſchlief) kaum die Augen geſchloſſen, als ſie ein Ruf ihres Namens wieder erweckte.

Sie hebt ſich erſchrocken empor und erblicket
Herrn Hütchen, der lächelnd ihr winket und nicket.
„Schön Weibchen,“ begann er, „erſchrick nicht vor mir!
Ich komm' in der ehrlichſten Abſicht zu dir!
Ich will — o du armes, vor reißenden Wölfen
Geflüchtetes Lämmlein! dir rathen und helfen.“

Suschen war unter das Deckbett verſchwunden und antwortete nicht.

Herr Hütchen ſprach weiter: „Du kannſt mir vertrauen,
Ich laſſe mich freilich nicht angenehm ſchauen;
Auch bin ich, damit du das Schlimmſte nur weißt,
Ein Bürger der Unterwelt, nämlich ein Geiſt;
Doch wohn' ich dort nicht in der Teufel'ſchen Gaſſe,
Mit deren Geſchäften ich nie mich befaſſe.“

Das Deckbett bewegte ſich ein wenig. Ein ſchüchternes Auge blinzelte hervor und Hütchen fuhr fort:

„Sie fröhnen den Buhlern, ſie ſuchen mit Tücken
Die zarteſten Weiblein für ſie zu beſtricken;
Ich aber war nimmer der Lüſtlinge Knecht
Und ſchütze des Ehebetts heiliges Recht;
Drum will ich den alten, verliebten Geſellen
Die heute dich kränkten, ein Schwitzbad beſtellen.“

Ach! ſeufzte Suschen, und ſah den kleinen Mann, der ſo vernünftig ſprach, mit beiden Augen und etwas mehr Vertrauen an. Er ſchloß:

„Und daß ſie uns ja nicht entwiſchen, die Rangen,
So will ich ſie gleichſam in Mauſefallen fangen;
Doch mußt du der Freundlichkeit Speck dazu leihn:
Sie kirret und locket nichts anders hinein.
Ich werde ſie morgenden Abend dir ſenden;
Sey zärtlich! Es ſoll deine Tugend nicht ſchänden!“

Suſchen wollte gegen dieſe Anſtalt Einwendungen machen; aber ehe ſie zur Sprache kam, war Hütchen verſchwunden.

In der neunten oder zehnten Vormittagsſtunde des folgenden Tages nahm er die Geſtalt eines jungen Dienſtmädchens an, trippelte flink in Schlehdorns Haus, klopfte den Faulenzer aus dem Bett und ſprach: „Frau Hubert, in deren Lohn und Brod ich ſtehe, bietet Euch einen freundlichen guten Morgen, und läßt Euch melden, daß beſſerer Rath bei ihr über Nacht gekommen iſt. Ihr möchtet alſo die Güte haben, ſie dieſen Abend um eilf Uhr — keine Minute früher oder ſpäter — in ihrem Hauſe zu beſuchen und die bewußten zweihundert Dukaten mitzubringen. Sie müſſe, ſagte ſie, das Kleinod, um das Ihr gehandelt hättet, aus Noth verſtoßen, und wünſche, wegen gewiſſer Urſachen, mit dieſer Angelegenheit noch heute zu Stande zu kommen. Ihr ſollt ſie deßhalb mit Einem Worte durch mich benachrichtigen laſſen, ob der geſtern von Euch ſo lebhaft betriebene Handel noch wirklich Euer Ernſt ſey.“ —

Ei, das verſteht ſich! rief Schlehdorn, und ſeine Augen ſprühten Funken der Freude. Er kniff das ſchelmiſche Zöſchen in die rothen Backen, und verſicherte, daß er gewiß nicht ermangeln werde, ſich zu rechter Zeit und mit gefüllten Taſchen einzuſtellen.

Von da lief Hütchen zum Stadtmeiſter und lud ihn ein, halb zwölf Uhr zu kommen. „Meine Gebieterin,“ ſprach er, „entdeckte mir zwar nicht ganz deutlich, was ſie ſo ſpät in der Nacht mit Euch abzuthun habe; allein ich vermuthe, daß etwa ein Juwelenhandel, den Herr Hubert nicht wiſſen ſoll, unter Euch im Werke ſeyn muß; denn ſie ſagte: Ihr hättet ihr für Etwas Haus und Hof geboten; da ſich jedoch dieſe Grundſtücke nicht in der Taſche herum tragen ließen, ſo möchtet Ihr indeſſen heute nur dreihundert vollwichtige Dukaten als Angeld erlegen. — Nun, wie hält's? Kann ſich Frau Hubert darauf verlaſſen?“

So gewiß, als ich lebe, mein Schätzchen! — rief der Konſul, und bezeigte ſein inniges Vergnügen durch ein gutes Trinkgeld, das er Hütchen in die Hand drückte.

Nun eilte der Schalk zum Statthalter und beſchied ihn, ſich mit dem Schlage der Mitternachtsſtunde bei Suschen einzufinden. Auch er ging — ungeachtet er ſich ſelbſt für einen alten liſtigen Fuchs hielt — ohne Bedenken in die Falle. Da er ſich nicht beſtimmt erklärt hatte, um welchen Preis er der ſchönen Suſanne ihre hohe Verehrung des ſechsten Gebots abkaufen wolle, ſo war bei ihm von Geld oder Geldes Werth nicht die Rede. Hütchen hoffte doch, ſeine goldenen Fiſche im Zipfel der Geſchichte zu fangen.

Suſanne war indeſſen über Hütchens Erſcheinung in der bangſten Unruhe. Bei jedem Fußtritt, den ſie auf der Treppe ſchallen hörte, zitterte ſie vor den gedrohten Liebhaberbeſuchen. Sie klagte dieſe Noth ihrem Manne und bat um ſeinen Rath; aber er konnte damit nicht dienen, und hielt es auch für eine unnütze Mühe, ſich darüber den Kopf zu zerbrechen: denn er glaubte, Suschen habe geträumt.

Standhaft widerſprach ſie zwar dieſer Beſchuldigung während des ganzen Tages; doch dann ward ſie ſelbſt zweifelhaft, als der Nachtwächter ſchon die zehnte Stunde abrief und man weder von dem Schutzgeiſte des Ehebettes, noch von Schlehdorn und Compagnie etwas vernommen hatte. „Siehſt du, Träumerin, daß ich Recht habe?“ ſprach Hubert, und ging ruhig ſchlafen.

Suschen wollte jetzt ein Gleiches thun; aber in dieſem Augenblicke ſtand Hütchen — in Zofengeſtalt und mit eidem Körbchen am Arme — vor ihr. „Potztauſend!“ rief er mit einer gewiſſen Aengſtlichkeit. „Die Komödie ſoll gleich losgehen, und du, die Hauptperſon, biſt noch nicht angekleidet! — Du kennſt mich wohl nicht einmal? Ich bin das Männchen von der geſtrigen Nacht, und habe mich blos ſo verwandelt, um dich bei den Viſiten, die du jetzt zu erwarten haſt, zu bedienen. Ja, ja! ich vermuthete bald, dich ſo unvorbereitet zu finden, und habe deßwegen alles, was wir brauchen, mitgebracht; denn es würde wohl eine Ewigkeit dauern, wenn du jetzt erſt Schlender und Bänder, Schauben und Hauben aus Schränken und Kaſten zuſammen ſuchen wollteſt. Sieh, dieß prächtige, lilienfarbene Kleid! Eine Göttin dürfte ſich nicht ſchämen, bei himmliſchen Feſten damit zu erſcheinen, und es iſt ſo geſchickt zugeſchnitten, daß du ſchneller, als die Schwalbe fliegt, hineinhuſchen kannſt.“ — Er prahlte damit nicht zu viel; denn in demſelben Nu ſah ſich das beſtürzte Weibchen von ihm in ein ſeidenes, mit goldenen Blumen geſticktes Gewand gezaubert, das ihr unausſprechlich gefiel und nicht wenig zur Empfehlung ihrer bebenden Kammerdienerin beitrug.

„Nun raſch ins beſte Zimmer des Hauſes!“ ſprach Hütchen: „Die würdigen Herren würden ſich zwar in deinem Schlafgemach lieber, als im Thronenſaale des Kaiſers empfangen ſehen; aber ſo vertraut wollen wir uns mit ihnen nicht machen.“ —

Suschen ſchloß eilend ihr Putzzimmer auf. Sie überließ ſich nun ganz der Leitung des geſchäftigen Weſens, das kein bösartiges Ungethüm ſchien, und dem ſie doch nicht entrinnen konnte. Ihr Muth darf uns nicht wundern. Eine Geiſtererſcheinung war zu ihrer Zeit nichts Neues. Man hörte täglich davon ſprechen; und wer einen ſolchen Beſuch erhielt, faßte ſich bald, wenn er ſah, daß der Fremdling nicht — wie Herr Hütchen ſagte — aus der Gaſſe der Teufelchen kam. Aber freilich geſchah das auch oft; denn es gab damals in Deutſchland eben ſo viel boshafte Kobolde, als jetzt — Kunſtkrittler, die mit jenen verwandt zu ſeyn, oder ſich wenigſtens nach ihnen gebildet zu haben ſcheinen, weil ſie eben ſo in der Dunkelheit ſpuken, und Manchem, deſſen Schuhriemen aufzulöſen ſie nicht werth ſind, einen hämiſchen Schlag verſetzen.

Suschen begab ſich alſo in ihr Prunkzimmer, welches aber ſeit langer Zeit ſo wenig gebraucht worden war, daß Hütchen hier und da aufräumen und den Staub abfegen mußte. Er langte dann Weinflaſchen, Kuchen und andere Leckereien aus ſeinem Körbchen hervor, und beſetzte damit einen Tiſch. „Nun ſind wir fertig!“ rief er und klatſchte vergnügt in die Hände. „Es war aber auch,“ fuhr er fort, „keine Minute mehr zu vertändeln; denn Meiſter Schlehdorn, der die Ehre des erſten Auftritts hat, wird augenblicklich erſcheinen. Zwinge dich, ſchönes Weibchen, zur Freundlichkeit gegen den Buben! Ich befreie dich in einer halben Stunde wieder von ihm, und will indeſſen immer bei der Hand ſeyn, um durch meine Gegenwart ſeine Frechheit im Zaume zu halten.“ —

Die Glocke ſchlug jetzt Eilf und die Klingel der Hausthür ertönte. Hütchen flog hinab und öffnete die Pforte. Herr Schlehdorn ſtand draußen, ſchlüpfte luſtig ins Haus und flüſterte: „Komm' ich ſo recht?“

Das wohl; antwortete Hütchen: aber wo iſt Euer Paß?

„Welcher Paß?“

Die bewußten zweihundert Dukaten.

„Ah, ha! Hier ſind ſie.“

Paſſirt! — ſprach Hütchen, nahm den Beutel in Empfang und führte den guten Zahler die Treppe hinauf.

Er trat, wie ein Bräutigam geſchmückt und mit den gewöhnlichen Grashüpferſprüngen der Haſenfüße, die einer jungen Dame ſich nähern, ins Zimmer. Aber Suschens blendendes Gewand überraſchte ihn ſo, daß er ſich ſchnell und unwillkührlich — denn vor Prachtkleidern ſtreichen alle ſchwache Köpfe die Segel — zu einem anſtändigeren Betragen gezwungen fühlte. Kein frecher Blick wagte ſich aus ſeinen glotzenden Augen und kein leichtfertiges Wort über ſeine Lippen, die ſonſt immer ein Springbrunnen ſeichter und ſittenloſer Scherze waren. Die zwei überflüſſigen Augen und Ohren im Zimmer (denn Hütchen wich und wankte nicht daraus) drückten ſeinen Geckenmuth vollends zu Boden. Kurz, er fand hier gar nicht das erwartete Paradies, tröſtete ſich jedoch mit der Hoffnung, daß nach Mitternacht das ehrfurchtgebietende Kleid und die auflauernde Zofe verſchwinden und der zärtlichſten Vertraulichkeit Platz machen würden.

Indem er ſich an dieſem Gedanken labte, hörte man ein ſchelmiſches Huſten, das aber ein wenig plump ausfiel, auf der Gaſſe. Es war der Herr Stadtmeiſter, der ſich ſo ſchalkhaft ankündigte; allein man achtete nicht auf ſeinen Liebeskatharr, der von Minute zu Minute ſtärker ward. Da der Konſul endlich ſah, daß ſich die Hausthür nicht aufhuſten ließ, zog er an der Klingel. Suschen erſchrack und Hütchen ſtellte ſich ſo. „Was bedeutet das?“ ſprach er mit einer ängſtlichen Miene: „Ich muß doch ſehen, welcher Unglücksbote noch ſo ſpät bei uns etwas zu ſchaffen hat.“

Er hüpfte fort; allein ſo ſchnell, daß Schlehdorn ſeine Abweſenheit kaum zum Verſuch eines Kuſſes benutzen konnte, kam er zurück, ſchlug die Hände über der Haube zuſammen und kreiſchte: „O weh, der Herr Stadtmeiſter!“

Schlehdorn. Du ſchwärmſt, Mädchen.

Hütchen. Glaubt, was ich Euch ſage! Er iſt da, wie er leibt und lebt.

Schlehdorn. Was will der alte Narr?

Hütchen. Die Frau Hubert verhören.

Suſanne. Mich?

Hütchen. Allerdings. Er ſagt, er habe von gewiſſer Hand eine Anzeige erhalten, daß geſtern zwiſchen Herrn Schlehdorn und Euch etwas vorgefallen ſey, das er, Kraft ſeines obrigkeitlichen Amtes, in Unterſuchung ziehen müſſe.

Schlehdorn. Was faſelt der Weinſchlauch von Unterſuchung? — Seinen Verſtand ſollten die Aerzte unterſuchen. — Vorgefallen! — Es iſt nichts, gar nichts vorgefallen, das ihn angeht. Schicke den einfältigen Mann wieder fort!

Hütchen. Wie könnt Ihr ſo ſprechen! Die hohe Stadtobrigkeit läßt ſich ja nicht wie ein Bettler behandeln. Ich hatte Mühe genug, Seine Wohlweisheit zu einem kurzen Verzug zu bewegen. Der amtseifrige Herr wollte gerade mit mir ins Zimmer ſtürmen, ungeachtet ich vorgab, daß Frau Hubert nicht angekleidet ſey.

Schlehdorn. Ei, zum Henker! ſo mag er ſich hereinwälzen. Ich fürchte mich ſo wenig vor ihm, als vor einer ziſchenden Gans. Er kann Euch, ſchönes Weibchen, und mich zugleich verhören und ſich von uns gemeinſchaftlich auslachen laſſen.

Suſanne. Ich lache nicht mit.

Hütchen. Die arme Frau hat vielmehr Urſache, zu weinen. Wo habt Ihr den Kopf, mein Herr, daß Ihr das nicht überlegt? — Wollt Ihr Eure Freundin beſchimpft ſehen? Soll es gerichtskundig werden, daß ſie mitten in der Nacht, indem ihr Gatte ſchläft, einen fremden Mann bei ſich duldet?

Schlehdorn. Hm! das will ich nicht. Aber was fangen wir an?

Hütchen. Ihr müßt fort.

Schlehdorn. Wo ſoll ich hin? Der verdammte Dickbauch ſteht draußen vor der Thür wie ein Berg, und hier — eine Treppe hoch — kann ich doch unmöglich aus dem Fenſter hinabſpringen.

Hütchen. Ihr ſeyd bei ſehenden Augen blind! Bemerkt Ihr nicht dort eine andere Thür, die in ein Kämmerlein führt?

Schlehdorn. Ah, das iſt ſchön! Da will ich mich verſtecken.

Hütchen. Ja wohl verſtecken! — Denn blank und baar dürft Ihr Euch nicht hinſtellen: der Stadtmeiſter möchte Hausſuchung halten.

Schlehdorn. Poſſen!

Hütchen. Keine Poſſen, Herr Schlehdorn! Wir wollen die Ehre und den guten Ruf dieſer Dame nicht ſo leichtſinnig auf's Spiel ſetzen. Wir wollen das um ſo weniger, da es ein Mittel gibt, ſie vor Schande zu ſichern; aber freilich werdet Ihr Euch dabei nicht ſo wohl, als auf Eurem Faulbette befinden.

Schlehdorn. Ohne Vorrede, zur Sache!

Hütchen. Nun ſo hört! In jener Kammer ſtehen drei leere Koffer, die lang und breit genug ſind, um allenfalls zu Rieſenſärgen zu dienen. Ihr könnt daher in einem davon bequem genug wohnen, bis wir den Stadtmeiſter mit einer langen Naſe heimgeſchickt haben.

„Was Koffer! was Särge!“
Verſetzt er: „Ich berge
So läppiſch mich nicht! —
„Hu, hu!“ rief die Schlange:
„Welch Eſſiggeſicht!“
Und trieb es ſo lange,
Und trieb es ſo arg,
Bis er ſich am Ende
So läppiſch verbarg.
Dann ſchloß ſie behende
Den Rieſenſarg.

Nach gehörig abgegebenem Paß wackelte jetzt der Stadtmeiſter, von Jungfer Hütchen geführt, auf die Bühne, ſpielte jedoch eben ſo wenig, als ſein Vorgänger, eine glänzende Rolle. Suschens Pracht und Hütchens Spionenblicke waren auch für ihn läſtige Feſſeln. Ihm glückte kein freies, luſtiges Wort, und er hatte ſich doch vorgenommen, recht ausgelaſſen und ſchnackiſch zu ſeyn. Er ſprach ſo ſteif und hölzern, als ob er einem Komplimentirbuche nachbete.

Als er endlich auf dem Boden einer Weinflaſche etwas Muth gefunden hatte, flüſterte er Suschen ins Ohr: „Wollen wir das Mädchen nicht fortſchicken?“ Aber ſie ſchüttelte verneinend den Kopf und nöthigte ihn höflich zum Trinken. Er biß vor Unmuth die Lippen zuſammen und dachte: Wein hin, Wein her! Den hab' ich ſelbſt beſſer im Keller. —

Jetzt brummte die Glocke Zwölf, und mit dem letzten Hall flog ein zuſammengerolltes Schnupftuch ans Fenſter. Hütchen winkte lächelnd der Dame mit den Augen; aber der Stadtmeiſter ereiferte ſich und ſagte: das wären Bubenſtreiche, gegen die morgenden Tages ein nachdrückliches Polizeiverbot erſcheinen ſolle.

Da der Tuchvogel zu wiederholten Malen ans Fenſter geflattert war und Schloß und Riegel dennoch in Ruhe blieben, ſo ward an die Hausthür getrommelt.

„Ho, ho!" ſprach Hütchen: „Iſt das ein Menſch oder ein Geiſt? — Mich ſchaudert; denn eben ſchlug die bedenkliche Stunde. Aber was hilft's? Ich muß doch hinab." —

Dem Stadtmeiſter war ernſtlich bange. Er faltete ſchweigend die Hände, und hatte jetzt — ungeachtet die ihm vorher im Wege geweſene dritte Perſon das Zimmer verließ, um die Hausthür zu öffnen — weder Muth noch Sinn, die Sittſamkeit der ſchönen Frau in Verlegenheit zu ſetzen.

Nach zwei oder drei peinlichen Minuten kam Hütchen mit Händeringen und dem halblauten Geſchrei: „Der Statthalter! der Statthalter!" zurück.

Wie vom Blitz getroffen war der Konſul. Er ſprang auf, warf mit ſeinem dicken Bauche den Tiſch über den Haufen und ſtöhnte jämmerlich: „O weh! Der Statthalter? — Das iſt ein vermaledeiter Streich! Ich wollte lieber den Satan, als ihn hier ſehen! — Doch — bin ich nicht ein Thor, daß ich mich ängſte? Du, Hexe, treibſt doch gewiß nur dein Narrenſpiel mit uns; denn was in aller Welt ſollte Seine Herrlichkeit in ſtockdunkler Nacht hierher jagen?"

Hütchen. Ach leider! kommt er nicht für die lange Weile! — Gericht will er hier halten. — Er hat Schreiber und Häſcher, und den wohlbekannten Herrn Schlehdorn als Arreſtanten bei ſich.

Stadtmeiſter. Dirne, du ſprichſt Unſinn!

Hütchen. Laßt mich ausreden und haltet dann Euren eigenen Verſtand ſo feſt, als Ihr könnt! — Der Statthalter, müßt Ihr wiſſen, hat an Einem Gefangenen nicht genug; er ſucht Euch, um ein Pärchen zu haben.

Stadtmeiſter. Schweig, Affengeſicht! Das iſt Scherz; aber ein ungeſchliffener Scherz, der einen ehrlichen Mann um alle ſeine fünf Sinne bringen könnte.

Hütchen. Nicht wahr? Darum bat ich Euch, Euren Verſtand zu bewahren. Haltet ihn ja mit beiden Händen, denn ich ſcherze nicht. Der Statthalter iſt wirklich im Hauſe, hat Euch ſchon in Eurer Wohnung aufgeſucht und will Euch über gewiſſe Dinge, die er mir nicht auf die Naſe geheftet hat, mit dem arretirten Schlehdorn und der Frau Hubert vernehmen.

Stadtmeiſter. Vernehmen? — Um Mitternacht vernehmen? —

Hütchen. Ja, die Sache hat Eile, weil er dem Biſchof, auf deſſen höchſten Befehl, mit Anbruch des Tages darüber Bericht erſtatten ſoll.

So trug der ſchlaue Geiſt den Konſul ſchier zur Leiche,
Und zeigt' ihm dann die leeren Kofferbäuche.
Was Wunder, daß er ſich ergab?
Er hatte nicht die Kraft, ſich ſelbſt hinein zu ſchreiten;
Von Jungfer Hütchen ward dazu die Hand geboten,
Und er lag ſtill, als wär's ſein Grab.
Sie war bedacht, den Schlüſſel abzuziehen,
Und ſcherzte: „Der wird wohl nicht fröhlich auferſtehen!" —

Kaum war man mit ſeiner Einſargung zu Stande und kam aus der Todtenkammer zurück, als ſchon der Statthalter, dem die Anmeldung zu lange dauerte, ungerufen ins Zimmer trat.

Der alte, luſtige Ritter war nicht ſo blöde, wie die ſteifen Spießbürger, die vorher an ſeinem Platze, gleich ſtummen Oelgötzen, geſeſſen hatten. Er nahm ſchon auf der Schwelle den leichtfertigen Ton an, der ihm noch von ſeiner Jugend her, da Liebesabenteuer ſein Hauptgeſchäft ausmachten, geläufig war. Ihn, der den Glanz vieler fürſtlichen Höfe geſehen hatte, ſetzte natürlicher Weiſe der Anblick eines ſchimmernden Damenkleides nicht in die lächerliche Beſtürzung jener einfältigen Geſellen, die nicht weit hinter ihrem Ofen hervorgekommen waren. Eben ſo wenig band ihm die Gegenwart einer Aufwärterin die Zunge. Schmeicheleien und Zweideutigkeiten ſtrömten ihm zwanglos vom Munde. Erſt dann, als er ſich bei der allgemeinen, unverfänglichen Vorrede nicht länger aufhalten, ſondern zu geheimern Verhandlungen übergehen wollte, ſchien ihm der dienſtbare Geiſt ein im Zimmer entbehrliches Weſen. Ein Mann, wie er, wußte ſich aber zu helfen. Er befahl, ohne die Dame vom Hauſe deßhalb zu begrüßen, kurz und rund: „Mädchen, verlaß uns!“ —

Dieſer Eingriff in die hausfräuliche Gerichtsbarkeit beſchleunigte das ihn erwartende Schickſal. Jungfer Hütchen gehorchte zwar auf der Stelle, that es aber blos, um den alten Wildfang, bei dem ein hübſches, junges Weib noch gar nicht ſicher aufgehoben war, ohne längern Verzug in den ihm beſtimmten Nothſtall zu bringen.

Sie kam deßhalb in derſelben Minute zurück und rief: „O, gnädiger Herr, das hat Euch ein Engel vom Himmel geheißen, daß Ihr mich vorhin hinaus ſchicktet! — Es wär' ein fürchterlicher Auftritt geworden, wenn uns Herr Hubert ſo unvorbereitet, als wir waren, überraſcht hätte: Ich kann nicht begreifen, wie es zugeht — aber kurz, der alte Herr hat Lunte gerochen. Indem ich jetzt bei ſeinem Schlafgemach auf den Zehen vorbeiſchleiche, hör' ich ihn ſtöhnen. Ich lege behutſam ein Ohr an die Thür und höre weiter, daß er ſich mühſam auf ſeinen Krücken —

denn er hat zum Glück die Gicht — im Bett emporarbeitete und mit ſich ſelbſt ſpricht. Anfangs verſtand ich ſein Gemurmel nicht; aber bald ſchrie er heftig und laut: Komm her, braver Degen! Du haſt lange kein Blut getrunken. Aber komm, komm! Ich will einen Ehebrecher, den ich im Hauſe wittere, dir opfern.“ —

Statthalter. Ha, ha, ha! Die frommen Kaufmannsdegen pflegen nicht blutdurſtig zu ſeyn. Wenn doch der gute Mann mit ſeinem Lerchenſpieße ruhig im Bette bliebe! Er hat ja mit Noth und Tod genug zu kämpfen.

Suſanne. Ach, das iſt wahr!

Hütchen. Ein unglücklicher und kranker Mann — haltet mir das zu Gnaden, Herr Statthalter! — iſt in der That kein Gegenſtand des Lachens; auch ſeine Rache iſt es nicht. Die Schnecke kriecht langſam, kommt aber endlich doch an den Ort, wohin ſie will.

Statthalter. Hm! ich bin gefaßt. Mein Rang und Stand —

Hütchen. Pocht nur darauf nicht! Eben deßwegen ſolltet Ihr Euch ſo betragen, daß jede Eurer Handlungen andern Menſchen zur Richtſchnur dienen könnte.

Statthalter. Moral im Munde eines Kammermädchens, das ſich mit nächtlichen Beſtellungen abgibt, kommt mir gerade ſo vor, wie die berühmte Predigt, die der Fuchs in der Fabel den Gänſen hielt. Drum ſchweig, du Maulaffe, ſchweig!

Hütchen. Ich kann nicht ſchweigen und werde nicht ſchweigen. Das Wohl dieſer Dame liegt mir zu nah am Herzen. Es würde der armen Frau übel ergehen, wenn auch allenfalls Herr Hubert ſo ſchwach und feigherzig wäre, ſeinen Degen vor Euch zu ſenken.

Statthalter. Welcher kecke, naſeweiſe Ton! So hat in meinem Leben kein Menſch, und am wenigſten eine Magd, mit mir geſprochen. Doch wir wollen jetzt nicht Worte wägen. Kann uns deine geſchwätzige Weisheit irgend einen Rath geben?

Hütchen. Aufzuwarten, gnädiger Herr! Er iſt eben ſo leicht ausführbar, als luſtig. Geruht Euch in dieſen Koffer, den man ein kleines Haus nennen könnte, nur fünf Minuten lang zu ducken, und uns allen iſt geholfen.

Statthalter. Eine ſeltſame Zumuthung! Was ſagt Ihr dazu, ſchöne Frau?

Suſanne. Fraget mich nicht! Ich bin ſo beſtürzt, daß ich nichts überdenken, nichts überlegen kann.

Hütchen. Entſchließt Euch kurz, gnädiger Herr! Ich höre ſchon den Schall der wandelnden Krücken.

Statthalter. Wohlan, dieſem lieben Weibchen zu gefallen, will ich Verſtecken ſpielen. Es iſt mir ein wahrer Spaß, noch in meinen alten Tagen einen ſolchen Junkerſtreich zu machen. Aber ſchickt nur ſobald als möglich die Krücken wieder fort!

Er ſprang in die Truhe
Mit Lachen und Scherz.
„Nun haſt du Ruhe,
Du Taubenherz!
Jetzt ging in die Falle
Die naſchigſte Maus.
Wir haben ſie alle;
Die Jagd iſt aus!“

Indem Hütchen bei ſeiner Rückkunft aus der Arreſtantenkammer ſo jubelte, verflog ſeine jugendliche Zofengeſtalt wie eine bunte Seifenblaſe, und der Kobold ſtand in ſeiner gewöhnlichen Manteltracht vor Suſannen, ſchüttelte ſich, als ob er eine Kettenlaſt abgeworfen habe, und ſprach:

„So iſt mir beſſer! Das enge Mieder und die ſchlotternden Röcke waren mir höchſt unbehaglich. Nun iſt für heute nichts mehr zu thun. Lege dich ruhig ſchlafen! Dein Mann ſchläft auch; denn was ich von ſeinem Erwachen erzählte, war nichts als ein Mährlein, wie du wohl denken kannſt. Wegen unſerer Gefangenen ſey unbeſorgt! Sie erſticken nicht und werden dich eben ſo wenig durch Lärm und Toben in ihren Käfigen beunruhigen. Ich habe durch einen Zauberſchlummer ihre Sinne gefeſſelt; ſie ſchlafen bis morgen gegen Mittag wie Dächſe, und ſollen dann wieder auf freien Fuß geſtellt werden. Aber bevor das geſchieht, geh du zum Biſchof, begehre Gehör, und erzähle ihm aufrichtig alles, was ſich ſeit deinem erſten Zweiſprach mit Schlehdorn bis dieſen Augenblick begeben hat. Bernhard iſt ein guter, gerechter Mann; er mag über dieſe Burſche ſein Urtheil ſprechen.“ —

Suſanne that am folgenden Tage, was ihr Hütchen geheißen hatte. Bei dem Biſchof Gehör zu erlangen, war allen ſeinen Unterthanen ſo leicht, als einem Kinde, mit ſeinem Vater zu ſprechen. Er ließ alſo auch die junge Frau ſogleich zu ſich hereintreten, entblößte vor ihr ſein ehrwürdiges, graues Haupt und ſprach, das Käpplein noch in der Hand haltend, mit der herzlichſten Freundlichkeit: „Willkommen, liebe Tochter! Worin kann ich dir helfen?“

Suschen begann ihre Klage, und der Biſchof unterbrach ſie durch kein Wort. Aber ſein Angeſicht zeugte von der höchſten Aufmerkſamkeit und war ein treuer Spiegel ſeiner theilnehmenden Empfindungen. Mitleid, Erſtaunen und Abſcheu malten ſich wechſelsweiſe darauf.

Als Suschen ihre Rede geſchloſſen hatte, faltete der fromme Bernhard ſeine Hände hoch empor und rief aus: „Welche ſchimpfliche Geſchichte! Du ſollſt volle Gerechtigkeit erhalten, meine gute Tochter! Kannſt du mir etwa, um die Verbrecher deſto kürzer zu überführen, einen oder mehrere Zeugen ſtellen?“ —

„Geduld! Die Zeugen ſind ſchon hier!“
Rief eine Stimme vor der Thür.
Das Weiblein und der Biſchof ſahn
Einander mit Erſtaunen an,
Und ein Getrampel und Gepolter
Spannt' ihre Neugier auf die Folter.

Es nähert ſich; Herr Hütchen tritt
Herein mit raſchem Botenſchritt
Und einem lächerlichen Schweif;
Denn, hoch gerichtet, kerzenſteif
Und haſtig folgen unſerm Zwerge
Die wohlbekannten Rieſenſärge.

Sie ſtrampfen, wie, vom Stock kuranzt,
Ein Bär zum Dudelſacke tanzt.
Doch Hütchen ſtößt ſie um und ſpricht:
„Seyd ſtill! Man hört ſich ſelbſt ja nicht!“
Drauf kehrt er ſich zum Biſchof: „Trauet
Den Zeugen, Herr, die Ihr dort ſchauet!“

Schnell ſpringt die Deck' an jedem Sarg
Und zeiget offen, was er barg.
Die Todten fahren plötzlich auf
Und Schreck hemmt ihres Blutes Lauf,
Als ſie bei ihrem Auferſtehen
Sich vor des Biſchofs Augen ſehen.

Wie Marmorbilder, ſtarr und bleich,
So ſitzen alle Drei zugleich
Im Kaſten einen Augenblick
Und werfen ſich im Nu zurück:
So ſtürzen Fröſche ſich in Lachen,
Wenn Wanderer ſie ſchüchtern machen.

Allein der fromme Bernhard ruft:
„Flöht Ihr zur tiefſten Erdenkluft,
So bergt Ihr vor dem Sonnenlicht
Der Wahrheit Eure Schuld doch nicht!
Ihr habt wohl Urſach, Euch zu ſchämen:
Hervor, mein Urtheil zu vernehmen!“

Die traurige Geſtalt der armen Sünder zu ſchildern, wie ſie jetzt aus den Koffern hervorkrochen und ſich vor den Stuhl des Biſchofs ſtellten, iſt ein unangenehmes Geſchäft, gegen das die Muſe ſich ſträubt. Wir wollen uns überhaupt bei dieſem widrigen Anblick nicht aufhalten, und eben ſo wenig mit wörtlicher Aufzeichnung des Urtheils und der Strafpredigt des Biſchofs die Zeit verlieren. Doch müſſen wir denjenigen Leſern, die einem Erzähler nicht gern den geringſten Umſtand erlaſſen, ſondern alles recht aus dem Grunde wiſſen wollen, wenigſtens in der Kürze ſo viel melden: daß der Biſchof den Statthalter und den Konſul ihrer obrigkeitlichen Aemter, deren ſie ſich ſo unwürdig gemacht hatten, auf der Stelle entſetzte, und ſie überdieß — ſo wie auch den dritten Mitſchuldigen — zu tüchtigen Geldbußen verurtheilte, die er (mit Zuſchluß der im Hubertiſchen Hauſe abgegebenen goldenen Päſſe) der Armenkaſſe zuſprach.

„Aber“ — ſo wird Einer oder der Andere jener Grundmänner vielleicht fragen — „warum wurden der armen Suſanne dieſe Strafgelder nicht überlaſſen?“ —

Wer den Biſchof auf ſolche Weiſe zu tadeln glaubt, der denkt, wahrlich! nicht ſo fein, wie dieſer edle Mann, der durch das Anerbieten einer Summe, deren beträchtlichſter Theil zum Sold der Wolluſt beſtimmt geweſen war, das Ehrgefühl der tugendſamen Frau nicht beleidigen wollte.

Doch ſie verlor dabei nichts; denn der gute alte Herr hatte Schlehdorns Schuld, die Wurzel alles Uebels, ſofort eintreiben laſſen, und ſandte ſie noch denſelben Tag, nebſt einigen tauſend Thalern, die er aus ſeiner eigenen Kaſſe nahm, ins Hubertſche Haus, das ſich dadurch aus ſeinen Ruinen erhob; denn als die Sorgen des Kranken wichen, kehrten Geſundheit und Muth zurück, und er brauchte das biſchöfliche Geſchenk zur Grundlage neuer Handelsgeſchäfte, die ihn, nach einigen wohl angewendeten Jahren, faſt eben ſo reich wieder machten, als er vormals in ſeinen glücklichſten Tagen war.

Hütchen und der Biſchof benahmen ſich bei dieſer Gelegenheit wie ein Paar Starrköpfe, die, nach einem vorgefallenen Zwiſte, noch mit einander ſchmollen, und deßwegen bloß in den nöthigſten Geſchäften, und zwar ſo wortkarg als möglich, zuſammen ſprechen. Herr Bernhard, der nicht die geringſte Neigung hatte, ſeine alte Bekanntſchaft mit dem Tanzmeiſter der Koffer zu erneuern, ſtellte ſich ganz fremd gegen ihn. Den Kobold hingegen machte ſein böſes Gewiſſen ſcheu. Er zog ſich, indem der Biſchof am eifrigſten mit dem Hammer des Geſetzes auf die drei Sünder losſchlug, in der Stille fort aus dem Zimmer; denn er befürchtete, daß ihn der geiſtliche Herr, wenn er mit der gegenwärtigen Arbeit fertig ſey, am Ende noch zum Feierabend unter den Amboß nehmen möchte.

Unſer Zwerg hatte ſeit der Fehde mit Hrn. Tobias in einer unterirdiſchen Einſiedelei gehauſt, und nahm auch jetzt, da ihm ſo eiskalt begegnet ward, ſeinen Weg wieder dahin; aber ein geſelliger Geiſt, wie er, befand ſich nur unter Menſchen wohl, und konnte nicht, wie andere lichtſcheue Gnomen, in einſamen Höhlen aushalten. Er ſuchte daher bald ein neues Unterkommen als Küchengeſellſchafter. Warum er ſich ſo gern an den Herden herumtrieb, iſt nicht zu erklären. Er gehörte keineswegs zu dem Schmarotzervölklein, das keine lieblichern Freudenquellen, als volle Fleiſchtöpfe kennt. Es ſcheint ſogar, er habe bloß von der Luft gelebt; denn keiner ſeiner Biographen erwähnt einer andern Nahrung. Aber dennoch war die Küche ſein Lieblingsort, und je volkreicher er ſie finden konnte, deſto mehr gefiel ſie ihm.

Einem reichen Ritter, Namens Wipprecht, erwies er die Ehre, daß er deſſen Haus allen andern Häuſern in Hildesheim vorzog. Der Grund dieſer Auszeichnung lag darin, daß der Ritter ſo viel Köche und Küchenjungen hielt, wie der Biſchof, und mit einer jungen, feurigen Dame vermählt war, die nicht weniger Anbeter hatte, als es in der biſchöflichen Reſidenz vornehme Stutzer gab.

Wipprechts Hausgeſinde ſtutzte zwar über den einwandernden Pilgrim; doch war er in Hildesheim ſchon ſo bekannt, daß niemand mehr vor ihm erſchrak. Er hatte ſich freilich durch die Beſenſchlacht etwas anrüchtig gemacht; dieſe Scharte war jedoch durch den Koffertanz wieder ausgeſchliffen worden: denn man freute ſich faſt allgemein, daß er dem Erſtatthalter und deſſen Konſorten zu einer ſo exemplariſchen Züchtigung verholfen hatte. Deshalb ward er denn auch bei ſeinem Einzug in Wipprechts Küche mit Vergnügen empfangen.

Als aber der Ritter, der es ſtandesmäßig mit der Partei des Statthalters hielt, nach einigen Tagen erfuhr, daß der berüchtigte Kobold bei ihm ein und aus ging, ſprach er zornig zu ſeinen Dienern: Warum habt Ihr mir dieß nicht eher gemeldet? Ich hätte dieſem Unruhſtifter ſtracks die Wege gewieſen. Er ſoll ſich durchaus bei mir nicht einniſten! Sobald er wieder kommt, gebt mir ſchleunige Nachricht!“

Herr Wipprecht ſpielte für ſein Leben gern den Helden und König im Hauſe, war aber ein feiger Tropf und gehorſamer Unterthan ſeiner Gemahlin. Sie hatte ſich eigentlich mit ſeinen Gütern vermählt, und betrachtete ſeine Perſon als eine läſtige Zugabe. Er, ein ſchwacher Kopf, trug mit Lammsgeduld das Joch ihrer Herrſchſucht, wagte nie, ſich gegen ihren Pantoffelſcepter zu empören, und muckte deshalb auch nicht über das Verkehr mit ihren Galanen, ungeachtet er dieſe Geiſter eben ſo ungern im Hauſe ſah, wie den Kobold.

Als ihm deſſen nächſte Erſcheinung befohlener Maßen gemeldet ward, verwandelte ſich das Kirſchbraun ſeines Antlitzes in Aſchgrau; ſein Herz hämmerte faſt laut, und der ganze Held glich einer Zitterpappel. Er ſuchte ängſtlich ſein Schwert, das er an der Seite trug, eilte mit mächtigen Renommiſtenſchritten fort und ſchlotterte bis auf die Treppe.

Hier ſtand er aber — wie der lachende Diener hinter ſeinem Rücken längſt erwartet hatte — plötzlich ſtill, legte den Finger an die Naſe und ſagte mit ſtammelnder Zunge: „Hm! da fällt mir etwas ein! — Es iſt doch verdrießlich, daß ich gerade nicht Zeit habe! — Ja, ich muß dieſen Augenblick umkehren. — Aber was ich dem Burſchen da unten zugedacht hatte, das wird ihm noch ſo gewiß, als ich Wipprecht heiße! Ich will ihm eheſtens nach Hauſe leuchten; er ſoll an mich denken!“ — Drauf zog ſich der Ritter eilend in ſein Gemach zurück, und der Diener lachte die Treppe hinab.

„Nun, wo bleiben Ihro Gnaden?“ fragte Hütchen, den die Köche zum Scherz mit dem Zorn ihres Herrn bedroht hatten: „Der edle Ritter hat ja, wie ich höre, mit mir ſprechen wollen.“ —

Das will er allerdings! — verſetzte der loſe Diener: Es iſt aber gegen die Ordnung und unter ſeiner Würde, dich zu bekomplimentiren, ehe du ihm deine Aufwartung gemacht haſt.

„Dieſen Fehler will ich augenblicklich verbeſſern;“ ſagte der Kobold, der eben mit Tellerwaſchen beſchäftigt war. Er ließ ſeine Arbeit im Stich, zog ſein Mäntelchen zurecht und lief die Treppe hinauf.

Herr Wipprecht — der einige Minuten zuvor über Zeitmangel geklagt und ſich angeſtellt hatte, als ob ihn das wichtigſte Geſchäft auf die Nägel brenne — ſaß ſtill und unthätig, wie immer, auf ſeinem Lehnſtuhle, als ihn das Zwerglein überraſchte. Er fuhr ſchaudernd empor und wollte nach Hülfe rufen; aber der Schrecken hatte ſeine Sprachwerkzeuge, die ſonſt für einen Herold brauchbar geweſen wären, ſo ganz gelähmt, daß ſie keinen Laut zu bilden vermochten. Stumm, wie ein Schaf vor dem Wolfe, nahm er die Flucht, rannte von Zimmer zu Zimmer, und der Geiſt trabte lachend hinter ihm her.

Ungeachtet aber der Ausreißer durch eine lange Reihe von Gemächern nicht anders lief, als ob ihn der Knochenmann mit drohender Senſe verfolge, ſo gelang es ihm dennoch nicht, zu entkommen; denn blind vor Angſt gerieth er zuletzt in eine Kammer, die keinen Ausgang hatte, und mußte nun, in dieſem Sacke gefangen, dem Kobold Rede ſtehen.

„Schäme dich!“ rief Dieſer ihm zu: „Pfui, ſchäme dich, du trauriger Ritter! Komm aus dem Winkel hervor und zittere nicht wie ein Kind!“ —

Weiche nur erſt! ſtotterte Wipprecht: Weiche von hier und aus meinem Hauſe! —

„Du ſollteſt mir danken, daß ich gekommen bin.“

Warum?

„Eine ſehr überflüſſige Frage! Haſt du von meinen bisherigen Thaten nicht gehört? — Kennſt du dein Weib nicht?“ —

Wie hängt das zuſammen?

„Ich merke wohl, du biſt ein Fremdling in deinen eigenen vier Pfählen; man muß alſo deutlich mit dir ſprechen. Nun ſo höre mich denn an! Du haſt eine Gemahlin, die ihre Schönheit zur Leimruthe braucht, um eine Schaar verliebter Vögel zu fangen. Bis jetzt geht ſie zwar noch in ziemlich unſchuldiger Abſicht auf Eroberungen aus; ſie thut es blos, weil es ihrer Eitelkeit ſchmeichelt, die Herzen aller Männer in Flammen zu ſetzen; allein wer kann wiſſen, wie lange ſie ſich mit dieſer Tändelei begnügt? — Kurz, ſie bedarf einen Aufſeher. — Und dieſen Poſten will ich übernehmen, weil du ihm ſelbſt nicht gewachſen, weil du zu feige, zu ſchläfrig biſt, über die Ordnung deines Hauſes zu wachen.“ —

Aber ich begreife nicht, warum du dich um die Liebes- und Eheſachen der Menſchen ſo eifrig bekümmerſt?

„Du biſt der Erſte, der mich dieß fragt, und verdienſt daher wohl, daß ich ſo viel, als zur Aufklärung dieſes Räthſels nöthig iſt, darauf antworte. So ſollſt du denn wiſſen, daß ich aus einem Gnomengeſchlechte ſtamme, dem die Empfindungen der Liebe ſo wenig fremd ſind, als Euch. Wir ſchließen zärtliche Verbindungen, die Euren Ehen gleichen. Als ich noch jung war, galt ich für einen netten Burſchen und hatte das allgemein beneidete Glück, die Gunſt des ſchönſten Gnomenmädchens zu gewinnen. Wir verbanden uns und lebten ein Jahr lang ſo traulich, wie ein zärtliches Taubenpaar; aber die Treue — die heilige Treue — iſt leider in der Unterwelt ſo ſelten, als hier! — Ein junger Gnomenfürſt fand mein Liebchen ſchön, und die Treuloſe verließ mich ſchändlich, um ſeinen Thron mit ihm zu theilen. Nun ward mir meine Heimath zu enge; ich floh vor dem Hohngelächter meiner Brüder, die mich vorher beneidet hatten, in die Oberwelt und geſellte mich zu den Menſchen. Hier lehrte mich denn bald die Erfahrung, daß mein Schickſal eine ſehr alltägliche Geſchichte ſey. Da nun ein unwiderſtehlicher Hang zur Neckerei in die Natur aller Gnomen verwebt iſt, und alſo auch ich dann und wann einen Affen tanzen laſſen muß: ſo beſchloß ich gleich anfangs, meine böſen Erblaunen blos gegen die Feinde der weiblichen Tugend und des ehelichen Glücks — mit Einem Worte, gegen die Korſaren auf dem Meere der Liebe — zu richten. Ich habe das, wie männiglich bekannt iſt, ſchon gethan; aber jetzt ſticht mich der Kitzel aufs neue. Ich muß ihn ſtillen und weiß dazu keinen beſſern Tummelplatz, als dein Haus. — Sieh, das iſt der Grund, warum ich hier bin.“ —

Der Ritter verſetzte zwar, er werde ſchon ſelbſt, wenn er es nöthig finde, ſein Hausrecht brauchen; allein der Kobold ließ ſich dadurch nicht abweiſen. „Ich habe gehört,“ fuhr er fort, „daß du heut oder morgen verreiſen willſt; da werden denn vollends, wenn die Katze nicht zu Hauſe iſt, die Mäuſe tanzen. Doch ich erzeige dir durch dieſes Sprichwort beinahe zu viel Ehre; denn du biſt ein ſo frommer Kater, daß allenfalls eine kecke Maus ihr Neſt in deinem Ohre bauen könnte. Wer, ſage mir, wer fürchtet ſich vor dir? — Aber laß mich nur ſchalten! Ich will dir bald Reſpekt und Ruhe verſchaffen.“ —

Das wäre nicht übel; antwortete Wipprecht; aber ich mache mir zwei Bedingungen. Erſtens, darf meine Frau nicht erfahren, daß ich mit dir gleichſam in einen Bund gegen ihre Freunde getreten bin; zweitens, mußt du mir angeloben, mich ſelbſt ungehudelt zu laſſen. —

Beides verſprach der Geiſt und entfernte ſich. Herr Wipprecht, der wirklich eine Reiſe vorhatte, machte nun ſofort Anſtalten dazu.

Er hatte kaum der Stadt den Rücken gekehrt, da ließen ſeine Hausfreunde ihre Kaperſchifflein auslaufen, um gute Beute zu machen; aber der lauernde Kobold ergriff ſie wie ein Sturm, trieb ſie auf Klippen und Sandbänke, und jagte ſie in ihre Häfen zurück. Doch ſtatt dieſer ſchwankenden Bilderſprache wollen wir lieber beſtimmt und ausführlich erzählen, was ſich begab.

Der Erſte tanzte flink im Feierwamms daher
Und ſah die Ritterin ſich aus dem Fenſter neigen.
All' ſeine Zierlichkeit trat gleichſam ins Gewehr,
Um in Paradeglanz der Holden ſich zu zeigen.
Er bückte ſich und ſcharrte hinten aus,
Daß unter ſeinem Fuß die Steine Feuer gaben;
Patſch! aber lag der Geck im Straßenkoth begraben,
Und floh beſchämt und ausgelacht nach Haus.

Der Zweite hatte ſchon die Treppe bald erſtiegen;
Allein was half es ihm? Er ſah
Hier plötzlich ſein Gewand wie Zunder von ſich fliegen,
Und faſernackend ſtand er da.
Zum Glück ward ihm ein Mantel nachgetragen.
Er ſäumte keinen Augenblick,
Die Hülle feſt um ſich zu ſchlagen,
Und eilt' in ſein Quartier zurück.

Der Dritte fiel gleich einem Klotze nieder,
Indem er ins Gemach der Dulcinea trat.
Er raffte ſich empor und ſtürzte plötzlich wieder,
Sobald er nur ein Schrittchen weiter that.
Ein unſichtbares Ding, wie eine Kugel, rollte
An jedem Plan, auf dem er fußen wollte.
Die Dame lachte ſeiner Qual,
Bis er beleidigt ſich empfahl.

Dem Vierten ſchien das Glück im Anfang mehr gewogen.
Er ſenkte ſich bereits; doch nirgends fand er Raſt:
Denn zwanzig eichne Seſſel bogen
Wie Poſtpapier ſich unter ſeiner Laſt.
Es war, wohin er trat, als käm' ein Berg gegangen;
Die Wände zitterten und alle Dielen ſprangen.
Die Dame trieb ihn fort mit ängſtlichem Geſchrei,
Er ging und rammelte die Stiege morſch entzwei.

So war denn auf Ein Mal der Weg zu den Zimmern der ſchönen Ritterin geſperrt. Aber ihr Aufſeher hatte dennoch keine müßigen Tage; denn der Platz vor dem Hauſe wimmelte von Pflaſtertretern, die nach ihrem Fenſter hinauf ſeufzten und liebäugelten. Dieſes kleine, unſchuldige Herzensverkehr hätte der Gnom füglich erlauben können; allein er that es nicht, ſondern ſtäupte die empfindſamen Amanten mit unſichtbarer Hand durch Steinwürfe, Waſſerſpritzen und Fauſtpüffe von der Gaſſe. Einigen, die am Hauſe ſtehen blieben, Schmeicheleien flüſterten und Hände voll Küſſe hinauf warfen, fuhr er ſogar, in der Geſtalt eines großen Fleiſcherhundes, auf den Leib, biß ſie in die Waden, zerriß ihre Kleider und hetzte ſie mit ſchrecklichem Gebell die Straße hinab. Kurz, er handhabte die Polizei vor dem Hauſe des Ritters ſo ſcharf, daß kein Auflauf von Liebhabern entſtehen konnte, und ſich endlich keiner mehr in dieſe gefährliche Gegend wagte.

Die zertrümmerte Treppe war kaum wieder hergeſtellt, als Herr Wipprecht von ſeiner Reiſe zurück kam. Hütchen ſprach bald unter vier Augen mit ihm und rühmte ſich ſeiner Thaten.

„Gut!“ ſprach der Ritter: „Ich bin mit dir zufrieden, und beſtelle dich von heut an für immer zum Aufſeher meines Weibes. So lange du dieſes Aemtchen treulich verwalteſt, will ich dir einen ruhigen Aufenthalt in meinem Hauſe mit Vergnügen geſtatten.“

Man hätte darauf gewettet, der Kobold würde dieſen Antrag ſehr freudig aufnehmen; allein er ſchüttelte den Kopf und ſprach: „Ich danke für Euer gütiges Zutrauen, Herr Ritter! Dieſe Bedingung iſt mir aber zu hart. Es macht mir zwar, wie ich Euch geſagt habe, bisweilen Spaß, einen verbuhlten Laffen zu züchtigen; doch in Eurem Hauſe gibt es der Arbeit in dieſem Fache ſo viel, daß ich hundert Augen und nicht weniger Hände haben müßte, wenn ich alle lüſterne Spatze, die gern Eure Kirſchen benaſchen möchten, verſcheuchen ſollte. Darum will ich mich lieber empfehlen. Gehabt Euch wohl!“

So ſchied der Kobold aus dem Hauſe des Ritters, und fand ſich nun in der biſchöflichen Küche wieder ein. Hier aber war ſeines Bleibens nicht lange. Es gab täglich zwiſchen ihm und dem Koch Tobias Streitigkeiten und Balgereien, und ſie verklagten ſich oft bei dem Biſchof. Dieſer ſah bald ein, daß er Einen dieſer Zänker entfernen müſſe, wenn der Friede ſeines Hauſes beſtehen ſolle. Da der Koch ſeit der wider ihn anhängig geweſenen Unterſuchung ſeine Gnade verloren hatte, ſo entſchloß er ſich, ihn zu verabſchieden. Tobias war aber ein Meiſter in ſeiner Kunſt, und beſonders ſchmeckten die von ihm bereiteten Paſteten den Tafelfreunden des Biſchofs vortrefflich; es liefen deßhalb von Seiten dieſer Herren ſo häufige Bitten für ihn ein, daß endlich das Loos der Verweiſung auf Hütchen fiel.

Er ließ es zu einem förmlichen Bann nicht kommen. Sobald er die Anſtalten dazu bemerkte, ward er ſehr ungehalten, ſchimpfte wie ein Rohrſperling den Biſchof, und zog dann eilfertig ab. Seitdem ward er in Hildesheim nicht mehr geſehen.

VII.

Thors Hammer.

Stolz auf körperliche Stärke und angemaßte Halbgötterſchaft, lebten die nordiſchen Rieſen in ewiger Feindſchaft und Fehde mit den Göttern, und machten oft fürchterliche Anſtalten, die Himmelsburg zu erobern.

Uralte Felſen riß das wilde Heer der Streiter,
Wie Pflanzen aus der Erde Schooß,
Trug ſie zu Hauf, und ſtürmt' auf dieſer Leiter
Raſch auf die Götterfeſtung los.

Doch alle dieſe Verſuche mißlangen. Die hohen Herrſchaften waren auf ihrer Huth, und beſtellten gegen die unruhigen Giganten einen eigenen Wächter, der Heimdall hieß und ſich zu dieſem Poſten vortrefflich ſchickte; denn er war ein Seher und Horcher ohne Gleichen.

Sein Auge ſah ſcharf von der Himmelsburg Thor,
Sogar in der Nacht bis ins Lager der Rieſen.
Und wachſen hörte ſein lauſchendes Ohr
Die Woll' auf den Schafen, das Gras auf den Wieſen.

Sobald die Empörer Felſen zuſammenwälzten, gab er ein Lärmzeichen. Da erhob ſich Thor, der Sohn Odins, des Höchſten der Götter, um die Wolkenburg zu vertheidigen.

Er trug den Zaubergürtel dann,
Durch den er Doppelkraft gewann,
Beſchuhte ſeine Hand mit Eiſen,
Und griff mit hoch entflammter Wuth
Zum Donnerhammer, um die Brut
Der Erde derb zurückzuweiſen.

Wehe dem Erſten auf der Sturmleiter! Dem zerhämmerte Thor (der einen viel längern Arm hatte, als alle Könige zuſammen) die Hirnſchale ſo gewaltig, daß er im Todestaumel zurückſtürzte und den Nachtrab ſeiner Kriegsgefährten mit ſich zu Boden riß. Dieſes Schickſal hatten ſchon Tauſende gehabt, und Thors Hammer war deßhalb den Rieſen ſehr furchtbar geworden; aber dennoch unterließen ſie nicht, ihm von Zeit zu Zeit ihre Schädel wieder Preis zu geben.

Einſt beſchloß Thrym, der König der Rieſen, einen Hauptſturm und ſtellte ſich ſelbſt an die Spitze ſeines Heeres. Heimdall bemerkte von ſeiner Warte die ungewöhnlich großen Rüſtungen, gab davon den Göttern Kunde, und ſie eilten in Schaaren herbei, um Thors Heldenthaten zu ſehen.

Selbſt Freya, die Göttin der Liebe, ſtand
Mit weiblicher Schauluſt und weiblichem Zagen
In ihrem demantenen Wagen,
Mit roſenfarbenen Katzen beſpannt.

Der Sturm begann. Thrym erſtieg mit raſchem Muth die Felſenleiter und war der Götterwohnung ſchon ſo nahe, daß er die glänzende Verſammlung der neugierigen Zuſchauer überſehen konnte. Da erblickt' er die Venus des

Nordens, und ſein Herz entbrannte vor Liebe; doch in demſelben Augenblicke hob Thor gegen ihn den Donnerhammer, um die Gluth ſeiner Begierden auf ewig zu löſchen. Der löwenbeherzte König zitterte nicht vor dem Tode, aber die ſchöne Freya machte ihm das Leben lieb. Der kecke Wunſch, ſich mit ihr zu vermählen, ſchwellte die Bruſt des ſtolzen Erdenſohnes. Er befahl deshalb einen ſchleunigen Rückzug, und die Götter verfolgten ſeine ſcheinbar feigen Krebsſchritte mit einem unmäßigen Spottgelächter.

Liebe und Rache, die furchtbaren Mütter tollkühner Thaten, ſchürten und nährten nun in ſeinem Buſen ein wildes Feuer, das ihn nimmer ruhen und raſten ließ. Er wälzte ſich ſchlaflos in ſeinem ungeheuern Bette und entwarf mancherlei Plane, ſich des Donnerhammers zu bemächtigen. Iſt Thor nur wehrlos, dacht' er, ſo ſind die Götter überwunden und müſſen unter jeder Bedingung Frieden mit mir ſchließen.

Aber er ſann lange vergebens. „In hohen Häuſern ſteht der oberſte Stock immer leer,“ ſoll ein bekannter witziger Kopf von ausgezeichnet langen Menſchen geſagt haben; und in Thryms Dachſtübchen wohnte wirklich kein glücklicher Einfall. Er ward darüber ſo mißlaunig, daß ſeine Hofleute ſchwer mit ihm auskamen.

Endlich erſchien ein ausgeſandter Kundſchafter mit der Nachricht: die Götter hätten bei einem Trinkgelage dem Becher tüchtig zugeſprochen und ſchliefen ſammt und ſonders wie Dachſe. Selbſt der Burgwächter, ſetzte der Spion hinzu, ſchnarcht ſo laut, daß man es meilenweit höret.

„Ha, köſtliche Gelegenheit!“
Rief jetzt der König, froh und heiter,
Und thürmte ſelbſt in kurzer Zeit
Aus Bergen eine Himmelsleiter.

Er ſchlich ſich auf den Zeh'n empor
Und fand den unachtſamen Thor
In einem offnen Kabinette
Auf ſeinem goldnen Ruhebette.

Er ſchlief, als ob nach Jahr und Tag
Er erſt den Rauſch verſchlafen werde,
Und neben ſeinem Bette lag
Der Donnerhammer auf der Erde.
Raſch griff mit frohem Ungeſtüm
Die Rieſenmajeſtät nach ihm,
Und machte mit dem theuern Raube
Sich ungeſehen aus dem Staube.

Verſcharrt war ſchon acht Meilen tief
Der Fund in eine Felſenkammer,
Als Thor erwacht' und ſtaunend rief:
„Pos Element! wo iſt mein Hammer?“
Er fährt empor, ſchaut unter's Bett,
Durchſpäht, durchwühlt ſein Kabinet,
Stürzt fort und weckt mit Angſtgetümmel
Die Siebenſchläfer all' im Himmel.

Sie taumelten in luſtiger Unordnung zuſammen, rieben verdrießlich den Schlaf aus den Augen, und Thor machte den unerhörten Diebſtahl bekannt.

„Weiter nichts, als das?“ ſchalten die Meiſten, die gern noch ein Weilchen geſchlummert hätten: „Und darüber erhebt man einen ſo gewaltigen Lärm? Der Hammer wird ſich doch wieder finden! Wer weiß, welcher Scherztreiber ihn aus Neckerei in irgend einem Winkel verſteckt hat!“ — Das ließ ſich hören; aber bei gehaltener Umfrage wollte ſich natürlicher Weiſe niemand zu dieſem Schalksſtreich bekennen. Man ſtellte nun auf Odins Befehl eine förmliche Hausſuchung an; und da auch dieſe fruchtlos ablief, ſo war die Entwendung des Hammers entſchieden.

„Wer iſt der freche Räuber? Wer kann es ſeyn?“ war jetzt die allgemeine Frage.

„Sicher niemand anders, als Thrym der Rieſenkönig!“ ſprach Loke, der feinſte Schlaukopf unter den Göttern. Alle gaben ſeiner Vermuthung ihren Beifall. Dadurch geſchmeichelt, erbot er ſich zur Unterſuchung der Sache.

Einſtimmig geprieſen,
Entſchwebt' er alsbald
Zum Lande der Rieſen
In Vogelgeſtalt.
Er flog in den Garten
Des Königs hinein,
Um ihn zu erwarten
Im ſchattigen Hain.

Es währte nicht lange,
Da nahte ſich ſchon
Mit bleiernem Gange
Der ſtolze Patron.
Wie Maſtbäume ſtürzen,
So fiel er aufs Ohr.
Die Ruh' ihm zu würzen,
Sang's Vöglein ihm vor:

„Dein Diener, Herr König!
Dein Diener, Herr Dieb!
Zur Krone paßt wenig
Des Stehlens Betrieb!
Haſt Du nicht, o Schande!
Mit bübiſcher Hand
Thors Hammer im Lande
Der Götter entwandt?“ —

„Verdammtes Ungeziefer!“ zürnte der König, indem er ſich wie ein Thurm von ſeinem Blumenlager erhob: „Was erfrechſt du dich, mich hier in meinem Gebiete zu läſtern? Ich habe den Hammer nicht geſtohlen; er iſt meine rechtmäßige Kriegs- und Waffen-Beute, die ich dem Trunkenbold Thor nicht eher wieder ausliefere, als bis er ſie mit der Hand der ſchönen Freya, die ich zur Gemahlin begehre, von mir einlöſet. Das ſage denen, die dich geſandt haben. Hebe dich aber ſchnell über die Gränzen meines Reichs, ſonſt ſollen dich die Pfeile meiner Schützen in wenig Augenblicken zu meinen Füßen ſtrecken!‘“ —

Lachend ſchwang ſich der Vogel über die Wolken zurück und eröffnete dem bangen Thor unter vier Augen die Bedingung des Rieſen. „Sie iſt ungeheuer, wie er ſelbſt!“ ſprach Odins Sohn: „Auf dieſem Wege werd' ich meinen Hammer wohl ſchwerlich wieder bekommen! Nimmer wird ſich die ſtolze Freya entſchließen, einen Erdenſohn mit ihrer Hand zu beglücken. Doch eine Frage kann uns den Hals nicht koſten. Komm, wir wollen ſie ausforſchen.“ —

Sie gingen; aber es war dabei
Kein freundlicher Dank zu verdienen;
Die Göttin lachte der Freierei
Und ſprach mit ſpöttiſchen Mienen:
„Habt Ihr mir nichts Beſſers zu bieten, Ihr Herr'n,
So bleibt mir mit Euren Bewerbungen fern!“ —

Kein Baum fällt auf den erſten Hieb! war Thors heimlicher Troſt, mit dem er alle Segel ſeiner Beredtſamkeit aufſpannte, um die Liebesgöttin zu der angetragenen Mißheirath zu überreden. Sein alter Hammer lag ihm ſo ſehr am Herzen, daß er gern dafür ſein junges, ſchönes Mühmchen dem ungeſchliffenen Rieſen in die Arme geliefert hätte. Sie ließ ſich aber durch ſeine egoiſtiſchen Vorſtellungen nicht blenden, den ausgetheilten Korb wieder zurückzunehmen. Da der Freiwerber ſah, daß er alle ſeine glatten Worte in den Wind redete, ward er wild und erlaubte ſich mancherlei Drohungen. Allein damit lief er ſchlimm an.

Freya ſtemmte die Arm' in die Seiten
Und erhob ein Zetergeſchrei.
Götter und Göttinnen eilten herbei,
Fragend: „Was hat dieß Gekreiſch zu bedeuten?“

Jetzt ließ ſich die Rieſenbeute nicht länger bemänteln. Der Hammerherr und der Burgwächter, deren Schlafſucht den Raub begünſtiget und möglich gemacht hatte, wurden von allen hohen Anweſenden wacker geſcholten, und erhielten am Ende vom Vater Odin die nachdrückliche Weiſung, das entfremdete Kleinod binnen drei Tagen wieder zur Stelle zu ſchaffen.

Nun war guter Rath theuer! Thor zog den ſchlauen Loke bei Seite, klopfte (nach Art der Großen, wenn ſie des Kleinen bedürfen) ihn traulich auf die Achſel und ſprach: „Herzensfreundchen, hilf mir aus der Klemme! Ich ſelbſt weiß mir nicht zu rathen; aber deinem Erfindungsgeiſt iſt es ein Kinderſpiel, den großen Eſel zu überliſten.“ —

Das hieß Loken an ſeiner ſchwachen Seite faſſen. Mit Schmeicheleien über ſeine Klugheit war alles von ihm zu erhalten. Er ließ ſich deshalb auch jetzt nicht lange bitten, ſondern ſpannte ſchnell ſeinen Witz vor, um den Karren aus dem Sumpfe zu ziehen.

Nach kurzem Bedenken hob er an: „Ihr erzeigt mir viel Ehre, daß Ihr mich zu Eurem Geheimen Rath kieſet, und Ihr ſollt hoffentlich Euer Zutrauen nicht fruchtlos verſchwendet haben. Mein Plan iſt gemacht; aber ich allein kann ihn nicht ausführen; Ihr ſelbſt müßt dabei die Hauptrolle ſpielen. — Wollt Ihr das, ſo vermummen wir uns, um den verliebten König zu täuſchen, in weibliche Kleider. Ihr ſeyd Freya; ich bin Eure Kammerzofe. Benehmt Ihr Euch nur ein wenig geſchickt, ſo verlaßt Euch auf mein Wort, daß wir den Hammer herausliebeln!“ —

Thor lächelte: „Du biſt ein loſer Gauch!
Allein mit meinem Wallfiſchbauch,
Und Elephantenfuß und rauhen Bärenhänden
Werd' ich den Rieſen wohl nicht blenden.
Doch unternehmen wir, in Hoffnung auf gut Glück,
Dieß ſchnurrenhafte Wageſtück!“

Aus Freya's Kleiderſchrank entlehnten
Sie nun ein modiſches Gewand,
Sammt Zubehör von Spitzen, Flor und Band.
Die Göttin lachte ſo, daß ihr die Augen thränten,
Als Thor im Reifrock vor ihr ſtand
Und ſich faſt hübſch im Spiegel fand.
„Gewiß bezaubert Ihr den König!“
Rief Loke neckend aus, und quirlte flink herum,
Und war voll Luſtigkeit ſo wenig
Als andre Kammermädchen dumm.

Auf Freya's diamantnem Wagen,
Beſpannt mit ihrem Katzenzug,
Ward nun das ſchöne Paar, gleich ſchneller Winde Flug,
Ins Rieſenland hinab getragen,
Und fuhr, verfolgt vom Pöbeltroß,
Stracks an das königliche Schloß.

Wer malt das Durcheinanderlaufen
Der Schweizer, Pagen, Kammerherr'n
Und andrer Höflinge mit Kreuzen, Band und Stern!
Sie wogten in gedrängten Haufen
Hin an des Königs Zimmerthür
Und riefen: „Eine fremde Dame
Kam aus dem hohen Luftrevier.
Sie hält bereits am Burgthor hier;
Doch ein Geheimniß iſt ihr Name.“

Der König flog hinab ans Thor,
Erblickte da den Katzenwagen,
Und ſchnell begann ſein Herz empor
Voll Lieb' und Zärtlichkeit zu ſchlagen.
„O, ſchöne Freya!“ rief er aus;
„Wie hoch beſeligt ihr mein Haus!“

Er hob aus ihrer Staatskarroſſe
Die Dame, die verſchleiert war,
Und führte ſie mit Pomp zum Schloſſe.
Herr Loke drehte ſich, geſchwätzig wie ein Staar,
Ganz mädchenhaft im Kreis der Höflingsſchaar:
Doch ſchier verdarb Herr Thor die Poſſe
Durch ſeiner Rolle plumpes Spiel.
Ausſchreitend, wie ein Pferd, verwickelt' auf der Treppe
Er ſich ſo tief in ſeines Kleides Schleppe,
Daß er die Länge niederfiel;
Und als er vollends nun im Zimmer
Die Lippen öffnete, da ward das Uebel ſchlimmer:
Natürlich klang ſein Kontrabaß,
Als rolle man ein hohles Faß.

Der Kronenträger der Giganten
War minder dumm, als er es ſchien:
Er maß die Dame mit geſpannten
Forſchblicken auf und ab, und wollte raſch und kühn
Von ihrem Angeſicht den Schleier
Mit einem Rieſengriffe ziehn;
Doch ſchäkernd ſtieß das Zöfchen ihn
Drei Schritte fort: „So geht es nicht, Herr Freier!
Das Hämmerchen erſt her, dann ſoll der Schleier fliehn!“

Was Freya wünſcht, ſprach Thrym, dazu bin ich erbötig;
Um einen Liebesblick iſt mir der Hammer feil;
Allein warum wird mir kein holdes Wort zu Theil?
Hat Freya einen Vormund nöthig? —

„Ihr werdet das geneigt verzeihn!“
Fiel raſch die Zofe wieder ein;
„Die Göttin iſt ermüdet von der Reiſe.
Ihr ſaht, wie ſchwach ſie auf der Treppe war!
Drum iſt die Zunge heut auch gar nicht im Geleiſe:
Die Himmliſche bekam, nach zarter Damen Weiſe,
Im Freien Huſten und Katarrh.
Wollt Ihr die ſchöne Kranke heilen,
So dürft Ihr nur nach dem Bewußten eilen.“ —

Thrym hatte ſchon, um ihn zum Herzenstauſch
Gemächlich bei der Hand zu haben,
Den Hammer wieder ausgegraben,
Und ließ, im blinden Liebesrauſch
Von Loken überſchwazt, nicht länger in ſich dringen,
Ihn ſeiner Huldin darzubringen.
Er ſenkte ſchäferlich ſich auf ein Knie vor ihr
Und ſprach mit honigſüßem Lallen:
„Laßt meine Huldigung in Gnaden Euch gefallen
Und ſchenkt mir Hand und Herz dafür!“ —

Thor aber fühlte kaum den Hammer
In ſeiner Bärenfauſt Gewalt,
Da zeigt' er wunderſchnell, zum Jammer
Des Rieſenvolkes, ſich in eigner Schreckgeſtalt,
Und ſtempelte den zarten Schäfer
Durch Einen Schlag zum ew'gen Todesſchläfer.

Er wüthete mit mörderiſcher Hand
(So ſagt die nordiſche Geſchichte)
Dann durch das ganze Rieſenland,
Und einer nur entrann dem Blutgerichte. —

Der iſt der Urpapa der plumpen, großen Wichte,
Von denen wir die Menge ſahn,
Die weit entfernt ſind, himmelan
Belagrungsleitern aufzuthürmen,
Und höchſtens nur der Neugier Beutel ſtürmen.

VIII.

Der heilige Berg.

„Immer und ewig an der Staffelei?“ rief Ludwig, indem er ins Zimmer ſeines Bruders ſtürmte: „Wirf doch den verdammten Pinſel weg! Deine beſtändige Gemeinſchaft mit ihm erinnert an das bekannte Sprichwort von Gleich und Gleich.“ —

Du biſt heute nicht bei Laune, lieber Bruder! ſagte Wilhelm ſanft: ſonſt würdeſt du meinen Fleiß nicht ſchelten. Die Leinwand und der Pinſel ſind ja mein Acker und Pflug. —

„Das iſt es eben, was ich tadle.“

Warum? Meine Kunſt gewährt mir Vergnügen und Brod.

„Wohl bekomm dir's! Krieche meinetwegen im Staube der Dunkelheit fort! Ich denke mich höher zu heben, und es wird mir gelingen. Rechne dann auf meine Unterſtützung! Wenn ich mein vorgeſtecktes Ziel erreicht habe, werd' ich mir eine Gallerie anlegen und deine Gemälde wie der reichſte Kunſtfreund bezahlen. Du biſt geſchickt, das iſt wahr. Die Landſchaft, die du eben jetzt vollendeſt, hat ein warmes, liebliches Kolorit.“

Dein Beifall freut mich.

„Aber die weibliche Figur, die hier am ſchattigen Hügel einen Blumenkranz windet und ein Buch im Schooße hat, gefällt mir nicht. Ihr Alltagsgeſicht durchkältet das ganze Bild. Man ſollte darauf ſchwören, daß ſie mitten im Tempel der blühenden Natur ein Kochbuch läſe.“

Dieſe Lektüre liebt ſie ſonſt nicht.

„Wer?“

Das Mädchen am Hügel.

„Alſo kein Gebild der Phantaſie? Ein Portrait? Wohl gar das Liebchen des Künſtlers?“

Ich habe vor meinem Bruder, wenn er auch unfreundlich und zum Spott aufgelegt iſt, kein Geheimniß.

„O ich wollte, daß du's hätteſt, daß du dich deiner Schwachheit vor mir ſchämteſt! Dann wäre noch Hoffnung zur Reue, zur Rückkehr. Aber ſo — mich ärgert, darüber zu ſprechen. Der Zufall berührte hier eine Saite, die mir ſehr widrig tönt.“

Nun, ſo wollen wir ſie ruhig verhallen laſſen.

„Das kann ich nicht; ich nehme zu viel Antheil an deinem Wohl. Du vernichteſt aber dein Glück in der Wurzel, wenn du ein blutarmes, unbedeutendes Gärtnermädchen heiratheſt. So ſpricht die Stadt. Sage mir, Wilhelm, hat ſie Recht? Iſt es wirklich dein Ernſt?“

Ja. Warum ſollt' ich es läugnen? Du kennſt meine Karoline nicht. Sie iſt arm, aber nicht unbedeutend; ſie iſt gut und ohne Falſch. Ihre herzliche Liebe wird mich glücklich machen.

„Welche lächerliche Sprache! Ich kann die Menſchen nicht leiden, die blos darauf losſteuern, mit ihrer lieben Frau in Ruh' und Eintracht einen Eierkuchen zu eſſen. Wer ſich in einen ſo engen häuslichen Kreis einzwängt und den muntern Schwarm der Wünſche daraus verbannt, der wird nimmer ein großer Mann. Der Menſch hat von Natur einen Hang zur Bequemlichkeit; nur ſeine Wünſche machen ihn thätig. Sie gleichen den raſchen Hechten, die man in den Teich wirft, um den trägen Karpfen herumzuhetzen, damit er nicht immer, nach ſeiner phlegmatiſchen Gewohnheit, auf dem kalten Grunde ſtehe, ſondern an der ſonnigen Oberfläche ſeine Nahrung ſuche.“

Aber der ruhige Fiſch wird die Beute der Raſtloſen, die ihn zur Verbeſſerung ſeines Zuſtandes emportreiben. So geht's auch dem Menſchen mit ſeinen Wünſchen.

„Ei nun, wenn man gewaltige Raubhechte zum jungen Karpfenſatz geſellt, oder ſeine Wünſche zu hoch ſpannt — dann läuft freilich die Sache ſchief; doch wer wird das thun? Der erfahrene Fiſchmeiſter wählt junge Schäker, die den ältern und größern Karpfen nur necken, aber nicht verſchlingen können; und der kluge Mann, der ſein Glück bauen will, ſtrebt nicht höher, als ſeine Kräfte reichen. So kommen Beide zum Zweck.“

Und die Nutzanwendung auf uns?

„Macht ſich von ſelbſt. Unſer Vater — Gott hab' ihn ſelig! — war ein eingeſchränkter Kaufmann, der eben ſo wenig Spekulationsgeiſt hatte, wie du, und hinter dem immer das Gewiſſen wie ein drohender Zuchtmeiſter im Laden ſtand. Hätt' er etwas gewagt, oder zu rechter Zeit einen klugen Bankerott gemacht, ſo könnten wir mit andern Kaufmannsſöhnen um die Wette prunken. Aber er hinterließ uns nur die luſtige Erbſchaft eines ehrlichen Namens, bei der man heutigen Tages gemächlich verhungern kann. Sollen wir uns etwa mit frommer Geduld darein ergeben? — Mit nichten! Das Metall, das uns mangelt, haben andere Leute; wir dürfen es nur durch den Magmit der Klugheit an uns ziehen. Aber freilich graben mag ich nicht; ich ſchäme mich auch zu betteln. Es gibt angenehmere Wege zum Throne des Glücks. Schau mich an! Die Natur hat mich bei guter Laune gebildet. Mancher Fürſt würde meine Geſtalt, wenn er ſie kaufen könnte, mit der Hälfte ſeines Reichs bezahlen. Kurz, ich bin ein netter Burſch: das ſagen mir alle Spiegel und die Blicke der Weiber und Mädchen. Wär' ich nun nicht ein Thor, wenn ich mich dem erſten, beſten Püppchen, das mir freundlich zulächelt, in die Arme würfe? Nein, nein! Man muß nicht den Augen, ſondern dem Verſtande das Heirathsgeſchäft übertragen. — Ich hab' es gethan, und mein Kommiſſär geht damit um, im Netz meiner blühenden Jugend einen goldenen Vogel zu fangen. Ob er einer Nachteule gleicht, oder ſchier ein Jahrhundert alt iſt, darnach frag' ich nicht; das letztere ſoll mir ſogar lieb ſeyn. Hat nur meine künftige Hausehre den Weg zur Kirche überſtanden, dann mag ſie zur ewigen Ruhe eingehen, wenn ſie will. Je eher, je lieber!"

Wir denken ſehr verſchieden. Wenn Karoline ſtirbt, mag ich keine Minute länger leben.

„Unheilbarer Schwärmer! Für mich biſt du gewiſſer Maßen ſchon todt! Deine niedrige Denkart zwingt mich zur Scham, daß du mein Bruder biſt! Ich verfolge meinen Plan, mir durch eine reiche Heirath und des Kaiſers Brief und Siegel die Zirkel des Adels zu öffnen; und dann unterſtehe dich nicht, mir mit deiner Blumengöttin unter die Augen zu treten!" —

Mit dieſem Bannſpruche rauſchte der Windmacher fort.

Er war ein Taugenichts der lächerlichſten Klaſſe,
Geſchäftlos ſtets und arbeitsſcheu,
Betrat er doch mit hohem Blick die Gaſſe,
Als ob er Staatsminiſter ſey.

Er kroch und ſchmiegte ſich, nach eitler Thoren Weiſe,
Mit ſeiner ſeidnen Schlangenhaut,
In höhere Geſellſchaftskreiſe.
Und that mit Großen gern vertraut.
Wenn Einer, der den Schwindelkopf nicht kannte,
Durch ſeine Prahlerei geblendet, ihn etwa
Herr von **, Herr Rath, et cätera,
Im freundlichen Geſpräche nannte,
Das klang ihm ſüß, wie die Harmonika. —
Doch da kein Fürſt beſchloß, zum Rath ihn zu erheben,
So ſey es ihm von uns gegönnt:
Wir wollen, ſportelfrei, hiermit ihm das Patent
Als Converſationsrath geben.

Es iſt nur Schade, daß er, wie uns eben erſt einfällt, ſchon ſeit geraumer Zeit in jener Welt konverſirt. Wir wollen deshalb den Nachtrag dieſes Titels auf ſeinem Grabſteine beſorgen, und das Patent Dem überlaſſen, der ſich unter den Tauſenden, die ihm gleichen, zuerſt gebührend darum meldet. —

Wilhelms Gemüth hatte nicht den kleinſten Zug mit dem brüderlichen Charakter gemein. Er war arbeitſam und beſcheiden, ohne deshalb ein demüthiger und kriechender Schleicher zu ſeyn.

Verächtlich iſt die Menſchenart,
Die ſchlangenhaft ſich dreht,
Und immer leiſe, ſcheu und zart,
Wie über Eier geht.
Sie fühlt von Menſchenfurcht ihr Herz
Gefeſſelt fort und fort;
Sie wagt im Ernſt, ſie wagt im Scherz
Kein kühnes Männerwort.

Sich ſelbſt achtend und edelſtolz, drängte ſich Wilhelm nie, wie ſein Bruder, zur Bühne der großen Welt, wo von dem Fremdling, der nicht zu ihr gehört, die klingende

Münze der Schmeichelei als Eintrittsgeld gefordert, und der bereitwilligſte Zahler dennoch auf den letzten Platz gewieſen wird.

Wenn der dämmernde Abend den jungen Künſtler von der Staffelei vertrieb, ging er in angenehmere Geſellſchaft, wo ihm die Liebe den erſten Platz bot.

Wie raſch, mit zärtlichem Koſen,
Dann Lina entgegen ihm flog!
Sie war ſo ſchön, wie die Roſen,
Die ſie im Garten erzog.

Aber auch mit Dornen war ſie gegen die kecken Lüſtlinge gewaffnet, die ſich mit Uebermuth in den Garten der Schönheit drängen, und ohne Umſtände, wie begehrliche Kinder, nach den lieblichſten Blumen greifen. Ein ſolches fürſtliches Kind ſtreckte nach ihr die goldgefüllte Hand; aber ſie wies den verliebten Prinzen mehrmals ſo ſtandhaft zurück, daß ihn die verunglückte Liebeswerbung bei einem Gärtnermädchen zum Spott der Stadt machte, Karolinens Tugend hingegen das Lob aller edlen Seelen erwarb. —

Wilhelms Wohnort war nicht fern von der romantiſchen Gegend des Harzwaldes, wo die Sachſen vor uralten Zeiten die Göttin Lora verehrten, Hier ging er oft, einſam ſtaunend, bei der großen Bildnerin Natur in die Schule.

Eines Tages ſchien es ihm, als ob ſich der Berg, der jener Göttin der Liebe beſonders geheiligt war, vor ſeinen Augen bewege. Er hielt es anfangs für Täuſchung; aber der Berg fuhr fort zu wanken, und gleichſam, wie jener in der Fabel, zu kreiſen. Doch dieſer gebar nicht eine häßliche Maus, ſondern ein wunderſchöner Zwerg trat aus einer kleinen Oeffnung hervor, hüpfte freundlich dem jungen Maler entgegen, und ſprach mit einer zarten Flötenſtimme:

„Guter Jüngling, komm herein!
Nimmer ſoll es dich gereun!“ —

Wilhelm wunderte ſich faſt weniger über die ſeltſame Begebenheit, als über ſich ſelbſt, daß er ſo ruhig und unerſchrocken ſie anſah. Er fühlte nicht den gewöhnlichen Geſpenſterſchauer; der Anblick des wohlgeſtalteten Männleins, das einem Amor ähnelte, war ihm vielmehr wunderſam behaglich. Wo ſo freundliche Geſtalten einladen, dacht' er, da wird dir kein Leid widerfahren; und ſo ließ er ſich von dem Kleinen, der ihn mit kindlicher Gutmüthigkeit an der Hand faßte, in die Bergſchlucht hineinführen.

Ein ſanftes, dämmerndes Roſenlicht, deſſen Quelle der ſtaunende Wanderer nicht entdecken konnte, beleuchtete lieblich den engen Pfad, und das Zwerglein war kein ſtummer Geleitsmann.

„Weißt du, wer dieſen Berg bewohnt?
Die Göttin Lora iſt's, die deine Väter ehrten,
Eh' Karl und Winfrid ſie mit Flamm' und Schwert bekehrten;
Ach, da ward ſie entthront! —

Die glücklichen Zeiten, ſie kommen nicht wieder!
Ihr brachten die Liebenden Opfer und Lieder;
Sie war den Getreuen auch freundlich und hold,
Und ſchenkt' in die Wirthſchaft oft Silber und Gold. —

Nur vom Pfad der Treue weichen
Durften die Verbundnen nie;
Denn, wie Wölfe Lämmer ſcheuchen,
So verfolgte Lora ſie.

Bertha fühlte Todesreue,
Daß ihr Herz nicht wieder ſchlug.
Einem Ritter ſchwor ſie Treue,
Den ſein Roß zum Kampfe trug.

Doch ward ihres Herzens Wandern
Schon am dritten Tag entdeckt:
Bruſt an Bruſt mit einem Andern
Lag ſie tief im Wald verſteckt.

Lora, die das Paar belauſchte,
Nahm urplötzlich die Geſtalt
Eines Hirſches an und rauſchte
Durch den todtenſtillen Wald.

Aufgeſchreckt, mit Angſtgeberde,
Stürzte Bertha aus dem Hain;
Aber Flammen aus der Erde
Holten auf der Flucht ſie ein.

Ihre Aſche ward von Prieſtern
Dort im Thal zur Ruh gebracht,
Und man hört das Jammerflüſtern
Ihres Geiſtes noch bei Nacht.“ —

Während dieſer zeitkürzenden Erzählung kamen ſie an eine Thüre von glänzendem Ebenholz, die der Zwerg mit einem goldnen Schlüſſel öffnete. Wilhelm war unbeſchreiblich überraſcht, als er hier, mitten im finſtern Bauch eines Berges, plötzlich am Eingang eines ſonnenhellen Gartens ſtand, wo der Frühling, der Sommer und der Herbſt gemeinſam und in wetteifernder Pracht herrſchten. Blumen aller Art blühten im Schatten dichtbelaubter Fruchtbäume, deren Zweige die Laſt goldner Aepfel, Citronen und Pomeranzen zur Erde beugte. Freilich war dieſes Paradies kein großer Park. Die entthronte und vertriebene Göttin hatte ſich hier nach Emigrantenweiſe ſehr klein eingerichtet und auf ein Zwerggärtchen beſchränkt, deſſen Raum und Umfang kaum zwanzig oder dreißig Quadratellen betrug. An einen Tempel oder Altar war in dieſem Exil nicht zu denken, und der Zwerg ſchien Lora's ganze Dienerſchaft auszumachen.

Ihre jugendliche Geſtalt war das höchſte Ideal weiblicher Schönheit und ließ aller Erdentöchter vereinigte Reize weit hinter ſich. Sie ſaß in einer Roſenlaube, hielt eine Purpurblume in der Hand, und bot ſie dem Jüngling mit dieſen freundlichen Worten:

Dieß iſt der Liebe Blume!
Nimm und bewahre ſie,
Gleich einem Heiligthume:
Sie lohnt der Pflege Müh',
Sie blüht nur treuen Herzen,
Wie du und deine Braut,
Und iſt für alle Schmerzen
Ein heilend Balſamkraut.

Im Hauſe, wo ſie düftet,
Da tobt kein finſtrer Geiſt,
Der Zwiſt und Hader ſtiftet
Und Herz vom Herzen reißt;
Da wohnt der Eintracht Engel,
Mit Fröhlichkeit und Scherz,
Deckt liebreich Fehl' und Mangel,
Und feſſelt Herz an Herz.

Sie ziert der Armuth Klauſe
Wie einen Fürſtenſaal;
Sie würzt zum Götterſchmauſe
Dir ein Kartoffelnmahl;
Und mehr als Gold und Seide,
Mehr als ein Perlenſtrauß
Und Diamantgeſchmeide,
Schmückt ſie dein Mädchen aus!

Der Wunſch, ſein Glück zu gründen,
Treibt Manchen über's Meer:
Sie läßt es näher finden,
Und zaubert dir es her.
Sie ſchenkt dir bis zum Grabe
Ein ruhiges Gemüth:
Drum freue dich der Gabe,
Die dir ſo lieblich blüht!“ —

Der Jüngling nahm die Wunderblume mit dankbarem Bezeigen in Empfang, und die Göttin gab ihm durch einen freundlichen Wink zu verſtehen, daß die Audienz vorüber ſey. Er entfernte ſich. An der Gartenthür ſtand der Zwerg mit einem gefüllten Obſtkörbchen, das er zum Geſchenk für Karolinen in Wilhelms Taſchen ausleerte, und ihn dann an den Ort zurück geleitete, wo er ihn abgeholt hatte. Hier empfahl ſich der kleine Wegweiſer und ſchlüpfte wie eine Maus wieder in den Berg hinein.

Wilhelm wäre gern zu Karolinen geflogen; aber die Bürde ſeiner Taſchen, die mit jedem Augenblicke ſchwerer zu werden ſchien, zwang ſeine Ungeduld, ſich mit einem derben Sänftenträgerſchritt zu begnügen. Athemlos kam er bei der Geliebten an und kramte Lora's Spenden vor ihr aus. Das naſchluſtige Mädchen erhob ein Freudengeſchrei und fiel mit ſcherzhaft übertriebener Lüſternheit über die ſchönen Früchte her, mußte jedoch mit trocknem Munde abziehen; denn die Aepfel, Citronen und Pomeranzen waren ungenießbare goldene Bälle, die nicht in den Magen, ſondern in den Schmelztiegel gehörten.

Dahin ſchaffte ſie denn auch Wilhelm bald. Er war jetzt ein reicher Mann, der nicht mehr, wie Leſſings Maler, klagen durfte, daß die Kunſt nach Brod gehe. Die dunkle, dumpfige Stadt war ihm zu enge; er floh in die grünen, offnen Arme der freien Natur, kaufte ſich ein angenehmes Landgut, und fand hier, an der Seite der liebenswürdigen Karoline, die nun ſeine Gattin war, den Himmel auf Erden. Die Wunderblume blühte friſch und unverwelkt, und gewährte faſt mehr, als die Geberin von ihr rühmte. —

Indeſſen hatte der Herr Konverſationsrath ſeinen Plan nicht aus den Augen verloren. Er zog mit der Wünſchelruthe durch's Land, um einen Heirathsſchatz zu entdecken. Es gelang ihm; aber das ſchöne Geld ward, wie gewöhnlich, von einem häßlichen Ungeheuer bewacht. Die Hebung dieſes Schatzes war deßhalb ein ſo ſchauerliches Unternehmen, daß ſich nur ein arbeitsſcheuer und doch nach Reichthum lüſterner Konverſationsrath dazu entſchließen konnte. Jeder andre wackre Mann würde lieber ſein Brod auf der Ruderbank verdient, oder ſich allenfalls aus der Welt hinausgehungert haben, eh' er ſich der alten, geizigen Wittib Petronilla mit Leib und Seele verſchrieben hätte.

Sie war ſo lang wie eine Hopfenſtange,
So hager wie der grimme Tod,
Und, wie der Weingott ſchminkt, ſo glüht auf ihrer Wange
Das angenehmſte Kupferroth.

Die krumme Habichtsnaſe ſtreckte
Schier über ihren Mund ſich hin.
Sie war ſein Sonnenſchirm; doch neckte
Sie bei der Mahlzeit oft das Kinn.

Von Augen läßt ſich hier nicht ſprechen:
Die Katzenſeele ſah aus Einem nur heraus;
Denn es war einsmals Krieg im Haus;
Da ſchlug der ſel'ge Herr mit ſeiner frechen,
Geballten Fauſt das andre wüthend aus.
Doch jenes Eine galt für Viele:

Wie ein Soldat auf ſeinem Poſten, ſah
Es immer ſcharf umher, was weit und breit geſchah;
Nur ſprach der böſe Neid: es ſchiele.

Vom Mundwerk noch ein Wort! Es ging wie eine Mühle,
Und mahlte flink Tag aus, Tag ein
Die Ehre jedes Menſchen klein.

Dieſes geſchäftige Klippklapp feierte nie. Jedes neue Haubenband einer Nachbarin, jeder Kuchen, den man über die Straße trug, war Waſſer auf dieſe Mühle. Sie arbeitete bei Kaffeeviſiten und im Kreiſe von Klatſchgevatterinnen mit allen Gängen, und eben ſo fleißig im Hauſe. Das geduldigſte Dienſtmädchen hielt dieſes Getöſe nicht länger als vier Wochen aus.

Aber das Keifen mit dem Geſinde ward Frau Petronillen nach und nach ein zu einförmiges Vergnügen. Sie konnte die ſchönen Tage, da ſie ſich noch mit ihrem ſeligen Herrn vom Morgen bis zum Abend herumzankte, nimmer vergeſſen. Deßhalb faßte ſie den Vorſatz, ſich dieſen Zeitvertreib wieder zu verſchaffen. In dieſer Abſicht ließ ſie hier und da über die Beſchwerden des Wittwenſtandes ein Wörtchen fallen. Ihren Buſenfreundinnen vertraute ſie ſogar, daß ſie die Hand eines feinen Mannes nicht ausſchlagen würde.

Dieß kam glücklicher Weiſe dem Herrn Konverſationsrath (der ſich für den feinſten Mann in Deutſchland hielt) zeitig genug zu Ohren, und er meldete ſich zu der vakanten Kreuzträgerſtelle ſo eilig, wie die Kandidaten des Predigtamts zu einer einträglichen Pfarre. Er war in der That, wie wir ſchon aus ſeinem eigenen Munde vernommen haben, ein junger ſtattlicher Mann, deſſen Geſichtsbildung und ſchlanke Geſtalt die ſchärfſte Kritik weiblicher Augen nicht fürchten durfte. Dieſes bunte Gefieder empfahl den unnützen Vogel. Denn als er ſein Geſuch anbrachte, legte ſich die Seele der heirathsluſtigen Wittwe mit Wohlgefallen in ihr einziges Guckfenſter, und Amor ſah ſchelmiſch neben ihr heraus. Kurz, die gebetene Ehepfründe ward dem Supplikanten ohne vorgängiges Examen, womit er ſich zu nähren verſtehe, ſofort im Herzen verſprochen. Doch erſt nach langem Gezier, das einem fünfzehnjährigen Kinde ganz wohl angeſtanden hätte, bei der alten Xantippe aber höchſt lächerlich war, erfolgte die förmliche Zuſage.

So weit war der Handel gediehen, als der entzückte Bräutigam zufällig erfuhr, daß ſich ſein Bruder, mit dem er allen Umgang abgebrochen hatte, im blühendſten Wohlſtande befinde und ſogar der Eigenthümer eines ſchönen Landgutes ſey. Das ſchien ihm unglaublich. Er wollte ſich mit eigenen Augen von der Wahrheit des Gerüchtes überzeugen, und zwang daher, weil ſich Wilhelm nicht blicken ließ, ſeinem abgeſchmackten Hochmuth einen zuvorkommenden Beſuch ab.

Der gute Wilhelm empfing ihn mit herzlicher Bruderliebe, erzählte dem neugierigen Forſcher ſeine glückliche Bergfahrt mit allen Umſtänden, und verſchwieg ihm ſogar, wie ein treuer Rechnungsführer, keinen Heller der Ausbeute. Jener heuchelte viel theilnehmende Freude; aber ſein Herz wollte berſten vor Mißgunſt. Es war ihm unmöglich, bei dem Glücklichen auszuhalten. Er fragte nur noch mit verſtellter Gleichgültigkeit nach dem Wege zu Lora's Wohnung, eilte dann fort und zankte mit ſich ſelbſt: „Was nützt mir meine Geſtalt, die alle Weiber bezaubert? Was hilft es, daß ich Gewandtheit und Weltton beſitze? Die Söhne der Dummheit kommen ohne dieſe Vorzüge weiter als ich. Mein Bruder iſt ein lebendiges Beiſpiel.

Der ſetzt kaum ein Mal den Fuß vor die Thür, da kommt ein Zwerg und ſtopft ihm alle Taſchen voll Gold. Nun hat der Duckmäuſer ein Rittergut und ein junges, bildſchönes Weib; und ich ſoll und muß künftig einem häßlichen Ungethüm, einem alten Geizdrachen, Nahrung und Kleider abſchmeicheln. — Nein, das geht nicht! Ich weiß einen andern Weg ins Holz. Wir wollen doch, ehe wir uns mit der Dame Petronille weiter einlaſſen, eine Wallfahrt in den Harzwald verſuchen! Das freigebige Wichtlein mag auch mich beſchenken. Die Blume der Liebe will ich der Göttin erlaſſen. Wenn man Geld hat, ſo findet ſich alles. —

So ſprach der Geck, und gar nicht übel
Fand ſeine Thorheit dieſen Plan.
Er zog ſich rund, wie eine Zwiebel,
Und ſchalenreich zur Wallfahrt an.
Viel Kleider haben viele Säcke,
Viel Säcke faſſen vieles Gold:
So komm ich, ſchloß er, ganz zum Zwecke,
Sind mir nach Wunſch die Geiſter hold.

Er machte lauſchend ſeine Runde
Schier zehn Mal um den heil'gen Berg;
Doch zeigt' in einer vollen Stunde
Sich weder rechts noch links ein Zwerg.
„Will denn kein Affe mir erſcheinen?“
Rief er jetzt zornig, und beſchoß
Den ungezognen Berg mit Steinen,
Der ſich ſo eiſern ihm verſchloß.

Schnell ſteckt' ein kleines Ungeheuer
Den dicken Kopf heraus und ſprach:
„Was ſucht der Herr für Abenteuer?
Er findet hier nur Spott und Schmach!“ —
„Schweig, Freundchen, ſchweig! Das weiß ich beſſer!“
Rief unſer Held: „Laß mich nur ein!
Du wirſt doch wohl kein Menſchenfreſſer
Und gegen mich gefällig ſeyn?“ —

„Ich habe nichts mit dir zu ſchaffen!“
Verſetzte Dickkopf: „Geh, du Wicht!
Denn bös und dämiſch ſind die Affen;
Kennſt du denn deine Brüder nicht?“ —
Der Rath, der nun den Schnitzer ſpürte,
Den er gemacht, bat um Verzeihn,
Und das verſöhnte Zwerglein führte
Ihn in den offnen Berg hinein.

Das Männchen war vielleicht bei Gelde,
Doch nicht, wie Wilhelms Führer, ſchön:
Auf ſeines Körpers kleinem Felde
Sah man ein Dutzend Hügel ſtehn;
Sein Greiſenangeſicht umſtarrte
Fuchsrothes Haar, wie ſteifer Draht,
Und ſeine Stimme knarrt' und ſchnarrte,
Wie ein verdurſtet Wagenrad.

Auch fand der Rath nicht hell und eben
Die Straße durch des Berges Riß.
Er ſtolperte ſich faſt um's Leben
In der egypt'ſchen Finſterniß.
Ihn zog der Zwerg, wie eine Schraube,
Raſch durch die enge Felſenbahn;
So kam er bei der Göttin Laube
Mit abgeſchliffnen Kleidern an.

Hier ſtürzte von des Zwergs Gelichter
Ihm auf den Hals ein wüſter Schwall.
Sie ſchnitten Harlekinsgeſichter
Und ſpielten höhnend mit ihm Ball.
Die Göttin ſcheuchte ſie zu Winkel
Und ſprach mit hohem Ernſt zum Rath:
„Wer biſt du, Menſch, der ſich, mit Dünkel
Und Frechheit auf der Stirn, mir naht?“

Er, der ſonſt flink, wie alle Gecken,
Mit ſeinem Mundſchwert um ſich hieb,
Ließ jetzt es in der Scheide ſtecken,
Weil Angſt ihn aus der Faſſung trieb.

„Gut, ſprach die Göttin, daß du ſchweigeſt,
Und deinen Unwerth nicht beſchönſt;
Doch es iſt frech, daß du dich zeigeſt,
Mir zeigeſt, die du keck verhöhnſt!

In Siegen deines Eigennutzes
Mißbrauchſt du ſchändlich mein Panier:
Drum freue nie dich meines Schutzes,
Und hebe dich geſtraft von hier! —
Was ſäumſt du noch? Herbei, ihr Zwerge!
Führt ihn, der meine Würde kränkt,
Mit Schimpf aus dieſem heil'gen Berge,
Und zeichnet ihn, daß er dran denkt!“ —

Kaum machte ſo, zu ſeinem Schrecken,
Der Göttin Wort ihn vogelfrei,
Da rauſchte ſchnell von allen Ecken
Der Zwerge wilder Strom herbei.
Sie ſprangen, wie ergrimmte Katzen
Von vorn und hinten an ihm auf,
Doch er entzog ſich ihren Fratzen
Durch einen flügelſchnellen Lauf.

Nur Einer hing ihm feſt im Nacken,
Und war von hinten her bemüht,
Mit Naſenſchnellern ihn zu placken
Bis über Lora's Berggebiet.
Hier ließ der Henker ſeiner Naſe
Ihn endlich ziehn in Fried' und Ruh,
Er flog ins Freie wie ein Haſe,
Und donnernd ſchloß der Berg ſich zu. —

Daheim durchwühlt' er alle Taſchen.
„Dem Völklein kam's wohl in den Sinn,
Mir heimlich Geld hinein zu paſchen!“
So denkend, fand er — Spreu darin.
Er ſtieß den Kopf nicht an die Wände,
Er trug ſein Schickſal wie ein Held:
„Hm! was verlier' ich denn am Ende?
Mir bleibt Frau Petronillens Geld!“ —

Das

Nun ſucht' er noch den Troſt des Spiegels,
Der ſtets ſein Freund im Unglück war:
Doch, gleich dem Stachelwald des Igels,
Empörte Schrecken jetzt ſein Haar.
„O fürchterliches Zauberzeichen!
Was ſtarrt mir ellenlang da vorn?
Ha! ſoll ich dem Rhinozer gleichen?
Welch ungeheures Naſenhorn!

Was ſoll ich Mißgeſtalt beginnen?
Ich werd' im Lande zum Geſpött!“ —
So jammernd, warf er, halb von Sinnen,
Sich lebenſatt auf's Ruhebett.
Da fühlt' er, was die Schultern drücken;
Schier fuhr er vollends aus der Haut:
Denn ſchaudernd fand er jetzt am Rücken
Auch einen Erker angebaut. —

Er hoffte zwar, der doppelte Auswuchs drängender Kräfte (wie Leſſings buckliger Junker ſeinen Höcker nennt) werde nach und nach wieder verſchwinden und die ſorgfältig aufbewahrte Spreu ſich in Goldkörner verwandeln; aber beides erfolgte nicht. Dennoch war er unverſchämt und verwegen genug, die abgebrochenen Heirathstraktaten wieder zu erneuern. Ungeachtet aber Frau Petronille nur Ein Auge zudrücken durfte, und billig wohl bei ihrer eigenen Häßlichkeit die Duldung der Krähen und Raben, die einander die Augen nicht aushacken, hätte beſitzen ſollen: ſo wies ſie doch ihrem entſtalteten Liebhaber mit Grauſen die Thür. Uebrigens war ſie ſo gerecht, ihrem Endurtheil dieſen Entſcheidungsgrund beizufügen: daß ſie auf dem reichlich verſehenen Männermarkte für ihr ſchweres Geld beſſere Waare bekommen könne.

Der bekorbte Rath floh von nun an, wie ein ſcheuer Nachtvogel, das Licht des Tages und den Umgang mit

Menſchen. Wilhelm nahm ihn liebreich in ſein Haus, und ließ nichts unverſucht, den Betrübten aufzuheitern; aber er war und blieb ein untröſtlicher Grämler, der den Sterbetag ſeiner Schönheit kaum ein Jahr überlebte.

IX.

Der eiſerne Leuchter.

Ein Gegenſtück zu der Wunderlampe.

Unfern der Stadt Balſora ward ein alter reiſender Derwiſch[*] auf der Straße krank. Eine arme Wittwe, die in der Nähe wohnte, erbarmte ſich ſeiner und verpflegte ihn in ihrer Hütte bis zu ſeiner Geneſung. Er war über die Gutherzigkeit dieſer Frau tief gerührt. Um ihr eine Dankbarkeit zu bezeigen, erbot er ſich, ihren Sohn Abdalla, einen angehenden Jüngling von ſechzehn Jahren, mit ſich zu nehmen und väterlich für ihn zu ſorgen.

Das Herz der zärtlichen Mutter bebte vor der Trennung von ihrem einzigen Kinde. Doch willigte ſie ſogleich in den Vorſchlag des Alten. „Zieh,“ ſprach ſie zu ihrem Sohne, „zieh mit dieſem ehrlichen Manne! Er kann und wird dir beſſer in der Welt forthelfen, als ich es bei meiner Armuth im Stande bin.“

Abdalla war ein leichtſinniger, etwas verzogener und überhaupt nicht ganz guter Knabe. Der Abſchied ward ihm nicht ſchwer. Er freute ſich, fremde Länder zu ſehen;

---

[*] Benennung der morgenländiſchen Mönche.

denn der Derwiſch ſprach davon, daß er noch einige Jahre reiſen werde.

Sie wanderten fort und beſuchten Aſiens Hauptſtädte. Der gute Alte verſäumte keine Gelegenheit, den Geiſt ſeines Zöglings durch freundlichen Unterricht zu bilden, und durchwachte, als der Jüngling in eine gefährliche Krankheit fiel, ſieben lange Nächte bei ſeinem Lager. Er gab ihm, mit Einem Worte, die unverkennbarſten Beweiſe von treuer, väterlicher Liebe.

Abdalla's Herz glich von Natur einem Eisſpiegel, über den alle Empfindungen flüchtig hinwegglitten. Dennoch machte die Zärtlichkeit ſeines Pflegevaters endlich Eindruck auf ihn. Er verſprach oft, mit einem großen Aufwand von Worten, bis an das Ende ſeines Lebens dankbar zu ſeyn.

Bei dergleichen Aeußerungen war immer die Antwort des Derwiſches:

„Sprich nicht von Dankbarkeit, mein Kind!
Der Worte Schall verweht der Wind.
Der Mund der Dankbarkeit darf ſchweigen:
Doch muß ſie ſich in Thaten zeigen.“ —

Am Ende des zweiten Jahres ihrer Reiſe kamen die Wanderer in eine wilde Gegend. „Hier, mein Sohn, ſprach der Derwiſch, „verbirgt die Erde einen großen Schatz. Wir können ihn heben, wenn du Muth haſt, in die dunkle Tiefe hinabzuſteigen.“ —

Abdalla erbot ſich dazu. Der Derwiſch beſchwor mit Zauberformeln und Gebeten die verſchloſſene Erde. Sie öffnete ſich, und er ſprach zu dem Jüngling: „Geh' hinab! Laß alle Reichthümer, die du treffen wirſt, unberührt! Bringe blos einen eiſernen Leuchter mit zwölf Armen! —

Dein Gehorſam wird mir beweiſen, ob du ein guter, dankbarer Menſch biſt.“ —

Der zwölfarmige Leuchter ſtand in einer Felſenhalle, mit Bergen von Schätzen umgeben. Des Jünglings Vorſatz, dem Alten zu gehorchen, verſchwand vor ihrem Glanze. Er füllte ſeine Taſchen mit Gold und Diamanten. Da erloſchen plötzlich alle Kerzen, die an den Wänden des unabſehlichen Gewölbes brannten. Er tappte zitternd nach dem Leuchter und fand ihn; doch nirgends zeigte ſich ein Weg aus der finſtern Höhle.

Schon hielt er ſich für verloren, als er nach einigen ängſtlichen Stunden einen ſchwachen Lichtſchimmer bemerkte. Er folgte dieſem Hoffnungsſtrahl, kam an eine kleine Oeffnung des Berges und erblickte mit Erſtaunen die Thürme von Balſora. Aber nach dem Derwiſch ſah er ſich vergebens um. Er war darüber unbekümmert und dachte: Sey er, wo er will! Ich bin reich genug, ihn zu entbehren. —

Er ging heim. Seine Mutter war anfangs damit unzufrieden, daß er gegen ſeinen Wohlthäter nicht folgſam geweſen war; aber der wichtige Inhalt ſeiner Taſchen ſöhnte ſie bald wieder aus.

Sie muſterten, im traulichſten Vereine,
Die Koſtbarkeiten, Stück für Stück;
Doch plötzlich ſchwanden Gold und Steine
Und nur der Leuchter blieb zurück.

„Sieh,“ ſagte die Mutter, „das iſt die Strafe deines Ungehorſams! Du haſt den heiligen Mann erzürnt, und ich ſelbſt verging mich an ihm, weil ich bei dem Anblick der verſchwundenen Schätze ſeiner ſogleich vergaß. Mache dich eilend auf den Weg, bring ihm den Leuchter und beſänftige dadurch ſeinen Zorn!“

Abdalla ſchlich in einen Winkel und murrte: „Geht mir mit Eurem Heiligen! — Ein Zauberer iſt er und weiter nichts! — Ich ſollte wohl ſein unterthäniger Frohnbote ſeyn und bei der halsbrechenden Höllenfahrt mein Leben umſonſt wagen? — Warum ſtiehlt er mir denn wieder unter den Händen hinweg, was ich durch meinen Muth gewann? — Das iſt ein hämiſcher Streich, den ich ihm nimmer verzeihe! Er hätte ſeinen alten Leuchter, den er für einen ſo großen Schatz ausgibt, auch mit hinweg holen können; denn ich werde mich wohl hüten, ihm das ſchwere Gerüſt nachzutragen. Wenn er es nicht aus andern Händen bekommt, ſo mag er ewig darauf warten.“ —

Da es indeſſen Abend geworden war, ſo zündete die Mutter ein Lämpchen an. Der große eiſerne Leuchter ſtand noch auf dem Tiſche. Abdalla betrachtete ihn von oben bis unten und ſagte: „Wenn dieſer zwölfarmige Rieſe nur in jeder Hand ein Licht hätte, ſo wär' er doch etwas werth; aber dennoch ſoll er nicht ganz müßig da ſtehen. Er mag unſer Lämpchen wie ein Kind auf einem ſeiner Arme halten, damit es von oben herab beſſer leuchte.“ — Dieſen Gedanken, über den er ſich ſelbſt Beifall zulächelte, führte er ſogleich aus.

Und als die Ampel am Leuchter hing,
Erſchien ein Derwiſch in braunem Gewand.
Er drehte ſich raſch, wie ein Kreiſel, im Ring,
Warf eine Münz' auf den Tiſch und verſchwand.

Der ſeltſame Rundtanz hatte volle fünf Minuten gedauert, und Abdalla indeſſen nicht aufgehört, zu lachen. Jetzt lief er geſchwind an den Tiſch, um das Stück Geld in Empfang zu nehmen; allein der Fund war unbedeutend: er beſtand in einem kleinen, armſeligen Silberling, Aſper genannt, der nach unſerm Gelde ungefähr drei Heller beträgt.

Der junge Herr, der vor einer Stunde noch der Beſitzer eines königlichen Schatzes geweſen war, empfand freilich über dieſes Almoſen wenig Freude; doch gewann der verachtete Leuchter dadurch ein höheres Anſehen bei ihm. Ich will, dachte er, einen Verſuch machen, der etwas mehr ins Große geht. Kommt der Derwiſch nur wieder, ſo iſt die Sache ſchon gut. Er wird doch nicht lauter Scheidemünze bei ſich führen, ſondern auch mit gröbern Sorten verſehen ſeyn. —

Am folgenden Abend ſtellte er auf alle zwölf Arme des Leuchters kleine Kerzen und zündete ſie an.

Zwölf Derwiſche kamen in braunem Gewand
Und tanzten ein Weilchen im Ring;
Dann opferte jeder, indem er verſchwand,
Dem Tiſch einen Silberling.

Das geht ſchon beſſer; dachte Abdalla und löſchte die Kerzen. Er zündete ſie nach einer halben Stunde wieder an, um einen neuen Ball zu veranſtalten; allein die Tänzer blieben aus. Sie erſchienen — wie ſich nach vielen Verſuchen zeigte — jeden Abend nur Ein Mal, und Keiner zahlte mehr, als einen Aſper für die Beleuchtung. Sie hätten ſich vielleicht für die Muſik beſſer angegriffen, wenn der einfältige Burſch ſo klug geweſen wäre, ihnen aufſpielen zu laſſen.

Seine tägliche gewiſſe Einnahme betrug alſo nach unſerm Münzfuß achtzehn Pfennige. Mit dieſem Musketierſold ließen ſich freilich keine großen Sprünge machen, und am wenigſten die ſchönen Plänchen ausführen, die er, mit Gold und Edelſteinen in allen Taſchen, entworfen hatte.

Er entſchloß ſich daher, dem alten Derwiſch ſeinen eiſernen Schatz auszuliefern; denn es war doch zu hoffen, daß er ſo erkenntlich ſeyn würde, die verſchwundenen Reichthümer dagegen zurück zu geben.

Die Mutter war mit dem Vorhaben ihres Sohnes vollkommen zufrieden; es ſchien ihr nur ſchwer, den Derwiſch zu finden. „Nichts leichter, als das!“ ſprach der Jüngling: „Er heißt Abunadar und bewohnt zehn Tagereiſen von hier ein Landhaus. Den Weg dahin hat er mir ſo genau bezeichnet, daß ich ihn nicht verfehlen kann.“ —

Er wanderte mit dem Leuchter fort. Um Zehrgeld zu haben, ließ er an jedem Abend, den er unter Weges zubrachte, die Derwiſche tanzen.

Als er Abunadars Wohnung erreichte, war er ſehr überraſcht, ihn nicht in einer kleinen, ländlichen Hütte, wie er vermuthet hatte, ſondern in einem weitläufigen Prachtgebäude zu finden. Der alte Herr war fürſtlich eingerichtet, trug aber ſein gewöhnliches braunes Derwiſchkleid, als Abdalla vor ihm erſchien und mit heuchleriſcher Demuth den Leuchter übergab.

„Deine Worte klingen ſchön;“ ſprach Abunadar: „aber ein Tiefblick in dein Herz entdeckt mir, daß ich dieſen Leuchter nie aus deinen Händen erhalten hätte, wenn dir ſeine geheime Kraft bekannt geweſen wäre. Willſt du eine Probe davon ſehen?“ —

Er zündete zwölf Lichter an;
Und als ſofort, nach alter Weiſe,
Das Dutzend Derwiſche den Zirkeltanz begann,
Naht' er ſich ihrem Wirbelkreiſe,
Schwang einen Stock und ſchlug ſie Mann für Mann.
Hui! ſah der junge Wicht zu Gold- und Silberbarren
Und Demanthügeln ſie erſtarren.

„Sieh," fuhr Abunadar fort, „ſo iſt der Leuchter zu brauchen! — Aber glaube nicht, daß ich ihn deßhalb aufgeſucht habe. Ich wünſchte blos ſeinen Beſitz, weil es mir Vergnügen macht, dergleichen Seltenheiten zu ſammeln. Uebrigens iſt er für mich ohne Nutzen; denn Erbſchaften, Sparſamkeit und verſchiedene Glücksfälle haben meine Schatzkammer ſo reichlich gefüllt, daß ſie keiner Vermehrung bedarf. Ueberzeuge dich ſelbſt davon; hier ſind die Schlüſſel." —

Abdalla fand drei große Marmorgewölbe, die unermeßliche Reichthümer enthielten. „O, ich ſinnloſer Thor!" rief er aus: „Hier ſteh' ich arm, wie ein Bettler, und bewundere fremde Schätze. Könnt' ich nicht eben ſo glücklich ſeyn, wenn ich den Leuchter behalten hätte?" —

Seine bewölkte Stirn, mit der er die Schlüſſel zurückgab, war die Verrätherin dieſer Gedanken; aber ſein Wohlthäter ſchien nicht darauf zu achten. Er bewirthete ihn ſieben Tage lang mit der freundlichſten Art und ſagte dann: „Deine Mutter iſt vielleicht über deine lange Abweſenheit beſorgt. Kehre morgen in ihre Arme zurück; aber verlaß mich nicht ohne den feſten Entſchluß, dein Herz zu veredeln. Neid und Undank ſchänden dein Gemüth. Reiß dich von dieſen Laſtern los! — Um dir dieß zu erleichtern, ſchenk' ich dir mein Leibroß und zwei Kameele, die du mit Koſtbarkeiten aus meiner Schatzkammer nach deiner eignen Willkür beladen magſt." —

Abdalla war auf einen Augenblick zufrieden und bedankte ſich freundlich. Als er aber, um die Ladung der Kameele zu bereiten, in die Schatzgewölbe trat und den Leuchter darin erblickte, war er mit Einem Male wieder der Alte. „Da ſteht er," ſprach er bei ſich ſelbſt, „der wunderthätige Schöpfer des höchſten denkbaren Erdenglücks! und ich — ich muß mich ſo kahl abfertigen laſſen! — Zwei alte Kameele, mit etwas Gold und Edelſteinen beladen, ſind eine rechte Sache! Pfui über einen ſolchen Tauſch! Der Wunderleuchter verſchafft in Einer Minute mehr, als zehn Laſtthiere tragen können. Wer iſt denn nun der Undankbare: ich oder Abunadar? — Er zwingt mich, mir ſelbſt zu meinem Rechte zu helfen. Welcher Vernünftige kann mich tadeln, wenn ich mir zueigne, was ich mit Lebensgefahr erwarb?“ —

Nach dieſem Selbſtgeſpräche verbarg er den Leuchter in einem der Körbe, die er gierig mit Gold und Edelſteinen füllte. Dann gab er dem ehrlichen Alten, der ihm dieſe häßliche That nicht zutraute, die Schlüſſel der Schatzkammer zurück, nahm von ihm Abſchied und trat am folgenden Morgen ſeinen Heimweg an.

Er machte ſo ſtarke Tagereiſen, als die Kameele, die ganz unmäßig bepackt waren, aushalten konnten; denn er befürchtete, daß Abunadar die begangene Entwendung bemerken und ihn deßhalb verfolgen laſſen möchte. Aber er kam glücklich nach Balſora und war ſo eilig, ſeinen Raub in eine geheime Kammer zu bringen, daß er den frohen, herzlichen Empfang ſeiner Mutter nur mit kurz abgebrochenen Worten erwiederte.

Ein Pochwerk der höchſten Erwartung im Herzen,
Beſah er den Leuchter mit flammenden Kerzen.
Die Derwiſche ſtellten gehorſam ſich ein
Und tanzten ihm ihren gewöhnlichen Reihn.

Bereit ſtand das edle Verwandelungsmittel:
Ein ſtarker, dem Feldzaun entwendeter Knüttel.
Der Burſch fiel gewaltig mit dieſem Gewehr
Jetzt über die luſtigen Braunröcke her.

Ein jeder empfing ſeinen Theil auf den Rücken;
Doch wollten ſie ſich zum Verwandeln nicht ſchicken.
Sie ſtanden, umdrängten den Schläger und ſahn
Mit ſtarren, zornblitzenden Augen ihn an.

Und alleſammt zogen ſie knotige Stecken
Hervor unter ihren weitfaltigen Röcken,
Und bläuten ihn ſo mit geſchäftiger Hand,
Daß Hören und Sehn vor Entſetzen ihm ſchwand.

Umſonſt, daß er nun ſeinen Undank bereute;
Die Derwiſche flohn und entführten, als Beute,
Den Leuchter, die beiden Kameele, das Roß,
Die Körb' und den Schatz, den er dringend verſchloß.

X.

Die Schotendiebe.

Jakob Hinz, der achtbare Schultheiß eines Dörfleins am Harzgebirge, kam eines Tages mit gerunzelter Stirne vom Felde zurück und ſetzte ſich grämlich mit ſeiner Hausehre zum Abendeſſen. Sie vermißte bald ſeine gewöhnliche heitre Laune und fragte beſorgt, ob ihm etwas Schlimmes begegnet ſey.

„Nichts von Bedeutung, liebe Marie!“ war ſeine Antwort: „Ich bin blos deswegen mißvergnügt, weil ich ſeit einigen Wochen, einen Tag wie den andern, auf unſern Feldern Raub und Verwüſtung bemerke.“

Wirklich? Ach, es gibt böſe Menſchen!

„Sie dürften ja nur kommen und mich um dieß oder jenes anſprechen: wahrlich! ich theilte gern mit.“

Das ganze Dorf weiß, daß du kein harter Mann biſt.

„Der Armuth zu helfen, iſt des Wohlhabendern Pflicht. Ich laſſe nie einen Dürftigen mit leeren Händen von mir. Warum ſtiehlt man denn, was man ehrlich erhalten könnte?“

Doch wohl, um den Dank zu erſparen. Damit geizen manche Leute ſehr.

„Und verſchwenden lieber ihr gutes Gewiſſen. — Wenn ich aber ein Mal einen Felddieb ertappe, ſo will ich ihn tüchtig kaſteien. Ich werde um ſo weniger Schonung brauchen, da man uns nicht aus dringender Noth, ſondern aus bloſer Naſchluſt zu bemauſen ſcheint.“

Woraus ſchließeſt du das?

„Weil die letzte Plünderung vorzüglich unſer Schotenfeld betroffen hat.“

Das will ich glauben. Es iſt eine gute Art. Sie ſind ſüß, wie Zucker.

„Wer aber die Räuber ſeyn mögen, das iſt mir unerklärbar. Die Fußſtapfen, die ich hier und da entdeckt habe, ſind ſo wunderbar klein, daß ein vierjähriges Kind wie unſer Peter größere Spuren zurücklaſſen würde.“

Der gehört auch gewiß nicht zur Diebesbande.

„Davon bin ich überzeugt. Er iſt viel zu bequem, ſich auf's Feld zu bemühen, und du nährſt ihn auch ſo reichlich und gut, daß er drei Magen haben müßte, wenn er nach mehrern Näſchereien lüſtern ſeyn wollte.“

Der arme Junge! Du biſt ihm gar nicht gewogen.

„Sprich das nicht! Ich haſſe nur ſeine Untugenden. Aber deine Affenliebe hegt und pflegt ſie, als ob es die hoffnungsvollſten Anlagen wären. Du verziehſt den Buben, indem du in allen Stücken ſeinem Willen fröhnſt. Es iſt nur ein Glück, daß er ſelten einen ſchlimmern hat, als zu eſſen.“

Das muß doch der Menſch, guter Jakob!

„Mit Maß, liebe Marie, mit Maß! Du fütterſt dein Peterchen träg' und dumm. Wenn andre Knaben ſeines Alters ſich munter bewegen, Ball oder Soldaten ſpielen, dann ſitzt er ſo ernſthaft dabei, wie ein Großvater, läßt die Hände auf ſeinem runden Bäuchlein ruhen und rührt und regt ſich ſtundenlang ſo wenig, daß man ihn für einen ſteinernen Bacchus halten würde, wenn er nicht bisweilen den breiten Mund zu einem matten Lächeln verzöge. — O, es iſt ein erbärmlicher Anblick!“

Andere Leute ſagen gerade das Gegentheil. Sie loben das Kind, weil es ſo fromm und ſtill iſt.

„Das iſt albernes Weibergeſchwätz. Aus einem ſchläfrigen Knaben wird nie ein thätiger Mann. — Unſer Peter muß ſich bald ändern, ſonſt ſtehen mir bei dem Gedanken an die Zukunft alle Haare zu Berge. Der Himmel hat uns mit Haus und Hof und trefflichen Fluren geſegnet; aber dieß ganze ſchöne Eigenthum wird einſt, wenn wir die Augen geſchloſſen haben, unter der Verwaltung eines Hans Ohneſorge zu Grunde gehen, der die Eigenſchaften des Wolfs und des Eſels in ſich vereinigt. Er wird als ein Bettler ſterben.“

Du machſt mir Angſt. Aber was ſoll ich thun?

„Ihn anders erziehen. Wär' ich nicht den ganzen Tag abweſend, ich wollte bald Feuer und Leben in ihn bringen. Er dürfte mir nicht vom Morgen bis in die Nacht auf ſeinem weichen Stühlchen brüten; er müßte laufen und ſpringen und ſich immer mit irgend etwas beſchäftigen. Beſonders würde ich ihm den Brodkorb höher hängen. Unmäßigkeit im Eſſen iſt die Mutter der Trägheit und die Großmutter der Dummheit.“ —

Beruhige dich, lieber Mann! Ein ſo junges Bäumchen läßt ſich noch ziehen, wie man will; und ich verſpreche dir, von nun an deiner beſſern Einſicht zu folgen.

„Das ſoll mich freuen. Alle Fehde über dieſen Punkt hat dann ein Ende.“

Sieh doch, Jakob, wie ſich unſer Geſpräch, das vom

Feldraub ausging, verirrt hat! — Gibt es denn kein Mittel, dergleichen Diebereien zu hindern?

„Das iſt unmöglich. Die Felder haben keine feſten, geſchloſſenen Mauern, und könnten ſie auch entbehren, wenn ſich nicht die Ehrlichkeit immer ſeltener unter uns machte. Es iſt eine Schande für das Menſchengeſchlecht, daß die Schlöſſerzunft auf Erden vorhanden iſt und mit jedem Tage unentbehrlicher wird.“

Man kann aber die Früchte bewachen laſſen.

„Das koſtet mehr, als es nützt.“

Wohl wahr: allein ich dächte doch, wir ſtellten wenigſtens bei unſerm Schotenfelde einige Nächte hinter einander Wächter an. —

Das war Jakob zufrieden, und es geſchah.

Die Feldhüter meldeten an jedem Morgen, daß ſie in der vergangenen Nacht keinen Dieb entdeckt hätten: wenn aber der Schultheiß die Schotenflur in Augenſchein nahm, fand er ſie dennoch beraubt und bemerkte neue Spuren kleiner Füßchen. Das ward ihm immer räthſelhafter. Marie that ihm endlich den Vorſchlag, eine berühmte Wahrſagerin, die im nächſten Dorfe wohnte, darüber zu Rath zu ziehen.

„Was ſoll mir das einfältige Mütterchen ſagen?“ war ſeine Antwort: „Die arme Närrin weiß ſo viel, als ich!“

Marie kämpfte gegen ſeinen Unglauben mit einer Menge Geſchichten, aus denen ſie zu beweiſen ſuchte, daß die belobte weiſe Frau durch Kryſtallſeherei, Kartenlegen und andere Künſte die geheimſten Unthaten an's Licht bringen könne. Er lächelte dabei, entſchloß ſich aber dennoch zuletzt, die alte Sibylle zu beſuchen.

Als ſie ſein Anliegen vernommen hatte, trippelte ſie in ein Kämmerlein, riegelte hinter ſich zu, kramte lange darin und murmelte laut. Nach einer halben Stunde ward ſie wieder ſichtbar. „Nun, wer ſind die Diebe?“ rief ihr Jakob neugierig entgegen.

Sie nahm die Brille von der Naſe und antwortete mit einer wichtigen Prophetenmiene: „Kein Mann und kein Knäbchen, kein Weib und kein Mädchen.“ —

Mutter, das iſt mir zu dunkel! ſprach Jakob: Erklärt Euch deutlicher!

„Sie haben Händ' und Füße“ —

Ja, darauf will ich ſchwören.

„Laßt mich ausreden! Sie haben Händ' und Füße, wie Menſchen, ſind aber keine.“ —

Poß Räthſel und kein Ende! Daraus mag ein Anderer klug werden; ich verſtehe kein Wort! Sagt mir kurz und beſtimmt, wer die Schnapphähne ſind oder wie ich ſie fangen kann. —

„Geht Nachts, wann Zwölf der Wächter ruft,
An eurem Fruchtfeld auf und ab,
Und ſchlaget wacker in die Luft
Mit einem dünnen Weidenſtab:
Dann werdet ihr die Dieb' erblicken,
Die liſtig eure Schoten pflücken.“ —

Der Schultheiß hatte zwar nicht den geringſten Glauben, daß er auf dieſe abenteuerliche Weiſe die gewünſchte Entdeckung machen werde; er merkte ſich aber den Inhalt des Sprüchleins, um Marien darüber auszulachen, daß ſie ihm ein ſo unbefriedigendes Orakel empfohlen hatte. Sie war nicht ſeiner Meynung, fand hohe Weisheit darin und ließ nicht eher ab, als bis er ſich zu dem Luſtkampfe rüſtete.

Und Nachts, als Zwölf der Wächter rief,
Ging er am Fruchtfeld auf und ab,
Schlug in die Luft, bald hoch, bald tief,
Mit einem dünnen Weidenſtab,
Und bald erblickt' er in den Beeten
Zwei Männlein, die um Gnade flehten.

„Ei, ei! wer ſind die Herrchen?“ rief er aus und faßte Beide mit Einer Hand.

Sie zitterten vor ihm nieder und wehklagten: Wir ſind arme Zwerglein, die unfern von hier in einer Berghöhle hauſen. Uns hungerte ſo ſehr, daß wir uns nicht enthalten konnten, ein paar Schötchen von Eurem Felde zu pflücken. Wir haben freilich nicht recht gethan, bitten aber um Pardon, und wollen auch allenfalls den Schaden nach einer billigen Schätzung erſetzen. —

„Das ſollt Ihr!“ — ſagte Jakob, der über dieſen Fang nicht ſonderlich erſtaunte; denn er hatte ſchon in ſeiner Kindheit gehört, daß ſich in den Felſenklüften des Harzes dergleichen Leutlein aufhalten ſollten. — „Aber die Rechnung,“ fuhr er fort, „wird ſich doch belaufen; denn Ihr habt ſeit acht Tagen auf dieſem Felde übel gewirthſchaftet. Sagt mir nur, wie es kommt, daß Euch meine Wächter nicht entdeckt haben und daß ich ſelbſt erſt dieſen Augenblick Euch gewahr werde!“ —

Auch das wollen wir bekennen; antworteten die Zwerge; Wir hatten uns durch ſogenannte Nebelkappen unſichtbar gemacht; Ihr aber ſchlugt ſie uns mit Eurem Stäbchen vom Kopfe. Seht, da liegen ſie auf der Erde!

Sie bückten ſich, um die Käpplein aufzuheben; aber der Schultheiß klopfte ſie derb auf die Finger und ſagte:

„Laßt die Mützchen nur liegen! Ihr möchtet mir ſonſt unter den Händen entwiſchen; und das wäre mir nicht lieb: denn wir haben viel mit einander auszumachen.“

Die Zwerglein baten weinend, ſie friedlich zu entlaſſen; allein dieſes Geſuch ward rund abgeſchlagen. Jakob erklärte ſie zu Gefangenen und führte ſie in ſein Haus. Ein großer, neuer Käfig, worin Frau Marie zu Peterchens Unterhaltung einige Lachtauben einquartiren wollte, diente für den Reſt der Nacht zum Kerker der kleinen Schotendiebe, denen aber darin das Lachen verging.

Am folgenden Morgen wurden ſie förmlich vernommen und ſagten aus: „Wir gehören zu einem Zwergvolke, das ſeit undenklichen Zeiten die unterirdiſchen Höhlen des Harzgebirges bewohnt und von einem Könige beherrſcht wird. Er iſt ein guter Vater, der immer treulich für uns ſorgt und ſeine Kornſpeicher und andere Magazine den Dürftigen öffnet. Wir litten deßhalb, ſeit er auf dem Throne ſeiner Väter ſitzt, keinen Mangel; aber Waſſerfluthen und Erdfälle haben jetzt die Straßen der Unterwelt ſo ungangbar gemacht, daß wir von unſern Nachbarn, die Feld- und Gartenbau treiben, keine Zufuhr erhalten konnten. Dadurch entſtand eine Hungersnoth, die endlich ſo drückend ward, daß ſie uns zu nächtlichen Streifereien ins Gebiet der Menſchen zwang, welches wir zuvor nie betraten. Es ſoll auch hinfort nie wieder geſchehen, und wir erklären uns nochmals willig und bereit, den verurſachten Schaden zu bezahlen.“ —

Während dieſes peinlichen Verhörs ſtrömte das ganze Haus herbei, um die eingefangenen Fremdlinge zu ſehen. Auch Peterchen rutſchte, da er den allgemeinen Aufſtand ſah, von ſeinem hohen Armſtühlchen herab und wackelte den Uebrigen nach. Er kam gerade dazu, als ſein Vater die Zwerglein anfuhr: „Allerdings ſollt Ihr mir, wenn Ihr Geld habt, Euren Diebſtahl vergüten; allein damit kommt Ihr nicht los. Ich behalt' Euch, bei Waſſer und Brod, in ſtrenger Haft, um Euer Völklein dadurch von dergleichen Mauſereien künftig abzuſchrecken.“ —

Die Gefangenen ſchluchzten und geberdeten ſich ſo traurig, als wollten ſie Steine zum Mitleid bewegen. Niemand ſah den Jammer dieſer zarten, niedlichen Geſtalten — die man ſich nicht als mißgeſchaffene Zwergmenſchen, mit Kürbisköpfen und Sichelbeinen, vorſtellen muß — ohne Rührung an. Selbſt Peter zeigte bei dieſer Gelegenheit, daß er nicht blos einen Magen, ſondern auch ein Herz habe. Er ſchmiegte ſich an ſeinen Vater und bat mit Thränen für ſie. Wahrſcheinlich nahm er nur deßwegen ſo warmen Antheil an ihrem Schickſale, weil ſie ſich wegen eines Vergehens in Unterſuchung befanden, das ſeiner Eßluſt ſehr natürlich und verzeihbar ſchien.

Seine lallende Fürſprache blieb von ihnen nicht unbemerkt. Sie nickten ihm aus ihrem Käfig dankbar zu und riefen: „Vielleicht, lieber Knabe, können wir dich einſt für deine Gutherzigkeit belohnen.“ —

Der Schultheiß freute ſich zum erſten Mal ein wenig über ſein Söhnlein, das er bisher für ein empfindungsloſes Weſen gehalten hatte. Er ſtimmte deßwegen ſeinen hohen Richterton etwas herab und ſprach mit gemäßigter Stimme: „Wenn ich meinen Feldſchaden zu drei Kaiſergulden berechne, ſo bin ich, fürwahr! kein harter und unchriſtlicher Mann; denn nur die Schoten — von andern Früchten will ich gar nicht ſprechen — die Ihr theils gepflückt, theils zertreten habt, ſind vielleicht doppelt ſo viel werth. Ich bin aber mit drei Gulden zufrieden. Bezahlt Ihr mir dieſe Kleinigkeit auf der Stelle, ſo will ich alsdann überlegen, was ferner mit Euch anzufangen ſeyn möchte.“ —

Die armen Leutlein betheuerten, ſie hätten keinen Heller bei ſich; wenn man ſie aber — oder wenigſtens Einen von ihnen — auf ihr Ehrenwert, ſich wieder zu ſtellen, der Haft entließe, ſo ſollte nicht allein die Schadenforderung ſogleich getilgt, ſondern auch wegen der Zukunft Bürgſchaft geleiſtet werden.

„Ihr ſeht mich für ſehr einfältig an!“ erwiederte Jakob: „Ein Vögelein, das dem Bauer entflohen iſt, kehrt nicht dahin zurück. Ich wäre daher wohl ein Thor, wenn ich Euch in Freiheit ſetzte. Nein, das geſchieht in keinem Falle! Seyd ſo gut und denkt auf andere Mittel und Wege, die mich nicht der Gefahr ausſtellen, hinterher von Euch verlacht zu werden.“ —

Nun, ſo müſſen wir an unſern König ſchreiben, ſagten die Zwerge: Gebt uns ein Roſenblatt und eine Stecknadel! —

Dieſe ſonderbaren Schreibmaterialien erregten bei dem Schultheißen ein neues Bedenken. Ihm, als einer Gerichtsperſon, fiel im Augenblick ein, daß man einem Gefangenen kein tödtliches Werkzeug zu überlaſſen pflege, und dafür hielt er, in Betrachtung des zarten Körperbaues der Kleinen, die geforderte Stecknadel. Er befürchtete, ſie möchten damit in der Verzweifelung Hand an ſich ſelbſt legen, und gab ihnen deßhalb die Weiſung, ſich einer andern Schreibfeder zu bedienen.

Die Zwerglein erriethen ſeine Gedanken und ſprachen: „Wie könnt Ihr wähnen, daß wir im Sinn hätten, uns ſelbſt zu erdolchen? So ſchlimm ſteht doch in der That unſre Sache noch nicht. Gebt uns unbeſorgt eine Nadel! Wir ſind nicht gewohnt, anders zu ſchreiben. —

Sie erhielten jetzt den verlangten Griffel und bekritzelten damit unter Jakobs genauer Aufſicht ein Roſenblatt. Als ſie mit dieſem Brieflein fertig waren, übergaben ſie es ihm ohne Umſchlag und Siegel — denn ihre Schriftzüge konnte doch Niemand entziffern — zur Beſtellung. Sie bezeichneten einen gewiſſen Felſen, wo man drei Mal anklopfen und das Blättchen in einen Spalt, der ſich öffnen würde, hineinhauchen ſollte. Jakob übernahm ſelbſt das Botengeſchäft und gab das wohlriechende Schreiben gehörigen Ortes ab. Die Gefangenen waren jetzt vergnügt und freuten ſich auf den Abend; denn eher, ſagten ſie, werde keine Antwort erfolgen.

Und ſieh, es zog bei Mondenlicht
Her aus dem Schoos der Berge,
Und ſtellte ſich vor's Dorfgericht
Ein Trüppchen ſchöner Zwerge.
Ihr Königlein ſchritt ſelbſt voran,
Mit Gold und Purpur angethan,
Und auf dem Haupt ein Krönchen.

Die Delinquenten im Käfig warfen ſich demüthig vor ihm nieder. Er ſagte huldreich: „Steht auf!“ und wendete ſich dann zum Schultheißen, der, nebſt einigen Schöppen und Bauern, mit entblößtem Kopfe ſtand und den kleinen Monarchen ſchweigend bewunderte.

„Ihr habt,“ begann er mit Anſtand und Würde, „zwei meiner Unterthanen zu Gefangenen gemacht und ich komme jetzt, um dieſen Handel zu ſchlichten und mich überhaupt meiner lieben Getreuen anzunehmen; denn es ſind ehrliche

Leute, die nur dieß Mal der Drang der Noth zu einem Fehltritt verleitet hat. Ich bin bereit, den ihnen angeſonnenen Schadenerſatz, da ich dieſe Forderung nicht unbillig finde, zehnfach zu erlegen, und überdieß für ihre Befreiung aus dieſem unanſtändigen Gefängniß ein anſehnliches Löſegeld zu bezahlen.“ —

Er winkte jetzt ſeinem Seckelmeiſter, der ſich im Gefolge befand und ein Beutelchen voll Goldſtücke trug, die er mit der Fertigkeit eines Wechslers auf den Tiſch zählte.

„Seyd Ihr damit zufrieden?“ fragte der König.

Der Schultheiß hatte nicht ſo viel Heller erwartet, ſondern blos die Abſicht gehabt, die Schotennäſcher ein wenig zu ängſten. Er war alſo von dieſer königlichen Freigebigkeit ſehr überraſcht und bezeigte ſeine Zufriedenheit dadurch, daß er augenblicklich den Taubenſchlag öffnete und die beiden Herrchen herausgehen ließ. Sie fielen dem König zu Füßen, und dankten ihm ihre Freiheit in den rührendſten Ausdrücken.

Das Roſenblatt mußte von ihnen eben ſo geſchickt benutzt worden ſeyn, wie das Vaterunſer bisweilen von Schreibkünſtlern in den kleinen Kreis eines Silberpfennigs gedrängt wird: denn der König war auch davon unterrichtet, daß der Schultheiß, wegen künftiger Sicherheit ſeiner Feldfrüchte, Beſorgniß geäußert hatte. Er tröſtete ihn über dieſen Punkt durch die Erklärung: daß er geſonnen ſey, mit dem größten Theile ſeiner Unterthanen auszuwandern, weil ihn Erderſchütterungen aus den Berghöhlen des Harzes verdrängten. „Doch bin ich nicht gemeint,“ fuhr er fort, „dieſe alte Beſitzung ganz aufzugeben. Ich werde einen kleinen Volksſtamm, unter der Regierung zweier Statthalter — wozu ich die wackern Männer, die ſich bis jetzt in Eurer Gefangenſchaft befanden, hiermit ernenne — zurücklaſſen. Daß ich Eure Vergünſtigung dazu nicht bedarf, und ſogar nicht nöthig habe, Euren Landherrn deßhalb zu begrüßen — das verſteht ſich von ſelbſt; denn er regiert über — und ich unter der Erde. Ich ſag' Euch alſo dieß blos zur Nachricht. Aber ich erbitte mir einen friedlichen Durchzug innerhalb der Gränzen Eures Gebiets, weil mich die Zerrüttung der unterirdiſchen Heerſtraßen zwingt, meinen Weg durch die Oberwelt zu nehmen. Ich und meine Leute werden in der Johannisnacht mit Sack und Pack über die Brücke gehen, die ſich unfern dieſes Dorfes befindet. Trefft daher freundnachbarliche Anſtalten, daß wir von poſſenhaften und neugierigen Menſchen nicht beunruhiget werden.“ —

Der Schultheiß fand es zwar im Stillen ſehr luſtig, daß ein Paar Herren, die man bei einem Diebſtahl betroffen hatte, zu Landpflegern und Oberaufſehern ernannt wurden; allein das Krönlein, das vor ſeinen Augen ſchimmerte, wirkte mit der Zauberkraft, die allen Kronen eigen iſt, ſo mächtig auf ihn, daß er dieſe Standeserhöhung ſo ernſthaft und andächtig wie eine Predigt vernahm. Er ließ es ſogar an beſcheidenen Zeichen ſeines unterthänigen Beifalls nicht ermangeln, und beantwortete den Schluß der königlichen Rede mit einer tiefen bejahenden Verbeugung. Der kleine Monarch berührte jetzt ſeinen goldenen Hauptreif mit der rechten Hand, nickte gnädig, und ging durch die Gaſſe ſeines Gefolges nach der Thür.

Jakob begleitete Seine Majeſtät bis vor's Haus. Da nahmen denn unter Weges die Herren Statthalter Gelegenheit, ſich ihm zu nähern und zu ſagen: „Habt Dank, daß Ihr noch ſo ziemlich ſchonend und glimpflich mit uns umgegangen ſeyd! Wir verſprechen Euch dafür, unter den uns anvertrauten Leutlein gute Mannszucht zu halten.

Eure Felder ſollen von nun an vor uns ſo ſicher ſeyn, als wären ſie mit Wällen und Baſteien umſchloſſen. Wir wollen überhaupt als gute Freunde und getreue Nachbarn leben. Bedürft Ihr irgend einmal etwas in Eurer Haushaltung und wir ſind im Stande, Euch damit auszuhelfen, ſo ſoll es mit wahrem Vergnügen geſchehen. Wir können mit Küchengeſchirr, Tafeltüchern und mehrern dergleichen Sachen dienen, die bisweilen bei großen Gaſtgeboten nicht zureichen. Auch beſitzen wir einige Fäßlein köſtlichen Weins, von dem Ihr Euch gelegentlich einen Ehrentrunk abholen könnt. Mit Einem Worte, was unſere Armuth vermag, das ſteht Euch zu Gebot. Für jetzt gehabt Euch wohl!“ —

Was jubelte Marie über den vortheilhaften Rath ihrer verehrten Prophetin! Jakob gönnte ihr gern dieſen Triumph, weil er ſich dadurch um einige hundert Thaler bereichert ſah.

Die bevorſtehende Auswanderung der Zwerge war jetzt das allgemeine Geſpräch. Das ganze Dorf freute ſich auf dieſes ſeltſame Schauſpiel. Es kamen deßhalb ſogar — wie vor einigen Jahren weite Reiſen gethan wurden, um die gegen Frankreich ausziehenden ruſſiſchen Koſaken zu ſehen — viele müßige Fremdlinge aus fernen Gegenden an.

Unſer Schultheiß befand ſich dabei in einer großen Verlegenheit. Er wollte gern dem Zwergkönig, dem er zur Dankbarkeit verpflichtet war, einen ruhigen Abzug gewähren, und fühlte ſich doch zu unmächtig, den Strom der neugierigen Menge aufzuhalten. Am Tage vor dem Johannisfeſte waren ſchon alle Häuſer des Dorfs mit ſchauluſtigen Pilgern angefüllt.

Darüber bekümmert, ging er an den Felſen, wo er das Roſenbrieflein abgegeben hatte, und klopfte drei Mal an. Bald erſchien einer der Herren Statthalter und rief mit fröhlichen Geberden: Willkommen, Freund Jakob! Begehrt Ihr einen Schluck Wein? —

„Ich bedanke mich, Herr Statthalter!“ antwortete der Schultheiß: „Mein Anbringen beſteht blos in der Frage: ob Euer König noch geſinnt iſt, morgen in der Nacht auszurücken.“

Ei wohl!

„Das thut mir ſehr leid! Es war nicht weislich gehandelt, daß er dieſes Vorhaben ſo laut bekannt machte. Bei ſolchen Dingen muß man nicht an die große Glocke ſchlagen. Nun will alles, was weit und breit Augen hat, ihn und ſein Völklein begaffen. Wie ſoll und kann ich armer beſchränkter Gewalthaber das hindern? — Dazu gehört Fürſtenmacht und Heereskraft. Kurz, ich weiß Eurem Herrn nicht zu helfen; er wird einen Bienenſchwarm von Zuſchauern haben. Das wollt' ich ihm voraus melden, damit es ihn nicht überraſche und er mich nicht der Unaufmerkſamkeit beſchuldige.“ —

Schlimme Zeitungen! rief der Statthalter aus: Ich werde Seiner Majeſtät darüber Bericht abſtatten. Wartet hier auf Beſcheid! —

Er entfernte ſich, kam aber bald mit lachenden Mienen zurück. „Mein gnädigſter Herr,“ ſprach er, „dankt für Eure Meldung, iſt jedoch gar nicht darüber betreten. Er hat ſich ſofort entſchloſſen, in der heutigen Nacht aufzubrechen.“ —

Jetzt fiel ein ſchwerer Stein vom Herzen des Schultheißen. Er ging fröhlich nach Hauſe und hielt vor jedermann geheim, was er aus dem Munde des Statthalters vernommen hatte. Aber ungeachtet ihm die Neugier anderer Menſchen ein Aergerniß geweſen war, ſo trieb doch ihr Sporn ihn ſelbſt von der Seite ſeines ſchlummernden Weibes. Er duckte ſich eine Stunde vor Mitternacht unter die Brücke und hörte bis Sonnenaufgang über ſeinem Kopfe den Zug der Zwerge, der dem leiſen Getrappel einer Schafheerde glich.

Es wäre nun wohl artig geweſen, andern ehrlichen Leuten, beſonders den Fremdlingen, davon Kunde zu geben; denn der Zuſtand dieſer Leute war in der That traurig und faſt mitleidenswerth. Sie verſäumten die Geſchäfte ihrer Heimath, lagen hier in Scheuern und Ställen, wie Häringe in einer Tonne, mußten jeden Biſſen und jeden Tropfen ſo theuer bezahlen, als herbergten ſie in Londons oder Hamburgs größtem Hotel, und am Ende — ſollten ſie nicht ſo viel ſehen, als einer Stecknadel werth war. — Welche beträchtliche Summe von Elend! Aber der ſchadenfrohe Mann blieb dabei ungerührt. Er ſchwieg hartnäckig, um die ihm verurſachte Verlegenheit durch eine vollendete Täuſchung zu rächen.

Die heiß erſehnte Nacht erſchien,
Und endlos ſah man jetzt der Neugier Söhn' und Töchter,
Mit lautem Jubel und Gelächter,
Auf Wegen und auf Stegen ziehn.
Das Dörflein hüteten Herr Jakob und der Wächter,
Sonſt war es völlig menſchenleer.
Doch bei der Brücke lag im Graſe,
Mit hoch empor gereckter Naſe,
Ein unabſehbar großes Heer,
Und hielt ſich kirchenſtill, um nicht mit loſen Streichen
Den Zug der Zwerge zu verſcheuchen.

Wenn irgend eine Fledermaus
Vom Harzgebirg herüber ſchwirrte,

Und durch der Bäume Laub ein Lüſtchen rauſchend irrte:
Wie ſtreckte da ſich ſchnell ein Wald von Hälſen aus!
Der Nachbar ſtieß den Nachbar leiſe,
Und flüſtert' ihm ins Ohr: „Horch! jetzt beginnt die Reiſe!“

So lauerte das Völklein — wie am Pult
Der Dichter auf den Reim, — bis ſchier der Morgen graute;
Doch nun verriethen manche Laute
Den Riß des Fadens der Geduld.
Durch's ganze Lager lief ein ärgerliches Knurren;
Drauf folgte bald ein allgemeines Murren,
Ein immer ſteigendes Geſchrei,
Und endlich gar die Meuterei,
Das nicht gehaltene Verſprechen
Der Gnomenmajeſtät durch Trotz und Schimpf zu rächen.

Gleich trunkenen Empörern, zog
Raſch in ihr Berggebiet ein Schwarm von Wagehälſen,
Und eine Saat von Steinen flog
Aus ihren Händen an den Felſen;
Und daß man nicht dabei die Läſterzungen band,
Nun das verſteht ſich ſchon am Rand.

Die Vicekönige, da ſie den Lärm vernahmen,
Verfuhren ſo, wie man vor Jahren in Paris
Den Rottengeiſt der Hökerdamen
Durch Feuerſpritzen einſt zur Ruh' und Ordnung wies;
Sie ließen ſchnell den wilden Haufen
Aus hundert Felſenſpalten taufen.
Heiſa! wie riſſen jetzt die Renommiſten aus!
Doch nein, ſie liefen nicht, ſie ſchwammen faſt nach Haus.

Auf dieſe Weiſe kamen ſie leicht genug davon. Was eine Strafe ihres Unfugs war, das widerfuhr ehemals Vielen wegen ihrer Frömmigkeit; denn wir leſen in Miſſionsberichten, daß die über's Meer geſandten Heidenbekehrer bisweilen Tauſende von Wilden auf Ein Mal mit der Feuerſpritze getauft haben.

Als ſich die gebadeten Mäuſe getrocknet und das Dorf wieder verlaſſen hatten, wurden die Zwerge bald vergeſſen. Jakob war froh, daß die Herren Statthalter Wort hielten und ſeine Fruchtfelder vor den Plünderungen ihrer Unterthanen beſchützten; übrigens kam es ihm nicht in den Sinn, den angebotenen Ehrentrunk von ihnen abzufordern.

Er widmete jetzt alle Nebenſtunden, die er dem Feldbau und ſeinen richterlichen Geſchäften abbrechen konnte, der Erziehung ſeines Peters, und fing damit an, eine eigene Speiſeordnung für ihn zu entwerfen. Es that Marien ſehr weh, daß ihrem Liebling die Biſſen in den Mund gezählt werden ſollten: allein ſie hatte Gehorſam verſprochen und mußte jetzt, bei der Bekanntmachung des neuen Hausgeſetzes, nochmals angeloben, ſich ſtrenge darnach zu richten.

Das geſchah denn anfangs ſo ziemlich. Als aber Jacob nun begann, das kleine Faulthierchen täglich einige Stunden lang über Stock und Stein zu hetzen, und ſich ſowohl durch dieſe Strapazen, als durch die magere Koſt die geſpannte Rundung der Bäckchen und des Bäuchleins merklich verlor, da konnte ſich die zärtliche Mutter, durch dieſen Jammer bewegt, nicht länger enthalten, die hausherrliche Faſtenverordnung zu übertreten und bisweilen etwas Contrebande in Peterchens Mund einzuführen. So ward er denn, indem er ſchon anfing, ſich zur Mäßigkeit zu gewöhnen und rühriger zu werden, in ſeinen alten, trägen Schlendrian wieder hineingefüttert und ſein Magen immer mehr zu einem Straußenmagen gebildet.

Als er das ſechſte Jahr zurückgelegt hatte, gönnte ihm ſein harter Vater die Lebensluſt der Jugend (wie in einem gewiſſen Romane der Müßiggang benannt wird) nicht länger, ſondern führte ihn zum Schulmeiſter und ſprach: „Ihr ſollt von heut an dieſen Knaben unterrichten; aber ich bedinge mir ausdrücklich, ihn ja nicht deßhalb, weil er der Sohn des Schultheißen iſt, mit vorzüglicher Schonung zu behandeln. Verfahrt ſo ſcharf mit ihm, als ob der arme Dorfhirt ſein Vater wäre. Es iſt ein fauler Geſelle, den Ihr wacker antreiben müßt, ſonſt lernt er nichts.“ —

Der Schulmann verſprach, was Jacob verlangte; allein im Herzen war er entſchloſſen, die bereits von Marien erhaltene geheime Inſtruction, die ganz das Gegentheil beſagte, zu befolgen, weil er ſich dadurch manches angenehme Küchengeſchenk zu verdienen glaubte. Er hatte von ihr eine große Zuckertüte zu treuen Händen empfangen, um damit den erſten ſauern Schulſchritt des jungen Herrn zu verſüßen. Dieß anvertraute Gut übergab der gewiſſenhafte Mann unverzüglich bei der Behörde, ſobald nur der mürriſche Vater, der dieſe Anſtalt ausdrücklich verboten hatte, den Rücken kehrte und das Gymnaſium verließ.

Wider alles Erwarten fand Peter Geſchmack an der Schule, die von andern Knaben als ein Kerker betrachtet wird. Da er das Schwärmen in der freien Luſt und überhaupt die muntern Spiele der Jugend nicht liebte, vom Vater aber bisweilen faſt mit den Haaren dazu gezogen wurde, ſo war ihm die düſtere, dumpfige Lehrſtube eine Freiſtatt, wo er auf dem weichen Polſter, womit die mütterliche Sorgfalt ſein Plätzchen auf der harten Schulbank verſehen ließ, ruhig ſitzen, den ihm mitgegebenen Proviant gemächlich ſchnabeln und allenfalls ein Verdauungsſtündchen verſchlafen konnte. Er war ſehr ſicher, von dem Schulmeiſter nicht auf eine unangenehme Art geweckt zu werden; denn dieſer ſonſt bakelfertige Mann empfing für dieſe Nachſicht von Zeit zu Zeit aus Mariens Händen reichliche Xenien, die ihm lieblicher, als manchem deutſchen Schriftſteller die vor einigen Jahren ausgetheilten Spenden gleiches Namens zum Munde gingen.

Dennoch fiel bei unſerm Peterchen der dünne Same des Unterichts auf keinen ganz ſteinigen Acker. Sein Gedächtniß war ungeheuer. Gleich einer großen Krebsſcheere hielt er alles, was ihm nahe kam, gewaltig feſt, ohne jedoch zu fühlen, was er gefaßt hatte. Er that auch — wie mancher andere Peter — glückliche Fortſchritte in der Malerei der Buchſtaben, die zu ſeiner Zeit eben ſo ſteif und wohlbeleibt waren, wie er ſelbſt. Seine Handſchrift ward wirklich nach und nach ſchön, erregte die Bewunderung des ganzen Dorfs, und er ſelbſt war pfauenſtolz darauf: wie ſich denn noch heutiges Tages mancher Kanzleimann auf dieſe kleinliche Kunſt ſo wundervoiel einbildet, als ob er ſeinen Gänſekiel nur eintauchen dürfte, um einen Agathon oder Oberon zu ſchreiben.

Unſer junges Genie lernte ſogar bei ſeinem gelehrtem Meiſter Latein; aber die Krebsſcheere ſeines Gedächtniſſes faßte nur Worte ohne den Sinn. Davon gab er einsmals bei einer öffentlichen Schulprüfung einen luſtigen Beweis, indem er die ihm von dem Pfarrer vorgelegte Horaziſche Stelle: Pallida mors aequo pulsat pede etc. mit lauter Stimme dolmetſchte: „Der blaſſe Tod ſchlägt aus mit ſeinem Pferdefuß.“ —

Kurz nach dieſer Gelehrſamkeitsprobe, im dreizehnten Jahre ſeines Alters, ſchallte ihm eines Tages, da er aus der Schule nach Hauſe ſchneckte, die unerwartete Botſchaft entgegen, daß der Klapperſtorch — denn ſo kindiſche Begriffe wohnten noch in ſeinem düſtern Kopfe — vor einer halben Stunde durch den Schornſtein herabgekommen ſey und ihm ein kleines Schweſterchen, nebſt einer großen, großen Tüte voll Roſinen und Mandeln überbracht habe.

Schneller, als wenn in frühern Jahren ſein Vater mit der Thätigkeitspeitſche hinter ihm her war, lief er heim, um die letztere ſüße Gabe in Empfang zu nehmen. Er ſtürzte vor Eilfertigkeit in die Wochenſtube, fragte haſtig nach der Tüte, und dann erſt, als er einen Mund voll davon gekoſtet hatte, nach dem Kindlein. Es ward ihm gezeigt, und man muß ihm zum Ruhme nachſagen, daß er es herzlich küßte und dabei nicht — wie vielleicht mancher Andere beim Anblick eines ſolchen Spätlings — an die künftige Verminderung der Erbſchaft dachte, deren ungetheilter Genuß ihm bisher das Sara's-Alter ſeiner Mutter allerdings zu verſprechen ſchien.

Dieſe Großmuth ſtammte nun freilich nicht aus ſeinem guten und ehrlichen Herzen; ſie war in dieſem Augenblicke blos das Werk ſeiner ſchwerfälligen Gedanken, die ſich mit ſchnellen Reiſen in das ferne Land der Zukunft nicht abgaben, ſondern immer gern auf der nächſten Station einkehrten. Die jetzige war eine ſehr angenehme: — der Taufſchmaus.

Es ging hoch und luſtig dabei her. Jacob, der einen kleinen Rauſch hatte, war in der beſten Laune und ſchenkte ſeinen Gäſten ſo fleißig ein, daß es gegen das Ende der Mahlzeit an Wein gebrach. „Ha!“ rief er aus, „jetzt könnt' ich den Ehrentrunk brauchen, den mir die Zwerge vor ſechs oder acht Jahren anboten! — Ich möchte wiſſen, ob die Bürſchchen noch da ſind! Peter! — Sitzt der Junge nicht da, als ob er ſchliefe! — Holla, Peter! Kannſt du dich auf die beiden Vögel im Taubenſchlage beſinnen? Erinnerſt du dich noch, daß ſie dir eine Belohnung deiner Fürbitte verſprachen?“ —

Peter nickte bejahend.

„Nun ſo lauf hin und halte ſie beim Wort! Klopfe drei Mal an den Felſen und erbitte dir ein paar Flaſchen Wein; aber, nota bene! keinen Säuerling, keinen Krätzer!“

Die Gäſte belachten dieſe Rede als einen Scherz; allein Peter machte Ernſt und ging maſchinenmäßig fort, ohne den erhaltenen Auftrag zu überdenken.

Stumme Geſellſchafter, wie er, werden nicht vermißt. Man hatte unter andern fröhlichen Geſprächen ihn und ſeine Abweſenheit bald vergeſſen. Um ſo größer war das Erſtaunen, als er nach Verlauf einer Stunde mit einem zierlichen Korbe wieder erſchien, in welchem ſich ein Dutzend verſiegelte Flaſchen befanden.

„Potz Wetter!“ rief Jacob: „Was bringſt du?“

Wein! ſchmunzelte Peter.

„Iſt's möglich? Aus dem Bergkeller der Zwerge?“

Freilich.

„Juchhei, das iſt brav! — Seht, ihr Herrn, was ich für einen glücklichen Einfall hatte! — Aber ich bitte dich, Peter, ſey nicht ſo einſilbig, wie ein Starr. Erzähle raſch, und laß dir nicht jedes Wort mit Fragen abkaufen!“

Es gibt eben nicht viel zu erzählen. Ich ging hin und klopfte mit einem Steine an den Felſen. Er that ſich ein wenig auf; ein ſtattlich gekleidetes Herrchen ſteckte durch dieß Fenſterlein den Kopf und fragte: Was begehrſt du? — Wein, ſprach ich, für meinen Vater, den Schultheißen. — Da lächelte das Männchen gar holdſelig und ſagte: Lebt er noch, der ehrliche Mann? Wir hielten ihn längſt für todt, weil er nichts von ſich hören ließ. Nun, es freut mich, daß er an uns denkt. Er ſoll Wein haben, einen recht ehrenwerthen Altvater von Wein. — Das Männchen zog ſich jetzt zurück, brachte nach einer Weile dieſen Korb, trug mir einen Gruß an Euch auf, und rief mir, als ich forteilte, nach: Was auf dem Boden der Flaſchen zurück bleibt, das gehört für dich, weil du damals, als ich gefangen war, für mich bateſt! —

Lachend über dieſes Neigengeſchenk, entſiegelte Jacob eine Flaſche. Der darin verſchloſſene Geiſt verbreitete ſich mit einer ſo überredenden Kraft, daß ſich die anfängliche Bedenklichkeit der Gäſte, von dieſem Nektar zu trinken, in lechzende Sehnſucht verwandelte. Sie ſchlürften mit prüfender Zunge das erſte Glas in gedankenvoller Stille; bald aber erſchallte die laute und einſtimmige Rezenſion: dieſer Wein ſey ein Göttertrank.

Als die Fluth der erſten Flaſche zur Ebbe geworden war, erblickten die ſtaunenden Zecher ein großes Goldſtück, das ſich durch den engen Paß des gläſernen Halſes eben ſo wenig bringen ließ, wie ein Schiffstau durch ein Nadelöhr. „Ueber die Taſchenſpieler!“ rief Jacob, und warf raſch — wie noch heutiges Tages bisweilen junge Weinhelden thun — die Flaſche an die Wand. Dieſes gewaltſamen Todes ſtarben in kurzer Zeit mehrere, und von allen erbte Peter ein Goldſtück.

Die begeiſterte Geſellſchaft fühlte jetzt einen unwiderſtehlichen Drang zum Singen, und verſchiedene Volkslieder kamen in Vorſchlag; ſie waren aber alle ſo unſittlich, daß der Pfarrer, der an der Tafel den Vorſitz hatte, immer ſchon bei den erſten Tönen mit winkender Hand Schweigen gebot. „Wenn Ihr durchaus ſingen wollt, meine Freunde,“ ſprach er, „ſo erlaubt mir, Euch ein anſtändigeres Lied zu lehren, das ich ſelbſt auf der hohen Schule gedichtet habe.“ — Ein allgemeiner Beifallsruf war die Antwort, und der geiſtliche Herr begann folgenden Geſang:

Wer ſich freut, thut wohl daran,
Und iſt klug zu preiſen.
Horcht, ein alter Ehrenmann
Soll euch das beweiſen!
„Wer nicht liebt Wein, Weib und Sang,
Bleibt ein Narr ſein Leben lang!“
Sagte Doctor Luther.

Habe Dank, du Kirchenlicht,
Für die goldne Lehre!
Deinem Kopf und Herzen flicht
Sie den Kranz der Ehre.
Du ermahnſt zu Freud' und Scherz;
Denn ſie ſtreu'n ins Menſchenherz
Jeder Tugend Samen.

Ihm entſprießt die ſchöne Frucht,
Daß man Gutes übet,
Thränen abzutrocknen ſucht,
Und kein Kind betrübet:
Seht, ſo führen ſonnenklar
Liebe, Sang und Wein ſogar
Uns dereinſt gen Himmel!

Oben wohnt ein Geiſt, der nicht
Menſchlich zürnt und ſchmählet,
Und, mit Wolken im Geſicht,
Küſſ' und Fläſchen zählet:
Nein, er lächelt mild herab,
Wenn ſich zwiſchen Wieg' und Grab
Seine Kinder freuen.

Die Freigebigkeit der Zwerge ſetzte bald einen Schwarm von Bettlern in Bewegung, die von ihnen Geſchenke verlangten. Anfangs geizten die Herren Statthalter nicht, ſondern ſpendeten mancherlei aus; als ſie aber das Heer der Supplikanten immer wachſen ſahen, wieſen ſie alle Geſuche zurück, und man fand eines Tages an dem Felſen, wo die habſüchtigen Hände gewöhnlich anklopften, folgende Bekanntmachung:

„Wir Statthalter und Räthe ꝛc. ꝛc. thun kund allermänniglich, daß hier in Zukunft keine Geſchenke mehr ausgetheilt werden. Wir ſind aber nicht abgeneigt, ehrbaren und ordentlichen Leuten allerlei Haus-, Küchen- und Tiſchgeräthe zu *leihen*, wenn ſie deren bei Hochzeiten, Kindtaufen oder andern Gelagen bedürfen; jedoch ſollen die Entleiher ſchuldig und verbunden ſeyn, Uns jedes Mal bei der Rückgabe Unſers Eigenthums einen beliebigen Theil der feſtlichen Speiſen und Getränke zur Erkenntlichkeit zu liefern; welches, unter der Verwarnung, daß widrigenfalls Unſer Leihhaus auf immer und ewig geſchloſſen werden ſoll, hiermit ausdrücklich bedungen wird, und in keinem Falle, bei Vermeidung Unſerer Ungnade, zu unterlaſſen iſt. Wornach ſich männiglich zu achten.“ —

Seit dieſem Tage machten die Einwohner des Dorfs und der umliegenden Gegend von dem gefälligen Erbieten der Zwerge fleißigen Gebrauch, und beide Theile befanden ſich einige Jahre wohl dabei.

Indeſſen hatte Peter die Schule verlaſſen. Ueber die Beſtimmung ſeiner künftigen Laufbahn geriethen die Aeltern in Zwieſpalt. Marie wollte durchaus, er ſolle ſtudieren; denn ihre Eitelkeit hielt es für einen unſterblichen Ruhm, die Mutter eines Pfarrherrn oder Gerichtsverwalters zu ſeyn. Aber Jacob hatte dazu keine Ohren. „Nein,“

ſprach er, „ich willige nimmer darein, ihn an die Galeere des Schreibepultes zu ſchmieden! In meinen Augen iſt niemand ſo glücklich, niemand von den Gnadenlaunen anderer Menſchen ſo unabhängig, als ein kluger und geſchickter Landwirth. Mancher arme Gelehrte ſieht noch mit grauen Haaren und tief gekrümmtem Rücken in den Vorzimmern der Großen und fleht um ein Aemtchen; den Landmann hingegen beamtet und beſoldet die Natur, die von dem Menſchen nur Fleiß, nicht kriechende Demuth und Empfehlungen fordert. Wer den Landbau verſteht, iſt überall ein brauchbarer Menſch. Seine Patronin, die Natur, wohnt in allen Welttheilen und verläßt ihn nirgends. Er iſt den fernſten Nationen willkommen. Aber, lieber Gott! was wollte man in Afrika oder Amerika mit einem deutſchen Advokaten anfangen!“ —

Marie konnte dieſen Gründen nichts von Bedeutung entgegenſtellen; und da ſie, wie die Stände mancher geiſtlichen Staaten, nur das Recht der Vorſtellung, nebſt der Ehre des Gehorſams hatte: ſo fiel der häusliche Landtagsſchluß dahin aus, daß Peter zur Feldwirthſchaft erzogen werden ſolle.

Er ſelbſt ſagte ſo wenig dazu, als ein Marmorblock, dem es gleichgültig iſt, ob aus ihm der Bildhauer einen Apoll oder eine Ceres ſchafft. Anfangs war er auch, von der Geißel der väterlichen Ermahnungen getrieben, ziemlich thätig auf Aeckern und Wieſen; aber Eſelstrott iſt von kurzer Dauer. Er fand es bald angenehmer, in den weichen Armen eines Heuſchobers zu ſchlafen, als ihn auf den Wagen zu laden. Er verwünſchte den Erfinder des Sprichworts: Morgenſtunde hat Gold im Munde; denn beſonders früh ſchlief er ſo gern, daß er täglich im Bette belagert und mit Sturm daraus vertrieben werden mußte.

So verträumte er den Frühling ſeines Lebens bis ins zwanzigſte Jahr, und Jacobs gewöhnlicher Seufzer gegen Marien war: „An unſerm Peter iſt Hopfen und Malz verloren!“ —

Aber mit Einem Male fing er an, einige Hoffnung zu faſſen; denn die Liebe, welche ſchon manchen Eismann aufgethauet hat, ſchien auch ſeinem Sohne dieſe Wohlthat erzeigen zu wollen.

Dorothea, die Tochter des Schultheißen im nächſten Dorfe, gab aus ihren ſchwarzen Augen das Feuer dazu. Peter war nicht der Erſte, der von dieſen Flammen erwärmt ward.

Wie Mücken an der Sonne Strahl,
Umgaukelten das friſche, braune Mädchen
Landjunker längſt in großer Zahl,
Und alles Stutzervolk der nächſten ſieben Städtchen;
Doch Dorchen ſah in kühler Ruh
Dem Mückentanz mit Lachen zu.

Peters bedächtiger Annäherung ſchenkte ſie mehr Aufmerkſamkeit, ungeachtet er und ſie — wenn man Stand, Alter und Glücksgüter abrechnet — die unähnlichſten Weſen waren. Sie ermüdete bei keiner Arbeit, und ſang und ſcherzte dabei den ganzen Tag; er hingegen ruhte nie genug aus und lachte nur Ein Mal in jedem Quartale. Kurz, Beide glichen ſich ſo wenig, als Feuer und Waſſer. Dennoch machte Amor den Verſuch, dieſe gegen einander ſtreitenden Elemente zu vereinigen.

Die Väter und Mütter ließen ihn ohne Störung ſchalten; denn ſie wünſchten, daß er eine Vermählung ihrer nachbarlichen Feldfluren zu Stande brächte. Dorchen war alſo privilegirt, ihren frommen, geſetzten und beſcheidenen Liebhaber als ihren beſtimmten Bräutigam anzuſehen, und faßte deshalb den Vorſatz, einen muntern und fleißigen Mann aus ihm zu ziehen. Sie feuerte ihn oft mit freundlichen Vorſtellungen zur Arbeit an; doch öfter zog ſie gegen ſeine Schneckenſeele mit den leichten Waffen des Scherzes zu Felde. Wie wenig es ihr aber mit Schimpf und Ernſt gelang, ihn zu beleben, das mag folgende kleine Begebenheit beweiſen.

Er hatte verſprochen, ſie eines Sonntags zu beſuchen. Sie harrte auf ihn den ganzen Nachmittag; er kam nicht. Als es Abend ward, ging ſie ihm entgegen. Allein vergebens ſpähte ſie den Weg hinab, den er gewöhnlich zu ſchleichen pflegte. Alle Menſchen waren auf den Beinen, nur Peter nicht. Jetzt war ſie darüber unruhig. Iſt er vielleicht plötzlich krank geworden, dachte ſie, und beſchloß ſogleich, nach ſeiner Wohnung zu eilen. Sie kam hin, fand das Haus einſam, alle Thüren offen, und ihren Auserwählten hinter dem Tiſche ſchlafend, mit einer gebratenen Gänſekeule im Munde. — Lachend und zornig zugleich, weckte ſie ihn mit einer Ohrfeige; ein lauernder Hund ſchnappte den fallenden Braten auf, und ehe ſich der Schläfer völlig ermunterte, war ſie verſchwunden.

Einige Wochen ſpäter verwickelte ihn ſeine Genießluſt in einen viel ſchlimmern Handel. Der Pfarrer ſtand im Begriff, einen Kirchweihſchmauß zu geben, und entlieh dazu von den Zwergen ſo viele Geräthe, daß die Zeichendeuterinnen des Dorfs ein ungewöhnlich großes Gaſtgebot daraus weiſſagten. Peter machte ſich Hoffnung, zur Taſel gezogen zu werden; aber die geizige Frau Pfarrerin, die aus Erfahrung wußte, daß er für drei Mann aß, ſtrich ihn auf der von ihrem Gemahl entworfenen Gaſtliſte und ließ nur die Aeltern einladen. Der Getäuſchte brummte durch's Haus, wie ein vom Honigbaume verſcheuchter Bär; allein wer konnte ihm helfen? Marie hätte ihn gern als ihren Schatten* mitgenommen; doch das war gegen die deutſche Sitte und Gewohnheit. Sie wußte daher keinen andern Rath, als ihr betrübtes Söhnlein durch das Verſprechen zu tröſten, daß ſie ihm einige Leckereien von der Tafel mitbringen wolle.

Sie ward auch wirklich aus mütterlicher Liebe zu einer Kuchen- und Obſt-Diebin. Ihre Beute ward aber nicht erklecklich genug, Peters Appetit zu befriedigen. Er entwarf deßhalb einen Anſchlag, ſich des Antheils der Zwerge zu bemächtigen, den man gewöhnlich am Abend des nächſten Tages nach dem Schmauſe nebſt den von ihnen entliehenen Geräthſchaften an ihr Felſen-Leihhaus zu ſetzen pflegte. Sie nahmen dieſe Dinge nicht ſogleich in Empfang, ſondern holten ſie erſt in der Nacht. Die Ueberbringer warteten aber darauf nicht. Unbekümmert gingen ſie fort, weil alles, was den Zwergen gehörte, für ein unverletzliches Heiligthum angeſehen und von keinen untreuen Händen berührt ward.

Peter hatte zuerſt den heilloſen Einfall, ſich daran zu vergreifen. Er lagerte ſich in der Dämmerung hinter ein Gebüſch in der Nähe des Berges. Bald erſchien eine Magd aus dem geiſtlichen Hauſe mit einem ſchweren Korbe auf dem Rücken. Sie lud ihre Bürde am Felſen ab und eilte wieder hinweg. Jetzt ſchlich der Buſchklepper aus ſeinem Hinterhalte hervor, ſtahl ein Stück Kuchen und eine Flaſche Wein, und floh damit wie ein Fuchs, der ein Huhn entführt. So blieb den armen Zwerglein, denen die ſparſame Pfarrfrau nur ſo knapp auftiſchen ließ, kein Biſſen und kein Schluck.

---

* So hießen bei den Griechen und Römern die ungeladenen Perſonen, die ein vornehmer Gaſt zur Mahlzeit mitbrachte.

Daheim begann mit Haſt und Freude
Der Räuber ſeine Schnabelweide;
Doch leiſe verfolgt ihn in ſein Haus,
Auf Fittichen der Fledermaus,
Die Rache der Gnomen, die auf ihn grollten
Und ihm die Mahlzeit verſalzen wollten.

Beim erſten Biß ſtach ihm den Mund
Ein Bündel ſpitzer Nadeln wund,
Und aus dem Kuchen fuhr mit Braus
Ein Schwarm von Horniſſen wild heraus,
Die in die Wangen und Hände des Buben
Ergrimmt den Dolch ihrer Stacheln gruben.

Jetzt ſollte des Herrn Paſtors Wein
Der Balſam ſeiner Wunden ſeyn.
Er küßte zärtlich mit öfnen Lippen
Das Mündchen der Flaſch', und fing an, ſie zu knippen;
Doch ſtatt des Weines entſprudelt' ihr hell
Ein ſiedendheißer Waſſerquell.
Und als er ausbrach in Toben und Fluchen,
Verſchwanden wie Vögel die Flaſch' und der Kuchen.

In ſeines alten Freundes Arm —
Ins Bett — entfloh er mit Angſt und Harm;
Allein es bot, ſtatt ihn zu ſchützen,
Ihm untreu tauſend Hechelſpitzen.
Wie Nebel umſchwankten ihn für und für
Schreckbare Geſtalten, nicht Menſch, nicht Thier,
Die ihn mit Eiſenkrallen zwickten,
Indem ihn Alpe wie Felſen drückten.

So ward er mehrere Tage lang mit verſchiedenen Abwechſelungen gequält. Alle bewaffnete Inſekten, die ſonſt den Menſchen nur einzeln befehden, rückten verbündet gegen ihn ins Feld. Selten ruhten die Plagegeiſter einige Stunden. Sie feierten ſogar in Gegenwart ſeiner Aeltern nicht; nur hüllten ſie ſich, wenn er nicht allein war, in den Mantel der Unſichtbarkeit. Während des Eſſens begnügten ſie ſich, ſeinen Mund zu blockiren, alle Lebensmittel, die ihm auf Löffeln und Gabeln zugeführt werden ſollten, unter Weges aufzufangen, und nur ſo viel hinein bringen zu laſſen, als zur Abwehrung des Hungertodes unentbehrlich war.

Der eiſerne Panzer ſeiner Unempfindlichkeit that ihm jetzt treffliche Dienſte. Er fühlte nur halb ſo viel, als andere Menſchen bei dieſen Foltern empfunden haben würden; und ſo war es ihm möglich, ſie ohne Klagen zu verſchmerzen. Aber ſeine ſtumme Duldung, die er aus Furcht vor dem väterlichen Zorn erzwang, half ihm nichts; denn ſein Verbrechen kam endlich doch an den Tag.

Der nächſte Schmaußgeber, der zu ſeinem Vorhaben die Hülfe der Zwerge in Anſpruch nehmen wollte, fand mit Verwunderung dieſes Edikt am Felſen:

„Wir Statthalter ꝛc. ꝛc. fügen hiermit kund und zu wiſſen, daß Unſer bisher beſtandenes Leihhaus mit dem heutigen Tage geſchloſſen iſt. Wir könnten uns zwar durch das bei den Regenten gebräuchliche: Tel est notre plaisir, der Anführung Unſerer Bewegungsgründe überheben; allein Wir wollen ein Uebriges thun und männiglich unverhalten ſeyn laſſen: daß Wir obigen Entſchluß blos deswegen faſſen, weil ſich ein Mitglied der benachbarten Gemeine (deſſen Nennung unnöthig iſt, da es ſich durch ſeine ausgezeichnete Eßluſt ſelbſt kenntlich macht) unterfangen hat, eine für Uns beſtimmte Mundportion auf dieſer Stelle zu rauben. Wir haben dieſen häßlichen Nimmerſatt dafür beſtraft und ſtrafen ihn noch; aber Wir verlangen zu Unſerer völligen Genugthuung, daß er aus der Gemeine geſtoßen werde. Ehe und bevor dieß nicht geſchieht, wird Unſer Leihhaus nicht wieder geöffnet.“ —

Das that niemand anders, als Schulzens Peter! war des Leſers erſter Gedanke; und wem er nach ſeiner Rückkehr ins Dorf die unangenehme Neuigkeit erzählte, der rief wie ein Echo: Schulzens Peter!

Das Lauffeuer des Gerüchts, daß die beliebte Leihanſtalt aufhöre, verbreitete Beſtürzung und Verdruß durch alle Dorfgaſſen. Die Hausväter ergaben ſich leichter darein, als ihre Weiber und Töchter, denen die feinen und zierlichen Geräthe der Zwerge ſo angenehm und nützlich geweſen waren. Sie drohten, Petern die Augen auszukratzen, und durch ihre Aufhetzung entſtand unter den jungen Burſchen des Dorfes eine Verſchwörung gegen ihn. Die ältern Männer nahmen ſich ſeiner an und widerriethen Gewaltthätigkeiten. Sie ſagten: man habe noch keinen überzeugenden Beweis, wer eigentlich der Schuldige ſey; es wäre daher hart und ungerecht, ſich durch eine blos ſcheinbare Muthmaßung zu einer raſchen und überhaupt unerlaubten Selbſtrache verleiten zu laſſen. Aber ſie predigten tauben Ohren. Die erbitterten Dorfſchönen herrſchten ſo mächtig, wie die Damen der Städte, über die Herzen der männlichen Jugend. Ihre Augenwinke hinter dem Rücken der friedlichen Väter hatten mehr Gewicht, als die Stimme der Vernunft.

So brach gegen den armen Schlucker ein heftiger Krieg aus. Anfangs verfolgte man ihn, wo er ſich ſehen ließ, mit dem Schwerte des Schimpfs. Er vertheidigte ſich durch ein hartnäckiges Läugnen der beſchuldigten That; aber ſeine traurige Geſtalt war ein ſtummes Bekenntniß, daß er ſich unter der Zuchtruthe der Gnomen befinde. Man machte ſich alſo weiter kein Bedenken, ihn auch thätlich zu mißhandeln.

Hier ließen ſich nun viele hämiſche Poſſen berichten, die vielleicht einigen ſchadenfrohen Leſern gefallen würden; wir haben aber dennoch keinen Trieb, in die Fußſtapfen verſchiedener Zeitungsſchreiber zu treten, die (im Anfange des nun — dem Himmel ſey Dank! — geendigten franzöſiſchen Krieges) die Mordſtreiche einzelner Soldaten, beſonders die Metzeleien der liebenswürdigen öſterreichiſchen Rothmäntel, mit einem abſcheulichen Wohlgefallen erzählten. — Möchte doch die Menſchlichkeit der Feldherren dergleichen Tiger (deren Blutdurſt keinen entſcheidenden Vortheil bewirkt und nur die Furie der gegenſeitigen Erbitterung immer mehr aufregt) nicht ſo feſſellos wüthen laſſen — und nie wieder ein Journaliſt ſolche Schandthaten lobpreiſen, um dadurch dem Parteigeiſt zu ſchmeicheln! — Der grauſame Witz roher Menſchen iſt des Erzählens nicht werth; wir übergehen daher die boshaften Streiche der verſchworenen Buben mit Stillſchweigen.

Peter konnte (wie man im gemeinen Leben ſagt) einen Puff vertragen; aber die Zwerge und ihre Spießgeſellen peinigten ihn ſo arg, daß er es nicht auszuhalten vermochte. Doch mitten unter den ſchmerzlichſten Qualen der Geiſter ſchien ihn ein guter, mitleidiger Engel zu umſchweben, der ihm mit ſanfter Stimme zurief: „Verlaß dieß Dorf: dann haſt du Ruhe; dann geht dir's wohl!“

Endlich faßte der Arme — der in der That für eine Näſcherei zu hart büßte — den erſten muthigen Entſchluß ſeines Lebens: er ergriff eines Morgens den Reiſeſtab. Gegen ſeine Eltern gab er vor, daß er ein gewiſſes, ihm längſt aufgetragenes Geſchäft, welches er bisher aus Bequemlichkeit verſchoben hatte, in einer benachbarten Stadt ausrichten wolle. Aber er nahm einen andern Weg. Sobald er die Dorfgränze hinter ſich hatte, verließen ihn die Quälgeiſter. Er ging nun auf's Gerathewohl fort und wanderte den ganzen Tag, ohne irgendwo einzukehren.

Er ſaß, als eben die Sonne ſchied,
Am Heerweg, mit Seufzen und Weinen;
Da ſtelzte vorbei und pfiff ſich ein Lied
Ein Graukopf mit hölzernen Beinen.

Der Jüngling dachte: was muß und kann
Der Menſch auf Erden ertragen:
Drauf grüßt er den Alten: „Ihr armer Mann,
Habt viel von Unglück zu ſagen!“ —

„Von Unglück? — Ha, ha! davon weiß ich kein Wort!“
Verſetzte der Hümpler und lachte:
„Nein, Landsmann, das Schlachtfeld war eben der Ort,
Der Heil und Segen mir brachte.

Da traf mich ein Schuß wie ein Donnerſchlag;
Hui! waren die Beine verſchwunden.
Dafür bin ich dankbar bis heutigen Tag
Der braven Kanone verbunden.

Ich möchte zwar, hinkend auf todtem Holz,
Den fliehenden Hirſch nicht ereilen;
Doch ſonſt leb' ich froher, als ging' ich ſtolz
Auf Euren lebendigen Säulen.

Strumpfwirker und Schuhmacher löſen von mir
Nicht einen verſchimmelten Heller.
Mich labt für dieß Spargeld mit Wein und Bier
Am Sonntag der wirthliche Keller.

Gern taſtet die Zecher das Zipperlein an,
Mich aber kann es nicht zwicken.
Mich ſchreckt nicht des wüthenden Hundes Zahn;
Mich ſtechen nicht Bremſen und Mücken.

Ich lauf' über Dornen und rauhes Geſtein,
Als wären es weiche Dielen;
Und brech' ich die Beine, ſo ſind aus dem Hain
Mir bald ein Paar neue zu holen.

Oft ſchwingt ſie mein Arm, wie ſein Schwert der Huſar,
Wenn Spötter zum Zorne mich reizen.
Wird eins zum Marſchiren mir unbrauchbar,
So muß es den Ofen noch heizen.

Entſtelzt bin ich ſchier nur ſo lang wie ein Kind.
Das iſt denn auch einſt, wenn ich ſterbe,
Ein Umſtand, bei dem meine Hausfrau gewinnt:
Mein Sarg ſchmälert minder ihr Erbe. —

Schlaft wohl! Unſer Hüttchen iſt hier nicht mehr weit.
Lebt immer, wie ich, fein zufrieden!“ —
Er drückte die Hand ihm mit Herzlichkeit
Und pfiff wieder raſch, als ſie ſchieden.

Der philoſophiſche Frohſinn dieſes Unglücklichen hatte Peters Muth ſo wenig geſtärkt, daß er jetzt aufs neue in ein lautes Aechzen ausbrach. Dieß hörte der luſtige Pfeifer. Er kehrte deßhalb ſogleich um und fragte mitleidig: „Was fehlt dir, mein Sohn?“

Ach! ſeufzte Peter, ich bin ein armer, verlaſſener Fremdling in dieſer Gegend. Wohin ich in dieſer Nacht mein Haupt legen ſoll, weiß ich nicht, und bin darüber in Verzweiflung. —

„Pfui, rede nicht ſo muthlos!“ rief der Alte: „Ein ſtarker, geſunder Jüngling, wie du, muß dieſes häßliche, feige Wort nicht denken und noch weniger ausſprechen. Wenn dir weiter nichts mangelt, als ein Nachtlager, das will ich dir gern in meiner Hütte bereiten.“

Peter ließ ſich dieſen Vorſchlag gefallen. Der Invalide pfiff einen lebhaften Regimentsmarſch und ſtelzte nach dem Takt voran. So rückten ſie in ein nahes Dörfchen ein. Am kleinſten Hauſe deſſelben ſtand er ſtill, ſchwenkte ſich gegen ſeinen kopfhängenden Nachtreter und kommandirte: „Halt!“ — Ein altes Weiblein öffnete freundlich die Thür.

„Guten Abend, Mutter!“ ſprach er: „Hier bring' ich dir einen Gaſt. Zieh mir nicht etwa darüber ein ſchiefes Geſicht; ſonſt —“ Er machte gegen das lächelnde Weib die Pantomime des Schlagens und wandte ſich dann zu Petern: „Sieh, ich habe dir mancherlei Rühmliches von meinen Stelzbeinen geſagt; allein den Vortheil vergaß ich doch, daß ich damit meine Frau ſchlagen kann, wenn ſie mir nicht gehorcht. Aber“ — fuhr er mit leiſer Vertraulichkeit fort — „das hat keine Noth. Wir leben nun vierzig Jahre beiſammen, und in dieſer langen Zeit hat es der Eheteufel nicht dahin bringen können, daß wir uns nur Ein Mal ordentlich gezankt hätten.“ —

Sie ſchnallte ihm jetzt ſeine Stelzen ab und trug ein Abendeſſen auf. Das Fragment eines Menſchen ſaß luſtig auf einem alten Lehnſtuhle, aß mit ſeinem Gaſt um die Wette und erkundigte ſich nach deſſen Schickſalen.

Peter, der kein Freund von langen Erzählungen war, gab ihm kurz zur Antwort: er habe ſeine Heimath, wo es ihm nicht gefalle, verlaſſen, um ſein Glück irgendwo anders zu ſuchen.

„Ei, ſo werde Soldat!“ rief der Invalide: „Der Soldatenſtand iſt die beſte Baumſchule des Glücks. Da kannſt du vom gemeinen Kriegsknecht bis zum Feldmarſchall hinaufwachſen.“

Peter ſchüttelte den Kopf und warf einen Blick auf die Ruinen im Lehnſtuhl.

„Ja, guter Freund,“ rief ſein Wirth lachend, „meine Stümmel mußt du nicht um Rath fragen. Freilich konnte Meiſter Schwarz, der das Pulver erfand, etwas Geſcheidteres thun; aber glaube nur nicht, daß den Kanonen immer ein ſolches Kunſtſtück gelingt, wie ſie an mir gemacht haben. Mein vormaliger Oberſter diente von der Pike hinauf und kam aus zwanzig Schlachten ohne Wunden zurück. So kann dir's doch auch glücken.“

Das iſt ſchwer zu glauben, ſagte Peter: ich will alſo lieber in Herrendienſte gehen. —

„Pfui!“ rief ſein Wirth: „wer für's Vaterland fechten kann, muß nicht Schuhe putzen wollen! — Doch ich ſehe wohl, du haſt das Herz nicht am rechten Orte. Dir fehlt der edle Muth, die Seele des Soldaten; drum will ich gern davon abſtehen, dich anzuwerben.“

Könntet Ihr mir vielleicht eine gute Bedientenſtelle verſchaffen? fragte der Kopfhänger.

„Das wollen wir ſehen:“ antwortete Jener: „Mein Oberſter — der aber nun, Alters halber mit Ehren verabſchiedet, nicht weit von hier auf einem ſeiner Güter lebt — hält viel Volk in bunten Jacken; denn ſeine junge, eitle Gemahlin liebt die Pracht. Wenn er eben jetzt einen Burſchen von deinem Schlage brauchen kann, ſo ſteh' ich dafür, daß er dich auf meine Empfehlung in Dienſte nimmt. Wir wollen morgen bei ihm anfragen.“

Am folgenden Tage ſtellte der Invalide den Kandidaten der Livree dem Oberſten vor, und in derſelben Stunde hatte Peter einen rothen Rock mit ſilbernen Borten auf dem Leibe. Er erhielt, weil er ſich des Umgangs mit Pferden rühmte, eine Unterbedienung beim Stalle.

Der Oberſte war ein alter, biederer Degen, der ſeine Leute gutmüthig behandelte und nur mit Gicht und Podagra in einem ewigen Streit lebte. Seine junge, reizende Gemahlin — die an ſeiner Seite dem Frühling glich, wenn er im Rundtanz der Jahreszeiten dem Winter die Hand reicht — herrſchte zwar mehr als er im Hauſe; doch nie mit einem tyranniſchen Scepter. Wenn ſie ja bisweilen in ſchlimme Launen verfiel, ſo empfanden es nur ihre Zofen. Peter hatte alſo das ſeltene, von tauſend andern armen Geſellen vergebens geſuchte Glück, einer menſchenfreundlichen Herrſchaft zu dienen; und dennoch ward ihm in den erſten vier Wochen ſein Amt ſehr erſchwert. Seine Kameraden merkten bald, daß er ein gutes, zaghaftes Schäfchen war, und machten von dieſer Entdeckung einen übeln Gebrauch. Sie bürdeten ihm die unangenehmſten und niedrigſten Verrichtungen auf, und immer fiel ihm das Loos, den Stall zu hüten, wenn die übrigen Roßbuben müßig herumſchlendern wollten. Er mußte daher mehr als jemals in den ſauern Holzapfel der Arbeit beißen, und gewöhnte ſich allmählig daran, dieſe ſonſt für ihn ſo bittere Frucht etwas weniger herbe zu finden. Bei dem allen gefiel es ihm in der Burg des Oberſten nicht übel, weil er hier von ſeinen Feinden, den Zwergen, ganz vergeſſen zu ſeyn ſchien.

Er litt weder am Tage, noch bei Nacht die geringſte Anfechtung von ihnen.

Im zweiten Monat ſeines Dienſtes ward der Marſtall durch einen kleinen, niedlichen Klepper vermehrt, der zum Leibroß der Oberſtin beſtimmt war. Sie bezeigte über dieſes artige Thier eine kindiſche Freude und kam oft in den Stall, um ſich nach ſeinem Befinden zu erkundigen und es mit Zucker zu füttern.

Bei dieſen Gelegenheiten ward Peter zuerſt von ihr bemerkt und vor ſeiner Kameradſchaft dadurch ausgezeichnet, daß ſie ihm die Wartung ihres Lieblings ausſchließlich übertrug und ihn von der Sorge für die übrigen Roſſe befreite. Sie unterhielt ſich bisweilen mit ihm halbe Stunden lang und ſchenkte ihm manchen Gulden, um ihn zur ſorgſamen Pflege ihres geliebten Schimmels zu ermuntern.

Aber er freute ſich kaum, weniger Arbeit und mehr Naſchgeld zu haben, als er auf Ein Mal wieder einige leiſe Anmeldungen ſeiner unterirdiſchen Verfolger empfand. Wenn er zum Beiſpiel dann und wann ein beträchtliches Stück Gebacknes in den Mund ſchob, ſetzten ſich ſeine Zähne vergebens in Bewegung, es zu zermalmen: ſie fanden kein Krümchen zu verarbeiten und begegneten ſich klappend in einem leeren Raume. Die Unſichtbaren neckten ihn ſogar dadurch, daß ſie ſich an ſeinem Pflegling vergriffen, und ihn, wenn er noch ſo ſauber gewaſchen und geſtriegelt war, mit Wagentheer und andern Unreinigkeiten beſudelten. Dieß geſchah oft vor Peters Augen, und er hatte nun mit dieſem einzigen Gäulchen mehr Mühe, als zuvor mit ſechs anderen.

Doch mehrere dergleichen Poſſen waren nur das Vorſpiel größerer Plagen. Dieſe begannen in demſelben Augenblicke, da Peter in der Folge zum Lackeien und müßigen Hüter des Vorzimmers erhoben und aus der herrſchaftlichen Küche geſpeiſet war. Dieſe Beförderung war das Werk der Frau Oberſtin, und man hörte freilich darüber mancherlei munkeln. Die Läſterzungen erzeigten Petern die Ehre, ihn für einen wohlgeſtalteten Burſchen zu erklären, und bauten auf dieſen nicht ganz unverdienten Lobſpruch die gewöhnlichen bosbaften Schlüſſe, welche ſie durch luſtige Anekdoten aus der geheimen Geſchichte ſeiner gnädigen Gebieterin zu begründen ſuchten. Ob ſie der Wahrheit auf die Spur kamen oder nicht, das bedeckt ein ewiges Dunkel; denn wenn auch wirklich im Herzen der Oberſtin die ihr angeſchuldigte Mißneigung geblühet hätte, ſo ließen doch die rachſüchtigen Gnomen dem armen Peter nicht Zeit, die ſüßen Früchte davon zu genießen.

Sie quälten ihn acht Tage lang
Nach ihrer alten Weiſe.
Und immer um ihn her erklang
Der Ruf: „Pack ein und reiſe!
Denn hier verdirbt dich Müſſiggang
Und Fülle guter Speiſe.“ —

Das waren aber eben die Magnete, welche ihm ſeinen Poſten ſo anziehend machten, daß es ihm unmöglich ward, ſich davon loszureißen. Er ſah auch die Gefahr, von der ſeine Peiniger ſprachen, gar nicht ein; denn nach ſeinen Grundſätzen konnte man bei geſchäftloſer Ruhe und vollen Schüſſeln am wenigſten verderben. Kurz, er machte keine Anſtalt, ſeinen Stab weiter zu ſetzen.

Seine grauſamen Hofmeiſter — die ihm keine frohe Stunde gönnten, ſondern die Abſicht zu haben ſchienen, ihn in der Schule der Trübſal anders zu bilden — brauchten endlich Gewalt. Sie riſſen ihm eines Tages den Bortenrock vom Leibe, zogen ihm ſeine vorigen Bauerkleider an, gaben ihm ſein Bündel auf den Rücken und ſtießen ihn aus dem Schloſſe.

Wie aber, wenn bei Nacht ein Landgebäude brennt,
Das fortgetriebne Schaf ins Feuer wieder rennt:
So ſtand auch er im Sprung, ins Schloß zurückzueilen;
Allein ein Wirbelwind ergriff
Von hinten ihn mit fürchterlichem Heulen,
Dreht' ihn herum und ſchob ihn wie ein Schiff.
Zu mächtig war der Sturm, um gegen ihn zu ſtreiten,
Und Peter mußte raſch, halb ſchwebend, vorwärts ſchreiten.

Als er ſo einige Meilen auf der Landſtraße fortgeſegelt war, ließ ihn ſein Treiber ein wenig zu Athem kommen, und wich endlich ganz. Jetzt fiel unſerm Wanderer ein hohes, einſam ſtehendes Schloß in die Augen, das er, ſeinem Charakter gemäß, eben ſo voreilig für ein ſtattliches Wirthshaus hielt, wie einsmals Don Quixotte eine Kneipſchenke für eine Ritterburg. Da es eben Mittag war, ſo zog er aus den Rauchſäulen der Schornſteine den erfreulichen Schluß, daß hier viel geſotten und gebraten werde und ſehnte ſich deßwegen gewaltig hinein, denn er empfand eben einen grimmigen Hunger und entdeckte weit umher kein anderes Haus.

Er ging raſch weiter; allein bei jedem Schritte nahm der vermeynte Gaſthof immer mehr die Geſtalt eines großen, prachtreichen Schloſſes an, und Peter überzeugte ſich zuletzt mit Verdruß, daß ihn ſeine Hoffnung getäuſcht hatte. Die Unentſchloſſenheit, was er nun thun ſollte, zog ihn, wie einen Stein im Brettſpiele, vorwärts und rückwärts. Doch die furchtſamſten Menſchen macht bisweilen ein herrſchender Trieb unternehmend; und ſo zwang auch ihn am Ende ſein gebietender Herr, der Magen, an's Schloßthor zu klopfen.

„Was iſt Euer Begehr?“ fragte der Pförtner, ein gravitätiſcher, ſteifhälſiger Mann, der ein rundes Perückchen trug und einen langen Stab mit einem ſilbernen Knopfe vor ſich her wandeln ließ.

Ich wünſchte, ſprach Peter ſchüchtern, für Geld und gute Worte ein Bißchen Eſſen; aber ich ſehe wohl, daß ich hier unrecht ankomme. —

„Ganz unrecht!“ verſetzte der Thürhüter mit einem vornehmen Spottlächeln: „Ihro hochgräfliche Gnaden, die hier Hof halten, ſind kein Gaſtwirth.“

Das iſt ſchlimm! rief Peter: Ich muß mich alſo wohl mit leerem Magen weiter ſchleppen. —

„Weß Standes ſeyd Ihr?“

Ein reiſender Bedienter.

„Sucht eine Herrſchaft?“

Ja, wenn ich eine finden könnte, das wäre mir ſo lieb, als eine Mahlzeit. Ich bin ein ehrliches Blut, und würde gewiß treu und rechtſchaffen dienen.

„Tretet näher!“ —

Der ſteife Mann führte ihn jetzt in ſein Thorſtübchen, bewirthete ihn mit einem guten Gerichte, und gab ihm zum Nachtiſch die angenehme Hoffnung, daß er vielleicht ſo glücklich ſeyn könne, dem gräflichen Hauſe zu dienen, weil vor wenigen Tagen zwei Lakeien wegen reſpektwidriger Aufführung aus der Livree gejagt worden und ihre Stellen noch nicht wieder beſetzt wären. Er verließ hierauf ſeinen Gaſt, und verſprach ihm mit einer hohen Gönnermiene, daß er ſogleich ſein Dienſtgeſuch gehörigen Ortes einleiten und empfehlen wolle.

Kurz nachher ward Peter von ſeinem Patron abgerufen und dem Kammerdiener vorgeſtellt. Dieſer führte ihn zum Haushofmeiſter, und der übergab ihn dem Secretär. Alle dieſe Herren waren eben ſo ſteife Gliedermänner, wie der Pförtner und trugen insgeſammt anſehnliche Zipfelperücken, die von Stufe zu Stufe größer wurden.

Aber die ſtattlichſte Haarmütze (nach Campens Ueberſetzung), die alle andere an Pracht und Umfang übertraf, umſchattete das Haupt des Grafen, bei dem auch endlich Peter, unter dem Vortritt des Secretärs, zur Audienz gelangte. Dieſes Wundergebäude, das kühnlich mit der berühmten Rieſenperücke des weiland Generalſuperintendenten Barkhaus zu Hannover[*] einen Rangſtreit beginnen konnte, war aus Paris verſchrieben und auf der Stelle mit hundert Reichsthalern bezahlt worden. Es hatte während dieſer weiten Reiſe keine lange Weile gehabt; denn es machte ſie in der würdigen und angenehmen Geſellſchaft einer großen Fontange, die von der Gräfin Scheitel wie ein Thurm herabſah.

Als die hohen Häupter, die ſtumm und feierlich auf thronenartigen Lehnſtühlen ſaßen, unſern Peter einige Minuten lang mit bewegungsloſen Augen vom Kopfe bis zum Fuße gemeſſen hatten, drehten und neigten ſie ſich langſam und faſt unmerklich gegen einander. Der Graf nickte dann dem Secretär ein wenig zu. Dieſer antwortete mit einem tiefen Bückling, winkte Petern, trat mit ihm ab, und eröffnete ihm leiſe vor der Thür, daß ſeine Perſon das Glück gehabt habe, der gnädigen Herrſchaft nicht zu mißfallen.

Er erhielt nun Livree, und war ungefähr ſechs Monate, wie vorher im Schloſſe des Oberſten, der Bediente der übrigen Bedienten. Hätte der ganze Schwall ſeine Schuldigkeit gethan, ſo wäre wohl — da die Gaſtfreundſchaft in dieſer ſtillen Perückenburg nicht herrſchte — von jedem einzelnen Diener wenig zu verrichten geweſen; allein man machte den geduldigen Neuling zum allgemeinen Laſtthiere, und es fehlte ihm daher nie an Beſchäftigung. Die knappe und magere Koſt, womit die Dienerſchaft aus der gräflichen Küche verſehen ward, trug viel dazu bei, ihn in Thätigkeit und Athem zu erhalten. Er gewann mit jedem Tage mehr Gelenkſamkeit und Neigung zur Arbeit. Dieß freute ihn ſelbſt, und noch viel angenehmer war es ihm, daß hier kein neckender Gnom ſeine Zufriedenheit ſtörte.

---

[*] Nicolai: „Ueber den Gebrauch der falſchen Haare und Perücken in alten und neuern Zeiten.

Er war nach und nach ſo thätig geworden, daß er bisweilen eine freie Stunde, die er ſechs Monate früher ohne Bedenken verſchlafen hätte, zur Uebung im Schönſchreiben anwandte. Zufälliger Weiſe fiel ein Blatt, das er mit den zierlichſten Schnörkeln bemalt hatte, ſeinem gnädigen Herrn in die Hände. Es gefiel dieſem Liebhaber aller pedantiſchen Künſteleien ſo außerordentlich, daß er dem Buchſtabenmaler ſeinen Beifall auf eine ausgezeichnete Art zu erkennen zu geben beſchloß. Er pflegte nie mit den gemeinen Lakeien zu ſprechen, ſondern bediente ſich, wenn er ihnen etwas zu befehlen hatte, des Secretärs und im Nothfall des Kammerdieners, als eines Sprachrohrs oder Telegraphen: es erregte daher ein allgemeines Staunen, als er eines Tages bei der Tafel den aufwartenden Federkünſtler anzureden und ſeine Geſchicklichkeit zu rühmen geruhte. Er brach aber kurz ab; denn es ſchien, als ob er ſich ſelbſt den Vorwurf mache, daß er mit dieſer Gnadenbezeugung zu verſchwenderiſch geweſen ſey.

Einige Monate nach dieſem merkwürdigen Tage durchſtrich plötzlich der Tod die Lebensrechnung des Schloßſecretärs, und er ward ſammt ſeiner großen Perücke begraben. Der Graf dachte ſofort darauf, dieſe Lücke ſeines Hofſtaats wieder auszufüllen, erinnerte ſich in dieſer wichtigen Stunde der ſchönen Federzüge ſeines geſchickten Dieners, und erhob ihn aus dem Staube der Livree zu ſeinem Geheimſchreiber. Dieß war nun eben keine Wunderſchöpfung, denn man ſah ſie in ſpätern Zeiten oft wiederholen. Jetzt greift ſogar Mancher, der den Bortenrock ausgezogen hat, eigenmächtig nach dem Feigenblatte des Secretärtitels und bedeckt ſeine Blöße damit.

Peter trat, ohne Mißtrauen gegen ſeine Fähigkeiten, in ſein neues Amt, und verwaltete ſolches zur vollkommenſten Zufriedenheit ſeines Herrn. Er hatte Tag für Tag nichts zu thun, als eine ungeheure Perücke aufzuſetzen, einen verabſchiedeten Staatsrock des Grafen anzuziehen, den vom Koch entworfenen Küchenzettel abzuſchreiben, ihn der Herrſchaft zur Durchſicht und Genehmigung vorzulegen, und ſelbſt beſſer zu ſpeiſen, als vorher.

Sein ſchlaffer Geiſt, der ſich kaum ein wenig zur Thätigkeit erhoben hatte, ſenkte ſich mit Behagen in die alten weichen Fugen des Müßigganges und Wohllebens zurück. Doch bald ſchreckten ihn ſeine unſichtbaren Verfolger wieder auf und mißhandelten ihn ſchlimmer als jemals.

Einſt, als er früh ſich aus dem Bett bewegte,
Sah der Perückenſtock, auf welchem, wie ein Schwan,
Sein lilienweißer Stutz der Nacht zu ruhen pflegte,
Kahlköpfig und betrübt ihn aus dem Winkel an.
Der Schlafſtuhl ſeines Gallakleides
Stand auch daneben nackt und leer;
Mit Einem Wort, was ihn zum Secretär
Gebildet hatte, ward ein Raub des Geiſterneides.

Doch das war zu viel geſagt; denn Tauſch iſt kein Raub. Er fand dafür ſeine vor kurzem abgelegte Livree, die er dem Haushofmeiſter ausgeliefert hatte, vor ſeinem Bette.

Dieſem Winke zu Folge, warf er ſich in den Bortenrock, ging zum Grafen und bat um die Gnade, ihn wieder Lakeiendienſte verrichten zu laſſen.

Der Graf ſtand vor Erſtaunen wie ein Meilenzeiger und rief: „Der Menſch iſt wahnſinnig geworden!“ Drauf floh er mit Entſetzen aus dem Zimmer. Der Secretär blieb und wartete auf Beſcheid. Nach einer Weile ſchielte der Graf durch eine zollbreite Oeffnung der hinter ſich zugeſchlagenen Thür und ſchrie ängſtlich: „Fort, fort aus meinem Schloſſe! Er hat Seinen Abſchied!“

Peter ſchlich ſtumm und traurig in ſein Kämmerlein, bekleidete ſich mit ſeinem eigenthümlichen Rocke, raffte ſeine Habſeligkeiten zuſammen und ſeufzte die Stiegen hinab. Alle, die ihm begegneten, kehrten mit Schrecken um; denn der Graf hatte durch das ganze Schloß ausgeſprengt, ſein Secretär habe den Verſtand verloren.

Der Auswanderer zog gedankenlos ſeinem gewöhnlichen Wegweiſer über dem Munde nach, kehrte bei einbrechender Nacht in einer Dorfſchenke ein, und machte erſt am folgenden Morgen, als er ſeine Zeche bezahlte, die traurige Bemerkung, daß er mit ſeiner Baarſchaft kaum noch den Aufwand einer Tagereiſe beſtreiten könne. Dennoch ging er getroſt fürbaß, ohne ſich deßhalb mit Sorgen zu quälen.

Gegen Abend kam er in eine romantiſche Gegend, die ein altes, finſteres Gebäude, voll kleiner Gitterfenſter, entſtellte. Er erfuhr von Feldarbeitern, daß es ein Mönchskloſter ſey.

Dieſe Nachricht war ihm ſehr angenehm, denn er hatte ſich zeitlebens gern von Klöſtern erzählen laſſen. Die Sorgloſigkeit eines wohlgenährten Mönchs ſchien ihm der Himmel auf Erden. Er horchte mit Vergnügen, als ſich einſt der Pfarrer, gegen das Mönchsweſen auf der Kanzel eifernd, der Worte Luthers bediente: „Mönche ſind ein müßig Volk, ſie thun nichts, denn plärren in der Kirche, eſſen, trinken und ſchlafen. — Ein Mönch iſt Junker, frei von Bürgerlaſt, von Hausſorge, ein müßiger und faulfreſſiger Bruder in den Gütern, durch anderer Leute Schweiß erworben.“ — Dieſe Schilderung gefiel ihm ungemein, und er fand es unbegreiflich, wie Luther eine ſo ſelige Lage habe verlaſſen können, um ſich ins Getümmel der Welt zu ſtürzen. Er war ſogar mit dem Reformationswerke nicht zufrieden, weil es ſo viele Klöſter zerſtört hatte, und ihn ſelbſt abhielt, in einen dieſer Ruhehäfen einzulaufen.

Jetzt erwachten alle dieſe alten Ideen wieder, und zugleich fielen ihm einige Beiſpiele von Religionsveränderungen ein, worüber man an der gräflichen Tafel geſprochen hatte. Der liebe Gott, ſprach er in treuherziger Einfalt für ſich, könnte dir es, wahrlich! nicht verdenken, wenn du ein Gleiches thäteſt, da du von böſen Geiſtern ſo übel geplagt wirſt, daß du dich nicht zu retten weißt. Wohlan, ſieh zu, ob dir dieſe heiligen Mauern eine ruhige Freiſtätte gewähren. —

Er zog das Glöcklein an dem Thor; ein Bruder Graurock trat hervor und fragte, was er wolle.

„Ich bitte,“ ſprach der Pilger, „um ein paar Löffel Kloſterſuppe und ein Nachtlager. Auch möcht’ ich gern die Gnade haben, mit dem Herrn Abt ein vertrauliches Wort zu ſprechen.“ —

Der Bruder Graurock verſprach ihm freundlich, was er wünſchte. Aber indem er über die Schwelle trat, bewieſen ihm die Gnomen durch ein Paar tüchtige Backenſtreiche, daß er auch hier vor ihnen nicht ſicher ſey. Er war ſehr unangenehm überraſcht; doch ließ er ſich deßhalb nicht irren, dem Kloſtermanne zu folgen, der ihn zum Abte führte.

Dieſer empfing ihn mit einnehmender Güte und lobte ſeinen Entſchluß, ſich in den Schooß der rechtgläubigen Kirche zu begeben. „Morgen, mein Sohn,“ fuhr er fort, „wollen wir anfangen, dich in unſern Glaubenslehren zu unterrichten. Heute mag dich der Speiſemeiſter erquicken und dir durch eine gute Bewirthung zeigen, daß wir nicht allein für das Heil der Seele ſorgen, ſondern auch dabei die erlaubte Pflege des Körpers nicht vergeſſen.“ —

Geführt von Kloſterherrn mit tonnenrunden Bäuchen,
Ging frohen Muthes er zum Mahl.
Der Schüſſeln Köſtlichkeit; der Flaſchen Werth und Zahl;
Der Mönche Wettſtreit, ihm das Leckerſte zu reichen
Und immer friſch zu füllen den Pokal —
Kurz, alles, was er ſah, empfahl
Das Kloſter ſeinem Sinn, und galt ihm als ein Zeichen
Von einer klug getroffnen Wahl.
„Ha, das iſt,“ rief er aus, „ein Leben ohne Gleichen!
Hier lebt man wie im Himmelsſaal!“ —

Während dieſes Jubels vergaß er die warnenden Backenſtreiche, die ihm auf der Kloſterſchwelle deutlich genug zu verſtehen gegeben hatten, daß er dieſen Wohnplatz des Müßigganges nicht betreten ſolle. Er becherte ſorglos bis gegen Mitternacht, und taumelte dann mit einigen luſtigen Tiſchkompanen in ihre Schlafzelle, wo er, ohne ſich zu entkleiden, auf ein Bett ſank und im Augenblick einſchlief.

Als er ungefähr eine Stunde lang von Wein und Braten geträumt hatte, ward er plötzlich aus dem Bette geworfen. Dieſer gewaltſamen Verpflanzung ungeachtet, fing ſein geſundes Schläfchen bald wieder an, auf den harten Dielen Wurzel zu faſſen, und auch der Traumgott war ſo gefällig, den Tiſch von neuem zu decken. Doch der arme Peter hatte keinen Genuß davon. Ein Hagel von Peitſchenſchlägen zertrümmerte Schüſſeln und Flaſchen, und rauſchte dicht und derb auf ihn ſelbſt. Er ſprang, vom Schmerz völlig ermuntert, mit einem Zetergeſchrei auf.

Seine Schlafgeſellen erwachten darüber und fragten: „Was fehlt dir?“ Aber er konnte nicht antworten. Eine ſchwarze Rieſenfauſt, die mit keinem Arm und Körper zuſammenhing, hatte ihn an der Bruſt gepackt und riß ihn aus der Zelle fort. Er lief wie ein trabendes Pferd; und dennoch ſchien es, als ob er nicht raſch genug ſey: denn zwanzig Karbatſchen tanzten raſtlos ihm auf dem Rücken.

Seine Zellgenoſſen ſahen ihn davonrennen; da aber die dringenden Urſachen, die er dazu hatte, ihren Augen verborgen blieben, ſo ſprangen ſie in dem Wahn, daß er ein Nachtwandler ſey, aus den Betten, um ihn aufzuhalten, und faßten ihn hinten am Rocke.

Allein ihr falſcher Glaube wich
Mit ſchmerzlichem Befremden:
Das Prügelwetter drehte ſich,
Und fiel auf ihre Hemden.

Ihr Nothſchrei weckte das ganze Kloſter. Aus allen Zellen ſprangen unbehoſ'te Mönche herbei. Im Augenblick hingen dreißig bis vierzig ſtammhafte Geſellen an Peters Rockzipfeln, und deckten ihn gleichſam wie Hunde den gehetzten Eber. Die Peitſchen der feindſeligen Gnomen (denn es verſteht ſich, daß niemand anders, als ſie, den Frieden des heiligen Hauſes ſtörte) tummelten ſich ſchrecklich auf dieſem Klumpen; aber die frommen Märtyrer ließen nicht los, ſteiften ſich mit ihren breiten Stampffüßen gegen den Boden, lehnten ſich rückwärts und ſtrebten mit vereinten Kräften, den ſtreitigen Mann der Rieſenfauſt zu entreißen. Doch das war unmöglich; ſie zog ihn, ſammt ſeinem ſchwerfälligen Anhang, mit unaufhaltſamer Gewalt immer näher zur Kloſterpforte.

Hier endigte Peters Rock, der dieſes Gezauſes längſt überdrüßig ſeyn mochte, plötzlich den Streit: er zerriß von oben bis unten. Die Mönche behielten das Hintertheil in den Händen, und purzelten ſo, mit dem Gekrach eines einſtürzenden Hauſes, rücklings zu Boden. Peter — der einem Entſeelten glich und in ſeinem Halbrocke ſchon mit einem ökonomiſchen Todtengewande bekleidet zu ſeyn ſchien — ward nun pfeilſchnell von der ſchwarzen Fauſt entführt. Sie warf ihn durch die Pforte, die von ſelbſt aufſprang, zum Kloſter hinaus.

Hier lag er eine gute Weile
Starr und betäubt, und als er ſich beſann,
Da ritt auf einer großen Eule
Um ihn herum ein kleiner Mann,
Hielt eine Leucht' ihm vor die Augen,
Und ſprach: „Steh auf, du träger Wicht!

Willſt du denn nimmer etwas taugen?
Geſchäfte ſind des Menſchen Pflicht.
Feldzüge gegen Kloſterpraten
Sind aber, wahrlich! keine Thaten.
Drum warfen wir dich hier — du wirſt darüber nicht
Empfindlich ſeyn und es nicht übel deuten —
Wohlmeinend ſo geſchwind heraus.
Auf, folge mir! Ich weiß ein beſſ'res Arbeitshaus,
Und will dich jetzt dahin geleiten.“ —

Er ſetzte ſeinem Flügelroß
Hierauf die Ferſen in die Seiten;
Doch Peter, welcher ſich, wie immer, ſchwer entſchloß,
Blieb liegen, wo er lag, und ließ das Männchen reiten,
Bis Peitſchenknall ihm vor den Ohren klang,
Und ihn zu ſchneller Folge zwang.

Der Eulenritter galoppirte weit voraus über Stock und Stein. Sein Weg ging immer bergan und dann tief hinab in ein enges Thal, das zur Rechten und zur Linken von ſteilen Felſen gebildet ward. Sie ſtanden zuletzt ſo nahe beiſammen, daß ſie ſich über dem Wege gleichſam umarmten. Dieſe vertrauliche Stellung ſchuf einen langen ſchauervollen Bogengang, den eine von der Natur gebaute Quermauer ſchloß, hinter welcher Leute zu wohnen ſchienen. Man vernahm ein entferntes, immer näher kommendes Gezänk, bei dem ſich eine ſehr behende Weiberzunge beſonders auszeichnete.

Plötzlich ſprang eine Thür in der Felſenwand auf, und eine zuſammengeſchrumpfte, ſchwarzgelbe Zwergin, die wenigſtens ein Jahrhundert auf dem Nacken haben mochte und eine Muſterkarte der Häßlichkeit war, kam zum Vorſchein. Sie ſchleifte einen jungen, baumſtarken Burſchen an den Haaren hinter ſich her, zog ihn durch die Oeffnung der Mauer, gab ihm einen Fußtritt auf den Weg und kreiſchte zornig: „Geh zum Henker, du ewiger Faulenzer! Einen ſo unnützen Brodeſſer kann ich in meiner Wirthſchaft nicht brauchen.“ — Der Burſch ſprang haſtig empor und entlief.

„Guten Morgen, Mutter Trulle!“ rief das Ritterlein: „Seyd Ihr ſo früh auf den Beinen und braucht auch ſchon Euer Hausrecht?“ —

Ei, man muß wohl! verſetzte das Zwergweib: Ich habe mich mit dieſem unbehülflichen Kloß, der als Knecht in meinen Dienſten ſtand, um fünfzig Jahre älter geärgert. Es ward und ward kein gewandter und lebhafter Arbeiter aus ihm; darum warf ich ihn jetzt aus dem Hauſe. — Doch ich will um dieſen Schuft kein Wort weiter verlieren. Seyd mir ſchön willkommen, Junker Mückenfuß! Ihr habt Euch ja trefflich beritten gemacht! — Welche Angelegenheit verſchafft mir denn ein Mal die Ehre, Euch in meiner Einſiedelei zu begrüßen? —

Mückenfuß antwortete nach dem gewöhnlichen Höflichkeits-Schlendrian: „Dieſe Ehre, Madam, iſt auf meiner Seite. Ich komme — und, wie ich bemerke, eben zu rechter Zeit — Euch einen wackern Gehülfen anzubieten.“ —

Trulle ſah an Petern in die Höhe, ſchüttelte bedenklich den Kopf und ſprach: Meynt Ihr den? — Er ſieht mir auch aus, als ob er die Früchte des Feldes lieber äße, als baute. —

„Nehmt ihn auf die Probe!“

Das kann ich wohl thun. Willſt du mir treu und fleißig dienen? —

Peter hätte dieſe Frage gern mit Nein beantwortet; denn der Sklavenhandel, der mit ſeiner Perſon getrieben ward, gefiel ihm nicht. Aber ſeine Feigheit wagte keinen Widerſpruch; er ſagte Ja.

„Nun, ſo führe dich bei dieſer ehrwürdigen Dame wohl auf!“ ſprach ſein Vermiether: „Wenn du dich nur ein Jährchen brav rührſt, dich dabei — wofür deine Gebieterin wohl ſorgen wird — zur Mäßigkeit gewöhnſt, und dann mit einem rühmlichen Zeugniß deines guten Verhaltens in dein Vaterhaus zurückkehrſt: ſo iſt dein Glück auf Lebenszeit gemacht. Ich verſpreche dir das im Namen deiner hohen Gönner, auf deren Befehl ich dich an dieſen Ort geführt habe. Sie ließen dich von deiner frühen Jugend an nicht aus den Augen und ſind dir noch jetzt in Gnaden gewogen, ob du ſie gleich im letztverfloſſenen Jahre ſehr beleidiget haſt. Alle Stürme, die dich ſeitdem trafen, waren nicht feindſeliger Art, ſondern bloß gegen dich ausgeſandt, um dich auf den Pfad der Thätigkeit — der Mutter des Glücks — zu leiten.“ —

Er wandte ſich nach dieſer Troſtrede zur Dame: „Meine gnädigſten Herren — die, beiläufig geſagt, mit Eurer letzten Kornlieferung wohl zufrieden ſind — binden Euch dieſen jungen Menſchen auf die Seele. Erzieht ihn wacker und lebet wohl!“ —

Drauf ſpornte Junker Mückenfuß
Von dannen ſeinen Pegaſus.

Frau Trulle beſaß unter der Erde einen großen Meierhof mit vielen fruchtbaren Feldern. Sie verſorgte ſeit langer Zeit die Harzzwerge mit Getreide. Dieſen Verkehr hatten zwar einsmals, wie man ſich erinnern wird, die verwüſteten Straßen unterbrochen; da ſie aber zur Nothdurft wieder gebeſſert waren, ſo begann er ſeit mehrern Jahren von neuem. Daher kannten ſich dieſe Leutchen.

Die Meierin — welche, gleich jenen Gnomen, ein Mittelweſen von Geiſt und Menſchen war — galt für die trefflichſte Haus- und Feldwirthin der Unterwelt. Sie war fleißig wie eine Ameiſe, und aß und trank kaum ſo viel als ein Zeiſig. Ihr Geſinde durfte keinen Augenblick müßig gehen und mußte bisweilen ſogar während der Mahlzeit — ungeachtet man kaum drei Minuten tafelte — irgend eine Arbeit mit den Füßen verrichten. Sie brauchte gern ſtarke, rüſtige Menſchen als Knechte; denn zum Pflügen und Dreſchen waren ihr die Zwergmännlein zu ſchwach. Deßhalb lauerte ſie, wie die Spinne den Fliegen, verirrten Wanderern auf und zwang ſie zu ihrem Dienſte.

Alle dieſe Umſtände waren den Herren Statthaltern bekannt. Da ſie nun den trägen Peter durchaus umbilden wollten, ſo hielten ſie Mutter Trullens Meierei für die beſte Schule, in die ſie ihn ſchicken konnten.

Indem Junker Mückenfuß noch Abſchied nahm, trieb ſchon die fleißige Hausmutter ihren neuen Knecht vor ſich her und hinab in die Tiefe der Erde. Sein Gang war ihr viel zu langſam. Sie ſchalt darüber und ſchlug ihn mit einem großen Bund Schlüſſel, das ſie am Gürtel trug, auf den Rücken. Dieſe klirrende Ruthe ermunterte ihn, wie Schellengeläut das Schlittenpferd, zu einem raſchen Trabe; der Pfad war aber ſo ſteil, daß ſich der arme Schelm mehrmals unwillkürlich niederſetzte und zuletzt wie ein Faß hinabrollte.

„Deſto beſſer!“ rief Trulle lachend: „Wir hätten ſonſt bei deinem Schildkrötenſchritt einen halben Tag unter Weges verſäumt.“ —

Er kugelte ſich bis in den Meierhof, und ward jetzt von

Trullens knöcherner Hand in die Wirthſchaftsſtube geſtoßen. —

Welcher Anblick! —

Hier ſchlief, das Haupt geſenkt auf eine Tafel,
Ein bleicher, abgezehrter Greis.
Sein Silberbart war durch den Tiſch gewachſen,
Und ſchlang ſich dreifach um's Geſtell.

Staunend wollte Peter dieſen wunderbaren Schläfer näher betrachten; doch ſeine Gebieterin ſchmählte: „Was ſtehſt du hier müßig! Nimm dieß Beil, geh in den Hof, ſpalte Holz! Dann ſchirre die Pferde an, ſpanne ſie vor den Pflug, und komm mir nicht eher wieder vor die Augen, als bis du einen Acker, den ich dir anweiſen werde, gehörig beſtellt haſt!“ —

Dieſe Aufträge ſchienen für einen geweſenen Secretär, der nur mit der Feder zu ſpielen gewohnt war, ſehr beſchwerlich und unanſtändig; allein er ſchickte ſich in die Zeit und nahm ſich wacker zuſammen, weil ihn die Erfahrung eines Jahres etwas klüger gemacht und belehrt hatte, daß ihm die Faulenzerei immer übel bekomme.

Das Feld, welches er bearbeiten mußte, war keinesweges zwergartig, ſondern von einem rieſenhaften Umfange. Es gelang ihm erſt bei einbrechender Nacht, die letzte Furche zu enden. Matt und hungrig zog er mit ſeinem Geſpann heim. Aber auf eine ſtärkende Mahlzeit und Ruhe freute ſich der Arme vergebens. Er durfte ſich nicht ſetzen, mußte ſogleich ein Paar große, reine Stiefeln anziehn, und während er ein wenig ſchwarzes Brod in bläulicher Milch genoß, mit den Füßen Sauerkraut ſtampfen. So ward er bis um Mitternacht abwechſelnd beſchäftiget und erhielt dann die Erlaubniß, im Pferdeſtalle zu ſchlafen. Doch ſchon mit dem erſten Hahnengeſchrei tobte Trulle wieder durchs Haus und goß ihm, eh'er ſich dieſer unangenehmen Ueberraſchung verſah, eine Sündfluth über den Leib; denn in ihren Augen galt es für eine Todſünde, daß er von ſeinem Strohlager noch nicht aufgeſtanden war.

Dieſem häßlichen Tage folgten beinahe vierhundert ähnliche Plack- und Faſtenbrüder. Alle nagten von Peters Körper, den er dick und rund in dieſes Hungerhaus gebracht hatte, ihr beſchiedenes Theilchen ab, und gaben ihm zuletzt ein ſo ſchattenmäßiges, geſpenſterhaftes Anſehen, daß ſich ſeine Pferde vor ihm zu ſcheuen anfingen. Er ward faſt durchſichtig und federleicht; der Wind ſpielte mit ihm, wenn er ins Freie trat. Wie konnte das auch anders ſeyn? Seine gewöhnliche Koſt beſtand in einigen Erbſen oder Linſen, die in einem See warmen Waſſers wie einſame Fiſchlein ſchwammen. Doch waren es gleichſam wohlthätige Wunderpillen, die ihn nicht nur geſund, kraftvoll und muthig erhielten, ſondern auch von ſeiner alten Krankheit, der Arbeitsſcheue, vollkommen heilten.

Während dieſer Kur ſtand er aber in der Gefahr, das Sprechen zu verlernen. Trulle hatte damals, außer ihm, weder Knecht noch Magd, und nirgends ſah er ein anderes menſchliches Weſen, als den langbärtigen Siebenſchläfer, der nimmer erwacht. Die Hausfrau ſelbſt war nichts weniger als redſelig. Sie ſchien — würde ein Spötter ſagen — in dieſem Punkte kein Weib zu ſeyn. Doch hatte ſie deßhalb ihre Zunge nicht umſonſt: ſie brauchte ſie fleißig zum Keifen und — ſetzte wahrſcheinlich der Spötter hinzu — ſtellte ſich dadurch wieder in ihre Geſchlechtsreihe. Der fromme, gehorſame Knecht beſaß aber nicht die Unart, widerzubellen, wenn er geſcholten ward, und es mangelte ihm daher ganz an Gelegenheit, ſeine Sprachwerkzeuge zu üben.

Nach Verlauf eines ſtummen Jahres, in welchem die mürriſche Dame ſeinen Fleiß mit keinem heitern Blicke belohnte und kein gutes Wörtchen über ihre Lippen gehen ließ, lächelte ſie ihn eines Abends mit ungemeiner Holdſeligkeit an, erkundigte ſich nach ſeinem Befinden, nöthigte ihn zum Sitzen, und trug Wein und einen Braten auf, den er ſchon mit Verwunderung gewittert hatte.

„Iß und trink,“ ſprach ſie freundlich, „und laß uns miteinander koſen! Wir ſind nun faſt dreizehn Monate beiſammen und ich habe noch nicht Zeit gehabt, dir die Geſchichte jenes Schläfers zu erzählen. Er diente mir vor fünfzig Jahren, wie du; aber ich muß dich ins Angeſicht loben, daß du in Einem Tage mehr Arbeit förderſt, als er in ſieben vollbrachte. Schlafen — und immer ſchlafen war ſeine größte Freude. Ich bekenne meine Schwachheit,“ — hier ſchlug ſie züchtig die Augen nieder — „ich war dem Taugenichts dennoch gut und bot ihm ſogar meine Hand; doch er zeigte wenig dankbares Gefühl und blieb nach wie vor der alte Träumer. Das brachte mich ſo in den Harniſch, daß ich ihn eines Tages — als er ſich, indem er ernten ſollte, in ſeiner gegenwärtigen Lage betreffen ließ — zürnend verwünſchte, bis an's Ende ſeines Lebens zu ſchlafen. — Seit dieſem Augenblicke zuckt er kein Glied. Ich bereuete hinterher oft meine Uebereilung; aber nun, da ich deine angenehme Bekanntſchaft gemacht habe, iſt es mir lieb, daß er ſchläft.“ —

Indem ſie ſo ſprach, flimmerten ihre Augen wie grüne Lämpchen, und eine ihrer hagern Geierklauen machte den zärtlichen Verſuch, Peters Wangen zu kneipen; aber es gelang ihr ſo wenig, als hätte ſie einem geſpannten Trommelfelle dieſe Liebkoſung erweiſen wollen.

Er hielt geduldig ſtill, ob ihm gleich der Biſſen im Munde ſtarrte und der Angſtſchweiß ausbrach. Es ward ihm ſchwarz vor den Augen und er zitterte, wie von einem Fieber geſchüttelt.

„Armer Junge!“ ſprach Trulle ſanft: „Faſſe Muth, mir zu geſtehen, daß du mich liebſt.“ —

Er war einer Ohnmacht nahe.

„Du benimmſt dich ſeltſam!“ fuhr ſie fort: „Iſt dein Herz vielleicht ſchon verſagt?“

Dieſe Frage riß ihn aus einer großen Verlegenheit. Er bejahte ſie ſtammelnd.

„Drolliger Kauz!“ rief die Alte und ſchlug vor Verdruß ein helles Gelächter auf: „Warum ſagteſt du das nicht gleich? Glaubteſt du denn, ich würde mich deßhalb ins Waſſer ſtürzen oder mir die Mühe nehmen, mit einer Andern um den Beſitz deiner unbedeutenden Perſon zu ſtreiten? Keins von beiden. Ziehe hin in Frieden! Dein Lehrjahr iſt überſtanden und ich hoffe, deine Patrone werden mit dir und mir zufrieden ſeyn. Mein Zeugniß über deine Aufführung befindet ſich ſchon ſeit einigen Tagen in ihren Händen.“ —

Sie hob jetzt haſtig die Tafel auf und begab ſich in ihr Kämmerlein. Er ſchlich in den Stall, ſchlief ein und erwachte am folgenden Morgen — unter freiem Himmel auf der Landſtraße.

* * *

Die Gegend ſchien ihm beim erſten Aufblick bekannt, und als er ſich weiter umſah, fiel ihm in der Nähe von tauſend Schritten der Kirchthurm ſeines Vaterdorfes in die Augen. Munter, wie ein Hirſch, ſprang er auf. Das Blei der Trägheit, welches ſonſt die leichte Bewegung ſeiner Glieder hemmte, war verſchwunden. Er flog in die Arme ſeiner Eltern.

Sie kannten Anfangs den Schatten ihres Sohnes nicht; bald aber weinten ſie Thränen der Freude. Er erzählte ſeine Begebenheiten kurz und raſch. Der alte Jakob ergötzte ſich an ſeinem lebhaften Vortrage und rief aus: „Dem Himmel ſey Dank! Du biſt ein anderer Menſch geworden. Wir wünſchten dich ſehnlich zurück; aber niemals mehr, als eben jetzt. Sieh, als wir dieſen Morgen erwachten, erblickten wir auf dem Tiſche dieſen verſiegelten Geldſack mit einer Aufſchrift an dich.“ —

Peter fand darin Gold und einen Zettel mit folgenden Worten: „Die Zwerge des Harzgebirges verſprachen dir in deiner Kindheit eine Belohnung. Dieſer Schuld entledigten ſie ſich durch Umſchaffung deiner trägen Natur. Der thätige Mann bedarf keine Geſchenke. Er hat in ſich ſelbſt ein unerſchöpfliches Bergwerk. Sie ſenden dir deßhalb, da ſie ſich auf immer von hier wegwenden, nur dieſe Kleinigkeit, als ein freundſchaftliches Vermächtniß.“ —

Peter kaufte für dieſes Geld ein ſchönes Gut, heirathete Dorchen, und übertraf ſie nun an Frohſinn und Arbeitſamkeit. „Mein voriges Weſen,“ ſprach er oft, „dünkt mich ein düſterer Traum. Ich lebte nur halb und fühle jetzt erſt, daß Beſchäftigung ein reines, nie veraltendes Vergnügen gewährt und den Menſchen mit ſich ſelbſt einig und zufrieden macht.“

XI.

Der Zauberlehrling.

Es war einmal ein guter, ſchöner Knabe, der Robert hieß. Der häßliche Tod raubte ihm ſeine Eltern, als er noch mit dem ABC-Büchlein zur Schule ging. Sie hinterließen ihm keinen Heller. Er hatte zum Glück einen wackern Großvater, der nun für ihn ſorgte.

Benedict — ſo nannte ſich dieſer ehrliche Mann — war aber ſelbſt nicht reich und alſo nicht im Stande, ſeinen Enkel zu einem großen Herrn zu erziehen. Er mußte ſich begnügen, ihn für ein Handwerk zu beſtimmen.

„Was willſt du lernen?“ ſprach er, als der kleine Robert herangewachſen war: „Folge meinem Rath und wähle die Schneiderei. Dieſes Handwerk hat vor allen andern einen goldenen Boden; denn die Modethorheit der Menſchen iſt ſeine Stütze.“ — Da Robert gegen dieſen Vorſchlag nichts einzuwenden hatte, ſo gab ihn ſein Großvater bei einem berühmten Kleidermacher und Hofſchneider, Namens Habakuk, in die Lehre.

Das war ein Muſter ohne Tadel.
Er diente nur dem hohen Adel.
Hielt einen ſtolzen Schimmelzug.

Und ſein mit Gold verbrämter Kutſcher trug
Den größten Knebelbart im Lande.
So reiſte Meiſter Habakuk
Herum bei reichen Herrn von Stande,
Maß ihre Körper aus, und traf er Stellen an,
Wo die Natur zu viel gethan,
Das ſetzt' ihn nicht in ſtümperhaftes Schrecken:
In ſeinen Kleidern war kein Höcker zu entdecken.

Der ganze Hof war heiß darauf erpicht,
Bei ihm Gewänder zu beſtellen;
Allein — wie wunderbar! — ihm halfen nie Geſellen,
Er ſchnitt und nähte ſelbſt auch nicht.
Und dennoch liefert' er zu den beſtimmten Stunden
Die Kleider allen ſeinen Kunden:
Drum ſprach die Stadt faſt laut und frei,
Daß ihm ein Kobold dienſtbar ſey.

Bei dieſem Wundermanne lernte Robert — den Bratſpieß drehen, die Stuben fegen und mehrere Dinge von dieſer Art. Sein Großvater, der ihn bisweilen beſuchte, fand ihn ſtets bei dergleichen Beſchäftigungen, aber nie am Werktiſche. Damit war denn der Alte, dem das Wohl ſeines Enkels am Herzen lag, höchſt unzufrieden; doch ließ er ſich immer durch Roberts Ausflüchte wieder beruhigen.

Ziemlich ſpät kam er von ungefähr hinter die Wahrheit. Er verlangte von dem Knaben, der ſich eines Sonntags in ſeinem Hauſe befand, daß er ihm einen Sack, welchen er in ſeiner Wirthſchaft brauchte, fertigen ſollte.

Da begann der junge Wicht,
Tölpiſch hin und her zu ſchneiden,
Und am Ende wußt' er nicht
Einen Scheffel Mehl zu kleiden.

„Das iſt entſetzlich!“ rief Benedict und ſchlug die Hände über dem Kopfe zuſammen: „Du biſt nun drei volle Jahre bei dem großen Meiſter Habakuk in der Lehre und haſt noch zur Schneiderei ſo wenig Geſchick, wie der Eſel zum Lautenſpiel!“ —

Robert fiel ihm um den Hals und ſagte ſchmeichelnd: Scheltet nicht, liebes Väterchen! Ich bin kein ſo unwiſſender Tropf, als Ihr glaubt. Zwar kann ich nicht ſchneidern, das iſt wahr; aber ich verſtehe dafür eine beſſere Kunſt. —

„Die möcht' ich ſehen!“ verſetzte der alte Zweifler.

Drauf ſprach der Knab' ein fremdes Wort,
Das wie Arabiſch klang;
Und ſieh, da ward er wunderſchnell
Ein Hündchen, das mit Luſtgebell
Den Großpapa umſprang.

Der entſetzte ſich darüber ſo heftig, daß er die Zunge, die ihm wie ein Stein im Munde lag, nicht bewegen konnte. Indeſſen hatte das Hündlein Muße, allerlei Poſſen zu treiben. Es tanzte auf den Hinterbeinen, reichte Pfötchen u. ſ. w.

Endlich erhielt der Stumme ſeine verlorene Sprache zurück und rief angſtvoll: „Söhnchen, ich bitte dich, nimm deine natürliche Geſtalt wieder an!“ —

Das Hündlein bellte ſofort
Ein andres arabiſches Wort,
Und ſtand vor ſeinem Papa
Als Menſch wieder da.

„Dem Himmel ſey Dank!“ ſprach der Greis: „Ich war in tauſend Aengſten, daß du zeitlebens ein Hund bleiben würdeſt. Sage mir, von wem du dieß Zauberſtück gelernt haſt?“ —

Von meinem Meiſter, antwortete Robert, und zwar auf folgende Weiſe: Er verſchloß ſich oft in ein Kabinet und verweilte ſo lange darin, daß ich neugierig ward, ſeine geheimen Geſchäfte zu wiſſen. Ich ſpähte deßhalb eines Tages durchs Schlüſſelloch. Er ſtand in der Mitte ſeiner Klauſe, ſprach ein Wort, und verwandelte ſich ſchnell in ein Mäuschen, das luſtig auf den Dielen herumlief. Durch ein anderes Wort ward er wieder zum Menſchen. Ihr könnt denken, daß ich darüber erſtaunte; aber dieſer Geſtaltentauſch gefiel mir. Ich belauerte nun den Hexenmeiſter mehrmals und lernte ſo ſeine Kunſt. Sie beſteht in zwei Worten, die ich wohl gemerkt habe. —

„Ich wollte, du hätteſt ſie vergeſſen und könnteſt dafür mit der Nadel umgehen. Was hilft dir dieſe Teufelei? Du wirſt dabei verhungern oder dein Brod als ein tanzender Hund verdienen müſſen.“ —

Mit nichten, Papachen! Wir wollen uns Beide wohl dabei befinden; denn hauptſächlich Euretwegen freut es mich, daß ich dieſe geheime Wiſſenſchaft beſitze. Ihr habt mich ſeit dem Tode meiner Eltern gepflegt und ernährt; nun iſt die Reih' an mir, Euch dieſe Wohlthaten zu vergelten. Ich werde mich deßhalb morgen in ein ſchönes engliſches Pferd verwandeln, das Ihr auf dem Markte feil bieten und nicht anders als für baare hundert Louisd'or verkaufen ſollt. —

„Deine Dankbegierde, mein guter Robert, iſt edel; aber muthe mir nicht zu, mich mit meinen grauen Haaren in ſolche Händel zu miſchen. Wie leicht könnt' ich etwas verſehen und dich dadurch unglücklich machen!“

Unnöthige Bedenklichkeiten, lieber Vater! Wenn ſich ein

Pferd ſelbſt auf den Markt ſtellen und das Kaufgeld einſtreichen könnte, ſo wollt' ich Euch gar nicht bemühen. Ihr habt nichts zu thun, als mich hinzuführen, zu verhandeln und den Zaum, an welchem Ihr mich geleitet habt, wieder mit nach Hauſe zu nehmen. Für meine baldige Nachkunft laßt mich ſorgen! —

Der Reiz des Goldes blendete den Alten. Er ging zum Meiſter Habakuk und erklärte demſelben, daß er ſeinen Enkel aus der Lehre nehmen wolle, weil er deſſen Beiſtand in ſeinem Hausweſen bedürfe. Am folgenden Morgen zog er mit dem jungen Zauberer, der ſich in einen wunderſchönen Goldfuchs umgeſtaltet hatte, auf den Pferdemarkt. Jedermann bewunderte das herrliche Thier. Eine Menge Roßtäuſcher handelten darum, boten achtzig und neunzig Louisd'or, aber Benedict beſtand auf dem vollen Hundert.

In der Abſicht, ein Reitpferd zu kaufen, erſchien auch Meiſter Habakuk auf dem Markte. Er zog ſein Fernglas (durch welches er ſich, ungeachtet er Luchsaugen hatte, das Anſehen eines vornehmen Mannes zu geben ſuchte) mit einer wichtigen Miene aus der Taſche und muſterte die vorhandenen Roſſe. Benedicts Engländer gefiel ihm am beſten. Er blieb ſtehen und ſprach zu ſich ſelbſt: wie kommt dieſer arme Graukopf zu einem ſo ſtattlichen Gaule? — Hm! ſollte vielleicht der vorwitzige Robert mein Geheimniß entdeckt und davon Gebrauch gemacht haben? —

Er ſtreichelte das ſchöne Pferd, riß ihm unmerklich ein Haar aus, machte damit einen zauberiſchen Verſuch, und überzeugte ſich durch denſelben von der Wahrheit ſeines Verdachts. Man kann ſich vorſtellen, daß ihm dieſe Entdeckung nicht angenehm war. Er beſchloß, ſich zu rächen, und zählte geſchwind hundert Louisd'or in Benedicts Hand.

Dieſer wollte jetzt, der erhaltenen Vorſchrift gemäß, den Zügel abſtreifen; aber der argliſtige Käufer bot aus guten Urſachen einen Louisd'or dafür. Der alte Mann hatte ſeit vielen Jahren kein Goldſtück geſehen und war dabei immer zufrieden geweſen; allein jetzt, da er hundert beſaß, ward er mit Einem Male ein Sklav der unerſättlichen Habſucht und gab den Zaum aus den Händen. Dann ging er ruhig heim, ſpielte mit ſeinem Golde und ſchaute durchs Fenſter, um ſeinen Enkel kommen zu ſehen.

Doch daran war nicht zu denken. Habakuk bekam durch die Kraft des Zauberzügels den armen Schelm völlig in ſeine Gewalt, band ihn an die Krippe, ſchlug unbarmherzig auf ihn los und ruhte nicht eher, als bis er den Arm nicht mehr rühren konnte. Mit dieſer Geißelung fuhr er drei Tage fort und reichte während dieſer Zeit dem Märtyrer ſeines Zorns kein Körnchen Hafer, kein Hälmchen Heu. Ganz unverdient war dieſe Kaſteiung nicht; denn Roberts Finanzproject hatte die Ehrlichkeit nicht entworfen.

Habakuks Töchter, ein Paar gutmüthige Kinder von eilf und zwölf Jahren, weinten im Stillen über die Grauſamkeit ihres Vaters, die ihnen, da ſie den Gemarterten für ein natürliches Roß hielten, unerklärlich war. Sie hätten gern ſeine Qualen gemildert; allein ſie durften ihr Mitleid nicht bemerken laſſen und noch weniger thätig zeigen. Glücklicher Weiſe ward der Hofſchneider am Morgen des vierten Tages zu einem vornehmen Kunden gerufen und fuhr aus. Jetzt flogen ſie in den Stall und erquickten den hungrigen Fuchs mit einer Krippe voll Hafer.

Er aß mit großem Appetit, gab aber durch traurige Blicke nach einem leeren Eimer zu erkennen, daß er ſehr durſtig ſey. Die Mädchen verſtanden ihn und waren darüber in Verlegenheit; denn ſie hatten keinen Tropfen Waſſer bei der Hand.

Es befand ſich aber unfern ihres Wohnhauſes, das in der Vorſtadt lag, ein kleiner See, und ſie beſannen ſich nicht lange, ihren Gaſt dahin zu führen. Er folgte willig; aber kaum ſtand er am Ufer, ſo verwandelte er ſich ſchnell in einen Fiſch und tauchte tief unter das Waſſer.

Die erſchrockenen Mädchen rangen die Hände und gingen weinend nach Hauſe. Kurz darauf kam ihr Vater zurück. Er eilte ſtracks aus ſeiner Karroſſe in den Stall; aber indem er nach der Peitſche griff, um ſeine Henkersarbeit von Neuem vorzunehmen, ſah er mit Erſtaunen den Miſſethäter verſchwunden.

Er tobte wie ein Raſender durch's Haus. Die bangen Kinder zitterten in einem Winkel. Er ſchnaubte ſie an: „Seyd Ihr im Stalle geweſen?“ Sie fielen ihm zu Füßen, geſtanden den Vorgang und wurden in möglichſter Eile gezüchtiget; denn er hielt ſich nicht lange bei ihnen auf, weil er dem Entwichenen nachſetzen wollte.

Er rauſchte durch die Luft, als Löffelgans, zum See,
Und fraß ein großes Heer von Fiſchen,
Um ſo den Flüchtling zu erwiſchen;
Allein er machte ſich vergebens Magenweh.
Der Jüngling hatte längſt die Fiſchhaut ausgezogen,
Ein Vögelchen mit bunter Federnpracht
Und goldner Kron' aus ſich gemacht,
Und war zum nächſten Hain geflogen.

Hier gefiel es ihm nicht. Sein königlicher Kopfſchmuck ſetzte die gefiederten Waldrepublikaner in Aufruhr. Sie ſchienen zu befürchten, daß er ſich ihnen zum Regenten aufdringen wolle, erhoben ein wildes Geſchrei, und griffen ihn mit den Waffen ihrer Schnäbel an. Er ſchwang ſich aber, bevor es zu Thätlichkeiten kam, eilend davon. Uebrigens machte ihm die bequeme Art, auf leichten Schwingen zu reiſen, viel Vergnügen. Da ſie zugleich den Vortheil hatte, daß er ſich dadurch gegen Habakuks Nachſtellungen ſichern konnte, ſo beſchloß er, vor der Hand ein Vogel zu bleiben.

Als er ſich über die Gipfel des Waldes erhob, fiel ihm ein Luſtſchloß in die Augen, wo ſich der Fürſt des Landes gewöhnlich im Sommer aufzuhalten pflegte. Seine Tochter, die kaum ihren ſechzehnten Geburtstag gefeiert hatte, war ein Wunder der Schönheit. So ward ſie nicht nur — was freilich wenig beweiſen würde — von dem Hofdichter pflichtſchuldigſt genannt, ſondern auch die kälteſten proſaiſchen Männer geſtanden, daß der Poet nicht zu viel ſage.

Prinzeſſin Adelheid ſaß eben an einem Fenſter ihres Zimmers, als der goldgekrönte Vogel dem nahen Hain entſchwebte. Er ſah ſie mit einer Entzückung, die kein gemeiner Waldbürger empfinden konnte; er fühlte, mit Einem Worte, die erſten Aufwallungen der Liebe. Die Reize der ſchönen Fürſtentochter lockten ihn immer näher und näher. Er wiegte ſich vor ihren Augen ſanft in der Luft.

Sie bemerkte den buntgeflügelten Phönix, und ſchlüpfte mit vorſichtiger Behendigkeit vom Fenſter hinweg, um ihn nicht — ſo beſcheiden dachte ſie von ſich ſelbſt — durch ihre Geſtalt zu verſcheuchen. Er betrübte ſich anfangs über ihre Entfernung; doch war er bald wieder getröſtet, als er ſah, daß ſie ſich nur in die Mitte des Zimmers zurückzog und ſeine ſchwebenden Bewegungen mit freundlichen Blicken verfolgte. Dieß gab ihm den Muth, ſich auf den Marmorſtein des Fenſters niederzulaſſen und mit dem Schnabel an die Scheiben zu picken.

Adelheid brannte vor Sehnſucht, den ſeltſamen Vogel zu beſitzen; dennoch rührte ſie weder Hand noch Fuß, und wagte kaum leiſe Athemzüge, weil ſie ſeinen Wegflug beſorgte. Ihre Gedanken ahnend, verließ er ſchnell ſeinen Platz und gaukelte luſtig in engen Kreiſen herum. Jetzt öffnete ſie leiſe das Fenſter, und huſch flog er ins Zimmer.

Der Prinzeſſin Freude war gränzenlos. Sie vertändelte nun ganze Tage mit ihrem Liebling. Er ſpeiſ'te Zucker und Marzipan aus ihrem Munde, und erlaubte ſich bei dieſer Gelegenheit oft, ſie ſanft in die Lippen zu beißen. Doch war er nicht immer bei ſo ſcherzender Laune, und hatte bisweilen ſogar, wenn irgend ein junger, ſchmeichelnder Höfling mit der Prinzeſſin ſprach, Anfälle von Eiferſucht. Da ſträubten ſich ſeine Federn empor, daß er einem erboßten Igel glich. So flog er auf Adelheids Schulter, und ſtellte ſich mit einem gellenden Geſchrei und ſtreitfertigem Schnabel ſeinem vermeinten Nebenbuhler entgegen. Er richtete damit freilich nichts aus, als daß er, wie mancher andere eiferſüchtige Polterer, geneckt und verlacht wurde.

Habakuk wäre wohl ein armſeliger Pfuſcher in der ſchwarzen Kunſt geweſen, wenn er durch ſie den Aufenthalt ſeines Feindes nicht entdeckt hätte. Knirſchend vor Wuth, ſah er keine Möglichkeit, ihm beizukommen. Er trachtete zwar, in der Geſtalt eines ſchwarzen Katers, dem verhaßten Vogel nach dem Leben; dieſe Unternehmung ward aber durch die Aufmerkſamkeit der Lakaien vereitelt, die ihn im Vorzimmer der Prinzeſſin ertappten, und mit einer Tracht Schläge zum eiligſten Rückzuge zwangen.

Bald nachher zeigte ſich ſeiner lauernden Rachgier eine beſſere Gelegenheit. Der Fürſt ward gefährlich krank; kein Arzt konnte ihm helfen. Er liebte ſein Leben über die Gebühr, und ließ deßhalb von den Kanzeln bekannt machen und auf den Gaſſen ausrufen: daß er dem, der ihn heile, die Hälfte ſeines Reiches abtreten und ſeine Tochter zur Gemahlin geben wolle. —

Was ſtrömten da für Quackſalber zum fürſtlichen Schloſſe! Sie ſuchten ſich durch das Fauſtrecht geltend zu machen. Einer ſtieß den Andern vom Krankenbette zurück; doch alle ihre Wunderarzeneien, die der Patient begierig verſchluckte, bewirkten keine Beſſerung, und machten das Uebel nur ſchlimmer.

Auch Meiſter Habakuk eilte mit einer ganzen Hexenapotheke herbei. Da er aber ein kleiner, verkrüppelter Zachäus war, ſo ward es ihm — ungeachtet er Rippenſtöße nicht ſcheute — dennoch unſäglich ſchwer, ſich durch das Getümmel der übrigen Salbader zu drängen. Endlich gelang es ihm doch, unter der Stampfmühle ihrer Ellbogen ſo weit hinweg zu kriechen, daß er zwiſchen den Beinen eines baumlangen Marktſchreiers (der den nächſten Platz am Bette jetzt erobert hatte und eben eine Hand voll Pillen dem Fürſten in den Mund ſchütten wollte) den Kopf und einen Arm hindurch zwängen, und auf dieſem Wege dem hohen Kranken ein Arzeneifläſchchen zureichen konnte.

Ihro Durchlaucht griffen haſtig darnach, ſtürzten es aus, und befanden ſich im Augenblick etwas beſſer. Aber Habakuk gerieth in Gefahr, ſeinen Geiſt aufzugeben; denn der gewaltige Pillendreher, zwiſchen deſſen Beinen er hervorguckte, ergrimmte vor Brodneid, und preßte ſeine Schenkel ſo wüthend am Halſe des Schneiders zuſammen, daß er beinahe deſſen Kopf von den Schultern abgeſprengt hätte.

In dieſer Todesangſt ergriff Habakuk eine Scheere, die er bei ſich trug, und bohrte ſie dem Medicaſter in die Waden. Dieſer ſchrie wie ein Waldeſel, und zog ein verwundetes Bein in die Höhe; allein die Fertigkeit des Kranichs, auf Einem Beine zu ſtehen, war ihm nicht geläufig, er fing an zu taumeln, und ſtürzte mit ſeiner ſchweren Körperlaſt vor ſich hin auf's Bett. Der Fürſt, welcher bei einem Haare von ihm erquetſcht ward, rief nach der Wache des Vorſaals und befahl ihr, das ganze Charlatansgeſchmeiß — wie er zürnend ſich ausdrückte — mit Ausnahme des kleinen Habakuks, fortzuſchaffen. Die Trabanten reinigten mit ihren Flintenkolben das Zimmer.

„Das verdammte Geſindel!“ ſagte der Fürſt: „Ich hab' ein Meer aus ihren Händen getrunken, ward aber dabei immer ſchwächer, und kaum fühlt' ich mich durch deine Wundereſſenz, mein lieber, getreuer Hofſchneider, ein wenig geſtärkt, ſo drohte mir die Plumpheit des groben Geſellen, der mir auf den Hals fiel, eine neue Lebensgefahr. Die ganze mediciniſche Facultät meines Landes ſoll mir nicht wieder vor die Augen kommen; dir allein will ich mich anvertrauen. Reiche mir doch geſchwind noch ein Schlückchen deines köſtlichen Tranks!“

Habakuk wartete damit auf, und der gnädigſte Herr ſpürte ſogleich von neuem eine erſprießliche Wirkung. Der Schlaf, welcher ihn ſeit vielen Tagen geflohen hatte, meldete ſich bei ihm an. Er ſchlummerte ſanft ein, und der Hexenmeiſter ſchlich frohen Muthes auf den Zehen hinweg.

Jetzt ward der Prinzeſſin gemeldet, daß ihr Vater ſich auf dem Wege der Geneſung befinde. Sie hüpfte vor Vergnügen. Doch der zweite Theil der Botſchaft, der Name des Arztes, preßte Seufzer aus ihrer Bruſt.

„Fi!“ rief eine alte Kammerfrau: „Ein erdfahler, krummbeiniger Schneider, der ſchon vor zehn Jahren eine Frau begraben hat — der wär' ein Gemahl für Euch! — Aber wir wollen uns nur deßhalb nicht zu früh ängſten. Eures Herrn Vaters Durchlaucht werden Euch und die Hälfte des Reichs an einen ſolchen Menſchen nicht verſchleudern. Ueberdieß iſt es auch noch nicht ausgemacht, ob er die angefangene Kur glücklich vollenden wird."

Doch das geſchah. Der Fürſt erwachte nach einem zwölfſtündigen ſüßen Schlummer völlig geſund, ließ augenblicklich den Hofſchneider rufen und ſprach zu ihm: „Du haſt mich vom Tode gerettet, und ich bin ſchuldig, mein Wort zu halten. Dir gebührt die Halbſcheid meines Landes und die Hand meiner Tochter."

Habakuk verbeugte ſich und antwortete beſcheiden: „Für beide hohe Anerbietungen ſage ich unterthänigſten Dank. Ehrgeiz und Liebe plagen mich nicht. Ich bin aber ein leidenſchaftlicher Liebhaber von Naturſeltenheiten, und erbitte mir deßhalb einen gewiſſen bunten Vogel, den Eure Prinzeſſin Tochter beſitzt. Wenn Ihr mich damit zu beſchenken geruht, ſo will ich auf jede andere Belohnung Verzicht thun." —

Der Fürſt erſtaunte über Habakuks Genügſamkeit, nöthigte ihm aber ſein Land und ſein Kind nicht weiter auf, ſondern beſchied ihn auf den folgenden Tag zur Empfangnehmung des begehrten Vogels. Dieſer Aufſchub war dem Hofſchneider ſehr verdrießlich; denn er hätte gern je eher je lieber dem Liebling der Prinzeſſin den Kopf eingedrückt. Aber der Fürſt hatte dabei die gute Abſicht, daß er ſeinen Arzt nicht blos mit der Kleinigkeit, die er ſich ausbat, kurz abfertigen, ſondern die Art und Weiſe, wie er anſtändiger zu belohnen ſeyn möchte, mit ſeiner Tochter und ſeinen geheimen Räthen in reifliche Ueberlegung ziehen wollte. Da nun Habakuk keinen ſchicklichen Vorwand, unter welchem er um die augenblickliche Auslieferung des Vögelchens anſuchen konnte, auf der Stelle zu erſinnen wußte, ſo war er gezwungen, ſich für jetzt ohne Stillung ſeines Rachdurſtes zu empfehlen.

Als die Prinzeſſin erfuhr, daß er ihre Hand ausgeſchlagen und dafür ihren geliebten Vogel in Anſpruch genommen hatte, wechſelten Freude und Kummer auf ihrem Geſichte. „Dieſer Menſch,“ rief ſie aus, „ſcheint dazu geſchaffen, mich zu beunruhigen! Indem er mich von dem Grauen vor ſeiner Ehegenoſſenſchaft befreit, kommt er mit einem abgeſchmackten Einfall angezogen, der mich von neuem betrübt; doch, es gehe wie es wolle, ich trenne mich nicht von dir!“

Darauf lockte ſie das Vögelchen herbei.
Es flatterte mit Angſtgeſchrei
An ihre Bruſt und ſank zu ihren Füßen nieder.
Sie ſtreckte ſchnell nach ihm die Hand,
Und beugte ſich hinab — da ſchwand
Wie Rauch und Nebel ſein Gefieder,
Und auf den Knieen lag ein ſchöner Jüngling da,
Der bittend ihr ins Auge ſah.

Dieſe ſchnelle Verwandelung war an ſich ſelbſt überraſchend genug; aber ſie ward es noch mehr durch den wunderbaren Umſtand, daß die Prinzeſſin denſelben jungen Mann vor ſich erblickte, den ihr ſchon mancher Traum als ihren künftigen Gemahl gezeigt hatte. Sogar den Ton ſeiner Stimme fand ſie nicht fremd, als er jetzt ſeinen Lebenslauf erzählte. Er bat am Ende auf die rührendſte Weiſe, ihn ſeinem Feinde nicht auszuliefern, und ihn überhaupt nicht aus ihren Augen zu verbannen.

„Ach!“ ſeufzte ſie: „Mein Vater wird darauf beſtehen. Ich verſpreche dir zwar, nicht ſogleich einzuwilligen; allein, wenn er bittet oder droht und ich nun gar keinen Ausweg mehr weiß, was ſoll ich dann thun?“

Nachgeben; antwortete Robert: denn ich mag Euch, wenn es auch mein Leben koſten ſollte, mit Eurem Vater nicht entzweien. —

„Armer, edler Jüngling!“ rief Adelheid, „wie gern wollt' ich dich retten! Aber wer kann das leichter, als du ſelbſt? Sieh, das Fenſter iſt offen! Was hindert dich, der drohenden Gefahr auf Vogelſchwingen zu entgehen?“ —

Ihr kränkt mich durch dieſen Vorſchlag. Ich bin entſchloſſen, unter Euren Augen zu leben oder zu ſterben. —

„Wehe dir, ſo iſt dein Tod unvermeidlich! — Du quälſt mich mehr, als du glaubſt. Nein, ich kann, ich kann dich nicht ſterben ſehen. Ich bitte, ich beſchwöre dich, eile fort!“ —

Sendet mich durch einen brennenden Wald und ich gehe; nur dieſem Befehl zu gehorchen, iſt mir unmöglich. Doch es thut auch nicht noth; denn eben fällt mir ein Rettungsmittel ein, wozu ich aber Eures Beiſtandes bedarf. —

„Sprich, wie kann ich dir helfen?“

Verſagt meinem Verfolger, wenn Ihr mich endlich an ihn ausliefern müßt, den goldenen Käfich, in welchem ich gewöhnlich übernachte. Er wird ihn dringend fordern, weil er ſich dadurch eben ſo, wie einſt durch den Zaum, den ihm mein Großvater überließ, meiner bemächtigen würde. Beharret Ihr aber auf Eurer Weigerung, ſo kann er mir nichts anhaben.

Adelheid gelobte Standhaftigkeit. Eine alte Hofdame, die ihre Ehrenhüterin war, hatte bei dieſem Geſpräche wie auf Kohlen geſtanden. Sie miſchte ſich jetzt darein und machte die Bemerkung, daß der längere Aufenthalt des Jünglings in dem Zimmer der Prinzeſſin nicht ſchicklich ſey. Er hob ſofort ihre Bedenklichkeit, indem er ſeine Vogelgeſtalt wieder annahm und in den Bauer ſchlüpfte. Sie verwahrte das Thürchen mit einem kleinen Vorlegeſchloſſe und verſenkte den Schlüſſel in ihren Arbeitsbeutel.

Am folgenden Tage ſtellte ſich der Schneider ſehr früh ein und begehrte ſein Nachopfer. Der Fürſt hatte noch nicht Zeit gehabt, mit ſeiner Tochter und ſeinen Miniſtern zu ſprechen. Da er aber den Ehrenmann nicht zum zweiten Male mit leeren Händen fortſchicken wollte, ſo beſchloß er, ihm wenigſtens vorläufig den Vogel zu übergeben. Er ging deßhalb ohne Verzug mit ihm zur Prinzeſſin und machte ihr mit lachendem Munde die Abſicht ſeines Beſuches bekannt.

Sie erblaßte, griff ſchweigend nach ihrem Diamantenkäſtchen und bot es dem Schneider mit dieſen freundlichen Worten: „Nehmt meinen ganzen Reichthum und laßt mich dafür im ruhigen Beſitz eines unbedeutenden Vogels, der das Vergnügen meiner einſamen Stunden iſt.“ —

Habakuk lächelte hämiſch und antwortete ſtolz: Behaltet Euren Schmuck, ſchöne Prinzeſſin! Wer die Hälfte eines Fürſtenthums ausſchlug, den lüſtet nicht nach einer Hand voll Edelgeſteine. Ich erbitte mir unterthänigſt dieſes bunte Vögelchen, das ich aber nicht, wie Ihr, als meinen Spielgeſellſchafter füttern, ſondern würgen, ausbälgen und in meiner Naturalienſammlung aufbewahren will. —

Er ſchritt hierauf mit funkelnden Augen haſtig vorwärts und griff nach dem Bauer.

Adelheit ſtellte ſich ihm in den Weg. „Ihr ſeyd eben ſo eigenſinnig, als unbeſcheiden!“ ſprach ſie entſchloſſen: „Wollt Ihr Euch erkühnen, mir mein Eigenthum mit Gewalt zu rauben?“ —

Der Fürſt hatte bisher bei dieſem Auftritt eine ſtumme Rolle geſpielt: aber jetzt ſprach er zürnend: Adelheid, dein Betragen iſt unbegreiflich ſeltſam! Du ſcheinſt mich und mein Leben ſehr wenig zu achten. Würdeſt du wohl ſonſt den wackern Mann, der mich gleichſam aus dem Grabe wieder hervorrief, ſo ſchnöde behandeln? —

„O mein Vater,“ rief ſie weinend, „wie verkennt Ihr mein Herz! Während Eurer Krankheit wurden meine Augen nicht trocken.“ —

Nun wohlan, ſprach er etwas ſanfter, ſo ſey auch jetzt ein gutes, gehorſames Kind und verweigere meinem wohlthätigen Arzte ſeinen Lohn nicht länger. —

Sie rang die Hände, ſie ſchluchzte laut und umſchlang den Bauer heftig mit ihren Armen. Habakuk knirſchte mit den Zähnen und entflammte durch eine Pantomime (womit er die Worte: Sieh, dein undankbares Kind! gleichſam malte) den Zorn des Fürſten von neuem ſo ſehr, daß er ausrief: Starrſinniges Geſchöpf, gehorche dieſen Augenblick, oder hebe dich auf ewig aus meinen Augen!“ —

Sie ſtürzte zu ſeinen Füßen und ſtöhnte leiſe: „Ich gehorche.“ — Drauf eilte ſie wieder zum Bauer, öffnete das Thürchen und winkte dem Schneider, den Vogel zu nehmen.

Jetzt entſtand ein neuer Zwieſpalt über den Käfich. Habakuk bat trotzig darum, wie Robert vorausgeſehen hatte; aber die Prinzeſſin wandte ſich ſchmeichelnd zum Fürſten: „Guter Vater, ich habe mich Eurem Befehl unterworfen; erlaubt mir aber nun, zum Zeichen Eurer Ausſöhnung, das kleine Wohnhaus meines Lieblings als ein Andenken zu behalten.“ —

Der alte Herr drohte ihr lächelnd mit dem Finger und ſprach dann zum Hofſchneider: Begnüge dich mit dem Vogel! Mein Schatzmeiſter ſoll dir den Werth dieſes Bauers zehnfach vergüten. —

Habakuk zog ein ſchiefes Geſicht und ſtieß grimmig die rechte Hand in den Käfich. Der Vogel wich nicht von ſeinem Stänglein. Doch indem ihn der Schneider gewaltſam ergriff, verwandelte ſich der Schalk in einen Granatapfel, der plötzlich zerſprang und einen Bogenregen von Kernen im Zimmer ausſtreute.

Dieß Gaukelſpiel verdarb des Hexenmeiſters Plan.
Um aber ſeine Kunſt dem Hofe zu beweiſen,
Sprach er ein Wörtchen, ward ein Hahn,
Und fing mit Haſtigkeit nun an,
Die Kerne rund umher zu ſpeiſen.
Wie eine Kugel ſchwoll ſein Kropf,
Und bald ſchien nirgends mehr ein Kernchen auszuſpähn;
Drum hob er keck empor den Kopf
Und machte ſich die Luſt, ein Siegeslied zu krähen.
Doch einem Kerne, den der Tropf
Zu ſeinem Unglück nicht geſehen,
Entſprang ein Fuchs, ſchlich ſtill heran,
Und würgte raſch den ſtolzen Hahn.

Robert zog behende den Fuchsbalg wieder aus, warf ſich in ſeiner natürlichen Geſtalt vor dem Fürſten nieder und ſprach: „Gnädigſter Herr, ich preiſe mich glücklich, der Retter Eures Lebens geweſen zu ſeyn“

Du? — Wie ſo? fragte der ſtaunende Fürſt.

„Ohne mich,“ fuhr Robert fort, „hätte der rachgierige Zauberer, der Euch heilte, keinen Fuß an Euer Krankenlager bewegt. Die hohen Preiſe, die Ihr ausſetztet, reizten ihn nicht; er that es blos in der Abſicht, ſich meiner zu bemeiſtern.“ —

So ſcheint es freilich, ſprach Adelheids Vater: Aber wie hängt das alles zuſammen?

Robert erzählte ſeine Abenteuer.

Und was ſoll nun werden? fragte Jener weiter: Du machſt wohl Anſpruch auf die Hälfte meines Reichs? —

„Nein gnädigſter Herr,“ erwiederte der Jüngling, „dieſe Kühnheit kommt mir nicht in den Sinn. Wünſcht Ihr aber unter Euren getreuen Unterthanen einen Menſchen zu ſehen, der zufriedener und glücklicher iſt, als ob er alle Reiche der Welt beſäße, ſo würdiget mich, der Gemahl Eurer Tochter zu werden.“ —

Das iſt denn doch ein wenig viel gefordert! ſprach der Fürſt: Adelheid, was ſagſt du dazu? —

Sie ſchlug die Augen nieder und antwortete ſchüchtern: „Euer Befehl beſtimmt meinen Willen.“

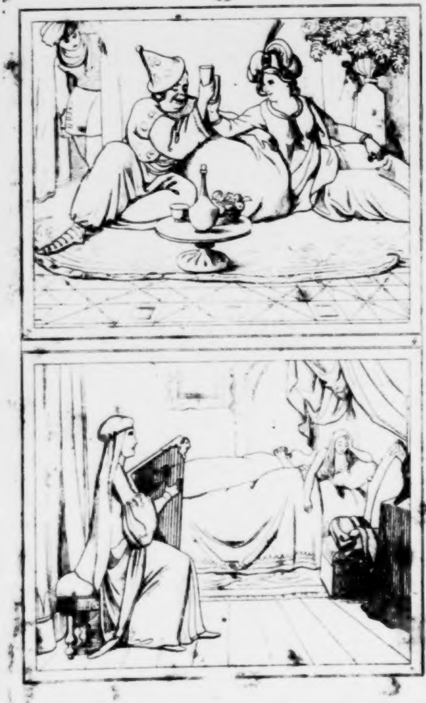
Ha, vielleicht ſchneller als vorhin! ſprach lächelnd ihr Vater: Nun meinethalben! Ich hätte mich bequemen müſſen, dem alten, häßlichen Habakuk Wort zu halten; warum ſollte ich gegen dieſen netten Burſchen, der mir allerdings zu meiner Geſundheit verholfen hat, viel Einwendungen machen? — Ich laſſe dir, meine Tochter, freie Hand. — Haſt du wider ihn etwas zu erinnern? —

„Nichts in der Welt,“ ſprach Adelheid ſchalkhaft, „als daß er ſich Flügel anſetzen kann. — Man hört oft über die Flatterhaftigkeit unbeſchwingter Ehemänner klagen; was iſt nun vollends von ihm zu befürchten!“ —

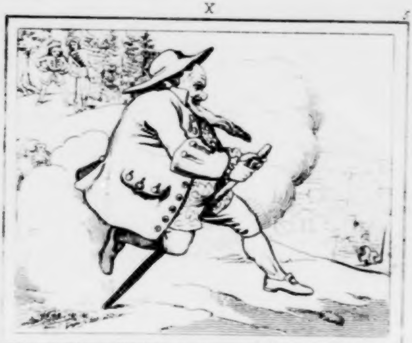
Robert beantwortete dieſen Scherz mit Schwüren ewiger Treue, und — hielt ſie.

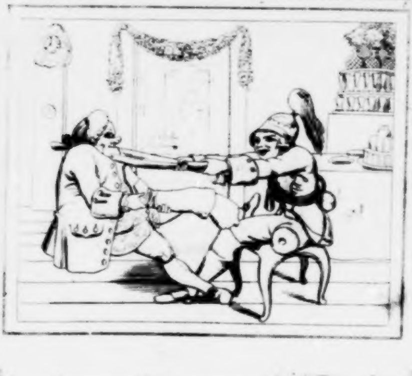
BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

X 3

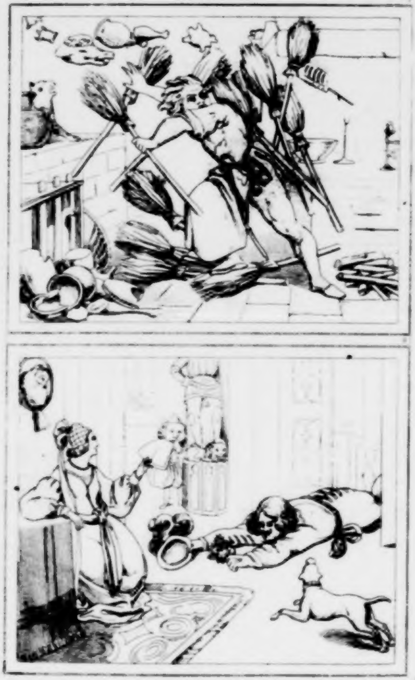


X



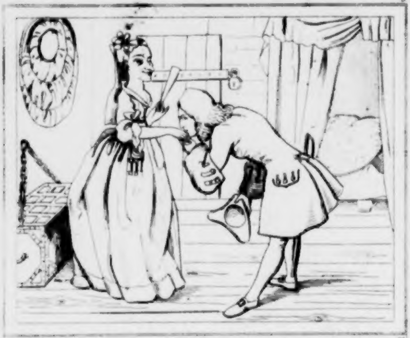


X

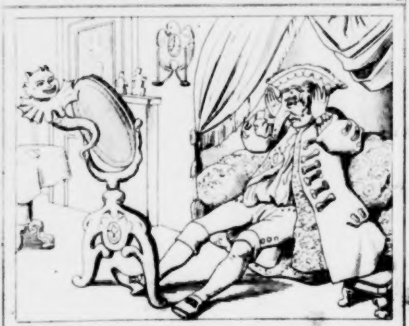


X

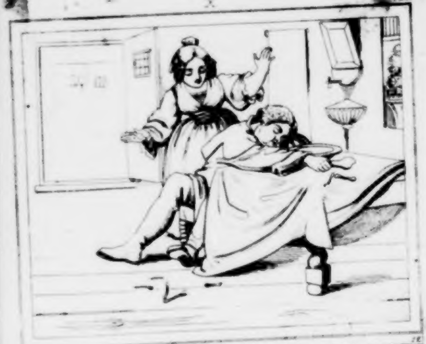
9

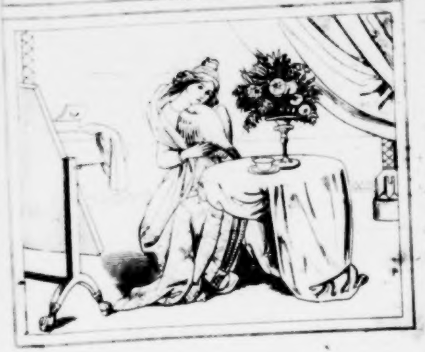


10



X





A. F. E. Langbein's

ſämmtliche Schriften.

Zweite verbeſſerte Auflage.

Eilfter Band

enthält:

Neue Talismane. — Vacuna. — Der graue König.

Stuttgart:
J. Scheible's Buchhandlung.
1841.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Neue
Talismane gegen die Langeweile.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

I.

Selbſtbiographie eines Guldens.

Erſtes Kapitel.

Rechtfertigung meiner Autorſchaft.

Schon mancher arme Schächer hat der Welt ſeine unbedeutenden Abenteuer erzählt: ich kann und darf es daher wohl auch wagen. Aber ſollte mich vielleicht jemand tadeln, daß ich von den Geſchenken einer günſtigen Fee, die mir Augen, Ohren und Sprache verlieh, überhaupt Gebrauch mache? — Das wäre ſehr unbillig! Ich und andere Söhne des Bergwerks und der Münze ſpielen eine bedeutende Rolle in der Welt: wir haben alſo, wie mich dünkt, eben ſo viel Fug und Recht, ein lautes Wörtchen, als die Thiere und Bäume, denen die Dichter ſeit grauen Jahren die Zunge löſeten.

Uebrigens bin ich nicht ſo verblendet, meine Biographie für ein wichtiges Werk zu halten. Sie iſt nichts, als ein Guckkaſten einzelner Vorfälle. Doch, da ein Blick hinein wenig koſtet, ſo ſind die bunten Bilder meiner Erfahrungen allenfalls dieſer Kleinigkeit werth. Unbemerkt die Menſchen belauſchend, ſah ich ſie bisweilen gleichſam nackt und ohne die gleißende Hülle, welche ſie um ſich werfen, wenn ſie wiſſen, daß ſie beobachtet werden.

So viel zu meiner und meines Schriftchens Vertheidigung!

Zweites Kapitel.

Meine Herkunft.

Ich bin der Sohn einer ſilbernen Kaffeekanne, die fünfzig Jahre lang einer wohlhabenden deutſchen Familie diente. Sie war in ihrer Jugend ſehr ſchön und erwarb ſich bei Hochzeiten und Kindtaufen viel Bewunderung und Lob; doch als ſie alt ward, verſtummten die Schmeichler, und ſie ſank in Verachtung. Die Kinder der Mode fingen an, ihrer ehrwürdigen Geſtalt zu ſpotten und verwieſen ſie in den Winkel eines Schrankes, wo ſie einige Jahrzehnte ganz vergeſſen ſtand.

Indeſſen trank man das ſchwarze Bankrottwaſſer (mit Lichtenberg zu reden) aus theuern Porzellangeſchirren, die aber von unachtſamen Bedienten und Mägden ſo oft zerbrochen wurden, daß man, um den Abgang zu erſetzen, meine gute alte Mutter verpfänden und endlich ſogar verkaufen mußte. Sie ging durch verſchiedene Hände, kam zuletzt in die landesfürſtliche Münze, und endigte da ihr ruhmvolles Leben im Schmelztiegel.

Ich mache dieſen betrübten Todesfall allen meinen Freunden und Gönnern hiermit bekannt, erſuche ſie aber, ſich mit Beileidsbezeigungen nicht zu bemühen. Dieſe verbitte ich nicht aus der gewöhnlichen Beſorgniß, daß ſolche (wie es immer ſo eintönig als das Lied des Guckgucks in den

Todtenberichten der Zeitungen heißt) meinen Schmerz erneuern möchten; ſondern weil mir jede Condolenz — wenn ſie auch der größte Complimentirmeiſter gedrechſelt hätte — verblümt ins Angeſicht ſagen würde, daß an meinem Daſeyn nichts gelegen ſey: denn, indem meine Mama ſtarb, ward ich geboren.

Drittes Kapitel.

Mein erſter Ausflug.

Ich hatte in dem Münzhauſe, das ich meine Wiege nennen kann, kaum zwei oder drei Tage lang einer unthätigen Ruhe genoſſen, als ich ſchon in die Welt hinausgeſtoßen und an die fürſtliche Beſoldungskaſſe abgeliefert ward. Der Zahltag erſchien. Mich, nebſt ſechzig andern meines Schlages, erhielt ein Secretär.

Er hatte nicht das Anſehen eines glücklichen Mannes. Seine bleichen Wangen waren eingeſunken, ſein Rücken ſchiefgekrümmt — kurz, ſeine ganze Geſtalt war eine ſprechende Zeugin ſeines vieljährigen Fleißes am Schreibtiſche. Kleinmuth ſah ihm aus den matten Augen, Mißvergnügen furchte ſeine Stirn, und ein faſt ausgedienter, kahlgebürſteter brauner Rock verrieth, daß ſein Beſitzer nicht reich ſey. Dennoch ſchien er über mich und meine Brüder keine Freude zu empfinden. Er ſchob uns kaltſinnig in ſeinen Beutel, wo wir nur eine kleine Geſellſchaft von Scheidemünze fanden.

Als er in ſeiner Wohnung ankam, warf er uns verdrießlich auf den nächſten Tiſch. Ich guckte durch ein ſeidenes Fenſterchen meines grünen Kerkers und erblickte ein

Zimmer, das zwar tapezirt und mit zierlichem Geräthe verſehen, übrigens aber einer Trödelbude nicht unähnlich war. Auf allen Stühlen, und zum Theil auf der Erde, lagen weibliche Kleider umher. Die Tiſche waren mit Staub und Haarpuder bereift und mit einem Quodlibet von Büchern und Schuhen, Pomadenbüchſen und Weingläſern bedeckt. Auf dem Sopha ruhte eine junge Dame, die ſich noch, ungeachtet es ſchon Mittag war, in der nachläſſigſten Morgenkleidung befand. In der rechten Hand hielt ſie ein Buch, in der linken ein Stück Gebackenes. Neben ihr hatte ſich ein kleiner Löwenhund, der mit der Weichheit des Sophas nicht zufrieden geweſen war, auf einer Enveloppe von blauem Atlas zuſammengeringelt.

„Ha, Männchen, du bringſt Geld!" rief ſie luſtig: „Zeig' her, was haſt du für Münzſorten?"

Das kann uns ſehr gleichgültig ſeyn; ſprach er ſeufzend, und gab ihr die Börſe.

Sie löſete haſtig den Knoten und ließ den kleinen Silberſtrom auf ihren Schooß ſtürzen. „Ah!" ſagte ſie: „der Kaſſier iſt ein Ehrenmann; er hat dir ſchönes, funkelneues Geld gegeben!"

Das iſt wahr, verſetzte der Secretär; Herr Hamſter wird ſich darüber freuen.

„Hamſter? — Ich will doch nicht hoffen, daß der es erhalten ſoll!"

Haſt du andres für ihn? Es wird mir ſehr willkommen ſeyn; denn mit dieſen paar Gulden kann ich ihn nicht halb befriedigen.

„Muß denn das eben heute geſchehen?"

Allerdings. Der Wechſel iſt ſchon ſeit acht Tagen fällig und Leute ſeines Gelichters geben keine Nachſicht, oder verkaufen ſie wenigſtens ſehr theuer.

„Wie kommt es aber, daß wir ihm ſchuldig ſind?“

So fragſt du? —

„Ich kann mich in der That nicht beſinnen, wozu wir ſein Geld gebraucht haben.“

Das iſt ſchlimm! Deine Vergeßlichkeit in ſolchen Dingen iſt unſer Unglück. Soll ich dir vorrechnen?

„Laß hören!“

Nun gut. Dreißig Thaler erhielt dein Schneider, der uns täglich darum mahnte; andere dreißig koſtete der Atlasmantel, auf dem hier dein Mignon ſchläft; zehn Thaler ſchickteſt du in die Leihbibliothek für Leſegeld und verlorene Bücher und eben ſo viel an die Theaterkaſſe als Logen-Abonnement. — Dieſe vier Poſten verſchlangen Null für Null die achtzig Thaler, welche ich vor drei Monaten auf dein dringendes Verlangen von Hamſtern entlieh und wofür ich einen Wechſel auf hundert Thaler ausſtellen mußte.

„Du haſt Recht.“

O Mariane, Mariane! Wie ſoll es mit uns enden, wenn du nicht bald anfängſt, dich zur Ordnung und Sparſamkeit zu gewöhnen! Betrachte das wilde Chaos dieſes Zimmers! Deine Bequemlichkeit hat hier eine Saat ausgeſtreut, von der du nichts erndteſt, als den Spott und die Verachtung jedes Menſchen, der ſie erblickt! — Ach, mir iſt dieſer Wirrwar ſo widrig, daß ich keine frohe Stunde habe und die Luſt am Leben verliere! —

Mariane ward gerührt. Sie warf uns Gulden auf den Tiſch und ſich ihrem Gatten um den Hals. „Verzeihe mir, Wilhelm!“ ſagte ſie reuig: „Ich erkenne meine Fehler und will mich beſſern.“ —

Indem ſie ſo ſprach, ward ſtark an die Thür geklopft. Sie riß ſich aus den Armen ihres Mannes und flog in ein Nebenzimmer.

Viertes Kapitel.

Der chriſtliche Mann.

„Herein!“ rief der Secretär und wiſchte ſchnell eine Thräne vom Auge.

Die Thür ging einige Zoll breit auf und ein alter, häßlicher Kopf (der mit einer großen Habichtsnaſe, dicken, borſtigen Augenbraunen und einem langen, ſpitzen Kinne verziert und mit einer Drahtperücke, voll kleiner, verroſteter Löckchen bedeckt war) ſchob ſich haſtig durch die Oeffnung.

„Immer näher!“ ſagte der Secretär mit einem freundlichen Tone, der aber nicht aus dem Herzen zu kommen ſchien.

Jetzt zeigte ſich eine hagere männliche Geſtalt in einem abgenutzten rothen Plüſchrocke, deſſen Schnitt vor hundert Jahren modiſch geweſen war. Sie hielt in einer Hand ein Blatt Papier und in der andern ein ſpaniſches Rohr, auf welchem ein meſſingener Vogel als Knopf ſaß. Er gehörte, nach dem Anſehen des Schnabels und der Klauen, zum Geſchlechte der Raubvögel, und ſo hatte ſich denn auch hier, wie immer, Gleich und Gleich geſellt; denn ſein Beſitzer war — Herr Hamſter.

Der Secretär bot ihm einen Stuhl. „Setzen Sie ſich, lieber Mann! Wie gehts Ihnen?“

Hm! wie ſoll's gehen! Schlechte Zeiten!

„Ueber welche Sie doch nicht klagen werden! Die ſchlimmſten ſind für Sie die beſten. Jeder braucht und ſucht Geld.“

Ei wohl! Davon kann ich ſelbſt ein Liedchen ſingen. Ich bin heute ſo bettelarm, daß ich Laub und Gras eſſen möchte.

„Loſer Mann, verſündigen Sie ſich doch nicht ſo ſehr an der heiligen Wahrheit!"

Was ich Ihnen ſage, Herr Secretär! Ich wäre ſonſt noch nicht zu Ihnen gekommen.

„Sie ſollen mich auch nicht mit leeren Händen wieder verlaſſen; aber, leider! bin ich heute nicht im Stande, meine Schuld ganz zu tilgen."

Ach, ſo bin ich ein geſchlagener Mann! rief Hamſter und verdrehte wie ein Verzweifelnder die Augen. Er hatte gewiſſer Maßen Recht; denn indem er dieß ſprach, ſchlug er ungeduldig ſeine Spindelbeine mit der Vogelſtange.

„Ich will Ihnen jetzt," ſagte der Sekretär, den vierten Theil bezahlen."

O du mein Himmel! Was ſoll ich damit anfangen?

„Beruhigen Sie ſich! Ich bin Ihnen ſicher genug, und werde Sie wegen des Verzugs entſchädigen."

Das können Sie nicht, mein guter, goldner Herr Sekretär! Das können Sie, fürwahr! nicht. Ich leide, wenn ich nicht mein Kapital völlig erhalte, einen unerſetzlichen Verluſt.

„Sie ſcherzen. Ich erbitte mir nur einen Monat Nachſicht, und will mich dafür mit fünf Thalern abfinden."

Gehorſamer Diener! rief Hamſter, vom Stuhl aufſpringend, mit rauher, heftiger Stimme: Nein, nein; ich brauche mein Geld, und bin kein Wucherer, daß Sie es wiſſen! —

„Wer ſagt das? Was ich Ihnen anbot, iſt eine freiwillige Erkenntlichkeit unter vier Augen. Meine linke Hand ſoll nicht erfahren, was die rechte thut."

Immmerhin! Ich kann, mit Einem Worte, das Meinige nicht entbehren, und wenn Sie mir es nicht augenblicklich von Heller zu Pfennig wieder erſtatten, ſo muß ich gerichtliche Maßregeln ergreifen.

„Sie ſind heute bei übler Laune. Kommen Sie her! Hier haben Sie fünf und zwanzig Thaler in Abſchlag auf das Kapital, und überdieß zehn Thaler aus gutem Herzen. Machen Sie ſich dafür einen frohen Tag, und trinken Sie auf meine Geſundheit!“ —

Plötzlich brach jetzt auf Hamſters umwölktem Antlitze die Sonne der Freundlichkeit wieder hervor. Er zuckte die Achſeln und ſagte: Lieber Herr Sekretär, was kann ich mit Ihnen machen? Ich laſſe mir, wenn es nicht anders iſt, Ihren Vorſchlag gefallen; denn ich bin ein chriſtlicher Mann, der ſeine Nebenmenſchen nicht drückt. —

Er hamſterte jetzt mich und meine Brüder zuſammen, und empfahl ſich mit den tröſtlichen Worten: Ueber vier Wochen hab' ich die Ehre, Ihnen wieder aufzuwarten.

Fünftes Kapitel.

Die Hamſterhöhle.

Wir wurden von dem alten Satan in einem ledernen Sacke hinweg geführt und ſahen weder Weg noch Steg. Ich will hier Ein Mal für immer — damit man in der Folge mich und meine Geſchichte des Widerſpruchs und der Unwahrſcheinlichkeit nicht beſchuldige — ein Wörtchen über die Beſchaffenheit meiner Augen ſagen. Bisweilen dringen ſie durch Pfoſten und Mauern, und zu andern Zeiten bin ich ſo kurzſichtig, daß ich, wie die Herren der Mode, zwei Brillen brauchen möchte. Ich bemühe mich dann vergebens, durch die ſchwächſte Hülle zu ſchauen. So ſchlug mich denn auch Hamſters Geldkatze mit Blindheit; aber ich hörte — denn meine Ohren verſagen mir nie ihre Dienſte — daß er laut mit ſich ſelbſt ſtritt und ſich einen gutherzigen Narren ſchalt. Er rechnete dazwiſchen, und immer lebhafter ward der Zank mit ſeinem Ich. Am Ende geriethen ſie ſogar mit einander ins Handgemenge. Ich hörte bei den Worten: „Dummkopf, da iſt dein Lohn, daß du nicht fünf Thaler mehr ertrotzt haſt!“ einen Backenſtreich ſchallen.

Bald darauf klirrten und raſſelten Schlüſſel, Hängeſchlöſſer und Riegel, als ob eine Feſtung geöffnet würde. Drei oder vier Thüren wälzten ſich ſchreiend in ihren altroſtigen Angeln. Jetzt waren wir in der Hamſterhöhle angelangt, und konnten ſie, da wir entſackt und mehrmals gezählt wurden, mit Muße betrachten.

Sie befand ſich in einem dunkeln Hintergebäude, und enthielt kaum ſo viel leeren Raum als der Käfich eines Papagei's. Ihre Wände waren ſchwarz wie ein Schornſtein und mit Rechnungen bekritzelt. Zwei lahme Stühle, die auf ihren gebrechlichen Füßen nicht mehr ſtehen konnten, lehnten ſich daran, und wurden wegen dieſes wohlthätigen Rückenhalts von einem hundertjährigen Tiſche beneidet, der ſich in der Mitte der Stube mit Mühe und Noth allein aufrecht erhalten mußte. Er hatte zum Glück nichts als einen Waſſerkrug und ein Stückchen ſchwarzes Commißbrod zu tragen.

Die anſehnlichſten Möbeln waren zwei eiſerne Truhen, die von mehrern großen und künſtlichen Vorlegeſchlöſſern, wie von Kettenhunden, bewacht wurden. Lips Tullian hätte ſeine Dieteriche vergebens daran verſucht. Aber der mißtrauiſche Wucherer mochte dennoch, wenn er ausging, befürchten, daß ein liſtiger Dieb dieſe Schatzkäſtlein öffnen und berauben könne; denn er hatte — um bei ſeiner Zurückkunft ſogleich zu entdecken, ob ein ſolcher ungebetener

Gaſt da geweſen ſey — zwiſchen die Deckel derſelben kleine Papierſpänchen geſchoben, die bei der leiſeſten Berührung herabfallen mußten. Er war jetzt eben, mit der Brille auf der Naſe, im Begriff, dieſe todten Schildwachen zu viſitiren, als die Thürklingel ſeines Vorhauſes ſchallte. Behende warf er über mich und meine Konſorten ſein Schnupftuch. Da aber der Zahn der Zeit viel Fenſter hineingenagt hatte, ſo konnten wir deutlich ſehen, daß er eine alte, roſtige Hellebarde, wie die Nachtwächter führen, ergriff, und ſo bewaffnet hinaus ging, den Ankömmling zu empfangen.

Sechstes Kapitel.

Die gezwungene Anleihe.

„Guten Tag, Papachen!“ rief eine raſche Stimme: „Thu deine Mammonskaſten auf; ich brauche Geld!“

Wie immer! — brummte der Wucherer mürriſch: Doch heute kann ich damit nicht dienen. Leben Sie wohl!

Aber der Kunde ließ ſich an der Thür nicht abweiſen, ſondern drängte ſich ſcherzend und lachend mit ihm in die Stube. Es war ein ſchöner, junger Mann in Uniform. Er faſelte keck herum und ſchwor unzählige Mal, daß er Geld haben müſſe, und nicht eher von dannen gehe. Hamſter vermaß ſich dagegen, er ſey keines Hellers mächtig, und hielt ſich immer mit dem Rücken gegen den Tiſch, um ſeine da verborgenen Schäfchen nicht entdecken zu laſſen.

Der ſchlaue Offizier errieth aber bald den Grund dieſer ängſtlichen Bewegungen, und ſpießte ſchnell mit ſeinem Stocke das Tuch auf. Er ſchwang es hoch, wie eine

Siegesfahne und rief mit lautem Gelächter: „Sieh, du alter, lügenhafter Schalk, wie ich dich hier ertappe! Gib die armſeligen paar Gulden nur her; ich bin vor der Hand damit zufrieden.“ —

Nun halfen weiter keine Ausflüchte. Der Wucherer verlieh uns aber nicht länger als auf vierzehn Tage, und ließ ſich ſtatt der fünf und dreißig Thaler, die wir ausmachten, fünfzig verſchreiben. Der Offizier fertigte den Schuldſchein mit der heiterſten Miene, pfiff einen engliſchen Tanz und hüpfte davon.

Siebentes Kapitel.

Lottchen.

In ſeiner Wohnung fand er eine kleine Geſellſchaft von Schuſtern, Schneidern, Weinſchenken und Pferdeverleihern, die theils Rechnungen überreichten, theils mit ſtummen Bücklingen mahnten. Er gab Jedem ein freundliches Wort und in Abſchlag einige Thaler. So ward ich von meinen bisherigen Gefährten getrennt. Mir gefiel der luſtige Lieutenant beſſer, als jene Patrone. Ich ſchlüpfte deßhalb, um nicht in ihre Hände zu fallen, in ſeiner Taſche immer tiefer hinab, und es gelang mir, nebſt zwei Kompanen, darin zu bleiben.

Aber unſer Kleeblatt ward doch bald nachher im nächſten Italienerkeller zerriſſen. Einer von uns mußte dort eine Flaſche rothen franzöſiſchen Wein bezahlen, der bei Meißen gewachſen war.

Als ſie der Offizier ausgeſtochen hatte, ging er weiter. Da wir in der Taſche ſeines feſtgeſchnürten Gilets ganz am Boden wohnten, und uns daher alle Ausſicht abgeſchnitten war, ſo wußten wir nicht, wohin er ſeinen Weg nahm. Er ſtieg einige hölzerne Treppen hinauf, öffnete raſch, ohne ſich vorher durch Klopfen anzumelden, eine Thür, und eine zarte weibliche Stimme hieß ihn willkommen.

Wir vermutheten Anfangs, daß dieſe Dame ſeine Schweſter ſey; denn er dutzte ſie, und ſie dutzte ihn wieder. Doch bald vernahmen wir ein Geräuſch feuriger Küſſe, bemerkten auch andere Liebkoſungen, die unter Geſchwiſtern nicht üblich ſind, und hatten zuletzt ſehr entſcheidende Gründe, das zärtliche Frauenzimmer (welches wir Lottchen nennen hörten) für ſeine Gemahlin zu halten. Indem wir uns ganz davon überzeugt glaubten, zog er uns plötzlich aus der Taſche, ſchob uns in das Bändergewühl eines zierlichen Körbchens und nahm Abſchied.

Achtes Kapitel.

Ich ſoll an den Pranger geſtellt werden.

Als ihm Lottchen das Geleite gegeben hatte, machte ſie ſich eilend über das Körbchen her und kramte ſo lange darin, bis ſie uns fand.

„Wie?“ rief ſie erſtaunt, und ihre ſchwarzen Augen funkelten zornig: „Zwei elende Gulden! Was denkt der Menſch? — Er ſoll mir nicht wieder über die Schwelle kommen! Und, Andern zum Schrecken, will ich dieſe zwei armen Sünder öffentlich an den Pranger ſtellen.“

Uns war bei dieſer Drohung nicht wohl zu Muthe. Man hätte der kleinen, artigen Nymphe gar nicht angeſehen, daß ſie ſo böſe ſeyn könne. Sie ging, immer noch ſcheltend, aus dem Stübchen (das nicht viel beſſer, als das Zimmer der Frau Secretärin in Ordnung war) und kam bald — man denke ſich unſer Entſetzen! — mit einem Hammer und einer Pfrieme zurück.

Sie ergriff meinen armen Geſellen, legte ihn auf den Fußboden, ſchlug ihm die Pfrieme mitten durch den Leib und heftete ihn dann ſo ſchimpflich an die Thür, wie die Kaufleute falſche Münzen auf den Ladentiſch nageln, oder Jäger gefangene Raubvögel an Thorwegen kreuzigen. Nach dieſer grauſamen That jubelte ſie laut und ſtreckte nun auch nach meiner Wenigkeit die Hand. Aber in dieſem Augenblicke regierte ſie ein guter Geiſt und bewog ſie zur Schonung. Sie faßte mich ſanft, betrachtete mich mit Wohlgefallen und ſprach: „Er iſt ſo blank und ſchön! Ich will ihm ſein junges Leben gönnen. Jene Beſchimpfung iſt hinreichend, die Knicker zu bekehren oder zu verſcheuchen. Warum ſollt' ich noch Dieſen zum Ueberfluß aufopfern? Er kann mir doch allenfalls ein Paar Handſchuhe verſchaffen.“

Sie kleidete ſich bald nachher an und trug mich in ein Kaufmannsgewölbe.

Neuntes Kapitel.

Die untreuen Haushalter.

„Zwei Ladenburſche ſchloßen in der Abweſenheit ihres Herrn den Handel; doch legten ſie mich nicht in ſeine Kaſſe, ſondern wurden mit einander einig, mich in ihren Nutzen zu verwenden und in die Zahlenlotterie zu ſetzen.

„Aber welche Nummern wählen wir?“ fragte der Eine. Es wird wohl am beſten ſeyn, verſetzte der Andere, wenn wir dieſen Gulden in zwei Sätze vertheilen. Dann hat jeder von uns die Freiheit, ſeine Lieblingszahlen zu brauchen. Ich meines Theils habe zwar noch keine im Sinn; allein ich hoffe, in der künftigen Nacht einige von denen zu erfahren, die zunächſt aus dem Glücksrade gezogen werden. Träume ſind in ſolchen Fällen die beſten Rathgeber.

„Verlaß dich doch nicht auf dieſe weltbekannten Lügner!“ fiel Jener ein: „Lieber wollt' ich mir bei der alten Frau dort im Eckhauſe, die von vielen feinen Leuten als eine Prophetin geſchätzt und um Rath gefragt wird, die Karte legen oder aus der Kaffeeſchale wahrſagen laſſen. Aber ich weiß mir kürzer und beſſer zu helfen: ich ſchlage die Bibel auf und die erſten die beſten Seitenzahlen entſcheiden meine Wahl.“ —

Am folgenden Morgen hatte jeder nach ſeiner Weiſe drei Zahlen ausfündig gemacht, von denen er feſt überzeugt war, daß ſie eine Terne gewinnen müßten. Beide waren aber in nicht geringer Angſt, daß ſie von dem Lotterie-Einnehmer bei der Auszahlung des Gewinns bevortheilt werden möchten. Sie berechneten deßhalb genau, wie viel ſie zu empfangen hätten, ſahen ſchon die Geldrollen vor ihren geiſtigen Augen und entwarfen mancherlei Plane, die ſie damit ausführen wollten.

In dieſer frohen Stimmung gingen ſie, ehe noch ihr Laden geöffnet ward, in ein Comtoir und überlieferten mich dem Buchhalter Fortunens, der ihnen dafür zwei Blättchen Papier und ſeinen Segen gab.

Zehntes Kapitel.

Die Zahlenlotterie.

Er ſchnellte mich verächtlich in eine hölzerne Mulde, die neben ihm ſtand und mit Münzen von hohem und niederm Range angefüllt war. Speciesthaler und Sechſer lagen in brüderlicher Eintracht beiſammen, und alle Augenblicke kamen neue Spielfreunde, die beziffertes Papier gegen Silber begierig eintauſchten. Junge Verſchwender warfen ſchwere Pakete ſo gleichgültig hin, als wären es Feldſteine; Bettler, denen der Hunger aus den hohlen Augen ſah, opferten ſeufzend mehr, als ihre Bekleidung werth war; und ſogar Kinder, die kaum über den Tiſch ſehen konnten, zählten lächelnd ihre Sparpfennige auf. So ging es den ganzen Tag, denn es war der letzte vor der Ziehung.

In der folgenden Nacht ward mir die Zeit lang. Ich machte deßhalb mit meinen Nachbarn in der Mulde Bekanntſchaft und erkundigte mich nach ihrer Herkunft. Da erfuhr ich ſeltſame Dinge. Einige ſtammten aus dem Leihhauſe, waren dort gegen den Verſatz des letzten Hemdes abgeholt und geraden Weges in die Mulde geliefert worden. Manche hatte die Spielwuth durch Einbruch und Straßenraub erbeutet. Andere erzählten von einem grauſamen Hausvater, der ſeine hungernde Familie, die ihn nur um einige Biſſen trocknes Brod gebeten, mit harten Worten und Betheuerungen, er habe keinen Heller, abgewieſen und in der nächſten Minute mehrere Thaler ins Lotto geſetzt hatte. Kurz, alle meine Nachbarn, mit denen ich ſprach, kamen aus übeln Händen und verſicherten mich, das ſey bei dieſem Spiele häufig der Fall.

Freilich wagen auch, fuhren ſie fort, brave, verſtändige Leute dann und wann eine entbehrliche Kleinigkeit; aber ihre Zahl iſt ſo klein, daß ſie ſich zu der Menge der ſchlimmen, wenigſtens unklugen Spielgenoſſen, wie Eins zu Hundert verhält. —

Ich erſtaunte über dieſe Nachrichten und äußerte die Furcht, daß wir bei ſolchen Umſtänden auch nach der Ziehung kein beſſeres Schickſal zu erwarten hätten, ſondern eben ſo böſen Herren wieder zufallen würden: aber meine Geſellſchafter, die älter und welterfahrner waren, als ich, tröſteten mich über dieſen Punkt. Von hundert Spielern, ſagten ſie, erhaſcht kaum Einer etwa einen armſeligen Auszug; tauſend Amben- und Ternenjäger ſpannen vergebens ihr Netz aus; und wer vollends Thor genug iſt, den Gewinn einer Quaterne erzwingen zu wollen, der kann allenfalls eine Grafſchaft verſpielen, ohne ſeinen Zweck zu erreichen. Daher geben ſich Leute, die ein wenig rechnen können, mit dieſem Spiele ſelten ab; denn die Vernunft lehrt, daß es eben ſo leicht ſey, ein Hirſekorn mit dem erſten Wurfe durch ein Nadelöhr zu ſchleudern, als unter neunzig Zahlen die fünf glücklichen zu errathen. —

Das bewies der Erfolg. Fortunens Eigenſinn ließ gerade nur ſolche Nummern erſcheinen, an welche faſt niemand gedacht hatte. Mehr als zweihundert Lotteriezettel, die der Einnehmer, in deſſen Gewahrſam ich mich befand, ausgefertigt hatte, taugten nach der Ziehung zu nichts, als Tabackspfeifen damit anzuzünden. Unter allen ſeinen Spielkunden hatte nur Einer zwei gültige Zahlen getroffen; aber dieſer Eine war denn auch kein gewöhnliches Menſchenkind.

Eilftes Kapitel.

Der Modenarr vom erſten Jahre des neunzehnten Jahrhunderts.

Die Ziehung war kaum vorbei, als er ſchon mit geflügelten Schritten kam, um ſich ſein gewonnenes Ambchen auszahlen zu laſſen. Ich hatte ſo ein Häschen noch nicht geſehen. Zwei Drittel ſeines Körpers waren mit erbsfarbenen Pantalons bekleidet, die an der Herzgrube begannen, ſich dann in zwei weite Säcke theilten und ſo bis zu den ſpitzen Schnabelſchuhen herabſchlotterten. Die rechte Taſche ſeines kurzen, ſeidenen Lätzchens war die Behauſung einer Uhr, die an einer goldenen Kette befeſtiget war, welche von der linken Schulter wie ein Ordensband herabhing. Das bartloſe Kinn lag wie ein Wiegenkind in einem Bette von Neſſeltuch, das ungefähr eine Rieſenſpanne hoch war und rings um den Hals eine Viertelelle im Durchſchnitt hielt. Hieran ſchloß ſich der eben ſo hohe und dicke, wie ein Pferdekummt ausgepolſterte Sammtkragen des kurzen, ſchwarzen Fracks, welcher von hinten einem ſchmalen Bergleder glich. Der borſtige Tituskopf war vorn, wie man den Schopf der Gelegenheit malet, mit Haarbüſcheln geſchmückt, die in künſtlich gedrehten Schlangenzöpfchen die Augen bedeckten, und ſich an beiden Seiten in der Waldung eines gräßlichen Backenbartes verloren, der einem Räuberhauptmann Ehre gemacht hätte. Ueberdieß trug der Geck einen ſehr kleinen, aber dicken Knüttel wie einen Commandoſtab in der Hand, und ein Paar große goldene Reife in den Ohren. Sein dreieckiger Hut, deſſen bauſchende Kokarde den Umfang einer Sonnenblume hatte, war von einer ſo unförmlichen Geſtalt, daß alle Verſuche, mit dieſem Ungeheuer auf dem

Kopſe, durch die enge Thür der Glücksbude zu ſchreiten, fehlſchlugen. Freund Titus mußte daher, wider die Gewohnheit der Herren ſeiner Gattung, höflich ſeyn und ihn abnehmen.

Indem ihm ſein Gewinn aufgezählt ward, ſah er mich aus dem Silberhaufen hervorglänzen und ſagte ſehr ſchnellzüngig: „Ich erbitte mir dieſen jugendlichen Gulden. Sein reizender Schimmer wird mir bei einer Ausgabe, die ich eben vorhabe, nützliche Dienſte leiſten.“ Der Einnehmer gewährte ihm dieſe beſcheidene Bitte ohne Umſtände.

Er eilte nun heim, entledigte ſich ſeiner Geldbürde, und trat lächelnd vor einen Spiegel von ſeltener Pracht und Größe, bei deſſen Ankauf er alle Nerven ſeines Finanzweſens angeſpannt haben mochte; denn die übrigen Möbeln waren ſehr unbedeutend.

Vor dieſem Lieblinge ſtand er einige Minuten ohne Bewegung und ſtaunte ſich an. Dann griff er nach einem Handſpiegel, um ſich von hinten zu bewundern. Er ſchien mit ſich und ſeinem Kleidermacher vollkommen zufrieden, und bewies es auf die lächerlichſte Weiſe durch Tänzerſprünge und Kußhändchen, die er ſeinem eigenen Zerrbilde zuwarf.

Zwölftes Kapitel.

Der Dichterling.

Als dieſes Affenſpiel eine gute halbe Stunde gedauert hatte, ſetzte er ſich an ſeinen Schreibtiſch und nahm ein Büchlein in die Hand, das in rothen Saffian gebunden und auf dem Schnitte vergoldet war. Er ſchlug es auf und beſchaute den Titel:

„Gedichte von Blaſius Süßling,“
mit den heiterſten Mienen, in welchen man die Vaterfreude eines jungen Autors nicht verkennen konnte. Dann fing er an, verſchiedene Gedichte ſich ſelbſt vorzuleſen. Sie waren bald an Fanny, bald an Molly gerichtet. Ich verſtehe nichts von der Dichtkunſt, und kann alſo über dieſe Minneliedchen nicht urtheilen; doch muß ich bekennen, daß mir immer eins wie das andere klang und jedes mir die traurigſte lange Weile machte. Er hingegen mochte ſich an dem ewigen Geleier von Augenſternen, Marmorbuſen und Lilienhänden außerordentlich ergötzen; denn er las wie beſeſſen, und ſo oft ein ſolcher Singſang zu Ende war, warf er ſich im Stuhle zurück und klatſchte mit Entzückung in die Hände.

Er ward endlich zu meinem Troſte ſo heiſer, daß ihm die Stimme verſagte. Dennoch war es ihm nicht möglich, ſich von dem goldnen Büchlein zu trennen: er las es ſtill bis auf den letzten Buchſtaben. Hierauf ſchrieb er einige Zeilen, brach das Blättchen zuſammen und legte mich und einen andern Gulden, den er zuvor ſauber wuſch, hinein.

Ich erhielt einen ſo glücklichen Platz, daß ich meine Neugier, das Brieflein zu leſen, befriedigen konnte. Es lautete folgender Maßen:

An den Herrn Redacteur der ** gelehrten Zeitung.

Ich gebe mir hiermit die Ehre, Ew. ꝛc. die jüngſten Kinder meiner Muſe vorzuſtellen. Haben Sie die Güte, ſie durch Ihre Zeitung der gelehrten Welt zu empfehlen, und ſich vorher durch ein Glas rheiniſchen oder burgundiſchen Nektar in gute Laune zu ſetzen.

Beharrend ꝛc.

Süßling.

Dieſen Brief ſchob er ſeinen rothgekleideten Kindlein in den Buſen und ſandte ſie wohl eingepackt an die Behörde.

Dreizehntes Kapitel.

Ein Recenſent, wie man ſie mitunter im achtzehnten Jahrhundert hatte, und nach dem alten Sprichwort vom Unkraute, wohl auch im neunzehnten haben wird.

Der Bote trabte, wie wir aus dem Gewühl von Wagen und Reitern ſchloßen, durch verſchiedene volkreiche Straßen; aber bald kam er in eine ſtillere Gegend, wo uns mancherlei üble Dünſte, die wir witterten, vermuthen ließen, daß er ſich in einem engen und unſaubern Gäßlein befinde. Hier hörten wir ein Weilchen ſeinen einſamen Zuſtritt; dann ſtieg er ſo viele Stufen hinauf, daß wir glaubten, die Reiſe gehe in den Himmel. Doch endlich klopfte er an eine Thür. Sie ward geöffnet und eine raſche Hand erbrach das Siegel unſers Päckchens. Wir befanden uns in einem engen Stübchen, das durch zwei kleine Löcher einer Dachnaſe mühſam Luft und Licht ſchöpfte.

Ich hatte mir den Herrn Redacteur ganz anders vorgeſtellt, als er war. Er ſollte, nach meinen Gedanken, wenigſtens einen Bart haben; aber ſiehe da, es war ein Gelbſchnabel, den ich, wenn er mir auf der Gaſſe begegnet wäre, für einen großen Schulknaben gehalten hätte. Ich und mein Gefährte ſchienen ihm ſehr willkommene Gäſte. Das Brieflein überſah er mit Einem Blicke und ſprach zu dem Boten: „Ich empfehle mich dem Herrn Süßling und werde ſeinen Auftrag beſtens beſorgen.“

Er that es ſogleich; doch die Art, wie er dabei verfuhr, war mir eben ſo unerwartet, als die Glätte ſeines Kinns. Ich hatte, wie ich mit Scham bekenne, in der einfältigen Meynung geſtanden, daß ein Mann — oder, wie hier, ein Junge — der ein Buch beurtheilen und empfehlen wolle, ſolches vorher mit Bedacht leſen und prüfen müſſe; aber mein milchbärtiger Kritikus zeigte mir durch ſein lehrreiches Beiſpiel, daß dieſe Weitläuftigkeit ganz unnöthig ſey. Er durchblätterte das rothe Büchlein in einer halben Minute, nahm dann ſtracks ſeinen Kiel und ſchrieb:

> „Freue dich, Deutſchland! Recenſent verkündiget dir einen hohen Genuß. — Süßling, der Petrarka unſerer Zeit, hat ſich endlich entſchloſſen, die Schätze ſeines Pultes, welche bisher nur von ſeinen Buſenfreunden in vertraulichen Stunden genoſſen wurden, der ganzen Welt mitzutheilen. Ein Geſchenk von ſolchem Werthe konnte nur ſein Genius uns machen. Die Kritik — von Entzückungen überwältiget — verſtummt."

Bei dem letzten Worte brach er in ein lautes Gelächter aus, warf die Feder hin und ſagte: Punktum! Der Narr kann damit zufrieden ſeyn. So wacker poſaunet kaum ein armer Dorfpfeifer für zwei Gulden!"

Er kleidete ſich nun an und machte ſich dieſes Geſchäft eben ſo leicht, als eine Recenſion. Die Millionen Federchen, die in ſeinen Haaren und an ſeinem Rocke hingen, waren unter ſeiner Kritik. Eben ſo wenig fand er ſich durch die ſtrickförmige Geſtalt des iſabellfarbenen Halstuches bewogen, einige Verbeſſerungsanſtalten zu treffen. Er hüllte ſich ſorglos in eine weite, braune Kutte, deren ſechsfacher Kutſcherkragen den Rücken bedeckte, und ſich ſogar bis an die Gränze der tiefern Gegend, die man nicht gern nennt, ausdehnte. Dieſes häßliche Gewand (das man, wenn ich recht gehört habe, Matin oder Schanzläufer benamſet) gab meinem Kunſtrichter das Anſehen eines polniſchen Bärenführers.

Er hatte ſchon den Hut auf dem Kopfe und die Thürklinke in der Hand, als ein Knabe die hohe Himmelstreppe heraufkam, ein verſiegeltes Paket überbrachte und ſich ſogleich wieder entfernte. Der Kritikaſter zerriß begierig den Umſchlag, fand ein Buch und — weiter nichts. Er ſchlug Blatt für Blatt um, durchſpähte jede Falte des Couverts; aber nirgends that er den erwarteten Fund. Darüber entrüſtet, warf er das Buch auf die Dielen und murrte: „Warte, du ſollſt mir's empfinden, daß du dich unterſtanden haſt, mir ſo kahl unter die Augen zu treten! Dein Verfaſſer dünkt ſich ſehr klug, und das gemeine Sprichwort vom Geſang des Brodlieds weiß er doch nicht." —

Wir lagen noch, wie vergeſſen, auf dem Schreibtiſche und konnten alſo das Thun und Laſſen des verächtlichen Burſchen ungehindert beobachten. Jetzt fielen wir ihm wieder in die Augen, und er ſchien durch unſern Anblick ein wenig getröſtet. Er ſteckte uns in die Taſche und ging eilend — in ein Branntweinhaus, wo er mit uns einen alten Schuldreſt bezahlte, um ſich neuen Kredit zu verſchaffen. Vorher aber ſprach er noch in dem Laden eines Antiquars ein und trug ihm Süßlings Gedichte zum Kauf an. „Gedichte?" — fragte der Büchertrödler mit einem mitleidigen Lächeln: „Gedichte ſind kein gangbarer Artikel. Haben Sie nicht den berühmten Rinaldo Rinaldini oder andere Räubergeſchichten? Die will ich Ihnen mit Vergnügen ablaufen: denn darum zerreißen ſich jetzt faſt die Menſchen. Aber Gedichte mag niemand umſonſt. Es iſt ewig Schade um dieſen niedlichen Band. Für den geb' ich acht Groſchen."

Mein edler Kunſtrichter nahm dieſes Schandgeld in Empfang. Der Antiquar ergriff dann ein Meſſer und fiel damit Süßlings geliebte Kinder mördlich an. „Sehen Sie," ſprach er, „da werf' ich das Poetchen aus ſeinem ſchönen Hauſe und quartiere nun einen Kalender hinein." —

Vierzehntes Kapitel.

Hochmuth und Pedanterei.

Der Mundſchenke des ehrwürdigen Kunſtrichters gab mich bald wieder aus und ich wanderte nun eine Weile durch unbedeutende Hände. Meine Herrſchaften waren gute, ehrliche Leute; aber was iſt von Schuſtern und Schneidern, Perückenmachern und Trödelweibern viel Merkwürdiges zu erzählen? Es fiel mir zwar Anfangs auf, daß eine Hauſirerin, in deren Beſitz ich einige Wochen war, bei mehrern verheiratheten Damen bloß deßwegen mit ihrem Krämchen aus- und einging, um Liebesbriefe zu beſtellen: allein man hat mich nachher verſichert, dieſe Brieftauben flögen ſo häufig herum, daß es der Mühe nicht werth ſey, davon zu ſprechen. Ich unterdrücke daher meine Beobachtungen und verſetze mich ſogleich in das Haus eines geheimen Raths, der mich aus den Händen eines Wechslers erhielt.

Die hochtönende Würde meines neuen gnädigen Herrn war zum Glück ein leerer Titel. Ich ſage wohlbedächtig: zum Glück; denn der Fürſt und ſein Land würden ſich bei den Rathſchlägen dieſes ſchwachköpfigen Kleinmeiſters ſehr übel befunden haben. Aufgeblaſener Pfauenſtolz war der Hauptzug ſeines Charakters. Sein Gang, ſeine Tracht und alle ſeine Handlungen zeugten von Selbſtverehrung ſeiner eigenen Perſon und Geringſchätzung anderer Menſchen. Er pflegte ſtets, wenn er auch nur ſpazieren ging, ſo prachtvoll und feſtlich gekleidet zu ſeyn, als ob er bei Hofe erſcheinen wolle. Sah man einen alten, künſtlich friſirten Herrn, mit einem Haarbeutel, Degen und Armhut, auf der Landſtraße oder zwiſchen Getreidefeldern gravitätiſch herumſtrotzen, ſo war es gewiß niemand anders als mein geheimer Rath.

Ich hatte bisweilen die Ehre, ihn zu begleiten, und es war für mich eine angenehme Unterhaltung, die lächerliche Steifheit ſeiner Complimente zu beobachten. Er bediente ſich dabei des platten, ſeidenen Dreiecks, das einen Hut vorſtellen ſollte, nach feſtbeſtimmten Regeln. Wenn ihm Leute vom erſten Range begegneten, zog er es langſam und feierlich unter dem Arme hervor, zeichnete damit einen weiten Luftbogen bis faſt auf die Erde, und führte es auf demſelben Umwege wieder an ſeinen Ort. Die übrigen Klaſſen der Hof-Rangordnung wurden mit einem kürzern und etwas ſchneller und nachläſſiger gezirkelten Bogen abgefunden. Gegen Perſonen vom Mittelſtande rückten Ihro Gnaden den Triangel nur einen Zoll breit vorwärts und ſchoben ihn ſogleich wieder zurück. Bürger und Handwerker aber fertigten ſie, ohne Berührung des Armhütchens, mit einem faſt unmerklichen Kopfnicken ab.

Eben ſo pünktlich verfuhr der hochmüthige Pedant bei ſeinem Briefwechſel. Er hielt eine genaue Tabelle über die Grade der Achtung, die er ſeinen gewöhnlichen Correſpondenten zu bezeigen geruhte. Es war darin bemerkt:

wann und wo er mit Reſpekt, Hochachtung oder Eſtime beharrte; und bei wem er ſich unterthäniger, gehorſamer, ergebenſter Diener oder nur Dienſtergebenſter, Dienſtwilliger, Bereitwilliger u. ſ. w. unterſchrieb. Er ſchloß nie einen Brief, ohne dieſe Tabelle vorher nachzuſchlagen. Schrieb er aber an Jemand zum erſten Male, da ward es ihm ſo ſchwer, den Schweif ſeiner Epiſtel zu künſteln, daß ihm darüber der Angſtſchweiß ausbrach. Oft ließ er ſogar einen Brief, den er nach langen Grübeleien zu Stande gebracht und auf die Poſt geſchickt hatte, plötzlich wieder zurückfodern, weil ihm eine neue Bedenklichkeit einfiel, daß er im Punkte der Höflichkeit zu viel oder zu wenig gethan habe.

Fünfzehntes Kapitel.

Reſpektwidrige Behandlung einer vornehmen Naſe.

Er bewohnte den erſten Stock eines großen Hauſes, der zwanzig Zimmer enthielt. Mit dieſem weiten Raume war aber der einſame Hageſtolz — ungeachtet er nie Geſellſchaft bei ſich ſah — nicht zufrieden: er trieb den Bewohner des zweiten Stockes durch ein höheres Miethgebot aus dem Hauſe und herrſchte nun über vierzig Zimmer, die er jährlich mit ſechshundert Thalern bezahlte. Man hätte dem alten Thoren wegen dieſer tollen und unnützen Verſchwendung einen Vormund ſetzen ſollen; doch in allen andern Stücken war er ein zäher Knicker, der ſeine Bedienten faſt verhungern ließ und keinem Armen einen Pfennig reichte. Daher kann ich mir jene Vergeudung nicht anders erklären, als daß Ihro Hausexcellenz (denn nur ſeine Domeſtiken und die für ihn arbeitenden Handwerker excellenzten ihn, ſich für zu vornehm hielten, mit andern Adamskindern unter Einem Dache zu wohnen. In dieſer Muthmaßung beſtärkt mich der Umſtand, daß er jedes Mal, wenn er ausgehen wollte, einen Lakeien als Kundſchafter, ob die Treppe rein von Menſchen ſey, voraus ſchickte, um nicht in die Verlegenheit zu gerathen, den Gruß eines Hausgenoſſen erwiedern zu müſſen.

Er vermied ſorgfältig, mit Leuten von niederm Stande das kleinſte Wörtchen zu wechſeln. Daher ließ er zum Beiſpiel dem Barbiergeſellen, der ihn bediente, ſtrenge verbieten, guten Tag oder Adieu zu ſagen. Er mußte eben ſo ſtumm kommen, den Bart ſcheeren und wieder gehen, wie das bekannte Barbiergeſpenſt in den Volksmährchen der Deutſchen.

Eines Tages erſchien ein Neuling, der noch nicht die Gnade gehabt hatte, den Herrn geheimen Rath einzuſeifen. Der Gebrauch ſeiner Zunge war ihm von den Bedienten im Vorzimmer unterſagt worden; er gab alſo keinen Laut von ſich, und es ging Anfangs alles trefflich und gut. Als er aber mit ſeinem Meſſer in die Gegend zwiſchen Mund und Naſe kam, ſchien ſeine Methode meinem Herrn äußerſt zu mißfallen. Er verzerrte grimmig ſein Antlitz und orgelte ſogar vor Verdruß mit den Füßen. Allein der Burſch bemerkte dieſe ſtummen Ausbrüche von Unmuth entweder nicht, oder ließ ſie ſich nicht anfechten; kurz, er that, was ſeines Amtes war, und trat ſchweigend ab.

Stracks zog der geheime Rath die Klingel und befahl dem kommenden Bedienten, daß er den Chirurgus, bei welchem der mißfällige Geſell in Dienſten ſtand, ſogleich herbei holen ſolle. „Sagt ihm,“ rief er dem forteilenden Bedienten nach, „daß ich ihn augenblicklich erwarte.“

Der Wundarzt kam athemlos gelaufen und fragte, was zu hohem Befehl ſtehe.

„Ordnen Sie doch an,“ ſagte der geheime Rath ernſt und mürriſch, „daß mich Ihr Geſell künftig nicht mehr bei der Naſe faſſe.“

Der Chirurgus, welcher aus der Eile des Rufs einen Arm- oder Beinbruch vermuthet hatte, erſtaunte nicht wenig und antwortete mit Lächeln: Ich werde dieſe Unſchicklichkeit abſtellen. Aber warum wählten Ihro Gnaden nicht den kürzern Weg, ſie dem ungelenken Burſchen ſofort ſelbſt zu verbieten? —

„Hm!“ verſetzte der Rath und warf die beleidigte Naſe hoch auf: „Ich pflege mit ſolchen Leuten nicht zu ſprechen.“ —

Sechzehntes Kapitel.

Die Hausexcellenz in der Klemme.

Dieſes Naſengeſchichtchen ſtellt den ganzen Mann ſo lebhaft dar, daß ich mich der Mühe überheben kann, ſein Konterfei weiter auszumalen. Ich eile daher zu der Erzählung des tragi-komiſchen Vorfalls, der mich von ihm trennte.

Er ſetzte nie einen Fuß vor die Thür, ohne ſich von zwei Nachtretern in Livree begleiten zu laſſen. Sogar auf den einſamſten Spazierplätzen vor den Thoren der Stadt, wo man oft ſelbſt den Fürſten ohne Gefolge ſah, trabten ſeine Schatten hinter ihm her. Dieſe prunkende Geleitſchaft unterblieb nur dann, wenn er in der Dämmerung des Abends eine alte Geliebte beſuchte, die er am äußerſten Ende der entlegenſten Vorſtadt, wo die

Zimmermiethe ſpottwohlfeil war, in freier Wohnung unterhielt. Wieder ein feiner Zug ſeines Charakters! Er ſelbſt wohnte, bequemer als ein König, in zwei Geſchoſſen eines Palaſtes, und die Dame ſeines Herzens mußte ſich mit einem elenden, dunkeln Kämmerchen begnügen.

An einem düſtern, regenhaften Tage trieb ihn Amor auch zu ihr hinaus, und es war ſchon völlig Nacht geworden, als er nach der Stadt zurückging. Da trat plötzlich in einer öden Gegend ein Mann von wildem Anſehen hinter einer Gartenmauer hervor, ſtellte ſich ihm in den Weg und ſagte: „Gnädiger Herr! Armuth und Verzweifelung dringen mich, Sie um eine Gabe zu bitten."

Der geheime Rath erſchrack, wich einen Schritt auf die Seite und ſchmählte: Haltet mich hier nicht auf! Ich habe kein Geld bei mir und das Betteln iſt verboten.

„Ach!" ſeufzte der Arme: Noth kennt kein Verbot. Ich bin kein gewöhnlicher Gaſſenbettler; ich erniedrige mich heute zum erſten Male dazu. Aber was thut man nicht, um ein krankes Weib und ein Häufchen kleiner Kinder, die nach Brod ſchreien, zu erquicken!" —

Geht und arbeitet! ſchnaubte mein Herr.

„Das hab' ich bisher aus allen Kräften gethan; doch ein armer Taglöhner, was kann der zurücklegen? — Im Begriff, ein nahrhaftes Handwerk zu lernen, ward ich, leider! in meinem ſechszehnten Jahre gezwungen, der Trommel zu folgen. Nun bin ich ein elender, zum Krüppel geſchoſſener und verabſchiedeter Soldat, und kann jetzt nicht einmal mehr ein Stück Arbeit außer dem Hauſe ſuchen, weil mein ſterbendes Weib und meine ſieben hülfloſen Würmchen jeden Augenblick meines Beiſtandes bedürfen. — Ach, gnädiger Herr! mein Jammer iſt ſo groß, daß ein Glücklicher, wie Sie, keine Vorſtellung davon hat!

Ich beſitze keinen rothen Heller; ich und alle die Meinigen haben ſeit vier und zwanzig Stunden keinen Biſſen gegeſſen; und überdieß droht unſer unbarmherziger Wirth, dem wir Miethzins ſchuldig ſind, uns morgen früh gerichtlich aus dem Hauſe werfen zu laſſen."

Was geht mich das alles an? Ich kann Euch nicht helfen.

„Sie können nicht?" — rief der Soldat: „Ha! durch dieſe Sprache läſtern Sie Gott, der Sie ſo reich machte! — Sie und Ihre Umſtände ſind mir bekannt. Es iſt Ihnen ein Leichtes, neun unglückliche Menſchen durch ein paar Thaler vom nahen Verderben zu retten. Haben Sie Mitleid, erbarmen Sie ſich!"

Seyd Ihr toll? ſchrie der geheime Rath: So ein unverſchämter Bettler iſt mir noch nicht vorgekommen! Wer hat Euch denn Weib und Kinder auf den Hals gezwungen? Nun ſollen andere ehrliche Leute ſie ernähren; aber ich für meine Perſon fühle keinen Beruf dazu. Kurz, Ihr bekommt nichts, mit einem Worte, nichts! —

Der Soldat blickte wild umher, hob dann die Augen und Hände gen Himmel und flehnte: „Gott, du kennſt mein tiefes, unverſchuldetes Elend! Verzeihe mir eine That, zu der mich dieſer Unmenſch zwingt, den du mit Reichthum und Wohlthaten überhäufteſt!" — Hierauf ſprang er dem geheimen Rathe, der indeſſen von dannen eilte, wie ein Tiger nach, faßte grimmig ihn an der Bruſt und forderte mit einem dumpfen, ſchrecklichen Tone ſeine Börſe.

Mein Herr ſchnappte, wie ein Fiſch auf dem trocknen Lande, nach Luft. Schrecken und Angſt lähmten ſeine Zunge: er ſtrebte vergebens, nach Hülfe zu ſchreien. Es war auch nicht rathſam; denn der Unglückliche rief ihm ins Ohr:

„Sobald Sie laut werden, ſind Sie ein Kind des Todes! Ich habe den Rabenſtein nun einmal verdient." —

Dennoch ergab ſich der bedrängte Geizhals, der einen vollen Beutel in der Taſche hatte, nicht ſogleich, ſondern griff nach ſeinem kleinen Hofdegen, um ſich damit zu vertheidigen. Darüber lachte der Kriegsknecht wild auf, brach die ärmliche Waffe, indem ſie ſich noch weigerte, die friedliche Scheide zu verlaſſen, über dem Knie entzwei, packte ſeinen Gegner an der Gurgel und ſchwor fürchterlich, ihn auf der Stelle zu erdroſſeln, wenn er nicht, durch unverzügliche Auslieferung ſeiner Börſe, der Sache ein Ende mache.

Zögernd und zitternd überreichte jetzt der geheime Rath ſein ſchweres Geldnetz. Der Soldat nahm ungefähr vier oder fünf Gulden (unter denen ich mich befand) heraus, warf ihm dann den Beutel, in welchem noch zehnmal ſo viel zurück blieb, vor die Füße und eilte fort.

Geht nur, geht! rief Jener ihm nach! Ihr ſollt dem Henker nicht entlaufen!

Der Soldat wandte ſich und ſagte: „Ich traue Ihnen zu, daß Sie ſich freuen würden, mich auf's Schaffott zu liefern. Wohlan, thun Sie Ihr Beſtes, mich aus der Schaar meiner Unglückskameraden, die ihr Blut für das Vaterland vergoſſen und im Alter verhungern müſſen, herauszufinden! Ich verliere kein Wort um mein Leben: es war mir längſt zur Laſt." —

Siebzehntes Kapitel.

Das Schloß vor dem Munde.

Er eilte nun zum nächſten Bäckerladen und kaufte Brod. Ich hätte gern das Verdienſt gehabt, eine hungernde Familie zu ſättigen; allein ich erhielt dieſe Beſtimmung nicht, und mußte nun erwarten, das Eigenthum des herzloſen Menſchen zu werden, der dieſen Unglücklichen kein Obdach gönnte.

Wie ſprangen und jauchzten die armen Kinder, als der Vater erſchien und Brod austheilte! Es war ein herrliches Schauſpiel, ſie eſſen zu ſehen. So ſchmeckt es euch nie, ihr reichen Schwelger, wenn ihr auch die theuerſten Leckereien aus allen Welttheilen und eure Köche aus Frankreich verſchreibt! — Schränkt eure üppigen Tafeln ein und ſendet, was ihr dadurch erſpart, in die Hütten der Armen: ſo werdet ihr eurem Magen mehr Eßluſt und eurem Herzen das Gefühl guter Thaten verſchaffen! —

Der unglückliche Vater weidete ſeine Augen an der Freude ſeiner geſättigten Kinder. Sie ſchliefen vergnügt ein; ihn aber floh, von dem Gedanken an ſeine That verſcheucht, der wohlthätige Schlaf. Sie erſchien ihm in der Grabesſtille der Nacht wie ein furchtbares Geſpenſt, und trieb ihn raſtlos aus einem Winkel in den andern. Er ſeufzte, weinte, warf ſich auf die Knie und rang betend die Hände. Doch die erſten Lichtſtrahlen des Morgens beruhigten ihn. Er ſchlummerte einige Stunden und ging dann aus, um ſeine Stubenmiethe zu bezahlen.

Sein Hauswirth war ein kleines Männchen, mit einem häßlichen, hämiſchen Geſichte. Bekleidet eine große Meerkatze mit einem ſteifen, brandgelben Rocke, ſetzt ihr eine Beutelperücke auf und ſteckt ihr einen kurzen Degen mit einem Griff von Porzellan an die Seite, ſo habt ihr ein treues Nachbild von ihm.

„Was wollt Ihr?“ rief er rauh und polternd ſeinem Schuldner entgegen: „Ihr kommt doch nur, um mir Eure alten Klagelieder verzuwinſeln und um Nachſicht zu bitten! Ich kann mich nicht aufhalten; ich muß nach Hofe. Aber vorher will ich Euretwegen einen andern Gang thun; denn — Ein Wort für tauſend! — ich leide durchaus länger kein Bettelvolk in meinem Hauſe.“ —

Herr Hof-Intendant, ſagte der Arme, Sie verfahren ſehr hart mit mir! Haben Sie denn die vorigen Zeiten ganz vergeſſen? Unſere Aeltern waren Nachbarn und an Stand und Armuth ſich gleich. Wir gingen mit einander in die Schule und theilten manche Freude und manchen Biſſen Brod. Ach, wie hat ſich das alles geändert! Ich mußte die Muskete tragen; Sie aber blieben wegen Ihrer kleinen Statur verſchont, wurden Bedienter, Schreiber, heiratheten eine reiche Wittwe und ſchwangen ſich oder — krochen zu einer Stelle empor, die Ihnen jährlich gegen zweitauſend Thaler einträgt.

„Nun? Was ſoll das alles ſagen?“ fiel der Intendant mit Heftigkeit ein.

Das ſoll es ſagen, antwortete der Soldat mit feſter und erſchütternder Stimme, daß Sie ein übermüthiger, menſchenfeindlicher Mann ſind! Ein aufgedunſener Glückspilz, der ſich ſeiner niedern Herkunft nicht mehr erinnnert und ſich vor ſeinem eigenen Gewiſſen nicht ſchämet, einen blutarmen Mann zu drücken, der ehemals ſein Spielgeſell war, und zu eben derſelben Zeit für den Fürſten und das Vaterland ſtritt, als der gegenwärtige Herr Hof-Intendant einem Kammerjunker die Schuhe putzte! — Pfui! mich reuet jedes demüthige Wort, das ich vor den tauben Ohren eines ſolchen Menſchen verlor! Hier, mein Herr, ſind die elenden zwei Thaler, um die Sie mich ſo unbarmherzig gequält haben! Ich bin Ihnen nun keinen Heller mehr ſchuldig und ſuche mir ſogleich ein anderes Quartier; denn mich ſchaudert, unter dem Dache eines Menſchenfeindes zu wohnen. —

Bei dieſen Worten flog ich, nebſt zwei andern Gulden auf den Tiſch, und der Soldat eilte hinweg. Dem Intendanten hatte die unwillkommene Erinnerung an die vergeſſene Schuhbürſte ein Schloß vor den Mund geworfen. Er murmelte nur einige unverſtändliche Worte in ſich hinein, ſtrich uns in ſeine Taſche, und ging — wie er zu ſagen pflegte — nach Hofe.

Achtzehntes Kapitel.

Ein gutes Hausmittel gegen den Hochmuth der Großen.

Nach Hofe! Eine prahlende Redensart, die aber hier, in die Sprache der Wahrheit überſetzt, nichts weiter hieß, als in den Hof des fürſtlichen Schloſſes, wo er in einem düſtern, kühlen Gewölbe ſein Weſen trieb. Ich erwähne der kellermäßigen Beſchaffenheit dieſes Gemachs nicht ohne Grund. Sie hat, wie die Folge zeigen wird, einen wichtigen Einfluß auf meine Geſchichte.

Er bot drei jungen Herren, die ſchon hinter ihren Tintefäſſern ſaßen, einen guten Morgen und fragte: „Sind des Herrn Hofmarſchalls Excellenz bereits im Schloſſe?“

Die Herren lächelten und ſagten: Ja wohl!

„Potz tauſend!“ rief er und bebte zuſammen: „haben Ihro Excellenz ſchon nach mir geſchickt?“

Die jungen Geſellen winkten ſich mit den Augen, und thaten, als hätten ſie ſeine Frage nicht gehört. Er wiederholte ſie mit ſteigender Angſt, und nun antworteten ſie: Nein.

„Das iſt ſchön!“ jubelte der kleine Mann, und rieb wie ein Schulknabe, den die Ruthe ſeines Lehrers verſchonte, mit luſtigen Grimaſſen die Hände. Er ſetzte ſich dann vergnügt an ſein Pult und legte mich und meine zwei Konſorten — ich weiß nicht in welcher Abſicht — vor ſich hin. Vermuthlich wollte er uns in einen eiſernen Kaſten, der zu ſeinen Füßen ſtand, verſchließen; allein wir entgingen dieſer Gefangenſchaft durch eine für ihn höchſt erfreuliche Begebenheit, die ich bald erzählen werde.

Ehe ſie ſich ereignete, verließ er auf einige Minuten das Gemach. Darauf mochten die obgedachten drei jungen Fäntchen — es waren der Herr Hofküchenſchreiber, der Herr Hofkellerſchreiber und der Herr Hofſtallſchreiber — lange gelauert haben, um ſich über ihn luſtig zu machen. Sie ſchienen mir, ſobald ich ſie ſah, von der leidigen Aufklärungspeſt, die beſonders unter der Jugend immer weiter um ſich greift, angeſteckt zu ſeyn, und die geziemende Hofmarſchallsfurcht des Intendanten etwas abgeſchmackt zu finden.

Meine Vermuthung beſtätigte ſich, indem er die Thür hinter ſich zudrückte. Da brachen ſie in ein lautes Gelächter aus und der Küchenſchreiber begann: „Ich kenne doch keinen elendern Speichellecker, als unſern Kollegen! Was das immer für ein ängſtliches Fragen nach des Herrn Hofmarſchalls Excellenz iſt!“

Unſer einer iſt froh, fiel der Kellerſchreiber ein, wenn er von der alten, mürriſchen Excellenz nichts ſieht und hört.

„Es iſt wahr,“ ſagte der Stallſchreiber, „der Hofmarſchall führt bisweilen gegen ſeine Untergebenen eine rauhe Sprache; er hat aber kein böſes Herz, und ich ſtehe dafür, er würde ſich glimpflicher betragen, wenn ihn knechtiſche Gemüther, wie der Intendant und ſeines Gleichen, nicht verdorben hätten. Kennen Sie Bürgers Mittel gegen den Hochmuth der Großen?“

Nein, ſprach der Kellerſchreiber.

„Nun, ſo will ich es Ihnen mittheilen. Es lautet ſo:

Viel Klagen hör' ich oft erheben
Vom Hochmuth, den der Große übt;
Der Großen Hochmuth wird ſich geben,
Wenn unſre Kriecherei ſich gibt.“

Neunzehntes Kapitel.

Sechs Pagen treten auf.

„Was gibts?“ fragte der Intendant, der eben jetzt mit einem ſo heitern Geſichte, wie der lieblichſte Maitag, zurück kam und das letzte Wort des Stallſchreibers gehört hatte.

Es gab nichts, antwortete Dieſer, als ein paar goldene Verſe aus Bürgers Gedichten. Kann ich auch Ihnen etwa damit aufwarten?

„Mit dem Golde, ja!“ verſetzte der Intendant: „aber mit den Verſen bleiben Sie mir vom Halſe! Ich liebe, wie bekannt, ſolche Tändeleien nicht. — Wiſſen Sie etwas Neues?“

Nun?

„Des Herrn Hofmarſchalls Excellenz ſind, wie ich von den Lakaien im Vorzimmer vernommen habe, heute bei ſehr guter Laune.“

Dieſe wichtige Botſchaft ward keiner Antwort gewürdiget. Er ſchien aber dieſe ſtille Beſchämung nicht zu fühlen, ſondern ſetzte ſich wohlgemuth an ſeinen Ort, und ließ ſeine Feder ſo gewaltig arbeiten, daß man ihr Knarren in einer Ferne von zwanzig Schritten hören mußte.

Sein Amts- und Dienſteifer blieb nicht unbelohnt. Es kam ein alter Jäger, der theils in der Hand, theils in der Jagdtaſche ſechs Haſen trug und den Herrn Hof-Intendanten ſprechen wollte. Das fleißige Männchen ſprang behende von ſeinem Stuhl auf und fragte, was er bringe. „Dieſe ſechs Haſen,“ antwortete der Forſtmann, „die ich Ihnen auf Befehl des Herrn Hofmarſchalls, deſſen Revierjäger ich bin, übergeben ſoll.“

Es wäre ſehr überflüſſig, die frohe Beſtürzung des Empfängers mit einem Aufwand von Worten zu beſchreiben; denn jeder meiner Leſer hat doch wohl irgend ein Mal ein Kind geſehen, dem Mamachen eine ſchöne Puppe vom Weihnachtsmarkte mitbrachte. Gerade ſo ſtand er mit offnem Munde da, und ſtreckte freudetrunken ſeine Hände den Haſen entgegen. Eine volle Minute war er vor Entzücken ſprachlos. Dann fing er an zu ſtammeln: „Welche hohe Gnade! Womit hab' ich Unwürdiger ſie verdient? Ich thue meine Schuldigkeit und bin übrigens, wie die Schrift ſagt, ein unnützer Knecht.“

Was weiß ich davon! ſagte der Jäger lächelnd: Ich befolge das Geheiß meines Herrn, und damit holla! Machen Sie doch wegen der paar Häschen keinen ſo langen Senf!

„Nun, ich will jetzt ſtumm ſeyn:“ verſetzte Jener: „ſtumm, wie eine Wand, aber ich behalte mir vor, Seiner Excellenz meinen unterthänigſten Dank abzuſtatten. Leg' Er indeſſen, mein guter, lieber Mann, die kleinen Närrchen hier in mein Kabinet.“

Ho, ho! ſo klein ſind ſie eben nicht! fiel der Weidmann haſtig ein: Es ſind zwei tüchtige Rammler darunter, über deren Größe die Excellenz ſelbſt erſtaunte.

Der Einwurf des Grünen ſetzte den Brandgelben in Schrecken und Angſt. Er ward erſt roth, dann blaß, und entſchuldigte ſich ſtotternd: es ſey ihm nicht in die Gedanken gekommen, die edeln, vortrefflichen Haſen zu tadeln; man pflege vielmehr im Gegentheil oft Dinge, die man ſehr angenehm und liebenswürdig finde, klein zu nennen, und in dieſem Sinne habe denn auch er von den ehrenwerthen Haſen geſprochen. Da jedoch dieſe Vertheidigung ſeine Furcht, wegen jenes mißverſtandenen Schmeichelwörtchens bei ſeinem hohen Gönner angeſchwärzt zu werden, nicht völlig beruhigen, und es ihm deßhalb räthlich ſcheinen mochte, ſich der Verſchwiegenheit des alten Nimrods durch ein anſehnliches Trinkgeld zu verſichern: ſo drückte er ihm mich und meine beiden Geſellen in die Hand. Der Waldmann ſtutzte über dieſes anſehnliche Geſchenk und betheuerte himmelhoch, daß er es nicht annehmen werde; allein bei dergleichen Gelegenheiten pflegen die meiſten Menſchen, wenn ſie auch in allen andern Fällen die unbiegſamſten Starrköpfe ſind, am Ende nachzugeben. Der Jäger machte von dieſer Regel keine Ausnahme, und trug uns frohen Muthes in ſein Forſthaus, das nur einen Büchſenſchuß weit von dem Landgute des Hofmarſchalls entfernt lag.

Zwanzigſtes Kapitel.

Die Geſellſchaft der ſechs Haſen wird durch einen ſiebenten vermehrt.

„Heute hab' ich in der Stadt gute Geſchäfte gemacht!“ rief der Förſter ſeiner Frau entgegen: „Sieh, Mutter, meine ſechs Haſen, für die ich weder einen rothen Pfennig, noch einen Dank erwarten konnte, haben mir drei harte, blanke Gulden erworben! Und das begab ſich ſo:

Ich hatte den glücklichen Einfall, nicht geraden Weges in's Haus des Hofmarſchalls zu gehen, ſondern im Schloſſe nach ihm zu fragen, und ihm, als er dort war, durch einen Hoflakeien melden zu laſſen, daß ich die befohlenen Haſen überbringe. Da kam er denn ſelbſt aus der Antichambre, beſah ſie, lobte ſie und ſagte: Tragt ſie hinunter in die Expeditionsſtube und übergebt ſie dem Hof-Intendanten! — Ich ging und fand einen kleinen, ſchnurrigen Kauz, der vor Freude ſo außer ſich war, als ob ich ihm die Schlüſſel des Himmels überbrächte. Er wollte durchaus von mir wiſſen, wie er dieſe hohe Gnade verdient habe; allein ich konnte darüber keine Auskunft geben: denn da unſere Excellenz ſonſt ſehr zäher Natur iſt, ſo war mir ihre heutige Freigebigkeit ſelbſt unbegreiflich. Am Ende braucht' ich noch einen kleinen Kunſtgriff, um ein gutes Gratial zu gewinnen. Ich mußte nämlich dem Intendanten ein Wort auf, das man als eine Geringſchätzung meiner Haſen auslegen konnte, und ſtellte mich, ungeachtet ich wußte, daß er es nicht ſo böſe gemeint hatte, darüber beleidiget. Mein Pfiffchen ſchlug an: er ſchenkte mir, um mich wieder gut zu machen, dieſe drei Gulden."

Was du für ein kluger Kopf biſt! rief die Förſterin aus, und klatſchte jauchzend in die Hände. Sie war dem Anſehen nach eine der ſparſamen Damen, die ſogar mit ihrer Zärtlichkeit haushalten, und ſie nur dann als ein Belohnungsmittel anwenden, wenn ihr Ehekonſort auf eine unerwartete Weiſe die Wirthſchaftskaſſe bereichert: denn Anfangs empfing ſie ihren Alten froſtig und finſter; aber durch den Anblick ſeiner unverhofften Beute ward ſie plötzlich erwärmt und erheitert, und rückte zuletzt ſogar mit einem herzlichen Kuſſe heraus.

Er ſchien ſich auf ſeinen Kniff und den Beifall ſeiner

Hausehre nicht wenig einzubilden, ſtolzierte lächelnd mit großen Schritten auf und ab, und ſie fuhr fort: Dich hat, gewiß und wahrhaftig! ein guter Engel in's Schloß geleitet; denn trugſt du die Haſen, wie gewöhnlich, in des Marſchalls Haus, ſo wurde Herr Chriſtoph, oder ein anderer Bedienter damit verſchickt, und dieſe drei harten Gulden fielen ihm in die Hände. Darum bleib' ich dabei, es war ein lieber heiliger Engel im Spiele. Aber dennoch, mein Männchen, verdienſt du Lob, daß du ſeinen Winken und Eingebungen gefolgt biſt!

Gegen Abend kam Herr Chriſtoph, der auf dem Landgute des Hofmarſchalls Geſchäfte hatte, bei dem Förſter zum Beſuch und trat mit einem ſchmetternden Gelächter in die Stube. „Du biſt ein ſauberer Patron!" rief er dazwiſchen: „Wie konnteſt du, Eulenſpiegel, dich unterſtehen, ein halbes Dutzend Haſen zu verſchenken, auf die mein Herr ſchon Gäſte gebeten hatte? Das gab einen komiſchen Auftritt! Ich bin faſt vor Lachen erſtickt."

Der Jäger forderte mit Befremden eine Erklärung dieſer räthſelhaften Worte, und Herr Chriſtoph erzählte:

„Als ich geſtern Mittags im Schloſſe auf meinen Herrn wartete, kam der Hof-Intendant in den Saal geſchlichen, wo wir Domeſtiken uns aufzuhalten pflegen. Er ſchwänzelte wie des Tobias Hündlein um mich herum, klopfte mich auf die Achſel, nannte mich ſeinen lieben Herrn Chriſtoph, ſeinen werthgeſchätzten Freund und Gönner, und pries mich glücklich, daß ich dem edelſten und großmüthigſten Herrn unter der Sonne diene; ich ſey aber auch, ſetzte er witzelnd hinzu, dieſes Hauptgewinns in der Bedienten-Lotterie vor Tauſenden würdig geweſen. — Hm! dacht' ich, wozu mag dich wohl dieſe Schlange verführen wollen? und öffnete ſchon den Mund, mich nach der Veranlaſſung ſeiner Schmeicheleien zu erkundigen; aber plötzlich trat jetzt der Hofmarſchall aus dem fürſtlichen Vorzimmer. Der Fuchsſchwänzer kroch ihm entgegen und ſchnitt einen Bückling, als ab er ihn anbeten wolle. Was gibt's? fragte mein Herr in einem barſchen Tone; denn er iſt dem Schmeichler überhaupt nicht gewogen. — Ich wollte, antwortete das Männlein mit dem Katzenbuckel, Eurer Excellenz meinen unterthänigſten Dank abſtatten. — Wofür? brummte der Hofmarſchall. — Für die ſechs koſtbaren Haſen, die Hochdero Jäger .... Sie ſind der ſiebente! fiel ihm mein Herr haſtig in's Wort: Wahrlich! der ſiebente, wenn Sie Ihre ſechs Brüder für ein Geſchenk angeſehen haben. Welcher abgeſchmackte Gedanke! Ich wollte meinem alten Jäger den Weg in mein Haus erſparen und die Haſen in meinem Wagen mitnehmen laſſen; deßhalb befahl ich ihm, ſie indeſſen in Ihr Expeditionsgemach zu tragen, weil es ſo kühl wie ein Eiskeller iſt. Hat mich denn der Dummkopf vielleicht mißverſtanden, und ſie Ihnen als ein Präſent überbracht? — Jetzt war es eine Fürſtenluſt, den Beſtürzten zu ſehen! Ich konnte mir ſonſt immer keine rechte Vorſtellung davon machen, wenn ich von einem Menſchen ſagen hörte: er ſey wie aus den Wolken gefallen; aber nun weiß ich, wie einer ausſehen würde, der von den Sternen herab käme. Kein Haar anders als der Intendant! Er ſtammelte mit gelähmter Zunge: der Jäger habe ſich zwar über den Punkt, ob die Haſen eine gnädige Verehrung ſeyn ſollten, nicht deutlich ausgedrückt, aber ſehr beſtimmt und verſtändlich geſagt, daß er ſie, auf Ihro Excellenz hohen Befehl, übergeben ſolle. — Nun ja, übergeben! rief der Hofmarſchall; Ihrer Aufſicht übergeben, aber nicht Ihrem Magen! Das, Herr, iſt ein himmelweiter Unterſchied, und war von Ihrer Seite ein gewaltiger Rechnungsfehler; eine Rechnung ohne den Wirth. Doch, weil Sie nun einmal den Mund auf einen Haſenbraten geſpitzt haben, ſo nehmen Sie nur einen davon; aber greifen Sie nicht nach dem größten! — Jetzt war das muthwillige Hofvölkchen, das ſich bis jetzt an dieſer Scene ſtill beluſtiget hatte, ſeiner nicht mehr mächtig; brauſend ſprengte ſeine Lachluſt (wie ein Kammerjunker nachher ſich ausdrückte) den Damm der vor den Mund gehaltenen Tücher, und ſelbſt der Hofmarſchall ſtimmte tapfer mit ein. Was that nun der arme Sünder? — Pfui! er hatte nicht ſo viel ſtolzen Muth, als vielleicht mancher Bettler beſeſſen hätte; er ſchlug die ſchimpfliche Spende nicht aus, dankte ganz unterthänigſt dafür, und zog ab wie ein begoſſener Pudel. Ich ging ihm nach, um ihm die Haſen aus den Zähnen zu rücken. Er bat mich, einen für ihn auszuwählen, und mochte vielleicht hoffen, ich würde ſo mitleidig ſeyn, ihm den beſten zu geben; allein ich war auf den jämmerlichen Menſchen ſo erboßt, daß ich ihm das kleinſte, magerſte Ding mit Verachtung hinwarf."

Einundzwanzigſtes Kapitel.

Der Seelenverkäufer.

Mein alter Jäger lachte herzlich über dieſen Schwank; aber ſeine Frau bezeugte wenig Freude. Ein Sorgenwölkchen überzog ihr Geſicht, und kaum war Chriſtoph fort, ſo ſagte ſie ſeufzend: „Nun werden wir wohl das Trinkgeld herausgeben müſſen!"

Ei, warum nicht gar! fuhr er auf: Du haſt doch gehört, daß ich an dieſem Mißverſtändniſſe keine Schuld habe.

Was kann ich dafür, wenn ein Schwachkopf von Braten träumt! Mir ſollen meine drei Gulden zehn Pferde nicht wieder aus den Händen ziehen!

„Aber deiner armen Tochter ſchenkſt du ſie wohl?“

Ja, Mutter, von Herzen gern. Trag' ſie morgen zu ihr! Das unglückliche Weib macht mir manche ſchlafloſe Nacht. Der Krieg iſt nun ſchon ſo lange zu Ende und noch immer hört und ſieht man nichts von ihrem Manne! Er verſteht freilich das Schreiben nicht, aber er könnte ſich doch von einem Andern ein Briefchen aufſetzen laſſen. Hat er ins Gras beißen müſſen oder iſt er durch das wilde Leben im Felde ſo ein Taugenichts geworden, daß er an ſeine verlaſſene Frau nicht mehr denkt: das weiß Gott! —

„Ach!“ ſeufzte die Alte: „wenn er geſtorben oder verdorben iſt, ſo hat ihn der Edelmann auf ſeinem Gewiſſen; denn der mag ſich weiß brennen, wie er will, es hat doch niemand anders, als er, unſern armen Franz den Werbern in die Hände geliefert! So einen ſchändlichen Seelenverkäufer gibt es in ganz Holland nicht! Das hübſche Geſicht unſerer Thereſe ſtach ihm in die Augen, und nun ward ihr Mann verrathen und verkauft, um ſie mit Bequemlichkeit verführen zu können.“

Schweig, Mutter! Das ſind unerwieſene Muthmaßungen, über die du dir noch einen Injurienprozeß an den Hals reden wirſt.

„Muthmaßungen! — Unerwieſen! — Sage mir, wie du ſo ſprechen und es über dein Vaterherz bringen kannſt, den Feind und Verfolger unſerer Kinder zu vertheidigen? — Iſt es denn etwa nicht wahr, daß er Thereſen auf allen Tritten und Schritten nachgeſchlichen iſt und ihr Hände voll Gold geboten hat?“ —

Ja doch, ja! Aber ſie hat ihn ſchimpflich abgewieſen, und das wird ihn ärgern bis an den jüngſten Tag. Wenn nun vollends unſer Eidam, wie ich noch hoffe, geſund zurückkommt, ſo hat uns die Büberei ſeiner Anwerbung — es mag ſie nun der Edelmann oder ſonſt ein anderer heimlicher Feind angeſtiftet haben — wenig geſchadet. — O Mutter, wie wird uns ſeyn, wenn wir unſern wackern Franz wieder ſehen! Ein ſolcher Augenblick vergütet Jahre voll Kummers. —

Am folgenden Morgen wanderte die Alte, mit mir in der Taſche, zu ihrer Tochter, die ein paar Meilen davon ein kleines, aber nettes Haus in einem angenehmen Dörfchen bewohnte. Aus der Hinterthür trat man in ein niedliches Gärtchen, und vorn überſah man die lebhafte Landſtraße. Die junge Frau empfing das mütterliche Geſchenk mit dankbarer Rührung. Sie war in der That ſo ſchön, daß ich den Geſchmack des Edelmanns loben muß.

Er kam eben, als Mutter und Tochter einen Augenblick vor der Thür ſchwatzten, die Straße herab geritten und im Galopp auf ſie zu. Sein ſchneeweißer Kopf leuchtete von fern und war ein lebendiger Beweis von der Wahrheit des Sprichwortes: daß Alter nicht für Thorheit hilft. Die Weiber hielten Stand, bis er den Hut zog und ſie freundlich anredete. Jetzt aber eilten ſie ohne Antwort ins Haus, und die Mutter warf die Thür ſo gewaltig ins Schloß, daß die Wände krachten.

Zweiundzwanzigſtes Kapitel.

Der Invalide.

Thereſe ſaß einige Tage nachher in der Abenddämmerung beim Spinnrocken und ſang:

„Liebchen,“ ſprach ein junger Ritter,
„Herzensliebchen, weine nicht!
Ach, das Scheiden iſt mir bitter,
Doch mich rufen Ehr' und Pflicht.

Lebe wohl!“ — Er ſtieg zu Pferde,
Flog ins ferne Kampfgefild,
Und das Fräulein ſank zur Erde
Wie ein unbelebtes Bild.

Als ſie wie vom Tod erwachte,
Rief ſie aus: „So iſt er fort,
Der mir werth das Leben machte,
Und wer harret ſeiner dort!

Weh, der Tod! — Er ſitzt auf Leichen,
Und verkauft für Blut den Sieg.
Welch ein Uebel ohne Gleichen
Iſt der ſchauderhafte Krieg!

Friedlich bei einander wohnen
Tiger in dem wüſten Hain;
Doch mit Schwertern und Kanonen
Stürmt der Menſch auf Menſchen ein!“

Und ſie ging, nach dieſer Klage,
Wie ein ſtummer Geiſt umher.
Einzig ihr Gedank' am Tage,
Einzig in der Nacht war Er.

In die ſtillſten Kloſterzellen
Sehnte ſich ihr ſcheuer Schmerz,
Und der Furcht und Hoffnung Wellen
Rauſchten wechſelnd durch ihr Herz. —

Einemals ließ bei Nacht ihr Jammer
Seinen Thränen freien Lauf.
Horch! da ſchlich was durch die Kammer,
Zog des Bettes Vorhang auf.

Und als ſie darob erſchrocken
Auf dem feuchten Kiſſen ſah,
Stand mit blutgefärbten Locken
Todtenbleich der Ritter da.

Eine rothe Herzenswunde
Zeigt' er ihr mit ſtarrer Hand,
Aechzte leiſ' aus blaſſem Munde,
Winkte drei Mal und verſchwand.

Sie erhob ſich zitternd, ſtreckte
Ihre Arme nach ihm aus,
Und ihr Wehgeſchrei erweckte
Schnell das ganze Vaterhaus.

Plötzlich, mit verhängtem Zügel,
Ritt ein Briefkourier daher,
Sie zerriß das ſchwarze Siegel,
Stürzte hin, und — war nicht mehr.

Thereſe hatte dieſes Liedchen eben zu Ende geſungen und ihre thränenden Augen getrocknet, als jemand ans Fenſter klopfte. Es war ein Mann, der auf Krücken ging, nur Einen Arm hatte und ein großes ſchwarzes Pflaſter über dem linken Auge trug. Er huſtete gefährlich und ſagte mit keuchender Stimme: „Guten Abend, junge Frau! Ein armer Invalide bittet um einen Zehrpfennig."

Recht gern; ſagte Thereſe: Ich habe zwar ſelbſt nicht viel übrig und ſpare jeden Heller für meinen Mann, den ich von Tag zu Tage aus dem Kriege zurück erwarte; aber kommt herein in meine Hütte und genießet ein paar Biſſen Abendbrod, ſo gut ich es geben kann. Es wird meinem Franz auch wohl thun, wenn er gute Seelen findet, die ihn ſpeiſen und tränken.

Der Invalide ließ ſich nicht zwei Mal bitten; er ſtelzte ſogleich in die Stube. Thereſe wies ihm den bequemſten Stuhl an und trug ihm vorläufig Butterbrod und Bier auf. Nehmt indeſſen damit vorlieb, bis ich eine Suppe gekocht habe.

„Nicht nöthig, junge Frau!“ ſprach der Gaſt: „Was Ihr da ſchon aufgetiſcht habt, iſt überflüſſig genug; ich würde bei hundert reichen Leuten nicht ſo viel erhalten. Ihr ſcheint mir ein braves Weib und liebt Euren Mann wohl recht ſehr?“

O, von ganzer Seele!

„Wenn er nun aber ſo zerhauen und zerſchoſſen, wie ich, zurückkäme? Wie da?

Das thäte mir wehe! Doch, wahrlich bloß um ſeinetwillen: denn mir bliebe dennoch ſein gutes, treues Herz, und ich würde ihn doppelt lieben, um ihn über ſein Unglück zu tröſten.

„Beſtes Weib!“ rief der Soldat mit plötzlich veränderter Stimme: „Kennſt du mich nicht?“

Thereſe trat ſtaunend einen Schritt zurück, ſtürzte dann mit ausgebreiteten Armen auf ihn zu und rief: Franz! Mein Franz! Iſt es möglich? —

„Ja, ich bins; aber freilich nur ein ſchwacher Schatten meines vorigen Weſens. Die Herren Franzoſen haben mir übel mitgeſpielt. Es ſind nicht mehr die bei Roßbach!“

O, mein armer Franz!

„Beklage mich nicht, Thereſe; beklage dich ſelbſt, daß ich nun nicht mehr für dich arbeiten kann! Ich will dir aber nicht läſtig ſeyn, will in der weiten Welt mein Brod vor den Thüren barmherziger Leute ſuchen.“

Mann, du ſchwärmſt! Und glaubſt du denn wirklich, daß ich das zugeben würde?

„Warum nicht? Du wärſt eine Thörin, wenn du mich abhalten wollteſt. Was ſoll ich hier? Ich bin ein unnützer Brodeſſer.“

Franz, du kränkſt mich durch ſolche Reden! Nein, ich laſſe dich nicht wieder fort! Ich will bei Tag und bei Nacht arbeiten, und ſo wird der Himmel uns Beide nähren.

„Weib ohne Gleichen!“ rief Franz, indem er raſch die Krücke wegwarf, den angeblich verlorenen Arm unter dem Rocke hervorzog und das Pflaſter vom Auge riß. Thereſe war vor Freude ſtarr und ſtumm. Er umarmte ſie feurig und ſprach: „Vergib, daß ich dich ein wenig geängſtet habe! Ich bin ſo geſund als ein Fiſch.“ —

Sie ſtand noch wie betäubt. Gott im Himmel, rief ſie aus, wie kann, wie ſoll ich dir danken! Iſt es denn wirklich wahr? Ich traue kaum meinen Augen.

Franz bewies ſeine Geſundheit durch fröhliche Luftſprünge.

Böſer Bube! ſprach ſie lachend: was du mich da zwei Mal hinter einander getäuſcht haſt! Sag' mir nur, wie du auf dieſes Mummenſpiel gefallen biſt!

„Das ging ſehr natürlich zu;“ verſetzte Franz. „Seit ich in den Krieg ziehen mußte, dacht' ich immer: wird dir wohl deine Thereſe treu und gewogen bleiben? — Es iſt mit jungen Weibern ein gefährliches Ding; viele haben den Wahlſpruch: aus den Augen, aus dem Sinn! — Dieſe Sorge wich beſonders auf dem ganzen langen Heimwege ſo wenig von mir, als mein Schatten; und da ich an das nächſte Gebüſch vor dem Dorfe kam, ſo war mir nicht anders, als ob mir eine leiſe Stimme zuflüſterte: Prüfe Thereſen! — Ich entſchloß mich kurz, ging in das Wäldchen und entſtellte mich, wie du geſehen haſt.“

Höre, liebes Fränzchen, ſagte Thereſe, und drohte dabei mit dem Finger, wenn ich dieſen Spaß recht überlege, ſo will er mir nicht ganz gefallen. Du haſt an der Beſtändigkeit meiner Liebe und Treue gezweifelt; das war nicht fein. Doch ſetzen wir auch dieſen Punkt bei Seite, ſo bekümmert es mich dennoch, daß du nun immer denken wirſt, ich liebte dich nur, weil du geſund zurückgekommen biſt, und würde vielleicht nach und nach kalt und lieblos gegen dich geworden ſeyn, wenn du wirklich ein Krüppel geweſen wäreſt. Ja, wahrlich! könnte nur dein eigenes Lebenswohl mit dem Verluſt deiner Geſundheit beſtehen, ſo wollt' ich dich lahm und blind wünſchen, um dir zu zeigen, daß ſich mein Herz deſſen ungeachtet gleich bleibt. —

„Das glaub' ich, gute Seele!“ ſprach Franz, und bat ihr ſeinen Zweifel mit einer Umarmung ab.

Dreiundzwanzigſtes Kapitel.

Das Windelkind.

Die herzliche Natürlichkeit dieſer Leute gefiel mir. Ich verglich ſie mit den Karrikaturen, deren Bekanntſchaft ich in der Hauptſtadt gemacht hatte, und es war mir nicht anders, als ob ich in einem großen Irrhauſe geweſen ſey. Aber mein Unſtern gönnte mir das behagliche Landleben nicht, ſondern führte mich ſchon am folgenden Morgen in die verhaßten Mauern zurück.

Thereſe wollte den glücklich überſtandenen Feldzug ihres Mannes mit einer guten Mahlzeit feiern; es war aber im Dorfe nicht alles zu haben, was in ihren Küchenplan gehörte. Sie entſchloß ſich alſo geſchwind zu einer Reiſe nach der Stadt, und ich mußte ſie auf den Gemüſemarkt begleiten.

Hier empfing mich ein Gärtnermädchen, deſſen grüne

Waare auf einem benachbarten Rittergute gewachſen war. Der Beſitzer dieſes Edelhofes lebte in der Stadt, und ich ward nach verfloſſener Marktzeit in ſeine Wohnung abgeliefert, wo ich in ſehr ſchöne Hände kam. Die Frau vom Hauſe war eine blühende Roſe, die man kaum ſo früh im Garten der Ehe geſucht hätte. Sie ſchien erſt fünfzehn oder ſechzehn Sommer alt. Ihren Gemahl ſah ich nicht; aber ich hörte bald ſo von ihm ſprechen, wie man von Todten und Abweſenden nicht ſprechen ſoll.

Ein ſchlankes, lebhaftes Mädchen, deſſen Schalksgeſicht rabenſchwarze Locken umſchatteten, ſprang plötzlich in's Zimmer und rief: „Emilie, was bin ich erſchrocken! Da fällt mir jetzt ein Kalender in die Hand und ich ſehe mit Entſetzen, daß unſer Iſegrimm, unſer kategoriſcher Imperativ, ſchon übermorgen zurückkommt.“

Wen meinſt du, Poldine? ſprach die ſchöne Emilie.

„Wie du auch fragſt! Wen ſonſt, als deinen geſtrengen Herrn, deinen eiferſüchtigen Tyrannen?“

Schweſter, Schweſter! du weißt, ich höre dieſe Sprache nicht gern. Uebrigens haſt du Recht: ich erwarte übermorgen meinen Mann. Sind dir zwei Monate ſeiner Abweſenheit ſo ſchnell verſchwunden, daß dich ſeine Rückkunſt überraſcht?

„Allerdings! Angenehme Tage haben Flügel; und ich geſtehe, daß es für mich wahre Feſttage ſind, wenn ich die Argusaugen des Herrn von Neſtor nicht über dich wachen ſehe und die Ausbrüche ſeiner argwöhniſchen Laune nicht höre.“

Laß ihn! Er wird ſich in der Folge von der Feſtigkeit meiner Treue überzeugen und mich nicht mehr betrüben.

„Du haſt die Geduld eines Engels; aber durch Sanftmuth und Schonung läßt ſich ein ſolcher Grillenfänger nicht beſſern. Es iſt unbeſchreiblich, was er dich in den wenigen Monaten Eures Eheſtandes ſchon gequält hat! Nein, man muß ihm endlich ein Mal die Stirn bieten, muß ihn wenigſtens lächerlich machen: das fruchtet mehr als Seufzer und Thränen. Gib ihn nur mir in die Kur! Ich ſann längſt auf ein luſtiges Heilmittel, das ich, wenn du mir dabei behülflich biſt, im Augenblicke ſeiner Zurückkunft anwenden will, und ich ſtehe dafür, es ſoll wirken."

Ich bitte, laß mich aus dem Spiele.

„Herzensſchweſter, das iſt unmöglich; denn ſieh, der Spaß beſteht darin, daß dein Herr Gemahl auf ein paar Minuten glauben ſoll, du ſeyſt während ſeiner Abweſenheit in die Wochen gekommen."

Welcher Einfall! Willſt du ihn, der keinen Scherz verſteht, ohne Noth in Wuth ſetzen? Und der Plan deiner Poſſe —

„Iſt folgender: Du legſt dich, ein wenig bleich geſchminkt, in ein ſtattliches Gardinenbett; ich ſitze daneben und wiege eine niedliche Puppe, die ich zu dieſem Behuf im Stillen verfertiget habe."

Luſtig genug! Allein was kann es nützen?

Stoff ſoll es uns geben, ihn zu verſpotten, wenn er ſich täuſchen läßt. Das wird ſeine vorſchnelle, mißtrauiſche Leichtgläubigkeit künftig behutſamer machen."

Leopoldine ließ ihrer geläufigen Zunge keine Ruhe, bis die ſanfte Emilie, des Widerſpruchs müde, zuletzt einwilligte. Es ward alſo an dem Tage, da man den Herrn von Neſtor erwartete, eine förmliche Wochenſtube eingerichtet. Leopoldine windelte ihre Puppe, deren Larve die größte Aehnlichkeit mit dem Geſicht eines neugeborenen Kindes hatte. Sie legte dann den kleinen Balg in eine zierliche Wiege und drängte die junge Frau, die ſich bis auf den letzten Moment ſträubte, hinter den Bettvorhang.

Herr von Neſtor kam glücklicher Weiſe nicht am hellen Tage, ſondern verſpätete ſich bis zum Abend, der jeder Augentäuſchung günſtig iſt. Schon war die Wochenſtube mit einer umſchirmten Kerze matt beleuchtet, als ein Poſthorn die Gaſſe herabſchallte, ein Wagen am Hauſe vorfuhr und eine Zofe zur Thür hereinſchrie: der gnädige Herr kommt! Leopoldine flog an ihren Poſten bei der Wiege, und nach einer halben Minute dröhnte der Vorſaal unter den barſchen Stiefeltritten des Hausherrn. Er riß haſtig die Thür auf und öffnete den Mund, um wahrſcheinlich ſeiner Schwägerin einen guten Abend zu bieten; aber plötzlich ſah er die Wiege und entſetzte ſich darüber ſo ſehr, daß ihm das Wort auf der Zunge ſtarb und er ſogar die Pforte ſeines Mundes wieder zu ſchließen vergaß. „Still, ſtill!“ rief ihm Leopoldine mit der ernſthafteſten Miene entgegen und winkte mit der Hand, daß er kein Geräuſch machen ſolle. Dabei ſchwenkte ſie geſchäftig die Wiege und ſang, ohne den auf der Thürſchwelle verſteinten Mann weiter anzuſehen, dieſes Liedchen:

Schlaf, Junkerchen, ſchlafe! Zum Wachen iſt's Zeit,
Wenn einſt deine Hoheit vom Hausthron gebeut.
Dann wähl' eine Frau, die mit ſtillem Gemüth
Auf's Wetterglas deiner Aprillaunen ſieht.

Die, wenn ihres Jupiters Donner ſie ſchreckt,
Sich ſcheu wie ein furchtſames Täubchen verſteckt,
Und froh, wenn ſich wieder ein Sonnenſtrahl zeigt,
Wie ſchmeichelnde Hündlein zur Erde ſich beugt.

Die Worte des Prieſters: dein Herr ſoll er ſeyn!
Schrei täglich und ſtündlich ins Ohr ihr hinein.
So biſt du und bleibſt du der Sultan im Haus,
Und ſpotteſt und lachſt jeden Weiberknecht aus.

Indeſſen hatte ſich der Herr v. Neſtor wieder ermannt. Er ſtürzre wild auf die Wiege zu, bückte ſich darüber hin und brummte: Was iſt das!

„Ein Kind, wie Sie ſehen;“ ſprach Leopoldine: „Erheben Sie nur keinen Lärm!“

Ein Kind? rief er heftig: Weſſen Kind?

„Sonderbarer Mann! das Ihrige! Warum toben Sie denn? Sie werden die ſchlummernde Wöchnerin erwecken.“

„Das will ich!“ rief er ſchäumend und riß den Bettvorhang auf. Seine zitternde Frau, die in dieſem Augenblicke ihre muthwillige Schweſter verwünſchen mochte, hatte ſich unter die Betten verborgen; aber er würde ſie gewaltſam hervorgezogen haben, wenn nicht eben zu ihrem Glück die Thür aufgegangen und ihr Vater, ein Greis von dem ehrwürdigſten Anſehn, ins Zimmer getreten wäre.

Neſtor wandte ſich ſchnell, raffte die Puppe aus der Wiege, rannte damit dem Alten entgegen und drückte ſie ihm mit den Worten: „Da! Ihre fromme, tugendbelobte Tochter hat Sie um vier Monate zu früh zum Großvater gemacht!“ in die Arme.

Der Greis ſchüttelte ſchweigend und ernſt den Kopf, trug den ihm aufgedrungenen Enkel an’s Licht, hob gelaſſen den Schirm weg und beſchaute das Windelkind. Sogleich fing er an zu lächeln und berührte die wächſernen Wangen mit der Spitze eines Fingers.

„Herr Sohn,“ ſprach er jetzt, „laſſen Sie ſich immer gefallen, dieſes liebe Kind für das Ihrige anzuerkennen. Es iſt zehnmal frömmer als meine Tochter, wird Sie nie durch Geſchrei beunruhigen und Ihnen für Unterhaltung und Erziehung keinen Heller koſten. Sehen und fühlen Sie nur, was es für ein derber Junge iſt!“

Mit dieſen Worten faßte er ſeines Eidams widerſtrebende Hand und lenkte ſie auf das Puppengeſicht. Neſtor zog ſie ſchnell und beſtürzt zurück, als ob er in glühende Kohlen gegriffen hätte, und ſtarrte mit einer höchſt einfältigen Miene den freundlichen Greis an. Länger konnte ſich Leopoldine nicht zähmen: ſie lachte ganz ausgelaſſen. Aber ihre Schweſter, die indeſſen das Bett verlaſſen hatte, erbarmte ſich des Beſchämten, warf ſich ihm an die Bruſt und ſagte bittend: „Verzeih' dieſen unſchuldigen Scherz, mit dem ich ſelbſt vom Anfange an ſo wenig zufrieden war, daß ich mich nur ungern dazu bequemte; doch —“

Ja, ja! fiel er ihr, mit einem ſtechenden Blick auf Leopoldinen, ins Wort: Ich kenne ſchon die Anſtifterin, die ränkevolle Komödiantin!

„Friede und Einigkeit, lieber Neſtor!“ ſprach jetzt der Alte mit einem herzlichen Tone: „Machen Sie zu einer Poſſe kein ſo ernſthaftes Geſicht! Uebrigens wünſchte ich, alle Komödien wären ſo belehrend wie dieſe.“

Belehrend? fragte der Murrkopf: Ich geſtehe, daß ich keinen Schatten von Moral darin finde.

„Das wundert mich!“ verſetzte der alte Herr: „Es ſollte mir eben nicht ſchwer werden, eine lange Sittenpredigt daraus zu ziehen; aber ich will Sie damit verſchonen, will blos das Thema angeben, und das heißt: Warnung vor den Fantomen der Eiferſucht.“ —

Vierundzwanzigſtes Kapitel.

Ich werde zu einer ewigen Gefangenſchaft verurtheilt.

Der Herr von Neſtor gelobte Beſſerung: doch ließ er ſich bald von den Irrwiſchen ſeiner Fantaſie in den alten Sumpf des häuslichen Unfriedens zurücklocken. Jeder

Blick, den das arme Weibchen auf die Gaſſe warf, ward bekrittelt, und bei ſolchen Gelegenheiten war er in der Wahl ſeiner Worte ſo unglücklich, daß er ſich oft der niedrigſten Ausdrücke und Schimpfreden bediente; kurz, er ward von Tag zu Tage unartiger, und drohte mit dem abgeſchmackten Einfall, die untere Hälfte der Fenſter vermauern zu laſſen. Emilie litt noch lange mit Geduld; allein das friedlichſte Würmchen wehrt ſich endlich, wenn es gemißhandelt wird. So fing denn auch ſie, von Leopoldinen aufgewiegelt, nach und nach an, ihre Unſchuld lebhafter und nachdrücklicher zu vertheidigen und eines Tages ſogar von Eheſcheidung zu ſprechen.

Ich war in der Nähe, als ſie zu den Waffen dieſer Drohung griff, und ſah mit Vergnügen, daß ihr Gemahl, der bisher den täglichen Hauskrieg ſehr heldenmäßig und unerſchrocken geführt hatte, darüber erbebte. Er ſuchte zwar ſeine Beſtürzung unter einem erzwungenen Gelächter zu verbergen; allein die fliehende Röthe ſeiner Wangen ward an ihm zur Verrätherin und er entfernte ſich ſchnell, weil er ganz außer Faſſung war.

„Triumph!“ rief Leopoldine: „da haben wir denn mit einem Male den Punkt getroffen, wo unſer geharniſchter Ritter verwundbar iſt! Merke dir das und ziele muthig dahin, ſobald er dich wieder befehdet! Doch muß ich dir aufrichtig ſagen, daß ich ihn nun mehr als jemals verachte. Alle deine tauſend Thränen glitten ohne den geringſten Eindruck von ſeinem Kieſelherzen ab; allein die Furcht, dein eingebrachtes Vermögen wieder herausgeben zu müſſen, macht ihn zittern. Pfui über einen ſolchen Menſchen! Er verdiente wirklich die Ehre, daß er von dir zum Propheten erhoben würde.“

Was willſt du damit ſagen? ſprach Emilie.

„Je nun,“ antwortete Leopoldine lachend, „ich meine, du ſollſt dich an ihm rächen und ſeine eiferſüchtigen Hirngeſpinnſte als richtige Weiſſagungen bewähren.“

Emilie ward roth und ſagte ſchnell, doch eben nicht unwillig: Schweig!

Seit dieſer Stunde änderte ſich der Ton im Hauſe. Der gnädige Herr haderte zwar fort, aber mit mehr Mäßigung und Vorſicht. Man ſah offenbar, daß ihm das drohende Schwert über ſeinem Haupte das Herz beklemmte. Nun war ſein Spiel verloren. Emilie ſchien mit ihrer Schweſter in einen gefährlichen Bund gegen ihn zu treten. Sie hatten oft geheime Unterredungen, und dann war immer ein gewiſſer Lieutenant das dritte Wort. Ich erlauſchte ſo viel, daß er Emilien ſchon vor ihrer Vermählung geliebt hatte und noch liebte. Er mochte denn wohl auch der fleißigſte Correſpondent ſeyn, deſſen Brieſchen ich alltäglich ankommen und beantworten ſah. Leopoldine verwaltete das Poſtamt, und ein vertrautes Stubenmädchen war Briefträgerin.

Eines Morgens äußerte Emilie gegen ihren Gemahl, daß ſie Nachmittags mit ihrer Schweſter zum Beſuch einer Freundin ausfahren wolle. Ihr Vortrag war weder eine Bitte um Erlaubniß, noch eine bloße Meldung: er hielt zwiſchen beiden die Mittelſtraße. Herr von Neſtor runzelte die Stirn; ein barſches Nein ſchwebte ihm auf den Lippen; doch ſchnell beſann er ſich anders und ſagte kalt: „Wie dir's gefällt.“ Emilie war über dieſe huldreiche Zuſtimmung ſehr vergnügt; mir aber ahnte Unheil: denn ich kannte die Abſicht der Schweſtern, und ihm las ich in den Augen, daß ein tückiſcher Gedanke durch ſein Gehirn flog. Kurz vor der Abfahrt that Emiliens ſchöne Hand einen tiefen Griff in ihr Geldkäſtchen, und warf unter mehrern andern Münzen auch mich in ihren Strickbeutel.

Die Damen ſetzten ſich zu Wagen, fuhren in eine ferne Gegend der Stadt und hielten vor der Wohnung einer alten Matrone, die ſie ſehr höflich und dienſtfertig empfing, ungeachtet beide Schweſtern wenig Umſtände mit ihr machten. Leopoldine erlaubte ſich ſogar, ihr lachend unter die Augen zu ſagen: ihre Zimmer könnten beſſer aufgeräumt ſeyn. Die gute Matrone nahm dieſen Verweis gar nicht übel und blieb ſo freundlich und unterwürfig als zuvor. Emilie ſprach wenig und ſeufzte bisweilen. Der Aufenthalt bei der alten Dame ſchien ſie zu ängſten. Kaum angekommen, wollte ſie wieder fort; allein Leopoldine ſchalt ſie ein furchtſames Kind und feſſelte ſie mit ihrer luſtigen Beredſamkeit ſo lange, bis ein junger, wohlgebildeter Officier mit eiligen Schritten in's Zimmer trat. Emiliens Geſicht überflog eine Purpurglut; ſie ſchlug die Augen nieder und blieb ihm auf ſeine feurige Verſicherung, daß dieſe heiß erſehnte Stunde die glücklichſte ſeines Lebens ſey, die Antwort ſchuldig. Ihre Schweſter hingegen nahm ſich dieſes Kompliments gar nicht an und ſcherzte ganz unbefangen mit ihm.

Während nun der junge Herr beide Damen beſcheiden und anſtändig unterhielt, lief das Hausmütterchen, mit Erfriſchungsanſtalten beſchäftiget, immer ab und zu, und kramte eben etwas lange in einem Nebenzimmer, als die Thür nach dem Vorſaal, ohne Anklopfen, geöffnet ward. Hui! ſprangen die Damen vom Sopha auf und ſtellten ſich, mit dem Rücken gegen die Thür, an ein Fenſter, um ihr Geſicht nicht ſehen zu laſſen. Der Officier ſagte in franzöſiſcher Sprache: „Erſchrecken Sie nicht! Es iſt niemand, als ein Aufwärter aus einer Conditorei, der einige

Teller mit Backwerk bringt.“ Aber auch von dieſem Fremdlinge wollten ſich die vorſichtigen Schweſtern nicht angaffen laſſen, und wankten deßhalb nicht aus ihrer Stellung.

„Setz' Er die Teller nur dahin!“ ſagte der Officier, und zeigte mit der Hand auf einen Tiſch. Der Aufwärter ſetzte die Teller dahin und ſich ſelbſt — auf den nächſten Stuhl.

Starr und ſteif ſah ihn der Lieutenant an, und es war denn auch in der That ein unerhörter Streich, ſich im Küchenkamiſol, mit Schürze und Zipfelmütze, einer ſolchen Freiheit und Gleichheit anzumaßen. Aber der unverſchämte Menſch blieb ſitzen und ſah eben ſo ſtarr und ſteif den Lieutenant an.

Dieſer mochte nun glauben, der Mann mit der Nachtmütze ſey eines Trinkgelds gewärtig; er ſuchte deßhalb ängſtlich in allen Taſchen und flüſterte mit Erröthen Leopoldinen ein Wörtchen in's Ohr. Sie gab es eben ſo heimlich weiter an ihre Schweſter, die ſogleich den Strickbeutel öffnete und mich ergriff. Huſch! lief ich durch Leopoldinens und des Lieutenants Finger in des Aufwärters Hand.

Er ſah mich, ohne das kleinſte Zeichen der Dankbarkeit, einige Sekunden hämiſch lachend an und ſagte dann mit ſtarker Stimme: „Nun, dieſen Gulden will ich zum ewigen Andenken aufheben!“ —

Dieſe Worte hatten die Wirkung eines unvermutheten Donnerſchlags. Emilie und Leopoldine ſtießen einen Schrei des Entſetzens aus und taumelten mit verhüllten Geſichtern auf den Sopha!

„Kennt Ihr mich?“ ſprach der vermummte Herr von Neſtor und rückte mit raſchen Schritten vorwärts. Der junge Held legte die Hand an den Degen. „Bemühen Sie ſich nicht!“ ſagte Jener: „Ich wäre wohl ein Thor, wenn ich mir von Ihnen erſt das Herz und hintendrein auch den Hals brechen ließe. Nein, nein, wir werden unſere Sache auf eine andere Weiſe ausmachen.“ — Er ſtürmte fort und eilte in das benachbarte Haus des Conditors.

„Iſt der Spaß gelungen?“ rief Dieſer.

„Vollkommen!“ brummte der Herr von Neſtor und zog ein ſeltſames Geſicht, das Vergnügen ausdrücken ſollte. „Hier haben Sie Ihre Kleider,“ fuhr er fort, „geben Sie mir die meinigen!“ Der Tauſch geſchah. Mein Beſitzer ging nun in ſeine Wohnung, grub mit einem ſcharfen Griffel das Jahr und den Tag des Empfangs in mich ein, legte mich in ein geheimes Fach ſeines Schreibepults und ſagte: „Hier ruhe bis an den jüngſten Tag!“ —

So war denn auf einmal, wenigſtens auf eine lange Zeit, meine Laufbahn geſchloſſen. Emilien ſah ich nicht wieder. Sie ſchied von ihrem Gemahl und wahrſcheinlich mit eben ſo leichtem Herzen, als der Leſer von mir.

II.

Das roſenfarbene Hündchen.

In einer großen deutſchen Hauptſtadt lebte vor undenklichen Jahren ein bejahrter Baron, der geheimer Rath oder — nach der Sprache jener Zeiten — Heimlicher des Fürſten war und ihm in den wichtigſten Reichshändeln mit ſeinem Verſtande diente. Sich ſelbſt aber berieth er deſto ſchlimmer, als er ſich noch im Winter ſeines Lebens auf die Eisbahn der Ehe wagte, um ſeinen uralten Geſchlechtsſtamm, deſſen letzter Sprößling er war, mit friſchen Zweigen zu ſchmücken.

Dieſer ſchlüpfrige Schritt gelingt abgelebten Hageſtolzen ſelten. Unſer Baron ſah ſelbſt im Kreiſe ſeiner Bekanntſchaft einige warnende Beiſpiele. Doch ließ er ſich dadurch nicht ſchrecken; denn jene verunglückten Eisläufer zogen ſich nach ſeiner Meinung ihren Fall durch einen Fehler zu, den er klüglich vermeiden wollte. Sie hatten nämlich ihre jungen Gemahlinnen in der Hauptſtadt gewählt, und er hielt nicht allein ſeinen Wohnort, ſondern alle andere große Reſidenzen für Pflanzſchulen ausſchweifender Weiber. Ob mit Recht oder Unrecht, das wollen wir nicht unterſuchen. Die Damen der Hauptſtädte mögen ihn ſelbſt in jener

Welt darüber zur Rede ſtellen. Kurz, er war nun einmal dieſes Glaubens, und bot deßhalb ſeine Hand einem armen Fräulein, das auf dem Lande geboren und erzogen war und die Thürme der Fürſtenſtadt kaum in der Ferne geſehen hatte.

Blandinens ausgezeichnete Schönheit war ſein Leitſtern in das alte, düſtere Schloß ihres Vaters. In der Blüthe des ſechszehnten Jahres verband ſie mit einem hohen, königlichen Wuchſe die ſchuldloſe Anmuth einer arkadiſchen Hirtin, und war dabei ſo anſpruchlos, wie es die weibliche Schönheit faſt nie, und nur dann und wann die Häßlichkeit iſt. Ihren Vater liebte ſie über alles. Seine Glücksumſtände waren eben ſo verfallen, als die Mauern ſeiner Burg; die Brautwerbung eines reichen und mächtigen Mannes kam ihm deßhalb ſehr erwünſcht, und die gute Tochter bedachte ſich keinen Augenblick, ſeiner Zufriedenheit ein Opfer zu bringen. Sie folgte dem Freiherrn ohne Liebe und ohne Haß zum Altare, und er führte ſie triumphirend heim. Seine Eitelkeit war ſtolz darauf, einen ſolchen Schatz zu beſitzen. Aber dieſe Freude dauerte nicht lange.

Denn alte Männer ſchöner Frauen
Verfolget ein Geſpenſt, deß Auge gräßlich glüht,
Das wild und raſtlos um ſich ſieht,
Indem das freundliche Vertrauen,
Der Ehe Schutzgeiſt, vor ihm flieht.

Auch im Herzen des Barons fing jene Furie bald an zu wirthſchaften und alle ihre Schlangen in Bewegung zu ſetzen. Er hatte nun keine ruhige Stunde mehr und belauerte jeden Blick, den ſeine Gemahlin erhielt oder ausſandte. Sie verging ſich mit keinem Gedanken gegen die Geſetze der ehelichen Treue, mied ſorgfältig allen böſen

Schein und ertrug die eiferſüchtigen Beleidigungen ihres Gemahls mit der ſanfteſten Geduld, die in einem ſo hohen Grade nur der Unſchuld eigen iſt. Dennoch fuhr er fort, jeden Schritt und jede Handlung der Armen mit der Strenge eines Kriminalrichters zu unterſuchen. Er hätte ſie gern den Augen der Welt ganz entzogen und wie eine Gefangene behandelt; allein ſolche harte Maßregeln ließen ſich mit der großen, öffentlichen Rolle, die er in der Stadt und am Hofe ſpielte, nicht vereinen. Er mußte Geſellſchaften annehmen und beſuchen. Blandine ward geſehen, bewundert, geliebt.

Die Krone der jungen Ritterſchaft, die ſich um ihre Gunſt bewarb, war Bernhard von Falkenberg. Schön, wie Apoll, ſchien er dazu geſchaffen, der Abgott der Weiber zu ſeyn. Allein er war es nicht. Sein Verſtand und ſchlichter, gerader Sinn machten ihn zu den Affenſprüngen der Geckheit und dem Schlangengezüngel der Schmeichelei ganz unfähig. Dieſe Künſte forderten ſchon damals — doch vielleicht noch etwas weniger als jetzt — die Damen gewöhnlichen Schlages von der männlichen Jugend, und wer ſich darin ungeſchickt oder träge finden ließ, den ſahen ſie über die Achſeln an. Bernhard gab ihnen ihre kalten Seitenblicke mit Wucher zurück, und es kam endlich ſo weit, daß man ihn einen Weiberfeind nannte. Es iſt kaum möglich, einem vernünftigen Manne etwas Schlimmeres nachzuſagen.

Der junge Ritter widerlegte dieſe ungerechte Beſchuldigung, als Blandine auf dem Schauplatze der großen Welt erſchien. Von ihrer kunſtloſen Grazie bezaubert, huldigte er öffentlich ihren Reizen, und bot alles auf, ihr zu gefallen.

Wie zitterte dabei ihr alter Ehewächter!
Der mütterlichen Henne gleich,
Wenn ihre jungen Gänslein Töchter,
Die ſie gebrütet hat, behend in einen Teich
Zum erſten Mal vor ihren Augen ſpringen
Und luſtig mit den Wellen ringen.

So wie ſie, um ihre kleine Familie beſorgt, am Ufer ängſtlich auf und nieder läuft und mit bebender Stimme lockt und warnt, ſo trippelte der bange Baron, wenn er und ſeine Gemahlin in einer Aſſemblee mit dem gefährlichen Ritter zuſammentrafen, von einer Stelle zur andern, drängte ſich, wo es nur irgend der Wohlſtand erlaubte, zwiſchen Blandinen und ihn, winkte wenigſtens, wenn er durch ein unüberwindliches Hinderniß in eine ferne Gegend des Geſellſchaftsſaales gebannt war, drohend mit den Augen, und zu Hauſe gab es dann Gardinenpredigten ohne Ende.

„Ach, mein Trauter!“ ſeufzte das leidende Weib: „warum denkſt du ſo Arges? Sey doch billig und gerecht! Kann und darf ich einem Manne von Stande Schweigen gebieten, wenn er mich anredet? Dieſe Freiheit iſt ja ein Geſellſchaftsrecht, das man Jedem zugeſtehen muß, ſeine Unterhaltung ſey uns angenehm oder nicht. Du ſiehſt, daß ich den Ritter nicht auszeichne. Erlauſchteſt du je von mir ein Wort oder nur einen Blick, worin ein Keim unerlaubter Neigung ſichtbar war? Ich verſpreche dir heilig, ihn nie unter vier Augen zu ſehen. Biſt du mit dieſem Gelübde zufrieden?“

Sein Mund ſprach ein trocknes Ja; ſein Herz ſagte Nein. Alle geheime Schildwachen blieben nach wie vor auf ihren Poſten. Sie lauerten vergebens: Blandine hielt

Wort und widerſtand den häufigen Verſuchen des Ritters, ſie ohne Zeugen zu ſprechen.

Der junge Feuerkopf war gewohnt, den Bogen ſeiner Unternehmungen ſo lange zu ſpannen, bis er brach. Hier verfuhr er nicht anders. Er liebte die Baroneſſe bis zum Wahnſinn, und verſchwendete Gold über Gold, um ſich Wege zu ihr zu bahnen. Ihre Dienerinnen waren ſchlau genug, ihm von Zeit zu Zeit mit angenehmen Hoffnungen zu ſchmeicheln, und erhielten dafür königliche Geſchenke. Ueberhaupt ſtand Jedem, von dem er ſich einigen Einfluß auf das Schickſal ſeiner Liebe verſprach, ſeine Kaſſe offen. Unglücklicher Weiſe hielt er die Dame ſeines Herzens für eitler als ſie war; er miethete deßhalb, weil er ſie durch Glanz und Aufwand zu blenden glaubte, einen Palaſt, gab fürſtliche Bankette: kurz, er unterließ nichts, was ein raſcher Jüngling beginnen kann, den die Liebe zum ſinnloſen Verſchwender macht. Alles war fruchtlos. Er verſplitterte ſein ganzes Vermögen, ohne damit einen Kuß zu gewinnen.

Verarmt bis zum Bettler, verließ er plötzlich, von Spott und Schadenfreude verfolgt, den Tummelplatz ſeiner Thorheit, um in ausländiſchen Kriegsdienſten den Tod auf dem Schlachtfelde zu ſuchen. Mit geſenktem Haupte ſchlich er auf der Heerſtraße fort, dachte ſeinem Schickſale nach und hörte nicht, was um ihn her vorging, bis er endlich ein wildes Jauchzen vernahm. Es war das Feldgeſchrei einiger Bauern, die unfern des Weges Getreide mähten und jetzt ein fliehendes himmelblaues Kaninchen mit Steinwürfen verfolgten. Ihn jammerte die arme Kreatur, und er rief: „Halt!“

Die Bauern bezeigten anfangs keine Luſt, ſich in ihrer Jagd ſtören zu laſſen; doch als er ihnen einen Beutel, der ſein ganzes Vermögen und Reiſegeld enthielt, mit erhobener Hand zeigte, ließen ſie das Kaninchen laufen und nahten ſich mit ſchnellen Schritten, um das dargebotene Löſegeld in Empfang zu nehmen.

„Warum hetzt ihr dieſes ſchuldloſe Geſchöpf?“ fragte er ſanft.

Die rohen Geſellen lachten ihm ins Geſicht und ſagten: Wir hätten gegen dieß Thier gar keine Feindſchaft, wenn es uns nur gutwillig ſein Fell geben wollte, damit wir es an den Kürſchner verkaufen konnten. Doch Euer Beutel iſt uns lieber, und ſo mag es denn ſeinen Pelz für jetzt noch behalten. —

„Für jetzt nur?“ fiel der Ritter ein: „Ihr wollt ihm alſo über kurz oder lang auf's neue nach dem Leben trachten? Wie könnt ihr ſo grauſam und habſüchtig ſeyn! Verſprecht mir, dieſes wehrloſe Thier nie wieder zu verfolgen, und fordert dann, was ich Euch dafür zahlen ſoll.“

Nicht mehr und nicht weniger, als was Ihr da im Beutel habt! verſetzten die Bauern.

„Das wäre gerade mein Alles!“ rief Bernhard: „Wohlan, wir theilen.“

Nein, ſchrieen die trotzigen Landleute, dieſer Vorſchlag gilt nichts! Ihr ſchwenktet Euern Beutel wie eine Friedensfahne empor, und den müßt Ihr uns mit ſeinem ganzen Inhalt ausliefern, ſonſt führen wir einen neuen Krieg gegen das Kaninchen und Euch. — Seht, es ſitzt noch dort und lauert gleichſam auf den Ausgang der Sache! Wenn Ihr Euch nicht augenblicklich entſchließt, Euer Verſprechen zu halten, ſo wollen wir bald mit ihm fertig werden, und dann reden wir noch ein ernſthaftes Wörtchen mit Euch. —

Das Kaninchen ſaß wirklich in der Weite eines Steinwurfs mit hochgeſpitzten Ohren und hatte die Augen nach dem Platze des Friedenscongreſſes gerichtet. Es bewegte ſich auch dann noch nicht von der Stelle, als ſeine ungenügſamen Feinde, durch des Ritters Weigerung aufgebracht, ſchon wieder nach Feldſteinen griffen. Bernhard war in der unangenehmſten Verlegenheit. Er ſah, um ſeinen Schützling zu retten und ſich ſelbſt vor einem ungleichen Kampfe mit ſechs oder ſieben handfeſten Männern zu ſichern, keinen andern Ausweg, als ihnen den Beutel vor die Füße zu werfen. Indem er dieß that, ſchlüpfte das Kaninchen in eine Berghöhle. Er konnte ſich des Wunſches nicht enthalten, daß es eher ſo klug geweſen ſeyn möchte.

Als er ſich hierauf in der nächſten Stadt von einigen Kleinoden, die ihm beſonders werth waren, getrennt und ſie in baares Geld umgeſetzt hatte, ging er eilend über die vaterländiſche Gränze und ſchwor, ſeinen Stand und Namen verläugnend, zu der Fahne einer fremden Macht, die eben Krieg führte.

Seines Lebens müde, warf er ſich tollkühn ins Waffengetümmel; doch überall floh ihn der Tod. Er bemühte ſich, Blandinen zu vergeſſen; aber ihr Bild wich nicht aus ſeinem Herzen. Der Kampf mit den Feinden erleichterte ihm zwei Jahre lang den Kampf mit ſich ſelbſt; allein es ward Friede, und er hatte nun keine andere Beſchäftigung, als an die Geliebte zu denken. Dieſe Seelenſpannung hielt er nicht lange aus. Ein mächtiges Heimweh ergriff ihn. Er forderte ſeinen Abſchied, und begab ſich ärmer, als er gekommen war, auf den Rückweg.

Im Hauſe des geheimen Raths hatte ſeine plötzliche Flucht aus der Hauptſtadt einen doppelten, aber ganz ungleichen Eindruck gemacht. Der Baron frohlockte; Blandine verſank in Trauer. — In der Geſtalt und unter dem Namen des Mitleidens klopfte die Liebe an ihr Herz, und ſie that es ihr willig auf. „Armer, unglücklicher Falkenberg!“ redete ſie in Gedanken zu ihm: „Ich bin die Urheberin deines Verderbens. O, wüßt' ich, wo du jetzt, von Mangel und Gram verfolgt, herumirrſt, wie gern wollt' ich alles, was mein iſt, dahingeben, um dein hartes Schickſal zu lindern!“ — Sie ließ, wenn ſie unbeobachtet war, ihren Thränen freien Lauf und forſchte geheim nach dem Aufenthalte des Unglücklichen; aber alle ihre Bemühungen waren vergeblich, und ſie mußte zuletzt dem allgemein verbreiteten Gerüchte glauben, daß er ſein Leben durch Selbſtmord geendet habe.

„Den bin ich alſo los!“ jubelte der Heimliche vor ſich: „Er verſchläft unter der Erde den Rauſch der Liebe; aber, leider! iſt mir dadurch wenig geholfen: denn das Heer der Verführer gleicht den Köpfen der Hydra. Wenn Einen der Tod niedermetzelt, erheben ſich zehn Andere dafür.“

In einem ſolchen Selbſtgeſpräche unterbrach ihn eines Tages ein Diener des Fürſten, der ihn eilig rufen ließ und ihm eine Geſandſchaftsreiſe nach Paris auftrug, die er nach wenigen Tagen antreten ſollte. Er erſchrack darüber ſo heftig, daß er Seiner Durchlaucht kaum antworten konnte.

„Was fehlt Euch?“ fragte der Fürſt: „Ihr erbleicht und zittert, als wäre Euch ein Unglück begegnet! Und ich glaubte in der That, Euch durch dieſen Beweis meines Vertrauens zu erfreuen. Sagt mir aufrichtig, was Euch beängſtet. Sollte Euch die Reiſe nach Paris aus irgend einem Grunde unangenehm ſeyn, ſo will ich Euch derſelben überheben und ſofort einen andern Botſchafter ernennen; aber ich geſtehe, daß ich darüber in Verlegenheit bin; denn wo ſoll ich einen Mann finden, der Eure Klugheit und Treue in ſich vereinet?“ —

Dieſer fürſtlichen Schmeichelei war der Baron nicht gewachſen. Er verſicherte mit dem heiterſten Geſichte, daß ihn vorhin blos eine körperliche Uebelkeit, die mit dem erhaltenen Auftrage gar nicht in Verbindung ſtehe, angewandelt habe, und daß er es ſich zur höchſten Gnade ſchätze, für ſeinen gnädigſten Herrn allenfalls bis ans Ende der Welt zu reiſen.

Als er aber des Fürſten Gemach wieder verlaſſen hatte, wälzte ſich ein Gebirge von Sorgen auf ſein Herz. Blandine ſchien ihm reizender als jemals; er zitterte, wenn er ſie anſah, und hielt es für unvermeidlich, daß nicht alle Schmetterlinge der Stutzerwelt ſeine Abweſenheit benutzen und dieſe liebliche Blume umgaukeln würden. Der Gedanke, ſie mit nach Paris zu nehmen, ſchien ihm anfangs ein ſehr glücklicher Einfall; aber er verwarf ihn nach reiferer Ueberlegung: denn Ueppigkeit und Galanterie hatten ſchon damals ihre Throne dort aufgeſchlagen, und die deutſchen Wollüſtlinge waren gegen ihre Brüder in Paris als Heilige zu betrachten. Er befürchtete deßhalb, aus dem Regen unter die Traufe zu gerathen, und faßte zuletzt den Entſchluß, Blandinen zwar zurückzulaſſen, ſie aber aus der Hauptſtadt zu entfernen und ihr ein einſames Landgut zur Wohnung anzuweiſen. Sie fügte ſich ohne Widerſpruch in dieſe Anſtalt, und verſiegelte auf ſein Verlangen ihre Treue mit neuen heiligen Verſicherungen.

Doch ſchwankte noch ſein Glaube, wie zuvor;
Drum wandte ſich der grillenhafte Thor
An einen Wundermann, dem, nach gemeiner Sage,
Ein Geiſterregiment, vom Chef und Oberſtab

Bis auf den Steckenknecht hinab,
Zu Dienſten ſtand, und dem auf jede Frage
Sein Zauberſpiegel Antwort gab.

„Ich habe,“ ſprach der Rath zum bärtigen Propheten,
„Ich hab' ein Weibchen, jung und fein,
Um deſſen Gunſt zeither viel freche Buhler flehten.
Entdecke mir mit Ja und Nein —
Und ſollte mich das Wort der Wahrheit tödten —
Wird ihre Treue ſtandhaft ſeyn?“ —

Der Meiſter ging in ſeine Zauberkammer,
Und rummelte darin bald ſanft, bald ungeſtüm,
Indeſſen ſchlug das Herz des Freiherrn wie ein Hammer,
Und Kohlen glühten unter ihm.
Nach einer Stunde kam der Alte
Aus ſeinem Heiligthum zurück.
Auf ſeiner Stirn lag Falt' an Falte,
Und ſeiner Augen düſtrer Blick
Weiſſagte wenig Freud' und Glück.

„Sprich!“ rief der Heimliche, „wie lautet deine Kunde?“
Der Hexenmeiſter hob die Achſeln und begann:
„Ich bringe keinen Troſt, der dich erfreuen kann;
Ein Unglück drohet dir und deinem Ehebunde.
Mein Spiegel zeigt mir einen Wandersmann
Im Zimmer deiner Frau mit einem kleinen Hunde:
Er bietet ihr das Thierchen an
Und erntet Kuß auf Kuß dafür von ihrem Munde.“ —

Der Baron erblaßte und war einige Augenblicke ſprachlos. Doch er ermannte ſich bald, ſtampfte zornig mit den Füßen und fuhr den Zauberer an: „Du lügſt, und deine Kunſt iſt Wind! Meine Gemahlin wird ſich nimmer ſo erniedrigen, einem Landſtreicher ſeinen Hund mit Küſſen zu bezahlen. Ich beſorgte, du würdeſt mir ſchlimmere Dinge prophezeihen; aber nun bin ich ruhig.“

So täuſchte er ſich einige Minuten. Als er aber in ſeine Wohnung zurückkam und dem Orakelſpruche weiter nachſann, ſchien ihm deſſen Erfüllung nicht mehr unmöglich. „Die Weiber“ — begann er mit ſich ſelbſt zu ſprechen — „fallen bisweilen in ſeltſame Launen. Blandine hat zwar nie geäußert, daß ſie den Hunden beſonders gewogen ſey; aber wie leicht kann der Wunſch, mit einem ſolchen Geſchöpfe zu tändeln, in ihrer ländlichen Einſamkeit erwachen! Sticht ihr dann gerade eins, das ihr gefällt, in die Augen, ſo geht vielleicht alles ſo, wie der Zauberer ſagte. — O, die Weiber! die Weiber! Sie wollen und müſſen ihren Willen haben und befriedigen ihn um jeden Preis.“ —

Dieſem Monolog folgte der wunderbare Entſchluß, dem möglichen Geluſt ſeiner Gemahlin zuvorzukommen und ſie mit einer ſo zahlreichen und auserleſenen Hundegeſellſchaft zu verſorgen, daß ihr die Zeit niemals lang werden könnte.

Gedacht, gethan! Er jagte Boten über Boten durch die Stadt, die alle Hundemäkler aufſuchen und ihnen die ſchönſten und theuerſten Kläffer abhandeln mußten. Sie kamen mit Schaaren von Windſpielen, Mopſen und Löwenhündchen zurück. Es war ein Gebell und Geheul, daß man ſein eigenes Wort nicht hörte. Alle dieſe unangenehmen Muſikanten ließ der Baron in einen Saal bringen, und führte dann ſeine Gemahlin hinein.

Sie trat auf der Schwelle mit Staunen zurück und ſagte lachend: „Was ſoll das? Haben wir etwa eine Sündfluth zu beſorgen? Es ſieht gerade ſo aus, als ob du wie Noah eine Arche bauen und wenigſtens alle Gattungen des Hundegeſchlechts vom Untergange retten wollteſt.“

Retten will ich allerdings: verſetzte der Baron: dich retten, liebe Blandine, von den Anfällen der langen Weile, wenn ich fern von dir bin. —

„Sonderbarer Mann! Wie biſt du auf dieſen Einfall gerathen?“

Ein Traum hat mich darauf geleitet. Er gab mir Nachricht, daß du dich nach einigen niedlichen Schooshündchen ſehnteſt. Da ich nun jede Gelegenheit, dir ein Vergnügen zu machen, begierig ergreiſe, ſo ließ ich dieſe Köther, die ich dir hiermit vorzuſtellen die Ehre habe, aus allen Gegenden der Stadt zuſammenholen, und wünſche herzlich, daß einer oder der andere nach deinem Geſchmack ſeyn möge.

„Dein Traum hat dich mit einem loſen Mährchen geneckt. Was er dir erzählte, iſt mir nicht in den Sinn gekommen.“

Kann aber noch geſchehen, mein Liebchen! Träume haben, wie bekannt, die Gabe der Weiſſagung. Wär' es denn auch eben ein Wunder, wenn du dem Beiſpiel anderer Damen folgteſt? Sieht man doch die Baroneſſe Pfau, die Gräfin Wandelſtern und mehrere deiner Freundinnen nie, ohne daß ſie ein Hündchen in ihrem Schooße wiegen, und ich kann mich dabei immer des epigrammatiſchen Gedankens nicht enthalten:

Hier findet man vereint, was ſonſt ſich leicht entzweit:
Hier ruht die Treu' im Schooß der Unbeſtändigkeit. —

„Ei, ſieh doch! Dein poetiſches Talent war mir bis jetzt unbekannt. Soll denn dieſes beißende Epigramm blos jene Damen oder mein ganzes Geſchlecht treffen?“

Das iſt eine Gewiſſensfrage, deren Beantwortung du mir erlaſſen wirſt.

„Nun, ſo ſcheint es doch in der That, als ob der

Pfeil deines Sinngedichts alle Töchter Evens verwunden ſollte. Immerhin! Bei mir wenigſtens prallt er vom Panzer der Unſchuld ab.“

Ich zweiſle nicht, liebes Weibchen, und dieſer tröſtliche Glaube wird mich wie ein guter Engel auf meiner Reiſe begleiten.

„Was machen wir aber mit dieſer Heerde von Hunden?“ —

Dafür iſt ſchon geſorgt. Der Hausmeiſter wird ſie füttern und pflegen laſſen, und du wählſt unter ihnen von Zeit zu Zeit einen Liebling.

„Eine artige Zumuthung, die Spitze deines Epigramms gegen mich ſelbſt zu richten! Nein, ich werde mich für immer an Einem begnügen und dieſe Wahl ſogleich treffen.“

Uebereile dich nicht! Dazu iſt es Zeit, wenn ich fort bin. —

Er trat bald darauf mit ſchwerem Herzen ſeine Reiſe an.

Ungefähr um dieſelbe Zeit hatte Bernhard ſeinen Soldatenrock gegen ein ſchlechtes bürgerliches Kleid vertauſcht und wallte mit raſchen Schritten ſeiner Heimath entgegen.

Er ſetzte ſeinen Pilgerſtab
Ohn' Abenteuer bis zum Platze,
Wo er den baaren Reſt von ſeinem Reiſeſchatze
Einſt den Kaninchenjägern gab.
Schon war es Nacht; doch lieh der Mond ihm ſeine Leuchte,
Daß er ſich nicht vom rechten Pfad verlor.
Auf einmal hob ein Weib ſich aus der Erd' empor,
Das ihm die Hand entgegen reichte,
Geſchmückt wie eine Königin,
Begann ſie ſanft: „Willkommen, edler Ritter,
Willkommen deiner Schuldnerin!
Erinnerſt du dich des von einer Bande Schnitter
Geſteinigten Kaninchens, dem du dich
Zum Retter weihteſt? — Das war ich. —

Laß dir mein Schickſal kurz erzählen:
Ich bin die Fey Alinoa.
Ein alter Zauberer, den ich mit Abſcheu ſah,
Kam auf den Einfall, mich zu ſeiner Braut zu wählen;
Allein ich ſchickt' ihn bald mit einem Korbe heim,
Und ſeiner Zärtlichkeit ſchmackloſer Honigſeim
Verwandelte ſich ſchnell in Gift und Galle.
Er ſtreckte nun nach mir der Rachſucht Tiegerkralle,
Und ſann auf meinen Untergang,
Der freilich ihm nicht ganz gelang;
Doch ließ der Böſewicht nicht ab, darnach zu ſtreben,
Bis er zuletzt durch ſchwarze Kunſt mich zwang,
Die Halbſcheid jedes Jahrs in Thiergeſtalt zu leben. —
Die Wahl des Körpers blieb mir Armen freigeſtellt,
Und ich durchſtreifte Wald und Feld,
Als Hirſch und Reh und Wieſel und ſo weiter;
Kurz, Freund, ich ſtieg beinah die ganze Stufenleiter
Der Thierwelt auf und ab, und war,
Gehetzt von Schaaren Hund' und Reiter,
Mit Netz und Blei verfolgt, in ſteter Lebensfahr.
Selbſt als Kaninchen reizt' ich Bauern
Zur Jagd auf mich; doch ihre Steinigung
War das erwünſchte Ziel von meinen Todesſchauern,
Und deine Hülf' entriß mich der Bezauberung;
Denn deren Formel klang: Sie ſoll ſo lange dauern,
Bis einſt, bewegt durch Mitleid, ſich
Ein guter Menſch entſchließt, für dich
Mit andern Menſchen Streit zu wagen,
Und eigner Nothdurft zu entſagen. —

Das werde nie geſchehn, vermuthete mein Feind;
Und freilich konnte das, was für den trauteſten Freund
Wohl mancher Menſch nicht thut, ein armes Thier kaum
hoffen:
Du aber täuſchteſt brav des Hexenmeiſters Wahn,
Zerſtörteſt ſeinen Höllenplan,
Und dafür ſteht dir nun das Thor des Reichthums offen;
Denn — ohne Stolz und Prahlerei
Sey dieß geſagt! — kein Gnom und keine Fey
Beſitzet ſo wie ich ein Uebermaß von Schätzen.

Ich will die Gold- und Silberlaſt
Die du an deines tauben Götzen
Altare blind vergeudet haſt,
Im Nu dir hundertfach erſetzen. —

Doch wie? Du ſchweigſt? Kein Wörtchen Dank? —
Mein Antrag war doch gar nicht bitter! —
Ich merke wohl, mein junger Ritter,
Dein Herz iſt noch gefährlich krank!
Verzage nicht, es ſoll geſunden!
Auf! folge mir zu deiner Abgöttin,
Und heilt ihr Balſamkuß nicht deine Herzenswunden,
So ſchilt mich eine Lügnerin! —

Sie ſchwand im Hui, wie Blitze flammen,
In einen kleinen Hund zuſammen,
Der mit dem weichſten Seidenhaar,
Halb roſenroth, halb weiß, bekleidet war;
Denn Feen laſſen ſich, indem ſie Farben wählen
Von der Natur nicht gern befehlen.
Bernd hört' und ſah beſtürzt, doch froh, dieß alles an.
Er ahnete von weitem ihren Plan,
Und hatte Luſt zu mancher Zweifelsgloſſe;
Allein er ſchwieg, das Hündchen ſprang voran,
Und führt' ihn zu Blandinens Schloſſe.

Wie ein alter Bekannter lief es keck durch das offne Thor in den Hof und ſetzte Menſchen und Vieh in Erſtaunen. Bernhards armſeliger Anzug hatte die Kettenhunde (welche den Mann nach ſeinem Kleide zu behandeln pflegen) aufrühriſch gemacht, und wüthend ſtürzten ſie auf ihn los; aber kaum bemerkten ſie ſeinen roſenfarbenen Vorläufer, ſo wedelten ſie friedlich mit den Schwänzen und begrüßten die Ankömmlinge mit einem freudigen Geheul. Knechte und Mägde warfen Eimer und Beſen aus den Händen und umringten das bunte Hündchen, das einen Solotanz auf zwei Beinen begann. Alle Zuſchauer, die in ihrem Leben keinen ſolchen Künſtler geſehen hatten, erhoben ein lautes Beifallsgeſchrei und lockten damit die Lakaien und Zofen aus dem herrſchaftlichen Schloſſe. Der Tänzer griff ſich jeßt doppelt an. „Ach, ein allerliebſtes Thier!“ rief ein Kammermädchen, und flog die Schloßtreppe wieder hinauf, um die ſeltne Erſcheinung ihrer Gebieterin zu melden.

Einige Wochen früher wäre die Baronin wahrſcheinlich eines Hundes wegen nicht vom Stuhl aufgeſtanden; aber die Vorſicht ihres Gemahls hatte ihr dieſe Gattung von Hausthieren — die in manchen Familien den Rang über den Hausfreunden haben — bekannt und werth gemacht und ſie eilte deßhalb ſogleich an ein Fenſter. Bernhard ſah ſie und bebte, wie von ihrem Anblick geblendet, einige Schritte zurück; aber niemand achtete ſeiner. Man wußte bis jeßt noch nicht, daß er und der Hund Geſellſchafter waren.

Die junge Dame ergößte ſich an den künſtlichen Sprüngen des kleinen Tänzers; beſonders aber reizte ſie das ſeltene Farbenſpiel ſeines Kleides zum Wunſch einer nähern Bekanntſchaft. Sie befahl, ihn herauf zu holen.

Der abgefertigte Diener lockte mit der Zunge, ſchnalzte mit den Fingern und zeigte ſogar ein Stückchen Zuckerbrod; allein das Hündchen folgte dieſen Einladungen nicht. Da wollte denn der Lakai kurze Umſtände machen und es gleichſam bei den Haaren zur Tafel ziehen; es entſchlüpfte jedoch ſeinen Händen und flüchtete zu dem Ritter, der in der Ferne ſtand und den Hut tief in die Augen gedrückt hatte.

Der Lakai maß ihn von oben bis unten mit verächtlichen Blicken, trat ihm in einer übermüthigen Stellung (welche dieſer Menſchenart eigen iſt, wenn ſich ihr ſchimmernder Treſſenrock einem abgetragenen Kleide gegenüber befindet) nah auf den Leib und fragte mit einem ſchnaubenden Tone: „Wer ſeyd Ihr?“

Bernhard. Ein Reiſender, der lieber ſogleich weiter gehen, als ſich einem unhöflichen Verhör ausſetzen will.

Lakai. Nun, Ihr ſeht mir doch, wahrlich! nicht ſo aus, als ob Ihr auf große Complimente Anſpruch zu machen hättet! Iſt der Hund Euer?

Bernhard. Das hängt von dem Hunde ab.

Lakai. Spaßvogel! Die gnädige Baronin verlangt ihn zu ſehen.

Bernhard. Ich habe nichts dagegen, wenn er ſich ſehen laſſen will.

Lakai. Darum werd' ich die kleine Beſtie nicht lange fragen.

Er griff nach dem Hündlein; aber es knurrte und wies ihm die Zähne.

Bernhard. Sieht Er? Das Thierchen iſt empfindlich; es will höflich behandelt ſeyn. Er hat es eine Kröte geſchimpft und nun beträgt es ſich auch ſo. Ich werde am Ende wohl ſelbſt mitgehen müſſen.

Lakai. Mit Euch hat die Baronin nichts zu ſprechen.

Bernhard. Meynt Er? Es wäre doch vielleicht nicht das erſte Mal.

Lakai. Ei, wie hätte ſich denn das gefügt! Gab ſie Euch etwa ein Almoſen?

Bernhard. Nein, ſo oft ich ſie auch darum bat.

Lakai. Das wundert mich. Sie iſt ſonſt ſehr wohlthätig.

Bernhard. Gegen mich war ſie es nie.

Lakai. Nun, verlaßt Euch auf mein Wort, ſie ſoll

Euch einen Zehrpfennig ſchicken. Macht nur, daß ich ihr den Hund zeigen kann und daß er mich nicht beißt.

Bernhard. Ich kann es ihm nicht verbieten; doch, wenn ich mitgehe, wird er fromm ſeyn.

Lakai. Ihr und Euer Hund ſeyd ein Paar Narren!

Bernhard. Wir ſind doch wohl klüger, als Er denkt.

Lakai. Wirklich? Ha, ha! Kluge Leute gehen nicht betteln. — Doch, ich dünke mich zu gut, mit Euch zu zanken. Folgt mir, damit nur der Kram ein Ende hat, bis ins Vorzimmer.

Bernhard. Da mag Er warten, indeſſen ich mit der Baronin unter vier Augen ſpreche.

Lakai. Seyd Ihr wahnſinnig?

Bernhard. Unter vier Augen will ich ſie ſprechen. Meld' Er ihr das! —

Der Bediente verließ ihn lachend und erſtattete der Baronin Bericht. Eine plötzliche Ahnung riß ſie an's Fenſter; ihre Augen ſuchten ängſtlich den Pilger. Er ſtand, das Hündchen in den Armen, an eine Mauer gelehnt und ſah zu ihr herauf. Sie erkannte ihn auf den erſten Blick und war einer Ohnmacht nahe. „Ja, ich will ihn ſehen, den armen Mann!“ ſprach ſie mit unaufhaltſamen Thränen und der Bediente trat mit Verwunderung ab.

Bernhard erhielt die verlangte Privataudienz bei verſchloſſenen Thüren; es läßt ſich alſo nichts davon ſagen. Der Wohlſtand ſchränkte ſie — da der Ritter beſonders ſo übel gekleidet war — auf wenige Minuten ein; in dieſen glücklichen Momenten ſchien er ſich aber um zehn Jahre verjüngt zu haben. Eines Kopfes höher kam er zurück und ſeine Augen funkelten wie Sterne. Alinea entdeckte ſich der Baronin nicht, ſondern blieb vor der Hand als Schooßhündchen bei ihr. In dieſer Geſtalt wollte ſie, als geheime Geſchäftsträgerin ihres Freundes, ſo lange ausharren, bis ſie ihm den verſprochenen Herzensbalſam verſchafft haben würde. Mit unſichtbarer Behendigkeit hatte ſie ihm alle Taſchen voll Geld gezaubert und er eilte jetzt nach der Hauptſtadt, um ſeine Garderobe dort in einen beſſern Stand zu ſetzen und dann wieder zu kommen.

Aber indem er ſich noch unter den Händen ſeines Schneiders befand, war der Heimliche, von einem fürſtlichen Eilboten zurückgerufen, mitten auf der Straße nach Paris umgekehrt und fuhr, was die Pferde laufen konnten, bei Tag und Nacht, um dem Zauberer einen Beſuch abzuſtatten.

„Vater, wie ſteht's in meinem Hauſe?“ fragte er haſtig: „Ich bin zwar nur vierzehn Tage verreiſ't geweſen: es könnte ſich indeſſen aber doch manches ereignet haben. Ihr verſteht mich! Sagt mir geſchwind: iſt noch alles, wie es ſeyn ſoll?“ —

Was fragt Ihr mich? entgegnete der beleidigte Graubart ernſt und kalt: Meine Kunſt iſt ja Wind! —

„Schmolle nicht, Väterchen! ſprach der Baron: „Ich übereilte mich mit dieſem Vorwurf und bitte dich um Verzeihung. Geh, Papachen, ſchau in deinen Zauberſpiegel, und befreie mich ſobald als möglich von den Qualen der Ungewißheit! —

So geſchmeichelt, ließ ſich der weiſe Mann endlich in ſein geheimes Cabinet ſchieben. Er war dieß Mal mit ſeinem Hokuspokus bald fertig, kam mit einer triumphirenden Miene zurück und ſagte ſtolz:

Ich that dir's kund,
Und es geſchah:
Der Mann und Hund
Sind glücklich da. —

„Fluch und Verderben der Treuloſen!“ ſchrie der Baron mit glühenden Augen, rannte wie wahnſinnig fort, und faßte ohne nähere Unterſuchung den wilden Entſchluß, ſein ſchuldloſes Weib lebenslang einzukerkern. Zu dieſem Vorhaben ſchien ihm eine alte, faſt zertrümmerte Burg, die er beſaß, ſehr bequem. Sie lag in einem großen, öden Walde und niemand wohnte darin, als ein alter Schloßvogt, deſſen rauhe Gemüthsart und blinder Gehorſam erwarten ließ, daß er zu einer ſo grauſamen That die Hände bieten und ſchweigen werde.

Um die arme Verurtheilte ohne Aufſehen und Geräuſch in dieſes Mordneſt zu locken, ſchrieb er an ſie mit faſt unleſerlichen Zügen — denn es ſollte ſcheinen, als ob er mit zitternder Hand die Feder geführt hätte — folgendes Billet: „Von einer tödtlichen Krankheit unter Weges angefallen, konnte ich meine Reiſe nicht fortſetzen und erreichte kaum lebendig mein Waldſchloß. Hier erwarte ich den Tod und ſehne mich, von dir Abſchied zu nehmen.“ —

Indeſſen war der Schloßvogt, durch einen reitenden Boten herbeigerufen, erſchienen. Sein Herr übergab ihm den Brief, unterrichtete ihn von deſſen Inhalt und ſchloß mit dem Befehl: „Eile damit zu der Schlange, die mein Weib heißt! Sie wird ſich ſogleich nach der Waldburg aufmachen. Begleite ſie, laß ſie nicht aus den Augen, und ſobald ihr dort ankommt, wirf ſie in's Burgverließ, wo ſie bei Waſſer und Brod ihr Verbrechen bereuen mag!“ —

Sterbebetten prüfen und enthüllen des Menſchen Herz. Gemeine Seelen ſehen mit heimlichem Vergnügen ihren Widerſacher am Rande des Grabes; harte und rachgierige Gemüther vergällen ihm wohl ſogar, wenn ſich eine Gelegenheit darbietet, die letzten Tropfen aus dem Becher des Lebens; aber der gute Menſch tritt mit Thränen zum

Lager ſeines ſterbenden Feindes, und ſcheidet von ihm am Gränzſtein ſeiner irdiſchen Laufbahn mit dem Handdruck der Verſöhnung. Hieraus läßt ſich folgern, mit welchen Gefühlen die gutherzige Blandine jenes Handbriefchen empfing. Sie las es, den darin gelegten Fallſtrick nicht ahnend, mit dem heftigſten Schrecken. Alle Kränkungen, die ſie von ihrem Gemahl erduldet hatte, waren vergeſſen, und der Gedanke ſeines nahen Todes erſchütterte ſie ſo heftig, als ob ſie der grämliche Mann mit keiner Miene beleidiget und ſie immer liebreich auf den Händen getragen hätte. Sie wartete die Beſpannung ihres Wagens nicht ab, ſondern machte ſich zu Fuß auf den Weg. Das roſenfarbene Hündchen drang ſich ihr zum Begleiter auf, und ſo kam ſie unter der Aufſicht ihres künftigen Kerkermeiſters in der Waldburg an.

Unter Weges hatte der boshafte Heuchler zweideutigen Spott getrieben und mit ſchmeichelnden Worten ihre Thränen gerecht und löblich genannt; jetzt aber zog er plötzlich die Larve ab. Gewaltſam führte er die Beſtürzte, als ſie nach ihrem kranken Gemahl dringend fragte, an die Thür des unterirdiſchen Gefängniſſes und ſprach mit einem gräßlichen Tone: „Dein Gemahl iſt geſund und denkt noch lange zu leben; aber dich, Buhlerin, wollen wir hier lebendig begraben!

Urplötzlich zitterte der Grund,
Auf dem des Schloſſes Mauern ſtanden,
Indeß die Dame und der Hund
Wie Schatten flohen und verſchwanden;
Und durch des Burgverließes Thor
Fuhr eine ſchwarze Fauſt empor,
Die den erſtarrten Schloßvogt packte,
Daß Schulter und Genick ihm knackte.
Sie warf wie einen Federball
Ihn thurmhoch über Hof und Wall.

Er brach den Hals zwar nicht, fiel aber in einen trockenen, mit Gras bewachſenen Graben ſo unſanft, daß er einige Stunden lang ohne Bewußtſeyn lag. Indeſſen hatte ſich der Baron, um der Vollſtreckung ſeines Befehls durch den Augenſchein gewiß zu werden, in dieſe Gegend begeben und Knechte und Pferde vor dem Walde zurückgelaſſen, damit ſeine Ankunft der Gefangenen nicht bekannt werden ſollte.

„Wo iſt mein Schloß?“ rief er ſtaunend, als er die Stätte, die es ſeit Jahrhunderten eingenommen hatte, mit einer Maſſe nächtlicher Finſterniß bedeckt fand. Dem Tageslichte Trotz bietend, erhob ſie ſich vor ihm wie eine hohe Wand. Er ſtarrte ſie einige Minuten an und wagte keinen Fortſchritt. Mit Einem Male ſprang in der Mitte derſelben ein kleines Pförtchen auf und bot ihm die entzückendſte Ausſicht in einen paradieſiſchen Garten, der mit Blumenfeldern, Schattengängen, Springbrunnen und Roſenlauben überflüſſig verſehen war. Im Hintergrunde prangte ein Luſtſchloß, deſſen Mauern wie gediegenes Silber glänzten.

„Träumt mir denn dieß alles?“ murmelte der Heimliche in ſeinen Bart und betaſtete ſich: „Nein, ich wache ſo lebhaft, als man nur wachen kann, und das ſchöne Blendwerk weicht und wankt nicht. Was ſoll ich davon denken? — Wollte mir vielleicht der alte Zauberer eine überraſchende Freude machen! — Hm! wenn das ganze Weſen nicht über lang oder kurz wie ein Schattenſpiel an der Wand verſchwindet, ſo kann ich wohl mein altes Eulenneſt, das ſonſt in einer Wildniß hier ſtand, darüber vergeſſen! Ich bin neugierig, dieſe Herrlichkeiten näher zu betrachten. Das wird mir doch wohl auf meinem eigenen Grund und Boden erlaubt ſeyn.“ —

Wie auf Eiern wandelnd, ging er einige Schritte ſehr behutſam und ſcheu; denn er befürchtete jeden Augenblick, daß der Boden wie eine Fallthür unter ihm einſinken würde. Aber nirgends äußerte ſich eine verdächtige Bewegung.

Nun ſtieg ſein Muth mit jedem Schritte.
Schon ſtand er in des Gartens Mitte
Und rief: „Wie herrlich alles lacht!
Wär's nur nicht Seifenblaſenpracht!“

Aus einer nahen Roſenlaube
Bewegte ſich mit ſanftem Flug
Jetzt eine ſchwanenweiße Taube,
Die einen Brief im Schnabel trug.
Sie ſchob das Blatt ihm in die Hände.
„Freund,“ — lautete dieß Meiſterſtück
Von Kürze — „komm, dir winkt ein Glück!“
Er fand vom Anfang bis zum Ende
Nicht eine Sylbe mehr darin,
Sann eine Weile her und hin,
Wer dieſe Räthſelſchrift ihm ſende,
Und dachte dann: „Nur Muth gefaßt!
Das wird ſich zeigen im Palaſt!“

Er trat hinein, und ihm entgegen
Ein junges, göttergleiches Weib.
Geſchaffen ſchien ihr zarter Leib,
Den Neid der Venus zu erregen.
Ein wunderprächtiges Gewand
Umfloß des Wuchſes ſchlanke Rebe:
Es funkelte wie Diamant
Und war ſo dünn wie Spinngewebe.

Daß es kein feſt verſchloßner Sarg
Der Schönheit war, wie andre Kleider,
Und nicht den kleinſten Reiz verbarg,
Ach, das erfuhr mit Schaden, leider!

Der Freiherr bei dem erſten Blick.
Stracks fiel er in der Liebe Strick,
Und gab's durch Seufzen und Verdrehen
Der Augen deutlich zu verſtehen.

Der Dame Herz war nicht von Stahl:
Sie horchte ſeinen Schmeicheleien,
Führt' ihn in einen Marmorſaal,
Bewirthet' ihn mit Leckereien;
Kurz, ganz wie Bräutigam und Braut,
Ward unſer Paar zuletzt vertraut,
Und liebetrunken ſanken Beide
Hin auf ein Ruhebett von Seide.

Urplötzlich kracht' ein Donnerſchlag,
Und in des Buhlers Armen lag
Ein altes Scheuſal, eine Schweſter
Des Satans, wenn er Schweſtern hat.
Sie hielt den Hochbeſtürzten feſter
Als Ketten auf der Lagerſtatt,
Und küßt' und küßte ſich nicht ſatt.
Er rang umſonſt, ſich frei zu machen,
Und hört' indeß ein lautes Lachen.

Dieß beunruhigte ihn um ſo mehr, da ihm die Stimme nicht fremd war, und ſie gehörte denn auch in der That einer ſehr bekannten Perſon: denn als es ihm endlich gelang, der gierigen Kußräuberin ſeinen Kopf, den ſie zwiſchen ihren beiden krallenartigen Händen hielt, ſo weit abzukämpfen, daß er ihn ein wenig umdrehen konnte, ſiehe, da erblickte er ſeine Gemahlin, die ſich faſt aus dem Athem lachte. Neben ihr ſtand Alinoa in höchſter Feenmajeſtät, ſchwang ein goldnes Stäbchen und rief: „Unhold, verſchwinde!“ Sogleich zerfloß die alte, verliebte Hexe wie ein Wölkchen Rauch in der Luft, und der Heimliche ſprang mit niedergeſchlagenen Augen vom Minnelager auf.

„Grauer Thor,“ redete die Fee ihn an, „du biſt einer der verächtlichen Menſchen, die ſich über Andere zum Splitterrichter aufwerfen und ſich ſelbſt alles erlauben! — Deine tugendhafte, von dir der Untreue beſchuldigte Gattin widerſtand Jahre lang den Lockungen fremder Liebe — du keine Minute. Sie hat bis dieſen Augenblick ein reines Gewiſſen — dich ertappten wir auf der That. — Schäme dich und wage hinfort nicht mehr, ſie zu peinigen, ſonſt zittre vor meiner Rache!“

Während dieſes Verweiſes ſchlich der Heimliche, ohne ſich mit dem kleinſten Laut dagegen zu verantworten, den langen Saal hinab nach der Thür und floh, als er den Damen aus dem Geſichte war, mit möglichſter Schnellheit durch den Garten in's Freie.

„Er wird nicht lange laufen!“ ſprach Alinoa zu Blandinen: „Durch den Nebel der Zukunft ſeh' ich ſchon in der Nähe den Tod auf ihn lauern und dich — mit meinem Freunde vermählt, der ganz deine Liebe verdient. — Daß er brav und gutmüthig iſt, bewies er, wie ich dir erzählt habe, durch meine Rettung aus den Händen der Bauern: denn Mitleiden gegen Thiere iſt eine liebenswürdige Eigenheit ſchöner Seelen, ſo wie Grauſamkeit gegen ſie den rohen, hartherzigen Menſchen bezeichnet.“ —

Als ſich hierauf die gute Fee noch erklärt hatte, daß der Palaſt ſammt dem Garten ihr Brautgeſchenk ſey, nahm ſie freundlich Abſchied und verſchwand.

Ihre Weiſſagungen beſtätigten ſich bald. Der Schrecken ſchlug dem Baron in die Glieder und warf ihn auf's Krankenlager, welches er nach wenigen Tagen mit dem Sarge vertauſchte. Die junge Wittwe vermählte ſich nach abgelegtem Trauerſchleier mit dem geliebten Ritter, und fand in ſeinen Armen eine ſüße Vergütung aller Leiden, die ſie ſeinetwegen erduldet hatte.

III.

Die Brüder.

Meiſter Klaus, ein reicher Bierbrauer, beſaß in einer der vorzüglichſten und anmuthigſten Städte Deutſchlands eine ſehr lebendige Nahrung, und war in ſeinem Kreiſe eben ſo angeſehen, als weiland in Paris ſein Zunftgenoß, der Bürger-General Santerre, mit welchem die ſpaßhaften deutſchen Zeitungsſchreiber in den erſten Jahren der franzöſiſchen Revolution ihr poſſierliches Feſt hatten.

Ungefähr dreißig Jahre zuvor, ehe wohlgedachter General zum Schwerte griff, ſaß Herr Klaus eines Abends in ſeinem bequemen Lehnſtuhl am Ofen und ſchmauchte ruhig ein Pfeifchen. Ihm zur Seite ſtrickte und nickte ſeine ſchläfrige Gattin. Die Abkömmlinge dieſes Paares, zwei rothbäckige Knaben, erhielt die Furcht vor ihrem ſtrengen Schulherrn noch munter; ſie lernten am Tiſch ihre Lection. So herrſchte wohl eine Stunde lang in der düſtern Wohnſtube dieſer ehrſamen Familie eine tiefe Stille, bis endlich das Geraſſel der Wagen, die vom Schauſpiel zurückfuhren, Gaſſen und Häuſer erſchütterte.

„Iſt das nicht ein Lärm!“ ſagte der wohlgenährte, phlegmatiſche Braumeiſter, indem er die rechte Hand ein wenig erhob und ſie ſanft in den Schooß zurückſinken ließ. „Das iſt wahr,“ fing er nach einer Pauſe wieder an, „die großen Herren führen ein köſtliches Leben. Ei, wer es doch auch ſo gut hätte! — Ich bin nun freilich zu alt, um noch in's Paradies der Großen einzugehn; aber euch, ihr Jungen, ſteht der Weg offen. Alle Schlagbäume, die ihn der Armuth verſperren, thun ſich dem Golde auf, und ich habe von dieſem edlen Metall — dem Himmel und den immer durſtigen Kehlen unſerer löblichen Bürgerſchaft ſey Dank! — ein artiges Häuſchen für euch geſammelt. Ihr dürft nur noch halb und halb etwas lernen, ſo kann es euch gar nicht fehlſchlagen, vornehme Herren zu werden.“ —

Das war längſt mein Vorſatz, lieber Vater! ſprach der kluge Karl: Ich ſtudiere —

„Nur allenfalls bis an den Hals, mein Sohn!“ fiel ihm der Vater lächelnd ins Wort: „Wenn der Beutel voll iſt, kann der Kopf leer ſeyn; man kommt dennoch fort.“ —

Deſto beſſer! rief Karl: Kurz, ich ſtudiere, werde Hofrath oder gar Miniſter, und fahre in einer prächtigen Kutſche.

„Potz tauſend, das möcht' ich erleben! — Und du, Heinrich, wirſt auch nicht immer auf den Hefen ſitzen. Wie hoch ſteigſt denn du?“ —

Steigen iſt gefährlich; antwortete Heinrich: Ich will lieber auf der Erde bleiben und zum Pfluge greifen. Mir gefällt das Landleben: ich werd' ein Bauer.

„Einfältiger Junge!“ zürnte der Vater: „Hegſt du immer und ewig ſo gemeine Gedanken?“ —

Karl ſah ſeinen Bruder an und lachte höhniſch. Die Mutter war indeſſen erwacht, legte das Strickzeug bei Seite, ſchlug die Hände zuſammen und ſagte mit einem weinerlichen Tone: „Heinrich, ich bitte dich, laß mich ſolche

Worte nicht hören! Du bringſt mich damit unter die Erde. — was hab' ich mich, ſeit du auf der Welt biſt, über dein bäuriſches Thun und Weſen geärgert! Wenn wir manchmal Sonntags auf's Land fuhren, und du warſt noch ſo reinlich gekleidet, noch ſo zierlich friſirt und gepudert, da krochſt du in Küh- und Pferde-Ställen herum, ſpielteſt mit Knechten und Mägden Verſtecken und Haſchmännchen, kamſt wild und unſauber zurück, wie ein Strauchdieb, und deinen ſchönen Haarbeutel mußten wir gemeiniglich auf dem Düngerhauſen ſuchen. Aber der wohlgezogene Karl blieb fein bei uns in der Stube, und ging und ſtand ſo gerade wie eine Kerze, und mit den Füßen auswärts wie ein junger Cavalier. Sein liebſter Platz war immer da, wo Advokaten und andere angeſehene Leute ſaßen und ſich von Prozeſſen oder Staatsſachen unterhielten. Stunden lang ſtand er oft wie angenagelt und hörte mit beiden Ohren zu. Das gefiel den Herren gar wohl. Sie ſtreichelten ihm fleißig die Backen und ſagten: Ein lehrbegieriger Knabe, an dem die werthen Aeltern viel Ehre und Freude erleben werden.“ —

Ja, liebes Mütterchen, verſetzte Heinrich, das hab' ich wohl ſelbſt gehört; aber wer ſagte denn ſo? Niemand, als der alte Trunkenbold, der Advokat Zapf, weil er dem Vater fünfzig oder hundert Thaler für Bier ſchuldig war. Alle Andere ſahen das horchende Karlchen mit ſcheelen Blicken an und murrten bisweilen ziemlich laut: Ein naſeweiſer Junge, der ſich überall zudrängt, überall den Mund aufſperrt! —

„Schweig!“ ſchmälte der Vater: „Wer zu rechter Zeit den Mund öffnet, dem fliegt die gebratene Taube des Glücks hinein. — Wenn Karl einſt ein Rittergut beſitzt, wirſt du dich in einem ſeiner Dörfer auf einer elenden Bauerhuſe placken und bei ihm Frohndienſte thun! — Nun kein Wort weiter und zu Bett!“ —

Karl ſtand damals im zwölften, Heinrich im eilften Jahre. Der letztere blieb auch in der Folge, ſo oft ſein Bruder neue Schlöſſer in die Luft baute, ein Lobredner des Landlebens, und machte ſich dadurch zu einem Dorn im Auge des Vaters: denn dieſer übermüthige Mann hatte mit mehrern wohlhabenden Handwerkern den hohen Dünkel gemein, daß der bürgerliche Nährſtand, dem er ſelbſt doch alles verdankte, für ſeine Kinder zu ſchlecht ſey. Sie ſollten ihn durchaus zum Stammvater einer vornehmen Nachkommenſchaft machen. Nun aber wollte der Jüngere gar noch eine Stufe tiefer, als er geboren war, hinabſteigen: mußte das einen reichen, um den Glanz ſeines Hauſes beſorgten Braumeiſter nicht ärgern?

Ungefähr ein Jahr ſpäter nahm er die Knaben ernſtlich in's Verhör und forderte von ihnen eine beſtimmte Erklärung, welchen Stand ſie ergreifen wollten. Beide waren noch ganz ſo wie ehemals geſinnt. Darüber ward die kleine künftige Excellenz höchlich gelobt und der beſcheidene Liebhaber der Landwirthſchaft bitter getadelt. Nach vertobtem Sturm erfolgte jedoch der väterliche Ausſpruch: daß Einer wie der Andere ſeinen Willen haben ſolle. Wer ſich gut bette, der werde gut ſchlafen. —

Bald darauf brachte der Meiſter ſeinen Lieblingsſohn in die berühmte Schule zu M**, die ſeit Jahrhunderten viel gelehrte Männer, aber noch weit mehr pedantiſche Dümmlinge gezogen hat.

Mit dem verachteten Heinrich wurden weniger Umſtände gemacht. Man übergab ihn, ohne lange Wahl, einem der nächſten Landwirthe, welcher ein großes fürſtliches Kammergut in Pacht hatte. Glücklicher Weiſe fiel der

Knabe in gute Hände. Der Pachter Grünberg war ein wackerer Mann, der ſein Fach vollkommen verſtand.

Die Schule, worin Karl zum Staatsminiſter gebildet werden ſollte, war vormals ein Kloſter geweſen, und noch jetzt einem Kloſter nicht unähnlich. Ihre finſtern Mauern trennten ein wildes Völkchen, das aus mehr als hundert Köpfen beſtand, von der ganzen übrigen Welt. Ein ſolcher Mönchszwinger iſt der fruchtbarſte Boden für jedes nur denkbare moraliſche Unkraut. Die Lehrer (unter welchen ſich ein ſchwachſinniger Greis befand, der ein öffentlicher Kinderſpott war) konnten nur den geringſten Theil davon dämpfen; denn nach der uralten Einrichtung waren die Zöglinge, außer den Unterrichts- und Speiſeſtunden, ſich ſelbſt überlaſſen. Sittliche Bildung — die doch wohl der höchſte Zweck jeder Erziehungsanſtalt ſeyn ſollte — fand alſo hier gar nicht Statt.

Den obern Schülern lag zwar ob, auf Zucht und Ordnung zu ſehen: wie kann aber ein Blinder dem andern den Weg weiſen? — Dieſe leidigen Aufſeher waren ſogar ſelbſt die Stifter des ſchlimmſten Unfugs. Sie beherrſchten, wie unumſchränkte Sultane, die niedern Klaſſen, und ahndeten oft den kleinſten Fehler eines verhaßten Untergebenen mit grauſamen Züchtigungen, welche ſeine Geſundheit zerſtörten. Die Lehrer erfuhren dergleichen Bubenſtücke nicht, weil es kein Gemißhandelter wagen durfte, bei ihnen Klage zu führen. Er wäre vor der Rache jener Barbaren ſeines Lebens nicht ſicher geweſen; und ſo befanden ſie ſich im ruhigen Beſitz eines Privilegiums de non appellando.

Manche dieſer Schulkönige pflegten jedes Eigenthum des kleinern Volks als ihre Beute zu betrachten. Sie raubten zwar nichts gewaltſam; aber durch Anleihen, welche der

Schrecken vor ihrer Gewalt zu wahren Zwangsanleihen machte, verſchafften ſie ſich alles, was ihnen gefiel und brauchten es ſo ſchamlos, daß mancher Knabe, den ſeine Aeltern reichlich ausgeſtattet hatten, wie ein Bettler herumging, indem die hochgebietenden Herren mit ſeinen Kleidern ſo lange prunkten, bis ſie zerriſſen waren.

Außerdem übten auch ſämmtliche Glieder der erſten Klaſſe gegen die vierte und einen Theil der dritten Klaſſe ein verjährtes Dienſtzwangsrecht aus, und verfuhren dabei mit einem ſo frechen und empörenden Uebermuth, als ob ſie erkaufte Sklaven vor ſich hätten. Wenn ſie eines Fröhners bedurften, traten ſie an die Thür ihrer Zelle und riefen aus vollem Halſe: „Komm Einer her!“ — Plötzlich flogen auf dem ganzen Corridor — dort Tabulat genannt — alle Zellen auf; die dienſtbaren Geiſter ſtürzten heraus, verſammelten ſich im Sprunge um ihren Gebieter und erwarteten in ſtiller Demuth ſeinen hohen Befehl. Er überſah ſie lange mit ſtolzem, wählendem Blick und ſchrie bisweilen, wenn er einen oder den andern vermißte, mit dreifach ſtärkerer Stimme als zuvor! „Iſt Keiner mehr da?“ — Wehe dem, der nun erſt erſchien! Er ward für ſein ungehorſames Ausbleiben mit Backenſtreichen beſtraft und mußte fröhnen. Außer dieſem Falle traf gemeiniglich das Loos den, welcher ſich im Wettlaufe nicht ſtark genug angegriffen hatte und der Letzte am Ziel geweſen war. So hielt oft Ein müßiger Herrſcherling acht bis zwölf Knaben eine halbe Viertelſtunde lang vom Studieren ab, und kaum war er befriediget, ſo brüllte wieder ein anderer: „Komm Einer her!“ —

Dieſes treue Gemälde des damaligen Schuldeſpotismus in M** (der ſogar noch vor zwanzig Jahren eben ſo eiſern war und nur ſeitdem ein wenig gemildert worden ſeyn mag) ließe ſich viel weiter ausführen; aber dieſe wenigen Striche ſind ſchon hinreichend, um die Verbildung zu erklären, welche wir an Karls Geiſt und Körper in der Folge wahrnehmen werden. Freilich hatte auch die Lehrart, welche zu ſeiner Zeit in M** üblich war, an ſeiner geiſtigen Verkrüppelung Theil, und es iſt deßhalb nöthig, ein paar Worte davon zu ſagen.

Latein und Griechiſch ward vom Morgen bis in die Nacht getrieben: aber, leider! beſchäftigte man ſich, bei Erklärung der Schriftſteller in beiden Sprachen, bloß mit der Schale der Worte, und ließ den Kern der Sachen unberührt. Geſchichtkunde und Erdbeſchreibung waren in die untern Klaſſen verwieſen. Hier trug man ſie nach einem magern Lehrbüchlein trocken vor, und es lag wenig daran, ob die Knaben etwas davon begriffen oder nicht. Die lebenden Sprachen, beſonders die arme Mutterſprache, behandelte man vollends verächtlich. Letztere ward gar nicht gelehrt; denn man glaubte, jeder Bauer verſtehe ſie, und das glaubt mancher lateiniſche Schulmeiſter bis auf den heutigen Tag. — Sie ward ſogar gehaßt und verfolgt. Einige pedantiſche Lehrer* hielten es für ein Verbrechen, ein deutſches Buch zu leſen, wenn auch deſſen Inhalt und Vortrag noch ſo unſchuldig und meiſterhaft waren. Wer ſich dabei ertappen ließ, den ſchnaubten ſie grimmig an und ſchalten ihn einen deutſchen Michel; denn die neuern Spottnamen: Schöngeiſt und Belletriſt, waren damals noch nicht in der Mode.

---

* Man vergeſſe nicht, daß der Zeitpunkt, von dem wir hier reden, das ſechste Jahrzehend des achtzehnten Jahrhunderts iſt; denn der Verfaſſer möchte nicht gern den Vorwurf auf ſich laden, daß er die vortrefflichen Männer, welche in ſpätern Zeiten den Lehrſtuhl betraten, gegen ſeine eigene beſſere Ueberzeugung tadle.

Naturgeſchichte, Naturlehre und mehrere Wiſſenſchaften, welche im thätigen Leben nützlich und unentbehrlich ſind, kannte man kaum dem Namen nach. Die Denkkraft der jungen Seelen ward nicht entwickelt. Mit Einem Worte: der Unterricht war mangelhaft und nicht zweckmäßig, um einen brauchbaren Weltbürger zu bilden.

Dennoch mußte Karl in dieſem Erziehungskloſter ſechs volle Jahre aushalten, und verlor alſo den Lenz ſeines Lebens beinahe ganz ohne Nutzen.

Da er einen ſehr geringen Vorrath von Kenntniſſen aus dem väterlichen Hauſe mitbrachte und kein beſonders fähiger Kopf war, ſo ſtieg er nur mit Schneckenſchritten von der unterſten Stufe der Dienſtbarkeit zu der Herrenbank empor. Nach ſeinem Vater geartet, war er ein etwas träger und ſchwerfälliger Menſch: die Frohnarbeiten, welche er Anfangs leiſten mußte, fielen ihm deßhalb ſehr beſchwerlich. Aber die hohen Befehlshaber achteten das nicht, ſondern gönnten ihm um ſo weniger Ruhe, weil ſie, wie geſagt, den Grundſatz hatten, ihre langſamen und unthätigen Diener am meiſten zu tummeln. Bei dieſen Plackerien labte ſich jedoch ſeine Alltagsſeele an der angenehmen Ausſicht, in Zukunft wieder placken zu können; und er ließ ſich wirklich, als er das gebieteriſche: Komm Einer her! plärren durfte, wie ein König bedienen.

Das war aber auch die ganze Summe ſeiner Glückſeligkeit. Uebrigens verfloß die Roſenzeit ſeines Lebens ſehr traurig. Die Natur hatte nicht für ihn ein Füllhorn von Anmuth und Schönheit über jene Gegend ausgeſchüttet: er war ein Gefangener, der nur den grünen Rücken eines fernen Berges und die Raſenplätzchen eines nahen Kirchhofs aus dem Fenſter ſah. Doch, zur Steuer der Wahrheit müſſen wir bekennen, daß er jeden Sommer einige

Mal, nebſt allen ſeinen Mitgefangenen, ausgeführt ward. So erfuhr er denn auch, daß es Sommer war, und er ward deſto fühlbarer davon überzeugt, da der Spaziergang in den heißeſten Mittagsſtunden begann.

Außer dieſer kleinen Abwechſelung war ſein Leben ein ewiges Einerlei, das von Woche zu Woche, wie der blinde Gaul, der eine Mühle treibt, ſeine alte Bahn ging. Immer dieſelben Lehr- und Spielſtunden, immer dieſelben Geſichter und Speiſen, immer derſelbe Umgang und Schulwitz. —

Raſch und frei, wie der Wind, der über ein Blachfeld ſtreicht, lebte und webte indeſſen ſein Bruder in der Heimath der Natur, und machte ſich mit ihr und ihren Schöpfungen bekannt. Feld-, Wein- und Gartenbaue, Viehzucht und Forſtweſen beſchäftigten ihn täglich vom erſten Hahnenſchrei an. Doch trieb er die Landwirthſchaft nicht ſo handwerksmäßig wie der Ackermann, ſondern ſtudierte ſie, ſammt allen dazu dienlichen Hülfswiſſenſchaften; denn ſein Principal wollte ihm ſo wohl, daß er ihn an dem Unterrichte ſeines Sohnes, dem er einen eigenen geſchickten Lehrer hielt, Theil nehmen ließ.

Die Wirthſchaftsgebäude des Kammergutes lagen kaum tauſend Schritte vor der Stadt: es fehlte daher unſerm Heinrich nie an Gelegenheit, mit gebildeten und geſitteten Leuten umzugehen. Der Pachter liebte ſelbſt die Geſelligkeit und ſtand mit einigen verſtändigen Männern in freundſchaftlicher Verbindung. Sie kamen oft, um einen Abend mit ihm zu verplaudern. Ihre Geſpräche waren ein Schatz von Erfahrung, Lebensweisheit und Menſchenkenntniß. Heinrich (der als Sohn vom Hauſe behandelt und von keiner Geſellſchaft ausgeſchloſſen ward) lernte daraus mehr Weltklugheit in ſechs Stunden, als Karl, der Bücherwurm, in eben ſo viel Jahren erlangte. —

Dieſer hatte, wie es auf Schulen gewöhnlich iſt, eine Legion Freunde und Dutzbrüder. Er war Jedermanns Freund, und alſo — Niemands Freund. So ging es ihm wieder. Heinrich hingegen zerſtückte ſein Herz nicht in hundert Theilchen; er gab es einem guten, unverdorbenen Jüngling ganz, und gewann damit auf Lebenszeit einen wahren Freund von unerſchütterlicher Treue. Dieſer Jonathan war Grünbergs Sohn, welcher mit ihm in gleichem Alter ſtand. Sie wechſelten alle ihre kleinen Geheimniſſe gegen einander aus; Keiner genoß ohne des Andern Theilnahme das geringſte Vergnügen: kurz, ſie waren Damon und Pythias; Ein Herz und Eine Seele.

Der junge Grünberg hatte eine Schweſter, die ein Kind von zehn Jahren war, als Heinrich ihr Hausgenoß ward. Man nannte ſie allgemein den kleinen Engel; denn ſie war eben ſo gut, als ſchön. Das Geſinde hätte für Malchen das Leben gelaſſen, weil ſie immer, wenn eins oder das andere einen Fehler begangen hatte, den Zorn ihres Vaters durch Fürbitten entwaffnete, und oft, um ein drohendes Ungewitter abzuleiten, ihres Taſchengeldes nicht ſchonte. Manches von den Mägden zerbrochene Geſchirr ward heimlich damit wieder angeſchafft, ehe darüber eine Nachfrage entſtand.

Heinrich — welcher ſelbſt der Schutzgeiſt der Dienſtboten im väterlichen Hauſe geweſen war und ſeinem Bruder, dem Aufpaſſer und Ankläger, entgegengearbeitet hatte — liebte das ſanfte Mädchen wie eine leibliche Schweſter, und erwies ihr jede Gefälligkeit, deren Wunſch er ihren blauen Augen abſehen konnte. Der Einklang ihrer Herzen vereinte ſie zu jugendlichen Spielen, und ehe ſie ſich's in ſpätern Jahren verſahen, ſpielte die Liebe mit ihnen.

Man erwarte hier nicht die Geſchichte der erſten Spu-

BAYERISCHE

ren und weitern Fortſchritte ihrer gegenſeitigen Neigung. Dergleichen Tagebücher der Zärtlichkeit findet man zum Ueberfluß in Romanen, wo ſie bisweilen mit einer ſo gewiſſenhaften und einſchläfernden Ausführlichkeit verfaßt ſind, daß die Leſer dem Herrn Journaliſten wenig Dank dafür wiſſen. Uns iſt Heinrichs frühe Liebe bloß darum wichtig, weil ſie auf ſein Gemüth einen vortheilhaften Einfluß hatte. Sie machte ſein Herz gefühlvoll und biegſam, veredelte ſeine Sitten, gab ihm leichten Muth und Frohſinn, und war ihm ein Sporn zum Wohlverhalten und zur Thätigkeit. Die Richtſchnur aller ſeiner Handlungen war das Beſtreben, Malchen zu gefallen, und jedes Geſchäft verſüßte ihm die Hoffnung, daß einſt ihr Beſitz der Lohn ſeines Fleißes ſeyn werde.

Dieſer Roſenweg zur Kultur war ſeinem Bruder verſchloſſen. In den Ringmauern ſeines Kloſters ſah er vom ſchönen Geſchlecht nur häßliche Ruinen: ein paar alte Weiber, die zur Darſtellung der Hexenſcenen im Macbeth vortrefflich gepaßt hätten, ſich aber hier der dürren Roſſe, welche in der Walpurgisnacht von Unholdinnen auf den Blocksberg geritten werden, bloß zur Reinigung der Schulgebäude bedienten. Von dieſen Damen konnte doch der arme Menſch den guten Ton der Geſellſchaft nicht lernen. Ueberhaupt gebrach es ihm ganz an Gelegenheit, den Roſt gemeiner Sitten (der ſich im väterlichen Brauhauſe ſtark bei ihm angelegt hatte) abzuſchleifen und ſich einen gefälligen Anſtand eigen zu machen. Die todten Buchſtaben ſeiner Bücher waren nicht fähig, einen geſchmeidigen Weltmann aus ihm zu bilden, und der Umgang mit ſittenloſen Kameraden, auf den er bloß eingeſchränkt war, beförderte vollends ſeine Verwilderung.

Die ſchädlichen und nützlichen Folgen, welche aus den ſo ganz verſchiedenen Erziehungs- und Lebensarten beider Brüder nothwendig entſpringen mußten, fielen Jedem in die Augen, der ſie dann, als ſie nach einer ſechsjährigen Trennung im väterlichen Hauſe wieder zuſammentrafen, mit einander verglich. Heinrich war ein blühender, gelenker Jüngling, der ſich in Geſellſchaften fein und anſtändig benahm, über alles, was nicht ganz außer ſeinem Geſichtskreiſe lag, mit Sachkenntniß ſprach, und Königen und Kaiſer ohne Schüchternheit Rede geſtanden hätte. Karl hingegen kam aus ſeinen engen und unſaubern Kloſterzellen als ein bleicher Siechling zurück, und war ſcheu wie ein Pferd, das in einem finſtern Stalle lange geſtanden hat und nun plötzlich das Tageslicht ſieht. Er kroch, wenn ihn ein Fremder, beſonders ein Mann von Stande, anredete, rückwärts wie ein Krebs, und floh geſellige Kreiſe, weil er ſich darin nicht zu betragen wußte, und jeden Augenblick eine Unſchicklichkeit beging, die ihn dem Spott ausſetzte und ſeine Wange mit Schamröthe übergoß.

Bei dem allen ſtrotzte der junge Herr von Eigendünkel und Schulſtolz, weil er weit und breit der einzige Tauſendkünſtler war, der die brodloſe Fertigkeit beſaß, lateiniſche und griechiſche Verſe zuſammenzuleimen. Mehr that er dabei nicht; denn es waren fremde, dem Horaz und Homer ausgeraufte Federn, mit denen er ſich, wie die in der Fabelwelt unſterbliche Krähe, ſchmückte. Auf dieſes ärmliche Flickwerk pochte er aber ſo gewaltig, daß er alle Menſchen, die für ſeine todte Gelehrſamkeit keinen Sinn hatten — und deren Name war Legion — mit Verachtung anſah. Uebrigens kümmerte ſich der junge Schulfuchs darüber nicht, daß er ſo wenig, als Bürgers Abt, verſtand, mit lateiniſchen und griechiſchen Brocken einen Hund vom Ofen zu locken. Der alltäglichſte Weltlauf war ihm ein Räthſel; die gemeinſten Dinge klangen ihm wie Namen böhmiſcher Dörfer. Mit dieſer Unwiſſenheit prahlte er ſogar, und oft hörte man ihn ſagen: der Gelehrte müſſe ſich mit ſolchen Kleinigkeiten nicht abgeben, ſondern ſie dem rohen, unſtudirten Haufen überlaſſen. Er ſtichelte damit auf ſeinen Bruder, und warf ihm, wenn er eben gegenwärtig war, einen hämiſchen Seitenblick zu.

Nach einem kurzen Aufenthalte im väterlichen Hauſe bezog er die Univerſität zu L**, und ſchrieb ſich in den Hörſälen der Rechtslehrer die Finger lahm. Den trockenſten Kathederſpaß — womit damals verſchiedene Profeſſoren die Studenten in ihre Collegia zu kirren ſuchten — trug er in ſeine Hefte; denn es mangelte ihm an Beurtheilungskraft, die Spreu von den Körnern zu ſondern. Er ſtapelte ungeheure Vorräthe von juriſtiſcher Weisheit und Thorheit auf, lebte übrigens — nach der Manier der Engländer, die zwar fremde Länder bereiſen, dort aber mit niemand, als mit ihren Landsleuten umgehen — unter ſeinen alten Schulfreunden fort, und fand ihre hundert Mal aufgewärmten witzigen Einfälle ſo behaglich, daß er keinen beſſern Geſellſchaftsgenuß verlangte. So blieb er nach wie vor ein düſtrer, pedantiſcher Stubengelehrter, und gleichſam ein Fremdling auf Erden; denn er wußte von den bekannteſten Sachen, worüber ihn jedes Kind hätte belehren können, noch immer kein Wort. Seine Reiſen auf die benachbarten Bierdörfer gaben wenig nützliche Ausbeute von Erfahrung und Menſchenkenntniß, und ihm war auch alles, was unter dem Monde geſchah, ſo gleichgültig, daß er nicht einmal Zeitungen las.

Indem er auf ſolche Weiſe ſein Leben bei offenen Augen verträumte, ſah ſich ſein Bruder ganz anders in der Welt um. Vater Grünberg war durch den Segen einiger fruchtbaren Jahre ein ſo reicher Mann geworden, daß er einen alten Lieblingsgedanken, ſeinen Sohn auf Reiſen gehen zu laſſen, mit Bequemlichkeit ausführen konnte. Da der Hauptzweck dabei war, daß der Jüngling den Horizont ſeiner landwirthſchaftlichen Kenntniſſe erweitern ſollte, ſo beſchloß der Vater, ihn nach England und in die Schweiz zu ſenden. Er wußte zwar, daß eine Reiſe durch dieſe Länder mehr Aufwand, als jede andere von gleichem Umfang erfordere; allein dieß ſtörte ihn ſo wenig in ſeinem Plane, daß er ſogar unſerm Heinrich antrug, koſtenfrei mitzureiſen, damit ſein Sohn, wenn ihm unter Weges ein Unglück begegnete, nicht rathlos wäre, und immer einen ſichern und treuen Freund um ſich hätte.

Einem ſchwärmeriſchen Romanenhelden wäre das Anſinnen, ſich auf einige Jahre von ſeiner Trauten zu trennen, ein Donnerſchlag geweſen; aber Heinrich nahm den Vorſchlag des guten Alten mit der lebhafteſten Dankbarkeit an. Ihm ſchien es ein ſehr reizendes Glück, an der Seite ſeines Buſenfreundes das Meer und die Alpen, und das Thun und Weſen der Menſchen unter fernen Himmelsſtrichen zu ſehen. Der Gedanke, daß er indeſſen Malchens Umgang entbehren müſſe, fiel ihm freilich auch ſchnell und ſchwer auf's Herz; allein er milderte deſſen Druck durch die Vorſtellung: daß er ſich, durch den Gewinn neuer Kenntniſſe, zu einem vollkommenen Landwirth bilden, und dann um ſo mehr im Stande ſeyn werde, dem geliebten Mädchen ein glückliches und ſorgenloſes Leben zu bereiten.

Die Freunde reiſten alſo mit einander ab, legten die ihnen vorgeſchriebene Bahn mit Nutzen und Vergnügen zurück, und kamen in ihrem Vaterlande ungefähr um dieſelbe Zeit wieder an, als Karl, nach überſtandenem Examen, die hohe Schule verließ.

Jetzt fiel der Contraſt, den beide Brüder an Körper und Geiſt gegen einander darſtellten, mehr als jemals auf. Heinrich, ein faſt vollendeter Weltmann, war die Seele ſeiner Geſellſchaften, und man drängte ſich zu ihm, weil er angenehm und belehrend zu unterhalten verſtand. Aber welche traurige Figur machte dagegen der hölzerne Student! Er wußte durchaus von nichts als Prozeſſen zu ſprechen, und ſeine Beredtſamkeit in dieſem Fache war unausſtehlich. Mit allen Menſchen, die ihm in den Wurf kamen, ſprach er davon, ohne auf Geſchlecht und Stand Rückſicht zu nehmen. Doch gab er den Damen mitunter auch einen Profeſſorſchwank zum Beſten, und jagte ſie bisweilen — weil der Witz dieſer Herren gemeiniglich etwas derb und ungeſittet ausfiel — noch weiter damit, als mit ſeinen Läuterungen und Appellationen. So machte er ſich überall zu einem unleidlichen Geſellſchafter. Jedermann floh ſein langweiliges Geſchwätz. Höchſtens ergötzten ſich etwa ein paar alte, verſauerte Advokaten daran. Aber ſein aufmerkſamſter Zuhörer war ſein Vater. Er hielt die Salbadereien des jungen Pedanten für goldene Aepfel in ſilbernen Schalen, und ereiferte ſich oft, wenn die Geſellſchaft, in anmuthigere Geſpräche verwickelt, nicht darauf Acht gab, ſo heftig darüber, daß er, mit der Hand auf den Tiſch ſchlagend, ausrief: „Still! Mein Sohn ſpricht!“

Dagegen behandelte der verblendete Mann ſeinen jüngern, trefflichen Sohn mit einem ungerechten Kaltſinn, und ſchmollte noch immer darüber, daß er nicht auch ein gelehrtes Orakel, wie ſein Bruder, geworden war. Dieſem Liebling bezeigte er einen ſo hohen Grad von Verehrung, daß er ſich dadurch bei allen vernünftigen Leuten lächerlich machte. Sobald der juriſtiſche Papagei zu plaudern begann, blitzten die Augen des ſchwachen Greiſes vor

Freude; er ſah mit einer triumphirenden Miene umher und vergaß in dieſen genußreichen Momenten alle Unglücksfälle, die ihn kurz vorher, ehe der Troſt ſeines Alters von der Univerſität zurück kam, ſchnell hinter einander betroffen hatten. Er verlor in Einer Woche ſeine Gattin durch den Tod, und ſein ganzes baares Vermögen durch den Bankerott einer Handelsgeſellſchaft. So ward denn plötzlich die goldene Treppe eingeſtürzt, auf welcher Karl bis zu den Stufen des Fürſtenthrones emporſteigen ſollte, und Meiſter Klaus, ehedem der Cröſus ſeiner Gilde, beſaß nun nichts mehr als ſein großes Brauhaus.

Aber auch dieſes ward jetzt, da er ſich kaum von jenen Schlägen ein wenig erholt hatte, durch eine nächtliche Feuersbrunſt in einen Steinhaufen verwandelt.

Heinrich, der ſich noch bei der Grünbergiſchen Familie aufhielt, flog ſogleich, als er vom Brande Nachricht bekam, in die Stadt, und fand ſeinen Vater und Bruder im Hauſe eines mitleidigen Mannes, der in der Nähe der rauchenden Ruinen wohnte. Beide ſtürzten ihm mit Geberden der Verzweiflung und mit dem Geſchrei: „Wir ſind Bettler!“ entgegen.

Er bemühte ſich, ſie zu beruhigen. Dieß gelang ihm auch einiger Maßen bei dem Vater. Der Bruder aber war gegen die vernünftigſten Troſtgründe taub.

„Faſſe dich wie ein Mann!“ ſprach Heinrich: „Sieh, ich bin ſo arm, als du; aber ich verzage gewiß erſt dann, wenn mir die Hände vom Leibe brennen. — Iſt denn der Verluſt einiger tauſend Thaler und eines Hauſes ein ſo großes, unüberwindliches Unglück? — In der Schweiz fand ich Menſchen, die in ihrem Leben kein Goldſtück und kein ſteinernes Haus geſehen, noch weniger beſeſſen hatten, und dennoch in ihrer Sennhütte ſo glücklich und zufrieden waren, als wir es in Paläſten nie ſeyn würden. Dieſe armen Hirten lehrten mich viel: ſie machten mich mit der Genügſamkeit bekannt, die bei Brod und Waſſer reich iſt. — Doch ſo weit iſt es mit uns noch nicht gekommen. Wir haben uns nützliche Kenntniſſe erworben und können durch muntere Thätigkeit alles wieder gewinnen, was wir verloren. — Geh muthig an's Werk, lieber Karl! Deine Wiſſenſchaften werden dich nicht ſinken laſſen. Ich übernehme die Sorge für unſern Vater, und werde mit ihm und mit dir meinen letzten Biſſen Brod theilen.“ —

Gerührt drückte der Alte den braven Sohn an ſein Herz und ſagte ſchluchzend: „Heinrich, du biſt ein guter Menſch! Ich habe dich verkannt — meine Vaterliebe war partheilich — vergib mir mein Unrecht!“

Sie umarmten ſich beide jetzt ſprachlos vor Wehmuth, voll der innigſten Liebe. Aber mit kaltem und neidiſchem Herzen ſtand Karl dabei und ſagte bitter: Du verſprichſt dem Vater mehr, als du halten kannſt. Weißt du, daß Verſprechen Schuld macht? —

„Ich weiß es;“ war Heinrichs Antwort: „Mein Herz ſagte mir das eher, als du es aus Büchern lernteſt. Fürchte nicht, daß ich dich zum Mitſchuldner machen werde! — Auf mich, Vater — ganz allein auf mich — verlaſſen Sie ſich! — Gönnen Sie mir das ſelige Vergnügen, ohne irgend eine andere Mitwirkung, als den Beiſtand des Himmels für Ihre Bedürfniſſe und Bequemlichkeit zu ſorgen. Erſetzen Sie mir dadurch den Rückſtand von Liebe, den ich noch, wie Sie ſelbſt ſagen, bei Ihnen zu fordern habe; — Sie ſollen gewiß, ſo lang ich lebe, keine Noth leiden.“ —

Er eilte jetzt, die Antwort des Greiſes nicht abwartend, zum alten Grünberg und ſprach: „Sie werden gehört haben, daß mein Vater in der vorigen Nacht abgebrannt iſt. Er hat nichts als ſein Leben gerettet. Ich hab' ihm verſprochen, für ſeinen Unterhalt zu ſorgen; aber ich rechnete dabei auf Sie und Ihre Hülfe. Die Summe der Wohlthaten, die Sie mir bisher erwieſen haben, iſt ſo groß, daß ich ſie in einer langen Reihe von Jahren nicht abdienen könnte; allein dennoch zwingt mich das Schickſal meines Vaters, undankbar zu ſeyn, und mir von nun an einen beſtimmten Lohn zu erbitten. Schaffen Sie ein paar Knechte ab; ich will ihre Arbeit verrichten.“ —

Grünbergs Augen füllten ſich mit Thränen. Er zog den Jüngling an ſeine Bruſt und ſprach mit weicher Stimme: „Nicht mein Knecht — mein Sohn! — Ich weiß, du liebſt meine Tochter und ſie liebt dich. Ihr ſeyd Beide gute, wirthliche und genügſame Menſchen, und eure Vereinigung war längſt mein Wunſch. Warum ſoll ich mir ihn länger verſagen? Sieh, der Mode zum Trotz, die das erſte Wort von *dir* fordert, trag' ich ſelbſt mein Mädchen dir an.“

Trunken vor Entzücken, wollte Heinrich ihm zu Füßen ſtürzen; aber er hielt ihn ab und fuhr fort: „Höre nur weiter! Eine Frau, ohne Dach und Fach und hinreichendes Auskommen, wäre eine Strafe; alſo müſſen wir wohl auf eine häusliche Einrichtung denken. Sie iſt bald gemacht. Ich habe genug gearbeitet, ſehne mich nach Ruhe, und überlaſſe dir deßhalb meine Pachtung. Die fürſtliche Kammer braucht vor der Hand nichts davon zu wiſſen. Ich gebe ſo lange, bis meine Pachtjahre abgelaufen ſind, den Namen her, und ſtehe dir mit Rath und That bei. Uebrigens biſt du von dieſer Stunde an Herr und Meiſter im Hauſe, und ich leb' als Invalide bei dir. — Du ſtarrſt mich an! Befremdet es dich, daß ich mich gewiſſermaßen von dir abhängig machen will? — Das wäre freilich, wenn ich dich und meine Tochter nicht genau kennte, ein unkluger Streich, der einem Graukopf nicht zu verzeihen wäre. Aber bei euch, ihr guten Kinder, lauf' ich keine Gefahr, von der Ausſaat meiner Wohlthaten Undank zu ernten. Ihr werdet nicht ſo hart und unnatürlich gegen mich handeln, wie in einem rührenden Trauerſpiele, das ich ein Mal ſah, gegen einen alten, wahnſinnigen König ſeine Töchter und Eidame thaten. — Doch genug! Wir verplaudern die Zeit, und du haſt eine theure Pflicht auf dir, die du nicht ſchnell genug erfüllen kannſt. Geh, mache von deinem Herrenrechte den erſten lobenswürdigen Gebrauch: laß anſpannen und hole deinen Vater, damit er bei uns wohne und künftig mit uns Eine Familie ausmache." —

Von Rührung überwältigt, hatte der Jüngling keine Worte, nur Thränen. Er warf ſich an des edeln Mannes Bruſt und rang vergebens, ſeine Gefühle auszuſprechen. Grünberg führte ihn ſanft an die Thür und ſagte: „Eile, deinen armen Vater zu erfreuen!" Heinrich taumelte jetzt fort, und in wenigen Minuten flog Grünbergs Reiſewagen mit ihm nach der Stadt.

Stammelnd verkündigte er das Uebermaß ſeines Glücks dem ſtaunenden Vater, der ſich ſofort entſchloß, ihm zu folgen. Aber Karl widerrieth es und fing an, ein Collegium über Pachtverträge zu leſen. Er ſetzte weitläufig auseinander, daß eine Pachtsabtretung ohne Vorwiſſen und Genehmigung des Verpachters null und nichtig ſey, und daß ſich Grünberg wegen dieſes eigenmächtigen Unternehmens eine ſchwere Verantwortung bei der fürſtlichen Kammer zuziehen werde. „Und auch du, Bruder," fuhr er fort, „biſt dabei gefährdet, wenigſtens — ausgelacht zu werden; denn, geſetzt den Fall, daß die Ceſſion auch an und für ſich ſelbſt beſtände, was ich aber gar nicht einräume: ſo kann doch Grünberg, wenn über kurz oder lang ſein heutiger großmüthiger Rauſch verfliegt, auf die Hinterbeine treten, weil er durch keinen ſchriftlichen und gerichtlichen Kappzaum gebunden iſt. Was willſt du dann machen, wenn er ſagt: Schaff' mir deinen überläſtigen Vater wieder aus dem Hauſe und trolle dich ſelbſt hintendrein!“ —

Bruder, verſetzte Heinrich, halt uns mit deinen ſpitzfindigen Bedenklichkeiten nicht auf! Männer, wie Grünberg, ſind über Rückſprünge und Chikanen erhaben. Sein Biederwort gilt mir mehr, als Brief und Siegel. — Im Uebrigen iſt er klug und welterfahren genug, ſich gegen alles Unheil, das ihm nach deiner Meinung aus der Abtretung ſeines Pachts erwachſen könnte, zu ſichern. Er rechnet, wie bisher, mit der Rentkammer ab, und ich gelte für ſeinen Verwalter; alſo bleibt alles, dem Anſchein nach, in der alten Ordnung. Bei pünktlicher Entrichtung der Pachtgelder fragt wahrlich die Kammer nicht darnach, wer ſie erwarb, und im Grunde hat ſie auch kein Recht, darnach zu fragen.

„Kein Recht?“ — fiel der Juriſt höhniſch ein: „Ich bitte dich, bleib bei deinem Pfluge und ſprich nicht vom Rechte! Das muß ich beſſer verſtehen.“ —

Heinrich zwang ſich zur Mäßigung und erwiederte ſanft: Laß uns nicht ſtreiten! Es wird alles glücklicher gehen, als du denkſt. Komm, lebe mit uns und überzeuge dich ſelbſt von Grünbergs edlem Charakter! —

„Großen Dank!“ verſetzte Karl mit einer Verbeugung: „Mir eckelt vor Gnadenbrod; ich mag es nicht aus der erſten, geſchweige aus der zweiten Hand eſſen; und ich hoffe, Vater, daß Sie eben ſo denken und handeln werden.“ —

Der Alte, welcher nun endlich einen hellen Blick in die Gemüther ſeiner Söhne gethan hatte und über die Verachtung, womit der Gelehrte ſeinem Bruder begegnete, aufgebracht war, ſchüttelte den Kopf und ſagte: „Nein, ich gehe mit meinem Heinrich. — Es iſt zwar angenehm und löblich, ſein eigenes Brod zu eſſen; aber ich armer alter Mann kann mir keins mehr verdienen, und es wäre Bettelſtolz, wenn ich die Unterſtützung guter Menſchen ausſchlagen wollte. Grünberg iſt ein Mann von ächtem alten Schrot und Korn, wie es Wenige gibt, und ich ſchäme mich gar nicht, ihm Verbindlichkeiten ſchuldig zu werden. Auch du, Karl, würdeſt wohl thun, wenn du ſelbſt meinem Beiſpiele folgteſt: denn du biſt noch unverſorgt, und die unbedeutende Summe meiner ausſtehenden kleinen Forderungen — die ich dir zu Beſtreitung deiner Bedürfniſſe abtreten will — wird früher aufgezehrt ſeyn, als du ein Amt erhältſt. Man eilt eben nicht ſehr damit dem Armen entgegen.“ —

Ich hoffe das Gegentheil — antwortete Karl, und wendete ſeinem Vater den Rücken zu.

„Mein Sohn,“ ſagte der alte Mann, „du haſt einen überſpannten Dünkel von deinem Werthe. Leg' ihn ab, ehe dich Demüthigungen beugen. Ich ſelbſt habe dich, leider! verzogen und den erſten Keim des Stolzes in dein Herz gelegt. Uebermüthig ſtand ich in dem Wahn, meine hohen Plane, die ich für dich entwarf, durch die Macht des Geldes ausführen zu können; aber ich Thor vergaß, daß der Menſch von der Wiege bis an's Grab ein Glücksball iſt. — Leb' wohl und ſey weiſe!“ —

Welche Beleidigung für einen Klügling, der ſchon ein vollgerütteltes Maß von Weisheit zu beſitzen glaubte! Der Abſchied fiel deßhalb, ſo ſehr auch der Vater bewegt war, von ſeiner Seite ſehr kalt aus.

Grünberg empfing den alten Klaus mit offnen Armen, wies ihm eins der beſten Zimmer im Hauſe an, und Malchen war für ſeine Bequemlichkeit mit kindlicher Sorgfalt geſchäftig. Er fühlte ſich in ſeiner neuen Wohnung glücklicher als jemals, liebte und ſchätzte ſeinen wackern Sohn täglich mehr, und es ſchmeichelte ſeinem Vaterherzen, daß er ihn bei allen Hausgenoſſen in ſo hoher Achtung ſtehen ſah. —

Karls juriſtiſche Unglücksträume beſtätigten ſich nicht auf die entfernteſte Weiſe. Dieß freute ihn aber ſo wenig, daß er lieber ſeine Verwandten aus dem Grünberg'ſchen Hauſe wieder vertrieben geſehen hätte, damit nur die Ehre ſeiner Vorherſagung gerettet worden wäre. Er grollte mit dem Schickſal, daß es nicht nach ſeinem Kopfe verfuhr und es ihnen ſo wohl gehen ließ. Aus dieſer übeln Laune entzog er der Hochzeit ſeines Bruders, unter dem Vorwand einer Krankheit, die Ehre ſeiner Gegenwart. Auch in der Folge machte er ſich ſehr ſelten, und man ſehnte ſich eben nicht ſtark nach ſeinen Beſuchen; denn er haberechtete bisweilen über Dinge des gemeinen Lebens, von denen er kaum einen ſo hellen Begriff, als der Blinde von den Farben, hatte, und überdieß fror man ſogar in den Hundstagen bei den kalten Erzählungen ſeiner Gerichtshändel. Dieſe machten jetzt vollends den einzigen Inhalt ſeines Geſprächs aus, da er das Heer der Advokaten in ſeiner Vaterſtadt (wo auf jedes Hundert Einwohner, die Garniſon und die Säuglinge mitgerechnet, wenigſtens Einer kam) vermehrt hatte. Wenn er nicht zugegen war, hörte man in Grünbergs Wohnung keinen Widerſpruch.

Eintracht und Liebe herrſchten darin als freundliche Hausgötter.

So nahte ſich das Ende der Pachtzeit, und Grünberg legte eines Tages ſeinem Eidam die Frage vor: ob es ihn nicht beſſer dünke, ein eigenes Feld zu bauen, als fremde Fluren urbar zu machen.

Heinrich bejahte ſie.

„Nun ſo laß uns dazu Anſtalt treffen!“ fuhr Jener fort: „Ich habe mein ehrlich erworbenes Vermögen überrechnet und den Ausſchlag gefunden, daß es, zwiſchen deiner Frau und ihrem Bruder gleich getheilt, auf jeder Seite hinlänglich iſt, ein mäßiges Landgut zu kaufen. Dein Schwager hat dazu noch keine Luſt: er will den hieſigen Pacht fortſetzen, wenn ſich die Kammer mit dem bisherigen Zins begnügt. Aber ſo gnädig — oder, richtiger geſagt, weiſe — wird ſie kaum ſeyn; denn ſie fängt jetzt an, alle Pächte ſo gewaltig zu ſteigern, daß der ſachverſtändige und redliche Wirth dem erſten, dem beſten Windbeutel Platz machen muß. Dieſer kitzelt freilich die Ohren der Herren Räthe durch das unbeſonnene Gebot eines viel höhern Pachtſchillings: aber wehe dem fürſtlichen Gute, das in ſeine Hände fällt! Er ſaugt die Felder aus, verſchlimmert den Viehſtand und plackt Fröhner und Bauern. Dennoch kann er am Ende die Pachtgelder nicht mehr erſchwingen, und ſeine Vorſtandsſumme iſt kaum hinreichend, den angerichteten Schaden zu erſetzen. — Und wie nachtheilig für das ganze Land, beſonders die Bewohner der Städte, iſt der Einfluß, welchen die Ueberſteigerung der Pächte auf den Preis des Getreides und anderer Lebensmittel hat! — Sie iſt — was freilich die Kammergeiſter nicht Wort haben wollen — eine Hauptquelle der Theurung; denn es ſpringt in die Augen, daß der hochgetriebene Pachter ſeine

Früchte nicht wohlfeil verkaufen kann, und mit dem Preiſe des Brodes ſteigen und fallen die Koſten aller Bedürfniſſe. Da nun vollends in unſrem Lande — ungeachtet wir das rühmliche Beiſpiel eines großen, für ſeine Unterthanen väterlich ſorgenden Königs vor Augen haben — keine Magazine vorhanden ſind und eine Schiffsladung Korn nach der andern über die Gränze geht, ſo ſchwebt die Armuth, ſobald Mißjahre eintreten, in der Gefahr, eine Beute des Hungertodes zu werden. — Doch, wer über dieſes Kapitel ſpricht, predigt in der Wüſte. Laß uns auf unſere Angelegenheit einlenken! Ich ſage: Eigener Herd iſt Goldes werth.“

Ja wohl, lieber Vater! ſprach Heinrich: Ich ſehnte mich längſt darnach; aber wo finden wir ihn nach unſern Wünſchen?

„Sollte das ſo ſchwer ſeyn?“ verſetzte der Alte mit einem beſondern Lächeln, welches der Vorbote einer angenehmen Ueberraſchung zu ſeyn pflegt: „Kennſt du Lindenhain?“

Meinen Sie das treffliche Gut des Herrn v. Holm?

„Eben das.“

Es iſt mir bekannt und ich halt' es, in Anſehung ſeiner herrlichen, romantiſchen Lage, für die Perle des Landes.

„Dieſe Perle ward vor einigen Tagen für ein Spottgeld feil.“

Unmöglich! Sollte Holm dieß ſchöne Eigenthum verſchleudern? Er ſchien es zu lieben.

„Freilich liebt' er es und zwar ſo ſehr, daß er es in der Taſche bei ſich trug und ſogar mit auf Reiſen nahm. Da gab es denn andere ſchöne Sachen: ſchöne, freundliche Mädchen, ſchöne Pferde und dergleichen; aber leider! auch verdammt häßliche, widerwärtige Karten.“

Und Lindenhain?

„Kam an einen Mann, der beſſer damit wirthſchaften wird. Da lies!“

Heinrich warf einen neugierigen Blick auf die Urkunde, welche ihm Grünberg jetzt überreichte, ſah ſeinen eigenen Namen, flog dem lächelnden Greis in die Arme und rief entzückt: „O, Vater, Sie ſetzen Ihren Wohlthaten und meinem Glück die Krone auf! Gatte eines Engels und Beſitzer von Lindenhain — ich tauſche mit keinem König!“

Ueber Grünbergs Erwartung war das Kammer-Collegium gnädig. In erkenntlicher Rückſicht, daß er die ſeit dreißig Jahren bewirthſchaftete Domäne in den blühendſten Stand geſetzt hatte, überließ es ſeinem Sohne den Pacht mit einer mäßigen Erhöhung. Heinrich trennte ſich nun von ſeinem Buſenfreunde und bezog, nebſt ſeinem Vater und Schwiegervater, das paradieſiſche Lindenhain. —

In einem Hinterſtübchen, welches die Ausſicht auf einen engen Hof hatte, ſaß indeſſen Karl, der Federfechter, und käute an ſeinen Waffen. Während dieſer Zahnarbeit entſtanden die Schriften, welche er in den Gerichten eingab. Sie waren ſo ſtockdunkel, wie das Innere des Rathhauſes, welches die wohlweiſe Obrigkeit eines gewiſſen Städtleins ohne Fenſter erbaute. Durch zwei bis drei Bogen — die freilich mit ſportelſüchtiger Papierverſchwendung geſchrieben waren — ſchlängelte ſich bisweilen eine einzige Periode, und glich mit ihren labyrintiſch verworrenen Sätzen einem Ratzenkönig.* Der gemeinſte Gegenſtand ward unter ſeiner

---

* In der Naturgeſchichte des großen Haufens, ein Monſtrum, welches aus mehreren mit den Schwänzen verwachſenen oder doch verſchlungenen Ratzen beſtehen, und an einem abgeſonderten Orte von den andern Ratzen unterhalten werden ſoll.

Adelung.

Feder ein weitſchweifiges Galimathias, welches, aus mehrern Sprachen zuſammengeſetzt, mit einer buntſcheckigen Harlekinsjacke viel Aehnlichkeit hatte. Bei dem allen hielt er ſich für den zierlichſten Styliſten in Europa. Der kräftige, natürliche und faßliche Vortrag der meiſterhafteſten Schriftſteller ſeines Zeitalters ſchien ihm gegen ſein eigenes Machwerk ſchales Waſſer. So flach, meinte er, könne wohl jedes Kind ſchreiben. — Allein warum rügen wir dieſes ſchiefe Urtheil eben an ihm? Denkt und ſpricht nicht die Menge, wie er? — Sie hat nun einmal keine Ahnung davon, welchen Aufwand von Fleiß und Anſtrengung ein Werk des Geiſtes — beſonders ein poetiſches — erfordert, bevor es zu dem hohen Grade von Vollendung reift, daß es keine Spur von Zwang und Mühe mehr an ſich trägt, und gleichſam auf das Papier geblaſen zu ſeyn ſcheint. Sie betrachtet dieſe Leichtigkeit, welche der Kunſtkenner bewundert, mit Geringſchätzung, und erdreiſtet ſich, laut zu ſagen: So etwas kann ich auch machen! Aber in der nächſten Seiltänzerbude ſtaunt ſie, daß ihr der Athem ſtockt, über einen Gaukler, welcher mit ſcheußlich verrenkten Gliedmaßen auf dem Kopfe ſteht; denn ſie pflegt, nach alter Sitte, nur dann ihren Beifall zu zollen, wenn ſie mit eigenen Augen ſieht, daß es dem, der ſich ihrer Beluſtigung anmaßt, blutſauer wird, ſie zu unterhalten. —

Wir kehren von dieſer kleinen Abſchweifung zu unſerm Helden zurück.

Er entwöhnte ſich nach und nach ſeiner Eulenflucht vor dem Umgange mit Menſchen. Da es uns nun darum zu thun war, von ſeinem Wachsthum in Sitten unterrichtet zu werden, ſo bemühten wir uns um einen Augenzeugen ſeines geſellſchaftlichen Lebens, und waren ſo glücklich, einen zu finden, welcher uns folgendes erzählte: „Ich traf einſt den Herrn Advokaten in einem Club, wo man ſich mit Spiel und Tanz unterhielt. Er erſchien in einem etwas altfränkiſchen Rocke von der zarten Farbe des Laub- oder Baumfroſches, mit Unterkleidern von roſenfarbenem Atlas. Dieſer bunte Staat fiel in die Augen; aber, leider! fiel auch der Stutzer ſelbſt, indem er der Geſellſchaft auf der Thürſchwelle einen tiefen Reverenz machen wollte, über einen nicht bemerkten Hund in den Saal hinein. Das beinahe von ihm erdrückte Thier war zum Glück ſo heftig erſchrocken, daß es dieſe Beleidigung zu ahnden vergaß; der Herr Sachwalter erhob ſich alſo ohne weitern Schaden, entrichtete der Verſammlung (die nicht durchgängig beſcheiden und mitleidig genug war, ſich des Lachens zu enthalten) mit mehr Behutſamkeit auf's neue ſeinen Tribut, und ſchlarfte, als bald hierauf der Ball mit einer Polonoiſe eröffnet ward, ohne Takt und Kunſtſchritt mit, wie ein polniſcher Bär. Er hatte zwar ſeine gänzliche Unwiſſenheit in der Tanzkunſt ſchon damit ſattſam bewieſen; allein dennoch war er gefliſſen, ſie durch eine Menuet noch deutlicher an den Tag zu legen, und watſchelte ſein lateiniſches Z wie eine Gans, aber mit hoch aufgeworfenem Kopfe wie ein Adler, der wolkenan fliegt. Da er auf dieſer einförmigen Bahn nicht eben ſehr fehl gehen konnte, ſo wuchs ihm der Muth, ſich in den Irrgarten eines engliſchen Tanzes zu wagen. Dieſes kühne Unternehmen mißglückte völlig. Unſer Laubfroſch hüpfte ein Weilchen, weder Weg noch Steg wiſſend, in's Kreuz und in die Quer, verhielt ſich endlich ganz leidend, und ſpielte ſo ſelbſt, anſtatt Figuren zu tanzen, eine traurige Figur. Zerrend und ſtoßend bugſirten ihn ſeine Nachbarn mit Mühe und Noth durch drei oder vier Paare;

nun aber entſtand ein ſo allgemeines Gewirr, daß die Muſik ſchweigen mußte. Seine Tänzerin verließ mit einer ſpöttiſchen Verbeugung ihn und den Tanz. Er machte ſich nun auch aus dem Staube, ging in ein Nebenzimmer, füllte eine Tabakspfeife, und kam, dampfend wie ein Schornſtein, in den Saal zurück. Hier war er der einzige Schmaucher, und man fand dieſe Auszeichnung ſehr ungeſittet; allein unbekümmert, daß man darüber die Naſe rümpfte, ſetzte er ſich ſogar mit ſeinem qualmenden Feuerrohre neben eine Dame. Nun ließ er ſich zwar Newtons Zerſtreuung (der den Finger eines artigen Frauenzimmers zum Nachſtopfer ſeiner glühenden Pfeiſe brauchte) nicht zu Schulden kommen; doch beging er eine faſt noch größere Unſchicklichkeit, indem er ſeine Nachbarin mit der umſtändlichſten Erzählung eines Conſiſtorialprozeſſes unterhielt, welchen eine ſchamloſe Frau gegen ihren Gatten wegen ſeiner Trägheit im Ehebette angeſtellt hatte. Seine Zuhörerin, eine alte Matrone ohne feines Gefühl, lachte herzlich, mußte jedoch dieſe Ergötzlichkeit theuer büßen; denn während des intereſſanten und lebhaften Geſprächs warf ſein Pfeifenkopf, wie ein kleiner Feuerberg, von Zeit zu Zeit glimmende Aſche auf ihr ſeidenes Kleid aus, und drehte allmählich ſeinen Schlund immer weiter unterwärts, bis er ſich endlich ſeines ganzen Inhalts in ihren Schooß entladen konnte, und wirklich entlud. Sie bemerkte das nicht; und da ſie mit Kleidern ſo überlaſtet war, daß bei ihr die bekannte Frage der Kaiſerin von Marokko an die feſtlich geſchmückte Gemahlin des holländiſchen Conſuls: Biſt du das alles ſelbſt? — nicht am unrechten Orte geweſen wäre: ſo hatte das Feuer, welches mit hämiſcher Stille in ihrer Garderobe wüthete, einen langen und beſchwerlichen Weg, eh' es bis zu ihrem Selbſt gelangte. Es brannte ſich aber Thüren und Thore, und machte plötzlich ſeine Ankunft durch einen empfindlichen Schmerz bekannt. Die Matrone ſprang mit einem Zetergeſchrei vom Stuhl auf, und war nicht ſo ſanftmüthig wie der Hund auf der Thürſchwelle: denn kaum hatte ſie das Feuer gedämpft, ſo ging ſie dem Brandſtifter zu Leibe, zertrümmerte mit einem heftigen Schlage (welchen ſie ſogar nach ſeinen erbleichten Wangen zu führen ſchien) das Werkzeug des Unglücks, und floh, ſchimpfend wie ein Fiſchweib, aus der Geſellſchaft, wo ſich ihre Kleider voll Brandſtellen nicht länger mit Ehren ſehen laſſen konnten. Herr Klaus ſtand da, wie vom Blitze gelähmt, und war ungewiß, ob er lachen oder weinen ſollte. Seine Verlegenheit verlor ſich erſt bei der Tafel, um neuen Verlegenheiten Platz zu machen, in welche ihn ſeine kleinſtädtiſchen Höflichkeits-Ceremonien verwickelten: er complimentirte nämlich ſeiner Nachbarin zur Rechten einen Teller voll Suppe, und ſeiner Nachbarin zur Linken ein Glas voll rothen Wein auf die Kleider. Beide waren ſo artig, nicht viel Aufhebens davon zu machen. Er blieb alſo frohen Muthes, und ließ, als man gegen das Ende der Tafel fröhliche Lieder ſang, einen fürchterlichen Cantorbaß erſchallen. Zwiſchen den Pauſen ſtimmte er auch ſelbſt einige rohe, von der Univerſität mitgebrachte Gaſſenhauer an, welche jedoch durch ein allgemeines Stillſchweigen verworfen wurden. Gleims und Weißens Lieder machten ihm lange Weile; er beugte deßhalb, um ſich einen beſſern Zeitvertreib zu verſchaffen, ſeinen Stuhl zurück, daß er blos auf den Hinterbeinen ſchwebte, und ſo zu einer bequemen Wiege ward. Aber kaum hatte ſich der gute Mann einige Minuten geſchaukelt, als er plötzlich das Gleichgewicht verlor und mit ſeinen gen Himmel ſtrebenden Beinen an die untere Seite des Tiſchblattes ſo gewaltig andonnerte, daß männiglich vor Schrecken zuſammenfuhr. Er wollte ſich retten, ergriff in der Angſt das Tiſchtuch, und riß es, unaufhaltſam rücklings ſtürzend, mit einer Menge Teller, Flaſchen und Gläſer, von der Tafel herab. Welch Krachen, Klirren und Gelächter! Der Wirth des Hauſes (welches ein öffentliches war) eilte mit einer Schaar von Aufwärtern herbei. Sie laſen die Bruchſtücke zuſammen und ſchätzten den Schaden auf einen Louisd'or. Herr Klaus zog langſam den Beutel; aber einige Herren von der Geſellſchaft riefen ihm zu, ſich nicht zu bemühen, und befahlen dem Wirth, die Trümmer ſeiner Geſchirre zur Hauptrechnung zu ſchlagen. Der Herr Advokat ließ ſich dieſe freundſchaftliche Anordnung — welche jeder Andre verbeten hätte — dankbar gefallen; und nun ereignete ſich bis zur Trennung der Geſellſchaft weiter nichts Merkwürdiges, als daß er jetzt mit ſteifen Bücklingen, und die Hände — meiſtens aber nur die Handſchuhe — der Damen küſſend, von einer Perſon zur andern ging und jede beſonders in einer feierlichen Anrede erſuchte: ſich die Motion wohl bekommen zu laſſen und die von ſeiner Seite vorgefallenen Fehler zu pardonniren." —

Hier endigte Referent. Wir haben ihn, ungeachtet er ſich nicht kurz faßte, ganz ausreden laſſen, um die Schilderung der Sitten unſers Rechtsgelehrten mit Einem Male abzuthun.

Er hatte bisher mit ſeinen Verwandten wenig Verkehr gehabt, und in Lindenhain war er noch gar nicht geweſen. Plötzlich aber erhielt er die Nachricht, daß ſein Vater gefährlich krank ſey und ihn zu ſprechen wünſche. Er machte ſich deßhalb ſchnell auf die Reiſe.

„Mein Sohn,“ — ſprach der Greis mit ſchwacher Stimme und reichte ihm die abgezehrte Hand — „ich freue mich, dich noch einmal in dieſer Welt zu ſehen. Wir ſind uns in den letzten Jahren ſehr fremd geworden. Auch deinen Bruder, der es ſo redlich mit dir meynt, haſt du wenig geachtet. Ich bitte dich — in dieſer ernſten Stunde, welche vielleicht die letzte meines Lebens iſt, bitt ich dich — wache über dein Herz, daß es ſich deſſen, was du gelernt haſt, nicht unmäßig erhebe. — Ach, welche Thorheit iſt der Stolz! Dafür erkennt ihn der Menſch, wenn er auch ſiebenzig und achtzig Jahre von ihm verblendet geweſen iſt, am Rande des Grabes. Hier ſieht er das Trugbild ſchwinden, welches ihm die Seligkeiten der Erde, Freundſchaft und Liebe raubte, und ihm nun nichts als Reue zurückläßt. — Ich rede, leider! aus Erfahrung. Da ich noch reich war, dünkt' ich mich ein höheres Weſen als meine Mitbürger; aber was gewann ich dabei? Ich machte mich durch Großſprecherei ihnen verhaßt, und ſo hatte ich keinen Freund und konnte keinen haben. — Laß dir, mein Sohn, dieſes offne Bekenntniß zur Warnung dienen! Und, wenn du noch deinen ſterbenden Vater erfreuen willſt, ſo geh hin und umarme deinen Bruder!“ —

Heinrich, welcher am Krankenbette ſtand, flog ihm zuvorkommend entgegen. Karl war erſchüttert und gerührt. „Bruder,“ ſprach er, „verzeih mir, daß ich von Jugend an deine Liebe mit Kaltſinn erwiedert und den Werth deines edlen Gemüths verkannt habe. Ich fühle dieß Unrecht nicht erſt ſeit heute oder geſtern. Es gehört zu der Maſſe von Irrthümern, worin ich bis jetzt ſchwankte, wie ein Wanderer im Dunkel der Nacht. Aber je mehr ich aus den Büchern in die Welt blicke, je mehr fängt es an in meinem Kopf und Herzen zu tagen. Ich bitte dich nochmals: vergib mir, und laß uns fortan in brüderlicher Einigkeit leben!“

So leben und ſterben! — rief Heinrich, und drückte ihn mit der innigſten Zärtlichkeit an ſeine Bruſt. Der Kranke belächelte mit wehmüthiger Zufriedenheit die Ausſöhnung ſeiner Kinder.

Es war ſeine letzte Erdenfreude. Er ſtarb am folgenden Tage.

Seine Verlaſſenſchaft beſtand doch noch in einigen tauſend Thalern, welche theils aus dem oben erwähnten Bankerott gerettet, theils aus dem Verkauf der Brandſtelle gelöſ't worden waren. Als die Brüder dieſe Summe mit einander berechnet hatten, ſprach Heinrich: Ich entſage meinen Anſprüchen auf dieſe Erbſchaft. Nimm ſie ganz, lieber Karl, und ſuche damit auf irgend eine Art dein Glück zu gründen. —

Karl ſah ihn mit Erſtaunen an und fragte. „Sprichſt du im Scherz oder Ernſt?“ —

Heinrich. Im wahren Ernſt.

Karl. Iſt es möglich? Mir, der ſich ſo unbrüderlich gegen dich bezeigte, wollteſt du ein ſolches Opfer bringen?

Heinrich. Nenn' es nicht ſo! Du ſiehſt, ich habe hier feſten Fuß gefaßt und darf dem Glücke nicht weiter nachlaufen. Ich beſitze alles, was ein genügſamer Menſch braucht. Einige hundert Thaler mehr oder weniger können meinen Frohſinn weder erhöhen noch vermindern. Allein wie ſteht es mit dir? Befriedigt der Advokatenſtand alle deine Erwartungen und Wünſche?

Karl. Dieſe Frage muß ich freilich verneinen. Ich habe zu viel Collegen, die ſich beſſer als ich darauf verſtehen, Clienten zu gewinnen, und gleichſam zu preſſen.

Heinrich. Wie man in England die Matroſen preßt?

Karl. Beinahe ſo; denn Thorſchreiber, Lohnbedienten und Hausknechte ſtehen als Clientenjäger in ihrem Solde. Sobald ein Fremder, der einen Anwalt nöthig hat, die Stadt betritt, wird er aufgegabelt und zu ihnen geführt. Da nun die Zahl der Advokaten in * * überhaupt ſehr groß iſt, ſo folgt natürlich daraus, daß ein blöder und in der Verborgenheit lebender Anfänger wie ich wenig Geſchäfte hat

Heinrich. Das begreiſt ſich ſehr leicht. Aber glaubſt du wohl, daß ich deine Klagen mit Vergnügen höre?

Karl. Wie ſo?

Heinrich. Es freuet mich, daß es dir in deiner gegenwärtigen Laufbahn nicht gefällt. So entſchließeſt du dich vielleicht, die Stadt zu verlaſſen und unter meinem Dache zu wohnen. Bezieh die Zimmer, die unſer Vater inne hatte, und nimm mit der einfachen Koſt meines Tiſches fürlieb.

Karl. Was ſollt' ich hier thun?

Heinrich. Sorgenlos den Muſen leben.

Karl. Meine finſtre Muſe, lieber Bruder, ſchickt ſich nicht auf's Land. Die Binde vor den Augen hindert ſie, die Schönheiten der Natur zu bemerken, und ihre Hände ſind mit dem Schwert und der Wage, die ſie trägt, ſo beſchäftigt, daß ſie nicht, wie die Muſen der Dichter, Blumen pflücken kann. Ich müßte, wenn ich meine Wohnung hier aufſchlüge, ganz von ihr ſcheiden; allein das würde die ſtrenge Dame ſehr übel empfinden, und mir geradezu vorwerfen, daß ich meine jungen Tage im Müßiggange zubringen wolle.

Heinrich. Ei, ſo gebe ſie dir Brod! Sie kann dich doch nicht zwingen, in ihrem Dienſte zu verhungern.

Karl. So weit läßt ſie es nun wohl nicht kommen, ob ſie gleich nur ſchmale Biſſen austheilt.

Heinrich. Das iſt aber ſehr ſtiefmütterlich gehandelt.

Karl. Allerdings. Darum will ich mich denn auch gewiſſer Maßen, jedoch auf eine ſolche Art von ihr trennen, daß man mich keinen Tagedieb ſchelten kann.

Heinrich. Laß doch deinen Plan hören!

Karl. Ich will mich bemühen, in fürſtliche Dienſte zu treten. Mit dieſem Wunſche trug ich mich lange; allein ich mußte ihn unterdrücken, weil ich zu arm war, um zwei oder drei Jahre ohne Beſoldung zu leben. Doch deine gutmüthige Entſagung —

Heinrich. Ich bitte dich, ſchweig davon! Aber du ſprichſt nur von zwei oder drei ſoldloſen Jahren, und ich habe gehört, daß mancher fürſtliche Diener Jahrzehnde verſtreichen ſehe, ohne ſein hinreichendes Auskommen zu haben.

Karl. Mitunter mag es wohl ſolche Fälle geben.

Heinrich. Darum wäre mein wohlgemeinter Rath, einen ſo unſichern Weg gar nicht einzuſchlagen.

Karl. Dennoch hat er viel Reiz für mich; denn, Bruder, ich geſtehe dir aufrichtig, daß ich von meiner alten Neigung, nach Ehrenſtellen zu ſtreben, noch nicht völlig geheilt bin.

Heinrich. Dieſe Neigung iſt an ſich ſelbſt nicht ſo ſchlimm, daß ſie der Heilung bedürfte; doch die hohen Stufen, auf welche du vormals deine Augen gerichtet hatteſt, wirſt du ſchwerlich erreichen.

Karl. Zweifelſt du an meinen Fähigkeiten?

Heinrich. Wahrlich! nein; aber — biſt du von Adel?

Karl. Dieſer Einwurf ſchreckt mich nicht ab. Sind nicht einige der angeſehenſten Staatsmänner in unſerm Vaterlande bürgerlicher Herkunft?

Heinrich. Einzelne Schwalben, lieber Bruder, machen keinen Sommer.

Karl. Aber Aufſehen machen ſie, dieſe Schwalben! Derer, welche in Schaaren kommen, achtet man nicht. Es lohnt alſo wohl die Mühe, daß man den Verſuch macht, eine ſolche einzelne Schwalbe zu werden. —

Bald nach dieſem Geſpräche verließ er Lindenhain, und erhielt, nachdem er in den Vorſälen der Großen lange geſchildert hatte, die Erlaubniß, ſich im Kammercollegio ein Schwalbenneſtchen zu bauen. Es entſtand kein großes Aufſehen darüber; denn ſolcher Schwalben wie er, gab es viel. Er ward, mit Einem Worte, als Supernumerarſecretär angeſtellt, war aber nicht in den Geſchäften — denn deren bürdete man ihm genug auf — ſondern bloß, wie noch acht oder zehn ſeiner Vormänner, auf der Beſoldungsliſte überzählig.

Ungefähr im dritten Jahre ſeiner Dienſtzeit ſchrieb er nach Lindenhain: „Das Kanzelleileben, mein guter Heinrich, iſt in der That kein ſo anmuthiger Spaziergang in einem Roſengarten, als ich mir ehemals darunter vorſtellte. Für mich beſonders nicht; denn ich muß, leider! Tag für Tag die dürre Sandwüſte des Accisfaches durchwandeln. Da iſt nirgends eine erquickende Nahrung für meinen Geiſt. Ich fühle, daß die Gedankenquelle meines Kopfes immer mehr und mehr austrocknet und von dem Gerülle der armſeligſten Unterſchleifshändel gleichſam verſchüttet wird. Was hilft mir nun das ganze Magazin gelehrter Kenntniſſe, die ich mit der Emſigkeit einer Ameiſe auf der Schule und Univerſität einſammelte? — Der Accistarif iſt der Inbegriff aller Weisheit, die ich bedarf.“ —

„Das Feld meiner Geſchäfte möchte jedoch immerhin, dafern es möglich wäre, noch zehn Mal öder und ſteinichter ſeyn: ich würde es dennoch ohne Murren und ſogar mit Vergnügen bauen, wenn ich nur in andern Rückſichten mit meiner Lage zufrieden ſeyn könnte. Ein alter Weltweiſer ſagt: die Götter verkaufen uns das Glück gegen Arbeit; doch zu ſeiner Zeit gab es wahrſcheinlich noch keine Acceſſiſten und überzählige Secretäre: denn ſonſt würde wohl der Ehrenmann ſeinen Satz nicht ſo unbedingt aufgeſtellt haben. Ich arbeite redlich und mit raſtloſem Dienſteifer: aber die hohen Kammergötter (denen es freilich an Ambroſia und Nektar nicht mangelt) machen deßhalb doch keine Anſtalt, mir dafür Glück zu verkaufen. Sie handeln bloß mit der Flitterwaare der Hoffnung. Dieſe preiſen ſie Jedem, der über Hunger klagt, als einen wohlthätigen Schmachtriemen an. Allein wie menſchenfeindlich müßte man ſeyn, um ſich *der* Art von Hoffnung, welche *ſie* empfehlen, mit Behagen zu überlaſſen! Sie beruhet doch bloß darauf, daß der Tod vor mir her Platz machen und meine alten ehrlichen Vordermänner wie reife Saaten abmähen ſoll. — Meynetwegen mögen die wackern Greiſe noch lange leben! Du, mein theurer Bruder, haſt mich gegen Mangel und Noth geſchützt; aber viele meiner Mitgenoſſen, oder, beſtimmter zu reden, Mitarbeiter — denn wir genießen ja nichts! — befinden ſich in einem ſo hülfloſen Zuſtande, daß bei ihnen der Trieb der Selbſterhaltung in Menſchenfeindſchaft ausarten muß.“

„Doch was nützen dieſe Klagen? Ich habe ſogar, da ich dieß alles voraus wußte, keine Befugniß dazu. Aber darüber tobt gerechter Unmuth in mir, daß man oft, ohne Grund und Verſchulden, von hoffärtigen und aufgeblähten

Vorgeſetzten hart angelaſſen und überhaupt auf die unanſtändigſte Weiſe behandelt wird. Das wußte ich nicht voraus, und dieſer Mangel an Humanität und Artigkeit war mir bei Herren, welche den Zutritt am Hofe haben und alſo zur ſuperfeinen Welt gezählt werden, ganz unerwartet. Doch zur Ehrenrettung des edlern Theils meiner Obern muß ich bekennen, daß ſich nur zwei oder drei anmaßen, gegen uns Subalternen aufzubrauſen; und das thun gerade die, welche die wenigſten Fähigkeiten und Kenntniſſe beſitzen und alſo ganz vorzüglich beſcheiden ſeyn ſollten. Bei dem allen denken die Herren ſo billig, daß ſie uns, wenn wir ihre Unhöflichkeit eine Weile mit ſtummer Aergerniß erduldet haben, durch ein luſtiges Stückchen ihrer dünkelreichen Unwiſſenheit wieder aufheitern. Davon will ich dir doch ein paar Probchen mittheilen.“

„Du ſiehſt aus dieſem Briefe, daß meine Schreibart, die ſonſt allzu dunkel und verwickelt war, ein wenig heller und natürlicher geworden iſt: ich habe mir aber durch meine Bemühung, mich von dem alten Schlendrian nach und nach loszureißen, bei dem Herrn Kammerdirektor keinen Dank erworben. Er gab mir neulich einen Vortrag, den ich durch die ſorgfältigſte Vermeidung unnützer Worte auf einen halben Bogen gezwungen hatte, mit dem Vorwurf der Weitſchweifigkeit zurück, und ſetzte verdrießlich hinzu: Sie vernachläſſigen jetzt ihren Stylum, der Anfangs viel gedrängter und kräftiger war. Arbeiten Sie dieſen Wiſch noch ein Mal um und faſſen Sie ſich kürzer! — Das Letztere bin ich nicht im Stande, gnädiger Herr! war meine Antwort. Und ich zweifle auch, fuhr ich fort, daß es einem Andern gelingen würde. — Er lachte höhniſch, riß mir das Papier wieder aus der Hand und ſagte: Das will ich Ihnen beweiſen! — Am folgenden Tage ließ er mich rufen, zeigte mir einen mit eigener, hoher Hand geſchriebenen Aufſatz, der zwei ganze Bogen füllte, und rief mit Selbſtgefälligkeit aus: Hier, mein Herr! Kürze iſt keine Hexerei. Ich habe das, was Sie für unmöglich hielten, möglich gemacht. — Mit Erſtaunen ſah ich ihn an und antwortete: Ich muß Ew. Gnaden mißverſtanden haben. Sie befahlen mir wahrſcheinlich, meinen Vortrag weitläuftiger einzurichten. — Nicht doch! fiel er mir zürnend in's Wort: Kürzer ſollt' er ſeyn; und das iſt er jetzt unter meiner Feder geworden. — Mich überlief ein kleiner Schauer; denn ich hielt dieſe Behauptung, welche meinen Sinnen widerſprach, für einen Anfall von Wahnſinn. In dieſer Angſt blieb ich eine Weile ſtumm und verglich mein einfaches Blatt mit ſeinen zwei Bogen. — Zum Henker, Herr Secretär! fuhr er mich endlich wieder an: Begreifen Sie denn noch nicht, wo der Knoten ſitzt? Da ſtehn Sie und zählen wie ein Kind die Blätter, als ob dieſe die Kürze oder Länge einer Schrift ausmachten. Ich hätte Sie, bei meiner Ehre! für ſo unwiſſend und albern nicht angeſehn. Ei, ſo zählen Sie doch die Perioden! Ihr Aufſatz enthält eine Heerde von zwanzig Stück, und der meinige — nur drei! — Jetzt ſchauderte mir noch mehr, und ich zog mich ſchnell mit einer tiefen Verbeugung nach der Thür zurück. — Merken Sie ſich, was ich Ihnen geſagt habe: rief er mir nach: die Zahl der Perioden entſcheidet. Befleißen Sie ſich alſo künftig nach dieſem Maßſtabe der Kürze! — So endigte ſich unſer gelehrter Streit. Was ſagſt du zu dieſer ernſthaften Poſſe? Ich ärgerte mich Anfangs; aber hintendrein lachte ich auch weidlich."

„Ein drolliges Geſellſchaftsſtück dazu liefert die Sprachweisheit des Herrn Kammerraths von * *, welcher bei der ſtadt- und landkundigen Schwäche ſeines Verſtandes ein aufgeblaſener Gernklug und Tadelgern iſt. Er hält ſtracklich über ſein Rathsrecht, die Aufſätze der Secretäre zu muſtern; doch wagt er ſich nie an die Sache ſelbſt, ſondern krittelt und mäkelt in ſeiner Einfalt bloß an dem Ausdruck und ſudelt bisweilen, wenn er ſeine Cenſormacht auf keine andere Art zeigen kann, orthographiſche Schnitzer in die richtig geſchriebenen Concepte. Am liebſten macht er Jagd auf kleine Wörtchen, die ſich gegen andere von gleicher Bedeutung austauſchen laſſen. So ſpielt er beſonders mit Nachdem und Demnach, wie die Katze mit der Maus. Wenn ich zum Beiſpiel die Ausfertigung eines Befehls mit Nachdem angefangen habe, ſtreicht er es aus und ſetzt Demnach dafür; findet er aber bei der nächſten Reviſion Demnach, ſo wird das ausgemerzt, und jenes vor ein paar Stunden verabſchiedete Nachdem wieder zu Gnaden angenommen. — Das arme Bindewörtchen Weil ſieht er niemals für voll an, ſondern zieht ihm bei jeder Gelegenheit das breitere Dieweil vor. Dieß muß dem ſtärkern Alldieweil weichen, welches er in der Folge durch Alldieweilen überbietet. Aber auch dieſes volltönende Kraftwort hat keine Ruhe vor ihm: er vertilgt es, um dem erhabenern Demnach und Alldieweilen Platz zu verſchaffen. Und wenn man ihm nun endlich auf dieſen höchſten Gipfel nachgeklettert iſt, ſo ſteigt er ſtufenweiſe wieder in die Ebene des verachteten Weil hinab, und gönnt dann demſelben ſogar die Ehre, ſeinen Vordermann Dieweil abzulöſen.“ —

„Sieh, Heinrich, von ſolchen Querköpfen — denn anders kann ich ſie, mit Vorbehalt der Achtung gegen die verdienſtvollen Räthe, nicht nennen — muß ſich dein armer Bruder hudeln und meiſtern laſſen! O, hätt' ich doch deinen weltklugen Rath befolgt und ihr Gebiet niemals betreten! Träume von hohen Würden lockten mich dahin; aber mir ahnet, daß ich die Scheidewand der Bürgerwelt nie überklimmen, ſondern als Secretär leben und ſterben werde. Und was thut das am Ende? — Nach fünfzig Jahren kann kein Menſch mit Gewißheit darüber entſcheiden, ob der hohle Schädel, welchen der Todtengräber findet, mir oder dem Kammerdirektor gehört." —

„Freuſt du dich nicht, lieber Bruder, daß ich allmählich anfange, den tollen Schwindelgeiſt, welcher ſonſt in meinem Kopfe ſpukte, mit den Waffen der Vernunft auszutreiben? — Ach, welche Thorheit iſt der Stolz! ſprach unſer ſterbender Vater, und ich überzeuge mich täglich mehr von der Wahrheit dieſer Worte. Ich fühle ſogar, daß man den Hochmuth, wenn man ihn bloß thöricht nennt, noch viel zu ſchonend behandelt; denn er iſt ein herzloſer Tyrann, der ſeine Sklaven zu Verbrechern gegen die Pflichten der Menſchheit macht. Er und der Egoismus ſind unzertrennliche Brüder. Der Menſch, welchen ſie mit vereinter Macht beherrſchen, nimmt an den Schickſalen ſeiner Mitmenſchen keinen Theil; er ſorgt mit blinder Affenliebe bloß für ſein werthes Selbſt, ſetzt Andern, um höher zu ſteigen, ſeinen Fuß auf den Nacken, und würde, wenn nur ihm dabei wohl wäre, mitten in den Trümmern einer Welt ruhig bleiben. — Kam mir doch ehemals ſelbſt, als ich noch — wie lächerlich! — Miniſter zu werden hoffte, kein Gedanke in den Sinn, das Ruder des Staats zum Glück meiner Mitbürger zu führen. Ich hatte ganz allein mein Ich vor Augen. Aber jetzt, da ſich bei mir jene ſtolzen Wellen ein wenig gelegt haben, betrübt es mich oft, daß ich in meinem Amte durchaus nichts für Menſchenwohl thun, keinem Leidenden eine Thräne trocknen kann. — Wahrlich, eine Hand voll Samen, die du auf deinen Acker ausſtreuſt, nützt der Welt mehr als Berge von Accisreſcripten!“

Auf dieſe lange Jeremiade erhielt er von ſeinem Bruder folgende Antwort:

„Ich beklage dich herzlich; aber alle deine Leiden laſſen ſich mit wenig Federſtrichen enden. Setze dich hin und bitte um deinen Abſchied! Mein Haus und mein Herz ſtehn dir offen. Es ſoll dir gewiß in meinem Dörfchen gefallen und du kannſt vielleicht hier im Stillen mehr Gutes thun, als dir jemals im Dienſte des Staats möglich ſeyn würde.“

„Ich, ein unbedeutender Privatmann, befördere nach allen Kräften das Wohl meiner guten, getreuen Nachbarn, die ich — wenn mir dieſes Wort, in Beziehung auf mich, nicht zuwider wäre — meine Unterthanen nennen könnte. Sie betrachten mich ſämmtlich als ihren Vater und ſuchen und finden immer Rath, Troſt und Hülfe bei mir. Ich lehre ſie neue Vortheile in der Landwirthſchaft und unterſtütze die, welche in Noth ſind, mit Darlehnen ohne Zinſen. So habe ich ſchon einige brave Hausväter, die das Unglück verfolgte, vom drohenden Concurs gerettet. Prozeſſe kommen überhaupt in meinem kleinen Gebiete nicht auf. Ich zertrete dieſen Schlangen den Kopf, ſobald ſie ihn nur erheben. Manche, die vielleicht vor Gericht Haus und Hof gefreſſen hätte, ward in meiner Wohnung, durch freundliche Unterhandlung mit den Parteien, in der Geburt erſtickt. Darüber grollen zwar die Advokaten umher und ſchelten mich einen Brodὸieb; allein das kümmert mich nicht.“

„Ein anderes Verdienſt erwarb ich mir neulich um die

Jugend meines Dörfchens. Ihre Erziehung war bisher in den Händen eines alten, mürriſchen und unwiſſenden Schulmeiſters, und in der That, ganz unfigürlich geſprochen, blos in ſeinen Händen; denn in der gewaltigſten Handhabung der Ruthe und des Bakels beſtand ſeine ganze Kunſt. Dieſer Mann gefiel mir nicht. Ich that ihm alſo den Vorſchlag, ſeine rüſtigen Hände in den Schooß zu legen und ſich mit einer Penſion zur Ruhe zu ſetzen. Er fügte ſich darein. Ich trug nun einem geſchickten Candidaten des Predigtamts, den mir ein Mann von Einſicht empfahl, mein Schuldienſtchen mit guten Bedingungen an, und er ſchlug es zu meiner Freude nicht aus. Dieſe Anſtalt koſtet mir freilich Jahr für Jahr zweihundert Thaler; aber die Knaben, welche dadurch zu aufgeklärten Menſchen gebildet werden, danken mir gewiß noch, wenn ich längſt todt bin, als Greiſe dafür. Ich habe dabei einen Freund und Geſellſchafter, und in der Zukunft für meine eigenen Kinder, die nun auch bald zur Schule reif werden, einen wackern Lehrer gewonnen."

„Meine gute Frau (die über dergleichen Ausgaben nicht keift, wie ein habſüchtiges Weib thun würde) unterrichtet unſere Landmädchen in weiblichen Arbeiten, und ſieht zugleich einer kleinen Hausapotheke vor, aus welcher wir die Kranken des Dorfs unentgeltlich verſorgen."

„Im übrigen iſt die Friedlichkeit unſerer Ehe ein belehrendes und wirkſames Beiſpiel für alle unſere Nachbarn. Als wir nach Lindenhain kamen, regierte Asmodi in vielen Häuſern, und wir hatten manche von ihm angezettelte Fehde zu ſchlichten; allein wir verfolgten ihn ſo lange Schritt für Schritt, bis wir ihn nun endlich ganz über die Gränze unſerer Dorfflur getrieben haben."

„Dieß iſt die Geſchichte unſers einfachen, aber frohen

Lebens. Die Zeit wird uns nie lang. Iſt der Tag unter nützlichen Beſchäftigungen verſtrichen, ſo vergnügen wir uns am Abend durch trauliche Geſpräche, Leſen und Muſik. Mit Einem Worte, wir ſind ohne Geräuſch und blendenden Schimmer ſehr glücklich. Ich glaube, daß man eine ſo vollkommene Ruhe des Gemüths nur auf dem Lande finden und ſie nur da ohne Störung in langer Dauer genießen kann. Suche ſie nicht in den Städten, wenigſtens in den großen nicht! Dort ſind alle Leidenſchaften in einer heftigern Gährung; das Glück hält mit Ehrenſtellen und Reichthümern offenen Markt, und gierig drängt ſich jeder, Andere zurückſtoßend, an ſeine glänzenden Buden. Ich preiſe mein Geſchick, daß ich fern davon bin! Und ich bitte dich, Bruder, verlaß auch du dieſes Gewühl! Komm unter mein ſtilles Dach und werde, wie ich, ein zufriedener Landmann!“ —

Dieſer Brief machte auf den Secretär einen ſo tiefen Eindruck, daß er einige Monate mit dem Gedanken umging, ſich von ſeinen drückenden Verhältniſſen zu befreien. Aber Stolz und Ehrſucht, welche in ſeinem Buſen nicht erſtorben, ſondern nur ein wenig eingeſchlummert waren, lenkten plötzlich ſeinen Sinn wieder um. Es that ihm nun weh, daß er das Pfund ſeiner Gelehrſamkeit auf einem Dorfe vergraben und alle Beſtrebungen nach Rang und Größe aufgeben ſollte. Er ward auf's neue lüſtern darnach, und wünſchte ſich Reichthum, um damit alle Steine des Anſtoßes aus dem Wege zu räumen.

In dieſer Stimmung ließ er ſich von ſeinem Unſtern und einem eigennützigen Eheſtifter verleiten, eine reiche Wittwe zu heirathen, die ſchon zwei Männer in's Grab gezankt hatte. Der bekannte kleine Gott, welcher von Rechtswegen der einzige Eheprocurator auf Erden ſeyn ſollte, war bei dieſer Vermählung ganz unthätig. Die Dame gehörte ſeit dreißig Jahren nicht mehr in ſein Reich, und war auch wohl, nach dem Anſchein ihrer ausgezeichneten, abſchreckenden Häßlichkeit, nie darin anſäſſig geweſen. Sie ſuchte zwar durch Schminke, Schönpfläſterchen und reichen Kleiderputz das Bürgerrecht darin zu behaupten; doch Amor hatte, wie geſagt, gar nichts mit ihr zu ſchaffen. Eine deſto wichtigere Perſon war ſie in den Augen des ſpeculirenden Geiſtes, welche dem Liebesgott in's Handwerk pfuſcht, aber nicht mit Pfeilen verwundet, ſondern aus großen Rechnungsbüchern Fallen baut und Klumpen Gold als Köder darin aufhängt. Dieſer argliſtige Kobold hatte ſchon mit ihrem Mammon jene zwei arme Wichte, von deren bitterm Tode wir oben ſprachen, gelockt und gefangen, und unſer Secretär war der dritte, der ſich dadurch bethören ließ.

Er ſchrieb an ſeinen Bruder: „Wie reizend iſt das Bild deines Landlebens! Allein ich kann und darf dein Glück nicht mit dir theilen. Mich hat das Geſchick nun einmal an die Stadt gefeſſelt und ich muß darin aushalten. Ich wäre doch in deinem Hauſe, wo überall Thätigkeit herrſcht, das fünfte Rad am Wagen, und in ängſtlichen Träumen würde mir der Geiſt unſers Vaters zurufen: Hab' ich dich darum mit ſchweren Koſten zum Gelehrten erzogen, um hier ein träges Pflanzenleben zu führen? — Nein, ich will dieſen Vorwurf nicht verdienen, ſondern auf meiner Bahn vorwärts ſchreiten, ſo weit ich kann. Aber hierzu gehören Reiſekoſten, und ich habe noch keine nahe Hoffnung, aus der Kaſſe des Staats damit verſehen zu werden. Wahrlich, man möchte ſeine Bedürfniſſe ſo einſchränken wie Diogenes, der ſeinen hölzernen Becher wegwarf, weil er einen Knaben mit der hohlen Hand Waſſer ſchöpfen ſah! — Doch ſo weit bin ich in der Philoſophie noch nicht gekommen, und ich habe mich deßhalb nach einer Freundin umgeſehen, die mich nicht nur im Beſitz eines Bechers erhalten, ſondern mir ihn auch mit Wein füllen wird. Kurz, ich heirathe eine ehrbare Kaufmannswittwe, die reine zwanzigtauſend Thaler beſitzt. Sie hat freilich ſchon ihr achtes Stufenjahr hinter ſich, und die böſe Welt ſagt ihr wahrſcheinlich nach, daß ſie ſehr häßlich ſey; aber was thut das? Ich bin davor ſicher, daß ſich nicht Herzensdiebe in mein Haus ſchleichen, und im übrigen ſind wir in ſo geſegneten Umſtänden, daß wir alle Spötter verlachen können. — Noch nicht dreißig Jahre alt, nicht unwiſſend und reich! — Ha, was fehlt mir nun noch, um ein wichtiger Mann zu werden!“ —

Mit dieſen freudigen Ausſichten trat er an den Altar, und ſie ſchimmerten ihm während des ganzen Hochzeittages vor den Augen. Doch ſchon am nächſten Morgen verſchwanden ſie wie ein Nebel, und er ward mit Schrecken und Reue gewahr, daß er ſich ein ſchweres Kreuz aufgeladen hatte. Seine Ehehälfte fing ſogleich an, ſich durch die gemeinſten Sitten widrig zu machen. Mit dem erſten Schritt in's Haus maßte ſie ſich die Alleinherrſchaft an und gab ſtrenge Geſetze, ohne den, der auf die Mitregierung einen gerechten Anſpruch hatte, darüber zu fragen. Alle ihre Einrichtungen und Befehle zeigten, daß ſie vom Geize beſeſſen war. Der arme Mann hatte alſo vergebens darauf gerechnet, ſeinen Becher mit Wein gefüllt zu ſehen: er mußte ſich mit Halbbier begnügen. Die Speiſen waren von gleichem Werthe. Und was für anmuthige Tiſchreden führte die gute Wirthin! Sie ſprach von nichts als häuslichen Unfällen und Verdrießlichkeiten, und verſchlimmerte noch alles durch Uebertreibung. Man hätte bei dieſen kläglichen Geſchichten die leckerhafteſten Meiſterwerke der Kochkunſt geſchmacklos gefunden, und ach! hier ſollten ſie Waſſerſuppen und Kartoffeln zur Würze dienen. Daher ſtand denn der Secretär — ob er gleich kein Koſtverächter und auch in der Unterhaltung nicht eckel war — meiſtens mit unbefriedigtem Magen vom Tiſch auf, und aß lieber in einem Winkel, wo er die Stimme ſeines nörgelnden Weibes nicht hörte, ein Stück trocknes Brod.

Winſelte ſie aber auch nicht, ſo war dennoch ihr Geſchwätz unleidlich. Albern wie eine Gans, hatte ſie blos ihren Wirthſchaftskram im Kopfe und trätſchte mit der Redſeligkeit einer Aelſter von nichts als Kochen, Waſchen und ſo weiter. Frauen von dieſem Schlage heißen zwar geſchäftige Hausmütter, ſind aber unerträgliche Geſellſchafterinnen. Der Mann, welchem eine ſo geiſtloſe Geſpielin zu Theil ward, muß entweder ſelbſt ein Strohkopf ſeyn, oder er hält es auf die Länge bei ihr nicht aus, und flieht ſo oft als möglich mit Verdruß aus dem Hauſe, um an andern Orten eines angenehmern Umgangs zu genießen.

Der Secretär hatte ſich vor ſeiner Heirath gewöhnlich nach den Geſchäften des Tages in einem Kaffeehauſe vergnügt, und ſehnte ſich jetzt, nachdem er die erſten fünf oder ſechs Abende ſeines Eheſtandes daheim geblieben war, wieder in den Kreis ſeiner alten luſtigen Tabaksgeſellſchaft. Als er aber, um dieſes Verlangen zu befriedigen, den Hut ergriff, fragte ſein Eheſchatz haſtig: „Wo willſt du hin?“

Er bekannte mit furchtſamer Stimme die Wahrheit.

„So?“ ſagte ſie höhniſch: „Ich dächte, du bliebſt zu Hauſe!“

Er. Ich komme bald zurück. Mich gelüſtet nur nach einer Pfeife Tabak, und hier darf ich doch nicht rauchen.

Sie. Nein. Das hab' ich mir Ein Mal für immer verbeten. Die Möbeln leiden Schaden.

Er. Das wäre wohl nicht zu beſorgen.

Sie. Ei, ei! Sind ſie dir etwa nicht prächtig genug? Kannſt du dir beſſere ſchaffen?

Er. Wir brauchen ſie nicht beſſer. Ich will ſie auch gern ſchonen und deßhalb ausgeben.

Sie. Haſt du denn ſo viel Geld übrig, daß du es in die Luft blaſen willſt?

Er. Dieſes wohlfeile Vergnügen macht ſich der ärmſte Handwerker.

Sie. Der ärmſte Handwerker rührt keine Hand umſonſt; doch was verdienſt denn du?

Er. Wenigſtens keine Vorwürfe darüber: denn es iſt nicht meine Schuld.

Sie. Schuld hin, Schuld her! Wer keine Einnahme hat, kann nicht auf Kaffeehäuſern ſchwelgen. Du gebſt alſo nicht von der Stelle! —

Hiermit riß ſie ihm den Hut aus der Hand und verſchloß ihn in den Kleiderſchrank. Der arme Tropf war zu feig, ſich dieſer gewaltſamen Pfändung zu widerſetzen, und erhielt den Gefangenen nicht eher zurück, als bis es am folgenden Tage Zeit war, ſich in der Kanzellei einzufinden. Er unterſtand ſich ſeitdem lange nicht wieder, an einen Gang nach dem geliebten Kaffeehauſe zu denken. Wie traurig verſchlichen ſeine Abende nun! Bei dem düſtern Schein eines Oellämpchens, der Unholdin gegenüber, ſtarb er faſt vor langer Weile. Er wollte ſich Anfangs die Zeit durch Bücher verkürzen; allein es ward nicht erlaubt. Sie nannte das Leſen unnütze Faulenzerei, und zwang ihn — Federn zu ſchleißen.

Als ſie einſt gegen Abend zu einer Freundin gegangen war, mit welcher ſie oft bis ſpät in die Nacht die Neuigkeiten des Tages abzuhandeln pflegte, empfand er einen ſo mächtigen Trieb nach einem Pfeifchen Knaſter, daß er den tollkühnen Entſchluß faßte, ſich heimlich auf's Kaffeehaus zu ſtehlen. Die größte Bedenklichkeit bei dieſem Unternehmen machte ihm eine beträchtliche Partie ungeſchliſſener Federn, welche er dieſen Abend, nach dem ausdrücklichen Befehl ſeiner Gemahlin, abkielen ſollte. Doch einige Groſchen, mit welchen er ſich die Verſchwiegenheit der Magd erkaufte, ſetzten ihn aus dieſer Verlegenheit. Das Mädchen verſprach, ſein Penſum zu verarbeiten, und er eilte nun mit ſorgenfreiem Herzen fort.

Er hielt ſich in dem Kaffeehauſe nicht lange auf. Aber wer beſchreibt ſein Entſetzen, als er dennoch bei ſeiner Zurückkunft ſchon auf der Treppe die gräßliche Stimme ſeiner Beherrſcherin hörte! Sie hatte ſich mit ihrer Seelenfreundin überworfen, war deßhalb früher als gewöhnlich nach Hauſe gegangen, und folterte jetzt mit Verwünſchungen und Schlägen die arme Magd, um ſeinen Aufenthalt zu erfahren. Er vernahm jedes Wort: alle Glieder zitterten ihm: er wußte nicht, was er beginnen ſollte, und fing vor Angſt an zu beten. Endlich riß er mit dem Muth der Verzweiflung die Thür auf und ſtellte ſich vor das fürchterliche Tribunal.

Die Furie ſprang auf ihn zu und beſchnüffelte ſeine Kleider. „Das hab' ich gedacht!“ rief ſie aus: „Ich brauche nicht erſt zu fragen, wo du geweſen biſt: die Antwort ſtinkt mir ſchon entgegen.“ — Nun folgte ein Hagelwetter pöbelhafter Schimpfreden, die das frömmſte Lamm hätten aufbringen müſſen, und auch zuletzt der Hiobsgeduld des Secretärs ein unwilliges Wort auspreßten. Welches Majeſtätsverbrechen! Es ward augenblicklich durch einen

Backenſtreich geahndet, welcher von dem Handgerippe, das ihn austheilte, gar nicht wohl that. Darüber entrüſtet, wollte ſich der Geſchlagene zur Wehr ſtellen; allein er machte die traurige Erfahrung, daß ſich Shakeſpear's berühmtes Wort: „Schwäche, dein Name iſt Weib!“ auf die körperliche Beſchaffenheit ſeiner Frau nicht anwenden laſſe. Sie trieb ihn ſo gewaltig in die Enge, daß er um Gnade bitten mußte.

Durch dieſe entſcheidende Niederlage gerieth er in die härteſte Pantoffelſklaverei, die ſich denken läßt. Ohne Kraft und Muth, ſeine Ketten zu ſprengen, trug er ſie einige Jahre mit ſtummer Gelaſſenheit. Aber innerlich nagte der Gram an ſeinem Leben. Er verging allmählich wie ein Schatten.

Auf der Kammer ward er nicht beſſer behandelt. Des Oberhauptes ſeltſamer Begriff von der Kürze der Schreibart hatte ihn dann und wann zu bittern Spöttereien gereizt, und falſche Freunde waren an ihm zu Verräthern geworden. Dieſer Umſtand gab ſeiner Geſundheit den letzten Stoß. Der beleidigte Mann betrug ſich ſeitdem als ſein erklärter Feind, verfolgte ihn auf alle mögliche Weiſe, tadelte mit den ehrenrührigſten Ausdrücken alles, was er ſprach und ſchrieb, und warf ihm eines Tages ſogar vor der vollen Verſammlung der Räthe ein Bündel Acten in's Geſicht. Der Beſtürzte fiel in Ohnmacht und mußte in einer Sänfte nach Hauſe gebracht werden.

„Was, zum Geier! ficht denn dich an?“ brummte ihm ſeine Frau entgegen, als er matt und bleich die Treppe herauf ſchlich.

Er erzählte, was ihm begegnet war; anſtatt ihm Mitleiden zu bezeigen, gerieth ſie gegen ihn in den heftigſten Zorn und polterte: „Hätteſt du nicht dumme Streiche gemacht, ſo wäre der gnädige Herr Director nicht ſo ungehalten geworden!“

Er antwortete blos durch einen Seufzer und verlangte zu Bett.

„Ei, warum nicht gar!“ kreiſchte ſie: „Da wirſt du dich her legen und faulenzen wollen! Das würde das hohe Collegium ſehr ungnädig vermerken, und am Ende wohl gar bei dem Fürſten auf deine Abdankung antragen.“

Ich oder der Tod werden ihm darin zuvorkommen! ächzte der Kranke: So viel iſt gewiß, daß ich die Schwelle des Kammergebäudes nie wieder betrete. —

„Nun, das wäre ſchön!“ rief die zärtliche Frau, und ſtemmte beide Arme in die Seiten: „Was ſoll denn endlich aus dir werden? Willſt du nie einen Heller verdienen? Soll ich dich zeitlebens von meinem Vermögen füttern?“

Nein! — ſprach er mit plötzlicher Ermannung und feſtem Tone: Lieber will ich auf dieſer Stelle umkommen, als nur noch Einen Biſſen Brod aus der Hand eines ſo hartherzigen Weibes eſſen! — Ich reiſe ſogleich zu meinem Bruder, und ſollt' ich im Wagen auf der Landſtraße ſterben.

„Glück auf den Weg!“ ſchrie ſie hohnlachend ihm nach, als er jetzt eilend das Haus verließ. Er ging zu dem nächſten Miethkutſcher, und kam, durch friſche Luft und Bewegung geſtärkt, mit leidlicher Geſundheit in Lindenhain an.

Wie ganz anders empfing man ihn dort! Sein Bruder, deſſen edle Gattin, ihr Vater — alle nahmen Theil an ſeinen Leiden, und beeiferten ſich gemeinſchaftlich, ihn zu erheitern. Die Männer drangen in ihn, ohne Verzug abzudanken, und dem Fürſten die von dem Kammerdirector erfahrene Mißhandlung als Bewegungsgrund anzuzeigen.

„Machen Sie ſich darüber kein Bedenken!“ ſagte der alte Grünberg: „Warum ſollten Sie dieſes ungeſtümen Mannes ſchonen, der ſelbſt keine Schonung gegen Niedere kennt und ſeine Gewalt ſo ſchändlich mißbraucht? — Wenn ihn der Fürſt, durch Ihre Anzeige bewogen, über ſein brauſendes Weſen zur Verantwortung zieht und ihm ernſtlich gebietet, künftig mehr Glimpf zu gebrauchen: ſo haben Sie, wahrlich! vielen Bedrückten einen großen Dienſt erwieſen. Und wir alle dürfen ja den mächtigen Mann nicht fürchten, da nun auch mein Sohn, wie Sie wiſſen, den Kammergutspacht aufgegeben und ſich in unſerer Nachbarſchaft angekauft hat. Alſo friſch drauf los! Der Herr Director kann uns, wenn er auch einen noch drei Mal längern Arm hätte, kein Haar krümmen.“ —

Der Secretär entwarf hierauf, nach Grünbergs Rath, ein freimüthiges Abdankungsſchreiben. Allein ungeachtet es unmittelbar an den Fürſten gerichtet war, ſo las er es dennoch nicht ſelbſt, ſondern ließ ſich den Inhalt von einem Referenten vortragen, welcher ein Freund des Kammerdirectors war, und deßhalb der gegen denſelben geführten Beſchwerde mit keinem Worte gedachte. Es erfolgte daher nichts, als daß der gebetene Abſchied in Gnaden ertheilt ward.

Immer mehr entwickelte ſich indeſſen der Krankheitsſtoff, welchen der unglückliche Mann durch Gram und Aergerniß eingeſammelt hatte. Er verfiel in eine unheilbare Auszehrung. Die Aerzte, welche von ſeinen Verwandten zu Rathe gezogen und über ſeinen Zuſtand auf's Gewiſſen befragt wurden, ſprachen ihm das Leben ab. Dieſes Todesurtheil erfuhr er zwar nicht; er fühlte aber ſelbſt, daß es mit ihm zu Ende ging. Sein Herz war durch Leiden beſſer geworden. Er konnte ſich die ſchnöde Verachtung, welche er vormals oft gegen ſeinen Bruder geäußert hatte, nicht verzeihen, und vergoß Thränen, ſo oft er daran dachte.

In den letzten Tagen ſeines ſchwindenden Lebens ſaß er einſt, von ſeinen Verwandten umringt, im Garten und wärmte ſich an den Strahlen der Sonne. Er blickte mit naſſen Augen zu ihr empor und rief aus: „Himmliſches Licht, wie ſelten ſah ich dich in der Pracht deines Aufgangs und Niedergangs, und nun ſcheinſt du ſchon bald auf mein Grab!“ —

Alle verſanken in Wehmuth und weinten. Er aber ſuchte ſich zu faſſen, wandte ſich gegen ſeinen Bruder und ſprach: „O, wär' ich doch, wie du, ein treuer und demüthiger Anhänger der Natur geblieben, ſo fiel ich jetzt nicht als ein Opfer der leidigen Ehrſucht! Das bin ich eben ſo im Kleinen, wie mancher weltberühmte Mann es war. — Friede ſey mit der Aſche unſers Vaters! Er liebte mich und dacht' es gut mit mir zu machen; aber, ſelbſt vom Ehrgeiz irre geleitet, führt' er auch mich irre. Ich ſollte und wollte groß werden, und ward — unglücklich! — Daß meine Knabenjahre in einem Schulkerker traurig verfloſſen — daß ich, als Geſchäftsmann, von Obern geplagt und beſchimpft, und daneben von einem Hausteufel gequält ward — kurz, alle Leiden, die ich auf Erden erfuhr, entſprangen aus meiner thörichten Unzufriedenheit mit dem Stande, worin ich geboren war. — Ach, hätt' ich doch meine verlorenen Jahre zurück! Ich wollte meines Lebens weiſer genießen.“ —

Sein Bruder unterbrach ihn mit der Bitte, ſich nicht über die Vergangenheit zu härmen, und die Uebrigen tröſteten ihn gegen ihren eigenen Glauben: daß das Ziel ſeiner Tage nicht ſo nahe ſeyn werde, als er befürchte. Aber er ſchüttelte den Kopf, zeigte auf eine Roſenknoſpe und ſprach: „Denkt an mich! Wenn dieſe Blume aufblüht, bin ich nicht mehr.“ —

Und es geſchah, wie er ſagte. Er verſchied drei Tage nachher in den Armen ſeines Bruders, welcher durch einfachen Sinn bis heute glücklich iſt. Auch Grünberg, der ehrwürdige Greis, blickt noch mit Heiterkeit auf die lange Bahn ſeines tugendhaften Lebens zurück, und ſchon ſpielen Urenkel mit ſeinen Silberlocken. Die liebenswürdige Wittwe machte ſobald als möglich Anſtalt, ihren erſten drei Männern den vierten nachzuſchicken; aber ſie gerieth an einen, der ſtärker war als ſie. Er ließ ſie oft, wenn ſie zu zanken begann, ſeine ſchwere Hand fühlen, und ſpielte durchaus, ſo tapfer ſie ihm auch widerſtand, den Meiſter im Hauſe. Dieſer Regierungswechſel gefiel ihr ſo wenig, daß ſie ſchon im zweiten Monat ihrer vierten Ehe, nach einer verlorenen Hauptſchlacht, plötzlich die Welt verließ.

IV.

Die Amazone.

Erſtes Kapitel.

Trauergeläut und Wind.

Im Städtchen Tannenbühl ſchlug es zwölf, und alle Glocken begannen zu läuten. Der Schuſter warf den Kneif, der Schneider die Scheere aus der Hand und die Weiber verließen eilig den Herd. Man riß die Fenſter auf; man lief vor die Hausthür. Alles, was Augen hatte, ſah mit langem Halſe nach dem Kirchthurm hinauf und beobachtete die Schwingung der Glocken. Wer auf der Gaſſe ging, blieb horchend ſtehen, und eins rief dem andern zu: „Hört Ihr? Das gilt Ihm!“

Auf dem Marktplatze hatte ſich aus allen ſieben Gaſſen und Gäßchen ein Knäul von Müſſiggängern zuſammengewickelt, und jeder hielt dem Entſeelten eine Standrede. Der Fluß ihrer Beredſamkeit ward durch eine ungewöhnliche Erſcheinung gehemmt. Eine junge fremde Dame kam, von einem Diener begleitet, in raſchem Trabe vom Thore her geritten und fragte, was es hier gebe.

Ein flinker Haarkräusler trat aus dem Trupp hervor und antwortete zierlich: Unſere Stadt iſt, leider! ihrer Krone beraubt worden. Der Herr Commerzienrath von Bach — Sie müſſen von ihm gehört haben —

„Kein Wort!“

Hohes Wunder! In Leipzig und England, in Europa und Hamburg iſt ſein Name bekannt. Er war vormals, eh’ er ſich in den Adelſtand erheben ließ, einer der anſehnlichſten Kaufleute in der Welt.

„Und verbarg ſich in dieſem Städtchen?“

Hier ward er geboren, hier lebt’ er und ſtarb er. Ein unerſetzlicher Verluſt! Ich hatte die Ehre ſeiner Kundſchaft. Er hinterläßt einen einzigen jungen Herrn und wenigſtens fünf Mal hunderttauſend Thaler in baarem Gelde, Waaren, Häuſern und Grundſtücken.

„Das wäre ſehr viel!“

Nun, ich will nicht lügen; aber fünf Millionen ſind es gewiß. —

Die Reiſende fragte lächelnd nach einem guten Gaſthofe.

O, damit können wir dienen! antwortete der Pudermann: Sie finden in Paris keine ſo treffliche Bewirthung, als hier in dem Wallfiſch. Sehen Sie, dort in der nächſten Gaſſe ſcheint er Ihnen entgegen zu ſchwimmen! Eilen Sie, damit Sie noch ein Zimmer darin bekommen! Er liegt dem Trauerhauſe gerade gegenüber, und es iſt zu vermuthen, daß noch Schaaren von Fremden eintreffen werden, um das heutige Leichengepränge zu ſehen. —

Die Dame lenkte ihr Roß nach dem gerühmten Hotel, an deſſen Thür, ſtatt des Portiers, ein grunzendes Schwein ſtand. Der Wirth kam ihr auf klappernden Holzpantoffeln entgegen und führte ſie in ein Zimmer, welches Hühner bewohnten. Er gab ihnen über dieſe Keckheit einen ſcherzhaften Verweis, und ſchlug ſie dann mit ſeiner Nachtmütze in die Flucht.

Der Mann war übrigens nicht ſo hölzern, als ſeine Fußgeſtelle. Die Dame ließ von ungefähr einen Blick darauf fallen; er bemerkte das und ſagte: „Verzeihen Sie, daß ich wie ein Pferd vor Ihnen auftrete! Ich muß mir, um mich mit der reinen Wahrheit zu entſchuldigen, ſelbſt zum Ruhme nachſagen, daß ich geſtern einem armen Teufel, einem reiſenden Handwerksgeſellen, der barfuß fechten ging, mein einziges Paar Schuhe von den Füßen hinwegſchenkte. Die dafür beſtellten ſind noch nicht fertig. Ich bin ein alter Kriegsknecht, der nicht gewohnt iſt, in dergleichen Dingen auf Vorrath zu halten.“

Er fragte hierauf mit anſtändiger Beſcheidenheit nach dem Stand und Namen der Reiſenden. Sie nannte ſich. — Doch es iſt vorauszuſehen, daß die Leſer mit der nothdürftigen Auskunft, die ſie ihm gab, nicht zufrieden ſeyn werden. Wir wollen ihnen deshalb in dem folgenden Kapitel mehr ſagen.

Zweites Kapitel.

Enthält alles, was uns von der Dame bekannt iſt.

Philippine von Elbau war die Tochter eines Huſarenmajors, der den größten Theil ſeines Lebens im Kriege zugebracht und ſich mit Polen, Türken und Franzoſen tapfer herumgeſchlagen hatte. Seit ihrem zwölften Jahre begleitete ſie ihn in allen ſeinen Feldzügen, und ihre Sitten und Denkart nahmen das Gepräge der Männlichkeit an. Sie ritt lieber, als ſie fuhr, und ſeit langer Zeit hatte ſie keine Frauenkleider getragen. In der ganzen Natur war ihr nichts lächerlicher, als ein weibiſcher Geck, und nichts unleidlicher, als die tändelnde, witzelnde, ſüßliche Sprache, welche die Gecken mit Frauenzimmern zu reden pflegen. Wehe dem Zärtling, der ſein Heil damit bei ihr verſuchen wollte! Sie blitzte ihn mit einem verächtlichen Blick ihrer großen flammenden Augen an, und wenn er ſich dadurch zu einem geſetztern Weſen nicht bekehren ließ, ſo machte ſie ſich kein Bedenken, ihm raſch den Rücken zu zeigen, und das Närrchen allenfalls, wenn es zudringlicher ward, bei ſeinem rechten Namen zu nennen. Mit Frauenzimmern, die von nichts als Hauben und Bändern zu ſprechen wußten, wechſelte ſie kein Wort. Sie war ungern ein Weib. Doch nicht eigentlich ihr Geſchlecht, ſondern nur deſſen Abhängigkeit von dem männlichen war ihrem feurigen Geiſte verhaßt. „Der Mann und das Weib,“ ſagte ſie oft, „wurden von der Natur mit gleichen Gaben und Fähigkeiten ausgerüſtet und zu gleichen Rechten berufen. Alles, was der Mann unternimmt und vollbringt, würde das Weib eben ſo muthig beginnen, eben ſo glücklich ausführen, wenn es nicht durch weichliche Erziehung entnervt, nicht durch die Herrſchſucht des Mannes in die engen Schranken häuslicher Beſchäftigungen gebannt wäre.“ — Dieſen Geſinnungen lebte ſie ſo viel als möglich gemäß, und Niemand hinderte ſie daran; denn ihre Mutter, der zu Gefallen ſie bisweilen durch die Küche huſchte und einige Augenblicke mit den Stricknadeln ſpielte, war vor vielen Jahren geſtorben, und ihr Vater hatte nachher eine Wirthſchafterin angenommen, die das Hausweſen beſorgte.

Philippine bekümmerte ſich nun mit keinem Gedanken mehr darum, war aber eine deſto fleißigere Schülerin des

Feldpredigers, der ſich ihres fähigen Kopfs und ihrer Lernbegierde freute und ſie ganz wie einen Knaben erzog. Sie ward bald der Feder ſo mächtig, daß ſie bei ihrem Vater das Amt eines Geheimſchreibers verſehen konnte. Das war dem alten, der Schule früh entlaufenen Huſaren ein willkommener Dienſt, weil er den Säbel beſſer, als den Gänſekiel zu handhaben verſtand und lieber zu einem Gefechte ritt, als ſich an den Schreibetiſch ſetzte. Er unterrichtete ſie dagegen in der Reitkunſt, und ſchon in ihrem fünfzehnten Jahre war ihr kein Pferd mehr zu wild.

Ihre edle, ſchlanke Geſtalt, ihre einnehmende Geſichtsbildung und ihr freier und ungezwungener Anſtand machten ſie zu einem ſehr ſchönen Mädchen, und es mangelte daher nicht an jungen Männern, die Liebe für ſie fühlten. Aber ihr Herz war von Gegenempfindungen leer, und ſie wies einige vortheilhafte Heirathsanträge zurück, weil ſie nicht — wie ſie ſich gegen ihren Vater ausdrückte — eine Sklavin werden wollte.

Sie war ein und zwanzig Jahr alt, als plötzlich der Tod, der ſich in ſo mancher Schlacht an ihren Vater nicht gewagt hatte, in ſeinem friedlichen Standquartier erſchien und ihn den Marſch in jene Welt antreten hieß. Dem grauen Helden ſchien es höchſt unanſtändig, auf einem andern Bette, als dem Bette der Ehre, zu ſterben, und er fluchte deßhalb dem Tode alle Teufel auf den Hals. Allein es half nichts; er mußte fort. Mit ſchon gelähmter Zunge rieth er ſeiner Tochter, ſich zu ſeinem Bruder zu begeben, der in einem benachbarten Lande als Oberſter außer Dienſten lebte.

Der Major hatte ſich nichts abgeben laſſen und ſeiner Schwadron viel Gutes gethan; ſein Nachlaß war alſo unbedeutend, und Philippine mußte ſich entſchließen, ihren

Oheim um Unterſtützung und Aufnahme zu bitten. Er antwortete, daß er ſie erwarte. Sie machte ſich ſogleich, nach ihrer Gewohnheit, zu Pferde auf den Weg und beſtimmte ihrer Kammerfrau, welche noch mit dem Verkauf des väterlichen Haus- und Feldgeräthes beſchäftiget war und ihr dann zu Wagen folgen ſollte, das Gränzſtädtchen Tannenbühl zum Treffplatz.

Drittes Kapitel.

Der Bücherverleiher.

„Kann man hier Bücher geliehen bekommen?“ fragte ſie den Wirth.

In ſchwerer Menge! antwortete er: Unſer Küſter befaßt ſich damit und hat ein ganzes Zimmer voll.

Sie befahl, das Verzeichniß holen zu laſſen. Der Leihbibliothekar erſchien in eigener Perſon und überreichte ſeinen handſchriftlichen Katalog.

Als ſie eine Weile darin geblättert und bisweilen mit dem Kopfe geſchüttelt hatte, fragte der halbgeiſtliche Mann: Finden Sie nichts nach Ihrem Geſchmack? Ich beſitze doch die anmuthigſten Liebes- und Rittergeſchichten. —

„Dafür dank' ich!“ erwiederte ſie: „Werden dergleichen Bücher hier geleſen?“

Außerordentlich ſtark. Aber doch keins mit ſo brennender Begierde, als die Geſchichte des Räuberhauptmanns Rinaldo Rinaldini. Dieſes Buch hat mich mit der halben Stadt entzweit. Jeder lechzt darnach, wie der Schnitter nach einem kühlen Trunk; und da ich nun nicht im Stande bin, den Durſt einiger hundert Seelen auf Ein Mal zu löſchen, ſo läuft und fragt und zankt und ſchmollt man, daß ich oft vor Angſt weder aus noch ein weiß. —

„Iſt das nicht ein Lärm um einen Straßenräuber!“

Eben ſo ſpricht unſer Herr Pfarrer. Und ich wundere mich, ſagt er, um ſo mehr, da ſich der Verfaſſer auf eine lobenswürdige Weiſe enthalten hat, geiſtreich und witzig zu ſchreiben, um die Menſchen nicht durch eine reizende Darſtellung für ſeinen Galgenvogel einzunehmen. —

„Der Pfarrer ſcheint mir ein loſer Mann. Doch darin hat er Recht, daß der Sturmlauf nach dieſem Buche ganz unerklärbar iſt und dem moraliſchen Sinn der Rinaldiner, beſonders aber der Rinaldinerinnen, eben ſo wenig Ehre macht, als ihrem Geſchmack. — Ich habe nur wenig Blätter davon gekoſtet und war dann völlig ſatt. — Bring' Er mir Göthe's Egmont und Schiller's Geſchichte des dreißigjährigen Krieges, die ſich, zum Glück für mich, unter Seine Ritter und Räuber verirrt haben. Ich las zwar beide ſchon mehrmals; doch ſolche Schriften ſind und bleiben mir immer neu.“

Sonderbar! In Tannenbühl friſt ſie der Staub. —

„Sag' Er das nicht ſo laut, mein Freund! Er ſchimpft ſeine Mitbürger.“

Viertes Kapitel.

Schilderung einiger Magnaten von Tannenbühl.

Sie wollte Nachmittags leſen; allein es war nicht möglich. Ganz Tannenbühl wimmelte wie ein Ameiſenhaufen unter ihrem Fenſter, und der Wirth fragte zur Thür herein: Darf ich ſtören?

Sie ließ ihn näher treten und er begann: Das gnädige Fräulein ſind an einem merkwürdigen Tage hier eingetroffen. Der vornehmſte und reichſte Mann unſeres Städtchens, der nie einen Menſchen zu Gaſte hat und keinem Armen einen Biſſen Brod mittheilte, wird heute ſelbſt den Würmern auf die Tafel geſetzt.

„So hab' ich gehört. Er ſoll einige Tonnen Goldes hinterlaſſen.“

Wer hat Ihnen das geſagt?

„Ein Menſch, der auf dem Markte ſtand. Dem Anſehen nach ein Friſeur. Er ſprach gar von Millionen.“

O, der windige Puderbeutel! Der Aufſchneider ohne Gleichen! Er weiß den Henker davon, wie viel eine Million beträgt. Wie kämen Tannenbühl und Millionen zuſammen! Doch allerdings hat der Commerzienrath, Gott hab' ihn ſelig! ein Vermögen erwuchert und ergeizt, das für den hieſigen Ort ſehr beträchtlich iſt. Sein einziges Ehepflänzchen, ein Bube von zwanzig Jahren, erbt wenigſtens ſechzig tauſend Thaler. Davon geht kein Heller ab; das kann ich berechnen.

„Hm! keine Kleinigkeit.“

Das ſollt' ich meinen! Und was für ein einfältiges Knäblein iſt der Univerſalerbe! Er kam noch nie hinter dem Ofen hervor, und ließe ſich allenfalls aufheften, daß die Welt ein paar Meilen von hier mit Brettern verſchlagen ſey. — Ah! jetzt wird ſich der Leichenzug in Bewegung ſetzen. Da kann ich Ihnen mit Einem Male, wenn Sie erlauben, die Hauptperſonen unſers Städtchens zeigen und namhaft machen.

Sie traten an's Fenſter und er fuhr fort: Sehen Sie! Das flache, rothbäckige Geſicht hinter dem Sarg iſt der Erbe, und der lange, dürre, ſpinnenbeinige Mann zu ſeiner Rechten der Hofcommiſſär Falkner, ſein Vormund.

Auch ein ſteinreicher Kauz, der ſeine Wohlhabenheit gern zur Schau trägt und vor nicht langer Zeit die Narrheit beging, ſich ein ſchwarzes Sammtkleid ſtatt der Knöpfe mit Doppeldukaten beſetzen zu laſſen. Er und der Selige waren die innigſten Freunde und verabredeten ſchon vor vielen Jahren eine Heirath zwiſchen ihren Kindern, um dadurch ihr ſchönes Vermögen zu vereinigen. Aber Mamſell Falkner, die ebenfalls ihres Vaters einziges Kind iſt, ſoll für ihren beſtimmten Bräutigam, wie man ſagt, keine Neigung empfinden, ſondern ſich mit dem Rathsſchreiber Veilchen, der dem Erben zierlich zur Linken geht, in ein heimliches Liebesverſtändniß eingelaſſen, oder — nach hieſiger Art zu reden — verplämpert haben. Dieſer Herr Veilchen hat, zu Ihnen geſagt, einen kleinen Schuß, ſchreibt Komödien und Verſe, iſt ein Modepüppchen und duftet immer ſo ſüß wie die Blume, deren Name er führt. Doch das alles bleibt fein unter uns!

„Sorg' Er nicht!“

Die übrigen Perſonen — zum Beiſpiel unſere wohlweiſen Rathsherren, die mit ſteifen Hahnenſchritten hinter der Leiche herſteigen — werden Sie wenig intereſſiren.

„Er hat Recht.“

Kleine Städte, kleine Lichter! Das iſt nun einmal nicht anders. Der Rathsſtuhl iſt mit ehrlichen Handwerkern beſetzt, die von der Landesverfaſſung, Proceßordnung und andern gelehrten Dingen weder giks noch gaks wiſſen. Der ſtudierte Rathsſchreiber regiert ſie, wie ein Gaukler ſeine Drahtpuppen. Er iſt deßhalb ein wichtiger Mann, und ich muß es mir zur Ehre ſchätzen, daß er täglich in meinem Hauſe ſpeiſt.

„Ei wohl!“

Ich wünſchte, das gnädige Fräulein ließen ſich auch gefallen, meinen öffentlichen Tiſch durch Ihre Gegenwart zu verherrlichen.

„Ich bin lieber in meinem Zimmer.“

Herr Veilchen würde Sie gewiß auf die angenehmſte Weiſe unterhalten.

„Das wäre möglich.“

Es ſcheint Ihnen aber vielleicht unanſtändig, in der Gaſtſtube zu ſpeiſen?

„O nein!“

Sie dürften ſich auch darüber in der That kein Bedenken machen. Ich habe ſchon mehrere Damen von Stande da bewirthet.

„Warum nicht? Ich aß ſelbſt ſehr oft an Wirthstafeln.“

Erzeigen Sie alſo doch auch der meinigen die Gnade!

„Vielleicht; wenn mir ein Mal die Zeit hier oben zu lang werden ſollte.“

Sie finden eine ausgeſuchte Geſellſchaft. Auch der junge Herr von Bach kommt von morgen an zu mir in die Koſt.

„So?“

Eine gute ehrliche Haut und gar nicht übel gebildet, wie Sie geſehen haben. Wer weiß, was ſich fügen könnte.

„Ich verſteh' Ihn nicht.“

Ei nun, ich wollte nur ſagen, daß mich der arme Junker dauert. Er ſoll ein ſchnippiſches Mädchen heirathen, das einen Andern liebt; und er iſt denn doch auch ein Edelmann, dem überhaupt eine beſſere, ſtandesmäßigere Partie zu gönnen wäre. Meinen Sie nicht auch?

„Ich habe nichts in der Welt dagegen; denn ich kenne dieſe Leute nicht.“

Wohl wahr; doch, was noch nicht iſt, kann werden. Berge kommen nicht zuſammen, aber Menſchen; und es geſchieht manches unter der Sonne, woran kein Prophet gedacht hat. Wenn denn ſo, zum Exempel, das gnädige Fräulein —

„Spricht Er von mir?“

Halten Sie mir's zu Gnaden! Ich wollte ſagen, wenn vielleicht der Junker das unerwartete Glück hätte, dem gnädigen Fräulein nicht zu mißfallen, und ſo —

„Wie geräth Er auf dieſe wunderlichen Gedanken?“

Ganz aus dem Stegreif. Ein guter Geiſt blies ſie mir ein.

„Bild' Er ſie nicht weiter aus! Ich liebe dergleichen Einfälle nicht, und wir ſind auch nicht ſo bekannt und vertraut, daß Er mir eben alles, was Ihm durch den Sinn fährt, mittheilen müßte.“

Verzeihen Sie! Es war nicht übel gemeint.

„Das mag ſeyn; aber ich haſſe ſolches Geſchwätz und will kein Wort dieſer Art weiter hören.“ —

Der Wirth legte die Hand auf den Mund und trat ab.

Fünftes Kapitel.

Die Wirthstafel.

Egmont und die Geſchichte des dreißigjährigen Krieges waren geleſen und wieder geleſen; die Bibliothek des Küſters gewährte nichts von gleichem Gehalt; die Kammerfrau kam noch nicht an, und Philippine hatte lange Weile, die ihr am dritten Tage ihres Aufenthalts in Tannenbühl ſo läſtig ward, daß ſie den Verſuch machte, an der Wirthstafel Zeitkürzung zu finden.

Außer einigen andern unbedeutenden Perſonen, die uns nichts angehen, beſtand die Tiſchgeſellſchaft aus dem Junker Fritz (wie wir den Herrn von Bach der Kürze wegen in der Folge nennen wollen) und dem zierlichen Rathsſchreiber. Jener ſaß ſteif wie eine Kerze, wagte kaum vor blöder Beſcheidenheit einen Blick auf das Fräulein, belächelte jedes Geſpräch, und gab nur bisweilen, wenn er einer unmittelbar an ihn gerichteten Frage nicht ausweichen konnte, ein leiſes, ſchüchternes Ja mit einer tiefen Kopfneigung von ſich. Der Rathsſchreiber führte dagegen das große Wort, und beſtrebte ſich aus allen Kräften, das Fräulein zu unterhalten. Er hob mit Süßigkeiten und Schmeicheleien an, lenkte aber ſogleich wieder ein, als er aus der erſten kaltſinnigen Antwort wahrnahm, daß er einen falſchen Weg eingeſchlagen hatte. Nun ward er witzig, prangte mit ſeiner Beleſenheit im Fache der ſchönen Wiſſenſchaften, und brachte poetiſche Geſundheiten aus. Allein er bemerkte bald, daß er auch in dieſem Felde keinen Beifall erjagte, und verſuchte hierauf eine Streiferei in das Gebiet der Geſchichte. Darin war er freilich kein Held; aber er hatte kurz zuvor die mahleriſche Beſchreibung des ſiebenjährigen Krieges von Archenholz geleſen, und ſein Gedächtniß war kein untreues Sieb: es gelang ihm alſo nicht übel, von Friedrich dem Großen und deſſen Feldzügen ſo zu ſprechen, daß man allenfalls bei einem Glaſe Wein damit zufrieden ſeyn könnte. Philippine hörte ihn mit Aufmerkſamkeit an, und es begann zwiſchen beiden ein zwangloſes und freundliches Geſpräch. Sie geſtand ſich ſelbſt, daß der Rathsſchreiber ein leidlicher Mann ſey, mit dem ſich ein verſtändiges Wort reden laſſe.

Als ſie in ihr Zimmer zurückgegangen war, zog ihn der Wirth bei Seite und flüſterte ihm in's Ohr: „Hab' ich's nicht geſagt? Ein allerliebſtes Dämchen! — Könnten wir ſie doch in Tannenbühl behalten und dem Herrn von Bach zuſchanzen! Damit machten wir dem Hofcommiſſär einen verzweifelten Querſtrich durch ſeine Rechnung auf ihn, und der alte Herr würde ſich dann bequemen, Ihr Schwiegerpapa zu werden. — Heh! was ſagen Sie dazu?“

Sie ſind ein ſpeculierender Kopf! Das muß man ihnen laſſen! antwortete der Rathsſchreiber lachend: Aber dieß Mal, mein Freund, werden Sie wohl an eine Unmöglichkeit gerathen ſeyn. —

„Was wär' unmöglich!“ verſetzte der Wirth: „Ich habe ſchon vorgearbeitet, habe dieſe Saite bei der jungen Dame ſchon berührt.“

Und was erfolgte darauf?

„Sie verbot mir freilich mit krauſer Stirne den Mund; aber das ſchadet nichts. Kein Baum fällt auf den erſten Hieb, und Rom ward nicht in Einem Tage gebaut.“

Ganz recht! Rom ward nicht in einem Tage gebaut. Wenn aber lauter ſo ſchläfrige und unthätige Menſchen, wie unſer Junker Bach, daran gearbeitet hätten, ſo wäre noch heute kein Haus fertig. Das Eis ſeines Herzens wird nie von Amors Fackel entzündet; und geriet h' es auch endlich in Brand, wo ſollt' er den Heldenmuth hernehmen, es zu geſtehen?

„Laſſen Sie mich ſorgen: Ich will ihm das Fräulein anpreiſen und dann ſein Dolmetſcher ſeyn.“

Gut, ſetzen wir den Fall, daß ſich das gefühlloſe und furchtſame Knäblein zu der abenteuerlichen Brautwerbung bereden ließe; was kann uns das helfen? Muß nicht auch das Fräulein mit einſtimmen? Und da werden Sie ſich eine lange Naſe holen, Herr Wirth! Denken Sie an mich! Die Löwin gattet ſich nicht mit dem Schafe. —

„Verzeihen Sie, Herr Rathsſchreiber: Ihr Gleichniß hinkt! Raſche, hochherzige Weiber ſind herrſchſüchtig und verbinden ſich deshalb gern mit frommen, muthloſen Männern.“ —

Glauben und thun Sie, was Sie wollen! ſprach Herr Veilchen und griff nach ſeinem Hute: Ich verliere bei Ihrem Wageſtück nichts, und gewinne vielleicht dabei, wenn es wider meine Erwartung gelingen ſollte. Wird Malchen dadurch meine Gattin, ſo rechnen Sie auf unſere Erkenntlichkeit!

„Topp! ich halte Sie bei Ihrem Worte!“ rief der Wirth: „Denn auf einen Kuppelpelz iſt es abgeſehen.“ —

Er knüpfte nun ein Geſpräch mit dem Junker an, der noch bei den Ueberreſten des Nachtiſches verweilte. Doch, ehe wir dem ehrlichen Jungen eine zweite Braut aufſchwatzen laſſen, wollen wir zuvor melden, wie er mit der erſten ſtand.

Sechstes Kapitel.

Herr Veilchen bekommt Schläge und geräth darüber in Begeiſterung.

Junker Fritz und Malchen Falkner hatten und zeigten von Kindheit an eine natürliche Abneigung gegen einander. Dennoch wurden ſie faſt täglich zuſammengeführt, weil ſie von ihren Eltern ſchon in der Wiege zu Ehegatten beſtimmt waren. Sie vertrugen ſich bei ihren Spielen (zu denen ſie oft erſt durch Scheltworte gezwungen werden mußten) wie Hund und Katze. Fritz fing nie Händel an und gab auch immer gern nach; aber Malchen war ein naſeweiſes, von ſich eingebildetes, zänkiſches Ding, das alle ſeine wetterwendiſchen Launen gegen den ſanftmüthigen Knaben ausließ und ihn gemeiniglich mit Stichelreden und hämiſchen Streichen ſo lange neckte, bis er endlich in Harniſch gerieth und dann wohl gar, ohne ſich vorher in einen Wortkrieg einzulaſſen, dem kleinen Plagegeiſte thätlich zu Leibe ging. Doch kaum war der erſte Schlag geſchehen, ſo gereute ihn ſein Zorn und er bot die Hand zur Verſöhnung. Malchen kroch eine Weile zum Kreuze, allein bald brach ſie wieder den Frieden. So ging es einen Tag wie den andern.

Die Väter ſahen und hörten den endloſen Zwieſpalt der Kinder und überzeugten ſich daraus, daß ihre Gemüther nicht für einander geſchaffen waren; doch ließen ſie ſich dadurch in ihrem Plane nicht ſtören. „Die Krabben,“ ſagte der Commerzienrath, „ſollen ſich ja nicht lieben; ſie ſollen ſich nur heirathen. Ihr Geld wird ſich ſchon zuſammen vertragen.“ — Der Hofcommiſſär war ganz ſeiner Meinung.

In den Jahren, da ſich die Liebe in jugendlichen Herzen anzumelden pflegt, machte das Gefühl der Unſchicklichkeit ihren kindiſchen Fehden ein Ende; doch wurden ſie deswegen keine beſſern Freunde. An die Stelle des lauten Gezänks trat ſtiller Kaltſinn. Sie ſuchten ſich eben ſo wenig auf, als ſie ſich auswichen, und konnten halbe Tage in einer Geſellſchaft beiſammen ſeyn, ohne mit einander ein Wort zu ſprechen. Malchen unterhielt lieber den Zirkel ihrer Freundinnen mit Spöttereien über den Junker und ſchalt ihn einen Kloß. Er war zu gutmüthig, von ihr übel zu ſprechen; aber im Herzen nannte er ſie eine eitle Thörin, und fand bisweilen, wenn er ſie mit ellenhohen Federbüſchen und anderem übertriebenem Kleiderprunk auf der Gaſſe ſtolziren ſah, zwiſchen ihr und einem Pfau oder einem aufgeputzten Schlittenpferde viel Aehnlichkeit. Dieſe gegenſeitige Verachtung hinderte jedoch weder ſie, noch ihn, an ihre künftige Ehe mit der vollkommenſten Gemüthsruhe zu denken. Es war in ihrer Vaterſtadt allgemein Mode, ohne Befragung des Herzens zu heirathen, wenn man nur ſonſt ſeinen Vortheil dabei fand.

So ſtanden die Sachen, als Herr Veilchen, der eben erſt von der Univerſität zurückkam, zum Rathsſchreiber ernannt ward. Das nette, zarte Bürſchchen erſchien wie ein neuer, glänzender Stern, und höfelte den Schönen ſo artig, als in den Mauern des Städtleins ſeit deſſen Erbauung nicht geſchehen war. Man ſah ſeine Luſt daran, wenn der ſchmeichelnde Leichtfuß von einer zur andern hüpfte, jeder ein ſchelmiſches Wörtchen in's Ohr raunte, ſich dann mit ſchalkhaftem Gelächter und komiſcher Furchtſamkeit ſchnell zurückzog, und hier mit vertraulichen Schimpfnamen, dort mit Fächerſchlägen verfolgt ward. Er gaukelte beſonders gern um Malchen herum, weil ſie das ſchönſte und reichſte Mädchen in Tannenbühl war; und ſie ward es nicht müde, ihn für ſeine Schalkheiten zu züchtigen und ihn einen loſen Mann, einen Böſewicht u. ſ. w. zu ſchelten. Einsmals ſtrafte ſie ihn ſo nachdrücklich, daß ihr Fächer in Stücke brach.

Das war ihm eine erwünſchte Gelegenheit, ſie mit einem Geſchenke zu überraſchen. Er machte deßhalb eine Reiſe nach der Hauptſtadt und durchlief alle Galanterieläden, bis er endlich einen koſtbaren Fächer fand, der ſeinen eigenſinnigen Geſchmack befriedigte. Dieſes kleine Wunderwerk (das Gräfinnen zu theuer geweſen war und ſeine Kaſſe beinahe um die Beſoldung eines Monats ſchwächte) ſandte er Malchen in der Hülle eines ſeidenen Bandes, worauf mit goldenen Buchſtaben folgende Verſe gedruckt waren:

„Büßt Amor einſt durch Zufall ſeinen Köcher
Und Bogen ein,
So darf er nur von Malchen einen Fächer
Dafür entleihn.
Gefährlicher, als es mit ſeinen Pfeilchen
Der Schalk vermag,
Verwundete den armen Dichter Veilchen
Ihr Fächerſchlag.“ —

Mamſell Falkner, ein Gänschen von Haus aus, vernahm bei dieſer Gelegenheit von Amorn und ſeinen Waffen das erſte Wort und las das Gedichtchen zehn Mal, ohne davon eine Sylbe zu verſtehen. Sie begriff endlich mit Mühe und Noth ſo viel, daß darin von einer gefährlichen Verwundung die Rede war. Dieß ſetzte ſie in Angſt, und ſie befürchtete in ganzem Ernſte, das zartgebaute Schreiberlein blutrünſtig geſchlagen zu haben. Selbſt ihr Vater, den ſie darüber zu Rathe zog, konnte keinen andern Sinn herausgrübeln und ſchmählte: „Was du für Streiche machſt! Am Ende müſſen wir noch Schmerzengeld und den Wundarzt bezahlen. Darauf legt er's ſchon an, der Rabuliſt; denn in der vorletzten Zeile klagt er über Armuth.“ — Malchen ward immer ängſtlicher und fertigte geſchwind eine Magd ab, die ſich bei dem Rathsſchreiber nach ſeinem Befinden erkundigen ſollte.

Der zärtliche Dichter nahm dieſe Botſchaft für einen naiven, leckenden Scherz an. Er eilte zu ihr auf Flügeln des Entzückens. Sie ſchrie vor Freude laut auf, als ſie ihn ſo friſch und geſund ſah. Er erklärte ihr ſeine Poeſie und zugleich mit proſaiſcher Deutlichkeit ſeine Liebe. Hocherröthend lauſchte ſie mit Vergnügen: doch that ſie böſe und hielt ſich beide Ohren zu.

Als er ſich wieder empfohlen hatte, lief ſie zum Vater. Papa, ſprach ſie fröhlich, Herr Veilchen war hier! Ihm thut kein Finger weh. Seine Krankheit iſt nur, wie er ſagt, eine poetiſche Dichtung geweſen, durch die er mir hat zu verſtehen geben wollen, daß er mir gut ſey. —

„Das mag er bleiben laſſen!“ rief der Papa und ſtampfte zornig mit dem Fuße: „Ich verbiete dir hiemit, ihm wieder gut zu ſeyn; denn ſeine Armuth iſt keine poetiſche Erdichtung.“ —

Deſſen ungeachtet liebelten die Leutchen unter der Hand fort und verlobten ſich ſogar in der Stille. Junker Fritz trug einen Korb mit ſich herum, ohne daß er es wußte. Auch die beiden Alten ſchwatzten noch täglich von ſeiner und Malchens künftiger Hochzeit. Sie war oft dabei, widerſprach aber mit keinem Worte, ſondern dachte: Kommt Zeit, kommt Rath. —

Indeſſen ahnte der kränkelnde Commerzienrath, daß ſeines Bleibens auf Erden nicht lange mehr ſeyn werde. Er machte ſein Teſtament, ernannte darin den Hofcommiſſär zum Vormunde ſeines unmündigen Sohnes, und ließ ſich von ſeinem Buſenfreunde nochmals mit Hand und Mund die eheliche Vereinigung ihrer Grundſtücke und Kapitale verſprechen. Als er ſein Haus ſo wohl beſtellt hatte, gab er der Welt Valet.

Siebentes Kapitel.

Schnabelweide und Herzensprüfung.

Der Wallfiſchwirth begann alſo (wie wir am Ende des fünften Kapitels vorläufig ſagten) ein Geſpräch mit dem Junker und ließ, um ihn eine Weile feſtzuhalten, ein paar friſche Teller mit Obſt und Kuchen, wovon Fritz ein Liebhaber war, auf den Tiſch ſetzen.

„Ich wirthſchaſte nun zwanzig Jahre,“ fing Jener an, „und habe manch fremdes Mutterkind unter meinem Dache beherbergt; aber, ſo wahr ich Martin heiße! eine ſo liebenswürdige Perſon, wie das Fräulein von Elbau, kehrte noch nie bei mir ein. Potz Wetter, das iſt ein Kernmädchen! Die ſieht aus andern Augen, als das läppiſche Zieräffchen, die Mamſell Falkner! — Schön wie ein Engel, voll Verſtand wie ein Engel und bei dem allen ſo höflich und beſcheiden! O, ſie iſt ein Wunder ihres Geſchlechts! — Ja, wär' ich der Herr von Bach, der junge, der angenehme, der reiche Herr von Bach, ſo ſollte man mich doch aus der erſten der beſten Kanone dem Tod in den Rachen ſchießen, wenn ich mir einen ſolchen Leckerbiſſen entgehen ließe!“ —

Fritz lächelte, von dieſen Schmeicheleien gekitzelt, und verarbeitete mit ruhiger Behaglichkeit ein Stück Kuchen.

„Man ſollte mir nur kommen,“ fuhr der Wirth fort, „ſollte mich mit jenem Jüngferchen Naſeweis, das ſo gewiß, als ich lebe, eine recht böſe Sieben werden wird, in's Ehejoch ſpannen wollen! — Gehorſamer Diener! würd' ich ſagen: Laßt mich damit ungehuldet! Ich frage den Henker nach euern armſeligen paar tauſend Thalern! Hab' ich nicht ſelbſt Batzen genug? — Und bin ich nicht ein freier, deutſcher Edelmann? — Blitz und Hagel! wer darf mir's wehren, wenn ich meinem Stande gemäß heirathen will? — Sehen Sie, ſo würd' ich ſagen! Und was ſagen denn Sie, Herr von Bach?“ —

Der Junker ſchmunzelte, ſchien auf eine Antwort zu ſinnen, ſchnabelte indeſſen fort und ſprach nach einer ſtillen Pauſe bedächtig: Ihr Kuchen iſt ſehr delicat. —

„Ei, von dem iſt nicht die Rede!“ rief der Wirth mit

Verdruß: „Ich frage, ob Sie nicht das Fräulein delicat finden?“

O ja; ich muß geſtehen. Aber mein Vormund —

„Das iſt freilich ein ungenießbares Stück!“ fiel Martin lachend ein: „Doch Sie haben zum Glück nicht nöthig, ſich die Zähne daran ſtumpf zu beißen. In fünf oder ſechs Monaten ſind Sie der Vormundſchaft los und ledig und könnten ſich, wenn Sie ſonſt wollten, ſchon jetzt für mündig erklären laſſen. Es kommt alles darauf an, ob Ihnen ein Bißchen warm um's Herz ward, wenn Sie dem ſchönen Fräulein in die dunkelbraunen Augen ſahen.“

Fritz rieb mit der rechten Hand ſeine Weſte in der Gegend des Herzens und machte dabei ein ſeltſames Geſicht, als ob ihm der Mund voll Waſſer lieſe.

„Wie ſtehts?“ fragte der Wirth: „Was wirkten die Augen des Fräuleins?“

Hihi, Herr Martin! kicherte Fritz: Ich weiß gar nicht, was Sie heute mit mir vorhaben. Das Fräulein —

„Nun? Immer mit der Sprache heraus!“

Das Fräulein hat ein Paar Augen, die ich gar nicht anſehen kann.

„Wie ſo?“

Ja, ich weiß ſelbſt nicht, wie das zugeht. Ich that einen einzigen herzhaften Blick hinein, und da war mir's gerade ſo, als ob ich in die Sonne ſähe, oder vielmehr als ob's blitzte. Und da hier — wo ich die Hand habe —

„Was gab's denn da?“

Da pocht' es, da hämmert' es: ich wußte ſelbſt nicht, ob mir's wohl oder weh that.

„Schnurrig! Hat's ſonſt niemals bei Ihnen ſo gehämmert?“

In meinem Leben nicht.

„Hat's auch nicht geblitzt, wenn Sie zum Beiſpiel der Mamſell Falkner in die grauen Katzenäuglein guckten?“

Nicht im mindeſten.

„Das iſt doch drollig! Ich wünſchte, Sie hätten's heute nicht bei Einem Blicke bewenden laſſen, ſondern öftere Verſuche angeſtellt, damit Sie dahinter gekommen wären, ob Ihnen alle Mal ſo wunderlich zu Muthe würde.“

Ja, lieber Herr Martin, ich wollte wohl gern; aber ich war zu furchtſam. Ich dachte, das Fräulein möchte böſe werden.

„Guter, junger Herr! Darüber wird kein ſchönes Frauenzimmer böſe. Wagen Sie es morgen — denn ſie wird wahrſcheinlich wieder hier ſpeiſen — auf meine Verantwortung, auf meine Gefahr!“

Fritz ſchüttelte bedenklich den Kopf und ging jetzt, weil er mit ſeiner Schnabelweide fertig war, ſeines Weges.

Achtes Kapitel.

Der Junker gibt dem Glaſer etwas zu verdienen, und wünſcht eine geſegnete Mahlzeit.

Eine Stunde nachher trat das Fräulein in ihrem Zimmer an's Fenſter und ließ ihre Blicke auf der Gaſſe und an den nächſten Gebäuden umherſchweifen. Sie fielen endlich auch auf das Bachiſche Haus, welches dem Wallfiſch ſo gerade gegenüber lag, daß Fenſter auf Fenſter ſtießen. Alle Vorhänge waren drüben feſt zugezogen; das ganze Haus ſchien ausgeſtorben. Nur hinter Einer Gardine bewegte ſich der Schatten eines Menſchen. Er krabbelte behutſam mit den Fingern an der Leinwand herum, ſchob ſie ſacht und ſacht, wie eine Schnecke kriecht, auf die

Seite, und arbeitete ſo mit unſäglicher Mühe an einer kleinen Oeffnung und Ausſicht. Sobald aber Philippine ihre Augen dahin richtete, hörte er auf zu fingern und ſtand, ohne Zucken eines Gliedes, wie verſteinert. Sie gab wenig darauf Acht und ging nach einer Weile vom Fenſter hinweg.

Der beſcheidene Lauſcher — niemand anders als unſer Fritz — benutzte ihre Abweſenheit. Er machte ſein Fenſter (deſſen trübes und unreines Glas ſeinen Beobachtungen hinderlich geweſen war) leiſe auf und ſetzte ſich ſo, daß er den geöffneten Flügel hinter ſeinem Rücken hatte. Die Vorhänge blieben ſorgſam geſchloſſen. Er bereitete ſich aber in der Mitte, wo ſie zuſammentrafen, mit vieler Sorgfalt und Vorſicht ein kleines Guckloch, und lauerte hinter demſelben mit Einem Auge auf die Wiedererſcheinung ſeiner ſchönen Nachbarin.

Sie ließ ſich lange vergebens erwarten. Endlich kam ſie mit raſchen Schritten an's Fenſter und ſchien ſogleich auf den Kundſchafter gegenüber einen ſcharfen Blick zu werfen. Ihm war nicht anders, als ob ein tödtliches Geſchoß auf ihn gerichtet würde, und er ſchnellte deshalb den Kopf ſo haſtig zurück, daß er damit die Glasſcheibe des geöffneten Fenſters zerſchmetterte. Vor Schrecken über dieſen verrätheriſchen Lärm fiel er mit den Scherben zugleich zu Boden, und kroch, um ſich nicht ſehen zu laſſen, auf Händen und Füßen aus dem Zimmer. Es war aber ganz unnöthig, auf allen Vieren, wie Nebukadnezar, zu flüchten: denn Philippine (welche ſogleich, als ſie das Klirren der zerſtoßenen Fenſterſcheibe hörte, die wirkende Urſache dieſes Vorfalls errieth) trat augenblicklich wieder vom Fenſter zurück, um ihm dadurch Scham und Verlegenheit zu erſparen.

Am folgenden Tage waren Leib und Seele bei ihm uneins, ob er zu Tiſche gehen ſollte oder nicht. Der Magen behielt endlich Recht, und Fritz kam ſchüchtern wie das böſe Gewiſſen in den Wallfiſch. Er ſetzte ſich mit brennenden Wangen an die Tafel, wo ſchon das Fräulein und der Rathsſchreiber in einem lebhaften Geſpräche über Bonaparte begriffen waren. Man gab daher wenig auf ihn Acht, und ſo verlor ſich nach und nach ſein Zittern, womit er Anfangs den Suppenlöffel zum Munde führte. Philippine, die es bald errieth, daß er ſich ihretwegen in ſo beklemmten Umſtänden befand, vermied während der ganzen Mahlzeit auf alle Weiſe, ihn zu ängſten. Sie redete ihn nicht an und mäßigte ſo viel als möglich das Feuer ihrer Augen, wenn ſie den ſeinigen begegneten. Das geſchah gegen das Ende der Tafel einige Mal. Er ward mit jeder Minute unbefangener und beherzter, und hatte ſogar, als Philippine ihren Platz verließ, den bewundernswürdigen Muth, ihr eine geſegnete Mahlzeit zu wünſchen.

Der Wirth und Herr Veilchen nahmen ihn nun in die Preſſe, und ſcherzten ihm nach und nach das Geſtändniß ab, daß ihm die ſchöne Amazone ganz ausnehmend gefalle und daß er wohl eine ſolche Frau haben möchte. Aber kaum waren dieſe Worte über ſeine Lippen, ſo gerieth er in eine kindiſche Angſt und bat himmelhoch, ihn nicht zu verrathen. Die beiden Bundesgenoſſen verſprachen ihm dieß, um ihn in Zukunft nicht aus dem Hauſe zu verſcheuchen.

Neuntes Kapitel.

Der Vormund.

Fritz und Philippine trafen ſich nun täglich an der Wirthstafel und wurden allmählich mit einander bekannt. Er redete ſie meiſtens zuerſt an und gab ihr Nachricht vom Wetter. Sie ließ ſich zu ſeiner Eingeſchränktheit herab, und plauderte mit ihm manche Viertelſtunde von den unbedeutendſten Dingen, worüber ſie ſonſt keine Sylbe zu verlieren pflegte. Die Gutmüthigkeit des Jünglings, die aus jedem Geſichtszuge ſprach und in jedem Worte ſich ausdrückte, erwarb ihm ihre Nachſicht und Gunſt; und es ſtieg oft der Gedanke bei ihr auf, daß er die vortrefflichſten Anlagen zu einem Manne habe, mit dem ſie, die Eheſcheue, ſich wohl ſelbſt ohne Bedenken vermählen könnte. —

Außer der Tiſchzeit ſetzte er ſeine Lauſcherei hinter den Vorhängen fort, und verſäumte darüber ſeinen Vormund zu beſuchen, der ein nahes Landgut bewohnte. Das fiel dem alten Herrn ſehr auf, und er ſpazierte deßwegen eines Nachmittags in die Stadt. Als er bei ſeinem Mündel anklopfte, hörte niemand. Er meldete ſich mehrmals vergebens, öffnete endlich das Zimmer und ſah den jungen Herrn, mit dem Rücken gegen die Thür, am Fenſter kauern und lauern, als ob er Vögel fangen wollte. Was mag er vorhaben! dachte der argwöhniſche Spitzkopf und ſchlich auf den Zehen näher. Er ward von Fritzen nicht bemerkt, und hockte ſchon, mit krummen Knieen auf den Füßen gleichſam ſitzend, hinter ihm, um das belauerte Vögelchen auch zu entdecken. Aber ehe das dem alten Spion gelang, kam ihm plötzlich ein unaufhaltſames Nieſen an. Fritz, der ſich eher des Himmels Einfall, als dieſes nahe Brauſen verſehen hätte, purzelte der Schrecken rückwärts und riß ſeinen Herrn Vormund mit ihm um. Sie ſchlugen, wie einſtürzende Kartenhäuſer, hinter und über einander zu Boden, und der Alte hatte den Jungen in den Armen. In dieſer zärtlichen Lage ſtarrten ſie ſich eine halbe Minute mit großen Augen an, und keiner verzog den Mund zum Lachen. —

Als ſie ſchweigend aufgeſtanden waren, ſagte der Hofkommiſſär: „Ihr Diener, Herr von Bach! Leben Sie denn noch? Sie machen ſich doch ungemein rar!“

Verzeihen Sie! ſtammelte Fritz: Es war mir nicht wohl.

„Nicht wohl? Und doch ſo zierlich gekleidet? — Das ſind Finten, junger Herr! Was haben Sie denn hier zu belauſchen?“

O, nichts! Ich ſah nach dem Wetter.

„Wie? In der ängſtlichen, unbequemen und geheimnißvollen Stellung, worin ich Sie vorhin traf, guckten Sie nach dem Wetter? — Machen Sie das einem Andern weiß!“

Mit dieſen Worten trat der Ungläubige an's Fenſter, erblickte die Amazone und fragte haſtig: Was ſteht denn da drüben für ein wunderbares Geſchöpf? Halb Mann, halb Weib! Iſt das etwa das ſchöne Wetter, worüber Sie Beobachtungen anſtellten?“

Fritz läugnete, trotz der glühenden Röthe, die ſein Geſicht überflog.

„Herr!“ fuhr der Hofkommiſſär fort und drohte mit dem Finger: „Ich will das nicht hoffen! Sie wären ſonſt ein unbeſtändiger Wetterhahn. Verſtehen Sie mich? Meine Tochter läßt Sie grüßen. Beſuchen Sie uns bald!“

Fritz verſprach es mit einem tiefen Bückling, und der Hofkommiſſär befreite ihn nun von ſeiner drückenden Gegenwart, weil er noch andere Geſchäfte in der Stadt hatte.

Zehntes Kapitel.

Herr Veilchen zu Pferde.

Am folgenden Tage war der Junker feſt entſchloſſen, ſeinem Vormund aufzuwarten; er verſchob es aber von einer Stunde zur andern. So verging der Tag und die ganze folgende Woche. Er fühlte jetzt gegen Malchen eine unüberwindliche Abneigung, wie er ſie zuvor niemals empfunden hatte. Alle ihre Unarten und Beleidigungen ſtellten ſich ſeinem Geiſte lebhaft dar und ſchienen ihm, mit Philippinens Höflichkeit und feinen Sitten verglichen, doppelt ſo groß, als ſie wirklich waren. Kurz, er mochte Malchen nicht ſehen und ſtand lieber hinter ſeinen Vorhängen auf der Lauer. Doch war er vorſichtiger geworden und hielt ſeine Thür immer verſchloſſen.

Philippine lächelte über ihren blöden Liebhaber, war aber mit ihm nicht unzufrieden, und behandelte ihn von Tag zu Tag mit mehr Aufmerkſamkeit und Achtung. Es regte ſich in ihrem Herzen der Wunſch, daß er ſich ihr zum Gemahl antragen möchte; denn da ſie nun einmal, aus Mangel an Vermögen, ganz frei und ungebunden nicht bleiben konnte, ſo wollte ſie lieber mit einer guten Seele, von welcher ſie keine gebieteriſchen Anmaßungen zu befürchten hätte, in der Ehe leben, als von der Gnade eines Onkels abhangen, den ſie zwar ſelbſt noch nicht kannte, der aber in dem Rufe ſtand, daß er ein eigenſinniger und geiziger Mann ſey.

Aus dieſer Betrachtung ſtammte ihre Freundlichkeit gegen den Jüngling, die ihm in der Seele wohl that. Er wachte dadurch gleichſam aus dem Traume der Kindheit auf, und ſein Mund floß einſt, als Philippine vom Tiſche hinweg auf ihr Zimmer gegangen war, von ihrem Lobe über.

Der eigennützige Rathsſchreiber ließ dieſe gute Gelegenheit nicht aus den Händen. Er begleitete den Junker nach Hauſe und erbot ſich zum Freiwerber. Fritz kämpfte ſehr ängſtlich dagegen; aber Jener überwand ihn mit ſeiner ſiegreichen Beredtſamkeit ſo völlig, daß er am Ende wie betäubt ſagte: „Ich bin in Ihrer Gewalt. Machen Sie mit mir, was Sie wollen!“

Herr Veilchen mußte mit ſeinem Geſchäfte eilen; denn die längſt erwartete Kammerfrau war am folgenden Morgen eingetroffen und das Fräulein hatte dem Wirth angekündiget, daß ſie nun innerhalb vier und zwanzig Stunden die Reiſe zu ihrem Oheim fortſetzen werde. Dieß erfuhr der Rathsſchreiber vor Tiſche und bat ſie deßhalb um Erlaubniß, ihr Nachmittags auf ihrem Zimmer aufwarten zu dürfen.

„Ich war Willens,“ antwortete ſie, „Ihnen einen Spazierritt anzutragen, weil ich mich noch gern in dieſer Gegend umſehen möchte. Wollen Sie mich begleiten, ſo ſteht Ihnen eins meiner Pferde zu Dienſte.“

Herr Veilchen nahm dieſen Vorſchlag an, und eilte nach einer kurzen Mahlzeit fort, um ſich mit Stiefeln und Spornen zu rüſten. Sie ließ ihr Leibpferd, einen flüchtigen Araber, für ihn ſatteln und er ſtieg nicht ohne Zittern auf, weil er ſich ſeiner Schwäche in der Reitkunſt bewußt war.

Fritz hatte ſich dieſen Mittag nicht in den Wallfiſch gewagt. Er hungerte zu Hauſe, fror und ſchwitzte vor Bangigkeit, und fiel faſt in Ohnmacht, als er das Fräulein und den Rathsſchreiber abreiten ſah. Das arabiſche Roß trug den auf ſeinem Rücken ſchlotternden Poeten mit ſanfter Schonung und hinderte ihn nicht durch muthwillige Sprünge, ſeine Worte anzubringen. Dieß that er mit ſtudirter Zierlichkeit, ſobald ſie das Stadtthor hinter ſich hatten.

„Herr Rathsſchreiber," antwortete die Amazone, „Ihr Antrag kommt mir unerwartet; ich bin aber gewohnt, mich bei guten und ſchlimmen Ueberraſchungen leicht zu faſſen. Hören Sie alſo in wenig Worten meinen Entſchluß! Iſt Herr von Bach der brave Jüngling, wie Sie ihn ſchildern und iſt er reich genug, ein Frauenzimmer ohne Vermögen zu heirathen — nun wohlan, ſo will ich ſeine Hand nicht zurückweiſen. Doch jetzt laſſen Sie uns die Pferde ein wenig in Athem ſetzen!" — Hiermit gab ſie ihrem Gaul die Spornen, und der Araber raffte ſich unaufgefodert ſo gewaltig zuſammen, daß Herr Veilchen den Hut verlor und ſich mit beiden Händen an den Sattelknopf anklammern mußte. Sie hielt ſogleich, als ſie ihn in dieſer traurigen Verfaſſung ſah, mit Lachen wieder an und ein gefälliger Knabe trug ihm den Hut nach. So kam er in ſeine vorige Ordnung und ritt muthig auf Falkners Landgut zu, deſſen Wohngebäude an der Straße lag, die er mit gutem Bedacht gewählt hatte, um ſich ſeiner Geliebten in ritterlicher Parade zu zeigen.

Sie ſtand glücklicher Weiſe am Fenſter, als unſere Reiter im ruhigſten Schritte daher zogen. Der Araber ſchien gerade über etwas nachzudenken und ſchlich mit geſenktem Kopfe, wie eine fromme Kuh. Dieſer nachläſſige Gang mißfiel dem eitlen Rathsſchreiber, der eben jetzt wünſchte, daß der Gaul recht ſtolzieren möchte. Er unterſtand ſich deßhalb, ihn durch einen heftigen Ruck mit dem Zügel an einen beſſern Anſtand zu erinnern. Aber er gab, leider! dieſe Hülfe ſo plump und ungeſchickt, daß es der Araber, der einer höflichen Behandlung gewohnt war, ſehr übel nahm und ſich ſchnaubend hoch emporbäumte.

„O ihr Muſen und Götter!“ ſchrie der erſchrockene Dichter, und glitſchte mit ausgeſpreizten Beinen am Rücken des Pferdes hinunter. Das edle Thier war mit dieſer Rache zufrieden und nahm ſich in Acht, ihn zu treten.

Dieſer Unfall begab ſich gerade unter Malchens Fenſter. Sie flog mit gellendem Geſchrei ihrem Geliebten zu Hülfe. Er ſaß noch, als ſie herbei kam, mitten auf dem Wege und ließ ſich von ihr emporziehen. Als ſie aber ſah, daß er keinen Schaden genommen hatte, brach ſie in ein lautes Gelächter aus und ſagte ſpöttiſch: „Was Sie für ein künſtlicher Mann ſind! Sie fahren im Sommer auf dem Schlitten! Es war zum Todtlachen, als Sie vom Sattel herabruſchten.“ —

Jetzt erſchien ihr Vater vor dem Hauſe. Er ſchoß, ohne den Hut auf dem Kopfe zu berühren, finſtre Blicke auf die Reiter und ſchnaubte ſeine Tochter an: „Male, pack' dich herein!“ Sie gehorchte mit niedergeſchlagenen Augen und er warf aus allen Kräften die Hausthür hinter ihr zu. „Das iſt die Sirene,“ ſchrie er inwendig, „die den jungen Bach verführt! Aber der Rath ſoll und muß ſie morgen aus Tannenbühl weiſen; ich beſtehe darauf. Ihr Kompan — dem du, voreiliges Ding, zu meinem Aergerniß auf die Beine halfſt — mag ſich's nur einfallen laſſen, ſie zu ſchützen! Ich bring' ihn von ſeinem Dienſt; es koſte, was es wolle!“

Eilftes Kapitel.

Im Wallfiſch wird ein Vertrag geſchloſſen.

Herr Veilchen hatte nun weder Muth noch Luſt, weiter zu reiten, und man kehrte langſam in die Stadt zurück.

Er eilte vom Pferde zum Junker und meldete ihm den glücklichen Erfolg ſeiner Brautwerbung. Der arme Knabe wußte nicht, ob er ſich freuen oder betrüben ſollte, und es wären beinahe Pferde nöthig geweſen, um ihn auf des Fräuleins Zimmer zu ziehen.

Dort gab es nun einen ſonderbaren Auftritt. Ein fremder Zeuge hätte glauben müſſen, man habe zum Scherz die Rollen vertauſcht. Fritz liſpelte ſchüchtern und blöde wie ein Mädchen; das Fräulein ſprach entſchloſſen und beſtimmt, wie ein Mann.

„Junger Freund,“ ſagte ſie unter andern, „Sie ſind noch nicht unumſchränkter Herr Ihres Willens; Sie ſtehen noch unter der Vormundſchaft eines Mannes, der uns heute bewies, daß es ihm wenigſtens an guter Lebensart fehlt. Er hat vielleicht andere Plane mit Ihnen, und würde ſich daher jetzt, da Sie noch von ihm abhängig ſind, unſerer Verbindung widerſetzen. Ueberhaupt mag ich mit ihm keinen Verkehr haben. Laſſen Sie uns alſo den nahen Zeitpunkt Ihrer Volljährigkeit abwarten. Sind Sie dann noch wie heute geſinnt — nun wohl, ſo wagen wir es mit einander. Mit mir iſt leicht auszukommen. Ich bin raſch, aber gut, und weiß mich von vielen Untugenden frei, womit manche andere Frau ihrem Gatten das Leben verbittert. Kurz, rechnen Sie auf ein vernünftiges und verträgliches Weib! — Ich reiſe morgen von hier ab, und werde mich ſo lange, bis Sie ganz freie Hände haben, bei meinem Onkel, dem Oberſten Elbau, aufhalten. Sein Gut, wo er wohnt, heißt Kranichfeld, und liegt zehn Meilen jenſeit der Gränze. Dort erwarte ich Briefe von Ihnen.“ —

Als die Sache ſo weit in's Reine gebracht war, fühlte

Fritz ſein Herz um ein paar Zentner leichter, und verſprach mit einem Handkuß, recht fleißig zu ſchreiben.

Der Wirth riß die Augen weit auf, als er von der wichtigen Unterhandlung, die ſo eben in ſeinem Hauſe gepflogen worden war, Nachricht erhielt. Er hatte ſich über einen ſchicklichen Antrag, den er ſelbſt in des Junkers Namen dem Fräulein thun wollte, den ganzen Tag den Kopf zerbrochen, und den nächſten Abend dazu beſtimmt. Nun aber war mit Einem Male, da ihm der Rathsſchreiber den Rang abgelaufen hatte, ſein mühſamer und ſinnreicher Entwurf unnütz geworden. Das verdroß ihn, und er griesgramte ſo lange darüber, bis ihm Herr Veilchen die Verſicherung gab, daß der ihm verſprochene Kuppelpelz deßhalb nicht ausbleiben ſolle. Nun ſtieg er mit heitern Mienen die Treppe hinauf und wünſchte dem Fräulein Glück.

Zwölftes Kapitel.

Der Polizeimeiſter von Tannenbühl.

Indeſſen ging der alte Falkner zum regierenden Stadtrichter, dem Polizeimeiſter des Orts, und ſchilderte ihm das Fräulein als eine Vagabundin. Sie war Jenem bei Ihrer Ankunft gemeldet worden, und er erſchrack jetzt über ſeine eigene Unvorſichtigkeit, daß er die loſe Dirne, wie er ſich ausdrückte, ſo lange geduldet hatte. Er entſchuldigte ſich: der Rathsſchreiber habe gleichſam für ſie gebürgt und von ihrer ſtillen und ſittſamen Aufführung viel Rühmens gemacht. Das war richtig. Ohne dieſe Bürgſchaft hätte ſich auch in der That ſein Amtseifer nicht ſo lange zügeln laſſen; denn er war ein ängſtlicher, grübelnder Schwachkopf, der jeden Menſchen, welcher nicht in Tannenbühl geboren und erzogen war, für verdächtig hielt, und ſchon in Beklemmung gerieth und Sicherheitsanſtalten traf, wenn er nur einen fremden Hund laufen ſah. Er fand alſo das Anbringen des Hofkommiſſärs — gegen deſſen Reichthum er überdieß eine knechtiſche Ehrfurcht hatte — ungemein wichtig, und ſicherte ihm zu, daß jene gefährliche Perſon unfehlbar mit Anbruch des nächſten Tages über der Stadt Weichbild gewieſen werden ſolle.

Schon ſtanden am folgenden Morgen die Reitpferde des Fräuleins geſattelt und der Wagen der Kammerfrau angeſpannt, als der Polizeimeiſter nach einer ſorgenvollen und ſchlafloſen Nacht im Wallfiſch erſchien. „Wo iſt die Vagabundin,“ ſprach er zum Wirth, „die ſich unter dem angeblichen Namen eines Fräuleins ſeit vierzehn Tagen hier aufhält?“

Vagabundin? — verſetzte Martin: Ihr Wort in Ehren, das iſt ſie nicht! Doch ſie mag Ihnen das ſelbſt ſagen. Bemühen Sie ſich nur in Nummer Eins.

Der Stadtrichter klopfte, kraft ſeines Amtes, ſehr nachdrücklich an, und öffnete zugleich mit unhöflicher Haſtigkeit das Zimmer. Philippine hielt ihn, nach ſeinem gemeinen Anſehen, für einen ehrlichen Bürger und Meiſter, der durch ein Mißverſtändniß gekommen ſey, ihr ein Paar Schuhe anzumeſſen. Darum machte ſie keine Umſtände mit ihm, und fragte raſch: „Was will Er?

Ihr kühner Anſtand und feſter Ton verrückten des Stadtrichters Concept. Er hatte ſich unter Weges vorgenommen, ihr mit einer trotzigen Amtsmiene kurz und rund den Reiſepaß abzufordern; aber die Frage darnach blieb ihm im Munde ſtocken. Er ſtammelte dafür in gebrochenen Worten von gefährlichen Zeitläuften und geſchärften landesherrlichen Befehlen, durchreiſende Fremde betreffend.

So errieth ſie, daß er eine Magiſtratsperſon war, und antwortete lächelnd: „Ich mache die Zeiten auf keine Art und Weiſe gefährlich, und werde Sie, mein Herr, auch ſogleich durch meine Abreiſe völlig beruhigen. Aber ich möchte doch wiſſen, auf weſſen Veranlaſſung Sie eigentlich kommen.“

Er geſtand, daß ihn gewiſſe bedenkliche Aeußerungen eines angeſehenen Mannes dazu bewogen hätten.

„Genug!“ ſprach ſie; „Ich errathe dieſen angeſehenen Mann. Melden Sie ihm, Sie hätten mich abreiſen ſehen; allein ich hätte geſagt, ich wäre gewiß nicht zum letzten Mal an dieſem Orte geweſen.“ — Hiermit war der Ehrenmann abgefertiget und ging ſeines Weges. Sie ſchwang ſich auf's Pferd, nickte ihrem Verlobten, der an ſeinem Fenſter harrte, freundlich zu, und trabte zum Thore hinaus.

Dreizehntes Kapitel.

Man hat ſich irrige Vorſtellungen von einander gemacht.

Am folgenden Tage langte ſie gegen die Tiſchzeit in Kranichfeld an. Als ſie die Schloßtreppe hinaufſtieg, trippelte ihr ein alter, hagerer Mann mit eilenden Schritten entgegen. Sie hielt ihn für den Koch; denn ſein Geſicht war mit Rußflecken getiegert, und ſeine Kleidung beſtand in einem kurzen Wämmſchen und einer Küchenſchürze. In der linken Hand trug er einen rauchenden Topf voll Gemüſe, welches er immer im Gehen mit der Rechten geſchäftig umrührte. Er ſtarrte mit vorgeſtrecktem

Kopf und neugierigen Augen Philippinen an und fragte nach ihrem Namen.

„Herr Je!“ rief er aus, als ſie ſich genannt hatte: „Iſt das möglich? — Wie? Sie wären wirklich meine Nichte?“

Wenn Sie der Herr Oberſte von Elbau ſind — antwortete ſie ein wenig befremdet.

„Der bin ich. Aber mein liebes Nichtchen hab' ich mir ganz anders vorgeſtellt.“

Ich mir dich auch! dachte ſie.

„Was man ſich irren kann!“ fuhr er fort: „Ich ſah im Geiſte ein ſtilles, beſcheiden gekleidetes Mädchen auf der ordinären Poſt bis zur nächſten Station fahren und dann vollends zu Fuß nach Kranichfeld wandern; und da zieht nun auf Ein Mal eine prunkende Dame mit Roſſen und Wagen wie eine Prinzeſſin bei mir ein! — Wem gehören denn alle dieſe Pferde?“

Mir, Herr Onkel. Es ſind Erbſtücke.

„Und du haſt ſie noch nicht verſilbert? Sollen ihre großen Mäuler mein Hab und Gut verſchlingen?“

Sorgen Sie nicht! Ich will Ihnen damit nicht zur Laſt fallen, ſondern —

„Davon wollen wir ein anderes Mal reden. Jetzt muß ich wieder in die Küche. Kommt mit!“

Verzeihen Sie, Herr Onkel! Ich bin dort unnütz.

„Bah! geh' mit deinem Scherz! Dazu iſt jetzt keine Zeit; es brennt ja alles an! — Komm geſchwind und hilf mir! denn du verſtehſt doch gewiß die Kochkunſt aus dem Grunde.“

O, daran fehlt ſehr viel! Ich will und muß Ihnen mit Einem Worte beichten, daß ich nicht weiß, wie das Waſſer ſiedet.

„Pfui, ſchäme dich! Das iſt ein ſchlimmer Streich. Ich verlaſſe mich auf dich, danke die Köchin ab, placke mich ſeit vierzehn Tagen, dich von Stunde zu Stunde erwartend, ſelbſt vor dem Herde, und da du nun endlich kommſt, biſt du in deinem Fache ſo unwiſſend, wie ein neugebornes Kind. O ſchäme dich, ſchäme dich!“

So ſchmählend lief er nach der Küche. Er kam erſt dann wieder zum Vorſchein, als die von ihm zubereiteten Schüſſeln aufgetragen wurden, und jetzt ſchalt er auf's Neue, daß ſie ihm ſieben unnütze Mäuler — nämlich die Kammerfrau, den Kutſcher, den Reitknecht und vier Pferde — in's Haus geſchleppt habe.

Sie unterbrach ihn und erklärte ſich, alle dieſe Eſſer aus ihren eigenen Mitteln zu unterhalten. „Das kann ich,“ ſetzte ſie hinzu, „mit dem baaren Nachlaß meines Vaters über ein Jahr ausführen; indeſſen aber verbinde ich mich mit einem jungen, reichen Manne, deſſen Bekanntſchaft ich unter Weges gemacht habe.“

Als ſie ihm hierauf von ihrem Abenteuer ausführliche Nachricht gegeben hatte, ward er ein wenig zufriedener mit ihr. Aber er ſchlug dennoch vor, die Pferde entweder zu verkaufen oder ſie mit dem Pfluge und dem Bierwagen zu beſchäftigen. Sie willigte darein, die Wagenpferde zu dergleichen Arbeiten zu brauchen; doch die Reitpferde, beſonders das edle arabiſche Roß, welches ihren Vater in Schlachten getragen hatte, wollte ſie nicht ſo demüthigen laſſen. Er geſtand ihr dieſe Ausnahme mit der Bedingung zu, daß ſie ſich unter ſeiner Aufſicht und Leitung der Kochkunſt befleißigen ſollte. „Ich will mich nicht rühmen;“ ſprach er: „aber du kannſt viel von mir lernen; denn ich nehm' es allenfalls mit den Mundköchen des Kaiſers auf.“ — Ein herrlicher Ruhm für einen Oberſten! — Er hatte freilich nur fünfzig Mann Haustruppen eines kleinen Fürſten commandirt und war ſchon ſeit geraumer Zeit — weil die Unterhaltung dieſes Heeres ſeinem gnädigſten Herrn zu ſchwer fiel, in Ruheſtand geſetzt worden.

Da Philippine den alten, weibiſchen Mann, wenigſtens ſein Dach, vor der Hand nicht wohl entbehren konnte und ſich auf die Beerbung des reichen und kinderloſen Hageſtolzes Rechnung machte, ſo mußte ſie ſich in Acht nehmen, ihn zu erzürnen. Sie verſprach ihm alſo, ſeine Schülerin zu werden, und er war nun völlig mit ihr ausgeſöhnt.

Die Haltung ihres Verſprechens ward ihr in der Folge nicht ſchwer. Sein Geiz erlaubte ſeiner Kunſt nie, ſich in ihrem vollen Lichte zu zeigen. Es ward daher in der Küche wenig gearbeitet, und er ſelbſt kochte viel zu gern, als daß er ſich dieſes angenehme Geſchäft hätte nehmen laſſen ſollen. Es war ihm aber lieb, wenn ſeine Nichte bei ihm am Herde ſtand und ſeine Kunſtfertigkeit bewunderte. Dieſe Schmeichelei machte ſie ihm bisweilen, und er ließ ſie dagegen ganz nach ihrem Sinne leben.

Vierzehntes Kapitel.

Herr Veilchen fertiget in großer Herzensangſt einen Courier ab.

Sie war etwa acht Tage in Kranichfeld, als ſie Briefe aus Tannenbühl erhielt. Herr Veilchen überraſchte ſie mit einer ſcherzhaften, poetiſchen Epiſtel, und Fritz ſandte ihr einen Bogen voll Liebesflammen, die er aus einem allezeit fertigen Briefſteller oder ſonſt einem alten Tröſter entlehnt haben mochte; denn man bemerkte in ſeiner Schreibart, die von vorn her ſehr ſchwülſtig war, eine auffallende Wetterſcheide, als er weiterhin auf Thatſachen überging.

wo er ſeinen Rathgeber verloren hatte. Er meldete nun in den lahmſten und matteſten Ausdrücken: ſein Vormund habe ihn in ein ſcharfes Verhör wegen des Fräuleins gezogen; er ſey aber, genommener Abrede nach, ſtandhaft im Läugnen geweſen. So hoffe er, ſich bis an's Ende der Vormundſchaft durchzuwinden und werde treu ſeyn bis in den Tod.

Sie antwortete beiden Herren, und empfing hierauf bald wieder Briefe, die jedoch keine neuen Begebenheiten enthielten. Aber nun ſtockte plötzlich die Correſpondenz. Es kam keine Zeile mehr aus Tannenbühl, ungeachtet ſie mehrmals dahin ſchrieb. Das war ihr unerklärbar.

Die Sache hatte folgenden Grund.

Falkner ſpürte dem Thun und Laſſen ſeines Mündels unabläſſig nach, und erfuhr ſo deſſen Briefwechſel von dem Poſtmeiſter in Tannenbühl, welcher ein argliſtiger, neugieriger und habſüchtiger Menſch war und alle Briefe, die durch ſeine Hände gingen, ſo lange drehte, zerrte und gegen das Licht hielt, bis er ein paar Wörtchen daraus erſpäht hatte. Mit dieſen geſtohlenen Geheimniſſen wucherte er auf mancherlei Art. Falkner kannte ſeinen Geldhunger, und machte ihm deßhalb ohne Bedenken bei einer Flaſche Wein den Antrag, die Briefe, welche nach Kranichfeld abgeben ſollten und von dort ankämen, zu unterſchlagen und ihm ſolche, gegen baaren Empfang eines Dukatens für jedes Stück, auszuliefern. Der pflichtvergeſſene Schelm war über dieſen Handel ſehr vergnügt und erntete ſo ein feines Sümmchen: denn Fritz und Veilchen ſchrieben faſt alle Poſttage.

Nun war Falkner zwar zu ſchlau, ſeinem Mündel darüber Vorhaltung zu thun; aber er nahm ſeine Maßregeln darnach und brauchte Liſt und Gewalt, ihn mit ſeiner

Tochter zu paaren. Dem Rathsſchreiber verbot er ſein Haus. Malchen zwang er mit Schlägen, ihm zu entſagen, und Fritzen (der endlich, weil er aus Kranichfeld keine Briefe mehr erhielt, von Philippinen vergeſſen zu ſeyn glaubte) ſtellte er vor, ſein Vater würde ſich im Grabe umwenden, wenn der von ihm entworfene Heirathsplan, der letzte Wunſch und Gedanke ſeines Lebens, unbefolgt bliebe. Das junge Volk ließ ſich wieder zuſammenſchrecken und Herr Veilchen wußte keinen Rath. Er irrte voll Verzweiflung in öden Wäldern und Feldern herum und ſtöhnte ſeinen Schmerz in Verſen aus. So machten die drei ſchwachen Seelen Falknern ſeinen Sieg überaus leicht, und er beſtimmte den Tag, mit welchem ſich Fritzens Minderjährigkeit ſchloß, zur Verlobung.

Schon wurden Gäſte dazu eingeladen, und Herr Veilchen ſetzte ſich mit Thränen an ſein Pult, um darüber eine Elegie zu dichten. Da gab ihm auf Ein Mal ein guter Geiſt (wahrſcheinlich eine gefällige Muſe) den Gedanken ein, dieſe entſcheidende Begebenheit Philippinen durch einen Eilboten zu melden. Er ſchrieb — was denn auch wirklich gegründet war — Fritz ſey ihr noch mit ganzer Seele ergeben; aber er werde von ſeinem Vormunde tyranniſch gezwungen, ſich den Faſtenabend vor der Aſchermittwoche mit Malchen feierlich zu verloben. —

Philippine hatte indeſſen Fritzen in dem Verdachte gehabt, daß er aus freier Willkühr treulos ſey. Wie konnte ich aber auch, ſprach ſie zu ſich ſelbſt, von einem ſo ſchwachen Kopfe Beſtändigkeit erwarten! Er fahre hin! — So war ſie zwar über den Verluſt ſeiner Perſon bald getröſtet, allein vor der Zukunft ward ihr bange. Ihr Oheim, dem ſie den Stillſtand des Tannenbühler Briefwechſels nicht hatte verbergen können, war ſeitdem ſo mürriſch geworden, daß ſich nicht mehr mit ihm auskommen ließ. Kranichfeld ſchien ihr nun eine Hölle; doch wo ſollte ſie hin? Sie hatte weiter keine Verwandten. In dieſem Gedränge fiel ſie auf den abenteuerlichen Gedanken, ihr Geſchlecht auf immer zu verläugnen und ſich in einem fernen Lande mit der Feder oder mit dem Degen Unterhalt zu ſchaffen.

Fünfzehntes Kapitel.

Die Amazone zerhaut den Knoten der Geſchichte.

Indem ſie ſchon wirklich Anſtalten zur Abreiſe machte, kam Herrn Veilchens keuchender Bote an. Sie faßte, ſobald ſie den Brief geleſen hatte, den Entſchluß, nach Tannenbühl zu eilen und auf irgend eine Art, die ſie der Zeit und den Umſtänden überließ, die Zwangverlobung zu hintertreiben.

Es war kein Augenblick zu verſäumen; denn ſchon den nächſten Tag hatte Falkner dazu gewählt. Wetter und Weg waren überdieß ſchlimm, und Tannenbühl lag zehn Meilen entfernt. Es ſchien ihr alſo nöthig, mit unterlegten Pferden zu reiſen, und ſie ſandte ſogleich ihren Wagen voraus. Einige Stunden darauf nahm ſie von ihrem Oheim Abſchied und ſchwang ſich auf den Araber.

Indeſſen wurden in Tannenbühl die ſtattlichſten Zurüſtungen zum Verlobungsfeſte gemacht. Alles, was dort zur großen Welt gehörte — nur Herr Veilchen allein ausgenommen — war dazu gebeten. Der einzige Friſeur des Ortes, windigen Andenkens, lief athemlos aus einem Hauſe in's andere. Die nach ihm ausgeſandten Mägde zerriſſen ihn faſt und ſchlugen ſich auf öffentlicher Straße um ihn. Auf Falkner's Gute herrſchte in der Küche ein vornehmer Koch, den man aus der Reſidenz in einer Carroſſe geholt hatte. Mit ihm war ein ſinnreicher Tafeldecker gekommen. Kurz, Wirth und Gäſte beſtrebten ſich, in ihrer ganzen Pracht zu erſcheinen. Das eigenſinnige Wetter aber that gerade das Gegentheil und zeigte ſich von der häßlichſten Seite. Es regnete, ſchneite und hagelte durch einander. Man jagte nicht gern einen Hund vor die Thür. — Welche ſchreckliche Verlegenheit für die eingeladenen Damen und Herren! Falkners Gut lag eine Viertelmeile von der Stadt, und in dieſem kleinen Neſte gab es keinen Miethwagen. Der Braut Vater war der einzige Beſitzer einer alten, bedeckten und geräumigen Familienkutſche. Er hatte die Großmuth, ſie den Damen anzubieten. Man berechnete, daß ſie ſämmtlich — wenn ſie ſich etwas enge, wie zu Markte reiſende Gänſe, zuſammendrängten — mit ſechs Fuhren an Ort und Stelle ſeyn würden. Die Herren verabredeten, in Stiefeln und Ueberröcken zu wandern und ihre feſtlichen Kleider in Bündeln zu tragen. Ach, wie ſauer muß ſich's doch mancher Menſch um ein Stück Braten werden laſſen! —

Das Feſt ſollte zwar erſt Nachmittags um fünf Uhr am Kaffeetiſch beginnen; aber dennoch mußte man des Morgens in aller Frühe mit dem Transport der Damen den Anfang machen. Die erſte Fracht, aus ſieben Köpfen beſtehend, kam ſchon um acht Uhr mit jämmerlich zuſammengequetſchten Schlendern und zerſtoßenen Friſuren an. So wollte man den ganzen Tag fortkutſchiren. Junker Fritz ſollte bei der ſechsten und letzten Fahrt mit abgeholt werden, und der Kutſcher glaubte, Punkt fünf Uhr mit ſeiner herkuliſchen Arbeit fertig zu ſeyn. Allein in den meiſten Häuſern war man, als er vorfuhr, mit dem Putz noch nicht zu Stande. Er muſte da und dort warten, und rumpelte deßhalb, als es ſchon halb ſechs ſchlug, erſt mit der fünften Ladung zum Thor hinaus.

Hier kam ihm im ſchnellſten Trabe ein leichter Reiſewagen entgegen. Philippine ſaß darin. Durch mancherlei Zufälle unter Weges aufgehalten, befürchtete ſie, zu ſpät einzutreffen. Darum fuhr ſie ſtracks vor das Bachiſche Haus und flog die Treppe hinauf ins Zimmer des Junkers. Er war allein, ſaß in voller Kleidung auf dem Kanapee und ſtieß bei ihrem Anblick einen lauten Schrei aus. —

„Fritz,“ ſagte ſie, „wir haben mit überflüſſigen Worten keine Zeit zu verlieren. Wählen Sie augenblicklich zwiſchen Mamſell Falkner und mir!“ —

Ach Gott, ſeufzte er, wenn ich doch Sie, liebes Fräulein, heirathen dürfte!

„Wünſchen Sie das in Ernſt,“ antwortete ſie, „ſo laſſen Sie ſich auf der Stelle von mir entführen. Mein Wagen ſteht vor der Thür, und in zwei Stunden ſind wir über der Gränze, wo Sie von Ihrem Vormunde nichts mehr zu befürchten haben.“ —

Er lächelte unentſchloſſen. Sie warf ihm ſeinen Mantel um, drängte ihn ſcherzend aus dem Zimmer, verſchloß die Thür, zog ihn die Treppe hinab und ſchob ihn in den Wagen, der nun eilig wieder durch's Thor und zurück nach Kranichfeld rollte. Dieſe Entführung erregte kein Aufſehen; denn es war völlig Nacht und man hatte den ganzen Tag ſo viel Wagengerumpel gehört, daß man gar nicht mehr darauf achtete.

Eine Stunde ſpäter fuhr Falkners Carroſſe vor das Bachiſche Haus. Man wartete fünf bis zehn Minuten geduldig auf den Bräutigam, und Hans Görge, der Kutſcher, hätte vielleicht, weil er von ſehr ruhigem Naturell war, noch eben ſo viel Stunden ohne Bewegung auf dem Bocke gelauert; aber die Damen im Kaſten befahlen ihm, herabzuſteigen und den jungen Herrn aus dem Hauſe zu holen. Hans Görge gehorchte, tappte und klopfte lange an allen Zimmern herum, und kam endlich mit der Nachricht zurück, daß der Vogel ſchon ausgeflogen ſey. Das nahm die Damen ſehr Wunder und ſie machten allerlei Gloſſen darüber. Indeſſen kamen einige Nachbarn herbei und erzählten: ſie hätten vor einer Stunde einen Wagen ankommen und bald darauf wieder abfahren hören. Hans Görge ward ganz irre. „Sollte ich denn etwa den jungen Herrn ſchon aufgeladen haben?“ ſprach er und kratzte ſich hinter den Ohren: „Ich habe den ganzen geſchlagenen Tag ſo viele Menſchen zuſammengekarrt, daß ich ſie ſelbſt nicht alle mehr weiß.“ — Die fröſtelnden Damen, welche ſich nach Kaffee ſehnten, beſtärkten ihn in ſeinem Zweifel und riefen: „Ganz gewiß iſt der Herr von Bach ſchon am gehörigen Orte! Fahr' Er nur zu, daß wir auch dahin kommen!“

Als ſie mit ſteifen Knickſen in das volkreiche und prächtig erleuchtete Geſellſchaftszimmer traten, kam ihnen der Herr Hofcommiſſär in ſeinem Staatskleide mit den Dukatenknöpfen entgegen. „Nun, wo haben Sie denn meinen künftigen Herrn Eidam?“ rief er aus. Die Damen antworteten, ſo gut ſie konnten. Es entſtand eine allgemeine Beſtürzung. Der Kutſcher ward herauf gerufen und verhört. Er konnte kein helleres Licht aufſtecken. Doch meldete er, um nur etwas zu ſagen, daß ihm bei der vorletzten Fahrt unter dem Thore in Tannenbühl eine fremde Carrete begegnet ſey.

Wie ein ſchneidendes Meſſer fuhr dieſe Nachricht dem

Hofcommiſſär ins Herz. Auch dem anweſenden Poſtmeiſter trieb eine dunkle Schreckensahnung das Blut von den Wangen. Aber der Polizeimeiſter warf ſich in die Bruſt und ſagte: „Ja, ſobald ich nur den Fuß aus der Stadt ſetze, gleich geht Unfug vor. Kommen Sie, Herr Gevatter! Wir wollen dieſe Sache unterſuchen.“ —

So mußte denn der arme Hans Görge zum ſiebenten Mal in die Stadt raſſeln. Er ſchüttelte ſtill den Kopf und ſeine Pferde nicht minder. Die Herren Gevattern hielten vor dem Bachiſchen Hauſe, ſtarrten in die unbeleuchtete Nacht der Fenſter hinauf und ſtreckten ſchon die Beine aus der Carroſſe, als ein Nachbar an den Schlag trat und ſagte: „Hochedle Herrſchaften, bemühen Sie ſich nicht! Der junge Herr von Bach iſt verreiſt. Ich habe ſo eben mit einem Manne geſprochen, der im Vorbeigehen geſehen hat, daß er mit einer fremden Perſon in eine Kutſche geſtiegen und nach jenem Thore zu gefahren iſt.“ —

Die Gevattersmänner ſahen einander mit langen Hälſen ſtarr und ſteif, wie ein paar nachbarliche Kirchthürme, an. Endlich rief der Hofcommiſſär: „Ein verfluchter Handel! Ich errathe aber den ganzen Zuſammenhang. Da iſt kein anderer Rath: wir müſſen dem Flüchtling nachſetzen. Halloh, Hans Görge! Immer raſch der Gränze zu! Laß die Pferde auftreten, was das Zeug hält!“

Das Zeug hielt nur ungefähr eine Meile weit. Da brach ein treuloſes Rad. Die Köpfe der Herren Gevattern krachten gegen einander und theilten ſich Brauſchen mit. Man mußte bei ſtockfinſterer Nacht aus dem umgeſunkenen Wagen herauskriechen und in ſeidenen Strümpfen mit platten Hüten ohne Köpfe unter dem Arm die Tiefe des grundloſen Weges nach der Stadt zurückmeſſen. Das unbarmherzige Schlackerwetter ſtürmte mit raſtloſer Wuth gegen das prächtige Sammtkleid. Es ward auf ewig vernichtet.

Indeſſen ſaßen die Gäſte in Falkners Hauſe allzutrocken; denn ſie litten Hunger und Durſt. Man wartete von einer Stunde zur andern auf die Rückkehr des Wirths und ſeines Gefährten. Die Braut (welche zugleich, da ihre Mutter längſt todt war, die Wirthin verſtellte) wagte nicht, eine Taſſe Kaffee einzuſchenken, ſo lange die Hauptperſonen fehlten. Da hatten nun die Herren und Damen die längſte Weile und ſahen mit unbefriedigter Sehnſucht die hohen Pyramiden der Pfannkuchen an. Sie witterten den Duft der leckerſten Braten und bekamen kein Knöchlein davon; denn Malchen erklärte wiederholt, daß ſie in Abweſenheit ihres Vaters und Bräutigams durchaus nicht anrichten laſſen dürfe. Gegen Mitternacht entſtand eine ſo dringende Hungersnoth, daß man einſtimmig um Butterſchnitten bat. Dieſe wurden denn auch endlich, nebſt einigen Flaſchen Bier, ausgetheilt. So behalf ſich die betrübte Geſellſchaft noch zwei Stunden, und trat dann mit den verdrießlichſten Geſichtern den Rückweg in die Stadt zu Fuß an. Das Jammern und Wehklagen der armen Pilger, welche faſt ſämmtlich ihre Schuhe im Moraſt der Straße verloren, war unbeſchreiblich. Tannenbühls ganze Kleiderpracht ging mit Einem Male zu Grunde.

Herr Veilchen hatte in dieſer merkwürdigen Nacht kein Auge geſchloſſen, ſondern Klagelieder gedichtet. Er hörte das Aechzen und Stöhnen der Pilgrimme, die unter ſeinem Fenſter vorbeizogen und ſah hinaus. Sie erzählten ihm Fritzens Verſchwinden und ihre Noth. Er war kaum Meiſter ſeiner Freude, die in ein Jubelgeſchrei ausbrechen wollte. Doch bezwang er ſie glücklich und heuchelte Verwunderung und Mitleiden. Als er aber den naſſen Wanderern eine gute Nacht gewünſcht hatte, ſang er ein feuriges Triumphlied. Sein Bote war noch nicht von Kranichfeld zurück; doch zweifelte er keinen Augenblick, daß Philippinens Hand im Spiele ſey.

Gegen Morgen langte der Hofcommiſſär in ſeinem Hauſe wieder an. Er war ſo ermüdet, daß er vier und zwanzig Stunden in Einem Striche ſchlief. Kurz nach ſeinem Erwachen übergab ihm ein reitender Bote aus Kranichfeld folgenden Brief, den Philippine wahrſcheinlich Fritzen in die Feder geſagt hatte:

„Ich bin ſeit geſtern mündig," ſchrieb er, „und heirathe das Fräulein von Elbau. Damit hoffe ich, mir den Dank Ihrer Mamſell Tochter zu verdienen. Machen Sie durch Ihre Hand meinen Freund, den Rathsſchreiber, glücklich! Sie haben in gewiſſer Rückſicht viel Urſache, es mit ihm nicht zu verderben. — Ich ſende Ihnen dieſen Brief durch einen eigenen Boten, weil die Poſten nach Tannenbühl und von dort her ſehr unſicher gehen. — Leben Sie wohl und treffen Sie Anſtalt, mir mein Vermögen zu übergeben."

Durch denſelben Boten erhielt Herr Veilchen von Philippinens Hand eine Copie dieſes Schreibens. Sie rieth ihm dabei, den Umſtand der unterſchlagenen Briefe zu unterſuchen und ihn zu ſeinem Vortheil zu nützen.

Aber ehe er noch deßhalb einen Schritt that, kam ihm Falkner (den der Wink über die Unſicherheit der Poſten erſchreckt hatte) mit einer ſchriftlichen und feierlichen Einladung zu einem Verſöhnungsmahle zuvor. Herr Veilchen ſtellte ſich ein. Falkner empfing ihn mit kriechender Höflichkeit und war überhaupt ſo geſchmeidig, daß man ihn um einen Finger hätte wickeln können. Ein ſchmeichelndes Wort jagte das andere. Der Rathsſchreiber trank ſich

Muth, bat um Malchens Hand, und des Vaters böſes Gewiſſen ſprach Ja.

Nun war freilich dem wonnetrunkenen Dichter der Mund geſtopft; aber Philippine, die vier Wochen nachher Frau von Bach ward, hielt ſich nicht für verbunden, die Briefdiebe zu ſchonen, ſondern übergab im Namen ihres Gemahls eine Klage bei dem Fürſten, worauf eine ſtrenge Unterſuchung erfolgte. Der Hofcommiſſär ward mit einer ſchweren Geldbuße belegt. Den Poſtmeiſter aber ließ man in einer Feſtung, ſtatt Briefe, Steine ſammeln und karren, und erlaubte ihm allenfalls, davon ſo viel zu unterſchlagen, als er wollte.

Vacuna.

Erzählungen für Freiſtunden,

vorzüglich

der Jugend.

I.

Das ſtumpfe Meſſer.

Ein Mährchen.

„Guten Morgen, liebe Jungen!“ ſagte Mutter Sibylle, als ihre erwachſenen Söhne, Paul und Jakob, gegen zehn Uhr ſchlafend und gähnend in die Wohnſtube traten. „Das Frühſtück wartet ſchon lang' auf euch, ihr Faulenzer! Kommt, ſetzt euch an den Tiſch, eſſet und trinket, und erzählt mir, was euch geträumt hat.“

„Mir träumte,“ antwortete Paul, „Ihr ſchenktet uns einen Beutel voll Geld, und wir machten uns einen luſtigen Tag.“

„Ach, mein guter Sohn,“ verſetzte Sibylle, „mit vollen Geldbeuteln kann eine unbegüterte Wittwe, wie ich, nicht um ſich werfen. Aber ſo viel ihr zu einem luſtigen Tage braucht, das ſollt ihr haben.“

Sie ging nach dem Schranke, nahm vier Gulden heraus, gab jedem zwei, und empfing keinen Dank dafür, weil die lockern Burſche mehr erwartet hatten.

„Mir träumte was recht Dummes!“ ſagte Jakob, indem er das Geld in die Taſche ſteckte. „Ich ging im Walde, plötzlich that ſich die Erde unter meinen Füßen auf, ich fiel in die Kluft, und erwachte vor Schrecken.“

„Du armes Kind!“ ſeufzte Sibylle. „Doch kann dein Traum viel Gutes bedeuten. Der Bergmann fährt in den tiefen Schacht und bringt Geld hervor. Du wirſt mit der Zeit ein reicher, ſteinreicher Mann werden. Mache dir alſo keine Sorgen über den Traum!“

„Da wär' ich wohl ein Narr!“ erwiederte Jakob. „Ich weiß nicht, was Sorgen ſind. Das iſt Euer Fach, Mutter!“

„Wo ſteckt denn Thereſe?“ fragte Paul, und blickte nach dem Winkel, wo ſeine Stiefſchweſter, ein Mädchen von zwölf Jahren, gewöhnlich ſaß, wenn ſie in der Stube gelitten ward.

Die Mutter ſchlug ein Gelächter auf und ſagte: „Der dummen Gans hab' ich einen luſtigen Streich geſpielt. Ich jagte ſie ſchon vor fünf Stunden aus dem Neſte, und ſchickte ſie in den Wald, um Geſträuch zur Feuerung abzuſchneiden. Sie ſoll und muß ſo viel bringen, als ſie tragen kann, ſonſt wird ſie, anſtatt des Mittagseſſens, mit einer Prügelſuppe bedient. Daß ſie aber dieſem warmen Süppchen gar nicht entgehen kann, das iſt der Spaß bei der Sache. Ich gab ihr zu ihrer Arbeit ein altes, ſtumpfes Meſſer, auf dem man, ohne ſich zu beſchädigen, nach Rom reiten könnte. Da müßt' es denn ſonderbar zugehen, wenn ſie ſo viel Strauchwerk brächte, daß man nicht mit einigem Anſchein von Recht und Billigkeit vermöchte, ihr eine Tracht Schläge zukommen zu laſſen und das Mittagseſſen zu verſagen.“

Die Buben lachten über die gute Anwendung des ſtumpfen Kneifs, und lobten der Mutter glücklichen Einfall.

„Es freut mich, daß euch meine Anſtalt gefällt;“ ſagte ſie. „Wir müſſen uns gegen die Nichtswürdige vereinen, ſie zu verderben. Ihr Vater brachte mir den fremden

Vogel ins Haus. Ich heirathete den alten Krüppel, daß er für uns arbeiten, uns Geld verdienen ſollte; kaum aber hatt' ich ihn ein halbes Jahr, da begab ſich der faule Schuft zur ewigen Ruhe, und ließ mir den Balg auf dem Halſe. War das nicht ordentlich boshaft?“

„Allerdings!“ riefen die Brüder, und gingen mit ihren Angelruthen an den Fluß, um ſich bis zum Eſſen die Zeit zu vertreiben.

In der Mittagsſtunde trat Thereſe mit Furcht und Zittern ins Haus. Sie trug unter den Armen zwei große Bündel Holz, deren Gewinn ihr blutſauer geworden war. Aber Sibylle fuhr ihr entgegen: „Mehr bringſt du nicht? Das iſt ja nur eine Hand voll!“

Thereſe verſicherte mit Thränen, daß ſie mit dem ſtumpfen Werkzeuge nicht mehr habe ausrichten können, und zeigte ihre wund gearbeiteten Hände. Dennoch ward ſie ein Faulthier geſcholten, unbarmherzig geſchlagen, und ihr angekündiget, daß ſie dieſen Mittag zur Strafe faſten ſolle.

Die Brüder kamen nach Hauſe, ſetzten ſich mit der Mutter zu Tiſch, und verſpotteten die arme Thereſe, die hungernd in ihrem Winkel ſaß. Am Ende der Mahlzeit ſuchte Sibylle eine verſchimmelte Rinde aus dem Brodſchranke hervor, und warf ſie ihr, wie einem Hunde, zu. So geſtärkt, mußte ſie nachher ſchwere Hausarbeiten verrichten, und ward immer dabei geſchimpft und geſchlagen. Ihre Brüder aber begaben ſich ins Wirthshaus, und verſpielten und vertranken die empfangenen Gulden.

Dieſem Tage glich die ganze Woche. Thereſe ward jeden Morgen um fünf Uhr mit dem unnützen Meſſer in in den Wald geſchickt und bei der Rückkunft gemißhandelt.

Der bisherige Gebrauch ſtumpfte das alte Eiſen ſo gänzlich ab, daß ſie am ſechsten oder ſiebenten Morgen nicht den ſchwächſten Zweig damit von den Sträuchern trennen konnte. „Vater im Himmel! was ſoll ich anfangen?“ rief ſie weinend. „Heute ſchlägt mich die Mutter todt. Nun, wie Gott will! Dann haben meine Leiden ein Ende.“

Indem ſie ſo wimmerte, bewegte ſich einige Schritte von ihr die Erde, that ſich auf, und ein junges, ſchönes Weib hob ſich mit halbem Leibe hervor. Sie hielt in der Hand eine funkelnde Gartenhippe und ſprach: „Nimm dieß Werkzeug, armes Kind! Es wird dir dein mühſames Waldgeſchäft erleichtern. Biſt du für heute fertig, ſo ſtampfe hier mit dem Fuße drei Mal auf; ich nehme dann die Hippe zurück, und leihe ſie dir jeden Morgen wieder, wenn du auf gleiche Weiſe dich meldeſt.“ Damit zog ſie ſich zurück, und über ihr ſchloß ſich die Erde.

Thereſe war über dieſe Erſcheinung ſo beſtürzt, daß ſie kein Wort zu ſprechen vermochte. Doch hob ſie die Hippe, welche die Wunderfrau vor ihr niedergelegt hatte, vom Boden auf und verſuchte ſie am nächſten Strauche. Es war eine Luſt, wie trefflich die Holzernte von Statten ging. Der blitzende Halbmond nahte ſich kaum den Zweigen, ſo fielen ſie zerſchnitten herab. Thereſe hatte jetzt in fünf Minuten mehr Holz, als ſie auf dem Rücken und unter den Armen fortbringen konnte. Dennoch verweilte ſie noch bis gegen Mittag im Walde, um nicht daheim durch ungewöhnlich frühe Rückkehr ihr Geheimniß bald zu verrathen, und es ſich dann vollends abfoltern zu laſſen. Sie ſtampfte auf dem Platze, wo ſie das wohlthätige Werkzeug empfangen, drei Mal auf, ein weißer Arm ſtreckte ſich aus einer kleinen Erdkluft hervor, und nahm die mit einigen Dankworten überreichte Hippe in Empfang.

Mutter Sibylle ſtarrte die großen Holzbündel, die das Mädchen ins Haus brachte, mit Verwunderung an, ohne ſich zu einem Lobwörtchen entſchließen zu können. Es war ihr vielmehr gar nicht recht, daß ſie keine Gelegenheit fand, Schläge auszutheilen und das verhaßte Stiefkind hungern zu laſſen.

Am nächſten Morgen jagte ſie Thereſen wieder in den Wald, und befahl ihr mit ſtrengen Worten, heute noch fleißiger als geſtern zu ſeyn.

Die unterirdiſche Freundin reichte dem guten Mädchen, als es am Boden anklopfte, die Hippe wieder zu, und es hätte ſich wohl der halbe Wald damit abmähen laſſen, wenn es Thereſen möglich geweſen wäre, größere Laſten zu tragen. Sie konnte daher, nach wieder abgelieferter Hippe, der lauernden Mutter nicht mehr als des vorigen Tages überbringen. Das ward für Ungehorſam erklärt, und Mißhandlungen folgten darauf. Die Leidende duldete ſie, wie immer, mit ſchweigender Ergebung.

Nach Tiſche ſagte die Alte zu ihren Söhnen: „Mit Thereſen geht etwas vor, das ich nicht begreife. Sie brachte geſtern ſo viel Holz aus dem Walde, daß ich im Stillen darüber erſtaunte. Mich verdroß, daß ihr die Arbeit ſo leicht geworden war: denn ſie ſoll ſich durchaus martern und quälen. Ich nahm daher geſtern Abend ihr Waldmeſſer und ſägte damit ſo lange auf Kieſelſteinen herum, bis die ſogenannte Schneide beinahe noch ſtumpfer als der Rücken geworden war. Nun, dachte ich, wird ſie's wohl bleiben laſſen, mit einer anſehnlichen Holzbeute wieder einzuziehen. Ich glaubte, ſie würde mit der größten Anſtrengung kaum eine handvoll abſäbeln können. Aber was geſchah? Sie kam und trug wie ein Eſel eine ungeheure Laſt, die wohl dem ſtärkſten Manne kein Spielwerk geweſen wäre. Das kann nicht mit rechten Dingen zugehen. Sie muß ſchlechterdings einen Helfer im Walde gefunden haben: denn die grünen Zweige ſind nicht etwa gewaltſam losgewürgt, ſondern glatt und ſauber, wie mit einem Federmeſſer geſchnitten. Nun, Jungen, was denkt ihr? was ſagt ihr dazu?"

„Wer wird ſich darüber den Kopf zerbrechen!" antwortete Paul. „Wir ſchleichen ihr einmal nach und belauſchen ſie."

„Das wäre das Beſte!" ſagte die Mutter. „Ihr bequemen Geſellen verlaßt aber die Federn nicht gern in der Frühe."

„Ja, vor neun Uhr wird nichts daraus!" erwiederte Jakob.

„Und dann muß man auch erſt gemächlich frühſtücken;" ſagte Paul.

Es ward alſo beſchloſſen, Thereſen des folgenden Tages nicht eher als um zehn Uhr nach dem Walde zu ſchicken.

Die Kundſchafter ſchlichen ihr nach, und ſahen mit Verwunderung, wie der ſchwanenweiße Arm aus der Erde kam, ihr die Gartenhippe zureichte, ſie damit dir ihr aufgegebene Arbeit ſpielend verrichtete, das Strauchwerk in Bündel packte, und ſich dann ruhig unter einen ſchattigen Baum ſetzte.

Nach einer Weile traten ſie nahe bei ihr hinter Gebüſch hervor, als kämen ſie, dem Vogelſange nachgehend, zufällig an dieſen Platz.

„Ei, Schweſterlein!“ ſagte Jakob mit verſtellter Freundlichkeit, „finden wir uns hier? Wir ſehen mit Verwunderung, daß du ſchon ſo fleißig geweſen biſt. Und wie zierlich ſind alle Zweige geſchnitten! Du Schelmin, haſt wohl gar eins von unſern Bartmeſſern dazu gebraucht?“

„Ach, Gott! wie könnt ihr das glauben?“ ſagte Thereſe.

„Läugne nur nicht!“ ſprach Paul. „Dein ſtumpfes Meſſer kann ſolche Dinge nicht thun.“

„Es wäre dir auch nicht zu verdenken, wenn du dich nach einem beſſern Werkzeuge umgeſehen hätteſt;“ ſetzte Jakob hinzu. „Die Mutter iſt ſehr unbillig, daß ſie dich zwingt, dich mit einem ſo unbrauchbaren Dinge zu placken.“

Thereſe hatte die Hippe mit ihrer Schürze bedeckt; aber ſie ſah voraus, daß man ſie gewaltſam nöthigen würde, den Urſprung des ſcharfen Werkzeuges, deſſen ſie ſich unläugbar bedient hatte, zu bekennen. Die ungewöhnliche Freundlichkeit ihrer Brüder gab ihr dazu Muth; ſie geſtand den ganzen Vorgang ehrlich und wahr, zeigte den Buben die Hippe, machte ihnen die Art und Weiſe des Empfangs und der Rückgabe bekannt, bat aber dringend, der Mutter die ganze Sache zu verſchweigen.

Das verſprachen die Brüder; ſie hatten jedoch nicht Luſt, ihr Wort zu halten, und beſchloſſen überdieß, noch eine andere Unthat zuvor auszuüben.

Sie foderten das Mädchen auf, mit ihnen nach Hauſe zu gehen. Thereſe antwortete: ſie trage Bedenken, ſich ſchon jetzt auf den Weg zu machen, weil es die Mutter befremden würde, daß ſie dießmal innerhalb einer Stunde mehr Holz gewonnen, als ſie ſonſt nach einer viel längern

Abweſenheit geliefert habe. „Sprich, wir hätten dir geholfen!“ ſagten die Brüder, und Therſe mußte ſich nun zum Heimgange mit ihnen entſchließen.

In der Nähe des Ortes, wo die Hippe abgegeben werden mußte, riß ſie Jakob plötzlich der Schweſter aus der Hand. Thereſe ſchrie und bat, ſie nicht unglücklich zu machen; aber die Verruchten lachten ſie aus, entſprangen mit ihrer Beute, und das ſchwer belaſtete Mädchen war nicht im Stande, die flüchtigen Renner einzuholen.

Sie wußten die Stelle genau, wohin die Hippe gehörte. Da blieben ſie ſtehen und gaben das ihnen von der Schweſter entdeckte Zeichen. Der Arm erſchien; Jakob, der ihn in gebückter, zielender Stellung erwartete, verſetzte ihm ſogleich einen wüthenden Hieb; der Arm zog ſich verwundet zurück, und die Böſewichter jubelten laut. Aber mit Donnerkrachen ſprang die Erde weit auf und verſchlang ſie.

Thereſe, die mit Entſetzen das furchtbare Ereigniß ſah, warf ſchnell alles Holz von ſich, lief herbei, ſtürzte auf der Stelle, wo die Brüder verſanken, auf die Knie und rief flehend bald gen Himmel, bald in die Erde hinein, ihr die Verunglückten wieder zu geben. Ihre Gebete wurden nicht erhört. Da ſagte ſie mit erſchöpfter, leiſer Stimme: „Meine letzte Stunde hat geſchlagen! Die Mutter tödtet mich, ob ich gleich ſchuldlos bin. Ach, das ſtumpfe Meſſer, das ſie mir ſelbſt aufzwang, hat alles Unglück geſtiftet!“

Sie ſteckte es in die Erde, um der Mutter den Ort bezeichnen zu können, wo ihre Söhne verſchwunden waren.

„Gott ihre Seele befehlend, eilte ſie heim, und ſagte ſchluchzend: „Mutter, ein großes Unglück! Die Erde hat

Eure Söhne verſchlungen. Draußen im Walde, nicht weit von der großen Buche, wo mein altes Meſſer in der Erde ſteckt, verſchwanden ſie vor meinen Augen.“

„Biſt du wahnſinnig geworden?“ verſetzte Sibylle ganz ruhig. „Du redeſt ja tolles Zeug!“

„O, daß ich im Wahnſinn ſpräche! antwortete Thereſe, und berichtete nun den ganzen Hergang von dem Augenblick an, da ihr das unterirdiſche Weſen zuerſt erſchien, bis zur letzten ſchauervollen Begebenheit.

„Ach, meine Söhne! meine Söhne!“ ſchrie Sibylle, und raufte ſich vor Verzweiflung die Haare aus. „Du, Ungeheuer, biſt Schuld an ihrem Verderben!“ — Und mi raſender Wuth ergriff ſie ein Meſſer, um es dem unſchuldigen Kinde, das knieend und mit gefalteten Händen den Todesſtreich erwartete, in die Bruſt zu ſtoßen.

Urplötzlich ſprang die Stubenthür auf, Thereſens Wohlthäterin flog herein, faßte ſie in die Arme, und verſchwand mit ihr.

Sibylle ſtand, mit erhobener Hand, ſtumm und ſtarr vor Schrecken.

Als ſie ſich wieder bewegen konnte, lief ſie in den Wald, fand das Merkzeichen, mit dem ſie Thereſen ſo heillos gequält hatte, warf ſich jammernd auf der Stelle nieder, wühlte die Erde mit den Händen auf, und rief tauſend- und aber tauſendmal die Namen ihrer Söhne. Aber die Erde war ſtumm. Nur des Guckgucks eintöniger Ruf ſchallte wie Spott durch den Wald.

Sie begab ſich nun eiligſt zur Obrigkeit des Orts, und bat, mit Meldung des unglücklichen Vorfalls, um Erlaubniß, daß ſie die Stelle, wo ihre Söhne verſunken waren, auf ihre Koſten dürfe aufgraben laſſen. Es ward ihr, nach angeſtellter Beſichtigung, ein Umkreis von hundert Schritten bewilliget. Sie ſtellte ſogleich zwanzig Arbeiter an, und berief ſogar Bergleute von entfernten Orten; aber keines Menſchen Spur ward in den dunkelſten Tiefen gefunden. Die Obrigkeit überließ ihren dringenden Bitten einen neuen, noch größern Raum; doch war deſſen Aushöhlung eben ſo fruchtlos. Der eintretende Winter ſetzte der vergeblichen Arbeit ein Ziel, und Sibylle hatte den größten Theil ihres geringen Vermögens dabei aufgeopfert.

Ganz an den Bettelſtab gekommen, ſaß ſie fünf Jahre ſpäter in ihrer Hütte, und bemühte ſich eben, ein ſteinbares Stück Brod mit dem verhängnißvollen ſtumpfen Meſſer zu zertheilen, als ſie plötzlich ein erderſchütterndes Geraſſel vernahm, und ein goldener Wagen, mit acht hohen Rappen beſpannt, vor ihrer Thüre ſtill hielt. Ein junger, weiblicher Engel ward von vier prächtig gekleideten Dienern herausgehoben, und ging ſtracks, wie hier zu Hauſe, in Sibyllens armſeliges Stübchen.

Die arme, von Mangel und Gram gebeugte Frau zitterte bei der ſtrahlenden Erſcheinung; aber mit ſanfter, freundlicher Stimme ſagte die Fremde: „Guten Tag, liebe Mutter! Kennt Ihr mich noch? Ich bin Eure Tochter Thereſe.“

Die Alte erſchrack und ſchwankte, als wollte das Gefühl ihrer Unthaten ſie zu Boden drücken; aber Thereſe faßte ſie liebreich bei der Hand und bat, die trübe Vergangenheit ganz zu vergeſſen. „Ich bin glücklich,“ ſetzte ſie hinzu, „und Ihr, liebe Mutter, ſollt's auch werden. Meine Wohlthäterin iſt eine mächtige Fee. Sie vermählte mich vor drei Monaten mit dem jungen Könige eines großen Reiches, und ich machte jetzt eine Reiſe von tauſend Meilen bloß in der Abſicht, Euch hier abzuholen und in die Reſidenz meines Gemahls zu führen, wo Euch Ueberfluß und aller Wünſche Befriedigung erwarten."

Sie winkte jetzt durch's Fenſter. Eine Kammerfrau trat in die Stube, und hinter ihr ein Diener, der einen Kaſten voll Kleider trug. Als er dieſen auf den Tiſch geſetzt hatte, zog er ſich zurück, und die Kammerfrau kleidete Sibyllen auf der jungen Königin Befehl in prächtige Gewänder. Nach wenigen Minuten ſah die Bettlerin einer Fürſtin gleich.

Während des Ankleidens erblickte Thereſe das ſtumpfe Meſſer. Sie ergriff es gerührt, drückte es an ihren Buſen und übergab es der Kammerjungfer zu ſorgfältiger Verwahrung. Es war edel und rühmlich, daß ſich die junge Königin nicht ſchämte, ihre Diener zu Zeugen ihrer dürftigen Herkunft zu machen.

Die Reiſe ging nun fort, und die richtigen tauſend Meilen, die unſere löblichen Schnellpoſten kaum in ſechs Wochen bezwingen würden, legte man in vier und zwanzig Stunden zurück. Die Fee hatte vorgeſpannt. Ihre Rappen waren dienſtbare Geiſter, die bloß zu dieſer Reiſe die Roßgeſtalt angenommen hatten und ihre vierfüßige Rolle vortrefflich ſpielten.

An der Pforte des königlichen Schloſſes empfingen zwei junge Männer in Hoftracht den ankommenden Wagen, und begleiteten, ſammt der Königin, Mutter Sibyllen in ihre Zimmer, die ihr in einem Seitenflügel der Königsburg angewieſen waren.

Als ſie ſich dort auf einen goldenen Armſtuhl niedergelaſſen hatte, ſtellte die Königin ihr die beiden Höflinge mit der Frage vor: „Mütterchen, kennt Ihr Dieſe nicht?“

Ach!“ ſeufzte die Alte, „wären die Herren nicht ſo ſtattlich gekleidet, ſo glichen ſie meinen verunglückten Söhnen, welche die Erde verſchlang.“

„Ja, ſie verſchlang uns!“ riefen Paul und Jakob, und umarmten die freudig erſchrockene Mutter. „Rettung und Leben verdanken wir unſerer edelmüthigen Schweſter. Sie war unſere Fürbitterin bei der zürnenden Fee, die uns, als wir durch den Sturz in den Abgrund ihre Gefangene geworden, tödten laſſen wollte. Sie ſchenkte uns das Leben; aber freie Rückkehr zu Euch ward uns verſagt. Wir mußten bis zur Vermählung unſerer geliebten Schweſter im Palaſte der Fee bleiben, wurden von weiſen Lehrern unterrichtet und zu beſſern Menſchen gebildet.“

Die Mutter zerfloß faſt in Freudenthränen, und erhob ihre vormals ſo grauſam verfolgte Tochter bis in den Himmel.

Der König überhäufte Sibyllen und ihre Söhne mit Wohlthaten, ob er es gleich allen Dreien nicht verzeihen konnte, daß ſie vormals ſeine Gemahlin ſo ſchrecklich gemißhandelt hatten. Er beehrte ſie deßhalb weder mit einem Beſuche, noch ließ er ſie vor ſich kommen. Die Brüder, denen dieſes Verhältniß unerträglich war, ſuchten nach einiger Zeit ihr Glück in fremden Ländern. Aber die Mutter, die ſich aus ihres Eidams Ungnade weniger machte, blieb bei ihrer guten Tochter, und ſtarb, nach einer Reihe glücklicher Jahre, in ihren Armen.

Des Rohen Obmacht ſtürmt nicht ſelten
Gewaltſam auf den Schwachen los;
Dieß aber einſt mit Wohlthat zu vergelten,
Iſt göttlich groß.

II.

Der Näſcher.

Der Hofrath Wallo, ein reicher Mann und Bewohner einer großen Stadt, war Vater eines achtjährigen Sohnes, der einer zügelloſen Lüſternheit nach Näſchereien ergeben war. Er trug nicht nur ſein geſammtes Taſchengeld zum Zuckerbäcker, ſondern bemächtigte ſich auch im Hauſe aller Leckereien, denen er heimlich beikommen konnte. Wollte man zum Beiſpiel die zierlich gedeckte Gaſttafel mit einer kurz zuvor ins Haus gebrachten und nicht unter Schloß und Riegel verwahrten Torte ſchmücken, ſo hatte Julius bereits das bunte Fruchtfeld ihrer Oberfläche ſo rein geplündert, daß man das entſtellte Prachtſtück nicht aufſetzen konnte. Weder Abmahnung noch Strafen waren vermögend, ihm dieſe Unart abzugewöhnen.

Der Vater betrübte ſich darüber; aber die Mutter ſuchte ihn damit zu tröſten, daß Julius ſeiner kindiſchen Naſchhaftigkeit bald entwachſen werde. „Nein, er entwächſt ihr nicht;“ ſagte Jener: „die Unart wächſt im Gegentheil mit ihm. Benaſcht er einſt keine Torten mehr, ſo wird er, als Staatsbeamter, Landeskaſſen beſtehlen. Die Fehler der Jugend vergrößern ſich mit der Zeit zu Verbrechen. —“

Eines Morgens war der Hofrath ausgegangen, kam in der Mittagsſtunde zurück, und ein fremder Knabe trug ein hohes Käſtchen von Mahagonyholz hinter ihm her. Wallo nahm es ihm auf der Hausflur ab und ging damit ins Wohnzimmer.

„Sieh,“ ſprach er zu ſeiner Gattin, „da hab' ich einen doppelten Einkauf gemacht. Das Käſtchen fand ich in der Werkſtatt eines geſchickten Tiſchlers, und es gefiel mir ſo ſehr, daß ich es kaufte. Um es jedoch nicht leer zu bringen, ließ ich mir's bei einem Zuckerbäcker mit Marzipan füllen, den wir bei der nächſten Gaſterei zum Nachtiſch anwenden wollen.“

Er öffnete jetzt das mit einem Schloſſe verſehene Käſtchen und zeigte den Marzipan. Die Hofräthin fragte nach der Zahl der kleinen, mannigfaltig gebildeten Stücke.

„Solche Kleinigkeiten zähle ich nicht;“ war ſeine Antwort. „Ich ließ mir den Kram zuwiegen, und wir wollen auch jetzt die Herde nicht zählen, damit wir uns nicht ärgern, wenn uns etwa ein gewiſſer Wolf ein paar Schäfchen entführen ſollte.“

Er ſah bei dieſen Worten ſcharf auf den horchenden Julius, der ſich getroffen fühlte und erröthend ſagte: „Du meinſt mich, Vater! Ich will aber kein Wolf mehr ſeyn.“

„Halte Wort!“ ſprach der Vater, und drohte ihm mit dem Finger. „Vergehſt du dich dießmal, ſo wird dirs übel bekommen.“

Er trug dann das Käſtchen, das unverſchloſſen blieb, in ein anderes Zimmer, worin man dergleichen Sachen, die nicht ſogleich gebraucht wurden, aufzubewahren pflegte. Nachher ſetzte man ſich zu Tiſche.

Dem kleinen Näſcher behagte das Eſſen nicht ſonderlich, weil er bei jedem Biſſen daran dachte, daß Marzipan ſüßer ſchmecke. Es ärgerte ihn, daß er vorhin ausdrücklich verſprochen hatte, kein Raubwolf mehr zu ſeyn. Er hätte ſonſt gern die Zahl ſeiner Sünden noch vermehrt. Die nahe Beute war gar zu lockend, und er konnte ſich ihrer, da Zimmer und Käſtchen unverſchloſſen waren, mit leichter Mühe bemächtigen.

Nach der Mahlzeit begleitete ihn der Gedanke an den wunderſüßen Marzipan zu ſeinem Lehrer, bei dem er bis ſechs Uhr aushalten mußte.

Als er zurück kam, ſchlich er an das Zimmer, das den Schatz enthielt. Er guckte durch's Schlüſſelloch: das Käſtlein ſtand noch an ſeinem Platze. Er verſuchte leiſe, ob das Zimmer verſchloſſen ſey; es ließ ſich öffnen. Nun ſtand er, wie Herkules, am Scheidewege. Sollt' er den Lockungen der Lüſternheit folgen oder ſich den Zügel der Enthaltſamkeit anlegen? Er ſann und ſann, trippelte bald von der Thüre hinweg, bald wieder dahin, ſah und horchte links und rechs; und als weder Auge noch Ohr eine ſtörende Bewegung vernahmen, huſch! war er im Zimmer.

Wie der Habicht nach der Taube, ſchoß er auf das Käſtchen zu und riß es auf. Beſtürzt fand er es leer; aber plötzlich, wie ein Piſtolenſchuß, fuhr ein Kerlchen, eine Spanne lang, aus dem Boden herauf, ſetzte eine Trompete an den Mund, und ſchmetterte ſo grimmig, als ſollten die Todten auferſtehen. Julius ſprang fliehend nach der Thür; man hatte ſie von auſſen leiſe verſchloſſen. Er wollte durch's Nebenzimmer flüchten; dort trat ihm ſein Vater, von zwei fremden Männern begleitet, entgegen. „Warte, mein Sohn!“ ſprach er, „wir haben ein Wörtchen mit einander zu reden. Vorher aber will ich den Herold deiner Schande zum Schweigen bringen.“

Er ging zum Käſtchen, berührte eine verborgene Feder, und das lärmende Männlein verſchwand.

„Es ahnte mir,“ fuhr er dann fort, „daß du deine Zuſage nicht erfüllen würdeſt. Du wollteſt dir, nach alter Gewohnheit, ein Stückchen Marzipan zueignen, geriethſt aber ins Quartier eines Trompeters, der deinen böſen Willen ſo laut verkündigte, daß kein Läugnen Statt findet. Das Trompetenwerk koſtet viel Geld; aber auch dir ſoll dein Wortbruch theuer zu ſtehen kommen. Sieh, der berühmte Herausgeber der Weſpe, der Herr Doktor Zwickbold, deſſen vielgeleſene Wochenſchrift eine fortlaufende Chronik aller hier vorfallenden Schandgeſchichten iſt, hat ſich auf mein Erſuchen hieher bemüht, um den luſtigen Vorgang niederzuſchreiben, und ihn, mit öffentlicher Nennung deines vollen Namens, in der Weſpe bekannt zu machen. Um dich aber auch den Leſern von Perſon darzuſtellen, iſt gegenwärtiger Herr Profeſſor Griffel, unſer Hogarth, gefällig entſchloſſen, dich und den kleinen Trompeter auf der Stelle nach dem Leben zu zeichnen, und das ſpaßhafte Blättchen, ſauber in Kupfer geſtochen, durch Stadt und Land mit der Weſpe fliegen zu laſſen.“

Julius ſchlug ſchweigend die Augen nieder. Doktor Zwickbold ſetzte ſich an einen Tiſch und ſchrieb. Profeſſor Griffel wählte ſeinen Platz auf der andern Seite des Zimmers. Wallo ſtellte den kleinen Helden, der verewiget werden ſollte, in die Mitte, und ließ den Trompeter wieder erſcheinen und blaſen. Jene Männer arbeiteten raſch, und wurden faſt zu gleicher Zeit fertig.

„Haben Sie die Güte, uns Ihren Schwank vorzuleſen;“ ſagte Wallo zum Doktor.

Es geſchah; die Zuhörer lachten laut über den poſierlichen Aufſatz; nur Julius brach in Thränen aus.

Der Profeſſor legte dann ſeine komiſche Zeichnung zur Anſicht vor, und das Gelächter erneute ſich.

Sie ward jetzt auch dem weinenden Knaben gezeigt. Mit Schrecken ſah er ſich, wie er leibte und lebte, abgebildet. Erſchüttert warf er ſich vor dem Vater nieder, bat ſchluchzend, ihn nicht vor aller Welt zu beſchimpfen, und verſprach mit den herzlichſten Worten, ſich die Unart des Naſchens ganz abzugewöhnen, und jede heimliche Entwendung einer ihm nicht gehörigen Sache ſein Leben lang zu verabſcheuen.

„Deine Worte ſind gut;“ ſagte der Vater: „aber ich traue dir nicht. Du haſt mir ſchon oft Beſſerung angelobet, und dich doch immer wieder von deinem unerſättlichen Naſchhunger zu neuen Vergehungen hinreißen laſſen. Ein altes Sittengeſetz ſagt: Was nicht Dein iſt, laß liegen! oder: Was Du nicht hingelegt haſt, das nimm auch nicht weg! Dieſem Geſetze handelſt du täglich entgegen. Darum übergeb' ich dich der ſtrafenden Weſpe, und du wirſt öffentlich von ihr geſtochen, wenn du dich auch darüber zu Tode grämen ſollteſt. Wer als Kind Leckereien entwendet, bleibt auch in ſpätern Jahren zu Veruntreuungen geneigt. Aber ein Menſch, dem fremdes Eigenthum nicht heilig iſt, verdient nicht zu leben.“

Julius drückte ſein Geſicht auf den Fußboden und weinte laut. Die beiden Herren, denen es bekannt war, daß Wallo nur einen tüchtigen Schreckſchuß thun wollte, ſchlugen ſich jetzt ins Mittel, und baten ihn, ſeinem reumüthigen Sohne zu verzeihen. Er ſträubte ſich lange. Endlich ſprach er: „Nun wohlan! In Rückſicht Ihrer Fürbitten, meine Herren, will ich noch dießmal Gnade für Recht ergehen laſſen. Steh auf, Julius, und ſündige hinfort nicht mehr! Bei dem nächſten Fehltritte der heutigen Art biſt du ohne Rettung dem Stachel der Weſpe verfallen. Ich hebe dieſe beiden Blätter indeſſen auf. Sobald du dich aufs neue vergehſt, werden ſie ſogleich zur öffentlichen Kunde gebracht. Sie verſprechen mir doch dann, meine Herren, Ihren ſchleunigen Beiſtand?“

Dieſe Frage ward bejaht; aber Wallo hatte die Freude, der Weſpe nie zu bedürfen. Julius beſſerte ſich ernſtlich, lebt jetzt als Staatsbeamter in Ehren, und genießt den allgemeinen Ruhm eines ſehr rechtlichen Mannes.

III.

Die Gefangenen.

Eine Begebenheit aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts.

1.

Das Abendlied.

In einem Dorfe des damaligen Kurfürſtenthums Sachſen war eines Abends das Wirthshaus voll ländlicher Gäſte. Einige ſpielten um Kupferpfennige; andere, unter welchen ſich der ſtaatskluge Schulmeiſter befand, vertheilten goldene Scepter und Kronen. Der Wirth, mit dem zahlreichen Zuſpruch ſehr zufrieden, ging von Tiſch zu Tiſch, um ſeinen Gäſten gleichſam den Hof zu machen, und ſie durch ſein freundliches Geſicht zu fleißiger Wiederholung ihres Beſuches einzuladen. Hier ſah er in die Karte und jubelte über ein gewonnenes Spiel; dort trat er zu den politiſchen Kannengießern, neigte ſein Ohr zu ihrem Geſchwätz, und lobte ihre Weisheit. Dann ſetzte er ſich, von dieſer Wanderung ermüdet, in ſeinen breiten Armſtuhl und nickte.

So war die achte Stunde herangekommen. Da erklang draußen vor dem Fenſter der Ton einer Leier, und eine jugendliche Stimme ſang folgendes Lied:

Seyd mir gegrüßt, ihr Sterne,
Ihr meines Sehnens Ziel!
Ihr lehrt aus weiter Ferne
Des Guten mich ſo viel!

Am hohen Himmelsbogen
Iſt ewig euer Stand,
Doch ſehet ihr gewogen
Herab auf Stadt und Land.

Den Pilger, der im Dunkeln
Sich einem Irrweg naht,
Den leitet Euer Funkeln
Auf ſeinen rechten Pfad.

O, zeigte man doch Allen,
Die hier, bethört von Wahn,
Des Irrthums Straße wallen,
So ſanft der Wahrheit Bahn!

Wann hinter Wolkenwänden
Sich euer Glanz verlor,
Dringt ihr, uns Licht zu ſenden,
Bald wieder mild hervor.

Des Schickſals Wolken ſcheiden
Vom Glück auch Manchen hier;
Er wünſcht, aus trüben Leiden
Hervorzugehn, wie ihr.

Hell werde doch dem Armen
Sein dunkler Erdenlauf;
Sonſt heb' ihn aus Erbarmen
Der Herr zu euch hinauf!

2.

Der Schenkwirth.

„Wer gibt uns das Lirum-Larum zu hören?“ ſagte der aufwachende Wirth. „Gewiß Vagabunden, die eine Herberge ſuchen. Ich werde dem Geſindel ſcharf auf den Zahn fühlen.“

Jetzt ward beſcheiden an die Thür geklopft. Der Wirth blähte ſich auf ſeinem ledernen Throne und rief mit barſcher Stimme: „Herein!“

Ein anſehnlicher, doch ärmlich gekleideter Mann, eine wohlgebildete Frau und ein freundlicher Knabe traten grüßend in die Stube. Jener trug eine Zauberlaterne, dieſer eine Drehorgel.

„Was iſt Euer Begehr?“ fragte der Wirth.

„Wir bitten um ein Nachtlager!“ antwortete der Mann mit einem feinen und höflichen Tone.

Aber unfreundlich und gebieteriſch ſagte der Wirth: „Zeigt Euren Paß!“

„Leider haben wir keinen!“ erwiederte der Fremdling. „Wir wurden vorgeſtern im Walde von drei Männern angefallen und erſchracken nicht wenig. Aber einer der Strauchdiebe ſagte: Wir ſehen, daß nicht viel bei Euch zu holen iſt; darum wollen wir uns mit Eurem Rocke begnügen. — Froh, ſo wohlfeil davon zu kommen, zog ich ihn geſchwind aus; ſie riſſen ihn mir aus der Hand und eilten von dannen. Kaum waren ſie im Walde verſchwunden, ſo fiel mir ein, daß ſich mein Paß in der Taſche des geraubten Rockes befand. Ich lief den Räubern nach, aber ſie waren ſchon über alle Berge. Zum Glück hatten ſie mir die Weſte, und darin einige Thaler gelaſſen, wovon ich mir ſogleich in der nächſten Stadt wieder einen Rock kaufte.“

„Ein ſauberes Mährlein!“ ſagte der Wirth, und ſchob lachend ſeine Nachtmütze von einem Ohre zum andern. „Mir will's nicht in den Kopf, und der Herr Amtmann, zu dem die Reiſe morgen früh geht, wird ſich wohl auch keinen blauen Dunſt vormachen laſſen.“

„Ich hoffe, einen billigen Richter zu finden:“ entgegnete der Fremdling mit Sanftmuth.

3.

Demüthigung.

„Röſe!“ rief der Wirth ſeiner Tochter zu: „Iſt der Stall, den wir gewöhnlich zum Gewahrſam ſolcher Landläufer brauchen, in gehöriger Ordnung?“

„Lieber Vater!“ ſagte das Mädchen: „Denkt doch heute nicht an den häßlichen Stall! Der iſt keine Wohnung für Menſchen, am wenigſten für dieſe, die gar nicht verdächtig ausſehen, und denen wohl zu glauben iſt, daß ſie das erzählte Unglück gehabt haben. Ihr könnt ihnen ja für dieſe Nacht das Kämmerchen oben einräumen. Sie werden wie andere Reiſende dafür bezahlen; und wären ſie's nicht im Stande, ſo gebt's ihnen um Gottes willen!“

„Ich bezahle gern;“ fiel der Fremdling ein. „Sollte der Herr Wirth aber beſorgen, daß wir entwiſchen möchten, ſo kann eine Wache vor die Thür geſtellt werden.“

„Nu, meinetwegen!“ rief der Wirth. „Ich will Gnade für Recht ergehen laſſen. Oeffnet uns nun aber auch euren Raritätskaſten, und du, Junge, ſing' und leire dazu!“

„Verzeiht, wir ſind müde und ſehnen uns nach Ruhe;“

erwiederte der Fremde. „Erlaubt, daß wir uns in das Kämmerchen begeben."

„Nein, in den Stall!" donnerte der Wirth. „Wenn ſo ein Menſch, der ſich ohne Paß umhertreibt, eine ehrbare Geſellſchaft nicht beluſtigen will, ſo gebührt ihm kein beſſeres Quartier."

„Wir müſſen uns alles gefallen laſſen;" verſetzte Jener mit Gleichmuth. „Ich werde mich aber bei dem Herrn Amtmann über dieſe Mißhandlung beklagen, und verſpreche mir Genugthuung."

Dieſe Drohung erſchreckte den Ungeſchliffenen, weil ihm der Amtmann ſchon mehrmals ſein unartiges Betragen gegen Reiſende nachdrücklich verwieſen hatte. Er befahl ſeiner Tochter, die Fremden hinauf in die Kammer zu führen, und ſie auf Verlangen mit Speiſe und Trank zu verſorgen.

4.

Der Amtmann.

Eine Meile von dem Dorfe, wo das Erzählte geſchah, wohnte der Amtmann Siegfried auf einem alterthümlichen Schloſſe, das von einer felſigen Höhe herab das nahe Städtchen überblickte. Des Schloſſes Umgebungen waren anmuthig. Links erhob ſich ein hoher, mit Bäumen und Getreide bewachſener Berg; vorn rieſelte ein Bach die Ringmauer des Schloſſes entlang und am Fuße des Berges vorbei; jenſeit des Baches, im Angeſicht des Schloſſes, blühte ein großer, wie ein Amphitheater ſich erhebender Luſtgarten; und zur rechten Seite der alten Burg lagen Häuſer und Hütten der Vorſtadt, von Wieſen und Gärten umgeben.

Der Amtmann ging, ſein Morgenpfeifchen rauchend, im Zimmer auf und ab, und ſah, als er einmal durch's Fenſter blickte, die Gefangenen, von bewaffneten Bauern umringt, ankommen. „Da bringt man Arreſtanten!“ ſprach er kaltblütig, weil dergleichen Gäſte keine Seltenheit waren.

Seine beiden Kinder, Ferdinand und Luiſe, ſprangen und riefen einſtimmig: „Die armen Leute! Sie ſehen gar nicht wie Verbrecher aus; ſie haben gewiß nichts Böſes gethan!“

„Das wird ſich ausweiſen;“ ſagte der Vater. „Es iſt recht und billig, jeden Menſchen ſo lange für gut und wacker zu halten, als das Gegentheil nicht erwieſen iſt. Aber ein Richter muß oft, ſeinem Herzen entgegen, manchem unſchuldigen Manne Vergehungen beimeſſen, von welchen ihm nur ein Schatten der Möglichkeit vorſchwebt. Darum war es das widrigſte Geſchäft meines Lebens, daß ich in frühern Jahren einige Mal die nun, der Vernunft ſey Dank! abgeſchaffte Folter veranſtalten und dabei gegenwärtig ſeyn mußte.“

3.

Gutherzigkeit.

Jetzt ließ der Gerichtsſchöppe, der die Gefangenen begleitet hatte, um Gehör bitten, und ward vorgelaſſen. Er übergab einen von dem Gaſtwirthe, der zugleich Dorfrichter war, erſtatteten ſchriftlichen Bericht.

Der Amtmann begann zu leſen, ſchüttelte jedoch bald den Kopf und ſagte: „Es iſt ein wahrer Jammer, wenn jemand, der Buchſtaben zu ſchreiben glaubt, nichts als Krähenfüße zu Papier bringt. Deutlichkeit iſt jeder Handſchrift erſtes Geſetz. Euer Schulz aber ſchreibt lauter Räthſel.

Da ſchickt er mir ein Wiſchiwaſchi von Straßenräubern, Guckkaſten und Leiern, woraus man nicht klug werden kann. Haben denn die Gefangenen einen Straßenraub begangen?“

„Nein, hochedler Herr Amtmann!“ antwortete der Schöppe. „Ihr Paß iſt ihnen von Straßenräubern abgenommen worden. So ſagen ſie wenigſtens. Und wegen Mangel des Paſſes werden ſie pflichtſchuldigſter Maßen dem hochlöblichen Amte zur Unterſuchung überliefert.“

„Ich freue mich, daß die Sache nicht ſo ſchlimm iſt, als ſie ſchien,“ ſagte der Amtmann.

„Mit Dero Wohlnehmen, halte ich ſelbſt die Leute für kein loſes Geſindel;“ fuhr der Schöppe fort. „Sie ſcheinen ein gutes Gewiſſen zu haben und verrathen keine Angſt. Im Gegentheil, als unſer Dorfrichter, nach ſeiner Art, mit etwas harten Redensarten um ſich warf und mit der Strenge des löblichen Amtes drohte, ſagte der Gefangene ganz gelaſſen: er hoffe an dem Herrn Amtmann einen billigen Richter zu finden.“

„Das ſoll er!“ ſprach Siegfried. „Uebergebt indeſſen die Gefangenen dem Amtsdiener, und ſagt ihm in meinem Namen: er ſolle ſie vor der Hand in die neue, für anſtändige Perſonen eingerichtete Gefängnißſtube bringen.“

Der Schöppe trat ab; die Kinder ſtürzten auf den Vater zu, küßten ſeine Hand und dankten ihm für die milde Anordnung.

Auch ſeine Gattin, die beſonders gegen die gefangene Frau und den Knaben viel Mitleiden empfand, lobte ſein menſchenfreundliches Verfahren, und erbat ſich, um auch ein gutes Werk an den Bedrängten zu thun, die Erlaubniß, ihnen Mittagseſſen zu ſchicken. Er genehmigte das gern, kleidete ſich an und begab ſich in die Amtsſtube. Die Kinder gingen zu ihrem Hauslehrer. Der Knabe war zwölf Jahre alt; das Mädchen zwei Jahre jünger.

6.

Die Ausſage.

Herr Siegfried pflegte nicht mit den Seinigen von Amtsgeſchäften zu ſprechen; da ſie aber insgeſammt an den Gefangenen viel Antheil nahmen, ſo war er bei der Mittagsmahlzeit ſo gefällig, ihnen mitzutheilen, was jene bei dem Verhöre ausgeſagt hatten.

„Der Mann nennt ſich Joachim Werner und iſt aus dem Herzogthum * * gebürtig. Er beſaß dort in einem Städtchen ein Haus, und nährte ſich, wie ſein verſtorbener Vater, als Roßhändler und Thierarzt. Dieſe Erwerbzweige trugen ihm in der letzten Zeit wenig Früchte, weil ſich ein Anderer, der gleiche Geſchäfte betrieb, in derſelben Stadt niedergelaſſen hatte. Werner beſchloß deßhalb, ſeinen Wohnort zu verändern und ſich nach Sachſen zu wenden. Er verkaufte ſein Haus und zog mit Frau und Sohn von dannen. Unter Weges wollte er nicht ganz müßig ſeyn; darum nahm er eine Zauberlaterne auf den Rücken und gab ſeinem Sohne eine Drehorgel in die Hand. Beide Stücke hatten ſich in der Verlaſſenſchaft ſeines Vaters gefunden. Er zauberte nun in den meiſten Gaſthäuſern, wo er einkehrte, Bilder an die Wand, der Knabe ſpielte und ſang, und ſie gewannen damit Koſt und Nachtlager. So legte er ohne den geringſten Unfall ſiebzig bis achtzig Meilen zurück. Vorgeſtern aber ward er in einem Walde von drei bewaffneten Räubern angefallen. Sie nahmen ihm nichts als ſeinen Rock; doch war dieſer Verluſt deßwegen bedeutend, weil er zugleich den in der Rocktaſche aufbewahrten, ihm in ſeiner vorigen Wohnſtadt ausgefertigten Reiſepaß einbüßte. Dieſer Mangel veranlaßte ſeine Verhaftung."

„Der arme Mann iſt zu bedauern;" ſagte die Amtmännin. „Seine Ausſage iſt ſo einfach und natürlich, daß ſie kein unwahrſcheinliches Wort enthält."

„Dieſer Meynung bin ich ſelbſt;" erwiederte Siegfried. „Hätt' ich freie Hand, ich bedächte mich keinen Augenblick, der wandernden Familie einen neuen Paß auszufertigen und ſie damit zu entlaſſen. Aber Geſetz und Verfaſſung gebieten mir, bei dem Magiſtrate der Stadt, wo Werner vormals wohnte, Erkundigung einzuziehen, ob ſich alles ſo verhält, wie er es ausſagte."

7.

Die guten Kinder.

„Ach, Himmel!" fiel Ferdinand ein: „der Weg iſt weit; die Poſten gehen langſam; da kann wohl die Antwort einen Monat ausbleiben."

„Wenigſtens!" antwortete der Vater. „Und iſt vielleicht der dortige Magiſtrat gewohnt, in ſeinen Geſchäften etwas ſaumſelig zu ſeyn, ſo mögen wir ſechs Wochen oder gar zwei Monate harren."

„Und ſo lange ſollen die guten Menſchen gefangen ſitzen?" fragte Luiſe mit Wehmuth.

„Das kann ich nicht ändern, mein Kind!" antwortete der Vater. „Man weiß ja noch nicht, ob ſich ihre Ausſage beſtätigen wird."

„O gewiß, gewiß!" riefen die Geſchwiſter.

„Ich habe ſchon geſagt, daß mir die Gefangenen ganz unverdächtig ſcheinen!“ fuhr der Vater fort. „Auch ihr anſtändiges Betragen und ihre gebildete Sprache haben mich ganz für ſie eingenommen. Darum will ich der Frau und dem Knaben erlauben, vom Morgen bis zum Abend der Freiheit zu genießen und nach Gefallen ſpazieren zu gehen.“

„Ja, liebes Väterchen, ja!“ frohlockte Luiſe, und Ferdinand ſprang vom Tiſche nach der Thür.

„Wohin? wohin?“ rief der Vater.

„Ich will's dem Amtsdiener ſagen, daß er Mutter und Sohn in Freiheit ſetzen ſoll.“

„Laß das, mein Sohn! Er möchte dir vielleicht nicht glauben, und das würde dich beſchämen. Ich ſelbſt will es ihm nach Tiſche befehlen.“

Die Kinder waren damit zufrieden, ermahnten aber den Vater recht ernſtlich, die Sache nicht zu vergeſſen.

Die Amtmännin nahm einige Minuten lang keinen Antheil an dem Geſpräche, war aber indeſſen nicht unthätig. Sie theilte von dem Braten, der auf dem Tiſche ſtand, für die Gefangenen ſo anſehnlich ab, daß ihr Gatte durch Lächeln und ſanftes Kopfſchütteln zu verſtehen gab: die Spende ſey gar zu reichlich. Die Wohlthäterin nahm aber von der kleinen, hoch gehäuften Schüſſel nichts zurück: denn ob ſie gleich eine ſehr wirthliche Hausfrau und erklärte Feindin aller Verſchwendung war, ſo zeigte ſie doch ſtets, wenn ſie Armen und Bedrängten beiſtehen konnte, eine edelmüthige Freigebigkeit.

8.

Die Bürgſchaft.

Der Amtmann hielt nach Tiſche ſein Wort. Er ordnete die beſchloſſene Freilaſſung der Mutter und des Sohnes an.

Eine halbe Stunde nachher ließ Werner um Gehör bitten. Es ward ihm zugeſtanden.

Er dankte mit den herzlichſten Worten für die Wohlthat, die ſeiner Familie wiederfahren war, zog dann einen ſchweren Beutel aus der Taſche und ſagte: „Hier übergebe ich Ihnen, als Bürgſchaft für Frau und Sohn, zweihundert Louisd'or, die mir von dem Verkauf meiner Beſitzungen übrig blieben. Sie waren in meiner magiſchen Laterne ſo geheim verwahrt, daß ſie nicht gefunden werden konnten, wenn man nicht den ganzen Kaſten zerſchlagen hätte. Aber in Ihren Händen, Herr Amtmann, iſt mein kleiner Schatz noch beſſer aufgehoben. Nehmen Sie ihn gefällig in Verwahrung, bis ich gerechtfertiget von hier ſcheide.“

Der Amtmann genehmigte dieſen Antrag, weil es ohnedieß geſetzlich war, einem Gefangenen nicht den freien Gebrauch einer ſo bedeutenden Summe zu überlaſſen. Er erklärte nachher dem Fremden, daß es auch ihm, zur Erhaltung ſeiner Geſundheit, geſtattet ſeyn ſolle, ſich täglich einige Stunden in der freien Luft zu bewegen. Werner lehnte dieſes Anerbieten dankbar ab. „Wollen Sie mir aber,“ ſetzte er hinzu, „ein belehrendes und unterhaltendes Buch aus Ihrer Bibliothek zukommen laſſen, ſo werden Sie mich Ihnen ungemein damit verbinden.“

„Von einer Bibliothek iſt bei mir nicht die Rede;“ ſagte der Amtmann. „Ich beſitze bloß die nöthigen Bücher meines Fachs, überdieß noch Gellerts und Rabeners Schriften und einige Sammlungen guter Kanzelreden.“

Eine ſolche Sammlung erbat ſich Werner. Der Amtmann verſprach, ſie ihm zu ſenden, und entließ ihn freundlich.

9.

Bekanntſchaft.

Gegen Abend umwandelten Ferdinand und Luiſe das Schloß, um dem jungen Werner, den ſie gleich beim erſten Anblick lieb gewonnen hatten, irgendwo zu begegnen. Sie wollten ihn anreden und prüfen, ob ſein Betragen eben ſo fein und angenehm als ſeine Geſtalt ſey. Bald darauf ſahen ſie ihn, ſehr reinlich gekleidet, mit ſeiner Mutter aus der Wohnung des Amtsdieners heraustreten. Die Fremden bemerkten, daß ſie von den Geſchwiſtern beobachtet wurden; da ſie aber nicht wußten, daß es die Kinder des Amtmanns waren, ſo gingen ſie mit gewöhnlicher Begrüßung vorüber, und jene ſcheuten ſich, in Gegenwart der Mutter, deren gebildetes Anſehen ihrer geringen Kleidung widerſprach, eine Unterhaltung mit dem Knaben zu beginnen.

Des folgenden Tages gelang es ihnen beſſer. Der kleine Fremdling erſchien allein. Ferdinand lief auf ihn zu und ſagte: „Guten Abend! Was machſt du? wie gefällt dir dieſe Gegend?“

Werner ſah ihn mit großen Augen an und antwortete nicht.

„Hörſt du vielleicht nicht wohl?“ fragte Jener mit verſtärkter Stimme.

„O ja!“ ſagte Werner. „Ich ſtutze nur vor einem Worte, das mich befremdet. In meiner Heimath iſt es nicht gewöhnlich, daß ſich Perſonen, die ſich zum erſten Male ſehen, ſogleich mit Du anreden.“

„So, ſo!“ erwiederte Ferdinand. „Nehmen Sie das nicht übel! Hier zu Lande iſt es unter Knaben gleiches Alters gebräuchlich, und es war alſo nicht böſe gemeynt.“

„Das glaub' ich:“ antwortete Werner. „Für uns aber ſchickt ſich dieſe Vertraulichkeit nicht, weil ich ſie nicht erwiedern darf. Sie ſind, wie ich vermuthe, des Herrn Amtmanns Sohn, und mein Vater iſt ſein Gefangener.“

Das war die Einleitung eines freundlichen Geſpräches, das nun ohne weitern Anſtoß geführt wurde und die beiden Geſchwiſter ungemein vergnügte. Heinrich — wie wir den jungen Werner in der Folge bei ſeinem Vornamen nennen wollen — beſchrieb die herrlichen Gegenden ſeines Vaterlandes, und erzählte von den dort befindlichen Burgtrümmern manche merkwürdige Sage. Eine war aber ſo ſchauerlich, daß ihn Luiſe unterbrach und den Ausgang der Geſchichte nicht hören wollte, weil ihr ſonſt, wie ſie ſagte, die furchtbarſten Geſpenſter im Traume erſcheinen würden.

Sie trennten ſich für dieß Mal, und nahmen die Abrede, ſich des folgenden Abends wieder zu treffen.

10.

Der Poetengang.

Heinrich brachte ſeine Drehorgel mit. „Das iſt ein kluger Einfall!“ ſagte Luiſe.

„Aber wohin gehen wir?“ fragte Heinrich. „Hier auf öffentlicher Straße möchten wir wohl, wenn ich aufſpiele, viel Zuhörer bekommen.“

Ferdinand ſchlug ein ſchattiges Thal in der Nähe des Schloſſes vor. Es ward ſeit undenklichen Zeiten der Poetengang genannt, ungeachtet es im Städtchen und weit und breit keinen Poeten gab, der hier auf die Bilderjagd hätte gehen können. Dorthin begaben ſich die drei Freunde; denn das waren ſie, der ungleichen Verhältniſſe ungeachtet, ſchon geſtern geworden.

Heinrich ließ ſeine Orgel ihre beſten Melodien vortragen, und ſang einige Lieder in der Mundart ſeines Geburtslandes. Dieſe fremden Töne machten den Geſchwiſtern großes Vergnügen. Der angenehme und ſehr anſtändig gekleidete Knabe war ihnen ſo lieb geworden, daß ſie für den folgenden Tag eine dritte Zuſammenkunft mit ihm verabredeten. Bei gutem Wetter wollten ſie ſich wieder im Poetengange finden: im Fall es aber regnete, ſollte Heinrich die Schloßtreppe hinauf gehen und an die nächſte Thür klopfen, wo ſie ihn erwarten würden. Hier wohnte Ferdinand und hatte da die Werkſtatt ſeiner künſtlichen Papparbeiten, die ihn in Nebenſtunden beſchäftigten, und bei welchen Luiſe eine fleißige und geſchickte Gehülfin war.

11.

Naſeweisheit.

Am folgenden Abend harrten die Geſchwiſter hier des Freundes, weil ſich ein heftiger Gewitterregen ergoß.

Heinrich kam zur beſtimmten Zeit. Die Geräthſchaften der Papparbeit erfreuten ihn. Er war ſelbſt ein Liebhaber ſolcher Künſteleien und gegen Ferdinand, der es eben noch nicht weit darin gebracht hatte, ein bedeutender Meiſter. Das bewies er ſogleich durch glückliche Verbeſſerung einiger mißlungenen Werkchen, und durch Zeichnungen zu andern, die zunächſt unter ſeiner Leitung in Arbeit genommen werden ſollten. Dieſe wurden zu Geſchenken für Ferdinands Mutter beſtimmt, weil ſie unabläſſig fortfuhr, die Gefangenen täglich mit guter Koſt zu verſorgen.

Während dieſer Beſchäftigungen ward an die Thür geklopft. Ferdinand öffnete ſie einen Fingerbreit, um den Beſuch, den er hatte, nicht bemerken zu laſſen. Draußen ſtand die kleine Hedwig, die Tochter des Amtsverwalters Zachau, der das Erdgeſchoß des Schloſſes bewohnte. Sie bemühte ſich mit mancherlei Wendungen, in die Stube hineinzuſehen und fragte: „Iſt Luiſchen hier?“ Ferdinand verneinte; doch Hedwig ſagte mit einem ſpitzigen Tone: „Luiſchen wird ja recht vornehm, daß ſie ſich vor mir verläugnen läßt. Aber freilich, wenn man hohen Beſuch hat, müſſen ſich kleine Leute gefallen laſſen, vor der Thür abgewieſen zu werden.“ Damit ſchlug ſie ein helles Gelächter auf und lief die Treppe wieder hinab.

Luiſe hörte das alles in der Stube, machte ſich aber wenig daraus, weil Hedwig ein unartiges, ſchlecht erzogenes Mädchen war, deſſen einfältiges Geplauder ihr oft zur Laſt fiel.

12.

Der ſteife Mann.

Am folgenden Tage trafen die Geſchwiſter und Heinrich wieder im Poetenthale zuſammen. Sie wählten ſich einen bequemen Sitz im Grünen, weil Heinrich ein Mährchen erzählen wollte. —

Er hatte jedoch kaum angefangen, als Herr Zachau, der doch nichts weniger als ein Poet war, den Poetengang herauf kam und ſein Töchterlein an der Hand führte.

Die Geſchwiſter ärgerten ſich, daß ſie in Geſellſchaft des kleinen Gefangenen von dem ſteifen Rechenmeiſter betroffen wurden. Sie wußten voraus, daß der ſtolze Mann, der die kleinſtädtiſche Rangordnung immer mit der äußerſten Strenge beobachtet wiſſen wollte, dieſen Umgang nicht nur im Stillen mißbilligen, ſondern auch ihren Vater dagegen aufhetzen würde. Luiſe wollte ſich deßhalb, als ſie den alten, unfreundlichen Herrn von fern erblickte, ſchnell aus dem Staube machen; aber Ferdinand, dem eine ſo feige Flucht unlöblich ſchien, ließ ſie nicht von dannen.

Mit ſpaniſchen Schritten kam denn Herr Zachau näher. Hedwig ſtieß ihn immer mit dem Arme und flüſterte: „Sehen Sie, Papa, da ſind ſie beiſammen!“ Ferdinand erhob ſich und dankte, als der finſtere Mann, indem er vorbei ging, an den Hut griff. Aber Hedwig wandte nach einigen verächtlichen Blicken die Augen ganz ab. So zogen ſie ſtill vorüber; doch in einiger Ferne konnte ſich der Alte nicht enthalten, mit ganz vernehmlicher Stimme zu ſagen: „Ein ſeltſames Kleeblatt!“

Heinrich hörte dieſen Ausruf und fragte: wer der grämliche Menſch ſey, der ſich in einem Poetengange ſo übel ausnehme.

„Dahin gehört er auch nicht;“ erwiederte Ferdinand. „Sein ganzes Verdienſt beſteht darin, daß er nothdürftig ſchreiben und rechnen kann. Mir war der kalte, trockene Geſell längſt zuwider, und ich würde auch jetzt ſeinen Tadel verachten, wenn ich nicht voraus ſähe, daß er die Sache unſerm Vater entdecken und ſie ihm von der verdrießlichſten Seite vortragen wird.“

Darum ward beſchloſſen, in den nächſten zwei Tagen nicht öffentlich zuſammen zu kommen, ſondern in Ferdinands Stübchen an pappenen Kunſtwerken zu arbeiten.

13.

Der Abſagebrief.

In der Frühe des folgenden Tages erhielt Luiſe von Hedwig ein Briefchen voll ſcharfer Verweiſe, daß ſie ſich nicht ſchäme, mit dem Sohne eines gefangenen Landſtreichers öffentlich umzugehen, und ſich dadurch der Achtung aller Leute von Stande unwürdig zu machen. Ich ſelbſt, fuhr ſie fort, fühle meine Zuneigung, die ich bisher gegen Sie hegte, ganz erkaltet, und finde mich daher bewogen, Ihnen meine Freundſchaft hiermit förmlich aufzukündigen.

Dieſen ſchwerfälligen Abſagebrief hatte der Amtsverwalter verfaßt und Hedwig ins Reine geſchrieben. Das errieth Ferdinand ſogleich, als ihm Luiſe das Blatt zeigte. Er lachte über den ſo abgeſchmackt ſich ſpreizenden Stolz und ſagte: „Nun, wie es in den Wald hinein ſchallte, ſoll es wieder heraus ſchallen!" Er ſetzte dann in der trockenſten Gerichtsſprache, die ihm durch Aktenleſen geläufig worden war, eine Antwort in Luiſens Namen auf, worin ſie erklärte: daß ſie die ihr zugefertigte Aufkündigung mit Vergnügen annehme und erwiedere, indem ihr an der wetterwendiſchen Freundſchaft eines albernen Gänschens gar nichts gelegen ſey.

Dieſen Briefwechſel verſchwiegen die Geſchwiſter ihrem Freunde Heinrich, um ihn der Krankung, die er dabei empfunden hätte, zu überheben.

Vor des Amtsverwalters Verrath waren ſie vor der Hand ſicher, weil ihr Vater bei Anbruch des Tages eine

Reiſe angetreten und ſich darauf eingerichtet hatte, erſt den zweiten oder dritten Abend zurückzukommen.

Die Geſchäfte in dem kleinen Stübchen wurden alſo ungeſtört und mit Eifer betrieben.

14.

Der Ankläger.

Mit Anbruch der zweiten Nacht traf der Amtmann wieder ein. Am Morgen des folgenden Tages führte ihn unglücklicher Weiſe ein Geſchäft mit dem Amtsverwalter zuſammen, und bei dieſer Gelegenheit konnte ſich der hämiſche Mann nicht enthalten, mit Heuchelworten zu beklagen, daß ſich die lieben Kinder des Herrn Amtmanns mit einem verlaufenen und in gefänglicher Haft befindlichen Burſchen gar zu gemein machten, und dadurch der Ehre des Hauſes unvermeidlichen Abbruch thäten. Der Amtmann antwortete gelaſſen: „Ich werde dieſe Unſchicklichkeit meinen Kindern unterſagen. Uebrigens ſcheint mir der Knabe ſo fein erzogen und ſo guten Gemüths zu ſeyn, daß ich ihn, wenn er ein freier Menſch wäre, ohne Bedenken als täglichen Geſellſchafter meiner Kinder dulden würde.“

Der Ankläger ärgerte ſich, daß es ihm nicht gelungen war, den ruhigen Vater in Wuth zu ſetzen. Er hatte nur ſo viel erreicht, daß der Amtmann ſeinen Kindern verbot, mit dem kleinen Werner weitern Umgang zu pflegen, weil er in Erfahrung gebracht habe, daß mancher Schwachkopf daran ein Aergerniß nehme.

Ferdinand und Luiſe waren, wie jedes gute Kind, gewohnt, alle Gebote ihres Vaters genau zu befolgen. Sie vermieden daher von nun an, dem armen Heinrich zu begegnen, und dankten ihm nur mit ſtummer Freundlichkeit, wenn er unter den Schloßfenſtern vorüberging und herauf grüßte.

15.

Freiheit.

Acht Tage nachher erſchien für die Gefangenen ein ſehr glücklicher, doppelt glücklicher Tag. Es wurden in den Morgenſtunden drei Räuber eingebracht, die eine nach ihnen ausgeſandte Streifwache in der Nacht aufgegriffen hatte. Es waren dieſelben, die den ehrlichen Werner drei Wochen zuvor ſeines Rockes beraubten. Einer der Raubgeſellen trug ihn noch auf dem Leibe, und bei Unterſuchung ihrer Habſeligkeiten fand man auch Werners Paß. Er und die Seinigen wurden dem Geſindel unter die Augen geſtellt, und es geſtand, dieſe Leute an der von ihnen bezeichneten Waldſtelle angefallen und den Mann entkleidet zu haben.

Kaum war die Wahrheit ſeiner Ausſage von dieſer Seite bewieſen, ſo brachte die Poſt ein Schreiben des Magiſtrats, in deſſen Stadtgebiete Werner vormals anſäſſig geweſen war. Er hatte wirklich dort die Geſchäfte eines Thierarztes und Roßhändlers betrieben, und bei ſeiner Abreiſe einen Paß nach Sachſen erhalten, der, in Abſchrift beigelegt, mit dem bei den Räubern gefundenen Wort für Wort übereinſtimmte. So war denn der Gefangene vollkommen gerechtfertiget, und kein weiteres Hinderniß vorhanden, ihn wieder in Freiheit zu ſetzen.

Das geſchah auch ſogleich. Der Amtmann gab ihm die zur Verwahrung erhaltenen zweihundert Louisd'or zurück, erließ ihm alle Gerichtskoſten, händigte ihm den Paß, deſſen Mangel ihn drei Wochen lang in den Kerker verſetzt hatte, wieder ein, und ſchrieb ihm einen neuen nach Böhmen, wohin er ſich wenden wollte, wenn er in Sachſen kein ſchickliches Unterkommen fände.

Heinrich erhielt Erlaubniß, von des Amtmanns Kindern Abſchied zu nehmen. Er ſchenkte jedem ſein wohlgetroffenes Bildniß, von ihm ſelbſt auf Pergamentblättchen gezeichnet. Ferdinands Gegengeſchenk war ein Taſchenbuch, worin er einige ſelbſtgedichtete Verſe ſchrieb. Luiſe umwand Heinrichs Hut mit einem Bande, auf welches ſie ihren Namen geſtickt hatte. Mit Thränen gelobten ſich die Scheidenden ewige Freundſchaft.

Bei der letzten Umarmung vertraute Heinrich ſeinem Freunde: daß ſich ſein Vater noch drei oder vier Tage im Gaſthofe des Städtchens aufhalten werde, um ſich mit verſchiedenen Bedürfniſſen zur Reiſe zu verſorgen. Er bat, nicht davon zu ſprechen, ihn aber ſo oft als möglich zu beſuchen.

16.

Ein Kundſchafter.

Zwei Tage nachher befand ſich Luiſe mit ihrem Vater allein im Wohnzimmer, als ein Fremder gemeldet und vorgelaſſen wurde. Er hatte das Anſehen eines Officiers, trug aber keine Uniform.

„Ich ſtehe,“ hob er an, „in Dienſten des Herzogs von ***, und habe Auftrag, einen Mann aufzuſuchen, der ſich wegen eines bedeutenden Vergehens aus den herzoglichen Staaten entfernt hat. Er ſoll nach Sachſen geflüchtet ſeyn und man will ihn vor ungefähr vier Wochen in hieſiger Gegend geſehen haben. Seinen Namen muß ich verſchweigen, aber ſeine Geſtalt kann ich genau bezeichnen.“ — Hierauf beſchrieb er einen Mann, der Wernern aufs Haar glich, und fügte noch hinzu: wahrſcheinlich habe dieſen Flüchtling eine ſchlanke Frau und ein vierzehnjähriger Knabe begleitet.

„Heißt dieſer Mann Werner?“ fragte der Amtmann.

„Nein!“ antwortete der Fremde. „Er könnte jedoch, um ſich ſeine Flucht zu erleichtern, dieſen Namen angenommen haben.“

„Das iſt ſonderbar!“ verſetzte der Amtmann. „Ein gewiſſer Werner, der dem von Ihnen bezeichneten Verbrecher vollkommen ähnlich ſah, befand ſich mit Frau und Sohn drei Wochen hier in Gefangenſchaft, weil man ihn in einem meiner Amtsdörfer, wegen Mangel eines Reiſepaſſes, in Verhaft genommen hatte. Dennoch kann er nicht der Mann ſeyn, den Sie ſuchen. Er kam nicht aus den Staaten Ihres Herzogs, ſondern aus **, wo er viele Jahre anſäſſig geweſen war. Sein Paß, den er durch Straßenraub eingebüßt hatte, ward vor drei Tagen bei den verhafteten Räubern gefunden. Auch beſtätigte der von mir befragte Stadtrath ſeines vormaligen Wohnorts alle ſeine Angaben. Das bewirkte ſeine Freiheit, und ich habe ihn vorgeſtern entlaſſen.“

„O, daß ich nicht um zwei Tage früher kam!“ rief der Fremde. „Hundert Louisd'or gäb' ich darum, wenn ich den Menſchen ſehen und mich überzeugen könnte, ob er's iſt oder nicht, deſſen Spur ich ſuche.“

„Das möchte nun wohl ein Räthſel bleiben;“ ſagte der Amtmann.

„Ich muß es löſen, ich muß ihm nachſetzen;“ ſprach der Fremde. „Auf welcher Straße find' ich ihn wohl?“

„Hier iſt guter Rath theuer;“ antwortete Siegfried.

„Er hat einen Paß zu einer Reiſe durch Sachſen und einen andern nach Böhmen. Wer kann wiſſen, wohin er ſich gewandt hat? Auch würden Sie wahrſcheinlich nur ein Irrlicht verfolgen: denn Werner iſt gewiß nicht der Mann, den Sie meinen.“

„Deſto beſſer für ihn!“ erwiederte Jener. „Aber nachſetzen muß ich ihm durchaus. Dazu verpflichtet mich der Befehl meines Herrn. Führt mich das Glück auf den rechten Weg, ſo will ich den Flüchtling bald einholen.“

17.

Warnung.

Luiſe ſaß bei dieſem Geſpräche wie auf glühenden Kohlen. Als aber der Fremdling ſeinen Entſchluß, Wernern nachzuſetzen, erklärte, da ſchlich ſie leiſe fort, lief nach dem Zimmer des Hauslehrers, rief ihren Bruder heraus, erzählte ihm, was ſie gehört hatte, und bat ihn auf die dringendſte Weiſe, in den Gaſthof zu eilen und Wernern zu warnen.

Ferdinand ſtürzte fort. Kein Hinderniß hielt ihn auf; die Lehrſtunde war eben geſchloſſen.

Werner ſchien über Luiſens Botſchaft zu erſchrecken, faßte ſich aber ſchnell und ſagte: „Ich danke herzlich für die mir gegebene Nachricht, ob ich gleich dem Herzoge von *** und ſeinem Diener unbekannt bin und folglich nichts von ihnen zu befürchten habe. Dennoch könnte mich der ausgeſandte Kundſchafter allerdings in eine neue Unterſuchung verwickeln. Es iſt daher rathſam, ihm aus dem Wege zu gehen. Aber wohin ſogleich? Es wird bald Nacht; ich kenne weder Weg noch Steg. Bleib' ich aber im Gaſthofe, ſo kann er mich ſehr leicht finden, wenn er vielleicht ſelbſt hier übernachtet.“

„Hören Sie,“ ſagte Ferdinand, „ich habe einen glücklichen Einfall. Ich kenne in der Vorſtadt einen ehrlichen Schneidermeiſter, der ein eigenes kleines Haus beſitzt und allein bewohnt. Er ſoll Ihnen ein Stübchen einräumen, wo Sie, ſo lange Sie wollen, in Verborgenheit leben können. Ich laufe hin, um das Quartier zu beſtellen. Sagen Sie indeſſen dem Gaſtwirthe, Sie wollten wegen der drückenden Tageshitze bei Nacht wandern, und packen Sie ſchnell Ihre Habſeligkeiten zuſammen. Indeſſen mache ich die Sache dort richtig, hole Sie ab, und Sie beziehen in der Dämmerung, von keinem Späher beobachtet, Ihre ſtille Wohnung, wo Sie ſich unter dem Dache der Redlichkeit und Treue befinden.“

Ferdinands Plan gelang. Der Schneidermeiſter, ein vormaliger Diener des Amtmanns und ihm und den Seinigen noch treu ergeben, nahm Wernern in ſeinem Hüttchen auf, und die Fremdlinge lebten acht Tage ſo heimlich darin, daß ſelbſt die nächſten Nachbarn keine Kunde davon bekamen. Nachher ſetzten die Reiſenden ihren Stab weiter, und man hörte nichts mehr von ihnen. Aber Ferdinand und Luiſe ſprachen noch oft von dem kleinen Heinrich, betrachteten mit Vergnügen ſein Bildniß, und wünſchten ſehr, ihn bald wieder zu ſehen. Doch war freilich dazu keine Wahrſcheinlichkeit vorhanden.

18.

Die Verwandelung.

Acht Jahre darauf hatte der Amtmann Siegfried wegen anhaltender Kränklichkeit ſeine Stelle niedergelegt, die Amtswohnung im Schloſſe verlaſſen und in der Stadt ein Haus am Markte bezogen. Ferdinand war auf der Univerſität, und Luiſe lebte noch unverheirathet bei den Eltern, ob ſie gleich wegen ihrer ausgezeichneten Schönheit und Anmuth ſchon im Laufe der letzten zwei Jahre verſchiedene Freier gehabt, aber höflich abgelehnt hatte, weil ſie keinen derſelben zu lieben vermochte.

Eines Tages, als ſie, mit einer künſtlichen Stickerei beſchäftiget, am Fenſter ſaß, fuhr ein Reiſewagen, mit ſechs Poſtpferden beſpannt, am Gaſthofe vor. Die ausſteigenden Perſonen konnte ſie nicht ſehen, weil ſie der große Wagen bedeckte. Bald aber ward er nach dem Schoppen gebracht; der herrſchaftliche Jäger erſchien an der Thür, und neben ihm ſtand der Gaſtwirth, der mit erhobener Hand nach des Amtmanns Wohnung herüberzeigte. Luiſe ſprach darüber mit ihren Eltern, die es nicht glauben wollten, daß von ihrem Hauſe die Rede ſey. Aber bald kam der Jäger über den Markt herüber, trat ins Haus und meldete den eben eingetroffenen Grafen von Rodenbach, deſſen Namen der Amtmann nie gehört hatte, zum Beſuch.

Das Geſellſchaftszimmer ward aufgeſchloſſen, Mutter und Tochter wandten kein Auge von der Pforte des Gaſthofs. Nach einer Viertelſtunde trat ein ältlicher Mann, in Begleitung eines Jünglings, heraus. Die Frauenzimmer zogen ſich vom Fenſter zurück. Der Amtmann ging den Ankommenden bis an die Treppe entgegen.

Als ſie herauf kamen und einander begrüßten, ſchienen die Fremden dem Amtmann einiger Maßen bekannt; er konnte ſich aber durchaus nicht erinnern, wenn und wo er ſie geſehen hatte. Er führte ſie ins Beſuchzimmer; ſie nahmen Platz.

Der Graf ſah den Amtmann einige Sekunden lang mit ſtiller Freundlichkeit an. Dann begann er mit der Frage: „Sollten wir Ihnen wohl ganz fremd geworden ſeyn? Kennen Sie mich und meinen Sohn nicht mehr?“

„Ich geſtehe,“ antwortete Siegfried, „daß Ihre Geſtalt, ſogar Ihre Stimme, dunkle Erinnerungen bei mir wecken; aber der Mann, an den ich dabei denke, war bürgerlichen Standes und befand ſich in einer unangenehmen Lage.“

„Hieß dieſer Mann nicht Joachim Werner?“ fragte der Graf. „Und hatte er nicht einen kleinen Sohn, deſſen Vorname Heinrich war?“

„Allerdings!“ erwiederte der Amtmann. „Aber wär's möglich?“

„Ja, ja,“ rief der Graf. „Der Werner und der Heinrich ſind wir. — Hören Sie meine Geſchichte!“

19.

Des Grafen Geſchichte.

„Mein Name iſt Rodenbach. Ich ſtamme aus einem gräflichen Geſchlechte, das ſeit uralten Zeiten im Herzogthum *** mit Gütern angeſeſſen war. Der vor ſechs Monaten verſtorbene Herzog war meinem Vater gewogen und trug ihm die anſehnlichſten Hofſtellen an, um ihn an die Reſidenz zu feſſeln. Doch mein Vater liebte das Landleben, ſchlug die angebotenen Hofämter aus, und hielt ſich nur, um den Herzog nicht ganz unwillig zu machen, einige Wintermonate in der Hauptſtadt auf.“

„Als ich achtzehn Jahre alt war, bezog ich die Univerſität Göttingen. Drei Jahre nachher ſtarb mein Vater. Ich, ſein einziger Erbe, kam in den Beſitz bedeutender

Güter, und der Herzog bewies mir daſſelbe Wohlwollen, das mein Vater genoſſen hatte.“

„Fünfzehn Jahre lang ſtand ich mit ihm in dem beſten Vernehmen. Ich war in den Staatsdienſt getreten, ward nach und nach Regierungspräſident, und hatte nur noch einen Schritt zum Miniſter. Da gerieth ich mit einem Günſtlinge des Herzogs über eine Kleinigkeit in Unfrieden. Er war Kammerherr; übrigens ein abgeſchmackter, unwiſſender Menſch, den ich einsmals in früherer Zeit über eine falſche Behauptung, die in meine Geſchäfte eingriff, belehren, und ihm den Vortheil, den er daraus ziehen wollte, verſagen mußte. Darüber warf er einen Haß auf mich und ſprach hinter meinem Rücken verächtlich von mir. Das erfuhr ich, zog ihn aber nicht zur Rechenſchaft, weil ich die Perſonen, die es mir hinterbracht hatten, nicht als Zeugen gegen ihn aufſtellen wollte.“ —

Nach einiger Zeit traf ich an der Tafel des Herzogs mit ihm zuſammen. Er ſchien ſich auf beißende Spöttereien vorbereitet zu haben, und der Herzog, den er wider mich eingenommen hatte, ſtand offenbar mit ihm im Bunde, indem er alle Sticheleien, die Jener gegen mich vorbrachte, beifällig belachte. Darüber entrüſtet, beſchloß ich, dem frechen Witzbold bei der nächſten neuen Anzüglichkeit derb die Wahrheit zu ſagen. Der Anlaß dazu blieb nicht lange aus. Ich verwies dem Kammerherrn mit kräftigen Worten ſeine Ungezogenheit, mich zur Zielſcheibe ſeiner albernen Witzeleien zu wählen. Er erſchrack und verſtummte. Ich aber ſtand von der Tafel auf, verbeugte mich gegen den Herzog und bat um Erlaubniß, die Tafel zu verlaſſen. Nach Belieben! ſagte der Herzog mit ſchnöder Kälte, und ich ging ohne weitern Wortwechſel in meine Wohnung.“

20.

Der Zweikampf.

„Zwei oder drei Stunden nachher erhielt ich von dem Kammerherrn eine Ausforderung auf Piſtolen. Ich hatte ſie erwartet, und nahm ſie mit den von ihm vorgeſchlagenen Zeit- und Ortbeſtimmungen an. Der geringe Umfang des herzoglichen Gebiets überhob mich einer weiten Reiſe nach der Gränze; ich hatte folglich hinreichende Muße, meine Frau, die ſich auf einem unſerer Landgüter unweit des Kampfplatzes befand, einiger Maßen vorzubereiten. Ich ſah voraus, daß ich in dem Falle, wenn das Todesloos meinen Gegner treffen ſollte, das Land räumen mußte, weil von dem Herzoge keine Begnadigung zu hoffen, im Gegentheil die ſtrengſte Ahndung des mir angebotenen Zweikampfes, den ich nach den Geſetzen der Ehre nicht ablehnen konnte, zu befürchten war. Darum ſchrieb ich meiner Frau: ich würde vielleicht innerhalb drei Tagen in herrſchaftlichen Angelegenheiten eine Reiſe ins Ausland antreten, und es ſey mein Wunſch, daß ſie mich mit meinem Sohne begleite; ſie möge ſich daher vorläufig darauf einrichten und meiner Ankunft, um ſie abzuholen, gewärtig ſeyn.“

„Ich begab mich nun mit meinem Secundanten am Tage vor dem Zweikampfe an die Gränze. Der Kammerherr erſchien auf der Wahlſtatt. Wir ſchloſſen, da er mich durch Beleidigungen gereizt hatte und alſo Urheber des Streites war, den Vertrag: daß keiner von uns einzeln ſchießen ſollte, ſondern daß wir beide zugleich, in einer Entfernung von fünfzehn Schritten, die Piſtolen abfeuern wollten. Von ſeiner Seite war es Stolz, daß er ſich dieſes Uebereinkommen gefallen ließ, denn er hielt ſich für einen unfehlbaren Schützen, mich aber für einen Stümper in der Kunſt, Menſchen zu tödten."

„Die Entfernung unſerer Standplätze ward abgemeſſen. Wir betraten ſie; das verhängnißvolle Zeichen ward gegeben, und meine Kugel ſtürzte den Gegner zu Boden, indem mir die ſeinige nur den linken Arm ſtreifte. Ich hatte ihn wider meinen Willen ſchwer verletzt. Der Arzt erklärte mir: der Verwundete würde kaum den Tag überleben. Man drang in mich, auf meine Sicherheit zu denken. Ich flog nach dem Gute, wo meine Frau wohnte, entdeckte ihr, was geſchehen war, und überzeugte ſie von der Nothwendigkeit, ohne das geringſte Verweilen das Land für jetzt zu verlaſſen, und erſt jenſeit der Gränze mit dem Herzog über meine Rückkehr zu verhandeln. Meine gute Frau war Anfangs ſehr betrübt, faßte ſich aber bald, ſetzte ſich mit mir und meinem Sohne in den Wagen und wir eilten über die Gränze."

21.

Weitere Flucht.

In der nächſten Stadt verweilte ich, um Nachrichten von dem Zuſtande des Kammerherrn zu erwarten. Ich hatte dieſen Ort einem vertrauten Freunde dazu beſtimmt. Er ſandte mir eine Staffete mit der Meldung: der Kammerherr habe ſich gegen des Arztes Willen in die herzogliche Reſidenz zurückbringen laſſen und ſey bald nach ſeiner Ankunft verſchieden." —

„Einige Stunden ſpäter meldete mir der Aufſeher meines Gutes durch einen Eilboten: ein Trupp herzoglicher

Huſaren habe mein Schloß umzingelt und jeden Winkel durchſucht, um mich zu finden und gefangen zu nehmen."

„Aus dieſen Anſtalten mußte ich ſchließen, daß der Herzog ſeine fürſtlichen Nachbarn von allen Seiten auffordern würde, mich auf ihren Gebieten verhaften zu laſſen. Es war alſo rathſam, mich ſchnell noch weiter zu entfernen und wo möglich ganz unkenntlich zu machen."

„Wir flüchteten aus einem Ländchen ins andere. Nach einigen Tagereiſen verkaufte ich meinen Wagen und alles, was meinen Stand verrathen konnte. Wir bedienten uns von jetzt an, ganz bürgerlich gekleidet, der gewöhnlichen Poſt. Ich legte mir einen andern Namen bei und fertigte mir ſelbſt einen Paß aus, den ich mit der Unterſchrift einer nirgends vorhandenen obrigkeitlichen Perſon und mit meinem großen Familienwappen verſah. Dadurch gewann er ein gar ſtattliches und überall gültiges Anſehen. Dennoch war uns immer und an allen Orten vor Entdeckung bange."

„Die Fahrt auf unbequemen Poſtwagen ermüdete uns nach und nach ſo ſehr, daß wir beſchloſſen, uns einige Ruhetage zu gönnen. Wir wählten dazu ein ganz einſames, mit Wald umgebenes Städtchen, das weit ab von der Landſtraße lag und gegen achtzig Meilen von unſerer Heimath entfernt war."

22.

Der ſeltſame Handel.

„Hier fand ich im Gaſthofe einen Mann, der eine kleine Geſellſchaft von Spießbürgern mit einer Zauberlaterne unterhielt. Seine Frau ging ihm dabei zur Hand, und ſein kleiner Sohn ſpielte die Drehorgel. Dieſe Leute erregten meine Aufmerkſamkeit. Der Mann glich mir an Geſtalt und Jahren, und auch ſeine Frau und ſein Sohn waren den meinigen ähnlich. Aus dieſen Umſtänden entſprang mir in der Nacht ein Gedanke, den ich am Morgen ausführte."

„Ich ließ mich mit dem Manne in ein freundliches Geſpräch ein und fragte ihn nach ſeiner Heimath. Er war aus dem Herzogthum ** gebürtig und hatte dort in einem Städtchen als Roßhändler und Thierarzt gelebt. Treuherzig zeigte er mir, um die Wahrheit ſeiner Worte zu bekräftigen, ſeinen Paß nach Sachſen. Er war darin Joachim Werner genannt."

„Lächelnd, als wäre die Sache nur Scherz, fragte ich ihn: ob er mir die Zauberlaterne, die Drehorgel und den Reiſepaß verkaufen wolle. Er ſah mich mit großen Augen an und ſagte: Ei nun, wenn Sie im Stande wären, mich anſehnlich dafür zu bezahlen, warum nicht? Ich bin arm, bedarf Geld und Ihr ehrliches Geſicht läßt mich hoffen, daß Sie den Paß nicht zu meinem Nachtheile mißbrauchen werden. Das verſprach ich ihm. Aber ich mochte wohl mein Verlangen nach dem Beſitze des Paſſes zu lebhaft gezeigt haben; denn als ich nach dem Preiſe der von mir verlangten drei Dinge fragte, forderte Werner nicht weniger als hundert Stück Louisd'or. Ich bot die Hälfte; er ließ ſich nach einiger Weigerung damit abfinden. Wir verließen zuſammen den Gaſthof, und im Walde, wo uns die lauernden Augen des Wirths nicht beobachten konnten, übergab er mir die behandelten Sachen und empfing die Zahlung. Ich war nun Joachim Werner, und ſchlug, dem Paß zu Folge, den Weg nach Sachſen ein."

„Es war eben vortreffliches Wetter. Das bewegte uns, kleine Tagereiſen zu Fuß zu machen, weil wir dadurch die

Aufmerkſamkeit der Menſchen noch mehr von uns ablenkten, und gewöhnlichen armen Wandersleuten glichen, deren Kunſt nach Brod geht. Auf dieſe Weiſe hatten wir zehn bis zwölf Meilen glücklich zurückgelegt, als wir in einem Walde des theuer erkauften Paſſes beraubt und nachher verhaftet wurden.“

23.

Schüchternes Wiederſehen.

„Es thut mir leid, Herr Graf, daß es im Bezirke meines Amtes geſchah;“ ſagte Siegfried. „Ich mache mir Vorwürfe, daß ich Sie nicht gelinder behandelte. Aber unbekannt mit Ihrem Stande — —“

„Konnten Sie nicht anders verfahren;“ fiel der Graf ein. „Sie mußten mich nehmen, wie ich mich gab, und als Roßhändler und Thierarzt hatte ich Urſache, vollkommen zufrieden zu ſeyn.“

„Gegen den kleinen Heinrich waren Sie beſonders gütig,“ ſetzte der junge Graf hinzu. „Ich werde das nie vergeſſen.“

„Aber den höchſten Dank ſind wir Ihren guten Kindern ſchuldig!“ fuhr der Vater fort. „Sie waren unſere Schutzengel! — Wo iſt Ferdinand? wo iſt Luiſe? Auch Ihre verehrte Gattin wünſchen wir zu begrüßen.“

„Mein Sohn ſtudirt in Leipzig;“ antwortete Siegfried; „aber meine Frau und Tochter werden ſich freuen, Sie in glücklichern Verhältniſſen wieder zu ſehen. Erlauben Sie mir, ſie darauf vorzubereiten.“

Er eilte ins Wohnzimmer und erzählte ſeiner Gattin und Luiſen kurz und raſch, daß ſich der Roßhändler Werner, den ſie vor acht Jahren als Gefangenen im

Schloſſe geſehen, in einen Grafen von **Rodenbach**, der damals wegen eines Duells auf der Flucht geweſen, verwandelt habe, und ſie zu ſprechen verlange.

Die Mutter verwunderte ſich ganz gelaſſen; aber Luiſe rief jubelnd aus: „So war ich doch wahrlich eine Prophetin! Wie oft ſprach ich zu Ferdinand: die Leute ſind gewiß vornehmer, als ſie ſich ausgeben!“ — Nach dieſem Frohlocken äußerte ſie dennoch einige Verlegenheit, ihrem vormaligen jungen Spielgeſellen unter die Augen zu treten. Dieſen bangen Minuten ließ ſich aber nicht ausweichen. Mutter und Tochter waren ſo anſtändig gekleidet, daß ſie ſich, ohne die geringſte Veränderung, den Fremden zeigen konnten. Sie gingen daher ſogleich mit Vater Siegfried in das Beſuchzimmer.

Bei ihrem Eintritte ſprangen die Grafen überraſcht von den Stühlen auf; denn eine ſo hohe, ſchlanke Geſtalt und ſtrahlende Schönheit, als Luiſe ſeit acht Jahren gewonnen hatte, erwarteten ſie nicht. Geblendet und erröthend grüßte ſie Graf Heinrich nur mit einer ſtummen Verbeugung; ſein Vater hingegen faßte ſie traulich bei der Hand und ſagte: „Ei, was für eine königliche Geſtalt iſt das kleine Luischen geworden! Nun, dießmal that die Natur ihre Schuldigkeit, indem ſie eine edle Seele mit einem edeln Körper vereinte. Ja, wahrlich, eine höchſt edle Seele bewieſen Sie mir, theuerſte Luiſe, als Sie mich durch Ihren wackern Bruder vor dem Verfolger warnen ließen, den mir der Herzog von *** nachſchickte.“

Siegfried, dem ſeine Kinder die Sache verſchwiegen hatten, ſah bald den Grafen, bald Luiſen mit Verwunderung an. „Sie ſcheinen in unſer Geheimniß gar nicht eingeweiht zu ſeyn, lieber Herr Amtmann!“ ſagte der Graf.

„Verſprechen Sie mir, daß Sie meinen Schutzengel nicht ſchelten wollen, dann will ich es Ihnen enthüllen."

Der Amtmann gab ſein Wort, und der Graf erzählte ihm nun, was ſchon dem Leſer bekannt iſt.

„Ich verſprach, nicht zu ſchelten;" ſagte Siegfried; „ſonſt hätt' ich wohl Luſt, dieſe Verheimlichung gegen mich zu tadeln. Sie verdient aber Verzeihung, weil ſie allerdings wegen des nacheilenden Feindes von entſchiedenem Nutzen war. Denn wäre mir bekannt geweſen, daß ſich Joachim Werner noch in der Stadt befände, ſo hätt' ich es allerdings für Pflicht gehalten, den dringenden Fremdling, der ſeine Geſtalt ſo genau beſchrieb, zu ihm zu ſenden."

„Dem Himmel ſey Dank, daß es nicht geſchah!" erwiederte der Graf. „Lebend hätt' ich mich dem Häſcher nicht überliefert. Er war mir einige Mal hart auf der Spur; aber durch Luiſens und Ferdinands Freundſchaft entging ich ihm glücklich."

24.

Schluß der Geſchichte des Grafen.

Als jener Nebenpunkt ſattſam beſprochen war, fuhr der Graf in ſeiner Erzählung fort:

„Wir wandten uns von hier mit behutſamen Schritten nach Böhmen. Dort verſchaffte ich mir einen Paß nach Wien, und in dieſer großen Stadt lebte ich unerkannt und unverfolgt bis zum Tode meines Feindes, des Herzogs, der vor acht Monaten zu ſeinen Vätern verſammelt wurde. Mit Vertrauen auf das frühere Wohlwollen ſeines Nachfolgers, entdeckte ich ihm meinen Aufenthalt, erhielt einen Sicherheitsbrief, und kehrte nach meiner Heimath zurück. Der gütige Fürſt ſetzte mich wieder in den Beſitz meiner eingezogenen Güter, und ließ mir die von der fürſtlichen Verwaltung erhobenen Einkünfte zurückzahlen. Er machte mir ſogar den Antrag eines anſehnlichen Staatsamtes; ich ſchlug es aber aus, weil ich mich nach Ruhe ſehne. Ueberhaupt will es mir dort nicht mehr gefallen. Das herrliche volkreiche Wien hat mich ſo verwöhnt, daß mir dergleichen ehrſame Mittelſtädtchen, wie des Herzogs Reſidenz, nicht mehr behagen. Es gibt zu viel neugierige Beobachter, zu viel ſtrenge Splitterrichter darin. Auch hatten ſich die herzoglichen Wirthſchafter allerhand Veränderungen auf meinen Gütern erlaubt, und ſie mir dadurch unlieb gemacht. Ich ergriff deßhalb eine ſich mir angebotene Gelegenheit, ſie vortheilhaft zu verkaufen, und will mich nun in Sachſen anſiedeln."

Siegfried und ſeine Familie freuten ſich über dieſen Entſchluß. Der junge Graf nahte ſich Luiſen, erinnerte ſich ihrer früheren Bekanntſchaft, und fragte nach ihrem Bruder. Nachher ward auch der kleinen feindlichen Hedwig gedacht, deren Vater bereits die Welt geſegnet hatte. „Sie hat geheirathet;" ſagte Luiſe. „Ihr Gatte treibt einen Kleinhandel mit Gewürz, der nicht ſehr lebhaft ſcheint. Ich kann aus meinem Fenſter ihre Ladenthür ſehen, und dieſe liebt, wie ich bemerke, ihre Schwellen ſo ſehr, daß ſie ſich ſelten von einander trennen. Das ſeltſame Weiblein hat ſich mir ſeit dem Tage, da wir Ihretwegen, Herr Graf, uneinig wurden, nie wieder freundlich genähert. Im Gegentheil ſpielte ſie mir, als wir noch auf dem Schloſſe beiſammen wohnten, manchen böſen Streich. Doch waren ihre Pfeile immer ſo matt und ſtumpf, daß ſie mich wenig verletzen konnten."

Nach dieſen Unterredungen nahmen die Grafen Abſchied, um ihre Reiſe nach der Hauptſtadt fortzuſetzen. „Aber wir ſehen uns bald wieder;" ſagte der Vater. „Wir ſind Ihnen und Ihrer Familie, lieber Herr Amtmann, ſo vielen Dank ſchuldig, daß er ſich mit einem ſo flüchtigen Beſuche, wie der jetzige war, nicht abtragen läßt."

25.

Ein Feſt.

Kaum waren vierzehn Tage vergangen, als der Graf von Rodenbach aus der Hauptſtadt ſchrieb: er ſtehe über das Rittergut Eichberg, das nur eine Meile von des Amtmanns Wohnſtadt entfernt war, im Handel. Er benannte einen gewiſſen Tag, an welchem er es in Augenſchein nehmen wolle, und erſuchte den Amtmann, ſich zu gleicher Zeit dort einzufinden, und ihm mit ſeiner Rechtswiſſenſchaft und ſeinen örtlichen Kenntniſſen an die Hand zu geben.

Siegfried begab ſich dahin; der Kauf kam zu Stande, und der Graf machte nun Anſtalt, ſich für immer in Eichberg niederzulaſſen, wo er ein großes, anmuthig gelegenes Schloß zu ſeiner Wohnung bequem eingerichtet fand. Er kündigte ſchon vorläufig an, daß er bald nach ſeiner Ankunft ein Einweihungsfeſt geben und den Amtmann mit ſeiner Familie dazu einladen werde.

Darauf freute ſich im Stillen niemand mehr als Luiſe; denn Graf Heinrich, dem ſie vor acht Jahren, als einem guten, freundlichen Knaben nicht abhold geweſen war, hatte ſich jetzt zu einem ſo trefflichen Jüngling gebildet, daß ſie es keinesweges bereute, ihm oder vielmehr ſeinem Vater einen erſprießlichen Dienſt geleiſtet zu haben. Die Bahn der erneuten Bekanntſchaft war gebrochen; ſie wollte ſich bei der nächſten Zuſammenkunft von aller Aengſtlichkeit und Beklemmung befreien, und eben ſo zwanglos und gemüthlich mit ihm plaudern, als ſie es vor Zeiten gethan hatte. Aber ſie machte bei dem Feſte, das bald nachher in Eichberg gefeiert war, die Erfahrung, daß ſie ſich zu viel vorgenommen und zugetraut hatte. So voll auch das Herz war, ſo widerſpenſtig ſtockte die Zunge, und ſprach nur die unentbehrlichſten Worte der Höflichkeit aus, ohne der geſelligen Abende im Poetengange und in der Werkſtatt der Papparbeiten zu erwähnen.

Graf Heinrich ſchien gleiche Feſſeln zu fühlen. Er verſuchte zwar oft, ein heiteres Geſpräch mit ſeiner jungen Freundin zu beginnen; es geſchah jedoch immer mit einer ſo wortarmen Schüchternheit, daß die Unterredung bald wieder verſtummte.

Die übrigen Gäſte waren fröhlicher. Beſonders weckte der von dem Grafen veranſtaltete Tanz der Landleute eine allgemeine Luſtigkeit. Nur Heinrich und Luiſe tanzten ihren polniſchen Rundtanz, der den Ball eröffnete, mit ſo ernſter Würde, als hätten ſie einander niemals zuvor geſehen.

26.

Freude und Leid.

Luiſens Mutter war mit dem gegenſeitigen Betragen der jungen Leute, das ſie für Abneigung hielt, gar nicht zufrieden. Sie baute, wie viele gute Mütter erwachſener Töchter, immer Luftſchlöſſer, in welche ihre Einbildungskraft das liebe Kind durch einen ſtattlichen Freier verſetzte. Die Ankunft der beiden Grafen veranlaßte wieder einen ſolchen Bau in die Luft. Der Vater rühmte, daß ihm Luiſe einen höchſt wichtigen Dienſt erwieſen, und der junge Graf war als Knabe der Spielgeſell des Mädchens geweſen, deſſen blühende Schönheit jetzt Aller Augen auf ſich zog. Welche angenehme Hoffnungen ließen ſich nicht aus dieſen günſtigen Umſtänden bilden! Aber die Kälte der jungen Leute verwandelte ſie in bunte Seifenblaſen, die bald nach ihrer Entſtehung wieder zerfloſſen.

Hätte jemand, der beſſer, als die gute Frau Amtmännin, die Geheimniſſe des menſchlichen Herzens zu enträthſeln verſtand, die vormaligen Jugendgeſpielen beobachtet, der hätte wahrſcheinlich aus ihrem Benehmen ganz andere Schlüſſe gezogen, und das Recht wäre auf ſeiner Seite geweſen.

Das bewieſen zwei Briefe, die am dritten Tage nach dem Feſte von Eichberg anlangten. Graf Heinrich bat um Luiſens Hand, und der Vater erklärte, daß dieſe Bewerbung mit ſeinem Vorwiſſen und ſeiner Genehmigung geſchehe.

Nun gab es in Siegfrieds Hauſe große Freude. Luiſens Mutter ging in ihr Kämmerlein und dankte Gott für das Glück ihrer Tochter. Der Vater fuhr nach Eichberg und überbrachte das Jawort.

Als vier Wochen nachher der junge Graf mit einem ſechsſpännigen Staatswagen ankam, um ſich in der Kirche des Städtchens trauen zu laſſen, und dann mit ſeiner jungen Gemahlin und ihren Aeltern zum Hochzeitmahle nach Eichberg zu fahren, ward eben Hedwigs Kramlädchen gerichtlich geſchloſſen, weil ihr Ehemann wegen einer unbedeutenden Schuld von einigen hundert Thalern die Flucht ergriffen hatte. Die unglückliche Frau erſchien an der Hausthür und rang die Hände. Luiſe, von Mitleiden ergriffen, bat ihren Bräutigam, die Arme zu retten. Erfreut, daß er ſeiner Geliebten gefällig ſeyn konnte, erließ er ſogleich an den Bürgermeiſter ein kurzes Schreiben, worin er ſich nicht allein für die Schuld verbürgte, ſondern ſie auch des folgenden Tages zu bezahlen verſprach, wenn die gerichtliche Schließung des Kramladens auf der Stelle wieder aufgehoben würde. Bei dieſer anſehnlichen Bürgſchaft fand der Bürgermeiſter kein Bedenken, den Laden unverzüglich wieder öffnen zu laſſen. Hedwig, von des Grafen Verwendung für ſie unterrichtet, ſtürzte in Siegfrieds Haus und dankte dem Brautpaare mit einem Strome von Thränen.

Luiſe ward durch die Rechtlichkeit und Herzensgüte ihres Gemahls eine ſehr glückliche Gattin. Dieſes günſtige Geſchick verdankte ſie der Freundlichkeit, die ſie als Kind einer fremden, damals unglücklichen Familie erwieſen hatte. Dennoch könnte wohl ein ſtrenger Sittenlehrer an ihrem und ihres Bruders Benehmen in jener Zeit den Umſtand tadeln, daß ſie die Fremden, als ſie ſich noch in der Stadt aufhielten, gleichſam vor ihrem Vater verbargen, und ſie, ohne ſein Wiſſen, vor dem nachgeſchickten Kundſchafter warnten. Kinder müſſen vor ihren Aeltern kein Geheimniß haben. Sie ſind noch zu unerfahren, um die oft nachtheiligen Folgen ſolcher Verheimlichungen vorausſehen zu können.

IV.

Beſtrafter Frevel.

Vor alter Zeit begab ſich in einem franzöſiſchen Mönchskloſter folgende wunderbare Geſchichte.

Einer der jüngſten Ordensbrüder ward von einer ſchweren Krankheit befallen und ſtarb. Man trug den Leichnam in das Todtengewölbe, und legte ihn, mit dem Ordensgewande bekleidet, in den Sarg. Zwei Mönche, die gleiches Alters mit dem Verſtorbenen waren, erhielten vom Abt den Befehl, den Todten während der Nacht zu bewachen. Sie ſollten ſich ablöſen; aber keiner hatte Luſt, in dem öden, nur von einer Lampe ſpärlich erleuchteten Gewölbe zehn bis zwölf Stunden lang mit dem Todten allein zu ſeyn. Darum beſchloſſen ſie, dem Schlafe für dieſe Nacht ganz zu entſagen, und die Wache bis zum anbrechenden Morgen gemeinſchaftlich zu halten.

Es war eine ſehr kalte Winternacht. Das Buch, das ſie ſich bei der Lampe vorlaſen, erwärmte ſie nicht. Sie ſehnten ſich nach einer körperlichen Stärkung. „Hätten wir doch einen Becher glühenden Wein!“ ſagte der Eine. „Ja, der wär' uns ſehr heilſam!“ verſetzte der Andere. „Und ich will uns dieſes Labſal bereiten, wenn dir nicht graut, eine halbe Stunde hier allein zu bleiben.“

Jener entſchloß ſich dazu. Sein Mitbruder verließ ihn, begab ſich in die Küche und bereitete das erwünſchte Getränk.

Nach einer halben Stunde kam er zurück. Ein großer gefüllter Kelch dampfte in ſeiner Hand. „Köſtlich gelungen!“ rief er beim Eintritt ins Todtengewölbe. Er war einer freudigen Antwort gewärtig; aber kein Laut ließ ſich vernehmen. Sein Mitbruder ſaß mit geſenktem Haupte am Tiſche, ſchien in dem darauf liegenden Buche zu leſen und regte ſich nicht.

„Holla, Bruder Benedict!“ rief der Weinkoch; „Biſt du eingeſchlafen?“

Keine Antwort, kein Aufblick erfolgte.

„Ei, das iſt ein langweiliger Spaß!“ ſagte Jener verdrießlich. „Riech' nur den herrlichen Duft!“ Damit hielt er ihm den Kelch unter die Naſe. Doch auch dieſes Reizmittel bewirkte keine Bewegung.

Er ſetzte den Kelch auf den Tiſch, faßte den unerwecklichen Mönch an der Schulter und ſchüttelte ihn kräftig. Da fiel der vermeinte Schläfer ſtarr und ſteif, wie ein Todter, vom Stuhle.

Beſtürzt ergriff Jener die Lampe, beugte ſich zu ihm hinab, leuchtete ihm ins Geſicht, und ſah mit Schrecken, daß der am Boden liegende Mönch der Todte war, der bewacht werden ſollte.

Schaudernd fuhr er zurück, und ſein Entſetzen ſtieg, als der Leichnam in dieſem Augenblicke das Haupt erhob, ihn gräßlich anſtarrte, ſich mühſam und ſtöhnend vom Boden aufrichtete, und fortſchwankte.

Zitternd und die Augen auf ihn geheftet, folgte der Andere. Der erſtandene Todte ging nach der Zelle, die er vormals bewohnt hatte, und wollte hinein. Sie war verſchloſſen. Er klopfte an die nächſte Zelle. Der Inhaber derſelben trat nach einer Weile heraus, erblickte bei dem Scheine der Laternen, die auf dem Zellengange brannten, die eingeſargte Geſtalt, ſprang mit einem Schrei zurück und warf die Thür in's Schloß. Der furchtbare Wandler klopfte an mehrere Zellen; überall glaubte man einen Geiſt zu ſehen und floh vor ihm.

Das ganze Kloſter gerieth in Bewegung. Einige beherzte Mönche traten ihm endlich näher, redeten ihn an, und überzeugten ſich, daß er kein Geſpenſt, ſondern ihr vom Scheintodte wieder aufgelebter Mitbruder war.

Indeſſen war der Mönch, der über der Zubereitung des Glühweines die ihm anbefohlene Wache vernachläſſiget hatte, in ſeine Zelle geſchlürft, und erwartete dort zagend ein ſchweres Gericht. Er glaubte, ſein Mitwächter Benedict würde bei der Auferſtehung des Todten die Flucht ergriffen haben. Als ſich aber einige Mönche in's Todtengewölbe begaben, um ihn zu ſuchen, fanden ſie ihn entſeelt im Sarge. Alle Verſuche des herbeigerufenen Kloſterarztes, ihn wieder zum Leben zu bringen, waren vergebens.

Der Unglückliche hatte wahrſcheinlich den Scheintodten aus dem Sarge gehoben, ihn an den Tiſch geſetzt, und ſich dafür in den Sarg gelegt, um ſeinen Wachgeſellen zu necken. Als er aber den Leichnam lebendig werden ſah, ſtarb er vor Schrecken und ward in derſelben Todtenlade, in die er ſich aus Muthwillen gebettet hatte, begraben. So ſchnell und hart rächte der Tod das frevelhafte Spiel, das mit ihm getrieben werden ſollte.

V.

Das Glas Punſch.

Ein Gegenſtück zu der vorigen Erzählung.

Auch in England begab ſich vor kurzer Zeit bei der Bewachung eines Todten ein ſeltſames Ereigniß.

Ein angeſehener und reicher Mann ſtarb nach langen Leiden am Bruſtkrampfe. Er hinterließ keine nahen Verwandten, die ihn vielleicht einer Thräne gewürdiget hätten. Seine Erben waren von der lachenden Gattung. Doch bezeigten ſie ſich dafür, daß er ſchon in ſeinen beſten Jahren die Welt verlaſſen und ihnen ſein beträchtliches Vermögen abgetreten hatte, nicht unerkenntlich: ſie wollten ihn aus Dankbarkeit prächtig begraben laſſen. Er ward am Tage vor der Beſtattung in einem ſchwarz ausgeſchlagenen Zimmer öffentlich ausgeſtellt.

Die Leichenwache der folgenden Nacht übertrug man einigen jungen Leuten beiderlei Geſchlechts, die noch andere Freunde und Freundinnen dazu einluden, und im Gebiete des Todes, bei Punſch und Pfänderſpiel, das Leben fröhlich genoſſen. Die eigentlichen Erben und Beſorger dieſer Ehrenwache ſchliefen indeſſen ruhig in ihren Häuſern.

Bei der Auslöſung der Pfänder ſuchte ſich die luſtige Geſellſchaft in wunderlichen Aufgaben zu überbieten. Unter andern ward von einem frechen Spielgeſellen ausgeſprochen: Der Beſitzer eines gewiſſen Pfandes (das noch, wie gewöhnlich, verborgen gehalten ward) ſolle dem Todten ein Glas Punſch in den offenen Mund gießen.

Mit Schrecken ſah die ſchönſte und ſittlichſte der anweſenden Jungfrauen, daß ihr das Pfand gehörte, dem man eine ſo widrige, den Todten höhnende Verbindlichkeit aufbürden wollte. Sie weigerte ſich, das ruchloſe Gebot zu vollziehen. Die leichtſinnigen Geſpielen lachten ſie aus und beſchuldigten ſie einer kindiſchen Feigheit. „Ihr verkennt mich!“ ſagte ſie. „Die Sache ſelbſt wäre mir ein Leichtes; doch Ehrfurcht gegen den Todten, der ein rechtſchaffener und achtungswerther Mann war, hält mich zurück. Es iſt mir unmöglich, ihn zu verſpotten.

„Ei, davon weiß der ſelige Herr kein Wort!“ riefen die Andern. Zugleich füllten ſie ein Glas mit ſiedend heißem Punſch, zwangen es der Sträubenden in die Hand, drängten ſie zum Sarge, und nöthigten ſie mit Gewalt, es dem Todten einzugießen.

Das war kaum geſchehen, da zuckte der Leichnam mit den Augen, ſchlug ſie auf, richtete ſich empor, huſtete heftig, erbrach ſich, und zwei Fröſche ſtürzten hervor. Sobald er von dieſen ekelhaften Inwohnern, die ſeine Krankheit verurſacht hatten, befreit war, erhob er ſich aus dem Sarge und war geſund.

Die Pfänderſpieler entflohen und weckten die Erben, die eben recht ſüß von Goldbergen träumten. Dieſe verſchwanden ihnen aber auf ewig; denn der wieder aufgelebte Vetter, der während ſeines Scheintodtes jedes in ſeiner Nähe verlautende Wort gehört hatte, wählte das ſchöne Kind, das mit Hochachtung von ihm ſprach, zu ſeiner Gattin.

Einige andere eheluſtige Mädchen von der Wachgeſellſchaft glaubten zwar ein noch ſtärkeres Recht auf ſeine Dankbarkeit zu haben, weil ſie die Braut zur Anwendung des Rettungsmittels gezwungen hatten; aber der Neubelebte wußte zu gut, daß ſie keinen Rettungsverſuch anſtellen, ſondern ihn verſpotten wollten, und verband ſich deßhalb mit dem guten Mädchen, das ſich ſtandhaft der rohen Zumuthung widerſetzte, zum Werkzeuge ſeiner Verhöhnung zu dienen.

So ward Edelſinn, der im Augenblicke ſeiner rühmlichen Weigerung keinen Vortheil davon erwarten konnte, erkannt und belohnt.

VI.

Die bange Lehrſtunde.

Rudolph, ein Knabe von zehn bis eilf Jahren, zeigte bisweilen ſehr auffallend, daß er ſich im Zeitalter der Flegeljahre befinde. Schon als lallendes Kind nahm er ſich nicht ſelten die Freiheit, ſeine Aeltern zu tadeln und zu meiſtern. Sie machten ihm nichts zu Danke. Alle Spielſachen, womit man den kleinen Momus[*] zu beſtechen glaubte, warf er bald nach dem Empfange verächtlich bei Seite und ſah ſie nicht wieder an. In ſpätern Jahren trieb er dieſe Unart noch weiter. Speiſen und Kleider, die man ihm gab, waren ihm nicht lecker, nicht prächtig genug. Im Geſpräche mit ſeinen Spielgeſellen ſchalt er ſeinen Vater einen Geizhals, weil dieſer nicht ſonderlich bemittelte Mann für nöthig fand, ſich nach der Decke zu ſtrecken. Er hatte noch mehr Kinder, und konnte deßhalb um ſo weniger dem jungen Nimmerſatt mit Allem aufwarten, was er verlangte. „Rudolph! Rudolph!" ſprach er oft: „Du wirſt einſt aus Erfahrung lernen, daß ein Hausvater, der ehrlich beſtehen will, einen ſchweren Stand hat und ſeinen Kindern nicht immer gewähren kann, was ihr Leichtſinn wünſcht und begehrt."

---

[*] In der Mythologie der Gott der Tadelſucht.

Was geſchah? Rudolph erwuchs zum Manne, nahm ein Weib, und bald umſchwärmten ihn acht oder zehn Kinder, die ihm den Kopf warm machten. Schon ihre dringendſten Bedürfniſſe nöthigten ihn, fleißig und tief in den Beutel zu greifen; aber ſeine erwachſenen Kinder begnügten ſich nicht damit, das Nöthige zu empfangen. Unbeſcheiden, wie weiland der Herr Papa, foderten ſie Ueberfluß. Die Töchter verlangten jeden neuen Schmuck, der aus London und Paris im Putzladen ankam; die Söhne wollten ebenfalls wie Prinzen einhergehen, und begehrten noch überdieß ein bedeutendes Taſchengeld, um ſich in die Luſtbarkeiten der großen Welt mit Anſtand miſchen zu können. Vater Rudolph, der nur einen mäßigen Gehalt für die Verwaltung einer Staatskaſſe genoß, konnte dieſe ſtürmiſchen Anſprüche nicht befriedigen. Er ſtellte das ſeinen Kindern vor, und empfahl ihnen Genügſamkeit; allein er predigte tauben Ohren. Immer wurden ihm wieder neue Geldſummen theils abgeſchmeichelt, theils abgetrotzt, um entbehrliche Ausgaben damit zu beſtreiten. Der ſchwache Mann konnte ſeinen Lieblingen nichts abſchlagen. Er machte Schulden; und als ihn ſeine Gläubiger drängten, vergriff er ſich an der ihm anvertrauten Kaſſe, und bezahlte die ungeſtümen Manichäer daraus. Das ging eine Weile. Endlich aber ſprang es ſeinen Vorgeſetzten in die Augen, daß er mehr ausgab, als einnahm. Man unterſuchte die Kaſſe, und fand kaum die Hälfte der Summen, die er darin bereit haben und vorzeigen ſollte. Schamroth und zagend gelobte er baldigen Erſatz. Dieſes Verſprechen ward nicht geachtet. Man nahm ihn gefangen.

Da ſaß er nun zwiſchen vier öden Mauern und ſeufzte: „Ach, Gott! das hab' ich an meinem wackern Vater verdient! Wie oft beſchuldigt' ich ihn der Kargheit, wenn er mir nicht mit verſchwenderiſchen Händen gab, was ich unbeſonnener Knabe begehrte. Nun ſeh' ich ein, welche Klugheit und Vorſicht ein Hausvater anwenden muß, um nicht, wie ich, in einen Abgrund von Jammer und Noth zu verſinken. O, hätt' ich doch meine ſorgenfreie Jugend zurück! Ich wollte mich nie wieder erdreiſten, meines Vaters weiſe Sparſamkeit zu tadeln. Im Gegentheil ſollte ſie die Richtſchnur meines ganzen Lebens ſeyn." —

„Rudolph! wie lange ſchläfſt du heute?" rief jetzt eine männliche Stimme. Der Gefangene fuhr empor; ſein ängſtlicher Traum zerfloß wie ein Nebel; er war noch der glückliche, kummerloſe Knabe, und ſprang jauchzend aus dem Bette. Raſch angekleidet flog er zum Vater, deſſen Ruf vor der Thüre ihn geweckt hatte. Gerührt erzählte er ſeinen bangen Traum und verſicherte: daß er dadurch von ſeiner vorigen Anmaßung, des guten Vaters Wirthlichkeit zu tadeln, ganz geheilt worden ſey, und hinfort mit Allem, was ihm gereicht werde, zufrieden ſeyn wolle. Er hielt auch redlich Wort, und gewöhnte ſich, übereilte Wünſche im Stillen zu unterdrücken. Auf dieſe Weiſe ward er in der Folge ſelbſt ein kluger Haushalter, und lebte glücklich und zufrieden bis an ſein Grab.

VII.

Die offene Hand.

Geſchichtlich.

Navarra, das Heinrich der Vierte bei der Beſteigung des franzöſiſchen Thrones mit Frankreich vereinigte, war früher ein ſelbſtſtändiges Reich. Im zwölften Jahrhunderte ward es von einem guten Könige beherrſcht, der im Jahre 1173 ohne Erben ſtarb. Die Stände des Reiches wünſchten einen Nachfolger aus ſeinem Geſchlechte. Es war in demſelben kein Prinz vorhanden: aber des Verſtorbenen Schweſter, die mit einem fremden Fürſten vermählt war, hatte einige Monate vorher Zwillingsſöhne geboren. Man beſchloß, eine Geſandtſchaft an dieſe Fürſtin abzuordnen und einem ihrer Söhne die Krone von Navarra anzutragen.

Zu dieſem Geſchäfte wurden drei ehrſame und verſtändige Männer erkoren. Sie kamen an jenem Hofe an und trugen Navarra's Wunſch dem fürſtlichen Paare vor. Beide waren nicht abgeneigt, einem der Knaben die angebotene königliche Krone zu gönnen, und überließen es den Geſandten, von den Zwillingen den zu wählen, zu welchem ſie das meiſte Vertrauen empfinden würden.

Die Mutter führte die drei Männer in das Zimmer, wo die Knaben in Einer Wiege beiſammen lagen und eben ſanft ſchliefen. „Entſcheidet, ihr Herren," ſagte ſie leiſe, „auf welches dieſer jungen Häupter ihr Navarra's Krone ſetzen wollt."

Die Brüder ſahen ſich ſehr ähnlich. Nur der einzige Unterſchied war an ihnen zu bemerken, daß der eine mit geſchloſſenen, der andere mit offenen Händen ſchlief.

Die Geſandten hefteten lange den Blick auf die ruhigen Schläfer. Endlich baten ſie, ſich in einem andern Zimmer berathen zu dürfen.

Dort ſchlug der erſte Geſandte vor, über die ſich ganz gleichen Knaben das Loos zu werfen.

„Wir wollen die Sache nicht dem Zufall überlaſſen;" ſagte der Zweite. „Gleichen ſich die Prinzen auch an Geſtalt, ſo bemerke ich doch an der Haltung ihrer Hände eine wichtige Verſchiedenheit ihres Gemüths. Ich gebe meine Stimme dem, der ſie geſchloſſen hat. Das zeigt, daß er einſt ein kräftiger Mann werden und jedem Feinde des Reichs den Daumen auf's Auge ſetzen wird."

„Wohl möglich!" verſetzte der Dritte. „Die feſt geſchloſſene Hand kann aber auch Kargheit und Strenge bedeuten. Mir gefällt die offene Hand. Sie iſt ein Zeichen der Freigebigkeit, des Edelmuths und der zuvorkommenden Liebe."

Dieſer Anſicht trat der erſte Geſandte bei. Der zweite war folglich überſtimmt, und man wählte den Prinzen mit der offenen Hand. Er herrſchte, als er in ſpätern Jahren die Zügel der Regierung ergriffen hatte, mild und gerecht, und erhielt den Beinamen: der Gute.

VIII.

Die Erſcheinung.

In einem Städtchen des Königreichs Böhmen lebte vor ungefähr zweihundert und fünfzig Jahren ein ehrbarer und fleißiger Bürger, Balthaſar genannt, der ſich mit der Uhrmacherkunſt beſchäftigte. Er verfertigte, der Sage nach, beſonders Taſchenuhren, oder machte wenigſtens Verſuche damit; denn ſie ſollen, wie man behauptet, nicht eher, als im Anfange des ſiebzehnten Jahrhunderts in den Stand gebracht worden ſeyn, daß man ſich ihrer mit Zuverläſſigkeit bedienen konnte.

Mögen ſie denn auch zu Balthaſars Zeit noch einen regelloſen und unrichtigen Gang gehabt haben, ſo gab es dennoch manchen reichen Mann, der ein Stundenei (wie man die Taſchenuhren damals nannte) zu beſitzen und damit zu prahlen wünſchte. Balthaſars Werke wurden daher nach Prag und Wien verſchrieben und gut bezahlt. Jetzt ſind freilich die damals noch ſehr ſeltenen und theuern Stundeneiern ſo gemein und wohlfeil geworden, daß ſich ein betriebſamer Bettler, der einen halben Tag fleißig von Haus zu Haus ging, von den erhobenen Steuern ein ſolches Ding anſchaffen kann.

Balthaſar mußte das Räderwerk, das die Uhrkünſtler heutiges Tages aus großen Werkſtätten beziehen, mit unendlicher Mühe ſelbſt aus rohen Metallen herausarbeiten. Er griff dabei ſeine Augen ſo raſtlos an, daß er im vierzigſten Jahre ſeines Lebens gänzlich erblindete.

So war denn die Quelle des Wohlſtandes, den er ſich durch Kunſt und Fleiß bereiten wollte, auf einmal verſiegt. Seine Gattin, die bisher ſeine Gehülfin geweſen war, ſetzte zwar unter Leitung des armen Blinden das Geſchäft fort, und arbeitete Tag und Nacht, um dem andringenden Mangel zu wehren; aber kaum war ihr das einige Jahre leidlich gelungen, ſo hatte ſie ebenfalls das Schickſal ihres Gatten, daß eine ewige Nacht ihre Augen bedeckte.

Das Wenige, was die armen Leute bisher erſpart und zurückgelegt hatten, verzehrte ſich bald. Die einzige Stütze der unglücklichen Gatten war Bertha, ihre fromme ſechzehnjährige Tochter, die nun ihre blinden Aeltern bei jedem Schritte leiten und alle Kräfte aufbieten mußte, ſie und einen kleinen Bruder zu ernähren. Das gelang ihrer geſchickten und fleißigen Hand eine Weile; aber die künſtlichſten Arbeiten ihrer Nadel wurden ihr in der Folge von habſüchtigen Menſchen, die ſich kein Bedenken machten, die Armuth zu drücken, um einen Spottpreis abgepreßt, und ſie mußte dieſen elenden Lohn annehmen, weil ſie keine Gelegenheit hatte, die Erzeugniſſe ihres Fleißes billigern Käufern anzubieten. Das nöthigte ſie, doppelt und raſtlos zu arbeiten, und ſie bat Gott täglich um Kraft zur Erfüllung der ihr obliegenden heiligen Pflichten.

Einsmals hatte ſie in der Nacht eine wunderbare Erſcheinung. Ein Engel, der einen Baumzweig in der Hand trug, ſtand vor ihrem Lager und ſagte mit holder Stimme: „Geh mit dieſem Zweige auf den nächſten Hügel bei deinem Wohnhauſe, gib Acht, ob ſich der Zweig in deiner Hand bewegt, und öffne auf dem Platze, wo er ſich von ſelbſt zur Erde neigt, den Boden. Da wird dein frommer kindlicher Sinn, den einſt der Himmel lohnen wird, eine irdiſche Vergeltung und Erleichterung ſeiner rühmlichen Sorgen finden."

Bertha würde dieſes Ereigniß für einen leeren Traum gehalten haben, wenn nicht am Morgen ein friſcher Zweig, dergleichen ſie nimmer geſehen, auf ihrer Decke gelegen hätte. Auch befand ſich in der That unfern des letzten Häuschens in der Vorſtadt, wo ſie mit ihren Aeltern wohnte, ein Hügel, den ſie gemeiniglich beſtieg, wenn ſie friſche Luft ſchöpfen wollte. Auf der Spitze deſſelben ſah ſie einige Nächte vorher helle Flämmchen lodern, die ſie für Irrlichter hielt. Sie konnten aber auch, nach dem Aberglauben der damaligen Zeit, das Daſeyn eines Schatzes anzeigen. Alle dieſe Umſtände bewirkten bei der guten Bertha den Entſchluß, der Weiſung des Engels zu folgen.

Sie ging denn eines Morgens, als noch alle Menſchen ſchliefen, mit dem Wunderzweige die Anhöhe hinan. Er ruhte ohne Bewegung in ihrer Hand, bis ſie des Berges Gipfel erreicht hatte. Da ward er wie lebendig und beugte ſich zur Erde hinab. Sie bezeichnete die Stelle, öffnete ſie in der folgenden Nacht beim Scheine des Vollmondes mit dem Grabſcheite, und fand in einer geringen Tiefe einen unermeßlichen Schatz von Goldmünzen. Sie berührte kein Stück, füllte die Höhle wieder aus, und ging, dem Himmel dankend, in ihre Hütte.

Am Morgen erzählte ſie den Vorfall ihren Aeltern, die ſich über den gefundenen Schatz innigſt freuten. „Wir dürfen ihn aber nicht eigenmächtig heben," ſagte der Vater. „Du haſt ſehr recht gehandelt, liebe Tochter, daß du dich gar nicht daran vergriffen haſt. Wir müſſen vor allen Dingen der Obrigkeit davon Anzeige thun. Dieſe mag dann die Hebung des Schatzes veranſtalten, ihn gerichtlich aufbewahren, und darüber nach Hofe berichten. Da wird ſich's zeigen, wie viel uns der gnädigſte Landesherr, in Erwägung unſeres Unglücks und unſerer Armuth, davon überlaſſen wird."

Die gerichtliche Hebung erfolgte; es wurden über achtzig tauſend Thaler gefunden, die vermuthlich in dem Huſſitenkriege des fünfzehnten Jahrhunderts dort vergraben worden waren.

Der König von Böhmen ſchrieb auf den an ihn erſtatteten Bericht zurück: „Was Gott durch ſeinen Engel den armen Blinden zuwies, will ich nicht verkürzen." — Sie erhielten folglich die ganze Summe.

Die gute Bertha vermählte ſich nachher mit einem wackern Manne, und baute auf der Stelle, wo ſie den Schatz gefunden, ein ſtattliches Schloß. Die Pforte ließ ſie mit einem Steinbilde zieren, auf welchem ſie ſelbſt dargeſtellt war, wie ſie auf der Spitze des Hügels ſteht und ſich der Zweig in ihrer Hand zur Erde ſenkt.

IX.

Aus dem Regen in die Traufe.

1.

Guter Rath.

„Heiſa! da bring' ich was Köſtliches, wertheſte Frau Gevatterin!“ rief Madame Heuberg, indem ſie, mit einem Blatte des allgemeinen Anzeigers der Deutſchen*, haſtig ins Zimmer der Frau Bürgermeiſterin trat. „Erlauben Sie, daß ich Ihnen vorleſe, was ein gewiſſer Herr Ariſtodemus hier einrücken ließ.“

„Betrifft's den Hof?“ fragte die Bürgermeiſterin, die vor langen Jahren wohlbeſtallte Kammerzofe einer Prinzeſſin geweſen war.

„Nein, liebe Frau Gevatterin,“ antwortete Madame Heuberg, „es betrifft unſere Küche.“

„Kein angenehmer Gegenſtand:“ ſagte die Bürgermeiſterin.

„Eben deßhalb wird Sie der Aufſatz freuen;“ erwiederte Jene. „Unſere Küchenherde ſollen ganz in Ruheſtand verſetzt werden. Hören Sie nur!“ Sie begann hierauf Folgendes aus dem Anzeiger zu leſen:

---

* Nro. 322, vom 25ſten November 1823.

„„Die Spartaner hatten ihre gemeinſchaftlichen Speiſeanſtalten.““

„Die Spartaner?“ fiel die Bürgermeiſterin ein. „Was ſind das für Menſchen?“ Ich hörte bei Hofe kein Wort von ihnen. — Doch halt! da hab' ich's! Das ſind vermuthlich die Leute, welche die Sparteriehüte verfertigten, die im vorigen Jahre ſo ſtark in der Reſidenz getragen wurden. Selbſt meine Prinzeſſin“ —

„Trug einen!“ ergänzte Madame Heuberg geſchwind und etwas verdrießlich. „Jetzt, liebſte Frau Gevatterin, haben wir's mit unſerm Herrn Ariſtodemus zu thun. Er ſchreibt weiter: „„Die Sache iſt in ökonomiſcher Hinſicht nicht unwichtig. Unſere Hausfrauen mittleren Standes müſſen zwei Dritttheile des Tages mit Kochzubereitungen in der Küche hinbringen. Jede kocht für ihre Familie, während die Kocherei für zehn nicht mehr Mühe und nicht mehr Zeit erfordern würde. Und welche Erſparung an Holz! Wie bequem wäre es für unſere Frauen, wenn ſich, beſonders in unſern Städten, ganze Familien zu gemeinſamer Speiſung mit einfacher, aber nahrhafter Koſt vereinigten.““ —

„Der wackere Mann hat im Ganzen Recht!“ ſagte die Bürgermeiſterin. „Nur darin hat er Unrecht, daß er bloß von Hausfrauen mittleren Standes ſpricht. Ich, zum Beiſpiel, bin die erſte und vornehmſte Dame des Orts, bin hier, was die regierende Fürſtin in der Reſidenz iſt, und dennoch muß ich täglich in der Küche ſchalten und walten, um dem Leckermaule meines Herrn Gemahls etwas Gutes aufzutiſchen. Bei Hofe macht' ich mir keinen

Finger ſchwarz. Die köſtlichſten Speiſen fielen mir gleichſam vom Himmel.“

„Ei, das weiß ich ja, Frau Gevatterin, daß Sie nicht gern einen Kochtopf anfaſſen;“ ſagte Madame Heuberg. „Darum brachte ich die gute Botſchaft, und überlaſſe nun Ihnen, das Ding zu überlegen und in Ausführung zu bringen.“

„Daran ſoll's nicht fehlen;“ antwortete die hohe Frau. „Wir wollen nur erſt ein Weilchen abwarten, wie ſich die Sache weiter entwickelt. Da es jetzt ſo viele ſchreibende Damen gibt, die wohl insgeſammt eine gewaltige Küchenſcheu haben, ſo wird gewiß eine oder die andere darüber laut. Laſſen Sie nur Ihren lieben Mann recht aufpaſſen! Er ſitzt als Poſthalter und Briefſammler an der Quelle, und die Zeitungen gehen zuerſt durch ſeine Hände. So kann denn in der ganzen Welt nichts geſchehen, was wir nicht ſogleich durch ihn erfahren ſollten.“ —

2.

Oeffentlicher Beifall.

Und nach ſechs oder ſieben Wochen kam die Frau Poſthalterin abermals mit einem Blatte des Anzeigers geſprungen. „Beſte Frau Gevatterin, Sie haben richtig prophezeit! Da hat eine Dame, die den ſeltſamen Namen Kerenhapuch Küchenhaß[*] führt, ein öffentliches Schreiben an den Herrn Ariſtodemus ergehen laſſen[**]. Sie ertheilt ſeinem Vorſchlage den ſchmeichelhafteſten Bei-

[*] Der Name Kerenhapuch (mit dem Tone auf der letzten Sylbe) iſt hebräiſch, und heißt auf deutſch: Schminkdöschen. Hiob's dritte Tochter war ſo genannt.

[**] In Nr. 8 des Anzeigers vom Jahr 1824.

fall, und dehnt ihn noch weiter aus. Auch die lieben Kinder ſollen unter Aufſicht einer Magd eine ſpartaniſche Tiſchgeſellſchaft bilden. Sogar das Geſinde ſoll Koſtgeld bekommen, um ſich ebenfalls zu ſpartaniſchen Mahlzeiten vereinigen zu können. O, es iſt ein ganz vortreffliches Schreiben! Ich will es Ihnen vorleſen."

Das geſchah, und beide Damen hatten von der handgreiflichen Ironie dieſer Zuſchrift keine Ahnung, ſondern nahmen den verlarvten Spott für aufrichtiges Lob.

„Nun wohlan!" ſagte die Bürgermeiſterin. „Da wir eine ſchätzbare öffentliche Stimme auf unſerer Seite haben, ſo können wir mit Ehren einen Verſuch machen, den glücklichen Gedanken des Herrn Ariſtodemus auszuführen. Es verſteht ſich aber, daß wir nicht Crethi und Plethi zur ſpartaniſchen Tafel ziehen. Nur die Vornehmen, die bei mir Zutritt haben, ſollen dieſer Auszeichnung genießen. Das ſind denn zuvörderſt Sie und Ihr Mann, dann der Stadtrichter Mohr, der Rathsherr Jamund, der Lieutenant und Steuereinnehmer Hagel, der Acciseinnehmer Zettel, der Doktor Finkler, der Advokat Fuchs und der Kaufmann Bleimann, mit ihren Frauen. Ehe wir aber den Männern ein Wort davon ſagen, ſo will ich Euch Frauen zu einem großen Kaffee einladen, und in dieſer Staatsverſammlung ſoll berathen und entſchieden werden, wie wir unſere Herren Gemahle, von welchen wir allerhand Widerſprüche befürchten müſſen, für die gute Sache gewinnen wollen."

3.

Der weibliche Congreß.

Am nächſten Morgen ſandte die Frau Bürgermeiſterin ihren Hoffourier, den Rathsdiener Schluck, in der Stadt umher und ließ ſämmtliche Damen, die mit ihr die gemeinſame Tafel zu Stande bringen ſollten, zu ſich einladen. Sie erſchienen, wie zur Aufwartung bei Hofe, in ſteifen Prunkkleidern, und mit allem Schmuck, den ſie im Vermögen hatten, beladen. Bei dem Kaffee wurden, wie gewöhnlich, die Unarten der Dienſtboten gerügt und die neuen Kleider gemuſtert, die ſich am letzten Sonntag gezeigt hatten. Nachher aber trug die geſprächige Wirthin, bei einem Glaſe Wein und einer Mandeltorte, den Gegenſtand vor, worüber man ſich berathen wollte. Kaum hörten die Damen, daß es im Werke ſey, ſie aus der Küche zu erlöſen, ſo erhoben ſie ein Jubelgeſchrei, ſtießen mit den Gläſern zuſammen und riefen: „Herr Ariſtodemus, der Freund der Frauen, ſoll leben!“

„Sachte, ſachte!“ ſprach die Bürgermeiſterin. „Wir wollen unſerer Freude noch nicht ganz den Zügel ſchießen laſſen. Es liegen ihr noch viele Steine des Anſtoßes im Wege, worüber ſie ſtolpern und ſtürzen kann. Mein Herr Gemahl hat zum Beiſpiel die Gewohnheit, ſich ſogleich, wenn er den letzten Biſſen in den Mund geſchoben hat, in ſeinen großen Lehnſtuhl zu werfen, ſein Mittagsſchläfchen zu halten, und dabei ſo laut durch die Naſe zu orgeln, wie mir bei Hofe nie vorgekommen iſt.“

„Was thut das?“ ſagten die Andern. „Der Lehnſtuhl wird im Speiſezimmer aufgeſtellt, und der Herr Bürgermeiſter ſchlafen und orgeln darin nach Belieben.“

„So bequem kann's mein Mann nicht haben,“ ſprach die Poſthalterin. „Die verdammte Briefpoſt geht wöchentlich drei Mal in der Mittagsſtunde ab. Da wird er denn das Felleiſen im Speiſezimmer packen müſſen.“

„Deſto beſſer,“ riefen Einige vergnügt. „Es iſt angenehm, fremde Briefe zu ſehen, und allenfalls, wenn ſie locker gefaltet ſind, ein wenig hineinzugucken. Manches Räthſel, worüber man ſich lange den Kopf zerbrach, wird dadurch klar.“

„Meinem Manne geht's wie dem Herrn Poſthalter;“ ſagte Madame Zettel. „Keinen ruhigen Zug kann er aus dem Bierkruge thun, ohne von Leuten, die etwas veracciſen wollen, geſtört zu werden. Darum muß er ſeine Einnahme ſchlechterdings in den Speiſeſaal verlegen, und das Acciſeſchild während des Eſſens vor das Fenſter hinaushängen.“

„Recht ſchön!“ antworteten die Frauen. „So erfährt man, wo etwas Gutes für den Schnabel angekommen iſt und kann ſich Abends zu Gaſte bitten; denn da ſpeiſen wir doch nicht zuſammen.“

„Mich bekümmert nichts als meines Mannes Nachtmütze;“ ſagte Madame Jamund. „Er kann nicht anders eſſen, er muß ſie auf dem Kopfe haben; ſonſt ſchmeckt ihm kein Biſſen.“

„Pfui! dieſen Uebelſtand muß ſich der Herr Senator abgewöhnen!“ rief die Bürgermeiſterin. „Wer wird denn in ehrbarer Geſellſchaft in der Nachtmütze ſpeiſen? Das thut kein Stallknecht bei Hofe.“

Die Gattin des Lieutenants und Steuereinnehmers ſeufzte jetzt laut. Man fragte, was ſie für einen Stein auf dem Herzen habe.

„Sie wiſſen,“ antwortete ſie, „daß mein Mann vormals Wachtmeiſter bei den Huſaren war und mit Lieutenantscharakter den Abſchied und ſeinen hieſigen Poſten bekam. In jenem Dienſte ward er ein Mann nach der Uhr. Mit dem Schlage der zwölften Stunde — keine Sekunde früher, keine ſpäter — muß das Eſſen auf dem Tiſche ſtehen; ſonſt flucht er, daß ſich die Erde aufthun möchte, und fuchtelt mit blank gezogenem Pallaſch in der Küche herum."

„Das iſt die Manier der alten Kriegsgurgeln!" ſagte die Bürgermeiſterin. „Nun, wir wollen die Einrichtung treffen, daß wir uns immer mit dem Glockenſchlage der Mittagsſtunde zur Tafel ſetzen, damit wir den nackten Säbel des Herrn Lieutenants nicht zu ſehen oder wohl gar zu fühlen bekommen."

„Dergleichen unbequeme Gewohnheiten hat mein Mann nicht;" ſprach die Doktorin. „Er iſt aber ein Spottvogel, neckt die Leute gern, und ſagt ihnen lachend die Wahrheit. Das gefällt nicht Allen, und es entſtehen oft Händel daraus."

„Ei! wer wird denn ſo einfältig ſeyn, ſich mit einem luſtigen Tiſchrathe zu überwerfen?" ſagte die Bürgermeiſterin. „Der Herr Doktor ſpott' und lache nach Belieben: ich gebe mich ſelbſt ihm Preis. Man verſetzt ſich gleichſam in die alte gute Zeit der löblichen Hofnarren, von welchen ſich Kaiſer und Könige zum Beſten haben ließen."

Und zur Frau des Stadtrichters gewandt, fuhr ſie fort: „Das ſchwarze Steckenpferd Ihres Mannes iſt bekannt. Sein großer Pudel ſitzt förmlich auf einem beſondern Stuhle mit ihm zu Tiſche, und wird auf die zärtlichſte Weiſe gefüttert, indem der Herr Stadtrichter die köſtlichſten Fleiſchbiſſen zwiſchen den Lippen hält und ſie von der Schnauze des ſchwarzen Tiſchnachbars wegküſſen läßt. Das wäre denn, trotz aller gebührenden Achtung gegen den Herrn Stadtrichter, ein ekelhaftes Spiel für mich, wobei mir die Eßluſt vergehen würde. Es kann alſo in unſerer Tiſchverſammlung nicht Statt finden. Da wir jedoch den werthen Pudel eben ſo wenig, als die vierſüßigen Hausfreunde der übrigen Herren verbannen können und wollen, ſo werden ſie zwar in der Speiſeanſtalt zugelaſſen, erhalten aber in der größten Schüſſel, die ſich hier wird auftreiben laſſen, ihre eigene ſpartaniſche Mahlzeit.“

Die Gattin des Sachwalters rückte jetzt mit dem Bekenntniß heraus: daß ihr Mann dem Tabakrauchen unmäßig ergeben ſey, mit der dampfenden Pfeife ſogar beim Eſſen ſitze, und jeden Biſſen, den er zum Munde führe, gleichſam erſt in den Rauch hänge. Damit ſey noch die Unannehmlichkeit verbunden, daß er, wegen des ſtarken Verbrauchs, den allerwohlfeilſten Tabak wähle, und daher keinen angenehmen Duft um ſich verbreite.

„Puh! ſolcher Geſtank wäre nicht auszuhalten!“ rief die Bürgermeiſterin. „Ich hörte bei Hofe von einem Tabak ſprechen, der aus Roſen- und Veilchenblättern zubereitet war, äußerſt lieblich roch, und von einigen Kammerjunkern geraucht wurde. Von dieſer ſüßen Waare will ich auf meine Koſten ein Pfund verſchreiben, und davon ſoll der Herr Advokat bei der Tafel ein Pfeifchen rauchen. Das wird die Stelle der koſtbarſten Räucherkerzchen vertreten.

„Nun bin ich allein noch Rechenſchaft ſchuldig;“ ſagte die Frau des Kaufmanns. „Mein Mann hat keinen andern Tiſchfehler, als daß er, wegen ſeines bedeutenden Umfangs, zwei Stühle braucht, und dreimal mehr als ein anderer Menſch zu ſich nimmt. Darauf müßte man ſich einrichten. Im Laden verſäumt er übrigens nichts. Er ſitzt den ganzen Tag in der Schreibſtube auf ſeinem breiten Großvaterſtuhle. Ich aber könnte ſchwerlich an den geſellſchaftlichen Mahlzeiten Theil nehmen, wenn mir nicht erlaubt würde, einen großen Topf voll Syrup, nebſt

Kaffeedütchen von ganzen und halben Lothen, mit zur Stelle zu bringen, und den um dieſe Zeit gewöhnlichen Kleinhandel mit dieſen Waaren zu treiben.“

Dieſer Verkehr ward ohne Bedenken zugeſtanden, und die übrigen Anſtöße hoffte man gleichſam friedlich und einig zu heben.

4.

Was beſchloſſen ward.

„Nun, meine geliebten Freundinnen,“ ſagte die Bürgermeiſterin, „vernehmen Sie meine unmaßgebliche Meynung, wie es uns wohl am beſten gelingen würde, unſern geſtrengen Haus- und Eheherren die Schlinge über den Nacken zu werfen. Wir geben ihnen künftigen Sonntag ein Gaſtmahl im Elephanten, und tragen ihnen, wenn ſie voll ſüßen Weines ſind, unſern Wunſch vor, von an täglich ſpartaniſche Mahlzeiten in demſelben Gaſthofe zu halten, und das Feuer auf unſern Herden — mit Ausnahme der Morgenflämmchen zum Kaffee — immer und ewig ausgehen zu laſſen. Was gilt's, ſie befinden ſich bei dem Gelage ſo wohl, daß ſie die Gelegenheit, täglich ſo vergnügt beiſammen zu ſeyn, mit beiden Händen ergreifen werden.“

„Wer bezahlt aber die Lockſpeiſe?“ fragte eine der Frauen.

„Wer ſonſt als die Männer ſelbſt?“ antwortete die Bürgermeiſterin. „Vor der Hand ſollen und müſſen ſie glauben, daß wir ihnen von unſern hauswirthlichen Erſparniſſen ein Feſt geben, und auch die Mahlzeiten der nächſten Woche aus unſern Mitteln beſtreiten. Aber nach acht oder vierzehn Tagen legt ihnen der Elephantenwirth, der indeſſen die Zeche angeſchrieben hat, die Rechnung vor, und ſie müſſen, um keine Schande zu haben, die Beutel öffnen."

„Ein kitzliches Wagſtück!" ſprach eine furchtſame Stimme.

„Wagen gewinnt!" rief Jene. „Ich bin eines guten Erfolgs gewiß. Wir wollen auch, um die Herren nicht ſcheu zu machen, ihnen beim Sonntagsfeſte und an den darauf folgenden Flittertagen alle ihre Unarten geſtatten. Aber nach Verlauf der Probezeit muß eine nach der andern abgelegt werden."

5.

Unglück des dicken Mannes.

Am nächſten Sonntage ward der Vogelherd wirklich geſtellt, und die gelockten Vögel zogen luſtig ein.

Als ſie verſammelt waren, ermahnte die Bürgermeiſterin, heute recht fröhlich zu ſeyn, und ganz ſo zu thun, als wäre man zu Hauſe.

Darauf fußend, belegte der Stadtrichter ſogleich für ſich und ſeinen Pudel zwei Plätze; Herr Bleimann ſchob ein Paar Stühle zuſammen, auf welchen er thronen wollte; der Sachwalter ſtopfte ſeine Pfeife, ohne zu bemerken, daß ihm ſeine Frau den bereits angekommenen Kammerjunkertabak in den Beutel gepaſcht hatte; der Senator Jamund ſtülpte eine weiße Nachtmütze über die Ohren; und der Lieutenant Hagel ſah jeden Augenblick nach der Uhr, weil die Mittagsſtunde nur noch zwei Minuten entfernt war. Aber mit dem Schlage derſelben wurde die Suppe aufgetragen, und die Bürgermeiſterin erſuchte die Gäſte, Platz an der Tafel zu nehmen.

Schneller, als die Uebrigen alle, wackelte der dicke Herr zum gaſtlichen Tiſche. Als er aber ſeine Centnerlaſt auf die beiden alten, von Würmern durchnagten Stühle fallen ließ, brachen ſie mit entſetzlichem Krachen unter ihm zuſammen. In der Angſt dieſes Schiffbruchs ergriff er das Tiſchtuch; aber zwanzig Hände gegenüber faßten es mit ihm zugleich, und verhinderten glücklich, daß er es nicht ſammt der großen Suppenſchüſſel mit ſich zu Boden riß. Ein tobendes Gelächter brach aus, als er ohne Bewegung, wie der pausbäckige Püſterich, der eherne Götze der alten Deutſchen, zwiſchen den Trümmern ſaß. Die menſchenfreundlichſten und mitleidigſten Seelen konnten ſich des Mitlachens nicht enthalten.

Vereinte Kräfte brachten ihn wieder auf die Beine. Er wollte ſich jedoch den gegenwärtigen unſichern Seſſeln nicht mehr anvertrauen; er verlangte heim in ſeinen getreuen Großvaterſtuhl. Das erlaubte man nicht, ſondern Frau Bleimann mußte fort, um die Herbeiſchaffung des häuslichen Thrones, den die Umtriebe der Holzwürmer noch nicht angetaſtet hatten, zu beſorgen.

„Aber, zum Teufel! die Suppe wird kalt!“ rief die Kriegsgurgel, und griff eigenmächtig nach dem Vorlegelöffel.

„Man laſſe nur auch mir etwas übrig!“ ſagte der Dicke mit einem weinerlichen Tone. „Stehend kann ich armer Mann doch nicht eſſen.“

„Herr! Sie ſollten auf den gehabten Schrecken gar nicht eſſen;“ ſprach der Doktor. „Genießen Sie in den nächſten vier und zwanzig Stunden nur für drei Pfennige Semmel und ſechs Quart Waſſer; weiter durchaus nichts. Das iſt mein ärztlicher Rath.“

„Gehorſamer Diener!“ verſetzte der Dicke. „Ihre Hungerkur brächte mich auf den Kirchhof. Es wird mir recht wohl ſeyn, wenn ich ohne Gefahr hier ſitzen und tüchtig einhauen kann.“

Der ſtammhafte Großvater kam; Herr Bleimann nahm vergnügt davon Beſitz und ließ ſich ſeinen Teller drei Mal mit Suppe füllen.

Die Haſt eines gierigen Eſſers iſt kein ergötzlicher Anblick; doch bei weitem ekelhafter war hier des alten Hundenarren, des Stadtrichters, brüderliche Suppentheilung mit ſeinem zottigen Tiſchnachbar. Hatte der Herr einen Löffel voll genoſſen, ſo bekam der Pudel den zweiten, und ſo fort.

„Gib Acht, Pudel, daß dich dein Herr nicht bevortheilt!“ ſagte der Doktor. „Gleiche Brüder gleiche Kappen!“

Der Sachwalter war beſcheiden genug, ſich während des Gelöffels (wie ein Deutſchling die urſprünglich franzöſiſche Suppe dolmetſchen konnte) des Schmauchens zu enthalten. Als er aber ſeinen flüſſigen Antheil verzehrt hatte, rief er nach Licht, ſetzte ſeine Pfeife in Brand, und die Roſen und Veilchen begannen zu duften. Grimmig fuhr er ſeine Frau an: „Was haſt du mir in den Beutel gebert?“ Ehe noch die Zagende antworten konnte, bekannte die Bürgermeiſterin, daß ſie den Tauſch veranlaßt habe, und erſuchte den finſtern Sachwalter, ſich des allerliebſten Hoftabaks gefälligſt zu bedienen. Er aber polterte die Antwort: er gebe ſich mit Hofſüßeleien nicht ab, und ſein Landknaſter rieche tauſendmal beſſer. Dieſen mußte die Frau ſchleunig herbeiſchaffen. Indeſſen ließ er ein großes Becken mit glühenden Kohlen bringen, ſchüttete den ganzen Blumentabak darauf, und verurſachte dadurch einen ſo unmäßigen Dampf, daß Fenſter und Thüren aufgeriſſen werden mußten.

6.

Vivat.

Als man nun alles in Ordnung gebracht hatte, war die Geſellſchaft ſehr vergnügt, und der reichlich fließende Wein ſetzte die Männer in die holdſeligſte Stimmung. Da ließ die Bürgermeiſterin die angelegte Mine ſpringen, und brachte die von ihr und ihren bequemen Freundinnen ſo höchlich gewünſchten ſpartaniſchen Mahlzeiten auf die Bahn. Die Männer machten große Augen, und ließen gegen dieſen wunderlichen Vorſchlag eine Schaar von Einwendungen los. Die Frauen ſtellten dagegen ein Heer augenſcheinlicher Vortheile in's Feld, und erfochten nach einem kurzen Kampfe den vollkommenſten Sieg. Ihr Bundesgenoß war der Zauber der Geſelligkeit, der bei den Männern den Wunſch erweckte, immer ſo luſtig mit einander zu ſpeiſen. Man ließ friſchen Wein auftragen, und brachte dem guten Ariſtodemus, dem wahrſcheinlich die Ohren nicht wenig geklungen haben, ein jauchzendes Vivat.

Nach dieſer Feierlichkeit ſchlich der Vater der Stadt in einen traulichen **Winkel**, wo man ſeinen Ruheſeſſel aufgeſtellt hatte. Er ſchmiegte ſein Haupt an die weichen Backenlehnen, und begann bald, nach dem Ausdrucke ſeiner Gemahlin, zu orgeln. Man ſprach leiſe, um das Tonſpiel des hohen Mannes nicht zu ſtören.

Als er ſein Mittagsſchläfchen nach zwei Stunden vollendet hatte, vertrieb man ſich mit Karten und Geſprächen die Zeit, bis der Nachtwächter vor dem Gaſthofe die zehnte Stunde abrief. Es iſt in Frauenfeld noch gewöhnlich, daß dieſer Nachtvogel hinterher einen geiſtlichen Vers ſingt. Er wählte dießmal aus einem alten Liede die Worte: Ihr Höllengeiſter packet euch, ihr habt hier nichts zu ſchaffen ꝛc. „Alle Wetter! der Kerl meynt uns!“ rief der Doktor, und griff eilig nach ſeinem Hute. Die Uebrigen folgten ihm nach, und man ermahnte ſich beim Heimgange, morgen zu rechter Zeit zu erſcheinen; denn es war Anſtalt getroffen, daß den folgenden Tag mit der wirklichen Tiſchgemeinſchaft der Anfang gemacht werden ſollte. „Nur verbitten wir uns,“ ſagte der Doktor, „die häßliche ſchwarze Suppe, von welcher Frau Küchenbaß in ihrem Schreiben an Herrn Ariſtodemus behauptet, daß ſich Sparta's Helden damit begnügt hätten.“

„Sorgen Sie nicht!“ antwortete die Bürgermeiſterin. „Dieſe Suppe iſt für andere Gäſte beſtimmt.“

7.

Das Gaſtmahl der Hunde.

Des Stadtrichters Abgötterei, die er mit ſeinem Pudel trieb, mißfiel allgemein, und veranlaßte die Männer zu einer geheimen Verſchwörung, ihre Hunde ebenfalls mit zur Tafel zu ziehen. Das wäre denn eine häßliche bunte Reihe geworden. Um dieſes Aergerniß zu verhindern, befahl die Bürgermeiſterin dem Gaſtwirthe, eine ſchwarze Suppe für die vierfüßigen Gäſte kochen und des nächſten Mittags in einer Rieſenſchüſſel auftragen zu laſſen.

Unſere Spartaner brachten, abgeredeter Maßen, ihre geſammten Hunde zur folgenden Mahlzeit mit, und wollten Stühle für ſie belegen; aber die Bürgermeiſterin ſetzte ſich dagegen. „Selbſt die vornehmſten Hunde bei Hofe,“ ſagte ſie, „ſpeiſen auf ebener Erde; wie könnten die armſeligen Köter in Frauenfeld Sitz und Stimme bei der Tafel verlangen?“ Der Stadtrichter ward roth und wollte mit Entrüſtung antworten; aber die übrigen Männer, die ſich der ihm widerfahrenen Zurechtweiſung freuten, ließen ihn nicht zum Worte kommen. Sie riefen einſtimmig: „Die Frau Bürgermeiſterin hat Recht. Der Hund, ohne Ausnahme, gehört unter den Tiſch.“

„Da gibt's aber für die armen Thiere nichts zu ſchlucken:“ brummte der Stadtrichter.

„Die armen Schlucker mögen ſich nur gedulden, bis wir unſere Suppe gegeſſen haben:“ ſagte die Bürgermeiſterin. „Dann werden ſie ihr gutes Geſammtfutter empfangen.“

Der Stadtrichter und ſein Pudel wären dennoch ſchleunig davon gelaufen, wenn nicht jener Weingläſer auf dem Tiſche geſehen und noch andere Vorzeichen einer ſtattlichen Mahlzeit bemerkt hätte. Dieſen Anlockungen konnte ſeine Leckerhaftigkeit nicht widerſtehen. Die übrigen Anſtalten entſprangen aber daraus, daß im Rathe der Frauen beſchloſſen war, ihre Gatten noch fünf bis ſechs Tage lang eben ſo köſtlich, als am Sonntage, zu bewirthen, um ihnen das geſellige Schmauſen unentbehrlich zu machen.

„Es ſchlägt zwölfe!“ rief der Lieutenant mit Unwillen, daß die Suppe noch nicht auf dem Tiſche ſtand. Aber ſie kam auch ſchon, und er lobte den pünktlichen Speiſemeiſter. Man ſetzte ſich nun, ohne daß ein Hund die Ehre hatte, ſich mit zu ſetzen. Der Stadtrichter reichte jedoch dem ſeinigen einen Löffel voll Suppe nach dem andern unter den Tiſch.

Jetzt erſchien der Gaſtwirth und hinter ihm ein ſtämmiger Hausknecht, der eine ungeheure thönerne Schüſſel trug. In ihr dampfte ein ſchwarzes Meer, aus welchem Brod- und Fleiſchhügel wie Inſeln hervorragten. „Nun, da bring' ich auch den werthen Hündlein das Ihrige;" ſcherzte Jener, und ſchnalzte mit der Zunge, wie man Hunde zu locken pflegt. Pfeilſchnell ſchoſſen ſie herbei, umringten den Hausknecht und ſprangen an ihm empor. Nur unter dem Schutze des abwehrenden Wirths gelang es ihm, die Schüſſel auf den Boden zu ſetzen. Jetzt aber fielen die eingeladenen Gäſte mit ſolchem Ungeſtüm darüber her, daß einige derſelben, um die ganze Beſcheerung allein zu erobern, ſogar mit den Vorderpfoten in die große Schüſſel griffen, und ſie augenblicklich mit ſolcher Gewalt umriſſen, daß ſie zerbrach. Das uferloſe ſchwarze Meer ergoß ſich unaufhaltſam durch den Saal. Die ſpartaniſche Tiſchgeſellſchaft mußte die Beine heraufziehen, um ſie nicht von den Fluthen beſpülen oder von den Hunden, die mit offenem Rachen den ſchwimmenden Inſeln nachſtürzten, verletzen zu laſſen. Gelächter und Flüche ſchallten durcheinander. Zugleich wurden Poſtbriefe gebracht, Acciszettel verlangt und Sporteltöpfchen gefüllt. Es war ein heilloſer Wirrwar, den nur der Arzt belachte und der Kaufmann benutzte. Er zog, indem ihn niemand beobachtete, die eben erſt aufgetragene Schüſſel ſtill an ſich, fiſchte die Pfaffenbißchen heraus und verſchlang ſie mit Haſt.

Als die ſchwarze Suppe völlig aufgeleckt und aufgetrocknet war, nahm der Bürgermeiſter eine ſtrenge Richtermiene an und ſprach das Urtheil: „Die ungezogenen Hunde haben ſich unſerer Tiſchgeſellſchaft unwürdig gemacht. Wir ſchließen ſie hiemit davon aus. Von Rechts wegen."

„Vortrefflich geſprochen, weiſer Richter!" ſagte der Arzt. Einige fragten: wo die ausgeſtoßenen Sünder nun verpflegt werden ſollten.

„Sie mögen ſich zu dem Geſinde halten;" antwortete die Bürgermeiſterin. „Wir Frauen haben beſchloſſen, unſern Leuten von morgen an Koſtgeld zu geben, damit ſie auch unter einander eine Tiſchgeſellſchaft errichten können. Da mögen ſie denn die Hunde mitnehmen und zuſehen, wie ſie mit der Teufelsbrut zurecht kommen.“

„Der Knüttel muß bei dem Hunde liegen!“ ſagte der Doktor. „Es iſt eine Schande, wenn ein Menſch eine ſolche Beſtie verzärtelt und zu ſeinem Götzen macht.“

Der Stadtrichter knirſchte mit den Zähnen, ließ jedoch ſeinen Verdruß nicht weiter aus, um ſich nicht durch ein Gezänk die gute Mahlzeit zu verderben. Sie endete fröhlicher, als ſie begonnen hatte. Nach Tiſche blieb man wieder, wie des vorigen Tages, bis zum Ständchen des Nachtwächters beiſammen.

8.

Der kleine Julius Cäſar.

Der nächſte Tag machte ſich durch die erſte und — letzte ſpartaniſche Mahlzeit der Kinder merkwürdig. Die liebe Jugend in Frauenfeld ſtand weit und breit in keinem löblichen Rufe. Begab ſich's in einem Umkreiſe von zehn Meilen, daß irgend ein Knabe oder ein Mädchen einen ſchlimmen Streich machte, ſo ſagten die Eltern: „Schäme dich, du biſt ja ſo unartig, als wärſt du in Frauenfeld erzogen!“ Aber die lieben Eltern in Frauenfeld waren ſelbſt daran Schuld. Als die Frau Bürgermeiſterin ihre Hofſtelle niedergelegt hatte und an dem Orte ihrer ehelichen Beſtimmung ankam, brachte ſie den horchenden und ſtaunenden Kleinſtädtern mancherlei Wundermähren aus der Hauptſtadt mit und erzählte unter andern: daß man dort die Kinder muſterhaft erziehe und ein Knäblein von zehn Jahren klüger ſey, als in kleinen Städten ein Granbart. „Aber wie fängt man das an?“ fuhr ſie fort. „Man verbietet der Jugend nichts, durchaus nichts; man läßt ihr volle Freiheit, in die Welt hineinzuſchwärmen, über alles zu ſprechen, über alles zu urtheilen, und kein Blatt vor den Mund zu nehmen, wenn auch der Tadel, den ſie für nöthig findet, die Verfaſſung des Staats oder Vater und Mutter treffen ſollte.“

Die altfränkiſchen Kleinſtädter ſchlugen die Hände über dem Kopfe zuſammen und ſprachen einſtimmig den Wunſch aus: daß doch der Himmel die gute Stadt Frauenfeld vor ſolchen frechen, gottloſen Rangen bewahren möge. Aber die Lobrednerin der Reſidenz behauptete ſtandhaft: nur Knaben dieſer Art, deren Muth nicht gebrochen ſey, würden dereinſt tüchtige Männer und kräftige Stützen des Vaterlandes. Darum erzog ſie denn auch in der Folge ihr Söhnlein, die einzige Frucht ihrer Ehe, ganz nach der Weiſe der Hauptſtadt, und es ward ein Schatzkäſtlein aller Unarten. Die übrigen Häupter des Städtleins bekehrten ſich ebenfalls nach und nach und folgten dem Beiſpiele der klugen Hofdame. So kam Frauenfeld in einem Zeitraume von zehn bis zwölf Jahren in den böſen Leumund, daß es ein Neſt voll kleiner Teufelchen ſey.

Guſtav Schranz, der Sohn des Bürgermeiſters, ein wacker aufgeſchoßner Burſch von dreizehn Jahren, war der Beelzebub derſelben. Die zu den ſpartaniſchen Mahlzeiten verbundenen Familien hatten zwar zum Theil noch ältere Kinder; ſie waren aber abweſend. Guſtav war alſo Häuptling der Jugend, die ſich in Frauenfelds zweitem Gaſthofe, die ſchwarze Eule genannt, zu einer ſpartaniſchen Tiſchgeſellſchaft, unter Aufſicht einer Magd, verſammeln ſollte. Es kam nur darauf an, ob er ſich zu dieſer Einrichtung bequemen oder darauf beſtehen würde, mit ſeinen Spießgeſellen in Geſellſchaft der alten Spartaner zu ſpeiſen. Wie aber Julius Cäſar einmals bei dem Anblick eines elenden Dorfes erklärte, daß er lieber hier der Erſte, als in Rom der Zweite ſeyn wolle: ſo wählte auch Guſtav, als ihn ſeine Mutter befragte, die ſchwarze Eule, um darin die Oberherrſchaft zu führen, die man ihm doch im Elephanten etwas ſtreitig gemacht haben würde. Wenigſtens hatte ihm der tapfere Kriegsmann die Spitze geboten.

Zur Aufſeherin der Kindertafel ward die Köchin dieſes Helden erkoren, weil man ihr mehr, als irgend einem andern weiblichen Weſen in Frauenfeld, die Kraft zutraute, eine wilde Heerde in Zucht und Ordnung zu halten. Sie war eine große, ſtarke, männlich gebildete Jungfrau von einigen dreißig Jahren, und hatte den letzten Feldzug gegen Frankreich als Huſar mitgemacht. Darum gab ihr Doktor Finkler den Namen Bellona, und dieſe Vergötterung ward der Stadt ſo geläufig, daß man den Küchenhuſaren gar nicht anders nennen hörte.

9.

Der Aufruhr.

Das junge Völkchen, das Bellona beobachten und nöthigen Falls zügeln und meiſtern ſollte, war fünfzehn Köpfe ſtark. Anfangs ſpeiſeten die kleinen Herrſchaften ziemlich ruhig und anſtändig. Als ihnen aber einige Gläſer Bier auf den Tiſch geſtellt wurden, murrte Guſtav: „Bekommen wir keinen beſſern Trank? — Unſere Eltern ſitzen ſchon drei Tage bei der Weinflaſche, und was ihnen ſchmeckt, das gebührt auch uns. Das wird Sie einſehen, Jungfer Bellona! Geh' Sie denn hinunter zum Wirth und hole Sie uns einige Flaſchen des beſten Weines!“

Bellona weigerte ſich, mit der Erklärung, daß ſie von den werthen Eltern keinen Auftrag dazu habe. Der ſchlaue Guſtav zuckte mit den Achſeln, als ob er ſich darein ergebe, ſetzte ſein Bierglas an den Mund, that einen Schluck und ſagte: „Das Bier iſt beſſer, als ich dachte; es ſchmeckt wirklich gut.“

Da ſich der Wildfang ſo artig bezeigte und dem Weine zu entſagen ſchien, ging Bellona, die den Tiſch immer umwandelt hatte und müde geworden war, in ein anſtoßendes Kabinet und ſetzte ſich nieder. Guſtav winkte ſeinen Tiſchgeſellen, keinen Lärm zu machen; er wollte die Wächterin einſchläfern. Nach zehn Minuten hatte ſich die Heldin auch wirklich vom Schlafe beſiegen laſſen. Der Bube drückte jetzt die offen gelaſſene Thür leiſe zu, verſchloß ſie, lief zum Wirth und forderte Wein.

Der Wirth nahm einigen Anſtand, weil ihm kein Befehl zugekommen war, ſeine jungen Gäſte damit zu bewirthen. „Sie kennen mich wohl nicht?“ ſagte Guſtav. „Ich bin der Sohn des regierenden Bürgermeiſters und werde die Sache verantworten.“ Da konnte der Eulenwirth, der ſeiner Obrigkeit ſehr unterwürfig war, nicht länger widerſtehen und lieferte die verlangten drei Flaſchen.

Guſtav hätte mehr gefordert, wenn es ſeine Abſicht geweſen wäre, die ganze Geſellſchaft mitzechen zu laſſen. Aber nur fünf Knaben, die beinahe ſeines Alters waren, lud er dazu ein. Anfangs tranken ſie ſtill und ehrbar; als ihnen aber der Rebengeiſt zu Kopfe ſtieg, jauchzten ſie laut, ſangen Trinklieder und ſtießen mit den Gläſern zuſammen. Darüber erwachte Bellona, donnerte mit der Fauſt an die Thür und rief: „Aufgemacht!“ Niemand gehorchte. Da griff ſie zu dem Hauptſchlüſſel, deſſen ſich rohe Kriegsknechte bisweilen im Lande des Feindes bedienen: ſie ſprengte die Thür mit den Füßen und ſchoß wie eine Furie ins Trinkgemach. „Jungfer Bellona ſoll leben!“ riefen die Zecher, und ließen anſtoßend die Gläſer tönen. Sie bedankte ſich aber mit ſo ſchnöden Worten, daß Guſtav in Zorn gerieth und ihr einen Porzellanteller an den Kopf warf. Huſarenſchnell überrumpelte ſie den Trinktiſch, riß eine noch volle Weinflaſche hinweg und eilte damit nach der Thür. Aus ſechs Händen flogen ihr Teller nach, die an ihrem breiten Rücken zerkrachten. Das nicht achtend, ſetzte ſie ihren Weg fort, übergab die gemachte Beute dem Wirthe, wuſch ihm zugleich den Kopf, kam mit kräftigen Reiterflüchen zurück, zog das Söhnlein ihrer Herrſchaft aus dem wilden Getümmel und rannte mit ihm davon.

Sie flog nach dem Elephanten, riß die Thür des gemeinſamen Speiſezimmers auf und ſchrie: „Hülfe! Hülfe! Kommen Sie Alle zu Hülfe! In der ſchwarzen Eule iſt eine Rebellion!“

Dieſes furchtbare Wort donnerte dem eben erſt eingeſchlummerten Bürgermeiſter in die Ohren. Er taumelte ſchlaftrunken auf, lief wie beſeſſen umher und rief: „Gott ſteh' uns bei! — Laßt die Sturmglocke läuten — führt die Feuerſpritzen auf den Markt — ſendet reitende Boten nach den nächſten Garniſonſtädten, daß ſie uns Truppen und Kanonen ſchicken“ —

„Aengſte dich nicht, mein Schatz!“ ſagte die Bürgermeiſterin, die ſchon den Vorfall errieth. „Die Sache iſt ein Kinderſpiel. Du kannſt dein Mittagsſchläfchen ruhig fortſetzen.“ Damit ſchob ſie ihn wieder in ſeinen Stuhl, und er drückte ſogleich, ohne weitere Frage nach der Rebellion, die Augen zu.

Bellona ward nun in einem andern Zimmer leiſe verhört, und die Bürgermeiſterin begab ſich, von dem Lieutenant begleitet, in die ſchwarze Eule, um den Aufruhr zu dämpfen.

10.

Das Donnerwetter.

Dort ſah es wild aus. Tiſche und Stühle waren umgeſtürzt, Scherben zerbrochener Geſchirre bedeckten den Fußboden, und dazwiſchen lagen die Zecher Paar und Paar und rauften ſich die Haare.

„Blitz und Donner euch auf den Kopf!“ brüllte der Lieutenant, indem er die Thür mit Gewalt aufriß. Die Buben ſprangen erſchrocken auf, konnten jedoch vor Trunkenheit kaum ſtehen; denn Guſtav hatte nicht nur die ihm entführte volle Flaſche vom Wirthe wieder erhalten, ſondern noch eine dazu. Der Lieutenant rief den einfältigen Mann herbei und fuhr ihn an: „Warum gaben Sie den Knaben Wein? Das war dumm! und Sie mögen nun den daraus entſtandenen Schaden als Strafe betrachten.“

„Beſter Herr Lieutenant!“ ächzte der Wirth: „wie kann ein ſo guter und treuer Unterthan, als ich, dem werthen Sohne des regierenden Herrn Bürgermeiſters etwas verſagen? Das iſt ja platterdings unmöglich!“

Die Bürgermeiſterin, durch dieſe Unterthänigkeit beſtochen, ſagte: „Nun ja, Sie haben gewiſſer Maßen nicht Unrecht, lieber Mann! Aber freilich — doch was hilft's, daß wir über geſchehene Dinge viel Worte verlieren?

Reichen Sie morgen die Berechnung Ihres hier verwüſteten Eigenthums bei mir ein. Wählen Sie aber eine Stunde, in welcher ſich mein Mann auf dem Rathhauſe befindet; denn vor ihm muß ich das Unheil vertuſchen.“

Der demüthige Eulenwirth bückte ſich tief und küßte ihr dankbar die Hand. Der Lieutenant warf ihm aber noch einige harte Worte zu, und betheuerte mit einem Fluche, daß ihm unverdiente Gnade widerfahre.

Er wandte ſich dann zu den benebelten Knaben und hielt ihnen eine ſo ſcharfe Geſetzpredigt, daß ſie ganz nüchtern dabei wurden und mit niedergeſchlagenen Augen nach Hauſe gingen.

Im Elephanten ward nachher beſchloſſen, ſie nicht wieder an einer ſpartaniſchen Tafel zu verſammeln, ſondern die für ſie im Gaſthofe zubereiteten Speiſen in einzelnen Abtheilungen nach Hauſe zu holen, und dort jedes Kind allein oder nur in Geſellſchaft ſeiner Geſchwiſter eſſen zu laſſen.

Den Gemeintiſch der Dienerſchaft zerſtörten ebenfalls gleich bei dem erſten Verſuche allerhand Gemeinheiten, die keines Federzuges werth ſind.

11.

Der magere Sonnabend.

Aber die Tafel der Alten dauerte ohne Unterbrechung fort, ob ſich gleich viele Ungemächlichkeiten hervorthaten, und die ganze Stadt zum Theil darüber lachte, zum Theil höchſt unzufrieden damit war. Die Syrupkäufer verſicherten: die Kaufmannsfrau gebe jetzt weniger für's Geld als ſonſt: die Briefſchreiber klagten: daß im Elephanten gleich zehn Frauenhände nach dem Briefe griffen, den man dem Brieſſammler übergeben wolle: wer einen Prozeß hatte, beſchwerte ſich: daß er ſeinen Rechtshandel dem Sachwalter vor zwanzig Ohren vortragen müſſe; und den Arzt holte man nicht gern aus dem Elephanten, weil man beſorgte, daß er ſich dort einen Haarbeutel getrunken habe und den Kranken übel berathen werde. Dennoch ſetzten die Frauen, die ſich in ihrem Erdenhimmel ohne Küchenſorgen trefflich befanden, ihren Kopf darauf, die luſtige Geſellſchaftstafel von jenen Geſchwätzen nicht umſtürzen zu laſſen. Als ſie aber vom Sonntage bis zum Freitage immerfort, wie auf einer Hochzeit, geſchmauſet hatten, beſchloſſen ſie in einer geheimen Verſammlung, der bisherigen Schwelgerei nun Schranken zu ſetzen und ihren Männern den Brodkorb höher zu hängen.

Indem ſie ſich darüber in einem abgelegenen Zimmer beſprachen, ſagte der Lieutenant: „Unſere Weiblein halten einen Rath. Sie wollen uns vermuthlich noch ſtattlicher, als bisher, bewirthen.“

„Das wäre doch Ueberfluß!“ erklärte der Bürgermeiſter. „Wir können mit der jetzigen Beköſtigung zufrieden ſeyn.“

„Nun ja, allenfalls!“ ſagte der Dicke. „Doch beſſer wäre beſſer.“

„Man laſſe den Frauen ihren Willen!“ ſprach der Arzt. „Sie ſind Schwämme, die ſich ſelbſt ausdrücken.“

Die Uebrigen ſtimmten ihm bei. Keiner bezeigte Luſt, ſich künftig ſpärlicher auftiſchen zu laſſen.

Was machten ſie daher für Augen, als ihnen am folgenden Tage, anſtatt der bisherigen leckerhaften vier Schüſſeln, nur eine einzige, die Bratwürſte mit grünem Kohl enthielt, aufgetragen wurde! Dieſe gemeine Koſt begleitete Bier; kein Weinglas ließ ſich erblicken.

Leiſes Murren lief an der Tafel auf und ab. Die Bürgermeiſterin ging aber dem von fern her rollenden Gewitter ſogleich mit einem Ableiter entgegen. „Heute iſt Sonnabend, meine Herren! Da ſpeiſet man gewöhnlich etwas knapper als an andern Tagen. Nehmen Sie alſo mit dieſen Würſtchen gütigſt fürlieb. Dem morgenden Sonntage ſoll um ſo mehr ſein Recht geſchehen.“

So warf ſie den Männern ein Schloß an den Mund. Sie mußten aus Höflichkeit ſchweigen, weil ſie ſich noch als koſtenfreie Gäſte betrachteten. Den innerlichen Aerger konnten ſie jedoch nicht überwinden; und da überdieß der belebende Wein fehlte, ging man zeitig auseinander.

12.

Der Poſtzug.

Der Sonntag ward mit vier feinen Speiſen und Wein gefeiert. Man lebte bis in die Nacht herrlich und in Freuden. Die kahlen Bratwürſte waren vergeſſen.

Der Montag brachte abermals eine Schüſſel gewöhnliche Hauskoſt. Das Gericht war jedoch in Frauenfeld beliebt, und ward auch von dem ſpartaniſchen Vereine mit Vergnügen genoſſen. Dennoch ſahen ſich die Männer nach mehrern Schüſſeln und beſonders nach Wein um. Indem ſie aber nach der Thür ſchielten, ſagte die Bürgermeiſterin: „Iſt's gefällig, die Tafel aufzuheben?“

„Du ſpaßeſt wohl?“ ſprach ihr Mann. „Heute iſt ja nicht Sonnabend, und wir bekamen erſt eine einzige Schüſſel und kein Tröpfchen Wein.“

„Ganz recht!“ antwortete ſie. „Wollten wir immer mit einem Poſtzuge von vier Schüſſeln fahren, ſo ginge der Weg bald zum Thore hinaus. Das wird dir und den übrigen Herren wohl einleuchten.“

„Aber, zum Teufel!“ rief der Lieutenant: „ſoll man denn einen Tag wie den andern ſeinen bequemen Hauskittel ablegen und in Parade nach dem Gaſthofe marſchiren, um eine Bratwurſt zu eſſen?“

„Das iſt der Mühe nicht werth!“ fiel der Accis-Einnehmer ein. „Bratwurſt und Bier ſchmeckt im Schlafrock am beſten.“

„Und eine Pfeife guter Landtabak!“ ſetzte der Advokat hinzu. „Da wird nicht die Naſe darüber gerümpft oder einem alten Jurispracticus zugemuthet, Blumenblätter zu rauchen.“

„Zu Hauſe ſpottet auch niemand über meine ehrliche Nachtmütze;“ ſagte Jamund.

„Und ich kann meinen Pudel füttern, wie mir's beliebt;“ brummte der Stadtrichter.

„Mir will es,“ ſagte der Briefſammler, „das landesherrliche Poſt-Intereſſe beinahe nicht mehr geſtatten, daß ich das Felleiſen hier packe. Man hatte in voriger Nacht ein Pasquill an meine Hausthür geheftet und drohte darin, daß aus Frauenfeld kein Brief mehr abgeben werde, ſo lange ich mein Amt im Gaſthofe und in der Mitte neugieriger Weiber verwalte.“

„Ein ſolches Liedchen kann ich auch ſingen;“ ſprach der Accis-Einnehmer. „Da war vor einigen Tagen in einem gewiſſen Hauſe ein weſtphäliſcher Schinken angelangt, woran man ſich vier Wochen zu laben dachte, aber gleich den nächſten Abend finden ſich ſo viel ungebetene Gäſte ein, daß ſie binnen einer Stunde damit fertig werden. Am Morgen nachher warf man mir vor: das ſey meine Schuld, weil die Acciszettel in Gegenwart plauderhafter Menſchen gelöſ't werden müßten, und daher jeder angekommene gute Biſſen ſogleich der ganzen hungrigen Stadt bekannt werde.“

„Alles Lariſari!“ rieſen die beleidigten Frauen.

„Was mich betrifft,“ ſagte der Kaufmann, „ich plaudre nichts aus; denn unnützes Geſchwätz iſt nicht meine Sache; man kann den Mund beſſer brauchen. Ich bleib' auch gern zu Hauſe, wenn ich nicht auswärts eine recht gute und beſonders reichliche Mahlzeit zu finden weiß. Jeder Schritt wird mir ſauer, und der Verluſt meiner häuslichen Bequemlichkeit ſteht mit dem Gewinn einer Bratwurſt in keiner richtigen Bilanz.“

„Hocken Sie nur immer in Ihrem Großvaterſtuhle!“ ſprach der Arzt. „Da wird Klapperbein den dicken Freund bald erhaſchen. — Nach einer trocknen Bratwurſt geh' ich übrigens auch nicht gern weit. In dieſem Punkte bin ich mit Ihnen vollkommen einverſtanden.“

13.

Der Einſpänner.

Jetzt nahmen die Frauen lebhaft das Wort, und eine nach der andern bemühte ſich, die ſchon oft geprieſenen Vortheile der ſpartaniſchen Mahlzeiten in ein neues, blendendes Licht zu ſtellen. Aber den Poſtzug von vier Schüſſeln, den die Herren täglich angeſpannt ſehen wollten, konnte keine verſprechen. Alle geſtanden: es müſſe bei dem Einſpänner bleiben.

„Damit wollen wir denn zum eigenen Herde zurückfahren,“ ſagte der Bürgermeiſter, und wild ſprangen alle Männer, mit Ausnahme des Dicken, von den Stühlen auf. Einige griffen ſchnell nach ihren Hüten, und wollten mit einem flüchtigen Abſchiedsworte davon eilen.

„Verziehen Sie einen Augenblick, meine Herren!“ ſagte der Elephantenwirth, der eben, mit einem Blatte Papier in der Hand, ins Zimmer trat.

„Was wollen Sie?“ ſagte der Bürgermeiſter verdrießlich. „Hier werden keine Geſchäfte mehr gemacht.“

„Mit gütiger Ausnahme des meinigen!“ antwortete der Wirth. „Es iſt mir nämlich zu Ohren gekommen, daß Dero löbliche ſpartaniſche Tiſchgeſellſchaft, die ich zu bedienen die Ehre hatte, ſich auflöſen will. Darum bin ich ſo frei, um gefällige Berichtigung der aufgelaufenen Zehrkoſten gehorſamſt zu bitten.“

„Die haben Sie von unſern Frauen zu fodern;“ ſagte der Bürgermeiſter.

„Das wäre was Neues!“ rief ſeine Gattin. „Der Mann ernährt die Frau; das verſteht ſich am Rande. Die Herren werden alſo geruhen, ihre Antheile für ſich und uns zu bezahlen.“

Da erhoben die Männer ein allgemeines Geſchrei, und verwünſchten jeden Biſſen, den ſie, von Frauenliſt hintergangen, im Gaſthofe genoſſen hatten. Nur der Doctor ſaß in einem Winkel und lachte weidlich.

Der Bürgermeiſter nahm endlich dem Wirthe die Rechnung aus der Hand und las laut: „Für ſiebentägige Bewirthung mit vier Schüſſeln, Wein und Kaffee, und zweitägige Speiſung mit Hausmannkoſt, zahlet jedes hochverehrte Ehepaar fünfzehn Reichsthaler. Herr Bleimann aber, der täglich drei für ihn beſtellte Portionen mit eigenem Munde genoſſen, hat zehn Thaler mehr zu entrichten.“

„Mich rührt der Schlag!“ rief der Dicke; aber niemand hörte darauf. Die Uebrigen zankten heftig mit ihren Frauen, ſtampften mit den Füßen, ſchlugen auf den Tiſch, und machten mit noch andern dergleichen Unarten ein ſolches Getöſe, daß die Nachbarn unter den Fenſtern zuſammen liefen.

14.

Stürmiſches Ende.

Lachend zahlte der Arzt ſeine Zeche. „Ich merkte lange,“ ſprach er, was das Ende vom Liede ſeyn würde; aber ich ſchwieg, um die luſtige Eulenſpiegelei ihren ruhigen Gang gehen zu laſſen. Beim Lichte beſehen, hab' ich auch keinen Schaden davon; denn die Herren Spartaner ärgern ſich alle ſo hübſch, daß ſie mir bald in die Hände fallen werden.“

Die Schuldner ließen ſich nun in lächerliche Verhandlungen mit ihrem Gläubiger ein. Einige munkelten von doppelter Kreide und wollten abdingen; andere betheuerten: ſie könnten nicht auf Einem Brete bezahlen, ſondern nur theilweiſe, von Monat zu Monat. „Ihr ſeyd gar nichts ſchuldig,“ ſchrie der Advokat dazwiſchen. „Die römiſchen und deutſchen Rechte ſprechen von aller Verbindlichkeit los, wenn Liſt und Trug im Spiele waren. Meine Frau muß bezahlen! Darum will ich ihr ſogleich ihr ſeidenes Fähnchen und ihren von mir erpreßten italieniſchen Strohhut abpfänden und den Plunder öffentlich verſteigern laſſen.“

Das geſagt, lief er mit flammendem Geſichte fort, durchbrach die Verſammlung des Volks vor dem Hauſe, eilte mit Rieſenſchritten über den Markt, und ſeine Frau keuchte ſchluchzend hinter ihm her, um ihn von der gedrohten Pfändung abzuhalten. Bald erſchienen auch die übrigen Spartaner auf der Gaſſe, und beluſtigten mit mancherlei wilden Worten und Geberden das lachende Volk. Einige Frauen wollten mit ihren Männern, um ſie zu beſänftigen, Arm in Arm gehen, wie ſie bisher traulich zur ſpartaniſchen Tafel gewandelt waren, aber die zürnenden Unholde ſchleuderten die ſchmeichelnden Weiblein mit ſolcher Gewalt von ſich, daß ſie beinahe zur Erde fielen. Zuletzt ward Herr Bleimann, dem das verſchwelgte Viertelhundert Reichsthaler dermaßen in die Glieder geſchlagen war, daß er keinen Schritt gehen konnte, von vier ſtarken Männern in ſeinem Großvaterſtuhle nach Hauſe getragen.

Ein ſo trauriges Ende nahmen die ſpartaniſchen Mahlzeiten in Frauenfeld, und die armen Weiblein, die das Feuer auf ihren Herden ganz vertilgen wollten, müſſen nun mehr als jemals kochen und braten, um die im Gaſthofe verwöhnten Gaumen ihrer brummenden Gatten zu befriedigen. So ſind ſie durch ihre eigene Schuld aus dem Regen in die Traufe gerathen.

Nachwort.

Es wird vielleicht manchem ernſthaften Mann bedünken, daß vorſtehende ſcherzhafte Erzählung keine nützliche Lehre für die Jugend enthalte. Das Gegentheil mögen folgende Fingerzeige beweiſen.

Ariſtodemus, der den ganzen Unfug veranlaßte, iſt ohne Zweifel ein guter, wohlgeſinnter Mann. Er gehört aber zu der Klaſſe von Leuten, die ſich ſehr klug dünken, ihre Weisheit überall auskramen, und dadurch läſtig, bisweilen ſogar lächerlich werden. Das begegnete ihm in dem allgemeinen Anzeiger durch ſeine Empfehlung der ſpartaniſchen Mahlzeiten. Hätte er, bevor er zur Feder griff, die Sache gehörig überlegt, ſo wäre ihm klar geworden, daß dergleichen Tiſchvereine unſern Zeiten und Sitten durchaus nicht angemeſſen ſind, und allenhalben, wo man ſie einführen wollte, mancherlei luſtiges Ungemach anrichten müßten. Der ehrliche Ariſtodemus war alſo ein voreiliger Rathgeber, der zum Glück nur einigen Kleinſtädterinnen die Köpfe verdrehte, ohne daß ein bedeutender Nachtheil daraus entſtand. Unbeſonnene Rathſchläge ſtiften aber oft großes Unheil, wenn ihnen in wichtigern Angelegenheiten des Lebens blindlings gefolgt wird. Darum dränge man ſich nicht zum Rathgeben in Dingen, die man nicht aus dem Grunde verſteht. Wird man aber in einem Fache, das man vollkommen kennt, zu Rathe gezogen, ſo ertheile man ihn mit Redlichkeit und Vorſicht, damit man weder Schaden veranlaſſe, noch ſich lächerlich mache. —

Lernt ein junger Leſer nur ſo viel aus jener Erzählung, ſo war ſie ſchon dadurch nicht nutzlos für ihn. Aber ſie enthält der guten Lehren noch mehr.

Die hochgebietende Frau Bürgermeiſterin, die das Rad der Begebenheiten drehte, war keine löbliche Hausfrau, weil ihr die Sorgen und Mühen der Wirthſchaft ein Gräuel waren. Andere verſtändige Frauen erkennen das Hausweſen für den ihnen von der Natur angewieſenen Wirkungskreis, beſorgen es freudig und thätig, und ſichern damit dem Erwerb des Gatten einen ſparſamen und nützlichen Gebrauch. Aber die Frau Bürgermeiſterin haßte das Sprichwort: „Wer das Feuer genießen will, muß auch den Rauch vertragen können.“ Das Feuer des Gaſthofes ſollte ihre Speiſen bereiten und ſie vor dem Rauch der eigenen Küche bewahren. Daß ein bedeutender Aufwand, tägliche Störung der männlichen Berufsgeſchäfte und überhaupt ein heilloſer Wirrwarr daraus entſtehen müßten, bedachte ſie nicht, ſondern verleitete getroſt auch andere Frauen, den unweiſen Einfall des Herrn Ariſtodemus mit ihr ins Werk zu ſetzen. Wäre das tolle Unternehmen nicht ſogleich wieder geſcheitert, ſo hätten wahrſcheinlich alle dazu verbundene Familien nach einiger Zeit gar keines Küchenfeuers mehr bedurft, ſondern ihre zerrütteten Umſtände hätten ſie gezwungen, mit Salz und Brod fürlieb zu nehmen.

Auch als Erzieherin war Madame Schranz keineswegs zu loben. Ihr Grundſatz: daß die Jugend volle Freiheit haben müſſe, über alles zu ſprechen, über alles zu urtheilen, iſt nicht zu empfehlen. Er bildet naſeweiſe Klüglinge; ein unerträgliches und allgemein verhaßtes Geſchlecht! — Bürger's Blümchen Wunderhold — die Beſcheidenheit — iſt der Jugend lieblichſter Schmuck.

Die Gatten unſerer küchenſcheuen Frauen ſind meiſtens ehrſame Spießbürger, an denen weder viel zu loben noch zu tadeln iſt. Nur der Stadtrichter **Mohr** verdient wegen ſeiner übertriebenen Hundeliebe ein Warnungstäflein vor die Bruſt zu bekommen. Der Hund iſt in der Regel ein freches, überläſtiges Thier. Seinem Herrn iſt er zwar unterwürfig, treu und ergeben; aber mit andern Menſchen lebt er, wenn er ſchlecht erzogen ward, beſtändig im Kriege. Auf Straßen und in Häuſern wird man von beißigen Kötern angefallen. Welches andere Hausthier wüthet ſo gegen den Menſchen? „Er thut nichts;“ ſagt bisweilen der leutſelige Herr des bellend anſtürzenden Ungethüms, verweiſet aber ſeinen Liebling mit keinem Worte zur Ruhe, wenn er auch Straßen lang ſeine Verfolgung fortſetzt. Kinder erſchrecken oft ſo heftig darüber, daß ſie erkranken. Wer ſeinen zänkiſchen Hund frei umherlaufen und Unbilden verüben läßt, iſt ein Selbſtling, ein Menſchenfeind, den die Obrigkeit ſtrafend anhalten ſollte, ſeine Mitbürger höher als ſeinen Hund zu achten.

Mit Einem Worte: es gibt der Hunde zu viel! Lob und Dank daher jedem Staate, der ſie — die wenigen unentbehrlichen ausgenommen — mit einer Steuer belegt und deren Ertrag den Armen zuwendet, die oft gern genießen möchten, was der ekle, an Leckerbiſſen gewöhnte Hund des Reichen verſchmäht.

Es iſt zu erwarten, daß gegenwärtige Antaſtung der geliebten Thierchen hier und da Mißfallen erregen wird. Immerhin! Wahrheit und Menſchenliebe führten die Feder. —

Genug über jene komiſche Erzählung! Der mögliche Einwurf, daß nichts Erſprießliches daraus zu lernen ſey, ward durch obige Fingerzeige ſattſam widerlegt. Andere noch darin enthaltene ſittliche Winke wird der denkende Leſer von ſelbſt bemerken.

X.

Lebensrettung ohne Dank.

Der Saal war mit Blumen geſchmückt; hundert Wachskerzen brannten auf ſilbernen Armleuchtern und kriſtallnen Kronen. Vettern, Baſen und andere Gäſte traten feierlich herein, verbeugten ſich vor der bräutlich geſchmückten Mathilde, und wünſchten Glück.

Mit niedergeſchlagenen Augen dankte ſie der geſchwätzigen Schaar, und konnte ſich kaum der Thränen enthalten; denn ſchrecklich war ihr der Tag der Verlobung. Sie ſollte ſich von einem Geliebten trennen, und ſich mit einem gehaßten und haſſenswerthen Menſchen auf ewig verbinden.

Ihr Vater, ein reicher Tuchhändler, hatte drei Jahre zuvor einen armen Jüngling, Namens Hermann, zu ſeinem Gehülfen angenommen, und hielt ihn, weil er fleißig und ehrlich war, wie ſeinen Sohn. Hermann und Mathilde ſahen ſich oft, und fühlten bald die zärtlichſte Liebe gegen einander. Aber ſie ſprachen den Namen dieſes Gefühls nie aus, und Herr Berthold, Mathildens Vater, beſchäftigte ſich ſo eifrig mit ſeinem Handel, daß er die unwillkürlichen Zeichen ihrer ſtillen Zuneigung, die ihnen bisweilen entſchlüpften, nicht bemerkte.

So waren zwei Jahre vergangen, als ein Krieg ausbrach und feindliche Heerſchaaren das Land überſtrömten. Es waren unbeſcheidene Gäſte, die ſich in den Städten und Dörfern der eroberten Provinzen gewaltſame Plünderungen erlaubten. Als Berthold das hörte, ward ihm bange, ſie möchten ſich in einer anſehnlichen Mittelſtadt, wo er ein bedeutendes Tuchlager beſaß, nicht höflicher betragen. Er ſandte deßhalb ſeinen treuen Hermann ſchnell mit dem Auftrage dahin, den ganzen Vorrath ſeines dortigen Eigenthums aufpacken und nach der Hauptſtadt bringen zu laſſen.

Indem aber Hermann jene Stadt erreicht hatte und durchs nächſte Thor hineinfuhr, rückten auch ſchon die Feinde durch ein anderes ein. Dennoch hielt er es noch für möglich, das Tuchlager zu retten, weil ſich das Vorrathshaus in einer abgelegenen Gegend befand, die von dem Thore, durch welches die Feinde einzogen, weit entfernt war. Es gelang ſeiner raſchen Thätigkeit, die nöthigen Wagen und Gehülfen geſchwind aufzutreiben. Doch in dem Augenblicke, als er das Magazin öffnen wollte, ſtürzte ein Schwarm bewaffnetes, mit vielfarbigen Lumpen bedecktes Geſindel auf ihn los und forderte die Schlüſſel von ihm. Er ſah ſogleich, daß er keine wirklichen Soldaten vor ſich hatte, und ſchlug ihr Begehren rund ab. Sie wiederholten es mit wildem Geſchrei und mit gezogenen Säbeln. Er zog auch; es entſtand ein Gefecht, und er bekam einen Hieb ins Geſicht. Dennoch wich er nicht, ſondern fuhr mit kräftig geſchwungener Klinge fort, die Pforte des Tuchlagers zu vertheidigen.

„Ruhe dort!“ rief eine Donnerſtimme. Ein Officier ſprengte herbei, und die Räuber machten ſich über Hals und Kopf aus dem Staube.

„Was gab's hier?“ fragte Jener. Hermann erzählte und bat um Schutz.

„Den kann ich nicht verſprechen;“ antwortete der Officier. „Jene Marodeurs flohen zwar vor mir; aber gegen die regelmäßigen Truppen iſt unſer Oberfeldherr ſehr nachſichtig, und ſie pochen bisweilen darauf.“

„So laſſ' ich mich hier niederhauen;“ ſagte Hermann.

Der Officier ſtellte ihm ſanftmüthig vor: daß ſein tollkühner Kampf gegen hundertfache Uebermacht fruchtlos ſeyn würde, und ſein Herr das Opfer ſeines Lebens von ihm nicht verlangen könne.

„Dieſes Opfer verlangt mein Herz;“ erwiederte Hermann, weil er ſah, daß er keinen rohen, gefühlloſen Mann vor ſich hatte. „Ich liebe die Tochter meines Herrn, und er wird ſie mir nicht verſagen, wenn ich ſein Eigenthum rette. Komm' ich aber mit leerer Hand zurück, ſo williget er nimmer in unſere Verbindung, und dann hat das Leben keinen Werth mehr für mich.“

Der Kriegsmann ward gerührt. Als Befehlshaber des eingerückten Regiments konnte er, wenn er künftige Mißbilligung wagen wollte, den erbetenen Schutz gewähren. Er entſchloß ſich dazu, jagte zum Regimente zurück, ſandte ſchnell eine Schutzwache, und Hermann brachte das ganze Tuchlager ohne Verluſt in Bertholds Hände.

Freudig umarmte ihn der Kaufmann und ſagte: „Sie haben mir, mein junger Freund, einen wichtigen Dienſt gethan. Sagen Sie frei, welche Belohnung Sie wünſchen.“

Da wagte Hermann das Bekenntniß, daß er Mathilden liebe, und bat mit zagender Stimme, ihre künftige Verbindung zu genehmigen.

„Sind Sie von Sinnen?“ fuhr Berthold auf, und trat mit flammenden Augen einige Schritte zurück. „Wie können Sie von einem Manne meines Anſehens und Vermögens erwarten, daß er ſeine einzige Tochter an einen armen Handlungsdiener verſchleudern wird? — Dieſen Schwindelgedanken geben Sie auf! Da Sie mir aber durch glückliche Rettung meines Tuchlagers einen guten Dienſt erwieſen haben, ſo ſchenke ich Ihnen unter der Bedingung, daß Sie mein Haus noch heute verlaſſen, dieſe hundert Stück Louisd'or."

„Mein Leben war für Gold nicht feil;" ſagte Hermann, ſchob die Geldrolle zurück, und ſtürzte voll Verzweiflung fort.

Mathilde, die jetzt ihr achtzehntes Jahr angetreten hatte, ward von Freiern umlagert. Sie lehnte verſchiedene Anträge ab, und der Vater, dem ſie ſelbſt nicht gefielen, ließ es geſchehen. Endlich aber erſchien ein Mann nach ſeinem Herzen. Das war Herr Diethard, ein junger, abgeſchmackter Laffe, für den ſein Vater ein großes Vermögen zuſammengegeizt hatte. Auch dieſen Bewerber wollte Mathilde zurückweiſen; allein ihr Vater beſtand mit Heftigkeit darauf, daß ſie den reichen Taugenichts dulden und ſich mit ihm verloben mußte.

Nach Endigung dieſes Feſtes, mit welchem unſere Erzählung begann, ging Berthold vergnügt zu Bette. Am Morgen fand man ihn ſtarr und todt.

Mathilde fiel in Ohnmacht. Der Bräutigam, den man ſogleich herbeirief, ſtellte ſich Anfangs, als hätten Schrecken und Schmerz ſeinen Verſtand angegriffen. Er fiel ſich mit beiden Händen in die Haare und ſtieß den Kopf gegen die Wand. Bald aber legte ſich der Sturm, und der jammernde Heuchler ward ein gemeiner, habſüchtiger Menſch. Er bemächtigte ſich der Schlüſſel zu dem eiſernen Geldkaſten, unterſuchte die vorhandenen Schätze, und ſetzte ſich ſogar ſchon vorläufig in den Beſitz einiger koſtbaren Ringe, die ihm beſonders gefielen.

Bei dem Begräbniſſe folgte er, als Mathildens Verlobter, der Leiche zunächſt, und gab ſich das Anſehen, als ob er hinter dem vorgehaltenen Tuche bitterlich weine. Der Sarg ward von ehrſamen Bürgern getragen. Der Weg führte über einen Platz, wo zwei Gaſſen in gleicher Richtung nach dem Kirchhofe führten. Hier fragten die Träger einander: „Wenden wir uns rechts oder links?“ Da rief ſchauerlich die wohlbekannte Stimme des Todten: „Tragt mich rechts, wo ich immer zu Weine ging!“ — Ein ungeheures Schrecken ergriff alle, die es hörten. Die Träger warfen den Sarg von den Schultern und flohen über Hals und Kopf ſammt dem ganzen ſchwarzen Gefolge. Nur Diethard, der Held, wankte nicht. Doch in der nächſten Minute riß er ebenfalls aus, weil er mit Entſetzen ſah, daß ſich der Todte im Sarge erhob und mit großen Augen umherblickte.

Hermann, der ſich in Trauerkleidung dem Zuge angeſchloſſen hatte, eilte herbei, um dem Manne beizuſtehen, der ihn ein halbes Jahr zuvor aus ſeinem Hauſe verſtieß. Berthold ſah ihn ſtarr an und fragte, was mit ihm vorgegangen. Der Jüngling antwortete: man habe ihn für todt gehalten und begraben wollen; aber eine der ſeinigen ganz ähnliche Stimme habe durch den Ruf: Tragt mich rechts, wo ich immer zu Weine ging! die Leichenträger dermaßen erſchreckt, daß ſie den Sarg auf die Straße geworfen.

„Ich war's — ich ſprach die Worte der Rettung!“ ſchrie Diethard, der aus einem nahen Hauſe, wo er auf der Lauer geſtanden, eiligſt hervorſprang. „Die dummen Teufel,“ fuhr er lachend fort, „glaubten, Sie ſelbſt ließen ſich aus dem Sarge vernehmen; ich aber war's, liebes Papachen! Ich kann die Stimmen aller meiner Bekannten täuſchend nachahmen, und beſonders hinter dem Thränentuche gelang mir's vortrefflich. So hatt' ich zufällig das Vergnügen, Ihre Erweckung vom Tode zu bewirken."

„Das macht Ihnen gewiß kein Vergnügen, mein Herr!" ſagte Berthold bitter. „Meine Ringe an ihren Fingern zeigen von voreiliger Habſucht, und es war hämiſch, einem vermeinten Todten öffentlich vorzurücken, daß er bisweilen ein Glas Wein trank. So haben Sie ſich ſelbſt entlarvt; Sie ſind meiner Achtung und meiner Tochter nicht werth, und ich verbiete Ihnen hiermit mein Haus."

Beſchämt und ſtumm zog ſich Diethard zurück. Tauſend Neugierige, die der wunderbare Vorfall hergelockt hatte, ſtarrten ihm nach.

„Du aber ſollſt mein Sohn ſeyn, edler Hermann!" fuhr Berthold fort, und beſtieg mit ihm einen herbeigerufenen Miethwagen.

Mathilde wich, wie vor einer Geiſtererſcheinung, zurück, als ihr Vater, noch mit dem Leichengewande bekleidet und mit ihrem Geliebten Hand in Hand, ins Zimmer trat. Aber die erſten Worte der Ankommenden verwandelten Schrecken in Freude, und einige Wochen darauf feierten die Liebenden das Feſt ihrer, nach einem hoffnungsloſen Trauerjahre noch wunderbar gelungenen Verbindung.

XI.

Von einem Ritter und ſeiner Frau.

Ein deutſcher Ritter gab ein Gaſtgebot, und es ſaßen viel fröhliche Leute an der Tafel. Zum Nachtiſch ward unter andern Früchten ein Körbchen voll ſchöner Aepfel aufgetragen. Indem es von Hand zu Hand die Runde ging, ſagte die junge Hausfrau: „Ein guter Aepfel iſt beinahe mein liebſtes Obſt. Dennoch kann ich es unſerer Mutter Eva nicht verzeihen, daß ſie von der verbotenen Frucht naſchte, und dadurch allen ihren Nachkommen das Paradies zerſtörte. Wahrlich, ich hätte klüger gehandelt!“

„Traue dir nicht zu viel, liebe Adelheid!“ ſagte der Ritter. „Es iſt nun einmal die Erbſünde der Menſchen, beſonders der Frauen, nach Verbotenem zu ſtreben. Du hätteſt gewiß eben ſo lüſtern, als Eva, in den gefährlichen Apfel gebiſſen. Ja, ich glaube, das ekelhafteſte, widrigſte Ding, dem du dich von ſelbſt um keinen Preis nahen möchteſt, würde dich unwiderſtehlich anlocken, wenn ich es dir unterſagte.“

Adelheid lachte und ſprach: „Verſuche das! Ertappſt du mich aber nicht auf verbotenen Wegen, ſo mußt du mir für den böſen Leumund, den du mir hier vor unſern Freunden machſt, ein tüchtiges Strafgeld erlegen.“

„Laß uns wetten!“ erwiederte der Ritter. „Ich verbiete dir alſo, mit bloßen Füßen in den ſchwarzen Entenpfuhl zu treten, der ſich hinter unſerer Burg befindet. Erlaubſt du dir das, ſo zahlſt du mir fünfzig Dukaten, und eben ſo viel empfängſt du von mir, wenn du dich acht volle Tage deſſen enthältſt.“

Adelheid ging die Wette mit Vergnügen ein. „Du bieteſt ſie doch nur,“ ſagte ſie, „um mir mit guter Art ein feines Sümmchen in die Hände zu ſpielen.“

Nach Tiſche nahm die ganze Geſellſchaft den Entenpfuhl in Augenſchein. Jedermann fand das kleine ſchwarze Meer ſo abſchreckend, daß man dem Ritter einſtimmig prophezeite: er werde die Wette verlieren.

Adelheid umwandelte des nächſten Tages mehrmals den Sumpf, und tauchte ein Stäbchen hinein, um deſſen Tiefe zu erforſchen. Ich möchte nur wiſſen, ſagte ſie zu ſich ſelbſt, warum der Ritter gerade dieſen Moraſt zum Gegenſtande ſeiner Wette gewählt hat. Er muß ſeine beſonderen Urſachen dazu gehabt haben. Ich bin eben nicht neugierig, doch erfahren möcht’ ich ſie gern. Es wär’ auch in der That ein luſtiger Spaß, den Sumpf heimlich zu beſchreiten, und dennoch nach acht Tagen fünfzig Dukaten einzuſtreichen.

Dieſer Gedanke ging mit ihr zu Bett, und ſie verrieth ihn durch einige laute Worte, die ſie im Schlafe ſprach. Der Ritter, der das Selbſtgeſpräch hörte, beſchloß auszureiten, um ſie ſicher zu machen.

Bald nach Anbruch des Tages ließ er ſein Roß ſatteln, weckte ſie und ſagte: „Der Morgen iſt ſo ſchön; ich will unſere Freunde in der Nachbarſchaft beſuchen. Irgend einer ladet mich wohl zu Tiſch; erwarte deßhalb meine Heimkehr erſt am Abend, und leb’ indeſſen wohl!“

Da der müßige Ritter auch bisweilen zu andern Zeiten früh ausflog, ſo fiel ihr das nicht auf, und ſie freute ſich der ſchönen Gelegenheit, den Spaziergang in den Entenpfuhl unbemerkt machen zu können. Sie ſah ihrem Gemahl, der auf der Landſtraße ſeinen Gaul wacker ausgreifen ließ, ſo lange nach, bis er ihren Augen verſchwand. Dann kleidete ſie ſich geſchwind, und ſchlich mit leiſen Tritten durch das Hinterpförtchen der Burg an den Sumpf. Er lachte ſie ordentlich an. Sie blickte ſcheu umher, ob ſie beobachtet werde. Kein Lauſcher war ſichtbar. Schnell entledigte ſie ſich ihrer Fußbekleidung, ſchritt mit aufgeſchürztem Rocke herzhaft in den Moraſt, wandelte darin herum, und vergnügte ſich daran, daß der Alabaſter ihrer Haut gegen den ſchwarzen Schmutz ſo leuchtend abſtach.

„Gefangen! gefangen!“ rief der Ritter, der aus einem nahen Gebüſche lachend hervorſprengte. Sie erſchrack, und verhüllte vor Scham ihr Geſicht. „Sieh!“ fuhr er fort: „Auch Dir mangelt die edle Feſtigkeit, dem Gelüſte nach verbotenen Dingen kräftig zu widerſtehen. Komm, zahle die verlorene Wette, und werde durch Schaden klug!“

XII.

Das braucht er nicht.

Der reiche Großhändler Richard begleitete ſeinen Oheim, der ihn beſucht hatte, aus dem Zimmer. Der alte Herr ſah etwas finſter aus und ſagte an der Treppe: „Erlauben Sie mir eine freimüthige Bemerkung, lieber Richard! Sie ſcheinen ſich keiner guten Kinderzucht zu befleißigen. Ihr kleiner Sohn beträgt ſich gegen mich ſehr unartig. Mit haſtigen Schritten tritt er, wie zornig über meine Ankunft, ins Zimmer, behält ſeine Mütze auf dem Kopfe, und blickt mich, ohne den geringſten Gruß, ſo mürriſch an, als ob er Luſt hätte, mich ſogleich wieder gehen zu heißen. Ich für meine Perſon mache mir aus der Ungnade des kleinen Männleins wenig oder nichts; es ſollte mir aber leid thun, wenn es ſich dergleichen Unhöflichkeiten angewöhnte und ſie mit der Zeit auch gegen andere Menſchen ausübte. Das würde bisweilen übel ausſchlagen und ſein Fortkommen in der Welt erſchweren. — Wie alt iſt denn das Bürſchlein?“

„Sechs Jahre, lieber Onkel!“ ſagte Richard, und bat dringend, die Ungezogenheit des Knaben, der ſich künftig höflicher aufführen ſolle, zu verzeihen.

Als der Kaufmann wieder ins Zimmer trat, ſah ihm

Karl ſo vergnügt und mit ſich ſelbſt zufrieden entgegen, als ob er etwas recht Löbliches gethan und Beifall erwarte. Aber der Vater ſchlug ihm die Mütze vom Kopfe und ſagte: „Frecher Bube, wie konnteſt du dich unterſtehen, einem ehrwürdigen Greiſe ſo ſchnöde zu begegnen?“

Der Knabe brach in Zetergeſchrei aus, lief in die Nebenſtube, wo ſich ſeine Mutter befand, und verklagte den Vater.

Schnell trat Frau Richard, ihr Goldſöhnchen an der Hand, mit funkelnden Augen herein. „Was heißt das?“ rief ſie heftig. „Warum mißhandelſt du den Kleinen?“

„Er hat den Onkel beleidiget, und ſoll Höflichkeit lernen.“

„Das braucht er nicht!“ ſchrie ſeine Gemahlin.

„Wie?“ — ſagte der Mann. „Hör' ich recht? Er braucht nicht höflich zu ſeyn?“

„Nein, das braucht er nicht! Er wird einſt ſo reich, daß er nicht nöthig hat, ſich vor jemand zu bücken. Bei dem alten Onkel iſt das vollends ganz überflüſſig. Das iſt kein vornehmer Mann.“

„Ein ſchöner Grund!“ erwiederte Richard. „Gerade vor den ſogenannten Vornehmen ſoll ſich Karl am wenigſten bücken. Knaben, die man bloß zu übertriebenen Demüthigungen vor den Großen anhält, erzieht man zu Sclaven. Aber die Weisheit des Alters und die Menſchenwürde ſoll er ehren, und wären ſie mit Lumpen umhüllt.“

„Das braucht er nicht!“

„Wir wollen für jetzt, in Gegenwart unſres Sohnes, nicht weiter darüber Worte wechſeln;“ ſagte Richard. „Dir, Karl, befehle ich aber hiermit, künftig gegen den wackern Onkel höflicher zu ſeyn und ihn bei ſeinem nächſten Beſuche um Verzeihung zu bitten.“

„Das braucht er nicht!“ rief die Affenmutter nochmals, und der Vater entfernte ſich ſchnell.

„War das nicht ein Lärm um den alten Schneekopf!“ ſagte ſie jetzt zu Karlchen. „Laß dich aber nicht irren, mein Kind! betrage dich gegen den Onkel nach wie vor, und an Abbitte iſt vollends gar nicht zu denken. Komm lieber, wenn uns der Alte mit ſeinem Beſuche wieder zur Laſt fällt, nicht in die Stube, damit ſich dein Vater nicht nochmals erlauben kann, dir die Mütze vom Kopfe zu werfen. Wär' ich zugegen geweſen, er hätte das nicht gewagt.“

Sie gab ihm jetzt einen harten Thaler, um ſich dafür mit Naſchwerk zu verſorgen und das ihm zugefügte ſchreiende Unrecht dabei zu vergeſſen.

Als der Oheim das nächſte Mal wieder zum Beſuch kam, war Richard nicht zu Hauſe. Karls Mutter empfing den guten alten Mann ſehr kalt, ungeachtet ſie nicht wußte, daß er ſich über das geliebte Söhnchen beklagt hatte.

Nach einigen Minuten trat Karl mit trotzigen Geberden ins Zimmer, drückte die Mütze, anſtatt ſie abzunehmen, noch feſter auf den Kopf, ſtemmte die Arme in die Seiten, ſtellte ſich ſo vor den Oheim, und ſah ihn hohnlachend an.

„Willſt du mich herausfodern, kleiner Raufbold?“ ſagte der Oheim. „Gerade ſo ſiehſt du vor mir! Ich weiß nicht, ob es deinem Vater gefallen würde, wenn er dich in dieſer kecken Stellung erblickte.“

Karl ſah die Mutter an; ſie winkte ihm beifällig mit den Augen, was freilich der blödſichtige Oheim nicht bemerken konnte. Er ließ ſich daher in ſeinem Vorſatze, des Vetters Rückkunſt abzuwarten, nicht ſtören.

Der kleine Renommiſt beharrte noch eine Weile in ſeiner drohenden Stellung. Da ſich aber der alte Herr durchaus nicht weiter darum bekümmerte, ſo mußten andere Mittel, ihn zu ärgern, ergriffen werden.

Karl ging in die Nebenſtube, ſchnitt aus einem bunten Bilderbogen, wie ſie von den Buchbindern verkauft werden, den ſtattlichſten Eſel heraus, heftete ihn an einen Faden, und knüpfte an deſſen anderes Ende eine hakenförmig gebogene Stecknadel. Mit dieſer Zurüſtung, die er im Buſen verbarg, erſchien er wieder im Zimmer, umſchlich einige Mal, wie eine lauernde Katze, des Onkels Stuhl, und ehe ſich's der Alte verſah, hing ihm der Eſel am Rücken.

Indem dieſes Kunſtſtückchen gelungen war, trat Richard ins Zimmer. Er bemerkte ſogleich das angeheftete Schandbild, weil der Oheim den Rücken der Thür zukehrte. Erſchrocken machte er nach geſchehener Begrüßung einen Verſuch, es heimlich bei Seite zu bringen. Er gab dem Oheim, um ihn zu beſchäftigen, einen Brief zu leſen, und that indeſſen einen leiſen Griff nach dem Eſel. Allein der Alte fühlte, daß auf ſeinem Rücken etwas vorging, griff haſtig ſelbſt dahin, bekam unglücklicher Weiſe ſogleich das Ehrenzeichen in die Hand, beſah es mit Verwunderung und ſagte lächelnd: „Damit hat mich wohl Karlchen beſchenkt?“

Der feige Thäter verſteckte ſich hinter der Mutter. Richard aber fuhr auf ihn los, warf ihm mit Ohrfeigen die Mütze vom Kopfe, ſchleppte ihn zum Oheim und ſagte: „Bitte knieend den würdigen Mann um Verzeihung!“

„Das braucht er nicht!“ kreiſchte die Mutter, und flog dem Liebling zu Hülfe. Vor Gott mag er die Knie beugen, aber nicht vor einem alten, unbedeutenden Menſchen!“ Damit fiel ſie, um ihr Söhnlein zu beſchützen, ihrem Mann in die Haare; er aber ſchob ſie ſammt dem Knaben, den ſie geſchwind in die Arme ſchloß, kräftig zur Thür hinaus.

Mäßigen Sie ſich, lieber Richard!“ ſagte der Oheim. „Die Sache, ſo weit ſie mich betrifft, iſt zu geringfügig; ſie hätte keinen ſo ernſten Auftritt veranlaſſen ſollen. Ihre Frau iſt mir nun einmal abgeneigt; ich weiß nicht warum? Dabei läßt ſich nichts thun, als daß ich, um weiteres Aergerniß zu verhüten, Ihr Haus meide.“

Richard, darüber beſtürzt, bat dringend, dieſen Entſchluß wieder aufzugeben.

„Nein, er ſteht felſenfeſt!“ ſagte der Oheim. „Deſſen ungeachtet bleiben wir die alten Freunde, lieber Richard! Beſuchen Sie mich in meiner Wohnung; Sie ſollen mir immer willkommen ſeyn. Es iſt ja einerlei, ob wir in dieſer oder in jener Straße mit einander plaudern.“

„So laſſen Sie wenigſtens das verruchte Blatt hier!“ ſagte Richard, als der Oheim das Eſelbild in ſeine Brieftaſche legte.

„Erlauben Sie mir das kleine Andenken!“ erwiederte Jener. „Ich bin gewohnt, von allen Ereigniſſen, die mich berühren, Erinnerungszeichen zu ſammeln.“

Als der Oheim fort war, warf ſich Richard auf's Sopha und überlegte, wie er ſich nun, als Gatte, Vater und Hausherr, bezeigen müſſe, um ſich die werthen Seinigen nicht ganz über den Kopf wachſen zu ſehen. Er machte ſich Vorwürfe, daß er ſich von der Begierde, ſein eigenes anſehnliches Vermögen zu verdoppeln, hatte verleiten laſſen, die ſchlecht erzogene, ungebildete Tochter eines reichen Bierbrauers zu heirathen. Er ſah ein, daß ihre Rohheit die einzige Wurzel alles Uebels ſey, und der Knabe je eher je lieber ihrer Verhätſchelung und ihrem Querſinn entzogen werden müſſe, wenn er nicht ganz verderben ſolle. Mit dieſer Ueberzeugung beſchloß er, ihn ſobald als möglich einer auswärtigen Erziehungs-Anſtalt zu übergeben.

Ueber dieſes Vorhaben gerieth ſeine Gattin, als er es ihr bekannt machte, in unbändigen Zorn. Sie ſtampfte mit den Füßen, drohte ihm mit geballter Hand, und erklärte, daß ſie ſich eher das Leben als ihren Sohn nehmen laſſe.

„Was ſoll aber aus ihm werden?“ ſagte der Vater. „Der Junge iſt ſechs Jahre alt und kennt noch keinen Buchſtaben. Er hätte längſt anfangen ſollen, etwas zu lernen.“

„Das braucht er nicht!“ rief ſie.

„Schäme dich dieſer elenden Worte, die man ſo oft aus deinem Munde hört!“ entgegnete Richard. „Sie ſind — beſonders in dem jetzigen Falle — ein Inbegriff der höchſten Unvernunft.“

Sie rannte davon, und ſchlug die Thür hinter ſich zu, daß die Fenſter klirrten.

Richard klagte ſeine Noth einem Geiſtlichen, der mit ſeiner Frau verwandt war und einige Gewalt über ſie hatte. Dieſer rieth ihm, einen Mittelweg einzuſchlagen und einen Hauslehrer anzunehmen. Zugleich erbot er ſich, einen geſchickten jungen Mann auszumitteln und die ſtörrige Frau zur Duldung des nützlichen Hausgenoſſen zu bewegen. Richard war mit dieſem Vorſchlage zufrieden, und der Geiſtliche begab ſich des folgenden Tages auf den Kampfplatz.

Er begann mit der freundlichen Vorſtellung, daß es nach ſeinem Bedünken hohe Zeit ſey, dem lieben Sohne einigen Unterricht angedeihen zu laſſen.

„Das braucht er nicht!“ fuhr ſie auf; denn dieſe Worte waren ihr, wenn von Karlchen die Rede war, zur Gewohnheit geworden.

Der Geiſtliche erwiederte: ſie ſcheine ihn nicht verſtanden zu haben, weil es ſonſt unmöglich ſey, daß ſie ihm ſo kurz und abſprechend habe antworten können. Er wiederholte dann ſeinen guten Rath, und ſetzte, indem ſie mit ihrem Sprüchlein ſchon wieder einfallen wollte, raſch hinzu: „Laſſen Sie mich ausreden, werthe Frau Muhme! Sie ſollen das Leid nicht erfahren, daß Ihr lieber Sohn von Ihnen getrennt würde; er ſoll den unentbehrlichen Unterricht in Ihrem Hauſe empfangen, und ich bin bereit, ihm einen wackern Lehrer zu ſchaffen. Sind Sie das zufrieden?“

„Ich muß wohl, da Sie die Sache ſo wichtig machen;“ ſprach ſie verdrießlich. „Aber ich bitte mir aus, daß Sie mir keinen alten grämlichen Magiſter mit einer Stutzperücke in's Haus bringen. Ich verlange einen Weltmann; denn mein Sohn ſoll und muß zu einem Weltmann erzogen werden.“

Der Geiſtliche ſtellte ihr nach einigen Tagen einen recht artigen jungen Mann vor. Er fand Gnade vor ihren

Augen, und ward angenommen. Ihr Gatte ließ ſie ſchalten, um mit ihr nicht ganz zu zerfallen. Er glaubte, die Bahn ſey doch nun gebrochen und die Sache auf gutem Wege.

Aber ſeine Frau Gemahlin ertheilte dem Hauslehrer ganz ſonderbare Verhaltungsbefehle. Es ward ihm täglich nur ein Stündchen zum Unterricht eingeräumt, und ihm ſcharf befohlen, das liebe Kind nicht im geringſten anzuſtrengen, und ſich aller Strafen, ja ſogar aller Verweiſe zu enthalten.

Anfangs war Karl mit dem Unterrichte, den er im ſtrengſten Wortſinne genoß, ſehr zufrieden. Es wurden nämlich auf Veranſtaltung der Mutter alle Buchſtaben in ihrer eigenthümlichen Form aus Zuckerteig gebacken und dem lernbegierigen Schüler zum Genuß ausgeliefert, ſobald er ihre Namen, die man ihm vorſagte, nachgeſprochen hatte.

Der Zuckerbäcker gewann nicht wenig dabei, weil dieſe Lehrart drei Monate dauerte und täglich ein friſches Alphabet gebacken werden mußte. Der naſchhafte Knabe gab in jeder Lehrſtunde vor, er habe die Namen der Buchſtaben wieder vergeſſen; und ſo bekam er ſie nochmals zu ſchmauſen.

Endlich mußte ſich der Buchſtabenſchlucker, wenn er nicht als blödſinnig erſcheinen wollte, doch bequemen, die kleine Geſellſchaft der fünf und zwanzig, die er ſo oft in Saft und Blut verwandelt hatte, als gute Bekannte anzuerkennen und ſich ihre Namen zu merken. Nun aber gab es Dinge zu lernen, die ſich nicht in den Mund ſtecken ließen. Das verdroß ihn; er verſäumte die meiſten Lehrſtunden, und niemand unterfing ſich, ihn in die Schulſtube hineinzunöthigen.

Bisweilen kamen Hausfreunde, die dem jungen Herrn eine Ehre anzuthun glaubten, wenn ſie mit Schmeicheltönen zu ihm ſagten: „Das liebe Karlchen iſt jetzt wohl recht fleißig?“ Darauf erfolgte denn immer aus dem Munde der Mutter die ſtereotypiſche Antwort: „Das braucht er nicht!“ Meiſtens ſetzte ſie noch hinzu: „Er kommt einſt in ſo glückliche Umſtände, daß er allen gelehrten Plunder entbehren kann.“

Aber was lange währt, wird gut! Nach vollen vier Jahren hatte Karlchen es doch ſo weit gebracht, daß er mit einiger Mühe leſen und vorgeſchriebene Zeilen nachmalen konnte.

Richard machte ein großes Haus, gab oft Gaſtmähler, und die Vornehmſten der Stadt erzeigten ihm die Ehre, ſeine Gäſte zu ſeyn.

Einsmals ſagte bei der Tafel ein General: Ihr Sohn, lieber Richard, wächst recht heran. Sie ſollten ihn nun ſchon mit der Reitkunſt bekannt machen. Ich kann Ihnen einen niedlichen kleinen Litthauer zuweiſen, den eine junge Gräfin ein Jahr lang mit Vergnügen und ohne Gefahr geritten hat.

Richard wollte das Anerbieten ablehnen; indem er aber den Mund öffnete, nahm es ſchon ſeine Frau mit Freuden an, und Karl fiel ihr mit ſtürmiſcher Dankbarkeit um den Hals, weil er ſich längſt ein Reitpferd gewünſcht hatte.

„Was wird der Klepper koſten?“ fragte ſie.

„Fünfzig Louisd'or!“ antwortete der General.

„Kleinigkeit!“ rief die Prahlerin. „Wenn und wo können wir das Pferd abholen laſſen?“

„Ich ſend' es Ihnen morgen früh in's Haus;“ ſagte der General, und der Handel war abgemacht, ohne daß Richard ein Wort dabei geſprochen hatte.

Nach Tiſche nahm ihn ein alter geheimer Rath bei Seite und ſprach: „An ihrer Stelle, mein werther Freund, würde ich meinem Sohne in ſo zartem Alter noch kein Reitpferd anſchaffen. Das hat durchaus nachtheilige Folgen. Ein Knabe zu Pferde bläht ſich auf und blickt auf alle Fußgänger vornehm herab. Es fährt ihm unvermeidlich ein widriger Dünkel in den Kopf, der ihn durchs ganze Leben begleitet und verhaßt macht. Auch ſind dergleichen frühzeitige Reiter gemeiniglich für Kunſt und Wiſſenſchaft verdorben, und ſelten oder nie werden ſie brauchbare Menſchen, ſie müßten denn ihre ganze Lebenszeit der Reitkunſt widmen wollen. Sollen aber die jungen Herrchen ins Buch ſehen, ſo denken ſie an den Gaul im Stall, und verlieren alle Luſt, etwas Tüchtiges zu lernen.“

Richard antwortete: er ſehe die Wahrheit dieſer Bemerkungen vollkommen ein, danke für die freundliche Warnung, und werde die Sache rückgängig zu machen ſuchen. Er wagte jedoch gegen ſeine Frau keinen Widerſpruch, um den lieben Hausfrieden, der überhaupt immer auf flüchtigem Fuße ſtand, nicht ganz verſchwinden zu ſehen. —

Das Pferdchen, ein netter Goldfuchs, kam an, und fünfzig Goldfüchſe wanderten dafür aus dem Hauſe.

Gleich darauf berief man einen Bereiter, der den Auftrag erhielt, Karlchen zu unterweiſen. Dabei bekam der Zuckerbäcker nichts zu thun; denn das junge Herrlein begriff die Anfangsgründe der Reitkunſt ſo ſchnell, und ward auf ſeinem Füchslein ſo geſchwind einheimiſch, daß der Bereiter geſtand: er habe noch niemals einen ſo fähigen Schüler gehabt.

Schon nach den erſten acht Tagen unternahm der junge Roßbändiger, an des Bereiters Seite, einen feierlichen Ausritt nach der Promenade, und ſeine Mutter fuhr in ihrem Staatswagen hinterher, um den ſtattlichen Ritter, der einen rothen, mit Gold geſtickten Huſaren-Dollmann und gelbe Stiefeln trug, immer vor Augen zu haben und ſich an dem Gaffen und Erſtaunen der Zuſchauer zu ergötzen.

Als Karl, der die häufigen Mundöffnungen der ihm begegnenden Leute ſelbſt mit Vergnügen bemerkt hatte, wieder nach Hauſe kam, war er von einem ganz andern Geiſte beſeelt. Er betrug ſich ungemein ſtolz und ſah jedermann über die Achſel an. „Ich will künftig alle Tage ausreiten;“ ſprach er: „aber der Bereiter hat nicht immer Zeit, mich zu begleiten, und ich will auch nicht beſtändig wie ein Scholar ausſehen, dem der Lehrer von Schritt zu Schritt ſagt, wie er den Schenkel anlegen und den Zügel führen ſoll. Das alles verſtehe ich ſchon vollkommen. Ich bedarf aber eines Reitknechts, der mir des Anſtandes wegen nachreitet, und allenfalls mit der Hetzpeitſche drein haut, wenn mich vielleicht einmal eine Rotte neidiſcher Knaben antaſten ſollte. Schaffen Sie mir einen ſolchen tüchtigen Kerl, Mama! Er muß aber eine prächtige Livree und ein ſchönes Pferd bekommen. Verſtehen Sie mich?“

Sie verſtand und gehorchte. Der befohlene Reitknecht ward angenommen, glänzend ausgerüſtet, trefflich beritten gemacht und dem jungen Herrn als ſein eigenthümlicher Diener untergeben. Karl fand ſich ſehr gut darein.

Wenn er ausreiten wollte, rief er in's Vorzimmer hinaus: „Mein Karl ſoll ſatteln!“ Es war luſtig, dieſen barſchen Befehl von einer zehnjährigen Stimme, die ſich einen männlichen Ton zu geben ſuchte, ertheilen zu hören.

Einsmals ward aber ſein kindiſcher Hochmuth ſehr gedemüthiget.

Des Reitknechts Pferd war lahm geworden; er konnte den jungen Herrn nicht begleiten. Karl ritt alſo allein in den Park vor dem Thore. Da vergnügten ſich zehn bis zwölf Knaben auf einem freien Platze mit dem Ballſpiele. Unglücklicher Weiſe waren es Wildfänge, die dem kleinen übermüthigen Laffen längſt eine Züchtigung zugedacht hatten. Darum war es ihnen ſehr erwünſcht, als ſie ihn ohne Begleitung ſeines reiſigen Knechts dahertraben ſahen. Sie ſtellten ſich ihm in den Weg und fielen ihn mit Spottreden an. Er ſah ſich übermannt und wollte Reißaus nehmen; aber zwei kräftige Buben ergriffen des Rößleins Schweif und hielten es daran ſo feſt, daß es nicht von der Stelle konnte. Die andern tanzten um den gefangenen Ritter her und lachten ihn aus. Zu ſeinem Glücke kam das Oberhaupt des Gymnaſiums, welches die Quälgeiſter beſuchten, in der Ferne gegangen. Sobald ſie die feierliche Geſtalt erblickten, verſtoben ſie plötzlich.

Als der befreite Huſar bei dem Director vorbeiritt, ſagte der ernſte und bisweilen etwas gröbliche Mann: „Ei, ei, wir ſitzen jung ſchon zu Pferde! Wir wollen uns nur hüten, daß wir nicht im Alter auf den Eſel kommen!“

Karls tägliche Spazierritte verſchafften ſeinem Hauslehrer ein ſehr gemächliches Leben. Er hatte für den ihm ausgeſetzten reichlichen Gehalt nichts zu thun, als Mittags bei der Tafel zu erſcheinen. Nur bei ſchlimmer Witterung, die keinen Ausritt geſtattete, ließ ſich Karl bisweilen von des Vaters ſanften Ermahnungen bewegen, ſich ein halbes Stündchen mit Leſen oder Schreiben zu beſchäftigen. Sein Lehrer ſchämte ſich endlich, das fünfte Rad am Wagen zu ſeyn. Er bat, als Karl das zwölfte Jahr erreicht hatte, um ſeinen Abſchied. Man ließ ihn ziehen und beſetzte ſeine Stelle nicht wieder.

Karl war nun des bisher gehabten Verdruſſes, daß er bisweilen dem Hauslehrer eine langweilige Stunde opfern mußte, völlig entlediget. Er that nichts, als daß er im Hauſe den Herrn ſpielte und ſich auf den volkreichſten Plätzen der Stadt zu Pferde zeigte. Sein Füchschen ſchien ihm aber jetzt zu klein. Es ward deßhalb verkauft, und ein hohes, engliſches Paradepferd dafür angeſchafft.

Dann und wann fragte wohl der Vater: „Willſt du denn außer der Reitkunſt gar nichts lernen? Willſt du dich nicht bald zur Kaufmannſchaft oder zu irgend einer andern Laufbahn entſchließen?“ — Karl blieb ſtets die Antwort ſchuldig. War aber die Mutter dabei, ſo warf ſie übermüthig den Kopf auf und ſagte: „Das braucht er nicht!“ Dabei ließ es der ſchwache Vater, der ſich nun einmal dem gebieteriſchen Willen ſeines herrſchſüchtigen Weibes untergeordnet hatte, ſtillſchweigend bewenden.

So hatte Karl bis in ſein zwei und zwanzigſtes Jahr goldene Zeit. Müßiggang und Beluſtigungen waren ſeine einzigen Geſchäfte. Saß er nicht zu Pferde, ſo war er in Kaffeehäuſern, und verſpielte ſchon in ſeinem achtzehnten Jahre große Summen, die Mütterchen ohne Murren hergab.

Sein Vorbild, dem er in Allem nachzueifern ſtrebte, war ein junger Offizier der Garde zu Pferde, ein Graf B**, der ein großes Vermögen beſaß, aber auch in Verſchwendung und tollen Streichen ſeines Gleichen ſuchte. Deſſen Nachtreter war er überall, und erwarb ſich durch ſeine Zudringlichkeit bisweilen die Ehre, mit ihm ſpazieren zu reiten. Dieſe Auszeichnung, worauf er ſich nicht wenig einbildete, hatte er jedoch mehr ſeinen ſchönen Pferden und ſeiner modiſchen Kleidung, als ſich ſelbſt zu verdanken; denn der Graf, ein genialer Kopf, überſah den Dümmling weit und empfand gegen ihn weder Achtung noch Freundſchaft.

Karls übrige Geſellen, mit welchen er oft die Straßen durchtobte, waren insgeſammt nichtswürdige Tagediebe. —

Ein großer, in London ausgebrochener Bankerott erſchütterte zugleich viele Handelshäuſer in Deutſchland, und auch von Richards Vermögen ging ein anſehnlicher Theil dabei zu Grunde. Er hatte nicht Seelenſtärke genug, dieſen Verluſt mit Gleichmuth zu ertragen. In raſtloſem Gram verging er, einem Schatten gleich, und ſtarb.

Karl vergoß keine Thräne. Er war eines läſtigen Aufſehers los, der ihn noch manchmal freundlich gebeten hatte, ſich in ſeinen Unarten und Ausſchweifungen zu mäßigen. Dergleichen Ermahnungen fand er zwar immer ſo unſtatthaft, daß er ſich deßhalb nicht den geringſten Einhalt oder Abbruch that; dennoch waren ſie ihm zuwider. Er wollte in ſeinem luſtigen Schlaraffenleben keine unangenehme Minute dulden.

Die Mutter, die noch immer, des erlittenen Verluſtes ungeachtet, ein ſehr bedeutendes Vermögen beſaß, ließ nun den lieben Sohn nach ſeinem Gefallen verſchwenden. Sein Marſtall vermehrte ſich in kurzer Zeit ſo ſtark, daß er nur noch von dem fürſtlichen übertroffen wurde, und Pharo's Söhne plünderten ihn jetzt doppelt und dreifach, weil er noch unermüdeter als zuvor war, ihnen volle Goldbörſen darzubringen. Die thörichte Mutter verkaufte gelaſſen ein Staatspapier nach dem andern und kündigte die ſicherſten Darlehne auf, um die unermeßlichen Bedürfniſſe des jungen Verſchwenders zu befriedigen.

Eines Tages berechnete ſie die Summen, über welche ſie noch zu gebieten hatte. Da fand ſie mit Beſtürzung, daß ſie längſtens nach zwei Jahren an den Bettelſtab kommen würde, wenn ihr Sohn den Unſinn haben ſollte, ſeine luſtige Wirthſchaft in der bisherigen Weiſe fortzuſetzen.

Sie entſchloß ſich mit ſchwerem Herzen, ihm darüber Vorſtellungen zu thun und ihn zu einigen Beſchränkungen ſeiner tollen Ausgaben zu bewegen. Das gelang ihr aber nicht. Er widerſprach ihr mit den ſchnödeſten Worten, und ſagte ihr ins Geſicht: wenn ſie ihn zur Sparſamkeit hätte erziehen wollen, ſey es ihre Pflicht geweſen, früher anzufangen; jetzt ſey er ein Baum, der ſich nicht mehr biegen laſſe.

Dieſer Auftritt erzeugte bei dem Undankbaren einen heftigen Groll gegen ſeine Mutter, und er legte ihn bei jeder Gelegenheit mit Worten und Geberden an den Tag. Er bat nicht mehr freundlich, wie ſonſt, um Geld; er forderte gebieteriſch, was er brauchte. Mit Thränen gab ſie ihm noch einige Monate lang, was er verlangte. Aber in geheim klagte ſie ihre Noth ihrem Vetter, dem Geiſtlichen. Dieſer ſchalt ihre Schwäche, mit welcher ſie bisher ihrem ungerathenen Sohne nachgegeben hatte, und ermuthigte ſie, dem frechen Buben ſtandhaft zu widerſtehen.

Dazu hatte ſie bald Gelegenheit. Er kam ſchon den folgenden Tag und forderte fünfzig Dukaten.

„Nicht Einen erhältſt du!" ſprach ſie raſch und feſt.

Mit großen Augen trat er einen Schritt zurück und ſagte: „Was für eine Sprache! Sind Mama toll geworden?"

„Das war ich bisher," antwortete ſie: „nun aber will ich klug werden und mich von dir nicht zur Bettlerin machen laſſen."

Er gerieth in Wuth und war nahe daran, Hand an ſie zu legen. Doch beſann er ſich noch eines Beſſern und ging mit haſtigen Schritten davon.

In der folgenden Nacht ſchlich er, mittelſt eines Nachſchlüſſels, in die geheime Kammer, worin ſeine Mutter ihre Schätze verwahrte. Er erbrach die Behältniſſe des baaren Geldes und der Staatspapiere, eignete ſich alles Vorhandene zu und trug den Raub ohne Hinderniß in ſein Zimmer. Die Mutter ſchlief ruhig in einem entfernten Gemache.

Am Morgen ging ſie, wie gewöhnlich, in ihre Schatzkammer, um ſich von dem unverletzten Zuſtande derſelben zu überzeugen. Mit Entſetzen fand ſie den Schreibtiſch und den Geldkaſten erbrochen. Erſchüttert, wie von einem Donnerſchlage, ſchwankte ſie näher, und fiel mit einem Schrei zu Boden, als ſie ſich ihres ganzen baaren Vermögens beraubt ſah.

Die Kammerjungfer hörte Schrei und Fall und flog herbei. Sprachlos lag die Unglückliche auf dem Fußboden.

Sie ward zu Bette gebracht, ein Arzt gerufen und **Karl** geweckt. Er bequemte ſich ungern zum Aufſtehen, ungeachtet man ihm ſagte, daß ſeine Mutter in Todesgefahr ſey. —

Sie fuhr bei ſeinem Eintritt zuſammen, wandte das Geſicht von ihm ab, hob die Hände krampfhaft gen Himmel und verſchied.

Die anweſenden Dienerinnen warfen ſich am Bette nieder und erhoben ein Jammergeſchrei. Aber **Karl** ſagte ganz ruhig: „Was gibt's denn? Iſt ſie todt? wirklich todt? — Was iſt ihr ſo ſchnell widerfahren?“

Man antwortete ihm: ſie ſey in voriger Nacht beſtohlen worden und darüber tödtlich erſchrocken.

Er gab ſich den Schein der höchſten Befremdung, rannte nach der Kammer, wo er die geheime Unthat verübt hatte, und tobte dort fürchterlich über den Räuber. Haſtig lief er dann fort und meldete den Vorfall, um allen Verdacht von ſich abzuwenden, der Polizei und dem Kriminalgerichte. Es erfolgten Verhöre; die Stuben und Behältniſſe der Dienſtboten wurden genau durchſucht; doch fand man natürlicher Weiſe nirgends eine Spur des Verbrechens, weil man den wahren Thäter auf keine Weiſe zur Verantwortung zog und ſein Zimmer nicht berührte. Es war jedoch ſchicklich, daß man wegen eines ſo wichtigen Diebſtahls jemand feſtſetzte, und ſo ward der arme Lakai das Opfer des gerichtlichen Anſtandes. Der eigentliche Verbrecher ließ mit der größten Gleichgültigkeit die Verhaftung des unſchuldigen Menſchen geſchehen. Dieſer ward einige Tage lang mit Verhören gemartert und konnte nichts bekennen. Auch war nicht der geringſte Umſtand vorhanden, der den ſchwächſten Schatten eines Verdachtes auf ihn warf.

Das brachte denn endlich die Richter auf die Vermuthung, daß wohl niemand anders als Karl, der ſtadtkundige Verſchwender, die That verübt haben möchte. Man ließ ihn höflich vorladen, verſuchte mit den ſanfteſten Worten, ihn zum Geſtändniß zu bringen, und verſprach ihm ſogar völlige Strafloſigkeit. Er aber lächelte die guten Herren an und ſagte: „Wie können Sie ſo Arges von mir denken? Was hätte mich bewegen ſollen, meine gute Mutter zu beſtehlen? Sie kam allen meinen Wünſchen zuvor, und gab mir mehr, als ich verlangte und brauchen konnte.“ —

„Das letzte wohl nicht;“ fiel ihm der Oberrichter in's Wort. „Sie könnten allenfalls Millionen bezwingen.“

Nach dieſer ſtrafenden Bemerkung entließ man ihn. Bald nachher ſetzte man auch den ſchuldloſen Diener in Freiheit. Als er aber ſeinen Dienſt wieder antreten wollte, wies ihn Karl mit harten Worten aus dem Hauſe.

Die ganze Erbſchaft betrug, mit Inſchluß eines kleinen Landgutes, nicht mehr als zwanzig tauſend Thaler. Das Gütchen hatte eine ſehr angenehme Lage, und die dazu gehörigen Ländereien waren vortheilhaft verpachtet; dennoch war es ſogleich nach dem Antritt der Erbſchaft um einen Spottpreis verſchleudert, und das empfangene Kaufgeld verjubelt und verſpielt.

Seine Verſchwendung überſprang bisweilen die Schranken der Vernunft ſo weit, daß er beinahe wahnſinnig ſchien. Davon ein einziges Beiſpiel!

Es waren eben damals die kurſächſiſchen Kaſſenbillets geſchaffen und in Umlauf geſetzt worden. Mit ſolchen Papieren in ſeiner Brieftaſche, ging er auf ein Kaffeehaus, nahm in Gegenwart der übrigen Gäſte eins heraus und zündete ſeine Tabakspfeife damit an. Dieſe Tollheit lockte Zuſchauer an ſeinen Tiſch. Einige lachten, andere ſchalten ihn, daß er den Werth eines Thalers ſo leichtſinnig in die Luft blaſe. Da griff er gewöhnlich, ſtatt aller Antwort, in die Brieftaſche, nahm Scheine von zwei und mehrern Thalern heraus, fuhr damit ins Licht und ließ den Brand der Pfeife mit Vorſatz oft erlöſchen, um ſeine Verſchwendung bewundern zu laſſen. Ein ernſter Mann gab ihm einsmals darüber einen Verweis. „Sie begehen," ſprach er, „ein Verbrechen gegen den Landesherrn, indem Sie das von ihm geſchaffene Papiergeld ſo verächtlich behandeln." Darüber lachte der Bube laut und ſagte: „Zeigen Sie das an, mein Herr! Der Landesherr muß ſich freuen, daß ich ſein Papiergeld zu Tabakszündern verbrauche; denn was ich verbrenne, das braucht er künftig nicht einzulöſen."

Bei ſolcher Wirthſchaft war es kein Wunder, daß er im zweiten Jahre nach dem Tode ſeiner Mutter mit der ganzen Erbſchaft rein fertig war. Er ſuchte nun Anleihen bei Juden und Chriſten; aber niemand vertraute ihm einen Thaler an, weil man wußte, daß er den Brunnen ſeines Vermögens bis auf den letzten Tropfen erſchöpft hatte. Er mußte deßhalb Pferde und Wagen verkaufen, und überlieferte die dafür eingenommenen Summen jeden Abend der Spielbank. Alles, was er noch von Werth beſaß, ging denſelben Weg. Bald war er ein vollendeter Bettler.

Das erfuhr ſein Oheim, den er in der Jugend hart beleidiget hatte. Der ehrwürdige Greis war von ſeinem liederlichen Neffen nie um Verzeihung gebeten worden, hatte jedoch ſchweigend verziehen, und ſandte ihm jetzt, ohne Unterzeichnung ſeines Namens, fünfzig Dukaten. Er wickelte ſie in das Papier, auf welchem der Eſel, den Karl ihm einsmals anhängte, gezeichnet war. Dieſer Anblick ſollte den Wüſtling beſchämen und ihn zur Reue bewegen. Der Onkel wollte ſich dann mit ihm ausſöhnen und ihn, wenn er ſein Leben beſſere, zum Erben einſetzen. Dieſe Rechnung war aber falſch. Karl ſteckte zwar die Dukaten mit Vergnügen in die Taſche; der Onkel erhielt aber zum Dank den Eſel zurück, mit der Beiſchrift: „Gleich und gleich geſellt ſich gern.“ — Darüber mit Recht erzürnt, machte der Oheim am folgenden Tage ſein Teſtament und ſetzte eine fromme Stiftung zum Erben ein. —

Karl wehrte nun noch eine Weile durch allerhand Schwindeleien den Hunger von ſich ab. Als er ſich aber gar nicht mehr zu helfen wußte, trug er ſich dem Grafen B**, mit welchem er vormals in Verſchwendung und Uebermuth gewetteifert hatte, zum Reitknecht an. Der Graf gewährte ihm die erbetene Stelle, und Karl freute ſich, daß er wieder reiten konnte, wenn auch nicht, wie vormals, an der Seite des Grafen. Er war ſo tief geſunken, daß es ihm nicht ſonderlich ſchwer ward, den Rücken ſeines Herrn immer im Auge zu haben und ſich in Livree ſeiner Vaterſtadt zu zeigen, die ihn von Jugend auf und nur noch einige Jahre zuvor in unmäßiger Pracht und Herrlichkeit geſehen hatte. Es gab ſogar Leute, denen er jetzt beſſer als ehemals gefiel, weil er doch nun ſein

Brod verdiente, und nicht mehr als unbeſchäftigter Taugenichts herumſchwärmte.

Als er aber ein Jahr lang recht ordentlich Pferde geſtriegelt und geſattelt hatte, verließ ihn ſein guter Geiſt wieder. Der Graf machte eine Reiſe zu Pferde, und ſein zweiter Reitknecht begleitete ihn. Karl und ein Stalljunge blieben zur Abwartung der daheim gelaſſenen Roſſe zurück. Es war gerade um die Zeit der Leipziger Meſſe. Dieſer Umſtand brachte den liederlichen Menſchen auf den Einfall, einen Ritt nach Leipzig zu machen und ſein Glück am Pharotiſche zu verſuchen. Gegen ſeinen jungen Kameraden gab er vor: er habe von dem Grafen einen Brief mit dem Befehl erhalten, ihm ſchleunig nachzukommen. Der Stallbube glaubte das treulich.

In der folgenden Nacht machte Karl wunderliche Anſtalten zu ſeiner Meßreiſe. Er ſtahl dem Grafen hundert Louisd'or und packte deſſen Staatsuniform mit allen Zubehörungen in einen Mantelſack. Am Morgen zog er des Grafen beſtes Pferd, einen ächten Engländer, aus dem Stalle und ritt wohlgemuth zum Thore hinaus.

In Leipzig angelangt, ſtieg er vor einem anſehnlichen Gaſthauſe ab und forderte für ſeinen Herrn, der gegen Abend eintreffen werde, ein Zimmer. Das erhielt er, und man bekümmerte ſich nicht weiter um ihn. Als es Abend geworden, warf er im verſchloſſenen Zimmer die Livree ab und legte die Uniform an. So ging er keck aus dem Gaſthofe fort und begab ſich in ein Kaffeehaus, wo ein berüchtigter Spieler Bank hielt. Der Reitknecht betrat das geheime Zimmer etwas ſchüchtern, weil es möglich war, daß Officiere von demſelben Regimente, bei welchem ſein

Herr ſtand, gegenwärtig ſeyn könnten. Er bemerkte jedoch keinen und ſetzte ſich mit der ſchönen Hoffnung, Tauſende zu gewinnen, muthig an den Spieltiſch. Aber nach Verlauf einer Stunde war ſeine ganze geſtohlene Baarſchaft in den Händen des Bankhalters, und er verließ traurig den Tiſch, weil er es nicht wagen wollte, ſich den Namen des Grafen B** zu geben und auf Kredit zu ſpielen.

Eben ſo unbemerkt, wie er, als Officier gekleidet, aus dem Gaſthofe gegangen war, ſchlüpfte er wieder hinein und in das gemiethete Zimmer. Am Morgen erſchien er als Reitknecht unten im Hauſe und ſagte zu dem Wirthe: er ſey äußerſt bekümmert, daß ſein Herr geſtern nicht angekommen ſey; er werde vermuthlich auf einem nahen Landgute, das einer ſeiner Freunde bewohne, übernachtet haben. Um ſich jedoch zu überzeugen, daß ſeinem Grafen — den er unter einem falſchen Namen im Gaſthofe gemeldet hatte — kein Unglück widerfahren ſey, wolle er flüchtig dahin reiten und nach ihm fragen. Er bitte jedoch, das Zimmer keinem andern Reiſenden zu überlaſſen, weil ſein Herr, der wichtige Geſchäfte in Leipzig abzuthun habe, unfehlbar nach einigen Stunden eintreffen werde.

Man glaubte dem Lügner und ließ ihn ziehen. Das war ſein Glück, weil er Zehrung, Roßfutter und Zimmermiethe nicht hätte bezahlen können.

Des folgenden Tages kam er zu Hauſe wieder an, fiel aber beinahe vor Schrecken vom Pferde, als er ſeinen Herrn, der unerwartet zurückgekommen war, am Fenſter ſtehen ſah. Der Graf hatte ſein Gold ſchon vermißt und war überzeugt, daß ihn kein anderer Menſch als ſein liederlicher Reitknecht beſtohlen habe. Mit einem Stocke flog er die Treppe hinab und begrüßte ſeinen treuen Diener mit dem Zuruf: „Spitzbube, wo biſt du geweſen?“ Leichenblaß fiel ihm der jämmerliche Menſch zu Füßen und bekannte ſein Verbrechen. Da konnte ſich der Graf nicht enthalten, ſeinen Stock gleich auf der Stelle tapfer zu brauchen. Die Umſtehenden erwarteten nun, es werde nach der Wache geſchickt und der Verbrecher zur Haft gebracht werden. Allein der Graf begnügte ſich, den Nichtswürdigen ſofort aus dem Hauſe zu jagen und ihm den Rücktritt über ſeine Schwelle zu verbieten.

Wie er in den nächſten Jahren ſein Leben gefriſtet hat, das iſt dem Erzähler nicht bekannt. Er ward erſt aufmerkſam auf ihn, als er den Bettelſtab öffentlich ergriffen hatte. Der Elende war damals noch nicht vierzig Jahre alt, aber ſo eingeſchrumpft und hinfällig, daß er vollkommen das Anſehen eines ſechzigjährigen, von Hunger und Kummer entkräfteten Mannes hatte. In einem grauen zerriſſenen Rocke, den Kopf mit einem röthlich gewordenen Hute bedeckt und einen knotigen Stecken in der Hand, erſchien er täglich in der Mittagsſtunde auf den Stufen einer Kirche, und ſtellte ſich an die Hauptpforte, von welcher er die Ausſicht in acht verſchiedene Straßen und Gaſſen hatte. Da ließ er ſich eine halbe Stunde lang von der Sonne beſcheinen oder von Ungewitter umſtürmen, und wandte ſich nach allen umherlaufenden Gaſſen vielfältig hin und her. Es ſchien, als ob er mit ſich zu Rathe gehe, wen er zum Behuf des fehlenden Mittagsbrodes um ein Almoſen anſprechen wolle. War er endlich mit ſich einig geworden, ſo lief er ſchnell die Stufen hinab und verſchwand in einer der Gaſſen. Aber des folgenden Tages beſtieg er um dieſelbe Zeit ſeine hohe Warte wieder und drehte ſich wie ein Wetterhahn rings umher.

Der Erzähler, der in der Nähe jener Kirche wohnte, hatte ein halbes Jahr lang die bequemſte Gelegenheit, den Elenden täglich auf ſeinem Poſten zu erblicken. Nachher verſchwand er und ließ ſich nicht wieder ſehen. Er war, als beharrlicher Bettler, ins Arbeitshaus gebracht worden, wo er Wolle krämpeln und ſich ſein Brod damit verdienen mußte. Da er jedoch ſein Leben lang müßig gegangen war, ſo befand er ſich jetzt, da man ihn zu einer Beſchäftigung zwang, eben ſo wenig in ſeinem Elemente, als ein Fiſch auf dem trocknen Lande. Er, der über hundert tauſend Thaler liederlich vergeudet hatte, ſtarb bald nach ſeinem Eintritt in die ihm verhaßte Anſtalt auf einem Strohlager.

XIII.

Der Thierquäler.

Im ſüdlichen Deutſchland lebte vor fünfzig Jahren ein Förſter, der unbeachtet, wie ein Baum im Walde, aufgewachſen war. Man hatte ſeine Erziehung und ſittliche Bildung ganz vernachläſſiget. Daraus entſtand ein roher Mann, der eben nichts Böſes, aber auch nichts Gutes that. Sein Herz umgab eine ſtarre Rinde, die jeden Eindruck von ſich abwehrte. Er hatte keinen Freund und begehrte keinen. Nachbarn und andere Bekannte erhielten ſelten ein freundliches Wort von ihm. Selbſt gegen ſeine Gattin war er meiſtens finſter und wortkarg. Doch galt er bei ſeinen Obern als ein guter Waidmann, weil er den Forſt in Ordnung hielt und ſich kein Vergehen zu Schulden kommen ließ.

Philipp, ſein einziger Sohn, wuchs ebenfalls, nach des Vaters Weiſe, wild auf, und zeigte ſchon in ſeiner früheſten Jugend viel Anlage, ein Böſewicht zu werden. Kaum dem Gängelbande entlaufen, war er immer geſchäftig, irgend ein Unheil im Hauſe zu ſtiften. Die Qual wehrloſer Thiere machte ihm beſonders großes Vergnügen. Schon im dritten Jahre ſeines Alters fand er es ſehr ergötzlich, Tauben zu würgen, und ruhte nicht eher, bis ihm ſeine Mutter, wenn ſie mit dieſem Geflügel den Tiſch beſetzen wollte, das blutige Geſchäft überließ. Da aber ſeine Hände noch nicht die nöthige Kraft dazu hatten, ſo wurden die armen Thiere langſam zu Tode gefoltert. Die einfältige Mutter ſtand ruhig dabei und belächelte die Anſtrengungen des kleinen Henkers.

Als er einige Jahre älter war, ſpießte er gefangene Inſecten an die Stubenthür und beluſtigte ſich an ihren tagelangen Todesqualen. Sangvögeln ſchnitt er die Zungen aus. Sperlinge warf er, nach geſtutzten Flügeln, den Katzen vor, denen er zu anderer Zeit Schuhe von Nußſchalen anrichte und ſie dann mit Hunden hetzte. Dieſe Knechte ſeiner Grauſamkeit wurden aber auch übel belohnt. Er brauchte ſie zu Reitpferden, und ſchlug und ſpornte ſie beinahe todt, wenn ſie ihn nicht zu tragen vermochten.

Im Dorfe warf er ſich zum Häuptling der Bauerknaben auf, und wehe dem, der ihn zu beleidigen wagte. Joachim, ein lebhafter Junge, empörte ſich gegen ihn, und vergriff ſich an ſeiner Hoheit mit einer Ohrfeige. Durch dieſes Majeſtätsverbrechen fiel er in ſchwere Ungnade. Philipp beſchloß blutige Rache.

Einsmals, da ſein Vater nicht zu Hauſe war, nahm er eine mit Schrot geladene Flinte, ſchlich in den Wald und lauerte auf ſeinen Feind, der nicht weit davon wohnte. Eben trat dieſer aus der väterlichen Hütte, und Philipp zielte ſchon nach ihm, als der Pfarrer des Weges kam und den Flintenlauf aus niederm Geſträuch hervorblinken ſah. Der Bube zog das Gewehr ſchnell zurück, als er den Geiſtlichen erblickte. Dieſer aber drang ins Gebüſch, ergriff ihn und fragte, wen er auf dem Korne gehabt habe. „Einen böſen Hund, der mich vor ein paar Tagen gebiſſen,“ war die Antwort. Aber der Knabe, den Philipp erſchießen oder wenigſtens verwunden wollte, erzählte dem Geiſtlichen, daß er mit Jenem einen Zwiſt gehabt, und vermuthlich dafür mit ſeinem Blute habe büßen ſollen.

Der Pfarrer ging zu dem Förſter, zeigte ihm den Vorfall an und eiferte darüber, daß Philipp ſchlecht erzogen und zum Beſuch der Schule nicht angehalten werde. „Darum iſt er auch,“ fuhr der Geiſtliche fort, „ein im ganzen Dorfe berüchtigter Thierquäler. Er kennt nicht den Spruch: Seyd barmherzig, gleichwie euer Vater im Himmel barmherzig iſt! Er wird ſich durch dieſe Grauſamkeiten gänzlich verhärten, und einſt nach Menſchenblut dürſten, wenn er auch jetzt noch nicht darnach gelechzt haben ſollte.“

Der Jäger ſah den Geiſtlichen mürriſch an, ließ den Sohn rufen und fragte ihn ſehr gelaſſen: „Iſt's wahr, was ich höre? Haſt du einem Buben nach dem Leben getrachtet?“

„Wer ſagt das?“ rief Philipp keck, und ſtellte ſich mit eingeſtemmten Armen dem Ankläger entgegen. „Ich zielte nach einem Hunde, der mich gebiſſen hat, und gegen die Jagdordnung ohne Klöppel herumläuft.“

„Das klingt anders!“ ſagte der Vater. „Wir Forſtbedienten ſind angewieſen, alle Dorfhunde, denen kein angehangener Klotz die Wildjagd erſchwert, zu erſchießen. Das wollte mein Sohn, und er hatte Recht.“

„Es wundert mich, daß Sie dem jungen Wildfange ſo leichthin Glauben beimeſſen;“ verſetzte der Geiſtliche. „Mich hat er nicht überzeugt, und ich fürchte ſehr, daß er Ihnen einſt vielen Kummer machen wird, wenn Sie nicht beſſer als bisher für ſeine Erziehung ſorgen.“

„Das iſt meine Sache, Herr Paſtor!“ fuhr ihn Jener an. „Mein Sohn ſoll kein Bücherwurm werden. Damit Lied am Ende!“

Philipp freute ſich innig, daß ihm ſein Vater ſo tapfer die Brücke trat. Er ließ nun vollends ſeinen Unarten freien Lauf. Unterzog er ſich bisweilen einer Sache, die nützlich ſchien, ſo ſtach doch immer ſein böſes Gemüth auf irgend eine Weiſe dabei hervor. Das Abrichten der Jagdhunde zum Beiſpiel betrieb er mit ſolcher Wuth und Grauſamkeit, daß ihm einige ſeiner unglücklichen Schüler unter den Händen ſtarben. Dem Dienſtpferde ſeines Vaters, das er, ohne die geringſte Kenntniß der Reitkunſt, ſchulmäßig zureiten wollte, ging es beinahe nicht beſſer. Kurz, er quälte jedes Thier, deſſen er ſich bemächtigen konnte, und hätte gern alle Menſchen, die ihm verhaßt waren, mit gleicher Härte behandelt.

Ein Zeitraum von zehn Jahren hatten ihm den Empfang jener Ohrfeige nicht in Vergeſſenheit gebracht. Er behielt den Austheiler derſelben immer ſcharf im Auge. Der friedfertige Jüngling wich ihm aber ſorgfältig aus, und entging dadurch neuen Händeln. Endlich war es der ſchuldloſen Liebe beſtimmt, dem heimtückiſchen Haß einen Weg der Rache zu öffnen.

Joachim liebte ein artiges Mädchen aus dem Dorfe, und man ſprach davon, daß eine Heirath daraus entſtehen würde. Philipp hatte bisher das Mädchen wenig beachtet; nun aber faßte er ſogleich den Vorſatz, ſeinen vormaligen Gegner wo möglich zu verdrängen. Er ging dem ſchönen Hannchen überall nach, redete ſie freundlich an und beſchenkte ſie mit Blumen, die unbedenklich angenommen wurden. Als er aber bald nachher ein ſeidenes Tuch anbot, wies ihn die züchtige Braut damit zurück, um ſich keine Verbindlichkeiten gegen ihn aufzulegen.

Dennoch erſchien er des nächſten Tages bei ihren Aeltern, rühmte ſich hoher Gönner, die ihm bald eine treffliche Verſorgung zuwenden würden, und erklärte dann ſeinen Wunſch, das ihm bevorſtehende Glück mit Hannchen zu theilen. Er empfing den Beſcheid: daß er zu ſpät komme, indem bereits Joachim das Jawort erhalten habe.

Der Verſtoßene ergrimmte, bezähmte ſich aber, und verſicherte heuchelnd: daß er das ſchöne Kind, da es nun doch für ihn verloren ſey, niemanden lieber als dem wackern Joachim gönne. Dieſe ſanfte Sprache nahm er liſtig an, damit man ihm künftig die Unthat, die er auf der Stelle beſchloß, nicht zutrauen ſollte.

Er war jetzt zwanzig Jahre alt, und hatte bereits ſo viele Thiere todt gemartert, daß es ihm ganz zur Gewohnheit geworden war, ein lebendiges Weſen ſterbend zu ſehen. Thier oder Menſch galt ihm gleich. Er war alſo, nachdem er den Korb empfangen, ſofort entſchloſſen, den tödtlichen Schuß, an welchem ihn der Geiſtliche vor zehn Jahren gehindert hatte, jetzt nachzuholen, und Hannchens Bräutigam aus dem Wege zu räumen. Er fürchtete nur Entdeckung. Doch der kleine Umſtand, daß Joachim an Sonntagen gewöhnlich einen netten grünen Rock trug und dann wie ein Jäger ausſah, brachte den Argliſtigen auf einen Gedanken, wie er ſich gegen den Verdacht des Meuchelmordes, den er begehen wollte, ſchon vorläufig ſichern könne. Er ſprengte nämlich im Dorfe und rings umher aus: es hätten ſich Wildſchützen im Walde ſehen laſſen und nach ihm geſchoſſen, aber zum Glück nur ſeinen Hut getroffen. Dieſen hatte er, um ſich

Glauben zu verſchaffen, ſelbſt durchlöchert, und zeigte ihn allenthalben vor. Es gelang ihm auch an den meiſten Orten, ſein Mährchen geltend zu machen.

Nach dieſer Vorbereitung lauerte er ſeinem Nebenbuhler auf, der gewöhnlich des Sonntags in den Abendſtunden mit ſeiner Verlobten am Saume des Waldes ſpazieren ging. Die Liebenden erſchienen; Philipp erwartete ſie hinter dichtem Waldgebüſch, und jagte dem armen Jüngling eine Kugel ins Herz. Der Unglückliche ſtürzte nieder und verſchied.

Hannchen flog faſt ſinnlos nach dem Dorfe und rief um Hülfe. Indeſſen eilte der Mörder heim, ſchlich durch die Hinterthür ins Haus, verſteckte die Kugelbüchſe im Hofe, lief in ſeine Kammer, entkleidete ſich ſchnell, und ging dann, ſcheinbar ruhig, in die Wohnſtube, wo ſich ſeine Aeltern befanden. Der Vater fragte ihn, ob er im Walde geweſen. Er ſagte Nein, und gab vor: er habe, weil er ſich unwohl gefühlt, in ſeiner Kammer geſchlummert.

Während der Zeit ward Lärm im Dorfe. Man trug den Ermordeten ins väterliche Haus. Ein Wundarzt machte vergebliche Verſuche, noch eine Lebensſpur in ihm zu finden. Jedermann war über die Meuchelthat empört. Man rieth her und hin, wer ſie verübt haben möge. Einige der Anweſenden, die Philipps Lüge von umher ſtreifenden Wildſchützen für baare Münze angenommen hatten, glaubten und behaupteten: Joachim ſey von dergleichen Geſindel für einen Jäger angeſehen und erſchoſſen worden. Andere aber, die den wahren Thäter erriethen, ſchüttelten ungläubig den Kopf, ohne jedoch ihre Gedanken auszuſprechen. Auch der Pfarrer, der jetzt ins Trauerhaus trat, erinnerte ſich ſogleich, daß Philipp ſchon vor zehn Jahren einen tödtlichen Haß gegen Joachim gehegt und ſein Leben bedroht hatte. Der würdige Mann ward daher feſt überzeugt, daß Jener der Mörder ſey. Dennoch enthielt er ſich, deſſen Namen zu nennen und ſagte bloß: „Wehe dem Thäter! Er wird ſeinem Lohn nicht entrinnen.“

Indem er dieſe Worte ſprach, drängte ſich Philipp in die Stube herein, fragte mit frecher Haſt, was vorgegangen ſey und fluchte dem Mörder. Der Pfarrer ſah ihm ſcharf ins Geſicht; verſtummend ſchlug er die Augen nieder und entfernte ſich ſchnell.

Des folgenden Tages, als man den Leichnam geöffnet und das tödtende Blei in ihm gefunden hatte, verbreitete ſich das Gerücht, daß Philipp in der vorigen Nacht ſeines Vaters Pferd heimlich aus dem Stalle gezogen und ſich damit unſichtbar gemacht habe. Steckbriefe verfolgten ihn. Er ward ergriffen und, nach eingeſtandener That, enthauptet.

Das war das Ende eines Ruchloſen, der durch Peinigung wehrloſer Geſchöpfe ſein Herz verſteinert hatte. Der edle Menſch behandelt auch die Thiere mit ſchonender Sanftmuth, und das gefällt ihrem Schöpfer.

XIV.

Der kleine Held und ſein Glück.

In Hindoſtan lebte vor alten Zeiten ein gewaltiger Rieſe, der ſich mit Menſchenfleiſch nährte. Er war finſter und gräßlich von Angeſicht, hatte rothes, borſtiges Haar, und weit aus dem Munde hervorſtehende Zähne, die Schwertern glichen.

In der Stadt, wo er hauſte, ſchuf er ſich eine Wohnung aus Felſenwänden, die er in fernen Gebirgen mit Leichtigkeit losbrach, auf dem Rücken hinwegtrug, und ſpielend, wie ein Kind ſein Kartenhaus baut, zu einer großen Burg zuſammenſetzte. Darin ſchlief er den ganzen Tag, und man freute ſich, wenn man in einem weiten Umkreiſe das Schnauben ſeiner Naſe hörte, weil man dadurch überzeugt ward, daß er ſeinen Magen auf vier und zwanzig Stunden verſorgt hatte.

Es war dem trägen Unhold zu unbequem, wie ein hungriger Tiger auf den Raub auszugehen, und das erſte, beſte Menſchlein, das ihm in den Wurf kam, anzufallen und zu zerreißen. Er hatte in ſeiner Reſidenzſtadt die Einrichtung getroffen, daß man ihm täglich einen erwachſenen Menſchen oder zwei Kinder in den Rachen liefern mußte. Dieſe Obliegenheit ging von Haus zu Haus. Wer ſich aber nicht ſelbſt oder Weib und Kind opfern wollte, der konnte zu dieſem Behuf einen Sklaven kaufen. Das war großmüthig erlaubt, und das Ungethüm fragte nicht nach Stand und Namen des Schlachtopfers, das man ihm brachte, wenn es nur recht wohlgenährt war.

Als der Menſchenfreſſer ſchon die halbe Stadt durchgekoſtet hatte, traf das ſchreckliche Loos, ihn zu beköſtigen, eine redliche, doch ſehr arme Familie, die durchaus nicht vermögend war, einen fremden Stellvertreter zu kaufen. Rettungslos ſahen alſo die Unglücklichen das Schickſal vor ſich, mit ihrem eigenen Blute das Ungeheuer nähren zu müſſen. Vater, Mutter und Tochter waren bereit, ihr Leben Preis zu geben, und wetteiferten viele Tage lang in dem edlen Erbieten, ſich freiwillig dem Tode zu weihen, um die Geliebten zu retten.

In der Frühe des Opfertages legte der Hausvater ein Trauergewand an, umarmte Weib und Tochter, und küßte ſein dreijähriges Söhnlein, das unter Allen am muthigſten war und ſchon mehrmals ſeinen Aeltern den Rath gegeben hatte, den Rieſen lieber todt zu ſchlagen, als ſich von ihm verſchlingen zu laſſen. Indem aber der Vater jetzt, mit Thränen in den Augen und ſchmerzlichem Lebewohl, den Todesweg gehen wollte, ſprangen Gattin und Tochter auf, umſchlangen ihn, hielten ihn zurück und wollten ihr Leben für ihn opfern. Sie flogen nach der Thür, um ſich an ſeiner Statt in des Ungethüms Hölle zu ſtürzen. Er ließ ſie aber nicht von dannen und ſagte: „Es iſt meine Pflicht, für Euch zu ſterben, und ich könnte nur, mit Schande bedeckt, als ein feiger Böſewicht leben.“ Dennoch rangen ſie fürder mit ihm, und das

Kind umklammerte feſt ſeine Knie, daß er keinen Fuß von der Stelle ſetzen konnte.

Während dieſes Kampfes der Liebe war die Stunde gekommen, in welcher der Rieſe ſeinen Imbiß zu empfangen gewohnt war. Er hielt viel darauf, mit dem beſtimmten Glockenſchlage bedient zu werden, und brummte daher furchtbar, als er dießmal die gehörige Tagesordnung verletzt ſah. Endlich erhob er ſich von ſeinem Lager, trat an die Pforte der Felſenburg und fragte mit donnernder Stimme: „An welchem Hund iſt heute die Reihe, mich zu bewirthen?“ Man nannte ihm jene Familie. „Schlechte Ausſicht!“ rief er: „Das ſind dürre Hungerleider! Und wenn ich auch allenfalls den größten und fetteſten Vogel aus dem Neſte bekomme, ſo hab' ich heute doch einen halben Faſttag. Aber ich bin ein gerechter Mann, ich trete nicht aus meinen Schranken, und will mich mit einem ſchmalen Biſſen begnügen, wenn nur mein gegenwärtiger Heißhunger recht bald geſtillt wird.“

Als er nach einigen Minuten vergebens gewartet hatte, ſtampfte er ſo mächtig mit den Füßen, daß die ganze Stadt, wie von einem Erdbeben, erſchüttert ward. „Heute muß ich mir meine Mahlzeit wohl ſelbſt holen!“ rief er aus, und ſetzte ſich mit großen, ſchweren Schritten in Bewegung. Die Häuſer wankten in den Straßen, durch die er ging, und wer den lebendigen Berg wandeln ſah, ergriff die Flucht.

Als er in die Gegend kam, wo er ſeine Mahlzeit holen wollte, hörten die Unglücklichen, die ſie ihm ſchuldig waren, die Erde dröhnen, und ein Blick aus dem Fenſter überzeugte ſie, daß der ſchreckliche Mahner vor der Thür ſey. Der Hausvater wollte hinausſpringen und ihn mit ſeinem Leben bezahlen: aber ſeine Gattin und Tochter riſſen ihn mit Gewalt zurück und drängten ihn durch die Hinterthür aus dem Hauſe. Nur das Knäblein, das man in der Angſt vergeſſen hatte, fand nicht für gut, den Fliehenden zu folgen. Er blieb unerſchrocken in der Stube und erwartete ſtehenden Fußes den grimmigen Feind.

Der Rieſe zerſchmetterte mit einem Fauſtſchlage die verſchloſſene Hausthür, duckte ſich krumm zuſammen, kroch in die Hütte und brüllte das Kind an: „Wo iſt dein Vater? Ich will ihn freſſen.“ Schnell hob der Knabe einen Strohhalm vom Fußboden auf, lief damit, als wär' er mit einer herkuliſchen Keule und mit Herkules Kraft ausgerüſtet, dem Goliath entgegen und fuhr ihn an: „Pack dich, du Iſegrimm! ſonſt ſchlag' ich dich mauſetodt!“ — Die Drohung ergötzte den Rieſen dermaßen, daß er ein wieherndes Gelächter erhob, zugleich unbedachtſam mit dem Kopfe in die Höhe fuhr, die niedrige Stubendecke einſtieß, das obere Stockwerk mit ſeinem eiſernen Schädel durchbrach, und ſomit das ganze morſche Haus völlig zerſtörte. Es ſtürzte krachend zuſammen und ſeine Trümmer erſchlugen das Ungeheuer. Aber dem Knaben wölbte der große Leichnam eine Höhle, wo er von keinem fallenden Balken berührt wurde. Er verließ ſeine Freiſtatt unbeſchädiget und hüpfte lachend und jubelnd zu ſeinen Aeltern.

Unbeſchreiblich war die Freude der Stadt, als ſie ſich von der Tyrannei des grauſamen Menſchenfreſſers befreit ſah. Sie baute den armen Leuten, deren Haus ihn getödtet hatte, ein neues, und verſorgte ſie reichlich mit Allem, was ſie bedurften. Den kleinen Helden wählte man, als er erwachſen war, zum Oberhaupte der Stadt, und ſein Muth beſchützte ſie ſo kräftig, daß ſich kein neuer Tyrann darin feſtſetzen konnte.

XV.

Der Krug geht ſo lange zum Waſſer, bis er bricht.

Die verwittwete Gräfin **Allwing** hatte ein armes Fräulein, die Tochter früh verſtorbener Aeltern, zu ſich genommen. **Auguſte**, ein lebhaftes und muthwilliges Mädchen von ſiebzehn Jahren, erkannte jedoch die mütterliche Güte ihrer Tante nicht ſo herzlich, als recht und billig geweſen wäre. Im Gegentheil war ſie im Kreiſe ihrer Geſpielinnen undankbar genug, ihrer Wohlthäterin zu ſpotten, und allerhand poſſierliche Geſchichtchen, die das leichtſinnige Weſen zum Theil ſelbſt erdichtet hatte, von ihr zu erzählen.

Die gute Matrone, die ſchon tief im Winter ihres Lebens ſtand, hatte ſich verſchiedene Sonderbarkeiten angewöhnt, die allerdings einem Fremden, der ſie zum erſten Mal ſah und beobachtete, lächerlich ſcheinen konnten. Sie war ungemein geſprächig, miſchte in ihr ſchlechtes Deutſch viel verbrauchte franzöſiſche Redensarten, nahm dabei fleißig Tabak, und bediente ſich im Hauſe einer alten, ſeltſamen Doſe, deren Deckel bei jedem Auf- und Zuklappen einen wunderlichen Ton von ſich gab. **Auguſte** beſaß die Naturgabe, die Stimme und die Geberden jedes Menſchen, den ſie nur eine halbe Stunde lang geſehen und belauſcht hatte, vollkommen nachzuahmen. Damit beluſtigte ſie oft ihre Geſellſchaften, und beſonders trat ſie in der Rolle der alten Tante ſtets mit dem größten Beifall auf.

Das erfuhr die Gräfin zwar nicht; es war ihr aber bekannt, daß ſich das Fräulein mit ſolchen Gaukeleien abgab und eine Meiſterin darin war. Eine alte, von der Gräfin ſehr in Ehren gehaltene Kammerfrau hatte oft den Verdruß, daß ſich Auguſte keck vor ſie hinſtellte und dieſen Nachſpott mit ihr trieb. Sie beklagte ſich endlich bei ihrer Herrin darüber. Auguſte bekam Verweiſe, ſündigte aber noch bisweilen wider Willen, indem ſie bewußtlos die Stimme der Kammerfrau annahm, wenn ſie der Gräfin etwas erzählte, was jene geſagt hatte. Da gerieth die Matrone ſtets in heftigen Zorn, und ſtellte dem Fräulein vor: daß ſolcher Muthwille höchſt tadelhaft ſey, und ſich jedermann vor Perſonen ſcheue, die dergleichen Geſpött über Andere zu treiben pflegen. Dieſe Abmahnungen gingen zu einem Ohre hinein, zum andern hinaus. Auguſte ſetzte ihr luſtiges Spiel fort, und ergötzte ihre Freundinnen, die unendliches Vergnügen daran fanden, zuletzt mit einer Hauptpoſſe, die jedoch für die Darſtellerin ſelbſt keine ergötzlichen Folgen hatte.

Die Gräfin ward einsmals von einer befreundeten Familie, die auf dem Lande wohnte, eingeladen, ſich einen ganzen Sommertag bei ihr zu vergnügen. Sie entſchloß ſich ſchwer dazu, weil ſie ſeit einigen Jahren die Mauern der Stadt nicht verlaſſen hatte. Endlich faßte ſie Muth, ſetzte ſich eines Morgens mit ihrer Kammerfrau in den Wagen, und fuhr nach dem Landgute jener Familie, das nur eine Meile von der Stadt entfernt lag.

Auguſte nahm ſich vor, den freien Tag recht zu benutzen, und ſich länger, als ihr ſonſt vergönnt war, mit ihren Freundinnen zu vergnügen. Sie wollte ſogleich nach der Gräfin Abreiſe die Runde machen und eine fröhliche Zuſammenkunft für den Nachmittag verabreden. Indem ſie ſich aber ankleidete, ließen ſich zwei alte Damen, denen der Gräfin Landreiſe nicht bekannt war, bei derſelben zur Kaffeeſtunde anmelden. Blitzſchnell fiel Auguſten ein Schwank ein. Sie ging ins Vorzimmer zu dem Boten der Damen und ſagte ihm: es werde der Frau Gräfin ſehr angenehm ſeyn, ſie bei ſich zu ſehen.

Das loſe Mädchen wollte ſie in der Tante Geſtalt empfangen und bewirthen. Das war kein ſonderlich ſchweres Unternehmen, weil das hohe Alter der beiden Damen ihr Geſicht und Gehör äußerſt geſchwächt hatte. Ueberdieß befand ſich niemand im Hauſe, von dem vielleicht Hinderniß oder Verrath zu fürchten war. Die Kammerfrau und der Diener hatten die Gräfin begleitet, und die Köchin und das Stubenmädchen waren Auguſten ergeben. Doch wollte ſie auch Zuſchauer bei ihrem Poſſenſpiele haben. Sie lud deßhalb einige ihrer Freundinnen ſchriftlich ein, ſie des Nachmittags zu beſuchen, und lockte noch durch den Zuſatz: daß ſie in Anweſenheit der Tante das Kälbchen recht austreiben wollten.

Nach Tiſche ließ ſie ſich von einer in der Nähe wohnenden Schauſpielerin ein greiſes Runzelgeſicht auf die blühenden Wangen malen, zog ein ſteifes Schleppkleid aus der Garderobe der Gräfin an, umhüllte ihre braunen Locken mit einer hochgethürmten Spitzenhaube, ſetzte eine Brille auf, und übte ſich, die von der Gräfin zurückgelaſſene Tabaksdoſe gewohnter Maßen zu handhaben und ertönen zu laſſen. Alles ging trefflich von Statten. Sie war, als ſie ſich in einem großen Spiegel beſah, vollkommen mit ihrer Verwandlung zufrieden.

Die angemeldeten Damen — die Wittwe eines Generals und die Wittwe eines Hofmarſchalls — erſchienen. Auguſte trippelte ihnen entgegen, und empfing ſie mit einer ſo meiſterhaft verſtellten und der Tante nachgebildeten Stimme, daß ihnen nicht einfallen konnte, jemand anders, als ihre alte Freundin, die Gräfinn Allwing, ſprechen zu hören. Auch die blöden Augen der Matronen konnten den Betrug nicht entdecken, da ſich beſonders die vorſichtige Maske ſo weit, als mit Schicklichkeit geſchehen konnte, von ihnen entfernt hielt, und die täuſchende Brille das gemalte Geſicht noch unkenntlicher machte. Der häufig knallende Doſendeckel ſetzte der kecken Mummerei die Krone auf.

Als die Gäſte Platz auf dem Sopha genommen hatten, ſah ſich die Generalin im Zimmer um und fragte: „Iſt Fräulein Auguſte nicht hier?“

„Nein, die Hummel iſt ausgeflogen;“ antwortete die Komödiantin. „Eine alte, ehrwürdige Geſellſchaft iſt nicht nach ihrem Geſchmack. Sie converſirt nur gern mit der flüchtigen Jugend. Doch denken Sie zurück, Mesdames! Waren wir vor fünfzig und mehrern Jahren nicht eben ſo leichtfertig?“

Die Matronen bejahten es mit ſchalkhaftem Kopfnicken.

Jetzt traten Auguſtens Freundinnen raſch herein, und ſtutzten nicht wenig, als ſie, anſtatt ihrer Vertrauten, die grämliche Tante erblickten. „Ich bedaure ſehr, meine ſchönen Fräulein,“ rief ſie ihnen entgegen, „Ihre Geſpielin iſt nicht hier, kommt aber bald; nehmen Sie indeſſen Platz.“

Die Falkenaugen der jungen Mädchen entdeckten indeſſen die wunderliche Verkappung und lächelten einander zu. Auguſte winkte ihnen, ſich ruhig zu verhalten.

Ihr Geſpräch mit den beiden Wittwen ging nun wieder luſtig fort.

Der wirklichen Gräfin Allwing bekam aber die Landluſt nicht; ſie ward unwohl, ließ bald nach der Tafel anſpannen, ſtieg unbemerkt vor ihrem Hauſe ab, und trat, da ihre Dienerinnen ausſpaziert waren, unaufgehalten ins Kaffeezimmer. Mit Entſetzen erblickte ſie ihr Abbild und taumelte zurück. Auguſte ſprang auf und floh in ein anſtoßendes Gemach. Die beiden Damen, die bei hellem Tage ein Geſpenſt zu ſehen glaubten, ſtießen vor Schrecken den Kaffeetiſch um und ſtürzten ihr nach. Auch die Fräulein wußten nichts beſſers zu thun, als ſo ſchnell als möglich den Ausreißern zu folgen.

Dieſes Getümmel hörte die Kammerfrau und ſprang herbei. Die Gräfin, auf einen Stuhl geſunken, winkte mit der Hand nach dem Zimmer, das die Entflohenen verbarg. Die Kammerfrau eilte hinein, erkannte ſogleich die muthwillige Auguſte, warf ihr, der ſie ohnedieß nicht gewogen war, zürnende Worte zu, und die beiden alten Frauen ermangelten ebenfalls nicht, ſich über die ihnen widerfahrene Verhöhnung ſehr mißfällig zu äußern.

Das Ende vom Liede war, daß die beleidigte Gräfin des folgenden Tages die Frevlerin, trotz Reue und Leid, aus dem Hauſe wies, und ihr Teſtament, in welchem ſie die Undankbare zur Haupterbin ihres anſehnlichen Vermögens ernannt hatte, zurücknahm. Die Verlaſſene mußte ſich nun mit Stickerei und ähnlichen Arbeiten kümmerlich nähren; denn niemand nahm ſich ihrer an, da ſie die Wohlthaten der Gräfin übel vergolten hatte.

XVI.

Chriſtophs Feldzug.

In einer Mittelſtadt des preußiſchen Staates ward, wie in der ganzen Monarchie, der im Jahre 1813 erſchallende Aufruf zum Kriege gegen Napoleon mit Jubel empfangen. Alle Jünglinge, die ſich zum Feldzuge tüchtig fühlten, eilten zu den nächſten Fahnen, um freiwillig, zu Fuß oder zu Pferde, zu kämpfen. Aeltern und Bräute jammerten; doch einſtimmig ehrten ſie den Muth der Braven, die für des bedrängten Vaterlands Freiheit ihr Leben wagen wollten.

Nur im Hauſe des reichen Bierbrauers Malz war man anders geſinnt. Chriſtoph, der erſtgeborene Sohn, ein derber Burſch von zwanzig Jahren, den die ganze Stadt wegen ſeiner Wohlbeleibtheit den dicken Töffel nannte, hatte nicht die geringſte Luſt, von den mütterlichen Fleiſchtöpfen zu ſcheiden und ſich bleierne Pillen in den Leib jagen zu laſſen. Seine werthen, ebenfalls ſtandesmäßig breiten Aeltern billigten dieſe Abneigung vollkommen. „Ich haſſe die Franzoſen;“ krächzte mit fetter Stimme der Vater: „Es ſind Weinſchläuche, verſchmähen den edlen Gerſtenſaft, und brächten's wohl endlich dahin, daß kein ehrlicher deutſcher Bürgersmann einen Krug Bier mehr bezahlen könnte. Aber dennoch iſt mir unſer Sohn zu lieb, als daß ich ihn dazu hergeben ſollte, das fremde Volk nach Hauſe zu hetzen."

„Nein, um Gottes willen, nein!" ſchrie die Mutter, und ſchloß ihr liebes Töffelchen in die Arme.

„Ein Mann, ein Wort: du behältſt ihn!" ſagte der Vater. Wir dürfen das aber nicht an die große Glocke ſchlagen; wir müſſen vielmehr thun, als wäre Chriſtoph ganz toll und verſeſſen darauf, mit in den Krieg zu ziehen, und hätt' uns gereinigt, ihn trefflich auszurüſten und beritten zu machen. Morgen iſt Roßmarkt: da kauf' ich das ſchönſte Pferd, das ich bekommen kann, und du, Frau, gehſt heute noch in den Tuchladen, und kaufſt zur Montur das feinſte Tuch, das zu haben iſt. Darüber entſteht Aufſehen; es wird in allen Häuſern davon geſprochen; man lobt unſern guten Bürgerſinn, unſere Vaterlandsliebe. Nun aber muß unſer Hausdoktor, von uns geſtimmt und beſtochen, allenthalben herumgehen und ſagen: ich begreife nicht, was Herr Malz denkt. Er will mit aller Gewalt ſeinen Sohn ins Feld ſchicken, aber der arme Menſch hat eine ſo ſchwache Bruſt, daß er die Kriegsſtrapazen nicht acht Tage aushalten kann. Ich fühle mich als Hausarzt verpflichtet, den guten Leuten dringend vorzuſtellen, daß ſie ihren kränklichen Sohn, der doch keine Heldenthaten verrichten kann, unnütz aufopfern würden. — Nach dieſer Einleitung ſtellt uns der Doktor über Chriſtophs Untüchtigkeit ein Atteſtat aus, und verbreitet in der ganzen Stadt: wir hätten uns entſetzlich geſträubt, es anzunehmen."

Frau und Sohn lobten dieſen Plan, und er ward ausgeführt.

Schon des folgenden Tages zeigte ſich Chriſtoph auf einem prächtigen Schimmel und rief jedem Bekannten zu: „Seht, das iſt mein Dienſtpferd! Ich denke, manchen Franzoſen damit niederzureiten.“ — Gutmüthige Saalbader prieſen weitſchweifig ſeinen Heldenmuth. Andere, die den feigen und bequemen Burſchen kannten, lächelten ſchweigend.

Als er aber einige Tage weidlich geprahlt, der Arzt indeſſen ſeine Rolle geſpielt und den Schutzbrief gegen Schwerter und Kanonen ausgefertiget hatte, begab ſich der Braumeiſter damit auf's Rathhaus, legte ihn der Obrigkeit vor, und beklagte ſehr, daß dieſer ärztliche Ausſpruch ſeinem Sohne die Hände binde, das Schwert für's Vaterland zu ziehen. Das bedauerte der Magiſtrat gleichfalls und die Sache war abgemacht.

Die muthigen Jünglinge flogen zum Kampfe. Chriſtoph hielt ſich nach ihrem Abzuge einige Tage verborgen, um keine Spottreden über ſich zu veranlaſſen. Der Arzt poſaunte indeſſen von Haus zu Haus: der junge Menſch ſey vor Kummer halb wahnſinnig, daß er nicht, wie ſeine jungen Mitbürger, zum Schwerte greifen könnte.

Nach Verlauf einer Woche ſchlich Chriſtoph wieder aus ſeinem Verſteck hervor, beſuchte mit matten Schritten die Nachbarn und klagte ihnen ſeine vorgebliche Noth. Man antwortete ihm hier und da: es ſey allerdings ſehr verdrießlich, einen ſo wichtigen Feldzug hinter dem Ofen machen zu müſſen.

Er hielt ſich ungefähr einen Monat ganz eingezogen. Dann aber ſchien es ihm, es ſey Gras genug über ſeine Feigheit gewachſen, und er könne die Larve der Kränklichkeit ohne Bedenken von ſich werfen. Er beſuchte nun wieder einen öffentlichen Luſtgarten, wo ſich die angeſehenſten Bürger der Stadt Abends verſammelten. Sonntags brachten ſie ihre Frauen und Kinder mit, und die erwachſenen Mädchen vergnügten ſich mit allerhand Spielen. Töffel dachte: ich bin jetzt Hahn im Korbe und werde bei den jungen Schönen mein Glück machen. Die Mädchen hatten ſich auch wirklich ſchon zu Gunſtbezeugungen vorbereitet. Sie hängten ihm, als er ſich dahlend in ihrem Kreiſe herumdrehte, ein halbes Dutzend Haſenſchwänzlein unvermerkt hinten ans Kleid, und die Gaſſenbuben erhoben ein Jubelgeſchrei, als ſie ihn mit dieſen Verdienſtorden nach Hauſe gehen ſahen.

Er nahm das ſchnöde Geſchenk als einen höflichen Spaß auf, und ließ ſich dadurch nicht abſchrecken, den Luſtgarten ferner mit ſeiner Gegenwart zu beehren.

Als er ſich eines Tages wieder dort blicken ließ, ward er von den loſen Mädchen aufgefordert, ihnen die neueſten Kriegsbegebenheiten zu erzählen, weil er doch, wie ſie ſagten, gewiß im Geiſte mitfechte, und immer die friſcheſten Nachrichten von der Armee erhalte. Er war einfältig genug, den Stich nicht zu fühlen, ſondern verſicherte treuherzig, er wiſſe kein Wort davon. Auch mit andern Geſchichten, die man von ihm verlangte, konnte er nicht dienen. „Nun ſo will ich eine Novelle zum Beſten geben,“ ſagte des gelehrten Cantors ſchelmiſche Tochter. Man ſetzte ſich um ſie her, und ſie begann:

„Ein mächtiger Löwe, der eine große Waldwüſte beherrſchte, gerieth mit einem Gränznachbar, einem eben ſo gewaltigen Thierkönig, in Unfrieden und beſchloß, ihn zu bekriegen. Sein Feldmarſchall, ein alter Bär, erhielt Befehl, das Kriegsheer zu verſammeln und zum Einfall ins Reich des Feindes zu ordnen. Das ſoll geſchehen, brummte der graue Held, und Euer tapferes Volk wird ſiegen. Nur die Haſen, die verdammten feigherzigen Haſen — müſſen wir zu Hauſe laſſen. Die Wichte halten nicht Stand, und bringen durch ihre Flucht das ganze Heer in Unordnung. — Ho! ho! das ſollen ſie wohl bleiben laſſen! ſagte der König. Ordnet vor und hinter ihnen eine Schaar Wölfe, und befehlt dieſen, jeden Schuft, der davon läuft, auf der Stelle zu zerreißen.

Dieſes Gebot behorchte ein wohlgenährter Rammler, der feigſte ſeines Geſchlechts. Zitternd faßte er ſogleich den Entſchluß, ſeine Haut in Sicherheit zu bringen. Er lief windſchnell über hundert Meilen, bis er in eine von Menſchen bewohnte Gegend kam. Da ſah er am Wege ein großes Haus; es war ein Brauhaus. Er hoffte darin eine Freiſtätte zu finden. Das Thor ſtand offen, er lief hinein, verſteckte ſich hinter ein ungeheures, im Hofe ſtehendes Faß, und hielt ſich da hungernd und durſtend einige Tage verborgen. Eines Morgens aber erblickten ihn zwei Brauknechte, ſchlugen ihn todt, und er ward zum Feſtſchmaus für die rohen Geſellen an den Spieß geſteckt. Zu gleicher Zeit kehrte das Kriegsvolk ſeiner Heimath nach einem kurzen, glücklichen Feldzuge mit Lorbeern heim, und ſogar ſeine Brüder, die Haſen, wurden mit Ehren empfangen, weil ſie, aus Furcht vor dem Rachen der Wölfe, in Reih' und Glied ausgehalten hatten." —

Dießmal erkannte ſich der Pinſel denn doch als das Häschen der Fabel, und verließ mit einem ſauern Geſichte den Garten. Ein brauſendes Gelächter, wie man es ſich wohl in kleinen Städten erlaubt, ſchallte ihm nach.

Seitdem enthielt er ſich der Gartenbeſuche, und ging überhaupt wenig aus, weil ihn jedermann wunderlich anſah oder wohl gar ins Geſicht lachte. Am Ende zog er ſich ganz wie eine Schnecke in ſein Haus zurück. Aber auch dieſe Maßregel ſchützte ihn nicht vor Pasquillen, die des Nachts an ſeine Hausthür geheftet wurden. Vater Malz ergrimmte höchlich darüber, ohne jedoch ſeinen geliebten Sohn von dergleichen Unbilden retten zu können.

So ſtanden die Sachen noch in den erſten Tagen des Monats April 1814, als die erfreuliche Nachricht von der am 31. März erfolgten Einnahme der Stadt Paris das Land durchflog. Da ſprang dem Alten ein glücklicher Gedanke in den Kopf. „Höre, Mutter!“ ſprach er zu ſeiner Frau: „es iſt höchſt nöthig, unſern von der ganzen Stadt verſpotteten Sohn wieder zu Ehren zu bringen, und es zeigt ſich jetzt eine gute Gelegenheit, daß er ſich ohne die geringſte Gefahr an die Armee anſchließen kann. Ganz Frankreich iſt nun in den Händen der Preußen und ihrer Bundesgenoſſen; Chriſtoph kann alſo nach Paris reiſen, ohne daß ihn ein Hund anbellt. Kommt er mit Gottes Hülfe dort glücklich an, ſo meldet er ſich bei dem Feldmarſchall und bittet um Einſtellung in ein Regiment. Die wird man dem hübſchen Jungen mit Freuden gewähren. Er verrichtet dann vielleicht einen Wachdienſt, kehrt nach ſechs oder acht Wochen glorreich mit der Armee zurück, und wird, wie ſeine Kameraden, mit Jubelgeſchrei und Lorbeerkränzen empfangen.“

„Weißt du aber auch gewiß, daß ihm in dem gefährlichen Paris nichts Schlimmes begegnen kann?“ fragte die ängſtliche Mutter.

„Was ſoll ihm begegnen?“ ſagte der Vater. „Die Franzoſen ſind auf's Haupt geſchlagen; ſie mucken nicht.“

Chriſtoph ging nun, ſorgfältig eingemantelt und mit Lebensmitteln reichlich verſehen, mit der Poſt ab, und erreichte bei erwünſchtem Wohlſeyn die franzöſiſche Gränze. Aber einige Meilen hinter derſelben verließ ihn ſein Schutzgeiſt. Ein Trupp bewaffneter Bauern hielt den Poſtwagen an und fragte nach Stand und Namen der Reiſenden. „Ich bin preußiſcher Soldat!“ ſagte **Chriſtoph** ſtolz und legte die Hand an den Säbel. „Gebt das Ding her!“ riefen lachend die Bauern: „Ihr ſeyd unſer Gefangener!“ — Da half nun weder Trotz noch Bitte; er ward entwaffnet und ins Gemeindehaus des nächſten Dorfes geführt, wo man ihn einſchloß und bewachte. Dabei bewirthete man ihn ſo nachläſſig und unerfreulich, daß ihm nur der wüthendſte Hunger die vorgeſetzten Speiſen einnöthigen konnte.

Zum Glück dauerte dieſe verdrießliche Gefangenſchaft nur einige Tage. Dann bewirkte die indeſſen eingetretene vollſtändige Waffenruhe ſeine Entlaſſung. Aber das ihm abgenommene Reiſegeld erhielt er nicht wieder. Er mußte ſich in ſeine Vaterſtadt zurückbetteln, und ward, als er dort ganz abgehungert einzog, weidlich ausgelacht. Das war ſeiner Bequemlichkeit und Feigheit gerechter Lohn.

XVII.

Die Sonnenfinſterniß.

Herr Stahlberg, der bekannte reiche Mann in Berlin, hatte eben ſein großes ſteinernes Reich in der Friedrichsſtraße durchwandelt, und den Inſaſſen, die er als ſeine Unterthanen zu behandeln pflegte, theils neue Geſetze vorgeſchrieben, theils höhere Schatzung auferlegt, und ſetzte ſich nun vergnügt an ſeinen Schreibtiſch, um die Vermehrung ſeiner Einkünfte zu berechnen. Da trat Julius, ſein zwölfjähriger Sohn, mit einem Zeitungsblatte in der Hand, raſch ins Zimmer und ſagte gebieteriſch: „Vater, gib Geld! Es werden hier in der Zeitung ſchwarze Gläſer zur Beobachtung der morgenden Sonnenfinſterniß ausgeboten. Ich muß eins haben; gib geſchwind ſechzehn Groſchen Courant!“

„Du biſt nicht klug, du heilloſer Verſchwender!“ fuhr ihn der Vater grimmig an. „Denkſt du, ich finde das Geld auf der Straße?“

„Stell' dich doch nicht ſo arm!“ verſetzte Julius. „Du haſt ja vorhin die Miethen im Hauſe geſteigert. Die Weiber ſtehen unten auf der Hausflur beiſammen und jammern und wehklagen.“

„Das machen die Weiber nicht anders!“ ſagte der Alte.

„Warum horchſt du hin? — Und was haſt du nach der Sonnenfinſterniß zu gaffen? Davon wird man nicht ſatt, nicht reich. Ich glaub' auch noch gar nicht, daß ſie morgen kommt. Die Kalendermacher lügen; das iſt bekannt. Und ſtellt ſie ſich auch allenfalls ein, und du mußt durchaus nach ihr gucken, ſo kann das durch ein kleines, ſchwarz geräuchertes Stückchen Glas geſchehen. Zerbrich aber nicht etwa eine Fenſterſcheibe deßhalb, und verdampfe kein ganzes Scheit Kienholz. Ein Splitterchen iſt genug. Hörſt du?“

Der wohlgerathene Sohn, der brummend davon lief, hatte große Luſt, ſich mit langen Fingern in den Beſitz des verweigerten Geldes zu ſetzen; aber die väterlichen Kaſſen waren ſo feſt verwahrt, daß er ihnen nicht beikommen konnte. Verdrießlich ſah er ſich nun nach einer Glasſcherbe um. Da er jedoch keine ſogleich fand, zerſchlug er die erſte beſte Fenſterſcheibe in einer Hinterſtube, lockte die Hauskatze hinein, und verſchloß ſie darin, um den Verdacht des angerichteten Schadens auf ſie zu wälzen. Das unſchuldige Thier mußte bis den andern Morgen in ſeinem Gefängniſſe hungern, erhielt dann, als Herr Stahlberg zufällig in die Stube kam und das zerbrochene Fenſter bemerkte, unbarmherzige Schläge, und der wahre Thäter blieb verborgen.

Indeſſen hatte Julius das gläſerne Bruchſtück mit Kiendampf geſchwärzt, und erwartete mit Ungeduld die Sonnenfinſterniß, die dann auch in der zweiten Nachmittagsſtunde des ſiebenten Septembers 1820 richtig eintraf. Er hätte, um ſie zu betrachten, nicht nöthig gehabt, einen Fuß aus dem Vaterhauſe zu ſetzen; er begab ſich aber auf den Gensd'armes-Markt, um ſein Licht leuchten zu laſſen vor den dort verſammelten Leuten. Alle Menſchen für dumm und ſich allein für klug haltend, freute ſich der

Prahlgern recht darauf, die von ſeinem Lehrer empfangene, wiewohl ganz mißverſtandene Erklärung der Sonnenfinſterniß wieder an den Mann zu bringen, und gleichſam den Lehrſtuhl auf öffentlichem Markte zu beſteigen.

Der junge Profeſſor trat, mit einem ſchwarzen, ſogenannten altdeutſchen Röcklein bekleidet, in den Kreis der zahlreichen Verſammlung und horchte rechts und links, was über die Sonnenfinſterniß geſchwatzt werden würde. Da war es denn natürlich, daß er aus Janhagels Munde viel tolles Zeug hörte. Aber Janhagel dünkt ſich immer ſehr weiſe, und nimmt es übel, wenn ihn jemand belehren will.

Das nicht bedenkend, ging das hochgelahrte Knäblein von einem Trupp zum andern, ſteckte ſein aus langen, wilden Haaren hervor guckendes Näschen in die Geſellſchaft hinein, belauſchte die gangbaren aſtronomiſchen Geſpräche, ſchlug darüber, wenn ſie recht einfältig waren, ein lautes Gelächter auf, und brachte mit einem übermüthigen Blick und Tone ſeine eigene Weisheit zu Markte. „Wer hat Ihn denn gefragt?“ hieß es hier. „Halt Er's Maul!“ klang es dort. Dieſer ſchnöde Lehrſold benahm ihm aber keineswegs die Luſt, noch weiter umher zu ſpotten, zu lachen und zu ſchulmeiſtern. Ueberall waren loſe Reden ſein Lohn. Eine Rotte Straßenbuben zog ihm nach und jubelte, wenn er recht derb abgefertiget wurde.

Aber ein geſetzter Mann, der ihn kannte, zog ihn bei Seite und ſagte: „Lieber, junger Freund, laſſen Sie ſich nicht auslachen! Sie haben, wie ich bemerke, ganz falſche Begriffe von der Sonnenfinſterniß, und wollen doch andere Unwiſſende ſpottend belehren. Es iſt in unſern Tagen ein gewöhnlicher Dünkel der lieben Jugend, alles zu wiſſen, alles beſſer zu wiſſen, als die ganze übrige Welt. Aber die liebe Jugend macht ſich dadurch widrig und verhaßt, und ſo hat auch Ihr vorlautes Weſen, mein Beſter, die gegenwärtige Volksmenge gegen Sie aufgeregt. Darum geb' ich Ihnen den guten Rath, machen Sie ſich ſtill aus dem Staube, Sie möchten ſonſt am Ende noch in unſanfte Hände fallen."

„Wie komm' ich zu dieſer Strafpredigt? mein Herr!" rief Julius. „Immer will doch das Alter die Jugend hofmeiſtern! Sitzt denn die Weisheit im Barte? Das glaubte man vor Zeiten; jetzt hat ſich das Blatt gewendet. Die Graubärte gelten nichts mehr; die Jugend beherrſcht die Welt."

„Es iſt luſtig, einen Schulknaben ſo ſprechen zu hören," ſagte der Warner.

„Herr! Sie ſind eine gemeine Natur, ein Philiſter, ein Altflicker!" ſchimpfte Julius, und ging dem ehrbaren Manne mit ſchlagfertigen Geberden zu Leibe. Dieſer hob aber ſchnell die Hand, und machte Miene, dem jungen Weltbeherrſcher einen wohlverdienten Naſenſtüber zu geben.

Dagegen wollte Julius ſein Stückchen Fenſterglas als Schild brauchen, und bedeckte geſchwind ſein Geſicht damit. Er ſchirmte ſich aber in der Angſt mit der berußten Seite des Glaſes, und ſchminkte ſich das Geſicht, beſonders den bedrohten Theil deſſelben, kohlſchwarz. Als er nun mit dem Naſenſchneller großmüthig verſchont worden war und den gläſernen Schild wieder hinwegnahm, entſtand ein ungeheures Gelächter. Einige hundert Finger zeigten auf ihn, und Alt und Jung ſchrie: „Seht die naſeweiſe Schwarznaſe! Seht, ſeht!"

Ergrimmt ſchlug er, ohne ſich lange zu beſinnen, den nächſten Schreier, einen langen, ganz mit Puder überſchneiten Haarkräusler, ins Geſicht. Dieſer gab die empfangene Ohrfeige blitzſchnell zurück. Da erwachte der Gemeingeiſt der auf dem Markte gegenwärtigen jungen Altdeutſchen:

ſie ſammelten ſich von allen Seiten, um dem verbrüderten Schwarzrock gegen den ſchneeweißen Staubmann beizuſtehen. In keilförmiger Schlachtordnung rückten ſie an; Julius ſtellte ſich an ihre Spitze, bemächtigte ſich des Puderbeutels, der aus des Feindes Rocktaſche hervorragte, und ſchleuderte Dieſem die ganze Ladung ſo wohl gezielt ins Geſicht, daß er mit einer zolldicken Mehlmaske beſtürzt daſtand und nicht aus den Augen ſehen konnte. Nun aber ſetzte ſich auch der weiße Gemeingeiſt gegen den ſchwarzen in Bewegung. Die vorhandenen Haarkräusler ſchaarten ſich zuſammen, zogen vom Leder, das heißt: ſie riſſen ihre Puderquaſten aus den ledernen Beuteln, und griffen mit dieſer Waffe die Schwarzen ſo tapfer an, daß ſie bald einen vollſtändigen Sieg über die Farbe der feindlichen Röcke davontrugen. Doch hatten ſie auch einigen Verluſt. Einer der Schwarzen eroberte einen Beutel, ſteckte ihn auf einen Stock, und ſtimmte mit ſeinen Kampfgeſellen ein Siegeslied an. Aber das geſammte Volk ſchlug ſich — mit Ausnahme eines kleinen Schornſteinfegers, der ſich zu ſeiner Farbe hielt — auf die Seite der weißen Partei, und drohte, mit der vereinten Kraft eherner Fäuſte über die Schwarzen herzufallen. Da wandten ſie ſich zur Flucht; doch dem Urheber des Streites und erſtem Ausſchläger gelang es nicht, ſich damit zu retten: er ward ergriffen, mußte die Nacht in gefänglicher Haft zubringen, und am Morgen von ſeinem Vater mit bedeutenden Koſten ausgelöſet werden.

Daß ſein Willkommen zu Hauſe nicht erfreulich war, läßt ſich denken. Er hat ſeitdem weislich beſchloſſen, nie wieder bei Sonnenfinſterniſſen oder andern öffentlichen Gelegenheiten die dunkeln Köpfe des Volks erleuchten zu wollen.

XVIII.

Unrecht Gut gedeihet nicht.

Ein junger Handwerksgeſell, aus Böhmen gebürtig, wanderte durch Schwaben, und dachte für und für an ſeine Heimath, wo er ein feines Liebchen hatte. Mit der Heirath ſtand es aber im weiten Felde. Anton war blutarm, und Meiſter Peter, des Mädchens Vater, wünſchte ſich einen reichen Eidam, der ihn in ſeinen alten Tagen ernähren ſollte. Sein eigenes Handwerk hatte freilich keinen goldenen Boden. Er war Schneider, aber nicht Kleidermacher, ſondern nur Arzt alter Gewänder, die man ihm zur Heilung ihrer Gebrechen anvertraute. Man zahlte ihm jedoch einen ſo geringen Lohn, daß er kaum ſein liebes Leben davon erhalten konnte. Höchſt ungern beſchäftigte ſich daher ſeine Heldenfauſt, die vormals den öſterreichiſchen Huſarenſäbel tapfer geſchwungen hatte, mit der weibiſchen Nadel. Er wünſchte ſehnlichſt, im Beſitz hinreichender Mittel zu ſeyn, daß er den ganzen Tag im Wirthshauſe ſitzen und zechen konnte. Ein ſolcher Glückswechſel war aber aus Antons Händen nicht zu erwarten. Sie waren ſo leer, daß er auf ſeiner Wanderſchaft fechten gehen mußte.

„Woher des Landes?“ fragte ihn einsmals ein alter, eisgrauer Mann, der eine Waldhütte bewohnte.

Der Burſch nannte ſein Vaterland. Da ſchlug der Einſiedler vor Erſtaunen die Hände zuſammen und rief: „Du biſt aus Böheim, aus dem reichen Böheim, und gehſt hier betteln?“

„Von Böhmens Reichthum weiß ich nichts;“ verſetzte der Wanderer. „Ich wenigſtens habe keinen Theil daran.“

„Dazu will ich dir verhelfen;“ ſagte der Greis. „Eile nach Böheim zurück, erfrage dort den Habichtſtein —“

O, den kenn' ich!“ fiel ihm Anton ins Wort. „Ich bin nicht weit davon zu Hauſe.“

„Deſto beſſer!“ rief der Alte. „Ich weiß von guter Hand — von gewiſſen, in den Tiefen der Erde bewanderten Leutchen — kurz, ich weiß, daß am Fuße des Habichtſteins an der Mitternachtſeite ein großer Schatz vergraben liegt. Ich konnte längſt Herr davon ſeyn; man wandert aber mit einer Bürde von hundert Jahren nicht gern in ferne Länder, und mir ſind auch die Blätter der Bäume, die meine Hütte beſchatten, lieber als Goldſtücke. Darum ſchenk ich dir jenen Plunder, junger Geſell! Geh ſtracks in deine Heimath zurück, und hebe bei Nachtzeit den Schatz; ſprich aber zuvor mit keinem Menſchen davon. Eine kleine Spitzſäule bezeichnet den Ort, wo du mit leichter Mühe ein reicher Mann werden wirſt.“

Anton dankte für die gute Nachricht, ob er gleich noch kein rechtes Vertrauen zu der Sache gewinnen konnte.

Er lief nun Tag und Nacht wie ein Eilbote, kam an ſeinem Wohnorte glücklich an, umarmte ſein gutes Mütterlein, und flog dann zu ſeiner Marie, die ihm jauchzend und mit offenen Armen entgegengeſprungen wäre, wenn ihr nicht des Vaters finſteres Geſicht einen kühlern Empfang geboten hätte.

„Schon wieder da?“ brummte der alte Huſar. „Ich glaubte, du würdeſt dich zehn Jahre lang in der Welt umſehn. Aber auf dich paßt das Sprichwort: Eſelstrab iſt von kurzer Dauer. — Nu, meinetwegen! Du bringſt wohl einen Sack voll Geld mit?“

„Ach nein, lieber Meiſter!“ ſeufzte Anton. „Doch hab' ich eine Ausſicht.“

„Und ich hab' die Einſicht, daß du zeitlebens ein Bettelhund bleiben wirſt;“ polterte Peter, und wies ihm die Thür.

Anton zog ſich zurück und winkte Marien mit den Augen. Sie begleitete ihn hinaus. Auf der Hausflur blieben ſie ſtehen, und Anton vertraute hier dem Mädchen, daß ihm ein hundertjähriger Einſiedler einen Schatz am Fuße des Habichtſteins zugewieſen habe. Er verſchwieg ihr auch nicht: daß eine Spitzſäule das Lager des Goldes bezeichne, und daß er in der morgenden Nacht — denn heute ſey er noch müde von der Reiſe — die Hebung des Schatzes verſuchen wolle.

Der neugierige Peter horchte am Schlüſſelloch, und erfuhr ſo das erfreuliche Geheimniß. Als er ſattſam unterrichtet war, ſchlich er auf den Zehen an ſeinen Arbeitstiſch zurück, und ſagte Marien, als ſie wieder in die Stube trat, kein Wort davon, daß er Antons Geplauder belauſcht hatte.

Sie begab ſich, als es Abend geworden, in ihr Kämmerlein, um ungeſtört an ihren Trauten zu denken. Bald nachher ſtahl ſich ihr Vater, mit einer Diebslaterne und allerhand Werkzeugen, die er zur Eroberung des Schatzes nöthig hatte, aus dem Hauſe und lief zum Habichtſtein.

Er fand die Spitzſäule, und grub und ſchaufelte mit Macht. Nach dreiſtündiger Arbeit öffnete ſich ihm eine Höhle, worin das Geripp eines kopfloſen Rieſen lag. „Blitz und Donner! das iſt ein ungeheurer Kerl!" ſagte der Schatzgräber. „Seinen Kopf hätt' ich ſehen mögen; der muß ſo groß als mein Kachelofen geweſen ſeyn." — Indem er noch dieſe Betrachtungen anſtellte, fiel ihm ein lederner, mit Draht überflochtener Sack in die Augen. Haſtig zog er ihm das eiſerne Oberkleid ab, ſchnitt ihm den Bauch auf, und glänzende Goldmünzen rollten ihm entgegen. Raſch gab er dem Rieſen, der ſich das alles gefallen ließ, ſeine Bettdecke von Sand und Steinen zurück, und eilte mit der gewichtigen Beute davon.

Er zählte und rechnete zu Hauſe die ganze Nacht, und die ausfallende Summe überſtieg ſeine Erwartung. Dennoch beſchloß der Schuft, dem rechtmäßigen Herrn des Schatzes den Raub zu verheimlichen, und ſich den armen Burſchen, der ihm nun vollends ein Dorn im Auge war, mit Gewalt vom Halſe zu ſchaffen. Dieſem ſchönen Vorſatz zu Folge, fing er am Morgen, als der freundliche Jüngling zum Beſuch kam, allerhand vom Zaune gebrochene Händel mit ihm an, überhäufte ihn mit grundloſen Vorwürfen und Schimpfreden, that einen Schwur, daß Marie nimmer die Seinige werden ſolle, und warf ihn endlich, um alle dieſe Unbilden zu bekräftigen und zu beſiegeln, förmlich aus dem Hauſe.

Es wäre der Jugendkraft des Gemißhandelten ein Leichtes geweſen, den dürren, markloſen Schneider zu überwältigen und in den Sack zu ſtecken. Er wehrte ſich aber nicht, weil ihm ſein wüthender Feind, als Mariens Vater, eine heilige Perſon war. Weinend ging er fort und ſeufzte unter Weges: „Wie hab' ich das verdient? —

Verlier' ich Marien, ſo würde mich der Beſitz goldener Berge nicht freuen. Der Schatz beim Habichtſtein ruhe bis zum jüngſten Tage; ich heb' ihn nicht." — Und er that auch in der folgenden Nacht keinen Schritt darnach.

Während er ſie durchweinte, beluſtigte ſich Meiſter Peter abermals mit ſeinen Goldſtücken, und war noch, als die Thurmglocke zwölf ſchlug, mit Zählen beſchäftiget. Schaudernd vernahm er jetzt ſchwere Fußtritte, die ſeine baufällige hölzerne Stiege zu zermalmen drohten. Sie donnerten bis vor ſeine Thür; dieſe that ſich auf, und herein trat das furchtbare Geripp des Rieſen aus der Höhle beim Habichtſtein. Der alte Kriegsknecht, der ſonſt keine Furcht kannte, kroch mit Stoßgebeten unter den Tiſch.

Das Geſpenſt trug ſeinen Kopf unter dem Arme, ſetzte ihn aber beim Eintritt in die Stube an den gehörigen Ort und brüllte: „Hervor, du Schelm! Hier bring' ich dir meinen Kopf, den du ſehen wollteſt. Nun aber packe dieß geſtohlene Gold ſchnell zuſammen und trag's zu Anton, dem's gehört."

Der Schneider ſaß mit Zähnklappen unter dem Tiſch und regte ſich nicht.

Deſto thätiger war das Geſpenſt. Es ſtrich mit langen Knochenhänden alle Goldſtücke, die auf Tiſchen und Stühlen herum lagen, raſch zuſammen, ſchüttete ſie in den ledernen Sack, zog den alten Dieb aus ſeinem Verſteck, drückte ihm die goldene Laſt in den Arm, und trieb ihn vor ſich her nach Antons Wohnhauſe. „Angeklopft und hinein!" gebot's an der Thür. „Das Geld abgegeben und geſagt: Marie iſt dein! — Sprich kein anderes Wort, ſonſt brech' ich dir den Hals!"

Gehorſam klopfte der gedemüthigte Meiſter an die Hausthür. Anton öffnete ſie, und machte große Augen, als er zu einer ſo ungewöhnlichen Zeit ſeinen Widerſacher vor ſich erblickte. Bevor er aber noch ſeine Verwunderung äußern konnte, ſetzte ihm Meiſter Peter den Geldſack vor die Füße und ſtammelte bebend: „Das iſt dein und Marie dazu!“ —

Nach dieſen Worten verſchwand das lauernde Geſpenſt von ſeinem Wachpoſten am Hauſe.

Der Weg war dem Schneidermeiſter nun frei, und er lief wie wahnſinnig von dannen, ohne dem ſtaunenden Jüngling, der ihn ſprechen wollte, Rede zu ſtehen.

Schrecken und Todesangſt warfen ihn auf der Schwelle ſeines Hauſes zu Boden. Marie brachte ihn zu Bett. Er fühlte, daß ſein Stundenglas ausgelaufen war, und verwandte noch ſeine letzten Augenblicke zu dem Geſtändniß ſeiner Unthat.

Anton, der bald darauf kam, fand ihn ſchon ſtarr und todt. „O, konnt' ich ihn wieder erwecken!“ rief der gute Menſch. „Wir waren verſöhnt; er willigte noch in unſere Verbindung, und dafür wollt' ich ihm Methuſalems Alter und alle Schätze der Erde gönnen.“

XIX.

Der Großſprecher.

„Wenn jemand eine Reiſe thut, ſo kann er was erzählen;" ſagte der junge Herr Blaſius, und beſchloß, auch eine Reiſe zu machen: denn erzählen, von ſich ſelbſt erzählen und weidlich aufſchneiden, war ſein Leben.

Die Schweiz lag ihm am nächſten; er ſetzte ſeinen Stab hinein.

Eines Abends fand er in einem Wirthshauſe, wo er übernachten wollte, gute Geſellſchaft. Sie war aber nicht beſonders ſprachſelig; man ließ ihn meiſtens allein reden. Das war ihm eben recht. Er bediente ſich der trefflichen Gelegenheit, höchſt rühmlich von ſich zu ſprechen, und ganz unglaubliche Kraft- und Ehrenthaten, die er im Krieg und Frieden vollbracht haben wollte, zu berichten. Der Gaſtwirth, ein Schalksgeſicht, hörte eine Weile ſehr andächtig zu. Auf Einmal rief er mit ſtarker Stimme: „Iſt jemand an der Thür?" — Blaſius, der ſie im Rücken hatte, wandte ſich geſchwind, und erblickte an ihr die mit Lampen beleuchtete Inſchrift: „Ob's wohl wahr iſt?" — Der Wirth und die übrigen Gäſte lachten ins Fäuſtchen; aber Herr Blaſius, der den ſtummen Verweis fühlte, ging verdrießlich zu Bett.

Nach einigen Tagereiſen waren jene bedenklichen Worte vergeſſen, und er machte ſich abermals in einem Gaſthofe das Vergnügen, die prächtigſten Dinge von ſich zu erzählen. Aber den Faden ſeiner Rede zerſchnitt plötzlich ein großes, wohl zwei Ellen langes Meſſer, das oben an der Stubendecke, von einem geheimen Zuge bewegt, mit widerwärtigem Gekreiſch hin und her fuhr, als ob es dem ruhmredigen Gaſte im Aufſchneiden beiſtehen wollte. Stutzend hielt er ein; das Meſſer ward ebenfalls ruhig. Als er aber nach einigen ſtillen Minuten ſeine Prahlereien fortſetzte, arbeitete auch jenes wieder. Grimmig ſah er die Maſchine an und ſagte. „Wenn Du ſprichſt, muß ich ſchweigen!“ Und er ſprach nun kein Wort weiter.

Des folgenden Abends fiel ihm beim Eintritt ins Gaſthaus, wo er ſein Nachtlager zu nehmen gedachte, eine Windmühle ins Geſicht, die zwar nach verjüngtem Maaßſtabe, doch immer noch groß und breit genug, in der Wirthsſtube auf dem Tiſche ſtand. „Ein wunderlicher Tafelaufſatz!“ ſprach der Wandersmann für ſich und nahm Platz am Tiſche. Seine Schwatzhaftigkeit gab ſich bald kund; er war hier, wie überall, ein unverſchämter Großſprecher. Als er aber recht im Zuge war, wurden die Flügel der Windmühle lebendig, und ihr raſcher Umſchwung machte ein ſolches Geraſſel, daß der Windbeutel, von dem Lärm übertäubt, ſchweigen mußte. Ergrimmt ſprang er auf, zahlte ſeine Zeche, ſtürmte fort und eilte wieder in ſein Vaterland, weil man ſich in der Schweiz verſchworen zu haben ſchien, ſeine behende Zunge ihres größten Vergnügens zu berauben.

Die drei Gaſtwirthe, die durch Inſchrift, Rieſenmeſſer und Windmühle ihre Gäſte zur edlen Wahrheit bekehren wollten, hatten ſich auch um ihn das Verdienſt erworben, daß er nach der Rückkunft in ſeine Heimath weniger ſchwatzte und prahlte, und ſich dadurch bei ſeinen Mitbürgern beliebter machte, als er zuvor geweſen war.

XX

Die große Dampfmaſchine.

Ein Nachtrag zur Geſchichte der ſpartaniſchen Mahlzeiten in Frauenfeld.

Glaubwürdige Briefe, die neulich aus dieſem berühmten Städtchen einliefen, erzählen folgende Begebenheit.

Die Spartaner hatten eben den Gaſthof zum Elephanten mit zornigem Getümmel verlaſſen, als ein junger Reiſender, mit einem Ränzel auf dem Rücken, ins Haus trat. Der Wirth und die Seinigen lachten noch über den luſtigen Vorgang ſo unmäßig, daß ſie ihn kaum bemerkten.

„Ich komme ja hier in eine recht fröhliche Herberge!“ hob er an. Darf ich fragen, was ſich begab?“

Der Wirth erzählte mit der beſten Laune die ganze Geſchichte.

Der Fremde hörte aufmerkſam zu, ſchüttelte bisweilen den Kopf und ſagte zuletzt: „Jammer und Schade, daß man den trefflichen Gedanken des ehrlichen Ariſtodemus nicht geſchickter ausgeführt hat! Man hätte die ſpartaniſche Wirthſchaft ganz anders einrichten müſſen. So angefangen, konnte ſie nicht blühen und gedeihen.“

„Warum nehmen Sie, mein Herr, ſolchen Antheil daran? fragte der Wirth. „Man ſollte wahrhaftig glauben, Sie wären der Herr Ariſtodemus in hoher Perſon.“

„Wenn ich's nun wäre!“ verſetzte der Fremde. „Und — was ſoll ich's läugnen? — ich bin's!“ —

„Iſt's möglich?“ rief der Wirth und zog die Mütze ab. „Nun, ich danke Ihnen, daß Sie mir in den letzten acht Tagen eine gute Einnahme verſchafften.“

„Nicht Urſach;“ erwiederte Ariſtodemus, und ging, mit geſenktem Kopf und den Finger an der Naſe, in der Stube auf und nieder.

Der Wirth erlaubte ſich die Frage: worüber er ſo ernſthaft nachdenke.

„Ich will die ſpartaniſche Tiſchgeſellſchaft wieder in Gang bringen und deßhalb ſogleich der Frau Bürgermeiſterin meine Aufwartung machen.

„Warten Sie bis morgen!“ ſagte der Wirth. „Vormittags iſt die Dame allein, und das iſt nöthig, weil ſich ſonſt der Herr Bürgermeiſter ins Spiel miſchen und Ihren Antrag mit einem trockenen Nein abweiſen möchte.“

Die Frau Bürgermeiſterin gerieth in Entzückung, als ſich Ariſtodemus des folgenden Tages ihr vorſtellte. „Ich komme,“ begann er, „Ihnen zu danken, daß Sie die von mir empfohlenen ſpartaniſchen Mahlzeiten eines Verſuchs gewürdiget haben. Ich erfuhr das dreißig Meilen von hier und machte mich ſchnell auf den Weg, um Ihnen mit gutem Rath und thätigem Beiſtand zu dienen. Leider komm' ich zu ſpät! — Ich wollte hier eine große Dampfmaſchine aufſtellen, die nicht nur äußerſt ſchmackhaft und wohlfeil kochen, ſondern auch andere weibliche Arbeiten thun ſollte. Sie hätte gewaſchen, genäht, geſtrickt — in Summa: alle Frauengeſchäfte verrichtet, und jede Dame, die ſich von ihr hätte bedienen laſſen, durch Erſparniß bereichert.“

„Und dieſe Wundermaſchine, dieſe Dienerin mit hundert Händen, wollten Sie uns wirklich verſchaffen?“ fragte ſie freudig.

„Ich wollt' es und will's auch noch;“ war die Antwort. „Aber ich muß ein Haus dazu einrichten, muß Dampfkeſſel und Steinkohlen anſchaffen — kurz, ich bedarf wenigſtens dreihundert Thaler, eh' uns die Maſchine eine Suppe kocht oder einen Strumpf ſtrickt. Iſt ſie aber einmal im Gange, ſo verdient ſie Hundert vom Hundert.“

Er berechnete ſofort kurz und bündig die Möglichkeit und Sicherheit dieſes Gewinnes.

Die Bürgermeiſterin ſann einige Minuten nach und ſagte dann: „Laſſen Sie mir bis morgen Bedenkzeit. Wir Frauen müſſen uns allenfalls ins Mittel ſchlagen. Unſere Männer ſind beutelſcheu.“ —

Herr Ariſtodemus empfahl ſich mit dem Verſprechen, des folgenden Tages wieder zu kommen.

Der Bürgermeiſter hatte gerade dreihundert Thaler, die zu einer Erbſchaft gehörten und erſt ins ſechs Wochen zur Auszahlung kamen, in gerichtlicher Verwahrung. Die Obhut ſolcher Gelder überließ der gemächliche Mann ſeiner Frau. Der Schlüſſel des Schrankes, worin ſie lagen, war in ihren Händen. Sie dachte: die dreihundert Thaler faulenzen hier. Warum ſollen ſie nicht arbeiten und dazu beitragen, daß ich mein Leben lang von widerwärtigen Arbeiten befreit werde? Fort mit ihnen! Vor Ablauf der nächſten ſechs Wochen gehen andere Geldſummen ein und damit füll' ich die Lücke ſo lange, bis die wohlthätige Dampfmaſchine mein Darlehn zurückzahlt.

Herr Ariſtodemus empfing von ihr am folgenden Tage das müßige Geld, um es in Thätigkeit zu ſetzen.

Sie ſchlug ihm zugleich ein leer ſtehendes, feuerfeſtes Hintergebäude ihres Hauſes zur künftigen Wohnung der Dampfmaſchine vor. Er fand es dazu bequem, und bat, ihm den geſchickteſten Maurermeiſter des Orts rufen zu laſſen. Der Meiſter kam. Ariſtodemus zeichnete geſchwind einen Ofen und einen Herd auf ein Blatt ſeiner Schreibtafel und trug Jenem auf, beide ſobald als möglich zu bauen. Das verſprach der Meiſter, und gelobte tüchtige Arbeit.

Ariſtodemus beurlaubte ſich dann auf vierzehn Tage von der freundlichen Dame. Er mußte in der nächſten großen Stadt einen Dampfkeſſel beſtellen und Steinkohlen kaufen, die er auf Dampfwagen nach Frauenfeld ſenden wollte.

Was freute ſich die Bürgermeiſterin auf alle dieſe Herrlichkeiten und ewigen Feiertage! Sie ſprang ihrem Mann, als er vom Rathhauſe kam, mit der Nachricht entgegen, daß ſie das Hintergebäude ſehr vortheilhaft an einen wohlhabenden Fremden vermiethet habe. „Meinetwegen!“ ſprach er haſtig. „Mich hungert; laß auftragen!“

Ofen und Herd waren in acht Tagen fertig. Aber des Herrn Ariſtodemus Urlaubszeit verſtrich; er ſandte weder Steinkohlen, noch kam er ſelbſt, und ſchrieb auch zu ſeiner Entſchuldigung keine Zeile. Seine Gönnerin wußte nicht, was ſie von dem ehrlichen Manne denken ſollte. Ihre Angſt ſtieg mit jedem Tage. Es kamen keine neuen Verwahrgelder ein, und die heimlich entfremdeten dreihundert Thaler ſollten nächſtens ausgezahlt werden. Da mußte ſie denn in einen ſauern Apfel beißen und die unbeſonnene That ihrem Gatten bekennen. Er machte freilich ein bitterböſes Geſicht und ließ harte Worte fallen; doch war er ſo vernünftig, keinen fruchtloſen Lärm zu machen. In aller Stille fuhr er nach der Stadt, wo der Dampfkeſſel herkommen ſollte. Er wollte dieſen nicht holen, ſondern die fehlende Summe von wohlhabenden Freunden entlehnen.

Dort angekommen, ging er zunächſt nach dem Polizeiamte, und erkundigte ſich, ob vor fünf Wochen ein gewiſſer Ariſtodemus in der Stadt eingetroffen ſey. Aber man wußte nichts von ihm. Verdrießlich ſetzte ſich der Bürgermeiſter in dem Gaſthofe, wo er eingekehrt war, zum Mittagseſſen an die Wirthstafel. In ſeiner Nähe ſaß ein zierlich gekleideter junger Mann, der ſeinen Nachbarn erzählte: er habe neulich der Bürgermeiſterin in Frauenfeld, einer alten, arbeitſcheuen Zierpuppe, eine Dampfmaſchine verſprochen, die kochen, waſchen, nähen und ſtricken könne, und die einfältige Frau warte mit Schmerzen darauf. Das Kleeblatt lachte herzlich. Indeſſen ſtand der Bürgermeiſter auf, ging in die Nebenſtube zum Wirth und fragte ihn, wer dieſer Menſch ſey. „Er wohnt bei mir, nennt ſich von Thalburg und läßt viel Geld aufgehen;“ war die Antwort. „So hab' ich ihn verkannt,“ ſprach der Bürgermeiſter mit ſcheinbarer Gleichgültigkeit. Er ging aber bald nachher aus und holte einen Polizeidiener, den er einſtweilen in ſeiner Stube verbarg.

Nach Tiſche begab ſich der ſogenannte Herr von Thalburg in ſein Zimmer. Der Bürgermeiſter folgte ihm, ſtellte den Polizeidiener an die Thür, klopfte an und ſagte beim Eintritt: „Hab' ich die Ehre, den Herrn Ariſtodemus zu ſprechen?“

Erſchrocken und bleich antwortete Jener: „Der bin ich nicht.“

„Sie ſind's! Das ſagt Ihnen der Bürgermeiſter von Frauenfeld ins Geſicht. Heraus mit den dreihundert Thalern, die Sie meiner Frau abſchwatzten.“

Der Bube nahm ſich jetzt gewaltſam zuſammen und ſagte trotzig: „Sie träumen, Herr! Verlaſſen Sie mich!“

„Nicht ohne meine dreihundert Thaler!“ rief der Bürgermeiſter. „Draußen ſteht ein Polizeidiener, der ſie mir will wegtragen helfen.“

Nun kroch der Spitzbube zu Kreuze, zog aus ſeinem Koffer einen Beutel hervor, worin ſich noch zwanzig Thaler befanden, übergab zwei leere Beutel und bat um Schonung. Aber ohne Barmherzigkeit rief der Bürgermeiſter den furchtbaren Thürwächter herein, der den Betrüger zur Haft brachte. Es ergab ſich bei der Unterſuchung, daß er weder Ariſtodemus, noch Thalburg hieß, und die verſchwendeten zweihundert und achtzig Thaler nicht wieder erſtatten konnte. Er büßte ſeinen Gaunerſtreich im Zuchthauſe.

Der Bürgermeiſter erhielt das benöthigte Darlehn, kehrte ruhig nach Hauſe zurück, predigt aber noch bisweilen über das Sprichwort: „Trau, ſchau, wem!“ und über den Spruch Salomonis: „Durch weiſe Weiber wird das Haus erbauet; eine Närrin aber zerbricht es mit ihrem Thun.“ — Seine Zuhörerin geberdet ſich manchmal übel dabei; doch nimmt ſie ſich jetzt des Hausweſens lebhafter an, und trachtet nicht mehr darnach, ſich durch ſpartaniſche Tiſchgeſellſchaften und Dampfmaſchinen die elende Glückſeligkeit der Faulenzer zu erwerben.

Der graue König.

Ein novantiker Roman.

Vorrede.

Der Held dieſes Romans hat vier Beine; wer ihm aber dieß verzeiht, den wird er, wenn nicht angenehmer, doch wenigſtens ſittlicher unterhalten, als es viele der zweibeinigen Ungeheuer thun, die fort und fort aus alten Ritterſchlöſſern und Räuberhöhlen hervorſtürmen und zur Beluſtigung der deutſchen Leſewelt plündern, morden und rohen Lüſten fröhnen. Doch halt! — ich ließ mich da beinahe durch böſe Beiſpiele verleiten, in den auf dem literariſchen Markte jetzt eingeriſſenen Ton der Höckerweiber zu fallen, welche die faulen Fiſche der Nachbarin verſchreien, um ihre eigenen faulen Fiſche an den Mann zu bringen.

Meine Fiſche ſind übrigens, wie ich hoffe, nicht faul; ſonſt hätte das Leſſing zu verantworten, der mir dieſe Waare empfohlen hat. Er nennt die Antike, die ich hier aufgefriſcht habe, ein meiſterhaftes Buch[*].

Ungeachtet die Jahrzahl auf dem Titelblatte meines Originals fehlt, ſo läßt ſich doch aus der Vorrede und aus einigen darin vorkommenden Beziehungen auf andere Schriften ſchließen, daß es im erſten Viertel des ſiebzehnten Jahrhunderts geſchrieben, und alſo über zweihundert Jahre alt iſt. Der vollſtändige Titel heißt: „Eſel König. — Eine wunderſeltzame Erzehlung, wie nämlich die Monarchei vnnd Gubernament über die vierfüſſige Thier geändert, das Königreich vmbgefallen, vnnd die Krone auff einen Eſel gerathen. Welchergeſtalt auch derſelb regieret, vnnd wunderbahrer weyſe, mit Gefahr Leibs vnnd Lebens, bald wieder vmb das Königreich kommen. — Alles ſehr kurtzweylig vnnd luſtig, vielleicht auch nit ohne nutzliche Lehr, zu leſen. — Jetzt erſt auß vhralter Cimmeriſcher, dieſer zeit ohnbekannten Zungen, in vnſere gemeine Mutter-Sprache ver-

---

[*] Im dritten Theile des von ſeinem Bruder herausgegebenen Nachlaſſes. Ich habe dieſes Werk, das ich blos aus dem Gedächtniß citire, nicht bei der Hand, und kann alſo die Seitenzahl nicht angeben, doch erinnere ich mich, daß die angeführte Stelle in einem darin befindlichen Gloſſarium, bei Gelegenheit des alten Wortes „äfern“ enthalten iſt.

„teutſchet durch Adolph Roſen von Creutzheim.
„— Gedruckt zu Ballenſtet, bey Papyrio Schön⸗
„ſchrifft.“

Dieſer alte und wahrſcheinlich ſehr ſeltene Roman iſt, mit Einſchluß der Vorrede, auf ſechs und zwanzig Bogen ziemlich enge gedruckt, und durchaus in Proſa geſchrieben.

Ich machte mir bei deſſen Bearbeitung, wie bei jeder andern meiner Schriften, zum Geſetz, niemand zu beleidigen; am wenigſten aber hier den Fürſtenſtand. Das ſey nicht den verſtändigen und unbefangenen Leſern, die es von ſelbſt bemerken werden, ſondern blos den Querköpfen geſagt, die alles ſchief — und mitunter hämiſch — anſehen und deuteln. Dieſe Herren erſuche ich, mein Buch mit ihrer abgeſchmackten Auslegungskunſt zu verſchonen. Es ward nicht für ſie geſchrieben, und iſt durchaus nichts anders, als ein argloſer, auf Beluſtigung abzweckender, komiſcher Roman, der vielleicht unter meiner Behutſamkeit, jeden Anſtoß zu vermeiden, an vielen Stellen gelitten hat; denn ich verwarf manchen launigen Einfall, der ſich mir anbot, blos deswegen, weil er von ſchwachen Leſern mißverſtanden, oder durch boshafte Hermenevtik verdreht werden konnte.

Schon der Verfaſſer des Originals hatte nicht die Abſicht, irgend jemand durch bittere Satire zu kränken. Er ſagt in der Vorrede ausdrücklich: „ſein Gedicht ſey zu keines einigen Menſchen, weder hohen noch niedern Standes, verkleinerung vnnd nachtheil gemeinet, ſondern allein zur ergetzung vnnd Kurtzweyl geſchrieben. Daher werde kein Verſtändiger ſich einbilden, daß etwas darin auf ihn beſonders gemünzt ſey; es müßte ſich denn jemand vorſätzlich ſelbſt einem grimmigen Löwen, argliſtigen Fuchſen, einfältigen Eſel, oder dergleichen ohnvernünfftigen Vieh vnnd Thieren, in ſeinem eigenen Sinne, wider des Dichters willen vnnd Meinung, vergleichen wollen: welches, daß es von einem vernünfftigen vnnd verſtändigen Menſchen geſchehen möchte, nicht wohl glaublich vnnd vermuthlich ſey.“

Nun, den klugen und verſtändigen Sinn, welchen der ehrliche Mann vor zweihundert Jahren ſeinem Publikum zutraute, den darf ich wohl von meinen aufgeklärtern Zeitgenoſſen mit vollem Vertrauen erwarten. — Geſchrieben im December 1802.

Erſtes Kapitel.

Handelt meiſtens vom König Nobel. Zuletzt fällt der Hauptheld mit der Thür ins Haus. Auch erſcheint ein alter Bekannter, Herr Reineke Fuchs, und fängt wieder da an, wo er es gelaſſen hat.

Der erſte König auf Erden war der Löwe. Kaum geſchaffen, warf er ſich dazu auf. Der Elephant und andere Rieſen beugten ſich vor dem Uebergewicht ſeiner Kraft. Er herrſchte unumſchränkt über alle Vierfüßler.

Und ſein gewaltiges Geſchlecht
Vererbte, nach des Stärkern Recht
Jahrtauſende lang des Thierreichs Thron
Vom Vater immer auf den Sohn.
Das Volk ertrug das Schnauben und Schnarchen
Der übermüthigen Monarchen,
Und ihrer Räthe Tyrannei
Mit unterthänigſter Kriecherei.
Geduldig ſah's mit eignen Augen
Das Herzblut ſeiner Kinder ſaugen,
Und wünſcht' auch wohl aus feigem Gemüth
Den Mördern guten Appetit.

Nach vielen ſchlimmen Fürſten gewann
Den Scepter endlich ein braver Mann.
Herr Nobel hieß der gute König,
Er ſchlief ſehr viel und dachte ſehr wenig.

Natürlich regte ſich auch in ihm
Zu manchen Zeiten das Ungethüm,
Das weit und breit die ganze Welt
In Athem ſetzt und in Athem erhält,
Das gräbt und pflügt, das webt und ſpinnt,
Das Karten miſcht und auf Ränke ſinnt,
Das, gleich Orakeln, vor Gericht,
Von Kanzel und Katheder ſpricht,
Das Handel treibt, in Schlachten führt,
Und Bücher ſchreibt und recenſirt: —
Es regte ſich, kurz und deutſch zu ſagen,
Im König Nobel auch oft — der Magen.
Doch hielt der liebliche Regent,
Wie die Geſchichte treu bekennt,
Den wilden Vielfraß jederzeit
Im Zaum der edlen Mäßigkeit.
Er opfert' ihm nur nach derbem Mahnen
Bisweilen ein Paar Unterthanen,
An welchen der Staat nicht viel verlor.
Vorzüglich packt' er die Herrn am Ohr,
Die ſich vom Mark des Landes mit glatten
Rundbäuchen ausſtaffiret hatten.
Zum Nachtiſch ließ er denn wohl auch
Noch manchen andern entbehrlichen Gauch,
Zum Beiſpiel einen zierlichen Schranzen,
Den Todesweg hinuntertanzen.

Als er aber dreißig Jahre glorreich regiert hatte, erinnerten ihn Alter und Schwachheit, daß er bald ſelbſt dieſe Straße ziehen müſſe, und er ſprach zu dem Erbprinzen Kühnherz: „Lieber Sohn, es geht mit mir zur Neige. Ich werde dir bald den Thron räumen. Ach, wie freudig wollt' ich meine Augen ſchließen, wenn ſie dich nur noch glücklich vermählt ſähen! Laß uns unverzüglich dazu Anſtalt treffen. Die Fürſten der Menſchen pflegen ihre Heirathsgeſchäfte durch Botſchafter und Bildniſſe abzuthun; aber dieſer froſtige Handel, bei dem das Herz eine ſtumme

Rolle ſpielen muß, gefällt mir nicht. Wir könnten uns auch, wenn wir gleich wollten, das Brautwerben nicht ſo bequem machen, weil es uns an Portraitmalern fehlt. Zwar ſtümpert hier und da ein Aeffchen ein Konterfei zuſammen; doch dergleichen Sudelei dient zu nichts, als naſchhafte Vögel damit zu verſcheuchen. Mache dich alſo in Geſellſchaft deiner verſtändigen Mutter, mit der ich darüber ſchon Abrede genommen habe, ſelbſt auf den Weg, und beſchau' die Töchter des Landes. Begib dich zuvörderſt an den Hof des guten, alten Königs Eiſenklau, der dreihundert Meilen von hier an Afrika's Gränze reſidirt. Seine Tochter iſt, der Sage nach, die ſchönſte Löwenprinzeſſin der Welt. Es ſollte mich herzlich freuen, ſie als meine Schwiegertochter zu umarmen; denn ihr Vater iſt ein mächtiger Fürſt, deſſen Freundſchaft und Bündniß dir und dem Reiche ungemein nützlich ſeyn würde. Gefiele ſie dir aber nicht, ſo thu' deinem Herzen keine Gewalt an, ſondern ſieh dich an andern fürſtlichen Höfen um, und ſuche dir eine Gemahlin nach deinem Sinne!"

Prinz Kühnherz ſprach: „Recht wohl, Papa!"
Und reiſete fort mit ſeiner Mama.
Der Pardel und andere vornehme Thiere
Begleiteten ſie als Hofkavaliere,
Und Katzen und Hunde, groß und klein,
Als Kammerzofen und Lakain.

Ungefähr eine Woche darauf klagte der König über Unpäßlichkeit und bezog, weil ihm das Getümmel in ſeiner Burg beſchwerlich fiel, das Luſtſchloß Grimmhildenruhe, welches zum Wittwenſitz ſeiner Gemahlin beſtimmt und nach ihrem Namen genannt war.

An dieſem zierlichen Palaſte hatten, unter der Aufſicht des Oberbaumeiſters, des Bibers, die kunſtverſtändigſten

Männer zehn Jahre gearbeitet. Deſſen ungeachtet bemerkte man verſchiedene wichtige Fehler daran. Unter andern war die Pforte zu niedrig und enge gerathen. Nur Thiere von Löwengröße ſchritten gemächlich hindurch. Dieſes Verſehen hatte jetzt die nachtheilige Folge, daß ſich der König weder mit ſeinem Statthalter, dem Elephanten, noch mit andern treuen Räthen und Dienern, die von anſehnlicher Statur waren, beſprechen konnte. Er mußte die Reichsgeſchäfte blos mit Herrn Reineke Fuchs, dem Kanzler, verhandeln.

Aber dieſer berüchtigte Schlaukopf und ſein Secretär, das Murmelthier, verdrehten die königlichen Befehle, welche ihnen zur Ausfertigung aufgetragen wurden, nach ihrem Gefallen, und wagten dieß um ſo mehr ohne Furcht und Scheu, weil der Leibarzt, Doktor Sauenz, ein ſchelmiſcher Affe, und der Hofkapellan Murner, ein ſchwarzer, hämiſcher Kater, mit ihnen unter Einer Decke ſpielten. Außer dieſen vier gelehrten Herren ging niemand von Bedeutung bei dem König aus und ein. Sie konnten alſo ſchalten und walten, wie ſie wollten.

Aus ihrer geheimen Schmiede lief
Drum mancher königliche Brief
Voll unerhörter Tyrannei.
Viel wackre Bürger ſeufzten: „Ei, ei!
Jetzt herrſcht der Fuchs nach ſeinem Geſchmack,
Er und ſein Anhang ſind Schelmenpack.
O, wären alle vier gehangen!
Sie halten den König wie gefangen;
Und bleibt er länger in ihrer Hand,
So geht zu Grunde das Vaterland.
Man muß ihn bitten und beſchwören,
In ſeine Burg zurückzukehren,
Wo jeder treue Biedermann
Ihn ſehen und berathen kann.“

Hierauf ſandten die Patrioten, mit Vorwiſſen und Genehmigung des Statthalters, eine Deputation an den König. Sie beſtand aus lauter kleinen Leutchen, worunter Herr Wacker, der Hund, Herr Schlafkunz, der Dachs, und Herr Bartel, der Bock, die vornehmſten waren.

Eilend wanderte dieſe Geſellſchaft nach Grimmhildenruhe; allein Herr Bartel hatte dort die Unannehmlichkeit, daß er das Schloßpförtchen für ſeine großen Hörner zu klein fand. Da er einer der angeſehenſten Abgeordneten war und man ſeine mehrmals erprobte Beredtſamkeit nicht gern entbehren wollte, ſo gaben ſich ſeine Gefährten alle erſinnliche Mühe, ihn hindurch zu zwängen. Einige zogen ihn am Bart, andere ſchoben hinten; aber es ging durchaus nicht, und er mußte, nach langen Martern, unverrichteter Sache wieder abtrollen.

Der übrige Ausſchuß erhielt Gehör bei dem König und that ihm den unterthänigſten Antrag, ſeine Burg wieder zu beziehen, und ſich zu dieſer Reiſe eines bequemen Tragbettes zu bedienen. Der kranke Herr nahm dieſes Anſinnen nicht ungnädig auf und willigte ſogleich darein; aber Reinecke und ſeine Spießgeſellen machten ſaure Geſichter, winkten ſich mit den Augen, und Doktor Sauenz trat mit dem Einwand hervor, daß er dieſen Wohnungswechſel, nach Pflicht und Gewiſſen, nicht erlauben könne. Er bewies mit lateiniſchen und griechiſchen Worten, der König würde in dem Augenblicke, da er ſich der Luft ausſetzte, Todes verfahren.

„Da ſey Gott vor!“ fiel Magiſter Murner ein, und faltete ſeine Pfötchen wie Hände. „Ich, als Seiner Majeſtät Seelſorger, muß die vorhabende Veränderung ebenfalls abrathen. Denn da ſich Allerhöchſtdieſelben, wie der Herr Leibmedicus, leider! verſichern, in den bedenklichſten Umſtänden befinden, ſo würde das Heil der Seele unvermeidlich gefährdet, wenn Dero Andachten durch Audienzen und andere irdiſche Geſchäfte unterbrochen werden ſollten. Letztere beſorgt denn auch, wie mich dünkt, der Herr Kanzler ſo fleißig und treu, daß wohl Ihro Majeſtät, ohne Nachtheil des Reichs, der nöthigen Gemüthsruhe genießen können.“

Reineke dankte dem heuchleriſchen Baalspfaffen für dieſe Schmeichelei mit einer ehrerbietigen Verbeugung und ſagte kein Wort. Aber der König ſprach zu den Deputirten: „Ich finde die Vorſtellungen meines Leibarztes und Beichtvaters ſehr gegründet, und nehme deßhalb meinen übereilten Entſchluß, dieſen Ort zu verlaſſen, wieder zurück. Im übrigen bin ich Euch und allen getreuen Unterthanen in Gnaden gewogen.“

So blieb denn alles hinfort beim Alten,
Und Reinekens Mandate galten.
Er ſchärfte nun erſt recht den Kiel,
Trieb doppelt frech ſein Chikanenſpiel,
Und drehte täglich ganz ungeſcheut
Ein Näschen von Wachs der Gerechtigkeit.
Drum murrte man im ganzen Lande
Stark über ihn und ſeine Bande.

Doktor Squenz bekam endlich auch ſeine Noth. Der König hatte, als eine Zugabe ſeiner Hauptkrankheit, bisweilen Anfälle eines wüthenden Wolfshungers, der von dem Hofquackſalber Febris famelica (auf Deutſch, das Freßfieber) genannt ward. In ſolchen böſen Stunden überſchritt der Patient alle Schranken der Mäßigkeit, und war beſonders ſo fleiſchlüſtern, daß er manches gute Thierchen, das ihn ehrfurchtsvoll beſuchte, plötzlich ergriff und ohne Salz und Schmalz verzehrte. Dabei ward dem Leibarzt nicht wohl zu Muthe. Der Tod lief ihm übers Grab, ſo oft er den Puls des Königs befühlte; denn er befürchtete jeden Augenblick, ſelbſt ergriffen und zerriſſen zu werden. Dieſe Gefahr ſchien ihm darum beſonders groß, weil er in mediciniſchen Schriften geleſen hatte, daß Affenfleiſch eine ſtärkende Arzenei für ſchwache Löwengreiſe ſey. Wie leicht, dachte er, kann dieß der König durch einen boshaften Klätſcher erfahren, und dann iſt es um dich geſchehen.

An ſeiner Stelle hätte mancher Andre vielleicht ein unbedeutendes Vetterchen oder Mühmchen ſeiner eigenen Sicherheit geopfert; ihm aber war ſeine Familie zu lieb und werth, und er warnte ſie fleißig, dem König nicht zu nahe zu kommen. Da er das ſelbſt, Amts halber, nicht vermeiden konnte, ſo band er ſich, als einen Talisman gegen Todesgefahr, einen Scorpion an den Hals und badete ſich in der Brühe eines mit Knoblauch abgeſottenen Hahns; denn er hatte gehört, daß dieſe Dinge der Natur des Löwen zuwider wären.

Richtig! Herr Nobel hielt ſich Augen und Naſe zu und fragte zornig: Was habt Ihr gethan?

„Ich bin mit Flüſſen behaftet,“ antwortete der Doktor, „und mußte mich dieſer widerlichen Arzeneimittel dagegen bedienen.“

Dumme Streiche! — brummte der Kranke: Bleibt mir künftig drei Schritte vom Leibe!

So hatte ſich alſo der pfiffige Doktor glücklich feſtgemacht; aber andere Thierchen fing und verſchlang der König nach wie vor. Er ſchonte, wenn ihn der Heißhunger anfiel, ſeiner theuerſten Lieblinge nicht.

Drum grieſelte bald auch die Haut
Dem Kanzler, und er ſprach vertraut
Zu ſeinem treuen Sekretär:
„Es geht ja wie im Kriege her!
Wir müßten unſern Balg nicht lieben,
Wenn wir in dieſem Mordneſt blieben.
Pack deine Akten heimlich ein!
Hier mag der Teufel Kanzler ſeyn!“
Drauf ſchlichen ohn' ein Abſchiedswort
Die beiden auf den Zehen fort.

Der König blickte hin und her
Und fragt' ins Kreuz und in die Quer:
Er fragte Männer, fragte Weiber:
„Wo iſt mein Kanzler und ſein Schreiber?“
Doch allen war dieß unbekannt.
Nun ward ein Page fortgeſandt
Und von dem König ihm befohlen,
Herr Reineken herbeizuholen.

Da ſaß ſchon, auf Beſuch gefaßt,
In ſeiner Burg der ſchlaue Gaſt,
Den Kopf verhüllt mit einem Tuche,
Und las in einem Andachtsbuche.
Er ſprach zum Pagen: „Sieh, es geht
Mir auch wie Seiner Majeſtät!
Ich kranke ſchmerzlich ſeit drei Tagen
Und darf mich an die Luft nicht wagen.“

Der Knabe lief zurück nach Haus.
„Schulkrankheit!“ rief der König aus:
„Spring augenblicklich wieder hin
Und ſag' ihm, daß ich zornig bin.
Er ſoll ſein Kanzleramt verwalten,
Sonſt will ich an ſein Fell mich halten.“

Dieß Wort vernehmend, ſchlug im Nu
Herr Reinek' ſein Gebetbuch zu,
Warf ſchnell das Kopftuch auf die Seite
Und ſprach: „Ich kann des Todes Beute
Zwar leicht auf freier Straße ſeyn;

Doch ſoll mich nicht mein Leben reu'n,
Um den Monarchen zu verſöhnen."
Drauf ſchlich er fort mit tiefem Stöhnen,
Und ſtellte ſo betrübt ſich an,
Als würgt' ihn ſchon der Knochenmann.

Am Schloſſe ſprach er zu dem Knaben:
„Der König muß Geſellſchaft haben;
Man ſieht viel Fußtritt in ſein Haus,
Doch keine Spur von drin heraus. —
Sein Krankenzimmer iſt ſehr enge
Und ich vermeide gern Gedränge;
Es ſtört auch der Geſchäfte Lauf:
Drum wart' ich lieber dann erſt auf,
Wenn ich, hier lauernd in der Nähe,
Die Gäſte wieder fortgehn ſehe." —

Hiermit machte er ſich aus dem Staube. Dieß meldete der Page dem König, der den verblümten Vorwurf ſeines Freßfiebers ſogleich verſtand und ſich die loſen Reden des Kanzlers ſo ſehr zu Gemüthe zog, daß ihn ein paar Minuten darauf der Schlag rührte. Doktor Squenz und der Kapellan waren allein bei ſeinem Verſcheiden zugegen. Sie beſtahlen in der größten Geſchwindigkeit und Stille den königlichen Schatz, ſtürzten dann mit Geberden der Verzweiflung aus dem Schloſſe, und ſchrieen und heulten auf die gräßlichſte Weiſe: „Der König iſt todt!" —

So verbreiteten ſich ſchnell durch die ganze Reſidenz Beſtürzung und Schrecken. Der Statthalter fertigte ſogleich an die verwittwete Königin und den Thronfolger einen flüchtigen Hirſch ab. Da es aber voraus zu ſehen war, daß er ſie nicht ſogleich einholen werde, ſo konnte man ihre Befehle, wie es mit der Beerdigung der Leiche gehalten werden ſollte, nicht abwarten. Der weiſe Doktor Squenz that zwar den Vorſchlag, ſie zu balſamiren;

allein er benahm ſich, als er Hand ans Werk legte, ſehr ungeſchickt, und der Statthalter rieth ihm, wenn er die Sache nicht beſſer verſtehe, ſie lieber bleiben zu laſſen.

Das geſchah. Dagegen ward beſchloſſen, die königliche Haut ſäuberlich vom Körper abzulöſen, auszuſtopfen und als Statüe aufzuſtellen. Auf dieſe Weiſe hoffte man, die entflohene Seele des Königs, der zeitlebens faſt nichts als ein ſtummer Götze geweſen war, wenig vermißt zu werden.

Am Begräbnißtage hielt der Hofkapellan eine rührende Leichenpredigt, und alle Zuhörer zerfloſſen in Thränen. Zwölf ſchwarze Bären trugen den Leichnam; der Statthalter und der Kanzler die Reichskleinode. Sterbelieder mauend, zog Murner mit ſeiner zahlreichen Katzenkleriſei voran, und ein unüberſehbares Heer von königlichen Dienern folgte dem Sarge.

Bei deſſen Einſenkung machte der Obermühlmeiſter, Herr Simpel, ſeines Zeichens ein Eſel, einen höchſt unklugen Streich. Er, wie alle Leute ſeines Schlages, ſehr neugierig, drängte ſich mit Gewalt zur Gruft, um die Beiſetzung recht genau einzunehmen. Es gelang ihm nicht ganz; denn am Ende ſtand noch eine doppelte Reihe vornehmer Herren vor ihm, die er nicht wie den Pöbel auf die Seite ſtoßen konnte. Er ragte, weil ſie von anſehnlicher Leibesgröße waren, nur mit den Ohren über ſie empor, und ſah alſo von den Beerdigungs-Feierlichkeiten wenig oder nichts. Doch Genies, wie er, wiſſen ſich zu helfen. Er trat, die glotzenden Augen ſtarr nach dem Grabe gerichtet, auf die Hinterbeine, kam aber unvorſichtiger Weiſe mit einem Vorderfuße dem Statthalter ſo ungebührlich nahe, daß er die königliche Krone, welche Jener auf einem ſammtenen Kiſſen auf dem Rücken trug, plötzlich zur Erde warf.

Alle Anweſende entſetzten ſich darüber. Der Statthalter gerieth in den heftigſten Zorn und wollte den Majeſtätsſchänder in Verhaft nehmen laſſen. Allein Herr Simpel entſchuldigte ſich mit der ehrlichſten Miene, und betheuerte höchlich, daß er ſich nicht mit Vorſatz, ſondern aus Plumpheit vergangen habe. Dieß aufrichtige Bekenntniß bewirkte ihm Verzeihung, und er kam mit einem Verweiſe davon.

Dieſer Vorfall machte viel Aufſehen. Es traten ſogar Propheten auf, die ihn als das Vorzeichen einer nahen, großen Staatsveränderung auslegten.

Zweites Kapitel.

Zwei gelehrte Abenteurer treffen ein. Herr Reineke brütete über einem Ei, läßt ſich ablöſen und verkriecht ſich unter einen Kutſchermantel. Es entſteht eine Volksgährung, und man beſchließt ein feierliches Königsexamen.

Einige Tage nachher kamen in der Reſidenz zwei reiſende Fremdlinge an, die ſich Denkling und Schalkwitz nannten. Jener, ein ſtattlicher Mauleſel, war mit dem Ober-Mühlmeiſter verwandt; dieſer, ein netter Kreuzfuchs, war der Schwager des Kanzlers. Beide rühmten ſich, Philoſophen und Schüler eines damals berühmten Weltweiſen zu ſeyn.

So viel war ſicher und bekannt,
Daß Denkling einſt für ihn aufs Land,
Wo er im Lenz ſeinen Sitz aufſchlug,
Zwei ſchwere Kiſten voll Bücher trug,
Und daß Herr Schalkwitz einige Mal
Ihm ſeine Hühner und Enten ſtahl.

In einer nähern Verbindung hatten ſie mit dem großen Manne nicht geſtanden; aber dennoch dachte der Eine, er hätte den Geiſt der ihm aufgeladenen Schriften eingeſogen, und der Andere glaubte, mit den Kapaunen des Philoſophen alle ſeine Gelehrſamkeit verdaut zu haben. Darum ſtolzirten ſie mit hohen Naſen und Mienen herum, und wollten alles, was ſie ſagten und behaupteten, als Götterſprüche geltend machen. Die gemeinſten und bekannteſten Dinge hüllten ſie in einen dichten Schleier von dunkeln Worten, und gaben ſie dann für neuerfundene Wahrheiten aus. Durch dieſe Marktſchreierkunſt erwarben ſie ſich unter einfältigen Leuten viel Bewunderer und Anhänger.

Der kluge Kanzler ließ ſich ſo nicht blenden. Er ſah vollkommen ein, daß ſein Schwager ein ſeichter Schwärmer war; doch hielt er ihn für brauchbar, ein Ei vollends auszubrüten, über welchem er ſelbſt ſeit dem Tode des Königs in geheimer Stille ſaß.

Er hatte nämlich die Löwenregierung, bei der kein ehrlicher Mann ſeines Lebens ſicher war, ganz zur Genüge, und wünſchte daher, daß ſie durch eine Revolution abgeſchafft und ein minder furchtbares Reichsoberhaupt erwählt werden möchte. Dieſes Herzensgeheimniß raunte er ſeinem Schwager ins Ohr, und trug ihm unter dem Siegel der Verſchwiegenheit auf, das Volk gegen den abweſenden Kronprinzen zu empören. „Ich habe,“ ſprach er, „blos das Wohl des Vaterlandes vor Augen. So redlich aber auch meine Abſicht iſt, ſo darf ich dennoch keinen öffentlichen Schritt deßhalb thun; denn ich bin der Löwenfamilie mit Pflichten verwandt, ſtehe hier in Amt und Würden, habe Weib und Kinder, und Haus und Hof. Stellt' ich mich an die Spitze der Rebellion, und ſie mißglückte: was wär' ich für ein geſchlagener Mann! Doch du, Herr Bruder, biſt hier fremd und haſt nichts zu verlieren. Siehſt du das Ding ſchief laufen, ſo ziehſt du den Kopf aus der Schlinge und machſt dich über alle Berge davon. Gelingt hingegen deine Unternehmung, ſo wird dich der neue König als ſeinen Schöpfer betrachten, und dich mit Reichthum und Ehre belohnen. Drum friſch an's Werk, Herr Bruder! Du weißt, wo die Zäume hängen; ergreif ſie muthig und lenke das ſchwache, weichmäulige Volk! Unbemerkt, und gleichſam unter deinem Mantel verborgen, will ich neben dir auf dem Bocke ſitzen und dir leiſe zuflüſtern, wie du kutſchiren ſollſt.“

Schalkwitz, der für ſein Leben gern Ränke ſpielte, übernahm die ihm zugetheilte Rolle mit Vergnügen, und zog ſeinen Freund Denkling mit ins Geheimniß. Dieſer verſprach ihm den eifrigſten Beiſtand, aber unter der ausdrücklichen Bedingung, ihr gemeinſchaftliches Streben dahin zu richten, daß ſein Vetter Simpel zur Krone gelangte.

Ueber dieſen Punkt konnte ſich der Kreuzbruder nicht auf der Stelle beſtimmt erklären; er mußte vorher des Kanzlers Gutachten einholen. Dieß fiel ganz nach Denklings Wünſchen aus. „Herr Simpel,“ ſprach Reinecke, „iſt ein Ehrenmann, dem ich lieber als allen andern die Krone gönnen wollte. Unter einem ſolchen Könige wär' es eine Luſt, Kanzler zu ſeyn.“

Nun ſtreuten die Klügler von Haus zu Haus
Den Feuerſtoff der Empörung aus,
Und eilends durchflog, wie ein Stoppelbrand,
Die wüthende Flamme das ganze Land.
Man griff zu den Waffen und rief allenthalben:
„Laßt uns Herr Simpeln zum König ſalben!“

Der Statthalter, die Reichsräthe und alle verſtändige Biedermänner erſchracken über dieſes Beginnen, und bemühten ſich vereint, den Aufruhr zu dämpfen. Aber Jan Hagel hatte für ihre vernünftigen Vorſtellungen keine Ohren. Er lärmte fort, ſchmückte ſich mit eſelsgrauen Kofarden und ſchrie: „Es lebe die Freiheit! Weg mit den tyranniſchen Erbfürſten! Einen Wahlkönig oder keinen!“ —

Um Zeit zu gewinnen, machte der Statthalter Miene, den Aufrührern nachzugeben. Er erließ ein Edikt, worin er Anfangs mit glimpflichen Worten zur Treue gegen den rechtmäßigen Thronfolger ermahnte. Wenn jedoch, ſetzte er hinzu, die Mehrheit der Nation durchaus einen andern König verlangte, ſo möchte man ſich wenigſtens mit dieſer hochwichtigen Sache nicht übereilen, ſondern eine feierliche Wahl anſtellen. Zu dieſer Handlung beſtimmte er einen gewiſſen Tag, der aber noch ſo weit entfernt war, daß indeſſen der Prinz, an den er heimlich einen Courier geſandt hatte, ins Land zurück kommen konnte.

Das aufrühriſche Volk triumphirte, als es ſeine ſich angemaßte Souveränität ſo halb und halb von dem Statthalter anerkannt ſah, und erklärte ſich nun gegen denſelben durch eine Deputation, daß es den Wahltag ruhig abwarten wolle. Indeſſen wurden dem Herrn Simpel ſchon vorläufig königliche Ehren erwieſen.

Ihm ſchallte Jubel und Vivatruf;
Ehrerbietig küßte man ihm den Huf.
Jan Hagel tanzte vor ihm her,
Die Bürgergarde trat ins Gewehr,
Und man verſah ihn von allen Enden
So reichlich mit Diſteln und ähnlichen Spenden,
Daß bald ſein Haus ein Magazin
Für alle Eſel der Erde ſchien.

In dieſem Taumel verfloſſen einige Wochen. Jetzt kam der Königsſohn plötzlich ins Land zurück. Allein der Statthalter und andere rechtliche Leute hatten vergebens darauf gerechnet, daß ſich das Volk, ſobald es ihn erblickte, ihm reuig wieder in die Arme werfen würde. Nur die Großen des Reichs, unter denen ſich auch der doppelzüngige Kanzler befand, bewillkommten ihn mit ehrfurchtsvollen Verſicherungen unveränderter Treue. Der kleinere Theil des Bürgerſtandes beobachtete eine ſtille Neutralität; aber der große Haufe ſang Spottlieder vor der königlichen Burg, und hätte ſich wahrſcheinlich noch ſchlimmere Ausſchweifungen erlaubt, wenn nicht der Wahltag vor der Thüre geweſen wäre.

Kühnherz billigte die gelinden Maßregeln des Statthalters und verwarf ſeiner Hofleute Rath, den Abgott des Pöbels heimlich aus dem Wege zu räumen und die Rädelsführer des Aufſtandes mit dem Tode zu beſtrafen. „Nein,“ ſprach er, „lieber will ich den Thron meiner Väter verlieren, als durch Blutſtröme hinaufſchreiten.“ Dieſe ſchönen Worte, die von ſeinen Freunden überall ausgebreitet und auch in der Hofzeitung bekannt gemacht wurden, gewannen ihm viele Herzen. Seine Partei wuchs mit jeder Minute, und hielt zuletzt dem grauen Bunde, wie ſich die Volksrotte nannte, völlig das Gleichgewicht.

Luſtig und keck, und mit einem jauchzenden Gefolge erſchien Herr Simpel bei Sonnenaufgang ſeines Ehrentages auf dem Wahlplatze; aber der unerwartete Anblick ſeiner vielen Gegner drückte plötzlich ſeine hoch gereckten Ohren ſo ſchlaff und tief zur Erde, daß Schalkwitz bequem hineinflüſtern konnte: „Rafft Euch zuſammen, Herr Kronkandidat! Warum ſenkt Ihr die Ohren, das ſtolze Panier unſers Bundes? Das macht auf die Gemüther der Verſammlung einen ſchädlichen Eindruck. Wer eine Sache muthlos verloren gibt, der hat ſie ſchon verloren! Aber ich wette meinen eigenen Kopf gegen einen Diſtelkopf: Ihr werdet König!“

Herr Simpel hob auf dieß Ermahnen
Ein wenig ſeine Bundesfahnen,
Sie ſanken aber bald zurück;
Denn plötzlich ſah er mit ſcheuem Blick
Den Statthalter über den grünen Plan
Eilfertig ſchreiten und ſich ihm nah'n.
Der Graue ſprach ſein Leben lang
Nicht gern mit Herrn von ſolchem Rang
Und jetzt, ſich böſer Dinge bewußt,
Hatt' er dazu noch minder Luſt:
Drum trabt' er, ſo geſchwind er konnte,
Weit hinter ſeines Häufleins Fronte.

Der Statthalter kam indeſſen immer näher und redete mit lauter Stimme den grauen Bund folgender Maßen an: „Liebe Mitbürger, ihr wandelt einen gefährlichen Weg, der euch, wenn ihr nicht bald umkehrt, ins Verderben führen wird. Habt ihr euch noch nicht eines Beſſern beſonnen? Beſteht ihr noch darauf, dem rechtmäßigen Thronerben den ſchuldigen Gehorſam zu verſagen und einen andern König zu begehren?“

Ja! rief hundertſtimmig der Bund: Herr Simpel ſey König!

„Sinnloſe Rebellen!“ zürnte der Statthalter: „Glaubt ihr, nur befehlen zu dürfen? — Seht ihr nicht hinter mir die Edelſten des Reichs, und eine Menge redlicher Bürger, die ſammt und ſonders entſchloſſen ſind, ihre Treue gegen das Königliche Haus mit ihrem Blute zu verſiegeln? — Widerſetzt euch nicht länger der alten, ſchönen Ordnung, Ihr erregt ſonſt einen bürgerlichen Krieg, in welchem ihr wohl keine Lorbeern einernten möchtet. Die tapferſten Helden des Landes, der Tiger, der Bär, der Wolf und mehrere ſolche muthige Streiter, ſtehen gegen euch zum Kampfe gerüſtet. Jeder von ihnen nimmt es einzeln mit euch allen zugleich auf. Sie lechzen nach eurem Blute; ſie wollen von keiner Eſelswahl hören; ſie brechen los, ſobald dazu Anſtalt gemacht wird. Selbſt der junge mildherzige Prinz würde nicht im Stande ſeyn, ihrer Wuth Einhalt zu thun. Aber er wünſcht, eures Lebens zu ſchonen, und will deßhalb zu einer öffentlichen Prüfung, ob er oder Herr Simpel der Krone würdiger ſey, herablaſſen. Wer als der Beſte und Geſchickteſte befunden wird, ſoll ohne weitern Widerſpruch als König anerkannt werden."

Reineke gab hinter des Statthalters Rücken durch vorſichtiges Kopfſchütteln und andere ſtumme Zeichen ſeinem Schwager zu verſtehen, daß man ſich auf dieſen Friedensvorſchlag nicht einlaſſen ſollte, und der Kreuzherr proteſtirte denn auch ſogleich, als Redner des Bundes, dagegen. Aber der Tiger und die übrigen Helden, welche ſeinen Einwand von Weitem hörten, fletſchten darüber grimmig die Zähne und ſetzten ſich drohend in Bewegung. Das that auf die Genoſſen des grauen Bundes eine luſtige Wirkung. Zitternd verkroch ſich einer hinter dem andern, und die Meiſten riefen ängſtlich: „Wir bewilligen alles, was der Herr Statthalter befehlen."

Nun durfte dieſer nur ſagen: Packt euch heim! ſo lief das feige Geſindel aus einander, und die Revolution war vorbei; allein er hatte dazu keinen Auftrag, und erlaubte ſich nicht, den Befehl des Prinzen eigenmächtig zu überſchreiten. Vielleicht wollte er auch ſich und ſeinen Freunden ein poſſirliches Schauſpiel nicht verderben, von dem er ſich voraus verſprach, daß es zur Ehre des Prinzen ausfallen müßte. Kurz, er antwortete dem grauen Bunde: „Es freut mich, daß euer Starrſinn noch ein wenig biegſam iſt. Die Prüfung der Kronkandidaten mag alſo heut über acht Tage auf eben dem Platze, wo wir uns jetzt befinden, vor ſich gehen. Jeder von ihnen wählt ſich indeſſen einen Anwalt, der in einer öffentlichen Rede die Vorzüge ſeines Klienten darſtellen ſoll. Wenn dieß geſchehen iſt, legen ſie ſelbſt, der Prinz und Herr Simpel drei Proben ihrer körperlichen Geſchicklichkeit ab. Dieſe ſind: erſtens ein Wettſprung, zweitens ein Wettlauf, und drittens eine Wettjagd auf irgend ein flüchtiges Thier.“ —

Wozu das dritte Kampfſpiel? rief der naſeweiſe Schalkwitz: wir ſind ja nicht hier beiſammen, um einen Hetzmeiſter zu wählen. Unſer künftiger Beherrſcher braucht kein Jäger zu ſeyn. Leider, waren es ſeine Vorfahren mehr als zu ſehr! König Nobel beſchäftigte ſich noch auf dem Todbette damit, ſeine getreuen Unterthanen zu fangen und zu ſpeiſen. Drum wünſchen und wollen wir einen König, der ſich gar nicht aufs Jagdweſen verſteht. —

„Vorlauter Schwätzer!“ fuhr ihn der Statthalter an: „Woher habt Ihr das Recht, Euch in die Angelegenheiten unſers Landes zu miſchen? Ihr ſeyd ein Fremdling und Eure Stimme gilt ſo viel als das hohle Brauſen des Windes. Ich würdige Euch gar keiner Antwort. Doch gegen die von Euch verführte und aufgewiegelte Menge will ich mich erklären: daß die dritte Kampfprobe nicht darauf abzweckt, den erledigten Thron mit einem jagdgerechten Könige zu beſetzen. Die Kronprätendenten ſollen dadurch blos, ſo wie durch die erſte und zweite Probe einen Beweis ihrer Gewandtheit und Ringfertigkeit geben, damit wir uns, wenn unſer Land von unruhigen Nachbarn mit Krieg überzogen wird, darauf verlaſſen können, einen wackern und rüſtigen König an unſerer Spitze zu haben.“

Jetzt bewegte der Elephant ſeinen Rüſſel und ſchrie damit den Kreuzbruder, der ſich vor ſeinem Häuflein wie ein Froſch im Mondſchein brüſtete, ziemlich unſanft auf die Seite. Dann trat er dem Trupp näher und fragte: „Habt ihr mich verſtanden? Wollt ihr Krieg oder Frieden?“

Frieden! Frieden! riefen die muthloſen Geſellen: Wir bewilligen alles, was der gnädige Herr Statthalter befehlen. —

„Nun, ſo bleibt es bei dem Wettſtreite!“ ſprach er und kehrte zur Hofpartei zurück, die ſich frohlockend nach Hauſe begab.

Aber beſtürzt blieben die Brüder des grauen Bundes verſammelt und ließen ſich von ihrem Anführer weidlich ausſchelten. O, ihr feigen Memmen! rief er aus: jeder Großſprecher kann euch ins Bockshorn jagen! Hättet ihr einfältigen Jaherren doch geſchwiegen und mich allein reden laſſen! Nun ſtecken wir zwiſchen Thür und Angel, und es wird Mühe koſten, uns mit Ehren herauszuziehen. Vor der Lobrede auf unſern künftigen König iſt mir zwar nicht bange; denn ich übernehme ſie ſelbſt und darf mir wohl zutrauen, den gegenſeitigen Anwalt, wenn er auch ein zweiter Demoſthenes wäre, mit meiner Beredtſamkeit zu überwinden: aber die Proben! die Proben! — Wie gefallen ſie Euch, guter Herr Simpel?

„Man macht mir die Sache zu ſchwer!“ ſeufzte der Obermühlmeiſter, und ſenkte die Ohren ſo tief, daß er ſechs Beine zu haben ſchien. „Ich bin entſchloſſen, mir die hohen Gedanken aus dem Sinne zu ſchlagen und meine Diſteln in Ruhe zu genießen. Das iſt das Klügſte, was ich thun kann. Denn würd' ich auch König, was hätt' ich davon? Nichts, durchaus nichts, als — ſatt eſſen. Nun, ſo glücklich bin ich ſchon jetzt.“

Ei, mein werther Herr, fiel Schalkwitz ein, lebt man denn blos, um zu eſſen? Ich denke, man ißt, um zu leben. Kitzelt Ihr aber gern Euren Gaumen, ſo könnt Ihr ja als Fürſt viel feiner und ſtattlicher ſchmauſen, als zeither; denn die lieben, wohlfeilen Diſteln, womit Ihr bis jetzt Euch begnügen mußtet, kitzeln doch, meines Erachtens, den Gaumen ein wenig zu ſtark. —

„Jeder nach ſeinem Geſchmack!“ verſetzte Herr Simpel.

Darüber läßt ſich freilich nicht ſtreiten; entgegnete der Kreuzherr; am wenigſten haben wir jetzt Zeit dazu. Von den Proben, den verdammten drei Proben, müſſen wir ſprechen! Ein böſer Geiſt hat das Hofvolk auf dieſen Einfall gebracht. Doch, Herr Patron, fürchtet Euch nicht allzuſehr davor! Vertraut auf den mächtigen Beiſtand des Glücks, das ſich Eurer großen, durch die ganze Welt zerſtreuten Familie gern annimmt, und deßhalb, nach einem unter den Menſchen bekannten Sprichworte, ihr Vormund genannt wird. Hoffentlich ſteht es auch Euch in der Stunde der Prüfung bei. Wär' es aber unhöflich genug, Euch den Rücken zu kehren, ſo büßt ihr dennoch in dem gewagten Spiele nichts ein. Ihr bleibt im ſchlimmſten Falle, ein ehrlicher Eſel und habt den unſterblichen Ruhm, daß man Euch Kron' und Scepter antrug. Der Löwe hingegen kann nichts gewinnen, doch alles verlieren. Siegt er in den Kampfproben, ſo behauptet er mit Müh' und Noth den ihm angebornen königlichen Stand; wird er aber überwunden, ſo ſtürzt er von der Höhe des Throns in den Staub. —

Dieſe Vorſtellungen fanden Eingang. Herr Simpel gab ſein Wort, den dreifachen Wettſtreit zu wagen. Nun kam die Rede darauf, wie er ſich dazu vorbereiten ſollte. Hierüber waren die Gelehrten des Bundes uneins. Einige empfahlen ihm knappe Koſt, um ſeine Glieder leicht und geſchmeidig zu machen; andere riethen, den Körper durch tapferes Schmauſen zu ſtärken.

„Wohl geſprochen!“ rief Herr Simpel den Letztern zu: „Ich will lieber doppelte Portionen eſſen, als mich doppelt auslachen laſſen, wenn ich nach achttägigem Faſten mit meinen Kunſtſtücken durchfalle.“

Von Seiten des Prinzen ward Wacker, der Hund, zum Anwalt ernannt. Er nahm dieſen wichtigen Auftrag nicht auf die leichte Achſel, ſondern bearbeitete ſeine Rede mit dem größten Fleiß, und ſann und las und ſchrieb Tag und Nacht. Der Hofkapellan, welcher natürlicher Weiſe dem königlichen Hauſe ergeben war, lieh ihm dazu mit Vergnügen die vortrefflichſten Werke aus ſeiner Bibliothek.

Drittes Kapitel.

Quinteſſenz einer Lobrede, dergleichen wohl noch nie auf einen Eſel gehalten ward. Der hochgebenedeite Held iſt von dem an ihn verſchwendeten Weihrauch ſo benebelt, daß er einen häßlichen Steiprian macht.

Fortuna hielt die Königswaage
An einem wunderſchönen Tage;
Man ſah nicht eines Wölkchens Spur
Auf der azurnen Himmelsflur.
Und ſorgſam verſchloß der Gott der Winde
In Felſenhöhlen ſein wildes Geſinde.
Nur Zephyr gewann durch Schmeicheln und Flehn
Erlaubniß, ein wenig ſpazieren zu gehn.

Mit Anbruch des Tages lief alles, was vier Beine hatte, nach der grünen Aue, wo das große Haſardſpiel beginnen ſollte. Man ſtritt unter Weges, wer gewinnen oder verlieren würde und ging ſogar hohe Wetten ein. Es gehörte wahrlich! viel Muth dazu, auf Simpeln etwas zu wagen; doch es geſchah und darf uns auch eben nicht wundern. Jeder Schwachkopf hat einen Anhang von gläubigen Seelen, die ihn für einen großen Mann halten.

Der Platz, wo die Redner auftreten ſollten, war eine anmuthige Wieſe.

Ehrwürdige Greiſe von Bäumen ſahn
Ringsum das bunte Gewimmel an,
Und boten ihm auf Blumenmatten
Gaſtfreundlich Obdach und kühlen Schatten.

Alt und Jung lagerte ſich unter ihren grünen Sonnenſchirmen und wartete mit Ungeduld auf den Anfang des Schauſpiels.

Zuerſt erſchien Herr Simpel mit einem Roſenkranze geſchmückt. Auch ſein Schweif war mit Blumen durchflochten, und ein Affe trug ihn mit dem Anſtand eines fürſtlichen Schleppenträgers. Die vornehmſten Glieder des grauen Bundes machten das Gefolg ihres Helden aus. Denkling und Schalkwitz gingen ihm zur Seite und hatten viel Mühe, durch Troſtſprüche ſeine Ohren ſteif zu erhalten. Man führte ihn auf einen ſchattigen Hügel, wo er ſich niederzulaſſen und ein Frühſtück einzunehmen geruhte.

Bald darauf kam Kühnherz ohne Gepränge. Er wählte ſich unter dem erſten dem beſten Baume einen Platz und frühſtückte nicht. Herr Wacker ſaß neben ihm, bis es Zeit ward, die Rednerbühne zu beſteigen, die mitten auf der Wieſe errichtet war. Nahe dabei hatte man erhabene Sitze für die Kampfrichter bereitet, welche durch einen öffentlichen Eid angeloben mußten, ohne Anſehen der Perſonen zu urtheilen. Es waren theils Gelehrte, theils Männer, die ſich auf ritterliche Uebungen verſtanden. Der Kanzler, Doktor Sauenz und Magiſter Murner ſaßen auf der Gelehrtenbank obenan, waren aber nicht mehr das trauliche Kleeblatt, wie vormals; denn Reineke hielt es heimlich mit dem Eſel, der Schwarzrock mit dem Prinzen, und der Leibarzt hätte lieber gar eine Republik gehabt.

Als man mit den nöthigen Vorbereitungen zu Stande war, rief ein Mauleſel, als Herold aus: die Redner ſollten jetzt, einer nach dem andern, ſprechen und alle Uebrigen ſchweigen.

Hierauf erhob Herr Wacker ſich,
Ging langſam, ernſt und ſittiglich
Wie ein Profeſſor über den Plan
Und ſchritt den Rednerſtuhl hinan.
Er grüßte den Hof und die grauen Brüder
Und ſetzte ſich fein aufrecht nieder.
Drauf, als er räuſpernd die Kehle geſtimmt,
Ein Pfötchen gehoben und ſanft gekrümmt,
Begann er mit vernehmlichem Ton
Und Füßchenbewegung dieſen Sermon:

„Wie die Sonne, hoch- und werthgeſchätzte Anweſende, bisweilen von Wolken verdunkelt wird: ſo überfällt oft in unglücklichen Augenblicken die hellſten Köpfe eine ägyptiſche Nacht. Eine ſolche traurige Sonnenfinſterniß ſcheint jetzt, leider! bei vielen Gliedern dieſer Verſammlung eingetreten zu ſeyn, indem ſie die königlichen Eigenſchaften des Löwengeſchlechts bezweifeln, und darüber erſt von einem ſchwachen Redner Beweis erwarten. Ich unternehme, meiner geringen Fähigkeiten ungeachtet, dieſen Beweis mit Muth; denn die Wahrheit ſteht mir bei, und ſie iſt ſtärker als ich.“ —

Nach dieſem Eingange, der in der That keine ausgeworfene Gunſtangel war, hielt Herr Wacker eine ſtundenlange Rede, die man wörtlich hier mittheilen könnte. Es wäre, traun! eine ſchöne Gelegenheit, dieſen Roman recht dick und groß zu füttern. Der Verfaſſer mag aber nicht, wie viele ſeiner Kollegen, ein gefliſſentlicher Buchmäſter ſeyn, und gibt deßhalb von jenem Panegyricus bloß einen kurzen Auszug.

Der Redner beſchäftigte ſich zuerſt mit dem königlichen

Stammbaume, ſuchte deſſen Wurzeln in Noahs Arche auf, nannte viele berühmte Anherren des Prinzen und fuhr dann fort: „Seit dem Uranfange der Welt war der Löwe das Sinnbild des Heldenmuths. Schon die Erzväter vor der Sündfluth nannten die muthigen und unerſchrockenen Männer, welche ſie preiſen wollten, Löwen. Selbſt der Neid geſteht dieſem glorwürdigen Geſchlechte Tapferkeit zu. Doch edle Hochherzigkeit und Großmuth will er ihm abläugnen. Es iſt daher nöthig, an einige rühmliche Beiſpiele zu erinnern.“

Hier folgten nun die bekannten Geſchichten: wie ein Löwe ſeinen Arzt, der ihm einen Dorn aus dem Fuße gezogen hatte, viele Jahre nachher, als er wilden Thieren vorgeworfen ward, dankbar in Schutz nahm; und ein anderer Löwe, der auf Gottes Befehl, wie die Bibel ſagt, einen Propheten zerriß, deſſen Eſel verſchonte und ſogar zu ſeiner Vertheidigung bei ihm blieb, damit nicht das fromme Thier in den Verdacht des Mords fallen und unſchuldig getödtet werden möchte. — Auf den letztern Umſtand legte der Redner beſonders ein großes Gewicht, und gab durch einen ſcharfen Blick auf Herr Simpeln zu verſtehen, daß er ſich gegen jene Wohlthat, die einem ſeiner Väter widerfahren ſey, unerkenntlich bezeige.

Hierauf ſprach der Panegyriſt von der hohen Achtung der Menſchen gegen das Löwengeſchlecht und führte verſchiedene Beiſpiele davon an. „Mehrere Päpſte,“ ſagte er unter andern, „vertauſchten gegen den Ehrennamen Leo den ihrigen; aber keinem fiel es ein, ſich Eſel zu nennen.“ —

Zuletzt erſuchte Herr Wacker den Prinzen, ſich auf den Mittelpunkt der Wieſe zu begeben, und ergoß ſich, als es geſchehen war, in Lobeserhebungen ſeiner Geſtalt „Seht,“ rief er aus: „die Natur hat ihn mit der Farbe der Sonne, des Feuers und des Goldes bekleidet! — Sie wählte mit Bedacht für ihn dieſe Farbe, als die echte Königsfarbe; denn die Sonne iſt die Königin der Geſtirne, das Feuer der König der Elemente und das Gold der König der Metalle.“ — In dieſem Geſchmacke pries der beredte Anwalt den jungen Löwen vom Haupte bis an die Spitze des Schweifs, und verließ dann die Bühne.

Leichtfüßig, wie ein Geck, betrat
Sie nun des Eſels Advokat;
Er beugte vornehm-flüchtig den Kopf,
Schlug ſtolz den Wedel über den Schopf,
Erhob die Stimm' und trieb dazu viel
Poſſierliches Geberdenſpiel.

Seine Rede war ein babyloniſches Gemiſch verſchiedener Sprachen, und ein grauſes Gewirr hochtönender und unverſtändlicher Kraftphraſen. Von dieſen Hülſen geſondert, blieb ungefähr folgender Kern:

„Es iſt nicht alles Gold, was glänzt: aber manches unſcheinbare Erz hat Goldgehalt. Dieſe unwiderſprechlichen Sätze ließen ſich heute vortrefflich anwenden: doch — ich ſchweige, und empfehle ſie bloß gegenwärtiger Verſammlung zum eigenen Nachdenken.“ —

„Der Stammbaum des Prinzen iſt ohne Widerſpruch alt und ehrwürdig. Allein wozu das Geſchwätz von Noahs Arche? Daher ſtammen wir alle.“ —

„Gegenſeitiger Anwalt nannte viele tapfere Löwen: warum verſchwieg er aber die feigen Schwächlinge, die ſich vom Herkules und vom Simſon mit bloßen Händen zerreißen ließen?“ —

„Auch wir haben edle Urahnen. Einer davon war der, welchen der König der Könige zu ſeinem Einzug in Jeruſalem wählte. Welcher Triumph für unſere Familie!

Kann das Löwengeſchlecht einen ähnlichen Ehrenfall aufſtellen?“ —

„Bileams kluge Eſelin, Sancho Panſa's und Eulenſpiegels hochberühmte Eſel, und mehrere große Namen, deren wir, beliebter Kürze halben, nicht gedenken wollen, zieren ebenfalls unſere Stammtafel. Sie iſt, mit Einem Worte, ſo glänzend als irgend eine.“ —

„Daß ſich einige Päpſte den Löwennamen beilegten, iſt eine Ehre, die ſich allenfalls entbehren läßt. Ihro Heiligkeiten trafen dadurch keine glückliche Wahl. Oberhäupter der Kirche ſollen keine grimmigen und blutdürſtigen Löwen ſeyn. Es war alſo ſehr ungereimt, ſich ſo zu nennen. Der Name des ſanftmüthigen Eſels wäre viel ſchicklicher geweſen.“ —

„Sanftmuth iſt die Haupt- und Kardinaltugend meines Patrons. Sie macht ihn vorzüglich der Krone würdig. Wohl dem Lande, das ein ſanfter König beherrſcht! — Herr Simpel iſt überdieß nicht weichlich erzogen, hat in ſeinem Leben viel Bedrückungen ausgeſtanden, und weiß, wie dem Armen zu Muthe iſt. Er wird alſo weder den Schweiß der Unterthanen verpraſſen, noch ſie hartherzig behandeln, ſondern ein Freund und Vater aller Bedrängten ſeyn.“ —

So ſprach Herr Schalkwitz, und forderte dann, nach dem Beiſpiele des erſtern Redners, ſeinen Klienten auf, ſich dem Volke zu zeigen.

Er war im Sprunge bei der Hand.
Das ſchadenfrohe Schickſal fand
Jedoch für gut, dem armen Geſellen
Ein unſichtbares Bein zu ſtellen.
Er trabte her gar nett und ſtrack,
Pardutz! da lag er wie ein Sack.

„Tölpel!“ brummte Schalkwitz leiſe zwiſchen den Zähnen, und alle Zuſchauer lachten laut. Der Gefallne rafft ſich indeſſen ziemlich geſchwind wieder auf. „Welche Gewandtheit!“ rief ſein Lobredner: „Wenn Helden ſtraucheln, ſo ſind ſie auch im Unglück groß! Wer ſieht dem unſrigen an, daß er ſo eben eine Niederlage erlitt? Hier ſteht er muthig und kraftvoll, und zwingt ſogar ſeinen Feinden Bewunderung ab!“ —

„Schon die Farbe ſeines Körpers gebietet Ehrfurcht! Graue Häupter werden allgemein verehrt. Um ſo mehr gebührt ihm, der am ganzen Leibe grau iſt, die höchſte Achtung.“ —

„Sein ausdrucksvoller Kopf hat nicht, wie gewiſſe andre Köpfe, die Geſtalt einer Kugel, des Sinnbildes der Unbeſtändigkeit. Er iſt oben breit; — eine geräumige Wohnung des Verſtandes; — aber abwärts ſchmälert er ſich und ſchließt mit einem engen Munde. Errathet ihr den hohen Sinn der Natur? Sie hat unſern Freund zum Denker, nicht zum Schwätzer gebildet.“ —

„Seine ſchönen langen Ohren waren ſchon manches ſeichten Witzlings Spott; wir aber haben Urſache, uns ihrer Größe zu freuen. Sie werden künftig treffliche weite Ciſternen oder Sammelkaſten für unſere unterthänigſten Bitten und Klagen ſeyn.“ —

„Und wie melodiſch iſt ſeine Stimme! Man zittert vor Löwengebrüll; aber ſeiner Kehle Wohllaut wird alle, die ein Anliegen auf dem Herzen tragen, mit Muth und Vertrauen erfüllen. Das harte Nein, das ſich manche Fürſten ein wenig zu ſtark angewöhnt haben, fehlt ſeiner Tonleiter ganz; er ſpricht immer nur: I-a! i-a! Was kann ein Supplikant mehr wünſchen oder verlangen?“

So ſchwatzte der Redner noch eine gute Weile fort. Wir halten uns aber nicht länger bei ihm auf, ſondern eilen zur Beſchreibung des luſtigen Wettſtreits, der nun erfolgte.

Viertes Kapitel.

Der Held ſteht zu Waſſer und zu Lande viel Fährlichkeiten aus, zankt mit ſich ſelbſt und macht ein Schläfchen. Indeſſen wacht und ſorgt für ihn ſein Vormund, das Glück.

Der Wettſprung ſollte mit Einſtimmung der Parteien über einen Bach geſchehen, der die Wieſe, wo die Redner geſprochen hatten, durchfloß. Die Kampfrichter wählten eine ſchickliche Stelle und vertheilten ſich dann dießſeits und jenſeits des Waſſers. Kühnherz erhielt durch Entſcheidung des Looſes die Ehre des Vorſprungs.

Er ſchwang ſich, wie ein Vogel fleugt,
Den Bach hinüber ſchnell und leicht,
Und ſeine fröhliche Partei
Erhob ein jubelndes Geſchrei.

Der graue Schächer aber ſtand
Tiefſinnig an des Ufers Rand.
Es läßt ſich rathen, daß er gedacht
Wie Hauptmann Falſtaff* vor einer Schlacht:
„Ich wollt', ich könnte ſchlafen gehn,
Und alles wäre ſchon geſchehn!“ —
Kurz, ohne Regung und Bewegung
Zog er die Sach' in Überlegung.

---

* In Shakeſpeare's Schauſpiele: Heinrich der Vierte.

Man murmelte: was wird denn draus?
Und dreimal rief der Herold aus:
„Herr Simpel wolle nun geruhn,
Stracks ſeinen Ehrenſprung zu thun!“
Auch ſeine Freund' ermahnten ihn,
Sich dem Gelächter zu entziehn.

Auf Einmal ſchien ein neuer Geiſt
Ihn zu beſeelen. Er blickte dreiſt
Ins Spottgeſicht der Hofpartei,
Doch hold auf ſeine Kompanei,
Schwang ſeinen Zagel wie eine Flagge,
Lief herzhaft an und — lag im Bache.

Sein junges Leben war ihm lieb;
Drum er nicht lang im Waſſer blieb.
Er ſprang aufs Trockne, ſchüttelte ſich,
Und warf, was ſchier einem Wunder glich,
Aus ſeiner linken Hörmaſchine
Ein kleines Fiſchlein herab ins Grüne.

„Ruhig, meine Herrn!“ rief Schalkwitz den Lachern zu: „Die Sache gewinnt ein ernſthaftes Anſehen! Was iſt leichter, über ein Bächlein zu hüpfen, oder mitten im Sprunge einen Fiſch zu ſehen, zu fangen und mit dieſer Beute ſiegreich ans Land zu kommen? Das that unſer Ehrenmann! Er ſchöpfte dieſes Fiſchlein, das hier vor jedermanns Augen zappelt, mit dem Löffel ſeines Ohres vom Grunde des Waſſers auf, und bewies dadurch eine ungewöhnliche Scharfſichtigkeit und Schnelle: alſo zwei Tugenden mehr, als wir an ſeinem Gegner wahrgenommen haben. Wer Luſt zum Königreiche hat, gehe hin und thue deßgleichen!“

Indem er ſo ſprach, ſchüttelte ſich der Eſel nochmals, und ein junges Krebschen entfiel ſeinem rechten Ohre. Von dieſer neuen Erſcheinung machte jedoch ſein Anwalt keinen Lärm. Er hielt ſie für ein ſchlimmes Anzeichen, daß die Sache ſeines Klienten den Krebsgang geben werde, und ſetzte geſchwind einen Fuß auf das kleine Thier, um es den Zuſchauern zu verbergen.

Seine Sophiſterei fand der Wortführer des Prinzen keiner Widerlegung werth, ſondern trug darauf an, ohne Verzug zur zweiten Kampfprobe zu ſchreiten.

Am Ende der Wieſe lag ein hoher Berg, und hinter demſelben eine Mühle. Dieſen Berg zu umkreiſen, gab man den Wettläufern auf. Einer ſollte ſeinen Weg rechts, der Andere links nehmen, und wer zuerſt wieder eintreffen würde, dem wollte man den Sieg zuerkennen. In Einem Nu eilten Beide von dannen.

Nobels Sohn hatte beinahe die Hälfte ſeiner Rennbahn zurückgelegt, als er von fern am Rande des Weges einen Eſel erblickte, der in Geſellſchaft einiger Pferde und Rinder auf der Weide ging, und Simpeln ſo ähnlich ſah, daß man ſie leicht mit einander verwechſeln konnte. Das war bei dem Löwen der Fall. Er wunderte ſich, ſeinem Mitwerber ſchon zu begegnen, und eilte mit möglichſter Geſchwindigkeit auf deſſen Ebenbild zu.

Die Hirten ſchrien, da ſie ihn ſahn
Sich ihrem Pflegbefohlnen nahn,
Und ſtürmten mächtig auf ihn ein
Mit einem Hagel von Geſtein.
Er ſtand mit Flammenaugen ſtill,
Verſcheuchte ſie durch Zorngebrüll
Und wich vom Platz nicht um ein Haar,
Bis weit und breit kein Hirt mehr war.
Erſt dann verließ er ſeinen Ort,
Und ſetzte raſch den Wettlauf fort.

Die Hirten deuteten ſeine Eile für Flucht, kehrten auf den Weideplatz zurück und hagelten wieder hinter ihm her.

Dieß bewog ihn, langſam zu gehen; denn er hielt es für ſchimpflich, ſich der Feigheit verdächtig zu machen, und verſchmähte deßhalb ſogar den nächſten Weg um den Berg. Er ſchritt ſtolz in gerader Richtung fort, bis die Hirten ihrer Kanonade überdrüßig wurden. Dieß geſchah erſt, als er ſchon eine gute Strecke über die Mühle hinaus war. Er lenkte nun ein und ſtrengte ſich möglichſt an, ſeinen Ringlauf zu vollenden.

Indem er ſo, um nicht für einen muthloſen Ausreißer gehalten zu werden, viel Zeit verloren hatte, war der Eſel ohne Hinderniß bis an die Mühle gekommen. Der kürzeſte Weg um den Berg ging hart daran vorbei und ſie bezeichnete genau die Halbſcheid der Wettbahn. Daher freute ſich Simpel ungemein, daß er hier ſeinen Gegenfüßler noch nicht traf. Aber noch angenehmer war ihm ein offener Sack voll Kleie, den er vor der Mühlenthüre ſtehen ſah. Er hatte ſich hungrig gelaufen, und nahm ſich vor, dieſen unbewachten Schatz ſo lange zu plündern, bis er den Löwen anrennen ſähe.

Doch kaum hatt' er ein Biſchen genaſcht,
Da ward er häßlich überraſcht.
Der Müller kam, als hätt' er Flügel,
Schwang in der Fauſt einen Knotenprügel,
Und ſchlug mit fürchterlicher Haſt
Auf ſeinen ungebetnen Gaſt,
Der ſo behend die Flucht ergriff,
Daß ihm das Haar auf dem Kopfe pfiff.
Der Müller und ſeine Knappen jagten
Wie einen Haſen den Verzagten,
Und gaben ihm tauſend Schritte weit
Mit Peitſchen und Stecken das Geleit.
Sie glaubten, ihn recht zu kaſtei'n,
Und ſahen nicht die Wohlthat ein.

Die ſie dem trägen Wicht erzeigten,
Indem ſie ſo zum Tanz ihm geigten;
Ohn' ihrer Fiedelbogen Kraft
Hätt' er ſich nicht ſo aufgerafft.
Er kam, er wußte ſelbſt nicht wie,
Schnell um den Berg, und alles ſchrie
Vor Staunen, als er wiederkehrte,
Eh' man den Löwen ſah und hörte.

Dieſer traf eine volle Minute ſpäter ein und erzählte zu ſeiner Entſchuldigung den Vorfall, der ihm begegnet war. Auch Simpel, der einfältige Tropf, öffnete den Mund, um ſein Abenteuer zu beichten; aber Schalkwitz, der ſchon ahnte, daß es nicht rühmlich klingen möchte, ließ ihn nicht zum Worte kommen. „Wackrer Held!“ rief er ihm zu: „ſchont Eures Athems, den Ihr noch nöthiger braucht! Ihr ſeyd zwar, wie bekannt, ein angenehmer Erzähler; allein wir haben jetzt nicht Zeit, uns mit Reiſebeſchreibungen zu unterhalten, die in der Hauptſache doch nichts entſcheiden. Es ward ausgemacht, den frühſten Vollender des Kreisweges um den Berg für den Sieger im Wettlauf zu erkennen, und Ihr langtet zuerſt an. — Was wollen wir mehr? Von Nebenumſtänden war bei unſerer Uebereinkunft gar nicht die Rede: es kann alſo keine Rückſicht darauf genommen werden.“

Wacker wollte den Löwen vertheidigen; aber Schalkwitz fuhr ihm auf den Hals: „Schweigt doch, ſchweigt! Jetzt reden und gelten nur Thaten.“

Er ſprach hierauf heimlich mit Simpeln, der ſich über die ſchwere Hand des Müllers bitterlich beklagte. „Eine ſaubere Geſchichte!“ verſetzte Jener: „Und damit wolltet Ihr öffentlich herausplatzen! Ich bitt' Euch, wo dachtet Ihr hin? Das hätte ja ein unbändiges Gelächter gegeben und Euch um Sieg und Ehre gebracht! Schafft Euch doch ein Biſchen mehr Weltklugheit an! Mit Eurer fatalen, altmodiſchen Aufrichtigkeit würdet Ihr eine ſchlechte Figur auf dem Throne machen. — Daß Ihr dahin kommt, iſt nun ſo gut als gewiß; denn augenſcheinlich hat Euch das Glück bis hierher gegängelt und geleitet, und wird Euch auf der letzten Station nicht im Stiche laſſen. Geht alſo friſch und beherzt auf die Jagd! Und ſolltet Ihr auch allenfalls nur einen Froſch fangen, ſo will ich doch wohl ſehen, wie ich dem Ding ein feines Färbchen anſtreiche. Ich hab' Euch, dünkt mich, heute bewieſen, daß ich ein meiſterhafter Schönfärber bin.“

Er wandte ſich jetzt zum Prinzen: „Der Herr Obermühlmeiſter iſt zur Jagd bereit. Ihr ſeyd es doch auch? Alſo, wenn ich bitten darf, zur Sache!“

Die ganze Thiergemeine trollte
Zum Platze, wo man jagen wollte.
Es war ein buſchiges Gefild,
Wo juſt ein Häschen Tafel hielt,
Das, unbekümmert um den Staat,
Sich gern im Stillen gütlich that.
Es macht' ein Männchen, als es nah
Den großen Aufzug kommen ſah,
Und ſprach für ſich: „Was wollen ſie hier?
Sie bringen wohl die Krone mir?
Ei, ſchönen Dank! Auf den Dornenſpitzen
Des Thrones mag ein Andrer ſitzen!
Viel Feinde jeder König hat,
Und mich erſchreckt ein rauſchend Blatt;
Drum mögen ſie mir vom Halſe bleiben,
Ich kann mir baß die Zeit vertreiben:
Kein Fürſt befindet ſich ſo wohl,
Als ich bei meinem grünen Kohl.“

Indem der Philoſoph ſo ſprach,
Schlich Kühnherz immer allgemach

An ihn heran, und ſchoß mit Hitze
Dann auf ihn zu, gleich einem Blitze.
Das Häslein dachte: Was fällt ihm ein?
Und floh davon über Stock und Stein.
Es ſprang ins Kreuz und in die Quer.
Der Löwe hetzte hinter her,
Doch der behende Kohldieb äffte
Ihn lange, bis er, alle Kräfte
Anſpannend, einen Luftſprung that,
Und ſo dem Flüchtling den Weg vertrat.
Er fing ihn ſanft, zeigt' ihn den Haufen
Und ließ ſogleich ihn wieder laufen.

Indeſſen war auch der Eſel ins Gebüſch geſchlendert. Er ſah ſich auf allen Seiten nach einer Jagdbeute um; aber die Gegend, wo er revierte, war ſo öde und leer, als ob hier der Tod ein großes Vorjagen gehalten hätte. Da hüpfte kein Froſch, da hutſchte keine Kröte, da kroch keine Schnecke. Kurz, nirgends war ein lebendiges Weſen zu ſpüren. Er ſchüttelte mißmüthig den Kopf, und beſchloß endlich, weil er den handfeſten Müller noch in allen Gliedern fühlte, ſich hinter einem Strauche auf den Anſtand zu legen.

„O ich Einfaltspinſel!“ ſchalt er hier ſich ſelbſt: Was hab ich mir für eine Ruthe gebunden! Halb ertrunken, halb erſchlagen, und doch nichts gewonnen! Denn eher kommt der jüngſte Tag, als es mir gelingt, ein geſchwindes Thier zu erhaſchen. Das iſt die Hauptfalle, die man mir ſtellte! Alle meine Fährlichkeiten zu Waſſer und zu Lande bringen mir nichts ein, als Schimpf. Wenn dem Eſel zu wohl iſt, werden die Spötter ſagen, ſo geht er tanzen aufs Eis. — Doch vielleicht iſt es mein Glück, daß ich in meiner Niedrigkeit bleibe. Ich hätte wohl da, wo ich hin wollte, noch ſchlimmere Tage erlebt. Man ruft, wie es in einem alten Sprichworte heißt, den Eſel nicht nach Hof, er müßte denn Säcke tragen ſollen.“ —

Während dieſes Selbſtgeſprächs fielen ihm vor Müdigkeit die Augen zu. Er legte ſich bequem auf den Rücken, ſtreckte die Beine über ſich und ſchlief ein. Sein langes Ausbleiben machte die Verſammlung ſehr ungeduldig. Man vertrieb ſich die Zeit mit Spott über ihn. Die Witzlinge waren ganz in ihrem Elemente. Schlag auf Schlag fiel ein Bonmot: doch waren, wie gewöhnlich, viel kalte Schläge darunter. Denkling und Schalkwitz ſtanden wie auf Nadeln. Sie hätten gern ihren Freund aufgeſucht; allein es war ein Verbot ergangen, daß ſich, während die Wettſtreiter ihre Künſte machten, niemand von der Stelle rühren ſollte.

Er wußt' indeß von keiner Noth
Und ſchlief ſo feſt, als wär' er todt.
Ihn hielt auch in der That ein Aar,
Der gelb noch um den Schnabel war,
Für eine ſchöne Eſelsleiche,
Und ſchoß vom Gipfel einer Eiche
Hernieder auf des Schläfers Bruſt.
Der träumte gleich mit Herzensluſt,
Ihm ſey, von keinem Feind geſtört,
Ein voller Kleienſack beſcheert.
Er ſchnappte nach der ſüßen Speiſe,
Und ſo erwiſcht' er plumper Weiſe
Beim Fittige den jungen Aar,
Der ihn zu ſpeiſen Willens war.
Darob erwacht' er ſchnell und freute
Sich höchlich der willkommnen Beute.

Der Adler bat mit viel Geplärr:
„Ach, laßt mich frei, geſtrenger Herr!
Ich ſchwör' Euch einen theuern Eid,
In meiner ganzen Lebenszeit
Nie einen Eſel anzutaſten,
Und ſollt' ich zum Geripp mich faſten.“

Kopfſchüttelnd ließ Herr Simpel fein
Sich nicht auf Red' und Antwort ein;
Er ſchloß im Gegentheil den Kerker
Des Adlerfittichs immer ſtärker,
Und trollte fröhlich und behend
So hin zum großen Thierconvent.
Darüber ſtaunte männiglich,
Und ſelbſt Herr Schalkwitz ſprach für ſich:
„Nun glaub' ich ſchier an Zauberei!
Wie konnte ſonſt der Kerl von Blei,
Deß Dummheit Alt und Jung verlachen,
Sein Glück als Vogelſteller machen!“

Als Herr Simpel ungefähr noch hundert Schritte von der Verſammlung entfernt war, legte er ſeinen Gefangenen auf die Erde, ſetzte beide Vorderfüße auf deſſen Schwingen, und erklärte ſich großmüthig, daß er ihm Leben und Freiheit ſchenken wolle. „Bleib aber noch ein Weilchen hier,“ fuhr er fort, „und bezeige Allen, die dich fragen, daß ich dich, ohne fremde Hülfe, durch Liſt und Geſchwindigkeit gefangen habe.“ Hiermit zog er ſeine Füße zurück. Doch der Adler hatte keine Luſt, ſich als Zeuge verhören zu laſſen. Er ſchwang ſich rauſchend empor und ließ dem Eſel das Nachſehen.

Deſſen Triumph war dennoch vollkommen. Selbſt ſeine Feinde konnten nicht läugnen, daß ſich ein junger Herr von der Familie des Königs der Vögel in ſeiner Gewalt befunden hatte. Schalkwitz blähte ſich über die Maßen und rief aus: „Nun, was ſagt ihr zu der Wunderthat, womit Freund Simpel ſeine heutigen herkuliſchen Arbeiten krönt? Werden euch nun bald über ſeine Vorzüge die Augen aufgehn? In allen Elementen iſt er ein Held! Das bezeugt der Berg, den er umlaufen, der Fiſch, den er gefangen, der Vogel, den er ereilt hat. Er übertraf unſere kühnſten Erwartungen! Wenn noch Recht und Gerechtigkeit im Lande iſt, ſo kann ihm die Krone nicht entgehen.“ —

Kühnherz und ſeine Partei waren ſehr kleinlaut geworden. Die Kampfrichter ſtarrten in tiefen Gedanken vor ſich hin. Nur Reineke ſah munter umher. Er heuchelte dem Prinzen mit Einem Auge Bedauern; mit dem andern ſchielte er lächelnd nach dem Eſel und bezeigte ihm ſeinen Beifall. Advokat Wacker ſchleifte den Schwanz auf der Erde und war Anfangs ganz ſtumm. „Ich geſtehe,“ fing er endlich an, „daß mir die Ereigniſſe des heutigen Tages ein Räthſel ſind. Es ging gewiß Manches nicht mit rechten Dingen zu; aber freilich bin ich nicht im Stande, darüber Beweis zu führen. Dieſe Unterſuchung liegt überhaupt den Herren Kampfrichtern ob, und ich mach' es Ihnen zur Gewiſſensſache, ihren Ausſpruch nicht eher zu thun, bis ſie als Zweifels- und Entſcheidungsgründe mit der größten Vorſicht erwogen haben.“

Der Herold beſchied hierauf die Verſammlung, jetzt auseinander zu gehen, und ſich des folgenden Tages wieder einzuſtellen, um das Urtheil des Kampfgerichts zu vernehmen.

Fünftes Kapitel.

Sitzung und Urtheil des Kampfgerichts. Reineke hängt den Mantel nach dem Winde, überwirft ſich mit ſeinen vormaligen Buſenfreunden, und bringt eine Prophezeihung von ſeiner eignen Fabrik zu Markte.

Die Wettſtreiter und müßigen Zuſchauer zogen nach Hauſe. Nur das Kampfgericht blieb verſammelt. Außer den im dritten Kapitel genannten Gelehrten, waren die beiden Ritter, Hochtrab, das Roß und Waldmann, der Hirſch, Beiſitzer deſſelben. Einiger anderer unbedeutenden Nullen, dergleichen es in mehreren Gerichten gibt, nicht zu gedenken. Der Präſident, ein alter, verſtändiger Bär, eröffnete die Berathſchlagung.

„Die Wahl eines Königs, meine Herren,“ fing er an, „iſt ohne Zweifel eins der wichtigſten Geſchäfte in der Welt. Laſſet uns alſo behutſam zu Werke gehen! Wir befinden uns auf einem gefährlichen Platze. Zur Rechten und Linken ſind Abgründe. Wählen wir den Löwen, ſo erbittern wir das Volk; wählen wir den Eſel, ſo droht uns die Rache des Verſtoßenen. Was ſollen wir thun? Sagt Eure Meinung, Herr Kanzler!“

Reineke. Wollte der Himmel, daß ich dieſe Spaltung im Reiche nicht erlebt hätte! Ich ſchätze den edlen Prinzen ungemein hoch; ich wünſche herzlich, ihn auf dem Throne ſeiner Väter zu ſehen: wer kann aber gegen den Strom ſchwimmen? Mich tröſtet bei den gegenwärtigen Umſtänden nichts, als eine merkwürdige Prophezeihung, die ich in einem alten Buche, deſſen Titel mir eben nicht beifällt, geleſen habe. Sie ſagt: „Das Regiment des Thierreichs wird einſt verändert werden und an einen gutmüthigen Eſel gelangen. Dann kehrt die goldene Zeit und die Unſchuld der Urwelt zurück. Haß und Neid weichen aus allen Herzen; die Zwietracht löſcht ihre Mordfackel; Lieb' und Einigkeit bewohnen Felder und Wälder. Die Wölfe werden mit den Lämmern ſpielen, die Pardel bei den Böcken hauſen, und Katzen und Mäuſe vertraute Freunde ſeyn. Tiger, Löwen und Bären werden ſich des Fleiſchgenuſſes entwöhnen, und mit Stieren und Kälber auf die Weide gehen und Gras eſſen.“ — So, meine Herren, lautet die Prophezeihung, welche nicht wenig zu unſerer Beruhigung dient. Der darin angekündigte Generalpardon ſichert uns gegen den Grimm des Löwen, im Fall wir von Pflicht und Gewiſſen gedrängt würden, dem Eſel unſere Stimmen zu geben.

Präſident. Das alles wäre recht ſchön, Herr Kollege! Aber ich zweifle daran. Prophetiſche Träume ſind ein ſeichter Grund, worauf ſich nicht bauen läßt.

Murner. Wahrlich, kein Kartenhäuschen! Doch bin ich neugierig, jene Weiſſagung zu leſen. Wollen der Herr Kanzler wohl die Güte haben, mir das Buch, worin ſie ſich befindet, auf einige Stunden zu leihen?

Reineke. Ich muß um Verzeihung bitten, daß ich damit nicht aufwarten kann. Es fehlt ſchon ſeit geraumer

Zeit in meiner Bibliothek. Mein Sekretär hat es verliehen, und kann ſich nicht erinnern, an wen.

Murner. Ey, ey! mit einer ſolchen literariſchen Seltenheit, die vielleicht kaum Ein Mal — ich wollte ſagen nur Ein Mal — in der Welt vorhanden iſt, ſo fahrläßig umzugeben! Das iſt ja unverantwortlich!

Reineke. Allerdings. Ich hab' auch darüber tüchtig geſcholten.

Präſident. Wir wollen uns bei dieſer Nebenſache nicht aufhalten. Eröffnet uns, Herr Hofkapellan, über den Hauptpunkt Eure Gedanken!

Murner. Zu Befehl! Ich gebe meine Stimme dem tapfern und hochherzigen Königsſohne.

Präſident. Aus welchen Gründen?

Murner. Weil er Kraft und Macht hat, die Kirche und ihre Diener zu ſchützen.

D. Sauenz. Das ſchmeckt nach Egoismus, ehrwürdiger Herr! Wenn ich bloß auf mein Ich Rückſicht nehmen will, ſo muß ich auf die Seite des Eſels treten, denn von dieſem ſanftmüthigen Manne darf ich keinen mörderiſchen Angriff befürchten; aber in den letzten Lebenstagen des vorigen Königs hab' ich ein ängſtliches Haſenleben geführt.

Präſident. Die Herren Kollegen verfahren nicht ordnungsmäßig. Es iſt hier nicht die Frage, welche Vortheile Der oder Jener von der künftigen Regierung zu erwarten hätte; ſondern wir ſollen und wollen erwägen und entſcheiden, wer in der heutigen Königsprobe am beſten beſtand.

Reineke. Der Herr Präſident haben vollkommen Recht.

Präſident. Alſo wollen wir zuvörderſt von den Leibesübungen ſprechen. Das, ihr Herren von Hochtrab und Waldmann, iſt Euer Fach. Was dünkt Euch davon?

Hochtrab. Simpel ſprang, auf meine Ehre! wie ein Pfuſcher, und plumpte tölpiſch in den Bach; das haben wir alle geſehen. Sein Advokat behauptet zwar, er habe gefiſcht; allein er ſollte nicht fiſchen, ſondern ſpringen, wie der Löwe meiſterlich that. Was würde wohl der ſpitzfindige Wortfechter geſagt haben, wenn ſich nicht der kleine dumme Fiſch im Ohrenlabyrinthe des Eſels verirrt hätte?

Präſident. Aber das Wettrennen gelang ihm beſſer. Was meint Ihr, Herr von Waldmann?

Waldmann. Es thut mir leid, daß ich Euch widerſprechen muß. Der Eſel lief nicht anders, als ob er Holzbeine hätte. Aber der Löwe ſtreckte ſich, daß man ſeine Luſt ſah.

Reineke. Und jener kam dennoch um eine Minute früher zurück.

Waldmann. Das würd' er wohl haben bleiben laſſen, wenn nicht der Löwe unter Weges Hinderniſſe gefunden hätte, die ihn Ehren halber zwangen, den langſamen Schritt der Unerſchrockenheit zu geben.

Reineke. Aus Ergebenheit gegen ihn wollt' ich wohl wünſchen, daß ihm dieß zur Entſchuldigung dienen könnte.

Präſident. Bis jetzt ſtand die Wage gleich. Im Sprunge ſiegte der Löwe; im Wettlauf der Eſel. Aber die dritte Kampfprobe gibt dem Letztern ein entſcheidendes Uebergewicht.

Murner. So ſcheint es, leider! Ich möchte wohl wiſſen, wie es damit zuging. Steht nichts davon in Eurem Prophetenbüchlein, Herr Kanzler.

Reineke. Ihr mögt ſelbſt nachſehen, wenn ich es wieder erhalte.

D. Squenz. Der Adler mußt' etwa einen Schlagfluß bekommen haben und flügellahm geworden ſeyn.

Reineke. Ein Glück für ihn, daß ſich die Natur ſelbſt wieder half; denn Ihr, Herr Doktor, hättet ihn wohl ſchwerlich geheilt.

Präſident. Keine Anzüglichkeiten, meine Herren! Wir können nur darüber urtheilen, was wir mit unſern Augen geſehen haben.

Reineke. So iſt es, Herr Präſident! Aber wir hörten auch zwei Reden. Was entſcheidet Ihr darüber?

Präſident. Davon wollt' ich eben ſprechen. Meines Erachtens haben beide Thronwerber durch ihre Anwälte ſo viel rühmliche Eigenſchaften dargethan, daß es nicht allein ſchwer, ſondern faſt unmöglich iſt, einen bedeutenden Vorzug des Einen vor dem Andern zu entdecken. Ihre Tugenden, ſo verſchieden ſie auch an ſich ſelbſt ſind, heben ſich völlig gegen einander auf.

Reineke. Ihr ſprecht mir aus der Seele.

Murner. Ich meines Theil muß geſtehen, daß ich in Herrn Simpels Lobrede nichts, als den Beweis ſeines Verſtandes vermißt habe.

D. Sauenz. Ha, ha! Ein ſchlimmer Defekt!

Reineke. Bloß ein Verſehen des Advokaten, der wahrſcheinlich den unterlaſſenen Beweis darum für überflüſſig hielt, weil der erſte Redner dieſen Punkt nicht berührt hatte. Deſſen ungeachtet wär' es Vermeſſenheit, einen oder den andern unſerer Herren Kronkandidaten für einfältig zu halten. Die Klugheit des Löwen konnte nur ein Wahnſinniger bezweifeln. Was aber Herr Simpeln betrifft, ſo iſt er freilich nicht gewohnt, das Licht ſeines Verſtandes auf den hohen Leuchter der Prahlerei zu ſtellen; doch mir ſelbſt ſind verſchiedene Beiſpiele ſeiner Verſchlagenheit bekannt. Ich will nur eins davon anführen. Er war in ſeiner Jugend bei einem Salzhändler in Condition, der ihn oft mit übermäßig ſchweren Bürden weit über Land ſchickte. Doch der ſchlaue Diener erfand bald ein Mittel dagegen. Er legte ſich, ſo oft er durch einen Bach ging, darin nieder; das Salz ward feucht und ſchmolz, und er zog leichter ſeine Straße.

Murner. Ich kenne das Geſchichtchen; aber es hat einen zweiten Theil. Herr Simpel veruneinigte ſich nämlich über jenen wäſſerigen Einfall mit ſeinem Prinzipal, und kam in die Dienſte eines Kaufmanns, der ihn mit Schwämmen und Wolle belud. Nun glaubte der witzige Kopf, er könne ſich wieder eben ſo helfen; doch ſeine Waaren zogen Waſſer, und er trug nun doppelte Laſt.

So wird es ihm auch in Zukunft ergehen. Seine liſtigen Rathgeber beladen ihn jetzt mit Wolle und machen ihm das Königthum leicht; aber ſie werden ihn bald ſo tief ins Waſſer der Trübſal reiten, daß er unter ſeinen Bürden erliegen wird.

Reineke. Was Ihr ſagt! So gebt Ihr euch auch, wie ich höre, mit Weiſſagen ab, und vorhin ſchient Ihr doch den Propheten ſehr abhold! Gelten etwa die neuen mehr als die alten?

Präſident. St! Die Herren verlieren immer das Ziel aus den Augen und ſchweifen auf Abwegen herum. Heben wir lieber die Sitzung auf! Warum ſtreiten wir länger? Wir könnten doch, wenn wir auch noch eine ganze Woche beiſammen ſitzen, am Ende keinen andern Ausſpruch thun, als daß Herr Simpel in dem angeſtellten Wettſtreit obgeſiegt, und die Krone dadurch errungen habe. — Das iſt meine reiflich erwogene Meinung. Hat jemand etwas Erhebliches dagegen einzuwenden?

„Nein!“ liſpelte Reineke freudig und ſchnell, und zuckte zugleich die Achſeln, als ob er ungern ſo ſtimmte. Doktor Squenz beſann ſich ein wenig, und ſagte dann auch

Rein. Hochtrab, Waldmann und die übrigen Beiſitzer, die während der ganzen Verhandlung ihren Mund nicht aufgethan hatten, willigten ſchweigend in die Erklärung des Präſidenten. Nur der Hofkapellan zog ein grauſes Geſicht, warf verdrießlich den Kopf von einer Seite zur andern und knurrte ein Weilchen für ſich. „Ich bin überſtimmt,“ ſprach er dann laut, „und waſche mich rein von aller Schuld. Nur etwas muß ich noch erinnern. Wollen wir denn ſo hart ſeyn, den armen Prinzen, der ſich im Wettſtreite ritterlich hielt und nur vom Glück verlaſſen ward, ganz zu verſtoßen? Wär' es nicht vielmehr billig und recht, ihn auf eine anſtändige Art zu verſorgen und zum Statthalter zu beſtellen?“

Reineke widerſprach mit ſeiner ſchon bekannten ſchlauen Vorſicht. Murners Antrag ward aber dennoch durch die Mehrheit der Stimmen genehmigt.

Am folgenden Tage verſammelte ſich das Volk, und der Präſident eröffnete ihm die Entſcheidung des Kampfgerichts in einer ausführlichen Rede. Was jubilirte der graue Bund! Schalkwitz rühmte laut die Weisheit und Gerechtigkeit der Richter. „Nur dadurch,“ ſetzte er hinzu, „findet ſich der glorreiche Sieger beſchwert, daß man ihm den erkämpften Preis ſchmälern, und ihm, unter dem Namen eines Statthalters, einen Mitregenten aufdringen will. Das wäre, fürwahr! nicht wohl gethan! denn zwei Hähne vertragen ſich nicht auf Einem Miſte.“

Wacker fiel ihm, nach einer geheimen Unterredung mit ſeinem Prinzipal, heftig ins Wort: „Sorget nicht! Ihr ſollt — um mich Eurer feinen Redensart zu bedienen — den Miſt allein behaupten. Prinz Kühnherz dünkt ſich zu gut, der Diener eines Eſels zu ſeyn. Er, der geborene

König, wird ſeine undankbaren und verblendeten Unterthanen ſo lange verlaſſen, bis ihn ihre Reue zurück ruft.“

> Der Löwe ſprang von ſeinem Sitz,
> Schoß aus den Augen Blitz auf Blitz,
> Warf wild empor die goldne Mähne
> Und wies dem grauen Bund die Zähne.
> Er peitſchte grimmig mit dem Schweif
> Den Boden, wo die Unthat reif
> Geworden war, ihn zu verdrängen,
> Um einem Eſel anzuhängen.
> Der Tiger und das Pantherthier
> Mehr als der Leu von Wuth empört.
> Nie ward ein ſolch Terzett gehört,
> Als dieſe Drei zuſammen heulten,
> Indem ſie raſch vom Platze eilten;
> Auch Wacker blieb dabei nicht ſtumm
> Und bellte weidlich rund herum.

Den Kampfrichtern und vielen Brüdern des grauen Bundes war nicht wohl bei der Sache. Auch Simpel und ſeine beiden Räthe ſtanden wie verſteinert und wagten kaum einen Athemzug. Aber Kühnherz verſchwand bald mit ſeinen Gefährten aus dem Geſichtskreiſe der bebenden Verſammlung. Er förderte ſich, ſeine Mutter wieder einzuholen, die er damals, als er vom Aufruhr in ſeinem Vaterlande Nachricht erhielt, auf dem Wege nach der Reſidenz des Königs Eiſenklau verließ. Da er das Kampfurtheil nicht anders erwartet hatte, als es ausfiel, ſo war ſchon vor deſſen Eröffnung der Elephant mit einem geheimen Befehle von ihm verſehen worden, am Hofe des grauen Königs fleißig zu erſcheinen, alle Vorgänge genau zu beobachten, und darüber Bericht zu erſtatten.

Sobald man die drei Grimmbolde nicht mehr ſah, hob der Kreuzfuchs ſeine geſenkte Standarte * wieder muthig

---

* In der Jägerſprache der Fuchsſchwanz.

empor und trug auf feierliche Beſtätigung des neuen Oberhaupts an. Die Magnaten des Reichs, die dem Löwenhauſe ergeben waren, und ſich ſchämten, einem Eſel zu huldigen, nahmen dieſe Propoſition ſehr kalt auf, und einige machten Miene, ihr mit Bitterkeit zu widerſprechen. Aber der Elephant trat in den Kreis der Unzufriednen und raunte ihnen ins Ohr: „Schicket euch in die Zeit! das iſt der Wille des Prinzen, den wir wahrſcheinlich bald wieder beſitzen werden; denn des Grauen Regierung wird nicht lange beſtehen. Wir wollen ſie, ohne uns darüber zu ärgern, als ein luſtiges Zwiſchenſpiel betrachten und die Poſſen geduldig mitmachen.“ —

Durch dieſe Vorſtellung ließen ſich die Mißvergnügten beſänftigen, und der folgende Tag ward zur Krönung beſtimmt.

Sechſtes Kapitel.

Feierlichkeiten von mancherlei Art. Der Regent verſpricht mehr, als er wird halten können. Doktor Squenz zeigt, daß er in verſchiedene Sättel gerecht iſt, und gelangt zu einer neuen Würde.

Wir können die Solennitäten des hohen Simpel-Feſtes wegen ihrer Einwirkung auf folgende Begebenheiten nicht ganz mit Stillſchweigen übergehen: doch wollen wir die alte Gerechtſame der Zeitungsſchreiber, uns durch weitſchweifige Berichte von großen und kleinen Feierlichkeiten lange Weile zu machen, ſo wenig als möglich beeinträchtigen.

Den Zug eröffnete, als Hatſchiergarde, ein Trupp edler Hirſche von ſechszehn Enden.

Hieran ſchloß ſich das Muſik-Chor, das blos aus Sängern beſtand. Katzen und Zicklein ſangen den Diskant; Ferkel und junge Wölfe den Alt; Kälber und Schaafe den Tenor; Bullen und Bären den Baß. Doktor Squenz ging als Kapellmeiſter voran und ſchlug zierlich den Takt.

Hinter der Muſik ward ein leerer Mehlſack, eine zerbrochene Geißel und ein Büſchel dürrer Diſteln auf hohen Stangen getragen. Dieſe Dinge ſollten andeuten, daß

Herr Simpel keinen Sack mehr ſchleppen, keine Geißel mehr fühlen, keine Diſtel mehr kauen werde.

Dann prangten auf eben ſo hohen Stangen zwei Siegeszeichen: nämlich das gefangene Fiſchlein und ein Paar Adlersflügel. Man hätte billig eine dritte Stange mit einem derben Knüttel verzieren ſollen; das aber hatte der Ceremonienmeiſter Schalkwitz weislich unterlaſſen.

Er und Schwager Reineke führten den König, der vor ſich und hinter ſich mit vornehmen Staatsbeamten umgeben war.

In dieſer Ordnung zog man auf die ſchon bekannte Wieſe, wo ſich Zuſchauer ohne Zahl ins Gras gelagert hatten und zum Theil auf den Bäumen ſaßen.

Die Hirſchgarde ſchloß um Simpeln und ſein Gefolge einen Kreis und er ſprach dem Kanzler folgende Worte nach:

„Ich, Peter Simpel, ein geborner Eſel, verſpreche hiermit vor der ganzen Verſammlung des Reichs, daß ich das Geſchlecht der vierfüßigen Thiere, Groß und Klein, Zahm und Wild, wie ſie Namen und Geſtalt haben mögen, nach meinem beſten Vermögen ſchützen, ſchirmen, handhaben, und wie ein Vater ſeine Kinder lieben, auch mich fort und fort befleißigen will, nicht nur mich ſelbſt, als das Haupt dieſes Reichs, von menſchlicher Gewalt und ſclaviſcher Arbeit frei zu erhalten, ſondern auch alle meine Geſchlechtsverwandten, die noch in ſolcher Dienſtbarkeit ſeufzen, und überhaupt ſämmtliche von den Menſchen unterjochte vierfüßige Thiere, in ihre alte Freiheit zu ſetzen.“

„Ich verſpreche ferner, die ſchwachen und wehrloſen Vierfüßler gegen alle Unbill, ſo ihnen bisher von ſtarken und grimmigen Thieren zugefügt worden, kräftig in Schutz zu nehmen und wirkſame Sicherheitsanſtalten zu treffen, damit hinfort keins das andere mehr fange und umbringe, ſondern ſie ſammt und ſonders friedlich und einträchtig bei einander wohnen.“

„Ich verſpreche überdieß, daß ich mich, wenn Krieg entſtehen ſollte, an die Spitze meines Heeres ſtellen, mannlich und ritterlich für's Vaterland ſtreiten, und mein eignes Blut und Leben nicht ſchonen will.“

„Ich gelobe ſchließlich in Summa, dem Niedern wie dem Hohen, dem Armen wie dem Reichen, Recht und Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, des Reichs Wohlfahrt in alle Wege zu befördern, und Schaden und Nachtheil abzuwenden. Alles getreulich und ſonder Gefährde.“

Nach hierauf vollzogener Krönung erinnerte der Kreuzfuchs den Regenten, er möge nun, hergebrachter Maßen, dem Volke zeigen, wie und wo er es künftig beſchützen wolle.

Sofort that Simvel drei gewaltige Sprünge gegen Oſten, bäumte ſich empor, ließ ſeine Stimme weidlich erſchallen, ſenkte ſich wieder auf die Vorderfüße und ſchlug blitzgeſchwind mit den Hinterbeinen drei Mal hoch in die Luft. Dieſe Capriolen wiederholte er gegen Süden, Weſten und Norden, und begab ſich, als er auf dieſe Weiſe den vier Hauptgegenden der Welt ſeinen Kratzfuß gemacht hatte, an ſeinen Platz zurück.

„Es lebe der König!“ rief Schalkwitz; und alles Volk rief es ihm nach. Die zahlreich verſammelten Eſel griffen ſich bei dieſem Vivat beſonders an, und es koſtete Mühe, ſie wieder zum Schweigen zu bringen.

Als dieß endlich gelungen war, trat der Herold auf und lud die Häupter und Altväter aller vierfüßigen Geſchlechter zur königlichen Tafel. Er machte zugleich bekannt, es würden drei Tage hinter einander Tänze und

Turniere gehalten werden. Wer Luſt und Belieben habe, ſeine Geſchicklichkeit im Ritterſpiele zu zeigen, ſolle ſich bei dem dazu erwählten Marſchall gebührend melden und deſſen Anordnung gewärtig ſeyn.

Es waren drei verſchiedene Tafeln bereitet. An der erſten ſaß der König, neben ihm Vetter Denkling, und auf der andern Seite der ehemalige Statthalter, der Elephant. Die übrigen Plätze der Tafelrunde waren mit ſolchen Gäſten beſetzt, die ſich, in Anſehung der ihnen gewöhnlichen Koſt, dazu ſchickten, die Tiſchgenoſſen jener Herren zu ſeyn. Auserleſene Feld- und Gartenfrüchte, feine Mehlſpeiſen und Salate von köſtlichen Bergkräutern wurden hier aufgetragen. Auch erſchien, auf Schalkwitzens Veranſtaltung, ein Schaugericht, das vor den König geſtellt ward. Der Credenzer hob den Deckel ab, und ſiehe, da flog eine Schwalbe, da lief eine Maus, da ſprang ein Froſch hervor. Die ganze Tiſchgeſellſchaft erſchrack. Der beſeelte Knochenberg (wie Haller den Elephanten nennt) ſtürzte ſogar zu Boden, und verrieth dadurch, daß die ihm von einigen alten Naturforſchern nachgeſagte Furcht vor Mäuſen keine grundloſe Verläumdung ſey. Man wußte nicht, was die lebendige Schüſſel bedeute. Schalkwitzens Einfall bedurfte eines Kommentars, und hatte alſo den ſchlimmſten Fehler, den ein witziger Einfall nur haben kann. Die Geſellſchaft war verlegen, ob ſie lachen oder ernſthaft bleiben ſollte. Doch bald entdeckte man auf dem Boden der Schüſſel ein Blättchen mit folgenden Worten:

Der König Simpel hat geſiegt
Im Luftraum, wo die Schwalbe fliegt,
Auf Erden, wo das Mäuschen ſchlüpft,
Im Waſſer, das der Froſch durchhüpft.

Dieſe Reime las Denkling ab. Sie behagten dem Geſchmeichelten ungemein. Er fragte huldreich nach dem Verfaſſer. Schalkwitz hatte ſich deſſen verſehen und nahte ſich mit einem zierlichen Reverenz. „Ich ernenne dich zu meinem Hofdichter!“ ſprach Simpel. Der Versler dankte mit einem tiefen Bückling, und blieb ſtehen, als ob er noch etwas erwarte. Aber ſein gnädigſter Beförderer war eben mit einer Lieblingsſpeiſe beſchäftigt und ſah ihn nicht weiter an.

„Keinen Gehalt?“ brummte der Poet für ſich: „Denkt er, ein Dichter lebe von der Luft?“ — Mich ſollt' er vorzüglich belohnen; denn ihm iſt mein Amt unentbehrlich. Macht er nicht immer ſo dumme Streiche, daß man wirklich ein Dichter, ein recht erfindſamer Dichter meines Schlages ſeyn muß, um ihn loben zu können?“ —

So murrend nahm der Poet ſeinen Platz an der zweiten Tafel wieder ein.

Hier ſaßen lauter Fleiſcheſſer. Da aber nach der neuen Reichsverfaſſung kein vierfüßiges Thier mehr verſpeiſet werden ſollte, ſo war blos Geflügel vorhanden. Das ſchmeckte dem Kanzler und ſeiner Sippſchaft vortrefflich. Allein Herr Murner, dem es nicht behagte, hatte ſich heimlich von ſeinem Koch eine Paſtete von jungen Mäuſen bereiten laſſen, die er, als ſie ſein Diener auftrug, für Schnecken ausgab. „Ich habe,“ ſprach er mit einer heiligen Miene, „vor Zeiten ein Gelübde gethan, an dieſem Tage zu faſten.“ —

Die dritte Tafel, an welcher der Präſident Bär, Doktor Squenz und Mehrere ſpeisten, war mit Honig, Aepfeln, Nüſſen, Trauben und anderem Obſte beſetzt. Hier bat ſich auch der Elephant zu Gaſte, weil er an der Königstafel, wo er überhaupt wenig für ſeinen Gaumen ſand, die endloſen Witzeleien über ſeine Mäuſeſcheu nicht länger aushalten konnte.

Doktor Squenz war bei ſehr gutem Humor und ſaß keinen Augenblick ſtill. Er lief, ein Aepfelchen ſchmauſend, von einer Tafel zur andern, trieb viel Geſchwätz und kurzweilige Poſſen, und wagte ſich ſogar mit ſeinen Schnaken vor den König.

„Ha, ha! du biſt ein loſer Fant!“
Rief Simpel: „Das iſt weltbekannt.
Der kluge Menſch erfreuet ſich
Sogar, du Halbmenſch, über dich,
Wenn du poſſierlich dich bemühſt,
Ihm nachzuäffen, was du ſiehſt.“ —

„Nachäffen?“ fiel der Doktor ein:
„Ew. Hoheit werden mir verzeihn,
Dieß Wort fällt mir nicht wenig auf.“ —

„Was kümmert's mich?“ ſprach Jener drauf:
„Ich ſelber hab' es nicht erdacht;
Der Menſch hat dir's zum Ruhm gemacht.“ —

„So?“ brummte Squenz in ſeinen Bart:
„Ja, ja, das iſt des Menſchen Art!
Er mäkelt dort, er mäkelt hier,
Fegt aber nicht vor ſeiner Thür.
Nachäffen! — Hm! was er ſo nennt,
Das iſt ſein eignes Element.
Dieß hört' und ſah ich auf der Reiſe,
Die ich vorlängſt durch Deutſchlands Kreiſe
Mit einem Bärenführer that.
Da fand ich's oft im höchſten Grad
Beluſtigend, wie ſich die Kleinen
Gewaltig blähn, um groß zu ſcheinen.
Der Hofherr nimmt, wo er nur kann,
Den Herrſcherton des Fürſten an,
Und in der Kneipe prunkt der Sclav
Im Bortenrocke, wie ſein Graf.

Die Legion der Zwergautoren
Hängt vollends ihren Matadoren
Wie lahme Bettler ängſtlich nach,
Und achtet weder Spott noch Schmach.
Kurz, überall ſind Hans und Steffen
Beſchäftigt, Kunzen nachzuäffen.
Wir Affen ſelbſt ſind oft ihr Ziel,
Und mancher Gauch bemüht ſich viel,
Mit Affenwitz und Affenſprüngen
Die Gunſt der Damen zu erringen.
Mir iſt ſogar ein Fall bekannt,
Daß einſt ein Menſch für gut befand,
Der Menſchheit völlig zu entſagen
Und ſich zur Affenwelt zu ſchlagen.“ —

„Ein ſchnak'ſcher Einfall! Auf mein Wort!“
Rief Simpel aus, und Sauenz fuhr fort:

„Alexis hieß die lockre Fliege.
Er war ein junger, reicher Grieche,
Allein mit tollem Uebermuth
Verſchwendet' er ſein Hab und Gut,
Ward arm wie eine Kirchenmaus
Und wußte weder ein noch aus:
Denn meiſtens können reiche Erben
Nur Geld verthun, doch keins erwerben.“

„Gefoltert von des Hungers Pein,
Fiel einſt von ungefähr ihm ein,
Daß Lais, die berühmte Metze,
An ſeltnen Thieren ſich ergötze;
Und plötzlich faßt' er den Entſchluß,
Sich ſelbſt vom Kopfe bis zum Fuß
In einen wunderſchönen Affen
Geheim und künſtlich umzuſchaffen.
Doch hatte die Natur für ihn
Schon viel dazu gethan. — Er ſchien
Nur der Entwurf zu einem Manne:
Man maß ihn mit der fünften Spanne
Ganz aus, und unter Menſchen war
Sein feines Affenlärvchen rar.

Ein Schneider nähte nun vertraut
Ihn noch in eines Affen Haut,
Die ihm durch meiſterhaftes Maß
Wie auf den Leib gegoſſen ſaß:
So war der Pavian gemacht! —
Er übte dann ſich Tag und Nacht,
Wie wir zu ſpringen und zu laufen,
Und ließ der Lais ſich verkaufen."

„Dort ſpielt' er ſeine Rolle fein
Und erntete viel Beifall ein;
Es fehlt' ihm nie an Leckerbiſſen
Und nie an Schmeichelei'n und Küſſen.
Im Arm der ſchönſten Buhlerin
Floß ihm ein frohes Jahr dahin."

„Doch länger glückt' ihm nicht ſein Schwank.
Der arme Teufel ward ſehr krank
Und wand ſich wie ein Wurm vor Schmerz;
Das griff der Dame hart ans Herz:
Sie ließ zu Lindrung ſeiner Leiden
Zwei Aerzte ſchnell ins Haus beſcheiden.
Die ſahen unſern Urian
Durch ihre großen Brillen an,
Befingerten ihn nach der Kunſt,
Und ſo verſchwand der blaue Dunſt
Der Täuſchung — ſie entdeckten bald,
Daß hier ein Menſch als Affe galt."

„Es ward geſtaunt, es ward gelacht,
Der Patient geſund gemacht,
Und Lais, die ſich reich geküßt,
Schenkt' ihm ein Gut für ſeine Liſt;
Doch ſie bedingte ſich dabei,
Daß er, wenn Tafel bei ihr ſey,
Und ſie ein Schauſpiel geben wolle,
Als Affe vor ihr tanzen ſolle." —

Herr Gimpel lachte wohlgemuth
Und ſprach: die Schnurre war recht gut!

Das Eſſen ſchmeckt bei ſolchen Schwänken,
Drum will ich gnädig dich bedenken.
Mein Vorfahr braucht' als Leibarzt dich:
Doch, wie du ſiehſt, befind' ich mich
Friſch und geſund, und kann nicht bergen,
Mir graut vor Pillen und Latwergen;
Du giltſt daher als Medikus
Mir, wahrlich! keine taube Nuß;
Um dir jedoch ein Amt zu geben
Will ich zum Tiſchrath dich erheben.
Erheitre mich als Harlekin,
Wenn Wolken meinen Geiſt umziehn!
Dein Lohn ſoll ein Panisbrief ſeyn
Auf alle Aepfel, groß und klein,
So viel im Umfang meiner Staaten
Alljährlich wachſen und gerathen.“ —

Der Doktor ward ein wenig roth;
Allein er dachte: Brod iſt Brod!
Man muß ſich nähren, wie man kann.
Was kommt dabei auf Titel an? —
Drum war er dankbar für den Poſten
Und ließ es ſich viel Worte koſten.

Herr Schalkwitz platzte ſchier vor Neid
Und ſeufzte tief: „O ſchlimme Zeit!
Den Muſen lächelt man nur hold,
Stocknarren aber gibt man Sold.“ —

Nach aufgehobener Tafel ward der Ball eröffnet, wobei vier Bären die Sackpfeiſe und drei Affen die Leier ſpielten. Um das Orcheſter mit einem muſikaliſchen Inſtrumente zu vermehren, nahm der Hofnarr eine alte Katze unter den linken Arm, kehrte ihr Hintertheil nach vorn, drehte den Schwanz wie die Kurbel einer Leier, und kniff und drückte dabei die arme Matrone ſo empfindlich, daß ſie die luſtigſten Töne von ſich gab. Herr Simpel, der mit ſeiner Gemahlin den erſten Reihen führte, konnte vor

Lachen kaum tanzen. Aber der Hofkapellan fand ſich durch die Mißhandlung einer Dame ſeines Geſchlechts ſehr beleidigt, und eiferte ſo lange darüber, bis ſie wieder in Freiheit geſetzt ward.

Der kurzweilige Rath veranſtaltete hierauf, um ſeinen gnädigſten Herrn zu beluſtigen, eine Quadrille von Elephanten, Kameelen, Auerochſen und Büffeln, die insgeſammt ſo zierlich tanzten, daß darüber ein allgemeiner Jubel entſtand.

Herr Simpel hatte noch während des Balles Gelegenheit, ſeine Weisheit zu zeigen. Der Ziegenbock und der Widder veruneinigten ſich über die Ehre des Vortanzes und begehrten des Königs Entſcheidung. Er war Anfangs über dieſen wichtigen Rangſtreit ſehr verlegen; doch glücklicher Weiſe erinnerte er ſich des Sprichworts: der Bart macht den Mann! und entſchied aus dieſem Grunde, zum Vortheil des Bocks, der nun ſammt ſeiner Gattin, einer ſchönen bunten Ziege, mit den hoffärtigſten Geberden vortanzte.

Aber am folgenden Tage, da die Ritterſpiele gehalten wurden, erlitt er eine ſehr nachdrückliche Demüthigung. Er erfrechte ſich, einen rüſtigen Steinbock, der ihn an Kräften weit überwog, zum Zweikampf zu fordern. Jener war ſogleich bereit, und ſie gingen mit den Lanzen ihrer Hörner auf einander los. Im erſten Rennen hielt ſich der Gemahl der bunten Ziege recht tapfer und ſtand bei dem gewaltigen Anlauf ſeines Gegners wie eine Mauer. Aber beim zweiten Gange ſetzte ihn der Steinbock rückwärts in den Sand und ſtieß ihm ein Horn ab. Niemand bedauerte den beſiegten Prahler, der mit zornigem Meckern den Turnierplatz verließ.

Auch ein übermüthiger Stier, der, wie mancher menſchliche Goliath, auf ſeine große, vierſchrötige Geſtalt pochte und ſich gegen alle Welt grob und ungeſittet betrug, ward auf eine lächerliche Weiſe beſchämt. Er machte ſich an den geweſenen Präſidenten des Kampfgerichts, forderte ihn trotzig heraus und rannte mit ſchwerfälligem Ungeſtüm gegen ihn an. Präſident Bär ſtellte ſich gelaſſen auf die Hinterfüße, packte den Grobian bei den Hörnern und ſchwang ſich kopfüber auf ſeinen Rücken. Brüllend wollte der Ochs ſeinen Reiter abwerfen; der hielt ſich aber feſt und ſpornte das plumpe Thier, zum Vergnügen aller Zuſchauer, eine Weile auf dem Platze herum.

Dergleichen luſtige Fehden gab es mehr, und die trotzigſten Raufhelden bekamen, wie billig, die ſchimpflichſten Schlappen.

Siebentes Kapitel.

Verſchiedene lehrreiche Geſpräche über ſchöne und häßliche Geiſter, nebſt der ſchauerlichen Geſchichte einer gräßlichen Mordthat, die ein handfeſter Kunſtrichter an einem armen Dichterlinge verübte.

Reineke nahm an den Hofluſtbarkeiten wenig Theil. Er ſchüttelte vielmehr über den Jubel des Volks mißfällig den Kopf und hielt ſich meiſtens zu den edlen Thieren, die der neuen Regierung abgeneigt waren. Er ſelbſt dachte ganz anders. Da er aber durch das Fernrohr ſeiner Klugheit voraus ſah, daß der Thron des Eſels bald wieder umkippen werde, ſo gab er ſich gegen die Anhänger der Löwenfamilie das Anſehen, als ob er gleiche Geſinnungen hege. Um ihnen noch mehr Staub in die Augen zu ſtreuen und ſich beſonders dem Prinzen Kühnherz zu empfehlen, beſchloß er, ſein Kanzleramt niederzulegen.

In dieſer Abſicht ließ er ſich am nächſten Morgen nach den Hofgelagen bei dem grauen Könige melden, und kitzelte Anfangs ſeine Ohren mit Schmeicheleien. „Heil meinem Vaterlande!“ rief er aus: „Seine goldne Zeit iſt gekommen! — Unter Eurem ſanften Scepter wird es bald im höchſten Wohlſtande blühen; aber ich — ich welke dahin!“ —

Er huſtete bei den letzten Worten heftig und fuhr mit ſchwacher Stimme fort: „Es iſt ein Wunder, daß ich noch lebe! Ich hab' in meinen jüngern Jahren viel Noth und Verfolgungen ausgeſtanden. Immer angefeindet und bei dem vorigen Könige verklagt, hatt' ich keine ruhige Stunde. — Endlich ſiegte doch meine Unſchuld! Ihre Majeſtät erkannten ſie und erhoben mich, um mir meine unverdienten Leiden zu vergüten, zum Kanzler. Dieſes Amt hab' ich bis jetzt, ohne Ruhm zu melden, mit Eifer und Treue bekleidet. König Nobel, dem ich in den Jahren meiner jugendlichen Kraft erſprießliche Dienſte geleiſtet hatte, überſah und verzieh mir, in Erwägung derſelben, die gelähmte Thätigkeit meines Alters, und war mit mir ſtumpfen Greis bis an ſeinen Tod zufrieden. — Aber ich würde ſehr unbeſcheiden handeln, wenn ich von Ew. Hoheit gleiche Nachſicht verlangen wollte. Ihr, ein junger, feuriger Herr, bedürft feuriger Diener. Der Abſtand zwiſchen Euern Vollkommenheiten und meinen Gebrechen iſt zu groß! Ich kann Euch unmöglich zu Dank arbeiten, und bitte daher unterthänigſt, mich meiner Pflicht zu entlaſſen und das Reichsſiegel aus meinen Händen zurückzunehmen.“ —

Der König, dem ein ſolcher Fall noch nicht vorgekommen war, ſtutzte nicht wenig. Er ſah bald den Kanzler, bald den gegenwärtigen Hofnarren an und wußte nicht, was er antworten ſollte. Der Letztere half ihm endlich aus der Verlegenheit. „Was ſinnſt du lange, Bruder König?“ fing er an: „Thu' dem alten Herrn ſeinen Willen und halt' ihn nicht ab, in ein anderes Land zu ziehen, wo er mehr Hühner zu ſtehlen findet, als in der hieſigen Gegend, die er ſchon völlig enthühnert hat.“

Simpel lachte gewaltig. Aber Reineke ſeufzte und ſprach: „Redet, was Euch beliebt, mein Herr kurzweiliger

Rath! Ich ärgere mich darüber nicht; denn es iſt nun einmal das Schickſal des Alters, von Kindern und — Eures Gleichen verſpottet zu werden."

Er wandte ſich hierauf wieder zum König und bat um Reſolution. „Euer Bedenken, mich zu verabſchieden," fuhr er fort, „iſt mir zwar ſchmeichelhaft; allein der Herr Tiſchrath hat wirklich nicht Unrecht, wenn er es ſonderbar findet. Was verliert Ihr an mir Invaliden? der Staat iſt an fähigen Köpfen ſo reich, daß die Lücke, die durch meinen Abgang entſteht, ſogleich wieder ausgefüllt werden kann. Ich ſelbſt will Euch unmaßgeblich einen geſchickten und redlichen Mann vorſchlagen, der ganz für den Kanzlerpoſten geboren ſcheint und mich doppelt und dreifach erſetzen wird."

Der wäre? — fragte Simpel.

„Mein Schwager Schalkwitz, gnädigſter Herr! Er war, ſo zu ſagen, eine Sproſſe oder vielmehr die ganze Leiter, auf welcher Ihr den Thron beſtiegt, und empfahl ſich Euch überdieß neulich durch ein kleines Lobgedicht, wofür er die Gnade hatte, zum Hofpoeten ernannt zu werden."

Ich erinnere mich ſeiner, verſetzte der Graue, und will Euer zwiefaches Geſuch überlegen. Meldet Euch morgen nach Beſcheid!

Reineke trat ab. Der Hofnarr ſchnitt Grimaſſen und ſchlug Kreuze hinter ihm her.

Rathe mir, was ſoll ich thun? ſprach Simpel, als er mit ſeinem Spaßmacher wieder unter vier Augen war.

„Wie du doch fragſt!" verſetzte Squenz: „Du haſt nichts zu thun, als dem Himmel zu danken, daß du mit ſo guter Manier einen Schelm los wirſt!"

Aber was denkſt du von ſeinem Schwager, dem Hofdichter? —

„Puh! das iſt vollends ein Unkraut! Laß ihn verſeln, ſo viel er will; nur mach' ihn ja nicht zum Kanzler! Du würdeſt aus dem Regen unter die Traufe gerathen.“

Ei, wie denn ſo? — Du ſcheinſt dem Poeten feind; ich aber bin ihm Dankbarkeit ſchuldig.

„Dankbarkeit! — Du zwingſt mich zum Lachen! — Ueberlaß doch dieſe kleine, ängſtliche Tugend dem Bürger und Bauer! Du biſt darüber hinweg.“

Burſch, halt dein Maul! Deine Poſſen gefallen mir; aber ſolche ernſthaft-gottloſe Reden ſind mir ein Gräuel. Ich wollte doch heute wieder ein gemeiner Eſel werden, wenn ich hier oben auf dem Königsſtuhle meine guten Geſinnungen ablegen müßte.

„Das iſt kein Muß. Behalte ſie, behalte ſie, und ſchaff dir meinetwegen noch mehr Spießbürgertugenden an! Wie du dir betteſt, ſo ſchläfſt du.“

Ach, ich ſchlief ſonſt beſſer als jetzt! — Laß mir den Elephanten, den geweſenen Statthalter, rufen! Mit dir, Hans Narr, iſt über Staatsangelegenheiten kein vernünftiges Wort zu ſprechen. —

Als der Exſtatthalter kam, verlangte Simpel ſein Gutachten über Schalkwitzens Beförderung.

„Ich kann dazu nicht rathen;“ antwortete der Rieſe: „denn Schalkwitz iſt — ein ſchöner Geiſt.“

Wie? was? rief Simpel: Ein ſchöner Geiſt? — Was iſt das für ein Ding? Iſt es vielleicht ein gefährliches, giftiges Thier?

„Das eben nicht;“ ſagte der Statthalter.

Nun, warum warnt Ihr mich denn?

„Ich will Ew. Hoheit verſtändigen. Man nennt die Dichter, zu denen ſich auch Schalkwitz — ich weiß nicht, ob mit Recht oder Unrecht — zählt, ſchöne Geiſter. Dieſe

Vögel haben zwar meiſtens — die Zaunkönige darunter ausgenommen — eine gute Portion Witz und Verſtand; aber zu Geſchäften taugen ſie nicht."

Wie ſo? fragte Simpel: Verſtand haben und unbrauchbar ſeyn — das ſcheint mir ein Widerſpruch, den ich nicht begreife. Drückt Euch deutlicher aus!

„Die Dichter, gnädigſter Herr, ſind durch die angenehmen Spielwerke ihrer Einbildungskraft ſo verzärtelt und verwöhnt, daß ſie gegen andere Arbeiten einen unüberwindlichen Ekel empfinden."

Iſt das wirklich wahr?

„Kannſt dich darauf verlaſſen!" fiel der Tiſchrath ein: „Der Herr Statthalter pflügte mit meinem Kalbe; denn alles, was er dir jetzt von den ſchönen Geiſtern ſagte, weiß er von mir, und ich hab' es auf meinen Reiſen in der Menſchenwelt aus dem Munde wichtiger Männer gehört."

Ei, ei! rief Simpel, wenn's ſo ſteht, will ich mich vor den ſchönen Geiſtern wohl hüten. Herr Reineke mag mir nur mit ſeinem Schwager wieder angeſtochen kommen! Ich will ihm die Wege weiſen. —

Als nun Reineke am folgenden Tage bei Hofe erſchien, ſagte der König: Ich hab' Euer geſtriges Anbringen in Ueberlegung gezogen, und kann Euch, wenn Ihr dem Staate durchaus nicht länger dienen könnt oder wollt, den gebetenen Abſchied nicht verſagen. Allein mit Euerm Schwager mag ich mich aus gewiſſen Urſachen nicht einlaſſen. Es wird am beſten ſeyn, wenn er bleibt, was er iſt. —

Reineke ſtellte ſich, als ob er heftig erſchräcke. „Was muß ich hören!" rief er aus: „Wie iſt mein armer Schwager ſo unglücklich geweſen, bei Euch in Ungnade zu fallen? — Sagt mir, was hat er verbrochen? Oder ſagt mir vielmehr, weſſen ihn ſeine Neider und Feinde bezüchtigen!"

Er taugt nicht zu Geſchäften; antwortete das Echo des Statthalters: denn er iſt ein Dichter, ein ſchöner Geiſt.

Der Kanzler brach in ein helles Gelächter aus. „Mein Schwager ein Dichter? — Davon hör' ich das erſte Wort! Er hat meines Wiſſens außer den paar Verſen, wozu er neulich durch Eure großen Thaten begeiſtert ward, in ſeinem Leben keine Zeile gedichtet. Dieß beweiſen jene Reime faſt durch ſich ſelbſt; denn ſie ſchmecken ſehr nach dem Anfänger. Wenn man aber den Ehrennamen eines Dichters durch eine ſolche Armſeligkeit erlangen kann, ſo iſt er, wahrlich! heut zu Tage ſpottwohlfeil. — O, wäre doch Schalkwitz ein wahrer, großer Dichter! Er würde dadurch keinen Tadel verdienen, ſondern im Gegentheil ſein ausgezeichnetes Genie unläugbar beweiſen."

Das wäre nur deſto ſchlimmer! fiel Simpel hartnäckig ein: Er taugte dann um ſo weniger zu Geſchäften; denn die Dichter ſind durch die angenehmen Spielwerke ihrer Einbildungskraft ſo verzärtelt und verwöhnt, daß ſie gegen andere Arbeiten einen unüberwindlichen Ekel empfinden.

„Ew. Hoheit ſetzt mich in Erſtaunen! Welcher alte, von Vorurtheilen umnebelte Pedant redet aus Euch? Er hat Euch, er ſey wer er wolle, durch ſchiefe Trugſchlüſſe hintergangen."

Ihr ſchwatzt ſehr keck! rief der aufgebrachte König: Wollt Ihr etwa klüger ſeyn, als die Menſchen?

„Hm! hm!" verſetzte Reineke lächelnd: „Ich würde mich allerdings bedenken, mit der Hälfte der Adamskinder Kopf um Kopf zu tauſchen."

Ho! ho! Viel Dünkel und Uebermuth!

„Ich bitt' um Verzeihung. Es war Beſcheidenheit, daß ich nur von der Hälfte ſprach. — Doch warum erwähntet Ihr der Menſchen?“

Weil ſie im Punkt der ſchönen Geiſter eben ſo denken, wie ich. Mein Tiſchrath — es iſt Schade, daß er eben nicht da iſt — kann es bezeugen. Er hat auf ſeinen Reiſen ſolche Urtheile aus dem Munde wichtiger Männer gehört.

„Das mögen Kapitalmänner geweſen ſeyn! — Der Herr Tiſchrath reiſte, wie bekannt, mit einem Bärenführer, und ſolche Leute werden freilich mit ihrem vierfüßigen Gefolg' in feine Geſellſchaften gezogen. Doch konnten die ſogenannten wichtigen Männer, mit denen ſich Euer Hofnarr unterhielt, wenigſtens nicht in jenem Lande zu Hauſe ſeyn, wo der größte König, der je auf einem Throne ſaß, den thätigen Geſchäftsmann und den ſchönen Geiſt in ſich vereinte. — Sein glänzendes Beiſpiel hätte ſie abgeſchreckt, ſo grundlos zu ſchwatzen: denn es dient den witzigen Köpfen gleichſam zum Schilde gegen den widerſinnigen Vorwurf der Unbrauchbarkeit.“ —

Was ihr mir da ſagt, mein lieber Getreuer, antwortete Simpel, ſind mir zwar böhmiſche Dörfer; allein ich kann Euch nicht verhalten, daß mir ſelbſt vom Anfang an die Verunglimpfung der ſchönen Geiſter nicht in den Kopf wollte. Ich habe zwar von dieſen Weſen noch bis jetzt keinen deutlichen Begriff; aber, meines Bedünkens, muß doch ein ſchöner Geiſt immer beſſer als ein häßlicher ſeyn.

„Witzig! Bei meiner Ehre, ſehr witzig!“ — rief Reineke ſchmeichelnd: „Es gibt allerdings auch häßliche Geiſter; und in deren Klaſſe gehören ſicher alle die, welche einen oder den andern echten ſchönen Geiſt — denn von den affenartigen Kobolden, die ſich nur dafür ausgeben, iſt hier nicht die Rede — blos deßwegen haſſen und verfolgen, weil er ein ſchöner Geiſt iſt. — Dieſe Antipathie findet man ſehr häufig; denn das Schöne und das Häßliche lebt, ſeiner Natur nach, in einem ewigen Kriege mit einander."

Freund Reineke, Ihr ſprecht mir zu hoch! Was ich aber davon begreife, gefällt mir. Ich will eurem Schwager wohl. Er hat ſich um mich verdient gemacht. Ich möcht' ihm alſo gern eine Gnade gewähren. Man ſchwazt mir zwar vor, ein König ſey niemanden Dankbarkeit ſchuldig; allein ich bin und bleib' ein ehrlicher Mann und laſſe mir ſolche böſe Rathſchläge nicht einreden. Wenn ich nur wüßte, ob Schalkwitz fähig und geſchickt genug wäre, Kanzler zu ſeyn.

„Dafür ſteh' ich, gnädigſter Herr! Ein guter Kopf — und das iſt er — wirft ſich leicht in alle Fächer."

Nun ſo will ichs, auf Eure Verantwortung, mit ihm wagen. Ihr könnt ihn vorläufig davon benachrichtigen. —

Reineke war froh, daß er ſeinen Plan durchgeſetzt hatte, und empfahl ſich dankſagend.

Kurz darauf kam der Statthalter wegen anderer Angelegenheiten nach Hofe, und der König vertraute ihm, daß er nun entſchloſſen ſey, dem Hofdichter die Kanzlerſtelle zu ertheilen. „Ihr wagt viel!" verſetzte Jener: „Dieß Amt iſt wichtig und mühvoll; er aber wird die Akten bei Seite werfen und Verſe ſchreiben. Bedeutet ihn wenigſtens, ſich ſeinem Poſten ganz zu widmen, und ſich der unnützen Schriftſtellerei in Zukunft zu enthalten." —

Und ſo von Wort zu Wort ward Schalkwitz, als er ſeine Beſtallung empfing, vom Könige ſehr ernſthaft bedeutet.

Der neue Kanzler antwortete lächelnd: „Die Poeſie hat mir bis jetzt ſo wenig eingebracht, daß es mir gar nicht ſchwer wird, ihr zu entſagen. Ich habe nun durch Eure Gnade mein reichliches Auskommen, und werde mit dem lebhafteſten Dienſteifer der Sklav' meiner Pflicht ſeyn. Doch beding' ich mir die gnädige Erlaubniß, dann und wann auf Ew. Hoheit ein Lobgedicht zu verfaſſen.“

Das magſt du! ſchmunzelte Simpel: Und wenn es gut iſt, werd' ich mich erkenntlich bezeigen.

„Wenn's aber ſchlecht iſt,“ fiel der Tiſchrath ein, „was machſt du da?“

So fragt ein Narr! brummte Simpel: Es verſteht ſich am Rande, daß er für Schofelzeug nichts bekommt.

„Du ſollteſt auch darauf einen Preis ſetzen, wie König Alexander that.“

Was weiß ich davon!

„Soll ich dir's erzählen?“

Simpel nickte bejahend, und Squenz begann:

Der große Alexander hielt
Sich einen kleinen Hofpoeten,
Der hätte gar zu gern in Haufen Gold gewühlt,
Allein ſein Bischen Sold ging für und für bald flöten.
Da er zugleich den Dienſt als luſt'ger Rath
Bei dem Eroberer vertrat,
So ſcherzt' er einſt: „Herr König, du biſt eitel,
Haſt aber einen Krebs im Beutel,
Der immer in die Hand dich kneipt,
Daher bei dir das Schenken unterbleibt.
Du nähmſt es an, wenn raſtlos dir zur Ehre
Mein Pegaſus im vollen Fluge wäre;
Doch, da kein goldner Sporn ihn treibt,
Und man den Haber ihm nur an die Krippe ſchreibt
So iſt er eine faule Mähre.
Das diene dir hinfort zur Lehre,
Und nun ein Wort im Ernſt! — ich will durch ein Gedicht

Von deinem ganzen Heldenleben
Bis zu den Sternen dich erheben.
Doch für ein Spottgeld thu' ich's nicht;
Drum ſage kurz, was willſt du dafür geben!“ —

Der König ſprach: „Ich mache gern dich reich
Und biete für dein Werk mit Freuden Millionen.
Vollend' es nur! ich werde dann ſogleich
Dir jeden guten Vers mit einem Goldſtück lohnen
Und jeden Krüppel auch mit einem — Backenſtreich.“ —

Der Verſler dünkte ſich, wie ſolche Leutchen pflegen,
Ein zweiter göttlicher Homer,
Und ihm gefiel deßhalb des Königs Antwort ſehr.
Er lachte nur zu den gedrohten Schlägen,
Und ſah im Geiſte ſchon den goldnen Münzenregen,
Der ſich, indem das Lied von ſeinen Lippen floß,
Mit Zauberglanz auf ihn ergoß.
Drum war er gar nicht laß, die Finger anzuſtrengen,
Und ſchrieb in kurzer Zeit ein Werk von zwölf Geſängen.

Bei deſſen Vorleſung empfing
Er wirklich manchen Fuchs, doch weit mehr Backenſtreiche;
Und ach! der arme Dichterling
War ſchon im ſiebenten Geſange eine Leiche.

Eine grauſame Mordgeſchichte! ſeufzte Simpel: Nein, ſo arg will ich's mit dir, mein lieber Kanzler, nicht machen. Geh' du ruhig an deine Geſchäfte und handhabe Recht und Gerechtigkeit! —

Der Schalk verbeugte ſich mit einer frommen Miene, legte den rechten Vorderfuß an ſeine Bruſt, und begab ſich mit dieſer ſcheinheiligen Betheurung hinweg.

Gottlob, daß ich mit dieſer kritiſchen Sache zu Stande bin! ſprach der König: Nun iſt mir ein Mühlſtein vom Herzen!

„Hüte dich nur,“ ſagte Squenz, „daß dir dein neuer Kanzler nicht etwa eine ganze Mühle wieder aufpackt. Ich fürchte, ich fürchte“ —

Baſta! — fiel ihm Simpel mit Unwillen ins Wort: Was deines Amts nicht iſt, da laß deinen Vorwitz! — Setze dich jetzt ſtill in einen Winkel und ſinn' auf Mährchen! Ich will indeſſen ein paar Stunden ſchlafen; denn die Regierungsſorgen haben mich entſetzlich abgemattet, und für heute that ich genug. —

Mit dieſen Worten warf er ſich auf ſein Strohkanapee und ſchlief ein.

Der neue Kanzler machte ſich zwar, wie Reineke vorausgeſagt hatte, mit ſeinem Fache bald vertraut; er fand aber auch eben ſo geſchwind alle Schliche der parteilichen und eigennützigen Rechtspfleger. Hieran war nun ſeine Schöngeiſtigkeit nicht im geringſten Schuld; denn ſolche ſaubre Künſte verſtehen und üben viele Richter, denen die ſchönen Wiſſenſchaften ein Aergerniß ſind. — Wer die wichtigſten Beweisdocumente in ſeiner Küche eingab, der hatte Recht und behielt Recht. Im übrigen war er ein aufmerkſamer und ſtrenger Wächter der Geſetze. Die Verletzer derſelben wurden gemeiniglich zu der Strafe verurtheilt, eine gewiſſe Zahl Hühner oder anderes Geflügel zu liefern. Dieſe Bußbraten fielen zwar, wie es hieß, dem königlichen Fiscus anheim; aber ſie kamen nicht dahin, ſondern der Herr Kanzler verzehrte ſie mit ſeinem Schwager Reineke, der ihm heimlich regieren half, ob er gleich, dem äußerlichen Anſehen nach, als eine ſtille Privatperſon lebte.

Denkling war und blieb der Buſenfreund dieſer beiden Herren. Er übernahm kein öffentliches Amt, und miſchte ſich gar nicht in Staatsgeſchäfte. Phlegmatiſch begnügte er ſich damit, in der Burg ſeines königlichen Vetters zu faulenzen, und von allem, was ihm gelüſtete, die Hülle und die Fülle zu haben.

Achtes Kapitel.

Ein Blick ins Reich der Vögel, wo ſich ein patziger Gukuk ſo lächerlich brüſtet und ſpreizt, als ob er es von einem oder dem andern deutſchen Schriftſteller gelernt hätte.

Revolutionen ſind, wie die neueſte Weltgeſchichte lehrt, ein anſteckendes Fieber.

Die Zeiten waren ſich immer gleich,
Drum blieb auch damals der Vögel Reich
Mit dieſer Seuche nicht verſchont.
Der Adler ward darin entthront,
Und die Empörer wählten ſich
Zum König einen Gänſerich.

Deß Krone war noch funkelneu,
Da ward ein kluger Papagei,
Rückkehrend aus der Menſchenwelt,
An ſeinem Hofe vorgeſtellt.
Er lebte ſechs oder ſieben Jahre
Bei einem alten gräflichen Paare,
Sah müßig vom Palaſt herab,
Was auf der Gaſſe ſich begab,
Und ſchimpfte wie ein Rohrſperling
Auf jeden, der vorüber ging.

Vom König Gikgak wohl empfangen,
Erzählt' er, wie es ihm ergangen.
Drauf ſprach der König: „Getreuer Knecht,

Berichte mir, was das Menſchengeſchlecht
Von uns Geflügelten denkt und ſpricht!
Verhehle mir aber die Wahrheit nicht!“

„Ich lebte, wie ich Ew. Hoheit ſchon geſagt habe, in einer großen Stadt,“ — antwortete der Papagei — „und da hört' ich eben nicht viel von uns. Man liebt und ſucht dort meiſtens nur die wilden und die zahmen Vögel, um ſie — zu eſſen.“

Ach, eine ſchreckliche Wahrheit! ſeufzte der König: Ich fürchte mich ſchon vor dem Martinsabend! Da werd' ich wieder viel Familientrauer bekommen! —

Der Papagei ſtieß aus Höflichkeit auch einen theilnehmenden Seufzer aus und fuhr dann fort: „Andere Vögel müſſen ihr Leben in der härteſten Gefangenſchaft zubringen, und man hat dabei ſelten eine andere Abſicht, als Kinder zu beluſtigen, oder die Zimmer mit kleinen, niedlichen Kerkern zu ſchmücken. Wenn aber die müßigen Herren und Damen bisweilen aus der Stadt aufs Land fahren, um den Bauer im Schweiße ſeines Angeſichts arbeiten zu ſehen, da thun ſie denn freilich, als ob ſie durch die Lieder der Lerche, der Nachtigall und andrer freien Waldbürger bis in den dritten Himmel entzückt würden. Allein es iſt bloßes Geziere. Sie fühlen und denken nichts dabei, und ſehnen ſich in demſelben Augenblicke nach der dumpfigen Stadt zurück, um dort irgend einen elenden Trillerſchläger auf dem Theater zu hören. Mein Graf und ſeine Gemahlin heuchelten in dieſem Punkte viel weniger, und bewieſen dieß einſt auf eine komiſche Art. Doch — mein Geſchwätz macht Ew. Hoheit vielleicht lange Weile.“

Ganz das Gegentheil, mein lieber Papagei! Ihr verbindet mich Euch, wenn Ihr mich länger unterhaltet.

Papchen verbeugte ſich und erzählte weiter: „Es war damals in der Reſidenz Mode, nach einer gewiſſen reizenden Gegend, die einige Stunden Weges entfernt war, fleißig zu wallfahrten, und mein gräfliches Paar, welches in keiner Mode gern zurückblieb, hielt es deßhalb auch für nöthig, ſich dahin zu erheben. Dieſe lange berathſchlagte Reiſe kam an einem ſchönen Frühlingstage wirklich zu Stande. Ich ward aus meinem gewöhnlichen Häuschen in einen goldenen Prachtkäfig verſetzt und ſo in den Wagen gepackt. Auch einige Favorithunde waren von der Geſellſchaft. Wir kamen an, nahmen in einem ſchattigen Luſtwäldchen eine Laube in Beſitz, und beide Herrſchaften waren über die Schönheiten der ſie umgebenden Natur, beſonders über die Konzerte der Vögel, ganz außer ſich. Als dieſes Vergnügen aber kaum eine Viertelſtunde gedauert hatte, empfanden ſie lange Weile und fragten den Kammerdiener, ob er Karten mitgenommen habe. Er war ſo vorſichtig geweſen; allein was halfen die todten Blätter? Es fehlte zum L'Hombreſpiel ein ſchicklicher Drittmann; denn, leider! hatte ſich gerade deſſelben Tages keine Standesperſon, der man eine Parthie mit Ehren hätte anbieten können, in dieſe Gegend verirrt. Dennoch ließ der Graf, der ſich, wie er ſagte, bis zum Sterben ennuyirte, einen Spieltiſch bereiten, hob mit eigener Hand ſeinen Günſtling, einen häßlichen, mürriſchen Mops, auf den dritten, ledigen Stuhl, und befahl dem Kammerdiener, der ein guter L'Hombreſpieler war, hinter den Hund zu treten und in deſſen Namen zu ſpielen. Das geſchah. Die Karten wurden dem Mops vor die Augen gehalten, und er ſah ſo ernſthaft darauf, als ob er das Spiel verſtände."

„Der Graf ſpielte — ich weiß nicht warum — ſehr zerſtreut, und verlor einen Dukaten nach dem andern. Er war darüber verdrießlich und klagte die unſchuldigen Sänger des Parks, denen er kurz vorher mit Beifall geſchmeichelt hatte, und die Urheber ſeines Unglücks an. Es ſey kein Wunder, ſprach er, daß er Fehler auf Fehler mache; denn man könne ja vor dem läſtigen Gezwitſcher der Vögel ſeine Gedanken nicht beiſammen behalten.

„Dieſe Klage wiederholt' er oft; und als das Glück fortfuhr, ihm den Rücken zu kehren, befahl er ſeinen Bedienten, ſie ſollten die unerträglichen Schreier auf den Bäumen durch Steinwürfe verſcheuchen. Sogleich begann das Bombardement, und ward ſo lange fortgeſetzt, bis weit und breit kein Vogel mehr zu hören und zu ſehen war.“ —

„Aus dieſer Geſchichte können Ew. Hoheit beurtheilen,“ — ſchloß der Papagei — „wie hoch die Vögel von den Menſchen geachtet werden.“ —

Sagt mir doch, — fragte jetzt ein Guckguck — befand ſich denn unter den Waldſängern, die damals mit ſo großem Undanke belohnt wurden, einer von meinem Geſchlechte? —

„Ich kann mich nicht erinnern;“ antwortete der Papagei: „doch es iſt wohl möglich.“

Meint Ihr? — verſetzte der Guckguck höhniſch: Ich behaupte das Gegentheil!

„Warum das,“ erwiederte Papchen: „Denkt ihr etwa, man hätte vor Eurem Herrn Vetter mehr Reſpekt gehabt?“ —

Ei wohl, rief der Guckguck, wenn er ein Solo geſungen hätte! Denn unſer anmuthiger, taktfeſter Geſang macht niemanden den Kopf ſchwindelig und muß allen Menſchen gefallen. —

„Drolliger Freund," ſagte Jener, „Ihr ſteckt in einem ſeltſamen Irrthume! Ich hab' Euch und Euren Geſang nie loben hören. Die Menſchen ſpotten vielmehr über Euch, und führen mancherlei häßliche Sprichwörter im Munde. Macht ſich zum Beiſpiel einer über die Fehler eines andern luſtig, die er doch ſelbſt an ſich hat, oder ſchielt einer, dem ſein eigenes Weibchen nicht Farbe hält, ſeinen Nachbar einen Hahnrei, ſo ſagen ſie: Der Guckguck ruft ſeinen eigenen Namen aus! — Sie nennen Euch auch bisweilen Guggauch oder blos Gauch, welches letztere ſoviel heißt, als Geck und einen eitlen, vorwitzigen, in ſich ſelbſt vernarrten Milchbart bedeutet, der immer, wie Ihr, von ſeiner werthen Perſon ſpricht. — Oft brauchen ſie ſogar Euern Namen als einen luſtigen Titel des Teufels und verwünſchen einander im Scherze: Hol' dich der Guckguck!" —

König Gikgak, deſſen Liebling der Guckguck war, hörte dieſe ſchimpflichen Anekdoten nicht gern und ſah ein wenig ſcheel dazu; doch ſeine Hofleute, die eben ein Mal vergaßen, die Mienen ihres Monarchen zu belauſchen, lachten ſich faſt aus dem Athem, und gönnten es dem hochmüthigen Gauch, daß er ſo abgetrumpft ward. Er war aber dadurch gar nicht gedemüthigt, ſondern ſchrie immer zwiſchen das Gelächter auf den Papagai los: Ihr ſeyd ein Lügner! Ich habe ganz andere Nachrichten! Die Menſchen lieben mein verſtändliches Lied, und ziehen es dem krauſen Singſang der Nachtigall vor. —

„Man traut ſeinen Ohren kaum, wenn man ſolche Dinge hört!" ſagte der Papagai: „Das heißt doch in der That die Wahrheit auf den Kopf ſtellen!" — Geht nur hin und fragt die Menſchen, was ſie von Euch und der Nachtigall halten. Sie werden Euch ins Geſicht ſagen, daß unter den Sängern des Hains Philomelen der erſte Platz, und Euch der letzte gebühre.“ —

Der Guckguck flog ſchimpfend hinweg, und übergab einige Stunden darauf bei dem Könige folgende Bittſchrift:

„Die Natur befahl der Lerche, der Nachtigall und mir, den Frühling durch unſere Geſänge zu verſchönern. Der Lerche wies ſie das Feld und mir den Wald an, um uns beim Tage da hören zu laſſen; aber die Nachtigall ſollte bei Nacht ſingen. Dieſe Beſtimmung zeigt ſchon ihr Name, der aus Nacht und dem alten Worte Gall (welches ſoviel als Schall bedeutet) zuſammengeſetzt iſt. Auch in verſchiedenen andern Sprachen ſtammt ihr Name daher. Allein ſie begnügt ſich nicht, ihre Stimme zur Nachtzeit gällen zu laſſen, ſondern ſie kreiſcht auch bei Tage, und ſtört mich dadurch in meinem Geſange. Ew. Hoheit wolle deßhalb geruhen, ihr dieſe Pfuſcherei in mein Amt bei namhafter Strafe zu unterſagen.“

„Da ich außerdem mit Verdruß habe erfahren müſſen, daß mein Name unter den Menſchen zum Spott geworden iſt, ſo verbinde ich mit jener unterthänigſten Bitte noch die: mir den Titel Oberlenzſänger in Gnaden zu ertheilen, und mir darüber gegen die Gebühr ein Patent ausfertigen zu laſſen.“ —

Meiſter Guckguck verſprach ſich von dieſem Memoriale den beſten Erfolg. Er glaubte, wenn die Nachtigall ſchweigen müßte, mehr Beifall und Zuhörer zu haben. Dieſes Plänchen war einem ſolchen Stümper ganz angemeſſen, und würde wohl, wenn es ſich in der literariſchen Welt ausführen ließe, viele Nachahmer finden. Allein König Gikgak war doch nicht Gans genug, dem Antrage des Neidharts ſogleich blindlings zu willfahren. Er ließ, weil er überhaupt keine Neuerungen liebte, in dem Archive nachſchlagen, ob ſchon jemals ein Verbot des Tageſingens an die Nachtigall ergangen ſey; es fand ſich aber nicht die geringſte Spur. Auch die vorhandene Sangordnung, die ſeit undenklichen Jahren im Reiche der Vögel galt, enthielt keine Sylbe davon. Der Supplicant ward alſo beſchieden: es habe bei dem alten Herkommen ſein Bewenden und das geſuchte Strafgebot finde nicht Statt.

Den gebetenen Titel zu ertheilen, war König Gikgak geneigter: aber ſein Kanzler, ein weißer Uhu, rieth es ihm ab. „Der leere Kingklang des Titelweſens,“ ſprach er, „war bis jetzt bei uns nicht Mode, und wir werden wohl thun, wenn wir dieſe neue Sitte nicht einführen. Man begünſtigt dadurch den trägen Stolz, der die Mühe ſcheut, ſich Verdienſte zu erwerben, und ſich dennoch über andere erheben will. — Der Guckguck befleiße ſich nur, alle Frühlingsvögel durch angenehme Lieder zu übertreffen, und man wird ihn ohne Patent den Oberlenzſänger nennen. Da er aber bis jetzt nicht mehr als zwei Töne in der Kehle hat, und fort und fort, ſonder Kunſtfleiß und Anſtrengung bei ſeiner alten ſchläfrigen Leier bleibt, ſo wär' es eine Ungerechtigkeit gegen die Nachtigall und andere Virtuoſen, wenn man ihm einen ganz unverdienten Rang über ſie beilegen wollte.“ —

Dieſem vernünftigen Gutachten konnte der König, ungeachtet er im Herzen ganz anderer Meinung war, ſeinen Beifall nicht füglich verſagen, und der Guckguck blieb Guckguck.

Das wurmte ihn ungemein, und er warf auf die unſchuldige Nachtigall einen heftigen Groll. In allen Geſellſchaften, wo man ihn, den immer ſich ſelbſt lobenden Schwätzer, litt und anhörte, ſuchte er ſie und ihre Kunſt zu verkleinern, und machte es alſo gerade wie mancher ruhm-

oder brodneidiſche Schriftſteller, der andere, die mit ihm in Einem Fache arbeiten, durch hämiſche Kritiken verunglimpft, um allein der Hahn im Korbe zu ſeyn.

Die Nachtigall erfuhr zwar die Afterreden ihres boshaften Rezenſenten, hielt es aber der Mühe nicht werth, ſich auf irgend eine Art dagegen zu vertheidigen. Sie ſtrafe bloß, wie jeder kluge Mann in ähnlichen Fällen thut, den Ehrendieb mit ſtiller Verachtung, und ſang ihre meiſterhaften Lieder ungeſtört fort.

Dieſe Geringſchätzung jagte ihn vollends in den Harniſch, und er trieb endlich ſeine Frechheit ſo weit, den König, bei dem er immer noch hoch am Brette ſtand, um einen Machtſpruch zu bitten, daß er, Supplikant, lieblicher ſinge als die Nachtigall.

Bei einem Haare hätte ſich der ſchwache Herr entſchloſſen, ihm darüber Brief und Siegel zu geben; denn er ſelbſt konnte den zarten, künſtlichen Tönen der Meiſterſängerin keinen Geſchmack abgewinnen, ſondern ergötzte ſich mehr an dem derben Volksliede ſeines Favoriten, weil ſeine höchſteigene Sangweiſe von gleichem Gelichter war. Aber der ehrliche Kanzler Uhu hielt ihn auch dieß Mal wieder von einem Gänſeſtreich ab, und belehrte ihn, daß ſich in Kunſtſachen durchaus kein Machtſpruch thun laſſe. „Der Stümper,“ ſprach er, „bleibt ein Stümper, wenn ſich auch die geſammten Götter der Erde vereinigten, ihn an der Spitze ihrer furchtbaren Heerſchaaren als einen Meiſter auszurufen, und alle Städte und Länder, die ihn dafür nicht anerkennen wollten, mit Feuer und Schwert zu verwüſten. — Aus dieſem Grunde iſt des Guckgucks Begehren überaus lächerlich, und Ihr, gnädigſter Herr, würdet dem Ruf Eurer eigenen Weisheit ſchaden, wenn Ihr dieſem zudringlichen Querulanten Gehör geben wolltet. Er verdient vielmehr, mit ernſtlicher Abmahnung von fernern unſtatthaften Geſuchen, Ein Mal für immer in dieſer Sache zur Ruhe gewieſen zu werden. Will er ſich dennoch nicht befriedigen laſſen, ſo mag er die Nachtigall zu einem öffentlichen Wettſtreit auffordern, und ſich vor unparteiiſchen Richtern bemühen, ihr den Rang abzuſingen.“ —

Es verdroß den König der Vögel, daß ihm ſein alter, finſtrer Hofmeiſter immer im Wege ſtand, die abgeſchmackten Wünſche ſeines Günſtlings zu erfüllen. Dennoch war er zu furchtſam, gegen den Rath des Kanzlers zu handeln, und bedeutete daher den Guckguck ſo ſanft und ſchonend als möglich, ſich einen andern unparteiiſchen Kunſtrichter zu ſuchen.

„Einen unpartheiiſchen Kunſtrichter!“ — ſeufzte der Guckguck: „Mein Himmel! wo ſoll ich dieſen Phönix auftreiben? — Ich habe mir ſagen laſſen, daß ſogar die Menſchen, die doch alles in Fülle beſitzen, über den Mangel dieſer Seltenheit klagen. Daher ſoll denn auch, wie ich gehört habe, mancher Schriftſteller die Müh' auf ſich nehmen, ſein Machwerk ſelbſt zu rezenſiren und in öffentlichen Blättern zu loben.“

Nicht übel! verſetzte Gikgak: Was man ſelbſt thut, darauf kann man ſich am beſten verlaſſen! — Es iſt Schade, daß du dir nicht eben ſo helfen kannſt! Wie wär' es aber, wenn du dein Heil bei den vierfüßigen Thieren verſuchteſt! Es beherrſcht ſie jetzt ein ſanftmüthiger König, der mein guter Freund iſt, und ſich vielleicht, wenn ich ihn darum bitte, ſelbſt entſchließt, zwiſchen dir und der Nachtigall Schiedsrichter zu ſeyn. Er iſt dieſer Sache ganz gewachſen; denn die Natur hat bei dem Bau ſeiner Ohren ſo wenig geknickert, daß man ſich ein ſcharfes Gehör von ihm verſprechen kann. Vor allen Dingen aber iſt nöthig, die

Nachtigall zu befragen, ob ſie vor ihm wettſingen und ſich ſeinem Schiedsſpruch unterwerfen will. —

Philomele nahm zum Scherz die Ausforderung an, und Gilgal ſandte ſeinem königlichen Nachbar einen Boten, der ihn ausforſchen ſollte, ob er Luſt habe, Schiedsmann zu ſeyn.

Neuntes Kapitel.

Simpel ſpricht ein Midasurtheil, ſchließt mit dem König der Vögel einen Traktat, wäſcht ſeinem Kanzler den Kopf und nimmt fremde Truppen in Sold.

Der graue König empfing den geflügelten Geſandten ſeines Freundes auf die gnädigſte Weiſe und war ohne Bedenken willig und bereit, über die Wettſänger zu entſcheiden. Sie machten ſich alſo an dem dazu beſtimmten Tage auf den Weg in ſein Reich.

Er hatte ſeinen Thron im Schatten zweier Linden aufgeſchlagen. Auf der einen ließ ſich die Nachtigall mit ihren Gefährten nieder; auf der andern der Guckguck mit ſeiner Geſellſchaft. Den königlichen Kunſtrichter umgab ein glänzender Hofſtaat. Der Kanzler ſtand ihm am nächſten zur Seite, und der kurzweilige Rath hatte ſich zu ſeinen Füßen gelagert.

Philomelens Freunde, die lieblichſten Waldſänger, begannen das Konzert mit einer vollſtimmigen Symphonie, wobei aber Simpeln die Zeit unerträglich lang ward. Er winkte und rief ihnen deßwegen bald zu, ſich nicht weiter zu bemühen, ſondern die Nachtigall allein ſingen zu laſſen. Sein Befehl ward befolgt. Sie ſang zum Entzücken; doch

doch nicht länger als fünf Minuten. Dann ſchwieg ſie plötzlich, weil ſie ſah, daß der hohe Schiedsrichter eingeſchlummert war.

Das Chor des Guckgucks gönnte ihm aber ſeine ſanfte Ruhe nicht lange, ſondern weckte ihn durch eine rauſchende Muſik, die von Enten, Krähen, Eulen, Pfauen, Hähnen, Spatzen und mehrern Tonkünſtlern dieſes Schlages aufgeführt ward.

Dieß Tutti gefiel dem guten Tropf,
Er wiegte behaglich ſeinen Kopf,
Und ließ ihr Schnattern, Heulen und Krähn
Die längſte Weil' in Gnaden geſchehn.

Der Guckguck hieß ſie endlich ſchweigen,
Um ſeine Kunſt allein zu zeigen,
Und ſang ſein Liedlein auf ein Haar,
Wie ihm der Schnabel gewachſen war.
Der Schiedsmann zog ein weiſes Geſicht,
Trotz einem Herrn vom Kunſtgericht,
Und rief am Ende wichtig aus:
„Das war ein herrlicher Ohrenſchmaus!
Die Nachtigall kann es im Singen
Wohl mit der Zeit auch höher bringen,
Und ſingt ſchon jetzt ganz angenehm;
Allein ſie macht ſich's zu bequem.
Sie kauderwälſcht bald laut, bald leiſe,
Und bleibt nicht in des Taktes Geleiſe.
Ich fand in ihrem künſtlichen Tand
Mit Einem Worte nicht viel Verſtand.
Der Guckguck aber iſt mein Mann!
Er ſingt, daß man's begreifen kann,
Hält ſich von falſchen Tönen frei,
Und fällt nicht aus der Melodei.
Darum entſcheid' ich von Rechts wegen,
Daß er im Wettſtreit obgelegen.“ —

„Weiſe wie Salomo!“ rief der Kanzler, und verbeugte ſich gegen den König. „Ew. Hoheit traf den Nagel auf den Kopf! Der Guckguck iſt die Krone der Sänger; denn er verſteht die Kunſt, das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden. Sein ſchönes Liedchen enthält eine große Maſſe von Lebensweisheit gleichſam in einer Nuß. Sieh dich vor! Trau, ſchau, wem, und mehrere ſolche goldene Regeln liegen in dem einzigen kleinen Wörtlein: Guck! welches er uns jetzt ſo fleißig eingeſchärft hat, daß wir es gewiß nimmer wieder vergeſſen werden.“ —

„Hätt' ich doch in meinem Leben nicht ſo viel Gelehrſamkeit in dem ehrlichen Guckguck geſucht!“ fiel der Hofnarr ein: Es iſt Jammer und Schade, Bruder König, daß dir der Wundervogel ſein Trau, ſchau, wem! nicht damals verſang, als du deinen Kanzler wählteſt! —

Schalkwitz rächte ſich an dem luſtigen Rathe durch eine witzige Antwort. Indeſſen flog die Nachtigall mit ihren Kunſtgenoſſen über Berg und Thal davon, und war ſehr zufrieden mit der Ehre, daß der langöhrige Kritikus ihr Lied ſo ſchlimm rezenſirt hatte.

Hierauf trat der Guckguck vor den König und bedankte ſich für ſeinen beifälligen Ausſpruch. Simpel entließ ihn mit Gnadenbezeigungen, und trug ihm auf: dem König Gikgak zu verſichern, daß er ſein aufrichtigſter Freund ſey, und jede Gelegenheit, ihm eine nachbarliche Gefälligkeit zu erweiſen, mit Vergnügen ergreifen werde.

Als nun der Guckguck in ſeine Heimath zurück kam und dieſes Kompliment bei Hofe beſtellte, ſprach der Kanzler Uhu zum König: „Laßt Euchs lieb ſeyn, daß ſich Euer Herr Nachbar zu Freundſchaftsdienſten erbietet! Wir haben eben jetzt einen dringenden Anlaß, ihn beim Worte zu nehmen. Seine Unterthanen, beſonders die Füchſe, behandeln die Euern auf die feindlichſte Weiſe, ſtreifen täglich über unſere Gränzen herüber und verüben die grauſamſten Mordthaten. Aber wie kann es auch anders ſeyn? Im Reiche der Vierfüßler ſchaltet und waltet ein ſchlimmer Kanzler, der gern Geflügel ſpeiſt, und daher die Sünder gegen die Geſetze nicht anders ſtraft, als daß er ihnen auflegt, Hühner zu liefern. Dieſe arme Kreaturen werden alſo überall, wo ſie ſich blicken laſſen, ergriffen und gewürgt, und müſſen ſich faſt immer auf Dächern und Bäumen aufhalten, um vor ihren Verfolgern ſicher zu ſeyn. Sobald ſie ſich herab wagen, um ein Körnchen Speiſe zu ſuchen, ſpringt ihnen ein Fuchs oder ein Iltis nach der Kehle. Was ſoll daraus entſtehen, wenn Ew. Hoheit nicht bald Anſtalt trifft, dieſer Landplage zu ſteuern? Jetzt iſt der rechte Zeitpunkt dazu, da König Simpel ſo freundſchaftliche Geſinnungen äußert. Darum ſchmiedet das Eiſen, weil's warm iſt! Erſuchet ihn, mit Euch einen Vertrag zu ſchließen, kraft deſſen hinfort alle Feindſeligkeiten zwiſchen den vierfüßigen Thieren und den Vögeln auf ewige Zeiten beendiget werden."

Gikgak fand die Vorſtellung ſeines Kanzlers überaus vernünftig, und ernannte Herrn Gokler, den Hahn, als Friedensgeſandten.

Dieſe Botſchaft war mit Lebensgefahr verbunden; allein der muthige Mann übernahm ſie dennoch mit Freuden, um ſeinem bedrängten Geſchlechte nützlich zu ſeyn. Er reiſte, mit gehöriger Inſtruktion verſehen, ſogleich ab, ſuchte und erhielt beim König Simpel eine geheime Audienz, und entledigte ſich ſeines Auftrags mit großer Beredſamkeit.

Der ehrliche graue König wußte wenig oder nichts von dem, was in ſeinem Lande vorging, und ſo war ihm denn auch die Art und Weiſe, wie ſein Kanzler zu ſtrafen pflegte, unbekannt geblieben. Er, ein abgeſagter Feind aller Gewaltthätigkeiten, erſchrack über die gräßlichen Dinge, die er aus Göklers Schnabel vernahm, und genehmigte das ihm angefangene Sicherheitsbündniß auf der Stelle. Der kurzweilige Rath, welcher allein zugegen war, und durch boshaften Witz noch mehr Oel ins Feuer des königlichen Zorns gegen den Kanzler goß, verfaßte das Friedensinſtrument, und Gökler eilte zu ſeinem Könige zurück, um es ihm zur Vollziehung vorzulegen.

Gikgak war in allen Punkten und Klauſeln damit zufrieden, und machte ſich auch ſeiner Seits durch Brief und Siegel verbindlich, die Meuchelmörder in ſeinem Reiche zu bändigen.

Dieſem Vertrage gemäß, ließen beide Könige ein allgemeines Friedensgebot ausrufen. Namentlich ward den Füchſen, Mardern, Iltiſſen, Wieſeln und Katzen bei Todesſtrafe unterſagt, ſich an Gänſen, Hühnern, Enten und anderm Geflügel zu vergreifen; und unter gleicher Verwarnung wurden die Adler, Geier, Falken und überhaupt ſämmtliche Raub- und Stoßvögel bedeutet, die Füchſe, Haſen, Mäuſe — kurz, alle vierfüßige Kleinigkeiten in Ruhe zu laſſen.

Dieſes Mandat machte viel Aufſehen. Die Füchſe und andere Thiere, die ſich vom Vogelfange zu nähren gewohnt waren, liefen beſtürzt zuſammen, zogen in Haufen zum Kanzler, und beſtürmten ihn mit Vorwürfen, daß er nicht vorſichtig und thätig genug geweſen ſey, den für ſie alle ſo nachtheiligen Friedensſchluß zu hintertreiben.

„Meine Herren,“ ſprach Schalkwitz, „ihr ſetzt mich in das größte Erſtaunen! Ich weiß von der ganzen Sache kein Wort; denn ich habe den König ſeit einigen Tagen nicht geſehen und geſprochen, und indeſſen iſt dieſer böſe Handel hinter meinem Rücken geſchmiedet worden. Aber nur Geduld! Das abgeſchmackte Verbot ſoll gewiß eben ſo ſchnell wieder aufgehoben werden, als es gegeben ward.“

Er ging hierauf mit frecher Stirne zum König und ſetzte ihn zur Rede: warum er ſich bei dem Vertrage mit dem König Gikgak ſeines Raths und ſeiner Feder nicht bedient habe.

Sumpel ſah ihn zornig an und antwortete mit einem harten Tone: Wie könnt Ihr Euch unterſtehen, dieſe unbeſcheidene Frage an mich zu thun? Ihr hättet ſie Euch ſelbſt im Stillen beantworten können! Da tretet Ihr aber her, ſpielt den Beleidigten, als ob Euch ein himmelſchreiendes Unrecht wiederfahren wäre, und Ihr ſelbſt ſeyd doch, wie ich mit Unwillen gehört habe, das Haupt der Mörderbande, deren Grauſamkeiten meinen Freund Gikgak bewogen, mir einen Friedensvertrag anzubieten. Von Euch war unter dieſen Umſtänden kein guter Rath zu erwarten, und ich hatte folglich Grund genug, das Geſchäft ohne Euch abzuthun. Damit baſta! — Ich warn' Euch ernſtlich, dem neuen Geſetze nicht entgegen zu handeln! Ihr würdet mich ſonſt reizen, Euch über die ſchon begangenen Unthaten zur Verantwortung zu ziehen. —

„Mein Gewiſſen iſt rein!“ ſprach Schalkwitz, und ſchlug mit dem rechten Vorderfuße an ſeine Bruſt. — „Ich läugne zwar nicht, daß ich bisweilen ein Hühnchen geſpeiſ't habe; das verdient jedoch nicht den Namen eines Verbrechens; denn ich bin von Jugend auf an Fleiſchſpeiſen gewöhnt, und mein gnädigſter Herr hatte den Hühnerfang bis jetzt nicht verboten. Da dieß aber nun geſchehen iſt, ſo will ich mich wohl mit meinem Magen anders einrichten, um durch ſtrenge Haltung des geſchloſſenen Friedens allen meines Gleichen mit einem guten Beiſpiele vorzuleuchten.“ —

Haltet Wort! ſprach Simpel: Ich werde dann das Geſchehene vergeſſen und euer gnädiger König bleiben. —

Schalkwitz bat ſich nun den Traktat zur Durchſicht aus, las ihn mit Aufmerkſamkeit vom Anfang bis zum Ende und eilte hierauf zu den übrigen Vögelſchmauſern zurück.

Nun, was habt Ihr ausgerichtet? riefen ſie ihm haſtig entgegen.

„Zur Zeit noch nicht viel!“ antwortete er: „Verlaßt euch aber darauf, daß der ewige Friede nicht alt werden wird! Ich habe ſo eben das Original deſſelben geleſen und mit Vergnügen gefunden, daß der gekrönte Gänſerich den Adlern, Geiern und andern rüſtigen Luftkorſaren ebenfalls verbieten will, und wahrſcheinlich auch ſchon verboten hat, irgend ein vierfüßiges Thier anzufallen und zu beſchädigen. Der arme Tropf! — Sie werden ihm eben ſo wenig gehorchen, als die Tiger und Panther in andern Fällen unſerem ehrlichen Simpel! Der Friede wird alſo von jener Seite gewiß bald gebrochen, und dann ſind wir auch nicht mehr daran gebunden. Alſo nur Geduld, meine Herren! Unſere Gegner geben uns nächſtens ſelbſt das Schwert wieder in die Hände.“ —

Er hatte gut prophezeihen; denn er trug ein geheimes Plänchen im Kopfe, wodurch freilich ſeine Weiſſagung dem Schein nach eintreffen mußte.

Unter den Pagen des Königs befand ſich ein junges Häschen, das bei ihm in beſondern Gnaden ſtand. Dieſer Liebling ſollte, wie dem Kanzler bekannt war, mit königlichen Briefen verſchickt werden, und machte ſich ſchon dazu reiſefertig. Sein Weg ging durch einen Wald. Schalkwitz eilte dahin voraus und legte ſich hinter ein

Gebüſch. Als nun das Häschen kam, ſprang er hervor, brach ihm das Genick, riß ihm den Leib auf und erſchien dann mit einer ſo unbefangenen Miene bei Hofe, als ob er kein Waſſer getrübt hätte.

Gegen Abend fragte der König mehrmals nach ſeinem Leibpagen, bezeugte über ſein langes Ausbleiben viel Unruhe, und äußerte zuletzt die Beſorgniß, daß ihm ein Unglück begegnet ſeyn müſſe.

„Das glaub' ich faſt ſelbſt!“ ſagte Schalkwitz: „Denn als er von mir Abſchied nahm und ich ihm Glück und gutes Wetter auf den Weg wünſchte, blickt' ich nach den Wolken, und da ſah ich über dem Walde, den der gute Junge paſſiren mußte, einen Adler ſchweben und immer in Kreiſen herumſchweifen, als hätt' er ſeine Augen auf einen Raub gerichtet. Ich machte den Pagen auf dieſen bedenklichen Umſtand aufmerkſam und warnt' ihn treulich, ſich nicht ſogleich durch den Wald zu wagen; doch er ließ, wie die Jugend ſo iſt, meinen freundſchaftlichen Rath zu einem Ohr hinein, zum andern wieder hinaus gehen und antwortete leichtſinnig: er wolle ſein Leben ſeinen Läuften in Verwahrung geben. Mit dieſen Worten eilt' er fort, und ich weiß von ihm und ſeinem Schickſale nichts weiter. Aber mir ahnt, daß ihn der Adler erwiſcht und getödtet hat.“ —

Das wäre ſchrecklich! rief Simpel: Doch nein, es iſt nicht: es kann nicht ſeyn! Die Dinte iſt ja kaum trocken, womit der Friedenstraktat zwiſchen den Vögeln und den vierfüßigen Thieren geſchrieben ward. —

„Ach, mein guter, gnädigſter Herr,“ ſprach Schalkwitz in einem kläglichen Tone, „es iſt nicht jedermann ſo ehrlich, als Ihr! Und überdieß, was fragt der Adler nach dem Befehl einer Gans?“

Ihr macht mir wirklich bange! verſetzte der König: Ich will doch einige Diener ausſenden, um den verlorenen Knaben zu ſuchen.

Herr Wacker und mehrere Hunde erhielten dazu Befehl und fanden den Ermordeten bald. Sie hoben ihn auf und trugen ihn, nebſt ſeiner Brieftaſche, die neben ihm lag, zum König, der ſich über dieſen Anblick ſchrecklich entſetzte.

Auch Schalkwitz geberdete ſich ſehr betrübt, ließ ſogar Thränen fließen und ſeufzte: „Welche ſchändliche That! Wir dürfen ſie nicht ungerügt laſſen, ſondern müſſen ſie ohne Verzug dem König Gikgak anzeigen, damit er den Meuchelmörder exemplariſch beſtrafe.“ —

Dieſen Rath erkannte Simpel für gut und fertigte ſogleich Wackern ab.

Gikgak vernahm deſſen Botſchaft mit großer Beſtürzung und gab ſein Ehrenwort, daß der tragiſche Vorgang genau unterſucht werden ſolle. Aber nach einigen Tagen erſchien Gekler, der Hahn, an Simpels Hofe, und meldete im Namen ſeines Herrn, daß man dem Pagenmörder fruchtlos nachgeſpürt habe.

„Wir ſind überzeugt,“ ſprach Schalkwitz, „daß Gikgak, der Gerechte, keine Mühe geſpart haben wird, den Banditen zu entdecken. Das iſt aber freilich ſchwer, da wir nicht im Stande ſind, ihn ſo genau zu bezeichnen, daß man ihn mit Steckbriefen verfolgen könnte. Ich ſah zwar mit meinen eigenen Augen über dem Gehölze, worin der Mord geſchehen iſt, einen Adler kreiſen; allein es gibt ihrer viel, und einer ſieht dem andern gleich. Es iſt ſogar möglich, daß ich einen falſchen Verdacht auf ihn geworfen habe. Er kann blos ſpazieren geflogen, und an der blutigen That, die vielleicht ein geheimer Feind des unglücklichen Pagen verübte, völlig ſchuldlos ſeyn. Dieß wird mir darum wahrſcheinlich, weil man die Leiche ganz unzerſtückt fand: denn ein Adler hätte ſie auf der Stelle verzehrt oder in ſein Neſt getragen. Kurz, dieſe Geſchichte bedeckt ein undurchdringliches Dunkel. Darum halt' ich für billig, daß wir uns ſo gut als möglich darüber beruhigen und das neue Friedens- und Freundſchaftsband deßhalb nicht ſofort wieder zerreißen; wozu wir ſonſt allerdings, wenn ſich der oftgedachte Straßenmord einem Raubvogel beweiſen ließe, vollkommen befugt wären."

Gikgaks Geſandter hatte ſich einen ſchweren Stand an Simpels Hofe vermuthet und freute ſich daher über die ſanftmüthige Rede des Kanzlers, von dem er ſich ſolcher freundſchaftlichen Geſinnungen nimmer verſehen hätte. Der ſchlaue Fuchs hatte jedoch, wie man leicht denken kann, den Schelm im Nacken. Er verlor ſeine ſchönen Worte nicht umſonſt, ſondern ſuchte dadurch in einer böſen Abſicht das Vertrauen des Hahns zu erſchmeicheln.

Das gelang ihm nach Wunſch. Gökler, die argloſe Seele, dankte ihm für ſeine Mäßigung in den verbindlichſten Ausdrücken.

„Ihr ſeyd zu gütig!" unterbrach ihn der Kanzler: „Es iſt die Pflicht eines ehrlichen Mannes, in allen Fällen die Billigkeit zu beobachten. Wir werden uns aber auch von Euerm Herrn eine Gegengefälligkeit erbitten. Euch iſt ohne Zweifel bekannt, daß der Löwenprinz Kühnherz den Thron ſeiner Väter nicht freiwillig aufgegeben hat, ſondern von den höhern Verdienſten unſeres gegenwärtigen geliebten Monarchen verdrängt worden iſt. Darüber mag denn nun wohl in ſeinem Herzen Gift und Galle kochen, und wir haben jeden Augenblick von ihm und den andern Iſegrimmen, die wuthſchnaubend mit ihm auswanderten, einen feindlichen Ueberfall zu befürchten. Dagegen aber kann uns Euer König mächtig ſchirmen und ſchützen, wenn er uns zur Deckung unſerer Gränzen einige tapfere, mit vorzüglich ſtarken Stimmen begabte Hähne ſendet; denn bekannter Maßen läuft der Löwe vor Eurem Kikeriki, wie der Haſe vor einer Trommel. — Eröffnet alſo, werther Herr Gökler, Eurem Monarchen unſern Wunſch und verſichert ihm, daß wir die erbetenen Gränzwächter völlig in Sold nehmen und beſtens verpflegen werden.“ —

Seht doch, rief Simpel, was Ihr da aus dem Stegreif für einen herrlichen Einfall habt! Ich hätte Jahre lang ſinnen können, und wäre doch wohl nicht auf dieſen heilſamen Gedanken gerathen! — In der That kann uns mein lieber Herr Nachbar auf ſolche Art einen ungemeinen Gefallen erweiſen. Sagt ihm das, guter Freund, und bittet ihn dringend in meinem Namen darum!

Gökler antwortete mit vielen Kratzfüßen: er werde nicht ermangeln, und es ſey gar kein Zweifel, daß König Gikgak die verlangten Hülfstruppen bewilligen werde.

Wie viel brauchen wir wohl? fragte Simpel den Kanzler.

„Drei oder vier Mann,“ antwortete Dieſer, „ſind vor der Hand zum erſten Verſuche genug.“

Gökler ſetzte ſich mit neuen Kratzfüßen in Unkoſten und verſicherte dabei: er getraue ſich faſt, mit Gewißheit zu verſprechen, daß dieſe geringe Mannſchaft morgen mit Anbruch des Tages auf der Gränze eintreffen werde, und er ſelbſt hoffe die Ehre zu haben, ihr Anführer zu ſeyn.

„Deſto beſſer!“ rief Schalkwitz: „Dann ſey der Himmel allen Löwen gnädig!“

Genug von Geſchäften! ſagte der König: Ich gebe jetzt zur Tafel, und erſuche den Herrn Geſandten, bei mir fürlieb zu nehmen.

Gökler ließ ſich die Einladung gefallen, ward mit dem köſtlichſten Waizen bewirthet, und reiſte dann vergnügt in ſeine Heimath zurück.

Zehntes Kapitel.

Der Kanzler und ſein Herr Schwager frühſtücken mit einander und ein armer Schelm muß für ſie die Zeche bezahlen.

Schalkwitz, der auch bei dem Könige geſpeiſet hatte, lief nach der Tafel zu ſeinem Schwager Reineke, und fiel ihm mit den Worten um den Hals: „Luſtig, Herr Bruder! Ich hab' auf morgen für dich und mich ein delikates Frühſtück beſorgt!“

Scherze nicht! ſagte Reineke mürriſch: Seit dem verdammten ewigen Frieden iſt nicht daran zu denken!

Falſch geurtheilt, Brüderchen!“ fiel Schalkwitz ein: „Eben der ewige Friede verſchafft uns den Schmaus, worauf ich dich und deine Gemahlin zu Gaſte bitte.

Er erzählte nun, was bei Hofe vorgefallen war, und geſtand Reineken ganz unverholen, daß er die fremden Gränzwächter blos deßwegen in Vorſchlag gebracht habe, um ſie mit ihm und ſeiner Familie zu verzehren.

Reineke, der in allen Fällen ein weites Gewiſſen hatte, nahm die Einladung ohne Bedenklichkeit an, und ſchmiedete ſelbſt einen Anſchlag, wie man ſich der Schlachtopfer bemächtigen wollte.

Er, ſeine Frau, ſein älteſter Sohn
Und Schwager Schalkwitz, legten ſich ſchon

Um Mitternacht in einen Wald
Unfern der Gränz' in den Hinterhalt.
Herr Göſler kam, ſo wie er ſagte,
Bevor der Morgen völlig tagte,
Mit noch drei andern Hähnen an,
Die ſämmtlich Helden ähnlich ſahn.
Sie grüßten die Gränze mit Kikriki,
Und ſprachen: Wir kommen wohl allzu früh!

„Mit nichten!“ — rief der Kanzler von Weitem,
Und ſchwänzelte hin mit ſeinen Leuten:
„Willkommen, ihr Herren! Wir ſind ſchon hier,
Euch anzuweiſen euer Quartier.
Herr Göſler iſt ein Mann von Wort,
Drum eilten wir zeitig von Hauſe fort.
Ich präſentir' euch, edle Patrone,
Hier meinen Schwager, nebſt Frau und Sohne!
Umarmet uns auf Freundes Fuß
Mit einem herzlichen Bruderkuß!“

Die Hähne wollten was Höfliches ſagen,
Da hatten die Füchſe ſie ſchon beim Kragen,
Erwürgten ſie in Einem Nu,
Flohn Hals über Kopf dem Walde zu,
Verzehrten dort die Gränzſoldaten,
Und ſchworen, einander nicht zu verrathen.

Drauf Schalkwitz ſprach: „Das ſchmeckte mir!
Nur Federn und Krallen ſind noch hier!
Ein guter Wirth weiß alles zu nützen:
Sie ſollen vor Verdacht mich ſchützen:
Denn leicht beſchuldigt man mich der That,
Ich aber weiß dagegen Rath.
Seht, jenen hohlen Eichenſtamm
Bewohnt ein Iltiß, der den Kamm
Sehr hoch trägt, mich oft keck verlacht,
Und ſich überhaupt zu mauſig macht!
Dem ſchwor ich Rache und kann nun
Mit Einem Steine zwei Würfe thun.

Ich trage die Reſte vor ſein Haus,
So komm' ich aus allem Verdacht heraus.
Er aber fällt recht tief hinein,
Und ſoll in Kurzem gehangen ſeyn!“ —

Geſagt, gethan! Der junge Reineke ſchlich auf Kundſchaft, ob der Iltiß oder ſein Weib zu Hauſe ſey; aber ſie waren beide ſchon ausgegangen. Schalkwitz ſchritt nun ohne Verzug zur Ausführung ſeines Vorhabens. Seine Gäſte halfen ihm, und in wenig Minuten lagen die Ueberbleibſel ihres Frühſtücks theils in des Iltiſſes Höhle, theils vor derſelben verſtreut. Nach glücklicher Vollendung dieſes Geſchäfts trennte ſich die feine Geſellſchaft und eilte auf verſchiedenen Wegen in ihre Wohnungen zurück.

Einige Stunden nachher ging Herr Wacker dieſe Straße, ſah mit Beſtürzung die Mordſpuren, und begab ſich ſchnell in die königliche Burg, um davon Anzeige zu thun. Die Herren Schwäger hatten vermuthet, daß ein ſolcher Bericht nicht lange ausbleiben würde; ſie waren deßhalb ſchon bei Hofe und zwangen ihr böſes Gewiſſen, eine fromme und ehrliche Miene anzunehmen und ihnen damit aus den Augen zu ſehen. Da Wackers Anbringen auf ſeinem ernſten Geſichte für ſie ſehr lesbar geſchrieben ſtand, ſo wollten ſie ihn unter mancherlei Vorwänden abhalten, mit dem Könige zu ſprechen; allein er ließ ſich nicht zurückweiſen und machte mit den ſaubern Herren ſo wenig Umſtände, daß er heftig um ſich biß, und ſo mit Gewalt ins königliche Zimmer drang. Sie folgten ihm auf dem Fuße, und er meldete dem König in ihrer Gegenwart; es lägen auf der Straße eine Menge Federn und Krallen von Hähnen, die wahrſcheinlich eines gewaltſamen Todes geſtorben waren.

„Iſts möglich?“ rief Schalkwitz, ehe noch Simpel ein Ach! oder O! aufbringen konnte: „Welcher jammervolle Tag! Ich möchte lieber geſtern geſtorben ſeyn, ſo wäre dieſes Verbrechen vielleicht unterblieben! Denn ſicher, mein gnädigſter Herr, ſind die Ermordeten niemand anders als Gökler und ſeine Kameraden, welche dieſen Morgen bei uns eintreffen wollten. Ach, wenn ſie es ſind, wehe mir! Ich muß mir ihren Tod zum Vorwurf machen; denn ich war es, der den unſeligen Einfall hatte, ſie zur Beſchützung unſerer Gränzen in Sold zu nehmen.“ —

So! ſo! ſagte Wacker: Euer Klagelied ſchloß ſich mit einer ganz unerwarteten Wendung. Ich verſah mir vorher jeden Augenblick, Ihr würdet Euch ſelbſt zu der That bekennen. —

„Wie? was?“ rief Schalkwitz hitzig: „Ich verbitte mir, mein Herr, dergleichen ehrenrührige Beleidigungen! Wie könnt Ihr Euch unterfangen, mich, den Kanzler, den erſten Beamten des Reichs, ins Angeſicht zu beſchuldigen, ich hätte das königliche Friedensgeſetz gebrochen?“

Nur gemach, lieber Herr Kanzler! verſetzte Herr Wacker: Die Herren am Staatsruder nehmen ſich bisweilen die meiſten Freiheiten gegen die Geſetze heraus! Und es wäre doch auch nicht der erſte Hahn, den ihr in jene Welt ſchicktet! Ich will damit zwar nicht behaupten daß Ihr die armen Wichte, von welchen die Rede iſt, kaput gemacht hättet, allein ich laſſe mir nicht ausreden, daß es einer von Euren Geſchlechtsverwandten gethan hat.

„Das iſt das alte Lied!“ erwiederte Schalkwitz: Was Böſes unter der Sonne geſchieht, das bürdet man uns auf! So ward in vorigen Zeiten mein ehrlicher Schwager von der Verläumdung verfolgt; ſo geht es mir und allen redlichen Füchſen. — Aber unſere Unſchuld muß endlich einmal an den Tag kommen! Ew. Hoheit habe die Gnade, das vorgefallene Verbrechen mit der äußerſten Strenge unterſuchen zu laſſen und dieſes Geſchäft Herr Wackern aufzutragen, den ſeine feine Naſe vor allen andern dazu geſchickt macht. Ich wünſche von ganzer Seele, daß der Thäter entdeckt werde. Er ſey wer er wolle, ſo verdient er den Tod!“

Dem ſoll er auch gewiß nicht entlaufen! ſagte der König, der über das neue Blutvergießen höchſt aufgebracht war. Er befahl Wackern, das ganze Land zu durchſtreifen, und ihm nicht eher wieder vor die Augen zu kommen, bis er den Friedensbrecher ausgeforſcht habe.

Der Kommiſſär empfahl ſich ſogleich, nahm einige Spürhunde zu Gehülfen und eilte hinaus auf den Mordplatz. Schalkwitz und Reineke begleiteten ihn.

Indeſſen war der Iltiß nach Hauſe gekommen, hatte die Beſcheerung gefunden, und durchwühlte ſie eben mit Verwunderung, als die königliche Unterſuchungs-Komiſſion bei ihm eintraf. Schalkwitz lief voran, und fuhr ihm auf den Hals: „Unglücklicher, was haſt du gethan! Dachteſt du nicht an des Königs Gebot? Wehe, wehe dir, du haſt dein Leben verwirkt!“ —

Der arme Iltiß war ſo erſchrocken, daß er ſich Anfangs mit keinem Worte rechtfertigen konnte. Die Hunde umringten ihn und nahmen ihn gefangen. Er betheuerte jetzt ſeine Unſchuld; aber die Häſcher ſchleppten ihn fort und brachten ihn in ſichere Verwahrung.

Schon hatte der König der Vögel die Ermordung ſeiner Unterthanen erfahren. Er ſchrieb zürnend an ſeinen Bundesfreund, forderte mit den nachdrücklichſten Worten Genugthuung, und drohte widrigen Falls, wenn ſie ihm nicht vollſtändig geleiſtet würde, mit Krieg. Simpel befahl deßhalb, den Kriminalprozeß gegen den Verhafteten zu beſchleunigen.

Daran war niemanden mehr als dem Kanzler gelegen. Er befürchtete jedoch, der König würde ſich nimmer entſchließen, das Todesurtheil zu unterſchreiben, ſo lange der Inquiſit das Verbrechen nicht einräumte, ſondern ſich ſtandhaft auf ſeine Unſchuld beriefe. Darum ſchlich er bei Nacht zu ihm ins Gefängniß und ſprach: „Du haſt mich zwar, wie du dich erinnern wirſt, oft beleidiget, und ich muß aufrichtig geſtehen, daß ich dir aus dieſem Grunde wenig gewogen war: aber Unglück verſöhnt, und hat auch mich zu deinem Freunde gemacht. Das will ich dir jetzt durch einen guten Rath beweiſen. Höre mich ohne Mißtrauen an, und folge mir, wenn dir dein Leben lieb iſt!“

Der Gefangene, bis zu Thränen gerührt, verſprach Gehorſam, und der Kanzler fuhr fort: „Du ſtehſt am Abgrunde des Todes! Der König brennt und flammt, ſo zu ſagen, vor Zorn gegen dich, und hat in dieſem Augenblicke mit der grimmigen Miene eines Tyrannen befohlen, dich ohne Rückſicht, ob du die That bekennteſt oder nicht, innerhalb vier und zwanzig Stunden hinzurichten. Läugnen hilft dir alſo nichts! Aber ich kenne das Herz des Königs. Es iſt nur felſenhart gegen verſtockte Sünder. Doch gegen den, der ſeine Miſſethat bekennt und bereut, wallt es von Mitleid über; und in dieſem Falle wird er auch dir verzeihen und Leben und Freiheit ſchenken. Dafür bin ich Bürge! Drum rath' ich dir wohlmeinend, den Mord der Hähne ſogleich im erſten Verhöre zu geſtehen. Laß dann ohne Furcht und Zagen den Stab über dich brechen! — Man wird dich freilich, um den König der Vögel einiger Maßen zu befriedigen, zum Richtplatze führen, wird dir ſogar den Strick um den Hals legen; aber lache du nur im Herzen zu allen dieſen fürchterlichen Anſtalten! Ich verſpreche dir des Königs Pardon und hafte mit meinem eigenen Leben für das deinige. — Doch entdecke niemanden, daß ich bei dir war und dir ſo freundſchaftlich rieth! Kommt ein Wort davon aus deinem Munde, ſo laſſ' ich dich im Stiche, und du wirſt ohne Gnade und Barmherzigkeit gehangen!“

Der einfältige Iltiß glaubte dem argliſtigen Heuchler und bekannte ſogleich, als er ins Verhör kam, er habe die Gränzwächter gemordet.

„Du allein?“ fragte Wacker: „Wie war das möglich? Vier raſche Hähne laſſen ſich nicht auf Ein Mal und von Einem fangen und würgen. Du mußt alſo Helfer gehabt haben. Nur heraus mit der Sprache! Waren vielleicht Füchſe dabei?“

Der Inquiſit ſtutzte und ſagte Nein. Wacker drang ſchärfer in ihn, und nun gab er vor, ſeine Spießgeſellen wären drei Iltiſſe geweſen, deren Namen und Aufenthalt er nicht anzugeben wiſſe. Er ward hierauf zum Strange verurtheilt, ins Gefängniß zurückgeführt und von dem Hofkapellan zum Tode bereitet. Dieſer fragte ihn aufs Gewiſſen, ob er den eingeſtandenen Mord wirklich begangen habe. Er beſann ſich ein wenig und ſagte dann ſchüchtern und leiſe: er ſey daran unſchuldig, und habe ſich blos dazu bekannt, weil ihm unter dieſer Bedingung, von einem gewiſſen vornehmen und vielvermögenden Herrn, den er nicht nennen dürfe, die Gnade des Königs verſprochen worden ſey. „Aber dieß vertrau' ich nur Euch, meinem Beichtvater!“ ſetzte er ängſtlich hinzu: „Entdeckt es niemanden, ſonſt bin ich verloren!“ —

Murner ſchüttelte bedenklich den Kopf und rieth ſeinem Beichtſohne, ſich auf ſolche geheime Winkelgönner nicht zu verlaſſen, ſondern ſein unwahres Geſtändniß wieder zurückzunehmen. Allein der Gefangene ſetzte in dieſer Halsſache mehr Vertrauen auf den Kanzler als auf den geiſtlichen Herrn, und ließ ſich ohne Widerruf zum Tode führen. Sein Urtheil lautete: daß er an derſelben Eiche, worin er ſeine Wohnung gehabt hatte, aufgeknüpft werden ſollte.

Er ſtieg muthig die Leiter hinan, und blieb auch dann noch ruhig, als der um ſeinen Hals geſchlungene Strick an einem Aſt befeſtigt ward; denn er ſah zu ſeinem Troſte, daß ſein Schutzengel, der Kanzler, in der Nähe war und ihm von Zeit zu Zeit mit den Augen zuwinkte. Aber indem ſich ein Mal der Verurtheilte auf einen Moment zum Hofkapellan wandte, gab Jener geſchwind das verabredete Todeszeichen. Plötzlich ward die Leiter hinweggezogen, der Unglückliche ſchwebte zwiſchen Himmel und Erde, drehte ſeine brechenden Augen nach dem Kanzler und gab zappelnd den Geiſt auf.

Eilftes Kapitel.

Das Volk fängt an, mit ſeinem Schattenkönig unzufrieden zu werden, und über dem Haupte des Kanzlers zieht ſich ein ſchweres Gewitter zuſammen. Er verſieht ſich aber geſchwind mit einem Blitzableiter.

Sobald der Gehenkte kein Glied mehr zuckte, beklagten ihn die meiſten Zuſchauer, die ſich doch zur Bühne ſeines Todes, wie zu einem angenehmen Schauſpiele gedrängt hatten. Vorher dachte niemand daran, daß er unſchuldig ſeyn könnte, aber nun ward es von allen Seiten als eine Gewißheit behauptet. Auch Magiſter Murner machte bekannt, was ihm der Iltiß in der letzten Stunde ſeines Lebens anvertraut hatte. Man erſtaunte darüber und warf ihm vor, er hätte den Mund früher aufthun ſollen; aber er wandte dagegen ein, es ſey ihm bei Lebzeiten des Märtyrers nicht erlaubt geweſen, das Siegel der Beichte zu brechen.

Den vornehmen Herrn, welcher dem Hingerichteten Pardon verſprochen haben ſollte, errieth Jeder, und nannte ihn mit Abſcheu. Der Stockmeiſter, ein alter, grauer Bär, hielt es nun auch nicht länger für nöthig, die ihm empfohlene Verſchwiegenheit über Schalkwitzens nächtlichen Kerkerbeſuch zu beobachten. Er ſprach laut davon, und ſetzte ſogar hinzu: er wünſche die Ehre zu haben, den Herrn Kanzler ſelbſt mit freier Wohnung in ſeiner feſten Burg zu verſorgen.

Die Wittwe des Gehenkten kam,
Als man vom Baum die Leiche nahm,
Nur erſt von einer Reiſe wieder,
Und ſtürzte wie entſeelt darnieder.
Schon unter Weges hatte man
Ihr den Juſtizmord kund gethan;
Doch glaubte ſie der Sage nicht,
Und hielt ſie für ein Luggericht,
Bis ſie mit eignen Augen ſah,
Was ihrem lieben Mann geſchah.
Kein Wunder, daß in Ohnmachtsbanden
Ihr ſchnell die Lebensgeiſter ſchwanden.

Und als ſie wieder ſich beſann,
Wehklagte ſie: „Mein armer Mann!
Barbaren, ihr habt ihn gehangen,
Und ach, er hatte nichts begangen!
Ich wandert' in Geſchäften weit,
Er gab mir ein Stück Wegs Geleit,
Indeſſen war die That geſchehn. —
O könnten noch die Todten krähn,
Sie würden ihren Mörder nennen,
Den wir gar wohl errathen können!
Doch — warum ſoll ich mich noch ſcheun,
Des Unholds Namen auszuſchrei'n,
Der meines Gatten Todfeind war,
Und ſelbſt — drauf wett' ich Haut und Haar! —
Die Hähne mordet' und verſchlang,
Um die mein Liebſter ſtarb am Strang? —
Der Kanzler iſt der Böſewicht!
Er zieh' auch mich vor ſein Gericht!
Mein Leben iſt mir nicht mehr lieb;
Er nehme es hin, der Galgendieb!
Erſt aber eil' ich hin zum König;
Er gilt zwar wohl im Lande wenig.

Doch helf' es, was es helfen kann,
Ich klage dort den Bluthund an!“ —

Mit dieſen Worten rannte ſie
Von dannen und der Haufe ſchrie:
„Weh uns! Es geht Gewalt vor Recht!
Der König iſt des Kanzlers Knecht,
Was dieſer fremde Schuft begehrt,
Wird von dem ſchwachen Herrn gewährt.
O hätte man das Ding geglaubt,
Die Krone drückte nicht ſein Haupt,
Und ruhmvoll ſäße jetzt der Sohn
Des Löwen auf der Vater Thron!“ —

Die Sprache der Unzufriedenheit und Reue ward immer allgemeiner und lauter. Unſer ohnmächtiger Schattenkönig, hieß es überall, hat ein grundgutes Herz: allein wie wenig iſt uns damit geholfen! Sein beſchränkter und umnebelter Verſtand gleicht einem Blinden, den ein treuloſer Führer verſpottet und in Sümpfe leitet. —

Der Ex-Statthalter und andere Große des Reichs freuten ſich über dieſe Stimmung des Volks. Sie waren dem Kanzler beſonders darum ſpinnefeind, weil er, wie man unter der Hand erfahren hatte, mit dem Vorhaben umging, alle vornehme Beamte nach und nach zu ſtürzen und ihre Aemter mit Füchſen zu beſetzen. Dieſe lieben Vetter und Brüder wollte er über alle andere Geſchlechter erheben, und er hatte wirklich ſchon ein Mandat unter der Feder, wodurch ihnen ganz beſondere Vorzüge und Freiheiten, und ſogar eine Art von Adelswürde ertheilt werden ſollten.

Ueber dieſe und mehrere Projekte von ähnlichem Schlage, denen man auf die Spur gekommen war, ſchäumten die Bären und Wölfe vor Wuth und faßten den wilden Entſchluß, den Kanzler in ſeiner Wohnung zu überfallen und zu zerreißen. Zum Glück für ihn war der Hofkapellan in der Verſammlung der Verſchworenen gegenwärtig, und ermahnte ſie, kraft ſeines Amtes, zum Frieden. Es ward ihm ſchwer, die unruhigen Köpfe einiger Maßen zu beſänftigen; doch endlich gelang es ihm. Er predigte nun mit vieler Salbung über die Tugend der Sanftmuth, und verſicherte zuletzt: er wolle dem König über die Streiche ſeines Kanzlers die Augen öffnen, und ihn zu deſſen Abdankung ermahnen.

„Beſſer wär's,“ ſprach einer der frechſten Verſchworenen, „wenn der König ſelbſt abdankte! Eine ſo ſchlaffe Regierungsmaſchine, wie er, wird immer von böſen Buben gemißbraucht. Drängt man einen hinweg, ſo tritt über kurz oder lang ein anderer Taugenichts an ſeine Stelle und ſetzt das alte Spiel fort. Ich lobe mir einen Regenten, der ſelbſt zu herrſchen verſteht, und Muth und Kraft hat, den zu zermalmen, der ihm einen treuloſen Rath geben will!“ —

Ei, ſo zähmt doch Eure kecke Zunge! fiel Murner ein: Der Oberherr ſey wie er will, ſo thut man Unrecht, wenn man ſich wider ihn auflehnt! Euch allen iſt bekannt, daß ich gegen die Wahl des jetzigen Königs laut und öffentlich ſprach. Doch ſie geſchah, und ich — ſchwieg. Was richtet denn auch der Unterthan mit ſeinem Zürnen und Schelten auf den Fürſten aus? — Nichts, gar nichts! Er ſpielt die lächerliche Rolle eines erboſten Kläffers, der den Mond anbellt. —

„Schleichender Pfaffe!“ murrten die Verſchworenen, und wandten ſich mit verächtlichen Blicken von ihm weg. Er that aber, als ob er dieſe Unhöflichkeiten nicht bemerkte, und empfahl ſich freundlich.

Als er nach Hofe kam, war die Iltiſſin eben da geweſen, und der König fiel ihm, indem er ſeine Klage wider den Kanzler anheben wollte, haſtig ins Wort: „Schweigt mir von der verdammten Geſchichte! Ich habe die Ohren ſchon voll davon. Ach, es iſt doch ein trauriger Spaß, König zu ſeyn! Da ſitz' ich groß und breit auf dem Throne, und weiß von tauſend Teufeleien, die im Lande vorgehen, weder gicks noch gacks! Der arme Iltiß! Ich ziehe mir ſeinen Tod, ſo unſchuldig ich auch daran bin, ſtark zu Gemüthe. Aber ich will ihn rächen! Kann ſich Schalkwitz wegen des zwiefachen Verbrechens, deſſen er verdächtig iſt, nicht vollkommen rechtfertigen, ſo hängt er noch heut an dem Aſte, wohin er den Iltiß gebracht hat!“ —

Deſſen genießt er billig! antwortete Murner: Mir verbietet zwar mein geiſtliches Amt, den Tod des Sünders zu wünſchen: aber das ganze Land wird darüber frohlocken und Ew. Hoheit ſegnen. —

Der König nahm ſich tapfer zuſammen,
Um ſeinen Kanzler beherzt zu verdammen,
Und in der grimmigſten Poſitur,
In die ein Eſel ſich werfen kann, fuhr
Er ihm auf den Pelz, las ihm das Kapitel,
Und gab ihm die häßlichſten Ehrentitel.

Der Schalksrath, der dieſe Litanei
Erwartet hatte, blieb ſtill dabei,
Und ſprach am Ende mit lächelndem Mund:
„Ew. Hoheit ereifert ſich ohne Grund.
Wir haben dem Iltiß ſein Recht gethan:
Er war ein zweiter Lips Tullian,
Und hat mir ſelbſt in Ketten und Banden
Noch mehrere Hauptverbrechen geſtanden,
Die gar nicht zur Sprache gekommen ſind.
Was hätt's geholfen? Er war ein Kind
Des Todes ſchon um der Hähne Mord;
Drum ſagt' ich von andern Geſchichten kein Wort.

Sie ſind ohne Grauſen nicht anzuhören,
Und würden Eure Gemüthsruhe ſtören.“ —

Ei was! rief der König: Erzählt mir frei!
Schleicht nicht, wie die Katz um den heißen Brei!
„Ich gehorche,“ ſprach Schalkwitz, „wie mir gebührt,
Nur ſorget, daß Euch der Schlag nicht rührt!
Denn was der Iltis mir kund gethan,
Geht Euer heiliges Leben an.
Er beichte nämlich: Euer Verbot
Der Hünnerjagd hab' ihn in Hungersnoth
Mit ſeiner ganzen Familie gebracht,
Drum er gegen Euch auf Rache gedacht,
Und feſt beſchloſſen die Höllenthat,
Durch einen vergifteten Diſtelnſalat,
Wozu er ſich ſchon Arſenik beſtellt,
Euch heimlich zu ſchaffen aus der Welt.“ —

Vermaledeite Lügen! rief Simpel:
Ihr haltet mich wohl für einen rechten Gimpel,
Indem Ihr mir da ſolche Mährchen erzählt! —
Ihr denkt, ich glaube ſie? — Weit gefehlt! —
Wir ſind hinter Eure Streiche gekommen,
Und ſtrack werdet Ihr beim Kopfe genommen
Und an den Galgen ſpedirt, wenn ihr nicht
Beweiſet die Wahrheit von Eurem Bericht! —

„Wie wäre das möglich!“ rief Schalkwitz aus:
Im Kerker war weder Katze noch Maus;
Nur Wände ſtanden um uns herum,
Und dieſe Zeugen ſind taub und ſtumm.“

Der König erhob eine bittere Lache,
Und ſchickte ſofort einen Diener nach Wache.

Da fiel ihm der Schalk zu Füßen und ſprach:
Verſchont mich gnädigſt mit ſolcher Schmach,
Und gönnt mir Gehör einen Augenblick!
Mir ekelt vor Meiſter Hämmerlings Strick;
Drum will ich mich noch durch ein Mittel bemühn,
Den Kopf aus der gräßlichen Schlinge zu ziehn.

Ich bin erfahren in der ſchwarzen Kunſt,
Und werde, mit Ew. Hoheit Vergunſt,
Um ſo den Beweis meiner Unſchuld zu führen,
Heut Nachts den Geiſt des Gehenkten citiren.
Ihr ſollt ihn ſehen, ſollt hören, wie ich
Ihn examinire, was alles er ſich
Auf Erden hat anzuzetteln erkühnt,
Wodurch er den hänfenen Halsſchmuck verdient.
Und wenn er heraus mit der Sprache nicht geht,
Nichts Großes und Kleines aufrichtig geſteht,
So will ich kein Wort um Gnade verlieren,
Und ſelber am Galgen paradiren.“ —

Der König verſetzte: Mir ſchaudert die Haut!
Es hat mir immer vor Geiſtern gegraut;
Doch könnt' es ohne Gefahr geſchehn,
So hätt' ich ein Lüſtchen, einen zu ſehn.

„Sorgt nicht!“ ſprach der Fuchs: „Ihr bleibt ungeneckt,
Vor Königen haben die Geiſter Reſpekt!
Wir ſchließen uns auch, um ſicher zu ſeyn,
In ſieben magiſche Zirkel ein;
Die ſind für Geiſter ein eiſerner Bann,
Den ſelbſt der Satan nicht brechen kann.
Doch ſoll die Erſcheinung glücklich gelingen,
So dürft Ihr nicht müßige Gaffer mitbringen,
Weil ſich kein Weſen der Schattenwelt
Vor ihnen zur Red' und Antwort ſtellt.
Nur Ew. Hoheit und ich gehören
Zu dem Geſchäfte, den Geiſt zu beſchwören
Und ſind wir beide mutterallein,
So wird er ein treuer Bekenner ſeyn.“ —

Die harte Bedingung, ohne Gefolg
Zu kommen, war dem König ein Dolch
Ins Haſenherz; doch er gab ſein Wort,
Und ſie beſtimmten ſich Zeit und Ort.
Drauf nahm der Schlaukopf vergnügt Reißaus
Und haſtete ſich in Reineks Haus,

Der lachend verſprach, daß er die Rolle
Des Geiſtes ſelbſt übernehmen wolle.
Er ſtrich und ordnete künſtlich ſein Haar,
Daß er einem Iltiß ſo ähnlich war,
Als nöthig ſchien zu dem leichten Betrug;
Und als die Mitternachtsglocke ſchlug,
Da holte der Kanzler den König ab,
Der zitternd mit ihm in den Wald ſich begab.

Hier zog der Beſchwörer, nach alter Weiſe
Der Hexenmeiſter, verſchiedene Kreiſe,
Sprang haſtig ins Kreuz und in die Quer,
Als wär' er vom Teufel beſeſſen, umher,
Beſchäftigte lange den Wiederhall
Mit ſinnloſer Worte gräßlichem Schall,
Und rief zuletzt: „Ich befehle dir,
Gehenkter Iltiß, erſcheine hier!“ —

Urplötzlich hob ſich aus einer Grube
Der drin verborgene böſe Bube,
Schlich ächzend bis an den magiſchen Strich
Und ſtöhnte hohl: „Warum riefſt du mich?“

Der Beſchwörer.

Ein Schuldloſer leidet ob deiner Sünden;
Drum ſollſt du dem König ſie ſelbſt verkünden.
Sag' an, was brachte dich an den Aſt,
An dem du geſtern gebaumelt haſt!

Die Erſcheinung.

Ich hatte den Frieden des Königs gebrochen,
Mich mit drei Kompanen im Walde verkrochen,
Und dort vier Hahnen, die auf die Wacht
Der Gränze zogen, das Garaus gemacht.

Der Beſchwörer.

Was hatteſt du ſonſt zu beſchließen gewagt?
Ließ nicht durch's Verbot der Hühnerjagd
Dein ſchwarzes Herz ſo in Aufruhr ſich ſetzen,
Daß du den König wollteſt verletzen?

Die Erſcheinung.

Ich hatte beſchloſſen die grauſe That
Durch einen vergifteten Diſtelſalat,
Wozu ich mir ſchon Arſenik beſtellt,
Ihn heimlich zu ſchaffen aus der Welt.

Der Beſchwörer.

Wir wiſſen genug! — Du Sohn der Sünde,
Verſchwinde! —

(Der Geiſt, verfolgt vom ſtarrenden Blick
Des Königs, ſchlich zur Grube zurück.)

Der Beſchwörer.

Nun habt Ihr geſehen, nun habt Ihr gehört!
Bin ich der Mann, der den Frieden ſtört?

Simpel.

Ich zittre noch gleich dem Aeſpenlaube! —
Ach ja! ich habe gehört und glaube. —
Nur dünkt mich nach dem Augenſchein,
Der Iltiß im Grabe gewachſen zu ſeyn.

Der Beſchwörer.

Wohl möglich! Doch Nacht und Schauer — ſie blenden,
Und treiben Täuſchung mit Gegenſtanden.

Simpel.

Kann ſeyn! Man iſt nicht an ſo was gewöhnt. —
Für dieß Mal, Herr Kanzler, ſind wir verſöhnt!
Nun mögt ihr hinfort Euern Wandel ſo treiben,
Daß wir in gutem Vernehmen bleiben.

Zwölftes Kapitel.

Der graue König wird von einigen armen Verwandten, die ſich in harter Sklaverei befinden, um Rettung erſucht.

Schalkwitz begleitete den König bis ans Thor ſeiner Burg, empfahl ſich dort zu Gnaden, und bat noch beim Abſchiede, die Geiſtesbeſchwörung geheim zu halten. Dann ging er frohen Muthes heim, und glaubte nun in der Gunſt ſeines Herrn feſter als jemals zu ſtehn. Doch indem er ſich kaum an dieſer angenehmen Hoffnung ergötzte, ſchlug ihm ſchon der Tiſchrath ein Bein unter.

Er überraſchte den König, als er ſich eben zur Ruhe begeben wollte und ſagte mit einem ſchelmiſchen Lächeln: „Ihr wundert Euch wahrſcheinlich, daß ich noch ſo ſpät aufwarte. Ich komm' aber auch, müßt Ihr wiſſen, dieß Mal nicht als kurzweiliger Rath, ſondern als Leibarzt. Wollt Ihr nicht geruhn, ein niederſchlagendes Pülverchen einzunehmen?“

Wozu? — fragte Simpel mit großen Augen.

„Um Euer Blut zu beruhigen. Ihr möchtet ſonſt ängſtliche Träume von Geiſtern haben.“

Pah! rief der König verdrießlich, geh' mit deinen Poſſen zum Galgen!

„Gehorſamer Diener!“ verſetzte Sauenz: „Da würd' ich ja ſo unſchuldig als der Iltiß gehangen! Ich bitte dich, Freund, behandle mich nicht ſo ſchnöde! Will man gleich ein Mal den Luſtigmacher vor der Thür laſſen, du rufſt ihn augenblicklich wieder herein. Es iſt platterdings unmöglich, ernſthaft zu bleiben, wenn ſich ein König um Mitternacht am Narrenſeil in den Wald führen und durch ein elendes Gaukelſpiel blenden läßt."

Blitz und Donner! wer ſagt das?

„Ich — Doktor Sauenz, der alles hört' und ſah."

Verdammter Spion!

„Schimpfe wie du willſt! Meine Abſicht war gut. Ich bemerkte geſtern den ganzen Tag, daß du etwas beſonders im Kopfe hatteſt. Du warſt immer in tiefen Gedanken, wie ein Goldkoch, thatſt geheimnißvoll, wie ein Höfling, der keine Geheimniſſe weiß, und bliebſt bei meinen beſten Schwänken ſo pedantiſch ernſthaft, wie ein überkluger Narr, der ſich des Lachens ſchämt. Das alles machte mich aufmerkſam, und ich ward es noch mehr, als du mich früher als gewöhnlich fortſchickteſt. Ich lauerte nun auf — der Kanzler kam — ihr wandertet mit einander fort — ich ging euch nach und verbarg mich hinter Geſträuch. Der Geiſt erſchien. Seine Stimme war mir, trotz ihrer Verſtellung, bekannt. Doch wollt' ich meiner Sache gewiß ſeyn. Ich ſchlich alſo an die Grube, in die er ſich hinabſenkte; und ſieh, du hatteſt kaum den Rücken gewandt, da ſprang er wieder heraus und es war — Reineke."

Das muß dir geträumt haben!

„Nein, nein; ich wachte beſſer als du. Höre nur weiter! Der Fuchs ſah mich nicht und trabte nach ſeiner Wohnung. Ich folgt' ihm leiſe, und als er hineinſchlüpfen wollte, ſchlug ich ein helles Gelächter auf und rief:

Gute Nacht, Herr Geiſt! — Er erſchrack, gab aber keinen Mucks von ſich und fuhr ſchnell in ſein Haus.“ —

Simpel ſchämte und ärgerte ſich, daß man ihn ſo plump hintergangen hatte, und that am folgenden Tage dem Kanzler eine ernſtliche Vorhaltung. Dieſer läugnete und ſchalt den luſtigen Rath einen Verläumder. Der König wußte nun nicht, wem er glauben ſollte. Ungeachtet er aber von dem geſpielten Betruge nicht völlig überzeugt war, ſo hatte dennoch Schalkwitz ſein Vertrauen verloren und erhielt von ihm die Weiſung, ſich in Zukunft, wenn er nicht gerufen würde, des Hofs zu enthalten.

Denkling gab ſich, ſo ſehr er auch ſonſt Ruhe und Bequemlichkeit liebte, nicht wenig Mühe, den völligen Sturz ſeines alten Freundes zu hindern. Doch alle Verſuche, ihn bei ſeinem königlichen Vetter wieder ans Bret zu bringen, ſchlugen fehl. Simpel hatte bisweilen einen eiſernen Kopf, und ſo war er auch jetzt unerbittlich. Er erklärte ſogar, daß er feſt entſchloſſen ſey, den argliſtigen Kanzler auf immer von ſich zu entfernen und deſſen Stelle einem Andern zu übertragen.

Als Schalkwitz von dieſer Geſinnung des Königs Nachricht erhielt, knirſchte er vor Verdruß mit den Zähnen und brummte für ſich: „O du einfältiger Aſinus! Wir wollen doch ſehen, wer den andern zuerſt in den Sack ſteckt. Ich machte dich zum König, ich kann dich auch wieder vernichten! — Ha! wie wärs, wenn ich das thäte? — Der jüngſte Tag ſeiner Regierung iſt ohnedem ſchon vor der Thür. Aufruhr und Empörung regen ſich von allen Seiten, um ihn vom Throne zu ſtürzen. Immer herunter mit ihm! Ich verliere nun nichts mehr dabei. Aber ich kann gewinnen, viel gewinnen, wenn ich ihm den erſten Stoß gebe. Sein Fall, durch mich bewirkt, deckt meinen Rückzug, ſöhnt mich mit meinen Todfeinden aus, erwirbt mir die Gnade des künftigen Königs, und verſchafft mir gewiß einen neuen, trefflichen Poſten. — Welche Vortheile! Und wie wohlfeil kann ich ſie haben! Was koſten ſie mehr als die Haut eines Eſels? — Drum raſch! Einen ſo guten Handel ſchließt man nicht alle Tage." —

So mit ſich ſprechend eilt' er fort,
Begab ſich zum Verſammlungsort
Der Mißvergnügten, und ſprach: „Ich weiß,
Ich trete hier in euern Kreis,
So unerwartet, als fiel ich vom Himmel.
Erlaubt mir, ohne mich durch Getümmel
Zu unterbrechen, ein freundlich Wort!
Ich höre, leider! da und dort
Daß ihr auf meine Wenigkeit
Entſetzlich ungehalten ſeyd.
Das kränkt mich tief! O ſagt mir an,
Was hab' ich euch zu Leid gethan?
Doch kenn' ich ſchon eures Zornes Quelle,
Ihr wünſcht mich darum in die Hölle,
Weil auf mir ruht der falſche Verdacht,
Ich hätte Simpeln zum König gemacht.
Darüber hadert mit dem Glücke!
Das ſchlug zum Thron ihm eine Brücke,
Das führt ihn, als er ſie ſchwankend betrat,
Und ich war nur ſein Advokat.
Als ſolcher zieht man ja doch das Schwert
Der Zunge für jeden, der's begehrt.
Und hätte Kühnherz mich erkoren,
So ging nicht ſein Prozeß verloren:
Denn, traun! Herr Wacker ſtellte nicht
Des Prinzen Verdienſte genug ins Licht;
Ich aber ſehe klar ſie ein,
Und wünſch', er möchte König ſeyn." —

Glattzüngiger Heuchler! ſchnaubte ihn einer der Verſchwornen an: Denkſt du uns durch dieſe Sprache zu täuſchen? —

„Täuſchen?“ — entgegnete Schalkwitz: „Bewahre der Himmel, das iſt gar nicht meine Sache! Ich hab' immer das Herz auf der Zunge und wünſche ganz aufrichtig, daß der edle junge Löwenfürſt in ſein königliches Erbrecht wieder eingeſetzt würde. Denn Herr Simpel — nun ja, er iſt ein gutes frommes Weſen; aber es fehlt ihm zwiſchen ſeinen beiden Ohren etwas Gewiſſes, das er ſich nun einmal nicht geben kann. Dieſer Mangel fällt auf der Höhe, wohin ihn das Glück ſtellte, mehr als ſonſt in die Augen, und man hat — unter uns geſprochen! — keine Ehre davon, ihm zu dienen.“

Wer zwingt Euch dazu? fiel ein Anderer ein: Geht doch hin, wo Ihr her kamt! Darüber wird keine Landtrauer entſtehen.

„Das ſagte mir meine Beſcheidenheit eher als Ihr!“ verſetzte der Kanzler: „Und ich will auch gehen, will je eher je lieber ein Land verlaſſen, wo man mich und meine redlichen Geſinnungen verkennt. Eh' ich aber ſcheide, ſollt ihr noch — was gilt die Wette? — ſollt ihr alle noch, wie ihr hier verſammelt ſeyd, Gutes von mir ſprechen und ſprechen müſſen.“ —

Nun, wenn ihr das möglich macht, war die Antwort, ſo ſeyd Ihr ein Zauberer ohne Gleichen.

„Wir wollen's verſuchen. — Nicht wahr, ihr würdet mich loben, wenn ich den König, der euch ein Dorn im Aug' iſt, auf eine gute Art dahin brächte, den Scepter niederzulegen?“

Hm! wie wolltet Ihr das anſtellen?

„Das iſt meine Sorge. Antwortet mir nur auf die Frage: wär' es euch lieb?“

Allerdings!

„Könnt' ich dann auf die Gnade des Prinzen rechnen?“

Wenigſtens auf ſeine Verzeihung.

„So ſey's gewagt!“

Aber was habt Ihr im Sinne?

„Verzeiht, das kann ich noch nicht an die große Glocke ſchlagen. Laßt mich handeln und trauet mir!“

Euch trauen? — Beim Himmel, das iſt viel gefordert! Doch — wir wollen ſehen. Hütet Euch aber vor uns! Es war ſchon in unſerm Rathe beſchloſſen, Euch nachdrücklich unter die Klauen zu nehmen. Nun geben wir Euch zwar für jetzt ſicheres Geleit; allein ſobald wir entdecken, daß Ihr's mit Euern glatten Worten nicht ehrlich gemeint habt, dann ſeht Euch vor! —

„Ihr ſeyd gewaltig gegen mich eingenommen, und dennoch hoff' ich, Eure Freundſchaft bald zu erobern. Mehr ſag' ich nicht. — Doch noch Eins! Haltet über unſer Geſpräch reinen Mund, damit nicht mein Entwurf mitten in der Ausführung verunglücke.“ —

Er verſchloß ſich hierauf in ſein Kabinet und beſchäftigte ſich mit einer geheimen Schrift. Der König fragte nicht nach ihm und regierte, ſo gut es ging, allein. Es fiel nichts Wichtiges vor. Aber plötzlich erhielt er durch einen Eilboten, der ſich ſchnell wieder entfernte, folgendes Bittſchreiben:

Gnädigſter König und Oheim!

Von allen Drangſalen der Knechtſchaft zu Boden gedrückt, müſſen wir endlich unſere Klagen laut werden laſſen. Wir hofften ſeit Eurer Thronbeſteigung, von einem

Tage zum andern, Ihr würdet unſere Feſſeln löſen; doch, leider! ſcheint Ihr Eurer armen Verwandten ganz vergeſſen zu haben. Die hartherzigen Menſchen zwingen uns, Euch zum Trotz, immer noch zu den niedrigſten Sklavendienſten, bürden uns Zentnerlaſten auf, und ihre Geißel ſchlägt uns blutige Striemen. In dieſer unglücklichen Lage ſehen wir uns genothdrungen, Euch um Hülfe gegen dieſe Wütheriche anzuflehen. Erbarmet Euch, laſſet uns keine Fehlbitte thun! — Doch dieß befürchten wir nicht; denn ihr habt ja am Krönungstage feierlich verſprochen, alle Eure von den Menſchen unterjochte Geſchlechtsverwandten in Freiheit zu ſetzen. —

Dieſe ruhmvolle That wird Euch unſterblich machen. Die Art und Weiſe ihrer Ausführung überlaſſen wir Euerm hocherleuchteten Verſtande und den weiſen Einſichten Eurer Räthe. Da wir jedoch Euer ſanftes Gemüth und den Starrſinn unſerer Beherrſcher gleich gut kennen, ſo beſorgen wir voraus, daß Ihr bei ihnen freundliche Vorſtellungen zu unſerm Beſten verſuchen, aber nichts damit ausrichten möchtet. Um Euch dieſes Verdruſſes zu überheben, wagen wir den unmaßgeblichen Rath, ſogleich Gewalt zu brauchen und mit einer ſtarken Kriegsmacht unſere Tyrannen zu überfallen. Muthlos fliehend, werden ſie es Euch zu einem leichten Spiele machen, unſere Ketten zu zerbrechen und ihre Korn- und Waizenmagazine zu erobern. In wenig Minuten iſt alles gethan, Ihr zieht im Triumph heim und ruht auf Euern Lorbern aus, indem die Geſchichte Eure heroiſche That in Erz und Marmor gräbt.

Wir ſind ꝛc.

Sämmtliche Laſteſel der Bergmühle.

Ihr guten, armen Sklaven! rief
Der König aus, und ächzte tief:
Ihr habt wohl Urſach, euch zu grämen,
Und vor mir ſelbſt muß ich mich ſchämen,
Daß eures Jammers ich vergaß,
Und ruhig ſchlief und trank und aß.
Das wühlt mir im Herzen wie ein Meſſer!
Ach, Hoheit und Reichthum machen nicht beſſer!
Als ich noch niedrig war und arm,
Nahm ich oft Theil an eurem Harm,
Nun aber — pfui, es war ein Fehler!
Doch fühlen ſollen's eure Quäler
Mit Schreck und Angſt in kurzer Zeit,
Daß ihr meine lieben Vettern ſeyd! —

Wie aber wird es mir gelingen,
Die wilden Menſchen zu bezwingen?
Der Müller hat ſeine ſchwere Hand,
Wie ich vor Zeiten ſelbſt empfand;
Drum möcht' ich wohl mich noch beſinnen,
Mit ihm eine Fehde zu beginnen. —
Allein warum bedenk' ich mich?
Ich ſend' ein Heer, das ſchlage ſich!
Doch muß ich mit dem Teufelsbraten,
Dem Kanzler, mich vorher berathen. —

Er ward gerufen, und durchlief
Mit Einem Blick der Eſel Brief.

Simpel.

Ihr habt geleſen. Sagt mir nun,
Was ſoll ich auf dieß Schreiben thun?

Schalkwitz.

Was Euch der heilige Krönungseid,
Den ihr geleiſtet habt, gebeut.

Simpel.

Ich bleibe dem Gelübde treu.
Soll ich denn aber frank und frei
Mit Krieg die Menſchen überziehn?
Und werden ſie auch wirklich fliehn? —

Schalkwitz.

Des Müllers Feigheit iſt bekannt.
Er hält mit ſeinem Volk nicht Stand.
Oft haben die, ſo Helden ſcheinen,
Die Tapferkeit nur in den Beinen.

Simpel.

Wohlan, entwerft des Krieges Plan!
Wem vertrau' ich das Kommando an?

Schalkwitz.

Doch wohl Euch ſelbſt?

Simpel.

Ei, warum nicht gar?
Schon der Gedank' empört mein Haar!

Schalkwitz.

Das iſt ſehr ſchlimm! — Vor tauſend Ohren
Habt Ihr unter freiem Himmel geſchworen:
„Wenn einsmals Krieg im Land entſteht,
Und meine Schaar zum Kampfe geht,
Will ich ſie ſelbſt als Feldherr leiten,
Und ritterlich an der Spitze ſtreiten.“

Simpel.

Iſt's möglich? Gab ich ſo mein Wort? —
Nun, Himmel hilf! da muß ich fort!

Glück auf den Weg' dachte der Kanzler, und mußte ſich Zwang anthun, ſeine Freude zu verbergen; denn er ſelbſt war der Briefſteller, und die guten Mühleſel hatten nicht daran gedacht, ſich über ihr Schickſal zu beklagen.

Dreizehntes Kapitel.

Es wird Krieg, der König muſtert ſeine Reichsarmee und entlehnt von ſeinem Vorfahr einen Ueberrock zum Feldzuge.

Um ein Heer auf die Beine zu bringen, ward mit möglichſter Eile das Volk zuſammengerufen. Der Kanzler machte ihm den Entſchluß des Königs bekannt, und ſtellte ihm mit liſtiger Beredtſamkeit vor, daß der Krieg gegen den Müller eben ſo unvermeidlich, als gefahrlos und vortheilhaft ſey. Die Nationalverſammlung ließ ſich blenden. Keine Stimme erhob ſich gegen den Feldzug. Alle riethen, den Feind mit vereinter Volkskraft anzugreifen.

Dieſer kriegeriſche Enthuſiasmus gefiel dem Kanzler nicht ganz. Es lief gegen ſeinen Plan, den König, der aufs Haupt geſchlagen werden ſollte, mit einer ſtarken, ſiegverſprechenden Heermacht ins Feld rücken zu laſſen. Darum ſprach er zu der Verſammlung: „Euer Muth und Eifer, den königlichen Verwandten zu Hülfe zu eilen, iſt ungemein rühmlich; es ſcheint mir aber nicht rathſam, das Land von ſtreitbarer Mannſchaft völlig zu entblößen. Der Müller iſt nicht unſer einziger Feind. Wir haben einen ungleich gefährlichern an dem ausgewanderten Prinzen, der mitten unter uns, wie ich gewiß weiß, Kundſchafter beſoldet, und vielleicht in einem nahen Schlupfwinkel auf eine Gelegenheit lauert, mit ſeinen Partiſanen hervorzubrechen und das Reich zu erobern. Daher iſt vonnöthen, daß die Herren Wölfe, Bären, und wie der Kern unſerer Helden weiter heißt, die feſten Plätze beſetzen, um im Fall der Noth dem Löwen und ſeiner Rotte die Stirn zu bieten. Die feindliche Mühle iſt eine unbedeutende Feſtung, die ſich, ſobald nur ein kleines, fliegendes Corps dagegen anrückt, ohne Widerſtand ergeben wird." —

Wollen wir denn die Feindſeligkeiten ohne Kriegserklärung anfangen? fragte der Elephant.

„Hm!" antwortete Schalkwitz, „das iſt ein alter, unnützer Schlendrian."

Mit nichten! verſetzte Jener: Es iſt eine alte, ehrwürdige Gewohnheit, deren Unterlaſſung weder billig noch klug wäre. Wir können uns vielleicht des Feldzugs ganz überheben, wenn wir zuvor einen Herold an den Müller ſenden und ihn zur Freilaſſung ſeiner vierfüßigen Sklaven auffordern. —

Es war nun wohl nicht wahrſcheinlich, daß der Meiſter Müller ſogleich nachgeben und zum Kreuze kriechen würde; doch hielt es der Fuchs nicht für ganz unmöglich, und ihm war bange, daß der angeſponnene Krieg auf dieſe Art gar nicht zum Ausbruch kommen möchte. Er antwortete deßhalb dem Elephanten: „Ihr ſeyd heute zum Scherz aufgelegt und habt uns mit Euerm Vorſchlage gewiß nur ein wenig zum Beſten! Wär' er aber wider Vermuthen Ernſt, ſo muß ich aufrichtig geſtehen, daß ich die ſonſt weltbekannte Weisheit des Herrn Statthalters dabei vermiſſe. Wie kann ein ſo kluger Kopf, der das Mannthier* und deſſen trotzigen Uebermuth kennt, von einer ſolchen Maßregel Nutzen erwarten? — Gerade das Gegentheil! Der Müller würde unſerm Herold ins Angeſicht lachen, würde ſeine Nachbarn und Freunde zur Gegenwehr aufbieten und unſer armes Kriegsvölkchen übel empfangen. Nein, nein! Nur durch Ueberraſchung können und werden wir ſiegen. Das iſt und bleibt meine Meinung. Wer es aber beſſer verſteht, der rede!" —

---

* So nennen in dem Froſchmäusler und in den alten Fabeln die Thiere den Menſchen.

Nicht überzeugt, aber beleidigt, ſchwieg der Elephant. Viele andere, denen vor Schlägen graute, ſtimmten hingegen dem Kanzler bei und ſagten ganz ſchamlos: wenn man dem Feinde Zeit ließe, ſich in Vertheidigungsſtand zu ſetzen und Bundesgenoſſen zu werben, ſo müßten ſie für ihre Perſon das Anſinnen, den Feldzug mitzumachen, gänzlich verbitten. Es ward alſo beſchloſſen, den Herrn der grauen Sklaven ohne Manifeſt in ſeiner ſtaubigen Burg zu überrumpeln.

Am folgenden Tage war große Heerſchau. Sämmtliche Thiergeſchlechter, welche Befehl erhalten hatten, Truppen-Kontingente zu ſtellen, wurden in drei verſchiedene Treffen vertheilt und in folgender Ordnung gemuſtert.

Zuerſt marſchirten Haſen auf,
Geübte Meiſter im Sprung und Lauf,
Die manchen harten Strauß erfahren,
Und immer glücklich entronnen waren.
Sie ſollten, im Reißaus wohl verſucht,
Den Sieg befördern durch liſtige Flucht,
Und, vor der Kämpfer geſchloßnen Reihn
Flankirend, die Hunde des Müllers zerſtreun.

Ihnen folgte ein Trupp Affen, die aufrecht, wie Menſchen, auf zwei Beinen daherſchritten.

Sie waren bewaffnet mit ſpitzen Stecken,
Um, gleich Huſaren, den Feind zu necken.

Dann kamen die Linientruppen: Böcke mit ellenlangen Bärten und ſcharfen Bajonneten, die ihnen die Natur auf die Stirn gepflanzt hatte; gewaltige Stiere, deren Hörner, in Ermanglung des Geſchützes zu Mauerbrechern dienen ſollten; und grimmige Eber, die mit den Säbeln ihres Rachens wie ſchwere Kavallerie einhauen wollten.

Hiermit ſchloß ſich, ungefähr zweihundert Mann ſtark, das erſte Treffen. Das Kommando deſſelben übertrug der König ſeinem gelehrten Vetter Denkling, den er zum General ernannte.

Nun ging das zweite Treffen, das größten Theils aus Freibeutern beſtand, durch die Muſterung.

Im erſten Zuge drohten Katzen
Dem Feind die Augen auszukratzen.
Drauf kam ein unbedeutender Troß
Von Wieſeln und Mardern. An dieſe ſchloß
Sich eine löbliche Gemeine
Von Spießbürgern — Igel und Stachelſchweine.
Dergleichen Burſche folgten nun mehr,
Und wenig taugte dieß ganze Heer.

Eine Compagnie Hengſte rettete noch zuletzt die Ehre des bunten Haufens, deſſen Führung dem uns ſchon vom Kampfgericht her bekannten Herrn von Hochtrab anvertraut wurde.

Das dritte und letzte Treffen bildete ganz allein das Volk der Eſel, das ſich — wenn es hier erlaubt iſt, einen Mode-Ausdruck des franzöſiſchen Revolutionskriegs zu brauchen — in Maſſe erhoben hatte, um dem Heerzuge des grauen Königs beizuwohnen.

Er ging mit Luſt durch ihre Glieder
Und rief: „Willkommen, wackre Brüder!
Ihr ſeyd die Krone meiner Macht.
Ich führe ſelbſt euch in die Schlacht.
Und wenn auch jene Haufen wanken,
Werd' ich doch euch den Sieg verdanken!“

So war die Muſterung geſchehen, und ſämmtliche Truppen erhielten Ordre, des folgenden Tages vor Sonnenaufgang in Schlachtordnung zu ſtehen.

Als ſich Herr Simpel hierauf in ſeine Burg zurückbegeben hatte, ward er mit Einem Male kleinmüthig, und das Herz ſchien ihm ganz entfallen zu ſeyn. Er bemühte ſich zwar, ein munteres, heldenhaftes Anſehen zu erzwingen; wenn er ſich aber bisweilen vergaß, ließ er den Kopf zur Erde ſinken und ſtieß klägliche Seufzer aus.

Da dieß Schalkwitz bemerkte, ſtand er in Sorgen, die Feigheit des Königs möchte ſo weit überhand nehmen, daß der Eſelskrieg zuletzt ganz unterbliebe. Er war deßhalb auf Herzſtärkungen bedacht. „Die Natur,“ ſprach er, „handelte gegen Ew. Hoheit etwas ſtiefmütterlich, indem ſie Euch waffenlos in die Welt ſchickte; doch betrübt Euch darüber nicht! Ich kenne Mittel, dieſe Knickerei zu verbeſſern und Euch furchtbar und unverletzlich zu machen. Jenes bewirken wir durch die Haut Eures königlichen Vorfahrs, die, wie Euch bekannt iſt, ausgeſtopft und als Statüe aufgeſtellt werden ſollte, doch bis jetzt noch ungebraucht in der Rüſtkammer hängt. Hüllet Euch in dieſes ſchreckbare Gewand, ſchreitet den Feinden kühn entgegen, und die feigen Memmen werden fliehen, als erblickten ſie ein Geſpenſt! An Wunden iſt alſo gar nicht zu denken. Doch wollen wir uns auch gegen die entfernteſte und unwahrſcheinlichſte Möglichkeit ſichern. Hier paßt das Sprichwort:

Reicht Löwenhaut nicht zu — wohlan,
So näht ein Streifchen Fuchsbalg dran!

Wir wollen alſo — aber warum meßt Ihr mich mit ſo großen Augen? — Ihr ſcheint den alten Reim allzu wörtlich zu nehmen, und auf meinem Körper die Stelle zu ſuchen, wo ich das benöthigte Streifchen am füglichſten entbehren könnte. Bitt' um Verzeihung, gnädigſter Herr, ſo iſt das Ding nicht gemeint! — Doch ich falle, wie ich merke, Euerm kurzweiligen Rath ins Handwerk. Das will ich nicht. Was ich euch jetzt ſagen werde, iſt mein voller Ernſt. Ich bin nämlich im Beſitz eines koſtlichen, von einem alten, weiſen Meiſter zubereiteten Wunderbalſams, durch den man ſich ſo feſt und unverwundbar machen kann, als wäre man über und über mit einem ſiebenfachen Panzer von Stahl und Eiſen bekleidet.“ —

Der leichtgläubige Graue ſprang vor Freude hoch auf. Er dachte ſchon nicht mehr daran, daß ihn Schalkwitz mit der Todtenerſcheinung betrogen hatte, und bat freundlich und dringend, ihn zu balſamiren, und bei Anlegung der Löwenhaut ſein Kammerdiener zu ſeyn.

Sie ward auf ſein Geheiß gebracht,
Und mancher Verſuch damit gemacht.
Doch wollte ſie durchaus nicht paſſen.
Wo ſollte man die Ohren laſſen?
Sie drangten ſich immer wie ein Thor
Mit ſeinem ſchalen Gewitzel vor.

Der Kammerdiener fand endlich ein Mittel, die Rebellen zu zähmen. Er band ſie nieder an den Kopf und ſchnürte den armſeligen Schweif, der ſich auch neben der ſtattlichen Löwenblume ſchlecht ausnahm, auf den Rücken hinauf. Das häßliche Fußwerk ließ ſich aber weder ändern noch verbergen, und es war lächerlich anzuſehen, wie bei jedem Schritte die Löwenklauen daran herumſchlotterten.

Der angebliche Wunderbalſam war nichts als ein Gemiſch von Straßenſtaub und Waſſer. Das ahnte freilich Herr Simpel nicht, und empfing die Salbung, die Schalkwiß ernſt und feierlich verrichtete, mit der andächtigſten Miene. Sobald ſie aber vorbei war, blies er ſich wie ein Truthahn auf, ſtolzirte mit großen Schritten herum, und bramarbaſirte: „Nun mag die ganze Hölle kommen, ich fürchte ſie nicht!“ —

Der luſtige Rath ſchraubte den Betrüger und den Betrognen. „Warte nur,“ ſagte der König ſcherzend, „morgen wird dir das Lachen vergehen!“

Warum?

„Du fragſt noch? — Denkſt du etwa, hier zu faulenzen, indem wir uns raufen? — Nein, nein! Du mußt mit zu Felde, und darfſt mir nicht von der Seite weichen.“

Nun, da hoff' ich mehr als jemals, auf königliche Unkoſten zu lachen.

„Das wird ſich ausweiſen. Iſt dir denn gar nicht bange?“

Nein. Wie könnte mich neben dir, du Unverwundbarer! eine Furcht anwandeln? Sollte ja, wie ich denn doch vermuthe, ein Prügelregen fallen, ſo kriech' ich mit unter das Schirmdach deines weiten Rockelors, um von der ſchützenden Kraft des Wunderbalſams, womit ſich der Herr Kanzler höchſt verdient um dich gemacht hat, zu profitiren.

„Das ſey dir vergönnt! Doch, was haſt du für Waffen?“

Keine. Wozu ſind ſie unter dieſen Umſtänden nöthig? — Der weiſe Herr Kanzler, der alles verſteht, verſicherte überdieß, die Feinde würden ſogleich beim Anblick deiner Spukgeſtalt das Haſenpanier ergreifen, und ich verlaſſe mich auf ſein hohes Wort. Drum will ich mich zu keinem Gefechte, ſondern blos zur Parade des Triumphs vorbereiten und meine Staatstracht anlegen. —

Dieſe beſtand in einem uraltmodiſchen Kleide mit breiten, geſteiften Schößen, und einer mächtigen ſpaniſchen

Perücke, wie die Doktoren der Arzneikunde und andere gravitätiſche Herren noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts getragen haben. Der König verlangte zwar damals, als er Squenzen vom Leibarzt zum Tiſchrath erhob, daß er ſich eine Harlekinsjacke und Schellenkappe zulegen ſollte; allein er war dazu nicht zu bewegen. Da ihn aber Simpel ſchlechterdings in einem ſcheckigen Gewande ſehen wollte und von Zeit zu Zeit darauf drang, ſo erſchien endlich der luſtige Rath in einem Kleide, das zwar nach dem alten Schnitte gemacht, aber aus hundert kleinen Vierecken von allen Farben zuſammengeſetzt war, und alſo die Trachten eines Arztes und eines Pickelherings in ſich vereinte. Hierzu trug er, ſtatt eines Degens, das gewöhnliche Gewehr der luſtigen Perſonen auf der Schaubühne, die hölzerne Pritſche.

In dieſem Aufzuge begleitete er den König, als der Tag der Schlacht graute, zur Armee, die auf einer weiten Ebene ſchon aufmarſchirt ſtand.

Es ward Kriegsrath gehalten und beſchloſſen, den Feind von drei Seiten zu ängſten. Die beiden Generale Denkling und Hochtrab ſollten ihm in die Flanken fallen, und der König wollte mit ſeinem Eſelcorps von vorn angreifen. Nach dieſem Entwurf ſetzten ſich vor Sonnenaufgang die Colonnen in Bewegung, und rückten ſo weit vor, daß ſie kaum noch fünfhundert Schritte von der Mühle entfernt waren. Jetzt machten ſie in einem Thale, wo ſie von dort her nicht geſehen werden konnten, wieder Halt, und ſandten einige langhälſige Kameele auf Kundſchaft aus: denn man fand für gut, den Feind erſt dann zu attaquiren, wenn er die Thore ſeiner Feſtung geöffnet haben würde.

Vierzehntes Kapitel.

Beſchreibung einer blutigen Schlacht, worin das treuloſe Glück ſeinen vormaligen Liebling verläßt.

In der Mühle hatte man keine Ahnung von dem drohenden Kriege; ſie befand ſich aber dennoch in einem vortrefflichen Vertheidigungsſtande.

Das Haupt von dieſem kleinen Staat
War ſchier ein Mann wie Goliath;
Man ſah ihn oft in Schenkenkriegen
Mit ſeinen Rieſenfäuſten ſiegen.
Er hatte, wie ſich in der Welt
Gewöhnlich gleich und gleich geſellt,
Vor Jahren ſich mit Kennerblick
An ſeiner Frau ein Gegenſtück
Zu ſeinem Heldengeiſt gewählt.
Sie war, wie er, mit Muth geſtählt,
Dabei zu ſeiner Augen Wonne,
So kugelrund wie eine Tonne,
Und übte gegen ihr Geſchlecht
Mit Macht das Fauſt- und Kolbenrecht,
Auch mancher Ehrenmann empfand
Bisweilen ihre Eiſenhand.

Der Ehe dieſer tapfern Fechter
Entſproßte nur ein Pärchen Töchter,
Doch ſie beſtätigten den Satz:
Ein Adler hecket keinen Spatz.
Die beiden mannbar'n Mädchen waren
So keck und muthig wie Huſaren.

Dieſer Heldenfamilie dienten drei Mühlknappen, ein Eſeltreiber und zwei Mägde: ſämmtlich keine Schwächlinge, ſondern vom derbſten Schrot und Korn. Außer dieſen waren noch zwei ſtammhafte, viereckige Bauern, deren jeder einen Knecht und einen Buben bei ſich hatten über Nacht in der Mühle geblieben, um Getreide mahlen zu laſſen. Die Beſatzung war alſo ſechzehn Köpfe ſtark, und ward durch vier große Hunde noch furchtbarer.

Mit Aufgang der Sonne regte ſich Leben und Thätigkeit in der Mühle. Die Fenſterladen und Thüren thaten ſich auf; der Müller ſchlarfte gemächlich in Pantoffeln durch den Hof und gähnte, nach dem Wetter ſchauend, den blauen Himmel an. Sobald die Langhälſe dieſe Erſcheinungen auf ihrer Warte bemerkten, eilten ſie zurück und thaten dem Könige Meldung davon. Er beſchloß hierauf, den Feind ſogleich angreifen zu laſſen, vor der Hand aber ſelbſt noch mit ſeinen Eſeln, als Reſervecorps, in Ruhe zu bleiben.

Ein königlicher Adjutant
Flog, wie ein Wetterſtrahl,
Von Heer zu Heer, und gab zum Streit
Durch Winke das Signal.

Da hob der Feldherr Denkling kühn
Sein Heldenhaupt empor,
Und kommandirte: „Aufgeſchaut!
Ihr Haſen, rücket vor!“

Die Rammler eilten auf dieß Wort
Zur Mühle pfeilgeſchwind.
Mit ihren Löffeln trieb ſein Spiel
Der friſche Morgenwind.

Ein Hund ſtand an der Thür und ſah
Die leichte Compagnie,
Er bellte vor Verwunderung
Und machte Jagd auf ſie.

Sein ſchmetterndes Wauwau erſcholl
Wie Feuerlärm durch's Haus,
Und lockte ſeine Brüderſchaft
Ins freie Feld heraus.

Die Plänkler hielten, dem Entwurf
Der Schlacht gemäß, nicht Stand;
Die Haſentaktik ward geſchickt
Von ihnen angewandt.

Die Liſtigen zerſtreuten ſich,
Kartätſchen gleich, ins Feld.
Die Rüden ſchnaubten hin und her
Und ſahen ſich geprellt.

Kein Jagdprofeſſor hatte ſie
Der Hetze Kunſt gelehrt;
Denn ihre bleierne Natur
War keiner Bildung werth.

Sie keuchten weit und breit umſonſt
Dem Irrwiſchhaufen nach,
Indeß daheim zu Schutz und Trutz
Ihr Beiſtand ſehr gebrach.

Herr Hochtrab hatte meiſterhaft
Die Igel angeführt,
Und mitten in den Weg, um ihn
Zu ſperren, ſie poſtirt.

Von beiden Heeren plänkerte
Die Freipartie um's Haus,
Und forderte durch Feldgeſchrei
Den Feind zur Schlacht heraus.

Die Bauernknaben hörten Lärm,
Sie ſprangen vor die Thür,
Und ſahen nicht in blinder Haſt
Die ſpitzen Kugeln hier.

Sie fielen, holter polter! drauf
Mit tölpiſchem Gewicht,
Und drückten ſich die Stacheln tief
In Händ' und Angeſicht.

Kaum lagen ſie, ſo hieben raſch
Die Affen auf ſie ein.
Potz Element! was fingen da
Die Buben an zu ſchrein!

Sie flohen, mit Verluſt der Schuh',
Zur Mühl' und riefen aus:
„Gott ſey bei uns! Das wilde Heer
Belagert euer Haus!“

Ihr ſchwärmt! fuhr ſie der Müller an,
Der auf der Ofenbank
Mit ſeiner lieben runden Frau
Ein Schälchen Kaffee trank.

Er ging ans Fenſter und erſchrack
Gewaltig, als er da
Die ganze große Thierarmee
In vollem Anmarſch ſah.

Doch faßt' er ſich und donnerte
Durch Haus und Hof und Stall:
„Halloh, halloh! bewaffnet euch,
Ihr Leute, Knall und Fall!“

Sammt ihren Knechten waren flugs
Die Bauern bei der Hand,
Und riſſen ſchnell ihr Leibgewehr,
Den Flegel, von der Wand.

Zwei Knappen holten Pfähl' am Zaun,
Der dritte ſchwang ein Beil.
Ein alter Reiterſäbel ward
Der einen Magd zu Theil.

Die zweite zog aus dickem Staub
Raſch eine Trommel vor,
Die einſt, im Reißaus vor dem Feind,
Ein Tambour hier verlor.

Mit ſeiner Geißel nicht vergnügt,
Erkor der Eſelhirt
Sich einen Dreizack noch, mit dem
Der Stall gereinigt wird.

Die Müllerin und Töchter ſchrien
Kein müßiges O weh!
Mit Feuerſpritzen eilten ſie
Beherzt zur Hausarmee.

Auch den bleſſirten Knaben ließ
Der Meiſter keine Ruh.
Er rief: „Schöpft Waſſer aus dem Born
Und tragt's den Weibern zu!“

Drauf faßt' er einen großen Spieß
Und ſagte ſchnell und barſch:
„Seyd ihr beiſammen? Wehrt euch brav!
In Gottes Namen, Marſch!“

Mit Doppelſchritten warfen ſie
Sich haſtig ins Gefecht.
Die Affen ſchwärmten vor der Thür,
Und wehrten ſich nicht ſchlecht.

Allein die Flegler draſchen drauf
Als wären's Schütten Stroh.
Vier Affen blieben auf dem Platz,
Der Ueberreſt entfloh.

Um ſie zu rächen, ſprangen wild
Die Katzen auf den Plan,
Und fielen, trotz der Spritzen Fluth,
Die Weiber grimmig an.

Sie flogen wie ein Bienenſchwarm
Der Hausfrau auf den Leib.
Vergebens ſchlug um ſich herum
Das ſtarke Heldenweib.

Nichts half, bis man ihr über'n Kopf
Drei Eimer Waſſer goß;
Da ward ſie, triefend wie ein Nix,
Der böſen Geiſter los.

Der Ziegen Männer rückten jetzt
In Reih' und Glied vor's Haus,
Allein ſie richteten nicht viel
Mit ihren Lanzen aus.

Sie ſtießen Manchen in den Sand
Und ſchlitzten manchen Rock.
Dann flohn ſie, und gefangen ward
Der angeſehnſte Bock.

Ein Trupp von Hengſten ſprengte dann
Zum Kampfplatz ſchaumend hin.
Da macht' ein rechtes Meiſterſtück
Die Trommelſchlägerin.

Sie paukte ſo aufs Kalbfell los,
Daß vor dem Donnerton,
Der ihnen neu und wildfremd war,
Die ſcheuen Roſſe flohn.

Doch mehr entflammte nun den Streit
Der Stier und Eber Wuth.
Sie wälzten brauſend ſich heran,
Gleich wilder Wogenfluth.

Wie dieſer Damm und Mauer ſtürzt,
So brachen ſie ſich Bahn.
Acht Menſchen ſtreckten allzugleich
Die Beine himmelan.

Den dickſten Bauer hieb ein Schwein,
Daß er o Jeſus! rief,
Und mit zerfetzten Hoſen ſchnell
Vom Tummelplatze lief.

Der Müller ſelbſt fiel auf's Geſäß,
Doch er verſtand nicht Scherz,
Und ſtieß dem Büffel, der ihn warf,
Den ſcharfen Spieß ins Herz.

Wie eine Eiche ſank der Stier
Und regte ſich nicht mehr.
Ob ſeinem Fall entſetzten ſich
Die Kameraden ſehr.

Der Müller ſchrie den Seinen zu:
„Friſch, Leute, nicht verzagt!“
Und mit vereinter Kraft ward jetzt
Ein Gegenſturm gewagt.

Mit Trommelſchall und Hurrah fiel,
Wie Hagel, Schlag auf Schlag.
Es war ein wild verworr'ner Lärm,
Als käm' der jüngſte Tag.

Die Weiber ſpritzten muthig drein,
Die Thiere wurden blind,
Und jubelnd rief: Viktoria!
So Herrſchaft als Geſind.

Denn, wie bei Roßbach (wo der Frank
Der heutige nicht war),
Floh plötzlich über Hals und Kopf
Die Horn- und Borſtenſchaar.

Die leichten Truppen hatten ſchon
Vorher das Feld geräumt.
Den Siegern war's, als hätten ſie
Vom Kriege nur geträumt.

Umtanzend den erlegten Stier,
Verſpotteten ſie ihn,
Und ſpannten ſich dann ſämmtlich vor,
Um ihn ins Haus zu ziehn.

Indeſſen ſtand Herr Simpel noch
In ſeinem Hinterhalt,
Und glaubte ſchon, die Mühle wär'
In ſeines Volks Gewalt.

Auf Ein Mal ſah er links und rechts
Die Fliehenden ſich nahn,
Und hörte ſeufzend den Rapport
Der beiden Feldherrn an.

Er brach in laute Klagen aus:
„Wer hätte das gedacht!
Kommt heim! Denn wir vermögen doch
Nichts gegen Menſchenmacht.“

„Herr Oheim,“ ſagte Denkling drauf,
„Verzaget nicht ſo ſehr!
Ihr habt ja hier noch hinter Euch
Ein ungeſchlagnes Heer!

Erneuert kühn damit die Schlacht,
Nach Eurem Krönungseid!
Wir ſammeln das zerſtreute Volk,
Und folgen Euch zum Streit.“

Bei dieſen Worten ſträubte ſich
Vor Angſt des Königs Haar,
Bis ſchnell ihm einfiel, daß er feſt
Und unverwundbar war.

Da ſprach er: „Billig mahnſt du mich
An meinen Krönungseid!
Geh, Neffe, ſammle jenen Trupp,
Und folge mir zum Streit!“

Dann ſtellt' er vor die Eſel ſich
Und ſagte: „Marſch, ihr Herrn!“
Das war für Viel' ein Donnerwort
Und keiner hört' es gern.

Sie zottelten ihm traurig nach,
Er aber raſch voran.
Mit Poſſen ſprang um ihn herum
Sein luſtiger Kompan.

Die Mühlenleute plackten ſich
Noch mit dem todten Stier,
Da wehte ſchon vom Thal herauf
Des Königs Feldpanier.

„Ei, ſeht doch!“ rief der Goliath:
„Uns droht ein neuer Strauß!
Ha! welcher Popanz hetzt uns heut
Die Beſtien vor's Haus!

Auf, auf! Laßt jetzt den Ochſen ruhn,
Greift wieder zum Gewehr!“
Kaum ſprach er dieß, ſo nahte ſich
Das königliche Heer.

Als nun den Löwenmummel vorn
Des Müllers Leute ſahn,
Da ſtutzten ſie, und alle fiel
Ein kaltes Grauen an.

Die Weiber und die Bauern ſchrien:
„Der Teufel in Perſon!“
Der Meiſter ſchalt und lachte drob,
Allein umſonſt — ſie flohn.

Er ſtand verlaſſen und empfand
Jetzt ſelbſt, mit ſtiller Scham,
Ein Schauerchen von Furcht, als ihm
Das Schreckbild näher kam.

Ihn übermannte mehr und mehr
Ein ungewohnter Graus,
Und wider Willen ſtürzt' er ſich,
Bleich wie der Tod, ins Haus.

„Aha!“ rief Simpel: „Siehſt du, Sauenz,
Wie alles vor mir flieht!
Mein Kanzler iſt ein Kernprophet!
Er ſprach's, und es geſchieht.“ —

So ging er auf die Mühle los
Im ſtärkſten Eſelstrab.
Die Weiber ſpritzten Fluth auf Fluth
Vom Fenſter drin herab.

Auch feierten die Männer nicht
Und ſchoſſen Stein auf Stein;
Doch muthig trabt' er in den Hof,
Der offen ſtand, hinein.

Hier dacht' er erſt: „Wo bleibt mein Volk?“
Und wandte ſchnell den Blick.
Es hatte ſich nicht übereilt
Und war noch weit zurück.

Darüber heftig aufgebracht,
Rief er durch einen Schrei,
Den er aus Leibeskräften that,
Die Säumigen herbei.

Doch dieſer Nervenſpannung wich
Der Ohren ſchwaches Band,
Und ſie erſchienen nun ſo keck,
Daß er verrathen ſtand.

Der Müller lauſcht' am Fenſter ſtill,
Sah die Entlarvung an,
Flog lachend nach der Thür und fuhr
Heraus wie ein Orkan.

Ach, was Herr Simpel da erſchrack!
Er wollte weislich fliehn;
Allein die ſchwere Löwenhaut
Beklemmt' und hindert' ihn.

Verwickelt in die Klauen, wie
In einen Fallſtrick, ſchoß
Er auf die Naſe hin und raſch
Ergriff ihn der Koloß.

„Bleib, Grauchen!“ rief er ſpottend aus:
„Bleib da und komm mit mir!
Dergleichen Löwen, wie du biſt,
Hab' ich ſchon zwanzig hier!“

Mit dieſen Worten ſchob er ihn
In einen Stall hinein,
Und ſchleuderte wie einen Ball
Den Tiſchrath hintendrein.

Dann warf er ſchnell die Hofthür zu,
Und dieß war hohe Zeit;
Denn vorwärts rückte die Armee
Mit Blitzgeſchwindigkeit.

Und tobend ward des Müllers Burg
Umzingelt und bedroht.
Die Böck' und Stiere liefen Sturm,
Die Affen warfen Koth.

Doch wehrten die Belagerten
Sich aus den Fenſtern brav.
Der Spritzen Strahl war ſiedendheiß
Und ſengte, wo er traf.

Die Trommel lärmte fürchterlich,
Als wäre Feuersnoth,
Und endlich ſchoß der Kommandant
Sogar mit Hagelſchrot.

Auch kamen von der Haſenjagd
Die Hunde wieder an,
Und heulten tapfer drein, als ſie
Das Haus belagert ſahn.

Ha, welch Entſetzen und Gewirr!
Welch Brüllen und Geheul!
Ein Kämpfer nach dem andern ſchoß
Von dannen, wie ein Pfeil.

Im gräßlichſten Getümmel floh
Dann bald das ganze Heer,
Und wie mit Beſemen gekehrt
War nun die Wahlſtatt leer.

Die Ausreißer liefen ſo ſchnell der Heimath zu, als könnten ſie es gar nicht erwarten, mit Schimpf empfangen zu werden. Das erfolgte denn auch, und der arme gefangene König ward wenig bedauert. Nur Einige thaten den gutmüthigen Vorſchlag, ihn durch einen neuen Kriegszug zu befreien; aber der größte und wichtigſte Theil des Volkes wollte nichts mehr von ihm wiſſen, ſondern beſtand mit wildem Geſchrei darauf, ihn ſeinem Schickſale zu überlaſſen, dagegen aber den jungen Löwen ins Land zurückzurufen und auf den Thron zu ſetzen. Dieſen Rath gab Schalkwitz zuerſt und verfocht ihn ſo lange, bis er allgemein angenommen ward. Boten über Boten eilten fort, um den Beſchluß der Nation dem Prinzen zu melden. Sie fanden ihn ſchon auf dem Rückwege; er kam an und man huldigte ihm.

Schalkwitz erhielt auf ſein Anſuchen eine geheime Audienz und ſprach mit kriechender Demuth: „Erlaubt mir, gnädigſter Herr, mich ſelbſt vor Euch zu entlarven. Ich ſchien bisher Euer Feind; aber hinter dieſer Maske war ich Euer unterthänigſter Verehrer, und alles, was ich unternahm, geſchah zu Euerm Beſten. Als ich dieß Land betrat, fand ich das Volk gegen Euch in Aufruhr; es verlangte durchaus einen andern König. Ich verabſcheute die Empörer, ſchloß mich aber, um Euch zu dienen, an ſie an, und lenkte die Wahl auf den ſchwachen Herrn Simpel. Errathet Ihr, warum ich das that? — Ich wollte verhindern, daß der Reichsſcepter nicht an einen Mächtigern käme, der ihn feſthalten und ihn Euch auf ewig entreißen möchte. Einem wehrloſen Simpel — dacht' ich — iſt er mit der Zeit, wenn der Volkstaumel vorüber iſt, leicht wieder zu entwinden, und dieß hab' ich, ohne Ruhm zu melden, glücklich bewerkſtelligt. Durch boſe, aber zweckmäßige Rathſchläge machte ich den ungeſchickten Schwachkopf dem Volke verhaßt, verwickelt' ihn zuletzt in einen Krieg, traf alle Anſtalten ſo, daß er geſchlagen und gefangen werden mußte, und war dann der Erſte, der den Rath gab, ihn im Stiche zu laſſen und Euch zum Throne zu rufen. — Seht, dieß alles that ich, unter treulichem Beiſtande meines Freundes Denkling, blos in der Abſicht, um ihn und mich Eurer Huld zu empfehlen; und ich hege die unterthänigſte Hoffnung....“

Du haſt dich ſtark verrechnet! — unterbrach ihn der Löwe. — Daß du einſt gegen mich das Volk aufwiegelteſt, verzeih' ich dir; daß du aber an dem unglücklichen Simpel, dem du Treue und Ergebenheit logſt, und der ſein ganzes Vertrauen auf dich ſetzte, zum Verräther wurdeſt — das empört mich ſo gegen dich, daß ich dich auf der Stelle zerreißen möchte. Ich will mich aber mit deinem Schlangenblute nicht beflecken. Hebe dich aus meinen Augen und räume ſofort mit deinem Spießgeſellen Denkling das Land! Der geringſte Verzug koſtet euch beiden das Leben! —

Der Fuchs ſtand, wie mit Eiswaſſer begoſſen, und ſchlich zitternd zu ſeinem Freunde, der über das ihm angekündigte Verweiſungsurtheil in die größte Beſtürzung gerieth. Doch nach einer kurzen Uebereilung waren ſie mit einander darüber einig, daß mit dem neuen Könige nicht zu ſcherzen ſey, und ſie daher am beſten thun würden, ihren Stab weiter zu ſetzen. Sogleich packten ſie ein, wanderten über die Gränze, und man hörte nichts weiter von ihnen.

Reineke war klüger und glücklicher. Er drängte ſich nicht mit Selbſtruhm an den Hof. Als aber der König erfuhr, daß er bei Simpels Regierungsantritt ſeine Stelle niedergelegt und ſeitdem in ruhiger Stille gelebt hatte, ſo gefiel es ihm wohl; er ließ ihn rufen und erhob ihn wieder zum Kanzler.

Fünfzehntes Kapitel.

Die Gefangenen ſetzen ſich in Freiheit, und der Held des Buches ſtirbt, indem er ſich in den glücklichſten Umſtänden befindet.

Herr Simpel ward in ſeiner Kriegsgefangenſchaft nicht übel behandelt. Der Müller und ſeine Leute pflegten zwar ſonſt mit Geſellen ſeines Schlages wenig Komplimente zu machen; aber gegen ihn, der ſich unter ſo ſeltſamen Umſtänden bei ihnen eingefunden hatte, empfanden ſie eine gewiſſe ſcheue Achtung, und erwieſen ihm alle Höflichkeiten, die er ſeiner Natur nach erwarten konnte. Er bewohnte, von den übrigen gemeinen Eſeln abgeſondert, einen eigenen reinlichen Stall, ward gut genährt und gepflegt und mit aller Arbeit verſchont. Auch die Geſellſchaft ſeines luſtigen Mitgefangenen, der ſich im ganzen Hauſe beliebt machte, entzog man ihm nicht. Sie unterhielten ſich aber, wenn Menſchen dabei waren, nur durch ſtumme Zeichen mit einander, verriethen ihren Rang und Stand in der Thierwelt auf keine Weiſe, und beobachteten alſo, mit Einem Worte, ein ſtrenges Inkognito.

Der Graue war über ſeinen Unſtern ſehr niedergeſchlagen, ſah Stundenlang in düſtern Gedanken auf ſeine Halskette und ſeufzte nach dem Tode. „Ei, nicht doch!“ ſagte

Squenz: „Das iſt ein leidiger Tröſter, der immer bleiben mag, wo er iſt. Wir bedürfen ſeiner Knochenhand nicht, um Euch zu entfeſſeln; ich denke ſelbſt damit fertig zu werden.“

Das ging aber nicht ſo leicht, als er glaubte. Die Kette war zu feſt gegliedert; alles Drehen und Wenden half nichts. Doch des Affen Beobachtungsgeiſt entdeckte bald ein glückliches Hülfsmittel. Im Hauſe frei herumgehend, ſah er eines Tages den Müller von einer Feile Gebrauch machen, ſtahl ſie heimlich hinweg, und ahmte das erlernte Kunſtſtück an Simpels Kette ſo geſchickt nach, daß er ſie von der Krippe loshacken konnte, wenn er wollte. „Sieh, Bruderherz,“ rief er aus, „nun brauchen wir den Tod nicht zu bemühen! Ich wünſche ihn aber deinem ganzen nichtswürdigen Volke auf den Hals, weil es dich hier in der Dinte ſitzen ließ, ohne ſich um dich zu bekümmern. Doch es ſey darum; wir wollen uns nun ſelbſt ranzioniren.“

Es war eben um die Zeit der Ernte, und die Mühle bisweilen wegen dringender Feldgeſchäfte ganz menſchenleer. In einem ſo glücklichen Augenblicke bereiteten ſich die Gefangenen zur Flucht. Squenz ſchleppte mit der größten Anſtrengung aus einem entfernten Winkel die Löwenhaut herbei und bekleidete Simpeln damit; denn er behauptete, daß ſie ſich ohne dieſes Reichskleinod in ihrer Heimath nicht ſehen laſſen dürften. Dann wurde der Eſel losgekettet, und ſie machten ſich geſchwind auf die Ferſen.

Herr Simpel war kein Freund vom Laufen,
Und ſtand oft ſtill, um zu verſchnaufen;
Allein der Hofnarr brauchte Zwang:
Er ſchalt ihn eine Schnecke, ſprang
Ihm auf den Rücken wie ein Reiter,
Und trieb ihn mit der Peitſche weiter.

Unverfolgt kamen ſie ſo in die Nähe der Reſidenz. Hier ging der Kavalleriſt, um kein lächerliches Aufſehen zu erregen, wieder zu Fuß; aber dennoch lärmte ihnen ſchon von weitem der Spott des zuſammenlaufenden Thierpöbels entgegen. Die elendeſten Wichte, denen der unglückliche König noch vor kurzer Zeit die größten Wohlthaten erwieſen hatte, rieben ſich mit platten Späſſen an ihm. Andere, die nicht ganz ſo ſchlimm waren, wichen ihm ſchweigend aus, als ob er mit der Peſt behaftet wäre. Nur Wacker, der doch vormals ſein Widerpart geweſen war, begrüßte ihn mit biedrer Freundlichkeit, und verwies den boshaften Witzlingen ihre ungezogene Schadenfreude.

„Lieber Wacker,“ — ſprach Simpel in einem kläglichen Tone — „ich danke herzlich für Euer Mitleiden; es rührt mich. Aber mit Kummer ſeh' ich mich von Andern gemißhandelt. Sagt mir doch, guter Freund, hab' ich denn etwa ohne Wiſſen und Willen ein Verbrechen begangen?“

Kein anderes, lieber Herr, verſetzte Wacker, als daß Ihr nicht mehr im Stande ſeyd, dieſem Geſindel zu helfen oder zu ſchaden. — Denn Nobels Sohn befindet ſich wieder hier und iſt — König.

„Nun, dem Himmel ſey Dank!“ rief Simpel mit Freudigkeit aus.

In dieſem Augenblicke kam der edle junge Löwe, der das Getümmel vernommen hatte, mit eilenden Schritten herbei. Simpel ſank zitternd vor ihm auf die Knie und ſtammelte: „Mein Herr und König, ich bitt' um Gnade!“ —

Kühnherz befahl ihm aufzuſtehen; allein der Afterkönig blieb in ſeiner demüthigen Stellung und fuhr fort: „Ich habe mich hart wieder Ew. Hoheit vergangen; aber ich bin — ſo wunderbar das auch klingen mag — faſt ganz ohne Schuld. Die Natur hat mich, leider! verwahrloſet und zu einem ſo ſchwachſinnigen Geſchöpfe gebildet, daß ich immer in die Fallſtricke, welche mir Liſt und Bosheit legen, wie blind hineintappe. So ging mir's denn auch mit meinem unglücklichen Königthume. Ich hatte nicht im Traume daran gedacht; aber ich ward überredet, betäubt und gleichſam mit den Haaren auf den Thron gezogen. O, wie gern tret' ich Euch den heißen Platz wieder ab, wo ich wenig frohe Stunden gehabt habe! Ich werde die Schwachheit, daß ich ihn einnahm, ewig bereuen, und unterwerfe mich jeder Strafe, die Ihr mir deßhalb auflegen wollt." —

Steht auf, wiederholte Kühnherz und fürchtet nichts! Ich vergeb' Euch. — Und habt Ihr irgend einen Wunſch, den ich gewähren kann, ſo entdeckt mir ihn mit Vertrauen.

„Großmüthigſter Monarch!" rief Simpel: „Nun fühl' ich erſt recht tief mein Verbrechen! Ach, wie kann ich armer, unwürdiger Knecht es verantworten, daß ich mich zum Werkzeuge der Bosheit brauchen ließ, um einen ſo edelmüthigen Fürſten auf einige Zeit vom Throne zu verdrängen! Und das vergebt Ihr mir! — Ich bin zu wortarm, Euch dafür zu danken. Mit Euch ausgeſöhnt zu ſeyn, war mein ſehnlichſter Wunſch. Nun hab' ich nur noch den: daß Ihr mir ein ſtilles Plätzchen gönnt, wo ich den Reſt meines kummervollen Lebens ruhig beſchließen kann."

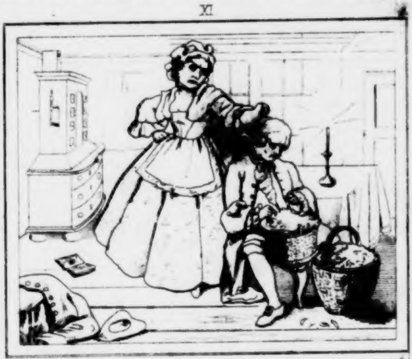
Das ſoll Euch werden, verſetzte der König. Ich überlaſſe Euch das Schloß Grimmhildenruhe, wo mein Vater ſtarb. Es iſt zwar das Witthum meiner Mutter; ſie wird es Euch aber abtreten, und Ihr ſollt dort eine ſichere Freiſtätte gegen Mangel und Kränkungen finden. —

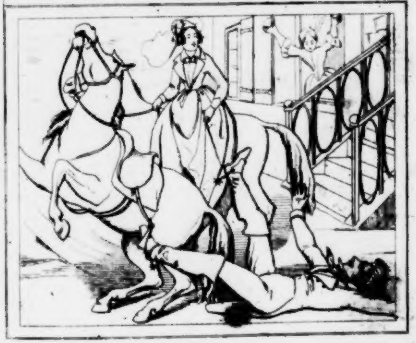
Mit froher Dankbarkeit nahm Simpel von der ihm angewieſenen Auszugswohnung Beſitz, und lebte einige

Monate darin wie in einem Paradieſe. Jetzt aber beſann ſich der Tod, daß er ihm im Stalle des Müllers gerufen hatte und ſtellte ſich plötzlich ein. Doktor Squenz eilte zwar herbei, um durch ſeine Kunſt dem unzeitigen Beſucher die Thüre zu weiſen; allein er fand ſeinen frommen Herrn ſchon ſanft entſchlafen, und entwarf nun, ſtatt eines Rezepts, folgende Grabſchrift:

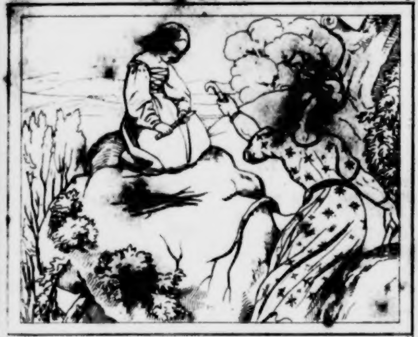
Hier ruht ein Eſel, den im Scherz
Das launenhafte Glück den Thieren
Zum König gab. Doch er empfand mit Schmerz,
Daß man, um rühmlich zu regieren,
Mehr nöthig hat, als — gutes Herz.

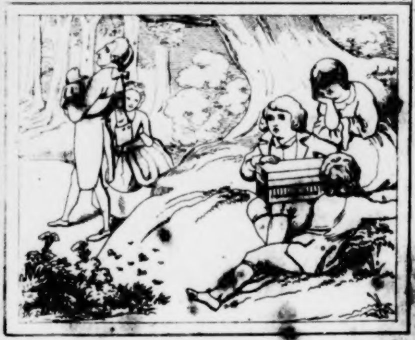
XI



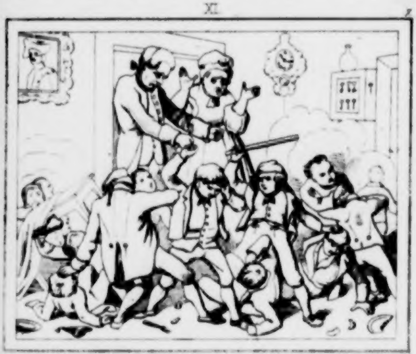


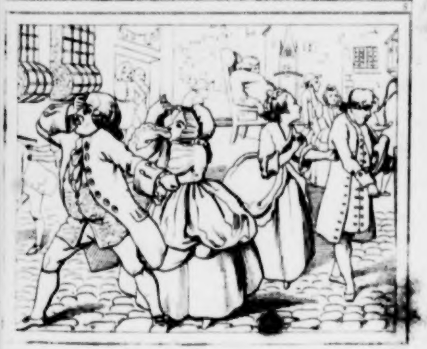
XI



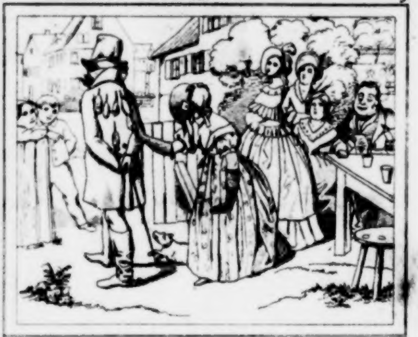


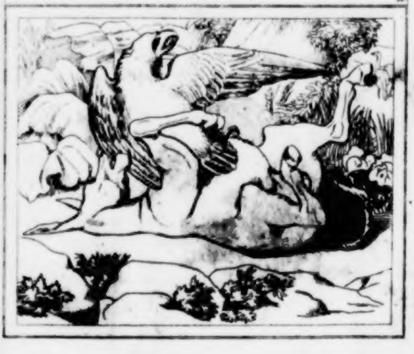
XI.



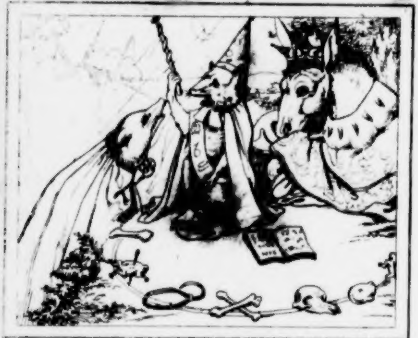


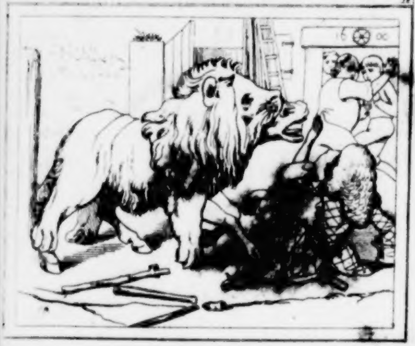
XI



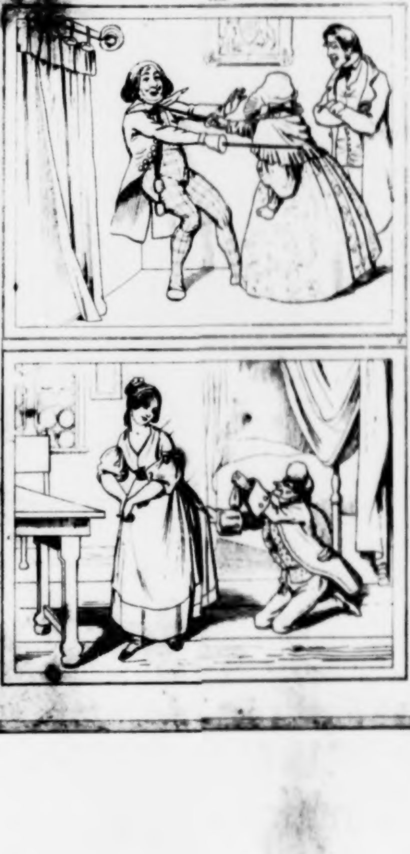


XI





XII



A. F. E. Langbein's

ſämmtliche Schriften.

Zweite verbeſſerte Auflage.

Zwölfter Band

enthält:

Zeitſchwingen.

Stuttgart:
J. Scheible's Buchhandlung.
1841.

Zeitſchwingen.

Die Schule der Eleganz.

Eine Poſſe in drei Aufzügen.

Perſonen.

Herr von Puff.
Meiſter Puff, ſein Bruder.
Madam Schwalbe.
Julie, ihre Nichte.
Frau von Schmelz.
Moritz, ihr Sohn.
Gauch, Hofmeiſter des Herrn von Puff.
Wieſel, ein Agent.
Hannchen, Stubenmädchen der Madam Schwalbe.
Ein Tanzmeiſter.
Ein Bereiter.
Ein Miethkutſcher.
Bediente des Herrn von Puff.

Die Handlung geht im Hauſe der **Madam Schwalbe** vor.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Im Zimmer der Madam Schwalbe.

Hannchen (ſtrickend).

Ob ich denn eine Nadel werde ruhig abſtricken können? — Es wäre ein Wunder! — Ich bin das Leben in dieſem Taubenſchlage recht ſatt. Das iſt den ganzen Tag ein Aus- und Einfliegen ohne Ende! Und wenn's nur noch fromme Tauben wären, ſo möcht' es ſeyn; aber da kommen lauter Raben, Geier und Habichte. Pfui über das häßliche Geſchmeiß! Seitdem vollends der hochwohlgeborne Eulenſpiegel, Herr. Peter von Puff, hier im Hauſe wohnt, ſind die Raub- und Stoßvögel unausſtehlich rege geworden. (Es wird ſtark an der Thüre geklopft.) Dacht' ich's doch! Das iſt gewiß wieder ſo ein Vogel Greif; man hört's gleich an der Haſt, mit der er ſich anmeldet. (Stärkere Schläge an die Thür.) Nu, nu, nur Geduld! (Sie geht und öffnet.)

Zweiter Auftritt.

Agent Wieſel. Hannchen.

Wieſel (ſchnell eintretend). Guten Tag, ſchönes Mädchen.

Hannchen. Sind Sie's denn nur? — Ich dachte, es wäre wenigſtens ein Graf; ſo gebieteriſch klopften Sie an.

Wieſel. Ja, wer ſo viel Geſchäfte hat, wie ich, kann nicht lange vor den Thüren ſchildern. Iſt Madam zu Hauſe?

Hannchen. Dieß Mal nicht.

Wieſel. Sapperment! das iſt ärgerlich. Sie hat mich ausdrücklich auf dieſe Stunde her beſtellt, und nun ſchachert ſie in der weiten Welt herum. — Was gibt's denn? Was will ſie von mir?

Hannchen. Ich weiß davon kein Wort.

Wieſel. Sie machte die Sache ſehr wichtig, und ein Mann wie ich gibt ſich auch mit Kleinigkeiten nicht ab. Wenn ſie nur da wäre! Es iſt, wahrlich! recht unartig von der werthen Madam. (Er läuft ungeduldig im Zimmer auf und ab.) Einen Müßiggänger mag ſie ſo in den April ſchicken; aber mich nicht. Ich weiß gar nicht, was ſie denkt. Es iſt ihr doch bekannt, daß ich immer alle Hände voll zu thun habe und daß bei mir jede Viertelſtunde ihren baaren Louisd'or werth iſt.

Hannchen. Ei bewahre! So viel gebe ich Ihnen nicht dafür und Madam vermuthlich auch nicht. Halten Sie ſich alſo ja keinen Augenblick länger hier auf! Sie könnten uns ſonſt eine fürchterliche Rechnung machen. (Sie drängt ihn ſcherzhaft nach der Thür.)

Wieſel (ſträubt ſich poſſierlich und ungelenk). Nicht doch! nicht doch! Bei einem ſo netten Mädchen bleib' ich umſonſt oder mache mich auf andre Weiſe bezahlt. (Er haſcht nach einem Kuß.)

Hannchen (weicht ihm verächtlich aus). Ruhig, Herr Agent! Das paßt nicht zu den grauen Haaren unter Ihrer Perücke.

Wieſel. Aha! wenn ich alſo einen ſchwarzen Krauskopf hätte, wie ſie jetzt Mode ſind — da — da —

Hannchen. Schwatzen Sie nicht ſo albern! Ich verbitte mir das ernſtlich.

Wieſel. Hoho! dieſe ſtolze Tugendſprache macht mich ganz irre. (Er blickt wie befremdet im Zimmer umher.) Ich bin gewiß fehl gegangen. — Wohnt hier Madam Schwalbe?

Hannchen. Wer ſonſt?

Wieſel. Die gefällige, dienſtfertige Madam Schwalbe?

Hannchen. Hm!

Wieſel. Die wandernde Trödelbude?

Hannchen. Ich erſtaune.

Wieſel. Die Heirathsſchmiedin?

Hannchen. Schweigen Sie?

Wieſel. Die geheime Liebesſtafette?

Hannchen. Herr! ich rathe Ihnen —

Wieſel. Die Gelegenheitsmacherin?

Hannchen. Welche Läſterungen! (Sie wendet ſich weg und hält mit beiden Händen die Ohren zu.)

Wieſel. Die ehrbare, fromme Matrone, die keine Predigt und keine Gelegenheit — zum Prellen verſäumt? — Die gefühlvolle Dame, die ſo oft rührend und weinerlich ſpricht, und dabei ihre Kunden ſo zwackt, daß ihnen die Augen übergehen? — Die alte Kreuzſpinne, die in ihrem Netze auf junge, leichtſinnige Fliegen lauert? — Mit Einem Worte: die Fünfzig-Prozent-Chriſtin — die Raubbiene — das immer flotte Kaperſchiff —?

(Er wird durch ein lautes Klopfen an der Thür unterbrochen.)

Hannchen. Ha! da kommt Madam. Nun, mein Herr, blüht Ihr Glück. Ich will Sie ſogleich als einen geſchickten Portraitmaler empfehlen. (Sie will nach der Thür gehen.)

Wieſel (hält ſie zurück). Ums Himmels willen nicht!

Hannchen. Laſſen Sie mich los!

Wieſel. Habe Mitleiden, verrathe mich nicht!

Hannchen. Kein Pardon! Madam ſoll alles erfahren.

(Wiederholtes Klopfen.)

Wieſel (mit ſteigender Angſt). Hannchen, goldenes Hannchen, erbarme dich! Madam Schwalbe iſt meine einzige Stütze — ich bin Zeitlebens ein ruinirter Mann. (Er wirft ſich ihr zu Füßen.) Mache mich nicht unglücklich! Ich habe eine Frau und ſieben lebendige Kinder.

Hannchen. Jämmerlicher Menſch! (Sie ringt ſich los und öffnet die Thür.)

Dritter Auftritt.

Madam Schwalbe. Ein Miethkutſcher. Die Vorigen.

Mad. Schwalbe (in der Thür). Na, Jungfer! Sie läßt mich gewaltig lange klopfen. (Sie tritt krächzend herein. Ihre ſchwarze Enveloppe iſt, wie die Plane eines Frachtwagens, über große Bündel ausgebreitet, die ſie unter beiden Armen trägt. Ihr folgt ein Miethkutſcher mit ähnlichem Gepäck.)

Wieſel (geht ihr mit tiefen Bücklingen entgegen). Unterthäniger Diener, werthgeſchätze Madam. Erlauben Sie. (Er nimmt ihr die Bündel geſchäftig ab.)

Mad. Schwalbe. Bon jour, Herr Wieſel! Was hatten Sie denn da für einen zärtlichen Auftritt mit meiner Hanne? Ich ſah durch's Schlüſſelloch, daß Sie vor ihr auf den Knieen lagen.

Wieſel (ängſtlich ſtammelnd). Ich? — ich kann mich nicht erinnern. — Doch ja — (Er zwingt ſich zum Lächeln.) ich will's nur geſtehen — ich bin Mitglied eines Privattheaters geworden, hab' eine Liebhaberrolle übernommen und probierte ſie eben jetzt ein Bißchen.

Mad. Schwalbe (ſchlägt die Hände zuſammen). Was das für Streiche ſind, ſich in Ihren hohen Jahren mit dem ſündlichen Komödienſpiel abzugeben! Fürchten Sie denn nicht die Strafe des Himmels? — (Zu Hannchen.) Nu, was ſtehſt du da und haſt Maulaffen feil? Kannſt du nicht dem Kutſcher die Waaren abnehmen und mir einen Stuhl reichen? Du ſiehſt doch, daß ich mich kaum mehr auf den Beinen erhalten kann.

Hannchen (eilt zum Kutſcher).

Wieſel (bringt einen Stuhl). Madam verzeihen, daß ich meine Schuldigkeit nicht eher beobachtet habe.

Mad. Schwalbe (ſetzt ſich ächzend). Uf! was habe ich heute für einen Marſch gemacht! Matt wie eine Fliege, mußte ich mich endlich fahren laſſen; ſonſt wär' ich mitten auf der Gaſſe liegen geblieben. Nee, unſre liebe Stadt iſt eine gar zu große Babel. Man muß alle Tage ſeinen Biſſen Brod viele Meilen weit ſuchen.

Wieſel. Arme Madam! Sie greifen ſich allzu ſtark an.

Mad. Schwalbe. Ja, das iſt wahr; ich placke mich ehrlich und habe wenig oder nichts davon. Es iſt gar kein Geld mehr unter den Leuten. (Zum Kutſcher.) Was bin ich Ihm ſchuldig?

Kutſcher. Madam, ein harter Thaler iſt nicht zu viel.

Mad. Schwalbe. Er iſt nicht klug! für den Katzenſprung von der Brücke bis hierher einen Thaler?

Wieſel. Schäm' Er ſich, mein Freund. Er muß die brave Madam nicht ſo unchriſtlich übertheuern.

Kutſcher. Ja, die brave Madam und ihre Packete ſind auch brav ſchwer. Es war ſo gut, als ob ich eine ganze Gevatterſchaft geladen hätte.

Mad. Schwalbe. Ein ſpaßhafter Mann. Da hat Er einen Gulden und geh' Er mit Gott. (Sie giebt ihm Geld.)

Kutſcher. Madam ſind ſehr genau. Doch ich will zufrieden ſeyn, um ein ander Mal wieder die Ehre zu haben. Aber noch ein Trinkgeldchen!

Mad. Schwalbe. Man kann euch Leuten nicht genug geben. — Trinkgeld! — Er riecht ja ſchon von weitem wie eine Branntweinsblaſe. — Hier ſind noch ein paar Groſchen. (Sie giebt ihm.) Leg Er ſie gut an!

Kutſcher. Zu einem Schnäppschen auf Dero Geſundheit.

Mad. Schwalbe. Er thäte beſſer, wenn Er Seine ausgehungerten Schimmel mit einer Metze Hafer traktirte.

Kutſcher. Wie? Für das Trinkgeld, das Sie mir gegeben haben, ſollte ich Hafer kaufen? — Nein, Madam! Das läßt mein Gewiſſen nicht zu.

Wieſel. Sein Gewiſſen?

Mad. Schwalbe. Was kann denn das dagegen haben?

Kutſcher. Laſſen Sie ſich dienen. Es iſt meine Schuldigkeit, den Herrſchaften gehorſam zu ſeyn. Wenn nun eine ſo ſtattliche Madam, wie Sie, zu mir ſagt: Da, Kutſcher, hat Er ein Trinkgeld —

Mad. Schwalbe. Nun?

Kutſcher. So wär's ja Widerſpenſtigkeit und Ungehorſam, wenn ich das erhaltene Geſchenk zu ſonſt etwas anlegte. Es wäre ja nicht anders, als ob ich mich an anvertrautem Gute vergriffe.

Mad. Schwalbe. Drolliger Kauz! Er muß in Seinem Leben viel Advokaten gefahren haben, weil Er eine ſchlimme Sache ſo gut zu vertheidigen weiß. Nun, thu Er nach ſeinem Belieben.

Kutſcher. Alſo bleibt's bei dem Gläschen auf Dero werthe Geſundheit. Adieu, Madam.

(Er geht ab.)

Vierter Auftritt.

Die Vorigen, ohne den Kutſcher.

Wieſel. Ein durchtriebener Schalk!

Mad. Schwalbe (zu Hannchen). Hat jemand nach mir gefragt?

Hannchen. O, erſtaunend viel Leute! Es war nicht möglich, ſie alle im Kopf zu behalten. Hier habe ich ſie aufgeſchrieben. (Sie überreicht einen großen Bogen Papier.)

Mad. Schwalbe. Lies mir vor.

Hannchen (lieſt langſam und laut). Verzeichniß der Perſonen, die heute, den —

Mad. Schwalbe. Ohne Senf, zur Sache!

Hannchen (lieſt). Nummer Eins: Herr Kandidat Bläh, wegen der Pfarre in Lammsdorf.

Mad. Schwalbe. Will er die ihm angetragene Kammerjungfer aus hoher Hand heirathen?

Hannchen. Mit großem Vergnügen.

Mad. Schwalbe. Gut. So bekommt er die Pfarre und wird mich wahrſcheinlich aus Dankbarkeit bald zu Gevatter bitten.

Wieſel (reibt ſich luſtig die Hände). Hä! hä! ein ſcharmanter Einfall!

Mad. Schwalbe. Weiter!

Hannchen (lieſt). Nummer Zwei: Herr von Boreas. Er ſucht ein Kapital von ſechstauſend Thalern.

Mad. Schwalbe. Das mag er ſuchen bis an den jüngſten Tag. Weiter!

Hannchen (lieſt). Nummer Drei: Der Pfandleiher Baruch, der mit der Obrigkeit in Unfrieden gerathen iſt, und ſich deshalb einen guten Rath ausbitten wollte.

Mad. Schwalbe. Er wird geprellt und gewuchert haben. Was geht das mich an? Ich bin eine chriſtliche Frau und nehme nicht mehr als landüblich iſt. Man muß leben und leben laſſen. — Fahr fort!

Hannchen (lieſt). Nummer Vier: Ein blutjunger, unbärtiger Menſch, der ſich einen Schriftſteller nannte und eine große Laſt Papier unter dem Arme trug, die Madam an einen Buchhändler verhandeln ſollten.

Wieſel. Ein neuer Geſchäftszweig!

Mad. Schwalbe. Der aber wohl ſchlechte Früchte tragen möchte.

Hannchen. Er meinte, der junge Menſch: er wollte den Namen irgend eines ſchon bekannten Schriftſtellers auf den Titel ſeines Buchs ſetzen; dann würden die Buchhändler wohl zugreifen und die Leſer auch.

Mad. Schwalbe. Je, der Spitzbube! Er will Namen ſtehlen und ich ſoll ſie verkaufen! — Du kommſt mir recht! — Wir wollen uns bei dem Schuft nicht aufhalten.

Hannchen (lieſt). Nummer Fünf bis Neune: Ein Secretär, eine Amme, ein Informator, ein Reitknecht und ein Mohr — alles dienſtloſe Leute, die um Empfehlung und Verſorgung bitten.

Mad. Schwalbe. Haben ſie Atteſtate von ihren vorigen Herrſchaften?

Hannchen. Zum Theil. Dort liegen ſie.

Mad. Schwalbe. Schon gut. Fort!

Hannchen (lieſt). Nummer Zehn: Ein junges, bildſchönes Frauenzimmer, das ſein Anliegen nicht entdecken wollte.

Wieſel (bei Seite). Ich errath' es.

Mad. Schwalbe. Wird doch wiederkommen?

Hannchen. Gegen Abend. (Sie lieſt weiter.) Nummer Eilf bis Vierzehn: Ein Taſchenſpieler, ein Maultrommelſchläger, eine Harfeniſtin und ein Seiltänzer.

Mad. Schwalbe. Mein Himmel! was wollte das Volk?

Hannchen. Dem Herrn von Puff Unterricht geben.

Wieſel (neugierig). Wer iſt der Herr von Puff?

Mad. Schwalbe (ſchnell einfallend). War das Harfenmädchen jung und hübſch?

Hannchen. O nein! Alt und grau, und häßlich wie eine Zigeunerin.

Mad. Schwalbe (unwillig). Der Balg ſoll mir nicht wieder über die Schwelle kommen. (Zu Wieſel.) Sie fragten nach dem Herrn von Puff?

Wieſel. Ja, ich war ſo frei, weil mir ſein Name ganz fremd iſt.

Mad. Schwalbe. Er wär's Ihnen nicht, wenn Sie ſeit acht Tagen einen Gang zu mir gethan hätten.

Wieſel. Pardonniren Sie.

Mad. Schwalbe. Der Herr von Puff, will ich Ihnen ſagen, wohnt hier im Hauſe — Doch wir wollen alsdann von ihm ſprechen. Jetzt mag Hannchen ihr buntes Regiſter vollends ableſen. Allons! wer war noch da?

Hannchen (lieſt). Nummer Fünfzehn: Ein gekrönter Po —

Mad. Schwalbe (mit der größten Haſtigkeit aufſpringend und einfallend). Po — Potentat? Gekröntes Haupt?

Hannchen. Ich meines Theils habe keine Krone auf ſeinem ſtruppigen Kopfe geſehn. Es war ein Brauſewind in einem abgetragenen Fähnchen.

Mad. Schwalbe (polternd). Und der gab ſich für einen Potentaten, für ein gekröntes Haupt aus?

Hannchen. Nicht doch, Madam! Sie ließen mich vorhin nicht ausreden. Er ſagte, er wär' ein gekrönter Poet.

Mad. Schwalbe (matt und kleinlaut die Hände faltend). Ach, du lieber Gott! — ein Poet! — (Zu Wieſel.) Wie kommen denn ſolche Menſchen dazu, ſich einer Krone zu rühmen?

Wieſel. Es iſt nur ein armſeliges Kränzchen von Lorbeerzweigen.

Mad. Schwalbe. Da geht mir ein Licht auf. Es muß jetzt eine ſchmähliche Menge Poeten geben: denn die Lorbeerblätter ſind ſeit einiger Zeit ganz ungewöhnlich im Preiſe geſtiegen.

Wieſel (ſchmeichelnd). Wie witzig?

Mad. Schwalbe. Was wollte denn der Lorbeerprinz?

Hannchen. Sie ſollten ihn dem Herrn von Puff zum Lehrer der Versmacherkunſt empfehlen.

Mad. Schwalbe. Das fehlte noch!

Hannchen. Er hat ein kleines Probeſtück ſeiner Kunſt hier zurückgelaſſen: ein Lobgedicht auf Madam. (Sie holt ein Blatt von ihrem Arbeitstiſche.)

Mad. Schwalbe. Ein Lobgedicht auf mich? — Dieſe Ehre iſt mir in meinem Leben noch nicht widerfahren. Laß doch hören!

Hannchen (lieſt):

Die halbe Stadt, o theure Madam Schwalbe,
Verehret dich —

Mad. Schwalbe (befremdet). Dich! — dich! — Sehr cordat! ſehr familiär! Als ob wir mit einander Gänſe gehütet hätten.

Wieſel. Das machen die Poeten nicht anders. Sie dutzen Könige und Kaiſer.

Mad. Schwalbe. So muß ich mir's wohl auch gefallen laſſen. Da Capo!

Hannchen (lieſt langſam mit pathetiſcher Stimme und legt beſonders einen nachdrücklichen Ton auf die Reime):

Die halbe Stadt, o theure Madam Schwalbe,
Verehret dich als eine edle Dame!
Nein, durch die ganze Stadt, nicht blos die halbe,
Erſchallt von dir die Ruhmtrompet' der Fame.

Wer Raths bedarf, pflügt gern mit deinem Kalbe,
Und hat davon nicht die geringſte Blame.
Für Blind' am Geiſte kochſt du Augenſalbe,
Und Krücken ſchnitzeſt du für Seelenlahme.

O, wenn doch auch die Götter mir vergönnten,
Mich einzumiſchen in den Ameishaufen
Der zahllos um dich wimmelnden Klienten! —

Mad. Schwalbe (die während der Vorleſung ihr Erſtaunen und Mißfallen mit ſtummen Geberden bezeigt hat, kann jetzt nicht länger an ſich halten und ſtampſt mit den Füßen.) Das wird zu toll! Kein Wort weiter von dieſer vermaledeiten Salbaderei!

Hannchen. Es ſind nur noch drei Zeilen übrig.

Mad. Schwalbe. Ich mag ſie nicht hören, wenn du mir auch auf jede einen Dukaten legteſt.

Wieſel. Viel geſagt!

Mad. Schwalbe. Anfangs gefiel mir das Ding — wenn ich das vertrauliche Du ausnehme — nicht ſo ganz übel; aber mit Einem Male ſchlug der Brei um und ward ungenießbar. — Und dieſer poetiſche Sudelkoch will recommandirt ſeyn? — Ja, ins Irrenhaus will ich ihn recommandiren.

Wieſel (mitleidig). Er wäre wohl verſorgt.

Mad. Schwalbe (zu Hannchen). Biſt du mit deiner Liſte bald zu Ende?

Hannchen. Nein, lange noch nicht.

Mad. Schwalbe. Der Tauſend! ſo iſt ja ein ganzes Regiment hier einmarſchirt.

Hannchen. Das zweite Bataillon — eben ſo ſtark wie das erſte — iſt noch zurück.

Mad. Schwalbe. Das wollen wir ein andres Mal muſtern.

Wieſel. Der Poet hat Ihnen alle Luſt verdorben.

Mad. Schwalbe. Wahrhaftig! (Zu Hannchen.) War das zweite Bataillon vielleicht ein beſſerer Schlag von Leuten?

Hannchen. Ich kann's eben nicht rühmen.

Mad. Schwalbe. Nun baſta! Trag' die Sachen, die ich mitgebracht habe, hinauf in die Pfänderkammer.

Hannchen. Sehr wohl. (Sie geht mit einigen Bündeln ab.)

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen, ohne Hannchen.

Wieſel. Ich bewundere Sie, Madam. Was Sie für einen Schwall von Geſchäften haben und mit welcher Pünktlichkeit und muſterhaften Ordnung Sie alle verrichten!

Mad. Schwalbe. Bagatellen, Herr Wieſel, wobei man kaum das Salz in die Suppe verdient. Aber, hören Sie — (ſie zieht ihn vertraulich weiter vor und ſieht ſich beſorgt um) jetzt habe ich ein Plänchen, das aus andern Augen ſieht — ein ſehr wichtiges Plänchen. Gelingt's, wie ich nicht anders hoffe, ſo habe ich mein Schäfchen ins Trockne gebracht.

Wieſel. Es ſollte mich aufrichtig freuen, wenn Ihre Verdienſte endlich einmal auf eine würdige Weiſe belohnt würden. Kann ich Ihnen vielleicht bei Ihrem Vorhaben an die Hand geben?

Mad. Schwalbe. Allerdings. Deswegen beſtellte ich Sie her. — Nun horchen Sie! Der Herr von Puff, von dem vorhin die Rede war, iſt der beſte Fiſch, den ich gefangen habe, ſeit ich möblirte Zimmer vermiethe, und das ſind nun volle dreißig Jahre. Hören Sie, er hat drei oder vier große, große Koffer voll Geld. Die ſtärkſten Laſtträger, die man finden konnte, trugen und hoben ſich daran beinahe zu Krüppeln, als er hier einzog. Das Glück iſt der Dummen Vormund; dabei bleibt's. Hören Sie, noch vor einem halben Jahre hat er in einem kleinen Städtchen, zwölf oder fünfzehn Meilen von hier — ich weiß nicht gleich, wie das Neſt heißt, ein miſerables Würzkrämchen gehabt und iſt ein ſehr armer Schlucker geweſen. Da hat ſich's nun gefügt, verſtehen Sie mich, daß — (Klopfen an der Thür.)

Potz Henker! was gibt's denn ſchon wieder? Bin ich nicht ein geplagtes Weib! Nicht einen Mund voll Worte kann ich mit einem Freunde ruhig ſprechen. Ich muß nur ſehen, wer da iſt. Bemühen Sie ſich indeſſen in die Küche. Ich rufe Sie, ſobald ich wieder frei bin. Gehen Sie mir aber ja nicht fort!

Wieſel. Nein, nein, wertheſte Madam. (Er trippelt auf den Zehen durch eine Seitenthür ab.)

Sechster Auftritt.

Frau von Schmelz. Madam Schwalbe.

Mad. Schwalbe (öffnet die Mittelthür und tritt mit der affektirten Geberde einer freudigen Ueberraſchung einen Schritt zurück). O, meine gnädige Frau, ich freue mich unendlich, Sie unter meinem Dache zu ſehn.

Fr. v. Schmelz (bewegt ſich in Trauerkleidern huſtend und ſchwerfällig herein). Votre servante, Madame. (Sie ruft hinter ſich.) Johann, der Kutſcher ſoll am Hauſe halten. — Ach, ma chère amie, ich bin ſehr echauffirt — ganz außer Athem — die Treppen, die Treppen! — Erlauben Sie, daß ich mich ſogleich placire. (Sie pflanzt ſich auf den nächſten Stuhl.)

Mad. Schwalbe. Behüte der Himmel! Sie werden ſich doch nicht hier an der Thürſchwelle niederlaſſen. Ihnen gebührt der beſte Ehrenplatz in meinem Hauſe. Kommen Sie, kommen Sie! (Sie hilft ihr vom Stuhle auf.)

Fr. v. Schmelz (vorwärts ſchwankend). Allzu höflich, allzu gütig! Mir iſt jeder Ort gleich, wenn ich nur das Vergnügen habe, mit Ihnen freundſchaftlich zu converſiren. — Nun, weiter wollen wir nicht vorrücken. Ich bin ſehr marrode. (Sie ſinkt ächzend auf einen Stuhl.) Geprieſen ſey der Ehrenmann, der das Sitzen erfand! — Wie geht's Ihnen denn, meine Beſte?

Mad. Schwalbe. Danke für gnädige Nachfrage. Ich ſchleiche nun ſo immer ſchlecht und gerecht, aber mit zufriedenem Herzen, auf der Mittelſtraße fort. Mit der glücklichen Frau von Schmelz kann ich mich freilich nicht meſſen. Bei Ihnen heißt's: Mit Vielem hält man Haus; und bei mir: Mit Wenigem kommt man auch aus.

Fr. v. Schmelz. Ihre Philoſophie ſcharmirt mich. Zufriedenheit iſt ein edles Kleinod. Aber der Himmel macht es Ihnen auch, wie mich dünkt, eben nicht ſehr ſauer, dieſe Juwele in Ihrem Herzen zu conſerviren. Sie haben eine ſchöne, lebendige Nahrung —

Mad. Schwalbe (ſtutzend). Eine lebendige?

Fr. v. Schmelz. C'est à dire, eine gute, lebhafte Nahrung. Sie ſind die beliebte und belobte Geſchäftsträgerin des größten Theils der hieſigen Nobleſſe, und Aemtchen bringen Käppchen; das iſt bekannt.

Mad. Schwalbe. Ach! meine beſte gnädige Frau, es iſt nicht alles Gold, was glänzt, und das Geld, das verzweifelte Geld, iſt jetzt gar zu klemm. Es hängt auch in vielen großen Häuſern wie an Ketten. Ja, freche Betrüger, windige Gauner, Spürhunde der Wolluſt, Handlanger und Werkzeuge der Ueppigkeit und ſo weiter — die mäſten ſich und werden reich. Solches Geſindel findet allenthalben offene Kaſſe. (Frömmelnd.) Wenn aber die beſcheidene Ehrlichkeit ein paar Thälerchen blutſauer verdient hat und nun mit ſtummer Geduld an der Thüre ſteht und ihren billigen Lohn erwartet: da gibt's überall finſtre, ungnädige Geſichter, und alle Kaſten ſind leer. — Ich ſage und bleibe dabei: Je ärger der Schalk, je beſſer ſein Glück.

Fr. v. Schmelz. So iſt, leider! der Weltlauf. Aber goldenes Frauchen, alle Ihre Kunden bezahlen doch wohl nicht mit ſo abominablem Undank, wie Sie eben zu referiren beliebten. Ich, par exemple, werde dieſes ſchwarze Regiſter gewiß nicht vermehren. — Doch, Sie haben wohl unter dem großen Trubel Ihrer anderen Affairen mich und mein Herzgeſchäftchen ganz vergeſſen.

Mad. Schwalbe. Ich Sie vergeſſen? — Sie thun mir bittres Unrecht durch dieſen Verdacht. Ich habe für Sie geſorgt, als ob es mich ſelbſt beträfe.

Fr. v. Schmelz. Sérieusement? — Ich brenne vor Neugier und Verlangen.

Mad. Schwalbe. Wollen Sie ſich nach Frankreich, England, Italien oder gar nach Amerika vermählen?

Fr. v. Schmelz. Ei, ei! warum ſollte ich ſo weit emigriren? — Die Waare, die ich ſuche, iſt ja im lieben Vaterlande überflüſſig vorhanden.

Mad. Schwalbe. O ja! Ich kann Ihnen mit einer großen Ladung deutſcher Eheſtandskandidaten von allen Sorten aufwarten. Befehlen Sie einen Blonden oder einen Braunen? Einen Huſarenmajor oder einen Kirchenprobſt? Einen Rieſen oder einen Zwerg?

Fr. v. Schmelz. Geh'n Sie mir, Sie ſpaßhafte Frau, mit Ihren drolligen Hyperbeln! Da hätten Sie ja ein vollſtändiges Männer-Magazin! — Sogar Rieſen und Zwerglein! — Hä! hä! hä! die letzte Sorte muß ich mir aus beweglichen Urſachen in jedem Falle gehorſamſt verbitten. Denn dieſer ſchwache Calibre — hi! hi! hi! —

Mad. Schwalbe. Taugt nichts — iſt nicht der Copulationskoſten werth. Sie haben Recht. — Die gnädige Frau ſind eine Kennerin; das merkt man.

Fr. v. Schmelz (mit dem Finger drohend). Frauchen, Frauchen! Sie detourniren mir auf eine ſchalkhafte Weiſe die Wörtchen im Munde und ſcheinen auf einen gewiſſen Artikel zu zielen, für den ich niemals paſſionirt geweſen bin. — Ich arme verlaſſene Wittwe ſuche einen Ehegenoſſen, der dem Hausweſen mit Kraft und Energie vorſtehen kann. Bei dieſer Intention läßt ſich aber von einem verbutteten Figürchen, an dem die Natur gleichſam nur halbe Arbeit gethan hat, kein erſprießlicher Gebrauch machen. — Ein ſolcher kleiner Zachäus — hä! hä! hä! (Sie fällt plötzlich in einen weinerlichen Ton.) Doch, ach! wie kann ich ſo badiniren? — Es iſt für mich traurig genug, daß ich von mancherlei Umſtänden preſſirt werde, in der trüglichen Ehelotterie ein neues Loos zu nehmen. Einen ſolchen Treffer, wie mein ſeliger Gemahl war, zieh' ich gewiß nicht wieder. (Sie fängt an zu ſchluchzen.)

Mad. Schwalbe. Faſſen Sie ſich. Setzen Sie Ihrer Betrübniß endlich Maaß und Ziel. Man muß in der Welt nur immer vorwärts ſehen, nicht hinter ſich. Was vorbei iſt, das iſt vorbei.

Fr. v. Schmelz. Das führe ich mir freilich auch täglich und ſtündlich zu Gemüthe, um meine Seufzer und Thränen zu moderiren. Aber nicht alle Menſchen denken ſo philoſophiſch, wie Sie, meine gute Madam. Ich befürchte beſonders von den pedantiſchen Verwandten meines ſeligen Mannes das Gegentheil. Sie würden mich gewiß für ein frivoles Sujet halten und ausſchreien, wenn ſie erfahren ſollten, daß ich bereits wieder proviſoriſche Anſtalten zu einer neuen Mariage treffe.

Mad. Schwalbe. Je, das iſt ja ſo gut, als ob Sie dem wohlſeligen Herrn eine Ehrenſäule ſetzten. Sie legen dadurch an den Tag, daß er Ihnen den Eheſtand ſehr angenehm gemacht hat, und daß Sie nun außer demſelben ſo wenig leben können, wie ein Fiſch auf trockenem Lande.

Fr. v. Schmelz. So iſt's auch in der That.

Mad. Schwalbe. Und überdieß kann man Ihnen wirklich nicht vorwerfen, daß Sie zu ſehr eilten. Der Selige ruht doch ſchon ein feines Weilchen im Grabe. Wie lange iſt's wohl her? Ich denke drei Wochen —

Fr. v. Schmelz. Und drei Tage.

Mad. Schwalbe. Nun, bedenken Sie die Zeit!

Fr. v. Schmelz (weinend). Aber ich kann ihn doch immer noch nicht vergeſſen. Sogar in meinen Träumen ſchwebt er — nein, daß ich nicht lüge — ſitzt er vor mir. Sitzen war ſeine Freude, ſein Leben. Er ſaß — der gute, ſanfte Mann! — ſaß den ganzen Tag auf ſeinem großen Lehnſtuhle — Sie werden ihn geſehen haben, er iſt mit ſtarkem grünem Damaſt überzogen und ſo hoch wie ein Thron — nun, darin ſaß er und ruhte vom Morgen bis in die Nacht. Er pflegte dabei immer die Hände über dem Unterleibe fromm und chriſtlich zu falten, und begnügte ſich, ſtatt der tumultuariſchen Vergnügungen anderer Weltmenſchen, mit dem ſtillen Divertiſſement, ſeine beiden Daumen unaufhörlich um einander herumzuwirbeln. Sagen Sie ſelbſt, liebe Madam, war das nicht ein unſchuldiges Spielchen?

Mad. Schwalbe. Ach! ſo unſchuldig, daß man's in der Kirche treiben kann.

Fr. v. Schmelz. Er hatte ſich darin durch lange Uebung eine admirable Fertigkeit erworben. Sehen Sie, ſo ſaß er — gerade ſo — und ſo macht' er's. (Sie legt ſich phlegmatiſch im Stuhle zurück und ſpielt mit den Daumen.)

Mad. Schwalbe. Sie haben's ihm gut abgelernt.

Fr. v. Schmelz. O, Sie flattiren! Seine Zierlichkeit und Adreſſe kann ich bei weitem nicht erreichen. — Nun bedenken Sie, was ich verloren habe!

Mad. Schwalbe. Freilich viel. Doch ſcheint mir Ihr Verluſt noch erſetzlich.

Fr. v. Schmelz. Sagen Sie das nicht! Es war ein Mann wie ein Heimchen; man ward ihn gar nicht gewahr: den einzigen Fall ausgenommen, wenn das Eſſen nicht zu rechter Zeit fertig war. Das mußte präciſe Schlag zwölf Uhr vor ſeinem Lehnſtuhle aufgetragen werden; ſonſt brummte er, sans comparaison, wie ein hungriger Bär, und war wohl gar baſtant, mit den Füßen zu ſtampfen. Hatte aber die Köchin zur beſtimmten Minute angerichtet und er fand alles nach ſeinem Gout appretirt, ſo war er auch ſo mild und freundlich, wie ein Mailüftchen. — Ach! ich könnte mein Leben lang von ihm ſprechen, und würde doch nicht fertig, ſeine Meriten zu rühmen.

Mad. Schwalbe. Das iſt alles recht gut und ſchön. Wenn aber die gnädige Frau noch bis dieſe Stunde in den Wohlſeligen ſo zärtlich verliebt ſind, ſo wollte ich

Ihnen kaum rathen, ihm ſchon jetzt einen Nachfolger zu geben.

Fr. v. Schmelz. Liebe Madam! muß ich denn nicht? — Eine ſchutzloſe Wittwe gleicht einem ſchwachen Nelkenſtöckchen, dem man Stab und Stütze geraubt hat. Es liegt zu Boden und jedermann tritt darauf.

Mad. Schwalbe. Das wäre ſchlimm! Ich bin ſelbſt ſeit zwanzig Jahren Wittwe; aber Trotz ſey dem geboten, der mir den Fuß auf den Nacken ſetzen wollte.

Fr. v. Schmelz. Ei, Sie! — Sie ſind eine determinirte Frau, eine muthige Amazone. Ich hingegen bin ein zartes, furchtſames Täubchen ohne Galle und Kralle — jeder Geier rupft mich. Die Domeſtiken rebelliren gegen meine Befehle, die Verwalter auf meinen Gütern ſtehlen wie die Raben, mein Sohn, der Wildfang, macht auf der Univerſität lockere Streiche, und wäre lieber heute als morgen hier, um das väterliche Erbtheil in Empfang zu nehmen und zu diſſipiren — kurz, ich bin eine Kreuzträgerin, und es muß anders werden.

Mad. Schwalbe. Sie ſprechen von Zentnern Kummer und Noth, und man ſollte glauben, Sie wüßten von keinem Quentchen. Sie haben alles in Hülle und Fülle —

Fr. v. Schmelz. Ja, liebe Freundin, das muß ich geſtehen: eine Frau von Habenichts bin ich nicht. Meine zwei conſiderablen Landgütchen ſind bis auf den letzten Heller bezahlt, und überdieß habe ich ganz artige Kapitälchen. Aber dieſer Gottesſegen verwickelt mich denn auch in einen Wirrwarr von Geſchäften, die mich bei meiner körperlichen Conſtitution ſehr incommodiren. Da gibt's ewige Conferenzen mit Advokaten, Mäklern, Agenten et caetera, und alle machen mir ein X für ein U. Enfin, ich kann ſo nicht beſtehen; ich muß einen männlichen Beiſtand, einen Beſchützer haben.

Mad. Schwalbe. Alſo einen braven, verſtändigen Mann, der Ihr Hausweſen regiert?

Fr. v. Schmelz. Richtig.

Mad. Schwalbe. Nun, wenn Sie ſich denn — wie es auch ſehr wohlgethan iſt — blos in dieſer Abſicht wieder vermählen wollen, ſo ſehn Sie natürlicher Weiſe nicht auf's Alter. Das heißt: Sie ſuchen keinen Springinsfeld, keinen Gelbſchnabel —

Fr. v. Schmelz. Ei, bewahre! Kein junges Fäntchen. — Ich kenne freilich manche alte Dame, die füglich die Großmutter ihres Gemahls ſeyn könnte; aber das iſt Närrigkeit und Thorheit. Ich bin darüber hinaus.

Mad. Schwalbe. Recht gut. Aber ein Greis paßt doch auch nicht für Sie. Ich dächte, ein angehender Sechziger —

Fr. v. Schmelz (mit Erſtaunen). Ein Sechziger? — Soll ich mich mit einem Graukopf alliiren, um ſeine Wärterin zu ſeyn?

Mad. Schwalbe. So wählen Sie einen Fünfundfünfziger.

Fr. v. Schmelz (überhebt ſich der Antwort durch Huſten).

Mad. Schwalbe. Oder einen Fünfziger.

Fr. v. Schmelz. Ein gefährliches Alter! Männer von dieſen Jahren ſind ſchlaue Füchſe und mit allen Hunden gehetzt.

Mad. Schwalbe. Oder einen Fünfundvierziger.

Fr. v. Schmelz (huſtet).

Mad. Schwalbe. Oder einen Vierziger.

Fr. v. Schmelz. Liebe Madam! ſoll ich mich über dieſen Punkt ganz aufrichtig expectoriren?

Mad. Schwalbe. Das wird wohl das Beſte ſeyn.

Fr. v. Schmelz. Sehn Sie, mein Sohn, der Student, iſt ein toller Geiſt. Ich muß alſo, wenn ich ihn in guter Zucht halten will, einen vigouröſen Mann haben, der mir nicht ſo geſchwind, wie man eine Hand umkehrt, alt und malade wird.

Mad. Schwalbe. Das widerſpricht aber Ihren vorigen Aeußerungen. Sie beliebten zu ſagen, Sie wollten keinen jungen Gemahl.

Fr. v. Schmelz. Ja, das ſagt' ich, und dabei bleibt's auch. Nicht jünger, als ungefähr ſechs- oder ſiebenundzwanzig Jahre. — Das iſt doch wahrhaftig nicht allzu jung.

Mad. Schwalbe. Nein, nein! da haben Sie Recht. Das iſt ein treffliches, kernhaftes Alter. So ein Mann iſt muthig und raſch —

Fr. v. Schmelz. Das ſag' ich eben.

Mad. Schwalbe. Iſt in allen Fächern zu brauchen.

Fr. v. Schmelz. Jawohl!

Mad. Schwalbe. Bleiben Sie bei dieſem Entſchluß. Ich hoffe, Sie nach Wunſch zu bedienen.

Fr. v. Schmelz. Sie werden mich ungemein obligiren.

Mad. Schwalbe. Rechnen Sie auf mich. Ich habe ſchon halb und halb ein ſolches Subject auf dem Rohre.

Fr. v. Schmelz. Kann ich's wohl dieſen Nachmittag hier in Augenſchein nehmen?

Mad. Schwalbe. Schon heute? — Das wird kaum möglich ſeyn. Die gnädige Frau haben viel Eile.

Fr. v. Schmelz. Blos meines Sohnes wegen.

Mad. Schwalbe. Ich glaub' es wohl. Sie werden ſich aber dennoch einige Tage gedulden müſſen. Heute kann ich wirklich nichts verſprechen.

Fr. v. Schmelz. O, wenn's doch möglich wäre! Ich habe nach Tiſch in dieſer Gegend Geſchäfte, und könnte ſo zwei Würfchen mit Einem Steinchen thun. Sehen Sie zu. Ich frage mit Ihrer Permiſſion gegen drei Uhr wieder nach. Vielleicht —

Mad. Schwalbe. Ich zweifle ſehr. Ihr Beſuch iſt aber zu jeder Zeit eine Ehre für mich und mein Haus.

Fr. v. Schmelz. Point de complimens! Thun Sie, was in Ihren Kräften ſteht. Ich will Sie jetzt nicht länger incommodiren und abhalten, für mich Anſtalten zu treffen. (Sie erhebt ſich ächzend vom Stuhle.) Ach! aller dieſer ſauern Gänge wäre ich überhoben, wenn der Himmel nicht meinen theuern Gemahl von dieſer Welt abgefordert hätte. (Schluchzend.) Sehn Sie, ſobald ich an ihn denke, thun ſich meine Thränenquellen auf. — (Sie ſchweigt einige Sekunden, trocknet ſich die Augen und fährt dann raſch und vergnügt fort.) Alſo, wie ich Ihnen geſagt habe, trautes Madamchen, ſechs- oder ſiebenundzwanzig Jahre — nicht älter! — Uebrigens wohl conditionirt, und Notabene! von Adel. — Au plaisir de vous revoir, Madame. (Sie wackelt fort.)

Mad. Schwalbe. Ich empfehle mich zu Gnaden. (Sie begleitet die Abgehende bis an die Hauptthür, kommt dann zurück und ruft zur Nebenthür hinaus.) Hannchen! Herr Wieſel ſoll kommen. — Ueber das komiſche alte Madamchen! — Völlig manntoll! — Ich weiß noch Keinen für ſie. Doch verlaſſe ich mich auf ihre Landgütchen und Kapitälchen; denn an ſolchen Angelchen beißen die Männchen gar zu gern an.

Siebenter Auftritt.

Wieſel. Madam Schwalbe.

Wieſel. Frau von Schmelz war hier?

Mad. Schwalbe. Lange genug. Sie hat immer Pech am Kleide. — Setzen Sie ſich. Wir haben nicht viel Zeit. (Sie ſetzen ſich.) Der Herr von Puff war alſo, wie ich Ihnen ſchon geſagt habe, ein Dütchenkrämer. Nun hören Sie, wie ſonderbar ihn das Glück reich gemacht hat. Vor ungefähr drei Vierteljahren, verſtehen Sie mich, kommt im Gaſthofe ſeines Städtchens ein fremder Reiſender an, wird krank und liegt ſechs Wochen auf einer Stelle. Als er wieder geſund iſt und abreiſen will, kann er den Wirth nicht bezahlen. Dieſer läßt ihn nicht fort. Der arme Fremdling verſilbert alles, was er von ſeinen wenigen Habſeligkeiten entbehren kann; es reicht aber nicht. Er bietet nun ein Loos der holländiſchen Lotterie um ein Spottgeld in der Stadt aus. Niemand mag's; doch endlich wird er mit dem gegenwärtigen Herrn von Puff um ein paar Thaler Handels eins, und vier Wochen darauf — bedenken Sie das tolle Glück! — hat das Loos Einhundert und zwanzig Tauſend holländiſche Gulden gewonnen.

Wieſel. Alle Wetter! Ueber den Glückspilz! Das macht nach unſerm Gelde — den Gulden holländiſch Courant zu dreizehn Groſchen gerechnet —

Mad. Schwalbe. Netto fünfundſechszigtauſend Thaler.

Wieſel. Ein ungeheures Glück für einen Pfennigkrämer!

Mad. Schwalbe. Drum fuhr auch der Hochmuthsteufel ihm ſtracks in den Kopf. Er ſchloß ſein Lädchen, kaufte ein Rittergut, ließ ſich adeln und kam hierher, um

Fechten, Reiten und Tanzen zu lernen und ſich überhaupt zu einem Hofmann zu bilden.

Wieſel. Ha! ha! ha! was ſich ſo ein Menſch für unnöthige Plage macht! Wenn ich das ſchöne Geld hätte, ich wollte ruhig auf meinem Stuhle ſitzen und das Geld müßte arbeiten.

Mad. Schwalbe. Das thäte ich auch.

Wieſel. Er ſchickt ſich wohl nicht einmal zu den galanten Künſten, die er treiben will?

Mad. Schwalbe. Gerade ſo, wie der Eſel zum Lautenſchlagen. Das können Sie ſich vorſtellen. Was Hänschen nicht gelernt hat, das lernt ein Hans zwiſchen Fünfzig und Sechszig nimmermehr.

Wieſel. Schon ſo alt? Der Menſch iſt toll!

Mad. Schwalbe. Ich bin deſto klüger und befinde mich bei ſeiner Tollheit recht wohl. Alle ſeine Lehrer, die ich ihm empfohlen habe, ſind meine Kreaturen. Der windige Abenteurer Gauch —

Wieſel. Ich kenne den Zeiſig.

Mad. Schwalbe. Iſt ſein Hofmeiſter und Profeſſor der Galanterie. Außerdem gibt ihm auch der Fechtmeiſter Sarraß Lectionen.

Wieſel. Nicht auch der zierliche Tanzmeiſter Strohfiedel und der gewaltige Pferdebändiger Rammskopf?

Mad. Schwalbe. Die fangen heute an.

Wieſel. Nun, da ſind die rechten Burſche beiſammen.

Mad. Schwalbe. Sehn Sie, ſo habe ich ihn ganz in meiner Gewalt und er ſollte dem Himmel auf den Knieen dafür danken. Hätte er nicht bei ſeiner Einfalt in ſchlimme Hände gerathen können? Sie wiſſen, was es für Gaunerbanden hier gibt. — Ich will ihn nicht plündern — ei bewahre! — ich will blos den holländiſchen Geldſtrom, der ihm in den Kopf geſtiegen iſt, auf eine feine und anſtändige Art in meine Familie leiten.

Wieſel. Aber durch welchen Kanal?

Mad. Schwalbe. Durch meine Nichte, die ich dem leichtgläubigen Schächer, unter dem Namen einer Baronneſſe von Adlersburg, zur Gemahlin empfohlen habe.

Wieſel. Nicht möglich!

Mad. Schwalbe. Sie glauben nicht, wie ſtolz er auf die Ehre iſt, in eine ſo hohe Familie zu heirathen.

Wieſel. Ha! ha! ha! Wie entwickelte ſich denn bei Ihnen dieſer große Gedanke?

Mad. Schwalbe. Durch den Herrn von Puff ſelbſt. Er war kaum in meinem Hauſe warm geworden, ſo vertraute er mir ſeinen Entſchluß, ſich zu vermählen. Ha! dachte ich, das iſt für Julien eine vortreffliche Gelegenheit, unter die Haube zu kommen; und ich war ſchon im Begriff, mit ihrem Namen herauszuplatzen, als er ſich erklärte: daß ſeine künftige Gemahlin ein Fräulein ſeyn müſſe. Ich will durchaus, ſprach er, was Gnädiges haben.

Wieſel. So zierlich drückte er ſich aus?

Mad. Schwalbe. Mit denſelben Worten. — Wie war ich froh, daß ich Julien noch nicht genannt hatte! Ich adelte ſie nun auf der Stelle und gab ihr einen mächtig reichen Vater, der außerhalb Landes, dreißig Meilen von hier, eine große Herrſchaft beſitzt.

Wieſel. Welche kühne, meiſterhafte Wendung!

Mad. Schwalbe. Der Baron, ſagte ich, hat zwar viel Familienſtolz, iſt aber mein alter, intimer Freund, und ich vermag alles über ihn. Er vertraut mir, ſagte ich, ſeine einzige, geliebte Tochter — ich habe die Sorge übernommen, ihre Erziehung und Ausbildung zu vollenden — ſie iſt ſchon auf der Reiſe — kommt in einigen Tagen an — wird in meinem Hauſe wohnen, und ſo weiter.

Wieſel. Ihr erfinderiſcher Kopf iſt unbezahlbar.

Mad. Schwalbe. Dieß Mährchen erſann und erzählte ich in Einem Athem. Der Pinſel war entzückt und beſtürmte mich mit Bitten, ſeine Freiwerberin zu ſeyn. Ich verſprach, an den Baron zu ſchreiben und ſchrieb auch wirklich durch einen reitenden Boten — an meine Nichte. — Sie wiſſen, Herr Wieſel, ich brachte ſie vor anderthalb Jahren in die berühmte Erziehungsanſtalt nach —

Wieſel. Ich weiß, ich weiß.

Mad. Schwalbe. Nun gut. Ich befahl ihr in meinem Briefe, ſich ſogleich reiſefertig zu machen und an einem beſtimmten Tage — nämlich geſtern — hier einzutreffen. Um ihr nun gleich bei ihrem Einzuge ein vornehmes Anſehen zu geben, ſchickte ich ihr auf die letzte Station eine vierſpännige Karreſſe entgegen, und darin kam ſie denn geſtern in der Abenddämmerung angeraſſelt, und der Poſtillion klatſchte, befohlener Maßen, daß die Fenſterſcheiben klirrten. Mein Herr von Puff war ſogleich bei der Hand, um ſie zu bekomplimentiren; ich ließ es aber nicht zu. Bewahre der Himmel! rief ich, was würde der alte Baron ſagen! Das Fräulein darf ohne ſeine Erlaubniß mit keiner Mannsperſon ſprechen. Gedulden Sie ſich, ſagte ich, bis ſeine Antwort auf meinen Brief ankommt. Ich erwarte morgen einen Courier.

Wieſel. Madam, ich bewundere Sie immer mehr. Sie ſind eine Tauſendkünſtlerin.

Mad. Schwalbe. Nicht wahr, ich habe die Sache klug eingefädelt? Und thue ich nicht dabei ein recht gutes

Werk? Julie hat keine Eltern mehr, ich vertrete Mutterſtelle bei ihr, und es iſt alſo Chriſtenpflicht, für die arme Waiſe zu ſorgen.

Wieſel. Sehr löblich!

Mad. Schwalbe. Apropos! wie geht's Ihnen jetzt?

Wieſel (die Achſeln zuckend). Miſerabel. Ich bin ganz auf die Hefen gekommen.

Mad. Schwalbe. Haben nichts zu thun?

Wieſel. So wenig als um Weihnachten die Bratenwender im Karlsbade.

Mad. Schwalbe. Nun, ſo fehlt es Ihnen wohl nicht an Zeit und Luſt, den freiherrlichen Courier vorzuſtellen? Dieſe Rolle, die ein gutes Gratial abwerfen wird, habe ich Ihnen zugetheilt.

Wieſel. Sehr dankbar verbunden. Ich kann aber nicht reiten.

Mad. Schwalbe. Seltſamer Menſch! Sie ſollen nur thun, als ob Sie geritten wären.

Wieſel. Ich ſehe gar nicht aus wie ein Courier. Meine Perücke —

Mad. Schwalbe. Was thut die? Vor alten Zeiten ritten die Kavallerieofficiere mit großen Allongenperücken.

Wieſel. Das iſt wohl wahr —

Mad. Schwalbe. Alſo keine Umſtände weiter! Entlehnen Sie ſobald als möglich bei einem Kleiderhändler — oder allenfalls auf meinen Namen in der Theatergarderobe — ein Reitcollet mit Gold oder Silber, ein paar ungeheure Stiefeln, einen Treſſenhut — kurz, kleiden Sie ſich ganz couriermäßig und überbringen Sie mir längſtens in einer Stunde dieſes hochfeierliche Handſchreiben. (Sie gibt ihm einen Brief mit einem großen Siegel.)

Wieſel. Verlaſſen Sie ſich darauf. Ich will gewiß nichts verſehen. Wird aber nicht vielleicht Ihr Vorhaben durch andere Umſtände ſcheitern?

Mad. Schwalbe. Seyen Sie darüber außer Sorgen. Juliens beſtimmter Bräutigam ſieht nicht weiter, als ſeine Naſe reicht, und iſt von lauter Menſchen umringt, die mir treu und ergeben ſind. Sein Bruder, ein hieſiger Bäckermeiſter, könnte mir allenfalls gefährlich werden; der erfährt aber nichts eher von der Heirath, bis ſie vorbei iſt. Ich habe, verſtehen Sie mich, dem Herrn von Puff ausdrücklich verboten, mit ſeinem Bruder darüber zu ſprechen. Dergleichen Spießbürger, ſagte ich, haben entweder keinen Sinn für Verbindungen mit vornehmen Häuſern, oder ſie prahlen zu laut damit. Der letztere Fall, ſagte ich, wäre für uns der ſchlimmſte; denn ſo käme gewiß, ſagte ich, dem alten Baron zu Ohren, daß ihr Bruder ein Semmelbäcker iſt, und dann ginge, ſagte ich, die hohe Vermählung ohne Barmherzigkeit in die Pilze.

Wieſel. Ha! ha! ha! wie Sie das alles ſo ausklügeln! Es iſt zum Erſtaunen! Ja, was *Sie* angreifen —

Mad. Schwalbe. Marſch, Herr Courier! Wir haben nicht länger Zeit zum Plaudern.

Wieſel (gehend). Ich empfehle mich zu Dero Wohlwollen.

Mad. Schwalbe. Machen Sie Ihre Sachen gut und kommen Sie bald.

Wieſel. Längſtens in einer Stunde zittert Ihre Treppe unter meinen Rieſenſtiefeln. (Er geht mit vielen Bücklingen ab.)

Achter Auftritt.

Madam Schwalbe (allein).

So weit ging alles erwünſcht. Nur das einfältige Mädchen ſträubt ſich noch und will nicht nach meiner Pfeife tanzen. — Ja, ja, es heißt wohl: Ehrlich währt am längſten; aber du gutes, altes Sprichwort, biſt wahrſcheinlich in beſſern Zeiten, als wir ſie jetzt haben, Mode geworden. Die heutige Welt dreht und wendet dich ganz beſonders. Sie behandelt die Ehrlichkeit wie ein Kleid, das freilich am längſten dauert, wenn man es wenig oder gar nicht braucht. — Schlimm genug, daß die Menſchen ſo im Grund und Boden verdorben ſind! — Aber was will man machen? Man kann nicht gegen den Strom ſchwimmen. — (Sie horcht.) Wer ſchleicht denn draußen? (Laut gegen die Thür.) Julie! biſt du's?

Neunter Auftritt.

Julie. Madam Schwalbe.

Julie (mit leichten Schritten und frohem Geſicht). Riefen Sie mich, Tantchen?

Mad. Schwalbe. Ich hörte dich ſchleichen.

Julie (ſich im Zimmer umſehend). Sind Sie denn allein? Sie ſprachen doch.

Mad. Schwalbe. Ich ſpreche gern allein. Es widerſpricht einem da niemand; man ärgert ſich nicht.

Julie (ſcherzend). Aha! ich weiß, auf wen das geht. Sie verſtellten ſich aber auch ſo natürlich —

Mad. Schwalbe. Verſtellt? — Ich? — Wenn? wo?

Julie. Je, vorhin. Es war recht kindiſch von mir, daß ich nicht Scherz verſtand.

Mad. Schwalbe. Was denn für Scherz?

Julie. Mit dem alten Herrn hier im Hauſe. — Sie haben wohl den Spaß ſchon wieder vergeſſen? Und ich Grillenfängerin ſetzte mich hin und weinte darüber.

Mad. Schwalbe. Das war in jedem Falle ſehr abgeſchmackt.

Julie. Sie haben Recht. Ich begriff endlich, daß Sie mich bloß geneckt haben müßten, und ſo ward ich wieder luſtig.

Mad. Schwalbe. Du irrſt dich ganz. Mein Vorſchlag war eben ſo ernſtlich, als wohlgemeint. Ich dächte, du ſollſt mich kennen, daß ein Larifari aus langer Weile meine Sache nicht iſt.

Julie. Sagen Sie, was Sie wollen, Sie verleiten mich nicht zum zweiten Male, Ihnen zu widerſprechen.

Mad. Schwalbe (freudig). Alſo willigſt du ein? — Das iſt brav, Julchen! Das iſt vernünftig!

Julie (beſtürzt). Tante! — iſt's möglich? — Wollen Sie mir wirklich zumuthen, die Rolle einer Betrügerin zu ſpielen?

Mad. Schwalbe. Wie plump du dich ausdrückſt! — Wer ſich glücklich machen kann, muß nicht grübeln.

Julie. Ach! dieſer Weg würde nicht zum Glück, ſondern ins Spinnhaus führen.

Mad. Schwalbe. Ha! ha! ha! iſt dir davor bange?

Julie. Nein; denn ich werde mich in Acht nehmen, es zu verdienen.

Mad. Schwalbe. Närrin!

Julie. Schelten Sie mich, ſchlagen Sie mich; nur ein ehrliches Mädchen laſſen Sie mich bleiben.

Mad. Schwalbe. Nun, das bleib denn, bis du verhungerſt! Du biſt nicht werth, daß man treu und mütterlich für dich ſorgt. Ich ziehe meine Hand von dir ab und bereue jeden Heller, den ich auf dich gewandt habe.

Julie. Tante! — liebe Tante!

Mad. Schwalbe. Ich habe meine Wohlthaten auf einen ſteinigen Acker geſäet; das merke ich nun wohl. — Wärſt du ein gutes Kind und hätteſt ein dankbares Gemüth, ſo würdeſt du den dir angebotenen Reichthum ſchon deßhalb mit Freuden ergreifen, damit du gegen mich erkenntlich ſeyn könnteſt.

Julie. O, ich bin ſehr unglücklich!

Mad. Schwalbe. Wer iſt daran Schuld, als du ſelbſt? — Es hängt nur von dir ab, wie eine Prinzeſſin zu leben.

Julie (ringt ſeufzend die Hände).

Mad. Schwalbe. Julie, ich bitte dich, gebrauche deine Vernunft! Es iſt noch nichts verſäumt. Ich habe jetzt nothwendige Geſchäfte außer dem Hauſe und gebe dir eine Stunde Bedenkzeit. — Biſt du aber dann nicht gehorſamer und klüger, ſo haſt du den letzten Biſſen Brod aus meiner Hand gegeſſen — darauf verlaß dich! (Sie geht haſtig ab.)

Zehnter Auftritt.

Julie (allein).

Ich bin in Verzweifelung. — Was fang' ich an? Wer ſteht mir bei? — Nirgends Rath, nirgends Troſt!

— O, wüßte ich doch nur Eine redliche Seele, der ich vertrauen könnte!

Eilfter Auftritt.

Hannchen. Julie.

Hannchen (die bei Juliens letzten Worten ſchon in der Thür ſtand). Vertrauen Sie mir, Mademoiſelle! Ich bin ein armes Dienſtmädchen, aber in der Redlichkeit ſeh' ichs mit den größten Herrſchaften an.

Julie. Gutes Hannchen, ich kenne dein Herz.

Hannchen. Sagen Sie, kann ich Ihnen nützlich ſeyn?

Julie. Ach! meine ſchreckliche Lage —

Hannchen. Sie iſt mir bekannt.

Julie. Du kennſt ſie nur halb.

Hannchen. Ich weiß freilich nichts, als daß Sie den Herrn von Puff heirathen ſollen.

Julie. Das geſchieht in Ewigkeit nicht.

Hannchen. So einen häßlichen alten Gecken!

Julie. Und wär' er der ſchönſte Jüngling im Lande, ich würde ihn nicht lieben; denn —

Hannchen. Sie ſtocken und ſeufzen? — Darf ich ausſprechen, was Sie unterdrückten?

Julie. Wie könnteſt du wiſſen —?

Hannchen. Wetten wir? — Sie wollten ſagen: denn — ich liebe ſchon.

Julie. Mädchen! was redeſt du? — Nein, du haſt Unrecht. — Wer hat dir das entdeckt?

Hannchen. Hm! ich ſchlug bloß auf den Strauch.

Julie. Und — was ſoll ich dir's läugnen? — du trafſt mein Herzensgeheimniß.

Hannchen. Sehen Sie!

Julie. Es iſt mir lieb, daß es heraus iſt. Du mußt es doch wiſſen, wenn du —

Hannchen. Sagen Sie nur, was ich für Sie thun ſoll.

Julie. Einen Gang.

Hannchen. Zehn für Einen.

Julie (raſch und dringend). Nun, ſo geh geſchwind zu meinem Moritz — ſag' ihm, in welcher Angſt ich bin — er ſoll kommen — ich will — ich muß mit ihm ſprechen.

Hannchen (ſtehen bleibend). Gut, gut.

Julie. So lauf doch! Worauf warteſt du noch?

Hannchen (lächelnd). Auf die Adreſſe des jungen Herrn; denn unter dem Namen Moritz —

Julie. Ach! du haſt Recht — ich war in Gedanken — ich ſpreche dieſen Namen ſo gern aus —

Hannchen. Ein anderes Mal ſo oft Sie wollen; nur jetzt muß ich mehr wiſſen.

Julie. Geh in den nächſten Gaſthof auf dieſer Straße und frage nach dem Herrn von Schmelz — nein, ums Himmels willen nicht! — frage nach dem Herrn von Roſendorn — ſo nennt er ſich dort.

Hannchen. Herr von Schmelz? — Doch nicht der Sohn der hieſigen Frau von Schmelz, die mit Madam Schwalbe viel Verkehr hat und nur vor einer halben Stunde bei ihr war?

Julie. Eben der. Sie weiß aber nicht und ſoll nicht wiſſen, daß er hier iſt. Der plötzliche Befehl meiner Tante, hierher zu kommen, machte ihn unruhig, und er reiſ'te mir nach, weil es ihm ahnte, daß ich zu einer Heirath gezwungen werden ſollte.

Hannchen. Es mag ein braver junger Mann ſeyn; ich wünſchte ihm nur eine beſſere Mutter.

Julie. Davon zu andrer Zeit. Jetzt eile zu ihm! Ich zähle die Secunden, bis du zurück kommſt.

(Sie gehen ab.)

Zweiter Aufzug.

Der Schauplatz ein Saal.

Erſter Auftritt.

Herr von Puff. Meiſter Puff.

(Sie treten miteinander herein.)

Herr v. Puff (in einem ſehr kurzen ſchwarzen Frack, mit Kamaſchen von Nankin — überhaupt modiſch, aber caricaturmäßig gekleidet). Sieh, Bruder Paul, dieſer Saal iſt, ſo zu ſagen, mein Exercierplatz, wo ich ritterliche Uebungen, als Fechten, Tanzen und ſo weiter, vornehmen thue.

Mſtr. Puff. So, ſo! — Wie alt biſt du denn eigentlich, Bruder Peter?

Hr. v. Puff. Ich bin lange noch nicht fünfundfünfzig Jahre.

Mſtr. Puff. Lange noch nicht? — Wie viel fehlt denn noch?

Hr. v. Puff. Ein ganzes Vierteljahr.

Mſtr. Puff. Eine rechte Zeit!

Hr. v. Puff. Das bleibt aber unter uns, lieber Paul! — Bei andern Leuten gebe ich mich für einen angehenden Vierziger aus, und da ich mich ſo jung trage —

Mſtr. Puff. Lüge, wie du willſt, putze dich, wie du willſt: der Tod weiß doch wie alt du biſt, und er wird dich, trotz deiner Fechtkunſt, beim Kragen nehmen, ehe du walzen lernſt.

Hr. v. Puff. Herr Bruder, dieſe Sprache —

Mſtr. Puff. Klingt freilich nicht ſo lieblich, wie du ſie ſeit einigen Monaten zu hören gewohnt biſt. Es wäre aber dein Glück, wenn deine Ohren nicht ſo gekitzelt würden; denn glaube mir — alle die Burſche, die dir ſchmeicheln, ſind Gauner, die dich prellen oder prellen wollen.

Hr. v. Puff. Pah! wer ſagt das?

Mſtr. Puff. Ein ehrlicher Mann, der überdieß dein leiblicher Bruder iſt, und alſo doppelte Pflicht hat, dir reinen Wein einzuſchenken.

Hr. v. Puff. Er ſcheint mir ſehr ſauer, dein Wein.

Mſtr. Puff. Gib mir Anlaß, dich mit ſüßerm zu bedienen; ich will nicht karg damit ſeyn. Aber jetzt muß ich dir ins Angeſicht ſagen, daß du Thorheiten über Thorheiten begehſt.

Hr. v. Puff. Du fällſt heute grauſam gegen mich aus.

Mſtr. Puff. Denke nur ein Biſchen über dich ſelbſt nach. Du hatteſt von Jugend auf immerdar einen langſamen, bleiernen Kopf. In deinem zwölften Jahre lernteſt du erſt leſen. Als deine Haare ſchon grau wurden, hatteſt du endlich ſo viel begriffen, daß du ein Würzkrämchen anfangen konnteſt. Du wußteſt deinen Pfeffer und Ingwer zu finden, wenn ein Kunde kam, und warſt in deiner Art glücklich. Jetzt war dein Ziel erreicht. In dieſem engen Kreiſe ſollteſt du bleiben.

Hr. v. Puff. Ei, gehorſamer Diener!

Mſtr. Puff. Aber dich ergriff der Schwindel, ein zierlicher Hof- und Weltmann zu werden, und du haſt doch ſo wenig Geſchick dazu, als der ſchwerfällige Strauß zum Fliegen. — Ach, Peter, ich bitte dich, geh in dein Städtchen zurück! — Dort warſt du ein angeſehener Mann. Wenn du in deinem Kaftan von buntgeſtreiftem Calamank wie ein leuchtender Regenbogen an deiner Ladenthüre ſtandſt, zog jedermann ehrerbietig vor dir den Hut, und du rückteſt vornehm dein Sammtmützchen. — Aber hier achtet dich niemand, und du wirſt es mit allen deinen Stadtkünſten, die über deinen Horizont erhaben ſind, am Ende ſo weit bringen, daß die Straßenbuben dich ausziſchen.

Hr. v. Puff. Das wollen wir erwarten. Ich komme jetzt erſt dahinter, daß ich klüger bin, als ich zeitlebens geglaubt habe. Drum will ich noch in meinen alten Tagen. — (Er hält mit ſichtbarer Beſtürzung plötzlich inne und ſieht ſich ängſtlich um.)

Mſtr. Puff. Was ſtört dich?

Hr. v. Puff. Es war mir bange, behorcht zu werden, weil mir ein Wort von meinem Alter entfuhr.

Mſtr. Puff. Welche Eitelkeit! — Sprich doch ruhig fort! Was willſt du noch in deinen alten Tagen?

Hr. v. Puff. St! nicht ſo laut! — Willſt du mich mit Gewalt verrathen und beſchimpfen? — Ich wollte vorhin ſagen, daß ich noch jetzt — in meinem reifen, männlichen Alter — anfangen will, die Welt auf eine feine und elegante Art zu genießen. — Ja, Paul, das iſt beſchloſſen, und deine Strafpredigten ſollen mich davon nicht abſchrecken thun. Es iſt überhaupt kurios, daß dir's beliebt, mir den Kopf zu waſchen. Du haſt doch ſelbſt mir oft geſagt und eingeſchärft: der Menſch müſſe ſich immer rühren und immer lernen.

Mſtr. Puff. Nur nicht tanzen, wenn er kaum die Beine mehr heben kann.

Hr. v. Puff. Was? — Ich könnte die Beine nicht mehr heben? — Welche Verläumdung! Sieh doch her! (Er macht Capriolen.)

Mſtr. Puff. Gerade ſo ſah ich geſtern ein graues Müllerthier auf der Weide ſpringen.

Hr. v. Puff. Meiſter Paul! back' Er Seine Semmeln und Milchbrödchen ja nicht von ſo grobem Mehl, wie Seine Reden ſind, ſonſt kauft Ihm kein Menſch mehr ab!

Mſtr. Puff. Nun, es iſt Wahrheit und bleibt Wahrheit: du biſt zu einem Tanzſchüler zu alt.

Hr. v. Puff. Schrei doch nicht ſo! — Warum denn zu alt? — Der Tanzmeiſter Strohfiedel, der mir heute die erſte Lection geben wird, hat ein Paar Scholaren, die zehn Jahre älter ſind, als ich, und er freute ſich recht —

Mſtr. Puff. Auf dein Geld.

Hr. v. Puff. Nicht doch! Er freute ſich über meine geſchickte Geſtalt, meine Gewandtheit, Leichtigkeit und natürliche Anmuth. (Er wendet und dreht ſich mit eitlem Selbſtgefallen.)

Mſtr. Puff. Mosieh Strohfiedel iſt ein Heuchler.

Hr. v. Puff. Er ſagt, er wolle mich in vier Wochen ſo weit bringen, daß ich allenfalls ein Solo auf dem Theater tanzen könnte.

Mſtr. Puff. Das möcht' ich ſehn!

Hr. v. Puff. Auch mein Hofmeiſter ſagt —

Mſtr. Puff. Wer? — Dein Hofmeiſter? —

Hr. v. Puff. Nu ja, mein Hofmeiſter! Was machſt du darüber Augen wie Scheunthore? — Du haſt wohl hinter deinem Backofen nie erfahren, was ein Hofmeiſter für ein Ding iſt?

Mſtr. Puff. Das weiß ich doch; aber einen Schulknaben von fünfundfünfzig Jahren ſeh' ich heute zum erſten Mal. — Was lernſt du denn von deinem Hofmeiſter?

Hr. v. Puff. Galanteriewesen, modiſche Gebräuche und Redensarten — kurz, den ganzen zierlichen und manierlichen Eleganzkram der vornehmen Leute.

Mſtr. Puff. Gibt dir dein Schulmeiſter auch mitunter die Ruthe?

Hr. v. Puff. Pah! ein ſolcher Grobian iſt Herr Gauch nicht.

Mſtr. Puff. Herr Gauch? — Ein trefflicher Hofmeiſter! — Bruder, ich warne dich vor dieſem Menſchen. Es iſt ein nichtswürdiger, ſchmarotzender Tagedieb. Er weint und lacht, und predigt und flucht für ein Trinkgeld.

Hr. v. Puff. Was das für unreſpektirliche Reden über einen Mann ſind, der in vielen großen Häuſern —

Mſtr. Puff. Den Harlekin ſpielt.

Hr. v. Puff. Ha! ha! ha! Er ſpeis't faſt täglich bei dem Grafen Milani.

Mſtr. Puff. Wohl bekomm's ihm! Da ſpeis't er wirklich oft, und ich wundere mich darüber nicht. Der Graf findet bekannter Maßen an Poſſenreißern einen großen Gefallen, und füttert manchen Hanswurſt. Daher ſitzt auch dein ehrwürdiger Präceptor fleißig tief unten an der gräflichen Tafel und kräht wie ein Hahn, bellt wie ein Hund, miaut wie eine Katze, ſpricht wie ein gemeiner Jude, und ſo weiter. Die Gäſte des Grafen thun ſich Zwang an und lächeln darüber; aber die Bedienten ſchämen ſich, dem Pickelhering aufzuwarten, und ſchieben ihm ſeinen Teller verächtlich hin.

Hr. v. Puff. Paperlapapp! Das ſagt ihm der Neid nach. Und laß es auch wahr ſeyn; was hat's zu bedeuten? — Ich finde die Späßchen recht hübſch, und bin geſonnen, den Herrn Gauch zu meinem luſtigen Rath zu machen, wenn ich bei ihm ausgelernt habe.

Mſtr. Puff. Ach! Bruder, du wirſt wohl eher arm werden, als auslernen, und dann hat alle Luſt ein Ende.

Hr. v. Puff. Paul, es iſt dein Glück, daß du mein Bruder und kein Kavalier biſt: ich müßte dich ſonſt vor die Klinge fordern, bei meiner Ehre! das müßt' ich. (Er ergreift ein Rappier.) Sieh, mit dem Dinge da hab' ich ſchon halb und halb gelernt, wie ich jemanden, der mir ein ſchiefes Geſicht macht, das Lebenslicht ausblaſen kann. Das müſſen wir Vornehmen verſtehen thun.

Mſtr. Puff. Lernt doch lieber, Menſchen glücklich machen, als umbringen!

Hr. v. Puff. Glücklich machen! — Du redeſt wie ein wahrer Spießbürger! — Glücklich machen iſt ja gar nichts Apartes. Das darf auch der Pöbel, wenn er ſonſt Luſt und Belieben dazu hat. Aber Duelliren darf er nicht; das iſt ein Vorzug des Adels. Mancher bürgerliche Großprahler würde Geld, viel Geld darum geben, wenn wir ihm die Ehre erzeigten und ihm in einem Zweikampf den Degen in den Leib ſtießen; aber nein; das geſchieht nicht — er mag ſich auf den Kopf ſtellen, mag auf den Knieen darum bitten, mag machen, was er will — es geſchieht durchaus nicht.

Mſtr. Puff. Ach, Peter! wenn dich mancher verſtändige Edelmann ſo ſinnlos reden hörte! Er würde ſich deiner ſchämen.

Hr. v. Puff. Beleidige mich, immer beleidige mich; ich thue dir doch nicht die Ehre an, dich zu erſtechen. Aber zeigen will ich dir, daß ich's könnte, daß ich fechten gelernt habe.

Mſtr. Puff. Gib dir keine Mühe.

Hr. v. Puff. Laß mich doch! Es iſt mir ein Plaiſir, dich in ſolchen vornehmen Dingen ein Bischen geſcheidt zu machen. Die Fechtkunſt iſt nicht ſo ſchwer und halsbrechend, wie du denkſt. Das ganze Geheimniß beſteht in zwei Stücken: erſtens, muß man Stöße austheilen, und zweitens, keine bekommen.

Mſtr. Puff. Ja, ja, wer's ſo weit gebracht hat, der kann fechten.

Hr. v. Puff. Wenn ich alſo nur die Degenſpitze meines Gegners von mir abwehre, ſo ſticht er und ſticht er immer in die Luft und trifft mich nicht.

Mſtr. Puff. Was du ſagſt!

Hr. v. Puff. Das iſt der ganze Plunder, und dazu gehören nur ein paar leichte Wendungen der Hand — ſo — oder ſo — die heißen Paraden. Klingt das Wort nicht recht hübſch? — Nun gibt's aber auch Finten und und mehr ſolche Blitzdinger, die ich dir alle jetzt zeigen will. Nimm nur dort das andere Rappier.

Mſtr. Puff. Ich mag nicht.

Hr. v. Puff (bei Seite lachend). Was ſo ein Spießbürger furchtſam iſt!

Zweiter Auftritt.

Madam Schwalbe. Die Vorigen.

Mad. Schwalbe. Bon jour, Herr Hof- und Mundbäcker.

Mſtr. Puff. Diener, Madam.

Mad. Schwalbe. Gnädiger Herr! (Sie winkt dem Herrn von Puff und zieht ihn bei Seite.) Sie vergeſſen doch nicht, was ich Ihnen wegen Ihrer Vermählung geſagt habe. Verſchnappen Sie ſich ja nicht gegen Ihren Bruder!

Hr. v. Puff. Nein, nein! auf Kavaliersparole! — (Sie gehen an den vorigen Platz zurück.) Apropos, Madame Schwalbe! Sie kommen mir wie gerufen. Ich wollte da eben meinem Bruder ein Pröbchen meiner Fechtkunſt zeigen; er hat aber nicht das Herz, ein Rappier anzugreifen. Nehmen Sie einmal jenes dort und ſtoßen Sie ein Bischen nach mir.

Mad. Schwalbe. Ich danke unterthänig. Sie würden mich ſchön koranzen. Ihr Fechtmeiſter kann Ihre Geſchicklichkeit nicht genug rühmen.

Hr. v. Puff. Na, na, ſtoßen Sie nur! Es iſt ja blos für die lange Weile. Paß auf, Bruder!

Mad. Schwalbe (nimmt ein Rappier). Verfahren Sie ſäuberlich mit mir!

Hr. v. Puff. Allons! (Er fällt raſch aus.)

Mad. Schwalbe. Gemach, gnädiger Herr! (Sie vertheidiget ſich mit mäßigen Gegenſtößen.)

Hr. v. Puff (fechtend) Guck her, Bruder! das war der Terzſtoß — das die Quartparade — die Seconde oben — die Seconde unten — da kommt ſie mir mit einer

Finte — gehorſamer Diener! der begegnet man ſo — jetzt pack' ich ihre Klinge — nun bin ich Meiſter davon. (Er hört auf zu fechten.) Sieh, Bruder! ſo geht's immer wie am Schnürchen, und man iſt ſicher, daß man bei heiler Haut bleibt.

Mad. Schwalbe. Ich bin froh, daß ich's geblieben bin. (Sie will das Rappier aus der Hand legen.)

Hr. v. Puff. Behalten Sie die Fuchtel noch ein Bißchen. Ich will meinem Bruder jetzt zeigen, wie's bei einem ernſthaften Pelzwaſchen hergeht. — Stell' dir einmal vor, es wäre mir hinterbracht worden, daß ſich ein gewiſſer Edelmann — wir wollen annehmen, ein Kapitän — in einer Geſellſchaft erdreiſtet hätte, mich einen Dummkopf zu nennen.

Mſtr. Puff. Je, das könnte ſich wohl ereignen.

Hr. v. Puff. Allerdings! Nun will ich dir aber weiſen, wie ſich ein Mann von Stande bei dergleichen Ehrenfällen benehmen thut. Der Kapitän hat alſo geſagt: der Herr von Puff iſt ein Dummkopf. Er begegnet mir den folgenden Tag auf einer Promenade; ich trete ihm barſch in den Weg, ziehe nachläſſig den Hut und ſage mit rauher Stimme: „Ihr Diener, Herr Kapitän! Wir haben ein Hühnchen mit einander zu pflücken." — (Er ſpricht dieſe Anrede im tiefen Baß eines Renommiſten, wendet ſich dann zur Madam Schwalbe und ſagt in ſeinem gewöhnlichen Tone): Nun, Madam, ſtellen Sie den Kapitän vor und antworten Sie mir.

Mad. Schwalbe (gibt ſich ein martialiſches Anſehen und ſpricht mit grober Stimme): „Was beliebt Ihnen, Herr von Puff?" —

Hr. v. Puff (ſpielt bei den folgenden Worten und überhaupt bei allen, die mit Anführungsſtrichen bezeichnet ſind —

den Renommiſten fort). „Kommen Sie doch ein wenig bei Seite, Herr Kapitän!" — Nun kommen Sie, Madam. (Sie gehen mit einander auf und ab.) Paß auf, Bruder! Ich ſpreche jetzt wieder mit dem Kapitän. — „Ich habe mit Verdruß gehört, Herr Kapitän, daß Sie ſich die Freiheit genommen haben, auf mich zu ſticheln." —

Mad. Schwalbe (bleibt ſtehen und ſtemmt den rechten Arm in die Seite). „Wer? — Ich? — Wenn? wo? auf welche Weiſe?" —

Hr. v. Puff. „Geſtern Abends in Ihrem Klubb?" —

Mad. Schwalbe. „Da war ich. Was weiter?" —

Hr. v. Puff. „Sie thaten mich einen Dummkopf nennen." —

Mad. Schwalbe. „Ich kann mich nicht erinnern; denn ich vergeſſe immer ſehr bald, was ich über Leute von Ihrem Schlage geſprochen habe." —

Hr. v. Puff. „O, läugnen Sie nicht! Das iſt die gewöhnliche Ausflucht feiger Memmen."

Mad. Schwalbe. „Blitz und Donner! mir das? — Sie dreifacher Dummkopf!" —

Hr. v. Puff. „Alle Teufel! das heißt meine Ehre antaſten! Ziehen Sie, Herr! Dieſer Schimpf läßt ſich nur mit Ihrem Blute abwaſchen." — Gib Acht, Bruder! Nun folgt ein Duell auf Leben und Tod. (Sie fechten.) Das war ein Attaquirſtoß — das die Terzparade — das ein Contreſtoß — das ein —

Mad. Schwalbe (fängt jetzt plötzlich an, ihm ſcharf zu Leibe zu gehen).

Hr. v. Puff (ängſtlich). Ho! ho! Halt, halt! Herr Kapitän! Madam Schwalbe! — Zum Henker, nicht ſo wild! — Sie ſtoßen ja — wie der lebendige — Satan! (Er nimmt, von raſchen Stößen verfolgt und gedrängt, mit komiſchen Angſtgeberden ſeine Retirade bis in den Hintergrund der Bühne.)

Mſtr. Puff (in die Hände klatſchend). Bravo, Madam, das machen Sie gut!

Hr. v. Puff. Ei, das war keine Manier! Sie ſticht und ſtößt in's Zeug hinein, wider alle Ordnung und Regeln der Kunſt. Man hat keine Ehre davon, mit ſolchen Pfuſchern und Naturaliſten zu fechten. (Er wirft zornig das Rappier auf die Erde.)

Mad. Schwalbe (mit einer tiefen Verneigung). Nichts für ungut, gnädiger Herr! Der Kapitän war ein wilder Bramarbas; ich aber ſtrecke das Gewehr und bin Dero unterthänige Dienerin. (Sie legt ihm das Rappier zu Füßen und geht mit Verneigungen ab.)

Mſtr. Puff. Ein Sadrach von einem Weibe!

Hr. v. Puff. Aber bei dem allem kreuzbrav und gut.

Mſtr. Puff. Dafür hälſt du die ganze Welt. — Leb wohl. Ich muß nun heim.

Hr. v. Puff (nach der Uhr ſehend). O, warte noch! Jetzt wird mein Hofmeiſter kommen und mir ein elegantes Collegium leſen. Sieh, da iſt er ſchon.

Dritter Auftritt.

Gauch. Die Vorigen.

Gauch (tritt geckenhaft gekleidet herein). Unterthäniger Diener, Herr von Puff.

Hr. v. Puff. Serviteur, Herr Profeſſor.

Gauch (betrachtet den Bäckermeiſter von oben bis unten mit höhniſchen Blicken und zieht dann den Herrn von Puff vorwärts bei Seite). Wer iſt der Philiſter?

Hr. v. Puff (mit einem Scharrfuß). Mein Bruder, Ihnen zu dienen.

Gauch. Ah! ſo? — Der Biedermann ſieht ihm aus den Augen. — Wird er bald gehn?

Hr. v. Puff. Laſſen Sie ſich durch ſeine Gegenwart nicht ſtören. (Sie nähern ſich wieder dem Bäckermeiſter, und Gauch macht ihm eine flüchtige Verbeugung, die mit Kopfnicken erwiedert wird.)

Gauch. Mein Herr von Puff, ich hatte beim Schluß meiner geſtrigen Vorleſung die Ehre, Ihnen zu ſagen, daß ein Herr nach der Mode mit einer Doppellorgnette verſehen ſeyn müſſe.

Hr. v. Puff. Iſt ſchon angeſchafft. (Er zieht eine Brille von unmäßiger Größe aus der Taſche.)

Gauch. Morbleu! eine horrible Maſchine!

Hr. v. Puff. Ich denke, viel hilft viel.

Gauch. Zur Uebung mag ſie paſſiren. Machen Sie einen Verſuch damit.

Hr. v. Puff (faßt den Griff der Lorgnette mit beiden Händen und hält ſie vor die Augen). Iſt's ſo recht?

Gauch. Zu ſteif, zu ſchwerfällig, zu ängſtlich! — Freilich iſt dieſe Brille ſo ungeheuer, daß man ſie wie eine Regimentsfahne herumtragen möchte; das gäbe aber einen lächerlichen Anblick, und überdieß braucht ein Elegant heutigen Tages ſeine linke Hand weiter. — Sehen Sie, in dieſer Geſtalt, mit *dieſem* zierlichen Anſtand zeigt er ſich auf der Gaſſe und auf den Promenaden. (Er ſchiebt die linke Hand unter die Hoſenklappe *), hält mit der Rechten die

---

* Sollte dieß Luſtſpiel noch auf der Bühne leben, wenn die hier bezeichnete unanſtändige Sitte wieder vergeſſen iſt, ſo wird es nicht an einer neuen gangbaren Modethorheit fehlen, die ſich ſtatt jener darſtellen läßt.

Lorgnette vor die Augen und ſchweift ſo mit kecken Schritten ein paar Sekunden lang herum.)

Mſtr. Puff (ſchüttelt den Kopf, ſtampft mit dem Stock auf den Boden und murmelt halblaut): Ein trefflicher, ſittlicher Anſtand!

Hr. v. Puff. Schweig, Bruder! Das ſind keine Brezeln; das verſtehſt du nicht. (Er ahmt ſeinem Lehrer mit komiſcher Ungelenkheit nach.)

Gauch (ihn richtend). So — ſo — in dieſer Stellung durchſtreifen Sie mit edler Frechheit die Promenaden, ſehn Sie aller Welt, beſonders den Damen, mit der Lorgnette keck in's Geſicht, und denken Sie an mich, Sie werden bald —

Mſtr. Puff (ſchnell und heftig). In's Narrenhaus kommen. (Er geht zornig ab.)

Vierter Auftritt.

Die Vorigen, ohne den Bäckermeiſter.

Gauch. Der Herr Bruder ſchien ſehr üble Laune zu haben.

Hr. v. Puff. Bürgergrillen! Fahren Sie getroſt in Ihrem Unterricht fort. Wir wollen uns aber ſetzen thun, denn ich bin ſehr müde und erwarte jeden Augenblick den Tanzmeiſter. (Sie ſetzen ſich.) Nun ſagen Sie an, was habe ich noch weiter zu thun, wenn ich einen galanten Herrn vorſtellen will.

Gauch. Erſtens müſſen Sie durchaus mit eleganten Damen in zärtlicher Vertraulichkeit ſtehen oder ſich wenigſtens ſolcher angenehmen Verhältniſſe rühmen. Prahlen

Sie keck damit, ſchreiben Sie Liebesbriefe an ſich ſelbſt, und laſſen Sie hier und da einen, wie von ungefähr, aus der Taſche fallen.

Hr. v. Puff. Scharmant! Ich bin nur, leider! ein ſchlechter Buchſtabenmaler, und mit verliebten, herzbrechenden Ausdrücken weiß ich mich vollends gar nicht zu behelfen. Kann man nicht ſolche Briefchen fertig zu kaufen bekommen? Ich wollte kein Geld anſehn —

Gauch. Gut. Ich bringe Ihnen morgen einige Dutzend auf roſenfarbenem, chineſiſchem Papier, mit goldenen Kanten.

Hr. v. Puff. O, das iſt herrlich! Nun weiter, weiter! Das war Nummer Eins.

Gauch. *Zweitens* muß ſich ein Elegant täglich im Schauſpielhauſe zeigen. Ich ſage — merken Sie wohl auf! — der Elegant muß *ſich* zeigen. Denn ging' er blos hin, um zu ſehn, was dort auf der Bühne *gezeigt* wird, ſo wär' er kein Elegant, ſondern ein Alltagsmenſch. Der echte Elegant wählt ſeinen Platz in einer ſo hell als möglich beleuchteten Loge — kommt erſt im zweiten oder dritten Akt — macht, um die Augen der Verſammlung auf ſich zu ziehn, mit der Logenthür und ſeinem Stuhle viel Geräuſch — muſtert ringsum mit dem Perſpectiv alle Logen durch — wirft ſich dann, mit dem Rücken gegen das Theater, auf den Stuhl — ſpricht laut mit ſeinen Nachbarn — ſpielt mit ſeiner goldnen Doſe, betrachtet ſeine Ringe, und wenn alle andere Zuſchauer lachen oder weinen — da gähnt er.

Hr. v. Puff. Kurios! Warum ſieht er denn nicht hin auf die Bretter, wo Komödie geſpielt wird?

Gauch. Darum nicht, weil es ein Hauptgeſetz der Eleganz iſt, gegen alles, was gemeine Naturen bewundern und ſchätzen, eine vornehme Gleichgültigkeit zu zeigen. Man muß immer thun, als ob man ſolche Larpalien tauſend Mal beſſer geſehen und gehört hätte — man muß überall, wo ſich die ganze Welt beluſtigt, über lange Weile klagen.

Hr. v. Puff. Darf denn ſo ein armer eleganter Menſch niemals mitlachen?

Gauch. Bei Leib und Leben nicht! Der ganze Ruhm ſeiner Eleganz würde dadurch in Einem Momente vernichtet. Der deutſche Elegant — denn der muthwillige Franzmann ſündigt in dieſem Punkte gegen die feinen Sitten — der deutſche Elegant muß, im Kampfe mit ſeinen zum Lachen gereizten Muſkeln, lieber auf der Stelle mitten entzweiberſten, als lachen. — Allenfalls darf er, wenn er ſich gar nicht weiter zu helfen weiß, mit abgewandtem Geſicht ins Taſchentuch lächeln. Das iſt die äußerſte Gränzlinie des Anſtandes. — Im Theater hält es freilich bisweilen ſchwer, der allgemeinen Lachluſt zu widerſtehen; aber der ernſte deutſche Elegant beſiegt ſie dennoch mit Heldenmuth, und ſteht mitten unter tauſend fröhlichen Geſichtern wie die kalte, marmorne Bildſäule eines alten Weltweiſen.

Hr. v. Puff. Hu! mich friert.

Gauch. Das Lachen und Lächeln des Hohns iſt ihm hingegen ohne Einſchränkung erlaubt, und er macht davon — beſonders im Schauſpielhauſe — einen glänzenden Gebrauch. Da belächelt er den Witz des Dichters und die Kunſt des Schauſpielers mit einer ſtolzen Miene, als ob er dieſe ſchwachen Köpfe und Stümper verachte und ihr verunglücktes Streben nach ſeinem Beifall bemitleide.

Hr. v. Puff. Was hat er aber von ſolchen Grimaſſen und Alfanzereien?

Gauch. Daß man ihn für einen großen Mann hält

— für einen mächtig hohen Geiſt, den kein andres ſubalternes Genie befriedigen kann.

Hr. v. Puff. Alles böhmiſche Dörfer für mich! Ich freue mich ſo gern, habe manchmal über Puppenſpiele ſo herzlich gelacht — und nun, da ich ein vornehmer Eleganzmann geworden bin, ſoll und darf ich's nicht mehr! — Das iſt betrübt.

Gauch. Ich kann Ihnen nicht helfen. Entweder — oder —

Hr. v. Puff. Vogel, friß oder ſtirb! heißt's bei Ihnen. Sie ſind ein unbarmherziger Mann und geben mir harte Nüſſe zu knacken. Nu, fahren Sie nur fort, ziehen Sie aber wo möglich gelindere Saiten auf.

Gauch. Mein dritter Lehrpunkt iſt kinderleicht.

Hr. v. Puff. Das wolle der Himmel! Wie lautet er denn?

Gauch. Ein Elegant muß den Kunſtkenner und Kunſtrichter ſpielen, muß über Poeſie, Malerei und andere ſchöne Künſte laut, kühn und entſcheidend urtheilen und abſprechen; muß, mit Einem Worte, alles wiſſen, alles beſſer wiſſen, alles am beſten wiſſen.

Hr. v. Puff. Gott ſey mir gnädig und barmherzig! Das nennen Sie leicht? — Ich armer, geſchlagener Mann! Nun iſt alles mit mir aus. — Leb wohl, du ſchöne elegante Welt! Ich ſah dich nur, wie Moſes das Land Canaan, von fern, und muß mit Schimpf und Schande an deiner Gränze wieder umkehren.

Gauch. Warum?

Hr. v. Puff. Je nun, weil ich dort im gelobten Lande der Eleganz alles wiſſen, alles beſſer wiſſen, alles am beſten wiſſen ſoll — und ich nichts weiß, gar nichts weiß, durchaus nichts weiß. Ich verſtehe von Poeterei und Malerei kaum ſo viel als ein Windelkind.

Gauch. Was thut das? Glauben Sie denn, daß hundert andere Eleganten, die ſich als Kunſtkenner breit machen, etwas mehr von den ſchönen Künſten verſtehen?

Hr. v. Puff. Das müſſen Hexenmeiſter ſeyn!

Gauch. O ganz und gar nicht! Die ſchlauen Herren ſetzen ſich blos hin, lernen ein Schock Kunſtwörter, wie ein Schulknabe ſeine Vocabeln, auswendig, und werfen damit ins Kreuz und in die Quere um ſich herum.

Hr. v. Puff. Und das mag nun klappen oder nicht? Mag weder gehauen noch geſtochen ſeyn?

Gauch. Das iſt gleichviel.

Hr. v. Puff. Ha! nun fällt mir ein Stein vom Herzen. Ja, da haben Sie Recht; das iſt nicht ſchwer, das kann ich auch. Ich habe ein eiſernes Gedächtniß. Aber halt! — wieder eine verdammte Schwierigkeit? — Wie kommt man zu ſolchen gelehrten Vocabeln?

Gauch. Wenn Sie fünf Louisd'or daran wenden, ſo verſchaffe ich Ihnen morgen ein vollſtändiges und mit großem Fleiß von mir ſelbſt ausgearbeitetes Wörterbuch der neumodiſchen Kunſtſprache.

Hr. v. Puff. Ein ganzes Buch ſoll ich in meinen Kopf hineinpfropfen?

Gauch. Ein Buch von zwei oder drei kleinen Oktavſeiten.

Hr. v. Puff. Das laſſe ich gelten. Dafür gebe ich mit Vergnügen fünf Louisd'or. Nun will ich den Kunſtkenner und Kunſtrichter ſpielen, daß es eine Art haben ſoll.

Fünfter Auftritt.

Madam Schwalbe. Die Vorigen.

Mad. Schwalbe. Guten Tag, Herr Profeſſor! Strengen Sie den gnädigen Herrn nicht zu ſehr an, es möchte ſeiner Geſundheit ſchaden. Sie werden überhaupt Ihr Collegium jetzt abbrechen müſſen, denn der Tanzmeiſter iſt eben gekommen.

Gauch. Er mag warten.

Mad. Schwalbe. Warum denn warten? Er iſt gerade jetzt der nothwendigſte Lehrer des gnädigen Herrn. Wer ſich vermählen will, muß tanzen können, um nicht auf ſeiner eigenen Hochzeit wie eine hölzerne Figur dazuſtehen.

Hr. v. Puff. Ei wohl, Madam! Ich muß tanzen lernen.

Mad. Schwalbe. Ja, und es geſchieht nicht ohne Grund, daß ich eben jetzt von der Hochzeit ſpreche. Es haben ſich, ſeitdem ich Sie nicht geſehen habe, gnädiger Herr, ſehr gute Aſpecten für Sie gezeigt.

Hr. v. Puff. Wirklich? Sie erfreuen mich.

Mad. Schwalbe. Ja, das gnädige Freifräulein hat Sie vorhin durch eine Spalte in der Thür belauſcht, und kam — wenn ich mich, ohne Verletzung des ſchuldigen Reſpekts, ſo ausdrücken darf — wie ein Böckchen in mein Zimmer geſprungen. O, beſte Madam! rief ſie aus und fiel mir um den Hals: ich habe ihn geſehen! Was für ein herrlicher Mann! Ich bin von ſeiner Anmuth ganz bezaubert. — In dieſem Tone ſprach der kleine Engel wohl eine Viertelſtunde lang von Ihnen.

Hr. v. Puff. Was Sie ſagen! In ſo gnädigen Ausdrücken? Das macht mich glücklich.

Mad. Schwalbe. Nicht wahr, dieſe Nachricht iſt ſo angenehm, daß ſie wohl ein Stück Atlas werth wäre? — Ich arme Wittwe kann mir ſo was Koſtbares nicht erzeugen und möchte doch gern bei der hohen Vermählung in einem hochzeitlichen Kleide erſcheinen.

Hr. v. Puff. Kaufen Sie nach Ihrem Belieben, ſo ſchön und ſo theuer Sie wollen, und bringen Sie die Lapperei mit auf meine Rechnung.

Mad. Schwalbe. O, Sie ſind freigiebig wie ein Prinz! Dieſen neuen Beweis Ihres edlen Charakters will ich augenblicklich dem Fräulein erzählen.

Hr. v. Puff. Thun Sie das, Frauchen, thun Sie das und ſchicken Sie mir den Tanzmeiſter her!

Mad. Schwalbe (im Abgehen). Sogleich, gnädiger Herr.

Hr. v. Puff. Eine grundehrliche Frau! Ich wohne hier wie im Himmel.

Sechster Auftritt.

Herr von Puff. Gauch. Der Tanzmeiſter und **ein Bedienter.**

(Der Letztere trägt ein Fußbret.)

Tanzmeiſter (mit kunſtmäßigen Komplimenten). Gnädiger Herr —

Hr. v. Puff. Bonsdies, Herr Strohfiedel. — (Zum Bedienten.) Was Henker, Johann! bringſt du da?

Bedienter (das Fußbret auf den Boden ſetzend). Fragen Sie den Herrn Tanzmeiſter, dem das Ding gehört. Es ſieht aus wie eine Foltermaſchine. (Er geht ab.)

Hr. v. Puff. Nun, Herr Strohfiedel, erklären Sie mir doch Ihr Inſtrument.

Tanzm. Es iſt, ſo zu ſagen, ein wohlthätiger Zuchtmeiſter der Füße, der ſie mit einigem Ernſt und Zwang nöthigt, ſich an die Linie der Schönheit und des Anſtandes zu gewöhnen. Die Zierlichkeit des Auswärtsgehens iſt allen Standesperſonen eigen und unterſcheidet ſie beim erſten Anblick von ungebildeten Menſchen, die gänſemäßig einherſchreiten.

Hr. v. Puff (ſeine Füße betrachtend). Hm! — ja — ich ſtehe ſelbſt wie ein Gänſerich da.

Tanzm. Ich erfreche mich nicht, Eure Gnaden zu widerſprechen. Es iſt aber auch bei Denenſelben kein Wunder, und mehr zu loben, als zu tadeln. Der gnädige Herr reſidirten bisher in einer kleinen Stadt, wo jedermann ſo geht. Wenn man unter Gänſen lebt, muß man mitwackeln, ſonſt ſtecken ſie die Köpfe zuſammen und ſchnattern, man wolle klüger und beſſer ſeyn, als ſie.

Hr. v. Puff. Was Sie für ein richtiges Einſehen haben! Das iſt wirklich die Urſache, warum ich ſo mit den Füßen ſäble.

Tanzm. Dieſe kleine Unziemlichkeit wollen wir bald aus dem Wege räumen. Mit hoher Erlaubniß. (Er ſetzt ſich.) Haben Sie die Gnade, ſtellen Sie ſich gerade vor mich her — reichen Sie mir die Hände — ſetzen Sie Ihre Füße feſt an die meinigen. (Der Scholar befolgt dieſe Anordnungen, und der Tanzmeiſter dreht ihm die Füße nach und nach auswärts in eine gerade Linie.)

Hr. v. Puff (mit krummen Knieen in einer halb ſitzenden Poſitur). Au! ich falle.

Tanzm. Nein, nein! Ich habe die Ehre, Sie zu halten. Richten Sie ſich muthig empor! Drängen Sie Schenkel und Waden zuſammen!

Hr. v. Puff (ſtrengt ſich an). Poß Velten! das thut nicht wohl.

Tanzm. Wiegen Sie nun Ihren Körper vorwärts und rückwärts, um den Muskeln die nöthige Gelenkſamkeit zu geben. (Er zieht ihn an ſich und läßt ihn allmählig zurückſenken.)

Hr. v. Puff. O weh! ich falle.

Tanzm. Nur getroſt! (Er ſetzt das Manöver mit ſtärkern Bewegungen fort.)

Hr. v. Puff. Freund, ich bitte Sie, das Ding wird halsbrechend! — Herr Jemine! halten Sie feſt!

Tanzm. Nur gnädiges Gleichgewicht!

Hr. v. Puff. Ja, auf dem Stuhle läßt ſich's gut von Gleichgewicht reden.

Tanzm. (ängſtlich). Mon Dieu! Sie geruhn auf einmal ſehr ſchwer zu werden — poß tauſend! vorwärts! vorwärts! — ich gerathe außer Stand —

Hr. v. Puff. Sapperment! halten Sie mich —

Tanzm. Ich kann nicht mehr —

Hr. v. Puff. Die Reiſe geht fort — ich breche den Hals — Hülfe! (Er fällt allmählig rücklings zu Boden und reißt den Tanzmeiſter, der fruchtlos dagegen kämpft, über ſich hin.)

Gauch. Ha! ha! ha! eine komiſche Gruppe!

Tanzm. (ſchnell aufſpringend). Ich bitte tauſendmal um Vergebung, daß ich ſo unhöflich war, auf Eure Gnaden zu fallen. Aber Dero Schwerkraft —

Hr. v. Puff. Und Ihr Flederwiſchkörper — Komplimentiren Sie nur nicht lange, ſondern helfen Sie mir wieder auf die Beine! (Der Tanzmeiſter und Gauch ſtehn ihm bei.) Ich dacht's gleich, daß die Geſchichte ſo ein trauriges Ende nehmen würde. (Er reibt ſich den Rücken.) Nee, Herr Strohfiedel, mit dieſer gefährlichen Gaukelei bleiben Sie mir künftig vom Halſe!

Tanzm. So müſſen wir unſre Zuflucht zum Fußbrete nehmen.

Hr. v. Puff. Das Zeterding ſieht mich auch verdammt tückiſch an.

Tanzm. Hier iſt keine Gefahr. Treten Sie unbeſorgt in die Fußſchrauben.

Hr. v. Puff (hineintretend). Nun wird's zur Abwechſelung einen Burzelbaum vorwärts geben; das ſchwant mir ſchon. Aber, Herr! das ſag' ich Ihnen: dann ſind wir auf der Stelle geſchiedene Leute. Was hilft's mir, daß ich tanzen kann, wenn ich den Hals gebrochen habe?

Tanzm. Haben Sie die Gnade, ſich an dieſen Stuhl zu halten. (Er ſetzt einen vor ihn hin.)

Hr. v. Puff. Gut. Das iſt ein Troſt.

Tanzm. (ſchraubt ihm die Füße rückwärts in eine gerade Linie).

Hr. v. Puff. Blitz! das iſt der alte Schmerz.

Gauch. Muth! Geduld! — Hoffart muß Zwang leiden.

Tanzm. Nun gnädig den Kopf in die Höh'! — die Schultern zurück! — den Unterleib hinein! — die Bruſt hervor! — (Er ſtellt ſich hinter ihn und zieht ihm die Arme rückwärts.)

Hr. v. Puff. Was ſind das nun wieder für tolle Streiche! So kann ich mich doch nicht an den Stuhl halten!

Tanzm. Ich halte Sie.

Hr. v. Puff. Ja, wie vorhin. Wer ſich auf Sie verläßt, der iſt verlaſſen. (Er verzerrt das Geſicht, indem ihm der Tanzmeiſter die Arme ſtärker auf dem Rücken zuſammenpreßt.) Schwere Angſt! Sie brechen mir die Schulterblätter — ich halt's nicht aus — laſſen Sie los — Sie bringen mich um! (Er entreißt ſich den Händen des Tanzmeiſters und ſpringt vom Brete.)

Tanzm. Jhro Gnaden ſind äußerſt zart.

Hr. v. Puff. Ei Sackerlott! Sie greifen mich an, als ob ich einen Mord geſtehen ſollte. Mein Johann hat Recht: das iſt eine Foltermaſchine. Der Himmel ſoll mich davor bewahren. Hier haben Sie einen Dukaten für Jhren Weg und kommen Sie mir nicht wieder über die Schwelle! (Er gibt ihm Geld.)

Tanzm. (mit tiefen Verbeugungen abgehend). Ich empfehle mich in der höchſten Beſtürzung zu Gnaden.

Hr. v. Puff. Gnade hin, Gnade her! (Er wirft zornig das Fußbret hinter dem Tanzmeiſter zur Thür hinaus.)

Siebenter Auftritt.

Herr von Puff. Gauch.

Gauch. An dieſe Lection wird Herr Strohſtiefel denken.

Hr. v. Puff. Ich gewiß auch. Der tolle Kerl bat immer und ewig um Gnade und verfuhr ſelbſt höchſt ungnädig mit mir. — Aber ich war doch wohl für einen Eleganzmann zu hitzig und zu grob?

Gauch. Warum? Ein ſo raſches Weſen kleidet einen Herrn von Stande recht gut und iſt ſtark Mode. Man flucht den Handwerksleuten, die für uns arbeiten, die ganze Hölle auf den Hals, wirft ſie ſogar bisweilen die Treppe hinunter, prügelt ſeine Bedienten und ſo weiter — und dennoch iſt und bleibt man ein Elegant. Es werden auch von Zeit zu Zeit neue Flüche Mode, die man durchaus bei Gelegenheit anbringen muß, wenn man mit ſeinem Zeitalter fortſchreiten will.

Hr. v. Puff. Scharmant! Ich bitte mir davon ein kleines Verzeichniß aus.

Achter Auftritt.

Madam Schwalbe. Die Vorigen.

Mad. Schwalbe (eilig). Ach! beſter, gnädiger Herr! was iſt denn mit dem armen Tanzmeiſter vorgefallen? Er weint beinahe. Sie haben ihn zu hart behandelt.

Hr. v. Puff. Zu hart? — Sie reden, wie Sie's verſtehen. Ich hätt' ihn ſtandesmäßig die Treppe hinunterwerfen ſollen. Nicht wahr, Herr Hofmeiſter?

Gauch. Dergleichen Treppenreiſen ſind allerdings in manchen vornehmen Häuſern gewöhnlich.

Mad. Schwalbe (bitter). In meinem nicht, Herr Gauch! Merken Sie das! Ich nehme den Tanzmeiſter in Schutz. Verſtehen Sie mich? In meinem Hauſe muß kein Brodneid herrſchen; das ſag' ich Ihnen.

Gauch. Was eifern Sie denn? Ich bin ganz unſchuldig.

Hr. v. Puff. Das iſt wahr, Madamchen. Er hat mich gegen den Tanzmeiſter nicht aufgehetzt. Das Männchen hudelte mich, trotz ſeiner unterthänigen Höflichkeit, gar zu ſehr, und ſo kam ich in den Harniſch.

Mad. Schwalbe. Ein edler, deutſcher Ritter — und ſo verzärtelt!

Hr. v. Puff. Ich will gar nicht tanzen lernen.

Mad. Schwalbe. Nun, da kämen Sie bei der Baroneſſe ſchön an! Die liebt das Tanzen über alles, und klatſchte vor Freude mit den kleinen alabaſternen Händchen, als ſie hörte, daß Sie Tanzſtunden nähmen. Wir wollen lieber den Bereiter wieder fortſchicken.

Hr. v. Puff. Bei Leibe nicht! Iſt er da?

Mad. Schwalbe. Zu Befehl.

Hr. v. Puff. Rufen Sie ihn geſchwind!

Mad. Schwalbe. Wenn Sie mir verſprechen —

Hr. v. Puff. Ja, ja, dem ſchönen Fräulein zu Lieb' und Ehren will ich auch tanzen lernen. Aber das Reiten iſt noch nöthiger für einen Edelmann. Ein Ritter muß reiten können; nicht wahr, Herr Profeſſor?

Gauch. Allerdings. Aber auch tanzen.

Mad. Schwalbe. Das war Ihr Glück, daß Sie das hinzuſetzten, Herr Gauch! Der Bereiter ſoll gleich da ſeyn. (Sie geht ab.)

Hr. v. Puff. Was habt ihr denn mit einander?

Gauch. Kleine, freundſchaftliche Neckereien.

Neunter Auftritt.

Herr von Puff. Gauch. Der Bereiter. Hernach **zwei Bedienten.**

Hr. v. Puff. Schon willkommen, lieber Rammskopf! Haben Sie mir ein Pferd beſorgt?

Bereiter. Ihre Bedienten werden's gleich vorführen. Hören Sie es nicht ſchon traben?

(Zwei Bedienten ſchieben ein hölzernes, geſatteltes und gezäumtes Pferd auf Rädern herein.)

Hr. v. Puff. Tauſend Element! das iſt ein tüchtiger Gaul.

Bereiter. Ich ſchäme mich faſt, Ihnen auf dieſem Kinderklepper Lectionen zu geben. Da Sie aber nun einmal noch nicht den Muth haben, ein lebendiges Roß zu beſteigen, ſo iſt kein anderer Rath. Dieſer bretерne Hengſt bäumt und bockt freilich nicht.

Hr. v. Puff. Das iſt mir eben ſehr lieb.

Bereiter. Sitzen Sie auf!

Hr. v. Puff. Gleich, gleich. (Er ſetzt den rechten Fuß in den linken Steigbügel.)

Bereiter. Nicht doch! So bekämen Sie den Schweif, ſtatt des Zügels, in die Hand. Nehmen Sie den linken Fuß und ſchwingen Sie ſich in die Höhe.

Hr. v. Puff (ſetzt einigemal vergebens an). Das Beeſt iſt ſo hoch wie ein Berg.

Bereiter. Hoho! kaum Mittelſchlag.

Hr. v. Puff. Johann! — Chriſtoph! — ſchiebt doch hinten!

(Die Bedienten helfen ihm.)

Bereiter. Bleiben Sie ſo einen Augenblick ſenkrecht im Bügel ſtehn und ſchwingen Sie dann das rechte Bein über die Croupe.

Hr. v. Puff. Ueber was für ein Ding?

Bereiter. Ueber des Pferdes Kreuz.

Hr. v. Puff. Aha! Deutſch verſteh' ich. (Er martert ſich umſonſt, das Bein ſo hoch zu heben.) Helft mir doch, ihr faulen Schlaraffen! Wofür geb' ich euch Lohn und Brod?

(Die Bedienten heben ihm das Bein hinüber und er fällt in den Sattel.)

Bereiter. Sanft niedergelaſſen! Man muß ſich nicht wie ein Klumpen Blei auf den Sattel werfen, ſonſt erſchrickt das Pferd und geht auf der Stelle durch.

Hr. v. Puff. Wohl mir, daß ich auf einem geduldigen Thiere ſitze. (Er klopft und ſtreichelt den Hals des Pferdes.)

Bereiter. Sie werden ſich jetzt als Anfänger gefallen laſſen, ohne Bügel zu reiten. (Er hängt ſie hinauf an den Sattel.)

Hr. v. Puff. O weh! Ich armer Anfänger brauche dieſe Stützen gerade am nöthigſten.

Bereiter. Man muß ſie entbehren lernen.

Gauch. Recht, Herr Rammsdorf! Das erinnert mich an eine luſtige Anekdote aus dem letztern franzöſiſchen Kriege. Da ging ein Kavallerieofficier — ich weiß nicht, von welchem reichsſtändiſchen Kontingente — der zufällig einen Steigbügel eingebüßt hatte, mitten in der Bataille zu Fuß heim, weil er, nach ſeinem eigenen Geſtändniß, ohne Bügel nicht reiten konnte.

Bereiter. Der jämmerliche Schächer! Gleichgewicht iſt die Seele des Reiters. — Allons, Herr von Puff! Im Schritt vorwärts!

(Die Bedienten ſchieben oder ziehen das Pferd langſam fort.)

Hr. v. Puff (ängſtlich). Bleibt ja im Schritt! Hört ihr? — So — ſo — fein gemach und behutſam!

Bereiter. Trab!

Hr. v. Puff. O Donnerwort! —

(Die Bedienten bewegen das Pferd etwas ſchneller.)

Ihr Menſchen, ſeyd ihr toll? — Halt! — ich werde ſchwindlig — brr! (Er ſinkt vorwärts und umarmt den Hals des Pferdes.)

Bereiter (richtet ihn wieder). Halten Sie nur Balance, ſo iſt gar keine Gefahr dabei! — Galopp!

(Möglichſte Geſchwindigkeit des Roſtpferdes.)

Hr. v. Puff. Oh! oh! ich ſtürze — der Athem bleibt mir aus — mein Ende iſt da! (Er fällt mit einem mörderiſchen Geſchrei von der Seite herunter. Die Bedienten heben ihn auf.)

Zehnter Auftritt.

Madam Schwalbe. Die Vorigen.

Mad. Schwalbe (kommt eilend). Um's Himmels willen, was geht hier vor?

Bereiter. Etwas ſehr Gewöhnliches — ein kleiner Hopſas vom Pferde. Das kann dem beſten Reiter begegnen.

Mad. Schwalbe. Armer Herr von Puff! Sie haben doch keinen Schaden genommen?

Hr. v. Puff. Das weiß ich ſelbſt noch nicht. Der verfluchte Galopp!

Gauch. Ein Elegant muß aber Galopp reiten können, um vor den Fenſtern ſchöner Damen zu paradiren.

Bereiter. Deßhalb eben nicht. Kein vernünftiger Reiter ſprengt ohne Noth auf dem Steinpflaſter. Das thut nur etwa ein junger Herr, der alle Quartale einmal ein ſteifes Miethpferd beſteigt, und dann trifft ihn jenes bekannte Sinngedicht:

Man ſieht ihn im Galopp durch alle Straßen reiten,
Nur vor dem Thor hält er mit Zagen ein:
Das iſt doch ſonderbar, ein Narr vor allen Leuten,
Und klug, wenn's niemand ſieht, zu ſeyn![*]

---

[*] Aus des Herrn von Göckingk Gedichten.

Hr. v. Puff. Hübſche Reimverſchen!

Mad. Schwalbe. Schreiben Sie mir ſie doch auf, Herr Rammskopf. Ich kenne einige dergleichen Quartal Couriere, die ich damit von ihrer Narrheit kuriren will.

Gauch. Sie wollen die Couriere kuriren? — Das iſt ja ein köſtliches Wortſpiel im neueſten Geſchmack!

(Man hört hinter der Scene ein Poſthorn und Peitſchenknall.)

Bereiter. Was Teufel! Da kommt wohl ſo ein Quartal-Courier.

(Alle ſtutzen und blicken nach der Thür.)

Eilfter Auftritt.

Hannchen. Die Vorigen.

Hannchen (ſchnell). Madam! ein Courier —

Mad. Schwalbe. Mit Depeſchen an mich?

Hannchen. Ja.

Mad. Schwalbe. Aha! Herr von Puff! wie wird Ihnen? — (Zu Gauch und Rammskopf.) Seyd ſo gut, ihr Herren, und führt euch geſchwind durch die Hinterthür ab! Auch das Schulpferd muß fort. (Gauch und der Bereiter eilen durch eine Seitenthür hinweg, und die Bedienten ſollen das Pferd hintennach.)

Mad. Schwalbe. (Zu Hannchen.) Ruf den Courier!

(Das Mädchen geht ab.)

Hr. v. Puff. Ach, Madam! ich zittere und zage.

Mad. Schwalbe. Ganz ohne Noth. Ich habe Sie dem Baron gut empfohlen, und ich weiß, wie ich mit ihm ſtehe. Was ich will, das will er auch.

Zwölfter Auftritt.

Wieſel als Courier. **Herr von Puff. Madam Schwalbe.**

Wieſel (in einer kurzen verbrämten Jacke und weiten Courierſtiefeln). Habe ich die Ehre, mit Madam Schwalbe zu ſprechen?

Mad. Schwalbe. Zu dienen, mein Herr. Wer ſind Sie?

Wieſel. Der erſte Kammerdiener und Kabinets-Courier des Freiherrn von Adlersburg, der mich geſtern mitten in der Nacht abgefertigt hat, Ihnen dieſes Handſchreiben zu überreichen.

Mad. Schwalbe (den Brief empfangend). Ich bin ſehr erfreut. Wie befindet ſich Ihr gnädiger Herr?

Wieſel. Wie ein Fiſch im Waſſer. Kein Finger thut ihm weh. Wenn ſeine Geſundheit ſo fortdauert, ſtirbt er in ſeinem Leben nicht.

Mad. Schwalbe. Er verdiente, unſterblich zu ſeyn. (Sie erbricht den Brief und thut, als ob ſie leſe.)

Hr. v. Puff (beobachtet ſie mit ſtarren Blicken).

Wieſel (nähert ſich ihm). Habe ich vielleicht das Glück, Seiner Hochwohlgeboren, dem Herrn von Puff, meine unterthänigſte Devotion zu bezeigen?

Hr. v. Puff (tritt verlegen zurück). Ja, ich denke — ja, ich heiße ſo.

Wieſel. So ſind Sie wirklich der edle Kavalier, der dem hohen Hauſe Adlersburg bald näher angehören wird? — Erlauben Sie mir, Dero Rockzipfel zu küſſen.

Hr. v. Puff (ausweichend). Sie ſcheinen ſehr höflich — ich verſtehe aber von dem allen kein Wort.

Mad. Schwalbe. Herr von Puff, ich gratulire. Der Herr Baron hat ſich nach Ihren Wünſchen erklärt. Ich will Ihnen ſeinen Brief vorleſen. Der Herr Kabinets-Courier iſt doch wahrſcheinlich vom Inhalt ſeiner Depeſche unterrichtet?

Wieſel. Ich darf mich rühmen, des Herrn Barons Vertrauter zu ſeyn.

Mad. Schwalbe. Das konnte ich denken. Nun ſo hören Sie, Herr von Puff. (Sie lieſt:) „Madame et „chère amie! Die Freiherren von Adlersburg ſind die „älteſten Kavaliere in Deutſchland und der Herr von Puff „iſt einer der jüngſten; ſeine Idee, die Hand meiner Tochter zu ambitionniren, iſt alſo ein Attentat einer Mesaillance, in die ich als ein Glied des hohen Reichsadels „nimmer willigen würde, wenn mich nicht Ihre angelegentliche Vermittelung, ma chère amie, zu mildern Sentimens perſuadire. Alſo blos Ihnen iſt der Herr von Puff „Dank und ſolide Erkenntlichkeit für die Auszeichnung ſchuldig, daß ich ihm hiermit permittire, in Ihrer Gegenwart „dem Fräulein aufzuwarten. Iſt er ſo glücklich, das Herz „meiner geliebten Tochter zu touchiren, ſo ſoll ihm mein „väterlicher Conſens nicht entſtehen. Adieu, ma bonne „amie." — (Sie legt den Brief zuſammen.) Nun, Herr von Puff, was ſagen Sie dazu?

Hr. v. Puff. Ich bin vor Freude ganz ſtumm.

Mad. Schwalbe (zieht ihn bei Seite). Es wird Ihrem künftigen Herrn Schwiegervater ſehr gefallen, wenn Sie dem Courier ein anſehnliches Geſchenk machen. Haben Sie eine gutgeſpickte Börſe bei ſich?

Hr. v. Puff. Ich denke.

Mad. Schwalbe. Fort damit!

Hr. v. Puff (zu Wieſeln). Darf ich mir wohl die Freiheit nehmen, Ihnen dieſe Kleinigkeit aus gutem Herzen zu offeriren und anzubieten? (Er drückt ihm einen Beutel in die Hand.)

Wieſel (küßt ihm den Rockzipfel). Gnädiger Herr, ich danke unterthänig.

Mad. Schwalbe. Sie ruhn doch wohl bis morgen hier aus, Herr Courier?

Wieſel. Wie Sie befehlen.

Mad. Schwalbe. Machen Sie ſich's bequem. Mein Hausmädchen wird Ihnen ein Zimmer anweiſen und Erfriſchungen reichen.

Wieſel. Sehr verbunden. Ich werde vorher der jungen Baronneſſe meinen Reſpekt bezeigen. (Er geht mit tiefen Verbeugungen ab.)

Dreizehnter Auftritt.

Die Vorigen, ohne den Courier.

Mad. Schwalbe. Triumph! Ihr Glück iſt gemacht. Nicht wahr, ich gelte was bei dem alten ahnenſtolzen Herrn?

Hr. v. Puff. Er folgt Ihnen wie ein Kind. Das habe ich ſo halb und halb aus ſeinem Briefe *errathen*. Er ſchreibt ſehr hochtrabend und unverſtändlich und miſchmaſcht eine Menge Sprachen durcheinander, als ob er beim Thurmbau zu Babel geweſen wäre.

Mad. Schwalbe. Das iſt vornehm und Sie müſſen's auch lernen. Jetzt aber iſt das Nöthigſte, daß Sie ſich in Galla werfen, um dem Fräulein Ihre Aufwartung zu machen. Ich will indeſſen ein paar unverſchiebliche Gänge thun.

Hr. v. Puff. Und ich will, indem ich mich friſiren und ankleiden laſſe, meine Liebeserklärung vollends zu Stande bringen, worüber ich mir ſchon ſeit vierundzwanzig Stunden den Kopf zerbreche. Sie wird aber auch ein Meiſterſtück von Witz, das will ich Ihnen vorausſagen.

(Sie gehen mit einander ab.)

Vierzehnter Auftritt.

Hannchen

(öffnet leiſe die Seitenthür und ſieht ſich um).

Iſt ſie denn endlich fort? — (Sie tritt in den Saal.) Hier iſt der Weg rein; ob ſie aber ausgeht, das iſt die Frage. (Sie läuft an die Mittelthür und horcht.) Jetzt ſchlarft ſie die Treppe hinunter — jetzt ſchlägt ſie die Hausthür zu. Nun ſind wir ſicher. (Sie fliegt an die Seitenthür zurück und ruft:) Herr von Schmelz! Geſchwind aus dem Kleiderſchranke heraus! Ich rufe — Sie wiſſen ſchon, wen. (Durch die Mittelthür ab.)

Fünfzehnter Auftritt.

Moritz (allein).

Das war eine enge Gefangenſchaft! — Wenn ich doch die ſaubre Tante zeitlebens ſo einſperren könnte! — Arme Julie! Aus dieſen Händen muß ich dich retten; es gehe, wie es wolle.

Sechszehnter Auftritt.

Moritz. Julie. Hannchen.

(Die Liebenden fallen einander um den Hals.)

Julie. Lieber Moritz!

Moritz. Theuerſte Julie! — Hab' ich nicht wahr prophezeit?

Julie. Leider! Hannchen hat Ihnen geſagt —

Moritz. Alles, alles. Sie haben ſich doch ſtandhaft geweigert?

Julie. Bis jetzt. Aber wie ſoll's werden, wenn ſie mich heftiger beſtürmt? Wenn ſie mich mißhandelt?

Moritz. Das mag ſie nur wagen! Dann ſoll die Gaunerin noch heute zwiſchen vier Mauern ſitzen.

Julie. Nein, Moritz. Das wäre zu hart.

Moritz. Wiſſen Sie den Drachen anders zu bändigen? — Eine Klage bei dem Kriminalgerichte wäre freilich kein romantiſcher Ausweg; aber wir leben nun einmal nicht in Arkadien. — Ein poetiſcher Schwärmer würde von Entführung und dergleichen Dingen ſchwatzen; ich proſaiſcher Menſch denke aber nicht daran. Die Intrikenmacherin wär' es wohl werth, daß wir uns ihretwegen ohne Dach und Fach in der Welt herumtrieben! — Nein, nein! Nicht wir wollen ihr weichen: ſie muß uns weichen.

Julie. Wie wird das enden! — Moritz, ich bitte Sie dringend, thun Sie gegen meine Tante keinen übereilten, feindlichen Schritt.

Moritz. Nicht ohne die höchſte Noth. Sie wiſſen, ich bin kein Strudelkopf, ich lavire gern im Sturme, wenn's möglich iſt. Könnten wir nur auf eine friedliche Art einige Monate Zeit gewinnen, das wäre mein Wunſch. Dann bin ich Herr meines väterlichen Erbtheils und kann mit Ihrer Tante offen und freimüthig über unſer Verhältniß ſprechen. Doch jetzt darf ich's nicht. Ich bin noch in vielen Rückſichten von meiner Mutter abhängig, und ſie ſucht ein beſonderes Vergnügen darin, alle meine Wünſche zu vereiteln. Sie würde mir alſo auch hier entgegenarbeiten und um ſo leichteres Spiel haben, da ſie eine vertraute Freundin der theuern Madam Schwalbe iſt.

Julie. Das iſt ein ſchlimmer Umſtand. Wir dürfen uns jetzt nicht entdecken.

Hannchen (die bisher in einiger Entfernung ſtand, nähert ſich). Iſt es mir erlaubt, mich mit einem guten Rath in Ihr Geſpräch zu miſchen?

Moritz. Guter Rath iſt immer willkommen.

Julie. Rede, Hannchen.

Hannchen. Wär' ich an der Stelle des Herrn von Schmelz, ich ginge doch zur Tante, gäbe mir aber — wenn ſie mich nämlich nicht von Perſon kennte —

Moritz. Sie kennt mich nicht.

Hannchen. Nun, da gäbe ich mir einen andern Namen und ſagte kurz und rund: Madam, ich bin reich und habe Luſt, zu heirathen. Können Sie mir nicht ein hübſches Weibchen vorſchlagen?

Moritz (lächelnd). Das wäre wohl ein wenig mit der Thür in's Haus gefallen.

Hannchen. Ei, freilich müſſen Sie Ihre Worte zierlicher anbringen.

Moritz. Und dann?

Hannchen. Nun, dann ſtelle ich mir vor, Sie werden der Madam Schwalbe gefallen, und ſie wird den klugen Einfall haben, daß Sie ſich für Mamſell Julien beſſer ſchickten, als der alte Herr von Puff.

Moritz. Würde ſie ſich deßwegen auf der Stelle entſchließen, ihn im Stiche zu laſſen?

Julie. Das iſt nicht wahrſcheinlich.

Hannchen. Sie werden bald merken, wie ſie geſinnt iſt. Wenn ſie Ihnen ſehr höflich und freundlich begegnet, Ihnen verſpricht, Sie mit einer Frau zu verſorgen, und Sie einladet, bald wieder zu kommen, ſo iſt die Sache richtig.

Moritz. Was halten Sie von Hannchens Vorſchlage, liebe Julie?

Julie. Er kommt mir vor wie eine unſchuldige Arzenei, die wenigſtens nicht ſchadet, wenn ſie auch nicht hilft.

Moritz. Gut. Ich gehe zur Tante.

Julie. Wenn ſie mich aber dennoch zwingen will, einen Beſuch vom Herrn von Puff anzunehmen?

Moritz. So laſſen Sie ſich von dem alten Thoren die Hand küſſen, und damit gut. Es iſt rathſamer, in ſolchen unverfänglichen Punkten nachzugeben, als ſich Mißhandlungen auszuſetzen. Was die erzwungene Baronneſſe von Adlersburg thut, hat Julie nicht zu verantworten.

Julie. Ich will Ihnen folgen.

Hannchen. Nun wird es aber auch hohe Zeit, daß ſich der Herr von Schmelz wieder entferne, ſonſt überraſcht uns Madam.

Moritz. Davor wollen wir uns in Acht nehmen.

Adieu, liebe Julie. Ich will im Gaſthof am Fenſter lauſchen, bis Ihre Tante zurückkommt. Dann gehe ich ihr auf dem Fuße nach, und ſobald meine Audienz vorbei iſt, erhalten Sie durch Hannchen Nachricht davon. (Sie gehen ab.)

Dritter Aufzug.

Zimmer der Madam Schwalbe.

Erſter Auftritt.

Madam Schwalbe. Hannchen.

Madam Schwalbe (die Enveloppe ablegend). Ich komme gar nicht mehr zu Athem. Kaum trete ich ins Haus, ſo iſt mir einer auf den Ferſen, der mich ſprechen will. Hätteſt du ihn nur auf der Stelle abgewieſen.

Hannchen. Ich wußte ja nicht, ob ich recht that.

Mad. Schwalbe. Wie nennt er ſich?

Hannchen. Herr von Roſendorn.

Mad. Schwalbe. Roſendorn! — Ich habe dieſen Namen in meinem Leben nicht gehört. Was iſt's denn für eine Figur?

Hannchen. Ein wohlgekleideter und wohlgebildeter junger Mann.

Mad. Schwalbe. Laß ihn kommen. Sag' ihm aber voraus, ich hätte nur zwei Minuten Zeit.

Hannchen. Sehr wohl. (Geht ab.)

Mad. Schwalbe (allein). Was wird's ſeyn? —

Geldnoth oder eine Liebesgeſchichte. Das ſind immer die beiden Hauptgeſchäfte der jungen Herren.

Zweiter Auftritt.

Moritz. Madam Schwalbe.

Moritz. Gehorſamer Diener, Madam.

Mad. Schwalbe (ſich verbeugend). Mit wem habe ich die Ehre — ?

Moritz. Mein Name iſt von Roſendorn.

Mad. Schwalbe. Sehr erfreut — nehmen Sie Platz. (Sie ſetzen ſich.) Was verſchafft mir denn die Ehre Ihres Beſuchs?

Moritz. Ihr ausgebreiteter Ruf. Sie haben, wie ich höre, Zutritt und Einfluß bei den vornehmſten Familien der Stadt, und machen davon zum Beſten vieler Menſchen Gebrauch.

Mad. Schwalbe. Ich diene meinem Nächſten gern — (lächelnd) wenn ich Zeit habe. Heute bin ich aber gerade ganz außerordentlich beſchäftiget. Jede Minute hat ihre Beſtimmung.

Moritz. Ich will mein Anliegen in Ein Wort zuſammendrängen.

Mad. Schwalbe. Haben Sie die Güte.

Moritz. Ich ſuche eine Frau.

Mad. Schwalbe. Ei! ſchon ſo zeitig? — Doch — jung gefreit, hat niemand gereut, ſagt das Sprichwort.

Moritz. Ich bin kein Flattergeiſt, kein Libertin. Andere junge Leute genießen mit zügelloſer Ungebundenheit die Welt, verſtreuen die Blüthen ihres Frühlings da und dort, und verſchenken endlich am Altar die welken Herbſtblumen ihrer Geſundheit und Kräfte.

Mad. Schwalbe. So unbillig wollen Sie gegen Ihre künftige Gemahlin nicht denken. Das iſt lobenswerth und nimmt mich ſehr für Sie ein.

Moritz (ſich verbeugend). Dürfte ich alſo hoffen — ?

Mad. Schwalbe. Ich will mich mit Vergnügen für Sie verwenden.

Moritz. Rechnen Sie auf meine Dankbarkeit. Ich werde mich bald im unbeſchränkten Beſitz eines anſehnlichen Vermögens befinden.

Mad. Schwalbe. So ſind Sie um ſo mehr im Stande, eine Frau glücklich zu machen. Sie ſoll doch wohl von adeliger Herkunft ſeyn?

Moritz. Das mache ich gerade nicht zur Bedingung. Ich ſuche keine Ahnen, nur häusliches Glück.

Mad. Schwalbe. Nun, verlaſſen Sie ſich auf mich, Herr von Roſendorn. Ich weiß ſchon halb und halb eine Partie für Sie; es fehlt mir nur jetzt durchaus an Zeit, mich mit Ihnen länger zu unterhalten. Bemühen Sie ſich wieder zu mir.

Moritz (aufſtehend). Wenn iſt es Ihnen gefällig?

Mad. Schwalbe. Sobald Sie wollen, ſobald Sie können.

Moritz. Ich empfehle mich Ihrem geneigten Andenken, Madam. (Er geht nach der Thür.)

Mad. Schwalbe. Adieu, Herr von Roſendorn. — (Ihm nachrufend.) O, warten Sie doch! Es fliegt mir eben ein glücklicher Gedanke durch den Kopf. Können Sie mich in einer halben Stunde wieder beſuchen?

Moritz. Ich werde mit Vergnügen die Ehre haben. (Geht ab.)

Dritter Auftritt.

Madam Schwalbe (allein).

Das paßt ja vortrefflich! Frau von Schmelz ſucht einen jungen Mann, und ein hübſcher junger Mann ſucht eine Frau — da fang' ich zwei Goldfiſche mit einem Zuge! — Freilich ein ungleiches Paar — Frühling und Winter! — Doch, was geht das *mich* an? Ich führe ſie ohne lange Vorrede zuſammen, und ſie mögen ſehen, wie ſie einander gefallen. — Wenn ſie nur gewiß kommt! Ich muß hin zu ihr, damit ſie mir ja nicht ausbleibt. (Sie geht an die Thür und ruft hinaus.) Hannchen! Geſchwind einen Miethwagen! (Zurück kommend.) Was wird der zärtlichen Wittwe der Mund wäſſern! Was wird ſie ihn ſpitzen! Und was wird ſie ſich ärgern, wenn ſie ihn vergebens geſpitzt hat! — Das geſchieht ohne Zweifel; aber was kann *ich* dafür? Ich thue das Meinige und ſie muß ſich abfinden.

Vierter Auftritt.

Hannchen. Die Vorige.

Hannchen. Der Wagen iſt da.

Mad. Schwalbe. So ſchnell?

Hannchen. Es fuhr eben ein unbeſchäftigter Miethkutſcher vorbei.

Mad. Schwalbe. Gut. Meine Envelloppe! (Hannchen legt ſie ihr um.) Hat ſich Julchen ſo gekleidet, wie ich ihr ſagen ließ?

Hannchen. Wir ſteckten eben die letzte Nadel an.

Mad. Schwalbe. Wie ſieht ihr der Anzug?

Hannchen. Allerliebſt.

Mad. Schwalbe. Sag' ihr, ſie ſoll ſich bereit halten, einen Beſuch anzunehmen, wenn ich zurückkomme. Ich bin bald wieder hier. (Sie geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Hannchen. Julie.

Hannchen (allein). Wohin mag ſie ſo eilfertig kutſchiren? Sie war bei ſehr guter Laune. Herr von Schmelz hat wahrſcheinlich Gnade vor ihren Augen gefunden. Das will ich bald hören. (Sie eilt nach der Thür.)

Julie (kommt ihr entgegen). Wo fuhr die Tante hin?

Hannchen. Das iſt mir ein Räthſel. Sie ſollen ſich zur Annehmung eines Beſuchs bereit halten, wenn ſie zurück kommt. Dieſen Befehl hinterließ ſie und ſchien übrigens außerordentlich vergnügt.

Julie. Moritz auch. Ich belauſchte ihn hinter dem Vorhang. Er tanzte beinahe auf der Gaſſe.

Hannchen. Ich fliege zu ihm.

Sechster Auftritt.

Moritz. Die Vorigen.

Moritz (ihr begegnend). Da bin ich ſchon ſelbſt.

Julie. Sie Wagehals!

Moritz. Ich ſah die ſcharmante Frau ausfahren —

Julie. Die ſcharmante Frau?

Moritz. Ja, ja, nicht anders. Wir ſind die beſten Freunde. Sie nahm mich wohl auf, verſprach mir ein Weibchen und beſtellte mich in einer halben Stunde wieder her.

Hannchen. Iſt's möglich? — Und Mamſell Julie ſoll einen Beſuch annehmen, wenn ſie zurück kommt.

Moritz. Wirklich?

Julie. Ja. Sie befahl aber, ehe ſie noch mit Ihnen ſprach, mich feſtlich zu kleiden.

Moritz. So? — Das iſt alſo kein gutes Zeichen für mich.

Hannchen. Ich denke doch. Vor einer halben Stunde war freilich noch der Herr von Puff am Brete: aber nun bekommt er den Laufzettel.

Moritz. Den ſoll er am Ende gewiß bekommen. Es geſchehe nun früh oder ſpät, auf eine ſanfte oder eine harte Manier.

Julie. Wir wollen das Beſte hoffen.

Moritz. Es bleibt in allen Fällen bei der Abrede: Nachgeben in gleichgültigen Dingen und muthiger Widerſtand in der Hauptſache! — Ich verlaſſe die Stadt nicht eher, als bis wir wiſſen, woran wir ſind, und bei dem erſten Nothſignal, das ich durch Hannchen erhalte, komme ich Ihnen zu Hülfe. — Jetzt will ich mich hier nicht ertappen laſſen. Adieu. (Er eilt hinweg.)

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen, ohne Moritz.

Julie. Wenn doch dieſer Tag vorbei wäre! Mir iſt in meinem Leben noch nicht ſo bange geweſen.

Hannchen. Sie dauern mich. Ich bin ein armes, verlaſſenes Mädchen, aber für eine ſolche Pflegemutter — wenn ſie auch noch zehn Mal reicher wäre — dankte ich gehorſamſt. Sie iſt ja eine wahre Tyrannin!

Julie (mit einem ſanften verweiſenden Tone). Hannchen!

Hannchen. Ich mußte meinem Herzen Luft machen, ſo wenig ich ſonſt in die Klaſſe der unartigen Dienſtboten gehöre, die bei jeder Gelegenheit von ihrer Herrſchaft übel ſprechen. Das kann mir niemand nachſagen.

Julie. Bleib bei dieſer guten Sitte! Es iſt ein unnützes Ding, Schnippchen in der Taſche zu ſchlagen.

Hannchen. Aber über den Herrn von Puff darf ich mich doch ein Bischen aufhalten? Wir haben ja jetzt nichts weiter zu thun.

Julie. Den Herrn von Puff gebe ich dir Preis.

Hannchen. Er macht ſeit der Ankunft der Couriermaske ganz außerordentliche Verſchönerungsanſtalten ſeiner häßlichen Perſon. Der Friſeur künſtelt ſchon eine Stunde lang an ſeinen Silberhaaren, und Schneider und Galanteriehändler jagen einander in ſeinem Zimmer aus und ein.

Julie. Laß ihn doch ſein Weſen treiben.

Hannchen. Unten in der Remiſe pinſelt ein Maler am neuen Staatswagen. Das Wappen beſteht in einem

Glücksrade, wie bei den Lotterien gebraucht wird. Es iſt ein Gemälde von ungeheuerm Umfang; denn der gnädige Herr hat ausdrücklich befohlen, daß es, um ein rechtes Aufſehen zu machen", die ganze Seite des Wagens einnehmen ſoll. Die großen, grimmigen Löwen, die den Schild halten, fletſchen einen an, als ob man ſich vor ihnen fürchten ſollte. Man wird aber wohl über ſie lachen, wenn ſie ſich öffentlich zeigen.

Julie. Immerhin! Ich werde in dieſem Wagen nie fahren.

Hannchen. Reizen Sie denn die vier prächtigen Porzellan-Schecken nicht, die ihn ziehen ſollen? Das werden Wunderthiere.

Julie. Sie werden's?

Hannchen. Ich kann mich nicht anders ausdrücken, denn ſie ſind noch in der Arbeit.

Julie. Was ſchwatzeſt du durch einander! Wir ſprachen von Pferden.

Hannchen. Ja doch! — Herr von Puff wollte durchaus Porzellan-Schecken haben; es ließen ſich aber keine auftreiben, die ihm bunt genug waren.

Julie. Nun?

Hannchen. Da kam ein Roßkamm und ſagte: er verſtehe die Kunſt, Pferde zu *malen*, und zwar ſo dauerhaft zu malen, daß weder die Striegel ſeine Farben abkratzen, noch der Regen ſie wegſchwemmen könne. Das gefiel dem Herrn von Puff. Er kaufte vier ſchneeweiße Schimmel und läßt ſie jetzt malen.

Julie. Sollte man's glauben!

Hannchen. Sie werden heute oder morgen das Probepferd hier vorbei führen ſehen. Wie eins iſt, ſo werden ſie alle. Herr von Puff iſt nicht mit den unregelmäßigen Figuren zufrieden, wie ſie die Natur hinzuwerfen pflegt — bewahre der Himmel! Er läßt ſeine Roſſe, wie ein Porzellan-Service, mit zierlichen Blumen ſchmücken und iſt Anfangs ſogar Willens geweſen, ihnen ſein Wappen auf die Bruſt malen zu laſſen. Das hat ihm aber noch ein mitleidiger Menſch aus dem Sinne geredet.

Julie. Was für Eulenſpiegelſtreiche!

Hannchen. Dergleichen kann ich Ihnen mehr erzählen. Da hat er unter andern —

Julie. Still! es fuhr ein Wagen am Hauſe vor.

Hannchen (läuft an die Thür, horcht und kommt ſchnell zurück). Die Tante!

Julie. Wie wird mir's gehn!

Hannchen. Halten Sie ſich nur tapfer! (Sie hüpft an die Thür und öffnet ſie.)

Achter Auftritt.

Madam Schwalbe. Vorige.

Mad. Schwalbe. Nun, was wird denn hier für eine Conferenz gehalten? Was ſteckt ihr beiſammen? Wenn die Katze nicht zu Hauſe iſt, tanzen die Mäuſe.

Hannchen. Ach! wir und tanzen —

Julie. Wir thaten nichts Böſes, liebe Tante.

Mad. Schwalbe. Geklatſcht werdet ihr haben, mich durch die Hechel gezogen —

Hannchen (mit naiver Gutmüthigkeit). Wir haben nicht an Sie gedacht.

Mad. Schwalbe. Da haſt du dich gut verantwortet, du Bachſtelze! Du ſollſt an mich denken, ſollſt arbeiten, ſollſt die Stuben fegen, ſollſt nähen und ſtricken, ſtopfen und flicken. Eine faule Dirne hat Hummeln im Gehirne und der ſchnöde Müßiggang iſt des Teufels Ruhebank.

Hannchen (lächelnd). Bei mir hat er noch kein weiches Sopha gefunden.

Mad. Schwalbe. Schweig!

Hannchen (ſpielt mit der Schürze, ohne Madam Schwalbe anzuſehen). Und am Ende iſt's immer beſſer, er ruht, als daß er Geſchäfte treibt.

Mad. Schwalbe. Naſeweis! ich rathe dir, ſchweig! — War jemand hier, der mich ſprechen wollte?

Hannchen (ſchnell). Nein.

Mad. Schwalbe. Ueber die kurze, ſchnippiſche Antwort! — Jüngferchen, wir taugen jetzt nicht zuſammen. Hebe Sie ſich hinweg und geh Sie in Ihr Kämmerlein; es möchte ſonſt noch was ſetzen. (Sie vagirt ihr mit der Hand vor dem Geſichte.)

Hannchen (bleibt entſchloſſen ſtehn). Was beliebt?

Mad. Schwalbe (muthlos und nachgebend). Du ſollſt gehen.

Hannchen. Dieſem Tone leiſte ich Gehorſam. (Sie geht mit gelaſſenen Schritten ab.)

Neunter Auftritt.

Vorige, ohne Hannchen.

Mad. Schwalbe (ſieht ein paar Secunden lang der Abgehenden ſchweigend nach). Was ſich die freche Dirne gegen mich herausnahm! Ich wollte mich nur nicht ärgern; wir haben nöthigere Dinge zu thun. — Sieh doch, mein liebes Julchen, wie ſchön du dich geputzt haſt! (Sie betrachtet ſie von allen Seiten.) Ganz herrlich! ganz bezaubernd! Du wirſt wohl den armen Herrn von Puff um ſein Stäubchen Verſtand bringen.

Julie (erſchrickt). Wie? Ich glaubte —.

Mad. Schwalbe. Was, mein Kind?

Julie. Es würde von dieſem Herrn nicht weiter die Rede ſeyn.

Mad. Schwalbe. Du Närrchen! von wem denn ſonſt?

Julie. Ach, Tante! beſte Tante! laſſen Sie mich aus dieſem gefahrvollen Spiele.

Mad. Schwalbe. Ich weiß gar nicht, was du von Gefahr träumſt. Mein Plan iſt ſo vorſichtig entworfen, daß uns niemand ein Haar krümmen kann. Dein Bräutigam ſoll längſtens eine Stunde vor der Trauung aus meinem Munde redlich erfahren, wer du eigentlich biſt, und dann kann er noch thun, was er will.

Julie. Gott! nein — mein Herz widerſteht. Ich kann den Herrn von Puff nicht lieben, nicht heirathen.

Mad. Schwalbe. Nu, nu, damit hat's noch Zeit. Ich verlange jetzt nichts von dir, als daß du einen kurzen Ceremonienbeſuch annimmſt. Du mußt dir doch deinen reichen Freier wenigſtens beſchauen; das Anſehn hat man umſonſt. — Findeſt du den ehrlichen Mann ganz unleidlich, ſo will ich ihn dir nicht aufzwingen, ſondern die Heirathsunterhandlungen mit einer guten Manier abbrechen. Ich dächte doch, das wäre ein billiger Vorſchlag.

Julie. Sie muthen mir immer noch ſehr viel zu.

Mad. Schwalbe. Das nennſt du viel? — Mir ſcheint es ſehr wenig: und dieß Wenige halte ich für eine ganz mäßige Vergeltung der dir erwieſenen Wohlthaten.

Julie. O ich Arme! Das preßt mir Ergebung ab. — Laſſen Sie ihn kommen; erlauben Sie mir aber, ſtumm zu ſeyn.

Mad. Schwalbe. Ein paar kalte Wörtchen mit einer hohen Miene — das iſt genug. Setz dich in dieſen Armſtuhl und benimm dich recht vornehm. In fünf Minuten iſt der Spaß vorbei. (Sie geht ab.)

Zehnter Auftritt.

Julie (allein).

Wie glücklich iſt der Menſch, dem Niemand eine genoſſene Wohlthat vorrücken darf! — Das iſt die eherne Kette, die mich an dieſen Marterſtuhl feſſelt. (Sie ſetzt ſich.) Aber ich will nicht länger ſolche Ketten tragen. Ich will lieber als Magd dienen, bis Moritz einen Biſſen Brod mit mir theilen kann.

Eilfter Auftritt.

Julie. Herr von Puff. Madam Schwalbe.

(Die beiden Letztern komplimentiren ſich vor der offenen Thüre.)

Madam Schwalbe. Spazieren Sie voraus, gnädiger Herr!

Hr. v. Puff (mit komiſchen Höflichkeitsgrimaſſen). Geſchieht nicht, auf Ehre! nicht.

Mad. Schwalbe. Machen Sie keine Umſtände.

Hr. v. Puff. Ich weiß, was den Damen gebühren thut.

Mad. Schwalbe. So muß ich unſern Streit wohl ſchlichten. (Sie tritt herein.)

Hr. v. Puff (in einem Prachtkleide, mit Degen und Armhut, hüpft ihr ſtutzerhaft nach, macht Julien, die vom Stuhl aufſteht, eine ſehr tiefe, ungeſchickte Verbeugung, nähert ſich ihr mit mehrern ähnlichen Reverenzen und küßt ihr die Hand. Sie ſetzt ſich wieder. Er ſtellt ſich dann vor ſie hin und perorirt mit dem Tone und der Geſtikulation eines Schulknaben). Gnädige, ehr- und tugendreiche Baroneſſe! Hochdieſelben geruhen, Sich in Gnaden von mir avertiren und aviſiren zu laſſen, wasmaßen ich mich ganz unwürdig fühle, mit Hochdero reichsfreiherrlichem Hauſe in Compagnie zu treten; ſintemal und alldieweilen des Herrn Papa's gnädige Excellenz mit uralten Ritterahnen gleichſam en gros handeln thun, mein ſeliger Vater hingegen, der gewiß noch lebte, wenn er nicht bereits vor dreißig Jahren geſtorben wäre, nur — (mit einem tiefen Seufzer) ein Bourgeois war. Nun habe ich zwar mit Gottes Hülfe vor einem halben Jahre angefangen, ein kleines Waarenlager von adeligen Ahnen in meiner geringen Perſon zu etabliren; da aber, wer etwas anfängt, ſo zu ſagen, nur ein Anfänger iſt und ich die unternommene Entreprise nicht allein fortſetzen kann, ſondern mich ſchlechterdings mit einer Associe aus dem ſchönen Geſchlechte aſſociren muß: ſo habe ich, mit Rath und Beiſtand einer frommen und ehrſamen Wittib, der gegenwärtigen Madam Schwalbe, meine wenigen Augen auf Ihro hochfeierliche Schönheit geworfen und laſſe das Kauffartheiſchiff meiner Seufzer, unter Führung und Leitung des Steuermanns Cupido, vom Stapelplatze meines Herzens auslaufen, um an der Küſte Ihres Herzens —

Mad. Schwalbe (die bis jetzt in einiger Entfernung geſtanden und oft mit dem Kopfe geſchüttelt hat, tritt hinter den Redner und zupft ihn am Kleide).

Hr. v. Puff (wehrt ſie, ohne ſich umzuſehen, mit der Hand ab und fährt eifrig fort). Um an der Küſte Ihres Herzens den Tauſchhandel der Zärtlichkeit zu treiben und Hochdieſelben zu erſuchen und einzuladen —

Mad. Schwalbe (zupft ihn wieder).

Hr. v. Puff (ſie abwehrend). Zu erſuchen und einzuladen — (Er fängt an zu ſtottern.) die Firma — mit meiner Wenigkeit — die Firma — zu erſuchen und einzuladen — einzuladen —

Mad. Schwalbe (zupft ihn ſtärker).

Hr. v. Puff (fährt zornig herum). Zum Teufel! was wollen Sie denn?

Mad. Schwalbe (ihm halblaut ins Ohr). Es iſt genug.

Julie (aufſtehend). Mir wird nicht wohl.

Mad. Schwalbe (eilt zu ihr). Mein gnädiges Fräulein! was ſtößt Ihnen zu?

Julie. Ich muß mich entfernen.

Hr. v. Puff. Jammerſchade! Da iſt nun die böſe Madam Schwalbe daran Schuld, daß ich in meiner prächtigen Rede ſtecken blieb. Ich hatte noch ſo viel Schönes auf dem Herzen — ich wollte das gnädige Freifräulein mit der Sonne und mich mit einer Pechfackel vergleichen thun — ich wollte ſagen —

Julie (mit ſchwacher gebrochener Stimme.) Herr von Puff, Sie glauben — ich bin aber nicht — merken Sie ſich dieſe Worte! — ich bin nicht, was ich ſcheine. (Sie verneigt ſich und geht ab. Madam Schwalbe folgt ihr mit ehrerbietigen Ceremonien, und Herr von Puff begleitet ſie mit tiefen Reverenzen bis an die Thür.)

Zwölfter Auftritt.

Herr von Puff (allein).

Eine holdſelige junge Dame! Man ſage mir, was man will: ein Fräulein bleibt doch ein Fräulein! Es iſt ein ganz anderes Weſen, als die bürgerlichen Zierpuppen, die ihr Näschen himmelhoch tragen, weil ihnen etwa einmal ein zärtlicher Ladendiener in's Ohr ſagte: Sie ſind ein Engel! — (Er wendet ſich gegen die Thür und wirft Küſſe dahin.) Dort hinaus ging ein Engel — ein veritabler adelicher Engel! Ach, ſo bildſchön und doch ſo ſanft und beſcheiden! Da ſtand ſie, die Hochgeborne, demüthig, wie ein Muttergottesbildchen und ſagte: (Er ahmt mit einer weiblichen Verneigung und feiner Stimme Julien nach.) „Herr von Puff, ich bin nicht, was ich ſcheine.“ — O, du Taube! ich verſtehe dich! — — (Nach einer kleinen gedankenvollen Pauſe.) Aber, mein gnädiger Herr von Puff, es iſt bei dem allem kurios, daß Er da her tritt und jubilirt! Hat Er denn ſchon Brief und Siegel darüber, daß Ihn die Baronneſſe heirathen will? — Davon ließ ſie ſich kein Wörtchen verlauten. — Wenn ich nur eine große Gänſeblume bei der Hand hätte, da könnte ich dieß Geheimniß aus den Blättern herauszupfen! — Ich will mich doch, da mir die prophetiſche Blume fehlt, bei meinen Weſtenknöpfen Raths erholen. Was der letzte Knopf ſagt, das iſt wahr. (Er befragt jetzt das bekannte alte Volksorakel, indem er bei jedem der folgenden kurzen Sätzen einen Knopf von oben herab berührt.) Sie liebt mich — von Herzen — mit Schmerzen — über alle Maßen — ganz heimlich — klein wenig — gar nicht. — Sie liebt mich — von Herzen — (Er thut einen Freudenſprung und klatſcht in die

Hände.) Ha! ſie liebt mich von Herzen! Das iſt eine troſtreiche Nachricht. Dafür will ich dich, du ehrlicher Knopf, in Geld einfaſſen laſſen.

Dreizehnter Auftritt.

Madam Schwalbe. Der Vorige.

Mad. Schwalbe (kommt haſtig gelaufen). Aber ſagen Sie mir, Herr von Puff —

Hr. v. Puff (hitzig). Aber ſagen Sie mir, Madam Schwalbe —

Mad. Schwalbe. Wie konnten Sie der Baronneſſe ſolchen Ladenwitz vorſchwatzen?

Hr. v. Puff. Wie konnten Sie mich unterbrechen?

Mad. Schwalbe. Sie machten ſich lächerlich.

Hr. v. Puff. Madam! wenn Sie das ſagen —

Mad. Schwalbe. Das ſag' ich.

Hr. v. Puff. So wiſſen Sie nicht, was Witz iſt.

Mad. Schwalbe. Sie führen eine ſeltſame Sorte.

Hr. v. Puff. Echt, aufrichtig und extrafein. Darauf können Sie ſich verlaſſen.

Mad. Schwalbe. Nein, Herr von Puff, Ihre Anrede war kauderwelſch. Nehmen Sie mir's nicht übel!

Hr. v. Puff. Was wollen Sie denn? Das Kauderwelſch meines Herrn Schwiegerpapa's nannten Sie vornehm. Nun ich mir aber die größte Mühe gebe, ihm nachzuzwitſchern, wie er ſingt —

Mad. Schwalbe. Wir wollen nicht über Worte zanken. Die Baronneſſe, deren Unpäßlichkeit ſchon wieder vorbei iſt, hat übrigens viel Wohlgefallen an Ihrer Perſon gefunden und mir aufgetragen, Ihnen dieß zu erklären.

Hr. v. Puff (ſchmollend). Das hat mir mein letzter Weſtenknopf ſchon geſagt.

Mad. Schwalbe. Dieſen Scherz verſtehe ich ſo wenig, als Sie die letzten dunkeln Worte des Fräuleins mögen verſtanden haben.

Hr. v. Puff. Warum denn nicht?

Mad. Schwalbe. Nun? Was dachten Sie ſich dabei?

Hr. v. Puff. Hm! ſie wollte ſagen: ich ſcheine vielleicht ſtolz, aber ich bin's nicht.

Mad. Schwalbe. Richtig! Das war ihre Meinung.

Hr. v. Puff. Sehen Sie, daß ich nicht auf den Kopf gefallen bin.

Mad. Schwalbe. Ei! wer ſagt das?

Hr. v. Puff. Das wollte ich mir auch gehorſamſt ausbitten.

Mad. Schwalbe (horchend). Es fährt ein Wagen vor's Haus. (Sie geht an's Fenſter.) Ha! die Frau von Schmelz beſucht mich. Ich muß alſo unterthänig bitten —

Hr. v. Puff. Mich zu trollen. — O, ich verſtehe jeden Wink — ich bin nicht auf den Kopf gefallen — ha! ha! ha! (Er geht lachend durch die Seitenthür ab.)

Mad. Schwalbe (allein). Kein Affe iſt ſo poſſierlich, als ein einfältiger Tropf, der ſich klug dünkt. (Sie geht und öffnet die Mittelthür.)

Vierzehnter Auftritt.

Frau von Schmelz. Madam Schwalbe.

Fr. v. Schmelz (kommt haſtig und ſtöhnend in bunter jugendlicher Kleidung und ſtark geſchminkt). Da bin ich — Madamchen! — Komm' ich — noch zeitig — genug?

Mad. Schwalbe. O ja, meine gnädige Frau.

Fr. v. Schmelz. Bon, bon. (Sie fällt auf einen Stuhl und fächert ſich heftig.) Uf! — uf! — ich bedarf Ruhe — und Erholung. Ich bin — mehr geflogen als gefahren, um nicht — zu manquiren.

Mad. Schwalbe. Sie ſind ganz außer Athem.

Fr. v. Schmelz. Ja, ſehen Sie, ſo haben Sie mich gehetzt. — Ich mußte doch denken, daß die Sache ſehr — preſſant ſey. Da fliegt die loſe Frau, wie ein Pfeil — an meine Toilette, fragt mich, ob ich gewiß arrivire — und kaum habe ich Ja geſagt, ſo iſt ſie ſchon wieder eſchappirt.

Mad. Schwalbe. Verzeihen Sie. Ich konnte mich nicht aufhalten und wollte bloß Ihrer Ankunft gewiß ſeyn.

Fr. v. Schmelz. Nun, Goldweibchen, da bin ich. Haben Sie ein Männchen für mich?

Mad. Schwalbe. Ja wohl, und was für eins!

Fr. v. Schmelz (ſpringt auf und umarmt ſie). Herzensfreundin! iſt's möglich?

Mad. Schwalbe. Sie erſticken mich!

Fr. v. Schmelz. Wie ſieht er aus? wie alt iſt er, der ſüße Junge? Wo haben Sie ihn verſteckt? (Sie ſucht im Zimmer herum.)

Mad. Schwalbe. Bemühen Sie ſich nicht. Er iſt noch nicht da. Ich erwarte ihn aber jeden Augenblick.

Fr. v. Schmelz (ſetzt ſich wieder und nimmt einen gleichgültigen Ton an). So, ſo. Nun, die Sache hat ja keine Eile. Entwerfen Sie mir indeſſen ſein Portrait.

Mad. Schwalbe. Keinen Zug davon! Ich will Ihnen eine angenehme Ueberraſchung nicht verderben.

Fr. v. Schmelz. Wird es wirklich eine delicate Surprise ſeyn?

Mad. Schwalbe. Das hoffe ich.

Fr. v. Schmelz. Aber wie heißt denn der junge Herr? Und von welchem Rang und Stand iſt er?

Mad. Schwalbe. Er iſt ein Edelmann und ſein Name klingt ſehr romantiſch. Mehr erfahren Sie nicht. Er mag ſich Ihnen ſelbſt entdecken, und wird es in der erſten Minute thun, denn er iſt gar nicht blöde.

Fr. v. Schmelz. Sie ſind heute ſehr myſteriös.

Mad. Schwalbe. Auf einen einzigen Umſtand, der mir Sorge macht, muß ich Sie vorbereiten. Mein Eheſtandsrekrut hat einen Fehler —

Fr. v. Schmelz. Und der iſt?

Mad. Schwalbe. Sein Alter.

Fr. v. Schmelz (kleinlaut). Iſt er zu alt?

Mad. Schwalbe. Ganz das Gegentheil. Zu jung! zu jung! Er ſieht aus, als ob er kaum ſeinen zwanzigſten Geburtstag gefeiert hätte.

Fr. v. Schmelz (freudig aufſchreiend). Je, das Aeffchen! (Sie faßt ſich wieder zu einem kältern Tone.) Nu, nu, liebe Madam, machen Sie ſich über dieſes Steinchen des Anſtoßes keinen Scrupel. Das Herrchen könnte freilich älter ſeyn; aber was findet man unterm Monde vollkommen? Iſt's nur übrigens ein acceptabler Mann, ſo müſſen wir ihm über den Punkt ſeiner Jugend durch die

Finger ſehen. Dieß iſt ein pardonnables Fehlerchen, das er ſchon nach und nach ablegen wird.

Mad. Schwalbe. Wohl geſprochen, gnädige Frau! Sie beruhigen mich wieder.

Fr. v. Schmelz (ſich zierend). Wie finden Sie mich heute? Sagen Sie mir aufrichtig und auf Ihr Gewiſſen: paſſier' ich noch?

Mad. Schwalbe. Welche Frage! Sie blüh'n wie eine Roſe.

Fr. v. Schmelz. Ohne Flatterie!

Mad. Schwalbe. Da Sie beſonders die Farbe der Nacht abgelegt haben —

Fr. v. Schmelz (tief ſeufzend). Ach! nur für heute. Morgen trage ich ſie wieder. (Lebhaft und eitel.) Macht dieſes griechiſche Gewand einen guten Effekt?

Mad. Schwalbe. Es ſteht Ihnen trefflich. Sie ſehen gerade darin aus, wie die weltberühmte ſchöne Jungfer Lais aus Griechenland, von der ich neulich ein Bildniß in der Auction erſtanden habe.

Fr. v. Schmelz. Hi! hi! hi! Sie heben ſcherzend und ſchmeichelnd meinen geſunkenen Muth. Aber, Frauchen, wir wollen dennoch, der Sicherheit halben, ein kleines Stratagemchen appliciren. Verſtehen Sie mich? — So eine kleine Kriegsliſt. Merken Sie wohl auf! Wenn der junge Herr kommt, ſo ſprechen Sie nur vorher, ehe ſie uns einander präſentiren, allein mit ihm und ſchelten Sie wacker auf mich. Sagen Sie franchement: ſie iſt heute nicht vortheilhaft gekleidet — hat nicht ihren ſchönen Tag — nimmt ſich zu andern Zeiten viel jünger und reizender aus —

Mad. Schwalbe. Gut, gut.

Fr. v. Schmelz. Der Chagrin um ihren ſeligen

Gemahl hat ſie ganz entſtellt, und ſo weiter. (Weinerlich.) Dieſer letzte Punkt iſt auch in der That keine Fiction. Mein zärtlicher Gram hat mich vehement angegriffen, und die Sonne meiner Jugend und Schönheit iſt in einem Meere von Thränen untergegangen. Ach! es iſt ein Unglück, wenn man ein gar zu gefühlvolles und empfindſames Herz hat.

(Es wird an der Thür geklopft.)

Mad. Schwalbe (halblaut). Da wird er kommen.

Fr. v. Schmelz (eben ſo). O wie ſchlägt mein Buſen! Wo ſoll ich hin?

Mad. Schwalbe. Hier ins Nebenzimmer.

Fr. v. Schmelz. Tout à l'heure. (Sie wackelt nach der Thür.) Aber, Herzensmadamchen, ich bitte und beſchwöre Sie bei unſerer alten, zärtlichen Freundſchaft, ſagen Sie dem jungen Manne treulich, was ich Ihnen vorhin in den Mund legte. Bieten Sie Ihre ganze Klugheit und Suade auf. Ich werde dankbar, ſehr dankbar ſeyn.

Mad. Schwalbe. O denken Sie daran nicht! Ich diene Ihnen mit dem beſten Willen, ohne alles Intereſſe.

(Wiederholtes Klopfen.)

Fr. v. Schmelz. Ach Himmel! das ſcheint mir ein hitziger Burſch! Ich verkrieche mich vor Bangigkeit ins hinterſte Zimmer. (Sie geht durch die Seitenthür ab.)

Fünfzehnter Auftritt.

Moritz. Madam Schwalbe.

Mad. Schwalbe (öffnet die Mittelthür). Ha! ſind Sie da!

Moritz. Befohlner Maßen.

Mad. Schwalbe. Sprechen Sie nicht ſo laut! (Sie führt ihn bis an den Rand der Bühne, und ſo weit als möglich von der Thür hinweg, durch welche ſeine Mutter abging.)

Moritz. Sie thun ja ſo geheimnißvoll.

Mad. Schwalbe. Die Wände haben bisweilen Ohren, und es gilt eine Ueberraſchung.

Moritz. Ha! ſo was lieb' ich.

Mad. Schwalbe. Freuen Sie ſich nur nicht zu ſehr. Ich habe zwar ein Frauenzimmer für Sie im Hauſe —

Moritz. Im Hauſe? — Das iſt ja allerliebſt!

Mad. Schwalbe. Ich weiß aber freilich nicht, ob es ein Gegenſtand nach Ihrem Herzen ſeyn wird.

Moritz. Zweifeln Sie nicht!

Mad. Schwalbe. Was man ſo gleich bei der Hand hat, iſt nicht immer das Beſte.

Moritz. O, Madam, ich bin damit zufrieden, zeitlebens zufrieden!

Mad. Schwalbe. Das wiſſen Sie ſo gewiß?

Moritz. Halb und halb; und es koſtet Ihnen nur drei Sylben, ſo weiß ich's ganz.

Mad. Schwalbe. Drei Sylben? — Nun wahrlich! das haben Sie errathen. Mit drei Sylben könnte ich Ihnen das Frauenzimmer nennen; aber ich lege mir ein Schloß vor den Mund.

Moritz. Sie ſpannen meine Neugier auf's Höchſte.

Mad. Schwalbe. Bleiben Sie auf dieſem Platze. Ich gehe und hole die Dame. Die erſte weibliche Geſtalt, die dort aus jenem Zimmer tritt, die iſt es. Ich ſchicke ſie Ihnen und laſſe Sie mit ihr allein. Sehen Sie ſelbſt zu, wie ſie Ihnen behagt. Ich will ſie Ihnen nicht aufſchwatzen, nicht anpreiſen — bewahre der Himmel! Sie möchten ſonſt glauben, ich thät' es aus Eigennutz. (Sie geht durch die Seitenthür ab.)

Sechzehnter Auftritt.

Moritz (allein).

Wie das Räthſel ſich löſen wird! — Ich bin ſo neugierig — das Herz klopft mir wie ein Hammer. — Aber wie kann ich noch zweifeln? — Es iſt Julie — Julie kommt — niemand anders! Madam Schwalbe drückte ſich ja platt und deutlich genug aus. Sie hat das Frauenzimmer im Hauſe, hat's gleich bei der Hand, und der Name beſteht aus drei Sylben. Was kann verſtändlicher ſeyn? — Ha! jetzt regt ſich was dort! (Er blickt ſtarr nach der Thür.) Ich höre Fußtritte — ſie kommen näher — aber wie ſchwerfällig! — Die Dielen zittern und ſchüttern bis hierher. — O die Loſe! Sie verſtellt ihren Gang. — Ha! jetzt — (Er fliegt mit ausgebreiteten Armen nach der Thür.)

Siebenzehnter Auftritt.

Frau von Schmelz. Der Vorige.

Fr. v. Schmelz (rennt, haſtig eintretend, ihrem Sohn in die Arme und ſtößt einen gräßlichen Schrei aus).

Moritz (prallt beſtürzt zurück. Beide ſtehen einen Augenblick wie verſteinert).

Fr. v. Schmelz. Quelle horreur! Wen erblick ich vor mir! Biſt du's wirklich? du Range!

Moritz. Still, ſtill, Mama! Wir wollen keinen Lärm machen.

Fr. v. Schmelz. Was? du heilloſer Bube! du willſt mir Schweigen gebieten?

Moritz. Mama, ich bitte Sie um Ihrer eigenen Ehre willen —

Fr. v. Schmelz. Ei! du haſt großes Recht, von Ehre zu reden, du! du! — Iſt dieß der Hörſaal deiner Herren Profeſſoren? Da ſollteſt du ſitzen und Weisheit lernen, deren du ſehr nöthig bedarfſt.

Moritz (bittend). Mäßigen Sie ſich.

Fr. v. Schmelz (immer heftiger). Willſt du mir Geſetze vorſchreiben? du Milchbart! du Wüſtling! du Taugenichts! — He! warum deſertirteſt du von der Univerſität und treibſt dich hier herum in verdächtigen Häuſern?

Achtzehnter Auftritt.

Madam Schwalbe. Die Vorigen.

Madam Schwalbe (hereinſtürzend). Wer ſpricht hier von verdächtigen Häuſern?

Fr. v. Schmelz (auf ſie zufahrend). Schöne Streiche, Madam!

Moritz (heftig). Das heißt foppen, Madam!

Fr. v. Schmelz. Iſt das der Herr?

Moritz. Iſt das die Dame?

Mad. Schwalbe. Was wollen Sie denn Beide? Was raſen Sie denn? Es iſt ja kein Unglück, wenn Sie einander nicht gefallen. Wer zwingt Sie denn dazu, ſich zu heirathen?

Fr. v. Schmelz. Ich? — meinen Sohn heirathen?

Moritz. Ich? — meine Mutter?

Mad. Schwalbe. Mutter? — Sohn? — Welcher Wirrwar! Sie träumen wohl Beide?

Fr. v. Schmelz. O, Madam! Stellen Sie ſich nur nicht ſo ſimpel, als ob Sie nicht wüßten, daß dieſes ungerathene Früchtchen mein Sohn iſt.

Mad. Schwalbe. Der Herr von Roſendorn?

Fr. v. Schmelz. Was Roſendorn! — Ein Dorn iſt er freilich, ein Dorn in meinen Augen.

Mad. Schwalbe (zu Moritz). So reden Sie doch! Vertheidigen Sie ſich!

Moritz. Ich ſchweige, um meine Mutter zu ſchonen.

Mad. Schwalbe. Alſo wirklich Ihre Mutter?

Fr. v. Schmelz. Da hören Sie!

Mad. Schwalbe. Nun, das iſt ein luſtiger Auftritt! Ich aber bin unſchuldig daran. Sie, Frau von Schmelz, befahlen mir, Ihnen einen jungen Mann zu ſchaffen —

Moritz. O Mutter!

Mad. Schwalbe. Und Sie, junger Herr, nannten ſich Roſendorn und ſuchten eine Frau —

Fr. v. Schmelz. O Gelbſchnabel!

Mad. Schwalbe. Da brachte ich Sie denn hier in aller Unſchuld zuſammen. Ich bin honnett und ehrlich bei der Sache zu Werke gegangen; aber gewiſſe andere Leute nicht.

Fr. v. Schmelz. Auf wen ſticheln Sie?

Mad. Schwalbe. Nicht auf Sie, gnädige Frau.

Moritz. Alſo auf mich?

Mad. Schwalbe. Ich kann und will's nicht läugnen.

Moritz (drohend). Madam Schwalbe!

Mad. Schwalbe. Sie wollen ſich wohl noch mauſig machen, junger Herr? — Iſt denn das etwa ein feines Stückchen, ſich einen falſchen Namen zu geben und dadurch ein ſtilles, ehrbares Haus in Lärm und Aufruhr zu ſetzen?

Moritz. Schweigen Sie über den Punkt der falſchen Namen, das rathe ich Ihnen!

Mad. Schwalbe (ſtemmt die Arme in die Seiten). Wie? was? — Sie wollen mir in meinen eigenen vier Pfählen den Mund ſtopfen? — Schweigen Sie doch um's Himmels willen ſelbſt! Wer ein gläſern Dach hat, muß nicht mit Steinen werfen. Verſtehen Sie mich?

Moritz. Reizen Sie mich nicht weiter, Madam! Sonſt —

Mad. Schwalbe (heftig aufkreiſchend). Junkerchen! wenn Sie nicht aufhören zu drohen, ſo nehme ich Sie beim Fittich und führe Sie zur Thür hinaus.

Moritz. Drache, rühre mich an!

(Sie machen Miene, ſich thätlich aneinander zu vergreifen.)

Neunzehnter Auftritt.

Julie. Die Vorigen.

Julie (fliegt auf die Bühne herein und drängt ſich zwiſchen die Streitenden). Liebe Tante, beſänftigen Sie ſich!

Moritz. Es iſt Ihr Glück, Madam! daß das Fräulein von Adlersburg ſo gnädig iſt, Ihnen zu Hülfe zu kommen.

Julie (beſtürzt). Moritz — mein Herr —!

Mad. Schwalbe. Was heißt das? Welche Sprache!

Fr. v. Schmelz (die bisher mit ſchadenfrohen Geberden am Zanke Theil nahm). Ei! das iſt ja die Demoiſelle Nichte. Was faſelt denn der Narr von einem Fräulein? Und wie kommt das Frauenzimmerchen zur Kenntniß und zum vertraulichen Gebrauch ſeines Taufnamens?

Mad. Schwalbe. Ja, das möcht' ich auch wiſſen!

Fr. v. Schmelz. Hier ſcheinen ſeltſame Dinge unter der Hülle des Geheimniſſes zu latitiren.

Moritz. Ich will ſie wegziehen, dieſe Hülle; denn die Wahrheit muß nun doch an den Tag.

Julie (ſchlägt die Augen zur Erde und will abgehn).

Moritz (hält ſie ſanft). Bleiben Sie!

Mad. Schwalbe. Ich ſtaune.

Fr. v. Schmelz. Welche Familiarität!

Julie (ſtützt ſich auf die Lehne eines Stuhls und verbirgt ihr Geſicht).

Moritz. Ich liebe dieſes edle Mädchen.

Mad. Schwalbe. Was hör' ich!

Fr. v. Schmelz. Eine neue Studentenſottiſe!

Moritz. Ich erfuhr, daß die arme, hülfloſe Waiſe unter dem Titel einer Baroneſſe an einen gewiſſen Herrn von Puff mit Gewalt verkuppelt werden ſollte —

Mad. Schwalbe. Lügen und Injurien, mein Herr!

Fr. v. Schmelz. Mon Dieu! was für Avantüren und graſſe Worte!

Moritz. Ich flog her, um die Verlaſſene zu retten, meldete mich bei Ihnen, Madam, als ein Eheſtandskandidat, und that dieß unter einem angenommenen Namen, weil ich vorausſah, daß ich unter dem meinigen nichts ausrichten würde. — Eine Reihe von Mißverſtändniſſen gab mir Hoffnung, dem Herrn von Puff vorgezogen zu werden. Ich breitete meine Arme nach Julien aus und umfing — meine Mutter. So iſt die Geſchichte.

Mad. Schwalbe. Ein Gewebe von Unwahrheiten und —

Fr. v. Schmelz. Laſſen Sie mich reden. Greifen Sie meiner mütterlichen Autorität nicht ins Amt. (Zu dem Sohne.) Haſt du nun ausdeklamirt?

Moritz. Ich habe für jetzt nichts weiter zu ſagen.

Fr. v. Schmelz. Ich aber deſto mehr! — Wie kannſt du bartloſer Schulfuchs die verwegene Idee haben, ſchon jetzt an eine Mariage zu denken?

Moritz. Schon jetzt iſt verzeihlicher, als noch jetzt.

Fr. v. Schmelz. Ich verſtehe deine enigmatiſchen Worte nicht. Es kommt aber auch nichts darauf an. Das Gezwitſcher eines Gelbſchnabels verdient keine Attention. Ich will der Paucke deiner Frechheit ſogleich ein Loch machen. Du erhältſt hiermit die gemeſſenſte Ordre, dich augenblicklich auf die Univerſität zurückzubegeben und der Rechtsgelahrtheit mit gehörigem Fleiß obzuliegen.

Moritz. Ich weiche nicht von dieſer Stelle, bis Juliens Schickſal entſchieden iſt.

Fr. v. Schmelz. Seht doch den redikülen Jupiter, der über Schickſale gebieten will!

Mad. Schwalbe. Sie nehmen ſich zu viel Gurken heraus, junger Herr! — Julie! fort auf dein Zimmer!

Julie (will gehn).

Moritz (hält ſie zurück). Bleiben Sie!

Mad. Schwalbe. Herr! was haben Sie hier für Gewalt?

Moritz. Die Gewalt eines ehrlichen Mannes über Kabalenmacher.

Mad. Schwalbe. Impertinent!

Fr. v. Schmelz. Du heilloſe Brut! — Courage, Madam Schwalbe! Greifen Sie an! Wir wollen dieſen großſprecheriſchen Fanfaron mit vereinten Kräften exmittiren.

(Beide Damen gehen mit erhobenen Armen und ausgeſpreizten Fingern auf ihn los.)

Moritz (mit ſtarker Stimme gegen Madam Schwalbe). Zurück! oder —

Mad. Schwalbe (weicht einige Schritte).

Moritz (ſanft und rührend). Mutter! — Wenn mein Vater dieſen Auftritt ſähe! — Wenn er ſähe, wie Sie — ehe noch ein Hälmchen Gras auf ſeinem Grabe ſprießt — ſchon wieder wie eine Braut geſchmückt daſtehen —

Fr. v. Schmelz (mit lautem Geheul). Schweig, Unglücklicher, ſchweig! Beunruhige nicht die Aſche des theuern Mannes! Sein Andenken iſt mir heilig, und ich hoffe, bald durch den Kummer über deine Gottloſigkeit mit ihm vereinigt zu werden.

Zwanzigſter Auftritt.

Herr von Puff. Die Vorigen.

Hr. v. Puff (ſtürzt in lächerlicher Unordnung auf die Bühne. Das halbangezogene Kleid hängt ihm auf der rechten Schulter und im Laufen knöpft er die Weſte zu). Herr Jerum! was gibt's denn hier für ein Unglück! — Ich bin mit Schrecken aus einem Schläfchen erwacht. (Er verbeugt ſich, indem er das Kleid anzieht, ſehr tief gegen Julien und dann auch gegen die Andern.)

Mad. Schwalbe (verdrießlich). Wären Sie doch ruhig auf Ihrem Sopha geblieben!

Hr. v. Puff. Da müßte ich ein Herz von Stein gehabt haben. Es war ja hier ein Jammern und Wehklagen wie bei der Zerſtörung Jeruſalems. Um ſo mehr freut es mich ganz ausnehmend, Sie allerſeits noch lebendig und geſund anzutreffen. Ich habe recht ſehr gezittert, beſonders für die gnädige Baronneſſe. (Er nähert ſich Julien mit galanten Grimaſſen.)

Julie. Verzeihen Sie, ich muß dieſen Titel für immer von mir ablehnen.

Hr. v. Puff. Sie ſind gar zu herablaſſend.

Moritz. Mein Herr, erlauben Sie mir, Ihnen unbekannter Weiſe einen Irrthum zu benehmen. Mademoiſelle Julie iſt bürgerlicher Herkunft und hat nicht länger Luſt, ſich wider Willen und Dank baroniſiren zu laſſen.

Hr. v. Puff (reibt ſich die Augen). Ich ſchlafe wohl noch. (Er wendet ſich zur Madam Schwalbe.) Sagen Sie mir, iſt das, was um mich herum vorgeht, ein Traum?

Mad. Schwalbe (bricht in ein lautes Gelächter aus).

Hr. v. Puff. Sie lachen?

Mad. Schwalbe. Ja wohl. Wie man immer bei luſtigen Poſſen zu thun pflegt.

Hr. v. Puff (ſieht ſich bedenklich um). Ich weiß nicht, ob ich hier verrathen oder verkauft bin.

Mad. Schwalbe. Gnädiger Herr, ich will Ihnen mit zwei Worten aus dem Traume helfen. Ihre Liebesgeſchichte mit der ſogenannten Baronneſſe von Adlersburg war nichts als ein höflicher, gutgemeinter Scherz.

Hr. v. Puff. Ei! da kämen Sie mir gelegen.

Mad. Schwalbe. Es iſt nicht anders.

Hr. v. Puff. Aber, mein Gott! der erlauchte Papa — der älteſte Kavalier in Deutſchland —

Mad. Schwalbe. Lebt im Monde.

Hr. v. Puff. Und ſein Kabinets-Courier —

Mad. Schwalbe. Kam aus dem Monde.

Hr. v. Puff. Und dieſe Baronneſſe —

Mad. Schwalbe. Iſt ein Mondgänschen, das Eure Gnaden den Korb gibt.

Hr. v. Puff (ſieht Julien beweglich an). Dieſe Schmach will ich nicht hoffen.

Julie. Herr von Puff, täuſchen Sie ſich nicht länger. Ich bin ein bürgerliches Mädchen.

Hr. v. Puff (zu Madam Schwalbe in einem gedehnten Tone). Alſo wirklich bürgerlich?

Mad. Schwalbe. Meine Richte.

Hr. v. Puff (reibt und windet verlegen die Hände). So, ſo; das geſteh' ich. Nun, da muß ich denn wohl — (Zu Julien.) Ich freue mich übrigens, die angenehme Bekanntſchaft gemacht zu haben. — Aber bedenken Sie, Madam Schwalbe, die Nothwendigkeit einer ſtandesmäßigen Verbindung — Sie verſtehen mich allerſeits — kurz, ich empfange, bewandten Umſtänden nach, den mir zugetheilten Korb mit Vergnügen und gehorſamſten Dank.

Moritz (laut lachend bei Seite zu Julien). Den ſind wir los.

Hr. v. Puff. Man lacht mich aus?

Fr. v. Schmelz. Sehr unartig, mon fils!

Hr. v. Puff. Ich würde mir Satisfaction ausbitten, wenn man meines Standes wäre.

Moritz. Sind Sie mehr als ein Edelmann?

Hr. v. Puff. Iſt das etwa nicht genug?

Moritz. Ich bin auch einer.

Hr. v. Puff (bückt ſich beſtürzt). Da — da thun Sie ſehr wohl daran. (Er wendet ſich ſchnell zur Madam Schwalbe). Apropos! Sie haben mir noch nicht erklärt, wie ich zu der Ehre gekommen bin, von Ihnen genarrt und gehänſelt zu werden.

Mad. Schwalbe. Ei bewahre, gnädiger Herr! Sie betrachten die Sache in einem ganz falſchen Lichte. Ich hatte dabei blos die gute Abſicht, mich um Sie verdient zu machen.

Hr. v. Puff. Wie denn verdient?

Mad. Schwalbe. Nicht wahr, Sie haben den rühmlichen Vorſatz, ein galanter Weltmann zu werden?

Hr. v. Puff. Den hab' ich.

Mad. Schwalbe. Alſo wollte ich denn auch ein Scherflein zu Ihrer Bildung beitragen und Ihnen eine Gelegenheit verſchaffen, ſich im Umgange mit Damen von Stande zu üben.

Hr. v. Puff. So, ſo! — Nun, ich will mich bei Ihnen abfinden und Ihren Sprüchwörterſchatz mit folgendem Beitrag vermehren: Wer ungedungen zur Arbeit geht, geht ungelohnt davon. — Hiermit kündige ich Ihnen meine Wohnung auf und werde ſogleich Anſtalt zum Ausziehen machen. (Er will abgehen.)

Mad. Schwalbe (vertritt ihm den Weg). O, gnädiger Herr, thun Sie meinem Hauſe dieſe Schande nicht an! Wie habe ich Ihren Zorn verdient?

Hr. v. Puff. Durch Ihr freiherrliches Gaukelſpiel, über welchem wir meinen ernſthaften Zweck, mich zu vermählen, aus den Augen verloren haben.

Mad. Schwalbe. Dieſe Verſäumniß läßt ſich vielleicht bald wieder einholen. Wir ſprechen noch heute ein kluges Wörtchen darüber. — Aber potz tauſend! bin ich nicht ein ungeſchicktes Weib! Ich will mich zur Lehrmeiſterin der feinen Lebensart aufwerfen und verſtoße ſelbſt dagegen. Da habe ich ſchon eine Viertelſtunde lang einen höchſt angenehmen Beſuch von Herrſchaften, die ſich fremd ſind, und ich denke nicht an die Schuldigkeit einer Wirthin, ſie mit einander bekannt zu machen. — Meine gnädige Frau von Schmelz, ich habe hiermit die Ehre, Ihnen eine Zierde des Adels in der Perſon des Herrn von Puff vorzuſtellen.

Fr. v. Schmelz (mit Gezier). Monsieur, je m'estime infiniment heureuse —

Hr. v. Puff (macht eine Menge ungeſchickter Verbeugungen und murmelt unverſtändliche Worte).

Mad. Schwalbe. Gnädiger Herr! — die Frau von Schmelz, eine junge Wittwe, die erſt kürzlich durch den Tod eines geliebten Gemahls in tiefes Leidweſen verſetzt worden iſt.

Hr. v. Puff (mit Scharrfüßen und Handkuß). Iſt mir viel Plaiſir —

Mad. Schwalbe (zum Herrn von Puff, auf Moritz zeigend). Der hoffnungsvolle Herr Sohn dieſer Dame.

(Wechſelſeitige ſtumme Komplimente.)

Moritz (höflich). Madam Schwalbe!

Mad. Schwalbe. Was beliebt?

Moritz (ſcherzend). Wollen Sie nicht die Güte haben, Ihre liebe Nichte der Geſellſchaft als meine Braut vorzuſtellen?

Mad. Schwalbe. Warum nicht? Wenn es Ihre gnädige Mama erlaubt.

Fr. v. Schmelz (pathetiſch). Nein. Ich proteſtire solemnellement dagegen.

Moritz (bittend). Liebe Mutter!

Fr. v. Schmelz. Schweig, du Vaurien! — Mademoiſelle Julie iſt auch gewiß zu vernünftig, als daß ſie nach dem Titel einer Frau Studentin begierig ſeyn ſollte.

Julie. Ihr Lob beſchämt und demüthiget mich.

Mad. Schwalbe (in einem lachenden Tone). Das heißt ſo viel: ſie hat Luſt, eine Frau Studentin zu werden.

Moritz (ernſt). Das ſoll ſie nicht. Ich bin von dieſem Augenblick an nicht mehr Student. Das Erbtheil meines Vaters ſetzt mich in den Stand —

Fr. v. Schmelz (wehklagend). Ach, du gottloſer Wicht! Jetzt decouvrirt ſich dein ſchwarzes Herz! Jetzt bekennſt du ohne Scheu, daß du dich über den frühen Hintritt des Seligen freuſt! — Nun willſt du ſeinen ganzen Nachlaß an dich reißen und mich wie eine Fremde auf die Gaſſe hinausſtoßen.

Moritz. Mutter! — wie ungerecht macht Sie der Zorn! Kein ſolcher Gedanke kam in mein Herz. — Und überdieß ſind Sie ja reicher, als ich.

Mad. Schwalbe. Auf ein Wort, gnädige Frau! (Sie führt die Frau von Schmelz weiter vorwärts bei Seite).

Hr. v. Puff, Moritz und **Julie** treten einige Schritte zurück und ſprechen leiſe mit einander.

Mad. Schwalbe. Ich will Ihnen eine treffliche Partie vorſchlagen.

Fr. v. Schmelz (mit erheitertem Geſicht). Im Ernſt?

Mad. Schwalbe. Eine Partie, durch welche Sie den heutigen fatalen Vorfall auf einmal in Vergeſſenheit bringen, und alles erſetzen können, was Sie Ihrem Sohne ausliefern müſſen.

Fr. v. Schmelz. Das wäre doppelt ſchön! Wer iſt denn das liebe Männchen, das Sie im Sinn haben?

Mad. Schwalbe. Herr von Puff.

Fr. v. Schmelz. Der Alte dort?

Mad. Schwalbe. Sie nennen ihn alt? — Er iſt kaum vierzig Jahre und kommandirt baare ſechzigtauſend Thaler.

Fr. v. Schmelz. Reich genug. Wenn er nur ärmer an Jahren wäre.

Mad. Schwalbe. Laſſen Sie ſich doch dadurch nicht abſchrecken! Ihr Vermögen gewinnt durch das ſeinige einen beträchtlichen Zuwachs — Sie machen nun ein großes Haus — geben glänzende Aſſembleen — alle jungen Kavaliere ſtrömen herbei —

Fr. v. Schmelz. Hi! hi! hi!

Mad. Schwalbe. Und der gute, alte Herr von Puff ſchätzt ſich's zur größten Ehre, wenn er ſeine ſchöne Gemahlin von galanten Hofherren verehrt und bewundert ſieht.

Fr. v. Schmelz (mit einem Fächerſchlage). Schweigen Sie doch!

Mad. Schwalbe. Iſt das nun nicht beſſer, als wenn Sie einen Laffen heirathen, der kein anderes Verdienſt hat, als Jugend, und Ihr Vermögen vielleicht mit Buhlerinnen verſchwendet?

Fr. v. Schmelz. O ciel! Das wäre mein Tod.

Mad. Schwalbe. Solche Streiche haben Sie von dem Herrn von Puff nicht zu befürchten.

Fr. v. Schmelz. Frau! Ihre Beredtſamkeit könnte Berge bewegen.

Mad. Schwalbe. Ich darf alſo die Traktaten einleiten?

Fr. v. Schmelz. Oui. Nur menagiren Sie dabei den Anſtand und meine Ehre.

Mad. Schwalbe. Das verſteht ſich. (Sie eilt zum Herrn von Puff und führt ihn auf die andere Seite.)

Fr. v. Schmelz nähert ſich ihrem Sohne, der ihr ehrerbietig entgegengeht. Julie zieht ſich in den Hintergrund zurück. Mutter und Sohn ſprechen leiſe. Sie macht ihm Anfangs Vorwürfe, ſöhnt ſich aber bald mit ihm aus, und ihre Geberden zeigen, daß ſie ihm erlaubt, Julien zu heirathen. Er fliegt fröhlich zu ſeiner Geliebten und ſtellt ſie ſeiner Mutter vor. Julie küßt der Frau von Schmelz die Hand. Alle drei unterreden ſich freundlich. Während dieſer Pantomime ſpricht Madam Schwalbe mit dem Herrn von Puff.

Mad. Schwalbe. Wie gefällt Ihnen Frau von Schmelz?

Hr. v. Puff. Es iſt eine majeſtätiſche Dame.

Mad. Schwalbe. Das wäre eine Gemahlin für Sie.

Hr. v. Puff. Wie ſo?

Mad. Schwalbe. Sie beſitzt Landgüter und baares Vermögen.

Hr. v. Puff. Das iſt Nebenſache. Wie ſteht's um ihren Adel?

Mad. Schwalbe. Der iſt ächt, aufrichtig und extrafein, wie Sie immer zu ſagen pflegen.

Hr. v. Puff. Wirklich?

Mad. Schwalbe. Sie hat einen Stammbaum, der von den Dielen bis an die Decke reicht. Man muß ſich einer Leiter bedienen, wenn man ihn leſen will. Ueberdieß ſteht ſie noch in den beſten Jahren —

Hr. v. Puff. Je, wenn ihr Stammbaum nur alt iſt, ſo mache ich mir nichts daraus, daß ſie ſelbſt nicht mehr jung iſt.

Mad. Schwalbe. Das iſt groß und edelmänniſch gedacht! Kommen Sie, wir wollen dem prächtigen Stammbaum auf der Stelle Ihre Liebe erklären. (Sie faßt ihn am Arm, um ihn zur Frau von Schmelz zu führen.)

Hr. v. Puff (ſträubt ſich). Nein, nein, jetzt nicht. Ich bin korbſcheu geworden.

Mad. Schwalbe (ohne ihn loszulaſſen). Frau von Schmelz!

Hr. v. Puff (halblaut). Sind Sie toll?

Fr. v. Schmelz. Was ſoll ich, Madam?

Mad. Schwalbe. Einen blöden, zärtlichen Schäfer erhören, der nach Ihnen ſeufzt.

Fr. v. Schmelz. Vous vous moquez!

Mad. Schwalbe. Hier bringe ich ihn. (Sie ſchiebt den Herrn von Puff trotz ſeines Widerſtandes bis hin zur Frau von Schmelz, flüſtert ihm hinter ſeinem Rücken ins Ohr, was er ſagen ſoll, und bewegt zugleich von hinten hervor ſeine Arme zum Geſtikuliren.)

Hr. v. Puff (ſtammelt ihr nach). Gnädige Frau — ich erkläre mich — zu Ihrem Sklaven — ich biete Ihnen — mein Herz und meine Hand an — und verſichere unterthänig — daß ich — ein grundguter Ehemann — ſeyn werde.

Fr. v. Schmelz. Hi! hi! hi! eine komiſche Declaration d'amour! Ich acceptire ſie vor der Hand nur als einen Scherz.

Hr. v. Puff (wendet ſich traurig zur Madam Schwalbe). Sehen Sie, da habe ich richtig wieder einen Korb.

Mad. Schwalbe. Je, mein gnädiger Herr! wie können Sie denn verlangen, daß eine Dame ſogleich Ja ſagen ſoll? Der Anſtand erfordert Bedenkzeit und —

Fr. v. Schmelz. So iſt es, mein wertheſter Herr von Puff. Ich declarire für jetzt, daß ich in meinem Gemüthe keine Antipathie gegen Sie empfinde. (Sie erhebt mit Affektation ihre rechte Hand und reicht ſie ihm zum Kuß.)

Hr. v. Puff (ergreift ſie haſtig mit beiden Händen und küßt ſie).

Mad. Schwalbe. Ich ſtatte Ihnen beiderſeits meinen unterthänigen Glückwunſch ab, denn Ihre Verbindung iſt doch ſo gut als geſchloſſen.

Fr. v. Schmelz. Sie loſe, loſe Frau!

Mad. Schwalbe. Aber was machen wir nun mit jenen zärtlichen Seelen? (Sie zeigt auf Moritz und Julien, die in der Ferne ſtehen.)

Fr. v. Schmelz. Das dependirt nur noch von Ihnen, Madam. Ich habe den guten Leutchen bereits zu ihrer künftigen ehelichen Alliance meine mütterliche Ratification ertheilt.

Mad. Schwalbe. So? — Nun, da will ich denn auch nicht länger den Popanz ſpielen. — Laſſen Sie uns Friede machen, Herr von Schmelz. Ich übergebe Ihnen meine Nichte zum Pfande unſerer Verſöhnung.

Moritz (naht ſich ihr). Ich danke Ihnen herzlich. Sie beglücken mich.

Julie (küßt ihr die Hand).

Mad. Schwalbe (ſtellt ſich zwiſchen beide Paare). Ja, nun lächeln mir rechts und links alle Geſichter, und vorhin wollte mir Alt und Jung in die Haare. Ich war in einer verzweifelten Klemme; aber ich und der Herr von Puff — wir ſind nicht auf den Kopf gefallen. Wir richten unſere Sachen immer ſo ein, daß es zuletzt heißt: Ende gut, alles gut.

(Der Vorhang fällt.)

Erzählungen.

Das Blumenmädchen.

Eine Geſchichte aus Heinrich Waldings Leben.

Erſtes Kapitel.

Sittſamkeit auf der Flucht und Frechheit auf der Lauer.

Ich war ein raſcher Jüngling von zweiundzwanzig Jahren und hatte kurz zuvor einen reichen Oheim beerbt, als mir ein niedliches Mädchen begegnete, das Blumen auf der Gaſſe feil trug. Das Kind ſchien ungefähr fünfzehn Jahre alt, war ſchlank und zart gewachſen, hatte die anziehendſte Geſichtsbildung und reine Unſchuld ſprach ihm aus den Augen. Mich dauerte das arme Geſchöpf, das bei jedem Schritte ſeines dürftigen Gewerbes den Schlingen der Verführung ausgeſetzt war, und ich beſchloß auf der Stelle, mich ſeiner anzunehmen.

Mit dieſem Gedanken, an dem die Sinnlichkeit keinen Theil hatte, ging ich ins nächſte Haus und winkte der Kleinen. Sie blieb mitten auf der Gaſſe ſtehen, ſchlug erröthend die Augen nieder und war in Verlegenheit, was ſie thun ſollte. Ich fühlte, daß ich meinen guten Vorſatz durch einen böſen Schein entſtellt hatte, und trat ſchnell wieder aus dem Hauſe. Jetzt kam ſie mir ſchüchtern entgegen und reichte mir das Körbchen voll Roſen. Ich fragte, ob ſie noch Eltern habe.

„Sie ſind bei Gott!“ ſeufzte ſie leiſe und hob die Augen gen Himmel. „Mein Vater war Lieutenant bei einem Freibataillon, ward nach dem letztern Kriege verabſchiedet und ſtarb in der äußerſten Armuth. Meiner Mutter, die ſchon viele Jahre todt iſt, kann ich mich kaum noch erinnern.“

Ich fragte weiter, wo ſie ſich aufhalte. „Bei einer Tante,“ antwortete ſie.

Unſer Geſpräch fing jetzt an, die Aufmerkſamkeit einiger müßigen Pflaſtertreter zu erregen. Sie ſtellten ſich in einer kleinen Entfernung auf die Lauer und richteten frech ihre Lorgnetten auf uns. Dieſes unhöfliche Aufpaſſen war mir unleidlich. Ich wählte und bezahlte geſchwind eine Hand voll Blumen und entfernte mich, ohne das Mädchen aus den Augen zu verlieren. Raſch faſelten nun die jungen Laffen herbei und umringten ſie mit lüſternen Blicken und Scherzen. Aber ſie floh wie ein ſchüchternes Reh in den nächſten Kaufladen, und verließ dieſe Freiſtätte nicht eher, bis die Laurer vor der Thüre des fruchtloſen Wartens müde ihres Weges gingen.

Das kluge und ſittſame Benehmen der kleinen Blumenhändlerin gefiel mir und befeſtigte meinen Entſchluß, ihr Schickſal zu verbeſſern. Ich redete ſie jetzt wieder an, ließ mir ihre Wohnung bezeichnen und bat ſie, nach Hauſe zu gehen, weil ich mit ihr und ihrer Tante etwas zu ſprechen hätte.

Sie ſah mich mit großen blauen Augen an und entſchuldigte ſich, daß ſie nicht heimkommen dürfe, bevor ſie nicht alle ihre Blumen verkauft habe. „Meine Tante iſt bisweilen unfreundlich,“ ſetzte ſie hinzu: „Wenn ſie nur nicht etwa auch Ihnen übel begegnet.“

Ich verſicherte lächelnd, daß ich ein Zaubermittel beſitze, womit man ſolche mürriſche Tanten, wie die ihrige wohl ſeyn möchte, beſänftigen könne. Hiermit griff ich nach meinem Geldbeutel, um den ganzen Blumenkram in Bauſch und Bogen zu bezahlen. Aber ſie ging dieſen Handel durchaus nicht ein. Sie wollte lieber Schläge wagen, ſprach ſie, und eilte mit leichten Schritten hinweg. Ich folgte ihr von weitem. Wir wanderten faſt eine halbe Meile, ehe wir in die Vorſtadt kamen, wo die furchtbare Tante wohnte.

Zweites Kapitel.

Gute Nahrungslehren einer alten, erfahrenen Tante.

Ihr Haus war nicht zu verfehlen. Eine häßliche Geſtalt, die einer gelben Zigeunerin glich und ihr Geſicht wie eine Furie verzerrte, ſchimpfte ſchon von fern aus einer Dachnaſe herab und ballte drohend eine dürre, ſchwarze Fauſt. Ich verdoppelte meine Schritte, um mit dem armen Mädchen als Vertheidiger und Beſchützer zugleich ins Haus zu treten.

Die alte Megäre hatte mich nicht bemerkt, denn ſie war, ehe ich die Hausthür erreichte, vom Fenſter an die Treppe gelaufen. Da ſtand ſie und kreiſchte in der gemeinſten niederſächſiſchen Mundart: „Heh! was will Sie ſchon wieder? — Hat Sie Luſt, ſich ein paar Tachteln zu holen? — Die Blumen ſind ja noch nicht verkauft!“

Ei wohl verkauft, völlig verkauft! rief ich, indem mich noch die Windung der ſteilen Schneckentreppe, die ich mühſam erkletterte, ihren Augen verbarg.

Der Zuruf eines Unſichtbaren machte ſie irre. „Was ſchnattert's?“ ſchrie ſie: „Willſt du mir foppen? — Komm man ruffer! Ich will dir Mores lehren.“ —

Ich drängte mich bei dem Mädchen vorbei und ſtand plötzlich vor der Tante. Sie ſtieß einen Schrei der Verwunderung aus. Ihre ſchöne Nichte, ſprach ich, hat heute im Großen gehandelt. Hier iſt der Kaufmann, der das ganze Waarenlager auf Einem Brete bezahlen wird.

Anfangs machte ſie meinem ſchlichten Ueberrocke, der keinen wohlhabenden Beſitzer ankündigte, ein finſteres Geſicht. Doch das Zählbret brachte mich mit einem Male hoch bei ihr an's Bret. Sie verneigte ſich tief und ſagte mit der widrigſten Freundlichkeit: „Spazieren Sie herein, junger Herr!“

Hiermit öffnete ſie ihr Stübchen, das einer Bettlerherberge vollkommen ähnlich ſah. Es war mit einem dreibeinigen Sopha, einem Spiegelrahmen ohne Glas und mehrern Geräthſchaften von ähnlichem Werthe verziert. Auch ihr ſeidener Mantel glich einer alten, zerſchoſſenen Fahne.

„Na, kleine Bübin!“ -- ſagte ſie und gab dem Kinde, das ſich furchtſam in einen Winkel ſtellte, einen ſcherzhaften Schlag — „biſt du endlich einmal klug und folgſam geweſen?“ — Das Mädchen ward roth. „Sie glauben nicht,“ fuhr die Alte in einem vertraulichen Tone fort, „was ich mit der frommen Einfalt für Noth gehabt habe. Ich ſagte hundert Mal: Linchen, vertrödle deine Blumen nicht auf den Gaſſen! Du wirſt ſie beſſer und anſtändiger los, wenn du ſie vornehmen und reichen Herren in ihren Zimmern anbieteſt. Aber ich predigte tauben Ohren. Es half weder Singen noch Sagen.“

Und das hat denn, fiel ich ihr ernſthaft ins Wort, auch heute noch nicht geholfen. Darüber muß ich den kleinen Starrkopf ins Angeſicht verklagen. Ich winkte der Mamſell in ein Haus; doch wer nicht kam, das war ſie.

„O du nichtswürdige Kreatur!“ ſchrie die Tante und ging auf das Mädchen los. Ich bemächtigte mich aber ihres ſchlagfertigen Armes und bat ſie, ſich nicht zu ereifern. Man ſieht nun wohl, ſetzte ich hinzu, daß die Kleine nicht das geringſte Talent hat, ihren Blumenhandel vortheilhaft zu betreiben.

„Sie muß es lernen,“ unterbrach mich die Tante grimmig; „ſonſt ziehe ich meine Hand von ihr ab.“

Das wäre Ihnen freilich, ſagte ich mit Achſelzucken, bei beharrlichem Ungehorſam nicht zu verdenken. Wenn Sie mir aber erlauben, Sie mit einem Frühſtück zu bewirthen, ſo wollen wir bei einem Glaſe Wein verſuchen, ob wir vielleicht den kleinen eigenſinnigen Trotzkopf auf einen beſſern Weg leiten können.

Sie nahm mein Erbieten mit den holdſeligſten Mienen an. Ich reichte ihr einen Dukaten und ſie verließ uns.

Meine zweideutige Sprache hatte mich der armen Karoline zu einem Räthſel gemacht. Sie wußte nicht, ob ſie mich für ihren Freund oder Feind anſehen ſollte. Aus Angſt, mit mir allein zu ſeyn, eilte ſie der Tante nach, ward aber mit dem Befehl, mich zu unterhalten, unſanft zurückgeſtoßen.

Gutes Mädchen, ſprach ich leiſe, verkennen Sie mich nicht! Ich beklage Sie aufrichtig, daß Sie ſich in der Gewalt eines ſo harten und gefährlichen Weibes befinden. Vertrauen Sie mir! Ich will Sie retten und in das Haus einer wackern Frau führen, die Ihnen mit Achtung und mütterlicher Liebe begegnen wird.

Karoline hob die Augen empor, ſah mir feſt ins Geſicht und fragte in einem rührenden Tone, ob ich es redlich mit ihr meine. Ich betheuerte das und ſie verſprach, ſich meiner Vorſorge zu überlaſſen.

Drittes Kapitel.

Das luſtige Frühſtück.

Die Tante kam zurück, beſetzte den Tiſch mit Backwerk und zwei Flaſchen Wein, ſtürzte haſtig einige Gläſer aus und ward äußerſt luſtig. Ich zwang mich, ihre gemeinen Einfälle zu belächeln. Sie beſitzen, ſprach ich, einen beneidenswürdigen Frohſinn, Madam!

„Madam! — Madam!“ — ſpottete ſie mir nach, und ſchlug ein unmäßiges Gelächter auf.

Ich wußte nicht, was ſie damit ſagen wollte und bat um Erklärung. „Laſſen Sie's man gut ſeyn!“ verſetzte ſie. „Wir wollen's mit meinem Titel nicht ſo genau nehmen.“

Verzeihen Sie, entgegnete ich, wenn ich aus Unkunde Ihres Standes gefehlt habe. Sie dürfen aber nur ſo gefällig ſeyn, mich zu belehren —

„Nee, nee!“ fiel ſie mir ins Wort: „Ob Sie mich Madam nennen oder gnädige Frau, das iſt all eins.“

Ich wußte nun, woran ich war. Ehe ich aber meinen Reſpektsfehler verbeſſern konnte, ſprang ſie vom Stuhl auf und bedeckte mit einem großen Stammbaume ſo plötzlich den Tiſch, daß unſere Weingläſer vor den Geiſtern ihrer Ahnen ſcheu wurden und klirrend auf den Boden ſtürzten. Ich überblickte das vermoderte Pergament, bewunderte das ehrwürdige Alterthum ihrer Familie, und miſchte den ihr gebührenden Titel ſo oft als möglich in meine Rede. Das ſchien ihren Ohren ſehr wohl zu thun.

Sie legte mir nun auch das Geſchlechtsregiſter ihres verſtorbenen Gemahls vor. Doch verſchwieg ſie, was ich nachher von dem Mädchen erfuhr, daß der ſelige Herr von Ralf — ein Bruder von Karolinens Vater und weiland hochbeſtallter Fähnrich bei der Reichsarmee — einſt mitten im Kriege wegen bewieſener Feigheit den Abſchied bekommen hatte und als Thorſchreiber geſtorben war.

Die einzigen zwei Gläſer, die wir gehabt hatten, waren zerbrochen und keine andern bei der Hand; dennoch aber litt die gnädige Frau keinen Durſt, ſondern machte ſich nun unmittelbar mit der Flaſche bekannt, that mächtige Züge daraus, und fing an wie eine Bacchantin zu lärmen. Ich mußte eilen, wegen des Mädchens mit ihr zu unterhandeln; denn alle ihre Sinne ſtanden auf dem Sprunge, ſie zu verlaſſen.

Darf ich mir eine Gnade von Ihnen erbitten? ſagte ich, und zog dabei, wie von ungefähr, meinen Geldbeutel aus der Taſche.

„Eine Gnade — von mir?“ ſtammelte ſie und heftete ihre gläſernen Augen auf meine Hand. „Womit kann ich aufwarten?“

Ich bitte um Karolinen.

„Das dacht' ich! Was wollen Sie denn mit ihr anfangen?“

Ich will ihr Freund, ihr Vater ſeyn.

„Ein luſtiges Parachen, das kaum einen Bart hat! — Nee, nee, daraus wird nicks.“

Was haben Sie für Bedenklichkeiten?

„Die wichtigſten von der Welt. Ich ſitze hier wie der

Prophet Elia am Bache Crith, und das Mädeken iſt mein Rabe, der mich täglich Brod bringt.“

Nehmen Sie mich dafür zu Ihrem Raben an.

„Wollen Sie mit Blumenſträußchen hauſiren gehn?“

Statt der Antwort führte ich ſie an's Fenſter und drückte ihr meine Börſe in die Hand.

„Was ſoll das ſeyn?“ ſagte ſie und wog lächelnd das Geſchenk.

Entſchädigung für den eingehenden Blumenhandel.

Sie beſchielte den Beutel, der eine etwas magere Geſtalt hatte, mit bedenklichen Mienen. Kaum aber ſah ſie Gold durchſchimmern, ſo warf ſie mir das Kind in die Arme. Ich nahm geſchwind Abſchied. Sie fragte nicht nach meinem Namen, nicht nach meiner Wohnung, und hob, indem ihr das Mädchen die rechte Hand küßte, mit der linken die Flaſche zum Munde. Wir eilten die Treppe hinab. Sie begleitete uns bis dahin, rief uns unſittliche Scherze nach, und taumelte dann in ihre Höhle zurück.

Viertes Kapitel.

Die ſtrenge Mutter Sabine.

Ich wußte in der Eile für Karolinen kein beſſeres Unterkommen, als das Haus einer alten, ehrlichen Wittwe, die meine Wärterin geweſen war. Allein Mutter Sabine (wie ich ſie noch von meiner Kindheit her nannte) machte bei meinem Antrage große Augen, und hatte keine Luſt, ſich damit zu befaſſen. Sie war, ungeachtet ihrer Armuth, eine rechtliche Frau von ſtrengen Sitten, und mein Vorhaben ſchien ihr verdächtig. Als ich ihr aber betheuerte, daß ich das Mädchen nicht verführen, ſondern im Gegentheil der Verführung entziehen wolle, ſo entſchloß ſie ſich, mein Pflegekind aufzunehmen. Nach dieſer Verhandlung ſtellte ich ihr Karolinen vor, die indeſſen an der Hausthür geblieben war. Sabine empfing ſie freundlich und ſagte mir ins Ohr: „Das Kind iſt ſehr hübſch. Ich will es wie meinen Augapfel bewahren, und ſelbſt gegen Sie, mein junger Herr, ſchützen und ſchirmen. Verſtehen Sie mich?“ —

Am folgenden Tage kam mir Linchen mit zierlich gelockten Haaren und in einem netten weißen Hauskleide entgegen. Ich kannte ſie kaum, ſo ſchön war ſie. Mutter Sabine hatte mir dieſe angenehme Ueberraſchung bereitet und einem Schneider deßhalb eine ſchlafloſe Nacht gemacht. Sie ſtand bei Seite und weidete ſich an meinem Entzücken. Ich war deſſen nicht Meiſter und drückte das erröthende Mädchen an meine Bruſt. Dafür ward ich aber auch, als ich aufblickte, von Frau Sabinen mit einem ernſthaften Kopfſchütteln beſtraft.

Fünftes Kapitel.

Des Blumenmädchens Geiſt und Herz.

Karoline war wie eine kleine Wilde aufgewachſen. Ich mußte ſie ſogar erſt leſen und ſchreiben lehren. Sie begriff beides ſehr leicht, und alle ihre Lehrer, die ihr nachher in Sprachen und Muſik Unterricht gaben, erſtaunten über die ſchnellen Fortſchritte, die ſie in kurzer Zeit machte.

Aber noch vorzüglicher als ihr Verſtand, war ihr ſanftes Herz ohne Falſch, das gewiß wenig ſeines Gleichen hatte. Alle ihre Worte und Handlungen zeugten von Gutmüthigkeit. Sie nahm an dem Kummer jedes Unglücklichen Theil, und ſandte zum Beiſpiel ihrer Tante, von der ſie doch gemißhandelt worden war, ihr ganzes weniges Taſchengeld, ohne dafür einen Dank zu erwarten; denn ſie that es in namenloſen Briefen, weil ich ihr unterſagt hatte, der Frau von Ralf ihren Aufenthalt wiſſen zu laſſen. — Ihr weiches Gefühl konnte keinen Wurm leiden oder in Gefahr ſehen. Wie oft fiel ſie mir bittend in den Arm, wenn ich nach läſtigen Inſekten ſchlug! Wie oft trug ſie, wenn der Winter begann, eine ermattete Fliege vom kalten Fenſter nach der wärmern Gegend des Ofens! — Und ſolche barmherzige Samariter-Handlungen übte ſie nicht, wie manches andere Frauenzimmer, mit gezierter und geſchwätziger Empfindſamkeit aus, ſondern verbarg ſie ſorgfältig vor mir, weil ich über dergleichen Lebensrettungen zuweilen geſpottet hatte. — Ihre Lieblingsblume, die Roſe, bewunderte ſie nur am Stocke, denn es that ihr weh, ſie zu brechen; und mit der pünktlichſten Sorgfalt tränkte ſie täglich den kleinen Garten vor ihrem Fenſter. Sie hätte lieber ſelbſt gedurſtet, als dieß unterlaſſen.

Die Erinnerung der frohen Stunden, die ich mit dieſem guten Kinde verlebte, umſchwebt mich noch jetzt wie ein paradieſiſcher Traum. Alle Beluſtigungen, die mich vorher bezaubert hatten, ſchienen mir dagegen kalt und herzlos, und verloren für mich ihre anziehende Kraft. Ein Blick in Karolinens blaue Augen, wenn ſie mit kindlicher Zärtlichkeit vor mir kniecte und meine Hand dankbar ans Herz drückte, galt mir mehr als aller Pomp des Schauſpiels und der Oper. Der ſanfte Klang ihrer Harfe ſchien mir der höchſte Triumph der Tonkunſt; ihr einfacher, natürlicher Geſang das Lied eines Engels. Ich liebte ſie über alles, doch rein und ſchuldlos, ohne rohe Begierden. Sabinens Wachſamkeit und Vorſicht, uns nie allein zu laſſen, war ganz unnöthig.

Sechstes Kapitel.

Erſcheinung eines Geſpenſtes, das ſich durch Geld bannen läßt.

Als ich mein ſtilles Glück ungefähr ein halbes Jahr genoſſen hatte, überraſchte mich eines Tages ein unangenehmer Beſuch. Ich war ausgegangen und befand mich kaum wieder zu Hauſe, da klopfte es an meine Thür. Mir ahnte nicht, daß ein ſo böſer Geiſt erſcheinen würde, und ich rief muthig: Herein! Siehe, da ſtand ſie vor mir, die gnädige Frau, wie ein Geſpenſt der Vorzeit, mit altmodiſchen Lumpen behangen.

„Na, bon jour, Herr Walding!“ begann ſie mit einem hämiſchen Grinſen: „Endlich hab' ich Ihnen doch einmal auf der Gaſſe ſpitz gekriegt. Das hat Mühe gekoſtet, Sie auszugattern! Ich habe Ihnen in der ganzen großen Stadt wie eine Stecknadel in einem Heuſchober geſucht.“

Das thut mir leid, antwortete ich. Was beliebt Ihnen?

„Mein!“ entgegnete ſie höhniſch: „Ich dächte, das könnten Sie errathen. Sind Sie etwa nicht der junge Menſch, der meine Nichte entführt hat?“

Entführt? — verſetzte ich. Sie ſind in der Wahl Ihrer Ausdrücke nicht glücklich.

„Ei! was frag' ich darnach?“ rief ſie hitzig. „Von Ausdrücken — ſie mögen ſo glücklich ſeyn, als ſie wollen — wird man nicht ſatt. — Sie, mein Herr, waren freilich glücklich genug, ein ſo ſchmuckes Mäken zu erhaſchen;

aberſt ich denke, Sie haben ſich für die ſiebzig oder achtzig Thälerchen, die ich in Ihrem Beutel fand, genug divertirt, und ich bitte mich nun das Kindken wieder aus.“

Es zuckte mir in den Armen, gegen das ſchamloſe Weib mein Hausrecht zu gebrauchen. Ich unterdrückte aber dieſe Anwandlung und antwortete gelaſſen: Das Fräulein iſt in guten Händen.

„In guten Händen bei Ihnen?“ kreiſchte ſie mit einem Hohngelächter. Ei, ſeht doch, wer ſind Sie denn? — Ein kahler Mosieh, wie ich eben erſt unten im Hauſe erfuhr. Wenn ich das vor ſechs Monaten wußte, ſo hätten Sie meine Nichte gewiß mit keinem Finger anrühren ſollen. Aberſt ich glaubte, Sie wären ein Kavalier.“

Ich ging lachend an die Thür, machte ſie angelweit auf und ſagte: Frau Thorſchreiberin, hier iſt Ihr Weg!

Ich erwartete jetzt, daß ſie mir wie eine Katze nach den Augen ſpringen würde; aber mein entſchloſſener Ton brachte eine ganz entgegengeſetzte Wirkung hervor. „Verſtehen Sie doch Spaß!“ ſagte ſie mit gemäßigter Stimme: „Die Frölen wäre bei Sie in guten Händen; aberſt meine Hände — ſind leer. Sie wiſſen doch, daß ich eine arme, verlaſſene Wittfrau bin und daß mich Linchen's Blumenhandel ....“

Faſſen Sie ſich! fiel ich dem weinenden Krokodill ins Wort. An Erneuerung dieſes Handels iſt nicht zu denken. Ich will Sie aber noch einmal mit einer kleinen Summe unterſtützen; doch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß Sie nach dem Fräulein nicht weiter fragen.

„Topp!“ ſagte ſie, und ihre Thränen verſiegten. Ich zählte ihr zehn Louisd'or auf den Tiſch; denn eine feinere Art, zu geben, war bei ihr nicht angewandt. Ihre Augen blitzten vor Freude. Sie ſtrich das Gold begierig ein und hielt mir eine übertriebene Lob- und Dankrede. Dann klagte ſie mit Einemmale über Magenſchwäche und ſagte traulich: „Haben Sie nicht etwa ein Schnäppschen bei Wege?“

Ich entſchuldigte mich, daß ich dergleichen Herzſtärkungen nicht im Vorrath zu halten pflege.

„Das iſt mich nicht lieb,“ ſagte ſie. „Da muß ich nun meinem fatalen Magen zu Gefallen das ſchöne runde Sümmchen flugs anreißen.“

Ich verſtand die Bettlerin, drückte ihr noch ein Stück Geld in die Hand, und ſo ward ich ſie los.

Siebentes Kapitel.

Das Geſpenſt kommt wieder und bezeigt Luſt, ſich nochmals bannen zu laſſen.

Der geſchloſſene Friede war aber von kurzer Dauer. Die Gnädige mochte ungefähr drei oder vier Wochen mit meiner Gabe gewirthſchaftet haben, als ſie ſchon wieder erſchien und mich mit vieler Höflichkeit auf's Neue in Kontribution ſetzen wollte.

Verſchonen Sie mich! ſprach ich unwillig. Halten Sie mich denn für einen Schwamm, der ſich geduldig auspreſſen läßt.

„Nee, liebes Goldkind!“ verſetzte ſie. „Das wäre ja unverſchämt, wenn mich das in den Sinn käme. Horchen Sie man, was ich ſage! Sehen Sie, wenn Sie mich heute noch einmal aus der Noth helfen, ſo will ich meine Finger auf das heilige Bibelbuch legen und ſchwören, Ihnen in meinem Leben nicht wieder zu incommodiren.“

Poſſen! rief ich. Verlieren Sie weiter kein Wort.

„Na, junger Menſch," ſagte ſie mit Betteltrotz, „ſo geben Sie meine Nichte wieder heraus."

Ich. Sie wollen vermuthlich Karolinens Unſchuld in baares Geld umſetzen?

Sie. Ha! ha! ha! ihre Unſchuld! — Haben Sie denn noch eines Hellers Werth davon übrig gelaſſen?

Ich. Unverſchämte! Denken Sie, was Sie wollen. Das Mädchen iſt rein wie die Sonne. — Doch, was rede ich in den Wind! Einer Seele von Ihrem Schlage iſt Unſchuld ein Mährchen.

Sie. Nee, nee, ich will daran glauben. Sagen Sie nur, wo ich die Gonnenjungfrau finde.

Ich. Für Sie iſt ſie todt.

Sie. Die Obrigkeit ſoll und wird ſie wieder aufwecken.

Ich. Unterſtehen Sie ſich, deßhalb einen Schritt zu thun!

Sie. Das geſchieht ſtracks, denn ich vertrete Mutterſtelle.

Ich. Eine treffliche Mutter, der ihr Kind — ſogar die Frage nach ihrem Kinde — um einige Goldſtücke feil iſt! — Gehn Sie, gehn Sie zur Obrigkeit! Ich begleite Sie.

Mit dieſen Worten griff ich ſchnell nach meinem Hute. Es war jedoch nicht mein Ernſt, über mein ſtilles Verhältniß mit Karolinen ein gerichtliches Protokoll aufnehmen zu laſſen. Die Frau Thorſchreiberin hätte mich in die größte Verlegenheit geſetzt, wenn ſie raſch nach dem Rathhauſe gegangen wäre. Allein ſie hatte dazu eben ſo wenig Luſt, und weil ſie mich für entſchloſſener hielt, als ich war, ſo zog ſie geſchwind andere Saiten auf. Sie nahm mir den Hut aus der Hand und ſagte lächelnd: „Wir wären wohl rechte Thoren, wenn wir in der Gerichtsſtube gegen einander zu Felde zögen. Nee, nee, ich ſpaßte man. Ich will lieber am Hungertuche nagen, als um Linen prozeſſiren. Sie bleib' in Gottes Namen, wo ſie iſt, und es ſoll mir recht freuen, wenn das Mäken durch Ihnen glücklich wird. Leben Sie wohl!"

Das machte ſie liſtig. Sie entwaffnete mich durch Nachgeben, und ich rief ſie auf der Treppe zurück. Frau von Ralf, ſprach ich, merken Sie ſich Ein Mal für immer, daß ich mir keinen Pfennig abtrotzen und abdrohen laſſe. Wollen Sie ſich aber beſcheiden betragen, ſo bin ich zu einem Vergleiche bereit. Nennen Sie mir mit Einem Worte die Summe, wofür ich Ihnen auf meine ganze Lebenszeit Ihre Klagen über das eingegangene Blumengewerbe ſammt Ihren Beſuchen abkaufen ſoll.

Sie ſann ein wenig und meinte dann, fünfhundert Thaler würden wohl nicht zu viel ſeyn.

Ich bot ihr darauf den fünften Theil. Sie begnügte ſich damit, erhielt das Geld und unterſchrieb einen Empfangsſchein, worin ſie allen weitern Anſprüchen entſagte und meine Schwelle nie wieder zu betreten verſprach.

Achtes Kapitel.

Abenteuerlicher Urſprung einer gefährlichen Bekanntſchaft.

Hier muß ich eine luſtige Nebenbegebenheit einſchalten, weil ſie für mich ſehr wichtige Folgen hatte.

Wenn man jung iſt, ſchließt man geſchwinder Freundſchaften, als ein bedächtiger Alter eine Priſe Tabak nimmt.

Schnell und zahlreich, wie Pilze, ſchießen ſie um uns herauf, und oft ſind die, welche uns am meiſten vergnügen und gleichſam bezaubern, eben ſo giftig, als der Fliegenſchwamm, der mit ſeinem rothen Hute angenehm in's Auge fällt. —

Ungefähr ein Jahr vorher, ehe ich Karolinens Bekanntſchaft machte, ward zur Karnavalszeit eine große, glänzende Oper gegeben, die ich zu ſehen wünſchte. Die Einlaßbillets waren aber nicht kaufbar, ſondern wurden von einem Hofbeamten vertheilt, und es machte viel Schwierigkeit, eins zu erhalten. Ich hatte nicht Luſt, mir eine abſchlägige Antwort zu holen, und gerieth auf den ſeltſamen Einfall, mich am Tage vor der Hauptvorſtellung, als das Opernhaus wegen der Probe geöffnet ward, darin verſchließen zu laſſen.

Durch einige kleine Geſchenke bahnte ich mir den Weg ins Parterre, und kroch nach geendigter Probe, hinter dem Rücken der übrigen fortgehenden Zuſchauer, unter eine Bank. Hier ſchwebte ich länger als eine Stunde in Angſt, entdeckt zu werden; denn der Aufſeher des Opernhauſes und ſeine Gehülfen durchſpähten alle Winkel, ob ſich ein Feuerfunke irgend wohin verirrt hätte. Ich dankte dem Himmel, daß der Menſch nicht wie ein Johanniswurm leuchtet, ſonſt wäre ich verrathen geweſen. Aber wie verblindet ging ein Feuerwächter nach dem andern bei meinem Verſteck vorbei und ſah mich nicht. Jetzt dröhnte der letzte Fußtritt durch das große öde Gebäude, und verhallte immer mehr in der Ferne; die letzte Thür ward zugeſchlagen — Nacht und Todtenſtille umgaben mich.

Ich kroch unter meiner Bank hervor und ſetzte mich darauf. Nach einigen Minuten regte ſich etwas an der andern Seite des Parterrs, und ich erblickte dort einen düſtern Lichtſchimmer, der mir eine menſchliche Geſtalt ſichtbar machte, die in einem Buche zu leſen ſchien. Ich rührte mich nicht; aber plötzlich wandelte mich ein unwiderſtehliches Nieſen an. Der Leſer dehnte den Hals hoch empor, und erhob ſich von ſeinem Sitze. Es war ein junger, wohlgewachſener Mann. Er kam raſch auf mich zu, leuchtete mir mit einer Blendlaterne ins Geſicht und fragte: „Wer da? Gehören Sie in dieß Haus?“

Ich gab ihm ſtatt der Antwort dieſe Frage zurück.

„So lernen wir uns in Ewigkeit nicht kennen,“ erwiederte er. „Sie ſpielen vermuthlich, wie ich, nur eine Gaſtrolle hier?“

Ich bejahte das.

„Willkommen!“ ſprach er, und reichte mir die Hand. „Laſſen Sie uns einen Bund gegen die lange Weile machen!“

Wir hatten uns beide mit einem reichlichen Vorrath von Wein verſehen, und begoſſen den aufſchießenden Pilz unſerer Freundſchaft ſo fleißig damit, daß er bald zur vollen Reife gedieh. Ehe ich noch wußte, wer mein Geſellſchafter war, hatte uns ſchon Bacchus zu Brüdern gemacht. Nach dieſer Studenten-Feierlichkeit erbat ſich mein neuer Jonathan meinen Namen, und verehrte mir dagegen den ſeinigen. Er nannte ſich Baron Bolda, und hatte, wie er ſelbſt ſagte, kein anderes Geſchäft, als müßig zu gehen.

Seine poſſierlichen Einfälle, an denen er unerſchöpflich war, vergnügten mich ungemein. Die Nacht und der halbe folgende Tag verſchwanden mir unerwartet ſchnell, und Thaliens Tempelpforten knarrten, ehe ich mich deſſen verſah. Wir trennten uns eilig, und nahmen im Fluge des Scheidens die Abrede, daß wir in dem Moment, da die Zuſchauer eingelaſſen würden, die beſten Plätze in Beſitz nehmen wollten.

Es ward einige Stunden lang auf der Bühne und in den Logen viel gewirthſchaftet. Ich ſaß indeſſen unter meiner Bank und wagte nur halbe Athemzüge. Plötzlich flogen die Thüren des Parterrs auf; eine Menge Menſchen rauſchten herein; die Dielen ſeufzten unter ihren gewaltigen Tritten. Da ich in meinem Schlupfwinkel die Ankömmlinge nicht ſehen konnte, ſo glaubte ich, der Strom der Zuſchauer bräche herein, und in dieſer Meinung ſprang ich, als mir die lärmende Schaar näher kam, unter der Bank hervor.

„Heh! was iſt das?“ rief eine donnernde Baßſtimme. „Hier wachſen die Zuſchauer aus der Erde!“

Ich ſah mich um und erblickte mit Schrecken einen Trupp der reitenden Garde, der hier aufmarſchirte, um über Zucht und Ordnung zu wachen. Der Beſitzer des mächtigen Sprachorgans, ein korpulenter Unterofficier, hatte meine voreilige Auferſtehung wahrgenommen, und ſtiefelte mit Doppelſchritten auf mich zu. Ihm folgte der Sammler der Parterrbillets. Beide begannen eine ſcharfe Unterſuchung gegen mich.

Da noch kein einziger Zuſchauer, wie ich jetzt erſt bemerkte, zugegen war, ſo konnte ich nicht vorgeben, eine Einlaßkarte gehabt zu haben; ich ſagte alſo keck: ich wäre geſtern in der Probe geweſen und hätte das Heimgehen verſchlafen. „Ei, ei!“ rief der Billeteinnehmer, „Sie machen dem Herrn Kapellmeiſter und den Operiſten ein übles Kompliment! Wir werden dafür ſorgen, daß Sie heute nicht wieder ſo lange Weile haben.“ —

Ich ward hinter der Bank hervor genöthigt, und zwei bärtige Reiter nahmen mich in ihre Mitte.

„Nun laſſen Sie uns ſehen,“ ſprach der ſcherzhafte Billeteinnehmer zum Unterofficier, „ob vielleicht die geſtrige Probe auf mehrere Zuſchauer ſo einſchläfernd gewirkt hat.“

Sie zogen fort, und es währte nicht lange, ſo war auch der Baron entdeckt, und ward mit einem lauten Gelächter herbeigeführt. Er verbat ſich aber mit einer ſo muthigen Entſchloſſenheit allen Spott, daß die Lacher plötzlich verſtummten. Drei geſtiefelte Engel mit flammenden Schwertern trieben und geleiteten uns nun aus dem theatraliſchen Paradieſe, und übergaben uns, nachdem wir durch lange Reihen neugieriger Menſchen, die in der Vorhalle auf Eröffnung der Thüren harrten, gleichſam Spießruthen gelaufen waren, der nächſten Hauptwache. Doch nach einigen Stunden, als eben die Oper vorbei war, wurden wir wieder in Freiheit geſetzt.

Neuntes Kapitel.

Was mein Dutzbruder für ein Mann war.

Seit jenem Vorfall hatte ich mit dem Baron, ungeachtet er zehen Jahre älter war als ich, vielen Umgang. Doch ſein Charakter gefiel mir nicht ganz. Er war ein Witzling von Handwerk, der über alles ſpöttelte, alles lächerlich machte, und ſelbſt das Heiligſte nicht verſchonte. Immer führte er in Geſellſchaften das große Wort, und behandelte Jeden, der ihm nicht gefiel und ihm an Mundwerk nicht gewachſen war, mit empörendem Uebermuth.

Er ward deßwegen allgemein gehaßt; denn die arroganten Schwätzer ſeines Gelichters waren damals ſeltener als heutiges Tages, da man es ganz gewohnt worden iſt, dergleichen freche Hummeln ſchwärmen zu ſehen und zu hören. Zu jener Zeit ärgerte man ſich noch über ſie, und jetzt — lacht man.

Ich fand, wie geſagt, an dem Gemüthe meines neuen Freundes manchen Flecken; aber ſeine Gabe der Unterhaltung beſtach meinen jugendlichen Leichtſinn und feſſelte mich an ihn. Wir beſuchten einander oft, und trafen jeden Abend im Schauſpielhauſe oder an andern Beluſtigungsorten zuſammen.

Dieß änderte ſich, ſeitdem ich Karolinen kannte. Ich war nun Abends bei ihr, und unſichtbar für die ganze übrige Welt. Belda machte mir darüber Vorwürfe, und drang auf Rechenſchaft, wie und wo ich meine Zeit zubringe. Ich hütete mich, ihm die Wahrheit zu geſtehen, und ſann immer auf neue Ausflüchte. Das gab denn täglich einen verdrießlichen Streit. Jeden Morgen peinigte er mich mit Vorſchlägen, wie wir uns am Abend vergnügen wollten. So ward er mir nach und nach ſehr läſtig, und ich knirrſchte vor Verdruß mit den Zähnen, wenn ich ihn kommen ſah. In einer ſo mißlaunigen Stimmung erklärte ich ihm eines Tages, daß er entweder ſeine Inquiſitorrolle aufgeben, oder dem Anſpruch auf meine Freundſchaft entſagen müſſe. Er ward nun beſcheidener, und wir blieben Freunde.

Zehntes Kapitel.

Beſuch am Krankenbette und unweiſe Offenherzigkeit.

Eine geraume Zeit nach jenem kleinen Zwiſte fiel ich in eine Krankheit, die mich zwei Monate lang in meiner Wohnung gefangen hielt. Mein Fieber griff mich hart an; doch am meiſten ſchmerzte mich die Trennung von Karolinen. Seit anderthalb Jahren hatte ich keinen Abend ohne ſie verlebt; ſie war mir unentbehrlich geworden.

Außer dem Baron kamen während meiner Krankheit täglich mehrere Bekannte zu mir, um ſich von ihrer eigenen Krankheit, der langen Weile, an meinem Bette zu heilen. Mein Zimmer war von Morgen bis in die Nacht ein Sammelplatz junger Müßiggänger, die ich oft meilenweit hinweg wünſchte, weil ſie Karolinen hinderten, mich zu beſuchen. Sie war meinetwegen in der bängſten Unruhe, und ſchickte fleißig ihre Pflegmutter zu mir, um von meinem Befinden Nachricht zu bekommen.

Endlich ſtieg meine Krankheit zu einer gefährlichen Höhe. Kaum erfuhr es Karoline, ſo ließ ſie ſich durch keine Bedenklichkeit länger abhalten, in ihrer männlichen Kleidung (die ſie gewöhnlich trug, wenn wir bei Mond- oder Laternenſchein mit einander ſpazieren gingen) zu mir zu fliegen. Glücklicher Weiſe war ich eben allein. Sie erſchrack vor meiner bleichen, abgezehrten Geſtalt, brach in Thränen aus, warf ſich vor meinem Bett auf die Knie und betete ſtill. Ich ſtörte ſie nicht. Nach einigen Minuten erhob ſie ſich wieder und ſagte mit einem feſten, ruhigen, faſt prophetiſchen Tone: „Walding, Sie ſterben nicht!“ —

In dieſem Augenblicke ſtürmte der Baron, der ſonſt um dieſe Zeit nicht zu kommen pflegte, in mein Zimmer. Es war zu ſpät, Karolinen ungeſehen zu entfernen oder zu verbergen. Sie zog ſich aber ſehr geſchickt aus ihrer Verlegenheit, indem ſie, mit dem natürlichſten Anſtand eines jungen gebildeten Mannes, ſogleich Abſchied nahm.

Dennoch gelang es ihr nicht, das Luchsauge des Barons zu täuſchen. Er betrachtete ſie mit geſpannter Neugierde, und kaum war ſie aus dem Zimmer, ſo rief er: „Das war ein Mädchen!“

Wer? — fragte ich mit gezwungener Gleichgültigkeit. Doch nicht mein Vetter, der geſtern von der Univerſität gekommen iſt?

„O mache mich nicht blind!“ erwiederte er, und trieb mich mit Kreuz- und Querfragen ſo lange in die Enge, bis ich am Ende ſo gutherzig oder vielmehr ſo unklug war, ihm die Wahrheit zu beichten.

Er triumphirte, daß er hinter meine Schliche, wie er ſich ausdrückte, gekommen wäre, und drang in mich, ihn mit Karolinen bekannt zu machen. Eine leiſe Stimme ſchien mich davon abzumahnen: allein ich achtete nicht der Warnung meines guten Engels, und gab dem Baron mein Wort, ſeinen Wunſch zu erfüllen.

Ich that es, als ich wieder geneſen war, und raubte dadurch meinen ſonſt ſo glücklichen Abenden ihren ganzen Reiz. An die Stelle der innigen Vertraulichkeit, die vorher meinen Umgang mit Karolinen beſeelt hatte, trat des Barons herzloſer Witz und ſein ſüßer, geſchraubter Hofton, womit er das natürliche, mit der Sprache der großen Welt unbekannte Mädchen ängſtete und plagte. Ueberdieß war er ein zudringlicher Gaſt, der uns einen Abend wie den andern verdarb. Ich ward nach und nach kalt und einſylbig; aber dieß wirkte nicht auf ihn. Es gefiel ihm dennoch bei uns, und ich bemerkte bald, daß Karolinens blühende Schönheit der Zauber war, der ihn gegen ſeine vorigen rauſchenden Abendluſtbarkeiten gleichgültig machte und in unſer ſtilles Zimmerchen bannte. Doch, von der Tugend und Sittſamkeit des Mädchens überzeugt, ſetzte mich die Entdeckung ſeiner Leidenſchaft in keine große Unruhe.

Eilftes Kapitel.

Es ſpukt wieder und zwei ſchlimme Geiſter ſchließen Freundſchaft mit einander.

Frau von Ralf hatte mich, nach Ausſtellung ihrer Entſagungsſchrift, beinahe ein Jahr lang mit ihren Beſuchen verſchont; aber jetzt fand ich ſie eines Abends mit Schrecken bei Karolinen. Man kann denken, daß ich ihre ſcheue, kriechende Höflichkeit mit keinem freundlichen Willkommen erwiederte. Ich winkte dem Mädchen, uns allein zu laſſen, und fragte dann die Tante in einem nachdrücklichen Tone, was ſie hier wolle.

„Laſſen Sie ſich nicht bange ſeyn!“ antwortete ſie. „Ich will nichts, gar nichts von Ihnen.“

Verſprachen Sie mir nicht ſchriftlich, ſich um Ihre Nichte nicht weiter zu bekümmern? fuhr ich fort.

„Wohl wahr;“ verſetzte ſie; „ich habe aber die Line ſo lieb, wie meine Augen im Kopfe, und konnte nicht länger leben, ohne ſie ein Mal wieder zu ſehen. Nu, das muß ich Sie ſagen, ich war bei dem erſten Anblick ganz verblüfft. Statt des kleinen, ſchüchternen Mäkens, das mit Blumenſträußern herumzog, finde ich eine große, majeſtätiſche Dame, die wie eine Prinzeſſin ausſtaffirt iſt und wie ein Buch ſpricht. Auf einen ſo grünen Zweig wäre ſie freilich bei mir in ihrem Leben nicht gekommen.“

Ich unterbrach dieſe Schmeicheleien mit der Bitte, ſich ſogleich wieder zu entfernen.

„Seyn Sie kein ſolcher Tyrann!“ ſagte ſie. „Ich verpeſte ja hier nicht die Luft. Gönnen Sie mich doch die Freude, meine Nichte manchmal zu ſehen und mir darüber zu freuen, daß ſie ſo hübſch geworden iſt.“ —

Indem ich antworten wollte, kam Bolda. Ich konnte nun meinen Vorſatz, die Unholdin mit Gewalt zu bannen, nicht ausführen, und mußte ſie dulden. Sie ſtellte ſich ihm ſogleich ſelbſt als Karolinens Tante vor.

Er verweilte dieß Mal nicht lange, und ich wies ihr nun ernſtlich die Thür; allein die gutmüthige Karoline trat als ihr Schutzengel auf und vertheidigte ſie mit Bitten und Thränen, bis ich endlich nachgab und der Tante erlaubte, das Mädchen bisweilen zu beſuchen. Sie ſtellte ſich ſeitdem faſt täglich ein, um an unſern Abendmahlzeiten Theil zu nehmen. Dieſer Umſtand verſchloß mir den Mund; denn ich befürchtete, wenn ich mich jetzt über ihre allzu häufigen Erſcheinungen unwillig bezeigte, für geizig gehalten zu werden.

Bolda kam nicht weniger fleißig als zuvor, traf alſo mit der Frau von Ralf oft zuſammen, und ſie ſtanden bald mit einander auf einem ſo freundſchaftlichen Fuße, daß ich darüber unruhig ward und ein geheimes Bündniß gegen Karolinens Unſchuld beſorgte. Ich äußerte meinen Verdacht zwar nicht, aber die Liſtigen mochten ihn ahnen. Sie fingen allmählich an, ſich weniger vertraulich zu begegnen, ließen ſogar eine ſtarke Abneigung gegen ein=

ander blicken, verunglimpften ſich wechſelsweiſe bei mir, und ſchränkten ihre Abendbeſuche ein, weil ſie ſich, wie ſie ſagten, ausweichen wollten. So verminderte ſich meine Beſorgniß und verſchwand endlich ganz, wie man einen ängſtlichen Traum vergißt. Ich ward ſo ſicher, daß ich ohne Bedenken zu einer Reiſe Anſtalt machte, die ich in häuslichen Angelegenheiten unternehmen mußte. Frau von Ralf und der Baron heuchelten beide, daß es ihnen höchſt unangenehm ſey, mich einige Wochen zu entbehren; aber ein mehr erfahrner Menſchenkenner und Phyſiognomiſt, als ich damals war, würde in ihren Augen Freude geleſen haben.

Am Tage vor meiner Abreiſe kam Bolda ſehr früh zu mir. Er war weniger lebhaft und geſprächig, als ſonſt, warf ſich ächzend auf einen Stuhl, ſaß in tiefen Gedanken und gab mir auf meine Anreden entweder gar keine Antwort, oder ſie klang ſo widerſinnig, als ob er träumte. Ich fragte, was ihm fehle. Er ſeufzte und ſchwieg. Nachdem ich ihn aber lange dringend um Vertrauen gebeten hatte, geſtand er mir, daß ihn der Mangel einer Summe von tauſend Thalern drücke. Sein Glück, ſeine Ehre, ſein Leben, ſagte er, ſtehe auf dem Spiele. — Ich ſchalt ihn, daß er mir dieß nicht eher entdeckt hätte; denn jetzt, da ich innerhalb vierundzwanzig Stunden verreiſen müßte, würde ich keinen Rath ſchaffen können. Dennoch erbot ich mich, das Möglichſte zu verſuchen. Ich ging ſofort aus, entlehnte bei einigen Freunden tauſend Thaler zuſammen und übergab ſie ihm. Er ſchien ſehr gerührt und überhäufte mich mit den heiligſten Betheurungen ſeiner ewigen Dankbarkeit.

Karoline war über meine bevorſtehende Abweſenheit ſehr traurig, und brach in Thränen aus, wenn ich davon ſprach. Sie ward immer ſchwermüthiger, je näher die Scheideſtunde kam, und quälte ſich mit Ahnungen, daß wir uns nicht wieder ſehen würden. Ich bemühte mich vergebens, ſie zu tröſten und dieſe düſtern Gedanken hinwegzuſcherzen. Sie umſchlang mich beim Abſchiede mit leidenſchaftlicher Feſtigkeit, und ſank, als ich mich mit ſanfter Gewalt loswinden wollte, in eine Ohnmacht. Sobald ſie die Augen wieder öffnete, eilte ich ohne Aufenthalt fort.

Zwölftes Kapitel.

Abweſenheit, Rückkunft und Schrecken.

Ich ſchrieb ſowohl auf der Reiſe, als auch in Hamburg, wo ich Geſchäfte hatte, mehrmals an meine Freundin, ohne darauf eine Antwort zu erhalten. Dieß befremdete mich; aber ich befürchtete kein ſchlimmes Ereigniß, ſondern beruhigte mich durch die Vermuthung, daß ihre Briefe verloren gegangen wären, oder mich durch einen andern natürlichen Zufall verfehlt hätten. Nach einer Abweſenheit von vier Wochen kam ich frohen Muthes zurück. Ich hatte meine Geſchäfte glücklich beendiget, und mich dadurch in den Stand geſetzt, daß ich eine bequeme Haushaltung einrichten und mich mit Karolinen feierlich verbinden konnte. Dieſer angenehme Gedanke war für mich ein unterhaltender Reiſegefährte, und mit ihm ſtieg ich vom Wagen.

Es war Abend und ſchon beinahe zehn Uhr. Deſſen ungeachtet eilte ich noch nach Karolinens Wohnung. Es fiel mir auf, daß ich kein Licht an ihren Fenſtern ſah;

denn ſie war nicht gewohnt, ſo zeitig ſchlafen zu gehen. Mich überfiel eine plötzliche Bangigkeit. Ich flog die Treppe hinauf, ſtand mit beklemmter Bruſt vor der Thür, durch die ich ſo oft mit fröhlichem Herzen gegangen war, und hatte nicht den Muth, die Klingel zu bewegen. Fünf Minuten kämpfte ich mit der Furcht, ein Unglück zu erfahren, und ſchalt mich zugleich einen Thoren, daß ich wie ein Kind vor einem Schatten bebe. Jetzt zog ich raſch am Drahte, und fuhr über den wohlbekannten Ton der Schelle ſo erſchrocken zuſammen, als ob ein unerwarteter Donnerſchlag krachte.

Ich mußte lange klingeln, ehe ich inwendig eine Bewegung vernahm. Endlich hörte ich Sabinen kommen. Ich rief meinen Namen — die Thür flog auf — ich fragte haſtig nach Karolinen.

„Iſt Sie denn nicht bei Ihnen?“ fragte die Alte, und trat beſtürzt zurück.

Bei mir? — rief ich ſchaudernd.

„Allmächtiger Gott!“ ſchrie Sabine. „So haben Sie einander in Hamburg nicht getroffen? — Das Fräulein iſt Ihnen ja ſchon vor drei Wochen mit der Tante nachgereiſt.“ —

Ich vermag nicht, mein Entſetzen zu ſchildern. Meine Zunge war gelähmt — ich konnte nur in einzelnen Tönen eine nähere Erklärung fordern.

Dreizehntes Kapitel.

Lug und Trug der Tante und Dankbarkeit des Barons.

„Nach Ihrer Abreiſe,“ ſo erzählte mir jetzt Sabine — „quartierte ſich Frau von Ralf faſt ganz bei uns ein und fiel uns von früh an bis in die Nacht zur Laſt. So trieb ſie es acht Tage. Am neunten kam ſie ganz athemlos, mit Briefen in der Hand. Linchen, rief ſie, dein Freund hat geſchrieben. Wir ſollen ihm unverzüglich nach Hamburg folgen. Er hat dort bei ſeiner Ankunft ſo viele Geſchäfte vorgefunden, daß er ſich, wie er mir meldet, wenigſtens ein halbes Jahr dabei aufhalten muß. Das alles wirſt du hier ausführlicher leſen. — Mit dieſen Worten übergab ſie Karolinen einen an ſie gerichteten Brief, der mit dem Namen Walding unterzeichnet war und die Bitte enthielt, ſobald als möglich mit der Tante nach Hamburg zu kommen. Das Haus, wo ſie abſteigen ſollten, war genannt, und überhaupt alles ſo natürlich geſchrieben, daß uns kein Zweifel gegen die Aechtheit dieſes Briefes einfallen konnte. Daher machte ſich auch das Fräulein ſogleich reiſefertig und fuhr zwei Stunden darauf mit der Tante fort. Seitdem habe ich von Beiden nichts weiter geſehen oder gehört.“

Welch ſchändlicher Betrug! rief ich aus. Ich habe jenen Brief nicht geſchrieben.

„Iſt's möglich!“ ſprach Sabine. „Wäre dieß nicht Ihre Hand?“ —

Sie zeigte mir den Brief, welchen Karoline in der Eile des Abreiſens unverwahrt zurückgelaſſen hatte. Ich erſchrack davor, denn die Handſchrift war der meinigen täuſchend ähnlich. Doch bei ſchärferer Unterſuchung der Federzüge entdeckte ich bald ihre nahe Verwandtſchaft mit Bolda's Hand. Der Brief war mit einem Petſchaft verſiegelt geweſen, das ich am Tage vor meiner Abreiſe auf meinem Schreibtiſch vermißte. Bolda hatte es mir wahrſcheinlich entwandt, indem ich ausging, um für ihn Geld zu entlehnen und er unterdeſſen in meinem Zimmer allein blieb.

Ich ſtürzte wie ein Raſender nach ſeiner Wohnung. Sie war verſchloſſen. Mein langes, ſtürmiſches Anklopfen weckte den Hauswirth. Er ſagte mir, der Baron ſey vor drei Wochen verreiſt. Wohin, wußte er nicht. Es war nun ſonnenklar, daß der Treuloſe mit der ſchändlichen Frau von Ralf im Bunde ſtand und daß beide gemeinſchaftlich Karolinen entführt hatten. Ich ſelbſt mußte ihm dazu Reiſegeld ſchaffen und alſo gleichſam den Dolch, den er mir ins Herz ſtoßen wollte, mit tauſend Thalern bezahlen.

Vierzehntes Kapitel.

Fruchtloſe Verfolgung der Räuber.

Ich würde wie ein einfältiger Tropf gehandelt haben, wenn ich, gleich einem irrenden Ritter, in die weite Welt hineingeritten wäre, ohne vorher ſo genau als möglich die Spur der Räuber aufzuſuchen. Der Weg des Barons war nicht zu entdecken; aber den Miethkutſcher, der die beiden Frauenzimmer gefahren hatte, erforſchte ich durch Sabinen. Seiner Ausſage nach, war er wirklich von der Tante gemiethet worden, ſie nach Hamburg zu bringen; allein in dem nächſten Städchen hatte ſie ſich vorſätzlich mit ihm entzweit, ihn abgelohnt und nach Hauſe geſchickt. Er war zurückgefahren, ohne ſich um die Reiſenden weiter zu bekümmern.

Im Poſthauſe, wo ich wegen meiner an Karolinen geſchriebenen Briefe Nachfrage hielt, ſagte man mir: Frau von Ralf habe die erſten zwei ſogleich nach Ankunft der Poſt in Empfang genommen, und dann angeordnet, alle folgende ſo lange liegen zu laſſen, bis ſie abgeholt würden.

Nach dieſen eingezogenen Erkundigungen ritt ich an den Ort, wo ſich die alte Seelenverkäuferin vom Miethkutſcher losgemacht hatte. Der dortige Poſtmeiſter ſchien beſtochen zu ſeyn. Er behauptete Anfangs, ſeit undenklicher Zeit keine weiblichen Paſſagiere weiter befördert zu haben; aber im Gaſthofe, wo die Frauenzimmer abgetreten waren, verſicherte man mir, daß ſie ihre Reiſe mit Extrapoſt fortgeſetzt hätten. Als ich dem Läugner dieß Zeugniß vorhielt, beſann er ſich allmählich, und ich erfuhr jetzt, daß ſie die Straße nach Hamburg verlaſſen und den Weg nach Oberſachſen eingeſchlagen hatten.

Ich folgte ihnen von Station zu Station bis nach Dresden. Hier aber verlor ich ihre Spur, weil ſie, wie ich nachher hörte, unter veränderten Namen angekommen waren. Vergebens bemühte ſich die Polizei, ſie zu entdecken. Ich ſetzte nun meine Reiſe nach Wien fort, denn ich vermuthete, Karolinens Entführer würden ſich im Getümmel der großen Kaiſerſtadt am ſicherſten dünken. Ueberdieß erinnerte ich mich, daß Bolda ſchon zuweilen den Vorſatz gehabt hatte, ſeine Wohnung dort aufzuſchlagen.

Ich kam in Wien an; aber meine Nachforſchungen waren drei Wochen lang fruchtlos. Jetzt gab man mir den Rath: die Entführungsgeſchichte öffentlich bekannt zu machen, die darin verwickelten Perſonen in den Zeitungen genau zu beſchreiben und auf ihre Entdeckung einen Preis zu ſetzen. Dieß that ich.

Fünfzehntes Kapitel.

Das Mittel ſchlägt an und ich bekomme Licht.

Als mein Aufruf in mehreren Zeitungen erſchienen war, kam nach einigen Tagen eine alte Frau, die das verdächtige Anſehen einer Gelegenheitsmacherin hatte, in meine Wohnung. „Sie ſuchen, wie ich höre," ſagte ſie, „eine junge Perſon, die entführt worden iſt. Ich kann ſie Ihnen vielleicht nachweiſen."

Wo iſt ſie? rief ich freudenvoll aus. Sagen Sie mir's geſchwind?

„Das geht nicht ſo auf den Plotz, mein Herr!" verſetzte ſie. „Belieben Sie nur erſt das Sümmchen aufzuzählen, das Sie dafür in den Zeitungen verſprochen haben."

Ich machte ſogleich Anſtalt dazu. Aber ſchnell fiel mir ein, daß ich eine Betrügerin vor mir haben könnte, die mich vielleicht, wenn ſie das Geld empfangen hätte, zu einem ganz unbekannten Frauenzimmer führte. Daher antwortete ich ihr: ſie möchte ſich gefallen laſſen, mir den ausgeſetzten Preis ſo lange zu kreditiren, bis ich überzeugt wäre, ob die junge Dame, die ſie mir nachweiſen wolle, die rechte ſey oder nicht.

Sie nahm dieſe Vorſicht ſehr übel und weigerte ſich hartnäckig, mir den Aufenthalt der Entführten zu entdecken, wenn ich ihr nicht vorher die beſtimmte Belohnung auszahlte.

Nun, ſo muß ich die Obrigkeit zu Hülfe nehmen! rief ich aufgebracht. Wollen Sie es darauf ankommen laſſen, Madam, ſo verſchließe ich Sie hier in meinem Zimmer, hole einen Beamten der Polizei und übergebe ihm das Geld, um es Ihnen auszuhändigen, ſobald Sie mich zu dem Frauenzimmer, das ich ſuche, gebracht haben.

Die Drohung mit der Polizei ſchien ihr nicht zu gefallen. Sie entfärbte ſich darüber und begab ſich ſogleich der geforderten Vorausbezahlung. „Ei!“ ſagte ſie, „was werden wir ſo viel Weitläufigkeiten machen! Ich will weniger mißtrauiſch ſeyn, als Sie. Nehmen Sie das Geld mit und folgen Sie mir! Wenn wir hier lange ſtehen und ſtreiten, ſo ſtirbt indeſſen wohl gar die arme Perſon; denn krank genug iſt ſie dazu.“ —

Gott! warum ſagten Sie das nicht eher! rief ich voll Beſtürzung und drängte ſie fort.

Sechszehntes Kapitel.

Das Wiederſehen.

Wir durchkreuzten viele Gaſſen. Sie ſchienen mir ein endloſes Labyrinth. Ich trieb meine Wegweiſerin unaufhörlich zur Eile und folgte ihr hart auf dem Fuße nach, denn ich hatte ſie im Verdacht, daß ſie mich blos in der Irre herumführe, um mir gelegentlich zu entwiſchen. Endlich kamen wir aber an das Haus, wo ich die Verlorene finden ſollte. Das Herz klopfte mir ſtürmiſch vor Freude und Angſt. Meine Führerin brachte mich in ein enges

Zimmer, deſſen größten Raum ein Bett mit Vorhängen einnahm. Ich ſchlug ſie zurück und ſtand ſchaudernd vor einer bleichen Todtengeſtalt, die mit geſenktem Haupte und gefalteten Händen auf einer ſchlechten Matratze lag. Es war Karoline. Ich rief mit einem Schrei der Verzweiflung ihren Namen. Sie öffnete matt die Augen, erblickte mich, und ein plötzlicher Freudenſchauer erſchütterte ſie wie ein elektriſcher Schlag. Lächelnd ſtreckte ſie die Arme nach mir aus und wollte ſprechen; aber ſie konnte nur unverſtändliche Töne lallen. Sie ergriff meine Hände, zog ſie haſtig an ihren Mund und küßte ſie weinend und wimmernd. Mir ſelbſt benahm die Wehmuth einige Minuten lang die Sprache.

Nach wieder erlangter Faſſung fragte ich die Frau, die mich hergeführt hatte und deren Wohnung das Stübchen war: ob die Kranke von einem Arzte beſucht werde. Nein, ſagte ſie. Wer hätte ihn bezahlen ſollen? Sie iſt nackt und blos und ich ſelbſt bin arm. Ich wollte ſie noch heute, wenn ich nicht noch zufälliger Weiſe Ihre Anzeige in den Zeitungen erfahren hätte, ins öffentliche Krankenhaus bringen laſſen. Aber ſie hatte einen heftigen Abſcheu dagegen und wollte lieber ſterben." —

Karoline im Lazarethe! — Mich überlief ein Schauer bei dieſer Vorſtellung, und ich ſchickte das Weib fort, um ſo geſchwind als möglich einen Arzt zu rufen. Indeſſen hatte ſich die Kranke etwas erholt. Ich fragte ſogleich nach der Tante und ihrem Spießgeſellen, und hörte zu meinem Vergnügen, daß ſich beide aus dem Staube gemacht hatten. — Doch ich will Karolinen den ganzen Hergang ihrer Begegniſſe nach der Zeitordnung erzählen laſſen, und nur das übergehen, was ich ſchon vorher von Sabinen erfahren hatte.

Siebenzehntes Kapitel.

Karolinens Erzählung ihrer Reiſegeſchichte.

Sobald wir im Wagen ſaßen, beklagte ſich die Tante über den Kutſcher. Er war ihr nicht gut genug gekleidet und ſein Fuhrwerk nannte ſie eine Schneckenpoſt. Als wir vor's Thor kamen, befahl ſie ihm, die Pferde mehr anzutreiben. Er gehorchte, und wir fuhren ſehr raſch; ſie blieb aber dennoch unzufrieden, fing in der nächſten Stadt, wo wir Mittags anhielten, einen heftigen Zank mit ihm an und ſchickte ihn nach Hauſe. Sie beſtellte dann Poſtpferde, und wir ſetzten die Reiſe fort.

Gegen Abend kamen wir in ein Städtchen. Hier wollen wir übernachten, ſagte ſie. Wir hielten vor dem Gaſthofe, und ich erſtaunte, als Baron Bolda an der Thüre ſtand und uns aus dem Wagen hob. — Was befremdet Sie? ſprach er. Wiſſen Sie denn nicht, daß ich Sie nach Hamburg begleite? — Ja, ja! fiel die Tante ein, der Herr Baron iſt unſer Reiſegefährte. Hab' ich dir das noch nicht geſagt? — Sie entſchuldigte ſich mit der Vergeßlichkeit des Alters, und ich machte mir Anfangs über alle dieſe Umſtände keine ſchlimmen Gedanken.

Aber noch denſelben Abend ſchöpfte ich Verdacht, daß man nicht redlich mit mir umgehe; denn Bolda, der ſich ſonſt immer ſehr geſittet und anſtändig gegen mich aufgeführt hatte, nahm auf einmal, ſobald wir in einem Zimmer unter ſechs Augen waren, einen freiern Ton an und trieb mich ſogar beym Abendeſſen durch Liebkoſungen vom Tiſche. Ich bezeigte meinen Abſcheu vor dieſer Behandlung auf die lebhafteſte Weiſe. Der freche Heuchler bat um Verzeihung, zog ſich in die Schranken der Beſcheidenheit zurück, begab ſich in ein anderes Zimmer und reiſte am folgenden Tage mit uns weiter.

Unter Weges hatten meine Gefährten viel Heimlichkeiten zuſammen, und vermieden ſorgfältig, die Städte zu nennen, durch welche wir fuhren. Ich fragte zuweilen nach ihren Namen, erhielt aber entweder gar keine Antwort oder man fertigte mich mit Erdichtungen ab. Ich ward wie eine Gefangene bewacht und auf allen Schritten begleitet. So konnte ich mit niemand ſprechen und nicht erfahren, daß wir uns nicht mehr auf der rechten Straße befanden.

Am Abend der dritten Tagereiſe erblickte ich die Thürme einer anſehnlichen Stadt. Das iſt wohl Hamburg! rief ich freudig. Nein, mein ſchönes Kind, ſagte der Baron, ſo weit ſind wir noch nicht. Es iſt Dresden. Wir machen einen kleinen Umweg, denn ich habe hier verſchiedene Geſchäfte für unſern Freund Walding zu beſorgen. — Die Tante bejahte das und brachte in Vorſchlag: der Baron ſollte ſich, um die gewöhnlichen Thorfragen kurz zu beantworten, für einen Kaufmann, mich für ſeine Gattin und ſie, die Tante, für ſeine Mutter ausgeben. Ich widerſprach, um ihm kein Recht einzuräumen, ſich im Gaſthofe gegen mich Vertraulichkeiten zu erlauben; allein man lachte mich aus, und er paſſirte als Kaufmann Werner mit Frau und Mutter durch's Thor. Es ſchnitt mir wie ein Dolch ins Herz, als er mich ſeine Frau nannte und mit der Hand auf mich zeigte. Ich wollte laut rufen, daß es nicht wahr ſey; aber ich ſchonte den Böſewicht, weil ich mir ſeine Abſichten noch nicht ſo ſchlimm vorſtellte, als er ſie wenige Stunden darauf ſchamlos enthüllte.

Wir ſind Eine Familie, ſprach er beim Abſteigen am Gaſthofe, und bedürfen nur Eines Zimmers. — Ich erſchrack, zog die Tante bei Seite und bat ſie dringend, ſich mit mir ein beſonderes Gemach anweiſen zu laſſen. — Wozu das? antwortete ſie. Der Baron ſchläft nicht im Gaſthofe, ſondern auswärts bei einem Freunde. — Ich mußte mich für den Augenblick bei dieſem Vorgeben beruhigen. Dennoch wurden in unſerm Zimmer drei Betten aufgeſtellt, und Belda warf ſich ganz zwanglos in ſeine Nachtkleider. Die Tante ſtellte ſich darüber befremdet. — Sie machen's ſich ſo bequem! ſagte ſie. Ich glaubte, Sie wollten Ihr Nachtquartier anderwärts nehmen. — Es iſt heute zu ſpät, meinen Freund aufzuſuchen, antwortete er. Bis morgen, Mamachen, müſſen Sie mich ſchon hier dulden. Die Erlaubniß meiner ſchönen Gemahlin verſteht ſich von ſelbſt. — Er nahte ſich mir und wollte mich umarmen. Ich ſtieß ihn mit Unwillen und Verachtung zurück. Das Abendeſſen ward aufgetragen. Ich ſetzte mich nicht mit zu Tiſche. Das hielt aber meine Gefährten nicht ab, unter Scherzen und Lachen zu ſpeiſen.

Nach der Tafel ſtellte ſich die Tante ſchläfrig, warf ſich auf ein Bett und ſchloß die Augen. Jetzt ward der Baron ſo unverſchämt, daß er mir anmuthete, mich zu entkleiden und ſeine Dienſte dabei anzunehmen. Er legte wirklich ſchon Hand an; ich ſprang aber, darauf gefaßt, zur Thür hinaus, ſtürzte mich in eine anſtoßende offene Kammer und riegelte hinter mir zu. Der Nichtswürdige verfolgte mich vergebens; ich war ſchon in Sicherheit. Er ſtand bittend und drohend vor der Thür. Laſſen Sie mich ungequält! rief ich ihm zu: Ich will mich lieber aus dem Fenſter hinabſtürzen, als in Ihre Geſellſchaft zurückkehren. — Er holte die Tante. Beide belagerten mich nun und verſuchten gemeinſchaftlich, die Thür zu erbrechen. Sie wagten aber nicht, viel Lärm zu machen, und zogen endlich, nachdem ſie mich eine Stunde lang zur Rückkehr aufgefordert und durch's Schlüſſelloch abwechſelnd gelobt und geſchimpft hatten, in ihr Zimmer zurück.

Hier begann ein heftiger Wortwechſel. Der Baron ſagte: ich ſey eine ſpröde Närrin und der Mühe nicht werth, die er ſich meinetwegen gegeben habe; er möge mich nicht mehr ſehen und reiſe noch in dieſer Nacht zurück. — Das können Sie thun, antwortete die Tante. Sie werden aber belieben, die Hälfte des Reiſegeldes herauszugeben, das Sie von Walding erhalten haben. — Er lachte laut und ſchwor entſetzlich, ſie habe keinen Anſpruch daran. — Jetzt mochte den böſen Leuten einfallen, daß ich ſie behorchen könnte; ſie fingen an, leiſer zu zanken. Endlich ward Friede, ich hörte Geld zählen; der Baron trat, als der Morgen graute, an meine Kammer, rief mir ein ſpöttiſches Lebewohl zu und ging mit Hohngelächter die Treppe hinab.

Die Tante lockte mich nun mit ſchmeichelnden Worten aus meinem Schlupfwinkel. Sie nannte den Baron einen Böſewicht, lobte meine Flucht, betheuerte mit den ſchrecklichſten Eidſchwüren: ſie ſey an allen dieſen Vorfällen nicht Schuld; er habe ſie ſelbſt durch falſche Briefe betrogen und ihr dieß erſt jetzt beim Abſchiede geſtanden. Kurz, ſie erzählte mir mit geläufiger Zunge ein langes, verwickeltes Mährchen, das mich ganz irre machte; ich wußte nicht, was ich davon glauben oder nicht glauben ſollte. Tante! — rief ich in der höchſten Verzweiflung und warf mich vor ihr nieder — ich beſchwöre ſie bei dem Allwiſſenden, ſagen Sie mir die Wahrheit: wo iſt Walding? In Wien, antwortete ſie. — Ich erſtaunte, ich widerſprach, ich ſagte ihr ins Angeſicht: ſie hintergehe mich; aber ſie blieb dabei und täuſchte mich durch neue Fabeln von aufgefangenen und unterſchlagenen Briefen, wodurch ihr Vorgeben einen hohen Grad von Wahrſcheinlichkeit erhielt. Mir Armen blieb am Ende nichts übrig, als blinder Glaube, und ich bequemte mich um ſo leichter zur Reiſe nach Wien, da ich mich auf dieſem Wege vor dem Baron ſicher hielt, weil ich aus ſeinem Munde gehört hatte, daß er zurückreiſe.

Achtzehntes Kapitel.

Auftritt eines Afterarztes, dem ein Strich durch ſeine Rechnung gemacht wird.

Karolinens Erzählung ward durch die Ankunft eines Arztes unterbrochen, der wie ein Marktſchreier ausſah und ſich wie ein Marktſchreier betrug. Er war eine baumlange, groteske Figur, und donnerte uns gleich bei Oeffnung der Thür ſo an, daß wir über den betäubenden Schall ſeines Grußes erſchracken. Dann trat er mit Rieſenſchritten ans Bett, unterſuchte kopfſchüttelnd den Puls der Kranken und erklärte mit einem Schwall von griechiſchen und lateiniſchen Worten ihren Zuſtand für tödtlich.

„Ich war ſehr krank," ſagte Karoline mit ruhigem Lächeln: „Doch jetzt bin ich's nicht mehr. Hier ſteht der Arzt, der mich heilte." — Sie reichte und drückte mir bei dieſen Worten die Hand. Der Charlatan glotzte mich an und begann ein gelehrtes Examen: wie ich die Krankheit benenne und welche Mittel ich dagegen verordnet habe. Ich geſtand meine Unwiſſenheit in ſeiner Kunſt. Laſſen Sie uns aber, ſagte ich, der Kranken glauben, daß ſie ſich beſſer befindet. Wir konnten uns ohnedem zu einer weitausſehenden Kur keine Zeit nehmen, weil wir ſchon morgen von Wien wieder abreiſen. —

Als der Ehrenmann ſah, daß hier kein langer Goldfaden zu ſpinnen war, fand er ſelbſt, nach wiederholter Unterſuchung des Pulſes, die Krankheit nicht mehr wichtig. Er verſchrieb eine ſtärkende Arzenei und zog eben ſo lärmend ab, als er gekommen war. Ich hatte zu ſeiner Wiſſenſchaft ſo wenig Vertrauen, daß ich von ſeinem Rezepte keinen Gebrauch machen wollte. Doch bediente ich mich deſſen zur Abführung der alten Frau, die uns den Quackſalber gebracht hatte. Ich ſchickte ſie — weil wir in ihrer Gegenwart kein vertrautes Wort ſprechen konnten — in die Apotheke.

Neunzehntes Kapitel.

Was Karolinen in Wien begegnete.

Das mediciniſche Intermezzo hatte uns aufgeheitert und Karoline fuhr lebhafter als vorher in ihrer Erzählung fort.

Als wir in Wien angekommen und in einem Gaſthofe abgetreten waren, ging die Tante kurz nachher aus. Ich will nun doch ſehen, ſagte ſie, wo ich unſern Herrn Walding finde. — Wiſſen Sie denn ſeine Wohnung nicht? fragte ich beſtürzt. — Nein, antwortete ſie, die hat mir Bolda nicht geſagt. Laß dir aber nicht bange ſeyn, ich werde unſern Freund gewiß auskundſchaften — Mit dieſem Troſtſpruch hielt ſie mich acht Tage lang hin und durchlief indeſſen täglich die Stadt. Was ſie geſucht hatte, das lehrte die Folge.

Eines Abends kam ſie mit einer äußerſt verdrießlichen Miene — die aber blos eine Maske war — von ihrer gewöhnlichen Wanderung zurück. Da bin ich nun eine

Woche lang, ſagte ſie, wie der ewige Jude herumgezogen, hab' in allen Wirthshäuſern nach Walding gefragt und ihn nirgends gefunden. Er wird wahrſcheinlich an andern Orten durch Geſchäfte aufgehalten und kommt vielleicht erſt in einigen Wochen. Indeſſen verzehrten wir unſer Hab' und Gut in dieſem theuern Gaſthofe. Wir hätten uns längſt nach einer wohlfeilern Wohnung in einem Privathauſe umſehen ſollen. Doch — ſpät klug iſt beſſer, als nie. Ich habe zufälliger Weiſe mit einer guten, ehrlichen Frau Bekanntſchaft gemacht, die uns ein kleines, niedliches Zimmerchen für eine billige Miethe überlaſſen will. Das, dachte ich, bezögen wir morgen. Wir ſind Waldingen, der am Ende doch für uns bezahlen muß, dieſes Erſparniß ſchuldig; denn das Geld regnet ihm doch auch nicht vom Himmel. —

So ſprach die argliſtige Frau, und ich war es ſehr gern zufrieden, das geräuſchvolle Hotel, wo wir wohnten, zu verlaſſen. Wir zogen hier ein; aber Frau Immergrün — ſo heißt meine Wirthin — mißfiel mir, ſobald ich ſie ſah. Sie ſtarrte mich gleich bei unſerer Ankunft ſo unbeſcheiden an und überlief meine ganze Geſtalt mit ſo gierigen und forſchenden Blicken, daß ich die Augen niederſchlagen mußte. Wir fanden zwei junge Frauenzimmer bei ihr, die ſie für ihre Nichten ausgab. Sie waren unſittlich gekleidet, führten freche Geſpräche und brachen alle Augenblicke in ein ſchmetterndes Gelächter, als ob ſie betrunken wären. Ich konnte mich, ſo vertraut ſie ſich auch an mich drängten, nicht mit ihnen unterhalten, und vermochte kaum meiner Abneigung, die ich gegen ſie empfand, ein trocknes Ja oder Nein abzuzwingen. Aus Rache fingen ſie nun an, ſich über mich luſtig zu machen. Sie flüſterten einander, mit Seitenblicken auf mich, ins Ohr und lachten dazu aus voller Kehle. Ich ſaß wie auf Kohlen.

Bald darauf kamen zwei junge Männer, die uns als Freunde vom Hauſe vorgeſtellt wurden. Man ſah es an ihrem freien und ungezwungenen Betragen, daß ſie nicht zum erſten Mal da waren. Es fehlte nicht viel, ſo hätten ſie die Hüte auf den Köpfen behalten. Aber einige Augenwinke, die ihnen Frau Immergrün, mit verſtohlener Deutung auf mich, zuwarf, machten ſie höflicher. Sie ſagten mir in einem unerträglich windigen und faden Tone viel Süßigkeiten, und die ſogenannten Nichten lachten ganz ausgelaſſen dazwiſchen.

Mein Herz war in dieſer ſittenloſen Geſellſchaft ſo gepreßt, daß ich auf meinem Stuhle nicht länger aushalten konnte. Ich führte die Tante bei Seite und ſagte leiſe: Laſſen Sie uns Abſchied nehmen und in unſer Zimmer gehen. — Da ſind wir ja ſchon, antwortete ſie: das iſt unſer Zimmer. — Wie? — fragte ich — mit dieſen Leuten wollen wir zuſammenwohnen? — Sie erwiederte mit Achſelzucken: wir müßten uns einſchränken. — Das wollen wir, ſprach ich; aber hier bleib' ich nicht. Ich möchte lieber todt ſeyn, als unter dieſen Menſchen leben. — Sie verſprach Abänderung und raunte der Wirthin einige Worte ins Ohr. Dieſe wiſperte dann ihren Nichten etwas Heimliches zu und bald darauf empfahlen ſich die kecken Dirnen ſammt den Freunden des Hauſes. Frau Immergrün beklagte nun in einem heuchleriſchen Tone, daß wir gerade ein ſo wildes Völkchen bei ihr gefunden hätten. Sie werde dafür ſorgen, ſetzte ſie hinzu, daß wir durch dieſe Lärmgeiſter künftig nicht wieder in unſerer Bequemlichkeit geſtört würden. Hierauf ging ſie in ihre Kammer und überließ uns die Stube zum freien Gebrauch.

Am folgenden Morgen wanderte die Tante unter ihrem gewöhnlichen Vorwand wieder aus und Madam Immergrün begleitete ſie. Indeſſen hatte ich einen wunderlichen Beſuch, der mir damals eben ſo ärgerlich war, als er mir jetzt lächerlich iſt.

Ich hörte Jemanden die Treppe heraufkeuchen und huſten. Bald darauf klopfte es an. Ich öffnete die Thür und fand draußen einen kleinen, alten Herrn, der mit freundlich blinzelnden Augen nach Madam Immergrün fragte. Ich ſagte ihm, ſie ſey nicht zu Hauſe. Er bat um Erlaubniß, ſie hier erwarten zu dürfen. Das war mir unangenehm: ich mußte ihn aber aus Höflichkeit hereinnöthigen.

Seine Geſtalt war mir im dunkeln Vorſaal eben nicht aufgefallen; als ich ſie aber jetzt bei hellem Tageslicht ſah, konnte ich mich kaum des Lachens enthalten. Er war ſo hager, ſo ſpindelbeinig und eingeſchrumpft, daß er einer verhungerten Heuſchrecke glich. Uebrigens ſchien er, nach ſeiner ſteifen Hofkleidung und den Diamanten an ſeinen Fingern zu urtheilen, ein vornehmer und reicher Mann. Ich bot ihm einen Stuhl und ſetzte mich ſo weit als möglich von ihm. Er mochte ſehr kurzſichtig ſeyn; denn er beäugelte mich, ſo oft ich auf mein Strickzeug niederſah, durch ein Fernglas.

Sein ſchlimmer Kirchhofshuſten hinderte ihn lange am Sprechen; doch nach und nach bröckelte er einige Schmeicheleien und Muthwilligkeiten heraus, die mit ſeiner ſkelettförmigen Jammergeſtalt einen widrigen Contraſt machten. Ich antwortete ihm wenig und kalt; er ward aber immer ſchalkhafter und huſtete endlich ſogar eine Liebeserklärung hervor. Schweigend ſtand ich auf und wollte ihn allein laſſen; doch, indem ich nach der Thür ging, lagerte er ſich mir mit einem Fußfall in den Weg. Jetzt war es mir unmöglich, dem alten Gecken nicht ins Geſicht zu lachen. Er nahm dieſen Ausbruch der herzlichen Verachtung, die ich gegen ihn empfand, für gute, gefällige Laune, war äußerſt entzückt darüber und drückte mir eine Geldbörſe in die Hand. Ich warf ſie ihm vor die Füße. Er hob ſie, ohne dieſe ſchimpfliche Zurückgabe übel zu nehmen, von der Erde wieder auf, verfolgte mich damit aus einem Winkel in den andern, und am Ende verſuchte der matte Schwächling ſogar, mich feſtzuhalten und Liebkoſungen zu erzwingen.

Da bei dem alten Thoren keine vernünftige Vorſtellung Eingang fand, mußte ich Gewalt mit Gewalt vertreiben. Ich ſtieß ihn mit mäßiger Kraft von mir hinweg; er taumelte wie ein fallender Kegel rücklings an die Thür: ſie ſprang auf, und er ſetzte ſich draußen ſo nachdrücklich auf die Dielen, daß er die Beine emporſtreckte. Ich zog geſchwind die Thür zu und verſchloß ſie.

Er brauchte, jämmerlich ſtöhnend, viel Zeit, ſich auf die Beine zu helfen. Sobald er es aber ſo weit gebracht hatte, klopfte er beſcheiden an, erſuchte mich in den höflichſten Ausdrücken, ihn wieder herein zu laſſen, und verſprach, ſich frömmer aufzuführen. Ich antwortete nicht. Er flehte wohl eine Stunde lang und bat endlich um ſeinen in der Stube zurückgelaſſenen Hut. — Ihren Hut ſollen Sie haben, rief ich; entfernen Sie ſich aber erſt zwanzig Schritte weit! — Er gehorchte und ſchlich fort. Als ich ihn an der Treppe huſten hörte, öffnete ich ein wenig die Thür und legte den Hut ſäuberlich hinaus. Jetzt kam der Verwieſene aus Leibeskräften gelaufen, um ins Zimmer zu dringen; aber meine Feſtung war ſchon wieder geſchloſſen.

Er hob endlich nach vielen neuen Kapitulationsanträgen die Belagerung auf und ging murrend von dannen.

Als ich der Wirthin dieſen Vorfall erzählte, verläugnete ſie den alten Buhler und behauptete mit einer natürlich ſcheinenden Befremdung: ſie kenne keine ſolche Figur, wie ich ihr beſchrieben habe. Aber die Tante, welche ſich bei meiner Erzählung gegenwärtig befand, war weniger Meiſter ihrer Mienen, und verrieth durch deren Wechſel ſehr deutlich, daß der graue Sünder nicht ohne ihr Vorwiſſen gekommen war. Die verſchmähte Börſe jagte ihr eine zornige Röthe ins Geſicht, und ſie gab mir über mein Verfahren einen heftigen Verweis. Das heiße, ſagte ſie, den Beiſtand des Himmels verachten, der uns, aus Erbarmen über unſere gegenwärtige Verlaſſenheit und Armuth, einen Retter geſandt habe. —

Dieſe ruchloſe Rede wandte vollends mein Gemüth von der Tante ganz ab. Ich fühlte eine unbeſchreibliche Scheu gegen ſie, und konnte mich in der Folge kaum überwinden, die nöthigſten Worte mit ihr zu wechſeln. Sie ſetzte ihr vergebliches Forſchen nach Ihnen, mein theurer Freund, täglich fort; ich gab ihr aber, wenn ſie davon ſprach, keine Antwort mehr. Ich war feſt überzeugt, daß ſie mit lauter Unwahrheiten umging, und mich blos deßwegen in ein fernes Land gelockt hatte, um mit meiner Jugend und Geſtalt einen ſchändlichen und ungeſtörten Wucher zu treiben.

Mich beſchäftigten nun bei Tag und Nacht mancherlei Entwürfe, wie ich ihren Feſſeln entfliehen wollte. Aber die beiden Bundesfreundinnen hielten mich von der Stunde an, da ich der Tante mit unverſchleiertem Kaltſinn begegnete, unter ſtrenger Aufſicht und ließen mich keinen Augenblick allein. Sie gingen nicht mehr, wie zuvor, miteinander aus, ſondern eine von beiden blieb immer als meine Wächterin zu Hauſe.

Als einſt Frau Immergrün an der Reihe war, mich zu beobachten, erſchien ein Läufer und meldete bei ihr einen Grafen, deſſen Namen ich vergeſſen habe. Sie ſtellte ſich überraſcht; mir ward aber auf einmal deutlich und klar, warum ſie den ganzen Tag unter verſchiedenen ſcherzhaften und liſtigen Vorwänden in mich gedrungen hatte, mich beſſer als gewöhnlich zu kleiden. Ich wollte dem vornehmen Beſuch aus dem Wege gehen; allein ſie ließ mich nicht fort, und indem ich noch darüber mit ihr ſtritt, hörte ich draußen ein Getöſe, als ob keuchende Laſtträger ein ſchweres Frachtſtück mühſam herbeiſchleppten und vor der Thür niederſetzten. Sie ward plötzlich geöffnet und ich ſah mit Verwunderung, daß mich mein Ohr wenig getäuſcht hatte. Zwei rieſenmäßige Heiducken brachten auf einem Tragſeſſel den angemeldeten Grafen, der ein Mann von ungefähr ſechzig Jahren ſchien und ſo ungeheuer dick war, daß er ſich aus eigener Kraft ſo wenig von einer Stelle zur andern bewegen konnte, als ob er gar keine Beine gehabt hätte. Er ward in die Stube hineintransportirt, und ſchon während dieſer Reiſe lächelte mir ſein purpurnes Vollmondsgeſicht.

Als die Heiducken abgetreten waren und Frau Immergrün nach Seiner Excellenz hohem Befinden ſattſam gefragt hatte, machte er ihr mit einer trägen, ſeltſamen Stimme, die wie Fett über dem Feuer kreiſchte, das Kompliment: ihre Wohnung gleiche dem Himmel; man finde immer Engel darin. Er ſtreckte dabei ſeine bleiernen Arme mühſelig aus und angelte nach mir; ich trat aber ſo weit zurück, als der Raum des Zimmers erlaubte. Ei, ſieh doch, du Engelchen! rief er, haſt du auch Flügel? — O, ziere dich doch nicht! Komm her und ſetz' dich auf meinen Schooß! — Ich ſtand mit abgewandtem Geſichte wie eine taube Bildſäule. Er befahl jetzt der Wirthin, mich zu ihm zu bringen. Sie war ſogleich bereit; doch wollte ſie der Sache das Anſehen eines Scherzes geben, und lief mit dem Geberdenſpiel der Kinder, die ſich haſchen, auf mich zu. Ich war mit zwei Sprüngen an der Thür, konnte aber nicht hinaus, weil ſich wahrſcheinlich die dazu abgerichteten Heiducken dagegen geſtemmt hatten. Nun entſtand eine Jagd um den Seſſel des Grafen herum. Er wollte dabei kein müßiger Zuſchauer ſeyn und griff hochſelbſt nach mir, wenn ich bei ihm vorbeiflog. Ich wich ihm einige Mal aus, bis er ſich endlich mit der größten Anſtrengung halb ſitzend, halb ſtehend in ſeiner Sänfte ſo weit vorbeugte, daß es ihm gelang, mich am Rocke zu faſſen. Doch dieſem kleinen Siege folgte eine große Niederlage; denn ich nahm fliehend alle meine Kräfte zuſammen, und riß ſo die unbehülfliche Excellenz, die ihre Beute nicht fahren laſſen wollte, von ihrem Throne herunter. Sie fiel die Länge lang wie ein voller Sack auf den Fußboden; die Heiducken traten herein; ich ſprang hinaus, eilte die Treppe hinunter und wartete in der Nähe, bis ich den Grafen wieder in ſeinen vor der Thür ſtehenden Wagen heben und abführen ſah.

In den erſten Augenblicken, da ich mich in Freiheit befand, war ich entſchloſſen, aus der Stadt zu fliehen; aber meine leichte, häusliche Kleidung, die der Graf ganz in Unordnung gebracht hatte, machte mir dies unmöglich. Ich ging alſo in's Haus zurück und überwarf mich heftig mit der Wirthin, die es gar nicht begreifen konnte, daß ich ſo wenig Spaß verſtehe. Der Graf, ſagte ſie, ſey ein großmüthiger Herr, deſſen Bekanntſchaft von andern vernünftigen Frauenzimmern eifrig geſucht werde. In dieſem Tone ſchwatzte ſie lange fort, und gab ſich die größte Mühe, mich zu bekehren.

Gegen die Tante verlor ich über dieſen Vorfall kein Wort. Ich wußte voraus, daß ich mir keine Hülfe von ihr zu verſprechen hatte. Sie ſtellte ſich, als ob ihr von dem gräflichen Beſuche nichts bekannt ſey. Doch hatte ſie gewiß den alten Lüſtling für mich geworben; denn ihr ungewöhnliches Schmollen verrieth, daß durch meinen Widerſtand ein Finanzplan geſcheitert war.

An einem der nächſten Abende, da Madam Immergrün wieder bei mir die Wache hatte, kam eine Weibsgeſtalt, die eine ſehr tiefe Haube und lange Enveloppe trug, bei ihr zum Beſuch. Sie umarmten und küßten ſich, wie vertraute Freundinnen. Die fremde Dame nahte ſich dann auch mir, und wollte mich ebenfalls mit einem Kuſſe beehren. Ich ſtutzte, blickte ſie ſcharf an, und ſieh, da guckte das Affengeſicht des kleinen, alten Knochenmännchens, das ein paar Tage zuvor die Thür mit ſeinem Rücken aufmachte, aus Neſſeltuch und Spitzen hervor.

Ich ſchrie bei dieſer Entdeckung laut auf und wies den angebotenen bärtigen Kuß zurück. Das häßliche Mannweib drang ſich immer von Neuem auf, und Madam Immergrün nannte es einfältige Ziererei, daß ich mich von einer frommen, ehrlichen Wittwe nicht küſſen laſſe. — So wollte ſie mich mit aller Gewalt blind machen. Wäre es aber auch dem Vermummten gelungen, mein Auge zu hintergehen, ſo hätte ihn doch ſein ausgezeichneter Katharr, der ſich jetzt äußerſt heftig einſtellte, dem Ohre verrathen. Ich glaubte, der ſchwindſüchtige Greis würde ſeine Seele aushuſten und das tragikomiſche Schickſal erfahren, in Frauenkleidern zu verſcheiden.

Selbſt der Wirthin ward bange, eine Leiche in ihre Stube zu bekommen. Sie klopfte ihm, wie man Kinderhuſten zu ſtillen pflegt, in den Rücken, und in demſelben Augenblicke klopfte auch eine unbeſcheidene Hand mit Macht an die Thür.

Ich öffnete ſie furchtſam. Zwei ſehr junge Männer — die, wie ich nachher erfuhr, reiche Edelleute waren, ſauſten herein, und machten ſich ſogleich mit lautem Gelächter das Geſchäft, dem huſtenden Patienten aus Leibeskräften auf dem Rücken zu trommeln. Madam Immergrün hatte Mühe, ſie abzuwehren. — Wer iſt denn die alte Katze, die hier verenden will? rief einer von ihnen, und riß das Tuch, welches ſich der Huſter vor's Geſicht hielt, hinweg. Im Nu brachen beide in ein betäubendes Gelächter und Verwunderungsflüche aus. Kurz, ſie kannten das verkleidete Männlein und nahmen es mit jugendlichem Uebermuth auf die ungezogenſte Weiſe in die Klopfe. Der kraftloſe Alte konnte ſich nicht vertheidigen, und ſie ſpielten ſo förmlich Fangeball mit ihm, daß er mich dauerte.

Nach einigen Minuten waren ſie dieſes rohen Vergnügens überdrüſſig, und nun kam ich an die Reihe, von ihnen geneckt zu werden. Sie behandelten mich mit den frechſten Worten und Geberden, wie eine öffentliche Buhldirne. Ich entfloh aber ihren Händen und lief die Treppe hinab. Sie eilten mir nach und holten mich auf der Hausflur ein. Ich ſchrie um Hülfe.

Schnell ging eine Thür auf, und es trat ein ſtarker, rüſtiger Mann, mit einem Lichte in der Hand, heraus. Was gibt's hier für Unfug? fragte er mit einer gewaltigen Stimme. Die Gecken erſchracken und ließen mich los. Ich eilte hin zu ihm und ſagte: Mein Herr, ich bitte um

Ihren Schutz! Ich werde von ungeſitteten Menſchen gemißhandelt. —

Euch ſoll der Donner auf den Kopf ſchlagen! rief er, indem er mich haſtig in ſeine Stube führte und nach einem Stocke griff. Damit bewaffnet, rannte er wieder hinaus; aber meine Verfolger hielten ihm nicht Stand, ſondern ſtolperten über Hals und Kopf die Treppe hinauf.

Er kam lachend zurück. Das ſind rechte Helden! ſprach er. Ich kenne dergleichen Windbeutel ſchon! Gegen wehrloſe Weiber haben ſie Löwenmuth; wenn ihnen aber nur ein halber Mann einen Stock zeigt, ſo laufen ſie davor, wie ihre Brüder, die Haſen, vor einer Trommel. — Er wandte ſich hierauf zu mir: Sie ſind gewiß das Frauenzimmerchen, das oben bei Madam Immergrün wohnt. Ei, ei! wenn Sie eine ordentliche Perſon ſind, ſo haben Sie ſich übel gebettet. Die alte Sybille iſt für junge unſchuldige Seelen eine gefährliche Frau! Aber in dieſem Hauſe darf ſie mir von Stund' an ihre heilloſe Wirthſchaft nicht länger treiben. Ich will noch heute darüber ein Wort mit ihr ſprechen, das Hand und Fuß haben ſoll. — So eiferte der ehrliche Mann noch ein Weilchen fort und ſagte zuletzt mit einer gewiſſen Würde: Ich bin der Hausmeiſter, und es iſt meine Pflicht und Schuldigkeit, auf Zucht und Ordnung zu ſehen. —

Bald darauf hörten wir die wilden Geſellen von oben herabkommen. Sie polterten und lärmten ganz ausgelaſſen auf der Treppe. Mir ward bange, daß ſie in des Hausmeiſters Wohnſtube eindringen möchten, und ich äußerte dieſe Beſorgniß gegen ihn. Sie ſollen's nur wagen! rief er und hob drohend ſeinen Stock: Ich will ſie mit meiner ſpaniſchen Laterne wacker nach Hauſe leuchten! — Wer Seiner Majeſtät, dem Kaiſer, als Küraſſier gedient und ſich mit Preußen, Türken und Franzoſen herumgeſchlagen hat, der fürchtet ſich, wahrlich! vor ſolchen Milchbärten nicht! —

Indem er ſo ſprach und dabei ſein dickes ſpaniſches Rohr wie einen Säbel ſchwenkte, thaten die muthigen Herren einige donnernde Fußſtöße gegen die Thür. Der Hausmeiſter ſtürzte hinaus. Die Helden flohen. Er verfolgte ſie auf die Gaſſe und arbeitete ſo tapfer auf ihren Rücken, daß ich die Klappſe, die er austheilte, in der Stube hörte. Als er nach einigen Minuten mit funkelnden Augen zurück kam, erzählte er: es wären auf die Enveloppe einer alten Dame, welche die Flüchtlinge in ihrer Mitte gehabt und mit ſich fortgeſchleppt hätten, auch verſchiedene Hiebe gefallen. Ich erklärte ihm, daß dieſe weibliche Maſke ein Mann geweſen ſey. Nun deſto beſſer! ſagte er. So waren meine Schläge um ſo weniger verloren! —

Er begleitete mich jetzt hinauf in meine Wohnung und las der Wirthin in ſeiner ſoldatiſchen Kraftſprache ein langes moraliſches Kapitel, wobei er ihr ſeine ſpaniſche Laterne zuweilen ſehr nahe vor's Geſicht hielt, um ſeinen Vortrag einleuchtend zu machen. Madam Immergrün ſuchte ſich Anfangs ſo gut als möglich weiß zu brennen, kroch aber nach und nach demüthig zu Kreuze und verſprach mit Mund und Hand, daß ich keine weitern Unannehmlichkeiten erfahren ſollte.

Dieß verbot ohnedieß meine Krankheit, die am folgenden Tage ausbrach und mir als Schutzmittel gegen buhleriſche Anfechtungen willkommen war. Deſto ungerner mochte die Tante das Roth meiner Wangen verbleichen und alle die goldenen Berge, die ſie ſich davon verſprochen hatte, vor ihren Augen verſinken ſehen. Dieß bewirkte vermuthlich ihre Entſchließung, mich zu verlaſſen. Seit acht Tagen iſt ſie fort und mit ihr alles, was ich beſaß. Ich nahm, von ihr überredet, zwei ſchwere Koffer auf die Reiſe mit; dieſe hatte ſie, indem ich ſchlief, völlig ausgeräumt, und als ich erwachte, war ſie verſchwunden. —

Meine täglichen Kleider, die ſie mir aus Großmuth oder weil ſie ihr des Fortſchaffens nicht werth ſchienen, gelaſſen hatte, nahm Madam Immergrün ſogleich für die Zimmermiethe in Beſchlag, und drohte mir, mich ins öffentliche Krankenhaus bringen zu laſſen. Ich bat Gott um meinen Tod und enthielt mich die letztern Tage jeder Nahrung, um deſto ſchneller zu ſterben. Die Wirthin ließ ſich mein Faſten gern gefallen und bot mir keinen Biſſen Brod an.

Zwanzigſtes Kapitel.

Rückkehr zur Heimath und Hochzeit.

Karoline war eben am Schluß ihrer Erzählung, als Madam Immergrün mit der Schüchternheit eines böſen Gewiſſens aus der Apotheke zurückkam. Sie mochte ſich wohl vorſtellen, daß wir indeſſen von ihren löblichen Thaten geſprochen hatten. Ich verhehlte ihr das auch nicht und erklärte ihr, daß ſie ſich dadurch der von mir in den Zeitungen ausgeſetzten Belohnung verluſtig gemacht habe. Sie verſtummte vor Schrecken und enthielt ſich aller loſen Worte, die ich erwartete. Dieß bewog mich, freigebiger gegen ſie zu ſeyn, als ich vorher Willens war, und wir ſchieden friedlich von einander.

Nach wenigen Tagen blühten wieder Roſen auf Karolinens Wangen; wir flogen unſerer Heimath zu und ſchloſſen bald darauf am Traualtare den Bund unſerer Herzen.

So glücklich endigte ſich noch dieſe Entführungsgeſchichte, zu der ich ſelbſt durch einen übereilten Freundſchaftsverein und fortgeſetzten Umgang mit einem bösartigen Menſchen den Grund gelegt hatte. Sie kann in dieſer Rückſicht der lieben, leichtgläubigen Jugend, die ihr Herz dem erſten dem beſten Schwätzer Preis gibt und ihn zum Vertrauten ihrer Geheimniſſe macht, zur Warnung dienen. Doch will ich dem jungen Leſer eben nicht rathen, aus meiner Erzählung die Lehre zu folgern: daß es wohl gethan ſey, ſich ein Blumenmädchen oder ſonſt ein aufgefundenes Kind zur Gattin zu erziehen. Dieſer Verſuch möchte wohl unter tauſend Fällen nicht Ein Mal ſo gut als der meinige ausſchlagen.

Als wir ungefähr ein Jahr verheirathet waren, ſchrieb uns Frau von Ralf aus einem Dorfe bei Wien einen kläglichen Brief und bat um Pardon. Wir antworteten ihr aber nicht. Seitdem haben wir gehört, daß ſie ſich wieder in die Stadt gewendet und eine luſtige Wirthſchaft, die man nicht gern beim rechten Namen nennt, angelegt hat. Sie ſoll ſich ungemein wohl dabei befinden, und das iſt bei den Talenten, die ſie zu dergleichen Geſchäften beſitzt, ſehr glaublich.

Bolda treibt in einem dunkeln Winkel von Deutſchland ſchriftſtelleriſche Kaperei. Er ſtümpert nämlich Romane, Schwänke und ſo weiter zuſammen, und ſchickt ſie unter dem Namen anderer Schriftſteller, die ſchon einen gewiſſen Ruf haben, in die Welt. Der ſchamloſe Namendieb will aber nicht gern heißen, was er iſt, und braucht deßhalb den ſchlauen Kunſtgriff, die Taufnamen der von ihm verunehrten Schriftſteller ein wenig zu verändern. Dieß thut jedoch, weil die meiſten Bücherkäufer dieſen Umſtand überſehen, ſeiner Schofelfabrik keinen Abbruch. Es iſt ihm ſchon gelungen, daß ſeine elenden Machwerke eine zweite Auflage erlebten, weil man ſie für ächte Produkte derjenigen Schriftſteller hielt, deren Namen er geraubt und geſchändet hatte. Man hüte ſich alſo vor dieſem literariſchen Winkelmünzer, der bis dieſe Stunde noch fortfährt, ſeine Kupferſchlacken für Gold auszuprägen und mit falſchen Ueberſchriften unter die Leute zu bringen.

Die Zeugen.

Gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts machte der Tod die liebenswürdige Gräfin Ludomilla von Bogen (die damals für die Venus des Landes Baiern galt) im achtzehnten Sommer ihres Lebens zur Wittwe. Er that ihr damit keinen ſo angenehmen Dienſt, als er vielleicht manchen andern Damen erweiſen mag, die mit ihrem Gatten einen ewigen Krieg führen, doch dabei ſo gutherzig ſind, ihm den Frieden des Grabes zu wünſchen. Ludomilla hatte ihren Gemahl, mit dem ſie nur wenige Monate verbunden geweſen war, treu und herzlich geliebt, und ſchien über ſeinen frühen Verluſt untröſtlich. Dennoch ſchmeichelten ſich viele Ritter, die dem Grafen den Beſitz ſeines reizenden Weibes beneidet hatten, mit der Hoffnung, an ſeine Stelle zu treten.

Allein die junge Wittwe ließ alle Seufzer um Gegenliebe vergebens in den Wind verhauchen, und fertigte die ſämmtlichen Freier mit der höflichen Antwort ab, daß ſie ihrem unvergeßlichen Gemahl noch im Tode treu bleiben wolle. Dieß war im Laufe des Trauerjahres ihr aufrichtiger Ernſt. Doch die Zeit, die dergleichen heroiſche Entſchlüſſe gewöhnlich abändert, that es auch bei ihr. Sie verlor nach und nach die Luſt, ihre Jugend in ungeſelliger Einſamkeit zu vertrauern, und wünſchte ſich wieder einen wackern Gatten, um der Welt und ihren Freuden mit Anſtand genießen zu können. Denn die Sitte jener Zeit gebot den Wittwen die ſtrengſte Eingezogenheit, und ſchränkte ſie, wenn ihnen böſer Leumund nicht gleichgültig war, faſt ganz auf den Umgang mit ehrbaren Matronen ein.

Die Sinnesänderung der ſchönen Ludomilla ward bald bekannt, und ihre Verehrer wagten ſich wieder mit neuen Bewerbungen heran; es blieb aber bei dem vorigen Beſcheide, weil alle dieſe Herren zum niedern Adel gehörten, und die Gräfin geſonnen war, auf der Rangleiter nicht abwärts, ſondern höher zu ſteigen.

Hierzu öffnete ſich ihr eine glänzende Ausſicht. Der Herzog von Baiern ward von ihrer Schönheit gefeſſelt und huldigte ihr durch eine förmliche Liebeserklärung. Dieſer Sieg freute ſie mehr, als ſie es geſtand. Sie übereilte ſich nicht mit einer günſtigen Antwort. Zu ſtolz, einen gewöhnlichen Roman zu ſpielen, faßte ſie ſogleich den Vorſatz, die Saiten ſo hoch als möglich zu ſpannen, und dem Herzog keinen Kuß zu erlauben, wenn er ihn nicht durch ihre Erhebung zu ſeiner rechtmäßigen Gemahlin erkaufte. Wie haben ſich Sitten und Zeiten geändert! Alles in der Welt iſt jetzt theurer als damals, nur die Küſſe ſind wohlfeiler geworden.

Ludewig mochte wohl nicht Willens ſeyn, eine flüchtige Schäferſtunde um einen ſo hohen Preis zu kaufen. Er ließ ſich wenigſtens kein Wort davon verlauten, ſondern drang nur immer mit verliebter Heftigkeit darauf, ihm einen Beſuch unter vier Augen zu geſtatten. Ludomilla weigerte ſich lange; doch endlich gab ſie nach und beſtimmte ihm Tag und Stunde.

Ludewig kam und erſchöpfte den ganzen Sprachſchatz der Zärtlichkeit, ohne dadurch die kleinſte Gunſt zu gewinnen. Die Gräfin ſetzte ſtandhaft der Gluth ſeiner Liebe die Kälte der Tugend entgegen. Da er nun ſah, daß mit leeren Schmeicheleien nichts auszurichten war, ſo griff er nach der alten Schlinge, die von wollüſtigen Verführern nur zu oft mit Erfolg gebraucht wird; er trug ſich nämlich mit künſtlichen, auf Schrauben geſtellten Worten der Gräfin zum Gemahl an.

„Ihr erzeigt mir viel Ehre,“ antwortete ſie. „Doch iſt es in der That die einzige Bedingung, unter der ich Liebe mit Liebe vergelten kann und will. — Werdet ihr aber auch halten, was Ihr mir eben jetzt vor Zeugen verſprochen habt?“ —

„Vor Zeugen?“ — entgegnete der Herzog mit Befremdung. „Wo ſind die Zeugen?“

„Dort ſtehen ſie!“ ſagte die Gräfin lächelnd, und wies auf eine ſpaniſche Wand, worauf drei Ritter in Lebensgröße gemalt waren.

Ludewigs Herz war leichter. Er belachte den Scherz, und hielt es für gefahrlos, ihn fortzuſetzen. „Edle Ritter,“ ſprach er, und wandte ſich mit komiſchem Ernſt zu den Gemälden — „ich nehme euch hiermit feierlich zu Zeugen, daß ich die ſchöne Gräfin von Bogen zur Herzogin von Baiern erkläre.“ —

Er hatte kaum dieſe Worte geſprochen, da ward es hinter dem Schirme lebendig, und die leibhaften Originale der darauf abgebildeten geharniſchten Männer traten ernſt und ſchweigend hervor. — Es waren nahe Verwandte der Gräfin. Sie ſelbſt hatte — der Lockung durch ein Eheverſprechen im Voraus gewärtig — die Ritter in dieſen Hinterhalt verborgen, um mit ihrer Hülfe den Herzog in ſeinem eigenen Netz zu fangen.

Er ſtand einige Augenblicke beſtürzt, ſtarrte die ſtummen Zeugen an, und jeder Zug ſeines Geſichts ward an ihm zum Verräther, daß er ſich in den ihm gelegten Fallſtrick höchſt ungern verwickelt ſah. Aber drei mannhaften und ehrenwerthen Rittern gegenüber war kein Ausweg für ihn. Er las es auf ihrer Stirn, daß ſie nicht, wie man im gemeinen Leben zu ſagen pflegt, auf den Ohren geſeſſen hatten, und hielt es daher für rathſam, eine gute Miene zum böſen Spiele zu machen. „Ich hätte wohl Urſach,“ ſprach er mit ſteifer Freundlichkeit, „über die unerwartete Erſcheinung dieſer Herren einen gerechten Unwillen zu empfinden: aber ich will dieſen Auftritt nicht weiter rügen. Doch bitte ich, daß die Herzogin von Baiern in Zukunft weniger mißtrauiſch, als die Gräfin von Bogen ſey.“ —

Ein zärtlicher Blick der Geliebten zerſtreute ſeinen Unmuth, und nach kurzer Zeit erfolgte die verſprochene Vermählung.

Dieſe Anekdote iſt lehrreich. Es wäre nicht übel gethan, wenn junge Damen, die geheime Liebhaberbeſuche annehmen, eine ſpaniſche Wand in ihrem Zimmer aufſtellten. Die Herren würden dann aus Furcht vor horchenden Zeugen nicht mehr verſprechen, als ſie redlich halten wollen; und ſo bliebe wohl manche leichtgläubige Schöne vor zärtlich-dankbaren Uebereilungen bewahrt.

Die Erbſchaft.

Dippold, ein Kaufmann von altem deutſchen Schrot und Korn, war ein Muſter von Redlichkeit. Er verſchmähte die lockendſten Gelegenheiten, ſich auf eine unrechtliche Art zu bereichern, und gab jedem, der in ſeinem Laden einſprach, volles Maaß und Gewicht. Dieſe kaufmänniſche Tugend rühmte man allgemein an ihm, und das erprobte Vertrauen auf ſeine ſtrenge Rechtſchaffenheit führte ihm oft mehr Kunden zu, als er befriedigen konnte. Auf dieſem Wege ward er reich; denn es bewährte ſich an ihm der Erfahrungsſatz: daß derjenige Kaufmann am Meiſten gewinnt, der ſich mit den kleinſten und billigſten Vortheilen begnügt.

Als der wackere Dippold ungefähr dreißig Jahre lang Handelsgeſchäfte getrieben und dabei ſparſam gewirthſchaftet hatte, war er Herr einer Tonne Goldes, und kein erwucherter oder erliſteter Pfennig befand ſich darunter. Aber nun ſehnte ſich der edle Greis nach Ruhe. Die treue Gehülfin bei ſeinen Geſchäften, ſein braves Weib, war geſtorben, und ſeine drei erwachſenen Töchter dünkten ſich zu vornehm, im Waarengewölbe zu erſcheinen und ihm an die Hand zu geben. Sie zeigten ſich lieber müßig am

Fenſter oder empfingen die Huldigungen der jungen Herren, die ihnen und ihrer künftigen reichen Ausſteuer den Hof machten. Es war ſtadtkundig, daß jede von ihnen baare zwanzigtauſend Thaler zur Mitgift erhielt. Das ſicherte ſie denn — ungeachtet ſie mehr häßlich als ſchön waren und auch ihre Gemüther nicht im beſten Rufe ſtanden — vor der Gefahr, im jungfräulichen Stande zu veralten. Sie kamen alle drei kurz nach einander unter die Haube. Der Vater zahlte ſeinen Schwiegerſöhnen (die ſämmtlich in der Stadt, wo er wohnte, als angeſehene Kaufleute lebten) die beſtimmte Mitgabe auf Einem Brete, und legte dann ſeinen Handel nieder.

Doch, an thätigen Verkehr und Umgang mit vielen Menſchen gewöhnt, empfand er bald in ſeiner einſamen Wohnung den Druck der langen Weile, und ſuchte dagegen Schutz in den Häuſern ſeiner Töchter. Er ging fleißig die Reihe herum und verlebte ganze Tage bei ihnen. Sie wetteiferten mit einander, ihn gut zu bewirthen.

Das gefiel ihm ſo wohl, daß er ſeiner jüngſten Tochter, die er am meiſten liebte, den Vorſchlag that, ihn zu ihrem täglichen Tiſchgenoſſen anzunehmen. Sie bezeigte über dieſen Antrag vieles Vergnügen. Auch ihr Mann griff mit beiden Händen zu, ungeachtet er ein Knauſer war und nicht gern einen Biſſen Brod verſchenkte. Das war aber auch hier nicht der Fall. Der Schwiegervater erbot ſich von ſelbſt zu einem beträchtlichen Koſtgelde, und überdieß wußte man, daß er noch vierzigtauſend Thaler in Kaſſe hatte, die man ja dem gutwilligen Alten nach und nach abſchmeicheln konnte.

Seine beiden ältern Töchter erfuhren bald, was bei der jüngern im Werke war, und ihre Männer, die ſich auch nicht gern einen Vortheil entgehen ließen, zitterten vor der Möglichkeit, an der künftigen Erbſchaft verkürzt zu werden. Sie drangen deßhalb in ihre Frauen, die gefährlichen Tiſchgänge des Vaters zur Schweſter nicht zu einer eiſernen Gewohnheit werden zu laſſen, ſondern ſogleich, jedoch mit einer guten Art, dagegen Einſpruch zu thun.

Die beiden Damen, die ihren Männern in dieſem Punkte völlig Recht gaben, machten ſich mit einander auf und erſchienen im ſchweſterlichen Hauſe, als eben der Vater die erſte Mahlzeit nach der neuen Einrichtung dort gehalten hatte. „Liebe Schweſter," fingen ſie an, „wir haben mit dir ein Hühnchen zu pflücken! Du willſt, wie wir hören, den Vater ganz an dich feſſeln und uns auf immer die Freude entziehen, ihn bisweilen an unſerm Tiſche zu ſehen. Iſt das billig und recht? Haben wir nicht gleichen Theil an ihm? Soll die Stadt über uns den Kopf ſchütteln und uns nachſagen: wir liebten den Vater weniger als du, oder würden minder von ihm geliebt? Beides würde uns zur Schande gereichen. Daher wollen und müſſen wir ihn dringend bitten, dich nicht ſo auffallend vor uns auszuzeichnen."

Die Angegriffene verantwortete ſich. Es entſtand ein lebhafter Wortwechſel, der den alten Herrn, über den die drei Grazien ſtritten, aus ſeinem Mittagsſchlummer im Nebenzimmer weckte. Er horchte und ward gerührt; denn er hielt die Sprache des eigennützigen Neides für kindliche Liebe. Mit naſſen Augen ſtand er auf und trat unter ſeine Töchter. Die ältern ſtürzten auf ihn zu, weinten in ſeinen Armen, klagten bitterlich über das ihnen zugefügte Leid, und ſpielten durchaus ihre Rolle ſo täuſchend, daß ſie ihre Abſicht bei dem argloſen Greiſe völlig erreichten. „Beruhiget euch, meine Kinder!" ſprach er. „Ihr ſeyd mir alle gleich lieb und werth! Um das euch und der Welt zu beweiſen, will ich den Ueberreſt meiner Lebenszeit unter euch gleich vertheilen und bei einer nach der andern eine Woche lang als zahlender Koſtgänger an den Tiſch gehen."

Das geſchah; und die drei Schweſtern beſtrebten ſich, ihm die köſtlichſten Speiſen, die er liebte, aufzutiſchen. Er nahm dieſe gute Behandlung doch auf und erklärte einſt bei einem frohen Familienfeſte ſeine Zufriedenheit darüber. „Nur eins gefällt mir nicht," ſetzte er hinzu. „Es iſt mir unangenehm, immer am Ende jeder Woche mein Koſtgeld zu berichtigen; ich will daher morgen auf eine Weile vorausbezahlen." — Man hielt dieſe Rede für eine luſtige Weinlaune; allein er machte Ernſt, und übergab am folgenden Tage ſein ganzes noch übriges Vermögen ſeinen Kindern, mit der Anweiſung, ſich darein zu theilen und ihn dafür bis an ſeinen Tod zu ernähren.

Man kann ſich vorſtellen, daß dieſe unerwartete Freigebigkeit mit den heiterſten Geſichtern und den lebhafteſten Verſicherungen gränzenloſer Dankbarkeit aufgenommen ward. Die Leutchen hielten auch Anfangs Wort und verpflegten ihn mit der zärtlichſten Sorgfalt.

Aber bald änderte ſich in allen drei Häuſern das Wetter. Die Herren wurden kälter gegen ihn, weil er nichts mehr zu verſchenken hatte; und die Damen, die ſich von ihren Männern lenken ließen, fanden es ebenfalls für ihre Wirthſchaftskaſſe zuträglicher, ihn mit gewöhnlicher Hausmannskoſt abzuſpeiſen. Man erlaubte ſich von Tage zu Tage mehr Unfreundlichkeit und Beſchränkungen gegen ihn. Er ſaß und ſtand ſeinen mißlaunigen Eidamen überall im Wege, und ſie entfernten ihn endlich ſogar dadurch von ihren Familientiſchen, daß ſie, nach genommener Verabredung, alle zugleich anfingen, die Sitte der Engländer nachzuäffen und erſt Nachmittags um fünf Uhr zur Tafel zu geben; denn ſie wußten, daß ſich der alte Mann nicht dazu bequemen würde, weil er ſeit beinahe ſiebenzig Jahren gewohnt war, nicht zu frühſtücken, aber mit dem Schlage der zwölften Stunde ſein Mittagsmahl zu genießen. Er that Vorſtellungen gegen die lange Faſten, die man ihm auflegte; allein es erfolgte keine Abänderung. Es ſey jetzt, hieß es, in großen Häuſern allgemein Sitte, ſo ſpät zu eſſen; man würde ſich daher durch Beibehaltung des alten Bocksbeutels* vor der feinen Welt lächerlich machen. „Doch, liebes Väterchen,“ ſetzten die Töchter ſchmeichelnd hinzu, „Sie ſollen darunter nicht leiden; wir wollen Ihnen täglich um zwölf Uhr, oder wenn Sie ſonſt befehlen, Ihre Mahlzeit auftragen laſſen.“ —

„Soll ich alſo wieder allein eſſen?“ ſagte der Greis mit Wehmuth.

Man zuckte die Achſeln und blieb dabei, es laſſe ſich nicht anders einrichten.

„Nun, ſo muß ich mich darein fügen,“ ſprach der Gekränkte. „Da ich mich aber nun einmal eurer Geſellſchaft bei Tiſche nicht mehr erfreuen kann, ſo ſchickt mir künftig das Eſſen in meine Wohnung; denn es würde mir zu weh thun, in euern Häuſern verlaſſen und ſtumm, wie ein Reiſender in ſeinem Gaſthofszimmer, zu ſpeiſen.“ —

Mit inniger Freude über die glücklich gelungene Entfernung des läſtig gewordenen Koſtgängers, ward ſein Verlangen erfüllt und man verſorgte ihn einige Wochen lang zu rechter Zeit mit anſtändigen Speiſen. Allmählig aber ließ dieſe Aufmerkſamkeit wieder nach. Er mußte oft zwei bis drei Stunden auf ſeine Schüſſeln warten, und dann war wohl noch der Inhalt derſelben ungenießbar. Kurz, man ging mit dem guten Manne eben ſo um, wie etwa ein gefühlloſer Reicher einen Armen behandelt, dem er das Gnadenbrod gibt. Am Ende vergingen ſich die Undankbaren an ihrem Vater ſo ſehr, daß ſie es bisweilen ganz vergaßen, ſeinen Tiſch zu beſtellen. Alle dieſe Kränkungen ertrug er mit Geduld; doch beſuchte er die Häuſer ſeiner Kinder nicht weiter, und ſie ſchienen ihn nicht zu vermiſſen.

---

* Ein beſonders in Hamburg gewöhnliches Wort, das altväterliche Herkommen in der bürgerlichen Lebensart auszudrücken.

Schon war einige Monate lang aller freundſchaftliche Umgang unter ihnen abgebrochen, als ſie plötzlich von ihm eine Botſchaft erhielten, durch die er ſie zu einem Gaſtmahl in ſeine Wohnung feierlich einladen ließ. Staunend ſahen ſie einander an. Sie begriffen nicht, wie er einen ſolchen Aufwand beſtreiten könnte, da er nach ihrer Berechnung keines Thalers mächtig war. Daher glaubten ſie faſt: er wolle ſich auf eine gemeine Art rächen und ihnen entweder gar nichts oder nur Waſſer und Brod auftragen laſſen. Hierauf vorbereitet, gingen ſie zu ihm. Aber welche Ueberraſchung! Die Tafel war mit fürſtlicher Pracht zugerüſtet; es ward auf Silber geſpeiſt; ein koſtbares und ſeltenes Gericht folgte dem andern, und die theuerſten Weine waren in Fülle vorhanden. Das alles kam ihnen wie ein Feenmährchen vor. Doch ihr Erſtaunen ſollte bald noch höher ſteigen.

Gegen das Ende der Mahlzeit ward ihrem freundlichen Wirth gemeldet: ein Handlungsdiener eines gewiſſen Kaufmanns Bohling (eines alten Freundes von ihm) ſey vor der Thüre, um einen dringenden Brief von ſeinem Herrn abzugeben und ſich ſogleich Antwort zu erbitten. Dippold rief ihn herein, las den Brief und entſchuldigte ſich dann bei ſeiner Tiſchgeſellſchaft, daß er ſie wegen eines unverſchieblichen Geſchäfts auf einige Minuten verlaſſen müſſe. Er ging nun mit dem Diener in ein Nebenzimmer, ſchloß einen eiſernen Kaſten auf, langte verſchiedene große Geldſäcke hervor und zählte zweitauſend Stück Louisd'or auf die umherſtehenden Tiſche. Seine Gäſte, die ihn durch die offen gelaſſene Thüre ſo im Gelde wirthſchaften ſahen, ſaßen wie verſteinert und betaſteten ſich leiſe ſelbſt, um zu der Ueberzeugung zu gelangen, daß es kein Traum ſey. Indeſſen beſchleunigte Dippolds geübte Hand das Aufzählen; der Diener überblickte flüchtig die goldenen Reihen, ſtrich die ganze Summe in einen Beutel und ging damit von dannen.

Dippold ſetzte ſich mit einer gleichgültigen Miene wieder an den Tiſch und fing an, von andern Dingen zu ſprechen. Aber der Geiſt ſeiner Töchter und Eidame war abweſend und hing feſt an den Goldſtücken, die ſie forttragen ſahen. Sie erwarteten jeden Augenblick, ein Wort darüber zu vernehmen; allein der Vater berührte dieſen Punkt durchaus nicht, und ſo zwang er endlich einen der Schwiegerſöhne, ſeinem beklemmten Herzen, das die Neugier ganz zuſchnürte, durch eine Frage Luft zu machen.

„Die Sache iſt kaum der Rede werth," antwortete Dippold. „Mein Freund Bohling brauchte auf einige Tage zehntauſend Thaler; ich hatte ſie eben müßig liegen und ſchickte ſie ihm." —

Dieſe kurze und runde Antwort machte auf die drei horchenden Paare einen unbeſchreiblichen Eindruck. Ein Strom von Freundlichkeit ergoß ſich über ihre Geſichter, und der alte Mann wußte ſich vor Schmeicheleien nicht zu retten. Die gutherzigen Menſchen erkannten und bereuten jetzt alles Unrecht, das ſie ſich gegen ihn hatten zu Schulden kommen laſſen, verſprachen einſtimmig, ſich in der Folge beſſer zu betragen, erſuchten ihn dringend, künftig wieder an ihren Tiſchen zu ſpeiſen, und erboten ſich, ihm zu Gefallen ſtets Mittags um zwölf Uhr auftragen zu laſſen. Er lächelte zu dieſen ſchönen Worten, deren wahren Gehalt er zu würdigen wußte; doch verſchwieg er ſeine Gedanken und gab den Heuchlern ſogar die Zuſicherung, daß er ſich wieder als Koſtgänger bei ihnen einfinden wolle.

Es geſchah. Man trug ihn auf den Händen, und jede der drei Familien machte gegen die andern Kabalen, um den Vorrang in ſeiner Gunſt zu gewinnen und eine beſondere Begünſtigung in ſeinem Teſtamente zu erſchleichen; denn da ſie wider alles Erwarten noch Geld in ſeinen Händen geſehen hatten und ſich vorſtellten, daß ſein geheimer Schatz durch die ausgeliehene Summe nicht erſchöpft ſey, ſo hielten ſie es der Mühe werth, um den künftigen Beſitz einer ſo vielverſprechenden Erbſchaft zu kämpfen. Tippold gewann bei dieſem Familienkriege. Er ward von allen Parteien mit Liebkoſungen und Gutthaten überhäuft, ließ ſich aber von keiner Seite bewegen, ein Teſtament zu errichten. So widerſpenſtig blieb er bis an ſeinen Tod, der wenige Jahre nach dem räthſelhaften Gaſtmahle, das er ſeinen Kindern gab, erfolgte.

Er hatte kaum die Augen geſchloſſen, ſo riſſen ſie die ihrigen weit auf, um ſie an den Reichthümern ſeines Nachlaſſes zu weiden. Keuchend vor Haſt und Begierde flogen ſie in ſeine Wohnung; aber mit Entſetzen fanden ſie ſolche ſo leer wie eine Scheune. Kein Silbergeſchirr, deſſen ſie doch einſt ſo viel bei ihm geſehen hatten, glänzte ihnen entgegen; nichts als traurige Armuth blickte aus allen Winkeln hervor. Ihr einziger Troſt war der große eiſerne

Geldkaſten, der an ſeinem alten Orte ſtand und mit mächtigen Vorlegeſchlöſſern behangen war. Die Schlüſſel dazu lagen unter dem Hauptkiſſen des Entſchlafenen. Alle zwölf Hände der Erben griffen zugleich darnach. Sie ſtürzten dann auf den Kaſten und ſchoben und ſtießen einander auf die Seite; denn jeder und jede wollte das liebe herrliche Gold, das ſchlechterdings darin ſeyn mußte, zuerſt ſehen. Bei dieſem Gedränge machte die Oeffnung des Deckels viel Mühe, und ſie ward leider nicht belohnt. Der verwünſchte Kaſten enthielt nichts, in der Welt nichts, als einen halben Bogen Papier, auf welchen Dippold mit eigener Hand folgende Worte geſchrieben hatte:

„Ihr werdet euch wundern, meine Kinder, ſtatt Silber und Gold dieſes kahle Blatt zu finden; aber ihr ſelbſt habt mich, der in ſeinem Leben Niemanden hinterging, zu dieſer Täuſchung gezwungen. Ich gab euch mein ganzes Vermögen, mit der Bedingung, mich bis an mein Ende zu verpflegen; allein ihr verfuhrt übel mit mir und ließet mich manchen Tag hungrig zu Bett gehen. Was ſollte ich thun? Mit euch zanken oder um Broſamen betteln? Beides widerſtand mir. Dennoch wollte ich nicht ganz verhungern. Ich nahm daher meine Zuflucht zu einer Liſt und bat meinen Freund Bohling, mir auf einige Stunden ſein Silbergeſchirr und zweitauſend Louisd'or zu leihen, und überdieß hundert Thaler zu ſchenken. Er that es, und ich beſtritt mit der letztern Summe die Koſten jenes Gaſtmahls, das ich blos darum anſtellte, um mir vor euern Augen den Schein eines noch reichen Mannes zu geben und euch dadurch mehr Achtung gegen mich einzuflößen. Ich erreichte dieſen Zweck. Habt Dank für die freundliche Wartung und Pflege, die ich ſeitdem von euch genoß. Ich kann ſie euch durch nichts, als eine gute Lehre vergelten. Seyd klüger als ich: gebt euern Kindern nicht euer ganzes Vermögen! Denn einem ſolchen Thoren, als ich war, gönnt man zur Dankbarkeit nichts, als — ein Grab.“ —

Der Prozeß um einen Bettelbuben.

Vor uralter Zeit, als man noch keine ſtehenden Heere hatte, mußten einſt die geſammten Bürger eines deutſchen Städtleins, von ihrem Oberherrn gezwungen, die Waffen ergreifen und ins Feld ziehen. Nur Weiber und Kinder blieben zu Hauſe und harrten von einem Tage zum andern auf die glückliche Heimkehr ihrer Gatten und Väter. Aber ſie hofften vergebens. Die kleine Heldenſchaar erlitt eine ſo blutige Niederlage, daß kaum zwei oder drei, die außerordentlich gut zu Fuße waren, dem feindlichem Schwert entrannen, und durch die traurige Botſchaft, die ſie mitbrachten, jedes Haus in Schrecken und Jammer verſetzten.

Einige Wochen lang ſah man nichts als Weinen und Wehklagen. Alle Geſchäfte lagen darnieder. Die troſtloſen Wittwen nahmen ſich keines Dinges an und redeten nur immer von ihren ſeligen Männern und von jener Welt, wo ſie wieder mit ihnen vereinigt zu werden hofften. Dieſe zärtliche Sprache führten auch Frauen, die mit ihren Eheherren ſo verträglich wie Hund und Katze gelebt hatten.

Durch einen ſolchen allgemeinen Stillſtand der Betriebſamkeit mußte das Städtchen nothwendig ganz in Verfall kommen. Viele Familien geriethen an den Bettelſtab, weil das Haupt fehlte, das für ſie geſorgt und gearbeitet hatte. Eine neue Kolonie von Hausvätern war daher unentbehrlich; aber woher ſollte ſie kommen? Der Krieg hatte im ganzen Lande unter den Männern ſtark aufgeräumt und jeder Ort litt Mangel daran. Doch gab es noch in vielen Häuſern, wo die Herren ausgeſtorben waren, rüſtige Geſellen und Knechte, die in jeder Betrachtung zu Haus- und Ehewirthen tüchtig geweſen wären, wenn ſich die Wittwen hätten überwinden können, ſie zu dieſen Ehrenſtellen zu erheben. Aber keine wollte mit der Herablaſſung zu einer ſolchen Mißheirath den Anfang machen. Nur Stolz, nichts als leidiger Stolz ſtand dem Glück der wackern Burſchen im Wege; denn die guten Männer, die auf dem Bette der Ehre geſtorben waren, wurden nach und nach vergeſſen, und die meiſten Wittwen bekannten laut: ſie würden ohne Bedenken zur zweiten Ehe ſchreiten, wenn ein ſtandesmäßiger Freier erſchiene.

Die Geiſtlichen, die keinen Groſchen von Hochzeiten und Kindtaufen einnahmen, und deßhalb nicht länger geduldig zuſehen konnten, fuhren endlich den eigenſinnigen Weibern ſcharf durch den Sinn. Sie ermahnten nicht nur unter vier Augen zu chriſtlicher Demuth, ſondern donnerten auch auf der Kanzel gegen Hoffarth und Eitelkeit, und legten der weiblichen Gemeine dringend an's Herz, aus der Noth eine Tugend zu machen und ſich ohne Verzug zum Heirathen zu entſchließen.

Dieſer Eifer that Anfangs keine Wirkung. Aber wie Waſſertropfen, die von einer Höhe herabfallen, nach und nach einen Stein aushöhlen, ſo wurden zuletzt auch die harten Herzen erweicht. Die Frau Bürgermeiſterin (oder Stadtmeiſterin, wie man ſie damals nannte) leuchtete den andern Wittwen mit einem guten Beiſpiele vor. Sie rief, als ſie einſt von einer Kernpredigt gewaltig erſchüttert worden war, ihren Markthelfer in die Putzſtube, erklärte ihn in Gegenwart der ſtaunenden Kinder und Mägde zu ihrem Bräutigam, und ſchickte ſofort Eilboten aus, die ihren heldenmüthigen Entſchluß in allen Häuſern der Stadt verkündigen mußten.

Nun ging es zu, wie auf einem Sclavenmarkte. Wie dort die Käufer heranſtürzen und ſich um die feil gebotenen Neger reißen, eben ſo begierig haſchten hier die Wittwen nach Männern, und in wenigen Stunden waren alle Exemplare vergriffen. Am Ende des Tages war im ganzen Städtchen kein mannbarer und noch unverlobter Jüngling zu finden, wenn man ihn noch mit Gold hätte aufwiegen wollen. Indeſſen waren nur wenige heirathsluſtige Frauen leer ausgegangen.

Am empfindlichſten traf eine ſolche Niete zwei ſechzigjährige Matronen, die mehr, als alle übrigen Wittwen gewünſcht hatten, die letzte Station ihrer Lebensreiſe in der angenehmen Geſellſchaft eines jungen Mannes zurückzulegen. Unglücklicher Weiſe hielten ſie eben Mittagsruhe, als die Anſage der Stadtmeiſterin geſchah, und ſo verſchliefen ſie Zeit und Gelegenheit, ſich in den Beſitz der jungen Burſchen zu ſetzen, die ſie mit Augen und Herzen ſchon lange heimlich in Beſchlag genommen hatten. Dieſe Lieblinge waren nun ſchon in andern Händen, von welchen keine gefällige Wiederauslieferung zu hoffen war. Wahrſcheinlich hätten ſich auch die wohlverſorgten Bräutigame ſelbſt gegen einen ſolchen Brautwechſel geſträubt; denn Frau Barbara und Frau Urſula (ſo hießen die beiden Alten) waren wegen ihrer ausgezeichneten Häßlichkeit kräftige Schutzmittel gegen die Liebe, und ſtanden überdieß als boshafte Klätſcherinnen in einem ſo übeln Geruch, daß ſie von der ganzen Stadt wie giftige Schlangen geflohen wurden. Deſto inniger hielten ſie zuſammen, begleiteten einander auf allen Wegen und Stegen, theilten ſich jedes Geheimniß mit, und waren überhaupt die vertrauteſten Freundinnen. Es ſchien unmöglich, daß ſie ſich jemals entzweien könnten, und dennoch kam es bei folgender Veranlaſſung zwiſchen ihnen zum Bruch.

Sie gingen einſt, als ſie noch beide über ihre nothgedrungene Eheloſigkeit ſehr mißlaunig waren, mit einander in die Kirche. Der Weg führte ſie über einen öffentlichen Platz. Hier ſaß ein junger, in Lumpen gehüllter, aber wohlgebildeter Landſtreicher, der nicht älter als achtzehn oder neunzehn Jahre ſeyn mochte, auf einem Steine und aß mit dem beſten Appetit ein Stück ſchwarzes Brod. Da es eben hinreichte, um ſatt zu werden, ſo nahm er ſich nicht die Mühe, die beiden Freundinnen um eine Gabe zu bitten. Aber ſie ſelbſt redeten ihn an und erkundigten ſich nach ſeinem werthen Namen.

Er nannte ſich Valentin Schlender.

„Wer ſeyd Ihr?“ fragten ſie weiter.

„Meines Handwerks ein Bettler;“ war die Antwort aus lachendem Munde.

„Wo ſeyd Ihr zu Hauſe?“

„Das kann ich ſo eigentlich nicht ſagen. Mein Vaterland iſt überall.“

„Könnt Ihr nicht arbeiten?“

„Ich hab's noch nicht verſucht.“

„Was ſoll denn aus Euch werden?“

„Daran dacht' ich nie.“

„O, Ihr ſorgloſer Menſch! Es kann Euch noch übel in der Welt ergehen.“

„Wenn's nur nicht ſchlimmer wird, wenn's nur ſo bleibt!“

„Ein gottloſer Kerl!“ flüſterte Barbara ihrer Buſenfreundin in's Ohr. „Wir wollen uns nicht weiter mit ihm abgeben; wir machen uns Schande.“ —

Hiermit drängte ſie Urſeln hinweg, und ſie gingen einige Schritte nach der Kirche hin. Plötzlich aber wandte ſie ſich zu ihrem Dienſtmädchen, das ihr ein Geſangbuch und andere Kirchenbedürfniſſe nachtrug, und ſagte leiſe: „Kind, wenn du zurückgehſt, führe den Burſchen, der dort ſitzt, in mein Haus, und laß ihn warten, bis ich komme. Ich habe ein Wörtchen mit ihm zu ſprechen.“

Urſel errieth den geheimen Befehl, und machte, von Neid entbrannt, gegen ihre Freundin einen argen Entwurf, ohne ſich jedoch etwas merken zu laſſen. Sie heuchelte im Gegentheil die heiterſte Unbefangenheit, und unter freundlichen Geſprächen traten ſie mit einander in die Kirche. Aber kaum hatte Urſel die Schwelle hinter ſich, ſo riß ſie plötzlich das Schnupftuch aus der Taſche, hüllte das Geſicht bis an die Augen hinein, und trippelte mit vorwärts geſenktem Körper, als hätte ſie Naſenbluten bekommen, wieder zum Tempel hinaus. Barbara, der ſie mit gutem Bedacht den Vortritt gelaſſen hatte, ward nicht gewahr, daß ihre Freundin hinter ihr verſchwand, und ſetzte ſich mit ruhigem Gemüth in ihren Betſtuhl.

Indeſſen lief Urſel ſo ſchnell, als ſie konnte, nach dem Platze zurück, wo ſie den artigen Bettelbuben verlaſſen hatte, und ward ſeelenfroh, ihn noch auf ſeiner vorigen Stelle zu finden. „Mein Söhnchen,“ ſagte ſie, „haſt du wohl Luſt, einen Biſſen warmes Eſſen zu genießen?“

„Ei, warum nicht?“ antwortete Valentin.

„Nun, ſo folge mir!" fuhr ſie fort. „Ich habe Mitleiden mit dir und will dich ſpeiſen und tränken."

Raſch ging's nach Hauſe. Ihre Kinder und Dienſtboten ſahen den unſaubern Gaſt, den ſie mitbrachte, mit großen Augen an, und erſtaunten noch mehr über die außerordentlichen Anſtalten, die zu ſeiner Verpflegung gemacht wurden. Sie ſteckte einen Braten an den Spieß, bereitete dem Fremdling ein warmes Bad, ſchenkte ihm den Schlafrock und die Sammtmütze des ſeligen Herrn, und ſchrieb das alles auf Rechnung der chriſtlichen Liebe.

Während der Zeit wollte Bärbchens Zofe den jungen Menſchen abholen; aber die Stätte war leer. Sie glaubte, das würde nicht viel auf ſich haben, und ging getroſt heim. Zwei Stunden nachher kam ihre Gebieterin. „Nun, wo iſt der arme Wicht?" fragte ſie, und ihre rollenden Augen ſuchten ihn in allen Winkeln. Das Mädchen berichtete: ſie habe ihn nicht gefunden. „O, du heilloſes Geſchöpf!" rief Barbara; „wo haſt du dich unter Weges verweilt? Haſt du mit einer andern Dirne geſchwatzt und deiner Herrſchaft böſen Leumund gemacht oder mit einem Buhler getändelt? Eins von beiden! Ich kenne Deine Schliche. Aber ich ſage dir, es iſt dein Unglück, wenn du nicht augenblicklich läufſt und den Menſchen mir bringſt!" —

Das unſchuldige Mädchen wollte ſich verantworten; aber Barbara ergriff eine Ofengabel und jagte ſie damit in die Flucht.

„Iſt das nicht ein Lärm um einen lumpigen Bettler!" ſchimpfte die Dirne und entſprang.

Als ſie vor dem Bajonett der zürnenden Heldin geſichert war, ging ſie ganz gemächlich nach dem Platze, wo Valentin einige Stunden zuvor frühſtückte. Sie forſchte nach ihm in der Gegend umher, und erfuhr bald von Augenzeugen, daß ihn Urſel entführt hatte. Mit dieſer Nachricht flog ſie nach Hauſe.

Barbara ward leichenblaß, warf ihren Mantel um, und überfiel Urſeln, indem ſie mit dem Vagabunden zu Tiſche ſaß, der vom Kopfe bis zum Fuß mit der Haustracht des Seligen bekleidet war. Jene, die etwas ſchwache Augen hatte, erſchrack vor dieſer Erſcheinung. Sie glaubte beim erſten Anblick, der vormalige Beſitzer des rothen Schlafrocks und der grünen Sammtmütze ſey von den Todten erſtanden. Als ſie aber näher trat und den Gelbſchnabel erkannte, ſchlug ſie ein bitteres Hohngelächter auf, das man ſechs Häuſer weit hörte. „Ei, das gefällt mir!“ rief ſie und ſtemmte die Arme in die Seiten. „Hier ſcheint ja der Menſch, der vorhin nicht wußte, wo er zu Hauſe ſey, nun auf einmal eine recht anſtändige Heimath gefunden zu haben.“ —

„Ich verſtehe Sie nicht, Frau Gevatterin!“ entgegnete Urſel, die ſich jetzt von ihrer Beſtürzung wieder erholt hatte. „Sie will eine gute Chriſtin ſeyn und tadelt ein Werk der Barmherzigkeit?“ —

„Bewahre der Himmel!“ verſetzte Barbara. „Wenn ich auch deßhalb eben nicht die Kirche verſäume, ſo bin ich doch nun bereit, den Hungrigen zu ſpeiſen und den Nackten zu kleiden. Komm Er mit mir mein Freund!“

Dieß ſagend, faßte ſie den Jungen am rechten Arm und wollte ihn fortziehen.

„Iſt Sie bei Sinnen?“ ſchrie Urſel und ſetzte ſich haſtig in den Beſitz des linken Arms. „Will Sie den Menſchen mit Gewalt an ſich reißen und ihn im ſtadtkundigen Schlafrocke meines ſeligen Herrn über die Gaſſe führen?“ —

Die beiden Weiber prüften nun auf Valentins Unkoſten ihre Kräfte. Eine zog ihn hin, die Andere her, und Barbara griff ſo unbarmherzig zu, daß der Schlafrock zerriß. Urſel ſchrie Zeter und gebot heftig, des ehrwürdigen Gewandes zu ſchonen; aber Barbara ſchwor, es ganz zu zerſetzen, wenn Jene nicht ſogleich Frieden machte und ein vernünftiges Wort, das ſie ihr unter vier Augen ſagen wolle, ruhig anhöre.

„Nun gut!“ ſagte Urſel. Beide ſetzten jetzt Valentins Arme wieder in Freiheit, und er war darüber ſehr froh, weil er ſie zum Eſſen höchſt nöthig brauchte.

Die Gevatterinnen gingen mit einander in eine Nebenſtube, und Barbara legte hier ohne lange Vorrede das ſeltſame Bekenntniß ab: daß ſie, von mancherlei Umſtänden gedrungen, ſchleunig wieder heirathen müſſe, und bei gegenwärtigem Männermangel entſchloſſen ſey, ſich den armen Jüngling antrauen zu laſſen.

Jetzt war an Urſeln die Reihe, aus vollem Halſe zu lachen. Barbara ertrug ſchweigend dieſe Demüthigung, die ſie gleichſam als den Kaufpreis ihres Auserwählten betrachtete. Doch der Handel war noch nicht richtig; denn als Urſel ihr Zwerchfell ſattſam erſchüttert hatte, that ſie der Frau Gevatterin das freimüthige Gegengeſtändniß: daß ſie, ebenfalls zum Heirathen geneigt, den jungen Schlender zu dieſem Behuf in ihr Haus geführt und ſchon vorläufig als Ehemann eingekleidet habe.

„So mag Sie ihn wieder auskleiden!“ erwiederte Barbe. „Der Burſch iſt mein! Ich befahl meinem Mädchen, ihn auf dem Rückwege aus der Kirche mit ſich zu nehmen. Folglich hab' ich auf ihn ein näheres Recht, als Sie, Frau Gevatterin!“

„Was Näherrecht!“ ſchrie Urſel, deren Ehekonſort weiland in die juriſtiſche Praxis gepfuſcht hatte. „Ich weiß beſſer, was Recht iſt, und das will ich Ihr ſagen. Der Menſch, der Valentin, war eine res nullius, und ſo ein Niemandsding gehört dem, der es zuerſt ergreift.“

„Sie will mir alſo den Zankapfel in Güte nicht ausliefern?“

„Nein, durchaus nicht.“

„Pfui über die alte, manntolle Närrin!“ —

„Ha, wie der Guckguck ſeinen eigenen Namen ausruft!“ —

So ging's Schlag auf Schlag mit ſteigender Hitze, bis die ganz erſchöpften Lungen eine Pauſe nöthig machten. Während derſelben entſchloß ſich Barbara zu dem Verſuch, ob durch Aufziehung gelinderer Saiten etwas auszurichten ſeyn möchte. „Urſelchen!“ — ſprach ſie in einem ſanften, flehenden Tone — „Beſte Frau Gevatterin! Gedenke Sie unſerer vieljährigen Freundſchaft und gebe Sie nach!“ —

„Nimmermehr!“ — war die ſtürmiſche Antwort.

„Es wird Sie gereuen!“ fuhr Barbara fort.

„Das will ich erwarten.“

„Ich mache die Sache bei der Obrigkeit anhängig.“

„Immerhin! Ehe der Prozeß anfängt, bin ich getraut.“

„O Jemine!“ rief Barbara höhniſch; „hat's denn ſo große Eile mit Ihr? Da muß ich doch gleich einen Riegel verſchieben.“ —

Sie rannte fort, lief ſpornſtreichs zum Pfarrer, legte gegen Valentins und Urſels Trauung eine Proteſtation ein, und gab dann einem Advokaten Vollmacht, die gedrohte Klage wider ihre halsſtarrige Freundin anzuſtellen, und zuförderſt darauf anzutragen, daß Valentin von Urſeln weggenommen und bis zur Entſcheidung der Sache unter gerichtliche Aufſicht geſtellt werde.

Ein tüchtiger Braten, den Barbara zu rechter Zeit und Stunde in die obrigkeitliche Küche ſandte, benahm dieſem ſonderbaren Geſuch ſeine Lächerlichkeit, und es fand auf der Stelle geneigtes Gehör. Valentin ward, als ein verdächtiger, mit keinem Reiſepaß verſehener Landſtreicher, aus Uriels Behauſung abgeholt und in leidlichen Gewahrſam gebracht, ehe ſie ihm noch ihre brennende Liebe entdeckt hatte.

Der Prozeß begann; die Güte ward fruchtlos gepflogen; alle Welt war neugierig auf den Rechtsſpruch. Er lautete, aus dem labyrinthiſchen Aktenſtyl in verſtändliches Deutſch überſetzt, folgender Maßen:

„Weder Klägerin noch Beklagte können auf Valentin „Schlendern einen rechtlichen Anſpruch begründen. Er „ſelbſt aber hat natürlicher Weiſe die Freiheit, eine „von beiden zur Gattin zu wählen; und es kann „ihm allenfalls, um der Fortſetzung dieſes aben„teuerlichen Streites vorzubeugen, eine gerichtliche „Erklärung darüber abgefordert werden.“

Als dieſe Sentenz den beiden mannſüchtigen Weibern publicirt wurde, ſchimpften ſie wie Rohrſperlinge auf die Urtheilsverfaſſer, und bezeigten Luſt, gegen den ungünſtigen Ausſpruch derſelben irgend ein Rechtsmittel einzuwenden. Aber der Richter, ein redlicher und uneigennütziger Mann, ſchreckte ſie durch die Vorſtellung, daß ſicher in der zweiten Inſtanz nicht anders geſprochen werden würde, von dieſem Vorhaben ab. Sie beruhigten ſich bei dem Urthel, und baten dringend, den nächſten Tag zum Termin der Brautwahl zu beſtimmen. Das geſchah, und jede ging nun heim, mit der Hoffnung, den verlornen Prozeß noch zu gewinnen.

Der Richter lag am folgenden Morgen noch im Bette, als ſie ſchon in der ſteifen Pracht ihrer ſeit vierzig Jahren veralteten Brautkleider, mit goldenen Ketten und Ringen überladen und mit Schönpfläſterchen geſchmückt, an Gerichtsſtelle erſchienen. Sie mußten eine Stunde warten, und vertrieben ſich indeſſen die Zeit mit einem angenehmen Gezänk. Endlich kam der Richter und befahl, den Vagabunden vorzuführen.

Unbekannt mit dem Prozeß, den ſeine Perſon veranlaßt hatte, fiel er wie aus den Wolken, als ihm dieſes öffentliche Geheimniß bekannt gemacht und das Urthel vorgeleſen wurde. Bewegungslos ſtand er in der Mitte der beiden Sibyllen, die alles aufboten, ihn zu erobern. Sie liebäugelten, ſpitzten kußgierig den Mund, und zwangen ſich zu einem zärtlichen Mienenſpiel, das ſie vollends zu Fratzenbildern entſtellte. Zu gleicher Zeit tändelten ihre ſiebenfach beringten Finger mit den goldnen Halsketten, und am Ende zogen ſie ſogar große Geldbeutel unter den Schürzen hervor, und ließen die darin verſammelten harten Thaler vor Valentins Ohren ſpringen und klingen. Er ſchielte rechts und links, lachte hier, lachte da, und ſagte kein Wort.

„Entſchließt Euch!“ ſprach der Richter.

Der Burſch kraute ſich hinter den Ohren und machte ein jämmerliches Geſicht. „Geſtrenger Herr,“ hob er endlich an, „ſoll und muß ich durchaus eine von dieſen garſtigen Altmüttern zur Strafe heirathen?“ —

Die Matronen erſchracken; doch ſtellten ſie ſich, als hielten ſie dieſe harten Worte für einen Scherz.

„Ihr ſeyd ein Narr!“ antwortete der Richter. „Und überdieß ein unhöflicher Narr! — Wie könnt Ihr die Verbindung mit einer ehrſamen Frau, die Euch Haus und Hof zubringt, eine Strafe nennen? — Ich dächte, ſie wäre vielmehr eine Wohlthat für Euch!“ —

Valentin ſah ſtill und nachdenkend vor ſich hin.

„Macht ein Ende!“ fuhr der Richter auf. „Sonſt gibt man Euch Euern ganzen Reichthum, den Bettelſtab, wieder in die Hand und jagt Euch aus der Stadt.“ —

„O, damit erzeigen Sie mir eine große Gnade!“ ſprach Valentin. „Leben Sie insgeſammt wohl!“ —

Mit dieſem Valet ſprang er luſtig, wie ein Böcklein, aus der Gerichtsſtube und lief durchs nächſte Stadtthor in die weite Welt.

Todtenbleich ſtarrten die Weiber wie Bildſäulen ihm nach.

„Ein nichtswürdiger Schuft!“ rief der Richter mit ſcheinbarem Unwillen. „Er war unwerth des Glücks, das Sie ihm anboten.“ —

Aber im Herzen ſprach er: „Ich wollte ſelbſt lieber betteln, als Euch heirathen, ihr Unholden!“ —

Indeſſen fingen die Verſteinerten wieder an ſich zu regen, und wollten ſich mit trüben Geſichtern empfehlen.

„A propos!“ ſagte der Richter. „Da ich ſehe, daß Sie Baarſchaft bei ſich haben, die Ihnen auf dem Heimwege beſchwerlich werden möchte, ſo will ich Ihnen dieſe Bürde dadurch erleichtern, daß ich Ihnen hier die Berechnung der aufgelaufenen Prozeßkoſten und Atzungsgelder für den undankbaren Ausreißer vorlege, die Sie nach Urthel und Recht gemeinſchaftlich zu entrichten belieben werden. Der ganze Braß beträgt, taxmäßig liquidirt und moderirt, in die Summa: Achtzig Thaler, ſechzehn Groſchen, drei Pfennige. Doch, um einen Bruch zu vermeiden, will ich die Pfennige bei Ihnen gut behalten, bis Sie mir etwa ein neues Prozeßchen in die Hände ſpicken.“ —

„Davor bewahre mich der Himmel!“ rief Urſel.

„Und mich nicht minder!“ ſeufzte Barbara. „Wer hätte gedacht, daß einem auf dem heiligen Kirchwege ein ſolches Unglück zuſtoßen könnte!“ —

Sie zahlten nun ihre Schuld, wankten mit ſchweren Herzen und leichten Beuteln nach Hauſe, und hofften noch von einem Tage zum andern auf die freiwillige Rückkehr des geliebten Flüchtlings, bis ihnen ſtatt ſeiner der Tod die kalte Bräutigamshand reichte.

Die Nebenbuhler.

In England, wo die Sonderlinge zu Hauſe ſind, lebte vor geraumer Zeit ein wunderlicher Heiliger, Namens Lukas, der eben ſo viel Grillen als Geld hatte. Er trieb Kaufmannſchaft und ſcharrte ein ſo anſehnliches Vermögen zuſammen, daß er (wie man auf jener Inſel zu ſagen pflegt) wenigſtens fünfzigtauſend Pfund Sterling werth war. Daher hielt er ſich für einen überaus wichtigen Mann. Allein der Tod hatte vor ihm und ſeinem Golde keinen Reſpekt, ſondern legte ihm in den beſten Jahren ſeines Lebens den Handel und lieferte ihn dahin, wo der Bettler eben ſo viel gilt, als der Herr einer Million.

Aber auch in dieſem Lande der Gleichheit wollte der hochwerthe Herr Lukas vor andern Menſchen etwas voraus haben. Er richtete ſich einige Jahre vor ſeinem ſeligen Hintritt ein prächtiges Zimmer ein, worin er, von minder werthen Sterblichen geſondert, bis zum jüngſten Tage ausſchlafen wollte. Es befand ſich, im Untergewölbe einer Kirche; der Fußboden war mit Cedernholz getäfelt und die Wände ſchmückten ſeidne Tapeten. Hier ſollte ſein vergoldeter Prunkſarg ſtehen, den er an allen Seiten, wie eine Staatskutſche, mit Fenſtern von Kryſtallglas verzieren ließ, ungeachtet niemand begreifen konnte, was der ſeltſame Mann noch dann zu ſehen hoffte, wenn einſt ſeine Augen vom Tode verſiegelt ſeyn würden. Er wollte vielleicht den Küſter belauſchen, dem er es in ſeinem Teſtamente gegen einen gewiſſen Jahrlohn zur Pflicht machte, ſein elegantes Grabzimmer täglich zu reinigen und auszuſtäuben.

Dieſe Anordnung war im Grunde nicht zu tadeln: denn die Kirchner in England mögen bequeme Herren ſeyn. Wenigſtens iſt gewiß der ein träger Geſell, der den ſogenannten Dichterwinkel unter ſeiner Aufſicht hat. Mit dieſem Spottnamen bezeichnet der theure John Bull* die unſaubere Vorhalle der Weſtminſter-Abtei, wo die Denkmäler Shakeſpeares, Miltons und anderer unſterblicher Dichter aufgeſtellt, aber — nach der Verſicherung glaubwürdiger Augenzeugen — mit Staub und Schmutz bedeckt ſind.

Daß Herr Lukas einen Sparren zu viel hatte, bewies ſein ganzes Teſtament und unter andern folgende Klauſel:

> „Ich verordne, daß jährlich an meinem Todestage
> „ein großes Gaſtmahl mir zu Ehren angeſtellt und
> „meine Geſundheit dabei getrunken werde. Doch ehe
> „man zur Tafel geht, ſoll ſich die ganze Geſellſchaft
> „der Eingeladenen in einem feierlichen Zuge zur
> „Kirche begeben und einer von ihnen mit lauter
> „Stimme in mein Begräbniß hinabrufen: Herr
> „Lukas, wie befindet Ihr Euch?“

Man that dem Querkopf ſeinen Willen. Der Vormund ſeiner einzigen Tochter und Erbin gab jährlich einen köſtlichen Schmaus, und man trank ſo wacker auf die Geſundheit des wohlſeligen Stifters, daß mancher ehrliche Gaſt ſeine eigene Geſundheit dabei zuſetzte. Auch die Prozeſſion ward richtig gehalten. Sämmtliche Herren und Damen zogen paarweiſe in die Kirche und verſprachen ſich von dieſem Spaziergange wenigſtens den Nutzen, daß er ihre Eßluſt vermehren werde. Aber Herr Lukas ließ die Frage nach ſeinem Befinden — ungeachtet ſie immer die mächtigſte Baßſtimme in der Geſellſchaft über ſich nahm — jederzeit unbeantwortet.

---

* So nennt man, wie bekannt, im Scherz den großen Haufen des engliſchen Volkes.

Als man dieſe Poſſe fünf oder ſechs Mal geſpielt hatte, war Fanny, ſeine hinterlaſſene Tochter, ſechszehn Jahre alt. Die Natur ſcheint bisweilen die Schooßtöchter des Glücks durch Häßlichkeit demüthigen zu wollen; dieß war aber hier nicht der Fall. Fanny hatte von ihr die freigebigſte Ausſteuer von Reizen erhalten und zog mit den zwei Magneten, Schönheit und Reichthum, eine Schaar von Anbetern an ſich.

Unter dieſen war der vormalige Buchhalter ihres Vaters, Herr Bor, der längſt den ſehnlichſten Wunſch hegte, ein eben ſo werther Mann zu ſeyn, wie weiland ſein Prinzipal. Er glaubte das Bret am dünnſten Flecke zu bohren, wenn er ſich den Lukaſſiſchen Nachlaß antrauen ließe: dieſes Geſchäft ging aber nicht ſo leicht von Statten, als er ſich einbildete. Fanny's Abneigung gegen ſeine Perſon war kein dünnes Bret, ſondern eine ellendicke eichne Pfoſte, die der ſtumpfe Bohrer ſeiner Zärtlichkeit nicht überwältigen konnte.

Dem kleinen, kugelrunden Herrn Bor fehlten freilich alle erforderliche Eigenſchaften eines anmuthigen Liebhabers. Der Winter des Lebens hatte ſchon ſein Haupt mit Schnee beſtreut; ſein flaches, geiſtloſes Geſicht glich einem Zählbrete, und alles, was er ſprach, war ſo trocken wie das Einmaleins. „Ach, ſchöne Miß!“ wehklagte er eines Tages: „wie können Sie ſo kaltſinnig, ich möchte faſt ſagen, ſo undankbar gegen mich ſeyn! Wie oft hab' ich Sie als Kind auf meinen Knieen gewiegt, auf meinen Armen getragen!“ — Fanny unterbrach ihn durch ein lautes Gelächter. „Ich geb' Ihnen den Vorwurf der Undankbarkeit zurück, Herr Box!“ ſagte die Loſe. „Sie hätten aus demſelben Grunde, den Sie gegen mich anführen, Ihre alte Wärterin heirathen ſollen.“ —

Dergleichen herbe Pillen bekam der arme Buchhalter ſo oft zu verſchlucken, als er den Mund öffnete, um von ſeiner Herzensangelegenheit zu ſprechen. Er hatte ſich, ſo ein guter Rechenmeiſter er übrigens war, bei ſeinem Heirathsplane durchaus verrechnet. Die Liebe ſollte ihm die Pforten des Glücks aufthun, und ſie ſelbſt war es, die ihm einen Riegel vorſchob, indem ſie einem jungen, raſchen Seemann Gelegenheit machte, in Fanny's Herzen zu ankern.

Der Schiffslieutenant Richard und Herr Box glichen ſich wie Apoll und ein ziegenfüßiger Waldgott. Kein Wunder alſo, daß Fanny, die ein paar recht geſunde Augen hatte, den ſchönen blühenden Jüngling dem alten grauen Männlein vorzog. Ihr Vormund, ebenfalls ein ſehr werther Kauf- und Handelsherr, ſah Anfangs dazu ſcheel, weil er den Officier für einen armen Glücksritter hielt, der blos auf das Vermögen ſeiner Mündel Jagd mache; aber Richard beurkundete ihm eine unfehlbare Anwartſchaft auf den anſehnlichen Reichthum eines achtzigjährigen Oheims, der die lächerliche Gutherzigkeit hatte, ſich ſelbſt am Rande des Grabes alle Bequemlichkeiten des Lebens zu entziehen und Schätze für ſeinen Neffen zu ſammeln, der ihm täglich den Tod wünſchte. Nun ſtand der Vereinigung der Liebenden nichts weiter im Wege, und die Verlobungsfeier ward angeſetzt.

Der ökonomiſche Vormund wählte dazu den Todestag des Herrn Lukas, weil an demſelben ohnedieß große Tafel gehalten werden mußte. Herr Bor hatte in den vorhergehenden Jahren dem Sterbeſchmauſe jederzeit beigewohnt und ward auch dießmal dazu eingeladen; er ließ ſich aber mit Krankheit entſchuldigen. „Der arme Mann!“ ſagten die Spötter: „Fanny's Korb hat ihn wund gedrückt.“ —

Die Geſellſchaft that vor der Tafel die gewöhnliche Wallfahrt in die Kirche. Richard, der König des Tages, ward zum Sprecher gewählt und rief hinunter in die Gruft: „Herr Lukas, wie befindet Ihr Euch?“ —

„Schlecht!“ ſchallte dumpf die Antwort zurück.

Alle Geſichter erbleichten. Die Herren ſtanden wie Säulen und ließen die Hüte aus den Händen fallen; die Damen ſtießen ein Zetergeſchrei aus und taumelten auf die nächſten Bänke. Nur Richard blieb unerſchrocken und rief wieder hinab: „Wer ſprach da unten?“

„Der, den du fragteſt!“ antwortete die vorige Stimme, die alle Anweſende, welche mit dem ſeligen Lukas Umgang gepflogen hatten, für die ſeinige erkannten.

„Sprich weiter! Was willſt du?“ donnerte Richard den ächzenden Geiſt an.

„Ich habe keine Ruh' im Grabe.“ —

„Was ſtört dich?“ —

„Die Heirath meiner Tochter, die ſie gegen meinen Wunſch und Willen vorhat.“

Fanny ſank in Ohnmacht, und als ſie wieder zu ſich ſelbſt kam, erklärte ſie ihrem Geliebten: ſie könne ſeine Gattin nicht werden.

Richard beſchwor ſie, ſich zu faſſen und ſuchte mit flammenden Augen den Kirchner, der in der Ferne ſtand. „Komm Er doch näher, mein Freund! Was hält Er von dieſer wunderbaren Sache?“ —

Der Kirchner zuckte die Achſeln und verſicherte: er habe einen ſolchen Auftritt vermuthet.

„So? — Aus welchem Grunde?“ —

„Ich hörte ſeit einiger Zeit, ſo oft ich allein in der Kirche war, ein ſchauderhaftes Gepolter in der Gruft und bisweilen ein jämmerliches Aechzen und Stöhnen.“ —

„Vermuthlich ein Katzen- und Rattenkrieg. Wir wollen miteinander hinabſteigen.“

„Nicht um ein Königreich!“ rief der Küſter und ſprang einige Schritte zurück.

„Nun, ſo geh' ich allein. Geb' Er mir den Schlüſſel!“ —

Der Kirchenkaſtellan ſchlug dieſes Verlangen rund ab. „Es läuft gegen meine Pflicht,“ ſprach er, „die mir anvertrauten Schlüſſel aus den Händen zu geben; und überdieß hat der ſelige Herr in ſeinem Teſtament angeordnet, daß man ſich nur von oben hinab nach ſeinem Befinden erkundigen ſolle.“ —

„Umſtände verändern die Sache,“ entgegnete Richard. „Da ſich Herr Lukas, wie er ſagt, übel befindet, ſo iſt's Schuldigkeit, ihn zu beſuchen. Drum her mit den Schlüſſeln! Ich ſtehe ſonſt ſo lange hier Schildwache, bis Jemand aus der Geſellſchaft dem Herrn Pfarrer den Vorfall gemeldet hat.“ —

Der Küſter entfärbte ſich, trippelte ängſtlich herum, ſprach unvernehmliche Worte mit ſich ſelbſt, und überreichte endlich mit zitternder Hand den Schlüſſel zu der eiſernen Gitterthür, die in das Todtengewölbe führte.

Der Officier flog die Treppe hinab. Herr Lukas lag in ſeinem gläſernen Kaſten ſo ruhig, wie man ihn hineingebettet hatte. Richard durchſpähte das ganze Gemach und ſchlug am Ende den Umhang des Geſtelles zurück, auf welchem der Sarg ruhte. Hier ſteckte wie ein Igel zuſammengerollt der rechte Mann, der ſich nicht wohl befand. „Hurrah!“ rief der Seemann: „Finden wir einander hier? Kommen Sie doch hervor, Herr Vor, und trinken Sie bei meiner Verlobung ein Glas Wein! Das wird Ihnen beſſer bekommen, als wenn Sie ſo krumm ſitzen und Grabesluft einathmen.“ —

Der Buchhalter war an Muth, Gegenwart des Geiſtes und Sprache ſo völlig bankrott, daß er dieſe Einladung mit keiner Sylbe beantworten konnte. Er ließ ſich von ſeinem Nebenbuhler unter dem Sarge hervornöthigen und im Triumph die Treppe hinaufführen. Nun entſtand oben ein Gelächter, wie es vorher wohl noch nie eine Kirche durchſchallte. Vor ſuchte ſo ſchnell als möglich die Thür; aber ſein Mitſchuldiger, der Küſter, benutzte die fröhliche Stimmung der Anweſenden zu der demüthigen Bitte: ihm darüber keinen ſchlimmen Handel anzurichten, daß er zur Ausführung eines luſtigen Einfalls behülflich geweſen ſey. Die muntere Geſellſchaft war ſo gutwillig, ſich den böſen Anſchlag des Buchhalters als einen Scherz anrechnen zu laſſen, eilte vergnügt zur Tafel, und Verlobung und Hochzeit erfolgten.

Der gute Sohn.

In einer großen Stadt, wo mancher Taugenichts ſchwelgte und praßte, kämpfte die tugendhafte Wittwe eines armen Gelehrten mit Mangel und Noth. Ihr frühzeitig verſtorbener Gatte hinterließ ihr nichts, als einen zehnjährigen Knaben, der ein vortreffliches Herz, einen lebhaften Geiſt und die angenehmſte Geſtalt beſaß. Seine muntern Einfälle beluſtigten Jedermann, und allgemein bewunderte man ſein ſchönes, langes, blondes Haar, das in der ganzen Stadt ſeines Gleichen nicht hatte. Julius bildete ſich auf dieſen Vorzug etwas ein; denn die Eitelkeit beherrſcht jedes Alter, und ein kleiner, beſcheidener Stolz auf Schönheit wandelt ſelbſt die Unſchuld an.

Seine Mutter arbeitete täglich vom Morgen bis in die Nacht an künſtlicher Stickerei, ward aber ſehr kärglich dafür bezahlt, und erwarb nicht ſo viel, als ſie zum nothdürftigen Auskommen brauchte. Dadurch verfiel ſie in eine drückende Schuld. Ihr Hauswirth, ein reicher Bierbrauer, der einige Thaler Miethzins bei ihr zu fordern hatte, ließ ſie Tag für Tag darum mahnen. Er befahl ſeinen Leuten, die er zu ihr ſchickte, recht ſtürmiſch und unhöflich zu ſeyn, und die rohen Menſchen machten ſich ein Vergnügen daraus, die unglückliche Frau befohlener Maßen zu ängſten. Sie vergoß bei jedem ſolchen Auftritt eine Fluth der bitterſten Thränen.

Eines Mittags ließ ſie der Wirth zu ſich entbieten. Sie ſtieg mit Zittern die Treppe hinab. Julius folgte ihr.

Der dicke Braumeiſter, der eben mit ſeiner Familie getafelt hatte, ſaß auf einem Sopha von Mahagony und ſchlürfte mit einer vornehmen Miene ein Glas Wein aus. Die arme Wittwe neigte ſich vor ihm und den übrigen Anweſenden tiefer und ehrerbietiger, als dem Stande dieſer Leute gebührte; doch Niemand erwiederte ihren Gruß; alle ſtarrten ihr mit verächtlichen Blicken ins Geſicht. Dieſe Unhöflichkeit erlaubte ſich beſonders der Sohn vom Hauſe, ein frecher, übermüthiger Burſch von zwanzig Jahren, der den großen Herrn ſpielte und mit den reichſten jungen Edelleuten in der Pracht ſeiner Kleidung wetteiferte. Er miſchte ſich im Schauſpielhauſe und an andern Orten, wo es ſich thun ließ, unter ſie; aber ſeine gemeinen Sitten verriethen ſeine Herkunft, wie die langen Ohren das Müllerthier, das ſich in eine Löwenhaut hüllte.

„Na, was wird denn endlich mit Ihr?“ fuhr der Hausherr ſeine Schuldnerin an. „Bringt Sie Geld?“

Die Wittwe bat wehmüthig noch um einige Tage Geduld. Sie vollende nächſtens, ſagte ſie, eine mühſame Arbeit, mit der ſie ſeit mehrern Monaten beſchäftigt ſey, und werde dann ehrlich bezahlen.

„Leere Ausflüchte!“ rief der Braumeiſter. „Ich warte nicht länger!“ —

„Sie muß durchaus auf der Stelle Rath ſchaffen!“ kreiſchte der junge Laffe dazwiſchen und klirrte mit ſilbernen Sporen die Stube auf und nieder. „Ich kaufe heute ein Reitpferd aus einem gräflichen Stalle,“ fuhr er fort,

„und die zehn Thaler, die Sie uns ſchuldig iſt, ſind zum Zaumgelde beſtimmt.“ —

„So iſt es,“ ſprach der Vater und blies ſich gewaltig auf. „Ich geb' Ihr hochſtens noch eine Stunde Zeit und will indeſſen Mittagsruhe halten. Liegt aber dann mein Geld nicht hier auf dem Tiſche, und zwar in harten Thalern, wie es im Kontrakt ausgemacht iſt, ſo werf' ich Sie aus dem Hauſe und nehme Ihren ganzen Bettelkram in Beſchlag.“ —

Die Arme rang die Hände und betheuerte mit Thränen, daß es ihr ganz unmöglich ſey, in ſo kurzer Zeit ihre Schuld zu tilgen. Ihr Jammer machte jedoch nicht den geringſten Eindruck auf die unempfindlichen Menſchen. „Es bleibt dabei, wie ich geſagt habe!“ ſprach gähnend der Hausherr. „Geh' Sie jetzt Ihres Wegs und wimmere Sie, wo Sie will, nur nicht hier! Denn ich will Mittagsruhe halten!“ —

Julius lief weinend vom Vater zum Sohn und bat um Mitleiden; ſie ſtießen ihn aber mit Scheltworten von ſich und drängten ſchnaubend ſeine Mutter, ſich fortzumachen und Geld aufzutreiben. „Notabene, keine Bettelmünze, ſondern harte Thaler!“ rief ihr der Braumeiſter noch nach, als ſie ſchluchzend hinwegging.

Von aller menſchlichen Hülfe verlaſſen, warf ſie ſich in ihrem Stübchen auf die Kniee und flehte den Himmel um Rettung an. Julius aber flog, ohne ihr davon ein Wort zu ſagen, in die Wohnung eines Perückenmachers, der beſonders für Damen arbeitete und ihn einige Tage zuvor auf der Straße gefragt hatte: ob er nicht ſeinen Flachskopf verkaufen wolle. Damals war ihm von ſeinen geliebten Haaren, die er für einen ſeltenen Schatz hielt, kein einziges feil; doch jetzt bot er ſie in Bauſch und Bogen zum Kauf an und forderte zehn Thaler dafür.

„Biſt du klug?“ ſprach der Perückenmacher. „Du bieteſt ja deine Hand voll Haare wie Eulenſpiegel ſein Pferd!“

„O, verachten Sie mir meine Haare nicht!“ verſetzte der Knabe. „Alle Leute freuen ſich darüber; und ich würde ſie um keinen Preis verkaufen, wenn nicht meine arme Mutter in ſo großer Noth wäre.“

„Das thut mir leid,“ erwiederte der Perückenmacher; „ich kann aber nicht mehr als fünf Thaler dafür geben. Die Zeiten ſind ſchlecht und die Damen genau. Sie verlangen die ſchönſten Perücken um ein Spottgeld, und fragen nicht darnach, ob die Haare dazu auf dem Kopfe eines Böſewichts oder eines guten Kindes gewachſen ſind.“ —

Der Handel zerſchlug ſich. Julius ging weinend fort.

Als er aus der Hausthür trat, fragte ein wohlgekleideter Mann, den er nicht kannte, nach der Urſache ſeiner Thränen. Er klagte ſeinen Kummer. „Sagſt du mir die Wahrheit?“ ſprach Jener. „Wollteſt du wirklich deine ſchönen Haare für deine Mutter aufopfern?“ — Julius ſagte treuherzig: Ja! „Das iſt brav!“ erwiederte der Unbekannte. „Deine kindliche Liebe rührt mich. Komm, laß uns ſehen, ob wir den Handel noch ſchließen können.“

Sie kehrten miteinander zum Perückenmacher zurück. Dieſer verbeugte ſich tief und fragte ehrerbietig, was zu des Herrn Grafen Befehl ſtehe.

„Meine Frau wünſchte längſt eine blonde Perücke,“ antwortete der Graf: „ich war aber immer dagegen, weil ich vor fremden Haaren, deren Abſtammung mir unbekannt iſt, einen unüberwindlichen Eckel habe. Hier aber ſtieß mir ein Knabe auf, deſſen Haar mir gefällt. Es kommt nur darauf an, ob es zu brauchen iſt.“

„Vortrefflich!“ antwortete der Perückenmacher. „Das wunderliche Kind verlangt aber zu viel.“

„Thut nichts,“ entgegnete der Graf. „Ich zahle die geforderten zehn Thaler. Nur zugeſchnitten!“

Die Scheere ward angeſetzt. „Halt!“ rief der Graf. „Ich will dir noch einen Vorſchlag thun, mein Sohn! Es muß dich doch ſchmerzen, in einen Kahlkopf verwandelt zu werden. Sieh, hier ſchenk' ich dir fünf Thaler und verlange kein Haar dafür.“

„O, wie gütig ſind Sie, Herr Graf!“ ſagte Julius. „Mir iſt nur, leider! damit nicht geholfen. Meine Mutter braucht zehn Thaler, und um ihr dieſe zu ſchaffen, wollt' ich nicht blos meine Haare, ſondern auch mein Leben verkaufen.“ —

„Nun, ſo bleibt es bei unſerm Handel!“ erwiederte der Graf, und der Perückenmacher ſetzte ſeine Scheer ſo raſch in Thätigkeit, daß Julius in zehn Minuten ganz kahl war. Er warf einen Blick in den Spiegel und die Augen gingen ihm über. Aber ſchnell erheiterte ſich ſein Geſicht, als er zehn Thaler auf den Tiſch zählen ſah.

„Da, mein Sohn!“ ſprach der Graf. „Dieß Geld bringe deiner Mutter! Und weil du ſo ein gutes Kind biſt, ſchenk' ich dir hier noch ein Mal ſo viel. Das behalt' aber für dich und kaufe dir Kuchen und Spielwerk!“

Ganz außer ſich vor Freude, küßte Julius die Hand des großmüthigen Mannes, ſtrich die zwanzig Thaler ein und eilte wie geflügelt nach Hauſe. Der Graf, der ihn gern beobachten wollte, hatte Mühe, ihm zu folgen.

Unter der Zeit, als dieß vorging, ſchlief der Braumeiſter ſein richtiges Stündchen. „Gottfried, wie ſteht's?“ ſprach er, ſobald er die Augen aufſchlug. „Hat das Bettelvolk oben die zehn Thaler gebracht?“ —

„Ja, da könnten wir warten bis an den jüngſten Tag!“ war die Antwort des tölpiſchen Stutzers.

„Na, ſo komm, Gottfried!“ ſagte der Vater. „Wir wollen mit der gelehrten Madam kurzen Prozeß machen. Ich will dir zeigen, daß ich ein Mann von Wort bin!“

Vater und Sohn ſtiegen jetzt ins Dachſtübchen der Wittwe hinauf, die ihnen mit naſſen Augen entgegen kam. Sie flehte nochmals um Nachſicht und zeigte die bald vollendete Stickerei; aber die bauerſtolzen Grobiane verhöhnten ſie, drangen auf augenblickliche Befriedigung und drohten mit eigenmächtiger Selbſthülfe. „Ich muß mich in alles ergeben!“ ſeufzte die Unglückliche. „Verfahren Sie ſo mit mir, wie Sie es vor Ihrem eigenen Gewiſſen verantworten können.“ —

„Gewiſſen hin, Gewiſſen her!“ rief der Alte.

„Davon kann man kein Zaumgeld bezahlen!“ fiel der Sohn ein.

Jener raffte nun alles, was ihm einigen Werth zu haben ſchien, haſtig zuſammen, und der plumpe Elegant hob wie ein Gerichtsknecht Thüren und Fenſter aus, um die arme Frau durch dieſe Maßregel zum Ausziehen zu zwingen. Duldend und ſchweigend ſaß ſie mit verhülltem Geſicht in einem Winkel. „Nu, was greint Sie da noch lange?“ ſchnaubte Gottfried. „Fort mit Ihr!“ — Hiermit ergriff er ſie beim Arm, um ſie mit Gewalt aus der Stube zu führen.

In dieſem Augenblicke ſtürzte Julius die Treppe herauf. „Mutter, hier ſind zwanzig Thaler!“ rief er athemlos und umſchlang ihre Kniee. „Vergib, ach! vergib mir, daß ich ohne dein Vorwiſſen meine Haare verkaufte!“

Sie trat ſtaunend zurück. „So viel Geld für deine Haare?“ — ſprach ſie mit bebender Stimme. „Das iſt unmöglich! — Julius, was haſt du gethan? Wie kamſt du zu dieſem Gelde?" —

„Beruhigen Sie ſich, Madam!" ſprach der Graf, der jetzt in die Stube trat. „Ihr guter Sohn ſagt die Wahrheit. Er empfing die kleine Summe, die Ihnen bedenklich ſcheint, auf die ehrlichſte Weiſe aus meinen Händen." —

Sie dankte gerührt und fragte nach ſeinem Namen. Er nannte ſich Graf von Hallenſtein.

Die beiden Brauer horchten hoch auf. Aber Gottfried beſann ſich nicht lange, mit dem Grafen Bekanntſchaft zu machen. „Aha!" ſprach er mit einem linkiſchen Kratzfuß: „Sie ſind vermuthlich der Herr, mit dem ich über den braunen Engländer in Handel ſtehe."

„Sie mit mir?" — verſetzte Hallenſtein, und maß den Brauersſohn mit einem finſtern Blick. „Mein Stallmeiſter ſagte mir, ein junger Mann von Stande habe ſich als Käufer gemeldet. Doch — von Stande oder nicht: das macht keinen Unterſchied. Ich ſehe blos darauf, daß die Pferde, die ich verkaufe, gute Herren bekommen. Aus dieſem Grunde werde ich meinem Stallmeiſter unterſagen, den Handel mit Ihnen abzuſchließen; denn da Sie ſo hart mit Menſchen umgehen, wie viel grauſamer mögen Sie Thiere behandeln!" —

Gottfried ſtand beſtürzt. Der Graf kehrte ihm den Rücken. „Miethen Sie ſich, Madam, eine andere Wohnung!" ſprach er freundlich zur Wittwe. „Ich werde Sie künftig unterſtützen und für die Erziehung Ihres Sohnes ſorgen. Er hielt die Probe, auf die ich ihn ſtellte, rühmlich aus, und gibt die ſchönſte Hoffnung, ein braver Mann zu werden." —

Der Graf ließ die freudige Dankbegierde der armen Frau nicht zum Worte kommen. „Was ich für Sie thue," ſprach er, „wird mir nicht ſchwer und iſt eine gerechte Erkenntlichkeit gegen Ihren verſtorbenen Gatten, deſſen humoriſtiſchen Schriften ich manche heitere Stunde verdanke.“ —

Er erfüllte ſein edles Verſprechen und ließ den Knaben ſo trefflich erziehen, als ob er ſein eigener Sohn wäre. Nach zwanzig Jahren befand ſich Julius als ein angeſehener Staatsbeamter im blühendſten Wohlſtande, und Gottfried, der indeſſen durch Müßiggang und Verſchwendung verarmt war, diente als Reitknecht bei ihm.

Klaudine.

„Das ſind mir böhmiſche Dörfer!“ brummte kopfſchüttelnd der Bürgermeiſter Cyrillus, indem er die Brille von der Naſe hob und einen Brief aus der Hand legte, den er von ſeiner Tochter bekommen hatte. Klaudine war ſeit einem halben Jahre in der Reſidenz, um allerlei Damenkünſte zu lernen, die in dem Provinzialſtädtchen, wo Cyrillus regierte, Niemand zu lehren verſtand. Sie wechſelte Briefe mit ihm. Er ſchrieb ihr, wie viel Eier die Hühner gelegt hatten: ſie gab ihm dagegen Nachricht von Schauſpielen, Maskeraden und andern ſolchen Dingen, die ihn insgeſammt weit weniger intereſſirten, als die Fruchtbarkeit ſeiner Putthühnchen, wie er ſein Hausgeflügel liebkoſend nannte.

Der Brief, über den er ſich jetzt den Kopf zerbrach, handelte von der Schädellehre. Doktor Gall hatte eben damals ſeinen Reiſekatheder in der Hauptſtadt aufgeſchlagen, und Klaudine war in Geſellſchaft einer dort wohnenden Tante, die durchaus eine Gelehrte vorſtellen wollte, ſeine Zuhörerin. Vater Cyrillus wußte nicht, was er ſich bei den widrigen Menſchenſchädeln denken ſollte, die er im Briefe hier und da zur Erläuterung der angerühmten Ge-

Hirnlehre mit der Feder gezeichnet fand. Er war indeſſen auch nicht ſehr neugierig darauf, ſondern befürchtete im Gegentheil, daß ihm ſeine redſelige Tochter, deren Rückkunft in den nächſten Tagen bevorſtand, mehr als zu viel davon verplappern werde.

Von der Tante begleitet kam ſie an. Der Haushund bewillkommte ſie am Wagen und ſprang mit freudigem Gebell an ihr auf. Sie legte die Hand auf ſeinen Kopf. „O Tantchen!“ — rief ſie mit einem gezierten Tone, um ihre großſtädtiſche Verfeinerung einem halben Dutzend Straßenjungen zu zeigen — „beſtes Tantchen, fühlen Sie doch! Kann ſich das Organ der Treue deutlicher ausſprechen?“ — Mit zwei Hirnſchädeln im Arm entſtieg Madam Elſter (ſo hieß das Tantchen) dem Wagen und las auf der Stelle ein kleines öffentliches Kollegium über des Pudels Kopf, wie einſt in Berlin ein gewiſſer Dichterling über den ſeinigen leſen ließ.

Cyrillus ging den ankommenden Frauenzimmern bis an die Hausthür entgegen, und machte hier die Erfahrung, daß übermüthige Großſtädter, die ſich ſehr klug dünken, bisweilen mit Kleinſtädtern, die ſich für einfältig halten, etwas unartigen Spaß treiben; denn als er die gelehrte Dame mit den feierlichſten Scharrfüßen und Redensarten empfing, ſtreckte ſie zwei lange, dürre Finger aus, um ſeine Perücke abzuheben und die darunter verborgenen Organe zu prüfen. Er rettete ſich vor der Hand durch einen entſchloſſenen Rückſprung; doch oben im Zimmer mußte er herhalten. „Ach, welch herrliches Organ der Kinderliebe!“ rief Klaudine. „Nun wundert's mich nicht mehr, Väterchen, daß Sie immer ſo gut ſind!“ —

„Poſſen!“ ſagte Cyrillus: „Es mag wohl Mancher einen

Hirnkaſten haben, wie ich, und dennoch ein liebloſer Vater und ein Wütherich ſeyn." —

„Nicht möglich!" verſetzte Madam Elſter. „Wo ein Organ, es ſey gut oder ſchlimm, vorhanden iſt, kann ſeine Thätigkeit nicht ausbleiben." —

Cyrillus ſchwieg, weil er ſich zu ſchwach fühlte, mit ſeiner hochgelahrten Schwägerin zu ſtreiten. Sie machte ihn, ſo gut es ſich in der Geſchwindigkeit thun ließ, mit der Schädellehre bekannt, und empfahl ihm, ſich derſelben auf dem Rathhauſe, als eines untrüglichen Entdeckungsmittels geheimer Verbrechen, zu bedienen.

Auch Klaudine gab mit einer altklugen Miene ihr Scherflein dazu und kündigte ihrem Vater an: ſie werde nicht heirathen, ohne vorher die Organe des Mannes, der ſich ihr antrage, mit ſtrenger Vorſicht unterſucht zu haben. Nur auf dieſem Wege, meinte ſie, könnten glückliche Ehen geſchloſſen werden; und es ſey bisher blos Zufall geweſen, wenn ſich hier und da ein Paar gleichgeſtimmte Seelen zuſammengefunden hätte.

Der Bürgermeiſter ließ das alles dahingeſtellt ſeyn und ging der Madam Elſter und ihren Todtenköpfen ſo weit als möglich aus dem Wege, bis ſie am folgenden Tage wieder abreiste.

Klaudine war (den Vorwitz abgerechnet, den ſie ſich in der Hauptſtadt eigen gemacht hatte) ein feines Mädchen und das einzige Kind eines reichen Vaters; es fanden ſich daher bald, wie Fliegen bei einer Zuckerſchaale, eine Menge Freier bei ihr ein. Den Reihen führte Herr Täubling, Doktor der Weltweisheit, jüngſter Prediger des Orts, und — etwas mehr Geck, als ſich für einen Geiſtlichen ſchickte.

Er kräuſelte ſein Haar zu einem Tituskopf, baute ſich bisweilen ſogar einen modiſchen Hahnenkamm auf die Scheitel, jagte beſtändig, doch immer fruchtlos, nach Witz, trug Gottes Wort auf der Kanzel in poetiſcher Proſa vor, gab ſeine Liebeserklärung in einem Sonnet von ſich und war bei allen dieſen Beſtrebungen, als ein Genie zu glänzen, ein — Pinſel. Mamſell Cyrillus ertheilte ihm den Beſcheid: ſie habe gegen ſeine werthe Perſon nichts einzuwenden, doch, mit ſeinem Charakter noch zu wenig bekannt, müſſe ſie um Erlaubniß bitten, ſich von dem wirklichen Daſeyn der vortrefflichen Gemüthseigenſchaften, die ſie bei ihm vermuthe, durch Anwendung der Organenlehre zu überzeugen. Meiſter Täubling, der ſich für einen ganz vollkommenen Menſchen hielt, bot ſeinen lockigen Kopf ſehr bereitwillig dar. Gall's Schülerin befingerte ihn ſäuberlich, zog ſich aber bald mit einer verlegenen Miene zurück.

„O Zenith der Anmuth, o Chimboraſſo der Schönheit!“ rief der Magiſter: „Was ſprechen dieſe Korallenlippen, die ich jede Nacht im Traum küſſe, für ein Urtheil?“ —

„Daß es bei den geträumten Küſſen ſein Bewenden hat!“ fiel Klaudine lachend ein.

„Mein Himmel! wie denn ſo?“ fragte der erſchrockene Schöngeiſt, und machte ein Jammergeſicht, als blieb' er in einer Predigt ſtecken.

„Sie beſitzen viel edle Organe, Herr Magiſter!“ fuhr Klaudine fort: „Aber, leider! ſäete die Natur ein wenig Unkraut unter den Weizen, und gab Ihnen auch das Organ der — Raufſucht.“ —

„Unmöglich!“ rief Täubling: „Ich bin der ſanftmüthigſte Menſch unter der Sonne, ein leibhafter ewiger Friede; das muß der Neid ſagen! Auf Schulen und Univerſitäten ward ich zwar mitunter gerauft, aber ich raufte nie wieder, ſondern befolgte die bibliſche Vorſchrift: So dir Jemand einen Streich gibt auf deinen rechten Backen, dem biete den andern auch dar!“ —

„Recht fromm und chriſtlich!“ ſpöttelte Klaudine. „Aber, bei aller ſchuldigen Achtung gegen die Bibel, könnt' ich denn doch einen Mann mit ſo kaltem Fiſchblute zum Ehegatten noch weniger brauchen, als einen Schläger und Raufbold.“ —

Magiſter Täubling ſeufzte, trug ſeinen Korb heim und ſang Klagelieder.

Kurz nachher trat der Stadtarzt, Doktor Mauerbrecher, als Bewerber auf. Ein viereckiger, roher, ungeſchlachter Mann; in Allem das Widerſpiel des zärtlichen Täublings. Wenn er Nachmittags, wie gewöhnlich, einen Hieb hatte, ging ihm Jedermann aus dem Wege, um nicht von ihm einen Zungenhieb zu bekommen. Nur der Tod fürchtete ſich nicht vor ihm, und behielt meiſtens die Oberhand, wenn ſie miteinander um einen Kranken ſtritten. Mauerbrecher war es gewohnt, den Kürzern zu ziehen, und ſchämte ſich deſſen ſo wenig, als ein ſchlechter Soldat, der aus Feigheit das Gewehr ſtreckt.

Klaudine hatte die ſtärkſte Abneigung gegen den Doktor; doch da er eins der vornehmſten und begütertſten Häupter des Städtchens war, ſo wies ſie ihn, als er auf Freiers Füßen bei ihr erſchien, nicht ſogleich ab, ſondern würdigte ihn der Organenſchau. Hierzu wählte ſie bedächtig eine Morgenſtunde, weil es Nachmittags höchſt gefährlich geweſen wäre, dem Bären auf den Kopf zu greifen.

„Nun, was bin ich für ein Kerl?“ ſchrie er auf, als ſie ihn kaum angerührt hatte: „Bin ich zum Eheſtande tüchtig?“ —

Sie wollte nicht mit der Sprache heraus, und geſtand erſt nach langen Folterungen mit den ſchonendſten Ausdrücken, daß ſie das Organ des Mordſinnes bei ihm entdeckt habe.

„Mordſinn?“ — fuhr er ſie an: „Donner und Hagel, Mamſell! iſt das Ernſt, oder nur der abgenutzte Spaß, der uns Aerzten ſo oft in den Bart geworfen wird? —

Klaudine verſicherte, ſie ſcherze nicht, und hob in der Kunſtſprache der Galliſten an, das wirkliche Daſeyn des ihm beigemeſſenen Organs zu demonſtriren.

„Gehn Sie mir mit Ihrem Schnickſchnack!“ fiel er ihr heftig ins Wort. „Die Schädellehre iſt Wind, lauter Wind! Das hat der Geheime Rath Walter in Berlin dem Doktor Gall unter die Augen geſagt und geſchrieben.“ —

„Aber wiſſen wir, wer Recht hat?“ verſetzte Klaudine.

„Das werden Sie, Mamſell, mit Ihrer Weisheit nicht ausmachen!“ polterte Mauerbrecher. „Folgen Sie meinem Rath, denken Sie nicht mehr an dieſe Alfanzerei, und ſtudiren Sie Koch- und Wirthſchaftsbücher, um eine geſchickte Hausfrau zu werden.“ —

„Wenigſtens für Sie nicht, mein Herr!“ ſagte die Beleidigte in einem ſchneidenden Tone.

„Nun, ſo heirathen Sie den Todtengräber, damit Sie immer Schädel vollauf haben!“ — Mit dieſen Worten fuhr er wie eine Windsbraut zur Thür hinaus.

Klaudine war froh, daß ſie ſo ſchnell aus der Verlegenheit kam, ſeine Braut zu werden. Sie hatte längſt ein Auge auf den jungen Advokaten Robert, und er hatte beide

Augen auf ſie. Doch rückte er mit keiner Liebesbeichte heraus; denn er fürchtete, im Organen-Examen nicht zu beſtehen, und umzäumte daher immer ſeinen Kopf mit einer künſtlichen, doch aufgekräuſelten und ſtark gepuderten Friſur, um Klaudinen dadurch von einer überraſchenden Unterſuchung abzuſchrecken, die ſie bisweilen, wenn ſie zum Scherz aufgelegt war, bei ihren Bekannten anzuſtellen pflegte.

So ſtand noch die Sache, als er einſt plötzlich unter dem Vorwand wichtiger Rechtsgeſchäfte in die Reſidenz reiste und von Klaudinen auf einige Wochen Abſchied nahm. Jetzt fühlte ſie erſt, wie lieb und werth er ihr war. Sie zählte die Stunden bis zum Tage der verſprochenen Rückkehr. Aber dieſe Rechnung ſchlug fehl. Statt des Geliebten kam ein Schreiben von fremder Hand, mit der Nachricht: er ſey in der Hauptſtadt von einer ſchweren Krankheit befallen worden, befinde ſich nun zwar wieder außer Gefahr, doch könne wohl noch ein Monat bis zu ſeiner völligen Geneſung verſtreichen.

Wie erſchrack die zärtliche Klaudine! Hätten ſie nicht die Ketten der Schicklichkeit gefeſſelt, ſie wäre nach der Hauptſtadt geflogen, um die Wärterin des geliebten Kranken zu ſeyn. Sie mußte ſich begnügen, ihm in Gedanken Arzeneien zu reichen und zudringliche Fliegen von ſeinem Bette zu jagen. Einige Troſtbriefe, die bald nach einander einliefen und den guten Fortgang ſeiner Wiederherſtellung berichteten, halfen ihr einen traurigen Monat überſtehen. Am Ende deſſelben kam er ſelbſt, der ſehnlich erwartete Mann, und mit ihm alle Götter der Freude.

Klaudine machte gegen ihn die Bemerkung: er habe mit einer ziemlich höflichen Krankheit zu ſchaffen gehabt, denn es ſey keine Spur von ihr auf ſeinem blühenden Geſichte zurückgeblieben. Aber er wollte das nicht einräumen und klagte bitterlich: ſeine Krankheit habe grauſam genug an ihm gehandelt, indem ſie ihn aller ſeiner ſchönen Haupthaare beraubt und in die Nothwendigkeit geſetzt habe, ſich mit einer Tour zu bedecken, um nicht, wie der Prophet Eliſa, Kahlkopf geſchimpft zu werden. „O laſſen Sie das!" ſagte Klaudine: „Ihr Haarhäubchen kleidet Sie gut." — Das war auch nicht zu läugnen. Es beſtand aus lauter natürlichen, weit auf die Stirne herabfallenden Löckchen, und gab alſo einen freundlichern Anblick, als ſeine vorige ſteife Pedantenfriſur.

Nur war es freilich kein feſtes Bollwerk gegen die Attaken der Galliſten; doch ſchien auch Robert dergleichen Angriffe jetzt weniger als vormals zu ſcheuen und bisweilen ſogar vorſätzlich eine Blöße zu geben. Klaudine benutzte das bald und machte einſt unter Lachen und Scherz, ohne daß er ſich ernſtlich dagegen ſträubte, mit ſeinen Organen Bekanntſchaft. Sie erſtaunte über die Vortrefflichkeit derſelben. Robert verſprach einen ausbündig guten Ehemann, wie jeder ſeyn ſollte.

Es verſteht ſich, daß ſie das nicht laut ſagte; doch ihre heitern Geſichtszüge waren die Verräther ihrer Gedanken, und machten ihm Muth, nach einigen Tagen als Freier aufzutreten. Er erhielt ohne Umſtände und weitere Prüfung ihr Jawort.

Die Präliminarien der Hochzeit haben kein Intereſſe für uns. Wir begleiten die jungen Leute ſtracks in die Brautkammer, um zu ſehen, was dort ſich ereignet.

Nach langem Sträuben der züchtigen Klaudine waren ſie im Begriff, das eheliche Prunkbett zu theilen; aber nun verzögerte Robert dieſen wichtigen Schritt. Er ging mit einer ſchalkhaften Miene bei Seite, neſtelte mit langweiliger Behutſamkeit ſeine Haartour auf, legte ſie ab und kam kahlköpfig zurück. Jetzt ſah Klaudine mit Erſtaunen, daß die Blöße ſeines Hauptes kein Werk der Krankheit, ſondern der Scheere war. Mit ſtarren Blicken maß ſie ihn, wie eine auffallende fremde Geſtalt, von der Scheitel bis zur Sohle herab und wieder hinauf. Doch ungefähr in der Mitte des Rückweges wandte ſie plötzlich die Augen von ihm, that einen Schrei, ſtürzte unaufhaltſam fort und rannte wie ſinnlos in das Zimmer ihres Vaters, der noch mit der Tante Elſter beſchäftigt war, die Koſten der Hochzeit zu berechnen. „Hülfe! Hülfe!“ ſchrie ſie. „Robert iſt ein Betrüger!“ —

„Wie? was?“ fragten beide Calculatoren zugleich.

„Er iſt ein Betrüger; er hat mich mit falſchen Organen hintergangen.“ —

„Ei, wie wäre das möglich!“ ſagte die kunſterfahrene Tante.

„Es iſt nicht anders. Er war — ach! ich ſchäme mich, davon zu ſprechen.“ —

„Friſch von der Leber weg!“ ermahnte der Vater.

„Er war,“ — fuhr ſie mit niedergeſchlagenen Augen fort — „als ich nach meiner Art ſeinen Kopf unterſuchte, ganz frei von einem gewiſſen häßlichen Organ, und das hat ſich nun in einem hohen Grade bei ihm entwickelt.“ —

„Was hat ſich entwickelt?“ fragte die Tante.

Klaudine neigte ſich zu ihr hin und ſagte ihr den Namen des böſen Organs mit Erröthen ins Ohr.

Madam Elſter hatte Mühe, ſich des Lachens zu enthalten; doch zwang ſie ſich, ernſthaft zu bleiben. „Haſt du denn,“ flüſterte ſie, „die Hirnorgane deines jungen Mannes jetzt auf's Neue geprüft?“

„Nein,“ war die Antwort; „aber — Ich bitte, erlaſſen Sie mir eine nähere Erklärung.“ —

Cyrillus drang mit bürgermeiſterlichem Ernſt und Nachdruck auf Mittheilung des Geheimniſſes, und Madam Elſter beichtete es rein heraus, ungeachtet ihr Klaudine beide Hände auf den Mund legte. Der Vater ſchlug über das anſtößige Organ ein beiſpielloſes Gelächter auf. In dieſem Augenblicke trat Robert (der ſchnell in den Bräutigams-Schlafrock geſchlüpft war und vor der Thüre gehorcht hatte) ins Zimmer, mit der Haartour in der Hand. Klaudine drückte ſich, als ſähe ſie ein Geſpenſt, in den entfernteſten Winkel und verhüllte ihr Geſicht.

„Liebes Weibchen,“ ſprach er in einem bittenden Tone, „höre meine Vertheidigung an!“

Sie ſaß wie ein tauber Stein und rührte ſich nicht.

„Ich geſteh' ohne Umſchweife,“ fuhr er fort, „daß ich dich täuſchte, aus Liebe täuſchte. Mich erſchreckten die Körbe, die Magiſter Täubling und Doktor Mauerbrecher wegen fehlerhafter Organe von dir erhielten; ich befürchtete, ungeachtet ich gewiß kein böſer Menſch bin, ein ähnliches Schickſal und ſuchte mich dagegen mit künſtlichen Tugend-Organen zu waffnen. Die vereinte Geſchicklichkeit eines Perückenmachers und Wachsboſſirers verſorgte mich damit. Sie bearbeiteten dieſe Haartour nach der Zeichnung eines erfahrenen Schädelkenners, und ich ſchützte bei den beſten Geſundheitsumſtänden eine ſchwere Krankheit vor, um das Kunſtwerk unter dem verdächtigen Scheine der Nothwendigkeit auf meinem Kopf pflanzen zu können.“

„Nun, ſehen Sie!“ rief Klaudine dem Vater und der

Tante zu. „Er iſt, was ich geſagt habe. — Fort aus meinen Augen!“ —

„Recht ſo!“ fiel Madam Elſter heftig ein. „Welche Achtung, welche Liebe und Treue kannſt du vor einem Mann erwarten, der dir wie einem einfältigen Kinde ein X für ein U machte, dich um dein Jawort hinterliſtig betrogen und die Organenlehre verſpottete?“ —

„Das Letztere wäre wohl das kleinſte Verbrechen:“ — ſagte der Bürgermeiſter.

„Meinen Sie?“ fragte die Tante höhniſch.

Robert lachte dem Bürgermeiſter beifällig zu und ſtieß dadurch dem Faſſe den Boden aus.

„Klaudine,“ ſprach die Tante pathetiſch, „ich ſchwöre dir bei den Sternen, daß du von meinem, ohne Ruhm zu melden, ſehr anſehnlichen Vermögen, das ich dir als Univerſalerbin zugedacht habe, keinen rothen Heller bekommſt, wenn du das unredliche Spiel, das mit dir getrieben wurde, verzeihſt und nicht ſofort auf die Eheſcheidung dringſt!“

„Ja, ich dringe darauf, das verſprech' ich Ihnen!“ antwortete Klaudine. „Wer mich wie ein Gänschen behandelt und dadurch meinen Verſtand beleidigt, macht mich zu ſeiner unverſöhnlichen Feindin.“ —

Robert fing reumüthig an, ſich zu entſchuldigen, ward aber nicht gehört. Sie ſchlüpfte in ihr gewöhnliches Schlafzimmer und riegelte feſt hinter ſich zu.

„Es war nicht fein, Madam,“ ſprach jetzt der Advokat zur Tante, „daß Sie meine Frau gegen mich aufreizten. Wir werden morgen ſehr ernſthaft darüber ſprechen.“ —

Ihrer hitzigen Antwort nicht achtend, ging er nach dem

Brautgemach zurück, um ſich ins einſame Bett zu werfen. Aber ſie überholte ihn, ſtellte ſich wie eine Schildwache vor die Thür und ließ ihn nicht ein. Er bat, nach einem langen Wortwechſel, ihm nur ſeine Kleider herauszureichen; allein auch dieſe wurden verweigert, weil ſie beſorgte, daß er, indem ſie den Rücken wendete, in die Feſtung eindringen möchte. Kurz, er mußte nolens volens im Schlafrock abziehen und ſich mitten in der Nacht in ſeine eigene Wohnung begeben.

Alle Verſuche, Klaudinen mit ſich auszuſöhnen, ſchlugen fehl. Am Ende ſah er ein, daß der Verluſt einer ſolchen Thörin ein wahrer Gewinn für ihn war. Er willigte alſo in die Scheidung, und ſie erfolgte.

Klaudine ward durch dieſe Geſchichte die Fabel des Städtchens. Sie flüchtete vor dem allgemeinen Spott in die Arme ihrer Tante und ſetzte bei derſelben das Organen-Studium fort. Seit einigen Monaten hat ſie einen enthuſiaſtiſchen Galliſten geheirathet und iſt entſchloſſen, mit ihm in Deutſchland umher zu reiſen und in den Mittelſtädten, die Doktor Gall ſeines Beſuchs nicht würdigte, das Evangelium der Schädellehre zu predigen.

Der Kutſcher wider Willen.

Die Klage, daß das Glück ſeine Gaben ungleich vertheile, iſt ſo alt, als die Welt. Sogar im Fache der Liebe übt es dieſe Parteilichkeit aus. Manche Dame ſeufzt fruchtlos nach Einem Verehrer; andere haben Dutzende zu verſchenken.

Eine ſo neidenswerthe Kapitaliſtin war Emilie zwar nicht; doch hätte ſie aus ihrer Herzenskaſſe zwei nothleidenden Mitſchweſtern aushelfen können. Sie hatte alſo drei Liebhaber.

Für eine Wittwe von einundzwanzig Jahren, die eben ſo viel Geiſt als Schönheit beſaß, war das nicht zu viel. Dieſe Eigenſchaften verdankte ſie jedoch nur einem Verehrer. Die übrigen liebäugelten mit ihrem Landgute und ihren Kapitalien.

Einer dieſer Herren war der Kammerjunker, Baron Huſch; ein Erzwitzling. Er machte einſt auf ſeinen Nebenbuhler (der vorher eine Wechſelbank gehalten hatte und jetzt als geadelter Titular-Finanzrath in Ruhe lebte) aus dem Stegreif dieſes Epigramm:

Zahlen hat der Herr von Blei
Lebenslang geſchrieben:
Aber er iſt ſelbſt dabei
Eine Null geblieben.

Der Finanzrath hatte den Namen mit der That: er war ein ganz bleierner Menſch, und es geſchah ihm kein Unrecht, wenn man ihn eine Null in der geiſtigen Welt nannte. Seine Einfalt bewegte faſt zum Mitleiden, und ſein Geiz überſtieg allen Glauben. Dennoch hätte er gewiß eine große Summe aufgeopfert, wenn es möglich geweſen wäre, den Kammerjunker damit auf eine erlaubte Art aus der Welt, oder wenigſtens aus der Stadt zu ſchaffen, weil ihn dieſer Schadenfroh überall mit der Geißel des Spottes verfolgte.

Emiliens dritter Liebhaber war ein achtungswerther Juſtizrath, den ſie jenen Beiden weit vorzog und zu ihrem zweiten Gemahl beſtimmte. Eines Abends erwartete ſie ſeinen Beſuch. Sie hoffte, ſich ungeſtört mit ihm unterhalten zu können, da ſie den Finanzrath auf ſeinem Landgute und den Baron bei Hofe vermuthete; aber plötzlich erſchien der Geizige in einem prächtigen, geſtickten Kleide von der neueſten Mode. Sie erſchrack über ſeine Zierlichkeit: denn von ihm war zu erwarten, daß er dieſen Aufwand nicht ohne Abſicht gemacht hatte. Er kam auch wirklich mit dem Vorſatz, ihr ſeine Hand anzutragen.

Aber indem er kaum das Geſpräch mit einer ſcharfſinnigen Kritik des unfreundlichen Herbſtwetters eingeleitet hatte, fuhr ein Wagen am Hauſe vor, und der Kammerjunker hüpfte heraus. „Ei, wär' er doch, wo der Pfeffer wächst!“ rief der Finanzrath. „Ich will mich ſo lange, bis er wieder fort iſt, in einem andern Zimmer verbergen.“ —

Allein zum Unglück hatte das Zimmer, wo ſie ſich eben befanden, nur Einen Ausgang, und dieſer war zur Flucht unbrauchbar, weil der Kammerjunker ſchon mit leichten Sprüngen die Treppe herauf kam. Emilie war ſelbſt in Verlegenheit. Sie ſah voraus, daß er über den Finanzrath ganz ausgelaſſen witzeln und ſie ſelbſt nicht verſchonen würde. Deßhalb that ſie jenem in der Eile den Vorſchlag, auf den Balkon zu treten, und ſchob' ihn hinaus, eh' er Ja oder Nein ſagen konnte.

Der Baron ſchwatzte länger als eine Stunde und ließ eine Menge Menſchen über die Klinge ſpringen. Endlich kam auch der Finanzrath an die Reihe. „Dieſe Rechenmaſchine, dieſes trockne Einmaleins," — ſprach er unter andern — „iſt einer der abgeſchmackteſten Menſchen unter der Sonne. Und welche drollige Kürbisgeſtalt! — Ein Mann kann und darf häßlich ſeyn; aber er treibt dieſes Privilegium zu weit. Ich habe, ſobald er mir in den Wurf kommt, einen Hauptſpaß mit ihm vor." —

Herr von Blei hörte jedes Wort und zitterte vor dem muthwilligen Schwätzer. Aber bald wurde ſeine Lage noch ſchlimmer. Ein heftiger Regenguß durchweichte ihn bis auf die Haut, und ſein neues Prachtkleid war in einigen Minuten verwüſtet. Er ſaß wie ein Froſch auf dem Boden des Balkons, der einem Teiche glich.

„Es regnet ſehr unhöflich!" ſagte der Kammerjunker. „Haben Sie die Güte, gnädige Frau, mir Ihren Wagen zu leihen. Ich habe den meinigen fortgeſchickt, und wohne, wie Sie wiſſen, faſt eine Meile von hier."

Emilie war mit Vergnügen dazu erbötig. Sie klingelte; ein Jokei erſchien und ſie befahl, der Kutſcher ſolle anſpannen.

„Er iſt ausgegangen;“ ſagte der Knabe; „ich weiß nicht, wohin.“ —

„Welche Unordnung!“ rief ſie. „Was fangen wir an?“ —

„Ich habe nichts zu verſäumen;“ ſagte der Baron. „Mein Kutſcher wird wohl ſo klug ſeyn, mich abzuholen.“ —

Sie erſchrack. Jeden Augenblick des Juſtizraths gewärtig, mußte ſie das Aeußerſte wagen, ſich von dem Baron zu befreien.

In dieſer Abſicht führte ſie ihn unter dem Vorwand, ihm ihre Bücherſammlung zu zeigen, in ein entlegenes Zimmer. Hier verließ ſie ihn nach einigen Minuten und ſchloß leiſe die Thür hinter ſich zu.

Er bemerkte ſeine Gefangenſchaft nicht und blätterte ruhig in einem Journale. Indeſſen zog ſie den triefenden Finanzrath aus dem Balkon und ſagte: „Wählen Sie auf der Stelle: ſoll ich Ihre Freundin bleiben, oder wollen Sie auf immer aus meinem Hauſe verwieſen und augenblicklich dem Baron übergeben ſeyn?“ —

„Um des Himmels willen nicht!“ ſtöhnte das erſchrockene Männchen. „Ich bitte um die Fortdauer Ihrer ſchätzbaren Freundſchaft.“ —

„Nun, Herr Finanzrath, ſo gehen Sie ohne Verzug in den Stall, ſchirren Sie die Pferde an, hüllen Sie ſich in den Mantel des Kutſchers, und fahren Sie ſo unerkannt den Kammerjunker nach ſeiner Wohnung.“ —

„Welcher Auftrag, gnädige Frau! Ich verſtehe nicht die Kunſt, Pferde zu regieren, und ach! wenn er mich entdeckt — “

„Keine Einwendungen, Herr Finanzrath! Sie thun, was ich ſagte, oder werden Ihre Weigerung in der nächſten Minute bereuen.“ —

Er ſchlug die Hände über dem Kopfe zuſammen und ächzte die Treppe hinab. Emilie flog in das Bibliothekzimmer zurück, und nach Verlauf einer Viertelſtunde meldete befohlener Maßen der Jokei: der Kutſcher ſey angekommen und der Wagen bereit.

Der Baron ſprang hinein und ſah den zitternden Kutſcher nicht an. Die Fahrt ging Anfangs glücklich; aber ungefähr auf dem halben Wege warf der ungeſchickte Pferdelenker den Wagen in eine tiefe Gaſſenrinne. Was fluchte der Kammerjunker! Er entſtieg der obern Wagenthür wie ein Schornſteinfeger, prügelte den Kutſcher und ging zu Fuß ſeines Weges.

Der Finanzrath nahm ſein Trinkgeld ſtumm in Empfang. Er richtete mit Hülfe einiger vorbeigehenden Leute den Wagen wieder auf und ließ die Pferde heimtraben.

„Halt, mein Freund!“ rief eine bekannte Stimme. „Er fährt doch wohl nach Hauſe? Nehm' er mich mit!“ — Es war der Juſtizrath, der Emiliens Equipage kannte. Er ſtieg ein.

„Allerliebſt!“ brummte der Mann auf dem Bocke. „Einen Nebenbuhler kutſchirt man fort, den andern bringt man!“ —

An der Hausthüre drückte der Juſtizrath ihm einen Gulden in die Hand. Immer beſſer, als Schläge! dachte der Juſtizrath, indem er die Kutſchermaske in den Wagen warf und davon ging.

Am folgenden Tage fand er ſich zeitig bei Emilien ein und bat zum Erſatz für die ausgeſtandenen Leiden um ihre Hand.

„Sie kommen zu ſpät, lieber Herr Finanzrath!“ ſagte ſie lächelnd. „Ich habe geſtern dem Juſtizrath mein Jawort gegeben.“ —

Er ſtand wie vom Donner gerührt. Einige Stunden darauf erhielt der Kammerjunker denſelben Beſcheid, und Emilie überzeugte ſich durch eine glückliche Ehe, daß ſie aus dem Kleeblatt ihrer Liebhaber den beſten gewählt hatte.

Der Korb.

Der Gerichtsdirektor Sempronius, ein ſtattlich wohlbeleibter Herr, ging eines Abends durch das ihm unterwürfige Dorf voll magerer Bauern ſpazieren, und beſchäftigte ſich mit dem Gedanken, welches Gütchen wohl zunächſt in Konkurs fallen und ihm eine reiche Sportelnernte verſchaffen würde. In dieſer anmuthigen Betrachtung ſtörte ihn der Lärm eines Gezänks, das aus einer nahen Hütte ſchallte. Er eilte hin und machte ſchon einen vorläufigen Ueberſchlag, wie viel dabei zu verdienen ſeyn könnte, wenn das Glück wollte, daß ſich die Zänker blutrünſtig ſchlügen. Als er an die Hütte kam, ſtürzten ſie heraus und rannten ihn beinahe über den Haufen. Es war ein armer Korbflechter und ſeine Frau. Er jagte ſie, in der linken Hand einen neuen Korb und in der rechten einen tüchtigen Stock haltend, vor ſich her, und verſetzte ihr einige Hiebe. „Nun, ja doch!“ ſchrie ſie. „Gott Lob und Dank, der Korb iſt fertig!“ —

„Hollah! was gibt's hier?“ rief Sempronius und hob ſchiedsrichterlich ſein ſpaniſches Rohr.

Valentin, der Korbflechter, erſchrack und zog behende ſein Mützchen ab. „Nehmen Sie's nicht für ungut, geſtrenger Herr!“ ſprach er zitternd. „Wir ſind ſchon wieder einig.“ —

Die hohe Obrigkeit ließ ſich ſo kurz nicht abweiſen, ſondern beſtand darauf, die Urſache des Streites zu wiſſen, und der gehorſame Unterthan begann nun folgende Beichte:

„Ich fing heute gegen Mittag an, dieſen Korb zu flechten, und ſetzte mir das Ziel, vor Sonnenuntergang damit zu Stande zu ſeyn. Es glückte meinem Fleiß, und ich freute mich wie ein Kind. Gott ſey Dank, rief ich jubelnd, der Korb iſt fertig. — Aber meine Frau ſaß mürriſch wie ein alter Kater am Spinnrocken und gab keinen Laut von ſich. Warum ſo ſtill, liebes Hannchen? redet' ich ſie an. Freue Dich doch auch ein Bischen und ſprich: Gott Lob, der Korb iſt fertig! — Was geht's mich an? knurrte ſie. Iſt er fertig, ſo iſt er fertig! — Ich ſtellt' ihr vor: es koſte ja nichts, die paar Wörtchen zu ſprechen, und bat ſie himmelhoch darum; doch ſie that's mir durchaus nicht zu Liebe. Da ward ich wild, ergriff den Stock, und ſobald ich hinten bei ihr anklopfte, fuhr das Lob Gottes vorn heraus, und nun ſind wir wieder gute Freunde.“ —

Der Gerichtsdirektor lachte weidlich; und weil den armen Leuten, die nur das liebe Leben hatten, nichts abzuſporteln war, ſo ermahnte er ſie zur Eintracht und begab ſich nach Hauſe.

Der Tiſch war gedeckt. Herr Sempronius ſetzte ſich mit ſeiner Hausehre und ſeinem Schreiber zum Abendeſſen und ſchmunzelte immer ſtill für ſich. „Worüber lachen denn Dieſelben?“ fragte ſie. Er erzählte jetzt mit luſtiger Laune die Geſchichte des Korbes.

„Und dieſer ſchändliche Auftritt macht Dir Spaß?“ — ſagte Madame Sempronia mit krauſer Stirne. „Valentin iſt ein Tollkopf, und die gute Frau hatte Recht, daß ſie nicht wie ein Papagei nachplapperte, was er ihr vorſagte. Wozu war's denn nöthig? Ich hätte mich lieber von dem Wütherich erſchlagen laſſen, als ſeinem Eigenſinn nachgegeben!“ —

„Ei, ei!“ entgegnete ihr Gemahl. „Ich vernehme höchſt mißfällig, daß du dem trotzigen Weibe die Brücke trittſt! — Du würdeſt doch wohl im gleichen Falle vernünftiger ſeyn, und die paar Wörtlein, die bei der Korbmacherin gleichſam an Ketten hingen, ohne Weigerung ausſprechen, wofern ich dich darum freundlich erſuchte oder gar mit hausherrlichem Ernſt auf Gehorſam dränge?“ —

„Nein, nein!“ ſchrie ſie heftig und donnerte mit der Hand auf den Tiſch. „Ich thät's wahrlich nicht, wärſt du auch Papſt oder Kaiſer, und hätteſt einen Prügel, ſo dick wie ein Eichbaum!“ —

„Das wollt' ich doch ſehn!“ erwiederte Sempronius und warf einen Blick auf ſeinen Braunen im Winkel.

„Komm an, ſo du Herz haſt, du Großſprecher!“ kreiſchte ſie, und ſtellte ſich, beide Arme in die Seiten geſtemmt, vor ihn hin.

Er ſprang zornig auf, holte ſeinen korpulenten Spanier und befahl mit gewaltiger Stimme: ſie ſolle Valentins Worte ſogleich ausſprechen oder ernſthafter Maßregeln gewärtig ſeyn. Dieſer Drohung lachend, ſchlug ſie ihm ein Schnippchen unter die Naſe. Aber kaum empfand ſie jetzt des Stockes Gewicht, da rief ſie geſchwind: „Gott Lob, der Korb iſt fertig!“ —

Der beſcheidene Schreiber hielt es für unſchicklich, ein Zeuge dieſer ehelichen Vertraulichkeit zu ſeyn und ſchlich vom Tiſch in die Küche.

„Was gab's denn drin für eine Katzbalgerei?“ fragte die alte, häßliche Köchin.

„Hm! wenn Sie das morgen erfährt, iſt's zeitig genug!“ antwortete der Schreiber verdrießlich.

„Aber ich, mein Herr, will's wiſſen, auf der Stelle wiſſen!“ ſchnäpperte Liſette, das Hausmädchen.

Die Dirne war jung und hübſch und die Herzenskönigin des Schreibers; was konnte der verliebte Fant unter ſolchen Umſtänden ihr abſchlagen? Die Hiſtorie, ward alſo haarklein erzählt.

„O, über die abſcheulichen Männer!“ ſchmälte Liſette. „Mir ſollten ſie nur kommen mit ihren Korporalſtöcken! Keinen Mucks brächten ſie aus mir heraus.“ —

„Das iſt leicht geſagt, mein Kind!“ verſetzte der Schreiber. „Aber ein Stock kann große Dinge thun. Er macht Helden und bändigt Helden.“ —

„Sieh doch!“ ſpöttelte das Mädchen. „Pfeifſt du aus dieſem Tone? — Ich glaube, du haſt ſelbſt viel Anlage, ein Ehezuchtmeiſter zu werden.“ —

„Im Nothfall, warum nicht?“ antwortete lächelnd der Liebhaber.

„Unterſteh dich das!“ rief ſie mit geballter Fauſt. „Es wäre dein Unglück!“ —

Das Schreiberlein fand ſich im höchſten Grade beleidigt. Es entſtand ein hitziger Wortwechſel. Die ſchadenfrohe Köchin miſchte ſich in den Streit und blies die Gluth des Zornes immer ſtärker an. Das liebende Paar fiel ſich endlich in die Haare, und der obſiegende Federfechter koranzte ſeine Dulcine ſo lange, bis ſie ausrief: „Gott Lob, der Korb iſt fertig!“ —

Die Reue kam ſchnell nach der That. Er bot ihr mit Thränen die Hand zur Verſöhnung.

„Geh' er ſeines Weges!“ ſagte ſie und ſtieß ihn von ſich. „Er hat nun ſeinen Korb und wir ſind ewig geſchiedene Leute.“ —

Der Schreiber drohte, ſich zu erhenken; doch das Tigerherz blieb ungerührt und die beſprochene Heirath ging zurück.

Seit dieſem Tage — denn die Geſchichte begab ſich vor uralten Zeiten — ſagt man von einem abgewieſenen Freier: Er bekam den Korb.

Die Bücherſchlacht.

Unter den zahlreichen literariſchen Gaſtgebern, die in Deutſchland Haus halten, war Herr Baldrian nicht der Geringſte. Seine anſehnliche Leihbibliothek wuchs mit jeder Meſſe, wie ein rollender Schneeball. Ein faſt bedenkliches Bild! Könnte nicht irgend ein Grübler meinen: man wolle damit auf Wäſſerigkeit hindeuten? — Einer ſolchen hämiſchen Auslegung ließe ſich freilich zuvorkommen, wenn man das Bild wieder ausſtriche; doch Pilatus ſprach: „Was ich geſchrieben habe, das hab' ich geſchrieben!“ Dieſer richterliche Ausſpruch des jüdiſchen Landpflegers ſcheint auch heutiges Tages der Wahlſpruch vieler Schriftſteller, die nicht gern die Feile brauchen, geworden zu ſeyn, und ſie können es daher um ſo weniger übel nehmen, wenn man ihn einmal gegen ſie ſelbſt anwendet.

Baldrians Büchermaſſe wuchs alſo wie ein Schneewälzer, und ſetzte beſonders immer mehr Ritter- und Räubergeſchichten an. Er kannte ſeine Kunden, der erfahrene Bibliothekar, und man muß geſtehen, daß ſie Geſchmack hatten. Was kann anmuthiger ſeyn, als ein biederer, deutſcher Ritter, der alle Menſchen wie ein Bär anſchnaubt und täglich ſeinen guten Stiefel trinkt, bis er unter den Tiſch fällt? — Oder ein wackerer Räuberhauptmann, der ſeinen Dolch und ſein Schwert fleißig mit Blut färbt? — Man kann in der That nichts Beſſeres leſen, als ſolche Geſchichten, die das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden und Geiſt und Herz ungemein veredeln. Doch da es einfältige Leute genug gibt, die den Werth dieſer vortrefflichen Schriften nicht einſehen und ſie ſogar nichtswürdigen Brack nennen; ſo hatte Baldrian auch für dergleichen Sonderlinge geſorgt, und ſich noch tauſend andere Bücher angeſchafft, die zwar jenen unſterblichen Werken nicht das Waſſer reichen, aber dennoch auch mitunter in Leihbibliotheken geſucht werden.

Der geſammte Bücherſchatz war in einem einzigen Zimmer aufgeſtellt. Ein Nebenkämmerlein diente dem Herrn Baldrian zur Wohnung und Schlafſtelle. Man ſchelte dieſe Ortsbeſchreibung nicht kleinlich! Iſt, wie hier, von einer Schlacht die Rede, ſo kann die Topographie des Wahlplatzes nicht genau genug ſeyn. Das lehrt Auſterlitz. Dort ſind, wie der eine Kampftheil behauptet, mehrere tauſend Streiter mit Roſſen und Wagen in einem See ertrunken, und dennoch gibt's, nach der Verſicherung der andern Partei, in der ganzen Gegend kaum einen Froſchpfuhl [*]. — Der Himmel und die Auſterlitzer mögen wiſſen, wer Recht hat. Wir haben uns jetzt bloß um unſere Wahlſtatt zu bekümmern.

Eines Abends koſtete Baldrian verſchiedene neue Meßfrüchte; ſie wirkten wie ein kräftiges Opiat; er ging gähnend zu Bett, und ſchlief hart und feſt. Aber mitten in der Nacht hörte er mit Schrecken einen gräulichen Lärm in ſeiner Bibliothek. Alle Bücher ſchienen lebendig und toll geworden zu ſeyn. Der größte Aufruhr war in den Quartieren der Ritter und der Räuber. Ein widriges Gemiſch zankender Stimmen kreiſchte durch einander. Sie ſtritten über den Beifall der Leſewelt. „Wir,“ — rief ein Löwenritter des ſeligen Spieß, der ſelbſt ein Löwe unter den Schriftſtellern war, indem er in ſechs Jahren gegen fünfzig Bände ſchrieb — „wir ehrlichen altdeutſchen Kämpen galten ſonſt alles! Unſere Abenteuer und Liebſchaften ſetzten zahlloſe Federn in Bewegung. Wir waren die Helden der deutſchen Scribenten und begeiſterten ſie wunderbar. Mancher Kandidat des heiligen Predigtamts, der in ſeinem Leben keine Lanze geſehen hatte, beſchrieb unſere Turniere, und das Ding ließ ſich leſen. Jedes Ritterbuch, gut oder ſchlecht, ward verſchlungen. Beſonders waren die ſchönen Frauen und zarten Dirnen ganz verſeſſen darauf. Ach! das alles iſt nun vorbei, ſeitdem ihr verruchten Buſchklepper die Helden des Tages geworden ſeyd, und eine Menge Schriftſteller ſich nicht ſchämet, mit euern eckelhaften Schandthaten das Papier zu beſudeln!“ —

---

[*] Man ſehe die von beiden Seiten öffentlich bekannt gemachten Schlachtberichte.

„Schweig, Du altfränkiſcher Lanzenbrecher!“ ſprach Rinaldo Rinaldini, der Wortführer der Räuber. „Wir muthigen Waldbürger haben euch nun einmal aus dem Sattel gehoben, und Du, alter Degenknopf, wirſt das nicht ändern! Das Beſſere behält am Ende die Oberhand: das iſt der Gang der Natur. Die Welt ward's endlich ſatt, eure ſchwerfälligen Streithengſte tummeln zu ſehen und euch von Biederkeit und keuſcher Minne ſchwatzen zu hören. Damit macht man ſich heut zu Tage lächerlich. Egoismus, ſinnliche Liebe und wilde Kraft, die alle Schranken durchbricht, — das ſind die Geiſter der Zeit, die auch uns zu kühnen Thaten entflammten und uns mit der heutigen Welt gleichſam befreunden." —

„Befreunden?" — fiel der Löwenritter hohnlachend ein. „Mit Straßenräubern und Mördern befreunden? — Nein, ſo tief werden ehrliche Leute nicht ſinken!" —

„Greift doch in euern eignen Buſen!" verſetzte Rinaldo. „Hätten denn etwa die ſogenannten ehrlichen Leute mehr Ehre von euch? — Ihr ſelbſt triebt ja vor alten Zeiten unſer Handwerk! Oder war das kein Straßenraub, daß ein großer Theil der edlen Ritterſchaft in Hohlwegen lauerte und den reiſenden Kaufmann der Mühe überhob, ſeine Waarenbündel und Geldkatzen weiter zu tragen? — Dieſe Höflichkeit nannte man vom Stegreif leben, und es ward damals zum Sprichworte:

„Rauben und Stehlen iſt keine Schande,
Thun es doch die Edlen im Lande." —

Ueber dieſen Vorwurf entbrannte der Löwenritter und forderte ſeine Waffenbrüder auf, ſich mit ihm gegen die Strauchdiebe zu verbinden. Raſch ſtellten ſich die Ritter in Schlachtordnung und rückten in geſchloſſenen Reihen vor. Die Räuber, von Rinaldo und Schinderhannes angeführt, fielen ihnen hitzig in die Flanke und erſetzten durch Liſt und Behendigkeit, was ihnen an Kriegskunſt abging. Es entſtand ein ſchreckliches Gemetzel, wobei freilich kein Blut floß. Der Wahlplatz war bald mit zerfleiſchten Ritter-Leichnamen bedeckt.

Auch andere Bücher miſchten ſich in den Kampf und ſchlugen ſich entweder zu einer der ſtreitenden Parteien, oder ſuchten im Getümmel ihre eigenen Feinde auf. Die Schriften der Gebrüder S. und des Herrn von K. geriethen beſonders hart an einander. Den heftigſten Angriff auf alles, was ihnen in den Weg kam, machten ein paar kritiſche Journale, die in einem Leſezirkel ausgedient hatten und nun unter dem Tiſche lagen. Dieſe zerlumpten Invaliden wurden jedoch ſchnell in die Pfanne gehauen. Das geſammte Bücherheer warf ſich, über die vormals von ihnen erlittenen kunſtrichterlichen Züchtigungen erbittert, ihnen entgegen und vernichtete ſie. Nur einige papierne Familien blieben bei dem Hauptgefechte der Ritter und Räuber neutral, oder nahmen mehr neckend, als ernſtlich daran Theil. Die Mährchen ſpukten in gräßlichen Geſpenſtergeſtalten umher; die Romane begoſſen die Kämpfer mit Waſſer; die Trauerſpiele ächzten und ſtöhnten; die Luſtſpiele lachten.

Das Getöſe ward immer ſtärker, die Zahl der Leichen immer größer. Baldrian war in Verzweiflung, daß ſich ſeine Ernährer ſo aufrieben. Er jammerte laut, ſchlug die Hände über dem Kopfe zuſammen und — erwachte.

Warum nicht?

oder

die drei Brüder.

In der ſchattigſten Laube des väterlichen Schloßgartens ſaß Junker Adolph auf einem bequemen Armſtuhl, den ihm immer ein Bedienter nachtragen mußte, weil die hölzernen Bänke dem verzärtelten Weichling zu hart waren. Er pflegte gern ſeines Leibes, und hatte ſchon, ungeachtet er erſt zwölf Jahre alt war, einen guten Anſatz zur Geſtalt eines wohlgenährten Prälaten. Eſſen oder ſchlafen — ſchlafen oder eſſen — war ſeine unabänderliche Tagesordnung. Er kam eben jetzt, ehe er ſich in den Garten erhob, aus dem Bette, wo er gewöhnlich Mittagsruhe hielt, und machte ſich nun friſch daran, ein großes Stück Kuchen zu ſchmauſen, das ihm ſeine gnädige Mama, deren Augapfel er war, auf den Weg gab.

In derſelben Laube, wo er ſich niedergelaſſen hatte, beſchäftigte ſich Wilhelm, ſein älterer Bruder, mit einer ihm von ſeinem Lehrer aufgegebenen Arbeit. Adolph ſah ſchweigend und kauend ihm lange zu. „Leg' doch die Feder weg!“ begann er endlich mit träger Stimme: „Du wirſt mit dem Dinge doch heute nicht fertig!“ —

„Warum nicht?“ fragte Wilhelm, ohne vom Papier aufzublicken. Adolph blieb die Antwort ſchuldig, weil es ihm zu unbequem war, das Geſpräch fortzuſetzen.

Indeſſen flackerte Guſtav, der jüngere Bruder, wie ein Irrwiſch im Garten herum, und machte Miene, einen hohen Baum zu erſteigen. „Ja, da wirſt du eben hinaufkommen!“ gähnte Adolph ihm zu.

„Warum nicht?“ ſagte Guſtav, und nach zwei Minuten ſaß er in der Krone des Baumes.

„Warum nicht?! — warum nicht?!“ — ſpottete der Kucheneſſer ſeinen Brüdern nach. „Immer habt ihr das dumme, das unausſtehliche Wort im Munde!“ —

Indem er ſo ſchalt, trat der Vater, ein reicher Landedelmann, hinter einer Buchenwand hervor, wo er unbemerkt ſeine Söhne belauſcht hatte. „Herunter, du Wildfang!“ rief er: „Dahin gehört das Eichhorn und der Vogel, nicht der Menſch!“ — Der kleine Wagehals ſtieg gehorſam von ſeinem grünen Throne herab. „Ziſch aus!“ kreiſchte Adolph und ſchabte langſam mit dem rechten Zeigefinger auf den linken ein Rübchen.

„Geſegnete Mahlzeit!“ ſprach der Vater und wandte ſich lächelnd mit einer ſcherzhaften Verbeugung zum matten Spötter. „Im Großvaterſtuhl und beim Kucheneſſen, mein Sohn, iſt man freilich vor dem Halsbrechen ſicher. Es gefiel mir aber nicht, daß du vorhin auf den Ausdruck: Warum nicht? ſo erzürnt warſt. Ich nehme ihn gegen dich in Schutz. Er iſt ein Ausruf des wahren Talents und der edeln Kühnheit; er iſt ein Sporn, der den menſchlichen Geiſt auf der Bahn der Tugend und des Ruhms vorwärts treibt! Wer treffliche Thaten und Werke nur anſtaunt, ohne dabei zu ſich ſelbſt zu ſagen: warum du nicht auch? — der zeichnet ſich gewiß nimmer in einer Kunſt oder Wiſſenſchaft aus, wird überhaupt in keinem Fache ein großer Mann! — Das Zauberwort: Warum nicht? begeiſtert den Weiſen zu allem Schönen und Guten; wenn aber — das merke dir, Guſtav! — wenn ein tollkühner Thor dieſe Formel zu ſeinem Wahlſpruch macht, ſo iſt ſie eben ſo gefährlich, als ein geladenes Feuergewehr in der Hand eines Kindes."

Einige Jahre nach dieſem Auftritt ging Wilhelm auf eine Univerſität. Er war kein außerordentlich genialiſcher Kopf und fand in den Gebieten der Rechtswiſſenſchaft und der ſchönen Künſte manchen ſteilen Berg, den er mühſam erklimmen mußte. Viele andere Jünglinge, die mit ihm auf demſelben Wege waren, ſchwangen ſich auf den Flügeln ihrer ſtärkern Geiſteskraft leicht hinüber; er aber verzweifelte oft an ſich ſelbſt und an der Möglichkeit, ſie einzuholen. Dieſe Niedergeſchlagenheit dauerte jedoch nur ſo lange, bis er zu ſich ſelbſt ſagte: „Warum nicht?" — Mit neuem Muthe beſeelt, verdoppelte er dann ſeinen Fleiß, erſetzte dadurch, was ihm von der ſtiefmütterlichen Natur verſagt worden war, und verließ die Akademie mit einem Schatz von Kenntniſſen, den hundert Andere nicht aufzuweiſen hatten, die zwar mit höhern Fähigkeiten begabt waren, aber Anſtrengung ſcheuten.

Kurz darauf trat er in die Dienſte des Staats und bildete ſich durch raſtloſe Thätigkeit zu einem vorzüglichen Geſchäftsmanne. Er bekleidete die verſchiedenen Aemter, die ihm ſtufenweiſe anvertraut wurden, mit muſterhafter Redlichkeit, zog ſtets das allgemeine Beſte ſeinem Privatnutzen vor, ſuchte überall in ſeinen Wirkungskreiſen Menſchenwohl zu befördern, und beſiegte alle Schwierigkeiten, die ihm aufſtießen, durch den Talisman: Warum nicht? — Seine Verdienſte blieben nicht unbelohnt und erhoben ihn endlich zum Staatsminiſter.

Als er ſchon, vom ganzen Lande verehrt und geliebt, dieſem Poſten vorſtand, brütete Adolph noch hinter dem väterlichen Ofen und ſetzte ſein unthätiges Pflanzenleben fort. Alle Bemühungen, den Dachs aus ſeiner Höhle zu bringen und ihn zu einer nützlichen Beſchäftigung zu bewegen, waren fruchtlos. Man mochte ihm vorſchlagen, was man wollte, es dünkte ihn zu ſchwer. Er ging nicht einmal auf die Jagd, was doch der bequemſte Landadel nicht zu unbequem findet. Nur dann, wenn etwa luſtige Köpfe den Zweifel erhoben, ob er einen gebratenen Haſen oder Truthahn allein verzehren könne, ſprach er muthig: „Warum nicht?“ und ſein tapferer Magen trug jederzeit über die Ungläubigen einen glänzenden Sieg davon. Unter ſolchen Heldenthaten (wozu er ſich täglich durch einen zwölfſtündigen Schlaf, die Mittagsruhe ungerechnet, Kräfte verſchaffte) ward er alt und grau, und hieß noch immer im Hauſe und im Dorfe der junge Herr, wie man ihn ſeit fünfzig Jahren zu nennen gewohnt war.

* * *

Guſtav lebte raſcher. Er hatte Luſt zum Kriegsſtande und ward in ſeinem ſiebenzehnten Jahre Officier bei einem Regimente leichter Reiter. Ein Theil ſeiner Kameraden war ein wilder Schlag junger Leute, die ſich Ausſchweifungen aller Art erlaubten und darin Ehre ſuchten; er aber verdunkelte ſie insgeſammt in dieſem Fache. Machten ſie ſich bisweilen Bedenken, irgend einen muthwilligen

Einfall, der ſchlimme Folgen befürchten ließ, auszuführen, ſo rief er hohnlachend: „Warum nicht?“ und brach keck den Lorbeer, der ihnen unerreichbar geſchienen hatte. Sie klatſchten ihm Beifall zu und mißbrauchten bei jeder Gelegenheit ſeine falſche Ruhmbegierde. Er unternahm blindlings die ſchlimmſten Dinge, ſobald ſeine Freunde Mißtrauen äußerten, daß er Muth dazu habe.

Einſt ſtieg er nach einem unmäßigen Trinkgelage mit ſeinen Zechbrüdern zu Pferde und ſprengte vor's Thor. Sie ritten mit verhängtem Zügel über Stock und Block, und kamen endlich an einen breiten Graben, der ihrem Wettrennen Einhalt that. Die kühnſten Reiter unter ihnen behaupteten, kein Pferd ſey im Stande, hinüberzuſetzen. „Warum nicht?“ rief Guſtav und gab ſeinem Gaul die Sporen. Das muthige Thier nahm alle Kräfte zuſammen; aber unvermögend, die weite Kluft zu überſpringen, ſtürzte es mit ihm ſo unglücklich, daß er ein Bein brach.

Durch dieſen Schaden ward er nicht klug. Kaum geheilt, begann er ſein wüſtes Leben von Neuem. Doch die Liebe, die ſchon manchen Wildfang zähmte, legte auch ihm jetzt einen Zügel an. Roſalie, die ſchöne und kluge Tochter eines wackern Edelmannes (der nahe bei Guſtavs Garniſonsſtadt einen Ritterſitz bewohnte) gewann über den Wüſtling ſo viel Gewalt, daß er ihr, wenn ſie ihn von Thorheiten abmahnte, wie ein Kind folgte. Dieſer Gehorſam ward durch Gegenliebe belohnt, und es hatte den beſten Anſchein, daß ſich Roſaliens Zögling in ihren Gemahl umwandeln werde. Aber ein neidiſcher Nebenbuhler, der Kammerjunker M**, ſuchte ihn, wo es nur möglich war, zu ſeinen vorigen Ausſchweifungen wieder zu verleiten, um ihn dadurch bei dem Fräulein verhaßt zu machen. Jenes gelang ihm endlich auf eine ſchreckliche Weiſe.

An einem ſchönen Sommertage machte Guſtav mit Roſalien und ihren Eltern eine Spazierfahrt, bei welcher ſich auch der Kammerjunker zur Geſellſchaft aufdrang. Sie fuhren nach einer Gegend, die durch Ruinen einer alten Ritterburg viel romantiſche Anmuth erhielt. Auf einer Felſenklippe, die ſich über einen Abgrund erhob, ragten die ſchmalen, zackigen Trümmer eines halbverfallenen Thurmes gleich einer langen Feuerleiter hoch in die Luft empor und feſſelten jedes Auge. Man fand dort immer Leute, die ſich an dieſer Anſicht ergötzten; aber ſeit Jahrhunderten war es keinem Menſchen in den Sinn gekommen, an dem verwitterten Thurmgerippe emporzuſteigen. Der Kammerjunker warf die hinterliſtige Frage auf: ob dieß wohl möglich ſey. — „Warum nicht?“ erwiederte Guſtav. Jener behauptete nun mit höhniſchem Lächeln das Gegentheil, und trieb dieß abſichtlich ſo lange, bis Guſtav, durch dieſen hartnäckigen Widerſpruch erhitzt und beleidigt, zum Felſen hinflog, um ſein Wort durch die That geltend zu machen. Roſalie und ihre Eltern baten ihn dringend, dieſes gefährliche Wageſtück zu unterlaſſen; aber er hörte nicht, kletterte wie eine Katze an dem zerſtörten Gemäuer hinauf, erreichte glücklich die Spitze und ſtellte ſich auf einen Kragſtein, der ſich wie der Arm eines Wegweiſers über den Abgrund hinſtreckte. Indem aber hier der Verwegene triumphirend den Hut ſchwenkte, riß ſich der lockere Stein unter ſeinen Füßen von der Mauer los und ſtürzte mit ihm in die Felſentiefe hinab. Roſalie und ihre Eltern eilten mit Entſetzen dem Verunglückten zu Hülfe. Doch keine Rettung war möglich; man fand ihn zerſchmettert.

Lange Jahre nachher beſuchte Wilhelm einſt ſeinen Vater, und ſie luſtwandelten mit einander im Garten. „Erinnerſt du dich noch, mein Sohn,“ ſprach der achtzigjährige Greis, „daß ich eines Tages — es werden nun wohl vierzig Jahre her ſeyn — auf der Stelle, wo wir ſtehen, deinen Ausdruck: Warum nicht? gegen Adolphen vertheidigte? — O, wie wunderbar erfüllten dieſe zwei Worte, was ich damals gleichſam von ihnen weiſſagte! Dich erhoben ſie auf die höchſte Stufe der Ehre; Guſtaven ſtürzten ſie in ein frühes Grab, und Adolph, dem ſie ein Aergerniß waren, blieb bis dieſen Augenblick eine unnütze Laſt der Erde. — Erzähle, mein Sohn, deinen Kindern Guſtavs warnende Geſchichte, und ſtelle dich als Gegenbild auf, damit auch ihnen dein edles Warum nicht? eine Triebfeder der Tugend und Thätigkeit werde!“ —

Der fromme Betrug.

1.

Herr von Wüſthof vertauſchte die Kinderſchuhe mit dem Officiersdegen, und ließ ſogleich allen Begierden und Neigungen ſeiner feurigen Natur den Zügel ſchießen. Seine vorherrſchende Leidenſchaft war die ſinnliche Liebe. Er machte ſchnell die Bekanntſchaft der berufenſten Buhlerinnen, die in der großen Stadt, wo ſein Regiment in Garniſon lag, ihr Netz ausgeſpannt hatten. Von ihnen verführt, ward er ſelbſt ein Verführer. Er blendete ſchuldloſe Mädchen durch Eheverſprechen, hielt aber nie ſein Wort, ſondern zog ſich immer durch eine Summe Geldes, die ſein nachſichtiger Vater hergab, aus dem Handel.

Dieſe Ausſchweifungen ſetzte er, durch keine Feldzüge geſtört, bis in ſein fünfzigſtes Jahr ſo thätig fort, als es ſeine nach und nach ermattenden Lebensgeiſter erlaubten. Jetzt ward er durch den Tod ſeines Vaters unbeſchränkter Herr großer Güter in Deutſchlands ſchönſten und fruchtbarſten Gefilden. Um ſie zu bewirthſchaften, trat er mit dem Charakter eines Oberſten aus dem Kriegsdienſt und zog auf's Land.

Kaum ſaß er im Schooße ſeiner Reichthümer, ſo ward er aus einem Verſchwender ein Sklave des Geizes. Aber der Dämon der Wolluſt wich nicht von ihm, und ſeine Grundſätze hatten ſich ſo wenig gebeſſert, daß er noch immer das Verſprechen der Ehe zur Angel der Verführung brauchte.

2.

Auf einer Reiſe, die er bei der Uebernahme ſeiner Beſitzungen nach ſeinem entlegenſten Landgute machte, ſah er dort ein blühendes ſiebzehnjähriges Mädchen von ſeltner Schönheit. Es war Antonie, die vater- und mutterloſe Tochter eines verſtorbenen Pfarrers. Sie gefiel ihm ungemein; aber deſto weniger behagten ihm die Nachrichten, die er über ſie einzog. Die Landleute ſprachen von ihr wie von einer Heiligen, und er hätte lieber gehört, daß ſie eine Sünderin ſey. Deſſen ungeachtet blieb er entſchloſſen, ſie in Verſuchung zu führen. Er zweifelte auch keinen Augenblick an einem glücklichen Erfolg, weil er Shakſpears berühmtes Wort: „Schwachheit, dein Name iſt Weib!“ ſchon zu oft beſtätigt gefunden und dadurch den Glauben verloren hatte, daß die Tugend irgend eines Frauenzimmers unerſchütterlich ſey.

Antonie wohnte bei weitläufigen Verwandten, die, von der Theuerung aus einer benachbarten Stadt vertrieben, ein Dorf zu ihrem Aufenthalte gewählt hatten. Sie ernährte ſich und dieſe verarmte Familie durch weibliche Kunſtarbeiten, die ihr leicht und zierlich von der Hand gingen. Der Oberſte, der das erfuhr, kam geſchwind auf den Einfall, in eigener Perſon bei ihr Manſchetten zu beſtellen. Unwiſſend, was für ein gefährlicher Mann er war, empfing ſie ihn, als Territorialherrn, mit Ehrerbietung, und hielt ſeine altdeutſche, treuherzige Biederſprache, womit er trefflich zu täuſchen verſtand, für reine Töne eines edlen Gemüths. Es lag in ſeinem Plan, ſich nicht voreilig zu entlarven. Aber ſeine Vorbereitung auf ein anſtändiges Betragen wäre kaum nöthig geweſen; denn Antonie ſelbſt zwang ihn, ſich beſcheiden gegen ſie aufzuführen. Ihr feines, ſittſames Benehmen gebot Achtung und war ein Schild wider männliche Zudringlichkeit.

Der Oberſte unterließ keinen Tag, ſich nach ſeinen Manſchetten zu erkundigen. Doch, wenn er ſeinem eigentlichen Zweck durch ein freies Wort näher treten wollte, ſtockte die Zunge, wie durch magiſche Bande gefeſſelt. Antoniens gebildeter Geiſt hielt ihn immer in den gehörigen Schranken.

Auf dieſe Weiſe verſtrichen einige Wochen. Nun nahm er, ſo zu ſagen, einen Anlauf, und faßte mit Anſtrengung den Muth, Antonien ſeine Liebe zu erklären. Erröthend bat ſie um Verſchonung mit ſolchem Scherz; doch er betheuerte mit Eidſchwüren die Wahrheit des ihr geſtandenen Gefühls und drückte ſeinen feurigen Zuſicherungen das Siegel eines Heirathsantrages auf. Staunend erinnerte ſie ihn an die Ungleichheit ihrer Herkunft und warnte ihn vor dem Tadel der vornehmen Welt, den er durch eine Mißheirath auf ſich laden würde. „Was thut das?“ war ſeine Antwort. „Der Adel des Geiſtes und Herzens gilt in den Augen aller Vernünftigen mehr, als der Adel des Geſchlechts, oder gar der käufliche Papieradel. Zudem bin ich ein freier Mann, habe von meinem Thun und Laſſen Niemanden Rechenſchaft zu geben, und frage den Henker nach den Urtheilen übermüthiger Menſchen, die ſich von Standesgrillen beherrſchen laſſen.“ — In dieſem Tone wies er alle Einwendungen zurück. Es ward eine Stunde lang für und wider die Sache geſtritten. Da jedoch der Antrag für die arme, verlaſſene Antonie allerdings viel Reiz hatte, und ſie den Oberſten, durch ſeine Maske getäuſcht, als einen braven Mann ſchätzte, ſo war es wohl kein Wunder, daß ſie am Ende nachgab und ihm mit jungfräulicher Zucht und Ehrbarkeit einen beſcheidenen Brautkuß vergönnte.

Wüſthof war in dieſem Augenblicke noch mit ſich ſelbſt uneins, ob er das gute Mädchen, für das er wirklich einen Anflug von echter Herzensliebe fühlte, glücklich oder unglücklich machen wolle. Er hatte daher die Vorſicht, Antonien zu bitten, ſie möchte ſein Verhältniß zu ihm vor der Hand noch Niemanden entdecken. Sie verſprach's ohne Argwohn, und er ſchwankte mehrere Tage lang zwiſchen Redlichkeit und Büberei; doch neigte ſich endlich die Wage ſeiner Unentſchloſſenheit faſt ganz auf die beſſere Seite, und er würde wahrſcheinlich dießmal ſein Gelübde erfüllt haben, wenn nicht Antonie, in einer unglücklichen Stunde von ihrer Klugheit und ihrem Schutzengel verlaſſen, dem dringenden Wollüſtling eine Gunſtbezeigung zugeſtanden hätte, die er erſt nach der Vermählung zu erwarten berechtiget war.

3.

Dieſer Sieg dämpfte das Feuer ſeiner Leidenſchaft; doch blieb er immer noch halb und halb geneigt, als ein ehrlicher Mann zu handeln. In dieſer Stimmung beurlaubte er ſich am folgenden Tage von ſeiner Braut und reiste mit dem Verſprechen, die Zeit der Hochzeitfeier ſchriftlich zu beſtimmen, nach ſeinem gewöhnlichen Wohnorte zurück.

Kaum dort angelangt, ward er von einem Gränznachbar zu einem feſtlichen Mahle geladen, bei welchem der Landadel aus einem Umkreiſe von ſechs Meilen ſich einſtellte. Der Oberſt ritt zeitig hin und beobachtete, in ein Fenſter gelehnt, die Ankunft der übrigen Gäſte, die ihm meiſtens fremd waren, weil er ſeit vielen Jahren ſeine Heimath nicht beſucht hatte. Gewöhnt an die moderne Eleganz der Hof- und Stadtwelt, gaben ihm mancherlei altfränkiſche Figuren, die mit ſteifen Parade-Reverenzen auftraten, ein erheiterndes Schauſpiel.

Unter andern erſchien eine ältliche Dame, die mehr, als alle andere, dem Zeitgeiſte trotzte und ſich ſeinen Geſetzen weder in Kleidung noch Sitten unterworfen hatten. Mit einem großen Reifrocke ſegelte ſie wie ein Schiff durch die Thür; und überhaupt war ſie, vom Spitzenthurm ihrer Fontange an bis zu den winzig kleinen Demantſchnällchen ihrer unmäßig hochgeſtelzten Schuhe herab, ein lebendiges Journal des Luxus und der Moden des Alterthums. Doch die Schale hätte man allenfalls überſehen, wäre nur der Kern ihrer langen, dürren Geſtalt etwas genießbarer geweſen.

„Wer iſt dieſe häßliche Kreuzſpinne?“ flüſterte Herr von Wüſthof einem Bekannten ins Ohr.

„Frau von Goldammer,“ antwortete dieſer: „eine ſteinreiche Wittwe, die ſich mit hunderttauſend Thalern nicht auskaufen läßt und gern noch eben ſo viel erheirathen möchte. Sie, lieber Wüſthof, wären ganz ihr Mann! Ich dächte, Sie — —“

„Mich friert bei Ihrem Scherz,“ fiel der Oberſt ein. Aber dennoch ſchien ihm die Dame nicht gleichgültig. Er fragte, ob ihr Vermögen in liegenden Gründen oder ſichern Kapitalien beſtehe, und horchte mit geſpannter Aufmerkſamkeit, als ihm ſein Freund darüber Auskunft gab. Dieſer, ein alter, in Ruheſtand verſetzter Hofmarſchall, merkte ſogleich, wo der Wind herkam, und freute ſich, daß ihm hier vielleicht eine Gelegenheit blühe, einen Kuppelpelz zu verdienen; denn er war weit und breit der betriebſamſte Eheprokurator, und ward dieſes Geſchäfts nicht überdrüßig, ungeachtet man ihn oft hintenher, wenn die von ihm geſtifteten Heirathen übel ausſchlugen, die Hölle wünſchte.

4.

Auf ſeine geheime Veranſtaltung traf den Herrn von Wüſthof das unbeneidete Loos, daß ihm der Hauswirth ſeinen Tafelplatz neben der ſchönen Wittib anwies. Der Gelegenheitsmacher ſetzte ſich auf der andern Seite neben ſie. Ihr Reifrock breitete ſeine Flügel über die Kniee und Schenkel ihrer Nachbarn aus und veranlaßte den Kriegsmann, ihn ein Bollwerk zu nennen, hinter welchem man vor Angriffen ſicher ſey.

„Nur nicht vor den Pfeilen des Liebesgottes!“ fiel der Hofmarſchall ein und beſtrich den Oberſten und die Dame mit einem bedeutenden Blick.

Herr von Wüſthof, dem dieſer Spaß ein Schauerchen einjagte, ſtellte ſich blind und taub; aber ſeine Nachbarin nahm keinen Anſtand, die Schmeichelei auf ſich zu beziehen und mit einem ſchalkhaften Fächerſchlage zu vergelten.

Der Hofmarſchall ſchmiegte ſich nun ſo nahe, als es der Reifrock erlaubte, an Frau von Goldammer, und erſtattete über den Oberſten, den ſie zum erſten Mal ſah, in einer langen Ohrenbeichte ausführlichen Bericht. Er rühmte die Vortrefflichkeit ſeiner ſchuldenfreien Landgüter, berechnete die Summen des Ertrags, ſchilderte ihn als einen tüchtigen Landwirth, lobte ſeinen Charakter, und ſchloß mit der Nutzanwendung: es fehle ihm nichts, als eine würdige Gemahlin, um der glücklichſte Mann auf dem Erdenrunde zu ſeyn.

„Alſo noch Hageſtolz?“ fragte ſie mit einem kalt hingeworfenen Tone, um ihre aufwallende Freude dahinter zu verbergen.

„Ich bitt' um Verzeihung, meine Gnädige!“ verſetzte der Marſchall. „Hageſtolze — hab' ich die Ehre, Ihnen zu ſagen — nennt man nach unſern Geſetzen nur diejenigen verſtockten Sünder, die fünfzig Jahre, drei Monate und drei Tage in die Welt hineinlebten, ohne zu heirathen. Aber von dieſem Alter iſt unſer Oberſt noch weit entfernt, und er wird es ſich auch im Junggeſellenſtande nicht auf den Hals kommen laſſen.“

„Wer weiß!“ ſagte die Dame. „Die Herren Officiers ſind, aus Liebe zu einem ungebundenen Leben, meiſtens eheſcheu.“

„Das iſt bei meinem Freunde nicht der Fall,“ entgegnete der Marſchall. „Er vertraute mir im Gegentheil kurz vor der Tafel, daß er je eher je lieber Hymens Roſenfeſſeln zu tragen wünſche.“

„Ei, ei!“ ſprach Frau von Goldammer. „Drückt er ſich ſo poetiſch aus?“

„In der Regel nicht,“ antwortete der Marſchall. „Ihro Gnaden machten ihn blos auf einen Augenblick zum Dichter.“ —

„Ich? — Wie ſoll ich das verſtehen?“ —

„Die gnädige Frau waren eben in den Saal getreten, als er, die Augen auf Sie geheftet, jene poetiſche Floskel ausſprach. Er fragte dann geſchwind nach Dero Namen und Verhältniſſen, und als er von Ihrer Wittwenſchaft hörte, ward er auf einmal ſo heiter und froh, wie ich ihn noch nie geſehen habe.“ —

„Sie ſchwärmen, Herr Hofmarſchall!“

„Keineswegeſ, meine gnädige Frau! Ich könnte noch mehr ſagen; doch das Vertrauen der Freundſchaft iſt mir heilig. Nur ſo viel glaub' ich verrathen zu dürfen, daß er mir einen Wink gab, das gegenwärtige Arrangement unſerer Tafelſitze zu treffen.“ —

„Herr Hofmarſchall, Herr Hofmarſchall! Sie verlaſſen ſich darauf, daß ich nicht ſo indiscret ſeyn werde, ihn über den Grund oder Ungrund Ihrer Mährchen zu bebefragen.“ —

„Meiner Mährchen? — O, ich unſchuldiger Märtyrer der Wahrheit! Die Zeit wird mich rechtfertigen.“ —

5.

Frau von Goldammer ſchielte während dieſes Geliſpels oft nach dem Oberſten hin. Er ſchloß daraus, die Rede ſey von ihm, und war nicht böſe darüber, weil er hoffte, daß ihn der Ehemäkler beſtens empfehlen würde. Das war ſein Wunſch; denn der Zauberſtab des Geldes hatte die häßliche Kreuzſpinne ſchon vor ſeinen Augen in ein recht leidliches Frauenzimmer verwandelt, und er brachte, als er ſein und ihr Vermögen in Gedanken flüchtig zuſammenrechnete, ein entzückendes Facit heraus.

Aber — wird mancher Leſer fragen, dachte denn der heilloſe Mann nicht an ſeine Braut?

O ja, er dachte, wie er ſie allenfalls wieder los werden könnte. — Eine Treuloſigkeit mehr oder weniger galt ihm gleich, und hier ſchien vollends viel dabei zu gewinnen.

Das war für den Geizhals ein mächtiger Antrieb, ſich über alle Bedenklichkeiten hinwegzuſetzen.

Als ſich das leiſe Geſpräch zu ſehr in die Länge zog, fand er für rathſam, es zu unterbrechen. Die Dame hätte ſein beharrliches Stillſchweigen ja ſonſt als einen Mangel an Achtung gegen ſie auslegen können.

„Herr Hofmarſchall,“ fing er an, „Sie werden mit mir in einen ernſthaften Handel gerathen!“ —

„Warum denn, lieber Oberſter?“ fragte Jener.

„Darum, mein Herr,“ entgegnete Wüſthof, „weil Sie die Unterhaltung mit unſerer liebenswürdigen Nachbarin für ein Monopolium anſehen und mich ganz davon ausſchließen.“ —

„O Himmel!“ kreiſchte Frau von Goldammer dazwiſchen: „Das gibt Stoff zu einer Komödie, wenn ich noch in meinen alten Tagen ein Duell veranlaſſe.“ —

Schmeichelnd beruhigte ſie der Oberſt. Sie zierte ſich wie ein Aeffchen und ſchlug alle Saiten an, von welchen ſie glaubte, daß ſie ihm lieblich tönen würden. Zuerſt erhob ſie ſeine Güter bis in den Himmel, dann hielt ſie den ihrigen eine beſcheidene Lobrede; doch klagte ſie, daß es ihr ſeit dem Tode ihres unvergeßlichen Gemahls ſehr ſchwer werde, ihre ſtörriſchen Bauern und Dienſtleute in Ordnung zu halten.

Bei dieſer Stelle machte ſie eine Pauſe und ſeufzte hinter dem Schnupftuche, womit ſie bei der Erwähnung des ſeligen Herrn die Augen bedeckte.

Nach dieſer Todtenfeier beſchwerte ſie ſich über ihr allzu weiches Herz, dem es durchaus nicht möglich ſey, ſich zu einiger Strenge, auch nicht zu der gerechteſten, zu entſchließen.

Hier lächelte der Hofmarſchall mit abgewandtem Geſicht und erzählte ſeiner Nachbarin auf der andern Seite: Frau von Goldammer mache ſich täglich das Vergnügen, ihren weiblichen Hofſtaat mit einer ſelbſt verfertigten Knute* zu kaſteien.

Während der Zeit führte ſie viele Beiſpiele von ihrer Sanftmuth an. Ihr ſeliger Mann, ſagte ſie, ſey bisweilen ein kleiner Murrkopf geweſen; aber ſie habe ihn auf den Händen getragen und mit keiner Miene beleidiget.

„Ach Gott!“ raunte der Hofmarſchall ſeiner Nachbarin ins Ohr: „wie oft war ich Zeuge, daß ſie ihm Maulſchellen gab, die er gehorſamſt einſteckte!‘“ —

Frau von Goldammer fuhr indeſſen in der Schilderung ihrer Tugenden fort. Mitunter berief ſie ſich auf das Zeugniß des Marſchalls, daß ſie die Farben nicht zu ſtark auftrage, und er war ſo gefällig, auf der rechten Seite das zu bejahen, was er in demſelben Moment auf der linken verneint hatte.

Zuletzt, als das Deſſert eben in Umlauf kam, ſtellte ſich die gefühlvolle Seele auch als eine zarte Schutzpatronin der Thierwelt dar. „Mein Kutſcher,“ ſagte ſie, „darf nur im Schritt fahren, und der Gebrauch der Peitſche iſt ihm ganz unterſagt. O, könnten ſie reden, meine Kanarienvögel und Nachtigallen, meine Kätzchen und Hündchen! Sie würden rühmen, wie liebevoll ich mit ihnen umgehe, und wie ich des Morgens nichts eher genieße, als bis ſie ſammt und ſonders geſpeiſt und getränkt ſind. Aber ich hab' auch die Närrchen durch meine Güte verzogen und ſie, zum Beiſpiel, verwöhnt, daß ſie immer Konfekt oder ſonſt eine Näſcherei erhalten müſſen, wenn ich außer dem Hauſe gegeſſen habe. Herr Oberſt, Sie ſollten den Tumult ſehen, wenn ich zurückkomme! Da ſpringt es, bellend und miauend, um mich herum, da ſchreit es mir mit weitgeöffnetem Schnabel und ausgeſpreizten Flügeln entgegen. Ich dürfte mich wahrlich nicht unterſtehen, mit leerer Hand zu erſcheinen! Sie fingen, glaub' ich, eine gefährliche Rebellion gegen mich an." —

---

* Eine in Rußland übliche Peitſche, die aus einer Menge von Stricken beſteht, in welche viele Knoten geknüpft ſind.

„Das wollen wir doch ja verhüten!" ſagte der Oberſt: „Mit Rebellionen iſt nicht zu ſpaßen!" — Er griff jetzt mit ſeinen langen Armen rechts und links auf dem Tiſche herum, langte ihr die Konfektteller zu und ermahnte ſie, dem beſorglichen Aufruhr entgegenzuarbeiten.

Das war ihr recht. Sie hatte das Geſpräch von ihrer Menagerie abſichtlich begonnen, um fouragiren zu können, und füllte nun die innerhalb ihres Reifrocks angebrachten großen Provianttaſchen ohne Scheu. Einige Damen ſahen ihr mit ſtarren, neidiſchen Blicken auf die Hände; andere winkten ſich lächelnd mit den Augen, und der Gloſſenmacher ziſchelte ſeiner Vertrauten zu: „Glauben Sie denn, daß die Hündchen und Kätzchen etwas davon bekommen? Point du tout! Sie plündert unter dieſem Vorwand bei allen Gaſtmählern, ſtapelt aber die Beute ſorgfältig auf, und wenn ſie denn über kurz oder lang den Familien, bei denen ſie herumgeſchmauſet hat, einen Gegenſchmaus gibt, ſo beſtellt ſie aus jenem Magazine den Nachtiſch, und beträufelt, wie man im gemeinen Leben ſagt, die Gäſte mit ihrem eigenen Fette." —

6.

Nach der Tafel baute der wetterwendiſche Oberprokurator ſein angefangenes Werk auf dem gutgelegten Grunde fort, und erwarb ſich in der Geſellſchaft manchen Gehülfen, der theils den Oberſt, theils die empfindſame Wittwe bei Seite zog und nach erhaltener Vorſchrift bearbeitete. Da ſie ſchon eine zärtliche Neigung für einander gefaßt hatten, ſo war nach dem Sprichworte den Gelehrten gut predigen. Wüſthof geſtand: Frau von Goldammer ſey eine ſcharmante, geiſt- und gefühlvolle Dame, und ſie erklärte ihn für einen wackern, verſtändigen Kavalier. Die Agenten des Hofmarſchalls überſchritten nun zum Theil ihren Auftrag, und erboten ſich dem Oberſt auf der Stelle zu Freiwerbern. Er lehnte das freilich ab; doch that er es in der freundlichſten Laune, die deutlich zu erkennen gab, daß er gegen die Sache ſelbſt nichts einzuwenden habe, ſondern nur den Anſtand beobachten und nicht mit der Thüre ins Haus fallen wolle.

In der folgenden Nacht erſchien ihm Frau von Goldammer im Traume. Sie ſaß an einer Tafel, die mit hohen Pyramiden von Gold und Silber belaſtet war. Er ſtand nicht weit davon und ſtaunte. Da winkte ſie ihm, mit der Hand auf ihre Reichthümer zeigend, als wollte ſie ſagen: „Das alles iſt Dein, ſo Du niederfällſt und mich anbeteſt!“ — Er wollte ſich ihr zu Füßen werfen. Aber in dieſem Augenblicke ward ſie ſo häßlich wie der Geiſt, der einſt mit jenen Worten die Schätze der Welt ausbot, und auf der andern Seite kam Antonie, ſchön wie ein Engel, mit thränenden Augen gegangen. Ihr Anblick erſchütterte den Träumer. Er kehrte der Mißgeſtalt den Rücken und wandte ſich zu dem Mädchen. Plötzlich hörte er ein betäubendes Geraſſel von Goldmünzen. Er ſah ſich um. Frau von Goldammer ſchüttete einen ungeheuern Getreideſack voll Dukaten auf den Fußboden aus, und es entſtand ein goldener Berg, der ihr über den Kopf wuchs und ſie ganz verbarg. Nur eine Hand bewegte ſich hervor und lud, freundlich wedelnd, den Oberſt ein, von dem Golde zu nehmen. Unwiderſtehlich hingeriſſen, griff er zu und reichte eine Hand voll Antonien, die ſich getröſtet und dankſagend entfernte. Schnell trat nun Frau von Goldammer hinter dem Gebirge hervor und preßte ihn mit einer ſo gewaltſamen Inbrunſt in ihre Arme, daß er, vor Schmerz laut aufſchreiend, erwachte. —

Er dachte jetzt dem Traume nach und hielt ihn für eine gute Vorbedeutung, daß ſich Antonie ohne Umſtände mit einem Stück Geld werde abfinden laſſen. Doch war er geſonnen, ſich nicht damit zu übereilen, ſondern dieſe fatale Ausgabe ſo lange als möglich zu verſchieben; denn er ſchmeichelte ſich, auf dieſe Art vielleicht ganz davon loszukommen, weil ſich Antonie, wie er glaubte, zu einer dringenden Bettelei nicht erniedrigen würde. Das dünkte ihn, jemehr er darüber nachdachte, immer wahrſcheinlicher, und er haderte am Ende ſogar mit ſich ſelbſt, daß er im Traume ſo unbeſonnen geweſen war, eine Hand voll Dukaten ohne dringende Noth wegzuſchenken. Uebrigens ſah er die bärenhafte Umarmung, die ihm einen Schrei auspreßte, für kein böſes Vorzeichen an. Was *ſie* betraf, dachte er: Träume ſind Schäume.

Bei Anbruch des Tages übergab er ſeinem Leibjäger eine Liſte von Perſonen, die er zu einem Mittagsmahle einladen ſollte. Frau von Goldammer ſtand oben an. Die Gaſterei war drei Tage darauf angeſetzt. Er machte dazu verſchwenderiſche Anſtalten, ungeachtet ſich ſein Geiz heftig dawider auflehnte.

7.

Frau von Goldammer ſchlug die Einladung nicht aus. Sie kam in einem langſamen Bierwagenſchritt angefahren, um die von ſich gerühmte Mildherzigkeit gegen ihr Geſpann durch die That zu beweiſen; und als ſie der Oberſt aus dem Wagen hob, forderte ſie ihn dringend auf, ſich durch eigenhändige Berührung der Pferde zu überzeugen, daß ſie kein naſſes Haar hätten.

Mit einem geſchmackloſen Uebermaß von Kleinodien beladen und über Wüſtho's unzweideutige Huldigungen höchlich erfreut, funkelte ſie, wie eine Theaterkönigin ſich brüſtend, an der Oberſtelle der Tafel. Doch es ſtand ihr eine Demüthigung bevor, die ihren Triumph leicht hätte vernichten können. Ein Bedienter des Oberſten überreichte ihr ein an ſie adreſſirtes verſiegeltes Päckchen mit der Meldung: es ſey von einem Unbekannten, der ſich ſogleich wieder entfernt habe, abgegeben worden. Was konnte das nach ihren Gedanken anders ſeyn, als eine köſtliche, ihr zum Geſchenk beſtimmte Galanteriewaare? Aeußerſt freundlich nahm ſie es daher, mit einem forſchenden Blick auf den Oberſt, in Empfang, und öffnete es mit hoch erhobenen Händen, um die erwartete Koſtbarkeit von allen neugierigen Mitgäſten bewundern zu laſſen. Aber ſie war ſchier vor Schrecken des Todes, als aus der haſtig aufgeriſſenen Papierhülle ihre ruſſiſche Knute fiel. Schadenfroh ſtieß der Hofmarſchall ſeine Nachbarn rechts und links mit den Ellbogen an, und einigen Frauenzimmern entwiſchte wie ein kurzer Trompetenſtoß ein unaufhaltbares Gekicher. Allein ſie bezähmten ſich ſchnell, und in einer halben Minute war die ganze Geſellſchaft wieder ſo ruhig, als hätte ſie das häßliche Ding gar nicht geſehen, das Frau von Goldammer geſchwind vom Tiſche hinwegriß, und ſammt einer dabeiliegenden Zuſchrift, wovon ſie nur ein paar Worte las, in die Taſche ſteckte. Sie war ſo beſtürzt, daß ſie kein Wort aufbringen konnte, um den ſeltſamen Vorfall zu bemänteln; und Niemand war ſo unbeſcheiden, ihr den Schlüſſel dieſes luſtigen Räthsels abzufordern.

Aber der Leſer will vermuthlich die Sache aus dem Grunde wiſſen, und er ſoll ſie erfahren.

Frau von Goldammer wollte ſich bei dieſem Feſte in der höchſten Glorie der Schönheit zeigen, und hudelte daher ihre Kammerjungfer weidlich am Putztiſche. Die Zofe that ihr Möglichſtes; aber mit aller Kunſt und allem guten Willen war ſie nicht im Stande, ein altes Weib in ein junges, reizendes Mädchen zu verwandeln. Dafür wurde ſie ein Mal über das andere tüchtig geknutet. Ueber dieſe unverdiente Mißhandlung aufgebracht, faßte ſie den Vorſatz, noch deſſelben Tages aus dem Dienſte zu laufen, ſich aber zuvor an ihrer Tyrannin zu rächen. Sie packte zu dieſem Zweck die Knute ſehr zierlich ein und ſchrieb dazu folgende Zeilen:

„Da Ew. Gnaden in der Geſellſchaft, wo Sie ſich
„heute befinden, auf alle Art glänzen wollen, ſo ſende
„ich Ihnen anbei Ihre Knute nach, um ſie als ein
„merkwürdiges Kunſtprodukt Ihrer geſchickten Hand
„vorzeigen zu können. Hiermit empfehle ich mich Ih-
„nen auf immer, und gebe Ihnen den guten Rath,
„ſich an meine Stelle eine Moskowiterin oder Kal-
„mückin zu verſchreiben, die wahrſcheinlich zu Ihren
„zuchtmeiſterlichen Ergötzlichkeiten geduldiger herhalten
„wird, als ich.“

8.

Frau von Goldammer ſaß ein Weilchen in Scham und Muthloſigkeit verſunken; aber plötzlich raffte ſie ſich wieder auf und ſtürzte ſich mit einer ſolchen Anſtrengung, daß ihr der Schweiß von der Stirne rann, in die ausſchweifendſte Luſtigkeit. Ein Strom gemeiner Späßchen, von grellem Gelächter begleitet, floß von ihren Lippen; und ob ſie ſich gleich dadurch eben nicht angenehm machte und auch die meiſten Herren und Damen dabei kalt und ernſt blieben, ſo war doch Wüſthof ein aufmerkſamer Bewunderer ihrer albernen Einfälle, und rief und klatſchte ihr Beifall zu. Es gefiel ihr außerordentlich, daß er ihr in dem gegenwärtigen betrübten Zeitpunkte, wo ſie eine öffentliche Beſchimpfung erlitten hatte, eine ſolche Auszeichnung bewies und dadurch einigermaßen ihre Ehre rettete. Sie dankte ihm dafür mit den holdeſten Mienen, und es entſtand zwiſchen ihm und ihr ein Tauſchhandel mit zärtlichen Blicken, der ihm Bürgſchaft leiſtete, daß ſie ſeine Hand, die er in den nächſten Tagen nach ihren Gold- und Silberpyramiden auszuſtrecken gedachte, nicht zurückweiſen würde.

Beim Nachtiſch übergab er ihr eine Menge Zuckerwerk mit der unterthänigen Bitte, ihre Hündchen und Kätzchen damit zu beſchenken. „Sehr verbunden!“ ſagte ſie. „Die kleinen Kanaillen ſollen ſich ſelbſt bei Ihnen dafür bedanken; denn ich lade Sie, mein Herr Oberſt, und die geſammte ſchätzbare Geſellſchaft hiermit ein, übermorgen auf meinem Schloſſe mit einem Mittagsmahle fürlieb zu nehmen.“

Das war ein Meiſterſtreich, um die verdammte Knute in Vergeſſenheit zu bringen. Im Nu verſchwanden Spott und Schadenfreude, die noch auf manchen Geſichtern gelauſcht hatten; alle Köpfe verneigten ſich zuſagend, und jedes lahme Bonmot, das Frau von Goldammer von jetzt an ausgeben ließ, ward nicht nur allgemein ſchön gefunden und laut geprieſen, ſondern oft ſogar ſchon, indem ſie nur den Mund öffnete, pränumerando belacht.

9.

„Lieber Hofmarſchall," ſagte der Oberſt beim Abſchiede, „thun Sie mir den Gefallen und finden Sie ſich übermorgen einige Stunden vor der Tafelzeit auf dem Schloſſe der Frau von Goldammer ein. Ich werde ſelbſt wegen einer gewiſſen Angelegenheit, wobei Sie mir unentbehrlich ſind, ſo zeitig dort eintreffen."

„Aha!" rief der Hofmarſchall: „Wollen Sie vielleicht, ehe die übrigen Gäſte ankommen, das Herz der ſchönen Wittwe berennen?

„Getroffen!" antwortete der Oberſt: „Und ich erſuche Sie, mir dabei Adjutantendienſte zu leiſten." —

Wie beredet, ſo geſchehn! Die Herren begaben ſich früh genug auf den Weg, daß ſie die Dame noch allein fanden. Der Oberſt verlor keine Zeit. Er that unter Beiſtand ſeines Adjutanten einen beherzten Angriff, die Kapitulation wurde nach einer kurzen Unterhandlung geſchloſſen und bei der Tafel feierlich bekannt gemacht.

Von allen Seiten erſchallten Glückwünſche; aber man bemerkte dabei Geſichter, die ſich plötzlich entfärbten und mit Falten des Unmuths bedeckten. Das war beſonders der Fall bei einigen verblühten Fräulein, die ſich ſelbſt auf den Oberſt Rechnung gemacht hatten und nun auf einmal die Blume ihrer Hoffnung mit der Wurzel ausreißen laſſen. Nicht vermögend, ihren Verdruß ganz zu bekämpfen, rächten ſie ſich durch Spötteleien, die ſie ihren Nachbarn ins Ohr ziſchelten.

„Was ſagen Sie zu dieſer Mariage?“ fragte die Eine: „Verräth nicht der Oberſt durch dieſe Wahl ein ſehr rohes Gemüth?“ —

„O freilich!“ — antwortete der Befragte, ein armer Landjunker, der längſt ein geheimes Lüſtchen gehabt hatte, ſich um die reiche Wittwe zu bewerben. — „Aber warten Sie nur!“ fuhr er prophetiſch fort: „Die ruſſiſche Knute und der deutſche Stock werden bald gegen einander zu Felde ziehen!“ —

„Wohl uns, wir ſind neutral!“ ſagte das Fräulein: „Aber wem wünſchen Sie den Sieg?“

„Dem Stock!“ ſprach der Junker.

„Und ich der Knute!“ verſetzte das Fräulein.

Andere Mißvergnügte muſterten das Deſſert, und erneuerten, nach ihrer Verſicherung, auf den meiſten Tellern alte Bekanntſchaften. Sie nannten die Häuſer, wo jene Makronen und dieſer Marzipan ſchon figurirt hatten, und von der Frau von Goldammer unter dem bekannten Vorgeben entfremdet worden waren. Hier und da mochte man ihr wohl zu viel thun; aber eine der Damen bewies ihre Behauptung ſo klar und augenſcheinlich, daß ſich nichts dagegen einwenden ließ. Sie hatte, als ſie kurz vorher ein Gaſtmahl gab, die kleine Bosheit verübt, ihren Namenszug auf den Oblatenboden verſchiedener Konfektarten mit einer Nadel einzugraben und dieſes ſo bezeichnete Backwerk auf der Tafel dahin zu ſtellen, wo Frau von Goldammer ihren Platz erhielt, der, wie alle andere Plätze, durch eine auf ihrem Gedeck liegende Namenkarte vorausbeſtimmt war. Keine Hinterliſt ahnend, ging ſie in die Falle und eignete ſich das verrätheriſche Konfekt größtentheils zu, um bei der gegenwärtigen Gaſterei davon Gebrauch zu machen. Das war denn auch richtig geſchehen. Die erſte Eigenthümerin zeigte den Perſonen, die ihr zunächſt ſaßen, ihre Handſchrift, und es ward ſo viel darüber gekichert, daß es in andern Gegenden der Tafel Aufmerkſamkeit erregte. Selbſt Frau von Goldammer fragte etwas beſtürzt nach der Urſache dieſer Luſtigkeit, und man fertigte ſie geſchwind mit einer Nothlüge ab.

Dergleichen Spott ward noch mehr getrieben. Doch, unbekümmert um des Neides Geſchwätz, vollzog das edle Brautpaar nach einigen Wochen ſeine Vermählung.

10.

Unbekannt mit allen dieſen Vorgängen, hoffte die gute Antonie von Stunde zu Stunde auf einen erfreulichen Brief von ihrem treuloſen Bräutigam, bis das Gerücht von ſeiner Vermählung ihr Dörfchen erreichte. Sie erſtarrte; ſie widerſprach; ſie läugnete die Möglichkeit. Es war freilich nur eine unverbürgte Sage; denn der Oberſt ließ keine officielle Bekanntmachung ſeiner Heirath an Antoniens Wohnort ergehen, ungeachtet er dieß auf ſeinen übrigen Gütern gethan und ſeine Gemahlin auch überall ſchon eine Art von Huldigung eingenommen hatte. Doch es kamen immer neue Nachrichten, die jenes fliegende Gerücht beſtätigten. Dennoch blieb Antonie bei ihrem Unglauben und ſchrieb dem Oberſt: er werde verleumdet.

Hierauf erfolgte nach geraumer Zeit dieſe Antwort:

„Sie werden ſich erinnern, Mademoiſelle, daß Sie „mir damals, als ich Ihnen meine Hand antrug, ver-

„ſchiedene ſehr vernünftige Vorſtellungen machten, die
„Ihren Verſtand und Ihre Beſcheidenheit in das hellſte
„Licht ſtellten. Ich ließ zwar, von Leidenſchaft berauſcht,
„Ihre triftigen Gründe nicht gelten; ich widerlegte
„ſie lebhaft; aber ich muß geſtehen, daß ich
„bald nachher das Gewicht derſelben fühlte. Die
„Gränzſcheidung zwiſchen dem Adel und dem Bürgerſtande
„iſt und bleibt freilich in meinen Augen eine
„Thorheit; wer aber nicht wie ein Waldbruder in
„einer Einöde lebt, muß ſich nach den Schwachheiten
„und eingewurzelten Vorurtheilen der Menſchen ſeiner
„Klaſſe bequemen, wenn er nicht der Fledermaus unter
„den Vögeln gleichen und ſich dem Spott und
„der Verachtung ausſtellen will. Das wäre, wie Sie,
„Mademoiſelle, weislich vorausſagten, nicht nur mein
„Schickſal geweſen, ſondern auch Sie ſelbſt würden,
„als meine Gemahlin, die bitterſten Kränkungen in
„den Zirkeln der höhern Welt erfahren haben; denn
„obgleich der männliche Adel den Mangel einer edlen
„Geburt ſehr gern der Schönheit verzeiht, ſo ſind doch
„die Damen gegen die Ahnenloſe, die ſie in den heiligen
„Kreis ihrer Aſſembleen eintreten ſehen, deſto
„intoleranter, jemehr ſie — wie das bei Ihnen, Mademoiſelle,
„der Fall iſt — von der Natur mit einer
„Fülle von Reizen ausgeſtattet wurde. Und was kann
„er thun, der Mann, der ſeine Gattin von verfeinerter
„Bosheit verfolgen und gleichſam mit leiſen Nadelſtichen
„zu Tode quälen ſieht? — Unterſtänden ſich's
„Männer, ſo forderte er ſie vor die Klinge und lehrte
„ſie Mores; aber Weiber! — Was ſoll er mit denen
„anfangen? — Das Schwert ihrer Zunge iſt mächtiger
„als Rolands Schwert, und Herkuls Löwen-

„kraft kann das Gewebe ihrer Intriguen nicht zerreißen.“ —

„In dieſer Rückſicht darf ich es mir als ein Verdienſt „anrechnen, daß ich Sie, Mademoiſelle, der „Unannehmlichkeiten überhob, die Ihnen in der Sphäre „bevorſtanden, in welche ich Sie wider Ihren eigenen „Wunſch und Willen verſetzen wollte. Ich hätte „Sie in der That unglücklich gemacht. Daher hielt „ich es, ſobald ich mich durch reifes Nachdenken davon „überzeugt hatte, für Pflicht eines redlichen Mannes, „Ihre Gemüthsruhe nicht meiner Leidenſchaft „aufzuopfern. Der Verluſt iſt dabei einzig auf meiner „Seite; denn die ſtandesmäßige Heirath, die „ich vor einigen Wochen vollzog, entſchädiget mich „auf keine Weiſe für den mir verſchloſſenen Himmel „auf Erden, den ich in Ihren Armen gefunden hätte. „Sie, Mademoiſelle, hingegen genießen nicht nur in „Ihrer gegenwärtigen Lage der vollkommenſten Zufriedenheit, „ſondern werden auch ohne Zweifel bald „durch irgend einen braven Mann, der Ihnen an „Stand und Alter gleicher iſt, als ich, eine glückliche „Hausfrau werden.“

„Dieß herzlich wünſchend, bleibe ich mit Achtung „Ihr wohlmeinender Freund v. W.“

N. S.

„Verbrennen Sie ſogleich dieſes Blatt! Und ſo gern „ich auch einen angenehmen Briefwechſel mit Ihnen „unterhielte, ſo muß ich doch weitere Zuſchriften dringend „verbitten, weil die zufällige Entdeckung unſerer „Correſpondenz das reizbare Gemüth meiner Frau in „Aufruhr bringen möchte.“

Dieſer gleißneriſche Brief erfüllte Antoniens Herz mit der tiefſten Verachtung gegen den Schreiber. Wie lieb war es ihr nun, daß ſie, ihrem gegebenen Worte treu, ſeinen Heirathsantrag geheim gehalten hatte! Selbſt gegen die Familie, mit welcher ſie unter Einem Dache wohnte, war ſie verſchwiegen geweſen. So hoffte ſie, dem Fingerzeig der Schadenfreude zu entgehen und die harte Täuſchung wie einen Traum behandeln zu können. Sie hatte vor dem glänzenden Luftſchloſſe, das Wüſthof ihr baute, vom Anfang an mehr gezittert, als ſich hineingeſehnt. Das erleichterte ihr jetzt den Entſchluß, ſich den Luftbaumeiſter und ſein verſchwundenes Truggebäude ganz aus dem Sinne zu ſchlagen. Freilich hatte ſie an der Schwelle deſſelben ihre Unſchuld verloren und büßte dafür mit glühenden Thränen der Reue; doch kämpfte ſie der Verzweiflung entgegen, und feſt, wie ein Fels, ſtand ihr Vorſatz, ſich von nun an durch ein tadelloſes Leben mit ihrem ſtrafenden Gewiſſen wieder auszuſöhnen. Ach, ſie ahnte noch nicht, die Arme, wie bald ſie es an ſich ſelbſt erfahren würde, daß böſe Thaten — ſogar oft bloſe Uebereilungsfehler — den Menſchen, der ſich von ihren Syrenenſtimmen anlocken ließ, heimtückiſch faſſen und in einen Strudel von Verderben reißen!

11.

Herr von Wüſthof hatte ſich indeſſen auch nicht auf Roſen gebettet. Seine Gemahlin ward ihm eine rächende Nemeſis der begangenen Untreue.

Am Morgen nach der Brautnacht waren die edlen Herrſchaften noch darin einig, daß ſie es für das erſte Geſchäft anſahen, ein wechſelſeitiges Teſtament zu machen, damit einſt, wenn der grimme Tod ihre Ehe trennte, der überlebende Theil, ohne Anfechtung von andern Erben, der geſammten Güter und Habe des entſeelten Körpers gewiß ſey. Gute Leute treffen ſolche Anſtalten aus Liebe zu einander; hier aber ward Selbſtliebe das Triebrad. Herr von Wüſthof glaubte, ſeine Gemahlin werde ſo artig ſeyn, ſich früher als er ins Grab zu verfügen; und ſie, die nicht die geringſte Luſt dazu hatte, erwartete dieſe Höflichkeit von ihm. So kam unter zärtlichen Heucheleien am Tage nach der Hochzeit das Vermächtniß zu Stande.

Die Gerichtsperſonen, die es niedergeſchrieben hatten, waren kaum aus dem Hauſe, ſo fing Frau von Wüſthof ſchon an, das reizbare Gemüth zu zeigen, deſſen ihr Gemahl in der Nachſchrift ſeines Briefes an Antonien erwähnte. Es ſchien, als wollte ſie ohne Verzug auf die Erbſchaft hinarbeiten und ihn ſobald als möglich durch den Arſenik der Aergerniß aus dem Wege räumen. Die erſte Portion Ratzenpulver bekam er in den Magen, als er nach dem Weggange der Teſtamentsſchreiber ſeine Tabaksgeräthſchaften aus einem Schranke hervorſuchte, um eine Pfeife zu ſtopfen.

„Pfui!“ ſagte ſie und ſpuckte aus: „Sie ſchmauchen doch nicht etwa?“ —

„Nein, ich rauche nur,“ ſprach er lachend.

„Wortgeſpiel!“ verſetzte ſie finſter. „Ich frage ernſthaft.“ —

„Und ich antworte ernſthaft, daß ich ſeit beinahe vierzig Jahren rauche.“ —

„Iſt's möglich? — Wie konnten Sie ſich zu einer ſo gemeinen Sitte gewöhnen?“ —

„Gemein! — Was nennen Sie gemein?“ —

„Alles, was der Pöbel thut und Standesperſonen vermeiden.“ —

„Gut, ich will dieſe Definition — ſo wenig ſie auch im Ganzen Stich halten möchte — gelten laſſen. Sie ſtreitet mehr für als wider mich; denn ich habe in meinem Leben fünf oder ſechs Fürſten und circa dreihundert Grafen und Freiherren mit Pfeifen im Munde geſehen.“ —

Und indem er das ſagte, dampfte ſchon ſein meerſchaumener Kopf wie ein Schornſtein.

„Um's Himmels willen!“ ſchrie ſie auf: „Wollen Sie dieſes Zimmer in eine Wachſtube verwandeln?“

„Daran fehlt noch viel!“ ſprach er gelaſſen und nebelte fort.

„Halten Sie ein, ich bitte Sie! Ich bekomme Krämpfe, Schwindel, Migräne.“ —

„Ei bewahre!“ rief er, ohne die Pfeife aus der Hand zu legen: „Haben Sie denn ein ſo ſchwaches Nervengebäude?“ —

„Leider iſt's nicht ſo ſtark, als das Ihrige! Drum bitt' ich nochmals, verſchonen Sie mich mit Ihren hölliſchen Dämpfen und entwöhnen Sie ſich Ihrer Unart!“

„Und ich bitte, gewöhnen Sie ſich daran!“ —

Er hauchte immer größere Wolken von ſich. Sie zogen zu ihr hin und wirbelten ihr um den Kopf.

„Nein, das halt' ich nicht aus! Mir wird übel — die Stube dreht ſich mit mir — ich fall' in Ohnmacht!“ —

Sie kämpfte mit beiden Händen gegen die Wolken, ſank auf den Sopha und ſchien zu erſtarren.

„Poß Ziererei und der Teufel!“ ſchrie er laut und ging mit ſtarken Schritten aus dem Zimmer.

Er enthielt ſich ſeitdem, in ihrer Gegenwart zu rauchen. Doch dieſer Triumph genügte ihr nicht. Sie drang in den nächſten Tagen auf Abſchaffung einer engliſchen Dogge und zweier Reitpferde, als unnützer Brod- und Haferconſumenten. Er wollte ſich von den geliebten Thieren nicht trennen und wehrte ſich lange, bevor er ſich entſchloß, auch dieſes Opfer den Göttern des Hausfriedens zu bringen. Die Pferde wurden feil geboten; den Hund wollte er verſchenken. Aber das Letztere ward nicht erlaubt. Sie beſtand darauf, ihn zu verſilbern und das Geld in die Wirthſchaftskaſſe zu liefern. Es mußte geſchehen.

Um Ruhe zu haben, ließ ſich Wüſthof, ein durch Ausſchweifungen entnervter Schwächling an Körper und Geiſt, immer mehr und mehr von ihr in die Enge treiben. Sie machte ſich im Hauſe völlig ſouverän. Er war ihr erſter Unterthan und fürchtete ſich vor ihr, wie Kinder vor einem Popanz. Nur darin zeigte er noch einen Schatten von männlicher Feſtigkeit, daß er, ohne ſich durch ihren heftigen Widerſpruch im Geringſten erſchüttern zu laſſen, dem Hofmarſchall das Haus verbot, weil er ihn, den Urheber ſeiner unſeligen Heirath, nicht vor Augen ſehen konnte.

12.

Aber er hatte die Hölle, worin er lebte, an Antonien verdient. Sie war durch ihn eine der Unglücklichſten ihres Geſchlechts. Sie fühlte mit Entſetzen, daß ſie Mutter werden würde.

Zermalmt vor Angſt und Scham, entdeckte ſie ſich ihrer mütterlichen Freundin, bei der ſie wohnte. Die arme Frau erſchrack; doch faßte ſie ſich, um Rath und Troſt zu geben. Sie ſagte: es ſey hier nichts zu thun, als dem Oberſten Antoniens Zuſtand zu melden und ihn zu ihrer Unterſtützung aufzufordern. „Er iſt ja ein Menſch!“ fuhr ſie fort. „Sollt’ er ein Herz von Eiſen haben und taub ſeyn gegen die Stimme der Natur? — Nein, ich glaube das nicht! Zudem iſt er ein reicher Mann; es fällt ihm nicht ſchwer, ſeine ſchlechte That wieder ſo gut zu machen, als es durch eine Summe Geldes geſchehen kann, und er wird nicht damit geizen. Freilich gibt’s in der Welt keinen Markt, wo man verlorene Gemüthsruhe ſchnell wieder kaufen könnte; das muß man der Zeit überlaſſen. Sie iſt mächtig, beſonders wenn man ihr durch Veränderung des Ortes, wo man unglücklich wurde, zu Hülfe kommt. Uns bindet hier nichts. Wir ziehen in eine andere Gegend, wo du unter dem Namen einer Wittwe vor den Pfeilen der Schmähſucht geſichert biſt.“ —

Mit dem höchſten Widerwillen ergriff Antonie die Feder. Sie würdigte ihren Verderber keines Vorwurfs; ſie forderte nichts für ſich; ſie bat nur um Verſorgung ſeines Kindes.

Er empfing den Brief in Abweſenheit ſeiner Frau und dankte Gott inbrünſtig dafür; denn ſie war gewohnt, ſich nicht nur alle eingehende Briefe auf der Stelle zum Leſen auszubitten, ſondern auch die, welche ihr zuerſt in die Hände fielen, eigenmächtig zu erbrechen. Hätte ſie dieſen in ihre Gewalt bekommen, ſie wäre darüber zu einer raſenden Eumenide geworden.

Mit ſorgenſchwerem Haupte ging Wüſthof wie ein Nachtwandler herum. Er wußte nicht, was er bei der angekündigten Vaterſchaft thun ſollte. Kein guter Gedanke, ſich des Kindes redlich anzunehmen und die entehrte Mutter vor Mangel und Elend zu ſchützen, kam in ſeine Seele; er ſann nur auf Pfiffe und Kniffe, wie er ſich ohne Geldverluſt aus der Klemme ziehen und die böſe Geſchichte vor ſeiner Frau verheimlichen wollte. Unter ihrer Vormundſchaft lebend, hatte er freilich kein Geld in den Händen; aber es fehlte ihm nicht an Kredit, ſich hinter ihrem Rücken damit zu verſehen, wenn ihm der Geiz, die Wurzel alles Uebels, erlaubt hätte, ein ehrlicher Mann zu ſeyn.

Dieſe Leidenſchaft, die bei ihm mit jedem Tage weiter um ſich griff, erſtickte jede Regung menſchlichen Gefühls ſo ganz in ſeinem Buſen, daß er den barbariſchen Entſchluß faßte, der hülfloſen Antonie, deren Armuth er kannte, allen Beiſtand zu verſagen und ſie mit harten Worten und Drohungen zur Ruhe zu weiſen. „Sie ſolle ſich nicht unterſtehen," — ſchrieb er — „den Baſtard, den ſie wahrſcheinlich dem Umgange mit irgend einem liederlichen Burſchen verdanke, ihm anzudichten. Er ſey aus phyſiſchen Gründen überzeugt, daß er keinen Theil daran habe. Wenn ſie ſich daher unterfinge, ihn noch mit einer einzigen Zeile deßhalb zu behelligen, ſo werde er ſie als eine betrügliche Gelderpreſſerin gerichtlich aufheben und in ein Zuchthaus bringen laſſen." —

Zitternd und erblaſſend las Antonie dieſe Schmähſchrift; doch immer noch ziemlich gefaßt, weil ſie kaum eine beſſere Antwort erwartet hatte. Sie beſaß Welterfahrung genug, um die Handlungsweiſe der Heuchler zu kennen. Wenn ihnen das Schafskleid keine Dienſte mehr thut, werfen ſie es ab und treten plötzlich als Wolf hervor.

13.

Antoniens Hausgenoſſin, Madam Sommer, die ſich von Wüſthofs vermeintem Edelſinn goldene Berge verſprochen hatte, gerieth über ſeine boshaften Ausflüchte in einen edlen Zorn und brach gegen ihn in Verwünſchungen aus. Ueberzeugt von Antoniens ſittlichem Lebenswandel, wollte ſie ſich aufmachen und des Mädchens Unſchuld vor ihm in Perſon vertheidigen. Haſtig ſuchte ſie ihre Reiſekleider zuſammen, ungeachtet ihr Antonie vorſtellte, daß ſie ſich Mißhandlungen ausſetzen und dennoch mit leerer Hand zurückkommen würde. Sie ließ ſich durchaus nicht bedeuten. Doch als ſie ſchon mit Mantel und Kappe gerüſtet ſtand und nun die Beſchwerlichkeit einer Reiſe von mehr als zwanzig Meilen überdachte, da ſank ihr Muth eben ſo ſchnell, als er vorhin aufgelodert war. An ſeine Stelle trat eine faſt kindiſche Furcht vor Wüſthofs gedrohter Verfolgung. Sie erſchrack vor jedem Geräuſch; jeder Fußtritt kündigte ihr eine Schaar von Gerichtsdienern an. „Laß uns fliehen," rief ſie, „laß uns fliehen! Wir ſind keinen Augenblick ſicher!" —

Mit vieler Mühe bewegte ſie Antonie, ſich zu beruhigen und die Abreiſe noch einige Tage aufzuſchieben. Länger aber wollte ſie ſelbſt in dieſer Gegend nicht bleiben; denn hier, wo man ſie allgemein als ein Muſter von Tugend verehrt hatte, ſchauderte ſie doppelt vor der Entdeckung ihrer Schande.

Die Anſtalten zur Veränderung ihres Wohnortes waren bald getroffen. Ihr weniges Hausgeräth fand ſogleich einen annehmlichen Käufer. Die kleine Summe, die ſie dafür erhielt, ward zu den Reiſekoſten beſtimmt; eine andere, die ſie erſpart hatte, ſollte den Aufwand der neuen Einrichtung beſtreiten. Alles Uebrige ſtellte ſie der Vorſehung anheim und ſetzte ſich mit Madam Sommer getroſt auf den Poſtwagen. Dieſe wackre Frau, die ſchon ſeit geraumen Jahren im Wittwenſtande lebte, war ihre einzige Reiſegefährtin; denn die Kinder derſelben, zwei erwachſene Töchter, befanden ſich ſeit einiger Zeit nicht mehr bei ihr. Die ältere war an einen nicht unbemittelten Krämer in einem Landſtädtchen verheirathet; die jüngere diente als Kammerjungfer in der Reſidenz. Madam Sommer ſchlug das Haus ihrer ältern Tochter vor der Hand zum erſten Zufluchtsorte vor. Antonie, mit der Gutmüthigkeit des jungen Weibes bekannt, war es zufrieden und verſprach ſich eine freundliche Aufnahme.

Nach zwei Tagereiſen kamen ſie glücklich dort an. Die junge Frau empfing ſie mit lebhafter Freude; aber Herr Heckthaler, ihr Mann, zeigte ein ſo mäßiges Vergnügen, daß Antonie ſein Haus gern auf der Stelle wieder verlaſſen hätte. Es ward ihm offenbar ſchwer, ſeine Verlegenheit über den unerwarteten Beſuch zu verbergen. Er entledigte ſich zwar mit Anſtrengung einiger kalten Höflichkeitsworte; doch ſobald er dieſen Tribut der Schicklichkeit halb und halb abgetragen hatte, rieb er ängſtlich die Hände, ſchob die Comtoirmütze von einem Ohre zum andern, und begann eine klägliche Litanei von ſchlechten, nahrloſen Zeiten.

Madam Sommer nahm ihn bei Seite. „Ich und meine Begleiterin,“ ſagte ſie, „werden Ihnen auf keine Weiſe zur Laſt fallen. Wir erbitten uns zwar auf unbeſtimmte Zeit Dach und Fach in ihrem Hauſe, doch unter keiner andern Bedingung, als daß Sie uns in Rückſicht der Koſt und Wohnung wie Fremde behandeln, und dafür eine billige Vergütung annehmen. —

„Ei, bewahre!“ rief Heckthaler. „Das würde ſich ſchicken! — Freilich ſtockt Handel und Wandel; man muß, um zu leben, jedes Profitchen ergreifen und die Großmuth an den Nagel hängen; aber von Ihnen, Mamachen, einen Pfennig zu nehmen — nein, davor ſoll mich der Himmel bewahren.“

„Nicht anders, lieber Herr Sohn!“ ſprach Madam Sommer. „Wir wollen uns darüber noch heute auf einen feſten Fuß ſetzen, daß wir beide zufrieden ſeyn können.“ —

Herr Heckthaler verbeugte ſich, und war nach abgeſchloſſenen Kontrakt und erhaltener Pränumeration auf den erſten Monat der heiterſte und gefälligſte Mann von der Welt.

14.

Aber Antonie ward mit jedem Tage ſchwermüthiger. Wie eine Gefangene lebte ſie in einem engen Stübchen, deſſen Fenſter immer verhangen waren. Hier entzog ſie ſich, mit Ausnahme ihrer beiden Freundinnen, den Augen aller Menſchen, und ſeufzte und weinte ihrer Entbindung entgegen. Sie gebar einen ſchönen, geſunden Knaben, der Anton Wüſthof getauft wurde.

Mutterfreude durchſtrahlte jetzt wie flüchtige Sonnenblicke die düſtern Wolken, die ihre verwundete Seele umhüllten. Mit mattem Lächeln ruhten ihre Augen oft auf dem Knaben; doch mit Geberden des Entſetzens wandte ſie ſich von ihm ab, wenn ſie durch ſeine Geſichtszüge, in welchen ſich nach und nach eine ſprechende Aehnlichkeit mit der Bildung ſeines Vaters entwickelte, an dieſen Menſchen ohne Redlichkeit und Gefühl zu lebhaft erinnert ward. In dieſem Wechſel ſtreitender Empfindungen verſchlich ihr ein halbes Jahr. Vergangenheit und Zukunft beſtürmten ihr Gemüth; Gram und Sorgen verzehrten das Mark ihres Lebens; und dennoch ſtrengte ſie aus

Gefälligkeit gegen ihre um ſie bekümmerten Freundinnen alle Kräfte ihres Geiſtes an, um heiter und ruhig zu ſcheinen.

Madam Sommer und deren Tochter ſahen mit Betrübniß, daß ihre Wangen immer mehr erbleichten, ihre Geſtalt immer mehr verfiel. Der Tod verfolgte ſie mit zögernden Schritten. Es ſchien, als hätte er ihr nur noch eine Gnadenfriſt zur Pflege ihres Säuglings geſtatten wollen; denn kaum war der Knabe ſtark genug, der Nahrung an der Mutter Bruſt zu entbehren, ſo ſchloß ſie nach einem kurzen Krankenlager die Augen ſanft zum ewigen Schlummer.

Sie ſtarb in den Armen ihrer beiden Freundinnen, die, vor ihrem Bette knieend, in Thränen zerfloſſen.

Aber Herr Heckthaler ging mit trockenen Augen und verdrießlichen Geberden in der Stube auf und nieder und warf finſtere Blicke auf das in der Wiege ſchlafende Kind. Auf Ein Mal blieb er ſtehen, rieb unwillig die Stirn mit der Hand und ſchrieb eine Menge Zahlen mit Kreide auf den Tiſch. „Was ſich das aufſummt!“ rief er haſtig. „Unter zehn Thalern — wir mögen's ſo knapp einrichten, als wir wollen — können wir ſie nicht in die Erde bringen! Wer ſoll dieß Geld geben? Und wer ſoll ihn ernähren, den ſchreienden Wurm, den ſie uns hier auf dem Halſe gelaſſen hat?“ —

„O, ich bitte Sie,“ ſprach ſeine Schwiegermutter, „ſenden Sie der entflohenen Seele nicht ſolche harte Beleidigungen nach, und machen Sie ſich wegen des Begräbniſſes keinen Kummer! Ich werde es veranſtalten, ohne von Ihnen einen Koſtenbeitrag zu fordern, und für das arme Kind wird der Vater im Himmel ſorgen.“ —

„Das ſoll mir ſehr lieb ſeyn!“ verſetzte Heckthaler.

„Denn wie käm' ich dazu, mein Brod mit einem fremden Kinde zu theilen?“ —

Madam Sommer kehrte ihm ohne Antwort den Rücken und er ging getröſtet in ſeinen Kramladen.

15.

Die gutmüthige Alte beſorgte ihrer Freundin ein anſtändiges Begräbniß, das wenigſtens doppelt ſo viel koſtete, als der ängſtliche Krämer auf den Tiſch gekreidet hatte. Er ermangelte nicht, über dieſe Verſchwendung, wie er es nannte, den Kopf zu ſchütteln und Gloſſen zu machen. Seine Frau mußte wegen ihrer Mutter und des kleinen Antons viel von ihm leiden. Wenn er bei ſeinem Contobuche ſaß und ſich etwa um einen halben Pfennig verrechnete, ſo fuhr er zornig auf und ſchob die Schuld auf des Kindes Geſchrei, das er, durch drei oder vier Wände von ihm getrennt, kaum gehört haben konnte. Nur ein einziges Mal in jedem Monate kniff er den Knaben freundlich in die Backen; und das geſchah, indem er von Madam Sommer die Vorausbezahlung der Stubenmiethe und des Koſtgeldes erhielt, worüber er durch jene Liebkoſung gleichſam quittirte. So ließ er ſich von Zeit zu Zeit beſchwichtigen.

Eines Abends ſaß er mit dem Rücken gegen die Thüre gemüthlich in ſeiner Schreibſtube; da fuhren ihm plötzlich ein Paar Hände über die Augen, drückten ſie feſt zu, und eine ſich verſtellende Stimme fragte: „Wer bin ich?“ — Er drehte den Kopf rechts und links, und brach die Hände, die ihn gefangen hielten, mit Gewalt los. Sieh, da ſtand Eliſabeth Sommer, die jüngere Schweſter ſeiner Frau, und machte ihm eine tiefe Verbeugung.

Er entſetzte ſich, daß er beinahe vom Stuhle fiel und ſie zu bewillkommen vergaß.

Sie zog ihm muthwillig die Nachtmütze vom Kopfe und begrüßte ſich ſelbſt damit.

„Himmel! wo kommen denn Sie her?“ ſprach er mit bebender Stimme.

„Gerades Weges aus der Reſidenz.“

„Wo Sie als Kammerjungfer conditionirten?“

„Richtig!“

„Kann man Sie denn dort miſſen?“

„Halb und halb. Es gefiel dem gnädigen Herrn, ſich in mich zu vergaffen, und die gnädige Frau, der das nicht gefiel, gab mir den Abſchied.“ —

„Welche Streiche! Haben Sie ſchon Ihre Mutter geſprochen?“

„Ja wohl.“

„Erſchrack ſie nicht über Ihre plötzliche Erſcheinung?“

„Bei weitem nicht ſo ſehr, als Sie, Herr Schwager!“

„Je nun, ich muß geſtehen, ich hätte mir eher den Einſturz des Himmels verſehen. Mein Häuschen iſt klein — iſt ſchon mit Menſchen überladen —“

„Das arme Haus!“

„Und die Zeit — die harte, dürre, mißgünſtige Zeit — ſie zählt ſo armen Teufeln, als ich bin, jeden Biſſen in den Mund.“ —

„Das iſt ſehr unartig von ihr!“

„Ja, Sie lachen, Sie witzeln, Jungfer Schwägerin! — Fühlten Sie nur, wie einem Hausvater zu Muthe iſt — Sie haben immer die Füßchen unter fremde Tiſche geſteckt —“

„Baſta, Herr Schwager! Wir gerathen zu tief in den

Text. Haben Sie die Güte, mir einige Dukaten zu wechſeln."

Sein Antlitz erheiterte ſich. Sie öffnete einen Beutel und warf ein halbes Dutzend holländiſche Randdukaten nachläßig auf den Tiſch.

Heckthaler zog mit der einen Hand unwillkürlich die Mütze ab; mit der andern griff er raſch nach dem Golde und verſchlang es mit gierigen Augen. „Herrliche Münzen!" rief er begeiſtert. „Ein ſeelenlabender Anblick! — Darf ich rathen," — ſetzte er mit einer pfiffigen Miene hinzu — „aus welcher hochverehrlichen Hand dieſe köſtlichen Dukaten herſtammen?" —

„Macht das auf Ihrer Goldwage einen Unterſchied?" — ſprach Eliſabeth. „Doch, wenn Sie meinen, ſo geh ich lieber zu einem andern Wechsler, der mir ohne Inquiſition zutraut, daß ich mein Geld auf eine redliche Weiſe beſitze." —

„Ei, wer zweifelt daran!" ſagte Heckthaler. Sie ſtreckte dennoch die Hand nach den Dukaten aus, um ſie wieder an ſich zu nehmen. Da er aber einige Groſchen dabei zu gewinnen hoffte, ſo hielt er ſie feſt und bat, ſeinen Scherz nicht übel zu deuten. Er ſetzte ſie ohne Prüfung auf der Goldwage in Silbergeld um, und verſäumte nicht, auf dieſe, bei unbeſchnittenen Randdukaten ſehr gewöhnliche und gefahrloſe Wechslergrosmuth aufmerkſam zu machen.

16.

Der Friede zwiſchen ihm und der wilden Eliſabeth dauerte nicht lange. Mit neckendem Spott verfolgte ſie ſeine Schwächen, beſonders ſeine kleinliche Sparſucht, und machte ſich ein eigenes Geſchäft daraus, ihm luſtige Poſſen zu ſpielen. So ward er des ſchadenfrohen Kobolds, der ihm nimmer Ruhe ließ, höchſt überdrüßig, und drang in ſeine Frau, ihn von der Laſt ihrer Familie zu befreien. Beſonders war ihm Anton ein Dorn im Auge. Denn da dieſes verlaſſene Kind niemanden angehörte, ſo beſorgte der vorſichtige Kaufmann, es möchte dem Hauſe, wo es geboren ward, zu einer verjährenden Beſchwerung werden, und ihm, dem Grundbeſitzer, am Ende die geſetzliche Obliegenheit zufallen, es zu ernähren.

Selbſt Madam Sommer war wegen des Knaben bekümmert. Sie ſah ihn als ein ihr zugeſtorbenes werthes Eigenthum an, und erfüllte mit Freuden die Pflicht, ihn zu verpflegen; allein ihre Vermögensumſtände waren ſo beſchränkt, daß ſie ſich außer Stand fühlte, die mit der Zeit immer höher ſteigenden Koſten ſeiner Erziehung fort und fort beſtreiten zu können.

Einſt ſprach ſie darüber mit ihren Töchtern. „Ich begreife nicht, Mutter," ſagte die jüngere, „warum Sie ſich das Leben ſo ſchwer machen. Anton iſt ein lieber Junge; ich bin ihm ſelbſt herzlich gut; aber wie kommen Sie dazu, Ihre ſchmalen Biſſen für ihn dem eigenen Munde abzudarben? Warum übergeben Sie ihn nicht ſeinem reichen Vater? — Der ſorge für ihn!" —

„Rechne doch nicht auf dieſen ſteinernen Menſchen!" verſetzte die Mutter. „Er verläugnet ja das Kind, und würde mich hart zurückweiſen, wenn ich's ihm brächte!" —

„Ueberlaſſen Sie das mir!" ſprach Eliſabeth. „Ich will ihn gewiß zur Annahme zwingen; und ſträubt er ſich dagegen, ſo ſetze ich ihm den Buben heimlich vor die Thür." —

Die Mutter verwarf dieſen Vorſchlag; aber Eliſabeth brachte ihn einige Tage nachher auf's Neue zur Sprache, weil Heckthaler, der bisher nur leiſe und meiſtens bloß gegen ſeine Gattin über den Knaben gemurrt hatte, nun laut und öffentlich gegen ihn tobte. Er zankte mit Madam Sommer, kündigte ihr Wohnung und Freundſchaft auf, und drohte mit obrigkeitlichen Zwangsmitteln, wenn ſie nicht innerhalb drei Tagen Anſtalt machte, den Bankart — wie er ſich ausdrückte — nicht allein aus dem Hauſe, ſondern auch ganz aus Koſentheim — dieß war der Name des Städtchens — hinwegzuſchaffen. „Ich habe darüber ſchon bei dem hochedlen Rath angefragt;“ ſetzte er hinzu. „Die Herren ſind ſämmtlich meine Gevattern und haben mir Hülfe verſprochen.“ —

Die arme Frau war in der größten Verlegenheit. Krank und ſchwach, konnte ſie keine Reiſe unternehmen, um ſich und ihrem Pflegeſohn einen andern Wohnort zu ſuchen; und hier durfte ſie mit ihm nicht bleiben, wenn ſie nicht jeden Augenblick in der Gefahr ſchweben wollte, von ihrem unmanierlichen Eidam mit Gewalt vertrieben zu werden. Ueberdieß ſah ſie immer heller die Unmöglichkeit ein, dem Knaben einſt in der Welt fortzuhelfen, und ſie hielt es daher für ihre Schuldigkeit, einen Verſuch zu machen, ob Herr von Wüſthof zur Erfüllung ſeiner Vaterpflichten zu bewegen ſey.

Eliſabeth, die viel Schlauheit beſaß und Muth genug hatte, ſich von niemanden in Schrecken ſetzen zu laſſen, war zu dieſem Unternehmen ſo geſchickt als willig, und die Mutter entſchloß ſich, ihr den Knaben, der nun ein Jahr alt war, anzuvertrauen. „Aber wie willſt du dich benehmen?“ fragte ſie. „Was haſt du für einen Plan?“ — Eliſabeth lachte laut auf. „Genie's wie ich, machen keine Pläne;“ gab ſie zur Antwort. „An Ort und Stelle findet ſich alles.“ —

Sie verſah ſich zu ihrer Legitimirung mit einem kirchlichen Zeugniß über Antons Taufe, und reiſte mit ihm von Koſentheim ab.

17.

Sie fuhr mit der Poſt bis in ein Städtchen, das Kaninchenberg hieß und ungefähr zwei Meilen von dem Reſidenzſchloſſe des Herrn von Wüſthof entfernt lag. Hier verließ ſie den Poſtwagen und ging in einen Gaſthof, um da zu übernachten und allerlei nöthige Nachrichten einzuziehen.

Es war in der Zeit der längſten Sommertage und die Sonne ging eben unter, als Eliſabeth in das einzige Hotel zu Kaninchenberg trat. Der Wirth beläſtigte ſie mit neugierigen Fragen. Sie heftete ihm, wie billig, Erdichtungen auf. „Ich reiſe meinem Manne nach;“ ſagte ſie. „Er erhielt vor kurzem im Auslande ein Amt, das er gerade zu einer Zeit antreten mußte, als mir die Jugend und Schwäche meines Kindes nicht erlaubte, ihn zu begleiten.“ —

Nun fragte ſie, wie aus langer Weile, nach den Umgebungen des Orts. Der Wirth nannte mehrere Edelleute, die in der Nähe Landgüter beſaßen, und unter andern auch den Herrn von Wüſthof.

„Wüſthof?“ — ſprach Eliſabeth. „Mich dünkt, ich habe dieſen Namen ſchon ſonſt gehört.“ —

„Kann wohl ſeyn;“ verſetzte der Wirth. „Von reichen Leuten wird viel geſprochen.“ —

„Alſo iſt er reich?“ ſagte ſie kalt.

„Ungeheuer!“ rief der Wirth. „Aber was helfen alle Schätze der Welt, wenn man keine ruhige Stunde hat?“ — Eliſabeth antwortete nicht, und ſpielte wie gedankenlos mit dem Wirbel des Fenſters, an welchem ſie ſtand.

„Ja, der gute Herr von Wüſthof!“ — fuhr der Schwäger fort — „bei allen ſeinen Reichthümern iſt er ein unglücklicher Mann! Er hat ein ſchreckliches Hauskreuz; — eine grundböſe Frau, die ihn ſo beherrſcht, daß er nicht muckſen darf. Man ſollte nicht glauben, daß ſich ein Mann, und noch dazu ein geweſener Offizier, von einem alten, häßlichen Weibe ſo könnte unterjochen laſſen. Ich möcht' ihn ausſchelten, wenn ich ihn ſehe! Er fuhr vor einigen Tagen hier vorbei nach einem ſeiner Güter, und ich erwarte ihn noch heute zurück; denn er hat, wie ſein Kutſcher ſagte, nicht länger Urlaub, und iſt an Gehorſam gewöhnt.“ —

Sehr wichtig war dieſe Nachricht der Horcherin, ungeachtet ſie gar nicht darauf zu achten ſchien. Sie wich nun nicht vom Fenſter. Nach einigen Minuten kam ein Wagen gerollt. „Das iſt er!“ rief der Wirth, und eilte hinaus vor die Thür.

Eliſabeth öffnete das Fenſter, um den edlen Herrn in Augenſchein zu nehmen. Er wollte, ohne auszuſteigen, die Pferde verſchnaufen und tränken laſſen; aber indem er dem Wirth, der ihm ſeine willigen Dienſte erbot, dieſen Beſcheid ertheilte, fiel ihm Eliſabeth ins Geſicht. Das friſche, achtzehnjährige Mädchen war ſchön genug, dem alten Sünder zu behagen. „Wer iſt das artige Frauenzimmer?“ fragte er ſchnell. Der Wirth referirte treulich, was ihm Eliſabeth auf den Aermel gebunden hatte.

„Ich bekomme doch Luſt, etwas Abendbrod zu genießen!“

ſagte der Oberſt, und erhob ſich aus dem Wagen in die öffentliche Gaſtſtube, wo ſich Eliſabeth befand.

Er grüßte ſie, ließ ſich mit ihr in ein Geſpräch ein, und ſie gefiel ihm in der Nähe noch beſſer, als in der Ferne. Der alte Trieb, ein Liebesabenteuer zu beſtehen, erwachte in ihm; nur der ſtrenge Befehl ſeiner Gemahlin, dieſen Abend wieder bei ihr einzutreffen, verfinſterte die angenehme Ausſicht. „Es wird ein fürchterliches Donnerwetter geben, wenn ich über Nacht ausbleibe;“ ſprach er zu ſich ſelbſt. „Doch den Hals kann's nicht koſten. Ich fahre morgen mit Anbruch des Tages hier weg, und ſchütze zu meiner Entſchuldigung vor: ich ſey durch Krankheit abgehalten worden, eher zu kommen.“ —

Mit dieſem Vorſatz ging er, die Stirn in der hohlen Hand und ein Tuch vor den Mund haltend, zu ſeinen Leuten an den Wagen. „Hört, ihr Kinder,“ ſprach er, „ich bekomme plötzlich Kopf- und Zahnſchmerzen, und befürchte, durch die Erſchütterung im Wagen noch kränker zu werden. Wir wollen daher lieber einige Stunden hier verweilen, und allenfalls erſt morgen, wenn der Tag graut, nach Hauſe fahren.“ —

Der Kutſcher und der Bediente, die es wußten, daß der Urlaub ihres Herrn in den nächſten Stunden zu Ende ging, ſahen ſich eine Weile bedenklich an. „Je nun, wie Ew. Gnaden befehlen!“ ſagte dann Jener in einem ſchleppenden Tone, und ſpannte aus.

18.

Froh, daß der erſte ſchwere Schritt überſtanden war, befahl Herr von Wüſthof dem Wirth, ihm ein Zimmer zu geben und ein gutes Souper für zwei Perſonen zu bereiten. Staunend verſprach der Gaſthalter, mit ſeiner Bewirthung Ehre einzulegen.

Eliſabeth hatte ſich indeſſen, als ſie ausſpannen ſah, in ihre Stube begeben und pflog mit ſich ſelbſt Rath, auf welche Weiſe ſie dem Oberſten, den ihr ein glückliches Ungefähr in die Hände geliefert hatte, ſein Söhnlein überantworten wollte. In dieſer Gedankenjagd ſtörte ſie der Wirth. Er kam und meldete — den Oberſten, der ihr auf einige Augenblicke aufzuwarten wünſchte.

Sie nahm den Beſuch an. Herr von Wüſthof betrug ſich ſehr geſittet, ſprach ein paar Minuten über gleichgültige Dinge, und lud ſie dann zum Abendeſſen in ſein Zimmer ein.

Sie ſah ihm ohne Antwort ſtarr in's Geſicht, trat einen Schritt zurück und ſchien beleidigt.

„Verzeihen Sie, Madam," ſagte Wüſthof, „daß ich eine Bitte wagte, die in der That etwas kühn iſt, und ſogar unſchicklich heißen könnte, wenn ich ſie mir irgend wo anders, als in einem Gaſthofe erlaubt hätte. Aber befreit von den drückenden Feſſeln des Ceremoniells, leben Reiſende in einem gewiſſen Stande der Natur, und nähern ſich einander ohne Zwang, um die traurigen Steppen der Wirthshäuſer mit den Blumen der Geſelligkeit zu beſtreuen." —

Eliſabeth äußerte noch einige Bedenklichkeiten; doch endlich ſagte ſie zu. Nur ſchlug ſie es ab, ihn ſogleich in ſein Zimmer zu begleiten. Sie habe, ſagte ſie, unverſchiebliche Briefe zu ſchreiben. Indeſſen werde das Eſſen fertig, und ſie erwarte Nachricht, wenn es aufgetragen ſey.

Der Oberſt empfahl ſich, ohne ſein Kind geſehen zu haben. Eliſabeth trug es, als er ſich hatte anmelden laſſen, in den Alkoven ihres Zimmers, wo es ſich ruhig verhielt.

Es war jetzt ſchon zehn Uhr, und während der Zubereitung der Mahlzeit, wozu erſt Hühner eingefangen und abgekehlt wurden, kam die Mitternacht heran. Wüſthof hatte indeſſen lange Weile, warf ſich in einen Großvaterſtuhl, und — nickte, was er dreißig Jahre früher in der Erwartung eines ſo angenehmen Beſuchs gewiß nicht gethan hätte.

Die endliche Ankunft des Eſſens weckte ihn wieder. Er taumelte, noch halb ſchlaftrunken, in Eliſabeths Zimmer und führte ſie zur Tafel.

Hier verfuhr er nun ganz nach ſeiner gewöhnlichen Taktik: er behandelte, um Vertrauen zu gewinnen, ſeinen ſchönen Gaſt mit Achtung, und ließ ſich kein unziemliches Wörtchen entſchlüpfen. Er wollte, bevor er ſich irgend eine Freiheit erlaubte, den Wein erſt wirken laſſen, und nöthigte wacker zum Trinken. Aber Eliſabeth, die ſeinem böſen Anſchlage ſogleich auf die Spur kam, nippte nur, indem er ſelbſt mit vollen Zügen trank und einige Flaſchen leerte. So entging ſie der Schlinge, und er ſelbſt verwickelte ſich darin, denn der Wein, der ihm in jüngern Jahren als ſein treuer Bundesgenoß erſprießliche Dienſte geleiſtet hatte, kehrte jetzt die Waffen gegen ihn, ſpannte ſeine Nerven ab und verſenkte ihn in eine unwiderſtehliche Schläfrigkeit, die zum Theil in den Strapatzen der Reiſe ihren Grund hatte. Eliſabeth war mit Vorſatz eine trockne Geſellſchafterin, um ihn nicht zu ermuntern. Er gähnte daher immer häufiger und konnte die Augen kaum mehr offen erhalten.

Um den kleinen Anton zu beſuchen, doch unter einem andern Vorwande, that Eliſabeth, ehe noch die Mahlzeit völlig geſchloſſen war, einen Gang in ihr Zimmer, und verſprach dem Oberſten, in wenigen Minuten wieder bei ihm zu ſeyn. Allein ſie blieb mit Bedacht eine halbe Stunde aus; und als ſie zurück kam, fand ſie ihn im weichen Armſeſſel feſt eingeſchlafen.

Sie huſtete, ſchob mit Geräuſch Stühle hin und her und rief ſeinen Namen, ohne daß er ſich regte. Da kam ſie ſchnell, wie der Blitz, auf den Einfall, ihm ein Geſchenk im Schlafe zu machen, das er wachend vermuthlich ausgeſchlagen haben würde. Sie holte den Knaben, der, in Betten gehüllt, ruhig ſchlief, legte ihn ſeinem Vater auf den Schooß, und band den jungen Schläfer ſo feſt an den alten, daß er nicht herabfallen konnte. Als dieſes Wageſtück vollkommen glücklich gelungen war, nahm ſie mit einem leiſen Kuß von dem Kleinen Abſchied, legte in ihrem Zimmer einen Thaler für den Wirth auf den Tiſch, ſchlich die Treppe hinab, öffnete die unverſchloſſene, nur inwendig verriegelte Hausthür, und floh, ſobald ſie das Städtchen hinter ſich hatte, auf Kreuz- und Querwegen wie ein flüchtiges Reh nach der Gegend von Koſentheim.

19.

Schon dämmerte der Morgen. Das ganze Haus lag in einem tiefen Schlafe; denn als die letzte Schüſſel aufgetragen wurde, erklärte Herr von Wuſthof ſehr huldreich: er bedürfe nun weiter keiner Bedienung; es ſolle ſich ſeinetwegen niemand von der nächtlichen Ruhe abhalten laſſen; er ſelbſt wolle vor ſechs Uhr nicht geweckt ſeyn, und ſein Kutſcher dürfe daher auch nicht eher anſpannen.

Aber es gab andere Leute, die ſich früher auf den Weg gemacht hatten. Zwiſchen drei und vier Uhr kam Frau von Wüſthof mit einem keuchenden Poſtzuge mehr geflogen als gefahren und hielt vor dem Gaſthofe.

Mit dieſer eilfertigen Reiſe hatte es folgende Bewandtniß:

Herr von Wüſthof ſollte, nach dem uns bereits kundigen Befehle ſeiner Hausfürſtin, des Abends vorher von ſeiner Fahrt zurückkommen. Sie erwartete ihn ſchon in der neunten Stunde, und ärgerte ſich bis um zehn Uhr ganz mäßig über ſein Ausbleiben. Nun aber ſtieg ihr Grimm mit jedem Viertelſchlage der Thurmglocke, und gegen Mitternacht ward ſie ſo wüthend, daß ſie den ungehorſamen Uebertreter ihres Gebotes mit den Händen hätte zerreißen mögen. Ihre männlichen und weiblichen Bedienten durften nicht zu Bett gehen und wurden alle Augenblicke herbeigeklingelt. „Hört Ihr noch keinen Wagen kommen?“ ſchrie ſie ihnen entgegen, und wenn ſie der Wahrheit gemäß Nein ſagten, brannten die unzarten Finger ihrer Gebieterin ihnen rechts und links ein Feuermahl auf die Backen.

„Gnädige Frau,“ ſprach ein Bedienter, indem er ſeinen Kopf eiligſt in Sicherheit brachte — „es fällt mir eben ein, daß der Bauer Jochim heute früh nach Kaninchenberg gegangen iſt. Sollte der nicht vielleicht von dem gnädigen Herrn, der dort durchreiſet, etwas gehört oder geſehen haben?“ —

„Geht, Eſel, und fragt ihn!“ rief die zornige Strohwittwe.

Der Bediente rannte fort und erkundigte ſich bei Jochim, der eben erſt heim gekommen war, nach dem Oberſten.

„Je, den hab' ich in Kaninchenberg geſehen!“ ſagte der

Bauer. „Ich ſaß im Gaſthofe bei einem Kruge Bier, da kam er gefahren, hielt an, ſtieg aus und ſcharrfüßelte freundlich um ein junges, ſchmuckes Weibsbild herum, das da logirte. Mehr weiß ich nicht. Ich ließ mein Bier im Stiche und machte mich hinter ſeinem Rücken ſacht aus dem Staube; denn man darf die Herrſchaften nicht ſehen laſſen, daß man ſich etwas zu gute thut, ſonſt bürden ſie einem gleich mehr Hofdienſte auf.“ —

Der Bediente ging auf's Schloß zurück und berichtete, mit einziger Ausnahme der bäuriſchen Klugheitsregel, alles treu und pünktlich, was ihm Jochim geſagt hatte.

Frau von Wüſthof erzitterte bei ſeiner Relation am ganzen Leibe; ihre Augen ſprühten Feuer; mit ſtammelnder Zunge befahl ſie, ſo ſchnell als möglich anzuſpannen und lief ſelbſt in den Stall, um den Kutſcher zur Eile zu treiben. Sie ſchob mit eigner Hand den Wagen aus dem Schuppen und warf ſich hinein, ehe die Pferde vorgelegt waren.

20.

Im Gaſthofe zu Kaninchenberg ſchlief noch Herr und Knecht und Frau und Magd, als ſie dort anlangte. Sie verfehlte beim Ausſteigen vor wilder Ungeduld den Wagentritt, fiel hin auf die Gaſſe, raffte ſich fluchend wieder auf, ſchoß pfeilgeſchwind ins Haus und donnerte mit beiden Händen an die verſchloſſene Wirthsſtube. Da dieſe nicht augenblicklich geöffnet wurde, ſtürmte ſie die Treppe hinan, riß die Thür des nächſten Gaſtzimmers auf und that zurückprallend einen Schrei des Entſetzens, als ſie darin ihren Gemahl mit einem Kindlein auf dem Schooße erblickte. —

Einen Augenblick von Staunen gelähmt, betrachtete ſie ſtill und bewegungslos das ſchlafende Paar und die Ueberreſte des Nachtiſchmauſes; aber dann ſtürzte ſie plötzlich wie ein grimmiges Pantherthier auf ihren Mann los und weckte ihn ſo unſanft mit Zunge und Hand, daß er vor Schrecken emporfuhr, als käme der jüngſte Tag. Er riß die Augen weit auf, ſtarrte mit einem ſchafsmäßigen Geſichte ſeine Frau, das Kind und ſich ſelbſt an, und hielt ſich für bezaubert.

Frau von Wüſthof begann das peinliche Verhör mit einem rauſchenden Strome von Schimpfworten, die ſich, weil ſie meiſtens der Zankſprache des gemeinen Volkes abgeborgt waren, vor geſitteten Leuten nicht ſammt und ſonders wiederholen laſſen. „Sie alter, verbuhlter Graukopf!“ hieß es unter andern. „Mit welcher liederlichen Dirne haben Sie hier unter vier Augen geſchwelgt? Und wie kommen Sie zu dieſem Wechſelbalg?“ —

„Das weiß der Himmel!“ ſtotterte der Oberſt. „Ich glaube ſelbſt, daß es ein Wechſelbalg iſt, den mir der Teufel, indem ich hier ſchlief, in die Arme gelegt hat.“ —

„Ja, ſchieben Sie nur die Schuld auf Den!“ fuhr ſie ihn an. „Wer ſeine Miſſethat läugnet, ſagt die Bibel, dem wird's nicht gelingen.“ —

Sie und er bemühten ſich nun, die Schleifen und Knoten der Bänder zu löſen, mit welchen das erwachte und weinende Kind an ſeinen Vater gefeſſelt war. Während dieſer Beſchäftigung ſah ſie zwei Blätter Papier aus dem Bette des Knaben hervorblicken. Sie riß ſolche heraus, ſetzte ihre Brille auf und las mit lauter Stimme:

> „Daß am zwanzigſten Juni des letztverwichenen „Jahres in der hieſigen Kirche ein Knäblein, mit

„Beilegung des Namens Anton Wüſthof, die
„heilige Taufe empfangen hat, wird auf Verlangen
„aus dem Kirchenbuche hiermit atteſtiret. Koſentheim,
„am Tage Johannis des Täufers, 17...
„Martin Herrmann, Pastor loci.“

Die Vorleſerin bekam gräßliche Zuckungen, die Lippen wurden ihr blau, und die in ihrem Innern kochende Wuth benahm ihr am Ende Stimme und Athem, daß ſie nur unvernehmliche Töne hervorſtöhnen konnte. Herr von Wüſthof warf ſich zitternd und zagend in den Lehnſtuhl und ſenkte ſchweigend den Kopf. Sie ging mit ausgeſpreizten Händen, die den Krallen eines Raubvogels glichen, auf ihn zu und bedrohte ſeine Augen. Als er aber eine abwehrende Bewegung machte, kehrte ſie um und griff nach dem zweiten Blatte, das von Eliſabeths Hand dieſe Worte enthielt:

„Herr Oberſt von Wüſthof, erinnern Sie ſich noch
„der armen Antonie, die Sie vor beinahe zwei Jah-
„ren durch ein Eheverſprechen täuſchten? — Sie iſt
„todt! — Aber ſie hinterließ Ihnen ein Vermächtniß
„— dieſen Knaben — er iſt Ihr Sohn! — Han-
„deln Sie als Vater an ihm, und verſöhnen Sie
„dadurch den Schatten ſeiner unglücklichen Mutter!“

Wüſthof riß ſeiner Frau, als ſie mit Schaum vor dem Munde Antoniens Namen ausſprach, das Blatt aus der Hand, durchflog es mit thränenden Augen, und ſein warm aufwallendes Herz ſprengte plötzlich die Eisrinde, unter der es ſo lange geſchlummert hatte. Er beugte ſich über das Kind, küßte es und rief laut: „Ja, du biſt mein Sohn und ich will dein Vater ſeyn!“ —

„Raſen Sie?“ — keuchte das wüthende Weib. „Wollen Sie ſich von einer Betrügerin einen Baſtard aufhängen laſſen? — Fort ins Findelhaus mit ihm!“ —

„Nein, Madam!“ ſagte der Oberſt mit feſter Stimme. „Ich war lange genug ein Ungeheuer; nun will ich ein Menſch ſeyn!“ —

„Ein Dummkopf!“ rief ſie und griff nach dem Kinde.

„Was wollen Sie thun?“ ſprach er, und drängte ſie weg.

„Den Balg auf die Gaſſe werfen, damit ihn die Obrigkeit aufhebe!“ —

„Unmenſchliches Weib,“ ſchrie Wüſthof, „rühre dieß Kind mit keinem Finger an, oder . . . . !“ —

Statt aller Antwort fuhr ſie ihm nach den Augen. Er ergriff ſie und drückte ſie nieder auf einen Stuhl. Schnaubend rang ſie mit ihm; er hielt ſie immer feſter. Sie arbeitete fürchterlich mit Händen und Füßen, ward ſchwarz im Geſicht, wie mit Tinte begoſſen, bekam Convulſionen, erſtarrte dann plötzlich, und ſchloß wie ein Sterbender röchelnd die Augenlieder.

Wüſthof erſchrack und ſtürzte fort, um den Stadtarzt rufen zu laſſen.

Er kam, unterſuchte den Puls und zuckte die Achſeln. „Bei dieſer Dame,“ ſprach er, „wird meine Kunſt nichts ausrichten. Es hat ſie ein Schlagfluß getroffen.“ —

Alle möglichen Belebungsmittel wurden vergebens angewandt. Sie war und blieb todt.

21.

So hatte denn Wüſthof die mit ihr eingegangene Lebenswette glücklich gewonnen! Es ſey ihm gegönnt, weil er nun anfing, ſein Inneres mit der Fackel der Selbſterkenntniß zu beleuchten und ſeine Seele von dem alten Roſt der Verderbtheit zu reinigen. Er faßte den rechtlichen Vorſatz, an dem kleinen Anton die Pflichten eines Vaters in ihrem ganzen Umfange zu erfüllen, und zerbrach mit Entſchloſſenheit die Feſſeln des Geizes, der ihn bisher von mancher guten That abgehalten, zu mancher böſen verleitet hatte. Den erſten Beweis ſeiner Befreiung von der Macht dieſes Oberherrn gab er dadurch, daß er einen vertrauten Mann nach Koſentheim ſandte, durch ihn Antons Pflegerin aufſuchen und ihr eine anſehnliche Summe auszahlen ließ. Auch Eliſabeth, die dem Abgeordneten lachend geſtand, daß ſie die Perſon geweſen ſey, die in Kaninchenberg Vater und Sohn mit einander vereinigt habe, erhielt ein Geſchenk, und Antonie — einen Grabſtein.

Wüſthof gab ſich nicht die Ehre (wie man oft in öffentlichen Blättern lieſt) den Tod ſeiner Gemahlin in den Zeitungen bekannt zu machen. Er meldete ihn nicht einmal ihrer leiblichen Schweſter, die vermählt mit einem Herrn von Katz in Wien lebte. Die beiden Geſchwiſter liebten ſich trotz der Gleichheit ihrer Gemüther von Hauſe aus nicht, wurden frühzeitig getrennt, und fragten in der Folge wenig nach einander. Als aber Herr von Goldammer geſtorben war, ſchmeichelte Frau von Katz ihrer Schweſter aus allen Kräften, um ſie einſt zu beerben. Dieſe Hoffnung vereitelte Herr von Wüſthof durch ſeine Vermählung mit der Wittwe. Nun trat zwiſchen den beiden Damen die alte Kälte wieder ein, und ſtieg bei der Wienerin zu einem ſo grimmigen Haß, daß ſie ihrer Schweſter einen Fehdebrief ſchrieb, worin ſie unter andern Beleidigungen erklärte: ſie ſchäme ſich, mit ihr unter

Einem Herzen gelegen zu haben. Bei dieſen Umſtänden fand es der Oberſt nicht für nöthig, den Trauerfall nach Wien zu berichten.

Allein das Gerücht übernahm ſeine Verſäumniß, und Frau von Katz machte ſich ſtracks auf den Weg, um ihren Erbſchaftsantheil zu holen: denn ſie ſtellte ſich vor, ihre Schweſter würde doch ſo vernünftig geweſen ſeyn, ihr wenigſtens die Hälfte ihres Nachlaſſes zu vermachen.

Der Oberſt ward bei der Ankunft ſeiner Schwägerin, die eines Abends ungemeldet in ſein ſchwach beleuchtetes Zimmer trat, von einem fürchterlichen Schrecken befallen. Sie war ihrer verſtorbenen Schweſter ſo ähnlich, daß er im erſten Augenblick dieſe vor ſich zu ſehen glaubte. Kein Wunder, daß ſich alle ſeine Haare empörten! Doch die Anrede der Frau von Katz zerſtreute bald ſeine Furcht, und es fehlte nicht viel, ſo hätte er ſie vor Freude umarmt und geküßt.

Sie ſetzten ſich traulich zuſammen und ſchalten tüchtig den Tod aus. Dann ließ Frau von Katz auf Umwegen die Frage heranſchleichen: ob ihre wohlſelige Schweſter in ihrem letzten Stündlein noch Zeit gehabt habe, ihr Haus zu beſtellen.

„Das war längſt geſchehen,“ antwortete der Oberſt. „Ich habe die Ehre, Ihnen hier eine gerichtlich beglaubte Abſchrift des Teſtaments vorzulegen.“ —

Frau von Katz fing die Lectüre mit einem Grazienlächeln an und endigte ſie mit Furienblicken. Schon wollte ſie gegen den Univerſalerben losbrechen, doch ſchnell beſann ſie ſich eines beſſern. „Wer Vögel fangen will,“ ſprach ſie zu ſich ſelbſt, „muß nicht mit Prügeln drein ſchlagen. Dieſen Fehler beging ich bei meiner Schweſter, und war eben im Begriff, ihn zu wiederholen. Nein, nein, wir wollen klüger werden! Hier iſt nun einmal nichts zu erſtürmen; aber durch zarte Behandlung läßt ſich er Oberſt vielleicht gewinnen, mich zur Erbin einzuſetzen.“ —

So entſchloſſen, ſtrich ſie die Falten des Zorns aus ihrem Geſichte und zwang ihm Anmuth und Heiterkeit auf. „Ich gratulire von Herzen,“ ſagte ſie, das Teſtament zurückgebend: „Das Vermögen meiner Schweſter iſt in die beſten Hände gekommen.“ —

„Tauſend Dank für Ihre gute Meinung, gnädige Frau!“ erwiederte der Oberſt: „Aber ich verſichere auf Ehre, daß mir alle Genüſſe des Lebens gleichgültig geworden ſind, ſeit ich ſie mit der Seligen nicht mehr theilen kann.“ —

„Edler Mann!“ rief Frau von Katz: „Das läßt ſich von Ihrem gefühlvollen Herzen nicht anders erwarten. Aber hin iſt hin! Sie ſollten Ihren Gram zerſtreuen.“ —

„Wenn ich das könnte!“ ſeufzte der Oberſt.

„Warum nicht?“ ſagte ſie: „Begleiten Sie mich nach Wien, zum Mittelpunkt der angenehmſten Vergnügungen! Unſer Haus, unſer Tiſch — alles ſteht zu Ihren Dienſten, und ich und mein Gemahl werden uns im Umgange mit Ihnen ſehr glücklich fühlen.“ —

Er verbat dieſen Vorſchlag, weil er auf die Verwaltung ſeiner Güter ein wachſames Auge haben müſſe. „Ein zweites Hinderniß,“ fuhr er fort, „iſt die Kindheit meines Sohnes —“

„Sie haben einen Sohn?“ fragte ſie haſtig und beſtürzt.

„Ein Kind der Liebe,“ war ſeine Antwort.

„So, ſo!“ ſprach ſie etwas beruhigt. „Nun, dieſer Umſtand würde Sie doch wohl nicht abhalten? Mit ſolchen Kreaturen pflegt man wenig Federleſen zu machen.“ —

„Jeder handelt nach ſeiner Weiſe,“ erwiederte der Oberſt, und ließ ſich über dieſen Punkt nicht weiter heraus. Frau von Katz reiſete des folgenden Tages nach Wien zurück, ohne jedoch dem Vorſatz der Erbſchleicherei zu entſagen.

22.

Unter der Aufſicht eines verſtändigen Lehrers wuchs Anton zu einem trefflichen Jüngling auf. Hell war ſein Kopf, voll Gefühl ſein Herz, ſchlank und edel ſeine Geſtalt. Wer ihn kannte, mußte ihn lieben. Sein Vater war ſtolz auf ihn, und dennoch verſchob er die Legitimation deſſelben von einem Jahre zum andern. Er hatte hierzu keinen Grund, als daß er, immer noch bisweilen in die Gewalt des Geizes zurückfallend, die Koſten ſcheute; denn die hochpreisliche Landesregierung ließ ſich dergleichen Gnadenbriefe theuer bezahlen. Frau von Katz war mit dieſem Aufſchub ſehr zufrieden, und ſuchte ſich von Zeit zu Zeit durch ſchmeichelhafte Zuſchriften, kleine Geſchenke und andere Erbſchleichereikünſte in gutem Andenken zu erhalten. Wüſthof erwies ihr Gegenhöflichkeiten, ſchlug aber alle Einladungen nach Wien aus, ſo oft und ſo dringend ſie auch von Jahr zu Jahr wiederholt wurden. Herr von Katz, ein geadelter Kaufmann, beſuchte deßhalb ſogar ſeinen Schwager mehrmals perſönlich, ohne deſſen hartnäckigen Widerſtand beſiegen zu können.

Einſt kam er mit einem hellen Gelächter an und wich vor dem Oberſt, der ihm entgegenging, mit burleſken Geberden des Erſtaunens zurück. „Nein, ſo was lebt nicht!“ rief er aus: „Eine ſolche Aehnlichkeit iſt mir in der Welt noch nicht vorgekommen! Ich glaube wahrhaftig, Sie können Ihre Geſtalt verdoppeln!“ —

Wüſthof fragte natürlich, was er denn wolle?

„Denken Sie, wie mir's geht! Ich fahre ruhig meine

Straße, da kommt mir ein Mann entgegengeritten, der Ihnen auf's Haar ähnlich ſieht. Indem ich ihn bemerke, ruft auch mein neben mir ſitzender Bedienter: Gnädiger Herr, da kommen der Herr von Wüſthof! Ich laſſe ſchnell halten und ſpringe aus dem Wagen, um meinen geliebten Freund zu umarmen. Aber der Reiter trabt raſch vorbei und wirft nur einen flüchtigen Blick auf mich. Ich laufe wie ein gehetzter Haſe hinter ihm her und rufe Ihren Namen ſo laut, daß die Felſen umher wiederhallen. Umſonſt! er ſieht und hört nicht, und trottirt immer ſchärfer. Endlich, indem ich ſchon athemlos niederſtürzen will, ſieht er ſich um, wendet das Pferd und galoppirt auf mich zu. O, Sie böſer Herr von Wüſthof! ſag' ich keuchend: Kennen Sie mich denn nicht mehr? — Er ſtarrt mich mit großen Augen an und antwortet ganz mit dem Ton und Accent ihrer Sprache: Sie verkennen mich, mein Herr, — ich bin nicht der Herr von Wüſthof. — Drauf zieht er den Hut und reitet ſeines Weges." —

„Ich will Ihnen dieß Räthſel erklären," fiel der Oberſt ein. „Der Mann, deſſen Geſtalt Sie ſo täuſchte, war ohne Zweifel ein gewiſſer Erich, der vormals mit mir bei Einem Regimente diente und jetzt mein Gut Ulmenthal in Pacht hat. Wir wurden ſchon damals, als wir noch Kriegskameraden waren, oft miteinander verwechſelt, und die Aehnlichkeit unſerer Geſtalten iſt in der That, wie ich ſelbſt geſtehen muß, ein ſeltenes Naturſpiel. Sogar mein eigener Sohn ſah ihn einſt für mich an! — Ich darf mich zum Glück meines Ebenbildes nicht ſchämen. Mein Freund Erich iſt einer der bravſten und edelſten Menſchen, die ich kenne." —

Der Leſer wird in der Folge ſehen, warum dieſes geringfügig ſcheinenden Vorfalls hier Erwähnung geſchah.

Am folgenden Tage ließ der Oberſt den Pachter Erich zum Eſſen einladen. Herr von Katz erkannte ihn ſogleich wieder und es ward über jenes Straßenabenteuer viel gelacht.

23.

Anton war damals ſchon zwanzig Jahre alt. Die Erzählung eilte alſo über einen großen Zeitraum, in welchem ſich bei der Wüſthof'ſchen Familie nichts von Bedeutung ereignete, flüchtig hinweg, um nicht durch Schleichen langweilig zu werden. Nun aber erfordern die Begebenheiten wieder einen etwas langſamern Gang und einen kleinen Rückſchritt.

Erich hatte zu der Zeit, als er dem Herrn von Katz auf der Straße begegnete, den Pacht in Ulmenthal erſt ſeit einigen Monaten angetreten. Er lebte vorher außer Landes; die Pachtsbedingungen wurden durch Briefe abgemacht, und er traf nicht eher, als am Vorabend des Tages, an welchem er in Ulmenthal eingewieſen werden ſollte, dort ein. Herr von Wüſthof verrichtete die Uebergabe des Gutes in Perſon. Anton, der ihm ſonſt bei dergleichen Gelegenheiten an die Hand ging, blieb dießmal wegen anderer Geſchäfte zu Hauſe.

Als der Oberſt von Ulmenthal zurückkam, war er ſehr heitern Gemüths. „Alles kurz und glücklich vollbracht!“ ſprach er: „Es iſt eine Luſt, mit einem Biedermann zu verkehren! — Ich ward mit der Uebergabe des Gutes in einigen Stunden fertig, weil ſich Erich in allen Stücken auf Freundſchaft, Treue und Glauben verließ. Was hab' ich nicht manchmal mit andern anziehenden Pächtern für

Tänze gehabt! Sie hatten bisweilen Advokaten zu Beiſtänden, und da gab's über ein fehlendes Hufeiſen oder ein abgeſtoßenes Kuhhorn weitläufige Debatten. Nein, da lob' ich mir meinen braven Erich, an dem wir auch nebenbei einen guten Geſellſchafter gewinnen. Kurz, mein Sohn, der Mann wird Dir gefallen, und es ſteht Dir in Ulmenthal noch eine andere angenehme Ueberraſchung bevor.“ —

Er betonte die letztern Worte ſo ſtark und ſah den Jüngling ſo ſcharf dabei an, daß dieſer erröthete, ohne ſelbſt zu wiſſen, warum. Der Vater lächelte geheimnißvoll und erklärte ſich nicht weiter.

„Eine Ueberraſchung — eine angenehme Ueberraſchung!“ ſprach Anton für ſich. „Was muß das ſeyn?“ — Dieſe Frage lag ihm beſtändig im Sinn; ſie ging mit ihm zu Bette, ſie ſtand mit ihm auf, und trieb ihn endlich zu Pferde. Er ritt nach Ulmenthal.

Mit geſpannter Erwartung trat er in die Pachterwohnung. Er fand Niemand auf der Hausflur; nur eine Harfe tönte ihm entgegen und leitete ihn an die Thür eines Zimmers. Er blieb ſtehen und horchte dem Klange des Saitenſpiels, das er bisher nur von muſikaliſchen Landſtreichern kratzen, aber nie ſo zart und geiſtvoll wie hier behandeln hörte. Es dünkte ihn ein fremdes Inſtrument, und er ward vom Wohllaut deſſelben ſo entzückt, daß er ſich nicht entſchließen konnte, an die Thür zu klopfen. Er legte das Ohr daran und ſog die ſüßen Töne begierig ein. Bald verband ſich auch eine liebliche Stimme mit ihnen und ſang ein rührendes Lied. Er war nun vollends bezaubert. Nur Schade, daß die Freude nicht lang dauerte. Geſang und Harfe ſchwiegen; doch da er hoffte, ſie würden bald wieder laut werden, ſo zog er ſein Ohr nicht eher zurück, bis ihm die plötzlich aufgehende Thür einen ſchallenden Kopfſtoß verſetzte.

21.

„Ach Gott!“ rief ein junges, reizendes Mädchen in einem ſchneeweißen Hauskleide: „Ach Gott!“ was hab' ich gethan!“ —

Antons Ueberraſchung war jetzt größer, als ſie ſich der Vater gedacht haben mochte. Er ſtand im Anſchauen der ſchönen Hafnerin verloren, und fühlte nicht, daß ſich auf ſeiner Stirn ein kleiner Hügel erhob. Sie aber ſah es und klagte ſich einer unverzeihlichen Uebereilung an. „Kommen Sie näher, mein Herr!“ ſagte ſie: „Ich habe Sie verwundet und will verſuchen, Sie wieder zu heilen.“ —

Anton trat ins Zimmer. „Wir wollen ein altes, erprobtes Hausmittelchen anwenden,“ ſprach ſie; „aber ich bitte, lachen Sie mich nicht darüber aus!“ — Sie nöthigte ihn auf einen Stuhl, holte geſchwind ein Meſſer, drückte ſanft damit ſeine Beule und beſtrich ſie mit Seifenbalſam. „Nun, wie iſt Ihnen?“ fragte ſie. „Fühlen Sie einige Linderung Ihres Schmerzes?“ —

Anton verſicherte: er fühle nichts, was Schmerz heiße; es ſey ihm im Gegentheil in ſeinem ganzen Leben noch nie ſo wohl geweſen, als jetzt.

„Sie ſcherzen,“ erwiederte ſie: „Ich weiß aus Erfahrung, daß ſolche Kopfſtöße nicht wohl thun.“ —

„Es kommt viel auf die Hand an, die ſie ertheilt,“ antwortete Anton: „Und wer wollte nicht gern eine Minute krank ſeyn, um die Bekanntſchaft eines liebenswürdigen Arztes zu machen?“ —

Das Mädchen erröthete und ſchlug die Augen nieder.

„Ueberdieß war ich ſelbſt Schuld,“ fuhr er fort: „Wer hieß mich an der Thüre horchen! Aber man muß die Gelegenheit eines angenehmen Genuſſes im Fluge haſchen. Hätte ich nicht unbemerkt Ihre Harfe belauſcht, wer weiß, ob mir jemals das Glück geworden wäre, ſie zu hören.“ —

„Warum nicht?“ entgegnete ſie: „Wenn Ihnen meine Stümperei Vergnügen macht und Sie vielleicht den letzten Reſt Ihrer Schmerzen darüber vergeſſen, ſo will ich Ihnen etwas vorklimpern.“ —

Sie nahm die Harfe; aber kaum hatte ſie die Saiten angeſchlagen, als die Thür aufging. „Ha, mein Vater!“ rief Anton.

„Nein, es iſt der meinige!“ ſagte das Mädchen, und legte die Harfe bei Seite.

Anton, der ſich indeſſen ſchon von ſeinem Irrthum überzeugt hatte, ſtand ſchamroth vom Stuhl auf.

„Du haſt Geſellſchaft, meine Tochter?“ ſprach Erich, den Jüngling begrüßend. „Mit wem habe ich die Ehre, zu ſprechen?“

Anton nannte ſeinen Namen.

„Ah! der Sohn meines werthen Freundes!“ rief der Pachter und reichte ihm die Hand. „Seyn Sie mir herzlich willkommen! — Aber was ſeh' ich? — Sie haben ja einen ganz friſchen Schaden an der Stirn!“

„Ja, denken Sie, Vater!“ ſprach Johanna mit einem ängſtlichen Tone, „ich war durch haſtiges Oeffnen der Thüre ſo unglücklich, den Herrn, der eben anklopfen wollte, zu verletzen.“ —

„Wildfang!“ ſagte der Vater und wollte ihr einen Verweis geben; doch Anton fiel ihm ſchnell ins Wort, vertheidigte ſie tapfer und maß ſich ſelbſt alle Schuld bei.

„Wer wie ich,“ ſprach er, „leiſe an eine Thüre ſchleicht und ſich nicht meldet, der wird billig für's Horchen beſtraft.“ —

„Nicht doch, mein junger Freund!“ unterbrach ihn Erich mit ernſtem Eifer: „Thun Sie ſich nicht ſelbſt Unrecht, um meine Tochter zu entſchuldigen. Sie haben gewiß nicht gehorcht!“ —

„Ja, ich horchte wirklich!“ verſetzte Anton. „Aber freilich nur auf die harmoniſchen Töne dieſer Harfe, die ich ſchon von weitem vernahm.“ —

„Nun, das laſſe ich gelten, das iſt erlaubt!“ rief der Pachter, und aus ſeinen Augen leuchtete Freude, daß der Jüngling keine ſo ſchändliche Handlung, wie das Horchen an Thüren unſtreitig iſt, begangen hatte.

Anton ritt bald darauf nach Hauſe; aber ſein Herz blieb in Ulmenthal.

25.

Er lebte und webte nun in der goldnen Zeit der erſten Liebe. Die ſchöne Johanna, die ihn bei der zweiten oder dritten Zuſammenkunft durch das leiſe Geſtändniß ihrer Gegenliebe beſeligte, war ſein einziger, langer Gedanke. Doch verträumte er deßhalb nicht unthätig die Tage; er griff im Gegentheil jedes Geſchäft, das ihm ſein Vater auftrug, raſcher und williger als jemals an, und erwarb ſich dadurch ſeine höchſte Zufriedenheit. Der alte, ſchlaue Herr wußte ſehr wohl, aus welcher Quelle das wohlthätige Feuer floß, das ſeinen Sohn durchſtrömte; er ließ ſich aber nie mit ihm darüber in Erörterungen ein, ſondern hatte nur im Stillen ſeine Freude daran.

Erich hingegen, der in allen ſeinen Handlungen gerade zuging, bemerkte kaum das geheime Verſtändniß der jungen Leute, als er auch ſchon mit ſeiner Tochter darüber ſprach. Sie bekannte freimüthig: Anton habe ihr Liebe und Treue geſchworen. „Das hör' ich nicht gern!“ war ſeine Antwort: „Der junge Mann iſt brav und gut; er verdient Achtung und Liebe; aber ſein Vater wird es nicht billigen, daß er mit ſeinem Herzen ſo frei ſchaltet und waltet. Der Alte hat gewiß höhere Plane. Er iſt reich; wir ſind arm: das paßt, ſo viel ich ihn kenne, in ſeinem Kopfe nicht zuſammen, und Feindſchaft zwiſchen ihm und mir wird das Ende vom Liede ſeyn.“ —

Dem erſchrockenen Mädchen ſchoſſen Thränen in die Augen. „Sieh, ſieh!“ ſagte der Vater, „das ſind Vorboten! Es werden mehrere nachfolgen! Ich bin nicht ruhig, bis ich mit Antons Vater über die Sache geſprochen habe.“ —

Johanna bat dringend um Aufſchub; allein er ritt fort und entdeckte den ganzen Handel.

„Du ſagſt mir nichts Neues, Herr Bruder!“ ſprach Wüſthof lächelnd. „Ich bin längſt hinter Antons Schliche gekommen.“ —

„Schliche?“ — verſetzte Erich. „Dieß Wort will mir nicht gefallen. Alle Schliche taugen nichts! — Wenn du den Umgang deines Sohnes mit meiner Tochter dafür anſiehſt, ſo brauche deine väterliche Gewalt und unterſag' ihm mein Haus!“ —

„Warum denn?“ ſagte der Oberſt. „Laß doch die Kinder miteinander ſpielen und ſich ihrer flüchtigen Jugend freuen!“ —

„Mit nichten!“ ſprach Erich. „Ein ſolches Spiel muß eine Grundlage von Ernſt und Redlichkeit haben, ſonſt entſteht nichts Gutes daraus. Ich weiß, mein Freund, du warſt in deiner Jugend in dieſem Punkte ein Freidenker und ſcheinſt es auch jetzt noch zu ſeyn; mir aber liegt das Wohl und Wehe meiner Tochter zu ſehr am Herzen, als daß ich dem Wachsthum einer Leidenſchaft gelaſſen zuſehen könnte, die das Glück und die Ruhe ihres ganzen Lebens zerſtören kann.“ —

Wüſthof ward ernſt. Er dachte an Antonien und ſeufzte.

„Nun, was beſchließeſt du?“ fragte Erich. „Wollen wir jetzt, da es vielleicht noch Zeit iſt, zwiſchen unſere Kinder treten und ſie trennen?“ —

„Nein, guter Erich!“ antwortete Wüſthof. „Sie ſcheinen für einander geſchaffen, und ſo mögen ſie denn nach ein paar Jahren in Gottes Namen Mann und Frau werden.“ —

„Wüſthof! iſt das dein Ernſt?“ —

„Mein treuer, redlicher Ernſt.“ —

„Hab' Dank! Ich erwartete kaum dieſen Troſt von dir, du alter Ehefeind!“ —

„O, wär' ich's nie geweſen!“ — rief der Oberſt: „Ich hätte jetzt weniger Ausgelaſſenheiten und Fehltritte zu bereuen. Glücklich iſt der, den frühzeitig ein geliebtes Weib an Ordnung und Häuslichkeit feſſelt!“ —

Die Freunde umarmten ſich und nahmen noch Abrede, den Ausſchlag dieſer Verhandlung den Liebenden nicht zu eröffnen, damit ſie ſich im Umgange miteinander nicht allzu früh als Ehegatten betrachten möchten.

26.

Einige Tage nachher überbrachte die Poſt dem Herrn von Wüſthof einen neuen Einladungsbrief aus Wien. Dringender als alle ſeine Vorgänger, enthielt er ein weitſchweifiges Verzeichniß von angeblichen Merkwürdigkeiten, die in den nächſten Tagen und Wochen dort zu ſehen ſeyn ſollten. Das Hauptſtück darunter war der Einzug eines türkiſchen Geſandten mit einem großen Gefolge. Nach dieſem Maßſtabe läßt ſich die Wichtigkeit der übrigen Raritäten beurtheilen. Doch waren ſie alle mit einem verſchwenderiſchen Aufwand von Beredſamkeit geſchildert, um den Oberſt nach ihnen recht lüſtern zu machen.

Er gab dieſen Brief ſeinem Freunde Erich zu leſen. „Ich könnte," ſprach er, „den unermüdeten Erbſchleichern keinen empfindlichern Streich ſpielen, als wenn ich mich wirklich nach Wien auf die Reiſe machte, dort ein halbes Jahr auf ihre Koſten lebte und ſie dennoch leeres Stroh dreſchen ließe." —

„Das wär' eine gerechte Züchtigung!" ſprach Erich.

„Und ich bin halb und halb dazu entſchloſſen," fuhr der Oberſt fort. „Der Muſelmann und ſein Gefolge locken mich freilich nicht, und noch weniger die Feuerwerke im Prater und die beliebte Bärenhetze; aber ich wünſchte ſchon ſeit vielen Jahren, die große Kaiſerſtadt zu ſehen, und zwei werthe Jugendfreunde, die dort leben, vor meinem Ende noch einmal zu umarmen. Ich ward nur immer durch ökonomiſche Geſchäfte daran verhindert. Doch nun iſt Anton mein Stellvertreter; — im Nothfall würdeſt auch du ihm mit Rath und That an die Hand geben — und ſo könnte ich mir wohl eine Ausflucht erlauben." —

Mit beſcheidenen Worten erinnerte ihn Erich an ſeine hohen Jahre, in deren Rückſicht eine ſo weite Reiſe manche Bedenklichkeit habe. Allein der Oberſt verſicherte: er fühle ſich geſund und rüſtig wie ein Jüngling, und mit zwei Tag- und Nachtreiſen ſey der Weg nach Wien ſpielend zurückgelegt. Kurz, er hatte eine unwiderſtehliche Reiſeluſt und ließ ſich nicht davon abrathen.

Erich ward von dunkeln Ahnungen beunruhiget und that ſeinem Freunde die Vorſtellung: er ſolle doch wenigſtens die ſchon ſo lange verſchobene Legitimation ſeines Sohnes zuvor bewerkſtelligen und ſeinen letzten Willen gerichtlich niederlegen. Aber der Oberſt wollte von dem allen nichts hören. „Mit dieſem langweiligen Kram,“ ſprach er, „kann ich mich jetzt nicht aufhalten, ſonſt verſtreicht der Sommer, und ich müßte dann in einer unbequemen Jahrszeit reiſen.“ — Erich wiederholte ſeine wohlgemeinten Ermahnungen: als aber Jener darüber beleidigt ſchien, ſo hielt er es nicht für rathſam, ſich weiter den Mund zu verbrennen.

Der Oberſt ließ nun ohne Verzug ſein Reiſegeräth in gehörigen Stand ſetzen, und begab ſich drei Tage nachher, von einem einzigen Bedienten begleitet, auf den Weg nach Wien, wo er drei Monate zu bleiben geſonnen war.

27.

In achtundvierzig Stunden kam er wohlbehalten dort an. Herr von Katz und ſeine Gemahlin brachen in ein Freudengeſchrei aus, als er ſie ſo unvermuthet überraſchte. Er ſtieg in ihrem Hauſe ab und ward wie ein König empfangen; denn nun glaubten ſie, die köſtliche Erbſchaft, der ſie ſo lange nachgetrachtet hatten, bei allen vier Zipfeln zu haben. Sie gaben ihm zu Ehren glänzende Feſte, und drangen ihm auf mancherlei Art die Verbindlichkeit auf, ſich ihnen wieder gefällig zu erweiſen. Er ließ ſich jeden angenehmen Genuß, den ſie ihm — und oft mit nicht geringen Koſten — bereiteten, ſehr gern gefallen, war aber ſo undankbar, ihre häufigen Anſpielungen auf Erbſchaft und Teſtament nicht zu verſtehen. Sie ſchickten endlich einen dreijährigen Knaben (den ſie an Kindes Statt angenommen hatten, nachdem ſein Vater, ein Bruder des Herrn von Katz, in der ſchmählichſten Armuth geſtorben war) an ihn ab. Der kleine Geſandte ſchmeichelte der erhaltenen Inſtruction nach um ihn herum, nahm eine traurige Miene an und preßte ſogar ein Thränchen aus den Augen. Wüſthof fragte, was ihm fehle. „Vater todt" — wimmerte der Knabe — „die ſchwarzen Männer trugen ihn fort — bin ein armes, armes Kind — ach! bitte, bitte, mach' mich reich! — will für dich beten." — Dieſes eingelernte Sprüchlein fing er, wenn er damit fertig war, immer wieder von vorn an, ohne darauf eine Reſolution abzuwarten. „Ei, ſo ſchweig' doch endlich, du drolliger Papagei!" fiel Wüſthof lachend ein: „Dein Onkel wird dich ſchon reich machen!" —

Scherzend erzählte er nachher der Frau von Katz die Naivheit des Kindes. „Ueber den kleinen Bettler!" rief ſie, und ſchlug, wie höchlich erſtaunend, die Hände zuſammen. „Wer ſollte ſich ſo was denken! Es iſt, als ſpräche Gott durch den Mund dieſes Kindes; denn wahrlich, lieber Wüſthof, Sie fänden bei dieſer unglücklichen Waiſe Gelegenheit, ſich eine Stufe — doch was ſag' ich eine Stufe? — eine ganze Leiter in den Himmel zu bauen." —

Wüſthof gab ſich das Anſehen, als ob er den Bau dieſer Himmelsleiter in Ueberlegung ziehen wollte. Da er aber feſt entſchloſſen war, das Erbtheil ſeines Sohnes um keinen Pfennig zu ſchmälern, ſo ward ihm dieſe Bettelei, die täglich unter neuen Geſtalten auftrat, ſo beſchwerlich und der Aufenthalt in Wien dadurch ſo verhaßt, daß er früher, als er ſich Anfangs vorgeſetzt hatte, an die Rückreiſe dachte. Allein im Buche des Schickſals war ihm eine andere Straße vorgezeichnet: er ſollte ſeine Heimath nicht wiederſehen. Eine plötzliche Krankheit überfiel ihn, als er einſt bei einem Abendſchmauſe ſeinem Magen zu viel geboten hatte. Er legte ſich noch friſch und geſund ins Bett; als ihm aber ſechs Stunden darauf Herr von Katz einen frühen Morgenbeſuch abſtatten wollte, fand er ihn — todt.

28.

Der Schrecken des Erbſchleichers war unbeſchreiblich. Er fiel mit beiden Händen in die Haare und raufte und zauſte ſich grauſam. „Todt — mauſetodt — ohne Teſtament zum Teufel gefahren!" — So ſchrie er und heulte laut. Der unbändige Schmerz wollte die Bruſt ihm zerſprengen.

Aber plötzlich ward er ſtill und ſtand fünf Minuten in tiefen Gedanken. Er ſann nach, ob er nicht vielleicht dieſes Unglück noch zu ſeinem Nutzen anwenden könnte; und ſieh, da bekam er einen herrlichen Einfall. Er machte vor Freude einige Bockſprünge, hüpfte dann auf den Fußſpitzen aus dem Sterbezimmer, ſchloß es leiſe hinter ſich zu, weckte ſeine Gemahlin und hielt mit ihr unter vier Augen eine halbſtündige Conferenz, von deren Reſultat wir jetzt nur ſo viel entdecken dürfen, daß ſie beſchloſſen: der Todesfall ſolle vor allen Menſchen ohne Ausnahme ein Geheimniß bleiben, bis Herr von Katz von einer ſchnellen Reiſe, die er noch in derſelben Stunde antreten wollte, zurückgekommen ſeyn würde. — Dieſe Verheimlichung ſchien um ſo leichter möglich, da Herr von Wüſthof ſchon vier Wochen zuvor ſeinen von Hauſe mitgenommenen Lakei wegen einer groben Vergehung verabſchiedet hatte, und ſich ſeitdem bloß von der Livree des Herrn von Kaß bedienen ließ.

Alle übrigen Vorſichtsmaßregeln ſtellte dieſer Herr der Klugheit ſeiner Gemahlin anheim. Er ſchlich aus ſeinem eigenen Hauſe wie ein Dieb, warf ſich in einen leichten Kourierwagen, beſchenkte auf jeder Station die Poſtillone mit Dukaten, und kam auf dieſe Art mit geflügelten Roſſen am Abend des folgenden Tages nach — Ulmenthal.

Er ſtürzte wie wahnſinnig in Erichs Haus und riß ihn aus dem Kreiſe ſeiner Familie in eine Nebenſtube. „Ich bin ein Unglücksbote“ — ſprach er ächzend — „Unſer Wüſthof liegt in meinem Hauſe tödtlich krank. Er will Sie ſprechen; er hat Ihnen wichtige Geheimniſſe zu entdecken; er beſchwört Sie, zu ihm zu fliegen. Machen Sie ſich in der größten Geſchwindigkeit reiſefertig und laſſen Sie uns mit Ihren ſchnellſten Pferden bis zur nächſten Station fahren! Dann ſtehen ſchon in allen Poſthäuſern angeſchirrte Pferde für uns bereit. Ich machte den Herweg in ſechsunddreißig Stunden; der Hinweg ſoll uns noch weniger Zeit koſten. Um Gottes Willen, eilen Sie nur!“ —

Erich war äußerſt beſtürzt und es ſchien ihm höchſt wahrſcheinlich, daß Wüſthof, wenn er ſich wirklich am Rande des Grabes befände, noch mancherlei mit ihm zu beſprechen hätte. Er bedachte ſich daher keinen Augenblick, die verlangte Eilreiſe zu thun, und betrieb die Anſtalten dazu mit einem ſolchen Eifer, daß er nach einer Viertelſtunde ſchon neben ſeinem Gefährten im Wagen ſaß.

Sie erreichten Wien in der möglichſten Zeitkürze. Herr von Kaß ſchonte nicht ſeine Dukaten, um noch vor Anbruch des zweiten Tages dort anzukommen, und die

Peitſchen der beſtochenen Poſtknechte ſetzten es durch. Schon früh um zwei Uhr waren die Reiſenden am Ziel.

Ungefähr hundert Schritte von ſeinem Hauſe ließ Herr von Katz halten. „Hier wollen wir ausſteigen," ſprach er, „um nicht den Kranken, wenn er etwa ſchlafen ſollte, durch das Geraſſel des Wagens aufzuwecken." — Sie ſchlichen auf den Zehen die Treppe hinauf. Frau von Katz kam ihnen mit einem wiederholten „St! St!" entgegen. „Wie ſteht's mit dem Kranken?" fragten ſie leiſe. „Er ſchläft," gab ſie zur Antwort und bewillkommte den Pachter ſehr freundlich.

Man führte ihn in ein Zimmer. Hier ließ ihn das Ehepaar allein, um ſich an einem andern Orte zu unterreden. „Nun, wie iſt's gegangen?" fragte er. „Vollkommen glücklich!" antwortete ſie. „Seine Freunde kamen mehrmals, um ihn zu beſuchen; ich war aber unerſchöpflich in Ausflüchten. Den erſten Tag ſagt' ich: er ſey mit dir ausgegangen; den zweiten: er ſey krank, wolle niemand ſprechen; den dritten: er ſchlafe. — Kurz, es weiß oder ahnt kein Menſch ſeinen Tod; dafür ſteh' ich mit meinem Leben." —

29.

Zufrieden ging Herr von Katz zu ſeinem Reiſegefährten zurück. „Herr Erich," ſprach er mit einem betrübten Geſichte, nun iſt's nicht länger möglich, Ihnen eine erſchütternde Wahrheit zu verhehlen. Unſer Freund Wüſthof iſt bereits ſeit drei Tagen todt." —

Erich erſtarrte und gab vor Schrecken keinen Laut von ſich, indem Herr von Katz die nähern Umſtände des Todes — wiewohl nicht ganz aufrichtig — erzählte.

„Gott! iſt's möglich?“ — rief jetzt der Pachter. „Aber was ſoll ich nun hier? — Wozu das grundloſe Vorgeben, daß er mich ſprechen wolle?“ —

„Sehn Sie,“ ſprach Herr von Katz, „als ich an jenem unglücklichen Morgen in ſein Zimmer trat, rang er ſchon, wie geſagt, mit dem Tode; allein er war ſeines Verſtandes und der Sprache noch mächtig und dictirte mir ſeinen letzten Willen, wie ich ihn hier nachgeſchrieben habe. Belieben Sie dieß Blättchen zu leſen!“

Erich las:

> „Alle meine Güter — mit einziger Ausnahme des
> „Gutes Ulmenthal — und mein geſammtes beweg-
> „liches Vermögen an Baarſchaften und Hausgeräth,
> „vermache ich der leiblichen Schweſter meiner ſeligen
> „Gemahlin, der Frau von Katz, die ich demnach
> „zur Univerſalerbin einſetze.“

Schweigend, aber mit durchbohrenden Blicken, ſah Erich den Herrn von Katz an und las weiter:

> „Zum Beſitzer des Gutes Ulmenthal mit allem
> „Zugehör ernenne ich den gegenwärtigen Pachter deſ-
> „ſelben, meinen Freund Erich; doch mit der Bedin-
> „gung, daß er dem jungen Anton Wüſthof, der
> „bisher fälſchlich für meinen Sohn ausgegeben und
> „gehalten wurde, zu ſeinem Unterhalt jährlich zwei-
> „hundert Thaler auszahle, die gedachter Anton von
> „den Einkünften beſagten Gutes lebenslang erhalten
> „ſoll.“ —

Erich ſtarrte den Herrn von Katz mit glühenden Augen an. „Wie?“ — ſprach er. „Sie wollen mich überreden, Wüſthof hätte dieſe Anordnung gemacht, und noch bei Sinnen gemacht?" —

„Bei ſo geſundem Verſtande, wie wir," antwortete Katz.

„Unmöglich, durchaus unmöglich!" rief Jener. „Hier herrſcht Irrthum oder — — Kurz, die Sache iſt nicht richtig!" —

Mit eiſerner Stirne und ſchweren Betheurungen verſicherte Herr von Katz: er habe Wort für Wort niedergeſchrieben, was ihm der Sterbende in die Feder geſagt habe.

„Nun, ſo war er wahnſinnig geworden!" fuhr Erich auf. „Doch ich begreife nicht, warum ich mich ereifere. Dieſer Zettel iſt in jedem Falle ein ungültiges Stück Papier. Wüſthof iſt ohne Teſtament geſtorben."

„Gewiſſer Maßen haben Sie Recht!" erwiederte Katz. „Allein es gibt ein Mittel, ſeiner letzten Willensmeinung die ermangelnde geſetzliche Kraft zu geben."

„Und das wäre?" — fragte Erich geſpannt.

Katz ſah eilend hinaus vor die Thür, ob jemand horche, ſchloß und riegelte ſie ängſtlich zu, zog den Pachter vertraulich auf einen Sopha und begann leiſe: „Das Mittel, von dem ich ſagte. mein theuerſter Freund, iſt etwas ungewöhnlich — ſogar ein wenig ſcrupulös — aber der Zweck — wir müſſen hier hauptſächlich auf den Zweck ſehen — der Zweck, wenn er gut iſt, heiligt die Mittel —"

„Zur Sache, mein Herr!" ſprach Erich finſter.

„Das Mittel, das ich meine," — fuhr Katz fort — „haben Sie, mein Wertheſter, einzig und allein in der Gewalt. Es liegt in Ihrer wunderbaren Aehnlichkeit mit dem Verſtorbenen." —

„Hm! hm! — Doch weiter! Ich verſtehe Sie noch nicht ganz.“ —

„Kurz und rund, mein Plan iſt der: wir ſpielen eine Art von Komödie. Sie legen ſich zu Bett, ſtellen ſich ganz erbärmlich matt und krank, und machen vor dem Notar und den Zeugen, die ich ſogleich will rufen laſſen, in Wüſthofs Namen ein Teſtament, wie er mir's dictirte.“ —

Empört ſprang Erich auf. „Herr! wie können Sie ſich erfrechen, mich zu einem ſolchen Schurkenſtreich aufzufordern? — Haben Sie mich nur deßhalb durch Lug und Trug dreißig Meilen weit gelockt, damit ich Sie durch ein Bubenſtück, das den Galgen verdiente, bereichern ſoll? — Bei Gott! Sie wären es werth, daß ich Ihren ſchändlichen Entwurf ſofort dem Kriminalgericht anzeigte!“

„Beſter Mann, faſſen Sie ſich!“ bat Herr von Katz. „Sehen Sie die Sache aus dem rechten Geſichtspunkte an! Wüſthof — das betheur' ich Ihnen bei Gott und allen Heiligen! — Wüſthof ſtarb mit dem Willen, den er von mir niederſchreiben ließ, und alſo iſt ja mein Vorſchlag nichts als ein unſchuldiges Nothmittel, uns in den Beſitz deſſen zu ſetzen, was er uns zutheilte.“ —

„Aber zum Teufel! warum wollten Sie denn gerade **mich** zu Ihrem Mitſchuldigen machen? Warum erkauften Sie nicht hier den erſten beſten Spitzbuben zu dieſer Rolle?“ —

„O, liebes Männchen, begreifen Sie doch, daß kein anderer Menſch als Sie — wegen Ihrer frappanten Aehnlichkeit“ —

„Was Aehnlichkeit! Wozu war dieſe ſo dringend nöthig? Kennen denn alle Notare in Wien alle Spitzbuben von Angeſicht zu Angeſicht?“ —

„Laſſen Sie ſich dienen! — Um unſer Teſtament gegen allen möglichen Verdacht ſicher zu ſtellen und ihm den Stempel der höchſten Glaubwürdigkeit aufzudrücken, wollt' ich Wüſthofs zwei Freunde, mit welchen er hier täglich umging, und überhaupt Perſonen, die ihn gekannt haben, zu den erforderlichen Zeugen wählen.“ —

„Aha! Ich bewundere Ihre Verſchlagenheit.“ —

„Nun, ſehen Sie, ſo ginge die Sache vortrefflich! Keine Menſchenſeele, außer meiner Frau, weiß ſeinen Tod — die Nacht, die noch ein paar Stunden dauert, kommt uns zu Hülfe — wir zünden in einem großen Zimmer nur eine einzige Kerze an, denn der Kranke, heißt es, kann kein ſtärkeres Licht vertragen — kurz, mein Beſter, ich habe alles reif überdacht. Es fehlt nur noch Ihr gütiger Entſchluß, und dieſer iſt Ihnen ſelbſt weit nützlicher und erſprießlicher, als uns; denn meine Frau würde in jedem Falle ihr gegründetes Erbſchaftsrecht gegen den Burſchen, den Anton, der wie aus den Wolken gefallen iſt, glücklich ausfechten; aber Sie, mein Theuerſter, Sie hätten nicht den geringſten Anſpruch an das herrliche Ulmenthal, das Sie ſich mit ſo leichter Mühe erwerben können.“ —

„Ja, ja,“ ſprach Erich bitter, „es wär' ein ganz feines Handgeld der Hölle! — Laſſen Sie mich fünf Minuten allein! Dann ſollen Sie meinen Entſchluß erfahren.“ —

Herr von Kaß ging und ſchilderte, zwiſchen Furcht und Hoffnung ſchwankend, vor der Thür. Aber bald rief ihn Erich, der indeſſen mit ſich ſelbſt Rath gepflogen hatte, wieder in's Zimmer und erklärte ſich: er ſey zu der Teſtamentshandlung entſchloſſen.

Kaß fiel vor Freude auf die Knie und küßte ihm die Hände.

30.

Nun ward Lärm im Hauſe. Herr und Frau von Katz rieſen, pochten und klingelten alles, was Leben und Athem hatte, aus dem Schlafe. „Der Oberſt liegt im Sterben — er will ſein Teſtament machen!“ — ſchrien ſie händeringend und ſprengten die Bedienten fort, um einen Notar und Zeugen zu holen. Dieſe Perſonen waren nach Verfluß einer Stunde beiſammen. Unter den letztern befanden ſich Wüſthofs Freunde. Sie eilten mit fliegenden Schritten an's Bett, worin Erich lag. Er hatte eine Nachtmütze über die Augen gezogen und das Geſicht gegen die Wand gekehrt. Sie fragten bekümmert nach ſeinem Zuſtande. Er antwortete mit ſchwacher Stimme: er fühle ſein Ende — das Sprechen werde ihm ſchwer — er müſſe ſeine letzten Athemzüge ſchonen, um noch teſtiren zu können. — Die Univerſalerbin drängte die Herren ſanft vom Bette hinweg und bat weinend, die Kräfte des Kranken nicht zu erſchöpfen. Er werde, ſetzte ſie hinzu, nach dem Ausſpruch ihres eben dageweſenen Hausarztes, den Aufgang der Sonne nicht erleben. — Ihr Gemahl rückte indeſſen Tiſche und Stühle für den Notar und die Zeugen zuſammen. Sie ſetzten ſich. Herr und Frau von Katz traten ab und horchten im Nebenzimmer an einer dünnen Tapetenwand, durch welche ſie nur eine Hand breit von dem Teſtirer, deſſen Bett an derſelben ſtand, getrennt waren. Daher entging ihnen kein Wort, das er ſprach.

„Ich empfinde die Nähe meines Todes;“ fing er an, „doch habe ich noch mein volles Bewußtſeyn, und bin alſo im Stande, ein rechtsgültiges Teſtament zu machen. Herr Notarius, haben Sie die Güte, es niederzuſchreiben.“

Der Notar verbeugte ſich devot, tunkte die Feder ein, und Erich fuhr fort:

„Alle meine Güter, Häuſer, Aecker, Gärten — mit
„Einem Worte: alle liegenden Gründe, deßgleichen meine
„Baarſchaft und ſämmtliches Mobiliarvermögen, es habe
„Namen, wie es wolle, eigne und hinterlaſſe ich meinem
„leiblichen Sohne — “

Ein gewaltiges Huſten im Nebenzimmer zwang ihn, ein Weilchen inne zu halten. Es legte ſich wieder und er ſprach fort:

„ — — eigne und hinterlaſſe ich meinem leiblichen
„Sohne, Anton Wüſthof — “

Neuer Tumult! Die Tapetenwand rauſchte und wankte, umgeworſene Stühle polterten, Flüche ſchallten und Ohrfeigen klatſchten, die Herr von Katz, als Beſteller des ſo übel ausſchlagenden Teſtamentes, empfing. Dem Notar entſank die Feder. Die Zeugen blickten nach der Gegend des Tummelplatzes und ſchüttelten die Köpfe.

Nach einer halben Minute hörte der Lärm auf und der Teſtator begann wieder:

„ — — Anton Wüſthof, den ich hiermit zum einzi-
„gen Erben aller meiner Habe und Güter ernenne und
„einſetze.“ —

Die Thür des Nebenzimmers ward jetzt von den fortſtürmenden Horchern mit ſolcher Gewalt zugeſchlagen, daß alle Wände und Fenſter des Hauſes bebten.

„Wuth und Rache getäuſchter Hoffnung!“ flüſterte der Notar mit ſatiriſchem Lächeln den Zeugen zu, und ſie nickten bejahend. „Ich habe nun nichts weiter zu verordnen;“ ſprach Erich. Der Notar las das Teſtament im Zuſammenhange vor. Es ward von dem Teſtator für richtig erklärt und von den Zeugen unterſchrieben.

Wüſthofs Freunde traten jetzt wieder ans Bett. Erich bat ſie, ihn ein wenig ſchlummern zu laſſen. Sie entfernten ſich ſammt dem Notar und den übrigen Zeugen, und verließen das Haus, ohne von den erboſten Herrſchaften, die ſich unſichtbar gemacht hatten, Abſchied zu nehmen.

Erich ſtieg aus dem Bette und war eben im Begriff, ſeinen Krankenhabit abzulegen, als ſie beide gleich wilden Hetzhunden zur Thür herein und ihm auf den Hals fuhren. Es erhob ſich ein Zwiſt, der äußerſt heftig war, ob er gleich nur mit gedämpften Stimmen geführt wurde. Sie drohten mit augenblicklicher Verhaftung; Erich aber donnerte ſie muthig zu Boden. „Ich,“ ſprach er unter andern, beging einen frommen Betrug, um einen armen Jüngling zu ſchützen, den Sie berauben wollten. — Straft man mich dafür, ſo kann man doch wenigſtens keine Schande auf mich wälzen; Sie aber wird wegen der Schlechtheit Ihrer Abſicht Schimpf und Schade zugleich treffen.“ — Dieſe kräftige Verhaltung wirkte ſo ſtark, daß ſie ihn am Ende um Schonung und Verſchwiegenheit baten.

Er fragte nun nach Wüſthofs Leiche. Sie lag im Nebengemach. Er eilte dahin, betrachtete ſie weinend, und trug ſie mit Hülfe des Herrn von Katz durch eine Tapetenthür in's Teſtamentszimmer, um dadurch einer möglichen Entdeckung der wahren Geſchichte vorzubeugen.

Sie blieb verborgen. Der Oberſt ward prachtvoll begraben. Mit dem Teſtament in der Taſche reiste Erich dann heim. Anton betrauerte innig ſeinen Vater. Ein Jahr nachher ward Johanne ſeine Gattin. Aber noch früher nahm er ſeine gute, alte Pflegemutter in ſein Haus und vergalt ihr dankbar Liebe mit Liebe bis an ihren Tod.

Das Hageſtolzengericht.

Es war Cabinetsvortrag bei Sr. Erlaucht dem regierenden Reichsgrafen von Dohlenburg. Mit leiſen, vorſichtigen Schritten ging er an den Wänden des Zimmers herum und — haſchte Fliegen, indem ſein Miniſter des Innern, der Landrath Schlangenkron, mit einer fatalen, eintönigen, ſchnarrenden Stimme die eingelaufenen Berichte, Klagen und Bittſchriften referirte. Der Graf war mit ſeiner Jagd (worin er, ohne es ſelbſt zu wiſſen, dem Kaiſer Domitian nachahmte) zu eifrig beſchäftiget, als daß er ſich davon hätte abmüßigen können, um auf das langweilige, ſeit vielen Jahren gewohnte Geplärr ſeines Miniſters zu hören. Er ward immer erſt aufmerkſam darauf, wenn ſich der Schall deſſelben verlor; — ſo wie ſchlafende Müller erwachen, wenn die Mühle plötzlich in ihrem toſenden Gange gehemmt wird. — Jene Windſtille, die von Zeit zu Zeit eintrat, erinnerte den Grafen, daß ein Vortrag mit unterthänigem Gutachten geſchloſſen ſey und ſeine hohe Reſolution darüber erwartet werde. „Recht gut ſo!“ ſprach er dann. „Alles nach Ihrer Einſicht, lieber Schlangenkron!“ —

Auf ſo bequeme Art hatte er ſchon zehn Sachen entſchieden, und bei der Indolenz wenig gewagt, weil es lauter Lappalien waren. „Genug für heute!“ rief er jetzt in einem etwas mißlaunigen Tone und warf ſich in ſeinen Audienzſtuhl. „Klagen,“ — fuhr er ſeufzend fort — „nichts als Klagen! — Bittſchriften, nichts als Bittſchriften! — ſo muß ich leider mit Leſſings Prinzen* ausrufen! Und was nutzt ſie am Ende, die eherne Geduld, mit welcher ich einen Tag wie den andern mir vortragen laſſe? — Ich finde nicht, daß mein Land dadurch blühender wird, oder daß meine Einkünfte ſteigen. Im Gegentheil ſind beide im Sinken. Sagen Sie, Herr Schlangenkren, was iſt davon die Urſache?“ —

„Ew. Erlaucht halten mir zu Gnaden,“ entgegnete der Landrath; „dieſe Frage iſt unbeantwortlich; denn es läßt ſich von einer Sache, die nicht exiſtirt, kein Grund angeben. — Ich betheure bei Pflicht und Gewiſſen, daß ich nirgends einen ſinkenden Zuſtand bemerke. Die ganze Grafſchaft ſteht im höchſten Flor!“ —

„Schmeicheln Sie nicht!“ erwiederte der Graf. „Es iſt durchaus nicht alles ſo, wie es meine landesväterlichen Wünſche und Sorgen erheiſchen. Mich beunruhiget beſonders ein auffallender Mangel an Bevölkerung. Wie todt iſt meine Reſidenz! Ich ſtehe halbe Stunden lang am Fenſter, ohne einen Menſchen zu ſehen. Nur dann und wann ſchleicht ein unſauberer Pfahlbürger, der finſter aus ſeinem zerlöcherten Mantel blickt, oder ein altes Weib in Lumpen vorüber. Leſe und höre ich dagegen von der munter ſich drängenden Volksmenge in London und Paris, ſo glaub' ich in einer Wüſte zu leben.“ —

„Laſſen Sie ſich das nicht befremden, gnädiger Herr!“

---

* In der Emilia Galotti.

fiel der Landrath ein. „In jenen Städten wimmelt es von müßigen Pflaſtertretern, die nichts als Unfug treiben und dem Staate zur Laſt fallen. Hier aber wohnt ein ſtilles, arbeitſames Völkchen, das ruhig in ſeinen Häuſern bleibt und mit ſeinen Händen etwas Nützliches ſchafft.“ —

„Wohl wahr,“ ſprach der Graf: „doch befriedigt mich das nicht ganz. Die Abnahme der Volksmenge in meinem Lande, beſonders in der hieſigen Stadt, ſpringt in die Augen. Ich erwarte daher von Ihnen, Herr Schlangenkron, in den nächſten Tagen einen gutachtlichen Vorſchlag, wie dieſem Uebel abzuhelfen ſeyn möchte.“ —

Ein Wink mit der Hand entließ den Landrath. Er empfahl ſich.

„Wieder ein neues Hirngeſpinnſt!“ murrte er die Treppe hinab; und er hatte wohl Urſache dazu. Er ward für ſeine fünfhundert Thälerchen Jahrgehalt mit ſolchen unnützen Aufträgen unaufhörlich überladen, und dieß verdroß ihn um ſo mehr, da ein gewiſſer Herr von Dampf, der am gräflichen Hofe alles in allem galt, für *tauſend* Thaler Beſoldung nichts zu thun hatte, als mit dem Grafen ſpazieren zu fahren, mit ihm Tarock zu ſpielen und bei feierlichen Ceremonientafeln den Dienſt eines Kammerherrn zu verrichten. Dieſer Herr von Dampf war es denn auch, der dem Grafen — wenn er ihn gerade mit nichts anderm zu unterhalten wußte — dergleichen abenteuerliche Grillen und Einfälle in den Kopf ſetzte, die dem Landrathe nachher ſo viel zu ſchaffen machten, weil er die darüber erforderten Gutachten nicht mündlich erſtatten durfte, ſondern mit der größten Ausführlichkeit in Schriften einreichen mußte. Er war aus dieſen und mehrern Urſachen dem Kammerherrn ſpinnefeind.

Der Graf hatte bei etwas beſchränktem Verſtande viel gute Seiten, und nur den einzigen poſſierlichen Fehler, daß er ſich durchaus zu einem Fürſten hinaufſchrauben wollte, ungeachtet er ein ſo kleiner Regent war, daß einſt ein Witzbold von ihm ſagte: „Wenn er nieſ't, ſo hört es ſein ganzes Land und ruft: Proſit!“ —

Sein eitles Monarchenſpiel veranlaßte ihn zu mancher Lächerlichkeit. Einſt wollte er ſein Städtlein und die dazu gehörigen paar Dörfer zu einem geſchloſſenen Handelsſtaate (nach der Lehre eines berühmten Gelehrten) bilden, und unterſagte ſeinen Unterthanen jeden Kauf- und Tauſchverkehr mit den benachbarten Dörfern und allen Ländern der ganzen Welt. Ein anderes Mal brachte er eine Armee von fünfzehn Mann auf die Beine, und hätte gern einen Krieg angefangen, wäre ihm nur irgend ein Fürſt bekannt geweſen, von dem er hätte hoffen können, daß er ſich mit zwölf Mann Infanterie und drei Mann Kavallerie würde bezwingen laſſen. Andere Rieſengedanken von ähnlichem Schlage, die ein eigenes Büchlein verdienten, hier zu geſchweigen.

Niemand lachte im Stillen mehr darüber, als der Landrath, ein ſchlaues und hämiſches Männchen. Wollte er aber ſein Amt nicht verlieren, ſo mußte er ſich gegen den Grafen alles Widerſpruchs enthalten und das Feld der ernſthaften Poſſe mit bearbeiten helfen.

Grämlich warf er ſich jetzt an ſein Pult und ſann über das ihm aufgegebene Thema nach; aber ſchon nach fünf Minuten rief er: „Gefunden, gefunden!“ und klopfte freudig in die Hände. Er hatte einen goldnen Einfall, mit Einer Klatſche zwei Fliegen zu ſchlagen; das heißt: den Grafen zu befriedigen und zugleich dem Kammerherrn einen Rank zu ſpielen. Die Feder flog nun raſch auf dem

Papier, und nach einer Stunde überreichte er dem Grafen einen Aufſatz, wovon wir hier nur einen kurzen Auszug geben wollen.

„Eine Hauptquelle der abnehmenden Bevölkerung“ „— ſchrieb er — „iſt die immer mehr um ſich greifende Eheloſigkeit. Das ſahen ſchon vor alten „Zeiten die Lacedämonier ein, und die Hageſtolzen „hatten daher bei ihnen einen harten Stand. Jährlich, an einem beſtimmten Tage, wurden ſie öffentlich wie Opferthiere um einen Altar geführt und „von Weibern und Jungfrauen mit Ohrfeigen gezüchtiget. Dieſe Sitte ſollte man jetzt in der Welt „wieder einführen, um die Bevölkerung zu vermehren; denn jede Mannsperſon würde heirathen, um „nicht die Strafe der Hageſtolzen zu dulden.“ —

„Ein guter Gedanke!“ ſprach der Graf. „Wir wollen ſo ein Hageſtolzengericht öffentlich hegen.“ —

„Wann befehlen Ew. Erlaucht?“ fragte der Landrath.

„Sobald als möglich, lieber Schlangenkron!“ —

„Sehr wohl, gnädiger Herr! Die Anſtalten erfordern jedoch einige Zeit; denn Ew. Erlaucht geruhen doch wohl, dieſe Feierlichkeit durch eine Proclamation in den Zeitungen vorher bekannt machen zu laſſen?“ —

„Ei, das verſteht ſich, mein guter Landrath! Ich will vor ganz Deutſchland den Ruhm haben, daß ich das erſte regierende Haupt bin, das auf eine ſo genialiſche Art die Bevölkerung ſeiner Staaten befördert.“ —

Schlangenkron hatte gewonnenes Spiel. Das Hageſtolzengericht war auf den eheloſen Kammerherrn gemünzt, der ſich außer den ſchon angeführten Urſachen dieſe Rache dadurch zuzog, daß er einſt dem Grafen einige ſcandalöſe

Geſchichten aus der Hauschronik des Landraths erzählte, der unter dem Pantoffel einer böſen Frau ſtand, und bisweilen von ihr behandelt wurde, wie die Hageſtolzen zu Lacedämon von ihren Mitbürgerinnen. Der Graf zog ihn ſcherzend damit auf, und er knirſchte vor Wuth gegen den Klätſcher, den er bald errieth, und nun auf gleiche Art beſtraft zu ſehen wünſchte. Sein Rachplan ging noch weiter. Er wollte ſogar den Kammerherrn, den er um ſeine Unabhängigkeit von weiblicher Herrſchaft und Tyrannei beneidete, unter dieß eiſerne Joch bringen; und hierzu war wirklich Hoffnung vorhanden.

Herr von Dampf befand ſich erſt ein Jahr und wenige Monate am gräflichen Hofe. Als er ſchon über den Johannistag ſeines Lebens hinaus dahin kam, lebte er Anfangs mit dem Landrath in gutem Vernehmen, und hatte einſt bei einer Flaſche Wein die unglückliche Offenherzigkeit, ihm mancherlei Fata ſeiner zuvor in verſchiedenen Ländern geführten irrenden Ritterſchaft zu entdecken. Unter andern beichtete er lachend: er habe in einer gewiſſen Stadt, die er nannte, eine ziemlich bejahrte, aber ſehr reiche Braut im Stiche gelaſſen, und ſey bei Nacht und Nebel geflüchtet, um von ihr loszukommen, weil ihn ihre unverträgliche Gemüthsart mit einer Hölle auf Erden bedroht habe. Er trieb ſeine unkluge Aufrichtigkeit ſo weit, den Namen dieſer Perſon — es war ein Fräulein Veronika von Drachenfels — zu nennen, und ſchloß ſein Geſchichtchen mit dem Ausruf: „Wehe mir, wenn ſie meinen Aufenthalt wüßte! Ich hätte ſie wie ein Donnerwetter auf dem Halſe!" —

Der Landrath hatte die ſchöne Gewohnheit, alle erlauſchte geheime Anekdoten, die jeder ihm bekannten Perſon nicht zur Ehre gereichten, ſorgfältig aufzuzeichnen, um ſich derſelben gelegentlich zu ſeinem Vortheile zu bedienen. Dieſes giftige Buch, das man nach ſeinem Tode in einem verborgenen Fache ſeines Schreibtiſches fand, führte den Titel: Mein Zeughaus, weil er ſich daraus nach Gelegenheit der Umſtände mit Angriffs- oder Vertheidigungswaffen rüſtete. Er ließ denn auch damals, als ihm Herr von Dampf ſeine Brautflucht geſtand, dieſes Hiſtörchen nicht auf die Erde fallen, ſondern trug es wie ein brauchbares Stück Eiſen, das einſt zu einem Schwerte geſchliffen werden konnte, in ſein Arſenal, und holte es jetzt wieder hervor, um damit gegen den Kammerherrn feindlich zu Felde zu ziehen. Er ſchrieb an Fräulein Drachenfels, verrieth ihr den Aufenthalt des Flüchtlings, und forderte ſie auf, ſich vor dem Hageſtolzengericht perſönlich zu ſtellen und dem Treuloſen ſein Recht anzuthun. Damit er aber nicht vorher, wenn er Wind davon bekäme, wieder entwiſchen möchte, ſo gab Schlangenkron dem Fräulein den Rath, keinen voreiligen Lärm zu machen, ſondern geheim und im ſtrengſten Incognito anzukommen und das Abſteigequartier in ſeinem Hauſe zu nehmen.

Auf dieſen Judasbrief erhielt er mit umgehender Poſt eine ſehr verbindliche Antwort. Das Fräulein ſchrieb: ſie werde unfehlbar zu rechter Zeit und Stunde erſcheinen.

Indeſſen erfuhr der Kammerherr aus dem Munde des Grafen, daß nächſtens ein hochnothpeinliches Halsgericht über die Hageſtolzen des Landes gehalten werden ſollte. Da er, wie bekannt, zu dieſer Klaſſe gehörte, ſo erſchrack er nicht wenig, und bot alle ſeine Beredtſamkeit auf, um die Sache zu hintertreiben. Allein der Graf antwortete: ſie müſſe ſchlechterdings ihren Fortgang haben, weil der Ausruf des Gerichts ſchon unter der Preſſe ſey, und nächſtens in der Zeitung des Hamburgiſchen unpartheiiſchen

Correſpondenten und in mehrern ſolchen Blättern zu leſen ſeyn werde. Herr von Dampf bat nun, ihm wenigſtens in Gnaden zu erlauben, daß er an dem Gerichtstage verreiſen dürfe; doch auch dieſes Geſuch ward abgeſchlagen. „Das hieße das Recht beugen!“ ſagte der Graf; „In meinem Lande müſſen ſich Hohe und Niedere den Geſetzen unterwerfen, und ich befehle Ihnen, bei Vermeidung meiner höchſten Ungnade und Verluſt Ihres Poſtens, ſich vor dem Gerichte zu ſtellen.“ —

Der Kammerherr ſchwieg. Er wußte vor Angſt nicht, was er beginnen ſollte. Schon war er im Begriff, in einen ſauren Apfel zu beißen, und ſeinen Widerſacher, den Landrath, als den Oberrichter der Grafſchaft, um Rath und Hülfe zu bitten. Da wäre er denn gerade vor die rechte Schmiede gekommen! Er ging bereits auf Schlangenkrons Haus zu; doch plötzlich überfiel ihn ein Schauder vor dem Manne, deſſen Argliſt er ſchon bei vielen Gelegenheiten kennen gelernt hatte. Eilig kehrte er nun wieder um und ſchmeichelte ſich mit der Hoffnung, daß kein Frauenzimmer ſo kühn ſeyn werde, ihm, den erſten Mann im Lande und Favoriten des regierenden Herrn, unter freiem Himmel das Kapitel zu leſen oder gar einen Backenſtreich zu verſetzen.

Der ungetreue Theſeus dachte freilich auch jetzt an ſeine verlaſſene Ariadne, und ſtellte ſich mit Grauſen vor, wie traurig es ihm ergehen würde, wenn ſie ihn unter dem Schutz der Geſetze koranzen dürfte und er wie ein Opferlamm ſtillhalten müßte; dieſes furchtbare Bild, das ſich ſeine Phantaſie mit allen Farben des Schreckens ausmalte, verlor jedoch dadurch viel von ſeiner Gräßlichkeit, daß er in dem dunkeln Erdenwinkel, wo er ſich jetzt befand, völlig ſicher zu ſeyn glaubte. Armer Mann! indem dich dieſer leidige Troſt in den Schlummer der Sorgloſigkeit wiegte, war deine Veronika ſchon unter Weges, um dich mit Blitz und Donner zu wecken! —

Sie kam in der Nacht vor dem Gerichtstage im Städtlein an und ſtieg bei dem Landrath ab.

Der Himmel — wo der Sage nach die Ehen geſchloſſen werden und alſo die Hageſtolzen wahrſcheinlich nicht wohl angeſchrieben ſtehen — begünſtigte den Tag, an welchem einige von ihnen exemplariſch geſtraft werden ſollten, mit dem heiterſten Wetter. Die Hegung des Gerichts konnte daher im Freien Statt finden. Der Graf ließ ſeinen Thron — denn er hatte wirklich einen ſo ſtattlichen Audienzſeſſel, daß man ihn mit dieſem Namen beehren konnte — aus dem Schloſſe heraustragen und vor der Pforte deſſelben aufſtellen. Die ganze Volksmenge der Reſidenz war auf den Beinen, bewunderte dieſe Anſtalten und wartete neugierig der Dinge, die da kommen ſollten.

Gegen Mittag geruhte der Graf, ſich aus ſeiner Burg zu erheben und auf den Thron niederzulaſſen. Der Landrath und der Kammerherr waren in ſeinem Gefolge. Mit einer lauernden Miene ſetzte ſich Schlangenkron an der linken Seite des Grafen auf einen für ihn beſtimmten Seſſel. Herr von Dampf aber mußte vor den Stufen des Thrones ſtehen bleiben, weil der boshafte Landrath dem Grafen in den Kopf geſetzt hatte, es gebühre dem Kammerherrn, als einem in der Unterſuchung befangenen Hageſtolzen, auf dem Gerichtsplatze kein Stuhl. — Die Hinterſeite des Thrones umgab ein Halbmond der angeſehenſten Perſonen des Städtchens, die ſämmtlich verheirathet waren und alſo das Licht nicht ſcheuen durften. Es waren überhaupt in der gräflichen Reſidenz nur zwei oder drei Hageſtolzen ſeßhaft, und dieſe hatten ſich in der Nacht vorher aus dem Staube gemacht. Der unglückliche Kammerherr war alſo in der ganzen hier zuſammengeſtrömten Volksmaſſe der Einzige, dem das Herz wie ein Hammer ſchlug.

Der Graf winkte, daß die Feierlichkeit anfangen ſollte. Es erſchallten Trompeten, und ein Herold rief aus:

> „Demnach Ihro Erlaucht, der regierende Reichs„graf von Dohlenburg, in der landesväterlichen Ab„ſicht, die Bevölkerung des Reichs zu vermehren, in „Gnaden beſchloſſen haben, die in hieſiger Haupt„und Reſidenzſtadt wohnenden Verächter des Eheſtan„des, Hageſtolzen genannt, nach dem alten, rühm„lichen Beiſpiele der Lacedämonier, vor Gericht zu „fordern und das Strafamt gegen ſie den ehrſamen „Frauen und Jungfrauen zu übertragen: als werden „hiermit ſämmtliche Hageſtolzen dieſes Orts, ſo lange „gegenwärtige Gerichtsſitzung dauert, für vogelfrei „erklärt.“

Dem Kammerherrn ſchlotterten bei dieſer Proklamation die Kniee, und er ſchielte furchtſam über die Achſel, ob ſich etwa die Frau Bürgermeiſterin (die auf dem rechten Flügel des Halbmondes an der äußerſten Spitze ſtand) zu einem Signalſtreiche gegen ihn rüſte. Aber indem er dahin blickte und die fromme Miene des runden Weibleins ihn ziemlich beruhigte, ſtürzte von der andern Seite Veronika mit zornigen Feueraugen und ſchlagfertig erhobener Hand auf den Gerichtsplatz. „Sieh da, Herr von Dampf!“ ſchrie ſie, und ihm war in dieſem Augenblicke nicht anders, als bräche das Gewölbe des Himmels über ihm ein. Er warf ſich vor Angſt auf beide Kniee und flehte mit einem Jammergeſichte, das Zärtlichkeit ausdrücken ſollte, um Schonung. „Gnade, Gnade, holde Veronika!“ rief er: „Ich bin auf der Stelle bereit, mit Ihnen zum Altar zu gehen!“ —

Sie goß ihm eine Fluth von Vorwürfen über den Kopf; ihre rechte Hand ſchwebte drohend über ihm; und wer weiß, was geſchehen wäre, wenn nicht der Graf, der eine Weile mit ruhigem Lächeln auf den Büßenden im Staube herabſah, noch endlich geruht hätte, ein verſöhnendes Wort fallen zu laſſen und ſich für die unverzügliche Haltung des erneuten Ehegelübdes ſelbſt zu verbürgen. Veronika nahm dieſe hohe Vermittelung ohne langes Bedenken an. Der Landrath war unzufrieden, daß es keine Ohrfeigen ſetzte. Er zupfte das Fräulein von hinten am Kleide, um ſie von der Begnadigung des Sünders abzumahnen; ſie hob ihn aber dennoch von der Erde auf und ließ ihn zum Handkuß.

Der gutmüthige Graf freute ſich über den friedlichen Ausgang dieſer Geſchichte, ungeachtet die künftigen Ehegatten in Anſehung ihrer Jahre wenig Hoffnung gaben, Mehrer des Reichs zu werden. Da übrigens weiter keine Hageſtolzen zu verurtheilen waren, ſo ging das Gericht auseinander.

Schlangenkrons Abſicht, dem Kammerherrn wehe zu thun, mißglückte ganz und ſchlug im Gegentheil zum Vortheil deſſelben aus. Er ward drei Monate nach ſeiner Vermählung — Wittwer, und that dadurch eine beträchtliche Erbſchaft. Als nun im folgenden Jahre das Hageſtolzengericht wieder gehalten wurde, ſaß er ruhig dabei und war ſicher vor Schlägen, die ſein Feind nach wie vor zu Hauſe bekam.

Die Zeche.

„Schweigen Sie, Graf!“ rief die ſchöne Klara. „Ich verzeih' es Ihnen nun einmal nicht, daß Sie dem Prinzen bei ſeinen nächtlichen Orgien an die Hand geben! — O, wie beklag' ich die arme, unglückliche Prinzeſſin! — Ihre zahlloſen Thränen klagen auch Sie an, Herr Graf! Sie vermögen über den wilden Prinzen ſo viel; Sie könnten ihn von Ausſchweifungen ablenken, könnten ihn ſeiner Gemahlin zurückgeben; aber nein, das Gegentheil geſchieht! — Gehen Sie, ich zürne ernſtlich auf Sie, und unſer Bündniß iſt aufgelöſet, wenn Sie nicht von jetzt an Ihr Möglichſtes thun, die Prinzeſſin zu beruhigen.“ —

Rocheſter verſprach es der geliebten Klara. Sie war Hofdame und vertraute Freundin der Gemahlin Heinrichs des Vierten, der als Kronprinz von England mit den ausgelaſſenſten Wüſtlingen der Hauptſtadt ganze Tage und Nächte durchſchwärmte. Rocheſter fühlte wohl, daß der Auftrag, ihn im Zügel zu halten, kein leichtes Geſchäft ſey; doch die Liebe gab ihm Muth und guten Willen. Er wollte wenigſtens einen Verſuch machen, den königlichen Wildfang bei einer nächtlichen Streiferei in eine unangenehme Lage zu verwickeln und ihm dadurch dergleichen Beluſtigungen zu verleiden.

Es lebte damals in London ein Gaſtwirth, Namens Staff, der die Gabe hatte, allen Menſchen derb und trocken die Wahrheit zu ſagen. Dieſer Mann ſchien völlig dazu geſchickt, dem Prinzen eine Lection zu geben. Rocheſter war mit ihm in einem weitläuftigen Grade verwandt; doch kannten ſie einander nicht von Perſon. Staff hatte ſich viel in der Welt umhergetrieben, zuletzt ein Kaperſchiff geführt, aber bei allen ſeinen Unternehmungen ſo wenig gewonnen, daß er nun nichts als eine Gaſtwirthſchaft beſaß, die nur von Schiffern und andern ſolchen Kunden in Nahrung geſetzt wurde. Rocheſter fand keinen Beruf, ſeinen Herrn Vetter in dieſer Kneipe aufzuſuchen, und Staff ließ ſich nicht gern von vornehmen Leuten über die Achſel anſehen. So blieben ſie immer weit von einander. Doch hatte der Graf, dem kein hübſches Mädchenangeſicht in London entging, durch ſeine Spione in Erfahrung gebracht, daß Staff eine junge Nichte bei ſich habe, die gerade nicht ausgezeichnet ſchön, aber ſehr niedlich und artig ſey. Rocheſter rühmte ſie dem Prinzen und lockte ihn eines Abends damit in Staffs Herberge.

Sie waren beide als Matroſen verkleidet, und ſchienen alſo ganz gewöhnliche Gäſte. Aber ſie fanden einen Bekannten. Es war ein Page des Prinzen, der, in Betty verliebt, ſich für einen italieniſchen Sprachmeiſter ausgegeben hatte, um ſie in den Lehrſtunden unter vier Augen ſprechen zu können; denn zu anderer Zeit waren ihm der Herr Onkel und andere Menſchen im Wege. Da William — dieß war der Name des Pagen — täglich Bootsleute in Staffs Hauſe aus- und eingehen ſah, ſo fielen ihm die verkleideten Herren nicht auf und er würdigte ſie kaum eines Blicks. Allein der Graf zog ihn bei Seite, entdeckte ſich und befahl ihm im Namen des Prinzen, ſie nicht zu verrathen, ſich aber übrigens keinen Zwang anzuthun. Der Page erſchrack und geſtand nun ſelbſt: er gelte hier für einen welſchen Sprachmeiſter, und wünſche ebenfalls ſehr, nicht entlarvt zu werden. Rocheſter verſprach ihm Verſchwiegenheit, und fand es luſtig, daß auf dieſe Art ein Schwert das andere in der Scheide halte.

Indeſſen beorderte Heinrich den Wirth, ſeinen beſten Wein aufzutiſchen.

„Haſt du auch Geld, Burſche?“ fragte dieſer.

„Ho, ho! es hätte nicht Platz in deinem Bauche, ſo dick er auch iſt!“ ſagte der Prinz.

„Windmichel!“ brummte Staff und ging in den Keller.

Es ward tüchtig gebechert. Heinrich lud den Wirth zum Mitzechen ein. „Auf Eure Koſten!“ ſprach Staff. „Es gilt!“ verſetzte der Prinz. Die drei Herren brachen nun einer Flaſche nach der andern den Hals. Der Sprachmeiſter hielt ſich ſo weit als möglich vom Tiſch entfernt. Er flüſterte im dunkeln Hintergrunde der Stube mit ſeiner Schülerin. Aber der Prinz ſtörte ihn oft. Er verließ den Zechtiſch und liebkoſte das Mädchen. William wollte vor Eiferſucht berſten.

„Gefällt dir das Mädel?“ — rief Staff. „Je nun, wenn du ſo viel Geld haſt, als du vorhin prahlteſt, ſo magſt du ſie freien!“ —

„Hörſt du, ſchöne Betty, was der Alte ſpricht?“ fragte der Prinz. „Könnteſt du mich wohl leiden?“ —

Das Mädchen zupfte an der Schürze und ſchlug erröthend die Augen nieder.

„Nu, nu, mach' nicht etwa Ernſt, junger Fant!“

ſagte Staff. „Meine Betty iſt in keinem Fall ein Biſſen für deinen Schnabel! Sie würde bei Hofe glänzen, wenn ſich ihr Onkel Rocheſter ein Bischen um ſie bekümmerte.“ —

„Rocheſter?“ — fragte der Prinz, indem der Graf beſtürzt das Geſicht wegwandte.

„Ja, ja, Rocheſter!“ ſprach Staff. „Ihre Mutter ſtammte aus dieſer Familie und war mit meinem leiblichen Bruder verheirathet. Wir waren von Haus aus keine Lumpen, ich und mein Bruder, das kannſt du glauben!“ —

„Was iſt denn der Rocheſter für ein Mann?“ fragte Heinrich.

„Kennt ihn Gott nicht beſſer, als ich — und das möcht' ich beinahe glauben — ſo ſteht's übel mit ihm!“ erwiederte Staff. „Ich bücke mich nicht gern vor großen Hanſen; drum hab' ich ſeine Bekanntſchaft nie geſucht.“ —

„Aber man hört doch von ſolchen Herren ſprechen;“ ſagte der Prinz, den Grafen neckend.

„Freilich hört man nur ſelten was Gutes!“ antwortete der vormalige Korſar. „Wär' alles gegründet, was die Leute ſagen, ſo hätte der Rocheſter kein gutes Haar. Nun, das iſt wenigſtens gewiß, wer eine hübſche Frau oder Tochter im Hauſe hat, der ſieht ihn nicht gern über die Schwelle kommen.“ —

„Man thut ihm wahrſcheinlich zu viel!“ fiel der Graf entſchloſſen ein. „Er muß doch ausgezeichnete Tugenden beſitzen, da ihm, wie ich höre, der Prinz von Wallis ſeines Umgangs würdigt.“ —

„Da trefft Ihr recht in's Schwarze!“ rief Staff, und lachte, daß ihm der Bauch ſchütterte. „Gleich und gleich geſellt ſich gern!“ —

„Das iſt's ja eben, was ich ſage!“ fuhr der Graf rachluſtig fort. „Der Prinz iſt doch ohne Zweifel ein Spiegel der Jugend von ganz England.“ —

„Ha, ha, ha! Ihr ſprecht, als wär't Ihr erſt heute geboren! Der Prinz ein Spiegel? Ja, — für Faſtnachtsnarren, Trunkenbolde, Wollüſtlinge und ander ſolches unnützes Volk! Wär' ich nur der König, ich wollte dieſen angelaufenen Spiegel aller Taugenichtſe bald wieder blank putzen!“ — Er machte bei den letztern Worten mit geballter Hand die Geberde des Schlagens.

Heinrich ſchlich vom Tiſch hinweg und entſchädigte ſich für den Schmerz ſeiner Ohren auf Betty's Lippen.

Rocheſter lenkte jetzt das Geſpräch, das ihm nun doch zu ernſthaft ward, auf einen andern Gegenſtand. Das Bacchanal dauerte indeſſen lebhaft fort. Der Graf zog es mit Willen in die Länge und forderte Wein über Wein, wovon der alte Seeräuber den größten Theil zu ſich nahm. Heinrich trieb nicht zum Aufbruch. Die Tändeleien mit Betty unterhielten ihn ſo angenehm, daß er keinen Augenblick lange Weile hatte. Der Wirth ſah dabei durch die Finger, weil die Gäſte ſo viel aufgehen ließen. William konnte vor Eiferſucht den Weg aus dem Hauſe nicht finden. Doch wich er, wenn der Prinz vom Tiſche aufſtand, um die in der Ferne ſtrickende Betty zu beſuchen, ſogleich von ihrer Seite und ging verdrießlich in ein Kabinet, wo er an einem Fenſterchen lauſchte und ſich vor Aerger die Nägel zerbiß.

So brach der Tag an. Der Wirth machte jetzt die Weinrechnung. Indeſſen ging Rocheſter einen Gang hinaus vor die Thür und — kam nicht wieder.

Er ward bald vermißt. „Ein feiner Gaſt!“ ſagte Staff. „Er nimmt Abſchied hinter der Thüre! — — Hat er dir denn aufgetragen, ſeine Zeche für ihn zu bezahlen?“ —

„Nein,“ ſagte Heinrich. „Ich hab' im Gegentheil auf ihn gerechnet.“ —

„Nun, das klingt tröſtlich!“ rief der Wirth. „Doch du haſt ja ſo viel Geld, wie du vorhin ſagteſt. Thu' alſo den Beutel auf und bezahle! Der ganze Bettel macht drei und eine halbe Guinee.“ —

Der Prinz griff maſchinenmäßig in ſeinen Taſchen herum, ob er gleich voraus wußte, daß kein Pfennig darin zu finden war. Er trug bei ſolchen Nachtwanderungen niemals Geld bei ſich. Rocheſter führte die Kaſſe und war jetzt damit entwichen.

„Wie lange wird's?“ brummte Staff. „Hier iſt die Rechnung. Drei und eine halbe Guinee!“ —

Heinrich bat, ihm einige Stunden Kredit zu geben. „Nicht eine Minute, du kahle Schifferatze!“ fuhr Staff ihn an und ſchlug mit der Fauſt auf den Tiſch. „Zahlung oder Arreſt! Du kommſt nicht anders von der Stelle!“ —

Der Prinz beſann ſich jetzt, daß er eine goldene, mit Edelſteinen beſetzte Uhr bei ſich hatte. Er bot ſie zum Pfande.

„Alle Wetter!“ ſchrie Staff. „Wie kommſt du zu einem ſolchen Kleinod?“

Heinrich ſtockte bei ſeiner Verantwortung. Der Wirth hielt ihn für einen Dieb, packte ihn beim Kragen, ſchleppte ihn in eine Kammer, legte ein Vorlegeſchloß vor, und lief fort, um die Uhr von einem Juwelier ſchätzen und den verdächtigen Matroſen arretiren zu laſſen.

Als er fort war, bat der Gefangene die kleine Betty um Mitleiden und Freiheit. Ihr Herz brach; aber ſie war kraftlos, ſeinen Kerker zu ſprengen. Zum Glück war der Sprachmeiſter noch da. Er ſetzte ſeine Eiferſucht bei Seite, ſchlug das Vorlegeſchloß mit einer Axt herunter und der Prinz entſprang.

Während der Zeit ging Staff zu einem Juwelier und zeigte ihm die Uhr. Er ſchätzte ſie auf hundert Guineen, und nannte ihm den Meiſter, der ſie, nach dem darauf eingegrabenen Zeichen, verfertiget hatte. Der Gaſtwirth eilte zu demſelben, ungeachtet er faſt eine deutſche Meile entfernt wohnte. „Kennen Sie dieſe Uhr?“ fragte Staff. „Sehr gut!“ antwortete der Künſtler: „Sie gehört dem Prinzen von Wallis.“ — Der Gaſtwirth gerieth in ein freudiges Schrecken, und rannte, in der Erwartung eines guten Trinkgeldes, nach dem prinzlichen Palaſt.

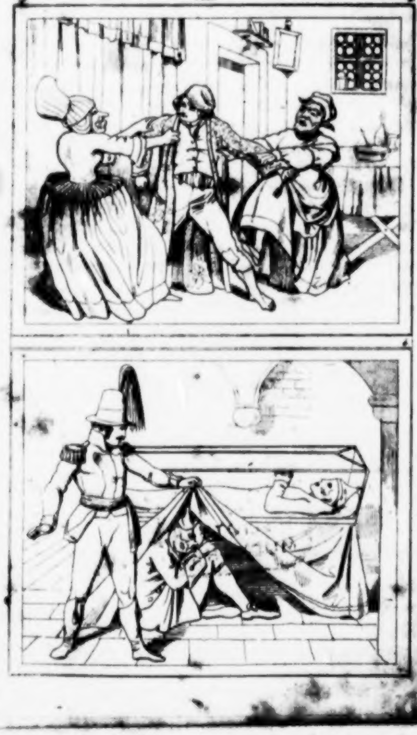
Heinrich, der nur ein paar Stunden geſchlafen hatte, ſtritt eben mit Rocheſter über den ihm geſpielten Streich, als im Vorzimmer ein gewaltiger Lärm entſtand. Staff zankte mit den Bedienten, die ihm, weil er ſein Anbringen nicht entdecken wollte, die geforderte Meldung verweigerten. Er ſtieß ſie rechts und links zurück und drang vor bis an des Prinzen Gemach. Der Graf öffnete die Thür, um nach der Urſache dieſes Getümmels zu fragen. Der wilde Korſar warf nun vollends ſeine Gegner über den Haufen, und drängte ſich, neben Rocheſter vorbei, ins Zimmer, wo eben William den Prinzen beim Frühſtück bediente.

Staffs Erſtaunen, als er hier auf einmal die beiden Matroſen und Betty's Sprachmeiſter beiſammen fand, bewirkte bei ihm eine minutenlange Verſteinerung. Dann warf er ſich, immer noch ſtumm, zu den Füßen des lachenden Königsſohns und überreichte ihm die Uhr. Heinrich kündigte ihm, ehe er noch darum bitten konnte, völlige Verzeihung an, und befahl ihm, das in den Händen habende Pfand zum Andenken zu behalten. Man erklärte ihm mit kurzen Worten alle Räthſel. Der Graf nannte ihn ſcherzend Herr Vetter. Er taumelte wie trunken nach Hauſe.

Der Prinz belohnte bald nachher ſeinen Befreier, den Pagen, durch einen höhern Poſten, der ihn in den Stand ſetzte, ſich mit Betty zu verbinden. Rocheſter erkannte ſie als ſeine Nichte an. Heinrich vergab ihm die Flucht mit der Kaſſe und enthielt ſich von nun an ſolcher gefährlichen Maskeraden und Schwärmereien. Der Graf rechnete ſich das Verdienſt dieſer Sinnesänderung bei ſeiner Geliebten hoch an, und ſie vergalt es ihm dankbar durch ihre Hand.

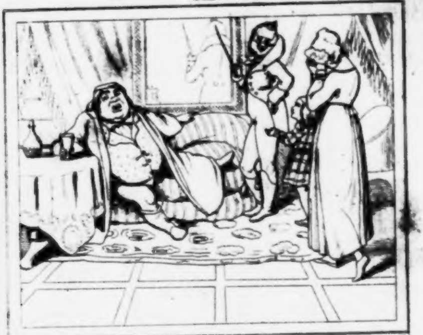
BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

XII

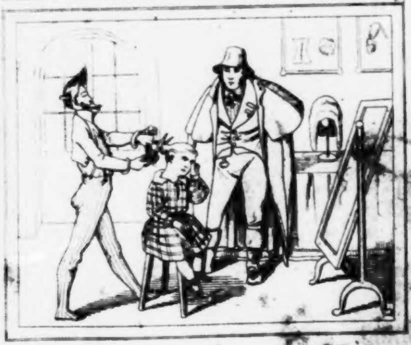


XII.

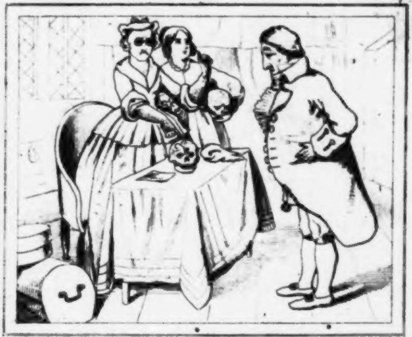
5

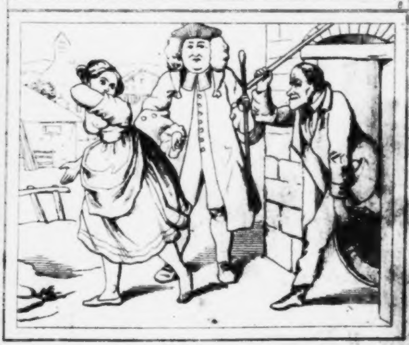


6

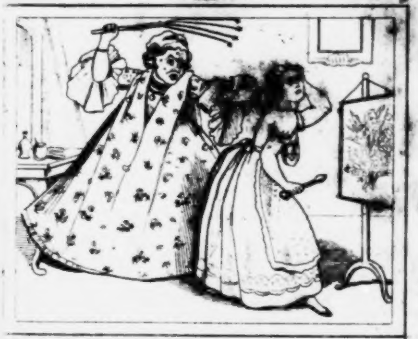


XII

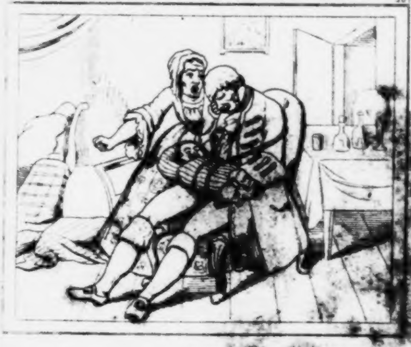




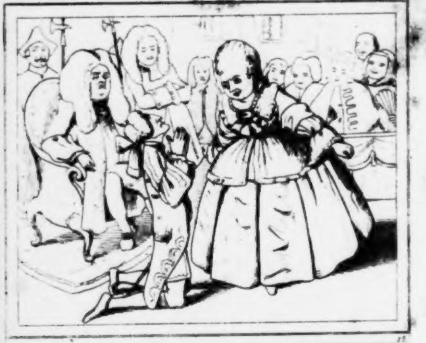
XII.

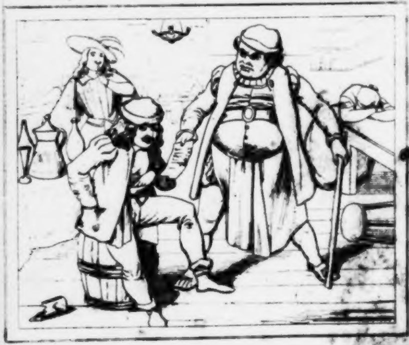


10



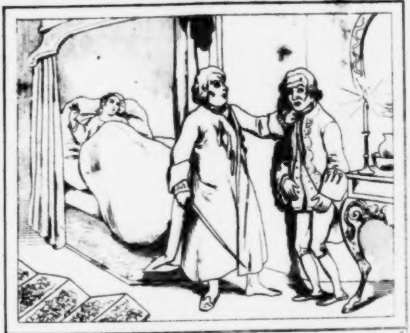
XII



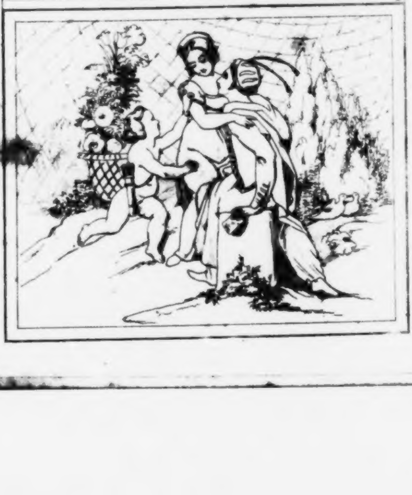


XIII

1



2



A. F. E. Langbein's

ſämmtliche Schriften.

Zweite verbeſſerte Auflage.

Dreizehnter Band

enthält:

Feierabende.

Stuttgart:
J. Scheible's Buchhandlung.
1841.

Feierabende.

Mariane Richard.

Erzählung.

1.

Kammerſekretär Richard war ein heller Kopf. Ihn haßten deßhalb, ſehr natürlich, alle finſtere Köpfe, die den Entwurf eines unterthänigſten Vortrags, oder die Ausfertigung eines gnädigſten Befehls für die höchſten, rühmlichſten und nützlichſten Meiſterwerke des menſchlichen Verſtandes hielten. Er iſt ein ſchöner Geiſt! ſpöttelten ſie oft unter einander mit mitleidigem Achſelzucken, und ſchienen ſich viel darauf einzubilden, häßliche Geiſter zu ſeyn.

Richard ließ ſich wirklich in ſeinen jüngern Jahren ein Verbrechen zu Schulden kommen, das ſolche Pedanten niemals vergeben. Der junge Schwindler befaßte ſich nämlich mit Schriftſtellerei, und zwar mit den leichtfertigſten Arten der Schriftſtellerei: er machte Verſe und ſchrieb Komödien. Dieſe Spielwerke — denn mehr waren ſeine Dilettantenverſuche nicht — wichen zwar im reifern Alter ſeinen überhäuften Berufsgeſchäften, die er mit tadelloſer Geſchicklichkeit und Sorgfalt verrichtete; der alte Sünder hatte ſich aber nicht ganz bekehrt; die Liebe für das leidige Theater lebte noch immer in ſeinem Kopf und Herzen. Er war ſogar Mitglied einer Privatbühne, die er mit gutem Rath unterſtützte und bisweilen mit Antritts- und Schlußreden verſorgte. Den Schauplatz ſelbſt betrat er nie; doch ſeine Gattin erſchien darauf in zärtlichen Mütterrollen, die ſie mit Natur und Wahrheit darſtellte. Dabei vergaß ſie aber weder Küche noch Keller, ſondern war eine brave, muſterhafte Hausfrau, die mit ihrem Gemahl in der zufriedenſten Ehe lebte.

2.

Dieſe beiden wackern Leute hatten ein einziges Kind, ein kleines, liebenswürdiges Mädchen, das Luſt und Geſchick zum Theaterweſen mit der Muttermilch eingeſogen zu haben ſchien. Mariane war kaum vier Jahre alt, als ſie ſchon mit Muth und Anſtand die freundſchaftliche Bühne betrat und ihre Rolle ſo artig ſpielte, daß alle Zuſchauer darüber ein lautes Vergnügen bezeigten. Dieſes früh errungene Lorbeerkränzchen erhob die Kleine zum Abgott ihrer Aeltern. Sie ſchränkten ſich von jetzt an möglichſt ein, um ihrem Liebling den Unterricht der beſten und theuerſten Lehrmeiſter gewähren zu können.

Die Naturanlagen des Kindes waren dieſer Ausbildung werth. Mariane ſprach in ihrem fünfzehnten Jahre vollkommen franzöſiſch und italieniſch, malte trefflich und tanzte meiſterhaft. In dieſen und mehrern Künſten und Fertigkeiten blieben ihre Geſpielinnen ſo weit hinter ihr zurück, als ſie ſich vor ihnen allen durch eine bezaubernde Grazienggeſtalt auszeichnete. Witz und Laune ſchwebten immer auf ihren Lippen und machten ſie überall zur Seele der Geſellſchaft. Sie belebte, wo ſie eintrat, die todteſten Gruppen ſteifer Herren und Damen durch muntere Scherze, die niemals in unanſtändigen Leichtſinn ausſchweiften und von dem ſtrengſten Sittenrichter belauſcht werden konnten.

Wegen dieſer glänzenden Eigenſchaften ward ſie von allen häßlichen und ungeſchickten Mädchen beneidet, von dem ganzen Eulenchore der alten Betſchweſtern beſeufzt, von jedem unbefangenen Menſchen aber geliebt und geſchätzt; und doch kannte nur ihre Familie und ein kleiner Kreis von Vertrauten Marianens wahren und höchſten Werth, der in ihrem zarten, gefühlvollen Herzen lag.

Dieſes zeigte ſich mit ſeinen edelſten Empfindungen bei dem Abſterben ihrer Mutter, worüber ſie faſt untröſtlich war.

3.

Ein volles Jahr hatte ſie einſam die geliebte Todte beweint, ehe ſie den dringenden Bitten ihres Vaters und ihrer übrigen Freunde nachgab, und nicht allein wieder in Geſellſchaften, ſondern endlich auch auf dem Privattheater erſchien.

Sie ſpielte jetzt die Rollen der erſten Liebhaberin. Das Fach der Liebhaber verſah ein junger Mann, Namens Blank, der erſt kürzlich bei der fürſtlichen Kammer als Supernumerar-Sekretär angeſtellt worden war und unter Richards Leitung arbeitete. Er gab die beſte Hoffnung, ein brauchbarer Geſchäftsmann zu werden, und ſchien auch übrigens ein guter, braver Menſch. Dadurch erwarb er ſich Richards Freundſchaft, und der ehrliche Alte theilte mit ihm, der noch unbeſoldet war, ſeinen Gehalt.

Es gibt überall vorlaute Sprecher, die über die Handlungen andrer Menſchen keck und entſcheidend aburtheilen, ohne die eigentlichen Bewegungsgründe zu kennen, oder nur kennen zu wollen. So ging es auch hier. Richards Großmuth ward von vielen Leuten — die gern alles, was er that, für Genieſtreiche ausgaben — eine romantiſche Verſchwendung und Ungerechtigkeit gegen ſeine Tochter geſcholten. Der gute Mann ließ ſich durch dieſes Geſchwätz nicht irren. Er wußte wohl, was und warum er es that.

Es war ſeiner Beobachtung nicht entgangen, daß Blank und Mariane nicht allein auf der Bühne zärtliche Auftritte zuſammen ſpielten, ſondern ihre Rollen auch außerhalb des Theaters fortſetzten. Beide geſtanden ihm ihre gegenſeitige Liebe auf ſeine erſte Frage. Er betrachtete nun den Jüngling als ſeinen Sohn, den er nicht darben laſſen konnte. Dieſes Familienverhältniß wurde nach und nach der ganzen Stadt bekannt; und oft, wenn die Liebenden ſich im letzten Akt eines Schauſpiels nach mancherlei überſtandenen Hinderniſſen die Hände reichten, flüſterten ſich die Zuſchauer ins Ohr: „Die jungen Leute ſpielen ſo oft Braut und Bräutigam und Mann und Frau, daß wohl endlich einmal Ernſt daraus werden wird.“ —

4.

Dieſe Prophezeihung ward nicht erfüllt. Ein plötzlicher Schlagfluß tödtete den ehrlichen Richard in den Armen ſeiner verzweiflungsvollen Tochter. Herr Blank ſah kaum die wohlthätige Hand erſtarrt, die ihn bisher ſo väterlich unterſtützt hatte, als ſich auch ſofort ſein Benehmen gegen Marianen veränderte. Er ſprach zwar anfangs noch von Liebe; jedoch ſehr ſparſam, ſehr kalt und ſehr vorſichtig. Nach und nach vermied er die entfernteſte Beziehung darauf. Deſto verſchwenderiſcher ward er nun mit Verſicherungen ſeiner Freundſchaft. So allmählig zerriß der Undankbare das Band der vorigen Vertraulichkeit, bis auf einige dünne Faden, die er nur noch ſo lange ſchonte, bis ſich aus der Unterſuchung der Richard'ſchen Verlaſſenſchaft ergeben hatte, daß ſie in nichts, als dem Nachruhm eines ehrlichen Mannes beſtand.

Ein Brief des Treuloſen, worin der Mangel an Glücksgütern als das unüberſteigliche Hinderniß ehelicher Verbindungen im kalten Ton eines Rechenmeiſters geſchildert war, beſchloß jetzt den Liebesroman. Mariane grämte ſich weniger darüber, als Herr Blank wahrſcheinlich erwartet hatte. Ein Mädchen von ſolchem Geiſt und Gefühl mußte den Verluſt eines ſo eigennützigen und herzloſen Liebhabers für einen wahren Gewinn anſehen. Die gemeine Denkungsart und der rohe Geſchmack des jungen Herrn zeigte ſich auch bald nachher im hellſten Lichte, indem er die Tochter eines reichen, ungeſchliffenen und als Wucherer übel berüchtigten Mäklers heirathete, die ein erzalbernes, häßliches Gänschen war, und der ſchönen Mariane ſo wenig glich, als die Nacht dem Tage.

5.

Die unglückliche Waiſe war nun von allen Menſchen verlaſſen. Was ſollte ſie anfangen? Wohin ſich wenden? Sie hatte bisweilen den Gedanken, als Kammerjungfer in Dienſte zu gehen; allein dagegen erhoben ſich immer verſchiedene wichtige Bedenklichkeiten in ihrem Kopf und Herzen. Sie traute ſich vorzüglich nicht genug Selbſtverläugnung zu, um die herabwürdigende Behandlung einer ſtolzen Gebieterin mit Gelaſſenheit ertragen zu können: und wie leicht war es nicht möglich, in die Sklaverei einer ſolchen Haustyrannin zu fallen? Ueberdieß fühlte ſie ſich dem Aemtchen einer Zofe gar nicht gewachſen. Sie war in den kleinen weiblichen Künſten, die dazu erfordert werden, ganz unerfahren, und wußte bei weitem nicht ſo gut mit der Nähnadel, als mit der Feder und dem Pinſel umzugehen.

Doch von allen Seiten rieſen Armuth und Mangel ihr zu, daß ſie ſich zum Entwurf eines künftigen Lebensplans keine lange, gemächliche Bedenkzeit nehmen könne. Der Hauswirth, ein rauher, unempfindlicher Kapitaliſt, hatte ſie ſchon bedeutet, die bisher bewohnten Zimmer innerhalb acht Tagen zu räumen, wenn nämlich — wie er mit boshaftem Lächeln hinzuſetzte — viel herauszuräumen ſey. Kurz, alle Umſtände drängten ſie zu einem ſchnellen Entſchluß; und dieſer fiel endlich dahin aus: — Schauſpielerin zu werden.

In dieſem Augenblick trat Oswald, ein ehrwürdiger Greis, der von Jugend auf bis in ſein ſechzigſtes Jahr ſelbſt Schauſpieler geweſen war, in ihr Zimmer. Er hatte ſeit fünf oder ſechs Jahren, als er vom Theater ſchied und ſich an Marianens Wohnorte zur Ruhe ſetzte, mit ihrem Vater in der vertrauteſten Freundſchaft gelebt, und war unter allen ehemaligen Hausbekannten der Einzige, der ſich noch um ſie bekümmerte und ſie bisweilen beſuchte.

Daß er gerade jetzt kam, war ihr ungemein lieb. Sie hatte ſchon vorher beſchloſſen, ihm ihr Vorhaben zu entdecken und ſein Gutachten darüber zu hören.

6.

„Willkommen, guter Alter!“ rief ſie ihm entgegen: „Setzen Sie ſich geſchwind! Ich habe wichtige Dinge mit Ihnen zu ſprechen, die ſich ſo auf der Flucht gar nicht abthun laſſen.“

Lächelnd ſetzte ſich der theatraliſche Veteran, und Mariane fuhr fort: „Sie kennen, lieber Oswald, den ganzen Umfang meiner betrübten Verhältniſſe. Drückende Noth treibt mich von hier, wo ich geboren ward und meine guten Aeltern begraben liegen. Ich will, ich muß den Stand wählen, dem Sie entſagt haben.“

„Sie ſcherzen doch wohl?“ ſagte der Alte: „denn der Himmel wolle nicht, daß es Ihr Ernſt ſey!“

„Mein vollkommenſter Ernſt.“

Schauſpielerin zu werden? — Ich erſchrecke darüber.

„Warum? Sie mißbilligen meinen Entſchluß vielleicht, weil Sie mir nicht Talent genug zutrauen?“

Wahrlich, aus dieſem Grunde nicht! Sie beſitzen, wie ich ohne Schmeichelei bekenne, ſo viele Fähigkeiten, daß Ihr Name gewiß einſt in der Geſchichte der deutſchen Bühne glänzen würde. Allein in dieſem Augenblicke wollt' ich, daß Sie nicht zur kleinſten Nebenrolle, nicht zum ſtummen Heraustragen eines Briefes taugten; ich wollte, daß Sie häßlich wären wie die Nacht, daß Sie hinkten, daß Sie ſtammelten, daß Ihr Gedächtniß nicht drei Worte zuſammenhalten könnte! ....

„Sehr freundſchaftliche Wünſche!“

Bei Gott! freundſchaftlich; denn alle dieſe Gebrechen möcht' ich Ihnen anwünſchen, damit Sie nur den unglücklichſten aller Einfälle wieder aufgeben müßten.

„Aber, Herr Oswald. ....“

O die leidigen Privattheater! Solche Streiche richten ſie an. Da lernt und ſpielt man mit möglichſter Bequemlichkeit alle drei oder vier Wochen eine Rolle, wird lebhaft beklatſcht, geht unter Lobſprüchen und Schmeicheleien nach Hauſe, ſetzt ſich an den Tiſch der freundlichen Eltern, ißt ſich ſatt und legt ſich ſorgenlos ſchlafen. So ein luſtiger Zeitvertreib gefällt der lieben Jugend. Sie denkt ſich nun das öffentliche Schauſpielerleben eben ſo anmuthig, und eilt bei dem erſten rauhen Windſtoß des Schickſals zur nächſten Bühne, wie zu einem ſichern Obdache. Da kommt ſie denn aber erſt auf den eigentlichen Tummelplatz der Stürme des Lebens, wo keine ſo liebliche Blumen, wie einſt auf dem Felde des Privattheaters, blühen, wo blos Dornen wachſen, die deſto ſchärfer ſtechen, je zarter die Hände ſind, die darnach greifen.

„Ihr Eifer ſpricht in Bildern, die ich nicht ganz verſtehe."

Nun ſo will ich Ihnen denn rund heraus erklären, daß der Schauſpielerſtand überhaupt ein unglücklicher, und beſonders für Leute von gutem Herkommen und feiner Erziehung ganz unerträglicher Stand iſt.

„Das werden Sie mir doch wohl ein wenig beweiſen müſſen."

Wenn ſie mich geduldig anhören wollen, ſehr gern. Mein Beweis wird kurz und bündig ſeyn, und beginnt mit der Frage: Können Sie Verachtung dulden?

„So wenig, als jeder Menſch von Ehrgefühl."

Nun ſo ſtehen Sie nur ſtracks von Ihrem Vorhaben ab! Denn Verachtung, ſchwere Verachtung drückt den Stand, dem Sie ſich widmen wollen.

„Wer verachtet ihn?"

Beinahe die ganze Welt.

„Das iſt eine häßliche Ungerechtigkeit der Welt, die aber freilich ſelten gerecht iſt. Jeder Stand auf Erden beſteht aus einem Gemiſch guter und ſchlechter Menſchen. So auch der Schauſpielerſtand, der gewiß ſehr edle Mitglieder in ſich ſchließt, und daher im Ganzen keine Verachtung verdient. Damit ſollte man, nach Recht und Billigkeit, blos den unwiſſenden und ſittenloſen Komödiantenpöbel brandmarken, der nicht werth iſt, Schauſpieler zu heißen."

Vollkommen wahr. Der Unſchuldige muß aber mit dem Schuldigen leiden.

„Nun ſo erhebt man ſich durch ſein Selbſtgefühl, daß man zur beſſern Klaſſe gehöre, über das Vorurtheil und Geſchwätz der Menſchen.“

Sie denken und ſprechen wie ein Mann. Können Sie aber auch mit dieſer Philoſophie alle Widerwärtigkeiten bekämpfen, die Ihnen der tauſendköpfige Deſpot, das Publikum, bereitet? — Können Sie damit Ihren gerechten Verdruß niederſchlagen, wenn Sie den höchſten Aufwand Ihrer Kunſt — den jener Deſpot für ſein armſeliges Eintrittsgeld von Ihnen verlangt — vor einer lärmenden, geſchmack- und gefühlloſen Verſammlung verſchwenden? — Können Sie damit Ihrem gerechten Aerger gebieten, wenn ſich ein aberwitziger, ungezogener junger Burſche, mit viel Eigendünkel und wenig Menſchenverſtand, zum Kunſtrichter Ihres mühſam und lange durchdachten Spiels ſtehenden Fußes aufwirft, und ſein hirnloſes Urtheil zur höchſten Beluſtigung ſeiner aberwitzigen Kompane ſo unverſchämt laut fällt, daß Sie es mit eigenen Ohren auf den unglücklichen Schaubretern hören? —

„Lob oder Tadel ſolcher Menſchen, wie Sie jetzt ſchilderten, hat einerlei Werth; das heißt: gar keinen. Ueberhaupt iſt wohl das Händeklatſchen des großen Haufens nicht das Ziel, nach dem der wahre Künſtler ſtrebt. Der Beifall eines einzigen ſachkundigen und unbefangenen Beurtheilers . . . .“

So dachte freilich auch der berühmte Ekhof, mein unvergeßlicher Freund, der mir und Andern oft erzählte: Als er einsmals in der Rolle eines Bauers die ſchlichte, wahre Natur darzuſtellen bemüht geweſen ſey, habe ein wirklicher Landmann, der ſich eben im Schauſpielhauſe befunden, ihm lange mit ſtarrem Blick und offenem Munde zugeſehn, und endlich ſeinen Nachbar haſtig gefragt: „Wo in aller Welt haben die Leute den Bauer her?“ — Dieſe einfältige, ganz aus dem Herzen entſprungene Frage — ſetzte der gute Ekhof hinzu — hab' ihn mehr als die zierlichſten Lobſprüche anmaßlich gelehrter Kunſtkenner gefreut; denn das ehrliche Bäuerlein ſey hier ein' eben ſo befugter Richter geweſen, als jener Meiſter Schuſter, der den großen Maler Apelles wegen eines fehlerhaft gezeichneten Schuhes getadelt habe.

„Und ſo iſt es auch in der That. Man muß daher mit feſtem Schritt, ohne ſich durch Krittler und Kläffer irren zu laſſen, den Weg der Kunſt ruhig fortwandeln.“

Nur Schade, daß Sie ſogar von Ihren eigenen Kunſtverwandten in dieſen Fortſchritten aufgehalten werden. Eine Schauſpielergeſellſchaft iſt ein wunderbarer Körper, deſſen einzelne Glieder gewöhnlich unter einander in ewiger Fehde ſind, und dennoch ein zuſammenſtimmendes Ganzes ausmachen ſollen. Rollen- und Beifallsneid erzeugt endloſe Kabalen, die den ſanftmüthigſten Menſchen oft ſo in Mißlaune ſetzen, daß er ſich vergebens bemüht, ſeinen Verdruß vor den Augen der Zuſchauer zu verbergen. Der ſo oft nothwendige Zwang, gegen ſein Gefühl zu reden und zu handeln, iſt für jeden Schauſpieler, der nicht zum Heuchler geboren ward, die peinlichſte Folter der Seele. Wie iſt es möglich, mit einer Perſon, die man wegen ihrer Zankſucht, Sittenloſigkeit oder anderer Untugenden verabſcheut, eine Scene der Freundſchaft oder der Liebe wahr und innig zu ſpielen? — Wie iſt es möglich, mit natürlicher Heiterkeit zu ſcherzen und zu lachen, indem man im Herzen mit Sorgen und Gram kämpft? — Wie kann man ohne Seufzer mit Reichthum und Ueberfluß auf der Bühne prahlen, wenn man zu Hauſe den bitterſten Mangel leidet?

— Und ach! Mangel und Armuth verfolgen im Schauſpielerſtande nicht immer nur den leichtſinnigen Verſchwender, ſelbſt der beſte Haushalter wird oft, ohne ſeine Schuld, ihr Opfer. Ein unſtätes, mit oftmaligen Reiſen verbundenes Leben macht es unmöglich, ſich ſo ſparſam einzurichten, als es wohl an einem feſten, unveränderten Wohnorte geſchehen könnte; und Krieg, Fürſtenlaune oder wechſelnder Modegeſchmack des Publikums ſetzen oft plötzlich den verdienſtvollen Schauſpieler ganz außer Brod. — Wem es aber auch gelingt, ſich mit Muth und Kraft der Jugend über den Fluthen des Verderbens emporzuhalten, der ſinkt doch zuletzt noch unter, wenn das Alter die Nerven ſeines Körpers und Geiſtes abſpannt. Wer bietet alsdann eine mitleidige Hand zur Rettung des Hülfloſen? — Tauſende, denen ſein Kunſteifer ehemals Vergnügen ſchaffte, ſehen mit kalten Blicken ſeinem Untergang zu, und mancher ſteinherzige Phariſäer ſchnaubt ihn wohl gar noch an: „Warum warſt du nichts beſſers, als ein Komödiant?“ —

7.

„O Freund, Sie entwerfen ein trauriges Gemälde!“ — Und noch iſt es nicht vollendet. Ich bin blos mit dem Vordergrunde fertig, der die Unannehmlichkeiten des Theaterlebens überhaupt darſtellt. Nun muß ich Ihnen noch erſt das Heer von Widerwärtigkeiten zeigen, welche die Schauſpielerinnen, beſonders die eheloſen, beſonders treffen. — Ohne männlichen Schutz ſind ſie nicht allein mancherlei Neckereien und Bedrückungen von unerträglichen Mitgliedern ihrer Bühne, ſondern auch den Zudringlichkeiten und Nachſtellungen frecher Wüſtlinge beſtändig ausgeſetzt. Das Sittenverderbniß in großen Städten iſt leider ſo hoch geſtiegen, daß ein gänzlicher Unglaube an weibliche Tugend zum guten Ton in den Zirkeln der jungen Herren gehört. Dieſe Unart entſpringt, beiläufig geſagt, blos aus der armſeligen Eitelkeit, daß ſich dergleichen in ſich ſelbſt vergaffte Fäntchen für unwiderſtehliche Eroberer in dem Felde der Liebe halten. Kurz, ſie hohnlächeln in ihren Bart, oder, falls ſie damit noch nicht verſehen ſind, über ihr glattes Kinn, wenn irgend ein Biedermann edler und beſſer vom weiblichen Geſchlechte ſpricht. Die Worte: „Tugend und Schauſpielerin“ können ſie ſich vollends gar nicht in Verbindung denken. Sie glauben — was freilich auch mancher nicht ſo ganz ſchlecht Denkende aus uraltem Vorurtheil glaubt — daß jede Actrice dem erſten, dem beſten Liebesantrag ohne viele Umſtände Gehör gebe. Unter dieſer Vorausſetzung rücken denn die Wichtlein, mit dem Panzer der Unverſchämtheit gerüſtet, keck ins Feld, ſobald ein junges Frauenzimmer vom Theater das Unglück hat, ihnen zu gefallen. Nun mögen zwar, zur Schande der Bühne, manche dieſer Damen dergleichen plumpe Angriffe nicht beleidigend finden, ſondern ſich, ohne einigen Widerſtand, beſiegen laſſen; doch gibt es auch viele Schauſpielerinnen von feinerer Denkungsart, die ein ſolches Betragen kränkt und empört, und die den Mann — wär' er auch an Schönheit ein Apoll — tief verabſcheuen, der ſich ihnen ſo frech und zudringlich wie einer erklärten Buhlerin nähert. Welche Erniedrigung für ein zartfühlendes Herz! Kann man ein Weib, das noch nicht in dem tiefſtem Sumpfe der Schamloſigkeit unwiderbringlich verſunken iſt, grauſamer beſchimpfen, als wenn man es den verworfenen Geſchöpfen gleich achtet, die mit ihrem Körper einen öffentlichen Handel treiben? — Ja, bei Gott! wenn der Schauſpielerſtand auch übrigens ein paradieſiſches Leben gewährte, ſo müßte dennoch dieſe einzige ekelhafte Widrigkeit jedem tugendhaften Frauenzimmer das Theater in eine Hölle verwandeln! —

8.

Mariane ſaß in tiefes Nachdenken verſunken. Oswald ſchwieg, um ihre Seele mit ſich ſelbſt auskämpfen zu laſſen. Er hatte die beſte Hoffnung, daß die Wahrheit ſeiner herzlichen Vorſtellungen obſiegen würde; allein plötzlich brach ſeine Freundin in Thränen aus, rang die Hände und ſchluchzte: „O ich Unglückliche! So ſind denn überall Abgründe, wohin ich ſehe? — Und doch — ſo ſchrecklich Sie ihn auch ſchildern — doch muß ich mich in den, der vor mir liegt, ſtürzen! — Alle Gefahren, die mich dort erwarten, kann ich vielleicht durch Standhaftigkeit überwinden; allein dem Hungertode, der hier hinter mir lauert, zu entgehen, wäre länger unmöglich. Nun, Oswald, ſagen Sie ſelbſt, ob es nicht rühmlicher iſt, mit Widerwärtigkeiten muthvoll zu ringen, als ſich ſtill und ſtumm, wie ein Schaaf auf der Schlachtbank, dem Verderben Preis zu geben? — Mein Schritt auf das Theater iſt daher feſt und unwiderruflich beſchloſſen. Verſuchen Sie nicht weiter, mich davon zurückzuhalten. Erweiſen Sie mir vielmehr die Freundſchaft, mir bei einer anſtändigen Geſellſchaft einen ſchicklichen Platz zu verſchaffen.“ —

„Nun wohlan!“ erwiederte Oswald: „Ich habe, als Freund, das Meinige gethan; ich bin unſchuldig, wenn Sie über kurz oder lang dieſen Schritt bereuen. Mir ahnet Unglück. Wär' es auch nur, daß an Ihnen wahr würde, was Hamlet zu Ophelien ſagt: Sey ſo keuſch, wie Eis, ſo rein, wie Schnee, du wirſt doch der Verläumdung nicht entgehn! — Da Sie nun aber nicht anders wollen, ſo bin ich vielleicht ſo glücklich, Ihnen zu einem anſtändigen Unterkommen zu verhelfen. Der Schauſpieldirektor Wolfram, der bei ſeiner Bühne ſo ſtrenge auf Zucht und Ordnung hält, daß ſie vor allen andern im beſten Rufe der Sittlichkeit ſteht, ſucht gerade jetzt ein junges Frauenzimmer für die Rollen der erſten Liebhaberin. Er hat, wie er mir heute ſchrieb, ſeine vorzüglichſte Schauſpielerin wegen leichtſinniger Aufführung plötzlich verabſchiedet, und bittet mich, ihm an deren Stelle eine andere gute Actrice vorzuſchlagen.“ —

„O, das iſt ja vortrefflich!“ rief Mariane mit Entzücken: „So ſcheint ſelbſt die Vorſehung meinen Entſchluß zu begünſtigen. Doch — ich frohlocke vielleicht zu früh; denn ſollte ſich Herr Wolfram wohl mit einer Anfängerin befaſſen?“ —

„Deßhalb ſorgen Sie nicht! Sie fangen an, wo die meiſten Ihrer künftigen Mitſchweſtern aufhören. Ich kann Sie daher meinem Freunde ohne Bedenken empfehlen, und ſtehe für Ihre Annahme, wenn anders der ledige Platz nicht indeſſen ſchon wieder beſetzt iſt.“ —

„Nun ſo eilen Sie doch gleich an Ihren Schreibetiſch!“ ſprach Mariane, gab dem Alten Hut und Stock in die Hand und ſchob ihn mit freundſchaftlicher Ungeduld zur Thür hinaus.

Nach einigen Tagen kam er, mit einem Briefe in der Hand, wieder. „Hier leſen Sie Wolframs Antwort! Sie iſt ſo, wie Sie wünſchen. Er erwartet Sie je eher, je lieber.“ —

Mariane dankte dem ehrlichen Greiſe, und ging, von ſeinen Thränen und Segnungen begleitet, am folgenden Tage nach dem Orte ihrer Beſtimmung ab.

9.

Emilia Galotti war ihre erſte Rolle, für deren vortreffliche Darſtellung ſie mit ungetheiltem Beifall belohnt wurde. Eben ſo glücklich zeigte ſie ſich in der Folge als Minna von Barnhelm, Miß Sara Sampſon und Elfride. Das Publikum verſchwendete hier kein unverdientes Lob, ſondern war blos gerecht gegen Marianens Talent und unermüdeten Kunſtfleiß. Sie drang tief in den Sinn ihrer Rollen ein, faßte ſie nicht nur mit dem Gedächtniß, ſondern mit Geiſt und Herz, und entfernte ſich dadurch ganz von dem gewöhnlichen Schlendrian des handwerksmäßigen Schauſpielers, der die ſeinigen, blos den Worten und Buchſtaben nach, auswendig lernt, wie ein Schulknabe die Pſalmen. Dennoch fehlte ihr auch nie eine Sylbe, ſo daß ſie den Einbläſer (auf deſſen Nothhülfe leider auch mancher gute Schauſpieler zu ſehr rechnet) ganz entbehren konnte.

Nicht minder ſorgfältig war ſie in der Wahl ihrer Theaterkleidung. Eitelkeit und Gefallſucht, die oft andere Schauſpielerinnen, wenn ſie Landmädchen vorſtellen ſollen, wie Gräfinnen ankleiden, waren weit von ihrem Putztiſche verwieſen. Ihr Gewand war immer der Natur ihrer Rolle gemäß.

Ueberdieß vermied ſie während des Spiels jede Zerſtreuung. Sie blickte ſo wenig nach den Zuſchauern, als ſey zwiſchen ihr und ihnen eine Scheidewand gezogen. Selbſt in den Zwiſchenſcenen, worin ſie nicht auftrat, dachte ſie ſich in ihrem Charakter fort, und blieb ſich daher immer gleich. Viele ihrer Mitſpieler hingegen trieben indeſſen hinter der Bühne Poſſen und Unfug, und man mußte ſie oft ängſtlich ſuchen, wenn ſie wieder auftreten ſollten. So ſcherzten und ſchwatzten ſie ſich natürlicher Weiſe ganz aus dem richtigen Ton und Takt ihrer Rollen heraus, und ſpielten ſie nun, wenn ſie auch vorher noch ſo viel Fleiß darauf verwendet hatten, wie armſelige Stümper.

Der Directeur war ein ganz anderer Mann, als viele ſeiner Collegen, die nicht das A B C ihres Fachs verſtehen. Er wußte den Gehalt eines Schauſpiels zu würdigen und verſtand die Geſetze der Darſtellung ſo vollkommen, daß ſich ſelbſt die geübteſten Mitglieder der Geſellſchaft ſeine Erinnerungen bei den Proben gern gefallen ließen. Sie thaten es um ſo lieber, da er beſcheiden und höflich war, und ſelbſt den gerechteſten Tadel mit der ſanften Stimme der Freundſchaft äußerte. Doch ſprach er auch, wenn es nöthig war, im ernſtern Tone. Dieß erfuhren beſonders die nachläßigen Herren und Damen, die ihre Rollen nicht gehörig lernten, ſich blos auf die Proben verließen, ſolche dadurch vervielfältigten, und den fleißigern Schauſpielern unnöthige Wege und Zeitverluſt verurſachten.

Die Geſellſchaft beſtand übrigens größten Theils aus wackern Leuten, die ſich durch Ordnung, Häuslichkeit und tadelloſe Sitten die Achtung der Stadt erwarben. Beſonders zeichnete ſich Madame Berger, eine Wittwe von geſetzten Jahren, in dieſen Tugenden aus. Sie nahm, auf Wolframs Veranlaſſung, Marianen zu ſich ins Haus und an den Tiſch, und betrug ſich gegen ſie als die zärtlichſte Freundin und Mutter.

10.

So verfloſſen Marianen einige Monate ohne die geringſte Unannehmlichkeit. Sie war mit ihrem gegenwärtigen Zuſtande vollkommen zufrieden, ſchrieb darüber mehrmals an ihren alten Freund Oſwald, und machte ihm freundliche Vorwürfe, daß er den Schauſpielerſtand mit zu ſchwarzen Farben geſchildert habe. Die Antwort des Greiſes war immer: „Ich freue mich, daß es Ihnen bis jetzt wohl geht. Sie ſind aber erſt an dem Fuße des Berges, und noch lange nicht darüber hinweg.“ —

Der alte Unglücksprophet ſprach wahr. Es fanden ſich nach und nach, Wolframs ſtrenger Aufſicht ungeachtet, mehrere junge Herren hinter der Bühne ein, die ſich zu Marianen drängten, und ſich ihr durch ſüßliche Schmeicheleien über ihr vortreffliches Spiel zu empfehlen ſuchten. Sie lehnte dieſe Komplimente höflich ab. Das artige Völkchen rückte nun näher zum Zweck, und ergoß ſich in fade Lobſprüche ihrer Schönheit. Mariane zog ſich erröthend zurück und ließ ihre Bewunderer ohne Dank und Antwort. Sie verſäumten deßhalb aber nicht, die nächſten Schauſpieltage wieder zu kommen, ſie auf gleiche Weiſe zu ängſtigen, und oft ſogar bis ins Ankleidezimmer zu verfolgen.

An der Spitze dieſes ungezogenen Trupps ſtand gewöhnlich ein zierlicher Kammerjunker, der Herr von Windhorſt, der weit und breit als ein ausſchweifender Wüſtling bekannt war. Er beſaß ein anſehnliches Vermögen, war nicht übel gebildet, und glaubte durch dieſe zufälligen Glücksgeſchenke mit einer vollgültigen Anweiſung auf die Gunſt aller Weiber und Mädchen verſehen zu ſeyn.

Ihn machte jedoch ſein böſes Herz zum Schrecken des ſchönen Geſchlechts. Ihm zu gefallen, hielt jedes ehrbare Frauenzimmer für ein Unglück. Die Schimpf- und Schandchronik der Stadt war voll ſeiner Thaten. Er hatte Weiber mit ihren Männern, Mädchen mit ihren Eltern entzweit. Genoſſene Gunſtbezeigungen verrieth er; und ſelbſt, wo er zurückgewieſen ward, prahlte er dennoch mit erdichteten Siegen.

Dieß war der edle Mann, der Marianen täglich — wenn auch alle andere Gecken ſeines Schlages ausblieben — hinter dem Theater aufſuchte, den ſie aber auch immer, mehr als jeden Andern, von Weitem ſchon floh. Sie beklagte ſich endlich wegen ſeiner Zudringlichkeit bei Wolfram, der ſich ſchon längſt darüber geärgert hatte, und jetzt dem Herrn Kammerjunker feſt und nachdrücklich erklärte, daß er ſich ſeine Beſuche hinter der Bühne einmal für allemal verbitte. Der feine Hofmann behandelte dieſe ernſthafte Verweiſung wie einen Scherz, klopfte den Directeur lächelnd auf die Achſel, und ſtellte ſich des folgenden Tages an der Hinterthür des Theaters getroſt wieder ein. Er fand ſie aber von zwei ſchnurrbärtigen Cherubim bewacht, die mit ihren gegen einander gekreuzten Gewehren ſpaniſche Reiter bildeten, über die er zu ſpringen nicht für gut fand, ſondern ſich in der Stille zurückzog.

11.

Nun ward Ruhe. Mariane bemerkte jedoch mit inniger Kränkung, daß der Directeur, ein erklärter Feind aller Unordnung, ſich kälter als ſonſt gegen ſie betrug. Sie bat beſcheiden um Erklärung. Er geſtand: die vorgefallenen Händel hätten ihn etwas verſtimmt. Sie ſey zwar blos die unſchuldige Veranlaſſung dazu geweſen; er habe jedoch bei ſolchen, ihm höchſt widrigen Begebenheiten, ſeinen Unmuth ſo wenig in der Gewalt, daß es ihm ſehr ſchwer, faſt unmöglich werde, ganz gerecht zu ſeyn und nicht bisweilen Schuld und Unſchuld zu verwechſeln. Sie habe daher an ſeiner Achtung nur ſcheinbar verloren, und er werde nach wie vor ihr Freund ſeyn, wenn ſie fortfahre, ſich ſo ſittſam wie bisher zu betragen.

Nach dieſem Geſpräche ſuchte der gutherzige Mann ſein ſelbſt erkanntes Unrecht durch zuvorkommende Freundlichkeit zu verbeſſern. Dieß that aber auf Marianen eine entgegengeſetzte Wirkung. Sein höflicher Ton ſchien ihr zwangvoll und erkünſtelt; ſie glaubte die vorige Herzlichkeit darin zu vermiſſen. Dieſes Geſpenſt der Einbildung verfolgte die Arme bei Tag und Nacht und machte ſie traurig und muthlos. Vergebens bemühte ſich Madame Berger, ſie zu beruhigen. Das furchtſame Mädchen ward gegen Wolfram immer mehr ſcheu und zurückhaltend. Der ſcharfſinnige Mann bemerkte das bald. Es mißfiel ihm; und ſo war das vorige gute Verhältniß zwiſchen Beiden durch einen ſchlechten Menſchen geſtört, der ſich indeſſen zu neuem Unheil rüſtete.

Eines Tages trat plötzlich ein Unbekannter in Marianens Zimmer, ſchob einen Brief auf den Tiſch und entfernte ſich eilend. Die Aufſchrift war an Marianen; ſie kannte aber weder Hand noch Siegel, und trug um ſo mehr Bedenken, den Umſchlag zu erbrechen, da ſie Geld darin fühlte. Sie ging endlich in das Zimmer der Madam Berger und eröffnete in deren Gegenwart das erhaltene Päckchen, das zwanzig Dukaten und folgenden Brief von Kammerjunker Windhorſt enthielt:

„Es iſt mir länger unleidlich, von Ihnen, liebenswürdige Mariane, verkannt zu ſeyn. Die Verläumdung nennt mich ſittenlos; allein ich verehre die Tugend, verehre ſie bei einer Schauſpielerin doppelt. Die kleinen Tändeleien, womit ich Ihnen bisweilen läſtig fiel, waren bloße Prüfungen, worin Sie trefflich beſtanden. Ich bitte, ich beſchwöre Sie, tugendhaft zu bleiben. Zur Ermunterung lege ich eine Kleinigkeit bei, wofür ich keinen Dank annehme. Bleiben Sie — ich ermahne Sie nochmals recht herzlich und freundſchaftlich — bleiben Sie tugendhaft! — Würden Sie aber einſt andern Sinnes, und wollten alsdann mir vor allen Andern, die um Ihre Gunſt werben, den Vorzug geben, ſo erbiete ich mich hiermit, Ihnen mit doppelt ſo viel Dukaten, als dieſer Brief enthält, monatlich aufzuwarten.“ —

Mariane las dieſen Antrag mit Verachtung und Abſcheu, und ſchrieb ſogleich folgende Antwort:

„Ich bedarf keiner Ermunterung zur Tugend. Sie erhalten alſo Ihr Gold zurück. Ich möchte nicht alle Schätze der Welt aus der Hand eines Mannes, der das Laſter höher, als die Tugend belohnen will.“ —

12.

Dieſe Zeilen ſchickte ſie dem Kammerjunker durch ihr Dienſtmädchen. Liſette kam ſpät und ganz verändert zurück. Sie hatte vorher immer ſehr nachtheilig vom Herrn von Windhorſt geſprochen; jetzt war ſie unerſchöpflich in ſeinem Lobe. Sie erzählte mancherlei ſchöne Fabeln von ihm. Er habe Marianens Zorn das größte Unglück ſeines Lebens genannt und Ströme von Thränen darüber vergoſſen. Man ſah es ihrer Beredtſamkeit, die unermübet in dieſem Tone blieb, ſehr deutlich an, daß ſie mit einem Theile des zurückgeſandten Goldes erkauft war. Endlich rückte das Mädchen ſogar mit der Bitte heraus, dem reuevollen Höfling eine mündliche Vertheidigung zu geſtatten.

Mariane befahl ihr zu ſchweigen, und den Kammerjunker, er möge kommen, wenn er wolle, durchaus nicht vorzulaſſen.

In dieſem Augenblick ward an der Thür geklopft. Liſette ſprang hin, öffnete ſie und ſchlüpfte hinaus, indem der Kammerjunker hereintrat.

„Auch hier verfolgen Sie mich?“ rief Mariane, glühend vor Zorn und Scham, und floh eilend in ein Nebenzimmer, das ſie hinter ſich verſchloß und verriegelte. Windhorſt bat durch das Schlüſſelloch um Einlaß. Mariane ſchwor, daß ſie lieber in dieſem Zimmer verhungern, als mit ihm ohne Scheidewand ſprechen wolle. Er fuhr fort zu bitten. Sie antwortete nicht mehr. Jetzt ward er ungeſtüm und verſuchte die Thür aufzuſprengen.

Dieſer Lärm rief Madam Berger herbei. Sie erſtaunte, den Unverſchämten hier zu finden, und machte ihm mit ſehr geläufiger Zunge die bitterſten Vorwürfe, daß er vor einigen Stunden der Unſchuld eines braven Mädchens unter der Larve der Großmuth nachgeſtellt habe, und nun ſogar den Hausfrieden wehrloſer Frauenzimmer ſtöre. Er war beſtürzt, ſtammelte tauſend Entſchuldigungen, lobte ſein gutes, verkanntes Herz, und bat zuletzt, ihn mit Marianen zu verſöhnen.

„Nimmermehr!“ rief die ehrliche Frau: „Ich will im Gegentheil alle meine Kraft, allen meinen Einfluß anwenden, um Marianens Haß gegen Sie unauslöſchlich zu machen. Und ſollte ſie jemals — was aber durchaus unmöglich iſt — ſollte ſie jemals ein freundliches Wort mit Ihnen ſprechen, oder nur Ein Mal Ihnen zulächeln, ſo ſey das zwiſchen ihr und mir die Loſung einer ewigen Feindſchaft.“ —

„Das wär' ein groſſes Unglück für die ſchöne Mariane!“ ſagte ſpottend der Kammerjunker, und ſetzte trotzig den Hut auf. „Ein unüberſehbares Unglück, von einer ſo tapfern, mit einer Schwertzunge bewaffneten, und mit dem Harniſch der Grobheit gerüſteten Amazone verlaſſen zu werden. Ich verſtehe nicht, mit der Zunge zu fechten. Ein ſolcher Zweikampf mit Ihnen, Frau Theaterheldin, würde mir auch wenig Ehre bringen: ich räume Ihnen daher jetzt das Feld, wir ſprechen uns aber wieder, gewiß wieder.“ —

Er polterte nun, ohne die Antwort der Madam Berger abzuwarten, die Treppen hinunter und fluchte: „Hol' der Henker das verdammte Komödiantenvolk!

13.

Alle Bewohner des Hauſes liefen zuſammen und forſchten unter einander nach der Urſache des Lärms, womit dieſer böſe Geiſt ausfuhr. Niemand wußte darüber Auskunft zu geben. Manche muthmaßten zum Nachtheil des Kammerjunkers, manche zum Nachtheil der Frauenzimmer.

Den erſten Stock unter Marianens Zimmer bewohnte ein Kapitän der fürſtlichen Garde, ein gerader, ſchlichter Biedermann, der den Uebermuth und Frevel junger Wüſtlinge verabſcheute. Er hörte das Getümmel über ſeinem Haupte, kannte die Stimme des Ruheſtörers und ſein ſchlimmes Gemüth, und zweifelte daher keinen Augenblick, daß der hämiſche Bube einen ſeiner gewöhnliche Streiche beginne. Mariane war ihm völlig fremd. Er beſuchte ſelten das Schauſpiel, und hatte nur bisweilen, wenn er ihr auf der Treppe begegnet war, ein flüchtiges Höflichkeitswort mit ihr geſprochen. Ihr guter Ruf und ſtiller Lebenswandel erwarben ihr aber ſeine Achtung. Es that ihm weh, ein ſo braves Mädchen von einem berüchtigten Ehrenräuber verfolgt zu ſehn; er beſchloß deßhalb, nach kurzer Ueberlegung über den Zuſammenhang der Sache bei den Damen ſelbſt Erkundigung einzuziehen und ihnen mit Rath und That beizuſtehen.

Er ließ ſich melden, und ward wegen ſeiner bekannten Rechtſchaffenheit ohne Bedenken angenommen. Mariane kam ihm weinend entgegen. Er erklärte ſich beſcheiden über die Bewegungsgründe ſeines Beſuchs, und vernahm dagegen mit innerlicher Empörung die ſchändliche Geſchichte dieſes Tages. Madam Berger bat um ſeinen Schutz. „Der ſoll Ihnen werden!“ rief er: „Bei Gott! er ſoll Ihnen werden! Ich vermied zwar in meinem ganzen Leben, mich in fremde Händel zu miſchen; das iſt aber hier nicht der Fall. Zur Vertheidigung der Unſchuld gegen die Angriffe eines kecken Böſewichts iſt jeder ehrliche Mann verpflichtet. Geben Sie mir daher nur einen Wink, ſobald es der elende Hofſchranz wieder wagt, Ihre friedliche Wohnung zu beunruhigen. Ich hoffe, mein bloßes Erſcheinen ſoll ihn auf immer in die Flucht ſchlagen; denn Schurken haben nie Muth.“ —

Der Hauptmann verließ jetzt die Frauenzimmer, durch ſein edelmüthiges Erbieten ſehr getröſtet. Sie klingelten nun Liſetten herbei, um ſie in ein ernſtliches Verhör zu nehmen. Das Mädchen erſchien mit niedergeſchlagenen Augen, geſtand aber durchaus nicht, von dem Kammerjunker beſtochen worden zu ſeyn. Es wirkten weder Bilten noch Drohungen. Die Verſtockte blieb bei ihrem ewigen Nein. Man mußte ſie, ohne die geringſte Aufklärung erhalten zu haben, wieder abtreten laſſen.

Madam Berger rieth, dieſe gefährliche Dirne ſofort zu verabſchieden. Mariane konnte ſich dazu nicht entſchließen. „Das Mädchen kann doch wohl unſchuldig ſeyn;“ ſagte ſie ſanft: „Es wäre doch zu hart, ein ſo armes Geſchöpf wegen eines bloßen Verdachts zu verſtoßen.“ — Die vorſichtige Alte ſchüttelte den Kopf, ließ jedoch ihre Freundin nach Gutdünken ſchalten. Liſette ward alſo begnadigt, und des ganzen Vorfalls nicht weiter gedacht.

Nach wenigen Tagen aber ſah ſich Madam Berger gedrungen, ihre Anklage zu wiederholen. Sie bemerkte bei Liſetten allerhand neuen Modeputz, den ſie ſich von ihren geringen rechtlichen Einkünften nicht verſchafft haben konnte. Das behauptete ſie jedoch mit vielem Trotz. Sie ſchlich überdieß oft aus dem Hauſe, ſchien mancherlei geheime Beſtellungen zu haben, und ihre unſtäten Augen, die jedem ſcharfen Blick auswichen, verriethen ein böſes Gewiſſen. Mit einem Worte: ſie machte ſich ſo verdächtig, daß Madam Berger es für Pflicht hielt, Marianen dringender als jemals zu warnen, und den Antrag auf Verabſchiedung zu erneuern.

Dieſe gute Seele konnte ſich jedoch immer noch nicht überreden, daß Liſette, der ſie ſo viele Wohlthaten erzeigt hatte, mit heimtückiſchen Planen umgehe. Sie unterſuchte daher das räthſelhafte Betragen der Angeklagten ſo wenig, daß die ehrliche Wittwe darüber verdrüßlich ward. Ihr Mißmuth war ſo gerecht als ihr Verdacht. Noch am Tage der letzten Warnung erfuhr Mariane ſehr unangenehme Folgen ihrer zu weit getriebenen Nachſicht.

14.

Sie hatte ſich mit ihrer guten Wirthin bei dem Abendeſſen völlig wieder ausgeſöhnt, und verſprach ihr, die verdächtige Zofe von jetzt an genauer zu beobachten. Madam Berger ging hierauf in ein Hinterzimmer zur Ruhe. Mariane begab ſich ebenfalls in ihr Schlafgemach, das von der Kammer des Dienſtmädchens nur durch eine Wand und Thür geſchieden war.

Bis gegen Mitternacht hatte ſie ruhig geſchlummert, als ſie plötzlich, durch eine leiſe Berührung ihrer Lippen, erwachte. Sie fuhr ängſtlich empor und erblickte mit Schrecken vor ihrem Bette den Kammerjunker, der ſeine Arme nach ihr ausſtreckte. Sie rief: „Gott! ich bin verrathen! Hülfe! Hülfe!“ und warf ſich zugleich nach der andern Seite, wo ſie ſich tief unter die Decke verbarg.

„Still, ſtill, mein Engel!“ ſagte Windborſt mit halb lauter Stimme: „Was braucht es denn eben das ganze Haus zu wiſſen, daß mich der Zauberer Amor durch drei verſchloſſene Thüren hierher geführt hat? Die alte Matrone ſchläft; das Kammerkätzchen hab' ich entfernt; wir ſind alſo ganz allein, und können, ohne Verluſt unſers guten Rufs, einige glückliche Stunden genießen.“

Mit dieſen Worten beugt' er ſich zu ihr herab und wollte ſie keck umarmen. Scham und Verzweiflung gaben ihr männliche Stärke. Sie ſtieß den Zärtling mit ſolcher Kraft von ſich, daß er an eine ſpaniſche Wand zurücktaumelte und nebſt derſelben mit weit ſchallendem Gepolter zu Boden ſchlug.

Während dieſer feindlichen Niederlage rief Mariane nochmals um Hülfe. Der Schranz fluchte zwiſchen den Zähnen, raffte behend ſich empor, ſchoß wieder mit der Haſt eines Raubvogels auf Marianens Lager zu, und bemühte ſich, ihr die Decke gewaltſam zu entreißen. Sie kämpfte dagegen mit lautem Nothgeſchrei.

In dieſem Augenblicke dröhnte der einſame Vorſaal von ſtarken, eilenden Mannsſchritten. Einen Augenblick ſpäter ſtürzte der brave Hauptmann, in der Linken ein Licht, in der Rechten den blanken Degen, zur Thür herein. „Beruhigen Sie ſich, edles Mädchen! rief er flüchtig Marianen zu, ging ſodann ſtracks dem Kammerjunker, der ſich ſtill in einen Winkel gedrückt hatte, zu Leibe, und beleuchtete das zitternde Männchen vom Kopf bis zum Fuße.

„Sieh da, Herr von Windhorſt!“ ſprach er: „Was haben Sie für Geſchäfte, wenn ich fragen darf?“

Der Junker rieb mit erzwungenem Lächeln die Hände, zuckte ſchalkhaft die Achſeln, winkte verſtohlen mit den Augen nach Marianen, und legte den Finger auf den Mund. Er wollte durch dieſe Pantomime den Hauptmann überreden, daß er mit Marianen ein Liebesverſtändniß habe, wovon ſich ohne Unbeſcheidenheit nicht ſprechen laſſe.

Der Hauptmann verſtand dieſes Geberdenſpiel vollkommen und fuhr ihn an: „Pfui, Herr! Jede Muskel an Ihnen verläumdet. Reden Sie! Ich frage Sie zum letzten Mal: Was Sie hier wollen?“

Windhorſt drängte ſich immer feſter an die Wand und ſtammelte furchtſam: „Die Macht der Liebe — Sie errathen, Herr Hauptmann — eine gewöhnliche Geſchichte.“

„Gewöhnlich? — Sie nennen das gewöhnlich, wenn man bei Nacht wie ein Dieb in fremde Häuſer einſchleicht und ehrliche Märchen im Schlaf überfällt? Sie ſind ein Nichtswürdiger, wenn Ihnen dieſer Frevel gewöhnlich iſt! Doch — was geb' ich mich lange mit Ihnen ab? Entfernen

Sie ſich aus meinen Augen, und wagen Sie nie wieder, dieſe Schwelle zu betreten.“

Der Kammerjunker, der einen ſo leichten Abzug nicht erwartet hatte, ſprang fröhlich aus ſeinem Schlupfloch hervor, nahm die Thür in die Hand, bückte ſich gegen den Hauptmann und ſagte mit höhniſcher Miene: „Verzeihen Sie! Ich hätte dieſes Abenteuer gar nicht zu beſtehen gewagt, wenn mir Ihre angenehmen Verhältniſſe mit Mamſell Richard bekannt geweſen wären.“

„Schurke!“ rief der Offizier, indem er ihn mit der Fläche des Degens ſchlug: „Jedes Wort deines Mundes iſt Gift!“

Der feige Schranz wagte weder Verantwortung noch Gegenwehr, ſondern entzog ſich ſtärkern Züchtigungen durch die Flucht. Er ſetzte mit mächtigen Sprüngen, ohne ſich umzuſehen, die Treppen hinab und entrann aus dem Hauſe.

15.

Während ihn der Hauptmann verfolgte, war Madam Berger, durch dieſes Getümmel erweckt, zu Marianen geeilt, die ſich indeſſen auch in Kleider geworfen hatte. Sie zerfloß faſt in Thränen über die erlittene Schmach, und war ſo außer ſich, daß ſie nur mit halben, vom Schmerz gebrochenen Worten ihrem jetzt zurückkommenden Retter danken konnte.

„Faſſen Sie ſich, liebes Kind!“ fiel ihr der Biedermann ins Wort: „Faſſen Sie ſich! Was hat die ganze Sache weiter zu bedeuten? Es iſt mir lieb, daß ich ſo glücklich war, dem ungezogenen Burſchen noch zeitig genug einen Strich durch die Rechnung zu machen. Ich bemerkte gegen eilf Uhr ein leiſes Aufſchließen der Hausthür, und dann ein geheimes Schleichen und Flüſtern auf der Treppe. Dieß war mir ſo verdächtig, daß ich deßhalb nicht zu Bette ging, ſondern jede Bewegung im Hauſe beobachtete. Der Fall des Bettſchirms beſtärkte mich in der Vermuthung eines Schelmſtücks, und beflügelte meine Schritte. Denken Sie nun, liebe Freundin, an den unangenehmen Vorfall nicht weiter; betrachten Sie ihn als einen ſchreckhaften Traum, und beruhigen Sie Ihr Herz durch Schlaf! Ich ſtehe in ähnlichen Fällen, die ich aber nicht befürchte, weiter zu Dienſten.“ —

Als ſich der Hauptmann jetzt wieder entfernt hatte, konnte ſich Madam Berger nicht enthalten, ihrer Freundin darüber einen ſanften Vorwurf zu machen, daß ſie alle gegründete Warnungen vor Liſetten etwas leichtſinnig in den Wind geſchlagen habe. Nach allen Umſtänden war der Treuloſen Mitſchuld bei dem nächtlichen Ueberfall außer Zweifel. Sie hatte ſich nach dem Abendeſſen ſehr müde und ſchläfrig geſtellt, und dadurch ihre gutherzige Gebieterin bewogen, ſich früher als gewöhnlich auskleiden zu laſſen. Jetzt war ſie verſchwunden, und man hat nie wieder etwas von ihr erfahren.

16.

Der Kammerjunker kam, ſchäumend vor Wuth, nach Hauſe und ſprengte noch mitten in der Nacht einen Diener fort, um den vertrauteſten geheimen Rath ſeiner Bubenſtücke zu rufen.

Dieſer Elende, Namens Luchs, war ein bankrottirter Kaufmann. Er ging gewöhnlich mit den Trümmern ſeines merkantiliſchen Schiffbruchs von Haus zu Haus, bot bei dieſer Gelegenheit Mund und Hand zu allen möglichen Niederträchtigkeiten feil, und war auch der Bote, der einige Wochen vorher Windhorſts Geldbrief in Marianens Wohnung trug. Grundhäßlich an Leib und Seele, ſchien er mehr das verunglückte Nachbild eines Menſchen, als ein wirklicher Menſch. Seine Verworfenheit war ſo ganz ohne Beiſpiel, daß er ſich von ſeinen Kunden für ein armſeliges Trinkgeld prügeln ließ. Er war ein Spürhund und Ausrufer aller Geheimniſſe. In Italien hätt' er ſich als ein Bandit genährt; in Deutſchland trieb er das Handwerk eines moraliſchen Meuchelmörders, der ſich von Jedermann um ein Spottgeld dingen ließ, und ſeine Schlangenzunge zum Dolch brauchte, um ehrliche Namen zu vernichten.

Er erſchien jetzt mit dienſtfertiger Schnelligkeit vor dem Kammerjunker, der ſeine tiefe Sklavenverbeugung mit einem derben Backenſtreich erwiederte. Luchs hielt ihm geſchwind den andern Backen und die Hand hin, um ſeinen gewöhnlichen Schlägeſold in Empfang zu nehmen; Windhorſt ſtieß ihn aber mit den Worten zurück: „Fort, Hund! Dafür bekommſt du nichts. Ich wollte dich blos, wenn du etwa noch ſchlaftrunken wärſt, ermuntern und auf meinen Befehl aufmerkſam machen. Du weißt, daß ich in das Mädchen, dem du neulich einen Brief, der mit Dukaten gefüllt war, überbracht haſt, raſend verliebt bin. Die Theaterprinzeſſin ſtrebt aber nach dem lächerlichen Ruhm, eine Tugendheldin zu heißen und wies mich daher rund ab. Ich gewann mit der Hälfte des von ihr verſchmähten Goldes ihr Dienſtmädchen, und durch den Beiſtand dieſer Kupplerin gelang es mir, mich in der heutigen Nacht an Marianens Bette zu ſchleichen. O ſie war im Schlafe ſo bezaubernd ſchön, als du, kalter Eismenſch, nicht denken kannſt! Schon hielt ich mein Glück für gewiß; da polterte plötzlich der griesgramige Hauptmann

Nordheim die Treppe herauf und ſetzte mir den Degen auf die Bruſt. Ich war unbewaffnet und mußte mich zum Rückzug bequemen. Nun aber wüthen Lieb' und Rache wie Furien in meinem Herzen. Ich ruhe nicht, bis ſie mein iſt. Dahin führt mich kein anderer Weg, als daß ihr ſittlicher Ruf verdächtig gemacht und die verdammte gute Meinung von ihr aus den Köpfen aller Menſchen vertilgt wird. Die Abgötterei, die man bisher mit ihr trieb, machte ſie ſtolz. Wenn ſie ſich aber plötzlich von der Höhe der allgemeinen Achtung herabgeſtürzt fühlt; wenn ſie ſieht und hört, daß ſie Jedermann für ein feiles Mädchen, für meine Buhlerin hält; wenn alle Möglichkeit vor ihr verſchwindet, das zerfallene Luftſchloß ihrer Ehre wieder herzuſtellen: dann wird ſie, in der Ueberzeugung, daß nichts mehr zu verlieren ſey, meinen Wünſchen nicht länger entgegenſtreben; ſie wird ſich ſelbſt in meine Arme werfen, und ſich ſogar in ihren Bedrängniſſen noch glücklich ſchätzen, an mir einen Freund und Beſchützer zu finden.“ —

„Ein vortreffliches Plänchen!“ ſchmunzelte Luchs: „Ein ausnehmend kluges und witziges Plänchen!“ —

„Meinſt du, Kerl? Meinſt du im Ernſt, daß ich auf dieſem Wege zum Ziele gelangen werde?“ —

„Ganz unfehlbar. Ich ſtehe dafür.“ —

„Das ſollſt du auch, Schuft! Ich befehle dir hiermit, meinen Entwurf auszuführen. Zehn Dukaten ſind dein, wenn er glückt, Prügel ohne Maß und Zahl, wenn er verunglückt. Biete daher von dieſem Augenblick an deine ganze hölliſche Erfindungskraft auf. Laß überall, wo du dich herumtreibſt, bedenkliche Winke und Worte über Marianen fallen; erzähle, daß ich mit ihr in geheimen Verbindungen ſtehe; bitte jedoch um Verſchwiegenheit, damit es deſto ſchneller herumkomme; ſchmiede Liebesbriefe von Marianen an mich und verzettle ſie auf der Gaſſe oder in öffentlichen Häuſern; gib auch, nach Befinden, den Hauptmann für einen begünſtigten Liebhaber aus; kurz, umſpinne die Wahrheit mit einem unauflöslichen Gewebe von Lügen. Ich werde meiner Seits nicht unthätig ſeyn, ſondern dir fleißig in die Hände arbeiten; darauf verlaß dich. Und nun geh' ſtracks an dein Geſchäft, Satan, und übertriff dich wo möglichſt ſelbſt!“

17.

Jetzt trennten ſich die verſchwornen Böſewichter, und ſchon in der Morgendämmerung trug der ſchändliche Luchs ſeinen Trödelkram und ſeine Verläumdungen durch die Gaſſen der Stadt. Er war bei verſchiedenen Herren und Damen, die ihr Leben im ewigen Müßiggang verträumten, und daher immer an tödtlicher langer Weile krank lagen, ſehr wohl gelitten, und erhielt von einigen ſogar einen beſtimmten Jahrgehalt, wofür er alle Morgen die Neuigkeiten des vorigen Tages berichten mußte. In dieſen Häuſern gab er Marianens ehrlichen Namen den erſten Banditenſtoß. Doch es würde dem Erzähler läſtig und dem Leſer widrig ſeyn, alle Schritte dieſes Ungeheuers zu verfolgen. Wir begnügen uns daher an der kurzen Anzeige: daß er des Kammerjunkers Plan mit ſataniſcher Liſt und Gewandtheit ausführte, und in wenigen Tagen die arme Mariane zum Stadtgeſpräch machte.

Windhorſt zeigte jetzt in allen Geſellſchaften ein ſehr zufriedenes Geſicht. Er war ausgelaſſen luſtig und nach Möglichkeit witzig. Dieſer ungewöhnliche Strom guter Laune blieb nicht unbemerkt. Man hielt ſein Liebesglück bei Marianen für die Quelle dieſes Frohſinns und neckte gar weidlich ihn darüber. Sein Benehmen dabei war verſchieden. In Häuſern, wo er nicht allen Anſtand aus den Augen ſetzen durfte, lehnt' er dieſe Scherze mit einer ſolchen Art von ſich ab, daß man am Ende mehr davon glaubte, als man vorher gehört hatte; unter Leuten ſeines Schlages hingegen erhob er bei dergleichen Anſpielungen ein triumphirendes Gelächter, brachte ſeine erdichteten Abenteuer bisweilen ſelbſt auf die Bahn, rühmte ſich der höchſten Gunſtbezeigungen, und beurkundete ſeine Prahlereien ſogar mit zärtlichen Briefchen, die er von Marianen erhalten haben wollte.

Es ſchien ihm aber nicht hinreichend, die Ehre der Unglücklichen blos auf dieſe Weiſe im Stillen zu untergraben. Was hilft es mir, waren ſeine Gedanken, ſie zum Mährchen der Stadt zu machen, wenn ſie die veränderte Meinung über ihr ſittliches Betragen nicht erfährt, wenn ſie ſich noch immer in dem ſüßen Traume wiegt, für eine veſtaliſche Jungfrau gehalten zu werden? Wer wird ihr das Gegentheil unter die Augen ſagen? Und wem würde ſie es glauben? Es iſt daher durchaus nothwendig, ſie öffentlich zu beſchimpfen; und wo ginge das beſſer, als im Schauſpielhauſe? Hier muß ihr Stolz gedemüthiget werden; hier muß ſie mit eigenen Augen ſehen, mit eigenen Ohren hören, daß ſie verachtet wird.

Er begann nun im Parterre Kabalen anzuzetteln, die ihm vollkommen gelangen. Ein großer Theil der Herren, die ſich gewöhnlich zu Wortführern der übrigen Zuſchauer aufwarfen, und mit Hand oder Stock nach Belieben Beifall oder Tadel ausſpendeten, waren ſeine Freunde und ließen ſich ohne Mühe von ihm verhetzen. Andere, die Marianen ehemals den Hof gemacht, ſich aber vergebens bemüht hatten, waren nun, da ſie ſich dem Kammerjunker nachgeſetzt glaubten, die erbittertſten Feinde des Mädchens geworden, und deßwegen von ſelbſt geneigt, ſich bei der erſten Gelegenheit empfindlich zu rächen. Unaufgefordert, ſäumten ſie daher keinen Augenblick, mit ihren Stöcken einzuſtimmen, als jene Rotte einsmals die ſonſt ſo allgemein beliebte Schauſpielerin, indem ſie auf der Bühne heraustrat, mit lautem Pochen empfinge. Das übrige unbefangene Parterre ſchien einen Augenblick zu ſchwanken: ob es die Lärmer zur Ruhe verweiſen oder das Getümmel vermehren ſolle? Endlich folgt' es dem Zug ſeiner Affennatur und trommelte ſklaviſch mit, ohne Grund und Urſache zu wiſſen. Nur wenige geſetzte Männer ſchüttelten über dieſes Unweſen den Kopf und ſchlugen aus Mitleid die Augen nieder, um den Schrecken und die Angſt der Gekränkten nicht zu ſehen.

Windhorſt war der Einzige, der ſich, der Verabredung mit ſeiner Bande gemäß, zürnend vom Sitz erhob, aus allen Kräften Beifall klatſchte und durch Ziſchen und Winke den Tumultuanten Stille gebot. Dieſe liſtige Heuchelei ſollte ſeinen Zweck auf verſchiedene Weiſe befördern. Er wollte ſich Marianen als ihr Beſchützer zeigen, wollte zugleich die verbreitete Sage, daß er mit dem Mädchen auf einem guten Fuße ſtehe, vor den Augen einer großen Verſammlung begründen, und überhaupt durch ſeinen öffentlichen Widerſpruch die Verwirrung aufs höchſte treiben.

Dieſe letztere Abſicht ward vollkommen erreicht. Das Getöſe überſtieg alle Beſchreibung. Mariane war todtenbleich und zitterte wie Aeſpenlaub. Sie verſuchte, ihre Rolle herauszuſtammeln; allein ſie verſtand ſich ſelbſt nicht. Der Lärm ward immer fürchterlicher. Sie mußte abtreten. Der Directeur erſchien mit beſtürztem Geſicht auf der Bühne und fragte beſcheiden: worüber das Publikum ſein Mißfallen bezeige? Niemand antwortete. Das Haus war drei Minuten lang ſtill wie ein Grab. Jetzt zog ſich Wolfram mit Achſelzucken zurück und der Vorhang fiel. Die Poltergeiſter ſetzten ihre Stöcke wieder in Bewegung, um den Fortgang des Schauſpiels zu erzwingen; allein der Directeur ließ ſie toben. Die Logen waren indeſſen leer geworden. Die Lichter wurden ausgelöſcht, und die Stockhelden mußten ſich endlich auch zum Abzug entſchließen.

18.

Mariane war wie aus den Wolken gefallen. Sie konnte ſich die Urſache dieſer Mißhandlung nicht erklären. Ihr Herz hielt immer und immer die Menſchen für beſſer, als ſie ſind, und war alſo weit entfernt, die Heimtücke ihres Feindes zu ahnen. Alle Blicke, die ſie auf ihr kurzes Theaterleben zurückwarf, gaben ihr ſelbſt das Zeugniß, daß ſie das Publikum nie durch Vernachläßigung ihres Spiels beleidigt, ſondern immer mit der feurigſten Thätigkeit und Anſtrengung nach ſeinem Beifall gerungen habe. Und doch betrug man ſich ſo feindſelig gegen ſie. Das war und blieb ihr ein ſchreckliches Räthſel.

Mehr aber noch als dieß betrübte ſie das Benehmen der übrigen Mitglieder des Theaters. Aus den Augen der Damen leuchtete Schadenfreude, und die jüngern, luſtigen Schauſpieler, mit denen ſie niemals mehr, als höchſt nöthig war, geſprochen hatte, rächten ſich ſogar durch hämiſche Sticheleien.

Selbſt Wolfram warf ihr einige ſtumme Blicke voll Unmuth zu, die ihr Herz durchſchnitten und einen Strom von Thränen ihren Augen entlockten. Dieß bewegte den ſtrengen Mann zum Mitleiden. Er gab ſich ein freundlicheres Anſehen und ſagte: „Ich beklage Sie, Mamſell Richard, und bin überzeugt, daß unſer wetterwendiſches Publikum gegen Sie, als Schauſpielerin, eine ſchreiende Ungerechtigkeit begeht. Was man ſonſt an Ihnen rügt, weiß ich nicht; denn ich bin nicht der Mann, der ſich um jedes Geſchwätz bekümmert. Es ſcheint mir aber nöthig, den Taumel unſerer Gäſte nach und nach wieder verrauchen zu laſſen; ich werde deßhalb in den nächſten Wochen kein Schauſpiel geben, worin Sie eine Rolle haben. Leben Sie indeſſen ſtill und eingezogen, und ſuchen Sie Ihr Gemüth in eine ruhige Faſſung zu bringen, damit Sie bald wieder ſo muthvoll und unbefangen auftreten können, als ob nie etwas Unangenehmes vorgefallen wäre. Boshafte Menſchen, die Andern, aus bloßem Muthwillen, trübe Stunden machen, ſind überhaupt nicht werth, daß man ſich über ſie ärgert.“ —

Als ſich das Geräuſch im Theater und auf dem Platze vor demſelben verloren hatte, fuhr Mariane nach ihrer Wohnung. Madam Berger, die dießmal keine Geſchäfte im Schauſpielhauſe gehabt hatte, bemerkte mit dem erſten Blicke die Züge des Kummers auf dem Geſichte ihrer Freundin und fragte mit theilnehmender Ungeduld nach der Urſache. Sie hörte mit Erſtaunen die unerwartete Geſchichte und rief am Ende derſelben: „O das Ungeheuer! das iſt ſein Werk!“

„Weſſen Werk? Wen meinen Sie?“ fragte Mariane.

„O Sie gutherzige Blinde!“ antwortete Jene: „Wie können Sie ſo — es muß heraus! — ſo albern fragen? Wie können Sie nur einen Augenblick zweifeln, ob Windhorſt der Urheber dieſer Schändlichkeit ſey? Er iſt es;

ich bürge dafür mit meinem Leben. Die Folge wird lehren, daß ich dieſen Teufel nicht mit Unrecht ſchwarz genannt habe.“ —

Indem Windhorſt ſo richtig beurtheilt ward, ſaß er auf ſeinem Zimmer, um an Marianen zu ſchreiben. Er quälte ſich bis gegen Mitternacht mit einem langen Briefe, worin er den unerklärlichen Vorfall — wie er ſeinen Schurkenſtreich nannte — von ganzem Herzen beklagte, und hoch und theuer bei ſeiner Ehre verſicherte, daß er alle menſchliche Kräfte aufgeboten habe, den Sturm zu ſtillen. Es ſey ihm aber ſo wenig gelungen, daß er vielmehr, bei der ſo hoch geſtiegenen Erbitterung der Gemüther, für die Zukunft beſorgt ſey, und bei Marianens nächſtem Erſcheinen auf der Bühne ein noch viel ſchrecklicheres Ungewitter befürchte. Er wiſſe jedoch ein unfehlbares Mittel, dieſe Beſorgniſſe von Grund aus zu heben; es ſey aber theils zu weitläufig, theils zu bedenklich, die deßhalb zu nehmenden Maßregeln ſchriftlich zu entwerfen. Dieß nöthige ihn zu der Bitte, Mariane möge ihm, ihres eigenen Vortheils wegen, eine kurze Unterredung erlauben. Er hoffte ſich da nicht allein wegen der Vergangenheit bei ihr zu rechtfertigen, ſondern ſie auch zu überzeugen, daß ſie in der weiten Welt keinen ſo redlichen Freund als ihn habe.“ —

19.

Dieſen trugvollen Brief, der keinen andern Zweck hatte, als ihm Marianens verſchloſſene Thür zu eröffnen, übergab er am nächſten Morgen ſeinem getreuen Waffenträger Luchs, um ihn — wo möglich in Abweſenheit der Madam Berger — an die Behörde zu beſtellen.

Die Frauenzimmer ſaßen eben am Theetiſch, als der liſtige Bote, unter dem Titel eines fremden Galanteriehändlers, gemeldet ward. Sie befahlen anfangs, ihn abzuweiſen; er ließ aber nochmals herein ſagen, daß er ganz neue Modewaaren vom feinſten Geſchmack bei ſich habe, die man doch wenigſtens anſehen möge. Die weibliche Neugierde ward rege, und verſtattete jetzt ihm den Zutritt.

Madam Berger hatte dieſen gefährlichen Menſchen niemals, und Mariane ihn (bei Ueberbringung des erſten Windhorſtiſchen Briefes) nur Ein Mal, jedoch ſo flüchtig geſehen, daß kein Schatten ſeiner Geſtalt in ihrem Gedächtniſſe zurückgeblieben war. Beide wußten alſo nicht, wer eigentlich vor ihnen ſtand. Sie nahmen ihn getroſt, wofür er ſich ausgab, fanden ſich aber bei Unterſuchung ſeines Pappenkäſtchens ſehr getäuſcht. Es enthielt nichts, als ganz gemeine Kleinigkeiten, die in jedem Kaufmannsladen beſſer zu bekommen waren.

Madam Berger ſchüttelte den Kopf, kehrte dem armſeligen Krämer verächtlich den Rücken und trat ans Fenſter. Mariane verweilte aus Gutherzigkeit einen Augenblick länger am Tiſche. Schnell ergriff Luchs die Gelegenheit, ihr des Kammerjunkers Billet in die Hand zu ſchieben.

„Was iſt das? Von wem?“ fragte ſie laut. Luchs winkte, ſtill zu ſeyn. Madam Berger ſah ſich um, überblickte die Aufſchrift des Briefes, riß ihn aus Marianens Hand, warf ihn vor Luchſens Füße und rief im höchſten Zorn: „Fort damit! Wir mögen den Inhalt nicht wiſſen. Wir kennen den Schreiber. Seine Worte und Thaten ſind Gift für ehrliche Leute.“ —

Luchs gab ſich die Miene des Erſtaunens, bat um Mäſigung, und erklärte ſich ſehr gütig, daß er — im Fall der Brief angenommen und nach Wunſch beantwortet würde — die ausgeſtoßenen ehrenrührigen Reden dem Herrn Kammerjunker verſchweigen wolle.

Hierüber brach Madam Berger in ein bitteres Lachen aus. „Elender Menſch!“ ſagte ſie: „Er glaubt wohl, ich fürchte mich vor ſeinem gnädigen Patron? Nein, nein! Ich will und verlange vielmehr ausdrücklich, daß Er ihm jedes Wort wieder ſagt. Dieſer unedle Edelmann ſoll erfahren, was ich von ihm denke. Ich werde dieſe Gedanken vor Niemand geheim halten, und ſie ſogar, wenn wir nicht von heute an Ruhe vor ihm haben, dem Fürſten eröffnen.“ —

Mit dieſen Worten drängte ſie den Windhorſtiſchen Geſandten aus dem Zimmer.

20.

Dieſer Auftritt war nicht lange vorüber, als der Hauptmann Nordheim mit eilfertigen Schritten ins Zimmer trat.

„Verzeihen Sie, ſprach er, daß ich Sie unangemeldet überraſche. Ich komme von der Wachtparade, wo mich einige, nur von weitem aufgefangene Bruchſtücke von Geſprächen beunruhigten. Die jüngern Offiziere ſtanden auf einem Trupp beiſammen und ſchwatzten ſehr lebhaft und luſtig von irgend einer Begebenheit, die Sie, Mamſell Richard, angehen muß; denn ich hörte mehrmals ihren Namen. Dadurch aufmerkſam gemacht, nähert' ich mich dem Zirkel; aber plötzlich brachen die Herrn ihre Unterredung ab und ſprachen über andere gleichgültige Dinge. Das fiel mir noch mehr auf und ich eilte fort, um Sie zu fragen, ob Ihnen etwas Unangenehmes begegnet ſey?“

Er erfuhr jetzt, was wir ſchon wiſſen.

„O des elenden Bubenſtreichs!“ rief er, voll herzlichem Unwillen. „Wie iſt es möglich, daß Menſchen, die ſich einer feinen Erziehung rühmen, ſo niedrig handeln können? Die Bosheit des Anſtifters dieſer Kabalen iſt zwar zu bekannt, als daß ich mich darüber wundern ſollte; deſto mehr aber befremdet mich der Schwachſinn der übrigen Zuſchauer, daß ſie ſich, wie die Drahtpuppen eines Marionettentheaters, von einem einzigen ſchlechten Wicht lenken und leiten laſſen. Ueberdieß bleibt mir auch unbegreiflich, warum meine Kameraden über dieſen ſtadtkundigen Vorfall mit mir zu ſprechen vermieden?“

„O, Herr Hauptmann,“ fiel Madam Berger ein: „Das wollt' ich errathen! Ich habe behutſam hin und her gehorcht, und ſo viel ausgeforſcht, daß man dieſe arme Seele, um ſie bei aller Welt verächtlich zu machen, einer ausſchweifenden Lebensart, eines ſittenloſen Umgangs mit Männern beſchuldiget. Nun verwett' ich darauf keine Stecknadel, daß man nicht auch Sie, Herr Hauptmann, mit ins Spiel gezogen und auf die Liſte der Liebhaber geſchrieben hat.“

„Möglich und wahrſcheinlich!“ erwiederte Nordheim: „Ich könnte mir es zwar gefallen laſſen — ſetzt' er, mit einem Anſtrich von Lächeln, hinzu — wenn man mich nicht ſchlimmer verläumdet; doch Ihretwegen, liebe Mariane, iſt mir die Sache außer dem Scherz. Was kann ich aber thun? Soll ich Lärm machen, Unterſuchungen anſtellen, und dadurch noch tiefer in das Neſt der Weſpen ſtören, die Ihr Herz ſchon ſo grauſam verwundet haben? Das ſcheint mir nicht rathſam und wäre wohl unklug. — Ich weiß Ihnen überhaupt nicht freundſchaftlicher zu rathen, als daß Sie dieſe Stadt, wo ſich nun einmal eine ſchadenfrohe Rotte gegen Sie verſchworen, und ſelbſt die Meinung beſſerer Menſchen irre geleitet hat, ſobald als möglich verlaſſen.“ —

„O wie gern“ — war Marianens Antwort — „wie gern wollt’ ich in die einſamſte Dorfhütte flüchten und dort bei Waſſer und Brod leben, hätt’ ich nur erſt hier meine Ehre, meinen einzigen Reichthum gerettet! Das will und muß ich vorher thun. Würde man nicht ſonſt mein ſtilles Verſchwinden für ein Bekenntniß aller mir angedichteten Verbrechen annehmen? Würden nicht meine Feinde hinter mir her frohlocken? Nein, ich mag weder jene Schande, noch ſollen ſie dieſen Triumph haben. Ich weiche nicht eher aus dieſen Mauern als bis meine Unſchuld gerechtfertigt und die Achtung wieder errungen iſt, die man mir ſo boshaft entriſſen hat.“ —

„So edel Ihr Entſchluß iſt,“ verſetzte Nordheim, „ſo wenig werden Sie dadurch bewirken. Sie ſind noch zu jung, um die Welt und die Menſchen zu kennen. Der größte Haufe derſelben brennt vor Begierde, von Andern etwas Uebles und Nachtheiliges zu hören. Der Verläumder iſt daher ſolchen Menſchen der liebſte Geſellſchafter. Seine Mährchen ſind ihnen ein erfreuliches Geſchenk, das ſie mit dankbarem Lächeln annehmen und ſich ungern wieder rauben laſſen. Sie kämpfen mit aller ihrer Kraft, mit den beſten Waffen ihrer Beredtſamkeit dagegen, wenn ein ehrlicher Mann dieſen Verſuch macht und die Vertheidigung eines Verlaumdeten übernimmt. Aus dieſem Grunde iſt es ein Kinderſpiel, einen Menſchen um ſeine Ehre zu bringen, ſie aber wieder herzuſtellen, eine herkuliſche Arbeit. Wie können Sie, armes, ſchwaches Mädchen, nur mit der geringſten Wahrſcheinlichkeit hoffen, ein ſo ſchweres Unternehmen glücklich auszuführen? Sie werden ſich fruchtlos härmen, werden darüber zu Grunde gehn." —

„Nun wohl!" ſagte ſie wehmüthig: „So ſind meine Leiden geendet. Der Tod, der dem Glücklichen eine ſo furchtbare Erſcheinung iſt, hat für mich keine Schrecken." —

Mit dieſer Beharrlichkeit wiederlegte ſie alle Gründe, die der Hauptmann noch weiter anführte, und Madam Berger mit Bitten und Thränen unterſtützte. Eben ſo wenig gelang es in der Folge dem alten Oswald (der ihr in mehreren Briefen denſelben Rath gab, und ſogar einen angenehmen und ſichern Zufluchtsort vorſchlug) ihren ſtandhaften Entſchluß wankend zu machen.

21.

Es war nun ſeit ihrem letzten Erſcheinen auf der Bühne faſt ein Monat vergangen, und Wolfram ſäumte noch immer, ein Schauſpiel anzuordnen, in welchem ſie wieder auftreten ſollte. Sie hatte ſchon mehrmals ihn darum erſucht, aber immer, unter mancherlei höflichen Entſchuldigungen, eine verneinende Antwort erhalten.

Indeſſen lebte ſie wie in einem Kloſter. Sie ſah und ſprach Niemand, als ihre Hausfreundin, die ihr immer Muth und Troſt zuſprach, und manche Spötterei verſchwieg, die ſie über das unglückliche Mädchen im Theater und an andern Orten anhören mußte.

Vom Kammerjunker ſchien Mariane ganz vergeſſen zu ſeyn. Man ſah und hörte nichts von ihm. Nur Luchs ſpionirte bisweilen um das Haus herum, ſchlich auch mehrmals hinein und verlangte Marianen zu ſprechen; er ward aber, ohne Meldung, an der Treppe zurückgewieſen.

In der fünften Woche ihrer Abgeſchiedenheit vom Theater überraſchte ſie ein unerwarteter Beſuch des Directeurs. Sie zitterte bei ſeiner Ankunft, weil ſie einen verdrießlichen Wortwechſel befürchtete: allein Wolfram erſchien mit der freundlichen Anrede: „Es hängt ganz von Ihnen ab, wenn Sie wieder ſpielen wollen. Nach allen Anzeichen ſind die zürnenden Götter des Parterres verſöhnt, und werden uns nun wohl mit dem Donner ihrer Stöcke verſchonen. Ich habe mehrere namenloſe Briefe bekommen, die eine ganz ungemeine Sehnſucht bezeigen, Sie wieder auf der Bühne zu ſehen. Beſtimmen Sie ſelbſt dazu einen Tag, und wählen Sie ein Stück, worin Sie ſich den ſicherſten Beifall verſprechen.“ —

Marianens Augen flammten vor Freude. „Emilia — ſagte ſie — Emilia Galotti war hier meine erſte Rolle, und ich ſpielte ſie zur allgemeinen Zufriedenheit. Sie ſoll mich denn auch jetzt, gleichſam wieder von neuem, bei dem Publikum einführen. Ich will mich ſelbſt hintergehn, will mir vorſtellen, daß ich zum erſten Mal in dieſer Stadt auftrete, und alle Zwiſchentage voll Kummer und Leiden mögen vergeſſen ſeyn. So gelingt es mir vielleicht, die Zuſchauer in eine ähnliche Täuſchung zu verſetzen und die gute Stimmung wieder bei ihnen hervorzubringen, mit der ich an jenem glücklichen Tage aufgenommen wurde. O dann wird mir ſo wohl ſeyn, als wär' ich aus dem Grabe zurückgekehrt! Ich kann dieſe Stunde, die Geburtsſtunde eines neuen, beſſern Lebens kaum erwarten, und bin daher mit Vergnügen bereit, mich am nächſten Schauſpieltage furchtlos und heiter auf der Bühne zu zeigen.“ —

Der Directeur freute ſich ihres Muthes, und beſtimmte den folgenden Tag zur Vorſtellung des Leſſing'ſchen — jetzt leider! beinahe vergeſſenen — Meiſterſtücks.

Wolfram, ein ſonſt ſcharfſichtiger Welt- und Menſchenkenner, war jetzt ein gemißbrauchtes Werkzeug in den Händen der Büberei. Alle bei ihm eingelaufene Briefe, die Marianen betrafen, waren aus der Feder des oft genannten Unholds, mit ſchlau veränderten Zügen, gefloſſen. Der Elende hatte ſeine Abſichten auf Marianen ſo wenig aufgegeben, daß er vielmehr feſter, als jemals, entſchloſſen war, den letzten Ueberreſt ihres Glücks und ihrer Ehre zu vernichten.

Die Arme hatte nicht die geringſte Ahnung von dem, was ihr bevorſtand, ſondern glaubte treuherzig, daß man ihr alle vorherige Beleidigungen durch verdoppelten Beifall vergüten werde. Dieſe fröhliche Erwartung verſcheuchte den Schlaf von ihren Augen. Sie beſchäftigte ſich die ganze Nacht hindurch mit ihrer Rolle, und fühlte ſich am folgenden Tage zwar ermattet, aber heiter durch das Bewußtſeyn, daß ſie den möglichſten Fleiß angewendet habe, alle billige Zuſchauer zu befriedigen und ſelbſt den Aufruhrsgeiſt der Uebelgeſinnten durch ein gutes, untadelhaftes Spiel zum Schweigen zu bringen.

22.

Zwei Stunden vor dem gewöhnlichen Anfange des Schauſpiels trieb ſchon die Neugierde einen ſo gewaltigen Strom von Menſchen zum Theater, daß ein Dritttheil von ihnen keinen Platz fand, ſondern mit Verdruß an der Schwelle wieder umkehren mußte. Logen, Parterre und alle Winkel des Hauſes waren übervoll. Sämmtliche Zuſchauer ſaßen ſo eng' und unbequem, und fühlten ſich von der leidigen Neugierde noch mehr, als von ihren Nachbarn ſo unbehaglich gedrückt, daß ſie jede Minute bis zum Aufrollen des Vorhangs zählten.

Endlich kam der erſehnte Augenblick. Der erſte Aufzug, worin Emilia, wie bekannt, noch nicht erſcheint, dünkte jedoch, ungeachtet ſeines Reichthums an vortrefflichen Scenen, der ganzen Verſammlung dießmal ſehr langweilig und erregte weder Aufmerkſamkeit noch Theilnahme. Es ſchien, als ob Jeder ſein Geſicht und Gehör ſchonen, und die Schärfe dieſer Sinne bis zu Emiliens Auftritt im zweiten Akt aufſparen wollte.

Fliehend vor dem Prinzen, der ihr in der Kirche aufgelauert und dort eine Liebeserklärung gethan hatte, ſtürzte ſie jetzt zitternd und athemlos auf die Bühne. Aus dieſer Aehnlichkeit zwiſchen Emiliens Lage und ihrer Darſtellerin eigenem Schickſal entſprang ein unübertreffbar natürliches Spiel. Mariane warf ſich ihrer einzigen Freundin, der Madam Berger (die in dieſem Trauerſpiele Mutter Claudia war), mit ſo kunſtloſer und rührender Aengſtlichkeit in die Arme, daß die meiſten Zuſchauer, durch das mächtige Gefühl der Wahrheit erſchüttert, in die Hände klatſchten und Bravo! riefen.

Der Jubel dieſer ehrlichen Leute ward jedoch plötzlich von allen Seiten durch Ziſchen, Pfeifen und Pochen geſtört. Sie ſtutzten und ſchwiegen, ermannten ſich aber bald von dieſer kurzen Betäubung, und ſuchten nun durch lautern Beifall die hämiſchen Tadler zu überbieten. Es gelang. Die Ruhe ward nach einigen ſtürmiſchen Minuten wieder hergeſtellt; allein Marianens Faſſung war verloren. Der erſte Laut, der die Gegenwart ihrer noch unverſöhnten Feinde verrieth, ſchlug ſie beinahe zu Boden. Ihr ſtärkerer Geiſt hielt jedoch den ſchwankenden

Körper aufrecht. Der Gedanke: Du leideſt unſchuldig! ſchoß wie ein Blitzſtrahl durch ihre Seele, und rettete noch den letzten Funken ihres verlöſchenden Muthes. So vermochte ſie, mit der höchſten Anſtrengung aller Leibes- und Seelenkräfte, fort zu ſpielen. Sie fühlte von Augenblick zu Augenblick, daß ihr hochſchlagendes Herz ruhiger und der zitternde Ton ihrer Stimme feſter ward. Schon war ſie nahe daran, ſich der Feſſeln des Schreckens ganz zu entledigen und wieder mit ihrer gewöhnlichen Unbefangenheit zu handeln und zu ſprechen, als ſich auf einmal ein neuer Sturm erhob, der ſie aus ihrer theatraliſchen Laufbahn auf immer gewaltſam herauswarf.

Dieß geſchah in der Scene, da Emilia dem Grafen Appiani erzählt, daß ihr von dem Diamantenſchmuck, den ſie von ihm zum Geſchenk erhalten, geträumt habe, als ob ſich jeder Stein deſſelben in eine Perle verwandle. Als Mariane jetzt, von traurigen Ahnungen ergriffen und zu Thränen bewegt, mit bangem Tone die Worte ſprach: „Perlen, meine Mutter, Perlen bedeuten Thränen!“ — da erſchallte von der Gallerie, rauh und donnernd, wie durch ein Sprachrohr, eine Stimme: „Krokodillsthränen!“ und zugleich flog, von einem gräßlichen Hohngelächter begleitet, ein fauler Apfel von oben herab der Unglücklichen an die Stirn. Sie taumelte zurück, und fiel ohne Bewußtſeyn der Madam Berger in die Arme.

Jeder vernünftige und gutdenkende Zuſchauer brach in den lauteſten Unwillen über dieſes Bubenſtück aus. Nur die Anhänger des Herrn von Windhorſt (der ſich dießmal nicht im Parterre befand, ſondern in einer entfernten, dunkeln Loge ſchadenfroh lauerte), nur dieſe Nichtswürdigen lachten und klatſchten mit andern gefühlloſen Dummköpfen um die Wette. Dieſe mannigfaltigen, tobenden

Aeußerungen des Abſcheus und der Schadenfreude verurſachten einen unerhörten Lärm, der dem Getümmel eines Schlachtfeldes glich.

Mariane ſank indeſſen aus den zu ſchwachen Armen ihrer Freundin in ſtarker Ohnmacht zur Erde, und ward durch einige hinter den Bühnenwänden hervorgerufene Männer, einer Todten ähnlich, hinweggetragen. Jetzt trat der Directeur mit raſchen Schritten auf das Theater. Mühſam unterdrückter Zorn ſprach aus allen ſeinen Geſichtszügen. Er erklärte kurz und kalt, daß die Vorſtellung wegen der vor Aller Augen geſchehenen Begebenheit — die dem Urheber, wer er auch ſey, keine Ehre bringe — geſchloſſen werden müſſe. Nach dieſen Worten entfernt' er ſich, und hinter ihm rollte der Vorhang nieder.

23.

Indeſſen hatte Mariane zwar Leben und Beſonnenheit wieder gewonnen, ſie befand ſich aber in einem Zuſtande, der das höchſte Mitleiden verdiente. Das Feuer ihrer Augen war verloſchen; ihr Geſicht, ſonſt Wohnſitz der blühendſten Geſundheit, war mit Todtenfarbe bedeckt. Sie ſah ſtumm und ſtier vor ſich hin. Ihre Sprache waren Thränen. Blos durch Zeichen und Winke gab ſie zu verſtehen, daß ſie nach ihrer Wohnung verlangt. Als der Wagen abfuhr, warf ſie noch einen Blick nach dem Schauſpielhauſe zurück und brach in lauten Jammer aus. Sie verbat die Hülfe eines herbeigerufenen Arztes und widerſtand, als ihr dennoch Arzneien gebracht wurden, den dringendſten Bitten, ſie zu brauchen. So war ſie auch nicht zu bewegen, etwas zu eſſen oder zu trinken, ſondern eilte ohne die geringſte Erquickung zu Bette.

Hier verfiel ſie bald in die heftigſte Fieberhitze. Jetzt fing ſie an zu ſprechen; es waren aber irre Worte, ohne Sinn und Zuſammenhang. Der Wunſch des Todes war der Hauptgedanke ihrer zerrütteten Fantaſie. Gegen Morgen ward ſie ſtill und begann zu ſchlummern.

Doch hatte ſie noch keine volle Stunde geruht, als ſie das ſtürmiſche Hereintreten eines Theateraufwärters ſchon wieder erweckte. Er brachte vom Directeur einen Brief. Madam Berger nahm ihm das an Marianen überſchriebene Papier ſchnell aus der Hand und bemühte ſich, es zu verſtecken, weil ſie einen unangenehmen Inhalt befürchtete; die Kranke beſtand aber darauf, das Schreiben zu leſen, und erbrach es mit ungewöhnlicher Haſtigkeit. Es enthielt folgende flüchtige Zeilen:

„Ich beklage Sie, Mamſell Richard, beklagen Sie aber auch mich! Der geſtrige Abend hat den guten Ruf meiner Bühne vernichtet. Sie mögen unſchuldig, wie die Sonne des Himmels, ſeyn; was kann mir das helfen? Meine Verhältniſſe zwingen mich, Sie zu erſuchen, daß Sie von nun an jeden Gedanken aufgeben, dieſes Theater jemals wieder zu betreten. Ich bin jedoch bereit, Ihnen den Gehalt auf ſechs Monate ſofort auszuzahlen. Wolfram.“

Mariane las den Brief nicht zu Ende. Er entſank ihren bebenden Händen, die ſie in wilder Verzweiflung rang und wand. „Auch dieſen Schimpf mußt' ich noch erleben!“ rief ſie ſchluchzend: „Dieſen unauslöſchlichen Schimpf, mich wie eine liederliche Dirne vom Theater verwieſen zu ſehen! O der harte Mann, daß er ſo damit eilte, mir vollends das Herz zu brechen! Doch er that Recht. Ich dank' ihm, daß er mich ſo raſch zu dem Ziele führt, wohin ich muß. Das Schwanken des Schiffbrüchigen zwiſchen Leben und Tod iſt peinlicher, als ſchnelle Vernichtung.“ —

Madam Berger warf ſich zitternd bei dieſen bedenklichen Worten vor Marianens Bett auf die Kniee und beſchwor ſie mit heißen Thränen, ihr Schickſal geduldig zu tragen. „Verzweifeln ſie nicht, gutes Mädchen!“ ſagte die wackre Frau: „Suchen Sie Ruh' und Troſt in Ihrem reinen, ſchuldloſen Herzen und in der Ueberzeugung, daß jeder Redliche Sie ſchätzt und bemitleidet. Laſſen Sie böſe Menſchen und Thoren ihr Weſen hier treiben! Dieſe Mauern ſind ja nicht die Gränzen der Welt. An irgend einem Orte werden Sie Heil und Frieden finden.“ —

„Das werd' ich!“ — ſagte Mariane mit leiſer, kaum hörbarer Stimme.

„O Gott!“ — rief die beſorgte Freundin — Ihr banger Grabeston ſetzt mich in Todesangſt. Bei allem, was Ihnen heilig und theuer iſt, beſchwör' ich Sie, brüten Sie nicht über ſo düſtern, ſchwermüthigen Gedanken! Es kann ja noch alles gut werden. Sagen Sie nur, was ich für Sie thun ſoll. Ich will zum Directeur laufen; er mag Ihnen eine Ehrenerklärung ausfertigen, mag darin verſichern, daß Sie der Bühne freiwillig entſagt hätten.“ —

Mariane ſchüttelte ſchweigend den Kopf.

„Ja, das ſoll und muß er thun!“ rief Madam Berger: „Das wird Sie beruhigen.“ —

Sie eilte jetzt nach der Thür. Mariane winkte ſie zurück, drückte mit Heftigkeit ihre Hand, und warf ſich, in Thränen zerfließend, ihr um den Hals. Beide vermochten nicht vor Wehmuth zu ſprechen.

Es war die letzte Umarmung; denn kaum hatte ſich Madam Berger aus dem Zimmer entfernt, als Mariane, mit dem Entſchluß zu ſterben, aus dem Bette ſprang und ſich ankleidete.

Sie nahm ein Blatt Papier und ſchrieb darauf folgende Stellen aus einem Gedichte von Bürger:

„Umlagert von der ſchnöden Wolluſt Brut,
Von Büberei mit Netzen rund umſtellt,
War ich in einem ſauren Kampf verſtrickt.
Ich ſehe keine Freiſtatt offen,
Als unter mir das Grab. —
Der Lorbeerzweig, nach dem ich blutend rang,
Flicht ſich zur Todtenkron' auf meinem Sarg.“ —

Dieſes Blatt legte ſie auf den Tiſch. Dann eilte ſie zum Thor hinaus, erklomm das hohe Felſenufer des nahen Stromes, ſtürzte ſich hinab und ward von den Wellen verſchlungen.

21.

Mit Entſetzen ſahen einige Leute von fern, ohne die Unglückliche zu kennen, ihren Sprung in die Fluthen. Sie riefen Schiffer zur Rettung herbei, eilten ſodann in die Stadt und erzählten Jedem, der ihnen aufſtieß, die traurige Begebenheit, von der ſie Augenzeugen geweſen waren.

Wolfram hatte ſich ohne Bedenken zu der gewünſchten Erklärung verſtanden, und Madam Berger war eben auf dem Rückwege, um ihrer Freundin die fröhliche Botſchaft zu bringen. Da ſah ſie auf der Gaſſe viele Menſchen zuſammenlaufen, und hörte laut darüber ſprechen, daß ſich ein wohlgekleidetes Frauenzimmer in den Fluß geſtürzt habe.

Dieſe Worte fielen ihr wie ein Donnerſchlag aufs Herz. Ihr erſter Gedanke war Mariane. Athemlos kam ſie in ihrer Wohnung an und fand mit Schaudern das Blatt auf dem Tiſche. Von Schrecken gejagt, lief ſie damit, gleich einer Wahnſinnigen, in Wolframs Haus zurück.

Er hörte mit höchſter Beſtürzung die unerwartete Nachricht, und begab ſich ſtracks hinaus ans Geſtade, um Rettungsanſtalten zu treffen. Es kamen aber bereits mehrere Schiffer wieder ans Land, die den Strom vergebens durchkreuzt hatten. Sie waren einſtimmig der Meinung, daß der Körper nun ſchon unerreichbar weit von der Fluth fortgewälzt und ohne Leben ſeyn müſſe.

Wolfram ging jetzt traurig nach der Stadt zurück und beſchloß, nicht eher zu ruhen, bis er den Urheber des letztern Lärms im Schauſpielhauſe, den offenbaren Mörder Marianens, entdeckt habe.

Dieß gelang ihm ohne Mühe. Es erwarteten ihn ſchon in ſeinem Hauſe drei glaubwürdige Männer, die ihm anzeigten: daß Luchs vor ihren Augen und Ohren in einem Winkel der Gallerie das Wort: „Krokodillsthränen!“ herausgeſchrieen und einen Apfel auf die Bühne geworfen habe. Wolfram eilte mit ihnen vor Gericht, wo ſie ihre Ausſage durch einen Eid beſtätigten. Hierauf ward der Verbrecher gefänglich eingezogen.

Er gab ſich anfangs die Miene der Unſchuld und läugnete hartnäckig. Als man ihm aber jene Zeugen unter die Augen ſtellte, geſtand er die That und führte blos zu ſeiner Entſchuldigung an: Er ſey von dem Herrn von Windhorſt, theils durch das Verſprechen einer anſehnlichen Summe, theils durch harte Drohungen dazu verleitet und von ihm genau unterrichtet worden, was er thun ſolle. Durch eine Kette von Fragen ward nun die ganze Verfolgungsgeſchichte von ihm herausgeforſcht und in den Akten ausführlich aufgezeichnet.

Das Gerücht von Marianens Schickſal drang nach wenigen Stunden bis zum Ohre des Fürſten. Er ließ ſich das gerichtliche Protokoll vorlegen, und las es mit dem größten Erſtaunen und Unwillen.

Indeſſen ſtand Windhorſt, ohne das Aufſteigen einer Donnerwolke über ſeinem Haupte zu ahnen, ruhig und vergnügt, unter andern Hofleuten im fürſtlichen Vorſaale, ſcherzte laut und frech über die traurige Neuigkeit des Tages, und nannte die Unglückliche eine Romanenheldin.

In dieſem Augenblicke trat unerwartet und plötzlich der Fürſt aus ſeinem Zimmer, ging mit haſtigen Schritten auf den Kammerjunker zu und ſprach mit furchtbarer Stimme: „Ich will doch nicht hoffen, daß Sie ſich ſo fröhlichen Muthes von Ihrer begangenen Schandthat unterhalten? — Ich bin ganz davon unterrichtet, und werde der Rächer der von Ihnen gemordeten Unſchuld ſeyn. Sie ſind von jetzt an Gefangener. Schon erwartet Sie die Wache vor der Thür. Sie ſollen nicht ungehört verurtheilt werden; wenn Sie ſich aber nicht ganz rechtfertigen können, ſo bereiten Sie ſich zu einer langen Reiſe auf die Feſtung. In jedem Falle hören Sie von dieſem Moment an auf, Kammerjunker zu ſeyn, und meiden immer und ewig den Hof. Entfernen Sie ſich! Meine tiefſte Verachtung begleitet Sie.“ —

Stumm und todtenbleich ſchlich Windhorſt von dannen. Die übrigen Höflinge, die zum Theil kein gutes Gewiſſen hatten, zitterten. Jetzt wandte ſich der Fürſt zu ihnen, ſah den Verdächtigen ſcharf in die Augen und ſprach: Spiegeln Sie ſich ſammt und ſonders an dem Schickſale dieſes ehrloſen Menſchen! Es iſt mir ſehr wohl bekannt, daß Mancher unter Ihnen um ſein Verbrechen wußte, Mancher ſogar der Spießgeſelle des Mörders war. O wie wenig gleichen Viele von Ihnen den ehrlichen Rittern der Vorzeit, von denen Sie doch Ihre Ahnen ſo gern ableiten! Jene Biedermänner ſchützten das ſchwächere Geſchlecht; Sie aber verfolgen und morden es. Laſſe mich Keiner unter Ihnen ein ſolches Bubenſtück von ſich erfahren, ſonſt werd' ich ihn eben ſo als jenen Nichtswürdigen behandeln!" —

Jetzt ging der edle Fürſt in ſein Gemach zurück. Auf ſeinen Befehl ward Marianens Körper, den der Strom an das jenſeitige Ufer getrieben hatte, zwar ſtill, aber ehrhaft begraben. Windhorſt und Luchs büßten ihr Verbrechen durch langwierige Gefangenſchaft. Jener auf der Feſtung, Dieſer im Zuchthauſe.

Achmet und Valide.

Valide, eine der ſchönſten Prinzeſſinnen des Orients, ſtand in der Blüthe des ſechzehnten Jahres, als der Geſandte eines Fürſten, deſſen Reich einige hundert Meilen entfernt lag, für ſeinen Herrn um ſie warb. Ihr Vater empfing dieſe Botſchaft mit Vergnügen, denn ſie war längſt ſein Wunſch. Valide ward um ihr Ja oder Nein nicht gefragt. Sie hatte das gewöhnliche Schickſal aller Fürſtentöchter, die weniger frei, als das ärmſte Hirtenmädchen bei dem wichtigſten Schritte des Lebens ſind; die ſich blindlings vermählen müſſen, ohne daß ſie zuvor Herz und Auge zu Rathe ziehen dürfen. Die Unterhandlungen kamen alſo bald zu Stande, und der Oberprieſter ſprach, nach der Sitte des Landes, über einen Schlafrock des fürſtlichen Bräutigams und ein Nachtmäntelchen der Prinzeſſin Braut, die auf einen Altar ſäuberlich neben einander gelegt wurden, den Vermählungsſegen.

Valide begab ſich jetzt mit banger Erwartung auf die Reiſe zu ihrem Gemahl. Sie erreichte glücklich ſeine Burg, deren Pracht ihr gefiel; aber ſie ſchauderte zurück, als eine bleiche, krüppelhafte Gnomengeſtalt die Marmortreppe herab wie ein Grashüpfer ihr entgegenſprang und keck ſie umarmte. Dieſes zudringliche Männchen war, wie man leicht errathen wird, niemand anders, als der durchlauchtigſte Beſitzer des mit ihrem Nachtmantel gepaarten Schlafrocks.

Der kleine Fürſt hatte nicht die Gabe, ſich durch ein angenehmes Betragen beliebt und ſeinen Höcker nebſt andern Häßlichkeiten vergeſſen zu machen. Sein Geiſt war ſo ſchief, als ſein Körper. Er ſpielte, der Natur zum Trotz, den Empfindler, und ſprach von nichts, als von Liebe. Dieſes ſchöne Wort, das aus einem geliebten Munde ſüßer tönt, als Nachtigallengeſang, ward der armen Balide nach und nach zum bitterſten Eckel, da es ihr eine verhaßte Mißgeſtalt unermüdet vorkrächzte. Endlich rächte Amor dieſe Entheiligung ſeines werthen Namens. Er beſtach den Tod, und der ſchwindſüchtige Fürſt huſtete ſich drei Monate nach ſeiner Vermählung ins Grab.

Kaum fühlte ſich Balide frei, ſo verließ ſie, des Hofgetümmels überdrüſſig, die Hauptſtadt und bezog ein ländliches Luſtſchloß in einer lachenden Gegend.

In ihrer Nachbarſchaft bewohnte Prinz Achmet, ein weitläuftiger Verwandter ihres verſtorbenen Gemahls, ein einſames Waldſchloß. Sie hatte den jungen Mann ein einziges Mal mit flüchtigen Blicken geſehen; denn er zeigte ſich bei dem Feſte, das ihrer Ankunft zu Ehren gefeiert ward, nur einige Minuten am Hofe, und kehrte dann ſogleich in ſeine Einſiedelei zurück, die er ſchon ſeit mehreren Jahren, aus Unmuth über die Treuloſigkeit eines geliebten Mädchens, zum beſtändigen Aufenthalt gewählt hatte. Er war entſchloſſen, die Liebe zeitlebens zu fliehen und ihren Namen nicht mehr auszuſprechen. Dieſer Vorſatz wär' ihm allenfalls, da er ſich über dieſe Göttin mit Recht beklagen konnte, zu verzeihen geweſen: allein er trieb die Sache weiter, vermied allen Umgang und ſtand nahe daran, ein vollendeter Menſchenfeind zu werden.

Dennoch zwang er ſich jetzt, der Schicklichkeit ein Opfer zu bringen und der fürſtlichen Wittwe die Aufwartung zu machen.

Er ward durch die unwiderſtehliche Anmuth ihres ganzen Weſens ſo bezaubert, daß er beim Abſchied um die Erlaubniß bat, ſeinen Beſuch zu wiederholen. Die gewöhnliche Schüchternheit einer neuen Bekanntſchaft verlor ſich ſchon bei der zweiten Zuſammenkunft. Die Unterhaltung gewann mehr Leben. Achmets Augen ſtrahlten ein ſanftes Feuer. Er drückte ſogar Validens Hand mit Zittern und Erröthen.

Die Prinzeſſin errieth die geheimen Gefühle ſeiner Seele und ſagte lächelnd: „Dieſen Handdruck verdank' ich doch wohl den reinen Empfindungen der Freundſchaft? — — Dann iſt er mir willkommen und ich erwiedere ihn ohne Bedenken. Die Freundſchaft iſt eine holde Göttin, die unſer einſames Landleben mit vielen frohen Stunden beglücken wird. Nur wollen wir uns ja mit einer gewiſſen andern Dame, die gern den Frieden des Herzens ſtört, in keinen Verkehr einlaſſen. Verſtehen Sie mich, Achmet? Ich mache mir, wenn unſer Umgang fortdauern ſoll, zur heiligſten Bedingung, daß nie unter uns von Liebe die Rede ſey." —

„Das verſpreche ich Ihnen!" antwortete Achmet. „Ich haſſe dieſe Unruhſtifterin ſelbſt ſo ernſtlich, daß nicht einmal ihr Name jemals wieder über meine Lippen kommen ſoll. Die Stolze wähnt, der Menſch könne nicht ohne ſie leben. Wir wollen ihr aber das Gegentheil beweiſen und uns mit ganzer Seele einzig und ausſchließlich der Freundſchaft weihn." —

Indem ſie ſo beſchäftiget waren, der Liebe abzuſagen, ward ihr Geſpräch unterbrochen. Ein Diener meldete, daß ſich im Vorzimmer ein junger Handelsmann befinde, der verſchiedene artige Kleinigkeiten zum Verkauf anbiete. Man ließ ihn rufen.

Ein ſchöner Knabe, mit blauen Augen und blonden Locken, kam jetzt luſtig hereingehüpft. Er trug ein Körbchen mit kurzen Waaren und ſang:

Kauft, kauft! Ich bin ein frommes Kind,
Das ſtets die Welt durchwandelt.
Kauft Waaren, die ſo niedlich ſind,
Daß man mit Luſt drum handelt!
Ich geb' um einen Pappenſtiel
Für Herz und Aug' Ergötzen.
Drum kaufet ſchnell und kaufet viel
Von meinen raren Schätzen!

Unter dem Geſange dieſes Liedchens fing er an auszukramen. Achmet und Valide beſahen ſeine Siebenſachen hin und her, fanden aber nichts darunter, was ihnen gefiel.

„Nun?“ — rief der Knabe im Tone der Verwunderung aus: „Iſt denn gar nichts nach Ihrem Geſchmack? Sehn Sie doch hier Ferngläſer, Roſenwaſſer, Damenperücken, elaſtiſche Geſtelle zu Buſen und Waden, elfenbeinerne Runzelglätter u. ſ. w. Das ſind doch alles, dünkt mich, ſehr brauchbare Dinge, und ich mache täglich bei der ſchönen Welt einen ſtarken Abſatz davon.“ —

„Wohl mir,“ ſprach Valide, „daß ich zu deiner ſchönen Welt, die dergleichen Bedürfniſſe hat, nicht gehöre! Ich bedaure, kleiner Freund! Du biſt vergebens gekommen.“

„Das befürcht' ich noch nicht. Betrachten Sie einmal dieſes allerliebſte Spielwerk, das eben erſt Mode wird! Man nennt es ein Weberſchiff. Eine zierliche Rarität, die Sie mir gewiß abkaufen.“ —

„Was ſoll ich damit machen? Das Ding iſt übrigens artig und aus ſchönem Holze geſchnitzt.“ —

„Ei wohl!“ fiel der Knabe lebhaft ein: „Es iſt von der Myrthe, dem Baume der Liebe.“ —

„Dieſe Abſtammung empfiehlt mir das Werkchen eben nicht. Doch was iſt der Preis?“ —

„Ich bitte, fragen Sie darnach nicht!“ —

„Warum? — Haſt du vielleicht Luſt, mich zu beſchenken?“ —

„Nein. Ich will Ihnen nur — und zwar aus blankem, baarem Eigennutz — Credit geben; denn ich weiß, daß Sie mir einſt mein Schiffchen mit vielem Vergnügen doppelt und dreifach bezahlen werden.“ —

„Das müßte ſonderbar zugehen. Ich begreife nicht, warum ich das Wunderding ſo lieb gewinnen ſollte, daß ich mich zu einer ſolchen freigebigen Vergeltung bewogen fände. Worin beſtehn denn ſeine Tugenden?“ —

„Es gewährt einen angenehmen, unſchuldigen Zeitvertreib und wird auf folgende Weiſe gebraucht: Wenn Sie ohne Geſellſchaft ſind und lange Weile haben, ſo nehmen Sie Seide, und bilden daraus, mit Hülfe meines kleinen Schiffes, jedesmal ein Knötchen, ſo oft Sie an diejenige Perſon denken, die Ihnen beſonders lieb und werth iſt, für die Sie — um mich beſtimmter auszudrücken — die zärtlichſte Freundſchaft empfinden. Dieſer Perſon zeigen Sie alsdann bei der nächſten Zuſammenkunft die Beweiſe Ihres Andenkens, und das erweckt denn natürlich viel Vergnügen.“ —

Valide machte ſogleich einen Verſuch, und er glückte.

„Vortrefflich!“ rief der kleine Mann: „Und nun will ich auch Ihnen, mein ſchöner Prinz, etwas zu thun geben. Nehmen Sie dieſe Bleifeder und dieſes Täfelchen, und ſchreiben Sie in einſamen Stunden alles auf, was Ihnen Ihr Herz diktirt. Mein Geſchäft iſt nun abgethan. Leben Sie Beide wohl! Heut über drei Monden wart' ich Ihnen wieder auf.“ —

Achmet und Balide ſahen dem Knaben, der jetzt luſtig davonſprang, mit Verwunderung nach und waren Beide der Meinung, daß er, nach ſeinem ganzen Thun und Weſen, eine ganz ungewöhnliche Erſcheinung ſey.

Der Prinz ging ſodann auf die Jagd; die Prinzeſſin in den Garten.

Hier hörte ſie den ſchmelzenden Geſang einer Nachtigall und — knüpfte Knötchen. Sie ſah Schmetterlinge, die ſich ſchäkernd verfolgten, und — knüpfte Knötchen. Sie erblickte zwei ſich ſchnäbelnde Turteltauben, und — knüpfte Knötchen. Sie bemerkte die ſanfte Bewegung der Blumen, die ſich zu einander hin neigten und ſich zu küſſen ſchienen, und knüpfte immer und immer Knötchen.

Gegen Abend kam Achmet zurück. Seine Waldgeſchäf[illegible] waren dießmal ſehr unbedeutend geweſen. Er hatte wenig nach Wild, deſto mehr nach Reimen gejagt. Dieß bewies ſeine Schreibtafel, deren Inhalt wir jedoch hier nicht auftiſchen wollen. Die Verſe eines Verliebten machen andern ehrlichen Leuten gewöhnlich lange Weile; und dieß dürfte wohl bei fürſtlichen Minneliedern beſonders zu befürchten ſeyn.

Das freundſchaftliche Paar unterhielt ſich bei der Abendtafel ſelbander mit Schmähungen auf den armen Liebesgott. Es erlaubte ſich ſogar, ſeinen Namen — den Achmet ſonſt zu nennen vermied — jeden Augenblick auszuſprechen, blos um das Vergnügen zu haben, ihn ſo recht, wie man ſagt, nach Noten ausſchelten zu können. Er ſtand ungeſehen in einem Winkel und lachte. Dieſer Schalk hat gewonnenes Spiel, wenn man nur von ihm ſpricht; es ſey übrigens gut oder übel. —

Knöteln und verſeln war von nun an der beiden jungen Herrſchaften Lieblingsgeſchäft. So verfloſſen drei Monate. Der kleine Handelsmann ſtellte ſich jetzt richtig wieder ein, und ſein erſtes Wort war die Frage: „Ob indeſſen ſein Schiffchen fleißig gebraucht worden ſey?“

„Ei wohl!“ antwortete Valide.

„Und das Täfelchen des Prinzen?“ fuhr der Kleine fort.

„Iſt übervoll geſchrieben!“ ſprach Achmet.

„Das klingt gut!“ ſagte der Knabe. „Wollen Sie mir, ſchöne Prinzeſſin, wohl die Freude machen, Ihre Knötchen beiſammen zu ſehen?“

Auf Validens Befehl wurden jetzt einige damit angefüllte Körbchen herbeigebracht.

Der Kleine ſprang hoch auf, klatſchte in die Hände und rief: „Das nenn' ich Fleiß! Millionen Knötchen! So ein gewaltiges Heer läßt ſich im Zimmer nicht gehörig überſehen und muſtern. Fort damit in den Garten!“ —

Es war ſchon im Spätherbſt. Die Bäume ſtanden dürr und kahl. Achmet und Valide ſchauerten vor Kälte. „Nur ein wenig Geduld! Ich will bald einheizen!“ ſagte lächelnd der kleine Mann, und warf eine Hand voll Knötchen über ſich empor. Urplötzlich erwärmte ſich die Luft. Blumen entſproßten der Erde. Die Bäume belaubten ſich, und ein Chor ſingender Vögel hüpfte von einem blühenden Zweige zum andern.

„Welches Wunder!“ riefen Achmet und Valide, und ſahen ſich ſtaunend an. Jetzt ward die ganze zahlloſe Menge von Knötchen gleichſam lebendig, erhob ſich von der Erde, ſchlang ſich durch einander und bildete ſich zu einem Netze, das Beide umfing.

Und ſchnell, wie ein Gedanke, ſtand der Knabe vor ihren Augen in den leibhaften Liebesgott verwandelt. Er war mit Köcher und Bogen gerüſtet, aber ohne Flügel und Augenbinde. Die Gefangenen zitterten. „Fürchtet euch nicht vor mir!“ ſagte lächelnd der Gott: „Nur blind und geflügelt bin ich bisweilen gefährlich. Wenn ich aber edeln Menſchen, welche die ſanfte Hand der Freundſchaft zuſammenführte, mit offenen Augen erſcheine, dann leg' ich auch die Schwingen ab, und verlaſſe die Vereinigten nimmer. Ihr waret Freunde, und machtet euch dadurch würdig, Liebende zu ſeyn. Vermählt euch und ſeyd glücklich!“ —

Nach dieſem Trauungsſegen verſchwand er. Achmet und Balide folgten ſeinem Gebot, und ihr langes, zufriedenes Leben verbitterte kein Augenblick der Reue.

Das Damenpferd.

Vor der Liebe Zauberketten
Kann kein Sterblicher ſich retten.
Wer verſuchte ſchon mit Glück
Dieſes Wageſtück? —
Kaltſinn aus des Mannes Herzen
Wegzuſcherzen,
Iſt für jedes ſchöne Weib
Spiel und Zeitvertreib.
Dieß erfuhr ein alter,
Trockner, kalter
Moraliſt,
Wie im folgenden Berichte
Seiner luſtiger Geſchichte
Mehr zu leſen iſt.

Ein junger, gutmüthiger Fürſt, dem es nicht im Traum einfiel, dem geringſten ſeiner Unterthanen weh zu thun, war dennoch bei dem Volke nicht beliebt, weil er ſeine Pflichten, als Herrſcher und Landesvater, gänzlich verabſäumte.

Er ließ ſich, anſtatt ſein Land zu regieren,
Am Seile der Liebe ſelbſt leiten und führen.
Ein Fräulein, Namens Adelheid,
Beherrſchte ſein Herz und ſeine Zeit.
Sein Paradies war immer und immer
Ihr ſtilles, kleines, vertrauliches Zimmer.
Dagegen empfand er im Sitzungsſaal
Der heimlichen Räthe die höchſte Qual.
Die Herren mußten ihn drängen und treiben,
Nur ſeinen Namen zu unterſchreiben.

Dieſe Flucht vor Geſchäften wäre vielleicht manchen ungetreuen Staatsbeamten ſehr willkommen geweſen. Sie hätten, im Namen ihres ſorgloſen Herrn, mit Willkühr und Eigenmacht den Scepter geführt und ſich gute Pfeifen im unbewachten Rohr geſchnitten; allein jene Biedermänner waren anders geſinnt. Sie beſchloſſen einmüthig, den fürſtlichen Weichling durch eine nachdrückliche Vorſtellung aus dem Schlummer der Unthätigkeit zu wecken.

Die Wortführung übernahm Alfons, der älteſte Rath. Er war kein hofmanierlicher Leiſetreter, ſondern ging mit feſten Schritten auf ſein Ziel los, und entdeckte dem Fürſten in der ungeglätteten Sprache des redlichſten Eifers, daß Stadt und Land mit ihm unzufrieden ſey, weil ihn die Liebe eines Mädchens mehr, als die Wohlfahrt ſeines ganzen Volkes beſchäftige.

Der Fürſt ward erſchüttert, und ſtrafendes Bewußtſeyn band ihm die Zunge. Erſt am Ende der Bußpredigt gewann er die Sprache wieder und rief ſeufzend aus: „Ach, guter Alfons, Sie haben gewiß nie geliebt!“ —

Der Alte geſtand mit Achſelzucken, daß er in ſeinem ganzen Leben keine Zeit dazu gehabt habe. Mit dieſer etwas einfältigen Antwort trat er ab und ſchüttelte vor der Thür bedenklich den Kopf; denn er befürchtete, das Saamenkorn ſeiner Lehre in einen unfruchtbaren Boden geſtreut zu haben.

Allein er hatte ſich diesmal in dem Fürſten geirrt.

Denn Dieſer, wie vom Traum erwacht,
Erkannte ſeine Pflicht,
Sah dreimal wechſeln Tag und Nacht
Und ſah ſein Liebchen nicht.

Wer zählt die Thränen Adelheids,
Die einſam ſie vergoß?
Sie ſchlich, ein Bild des tiefſten Leids,
Auf des Geliebten Schloß.

Still ſchlüpfte ſie in ſein Gemach,
Er ſchrack hoch auf vor ihr.
Sie, ihm zu Füßen, ſeufzt' und ſprach:
„Was that dein Mädchen dir?“ —

Der Fürſt, innig gerührt, drückte die Weinende heftig an ſein Herz. „Adelheid, liebe Adelheid,“ rief er: „beruhige dich! Du, gutes Mädchen, haſt mich nicht beleidigt. Ich liebe dich ſo herzlich als jemals, und werde dich ewig ſo lieben: aber dich ſehen — kann und darf ich nicht mehr.“

Die Empfangsworte des Fürſten waren Balſam für Adelheids verwundetes Herz; deſto mehr ſchmerzte der Dolchſtich des Nachſatzes. Ein neuer Thränenſtrom brach aus ihren Augen; ſie konnte lange vor Jammer nicht ſprechen. Endlich ſagte ſie wehmüthig: „Sie wollen mich nicht mehr ſehn, und verſichern mich doch Ihrer Liebe? — Das iſt ein Giftbecher mit Roſen begränzt. — O weg mit dieſen Blumen des Mitleids! Erklären Sie mir offen und frei, daß Sie mich haſſen, daß unſere Trennung, die Sie beſchloſſen haben, Ihr erkaltetes Herz befiehlt. Ach, ſo iſt es, ſo muß es ſeyn; denn wer dürfte ſonſt der Neigung eines Fürſten gebieten?“ —

Der Durchlauchtigſte befand ſich jetzt in einer peinlichen Verlegenheit. Er ſchämte ſich zu geſtehen, daß er von dem biedern Alfons einen hofmeiſterlichen Verweis bekommen hatte, und verſuchte daher durch allerlei Wendungen der Wahrheit auszuweichen; allein am Ende folterten die Thränen des geliebten Mädchens ſein Herz ſo empfindlich, daß er die Geſchichte ſeines kurzen Abfalls von der Herrſchaft der Liebe ſonder Rückhalt erzählte.

Dieſe Beichte hob eine Felſenlaſt von Adelheids Buſen. Mit der frohen Ueberzeugung, daß ihre Sache nicht ſo ſchlimm ſtehe, als ſie befürchtet hatte, ſtellte ſich ſofort ihre gewöhnliche gute Laune wieder ein. „Warte, grämlicher Pedant,“ ſagte ſie ſcherzend: „du ſollſt mir nicht ungeſtraft drei ſchreckliche Tage bereitet haben! Mit Ihrer Erlaubniß, Fürſt, will ich dem Marrkopf einen Streich ſpielen, der ihm die Luſt zu dergleichen Strafpredigten auf immer und ewig verleiden ſoll. Gehen Sie morgen bei Sonnenaufgang ſtill und unbemerkt in den Schloßgarten und verbergen Sie ſich bei dem Pavillon, den Sie dem alten Friedensſtörer zur Sommerwohnung eingeräumt haben, im nahen Gebüſch. Hier ſollen Sie — wenn mein Plan nicht mißglückt — dieſen überklugen Graubart in einer ſo lächerlichen Geſtalt erblicken, daß Sie ihm alle Vorwürfe, die er Ihnen gemacht hat, mit wucherlichen Zinſen zurückgeben können.“

Der Fürſt belächelte und genehmigte dieſen Vorſchlag unter der Bedingung, daß der Scherz nicht zu ernſthaft ausfallen dürfe. Dies verſprach Adelheid, und eilte zufrieden nach Hauſe.

Beim Anbruch des nächſten Tages beherrſchte noch der Schlaf das ganze Hoflager, als der ſchadenfrohe Dämon der Rache ſie ſchon in den Schloßgarten trieb.

Sie hüpfte ſo leicht, als ein flüchtiges Reh
Im Morgengewande, wie blendender Schnee.
Ihr Rabenhaar kräuſelte Zephir nach Luſt
Rings um die nicht ſorgſam verſchleierte Bruſt.

So mit den Waffen der Verführung gerüſtet, begann die muthwillige Nymphe vor der Wohnung des fleißigen

Staatsmann auf und nieder zu wandeln. Er ſaß ſchon hinter der Verſchanzung ſeiner Bücher und Akten, und warf keinen Blick hinab in den paradieſiſchen Garten. Um ihn ans Fenſter zu locken, ſang Adelheid, mit der Lieblichkeit einer Nachtigall, folgendes Liedchen:

Ich war ein kleines, munteres Ding,
Das ungern in die Schule ging
Schon fühlt' ich andre Triebe.
Mit Zuckerbrod hineingekörnt,
Hab' ich doch nichts darin gelernt,
Als blos das Wörtchen Liebe.
Gern legt' ich meine Kenntniß an,
Wenn ein gewiſſer lieber Mann
Nicht unempfindlich bliebe.

Die erſten Töne des Lockvogels erregten ſchon die Aufmerkſamkeit des Alten. Er legte die Feder aus der Hand, ſchob die Perücke vom rechten Ohr und horchte. Wer in aller Welt muß ſo lieblich ſingen? dacht' er, und erhob ſich vom Lehnſtuhl. Er ſchlich behutſam ans Fenſter, ſpähte hinter den Vorhängen in den Garten hinab, und erſtaunte nicht wenig, als er das Mädchen erblickte, dem er vor einigen Tagen einen ſo ſchlimmen Dienſt geleiſtet hatte.

Er wollte ſich jetzt an ſeinen Schreibetiſch zurückziehen; allein Amor hielt ihn ſchon ſo feſt, daß er nicht von der Stelle zu gehen, oder nur ein Auge von der ſchönen Sängerin abzuwenden vermochte.

Alter Geck! ſprach er lächelnd zu ſich ſelbſt; ich glaube, du vergaffſt dich da in ein Mädchen, das deine Urenkelin ſeyn könnte! Das Kind iſt aber auch ſchön, wahrlich ſo ſchön, daß ſich der Altvater Neſtor verlieben müßte. Noch nie hab' ich den Fürſten beneidet, als jetzt. O er iſt glücklich! Nun wundert es mich nicht, daß er in den Armen eines ſolchen Engels Land und Leute vergißt. —

Während dieſes Selbſtgeſprächs hatte die ſchlaue Adelheid den Lauſcher am Fenſter mit verſtohlenen Falkenblicken entdeckt, und ſpielte nun förmlich die Rolle einer Verliebten. Sie pflückte Roſen und Vergißmeinnicht, band ſie in einen Kranz und ſeufzte. Unter ſolchen Tändeleien kam ſie immer näher, ſetzte ſich auf eine Raſenbank, und begann wieder zu ſingen:

Hier hält mich gefangen
Der Liebe Gewalt,
Und heißes Verlangen
Verzehret mich bald.
Ach, Süßer, ach fühlteſt
Du ähnlichen Schmerz
Und kämeſt und kühlteſt
Mein brennendes Herz!

Alfons ſchwamm in Entzücken; denn er war ſo liebeblind, daß er den ihm gelegten Fallſtrick nicht bemerkte, ſondern das Liedchen in allem Ernſt auf ſich zog. Ein wollüſtiges Feuer ſprühte durch ſeine Adern, ſein lange verſteinert geweſenes Herz ward wieder lebendig und ſchlug ungeſtüm empor. Gierig, wie ein Fiſch den ausgeworfenen Angelhaken, verſchlang ſein Auge die Reize des Mädchens, und ſo ward er denn auch wie ein ſchnappender Hecht ohne Rettung gefangen. Er trippelte vom Fenſter auf den Zehen hinweg, warf ſeinen Schlafrock, auf dem ein ganzer Blumengarten prangte, haſtig ab, und griff nach ſeinem Gallakleide; doch eben ſo ſchnell beſann er ſich anders, und zog jenen wieder an, weil er die Entfernung der Schönen befürchtete. Mit einem Sprunge vor den Spiegel, wollt' er jetzt blos ſeine Alongenperücke zurecht ſetzen; aber da erſchrak er vor ſeiner eigenen Geſtalt. Nie hatten ihm ſeine Wangen ſo fahl und pergamentartig, nie ſo tief von der Pflugſchar des Alters gefurcht geſchienen. Die Vernunft rief ihm zu: Du machſt dich lächerlich, Graukopf! Willſt du noch jetzt, im todten Winter deines Lebens. um eine Blume des Frühlings buhlen? Setze dich an dein Pult, wo du ſo viele Jahre mit Ehren am Staatsruder geſeſſen haſt, und horche nicht auf die Triller jener Sirene, die das Schiff deines Ruhms an die Klippen des Spottes lockt!

So ſprach die Vernunft, und wollte noch weiter ſprechen; allein plötzlich ward er taub gegen ſie, und hörte nur die Nachtigall im Garten, die jetzt dreimal ſüßer als zuvor ihr drittes Lied ſang:

Zärtlich, gleich der frommen Taube,
Saß in einer Roſenlaube
Einſt ein Mädchen, friſch und roth.
Sie erwartete beklommen,
Der Geliebte ſollte kommen,
Ach, ſtatt deſſen kam der Tod.

Dieſer Geſang machte den weiſen Staatsmann vollends zum Thoren. Seine wilde Leidenſchaft ſchnellte der Vernunft den ſchwachen Zügel aus der Hand, und ging gleichſam, wie ein unbändiges Roß, mit ihm durch. Er ſtolperte Hals über Kopf die Treppe hinunter und warf ſich zu Adelheids Füßen.

Sie hatte mit Fleiß das Geſicht abgewandt, und ſtellte ſich heftig erſchrocken, als der ſchwerfällige Liebhaber vor ihr niederplumpte. „Um des Himmels Willen, was fehlt Ihnen?“ rief ſie mit einem lauten Schrei, fuhr von ihrem Sitz empor, und faßte den zärtlichen Schäfer unter den Armen, um ihn wieder auf die Beine zu bringen.

„Laſſen Sie mich, ſchönſtes Fräulein!“ ſprach er bittend und ſah ſchmachtend zu ihr hinauf: „Laſſen Sie mich hier im Stanbe zu Ihren Füßen! Ich weiche nicht von dieſem Platze, bis Sie mir Verzeihung, Huld und Liebe gewähren.“

„Sie überraſchen mich außerordentlich,“ erwiederte das Mädchen, und biß die Lippen zuſammen, um den Ausbruch eines muthwilligen Gelächters zu erſticken. „Stehen Sie nur auf!“ fuhr ſie fort: „Dann will ich unterſuchen, ob Ihr unerwarteter Antrag Spott oder Ernſt iſt.“ —

Zweifeln Sie nicht an der Wahrheit und Innigkeit meiner Empfindungen! Sie beleidigen dadurch Ihre bezaubernde Schönheit, die alle Männer zu Sclaven macht. Selbſt ich, der ſeine Herzensfreiheit ſo lange glücklich bebehauptete, muß mich endlich zu Ihrem Gefangenen erklären.

„Ich bin ſtolz auf dieſe Eroberung: doch ſchenke ich Ihnen die Freiheit wieder. —

Das ſteht nicht in Ihrer Gewalt. Meine Feſſeln kann nur der Tod löſen. Das wird er aber bald thun, wenn Sie mich nicht jetzt durch einen Kuß mit neuer Lebenskraft beglücken. —

„Eine ſo förmliche Liebeserklärung von Ihnen gleicht einem Traume; doch ich zähle ſie zu meinen angenehmſten Träumen. Laſſen Sie mich geſchwind, eh' ich davon erwache, Ihnen die Gegenverſicherung geben, daß auch Sie mir in gewiſſer Rückſicht nicht gleichgültig ſind. Ich ſehnte mich längſt nach Ihrer nähern Bekanntſchaft; denn es neckt und verfolgt mich ein ſeltſamer Wunſch, deſſen Erfüllung ganz von Ihnen abhängt.“ —

Nennen Sie ihn! Ich bitte, nennen Sie ihn! —

„Das wird mir in der That ſchwer. Es iſt ein ſo wunderliches Gelüſt, daß es mir faſt das Herz abdrückt, und dennoch nicht über die Zunge will.“ —

Quälen Sie mich nicht, holdes Mädchen, durch dieſe Bedenklichkeiten! Sagen Sie ſchnell, was Sie wünſchen, und es geſchieht; denn für Sie wollt' ich mich in einen flammenden Scheiterhaufen ſtürzen. —

„Wirklich? Das wollten Sie? — Nun ſo faſſ' ich Muth, eine minder gefährliche Liebesprobe von Ihnen zu fordern. Ich geſtehe Ihnen alſo frank und frei, daß ich mich unausſprechlich ſehne, einige Minuten lang auf Ihnen ſpazieren zu reiten.“ —

Muthwilliges Kind! Wozu dieſer neue Seitenſprung Ihrer Laune? Eilen Sie doch gerades Weges zum Zweck!“

„Das that ich. Ein kleiner Luſtritt auf Eurer Herrlichkeit Rücken iſt der Wunſch, der mich plagt, iſt der feſtbeſtimmte Kaufpreis des von Ihnen verlangten Kuſſes.“

Grauſames Mädchen, Sie ſcherzen mich um meinen Verſtand. Fordern Sie, was Sie wollen, nur erlaſſen Sie mir dieſes Poſſenſpiel, das mich zum Gelächter der Welt machen würde. —

„Ei ſo laſſen Sie doch den kalten bedenklichen Staatsmann nicht dem feurigen Liebhaber in den Weg treten! Wer ſoll Sie auslachen? Ich verſpreche Ihnen Verſchwiegenheit, und die einzigen Zeugen um uns her, die Vögel auf den Bäumen, werden auch nicht plaudern.“ —

Nun war der arme Herr in einer bangen Klemme.
Natürlich aber brach
Der Strom der Leidenſchaft die Dämme
Der Furcht vor Schimpf und Schmach;
Der Graubart willigte mit Seufzen in die Buſſe
Und ſtellte ſich auf Fuß und Hand.

Ihn zäumte nun, gleich einem Roſſe,
Das Mädchen ſchnell mit ſeidnem Band,
Und ſchwang ſich mit Gefahr, vor Lachen zu erſticken,
Ihm auf den Rücken.

Kaum aber kroch der ſchwache Thor
Drei Spannen weit im Schritt der Schnecke,
Da ſprang aus einer Roſenhecke
Der Fürſt hervor.
„Ha!“ rief er lachend: „Solche Scenen
Sind Goldes werth.
Ein Philoſoph und Feind der Schönen
Verwandelt in ein Damenpferd!“ —

Alfons erſchrack, als wäre die Poſaune
Des Weltgerichts erſchallt;
Doch gab er mit Gewalt
Sich einen Anſtrich guter Laune.
„Ja,“ ſprach er, „ich verdiene Spott,
Ich wußte nicht, was Amors Macht bedeutet.
Wen dieſes Teufelchen nicht in der Jugend reitet,
Den ſetzt es noch als Greis in Trott.“

Sieben Hochzeiten

und

keine Brautnacht.

1.

Adeline, die Tochter eines reichen franzöſiſchen Kaufmanns, hatte ſchon als ein Aufſchößling von vierzehn Jahren mehr Liebhaber und Freier, als weiland Frau Penelope. Advokaten und Hofleute, Parlamentsherren und Generalpächter verſuchten ihr Glück, zogen aber ſammt und ſonders Nieten. Alſon, ein junger Offizier, gewann das große Loos — die Gunſt der ſchönen Adeline.

Ihr Vater ſchüttelte freilich den Kopf, als ſie einen Jüngling (der zwar aus einer guten Familie ſtammte, aber blos von ſeinem knappen Solde lebte) jenen reichen und geſetzten Herren vorzog; allein Herr Milonet gehörte nicht in die Klaſſe der rauhen Väter, die ſich zu Tyrannen ihrer Kinder aufwerfen und es für erlaubt halten, ſie unter Schelten und Toben mit einem ihnen verhaßten Menſchengeſichte in den Ehekäfig hineinzuſtoßen. Er gab daher ſeiner Tochter ohne langes Sträuben die gebetene Einwilligung. Seine Beſtimmungsgründe waren die: Das Pärchen liebt ſich; dem wackern Jungen fehlt nichts als Vermögen, und *ich* kann damit aushelfen. Ein tüchtiger Griff in meine Kaſſe verſchafft ihm, ſobald ich will, das Oberſtenpatent, und es muß denn doch ganz artig klingen, wenn man den ſtattlichen Befehlshaber eines Regiments vor aller Welt vertraulich: Sohn! nennt.

In kurzer Zeit war ein Regiment offen und in Alfons Beſitz. Molinet feierte nun die Hochzeit ſeiner Tochter mit fürſtlicher Pracht. Aber nach geendigtem Balle ward die junge Frau Oberſtin — nicht ins Brautgemach, ſondern in ein nahes Kloſter geführt; denn ihr Vater hatte ſich bedungen, daß ſie, wegen ihrer zarten Jugend, erſt nach zwei Jahren die Freuden und Leiden des Eheſtandes erfahren ſolle.

Das zärtliche Paar ſah und ſprach ſich täglich in Gegenwart der Aebtiſſin. So verfloſſen einige angenehme Monate. Jetzt erhielt Alfons Regiment den unerwarteten Befehl, ſich nach Amerika einſchiffen zu laſſen.

Die Trauerſcene der Scheideſtunde kann man ſich denken. Alfons einziger Troſt war die Hoffnung, daß er zum feſtgeſetzten Zeitpunkt der nähern Vereinigung mit ſeiner Geliebten ins Vaterland zurückkehren werde.

Dieſe Rechnung ſtand aber im Buche des Schickſals durchſtrichen. Die eingeſchifften Truppen waren beſtimmt, den hart bedrückten engliſchen Koloniſten im abgenöthigten Kampfe gegen ihr Stiefmutterland beizuſtehen. Glücklich landete die Flotte an den amerikaniſchen Küſten; allein im erſten Gefechte ward Alfon verwundet und von einer Horde eingeborner Wilden, die der brittiſchen Partei ergeben waren, gefangen. Unwiſſende Wundärzte behandelten ihn ſo übel, daß er ſich glücklich ſchätzen mußte, dem Tode nur endlich noch auf einem lahmen Beine zu enthinken.

Er machte jetzt, nebſt einem andern mitgefangenen Offizier, den Verſuch, ſich in Freiheit zu ſetzen. Dieß gelang ſeinem geſunden, ſchnellfüßigen Gefährten; doch ihn, den armen Gelähmten, traf das harte Schickſal, wieder eingeholt und in einen ſchrecklichern Kerker als zuvor geworfen zu werden.

Viktor (ſo hieß der Entflohene) eilte nach Frankreich zurück. Boshafte Abſichten gaben ihm Flügel. Er dürſtete nach Adelinens Beſitz, von deren Schönheit ihn ihr unglücklicher Gemahl ſo oft mit Begeiſterung unterhalten hatte. Der treuloſe Menſch brütete den ganzen langen Weg über liſtigen Planen, ſeinen Freund zu verdrängen und ſich deſſen Platz zu verſchaffen. Ihn, wenn er einmal erliſtet ſey, zu behaupten, war ſeine kleinſte Sorge; denn er rechnete ganz darauf, daß die blutdürſtigen Wilden den Freiheitsverſuch ihres Gefangenen mit dem Tode beſtraft haben würden.

Von dieſer Hoffnung geſchmeichelt und in ſeiner natürlichen Keckheit beſtärkt, ging er mit der düſtern Miene eines Leichenbitters zu Molinet, und ſein erſtes Wort war die Klage, daß er der Ueberbringer einer Trauerpoſt ſeyn müſſe. Molinet ſtutzte und ſein Geſicht zog ſich in die Länge. Viktor — um ihn deſto ſichrer zu erſchrecken — bat ihn dringend, nicht zu erſchrecken, und ſeufzte dann dem zitternden Alten ins Ohr: Sein Schwiegerſohn ſey, von den amerikaniſchen Wilden ermordet, vor ſeinen Augen und in ſeinen Armen geſtorben. —

Molinet ſchauderte, ſtürzte mit lautem Jammergeſchrei aus dem Zimmer und rief ſein ganzes Haus zuſammen. Alt und Jung drängte ſich um den Unglücksvogel, der ſein Todtenlied jetzt noch einmal krächzte. Dann zog er ein großes Pack falſcher Briefe und anderer Schriften hervor, um ſeine Fabel mit Urkunden der Wahrheit zu belegen. Doch dieſe Mühe war unnöthig. Keinem der Anweſenden fiel der geringſte Zweifel bei, und Viktor empfahl ſich mit der freudigen Hoffnung, daß er zum Bau ſeines Glücks einen tüchtigen Grundſtein gelegt habe.

Als er nach einigen Tagen Molinets Haus wieder beſuchte, fand er Adelinen, die nach dem vermeinten Tode ihres Gemahls das Kloſter verlaſſen hatte.

Ihre Schönheit übertraf ſeine Erwartung. Er bemühte ſich, dem Mädchen zu gefallen, und es gelang ihm leicht und ſchnell. Nur wenige Wochen nach der erſten Bekanntſchaft gelobte das unbeſonnene Kind ihm Liebe und Treue. Molinet, der den ſchlauen Eroberer für einen rechtlichen Mann hielt, billigte ſonder Bedenken den geſchloſſenen Bund. Die Trauerzeit war verfloſſen; der Hochzeittag erſchien.

2.

Das Glück — das, wie bekannt, Gauner und Schelme ſo gern zu ſeinen Lieblingen macht — hatte den Herrn Bräutigam bisher gleichſam am Gängelbande geleitet. Plötzlich aber beliebte die wankelmüthige Göttin, ihm den Rücken zu kehren. Es erging ihm nun wie einem Kinde, deſſen unvorſichtige Wärterin den Laufzaum aus der Hand ſchlüpfen läßt: Er fiel — im engſten Sinn des Worts, und brach ein Bein, indem er bei dem Hochzeitballe auf dem ſpiegelglatten Getäfel des Saalbodens einen fröhlichen Luftſprung that. Die Brautkammer verwandelte ſich nun in ein Krankenzimmer, und er mußte — welcher ſchreckliche Wechſel! — die gehofften ſüßen Umarmungen ſeines Weibchens gegen die ſchmerzvollen Handgriffe des Wundarztes vertauſchen.

Seine Krankheit kam im Flug, aber ſeine Heilung kroch langſam herbei. Indeſſen erſchien ein für ihn ſehr gefährlicher Mann in Paris auf dem Schauplatz unſerer Geſchichte. Dieß war Clermont, ein junger Offizier, der ſich ebenfalls in der amerikaniſchen Gefangenſchaft befunden und durch eine glückliche Flucht gerettet hatte.

Im Gaſthof, wo er abtrat, war ſeine erſte Frage nach Molinets Hauſe; denn er hatte dort Briefe von Alſon zu beſtellen. Bei dieſer Gelegenheit gab ihm der Wirth Kundſchaft von Adelinens zweiter Vermählung, und nannte den Namen ihres neuen Gatten. Clermont ſtand ſtarr vor Verwunderung; doch verſchwieg er dem neugierigen Gaſthalter den Grund ſeines ſichtbaren Erſtaunens, und beſchloß, auf der Stelle den frechen Glücksritter, den er genau kannte, vor Abgabe der Briefe zu ſprechen.

Viktor ließ Muth und Krücke fallen und taumelte vor Schrecken zu Boden, als Clermont raſch in ſein Zimmer trat und ihn anfuhr: „Nichtswürdiger Menſch, wie können Sie Ihre gegen Alſon begangene Schandthat verantworten? — Er lebt, der unglückliche Mann, ich bringe Briefe von ihm und werde ſie dieſen Augenblick ſeiner Frau übergeben.“ —

„Clermont!“ — ſtammelte Viktor, der ſich indeſſen ein wenig erholt hatte: „Clermont, ich bitte Sie, machen Sie mich nicht unglücklich! Mit der Hälfte meines Vermögens will ich ihr Stillſchweigen erkaufen. Fordern Sie, was Sie wollen, nur ſchonen Sie mich und helfen mir vor allen Dingen — damit uns Niemand ſo überraſche — von den Dielen auf!“ —

Mit einer leiſen Regung von Mitleid, führte Clermont den Hinkenden auf den Sopha.

Indeſſen hatte Adeline von dem Bedienten erfahren, daß ſich ein Fremder ungemeldet in Viktors Zimmer gedrängt und laut und heftig geſprochen habe. Sie eilte voll Beſorgniß zu ihrem kranken Gemahl. Viktor gerieth in Todesangſt, daß ihn Clermont auf der Stelle verrathen möchte; allein Dieſer war ſo großmüthig, daß er ſchwieg, und ſogar ſeinen Zornblick in ein unbefangenes Lächeln verwandelte.

Dennoch hatte Viktors letzte Glücksſtunde geſchlagen; denn aus Adelinens Auge fiel ein zündender Funke in Clermonts Herz. Da nun dieſer junge Herr ſelbſt gewohnt war, die Geſetze der Ehre und Redlichkeit zu übertreten, wenn es darauf ankam, ſeinem theuren Ich einen Gefallen zu thun, ſo entſchloß er ſich mit der Schnelligkeit des Blitzes zu demſelben Verbrechen, das er nur wenige Minuten vorher ſo ſcharf gerügt hatte.

Adeline, durch das friedliche Betragen beider Männer beruhigt, entfernte ſich bald. Jetzt ſprach Clermont mit wieder umwölktem Geſicht: „Ich fühle, mein Herr, daß Sie ſich in einer verzweiflungsvollen Lage befinden; dennoch aber kann kein Preis mich bewegen, Ihre niedrige Handlung mit dem Mantel des Stillſchweigens zu bedecken. Wie können Sie mir anſinnen, gegen den unglücklichen Alſen, der ſein ganzes Vertrauen auf mich geſetzt hat, ſelbſt zum Verräther zu werden? Nein; der Entſchluß iſt bei mir felſenfeſt, ſeine Briefe und andere unläugbare Zeugniſſe ſeines Lebens, die ich in Menge bei mir habe, gehörigen Orts zu übergeben. Doch — um Sie von einer ſchimpflichen Strafe Ihres Betrugs zu ſichern — will ich ſo lange damit anſtehen, bis Sie wieder geſund ſind und ſich durch die Flucht gerettet haben. Mehr kann ich nicht für Sie thun. Erſparen Sie ſich daher jedes Bittwort und jeden Verſuch, mich zum Theilnehmer Ihres ſchändlichen Frauenraubes zu machen.“ —

Mit dieſer Erklärung eilte der Unerbittliche davon. Viktor durchſchweifte nun mit ängſtlichen, von Verzweiflung gebornen Gedanken das ganze Gebiet der Möglichkeit, um einen Rettungsplan darin aufzufinden. Er kam aber von dieſer Jagd ohne Beute zurück; denn er verwarf den einzigen, ihm aufſtoßenden Einfall, ſich Adelinen ſelbſt zu entdecken und die Entſcheidung ſeines Schickſals von ihrer Liebe zu erwarten, weil er auch in dem glücklichſten Falle, daß ſie ſich aus Neigung für ihn zur Verzeihung und Mitſchuld entſchlöße, dennoch einen heftigen Sturm und eine ſchimpfliche Hausverweiſung von ſeinem Schwiegervater befürchtete. So überzeugt, daß ihm auf keine Weiſe zu helfen ſey, ergab er ſich in ſein Schickſal und wünſchte nun nichts weiter, als den Kopf mit Ehren aus der Schlinge zu ziehen.

Adeline bemerkte das ſtille Nagen eines Kummers an ſeinem Herzen. Sie verſchwendete tauſend ſüße Worte, um ſein Geheimniß herauszulocken; er verſchloß es aber um ſo tiefer in ſeiner Bruſt und bemühte ſich, das gute theilnehmende Weib durch erzwungene Luſtigkeit zu täuſchen. Dieß gelang ihm nach und nach. Adeline ſah den wachſamen Clermont täglich hin und her laufen, und hielt ſeine Spionengänge für freundſchaftliche Krankenbeſuche.

Bei den geheimen Abſichten, die er auf Adelinen hatte, war ihm ſehr daran gelegen, Viktors wachſende Geſundheit nicht ſo weit reifen zu laſſen, daß ſie ihm einen allzuvertraulichen Abſchied von ſeiner Gemahlin erlaubte. Er drängte deßhalb, mit Alſons Briefen in der Hand, täglich den armen Wicht, das Feld zu räumen.

Dieß geſchah denn auch endlich unter dem Vorwand einer Spazierfahrt. Clermont hatte vorher ſorgfältig alle Papiere verbrannt, mit denen er — wie einſt der Engel mit dem Flammenſchwerte die Stammältern des Menſchengeſchlechts — den Flüchtling aus ſeinem Paradieſe vertrieb. Dann ſetzt' er ſich mit ihm ohne Dienerbegleitung zu Wagen und kam — allein zurück.

„Wo iſt Viktor?“ rieſen ihm Molinet und Adeline haſtig entgegen.

„Er ſagt Ihnen ſein ewiges Lebewohl!“ antwortete Clermont: „Sie ſehen ihn nicht wieder und können ſich höchlich darüber freuen. Er war ein Betrüger, der den Oberſten Alſon zu früh für Tod ausgab, um ſeine Gemahlin zu erben. Ich drohte dieſen Bubenſtreich zu entdecken und er entfloh aus Furcht vor gerechter Ahndung. Jetzt iſt Alſon zwar wirklich todt; dieſer Umſtand mindert aber Viktors Strafbarkeit nicht: denn der Abenteurer warb um ihre Hand, Madame, indem er Ihren rechtmäßigen Gemahl noch am Leben wußte. Heute ſind es eben drei Monate, als mein unvergeßlicher Freund Alſon in dem dunkeln Kerker ſtarb, der ihn und mir ein volles Jahr zur gemeinſchaftlichen Wohnung und Marterhöhle diente. „Kommſt du einſt in unſer Vaterland zurück,“ — ſprach er mit erſtarrender Zunge — „ſo grüße mein ewig geliebtes Weib!“ — Mit dieſem Auftrag entfloh ſeine Seele. Friede ſey mit der Aſche meines edlen Freundes! Er verſüßte mir durch trauliche Nachbarſchaft die Leiden des Kerkers, und nützte mir ſogar noch im Tode; denn ich war ſo glücklich, zu entwiſchen, als man ſeinen Leichnam hinwegtrug.“ —

Vater und Tochter ſchienen vom Erſtaunen in Bildſäulen verwandelt. Sie hörten mit offenem Munde dem Fabler zu und wagten kaum einen Athemzug. Der Bube ſprach ſo dreiſt und ſo beſtimmt, und beantwortete hundert Fragen, mit denen ſie am Ende ſeines Halbmährchens auf ihn einſtürmten, ſo ſchnell und feſt, daß er ſich dadurch bei den argloſen, nicht ſehr ſchlauen Leuten, einen wahren Evangeliumsglauben erwarb. Das ſchöne Weiblein zweier Männer dankte dem künftigen Dritten gar herzlich, daß er ſie aus den Händen eines Böſewichts gerettet habe, und der alte Herr bat um ſeine Freundſchaft und die Fortſetzung ſeiner Beſuche.

Allein der liſtige Fuchs zäumte ſeine Begier, um nicht durch Zudringlichkeit und Uebereilung ſein falſches Spiel zu verrathen. Er machte ſich ſo ſelten, daß er nicht eher wieder erſchien, bis er nach einigen Wochen förmlich eingeladen ward.

Mehr als jemals ſtach ihm jetzt Adelinens Liebreiz ins Auge; er behandelte ſie aber ohne die mindeſte Auszeichnung mit eben ſo kalter Höflichkeit, als einige ſilberhaarige Matronen, die ſich mit in der Geſellſchaft befanden. Sie verſuchte ſogar ſelbſt, den jungen Eismann — der ihr, ſeinen grönländiſchen Froſt abgerechnet, nicht mißfiel — durch Sonnenblicke zuvorkommender Freundlichkeit aufzuthauen; allein er ging, dem Auſſenſchein nach, ſo unzerſchmolzen von dannen, als er gekommen war, und wagte ſich auch in dieſes warme Land ſobald nicht wieder.

Bei ſeinem nächſten Beſuch überraſcht' er Molinets Haus mit der angenehmen Nachricht von Viktors Abſcheiden aus dieſem Jammmerthal und übergab einen — ſelbſt verfertigten Todtenſchein, der unter dem Namen und Siegel eines Pfarrers in einem franzöſiſchen Gränzdorfe ausgeſtellt und des Inhalts war: „Herr Viktor ſey im Dörflein N. N. krank angekommen, habe ſofort geiſtlichen Zuſpruch begehrt, ſey mit dem heiligen Sakrament verſehen worden, und kurz nachher ſanft und ſelig verſchieden.“ — Er zeigte zugleich einen Brief, worin derſelbe Pfarrer ihm meldete: daß er auf ausdrückliches Verlangen des Entſchlafenen dieſe nachrichtliche Urkunde hiermit überſende.

Wie froh war Adeline (denn das gute Schäfchen ahnte wieder nicht den hier geſpielten Betrug), als ſie ſich jetzt auf einmal durch den mächtigſten Eheſcheider, den Tod, von drückenden Feſſeln befreit ſah! Sie gab ihr Freudengefühl und andere Nebengedanken durch manchen herzlichen Handdruck dem heimlich Geliebten verſtändlich genug zu erkennen, und er trug denn auch ferner kein Bedenken, ſeinen Eispanzer nach und nach abzulegen. Kurz, man näherte ſich einander von Tag zu Tag mehr, und endlich wurden die Verlobungsringe gewechſelt.

Schon ſaß nach vollzogener prieſterlicher Einſegnung eine prunkende Geſellſchaft an der üppigen Hochzeittafel, als ein mit gewaltiger Eile rollender Wagen die Gaſſe herab bis ans Haus donnerte. „Ha, wohl ein ſpäter Hochzeitgaſt!" ſagte ſcherzend der Hausvater. Alle blickten nach der Thür, und, zum Schrecken der ganzen Verſammlung, ſtürzte Viktor mit blankem Degen herein und auf Clermont zu. „Fort zum Kampf auf Leben und Tod!" ſchrie er wüthend, und riß den Beſtürzten mit ſich fort. Niemand hatte ſo viel augenblickliche Faſſung, dem Raſenden Einhalt zu thun, den Manche ſogar — denn es war ſchon ziemlich tief in der Nacht — für Viktors zürnenden Geiſt hielten. Er ſchleppte den entführten Bräutigam ungehindert in ſeinen Wagen und raſſelte mit ihm fort.

Vor der Stadt ließ Viktor halten, und ſprach lächelnd: „Freund, wir ſind Beide Schurken, und eine Krähe hackt der andern die Augen nicht aus. Um ſo weniger wollen wir uns die Hälſe brechen. Was ich jetzt that, geſchah blos in der redlichen Abſicht, dir den deinigen zu erhalten. Denn höre mit beiden Ohren, was für ein Unglück dir bevorſtand. Alſon iſt eben in Paris angekommen, und würde dir, wenn ich dich nicht ſo raſch ſeiner Wuth entriſſen hätte, wie ein Donnerwetter auf den Kopf gefahren ſeyn. Wir haben Einer wie der Andere die dringendſte

Urſache, der Rache des Tollkopfs zu entfliehen; drum fort in den dunkelſten Winkel Frankreichs, wo Niemand uns kennt, Niemand entdeckt!" —

Ein Gewebe von Lügen! Denn Alſon ſaß noch ſo feſt als vorher jenſeit des Meeres gefangen.

Viktor hatte bei ſeiner Flucht gegen Clermont vorgewandt, daß er Frankreich verlaſſen und ſich unter einem fremden Namen ins Ausland begeben wolle; allein er kam heimlich nach Paris zurück, und beobachtete nun aus ſeinem Schlupfwinkel jeden Tritt und Schritt ſeines Nebenbuhlers. Endlich erfuhr er deſſen Heirath, und Neid und Rache beſtimmten ihn zu der oben erzählten Entführung.

Clermont überſah bald, daß er, wenn auch Alſons Ankunft eine Erdichtung ſey, dennoch nimmer nach Paris zurückkehren dürfe; denn der Mann, den er auf die Liſte der Todten geſchrieben hatte, war wieder auferſtanden. Er ließ ſich deßhalb, in einer Art von Betäubung — ohne Hut und vom Kopf bis zum Fuß in Seide gehüllt — immer weiter fortrollen, indeß Adelinchen ihre dritte Brautnacht — allein verſchlief.

Alle dieſe Vorfälle machten natürlicher Weiſe dem Alten den Kopf ſehr warm. Er befürchtete, das Mährchen der Stadt zu werden, und faßte deßwegen plötzlich den Entſchluß, Paris mit Sack und Pack zu verlaſſen.

Er ſchlug, achtzig deutſche Meilen davon, in einem angenehmen Landſtädtchen ſeinen Wohnplatz auf, und lebte dort ein volles Jahr mit ſeiner Tochter vergnügt und zufrieden. Sie warf ihre drei Männer in den Feuerofen der Vergeſſenheit, und beſorgte nicht, von einem derſelben jemals wieder in Anſpruch genommen zu werden; denn des Oberſten Tod bezweifelte Niemand, und von ſeinen

Nachfolgern ging die Sage, daß ſie auf einem ausgebreiteten Mantel Kugeln gewechſelt, und ſo in demſelben Augenblicke den Tod gegen einander ausgetauſcht hätten. Man fand wirklich einige Tage nach jenem Bräutigamsraube in einem von Paris weit entfernten Gehölz zwei ſo wahnſinnige Zweikämpfer todt. Sie wurden begraben, ohne daß ein Menſch in jener Gegend ſie kannte. Molinet, der dieſen Fund erſt erfuhr, als er ſchon unter die Erde gebracht war, ließ ſich ein Zeugniß darüber ausſtellen, und die darin enthaltene Beſchreibung der Entleibten traf mit Clermonts und Viktors Geſtalten ſo höchſt wunderbar überein, daß er wiederholt und mit lautem Jubel ausrief: „Sie ſind es, die Schurken, ſie ſind es!“

4.

In dieſem tröſtlichen Glauben ſprach er (ungefähr im dreizehnten Monat ſeiner Auswanderung von Paris) ein frohes und unbedenkliches Ja, als ſich Herr von Marly, ein junger Edelmann aus der Nachbarſchaft, um Adelinen bewarb.

Der Hochzeittag ward ohne Störung gefeiert. Schon hatten ſich die Gäſte verloren, und Adelinens Kammermädchen war mit dem Entkleiden ihrer Gebieterin beſchäftigt; da erſchallte plötzlich durch die Stille der Nacht ein ungeſtümes Klopfen an der Hauspforte. Sie ward geöffnet. Ein ſchlecht gekleideter Mann, der ein hölzernes Bein hatte, drängte ſich herein, ſtelzte haſtig die Treppe hinauf und verlangte den Hausherrn zu ſprechen.

Der Diener, an den er ſich wandte, ſah ihn gähnend über die Achſel an und beſchied ihn auf den folgenden Tag.

„Nein, guter Freund!“ ſagte der Fremde: „Mein Anbringen leidet keinen Verzug. Ich will und muß ſeinen Herrn in dieſem Augenblick ſprechen!“ —

Der Diener ſchüttelte ſpöttiſch den Kopf; aber der Unbekannte ſprach zürnend: „Geh und melde mich, Burſche, ſonſt will ich dir Beine machen!“ Zugleich hob er drohend ſeine Krücke und der Bediente lief fort, um dieſen unhöflichen Beſuch ſeinem Herrn anzuſagen.

Molinet kam im Schlafrock und in Pantoffeln eilig herausgeſchlarft. Von einer ſchnellen Ahnung betroffen, erſchrack er vor der Geſtalt des ihm entgegen hinkenden Mannes, deſſen Geſicht mit Narben und einem Pflaſter über dem linken Auge bedeckt war. „Wer ſind Sie, mein Herr?“ ſprach er muthlos: „Was wollen Sie?“ —

„Ach, Sie kennen mich nicht?“ — ſeufzte der Fremdling: „Kennen Alſon, Ihren Schwiegerſohn, nicht?“ —

Molinet bebte beſtürzt zurück, ſchlug die Hände über dem Kopfe zuſammen, und rief den von fern ſtehenden Bedienten zu: „Um Gottes Willen, lauft! Ruft meine Tochter und ihren Mann!“ —

„Der ſteht ja ſchon hier!“ — ſagte der Einbeinige.

„O wir Unglücklichen!“ jammerte der Alte und lief händeringend auf und ab.

Herr von Marly kam jetzt, in der zierlichſten Nachtkleidung eines Bräutigams, luſtig dahergetanzt. Er maß den Fremden mit einem lächelnden Blick von unten bis oben, und wandte ſich dann zu Molinet: „Was befehlen Sie? Ihre Tochter iſt ſchon zu Bette, und ich war eben im Begriff, ihr Geſellſchaft zu leiſten.“ —

„Das wollt' ich mir ſehr verbitten!“ fuhr der Hümpler ihn an und ſtampfte mit der Krücke den Boden.

„Iſt der Menſch von Sinnen?“ fragte Marly verächtlich.

Der Alte war außer ſich. Er zitterte vor der unverſchieblichen Nothwendigkeit, die beiden Herren mit einander bekannt zu machen. Endlich ſtammelt' er heraus, was er nicht länger verſchweigen konnte.

„Schöne Streiche!“ rief der Krückenmann, und begann mit ſeinem dritten Beine wieder gewaltig auf den Dielen zu donnern. „Nur gut, daß ich noch zeitig genug angekommen bin, um Ihnen, Herr von Gelbſchnabel, den Weg ins Bette meiner Frau zu vertreten. Sie werden ſich gefallen laſſen, in einem von ihr weit abgeſonderten Zimmer zu ſchlafen, und mich darin als Wächter zu dulden.“ —

Herr von Marly ſchwang ſich jetzt auf ſein hohes Adelspferd und ſprach ſtolz: „Dieſer Nachtwache, die Ihrem baufälligen Körper gar nicht zuträglich ſeyn würde, will ich Sie überheben, indem ich Ihnen die ſtreitige Dame, mit allen ältern Rechten und Gerechtigkeiten, hiermit feierlichſt abtrete. Aufrichtig geſtanden, ſind Sie mir ein willkommener Mann! Sie löſen mit guter Manier ein Band, das mich anfing zu drücken; denn einige meiner Verwandten, die bei Hofe gelten und dort mein Glück machen können, haben mich ſeit der eingegangenen Verbindung mit einer — übrigens ſehr ſchätzbaren — Bürgerfamilie verachtet und mit Vorwürfen überhäuft. Sie erklärten meine Heirath für eine ewige Gränzſcheide zwiſchen mir und ihnen. Dieſer Zwieſpalt hat mich bisher beunruhiget; und ich fühle mich nun wie neugeboren, da ich in ihre Mitte treten und ſagen kann: „Ich bin wieder der Eurige!“ — Dieß erleichtert mir die Trennung von einer Perſon, die meine ganze Hochachtung verdiente. Ich bin kein Freund von Seufzern und Thränen. Erzeigen Sie mir deßhalb, werther Herr Molinet, die letzte Gefälligkeit, Ihrer liebenswürdigen Tochter meinen ehrfurchtsvollen Abſchied zu überbringen. Leben Sie wohl. Ich eile noch in dieſer Nacht nach Paris, um dort einen förmlichen Scheidebrief auszuwirken.“ — So ſprach er und faſelte davon, ehe ſein erſtaunter Erſchwiegerpapa zum Wort kommen konnte.

„Laſſen Sie den Windhund laufen!“ ſagte der Krückenmann: „Sie haben mich doch nun wieder! Ich bin zwar ein Krüppel, aber ein ehrlicher Kerl. Ach! wird Adeline mich Entſtellten noch lieben? — Mir bangt vor der erſten Zuſammenkunft, und ich verſchiebe ſie deßhalb auf eine bequemere Stunde des morgenden Tages. Laſſen Sie mir jetzt ein Schlafzimmer anweiſen und begeben Sie Sich auch zur Ruhe, die Sie wahrlich, nach dieſen erſchütternden Vorfällen ſehr nöthig haben. Morgen erzähl' ich Ihnen die Geſchichte meiner Leiden in Amerika. Sie werden erſtaunen! Jetzt zu Bette, Herr Vater!“ —

Molinet glich einem Mondſüchtigen. Er ſchwankte den Saal, wo dieſer Auftritt vorfiel, in tiefen Gedanken auf und ab, und ſah und hörte nicht. Der Stelzfuß bracht' ihn endlich durch Rütteln und Schütteln ſo weit zur Beſinnung, daß er ein anſtoßendes Zimmer, worin ſich ein bereitetes Bette befand, ſeinem Gaſt aufſchloß.

Indem dieſer davon Beſitz nehmen wollte, kam Adelinens Kammermädchen und berichtete: „Ihre Herrſchaft ſey anfangs, als ſie den neuen Wirrwar gehört, in Ohnmacht gefallen, habe ſich aber jetzt wieder erholt und ankleiden laſſen; denn ſie brenne vor Ungeduld, ihren erſten und einzig geliebten Gemahl zu umarmen.“ —

„O die Engelſeele!“ ſprach der narbige Mann: „Meine Sehnſucht iſt ſo ſtark, als die ihrige; allein ich mäßige ſie bis morgen, um mein holdes Weib — das mich nur im Flor meines Glücks und in der Blüthe meiner Geſundheit kannte — durch dieſe abgetragenen Reiſekleider nicht noch mehr zu erſchrecken und von mir zurückzuſtoßen. Sage das, liebes Kind, deiner Gebieterin, nebſt meinem herzlichſten Gruß!“ — Nach dieſer Abfertigung ging er in ſein Zimmer und riegelte hinter ſich zu.

In demſelben Augenblick hörte man den Edelmann, der indeſſen ſeine Habe zuſammengepackt hatte, mit großer Eilfertigkeit abkutſchieren.

Adeline brachte folglich auch ihre vierte Hochzeitnacht im einſamen Brautbette zu.

Am Morgen nach dieſem Abenteuer war das ganze Haus ſehr früh in Bewegung. Molinet hatte ſich überlegt, daß ein holzbeiniger Schwiegerſohn beſſer ſey als gar keiner, und war nun darauf gefaßt, den armen Invaliden freundlich zu empfangen. Dieſer aber ſchien mehr den Schlaf, als ſeine Gemahlin zu lieben; denn es war ſchon neun Uhr, und der Faullenzer kam noch nicht zum Vorſchein.

Adeline, deren alte Liebe nicht geroſtet war, hatte ſich für ihren Alfon bräutlich geſchmückt und erwartete ihn mit heißem Verlangen. Aber ſchon ertönte der zehnte Glockenſchlag, und der geliebte Siebenſchläfer war noch immer nicht ſichtbar. Man horchte behutſam an der Thür ſeines Zimmers und vernahm keinen Laut. Man klopfte an und Niemand antwortete. Der Hausherr ſchüttelte jetzt bedenklich den Kopf, öffnete das Gemach mit dem Hauptſchlüſſel, und — fand es leer.

„Bin ich behext oder blind?“ rief er aus: „Oder war alles ein Traum? — Hier herein hab' ich ihn geführt, und nun iſt er verſchwunden! Unbegreiflich! Doch — vielleicht trieb ihn ein Bedürfniß in der Nacht heraus, und er hat ſich in ein anderes Zimmer verirrt. Kommt, Leute, helft mir ihn ſuchen!“ —

Er zog nun mit einem ſtarken Gefolge durch alle Stuben und Kammern, bis zum Dachgiebel hinauf; allein nirgends fand er den verlornen Sohn. Zuletzt ſtieg er auch in die Unterwelt ſeines Hauſes hinab, und hier entwickelte ſich zum Theil der Knoten des Räthſels. Der Pförtner (der ſich um das Getümmel in der Oberwelt nicht bekümmert hatte) gab über den Vermißten die Auskunft: daß er bei Anbruch des Tages aus dem Hauſe gegangen ſey, um dem Vorgeben nach, die Herbeiſchaffung ſeines Gepäcks im Gaſthofe zu betreiben.

Dieſes aufdämmernden Lichtes freuten ſich Alle. Es verſchwand aber wieder, als der ins Wirthshaus geſandte Eilbote zurück kam. Er brachte die klägliche Nachricht: daß man den abhanden gekommenen Paſſagier und ſein Gepäck mit keinem Auge geſehn habe.

Adeline ſank erbleichend auf einen Stuhl. Es war keine, des Anſtands wegen zur Schau geſtellte Theaterohnmacht, ſondern ächter, zu Boden drückender Schmerz über den Wiederverluſt ihres Erſtgeliebten.

Ihr Vater ſchlich mit geſenktem Haupt in ſein Zimmer, um über die ihm unerklärliche Begebenheit nachzudenken.

Dieſe Mühe ſoll der Leſer nicht haben, ſondern ſogleich hinter den Vorhang des Geheimniſſes geführt werden.

Die beiden Galgenvögel, Viktor und Clermont, hatten unglücklicher Weiſe ihren Flug in dieſelbe Gegend genommen, wo Molinet in der Folge ſich häuslich niederließ. Sie erfuhren ſeine Anſiedelung in ihrer Nachbarſchaft ſehr bald, hielten ſich jedoch vor ihm verborgen; wie ſie denn überhaupt das Licht flohen, weil ſie, mit ihren Heirathsintriken zu ſehr beſchäftigt, unterlaſſen hatten, ſich ſofort, nach der Rückkunft ins Vaterland, bei ihren Kriegsobern zu melden, und deßwegen als Ueberläufer angeſehn und beſtraft zu werden befürchteten. Ihr Eulenleben hinderte ſie aber nicht, jeden Vorgang im Hauſe ihres ehemaligen Schwiegervaters zu erkunden.

Der Ruf von Adelinens vierter Vermählung drang wie ein Schwert in ihr neidiſches Herz. Sie verſchworen ſich, ſie zu hintertreiben, und führten dieſen Vorſatz mit boshaftem Muthwillen aus. Von ihnen beſtochen und unterrichtet, übernahm ein verſchmitzter Vagabond (der, außer ſeiner Lähmung, noch viel andere Aehnlichkeit mit Alſon hatte) deſſen Rolle, und ſpielte ſie mit glücklichem Erfolg, wie wir geſehn haben.

Daß der Menſch ein Betrüger geweſen war, ſah Molinet endlich wohl ein; aber er zürnte nach reifer Ueberlegung gar nicht auf ihn; er war vielmehr hoch darüber erfreut, daß ihm der Pſeudo-Alſon gleichſam zum Schlüſſel gedient und ein verborgenes Fach in Marly's Herzen aufgeſchloſſen hatte.

Geldſtolz und Adelſtolz ſind harte Steine, die, gegen einander ſtoßend, ein gewaltiges Feuer ſprühen. Jener iſt gemeiniglich noch härter als dieſer; und ſo war denn auch Herr Molinet auf den Junker äußerſt erbittert und befürchtete nichts mehr, als daß er zurück kommen und die Wiedereinſetzung in ſeine ehelichen Rechte begehren möchte. Um dieſem Uebel vorzubeugen, ergriff er die ſorgfältigſten Maßregeln, damit das Verſchwinden des Einbeinigen vor der Hand nicht weiter bekannt werde.

Er war bald aus dieſer Unruhe geriſſen. Herr von Marly hatte ſeinen Prozeß mit vieler Betriebſamkeit in Paris anhängig gemacht. Adeline, zur Antwort aufgefordert, wandte gegen ſeinen Antrag auf Scheidung nichts ein. Sie erfolgte; und der Edelmann ſchritt gleich nachher zu einer andern, ſtandesmäßigen Heirath.

5.

Adeline war alſo in doppelter Rückſicht ſeiner los und ledig. Sie hätte nun gern allen weitern Reiſen in Hymens Land entſagt; allein ihr Vater ließ ihr keine Ruhe. Sie mußte ſich nach einigen Monaten, zum fünften Mal, mit dem Marquis von Gilles verbinden.

Die Hochzeit ward auf einem weit entlegenen Landſitze des Bräutigams veranſtaltet. Alles ſchien ſehr glücklich zu gehen. Molinet begleitete die Neuvermählten ins Brautzimmer und wich nicht eher von ihnen, bis ſie ſich, nach abgelegtem hochzeitlichen Schmuck, unter vier Augen ſprechen wollten.

In dieſem Moment erhob ſich im Schloß ein gräßliches Feuergeſchrei. Das nächſte Zimmer neben dem Brautgemache ſtand in Flammen. Der Marquis rannte halb entkleidet die Treppe hinab. Die Gluth war gelöſcht; er aber — war verſchwunden. Sein Schickſal war allen ein ſchreckliches Räthſel. Einige Bauern ſagten aus: ſie hätten während des Feuertumults einen Wagen bemerkt, der in der möglichſten Geſchwindigkeit vom Schloſſe hinweggefahren ſey.

Nach zwei ängſtlichen Tagen ward von einem reitenden Boten, der ſogleich wieder davonſprengte, folgender Brief abgegeben:

> „Madame, Ihr Brautbett iſt bezaubert, und ein Drache bewacht es. Ich entſage dem Kampfe mit dieſem Ungethüm, und überlaſſe meinen Platz dem ſechsten Thoren, der dieſes Abenteuer beſtehen will.
>
> Gilles."

Wüthend zerriß Molinet dieſen Schmähbrief, ſetzte ſich mit ſeiner Tochter zu Wagen, fuhr gerades Wegs nach

Paris und übergab dort eine Klagſchrift gegen ſeinen unſichtbar gewordenen Eidam. Dieſer ward öffentlich vorgeladen, erſchien aber nicht. Die natürliche Folge war ein Rechtsſpruch, der ſeine mit Adelinen geſchloſſene Ehe für null und nichtig erklärte.

6.

Adelinens Sachwalter, der Parlamentsadvokat Pierre, hatte zwar den Proceß gegen den Marquis gewonnen, dagegen aber ſein Herz an ſeine ſchöne Klientin verloren. Sie empfand nicht die geringſte Neigung gegen den alten kränklichen Herrn, der ſchon den Stachel des Todes im Buſen trug. Da ſie aber ihr Vater gern unter die Haube bringen wollte, ſo fügte ſie ſich mit unterdrücktem Widerwillen in ſeinen Wunſch.

Die Verhandlungen wurden ſehr geheim betrieben. Kaum zwei oder drei Menſchen, denen die Sache unmöglich zu verſchweigen war, hatten Kenntniß davon. Selbſt die Bedienten erfuhren nicht eher ein Wort, bis die Trauung geſchah.

Die Abendtafel ward aufgehoben, man wollte das Brautpaar eben zu Bette leuchten; da trat ein Diener herein und meldete — den Marquis von Gilles.

Der ganze Saal verſtummte vor Entſetzen. Nur Melinet ſchrie für Alle: „Zum Henker mit dem Marquis! Wir haben nichts mit einander zu ſchaffen.“ —

Indeſſen trat der Marquis ins Zimmer.

„Hören Sie meine Rechtfertigung,“ ſprach er ſanft: „ehe Sie mich unſchuldig verdammen! Ich ward in jener unglücklichen Nacht von unbekannten Räubern im Hofe meines Schloſſes ergriffen, mit verbundenen Augen in einen Wagen geworfen, und ſo die ganze Nacht hindurch fortgeſchleppt. Endlich hielten wir ſtill. Man führte mich lange Treppen auf, Treppen nieder, nahm mir dann die Binde von den Augen, und ich befand mich in einem düſtern Zimmer, das mit Fenſtergittern und einer eiſernen Thüre wie ein Gefängniß verſehen war. Hier zwangen mich die Buben, unter Androhung eines augenblicklichen Todes, jenen ſchändlichen Brief an meine Gemahlin zu ſchreiben. Ich that es, um mein Leben zu retten, und ward von nun an ziemlich gut behandelt. Mir mangelte nichts, als die Freiheit, die ich erſt vor einigen Stunden wieder erhielt.

„Geſtern, bei Anbruch des Tages, verbanden mir meine Kerkermeiſter abermals die Augen und führten mich, durch ein Labyrinth von Treppen, in einen von allen Seiten verſchloſſenen Wagen. Wir rollten bei Tag und Nacht über Stock und Block, und ruhten nur bisweilen in einſamen Waldgegenden aus.

„Heut in der Dämmerung ließen meine Begleiter plötzlich auf freiem Felde halten und ſprachen zu mir: Sie ſind frei! Dort iſt die Straße nach Paris. Eilen Sie, noch vor Nachts dahin zu kommen, denn Ihre Gemahlin hält heute mit einem Parlamentsadvokaten Hochzeit. — Sie bezeichneten mir nun genau dieſes Haus, drängten mich, eh' ich vor Erſtaunen ein Wort ſprechen konnte, aus dem Wagen, und jagten mit lautem Hohngelächter davon.“

„Eine romantiſche Geſchichte!“ rief der Parlamentsadvokat: „Aber, Herr Marquis, wo iſt der Beweis? Doch — könnten Sie den auch unwiderſprechlich führen, was wäre Ihnen damit geholfen? Ihre vormalige Ehe mit meiner gegenwärtigen Gattin iſt durch Urtheil und Recht kaſſirt.“ —

„Ich verſtehe nichts von der rechtlichen Fechtkunſt;“ antwortete der Marquis: „es wäre deßhalb eine Thorheit, wenn ich mit Ihnen ſtreiten wollte. Das ſey irgend einem geſchickten Mitgliede Ihres Ordens überlaſſen! Vorläufig will ich nur dagegen proteſtiren, daß Sie nicht mit dieſer Dame zu Bette gehen.“ —

„Gut!“ verſetzte der Advokat: „Daß Sie es aber auch nicht thun, dawider appellire ich an Ihro Majeſtät, den König.“ —

„Unterthänigſten Reſpekt!“ ſagte der Marquis.

„Und meine Frau,“ fuhr Jener fort, „bleibt bis zur Entſcheidung unſers Streits als ein heiliges Depoſitum unter der Aufſicht ihres Vaters.“ —

Das war der Edelmann zufrieden. Beide Prätendenten nahmen hierauf Abſchied, und verließen nebſt der übrigen Geſellſchaft das Hochzeithaus.

Adeline ſchlief in ihrer ſechsten Hochzeitnacht mit Vergnügen allein; denn ſie hatte ſich vor der Theilung ihres Bettes mit dem abgelebten Rechtsfreunde wie vor dem Tode gefürchtet. Ihr Vater aber ſtöhnte deſto mehr unter der Laſt ſeines Hauskreuzes, und verwünſchte die feindſeligen Dämonen, die ſeine Tochter verfolgten. Auf Viktor und Clermont warf er keinen Verdacht; denn er ſuchte ſie nicht mehr im Lande der Lebendigen. Aber ſie waren es, die auf dem Schloſſe des Marquis Feuer anlegten, ſie waren es, die ihn entführten. Nach dieſer Unthat flüchteten ſie aus Frankreich, und wir hören nun nichts weiter von ihnen.

Der gerichtliche Kampf um Adelinen ſollte beginnen: es blieb aber bei der bloßen Ausforderung. Der arme, an Leib und Seele baufällige Advokat hatte ſich die Störung ſeiner Hochzeit ſo zu Gemüth gezogen, daß er erkrankte und nach einigen Wochen ſtarb.

Dieſe Todespoſt war dem Marquis willkommen. Er freute ſich nun herzlich auf die angenehme Nacht, deren Genuß ihm ſeines Gegners Appellation an den König bisher verboten hatte.

Allein er fand unerwartete Schwierigkeiten. Adeline nahm ſeine Bitten um Gewährung der höchſten Gunſt mit abſchreckendem Kaltſinn auf. Sie gab ihm ſogar deutlich zu verſtehen, daß ſie ſeine Entführungsgeſchichte nicht glaube, ſondern ihn für einen muthwilligen Ausreißer halte, dem es nur jetzt wieder eingefallen ſey, zurückzukehren.

Der ſchmachtende Schäfer beſchwor ſeine Unſchuld und rief alle Heiligen zu Zeugen; aber ſie achtete nicht darauf, ſondern erklärte, daß ſie nun, da ſie einmal von ihm gerichtlich geſchieden ſey, ſich nie wieder mit ihm vereinigen wolle.

Er beſprach ſich mit mehreren Rechtsgelehrten. Sie fragten einſtimmig: „Ob er ſeine gewaltſame Entführung auf irgend eine Art beweiſen könne? Er ſagte Nein. Sie zuckten die Achſeln und gaben ihm den Rath, ſich unter dieſen Umſtänden in keinen Rechtshandel einzulaſſen.

Dieß war auch die Meinung aller ſeiner Freunde. Sie ſtellten ihm vor, wie ſchimpflich es ſey, einem launiſchen Weibe nachzuſeufzen, das ihn mit ſo beleidigender Verachtung behandle. Dieß erregte ſeinen Stolz. Er ſchrieb Adelinen einen bittern Scheidebrief, verkaufte ſeine Beſitzungen in Frankreich und wandte ſich nach Spanien.

Warum verfuhr aber die ſonderbare Dame ſo hart mit ihm?

Sie war, wie der Lauf ihrer wunderſamen Geſchichte beweiſt, ein kaltes, charakterloſes Geſchöpf, ohne feſten Sinn, eine wahre Wetterfahne. Unter ihren ſechs Männern liebte ſie eigentlich nur den Erſten. Für Zwei oder Drei der Uebrigen empfand ſie blos eine flüchtige Neigung, die in ihrem Herzen nur oberflächlich Wurzel ſchlug und ſich ohne Schmerz wieder ausrotten ließ.

7.

Das armſelige Blümchen Liebe, das ehemals dem Marquis in ihrem Buſen blühte, ward von einem Nebenbuhler ausgegätet, oder mit ſeinem Säbel — denn er war Huſarenrittmeiſter — abgemäht.

Der junge Kriegsmann gefiel Adelinen. Er bemerkte das und bot ihr ſeine Hand. Sie griff ſie mit gewöhnlichem Leichtſinn.

Vor der Trauung, die bei frühem Morgen geſchah, ſprach Molinet zum Huſaren: „Es iſt Ihnen kein Geheimniß, daß meine Tochter den Gang, den ſie jetzt mit Ihnen thun will, ſchon mit ſechs andern Männern gethan hat. Ein ſonderbares Verhängniß waltet über ihrem Brautbette. Es ſcheint bezaubert; denn Keinem gelang es, davon Beſitz zu nehmen. Sie verſuchten dieß freilich ſammt und ſonders in der Mitternachtsſtunde, die den Hexen und Unholden vollen Spielraum gewährt. Ich gebe Ihnen daher den väterlichen Rath, eine Kriegsliſt zu brauchen, und nicht ſo lange zu zögern, ſondern ſobald wir aus der Kirche kommen, Ihre Braut bei Seite zu führen und die Bezauberung zu löſen.“ —

Dieſer Vorſchlag gefiel dem Rittmeiſter.

Man kam vom Altar zurück. Die Braut, in der Mitte ihres Vaters und Bräutigams, ſtieg lächelnd die Treppe hinauf. Plötzlich hörten ſie hinter ſich eilende Fußtritte und eine Frage nach Molinet.

Als ſie ſich umſahen, erblickten ſie einen hagern, bleichen Mann, in einer abgetragenen Officiers-Uniform, der auf eine Krücke ſich ſtützte.

„Wer fragt nach mir?“ ſprach Molinet mit verſtörtem Geſicht, und Schrecken zuckte durch ſeine Glieder.

„Ich bin ein Unglücklicher“ — ſeufzte der Fremde: „von falſchen Freunden hintergangen — Kennen Sie mich nicht?“ —

Molinet (das neue Paar die Treppe vor ſich hinaufdrückend). Nein, mein Herr, nein! Ich kenne jetzt Niemand.

Der Fremde. Vieljährige Leiden haben mich freilich ganz entſtaltet. Aber ſollteſt auch du mich verkennen, Adeline? Mein theuerſtes Weib!

Adeline. O Himmel! Dieſe Stimme —

Der Fremde. Iſt die Stimme deines Gemahls. Ich bin Alſon.

Molinet. Hört nicht auf ihn! Er iſt ein Betrüger. Fort, fort, Herr Schwiegerſohn! Befolgen Sie ſchnell meinen Rath!

Indem er ſo ſprach, ſchob er den Rittmeiſter und ſeine Tochter mit aller Kraft ſeines Arms vor ſich hin.

Der Fremde (die Hand am Degen, zum Rittmeiſter). Keinen Schritt weiter, mein Herr! Wollen Sie mir meine Gemahlin vor meinen Augen entführen.

Mit wildem Blick griff der Huſar nach ſeinem Sarras; aber Adeline hielt ihm den Arm. „Keinen Streit!“ rief ſie bittend: „Fügen Sie ſich in die Nothwendigkeit, mir zu entſagen. Dieſer Mann iſt Alſon, mein erſter, ewig geliebter Gemahl.“

„Du biſt es!“ ſprach ſie zu Dieſem: „Dich kennt zwar mein Auge nicht mehr; aber mir ſagt es mein Herz. Doch, ſchon einmal von einer dir ähnlichen Truggeſtalt getäuſcht, bin ich furchtſam geworden. Vergib mir deßhalb, daß ich mich noch ſo lange von dir trenne, bis alle

Zweifel verſchwinden. Dieſe Vorſicht iſt kein Mißtrauen gegen dich, ſondern Behutſamkeit gegen die Welt, die mich, wenn ich anders handelte, der Uebereilung beſchuldigen würde. Bald flieg' ich in deine Arme und leb' und ſterbe mit dir!" —

Nach dieſer Erklärung eilte ſie auf ihr Zimmer. Der Rittmeiſter ging ſchmollend fort. Molinet blickte dem Fremden ſtumm und ſtarr ins Auge, und reichte ihm endlich die Hand. „Je länger ich Sie betrachte,“ ſprach er, „je mehr tritt Ihre Geſtalt aus dem dunkeln Hintergrunde der Vergangenheit hervor. Seyn Sie mir herzlich willkommen, und verzeihen Sie, daß ich Sie ſo rauh empfing.“

Alſon — denn er war es wirklich — hatte keine lange Prüfungszeit auszuhalten. Die Aechtheit ſeiner Perſon ward überall, wo er ſich zeigte, ſogleich anerkannt.

Die Geſchichte ſeiner Gefangenſchaft und Loslaſſung können wir nun, da wir den Ehrenmann endlich wieder haben, füglich mit Stillſchweigen übergehen.

Er ward mit ungeheuchelter Liebe von Adelinen wieder aufgenommen und dieſer Tag mit einem neuen Hochzeitfeſte gefeiert. Die folgende Nacht verfloß in ungeſtörten Freuden.

Er war nun glücklich, aber nicht lange. Nach neun Monden trug man ſeinen, durch Kerkerluft und Sklavenkoſt zerrütteten Körper ins Grab.

Adeline beweinte ihn aufrichtig. Doch die Thränen junger Wittwen verfliegen bald. Der Rittmeiſter meldete ſich wieder und lebte mit der Wunderfrau, die innerhalb ſechs Jahren ſieben Männer gehabt hatte, beinahe noch ein halbes Jahrhundert in vergnügter Ehe.

Kriminalgeſchichten.

Die Verbrechergeſchichte im erſten Bande der Feierabende hat bei vielen Leſern eine günſtige Aufnahme gefunden. Dieß war der Bewegungsgrund, hier wieder einige Kriminalfälle treu und ſchlicht zu erzählen. Die letztere Eigenſchaft hat zwar einen Rezenſenten veranlaßt, jenen Geſchichtsvortrag der Trockenheit zu beſchuldigen; dieß ſtört aber den Verfaſſer nicht in ſeiner Ueberzeugung, daß Begebenheiten dieſer Art ſchmucklos und einfach dargeſtellt werden müſſen. Die Blumen der Dichtung und des Styls (die allenfalls wohl aufzutreiben wären) ſtünden hier am unrechten Orte. Was an romantiſcher Anmuth abgeht, wird durch Wahrheit erſetzt.

1.

Franz Laubler, der Sohn eines Fleiſchers in der Gegend von Augsburg, erlernte das Handwerk ſeines Vaters, ward in der Folge kaiſerlicher Soldat, verließ aber meineidig die Fahnen zweier Regimenter, ging nach Wien und diente dort als Heiduck. Ein Jahr nachher verfiel er in Tiefſinn, forderte von ſeinem Herrn den Abſchied, und wallfahrtete nach Rom. Dann trat er unter den Truppen des Großherzogs von Toscana wieder in Dienſte, entwich aber auch dort heimlich und treulos, und wanderte nach Dresden.

Hier ließ er ſich, unter dem Vorwand, daß er von der katholiſchen Religion zur lutheriſchen übertreten wolle, von dem Diaconus, Magiſter Hahn, unterrichten. Uebrigens trieb er ſich ohne beſtimmte Geſchäfte herum. Endlich drängten ihn Mangel und Noth in die Montur der Garde zu Pferde. Er ſtand damals in dem Alter von zweiunddreißig Jahren.

Im Dienſt war er verdrießlich und träge, im Umgange mit Kameraden ſtolz und aufbrauſend, gegen Ober- und Unterofficire geſchmeidig nnd kriechend.

In den verſchiedenen Quartieren, die ihm von Zeit zu Zeit angewieſen wurden, betrug er ſich ſtill, pedantiſch-ernſthaft, überklug und prahlend. Er verlangte von den Wirthsleuten viel Ehrerbietung, und nahm oft den unſchuldigſten Scherz, als eine Beleidigung, übel.

Er drängte ſich gern zu Geiſtlichen, leitete gemeiniglich das Geſpräch auf die Religion und äußerte darüber ſonderbare, ſchwankende Meinungen. Doch bemerkte man niemals eine Spur der Gemüthskrankheit, die ihn vorher in Wien befiel, und ihn auch endlich ohne Zweifel zum Mörder machte.

Er hatte ſchon gegen vier Jahre gedient, als man erſt eine auffallende Veränderung ſeines ganzen Weſens wahrnahm.

Dieß geſchah in der Mitte des Maimonats 1726. Da meldete ſein Wirth: Laubler ſpreche bisweilen ganz irre und benehme ſich überhaupt wie ein Wahnſinniger.

Hierauf ward ein Unterofficier zu ihm geſchickt. Dieſer fragte: was ihm fehle und wie man ihm helfen könne? „Mir kann kein Menſch helfen!“ antwortete Laubler „Ich hab' ein Kreuz auf dem Herzen, und verlange nichts, als meinen Abſchied.“ —

Man hielt nun für rathſam, ihn von dem Dorfe, wo er im Quartier lag, nach Dresden zu beordern. Hier entwickelte ſich ſeine Verrücktheit von Tage zu Tage mehr. Beſonders war ſie in ſeinem raſtloſen Geſchwätz über Gegenſtände der Religion, das eine Kette von Widerſprüchen bildete, nicht zu verkennen. Er ſchimpfte die Katholiken, weil ſie an Heilige glaubten; und in demſelben Augenblick rief er: „Ihr lutheriſchen Ketzer ſeyd alle verdammt!“ — Mitunter war er auch heiter und luſtig. Einſt ſang und ſprang er wie ein fröhliches Kind eine lange Weile die Stube auf und nieder, und ſagte dann zu den Anweſenden mit feierlichem Ernſt: „Jetzt hat ein Apoſtel getanzt.“ —

Unter dieſen Umſtänden ward ſeine Verabſchiedung beſchloſſen, und beruhte nur noch auf der Unterſchrift des abweſenden Regimentschefs.

Indeſſen geſchahen wiederholte Meldungen, daß ſich Laublers Gemüthszuſtand verſchlimmere. Am Morgen des einundzwanzigſten Mai ging deßhalb der Adjutant zu ihm. Laubler empfing ihn ſehr höflich, und gab auf die Frage: wohin er nun wolle? zur Antwort: „Ich geh' in die weite Welt. Da gibt es viele arme Sünder, die ich erlöſen muß.“ — Dann fing er an, die Lutheraner zu ſchelten und zu beſchuldigen: Sie hätten ihn verführt und ihm ſeine Kirche verſperrt, daß er nicht mehr habe hineingehen können. „Schweigt!“ fiel ihm der Adjutant ins Wort: „könnt ihr Jemand nennen, der euch gezwungen oder überredet hat, evangeliſch zu werden?“ — „Das hat Gott gethan!“ antwortete Laubler: „Er hat mich euch Ketzern vorgeſtellt, um euch zu zeigen, daß ihr falſch ſeyd!“ —

Der Adjutant brach das Geſpräch ab und verließ den ſinnloſen Schwätzer.

Einige Stunden nachher ging Laubler mit Mordgedanken aus ſeiner Wohnung. Er kaufte ſich auf dem Markte ein groſes Schlachtmeſſer und ſtarke Stricke, von denen er vorgab, daß er ſie zur Bändigung eines wilden, ſchwarzen Hengſtes brauchen wolle. Dann ließ er ſich (nach einer ſelbſt entworfenen Zeichnung) drei lange Nägel ſchmieden. „Ich bin ein frommer Soldat,“ ſprach er mit heiliger Miene: „und will mich bei dieſen Nägeln der Kreuzigung meines Heilandes erinnern.“ —

Mit dieſen Werkzeugen begab er ſich ins Haus ſeines vormaligen Lehrers, des Diaconus Hahns, und verlangte denſelben zu ſprechen. Der Prediger ſaß eben bei dem Mittageſſen, und ließ ihn deßhalb bitten, zu einer bequemern Zeit wieder zu kommen. Jener beſtand aber auf einer kurzen Unterredung, weil er im Begriff ſey, aus Dresden zu reiſen. Der Diaconus ging endlich zu ihm hinaus und fand ihn auf dem Vorplatz bei der Treppe.

Laubler fing ſogleich (nach ſeiner gerichtlichen Ausſage) ein Geſpräch über die Religion an, und forderte von dem Prediger die Auflöſung verſchiedener Zweifel. Nachdem ſie einige Minuten darüber geſprochen hatten, zog der Soldat einen Strick aus der Taſche, warf ihn dem Geiſtlichen um den Leib und rief dazu aus: „Jetzt fang' ich dich, du falſcher Engel des Lichts!“ — Er wollte, wie er nachher vorgab, den Prediger an ſich binden, um ſo mit ihm auszumachen, wer von ihnen die beſte Religion habe. Jener wehrte ſich und ſchrie nach Hülfe. Da ſtieß ihm Laubler das Schlachtmeſſer in die Bruſt. Der Verwundete wollte fliehen, erhielt aber von dem Mörder noch zwei

Stiche in den Rücken, und ſank ſterbend auf der Treppe nieder.

Unaufgehalten entſprang der Thäter und eilte ſtracks ins königliche Schloß, wo er ſich der Wache von der reitenden Garde als Gefangener ſelbſt überlieferte.

Das Gerücht von dieſer Begebenheit hatte ſich indeſſen wie ein Lauffeuer durch die Stadt verbreitet. Aus allen Gaſſen ſtrömte das Volk nach der Wohnung des Entleibten, und forderte laut und ſtürmiſch die Verhaftung des Mörders.

Daß der Verbrecher ein Katholik [*] und ſein Schlachtopfer ein lutheriſcher Geiſtlicher war: — dieſer Umſtand verdoppelte das Entſetzen, und ward von boshaften Aufwieglern begierig ergriffen, um die Flamme des Religionshaſſes anzufachen. Der aufgereizte Pöbel wüthete durch die Straßen, mißhandelte grauſam alle Katholiken, die ihm in den Weg kamen, und verwüſtete ihre Wohnungen. Man mußte die unſchuldig Verfolgten theils durch Wachen in ihren Häuſern ſchützen, theils an feſte Sicherheitsorte bringen. Dieſer grundloſe Aufruhr ſetzte mehrere Tage lang die Stadt in Furcht und Schrecken. Die Garniſon war zu ſchwach, ihn zu dämpfen. Doch ſechs Regimenter, die in Eilmärſchen aus der Provinz anrückten, ſtellten endlich die Ruhe wieder her.

Um den tollen Haufen zu beruhigen und ihm jede Beſorgniß eines parteilichen Verfahrens zu benehmen, ward der Verbrecher noch am Tage des Mords von dem Regimentsgerichte der Stadtobrigkeit übergeben.

Bei der Ankunft am Rathhauſe ſprach er: „Mein Herz iſt nun leicht, da Gott mich geſtärkt hat, einen Satan zu

[*] Laubler hatte ſich zur evangeliſchen Religion niemals öffentlich bekannt.

erlegen. Mit Freuden trag' ich dieſe Ketten; denn der Knecht iſt nicht beſſer, als ſein Herr. Chriſtus hat gelitten; darum will ich auch leiden. Der heilige Laurentius wurde gebraten; ich will mich auch braten laſſen." —

Bei keinem Verhör ließ er einen Schatten von Reue blicken. Er behauptete vielmehr keck, daß er ein gutes Werk gethan habe; denn Hahn ſey kein rechter Hirt, ſondern ein Läſterer der katholiſchen Religion geweſen, ohne den Vorzug der evangeliſchen beweiſen zu können.

Um dieſen Punkt drehte ſich das ganze Gewirre ſeiner Ausſagen. Befragte man ihn über die Bewegungsgründe ſeiner That, ſo war er frech genug, ſich auf einen göttlichen Befehl zu berufen. Als man ihm dagegen das Verbot des Menſchenmordes einwandte, erwiederte er: „Gott hat dieſes Geſetz zwar gegeben; er pflegt es aber bisweilen durch ſeine gehorſamen Knechte — deren ich einer bin — wieder aufzuheben." —

Uebrigens läugnete er ſtandhaft, daß ihn irgend ein Menſch zum Mord verleitet oder gedungen habe. Dieſer Verdacht des gemeinen Hauſens fand ſich auch nach angeſtellter genauen Unterſuchung ganz ungegründet.

Alle Umſtände dieſer Begebenheit ſetzen wohl außer Zweifel, daß der Verſtand des Verbrechers durch Religionsgrübeleien völlig zerrüttet war. Anders urtheilte jedoch der beeidigte Stadtarzt, der den Gemüthszuſtand des Inquiſiten pflichtmäßig prüfte. Der ehrliche Doktor (dem Philoſophie und Seelenkunde wohl unbekannte Länder ſeyn mochten) ließ ſich von dem boshaften Fantaſten zwei Stunden lang den offenbarſten Unſinn verſchwatzen, und ſtellte dennoch am Ende ſein Gutachten dahin, daß der Gefangene bei vollkommen geſundem Verſtande ſey.

Er gründete dieſes Urtheil vorzüglich auf das körperliche Wohlbefinden des Inquiſiten; ein Maßſtab, der zwar meiſtens bei dergleichen Unterſuchungen von unphiloſophiſchen Aerzten gebraucht wird, deſſen Unrichtigkeit aber die tägliche Erfahrung zeigt. In jedem Tollhauſe findet man unglückliche Menſchen, die bei vollkommen geſundem Leibe mit unheilbaren Seelenkrankheiten beladen ſind.

Die Stufenfolge der Verirrungen des Sinnloſen, von dem hier die Rede iſt, läßt ſich nicht genau beſtimmen, nur vermuthen.

Laubler war allem Anſehen nach ein eifriger Katholik, und nie ernſthaft entſchloſſen, ſich zur evangeliſchen Kirche zu wenden. Er griff nur, als er ſein Glück in einem proteſtantiſchen Lande verſuchen wollte, zur Larve der Heuchelei. Nun mochte ſein unglücklicher Lehrer etwas unvorſichtig ſeyn, und ſich bisweilen harte Ausfälle gegen den katholiſchen Glauben geſtatten. Dieß verſchmerzte der boshafte Schüler, weil er ſich vom Lutherthum goldne Berge verſprach. Allein man nahm, wie billig, keine Rückſicht auf den leichtſinnigen Landſtreicher, der ſeine Religion wie ein Kleid veränderte. Die Belohnungsträume des Gleißners gingen alſo nicht in Erfüllung. Darüber ergrimmt, brach er ſeinen Schulgang bei dem Prediger ab und kehrte reuevoll zum Glauben ſeiner Väter zurück.

Er hatte es aber mit beiden Religionsparteien verderben und war nun ein verachtetes Mittelding, wie die Fledermaus in der Thierwelt. Dieſer unbehagliche Zuſtand kränkte ſeinen Stolz, Gewiſſensbiſſe über die vorgehabte Religionsveränderung ängſtigten ſein Herz, und ſo entſtand in ſeinem Innerſten ein Tumult, der zuletzt ſeinen alten, nur ſeit einigen Jahren ſchlummernden Wahnſinn wieder erweckte.

Es bildete ſich nun in ſeiner Seele der feſte, eiſerne

Gedanke, ſein Anklopfen an die proteſtantiſche Kirche als das Signal ſeines Unglücks, und ſeinen vormaligen Lehrer als das Hauptwerkzeug deſſelben zu betrachten.

Jedes von Dieſem, zum Nachtheil der katholiſchen Religion geſprochene Wort tönte und wiedertönte jetzt unabläſſig vor den Ohren des bösartigen Schwärmers, und war ihm ein Aufruf zur Rache.

Hundert andere Böſewichter würden ſie auf eine minder grauſame Art genommen haben; er aber, ein Fleiſcher, war mit Blutgedanken vertraut. Er verfuhr auch ganz nach der Weiſe ſeiner Handwerksgenoſſen, die das Schlachtvieh erſt binden, dann tödten; und ſo wuchs durch ihn die große Zahl der Mörder, die durch Fleiſcherarbeit den natürlichen Schauer und Abſcheu vor Blut verloren hatten.

Acht Wochen nach der That ward er gerädert. Die Hinrichtung geſchah nicht, wie bei andern Fällen, außerhalb dem Thore, ſondern — um wahrſcheinlich dem Volke ein genugthuendes Schauſpiel zu geben — in der Mitte der Stadt auf einem ungewöhnlich hohen Gerüſte.

Es gehört zwar nicht zu dieſer Geſchichte, doch iſt es merkwürdig, daß ein Sohn des Ermordeten (der als Pfarrer in Güſtrow ſtand) beinahe das traurige Schickſal ſeines Vaters gehabt hätte.

Im Jahr 1761 kam ein Einwohner ſeines Kirchſpiels zu ihm, beklagte ſich, daß er in ſehr bedrängten Umſtänden ſey, und bat um ein Darlehn aus dem ſogenannten Gotteskaſten. Der Pfarrer entſchuldigte ſich, daß er ohne Bewilligung ſeiner Obern darüber nicht ſchalten könne. Dennoch drang Jener immer ſtärker in ihn, und gerieth endlich in eine ſo hoffnungsloſe Verzweifelung, daß er ein

Meſſer aus der Taſche zog und dem Prediger damit einige Stiche verſetzte. Zum Glück waren ſie nicht tödtlich. Der Verwundete flüchtete noch zeitig genug, und der Thäter ward verhaftet.

2.

Es gibt wohl kaum einen peinlichern Zuſtand, als immer Menſchen um ſich zu haben, die ihren Verdruß und Unwillen bei der geringſten Gelegenheit durch hartnäckige Stummheit bezeigen. Dieſe häßliche Untugend des Schmollens veranlaßte vor kurzer Zeit ein ſchauderhaftes Verbrechen.

Ein armer Landmann, der ſich als Spinner und Muſikant kümmerlich nährte, hatte ſich zum zweiten Mal, aber ſehr unglücklich verheirathet. Der unverdiente Haß ſeines ſtörrigen Weibes und der mürriſche Sinn ſeines Schwiegervaters (der bei ihm wohnte und die Unarten der Tochter in Schutz nahm) verbitterten ſein Leben. Sein einziges Kind erſter Ehe, ein Knabe von drei Jahren, war ein Dorn im Auge der Stiefmutter und der unſchuldige Gegenſtand endloſer Zwiſte.

Eines Tages kam der geklagte Mann von einem benachbarten Dorfe zurück, wo er die ganze Nacht, mit Gram im Herzen, zum Tanze froher Menſchen aufgeſpielt hatte. Sein Weib ſah ihn nicht an, als er in die Stube trat; ſein Gruß ward nicht erwiedert. Er fragte nach dem Knaben und erhielt keine Antwort. Die Gefühlloſe hatte ſich um das arme Geſchöpf an dieſem Tage gar nicht bekümmert. Es lag noch jetzt — Vormittags um zehn Uhr — in der Bodenkammer zu Bette.

Er unterdrückte ſeinen Unmuth und holte den Knaben.

Als er zurückkam, fiel ihm ein Topf voll Suppe in die Augen und er fragte: ob ſie für ihn beſtimmt ſey? Die Starrſinnige blieb ſtumm. Er genoß nun, ohne weiter zu zanken, mit dem Kinde die Suppe, die vorſätzlich ſchlecht zubereitet ſchien.

Mittags ſaß das Ehepaar in feindlicher Stille bei einem Gericht Erdäpfel. Die übrig gebliebenen ſchälte das Weib und ſchnitt ſie in einen Tiegel, um ſie zu einer künftigen Mahlzeit zu brauchen. Der Mann — vielleicht in der guten Abſicht, dadurch einen Schritt zur Ausſöhnung zu thun — ſchälte jetzt auch einen Erdapfel. Dieſen aber ſchob die Frau verächtlich von ſich hinweg, und ſchnitt ihn nicht zu den übrigen in den Tiegel. Da ſprach der Arme, mehr im Ton der Wehmuth, als des Zorns: „Iſt und bleibt denn alles Gift, was ich berühre?“ — Die Schmollerin würdigte ihn wieder keiner Antwort, ſondern verließ den Tiſch, und ſetzte ſich vor dem Spiegel eine Haube auf, deren ſie ſich gewöhnlich bei Ausgängen bediente.

Er fragte: „Wohin willſt du?“ und ſie antwortete noch nichts. Ueber dieſen Trotz endlich aufgebracht, ſchlug er ſie mit einem Spinnrocken. Sie ſetzte ſich zur Wehr, rang mit ihm und fiel. Er zertrümmerte nun auf ihrem Rücken einige Töpfe. Sie ſprang empor und floh mit lautem Geſchrei aus dem Hauſe.

Jetzt erwachte plötzlich in ihm, lebhafter als jemals, das volle Gefühl ſeines Elendes.

Fort — ſprach er zu ſich ſelbſt — fort aus dieſer Höhle voll Zwietracht! Die Mißhandlungen meines Weibes und Schwiegervaters ſind nicht auszuhalten. Sie treiben mich in die weite Welt. Aber ach! mein Kind, was wird aus dir? — Soll ich dich in den Händen deiner Feinde laſſen? — Nein, lieber wollt' ich dich vor meinen Augen ſterben ſehen. Ja, der Tod — der Tod iſt eine Wohlthat für dich! —

Von einer unſichtbaren Gewalt (wie er nachher ſelbſt ſagte) zur Thür hinaus und an den Ort gedrängt, wo eine kleine hölzerne Keule lag, ergriff er ſie haſtig und ſchlug damit aus allen Kräften das Kind vor die Bruſt. Es ſtürzte, zuckte und ſtöhnte nach ſeinem Bette. Ihn reute jetzt die ſchreckliche That. Das wimmernde Kind zu ſeinen Füßen verſuchte wieder aufzuſtehen. Er aber — in dem verzweiflungsvollen Gedanken, daß es nun doch nicht mehr zu retten ſey — gab ihm einen zweiten Schlag vor den Kopf. Dann nahm er es, weil es durch Winſeln und Zuckungen immer noch Leben verrieth, unter den Arm, trug es in dieſem fortdauernden Zuſtande die Treppe hinauf, warf ihm einen Strick um den Hals und hängte es an einen Nagel.

Ohne ſich nun weiter umzuſehen, eilt' er in die Wohnſtube zurück, zerſchlug die Fenſter wie ein Raſender und entfloh aus dem Dorfe. Doch ſchon unter dem Thore der nächſten Stadt ward er ergriffen und nach vollendeter Unterſuchung mit dem Tode beſtraft.

3.

Dem Trunkenbold ſtehen alle Pforten des Verderbens offen. Er taumelt vielleicht Jahre lang vorüber; aber endlich kommt eine unglückliche Minute, und er ſtürzt blindlings da oder dort hinein.

Johanne Eleonore Reineckin lebte mit ihrem Gatten in der unfriedlichſten Ehe. Sie hatte gutmüthig ihr geringes, in herrſchaftlichen Dienſten zuſammengeſpartes Vermögen aufgeopfert, um ſeinen Abſchied von der churſächſiſchen reitenden Garde zu bewirken, ihm das Bürgerrecht in Dresden zu verſchaffen und daſelbſt ein Kaffeehaus anzulegen. Er aber war undankbar, nahm ſich der Wirthſchaft nicht an, ſondern verſchwendete durch unmäßigen Trunk, was ſein Weib erwarb.

Nach und nach ergab ſich die Reineckin ſelbſt der Völlerei. Beide zankten und plagten ſich nun faſt täglich im Rauſch. Der gewöhnliche Anfang ihrer Zwiſte war, daß er in einem rauhen, gebieteriſchen Tone Geld zum Trinken forderte und ſie es ihm mit ſpöttiſchen Worten verſagte. Dann drang er mit allerlei Mordwaffen, die ihm gerade zur Hand waren, ſo wild und toll auf ſie ein, daß ſie mehrmals vor Schrecken die fallende Sucht bekam.

Eines Abends kam er in ungewöhnlicher Wuth vom Weinhauſe zurück, ergriff ein Meſſer und ſtürzte damit auf ſie los. Sie entfloh. Er warf ihr das Meſſer nach. Es traf ſie aber nicht, ſondern bohrte ſich in die Thür, die ſie geſchwind hinter ſich zugeſchlagen hatte.

Weniger glücklich entkam ſie in einem ähnlichen Falle. Der Meſſerwurf traf ihren rechten Arm, durchſchnitt bald die Pulsader, und die Verwundete gerieth in Lebensgefahr. Nun ward dem Wütherich bange. Um ihn zu tröſten, verſprach ſie, ſeine Schuld an ihrem wahrſcheinlichen Tode keinem Menſchen zu entdecken.

Oft faßte ſie den klugen Vorſatz, ſich von dieſem Unhold zu trennen. Doch das leicht verſöhnliche Weib ließ ſich immer wieder durch ein freundliches Wort zum Nichtgebrauch der ſchon fertigen Scheidungsklage bewegen.

Unter ſolchen mannigfaltigen und vieljährigen Vorbereitungen erſchien endlich der Tag, der vom Verhängniß beſtimmt war, dieſen häuslichen Kämpfen ein blutiges Ziel zu ſetzen.

Am 29. November 1762 befanden ſich auf dem Reineckiſchen Kaffeehauſe bis nach Mitternacht verſchiedene Gäſte, mit denen beide Wirthsleute in Eintracht und guter Stimmung Bier und Wein durch einander zechten. Die Reineckin ward ſehr betrunken, tummelte ſich in wilder Fröhlichkeit herum, ging die ganze Nacht nicht zu Bette, und unterließ alſo, ihre zerſtreuten Sinne durch den Schlaf wieder in Ordnung zu bringen. Ihr Mann, deſſen feſterer Körper mehr vertragen konnte, war völlig nüchtern geblieben und ſchlafen gegangen.

Am folgenden Tage, früh gegen fünf Uhr, trat er in die Billardsſtube, wo ſeine Frau immer noch im Taumel der Trunkenheit auf einem Stuhle ſaß.

„Nun?“ fuhr er ſie mit Beifügung eines pöbelhaften Schimpfwortes an: „Willſt du noch nicht zu Bette gehn?“ — Sie antwortete ſchnöde, und er ſchlug ſie mit einem Billardſtocke. Die Magd eilte herbei, drängte die Reineckin, um dem Streit ein Ende zu machen, zur Thür hinaus und führte ſie in ein anderes, eine Treppe höher gelegenes Zimmer.

In der eilften Vormittagsſtunde (nachdem indeſſen Mann und Frau Branntwein zu ſich genommen hatten und der Letztern Trunkenheit zu einem ſehr hohen Grad geſtiegen war) rief die Magd die Reineckin herunter, weil ſie etwas im Hausweſen von ihr bedurfte.

In einem engen Stübchen neben der Küche befand ſich Reinecke, der ſogleich, als er ſeine Frau erblickte, den Zank mit ihr erneute. Er forderte nach ſeiner gewöhnlichen Art den Schlüſſel zum Geldſchranke. Sie gab ihm dafür ſpitze Worte. Er rächte ſich durch einen Schlag mit der Ofengabel. Dann griff er zur Feuerzange und prügelte das Weib ſo heftig damit, daß die Zange ſich krumm bog. Die Magd ſprang herzu, entwand ihm die Zange und nahm ſie mit ſich in die Küche. Sie ließ nun die Streitenden allein und bekümmerte ſich nicht, was weiter zwiſchen ihnen vorging.

Nach einigen Minuten ſtürzte die Reineckin aus dem Stübchen durch die Küche die Treppe hinauf. Ungefähr zwei Minuten nachher kam Reinecke in die Küche und verlangte von der Magd in einem ziemlich ruhigen Tone: daß ſie ein Meſſer, welches in ſeinem Rücken unter der Schulter ſteckte, herausziehen ſolle. — „Meine Frau hat mich geſtochen!“ ſprach er, und es waren ſeine letzten Worte; denn kaum hatte die Magd das Meſſer aus der Wunde gezogen und ihn in die Stube zurückgeführt, ſo ſtarb er unter den Händen des herbeigerufenen Wundarztes.

Jetzt kam die Reineckin aus dem zweiten Stockwerk herunter und nahm mit lachender Miene Geld aus dem Schranke. Sie ſah die Magd weinen und ſagte keck: „Was weinſt du? Es iſt gut, daß er todt iſt, er hat mich lange genug gekränkt.“ Sie ging alsdann in die Billardſtube und ſcherzte mit einigen darin ſpielenden Gäſten.

Als ſie hierauf in Verhaft genommen ward, taumelte ſie trunken, und Jeder, der ſich ihr nahte, bemerkte die Dünſte des von ihr im Ueberfluß genoſſenen Branntweins.

Bei der Ankunft am Rathhauſe forderte ſie ein Glas Waſſer und ſprach: „Iſt er todt, ſo iſt er todt. Ich will meine Wirthſchaft übergeben.“ —

Nach Verfluß einer Stunde wollte man ſie verhören; allein man mußte davon abſtehen. Sie war noch ſo wenig nüchtern, daß alle ihre Antworten widerſprechend und undeutlich ausſielen. Doch geſtand ſie ſchon in der Hauptſache, daß ſie ein Meſſer nach ihrem Manne geworfen habe.

Bei dieſer Ausſage blieb ſie am folgenden Tage und in allen übrigen Verhören. Immer läugnete ſie, dem Entleibten das Meſſer in den Rücken geſtoßen zu haben. „Durch Mißhandlungen in Wuth geſetzt,“ ſagte ſie, „warf ich es nach ihm, und weiß nicht einmal, ob es ihn getroffen hat; denn ich lief ſchnell aus der Stube, weil ich befürchtete, daß er mich mit der Holzart, die unter dem Ofen lag, verfolgen würde.“ —

Bei der Beſichtigung des todten Körpers fand ſich eine zwei Zoll tiefe Wunde, die der flüchtige Wurf aus der Hand eines Weibes wohl kaum bewirken konnte.

Es wahr vielmehr wahrſcheinlich, daß Reinecke während der Zeit, als er allein war, ſelbſt an dem Meſſer, um es herauszuziehen, gearbeitet, und es vielleicht, haſtig und ungeſchickt, noch tiefer hineingedrückt hatte. Eben ſo leicht konnte dieß durch Schwanken und Taumeln zwiſchen engen Wänden oder durch irgend einen andern unglücklichen Zufall geſchehen ſeyn; denn ein feſter, bewungsloſer Stand von dem Moment des Wurfs bis zum Gang in die Küche läßt ſich bei einem berauſchten und verwundeten Manne nicht denken.

Die Menſchlichkeit konnte daher wohl fordern, die Vermuthung gelten zu laſſen, daß die anfangs nur leichte Verwundung erſt in der Folge, ohne Mitwirken der Verbrecherin, tödtlich geworren ſey; allein die Unglückliche mußte dennoch nach der Strenge des Rechts mit dem Leben büßen.

Zur Erheiterung folge hier eine kurze Anekdote, die man als einen Beitrag zu Herrn Wagners Erzählungen von Geſpenſtern aus dem Reiche der Wahrheit betrachten kann.

Ungefähr acht oder zehn Jahre nach jener Begebenheit ſah ſich ein Officier, der eben erſt in Dreſden angekommen war, nach einer Wohnung um. Er fand das zweite Stockwerk eines Hauſes (am ſogenannten Jüdenhofe) zum Vermiethen ausgeboten, konnte aber mit der Beſitzerin über den Preis nicht einig werden, und der Handel zerſchlug ſich.

Nach einigen Tagen kam die Wirthin von ſelbſt und erklärte, daß ſie mit dem erbotenen Miethzins zufrieden ſeyn wolle; allein der Officier wies ſie nun ab. Sie trug ihm hierauf die Zimmer um einen noch geringern Preis an. Er bezeigte ſein Befremden darüber und fragte nach der Urſache. „Ich muß Ihnen nur geſtehen,“ ſprach die Frau, „daß dieſes Quartier ein wenig verrufen iſt. Die Meineckin — von der Sie wohl werden gehört haben? — hat ihren Mann darin ermordet, und nun glauben einfältige Leute, daß deſſen Geiſt im Hauſe rumore. Aus dieſer thörichten Furcht hat mir eine Familie, die ſchon förmlich eingemiethet hatte, wieder aufgeſagt; aber **Sie**, Herr Lieutenant, werden ſich gewiß durch dieſe Poſſen nicht abſchrecken laſſen.“

Das war denn auch bei ihm der Fall. Er bezog die berüchtigte Wohnung und bemerkte nicht die geringſte Spur eines Poltergeiſtes.

Doch aufgeſchoben iſt nicht aufgehoben.

Der Officier ging einsmals gegen Mitternacht heim, warf einen Blick hinauf nach ſeinem Quartier und erſtaunte nicht wenig, am Fenſter des Erkers eine weiße

Geſtalt zu erblicken, die ſich wiederholt herausbeugte und ihn zu begrüßen ſchien.

Er ſtand ſtill. Die Geſtalt bückte ſich immer. Er ging langſam näher, und das unbegreifliche Weſen fuhr in ſeiner Höflichkeit fort. Er öffnete nun mit einem leiſen Schauer die Hausthür, eilte die Treppe hinan und fragte ſeinen in der Hinterſtube wohnenden Bedienten, ob ſich Jemand in den vordern Zimmern befinde? Der Bediente hielt dieß für unmöglich, weil er ſie feſt verſchloſſen habe und der Schlüſſel nicht aus ſeinen Händen gekommen ſey.

Der Herr und der Diener gingen nun raſch ins Erkerzimmer und ertappten glücklich den kecken, nicht von ſeiner Stelle weichenden Geiſt. Wer war er? Ein Paar vom Bedienten gewaſchene, und am offenen, luſtigen Fenſter zum Trocknen aufgehangene Handſchuhe.

4.

Ein junger Edelmann, der (nach der Erzählung eines engliſchen Journals) in der Grafſchaft Warwick eine Reiſe zu Pferde machte, ſah ſich unvermuthet mitten in einem Walde von ſeinem gewöhnlichen Begleiter, einem großen Hetzhunde, verlaſſen. Er rief dieſen treuen Gefährten lange vergebens, und ritt endlich unter Locken und Rufen eine halbe Meile zurück. Jetzt antwortete ihm aus der Tiefe des Waldes ein klägliches Geheul, das er für die Stimme ſeines Hundes erkannte. Er pfiff und rief; das Thier kam aber nicht, ſondern winſelte ſtärker.

Der Edelmann folgte dieſem Ton in ein dunkles Gebüſch. Hier ergriff ihn Entſetzen bei dem ſchauervollen Anblick eines ermordeten Mädchens. Der Hund lag neben dem Leichnam und beleckte deſſen bleiches Geſicht. Die Unglückliche war durch Meſſerſtiche getödtet.

Als ſich der Reiſende überzeugt hatte, daß keine Hülfe hier möglich ſey, beſtieg er wieder ſein Pferd, um dieſe Begebenheit im nächſten Orte zu melden.

Aber kaum befand er ſich auf der Heerſtraße, da rannte ſein Hund, der ihm bis dahin willig gefolgt war, plötzlich und unaufhaltſam in den Wald zurück. Nach einigen Minuten ſchrie darin ein Menſch, wie unter Mörderhänden, um Hülfe. Der Edelmann drängte ſich in das Dickicht, aus dem der Angſtruf erſchallte. Hier ſtand der Hund mit fletſchenden Zähnen über einem anſtändig gekleideten Mann, der blutend auf der Erde lag.

Der Hund war ſo ergrimmt, daß er ſich nicht abrufen ließ. Er zeigte bloß durch freundliche Bewegung des Schweifes, daß er die Stimme ſeines Herrn kenne; doch wich er keinen Schritt und fuhr unabläßig fort, nach der Kehle des Unbekannten zu ſchnappen, der ſich dagegen mit zerfleiſchten Armen und Händen zu ſchützen ſuchte. Erſt mit vieler Mühe gelang es dem Herrn des Hundes, ihn durch Liebkoſungen zu beſänftigen.

Dieſes Thier war ſonſt gegen alle Menſchen ſanft und friedlich. Daß es den Fremden ſo grauſam behandelte, fiel dem Reiſenden auf und erregte in ihm Vermuthungen, die er aber nicht äußerte. Er tröſtete vielmehr den verdächtigen Mann, verband ſeine Wunden und lud ihn ein, mit ins nächſte Dorf zu gehen, wo ſeine Heilung beſorgt werden ſolle.

Um ſich des Menſchen, deſſen ſcheuer Blick ein böſes Gewiſſen verrieth, zu verſichern, warnte er ihn ernſtlich, an ſeiner Seite zu bleiben; denn er könne bei der geringſten Entfernung nicht dafür ſtehen, daß ihn der Hund auf der Stelle zerriſſe Dieſe Drohung bewirkte, daß der Fremde geduldig mitging. Seinen Fußſtapfen folgte der Hund und ließ ihn nicht aus den Augen.

Im Wirthshauſe übergab der Reiſende durch einen ſtillen Wink den Fremdling der Wache des Hundes und ging dann fort, unter dem Vorwand, einen Wundarzt zu rufen. Nach kurzer Zeit aber erſchien er mit einem Polizeikommiſſär und deſſen bewaffneten Dienern.

Der Kommiſſär und der Verwundete ſtarrten einander an, und Jener ſagte zum Reiſenden: „Sie ſcherzen wohl, mein Herr, indem Sie dieſen wackern Mann als einen Verbrecher zu verhaften begehren? Ich bürge für ſeine Unſchuld. Er iſt mein Nachbar und Freund.“

„Und wär' er Ihr Bruder (fiel der Edelmann ein), ſo klage ich ihn dennoch des Mordes an, der im nächſten Walde begangen wurde. Weigern Sie ſich alſo nicht länger, ihn gefangen zu nehmen, ſonſt ſind Sie ſein Mitſchuldiger!“ —

Man denke ſich bei dieſem Wortwechſel die Empfindungen des Menſchen, der ihn verurſachte. Er ſchwankte zwiſchen Hoffnung und Furcht, zwiſchen Leben und Tod. Lange ſtritt man über ſein Schickſal, bis endlich der Hund entſchied.

Dieſer beſchnüffelte nämlich ohne Unterlaß eine der Rocktaſchen des Verwundeten, der ſich zu Bette gelegt und ſein Kleid über einen Stuhl gehangen hatte. Der Reiſende, dadurch aufmerkſam gemacht, griff ſchnell in dieſe Taſche und zog ein blutiges Schnupftuch heraus. Der Kommiſſär ſchauderte, ward todtenbleich und rief aus: „O Gott, das Schnupftuch meiner Tochter! Böſewicht, treuloſer Böſewicht, du haſt ſie ermordet!“ — Der Verbrecher geſtand es. Er hatte Abends vorher im Hauſe des Kommiſſärs gehört, daß deſſen Tochter mit Anbruch des Tages über Land gehen und fünfzig Guineen zu einem Gläubiger tragen würde. Gierig nach dieſem Golde, war er dem Mädchen nachgeſchlichen, und hatte das wehrloſe Kind — die Tochter ſeines vertrauteſten Freundes — beraubt und gemordet.

Dieſe Geſchichte begab ſich im Jahr 1750. Der Miſſethäter ward in London mit dem Tode beſtraft.

5.

Ein reiſender Handwerksgeſell ward auf einer Waldſtraße von Räubern überfallen. Sie plünderten ihn rein aus, und ließen ihm dann die ſchreckliche Wahl zwiſchen einem augenblicklichen Tode oder dem Beitritt zu ihrer Rotte. Sein Abſcheu gegen dieſe Vereinigung war groß, doch größer noch die Liebe zum Leben. Er willigte daher in die Kameradſchaft der Räuber, weil er dieſer furchtbaren Horde bald und mit ſchuldloſen Händen zu entrinnen hoffte.

Sie mochten aber ſeine Gedanken entweder errathen, oder war es überhaupt bei ihnen Sitte, jeden neuen Bundesgenoſſen durch den Zwang zu einem Verbrechen an ſich zu feſſeln; kurz, ſie erklärten dem armen Burſchen, daß er zum Probeſtück und Unterpfand ſeiner Treue den erſten vorübergehenden Menſchen ermorden müſſe.

Unglücklicher Weiſe kam in derſelben Minute ein junges, wohlgekleidetes Mädchen die Straße herab. „Stich ſie nieder!“ riefen die alten Böſewichter, und drückten dem zitternden Neuling ein großes Schlachtmeſſer in die Hand. Er bat mit Thränen um Verſchonung. Sie zogen aber ihre Säbel, ſchwangen ſie unter den fürchterlichſten Todesbedrohungen um ſeinen Kopf, und trieben ihn ſo aus dem Dickicht, wo ſie ſich gelagert hatten, auf den Weg hinaus. „Feige Memme!“ ſchimpften ſie ihm nach: „Merke dir die letzten Worte der Dirne, und komme nicht, wenn dir dein Leben lieb iſt, ohne ihren Kopf zurück!“ —

In halb ſinnloſer Verzweiflung ſtieß der unglückliche Jüngling der Armen das Mordmeſſer ins Herz. Sie verſchied zu ſeinen Füßen. Ihr letztes Stammeln waren größten Theils unvernehmliche Töne. Der Mörder verſtand blos die abgebrochenen Worte: „Heut — über — zwanzig Jahr.“ — Was die Unglückliche damit meinte, läßt ſich nicht beſtimmen. Sie bejammerte vielleicht, daß ſie in ihrer frühen Jugend, noch nicht über zwanzig Jahr alt, eines ſo ſchrecklichen Todes ſterben müſſe. Vielleicht ſagte ſie aber auch keine Sylbe von dem, was der betäubte Verbrecher, den das Bewußtſeyn einer Blutſchuld beinahe wahnſinnig machte, zu hören glaubte.

Er kam, wie ihm befohlen war, mit dem abgeſchnittenen Kopfe der Ermordeten ins Lager der Bande zurück. Auf Befragen: was ihm die Sterbende noch vertraut habe? erzählt' er jene Worte, und erklärte ſie als eine Prophezeihung, daß er nach zwanzig Jahren ſeine verdiente Strafe leiden werde. Darüber lachten die rohen Geſellen, und ſchläferten ſo nach und nach die Schlangen ſeines Gewiſſens ein. Doch, mit Abſcheu gegen das Räuberleben erfüllt, entwich er bei der nächſten, günſtigen Gelegenheit, ohne weiter einen Mord auf ſeiner Seele zu haben.

Er ging in ſeine Vaterſtadt zurück, nährte ſich ehrlich, nahm ein Weib und lebte viele Jahre als ein allgemein geſchätzter und geliebter Bürger. Er war glücklicher, als er jemals zu werden gehofft hatte. Das Andenken an die Gemordete ward allmählich bei ihm zu einer flüchtigen

Erſcheinung, die immer ſeltener nur auf Augenblicke ſeine Ruhe ſtörte, und zuletzt ſich ganz verlor.

Aber ſie kam, durch einen an ſich unbedeutenden Zufall herbeigeführt, unerwartet und ſchrecklich wieder.

Eines Tages hatte ſeine Frau zum Mittageſſen einen Kalbskopf bereitet. Die Schüſſel ſtand auf dem Tiſch, eh' er in die Stube trat. Als er dieſes Gericht erblickte, fiel die Erinnerung an den Kopf des ermordeten Mädchens mit ſo zermalmender Kraft auf ſein Herz, daß er mit Grauſen zurückſprang und ohnmächtig niederſtürzte. Sonderbarer Weiſe war es gerade der Tag, an dem er vor zwanzig Jahren gemordet hatte.

Mit Mühe wieder zur Beſinnung gebracht, geſtand er ſeinem Weibe das bisher verſchwiegene Verbrechen, und eröffnete zugleich ſeinen Entſchluß, ſich ſelbſt anzuklagen. Die beſtürzte Frau that die möglichſten Gegenvorſtellungen. Allein fruchtlos waren Bitten und Thränen. Er riß ſich los und ſtellte ſich vor Gericht. Mehrere ſeiner ehemaligen Miträuber, deren Aufenthalt er angab, wurden eingezogen. Sie beſtätigten ſeine Ausſage. Er endete, mit der Todesſtrafe verſchont, ſein Leben im Zuchthauſe.

Schwänke

eines

berühmten Spaßmachers.

Neu erzählt.

Noch in der Mitte dieſes Jahrhunderts war die ſchwänkreiche Lebensbeſchreibung des bekannten Freiherrn von Kyau ein allgemein beliebtes und geleſenes Volksbuch. Wie wär' es, wenn ich einige luſtige Schnurren, die ſich (was man nicht von allen rühmen kann) vor die Ohren ehrbarer Leute bringen laſſen, daraus nacherzählte? — Sie erregten einſt im geſchmackloſeſten Gewande bei unſern Vätern und Großvätern ein baucherſchütterndes Gelächter. Sollte ſich denn die Welt unterdeſſen ſo ganz verändert haben, daß ſie nicht jetzt, etwas neumodiſcher aufgeſtutzt, wenigſtens hier und da noch ein ſtilles Lächeln erobern könnten? — Ich will es verſuchen.

Vorher ein Paar ernſthafte Worte über den ſpaſſigen Mann.

Friedrich Wilhelm von Kyau ward 1654 im Brandenburgiſchen geboren und ſchon in ſeinem ſiebenzehnten Jahre gemeiner Infanteriſt unter den vaterländiſchen Truppen. Als ſolcher ſtritt er in vielen blutigen Gefechten mit den Schweden, beſonders beim Sturm der Feſtung Anclam und bei der fünfmonatlichen Belagerung Stettins. Nachdem er volle zehn Jahre die Flinte getragen hatte, erhielt er eine Unterofficierſtelle und ward nachher auch Fähnrich. Doch im Jahre 1693 bekam er mit einem ſeiner Kameraden Händel und verwundete denſelben im Zweikampf ſo gefährlich, daß er es für rathſam hielt, über die ſächſiſche Gränze zu eilen.

Sein Gegner blieb zwar am Leben, und der Weg ins Vaterland ſtand dem Flüchtling wieder offen; er kehrte jedoch nicht zurück, weil dort kein Glück für ihn blühte.

In Sachſen fand er einen alten Gönner an dem Generalfeldmarſchall von Schöning, durch deſſen Vermittelung er ſofort als Lieutenant angeſtellt ward. Dieſer General hatte vorher ſelbſt in brandenburgiſchen Dienſten geſtanden und ſchon damals unſern Kyau ſehr begünſtiget. Dieß war ſogar die entfernte Urſache des erwähnten Duells; denn es entſtand über den Vorwurf: „Kyau ſey Schönings Hofnarr geweſen.“ —

Im ſächſiſchen Dienſte hob er ſich ſchnell von Stufe zu Stufe empor, und ward endlich Generallieutenant. Er ſagte oft: „Hätt' ich im Brandenburgiſchen nicht tief geſtochen, ſo wär' ich in Sachſen nicht hoch geſtiegen.“ —

Die Art und Weiſe, wie er ſich zum Commandanten des Königſteins ſelbſt beförderte, gehört unter die Rubrik ſeiner Schwänke und ſoll dort erzählt werden. Er nannte dieſe Feſtung (ob ſie gleich bis jetzt noch eine Jungfer iſt) gewöhnlich ſeine Frau; denn er war nie verheirathet, und machte ſich oft über Männer, die von ihren Weibern beherrſcht wurden, ſehr luſtig. „Da lob' ich mich!“ ſprach er: „Ich commandire meine Gemahlin.“ —

Er war ein wohlgewachſener, rüſtiger Mann und von ſo ernſthaftem Anſehen, daß man Scherz und Laune gar nicht bei ihm geſucht hätte. Seine drolligen Einfälle hatten ihn zu einem Lieblinge des Königs gemacht; doch verabſcheute ſein edles Herz alle Hofränke und überhaupt jede Unredlichkeit.

So benahm er ſich unter andern gegen einen Plusmacher, der ein neues Projektchen zur Vermehrung der landesherrlichen Einkünfte ausgebrütet hatte und ihn um Empfehlung bei Hof erſuchte. Denn als er bei genauer Prüfung des Vorſchlags offenbar fand, daß zwar die königliche Kaſſe wohl dabei ſtehen, das ganze Land aber ſeufzen würde, gab er ſogleich die Papiere zurück und ſagte: „Mein Herr, ich kann dieſen Plan nicht unterſtützen; denn ich trage ſelbſt einen im Kopfe, der dem Ihrigen ſchnurſtracks entgegenläuft. Ich will nämlich dem König, zum Heil ſeiner Unterthanen, rathen, alle Landausſauger, Blutigel und Projektmacher, wie Sie, bei mir auf dem Königſtein in die Zucht zu geben.“ —

Er ſtarb 1733, als ein beinahe achtzigjähriger Greis, in den Armen ſeiner großen, ſteinernen Frau, und ward in dem Städtchen, das zu ihren Füßen liegt, begraben.

Auswahl ſeiner Schwänke.

1.

Er zog einſt in einer fröhlichen Geſellſchaft das ſchöne Geſchlecht ziemlich unſanft durch ſeine Witzhechel. Hierüber entrüſtete ſich eine gegenwärtige Dame, die ſich immer gern etwas amazoniſch betrug, ſo gewaltig, daß ſie ihn ſtracks auf Piſtolen herausforderte.

Man lachte anfangs über dieſen vermeintlichen Scherz; dieß brachte jedoch die zürnende Heldin noch tiefer in den Harniſch. Sie betheuerte: „Der verlangte Zweikampf ſey ihr vollkommener Ernſt, und ſie würde den Beleidiger ihres Geſchlechts für eine feige Memme halten, wenn er ſich nicht des folgenden Tages an einem gewiſſen Orte vor der Stadt einſtellte.“

Um das unangenehme Sumſen dieſer wilden Hummel vor der Hand zum Schweigen zu bringen, erklärte ſich endlich Kyau, daß er zuverläſſig erſcheinen werde.

Die Amazone hatte ſich zeitig mit zwei oder drei männlichen Begleitern an den beſtimmten Platz begeben. Später kam Kyau, in einen Mantel gehüllt.

„Wo ſind Ihre Piſtolen?“ rief ſie ihm ungeduldig entgegen.

„Ich komme waffenlos, meine Gnädige, um einen ſüßen Tod von Ihrer ſchönen Hand zu ſterben.“ —

„Nichts von Schmeichelei! Haben Sie wirklich keine Piſtolen mitgebracht?“ —

„In der That nicht.“ —

„Nun, ſo theilen wir die meinigen. Wählen Sie!“

Mit dieſen Worten reichte ſie ihm zwei Gewehre hin. Anſtatt aber darnach zu greifen, zog der Schalk einen fürchterlich großen Fuchsſchwanz unter dem Mantel hervor und ſchlug damit die Dame ſo derb auf die Hand, daß ſie plötzlich vor Ueberraſchung beide Pufferchen fallen ließ.

Der Umſtehenden ſchmetterndes Gelächter übertäubte den Schwall ihrer Schimpfreden, und man fiel ihr zugleich in den Arm, weil ſie haſtig ein Piſtol wieder aufhob und im Ernſt Miene machte, es gegen ihren Feind abzudrücken. So überwältigt, ließ ſie ſich endlich beruhigen und verſöhnen.

2.

Bei Gelegenheit einer Luſtreiſe hielt ſich unſer Baron in einer Stadt, die ihm gefiel, einige Wochen auf und lebte herrlich und in Freuden. Doch, da er am Ende die Rechnung des Gaſtwirths empfing, verwandelte ſich ſein Lachen in Trauern; denn er fand mit Schrecken, daß ſie den Beſtand ſeiner bei ſich habenden Kaſſe weit überſtieg. Er bat daher, ihm auf kurze Zeit gegen einen Schuldſchein Kredit zu geben.

Der Wirth ſprach aber: „Nein!“ und ſchloß geſchwind das Thor ſeines Hauſes zu, weil die Pferde des Reiſenden ſchon geſattelt im Hofe ſtanden.

„Nun gut,“ ſagte Kyau kaltblütig: „ſo bleib' ich denn hier, bis ich Geld bekomme.“ —

Als die Pferde wieder in den Stall gezogen waren, hielt er mit ſeinem Reitknechte, der ein pfiffiger Burſche war, einen Zweiſprach unter vier Augen, und legte ſich hierauf Abends zeitig zu Bette.

Indeſſen ſchmauchte noch ſein Reiſiger mit dem Wirth (einem abergläubigen Einfaltspinſel des vorigen Jahrhunderts) ein vertrauliches Pfeifchen und ſprach endlich, nachdem er vorher ſorgfältig die Thür verriegelt und ſich in allen Winkeln nach Horchern umgeſehen hatte, mit geheimnißvollem Geſicht zu ihm: „Ich bin ſein Freund, Herr Wirth, und ſag' ihm alſo aufrichtig, daß er gar nicht wohl gethan hat, meinem Herrn die gebetene Gefälligkeit abzuſchlagen.“ —

„Warum? Ich laſſe durchaus keinen Gaſt ohne Bezahlung fort.“ —

„Ja, das geht wohl bei gewöhnlichen Menſchen an; aber —“

„Nun, was denn aber? — Iſt ſein Herr ein ungewöhnlicher Menſch?“ —

„Ach! Schier möcht' ich das glauben.“ —

„Wie? was? Red' er doch!“ —

Der Reitknecht ſprang ſchnell vom Stuhl auf, drückte den Thürriegel feſter, ging nochmals rund herum auf die Lauſcherjagd, kam ſeufzend an ſeinen Ort zurück und ſetzte mit dem Wirth, deſſen Augen ſtarrten und deſſen Mundflügel weit offen ſtanden, das Geſpräch alſo fort:

„Ach, lieber Freund, ich bin ein unglücklicher Menſch! Jeden Abend, wenn ich mich zu Bett lege, dank' ich dem Himmel für die Beſchützung meines Lebens; denn ich muß von dem, der ſich meinen Herrn nennt, täglich und ſtündlich befürchten, daß er mir einmal wie einer Taube den Hals umdreht.“ —

„Iſt er ſo ein Wüthrich? Wer ſäh' ihm das an?“

„Er gibt ſich für einen Officier aus; das mag er wohl aber in der That ſo wenig ſeyn, als die Schlang' im Paradieſe eine wirkliche Schlange war. Ich habe ſo ſchreckliche Dinge von ihm geſehn, daß ſich alle meine Haare wie Igelsſtacheln emporſträubten.“ —

Des Wirths Troddelmütze fing an, ſich zu heben.

„O wie manchen ehrlichen Gaſtwirth (denn dieſem Schlag von Menſchen iſt er gar nicht grün) hat er ſchon in jene Welt befördert! Ich will nur ein einziges Beiſpiel anführen. Vor ungefähr einem Jahre hielt er ſich auch etwas lang in einem Gaſthof auf und wollte bei der Abreiſe die Zeche im Contobuche ſtehen laſſen. Er hatte damals alle Taſchen voll Geld und that es blos, um die Höflichkeit des Wirths zu prüfen. Dieſer war jedoch ein Grobian und macht' es uns eben ſo, wie er, mein Lieber! Das bekam ihm aber ſehr übel; denn am andern Morgen lag er mauſetodt im Bette, und die Zunge hing ihm weit aus dem Mund heraus. Mein ſchrecklicher Herr warf eine Hand voll Dukaten auf die Leiche, und wir ſprengten von dannen.“ —

„Gott ſey mir gnädig!“ —

„Bisweilen hat er wirklich kein Geld, wie das wohl auch heute der Fall iſt; ehe man ſich's aber verſieht, kommt ein Rabe durch's Fenſter geflogen, oder ein kohlpechſchwarzer Kater ſetzt ſich auf ſeine Achſel, und dann iſt er auf einmal wieder ſo reich, wie der große Mogul. Wen er aber mit ſolchem Gelde bezahlt, der wird übel bezahlt. Das geringſte Unglück iſt, daß es ſich gleich nach dem Empfang in Kohlen und Aſche verwandelt. Dieſe

Nacht wird er gewiß einen ſeiner ſchwarzen Zahlmeiſter zu ſich kommen laſſen und morgen die Rechnung berichtigen wollen: ich rath' ihm aber, mein Lieber, als ein wahrer guter Freund —“

„Der Himmel bewahre mich! Ich mag keinen Pfennig. Wäre nur der Unhold ſchon aus meinem Hauſe. Ich bitte, bitte, weck' er ihn, ſag' er ihm —“

„Nein, Herr, da iſt mir mein Genick zu lieb; denn das bräch' er mir wie einen Pfeifenſtiel, wenn ich ihn im Schlaf oder in ſeiner Geldmäkelei mit Raben und Katzen ſtörte.“ —

„Was ſoll ich aber in aller Welt anfangen?“ —

„Jetzt ruhig, und morgen, wenn die Rechnung wieder zur Sprache kommt, fein höflich ſeyn. Das iſt der beſte Rath, den ich ihm geben kann, und ſo wird auch alles recht gut gehen. Schlaf' er wohl!“ —

Kraus Diener wollte jetzt ſein Bett ſuchen; allein der Wirth, den die Furcht auf ſeinem Stuhl angenagelt hatte, hielt ihn flehend mit beiden Händen zurück, und verſprach ihm einen Speciesthaler und eine Flaſche Wein, wenn er dieſe Nacht über bei ihm bliebe. Der Schalksknecht ließ ſich das unter der Bedingung gefallen, daß dieſes doppelte Verſprechen auf der Stelle erfüllt würde.

Das Geld ward augenblicklich erlegt, weil es ohne die geringſte Bewegung vom Platze nur aus dem Beutel genommen werden durfte; die Herbeiſchaffung des Weins aber war mit größern Schwierigkeiten verbunden. Er mußte erſt aus dem Keller geholt werden, und der Wirth, der dieſen Umſtand nicht überlegt hatte, erklärte, daß ihn ſechs Pferde dahin nicht bringen ſollten. Er erbot ſich, den dreifachen Werth der verſprochenen Flaſche baar zu bezahlen; allein der Reitknecht, dem die Angſt des haſenherzigen Mannes Spaß machte, beſtand unerbittlich auf der Naturallieferung, und drohte, wenn ſolche nicht ohne den mindeſten Aufſchub erfolge, ſofort in ſeine Kammer zu eilen und die Thür hinter ſich zu verriegeln.

Sie wurden endlich einig, die furchtbare Kellerreiſe in Geſellſchaft zu machen. Der zitternde Gaſthalter klammerte ſich feſt an den ſchelmiſchen Roßbuben, und kroch faſt in ihn hinein, als der luſtige Baron, der in ſeinem nicht weit entfernten Zimmer das abſichtlich laute Mutheinſprechen ſeines Dieners hörte, zu wiederholten Malen durch's Schlüſſelloch: „Miau!“ ſchrie. Dieſer natürlich nachgeahmte Katzenſeufzer überzeugte den ſchwachen Tropf nun völlig, daß die Geldmieze gegenwärtig und ſein Gaſt der leibhaftige Teufel oder wenigſtens ein Bundesgenoſſe deſſelben ſey.

Die Flaſche ward unter wechſelſeitiger Erzählung ſchauerlicher Geſpenſterſagen ausgeſtochen. Indeſſen graute der Morgen, und der Wirth trieb und drängte den Reitknecht, ſeine Roſſe zu füttern, damit der Abzug des verdächtigen Fremden ſobald als möglich erfolgen könnte. Immer noch bei hellem Tage zitternd, wich er auch im Stalle ſeinem Schutzengel nicht von der Seite.

Endlich flog Kyaus Stubenthür krachend auf, und er rief mit donnernder Stimme: „Hollah, Jakob, die Pferd' aus dem Stall und den ſchlingelhaften Wirth herauf, damit ich Rechnung mit ihm halte!“ —

Der arme Gauch, der ſein Löbchen ſo preiſen hörte, bebte vor Angſt wie das Laub der Zitterpappel, und klammerte ſich mit beiden Händen an die Stallthür, weil ihn der ſchadenfrohe Jakob durchaus die Treppe hinaufſchleppen wollte. Endlich ließ er ſich doch bis an die unterſte Stufe bugſiren. Hier fiel er auf die Knie, faltete ſeine

Hände wie ein reuiger Sünder und ſtammelte: „Ihr Gnaden, Ihr Excellenz, verzeihen Sie meine geſtrige Grobheit! Ich war betrunken — ich war von Sinnen. Um meine Schuld abzubüßen, bitte ich mir zur Gnade aus, an das bischen Rechnung nicht weiter zu denken. Ich bin tauſendfach bezahlt durch die Ehre, daß ein ſo großer Herr in meinem Hüttchen eingekehrt iſt. Reiſen Sie, Ihr Excellenz, reiſen Sie glücklich!“ —

Die vermeinte Höllen-Excellenz unterdrückte den heftigſten Drang zum Lachen und rief ernſthaft herunter: „Narr, komm' er doch! Ich habe ſo viel Geld, daß ich ihm Haus und Hof abkaufen konnte.“ — Allein wer nicht kam, war der fliehende Gaſtgeber, der ſich nun in dem heimlichſten Schlupfwinkel ſeines Hauſes ſo lange verbarg, bis er die fremden Roſſe zum Thor hinaustraben hörte.

Er ließ ſich auch lange von Niemand ausreden, den berüchtigten Ziegenfüßler beherbergt zu haben. Erſt dann, als ihm Kyau ſeine Schuld überſandte, und die Münzen ſich natürlich nicht in Aſche verwandelten, fing er nach und nach ſelbſt an zu glauben, daß er vom Herrn und vom Diener geäfft worden ſey.

3.

Da dieſe Teufelspoſſe dem Baron ſo gut geglückt war, fiel es ihm kurz nachher in einem andern Städtchen wieder ein, ſie noch einmal zu ſpielen. Der Gaſtwirth bei dem er dort hauſte, war ein grober Dickwanſt, der weit und breit im Geruch der Prellerei ſtand. Ueberdieß hatte Kyau wieder flott gelebt, und er befürchtete daher aus doppeltem Grunde, ganz nackt und kahl gerupft zu werden.

Dem ſollte und wollte nun Jakobs Genie vorbeugen.

Er zog alſo Abends vor der beſchloſſenen Abreiſe den Wirth auf die Seite und gab ihm einen freundſchaftlichen Wink, die Rechnung für ſeinen Herrn ja nicht mit doppelter Kreide zu ſchreiben, weil ein ſolches Beginnen ſchon mehreren Wirthen den Hals gekoſtet habe. Nach dieſer Warnung überſchwemmte er die Ohren des Rundbauchs mit einem Strome von Mährchen, die alle dahinaus liefen, daß ſein Herr entweder der Höllenfürſt ſelbſt oder doch wenigſtens einer ſeiner gehörnten und geſchwänzten Hofcavaliers ſey, der in menſchlicher Geſtalt herumziehe wie ein brüllender Löwe, und ſuche, welchen doppelt ſchreibenden Gaſtwirth er verſchlinge.

Zum Unglück aber war der Mann, den Jäkel in's Bockshorn jagen wollte, nicht nur ein ſtarker Körper, ſondern auch ein ſtarker Geiſt. Dafür galt er wenigſtens in ſeinem Städtlein, weil er bei jeder Gelegenheit, um ſich das Anſehen eines Philoſophen zu geben, den Geſpenſterglauben ſeiner ehrſamen Mitbürger verhöhnte. Er fürchtete ſich übrigens im Dunkeln ſo gut als jeder Andere, und oft ſogar vor ſeinem eigenen Schatten. Doch jetzt lachte er wirklich aus ſeines Herzens Grunde dem Reitknecht in's Angeſicht; denn er durchſchaute die ökonomiſche Abſicht ſeiner Dichtungen, und der jovialiſche Kyau ſah ihm auch gar nicht wie ein Kind der Finſterniß aus.

Er ließ ſich daher in ſeiner gewöhnlichen Rechnungsweiſe nicht irren, und entwarf zum Trotz, und um ſeine Starkgeiſterei zu bewähren, ein ſo fürchterliches Laus-Deo, daß Jakob und ſein Gebieter höchlich darüber erſtaunten.

Sie hielten Rath und beſchloſſen, ohne Handel und Wortſtreit den Zettel zwar zu bezahlen, deſſen unverſchämten Verfaſſer aber einen empfindlichen Schabernack zu thun. Zu dieſem Behuf glühte Kyau, als ſeine Pferde gezäumt waren, einen harten Thaler auf Kohlen, und drückt' ihn ſo heiß, daß er beinah einen dicken, wildsledernen Handſchuh durchbrannte, dem herbeigerufenen Gaſthalter mit den Worten in die Hand: „Hier nehmt, was euch gebührt!" —

Das Tätzchen des ſtarken Geiſtes empfand kaum die hölliſche Glut, ſo ward er auf einmal kinderſchwach. Er ſchnitt ein jämmerliches Fratzengeſicht, warf die Münze zur Erde, ſtürzte Hals über Kopf aus dem Zimmer und ſchrie wie ein Waldeſel: „Flieht, ihr Leute flieht! Der Teufel iſt da!" —

Kyau hatte bereits den völligen Betrag der Rechnung auf dem Tiſch aufgezählt, und eilte nun zu ſeinem Pferde. Sein Weg dahin glich dem einſamen Gang durch ein Todtengewölbe; denn alles war geflohn. Er rief laut nach Wirth und Wirthin, Küper und Hausknecht; ſie ſchenkten ihm aber ſammt und ſonders den Abſchied. Er hatte jedoch, wie er nachher mit Vergnügen erfuhr, dem ſtarken Geiſte wirklich ſo viel Lebensbeſſerung eingeſengt und gebrannt, daß ſeine Kreide von nun an nur einfach ſchrieb.

4.

Kyau und einige andere Offiziers machten einen Ausflug auf's Land, um einen kargen Edelmann heimzuſuchen, der für's Leben gern bei ſeinen Stadtfreunden ſchmaußte, ohne jemals an die geringſte Gegenbewirthung zu denken. Als ſie unangemeldet in den Burghof dieſes geizigen Ritters hineinſprengten, fuhr er ſchnell mit dem Kopf zum Fenſter heraus, und noch ſchneller wieder zurück. Sie bemerkten das, und ſtiefelten deſto raſcher die Treppe hinauf. Doch ſchon auf der Mitte derſelben ſtellte ſich ihnen ein

Bedienter in den Weg, der mit herzlichem Bedauern verſicherte: „Sein Herr ſey nicht zu Hauſe.“ —

„Hat ſein Herr mehr als einen Kopf?“ — fragte Kyau.

Der Bediente lächelte verlegen und ſagte: „Er wiſſe nur von Einem.“ —

„Oder nimmt er den bisweilen nicht mit, wenn er ausgeht?“ —

Der Diener grinste und blieb die Antwort ſchuldig.

„Nun eins von beiden muß ſeyn. Wir ſahn einen Kopf, der ſeinem Herrn gehörte, mit unſern geſunden Augen am Fenſter. Kommt, Brüder, laßt uns das Ding unterſuchen!“ —

Sie rückten nun, ohne ſich durch den ausgeſchickten Plänkler abhalten zu laſſen, weiter vor und mit ſtarken Schritten in des Edelmanns Zimmer, das ſeine ängſtliche Eilfertigkeit zu verriegeln vergeſſen hatte. Es war leer; doch hörten ſie eine Thür, die innerhalb weiter führte, zuwerfen. Huſch hinter drein. Wieder ein ödes Gemach, und wieder eine zugeſchlagene Thür. Auch hier wollten ſie durch; aber Schloß und Riegel hielten ſie auf.

Hollah! riefen ſie und donnerten an. Niemand rührte ſich. Sie donnerten wieder und horchten. Alles blieb todtenſtill. So forderten ſie wohl eine Viertelſtunde lang die Feſtung vergebens auf, und beſchloſſen endlich, ſie mit Sturm einzunehmen.

Ein Paar tüchtige Fußſtöße öffneten ihnen jetzt ein Speiſegewölbe, wo ſie zwar allerlei todte Thiere, aber keinen lebendigen Menſchen erblickten. Unter den aufgehangenen Leichen zeichnete ſich beſonders ein friſch geſchlachtetes Schwein aus, das ihnen den Rücken zukehrte. Sie bewunderten deſſen außerordentliche Größe, beſahen es von allen Seiten, und entdeckten endlich mit Erſtaunen in ſeinem Bauche — den Mann, den ſie ſuchten.

Er ſchimpfte gewaltig, als ſie ihn unter lautem Jubel aus ſeiner blutigen Höhle hervorzogen. „Gott bewahr' uns,“ ſagt' er unter andern: „Gott bewahr' uns vor euch Soldaten! Ihr ſchont weder Alt noch Jung!“ —

„Ja, Freundchen,“ fiel Kyau ein: „davon kannſt du ein Liedchen ſingen. Denn du haſt freilich jetzt ſelbſt erfahren, daß wir das Kind im Mutterleibe nicht verſchonen.“

5.

In Auerbachs Hofe zu Leipzig umzingelten einige luſtige Damen den Baron und verlangten von ihm eine Meſſe. Er log ſich mit dem Vorgeben dringender Geſchäfte aus ihrem Zirkel, mußte jedoch verſprechen, des folgenden Tages wieder zu kommen.

Allein er kam nicht. Deſto richtiger hatten ſich die Damen eingeſtellt. Sie warteten lange mit Ungeduld. Endlich ſchickten ſie ſogar (weil ſie über das Kapitel von Geſchenken eben nicht delikat dachten) in ſeine Wohnung und ließen ihn vorladen.

Vom Kopf bis zum Fuß eingemantelt, erſchien er erſt nach der dritten Sendung. Die Damen empfingen ihn mit Händeklatſchen, und zeigten ihm allerlei ausgewählte Bijouterien, die er für ſie bezahlen ſollte.

„Wie wär' ich das im Stande?“ rief er: „Ich bin ein armer, nackender Menſch!“ —

Mit dieſen Worten wollt' er entweichen. Zwanzig zarte Händchen erhaſchten ihn aber beim Mantel. Geſchwind ließ er, wie weiland Joſeph, den Mantel fahren und ſtand — o Schrecken! — mit nacktem Oberleibe da.

Die Damen entflohn mit gellendem Geſchrei. Er aber zog gemächlich den Mantel wieder über die Schultern und ging ſeinen Weg.

6.

Als er noch Fähnrich in brandenburgiſchen Dienſten war, ſtellt' er ſich drei Mal todt.

Ein Mal in Berlin, um des Andringens einer großen Schaar von Gläubigern los zu werden. Ein reicher Mann, der ihm wohl wollte, erfuhr den Schwank und bezahlte für ihn.

Das zweite Mal belauſcht' er hinter der Todtenmaske ſeine Geliebte.

Er hatte damals ſein Quartier in einem Landſtädtchen, und verliebte ſich aus langer Weile in die Tochter ſeines Wirths, der ein bemittelter Mann war. Das Mädchen empfindelte, wie eine Romanenheldin, und ſprach in vertraulichen Schäferſtunden von nichts, als ewiger Liebe und Treue. Der Baron war jedoch nicht leichtgläubig, ſondern beſchloß, dieſe eiſenfeſte Zärtlichkeit zu prüfen, ehe er ſich dadurch zum Traualtar locken ließe.

Einer ſeiner Kameraden hatte gleichfalls ein Auge auf das Mädchen. „Bruderherz,“ ſagte Kyau zu ihm: „was quälen wir uns lange mit Nebenbuhlerei? Ich trete dir Amalien ab, wenn ſie dich mehr liebt, als mich. Um das zu erfahren, will ich auf ein Paar Stunden den Todten ſpielen. Verſuche du dann in der Nähe meiner angeblichen Leiche dein Heil! Bediene dich aller möglichen Ueberredungskünſte, und ſage mir ſogar Böſes nach, ſo viel du willſt! Gibt Malchen deinen Schmeicheleien auf der

Stelle Gehör, ſo mag ich nichts mehr von ihr wiſſen, und du biſt künftig Hahn im Korbe.“ —

Dieſer Abrede gemäß, ward Kvau plötzlich krank und immer kränker. Er benahm ſich dabei als ein ſo geſchickter Komödiant, daß er nicht allein Malchen und ihre Eltern, ſondern ſogar den Arzt täuſchte. Nachdem er einige Tage das Bett gehütet hatte, weckte ſein Jakob eines Morgens das Haus mit der Trauerklage: „Mein Herr iſt todt!“ —

Die ganze Familie gerieth in Beſtürzung. Der Wirth wollte den Abgeſchiedenen ſehn. Dieß mußte der ſchlaue Diener verhindern, damit nicht der Betrug entdeckt wurde. Er lief alſo, nachdem er die Stube feſt verſchloſſen hatte, unter dem Vorwand ſchleuniger Verrichtungen ſtracks aus dem Hauſe, und kam nicht eher zurück, als bis der Wirth in ſeinen täglichen Berufsgeſchäften ausgegangen war.

Von Malchen war nichts zu befürchten; denn man wußte ſchon, daß ſie einen unüberwindlichen Abſcheu vor Leichen hatte. Sie machte auch wirklich bei ihrem Geliebten keine Ausnahme, ſondern ließ es dabei bewenden, in einem Nebenzimmer zu ſchluchzen und zu ſtöhnen.

Ihre Thränen waren eben im ſchönſten Fluſſe, als Kvaus Mitbuhler zu ihr herein trat und ein Magazin von Troſtgründen auskramte. Sie bewirkten aber in der erſten Viertelſtunde bei der ſchönen Trauernden ſo wenig, daß ſie vielmehr immer lauter klagte. Das tönte dem Scheintodten (der kaum zehn Schritte davon, der offenen Thür gegenüber, mit einem Tuche bedeckt lag) ſüß und lieblich ins Ohr, und er hatte die beſte Hoffnung, daß es in dieſem Tone fortgehen werde.

Dieß geſchah aber nicht. Sein zur Falſchheit bevollmächtigter Freund fing nach und nach an zu äußern: „Der Verſtorbene ſey zwar eine ganz ehrliche Haut, aber ein lockerer Geſell und armer Teufel geweſen, und Malchen würde daher ſchwerlich mit ihm glücklich geworden ſeyn." — Das Mädchen widerſprach zwar; doch für den Horcher unter der Leinwand nicht lebhaft genug.

Der Tröſter fuhr fort: „Die Welt ſey ja mit Kyau nicht ausgeſtorben; es lebten noch Tauſende, die ſich in jedem Betracht mit ihm meſſen könnten, und es für ihr höchſtes Glück achten würden, einem ſolchen Engel, wie Malchen, Hand und Herz anbieten zu dürfen." — Die Betrübte ſchien den letztern Umſtand ſelbſt für ausgemacht zu halten; denn ſie lehnte dieſe Schmeichelei mit keinem Wörtchen ab, ſondern ſtieß blos ein kleines ſchmachtendes Seufzerchen aus, und dem armen Kyau zugleich damit einen Dolch in den Buſen.

Der junge Herr rückte nun ſeinem Ziele näher und verſicherte: „Die Hand der Freundſchaft habe blos bis jetzt ihm den Mund verſchloſſen, er hätte ſonſt längſt ein Geſtändniß ſeiner feurigen Liebe gewagt." — Mit dieſen Worten warf er ſich auf die Knie und girrte wie ein Tauber. Das Täubchen wies ſeine Huldigung nicht zurück, ſondern hob ihn freundlich empor. Es wurden zärtliche Wörtchen, und endlich ſogar Küſſe gewechſelt, wovon einer ſo laut und vernehmlich war, daß Kyau wirklich todt ſeyn mußte, wenn er ihn nicht hören ſollte.

Dieſer lärmende Kuß mochte wahrſcheinlich ein verabredeter Judaskuß ſeyn; denn Kyau richtete ſich jetzt ſchnell empor und ſtand mit drei Sprüngen vor Amalien. Sie fiel in Ohnmacht, und hörte die Vorwürfe nicht, womit er ſie aus vollem Herzen, und ſeinen Freund zum Schein überhäufte. Er hob von nun an alle Verbindung mit dem unbeſtändigen Mädchen auf, und traute ſeit dieſer

Zeit dem ſchönen Geſchlecht im Punkt der Treue nicht mehr über den Weg. —

Bald nachher ward er in ein anderes Städtchen einquartiert, und machte dort aus lieber langer Weile ſeinen dritten Spaziergang ins Reich der Todten.

Sein treuer Schwankgehülfe Jakob bracht' es dießmal durch unzählige Pfiffe und Kniffe ſo weit, daß man im ganzen Städtlein, das größtentheils Abderiten bewohnten, ſeinen Herrn für todt hielt und die ernſthafteſten Anſtalten zum Begräbniß machte.

Die Geiſtlichen des Orts begleiteten unter dem Chorgeſang der Schüler die angebliche Leiche zur Gruft, und der Kirchhof war mit neugierigen Zuſchauern angefüllt. Indem man aber den Sarg hinabgeſenkt und der Todtengräber eine Schaufel voll Erde darauf geworfen hatte, ſtieß Kyau mit Ungeſtüm den Deckel auf und ſprang wie ein Eichbörnchen aus dem Grabe.

Der Paſtor, der eben den Segen ſprechen wollte, rannte vor Schrecken den Cantor über den Haufen. Dieſer raffte ſich, trotz ſeiner ſchwerfälligen Corpulenz, blitzſchnell wieder auf und warf fliehend, gleich einer gewaltigen Boßkugel, die alle Neune ſtürzt, die ganze erſte Klaſſe zu Boden. Die fallenden Primaner ſchlugen die Secundaner nieder, und ſo purzelte ſchichtweis die ganze löbliche Schule, wie die Wände eines umgeblaſenen Kartenhäuschens, übereinander. Ein buntes Quodlibet von Hüten und Mänteln, Perücken und Büchern lag umher. Die ſchwarzen Männer und Männerchen nahmen ſich aber keine Zeit, ihre Habſeligkeiten aufzuheben, ſondern keuchten unaufhaltſam nach dem Thore des Kirchhofs zu, und richteten unter dem gedrängten Klumpen der Zuſchauer eine eben ſo poſſierliche Niederlage an, als ſie vorher ſelbſt erlitten hatten.

Der Wiederauferſtandene, der ein gewöhnliches Todtenhemd trug, verfolgte den fliehenden Haufen, und jagte ihn, wie der Herbſtſturm raſchelnde Blätter, vor ſich her. Niemand unterſtand ſich, ihn anzureden, und er ſelbſt blieb eben ſo ſtumm. Endlich wagbalste doch der Todtengräber, ihm mit bebender Hand die Schaufel vorzuhalten und zu fragen: „Biſt du ein guter oder ein böſer Geiſt?“ —

Kyau ſchlug ein helles Gelächter auf und antwortete: „Ich habe gar nicht die Ehre, ein Geiſt zu ſeyn, ſondern bin ein lebendiger, vollkommen geſunder Fähnrich. Sagt mir nur, was ihr mit mir vorhabt? Ich glaube gar, ihr wollt mich begraben?“ —

Das konnte der ſtaunende Todtenbettmeiſter nicht läugnen.

„Wie?“ fuhr Jener fort zu ſchmälen: „Mich begraben? Unerhört! Entſetzlich! So verfahrt ihr mit ehrlichen Leuten, die das Unglück haben, ein Paar Tage oder Stunden im Hinbrüten zu liegen? Wartet, ihr dummes Volk, das ſoll euch theuer zu ſtehen kommen!“ —

Während dieſes Wortwechſels hatte die Schaar der Flüchtlinge in einiger Entfernung Halt gemacht, und reckte neugierig, wie die Gänſe beim Wetterleuchten, die Hälſe hoch empor. Der Todtengräber eilte jetzt herbei, drängte ſich bis in den Mittelpunkt, wo einige Rathsglieder ſtanden, und erzählte die ſeltſame Mähr. Die ehrwürdigen Väter der Stadt ſahen ſich mit langen Geſichtern an; denn ſie erkannten auf der Stelle mit Beſtürzung, daß man das Begräbniß übereilt und dadurch die landesherrlichen Verordnungen übertreten habe. Es ward ihnen bange, der Ertodte möchte Lärm blaſen und ihnen ein Notabene von oben herab zuziehen; deßwegen beſchloßen ſie, ihm ein Sühnopfer zu bringen, und noch dieſen Abend zu ſeinen Ehren, — wenn auch gleich der bevorſtehende

Bankrott der Stadtkaſſe dadurch beſchleuniget würde, — einen Schmaus anzuſtellen.

Nach dieſer gefaßten Entſchließung gingen Ihro Weisheiten dem Schalk im Sterbekittel entgegen, entſchuldigten den unangenehmen Vorfall und erbaten ſich ſeine Gegenwart beim decretirten Gaſtmahle. Er nahm die Einladung an, und unterhielt über der Tafel die werthe Geſellſchaft mit der Beſchreibung einer abenteuerlichen Reiſe, die ſeine Seele unter der Zeit, als ſein Körper ſtarr und fühllos geweſen ſey, gemacht haben ſollte. Dabei ſprach er der Flaſche ſo fleißig zu, und war ſo luſtig und ſcherzhaft, daß ein unvernagelter Kopf ihn gewiß nicht für einen, erſt vor wenigen Stunden erwachten Hinbrüter gehalten, ſondern den Poſſen gemerkt hätte. Doch unſere abderitiſchen Senatoren ahneten keinesweges, daß ſie genarrt wurden, ſondern freuten ſich höchlich über die glückliche Beilegung der Sache, und ſchwankten mit einem Räuſchchen zufrieden nach Hauſe.

Die guten Herren hatten jedoch einen nutzloſen Griff in ihre Kaſſe gethan; denn ſie entgingen dadurch der befürchteten Rüge ihres Polizeifehlers nicht, ſondern erhielten bald nachher, da die Sache ruchbar geworden war, eine Naſe von der größten Sorte, in ein gnädigſtes Reſcript eingepackt. Es waren aber auch zugleich gutdenkende Leutchen aufgetreten, die Kraus dreimalige Auferſtehung von den Todten mit ſo gehäſſigen Farben bei Hofe geſchildert hatten, daß er mit Feſtungsarreſt in Spandau dafür beſtraft ward.

7.

Die Geſchichte ſeiner Beförderung zum Commandanten der Feſtung Königſtein mag hier die Reihe ſeiner Schwänke beſchließen.

Die erwähnte Stelle war im Jahr 1715 erlediget worden und es bewarben ſich Viele darum. Kyau hatte jedoch von guter Hand geheime Hoffnung, allen übrigen Kandidaten vorgezogen zu werden. Da dieß aber eine geraume Zeit unentſchieden blieb, ward ihm endlich bange, daß ihm ein Anderer den Rang ablaufen möchte. Er ſann deßhalb auf Mittel, die Langſamkeit der königlichen Entſchließung zu beflügeln.

Eines Tages ſaß er ſtumm und traurig an der Tafel des Königs, der ſeine Mißlaune bemerkte und die Urſache derſelben wiſſen wollte. Kyau antwortete: „Der Kobold, der in ſeinem Herzen rumore, ſey ein unbefriedigter Wunſch.“ —

Dieſes Wort ſchnappten die anweſenden Hofherren auf und fingen nun an zu rathen.

Einer ſagte: „Er wünſcht ſo alt zu werden, als Methuſalem.“ —

Der Zweite: „Er möchte gern reich ſeyn, wie Cröſus.“ —

Der Dritte: „Kupido hat einen Pfeil in ſein altes Herz geſchoſſen.“ —

Und ſo ließen noch Mehrere ihren Witz ſpielen. Kyau ſchüttelte jedoch zu allem, was ſie vorbrachten, den Kopf und verſicherte, daß ſie ſammt und ſonders den rechten Punkt nicht getroffen hätten.

„Nun, was wünſcheſt du denn?“ fragte der König:

„Du haſt wohl gar ein Lüſtchen nach Kron' und Scepter?“ —

„Eure Majeſtät ſind ein wahrer Salomo!“ verſetzte der Schlaukopf: „Es war in der That mein Wunſch, nur auf drei Minuten König zu ſeyn.“ —

„Das ſey du!“ ſprach der Monarch: „Ich bin unterdeſſen der General Kyau.“

Der Minutenkönig ſtand jetzt von der Tafel auf, nahm eine ſilberne Suppenkelle als Scepter in die Hand, ſetzte ſich damit auf einen an der Wand ſtehenden Armſeſſel, warf ſich mächtig in die Bruſt und ſagte, gegen den König gewandt, im ernſthafteſten Tone: „Lieber, getreuer Kyau! Wir laſſen dir hiermit unverhalten, daß wir uns auf dein darum geſchehenes unterthänigſtes Anſuchen in höchſten Gnaden entſchloſſen haben, dich zum Commandanten der Feſtung Königſtein zu ernennen.“ —

Nach dieſen Worten verließ er ſchnell ſeinen Thron, und der König rief unter lautem Gelächter: „Dir geſchehe, wie du geſagt haſt! Du biſt Commandant!“ —

Des folgenden Tages ward auch ſeine Beſtallung ausgefertiget.

Dieſer luſtige Auftritt erinnert vielleicht manchen Leſer Shakeſpeare's an das kurze Königthum des drolligen Falſtaffs im Schauſpiele: Heinrich IV. Das Benehmen dieſer zwei Afterköniglein iſt ſich ſo auffallend ähnlich, daß man beinahe vermuthen muß, Kyau habe den dicken Hans nachgeahmt.

Der Krebs.

Eine Erzählung.

Feßler, ein alter Kapitaliſt, hielt den Reichthum, wie mehrere Pfleglinge des Glücks, für eine Art von Adel, und verachtete jeden Erdenſohn, der nicht ſo gemächlich wie er auf der faulen Bärenhaut liegen und von Renten zehren konnte. Wer zur ehrwürdigen Klaſſe thätiger Menſchen gehörte und im Schweiß ſeines Angeſichts ſein Brod aß, ward von dieſem Glückspilz über die Achſel angeſehen. Trat er in eine Geſellſchaft, wo er ein fremdes Geſicht erblickte, ſo war immer ſeine erſte Frage: „Hat er Geld?“

Mildere Geſinnungen hegte, dem eisgrauen Sprichworte vom Stamm und Apfel zum Trotz, ſeine einzige Tochter Juliane; denn ſie ſchätzte einen gewiſſen jungen Secretair Horſt, der nichts im Vermögen hatte und auch zur Zeit noch ohne Beſoldung angeſtellt war, tauſendmal höher, als alle Geldrollen ihres Vaters.

Der brave Jüngling verdiente die Auszeichnung, von dem ſchönſten Mädchen der Stadt geliebt zu werden. Kopf und Herz waren bei ihm ohne Tadel, und der leidige Geiſt der Speculation, der oft Amors Geſtalt annimmt, hatte ihm nicht den Weg zu Julianen gewieſen. Er glühte für ſie, eh' er wußte, daß ſie einſt eine reiche Erbin werden würde.

Beinah' ein Jahr trugen die heimlich Liebenden den Wunſch ihrer Vereinigung im Herzen herum, ohne damit ſich an den Alten zu wagen. Auf Horſt's Bitte übernahm endlich ein Mann, der mit Fehlern täglich umging und ſich ſeines Vertrauens rühmte, das Vermittlungsgeſchäft.

Am Abende, da der Antrag gelegentlich auf einem Kaffeehauſe geſchehen ſollte, erwartete Julchen mit Herzklopfen die Heimkunft des Vaters. Gegen zehn Uhr ſchritt er barſch und haſtig herein, warf dem zitternden Mädchen einen finſtern Blick zu, ſchleuderte Hut und Stock auf den Tiſch, ſtopfte ſich eine Pfeife und dampfte, ſtarr an die Wand ſehend, wie die Feuermauer einer Prälatenküche.

Nachdem er fünf bange Minuten ſo den Stummen geſpielt hatte, rief er endlich aus: „Schöne Sachen! Herrliche Neuigkeiten! Eher hätt' ich mir des Himmels Einſturz verſehen! Du, ungerathene Tochter, haſt dich alſo verplempert?“ —

Julchen bedeckte ihr ſchamrothes Geſicht mit dem Schnupftuch, und Thränen entſtürzten ihren Augen.

„Beſſer, das Kind weint, als ſein Vater!“ — fuhr er fort: „Daß doch immer das Ei klüger ſeyn will, als die Henne! Konnteſt du denn nicht erwarten, bis ich für dich einen ſchicklichen Bräutigam wählte? Nein, da denkt ihr Gänschen, das Heirathen wird verboten werden, und verlobt euch friſch weg hinter der Thür!“ —

Dieſe harten Ausdrücke durchbohrten Julianens Herz, und ſie ſchluchzte laut. Der alte Murrkopf ſchien dadurch ein wenig gerührt zu werden, und ſprach in etwas ſanfterem Ton alſo fort:

„Heirathen in Eile, bereut man mit Weile. Glatte Worte machen den Kohl nicht fett, und mit einem Pfund Sorge bezahlt man kein Loth Schulden. Wie kann ſo ein Guckindiewelt, ſo ein von Gottes und des Königs Gnaden Supernumerar-Secretair ſchon an eine Frau denken? Will er dich mit Papierſpänen füttern? — Ich habe ſonſt nichts wider ihn. Er mag ein guter, ehrlicher Menſch ſeyn und ſich auf ſeine Feder verſtehn; mit ſolchen Federn fliegt man nur nicht. Und verläßt er ſich auf meine Fettfedern, ſo hat er die Rechnung ganz ohne den Wirth gemacht. Gehorſamer Diener! Ich werde nicht ſo einfältig ſeyn und ſie mir ausrupfen laſſen. — Wenn du alſo dein Glück und deinen Vater lieb haſt, ſo denke nicht mehr an den jungen Fant, höre nicht mehr auf ſein ſüßes Geſchwätz. Es iſt wahr, er ſpricht wie ein Buch; aber leere Fäſſer ſchallen am weiteſten. Was hilft alle ſpitzfindige Weisheit, wenn man nichts Rundes hat? Auf runden Rädern rollt man durch die Welt, und die beſten Freunde hat man im Beutel.“ —

„Ueberdieß begreif' ich nicht, warum du dich jetzt ſchon verſchleudern willſt? Wer langſam geht, kommt auch fort. Ein Mädchen, das zwanzigtauſend Thaler Ausſteuer mitbringt, iſt eine gute Waare, die immer Käufer findet. Warte nur, es iſt noch nicht aller Tage Abend. Ueber lang oder kurz meldet ſich gewiß ein reicher Kautz, der dir mit einem Federzuge mehr verſchreiben kann, als jener Tintenkleckſer, und wenn er hundert Jahr' alt würde, mit tauſend und abermal tauſend Gänſekielen erkritzeln wird. Nach ſolchen Fiſchen mußt du dein Netz auswerfen. Gleich und gleich ſchickt ſich für einander. Merk' dir das, Julchen, und beſchlafe meine guten Lehren! Beſſerer Rath kommt über Nacht.“

Bei Julianen nicht. Sie ſchrieb am nächſten Morgen mit weinenden Augen einen Brief an ihren Geliebten, worin ſie ihm, des väterlichen Verbots ungeachtet, Standhaftigkeit und Treue gelobte.

Die Ausſichten der Liebenden trübten ſich indeſſen von Tag zu Tage. Sie unterhielten zwar einen geheimen

Briefwechſel; doch perſönliche Zuſammenkünfte machte die Wachſamkeit des mißtrauiſchen Vaters unmöglich. Horſt hatte ſonſt freien Zutritt; ſeitdem aber der unglückliche Antrag geſchehen war, ließ ſich Feßler alle künftigen Beſuche verbitten. Er ſelbſt ging auch, um heimliches Einſchleichen zu verhindern, von jetzt an nicht mehr auf das Kaffeehaus, wo er vorher keinen Abend fehlte.

Die Geſellſchaft dort verlor nichts an ihm; denn ſeine ewige Unterhaltung von Geldgeſchäften war ſo trocken, als das Einmaleins. Unerträglich aber ward er, wenn er ſein politiſches Streitroß tummelte. Er beſaß eine der feinſten Naſen in Europa, um Jacobiner zu wittern, wo — keine waren. Der unbeſcholtenſte Biedermann roch ihm nach Sanscülottismus, ſobald er nicht jeden dummen Zeitungsſchnack wie ein Evangelium glaubte und nur den geringſten Zweifel dagegen laut werden ließ. Gewiſſe Journaliſten und Zeitungsſchreiber, die bei der vernünftigen Welt ſo übel berüchtiget ſind, daß man die armen Sünder gar nicht zu nennen braucht, hätten ſeinen vor Kurzem erfolgten Tod in Trauerblättern mit ſchwarzem Rande beweinen ſollen; denn ſie haben an ihm einen ſo warmen Verehrer und rüſtigen Kämpen verloren, als ſie unter den Legionen intoleranter Jacobiner-Schnüffler, die bis dato bei ſehr kleinem Verſtande das große Wort führen, kaum noch antreffen möchten. —

Von dieſem Abſtecher zu Julianen zurück! Die Noth zwang ſie, eine Heuchlerin zu werden. Sie fügte ſich ſcheinbar in des Vaters Willen und that, als ob ſie Horſten ganz vergeſſen habe.

Dieſer war indeſſen nicht müßig, ſich nach einem neuen Sachwalter ſeiner Liebe umzuſehen.

Hierzu ſchickte ſich nach ſeiner Meinung Niemand beſſer, als ein benachbarter Landedelmann, Herr von Willow, der ein vertrauter Freund von Horſts verſtorbenem Vater geweſen war und auch gegen den Sohn ſehr freundſchaftlich dachte. Vorzüglich aber verſprach der Umſtand, daß er über Feßlern, mit dem er ſeit vielen Jahren bekannt war, mehr als hundert andere Menſchen vermochte, einen glücklichen Erfolg.

Der alte, biederherzige Ritter vernahm kaum, wo ſeinen jungen Freund der Schuh drückte, ſo verſprach er ihm auch mit einem kräftigen Handſchlage, wider den alten Drachen (wie er den Kapitaliſten nannte) zu Felde zu ziehen.

In dieſer Abſicht ließ er kurz nachher ihn und ſeine Tochter zu ſich einladen. Feßler nahm ſich die Freiheit, den Bedienten zu fragen: „Ob etwa der Secretair Horſt von der Partie ſeyn würde?“ — Nach erhaltener verneinender Antwort verſprach er, zu kommen.

Die Geſellſchaft beſtand aus einigen benachbarten Familien, und der gefürchtete Mann war wirklich nicht da. Dieß ſetzte den alten Argus, der ſich mit Julianen richtig eingefunden hatte, in ziemlich gute Laune, und er zechte tapfer.

Nach der Tafel zog ihn der Edelmann in ein Nebenzimmer.

„Hör', Alter, du haſt eine Tochter — —“

„Leider! Mannbare Mädchen und Glaswerk ſind zerbrechliche Sachen.“ —

„Die Tugend eines ſo guten Kindes doch nicht?“ —

„Den Baum erkennt man an ſeinen Früchten, und dieſe ſind bei dem Bäumchen, das ich ſo ſorgſam gepflegt und gewartet habe, eben nicht die beſten.“ —

„Wie ſo?“ —

„Fragen Sie doch nicht! Sie wiſſen lange, woher der Wind bläſt. Ich weiß es auch.“ —

„Nun, was weißt du denn?“ —

„Daß Sie dem Secretair Horſt, dem mein Geld und mein Märchen ins Auge ſticht, die Brücke treten wollen.“

„Zwei Wahrheiten und — mit Erlaubniß — eine Lüge. Es iſt wahr, daß ich dem guten Jungen verſprochen habe, für ihn ein Wörtchen zu reden; es iſt ferner wahr, daß er Julianen liebt; aber ganz falſch iſt dein Verdacht, daß er um deine Geldſäcke buhle.“ —

„Dem ſey, wie ihm wolle. Zum Tanzen gehört mehr, als ein Paar neue Schuhe zu haben, und zum Heirathen und Haushalten mehr, als Liebelei.“ —

„Mit einer mäßigen Ausſteuer müßteſt du freilich herausrücken.“ —

„Da liegt der Hund begraben.“ —

„Verſteh' mich nur recht! Ich meyne blos ein paar tauſend Thälerchen vor der Hand.“ —

„Das iſt leicht geſagt. Ich wollte ſie auch mit Freuden geben, wenn Horſt Vermögen oder eine Bedienung mit erklecklichen Einkünften hätte; denn um einen Lachs zu fangen, verliert man gern einen Angelhaken. Das gute Secretairchen heißt aber noch Urben, und iſt weder gerathen, noch verdorben. Für einen Schwiegerſohn Habenichts, den ich füttern muß, bedank' ich mich. Wer einen Sperling theuer bezahlt, muß einen Vogel ſehr nothwendig brauchen.“ —

„Hum! Junge Männer, wie Horſt, ſind unter den Menſchen nicht ſo gemein, als die Spatze unter den Vögeln.“ —

„Wenn auch; ich kann nichts entrathen. Wer ſeinen

Kindern gibt das Brod und leidet ſelbſt im Alter Noth, den ſchlage man mit der Keule todt!“ —

„Geh mir mit deinen alten Reimchen, die aus zwei Urſachen gar nicht auf dich paſſen. Erſtens biſt du, Gott ſey Dank, in den Umſtänden, daß du in der Maße, wie ich dir vorſchlug, zwanzig Töchtern ausſtatten könnteſt und immer noch keine Noth leiden würdeſt. Zweitens zielt jenes Denkſprüchlein wahrſcheinlich blos auf die Geſchichte eines unglücklichen Vaters, der vielleicht eben ſo bösartige Töchter und Eidame hatte, wie der König Lear.“ —

„Ich kenne weder Ihro Majeſtät, nach Dero Sippſchaft. Wer ſteht mir aber dafür, daß ich mir nicht auch eine Schlange und einen Baſilisken im Buſen erziehe?“ —

„Ich bürge mit Hab' und Gut.“ —

„Haben Sie ſchon einen Scheffel Salz mit Horſten gegeſſen, daß Sie für ſeine Rechtſchaffenheit gut ſagen wollen?“ —

„Ich kenn' ihn von Kindesbeinen. Sein Vater war einer der rechtſchaffenſten Männer im Lande, und der Sohn tritt ganz in ſeine Fußtapfen. Nie hört' ich von ihm ein böſes Gerücht. Er hat auch etwas gelernt und arbeitet mit ſo vielem Beifall, daß er gewiß von Zeit zu Zeit höher befördert werden wird.“ —

„Wer immer fortrutſcht, wird nirgends warm.“

„O du lebendiges Sprichwörter-Magazin! Du zweiter Sancho Panſa! Mußt du mir denn immer mit deinem lahmen Steckenpferde querfeldein galoppiren? Warum ſoll er denn nicht warm werden? Du biſt ja auch von einem Tauſend zum andern fortgerutſcht und ſitzeſt nun ſo warm wie eine Brüthenne. Heh, was antworteſt du darauf?“

„Ei, ich mag von der ganzen Sache nichts weiter hören, und damit Lied am Ende.“ —

„Nicht Lied am Ende. In deinem Hauſe werden die Klagelieder nun erſt recht angehen. Deine Tochter wird ſich die Augen ausweinen.“ —

„Mein geringſter Kummer. Wenn ein Frauenzimmer weint, verdient es deßwegen gerade ſo viel Mitleid, als eine Gans, weil ſie barfuß geht.“ —

„Schäme dich, Alter! — Doch dieſe Härte iſt dir nicht natürlich; du erkünſtelſt ſie blos, um mir die Rolle, die ich übernahm, ein wenig ſchwer zu machen. Hör' auf, mich zu necken und ſprich zu meiner Brautwerbung ein kurzes, ehrliches Ja!“ —

„O bis dahin iſt noch ein langer Weg voll Bedenklichkeiten!“ —

„Was willſt du dir den Kopf mit unnützen Grübeleien zerbrechen? Ich bin ein ehrlicher Mann, in deſſen Herzen kein Falſch iſt, und wollte mir eher die Zung' abſchneiden, als dich zu einem Schritt überreden, den ich nicht für gut hielte. Schlag' ein!“ —

„Laſſen Sie mir noch Zeit! Aufgeſchoben iſt nicht aufgehoben.“ —

„Es ſagt aber auch ein Sprüchwort: Man muß das Eiſen ſchmieden, wenn's warm iſt. — Doch ich will vor der Hand zufrieden ſeyn und dich jetzt nicht länger trillen. Wir müſſen uns ohnedem ſpuden, wenn wir zu einer kleinen Fiſcherei, die ich zum Vergnügen der Geſellſchaft angeordnet habe, nicht zu ſpät kommen wollen.“ —

Sie eilten an den Teich, der neben der Landſtraße lag, und die Netze wurden ausgeworfen. Nachdem man einige Züge gethan hatte, rief plötzlich der Edelmann: „Seht, was kommt denn da für ein Stadtherrchen auf uns zugeritten? Wenn ich nicht halb blind bin, ſo iſt es der Secretair Horſt!“ —

Juliane ward roth und ihr Vater blaß. Er zog geſchwind den Edelmann bei Seite und raunt' ihm ins Ohr: „Sie thun mir doch wohl den Gefallen, und nöthigen Horſten nicht zum Abſteigen?“

„Lange nöthigen will ich ihn nicht;“ verſetzte Willow: „ein Ehrenwort muß ich ihm aber gönnen.“ —

Indeſſen kam der Reiter immer näher und begrüßte ſchon die Geſellſchaft.

„Willkommen im Grünen!“ rief ihm der Edelmann zu: „Sie machen's recht, Horſt, daß Sie einmal die leidige Hypochondrie, die ſich euch Stuhlſitzern wie eine Klette an den Hals hängt, durch einen tüchtigen Trab von ſich abſchütteln. Wollen Sie nicht unſerm Fiſchfang ein wenig zuſehen?“ —

„Wenn Sie erlauben;“ — ſprach der Secretair, und ſprang vom Pferde.

Feßler zog dem Edelmann ein ſchiefes Geſicht und kehrte Horſten den Rücken.

Der feine, junge Mann nahm von dieſem unſchicklichen Betragen keine Notiz, ſondern nahte ſich dem Iſegrimm mit unbefangener Höflichkeit und bahnte ſich einen Weg zu ſeiner Gunſt, indem er ihm von dem glücklichen Ausgang eines böſen und ſchon verloren geachteten Prozeſſes die erſte Nachricht gab.

Feßlers umwölkte Stirn klärte ſich jetzt plötzlich auf. Er rief ſeine Tochter herbei, ſtellte ihr Horſten als den Ueberbringer einer ſehr angenehmen Botſchaft vor, miſchte ſich dann wieder unter das fröhliche Gewimmel am Ufer des Teichs, und ſchielte nur dann und wann nach den Liebenden, die viel mit einander zu ſprechen hatten.

Auf einmal erſcholl ein Jubelgeſchrei: „Ha, welch ein Krebs! Der Großvater aller Krebſe!“ — Alles drängte ſich hin, den merkwürdigen Gefangenen zu ſehen. Julchen und ihr Freund waren nicht die Letzten.

Sie erſtaunten über die ſeltene Größe des alten Knaben, den man aus einer Steinkluft, die er vielleicht ein halbes Jahrhundert ruhig bewohnte, ſo eben hervorgezogen hatte. Die muthwillige Juliane konnte ſich nicht enthalten, ſeinen rothen Panzer zu berühren. Der Rieſe lag ein Weilchen wie todt. Plötzlich aber öffnet' er ſeine mächtigen Scheeren und ſchnapp! war ein Finger des unbehutſamen Mädchens gefangen.

Man denke ſich das Zetergeſchrei: denn der Grobian verſtand keinen Spaß, ſondern knipp tüchtig zu. Horſt wollte ſeine Geliebte retten; doch er nahte ſich kaum, ſo hatte ſich auch ſchon die zweite Scheere ſeines Zeigefingers bemächtigt.

Dieſe luſtige Begebenheit verurſachte natürlich ein erſchütterndes Gelächter. „O du ehrlicher Krebs!“ rief Willow: „du machſt uns einen königlichen Spaß und ſiehſt ſelbſt ſo ernſthaft dabei aus, als ob du die Leutchen verlobteſt und den Segen über ſie ſprächſt! Herbei, Feßler, und lerne von ihm, was du zu thun haſt!“ —

Der Alte kam ängſtlich getrippelt und gab ſich viel Mühe, die ihm mißfällige Paarung zu zerſtören und den unberufenen Kuppler loszureißen. Dieſer aber wich und wankte nicht. „Ich wollte,“ ſprach Willow: „daß er noch eine Scheere hätte, um dich ſo lange feſtzuhalten, bis du Ja ſagteſt!“ —

Die ganze Geſellſchaft ſtürmte jetzt in den Alten, das gute Werk des Krebſes durch ſeine Zuſtimmung zu krönen. Uebertäubt durch dieſes Geſchrei, rief er endlich halb lachend, halb zürnend: „Ei, wären ſie jetzt nur erſt wieder von einander; alsdann mag's meinetwegen werden, wie es will.“ —

„Gut, ich halte dich beim Wort;“ ſprach Willow: „und nun will ich gleich Rath ſchaffen.“ — Er kitzelte hierauf den Krebs ſo lange, bis er ſeine Scheeren aufthat und die Gefangenen losließ.

Nun begann ein neuer Sturm auf Feßlern. Man ließ ihn gar nicht mehr zum Wort kommen, ſondern überſchrie ihn mit Lobeserhebungen ſeines großmüthigen Nachgebens, wozu er ſich eigentlich noch gar nicht verſtanden hatte.

In dieſem Wirrwarr und Getümmel ergriff er endlich die Hände der jungen Leute, fügte ſie haſtig zuſammen und ſagte: „Nun, wenn es denn durchaus ſeyn ſoll und muß, da habt ihr euch!“ —

Dieß war das Signal zu einem allgemeinen Händeklatſchen. „Alter, drolliger Mann!“ rief Willow: „Ich möchte faſt mit dir zanken! Gegen mich haſt du eine Stunde lang mit Sprichwörtern gefochten, und nun ſtreckſt du deine Waffen vor einem Krebſe.“ —

„Ich bitte für deſſen Leben!“ ſprach der liebeſchwärmende Horſt, und trug ihn ſofort wieder in den Teich. „Geh,“ rief er ihm nach: „geh in deine ruhige Steinhöhle zurück, und ſey der Stammvater einer zahlreichen Nachkommenſchaft, die eben ſo glückliche Paare vereinigen möge, wie du!“

Der Emigrant

oder

Der Paradiesvogel.

Ein Schwank.

Bei Einreißung alter Gebäude wird manches ehrliche Geſchöpf aus ſeiner Ruhe verſcheucht.

Da machen ſich Käuzlein, geflügelte Mäuſe
Und Marder und Ratten geſchwind auf die Reiſe.

So ging es bei der Zerſtörung des antiken Palaſtes der franzöſiſchen Monarchie. Ludwigsritter und andere Edelleute (von denen man die wirklich moraliſch Edlen mit vorbenannten Thierchen ſo wenig vergleichen, als überhaupt der Unglücklichen ſpotten will) wanderten in Schaaren aus. Viele griffen zu den Waffen, um ihre verlorenen Rechte wieder zu erkämpfen. Andere gingen, im Sinn der Handwerksburſchenſprache, fechten.

Ein ſolcher Held durchkreuzte Baiern
Und ließ von Haus zu Haus ſich eine Gabe ſteuern;
Er trug ein ſchäbiges Gewand,
Vom Zahn der Zeit ſo jämmerlich durchriſſen,
Daß überall die Luft den freiſten Durchzug fand.
Doch blitzten hier und da Fragmente goldner Treſſen;
Auch war das Ludwigskreuz im Knopfloch nicht vergeſſen.

Er kam in ein Dorf, wo die meiſten Hütten verſchloſſen und die Bewohner auf dem Felde waren. Frau Elsbeth, die Gemahlin des Schultheißen, ſaß jedoch daheim vor der Hausthür und hatte gerade ihr empfindſames Stündchen.

Ihre Gedanken,
Von Sehnſucht belebt,
Waren den Schranken
Der Erd' entſchwebt.

Sie ſchwärmte damit in den Gefilden jenſeits des Grabes, um dort den geliebten Geiſt ihres erſten, vor ungefähr zwölf Monden verſtorbenen Mannes zu beſuchen, den ſie, zum Aergerniß ihres zweiten Bettgenoſſen, nimmer vergeſſen konnte. Sie war übrigens, wohl zu merken, ein wenig dumm und ein wenig taub.

Der Emigrant eröffnete ſein Geſuch bei ihr in kauderwälſchem Deutſch; denn Noth lehrt nicht allein beten, ſondern jetzt auch manchen Franzmann die ſonſt verachtete Sprache Germaniens wenigſtens radebrechen.

Frau Elsbeth fragte ſanftmüthig: „Woher des Landes, mein Freund?“ —

Der Ludwigsritter antwortete: „Aus Paris.“ —

„Aus dem Paradies?“ — rief die blödſinnige, hart hörende Bäuerin, und ſtarrte den Ritter an. „Aus dem Paradies?“ — wiederholte ſie ſtaunend.

„Gerades Weges daher!“ — verſetzte der Franzoſe, der zwar Glück und Wohlſtand in ſeinem ſtürmiſchen Vaterlande zurückgelaſſen, die dort einheimiſche Leichtfertigkeit aber mit über die Gränze genommen hatte, und daher ſogleich beſchloß, das ſeltſame Mißverſtändniß entweder blos zum Scherz oder allenfalls auch zu ernſthaften Vortheilen zu nutzen.

„Aus dem Paradieſe?“ — fragte zum dritten Male das Weiblein und ſchlug voll Verwunderung die Hände über der Haube zuſammen. „Hab' ich doch mein Lebtage Niemand geſehen, der dort herkam!“ —

„Leicht möglich. Jetzt geſchieht täglich etwas Neues unter dem Monde.“ —

„Alſo wirklich aus dem Orte, wo die ſelig Verſtorbnen wohnen?“ —

„Nun ja doch, ja!“ —

„Ei, ſo müßt ihr wohl auch meinen lieben, ſeligen Mann kennen?“ —

„Ohne Zweifel. Wie heißt er?“ —

„Martin.“ —

„Martin — Martin — es gibt viel Martine da. Ich kenn' einen langen, einen dicken — —“

„Der dicke! Der dicke!“ —

„Der dicke Martin? — Die ehrliche Haut? — O, er iſt mein vertrauteſter Freund!“ —

„Nicht wahr, es iſt ein recht gutes Herz? — Nun, wie geht's ihm denn?“ —

„Mitunter nicht zum Beſten.“ —

„O Jeſus Maria! was fehlt ihm?“ —

„Er iſt geſund, wie ein Fiſch, hat aber manchmal weder zu brocken, noch zu beißen.“ —

„Der arme Mann!“ —

„Er iſt auch erbärmlich abgeriſſen und ein wahrer Ohnehoſen.“ —

„Der unglückliche Mann! — Wer ihm doch helfen könnte!“ —

„Das könnt ihr ja leicht!“ —

„Wär' es möglich? — Lieber Herr oder Engel — ich weiß nicht recht, wie ich euch betiteln ſoll, — ſagt mir nur, wie?“ —

„Durch mich. — Zwar bin ich niemals gewohnt geweſen, Botendienſte zu thun, ſondern hielt mir ſonſt ſelbſt Laſtthiere genug, die mir alles in die Hand reichen mußten; dennoch könnt' ich mich, aus Freundſchaft für euern Mann, wohl entſchließen, ein Bündel mitzunehmen, wenn ihr etwa ein bischen Geld und Kleider für ihn zuſammenſuchen wolltet." —

„Ach, das will ich von Grund der Seele gern! Ihr geht alſo ins Paradies zurück?" —

„Allerdings. In drei Tagen bin ich wieder dort." —

Frau Elsbeth packt nun ſchnell die Feiertagsgewänder
Des ſel'gen Mannes ein, und ſtopfet voll und dicht
Mit blinkenden Dukaten, deren Ränder
Kein Mauſchel ſtahl, ein Beutelchen, und ſpricht:
„Das ganze Bündel tragt, bei eurer Engelspflicht,
Dem guten Martin hin, zu Linderung ſeiner Qualen,
Und grüßet ihn von mir zu tauſend, tauſend Malen." —
„Gut," ſagt der Emigrant: „es wird gewiß beſtellt,
Doch gebt auch Botenlohn und ein paar Thaler Geld,
Um an dem Himmelsthor Acciſe zu bezahlen." —
Sie reicht ihm ohne Widerwort,
Was er verlangt, und er eilt fort.

Kurz nachher kam Herr Caſpar, der Schultheiß, vom Felde zurück, und ſeine Frau Gemahlin erzählt' ihm den Vorfall.

„O du blitzdumme Gans!" rief er zornig: „Da haſt du dich wieder einmal recht übertölpeln laſſen. Das mag mir ein ſchöner Paradiesvogel geweſen ſeyn! Wo lief der Betrüger hin?" —

Frau Elsbeth beſchrieb die Gegend, und der Dorfrichter gebot ſeinem Knecht:

„Hans, ſattle mir ſchleunig den Rappen!
Ich will wohl den Schelm noch ertappen.“ —
Drauf warf er ſich raſch auf das muthige Roß
Und flog aus dem Hof, wie ein Pfeil vom Geſchoß.

Der Lumpenritter war auch eben nicht wie eine Schnecke gezogen. Er hatte ſchon ein Wäldchen erreicht, das beinahe eine Viertelmeile hinter dem Dorfe lag, als er den Hufſchlag eines galoppirenden Pferdes von Weitem hörte. „Ha,“ dacht' er: „gewiß ein Reiter, der mir nacheilt!“ — Und ſchnell verbarg er ſein erobertes Bündel im nächſten Geſträuch. Hierauf ging er langſam, wie ein unverdächtiger Wanderer, einige Schritte weiter, und ſetzte ſich endlich, um ſich nicht allzuweit zu entfernen, auf einen Stein an der Landſtraße.

Eine Krümmung des Weges hatte den Schultheißen verhindert, die Partiererei des Packs in dem Strauch zu ſehen. Ueberdieß war ihm, troß ſeines Klugheitsdünkels, nicht eingefallen, nach der Geſtalt des Paradiesvogels zu fragen. Sollt' er nun den ehrlichen Pilger, der ganz unbefangen da ſaß und kein Gepäck bei ſich hatte, dafür halten? — Das ſchien ihm ungerecht. Er ritt alſo höflich heran und erkundigte ſich: „Ob nicht ein liederlicher Kerl mit einem Bündel vorbeigelaufen ſey?“ —

„Ja wohl!“ ſprach der Franze: „Dieſen Augenblick ſprang ein luſtiger Burſch, mit einer Hock' unter dem Arm, hier über den Wildzaun und drängte ſich dann ins dickſte Geſtrüpp. Ich hatte meine Gedanken, daß es wohl gar ein Dieb ſeyn möchte.“ —

„Freilich iſt's ſo ein verdammter Hund!“ rief Herr Caſpar: „Wenn ich ihn erwiſche, ſo will ich ihn fürchterlich walken. Ich weiß nur nicht, wo ich mein Pferd laſſen ſoll; denn ich kann nicht damit über den Zaun und durch Dornen und Hecken.“ —

„Nein, das geht nicht;“ verſetzte der Gauner: „Doch will ich euch helfen und den Rappen ſo lange halten, bis ihr wieder kommt. Ihr müßt mir alsdann aber auch einige Kreuzer ſchenken.“ —

„Das ſoll geſchehn!“ ſprach der Schultheiß. Hierauf ſprang er von ſeinem Gaul, übergab ihn dem Ausgewanderten und lief haſtig waldein.

Der Ritter von der traurigen Geſtalt hatte den unvorſichtigen Bauermeiſter kaum aus den Augen verloren, ſo rief er lachend:

„Wer hätte gedacht, einen muthigen Rappen
Mit Sattel und Zeug noch ſo leicht zu erſchnappen!“ —
Drauf holt' er das Bündel und warf ſich aufs Roß.
Und ſauſte davon, wie ein Pfeil vom Geſchoß.

Athemlos hatte Caſpar indeſſen der ſchelmiſchen Lüge nachgeſetzt und ſich in den Dickichten des Waldes die Kleider vom Leibe geriſſen. Dieſer fruchtloſen Diebsjagd endlich müde, begab er ſich auf den Rückweg und war höchſt verdrießlich, daß er nun nach ſo vielen erlittenen Einbußen dem Hüter ſeines Roſſes noch ein Trinkgeld geben ſollte. Mit dieſen Grillen kam er an den Platz, wo er vor zwei Stunden abgeſtiegen war.

Da ſtand kein Räppchen mehr. „Was ſoll das Ding bedeuten?“ —
Brummt er in ſeinen Bart und lugt nach allen Seiten.
Er reckt den Hals, tritt auf die Zeh'n
Und ruft: „Wo ſeyd Ihr mit dem Pferde?“ —
Das Echo hilft ihm ſchrei'n; doch Niemand läßt ſich ſehn,
Und zornig ſtampfet er die Erde.

Hierauf erklimmt er einen Baum,
Durchſpäht vom höchſten Aſt ein Weilchen
Schier einen meilenweiten Raum,
Und ſieht noch immer nicht ſein vielgeliebtes Gäulchen.
Vor Schrecken überläuft ihn eine Gänſehaut.
„Ich bin betrogen!“ rief er laut.
„Verdammter Paradiesgeſelle,
O ritt'ſt du doch hinab zur Hölle!“ —

Unter mehreren Verwünſchungen war er von dem Baume wieder heruntergerutſcht, hatte ſich ermüdet ins Gras geworfen und hielt folgendes Selbſtgeſpräch: „Ja, wenn man auch fünfzig Jahre klug geweſen iſt, ſo kommt doch endlich eine dumme Minute! O Caſpar, Caſpar, du verfolgſt einen Schelm und läſſeſt dich ſelbſt von ihm prellen! Das iſt, mit Ehren zu melden, ein kleiner Eſelsſtreich! Meiner Frau, der ich ihren Gänſeverſtand immer vorwerfe, darf ich nicht einmal geſtehen, wie ich um den Rappen gekommen bin, ſonſt lacht ſie ins Fäuſtchen und meine Klugheit verliert allen Reſpekt bei ihr. — Hum! Was dreh' ich denn der einfältigen Elsbeth gleich für eine Naſe?“ —

Er ſann eine Minute nach; dann ſprang er empor und rief: „Das geht!“ und eilte heim.

Frau Elsbeth ſtand an der Hausthür. Er ging freundlich auf ſie zu und ſagte: „Dießmal muß ich dich um Verzeihung bitten. Du haſt deine Geſchenke für den ſeligen Martin keiner ungetreuen Hand anvertraut. Das ehrliche Männchen, das ſich damit beläſtigt, iſt wirklich im Paradies zu Hauſe und hat mir ſeinen richtigen, vom heiligen Petrus unterſchriebenen Reiſepaß gezeigt.“ —

„O nun fällt mir wieder ein Stein vom Herzen!“ erwiederte Frau Elsbeth: „Warum kommſt du aber zu Fuß?“ —

„Und das erräthſt du nicht?“ ſprach Herr Caſpar: „Nun ſo will ich dir's ſagen. Die gute, gefällige Seele plackte ſich ſo erbärmlich mit deinem ſchweren Bündel, daß ſie mich dauerte. Ich hab' ihr daher zum beſſern Fortkommen den alten Rappen geſchenkt.“ —

Der kluge Knappe.

Eine Erzählung.

Ritter Hugo hatte bis in ſein fünfzigſtes Jahr keine andere Liebſchaft, als eine gefüllte Humpe. Statt Minneſpiel aufzuſuchen, zog er Turnieren nach und kam immer ſiegreich zurück. Endlich ward er doch von dem unbärtigen Kämpen Amor aus dem Sattel ſeiner Gleichgültigkeit gehoben.

Er ſah Angeliken, des Landes ſchönſte Dirne,
Vergaß ſein graues Haar,
Und führte ſie, um's Schickſal ſeiner Stirne
Ganz unbeſorgt, zum Traualtar.

Zum Glück war Angelika ein züchtiges Weiblein, das alle buhleriſchen Schmetterlinge, welche die Blume ihrer Schönheit umgaukelten, durch ſtrenge Tugend verſcheuchte. Hugo kannte die geprüfte Treue ſeiner Gemahlin, und hielt ſie deßwegen wie ſeinen Augapfel lieb und werth.

Eines Morgens ritt er über Feld, um bei einem benachbarten Waffenbruder einzuſprechen. Hinter ihm trabte Konrad, ſein alter, ehrlicher Knappe. Als ſie ungefähr die Halbſcheid des Weges im Rücken hatten, hielt der Ritter plötzlich ſtill und begann: „Höre, Konrad, mir fällt eben ein Ding ein, das mich wurmt. Es iſt gerade heut der Tag, da Bruder Nicolaus gewöhnlich in die Burg kommt, um mir und meiner lieben Hausfrau eine Meſſe zu leſen. Nun mag ich ihn aber, da ich abweſend bin, nicht gern in meinen vier Pfählen dulden; denn die Pfaffen ſind loſe Wichte, die das Gelübde der Keuſchheit lieber brechen, als erfüllen. Reite daher ſpornſtreichs zurück und gebiet' Angeliken in meinem Namen, den Meßprieſter nicht vor ſich zu laſſen.“ —

Konrad ſchüttelte bedenklich den Kopf und erwiederte: „Verzeiht mir, edler Ritter! Sollte das die geſtrenge Frau nicht vielleicht von ſelbſt thun?“ —

„Mit deinem Vielleicht!“ fuhr Hugo auf: „Ich gehe doch ſicherer, wenn ich's ihr befehle.“ —

„Meint Ihr?“ verſetzte der Knappe: „Ich denke mir in meiner Einfalt gerade das Gegentheil. Folgt einmal dem Rath eines treuen Dieners und unterlaßt das Verbieten bei einer ſo kitzlichen Sache!“

„Kitzlich hin, kitzlich her!“ rief der Ritter unwillig: „Ich weiß nicht, was du heute für ein Grillenfänger biſt! Fällt dir's etwa unbequem, ein Stündchen [illegible]es zurück zu reiten?“ —

„Ha, wenn Ihr in dieſem Ton redet,“ ſprach Konrad: „ſo hab' ich nichts weiter zu ſagen.“ — Hierauf gab er ſeinem Gaul die Spornen und jagte rückwärts nach der Burg.

Angelika ſah ihn hereinſprengen und rief erſchrocken aus dem Fenſter: „Was kommſt du ſo eilig zurück? Es iſt doch wohl meinem Herrn kein Unglück begegnet?“ —

„Nein, geſtrenge Frau!“ antwortete Konrad: „Der edle Ritter iſt aber beſorgt, daß Euch ein kleiner Unfall widerfahren möchte, wenn Ihr etwa Luſt bekämt, auf unſerm Molos zu reiten.“ —

„Ich reiten? — Auf dem großen Hetzhunde reiten?“

— fragte Angelika höchlich erſtaunt: „Ich glaube, du biſt voll ſüßen Weins! Dieſe lächerliche Botſchaft kann dir der Ritter unmöglich an mich aufgetragen haben.“ —

„Doch, doch;“ verſetzte der Knappe: „und der edle Herr that's mit den ausdrücklichen Worten: Er kenne den Moloß, daß er gewaltig um ſich beiße, wenn man ihn zum Reitklepper brauchen wollte. Ihr ſolltet daher dieſe Kurzweil ja nicht verſuchen.“ —

Nachdem er ſo geſprochen hatte, warf er ſein Roß herum und flog wieder zur Pforte hinaus.

„Wach' ich oder träum' ich?“ ſprach hierauf Angelika mit ſich ſelbſt: „Des Ritters Einfall iſt ſo wunderbar, daß ich ihn lieber für einen abenteuerlichen Traum halten möchte. Was will er damit ſagen? Iſt es nicht genug, daß ich ihm bisher jeden Wunſch und Willen an den Augen abſah und ihm in allen rechtlichen Dingen gehorſamte? Hab' ich damit verdient, daß er nun die Gränzen ſeiner Gewalt immer weiter ausdehnt und den launenhaften, übermüthigen Gebieter ſpielt? Ha, ich merke, man thut nicht wohl, wenn man allzu geſchmeidig nachgibt! Das Würmchen, das ſich im Staube krümmt, wird getreten. Nein, Herr Ritter, ſo weit ſoll es doch mit uns nicht kommen! Euch zum Poſſen will ich auf dem Moloß reiten, was mir ſonſt in tauſend Jahren nicht eingefallen wäre.“ —

Hier ward ſie im Selbſtgeſpräch unterbrochen; denn ein Diener meldete, daß Bruder Nicolaus im Vorgemach ſey. —

„Ich kann ſeinen Beſuch heute nicht annehmen;“ ſagte Hugo's Gattin: „denn mein Gemahl iſt abweſend. Entſchuldiget mich deßwegen bei dem ehrwürdigen Herrn und bittet ihn, morgen wieder zu kommen.“ —

„Allen Reſpekt gegen den Bruder Nicolaus“ — fuhr ſie jetzt mit ſich ſelbſt fort — „aber meine luſtige Reiterei ſoll er mir doch nicht verderben. Wenn nur mein Klepper gleich da wäre! Er muß in der That einen ſanften Trab gehn, und ſeine Zähne furcht' ich nicht; er iſt ja fromm wie ein Lamm. O, ich freue mich wie ein Kind auf das doppelte Vergnügen, meinem alten Murrkopf ein Schnippchen zu ſchlagen und zugleich einen neuen Zeitvertreib zu verſuchen!“ —

Durch alle Winkelchen im Hauſe
Erſchallte jetzt ihr Ruf: „Moloß, komm hier! Saſa!“
Der Bullenbeißer ſprang von einem Knochenſchmauſe
Gehorſamſt auf und ſtand im Augenblicke da.
Sie lockte ſchmeichelnd ihn mit Zucker
In ein Gemach, das ſie verſchloß.
„Nimm hin!“ ſprach ſie: „Doch, Freund Moloß,
Sey mir nur jetzt kein falſcher Mucker!“

Ihr weiches Schwanenhändchen ſtrich
Und krabbelte zugleich vertraulich ſeinen Rücken,
In Hoffnung nun, er würde ſich
Aus Dankbarkeit in ihre Launen ſchicken.
Beſchritt ſie ihn wie einen Gaul.
Er zog darob ein etwas ſchiefes Maul,
Und ſah ſich ernſthaft um, was dieſer Spaß bedeute:
Jedoch durch Schmeichelei'n an ſeiner ſchwachen Seite
Schnell von der Ritterin gefaßt,
Ertrug er zwar die ſchöne Laſt,
Nur fürbaß ging er nicht um eines Härchens Breite.

Natürlich war an dieſer Trägigkeit
Angeliken nicht viel gelegen;
Drum brauchte ſie nach kurzer Zeit
Den Schenkel ſanft, wie Reiter pflegen.
Allein umſonſt, daß ſie dem Trägen
Sanftmüthig dieſe Hülfe gab:
Er ließ dadurch zu keinem Trab
Von ſeinem Standpunkt ſich bewegen.

Aus Ungeduld ward endlich Zorn.
„Geh',“ rief ſie, „geh', ſonſt fühleſt du den Sporn!“
Drauf ſtieß ſie ihm die Ferſen in die Flanken;
Er knurrte, ſtatt vom Fleck zu wanken.
Sie klopfte merklicher an ſeines Bauches Wand;
Er fletſchte grimmig ſeine Fänge,
That einen Sprung, und biß, als ſie nach aller Länge
Hin auf den Boden fiel, ſie gar noch in die Hand.

Die abgeworfene Reiterin benetzte die Dielen mit ein paar Thränchen, ſprang ſodann wieder auf und verwies das unfreundliche Thier, das keinen Spaß verſtehen wollte, ſtracks aus dem Zimmer.

Gegen Abend kam Hugo zurück, und erkundigte ſich mit mißtrauiſcher Eilfertigkeit, ob der Bruder Nicolaus da geweſen ſey?

„Wohl war er hier;“ antwortete Angelika: „Doch ließ ich ihn abweiſen.“ —

Der Ritter ſah ſich mit triumphirender Miene nach ſeinem Knappen um und raunt' ihm in's Ohr: Siehſt du, alter Gernklug, daß Verbote helfen?“ —

Konrad, der die Verdrehung ſeines erhaltenen Auftrags verſchwiegen hatte, zuckte über dieſes Mißverſtändniß lächelnd die Achſeln.

Als ſich hierauf der Ritter wieder zu ſeiner Gemahlin kehrte, ward er erſt gewahr, daß ſie um die linke Hand eine Binde trug. Er fragte ſogleich nach der Urſache.

„Moloß hat mich gebiſſen!“ ſprach Angelika: „und Ihr, Herr Ritter, ſeyd Schuld!“ ſetzte ſie ſchmollend hinzu.

„Ich?“ — rief Hugo.

„Niemand, als Ihr!“ erwiederte ſeine Gemahlin: „Hättet Ihr mir nicht durch Konraden verbieten laſſen, auf dem tückiſchen Hunde zu reiten, ſo wäre mir der tolle Streich zeitlebens nicht in den Sinn gekommen.“ —

Stumm und ſtaunend eilte der Ritter hinweg, um von dem Knappen, der indeſſen fortgeſchlichen war, eine Erklärung zu fordern.

„Was haſt du Angeliken verboten?“ fuhr er ihn an.

Konrad geſtand nun die Wahrheit.

„Hab' ich dir das geheißen?“ zürnte Hugo.

„Allerdings nicht,“ — verſetzte der Knappe: „Doch denk' ich, meine Sachen gut gemacht zu haben. Merkt Ihr nun wohl, wie es geworden wäre, wenn ich Euern Befehl wegen des jungen Pfäffleins ausgerichtet hätte? — Die geſtrenge Frau iſt ein Kleinod ihres Geſchlechts, iſt ein Halbengel, aber bei dem allen ein Töchterchen Evens, die nun einmal ihren, bei dem verbotenen Baume gezeigten lüſternen Widerſtrebungsgeiſt auf alle Nachkommen weiblicher Linie vererbt zu haben ſcheint.“ —

Albert Limbach

oder

Der Märtyrer des ſchönen Geſchlechts.

Eine Erzählung.

Alle Welt ſagt dem Frauenzimmer Schmeicheleien. Ich allein muß gegen den Strom ſchwimmen; denn mit mir iſt dieſes vergötterte Geſchlecht übel umgeſprungen. Unmöglich kann ich daher ein zweiter Frauenlob werden, der zum Ruhm und Preis der Damen ſo ſüße Lieder ſang, daß ſie ihn aus Dankbarkeit mit eigenen zarten Händen zu Grabe trugen.

Hab' ich vielleicht alle Leiden, die mir Weiber zuzogen, dadurch verwirkt, daß ein Weib für mich ſtarb? O ich Unſchuldiger, was könnt' ich dafür, daß meine gute Mutter, als Gebärerin, mein Leben mit ihrem Tode bezahlen mußte?

Von Jugend auf ſpielten Evens Töchter mit mir Ball. Den erſten Wurf erlitt ich ſchon als ein Windelkind, wie mir mein Vater (der, beiläufig geſagt, ein bemittelter Kaufmann war) folgender Maßen erzählt hat.

Du warſt nicht ſo glücklich, ſprach er, die Milch deiner eigenen Mutter zu trinken; ich mußte dich alſo den Händen einer Amme vertrauen. Sie war ein junges, gefallenes Mädchen, das an demſelben Tage, da du das Weltlicht erblickteſt, einen Knaben geboren hatte, der nur wenige Stunden gelebt haben ſollte.

Es ſchien, als ob ich in dieſer Perſon eine glückliche Wahl getroffen hätte; denn ſie glich in ihrem Dienſte mehr einer zärtlichen Mutter, als einer um Lohn gedungenen Wärterin. Und ach! ſie war wirklich die Mutter des Knaben, der in meinem Hauſe wie ein Prinz erzogen ward, den ich drei volle Jahre für meinen Sohn hielt. —

Ich wäre vielleicht ewig in dieſem Irrthum geblieben, hätte nicht die furchtbare Geſtalt des Todes von jener boshaften Dirne ein ſchreckliches Geheimniß erpreßt.

Sie ward in meinem Hauſe krank und verlangte nach der Wohnung und Pflege ihrer Verwandten. Ich gewährt' ihr gern dieſen Wunſch. Ihre Krankheit ſtieg aber von Tag zu Tage.

Endlich ließ ſie mich bitten, zu ihr zu kommen, weil ſie mir eine Sache von der höchſten Wichtigkeit zu entdecken habe. Ich eilte hin, fand ſie in ein Geripp verwandelt und ſchon am äußerſten Rande des Grabes.

„Ich kann nicht ſterben;“ — ſagte ſie unter tauſend Thränen und mit kaum hörbarer Stimme: — „ich kann nicht ſterben, ohne Ihnen einen Betrug zu entdecken, der felſenſchwer auf meiner Seele liegt. Gott und Sie mögen mir ihn vergeben!“ —

Gerührt durch ihre Leiden, ſprach ich ſanft: „Ich vergeb' euch im voraus und Gott wird es auch thun. Erleichtert nur geſchwind euer Herz!“ —

„Nun ſo hören Sie denn mein reuiges Bekenntniß!“ fuhr ſie ſchluchzend fort: „Der Knabe, den ich bisher in Ihrem Hauſe gepflegt und gewartet habe, den Sie als Ihren Sohn lieben, iſt mein eigenes, für todt ausgegebenes Kind.“ —

Ich erſtarrte. „O Himmel!“ rief ich aus: „wo blieb mein Sohn, mein Albert? — Schändliche Kreatur, haſt du ihn gemordet?“ —

„Nein, eine ſo große Verbrecherin bin ich nicht;“ war ihre Antwort: „Er lebt — im Findelhauſe.“ —

„Im Findelhauſe? — Wie iſt das möglich?“ fragt' ich voll Erſtaunen.

„Laſſen Sie mich, ohne Unterbrechung,“ — ſagte ſie bittend — „meine letzten Kräfte anwenden, Ihnen alle Umſtände zu entdecken.

Ich überließ, um den vortheilhaften Ammendienſt in Ihrem Hauſe annehmen zu können, meinen neugebornen Säugling der Erziehung einer Verwandtin. Mein leichtſinniges Vorgeben, daß er todt ſey, hatte anfangs keine andere Abſicht, als allen Bedenklichkeiten und Einwendungen von Ihrer Seite zu begegnen. Kaum bemerkt' ich aber zwiſchen Ihrem Sohn und dem meinigen eine auffallende Aehnlichkeit, ſo gerieth ich ſofort auf den ruchloſen Gedanken, beide gegen einander zu vertauſchen. —

Ich würde mich jetzt ſelbſt weniger verabſcheuen, wenn blinde Affenliebe gegen mein Kind mich dazu verleitet hätte. Nein, mich blendeten bloß Habſucht und Eitelkeit. Ich wollte meinem Jungen zu Ihrer Erbſchaft verhelfen, um mit der Zeit durch ihn eine vornehme und reiche Dame zu werden. —

Zur Ausführung dieſes unüberlegten Plans wählt' ich den erſten Tag, da es mir erlaubt ward, Ihr Söhnchen an die freie Luft zu tragen. Ich eilte zu meiner Verwandtin, entkleidete mein Kind von den Lumpen, womit es bedeckt war und trug es, mit Alberts Windeln und Wäſche geſchmückt, in Ihr Haus zurück. —

Sie begegneten mir auf der Treppe und ich zitterte vor augenblicklicher Entdeckung meines Verbrechens. Doch bemerkten ſie meine Angſt ſo wenig, als den Kindertauſch. Sie küßten meinen armen Baſtard, als Ihren Albert, der wenige Stunden darauf, bei einbrechender Nacht, von meiner Verwandtin an die Thür des Findelhauſes gelegt ward.“ —

Hier ſchwieg ſie, und ich ſchickte ſogleich nach Gerichtsperſonen, in deren Gegenwart ſie ihre Ausſage wiederholen mußte. Zum Glück ließ ihr der Tod noch ſo viel Zeit, ihre Beichte zu endigen. Im nächſten Augenblick ſtarb ſie.

Die Weibsperſon, die dich ausgeſetzt haben ſollte, ward auf der Stelle gefänglich eingezogen, und geſtand, mit der Verſtorbenen ganz einſtimmig, die That. Das Protokoll des Findelhauſes enthielt auch die Nachricht, daß an dem angegebenen Tage ein Knabe vor der Thür gefunden und aufgehoben worden ſey. Du wardſt mir alſo ohne weiteres Bedenken wieder überliefert. Der untergeſchobene Bankert hingegen mußte das Haus räumen; doch hatt' ich den unglücklichen Knaben ſo lieb gewonnen, daß ich es nicht über's Herz bringen konnte, ihn im Mangel und Elend umkommen zu laſſen. Ich beſtimmte daher eine kleine Summe zu ſeiner nothdürftigen Erziehung.

Sieh, mein Sohn, auf dieſe ſchändliche Art wäreſt du beinah' in deiner frühſten Kindheit ein Opfer weiblicher Eitelkeit geworden. Ich wünſche, daß du von dieſem Geſchlecht keine weitern Kränkungen in deinem Leben erfahren mögeſt!“

So ſchloß mein Vater. Sein Wunſch iſt aber leider unerfüllt geblieben, und er ſelbſt trug nicht wenig dazu bei. Denn nachdem er zehn Jahre Wittwer geweſen war, verband er ſich wieder mit einer jungen Perſon, in der ſich alle ſtiefmütterliche Untugenden vereinigten.

Anfangs ſchien ſie mir nicht abhold. Ein einziger Vorfall brachte mich aber um ihre Gnade und bereitete mir eine Hölle auf Erden.

Unter unſern Hausfreunden befand ſich ein junger Officier, der oft bei uns einſprach und von meinen Eltern immer mit lebhaftem Vergnügen empfangen ward. Eines Tages ſah ich ihn, als mein Vater eben auf der Börſe war, in das Zimmer meiner Stiefmutter gehn. Ich dachte nicht weiter daran, und es fiel mir erſt nach einer Stunde wieder ein, da ich mir von Mamachen ein Frühſtück ausbitten wollte und ihre Thür verſchloſſen fand.

„Sollte der Officier ſchon wieder fort und Mama vielleicht ausgegangen ſeyn?“ dacht' ich und ſpähte durch's Schlüſſelloch. Da ſah ich denn aber, daß Beide noch im Zimmer waren und auf dem Sopha eine Gruppe bildeten, die meiner kindiſchen Unerfahrenheit bloß lächerlich vorkam. Ich klopfte ganz unbefangen an, ward jedoch nicht eingelaſſen und mußte hungrig abziehn.

Bald nachher kam mein Vater heim, und ich erzählt' ihm mit argloſer Geſchwätzigkeit, was Mama und der Herr Lieutenant unterdeſſen für neckiſche Poſſen getrieben hätten. Ich bemühte mich, die ganze Scene nach dem Leben zu ſchildern, und glaubte, mein Vater würde ſich vor Lachen den Bauch halten. Allein er lachte nicht, ſondern runzelte verdrüßlich die Stirn und ſchalt mich einen dummen Jungen, der geträumt haben müſſe.

Hierauf ging er mit ſtarken Schritten in meiner Stiefmutter Zimmer, und war noch nicht fünf Minuten darin, als ſie mit einem Furienblick herausſtürzte und mich ſo grauſam mißhandelte, daß ich betäubt zur Erde fiel. Selbſt das Lieutenantchen fuhr mir auf den Hals, und nahm ſich heraus, mir einen Stockſchlag zu verſetzen. Mein Vater, der ein Mann von vielen guten Eigenſchaften, aber ein muthloſer Pantoffelſclav war, ſpielte dabei die verächtliche Rolle eines unthätigen Zuſchauers.

Von nun an ward meine Stiefmutter gegen mich ein erzboshafter Plageteufel, und ſchien ernſtlich entſchloſſen, mich todt zu quälen. Sie ſtieß und ſchlug mich wie einen Hund, wo ich ihr in den Weg kam, und reichte mir nicht mehr Speiſe, als nöthig war, mein armſeliges Küchenleben zu friſten. Mein furchtſamer Vater ließ zwar bisweilen ein mattes Bittwort für mich fallen; doch rührt' er zu meiner Rettung keine Hand, wenn mich ſein wüthendes Weib, ſtatt der Antwort auf ſeine Fürſprache, vor ſeinen Augen mit Füßen trat. Er unternahm ſogar, ohne mich vor den Klauen dieſer Hyäne zu ſichern, eine lange Geſchäftsreiſe. Kaum war er über die Schwelle, ſo ward ich in einen finſtern Keller geſperrt, dort einen Monat lang mit Waſſer und Brod gefüttert, und alsdann mit der Drohung entlaſſen, wenn ich meinem Vater ein Wort ſagte, ſollt' ich ſtracks in mein unterirdiſches Gefängniß zurückgebracht werden und das Licht des Tages nie wieder ſehen.

Bei allen dieſen Martern ſtrebte jedoch meine kernhafte Geſundheit ihrer Vernichtung entgegen. Meine geſchworene Feindin brütete nun einen neuen Höllenplan aus. Sie ſetzte nämlich meinem Vater in den Kopf: „Ich ſey der Baſtard meiner Amme, die mich durch ein auf ihrem Todtbette liſtig erſonnenes Mährchen ins Haus gebracht und den rechtmäßigen Erben dafür hinausgelogen habe.“ — Sie donnerte ihm ins Gewiſſen, ein Hurkind nicht länger bei ſich zu hegen und zu pflegen, indeſſen ſein leiblicher Sohn wie ein Bettelbube erzogen werde. Einige von ihr gedungene Kabalmacher und Rechtsverdreher — denn wozu läßt ſich der Auswurf des im Ganzen verdienſtvollen Advokatenſtandes nicht dingen? — übertäubten meinen Vater vollends mit lateiniſchen Brocken, und ängſtigten ihn durch ihr Galimathias ſo lange, bis er endlich meine Aechtheit in einem förmlichen Prozeſſe beſtreiten ließ.

Falſche Zeugen waren ſpottwohlfeil zu haben; denn die Verwandten meiner Amme, liederliche Ohnehoſen, denen viel daran lag, ihr Vetterchen emporzubringen, erboten ſich für ein bloßes Trinkgeld zu körperlichen Eiden bei offenen Thüren und Fenſtern. Das Weib, welches mich ehmals ans Findelhaus getragen hatte, und das mich jetzt, um nicht wieder als eine Betrügerin erkannt und beſtraft zu werden, hätte vertheidigen müſſen, lebte nicht mehr. So wär' es alſo wahrſcheinlich der Bosheit gelungen, mich von allen Menſchen Verlaßnen zum zweiten Mal aus dem Hauſe meines Vaters zu drängen, wenn ihm nicht noch zu rechter Zeit mein Schutzgeiſt die Augen geöffnet hätte.

Meine Stiefmutter und der junge Kriegsmann waren in ihrem ſträflichen Umgange ſo ſicher geworden, daß ſie nicht die geringſte Vorſicht mehr beobachteten und endlich einmal von meinem Vater ertappt wurden. Jetzt fiel ihm plötzlich die Nebelkappe vom Geſicht. Er klagte ſein Hauskreuz redlichen Freunden. Sie riethen ihm, ſich von der giftigen Natter ſcheiden zu laſſen. Er that es, und alle Kabalen weiblicher Rachſucht hörten gegen mich auf.

Die dritte Scene meines Märtyrthums war kürzer und etwas luſtiger.

Mein Vater und zwei andere Kaufleute unterhielten einen gemeinſchaftlichen Lehrer. Wir Kinder kamen täglich bei ihm zuſammen, lernten wenig und lärmten viel. Ein Mitglied dieſer kleinen Schule und meine zärtlichſte Freundin war Nanny, ein hübſches, aber erzloſes Mädchen von eilf Jahren. Ich, ungefähr zwölf Monden älter, liebte ſie ſo feurig, daß ich mich um ihretwillen in Flammen und Ströme geſtürzt hätte.

Einſt klagte ſie mir mit weinenden Augen, der Magiſter habe ſie beleidiget, ſo entſetzlich beleidiget, daß ſie es ihm lebenslang nicht vergeben und vergeſſen könnte. „Denke nur den Grobian!“ fuhr ſie ſtöhnend fort: „Er ſagte geſtern, ich ſollte mir auf mein Lärvchen nicht ſo viel einbilden: es ſey gar nicht ſo ſchön, als ich glaubte.“ — Hierauf ſchluchzte ſie, als ob Vater und Mutter geſtorben wären.

Ich ſchimpfte wie nach Noten auf den unhöflichen Schulmann, um die kleine Eitelkeit dadurch zu tröſten. Doch weinte ſie fort und ſagte: „Nicht genug, daß du hier in der Taſche die Fauſt ballſt! Du mußt, wenn du mich lieb haſt, dem alten Pedanten einen Streich ſpielen, mußt ihm wenigſtens die Perücke vom Kopfe reißen.“ —

„Wenn ich nun das Wageſtück unternehme, was gibſt du mir?“ verſetzt' ich: „Drei Küßchen, ſchöne Nanny, werden nicht zu viel ſeyn.“ —

„Geh doch; ich bin ja nicht ſchön!“ ſagte ſie mit einem zufriedenen Lächeln, das ihr zu naſſen Augen ganz allerliebſt ſtand. „Nur erſt gethan, was du thun willſt, dann wollen wir ſehn!“ —

Ich bat um Vorausbezahlung, ward aber abgewieſen.

Der Angriffsplan auf den lockenreichen Hauptſchmuck unſers Orbils machte mir Sorgen. Der Mann war ſo fürchterlich lang, daß er unter jeder Garde mit Ehren Flügelmann ſeyn konnte. Eine offene Fehde gegen ihn zu beginnen, ſchien mir daher nicht räthlich. Sicherer dünkte mich folgende Liſt.

Ich erlauerte eine Minute, da er mit Zahlen ſo beſchäftiget war, daß er die Augen von der Rechentafel nicht weg wandte. Geſchwind ſtand ich hinter ihm und ſenkte behutſam einen Tapetenhaken, der an einen Bindfaden geknüpft war, in ſeine Haarmütze. Er bemerkte nicht die That meiner leiſen Hand. Ich band nun das andere Ende der Schnur an die Thürklinke und ſetzte mich mit ernſthaftem Geſicht wieder an meinen Platz.

Hier hatt' ich kaum einige Scheinblicke auf mein Buch geworfen, als ich mit heimlichem Vergnügen einen meiner Mitſchüler die Treppe heraufpoltern hörte. Um die verſäumte Zeit durch Eilfertigkeit einzubringen, riß er haſtig die Thür auf und rückte dadurch ſo ſchnell, wie eine Sternſchnuppe vom Himmel herabſchießt, dem Magiſter die Perücke vom Scheitel. Sie überſchlug ſich einige Mal in der Luft, und fand alsdann erſt ein Ruheplätzchen auf den ſtaubigen Dielen.

Mit ſchreckbarem Grimm ſprang der kahlköpfige Rieſe vom Stuhl auf, um über den ankommenden Spätling, den er für den Räuber ſeines Stutzes hielt, wüthend herzufallen. Der Unſchuldige floh. Magiſter Kahlkopf wollt' ihm nachſetzen, verwickelte ſich aber mit den Beinen in dem Leinchen an der Thür, und ſtürzte krachend, wie ein umgehauener Baum, zur Erde.

Hierüber kam er zur Beſinnung, daß der Entflohne, der noch nicht da geweſen war, den inwendig befeſtigten Fallſtrick unmöglich gelegt haben konne. Seine zornfunkelnden Augen ſuchten nun den Thäter unter uns Uebrigen. Am längſten ruhte ſein Blick auf mir. Ich zwang mich, die ruhige Unſchuld zu ſpielen; das Blut ſchoß mir aber wie ein glühender Strom ins Geſicht. „Ha, Moſje Albert!“ brüllte der Schulmeiſter: „Haben wir etwa dieſe Gottloſigkeit verübt?“ — Ich ſtammelte: „Nein!“ ergriff aber zugleich die Flucht. Der lange, mit einem Bakel bewaffnete Schlagtodt rannte mir nach. Ich erreichte die Treppe, fiel jedoch auf der Mitte derſelben ſo unglücklich, daß ich einen Arm brach.

Nach vollendeter Heilung war mein erſter Weg zu Nanny, um mir den verſprochenen Minneſold abzuholen. Ich fand ſie in Geſellſchaft eines ſüß duftenden Höflings, der gerade bei ihrem Vater ein Kapitälchen aufgenommen hatte und ſich aus Dankbarkeit herabließ, der kleinen Tochter vom Hauſe Schmeicheleien zu ſagen. Das gefallſüchtige Püppchen war durch dieſen Hofwind ſo aufgeblaſen, daß es mich bei meinem Eintritt bloß über die Achſel beſchielte. Ich wartete mit Ungeduld, daß ſich der luſtige Schwätzer empfehlen ſollte; allein er blieb. So ſtand ich ein Weilchen auf Kohlen. Endlich nahm ich mir die Freiheit, Nanny bei Seite zu rufen. Sie folgte mir mit verdrießlicher Miene und fragte ſchnippiſch: „Was gibts?“ —

„Du haſt zu geben, Nanny!“ antwortet' ich: „Weißt du noch?“ —

„Ich weiß von nichts und verbitte das Dutzen,“ ſchnatterte ſie. Dabei warf das kleine Ding ſein Näschen hoch empor und wollte fort.

Sanft hielt ich den lieben Flüchtling auf und ſagte: „Du biſt heute nicht bei Laune, gute Nanny! Ich will mir deßwegen meine ſauer verdienten Küßchen zu einer andern Zeit abholen.“ —

„Bemühn Sie ſich nicht!“ ſprach ſie höhnend.

„So?“ — rief ich erbittert: „Wer hetzte mich auf des Magiſters Perücke? Wer iſt Schuld, daß ich den Arm brach?“ —

„Das iſt zum Todtlachen!“ fiel ſie kichernd ein: „Am Ende ſoll ich Ihnen wohl Ihren ungeſchickten Fall gar geheißen haben?“ —

Ich ſtand ſo verſteinert, daß mir auf einen Augenblick die Sprache verging. Indeſſen hüpfte ſie zu ihrem Hofſchranzen zurück, und ſah ſich nicht um, als ich ſtillſchweigend das Zimmer verließ.

Seitdem ſprach ich nie wieder ein Wort mit ihr. In der Folge hatte ſie das Schickſal aller Koketten. Sie ließ ſich bis in ihr dreißigſtes Jahr von Grafen und Baronen den Hof machen, verſcheuchte durch ihr hochfahrendes Weſen alle ernſthafte Bewerber ihres Standes, und kam zuletzt in diejenige Klaſſe der alten Jungfern, welche von Jedermann verſpottet, von Niemand bemitleidet wird. —

Seit meinem Bruch mit Nanny bis in mein zwanzigſtes Jahr ſchien zwiſchen mir und den Damen ein Waffenſtillſtand geſchloſſen zu ſeyn. Es fielen nur kleine Neckereien vor, die keine Erwähnung verdienen. Indeſſen ſtarb mein Vater und hinterließ mir ein ſo anſehnliches Vermögen, daß ich ganz unabhängig hätte leben können: allein mich lockte der Außenglanz des Soldatenſtandes; ich bewarb mich um eine Offiziersſtelle und erhielt ſie.

Der Spielgeſellſchaften und Bacchanale meiner Kameraden bald überdrüſſig, ſucht' ich Beſchäftigung für mein Herz. Tag und Nacht ſtand vor meinen Augen Roſaliens Bild. Sie war das ſchönſte Mädchen der Stadt und lebte ſo eingezogen, daß ſelbſt die ruhmredigſten Wüſtlinge nicht wagten, ihren guten Namen zu beſchmutzen.

Durch tauſend Umſchweiſe gelang mir es endlich, ihre Bekanntſchaft zu machen. Die Sittſamkeit dieſes ſanften Täubchens bezauberte mich. Ich war mit den Begierden eines feurigen Jünglings gekommen, und ging hinweg mit dem heiligſten Schwur, dieſe Unſchuld nicht zu verführen.

Meine Abſichten zielten nun auf eine rechtliche Verbindung. Roſalie war arm. Sie nährte ſich und ihre Mutter bloß durch fleißiges Arbeiten am Stickrahmen. Ich ward ein Verſchwender, um ihr Schickſal zu verbeſſern. Ihre armſelige Wohnung ſchuf ich in einen kleinen Palaſt um, und dünkte mich an meines Liebchens Seite glücklicher, als alle Fürſten der Erde.

Als dieſes paradieſiſche Leben ungefähr zwei Monate gedauert hatte, zwangen mich Familienangelegenheiten, zu verreiſen. Ich verſprach Roſalien, die beim Abſchiede ganz untröſtlich ſchien, längſtens innerhalb vierzehn Tagen zurückzukommen. Doch ward ich früher, als ich gehofft hatte, mit meinen Geſchäften fertig. Ich warf mich raſtlos von einem Kurierpferd aufs andere, und ſtieg ſchon am Abende des zehnten Tages vor meiner Wohnung wieder ab.

Mit der Schnellfüßigkeit eines Eilboten lief ich ſtracks auf Roſaliens Haus zu. Ich rannte gegen zwanzig Menſchen an; denn ich hatte die Augen nur ſtarr und ſtier auf meines Mädchens Fenſter gerichtet. Mit Verwunderung ſah ich ſie ungewöhnlich hell beleuchtet. Ich wußte mir dieſe Illumination nicht anders zu erklären, als daß die gute Seele vielleicht durch einen Zufall meine Rückkunft ſchon erfahren und mir zu Ehren ein kleines Feſt angeſtellt habe. Mit dieſem tröſtlichen Gedanken flog ich, ohne mich vorher mit Anklopfen abzugeben, in ihr Zimmer.

Doch ich kam nur einen Schritt über die Schwelle; denn hier ward ich vor Schrecken gleichſam zur Bildſäule, als ich meine Geliebte in den Armen eines jungen Grafen von Oſſeck, eines berüchtigten Wollüſtlings erblickte. Die Ungetreue ſprang auf, als ſähe ſie ein Geſpenſt. Der Graf blieb ruhig ſitzen und maß mich ſtolz mit den Augen.

Nach einer halben Minute hatte ſich die Buhlerin gefaßt, und kam mit der Miene, als ob ich ein unbekannter, wildfremder Menſch ſey, auf mich zu. „Was wollen Sie, mein Herr?" fragte ſie keck: „Sie haben ſich wahrſcheinlich im Hauſe geirrt?" —

„Nicht im Hauſe;" — verſetzt' ich: „aber in Ihnen, Roſalie!" —

„In mir?" rief ſie mit frechem Gelächter: „Wie iſt das möglich? Ich kenne Sie nicht." —

„Mich kennſt du nicht? Mich verläugneſt du?" — ſchrie ich halb raſend: „Ha, eine ſo eiſerne Stirn kann nur ein verworfenes Weib, kann nur eine Buhlerin haben!" —

Schäumend vor Wuth hätt' ich ſie mit den Händen zerreißen mögen. Sie flüchtete ſich aber hinter den Stuhl des Grafen und ſchrie ängſtlich: „Helfen Sie mir, Herr Graf! Der Menſch iſt wahnſinnig!" —

„Entfernen Sie ſich!" ſagte der Graf im gebietenden Ton und ſchellte zugleich mit einem Tiſchglöckchen. Ein Bedienter ſprang herbei.

„Was wollen Sie thun?" fragt' ich entſchloſſen.

„Sie zur Thür hinauswerfen laſſen;" war ſeine Antwort: „wenn Sie nicht augenblicklich von ſelbſt gehn." —

„Herr Graf," ſprach ich mit möglichſter Faſſung: „Sie ſehen mich wahrſcheinlich in meinen Reiſekleidern für einen nichtswürdigen Abenteurer an, und glauben daher, mir ſo begegnen zu dürfen. Sie irren ſich, Herr Graf! Ich bin ein Offizier und ein Mann von Ehre, der ſich nicht ungeſtraft beleidigen läßt. Ich weiche jetzt, um mich mit Ihnen und Ihrem Lakai in kein ſchimpfliches Handgemeng' einzulaſſen; doch morgen früh um ſechs Uhr ſprech' ich Sie im Park und fordere Genugthuung." —

„Sie ſollen mich finden," — ſprach der Graf, indem ich hinwegeilte.

Ich durchwachte die ſchrecklichſte Nacht meines Lebens. Mit Anbruch des Tages war ich im Park. Der Graf erſchien. Bei ſeinem Anblick kochte das Blut in meinen Adern. Ich verabſcheut' ihn, als den Mörder meines höchſten Glücks, zog wüthend den Degen und hieb und ſtach um mich herum in blinder Raſerei. Nach einem kurzen Gefecht ſank mein Gegner blutend zur Erde. „Fliehen Sie!“ rief er mir zu: „Ich bin tödtlich verwundet.“ —

Schon ſtand ein geſatteltes Pferd für mich bereit, und mit verhängtem Zügel flog ich über die nahe Gränze des Landes. Hier warf ich mich voll Verzweiflung auf den Boden und bejammerte mein unabſehbares Unglück. In einem kurzen Zeitraume von zwölf Stunden hatt' ich nicht nur alles, was mir lieb war, ſondern beinah auch den Verſtand verloren, war ein Ausreißer und Mörder geworden, und in dieſen Abgrund des Verderbens hatte mich die Falſchheit eines angebeteten Weibes geſtürzt. —

Ich wußte nicht, wohin ich mich wenden ſollte. Nach langem Grübeln faßt' ich endlich den Entſchluß, mich in das Getümmel der Hauptſtadt ** zu miſchen, von der ich noch ungefähr vierzig Meilen entfernt war. Der Gedanke, daß ich dort entdeckt und verhaftet werden könnte, hatte nicht Gewicht genug, mich abzuſchrecken; denn mein Leben eckelte mich an.

Ich verkaufte nun im nächſten Städtchen mein Pferd, änderte meine Kleider und wanderte nach ** zu Fuß. Hier lebt' ich unter einem fremden Namen einige Monate wie ein Einſiedler. Nach und nach aber fing ich an, öffentliche Spaziergänge in der Abenddämmerung zu beſuchen. Aus meiner Vaterſtadt hatt' ich keine Nachrichten, weil Niemand wußte, wohin ich geflüchtet war.

Nachdem ich ungefähr ein halbes Jahr ſo unruhig wie ein Verbannter und Geächteter gelebt hatte, ward ich eines Abends, als ich eine menſchenleere Allee vor der Stadt durchſtrich, mit Beſtürzung gewahr, daß eine Mannsperſon, die in einen Mantel gehüllt war, auf dem Fuße mir folgte. Ich verdoppelte meine Schritte. Mein Nachſchleicher blieb mir aber dennoch auf den Ferſen und rief endlich leiſe hinter mir her: „Limbach! Limbach!“ —

Zuſammenſchaudernd eil' ich, ohne mich umzuſehen, immer vorwärts. Der Mantel rauſchte mir nach, und die vorige Stimme, die mir nun etwas bekannt ſchien, rief wieder: „Wenn Sie Limbach ſind, ſo fliehn Sie nicht! Ich bring' Ihnen gute Nachrichten vom Grafen Oſſeck. Er lebt noch — ich bin es ſelbſt.“ —

Mir war jetzt, da ich ſo plötzlich von der Gewiſſensangſt eines Mörders befreit wurde, nicht anders, als ob mich ein Engel von den Todten erweckte. Freudetrunken kehrt' ich mich um, und taumelte, alle Fehde vergeſſend, in die offenen Arme des Grafen.

„O was waren wir für Thoren,“ ſprach er: „daß wir uns wegen eines verächtlichen Geſchöpfs wie Löw' und Tiger anfielen! Danken Sie dem Himmel, Limbach, daß ſich Roſalie, dieſe liſtige Tugendheuchlerin, noch zeitig genug ſelbſt entlarvte! Sie zeigte ſich Ihnen in der nackten Häßlichkeit ihrer Seele, weil ſie an mir eine feſte Eroberung gemacht zu haben glaubte und ſolche nicht anders zu behaupten wußte. Seitdem hat ſie verſchiedene Mal mit ihren Liebhabern gewechſelt; denn kaum waren Sie geflohn und mein Tod ſchien gewiß, ſo kamen andere Herren ans Bret. Doch kein Wort weiter von ihr!

Unſer Zweikampf iſt, wie Sie ſehen, glücklicher abgelaufen, als wir Beide dachten. Sie, mein hitziger Freund, hatten mir zwar tüchtig zugeſetzt; doch innerhalb acht Tagen war ich außer Lebensgefahr, und meine Wunden ſchmerzten mich nun nicht ſo ſehr, als der Gedanke, daß Sie ohne Noth landflüchtig geworden waren. Kaum fühlt' ich mich vollkommen wieder geſund, ſo faßt' ich den Vorſatz, Ihnen nachzureiſen. Dieß wär' ein lächerlicher Ritterzug geweſen, wenn ich Sie blindlings von Oſten nach Weſten hätte ſuchen wollen: nein, ich richtete meine Fahrt ohne Umweg hierher; denn ich hatte ſchon Spuren, daß Sie ſich an dieſem Ort aufhielten. Ueberdieß bracht' ich vor meiner Abreiſe durch den Einfluß meiner Familie bei Hofe Ihre Sache dahin, daß Sie entweder vorwurfsfrei in Ihr Regiment wieder eintreten oder einen ehrenvollen Abſchied erhalten können." —

„O ich Unmenſch!" rief ich gerührt: „Einen ſo biedern Mann wollt' ich wegen eines niederträchtigen Weibes morden? Dieſe Tollheit verzeih' ich mir ſo wenig, als ich Ihren Edelmuth, Herr Graf, jemals vergeſſen werde. Ich dank' Ihnen herzlich für Ihre Verwendung beim Fürſten und wähle den Abſchied; denn nie mag ich meine Vaterſtadt wieder ſehen, wo ich von Weibern ſo entſetzlich gemißhandelt worden bin." —

Der Graf ſchenkte mir noch einige Tage ſeinen Umgang, und ich fand immer mehr und mehr in ihm die Wahrheit beſtätiget, daß Lebemänner (ihre Ausſchweifungen, durch die ſie doch nur ſich ſelbſt ſchaden, abgerechnet) gemeiniglich Menſchen vom beſten Herzen ſind.

Als er wieder abgereiſt war, ſchrieb ich um meinen Abſchied und erhielt ihn. Ich ſetze mich nun mit meinem Vaterlande aus aller Verbindung. Dagegen beſchloß ich, meinen kaum abgelegten Degen zum Dienſt des Staats, in dem ich mich jetzt aufhielt, wieder zu ergreifen. Es glückte mir, mich dem Kriegsminiſter ſo vortheilhaft zu empfehlen, daß er mir eine Hauptmannsſtelle bei einem neu errichteten Regimente verſprach.

Ich hatte nun auch, da ich mich vor Schergen und Häſchern nicht mehr fürchten durfte, mein Eremitenleben verlaſſen und verſchiedener braver Männer Bekanntſchaft gemacht. Den Umgang mit Weibern floh ich wie ein gebranntes Kind das Feuer. Dennoch verſtrickte mich mein Unſtern bald wieder in geſellſchaftliche Verbindungen mit einigen, die überdieß nicht zur beliebteſten Gattung gehörten. Es waren — Gott ſteh' uns bei! — gelehrte Weiber. Sie wußten am Schnürchen herzuſagen, wie die griechiſchen und römiſchen Leckermäuler ihre Speiſen bereiten ließen, konnten aber ſelbſt keine deutſche Waſſerſuppe kochen. Daher machten ſie ihren armen Männern täglich durch Wiederholung der anlockenden Küchenzettel jener alten Schwelger den Mund wäſſrig, und ſetzten ihnen alsdann verpfuſchte und ungenießbare Schüſſeln vor. Erhielten ſie vollends gerade um die Zeit, wenn die Küche beſtellt werden ſollte, ein wichtiges Buch, das augenblicklich verſchlungen werden mußte, ſo bekamen die armen Kreuzträger gar nichts zu eſſen.

Belobte Damen waren Mitglieder einer gelehrten, wöchentlich ein Mal zuſammenkommenden Frauenzimmergeſellſchaft, und ſprachen von dem Philoſophiren, Moraliſiren, Kritiſiren und Deklamiren dieſer Hauben-Societät mit ſolcher Wichtigkeit, daß es dem größten Sauertopf unmöglich geworden wäre, ernſthaft dabei zu bleiben. Ich konnte mich wenigſtens nicht enthalten, ihnen einige Mal in's Geſicht zu lachen. Dieß nahmen ſie natürlich übel; ich ſuchte ſie jedoch wieder zu beſänftigen, und es gelang mir. Da ich mir aber nachher in verſchiedenen Geſellſchaften beißende Spöttereien über jenen hochgelahrten Klubb erlaubt hatte, und dieſes Kapitalverbrechen meinen Freundinnen hinterbracht worden war, fiel ich bei ihnen in die tiefſte Ungnade. Doch verbargen ſie ihren Zorn hinter der Maske der Freundlichkeit, und luden mich eines Tages ſogar ein, ihrer nächſten Sitzung beizuwohnen.

Ich hatte längſt gewünſcht, dieſe merkwürdige Verſammlung zu ſehen, und erſchien daher in ihrer Mitte mit einer ehrfurchtsvollen Verbeugung. Die Geſellſchaft beſtand ungefähr aus zwölf Damen, wovon immer Eine häßlicher als die Andre, und die jüngſte wenigſtens fünfzig Winter alt war. Sie erhoben ſich bei meinem Eintritt von einer langen Tafel, die unter einer Centnerlaſt von Büchern ſeufzte. Eine meiner Bekannten ging mir entgegen und ſtellte mich — man denke ſich mein Erſtaunen! — der Societät mit den Worten vor: „Hier, meine Freundinnen, ſehen Sie den naſeweiſen Splitterrichter unſerer ehrwürdigen Geſellſchaft!" —

„Das iſt alſo der Herr Kritikus?" — quäckte mit widerlicher Katzenſtimme eine Dame, die an der Tafel obenan ſaß und die Präſidentin zu ſeyn ſchien. „Warten Sie," fuhr ſie kreiſchend fort: „wir wollen Ihnen jetzt ein wenig Antikritik zu koſten geben!" —

Auf dieſe Loſung ſprang das ganze alte Muſenchor mit verborgen gehaltenen Ruthen mir auf den Hals. Ich prellte zurück, gewann glücklich die Thür, drückte ſie hinter mir zu und ließ durch eine kleine Oeffnung ein unmäßiges Gelächter mit dem Zuſatz erſchallen: „Sie führen recht paſſende antikritiſche Waffen, meine Damen! Sind es etwa Ueberreſte von ihren in der letzten Walpurgisnacht gebrauchten Blocksbergspferdchen?" —

Dieſe Schmähung trieb den Zorn der Muſenſchweſtern auf den höchſten Grad. Sie prellten mit vereinter Macht wüthend gegen die Thür an. Ich ſtemmte mich aber ſo kräftig dagegen, daß der Ausfall nicht glückte. Sie rüſteten ſich nun zu einem zweiten Sturm. Im Augenblick, da ſie anliefen, warf ich mich in die Flucht. Die Thür, welche nun keinen Widerhalt mehr hatte, ſchlug auf, und Apollo's Töchter kollerten und ſtürzten über einander hin auf die Dielen des Vorſaals.

Ueber die luſtige Niederlage hätt' ich auf dem Gerüſt der Köpfmaſchine hell auflachen müſſen. Natürlich blieb ich alſo nicht ſtill, da ich mich in voller Sicherheit auf der Treppe befand. Die gefallenen Matronen rafften ſich auf, um mir eine Fluth Schimpfworte und ein praſſelndes Hagelwetter von Ruthen, Büchern, Pantoffeln, Dintenfäſſern und Streuſandbüchſen nachzuſchicken. Um von dieſem Ungewitter ein Andenken zu haben, hob ich eine Papierrolle, die mir ziemlich derb an den Kopf flog, von der Erde auf und entrann damit aus dem Hauſe.

Dieſe mitgenommene Bombe war ein Manuſcript unter dem Titel: „Lina's Gedichte." —

Ich durchlas dieſe Reimereien und fand ſie ſo elend, daß ich ſie am folgenden Morgen meinem Friſeur zu Haarwickeln hingab, und an dem von ihm übrig gelaſſenen Reſt eine Pfeife Tabak anzündete.

Indem ich dieß that, ward ein Bedienter des Kriegsminiſters bei mir gemeldet. Voll froher Erwartung, daß er mir vielleicht meinen Beſtallungsbrief überbringen würde, rief ich ihn ſogleich in mein Zimmer. Er hatte jedoch keinen Auftrag vom Miniſter, ſondern brachte mir von deſſen Gemahlin ein Kompliment mit der Anfrage: „Ob ich nicht geſtern am bewußten Orte ein Manuſcript von Gedichten gefunden und zu mir genommen habe?" —

Ich ſtutzte: „Was in aller Welt kann die Miniſterin mit dieſen Bagatellen zu ſchaffen haben?" dacht' ich und wollte ſchon mit einem ehrlichen Ja herausplatzen. Da mir aber meine Sünde, daß ich die in Frage befangenen poetiſchen Blätter als Maculatur verbraucht hatte, noch zeitig genug einfiel, ſo hielt ich's in jedem Falle für rathſamer, mich auf's Läugnen zu legen.

„Sie haben alſo dieſe Gedichte wirklich nicht gefunden?“ ſprach der Bediente: „O weh, ſo iſt das Werkchen verloren! Dieß wird Ihro Excellenz, die hochſelbſt Verfaſſerin davon ſind, äußerſt unangenehm ſeyn.“ —

Dieſe Nachricht war mir ein Donnerſchlag. „Ihro Excellenz ſind Dichterin?“ ſtammelt' ich erſchrocken.

„Eine große Dichterin;“ erwiederte der Bediente: „und überdieß Präſidentin der hieſigen gelehrten Damengeſellſchaft.“ —

Ein zweiter Donnerſchlag.

Der dritte erfolgte unmittelbar darauf, indem der Bediente ſeine Augen ſtarr auf meinen mit Papilloten bepflanzten Kopf richtete und jämmerlich aufſchrie: „Was ſeh' ich? Sie haben das hohe Manuſcript zu Haarwickeln verbraucht? Um Gottes Willen, hier iſt das Titelblatt!“ —

„Er zeigte mit dem Finger auf meine rechte Locke. Schnell riß ich die Düte derſelben herunter, und fand ſie leider ſo unglücklich geſtaltet, daß die mit Kanzleibuchſtaben gezirkelten Worte: „Lina's Gedichte“ vollkommen zu leſen waren. Der Lakai ſchlug die Hände über dem Kopf zuſammen und lief mit dem Geſchrei: „Ach, was muß ich Ihr' Excellenz für eine Hiobspoſt bringen!“ aus dem Zimmer.

Ich ſtand ſo verblüfft, daß mir nicht einfiel, ihn aufzuhalten und ihm einen Schweigepfennig in die Hand zu drücken. Geſchwind warf ich mich aber in Kleider und eilte zu einigen Freunden, um ſie wegen dieſes häßlichen Vorfalls zu Rathe zu ziehen.

Allenthalben wußte man bereits meine Geſchichte; denn die beleidigten Damen hatten ſchon durch die halbe Stadt die Lärmtrommel gerührt. Man rieth mir einſtimmig, der Miniſterin Abbitte zu thun. Ich hatte keine Luſt dazu und ging wieder nach Hauſe, um die Sache reiflicher zu überlegen. Hier fand ich aber ein Billet des Miniſters, das mich alles Nachdenkens überhob. Er ſchrieb mir kurz und ohne einen Bewegungsgrund ſeiner veränderten Geſinnungen anzuführen: „Ich möchte auf die geſuchte Kapitainsſtelle nicht weiter rechnen und ſeine Schwelle nie wieder betreten.“ —

„Wie Eure Excellenz befehlen!“ rief ich, und lachte ſo laut, daß meine einſamen Wände wiederhallten. So war ich augenblicklich getröſtet. Da ich übrigens vorausſah, daß mich die Weſpen, in deren Neſt ich geſtochen hatte, überall verfolgen und nirgends auf einen grünen Zweig kommen laſſen würden, ſo that ich ein Gelübde, bei keinem Großen mehr um die geringſte Gnade zu betteln, ſondern als ein freier Privatmann zu leben und zu ſterben.

Ich hatte noch Vermögen genug, dieſen Entſchluß auszuführen, und das ſelige Gefühl der Unabhängigkeit machte mich zwei Jahre lang zu einem ſehr glücklichen Menſchen. Die gelehrten Weſpen ſtachen zwar oft nach mir; doch kalte Verachtung dieſer Brut war mein Panzer gegen ihre kraftloſen Stacheln.

Der Menſch iſt aber ein ſonderbares Geſchöpf. Es kann nicht ruhn, es ſey ihm auch noch ſo wohl. Um ſeinem Glück immer mehr Vollkommenheit zu geben, künſtelt er ſo lange daran, bis er es gemeiniglich wieder verdirbt.

Dieß war mein Fall. Es dünkte mich plötzlich einmal nicht gut, daß der Menſch allein ſey; es ſchien mir beſſer, eine Gehülfin zu haben. Indem ich dieß dachte, trippelte zwar die ganze Schaar der Weiber, die mich ſchon in der

Kopfe gehabt hatten, vor den Augen meines Geiſtes vorbei; doch ſchlug ich die warnende Erſcheinung dieſer böſen Engel in den Wind. Ihr waret alle, rief ich ihnen zu, durch die Schule großer Städte gelaufen, hattet dort Intriken und andere ſchlimme Künſte gelernt und eure Herzen verdorben! Ich will eine Tochter der Natur, ein unſchuldiges Landmädchen heirathen, das mir an Lebensfreuden ſo viel erſetzen wird, als ihr mir geraubt habt! —

Hierauf durchzog ich das Land, um ein Mädchen nach meinem Herzen zu ſuchen. Ich durchſtöberte Pachterwohnungen und Pfarrhäuſer, und fand endlich in einem der letztern eine junge, blühende Dirne, die mir zu Tiſch und zu Bette ſehr brauchbar ſchien. Sie war übrigens ein dummes, blödes Gänschen, das ſeine ganze Beredtſamkeit auf Ja und Nein beſchränkte.

Eine ſolche gute, einfältige Frau wollt' ich haben. Ich warb daher um die Hand der ſchönen Pfarrerstochter und bekam keinen Korb.

Im Flitterjahr der Ehe hatt' ich alle Urſache, mit meinem trauten Röschen vollkommen zufrieden zu ſeyn. Sie war eine treffliche Wirthin und dabei ein frommes Jaweibchen, das keinen Widerſpruch kannte. Eben ſo wenig wußte ſie vom Beſtreben, andern Männern zu gefallen, und ärgerte ſich baß, wenn junge Herren ſie auf der Promenade mit Glasaugen begafften. Zwar eifern auch manche Erzkoketten darüber; doch gewiß nur diejenigen, mit denen es irgend ein Häkchen hat, daß ſie entweder häßlich ſind oder zu altern beginnen. Aber aus dieſem Grunde durfte Röschen die kritiſchen Unterſuchungen der Ferngläſer nicht ſcheuen; denn ſie hatte noch kaum ihren ſiebenzehnten Sommer erlebt, und blühte ſo lieblich wie die Blume, deren

Namensſchweſter ſie war. Ihre Lorgnettenfeindſchaft entſtand daher aus bloßer Sittſamkeit.

Dennoch war, ſeltſam genug, die einzige Mannsperſon, mit der ſie freundlich ſprach, ein alter Herr, der ſogar den Himmel mit Augengläſern beguckte. Er war Profeſſor der Sternkunde und mein nächſter Nachbar. Alle Abende, die er nicht zur Muſterung des Heeres der Geſtirne brauchte, verſchwatzt' er bei uns, und ſah meinem Weibchen immer ſo tief in die ſchwarzen Augen, als ob er ſie für ein Paar neu aufgegangene Sterne hielt.

Ich war auf den alten Graukopf eben nicht eiferſüchtig, wollt' aber doch wiſſen, ob er mir wirklich in's Gehege ginge. In dieſer Abſicht putzt' ich einmal Abends wie von ungefähr das Licht aus. Hierauf tappt' ich, um es in der Küche wieder anzuzünden, durch's Zimmer, und ſtrich meiner Frau über die rothen Bäckchen einen tüchtigen Schnurrbart von Lichtſchnuppe. Dieſe Antaſtung konnt' ihr nicht auffallen; denn was iſt natürlicher, als Jemanden zufälliger Weiſe in's Geſicht zu greifen, wenn man im Dunkeln den Weg mit den Händen ſucht? — Die Folge bewies auch, daß ſie meine Malerei nicht gemerkt hatte; denn als ich mit dem Lichte zurückkam, ſah ich meine Erwartung, daß ſie dem Sterngucker einen Theil davon abgeben würde, vollkommen erfüllt.

Der alte verliebte Faun hatte, wie man ſchon errathen haben wird, während meines kurzen Aufenthalts in der Küche mein Weibchen geküßt, und ſich bei dieſer brünſtigen Schnäbelei einen gräßlichen Schnauzbart geholt. Sein Geſicht war dadurch in eine Harlekinsfratze verwandelt, die zu der ernſthaften Profeſſormiene, welche er bei meiner Rückkunft wieder annahm, ſo drollig abſtach, daß ich mich hätte vor Lachen wälzen mögen.

Ich hielt ſo gut an mich, als ich konnte, und ſetzte das Licht auf den Tiſch. Jetzt erblickte der Aſtronom ſein geſchwärztes Angeſicht in einem gegenüber hängenden Spiegel, fuhr plötzlich, vor ſich ſelbſt erſchreckend, vom Stuhl auf und warf einen haſtigen Seitenblick auf meine Frau. Ich fiel, ſchier vor Lachen erſtickend, auf den Sopha. Er aber ergriff Hut und Stock und lief ohne Abſchied davon.

Röschen ſah verſchämt vor ſich nieder und lachte nicht. „Sieh doch, mein Täubchen,“ ſprach ich, nachdem ich ein wenig wieder zu mir ſelbſt gekommen war: „ſieh doch, was haſt du mit dem Profeſſor gemacht?“ —

„Nichts, lieber Mann!“ antwortete ſie erröthend: „Er bat mich nur um einen Kuß.“ —

„So? Das nennſt du nichts? Warſt wohl alſo gleich willig dazu?“ —

„Nun ja! Ich kann nicht gern Jemanden etwas abſchlagen.“ —

„Ei, das iſt ein verdammter Fehler von einer Ehefrau, wenn ſie Mannsperſonen nichts abſchlagen kann!“ rief ich und ſtampfte mit dem Fuß: „Dieſe Schwachheit mußt du dir durchaus abgewöhnen! Mit dem alten Sterngucker hat der Spaß nicht viel zu bedeuten; biſt du mir aber gegen junge Läffler eben ſo freigebig, ſo iſt das der gerade Weg zur Scheidung.“

Ich bereute hintennach den ganzen Schwank; denn der Profeſſor, mit dem ich manchen Winterabend angenehm verplaudert hatte, kam nicht wieder und ließ mich nun meine Schelmerei durch lange Weile büßen.

Im nächſten Frühling rieth mir mein Arzt, zu Wiederherſtellung meiner etwas geſchwächten Geſundheit in ein entferntes ausländiſches Bad zu reiſen. Ich entſchloß mich dazu. Meine Frau wollt' ich nicht mitnehmen; doch trug ich wegen ihrer ſelbſt geſtandenen Unfähigkeit, etwas abzuſchlagen, gerechtes Bedenken, ſie in einer volkreichen Stadt zurückzulaſſen, wo es viel begehrliche Herren gab. Ich miethete daher für ſie ein einſames Landhaus und beſtellte einen alten weiblichen Drachen zur Hüterin meines Eheſchatzes.

Beim Abſchiede ſagt' ich: „Lebe wohl, gutes Röschen, und verſprich mir Eins!“ —

„Was denn, beſter Mann?“ —

„Verſprich mir, die einzige Sylbe Nein, wie ein Papagei oder Staarmätzchen, auswendig zu lernen und ſie jeder Mannsperſon, die dich um irgend etwas anredet, entgegenzurufen.“ —

„Ich denke Wunder, was du von mir verlangen wirſt! Das will ich wohl thun.“ —

„Willſt du wirklich? Nun ſo bleibſt du auch gewiß mein liebes, treues Weib; denn in dieſem Wörtchen iſt ein bewährtes Kernmittel gegen alle Verſuchungen, wie in einer Nuß, verſchloſſen. Laß mich einmal hören! Wie willſt du ſagen?“ —

„Nein, nein, nein!“ —

„Recht ſo, ſchönes Parchen! Lebe wohl!“

Ich warf mich nun ohne Sorgen in den Wagen und badete mich geſund. Daß ich indeſſen kein Briefchen von meiner Frau erhielt, befremdete mich nicht; denn ich wußte, daß ſie und die Schreibfeder wenig mit einander bekannt waren.

Ungefähr auf dem halben Wege meiner Rückreiſe ſpeiſt' ich in einer anſehnlichen Stadt an einer Wirthstafel. Sie war mit vielen luſtigen Gäſten beſetzt, die allerlei Anekdötchen erzählten.

Unter andern fing Einer an: Vor kurzem hat ſich auch in ** (er nannte meinen Wohnort) eine luſtige Geſchichte begeben. Ein Abenteurer, der in der Welt herumzieht und ſich für einen Baron ausgibt, kommt neulich dahin und reitet eines Tages in der umliegenden Gegend ſpazieren. Indem er bei einem ländlichen Hauſe vorbeitrabt, erblickt er ein allerliebſtes Frauenzimmergeſichtchen am Fenſter. Ihn gelüſtet, mit dieſem Püppchen zu koſen. Er hält alſo ſtill und ſpricht: Können Sie mir nicht ſagen, meine Schöne, wohin dieſer Weg führt?

Das Frauenzimmer antwortet: Nein!

Wiſſen Sie auch nicht, fragt er weiter: wie das nächſte Dorf heißt?

Die Dame ſagt wieder: Nein! Kurz, ſie beantwortet zwanzig und mehrere Fragen alle mit Nein.

Der Reiter ſtutzt und denkt: Das gute Dämchen muß entweder, bis auf das einzige vermaledeite Wort, ſtumm ſeyn, oder es ſteckt ſonſt etwas dahinter.

Er gibt nun ſeinen Fragen eine andere Wendung und ruft hinauf: Sie zürnen doch wohl nicht, daß ich mir die Freiheit genommen habe, mit Ihnen zu ſprechen?

Nein.

Es iſt Ihnen vielleicht auch nicht mißfällig, wenn ich hier ein wenig abſteige?

Nein.

Sie verbieten mir alſo nicht, Ihnen meine unterthänigſte Aufwartung zu machen?

Nein.

Der Glücksritter ſteigt nun ab und ſtiefelt ohne weitere Umſtände ins Haus.

Hier gibt der Schlaukopf alle ſeine Wünſche durch ähnliche Fragen kund. Die Dame bleibt bei ihrem ewigen Nein und gewährt ihm dabei ſo viel, als das gutwilligſte

Mädchen, das immer Ja auf den Lippen trägt, einem Manne gewähren kann.“ —

Ich hatte bei dieſer Erzählung auf Nadeln geſeſſen. Das Landhaus, die Schönheit und Einfalt ſeiner Bewohnerin, ihr papageienartiges Neinſagen — kurz, alles traf zu und überzeugte mich, daß von Niemand anders, als von meiner Frau die Rede ſeyn konnte. Die letzten Worte des Erzählers drangen mir wie ein Dolchſtoß ins Herz. Zum Glück bemerkte kein Tiſchgeſellſchafter meine Verwirrung; denn aller Augen waren auf den Referenten meiner Schande gerichtet, der jetzt alſo fortfuhr:

„So weit, meine Herren, möchte ſich die Geſchichte als ein Liebesabenteuer halb und halb entſchuldigen laſſen; nun aber fängt ſie an, für den ſogenannten Herrn Baron ſehr unrühmlich zu werden. Der Schurke hatte daran nicht genug, daß er einen ehrlichen Mann zum Hahnrei machte; er beredet am Ende ſogar das dumme Gänschen, mit ihm in die weite Welt zu fliegen.“ —

Ich erſchrack, als ob über mir der Himmel einſtürzte und rannt' aus dem Speiſeſaal, als würd' ich von der ganzen Hölle verfolgt. „Poſtpferde!“ ſchrie ich fürchterlich im Hauſe, und verriegelte mich in mein Zimmer, bis ſie da waren. Auf allen Stationen gab ich ſechsfaches Trinkgeld, und kam ſo im Fluge bei Röschens ländlicher Wohnung an.

Die Thür war feſt verſchloſſen. Ich mußte ſie mit Hülfe des Poſtknechts aufſprengen. Zitternd wankt' ich ins Haus und fand es wüſt und leer. Sogar der alte Drache hatte ſich mit entführen laſſen. Alle Gemächer waren ausgeräumt, alle Schränk' und Kaſten erbrochen. Ich war ein Bettler.

„O ich Unglücklicher!“ rief ich aus: „Nun ſeh' ich doch klar, daß mich das Schickſal beſtimmt hat, von allen Weibern, denen ich nahe komme, ſie mögen klug oder dumm ſeyn, geprellt zu werden! Was bleibt mir übrig, als vor dieſem feindlichen Geſchlecht in die tiefſte Einöde zu flüchten?“

Indem ich ſo meinem Schmerz Luft machte, fiel mir in einem Fenſterwinkel ein an mich überſchriebener Brief ins Geſicht. Ich brach ihn haſtig auf. Er war von einem alten reichen Vetter in Rußland, an den ich ſeit vielen Jahren nicht gedacht hatte. Der gute Mann lud mich ein, baldmöglichſt zu ihm zu kommen, weil er mich vor ſeinem Tode, den er wegen Alter und Schwachheit täglich erwarten müſſe, noch ein Mal zu ſehen wünſche. Dieſe beſchwerliche Reiſe, ſchrieb er, ſollte mir nicht unbelohnt bleiben; denn er wolle mich zum Erben aller ſeiner Habe einſetzen.

In meiner gegenwärtigen Armuth war mir ein ſolcher Antrag höchſt erwünſcht. Ich machte mich ſtracks auf den Weg und bettelte mich bis in das Wohnſtädtchen meines Vetters, das fünfzig deutſche Meilen hinter Petersburg lag.

Hier ward ich bald wieder zum reichen Manne; denn der Alte ſtarb nach wenigen Wochen in meinen Armen, und ich ſah mich nun wieder im Beſitz eines größern Vermögens, als ich jemals gehabt hatte.

Ich beſchloß, in dem ruſſiſchen Städtchen, wo ich jetzt war, bis an mein Lebensende zu bleiben und ſo viel als möglich — wenigſtens gegen das weibliche Geſchlecht — den Einſiedler zu ſpielen. Ich kleidete mich ganz nach der Landesſitte und ließ mir den Bart wachſen. Dieſer wetteiferte im Wachsthum mit allen ruſſiſchen Bärten, und floß mir endlich bis über den Gürtel herab. Ich ſah aus wie ein Knecht Ruprecht, vor dem ſich die Kinder fürchten.

Zu meiner Bedienung zog ich einen armen Buben heran und ließ ihn in allen weiblichen Hausgeſchäften unterrichten. Er fegte meine Stuben, kochte meine Speiſen und wuſch meine Wäſche. Alles, was übrigens unumgänglich nothwendig mit Frauenzimmern zu verabhandeln war, ging durch meinen treuen Jacob und mußte außerhalb des Hauſes geſchehn. Meine Schwelle durfte kein für mich ſo gefährliches Geſchöpf betreten. Wenn ich eins ſah, drückt' ich die Augen zu und verſtopfte meine Ohren vor der Stimme dieſer Syrenen.

Durch dieſe ſtrengen Maßregeln gelang es mir dreißig Jahre lang in unerſchütterter Zufriedenheit zu leben. Ich war nun ein grauhaariger Sechziger, und glaubte feſt und gewiß, ohne weitere Lebensſtürme in den Hafen der Ruh' einzulaufen.

Plötzlich aber weckten mich einsmals um Mitternacht donnernde Schläge an meine Hausthür. Ich ſprang aus dem Bett' ans Fenſter, und ſah meine Wohnung von Soldaten belagert, die mir, im Namen der Kaiſerin, aufzumachen geboten. Jacob ließ ſie herein. Sie nahmen mich gefangen, ſchleppten mich fort und ſetzten mich gefeſſelt auf einen Wagen, der Tag und Nacht mit mir fort nach Petersburg rollte.

Hier ward ich in einen dunkeln Kerker geworfen, wo ich in achttägiger Einſamkeit mein ganzes Leben überdachte. Ich fand mich rein von jeder geſetzwidrigen That, und es blieb mir daher unbegreiflich, wodurch ich Ketten und Bande verdient hatte.

Endlich ward ich vor Gericht geführt. Man ſchnob mich an: „Geſteht eure Verbrechen!“ — Ich bat, man möchte nur die Gnade haben, mir die Beſchuldigungen, welche gegen mich angebracht worden wären, bekannt zu machen. „Ha!“ rief der Richter mit einem teufliſchen Gelächter:

„Man ſoll euch Böſewicht, wohl erſt auf die Sprünge helfen? Darauf wartet nicht! Wir geben euch noch drei Tage Bedenkzeit, und wenn ihr alsdann nicht gutwillig geſteht, ſo bekommt ihr die Knute.“ —

Ich ward jetzt in mein Gefängniß zurück und am dritten Tage wieder zum Verhör gebracht. „Wollt ihr noch nicht bekennen?“ ſchrie mir derſelbe Tyrann entgegen. „Was ſoll ich bekennen?“ antwortet' ich mit Thränen: „Der Himmel iſt Zeuge meiner Unſchuld an allen nur erdenklichen Verbrechen!“ — „Ja, ja,“ ſprach der Richter: „das iſt der gewöhnliche Geſang der Vögel eurer Art. Wartet, wir wollen euch bald anders pfeifen lehren! Hinaus mit dem Kerl, und knutet ihn ſo lange, bis er alles haarklein bekennt, was er verbrochen hat!“ —

Zwei Büttel verſuchten nun fünf Minuten lang an mir die Stärke ihres Arms und die Haltbarkeit ihrer Knutpeitſchen. Ich litt mit ſtummem Schmerz. Der hartherzige Menſch, auf deſſen Befehl ich gegeißelt ward, ſtand dabei; ich würdigt ihn aber keiner Bitte um Schonung. Endlich gebot er von ſelbſt, einzuhalten und mich wieder in mein Gefängniß zu führen.

Hier verjammert' ich volle ſechs Monate in der ſchrecklichſten Ungewißheit meines Schickſals. Ich fragte von Zeit zu Zeit den Kerkermeiſter, der mir täglich Waſſer und Brod reichte, was denn zuletzt noch mit mir werden würde? Seine Antwort war immer: „Er wiſſe das nicht: denn es ſey von mir im Gericht gar nicht mehr die Rede.“

Endlich riß er einmal zu einer ungewöhnlichen Stunde und mit ungewöhnlicher Eilfertigkeit meine Kerkerthür auf und ſagte keuchend: „Fort, fort! Ihr ſollt augenblicklich vor dem Fürſten Potemkin erſcheinen!“ —

Ich zitterte bei dieſem furchtbaren Namen, und wankte, von Soldaten begleitet, mehr todt als lebendig in den fürſtlichen Palaſt. Man führte mich in einen Prunkſaal, worin eine glänzende Geſellſchaft verſammelt war. Eine Menge Herren mit Sternen und Ordensbändern drängten ſich um mich herum. An ihrer Spitze ſtand eine junge Dame von blendender Schönheit. Sie lächelte mich an, ſtrich mit ihrer Lilienhand meinen Bart und ſagte mit himmliſcher Sanftmuth: „O ein ſchöner, ehrwürdiger Bart!“ — Hierauf machte der Fürſt (den ich an der Ehrfurcht, die ihm Alle bewieſen, ſogleich erkannte) eine kleine gnädige Bewegung mit der Hand nach mir hin und ſagte: „Geht, ihr ſeyd nun frei!“ —

Voll Erſtaunen verließ ich den Saal. Meine Wache vor der Thür war verſchwunden. Das ſelige Gefühl wieder erlangter Freiheit goß neue Kraft in meine Gebeine. Raſch, wie ein Jüngling, lief ich die Treppe hinab. Plötzlich hört' ich mich bei meinem Namen rufen. Erſchrocken ſah ich zurück, und erblickte hinter mir einen ruſſiſchen Offizier, den ich ſchon im fürſtlichen Saale bemerkt hatte.

„Kennen Sie mich nicht mehr?“ ſprach er und drückte freundſchaftlich meine Hand.

Ich ſtarrt' ihm ein Weilchen ins Geſicht, und verſicherte dann, daß ich mich nicht erinnere, ihn jemals geſehn zu haben.

„Und doch ſahen wir uns,“ verſetzt er, „einmal ſehr nahe, näher, als mir lieb war.“ —

Ich ſann und ſann. Er blieb mir ein Fremdling.

„Hm!“ ſprach er lächelnd: „Kennen Sie wirklich den Grafen Oſſeck nicht mehr?“ —

„Oſſeck!“ rief ich und fiel an ſeinen Hals. „Iſt's möglich? Wie find ich Sie hier?“ —

„Kurz nach unſerm Duell,“ antwortet er: „trat ich in ruſſiſche Dienſte und habe mich wacker mit den Türken herumgeſchlagen." —

„Und ich mit Weibern," — fiel ich ein! „O Sie haben mich ſeit der Ihnen bekannten Geſchichte noch barbariſch hingehetzt, haben mich endlich dahin gebracht, daß ich ſie wie Schlangen und Ottern fliehen mußte! Doch der heutige Tag ſöhnt mich mit dieſem, mir bisher ſo verhaßten Geſchlecht wieder ein wenig aus. Endlich ſah ich doch einmal ein gutmüthiges, theilnehmendes Weib! Die junge, ſchöne Dame, die ſo hold meinen Bart ſtreichelte, ſchien mir ein Engel des Himmels. Ihr hab' ich ohne Zweifel meine Befreiung zu danken." —

„Sie irren ſich ſchrecklich, armer Freund!" ſagte der Graf mit mitleidigem Lächeln: „Eben dieſem Engel verdanken Sie Ihre Ketten!" —

„O ſcherzen Sie nicht ſo grauſam!" rief ich aus! „Laſſen Sie mich mit dem Glauben, daß es noch auf Erden ein gutes Weib gibt, zur Grube fahren!" —

„Sonderbarer Freund!" erwiederte Oſſeck: „Es gibt tauſend und abermal tauſend vortreffliche, ſeelengute Weiber! Doch die Lobrednerin ihres Bartes gehört wahrlich nicht darunter, ſondern iſt ein kaltherziges, leichtſinniges Ding." —

„Wie wollen Sie das beweiſen?" ſagt' ich ein wenig bitter; denn ich alter Geck hatte mich in das wunderſchöne Mädchen beinahe verliebt.

„Dieſer Beweis iſt ſehr leicht," — verſetzte der Graf: „Ich führ' ihn blos aus der Geſchichte Ihrer Gefangenſchaft, die kürzlich folgende iſt:

An der Tafel des Fürſten Potemkin, des Tauriers, ſpeiſte vor ſieben Monaten ein junger Prinz, der von ſeinen Reiſen durch einige ruſſiſche Provinzen nichts wichtigers zu erzählen wußte, als daß er einen Mann mit einem fürchterlich langen Barte geſehen habe. Er ſprach davon wie von einem Wunderwerke, und das Ihnen ſo wohl gefallene Fräulein rief naſeweis aus: „O dieſen Bart aller Bärte möcht' ich ſehn!“ —

Die hohe Tafelgeſellſchaft hatte kaum dieſen abgeſchmackten Wunſch beifällig belacht, als ſich Potemkin, der das Fräulein liebt, nach dem Langbart näher erkundigte. Der Prinz zog ſein Taſchenbuch heraus, las Ihren Wohnort ab und ſetzte hinzu: „Dort hält er ſich auf. Seinen Namen weiß ich übrigens nicht. Doch iſt er nicht zu verfehlen; denn einen längern Bart hat kein Menſch in der Welt.“ —

Der ſtolze Taurier ließ ſofort einen Secretär rufen und befahl ihm, an den dortigen Commandanten einen Befehl auszufertigen, daß er ſtracks nach Verleſung deſſelben den Mann mit dem längſten Bart in der Stadt herbeiſchaffen ſolle.

Seitdem dachte weder der Fürſt noch das Fräulein an die ganze Sache.

Erſt heut über der Tafel fiel ſie der Letztern plötzlich wieder ein. „Wie iſt's denn?“ ſprach ſie zum Fürſten: „Wollten mir Eure Durchlaucht nicht einmal einen Mann mit einem erſtaunlich langen Barte zeigen?“ —

Der Fürſt ſchickte ſogleich nach dem Secretär, dem er deßhalb Auftrag gegeben hatte, und ſchrie ihm mit einem ſchrecklichen Ton entgegen: „Hab' ich ihm nicht befohlen, den Mann mit dem langen Barte herbeiſchaffen zu laſſen?“ —

„Ja, Eure Durchlaucht,“ antwortete der Secretär, „und er ſitzt auch wirklich ſchon ſeit ſechs Monaten in einem hieſigen Gefängniſſe, will aber noch nicht bekennen, was er verbrochen hat. Man hat Eure Durchlaucht mit keiner Anfrage über die eigentlichen Klagepunkte behelligen wollen. Das Protokoll, welches über ſein Verhör aufgenommen worden iſt, liegt in der Kanzlei.“ —

„Man hol' es!“ befahl der Fürſt: „und der Kerl werde nach der Tafel hierher gebracht!“ —

Das Fräulein klatſchte wie ein Kind, das ſich auf Weihnachten freut, in die Hände. Die Regiſtratur ging über der Tafel herum, kam endlich auch an mich, und mit Entſetzen erſah ich daraus, daß Sie, Freund Limbach, der Gefangene waren. Das Uebrige wiſſen Sie ſelbſt. Was meynen Sie nun aber vom Fräulein? Kann man eine Perſon, die einem ehrlichen Mann aus bloßem Scherz ein lange Gefangenſchaft zuzieht, die ihn alsdann wie ein Wunderthier kalt begafft, dabei aber gar nicht daran denkt, ihm ſeine Leiden zu vergüten — kann man eine ſo leichtſinnige Perſon gutmüthig und theilnehmend, kann man ſie einen Engel des Himmels nennen? Oder muß man ihr nicht vielmehr alles menſchliche Gefühl abſprechen?“ —

Ich ſtand ſtumm und ſtarr, und verſank in tiefes Nachdenken über meine wunderbaren, durch lauter Weiberhände vollführten Schickſale. Der Graf ſchüttelte mich wie einen Träumenden und ſagte: „Grübeln Sie nicht länger! Nun iſt die Sache vorbei. Kommen Sie, alter Freund, kommen Sie mit in mein Haus! Erquicken Sie ſich da, ſo lange Sie wollen, von Ihren Kerkerbeſchwerden, und ſetzen Sie mir in heitern Stunden Ihre Geſchichte auf!“ —

Ich ließ mich fortziehn, blieb einige Wochen bei dem braven Oſeck, und ward ihm zu Gefallen mein eigner Lebensbeſchreiber. Alsdann begab ich mich auf die Rückreiſe, und freute mich herzlich, meinen treuen Jakob wieder zu ſehn.

Der gute Mann ſah ihn nicht wieder. Als er vor ſeiner Wohnung ankam, überreicht' ihm ein Nachbar mit abgewandtem, weinerlichem Geſicht den Schlüſſel und eilte ſchnell wieder fort, ohne ihm Rede zu ſtehn. Limbach trat in ſein Haus, und fand es eben ſo öd' und beraubt, wie ehmals Röschens Landſitz. „Jakob! Jakob!“ rief er durch alle Gemächer. Kein Jakob erſchien.

Neugierige Nachbarn hatten ſich indeſſen zu ihm hereingedrängt. Er befragte ſie nach ſeinem Bedienten.

„O der iſt fort!“ —

„Mein Jakob fort? — Vielleicht todt?“ —

„Nicht todt, ſondern entlaufen.“ —

„O Leutchen, verläumdet nicht! So ſchlimm konnte Jakob nicht an mir handeln.“ —

„Es iſt aber wahr. Er iſt wirklich entwichen, und hat alle Ihre Habſeligkeiten, die er fortbringen konnte, mit ſich genommen.“ —

„O Jakob, Jakob, auf deſſen Treu' und Ehrlichkeit ich eine zweite Stadt Petersburg gebaut hätte! Wie iſt das möglich?“

„Ja, ein liederliches Weibsbild hat ihn verführt.“ —

„Ein Weib!!“ rief Limbach und ſtürzte, wie vom Blitze getroffen, todt darnieder.

Der ſchöne Schläfer.

Ein Mährchen.

Erſtes Kapitel.

Schauplatz der Geſchichte. — Seltſame Hofſitten. — Ein reitluſtiger König erfindet einen Tanz.

Aus einem unbekannten Lande, deſſen Namen Niemand weiß, deſſen Lage Niemand kennt, haben ſich einige Blätter der Chronik ſeiner Fürſten bis zu uns verloren. Sie enthalten die Familiengeſchichte eines Königs, der ein leidenſchaftlicher Liebhaber von Pferden war.

Die ſämmtlichen Einkünfte ſeines Reichs verkrochen ſich in den Marſtall, wo einige hundert edle Roſſe in marmornen Krippen gefüttert und aus ſilbernen Eimern getränkt wurden. Hier lebte der Erdengott den größten Theil des Tages unter ſeinen vierbeinigen Lieblingen, und war durch den langen vertrauten Umgang mit ihnen beinahe ſelbſt zum Pferde geworden. Wenigſtens konnte man ihn mit zugedrückten Augen von dem gemeinſten Roßknechte nicht unterſcheiden. Er hatte ſich die Kunſtſprache des Stalles und der Reitbahn ſo eigen gemacht, daß er ſich nie eines andern Ausdrucks bediente. Wenn er zum Beiſpiel einmal den Vortrag eines Miniſters anhörte und ihn darin unterbrechen wollte, ſo rief er: „Brr! Steh, Männchen, ſteh!“ und ſchnalzte mit der Zunge oder ſagte: „Hopp hopp!“ wenn der Redner wieder fort ſprechen ſollte.

Die Höflinge waren dort, wie überall, die Affen ihres Gebieters. Unter der Laſt ihrer ſteifen Stiefeln und eiſernen Sporen dröhnten die Säle der königlichen Burg. Selbſt die galanteſten Kammerjunker trugen ſtatt ſeidner Hütchen fürchterliche Peitſchen unter dem Arm. Ihre Geſpräche waren ſo wild, als ihr Anzug. Sie unterhielten ſich nicht, wie andere witzige Hofleute, von Schauſpielen, Bällen, Liebſchaften und andern hochwichtigen Dingen, ſondern ſchwatzten vom Morgen bis zum Abend über die Tugenden oder Untugenden ihrer Gäule.

Höfe ſind ſonſt gewöhnlich der Himmel des ſchönen Geſchlechts. Nur dieſer Hof war es nicht; denn es gab hier weder Schmeicheleien noch Luſtbarkeiten. Die arme Königin und ihre zwei ſchönen Töchter waren zu bedauern. Von der tödtlichſten Langeweile gequält, fingen ſie Grillen in ihren vergoldeten Zimmern und ärgerten ſich über das ewige Roßtummeln, womit ſich der König nebſt ſeinen lieben Getreuen unter ihren Augen beſchäftigte.

Auf ihr dringendes Anhalten ward endlich doch einmal zur Faſchingszeit ein Hofball veranſtaltet. Sie verloren aber ſchon ziemlich die Luſt zum Tanze, als die Kavaliers nicht in ſeidenen Strümpfen und Corduanſchuhen, ſondern in ihrer täglichen ſchweren Beinrüſtung einhertraten. Allein noch mehr erſtaunten ſie über den König, der zwar auch geſtiefelt erſchien, jedoch mit freundlicher Miene bekannt machte, daß er mit einem Tanze von ſeiner eigenen Erfindung den Ball eröffnen wolle. Dieſes Tänzchen, das in der Folge weit und breit bekannt geworden iſt, werden Meiſter und Jünger der edlen Tanzkunſt leicht errathen. Wie können ſie einen Augenblick zweifeln, ob der allerdurchlauchtigſte Pferdebändiger ein anderes, als die nun uralte, ſogenannte Galopade erfunden habe? Sie war es wirklich. Er führte ſie ſelbſt in höchſter Perſon auf und flog mit ſeiner raſchen Tänzerin im ſauſenden Galopp die Reihen entlang. Die übrigen Paare mußten nach und nach folgen, und er handhabte mit einer Karbatſche die Ordnung ſeines Lieblingstanzes. Einige ältliche Matronen, die ihre Karriere nicht raſch genug machten, empfingen kräftige Streiche, und ſo ging die Hetze fort, bis alle Roben und Schürzen von den geſtachelten Ferſen der plumpen Tänzer zerriſſen waren, und die Damen ſammt und ſonders athemlos auf Polſter und Stühle niederſanken.

Zweites Kapitel.

Die Damen emigriren. — Konterfei der beiden Königstöchter.

Seit dieſem Balle, bei dem es viel Schläge und wenig Vergnügen gab, unterließ die Königin gern, um mehrere Karnavalsfêten zu bitten. Sie ging vielmehr mit dem Gedanken um, ſich nebſt ihren Töchtern und Hofdamen in ein Schloß zu begeben, das ſie, einige Meilen weit von der Hauptſtadt, in einer einſamen Waldgegend beſaß. Es ſtand ſeit langer Zeit unbewohnt und in dem übeln Ruf, daß bösartige Feen und andere Geiſter ihr Weſen dort trieben. Demungeachtet entſchloß ſich die Königin, ihren Hof dahin zu verlegen. Ihr Gemahl gab ſeine Einwilligung ſehr gern dazu; denn es war langſt ſein Wunſch, den Schwarm der Frauenzimmer und überhaupt alle Menſchen, die nicht reiten konnten, um ſich herum los zu ſeyn.

Die Reiſe ward nun ohne Verzug angetreten, und die Emigrantinnen kamen glücklich an ihren Beſtimmungsort. Sie richteten ſich bald ein und fanden Behagen an den ſtillen Freuden der ländlichen Natur. Es that ihren Ohren wohl, ſtatt Kutſchengeraſſel und Roßgewieher das Murmeln des Wieſenbachs und die Lieder der Nachtigall zu hören. Ihre Zufriedenheit gewann auch dadurch, daß ſich das hier vermuthete Geiſtergeſindel, deſſen Neckereien man gefürchtet hatte, nirgends blicken ließ. Endlich war es doch den beiden Königstöchtern vorbehalten, mit einigen verdächtigen Weſen in Bekanntſchaft zu kommen.

Ehe wir uns aber mit der Erzählung dieſer Abenteuer befaſſen, müſſen wir vorher die Prinzeſſinnen kennen lernen.

Der ältern Name war Zefire,
Und eine reizende Geſtalt
Ihr unbeſtrittnes Eigenthum;
Dem Maler und dem Bildner gab
Ihr Anblick oft das Ideal
Zu einer Liebeskönigin.
Und doch war keine Seel' ihr hold,
Weil ſie zu hoch das Näschen trug,
Und fort und fort dem ſündigen Stolz
Auf ihre fürſtliche Geburt
Und Schönheit alle Zügel ließ.
Sie war der Mittagsſonne gleich,
Die goldne Strahlen um ſich wirft,
Doch nicht geliebt wird, weil ſie ſengt. —

Der jüngern Prinzeſſin, Aurore, einem vortrefflichen Mädchen, huldigten hingegen alle Herzen.

Weil ſie Zefiren um kein Haar
An Schönheit wich, und doch ſo ſanft wie Mondlicht war,
Kein Dünkelſtolz, daß ſie ein höh'res Weſen
Als andere Menſchen ſey, ſtieg auf in ihrer Bruſt,
In jedem Blick Zufriedenheit zu leſen
Und wohl zu thun, war ihre Luſt.

Dieſe beiden Schweſtern, deren Seelen ſo wenig zuſammenſtimmten, waren ſelten einig und vertraut. Aurore mußte täglich Zefirens übermüthige Laune fühlen. Die Stolze war eiferſüchtig, daß ihre Schweſter, die mit den Niedrigſten freundlich umging, ſo allgemein geliebt wurde. Ihr war es unmöglich, einen gnädigen Blick an Jemand zu verſchenken, der nicht wenigſtens ſechzehn Ahnen hatte.

„Wie kannſt du dich mit ſolchen Kreaturen abgeben?“ ſchalt ſie oft Auroren, wenn das gute Mädchen mit einer armen Hirtin ſprach oder einem Dürftigen Almoſen reichte. „Es ſind Menſchen!“ war dann immer Aurorens Antwort, ob ſie gleich von Zefiren, die dieſen Gedanken höchſt lächerlich fand, allezeit darüber verſpottet wurde. Sie ertrug das geduldig und blieb bei ihren menſchenfreundlichen Geſinnungen.

Drittes Kapitel.

Aufgeſchaut! Ein Abenteuer.

Eines Tages hatte ſich Zefire einen Spaziergang in den Wald gemacht, der die Hinterſeite des Schloſſes beſchattete. Ermüdet lagerte ſie ſich unter einer Eiche und ſann auf neue Kränkungen für Auroren. Indem ſie dabei ſtarr vor ſich hin ſah, ſtieg auf dem Platze, wo ihre Augen ruhten, ein goldner Schlüſſel aus der Erde und fing an, in einem weiten Kreiſe um ſie herumzuhüpfen. Sie wunderte ſich über den ſonderbaren Rundtanz, der ſich ihr immer mehr in kleinern Cirkeln näherte. Bald wollte ſie fliehen, bald hielt Neugierde ſie wieder zurück. Endlich kam der goldne Tänzer ſelbſt ihrer Unentſchloſſenheit zu Hülfe. Er warf ſich ihr durch einen Bogenſprung in die Hand, zog ſie vom Raſenſitz auf, und mit ſanfter Gewalt hinter ſich her. Sie verſuchte vergebens, ſich loszureißen. Ihre Hand ſchien mit dem Schlüſſel zuſammengewachſen, und ſie mußte ſchlechterdings dieſem Wegweiſer folgen, der ſeinen Zug quer durch den Wald fortſetzte.

Er brachte ſie nach einigen Minuten zu einer Felſenwand, in der ſie eine Thür von glänzendem Metall erblickte, die ſie vorher niemals geſehen hatte. Bebend ſchlüpfte der goldne Dietrich aus ihrer Hand ins Schloß, drehte ſich von ſelbſt herum, und die Thür ſprang auf. Eine marmorne Treppe, mit zahlloſen Ampeln beleuchtet, zeigte nun der Prinzeſſin einen Weg in die geheimnißvollen Tiefen der Erde. Sie ſtand einen Augenblick ſtill, und wußte nicht, ob ſie hinab oder zurück gehen ſollte? Weibliche Furchtſamkeit und weibliche Neugierde ſtritten in ihr. Endlich behielt dieſe die Oberhand. Jene ward durch einen Ring beruhiget, den die Prinzeſſin einſt von einer wohlthätigen Fee zum Schutz gegen alle Gefahren erhalten hatte.

Sie ſtieg alſo beherzt die Stufen hinunter, und hatte nur ungefähr tauſend hinter ſich gelaſſen, als ſie in ein Prunkzimmer gelangte, das an Pracht und Größe den Saal weit übertraf, wo einſt ihr Vater die verwünſchte Galopade aufführte. Die Herrlichkeit dieſes Ortes ging über alle Beſchreibung. Was andere ehrliche Leute, ſelbſt die reichſten Erdenſöhne nicht ausgenommen, von Holz oder Stein haben, beſtand hier aus Gold und Diamanten. Wen darf das auch wundern, da die Geiſter der Unterwelt bekannter Maßen ſteinreiche Leute ſind?

Die Prinzeſſin ſchaute lange mit großen Augen umher, ohne irgend ein lebendiges Weſen zu gewahren. Nur bisweilen ſchien es ihr, als ob ſie im Nebenzimmer ein leiſes Athmen höre. Schüchtern trat ſie hinein und ſah einen Jüngling von überirdiſcher Schönheit auf einem Ruhebette ſchlummern. Ueber ſeinem Haupte hing eine Tafel, auf der in bunter Flammenſchrift folgende Worte brannten:

„Dem Mädchen nur, in deſſen Bruſt das Feuer
Der Liebe für ein Ungeheuer
Von ſeltner Häßlichkeit einſt glimmt,
Iſt dieſer ſchöne Prinz beſtimmt.“

Der Schläfer gefiel Zefiren trefflich wohl, deſto weniger aber der Preis, um den er gewonnen werden ſollte. —

„Welche ſeltſame Bedingung!“ ſprach ſie für ſich. „Einen Popanz ſoll ich lieben? Einen Popanz,' den ich nicht einmal kenne und den ich vielleicht in der halben Welt aufſuchen müßte? Nein, zu einer ſolchen Erniedrigung iſt Zefire zu ſchön!“ Sie betrachtete ſich jetzt wohlgefällig in der Spiegelwand des Zimmers und fuhr in ihrem Selbſtgeſpräche fort: „Ich denke, mit oder ohne Erlaubniß des ungenannten Poeten, geſchwinder zum Ziele zu kommen, wenn ich den ſchönen Schläfer aufwecke. Er müßte blind ſeyn, wenn er mir nicht ſogleich in die Arme fiele!“ —

Sie ging hierauf in den Saal zurück und erregte durch Umwerfung eines Stuhls ein lautes Gepolter. Dann horchte ſie ein Weilchen, ob ſich der Schlummernde rühre; doch ſie vernahm keinen Laut. Ein zweiter Stuhl ward umgeſtürzt. Im Schlafzimmer blieb es aber ſtill, wie vorher. Nun entſchloß ſie ſich, ihre jungfräuliche Beſcheidenheit ein wenig bei Seite zu ſetzen und den Siebenſchläfer aufzurütteln.

Indeſſen hatte ſich vor die Thür ſeines Kabinets ein goldenes Netz gezogen, das dem zarteſten Spinngewebe glich. Zefire ſahe durch daſſelbe den Prinzen immer noch feſt ſchlafen; als ſie es aber wegſchieben wollte, vermochte ſie es nicht. Sie ward ungeduldig und brauchte Gewalt. Allein der undurchdringliche Schleier wich nicht von der Stelle; und zugleich erhob ſich im Saal ein heulender Wind, der ſie ergriff und von der Thür hinweg zur Treppe führte.

Sie ahnete bald, daß dieſer Sturm von einer unbekannten Macht abgeſchickt ſey, um ſie über die Gränze zu bringen. Daher wagte ſie nicht, dem unſichtbaren Polizeidiener Widerſtand zu leiſten, ſondern begab ſich treppab auf den Rückweg. Alle Lampen, die ihr hinabgeleuchtet hatten, waren verloſchen, und ſie würde ſich kaum an's Tageslicht wieder gefunden haben, wenn ſie nicht der geſchäftige Wirbelwind, der immer hinter ihr her war, des Gehens überhoben und ſchwebend emporgetragen hätte.

Wie leicht war ihr ums Herz, als ſie die lange Stufenreiſe vollendet hatte und ſich wieder am Eingange der Höhle ſah. Die eherne Thür ſchlug donnernd hinter ihr zu; der Schlüſſel aber ſteckte noch darin. Dieſen wollte ſie zu ſich nehmen; allein indem ſie die Hand nach ihm ausſtreckte, fuhr er pfeilſchnell in die Luft und entſchwand ihren Augen. In demſelben Nu verunſichtbarte ſich auch die Thür, ohne ein Andenken ihres Daſeyns in der grauen Felſenmauer zu laſſen.

Viertes Kapitel.

Handelt von einem ſchönen Vögelchen und einem häßlichen Zwerglein.

Alle dieſe kleinen Unfälle und fehlgeſchlagenen Hoffnungen hatten Zefiren ſehr mürriſch gemacht. Es war ihr daher wirklich lieb, daß ſie Auroren, die ihr ſonſt ein Dorn im Auge war, in einer Entfernung von hundert Schritten erblickte; denn nun bekam ſie Gelegenheit, ihren Unmuth an dem guten Mädchen auszulaſſen.

Indem ſie dieſem heimtückiſchen Vergnügen entgegeneilte, ſah ſie einen kleinen, bunten Vogel, der Auroren umkreiste und einen weit ſchimmernden Edelſtein aus dem Schnabel in ihre Hand fallen ließ. Dabei ſang das Vögelchen — jedoch ſo leiſe, daß es der noch entfernten Zefire unhörbar blieb — Jener ins Ohr:

„Bewahre dieß Steinchen,
Bewahr' es fein!
Es wird einſt in Nöthen
Dein Retter ſeyn.“ —

Wie ein gieriger Raubvogel ſchoß Zefire nun herbei und rief athemlos: „Was haſt du? Gib her!“ — Aurore weigerte ſich keinen Augenblick, ihrer Schweſter das Kleinod zu zeigen, bat es ſich aber wieder aus, als es lange genug beäugelt und bewundert worden war. Allein die ſcheelſüchtige Zefire bezeigte zur Rückgabe ſo wenig Luſt, daß ſie vielmehr bitzig behauptete, ſie, als die ältere Schweſter, habe das erſte Recht, den Diamant zu beſitzen.

„Nein, er gehört Auroren!“ — rief eine männliche Stimme.

Hui flohen, gleich aufgeſcheuchten Rehen
Die beiden Schweſtern in den Wald,
Denn eine gräßliche Geſtalt
Erblickten ſie drei Schritte von ſich ſtehen.
Ein Zwergmann war's, vom Haupt bis zu den Zehen
Sechs Spannen hoch, und grau und alt;
Dem größten Kürbis zu vergleichen
War ſein gevierter, platter Kopf,
Und einen rothen Weichſelzopf
Sah man von da herab bis an die Erde reichen.
Zwei Pünktlein unter einem Strauch
Von Borſten zeigten an, daß dieſer Wunderknabe,
Deß Wangen übrigens wie Säcke bis zum Bauch
Hernieder ſchlotterten, auch ein Paar Augen habe.
Sein Truthahns-Näschen, lang und ſpitz,
Ließ durch ein Nadelöhr ſich wohl im Nothfall drücken;
Die Bruſt war eines Höckers Sitz,
Und ditto lag ihm einer auf dem Rücken.
Nun hatte noch, um ganz ein Ungethüm zu ſeyn,
Das arme Wichtel nur ein Bein,
Auf dem es ſich, gleich einem Kreiſel, drehte,
Doch fiel es um, ſobald ein Lüftchen wehte.

Wir wollen das kleine Männchen hier in dem kleinen Kapitelchen ſtehen laſſen und uns nach den zwei Mädchen umſehen. Sie möchten ſonſt zu weit laufen, und wir brauchen ſie gleich wieder.

Fünftes Kapitel.

Ein Zweiſprach. Erſt Sturm, dann Sonnenſchein.

Die Flüchtlinge waren nicht weit gekommen. Hinter einem nahen Strauche verſteckt, beobachteten ſie das kleine Ungeheuer und konnten ſich des Kicherns kaum enthalten, als ſie es gegen den Wind kämpfen und dann und wann wie einen Kegel umſtürzen ſahen. Dieſe Kraftloſigkeit überzeugte ſie, daß es wenigſtens kein gefährlicher Feind ſey. Daher faßten ſie Muth, wieder zurückzugehen und ſich mit dem ſchnurrigen Kerlchen näher bekannt zu machen. —

„Wer biſt du?“ fragte Zefire ſtolz. „Menſch oder Thier?“ —

Der Zwerg (eben ſo ſtolz). Ich bin ein König.

Zefire. Ha, das iſt leicht geſagt; aber wie bewieſen?

Der Zwerg. Ich trage mein Reich nicht in der Taſche; doch ich verſichere, daß ich ein ſchönes Land beherrſche.

Zefire. Ei, das möcht' ich ſehen! Sind Dero Unterthanen auch ſo wohl geſtaltet, als Sie?

Der Zwerg. Ihr Spott, Prinzeſſin, verdient weder Zorn noch Antwort. Ueberhaupt bin ich nicht hergekommen, um mich von Ihnen ausfragen zu laſſen. Meine Abſicht war blos, Ihnen die Ungerechtigkeiten zu verweiſen, die Sie täglich gegen Ihre Schweſter begehen.

Zefire. Herr Moraliſt, ich wüßte nicht —

Der Zwerg. Haben Sie ſchon vergeſſen, daß Sie ihr vorhin einen Edelſtein abzanken wollten? Er gehört Auroren, und ich werde ſie, als die rechtmäßige Beſitzerin, dabei ſchützen.

Zefire (für ſich). Wie keck der Burſche ſpricht! Iſt er etwa gar das häßliche Ungeheuer, das man lieben ſoll, um den ſchönen Prinzen zu erobern? — Da muß ich doch wohl einen andern Ton anſtimmen. (Laut.) Hören Sie, mein Herr —

Der Zwerg. Nur keine Beleidigungen weiter!

Zefire. Nein. Ich bereue ſchon die vorigen und will Ihnen zu Gefallen meinen Anſprüchen auf das ſtreitige Kleinod entſagen.

Der Zwerg. Es freut mich, daß ich nun, da Sie der Gerechtigkeit dieß Opfer bringen, in Frieden von Ihnen ſcheiden kann. Leben Sie wohl, und auch Sie, liebenswürdige Aurore!

Zefire. Eilen Sie doch nicht! Ich möchte mich gern von Grund aus mit Ihnen verſöhnen.

Der Zwerg. Sie haben meine Verzeihung.

Zefire. Aber auch Ihre Freundſchaft, die ich eben ſo ſehnlich wünſche?

Der Zwerg. Meine Freundſchaft? — O Prinzeſſin, wäre der Ton Ihrer Stimme nicht ſo einſchmeichelnd und ſanft, ſo müßt' ich glauben, daß Sie mich auf's Neue verhöhnten. Ich kenne mich als den Häßlichſten auf Erden, und würde mich der lächerlichſten Eitelkeit ſchuldig machen, wenn ich auf die Huld einer ſo ſchönen Prinzeſſin rechnen wollte.

Zefire. Sie beurtheilen ſich zu ſtreng und mich zu gütig. Ein wackerer, geiſtvoller Mann kann ohne Schönheit ſehr liebenswürdig ſeyn. Wir Frauenzimmer ſind nur ſo unglücklich, daß wir dieſes hinfällige Geſchenk der Natur beſitzen müſſen, um den Augen der Männer zu gefallen.

Der Zwerg. Dieß möchte wohl bei vielen, doch nicht bei allen der Fall ſeyn. Nur das luſtige Volk der Gecken flattert immer und ewig wie Schmetterlinge den Blumen der Schönheit nach und überſieht die Tugenden eines braven, aber reizloſen Weibes. Wären Sie, Prinzeſſin, auch weniger ſchön, als Sie in der That ſind, ſo würden Sie doch ſchon Achtung verdienen, weil Sie gegen Männer, die körperliche Anmuth entbehren, billigere Geſinnungen hegen, als den meiſten Damen eigen ſind. Mir iſt freilich dadurch noch nicht geholfen: denn zwiſchen Schönheitsmangel und meiner Häßlichkeit — welche Kluft!

Zefire. Springen wir darüber hinweg und erlauben Sie mir die Frage: Wo iſt Ihr Aufenthalt?

Der Zwerg. Eine feindſelige Fee hat mich aus meinen Staaten verbannt, und ich bewohne jetzt eine Felſenhöhle, die ſich unter dieſem Walde hin bis an die Grundmauern Ihres Schloſſes zieht.

Zefire. Armer, unglücklicher Freund, wie können Sie in dieſer traurigen Einöde nur einen Tag leben? Nehmen Sie doch, bis Sie mit Ihrer Feindin wieder ausgeſöhnt ſind, eine Wohnung in unſrer Burg an. Ich thue dieſes Erbieten in die Seele meiner Mutter, die Sie mit offnen Armen empfangen wird.

Der Zwerg. Verzeihn Sie mir, daß ich dieſe Wohlthat ablehne. Meine gräßliche Geſtalt hat zwiſchen mir und der Welt eine Scheidewand gezogen. So lange dieſe nicht von dem guten Engel, der es allein thun kann, niedergeriſſen wird, will ich mein Einſiedlerleben fortführen.

Wer weiß, ob ich mir jemals ſelbſt wiedergegeben werde. Meine Wünſche kämpfen beinahe mit der Unmöglichkeit. Mehr kann und darf ich nicht ſagen. Das war vielleicht ſchon zu viel.

Schmerz und Wehmuth ſchienen jetzt ſeine Sprache zu hemmen. Er machte noch eine ſtumme Abſchiedsbewegung mit der Hand, und that alsdann einige Rückſprünge in den tiefern Wald, wo er ſich verlor.

Sechſtes Kapitel.

Was die Prinzeſſinnen von dem kleinen Manne dachten. — Er ſingt ein Minnelied.

Zefire machte ſich nun im Herzen über das arme Männlein ſehr luſtig. „Seht mir doch das ſüße Herrchen!“ ſprach ſie bei ſich. „That mir's nicht eine förmliche Liebeserklärung? Ich hab' aber auch dem Knirps geſchmeichelt, daß er zufrieden ſeyn kann. Er mag tauſend Meilen laufen und wird ſchwerlich ein Mädchen treffen, das ſo freundlich mit ihm ſpricht. Nu, nu, wenn ich mir dadurch den ſchönen Jüngling erworben habe, ſo muß ich immer geſtehen, daß ich ziemlich wohlfeil wegkomme. — Wie aber, wenn Prinz Einfuß den Liebesroman fortſpielt, ich mich auch lange genug zu verſtellter Gegengunſt überwinde, und am Ende dahinter komme, daß der kleine Stilft blos auf ſeine eigene Hand geminnt hat und ſein Abenteuer mit der Geſchichte des ſchönen Schläfers gar nicht zuſammenhängt? — Ei, da wär' ich artig betrogen!“ ſo unterhielt ſie ſich, indem ſie zurück nach dem Schloſſe ging.

Aurore, die ſich in das Geſpräch mit dem Zwerg gar nicht gemiſcht hatte, ſondern in der Ferne geblieben war, hegte ganz andere Gedanken. Der unglückliche Fremdling hatte ſie ſo gerührt, daß ſie das innigſte Mitleiden für ihn empfand. Sie befürchtete, daß ihre Schweſter über einem böſen Anſchlag gegen ihn brüte; denn es war die Art der ſchönen Schlange, mit Leuten, denen ſie ſchaden wollte, ungemein liebreich zu ſprechen. Aurore nahm ſich daher vor, den Unglücklichen zu warnen. Sie wollte Zefiren gerade nicht nennen, ſondern ihm nur einen unbeſtimmten Wink geben, auf ſeiner Hut zu ſeyn. Der Entſchluß war gefaßt, doch die Ausführung ſchien ihr unmöglich. Wo ſollte ſie den Eremiten finden, von dem ſie nur von weitem erlauſcht hatte, daß er unter der Erde wohne? Der Zufall mußte hier das Beſte thun. Ihm überließ ſie ſich, und ging zurück in die Gegend des Hains, wo der Zwerg verſchwunden war.

Hier hatte ſie kaum einige hundert Schritte auf und ab gethan, als ſie Harfentöne hörte, die aus einem nahen Felſen hervorzukommen ſchienen. Sie ſchlich leiſe dem Schall entgegen und vernahm folgenden Geſang:

Ungeliebt muß ich erblaſſen
Hier in dunkler Felſenkluft,
Wo mich alles hat verlaſſen,
Selbſt des Himmels Licht und Luft.
Meines Körpers Schreckgerippe
Böt' ich gern dem Tod noch heut,
Würd' ich nur von ihrer Lippe
Durch ein Abſchiedswort erfreut.

Doch, wie kann ich das erwarten?
Welches Glück erträumt mein Sinn?
Sie iſt in der Schönheit Garten
Aller Blumen Königin.
Ich, durch Zauberei verfluchet
Bin ins Feld der Häßlichkeit
Das die Liebe nie beſuchet,
Als ein Unkraut hingeſtreut.

Ach, umſonſt, daß meine Seele
Trotzte der Verwandlungsmacht!
Sie liegt todt in grauſer Höhle,
Wie das Gold in tiefer Schacht.
Spränge nur von ihr ein Schimmer
In des Mädchens Blick, o dann
Würde wohl dem Geiſt, was nimmer
Seinem Körper werden kann.

Hoffnung, willſt du mich bethören?
Schwärme fort bis an mein Grab!
Niemand ſoll den Namen hören,
Der dir kühne Flügel gab.
Dieſen öden Todesauen,
Wo mein Weſen bald zerſtiebt,
Will ich nur allein vertrauen
Daß Alzeſt Auroren liebt.

Dieſe Schlußerklärung kam der ſchönen Horcherin ſo unerwartet, daß ſie mit ſich ſelbſt uneins wurde, ob ſie heimlich wieder fortſchleichen oder ſich durch irgend ein Zeichen ihres Daſeyns dem verborgenen Minneſänger anmelden ſollte, den ſie an der Stimme für den unglücklichen König erkannte. Sie ſchwankte noch zwiſchen Ja und Nein, da ſtand er plötzlich vor ihr, ohne daß ſie wußte, woher er gekommen war. Erſchrocken fuhr ſie zuſammen und wandte die Augen von ihm ab; denn ungeachtet er ſich durch das Lob ihrer Schönheit — worüber das beſcheidenſte Frauenzimmer nicht böſe wird — ſehr empfohlen und ſelbſt ſeine ſchreckende Larve dadurch ein wenig verſchönert hatte, ſo blieb er dennoch zu häßlich, als daß ſie ihn ohne Grauen hätte betrachten können. „Nehmen Sie ſich in Acht, lieber Freund! Man legt Ihnen Schlingen!“ ſprach ſie ſanft, und eilte fort. Alzeſt — wie wir den Zwerg nun bei ſeinem rechten Namen nennen wollen — hüpfte mit der größten Anſtrengung ihr nach und bat nur um einen Augenblick Gehör. Sie lief aber ſo ſchnell, daß er ſie, weil er ſo übel zu Fuß war, nicht einholen konnte und ſeufzend zurückbleiben mußte. —

Siebentes Kapitel.

So geht's, wenn man zu ſchnell läuft. — Aurore ſammelt Fragmente.

In einem Hohlwege, durch den Aurore floh, kam ihr ein altes, kleines Weiblein, mit einem Stäbchen in der Hand, eilfertig entgegengetrippelt. „Stoßen Sie ja nicht an mich!“ rief von Weitem die Pilgerin, die wenigſtens ein Jahrhundert auf dem Rücken zu haben ſchien. Aurore wäre gern ſtehen geblieben, um die eigenſinnige Grille vorbeiwackeln zu laſſen; allein ſie wollte nicht zögern, weil ſie noch immer verfolgt zu werden befürchtete. Sie hielt ſich daher ſo viel als moglich linker Hand, damit das Mütterchen, das ihr ſo haſtig entgegengeſtapelt kam, als ob es einen Markt verſäumt habe, die rechte Seite der Straße freibehalten ſollte. Doch Jene blieb nicht auf der geraden Linie, ſondern humpelte, um der Prinzeſſin auszuweichen, bald rechts, bald links. Dieſe ward dadurch in ihrer angefangenen Laufbahn irre gemacht, und ſprang auch bald rechts, bald links. So ging es ein Weilchen hopp hopp hin und her, bis endlich Beide heftig gegen einander prellten.

„O, daß dich die Erde verſchlänge, du böſe Brut!“ ſchrie die Alte, und ſtürzte zugleich, wie ein zerſchmetterter Topf, vor Aurorens Füßen zuſammen. Dahin fiel ein Arm, dorthin ein Bein; die Bande ihres ganzen Körpers waren aufgelöſt und alle Glieder lagen zerſtreut umher. In der Mitte dieſer todten Trümmer ſpie der Kopf aus Mund, Augen und Naſe helle Flammen und brüllte dazu:

„Du Höllenkind!
Geſchwind, geſchwind
Erbaue wieder
Den Prunkpalaſt,
Den du jetzt nieder
Geriſſen haſt!
Nimm unverzüglich
Das rechte Bein
Und lehn' es klüglich
An einen Stein!
So thu' dem andern
Auch ſäuberlich!
Doch hüte dich,
Daß ſie nicht wandern
Ins weite Feld,
Eh' du drauf zierlich,
Fein und manierlich,
Den Rumpf geſtellt;
Dann häng' und ſtecke
Die Arm' auch an,
Nur jedem Stücke
Hübſch ſanft gethan!
Ich brauch' am Ende
Nicht deine Hände:
Mit Einem Satz
Nehm' ich behende
Selbſt meinen Platz."

Die Prinzeſſin fühlte zu dieſer Fragmentenſammlung ſo wenig Luſt und Beruf, daß ſie lieber auf dem Weg, woher ſie gekommen war, dem Zwerg in die Arme fallen wollte. Allein der feuerſpeiende Kopf, der dieſes Vorhaben aus ihren Augen leſen mochte, ſchnitt ihr plötzlich den Rückzug ab, indem er ſich vor ihren Füßen herumkugelte und dabei rief:

„Halt ein im Lauf,
Du Kind der Hölle!
Greif' an und ſtelle
Mich wieder auf!
Sonſt ſchwör' ich theuer,
Ich hexe dich
Zum Ungeheuer.
Doch bauſt du mich,
Belohn' ich dich
Mit einem Freier.
Nun, Höllenkind,
Geſchwind, geſchwind!“

Was ſollte die arme Hülfloſe thun? Nachgeben war hier Klugheit. Sie griff alſo nach dem rechten Beine der Hexe, um damit den Grundſtein des anbefohlenen Baues zu legen. Jetzt erſt fiel ihr das Geſchenk des bunten Vogels ein, und ſie ſuchte darnach in allen Taſchen, um ſeine Rettungskraft zu erproben. Aber leider war es nirgends zu finden, ſondern auf der Flucht verloren gegangen. Sie gerieth darüber beinahe in Verzweiflung, und eilte nun deſto raſcher an's Werk, um ſich nicht noch unglücklicher zu machen.

Es ging leichter, als ſie gedacht hatte. Die morſchen Gebeine legten ſich von ſelbſt in ihre Fugen, ſobald ſie nur berührt wurden. Der Kopf, der während der Arbeit fleißig Beifall genickt hatte, hielt auch ſein Wort und ſprang mit einer Schnellkraft auf die Schultern. Nun ſtand das zerbrochene Mütterchen wieder ganz und feſt da, hob ſein Wanderſtäbchen vom Boden auf, ſchüttelte traulich Aurorens Hand und ſagte mit freundlichem Angeſicht: „Leb' wohl, mein Töchterchen! Du machteſt mir vorhin zwar einen garſtigen Spuk; ich vergebe dir aber, weil du mich ſo hübſch ordentlich wieder zuſammengeleſen haſt. Nächſtens will ich meines Verſprechens im Punkt eines Bräutigams quitt werden. Freue dich immer voraus auf einen ſchönen Jungen, der dir gefallen wird. Leb' wohl! Ich muß eilen.“ —

Achtes Kapitel.

Der bunte Vogel ſchmählt. — Atzeſt in einem Staatswagen.

Das alte Geſpenſt ſtrampelte fort und die Prinzeſſin wünſchte ihm Glück auf den Weg. Als ſie es aus den Augen verloren hatte, konnte ſie ſich nicht enthalten, über die ganze Begebenheit und beſonders über den verſprochenen Baulohn, der, nach der Geberin zu urtheilen, ſchlecht ausfallen mußte, laut zu lachen.

Dieſe gute Laune ward aber durch die Erinnerung an den vermißten Diamant bald wieder unterbrochen. Ihn zu ſuchen, ging ſie im Hohlwege zurück und durchſtreifte den Wald. Doch weder dort noch hier that ſie den gewünſchten Fund. Endlich kam ihr unbekannter Freund geflogen und überbrachte den verlornen Schatz, ſang ihr aber dabei den kleinen Verweis:

„Bewahre doch beſſer
Den köſtlichen Stein!
Ich kann ja nicht immer
Dein Aufwärter ſeyn.
War er nicht verloren,
So hätt'ſt du die Macht
Der giftigen Hexe
Verhöhnt und verlacht.“ —

Aurore hüpfte nun luſtig ihrer Wohnung entgegen. — Als ſie noch einige hundert Schritte davon entfernt war, ſah ſie erſtaunt den ſchönſten Staatswagen ihrer Mutter, mit dem Leibzuge beſpannt und von einer zahlreichen Dienerſchaft umgeben, feierlich einherziehen. Voran ging ein Trompeter und hinter ihm der Hoffourier, der von Zeit zu Zeit, nach ertöntem Trompetenklang, von einem großen Zettel mit lauter Stimme die Worte las: „Ihro Majeſtät, der unbekannte König, welcher in dieſer Gegend reſidirt, wird von Ihro Majeſtät, der Königin des Landes, an Dero Hof hiermit eingeladen.

„Ah, das iſt meiner Schweſter Anſtalt!“ waren Aurorens Gedanken, und ſie irrte ſich nicht. Zefire war nach dem Geſpräch mit dem Einfuß zu ihrer Mutter gelaufen und hatte derſelben dieſen Vorfall ſowohl, als das Abenteuer mit dem ſchönen Schläfer erzählt. Die wundergläubige Königin horchte hoch auf und war mit ihrer geliebten Tochter, die ungleich mehr als Aurore bei ihr galt, vollkommen der Meinung, daß durch die Liebkoſung des Häßlichen der Schöne zu erbeuten ſeyn würde. Sie ließ ſich daher nicht lange bitten, Jenen mit der feierlichen Geſandtſchaft zu beehren, die jetzt den Hain durchzog.

Aurore ſchlich, ohne bemerkt zu werden, hinter Gebüſchen vorüber und eilte heim. Der Gallawagen nebſt Gefolge ſetzte langſam ſeinen Weg fort und der Hoffourier las ſich heiſer. Endlich vernahm Alzeſt die Stimme des Herolds und ſah durch eine Felſenritze den pomphaften Zug. Er war zweifelhaft, was zu thun ſey. Sollt' er ſich an einen Hof wagen, wo er voraus ſehen konnte, daß muthwillige Pagen und naſeweiſe Zöfchen ihn hinterem Rücken verſpotten würden? — Das verbot die Klugheit. Sollt' er aber auch eine ſo treffliche Gelegenheit verſäumen, die Abgöttin ſeines Herzens zu ſehen? — Dagegen ſtritt die Liebe; und da ſie, wie gewöhnlich, Recht behielt, ſo trat er aus ſeinem Schlupfwinkel hervor und zeigte ſich den königlichen Dienern.

Dieſe flohen Anfangs vor Schrecken auseinander; doch ſammelten ſie ſich bald wieder und berührten aus tiefſter Unterthänigkeit mit der Naſe die Erde. Knieend, wie einſt ein proteſtantiſcher Schulmann in Augsburg vor dem Papſt, wiederholte der Hoffourier die Einladung. Alzeſt nahm ſie an und fuhr in der Königin Schloß.

Neuntes Kapitel.

Wer nicht reiten kann, iſt kein Mann! — Das zerbrechliche Mütterchen kömmt wieder und hält Wort.

Der ganze Hofſtaat wimmelte geſchäftig wie ein Ameiſenhaufen durch einander, um den Ankömmling ehrenvoll zu empfangen. Zefire war die Freundlichkeit ſelbſt. Gleich einer Göttin geſchmückt, bot ſie alle weibliche Eroberungskünſte auf. Doch ſie liebäugelte vergebens; denn Alzeſt ſchien nur für ihre Schweſter, die häuslich und einfach gekleidet war, Augen und Ohren zu haben. Mit ihr unterhielt er ſich allein, und ſprach ſo angenehm und geiſtreich, daß männiglich darüber erſtaunte.

Aurore hatte ſich nun auch an ſeinen Anblick gewöhnt, und war noch nicht volle drei Tage mit ihm umgegangen, als ſie einer vertrauten Kammerdienerin geſtand, daß ſie für dieſen Mann voll Geiſt und Verſtand die feurigſte Freundſchaft fühle.

„Ei, Sie lieben die kleine Vogelſcheuche wohl gar?“ ſagte das Mädchen und erhob ein unmäßiges Gelächter.

„Du biſt vorwitzig;“ antwortete Aurore. „Von Liebe war nicht die Rede. Doch geſteh' ich beiläufig, daß ich viel Hochachtung für den Verſtand eines Frauenzimmers habe, das bei der Wahl eines Gatten mehr auf den edlern Theil des Menſchen, den Geiſt, als auf den Körper ſieht.“

Die Zoſe merkte jetzt, woher der Wind kam, und bemühte ſich, durch unterwürfige Beiſtimmung ihren Fehler wieder gut zu machen; allein die Prinzeſſin brach das Geſpräch ab.

Alzeſt hatte nun eine Woche lang — einen Tag ausgenommen, da er ſich unter dem Vorwand eines dringenden Geſchäfts beurlaubte — im Schloſſe gewohnt, als der König ſeine Gemahlin und Töchter mit einem Beſuch überraſchte.

Er geberdete ſich wie ein ſcheues Pferd, als er den Fremden erblickte; die Königin zog ihn aber geſchwind in ein Nebenzimmer und ſprach alſo: „Sie werden ſich wundern, daß Sie einen ſo mißgeſchaffenen Mann hier antreffen; allein es hat eine ganz eigene Bewandtniß mit ihm. Er iſt ein mächtiger König; nur jetzt mit einer böſen Fee über den Fuß geſpannt und aus ſeinem Lande verwieſen. Die Geſchichte unſerer Bekanntſchaft will ich Ihnen einmal bei mehrerer Muße mittheilen, und jetzt nur ſo viel ſagen, daß er nicht üble Miene macht, ſich mit einer von unſern Töchtern zu vermählen.“ —

„Sie faſeln, Madame!“ rief der König im höchſten Zorn. „Wie kann dieſer Perückenſtock ſo kühne Gedanken hegen? Das wäre mir ein lieblicher Eidam! Nicht zum Stalljungen iſt er zu brauchen. Der einbeinige Wicht kann ja keinen Eſel, geſchweige denn ein Pferd beſteigen. Wer nicht reiten kann, iſt kein Mann! Das iſt und bleibt mein Grundſatz; und ich befehle Ihnen ernſtlich, dieſe abgeſchmackte Heirathsſpekulation fahren zu laſſen.“

„Aber, wenn er nun — — — —“ fing die Königin wieder an: allein der Herr Gemahl fiel ihr ſogleich mit ſeinem gewöhnlichen „Brr! Steh, Männchen, ſteh!“ ins Wort, und ſie ſchwieg.

Hierauf warf ſich die immer noch zürnende Majeſtät wieder auf's Roß und ſprengte von dannen.

Die betrübte Königin erzählte dieſen harten Strauß ihren Töchtern, deren Gedanken darüber ſehr verſchieden waren. Zefire gab dem Vater Recht. Ihr ſelbſt kam Alzeſt abſcheulich vor, und ſie betrachtete ihn blos als eine Brücke, über welche ſie in die Arme des reizenden Schläfers gehen wollte. Er hatte ſie überdieß durch fortdauernden Kaltſinn ſo unverzeihlich beleidiget, daß ſie ihm die Verachtung der ganzen Welt herzlich gönnte. Auroren hingegen war die Nachricht ihrer Mutter ein Donnerſchlag, und ſie ging in den Wald, um ihren Kummer ohne Zeugen auszuweinen.

Hier ward ſie aber bald geſtört. Die Zaubermama, die vor acht Tagen im Hohlwege zerfallen war, kam ihr aus dem Gebüſch entgegengelaufen. Aurore wich geſchwind auf die Seite, um nicht ein neues Unglück auszurichten; aber das Mütterchen rief lachend ihr zu: „Bleib, bleib, mein Kind! Ich habe heute nicht meinen zerbrechlichen Tag. Doch wie?“ fuhr ſie fort, indem ſie näher zu Auroren trat — „Ich glaube, du weinſt?“

„O nein!“ antwortete Jene, und zwang ſich zum Lächeln.

„Freilich haſt du geweint. „Ei, das ſchickt ſich für keine Braut!“ —

„Braut? — Was will das ſagen?“ —

„Nichts mehr und nichts weniger, als daß ich mein Wort halte. Heiſa luſtig, das verſprochene Männchen iſt im Anzug; du wirſt es gleich zu ſehen bekommen! Jetzt muß ich vor allen Dingen mit deiner Mutter ſprechen.“

Sie lief fort und ließ Auroren voll Erwartung und Furcht zurück. Kurz drauf kamen Boten über Boten, die ſie heim holten.

„Dein Glück iſt gemacht!“ rief ihr die Königin entgegen. „Der liebenswürdige Fürſt der Schmetterlingsinſel hat durch ſeine Mutter in beſter Form um dich werben laſſen. Geh, wirf dich in deine prächtigſten Kleider, um ihn anſtändig zu empfangen. Ehe wir es ahnen, wird er hier ſeyn.“

Aurore wollte ſprechen; aber die Königin hörte ſie nicht an, ſondern ſchob ſie in die Garderobe.

Zehntes Kapitel.

Ein ächter Haſenfuß erſcheint.

Indeſſen ſtand die angebliche Fürſtenmutter am Fenſter und ſah ſtarr nach den Wolken. Auf einmal rief ſie: „Er kommt!“

Und ſieh, da ſchwebte durch die Luft
Der junge Schmetterlingsmonarch;
Er ſaß geputzt, wie ein Adon,
In einem diamantnen Wagen,
Den tauſend Unterthanen zogen,
Sie waren roſenfarb geflügelt,
Und ihr Geſchirr war azurblau.

Ihm nach fuhr in kryſtallnen Kutſchen
Ein großer, ſchön friſirter Schwarm
Von Kammerherrn und Kammerjunkern.
Doch ihre Wäg'lein waren nicht
Mit ſeltnen roſenrothen Zügen,
Nein, nur mit Schimmelſchmetterlingen
Von ganz gemeinem Schlag beſpannt.

Jetzt ließ der Bräutigam ſich ſanft
Im königlichen Garten nieder,
Wohin ihm die Beſitzerin,
An ihres bunten Hofſtaats Spitze,
Mit raſchem Schritt entgegen ging.

Aurore folgte zögernd nach,
Und ſah mit Blicken der Verachtung
Den mädchenhaften Süßling an,
Um den herum in weiten Kreiſen
Ein Strom von Wohlgerüchen floß.

Im Schatten eines Sonnenſchirmes,
Den über ihm ein Page hielt,
Kam jetzt der Fant, ein Liedchen trällernd,
Zu der Prinzeſſin hingetanzt.
„O Göttin, Göttin!“ rief er aus:
„Ich bin entzückt, zum Gott entzückt!
Doch laſſen Sie uns, eh' ich noch
Von ihren Reizen weiter ſpreche,
Geſchwind von dieſer Stelle fliehn,
Wo uns die Glut der Sonnenſtrahlen
Zu ſchwarzen Afrikanern brennt.“

Raſch eilte man mit ihm ins Schloß.
Hier warf er ſich der Länge nach
Aufs erſte beſte Kanapee,
Zog einen Fächer aus der Taſche,
Bewedelte ſein Lärvchen tapfer,
Und ſprach kein Wort, als: „Puh, puh, puh!“

Daß ein Zirkel von Damen um ihn herumſtand, ſchien er gar nicht zu bemerken. Die Königin nahm zum Glück die Unſittigkeit ihres künftigen Schwiegerſohnes ſo wenig übel, daß ſie vielmehr Auroren durch Augenwinke befahl, ihn zu unterhalten. Die folgſame Tochter war in der größten Verlegenheit. Was ſollte ſie mit dem Gecken ſprechen, den ſein theures Selbſt jetzt ſo ausſchließend beſchäftigte? Sie warf endlich, um der Mutter, die immer fort winkte, zu gehorchen, den gewöhnlichen Nothanker des Wettergeſprächs aus. „Es iſt heut ein ſehr heißer Tag!“ ſagte ſie.

„Puh! es iſt höllenheiß!“ antwortete der Schmetterlingsfürſt. „Puh, puh! ich brenne zu Aſche! Iſt es aber auch ein Wunder, da ich mich zwiſchen zwei Feuern befinde? Was die Sonne noch an mir übrig gelaſſen hat, das verzehren vollends die Flammen Ihrer Augen. Ha, ha, ha!“

Aurore ward roth und ſah beſcheiden zur Erde. Die Königin aber belächelte beifällig die Unverſchämtheit des Witzlings, der immer noch in ſeiner bequemen Lage blieb. Endlich fuhr er auf wie eine Rakete und bürſte zum nächſten Spiegel. Nach einer langen Unterhaltung mit demſelben wandte er ſich wieder zu den Damen: „Wie finden Sie meine Friſur? Iſt ſie nicht das künſtlichſte Haargebäude, das Sie jemals zwiſchen Himmel und Erde geſehen haben? Scheint es nicht, als ob ſich auf der ſanften Schwingung jedes Härchens ein loſer Amor wiege? — Und nun betrachten Sie einmal dieſes Kleid! Haben es nicht die Grazien ſelbſt geſtickt? Nicht halb ſo ſchön war jenes, mit dem ich die Prinzeſſin Iſidore beſiegte. Es verdunkelt ſogar meinen berühmten Frack, vor dem das Tugendſchiff der ſtolzen Herzogin Modeſta die Segel ſtrich.“ —

„Aber Sie, mein Engelchen,“ — fuhr er fort, indem er ſich zu Auroren kehrte — „Sie ſcheinen ja für alle dieſe Wunderwerke des Geſchmacks kein Gefühl zu haben. Gefällt Ihnen denn nichts an mir? Und Sie gefallen mir doch ſo ſehr! Bei allen Grazien und Amoretten, Sie ſind ein allerliebſtes Märchen!“

Indem er das ſprach, flog er mit offnen Armen auf Auroren zu und wollte ſie im Angeſicht des verſammelten Hofes küſſen. Sie floh aber vor Unmuth und Scham aus dem Zimmer und eilte hinunter in den Garten.

Eilftes Kapitel.

Edlere Liebeserklärungen. — Der häßliche Zwerg verſchwindet. — Seine Geſchichte.

Hier fand ſie Alzeſten, der in einem dunkeln Lindengange ſeiner Betrübniß über den wahrſcheinlichen Verluſt der heimlich Geliebten nachhing.

„Wie iſt es möglich, rief er, daß wir jetzt an Einem Orte zuſammentreffen?“

Aurore. Kein Wunder. Wir ſind Beide unglücklich und ſuchen die Einſamkeit.

Alzeſt. Sie nennen ſich unglücklich und doch wirbt ein Prinz von weltberühmter Schönheit um Ihre Hand?

Aurore. O dürft ich ihn nie wieder ſehen, dieſen hirnloſen Gecken, deſſen Narrheit mich aus dem Schloſſe vertrieben hat!

Alzeſt. Ich erſtaune. Der ganze Hof ſpricht mit Bewunderung von ihm.

Aurore. Das iſt ſehr glaublich. Sie wiſſen, mein Freund, daß der Beifall und das Anſtaunen der Menge um ein ſchimmerndes Kleid und eine leidliche Bildung feil ſind.

Alzeſt. Sollte denn auch die Königin —

Aurore. Meine Mutter iſt ſonſt verſtändig und gut. Sie hält aber, durch Zauberkünſte vielleicht geblendet, dieſe

Vermählung für mein möglichſtes Glück und wird mich mit unerbittlicher Gewalt dazu zwingen.

Alzeſt. Könnt' ich Sie doch retten!

Aurore. Daß Sie es könnten! Um wie viel glücklicher wär' ich, wenn uns das Schickſal für einander beſtimmt hätte!

Alzeſt. Uns? — Uns für einander beſtimmt? — Welcher gute Engel ſprach das aus Ihnen? — Sagten Sie wirklich: Uns? oder waren dieſe himmliſchen Worte nur ein Traum aus meinem vorigen Leben?

Aurore. Nein, ich ſprach ſie und bereue ſie nicht.

Alzeſt. Nun ſo war dieß für mich die Loſung einer beſſern Zukunft. O liebenswürdige Aurore, mein Schickſal iſt ſeinem Entſcheidungspunkte nahe; das Glück oder Unglück meines Lebens hängt von der unbeſcheidnen Frage ab: Ob ich Ihnen nicht mißfalle?

Aurore. Nein, aus voller Seele, nein! Ich geſtehe vielmehr, wenn es zu Ihrer Beruhigung dienen kann, das Gegentheil — ich geſtehe, daß ich Sie, edler Mann, liebe.

Kaum war dieſes letzte Wort ausgeſprochen, ſo verſchwand Alzeſt ſo plötzlich, als hätt' ihn die Erde verſchlungen. Eine graue Nebelſäule entſtieg der Erde, und aus ihr hervor ging ein Jüngling von blühender Schönheit. Aurore wich ſtaunend zurück; da rief der Jüngling ihr zu: „Fliehen Sie nicht, ich bin Alzeſt!“

Aurore. Alzeſt? — Unmöglich! — Doch dieſe Stimme —

Alzeſt. Ja, ich bin der Glückliche, den Sie entzaubert haben. Hören Sie meine Geſchichte!

Die Natur hat mich gebildet, wie Sie mich jetzt ſehen. Ich rechne mir aber dieſe Geſtalt, ungeachtet ſie von Schmeichlern in Oden und Liedern geprieſen wurde, eben ſo wenig zum Verdienſt an, als daß ich ein König bin und nie den übermüthigen Tyrannen ſpielte, ſondern meine Unterthanen glücklich zu machen ſuchte, bis mich folgender Vorfall aus meinem Reiche verbannte.

Ich hatte mich einſt auf der Löwenjagd von meinem Gefolge verirrt und durchritt den einſamen Forſt, um einen Ausweg zu finden. Mir begegnete Niemand, als ein altes, grundhäßliches Weib, völlig ſo geſtaltet, wie ich noch vor wenigen Minuten war.

Dieſe Zwergfrau drehte ſich auf ihrem einzigen Beine ſo poſſierlich vor mir herum, daß ich mich unmöglich des Lachens enthalten konnte.

„Was lacht der junge Herr?“ fragte ſie ſpöttiſch. Ich wollte nicht gleich mit der Sprache heraus; ſie fragte nochmals, und nun antwortete ich: „Ihre Seiltänzer-Geſchicklichkeit, Madame, beluſtigt mich. Soll ich denn darüber weinen, daß Sie mit Einem Fuße beſſer umzuſpringen wiſſen, als tauſend andere Menſchen mit zweien?“ —

„Ha, Burſche!“ fuhr ſie mich an und ward feuerroth vor Zorn: „Ha, du ſollſt mich nicht ungeſtraft verhöhnt haben! Wie wär' es, wenn ich dich auch ein wenig fühlen ließe, wie ſich's auf einem Beine geht?“

Ich bat um Verzeihung; aber umſonſt. Taub vor Wuth, fluchte ſie mir mit ſchäumendem Munde: „Werde zum Scheuſal, wie ich und bleib' es ſo lange, bis dir ein ſchönes Märchen geſteht, daß ſie dich liebe!“ — Sie berührte mich mit ihrem Stabe; kalte Todesſchauer durchfuhren meine Gebeine; ich ſank, ſchon verwandelt, vom Pferde und erſchrack vor mir ſelbſt.

Aurore. Armer Freund, Sie wurden für einen kleinen Muthwillen ſehr hart beſtraft. Mir iſt in ihrer wunderbaren Geſchichte nichts ſo räthſelhaft, als der Preis, den die Grauſame auf ihre Entzauberung ſetzte.

Alzeſt. Sie wählte juſt dieſen ſchwer zu erringenden Preis, um mich lange, vielleicht ewig zu quälen. Ein Aufſchluß, den ſie mir ſelbſt gab, wie Sie gleich hören werden.

Ich ſtand in Schmerz verſunken und meine Seele wünſchte nichts mehr, als auf den Flügeln eines ſchnellen Todes dem neuen, verhaßten Körper zu entfliehen. Die grünen Augen der Hexe flammten vor Freude, und lachend ſagte ſie: „Nun, wie gefallen ſich Ihro Majeſtät? Gleichen wir uns nicht, wie ein Paar Eier? Iſt nicht Eins des Andern Spiegel? — Gehen ſie nun, wohin es Ihnen beliebt. Ich habe dafür geſorgt, daß Sie ein feines Weilchen auf ihrem Stumpf hüpfen ſollen; denn ehe ſie ein Mädchen finden, das Sie blos wegen ihres Verſtandes liebt, da wird es Zeit haben. Ich kenne mein Geſchlecht!“

Aurore. Zum Glück nicht ganz. Doch fahren Sie fort!

Alzeſt. Ich wandte mich weg von ihr, würdigte ſie keines Wortes und half mir ſo gut als möglich vom Platz. Da rief ſie mir nach: „Nehmen Sie einen Beweis meiner Großmuth mit auf den Weg! Ich will Ihnen allwöchentlich einen Tag ihre vorige Geſtalt erlauben. Sie müſſen ſich aber gefallen laſſen, während dieſer vierundzwanzig Stunden zu ſchlafen. Eine bequeme Wohnung ſollen Sie überall unter der Erde finden, wo Sie dreimal aufſtampfen. Auch wird allezeit, wann Sie ſchlummern, eine Tafel über Ihnen hängen, mit den Worten:

Dem Mädchen nur, in deſſen Bruſt das Feuer
Der Liebe für ein Ungeheuer
Von ſeltner Häßlichkeit einſt glimmt
Iſt dieſer ſchöne Prinz beſtimmt.

Aber weh Ihnen — fuhr ſie fort — wenn Sie ſich je gelüſten laſſen, irgend einem Menſchen dieſe Schrift auszudeuten oder überhaupt Ihre Geſchichte zu erzählen. Dann können Sie ſicher darauf rechnen, daß Sie dieſen Körper mit ins Grab nehmen." —

Nachdem ſie ſo geſprochen hatte, humpelte ſie fort und ich ſtand allein. Was ſollt' ich nun anfangen? In mein Land zurückzukehren, wo ich mich nicht entdecken durfte, war kein Gedanke. Ich durchſtrich alſo einige fremde Länder, um eine Retterin zu finden, aber alle Mädchen flohen mich. Endlich kam ich in dieſe Gegend. Ich ſahe Sie, liebte Sie und beſchloß, mein Schickſal von Ihnen allein zu erwarten. Lange wagt' ich nicht, vor Ihnen zu erſcheinen. Es iſt ſchon ein Jahr, daß ich die Höhle bewohne, wo mich Ihre Schweſter ſchlafend fand und wohin ihr ein mächtiger Talisman den Weg geöffnet haben mußte.

Aurore. Davon weiß ich kein Wort. Das iſt ſicher die Anſtalt einer Fee geweſen, die Zefirens Beſchützerin iſt. Nun erſt erklär' ich mir das freundliche Benehmen meiner Schweſter gegen Sie.

Alzeſt. Ein plötzlicher Sturmwind, den meine Feindin erregt haben mochte, trieb ſie wieder fort, indem meine Schlummerzeit vorüber war und ſich der Augenblick meiner Verhäßlichung nahte. Alles übrige wiſſen Sie; ich aber weiß nicht, wie ich Ihre Wohlthat erwiedern ſoll. Welche Kleinigkeiten ſind Herz und Hand, die ich Ihnen dafür anbiete? — Mancher andere König würde ſeine Krone mit in Anſchlag bringen; doch wie könnte dieſes blendende Ding den Entſchluß einer Aurore beſtimmen.

Aurore. Sie haben Recht. Dieſe Hand, die ich Ihnen hier zum ewigen Bunde reiche, würde nicht nach einer Krone greifen, wenn ſie nicht ein Mann von Alzeſtens

Geiſt und Herz trüge. Da dieß aber iſt, ſo wollen wir ſie auch nicht wegwerfen, ſondern ſie zum Werkzeug des Glücks vieler Menſchen brauchen.

Alzeſt. Gute Seele! Einen Himmel auf Erden öffnet mir Ihre Liebe. Doch wir haben noch Hinderniſſe zu überwinden. Ihre Mutter —

Aurore. Laſſen Sie uns zu ihr gehen! Sie wird nicht unerbittlich ſeyn.

Zwölftes Kapitel.

Traurige Folgen eines Weiberzanks.

Indeſſen die beiden Liebenden ſo zuſammen plauderten, ward im Schloſſe viel nach Auroren gefragt und über ihr plötzliches Verſchwinden manche Gloſſe gemacht. Endlich kam die Nachricht, ſie ſey in den Garten gegangen. Die hohe Geſellſchaft ſetzte ſich hierauf in Bewegung, ſie dort aufzuſuchen, und begegnete folglich dem zärtlichen Paare, das Hand in Hand dem Schloſſe zueilte.

Alzeſt erbleichte, ſobald er die Mutter des Schmetterlingsfürſten in der Ferne gewahrte. „Wir ſind verloren!" ſprach er leiſe zu ſeiner Geliebten: „Das alte Weib dort in der Mitte des Zuges iſt meine Feindin! Ich erkenne ſie, ob ſie gleich wieder zwei Beine und überhaupt ein menſchlicheres Anſehen gewonnen hat. Laß uns fliehen, Aurore, laß uns fliehen, ſonſt ſind wir verloren!"

Unentſchloſſen zagte das Mädchen; indeſſen rückte der Vortrab der Geſellſchaft ſo nahe heran, daß an kein Entrinnen mehr zu denken war. Die Königin, über Aurorens langes Außenbleiben erzürnt, beſchoß ſie ſchon von weitem mit ſtrafenden Blicken. Zefire biß ſich vor Wuth in die Lippen, als ſie in dem Führer ihrer Schweſter den ſchönen Schläfer erkannte; und die Zauberin, die Alzeſten lange mit weit aufgeriſſenen Augen gemeſſen hatte, unterbrach die wechſelſeitigen ſtummen Komplimente durch die Frage: „Kennen wir uns nicht, mein Herr?“

Alzeſt gab ihr keine Antwort, ſondern wandte ſich zu den übrigen Damen, und ſtellte ſich als den entzauberten Zwerg vor. Alle ſahen ſich ſtaunend an. „Mit Ihnen, Madam, fuhr er gegen die Zauberin fort, iſt meine Rechnung geſchloſſen Die Hand dieſer ſchönen Prinzeſſin hat ſie zerriſſen. Sie liebt mich Unwürdigen, und unſer Bündniß bedarf nur noch die Beſtätigung und den Segen meiner gnädigſten Königin.“ —

Die Hexe ſtemmte beide Hände in die Seiten und öffnete den zahnloſen Mund, um einem Strom von Schimpfreden Luft zu machen; allein die Königin dämmte noch zeitig genug den völligen Ausbruch deſſelben, indem ſie um einen Augenblick Beruhigung bat und dann gegen Alzeſten ſtammelte: „Sein Antrag ſey ihrem Hauſe ſo ſchmeichelhaft, daß ihr Wille, wenn er noch frei und ungebunden wäre, ſeinen Wünſchen entgegenkommen würde. Allein die Unmöglichkeit werf[illegible] ſich dazwiſchen, indem ſie bereits dem gegenwärtigen Fürſten ihre Tochter verſprochen habe.“

Hin zu der Mutter Füßen ſtürzten jetzt die Liebenden und beſchworen ſie mit Thränen, dieſe Erklärung zu widerrufen. Ganz unerwartet ſtellte ſich auch Zefire unter die Bittenden. Freilich bewog ſie nicht ſchweſterliche Liebe, ſondern Eigennutz dazu. Sie ſah aus allen Umſtänden, daß Alzeſt für ſie verloren ſey, und richtete nun ihre Abſichten auf den Schmetterlingsprinzen, deſſen haſenhafte Luſtigkeit ihr überhaupt beſſer, als der Ernſt jenes edlen Jünglings gefiel.

Hochgedachter Prinz, ſo nah ihn auch die in Frage befangene Sache betraf, ſchien über den Ausgang derſelben ganz unbekümmert zu ſeyn. Während Aller Augen an der Königin und der ſie umgebenden Gruppe hingen, ſprang er wie ein Kind um ſeine Equipage herum und begaffte ſie mit der ſorgloſeſten Behaglichkeit.

Da die Königin dieß bemerkte und ihr Herz durch Aurorens Flehen weich geworden war, ſo begann ihre vorige Entſchloſſenheit zu wanken, und ſie ſprach zur Zauberin: „Rathen Sie mir, meine Freundin, was ſoll ich thun? Unſere Kinder ſcheinen von beiden Seiten wenig Neigung für einander zu haben. In dem kalten Boden der Gleichgültigkeit gedeiht nie die Blume des Eheglücks. Sie werden daher großmüthig gegen mich und ſorgſam für das Wohl Ihres Sohnes handeln, wenn Sie mich meines Verſprechens entlaſſen.“ —

„Wie?“ — ſchnaubte die Hexe: „Ihr verhätſcheltes Töchterchen ſoll Recht behalten, und mein Sohn, der ſchönſte Prinz der Welt, mit einem ſchimpflichen Korbe heimziehen?“ —

„Nicht doch!“ fiel ihr die Königin ſanft ins Wort: „Sie verſtanden mich falſch, meine Liebe! Ich bat um freiwillige Entſagung, um einen Korb für meine Tochter. Wie kann unter dieſen Umſtänden der Schimpf auf ihren Sohn fallen?“ —

„Larifari!“ ſchrie die Zauberin und trampelte vor Grimm mit den Füßen.

„Sie gebehrden ſich ſonderbar!“ ſprach jetzt die Königin mit feſterm Ton: „Abdringen und abtrotzen laß ich mir meine Tochter nicht.“ —

„Schwaches Weib!“ kreiſchte die Hexe: „glaubſt du eine Bettlerin vor dir zu haben, die du von deiner Thür wegſchelten kannſt? Ich will dir zeigen, wer ich bin und was ich vermag! Betrachte geſchwind dein ſüßes Töchterlein noch einmal: du ſiehſt es vielleicht nie wieder!“ —

Sie ſchoß, nachdem ſie ſo gebraußt,
Wild auf Auroren zu, ſchlang deren ſeidne Locken
Um ihre gelbe Knochenfauſt,
Und führte reißender, als Windeswirbel ſaußt,
Das Mädchen durch die Luft wie einen Federflocken.
Wer dieſes Schauſpiel ſah, ſtand bis zum Tod erſchrocken;
Die Schmetterlinge-Durchlaucht allein
Brach in Gelächter aus und klatſchte hinterdrein.

In wenigen Minuten hatte ſich die Räuberin mit ihrer ſchönen Beute aus dem Geſichtskreiſe der Jammernden verloren. Alzeſt rannte halb wahnſinnig aus dem Garten. Die Königin und ihre Damen wankten händeringend ins Schloß. Der Prinz aber warf ſich, immer noch lachend, in ſeinen Wagen und kutſchte fort, ohne Zefiren einen freundlichen Blick, der ſie vielleicht über die Entführung ihrer Schweſter völlig getröſtet hatte, zurückzulaſſen.

Dreizehntes Kapitel.

Aurore ſoll Tanzſtunden geben.

Mehr als hundert Meilen flog die Zauberin über Gebirg und Thal. Die unglückliche Prinzeſſin machte dieſe Luftreiſe in fühlloſer Ohnmacht, und ſah ſich, als ſie davon erwachte, in einem runden eiſernen Thurm eingeſchloſſen. Um ſie herum war kein lebendiges Weſen, als Schnecken, die zahllos auf dem Boden und an den Wänden krochen.

Auf einmal knarrte die Pforte, und mit grinſendem Spottlächeln trat die Hexe herein. „Nun, ſchöne Prinzeß, wie iſt die Motion bekommen? Wahrſcheinlich ſind Dieſelben ein wenig müde? Ruhen Sie fein aus; es wird Ihnen nicht an Zeit dazu fehlen. Denn damit Sie's nur wiſſen, Sie kommen nicht eher von der Stelle, bis Sie dieſen Schnecken einige raſche Tänze gelehrt haben. Die Sache wird nicht ganz unmöglich ſeyn. Manche von ihnen hat ſich ſonſt auf Bällen luſtig gemacht. Sie ſtaunen darüber? Nun freilich wiſſen Sie noch nicht, daß alle dieſe kriechenden Geſchöpfe vordem hochnäſige Damen waren, die mich auf dieſe oder jene Art beleidigten und zur Strafe von mir verwandelt wurden. Alſo greifen Sie nur friſch ans Werk und ſchlagen Sie tüchtig zu, wenn ſich die trägen Thiere nicht geſchickt genug anſtellen. Gelingt es Ihnen, daß Sie binnen heut und acht Tagen ein Schneckentänzchen vor meinen Augen veranſtalten können, je nun, ſo werd' ich nicht eiſern ſeyn, und Ihnen vielleicht über lang oder kurz Ihre Freiheit ſchenken. Lernen aber während dieſer Gnadenzeit Ihre Lehrlinge nichts, ſo machen Sie ſich nur gefaßt, ſelbſt zur häßlichſten Schnecke zu werden.“ —

Nachdem die Zauberin dieſes ſtrenge Urtheil geſprochen hatte, verließ ſie Aurorens Gefängniß. Alle Schnecken krochen, ſo geſchwind ſie konnten, in einem Winkel zuſammen und zogen ſich in ihre Häuschen. Die Prinzeſſin errieth bald, warum ſie ſich ſo ängſtlich verſteckten und redete ſie ſanftmüthig an: „Fürchtet mich nicht, ihr armen Unglücksgefährten! Ich will nicht ſo grauſam mit euch verfahren, als unſere Feindin verlangt. Geht ohne Sorgen aus euern Hüttchen wieder hervor und verlaßt euch darauf, daß ich nie den geringſten Verſuch machen werde, euch zu Ausübung einer Kunſt zu zwingen, die euerm gegenwärtigen Körper ſo wenig angemeſſen iſt. Kommt, kommt! wir wollen, bis uns das Schickſal oder der Tod erlöſet, als verträgliche Nachbarinnen zuſammen leben.“ —

Während dieſer Sicherheitserklärung guckten die Schnecken nach und nach aus ihren Feſtungen hervor und ſammelten ſich um die Prinzeſſin. Sie vertrieb ſich ſechs Tage lang mit ihnen die Zeit, ſo gut ſie ſich in einer langweiligen Schneckengeſellſchaft vertreiben läßt. Unſichtbare Hände bedienten ſie indeſſen mit Speiſen und ihre Geſpielinnen mit friſchem Gras.

Vierzehntes Kapitel.

Der Schneckenball.

Die Sonne des ſiebenten Tages goß Angſt und Verzweiflung in die Seele der ſchönen Gefangenen. Morgen — morgen ſchon ſollte ſie in eine Schnecke verwandelt werden, und Alzeſt auf ewig für ſie verloren ſeyn. Welche Macht konnte ſie retten? Den geheimnißvollen Edelſtein hatte ſie wieder nicht bei ſich, ſondern in ihrer Hauskleidung zurückgelaſſen, die ſie zum Empfang des Schmetterlingsfürſten mit einer Gallarobe vertauſchte. Sie machte ſich über dieſe Unachtſamkeit die bitterſten Vorwürfe und zankte ſo laut mit ſich ſelbſt, daß der treue, bunte Vogel mehr als zehnmal an die Scheiben pickte, ehe ſie es hörte. Jetzt riß ſie das Fenſter auf; der Diamant fiel ihr entgegen und das Vögelchen ſang:

„Hier bring' ich noch Einmal
Den hülfreichen Stein;
Doch nun werd' ich nimmer
Dein Aufwärter ſeyn.“ —

„Wohl mir,“ rief Aurore, „wohl mir, daß ich dich wieder habe! Willkommen, du freundlicher Stein, der mir helfen ſoll: O, wenn du es kannſt, ſo rette, rette mich verlaſſenes Mädchen!“

Kaum hatte ſie ſo unter Schluchzen gelallt,
Da zeigte ſich plötzlich im Demant ein Spalt,
Und, wie durch ein angelweit offenes Thor,
Luftſprangen zwölf kleine Tanzmeiſter empor.

Ein jeder von ihnen, ein Fingerchen lang,
Entſtrich ſeiner Geige den lieblichſten Klang,
So kapriolirten die Männchen umher
Und tanzten Ballette die Läng' und die Quer.

Die ſchüchterne Schneckengeſellſchaft verkroch
Indeſſen ſich tief in ein winkliches Loch,
Doch ſtöberte bald der Tanzmeiſterlein Chor
Sie hier mit dem Bogen der Fiedel hervor.

Dann wurden die langſamſten Thierchen der Welt
Nach Regeln der Tanzkunſt in Reihen geſtellt,
Die Geigerlein ſchloſſen um ſie einen Kranz
Und fiedelten wacker zum engliſchen Tanz.

Und ſieh, mit dem erſten taktmäßigen Strich
Erhoben auf einmal die Vortänzer ſich,
Und ſchwebten im zierlichſten Kunſtlabyrinth
Die Reihen hinunter, wie Wetter und Wind.

Die übrigen hüpften mit ähnlichem Glück
Den künſtlichen Schlangenweg hin und zurück,
Hierauf ward ein luſtiger Walzer gegeigt
Und auch von den Schnecken Gehorſam gezeigt.

Sie faßten ſich paarweis mit Zärtlichkeit an
Und walzten, als hätten ſie's oft ſchon gethan.
Doch plötzlich verſtummte der Fiedelchen Ton,
Und alle Tanzmeiſterlein waren entfloh'n.

Aurore würde vielleicht dieſen einzigen Ball in ſeiner Art für ein bloßes Traumgeſicht gehalten haben, wenn nicht eins von den Männchen, die vor ihren Augen wie Irrwiſche verſchwanden, ſeine Geige zurückgelaſſen hätte. Sie hob das Dingelchen, welches kaum einen Zoll lang war, von der Diele auf; ſchnell fing der Bogen von ſelbſt an, auf den Saiten herumzuhüpfen und einen Tanz zu ſpielen. Alle Schnecken, die ſchon zu Winkel gekrochen waren, eilten jetzt herbei und tanzten ſo raſch, als ſie es vorher unter der Aufſicht der kleinen Herren gethan hatten. Wer war froher, als Aurore? Sie erwartete nun furchtlos den künftigen Tag, weil ſie mit ihren Schülerinnen vor der Hexe zu beſtehen hoffte.

Fünfzehntes Kapitel.

Nachrichten von Alzeſten. — Er findet ein Paar Stiefeln.

Alzeſt hatte ſeit Aurorens Entführung mehr auf Felſenkuppen und Baumgipfeln, als auf ebener Erde gelebt, um von jenen hohen Warten den Aufenthalt ſeines Mädchens auszuſpähen. Alles Forſchen war jedoch umſonſt. Er fand nirgends die kleinſte Spur, und war auch wirklich am Morgen des achten Tages, ungeachtet er ſich indeſſen raſtlos herumgetrieben und bis zum Geripp abgehetzt hatte, von dem eiſernen Thurm, der ſein Liebſtes einſchloß, volle hundert Meilen entfernt.

„O, ihr guten Geiſter," rief er aus, indem er ſich jetzt ermattet auf die Erde warf, „o, ihr guten Geiſter, habt ihr mich ganz verlaſſen? Iſt keiner von euch ſo mitleidig, mir Weg und Steg zu meiner Geliebten zu zeigen?"

Da rauſcht es hinter ihm im Graſe, und er glaubte ſchon den Tritt eines kommenden Schutzgeiſtes zu hören. Als er ſich aber umſah, ward er nur ein Paar funkelneue Stiefeln gewahr, die er zuvor nicht geſehen hatte. Sie ſchienen ganz für ſeinen Fuß gemacht, und er hielt es deßwegen für das Geſchenk eines wohlwollenden Geiſtes, der ſeinem durch die lange irrende Ritterfahrt entſtandenen Schuhmangel habe abhelfen wollen. Im Herzen dacht' er freilich, ſein unbekannter Gönner hätte wohl etwas freigebiger ſeyn können; doch war er klug und gutmüthig genug, auch dieſe kleine Hülfe nicht zu verachten.

Er zog alſo die Stiefelchen an, that einen Schritt vorwärts und ſah ſich mit Staunen in einer wildfremden Gegend. Das Thal, wo er ausſchritt, war verſchwunden: er ſtand auf einem hohen Berge und wagte hier den zweiten Schritt. Dieſer hob ihn an das jenſeitige Ufer eines breiten Stromes, der eine unabſehliche, gebirgloſe Ebene durchfloß. Neue Verwunderung. Er bewegte den Fuß zum dritten Mal, und erblickte hinter ſich eine große Stadt mit vielen Thürmen, über die er hinweggeſtiegen ſeyn mußte. Nun kam er endlich auf die Vermuthung, daß er vielleicht ein Paar ſogenannte Meilenſtiefeln beſitze, welche nur die Leibſchuhmacher der Feen zu bereiten wiſſen. So war es auch. Er hatte wirklich mit jedem Schritt eine richtige Meile zurückgelegt, und ſtand, nachdem er noch neunzig und ſiebenmal aufgetreten war, vor dem eiſernen Gefängnißthurme ſeiner Geliebten.

Er wußte nicht, daß er dem ſchönen Ziele ſeiner Wallfahrt ſo nahe ſey, und wäre gern weiter geſchritten, wenn ſeine Stiefeln gewollt hätten. Sie hielten ihn aber feſt auf dieſem Platze gefangen. Die ganze Gegend war einſam und todt. Auch am Gegitter des Thurms ließ niemand ſich blicken; denn die Gefangene hatte gerade jetzt ſo viel zu thun, daß keine Zeit übrig blieb, zum Fenſter hinauszuſehen.

Die Hexe war eben bei ihr und nahm die Tanzübungen der Schnecken in hohen Augenſchein. Sie machten ihre Sachen ſo trefflich, daß ſich nichts dagegen einwenden ließ und Aurore Muth faßte, um ihre Freiheit zu bitten. Allein die boshafte Drude ſagte weder Ja noch Nein, ſondern ſuchte durch mancherlei Ausflüchte die Erfüllung ihres Verſprechens aufzuſchieben.

Die getäuſchte Prinzeſſin ging weinend an's Fenſter und that vor freudiger Ueberraſchung einen lauten Schrei, als ſie ihren Geliebten unten am Thurme ſtehen ſah. „O meine Aurore!“ rief Alzeſt, der in dieſem Augenblicke die Bande ſeiner Füße gelöſt fühlte und die Arme nach der Trauten hinaufſtreckte. Sie warf ihm jetzt, einem unbekannten Zuge folgend, das hülfreiche Kleinod hinab.

Er hebt es auf und ſtaunt, als es in ſeinen Händen
Sofort ein goldnes Schwert gebiert.
Vor deſſen flammengleichem Blenden
Des Thurmes Pforte ſpringt, eh' er ſie noch berührt.
Zwar bäumen gegen ihn mit aufgeſperrten Rachen
Zwei ungeheure Flügeldrachen;
Allein er haut im vollen Lauf
Sie mitten durch wie ein Paar Rüben,
Und ſtürmt alsdann zu ſeiner Lieben
Die ſchmale Wendeltrepp' hinauf.

Das treue Pärchen ſtürzt, gleich unterdrückten Flammen,
Die nach durchbrochner Bahn wild in einander glüh'n,
In Herzumarmungen zuſammen:
Er ſieht nur ſie — und ſie nur ihn.

Indeſſen ſchüttelt Angſt und Schrecken
Die Zauberin mit kalter Hand;
Sie flüchtet, um ſich zu verſtecken,
Ins düſtre Winkelchen der Schnecken,
Und drückt ſich bebend an die Wand.

„Ha!“ ruft Alzeſt, indem er ſie erblicket:
„Ha, find' ich dich, verdammte Räuberin?
Wohl mir, wohl mir, daß ich es bin,
Der dich hinab zur Hölle ſchicket!“ —
Mit dieſen Feuerworten zücket
Er ſchnell ſein goldnes Schwert auf ſie:
Doch die Verbrecherin umſtricket,
Gleich einem Wurme, ſeine Knie,
Und fleht ſo dringend um ihr Leben,
Daß Mitleid ſtracks den jungen Mann
Entwaffnet, und er nun nicht kann
Den Arm zum Todesſtreiche heben.

Er ſpricht: „Wohlan, dir ſey vergeben!
Mein Schwert iſt ohnedem zu gut,
Als daß dein Baſiliskenblut
An ſeiner Klinge ſollte kleben;
Flieh aber, was du kannſt, und ſey auf deiner Hut,
Mir nirgends wieder zu begegnen,
Sonſt dürfte wohl gerechte Wuth
Dir endlich noch ein ſchlimmes Bad geſegnen." —

Die alte Drude flieht, und nun
Will auch das Liebespaar vom öden Thurme ſcheiden.
„Vollzählig wären meine Freuden,"
Sagt die Prinzeſſin jetzt, „geläng' es nur uns Beiden,
Für dieſe Schnecken noch ein gutes Werk zu thun,
Die Menſchen ſind, wie wir, und nur Bezaubrung leiden.
Wer weiß, ob ihnen nicht des Schwertes Wunderkraft
Ihr eignes Leben wieder ſchafft?"

Alzeſt berühret mit dem Degen
Das erſte beſte Schneckenhaus;
Ein ſchmuckes Mädchen ſpringt heraus,
Tanzt flink und munter ihm entgegen,
Und ſo ſchlüpft nach und nach aus jedem Häuschen für
Ein ſchönes Kind und macht dem Retter einen Knix.

„Willkommen!" ruft Alzeſt: „Willkommen!
Begleitet mich ins Land, wo ich geboren bin,
Und ſeyd dort freundlich aufgenommen
Als Damen dieſer Königin." —
Sie danken ihm durch tauſend ſüße Worte,
Und die Geſellſchaft eilt hinab zur Kerkerpforte.

Hier ſtehn ſie überraſcht von einer dichten Wand
Von zwanzig kleinen goldnen Wagen,
Mit Schwanen, Papagein und Tauben nett beſpannt,
Und Sylphen ſind geſchäftig bei der Hand,
Die Damen und den Herrn bequem hineinzutragen.
Das Zuggeflügel rauſcht nun über See und Land.
Auroren wird, eh' noch die Sterne flimmern,
Die Gegend immer mehr bekannt,
Und endlich ſieht ſie gar das Schloß der Mutter ſchimmern.

Sechzehntes Kapitel.

Es tritt eine neue Perſon auf, die alles vollends aufklärt
und ins Reine bringt.

Die Reiſenden kamen wohlbehalten bei der Königin an und wurden mit lautem Jubel empfangen. Unter dem bunten Getümmel, das ihnen entgegenwallte, ragte der ſtolze Wuchs einer fremden Dame hervor, welche ſich ſogleich den beiden Liebenden näherte und ſie mit einer feierlichen Anrede bewillkommte.

Sie ſey, hub ſie an, eine Fee und die erklärte Beſchützerin aller, von dem guten Genius Verſtand geſtifteten Ehen. Mit den leichtſinnigen Bündniſſen des Schönheitsjägers Kupido und den wucherhaften Kuppeleien des alten Geldmäklers Plutus habe ſie nichts zu ſchaffen. Der Edelſtein, welcher endlich den Knoten des feindſeligen Zaubergewebes aufgelöſt habe, ſey ihr Geſchenk, und das bunte Vögelchen ihr Abgeſandter geweſen. Auch die Meilenſtiefeln und Reiſewagen habe ſie beſorgt, und durch ihre, dem goldenen Schwerte mitgetheilte Macht die Raubhexe gedemüthiget. Ueberhaupt könne man alle Ereigniſſe, welche die Vereinigung der beiden Liebenden befördert hätten, die ſie aber, um den Schein der Ruhmredigkeit zu vermeiden, nicht einzeln anführen wolle, auf ihre Rechnung ſchreiben. Sie werde ſich auch in der Folge ein eigenes Vergnügen daraus machen, den Verlobten mächtig beizuſtehen und ſich immer als ihre wärmſte Freundin zu beweiſen.

Nach berichtigten Dankſagungskomplimenten hatte die Königin kein dringenderes Geſchäft, als ihrem Gemahl einen treuen Bericht über alle dieſe neuen Begebenheiten durch einen Eilboten zu ſenden. Statt einer Antwort kam der König ſelbſt, und wunderte ſich höchlich über Alzeſtens vortheilhafte Umſtaltung. „Können Sie reiten?“ war ſeine erſte Frage. Alzeſt beantwortete ſie mit einem beſcheidenen Ja. „Nun wohlan,“ fuhr der König fort, „ſo machen Sie einmal ihr Probeſtück auf meinem Bravo! Er iſt zwar ſchon einige Meilen gelaufen; dennoch mögen Sie ſich immer ſattelfeſt halten. Das kluge Thier iſt ein ſcharfer Kunſtrichter ſeiner Reiter, und wirft jeden Stümper, der ihn nur im geringſten mit Schenkel oder Zügel falſch behandelt, ohne Barmherzigkeit ab. Heh, Stallmeiſter, den Bravo!“

Da ward vorgeführt ein hoher, ſchnaubender Hengſt, den Alzeſt muthig beſtieg und nach den ſtrengſten Regeln der Reitkunſt tummelte. Der König klatſchte fort und fort Beifall, umarmte den abſitzenden Reiter und rief entzückt: „Na, ſo einen ſchulgerechten Schwiegerſohn hab' ich mir längſt gewünſcht. Sie ſollen meine Tochter haben und meinen beſten Segen dazu.“ —

Die Neuvermählten reisten nach einigen feſtlichen Tagen in ihr Land und genoßen dort im Marmorpalaſt die ſüße Traulichkeit der Hütte. Die edeln Seelen liebten ſich auch dann noch, als die Blüthen ihrer körperlichen Schönheit verwelkt waren.

Zeſire wartete die trüben Herbſttage einer alten Jungfer nicht ab, ſondern ſtarb noch im Sommer des Lebens vor Neid über das Glück ihrer Schweſter.

Der Schmetterlingsfürſt erſchoß ſich aus Verzweiflung, weil er das Unglück hatte, ſeinen erſten Kammerdiener und Haarkräusler durch den Tod zu verlieren, und nicht gleich einen andern Lockenbaumeiſter fand, der ſeinen eigenſinnigen Geſchmack ſo ganz wie der ſelige Mann befriedigte.

Was aus ſeiner ehrwürdigen Frau Mutter geworden iſt, weiß man nicht. Es würde ſich auch ſchwerlich der Mühe lohnen, Nachrichten darüber einzuziehen und den Schluß dieſes Mährleins deßwegen aufzuhalten.

Mord

bei

einer verſuchten Entführung.

Eine Kriminalgeſchichte.

Unter dem ſchwediſchen Heere, mit dem im Jahre 1706 Karl der Zwölfte Sachſen überfiel, befand ſich ein Lieutenant, Johann von G**. Er ward 1681 in Schweden von bürgerlichen Aeltern geboren, und erſt in ſeinem zwanzigſten Jahre, als er ſich dem Kriegsdienſte widmete, geadelt. Von ſeinem frühern Jugendleben iſt nichts bekannt, Doch muß er eine gute Erziehung genoſſen haben: denn er beſaß Kenntniß verſchiedener Sprachen und feine Sitten.

Ein kleines dunkles Städtchen, einige Meilen von Dresden, war für ſeine Lebhaftigkeit ein zu einſames Winterquartier. Er ſuchte bald Bekanntſchaft in der umliegenden Gegend, und ward von einem ſchwediſchen Hauptmann, der ſein vertrauter Freund war, in dem Hauſe des Rittergutsbeſitzers M** zu Oelsnitz eingeführt.

Der ehrliche Hauptmann hatte ſich dadurch eine Schlange im Buſen erzogen. Er liebte Marien, die Tochter des Hauſes, und ſtand im Begriff, ſie zu heirathen. Kaum aber war der junge, zärtliche Lieutenant zwei bis drei Mal in Oelsnitz geweſen, ſo fand Jener ſein verlobtes Mädchen gegen ſich erkaltet. Sein falſcher Freund hatte ſich zum Nebenbuhler aufgeworfen, und durch Schmeicheleien, von dem Reiz einer noch blühenden Jugend unterſtützt, den Sieg über ihn gewonnen.

Der zurückgeſetzte Liebhaber räumte nun ganz das Feld, und G** ward Mariens erklärter Verehrer. Auch er bot ihr mit den heiligſten Eiden Herz und Hand, gab ſich trüglich für einen reichen Mann aus und baute vor den Augen des leichtgläubigen Landmädchens blendende Luftſchlöſſer. Er wollte nach vollzogenem Frieden, der damals eben im Werke war, die Kriegsdienſte verlaſſen, ſein großes Vermögen aus Schweden abholen und es ſeiner Braut zu Füßen legen. Wie ſchön klang das alles! Die ganze Familie freute ſich der zukünftigen Glückſeligkeit. Vater, Mutter und Tochter wetteiferten, dem vielverſprechenden Manne, dem Schöpfer ſorgenfreier, goldner Tage gefällig zu ſeyn. Marie war es leider zu ſehr. Sie geſtattete dem verliebten Jüngling ſo viele Freiheiten, daß endlich keine mehr zu erlauben oder abzuſchlagen übrig blieb.

Jetzt ward der Friede zu Atranſtädt geſchloſſen und die Schweden rüſteten ſich zum Abzuge aus Sachſen. Das ganze ausgeſogene Land freute ſich, dieſe drückenden Gäſte wieder los zu werden; nur die liebende Marie weinte der Stunde der Trennung entgegen. Sie fühlte ſchon die Folgen des vertrauten Umgangs mit ihrem Bräutigam, und verſchwieg ihm auch dieſe Entdeckung nicht. Er tröſtete ſie aber durch wiederholte Verſicherungen, binnen wenigen Monaten aus ſeinem Vaterlande zurückzukommen und ſich mit ihr zu verbinden. Dabei ſchlug er vor, indeſſen Briefe zu wechſeln, und fertigte für das Mädchen einige Couverte, auf die er ſeine Addreſſe ſchrieb. Endlich tönte die Scheideſtunde. Sie verfloß unter gegenſeitigen Schwüren ewiger Treue. Mariens letztes Wort war die Bitte, ſie nicht zu verlaſſen, ſie nicht unglücklich zu machen.

Allein es vergingen einige Monate, und noch kam kein Brief aus Schweden. Marie weinte Tag und Nacht, und konnte nun ihre Schwangerſchaft nicht länger verbergen. Die Aeltern erſchracken zwar heftig darüber, doch ließen ſie ihre Tochter keine Ausbrüche von Zorn empfinden. Sie ſelbſt hielten den Lieutenant für einen redlichen Mann, der ſein Wort nicht brechen, ſondern bald durch Vollziehung der verſprochenen Heirath die Schande der Gefallenen wieder austilgen würde. Allein mit jeder folgenden Woche, die ohne Nachricht von ihm vorübereilte, ward der Schimmer dieſer angenehmen Hoffnung dunkler. Das unglückliche Mädchen verbrauchte einen Briefumſchlag nach dem andern und erhielt keine Antwort. So troſtlos, gebar ſie 1708 eine Tochter, die Ulrike G** getauft wurde.

Die Lage der armen Verlaſſenen verſchlimmerte ſich nun von Tage zu Tage. Sie hatte bisher — was die Liebe ſo gern thut — immer noch gehofft, immer noch den Geliebten entſchuldiget, und ſich eine Kette von Hinderniſſen gedacht, die ihn umſchlungen und es ihm unmöglich gemacht haben könne, zu kommen oder zu ſchreiben; allein jetzt, da er binnen einem vollen Jahre nichts von ſich hören ließ, jetzt war ſeine Treuloſigkeit entſchieden. Die Arme litt um ſo mehr, da nun auch ihre Eltern dem menſchenfreundlichen Grundſatze, die Betrübten nicht noch mehr zu betrüben, ganz entgegen handelten. Sie beſtürmten die Jammernde mit Vorwürfen über den begangenen Fehltritt. Jeder Biſſen, den ſie aß, ward ihr damit verſalzen, jeder Pfennig, der zum Bedürfniß ihres Kindes ausgegeben werden mußte, mit herzſchneidenden Worten hingeworfen. Gegen alle Bekannte klagten die erbitterten Leute über ihre ungerathene Tochter, und mißhandelten ſie ſogar vor den Augen des Hausgeſindes. So ward die Unglückliche ein Gegenſtand der allgemeinen Verachtung.

Nach drei oder vier durchweinten Jahren warb ein ehrlicher Landmann um ihre Hand. Sie gab ſie ihm mit Freuden; denn er war ihr ein rettender Engel, der ſie aus der Marterhöhle des väterlichen Hauſes befreite. Eben ſo gern willigten die Eltern ein, und ließen ſich auch die Bedingung des Bräutigams gefallen, die kleine Ulrike bei ſich zu behalten und zu erziehen. Ach, ſie ahneten nicht, welche zukünftige Leiden dieſer Umſtand ihnen vorbereitete.

Indeſſen hatte ſich der Zerſtörer ihres Familienglücks kein graues Haar wachſen laſſen. Es war nie ſein Ernſt geweſen, Ulriken zu heirathen. Er hatte, nach der gewöhnlichen Weiſe niederträchtiger Wollüſtlinge, das Eheverſprechen blos zur Lockſpeiſe gebraucht, um des Mädchens Unſchuld in das Netz ſeiner Begierden zu kirren. Nach erreichter Abſicht wurden ihm Mariens Liebkoſungen läſtig, und er war froh, als ihn der Friedensſchluß davon befreite. Alle ihm nachgeſchickten Briefe kamen zwar in ſeine Hand; doch die lebendigſten Schilderungen des Jammers, den er verurſacht hatte, und die ſehnlichſten Bitten, ſein Wort zu halten, vermochten nichts über ſein hartes Herz. Er lachte der Thörin, die ſein flüchtiges Liebesabenteuer in eine langweilige Ehegeſchichte verwandeln wollte, überließ ſie ohne Mitleiden allen Furien des Elendes und der Schande, und las zuletzt ihre Briefe gar nicht mehr.

Nach fünfzehn Jahren, binnen welchen er bis zum Obriſtlieutenant geſtiegen, jedoch wegen eines Verbrechens, das man nie eigentlich erfahren hat, wieder verabſchiedet worden war, kam er plötzlich nach Sachſen zurück. Er trieb ſich in Dresden herum und ſuchte Dienſte. Die Familie M** erfuhr kaum ſeinen Aufenthalt, ſo faßte ſie den Entſchluß, ihm ſeine Tochter Ulrike vorzuſtellen. Es geſchah. Er empfing dieſen Beſuch höflich, ließ ſich des Mädchens flache Hand zeigen, betrachtete ſie mit ſtiller Aufmerkſamkeit und rief dann aus: „Ja, du biſt meine Tochter! Ich ſeh' es aus dieſen Linien; denn ich verſtehe die Chiromantie.“ — Dieſe Anerkennung war den beiden ſiebenzigjährigen Alten um ſo angenehmer, da er ſeine Tochter reichlich beſchenkte. Ueberdieß wußte er die begangene Untreue gegen deren Mutter ſo überredend zu entſchuldigen, daß M** und deſſen Frau völlig mit ihm ausgeſöhnt wurden, und ſich dieſe Zuſammenkunft beſſer endigte, als man erwartet hatte.

Er ſtattete nun fleißige Gegenbeſuche in Oelsnitz ab. Dabei gab er ſich ein überaus väterliches Anſehn, las täglich mehrere Stunden lang mit Ulriken die Bibel und ermahnte ſie zur Tugend und guten Sitten. Ihm ſelbſt entſchlüpfte zwar zuweilen ein kräftiger Soldatenfluch oder ein unſittliches Gaſſenlied; ſobald aber die frommen Alten ihr Mißfallen darüber äußerten, bat er ſie um Verzeihung und verſprach, ſich zu beſſern. So gewann er ihr Herz. Sie wünſchten, er möchte ſeine Tochter legitimiren laſſen, und er war ſofort willig dazu.

Indem man aber darüber Unterhandlungen pflog, zeigte ſich der fromme Herr von einer ſonderbaren Seite. Es ſchien, als ob er Ulriken — die nun in ihrem fünfzehnten Jahre ſtand und ein ſchönes, blühendes Mädchen war — mehr als väterlich liebe. Während der bibliſchen Vorleſungen zog er ſie oft auf ſeinen Schooß und küßte ſie mit der zärtlichſten Inbrunſt. Die Alten, vor deren Augen er ſogar dergleichen Unverſchämtheiten ausübte, ſchüttelten hierüber die Köpfe, brachten Ulrikens Legitimation nicht mehr zur Sprache, und begegneten ihm überhaupt von jetzt an mit dem ſichtbarſten Kaltſinn. Sie hofften, ihn dadurch ohne Zank und Geräuſch los zu werden; er aber ward deſto zudringlicher, jemehr ſie ſich zurückzogen und das Mädchen von ihm zu entfernen ſuchten. Anfangs dauerten ſeine Beſuche gewöhnlich nur einige Tage; zuletzt blieb er zehn Wochen lang in Oelenitz. In dieſem Zeitraum entwickelte ſich ſeine unnatürliche Liebe vollends ganz, und erfüllte Ulrikens Großmutter mit ſo vielen Beſorgniſſen, daß ſie ihre Enkelin Tag und Nacht bewachte und keinen Augenblick mehr mit ihm allein ließ. Auch ruhte ſie nicht, bis er ſich endlich, vom ganzen Hauſe verabſcheut und von ſeiner eigenen Tochter geflohen, zur Abreiſe bequemte.

Ihm war nicht entgangen, daß M**s Gattin die Ausbrüche ſeiner ſchändlichen Leidenſchaften am erſten und genaueſten beobachtet, ſeinen Abſichten am thätigſten entgegengearbeitet, und vorzüglich ihn durch unhöfliche Begegnung zum Hauſe hinaus gedrängt hatte. Es wurzelte deßhalb in ſeinem Herzen ein tödtlicher Haß gegen die ehrliche Frau. Doch verbarg er ihn ſo lange ſorgfältig, als er noch Hoffnung hatte, Ulriken mit einem Schein von Recht in ſeine Gewalt zu bekommen. In dieſer Abſicht nahm er den zerriſſenen Faden der Legitimationsverhandlungen wieder auf, und ſpann ihn durch heuchleriſche Briefe, die für Meiſterſtücke eines Tartüff gelten konnten, emſig fort. —

Blut und Gewiſſen — ſchrieb er unter andern — Blut und Gewiſſen forderten von ihm, ſeine Tochter zu einem Gott gefälligen Leben erziehen und in Wiſſenſchaften unterrichten zu laſſen. Er ſey daher geſonnen, ſie entweder in eine Erziehungsanſtalt nach Halle zu bringen, oder zu ſich nach Dresden zu nehmen. Vorher aber ſollte die Legitimation derſelben bewirkt und ſie, mittelſt eines Teſtaments, zur Erbin ſeines Vermögens eingeſetzt werden. Nun hoffte er doch, man werde ſeine chriſtlichen Abſichten nicht länger verkennen und der väterlichen Gewalt, die ihm über ſeine Tochter zuſtehe und die er blos zu ihrem

Leibes- und Seelenwohl brauchen wolle, keine weitern Hinderniſſe in den Weg legen.

Dieſem Briefe war ein weitläuftiger Entwurf zu einem, zwiſchen ihm und Ulrikens Großeltern abzuſchließenden gerichtlichen Kontrakte beigefügt. In demſelben lief die Hauptſache dahin aus, daß ihm das Mädchen, ſobald er es verlange, zu Bewerkſtelligung ſeines chriſtlichen Vorhabens überlaſſen und von den Großeltern ein Revers ausgeſtellt werden ſolle, durch den ſie allen Widerſprüchen auf immer und ewig entſagten.

Von dieſem liſtigen Plane verſprach er ſich den guten Erfolg, daß man die ſchöne Gelegenheit, aller Erziehungskoſten in Zukunft überhoben zu ſeyn, mit beiden Händen ergreifen würde. Allein er hatte ſich geirrt. M** antwortete ihm: „Sie haben ſich über Ulriken durchaus keiner väterlichen Gewalt anzumaßen. Dieſe würden Sie blos durch ein Ehebündniß mit der Mutter erlangt haben, welches nun aber unmöglich geworden iſt. Zwar wäre noch der Weg der Legitimation übrig: allein auch dieſe muß ich aus gewiſſen Urſachen, die Ihrem Gewiſſen bekannt ſeyn werden, nun gänzlich verbitten. Ich und meine Frau ſind bereit, allen Anſprüchen an Sie, in Rückſicht des Kindes, zu entſagen. Dieß iſt aber auch der einzige Revers, zu dem wir erbötig ſind.“ —

Dieſer Abfertigung ungeachtet, verfolgte der Oberſtlieutenant ſeinen Plan unermüdet. Er ſchrieb Briefe über Briefe, die lauter Gottesfurcht athmeten und mit unzähligen bibliſchen Stellen durchflochten waren. Man ließ ihn aber vergebens auf Antwort lauern.

Unterdeſſen war er geſchäftig, Verſe zu ſchmieden, welche ohne Zweifel unter die ſchlechteſten gehören, wozu jemals die Liebe, die viele poetiſchen Sünden auf ihrem

Gewiſſen hat, einen Sterblichen verleitete. Dieſe Reimereien ließ er Ulriken heimlich zutragen und beſtürmte ſie zugleich mit Briefen, die, ganz im Ton der aſiatiſchen Baniſe verfaßt, als gewöhnliche Liebesbriefe blos lächerlich und eckelhaft ſeyn würden, als Briefe eines Vaters an ſeine Tochter aber zum höchſten Abſcheu empören. Es würde unverantwortlich ſeyn, den kleinſten Raum des Papiers damit zu beflecken, wenn ſie nicht ein ſo treues Gemälde ſeiner häßlichen Seele und gleichſam unabläugbare Urkunden ſeines, aus Heuchelei, Stolz und Rachſucht zuſammengeſetzten Charakters wären, deſſen genaue Darſtellung der eigentliche Zielpunkt dieſes Aufſatzes iſt. Aus dieſem Grunde mögen folgende Stellen aus einem ſeiner ſonderbarſten Handſchriften wörtlich hier Platz finden:

„Meine holdeſte Onich! Ach, warum haſt du dein Herz zurückgenommen, das du mir als das theuerſte Pfand zweier verbundenen Seelen ſchenkteſt? Haſt du dich in eine andere Perſon verliebt? O grauſame Vorſtellung, die mir das Leben nimmt und demjenigen, der dich mir rauben will, gewiß auch das Leben koſten ſoll!“

„Mehr als engliſche Ulrike, ſchönſte Seele, wie iſt es möglich, daß treue Liebe Haß erwecken kann? Fliehſt du mich etwa aus Furcht vor deinen Großeltern? Unmöglich kann ich das glauben, mein Engel! Ein zitternder Greis und ein ſteinaltes Weib vermögen nichts über dein junges friſches Herz. Was wird denn die große Vergeltung ſeyn, die meine Roſe von ihnen zu gewarten hat? Sie lebt jetzt in der Dienſtbarkeit und hat Umgang mit geringen Leuten. Der Gerichtshalter, oder ſonſt ein Advokat, ſind immer die vornehmſten im Gelag. Nach dem Tode der Großeltern aber wird's heißen: Heraus aus dem Gute, Mamſell Schooskind! Darum haſt du gar nicht Urſache, den Großeltern ſo zu ſchmeicheln und deinen Vater, der dich ſo herzlich liebt, deßwegen zu verachten. Er iſt vornehmer, als jene, iſt mit Verſtand und Tugend begabt und will auch dich aus deinem niedrigen Stande zu einem Fräulein erheben. Die Zeit wird es lehren, wie Unrecht du thuſt, daß du nicht Gott und einem ſo guten Vater, als ich bin, allein vertrauſt. Bedenke doch das vierte Gebot!"

„Ach, Ulrike muß Liebe für einen Andern haben! Man flattirt ſie mit Gedanken auf den oder jenen Monſieur. Aber, meine engliſche Ulrike, ich ſchwöre bei meiner Seele — ein theures Wort! daß ein ſolcher geringer Menſch, wenn er auch hundert Mal dein Mann würde, nicht lang in deinen Armen bleiben darf. Müßte mich's zehn Leben koſten, ſoll er doch das ſeinige nicht behalten. Krumm, lahm und elend in der Welt werde der, der ſich unterſteht, als ein unwürdiger Menſch, eine ſo höchſt ſchätzbare Seele, wie dich, zu eigen zu haben. Doch vielleicht thue ich dir Unrecht; vielleicht liebſt du keinen Andern. Nun ſo vergib mir und rechne alles, was ich geſchrieben, meiner unendlich großen Liebe zu. Deine Abweſenheit bringt mir den Tod."

„Wegen Halle ſind meine Gedanken, dich daſelbſt in allen Wiſſenſchaften, die deinem Stande gemäß ſind, unterrichten zu laſſen und einige Zeit bei dir zu bleiben; doch mußt du das Letztere der Großmutter nicht ſagen. Alsdann will ich, um dich weiter emporzubringen, mein Glück in der Welt ſuchen und deßhalb gern ein altes Weib mit Geld heirathen. Mein Herz aber bleibt dir allein, ſo lange ein Athemzug in mir iſt."

„Nimm doch gegen deine Großmutter, deine grauſamſte Feindin, nur einmal das Blatt vom Munde! Sprich, da wunderteſt dich ſehr, daß ſie ſo übel gegen mich geſinnt ſey und allen Leuten weiß machen wolle, daß ich dich zu viel lieb habe. Sage ihr, ich hätte niemals etwas anders, als von väterlicher Liebe mit dir geſprochen. Gib ihr in allen Stücken, da ſie ſo unchriſtlich gegen uns Beide handelt, kein gutes Wort. Ich ſage dir unter uns und im Vertrauen: Wenn ſie nicht aufhört, dich, meines Herzens einzige Seele, zu ängſtigen, ſo ſoll es ihr gewiß ihr Leben und Blut aus dem ruchloſen Herzen koſten. Sie macht mich deſperat. Sie iſt die einzige Quelle und Urſache aller meiner tauſendfachen Schmerzen. Aber daß ſie mich im Lande zum Spott will machen und dein Herz durch Intriken von mir ſcheiden will, das ſoll ſie theuer, das ſoll ſie mit ihrem Leben bezahlen.“

„O meine allerſchönſte Blume, meine holdeſte Roſe, mein ſchönſtes Kind, holdſeligſte Tochter, einzige Seele, lieblichſtes Herz, mein beſter Schatz auf Erden, dergleichen ich nicht mehr habe und ohne den ich ſterben muß, erbarme dich meiner! Lies in meinen thränenden Augen die größte Liebe und Treue, die jemals in der Welt geweſen ſind. Schau' ein Herz, das dich anbetet und dir in Gedanken zu Füßen fällt. Ach, ſchenke mir deine Huld wieder, laß unſere Herzen ewig verknüpft ſeyn, und ich will dann mit Freuden ſterben.“

„Schreib mir nur eine einzige Zeile. Doch ich Unglücklicher bitte dich vielleicht umſonſt. Ich habe Niemand, der bei dir für mich ſpricht. Du hältſt dich zu Drachen, die dein Glück und Wohlfahrt verhindern und die frommen, rechtſchaffenen Tauben, wie ich, verſchmähſt du. Ach, holdes Ulrikchen, mein Schreiben geht zu Ende, aber meine Treue und Liebe nicht. Führe mich ins Grab mit deinen ſchönen Augen und ſchenke mir einen Seufzer, den du mir im Leben nicht gönnteſt. Ich bin, bis ich ſterbe, dein unglückſeliger und allergetreueſter Oſculangieth*.“

In einer Nachſchrift bat er zwar, dieſen Brief zu verbrennen; allein Ulrike zeigte denſelben ihren Großeltern und ſchrieb, vermuthlich auf deren Rath, ihrem väterlichen Liebhaber eine ſpitze Antwort. Hier ein Auszug davon.

„Monſieur Papa! Jetzt nenn' ich Sie noch Papa, werde es aber nicht mehr thun, wenn Sie nicht von der unkeuſchen Liebe nachlaſſen, die ich für keine väterliche halten kann. — Mein Kaltſinn, über den Sie ſich beſchweren, rührt daher, weil Sie mir immer ſo viel von Liebe vorſagen. — Die mir vorgeworfene Verſündigung gegen das vierte Gebot will ich verantworten; denn es ſteht auch geſchrieben: Du ſollſt Gott mehr gehorchen, als den Menſchen! — Mit Liebesbriefen bitte ich mich ganz zu verſchonen, wofern ich ſoll bleiben Ihre gehorſame Tochter und ſo weiter.“

Der höhniſche Titel „Monſieur Papa“ fiel ihm höchlich auf und er zankt mit Ulriken darüber im nächſten Briefe. Doch gleich darauf entſchuldigt er ſie auch wieder. „Sein Herzblatt, ſeine Karoline — ſchreibt er — habe das gewiß nicht ſo ſchlimm gemeint, ſondern nur ihre Feder von der gnädigen Gerichtsherrſchaft zu Oelsnitz leiten laſſen. Aber die Oelsnitzer Tyrannei ſolle und müſſe bald auf-

* Ein zärtlicher Schäfername von eigner abgeſchmackter Erfindung. Osculum iſt wahrſcheinlich das Stammwort. Als man ihn aber nachher vor Gericht befragte, was dieſe Unterſchrift und das Wort Onich beim Anfange des Briefs bedeute? — antwortete er: Es ſey ein Anagramm (Buchſtabenverſetzung) von ſeinem und Ulrikens Namen. — Die Gerichtsperſonen konnten ſich des Lachens nicht enthalten und er lachte mit.

hören und mit Gottes Hülfe gedämpft werden. Leute, die einem unſchuldigen Kinde Unrecht thäten, wären nichts Beſſeres werth, als daß ihr Blut vor die Hunde gehe, wenn ſie ſich nicht noch bei Zeiten bekehrten.

Das ſey Gottes Wort und ſeine Gerechtigkeit."

In demſelben Briefe will er auch Ulriken verleiten, ihre Großeltern bei Nacht und Nebel zu fliehen und ſich in ſeine Vaterarme zu werfen. „Vornehme Leute, und ſelbſt Geiſtliche — ſchreibt er — verübelten ihr, daß ſie es nicht ſchon längſt gethan habe. Sie ſolle ſich doch nicht länger von der Welt für einfältig halten laſſen, ſondern einen Entſchluß ergreifen, daß ſie mit Recht von ſich ſagen könne, ſie ſey das würdige Kind eines rechtſchaffenen Vaters."

Am Ende verſucht er noch einen Angriff auf die ſchwächſte Seite des jungen, weiblichen Herzens, indem er Ulriken prächtige Kleider, Umgang mit der vornehmen Welt und tägliches Vergnügen durch Luſtfahrten und Schauſpiele verſpricht.

Das vernünftige Mädchen hörte jedoch nicht auf die lockende Stimme des Verführers. Die ganze Fluth ſeiner Briefe nach Oelsnitz blieb von nun an unbeantwortet. Das Haus war ihm verboten, und er hatte daher ſchon ſeit einigen Monaten nicht mehr gewagt, dort zu erſcheinen. Endlich konnte er dieſe todte Stille, in der er von Ulriken nichts ſah und hörte, nicht länger aushalten. Er beſchloß eine Reiſe nach Oelsnitz, um nochmals einen Verſuch zu machen, ob er nicht durch das blendende Schattenſpiel der Legitimation und Erbeinſetzung einen Vergleich und des Mädchens Auslieferung bewirken könne. Um der Sache einen Schein des Ernſtes und der Wahrheit zu geben, ließ er die erforderlichen Schriften und Urkunden entwerfen, ſetzte ſich dann mit einem Advokaten zu Wagen und fuhr getroſt auf Oelsnitz zu.

Allein dort war man von dem zugedachten Beſuche ſchon unterrichtet, und der Hausherr hatte feſt beſchloſſen, die beiden Herren nicht vor ſich zu laſſen. Da er aber des Obriſtlieutenants Zudringlichkeit kannte, und alſo überzeugt war, daß eine höfliche Abweiſung bei ihm nicht fruchten würde, ſo ſetzte er ſein Haus in ſo wehrhaften Stand, als ob es eine förmliche Belagerung aushalten ſolle. Er ließ die Thore verſchließen, bewaffnete ſeine Haustruppen, die Knechte und Mägde, mit Dreſchflegeln, Heu- und Ofengabeln, ſtellte ſie vor ſeiner Burg in Schlachtordnung und zog ſich dann ſelbſt mit ſeiner Familie in die innerſten Gemächer zurück.

Kaum war das geſchehen, ſo kam der Oberſtlieutenant mit ſeinem Sachwalter angerollt. Wie erſtaunten Beide, als ſie dieſe Vertheidigungsanſtalten erblickten und die Vorpoſten ihnen zuriefen: „Sie möchten nur wieder umkehren; es ſey Niemand für ſie zu Hauſe!“ G** ließ ſich dadurch noch nicht abſchrecken, ſondern verlangte mit Ungeſtüm den Einlaß. Die Dreſchflegel ſchwebten aber über ſeinem Kopfe, die Heu- und Ofengabeln rückten ihm auf den Leib, und der ganze Haufe ſchrie: Zurück! Hier half nun keine Kriegsliſt und kein juriſtiſcher Pfiff; man mußte ſich alſo zum Rückzuge bequemen. Der Advokat, dem Weg und Verſäumniß dennoch bezahlt werden mußten, that das gern; ſein Reiſegefährte aber glühte vor Wuth und lechzte nach Rache.

M** freute ſich, daß die Sache dießmal ſo gut abgelaufen war; doch beunruhigte ihn die Furcht vor künftigen ähnlichen Vorfällen. Er brauchte ſein Geſinde nöthiger, als es täglich auf die Wache ziehen zu laſſen, und ward deßhalb mit ſeiner Frau einig, Ulriken zu einem Verwandten in Hain zu bringen. Das geſchah auch bald, und ſo heimlich als möglich. Dennoch bekam der Oberſtlieutenant Wind davon, und ehe man ſich ſeiner in Hain verſah, brach er mit Soldaten, die er ſich unter einem falſchen Vorwand von dem wachhabenden Officier ausgebeten hatte, in das Haus, wo ſich Ulrike befand. Dieſer Ueberfall kam ſo ſchnell, daß ſie kaum die Zeit behielt, durch eine Hinterthüre zu flüchten. G** durchſuchte nun vergebens alle Winkel, und zog mit gräßlichen Flüchen wieder ab.

Einen gleichen Hausfriedensbruch beging er kurz darauf in Meißen, wo das verfolgte Mädchen einen neuen Zufluchtsort vor ſeinen Nachſtellungen geſucht hatte. Die Unternehmung mißlang ihm zwar auch dießmal; doch ſah M** nun wohl, daß ſeine Enkelin vor dem Tollkopfe nirgends ſicher, vielleicht aber in Oelsnitz noch am beſten aufgehoben ſey. Er nahm ſie deßhalb wieder zu ſich und bewachte ſie mit verdoppelter Sorgfalt.

Dennoch fand der unermüdete Wollüſtling noch einmal Gelegenheit, ſie zu ſprechen, und ihre eigne Mutter war Unterhändlerin dabei. Dieſes arme Weib hatte der übermüthige Menſch bisher verachtet, und immer ſpottweiſe die Bäuerin genannt. Erſt jetzt ließ er ſich wieder zu ihr herab, da er ſie zum Werkzeuge ſeiner Bosheit brauchen wollte. Ihr waren nun entweder ſeine ruchloſen Abſichten nicht bekannt, oder ein Ueberreſt von Liebe gegen ihren ehemaligen Verführer machte ſie zu ſeinen Dienſten bereitwillig: genug, ſie ließ ſich von ihm beſchwatzen, in das Haus ihrer Eltern zu gehen und daſelbſt vorzugeben, es ſey eine vornehme Dame bei ihr, die mit Ulriken wegen einer Verſorgung als Geſellſchafterin oder Kammerjungfer ſprechen wolle. Die Eltern, mißtrauiſch bei jedem Vorfalle, der ihre Enkelin betraf, mochten Anfangs nichts davon hören. Endlich überließen ſie doch das Mädchen auf eine Stunde der Mutter, weil ſie derſelben nicht zutrauten, daß ſie ihr eignes Kind verrathen würde.

Ulrike trat in ihrer Mutter Haus, und die angebliche Dame, die ſie dort fand, war — ihr Herr Vater. Er hob mit Klagen an, daß man ſein chriſtliches Herz verkenne, ging hierauf aus dieſem Tone in die Sprache des zärtlichſten Liebhabers über, und machte zuletzt ſeiner ſtaunenden Tochter den förmlichen Antrag, ſie zu heirathen. „Glaube mir, Mädchen, ſagte der Unverſchämte, dergleichen Ehen ſind gar nicht ſelten. Ich weiß ſelbſt einige Beiſpiele davon. Ueberdieß bleiben wir nicht hier, ſondern ziehen in ein fremdes Land, wo uns Niemand kennt. Dort nehme ich wieder Dienſte, werde Oberſter, und wir leben herrlich und in Freude. Ha, wie ſchön wird es ſeyn, wenn man dich gnädige Frau Oberſtin nennt und du mit ſechs Pferden fährſt! das dünkt mir doch angenehmer, als eine Sklavin der dummen Leute in Oelsnitz zu bleiben.“ —

Ulrike ſah den verächtlichen Menſchen mit großen Augen an, als ob ſie ihren Ohren nicht traue, und es für unmöglich halte, daß er es geweſen ſey, der dieſen Unſinn geſprochen habe. Endlich antwortete ſie: „Schämen Sie ſich nicht der Sünde, die Sie mir zumuthen? Ich ſchauere vor dem abſcheulichen Gedanken.“ — Hierauf eilte ſie fort. Er rufte lachend ihr nach: „Einfältiges Mädchen, dieſe Sünde will ich allein auf mich nehmen.“ — Sie entfloh aber, ohne weiter auf ihn zu hören.

Mißmüthig über den Fehlſchlag aller Verſuche, das Herz ſeiner Tochter durch Vorſpielung eines künftigen Wohllebens zu gewinnen, kam er nach Dresden zurück. Seine darauf gebaute Hoffnung, das Mädchen zur heimlichen Flucht zu bereden, ſtürzte nun ganz in Trümmer zuſammen. Anſtatt aber durch alle dieſe Schwierigkeiten zur beſſern Beſinnung zu kommen und die Stricke ſeiner unglücklichen Leidenſchaften mit männlicher Kraft zu zerreißen, verwickelte ſich der ſinnloſe Thor immer tiefer darin. Er ſuchte neue Maſchinen zu Erreichung ſeines Zwecks, und beſprach ſich mit verſchiedenen angeſehenen Geſchäftsmännern, die ihm zur Auslieferung ſeiner Tochter behülflich ſeyn ſollten. So täuſchend er jedoch den Heuchler ſpielte und ſo heilig er betheuerte, daß er das Mädchen blos deßwegen bei ſich zu haben wünſche, um ihr eine beſſere Erziehung zu geben, ſo wenig fand er überall Gehör, weil ſeine böſe Sache ſchon ſtadtkündig geworden war.

Es würde den Leſer ermüden, wenn man mit ihm alle Schritte des Böſewichts verfolgen, und alle Liſten und niederträchtige Künſte, die er brauchte, um brave Leute zur Theilnehmung an ſeinem Bubenſtücke zu verleiten, genau beſchreiben wollte. Ein einziges Beiſpiel, das den Heuchler in ſeiner vollen Größe darſtellt, ſey genug.

Er ging zu einem Dresdner Geiſtlichen, unter dem Vorwand, ihn zum Beichtvater anzunehmen. Nachdem er das Geſpräch ſo eingeleitet hatte, fing er an, von ſeiner Tochter zu erzählen, daß ſie bei ihren Großeltern weder in göttlichen noch weltlichen Sachen anſtändig erzogen werde. Hierauf bat er mit andächtigem Händefalten und vielen Thränen den Geiſtlichen, er möchte doch darauf bedacht ſeyn, dieſe Seele zu retten. Der ehrliche Theolog, der den Heuchler noch nicht kannte, verſprach ihm ſeinen Beiſtand, ſchrieb auch wirklich nach Oelsnitz einen weitläufigen Brief, und ſtellte darin vor, daß es billig ſey, Ulriken der Fürſorge ihres gutgeſinnten Vaters zu überlaſſen.

Er erhielt aber bald eine Antwort, die ihm reichlichen Stoff zu einer ſcharfen Geſetzpredigt für ſeinen künftigen Beichtſohn gab: womit er ihn denn auch bei der nächſten Gelegenheit nicht verſchonte.

Jener ſpielte dennoch ſeine Frömmlingsrolle weiter, und beſeufzete mit gen Himmel gerichteten Augen die Verläumdung ſeiner Unſchuld. „Sie ſehen — fuhr er fort — daß M** und deſſen Frau meine Todfeinde ſind. Es wird daher nöthig ſeyn, mich vor dem Genuß des Abendmahls mit ihnen völlig auszuſöhnen. In dieſer guten Abſicht will ich nächſtens nach Oelsnitz reiſen. Sie aber, theurer Gottesmann, werden vorher ſo gütig ſeyn, meine Gegner durch einen friedeſtiftenden Brief darauf vorzubereiten.“

Der Geiſtliche widerrieth die Reiſe, weil ſie leicht zu neuen Erbitterungen Anlaß geben konne; doch erbot er ſich, ſchriftliche Verzeihung auszuwirken. Das ließ ſich der Oberſtlieutenant gefallen, bedankte ſich demüthig und verſprach, dem Geiſtlichen in allen Dingen wie ein Kind ſeinem Vater zu gehorchen.

Allein nach einigen Tagen kam er wieder, gab vor, es würde ſeine Andacht und Erbauung befördern, wenn er zugleich mit ſeinem lieben Kinde zum Abendmahle gehen könnte, und verlangte von dem Geiſtlichen, daß er dieſe Zuſammenkunft veranſtalten ſollte. Dieſer überzeugte ſich nun ganz, daß er mit einem Erzheuchler zu thun habe, der ihn nicht zum Beichtvater, ſondern zum Kuppler und Gelegenheitsmacher brauchen wollte, und eiferte ſo ernſtlich darüber, daß G** den Muth verlor, den ehrlichen Mann weiter in Verſuchung zu führen.

Dieß geſchah gegen das Ende des Jahres 1722. Am erſten Jänner 1723 ſchrieb er an ſeine Tochter einen klagenden, ſchwermüthigen Brief. Unter andern ſagt er darin:

„Dieſes Jahr wird wohl mein letztes ſeyn. Gott gebe, daß ich nicht mit einem traurigen Zufall ende. Ich ſehe nun, wozu meine Ehre und mein wüthendes Schickſal mich zwingt.“ —

Dieſen Brief ließ er durch eine Weibsperſon aus Oelsnitz an Ulriken beſtellen und deren Großeltern dabei ſagen: „Sie ſollten nicht umſonſt die Thore vor ihm verſchloſſen haben. Wenn er nächſtens mit zehn oder zwölf Mann käme, würden ſie ihn wohl einlaſſen müſſen.“ — Er drohete der Botin: „So ſie dieſen Auftrag nicht ausrichtete, wollte er ihr auf der Straße auflauern und ihr den Lohn geben; er habe dazu ſchon Kerls bei ſich.“ — Und am Ende brach er noch in Schmähungen gegen Ulrikens Großmutter aus, die den Vorſatz einer nahen, blutigen Rache deutlich verriethen. „Daß ſie mir mein Kind raubt, ſprach er wüthend, das ſoll und wird ihr noch den Hals brechen. Ich will eher mein Leben, als meine Tochter laſſen.“

Ueber dieſe Drohungen erſchrack M** ſo wenig, als ob ſie ihm gar nicht zu Ohren gekommen wären. Er hielt den Oberſtlieutenant für einen windigen Polterer, der ſich durch leere Worte furchtbar machen wolle, und dem es kein wahrer Ernſt ſey, ſie jemals in That zu verwandeln. Ueberdieß trotzte der Greis, wenn es ja zu einem Ueberfall kommen ſollte, auf ſeine feſten Thüren und baumſtarken Knechte. In dieſen ſorgloſen Gedanken unterließ er, den Schutz der Gerechtigkeit zu ſuchen, wodurch er ſich viele Thränen erſpart haben würde.

Denn G** faßte nun ernſtlich den wilden Entſchluß, Ulriken zu entführen, und ſchlich lange mit ſpähenden Augen umher, um zu dieſer Unternehmung tapfere Spießgeſellen zu finden. Endlich entdeckte er ſich zweien Officieren, wovon Einer als Hauptmann noch im Dienſte ſtand, der andere aber verabſchiedet war. Er ſtellte ihnen, um ſie nicht anfangs gleich vor dem gefährlichen Wageſtück ſcheu zu machen, den vorhabenden Mädchenraub als eine leichte Sache vor. „Laßt uns ihn,“ ſprach er, „nicht mit Gewalt, ſondern durch folgende Liſt ausführen. Wir gehen zuſammen in M**s Wohnung. Einer von euch gibt ſich für einen Auditeur, der andere für einen Officier von der Dresdner Garniſon aus, und ihr ſagt keck und frei: Der Landesherr habe euch befohlen, meine Tochter ſammt ihrer Großmutter nach Dresden zu bringen, wo der bisherige Streit zwiſchen mir und ihnen gerichtlich ausgemacht werden ſolle. Die Alte müſſen wir ſchlechterdings zur Mitreiſe einladen, weil ſie uns in keinem Falle das Mädchen allein anvertraut. Sorgt aber nicht, wir wollen ſie unter Weges ſchon wieder los werden. Denn ſobald wir ungefähr eine halbe Meile — ihr mit den beiden Frauenzimmern fahrend, und ich nebenher reitend — zurückgelegt haben, laſſe ich halten und locke die Großmutter aus dem Wagen, indem ich mich anſtelle, als ob ich ihr einen geheimen Aufſatz, deſſen Inhalt Niemand hören dürfe, vorleſen wolle. Habe ich ſie nun auf dieſe Manier zwanzig oder dreißig Schritte entfernt, dann fahret ihr mit verhängten Zügeln fort; ich werfe mich eben ſo ſchnell auf mein Pferd, und ſo laſſen wir das betrogene Weib heulend und jammernd auf dem Wege ſtehen.“ —

Dieſe Unternehmung ſchien den Officieren ſelbſt mehr luſtig als gefährlich, und ſie ließen ſich dazu anwerben. Dafür verſprach ihnen der Oberſtlieutenant — nach ſeiner gewöhnlichen, großſprechenden Art — von Berlin aus, wohin er ſich zu wenden dachte, ihr Glück zu machen.

Es war aber keineswegeſ ſeine Abſicht, in den Schranken des vorgezeichneten Plans zu bleiben. Er wollte weiter, und bis zum Gebrauch der äußerſten Gewalt gehen. Zu dieſem Behuf verleitete er einen Rittmeiſter, der einige Meilen von Dresden im Quartier lag, daß er ihm zwei Reiter mit Waffen und Pferden lieh.

Am zehnten März 1723 war er mit allen Anſtalten fertig und fuhr Nachmittags mit ſeinen Rottgeſellen von Dresden ab. Jeder hatte einen Diener und ein Reitpferd bei ſich. Unter Weges ſtießen die zwei Küraſſiere zu ihnen. Dieſe Geſellſchaft übernachtete in einem Dorfe, und zog am folgenden Tag, ſobald der Morgen graute, gegen Oelsnitz.

Eine Viertelmeile vor dieſem Orte ſchickte der Anführer der Bande Einen davon auf Kundſchaft aus, ob die Familie M** zu Hauſe ſey. Dieſer kam bald mit erwünſchter Nachricht zurück. Sie führten nun Wagen und Pferde in ein Gebüſch unweit des Dorfes. Der Kutſcher und zwei Diener blieben dabei. Die übrigen ſechs Perſonen ſchlichen durch eine Hinterthür, die ſie offen fanden, in M**s Haus. Es war früh ſechs Uhr.

Im Hofe ſtanden ein Knecht und eine Magd. Dieſe führte der Oberſtlieutenant, damit ſie keinen Lärm machen ſollten, am Arm in die Küche, und ließ ſie darin von einem Reiter mit blankem Säbel bewachen. Hierauf ging er in M** Wohnſtube, die ſich im Erdſtock befand. Die beiden Alten waren darin. Ohne ſie zu grüßen, rannte er bei ihnen vorbei nach der Kammer, wo Ulrike zu ſchlafen pflegte. Sie ſchlummerte noch, und erwachte erſt durch ſeinen lauten Zuruf: „Guten Morgen, Kind! Kleide dich geſchwind an! Es iſt dir ein großes Glück beſcheert!“

Die Großmutter war ihm auf dem Fuße gefolgt und rief ängſtlich: „Räuber, verruchter Räuber, was willſt du hier?“ — Sie rang mit ihm und ſtieß ihn zurück, indem er das ſchreiende Mädchen aus dem Bette zu reißen ſtrebte.

Jetzt drängte ſich ſein Gefolg in die Kammer, und einer der Offiziere gebot Stille. „Sie machen unnöthigen Lärm, Madame!“ fing er an: „Der König hat uns abgeſchickt, Sie mit Ihrer Enkelin nach Dresden zu bringen. Ich bin ein Auditeur und fordre Sie auf, dem Willen des Königs Gehorſam zu leiſten. Wir wollen jetzt die Kammer verlaſſen, damit ſich das junge Frauenzimmer ankleiden kann. Kommen Sie, Madam! Kommen Sie, Herr Oberſtlieutenant!“

Alle gingen nun in die Stube zurück. Hier verlangte die muthige Alte mit etwas ruhigerm Tone, den königlichen Befehl zu ſehen. „Den brauche ich Ihnen nicht zu zeigen,“ ſagte der angebliche Auditeur. „So?“ rief ſie mit neuer Heftigkeit: „Nun weiß ich, daß ihr als Räuber kommt! Mann, laß die Bauern aufbieten, laß die Sturmglocke läuten! Gewalt, Gewalt!“

Mit dieſen Worten flog ſie wieder in die Kammer und verriegelte hinter ſich die Thür. Der zitternde Greis wankte nach dem Fenſter, um Hülfe zu rufen. Ein Offizier warf ihn aber zurück und fuhr ihn an: „Kein Laut, Herr, oder ich erſchieße Sie!“

Indeſſen war der Oberſtlieutenant zur Stube hinaus über den Hof ans Kammerfenſter gelaufen. Er zerſchlug die Scheiben und befahl einem Reiter, hineinzuſteigen. Die entſchloſſene Frau ſtellte ſich entgegen und bot alle Kräfte auf, den Soldaten zurückzuſtoßen. G** aber zog den Degen und ſtach nach ihr. Sie wich endlich, und die Räuber ſtiegen ein.

Doch ehe ſie noch den Boden der Kammer betraten, flohen die beiden Frauenzimmer hinaus. Der Oberſtlieutenant ſtürzte nach, fand ſie im Zimmer und rief ſeiner Bande zu: „Greift an und nehmt Ulriken mit Gewalt!“ —

Sie und ihre Großmutter hatten ſich aber ſo feſt umſchlungen, daß es den vereinten Kräften der Rotte nicht möglich war, ſie zu trennen. Dieß verſuchte nun der grauſame G** durch ſeinen Degen, und zerfleiſchte damit die Hände und Arme der unglücklichen Alten. Ihr und des Mädchens Jammergeſchrei war entſetzlich. Der Greis wollte den Seinigen beiſtehen; aber auch er empfing von dem Raſenden einen ſo kräftigen Hieb über den Kopf, daß er betäubt zurücktaumelte. Schon ſtrömte das Blut der braven Frau aus ſechszehn Wunden, und noch immer drückte ſie ihre Enkelin feſt ans Herz. Endlich ſank ſie, von ihrer letzten Kraft verlaſſen, zur Erde.

Sofort ergriff ein Reiter das Mädchen und trug es ſchwebend bis an die Thür. Dieſer Anblick riß die Verwundete aus einer nahen Ohnmacht auf. Sie raffte ſich wieder empor, klammerte ſich an Ulriken und ſchrie ſo laut nach Hülfe, als wollte ſie Todte wecken.

Aber der Augenblick war gekommen, da ſie ſelbſt zu ihnen gehören ſollte. Denn G**, der die Stube ſchon verlaſſen hatte, als er ſeine Beute fortſchleppen ſah, ſtürmte jetzt wieder herein. Ergrimmt über das neue, nicht mehr erwartete Hinderniß, zog er den Degen und ſtieß ihn der armen Frau ſo wüthend ins Herz, daß die Spitze durch den Rücken heraus drang. Die Unglückliche ächzte mit brechenden Augen: „Ich ſterbe!“ und war todt. —

Der Mörder floh. Ihm wollte der Reiter mit Ulriken folgen; aber ein Offizier, durch das blutige Schauſpiel gerührt, entriß ſie ihm. „Laß ſie hier! ſprach er: Es iſt ſchon Unglück genug geſchehen!“ — Hierauf flüchteten alle

Verbrecher und eilten nach dem Wäldchen, wo ſie Wagen und Pferde gelaſſen hatten.

G** war bleich wie ein Geſpenſt. Auf ſeinem Angeſichte ſtand die begangene Blutthat mit ſchrecklichen Zügen geſchrieben. Er und ſein Diener warfen ſich in den Wagen, die Uebrigen auf ihre Pferde, und ſo ging es im Fluge fort auf der Straße nach Berlin.

Stumm und ſtarr, Kleider und Hände mit Blut beſpritzt, ſaß G** neben ſeinem Diener und gab demſelben auf die Frage: Ob ein Unglück vorgefallen ſey? keine Antwort. Erſt nach einigen Minuten zog er den Degen halb aus der Scheide, beſah ihn genau und ſagte mit zitternder Stimme: „Siehſt du keine Eingeweide daran? Ich habe die Alte durch und durch geſtochen. Das Kind ſtand hinter ihr und ſchrie. Wenn ich nur das arme Kind nicht getroffen habe.“ — Alſo ſchien er nicht eigentliche Reue über den gewiſſen Mord ſeiner Feindin zu empfinden, ſondern bloß von der Beſorgniß, daß er ſeine Geliebte leicht verwundet haben könne, gequält zu werden.

Er kam glücklich bis in das Städtchen Elſterwerda, wo er Poſtpferde nahm. Dieſe retteten ihn aber nur noch eine Stunde Weges aus den Händen der nacheilenden Gerechtigkeit. Sie bemächtigte ſich ſeiner auf freier Straße, und er ergab ſich ohne Widerſtand. Seine Mitſchuldigen hatten ihn ſchon vorher verlaſſen. Die Reiter und der verabſchiedete Offizier flüchteten aus dem Lande. Der noch dienende Hauptmann aber ging nach Dresden zurück, meldete ſich ſelbſt als Arreſtant, und ward nach vollendeter Unterſuchung auf einige Jahre zur Feſtungsgefangenſchaft verurtheilet.

Den Mörder brachte man nach Elſterwerda zurück. Hier ſchrieb er an ſeine Tochter: „Ich liege nun in Banden:

doch ein rechtſchaffenes Gemüth weiß alles zu tragen. Es iſt Gott bekannt, daß ich deiner Großmutter kein Leid habe thun wollen u. ſ. w.“ Ein anderer Brief, den er zugleich an den Pfarrer in Oelsnitz abgehen ließ, enthielt die Heuchelei: „Ich bitte Sie, mein wertheſter Herr Paſtor, um Gottes Willen, mir die Sünde zu vergeben, die ich in Dero Kirchſpiele begangen habe.“

Nach einigen Tagen ward er in das Stockhaus zu Dresden abgeliefert und dem Amte daſelbſt die Unterſuchung aufgetragen. Der boshafte Frömmling verlangte ſofort einen Geiſtlichen, um ſein Gewiſſen zu beruhigen.

Man ſchritt hierauf zum Verhör. Wir wollen die weitläuftigen Prahlereien von ſeinen angeblichen Kriegsthaten übergehen, und ihn nur von der Hauptſache reden laſſen.

„Ich geſtehe,“ ſprach er, „daß ich in dem Jahre 1706 mit M**s Tochter einen vertrauten Umgang gepflogen habe, deſſen Folge die Geburt Ulrikens geweſen iſt; allein nie verſprach ich deren Mutter die Ehe. Wie hätt' ich auch ein ſolches Verſprechen halten können, da ſie unter meinem Stande war?“ *

Von allen Briefen, die ſie an mich geſchrieben haben will, empfing ich nicht Einen. Erſt vor anderthalb Jahren, als ich nach Sachſen zurückkam, erfuhr ich das Daſeyn meiner Tochter. Ich nahm mich ſogleich des Kindes väterlich an, und es iſt Verläumdung, wenn man mich einer unkeuſchen Liebe beſchuldiget. Ulrikens Ausſagen, die ihr mein geſchworner Feind M** eingegeben hat, können nichts gegen mich beweiſen. Eben ſo wenig meine an ſie geſchriebenen Briefe; denn ich bin der deutſchen

---

* Eine brave Bürgerin zu heirathen, hielt alſo der neue Edelmann für Schande, ſie aber zu verführen war edel und ritterlich.

Sprache nicht mächtig, und habe vielleicht manchmal Ausdrücke gewählt, die etwas anders bedeuten, als ich eigentlich ſagen wollte.“ [*]

Zu dem Verſuche, meine Tochter zu entführen, ward ich gezwungen, weil ich ſie nicht in Güte von ihren Großeltern erhalten konnte. Ich hatte die Abſicht, mein Glück in Berlin zu ſuchen; da ich nun voraus ſah, daß ich mich dort bei verſchiedenen großen Herren einſchmeicheln müßte, ſo wollte ich das Mädchen mitnehmen, weil man oft mit einem Frauenzimmer mehr, als durch ſich ſelbſt ausrichtet.“ [**]

„An dem vorgefallenen Morde bin ich unſchuldig. Ich kann zwar nicht läugnen, daß ich den Degen gezogen habe; es geſchah aber nicht, um die Entleibte damit zu verwunden, ſondern bloß, um dem Lärm zu ſteuern, der ſich erhoben hatte. Feſt und unbewegt ſtand ich auf meinem Platze und hielt den Degen ruhig in der Hand. Die alte Frau lief ſelbſt hinein. Doch — ich weiß auch das nicht gewiß. Wenn ſie aber durch meinen Degen verwundet worden iſt, hat ſie ſich ſelbſt hineingeſtürzt. Mehr kann ich nicht ſagen.“ —

Und mehr brachte man auch bei der Vernehmung über 766 Artikel von ihm nicht heraus. Er ſpielte durchaus den Scheinheiligen, brauchte die höchſten Betheurungen ſeiner Unſchuld, und ging im verſtockten Läugnen ſo weit, daß er nicht einmal wiſſen wollte, wer die Räuberrotte zuſammenbeſtellt habe. Er that, als ob ſie durch ein bloßes Ungefähr deſſelben Weges mit ihm gezogen ſey. Als ihm ſein Mitſchuldiger, der verhaftete Offizier, das Gegentheil unter die Augen ſagte, ergriff er den Ausweg, ihm nicht zu antworten.

---

[*] Liſtig, aber ganz unwahr. Seine Briefe ſind geſchmacklos, doch mit vieler Fertigkeit geſchrieben.

[**] Hier vergißt ſich der Heuchler und geſteht offenbar, daß er ſein Kind habe verkuppeln wollen. Eine Schändlichkeit, die unmittelbar an das abſcheuliche Gelüſt der eignen Verführung gränzt, welches er wahrſcheinlich durch jenes Vorgeben von ſich abzuwälzen dachte.

„Ich laſſe mich auf nichts ein!“ rief er. „Wenn ich Ja oder Nein ſage, ſchreibt man es hin, und ſobald ich bei einem Punkte Rede ſtehe, muß ich es bei allen thun.“ Dieſe Sprache behielt er bei der ganzen Konfrontation, die über acht Stunden dauerte.

Auch Ulrike ward ihm unter die Augen geſtellt und hielt ihm ſeine Vergehungen muthig vor. Er beſchuldigte ſie dagegen, ſie ſey das Sprachrohr ſeiner Feinde und rede nur aus Haß Böſes von ihm. Dennoch ſchien ihr Anblick ſeine ſchlummernde Leidenſchaft wieder geweckt zu haben. Er hatte ſeit ſeiner Gefangenſchaft Ulrikens mit keinem Worte gedacht; aber einige Tage nach dem Verhör ſchrieb er auf die weißen Blätter eines Gebetbuchs, das er ihr zur Erbauung ſandte, folgenden Brief: „Meine allerliebſte Tochter, meine vertraute Herzensulrike! Um des heiligen Blutes und der Wunden Jeſu Chriſti willen, der für die Uebertreter bat und erhöret wurde, bitte ich dich zu bedenken, daß ich ein Gotteskind bin, und es dir eine gefährliche Verantwortung ſeyn wird, wenn du fortfährſt, dich an mir zu vergreifen. Mein Jeſus iſt Zeuge, daß ich, meiner Frömmigkeit halben gegen dich, in dieſes Unglück gerathen bin. Ich wollte dich mit mir in den Himmel haben und auch in der Welt zu Ehren. Darauf will ich vor Gottes Richterſtuhl erſcheinen, und du wirſt es vernehmen am jüngſten Tage. Der Herr Zebaoth weiß alles. Ich appellire an ihn und er wird mir gnädig ſeyn; denn er ſieht, daß ich ein Märtyrer bin. Ich wollte eine gelehrte Dame aus dir machen, ſowohl in weltlichen als geiſtlichen Wiſſenſchaften, weil ich ſelbſt, durch meines Jeſus Barmherzigkeit, in dem heiligen Worte Gottes Licht und Gnade empfangen habe. Dieſe Briefe, die ich dir ſchrieb, hatten keine andere Abſicht. Du warſt die Krone meiner Freuden, und ich würde mit Vergnügen für dich ſterben, wenn es nur geſchähe zum Nutzen deiner Seele. Der Höchſte hat mir durch Träume offenbart, daß er einſt zu ſeiner Zeit Rechenſchaft fordern wird über die Tragödie meiner Leiden. Aus dieſem Zornfeuer wollte ich dich, liebſte Tochter, gern retten, und rathe dir daher, deine Sünde, daß du vor Gericht gegen mich gezeugt haſt, durch eine Vorbitte bei königlicher Majeſtät wieder gut zu machen.“

Nach beendigten Verhören wurden ihm drei Advokaten vorgeſtellt, aus denen er einen Vertheidiger wählen ſollte. Er verwarf ſie aber alle, verlangte Papier, um ſeine Schutzſchrift ſelbſt aufzuſetzen, und lieferte nach vier Wochen ein Chaos ungereimter Gedanken, welche die Hauptſache wenig berührten.

Das hierauf folgende Urtheil erkannte ihm die Todesſtrafe durch das Schwert zu. Doch blieb ihm noch eine Defenſion nachgelaſſen.

Nun war ihm ſein Kopf doch ſo lieb, daß er ihn ſeiner ſchwachen Feder nicht noch einmal anvertrauen wollte. Er trug alſo einem Rechtsgelehrten ſeine Vertheidigung auf. Das war eine herkuliſche Arbeit. Der Gefangene widerſprach ſich in zahlloſen Unterredungen, und hüllte dadurch ſeine Geſchichte in immer tiefere Nacht. Er ließ ſich der Anfang der Schutzſchrift vorleſen; aber kein Wort fand ſeinen Beifall. Kurz, er trieb den Eigenſinn ſo weit, daß der Sachwalter weder aus noch ein wußte, und eine darüber klagende Vorſtellung mit dem komiſchen Seufzer ſchloß:

„Im Fegefeuer wird kein Menſch ſo hart gequält,
Als der, den G** zu ſeinem Sprecher wählt.“

Endlich erſchien das dickleibige Werk vieler Monate, vierzig Bogen ſtark. Jeder ehrliche Mann, der es lieſt, muß beinahe dem Verfaſſer gönnen, daß ihm ein Fegefeuer geheizt wurde; denn er war ein niederträchtiger Menſch, der für ſeinen Klienten mit den unrechtlichen Waffen der Bosheit ſtritt. Er ſuchte nämlich die Sektion der Entleibten dadurch ungültig zu machen, daß er den Gerichtsverwalter, der das Protokoll dabei geführt hatte, heimtückiſch angriff und zwanzig Denunciationspunkte gegen ihn einreichte. Dieſe betrafen nicht etwa das gerichtliche Verfahren ſelbſt, ſondern Gegenſtände des Privatlebens. Er zeigte zum Beiſpiel an: Der Gerichtsverwalter habe in einem freundſchaftlichen Zirkel von dem und jenem Großen nachtheilig geſprochen und dergleichen mehr.

Allein dieſe unredlichen Kniffe hinderten nicht, daß ein zweites Todesurtheil erfolgte.

Es ward dem Gefangenen vorgeleſen und er dabei ermahnet, ſich nun zum Sterben zu bereiten. Aber er wollte davon nichts hören, ſondern verlangte, unter tauſend Betheuerungen ſeiner Unſchuld, eine nochmalige Defenſion und rief beim Abtreten: „In der Stunde des Todes, auf dem Richtplatz will ich über Unrecht ſchreien. Mein Blut ſoll ſich in einen Feuerſtrom verwandeln und das ganze Land verzehren. Euch aber, die ihr über mich zu Gericht geſeſſen habt, euch fordere ich vor Gottes Gericht!“

Er tobte ſeit dieſer Stunde wie ein wildes Thier im Kerker, raſſelte Nächte lang mit den Ketten und ſang Buß- und Gaſſenlieder durch einander. Einen Aktuar, der ihn zu beruhigen ſuchte, empfing er freundlich beim Eintritt; bald darauf aber fing er an, von Krieg und Schlachten irre zu reden, und ſprach über das Schickſal verſchiedener Länder Prophezeihungen aus, die ihm ein Engel offenbaret haben ſollte.

Jetzt nahm ſich der Aktuar die Freiheit, ihn an ſein eignes Schickſal zu erinnern.

„Wer iſt der Herr?“ fragte G** mit barſchem Ton.

„Sie kennen mich nicht?“ ſagte Jener. „Ich bin ein Amtsaktuar, den Sie oft geſehen haben.“

„Aha!“ rief der Gefangene mit höhniſchem Lächeln: „Der Herr iſt alſo ein Gerichtsmann? Wart' er, wart' er!“ Hierauf griff er ſchnell nach ſeinem Nachtgeſchirr, um es dem Aktuar an den Kopf zu werfen. Der Stockmeiſter aber fuhr zu und ſchloß ihm die Hände. Nun war er ein Weilchen ruhig; doch bald begann er wieder zu fantaſiren. Sein ganzes Benehmen war erkünſtelter Wahnſinn.

Zum Ueberfluß ward ihm noch eine Schutzſchrift geſtattet. Deren Verfaſſer gab ſich die möglichſte Mühe, zu beweiſen, daß der Verbrecher nicht allein jetzt wahnſinnig ſey, ſondern ſchon vor der Mordthat bisweilen Anfälle von Verrücktheit gehabt habe. Das Zeugniß eines Arztes, der den Inquiſiten nie mit Augen geſehen hatte, und die Verſicherungen eines Schweden, der aus Landsmannſchaft partheiiſch ausſagte, waren die einzigen ſchwachen Stützen dieſes Vorgebens. Sie wurden aber durch eingezogene Nachrichten von glaubwürdigen Leuten, die den Gefangenen ſeit mehreren Jahren kannten, und durch die Berichte von drei Aerzten, die ihn von Zeit zu Zeit im Kerker beſucht und geprüft hatten, umgeworfen. Hierüber erhob ſich unter den Doktoren ein hitziger Federſtreit, den endlich die mediciniſche Fakultät zu Halle dahin entſchied, daß G** nicht für wahnſinnig zu halten ſey.

Er ſpielte unterdeſſen die Rolle des Verrückten fort, vergaß ſie aber oft Wochen lang und ſprach vollkommen vernünftig. Der Stockmeiſter war ganz in Ungnade bei ihm gefallen, und ward, ſo oft er ſich blicken ließ, mit Strohwiſchen geworfen. Zur Urſache dieſes Haſſes gab der Arreſtant an: Der Wirth vom Hauſe — wie er den Stockmeiſter nannte — laſſe immer bei Nacht die Thür offen: da ſchleiche der Alp herein und drücke ihn.

Eines Tages entdeckte man in ſeinem Bette Bruchſtücke von Arzneigläſern. Dieſer Fund erklärte dem Arzt einen unnatürlichen Blutauswurf, den der Delinquent bisher gehabt hatte. Er mochte wahrſcheinlich Glas verſchluckt haben, um ſich vom Leben zu helfen. Doch ſeine Abſicht ſchlug fehl. Der Tod kam nicht, ſondern wollte ſeine Beute am Hochgericht erwarten.

Denn nun erſchien das letzte Urtheil, das die vorigen beſtätigte. Als der Inquiſit zu deſſen Publikation aus dem Gefängniſſe geführet werden ſollte, benahm er ſich als ein Unſinniger und mußte mit Gewalt fortgeſchleppt werden. Beim Eintritt in die Verhörſtube ward er ruhig. Man eröffnete ihm, daß ein Urtheil angekommen ſey, welches ihm vorgeleſen werden ſollte. Da ſah er die Gerichtsperſonen ſtarr an und rief: „Ich bin taub, ſtocktaub. Ich merke wohl, daß die Herren Gericht halten und böſe auf mich ſind; allein ich verſtehe kein Wort, was ſie ſagen.“

Dieſe Verſtellung war ſo augenſcheinlich, daß man ſich dadurch nicht abhalten ließ, das Urtheil mit lauter Stimme zu leſen und ihn zur Vorbereitung zum Tode zu ermahnen. Er blieb aber bei ſeiner angenommenen Taubheit und ſchrie im Abtreten: „Ich bin ein römiſch-katholiſcher Mann und habe mit euch Allen nichts zu ſchaffen. Schickt mir einen katholiſchen Prieſter!“ —

Auf dieſe Ausflucht, um die ſchnellen Schritte des nahen Todes zu hemmen, war das Gericht ſchon vorbereitet. Man hatte bei dem Inquiſiten einen im Gefängniß entworfenen Brief an einen Hofprediger in Stockholm gefunden, worin er ſchreibt: „Ehe ich mich zu einem ſchimpflichen Tode ſchleppen laſſe, muß ich aus zwei Uebeln das kleinſte wählen und mich, um mein Leben zu friſten oder zu retten, zur katholiſchen Religion bekennen.“ — Es wurden daher zwei lutheriſche Geiſtliche, die ihn vorher ſchon oft auf ſein eigenes Verlangen beſucht hatten, zu ihm geſendet, um ihm Gegenvorſtellungen zu thun. Sie richteten aber nichts aus, ſondern er blieb bei ſeinem Verlangen nach einem katholiſchen Prieſter.

Dieſer ward ihm auch endlich drei Tage vor ſeinem Tode zugelaſſen. Das erſte Wort, das er mit dem Geiſtlichen ſprach, war der Antrag, für ihn, als einen ganz unſchuldigen Mann, bei dem Landesherrn um Gnade zu bitten. Jener aber, der hierüber ſchon Verhaltungsbefehle hatte, ſchlug dieſe Forderung ab und ermahnte ihn, ſich aller vergeblichen Lebenshoffnungen zu entſchlagen und blos an ſeinen nahen Tod zu denken.

Als er hierauf plötzlich wieder taub wurde, ſchrieb der Geiſtliche ſeine Ermahnung auf eine Tafel und hielt ſie ihm vor. Er las ſie laut ab und ſagte dann: „Man gebe mir Feder und Dinte, um mein Sündenregiſter aufzuſetzen. Es iſt aber lang und ich brauche daher mehr Zeit zur Buße, als man mir zugeſtehen will.“ — Der Geiſtliche ſchrieb wieder auf: „Es ſey nur eine allgemeine Beichte nöthig. Er ſollte ſich alſo dazu bequemen und ſich nicht mit falſchen Erwartungen täuſchen, ſein Lebensziel zu verlängern.“ Dennoch beſtand er hartnäckig auf ſeiner Forderung, und es wurden ihm endlich Schreibmaterialien gegeben.

Er mißbrauchte ſie aber zu theologiſchem Geſchwätz, das an Unſinn gränzte, und zu lateiniſchen und franzöſiſchen Denkſprüchen auf den Amtmann und den Geiſtlichen. Letzterer verwies ihm am folgenden Tage, als er in dieſen unnützen Schreibereien kein Wort fand, das einer Beichte ähnlich ſah, ſeinen Leichtſinn und nahm ihm das Crucifix weg, das er ihm gegeben hate. Der Delinquent aber hörte nicht auf ihn, ſondern ſang mit brüllender Stimme ein ſelbſt verfertigtes Lied, das Fluch und Rache gegen ſeine Feinde enthielt. Sein Geſicht glühte vor Wuth. Er beſchuldigte den anweſenden Amtmann, daß er nach Blut dürſte und ſchimpfte auf den Stockmeiſter, weil er den Alp und andere Poltergeiſter ihm auf den Hals gehetzt habe.

Da er nun unaufhörlich ſo tobte und Niemand zum Worte kommen ließ, mußte man den Raſenden verlaſſen.

Hierauf ward ein Verſuch gemacht, ſein Herz durch Sterbegeſänge zu erweichen. Kaum wurden ſie aber vor der Thür ſeines Gefängniſſes angeſtimmt, ſo überſchrie er das Chor mit wilden Soldatenliedern.

Man ließ ihn einige Stunden allein. Unterdeſſen hatte er ſich das Hemde vom Leibe geriſſen und man fand ihn nackt und blutig im Bette. Auf Befragen, was ihm widerfahren ſey? gab er vor, der Alp habe ihm ſo mitgeſpielt. Allein der herbei gerufene Arzt entdeckte ſogleich, daß er Blut aus dem Zahnfleiſche geſaugt und ſeinen Körper damit beſtrichen hatte.

Der Amtmann und der Geiſtliche gaben ſich nun wieder viele fruchtloſe Mühe, den Unſinnigen, der ſich immerfort taub ſtellte, zum Tode zu bereiten. Erſterer ſchrieb auf die Tafel: „Es iſt nun die höchſte Zeit zur Bekehrung.

In ſechs Stunden wird euch der Scharfrichter den Kopf vor die Füße legen.“ — „Das muß der Scharfrichter wohl bleiben laſſen!“ ſagte der Miſſethäter, nachdem er jene Worte geleſen hatte. „Ich habe nichts mit ihm zu thun. Sind nicht lauter ehrliche Leute um mich? Es wird doch wohl kein Scharfrichter darunter ſeyn?“ — Er forderte hierauf Wein, und trank ſo viel und ſo haſtig, daß man ihm die Flaſche wieder wegnehmen mußte.

Ein Aktuar, gegen den er immer viel Vertrauen gezeigt hatte, blieb jetzt allein bei ihm. Er ſprach nun in einem ruhigen Tone von gleichgültigen Dingen und las verſchiedene für ſich ſelbſt entworfene Grabſchriften vor, worin auf die ihm beigemeſſene, verbotene Liebe angeſpielt war. Während dieſer Unterhaltung vergaß er ſeine Taubheit völlig, nahm ſie aber ſogleich wieder an, als der Aktuar das Geſpräch auf den Tod lenkte. Die Schreibetafel mußte nun abermals zur Hand genommen werden. Nachdem er die Ermahnungen des Aktuars geleſen hatte, ſprach er ſanft und bittend: „Warum ſcherzen Sie ſo grauſam mit mir? Sie ſind ja mein guter Freund!“ Jener antwortete: Wie können Sie glauben, unglücklicher Mann, daß ich in dieſem wichtigen Augenblicke mit Ihnen ſcherze? Fügen Sie ſich doch endlich in Ihr unabänderliches Schickſal! Drei einſtimmige Urtheile haben Ihnen das Leben abgeſprochen, und ehe die Sonne wieder aufgeht, ſind Sie nicht mehr!“ Dieſe Worte ſchienen die Seele des Unglücklichen mächtig zu erſchüttern. Er ſah mit ſtummer Wehmuth vor ſich hin, legte ſich auf dem Bette zurück, wandte die Augen gen Himmel und lag ſo eine Viertelſtunde lang in tiefen Gedanken.

Dieſe aufwallende Rührung ward jedoch durch das Knarren der Gefängnißthür, welches einige Neugierige verurſachten, plötzlich wieder unterdrückt. Er riß ſich aus ſeiner ſtillen Lage empor, blickte wild nach der Thür, ſang luſtige Lieder, ſchlug mit ſeinen Ketten den Takt dazu und geberdete ſich überhaupt ſo ſinnlos, daß ihm die Hände hinter dem Rücken gefeſſelt werden mußten.

Dieſen Zwang ertrug er nur fünf Minuten. Alsdann bat er, ihn davon zu befreien und verſprach ruhiges Verhalten. Jetzt wurden einige fremde Perſonen zu ihm gelaſſen. Er ſah ſie nach der Reihe an, fragte nach ihrem Namen und erinnerte ſich dabei verſchiedener Begebenheiten, die er mit Lebhaftigkeit und Zuſammenhang erzählte.

Unter den Anweſenden befand ſich auch ein ſchwediſcher Officier, der ihn ſo anredete: „Ich wundere mich, Herr Landsmann, daß Sie die evangeliſche Religion verlaſſen und ſich zur katholiſchen gewendet, oder vielmehr allen Religionen entſagt haben. Noch mehr aber befremdet mich, daß Sie nicht mit geſetztem Muth, wie ein wackerer Held, ſondern mit Fluchen und Toben, wie ein betrunkener, gemeiner Soldat, dem Tod entgegengehen. Sie ſind ihm oft auf Schlachtgefilden unter die Augen getreten; warum ſuchen ſie ihm jetzt durch Wendungen, die Ihnen nichts helfen und Schande machen, auszuweichen? Wollen Sie nicht als Chriſt ſterben, ſo ſterben Sie doch wenigſtens als Philoſoph, der ſich durch Standhaftigkeit Bewunderung und Mitleiden erwirbt.“ —

G** belächelte höhniſch dieſe vernünftige Rede und antwortete mit kalter Höflichkeit: „Es iſt mir viel Vergnügen, in ſo angenehmer Geſellſchaft eine Nacht hinzubringen. Ich wollte, wir wären zuſammen in Hamburg, daß wir ein gutes Glas Wein trinken könnten.“

Um dieſe Frechheit zu dämpfen und ihm das ernſte Bild des Todes näher vor die Augen zu rücken, befahl gegen

Mitternacht der Amtmann, dem Delinquenten die Sterbekleider anzulegen. Das war für den Stockmeiſter und deſſen Gehülfen kein leichtes Geſchäft. Der Gefangene biß und ſchlug um ſich wie ein Beſeſſener. Doch plötzlich ſtand er ſtill, alle ſeine Gebeine zitterten und er ward bleich, wie ein Todter. Er ermannte ſich aber nach einigen Minuten wieder und griff nach dem Weinglaſe. „Geſundheit allerſeits!“ rief er und trank. Dann ſah er ſtarr die Umſtehenden an und ſagte bitter: „Nun, jetzt bin ich doch wahrlich unter ſaubere Geſellen gerathen.“ —

Indeſſen war ſein Anzug vollendet und er warf ſich aufs Bett. Die Anweſenden ſtimmten das Lied an: Es iſt nun aus mit meinem Leben ꝛc. Da fuhr er haſtig auf, raſſelte mit den Ketten, ſtürzte ſich hin nach den Singenden und ſchrie: „Haltet euer Maul und inkommodirt mich nicht mit ſolchem Geplärr!“ Dieſe Raſerei trieb er, bis ihn alle verließen.

Nur der oben erwähnte Aktuar, der einzige Menſch, mit dem er noch manchmal vernünftig und gelaſſen redete, blieb bei ihm. „Das iſt gut,“ fing er an, daß wir ein kluges Wort unter vier Augen ſprechen können. Hören Sie, mein Herr, ich will Ihnen zweihundert und dem Amtmann fünfhundert Thaler geben, wenn ihr mir helft.“[*]

Der Aktuar ſtellte ihm die Unmöglichkeit ſeiner Rettung vor, und reichte ihm ein Gebetbuch. Das warf er weg und ſagte: „Gehorſamer Diener! Beten Sie für ſich!“

Nun war ſein Todestag, der dreißigſte October 1724, angebrochen, und ſämmtliche Gerichtsperſonen nebſt dem Geiſtlichen traten früh um drei Uhr in ſein Gefängniß. Da man aus ſeiner bisherigen Widerſetzlichkeit ſchließen konnte, daß er nicht gutwillig zum Richtplatze gehen würde, ſo hatte man die Anſtalt getroffen, ihn in einem Korbe, den man zu Fortſchaffung kranker Gefangenen brauchte, durch zwei Lazarethwärterinnen dahin tragen zu laſſen. Nach wiederholten, jedoch ganz fruchtloſen Bekehrungsverſuchen ward endlich dem Stockmeiſter befohlen, ihn in den Korb zu legen. Seinen verzweiflungsvollen Kampf dagegen kann man ſich denken. Eine Menge handfeſter Gerichtsdiener hatte genug zu thun, ihn zu überwältigen und in dem engen Behältniſſe zu feſſeln. Er ward mit einem ſchwarzen Leichentuche bedeckt, und ſchrie athemlos darunter hervor: „Gewalt, Gewalt!“ So trugen zwei alte Weiber einen rüſtigen Mann, einen in Schlachten geweſenen Soldaten durch das Thor, das zum Rabenſteine führt. Man ſchloß es ſogleich hinter dem Zuge, um die Fluth des nachſtrömenden Volkes aufzuhalten.

---

[*] Dieſes Anſinnen war um ſo lächerlicher, da er kein Vermögen beſaß und aus dem Fiskus unterhalten werden mußte.

Die Gerichtsperſonen und der Geiſtliche erwarteten in einem Hauſe unfern vom Hochgerichte den Delinquenten. Hier zeigte man ihm aus dem Fenſter den Ort, wo er bluten ſollte. Da fiel der elende Menſch auf die Knie, und betheuerte, daß er taub ſey und nicht begreifen könne, warum man ihn durch ſo viele Gaſſen hin und her getragen habe.

Hierauf ward er dem Geiſtlichen allein überlaſſen, der ſich zwei Stunden lang vergebens mit ihm quälte. Der Verſtockte war nicht zur Beichte zu bringen, ſondern verlangte zwei Tage Zeit, um ſein Gewiſſen ſchriftlich zu erleichtern. Auf die Vorſtellung des Geiſtlichen, daß ſein naher Tod dergleichen unnöthige Weitläuftigkeiten nicht erlaube und ein allgemeines Bekenntniß der Sünden genug ſey, antwortete er: „Ich ſehe wohl, man will mich nicht beichten laſſen, ſondern Leib und Seele zugleich verderben. Gott ſieht es und wird richten.“ — Die dringendſten Bitten, er ſolle doch nur die drei Worte ſagen: Jeſus erbarme dich! vermochten nichts über ihn.

Er ward nun ohne Hegung des ſonſt gewöhnlichen peinlichen Halsgerichts dem Scharfrichter zur Vollſtreckung des Urtheils übergeben. „Ihr ſeyd alſo der Scharfrichter?“ ſprach er, und wandte ſich ſodann zum Amtmann: „Du tödteſt den Leib, aber meine Seele vermagſt du nicht zu tödten!“

Bei Anlegung der Armleine begann er einen neuen wüthenden Kampf und ſpie den Scharfrichter an. Endlich ließ er ſich doch durch deſſen Knecht fortführen.

Aber auf dem halben Weg zum Rabenſtein warf er ſich zur Erde und ſchlug mit Händen und Füßen um ſich. Er mußte mit Gewalt emporgeriſſen, auf einen Trageſeſſel geſetzt und durch die Lazarethweiber bis zur Richtſtätte getragen werden.

Als man ihn die Treppe zum Hochgericht hinaufſchleppte, ſchrie er zu dem verſammelten Volke: „Ich leide Gewalt; ich bin ein Opfer für euch!“ Dieſer Ausruf ſollte wahrſcheinlich das Mitleiden der Zuſchauer wecken und ſie zu ſeiner Rettung thätig machen; allein drei Trommelſchläger, die für einen ſolchen Fall unter dem Rabenſteine bereit ſtanden, übertäubten durch den Lärm ihrer Inſtrumente die Stimme des unſinnigen Schreiers.

Nun fiel ihm auf einmal ein, das Abendmahl zu verlangen. Als der Geiſtliche dagegen einwendete, daß er vorher beichten ſolle, fing er wieder an, ſeine alte Sprache zu führen: „Ich muß meine Gewiſſensſcrupel ſchriftlich aufſetzen und ſie von der ganzen hieſigen katholiſchen Geiſtlichkeit erörtern laſſen. Dazu brauche ich drei Tage Zeit. Wenn ich unterdeſſen nicht damit fertig werde, mag man mir nicht nur den Kopf, ſondern auch die rechte Hand abhauen.“ —

Auf dieſes Geſchwätz konnte nicht geachtet werden und man ſchritt zu ſeiner Entkleidung, wogegen er die angeſtrengteſten Kräfte der Verzweiflung aufbot. Er wurde nun auf den Richtſchemel geſetzt und ihm die Haare zuſammengebunden. Todesangſt entſtellte jetzt ſein Geſicht, ein fieberhaftes Zucken durchlief alle ſeine Glieder, und mit blaugefärbten Lippen bat er ſtammelnd den Geiſtlichen, ihm das Blatt, worauf eine kurze Beichte geſchrieben war, vor die Augen zu halten. Es geſchah, und die Umſtehenden drangen vereint in ihn, ein Zeichen der Reue von ſich zu geben. Aber er öffnete nur den Mund, um Rache, Rache zu ſchreien.

Jetzt griff der Scharfrichter dem Geiſtlichen ins Amt, und ermahnte mit donnernder Stimme den Delinquenten, ſeinen Feinden zu vergeben. Dieß wirkte mehr, als ſanfte Bitten. „Ja, ich vergebe,“ ſprach er leiſe. „Habt Ihr auch Reue und Leid über Eure Sünden?“ fuhr der Scharfrichter fort. „Reue und Leid,“ wiederholte Jener und empfing von dem Geiſtlichen die Abſolution.

Alle Umſtehende wichen zurück, der Scharfrichter ſtellte ſich an ſeinen Platz und erhob das Schwert. Plötzlich ſah ſich der Delinquent um. Schon im Hiebe begriffen, hielt der Scharfrichter ein und zeigte mit den Worten: „Hier iſt die Gerechtigkeit. Bekehre dich, es iſt hohe Zeit!“ das

Schwert dem Verbrecher. Dieſer drehte nun mit möglichſter Geſchwindigkeit ohne Wort und Laut den Kopf von einer Seite zur andern, ward aber dennoch durch einen einzigen glücklichen Schwertſtreich enthauptet.

Kein Verluſt für die Welt. Was konnte ſie an einem Manne verlieren, in deſſen Seele die ſorgſamſte Menſchenliebe vergebens nach einem edeln Zuge forſcht? Er war ein verächtlicher Prahler, der ſich immer eines großen Vermögens rühmte, welches er nicht beſaß, der allenthalben ſeinen Verſtand lobte, den er doch nirgends zeigte. Lächerlich ſtolz auf ſeinen blutjungen Adel, ſah er die alte, verjährte Redlichkeit des verdienſtvollen Bürgers über die Achſel an und ſchrieb an ſeine Tochter: „Ich will dich zu einem Fräulein erheben!“ — Seine Heuchelei war ohne Beiſpiel und Gränzen. Immer die Religion im Munde, zerriß er die Bande der heiligſten Eide, ſobald er ſeine Abſichten erreicht hatte. Er verbarg unter dem Deckmantel der Frömmigkeit einen ſchändlichen Wolluſttrieb, vor dem nicht allein die Empfindung aller geſitteten Völker des Erdbodens zurückſchaudert, ſondern der ſogar den Horden der Wilden ein Abſcheu iſt. — Dieſen ehrloſen Lebenslauf krönte die ſchimpfliche Geſchichte ſeiner letzten Stunden. Tauſend Andere beleidigen Tugend und Geſetze; doch ſöhnen ſie ſich gemeiniglich am Rande des Grabes wieder mit ihnen aus und thun mit Feſtigkeit und Geiſtesſtärke den ſchrecklichen Schritt hinab. Er aber trotzte laut und frech der Religion und ſtieß ſie als ein unbrauchbar gewordenes Werkzeug ſeiner Bosheiten mit Verachtung von ſich. Statt eines ernſten Gedankens an die geheimnißvolle Zukunft, ſann er blos auf unmännliche Ränke, um den ausgeſtreckten Händen des Todes, den er kindiſch fürchtete, zu entſchlüpfen und kämpfte ohnmächtig, wie ein Knabe gegen einen Rieſen, mit der Unmöglichkeit, um ihr ſein hochgeliebtes Leben abzuringen. Durch alle dieſe Handlungen einer verworfenen Seele hat er es dahin gebracht, daß Niemand ſein Schickſal bedauern kann.

Die Fledermaus.

Eine komiſche Geſchichte.

„Verdammtes Ungeziefer!“ rief Herr von Alwing und ſchlug verdrießlich das Fenſter zu. „Ueberall verfolgſt du mich, fliegendes Nachtgeſpenſt!“ fuhr er fort. Nicht einmal ſein Pfeifchen kann man in freier Luft ruhig vor dir rauchen! Da ſchwatzen nun die Gelehrten ein Langes und Breites über die Kette der Weſen, und behaupten, daß jedes Geſchöpf ein unentbehrlicher Ring daran ſey. Das will nicht in meinen Kopf. Ich glaube wenigſtens, daß dieſe große Kette füglich zuſammenhalten würde, wenn auch das häßliche Glied der Fledermäuſe fehlte. — Hat wohl, ſo lange die Welt ſteht, dieſer abſcheuliche Zwittervogel irgend einem Menſchen den geringſten mittelbaren oder unmittelbaren Nutzen geſchafft?“ —

Um dieſe ſich ſelbſt vorgelegte Frage zu erörtern, begab er ſich jetzt in den gewöhnlichen Nothſtall ſeiner Gedanken, in den großväterlichen Lehnſtuhl. Damit that er uns einen angenehmen Gefallen. Denn wir gewinnen indeſſen Zeit, auch eine Frage — die Frage unſerer Leſer nach ihm — zu beantworten.

Alwing war ein ſchleſiſcher Landedelmann, der bei dem Heere Friedrichs des Großen bis zum Kapitän gedient hatte. Er beſaß eine angenehme Geſtalt, einen geſunden, natürlichen, gleichſam hausgebackenen Verſtand und ein biederes, mackelloſes Herz. Lebten lauter Menſchen ſeines Schlages, ſo würden wir ſchwerlich von großen Thaten, neuen Erfindungen und ausgezeichneten Geiſteswerken hören, aber eben ſo wenig von Kabalen, unredlichen Püffen, Bedrückungen und Revolutionen. Beim Regiment war er der Abgott der Gemeinen. Sie hätten ſich für ihn durch Feuer und Fluthen geſtürzt, weil er menſchlich mit ihnen umging und nicht mit Flüchen und Stockprügeln gegen ſie wüthete. Vielen Officieren hingegen war er — beſonders in ſeinen frühern Dienſtjahren — nicht Lebemann genug; doch hatten ſie Achtung und Furcht vor ihm, ungeachtet er nicht, wie ein händelſüchtiger Krakeeler bei jeder geringen, übereilten Beleidigung mit der Fuchtel herausfuhr. Mußt' er ſich aber einmal ſchlagen, ſo ſchlug er ſich derb; und ſo ſtand er auch in den blutigſten Gefechten des Krieges tüchtig ſeinen Mann.

Ein ſo guter Menſch hätte verdient, ein Liebling des Glücks zu ſeyn; allein er war es nicht. Sein Vater hinterließ nichts, als einen ehrlichen Namen und ein kleines, mit Schulden beladnes Landgut.

Unſer Alwing verband ſich im fünfundzwanzigſten Jahre mit einem ſchönen und guten Mädchen. Sein eheliches Glück dauerte jedoch nicht lange. Das erſte Wochenbett war das Sterbelager ſeiner angebeteten Gattin und eine Tochter der Nachlaß ihrer Liebe.

Der Schmerz hat Flügel, wie die Freude. Dieß erfuhr der junge Wittwer nach der einſamen Trauer einiger Monden. Er ſtürzte ſich jetzt, um den Gram, der nur noch ſchwach an ſeinem Herzen hing, vollends abzuſtreifen, in das Getümmel der Welt und beſuchte Trink- und Spielhäuſer, die er vorher ganz vermieden hatte. Karten und Flaſchen wurden ihm bald unentbehrlich. Sie belohnten aber beide ſeine Anhänglichkeit ſo ſchlecht, daß ſie ihn um Vermögen und Geſundheit brachten. Denn als er beinahe den letzten Ziegel ſeines väterlichen Daches dem ungetreuen Spielerglück geopfert hatte, bedankte ſich Bacchus für die mit ihm gepflogene Freundſchaft durch ein tüchtiges Zipperlein, womit der arme Kapitän nach erhaltenem ehrenvollem Abſchied auf ſein Landgütchen hinkte, um dort von dem Ueberreſt ſeines Vermögens und einer geringen Penſion kümmerlich Haus zu halten.

Seine zehnjährige Tochter war die Gefährtin ſeiner Einſamkeit, die nur zu oft von ungeſtümen Gläubigern geſtört wurde. Dieſe Harpyen riſſen ihm nicht nur jeden Pfennig, den er aus den Früchten ſeiner Fluren löſete, zur Tilgung wucherlicher Zinſen aus der Hand, ſondern drohten überdieß, wenn er nicht bald den letzten Heller der Kapitale bezahle, ihn den noch gierigen Harpyenklauen des Konkursproceſſes zu überliefern. Um dieſem harten Schickſal auszuweichen, entſchloß er ſich zu einer reichen Heirath, gegen die ſein Herz freilich viele Einwendungen machte.

In ſeiner Nachbarſchaft lebte ſeit vollen fünfzig Jahren eine adeliche Jungfrau, die wegen ihrer langen, dürren Geſtalt von den Spottvögeln der Gegend mit dem Eckelnamen: Kreuzſpinne belegt wurde. Dennoch war es ein Wunder, daß ſich in dem goldnen Netz dieſer Spinne noch kein Liebhaber gefangen hatte; denn der allgemeine Ruf machte ſie zur Beſitzerin des zwanzigſten Theils einer Million. Dieſer Dame trug ſich Alwing jetzt an.

Sie erröthete züchtig und ſchamhaft, wie ein ſechszehnjähriges Mädchen, und bat ſich Bedenkzeit aus. Ein ſchreckhafter Beſcheid für den Hauptmann, der nun eine genaue Unterſuchung ſeiner zerrütteten Umſtände und endlich einen Korb befürchtete. Doch ſeine Sache ſtand nicht ſo ſchlimm. Fräulein Kunigunde war ſehr vortheilhaft für ihn geſtimmt, und hielt blos mit einer entſcheidenden Erklärung zurück, um ſeinen Sieg ein wenig zu erſchweren und ſich das noch ungenoſſene Vergnügen eines zärtlichen Liebeshandels zu verſchaffen.

Wer Zeit übrig hat und einem ſchönen, geiſtreichen Mädchen huldiget, dem mag es ganz angenehm ſeyn, die Stufenleiter der Liebe langſam hinauf zu klimmen. Der Kapitän aber ſtand gleichſam auf Nadeln. Er hätte lieber heut als morgen ſeine unhöflichen Mahner mit Kunigundens Brautſchatz zum Schweigen gebracht, und ſollte nun erſt noch lange mit der alten häßlichen Zierpuppe tändeln und ſchön thun. Eine doppelt peinliche Lage, in die er ſich aber durchaus fügen mußte, wenn er zu ſeinem Zweck gelangen wollte.

Mit gewaltſam unterdrücktem Widerwillen begann er das Spiel ſeiner Liebhaberrolle. Er ſeufzte nach einem holden Blick von kleinen, aſchfarbigen Augen, ſchmachtete nach dem ſchauderhaften Druck einer knöchernen Todtenhand, und verglich in baar bezahlten Verſen — die ihm zum Glück der Schulmeiſter ſeines Dorfes um ein billiges Trinkgeld lieferte — ein kupfriges Runzelngeſicht mit aufblühenden Lilien und Roſen.

Dieſes weinerliche Luſtſpiel gefiel der ſpinnenartigen Dame ſo wohl, daß ſie die Entwickelung des letzten Akts immer weiter hinaus ſchob. Ein volles halbes Jahr mußte der Kapitain ihr tauſend ſüße Sächelchen vorſchwatzen, indeſſen ſeine Gläubiger immer bitterer mit ihm ſprachen. Endlich ward das Herz der Spröden erweicht. Sie liſpelte mit niedergeſchlagenen Augen das ſüße Ja der Erhörung, und erlaubte. Vermählungsanſtalten zu treffen.

Alwing betrieb dieſes Geſchäft, nach ihrem ausdrücklichen Verlangen, mit möglichſter Heimlichkeit, und glaubte ſchon alle Berge der Hinderniß überſtiegen zu haben, als ihn ſeine ſchöne Braut durch den Vorſchlag einer nächtlichen Entführung in Erſtaunen ſetzte. Potz Ziererei und kein Ende! dacht' er, und knirſchte verſtohlen mit den Zähnen. Sie will entführt ſeyn? Sie, deren Thun und Laſſen der ganzen Welt ſo gleichgültig iſt, daß ſie ihren Hochzeittag in allen europäiſchen Zeitungen bekannt machen könnte, ohne den geringſten Einſpruch zu befürchten? — Dieſe Gedanken ließ er aber ſo wenig laut werden, daß er vielmehr den abgeſchmackten Einfall eine allerliebſte Idee nannte, und ſogleich nach Hauſe eilte, um die nöthigen Vorbereitungen zu machen.

Mit dem Schlage der Mitternachtſtunde kömmt er auch wirklich in einer ungeheuern, ſchwerfälligen Karroſſe, die ſchon zu ſeiner Väter Zeiten ein altmodiſches Gebäude geweſen war und jetzt von zwei lebensſatten Ackergäulen mühſam fortgeſchleppt wird, vor des Fräuleins Haus gerumpelt. Er findet es feſt, wie ein Kloſter, verſchloſſen. Ein Fenſter aber öffnete ſich leiſe, und eine vermummte Geſtalt huſtet und hiſtet herab. Sie dehnt ſich jetzt wie ein Geſpenſt empor, ſtreckt ein Paar lange Beine rückwärts heraus und beginnt an einer Strickleiter herunter zu klettern. Der Kapitän ſteht ſtarr, wie eine Meilenſäule, und weiß nicht, was er bei dieſer Geſchichte denken ſoll. Endlich erreicht die Maske den Boden und fliegt mit den Worten: „Nun, mein Geliebter, auf ewig dein!“ in ſeine Arme.

Jetzt erſt erkannt' er Kunigunden. Ihn überlief bei dem Wörtchen ewig ein kalter Schauer, und mit zitternden Händen hob er ſeine romantiſche Braut in den Wagen. Sie drückte ſich mit verhülltem Geſicht in eine Ecke und befahl dem Kutſcher, ſo ſchnell als möglich zu fahren. Allein Herr Michel, der das Entführungsweſen nicht aus Romanen gelernt hatte, und eben ſo, wie ſeine alten Gurren, die Bedachtſamkeit liebte, ließ ſich dadurch nicht irren, ſondern ſchleifte die Verlobten im ruhigſten Bierwagenſchritt aufs nächſte Dorf, wo der Pfarrer den Segen über ſie ſprach.

Die Schönheiten, von denen der neue Ehemann noch in derſelben Nacht Beſitz ergriff, gewährten ihm, wie man von guter Hand weiß, wenig Vergnügen. Angenehmer waren ihm die klingenden Reize, die er am folgenden Tage mit lüſternen Augen und Händen durchlief. Seine Freude ließ aber nach vollendeter Muſterung die Flügel etwas ſinken. Er fand das Heer des holländiſchen Fußvolks und der lüneburgiſchen Roſſe, womit ihm ſeine Gemahlin gegen die furchtbare Macht ſeiner Gläubiger zu Hülfe kam, um die Hälfte kleiner, als es der lügenhafte Mund des Gerüchts angegeben hatte. Von unten hinauf und von oben herunter gezählt, war und blieb es zu ſchwach, ihm einen allgemeinen Frieden zu verſchaffen. Es reichte nur mühſam hin, einige ſeiner hitzigſten Feinde ganz aus dem Felde zu ſchlagen und mit den übrigen einen Waffenſtillſtand zu ſchließen.

So war doch wenigſtens auf einige Jahre die Ruhe von außen geſichert. Bald aber brach ein innerlicher Krieg bei ihm aus. Seine Gemahlin hatte ſich in ihrer Romanengrille ſo tief eingeniſtet, daß ſie auch jetzt noch das girrende Turteltaubenleben des Brautſtandes fortzuſetzen verlangte. Sie hielt ſich, von der Taſchenſpielerin Eitelkeit geblendet, für jung und ſchön, wollte nach dieſem Maßſtabe behandelt, und immer geſchmeichelt und geſtreichelt ſeyn. Alwing hingegen war von Natur ein gerader, ernſthafter Biedermann, der in ſeinem Leben nie, ſelbſt als Jüngling nicht, wenn er auch glühend liebte, die honigſüße Sprache des Stutzers geſprochen hatte. Es fiel ihm daher ganz unmöglich, dieſen fremden Ton, zu dem er ſich ein halbes Jahr mit der peinlichſten Anſtrengung gezwungen hatte, länger im Umgange mit einem Weibe fortzuführen, das er nicht lieben konnte. Er glaubte den Forderungen der Dankbarkeit genug zu thun, wenn er ſich als ein freundlicher, gefälliger Ehemann betrüge. Seine empfindſame Hausfrau war aber damit nicht zufrieden, ſondern klagte vom Morgen bis zum Abend über ſeinen Kaltſinn, und erklärte zuletzt ganz unverblümt, daß ſie vollkommen berechtiget ſey, Liebkoſungen von ihm zu erwarten, da ſie ſolche theuer genug erkauft habe.

Dieß war gleichſam das Manifeſt einer ewigen Hausfehde. Alwings Antwort goß vollends Oel ins Feuer. „Herzliche Liebe,“ ſprach er, „iſt nirgends für Geld feil; am wenigſten aber, wenn man mit grauen Haaren zu Markt geht.“ — Ein Furienblick, von dem Wurf einer Kaffeetaſſe nach ſeinem Kopfe begleitet, eröffnete nun von Kunigundens Seite förmlich den Krieg.

Mit dieſer Feierlichkeit hielt der Eheteufel Asmodi ſeinen Einzug in Alwings Mauern. Ein einziges böſes Weib quälte nun den unglücklichen Hauptmann mehr, als alle ſeine vorigen, mit Schuldbriefen bewaffneten Quälgeiſter. Dieſe fanden ſich ohnedem, nach abgelaufenen Nachſichtsfriſten, allmälig wieder ein, und er ſah ſich genöthiget, um nur die unermüdetſten Läufer los zu werden, ein neues, beträchtliches Kapital bei einem wohlhabenden Nachbar aufzunehmen, der ehmals mit ihm bei einem Regimente als Oberſter geſtanden und ſich nun auch in den ruhigen Schooß des Landlebens zurückgezogen hatte.

Wer einen Drachen am Tiſche und im Bette, und überdieß noch eine drückende Schuldenlaſt auf dem Nacken hat, iſt wahrlich ein ſehr unglücklicher Mann. Um ſo mehr war Alwing zu beklagen, der nicht allein dieſes doppelte Kreuz trug, ſondern auch noch mit mehrern Sorgen und Unannehmlichkeiten zu kämpfen hatte.

Mariane (ſo hieß ſeine Tochter) war jetzt ſiebzehn Jahr alt und ein Mädchen von feurigem Temperament. Sie ſchien ſich auf ihren feinen Wuchs, ihr glattes Geſicht und blaues Auge nicht wenig einzubilden und ſichere Rechnung zu machen, daß gegen dieſen Einſatz bald ein guter Gewinn in der Eheſtandslotterie für ſie ausfallen müſſe. Armes Kind, dachte der Vater, deine Hoffnungen werden dich täuſchen! Du biſt leider noch nicht bei der Erfahrung in die Schule gegangen! Manches Mädchen ſetzt eine größere Summe von Reizen in jenes Glücksſpiel, zieht aber immer und immer Nieten, und fällt endlich gar in die Klaſſe der alten Jungfern. Dieß wird auch dein Schickſal ſeyn; denn ich bin leider zu arm, dir ein ſicher gewinnendes Loos für eine halbe Tonne Goldes zu kaufen. O würde doch mein innigſter Seelenwunſch, dich in den Armen eines wackern Mannes glücklich zu ſehen, recht bald erfüllt! Aber ich werde wohl ohne den Genuß dieſer Freude zur Grube fahren. —

Dieſe Bekümmerniß macht Alwings Vaterherzen Ehre. Nun aber gerathen wir, ſein Geſchichtſchreiber, ein wenig in Verlegenheit. Es geht uns wie dem beliebten, und wegen ſeiner Unparteilichkeit weltberühmten Hamburger politiſchen Journaliſten, der immer bitterlich über Bauchgrimmen klagt, wenn er von ſeinen Lieblingen, den Neufranken, einen tollen Streich berichten muß. Wohlan, wir wollen uns jetzt in dieſem reinen Spiegel der Wahrheit und Unbefangenheit beſchauen, und dadurch zu dem Muthe ſtärken, auch von unſerm Freund Alwing eine kleine Schwachheit öffentlich bekannt zu machen.

Dieſer alte, deutſche Degenknopf, der in mancher Schlacht, donnernden Feuerſchlünden gegenüber, wie ein Fels im ſtürmenden Meer geſtanden hatte, fürchtete ſich, wie ein Kind, vor Fledermäuſen. Wo er eine ſah, ergriff er ſchimpflich die Flucht. Er ward von ſeinen ehemaligen Kameraden, die zwar vor Kanonen zitterten, aber gegen Fledermäuſe rechte Helden und Eiſenfreſſer waren, oft darüber verſpottet; dennoch war es ihm unmöglich, ſich mit Tapferkeit gegen dieſe geflügelten Feinde zu rüſten.

Die Burg ſeiner Väter, ein altes, gothiſches Gebäude, war ſeit Olims Zeiten ihr Hauptquartier. Sobald es Abend ward, zogen ſie in Schaaren aus und machten für ihn das ganze Haus unſicher. Er kündigte ihnen, als er ſein Schloß zum beſtändigen Wohnort wählte, öffentlich den Krieg an, überfiel ſie, an der Spitze ſeines bewaffneten Hausgeſindes, in ihren Quartieren und tödtete Tauſende. — O wie weit war das Schickſal dieſer unglücklichen Nachtvögel von dem Schickſale mancher Menſchen, die ihnen gleichen, verſchieden! Dieſe befinden ſich am beſten, ſo lange ſie in den finſtern Gegenden der Dummheit und Geiſtesarmuth verweilen. Niemand haßt ſie, Niemand verfolgt ſie. Die Wiener Zeitſchrift ſetzt ihnen ſogar löſchpapierne Monumente. Jene hingegen wurden eben, weil ſie im Dunkeln herumflatterten, vernichtet. — Ihre Niederlage war fürchterlich und faſt allgemein. Es entkam durch ſchnelle Flucht nur Eine, die aber an Keckheit und Größe die Erſchlagenen übertraf, und auch allen nachherigen Verfolgungen auswich. Alwing ſetzte vergebens auf ihren Kopf einen Preis. Niemand ward ſo glücklich, ihn zu verdienen.

Sie war es, deren plötzliche Erſcheinung den Kapitän in dem ſtillen Genuß eines Pfeifchens ſtörte, welches er in die kühle Luft eines lieblichen Sommerabends zum Fenſter hinaus dampfte. Er überwarf ſich, wie wir hörten, mit der Natur über die Schöpfung der Fledermäuſe, und ſchielte zugleich durch die Scheiben, um den Flug ſeiner Feindin zu beobachten. Es ſchien aber, als ob ſie ihm nur gelegentlich einen guten Abend habe bieten wollen; denn ſie flog nicht wieder vorüber.

Nachdem er eine halbe Stunde hinter der Verſchanzung ſeines Fenſters geſeſſen hatte, erlag er der Verſuchung, es wieder zu öffnen. Er verfuhr dabei mit ſchlauer Behutſamkeit, und ſchickte vor der Hand nur ſeinen türkiſchen Pfeifenkopf durch eine kleine Lücke gleichſam auf Kundſchaft aus. Der Weg blieb rein. Nirgends war eine feindliche Bewegung wahrzunehmen. Nur dann und wann ſchwirrten friedliche Maikäfer vorbei.

Nun wagte der Hauptmann, ſeinen Kopf dem Türkenkopf nachzuſenden. Seine Augen flankirten Anfangs mit möglichſter Geſchwindigkeit rechts und links, um einen Ueberfall zu verhüten. Allein nach und nach wurden ſie dieſer Thätigkeit müde und ruhten bisweilen auf dem Gipfel eines vom Mond beſtrahlten Baumes oder auf der ſilbernen Welle des Wieſenbaches. Einer dieſer ſorgloſen Augenblicke kam aber theuer zu ſtehen, weil ihn die Fledermaus zu einer boshaften That benutzte. Sie ſchwebte von einer unbewachten Seite daher, richtete ſchnurſtracks ihren leiſen Flug nach dem Kopfe des ruhigen Schmauchers, und eh er ſich des Unglücks verſah, ſaß ſie in ſeinen Locken, in ſeinen ſchönen, rabenſchwarzen Locken, die ſein Stolz und ſeine Freude waren.

Er brach in ein Zetergeſchrei aus und lief ſtöhnend, wie ein angeſchoſſenes Wild, im Zimmer auf und nieder. Hundertmal erhoben ſich ſeine Hände, um den zudringlichen Gaſt aus den Haaren zu reißen, und hundertmal ſanken ſie vor Abſcheu zurück. Seine Gemahlin, die ſich in einem Nebenzimmer befand und ſein Aechzen vernahm, eilte jetzt mit den liebreichen Worten: „Was ſchreit denn der Narr?“ ihm zu Hülfe.

Er. Ach, liebes Gundchen, ſieh an!

Sie (mit boshaftem Lachen). Ei, was du da für ein ſchönes Vögelchen gefangen haſt.

Er. Spotte nicht, liebes Herz, ſondern hilf mir!

Sie. Kannſt du dir nicht ſelbſt helfen? Ich dächte, du wärſt alt genug dazu. Du magſt mir ein wackerer Soldat geweſen ſeyn, du, der nicht einmal den Muth hat, eine armſelige Fledermaus von ihrem Poſten zu vertreiben.

Er. Du biſt ein Weib und ich ſchweige. Einem Mann würd' ich hierauf zu antworten wiſſen.

Sie. Wohl gar durch eine Ausforderung? Duellire doch erſt mit der Fledermaus, die dich herausgefordert hat!

Er. Ich bitte dich, liebes Gundchen, verdirb nicht die Zeit mit ſolchen Neckereien.

Sie. Ja, nun bin ich auf einmal wieder dein liebes Herz, dein liebes Gundchen geworden. Wie lang' iſt's wohl, daß du mich nicht ſo genannt haſt? es geſchah, denk' ich, zum letzten Mal, als ich dir meine Dukaten und Louisd'or auslieferte?

Er. O Weib, Weib! Deine Worte ſind Dolche! Verlaß mich, wenn du nicht —

Sie. Gleich wieder patzig! Was ſoll ich denn thun?

Er. Was du willſt, was du kannſt. Mache nur geſchwind, daß ich das Thier los werde.

Sie (mit ſcheinbarer Gutmüthigkeit). Nun ſo wart', ich will eine Scheere holen.

Er. Eine Scheere? Wozu eine Scheere?

Sie. Ueberflüſſige Frage! Um die Fledermaus auszuſchneiden.

Er. Auszuſchneiden? Aus meinen Haaren zu ſchneiden? Das kann unmöglich dein Ernſt ſeyn.

Sie. Gut, ſo will ich geſpaßt haben und dir deine Fledermaus laſſen.

Er (verdrüßlich). Nun ſo geh.

Sie. Wohin? Du machſt doch wahrlich ein griesgrammendes Geſicht, als ob du mich zum Meiſter Pferdefuß ſchicken wollteſt.

Er. Ueber die Wortverdrehungen! Nach der Scheere ſollſt du gehen, ſag' ich, geſchwind gehen. Indem du hier ſteheſt und zankſt, verwickelt ſich die Beſtie, indem ſie ſich losmachen will, immer tiefer.

Eben das wollte Kunigunde haben. In dieſer Abſicht ſpann ſie den Streit mit ihrem Manne ſo weit aus und ließ auch länger, als nöthig war, auf ihre bewaffnete Zurückkunft warten.

„Komm, komm!“ rief ihr Alwing voll Ungeduld entgegen. „Komm, liebe Frau! Aber verfahre ſäuberlich mit mir! Ich vertraue deiner Großmuth meine Haare, die ich, wie dir bekannt iſt, ein wenig lieb habe. Laß mich ja, ich beſchwöre dich, ſo wenig als möglich verlieren!“ —

„Sey ohne Sorgen,“ antwortete ſie traulich. „Sey ganz ohne Sorgen, lieb Männchen und ſitze nur ſtill! Ich werde dir gewiß nichts zu Leid thun. Wenn ich gleich manchmal aufbrauſe, bin ich dennoch ein gutes Weib.“ —

Durch dieſe Katzenfreundlichkeit getäuſcht, ſaß er geduldig, wie ein Schaf bei der Wollſchur. Er ahnete nicht Kunigundens boshaften Plan und ſah nicht ihr ſchreckliches Mienenſpiel hinter ſeinem Rücken. Rachgier und Schadenfreude legten auf ihrem Angeſichte die Masken ab und bildeten es zu einer vollkommenen Teufelsphyſiognomie.

Mit gierigen Händen, zu Klauen gekrümmt, ergriff ſie jetzt Alwings unſchuldigen, von der Fledermaus gar nicht berührten Haarzopf, und ſchneller, als man Nu ſagt, war er glatt vom Kopfe weggeſchnitten.

Dieß unverdiente Schickſal traf auch im nächſten Augenblick eine völlig geſunde Locke, und dann zog erſt der Würgengel über die andere, wo ſich der Nachtvogel einlogirt hatte. Sie ward ebenfalls im Hui abgemäht und nebſt der ſorgfältig geſchonten Fledermaus zum Fenſter hinaus geworfen.

Alwing ſaß während dieſer Verwüſtung natürlicher Weiſe nicht ſtill. Er ſchrie laut, wie unter Mörderhänden und ſuchte zu entfliehen. Allein Kunigunde ſtreckte ſich mit ihrem Rieſenkörper wie ein drückender Alp über ihn, und hielt ihn zugleich ſo feſt bei den Haaren, daß er ſich nicht eher vom Stuhl emporarbeiten konnte, bis das Werk vollbracht war. Jetzt ließ ſie ihn los. Der erſte Gebrauch, den er von ſeiner Freiheit machte, war ein Sprung zum Spiegel. Er ſchauderte vor ſeiner eigenen Geſtalt und rief verzweiflungsvoll aus: „O du grauſames Weib, was haſt du gethan!“ —

Sie. Was werd' ich gethan haben? Deinen Willen hab' ich gethan.

„Er. Meinen Willen! Wie kannſt du ſo unverſchämt reden? Bat ich dich nicht, meine Haare zu ſchonen? Heh, bat ich dich nicht?

Sie. Nun ja doch. Was konnt' ich aber dafür, daß ſich die Fledermaus in Zopf und Locken zugleich einquartirt hatte?

Er. Es iſt nicht wahr. Du lügſt.

Sie. Und du geberdeſt dich wie ein Kind, das ſein Spielzeug verlor. Was iſt's denn nun für ein großes Unglück?

Er. Weiter nichts, als daß ich eine Perücke tragen muß.

Sie. Wärſt du doch längſt ſo klug geweſen. Dir geht es gerade, wie dem Prinzen Abſalon. Weißt du nicht, was für ein luſtiges Schild einsmals ein Perückenmacher aushing, um die Nützlichkeit ſeiner Produkte der Welt zu empfehlen?

Er. Was kümmert's mich?

Sie. Es war ein Gemälde von Abſalon, wie er mit ſeinen Haaren an einer Eiche hängt. Darunter ſtanden die Worte:

„Hätt' Ihro königliche Hoheit eine Perücke getragen,
So dürfte ſie nicht dieſes Unglück beklagen."

Nun, iſt das nicht luſtig?

Er. Ich bin jetzt nicht in der Stimmung, an ſolchen Poſſen Geſchmack zu finden.

Sie. Es läßt ſich aber eine ſehr ernſthafte Anwendung davon auf dich ſelbſt machen. Uebrigens ſag' ich dir zum Troſt, ein niedliches, weiß gepudertes Häubchen von Ziegenhaaren wird dich gar nicht übel kleiden.

Er. So?

Sie. Doch geſteh' ich auch, daß mir meine natürlichen grauen Haare, die du mir ſo oft vorgeworfen haſt, immer noch lieber ſind.

Er. Ha, jetzt thu' ich einen tiefen Blick in deine ſchwarze

Seele! Alſo hat Rache, niederträchtige Rache die verwüſtende Scheere geführt? O es iſt ein ſchreckliches Schickſal, an einen ſolchen Unhold, wie du, mit ewigen Ketten geſchmiedet zu ſeyn!

Sie. Wie pathetiſch! Du ſprichſt ja ſo hoch, wie ein Trauerſpiel! Immer weiter in dem Text! es kann nicht ſchaden, wenn du dich ein wenig in der Beredtſamkeit übſt.

Er. Stoff genug hätt' ich. Du beträgſt dich bei allen möglichen Vorfällen als meine geſchworne Feindin. Jetzt war nun die ſchönſte Gelegenheit, mir das verhaßte Geſchöpf, die Fledermaus, vom Hals zu ſchaffen. Es wäre mir ungemein lieb geweſen; ich hätte vielleicht ſogar den Verluſt meiner Haare darüber vergeſſen: aber nein, das Leben wird ihr geſchenkt, damit ſie mich weiter necken kann.

Sie. Wenigſtens fliegt ſie dir nun nicht mehr in die Haare.

Er. Dafür hat deine milde Hand freilich geſorgt. Aber dennoch wird die verwünſchte Beſtie mich noch oft erſchrecken. Wie leicht hätteſt du ihr nicht das auf ewig verbieten können?

Sie. Was du nicht ſagſt! Alſo ſoll ich den Scharfrichter machen, wenn ſich die oder jene Kreatur an der Majeſtät deines Hauptes verſündiget?

Er. Ich wollte, daß die Fledermaus nun zur Dankbarkeit dein Scharfrichter würde und in der Geſtalt eines böſen Kobolds dich todt peinigte.

Sie. Ein frommer Wunſch, der mir aber nicht die geringſte Sorge macht. Ich und die Fledermaus thun einander nichts.

Er. Ihr ſeyd freilich ein Paar würdige Schweſtern.

Kunigunde verließ jetzt mit ſchmetterndem Hohngelächter das Zimmer und ſchlug die Thür ſo krachend hinter ſich zu, daß Wand und Fenſter dröhnten. „Den Kopf dazwiſchen!“ rief Alwing ihr nach, und wechſelte nun acht Tage lang kein Wort weiter mit ihr. Er verſchloß ſich wie ein Einſiedler in ſein Gemach und trug Leid um den verlornen Schmuck ſeines Hauptes.

Unterdeſſen war ein geſchickter Zunftgenoß des Mannes, vor deſſen Thür der Knabe Abſalon hing, mit dem beſtellten Kunſtwerke fertig geworden. Er kam ſelbſt, um den Hauptmann damit zu krönen, und verſicherte bei ſeiner Ehre, daß dieſes wohlgerathene Perückchen ein königliches Anſehen gebe.

Alwing war anderer Meinung und mißfiel ſich ſelbſt ſo ſehr, daß er gegen die Fledermaus und ſein Weib in neue Wuth gerieth. Er ſchwur jener den Tod, und ſuchte ſie verſchiedene Abende hinter einander, mit einer Art von Bienenkappe über den Kopf und einem ſcharfen Degen in der Hand, in allen Winkeln des Hauſes. Aber dieſe Streifzüge blieben fruchtlos; denn die Verbrecherin war ſeit ihrer letzten That unſichtbar geworden.

Schon volle zwei Monate hatte der Kapitain Ruhe vor ihr, als eines Tages der alte Oberſte, dem er mit einem ſtarken Kapitale verwandt war, unvermuthet bei ihm einſprach. Ueber dieſen Beſuch erſchrack er nicht minder, als ob ein ganzes Volk Fledermäuſe vor ihm aufgeſtoßen wäre; denn die Schuld war verfallen, und die Miene des Alten verrieth deutlich die Abſicht, ſie einzumahnen.

„Guten Tag, Alwing!“ rief er im Hereintreten! „Man muß nur ſelbſt bei dir ins Land rücken, ſonſt ſieht und hört man dich nicht.“ —

Alwing. Verzeihen Sie, Herr Oberſter! Es wäre freilich längſt —

Oberſter (näher kommend). Donner und Wetter! Wie ſiehſt du aus? Haſt ja deinen Kopf mit einer Perücke verſchanzt, wie biſt du, alter Kriegsknecht, auf dieſen Spießbürger-Einfall gekommen?

Alwing. Durch einen Zufall, der mich —

Oberſter (einfallend). Erzähle mir das hernach! Wie ſtehen deine Aktien ſonſt?

Alwing (mit der Achſel zuckend). Schlecht.

Oberſter. Schlecht und immer ſchlecht? Du biſt ein unglücklicher Vogel, der auf gar keinen grünen Zweig kommen kann.

Alwing. Leider.

Oberſter. Ich höre das nicht gern; denn ich brauche mein Geld.

Alwing. Haben Sie Geduld mit mir!

Oberſter. Geduld iſt ein guter Gläubiger, aber ein ſchlechter Bezahler.

Alwing. Ein langſamer wenigſtens. Wollte der Himmel, ich könnte ſchneller ſeyn.

Oberſter. Nun, ſo muß ich wohl noch ein Jährchen warten.

Alwing. Sie erweiſen mir dadurch eine ungemeine Wohltat.

Oberſter. Gut, es ſey! Ich erbitte mir aber ein neues Dokument und die rückſtändigen Intereſſen.

Fröhlich ſuchte der Kapitän ſeine letzten Münzen zuſammen, zählte ſie auf, und ſetzte ſich hin, um den verlangten Schuldbrief zu ſchreiben. Ein ſchweres Stück Arbeit für ihn, der den Degen beſſer, als die Feder zu führen verſtand. Er kritzelte faſt eine Stunde lang, und es war ſchon Abend, als er das Papier dem Oberſten überreichte. Dieſer ſchob ſeinen Stuhl an den Tiſch, zog die Brille hervor und fing an zu leſen. Fenſter und Thür ſtanden nach einem heißen Tag der freundlichen Abendluft offen.

Dieſer Gelegenheit bediente ſich aber ein unfreundliches Weſen — die Fledermaus — zu einem Spazierflug durchs Zimmer. Sie ſchoß plötzlich herein und umkreiſete das Licht. Der Kapitän erblickte ſie, ſtieß einen hellen Schrei aus und bedeckte mit beiden Händen den Kopf. Der Oberſte hingegen war in ſeine Lektüre vertieft, und wegen ſeines kurzen Geſichts befand ſich ſeine Naſe mit dem Blatt Papier und dem Licht in ſehr naher Nachbarſchaft. Er ward deßhalb den herbeiſchwärmenden Nachtvogel nicht eher gewahr, bis er ihm an die Ohren ſtreifte. Jetzt fuhr er erſchrocken zuſammen, verletzte darüber die ſchmale Gränzſcheidung zwiſchen ſich und dem Leuchter, und die Lichtflamme rächte ſich augenblicklich dafür, indem ſie ihm Finger und Manſchetten verſengte. Die Feuersbrunſt ergriff endlich auch des Hauptmanns Schuldbrief, und binnen einer halben Minute war er ſammt des Oberſten breiten Handkrauſen in Aſche verwandelt. Indeſſen hatte ſich die Unglücksſtifterin wieder aus dem Staube gemacht.

„Ich bedaure, Herr Oberſter!“ ſagte der Hauptmann: „Sie ſind erſchrocken und haben noch überdieß ein Paar ſchöne Manſchetten eingebüßt.“ —

„Hm!“ antwortete lächelnd der Abgebrannte, indem er ſich mit Wegräumung des Schutts von Hand und Aermel beſchäftigte — „Hm! der Schreck iſt vorbei und den Verluſt will ich mir auch ſchon erſetzen. Wenn's nicht anders iſt, geh' ich auf den Brand betteln.“ —

„Sie haben gut lachen, Herr Oberſter!“ ſeufzte Alwing. „Ein Stückchen Neſſeltuch iſt freilich bald wieder anzuſchaffen. Wär's Ihnen nur wie mir ergangen, und die Fledermaus hätte Sie um ihre Haare gebracht, was würden Sie fluchen und Teufel citiren!“ —

„Wie!“ rief der Oberſte: „Dieſe Fledermaus hat dir deine Haare geſtohlen? Wie in aller Welt fing ſie das an?“

Alwing erzählte nun die uns ſchon bekannte Geſchichte.

„Hol' der Henker das alte Teufelsbeeſt, deine Frau!“ zürnte der Oberſte. „Mir ſollte ſie nicht kommen. Ich ſchlüge zu, ſo lange ich Hand und Stock rühren könnte. Der Mann muß ſchlechterdings kommandirender General im Hauſe ſeyn. Hätteſt du nur gleich vom Anfang alle Subordinationsfehler tüchtig beſtraft, ſo wär' es nie zu dieſem Hauptexceß gekommen. Wahrlich, wenn du nicht bald das Raube herauskehrſt, ſo jagen dich die beiden Alliirten, dein Weib und die Fledermaus, nächſtens aus dem Gute. — Wie wird's nun mit der verbrannten Obligation? Hier iſt die alte. Ich hatte ſie vorher ſchon zerriſſen, und habe nun über das Geld, das du mir ſchuldig biſt, keinen Buchſtaben in den Händen. Wenn du kein ehrlicher Mann ſeyn wollteſt —“

Alwing. Sie kränken mich, Herr Oberſter! Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ich Ihnen augenblicklich ein neues Dokument ſchreibe.

Oberſter. Ich danke für deinen guten Willen. Dir wird aber das Schreiben und mir das Leſen ſauer; drum dächt' ich, wir ließen's ſeyn.

Alwing. Unmöglich. Ihr Vertrauen in meine Ehrlichkeit iſt mir zwar ſehr ſchmeichelhaft, und ſo lang ich lebe, könnten Sie ſich auch auf mein Wort wie auf Brief und Siegel verlaſſen; allein ich kann plötzlich ſterben, und dann —

Oberſter. Biſt du mir nichts mehr ſchuldig.

Alwing. Doch meine Erben. Wenn aber ſchwarz auf weiß fehlt, denkt meine Frau vielleicht klein genug —

Oberſter. Nein, um's Himmels willen, mit dieſer Xantippe mag ich nichts zu theilen haben. Du biſt mir ſchon jetzt nichts mehr ſchuldig.

Alwing. Ich verſtehe Sie nicht.

Oberſter. Nun ſo muß ich mich deutlicher erklären. Du verlangteſt vor einigen Jahren von mir ein ſtärkeres Kapital, als dir dein Kredit, der auf ziemlich ſchwachen Füßen ſtand und wohl noch ſteht, irgend ſonſt wo verſchafft haben würde. Ich gab dir's, aus alter Kameradſchaft, ohne Widerrede —

Alwing. Großmüthiger Mann!

Oberſter. Laß mich ausreden! Ich gab dir's, und beſchloß zugleich, es nie im Ernſt wieder zurückzufordern.

Alwing. Sie ſetzen mich in Erſtaunen.

Oberſter. Potz Zwiſchenplapperei! Ruh' im Bataillon!

Alwing. Verzeihung!

Oberſter. Du bringſt mich immer aus Reih' und Glied; das kann ich nicht leiden. — Alſo, wie geſagt, es war gleich mein Wille, dir mit den paar tauſend Thalern ein Geſchenk zu machen. Daß ich mich aber darüber nicht erklärte, ſondern Zinſen nahm und dich ſogar von Zeit zu Zeit mahnte — das that ich aus der wohlgemeynten Abſicht, dich dadurch zur Sparſamkeit und guten Wirthſchaft zu ſpornen. Ich dachte: Wenn der Burſche gleich erfährt, daß er für die Wiederbezahlung nicht ſorgen darf, ſo glaubt er, einen Schatz gefunden zu haben, und fängt wieder an zu lockern, wie beim Regimente. Was meynſt du? Hätt' ich recht gehabt?

Alwing. Vielleicht, vielleicht auch nicht. Der Menſch kennt ſich ſelbſt am wenigſten. Zwanzig Jahre tiefer ins Leben hinein machen wohl klüger.

Oberſter. Nicht immer, Freund, nicht immer. Der Weg, den ich einſchlug, war der ſicherſte. Doch ſorgt' ich auch für den Fall, wenn etwa der Feldherr, der als Kommandoſtab eine Hippe führt, mich unvermuthet zum Abmarſch kommandirte. Ich machte nämlich ein Teſtament, worin ich verordnete, dir deine Schuldverſchreibung durchſtrichen und zerriſſen, ſammt allen von dir bezahlten Intereſſen zurückzugeben.

Alwing. Aber bedenken Sie, edler Mann, ihr Neffe —

Oberſter. Schweig von dieſem Wüſtling! Er ging auf Reiſen, um, wie er ſagte, Menſchenkenntniß einzuſammeln; wie ich aber hörte, ſtudirt er ſie blos bei den Buhlerinnen in London und Paris, und lauert in den Armen der Schwelgerei und Wolluſt auf die Nachricht von meinem Tode. Dann wird er mit Kourierpferden kommen, um die Erbſchaft zu heben; jetzt aber fragt er nicht eher nach mir, als bis er neue Wechſel braucht. — Wär' ich nun nicht ein lächerlicher Thor, wenn ich für dieſen Undankbaren Geld zuſammenſcharrte und mich des Vergnügens beraubte, einen alten, wackern Freund zu unterſtützen? Nein jenem Sauſewind zu Gefallen hätt' ich keinen Buchſtaben in meinem letzten Willen verändert, nun aber muß ich freilich einen andern entwerfen, nachdem die Fledermaus deinen Schuldſchein vernichtet hat.

Alwing. Das verdammte —

Oberſter. Halt! du willſt doch wohl nicht etwa deine Wohlthäterin ſchimpfen? Sie iſt es in der That. Hätte ſie ſich nicht ins Spiel gemiſcht, ſo wärſt du vielleicht noch manches Jahr mein vermeyntlicher Schuldner geblieben. Da ich aber bei dieſer Gelegenheit erfahren habe, daß deine Hausehre oder vielmehr Hausſchande dir das Leben ohnedem ſauer genug macht, ſo würd' ich hart gegen dich handeln, wenn ich dich einen Augenblick länger mit unnöthigen Sorgen quälte. Wir ſind alſo quitt, völlig quitt. Streiche deine hier aufgezählten Intereſſen wieder ein. Die von den vorigen Jahren ſollſt du morgen zurück erhalten. Nun aber Lied am Ende und keine Sylbe weiter von der Sache!

Alwing. Ich bin betäubt — ich kann nicht Worte finden —

Oberſter (ihm den Mund zuhaltend). Ei, du ſollſt nicht einmal Worte ſuchen, ſondern Ordre pariren und ſchweigen. Laß meinen Wagen vorfahren! Es iſt die höchſte Zeit, daß ich heim komme.

„Ich muß geſtehn," ſprach Alwing für ſich, als der Oberſter fort war — „ich muß wahrlich geſtehen, daß mir die Fledermaus dießmal einen trefflichen Dienſt geleiſtet hat. Ich könnt' ihr faſt gut ſeyn — huh! nein, das kann ich unmöglich. Mit der Liebe mag's bleiben; doch will ich aus Dankbarkeit aufhören, Sie zu verfolgen und es auch meinen Leuten unterſagen." — So that er auch.

Einige Wochen nach Publikation dieſes Toleranzedikts veranlaßte die Nachtſchwärmerin eine neue Begebenheit in ſeinem Hauſe, oder ſie mußte vielmehr — um die reine Wahrheit zu ſagen — blos ihren Namen dazu leihen. Die Sache verhielt ſich ſo.

Einige benachbarte landadelige Familien hatten den letzten Faſching mit einem Balle beſchloſſen. Alwing und ſeine Tochter waren von der Geſellſchaft. Die Dorfmuſikanten ſpielten wie für Bären und Affen; dennoch bewährten die jungen Leute das Sprichwort: Wer gern tanzt, dem iſt leicht gepfiffen. Erſt am hellen Morgen ward unter dem einſtimmigen Geſang des bekannten Liedleins: Als der Großvater die Großmutter nahm ꝛc. der Kehraus geſprungen, und die Geſellſchaft ging auseinander.

Dieſe ſpäte Trennung kam dem ſchönen Fräulein Alwing und einem gewiſſen Junker Richard immer noch zu früh. Sie hatten ſich wechſelſeitig gefallen und waren immer auf ein halbes Dutzend Tänze voraus zuſammen engagirt geweſen. Beim Abſchied verſprach der Junker einen baldigen Beſuch, und Mariane geſtand, daß ſie ſich ſehr darauf freue.

Richard hielt Wort, und ward nicht allein von ſeinem Liebchen — wie ſich am Rande verſteht — ſondern auch vom Vater Alwing wohl aufgenommen, und ſogar von dem Letztern zur Wiederholung ſeines freundnachbarlichen Zuſpruchs eingeladen. Das ließ er ſich nicht umſonſt geſagt ſeyn. Er kam fleißig getrabt, blieb aber immer nur wenige Stunden, und ſpielte ſein zärtliches Augenſpiel ſo verſteckt, daß ihm weder Vater noch Mutter in die Karte gucken konnten.

Einsmals hielt er ſich länger als gewöhnlich auf und hatte mit Marianen viel hinter dem Rücken der Eltern zu flüſtern. Es ward Abend, und er machte noch immer keine Anſtalt zum Aufbruch. Die Sterne funkelten endlich gar, und jetzt erſt verlangt' er ſein Pferd. Alwing mußte nun doch, nach den Geſetzen der Höflichkeit, ihn nöthigen, über Nacht da zu bleiben. Es war ein bloſes Ehrenwort und nicht wirklicher Ernſt. Richard aber nahm das angebotene Nachtlager mit ſo wenigen Umſtänden und ſo lebhaftem Vergnügen an, daß ſich ſelbſt der Hauptmann, der übrigens von allem Argwohn entfernt blieb, darüber wunderte. Grübeln war jedoch ſeine Sache nicht; er ſchlürfte daher, nachdem er den jungen Edelmann zu Bett gebracht hatte, ſelbſt auch ruhig in ſeine Federn.

Gegen Mitternacht trieb ihn irgend ein Bedürfniß wieder heraus. Er ſchlich. mit einem Blendlaternchen in der Hand, behutſam auf Filzſocken, um Richarden nicht aufzuwecken, bei deſſen Schlafzimmer ihn ſein Weg vorbei führte. Dort gab es aber noch keinen Schlummer zu verſcheuchen. Der leiſe Nachtwandler hörte mit Befremden inwendig flüſtern. Er blieb ſtehn und horchte. Zwei Stimmen koſten traulich zuſammen. Eine gehörte dem Junker; das war ausgemacht. Ueber die andere hingegen ward er mit ſeinen eigenen Ohren uneins. Sie wollten ſeinen väterlichen Unglauben durchaus überzeugen, es ſey Marianens Stimme.

Der ehrliche Lauſcher befand ſich in einer unangenehmen, zweifelvollen Lage. Sollt' er, um hinter die Wahrheit zu kommen, wie ein ſtrenger Polizeimann, auf Oeffnung der Thür dringen, und dadurch das Recht der Gaſtfreundſchaft verletzen? oder ſorglos wie ein Tauber vorüber gehen, und das Abenteuer gar nicht unterſuchen? — Er hatte zu einem ſo wenig Luſt, als zum andern. Endlich entwickelte ſich der Knoten ſeiner Bedenklichkeiten durch die Entdeckung, daß die Thür nicht verſchloſſen, ſondern nur angelehnt war.

Ha, dachte der alte Kriegsmann, wenn ihr eure Feſtung ſelbſt ſo übel bewahrt, ſo dürft ihr euch nicht wundern, und es geſchieht euch Recht, wenn man heimlich hinein ſchleicht. Hierauf ſtahl er ſich geſchwind und ohne Geräuſch mit dem Kopf zwiſchen Thür und Pfoſte, und fand nun leider durch ſeine Augen beſtätiget, was er vor einigen Minuten den Ohren abſtreiten wollte. Mariandhen war wirklich da, und ſaß neben dem Junker, Hand in Hand, übrigens ehrbar und züchtig, auf dem Sopha.

Es war eine verliebte Scene, wie ſie allenfalls ein Vater belauſchen konnte.

Ein feines Weilchen nahm er ſich auch unbemerkt die Freiheit, das ſüße Geſchwätz zu behorchen; es blieb ihm aber ſo unverſtändlich, als ob die Leutchen ſyriſch oder arabiſch plauderten. Es war ein Galimathias von einzelnen, abgebrochenen Worten, mit langen Gedankenſtrichen von Seufzern durchwebt — kurz, die Sprache der Verliebten, die kein Unverliebter ohne Dolmetſcher verſteht.

Nach und nach wurden die Seufzer immer länger, die Wörtchen kürzer, und endlich verwandelten ſie ſich gar in ſtumme Küſſe. Dieſe allgemeine Weltſprache bedurfte keiner Ueberſetzung, und der Hauptmann wußte nun ganz, woran er war. Es ſchien ihm bedenklich, die jungen Leute zu tief in den Text gerathen zu laſſen; er trat alſo mit einem raſchen Schritt ins Zimmer und rief: „Mariane, was machſt du hier!“ —

Die armen Ueberraſchten flogen von ihren Sitzen empor, als ſähen ſie einen Geiſt. Der hoch erröthende Junker ſchnitt einen übel gerathenen Bückling. Mariane bedeckte zitternd ihr erblaßtes Geſicht mit dem Schnupftuch und gab keine Antwort.

„Ich frage, was du hier machſt?“ wiederholte der Hauptmann mit ſanftem Ernſt.

Das arme Mädchen ſah jetzt bald den zürnenden Vater, bald den verblüfften Liebhaber an, zuckte bald am Schürzchen, bald am Halstuch, öffnete bisweilen zum Sprechen den Mund, ſchloß ihn aber wieder, ohne geſprochen zu haben, und ſtammelte zuletzt: Papa — die Fledermaus.

„Wo? wo?“ rief Alwing, und blickte ſcheu umher. „Wo iſt ſie? Ich ſeh' ſie ja nicht!“ —

Mariane konnte ſich bei aller Verlegenheit, in der ſie ſich befand, nicht enthalten, über ihren furchtſamen Vater hinter dem Schnupftuche zu lächeln. Sie merkte, daß ſie glücklicher Weiſe den rechten Ton getroffen hatte, und antwortete nun mit vollkommener Faſſung: „Seyn Sie ohne Furcht, Papa! Sie iſt jetzt nicht mehr hier.“ —

„Einfältiges Mädchen!“ ſchmählte der Vater: „Wenn ſie wieder fort iſt, was brauchſt du mir erſt zu ſagen, daß ſie da war? Ich frage doch nicht nach ihr, ſondern ich will wiſſen, warum ich dich hier antreffe?“ —

„Daran iſt eben die Fledermaus Schuld;“ verſetzte das Fräulein.

„Potz Fledermaus und kein Ende!“ ſprach Alwing. „Wie wäre das möglich?“ —

„Die Sache ging ganz natürlich zu;“ erwiederte Mariane. „Ich hatte vorhin noch einen nothwendigen Gang über den Saal, und als ich hierher kam, flog mir die Fledermaus plötzlich entgegen. Vor Schrecken ſchrie ich laut. Herr von Richard hatte mein Geſchrei gehört und ſprang, in der Meinung, daß ſich ein Unglück begebe, aus ſeinem Zimmer. Ich, von der Fledermaus noch immer verfolgt, wußte mich jetzt nicht beſſer zu retten, als daß ich hineinſchlüpfte. Wir ſprachen alsdann über dieſe Begebenheit einige Worte, und ich war ſchon im Begriff, wieder zu gehen, als Sie hereintraten.“ —

„Das iſt alles Wahrheit,“ ſetzte Richard hinzu. Indeſſen huſchte das Fräulein zur Thür hinaus und überließ dem Junker, die Sache vollends auszumachen.

„Meine Tochter hat mir alſo wirklich die reine Wahrheit geſagt?“ ſprach der Hauptmann und ſah dem verdächtigen Zeugen ſcharf ins Geſicht. „Ich muß geſtehen,“ fuhr er fort, „ich horchte vorhin ein wenig an ihrer Thür, da hört' ich aber kein Wort, das auf die Fledermausgeſchichte Bezug hatte. Doch will ich Ihrer Verſicherung glauben. Ich hoffe, Sie ſind ein Biedermann, von dem ein ehrliebender Vater keinen Schimpf ſeines Hauſes befürchten darf.“ —

„Bei Gott und Ehre nicht!“ rief der Junker. „Beruhigen Sie ſich vor der Hand, Herr Hauptmann! Ich werde morgen, eh' ich abreiſe, alle Ihre Bedenklichkeiten über dieſen Punkt zu heben ſuchen.“ —

Alwing verließ hierauf den Edelmann und murmelte vor ſich: „Hum! Alle Bedenklichkeiten heben! Was heißt das? Will er etwa Marianen heirathen? Da wären ſie freilich von Grund aus gehoben, und ich hätte — wie wunderbar! — der verhaßten Fledermaus ein neues, längſt gewünſchtes Glück, einen braven und reichen Schwiegerſohn, zu verdanken.“ —

Daß der Fledermaus dießmal zu viel Ehre wiederfuhr, bedarf wohl keiner weitläufigen Erklärung. Sie begegnete zwar dem Fräulein auf dem Wege zur verabredeten Zuſammenkunft; allein Mariane fürchtete ſich nicht im geringſten vor ihr, ſondern bediente ſich blos dieſes Umſtandes, um ein Kernchen Wahrheit in das Mährchen zu ſtreuen, das ſie mit ſchneller Gegenwart des Geiſtes erfand. Hundert Männer hätten vielleicht Alwings ſchwache Seite nicht ſo glücklich benutzt, um ſich aus einem mißlichen Handel zu ziehen; aber Weiberliſt iſt ein geſchmeidiger Aal, der überall durchſchlüpft. —

Am folgenden Morgen erfüllte Junker Richard die Ahnung des Kapitäns, indem er ihn, mit einer förmlichen Anwerbung um Marianen, noch im Bett überraſchte. „Sie bieten mir nach dem geſtrigen kleinen Nachtſchrecken einen angenehmen guten Morgen!“ antwortete Alwing: „eh' ich mich aber dafür bedanke, möcht' ich gern wiſſen, ob Sie mich etwa für einen reichen Mann halten?“ —

„Reich oder nicht;“ verſetzte Richard: „das iſt mir gleich. Ich lieb' Ihre Tochter ohne Nebenabſichten und beſitze ſelbſt ſo viel, daß wir nicht darben werden.“

„Nun topp!“ rief Alwing: „Wir Beide ſind einig. Mit Marianen werden Sie's wohl nicht weniger ſeyn? — Sprechen Sie aber doch auch, damit wir hübſch in der Ordnung verfahren, ein Wörtchen mit meiner Frau!“ —

Richard war ſowohl über die gute Aufnahme ſeines Antrags, als auch darüber ſehr vergnügt, daß Alwing der Fledermaus nicht weiter erwähnte, ſondern Marianens Fabel zu glauben ſchien. Bei der edeln Dame Kunigunde, die ihrer Stieftochter längſt gern die Hausthür gewieſen hätte, ward er ebenfalls ohne Schwierigkeiten nach Wunſch abgefertiget, und hielt bald darauf Hochzeit.

An dieſem Tage war Vater Alwing bei ſo guter Laune, daß er ein köſtliches Stück gebratnen Speck mit eigenen Händen an einen Ort trug, wo ſich die Fledermaus gewöhnlich ſehen ließ. „Da iſt was für ſie, Frau Fledermaus!“ ſprach er: „Laß ſie ſich's fein wohl ſchmecken! Sie hat die Heirath geſtiftet und einen Kuppelpelz verdient; dieß beſchiedne Eſſen wird ihr aber vermuthlich lieber ſeyn.“ —

Nachdem er ſo geſprochen hatte, lief er (trotz der Unwahrſcheinlichkeit, daß der geflügelte Hochzeitgaſt ſich bei hellem Sonnenlicht einfinden würde) ſo geſchwind als möglich davon.

Hätte nur der gute Mann eben ſo behende allen Grillen entlaufen können, die ſich nach dem Taumel der Hochzeitfreuden wieder bei ihm einſtellten. Mariane, die ſonſt manche ſeiner trüben Stunden aufheiterte, war nicht mehr um ihn, ſondern mit ihrem Manne gezogen; ihre nothdürftigſte Ausſtattung hatte ſeine Kaſſe zu einer ſo öden Wüſte gemacht, daß ſich einige Spinnen darin häuslich niederließen; und nirgends zeigte ſich auch eine nahe oder ferne Hoffnung, daß die mächtige Erdengottheit, Geld, ihren verlaſſenen Tempel wieder einnehmen und jene ruhigen Anſiedler daraus vertreiben würde. Dieſe reichlichen Quellen von Mißmuth ſtrömten durch Kunigundens Unverträglichkeit und Zankſucht vollends über und vergifteten jeden Augenblick ſeines Lebens.

Um ſeine Umſtände zu verbeſſern und ſich nebenbei die Zeit zu vertreiben, die ihm, wie jedem Unglücksſohn, zu langſam ſchlich, nahm er ſich jetzt, thätiger als jemals, der Wirthſchaft und des Hausweſens an. Er eilte, ſobald die Lerchen ſangen, auf's Feld, um durch ſeine Gegenwart die Hände der Arbeiter zu beleben, und Abends durchkroch er Scheunen und Ställe, um die gehörige Fütterung des Viehes zu beobachten und über Feuer und Licht zu wachen.

Bei einer ſolchen Laternenwanderung durch ſein Gehöft flog einsmals die dickbenannte Fledermaus, die er ſeit Marianens Hochzeittage nicht geſehen hatte, ſo raſch auf ihn zu, als ob ſie den ſchuldig gebliebenen Dank für die damalige Bewirthung abtragen wolle. Er ging ihr, wie gewöhnlich, aus dem Wege; die Zudringliche verfolgt' ihn aber von Winkel zu Winkel, wie manches Poetchen alle Welt mit ſeinen Reimen, oder wie geldhungrige Büchermacher den Hochedlen Rath der freien Reichsſtadt Windsheim mit Dedikationen. Der Hauptmann war ſtark im Gedränge; denn das von den hochweiſen Magiſtratsherren zu Windsheim neulich zu wiederholten Malen ergriffene

Nothmittel, die hartnäckigen und immer von neuem anrückenden Zueigner durch die öffentlichen Zeitungen zur Ruhe zu weiſen, war hier nicht anwendbar, und es blieb ihm nichts übrig, als ſich in einen alten gewölbten Kreuzgang zu flüchten, den ſeit Menſchengedenken kein Fuß betreten hatte.

Dieſe Ruinen waren übel berüchtigt und ſtanden ſeit uralten Zeiten im Gerede, daß es nicht geheuer darin ſey. Man wollte gräßliche Geſtalten ohne Kopf, große Hunde mit feurigen Augen und andere Ungethüme dort geſehen haben. Von dieſen Sagen hatte der Hauptmann ſchon in ſeiner Jugend gehört und trug deßhalb einiges Bedenken, ſich in die Mündung dieſer ſchwarzen Höhle zu wagen. Da aber die fliegende Maus immer hitziger auf ihn eindrang, war kein anderer Rath: denn die ungewiſſe Gefahr, ein Geſpenſt zu erblicken, ſchien ihm ein kleineres Uebel, als ein zweiter Verluſt ſeiner geliebten Haare, die nun wieder zu einer anſehnlichen Länge gediehen waren.

Der Flüchtling — oder vielmehr deſſen Laterne — ward jedoch von dem unverſchämten Nachtvogel auch in das ſchauderhafte Gewölbe begleitet und erſt im tiefſten Hintergrunde deſſelben von ihm verlaſſen. Mit freiern Athemzügen betrachtete nun der Kapitän die Gegend, wo er ſich befand, und gewahrte bald eine eherne Thüre, die durch die Lücken einer eingeſtürzten Wand hervorblickte. Dieſe Entdeckung ſchien ihm ſo wichtig, daß er ſie näher zu unterſuchen beſchloß.

Er that es am nächſten Morgen, ohne Jemand ein Wort davon zu ſagen. Die geheime Thür, die er, nicht ohne große Mühe, mit einem Brecheiſen öffnete, führte in ein Kämmerlein, worin ſich nichts, als ein verroſteter, eiſerner Kaſten befand. Ha, wenn der alte Patron voll

Geld wäre! dachte der Hauptmann und zitterte vor Begierde, den Deckel aufzuſprengen. Es gelang ihm, und nun denke man ſich ſein freudiges Erſtaunen, als der Kaſten wirklich voll Geld war. Hohe Thürme von Goldmünzen blinkten ihm entgegen und obenauf lag ein kleines, von einem Briefumſchlag abgeriſſenes Zettelchen, mit folgenden Knüttelverſen beſchrieben:

„Sebaſtian Alwing bin ich genannt,
Und Schleſien iſt mein Vaterland;
Hab' immer gute Wirthſchaft getrieben,
Und that mein Geldchen höchlich lieben.
Als Knab' litt' ich oft Hungersnoth,
Um zu verkaufen mein Morgenbrod;
Als Junkherr wahrt' ich meine Schanze
Und ſchlenderte nit zu Spiel und Tanze.
Die Maidlin hab' ich auch geſehn,
Dieweil ſie mit Sirenenton
Ihr' Buhlen oft zu Bettlern ſchwatzen;
Von mir erſchnappten ſie keinen Batzen.

Da ich nit ſtrebte nach ihrer Gunſt,
Bedurft' ich nimmer des Schneiders Kunſt;
Ich thät in groben Frieß mich kleiden
Und Vater Adam baß beneiden,
Der ſich mit einem Feigenblatt
Noch viel wohlfeiler gekleidet hat.
Und weil der Leib in Wolluſt fällt,
Wenn man zu ſchleckhaft ihn verhält,
Kaſteit' ich mich durch ſtrenge Faſten
Und warf das Koſtgeld in den Kaſten;
Aß ich einmal, ſo war mein Schmaus
Beſtritten mit einer Fledermaus[*].

---

[*] Eine ehemalige ſchleſiſche Münze, welche drei Pfennige gilt. Sie erhielt obigen Namen wegen des übel aufgedruckten Adlers, den der große Haufe für eine Fledermaus anſah. Adelung.

So hab' ich auf der Lebensreiſe
Erſpart viel tauſend Fledermäuſe,
Die ſich, gebrütet von der Zeit
Und gepflegt von mir mit Zartlichkeit,
Zum Labſal für mich alten Knaben
In goldne Adler verwandelt haben.

Ich ſteh' nun im Grabe mit einem Fuß,
Und weiß, daß der zweite bald folgen muß;
Drum ſchließ ich meine Liebchen feſt
In dieſes Mauer- und Eiſenneſt,
Damit kein Räuber ſie ergründe
Und ſie kein lockrer Zeiſig finde.

O Menſchenkind, dem's noch einſt glückt,
Daß es dieß ſchöne Geld erblickt,
Enthalte dich, es zu verſchwenden,
Sonſt thu' ich mich im Grabe wenden;
Doch gönn' ich dir's, biſt du ein Mann,
Der ſo, wie ich, fein ſparen kann."

„Nein, Herr Vetter, ſo kann ich's nicht!" — rief Alwing nach Leſung des ſonderbaren Teſtaments freudenvoll aus. „Ihr vermauerter Schatz iſt unter dieſer Bedingung an den unrechten Mann gekommen. Ich wär' ein Narr, wenn ich noch mehr hinzu geizte; nein, ich will meine Schulden davon bezahlen, und mir von dem Ueberreſt ein angenehmes Leben verſchaffen. Wollen Sie ſich deßwegen im Grabe wenden, wie Sie gedroht haben, ſo mögen Sie's thun; ich denk' aber, Sie werden ſich wohl gefallen laſſen, fein ſtill und ruhig zu liegen." —

Hierauf überſchlug er in Geſchwindigkeit den goldnen Fund, der gegen zwanzig tauſend Thaler betrug. „Aller Ehren werth!" rief er aus: „Hätt' ich mir jemals das

Glück geträumt, das ich nun wirklich beſitze? Und wem verdank' ich euch, ihr lieblichen, in goldne Adler verwandelte Fledermäuschen? Wem ſonſt, als eurer Namensmuhme, die mir nun ſchon zwei drückende Laſten von den Schultern genommen hat? Hätte ſie mich nicht mit Gewalt in die Arme des Glücks geſtoßen, ſo wär' ich zeitlebens ein dürftiger Schlucker geblieben.“ —

Der ſparſame Herr Sebaſtian war vor beinahe hundert Jahren (wie Alwing in alten Familienſchriften aufgezeichnet fand) dem Anſehen nach in der bitterſten Armuth geſtorben. Seine Zeitgenoſſen hatten zwar immer einen geheimen Schatz bei ihm vermuthet, waren aber nie ſo glücklich geweſen, ihm auf die Spur zu kommen. In den finſtern Kreuzgang wagte ſich Niemand, weil er ſchon damals im übeln Geſpenſtergeruch ſtand. Herr Baſtel hatte mit eigener Hand aufgezeichnete Nachrichten von dort geſehenen Erſcheinungen hinterlaſſen, die auch durch beigelegte Zeugniſſe mehrerer Perſonen beſtätiget waren; wahrſcheinlich aber hatte der ſchlaue Mammonsknecht ſelbſt unter mancherlei Teufelsmaſken dort herumgeſpukt, um männiglich von dem Orte, wo ſein Liebſtes auf Erden verborgen lag, zurückzuſchrecken. Mit der Zeit war der Geizhals ſammt ſeinem Schatze vergeſſen worden, und ſo mußten ſich alle Umſtände vereinen, um den braven Kapitän zum frohen Finder zu machen.

In der That wär' er nun auch ein ganz zufriedner Mann geweſen, wenn ihm nicht ſein böſes Ehgemahl täglich und ſtündlich die Unvollkommenheit aller menſchlichen Glückſeligkeit bewieſen hätte. Er wünſchte oft den Tod ſeines Hausteufels; ein Wunſch, der ſelbſt einem ſo gutherzigen Mann, als Alwing wirklich war, bisweilen einfallen muß, wenn er ohne Ende nach Noten gereinigt wird. Unſer geplagter Hiob konnte nur leider dieſe Erlöſung von ſeinem Hausübel nicht ſobald hoffen; denn Kunigundens reizender Körper ſchien von Stahl und Eiſen gebaut zu ſeyn und allen Anfällen des Alters und der Krankheit zu trotzen. Sie verjüngte ſich im Gegentheil. Ihre Wangen, die von weitem wie ein Nordſchein glühten, erregten ſo ſehr den Neid aller bleicheren Frauenzimmer, daß ſie dieſen Naturglanz für dicke Schminke ausſchrien; und ihre Sucht, im Reich der Mode zu glänzen, übertraf die Putzliebe der jüngſten und eitelſten Schönen. Weit und breit war die gnädige Frau von Alwing immer die Erſte, die eine in Frankreich oder England abgeſetzte, und in Deutſchland mit Jubel empfangene Mode auf dem erhabenen Geſtell ihres Körpers der ſtaunenden Dorfwelt zur Schau trug.

Eines Sonntags hatte ſie ſich vorzüglich herausgeputzt, und in dem grauen Gefild ihrer Haare einen prächtigen Garten von italieniſchen Blumen angelegt, der mit brabantiſchen Spitzen eingezäunt und von einem hohen Straußfederbuſche beſchattet war. Sie gefiel ſich in dieſem abenteuerlichen Hauptſchmuck ſo ſehr, daß ſie ſich gar nicht entſchließen konnte, ihn wieder abzulegen, ſondern bis in die ſpäte Nacht damit herumſtolzirte.

Alwing ſaß ruhig in ſeinem Zimmer, als er auf einmal ſeine Gemahlin im Erdſtock des Hauſes: „Hülfe! Hülfe!“ rufen hörte. Er eilte beſtürzt die Treppe hinab, ohne dießmal der Fledermaus, die von unten herauf bei ihm vorbeipfiff, auszuweichen, und ſah jetzt Kunigunden auf der letzten Stufe in Todeszuckungen liegen. Ein Dienſtmädchen war beſchäftigt, ſie aufzuheben.

Alwing, der in dieſem Augenblick alle von ihr erlittene Kränkungen vergaß, hob ſie ſanft empor und fragte mitleidig: „Arme Frau, was iſt dir begegnet?“ — „Ach!“ ſtammelte ſie mit gelähmter Zunge, indem ſie einen hämiſchen Blick auf ihn warf: „Ach — deine verfluchte — Fledermaus — bringt — mich um — !“ —

„Meine Fledermaus?“ — rief Alwing erſtaunt: „Meine Fledermaus — ſagſt du? Man könnte ſie wohl eher die Deinige nennen; denn du haſt ſie ſorgfältig beim Leben erhalten, und biſt alſo ſelbſt Schuld, wenn ſie dich auf irgend eine Art, die ich noch nicht begreife, in dieſen Zuſtand verſetzt hat. Das ſollte mich aber wundern, weil du einsmals verſicherteſt, du und die Fledermaus thäten einander nichts.“ —

„Ei — ich wollte, — daß ſie dir — noch einmal —“ fing Kunigunde wieder an zu ſtöhnen; aber Schwirr! ſchlug ſie der Tod auf den Mund, daß ſie die angehobene Verwünſchung nicht weiter ausſprechen konnte, und ſo verſchied ſie in den Armen des Kapitäns, bevor er ſie noch völlig die Treppe heraufgetragen hatte.

Die einzige Augenzeugin dieſes Unglücksfalls war das ſchon erwähnte Dienſtmädchen geweſen, welches nun die nähern Umſtände folgendermaßen erzählte:

„Die arme gnädige Frau — Gott hab' ſie ſelig! — ſtand vorhin, mit einem Licht in der Hand, auf dem Saale und hatte mich ein bischen in der Mache. Sie ſchmählte — wie es immer der Hochſeligen Art war — um nichts und wieder nichts, und würde mich vielleicht noch ein hübſches Weilchen ausgefenſtert haben, wenn nicht die Fledermaus, die Ew. Gnaden recht gut kennen, zwiſchen uns aufgeſtoben und Schiedsrichter geweſen wäre.

Die gnädige Frau hatte ſonſt vor dem Thierchen gar keinen Scheu; da ihr aber dießmal wohl leid ſeyn mochte, daß es ihrem ſchönen Spitzen- und Blumenaufſatz ebenſo gehen könnte, wie Ew. Gnaden Haare, ſo ſprang ſie zurück, und hopp! hopp! immer weiter zurück, bis ſie endlich plumps! die Treppe rücklings hinunterſtürzte. Ich ſchrie: Ach, daß Gott erbarm! und lief und ſprang ihr nach; aber das Unglück war ſchon geſchehen. Sie lag da mit verzerrtem Geſicht, und ich würde ſie für ganz todt gehalten haben, wenn ſie mir nicht in dem Augenblick, als ich ſie aufrichten wollte, eine derbe Ohrfeige gegeben hätte. Jetzt kamen Ew. Gnaden dazu und ſahen alles ſelbſt. Gott hab' ſie ſelig, die gnädige Frau! Sie wird wohl das Genick morſch entzweigebrochen haben." —

Und an dieſem kitzelichen Fleck hatte ſie auch wirklich Freund Hain gepackt, wie ein herbei gerufener Wundarzt, zwar nicht mit den ſchlichten, einfältigen Worten des Mädchens, ſondern in einer gelehrten, anatomiſchen Vorleſung verſicherte.

Der Kapitän faßte ſich wie ein Mann, und ließ Schmerz und Traurigkeit nicht ſo mächtig über ſich ſiegen, daß er dadurch zu den Begräbnißanſtalten unfähig geworden wäre. Es iſt zwar gewiß, daß er ſeinen gewöhnlichen ſoldatiſchen Doppelſchritten, die ſonſt das ganze Haus erſchütterten, Einhalt that, und ſo leiſe wie ein betender Mönch herumſchlich; es iſt ferner ausgemacht, daß er ſeine natürliche donnernde Stimme zu halblauten Tönen dämpfte, und ein ähnliches ſtilles Bezeigen allen ſeinen Hausgenoſſen empfahl; aber freilich weiß man auch, daß ihm einige Spottvögel nachſagten, er treibe dieſes Kloſterweſen nicht aus Betrübniß, ſondern aus Furcht, daß ſeine Gemahlin durch Lärm und Getöſe von ihrem Todesſchlummer wieder erwachen möchte.

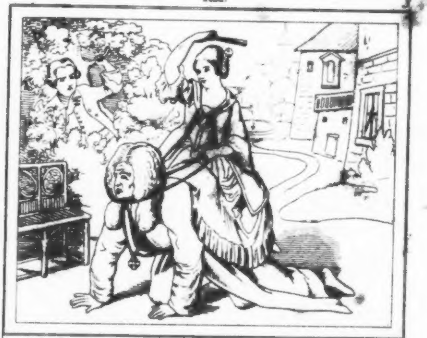
Dieſe Muthmaßung iſt jedoch zu lieblos, um bei dem edeln Kapitän gegründet zu ſeyn, ſo ſehr auch dem ehelichen Märtyrer eine ſolche Beſorgniß zu verzeihen geweſen wäre; und falls er ſie wirklich hegte, war ihm zu gönnen, daß er durch den Todtenbettmeiſter davon befreiet wurde.

Als er von der Gruft zurückkam, ergoß er zwiſchen vier verſchwiegenen Wänden ſein Herz vor ſich ſelbſt. „Gottlob!“ rief er aus: „Strick iſt entzwei und ich bin frei! Habe Dank, wunderbare Wohlthäterin, die du mich einſt von einer drückenden Schuld befreiteſt, meiner Tochter einen Mann und mir Reichthum verſchaffteſt, und mich nun endlich auch noch von einem weiblichen Drachen erlöſet haſt! — Wer hätte gedacht, daß ein armſeliges Thierchen, das ich für den Auswurf der Schöpfung hielt, ſo nützlich ſeyn könnte? Dieſe Erfahrung ſoll mir aber zur Lehre dienen, das unbedeutendſte Weſen der Thierwelt nicht zu verachten, noch weniger aber die Bluturtheile phariſäiſcher Egoiſten über Ehr' und guten Namen anderer Menſchen nachzuſprechen. Kein ſtolzer Adler hätte mir ſo erſprießliche Dienſte geleiſtet, als die kleine, unanſehnliche Fledermaus; und ebenſo iſt vielleicht Mancher, der in einem groben Kittel beſcheiden umhergeht, ein beſſerer Menſch, als der aufgeblaſene, ſeidene, große Hans, der ihn über die Achſel beſchielt und einen nichtswürdigen Lump nennt. Leben und leben laſſen! ſoll künftig mein Wahlſpruch ſeyn.“ —

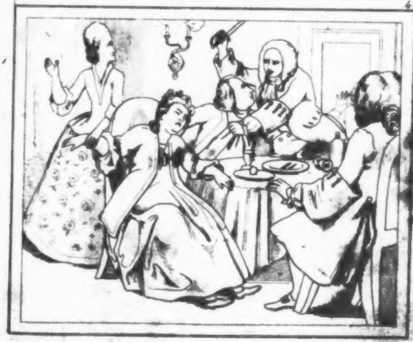
Von nun an genoß der Kapitän einer ungeſtörten Zufriedenheit, und die gute Fledermaus ſetzte ihren Wohlthaten dadurch die Krone auf, daß ſie ſich nie wieder vor ihm ſehen ließ. Er war ſo dankbar, daß er ihr in ſeinem Hof ein kleines Denkmal mit folgender Inſchrift errichtete: „In dieſem Schloſſe wohnt' einſt eine Fledermaus, die in ihrem Leben mehr Gutes that, als mancher vergötterte Menſch, der Tauſende glücklich machen könnte und von dem es nicht Einer rühmen kann.“

XIII

3

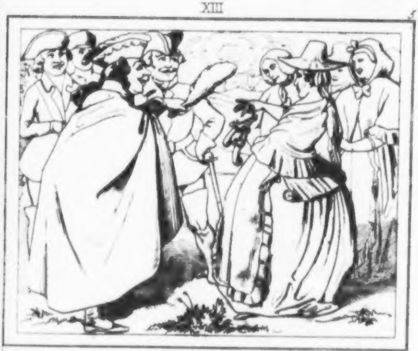


4

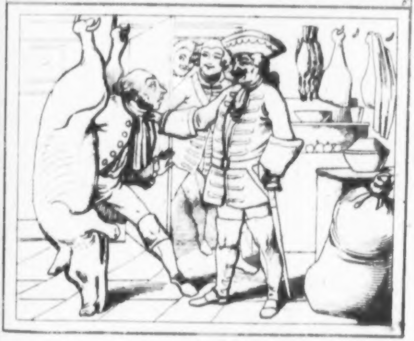


XIII

5

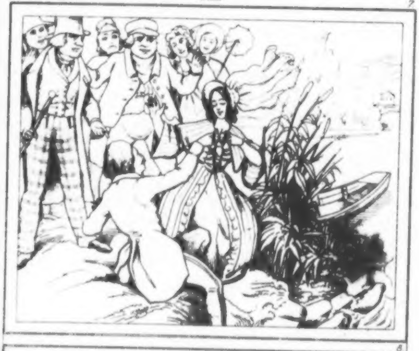


6

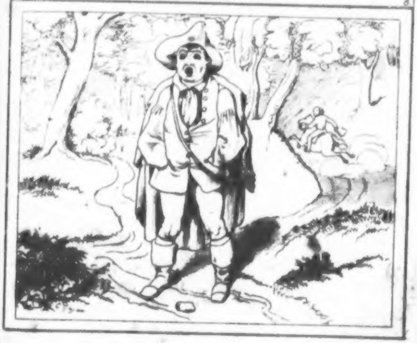


XIII

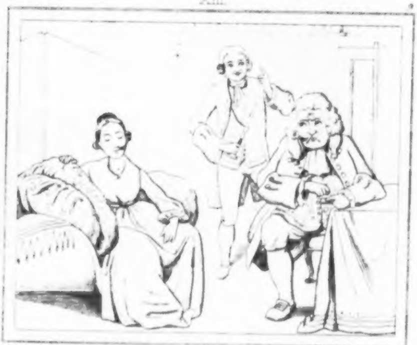
7

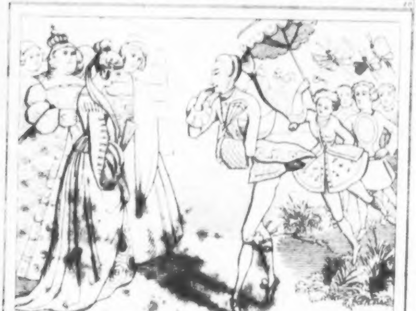


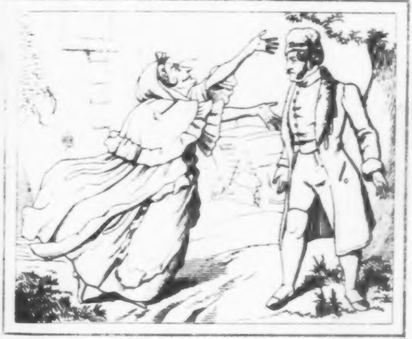
8

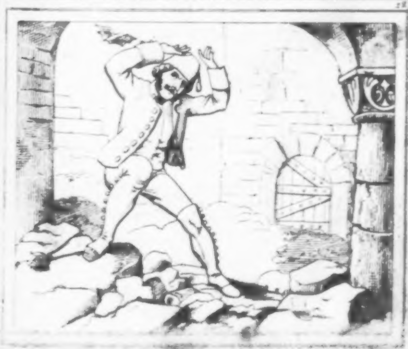


XIII





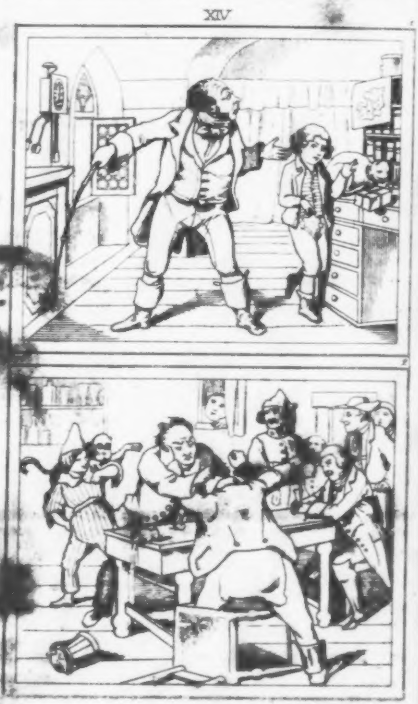




[illegible]

[illegible]

XIV



A. F. E. Langbein's

ſämmtliche Schriften.

Zweite verbeſſerte Auflage.

Vierzehnter Band

enthält:

Der Ritter der Wahrheit.

Stuttgart:
J. Scheible's Buchhandlung.
1841.

Der Ritter der Wahrheit.

1.

Der Ritterſchlag.

Herr Frank, Erb-, Lehn- und Gerichtsherr auf und zu Hühnenthal, kam mit ſeiner Gemahlin von der Leipziger Meſſe zurück. Die eingekauften Waaren wurden ausgepackt. Wilhelm machte einen langen Hals und trat auf die Zehen; denn er konnte noch kaum auf den Tiſch ſehen. Die Reiſekoffer enthielten wenig nach ſeinem Geſchmack. Er ärgerte ſich, daß Vater und Mutter ihr Geld für Leinewand, Tücher und mehrern ſolchen unbrauchbaren Kram hingegeben und nicht lieber Trommeln, Peitſchen und Naſchwerk angeſchafft hatten. Laßt nur mich einmal nach Leipzig kommen — ſprach er in ſeinen Gedanken — ich will meine Batzen beſſer anwenden!

Indem er ſo in ſich hinein ſchalt, wurden einige hohe Schichten Nürnberger Pfefferkuchen aus der Tiefe eines Koffers zu Tage gefördert. Wilhelm that einen Luftſprung und flüſterte hinter dem Rücken des Vaters: „Lieb Mütterchen, laß mich koſten!“ — Lächelnd fing ſie an, den Bindfaden eines Päckchens aufzulöſen. Schnell ſah ſich der Vater um. „Was will der Bube?“ fragte er in ſeinem gewöhnlichen harten Haustone. „Er wünſcht ein

Stückchen Pfefferkuchen,“ antwortete ſie mit ſanfter Stimme und einer freundlichen Miene, die um Einwilligung bat. „Das hab' ich gedacht!“ fuhr er zornig auf und riß ihr das Packet aus der Hand. — „Der Junge iſt ſo lüſtern wie eine genäſchige Katze! Aber er muß ſeine Sehnſucht bezähmen lernen, wenn ihm auch, wie die alten Weiber glauben, der Wuchs darüber vergehen ſollte.“ —

Wilhelm nahm das übel. „Behalt' deine Pfefferkuchen in Gottes Namen!“ ſprach er. „Ich werde deßhalb doch groß wachſen.“

„Seht den Trotzkopf!“ rief der Vater. „Wie kurz er angebunden iſt! — Nun gut, Herr Sohn! Ich will die Pfefferkuchen für mich behalten, ganz für mich! Du ſollſt kein Krümchen davon bekommen!“ —

Er ſtapelte jetzt die geſammten Nürnberger Packete (deren wohl ein Dutzend ſeyn mochten) auf ſeinem Schreibtiſche auf und verbot, bei Vermeidung ſeiner Ungnade, ſie anzutaſten.

Das hätte Madam Frank ohnedieß nicht gethan. Der Schreibtiſch war ihr ſo heilig wie ein Altar. Ihr Gemahl hatte zwar nichts zu ſchreiben, ſchrieb nichts und konnte kaum ſchreiben; er machte ſich aber dennoch auf ſeinem Pulte ſehr breit, und herrſchte darauf ganz unbeſchränkt. Der nutzloſeſte Papierſpan, der ſich dort befand, durfte nicht weggenommen, nicht berührt, nicht angeſehen werden. Das wäre in ſeinen Augen ein Majeſtätsverbrechen geweſen.

Wilhelm ward für die vorwitzige Antwort, die er ſeinem Vater gab, ſehr empfindlich beſtraft; denn er kannte zwiſchen Himmel und Erde keine ſüßere Leckerei, als die, welche ihm aus den Zähnen gerückt wurde. Seine kindiſche Phantaſie ſtellte ſich ſogar vor, daß die Speiſe der

Götter (woven er bisweilen gehört hatte) nichts anders als Honigkuchen ſey und in Nürnberg gebacken werde. Das Wohnzimmer ſeiner Eltern war ihm nun ein peinlicher Ort, wo er die Qualen des Tantalus litt. Was half's, daß er tauſend Mal den Vorſatz faßte, keinen Blick auf das Allerheiligſte ſeines Vaters zu werfen? Die ungehorſamen Augen flogen immer dahin, und der ambroſiſche Gewürzduft der verbotenen Himmelskoſt verfolgte ihn, wo er ging und ſtand.

Dieſe Marter hielt er drei Tage ſtandhaft aus; doch dann erlag er der Gewalt ſeiner Sehnſucht. Er unternahm, als einſt die Eltern abweſend waren, einen Streifzug in das Banngebiet des Schreibtiſches, führte ſich den mandelreichſten Pfefferkuchen, der auf der Oberfläche eines Packets zur Schau befeſtigt war, zu Gemüthe, ſchnabellirte ihn mit dem größten Behagen, und dachte während des Genuſſes nicht daran, was für traurige Folgen aus dieſem Sündenfall entſtehen würden.

Aber kaum hatte ſich der Nachgeſchmack des letzten Biſſens im Munde verloren, da ward dem jungen Herrn ſo angſt und bange, als hätte er einen Menſchen erſchlagen. Er wußte lange keinen Rath, wie er ſich aus der ſchweren Unterſuchung, die ihm bevorſtand, mit heiler Haut wickeln ſollte. Endlich gerieth er auf einen Einfall, der ihm ſehr glücklich ſchien. Er brauchte zu deſſen Ausführung ein Stückchen Pfefferkuchen und nahm nun noch einen ganzen, den er bis auf ein kleines Reſtchen, das er zu künftigem Gebrauch in die Taſche ſteckte, verzehrte. Es iſt nun Ein Ausbaden, dachte er, und ſprach ſich Muth zu.

Bald darauf kamen die Eltern nach Hauſe. Der Vater blickte ſogleich auf ſeinen Schreibetiſch und bemerkte den

Raub. „He! was iſt das?" fuhr er auf. „Wer hat hier Pfefferkuchen geſtohlen?"

Er nahm den muthmaßlichen Thäter auf der Stelle in Verhaft, und hielt ihn am Arm, damit er nicht die Flucht ergreifen ſollte. Wilhelm gab ſich das Anſehen eines ehrlichen Mannes, der ein vollkommen ruhiges Gewiſſen hat, und machte nicht den geringſten Verſuch, zu entwiſchen. „Lieber Vater, ich bin unſchuldig," ſprach er mit einer treuherzigen Miene. „Die Katze hat Dir die Pfefferkuchen gemaust." —

„Die Katze?" — rief Herr Frank und lachte bitter. „Das magſt Du einem Dummkopf weis machen! — Katzen mauſen gern Fleiſch; aber in meinem Leben hab' ich nicht gehört, daß ſie ſich an Pfefferkuchen vergreifen." —

Wilhelm verſicherte keck, der Cyper habe ſich dieß zu Schulden kommen laſſen und ſey auf friſcher That von ihm ertappt worden. Der Vater ſchüttelte unaufhörlich den Kopf. „Ja, ja, Du kannſt mir's glauben!" fuhr der Knabe herzhaft fort. „Man ſieht's ihm vielleicht noch am Bart an, daß er genaſcht hat. Ich will ihn holen." —

Er flog, vom Vater losgelaſſen, aus der Stube und ſuchte den Cyper, der in tiefen Gedanken auf der Bodentreppe ſaß. Wilhelm ſtreichelte ihn, feuchtete das Stückchen Pfefferkuchen, das er in der Taſche hatte, ein wenig an und malte damit dem alten Kater einen tüchtigen Schnurrbart. Der ernſthafte Heinz ſträubte ſich, fitzte die Naſe und nieste rechts und links. Wilhelm nahm ihn, als er mit ſeiner Malerei fertig war, auf den Arm, um ihn dem hochnothpeinlichen Halsgerichte ſeines Vaters zu überliefern.

Unter Weges ſchlug ihm das Gewiſſen. Er fühlte, daß er nicht recht that, dem unſchuldigen Maushund (wie man vor alten Zeiten die Katze nannte) einen Kriminalproceß auf den Hals zu wälzen. Aber er war nun einmal als Ankläger aufgetreten und durfte nicht widerrufen, wenn er ſich nicht ſelbſt in die tiefſte Tinte bringen wollte: denn ſein Vater war ein erklärter Feind der Unwahrheit und ahndete kein Vergehen ſo ſcharf und unerbittlich, als Lügen. Der kleine Näſcher ſteckte jetzt in einer häßlichen Klemme und die Thränen traten ihm in die Augen. „Lieber Heinz,“ ſprach er wehmüthig, „bade nur heute für mich aus! Ich will gern ein ander Mal, wenn Du ein Schnittchen Braten wegkaperſt, Deine Schuld auf mich nehmen und meinem eigenen Munde manchen guten Biſſen abdarben, um Dich damit zu traktiren.“

Heinz ſchien dieſen Vorſchlag aufmerkſam anzuhören und damit zufrieden zu ſeyn. Wilhelm eilte nun mit ihm vor den furchtbaren Richter. „Da ſieh!“ ſprach er und zeigte mit zitternder Hand auf den braunen Bart des Verklagten. —

„Das iſt ſonderbar!“ ſagte Herr Frank mit einer räthſelhaften Miene, die ſeinem Sohne gar nicht gefiel. — „Und noch ſonderbarer, daß ſich der Sünder den Bart nicht geputzt hat, wie ſeines Gleichen ſonſt fleißig zu thun pflegen! — Ich muß doch Wunders halben ſehen, wie er ſich bei einem Pfefferkuchenſchmauſe benimmt. Setz' ihn her auf den Tiſch!“ —

Wilhelm ſchickte vor Angſt ein leiſes Stoßgebetchen gen Himmel, daß er dem Kater guten Appetit verleihen möge; allein es ward nicht erhört. Heinz war ſo dumm, oder vielmehr zu ſeinem Heil ſo klug, den köſtlichen Biſſen zu verſchmähen, der ihm angeboten wurde.

„Was heißt das?“ ſprach Herr Frank, und blickte Wilhelmen an, als ob er ihn mit den Augen durchbohren wollte. „Warum langt der Dieb nicht zu?“

„Er muß wohl ſchon ſatt ſeyn,“ ſtotterte der Beſtürzte.

„Frecher Bube!“ rief der Vater und griff nach einer Hetzpeitſche. „Hältſt Du mich für ſo einfältig, daß ich glauben werde, der Kater könne mit ſeinen Krallem den Knoten eines Bandes auflöſen und wieder knüpfen, wie hier geſchehen iſt? — Bekenne mir auf der Stelle, daß Du die Pfefferkuchen ſelbſt wegſtibitzt haſt!“ —

Wilhelm läugnete noch kühn; aber der Inquiſitor zwang ihn — ungeachtet die Folter in Deutſchland längſt abgeſchafft war — durch einige Hiebe zum Geſtändniß.

Nun brach eine Zornpredigt los, die wir nicht nachſchreiben wollen. „Ungerathener Range!“ hieß es am Ende: „Das Naſchen will ich dir für dießmal verzeihen; aber das Lügen nicht. Das iſt die Wurzel aller Laſter! — Hätteſt Du Dich nicht darauf verlaſſen, ſo wäre Dir gar nicht in den Sinn gekommen, mein Verbot zu übertreten.“ — Jetzt ſchwang der Eiferer die Pferdegeißel aufs neue, und begleitete jeden Streich mit dem Zuruf: „Junge, ſprich Wahrheit, immer Wahrheit, nichts als Wahrheit!“ —

Madame Frank ſprang herzu und wand ihm die Peitſche aus der Hand. „Schone den Knaben!“ bat ſie weinend: „Er iſt ja unſer Sohn!“ — „Ganz recht!“ erwiederte Herr Frank. „Eben weil er das iſt, hab' ich ihm eine Wohlthat erzeigt und ihn zum Ritter der Wahrheit geſchlagen.“ —

2.

Der Naſenſtüber.

Indem ſich Herr Frank über ſeinen witzigen Einfall, der ihm unverſehens entfuhr, im Stillen wunderte und freute, ſah ſich Wilhelm auf einen Wink der Mutter nach der Thür um und huſchte glücklich hinaus. Als er nach einer Stunde wieder aus ſeinem Schlupfwinkel hervorſchlich, hatte ſich die Hitze des Vaters abgekühlt. „Wilhelm," ſprach er mit ruhigem Ernſt, „laß Dich hinfort nicht mehr auf dem fahlen Pferde betreffen: Lügen aller Art ſchänden den Menſchen; denn ſie quellen entweder aus einem falſchen Herzen oder aus einer feigen, knechtiſchen Seele." —

„Sehr wahr!" fiel die Mutter ein. „Und man weiß nie, wie man mit Leuten daran iſt, die ſich dieß Laſter angewöhnt haben. Hätte die Lüge, wie die Wahrheit, nur Ein Geſicht, ſo nähme man das Gegentheil von dem, was der Lügner ſagt, für Gewißheit. Aber die Rückſeite der Wahrheit zeigt uns tauſend verſchiedene Geſtalten, und iſt ein Feld ohne Gränzen." —

„Das klingt ja wie gedruckt!" ſagte Herr Frank mit einem etwas höhniſchen Tone.

„Errathen!" antwortete ſie. „Ich habe mir dieſe Gedanken vor langer Zeit aus einem Buche aufgezeichnet; doch kann ich mich des Titels nicht flugs entſinnen."

„Ei Schade!" ſprach Herr Frank. „Das wäre gerade die einzige Schrift, die ich leſen möchte, wenn ſie mehr ſolche vernünftige Sachen enthielte." —

„Wirklich? — Nun ſo laß mich einen Augenblick nachdenken! Der Name des Verfaſſers ſchwebt mir auf der Zunge."

„Gib Dir keine Mühe!"

„Ha, nun weiß ich ihn ſchon! Er heißt Montaigne. — Soll ich Dir ſein treffliches Werk: Gedanken und Meinungen über allerlei Gegenſtände, verſchreiben? Es ſind ſechs reichhaltige Bände."

„Sechs Bände! — Davor bewahre mich der Himmel!"

„Seltſamer Mann, was Dich gleich für eine Angſt überfällt! Du biſt doch auf eine lächerliche Art bücherſcheu!" —

Er warf ihr einen zornigen Blick zu und lenkte ſich wieder zur Hauptſache. „Wilhelm," ſprach er, „ich rathe Dir nochmals, den heutigen Denkzettel in Deinem Gedächtniſſe wohl zu bewahren. Und haſt Du künftig ein Mal einen unbeſonnenen Streich begangen, ſo geſteh' ihn frei und du wirſt mich zur Verzeihung geneigt finden." —

Kann ich's doch verſuchen! dachte Wilhelm, und es zeigte ſich bald eine Gelegenheit dazu. Er ſtieß unverſehens, indem einſt ſein Steckenpferd mit ihm durchging, einen kleinen Tiſch um, und ſeines Vaters goldgeränderte Mundtaſſe brach in Stücke. Man denke ſich ſein Schrecken! Er war allein, und ſann einen Augenblick, ob er ſich ſtill aus dem Staube machen, oder allenfalls wieder die Schuld auf den Kater ſchieben wolle. Da er aber vorausſah, daß er dennoch einer neuen Tortur ſchwerlich entgehen würde, ſo faßte er den Entſchluß, ſich ſelbſt anzuklagen. Das that er, und es gelang über ſein Erwarten. Der Vater ertheilte ihm ſtatt der befürchteten Züchtigung einen Lobſpruch, und beſchenkte ihn ſogar mit einem Pfefferkuchen. „Bravo!" ſchmunzelte Wilhelm für ſich: „Man kommt, wie ich ſehe, mit der Wahrheit gut durch die Welt!“

Dieſe Erziehungsweiſe war, aus gewiſſen Geſichtspunkten betrachtet, beſſer und löblicher als Herrn Franks eigene rauhe und ungehobelte Sitten. Es ging ſich mit ihm und ſeinen Mucken nicht lieblich um. Er nahm nie ein Blatt vor den Mund, ſagte jedermann ſeine Gedanken derb und trocken unter die Augen, und ſprach und that überhaupt alles, was ihm gefiel oder bequem war. Dieſes unartige Betragen nannte er Wahrheitsliebe; es war aber im Grunde nichts als blanke, baare Grobheit, die bei ihm, wie überall, aus Eingeſchränktheit des Verſtandes, ſchlechter Erziehung und Stolz entſprang. Er war reich, und glaubte daher in ſeinem Uebermuth, ſich alles erlauben zu dürfen. Die Leute, mit denen er gewöhnlich Umgang pflog, machten ihm das Privilegium, deſſen er ſich anmaßte, nicht ſtreitig. Es waren meiſtens arme Schlucker und Krippenreiter, die ſich gern übel behandeln ließen, wenn es ihrem Magen nur wohl ging; und das war an Herrn Franks Tafel immer der Fall. Er hielt oft eben ſo wichtige Conferenzen mit ſeinem Koch, wie weiland der Kaiſer Domitian mit dem römiſchen Senat, den er einſt deßhalb zuſammenberief, um mit ihm über die Zubereitung eines ungewöhnlich großen Buttfiſches zu berathſchlagen.

Uebrigens milderte Herr Frank den Fehler ſeiner unanſtändigen Geradheit durch die Tugend: daß auch er keinen Tribut von Komplimenten und übertriebener Ehrerbietung verlangte, worauf andere beutelſtolze Grobiane — und heutiges Tages manche nicht höfliche Gelehrte — den ſtärkſten Anſpruch machen. Er war im Gegentheil allen Schmeichlern und Fuchsſchwänzern ſpinnefeind. Durften ſich gleich ſeine Tiſchfreunde, wenn er beleidigende Ausfälle gegen ſie that, nicht mit ähnlichen Waffen vertheidigen: ſo waren ſie doch der hündiſchen Demuth und Kriecherei überhoben, womit ſich mancher Schmarotzer an den Tafeln der Großen und Reichen ſein Stückchen Braten ſauer verdienen muß. Die Gäſte in Hühnenthal hatten nichts zu thun, als zu ſchweigen und allenfalls beifällig zu lächeln, wenn ſie von dem Herrn Wirth angezapft wurden.

Wilhelm ſah und hörte täglich, wie ſein Vater den armen Wichten mitſpielte, und ahmte bald dieſem Vorbilde nach. Er nahm ſich überall große Gurken heraus, nannte jedermann Du, und neckte alle Menſchen, die ihm nicht gefielen. Der Vater hatte ſeine Freude daran und trat ihm immer, wenn Beſchwerden über ihn einliefen, die Brücke. Das erfuhr unter andern ein gewiſſer Herr von Schierling, der in Hühnenthal wohnte.

Dieſer bejahrte Edelmann (der, beiläufig geſagt, ſehr klein und verwachſen war und auf beiden Augen ſchielte) begleitete zuvor, ehe er ſich auf dem Lande niederließ, in der Hauptſtadt die Stelle eines Juſtizraths und galt für einen tüchtigen Rechtsgelehrten. Er beging aber dennoch das Unrecht, einen ſeiner Collegen, der ſich aus dem Bauerſtande redlich emporgearbeitet hatte und ein achtungswerther Mann war, ſeine niedere Herkunft öffentlich vorzuwerfen und ihn mit einem entehrenden Schimpfworte zu belegen. Der Bauersſohn übertrug, ſtumm wie ein Fiſch, ſeinem Daumen und Mittelfinger — beſonders dem letztern — die Antwort, und des Edelmanns Naſe wackelte fürchterlich. Dieſe Geſchichte ward in der ganzen Stadt ruchbar und ſehr belacht; denn der Empfänger des Naſenſtübers war wegen ſeiner hämiſchen Gemüthsart wenig beliebt, und das Collegium, bei dem er angeſtellt war, freute ſich vom Präſidenten bis zu den Kanzleidienern hinab, als er kurz nachher aus Scham ſeinen Abſchied nahm und in Hühnenthal ein Gütchen bezog, das er von einem Verwandten geerbt hatte.

Er hielt hier weder mit Herrn Frank, deſſen nächſter Nachbar er war, noch mit irgend einem andern Menſchen Umgang, ſondern lebte blos mit ſechs oder ſieben kleinen niedlichen Hündchen in der zärtlichſten Eintracht. Sie ſaßen auf hohen Seſſeln mit ihm zur Tafel und begleiteten ihn bei ſeinen Spaziergängen. Einsmals ſprang Wilhelm, der ihm außerhalb des Dorfs begegnete, neben ihm und ſeiner vierfüßigen Geſellſchaft raſch vorbei. Das nahmen die werthen Hündlein übel, fielen kläffend ihn an, hetzten eine Strecke hinter ihm her und verbiſſen ſich in ſeine Rockzipfel. Herr von Schierling ſah mit vornehmer Gelaſſenheit zu und war nicht ſo höflich, ſeinen Lieblingen Ruhe zu gebieten. Wilhelm hielt ſich alſo zur Selbſthülfe berechtigt und brauchte ſeine Peitſche, mit der er gewöhnlich zu Schutz und Trutz bewaffnet war, ſo nachdrücklich, daß die Haare der Kläffer umherſtoben. Sie flohen mit jämmerlichem Geſchrei zu ihrem Patron. Er verſammelte ſie, wie eine Henne ihre Küchlein, unter ſeinen ausgebreiteten Armen, tröſtete ſie mit den zärtlichſten Worten und fluchte dazwiſchen auf den kleinen Frank, der von weitem ſtand und jubelnd in die Hände klatſchte.

In der Folge nahmen die Hunde Reißaus, ſobald ſie ihn ſahn. Wenn er zum Beiſpiel an den Fenſtern ihres Brodherrn, der im Erdgeſchoß wohnte, Mittags vorbeiging, ſprangen ſie über Hals und Kopf von ihren Stühlen und krochen furchtſam zu Winkel. Das beluſtigte ihn, und er machte ſich oft den Spaß, ſie durch ſeine Erſcheinung zu erſchrecken. Vergebens wurden die Fenſter mit Vorhängen verwahrt. Schon der Knall ſeiner Peitſche verdarb den Hündchen ihren Appetit, und er klatſchte ihnen richtig alle Mittage eine geſegnete Mahlzeit.

Herr von Schierling verklagte ihn endlich bei ſeinem Vater und forderte von demſelben, daß er ſeinen Sohne nicht nur die Tafelmuſik der Karbatſche verbieten, ſondern auch ſogar unterſagen ſollte, ſich an den Plätzen, wo Ihro Gnaden zu luſtwandeln pflegten, ſehen zu laſſen.

„Wo denken Sie hin?“ rief Herr Frank und lachte ihm ins Geſicht. „Wie können Sie ſich anmaßen, mir hier in meinem Gebiete Geſetze vorzuſchreiben? — Wenn mein Sohn mit ſeiner Peitſche knallt, ſo führt er blos Krieg mit der Luft, die ſich das geduldig gefallen läßt und im übrigen hat er mehr Recht, auf Gottes Erde zu wandeln als jeder Hund, wenn er auch das Herzblatt und der Tafelgenoß eines Königs wäre. — Drum laß Dich nicht irren!“ fuhr er gegen Wilhelm fort. „Schwärme Du herum, wo Du willſt! Das Dorf iſt mein: und wem es hier nicht gefällt, der mag ſich einen Ort ſuchen, wo die Menſchen ſchwach genug ſind, ſich ins Bockshorn jagen zu laſſen und vor Hunden Reſpekt zu haben.“ —

Herr von Schierling kochte innerlich wie ein Feuerberg; aber er wagte nicht, die Lava ſeines Zorns auszuſtrömen zu laſſen, weil ihm vermuthlich bange war, ſeine Naſe möchte wieder ſo ſchmerzlich erſchüttert werden, wie bei der Fehde mit dem bürgerlichen Juſtizrath. Er biß eine Minute lang ſchweigend auf ſeine Unterlippe, packte krampfhaft die langen Schöße ſeiner Sammetweſte, rückte ſie heftig auf und nieder, und that zuletzt mit ſeinem rechten Storchbeine einen mächtigen Tritt gegen die Erde. „Nun gut!“ ſchäumte er zwiſchen den zuſammen geknirſchten

Zähnen hervor. „Nun gut, Herr Frank! Ich verkaufe mein Gut und verlaſſe Ihr Dorf, auf deſſen Beſitz und Regierung Sie ſich ſo viel einbilden, als ob's ein Kaiſerthum wäre!“ — Er verſicherte ſich bei dieſen kühnen Worten der Thüre. — „Aber Ihm, Monſieur Wilhelm,“ rief er auf der Schwelle, „Ihm werd' ichs gedenken, was er mir und meinen armen Hunden zu Leide gethan hat!“ —

Vater und Sohn beantworteten dieſe Drohung mit einem Hohngelächter, und der Edelmann ging mit ſchnellen Schritten davon. Acht Tage nachher zog er mit ſeinen Buſenfreundchen wieder in die Stadt; denn er rechnete darauf, daß nun der Naſenſchneller, der ihn aufs Dorf geſchleudert hatte, mit Gras bewachſen ſey.

3.

Der Ohrwurm.

Wilhelm war in ſeinen Flegeljahren ſchon ziemlich weit vorgerückt, als er noch nicht angefangen hatte, leſen zu lernen. Sein Vater erſtreckte den Abſcheu, den er vor allen Druckſchriften hegte, ſogar bis auf das ABCbuch, und hatte ſich in den Kopf geſetzt, ſeinen Sohn ſo ſpät als möglich mit dieſem Urquell der ihm verhaßten Gelehrſamkeit bekannt werden zu laſſen. Nur Döbels Jägerpractica fand Gnade vor ſeinen Augen und machte ſeine ganze Bibliothek aus.

Eines Abends war Wilhelm auf dem Sopha eingeſchlummert; der Vater ſaß am Tiſche müßig wie immer — wenn man ihm die fünfzehnte Pfeife, die er an dieſem Tage rauchte, nicht etwa für eine Arbeit anrechnen will; — die Mutter ſtrickte, von langer Weile gefoltert; denn leſen, was ſie ſo gern gethan hätte, durfte ſie nicht. Sie unterbrach die peinliche Todtenſtille durch eine Frage, die ihr ſeit geraumer Zeit ſchwer auf dem Herzen lag. „Lieber Mann,“ ſagte ſie, „was ſoll endlich aus dem Schläfer dort werden?“

„Er bleibe, was er iſt!“ brummte der Schmaucher.

„Alſo ein ungebildeter Wildfang?“

„Ein Naturmenſch, der nichts verſteht, als glücklich zu ſeyn.“

„Gebe der Himmel, daß er's werde! Aber mich dünkt, Du führſt ihn nicht den rechten Weg.“

„Wie ſo?“

„Seine Unwiſſenheit wird ihn verächtlich und ſein Vorwitz verhaßt machen.“

„Hm! dem einzigen Erben eines ſchuldenfreien Landgutes, das unter Brüdern achtzig tauſend Thaler werth iſt, kann es gleichgültig ſeyn, was andere Menſchen von ihm halten.“

„Ei bewahre! Ueber das Urtheil der vernünftigen Welt darf ſich kein König hinwegſetzen.“

„Verſchone mich mit Deiner Moral! Ich bin zu alt, bei Dir in die Schule zu gehen.“

„Sage, was Du willſt, es iſt eine Schande, daß der Sohn des Gutsherrn hinter allen Bauerknaben in der Erziehung zurückſteht und in ſeinem neunten Jahre noch nicht leſen kann.“

„Das mag er mit der Zeit lernen; doch nicht viel mehr. Er ſoll mir durchaus kein grämlicher Bücherwurm, kein aufgeblaſener Vielwiſſer, kein pedantiſcher Querkopf werden.“

„Wer wünſcht das? Nur ein wenig Kultur und Politur....“

„Bleib mir mit Deinen hochtrabenden Wörtern von den Ohren! Was nützt Dir's, daß Du kultivirt und polirt biſt? Kannſt Du mit den Rüben franzöſiſch ſprechen, oder mit den Gänſen philoſophiren? — Kurz, ich werde, wenn's Zeit iſt, für Wilhelms Erziehung ſorgen, und damit holla!“

Das war ſein gewöhnliches Commandowort, wenn er Schweigen gebieten wollte. Madame Frank gehorchte. Sobald er am folgenden Tage auf die Jagd gegangen war, rief ſie den kleinen Ignoranten in ihr Zimmer, bot ihm das gewöhnliche Handgeld der Schulrekruten, eine ſtattliche Zuckerdüte, und eröffnete ihm ihren Vorſatz, ihn leſen und ſchreiben zu lehren.

Eine bittere Nachricht für den Herumſchwärmer, der nicht gern einen Augenblick ſtill ſaß! Da ſie ihm aber ſo verſüßt beigebracht wurde und er ſeine Mutter liebte, ſo ergab er ſich darein, ihr Schüler zu werden. Sie legte ihm eine Fibel vor, die mit bunten Bildern ausgeſchmückt war. Er beluſtigte ſich eine Weile damit, und hatte die Ehre, den Flügelmann des Alphabets, das große A kennen zu lernen. Dieſe Bekanntſchaft war jedoch kaum gemacht, da brannte ſchon der Stuhl unter ihm, und er ward für dieß Mal entlaſſen. Nach einigen Tagen kam ein neues, von ſeiner Lehrerin verſchriebenes Abc an, das ſeinen ganzen Beifall erhielt, weil er alle Buchſtaben, wie ſie im Druck erſcheinen, aus Zucker gebacken waren. Jeder, deſſen Namen er zu nennen wußte, ward ihm auf der Stelle ausgeliefert. So wanderten bald alle fünf und zwanzig durch ſeinen Magen in den Kopf. Eine Reiſe, welche die Künſte und Wiſſenſchaften ſehr oft machen! —

Ungeachtet ihm aber ſeine Mutter den Schulweg mit

Zucker beſtreute, ſo that er dennoch keine großen Fortſchritte darauf, weil die Lehrſtunden, wie vormals der Gottesdienſt der verfolgten Chriſten, nur heimlich gehalten, und oft Wochen lang ausgeſetzt werden mußten, wenn der Hausdespot wegen ſchlechten Wetters daheim blieb. Indeſſen ward Wilhelm zehn Jahre alt. Nun ſchien es ſeinem Vater doch endlich Zeit, ihn einem Lehrer zu untergeben. Dieſen heilſamen Gedanken erweckte bei ihm der Tod des alten Pfarrers in Hühnenthal, mit dem er ſeit vielen Jahren in Unfrieden gelebt hatte. Er beſchloß: Wilhelm ſollte von dem neuen Prediger, ſobald er angezogen ſeyn würde, unterrichtet werden.

Der junge Mann, der das geiſtliche Hirtenamt erhielt, war ein Elegant, der ſein eigenes, zierlich gelocktes Haar trug, und mit leichten Kunſtſchritten eines vollkommenen Tänzers die Kanzel und den Altar betrat. Jene lobenswürdige Natürlichkeit, die damals erſt anfing, die Stutzperücken zu verdrängen, fand bei den Bauern einen ſtarken Anſtoß; doch Herr Frank nahm den jungen Geiſtlichen wie billig, deßhalb in Schutz, und ſetzte den Grüblern in einem eben ſo kräftigen Tone, wie Gellerts Amtmann, die Köpfe zurecht. Dennoch fiel der angehende Seelſorger bald bei ihm in Ungnade. Er war nach abgelegter Probepredigt ins herrſchaftliche Schloß zum Mittagsmahl eingeladen worden, und erſchien mit einer Menge tiefer Reverenze, wie ſie etwa gegen einen König gebräuchlich ſind. Herr Frank, dem aller Ueberfluß von Scharrfüßen und Bücklingen zuwider war, verbat ſie ſich ſchnell mit einem finſtern Geſichte; allein der allzu demüthige Gaſt krümmte ſich deſto tiefer, und überſchüttete das ganze hohe Haus, wie er ſich ausdrückte, mit den ſüßeſten Schmeicheleien. Wilhelm bekam den Titel eines holden, zarten Engels, ungeachtet der kleine wilde Teufel wie ein Zigeunerbube von der Sonne geſchwärzt war; die Speißen hießen Götterkoſt, um die Ohren der Hausfrau zu kitzeln; und vollends Herr Frank mochte ſich wehren und ſträuben wie er wollte: er ward in Weihrauch beinah erſtickt. Am Ende wollte ihm ſogar der unermüdliche Schmeichler bei Anwünſchung der geſegneten Mahlzeit die Hand küſſen. Daß er ſo dem Faſſe den Boden ausſtieß, war die Schuld der Madame Frank, die ihm von ihrem Nektar (wozu er einen ganz gewöhnlichen Tiſchwein erhob) ein Glas zuviel eingenöthiget hatte.

Er empfahl ſich eben ſo kriechend als er kam, und Herr Frank ließ nun ſeinem Unwillen — den er aus Reſpekt gegen den ſchwarzen Rock ſeines Gaſtes gezähmt hatte — freien Lauf. „Ich möcht' ihm nicht einen Hund, geſchweige mein Kind anvertrauen! Nein, lieber wähl' ich den Schulmeiſter. Der iſt ein alter deutſcher Degenknopf!“ —

4.

Der Schnurrbart.

Alexander Wigand war eine ſeltſame Amphibie, indem er auf dem Schlachtfelde wie in der Schulſtube zu Hauſe war. Er hatte die Eigenheit, ſeine Herkunft und ſeinen Geburtsort geheim zu halten. Selbſt ſeine Frau wußte von beiden nichts, weil er ſich am Verlobungstage bedingte, ihn über die Schickſale ſeiner Jugend nie zu fragen. Er empfing bisweilen Briefe, die, nach dem Betrage des Poſtgeldes zu urtheilen, aus fernen Gegenden kamen und ihn immer ſehr mißmüthig machten. Wir dürfen ſein Geheimniß nicht voreilig ausplaudern. Es wird mit der Zeit den

Leſern bekannt werden. Hier iſt uns nur erlaubt, im voraus ſo viel zu errathen: daß ihn ein unglücklicher Vorfall in ſeinem zwanzigſtes Jahre aus ſeiner Heimath und über die vaterländiſche Gränze trieb, und ihn zu dem Entſchluß brachte, ſich als Huſar anwerben zu laſſen.

Nachdem er ſich einige Jahre auf dem Exerzierplatze und im Felde getummelt hatte, war er zu einer ungewöhnlichen Länge und Stärke erwachſen. Er ragte wie ein Thurm über ſeine Nebenmänner im Gliede hervor, und berührte faſt, wenn er auf ſeinem polniſchen Klepper ſaß, mit den Füßen die Erde. Man fand nun den ſchwerfälligen Koloß zum Dienſt bei der leichten Reiterei nicht mehr brauchbar; er ward als Unteroffizier zu einem Küraſſier-Regimente verſetzt, und ſtieg bald zum Wachtmeiſter.

Jetzt heirathete er ein gutes, geſchicktes Mädchen, eine Tochter des damaligen Schulmeiſters in Hühnenthal, die bei der Generalin von Türk, deren Gemahl Inhaber des Küraſſier-Regiments war, als Kammerjungfer diente. Es iſt voraus zu ſehen, daß mancher Leſer und Kunſtrichter über dieſe genealogiſche Nachricht vornehm lächeln wird. Der Verfaſſer muß das über ſich ergehen laſſen, denn ſie war nothwendig.

Wigand befand ſich in einem verhältnißmäßigen Wohlſtande, bis ihm eine feindliche Kugel das linke Bein lähmte und ihn in ſeinem vierzigſten Jahre zum Invaliden machte. Er bekam den Abſchied mit einer Penſion, wovon kein Zwerg leben konnte, geſchweige ein Rieſe, wie er.

Der General erbot ſich, ihm einen Civilpoſten zu verſchaffen, und fragte, zu welchem er Luſt habe. „Am liebſten würd' ich Domherr, mit einer fetten Pfründe;“ antwortete der ſpaßhafte Wachtmeiſter: „Doch unſer einer darf nicht viel wählen. Mir iſt jedes Plätzchen willkommen, wo ich mit Frau und Kind ein ſicheres Auskommen finde. Ich würde mich allenfalls ſogar entſchließen, in die Fußſtapfen meines Schwiegervaters zu treten, der geſtern geſtorben iſt." — Der General lachte über den Einfall, Ludimagiſter zu werden, und nahm ihn für Scherz an. „Mein voller Ernſt!" fuhr Wigand fort. „König Dyoniſius war Schulmeiſter zu Korinth; warum ſollte ſich dieſes nützlichen Geſchäfts ein armer Wachtmeiſter ſchämen?" —

Die Lehrerſtelle in Hühnenthal war in ihrer Art eine der beſten im Lande; ein wahres Schulmeiſter-Canaan. Wigand bewarb ſich um dieſe Perle, weil beſonders ſeine Frau an ihrem Geburtsorte zu leben wünſchte. Der General unterſtützte ihn mit Nachdruck; und ſo kam er auf die Liſte der Kandidaten, die in der Dorfkirche die gewöhnliche Probe thun ſollten. Er bereitete ſich dazu; doch alle Vorſtellungen ſeiner Freunde waren vergebens, ihn zur Trennung von ſeinem Schnurrbarte zu bewegen. „Iſt's denn nicht rühmlich, Haare auf den Zähnen zu haben?" ſprach er ſcherzend. „Ich möchte ſie nicht gern auf ein ungewiſſes Spiel ſetzen. Wie leicht geſchieht's, daß ich den Dienſt nicht bekomme! Dann hätt' ich meinen Bart um nichts und wieder nichts eingebüßt, und die Kinder auf der Gaſſe lachten mich aus."

Man ſah aus Achtung gegen ſeinen Patron, den General, dieſer Grille durch die Finger. Er orgelte wacker, ſang und katechiſirte mit Beifall, und ward zum Schulmeiſter ernannt. Dabei erhielt er aber die ernſtliche Weiſung, nun ohne Verzug ſeine kriegeriſche Mundverbrämung hinwegzuſchaffen.

Hierzu konnte er ſich nicht entſchließen. Es war ihm, als ob er die Augen aus dem Kopfe verlieren ſollte. Er trat ſein Amt getroſt an, und wichſte ſeinen Bart, wie er als regierender Wachtmeiſter gethan hatte. Die kleinen Schulkinder fürchteten ſich vor ihm, wie vor dem Knecht Ruprecht; die größern lachten, und er fuchtelte ſie tüchtig dafür. Der Pfarrer und der Superintendent bemühten ſich vergebens, dieſem Unweſen zu ſteuern. Sie erſtatteten darüber Bericht ans Konſiſtorium. Dieß befahl — wiewohl mit etwas mildern Ausdrücken — der Schulmeiſter ſolle ſich binnen vier und zwanzig Stunden entweder den Bart oder vom Dienſt ſcheeren.

Immer noch ſträubte ſich der Starrkopf. Doch ſeine kluge Frau erhielt ihn bei Amt und Brod, indem ſie ihm, als er ſchlief, den ſtreitigen Bart unter der Naſe wegſchnitt. Der erwachende Simſon haderte fürchterlich mit ſeiner Delila, und gab ſich erſt nach langer Zeit über den Verluſt ſeiner martialiſchen Zierde zufrieden.

Bald darauf brach ein Stiefelkrieg aus. Der alte rechtgläubige Pfarrer fand an den großen, ſteifen, donnernden Küraſſierſtiefeln, womit ſein Schulmeiſter in der Kirche herumſtorchte, und ſogar bei Anſteckung der Abendmahlskerzen den Altar erſchütterte, ein gewaltiges Aergerniß, und ermahnte ihn oft mit ſanften und ernſten Worten, ſeine Beine ſtandesmäßiger zu kleiden. Es geſchah nicht. Wigand gab immer zur Antwort: er habe verlernt, in Schuhen zu gehen. Der Pfarrer verklagte ihn abermals wegen dieſer Widerſpenſtigkeit beim hohen Kirchengerichte; dieß hielt jedoch die Sache für unbedeutend, und entſchied nichts darüber. Wigand donnerte nach wie vor mit ſeinen Kanonen den Altar hinauf, und ſie machten mit ſeinem Stutz (den er ſich zulegte, weil ihn ſeine ungetreuen Haare verließen) einen lächerlichen Abſtich. Auch fiel es ſonderbar auf, wenn er in der Folge, als der Tod das alte Kirchenlicht ausgeputzt hatte, neben dem jungen zarten Pfarrherrchen wie Goliath und David durchs Dorf ſtiefelte. Hinter ihm ging er nie; er machte vielmehr ſolche Rieſenſchritte voran, daß ihm ſein geiſtlicher Gefährte bisweilen im keuchenden Trabe folgen mußte. Der alte Kriegsknecht war nie dahin zu bringen, daß er ſeinen Paſtoren den Mantel oder die Kirchen-Agende nachgetragen hätte. Stolz auf ſeine vormalige Wachtmeiſterwürde, wollte er ſich durchaus nicht zu einer gemeinen Pfarrer-Ordonnanz erniedrigen laſſen.

Auch der Schulmeiſtertitel war ſeinen Ohren ein Mißton, bei dem er immer die Stirn runzelte. Wer ihn hingegen Herr Wachtmeiſter begrüßte, bekam ein freundliches Geſicht, Herr Frank verdiente ſich dieß, wenn er bei guter Laune war. Wigand wollte ihn dagegen aus ſchuldiger Dankbarkeit Herr Kornett nennen, weil er vor dreißig Jahren eine kurze Zeit als Standartenjunker gedient und mit jenem Prädikat den Abſchied genommen hatte: er verbat ſich's aber als unpaſſend zu ſeiner Generals-Korpulenz und ſeinem eisgrauen Kopfe.

5.

Antonis.

Der Exwachtmeiſter war alſo der Mann, den der vormalige Standartenjunker und Titular-Kornett zum Lehrer ſeines Sohnes beſtimmte. Ehe dieſer Beſchluß ausgeführt wurde, fand Wilhelm inzwiſchen noch Gelegenheit, bei einem andern Meiſter in die Schule zu gehen.

Es war einige Tage nach obgemeldeter Probepredigt, als im Schloßhofe zu Hühnenthal ein fremder Reiter ankam, der bei Menſchen und Vieh großes Aufſehen erregte.

Sogar die Truthähne ſtrotzten ihm mit aufgeblaſenen Kadern und lärmendem Gekoller entgegen. Dieſer zornige Empfang galt der brennend rothen Farbe ſeines Kolletts, das mit goldnen Treſſen beſetzt war. Hierzu trug er einen glänzenden Helm mit einem Roßſchweiſe. Ein berittener Jockei begleitete ihn, und hielt ſein Pferd, als er ſich mit ungewöhnlicher Lebendigkeit herabgeſchwungen hatte. Er verlangte mit dem Herrn des Schloſſes zu ſprechen, und ward zur Audienz gelaſſen.

„Gnädiger Herr!“ — begann er, und berührte, ſich tief verbeugend, mit der rechten Hand ſeinen Helm.

„Nichts von Gnade!“ fiel ihm Herr Frank haſtig ins Wort. „Ich bin kein Edelmann. Aendern Sie daher ihre Sprache!“

„Wie Sie befehlen,“ antwortete der Fremde.

„Sie haben ſich unter dem Namen Antonio bei mir anmelden laſſen; fuhr Jener fort: „Aber wer ſind Sie? Was wollen Sie?“

„Ich bin der Inhaber eines Trupps Affen, Hunde und anderer Thiere, mit denen ich das Land durchziehe, um das Publikum zu beluſtigen.

„So, ſo!“ — ſprach Herr Frank, und ſetzte geſchwind ſeine Nachtmütze auf. — „Alſo damit gibt Er ſich ab? — Er könnte wohl, dächt' ich, etwas Nützlicheres thun.“

„Sie haben Recht. Ich treib' auch dieſes Geſchäft nicht aus Neigung und freier Wahl. Eine Verkettung ſeltſamer Schickſale, die ich von Jugend auf erfuhr, machte mich zum Eigenthümer dieſer Thiere, deren Abrichtung und Leitung blos die Sache meiner Knechte iſt. Ich ſelbſt befaſſe mich nicht damit, und ſuche mit Ungeduld eine günſtige Gelegenheit, die ganze Menagerie zu verkaufen.“

„Nun? — Er will mir doch nicht etwa die Beſtien anbieten?“

„Sie ſcherzen. Ich bin im Begriff, nach der Hauptſtadt zu reiſen. Wenn Sie es aber erlauben, ſo halt' ich mich einen Tag oder zwei hier auf. Wir haben einen weiten Weg in Einem Striche gemacht; ich und mein Troß ſind ermüdet; wir bedürfen einiger Ruhe.“

„Die ſey Ihm vergönnt!“

„Sie geſtatten doch wohl auch, daß wir unſere Künſte hier zeigen?“

„Nein, das verbitt' ich mir. Ich bin kein Freund von Affenballets, und die Hunde lieb' ich nur, wenn ſie zur Jagd dreſſirt ſind.“

„Aber Ihren Unterthanen würden meine Thiere wahrſcheinlich Vergnügen machen.“

„Kann ſeyn.“

„Und ich gewänne dabei das Stall- und Futtergeld.“

„Nun, ſo laß Er meinetwegen tanzen!“ —

Antonio trat ab, ſchwang ſich auf ſein Pferd, ritt nach dem Gaſthofe, und ſchickte ſeinen kleinen Knappen hinaus vors Dorf, um ſein vierfüßiges Gefolge, das ſich indeſſen neben der Landſtraße gelagert hatte, hereinzuführen. Wilhelm, dem die Ankunft dieſer Karavane ein großes Feſt verſprach, flog ihr entgegen.

Sie zog in ſtiller Ordnung daher. Ihre Fahne war der lange, hochgeſtreckte Hals eines Kameels, das an der Spitze ging. Auf ſeinem Höcker thronte ein Pavian und ſchnitt rechts und links Fratzengeſichter. Ihm folgten zwei alte verdrießliche Bären. Hinter dieſen ritten ſechs Affen auf eben ſo viel großen engliſchen Doggen, die ordentlich wie Pferde geſattelt und gezäumt waren. Einige Packeſel und ein Wagen, der, wie die Arche Noä, eine Menge kleiner ausländiſcher Thiere und Vögel in ſich faßte, beſchloßen den Zug.

Wilhelm, der ein ſolches Schauſpiel noch nie geſehen hatte, zappelte vor Freude mit Händen und Füßen. Er theilte Aepfel unter die Affen aus (weil er aus dem ABCbuche wußte, daß ſie Liebhaber davon ſind) und konnte ſich über die poſſierliche Art, wie ſie ſpeisten, nicht genug verwundern. Aber noch mehr beluſtigte ihn ein Affe, der es übel nahm, daß die Dorfhunde mit ſeiner Reitdogge Bekanntſchaft machen wollten. Er ſah ihnen eine Weile geduldig zu, wie ſie ſchwänzelnd und ſchnüffelnd ihre ausländiſche Schweſter begrüßten; als ihm aber die Bewillkommnungskomplimente zu lange dauerten, ſchwang er ſich wie ein kunſtgerechter Reiter aus dem Sattel, und gab dem nächſten Köter eine ſo förmliche Maulſchelle, wie ſie nur eine Menſchenhand austheilen kann. Gelaſſen ſtieg er dann wieder auf ſeinen Klepper; der gezüchtigte Hund heulte durchs Dorf hinab, und erfuhr die Wahrheit des Sprichworts: Wer den Schaden hat, darf für Spott nicht ſorgen.

Es ward ſchon Abend, als der müde Trupp in den Gaſthof einzog; der allgemeine Wunſch, die Künſte der Thiere zu ſehen, konnte daher an dieſem Tage nicht befriedigt werden. Zur Entſchädigung lud Antonio die verſammelte Dorfſchaft ein, ſich nach Verlauf einer Stunde, die er zu Vorbereitungen nöthig habe, im Wirthshauſe einzufinden, wo er ſie mit mancherlei Beluſtigungen unterhalten wolle.

6.

Der Kanarienvogel.

Jung und Alt drängte ſich zum Schauplatze. Der Schulmeiſter, die Gerichtsſchöppen, der reiche Mahlmüller, ein eben ſo wohlhabender Roßhändler und mehrere Vornehme des Dorfs beſetzten die erſten Plätze. Auch Wilhelm ſtahl ſich zu Hauſe weg und miſchte ſich unter die Zuſchauer.

Antonio begann mit Kartenkünſten und andern Taſchenſpielereien, die er, ohne den abgeſchmackten Hokus Pokus gemeiner Gaukler, mit der zierlichen Gewandtheit des bekannten Ritters Pinetti oder des jetzt berühmten Bosco darſtellte. Man ſtaunte darüber allgemein. Sogar der gelehrteſte Mann der Geſellſchaft, der Schulmeiſter, betheuerte mit ſoldatiſchen Schwüren, daß er dergleichen wunderbare Dinge nimmer geſehen habe. Nur der Müller und ſein Herr Gevatter, der Roßkamm (die ſich außerordentlich klug dünkten und bei jeder Gelegenheit das große Wort führten,) waren anderer Meinung. Sie ſchüttelten ihre dicken Köpfe, lächelten ſpöttiſch und ſagten laut: das ſey alles Kinderei und erfordere keine beſondere Geſchicklichkeit.

Wigand, der den kunſtreichen Fremdling ſchon lieb gewonnen hatte, gerieth darüber in Harniſch. „Tauſend Element!“ rief er aus: „Tadeln iſt leicht! Aber verſucht ſelbſt ſo ein Stückchen, ihr Herren!“

„Wir wollen das nicht,“ verſetzten ſie ſtolz.

„So, ſo!“ ſprach Wigand. „Das iſt doch Jammer und Schade! — Nun, ſo ſchweigt wenigſtens, ihr hochweiſen Kunſtrichter, und ſtört uns einfältige Leute nicht in unſerm Vergnügen!“ —

Antonio nahm an dieſem kleinen Kriege, der ſeinetwegen geführt wurde, keinen Antheil. Er faßte die Klüglinge blos ins Geſicht, und fuhr, als ihnen der Mund geſtopft war, in ſeinen künſtlichen Spielen ruhig fort.

Unter andern befahl er ſeinem Jockei, der ihm als Gehülfe zur Hand ging, einen lebendigen Vogel und einen Mörſer zu holen. Der Knabe brachte das verlangte Gefäß, und ein munterer Kanarienvogel ſaß ihm frei auf der Schulter. Antonio kündigte jetzt an, er werde dieſes zahme Thierchen in dem Mörſer zerſtampfen und ſogleich wieder lebendig machen. Die meiſten Zuſchauer hörten dieß gleichgültig an; andere freuten ſich darauf; nur Röschen, die Tochter des Schenkwirths (der zugleich Dorfrichter war), ein ſchönes, ſechzehnjähriges Mädchen, drängte ſich mitleidig heran und bat um Schonung des Vogels.

Die beiden Krittler verſpotteten ſie, und beſtanden hitzig darauf, das kleine Geſchöpf zermalmen zu ſehen; denn ſie glaubten, der Künſtler habe ſchon im voraus auf eine mitleidige Vorbitte gerechnet, um ſich der Darſtellung dieſes ſchwierigen Stücks überheben zu können. Antonio errieth ihren Verdacht, den ſie durch hämiſche Mienen und abgebrochene Worte deutlich genug zu erkennen gaben. Er entſchuldigte ſich deßhalb gegen Röschen, daß er das Schickſal des Vogels nicht ändern könne, weil er ſonſt in Gefahr ſtehe, von gewiſſen Leuten für einen Prahler gehalten zu werden.

Hierauf ergriff er raſch den Vogel und drückte ihn in den Mörſer. Röschen wandte ſich ſchnell hinweg, und verließ mit weinenden Augen und eilenden Schritten die Stube. Antonio arbeitete nun einige Sekunden lang wacker mit der Keule, und jedermann war überzeugt, daß der Vogel zerſchmettert ſeyn müſſe; aber plötzlich flog er — durch den doppelten Boden des Mörſers **unbeſchädigt** erhalten — wieder heraus. Ein Jubelgeſchrei erſchallte, und Röschen kam wieder zurück. Antonio rief ſie zu ſich. „Sieh, gutes Mädchen,“ ſprach er, „der Vogel lebt! Nimm und behalt' ihn zu meinem Andenken!“ — Röschen küßte den Vogel, und hüpfte nach einem freundlichen Dank mit ihm davon. „Eine edle Seele!“ rief Antonio. „Dieſes Kunſtſtück iſt ein wahrer Probierſtein der Herzen!“ —

Die ſuperklugen und nichts weniger als empfindſamen Gevattersmänner hohnlächelten über dieſen Auftritt; doch Antonio ließ ſich nicht mit ihnen ein und ſchien ſie gar nicht zu bemerken. Er hatte ſie dennoch ſcharf auf dem Korne, und beobachtete vornehmlich wegen einer gewiſſen Abſicht ihre Stimmen ſehr genau.

Nach einer halben Stunde, die unter magnetiſchen und andern Künſten verſtrich, ſchloß er ſeine Vorſtellungen, und erſuchte den Wirth, ſein beſtelltes Abendeſſen auftragen zu laſſen. Es erſchien ein gebratener Kalbskopf. Antonio machte ſich bei der Schüſſel ein kleines, flüchtiges Geſchäft, das niemand bemerkte, und wandte ſich dann zu den beiden Klügelmeiſtern. „Meine Herren,“ ſprach er, „es blökt in der Welt manches Kalb —“

„Ja wohl, ja wohl!“ fiel Wigand ein, und nickte bedeutſam nach den vorwitzigen Krittlern hin.

„Aber einen gebratenen Kalbskopf,“ fuhr Antonio fort, „hörten ſie doch gewiß noch nicht blöcken.“

Sie geſtanden das brummend ein.

„Nun, ſo befehl' ich dir,“ redete er den Kalbskopf an, „dieſen Herren einen freundſchaftlichen guten Abend zu bieten.“

Er hatte dieß kaum geſagt, da blökte der Todtenkopf auf dem Tiſche wie ein lebendiges Kalb, und wiederholte dieß mehrmals.

Ein ſchallendes Gelächter erſchütterte die Schenkſtube; nur der Müller und der Roßkamm ſaßen ſo ernſthaft wie ein Paar Horneulen, und wollten vor Aergerniß berſten, weil größtentheils auf ihre Koſten gelacht wurde.

Antonio lud ſeinen Vertheidiger, den Schulmeiſter, freundlich ein, mit ihm zu ſpeiſen, und Wigand ſchlug es nicht aus. Sie ſetzten ſich an ein beſonderes Tiſchchen, das für den reiſenden Künſtler gedeckt war. Er zerlegte mit außerordentlicher Geſchwindigkeit den wunderſamen Braten, und beſeitigte ganz unmerklich einen Laubfroſch, den er in ein flaches Schächtelchen geſperrt und in den Mund des Kalbskopfs geſchoben hatte. Hier war dem kleinen Gefangenen bald in ſeinem engen Kerker zu warm geworden; er beklagte ſich darüber in ſeiner gewöhnlichen Sprache, und die eingeſchloſſene Stimme des Baſſiſten klang natürlich wie das Geblök eines Kalbes.

7.

Die Gevattern.

Wigand, Antonio und der Jockei (den ſein Herr auch mit zur Tafel gezogen hatte) ſchmauſten vergnügt, ungeachtet ſich die beiden Widerſacher viel Mühe gaben, ihnen die Mahlzeit zu verſalzen. Auf ihre, in der Mitte der breiten Schenktafel aufgepflanzten Ellenbogen geſtützt, lagen ſie wie ein Paar ſchildhaltende Löwen einander gegenüber, tranken ſich einen derben Rauſch und ſtichelten unabläſſig auf die ſpeiſende Geſellſchaft, beſonders auf Antonio.

„Höre, Herr Bruder,“ fing unter andern Martin, der

Müller, an — „der Doktor Fauſt war doch ein ganz anderer Kerl!“ —

„Das ſollt' ich meynen!“ — antwortete Steffen, der Roßkamm. — „Er ritt einmal in Leipzig (wie ich in meiner Jugend geleſen habe) auf einem großen Weinfaſſe aus einem Keller herauf, und zwar ſo raſch und flink, wie ich mit meinem türkiſchen Schimmel über eine Wieſe galoppire.“

„Potz alle Hagel!“ rief der Müller. „Das ſoll mir mancher Windbeutel wohl bleiben laſſen!“ —

„Aber noch luſtiger war der Streich,“ fuhr Steffen fort, „den er einer benebelten Geſellſchaft ſpielte, die durchaus ein Zauberſtückchen von ihm verlangte.“ —

„Wirklich? — Ei, laß doch hören, Herr Bruder!“ —

Steffen nahm gemächlich eine Priſe Tabak, räuſperte ſich, und begann nach mehrern ſolchen Vorbereitungen mit ſtarker Stimme ſeine Geſchichte, wie folgt:

„Doktor Fauſt ſpeiſte einsmals in einem vornehmen Wirthshauſe zu Abend. Die übrige Tiſchgeſellſchaft hatte ſich die Naſe tüchtig begoſſen und forderte mit großem Geſchrei von ihm ein Pröbchen ſeiner ſchwarzen Kunſt. Der Hexenmeiſter hatte gerade keine Luſt. Aber die Trunkenbolde ſetzten ihm heftig zu, und ſagten ihm ins Geſicht: wenn er nicht auf der Stelle ihren Wunſch befriedigte, ſo hielten ſie ihn für einen Pfuſcher und Stümper.

Ihr greift meine Ehre an! ſagte der Doktor. Ich muß ſie retten! Wohlan, nennt mir ein Kunſtſtück, das ich euch zeigen ſoll!

Sie ſteckten die rauchenden Köpfe zuſammen, um gemeinſchaftlich eine recht harte Nuß zu finden, die ſie ihm zum Aufknacken vorlegen wollten. Nach langer Berathſchlagung baten ſie ſich aus: er möchte einen Weinſtock mit reifen Trauben aus dem Tiſchblatte hervorwachſen laſſen. Sie hielten das wegen der ſpäten Jahreszeit für eine ſehr ſchwere Aufgabe; denn es war ſchon gegen Weihnachten, und alſo die Weinleſe längſt vorbei.

Der Doktor merkte, was ſie im Schilde führten, und lächelte ruhig darüber. Gut, meine Herren, ſprach er, es geſchehe, was ihr wünſcht! Doch rühre ſich keiner vom Platze!

Er machte nun allerlei Hokus Pokus, und ſie ſprachen indeſſen aus langer Weile ihren Flaſchen ſo fleißig zu, daß ſie allenfalls mit ihren gläſernen Augen einen Ziegenbock für einen Elephanten angeſehen hätten. Als ſie der Schwarzkünſtler in dieſer vortheilhaften Verfaſſung erblickte, rief er plötzlich: Aufgepaßt! — Und ſiehe, da ſtieg ein prächtiger Weinſtock aus der Mitte der runden Tafel empor, ſtreckte ſeine Rebenarme nach allen Seiten aus, und reichte jedem Gaſt eine große purpurfarbene Traube. Habt Acht! — kommandirte Fauſt wie ein Major auf dem Exercierplatze: Die Trauben mit der linken Hand angefaßt! — Mit der rechten das Meſſer ergriffen! — Es geſchah; ſie machten ſich alle zur Weinleſe fertig; aber der Doktor rief: Halt! — Wem ſein Leben lieb iſt, der ſchneide ſeine Traube nicht eher, bis ich's ausdrücklich erlaube! — So hielt er ſie fünf Minuten lang, wie ſteinerne Bildſäulen, in geſpannter Erwartung. Jetzt verſchwand, von ſeinem Zauberſtabe berührt, plötzlich der Weinſtock, und jeder Gaſt ſah mit Erſtaunen, daß er die rothe Naſe ſeines Tiſchnachbars in der Hand hatte, und eben im Begriff war, ſie abzuſchneiden. —

Martin jauchzte hoch auf: „Was mögen ſich die naſſen

Brüder geärgert haben! — Aber, potz Stern! es war ein rares Stück! Ich wollte meine Mühle mit ſechs Gängen drum geben, wenn ich ſo hexen könnte.“ — Er wandte ſich jetzt zu Antonio: „Heh! was meynt Er dazu? — Hat Er gehört, was mein Herr Gevatter erzählte?“ —

„Warum nicht?“ antwortete Jener. „Der Herr Gevatter ſprach ja laut und vernehmlich genug.“

„Das iſt ſo meine Art zu reden;“ ſagte der Roßtäuſcher im Tone eines Raufbolds. „Gehts Ihn was an?“

„Nicht das Geringſte!“ — war Antonios Antwort.

„Ich dächte,“ fiel Martin ein, „Er ließe das unterweges, ſich über unſere Stimmen aufzuhalten! Mach' Er uns lieber, wenn Er mit Seinem Kalbskopfe zu Rande iſt, einen ſolchen Meiſterſchwank vor, wie der ſelige Doktor Fauſt, den der Geier geholt hat.“

„Damit kann ich nicht dienen,“ entgegnete Antonio. „Ich bin kein Schwarzkünſtler, und gab mich nie dafür aus. Geſchwindigkeit iſt keine Zauberei. — Allenfalls wollt' ich's aber auch, ohne Dokter Fauſt zu ſeyn, dahin bringen, daß ſich ein Paar gute Freunde bei den Köpfen kriegen müßten.“ —

„Nehm' Er nur Seinen eigenen Kopf in Acht!“ rief Steffen. Antonio antwortete dem Renommiſten nicht, ſondern neigte ſich zum Schulmeiſter und fragte leiſe: „Sprechen Sie franzöſiſch oder italieniſch?“

„Mein Himmel,“ verſetzte Wigand lächelnd, „wie können Sie dieſen gelehrten Luxus bei einem armen Dorfſchulmeiſter ſuchen? — Ich ſpreche blos mein ehrliches Mutterdeutſch, und zur höchſten Noth ein bischen Küchenlatein.“

Antonio fing jetzt an, ſehr fertig lateiniſch zu reden.

„Es freut mich,“ ſprach er, „daß wir uns einer fremden Zunge bedienen können, deren nicht jeder um uns her mächtig iſt. Sagen Sie mir, Freund, wer ſind jene zwei Männer, die auf eine ſo zudringliche Weiſe Händel mit mit mir ſuchen?“ —

„Die ärgſten Schelm' im Dorfe!“ antwortete Wigand gleichfalls lateiniſch. „Der Dickbauch im bläulichen Rocke iſt der hieſige Mahlmüller, Namens Martin, der ſich ſeit zwanzig Jahren durch doppeltes und dreifaches Metzen zum reichen Manne geſtohlen hat. Sein Gevatter Steffen — der Rothkopf mit der langen Naſe — taugt eben ſo wenig. Er iſt der betrüglichſte Roßkamm im Lande, und ſein Stall — ich kann darüber urtheilen, denn ich habe bei der Kavallerie gedient — ſein Stall iſt ein ewiger Schauplatz aller möglichen Pferdegebrechen. Aber er brennt, beizt, malt, feilt und prügelt ſeine armen alten Mähren ſo lange, bis er ſie als junge, muthige Roſſe verkaufen und unerfahrnen Leuten die Augen damit auswiſchen kann. — Außerdem beſitzen die Herren Gevattern einen ganz unerträglichen Dünkel, und halten jeden für ein Schaf, der nicht ſo gaunert, wie ſie.“

Ein paar liebenswürdige Menſchen!“ rief Antonio. „Vielleicht kann ich von dieſer Charakterſchilderung einen luſtigen Gebrauch machen.“ —

Martin und Steffen ſpitzten, wie Eſel, die Muſik hören, bei dieſem lateiniſchen Geſpräche die Ohren und lachten und flüſterten leiſe. Sie wagten nicht, laut darüber zu ſpotten; denn ſie fürcheteten ſich vor dem herkuliſchen Wigand, der ihnen an körperlicher Kraft weit überlegen war. Mit dem ſchlanken, fein gebauten Taſchenſpieler hingegen glaubten ſie es, ohne ſonderliche Gefahr ihres Rückens, aufnehmen zu können, und forderten ihn daher auf's neue durch Spöttereien heraus. Er hatte keine Luſt, ſich thätlich mit ihnen abzugeben, ſondern ging mit dem Gedanken um, ſie durch ihre eigenen Hände zu züchtigen.

Die klügſte Maßregel, die man gegen einen bellenden Hund und einen zankluſtigen Naſeweis ergreifen kann, iſt das Schweigen der Verachtung. Beide Arten von Kläffern — und beſonders die, welche durch die Feder bellen — laſſen den am erſten zufrieden, der ſeine Straße ruhig fortgeht, ohne ſich um ſie zu bekümmern. Auch die Herren Gevattern wurden endlich, als ihnen Antonio nicht mehr antwortete, des Neckens müde. Martin, der verſchiedene Gläſer über den Durſt getrunken hatte, neigte ſchlummernd ſein Haupt, und Steffen ſchwankte zwiſchen Schlafen und Wachen. Es herrſchte einige Minuten lang eine tiefe Stille. Antonio ging mit langſamen Schritten die Stube auf und ab.

Mit Einem Mal erſchallte eine ſonderbare hohle Stimme, die mit Steffens Sprachton die größte Aehnlichkeit hatte. „Herr Gevatter!“ rief ſie: „warum ſo ſchläfrig? — Du haſt heute gewiß tüchtig gemetzt!“ —

Steffen erſchrack, da er ſich ſelbſt reden hörte, und doch den Mund nicht aufthat. Auch Martin fuhr aus dem Schlafe empor und fragte haſtig: „Was ſagteſt Du?“

„Ich kein Wort!“ ſprach der Roßhändler.

„Ei, ſo läugne doch nicht!“ verſetzte der Andre. „Ich verſtand Deinen plumpen Spaß recht wohl; denn ich ſchlief nicht ſo feſt, als Du glaubteſt.“

Steffen ſchwor: er habe keinen Laut von ſich gegeben; der Henker müſſe ſein Spiel haben. So ſtritten ſie eine Weile mit ſchweren Zungen, und nickten dann wieder.

„Gevatter Steffen!“ rief jetzt eine Stimme in Martins Mundart: „Haſt Du heute viel alte Pferde jung gemacht?“

Beide wurden plötzlich munter und ſtarrten einander an. „Du Mehlwurm! Du Mühleſel!“ — ſchimpfte der Roßtäuſcher — „was foppſt Du mich?“ —

„Du träumſt, Pferdejude!“ rief Martin. „Ich hörte wohl im Duſel von Deinen alten Kraken ſprechen! aber, bei meiner Treu, ich war's nicht!“ —

Das Gezänk ward ernſthaft. Steffen hieß den Müller einen Metzendieb; dieſer gab einen Betrüger zurück. Der Roßkamm rächte ſich durch eine Ohrfeige; Martin blieb ſie nicht ſchuldig. Sie fielen einander in die Haare, balgten ſich nieder auf den Fußboden, und walkten ſich, zur größten Beluſtigung aller Anweſenden, unter dem Tiſche. Niemand regte Hand oder Fuß, den Frieden zwiſchen ihnen herzuſtellen; denn beide waren verhaßt, und man gönnte Jedem die Püffe, die er von dem Andern erhielt. So hatten ſie die ſchönſte Muße, ſich nach Gefallen zu bearbeiten. Dieſes Vergnügen genoſſen ſie fünf Minuten, und gingen dann mit Beulen und Brauſchen nach Hauſe, wo Steffen vermuthlich viel Apoſtelſalbe* zu ſeiner Heilung verbrauchte.

8.

Der Bauchredner.

Antonio blieb bei dieſem Kampfe ſo gleichgültig, als ob er nichts davon ſehe und höre. Deſto mehr jubelte ſein kleiner Page, und vertraute Wilhelmen, der mit ihm Freundſchaft geſtiftet hatte, daß ſein Herr die kriegführenden Mächte durch die Bauchſprache zuſammengehetzt habe.

---

* Eine bei den Roßärzten gebräuchliche Salbe, die aus zwölf Beſtandtheilen zuſammengeſetzt iſt, und daher dieſen Namen erhielt.

„Durch die Bauchſprache?“ fragte Wilhelm. „Was iſt das?“

„Eine ſehr artige Kunſt!“ antwortete ſein Freund. „Wer ſie verſteht, drückt ſeine Stimme durch die Kehle in ſich hinab und läßt ſie aus dem Bauche wieder heraufſchallen, ohne daß man die geringſte Bewegung oder Veränderung an ihm wahrnimmt.“ —

„Was Du ſagſt!“ —

„Ein geſchickter Bauchredner iſt im Stande, mitten in einem Kreiſe von hundert Perſonen ſein Spiel unbemerkt zu treiben, und alle Stimmen nachzuahmen, die er in ſeinem Leben nur Ein Mal gehört hat.“ —

„Iſts möglich? — Das kann Dein Herr?“ —

„Wie Du ſahſt! — Und das iſt ihm eine Kleinigkeit. Er treibt ſeine Kunſt noch viel weiter und täuſcht bisweilen ſo wunderbar, daß man drauf ſchwört, es ruf' eine Stimme vom Himmel herab oder aus einem Abgrund herauf. Einſt erhob er, indem wir in Wien durch eine ſehr lebendige Straße gingen, in ſeinem Bauche ſo einen Tumult, als ob ſich eine Menge Leute mit einander zankten und rauften. Alle Menſchen, die uns begegneten, blieben ſtehen, ſahen mit Erſtaunen rechts und links, hinter ſich und vor ſich, und ein Polizeidiener kam in vollem Sprunge, um den Streithandel zu ſchlichten.“ —

„Das iſt luſtig!“ rief Wilhelm. „Sprichſt Du ſie auch, dieſe drollige Sprache?“ —

Der Jockei gab ſich beſcheiden für einen Anfänger aus.

„Lehre mich, was Du kannſt!“ bat der kleine Frank, und ſein junger Freund war bereitwillig. Sie gingen mit einander vor die Thür, der Unterricht begann, und der Lehrer fand ſeinen Schüler und deſſen Kehle ſo geſchickt, daß er darüber in freudige Verwunderung ausbrach. „Dich ſollte mein Herr zuſtutzen!“ ſprach er. „Du würdeſt ein Bauchredner, wie's in der ganzen Welt keinen gibt!“ — Wilhelm fand ſich ſehr geſchmeichelt, und in ihm brannte der Wunſch, eine Kunſt zu lernen, durch die er viel Schwänke auszuführen hofte. Er nahm ſich vor, den Meiſter Antonio um eine Lektion zu erſuchen. Hierzu war es aber an dieſem Tage zu ſpät, weil er ſich ſchon in der Schenke ſo lange aufgehalten hatte, daß er einen ſcharfen Verweis von ſeinen Eltern befürchten mußte.

Er flog heim, übte ſich die halbe Nacht, ſteckte am Morgen ſein ganzes, ſeit mehreren Jahren geſammeltes Taſchengeld zu ſich und eilte damit nach dem Wirthshauſe. Antonio war kaum aus dem Bette aufgeſtanden und erſtaunte nicht wenig, als Wilhelm in ſeine Stube trat und ihm in der Bauchſprache einen guten Morgen bot, der freilich noch ſchülerhaft ausfiel. „Wo haben Sie das gelernt?“ fragte der Meiſter mit einer ernſthaften Miene. Wilhelm nannte ſeinen Lehrer, und rückte ſchnell mit der Bitte heraus, den Unterricht fortzuſetzen. Er legte zugleich ein Geldpäckchen auf den Tiſch, um damit das Honorar im Voraus zu bezahlen.

Antonio nöthigte ihn, ſein Geld wieder einzuſtecken. „Ich bin unzufrieden mit meinem Buben,“ ſprach er, „daß er Sie mit einer Poſſe bekannt machte, die eines jungen Menſchen von Ihrem Stande ganz unwürdig iſt.“

„Warum?“ ſagte Wilhelm. „Was ein ſo artiger Mann, wie Sie, gelernt hat, wird wohl auch für mich nicht zu ſchlecht ſeyn.“ —

Er hatte ſich auf dieſes Kompliment vorbereitet, weil ihm der Jockei voraus ſagte, daß er die Antwort bekommen werde, die er wirklich erhielt. Es ging ihm daher leicht und glatt von den Lippen, und Antonio, der zuvor ziemlich ſauer ausſah, lächelte freundlich darüber. „Gutes Kind,“ ſprach er, „ich ward leider! zum Gaukler erzogen; Sie aber müſſen ſich in Ihrer glücklichern Lage beſtreben, ein verdienſtvoller Mann, eine Stütze Ihres Vaterlandes zu werden.

Dieſe Worte waren Wilhelmen zu hoch und machten keinen Eindruck auf ihn. Er drang vielmehr mit neuer kindiſcher Heftigkeit auf Unterweiſung in der Bauchſprache. Um ſeiner los zu werden, fragte Antonio, was ihn der Jockei gelernt habe. Wilhelm wiederholte das ganze Kollegium, das ihm Tages zuvor hinter der Thüre geleſen worden war. „Nun, das iſt alles recht gut;“ ſagte Jener. „Ich weiß ſelbſt keine beſſern Regeln zu geben. Was Ihnen noch in der Anwendung derſelben abgeht, das müſſen Sie — wenn Ihnen die Sache nicht ſchon morgen, wie ich hoffe, zum Eckel geworden iſt — durch Uebung zu gewinnen ſuchen. Dieſe macht in dergleichen Gaukeleien den Meiſter.“ —

Wilhelm mußte ſich an dieſer kahlen Abfertigung begnügen. Um jedoch nicht ganz vergebens gegangen zu ſeyn, äußerte er den Wunſch, ein ſolches Kunſtgezänk zu hören, als jenes geweſen war, das einem Polizeidiener in Wien ſo ſchnelle Beine gemacht hatte. Antonio ſagte weder Ja noch Nein. Er bat, ihn einen Augenblick im Zimmer allein zu laſſen. Wilhelm trat ab und wartete vor der Thür. Bald darauf entſtand inwendig ein Getrampel und Gepolter, als kämen zwanzig Menſchen mit

Ungeſtüm an. Männer und Weiber ſchrieen und ſchimpften, wurden handgemein, warfen ſich auf die Erde, ſchlugen mit Stöcken auf einander los und machten mit Einem Worte ein ſolches Höllengetümmel, daß dem Knaben angſt und bange ward. Er ſtellte ſich vor, die Herren Gevattern müßten mit einer Schaar Bundesgenoſſen durch eine andere Thür eingedrungen und über Antonio hergefallen ſeyn. Auch der Wirth, der das lärmende Gefecht über ſeinem Kopfe gehört hatte, kam erſchrocken die Treppe herauf und klopfte heftig an die verriegelte Thür. Antonio öffnete ſie, war allein und wollte von keinem Kampf etwas wiſſen. Der Wirth ſtand eine Weile mit offenem Munde da, und verſicherte hoch und theuer, daß ihn ſeine Ohren noch nie ſo getäuſcht hätten.

Als er ſich wieder entfernt hatte, war Wilhelm um Worte verlegen, den hohen Grad ſeiner Bewunderung auszudrücken. Antonio hingegen nannte ſeinen Schwank ein Kinderſpiel, das um ſo weniger viel Aufhebens verdiene, daß er jetzt nicht einmal die Bauchſprache dabei angewandt habe. „Es gehört zu einem ſolchen Spaße nichts,“ ſetzte er hinzu, „als eine geläufige, zum ſchnellen Nachahmen verſchiedener Stimmen abgerichtete Zunge und ein tüchtiger Stock, mit dem man wild und raſch um ſich her ſchlägt. So kann ein nur mäßig gewandter Mann einen Lärm erregen, als wären fünfzig Menſchen beſchäftigt, einander die Hälſe zu brechen.“

9.

Der Harfner.

Nachmittags verſammelte ſich das ganze Dorf vor dem Wirthshauſe, und die Thiere ſpielten ihre Rollen. Antonio ritt indeſſen ſpazieren, und übertrug, wie immer, ſeinen Leuten die Direktion dieſes Schauſpiels. Zuerſt trat das Kameel auf die Bühne, beugte ſeine Kniee und ließ ſich belaſten: — eine knechtiſche Fertigkeit, die auch viele Menſchen beſitzen. — Die Affen gaben einen fröhlichern Anblick. Sie ſprengten raſch auf ihren Engländern daher und ſetzten über hohe Schlagbäume von Bändern, womit man ihnen den Weg ſperrte. Einige klammerten ſich ängſtlich an den Sattelknopf; andere rauchten ganz unbefangen ein Pfeifchen Tabak dabei. Hierauf mußte die Cavallerie abſitzen und zu Fuß manövriren. Es ward nach dem Dudelſack getanzt, und manche dieſer poſſierlichen Luftſpringer waren kaum ſo lächerliche Karrikaturen, als man bisweilen in prachtvoll erleuchteten Tanzſälen ſieht.

In der Erwartung neuer Taſchenſpielerkünſte war Abends wieder ein großes Gedränge in der Schenkſtube. Nur Steffen und Martin fehlten, weil ſie vermuthlich die freundſchaftlichen Geſchenke nicht öffentlich zeigen wollten, die ſie ſich Tags vorher mitgetheilt hatten. Antonio war heute zu Gaukelpoſſen nicht aufgelegt; er hätte lieber ungeſtört mit ſeinem Freunde Wigand geſprochen. Beide Männer fühlten ſich, trotz der Ungleichheit ihres Alters (denn der Schulmeiſter hatte beinahe zwanzig Jahre voraus) ſo herzlich und innig an einander gefeſſelt, daß es ihnen ſelbſt wunderbar ſchien. Es war Beiden nicht anders, als hätten ſie ſich ſchon vor vielen Jahren gekannt und geliebt, und nach einer langen Trennung wieder gefunden.

Antonio brach eine trauliche Unterredung, die ſie mit einander hatten, ungern ab. „Aller Augen," ſprach er, „ſind auf mich gerichtet. Ich muß wohl den guten Leuten ein Vergnügen machen." — Er ließ ſeine Harfe holen. „Dieß Inſtrument," fuhr er fort, „begleitet mich auf allen Reiſen. Ich habe dazu einige Lieder gedichtet, die für das biedere Landvolk, das ich ſehr liebe, beſonders geeignet ſind, und ihm den hohen Werth ſeines nützlichen Standes vor Augen ſtellen. So bin ich gleichſam ein Apoſtel der ländlichen Zufriedenheit; und ich glaube ein gutes Werk zu thun, daß ich moraliſche Volkslieder, wie der Meiſterſänger und Harfner der Vorzeit, öffentlich abſinge." —

Er bat jetzt um Stille und Aufmerkſamkeit. Die Anweſenden ſtellten ſich vor ihm in einen halben Mond; er griff feurig in die Saiten und ſang dazu mit einer angenehmen und deutlichen Stimme dieß Lied:

Nur Thoren verachten den Bauerſtand,
Der Weiſe hält ihn in Ehren;
Drum bauet, ihr Pflüger, mit Luſt das Land
Und laßt euch von Witzlern nicht ſtören!
Mehr Ruhm, als dem prahlenden Golde, gebühret
Dem Eiſen, das ihr durch die Fluren führet!

Und hätten die Städter des Geldes genug,
Um es mit Scheffeln zu meſſen,
Sie würde doch, ohne den edlen Pflug,
Bald Mangel und Hungersnoth preſſen;
Denn ihm nur öffnet die Erde das Horn
Des Ueberfluſſes voll Weizen und Korn."

Wie ſtolz donnert Mancher bei euch vorbei
In ſeiner hohen Karroſſe!
Wer ſäet den Hafer, wer mähet das Heu
Für ſeine ſchnaubenden Roſſe?
Laßt brach die Felder und Wieſen ſtehn,
So muß der Stolze zu Fuße gehn!

Der Geiſt der Gebildeten ordnet ſie an,
Die Kriegs- und Friedensgeſchäfte,
Doch ihr vollführet den gezeichneten Plan
Mit Armen voll rüſtiger Kräfte!
Ihr ſchützet im Heer mit gewaffneter Hand,
Gleich ehernen Mauern, das Vaterland!

Beneidet ſie nicht, die Großen der Welt! —
In ihrer Herrlichkeit Mitte
Sind ſie von gefährlichern Schlingen umſtellt
Als ihr in der ärmlichſten Hütte.
Wie blutet manch Herz, das ein Ordensſtern deckt,
Vom Pfeil der Verzweiflung, der tief in ihm ſteckt!

Dem Reichen trägt aus der Ferne das Meer
Gewürz und Säfte der Reben,
Doch führt ihm kein Schiff die Geſundheit dort her,
Die Brod und Waſſer euch geben.
Er kränkelt, ſo viel ſich ſein Arzt auch bemüht,
Indeß ihr durch Arbeit und Mäßigkeit blüht!

Drum bauet vergnügt und zufrieden das Land
Und laßt euch von Witzlern nicht ſtören!
Nur Thoren verachten den Bauerſtand,
Der Weiſe hält ihn in Ehren!
Mehr Ruhm, als dem ſtrahlenden Golde, gebührt
Dem Eiſen, das ihr durch die Fluren führt!

Dieſes Lied fand allgemeinen Beifall. Der Harfner mußte es wiederholen, und ſeine Zuhörer freuten ſich jezt doppelt darüber, weil ſie den vollen Sinn deſſelben noch beſſer als beim erſten Vortrage gefaßt hatten. „Das ſind Worte nach meinem Herzen!“ ſprach ein munterer Greis. „So hab' ich mein Leben lang vom Bauerſtande gedacht, und ich ärgerte mich immer, wenn ich unzufriedne Burſche vom Lande in die Stadt ziehen ſah, um in bunten Bortenröcken auf den Kutſchen zu ſtehen und dem lieben Gott die Tage abzuſtehlen. Solch ein vergoldeter Parademenſch iſt ein unnützer Müſſiggänger, und dennoch ein Sklav, der nie ſagen kann: dieſer Augenblick iſt mein! Der thätige Bauer hingegen iſt ein freier Mann, wenn er dem Kaiſer gibt, was des Kaiſers iſt, und als treuer Unterthan die Geſetze beobachtet.“ In gleichem Tone ſprachen noch einige andere Hausväter und rieſen ihren Söhnen zu: „Schreibt euch das hinters Ohr und haltet nicht alles für Gold, was ihr in der Stadt glänzen seht!“ —

Als man dieſes Kapitel abgehandelt hatte, ward Antonio zu mehrern Liedern aufgefordert und er wählte unter andern Bürgers bekannte Ballade: „Des Pfarrers Tochter von Taubenhain. Er nannte ſie, ehe er den Geſang anhob, einen Warnungsſpiegel für junge, hübſche Mädchen, und bat die anweſenden Jungfern, näher zu kommen. Sie dünkten ſich — gerade ſo, wie die Mädchen in der Stadt — ſämmtlich ſehr hübſch, und drängten ſich alle heran. Auch Röschen (die Tags vorher den Kanarienvogel, den ſie vom Tode losbitten wollte, geſchenkt erhielt) verſchaffte ſich einen der erſten Plätze. Sie hatte das meiſte Recht, dem Rufe zum Warnungsſpiegel für hübſche Mädchen zu folgen; denn ſie war unſtreitig der ſchönſte Stern des Dorfes und der umliegenden Gegend.

Sie hörte dem Geſang der Ballade ſehr aufmerkſam zu und nahm an dem Schickſale der Pfarrerstochter ſo lebhaften Antheil, daß ihr Geſicht einige Mal die Farbe veränderte. Dieß geſchah beſonders bei den Stellen, wo Roſette mit dem Junker von Falkenſtein eine nächtliche Zuſammenkunft hat und der ſchändliche Verführer in der Folge die ihr geſchworne Treue bricht. Als die Unglückliche nachher wegen des Verluſts ihrer Unſchuld von ihrem harten Vater gemißhandelt und verſtoßen wird, weinte Röschen laut; und der Kindesmord that auf ſie eine ſo erſchütternde Wirkung, daß ſie bei den Worten: „Mich hacken die Raben vom Rade!“ ohnmächtig zu Boden ſank und weggetragen werden mußte. Dieſer Vorfall machte dem Konzert plötzlich ein Ende.

Als Antonio des andern Tages abreiſen und ſeine Zehrung bezahlen wollte, ſagte Röschens Vater: er habe mit ihm etwas unter vier Augen zu ſprechen, und führte ihn in eine abgelegene Stube, die er hinter ſich verſchloß. „Ich bin Ihnen viel Dank ſchuldig, mein Herr!“ fing er jezt an: „Sie haben durch die traurige Geſchichte, die Sie geſtern ſangen, meine Tochter vom Verderben gerettet. Nehmen Sie dieß kleine Geſchenk zum Zeichen meiner Erkenntlichkeit!“ — Mit dieſen Worten wollte er ihm einen ſtraffen Beutel voll Geld in die Hand drücken. Antonio trat zurück und bat um Erklärung: wie er zu dieſem Anerbieten komme.

„Das ſollen Sie erfahren,“ antwortete der Gaſtwirth, „wenn Sie mir Verſchwiegenheit verſprechen.“ — Antonio that es und Jener fuhr fort: „Mein Röschen iſt, wie Sie werden bemerkt haben, ein junges, ſchmuckes Ding, und ſtach ſchon manchem fremden Herrn, der bei mir einkehrte, ins Auge. Sie war aber immer ſittſam und wich allen verliebten Nachſtellungen aus. So benahm ſie ſich auch oft gegen einen gewiſſen Edelmann, der einige Meilen von hier ein verſchuldetes Gütchen im Sommer bewohnt und den Winter in der Reſidenz zubringt, wo er vom Spiel lebt. Er iſt ein junger, wohlgebildeter Menſch und ſeine glatte Zunge beſitzt die Gabe der Ueberredung, als ob er bei der Paradiesſchlange in die Schule gegangen wäre. Dieſer Windbeutel hat denn, wenn ich manchmal den Rücken gewandt habe, dem Mädel ins Ohr gezischelt: ſie ſey ſchön, wie eine Göttin — verdiene ein beſſeres Glück, als auf dem Lande zu verſauern — er ſey bis zum Sterben in ſie verliebt — wolle ſie zu ſeiner Gemahlin machen — ſie ſolle Kleider und Schmuck wie eine Fürſtin bekommen u. ſ. w. Drauf iſt er mit dem Vorſchlag einer Entführung herausgerückt und hat auch wirklich die unerfahrne und leichtgläubige Thörin, die noch nicht völlig ſechszehn Jahr alt iſt, zur Einwilligung beſchwatzt. Am heutigen Abend wäre ſie heimlich fortgegangen, und ich hätte ſie vielleicht erſt nach langer Zeit im Lazarethe der Hauptſtadt oder gar — wie jene verführte Pfarrerstochter — auf dem Rabenſteine wieder gefunden; wenn nicht Sie, mein Herr, wie ein Bote Gottes in mein Haus gekommen wären! Ihr trefflicher Geſang zeigte meiner Tochter den Abgrund, vor dem ſie ſtand, und ſie entdeckte mir nach vorübergegangener Ohnmacht ihren Liebeshandel unter Vergießung vieler Thränen der Reue.“

„Wohl Ihnen und dem guten Mädchen!“ rief Antonio aus. „Ich freue mich herzlich, daß ich — wiewohl nur zufällig — etwas Gutes geſtiftet habe. Verfolgen Sie mich aber nicht weiter mit Ihrem Gelde, lieber Mann! Sie ſchmälern das kleine Verdienſt, das ich mir um Sie erwarb, wenn Sie es mit klingender Münze bezahlen wollen.“ —

Der Wirth ſtand nun davon ab, ließ ſich dagegen aber auch keinen Heller Zehrungskoſten aufdringen. Antonio fragte, ob Röschen gefaßt genug ſey, daß er ihr ein Lebewohl ſagen könne. „Das iſt ſie,“ antwortete der Vater, „und ſie hat mich ſogar gebeten, Sie nicht ohne Abſchied fortreiſen zu laſſen.“ — Sie gingen zu ihr. „O, mein Retter!“ rief ſie aus, flog auf Antonio zu und weinte in ſeinen Armen. Auch er ſchied mit Thränen von ihr.

Er beſuchte noch ſeinen Freund Wigand, dem er im Vertrauen geſtand: er bedaure jetzt mehr als jemals, daß er keine Heimath und keinen feſten Wohnplatz habe: er würde ſonſt Röschen, die er für eine der beſten Seelen auf Erden halte, zu ſeiner Gattin wählen.

10.

Die Verſchwörung.

Einige Tage nach Antonio's Abreiſe kündigte Herr Frank dem Schulmeiſter an, daß Wilhelm ſeine öffentlichen Lehrſtunden beſuchen ſolle.

„Viel Ehre für mich!“ antwortete Wigand, ohne ſeine ſteife militäriſche Stellung zu verändern.

„Aber, nota bene!“ ſetzte Herr Frank hinzu, „mein Sohn darf nur ſo viel lernen, als er fürs Haus braucht! Durchaus nicht mehr!“ —

„Hat bei mir nicht Noth!“ ſagte Wigand. „Ich habe ſelbſt im Felde der Gelehrſamkeit keine großen Eroberungen gemacht.“ —

„Deſto beſſer, Herr Wachtmeiſter! Ein Quintchen Mutterwitz taugt mehr, als ein Centner Schulwitz. — Auch bitt' ich mir aus, daß der natürliche Sinn des Knaben unverkünſtelt, ſein freier Muth ungelähmt bleibt! Ich kann ſie nicht leiden, die ſtillen Kopfhänger, die ſchleichenden Kalmäuſer.“ —

„Mein eigner Fall!“ erwiederte der Schulmeiſter, und die Sache war richtig.

Am folgenden Tage nahm Wilhelm den Ehrenplatz neben dem Katheder ein. Seine Mitſchüler haßten ihn vom erſten Augenblick an, weil er beſſer bekleidet war, als ſie, und Semmel oder Kuchen frühſtückte, indem ſie ihm gegenüber ein Stück ſchwarzes Brod zum Imbiß zermalmten. Wigand hingegen zeichnete ihn auf alle Weiſe vor ihnen aus, und ſchlug unbarmherzig auf die Neidharte los, wenn ſie den jungen Herrn wegen ſeiner Unwiſſenheit auslachten. Sie verhöhnten ihn aber deſto mehr, ſobald ſein Beſchützer den Rücken kehrte, oder gar über Land ging und ſeiner Frau das Lehramt übertrug. Das geſchah oft; denn er ward als Bienenvater und Roßarzt weit umher berufen, und wagte ſich mit ſeinen Pferdekuren ſogar an menſchliche Krankheiten. Doch verfuhr er wahrſcheinlich dabei klüger, als vor alten Zeiten ein einfältiger Kloſterbruder, der ein Schwein, das von ungefähr Spießglas verſchluckt hatte, ſehr fett werden ſah, und dadurch auf den Einfall gerieth, ſeine Mitgeſellen (die ihm noch nicht ſo wohlbeleibt ſchienen, als er es für Mönche anſtändig hielt) auf ähnliche Art zu mäſten. Sie ſtarben — wie das nicht übel erfundene Geſchichtchen weiter erzählt — ſämmtlich an dieſem Verſuch, und ſo erhielt das Spiesglas den Namen Antimonium, das iſt verdolmetſchet: Mönchsgift.

Auch Wilhelmen wäre des Schulmeiſters Beſtreben, ihn mit Ehre gleichſam zu ſättigen, beinahe ſchlimm bekommen. Die Sache verhielt ſich ſo: Doktor Wigand ward oft aus ſeinem Hörſaal abgerufen, um einen mediciniſchen Rath zu ertheilen; das junge Volk trieb indeſſen viel Unfug, und er fand deshalb nöthig, einen Statthalter zu ernennen, der in ſeiner Abweſenheit das Regiment führen ſollte. Seine Wahl fiel auf den Ritter der Wahrheit, den ſeine Herkunft und ſeine beſſern Sitten zu dieſer Würde berechtigten. Allein die barfüßigen Unterthanen murrten gegen dieſen Vicekönig, und verſagten ihm allen Gehorſam. Was er verbot, geſchah um ſo viel mehr. Das beleidigte ihn; und da er gewohnt war, in keinem Fall mit der Wahrheit hinter dem Berge zu halten, ſo beſchwerte er ſich jedes Mal bei dem zurückkehrenden Oberhaupte, und zwar nicht heimlich, wie ein boshafter Ohrenbläſer, ſondern laut und frei im Angeſichte der Rebellen. Sie mußten immer hart dafür büßen, wurden darüber gegen ihn äußerſt erbittert, und verſchworen ſich, Rache zu nehmen.

Hierzu wählten ſie einen Tag, da er in einer neuen Kleidung erſchien, die ſie alle gern auf dem Leibe gehabt hätten. Sie fingen damit an, ihn auf dem Heimwege mit Spitznamen zu verfolgen. Er ging eine Strecke ruhig fort; da ſie ihm aber immer mehr Schimpfworte und endlich ſogar Straßenkoth nachwarfen, wandte er ſich ſchnell, und gab dem dicken, rothbäckigen Söhnlein des Müllers, das ihm zunächſt auf den Ferſen war und ſich beſonders mauſig machte, eine derbe Dachtel. Plötzlich fiel die ganze Rotte über ihn her und rief einſtimmig: „Fort mit dem Blauſtrumpf in den Bach!“ — Er wehrte ſich vergebens, ward überwältigt und bis an's Ufer geſchleppt. Doch indem ihn die Buben, in der Schifferſprache zu reden, kielhohlen wollten, flog Luiſe, die Tochter des Schulmeiſters, ein niedliches Kind von acht Jahren, mit ängſtlichem Geſchrei ihm zu Hülfe, drängte ſich durch das wilde Getümmel, und umſchlang ihn ſo feſt, daß es nicht möglich war, ſie von einander zu reißen.

Die Bande ſtutzte einen Augenblick über die kleine Heldin, und ward indeſſen nicht gewahr, daß jetzt auch Luiſens Vater mit einem Stock in der Hand eilfertig anrückte. Er ſtürzte ſich wie ein Donnerwetter unter den Bienenſchwarm und zerſtreute ihn wie Spreu. „Hollah, ihr Kroaten!“ rief er den Fliehenden nach, die zum Theil vor Angſt in den Bach ſprangen: „Kommt nur morgen in die Schule, da ſollt ihr mir alle auf Erbſen knien!“ —

Luiſe hielt den Geretteten noch in ihren Armen, als ob ſie einen neuen Angriff befürchte. Er dankte ihr liebkoſend und beruhigte ſie. „Was gab's denn für ein Scharmützel?“ fragte der Vater. Wilhelm erzählte den Vorfall. „Der verdammte feige Troß!“ rief Wigand. „Zwanzig über Einen; das iſt keine Manier! — Nun, verlaſſen Sie ſich drauf, junger Herr, Sie ſollen Satisfaktion haben; ich halte morgen Kriegsrecht. Verſchweigen Sie aber Ihrem Herrn Vater die dumme Geſchichte!“

„Das darf ich nicht;“ antwortete Wilhelm. „Er fodert in allen Stücken Wahrheit von mir, und ich komme damit am beſten bei ihm aus.“ —

„Aber auch aus meiner Schule werden Sie damit kommen;“ ſprach Wigand. „Denken Sie an mich, der Papa behält Sie nun wieder zu Hauſe!“

„O das wäre traurig!“ ſagte das Mädchen mit klagender Stimme. „Ich freute mich immer, wenn ich Sie ſah.

und nun —“ Sie ſtockte und wandte ſich weg, um eine Thräne zu verbergen.

11.

Die Bürgerkrone.

Wilhelms Geſicht und Anzug war noch etwas verſtört, als er nach Hauſe kam. „Was fehlt Dir?“ fragte der Vater. „Du ſiehſt ja ſo trübſelig aus wie eine Leichenpredigt!“

„Ich war auch nahe dabei, eine Leiche zu werden;“ antwortete Wilhelm. „Die ganze Schule packte mich an und wollte mich in den Bach werfen.“

„Ach, die böſe Brut!“ rief die Mutter. „Es iſt aber auch Sünd' und Schande, daß ein Rittergutsherr ſeinen einzigen Sohn in die öffentliche Dorfſchule ſchickt, und ihn täglich der Gefahr ausſetzt, vom rohen Bauerpöbel gemißhandelt zu werden! — Es wäre längſt ſchicklich geweſen, ihm einen eigenen Lehrer zu halten.“

„Dieſe Wendung ſah ich voraus!“ ſagte der Vater. „Unſer Hofſtaat iſt noch nicht groß genug; es fehlt noch ein Prinzenhofmeiſter!“ —

Sie antwortete ihm nicht, ſondern foderte von dem Knaben die Geſchichte ſeines Bauernkriegs. Luiſens Heldenmuth, den er mit möglichſter Beredtſamkeit herausſtrich, gefiel ihr ungemein. Selbſt Herr Frank wiegte beifällig den Kopf, und billigte ihren Vorſchlag, das Kind rufen zu laſſen und zu beſchenken. Wilhelm flog nach der Thür; aber ſeine Mutter ließ ihn aus Beſorgniß, daß er dem Müllersſohn und deſſen Partiſanen in die Hände gerathen möchte, nicht von der Stelle, und fertigte einen Bedienten ab in die Schulmeiſterei.

Bald darauf kam Luiſe, von ihrem Vater begleitet. Er entſchuldigte ſich über den Vorfall. „Ich weiß zwar wohl," fuhr er mit ſatiriſchem Lächeln fort, „daß ein gewiſſer geiſtlicher Herr, der ein gelehrtes Werkchen über die Verbeſſerung der Landſchulen geſchrieben hat, unter andern darin vorſchlägt: die Schulhalter ſollten jedes Mal, wenn ſie ihre Lektionen geſchloſſen haben, auf den Kirchthurm ſteigen, und von dieſer hohen Warte herab den Kindern nachſehen, ob ſie ſittſam und ordentlich heim gingen: aber bedenken Sie, hochwertheſter Herr, das iſt denn doch ein gar zu abenteuerlicher und unnützer Einfall!" —

„Ei wohl!" rief der Gutsherr und lachte aus Herzensgrunde. „Es iſt ja mein altes Lied, daß nichts Kluges gedruckt wird!" — Er ward über dieſe erwünſchte Gelegenheit, dem Bücherweſen ein Kläppchen anzuhängen, ſehr wohlgemuth, und beſchenkte Luiſen mit einer großen ſilbernen Schaumünze. Madame Frank gab ihr Kuchen und ein ſeidenes Band. Wilhelm ſtand mit leerer Hand dabei, und ging, betrübt über ſeine Armuth, in den Garten, um wenigſtens ſeinem Schutzengel einige Blumen anzubieten. Indem er ſie pflückte, fiel ihm ein, ſie zu einem Kränze zu winden, der ihm recht zierlich gelang und auf Luiſens Flachskopf vortrefflich paßte. Sie bezeigte über dieſe Krönung, die Wilhelm mit vielem Anſtand verrichtete, mehr lebhaftes Vergnügen, als über die erhaltenen Geſchenke. Auch ihren Vater freute dieß werthloſe Blumengewinde. „Es iſt," ſprach er, „eine wahre corona civica, eine Bürgerkrone, die bei den Römern derjenige erhielt, der einem Bürger das Leben gerettet hatte." —

Während Wilhelms Blumenleſe geſchah die Verabredung, daß er nicht mehr den öffentlichen Lehrſaal betreten, ſondern Privatunterricht in der Wohnſtube des Schulmeiſters erhalten ſollte. Wilhelm war mit dieſer Einrichtung ſehr zufrieden: denn Luiſens Geſellſchaft, die er dadurch gewann, war ihm natürlicher Weiſe lieber als der Umgang mit den kleinen Halunken, die — gleichſam als Vorläufer der franzöſiſchen Sanskülotten oder Barſchenkler, wie Campe ſie nennt, — ihn blos darum bämiſch verfolgten, weil ſeine Eltern reicher und vornehmer waren als die ihrigen.

Das Bad, das ſie ihm zugedacht hatten, ward des folgenden Tages ihnen geſegnet. Auf Befehl ſeines Vaters mußte er bei der Execution zugegen ſeyn. Er bat für die armen Sünder; aber Wigand war ein tauber Würgengel. Der mitleidige Knabe konnte nichts thun, als ihnen die Abbitte erlaſſen, die ſie ihm leiſten ſollten. Seine Gutmüthigkeit erwarb ihm von den trotzigen Burſchen keinen erkenntlichen Blick; doch das ſcharfe Gericht, das über ſie erging, demüthigte ſie. Er wurde nach der Zeit nicht mehr beleidigt, und verbat ſich bald die Begleitung eines handfeſten, mit einer Hetzpeitſche bewaffneten Stallknechts, der ihm überall, wenn er ausging, als Leibwache folgte. Dieſe mütterliche Polizei-Anſtalt war ihm zuwider, weil ſie ihn der Feigheit verdächtig machte.

12.

Die Schreibmeiſterin.

Die Privatſtunden ſchlugen gut an. Wilhelm lernte jetzt in acht Tagen mehr als ſonſt in eben ſo viel Monaten. Von dieſem Wachsthum ſeiner Wiſſenſchaften kam jedoch wenig auf Wigands Rechnung; denn dieſer Ehrenmann griff gern, wenn er mit der öffentlichen Schule zu Stande war, nach dem Wanderſtabe, um in den nachbarlichen Dörfern ſeine vierbeinigen Patienten zu beſuchen, oder Honig zu zeideln und Bienenköniginnen ein- und abzuſetzen. Wie vertraut er mit dieſem fleißigen Völkchen und wie berühmt er deßwegen war, das bewies ein drolliger Vorfall, den wir als eine kurze Epiſode erzählen wollen.

Ein Vornehmer des Raths in einem nicht weit von Hühnenthal entlegenen Städtlein begab ſich in den Stand der heiligen Ehe und richtete eine ſtattliche Hochzeit aus. Der regierende Bürgermeiſter war dazu eingeladen und erſchien mit ſeinem großen, ſchwarzen Pudel, der ihn überall wie ſein Schatten begleitete. Beide ließen ſich die Gaben Gottes wohl ſchmecken, und der bellende Gaſt bekümmerte ſich wenig darum, daß die Damen ihre ſeidenen Schlender mit finſtern Geſichtern in die Höhe zogen, wenn er ſich ihnen nahte, um ein entbehrliches Knöchlein aus ihren ſchönen Händen zu empfangen. Am Schluß der Mahlzeit ſehnte ſich der gute Vater der Stadt nach Mittagsruhe. Er ſchlief in der Regel auf dem Rathhauſe; da man aber an dieſem feſtlichen Tage keine Sitzung gehalten hatte, ſo war er ſeiner gewöhnlichen Erquickung verluſtig geworden, und die Augen fielen ihm unwiderſtehlich zu, ungeachtet man ſehr laut um ihn her jubelte und lachte und eine Geſellſchaft Prager Studenten mit Tafelmuſik aufwartete. Die Gelegenheit des Hauſes war ihm bekannt; er wußte in dem anſtoßenden Garten eine ſchattige Laube, und verkrümelte ſich aus dem lärmenden Saale, um dort ein Stündchen zu ſchlummern. Sein

Philar war von der Partie; ſie ſchliefen beide bald ein; der Herr in der Laube, der Hund vor derſelben. Unglücklicher Weiſe ſchwärmten eben die Bienen, die im Garten einige Stöcke bewohnten. Sie lagerten ſich in Schaaren auf den ſchlafenden Pudel und ſchlüpften in die Zellen ſeines lockigen Pelzes. Er erwachte mit Schrecken und rannte mit ſeiner zahlloſen Einquartierung in den Hochzeitſaal. Hier ging das Schwärmen von neuem los. Die beſtürzten Gäſte ergriffen, nach einem fruchtloſen Kampfe mit dem geflügelten Heere, in größter Verwirrung die Flucht, weckten den Conſul und begehrten Hülfe von ihm. Er ſah ſich doppelt, als Obrigkeit und Herr des Unglücksſtifters, dazu verpflichtet, und ſchickte ſtracks, da ſich die zum Zorn gereizten Honigvogel durchaus nicht vertreiben ließen, einen reitenden Boten an Wigand, daß er kommen und ſie bannen ſollte. Nach Verfluß einiger Stunden traf er ein, ging in den Saal, blies auf einem Pfeifchen eine einfache Melodie, und die Bienen folgten ihm, zum Erſtaunen aller Anweſenden, in den Garten, wie dem berüchtigten Rattenfänger die Kinder in Hameln[*]. Nun lachte man weidlich; denn es war bei der Sache kein Unglück geſchehen, als daß die Braut einen Bienenſtich auf den Mund bekommen hatte, und ſich der Herr Bräutigam, wegen der daraus entſtandenen Geſchwulſt, für dieſen Tag des Küſſens enthalten mußte.

Durch dieſes Geſchichtchen ward Wigand als Bienenmeiſter berühmter denn jemals. Er hätte ſich zerreißen mögen, um an allen Orten, wo man ſeinen Rath und Beiſtand verlangte, zugleich zu ſeyn. Während ſeiner

---

[*] Auch bei den Egyptern gab es Zeidelmeiſter, welche die Bienen durch Pfeifen zur Weide führten.

Abweſenheiten unterrichtete ſeine Gattin, bei welcher die Luſt und Geſchicklichkeit dazu ein väterliches Erbſtück war. Wilhelm gewann bei dieſem Vikariat. Ihre gefällige Lehrart behagte ihm beſſer, als die rauhe Methode des alten Kriegsmanns, die mitunter nach der Reitbahn und dem Exercierplatze ſchmeckte.

Auch Luiſe beſchäftigte ſich mit Wilhelms Bildung, und fand ein beſonderes Vergnügen daran, ihn im Schreiben zu unterweiſen. Sie war nach Verhältniß ihres Alters eine Meiſterin der Schönſchreibekunſt, und brachte ihn bald ſo weit, daß er ihren zierlichen Buchſtaben mit ganz leidlichen Krähenfüßen nachhümpelte. Ihr Name gelang ihm am beſten, und das war kein Wunder: er ſchrieb ihn auf jedes Papierſchnitzchen, kreidete ihn an alle Wände, grub ihn in Kürbiſſe und ſchnitt ihn, wie ein verliebter Schäfer, in die Rinde der Bäume. Er wußte ſelbſt nicht, warum er es that; aber der unſichtbare Schreibemeiſter, der ihm ſchon in ſo früher Jugend die Hand führte, iſt allen ältern Leuten ſehr wohl bekannt. Luiſe bemerkte die Kunſtfertigkeit ihres Schülers und freute ſich darüber. „Du mußt nun Deinen eigenen Namen eben ſo nett malen lernen,“ ſagte ſie und ſchrieb ihm denſelben vor. „O wunderſchön!“ rief er aus. „Das ſind Züge, wie in Kupfer geſtochen!“ — „Ja, ſiehſt du,“ ſprach ſie, „ich habe mich auch an deinem Namen geübt, damit du nichts vor mir voraus haſt.“ —

Unter dieſen Tändeleien ward Wilhelm ſechzehn und Luiſe zwölf Jahre alt. Jetzt ſchlug ihm das Mädchen auf Ein Mal aus der Art, that ſehr altklug, ward gegen ihn ſcheu und verlegen, und ihr drolliger Muthwille, der ihn ſonſt mit tauſend luſtigen Einfällen und loſen Streichen neckte, verwandelte ſich in ernſte Höflichkeit. Das war ihm ein Räthſel, und preßte ihm oft die Frage aus: warum ſie mit ihm ſchmolle. Er erhielt immer die tröſtliche Antwort, daß er ihr nichts zu Leide gethan habe. Dennoch blieb ſie verſtimmt, und fand ſich nicht wieder in den alten herzlichen Ton. Das trauliche Du, das ſie als ſpielende Kinder ganz unbedenklich gegen einander gebraucht hatten, ſtarb auf Luiſens Lippen ganz aus; ſie vermied bei jeder Gelegenheit, mit ihm allein zu ſeyn, und ſchrieb ihm ſeinen Namen nicht mehr vor, er möchte darum bitten, wie er wollte.

Dieſe Launen kränkten ihn tief. „Ich ſehe ſchon," brach er einſt voll Unmuth aus, „Du biſt mir gram, willſt mich von Dir entfernen! Nun gut, Luiſe! Du ſollſt meiner beſchwerlichen Geſellſchaft ganz überhoben ſeyn." — Hiermit ergriff er ſeinen Hut und ging haſtig nach der Thür. Dieſer Schreckſchuß wirkte. Luiſe vertrat ihm den Weg. „Wie?" rief ſie lachend, und ſtemmte mit poſſierlichem Trotz die Hände in die Seiten: „Du willſt mir aus der Schule laufen und kannſt kaum Deinen werthen Namen erträglich ſchreiben? Das wäre niedlich! — Nein, nein, komm Du her und übe Dich erſt noch ein Bißchen!" — Wips! zog ſie den Hut ihm aus der Hand und ihn an den Tiſch, ſchrieb ſeinen Namen hoch oben auf den Rand eines Bogens Papier, und ebenſo auf die folgenden Seiten, drückte den Schmoller nieder auf einen Stuhl und ſagte: „Friſch, junger Herr! Sie dürfen mir nicht von der Stelle, bis dieſes Penſum aufgearbeitet iſt! Schmadern Sie mir aber nicht ſo weitläufig wie der Gerichtshalter! Es können auf jeder Seite dreihundert Herren Wilhelm Frank bequem beiſammen ſtehen, ohne daß einer den andern drückt und drängt.“ — Sie ſchwieg einen Augenblick; ihr Geſicht ward ernſthafter, und mit weicher, ſinkender Stimme ſetzte ſie hinzu: „Dieſen Bogen will ich dann zu Deinem Andenken aufheben.“ —

„Ach, gute Luiſe!“ rief Wilhelm, „ſprich doch immer ſo freundlich mit mir! Ich bleibe nun wieder gern und ewig Dein Schüler.“ —

13.

Das Hauptquartier.

Wilhelms Mutter examinirte ihn von Zeit zu Zeit. Er ſtellte ſich unwiſſender als er war, weil er ſonſt, wenn er den ganzen Schatz ſeiner Kenntniſſe zur Schau legte, den Ausſpruch befürchtete: ſeine Gelehrſamkeit ſey dem Unterrichte des Schulmeiſters entwachſen und bedürfe deſſen nicht weiter. Doch indem er ſo, um nicht von Luiſen getrennt zu werden, das Fahrwaſſer der Wahrheit verließ, lief er auf eine verborgene Klippe, die ihm eben dieſelbe Gefahr drohte, welche er zu vermeiden ſuchte.

Er glaubte nämlich bei einem ſolchen Examen ſeine Sachen dadurch recht klug zu machen, daß er die Frage: „Wie heißt die Hauptſtadt in Frankreich?“ unbeantwortet ließ. Dieſer Kniff mißlang ihm ganz, und er war auch in der That etwas zu plump. „O du erbärmlicher Ignorant!“ rief die Examinatorin unwillig aus. „Alle Deine Gänge zum Schulmeiſter ſind nicht der Schuhſohlen werth, die Du dabei abläufſt! Doch das iſt natürlich: wie kann ein Blinder dem andern den Weg weiſen! — Nein, ich ruhe nicht, bis Dir ein geſchickter Hofmeiſter gehalten wird.“ —

„Da haſt Du's!“ ſprach Wilhelm zu ſich ſelbſt: „Das ſind die Früchte, wenn man neben der Wahrheit vorbei ſpaziert! — Ich will mir aber auch feſt vornehmen, künftig kein Haar breit von ihr abzuweichen. Hätt' ich mein Bischen Weisheit ausgekramt, ſo wäre meine Mutter damit zufrieden geweſen und dächte nicht daran, einen gelehrten Orbil für mich zu verſchreiben. Ein allerliebſter Tauſch gegen meine bisherige Lehrerin, die freundliche Luiſe!“ —

So haderte er den ganzen Tag mit ſich ſelbſt. Am Ende beruhigte ihn die Hoffnung, daß es ſeiner Mutter nicht gelingen würde, ihren Plan durchzuſetzen. Er behorchte auch wirklich noch an demſelben Abend eine lebhafte Gardinendebatte, worin die Hofmeiſterbill verhandelt, aber vom Oberhauſe gänzlich verworfen ward. Die beſiegte Partei beklagte ſich darüber am folgenden Morgen. „Aber es hat nichts zu bedeuten, mein Sohn!“ ſetzte ſie hinzu: „Ich gebe meine Abſicht nicht auf, ſondern erwarte nur einen günſtigen Augenblick.“ —

Einige Tage nachher lief vom General Türk, dem Oheim der Madame Frank, folgender Brief an das Ehepaar ein:

Euch iſt wahrſcheinlich ſchon bekannt, daß ein Theil der Armee in Eurer Gegend ein Uebungslager beziehen wird. Das mag Euch nun freuen oder nicht, wir kommen gleich nach der Ernte mit Sack und Pack, mit Roſſen und Wagen. Der König hat mir das Commando übertragen; ich bin aber nicht geſonnen, mich von der Gicht und dem Zipperlein, die mir immer nachrücken, auf der feuchten Erde und im luftigen Gezelt überrumpeln zu laſſen. Unſer einer, der ſeit fünfzig Jahren Pulver gerochen hat, darf ſich bei einem ſo friedlichen Feldzuge die Freiheit herausnehmen, ein geſünderes Obdach zu ſuchen. Hierzu ſteht mir nun Euer ſchönes, geräumiges Schloß trefflich gelegen, und ich bin, mit Eurer Erlaubniß, entſchloſſen, es zu meinem Hauptquartier zu machen. Ich bedarf wenig Platz. Gebt mir ſieben bis acht Zimmer, ebenſo viel Kammern, einen Speiſeſaal, einen Stall für ſechzehn Pferde, und eine große, helle Küche für meinen Koch, ſo bin ich zufrieden. Uebrigens ſtehe ich für allen Schaden. Habt Ihr aber junge, hübſche Mädchen im Hauſe, ſo ſchafft ſie bei Seite; denn für meine Adjutanten ſtehe ich nicht. Gott befohlen!

Hans von Türk.

„Eine tröſtliche Anmeldung!“ rief Herr Frank und ſchlenderte den Brief auf den Tiſch. „Das hat man von der hohen Verwandtſchaft! Es wird ein Getümmel im Hauſe werden, als rumorte das wüthende Heer darin!“ — So murrend verließ er das Zimmer. Selbſt Madame Frank ſtellte ſich Anfangs verdrießlich; ſobald er aber abgetreten war, bezeigte ſie großes Vergnügen über den Brief. Tauſend Thaler, ſagte ſie zu ihrem Sohne, wären ihr nicht ſo lieb, als die Ankunft des Onkels. Das Hauptquartier mache doch in allen Fällen dem Schloſſe viel Ehre, und nun ſey auch die ſtreitige Hofmeiſterſache ſo gut als entſchieden. Durch den General könne ſie alles ſpielend durchſetzen; denn vor dem fürchte ſich der Vater, wie ein Kind vor dem ſchwarzen Mummel.

Wilhelm ſchwieg; was er aber dabei dachte, läßt ſich errathen.

14.

Der Porträtmaler.

Als die Felder leer waren, zog der General mit einem großen Schweife von Leuten in Hübnenthal ein. Seine Geſtalt ſetzte jeden, der ihn zum erſten Mal ſah, in Erſtaunen. Er war ein Mann wie ein Eichbaum, und ſeine Stimme glich dem Donner. Herr Frank betrug ſich gegen den furchtbaren Kriegsgott ſehr ſchüchtern und demüthig und ſagte, wie ein frommer Rathsherr, zu allem Ja, was der Mächtige ſprach. Dieſe Unterwürfigkeit des ſonſt ſo trotzigen Mannes ſchrieb ſich noch von der Zeit her, da er als Standartenjunker bei demſelben Regimente ſtand, wo damals der General, als Oberſtwachtmeiſter, ein ſtrenger kategoriſcher Imperativ war. Madame Frank hingegen ging mit dem alten Iſegrimm ſehr zwanglos um und neckte ſich ſo unbefangen mit ihm, wie ein muntres Hündchen mit dem ernſten Löwen ſpielt, dem man den jungen Schäfer zur Geſellſchaft in den Käfich gab.

Sie machte ſobald als möglich ihre Klage wegen Wilhelms verſäumter Erziehung bei dem General anhängig, und er verſprach, ihrem Eheherrn darüber Vorhaltung zu thun. Das geſchah denn auch mit einem ſo gewaltigen Nachdruck, daß man die beſtellte Strafpredigt in allen Winkeln des Schloſſes hörte. „Apropos, Frank!“ platzte der alte Held wie ein Kanonenſchuß los: „Wie ſteht's mit Deinem Sohne? Wer unterrichtet ihn?“

Herr Frank erſchrack und antwortete mit der leiſen Stimme des böſen Gewiſſens: „Der Schulmeiſter.“ —

„Zum Element! biſt Du klug?“ donnerte der Zwölfpfünder: „Schämſt Du Dich nicht, Deinen Stammhalter ſo zu vernachläſſigen? — Der Schulmeiſter iſt ein kreuzbraver Kerl, der ein Pferd trefflich zureiten und allenfalls einem Bauerjungen die zehn Gebote einbläuen kann; aber die Erziehung eines Jünglings von beſſerer Herkunft geht über ſeinen Horizont.“ —

„Ich ſtand in der Meynung,“ ſtammelte Herr Frank, „daß mein Sohn als Landwirth und künftiger Gutsbeſitzer keiner Gelehrſamkeit bedürfe.“

„Wer ſpricht von Gelehrſamkeit?“ polterte der General. „Verſtehſt Du darunter die todten Sprachen, die Algeber und die egyptiſche Finſterniß der Schulphiloſophie — puh! da ſchaudert mir ſelbſt davor. Aber hundert andere Kenntniſſe, mein Freund, ſind heutiges Tages unentbehrlich geworden. Die Welt iſt nicht mehr die alte! Beſuche nur große Städte und geh' in Geſellſchaften! Da ſchwatzen fünfzehnjährige Mädchen mit ſo geläufiger Zunge über Künſte und Wiſſenſchaften, als wäre von einem Strickſtrumpf die Rede. Unſer einer, der in ſeiner Jugend nichts als Reiten und Fechten gelernt hat, ſteht wie ein ſtummer Oelgötze dabei; und ich flüchte dann immer ſo geſchwind als möglich hinter das Bollwerk eines Spieltiſches, um nicht in ein gelehrtes Gefecht zu gerathen, wo ich vor Kindern das Gewehr ſtrecken müßte.“ —

In dieſer Manier fuhr der General noch eine Weile fort, die Widerwärtigkeiten der Ignoranz mit lebhaften Farben zu ſchildern und ſchloß mit dem gebieteriſchen Antrage: Wilhelm müſſe entweder mit einem gelehrten Erzieher verſehen, oder auf einige Jahre in die Hauptſtadt geſchickt werden, wo er alles lernen könne, was er bedürfe.

Bei dem letztern Vorſchlage überſchritt der ſtürmiſche Kriegsmann den erhaltenen Auftrag. Seine Couſine fiel ihm daher ſchnell mit dem Einwand ins Wort: es würde ihr ſchwer werden, ſich von ihrem einzigen Kinde zu trennen; und überdieß wären die Gefahren, denen ein unerfahrener Jüngling in einer großen Stadt ausgeſetzt ſey, nicht zu berechnen.

„Nun ſo verſorgt Euch mit einem tüchtigen Hauslehrer!“ ſagte der General. „Der Name der Kandidaten, die in der Reſidenz am Teiche Bethesda ſitzen, iſt Legion.“ —

Herr Frank verſicherte: er werde ſich in den nächſten Tagen um ein geſchicktes Subjekt bemühen. Dieſe ſcheinbare Bereitwilligkeit dünkte ihn das beſte Mittel, den Faden eines unangenehmen Geſprächs abzureißen; im Herzen aber war er geſonnen: wenn der Donnerer wieder aus dem Hauſe ſey, nicht weiter an die Sache zu denken.

Die Dame merkte ſeine Hinterliſt und fuhr raſch fort, das warme Eiſen zu ſchmieden. „Es iſt recht ſchön, lieber Frank,“ ſagte ſie, „daß Du Dich zur Erfüllung meines lange gehegten Wunſches bequemſt: wie ſollen wir aber, da wir in der Reſidenz wenig Bekanntſchaft haben, zu einem geſchickten Lehrer gelangen? Wär' es alſo nicht gut, wenn wir den gnädigen Onkel erſuchten, dieſe Sorge für uns zu übernehmen?“ —

„Mit Vergnügen!“ rief die Excellenz. „Ich will meinem Feldprediger Auftrag thun, und nächſtens ſollt Ihr einen wackern Hofmeiſter im Hauſe haben.“ —

Herr Frank machte dem General eine tiefe Verbeugung und ſeiner Frau ein flämiſches Geſicht. Dieß ſchnitt er aber nur verſtohlen, indem ihr Onkel einen Augenblick wegſah und Schnupftabak nahm. Sie lächelte ruhig und verließ eilend das Zimmer, um ihren Sieg auszupoſaunen.

Wilhelm blieb bei ihrem Jubel ziemlich kalt, und verwünſchte in ſeiner Seele den Oheim und deſſen ganzes Gefolge. Das letztere aus Eiferſucht auf einige junge Officiere, die Luiſen am Fenſter geſehen und ſie ſo artig gefunden hatten, daß ſie es der Mühe werth hielten, ihre Bekanntſchaft zu machen. Sie ſprachen zu Wilhelms großem Aerger viel von ihr im Schloſſe und betrachteten ſie als eine leichte Beute, die man ohne Umſtände in Beſitz nehmen könnte.

Mit dieſem Anſchlage gingen ſie in Wigands Wohnung, des feſten Vorſatzes, den Ludimagiſter zum Beſten zu haben und mit ſeinem Töchterlein nach Gefallen zu ſcherzen. Sie ſtellten ſich vor, ein altes, ſchnurriges Männchen zu finden, das ihnen mit unterthänigen Katzenbuckeln entgegenkommen und jeden luſtigen Spaß genehmigen würde; daher waren ſie nicht wenig überraſcht, als ſie ein anſehnlicher Mann, dem Muth und Entſchloſſenheit aus den Augen blitzte, mit edlem Anſtand empfing und mit feſter Stimme fragte, was ſie beliebten. In der erſten Beſtürzung gebrach es ihnen faſt an einer ſchicklichen Antwort; doch bald beſann ſich einer auf den Vorwand: ſie wünſchten die Einrichtung der Schule zu ſehen.

„Hm!“ antwortete Wigand lächelnd: „dieſe pädagogiſche Neugier iſt bei jungen Herren Ihres Standes eine ſeltne Erſcheinung! Was für Merkwürdigkeiten können Sie auch in einer Dorfſchule erwarten! Doch kommen Sie näher! Hier ſehen Sie eine finſtre, ſeit zwanzig Jahren nicht geweißte Stube, an deren Wänden ſich viele Narrenhände verewiget haben. Das iſt, außer den helzernen Bänken für fünfzig bis ſechzig Knaben, in der That alles, was ich Ihnen zeigen kann.“ —

Die zarten Helden ſtanden etwas beſchämt, ſchlugen mit den Stöcken an ihre ſteifen Stiefeln, ſuchten ihre Verlegenheit durch Lachen zu verbergen und drehten die Augen rechts und links, um die eigentliche Sehenswürdigkeit, die ſie verſteckt hatte, zu Geſicht zu bekommen. Allein davor war geſorgt. Luiſe befand ſich mit ihrer Mutter in einem verſchloſſenen Hinterſtübchen, und Wilhelm theilte dieß freiwillige Gefängniß mit ihnen.

„Haben Sie Familie?“ fragte jetzt einer der neugierigen Herren, um ſeinem Zweck näher zu kommen.

„Frau und Tochter,“ — antwortete Wigand — „die beide nicht zu Hauſe ſind.“ —

„So, ſo! — Adieu, Herr Schulmeiſter!“ — Hiermit zogen ſie ab und lachten über ſich ſelbſt, daß ſie ſo angeführt wurden.

Einer dieſer Mädchenjäger war ein Sohn des theuern Herrn von Schierling, den der Leſer im zweiten Kapitel kennen lernte. Dieſes Gelbſchnäbelchen war erſt ſeit acht Tagen aus dem Eie des Kadettenhauſes gekrochen und hatte das Patent als Fähnrich erhalten. Er kannte ſich nun nicht mehr vor Stolz und ſah jeden, der weder von Adel noch Officier war, nur für einen Halbmenſchen an. Beſonders in Hühnenthal warf er ſich mächtig in die Bruſt und beſchäftigte ſich mit geheimen Anſchlägen, die Schmach zu rächen, die ſeinem Vater und deſſen vielgeliebten Hunden dort widerfahren war. Da ihm wegen der nahen Verwandtſchaft des kommandirenden Generals mit der Familie Frank eine offne Fehde nicht rathſam ſchien, ſo begnügte er ſich, einen Meuchelmord an einer unſchuldigen Gans zu verüben und hier und da die Wände des Schloſſes mit Eſelsköpfen zu zieren.

Einſt hörte Wilhelm an der Außenſeite ſeiner Stubenthür ein ſeltſames Kratzen. Er ſah ſchnell hinaus. Wen traf er? Den Herrn Fähnrich von Schierling, der ihn abweſend glaubte und mit einer Kohle in der Hand beſchäftigt war, einen großen Eſelskopf zu verfertigen, den er ſchon bis auf wenige Striche vollendet hatte. Er erſchrack und ging pfeifend fort, als trüge ihn ſein Weg hier vorbei. „Bſt! warten Sie doch!“ rief Wilhelm ihm nach: „Wie kam meine Thür zu der Ehre, daß Sie Ihr eigenes Porträt darauf malen?“ —

„Was beliebt?“ fragte der Fähnrich, und ſah ſtolz über die Achſel zurück.

„Kommen Sie nur näher!“ ſprach Wilhelm. „Wir haben über dieſes Gemälde ein Wort mit einander zu ſprechen.“

Herr von Schierling ſtellte ſich befremdet, kehrte jedoch um und betrachtete ſein Machwerk als eine unbekannte Neuigkeit. „Alle Teufel!“ — fuhr er auf — „Sie unterſtehen ſich, mir dieſen Narrenſtreich beizumeſſen? — Ich rathe Ihnen, nehmen Sie Ihre Beſchuldigung zurück, oder bei meiner Ehre —!“ Er hob, indem er dieß ſagte, den Stock.

„Sie drohen mir?“ rief Wilhelm und ſchlug ihm das Rohr aus der Hand. „Ich verſtehe mich auf dieß Gewehr ſo gut als Sie! Wir können aber friedlich auseinander kommen, wenn Sie hier vor meinen Augen Ihr Bildniß auslöſchen und alle ähnliche Kunſtwerke, die Sie durchs Schloß verſtreut haben, innerhalb einer Stunde vertilgen.“

Hierzu wollte ſich der Eſelsmaler — der um ein gutes Theil verächtlicher als der elendeſte Gurkenmaler war — durchaus nicht verſtehen, und machte noch einen ſchwachen

Verſuch, die ſaubern Schildereien abzuläugnen und ſeinen Gegner durch ſtolze Worte zu ſchrecken. Dieſer hingegen blieb mit kaltem Blute dabei, die Langohren müßten ohne Verzug weggeſchafft werden. „Ich werde mich mit Ihnen darüber nicht raufen!“ ſetzte er hinzu: „wenn Sie aber nicht augenblicklich Anſtalt machen, die Plätze zu reinigen, die Sie beſudelt haben, ſo melde ich ihre feine Aufführung dem General.“ —

Der tapfre Fähnrich erblaßte, zog ſtill ein weißes Schnupftuch aus der Taſche und wiſchte ſein Paſtellgemälde ſäuberlich ab.

„Schön!“ ſagte Wilhelm. „Fahren Sie ſo fort!“

„Aber Sie ſchweigen doch?“ — fragte der überwundene Held in einem bangen Tone.

Wilhelm verſprach's, und innerhalb einer Stunde verſchwanden alle gemalte Eſel im Schloſſe. Der gedemüthigte Künſtler ſammelte ſie mit Zähnknirſchen in ſein Schnupftuch und ſchwor dabei im Herzen, ſich empfindlich zu rächen. Hierzu ſah er freilich für jetzt keine Möglichkeit, weil er ſchon des folgenden Tages mit den Lagertruppen abziehen mußte; er ſchrieb ſich indeß, nach dem Beiſpiele ſeines edlen Vaters, die Sache hinter's Ohr, und beide Herren bewieſen in der Folge, daß ſie im Punkt der Rache Männer von Wort waren.

15.

Magiſter Cruſelius.

Sobald der General mit ſeinem Gefolge das Schloß verlaſſen hatte, trat Herr Frank die Regierung ſeines Hauſes wieder an und herrſchte gewaltiger denn jemals. Seine

Gemahlin bekam wegen der Hofmeiſtergeſchichte einen harten Stand. Er betheuerte mit manchem kernhaften Fluche, es dürfe ſich niemand, wer es auch ſey, in ſeine häuslichen Angelegenheiten miſchen, und wenn ihm der General einen lateiniſchen Schulfuchs zuſchickte, wolle er ihn die Treppe hinunter werfen. Die Dame lachte über dieſe Drohung ins Fäuſtchen, weil ſie aus Erfahrung wußte, daß es der Polterer nicht wagte, ihren Oheim auf irgend eine Art zu beleidigen.

Eingedenk ſeines Verſprechens, befragte der General den Feldprediger, ob er einen geſchickten Erzieher vorzuſchlagen wiſſe, und der geſtiefelte Apoſtel ſagte geſchwind Ja, weil es ihm eine erwünſchte Gelegenheit war, einem alten Schul- und Univerſitätsfreunde, der ſich in kümmerlichen Umſtänden befand, zu Brode zu helfen.

Magiſter Truſelius — ſo hieß der arme Kandidat — war ein düſterer Mann von vierzig Jahren, der in einem engen Hinterſtübchen, wie ein Käuzlein in einem hohlen Baume, lebte. Er ſah oft Monate lang kein menſchliches Angeſicht als ſeine hochbetagte Aufwärterin und einen Burſchen aus der Druckerei, für die er als griechiſcher und lateiniſcher Korrektor arbeitete. Dieſes jämmerliche Geſchäft war damals ſein einziger Nahrungszweig: er mußte ſich alſo ſeine Schale Thee, ſeine Pfeife Landtabak und ſein Gericht Erdäpfel mühſam genug verdienen; denn das Honorar, das er für zweimalige Durchſicht eines Bogens erhielt, betrug nicht mehr als ſechs gute Groſchen, und die Setzer machten ihm überdieß das Leben ſo ſchwer, daß er bei der erſten Druckfehlerjagd gewöhnlich jedem Bogen drei volle Stunden aufopfern mußte.

Man ſah es ihm denn auch an, daß er nicht bei dem großen Reſtaurateur Very in Paris zu ſpeiſen pflegte, wo täglich 150, ſchreibe Einhundert und fünfzig, verſchiedene Gerichte der feinſten Art den reichen Leckermäulern bereitet werden, und mancher Schlemmer für ein einziges Mittagsmahl, das er ſeiner hohen Perſon auftiſchen läßt, fünf bis ſechs Louisd'or bezahlt*. Von dieſer Summe zehrte der arme Magiſter ein halbes Jahr, und blieb bei dieſer muſterhaften Mäßigkeit ſo frei von überflüſſiger Corpulenz, daß ihn wie ein Windſpiel die Sonne durchſchienen hätte, wenn es ihr möglich geweſen wäre, in ſein von allen Seiten verbautes Muſeum zu dringen. Dennoch war er, ſo lange es ihm nicht an Kartoffeln und landsmänniſchem Tabak gebrach, vergnügt und zufrieden wie der reichſte Prinz. Es lag auch blos an ihm, daß er ſich ſelbſt nicht ſtattlicher bewirthen konnte. Er hätte längſt, wie andere ſeines Gleichen, einen Pfarr- oder Schuldienſt erhalten, wenn er aus ſeiner Einſiedelei hervor und unter Menſchen gegangen wäre. Aber er lebte nur unter ſeinen todten Griechen und Römern, die ihm freilich kein Amt geben konnten. Er wußte aufs Haar, wo Cicero in Rom und Plato in Athen gewohnt hatten; allein den Weg zum Hauſe des Konſiſtorialpräſidenten kannte er nicht.

Dieſe Abgeſchiedenheit von der lebenden Welt gab ihm ein ſo verwildertes und verworrenes Anſehen, daß er beinahe zum Kinderſpott wurde, wenn er ſich bisweilen, wie ein ſcheuer Nachtvogel, auf die Gaſſe hinauswagte. Außerdem war ſeine Geſichtsbildung nicht anmuthig, und dieſe ließ ſich doch nicht verbeſſern, wenn er auch die größten

---

* S. Reichardt's vertraute Briefe aus Paris. Dritter Theil. Hamburg, 1805.

Aſſembleen beſucht hätte. Er konnte zwar da aus häufigen Beiſpielen lernen, die Naſe recht hoch zu tragen; doch die ſeinige wäre dennoch klein, platt und eingedrückt — kurz, eine häßliche Stumpfnaſe geblieben. Und was hätte es ihm geholfen, daß oft in Geſellſchaften große, ſtattliche Naſen gedreht werden? — Sie waren ihm nicht brauchbar, ſie an die Stelle ſeiner Zwergin zu ſetzen. — Aber genug von Naſen! Sonſt möchten die geneigten Leſer und die ungeneigten Kunſtrichter die ihrigen darüber rümpfen.

Unſer Magiſter ſaß eines Morgens bei einem naſſen lateiniſchen Druckbogen und brummte einmal über das andere: „I ad graecum II!“ — An dieſes häßliche Gerüſt (das die ehrlichen Leute, für die es gebaut wird, die Feldglocke nennen, in der ſie ſelbſt den Klöppel abgeben) verwünſchte er den Setzer, der, theils der Sprache nicht mächtig, theils nachläſſig ſo viele Böcke geſchoſſen hatte, daß der arme Korrektor nicht fertig werden konnte, ſie bei Seite zu räumen. Als er ſich mit dieſer Wildfuhre ſchon einige Stunden geplackt hatte, trat der Feldprediger in ſeine Klauſe und trug ihm die Hofmeiſterſtelle in Hühnenthal an. Er hatte Anfangs aus Menſchenſcheu keine Luſt, ſie anzunehmen; ſein Freund beſtand aber mit wohlmeynendem Eifer darauf und zwang ihn, ſeinen müllerfarbenen Gallarock mit ſchwarzen Glasknöpfen anzuziehn, um dem General die Aufwartung zu machen.

Sie gingen mit einander in die Wohnung der Excellenz, und dem armen, blöden Truſelius brach der Angſtſchweiß aus, als er die gigantiſche Geſtalt erblickte und ihr guter Morgen ihm entgegendonnerte. Seine eingedorrte Figur und noch mehr ſein zaghaftes Betragen — denn er zitterte wie Eſpenlaub — mißfiel dem General, deſſen Auge daran gewöhnt war, immer kraftvolle Körper und männliche Feſtigkeit vor ſich zu ſehen. Er zog den Feldprediger an ein Fenſter. „Herr," ſprach er ſo leiſe, als es ſeiner Heroldsſtimme möglich war — „was bringen Sie mir da für einen traurigen Schächer! Mit dem werden wir in Hühnenthal wenig Ehre einlegen!" —

Der Feldprediger vertheidigte ſeinen Schützling. „Ew. Excellenz," antwortete er, „haben in Anſehung der Außenſeite meines Freundes vollkommen Recht: ſie iſt wenig empfehlend; aber ich bürge für ſeine Rechtſchaffenheit und ſeine Kenntniſſe, die man vielleicht bei hundert eleganten Erziehern nach der neueſten Mode nicht antreffen möchte."

„Gut, ich verlaſſe mich auf Sie!" erwiederte der General. „Ein zierlicher Haſenfuß paßte noch weniger aufs Dorf. Wir wollen's mit Dieſem verſuchen."

Er rief jetzt dem Magiſter, der noch an der Thüre ſchilderte, näher zu kommen. Ein ſchwerer Gang für ihn, der in ſeinem Leben keinen getäfelten und geglätteten Boden betreten hatte! Er füßelte furchtſam wie auf einem Eisſpiegel und glitt bei jedem Schritt aus. Der General erbarmte ſich ſeiner, da er ihn wie den Apoſtel Petrus auf dem Meere ſchwanken ſah, und ging ihm halbes Weges mit der Frage entgegen: ob er Willens ſey, den Poſten eines Hauslehrers in Hühnenthal zu übernehmen.

„Wie Ew. Excellenz befehlen," ſtammelte Trufelius, und ſah ſcheu auf die glänzenden Dielen, die ihm nun eben ſo furchtbar waren als der General.

„Ich hab' Ihnen nichts zu befehlen," entgegnete Dieſer. „Sie ſind ein freier Mann, können thun oder laſſen, was Ihnen gefällt."

„Nun, ſo werde ich mit hoher Erlaubniß von Ew. Excellenz gnädigem Anerbieten devoteſten Gebrauch machen."

„Das heiſt alſo kurz und rund, Sie nehmen die Stelle an?“

„Ja, Ew. Excellenz.“

„Unter welchen Bedingungen?“

„Dieſe ſtelle ich ganz Hochdero Ermeſſen anheim.“

„Nicht doch! Ich bin nicht Ihr Vormund. Reden und fordern Sie ſelbſt! Man muß ſich nicht ohne Noth von der Entſcheidung eines Andern abhängig machen. Friſch heraus mit der Sprache! Wie viel Jahrgehalt verlangen Sie?“

„Sollten wohl bei freier Koſt fünfzig Thälerchen zu viel ſeyn?“

„Nun, wahrlich, Sie bieten ſich um einen billigen Preis aus! Gerade ſo viel bekommt mein Kutſcher. Und Sie — ein Gelehrter! — nein, Sie müſſen ſich nicht ſo wegwerfen! Der Beſitzer von Hühnenthal iſt reich genug: er kann Ihnen doppelt ſo viel geben; und das ſoll er und muß er, ich will's ihm ſchreiben. Uebrigens verſteht ſich's von ſelbſt, daß Sie alles, was zur Leibesnahrung gehört, unentgeldlich bekommen. Sind Sie damit zufrieden?“ —

Der arme Magiſter, dem hundert Thaler ein fürſtliches Einkommen ſchien, gerieth über dieſes unverhoffte Glück ganz außer Faſſung und war keines Lautes mächtig. Er vergaß in ſeinem Freudenrauſche ſogar den trüglichen Boden des Zimmers, und ſchritt haſtig vorwärts, um dem General, der einige Schritte entfernt ſtand, ſeine Dankbarkeit durch einen Handkuß zu bezeigen. Aber wider Willen that er ihm einen Fußfall und küßte, ſtatt der Hand Sr. Excellenz, die heimtückiſchen Breter, die ſeinen Sturz verurſachten. Der geiſtliche Herr, der auf dieſer ſchlüpfrigen Bahn beſſer zu fußen verſtand, half ihm ſchnell wieder auf die Beine, und der General lachte nicht über dieſe komiſche Niederlage, was wohl kaum ein Fähnrich vom Schlage des Herrn von Schierling unterlaſſen hätte.

Auf ſeinen Freund geſtützt, wollte Trufelius die verunglückte Ehrenbezeugung nochmals verſuchen; aber der General verbat ſie, und ließ ihn mit der Ermahnung, ſich ſobald als möglich zum Antritt der Hofmeiſterſtelle zu rüſten, und dann einen Beglaubigungsbrief und Reiſegeld bei ihm abzuholen.

Der glückliche Kandidat hätte ſich im Nothfall ſogleich auf den Poſtwagen ſetzen können; denn er trug faſt alles, was ſein war (ein Dutzend Bücher ausgenommen) mit ſich herum, und zu Abſchiedsviſiten bedurfte er keine Zeit, weil er in der ganzen großen Stadt niemand kannte, als ſeine Aufwärterin, einen Buchdrucker und deſſen kleinen Merkur. Des Wohlſtands halben rieth ihm aber ſein Freund, erſt am dritten Tage zum General zu gehen.

Er that's, und erhielt ſeine Abfertigung. „Wenn Sie nach Hühnenthal kommen,“ ſprach der General beim Abſchiede, „ſeyn Sie muthig und dreiſt, und machen Sie wenig Worte! Ihr künftiger Principal iſt ein Mann ohne Komplimente, und ein erklärter Freund der Aufrichtigkeit und Wahrheit.“ —

Der Reiſende bediente ſich der öffentlichen Poſt. Seine Gefährten waren zwei Studenten, die während der akademiſchen Ferien Papa und Mama beſucht hatten, und nun, mit reichlichen Mutterpfennigen begabt, nach der hohen Schule zurückkehrten. Sie gehörten beiderſeits zu dem Schlage von jungen Herren, die, ſo oft der ſilberne Mond in ihrem Beutel voll iſt, jedermann ſtolz und unartig begegnen, und erſt nach und nach wieder höflich werden, wenn er abnimmt. Dieſer löblichen Gewohnheit zu Folge, zankten ſich die Herren Hochſchüler mit allen Poſtmeiſtern, Gaſtwirthen und Aufwärtern, und behelligten ihren Reiſekompan wegen ſeines altfränkiſchen und ärmlichen Anſehens mit ungeſchliffenen Neckereien. Er zog aber ſeine Troddelmütze über die Ohren und antwortete nicht. „Redet, was ihr wollt!“ ſprach er in ſeinem Herzen: „Der Narr iſt ein Druckfehler der Menſchheit!“ — So wurden ſie es bald müde, ihren köſtlichen Witz an einen Taubſtummen zu verſchwenden, und er kam ohne weitern Verdruß auf der letzten Station an. Hier warf er ſich in ſein Feierkleid und pilgerte vollends nach Hühnenthal.

16.

Der Einzug.

Mit dem Briefe des Generals, als einem gültigen Paßport, in der Hand, trat er ins Schloß und defilirte glücklich durch ein Paar große Kettenhunde, die vor ſeinem Kreditive keinen Reſpekt hatten, ſondern wüthend rechts und links auf ihn zuſtürzten. Im Hofe traf er einen Bedienten, den er um Meldung bei der Herrſchaft demüthig erſuchte. Der plumpe Bengel pflanzte ſich breitbeinig vor ihn hin, muſterte ihn mit frechen Augen von den tombackenen Schuhſchnallen an bis zur verwitterten Stutzperücke hinauf, und ſchien eine Weile unentſchloſſen, ob er die angebrachte Bitte in Gnaden wolle Statt finden laſſen. Endlich hob er ſich mit trägen Schritten von dannen, ließ den Magiſter in einem Kreiſe ziſchender und ſchnatternder Gänſe ſtehen, und warf ihm noch aus der Ferne einen höhniſchen Blick zu, der keine günſtige Aufnahme prophezeite.

Herr Frank war auch in der That ſehr aufgebracht, als er die Ankunft des Fremdlings vernahm. „Was will der Menſch?“ fuhr er in ſeinem Großvaterſtuhl empor. „Er ſoll ſich zum Henker packen; ich habe nichts mit ihm zu ſchaffen!“

„Beſinn' Dich doch!“ ſagte ſeine Frau. „Es wird der Hofmeiſter ſeyn, den uns der General zu ſchicken verſprach.“ —

„Er ſey, wer er wolle, das geht mich nichts an! Ich bin Herr im Hauſe und laſſe mir keinen unnützen Brodeſſer aufdringen.“ —

So polternd und mit den Händen fechtend, lief er wie unſinnig im Zimmer auf und ab. Madame Frank ſchwieg aus Scham vor dem Bedienten, und weil ſie feſt überzeugt war, daß der Hausmonarch, aus Furcht vor ihrem Oheim, ſeinen übereilten Befehl, den Magiſter abzuweiſen, von ſelbſt aufheben werde.

Der Bediente ging; und ſchon war ſein Herr entſchloſſen, ihn auf der Treppe zurückzurufen, als er glücklicher Weiſe von ſelbſt umkehrte und anfragte: ob er nicht wenigſtens den Brief annehmen ſolle, den der Fremde von Sr. Excellenz, dem Herrn General, überbringe.

„Nun, das verſteht ſich!“ ſagte Herr Frank, und es war ihm ordentlich wohl, daß er auf eine ſo bequeme Weiſe wieder einlenken konnte.

Der Brief (deſſen Bote ſich noch im Geſellſchaftscirkel der Gänſe befand) ward gebracht. Herr Frank durchlief ihn mit einem umwölkten Geſichte und ſchüttelte ſchweigend bei jeder Zeile den Kopf. Erſt am Ende, als der Punkt der Beſoldung kam, ward ſein ſtummer Verdruß wieder laut. „Nein, das iſt zu toll!“ ſchrie er auf. „Der Herr General gebietet über unſern Geldbeutel, als wär' er in Feindes Land und ſchriebe Brandſchatzung aus! Da hat er mir nichts dir nichts dem Menſchen, den er uns in's Haus ſchickt, hundert Reichsthaler jährlichen Gehalt zugeſagt, und bittet ſich's zur Freundſchaft aus, daß ich keinen Heller davon abdinge. — Schöne Freundſchaft! — Für hundert Thaler kann ich ein Jahr lang das ſchönſte Pferd und eine Koppel Jagdhunde ernähren!“ —

Madame Frank winkte dem Bedienten, ſich zu entfernen und griff dann ihren Gemahl bei ſeiner ſchwachen Seite an. Sie gab ihm völlig Recht, und überließ es ſeiner Willkühr, den koſtſpieligen Pädagogen anzunehmen, oder mit Proteſt zurückzuſenden. „Allenfalls könnte man,“ — ſetzte ſie mit einem nachläſſigen Tone hinzu — „fünfzig Thaler auf die Gaſſe werfen und ihn ein halbes Jahr im Hauſe behalten, um den alten eigenſinnigen General nicht böſe zu machen. Mit der Zeit finden wir leicht einen ſchicklichen Vorwand, uns den theuern Gaſt wieder vom Halſe zu ſchaffen.“ —

„Dieſer Rath läßt ſich hören:“ ſagte Herr Frank. „Wir wollen dann ſehen, was Ihro Excellenz für ein Wunderthier aufgetrieben haben.“ —

Trufelius ward vorgelaſſen und begann ſchon auf der Thürſchwelle eine gelehrte Anrede, die er auf der Reiſe, trotz der Erdbebenſtöße, welche die deutſchen Poſtwagen auszutheilen pflegen, in ſeinem Kopfe entworfen hatte. Allein Herr Frank fiel nach ſeiner unlöblichen Gewohnheit ſchon der erſten Periode in den Zügel. „Ihr Diener! Ihr Diener!“ rief er haſtig. „Inkommodiren Sie ſich nicht weiter! Ich nehme Ihren Senf für genoſſen an.“

Der Redner erſchrack, erinnerte ſich jedoch ſogleich der Abſchiedswarnung des Generals und verſtummte. Durch dieſen Gehorſam gewann er bei dem Hausherrn einen wichtigen Stein im Brete. Deſto weniger Freude hatte Madame Frank an ihm, die ſich in der Erwartung eines jungen, eleganten Weltmannes häßlich getäuſcht fand. Doch, geſittet und gutmüthig, ließ ſie ihn dieß nicht empfinden, ſondern nahm ſeinen ungeſchickten Handkuß mit der heiterſten Miene an und ſprach einige freundliche Worte über Wetter und Weg, um den rauhen Willkommen ihres Gemahls zu lindern und vergeſſen zu machen.

Dieſer kramte nun ſeine ſchon bekannten Lehr- und Erziehungsvorſchriften faſt mit denſelben Worten aus, wie er ſie fünf oder ſechs Jahre früher dem Schulmeiſter ertheilte. Er warnte beſonders wiederum ſehr nachdrücklich, ſeinen Sohn nicht zu einem Heuchler und Fuchsſchwänzer zu erziehen, ſondern ihm einzuprägen: daß man die Wahrheit lieben und ſie allen Menſchen, ohne Anſehen der Perſon, ins Geſicht ſagen müſſe. „Mancher arme Teufel,“ fuhr er fort, „mag freilich bisweilen gezwungen ſeyn, den Mantel nach dem Winde zu hängen: das braucht aber mein Sohn nicht, dem ich einſt ein ſo ſchönes Erbtheil hinterlaſſe, daß er der ganzen Welt ein Schnippchen ſchlagen kann. — Merken Sie ſich das, Herr Magiſter, und ſchulmeiſtern Sie hübſch nach meinem Kopfe; es wird Ihr Schade nicht ſeyn. Sie ſehen mir aus, als ob Sie bisher am Hungertuche genagt hätten. Nicht wahr? — Nun, deſto beſſer! So werden Sie in meinem Hauſe und an meinem Tiſche einen erfreulichen Abſtich gegen Ihre vorigen Faſttage finden und aus Dankbarkeit um ſo williger meinen Befehlen nachleben.“ —

Truſelius ſchnitt einen Huldigungsreverenz über den andern, und ſchien eben nicht zu fühlen, daß der hochgebietende Herr ſeine Rede mit einer groben Beleidigung ſchloß. Der feineren Frau that die Unbeſcheidenheit ihres Mannes weh, und ſie ſuchte ſeine Härte durch die ſanfteſte Behandlung ihres neuen Hausgenoſſen auszugleichen. Sie wies ihm ein nettes Zimmer zu ſeiner Wohnung an, und gab ihm auf eine gute Art zu verſtehen: daß er eben nicht nöthig habe, die ihm jetzt publicirten Geſetze zur ſtrengen Richtſchnur ſeines Unterrichts zu nehmen, weil ſich ihr Gatte nicht weiter darum bekümmern werde.

Wilhelm war bei dem Einzuge ſeines Mentors nicht zu Hauſe und freute ſich ſehr müßig, ihn bei ſeiner Rückkunft zu finden. Das Einzige, was ihm an dem Manne gefiel, waren ſeine reifen Jahre. Er befürchtete bisher, einen geckenhaften Milchbart, wenig älter als er ſelbſt, zum Lehrer und Aufſeher zu bekommen, und das wäre für ſeinen ſtolzen Geiſt eine bittere Kränkung geweſen. Ueberdieß hatte er mit Luiſen einen feinen Anſchlag gemacht, wie ſie ſich auch in Zukunft, trotz der pädagogiſchen Scheidewand, die ſie zu trennen drohte, täglich ſehen und ſprechen wollten; dieſes Plänchen war aber ſo beſchaffen, daß es für ihn ſehr zum Verdruß ausſchlagen konnte, wenn er einen jungen Hofmeiſter erhalten hätte. Die Liebenden waren nämlich ſogleich, als der General die Spedition eines Informators übernahm, auf den Einfall gerathen: Luiſe ſollte ſich durch Vermittlung ihres Vaters Erlaubniß auswirken, die Lehrſtunden im Schloſſe zu beſuchen. Dieſe Vergünſtigung war ohne Zweifel zu erwarten, weil Wigand bei dem Gutsherrn in großen Gnaden ſtand. Nun ſtörte nur noch Wilhelms eiferſüchtige

Fantaſie ſeine Ruhe. Sie malte bei Tag und Nacht an dem Bilde ſeines künftigen Lehrers, ſtellte es ihm als einen ſchönen blühenden Jüngling vor Augen, und quälte ihn mit der Furcht, von dieſem Adonis aus dem Herzen ſeines geliebten Mädchens verdrängt zu werden. Aus dieſem Grunde war ihm Truſelius wegen ſeines Alters und ſeiner unlieblichen Geſtalt eine willkommene Erſcheinung, und ſorgenfrei drang er nun in Luiſen, ihren gemeinſchaftlichen Entwurf zu Stande zu bringen.

Das gelang ohne Schwierigkeit. Luiſens Eltern hatten ſchon oft bedauert, daß ſie den natürlichen Geiſtesfähigkeiten ihrer Tochter keine höhere Ausbildung verſchaffen konnten, als durch den kleinen Vorrath von Kenntniſſen, die ſie ſelbſt beſaßen, nothdürftig geſchah. Sie waren alſo mit des Mädchens Antrage ſogleich einverſtanden, gingen mit einander aufs Schloß, und ihre Bitte ward in Rückſicht des Verdienſtes, das ſich Luiſe vormals um Wilhelm am Dorfbach erwarb, huldreich gewährt. Freilich mußte Herr Frank zuvor ſeinem Genius genug thun und ſagen: er begreife nicht, wozu die Tochter eines Schulmeiſters Gelehrſamkeit brauche. Doch wolle er nicht entgegen ſeyn, ſetzte er hinzu, und das Wigand'ſche Ehepaar achtete jener Bitterkeit nicht, weil man es ſchon gewohnt war, daß er jedem, der ſeine Schwelle betrat, eben ſo ſicher einen harten Brocken an den Hals warf, als vor alten Zeiten ein deutſcher Ritter (mit dem uns Muſäus in ſeinen Volksmährchen bekanut macht) alle Reiſende, die bei ihm einſprachen, gaſtfrei bewirthete, aber beim Abſchiede aus dem Hauſe hinausprügelte.

17.

Der Philoſoph und der Naturmenſch.

Die erſte Vorleſung, welche Profeſſor Trufelius hielt, war moraliſch. Er behandelte, der hausherrlichen Inſtruktion gemäß, das Kapitel von der Wahrheit, und ſalbaderte darüber ein Langes und Breites, wovon beſonders der Schluß merkwürdig war. „Die Pflicht, die Wahrheit zu ſagen,“ ſprach er, „iſt ohne Ausnahme ſo heilig und unerläßlich, daß, wenn ein Mörder, der einen zu mir geflüchteten Freund aufſuchte, mich befragte, wo ich ihn verborgen hätte, ich ihm den Zufluchtsort deſſelben entdecken müßte.“ —

„Ei, bewahre der Himmel!“ rief Wilhelm. „Das wäre der feigſte Schurkenſtreich von der Welt!“ —

„Gemach, junger Herr!“ verſetzte der Magiſter. „Das erläuternde Beiſpiel, das ich anführte, iſt nicht aus der Luft gegriffen, ſondern aus den Schriften des großen Immanuel Kant* entlehnt.“ —

„Wer iſt dieſer Mann?“

„Wie? Sie kennen ihn nicht, den Polar- und Angelſtern der neuern Philoſophie?“ —

„Ich höre ſeinen Namen zum erſten Mal, und das iſt hier auf dem Lande kein Wunder. Aber, wahrlich! wenn er in ſeinem Leben nichts als dieſen widerſinnigen Einfall geſchrieben hätte —“

---

* Kant hat dieſen ſonderbaren Satz wirklich aufgeſtellt. Ob in ſeiner Tugendlehre, wie mich dünkt, oder in einem andern ſeiner Werke: das iſt meinem Gedächtniß entfallen.

„Tace, puer!“ rief Trufelius hitzig und bedeckte mit beiden Händen die Ohren. „Sie läſtern in Ihrer Unwiſſenheit einen der größten Weltweiſen!“

„Zugegeben, ich bin unwiſſend; aber ich habe geſunde Vernunft, die mir ſagt: daß es entweder der höchſte Grad von Niederträchtigkeit oder gänzliche Tollheit wäre, einen Freund, der unter meinem Dache Schutz und Sicherheit ſucht, einem Böſewicht auszuliefern, der ihm nach dem Leben trachtet.“ —

„Sie wollten alſo die Wahrheit verletzen, wollten ſagen: der Freund befinde ſich nicht in Ihrem Hauſe?“ —

„Allerdings! Oder wenn ich das nicht läugnen könnte, würde ich ihn mit meinem Blut und Leben vertheidigen, und lieber ſeinen Feind niederſtoßen, als ihm ein Haar krümmen laſſen.“ —

„Gott bewahre mich vor Mord und Blutvergießen!“ rief der waffenſcheue Gelehrte, der ſogar dem frommen und mit dem Roſt des Friedens überzogenen Degen eines kommandirenden Stadtſchützen-Hauptmanns in möglichſt weiter Entfernung aus dem Wege ging. — „Ach, ich bitte Sie, junger Herr,“ fuhr er mit hochgefalteten Händen beweglich fort, „ſprechen Sie nicht ſo gräßliche Worte, halten Sie feſt an der Wahrheit und miſchen Sie ſich nicht in fremde Händel: ſo wird es Ihnen wohl gehen und Sie werden lange leben auf Erden!“

„Nein, Herr Magiſter,“ ſprach Wilhelm raſch, „dieſe Lehre befolg' ich nicht! Ich glaube gern, daß ſich mancher ehrloſe Schuft bei Verrath und Feigheit recht wohl befindet; aber mich lehrt mein Herz, daß ich nicht werth wäre zu leben, wenn ich jemals ſo verworfen ſeyn könnte, nach der Vorſchrift Ihres Philoſophen zu handeln.“ —

„Nun, ich waſche meine Hände in Unſchuld!“ ſeufzte Truſelius. „Ich habe nach dem Willen Ihres Herrn Vaters Wahrheit gepredigt, habe die Gründlichkeit meines Vortrags aus den Schriften eines großen Geiſtes, auf deſſen Worte ich blindlings ſchwöre, bewieſen: was kann ich weiter thun? — Ich bin frei von aller Verantwortung, wenn Sie einſt durch Verhaltung der Wahrheit — die nichts beſſers, als eine wirkliche Lüge iſt — in irgend ein Unglück gerathen.“ —

„Das ſey meine Sorge!“ entgegnete der brave Jüngling. „Ich laſſe mir mein Gefühl durch kein Hirngeſpinſt feſſeln und lähmen. Lügen — vorſätzliche Lügen aus Gewinnſucht, Schmähſucht u. ſ. w. — ſind ſchändlich; aber in Fällen der Noth die Wahrheit zu verſchweigen, das gebietet die Vernunft, und es iſt löblich und gut. — Ich liebe die Wahrheit, wenn's Muth gilt, ſie zu ſagen: doch ſie aus Feigheit bekennen — pfui! das ſoll mir nie in den Sinn kommen.“ —

Am Abend dieſes Tages fragte Herr Frank ſeinen Sohn, was er heute gelernt habe. Wilhelm antwortete: der Magiſter habe ſich mit den Pflichten der Wahrheit beſchäftiget.

„Das iſt ſchön, das gefällt mir!“ rief der Alte.

„Aber, Vater, was ſagſt du *dazu*?“ ſprach Wilhelm, und wiederholte wörtlich die Lehre: daß man aus Ehrfurcht gegen die Wahrheit ſeinen Freund einem Mörder ausliefern müſſe.

„Abgeſchmacktes Zeug!“ brummte der Vater kopfſchüttelnd und ſah mit ſpöttiſchem Lächeln die Mutter an.

„Du haſt deinen Lehrer gewiß unrecht verſtanden, mein Sohn!“ ſagte ſie etwas verlegen.

„Nein, nein!“ antwortete Wilhelm. „Ich ſtritt lange mit ihm darüber, und ſagt' ihm meines Herzens Meinung, daß ich in einem ſolchen Falle, wie er geſetzt habe, nur ein Schurke oder ein Tollhäusler der Wahrheit treu bleiben könne: allein er wich und wankte nicht von ſeinem abenteuerlichen Lehrſatze, und vertheidigte ihn damit, daß er aus den Schriften eines berühmten Philoſophen genommen ſey.“

Herr Frank brach in ein wieherndes Gelächter aus. „Das hab' ich wohl gedacht!“ rief er triumphirend. „Da ſieh, Mutter, ſolche ſchöne Raritäten ſtehen in den Büchern!“ —

18.

Der poetiſche Trichter.

Die folgenden Lehrſtunden waren angenehmer. Wilhelms Mitſchülerin belebte und erheiterte ſie.

Sie war, als Trufelius nach Hühnenthal kam, erſt vierzehn oder fünfzehn Jahre alt, doch den Gränzen der Kindheit ſchon völlig entwachſen und ausgezeichnet ſchön. Wir könnten uns die Beſchreibung ihrer Perſon bequem machen, und ſie kühnlich der Venus und den Grazien vergleichen: da jedoch dieſen Göttinnen die Kränkung, ſich ein ſterbliches Weib an die Seite geſetzt zu ſehen, von Dichtern und Romanenſchreibern täglich zugefügt wird, ſo wollen wir ſie unſers Theils damit verſchonen, und die wenigen Farben, die wir zu Luiſens Bilde nöthig haben, nicht aus dem Olymp holen. Das ganze Gemälde wäre überflüſſig, wenn man ſich auf die Fantaſie des Leſers verlaſſen dürfte.

Allein es iſt zu befürchten, daß mancher, der etwa eine alltägliche Schulhalterstochter Gänſe ſtopfen, Kühe melken, oder andere dergleichen gemeine Handarbeiten verrichten ſah, uns den Spuk machen möchte, ſich Luiſen als eine ſo reizloſe Figur vorzuſtellen. Dieſem falſchen Eindruck, der unſerer Geſchichte alle Annehmlichkeit rauben würde, muß bei Zeiten vorgebeugt werden.

Kund und zu wiſſen ſey demnach allen, denen es zu wiſſen nöthig, daß Luiſe eine zarte, ſchlanke, ächt griechiſche Geſtalt war, und ſich etwas beſſer ausnahm als viele breite Modedamen, die ſich, der Natur zum Trotz, durch die Zauberkraft der Schneiderſcheere zu zierlichen Athenerinnen bilden wollen. Doch nein: das war Verläumdung! — Denn liegt es nicht hell am Tage, daß ſie nicht ſowohl durch die Kunſt des Schneiders, als vielmehr durch deſſen Entbehrung, ihr Ziel zu erreichen, und die Aufklärung unſers Zeitalters dadurch zu vermehren ſuchen, daß ſie ihren ganzen Körper aufklären? —

In dieſem Punkte war Luiſe ſehr verfinſtert. Sie verhüllte mit abgeſchmackter Aengſtlichkeit ihren jungfräulichen Buſen, und entſetzte ſich einſt recht kindiſch über den Anblick einer modernen Eva, die an einem rauhen Herbſttage, der die Erde mit dem erſten Schnee beſchenkte, halb nackt einher ging, und auf den wenigen Theilen ihres Körpers, die bekleidet hießen, ein ſo enges und durchſichtiges Spinnengewebe trug, daß man es nur den Schatten eines Gewandes nennen konnte. Das einfältige Landmädchen ſchlug die Hände über dem Kopfe zuſammen, ſchalt dieſe elegante Tracht ungeſittet und ſchamlos, und ſteckte ihr Halstuch noch feſter. Es läßt ſich daher, ſo lieb wir die Kleine übrigens haben, nicht vertuſchen, daß ſie ein ſchwaches, von altfränkiſchen Vorurtheilen eingenommenes Köpfchen war, und keinen Gran Weltverſtand beſaß.

So paßte ſie aber recht für ihren Wilhelm, der zwar auch ein bildſchöner Junge, aber im Fache der Eleganz ein erbärmlicher Tropf war, und an der unmodiſchen Tracht ſeiner Geliebten nicht den geringſten Anſtoß fand. Schon damit zufrieden, daß ihr Roſengeſicht kein dichter Nonnenſchleier bedeckte, ſah er ihr mit Entzücken in die ſanften, himmelblauen Augen, ſpielte mit ihren weichen Flachslocken, und fand ihre Naſe ſehr hübſch, ohne ein Wort davon zu wiſſen, daß ſie die reinſte griechiſche Form hatte.

Wie mächtig Luiſens Schönheit war, beweiſet der merkwürdige Umſtand, daß ſogar Magiſter Truſelius das roſtige Gewehr der Unempfindlichkeit vor ihr ſtreckte. Er, der bis in ſein vierzigſtes Jahr mit alten klaſſiſchen Werken und naſſen Korrekturbogen gepanzert, mitten durch Amors Pfeilregen unverſehrt ging, bekam auf Einmal, als er ungefähr ſechs Monate in Hühnenthal war, einen tüchtigen Kernſchuß ins Herz, und geberdete ſich dabei ſo ſeltſam, daß es ſehr ergötzlich anzuſehen war. Er hatte bisher die Gewohnheit gehabt, in einem Schlafrocke von grünem wollenem Damaſt und mit der Nachtmütze auf dem Kopfe, Schule zu halten: ſobald er aber die Wunde der Liebe fühlte, erlaubte er ſich dieſe Bequemlichkeit nicht mehr, ſondern kleidete ſich alle Tage ſo zierlich, als ob er vor den Taufſtein treten oder ein anderes Ehrenwerk verrichten wollte. Er verſchrieb ſich mit der Poſt ein feines Haarzänglein, um die Vorläufer des herannahenden Alters, das in ſeinen ſchwarzen Augenbraunen ſchon hier und da Salz unter den Pfeffer gemiſcht hatte, zu vertilgen; auch glättete er die Erſtlinge der Runzeln zwiſchen den

Schläfen und Augenwinkeln (die man im Scherz bisweilen Hühnerpfötchen nennen hört) mit dem elfenbeinernen Streichmeſſer, deſſen man ſich zum Falzen der Briefe bedient. Sogar ſeine Stimme, die gewöhnlich wie die durſtigen Räder eines ſchweren Laſtwagens knarrte, ward auf Einmal ſehr fein, doch eben nicht lieblich; denn er fing an durch die Fiſtel zu ſprechen, wie ein Heimchen.

Ihr zu Gefallen beſtrebte er ſich auch, ſeine Vorträge mit Anmuth zu würzen. Er lehrte nach Gottſcheds Weiſe den deutſchen Styl, und gab Unterricht im Briefſchreiben: nur Schade, daß ſeine Muſter-Epiſteln, die er theils ſelbſt entwarf, theils aus einem alten Tröſter entlehnte, ganz geſchmacklos ausfielen und ſeine Schüler zum Lachen reizten. Dieſes Mißgeſchick erfuhren beſonders einige zärtliche Brieflein, durch die er Luiſen auf eine verblümte Art ſeine Liebe erklärte. Sie waren in den ſchwülſtigſten Ausdrücken abgefaßt, die er vermuthlich in der aſiatiſchen Baniſe erbeutet haben mochte.

Einsmals ſprach Luiſe von verſchiedenen poetiſchen Schriften, die ſie geleſen hatte. Es gehe ihr nichts über ein treffliches Gedicht, ſagte ſie, und ſie beneide den, der es in ſeiner Gewalt habe, gute Verſe zu machen. Truſelius nahm dieſe Aeußerung für einen Wink und Beruf zum Profeſſor der Dichtkunſt, und gab beſcheiden zu vernehmen: er werde mit einiger Anweiſung zur Poetik ergebenſt aufwarten können, immaßen er ſelbſt in jüngern Jahren mit den Muſen Umgang gepflogen und viele Gelegenheitsgedichte verfertiget habe. „Ich ſattelte“ — ſprach er mit einem gewiſſem Stolz — „meinen Pegaſus für jeden, der einen Ehrenritt bei mir beſtellte.“ —

„Eine elende Reiterei,“ — fiel Wilhelm ein „bei der wenig Ehre zu erjagen iſt!“

„Warum nicht?“ fragte ſtutzend der Poet.

„Weil es nicht möglich iſt, wenigſtens mir nicht möglich wäre, in Hanſens und Kunzens Seele glücklich zu dichten, und ein herzliches Wort über einen Gegenſtand zu ſagen, bei dem ich nicht intereſſirt bin.“ —

„Ei wohl iſt man dabei intereſſirt! Das Gedicht wird bezahlt.“ —

„Das iſt eben das Verächtliche bei der Sache! Ein Gelegenheitsdichter kommt mir vor wie eine Thürklingel, die jeder Tropf mit ſchmutzigen Händen anfaſſen und ertönen laſſen kann.“ —

„Sie machen mir in der That ein hartes Kompliment!“

„Ich rede, wie ich denke, und das kann mir niemand weniger übel deuten als Sie! Denn von Ihnen ward ich ja belehrt: man müſſe allen Menſchen, ohne Anſehen der Perſon, die Wahrheit ins Geſicht ſagen. — Doch wieder auf die Gelegenheitsverſe zu kommen: ich find' es ſehr lächerlich, wenn ſich Leute, die wohl kaum einen Wäſchzettel ſchreiben können, ein Ding, das wie ein Gedicht ausſieht, von einem Lohnreimer fertigen laſſen und es in ihrem eigenen Namen übergeben. — Iſt das nicht eben ſo drollig, als wenn jemand vor aller Menſchen Augen in der öffentlichen Marktbude eines Kleiderhändlers einen Gallarock entlehnte, und damit einem hohen Gönner oder der Dame ſeines Herzens — die ſelbſt aus ihren Fenſtern dieſen Lumpenſtaat anlegen ſahen — den Hof machte?“ —

„Aber ich bitte Sie, junger Freund, was ſoll der arme Mann anfangen, wenn er einen Ceremonienbeſuch ablegen will oder muß, und kein Feierkleid in ſeinem Vermögen beſitzt?“ —

„So geh' er in ſeinem Alltagsrocke! — Jeder Prahler mit fremden Federn verdient eine eben ſo ſchimpfliche Entkleidung wie die Krähe in der Fabel erfuhr. — Ueberdieß taugen die poetiſchen Gelegenheitsfedern auch aus dem Grunde nichts, weil man ſich ſchon ſeit Olims Zeiten damit ſchmückt, und an dieſer alten verlegenen Waare keine neue Farbe mehr haftet. Man ſollte dieſe ausgediente Mode endlich auch in die Rumpelkammer werfen, wo ſchon ſo viele Sitten und Gebräuche der Vorwelt begraben liegen. Ein gedrucktes Titelblatt und hinterher drei leere Seiten thäten meines Erachtens die nämlichen Dienſte, als das beſte Hochzeit- und Leichengedicht.“ —

Trufelius ſchwieg und ſchmollte, bis ſich Luiſe, um ihn wieder zu beſänftigen, ſeine Belehrung in der Dichtkunde mit ſchmeichelhaften Worten erbat. „Von Herzen gern!“ antwortete er. „Ich will's Ihnen nicht entgelten laſſen, daß mich Ihr Schulkamerad beleidigt hat; nur muß ich bedauern, daß mir ein vortreffliches Buch, das ich bei meinen Vorleſungen zum Leitfaden brauchen konnte, ſchon ſeit mehreren Jahren abhanden gekommen iſt. Es war im Jahre 1650 zu Nürnberg erſchienen, und führte den Titel: Poetiſcher Trichter, oder der in ſechs Stunden einzugießende Unterricht zur deutſchen Dicht- und Reimkunſt. — Ein koſtbares Werk, das leider in keinem Buchladen mehr zu haben iſt!“ —

„Sehr Schade!“ ſprach Luiſe mit mühſamer Ernſthaftigkeit. „Wie kamen Sie denn darum?“

„Ein junger Laffe borgte mir's ab, und als ich's zurückforderte, läugnete er den Empfang. Aber die Folge zeigte, daß er meinen Trichter beſaß und ſeinen leeren Kopf damit angefüllt hatte: denn er ſchickte von Stund an eine zahlloſe Menge Sonnette — zu deutſch: Klinggedichte — und andere poetiſche Poeſien in die Welt, und man ſah es ſeinen Verſen wohl an, daß er ſich wenigſtens ſechs volle Stunden mit Eintrichterung der Dicht- und Reimkunſt beſchäftigt haben mußte. Sein Ruhm ſtieg dadurch ſo hoch, daß er bei dem Jubelfeſte der Univerſität *** zum Dichter gekrönt wurde. — Welch Glück! welche Ehre! — Und das alles hat er meinem Trichter zu danken!" —

So klagte Truſelius, und behalf ſich nun ohne dieſe Maſchine ſo gut er konnte. Wir halten uns dabei nicht auf, ſondern eilen zu luſtigern Auftritten.

19.

Das Perſpektiv.

Wilhelm und ſein Hofmeiſter wurden von Tage zu Tage unzufriedener mit einander. Der junge Haberecht widerſprach bei jeder Gelegenheit, und ſtützte ſich auf das Gebot, die Wahrheit zu reden. Der Lehrer hingegen drang auf ehrerbietiges Nachgeben; doch der achtzehnjährige Jüngling war ein widerſpänſtiger Baum, der ſich nicht mehr beugen ließ. Er wäre bisweilen noch halsſtarriger geweſen, wenn ihn nicht Luiſe durch Bitten und Vorſtellungen etwas geſchmeidig gemacht hätte. Ihr gingen die Kränkungen des ehrlichen Magiſters ans Herz; ſie waren auch in der That nicht zu loben und ſind noch weniger jungen Leuten zur Nachahmung zu empfehlen. —

Das gute Mädchen war, ohne es ſelbſt zu wiſſen, die unſchuldige Urſache der Spannung zwiſchen dem Lehrer und ſeinem Schüler, der Jenem ein Dorn im Auge ward, ſobald er das zärtliche Einverſtändniß der Liebenden bemerkte. Er ſuchte nun ſeinen Nebenbuhler zu demüthigen und ihn mit der Lanze der Gelehrſamkeit aus dem Sattel zu heben. In dieſer Abſicht ſtellte er die Unwiſſenheit ſeines Scholaren ſo oft als möglich in ein lächerliches Licht, um daneben ſelbſt durch den Kontraſt in Luiſens Augen deſto herrlicher zu glänzen. Allein er rechnete falſch. Wilhelm, der mit ſeinem Mutterwitz zufrieden und nach Schulweisheit nicht lüſtern war, grämte und ſchämte ſich nicht, wenn er auch den ſchändlichſten Donatſchnitzer gemacht hatte. Er führte dann immer ein großes, von ſeinem Vater geſammeltes Namenregiſter berühmter Männer im Munde, die ſich in Kriegsdienſten und andern Fächern ausgezeichnet hatten, ohne Mensa deklamiren zu können. Nur Pedanten, meynte er, wären auf ſolchen Plunder ſtolz, und überdieß habe man ja den Herr Magiſter darum nach Hühnenthal berufen, daß er aus einem Klotz einen Merkur bilden ſolle.

Selbſt Luiſe ſah ſcheel, wenn der eiferſüchtige Schulmann ihres Wilhelms Ignoranz zu hämiſch an den Pranger ſtellte; und noch weniger fühlte ſie Neigung, ihn deßhalb zu lieben, weil er ein lebendiges griechiſches und lateiniſches Wörterbuch war. So verfehlte er bei ihr ganz ſeinen Zweck, und zog ſich dagegen den Nachtheil zu, daß Wilhelm, der keine Beleidigung ungeahndet ließ, noch unbändiger ward, und ſich auch bisweilen der Bauchſprache (deren Uebung er fleißig fortgeſetzt hatte) zum Werkzeuge ſeiner Rache bediente. Er lachte und ſpottete von innen heraus, und war dabei von außen ſo ernſthaft, daß der Magiſter, der von dieſer ſeinen Kunſt in ſeinem Leben nichts gehört hatte, keinen Verdacht auf ihn warf, ſondern Anfangs dieſes Gehöhne der vor dem Schloſſe ſpielenden

Dorfjugend beimaß, und endlich gar bei hellem Tage Geiſterſtimmen zu hören glaubte.

Der Bauchredner machte ſich gewöhnlich den Spaß, ihn beim Namen zu rufen. Einige Mal ließ ſich Truſelius vor die Thür hinaus in den April ſchicken; nachher ſchüttelte er blos den Kopf und ging nicht von der Stelle. Einmals aber ahmte Wilhelm die gebieteriſche Stimme ſeines Vaters ſehr täuſchend nach; der Magiſter ſprang vom Stuhl auf, ſuchte den geſtrengen Herrn vor der Thür, endlich ſogar in ſeinem Zimmer, und erhielt auf die unterthänige Frage, was zu Befehl ſtehe, den harten Beſcheid: er müſſe bei offenen Augen träumen, denn man habe nicht an ihn gedacht.

Mißlaunig ging er zurück. Als er in die Nähe ſeines Stübchens kam, rieth ihm die Furie der Eiferſucht, auf den Zehen zu ſchleichen und durchs Schlüſſelloch zu ſpähen. Himmel, was ſah er! — Wilhelm umarmte und küßte Luiſen! — Dem Lauſcher war nicht anders, als ob ihm ein Schock Teufelchen in den Leib führen. Er riß haſtig die Thür auf, ſtürzte wie ein Raſender mit glühenden Augen hinein, ergriff einen Stecken, der ihm gewöhnlich zum Ausſtäuben ſeiner Kleider diente, und holte damit aus, um den Unrath der Liebesgedanken aus dem Kopfe des jungen Löfflers zu klopfen. Dieſer flog wie Schießpulver auf; und eben ſo ſchnell fuhr Sultan, ſein großer, treuer Hund, der zu ſeinen Füßen lag, mit offenem Rachen unter dem Tiſche hervor. Der giftige Magiſter zitterte jetzt doppelt, vor Wuth und vor Angſt. Ein Auge ſchoß auf Wilhelm Blitze; das andere beobachtete den fürchterlichen Cerberus, deſſen griesgramiges Knurren und entblößtes Gebiß ihn ſo lähmte, daß er bewegungslos mit erhobenem Stabe, wie durch den Anblick einer Klapperſchlange bezaubert, ſtehen blieb und ſeinen Athemzug wagte.

Als er eine halbe Minute in dieſer peinlichen Stellung ausgehalten hatte, ſeufzte er leiſe: „Ihr Hund will mich freſſen!“ — „Werfen Sie den Stock weg!“ rief Wilhelm. Es geſchah. Sultan bekam Ordre zum Rückzuge und befolgte ſie.

„Herr! was fiel Ihnen ein?“ fragte Wilhelm mit lachendem Munde. „Glaubten Sie einen ABC-Schützen vor ſich zu haben, der ſich geduldig bakuliren läßt? Und was für ein Verbrechen hab' ich denn begangen?“ —

„O brennen Sie ſich nicht weiß!“ — erwiederte Truſelius ganz muthig, weil er ſah, daß Sultan den Kopf auf die Dielen legte und ſich um die Sache nicht weiter zu bekümmern ſchien. — „In Literis, junger Menſch, ſind Sie, wahrhaftig! nur ein ABC-Schüler; aber in arte amandi — ei freilich, da ſollte man meynen, Sie hätten den Ovidium geleſen, und ſeine laſciven Lehren, ſo zu ſagen, in Saft und Blut verwandelt! — Merken Sie nun wohl, was ich durch's Schlüſſelloch obſervirt habe?“

„Alſo durch's Schlüſſelloch, durch's Perſpektiv der alten, neugierigen Weiber, haben Sie geſehn?“ rief Wilhelm. „Pfui, ſchämen Sie ſich! Das iſt unmännlich!“ —

Truſelius ſchämte ſich nicht, aber Luiſe. Es war ihr erſter Kuß von der ſüßen Art, die Ovid beſang. Kein Wunder, daß er um ſo mehr wie Feuer auf ihren Lippen brannte, da er von fremden, neidiſchen Augen belauert worden war und ein ſolcher Lärm darüber entſtand. Sie ſaß ein Weilchen wie auf Hechelſpitzen, ſtand dann ſchnell auf und verließ mit bedeckten Augen die Schulſtube. Ihr hochgelahrter Verehrer war in dieſem Moment ſo erbittert auf ſie, daß er ſich die Miene gab, als ob er ihren Abgang von der Bühne gar nicht bemerke.

20.

Der Apfelſchimmel.

Nun wäre der Krieg gewiß erſt recht losgegangen, wenn nicht ein Schwert das andere in der Scheide gehalten hätte. Sultan hob, als er einen lebhaften Wortwechſel hörte, ſein Haupt wieder bedenklich empor und ſchlug den Muth des Magiſters damit nieder. Auf der andern Seite ſcheute ſich Wilhelm zwar nicht vor dem Klopſtöckchen des Doktors der Philoſophie, aber vor ſeiner Zunge, wie man auch eine todte Kohle ungern angreift, die freilich nicht brennt, doch ſchwärzt. Er beſorgte, bei ſeinen Eltern ſchwarz gemacht und wegen der belauſchten Umarmung denuncirt zu werden: denn ſein Vater hatte dem Magiſter auf die Seele gebunden, ſelbſt in ſeinem Amte der Wahrheit hold und gewärtig zu ſeyn, und ihm keine Untugend ſeines Sohnes zu verſchweigen. Wie leicht konnte er nun nicht, wenn er durch loſe Reden noch ſtärker aufgereizt wurde, jetzt zum erſtenmale dieſem Befehle gehorchen und Luiſens ewige Verweiſung aus der Schloßſchule dadurch veranlaſſen! Dieſe Maßregel hatte Wilhelm von ſeinen Eltern unfehlbar zu erwarten, weil beide von dem Range und Stande eines Rittergutsbeſitzers hohe Begriffe hatten, die Mutter überdieß auf ihre adeliche Herkunft etwas ſtolz war, und es ſich mithin vorausſehen ließ, daß dieſe ſonſt immer zwieſpaltigen Ehegenoſſen darin einig ſeyn würben, die Liebſchaft ihres Sohnes mit einem armen Schulmeiſtermädchen zu mißbilligen und auf jede mögliche Art zu unterdrücken.

Dieß klüglich bedenkend, that Wilhelm den erſten Schritt zur Ausſöhnung mit ſeinem Lehrer, der eine gute Haut war und die Sonne nicht gern über ſeinen Zorn untergehen ließ. Der Friede kam ohne lange Präliminarien zu Stande. Man beſchloß, das Friedensfeſt gegen Abend durch einen geſellſchaftlichen Spazierritt zu feiern und den Weg bei der Schulhalterei vorbei zu nehmen, um Luiſen einen augenſcheinlichen Beweis der wieder hergeſtellten Eintracht zu geben, weil außerdem zu befürchten war, daß ſie aus Abneigung gegen Zank und Streit des folgenden Tages die Schule verſäumen möchte.

Wilhelm hatte die edle Reitkunſt von Jugend auf getrieben. Von ſeinem Vater und dem Exwachtmeiſter unterwieſen, war er ein ſo ſattelfeſter Pferdebändiger geworden, daß er ſich gewiß keinen Augenblick beſonnen hätte, Alexanders wilden Bucephal zu beſteigen und mit dem General Seidlitz durch die rauſchenden Flügel einer Windmühle hindurchzuſprengen, oder von einer hohen Brücke in den Strom hinabzuſetzen. Trufelius hingegen verſtand beinahe ſo wenig von der Reiterei, als die gebornen Venediger, die — wenn ſie nicht etwa außerhalb ihrer Vaterſtadt eine Reiſe thun — hundert Jahre alt werden können, ohne ein lebendiges Pferd geſehen zu haben. Dennoch war er der erſte, welcher die friedensfeſtliche Kavalkade in Vorſchlag brachte.

Ihm hatte vor vielen Jahren ein Landpfarrer, für den er eine Gaſtpredigt thun wollte, zu ſeinem Fortkommen einen ernſthaften und etwas bejahrten Ackergaul geſandt, der aus frommer Sittſamkeit keinen Schritt von der Stelle ging, wenn ihn nicht der voranſchreitende Stallmeiſter des Paſtors am Zaume hinter ſich herzog. Aus dieſer Brautführung — ſo kann man füglich ſagen: denn die ſanfte Gurre war eine Braut des Todes und die Hochzeit ſehr nahe — entſtand für den Reiter eine ſo äußerſt gemächliche Bewegung, daß er, wie in ſeiner Studierſtube ſitzend, die vorhabende Predigt überdenken konnte. Er legte die Meile Weges, die er zu machen hatte, in noch nicht vollen vier Stunden zurück, kam ohne den geringſten Unfall ins gaſtfreundliche Pfarrhaus, hatte von ſeinem langen Ritt wenig oder gar keine unbehagliche Nachempfindung, und glaubte nun reiten zu können; wie ſich Mancher für einen Dichter hält, weil er ein paar Sonnetchen zuſammengeſchweißt hat. — Gibt es wohl, um die ſaure Arbeit eines ſolchen Muſenſöhnleins recht zu verſinnlichen, ein beſſeres Wort als dieß, das ſchmieden und ſchwitzen zugleich bedeutet? — Der einzige verdammte Umſtand macht dem niedlichen Wortſpiele einen lahmen Fuß, daß der Eiſenſchmied in und mit Feuer arbeitet und der Reimſchmied kalt, eiskalt. —

Unſer Truſelius, den wir nicht aus den Augen verlieren wollen, war alſo in ſeinen Gedanken ein Kapitalritter, und ſehnte ſich ſchon lange nach einer ſtattlichen Galoppade bei Luiſens Fenſter vorbei, weil er gehört oder geleſen hatte, daß ein geſchickter und eleganter Reiter in manches weibliche Herz wie in ein offenes Thor hineintrabe. Das war denn auch ſeine Abſicht, die er jedoch natürlicher Weiſe nicht bloßgab. Er wolle ſich, ſchützte er vor, eine tüchtige Bewegung machen, die ihm nach anhaltendem Sitzen ſehr nöthig ſey. Auf die Frage: welches Pferd die Ehre haben ſolle, ihn zu tragen? hat er ſich die Krone des Frank'ſchen Marſtalls, einen ſchönen Apfelſchimmel, aus.

Wilhelm widerrieth dieſe Wahl. „Der Schimmel,“ ſprach er, „hat Mucken und iſt gar nicht ſo fromm, als er ſcheint. Glauben Sie mir das auf mein Wort! Ich ſage Ihnen, wie immer, die Wahrheit.“ —

Dieſe ehrliche Warnung ſchlug Trufelius (der durch die ſtärkenden Einflüſſe der heitern Landluft und guten Tafel ſehr muthig und faſt keck geworden war) mit Lachen in den Wind. Er verwarf einen ſanftmüthigen, aber freilich unanſehnlichen Rappen, der ihm empfohlen ward, und beſtand um ſo hitziger auf den Schimmel, weil er den Warner vor demſelben im Verdacht hatte, er verläumde das Pferd blos aus Neid, um ſelbſt damit zu paradiren. „Nun wohlan!“ ſagte Dieſer. „Der Wille des Menſchen iſt ſein Himmelreich. Ich laſſe den Schimmel für Sie ſatteln!“ —

Sie ritten fort, und das Wageſtück ließ ſich anfangs gut an, bis mitten im Dorfe, in der Nähe des Schulhauſes, ein ungezogener Bauerhund mit den Pferden Händel anfing und ihnen in die Beine fiel. Der verſchmähte Rappe, den Wilhelm ritt, ging ſeines Weges ruhig fort; aber der ſtolze Schimmel nahm den Anfall übel, feuerte mit beiden Hinterhufen hoch aus, und ſchnellte durch dieſe Kraftanſtrengung ſeinen lateiniſchen Reiter aus dem dürftigen Wadenſchluß, in dem er bisher nicht ohne wohlthätigen Beiſtand des Sattelknopfes geſeſſen hatte. Er ſchoß, da ſich das Pferd hinten hob, vorwärts ihm auf den Hals und erlaubte ſich in der Angſt eine Umarmung, die der aufgebrachte Schimmel ſo ungütig aufnahm, daß er plötzlich auf die Hinterfüße trat und kerzengerade in die Luſt ſtieg. Der Hut und die Perücke des Ritters mochten nun mit dieſer gefährlichen Geſchichte nichts weiter zu ſchaffen haben; ſie verließen ihren Herrn in der größten Noth, und meldeten ihn auf der ebenen Erde an, wo er auch ſchnell nach ihnen eingetroffen wäre, wenn ihn nicht ein herzueilender Bauer in ſeinen Armen aufgefangen hätte.

So kam der unglückliche Schimmelritter zwar ohne Leibesſchaden wieder auf feſten Grund und Boden; aber ſeine Seele war tief verwundet, weil Luiſe an der Thür ihrer Wohnung ſtand und ſeine ſchimpfliche Abſattlung ſah. Jetzt ſchämte er ſich mehr als einige Stunden zuvor, da er durchs Perſpektiv der alten Weiber geguckt hatte. Beſtürzt und ſtumm wie ein Kandidat, der im Examen nicht beſtand, ſchlich er von dannen, und ſchlug die Einladung, das Apfelroß wieder zu beſteigen, mit einer verneinenden Handbewegung aus.

„Hab' ich's Ihnen nicht geſagt?“ ſprach Wilhelm, als er von ſeinem fortgeſetzten Spazierritte nach Hauſe kam. „Was hilft die edle Wahrheit, wenn ſie keinen Glauben findet?“ —

Am nächſten Sonntage nahm Truſelius Rache. Er hielt gerade eine Gaſtpredigt für den Paſtor loci, und ergriff dieſe Gelegenheit, die beißigen Dorfhunde (die er mit akademiſchen Renommiſten verglich) und ihre Brodherren, die ihnen nicht ſcharf genug auf dem Dache waren, von der Kanzel zu werfen. Dabei gedachte er mit Ruhm des ſanften Hündleins Tobiä, und drang eifrig darauf, daß ſich alle Köter in Hühnenthal nach dieſem Beiſpiele bilden oder ihnen widrigenfalls Kappzäume angelegt und ſchwere Klöppel an den Hals gehangen werden ſollten.

21.

Der große Trumpf.

Der Strafprediger ſpielte nun einige Monate lang gegen Luiſen den kalten, unempfindlichen Philoſophen. Seine Leidenſchaft glühte indeß wie ein unterirdiſcher Brand im Stillen fort; und als er einſt erfuhr, daß Wigand und ſeine Frau in ein benachbartes Dorf gegangen waren und ihre Tochter allein zu Hauſe gelaſſen hatten, warf er ſich geſchwind in ſeinen Bratenrock und überraſchte ſie mit einem Beſuche, den er — wie er bei ſeiner Ankunft liſtig genug vorgab — ihrem wertheſten Vater ſchon längſt zugedacht haben wollte, um ihn durch ein ruhmvolles Zeugniß ihres Fleißes und glücklichen Fortgangs in den Wiſſenſchaften zu erfreuen.

Das Wenigſte, was Luiſe auf dieſe Schmeichelei erwiedern konnte, war ein freundlicher Dank und die Bitte, gefällig Platz zu nehmen.

Er ſetzte ſich mit vielen Ceremonien, und ſtellte vorläufig verſchiedene Wetterbeobachtungen an, um hiermit den Grundſtein eines Geſprächs zu legen, von welchem er nach und nach eine zierliche Brücke hinüber in die anmuthigen Gefilde der Liebe ſchlagen wollte. Leider trennte ihn von dieſem Paradieſe ein ſehr breiter Strom, und der ungelenke Mann war noch nicht mit dem erſten Bogen ſeiner Kommunikationsbrücke fertig, als er einen Störer die Treppe heraufkommen hörte, und an den raſchen, über mehrere Stufen zugleich hinwegſetzenden Sprüngen ſeinen Zögling erkannte. Er erſchrack, als ob er bei einem Diebſtahl ertappt würde, ſah ſich ängſtlich nach einem Zufluchtsort um, und kroch ſchnell auf allen Vieren unter einen Tiſch, der mit einem Vorhange verſehen war. Luiſe glaubte, der weiſe Mann ſey plötzlich ein Narr geworden: denn er ſprach, indem er ſich ſo unſichtbar machte, kein Wort, und winkte blos mit Augen und Händen, ihn nicht zu verrathen.

Wilhelm und ſein Sultan traten herein. Dieſer witterte, wie der menſchenfreſſende Rieſe in einem alten Ammenmährchen, den verborgenen Gaſt, und bellte den Tiſch an. „Was ſteckt denn da hinter dem Vorhange?“ fragte Wilhelm. „Wahrſcheinlich meine Katze,“ — ſprach Luiſe — „die ich dem Herrn Sultan nicht gern Preis geben möchte.“ — Wilhelm verbot ihm, den Hausfrieden zu ſtören. Er gehorchte und ſtreckte ſich ſchweigend auf die Dielen; doch ſeine Augen bewachten mit feſter Richtung den Tiſch.

Seelenfroh, daß dieſe Gefahr glücklich überſtanden war, unterſuchte der Magiſter den wollenen Vorhang, ob vielleicht eine dienſtfertige Motte ein Perſpektivchen hineingearbeitet hätte, und er fand auch wirklich eins, das ihm nach Luiſens Nähtiſch hin, wo die jungen Leute beiſammen ſaßen, eine vortreffliche Ausſicht anbot; doch indem er davon Gebrauch machen wollte, empfand er mit Schrecken einen Kitzel in der Naſe, der gewöhnlich das Nieſen anzumelden pflegt. — Die Rabbinen fabeln: die erſten Menſchen hätten nur Ein Mal in ihrem Leben genieſet, und wären in demſelben Augenblicke ohne weitere Krankheit geſtorben; allein der Patriarch Jakob habe Gott gebeten, ihn und überhaupt das ganze Menſchengeſchlecht mit dieſer ſchnellen und unvorbereiteten Abforderung von der Welt zu verſchonen, und aus der Erhörung ſeiner

Bitte ſey nach der Zeit der beim Nieſen gewöhnliche Glückwunſch entſtanden. — Dieſer jüdiſchen Sage erinnerte ſich der Magiſter, als es ihm jetzt in der Naſe kribbelte, und er wünſchte beinahe, das Patriarchengebet möchte keinen Eingang in den Himmel gefunden haben: denn in dieſem bangen Moment ſchien ihm kaum der Tod ſo bitter, als ein verrätheriſches Nieſen, das ihn unvermeidlich mit Spott und Schande bedrohte. Er verſuchte jedes mögliche Mittel, dieſe Exploſion zu hintertreiben, und drückte beſonders die Naſenflügel feſt zu. Alles vergebens! Die Natur ließ ſich die Thür, durch die ſie eben gehen wollte, nicht verſchließen, ſondern drang mit deſto ſtärkerem Brauſen hervor; kurz, er nieste herzhaft.

Sultan fuhr bellend auf, und Wilhelm, dem die Eiferſucht plötzlich einen Stachel ins Herz bohrte, ließ ſich von Luiſen, ſo freundlich ſie auch bat und ſo böſe ſie zu werden drohte, nicht abhalten, den Umhang des Tiſches zurückzuſchlagen. Da kauerte denn der unglückliche Truſelius auf Händen und Füßen, und ſah ſeinen Eleven, deſſen grimmiger Hetzhund ihn durchaus wie einen wilden Eber behandeln wollte, mit einem Jammergeſichte an, das eben ſo ſtark zum Lachen als zum Mitleiden reizte. Wilhelm fand ſich zu jenem bewogen, und gab ſich nicht die geringſte Mühe, dieſen Trieb zu erſticken. „Ei, Herr Profeſſor!“ rief er aus: „Iſt dieſer Katzenwinkel ein ſchicklicher Schlupfort für einen Prediger der Wahrheit? — Ich dächte, der ſollte noch mehr in Thaten, als in Worten, frei und offen ſeyn und ſich keine Winkelzüge erlauben! Auch Luiſe that unrecht,“ — fuhr er fort — „daß ſie mir auf die Frage, was hinter dem Vorhange ſtecke, nicht reinen Wein einſchenkte. Sie hätte die Pflicht der

Wahrheit nicht verletzen, ſondern Sie, Herr Magiſter, nach Kants Lehre, Ihrem Feinde, dem Sultan, ausliefern ſollen.“ —

Die verzweifelte Lage des Verſpotteten gab ihm auf Ein Mal einen ungewöhnlichen Muth. Es muß biegen oder brechen, dachte er, und ſchoß plötzlich unter ſeinem niedrigen Dache hervor. „Lachen Sie mich nicht aus, das rath' ich Ihnen!“ ſprach er mit aller Würde, die er ſich geben konnte. „Kennen Sie das Sprichwort: Per risum multum debes cognoscere *stultum*? — Und was reden Sie von Winkelzügen? Meynen Sie etwa, weil Sie mich in dieſem Winkel gefunden haben? — Da verbarg ich mich, um Ihrem jugendlichen Muthwillen keinen Anlaß zu geben, ſich an Ihrem alten Lehrer zu verſündigen. Uebrigens betrat ich dieß Haus gewiß in edlern Abſichten als Sie. Ich wollte lediglich den Herrn Wigand beſuchen, deſſen Abweſenheit mir nicht bekannt war; aber Sie — heh! was führte denn Sie hierher? — Ich weiß es! — Und komm' ich Ihren böſen Schlichen noch weiter auf die Spur, ſo ſollen's auch Papa und Mama wiſſen.“ —

Den letzten großen Trumpf ſpielte er im Abgehen aus, und Wilhelm gab aus bekannten Gründen klein zu; das heißt: er ſchwieg.

22.

Der Stubenarreſt.

Es war allerdings ein fatales Spiel, daß der Magiſter immer dieß Daus, das ſich nicht ſtechen ließ, in den Händen hatte. Der junge Frank ärgerte ſich verzweifelt darüber und ſand dringend nöthig, die Karten anders zu miſchen, um das hohe Trumpfblatt auf ſeine Seite zu bringen. Er war überzeugt, an ſeinem Lehrer einen Nebenbuhler zu haben; es kam nur darauf an, ihn in die Falle eines unläugbaren Beweiſes zu locken. Gelang dieß, ſo war die Partie von nun an gleich, und man konnte ihn wacker abtrumpfen.

Was that der Schlaukopf? Er ſchrieb des nächſten Tages in Luiſens Namen dieſen Brief:

Mein theuerſter Lehrer und Freund!

Der geſtrige Vorfall in meiner Wohnung hat mich in die größte Unruhe verſetzt. Meine Seele litt mit Ihnen, als Sie der unartige Menſch, der mich in dem Genuß Ihrer angenehmen Geſellſchaft ſtörte, mit ſo frecher Stirne beleidigte. Glauben Sie ja nicht, daß ich ihn liebe, den unbärtigen Wildfang! Ich dulde blos Ihretwegen ſeine Zudringlichkeit; denn ſobald ich ihn durch unverhehlte Verachtung aufbrächte, müßte ich befürchten, von der Quelle der Weisheit, die wie Honig Ihren Lippen entſtrömt, durch ſeine Rache verdrängt zu werden. Der ſchmerzlichſte Verluſt, der mich treffen könnte! Und vielleicht auch Ihnen wäre — wenn ich mir nicht zu viel ſchmeichle — meine gänzliche Entfernung aus dem Schloſſe nicht gleichgültig. Irr' ich oder irr' ich nicht? — Die Ruhe meines Herzens hängt von der Auflöſung dieſes Zweifelknotens ab. Ich kann die Qualen der Ungewißheit nicht länger ertragen. Prüfen Sie, verehrter Freund, Ihr Gefühl, ob es Ihnen auf meine bange, zwiſchen Furcht und Hoffnung ſchwankende Frage: „Irr' ich oder irr' ich nicht?“ Ja oder Nein diktirt! — Hier iſt der ſeltene Fall, daß Nein beſſer wäre als Ja. Beſſer? — Wie kam dieſes kalte Wort in meine von den wärmſten Empfindungen geleitete Feder? — Ein Nein aus Ihrem Munde, hätte ich ſagen ſollen, würde mich entzücken, ein Ja — tödten. Aber die wohlthätigſte der Feen, die Hoffnung, flüſtert mir den Troſt zu: daß Ihr Herz, mein Hochverehrter, ein ſüßes Nein für mich bereit habe. Täuſcht ſie mich nicht, ſo erfreuen Sie mich durch dieſen Silberton heut' Abend um neun Uhr in meinem Garten. Sie finden die Hinterthür offen und mich allein.

Luiſe.

Der leichtfertige Briefſteller ahmte Luiſens Handſchrift mit möglichſter Genauigkeit nach und legte das Billet an einen Ort, wo es der Magiſter bald finden mußte und wirklich fand. Er nahm es (ungeachtet es viele Kennzeichen der Unechtheit an ſich trug, die einem weltklügern Manne nicht entgangen wären) für gute, baare Münze, und küßte, ſchwärmend vor Freude, den unterzeichneten Namen. Zur Gartenviſite war er um ſo ſchneller entſchloſſen, da ihn Wilhelm durch das Vorgeben: er werde gegen Abend zu einem benachbarten Rittergutsbeſitzer reiten und erſt am folgenden Morgen zurückkehren, ſicher gemacht hatte, daß ſie einander nicht in den Weg kommen würden.

Er ſetzte ſich unter dem Fenſter des lauernden Magiſters zu Pferde und ritt nach der Gegend des Landgutes hin, wo er auch ſonſt bisweilen zu übernachten pflegte.

Sobald er aber aus dem Schloſſe nicht mehr geſehen werden konnte, lenkte er ſchnell wieder um und trabte auf Kreuzwegen zum Förſter, der außerhalb des Dorfes Hühnenthal wohnte und ſein Vertrauter war. Hier zog er ein weißes, aus der Garderobe ſeiner Mutter heimlich weggenommenes Frauenkleid an, bedeckte das Geſicht mit einem Schleier und ſchlich ſo vermummt in den Garten des Schulmeiſters. Er hatte den Schlüſſel zur Hinterthür Luiſen entwandt und konnte ſich alſo unbemerkt hineinſtehlen.

Mit dem neunten Glockenſchlage ſchlüpfte der müllerfarbene Korydon, deſſen geſchnittene Glasknöpfe wie Diamanten im Mondſcheine blitzten, durch das offen gelaſſene Pförtchen. Er blieb am Eingange ſchüchtern ſtehen und ſah ſich wie ein Haſe, der als ein ungebetener Gaſt in einen Kohlgarten zum Schmauſe ging und bei dem geringſten Geräuſch ein Männchen macht, nach allen Seiten bedenklich um. Da ſchimmerte ihm aus der grünen Nacht einer fernen Laube der einſame Stern eines ſchneeweißen Gewandes in's Auge, und ein leiſes Huſten lud ihn ein, näher zu kommen. Er glaubte nun, ſein Glück bei allen vier Zipfeln zu haben und ſchritt muthig vorwärts. Auf dem halben Wege zog er den Hut ab, ſtreckte die Arme weit aus und liſpelte, indem er ſo mit vollen Segeln in den Hafen der Liebe einzulaufen dachte, ſehr zärtlich: „Nein, holdſelige Jungfrau, nein! — Sie haben ſich nicht geirrt!“ —

„Das wußt' ich wohl, allerliebſter Herr Hofmeiſter!“ rief Wilhelm mit ſeiner derben, natürlichen Stimme und ſchlug ein wildes Gelächter auf. Truſelius wankte mit Entſetzen zurück. „Kommen Sie,“ — fuhr der Verſchleierte fort und ging ihm mit ausgebreiteten Armen nach — „kommen Sie, hochgelahrter Herr! Laſſen Sie uns einander unſere Schwachheiten geſtehen und als gute Freunde leben!“ —

„Hebe Dich weg von mir, verlarvter Satan!“ ſchrie der Betrogene wie ein Zahnbrecher. „Lieber wollt' ich bei Molchen und Schlangen wohnen, als länger der verſpottete Lehrer einer ſolchen Höllenbrut ſeyn!“ —

„Holla! was gibt's hier?“ — rief eine gewaltige Stimme, und Herr Frank (der einen Spaziergang durch's Dorf gemacht und den Lärm gehört hatte) trat in die Gartenpforte. Eben wollte Trufelius, blind und taub vor Wuth, hinausfahren und rannte ſeinen Prinzipal beinahe über den Haufen. „Ho! ho! geht der Weg durch die Leute?“ — polterte Dieſer und hob ſeinen ihm abgeſtoßenen Hut von der Erde wieder auf — „Sie haben, bei meiner Seele! einen verdammt harten Kopf, Herr Magiſter!“ —

„Bitte tauſend Mal um Verzeihung!“ ſtotterte der Beſtürzte und wollte ſich ſchnell entfernen. Herr Frank hielt ihn am Aermel und forderte Rede und Antwort, was ihn ſo in Harniſch gebracht habe. Der gute Magiſter, deſſen Hitze das Schrecken abgekühlt hatte, wand ſich wie ein Wurm und ſuchte vergebens allerlei Ausflüchte. Herr Frank ließ ihn nicht entwiſchen. Er hatte die Betheurung, nicht länger Lehrer einer Höllenbrut zu ſeyn, genau gehört und deutete ſie auf Luiſen, weil der Schauplatz in ihrem Garten war, und er ſeinen Sohn (der auch ihm die Naſe des Verreiſens aufgeheftet hatte) eine Meile entfernt glaubte. Trufelius wollte das geliebte Mädchen keinem ſchlimmen Verdachte Preis geben, und eben ſo wenig den Anſtifter des böſen Handels verrathen, der ihn wieder verrathen konnte: er war daher in der größten Verlegenheit, wußte weder aus noch ein, und beſchwor den ungeſtümen Frager, nicht weiter in ihn zu dringen, ſondern ihn in Frieden ziehen zu laſſen.

Indem er dieſe Bitte ſtammelte, hatte Wilhelm den unglücklichen Einfall, ſich aus ſeinem Verſteck in der Laube hervorzuwagen. Er drückte ſich an der Gartenmauer hin, um in die Wohnung des Schulmeiſters und von da in's Freie zu kommen. Das gelang nicht. Der Vater ſah die weiße, ſchleichende Geſtalt, hielt ſie für Luiſen, vertrat ihr mit raſchen Sprüngen den Weg, erhaſchte ſie auf der Flucht am Gewande, und überſchüttete ſie mit einem Strome von Scheltworten, die ſeine Zweifel an Luiſens Sittlichkeit ſehr kraftvoll ausdrückten.

Wilhelm, der dieſen Schimpf keinen Augenblick auf ſeiner Geliebten ſitzen laſſen wollte, gab ſich ſchnell zu erkennen. Der Vater ſtaunte und drang auf eine getreue und aufrichtige Erklärung dieſer Maskerade. Der Sohn machte den zweiten unklugen Streich, war zur Unzeit offenherzig, und entdeckte mit luſtigen Worten die reine, wahre Geſchichte. Er verſchwieg nichts, als daß er ſelbſt in Luiſen verliebt war. Nach ſeinen Gedanken ſollten die beiden Herren Spaß verſtehen und aus Herzensgrunde lachen. Wie ſehr irrte er ſich! Scherz und Höflichkeit waren (wie er aus langer Erfahrung hätte wiſſen ſollen) ſeinem Vater böhmiſche Dörfer. Er fuhr dem müllerfarbenen Seladon wie eine Windsbraut auf den Hals, nannte ihn einen alten verbuhlten Hanswurſt, einen Verführer der Jugend und ſo weiter.

Durch dieſen ungerechten Vorwurf empört und zur Nothwehr gezwungen, beichtete Truſelius auf der Stelle alles haarklein, was ihm von Wilhelms und Luiſens Liebe bekannt war. Herr Frank riß die Augen weit auf und meynte: dieſe Sache ſey zu wichtig, als daß ſie unter freiem Himmel abgemacht werden könne. Er trieb die Inkulpaten vor ſich her in's Schloß, kündigte ſeinem Sohne Stubenarreſt an und fügte das unangenehme Verſprechen hinzu: er ſolle des folgenden Tages eine Sentenz erhalten, über die er ſich wundern werde.

23.

Der Korb.

Die Aeltern des Verhafteten brachten die halbe Nacht mit geheimen Berathſchlagungen zu. Madame Frank war noch mehr als ihr Gemahl über die entdeckte Liebſchaft ihres Sohnes beſtürzt und bekümmert, weil ſie ihm — um ihren Adel wenigſtens in der weiblichen Linie fortzupflanzen — ein gewiſſes Fräulein zur Braut beſtimmt hatte, und ſeine Neigung zu Luiſen als einen Strich durch die Rechnung ihres Ehrgeizes betrachtete. Herr Frank nahm zwar an jenem Vermählungsplane keinen ſonderlichen Antheil; doch war es ihm auch nicht gemüthlich, ſich zur Verwandtſchaft mit einer Schulmeiſterfamilie herabzulaſſen. In ſeiner Sphäre wollte er bleiben. Er war der Sohn eines Banquiers, und verlangte daher, daß ſeine künftige Schnur wenigſtens die Tochter eines angeſehenen Kaufherrn oder eines andern Mannes von gleichem Schlage ſeyn ſollte. Im übrigen ſchien ihm Wilhelms Liebeshandel nicht ſo wichtig und bedenklich, als ſeiner Frau. Gewohnt, überall mit Gewalt durchzugreigreifen, hielt er's in ſeinen Gedanken für eine leichte Sache, das Band der jungen Herzen wie ein Spinnengewebe zu zerreißen. Deſſen ungeachtet machte er gegen ſeine Gattin viel Aufhebens davon, um ſie mit einer gewiſſen Art von Vorwürfen peinigen zu können.

An allem Unheil — ſprach er — ſey die verdammte Gelehrſamkeit Schuld, die man trotz ſeiner Warnung dem Jungen habe eintrichtern wollen. In den Privatſtunden beim Schulmeiſter habe ſich die vertraute Freundſchaft mit Luiſen entſponnen; in der Informatorſtube ſey dieſer Liebesfaden fortgedrillt worden. Wilhelm habe ſich ſonſt in Worten und Werken der Wahrheit befleißigt, und erſt aus den heilloſen Büchern ſo ſchlimme Finten und Kniffe gelernt, daß er nun lüge, falſche Briefe ſchreibe, ſeiner Mutter Kleider entwende und ſie anziehe, um damit zu betrügen. So hänge die Kette von Ränken zuſammen; das erſte Glied ſey die Schulfüchſerei; das letzte die Kopfnuß, die ihm der eiſerne Hirnkaſten des Magiſters mitgetheilt habe. —

„Ach, leider wird ſie nicht das letzte ſeyn!“ ſeufzte Madame Frank. „Ich ſehe noch eine lange Reihe von Verdruß und Kränkungen voraus!“ —

„O, ich werde wenig Federleſens machen!“ rief ihr Eheherr, nachdem er ſie ſattſam geängſtet hatte. „Das junge Volk muß auseinander! — Ich wollte lieber einen Hut voll Flöhe hüten, als ein Paar Verliebte an Einem Orte. — Laß nur *mich* ſchalten! Der Schulmeiſter ſchafft entweder binnen vier und zwanzig Stunden ſein Märel aus dem Hauſe oder wir unſern Buben; dann iſt die Geſchichte vorbei!“ —

Am Morgen des folgenden Tages fing die Unterſuchung damit an, daß Trufelius in's Verhör gefordert wurde. Er mußte ſeine Ausſage (die ihm ſchon tauſend Mal leid gethan und eine ſchlafloſe Nacht verurſacht hatte) ausführlich wiederholen. Hierauf eröffnete ihm Herr Frank, daß man ſeiner Perſon in Hühnenthal nicht weiter bedürfe, und zählte ihm, weil keine Dienſtaufkündigung vorangegangen war, den Gehalt eines halben Jahres auf den Tiſch. Am Ende las er ihm ſcharf die Epiſtel und ſagte ihm mit Ungeſtüm in's Geſicht: die Liebelei eines Lehrers mit ſeiner Schülerin ſey eine nichtswürdige Handlung.

Tief gekränkt, bat der ehrliche Trufelius muthig genug, ihn mit dieſem grundloſen Vorwurf zu verſchonen. Er könne nicht läugnen, fuhr er fort, daß Jungfer Wigand die erſten Empfindungen der Liebe gegen das andere Geſchlecht bei ihm erweckt habe; aber nie ſey ein Gedanke in ihm aufgeſtiegen, ſie zur kleinſten Abweichung von dem Pfade der Unſchuld zu verleiten; er habe ſich blos das Glück geträumt, ein Predigtamt zu erhalten, und ſie zu ſeiner ehelichen Hausfrau zu wählen.

„Alle Wetter! das iſt ein geſcheidter Einfall!“ rief Herr Frank. „So käme die Dirne mit Ehren unter die Haube, und mein Sohn müßte ſich bequemen, ſie zu vergeſſen. — Wenn ich doch das Ding eher gewußt hätte! Es wäre mir ein Leichtes geweſen, Ihnen zur Pfarre in Steindorf zu verhelfen, die der Kammerjunker Wardau als Kirchenpatron zu vergeben hat. Wir ſtehen mit einander in Verhältniſſen, daß er mir ſo leicht nichts abſchlagen kann: aber der Markt iſt gewiß ſchon verſäumt. Der Kammerjunker konnte ſich ſeit den vierzehn Tagen oder drei Wochen, die der alte Pfarrer unter der Erde liegt, vor Bittſchriften kaum retten, und hat wahrſcheinlich die Stelle bereits verſagt, um ſich nicht länger deßhalb bombardiren zu laſſen. — Nun, das wollen wir bald erfahren! Er ſpeist dieſen Mittag bei mir; ich ſpreche mit ihm über die Sache, und hat er noch freie Hand, ſo bürg' ich Ihnen nicht nur für den Dienſt, ſondern ich ſelbſt will bei Wigands Ihr Freiwerber ſeyn, und Sie ſollen, auf mein Wort! die Pfarre mit der Quarre bekommen.“ —

Der Magiſter hätte ſeinem Gönner zu Füßen fallen mögen, ſo entzückt war er über dieſes Verſprechen. Herr Frank beſchloß hierauf, alles weitere Verfahren gegen ſeinen Sohn und deſſen Mitſchuldige bis nach der Unterredung mit dem Steindorfer Kirchenpatron auszuſetzen. Um jedoch indeſſen das Zuſammentreffen und Berathſchlagen der jungen Leute zu verhindern, mußte Truſelius Luiſen melden laſſen: er werde heute wegen einer ihm zugeſtoßenen Unpäßlichkeit keine Lehrſtunden geben.

Glücklicher Weiſe hatte der Kammerjunker ſeine Pfarre noch nicht wieder beſetzt, und erklärte ſich auf Herrn Franks erſtes Wort bereit, ſie dem verabſchiedeten Hauslehrer zu übertragen. Wilhelms Vater war nun luſtig und guter Dinge, und becherte mit ſeinem gefälligen Gaſt bis ſpät in die Nacht.

In der Frühe des folgenden Tages ward Wigand auf's Schloß berufen, ſehr freundlich empfangen, ein Mal über das andere Herr Wachtmeiſter genannt, mit ſpaniſchem Sekt traktirt, und ihm der Heirathsantrag des künftigen Paſtors in Steindorf bekannt gemacht. Seine Augen hatten ſich ſchon bei den ausgeworfenen Beſtechungsnetzen ſehr erweitert; jetzt wuchſen ſie noch mehr; doch war er ſogleich zu der Antwort entſchloſſen: er für ſeine Perſon habe nichts gegen die angebotene Ehre und ſeine Frau wahrſcheinlich eben ſo wenig; ſie würden beide die Entſcheidung dieſer wichtigen Sache dem freien Willen ihrer Tochter überlaſſen.

Deren Befragung hielt der Brautwerber für unnöthig. „Ei! wie ſo?“ verſetzte ihr Vater. „Sie iſt gerade die Hauptperſon bei der Geſchichte!“ — Er erbat ſich drei Ueberlegungstage für ſie und eilte nach Hauſe.

Luiſe bedurfte keiner Bedenkzeit. Sie war in der erſten Minute, da ſie von der Anwerbung ihres geiſtlichen Verehrers Nachricht erhielt, mit dem vollſtändigſten Korbe für ihn fertig. Den trug ihr Vater, weil er ihn nicht drei Tage lang in ſeiner Verwahrung behalten wollte, funkelneu auf's Schloß.

Der Gutsherr nahm ihn mit Verdruß in Empfang. „Ich weiß wohl,“ fuhr er auf, „warum Mamſell Luiſe den wackern Trufelius ausſchlägt! Mein Sohn ſteckt ihr im Köpfchen — ſie denkt, meine Schwiegertochter zu werden! — Aber dieß Luftſchloß mag ſie nur ja nicht weiter bauen; das iſt vergebens!“ —

Wigand antwortete beſcheiden: er höre ganz neue Dinge, über die er außerordentlich erſtaune. Indeß glaube er noch nicht, daß ſich ſeine verſtändige Tochter mit ihren Wünſchen und Hoffnungen ſo hoch verſtiegen habe, als man ihr nachſage. Er werde ſie darüber zu Rede ſtellen, und ſie nöthigen Falls in die Gränzen ihres Standes zurückweiſen.

„Das iſt nicht genug!“ fiel Herr Frank brauſend ein: „Das ſchafft mir keine Ruhe! — Er muß ernſthafter zu Werke gehen, mein Freund! Er muß ſeine Tochter zwingen, den Paſtor zu heirathen!“ —

Wigand nahm ſich zuſammen und bekämpfte ſeinen aufſtrebenden Zorn. „Wer iſt der Er, der ſeine Tochter zwingen muß?“ — fragte er in einem ruhigen, aber nachdrücklichen Tone.

Herr Frank lachte bitter. „Wer anders, als der Schulmeiſter in Hühnenthal, der vor mir ſteht?“ —

„Alſo mich meinen Sie?“ ſprach der doppelt Beleidigte. „Es war nöthig, daß Sie mir das erklärten; denn das Er Ihrer Anrede machte mich irre. Als ich noch dienſtleiſtender Wachtmeiſter war, nannten mich ſogar die Stabsoffiziere — Sie. Drum mußte mich wohl das Er aus dem Munde eines Mannes befremden, der es nicht weiter als zum Standartenjunker und Titular-Kornett gebracht hat.“ —

„Das ſind Nebendinge!“ brummte Herr Frank. „Wir wollen von der Hauptſache ſprechen.“ —

„Alſo davon, daß ich meine Tochter zu einer Heirath zwingen ſoll, gegen die ſie die entſchiedenſte Abneigung hat? — Iſt das Ihr Ernſt? Können Sie mir eine ſolche unvernünftige Handlung zumuthen?“ —

„Grillen! — neumodiſche Grillen! — Kinder wiſſen nicht, was zu ihrem Heil dient; die Eltern müſſen für ſie denken und ſorgen.“ —

Kopfſchüttelnd bat Wigand, über dieſes Kapitel weiter kein Wort zu verſchwenden; denn er ſey unerſchütterlich entſchloſſen, ſeine Tochter nicht mit Gewalt ins Ehejoch zu ſpannen.

„Nach Belieben!“ verſetzte Jener. „So muß ſie wenigſtens entfernt, muß auf einige Zeit an einem andern Orte untergebracht werden, bis ſich mein Sohn das Getändel mit ihr aus dem Sinne geſchlagen hat.“ —

Wigand antwortete: ſeine Tochter habe durch kein Verbrechen ein Verweiſungsurtheil verdient; und wenn er auch, ohne ſich durch ein gebieteriſches Muß dazu verbunden zu achten, aus freier Entſchließung nachgeben wollte, ſo wiſſe er doch keinen Ort, wo ſie ſo gut, als im Hauſe ihrer Eltern, aufgehoben ſey. Er werde ſich alſo — es komme, wozu es wolle — von ſeinem Kinde nicht trennen.

Hiermit ging er, unbekümmert über die ihm nachſchallende Drohung: daß er über lang oder kurz ſeinen Starrſinn bereuen werde.

24.

Die Verſöhnung.

Luiſens Vater kam etwas unmuthig nach Hauſe und hielt ihr die Neuigkeiten vor, die er im Schloſſe gehört hatte. Ein flüchtiges Roth ergoß ſich über ihr Geſicht; doch das gute Gewiſſen der Unſchuld ſprach aus ihrem ruhigen Auge, und ſie geſtand offenherzig: daß ſie den jungen Frank liebe und von ihm geliebt werde; doch vom Heirathen ſey nie unter ihnen die Rede geweſen. Sie wolle, ſetzte ſie hinzu, dem Umgang mit ihm entſagen, um ihn nicht mit ſeinen Eltern zu entzweien; aber ihn vergeſſen und einen Andern lieben könne ſie nimmer.

„Das Letztere bleibt billig der Zeit überlaſſen;“ ſprach der Vater. „Uebrigens haſt du wie ein vernünftiges Mädchen geſprochen. Ich bin nun ruhig und der Bär im Schloſſe brumme, wie er will!“ —

Dort war guter Rath theuer. Wilhelm befand ſich noch im Arreſt; der Vater hatte ſeit dem vorigen Abend nicht mit ihm geſprochen. Die Mutter beſuchte ihn und ſparte weder Bitten noch Thränen, um ihn von Luiſen abwendig zu machen; aber ſie kam ohne Troſt zurück. „Nun will ich gegen ihn Sturm laufen!“ ſagte der Vater. „Hilft das nicht, ſo mag ich den ungehorſamen Burſchen nicht länger vor Augen ſehen; er muß ſtracks aus dem Hauſe!“ —

Der Arreſtant ward geholt. Herr Frank that ſich Anfangs, von ſeiner Frau um Mäßigung erſucht, große Gewalt an, begann mit ziemlicher Gelaſſenheit, und erbot ſich zu einem Generalpardon aller vorgefallenen Streiche und Verletzungen der Wahrheit, wenn Wilhelm feierlich angelobte, ſich von Luiſen ganz loszureißen und nie wieder ein Wort mit ihr zu ſprechen.

„Du verlangſt zu viel, Vater!“ antwortete der Jüngling mit einem ſanften, bittenden Tone. „Ich kann dieß Angelöbniß nicht leiſten.“

„Warum nicht?“

„Ich liebe das Mädchen, lieb’ es mehr als mein Leben.“ —

„Schwärmerei — Romanenſprache — nichts weiter!“

„Glaub’ das nicht! Ich bin kein Papagei, der fremde Worte nachplaudert. Was ich ſagte, floß aus meinem Herzen.“

„Herz! — Wieder ein Romanenblümchen! — Das Herz des Sohnes muß ſchweigen vor der Stimme des Vaters!“ —

„Kannſt Du dem Sturm gebieten, nicht zu brauſen? Kannſt Du dem Donner befehlen, nicht über Deinem Haupte zu rollen?“ —

„Leerer, ſinnloſer Bombaſt! — Was gehn mich Sturm und Donner an? — Mit Dir ſprech' ich, von Dir verlang' ich Gehorſam!" —

„Den hab' ich Dir nie verweigert. Ich befolgte jeden Deiner Winke. Aber Du forderteſt auch nie etwas Unmögliches von mir."

„Iſt denn das jetzt der Fall? Ich dächte, es war eben keine Wunderthat, die Bekanntſchaft mit einem unbedeutenden Mädchen, einer Schulhalterstochter, abzubrechen!"

„Das denkſt Du wohl, weil Du das Mädchen nicht liebſt! Du biſt freilich ein bejahrter Mann, Dein Gefühl iſt erſtorben —"

„Unverſchämter Naſeweis! Dieſe grobe Beleidigung ſagſt Du mir ins Geſicht?"

„Ich bitte Dich, Vater, wie kannſt Du eine Wahrheit ſo übel aufnehmen und Dich darüber ereifern? — Haſt Du mich nicht von Jugend auf gelehrt und mir ſogar mit Schlägen eingeprägt, immer Wahrheit, nichts als Wahrheit zu reden?" —

„Aber mit mir — Deinem leiblichen Vater —"

„Ohne Ausnahme, ohne Anſehen der Perſon! — Das waren hundertmal Deine eigenen Worte."

„Schweig! Ich bin's überdrüſſig, mit Dir länger zu kapituliren. Erkläre dich kurz: ob Du Dich von Deiner bettelhaften Dulcinee losſagen willſt oder nicht!"

„Deine Ausdrücke ſind ſehr hart, und machen's mir in der That ſchwer, mich in den Schranken der Achtung zu halten, die ich Dir als Vater ſchuldig bin." —

„Zur Sache!"

„Darüber hab' ich mich ſchon unwiderruflich erklärt. Ich kann von dem Mädchen nicht laſſen." —

„Nun, ſo laſſ' ich von Dir, und ſtoße Dich, zur Strafe Deines Ungehorſams, noch heut aus dem Hauſe!“ —

„Haus und Hof iſt Dein! Ich muß Dein Gebiet meiden, wenn Du befiehlſt. Aber mein Herz iſt mein Eigenthum; darüber darfſt Du nicht ſchalten!“

„Mir aus den Augen, Böſewicht!“ — ſchrie Herr Frank, mit wildem Blick und geballter Fauſt. — „Geh' und erwart' in Deinem Zimmer, was ich über Dich beſchließen werde!“ —

Schweigend und mit gelaſſenen Schritten ging Wilhelm ab.

„Der Taugenichts!“ rief der Vater und wandte ſich zu ſeiner Frau, die eine ſtumme Zeugin dieſes Auftritts geweſen war. „Sieh, das iſt Dein Goldſohn, Dein Augapfel! Wie gefiel er Dir jetzt?“ —

„Er betrug ſich allerdings etwas unartig:“ antwortete ſie — „aber ich kann mich der Bemerkung nicht enthalten, daß die Art und Weiſe, wie Du ihn erzogſt, die Grundlage ſeines Starrſinns und ſeiner kecken Freimüthigkeit iſt. Bat ich Dich z. B. nicht oft, ihm das allzu vertrauliche Du gegen uns Eltern nicht zu geſtatten? — Du achteteſt nie meiner Warnung vor dieſer Unanſtändigkeit; doch jetzt werden Dir wohl ebenſo, wie mir, die Ohren davon weh gethan haben. — Sich Du nennen, ſagt ein bekannter Schriftſteller, heißt die Achtung verwahrloſen.“ —

„Schriftſteller hin, Schriftſteller her! Komm mir um's Himmels willen mit dieſen Leuten nicht angezogen, da mir das Blut ſchon genug in den Adern kocht! — Jetzt iſt zu überlegen, was wir mit dem ungerathenen Buben anfangen, wohin wir ihn ſchicken. Nur von dem Wohin ſey die Rede! Denn im Hauſe darf er nicht bleiben; das iſt ſo gewiß, als ich lebe! Ueber dieſen Punkt verlier' alſo kein unnützes Wort!“

Madame Frank fügte ſich leichter, als zu erwarten war, in die Trennung von ihrem Sohne. Seine Entfernung, ſagte ſie, ſey ohne Zweifel das wirkſamſte Mittel, ein entehrendes Band zu zerreißen und ein beſſeres zu knüpfen. Sie dachte dabei an das Fräulein von Alſing, die Tochter eines reichen Finanzraths, die ſie zu Wilhelms Braut erkoren hatte.

Dieſe Familie wohnte in der Hauptſtadt. Madame Frank ſchlug deßhalb vor, den jungen Starrkopf geraden Weges dahin zu verweiſen, weil der Anblick neuer Gegenſtände, und beſonders der Liebreiz feiner und gebildeter Damen ihm ſein ländliches Mädchen — das er nur aus Unbekanntſchaft mit der ſchönern Welt angenehm gefunden habe — bald aus dem Kopfe verdrängen würden.

„Mit Schaden wird man klug!“ verſetzte Herr Frank. „Die kleine Hexe hätte ſich gar nicht ſo tief bei ihm eingeniſtet, wenn vor drei oder vier Jahren des Onkels Rath, den Wildfang in der Reſidenz erziehen zu laſſen, angenommen worden wäre. Indeſſen iſt das Mädel herangewachſen, und leider ſo hübſch geworden, daß ſich alle Stadtdamen — die wenigſtens ich geſehen habe — vor ihr verſtecken müſſen. — Damals hatte ſie die Kinderſchuhe noch nicht ausgetreten und zwiſchen ihr und Wilhelmen beſtand nur eine bloße Spielfreundſchaft: aber da wollte ſich Madame von ihrem Herzblatt nicht trennen. Nun ſehn wir die Früchte davon!“ —

„Schilt nicht, lieber Mann! Bis jetzt iſt noch wenig verdorben. Ich verlaſſe mich auf das Sprichwort: Aus den Augen, aus dem Sinn!“ —

„O, daran iſt bei einem jungen Romanenhelden, dem die Liebe das Gehirn verbrannt hat, nicht zu denken! Zum Unglück ſteht auch der General jetzt im Felde, und der Himmel weiß, wie lange der Krieg noch dauert. Wer ſoll indeſſen den Thunichtgut unter Aufſicht nehmen und in Zucht halten, wie der Onkel gekonnt hätte?“

Madame Frank räumte dieſen Stein des Anſtoßes aus dem Wege. „Der Finanzrath Alſing“ — ſagte ſie — „hat ein großes, weitläufiges Haus, das man einen Palaſt nennen kann, und er thut uns ſicher den Gefallen, unſerm Sohne ein Zimmer darin einzuräumen. So wird er gleichſam ein Glied dieſer angeſehenen Familie, und muß ſich, von ihr beobachtet, ſittlich und anſtändig betragen.“ —

„Rechne doch nicht auf den ſchwachköpfigen Alſing!“ erwiederte Herr Frank. „Der ſteht ja unter dem ehelichen Pantoffel!“

„Was ſchadet das?“ verſetzte ſie. „Ich ſchreib’ an die Eignerin des Pantoffels, und bürge dafür, ſie unſern Wünſchen geneigt zu machen.“ —

Herr Frank war nun alles zufrieden, da er ſich der befürchteten Beſchwerlichkeit eines Briefwechſels mit dem Herrn von Alſing überhoben ſah. Er ordnete an, daß Wilhelm ſchon den folgenden Tag abreiſen, dieſe Reſolution aber nicht eher, als in der Stunde des Scheidens erfahren ſolle, damit er nicht vorher aus ſeinem Arreſt entwiſche und ſich mit Luiſen beſpreche.

Magiſter Trufelius fuhr am beſten bei der Geſchichte. Er kam zu einer Pfarre, er wußte nicht wie. Dieſen guten Biſſen hätte er beinahe wieder aus dem Munde verloren: denn Herr Frank wollte die Sache rückgängig machen, weil er dadurch die Korbflechterin aus ſeinem Dorfe nicht los ward, und es ihm nun, da dieſe Hoffnung in den Brunnen gefallen war, ſchwer ankam, dem Steindorfer Kirchherrn einige Gegengefälligkeiten, die er ſich ausbedungen hatte, zu leiſten. Er äußerte aber kaum dieſen Vorſatz, da trat Wilhelms gutherzige Mutter als Schutzgeiſt des brodloſen Kandidaten auf, und bat dringend, ihm ſeine Verſorgung zu gönnen. „Es iſt ſo ſüß, ſo göttlich,“ ſagte ſie, „einem Hülfloſen die Hand zu reichen und der Schöpfer ſeiner Wohlfahrt zu werden!“ — Ihr Gatte gab nach; Trufelius ward gerufen und ihm ſein Glück bekannt gemacht.

Wenn ein Stiefſohn Fortunens, der ohne ſichern Unterhalt, wie die Vögel unter dem Himmel, nur von einem Tage zum andern lebte, mit Einem Mal unter ein bequemes, ruhiges Dach und in den Genuß eines feſten Einkommens verſetzt wird: ſo fühlt er ſich wie neu geboren, und ſeine Freude iſt ſo natürlich, daß ſie keiner Beſchreibung bedarf. Daher kein Wort über die faſt drolligen Ausbrüche derſelben bei unſerm Magiſter! Madame Frank ergötzte ſich an der Flamme des Vergnügens, die aus ſeinen Augen loderte; aber ihr haſtiger Mann ſtürzte ſchnell Luiſens Korb als Dämpfer darüber.

Trufelius erſchrack, faltete die Hände, hob die Augen gen Himmel und ſeufzte: „Dort werden die Ehen geſchloſſen! — Es ſollte nicht ſeyn! — Ich faſſe mich in chriſtlicher Geduld.“ — Daran that er ſehr wohl. Madame Frank vollendete ſeine Beruhigung durch den Troſt: es gebe mehr liebenswürdige Mädchen in der Welt, die gegen die Anwerbung Sr. Wohlehrwürden nicht gleichgültig ſeyn würden.

Er konnte ſich den Triumph nicht verſagen, in Wilhelms Zimmer zu gehen und ihm die glückliche Veränderung ſeiner Lage zu melden. „Sie dachten, es übel mit mir zu machen;“ ſprach er: „aber die Vorſehung hat's gut gemacht. Ich bin durch den Poſſen, den Sie mir ſpielten, Pfarrer in Steindorf geworden.“ —

Der Jüngling ſtutzte und forſchte nach dem Gange der Sache, die ihm noch neu war. Trufelius erzählte ihm alles ganz aufrichtig. Wilhelm freute ſich über Luiſens Treue und ihres Vaters ſtandhaftes Benehmen, und wünſchte nun dem Magiſter aus vollem Herzen Glück und Segen zu ſeiner Beförderung. „Verzeihen Sie,“ — fuhr er fort und bot ihm die Hand — „verzeihen Sie mir alle Muthwilligkeiten, die ich gegen Sie ausübte. Ich betheure, ſie kamen aus keinem böſen Gemüth, und ich werd' Ihnen in Zukunft bei jeder Gelegenheit beweiſen, daß ich Ihr wahrer Freund bin.“ — So ſchieden ſie völlig ausgeſöhnt von einander.

Auch wir ſcheiden nun von dem ehrſamen Trufelius, mit dem wir vor der Hand nichts weiter zu ſchaffen haben. Er hielt ſich bis zum Antritt ſeines Amtes in Hübnenthal auf, und machte auf Herrn Franks Anſtiften noch einige Verſuche, Luiſen zu erobern. Sie trugen ihm aber nichts, als eine neue und verbeſſerte Auflage des ſchon empfangenen Korbes ein. Er grämte ſich wenig darüber, da er ſie nicht aus eigenem Antrieb unternommen hatte. Ihm lag jetzt mehr an der Pfarre, als an der Quarre. Dieſer ſprichwörtliche Ausdruck, den wir dem Herrn Frank abborgen, war überhaupt auf die ſanfte Luiſe nicht anwendbar, da er ein immer unzufriedenes Brummeiſen bedeutet. Doch eine Quarre fand ſich, als Trufelius die

Pfarre bezog. Er machte mit der Wittwe ſeines Vorfahrers Bekanntſchaft, und ehelichte ſie nach Verfluß des Trauerjahres mit der Zugabe einiger Stiefkinder, ungeachtet das alte Mamachen gegen Luiſen eine Hexe von Endor war. Aber ſie beſaß alles, was zu einer vollkommen eingerichteten Wirthſchaft gehört, und war überdieß eine vortreffliche Köchin. Beides behagte dem Herrn Paſtor, der ſich an Bequemlichkeit und gute Koſt in Hühnenthal gewöhnt hatte. Freilich mußten ſeine Ohren das Hausgeräth und die aufgetiſchten Leckerbiſſen theuer bezahlen, und vom Morgen bis an den Abend ſeinen mürriſchen Eheſchatz quarren hören. Er ertrug das mit Hiobsgeduld und ward es allmählich ſo gewohnt, wie ein Mahlmüller das Getöſe ſeiner Mühle.

25.

Der Abſchied.

Herr Frank hatte zwar (wie ſich der Leſer aus dem vorigen Kapitel erinnern wird) ſtreng anbefohlen, daß Wilhelmen der nahe Zeitpunkt ſeiner Verweiſung für jetzt noch ein Geheimniß bleiben ſollte: allein das Herz der zärtlichen Mutter vermochte nicht, dieſes harte Gebot zu befolgen. Sie ging, während ihr Gemahl, von den Kämpfen des Tages ermüdet, nach Tiſch ein Schläfchen machte, zu ihrem geliebten Sohne und entdeckte ihm mit innigſter Wehmuth, daß die nächſte Nacht ſeine letzte in Hühnenthal ſey.

Er fuhr ein wenig zuſammen. Sein erſter Gedanke war Luiſe. Doch er faßte ſich ſchnell, nahm eine gleichgültige Miene an und antwortete mit ſcheinbarer Ruhe: es ſey recht gut, daß er aus dem Hauſe wegkomme, denn er und der Vater taugten nicht mehr zuſammen.

„So ſcheint es, leider!“ entgegnete die Mutter. „Wer Recht oder Unrecht hat, will ich hier nicht unterſuchen: ſo viel iſt aber gewiß, daß in Streitigkeiten zwiſchen Eltern und Kindern den Letztern das Nachgeben geziemt. Sey alſo ein guter Sohn, und füge Dich nach unſern Wünſchen, damit der entflohene Friede dieſes Hauſes zurückkehre!“ —

„Mutter, das iſt unmöglich! — Den hat der rauhe Sinn des Vaters auf immer verſcheucht! — Behandelt er mich nicht, als wär' ich noch der kindiſche Knabe, den er zum Ritter der Wahrheit ſchlug? — Das kann ich jetzt in meinem einundzwanzigſten Jahre nicht länger ertragen. Drum laß mich ziehn! — Aber ich bitte Dich, liebe Mutter, täuſche Dich nicht mit der Hoffnung, daß mein Aufenthalt in der Stadt Deinen Heirathsplan befördern werde. Ich bin zum Eheſtande noch viel zu jung: und überdieß weißt Du, wer Sitz und Stimme in meinem Herzen hat, und es ſo ganz erfüllt, daß kein anderes Mädchen darin Platz finden kann.“ —

Die Mutter hatte ſich ſchon bei der frühern Unterredung über dieſen Punkt völlig ausgeſprochen, und erwiederte jetzt blos: „Die Zeit wird hoffentlich Deine Geſinnungen ändern. Mich aber ſchmerzt es tief, daß es meinem Sohne, den ich über alles liebe, ſo leicht wird, mich zu verlaſſen.“

Wilhelm betheuerte mit Wärme das Gegentheil, und er heuchelte nicht. Sie umarmte ihn zärtlich, und ging in ihr Zimmer, um ſeine Aufnahme im Hauſe des Herrn von Alfing ſchriftlich vorzubereiten.

Indeſſen ahnte Luiſe nicht, was in der herrſchaftlichen Burg auf dem Tapete war. Sie vermuthete zwar, daß die Schule dort auf immer geſchloſſen ſey, und es war ihr ſelbſt die Luſt vergangen, ihrem abgewieſenen Freier ferner Lehre und Unterricht zu verdanken: aber die Möglichkeit, daß Wilhelm ihretwegen aus ſeinem Vaterhauſe verſtoßen werden könnte, fiel ihr nicht ein. Es erſchreckte ſie daher wie ein Donnerſchlag, als er am Abend, da ſie eben mit ihren Eltern von ihm ſprach, ganz athemlos in die Stube trat und mit wenigen ſchnellen Worten ſeine Abreiſe bekannt machte. „Faſſe Dich, gutes Mädchen,“ — fuhr er fort — „und ſage mir zu meiner Beruhigung in der Ferne, wie unſere Herzen mit einander ſtehen! — Liebſt Du mich ſo wahr und treu, als ich Dich liebe? Und willſt Du einſt meine Gattin werden?“

Betäubt von der Schreckensnachricht, war ſie an ſeine Bruſt geſunken und konnte nicht antworten. Dafür ſprach Wigand ein lautes, väterliches Wort. „Das iſt nicht fein, junger Herr!“ hob er an. „Sie ſetzen dem Mädchen leere, wenigſtens weit ausſehende Dinge in den Kopf! Ich zweifle gar nicht, daß Sie's redlich meynen: aber was hilft das? Sie ſind nicht Ihr eigener Herr! Sie ſtehn unter der Gewalt eines unbiegſamen Vaters!“ —

„Dieſe Feſſeln will ich bald abſchütteln!“ antwortete Wilhelm. „Er denkt, mich zu ſtrafen, indem er mich in die Reſidenz ſchickt; ich geh' aber mit Freuden dahin, um mir dort nützliche Kenntniſſe zu erwerben und mich von ihm und ſeinen Launen unabhängig zu machen. — Drum weine nicht, liebes Mädchen! Ich verliere Dich nur eine kurze Zeit, um Dich auf ewig zu gewinnen. — Mein Vater enterbe mich dann und verſchenke ſein Gut; ich werde dennoch in Deinen Armen zufrieden und glücklich ſeyn!“ —

„Ihr Vorſatz iſt brav!“ ſagte Wigand. „Bilden Sie ſich durch Fleiß und Thätigkeit zu einem ſelbſtſtändigen Manne, der ſich mit eigener Kraft ſeine Bahn durch die Welt bricht!“ —

„Bei Gott! das werd' ich! Aber nicht ohne Dich, meine Luiſe! — Sprich, willſt Du mich auf den Blumen- oder Dornenwegen meines Lebens begleiten?“ —

„Treu bis in den Tod!“ antwortete ſie mit ſanftem Feuer, und umarmte ihn.

„Nun ſind wir unzertrennlich!“ rief er aus. „Nun vermag keine menſchliche Gewalt das feſte Band unſerer Herzen zu zerreißen und den Fels unſerer Liebe zu erſchüttern. — Verſucht man etwa in der Folge, Dich durch falſche Gerüchte zu täuſchen — ſprengt man vielleicht aus: ich hätte Liebſchaften in der Stadt — würde dieß oder jenes Frauenzimmer heirathen und dergleichen: ſo glaube nichts, durchaus nichts! Eher werden die Ströme ihren Lauf rückwärts nehmen und die Sonne bei Nacht ſcheinen, eh' ich mich der kleinſten Untreue gegen Dich ſchuldig mache!“ —

Luiſe fiel ohnmächtig in die Arme ihrer Mutter, als er jetzt, vom Schmerz der Trennung durchſchauert, ſtammelnd Abſchied nahm, und fortſtürzte. Er kam unvermißt ins Schloß zurück, ehe ſeine Eltern ihre Piketpartie zu Ende geſpielt hatten, mit der ſie ſich täglich nach dem Abendeſſen ſo eifrig beſchäftigten, daß ſie die unangenehmſten häuslichen Vorfälle darüber vergaßen.

Der Brief an die Frau von Alſing war geſchrieben und der Mantelſack des Reiſenden gepackt. „Er ſoll reiten!“ hatte der Vater geſagt. „Ich will mir ſeiner Bequemlichkeiten wegen keinen Wagen ruiniren. Auch mag ich ihn nicht mehr ſehn. Ich gehe morgen mit Anbruch des Tages auf die Jagd, und eh' ich aus dem Walde zurückkomme, muß er fort ſeyn, ſonſt geb' ich ihn das Geleit mit der Hetzpeitſche!" —

Dieſen väterlichen Segen wartete Wilhelm nicht ab. Er ritt früh genug, nach einem betrübten Abſchiede von ſeiner Mutter, — den ſie durch eine ſchwere Goldbörſe etwas zu erleichtern ſuchte — zum Thore hinaus und blickte nach dem rothen Dache des Schulhauſes ſo lange zurück, als er noch in weiter Ferne die Spitze des Schornſteins erſpähen konnte. „Hat der Herr was verloren?" fragte in aller Unſchuld ſein Begleiter, ein vierſchrötiger Bauer, dem man einen Hut mit grünen, rothen und gelben Federn auf den dicken, ſtruppigen Kopf gedrückt hatte, um den ehrlichen Hans Michel zu einem ſtattlichen Reitknecht zu ſtempeln. Er bekam auf ſeine wiederholten Fragen keine Antwort, und machte im Stillen ſeine Gloſſen darüber.

26.

Die Haſenjagd.

Wilhelm that vier ſtarke Tagereiſen, ohne daß ihm ein bedeutendes Abenteuer aufſtieß. Er langte wohlbehalten vor den Thoren der Hauptſtadt an. Es war ein heiterer Sommertag; ein bunter Menſchenſtrom ergoß ſich aus hundert Gaſſen, um außerhalb der Mauern im Grünen zu luſtwandeln und der lieblichen Abendkühle zu genießen. Wilhelm und Michel hatten ſo wenig als ihre Roſſe jemals eine große Stadt geſehen; mancher alltägliche Anblick war ein Wunder vor ihren Augen. Die Pferde ſpitzten die Ohren und ſcheuten ſich bald vor einem Sonnenſchirm, bald vor einem in der Luft flatternden Schleier; Michel ließ vor Erſtaunen über eine ſechsſpännige Kutſche den Zügel aus der Hand fallen und ſperrte den Mund weit auf, als ob er im Schlaraffenlande ſey und den Einflug gebratner Tauben erwarte; nur Wilhelm beobachtete den Anſtand, gaffte weder rechts noch links, ſondern ſah, wie ein alter, weltkluger Mann, der in ſolchem Getümmel zu leben gewohnt iſt, kalt und ernſthaft vor ſich hin.

Eine Rotte muthwilliger Gelbſchnäbel — die am Thore, durch das er einziehen wollte, über die Spaziergänger Muſterung hielt und ihre Augen zum Theil mit Brillen gewaffnet hatte — witterte dennoch das Dorf an ihm aus und war gleich bei der Hand, ihn in die Klopfe zu nehmen. „Ei, ſeht doch!“ — rief ein unbärtiger Fant mit einer fatalen, quäkenden Stimme — „da kommt Junker Don Quirotte mit ſeinem ehrſamen Knappen Sancho Panſa!“ — Die übrigen Laffen begleiteten dieſen nagelneuen Einfall mit einem unbändigen Gelächter, ſtellten ſich frech dem Reiter in den Weg und höhnten ihn mit tiefen Reverenzen. „Was ſoll der Narrenſpaß?“ rief er entrüſtet, und ritt ihnen ſcharf auf den Leib. Sie erſchracken über die unerwarteten Kaprielen ſeines Gauls, und flohn wie eine Heerde furchtſamer Schafe, die der Hirtenhund hetzt. Wilhelm jagte ſie eine Strecke vor ſich her; ſein Pferd zertrat einige koſtbare Brillen, die beim Reißaus verloren gingen; die Schildwachen am Thore lachten und riefen ihm Beifall zu, und er hielt nun, ohne weiter beunruhigt zu werden, ſeinen Einzug in die Stadt, wo er vorläufig in einem Gaſthofe abſtieg.

„Aber, geſtrenger Herr," — ſprach hier Michel in einem verweiſenden Tone — „Sie hätten doch gegen die armen gebrechlichen Leute am Thore nicht ſo das Rauhe herauskehren ſollen! Es iſt ja Unglücks genug, wenn Gott einen blutjungen Chriſtenmenſchen mit Blindheit geſtraft hat, daß er ſo wenig, als mein achtzigjähriger Großvater, ohne Brille Weg und Steg finden kann." —

„Spare Dein Mitleiden, guter Hans!" antwortete Wilhelm lachend. „Dieſe Burſche ſehn ſo ſcharf als wir; man hält's aber heutiges Tages für vornehm, ſich blind zu ſtellen." —

„Nee, iſt's möglich?" rief der Bauer. „Nu, Gott erhalte mir meine g'ſunden Augen und meinen geſunden Verſtand bis an mein ſel'ges Ende!" —

27.

Amors Unglück.

Am folgenden Tage ſuchte Wilhelm die Frau von Alfing auf, um das mütterliche Empfehlungsſchreiben abzugeben. Es war Mittags gegen zwölf Uhr, als er ihr Haus erfragte, und von dem Thürſteher nach einem kleinen Examen eingelaſſen wurde. Man wies ihn in einen Vorſaal, wo er ein halbes Dutzend Livreebedienten fand, die ihn dummdreiſt anglotzten und ſeinen Gruß nicht erwiederten, ungeachtet ſie bloß Gähnaffen feil hatten, und nicht durch das geringſte Geſchäft gehindert wurden, höflich zu ſeyn.

Er bat um Anmeldung bei der gnädigen Frau. Einer der Bortenröcke zog ihm mit unmanierlicher Haſtigkeit den

Brief aus der Hand, und gab ihn, als er die Aufſchrift mit Naſerümpfen geleſen hatte mit dem Beſcheide: „Wird nicht angenommen!‘“ — ſogleich wieder zurück. Wilhelm fragte nach der Urſache. „Wegen Ermangelung der gehörigen Titulatur,“ war die Antwort. „Der vormalige Herr Finanzrath von Aiſing ſind vor drei Tagen zum Geheimen Rath erhoben worden, haben Sich den Titel Excellenz beigelegt, und gemeſſenſt anzubefehlen geruht, die an Hochdieſelben eingehenden Briefſchaften zurückzuweiſen, wofern ſie nicht mit der gebührenden Adreſſe verſehen ſind.“ —

Wilhelm verbiß das Lachen, das ihn anwandelte, und ſtellte vor: ſeine Mutter habe wegen der Entfernung ihres Wohnorts dieſe Standeserhöhung noch nicht gewußt, und ihr Brief ſey volle zwei Tage älter als der hochverehrliche neue Charakter. In dieſer Betrachtung laſſe ſich von Ihro Excellenz billiger Einſicht hoffen, daß Sie die unvermeidlichen Mängel des Briefs gnädig verzeihen würden.“ —

„Wollen ſehn!‘“ ſprach der Lakai. „Der Frau Geheimen Räthin Excellenz ſchlafen aber dermalen noch. Man laſſe den Brief hier und komme nach einer Stunde wieder!

„Das ſcheint mir ein vollkommenes Narrenhaus!“ ſprach Wilhelm für ſich, als er den Vorſaal im Rücken hatte. Doch mißfiel ihm dieß gar nicht. Er bekam im Gegentheil um ſo mehr Luſt, hier zu wohnen, weil er ſich den Genuß vieler luſtigen Auftritte verſprach.

Da es die Mühe nicht lohnte, nach dem weit entlegenen Hotel, wo er abgetreten war, zurückzugehen, um dort das Erwachen der Geheimen Räthin abzuwarten: ſo entſchloß er ſich, unterdeſſen in den nächſten Straßen herumzuſchlendern. Auf dieſer Wanderung ward er aus dem offenen Fenſter eines etwas hohen Parterre-Zimmers, unter welchem er nahe vorbeiging, von acht bis zehn verſchiedenen Hundeſtimmen angebellt. Im Umſehen erblickte er eine zahlreiche Geſellſchaft von Bologneſern, Möpschen, Dächslein, und mehrern ſolchen Zwergen der Hundewelt, die auf dem Fenſterbrette in einer bunten Reihe ſaßen, und ihm, als er ihnen mit ſeinem Stocke Schweigen gebot, auf den Kopf zu ſpringen drohten. Er zeigte ihnen nun ſein ſpaniſches Rohr etwas näher, und mochte wohl damit einige Naſen nicht ſanft berühren; denn die ganze Verſammlung brach in ein ſchreckliches Wehgeheul aus und warf ſich rücklings einem am Fenſter ſitzenden Herrn auf den Hals, deſſen Nachtmütze nur von der Gaſſe herauf ſichtbar war.

Darüber unbekümmert, ging Wilhelm ſeines Weges ruhig fort, als plötzlich ein Officier aus jenem Hauſe heraustrat und ihm nacheilte. Es war der edle Herr von Schierling. Sie erkannten ſich beide auf der Stelle. Der Lieutenant — das war er kürzlich geworden — wunderte ſich nicht wenig, ihn hier zu treffen, und fragte mit einem ſchneidenden Tone: ob er nach der Hauptſtadt gekommen ſey, um ſich als Hundevogt anſtellen zu laſſen. „Dieſe Frage beweiſt mir,“ antwortete Wilhelm, „daß Ihnen das Porträt, das Sie vor einigen Jahren in Hühnenthal an meine Stubenthür malten, noch heute zum Sprechen ähnlich iſt.“ — Der Lieutenant ward feuerroth, und ſagte beim Umkehren: „Wir finden uns weiter!“ — „Auf welche Art es Ihnen beliebt!“ entgegnete Wilhelm. Jener antwortete nicht, ſondern zog ſich geſchwind ins Wohnhaus ſeines Vaters zurück.

Indeſſen war es Zeit geworden, ſich im Vorzimmer der Frau von Alfing wieder einzuſtellen. Der Bediente, den wir wie ein Gerichtsprotokoll ſprechen hörten, kam ihm mit der Nachricht entgegen: Ihro Excellenz hätten Gnade für Recht ergehen laſſen, und den Brief nicht nur anzunehmen und zu eröffnen geruht, ſondern wollten auch ihm, dem Ueberbringer, einige Minuten Gehör geben: es laufe aber gegen die ſchuldige Ehrerbietung, geſtiefelt und geſpornt vor Ihro Excellenz zu erſcheinen: man möge ſich daher nach Hauſe verfügen und ſich courmäßig kleiden.

Wilhelm hatte große Luſt, ſich über dieſes ſteife Poſſenſpiel mit derben Worten herauszulaſſen; allein er zügelte ſich und erwiederte lächelnd: er werde von hundert Urſachen abgehalten, ſich in ein Staatskleid zu werfen. Die erſte ſey: er habe keins. — Der umſtändliche Ceremonienmeiſter war damit nicht geſättigt; er verlangte auch die übrigen neun und neunzig zu wiſſen, und begriff es nicht ſogleich, als Wilhelm ihm vorſtellte, daß er an dieſer Einen genug haben könne. Er ſah ſtarr auf einen gewiſſen Punkt des Fußbodens, legte den Finger an die Naſe, und pflog ſo eine Weile mit ſich ſelbſt Rath, was zu thun ſey. Gedankenvoll ging er endlich fort, um den ſcrupulöſen Umſtand hohen Orts zu melden; und ſiehe, da erging abermals Gnade für Recht: Wilhelm erhielt Erlaubniß, in ſeinen Reiſekleidern aufzuwarten.

Das Kabinet, worin die Frau Geheime Räthin ihre ſogenannten Morgenſtunden von Nachmittags zwei Uhr an bis zur Mittagstafel um ſechs Uhr zubrachte und Beſuch annahm, ſtieß beinahe an den Vorſaal der Bedienten. Wilhelm konnte daher mit drei oder vier Schritten bei ihr ſeyn; doch ſo leicht machte man es ihm nicht. Er ward eine lange Gallerie geführt, die ſich die ganze Tiefe des Hauſes hinab dehnte, dann hinten quer über lief, und ſich nun in eine Reihe von acht Zimmern verlor, durch welche man an der Gegenſeite des Gebäudes nach dem Vorſaale zurück kam. Dieſer Umweg glich einer Schlange, die ſich in den Schwanz beißt. Am Ende dieſer Reiſe ſtand Wilhelm vor der Geheimen Räthin, die im Pudermantel an einem Tiſche ſaß, auf welchem alle Schönheitsmittel und ſeine Werkzeuge, durch die ſich alte Damen verjüngen, im Ueberfluß zu finden waren. Mitten unter aromatiſchen Büchſen und Schachteln lag die Reiſe des jungen Anacharſis durch Griechenland aufgeſchlagen.

„Mama hat mich mit einem Briefchen beſchenkt,“ — begann die excellente Dame — „mit einem ſehr angenehmen Briefchen, das ganz die ſüße Freundſchaft athmet, die in den goldnen Tagen der Jugend unſere Seelen verband, als wir mit einander eine franzöſiſche Penſionsſchule beſuchten. Um ſo mehr wünſcht' ich dem in mich geſetzten Vertrauen zu entſprechen; die Sache hat nur ein verzweifeltes Knotchen, das ich nicht auf der Stelle zu löſen weiß. Es iſt wahr, ich hab' ein großes Haus — mancher Fürſt hat's nicht größer —: es ward aber ſeit ungefähr einem Jahre aus dem Deutſchen ins Griechiſche überſetzt — das heißt: nach griechiſchem Geſchmack eingerichtet, und verlor dadurch eben ſo viel an Wohnbarkeit, als es an Schönheit gewann. Ich habe ſelbſt kaum mehr Raum, als dieſes enge Kabinet, und mein Gemahl begnügt ſich ſogar mit einem dunkeln Stübchen im Hinterhauſe. Die übrigen Zimmer, die mit antiken Bildſäulen, mit Altären griechiſcher Götter, mit koſtbaren Tapeten und Fußteppichen, wie ſie in den Paläſten der Großen zu

Athen Mode waren, und überhaupt mit den zierlichſten Geräthen des Alterthums, die wir jetzt kaum zu brauchen verſtehen, ausgeſchmückt ſind — dieſe Prachtzimmer, ſag' ich, würde man entheiligen, wenn man ſie zum täglichen Gebrauch verurtheilen wollte. Ich bin alſo wirklich verlegen, wie ich den Wunſch meiner lieben Jugendgeſpielin erfüllen und ihren hoffnungsvollen Sohn unter meinem Dache gaſtfreundlich aufnehmen ſoll." —

„Könnten nicht Ew. Excellenz," ſprach Wilhelm, „irgend ein kleines Zimmerchen für mich wieder aus dem Griechiſchen ins Deutſche überſetzen?" —

„Sehen Sie doch," ſagte die Geheime Räthin ſehr freundlich, „wie Sie meinen ſcherzhaften Einfall geſchickt anzuwenden verſtehen! Ein Beweis, daß er Ihnen gefallen hat! — Nun, kommen Sie, wir wollen mit einander ein Gemach auswählen, das ſich am bequemſten verdeutſchen läßt." —

Sie erhob ſich vom Sopha und ging voran, um die Schätze ihres Hauſes zu zeigen. Ihr weißes Puderhemd gab ihr das Anſehen eines nachtwandelnden Geiſtes. Wilhelm hatte jedoch jetzt Gelegenheit zu bemerken, daß ſie mehr Fleiſch und Bein als andere Menſchen beſaß. Glücklicher Weiſe konnte ſie ſich nicht, wie der Gott Janus, immer von hinten beſehen: ihre Eitelkeit hätte ſonſt, wegen eines unangenehmen Hügels zwiſchen ihren Schultern, keinen frohen Augenblick gehabt.

Der Zug ging von Zimmer zu Zimmer, deren jedes mit gezierter Pracht überladen und der Tempel einer griechiſchen Gottheit war. Ceres und Bacchus hatten zum Beiſpiel im Speiſeſaal ihre Altäre. Ein kleines Gemach, durch das ſich ein ſanftes Roſenlicht ergoß, war dem Gott der Liebe geweiht. Unweit der Thüre ſtand er in Lebensgröße mit der Binde vor den Augen. Wilhelm war ſelber eben ſo blind wie er, oder hatte wenigſtens ſeinen Blick auf die gemalte Decke des vor ihm aufgehenden Heiligthums geheftet: kurz, er ſtrauchelte über die Schwelle, fiel dem Götterknaben auf den Hals und riß ihn mit ſich zu Boden. Der Sohn der Venus brach einen Arm; ſein ſiegreicher Bogen wurde zerſchmettert. Die Geheime Räthin that einen Zeterſchrei und war nahe daran, zwiſchen die liegende Gruppe hin in Ohnmacht zu fallen. Sie erhielt ſich mit Mühe und ſtützte ſich ſchwindelnd auf Amors Altar. „Welch Unglück, ihr Götter!“ ächzte ſie, und ſtand leichenblaß und in ſich verſunken.

Wilhelm war über ſeinen ungeſchickten Burzelbaum ſo ärgerlich, daß er ſich mit einem tüchtigen Backenſtreiche hätte beſtrafen mögen. Er nahte ſich ſchamroth der Trauernden und bat um Verzeihung. Sie ſeufzte herzbrechend und antwortete nicht. Er erbot ſich, den verurſachten Armbruch vom beſten Bildhauer der Stadt heilen zu laſſen und überdieß einen neuen, geſunden Amor bei ihm zu beſtellen. Das wirkte. Sie brach über dieſen Vorſchlag zur Güte in ein ſardoniſches Lachen aus und ſchwenkte ſich wild herum, wie von einer Tarantel geſtochen. Wilhelm hielt dieſen Zuſtand, der gar nicht aufhören wollte, für einen Anflug von Wahnſinn. Endlich ließ der Taumel ein wenig nach; ſie fing an zu ſprechen. „Ein goldner Einfall!“ keuchte ſie. „Die Leutchen vom Lande ſind doch recht gutherzig! — Ich will Ihnen aber den Weg zum Bildhauer erlaſſen. Sein Machwerk möchte wohl der göttlichen Antike, die hier in Trümmern liegt, eben ſo gleichen, wie etwa Sie, mein Freund, dem Alcibiades!“ —

Er fand ſich beleidigt und wollte bitter antworten. Sie ließ es nicht dazu kommen. „Das Schlimmſte iſt," fiel ſie ein, „daß Amor ſich rächen und Ihnen hier nicht günſtig ſeyn wird! — Ich für meine Perſon verzeih' Ihnen; nur muß ich bitten, ſich nach einer andern Wohnung umzuſehen. Ihre Faſelei wär' im Stande, mir alle meine Tempel zu zerſtören." —

Wilhelm floh durch die nächſte Thür aus dem Olymp der zerbrechlichen Götter, ſchrieb ſeiner Mutter den Vorfall und ſchickte ſeinen Sancho Panſa mit dem Briefe und den Pferden nach Hühnenthal zurück.

28.

Der Hausteufel.

Die Wahl einer Wohnung war nun ſein erſtes Geſchäft. Er durchſtrich in dieſer Abſicht die Straßen und machte Jagd auf die ausgehangenen Miethzettel. Indem ſo ſeine Augen von Haus zu Haus ſchweiften, erblickte er eine große blaue Tafel mit der goldnen Aufſchrift:

Antonio's Buchhandlung und Leihbibliothek.

Dieſer Name war ihm von ſeinen Kinderjahren her zu merkwürdig; er konnte nicht gleichgültig vorbeigehn. Sollte wohl gar, ſprach er für ſich, der Buchhändler Antonio und der Bauchredner gleiches Namens Eine Perſon ſeyn? — Voll Neugier, dieß zu erfahren, trat er in die Bibliothek und ſah mit frohem Erſtaunen, daß es wirklich ſo war. Antonio's Geſtalt hatte ſich wenig verändert. Er war eben beſchäftigt, einige Leute mit Büchern zu verſorgen, die ſie verlangten.

Als ſie befriedigt fortgegangen waren, grüßte ihn Wilhelm mit der Anrede: „Kennen Sie mich nicht?“

Antonio ſah ihn mit Befremdung an und ſagte: Nein.

„Erinnern Sie ſich nicht mehr eines Knaben, der im Dorfe Hühnenthal, wo Sie ſich vor neun oder zehn Jahren einige Tage aufhielten, die Bauchſprache von Ihnen lernen wollte?“ —

„In Hühnenthal?“ rief Antonio lebhaft. „Dieſer Ort iſt mir unvergeßlich! Auch der Knabe ſteht mir dunkel vor den Augen.“ —

„Dunkel?“ fiel Wilhelm lächelnd ein. „Dieß Zimmer iſt doch ſehr hell!“ —

„Wie verſteh' ich das?“ fragte der Buchhändler. „So waren Sie wohl jener Knabe?“ —

„Ich war's,“ antwortete Wilhelm.

Antonio bewillkommte ihn mit herzlicher Freude, überließ die Austheilung der Bücher ſeinem Unterbibliothekar, führte den jungen Frank in ein Nebenzimmer, und nun ging bei einer Flaſche Wein das Plaudern an. „Lebt der alte, brave Schulmeiſter noch? — Was macht das ſchöne Röschen?“ — waren die erſten Fragen.

„Beide ſind geſund,“ ſprach der Jüngling von Hühnenthal. „Freund Wigand gedenkt Ihrer oft, und Röschen — wartet auf Sie.“ —

„Auf mich?“ — rief Antonio ſtaunend.

„So ſcheint's in der That! — Röschens immer noch blühende Schönheit lockt einen Freier nach dem andern; aber ſie weiſt alle zurück, lebt bei ihrem Vater, der ſchon vor mehreren Jahren die Gaſtwirthſchaft aufgegeben hat, in klöſterlicher Eingezogenheit, und der Kanarienvogel, den Sie ihr ſchenkten, iſt noch heutigen Tages ihr Abgott und liebſter Geſellſchafter. — Man neckt ſie daher wirklich bisweilen mit Ihnen, und ſie erröthet, ſo oft man den Namen Antonio nennt.“ —

Dieſe Nachrichten (die nicht zum Scherz erfunden, ſondern vollkommen gegründet waren) trieben auch dem Buchhändler eine ſtarke Röthe ins Geſicht. Er brach dieſes Geſpräch kurz ab; und als ſich Wilhelm wunderte, ihn mitten unter einem Schwall von Büchern zu finden, erzählte er ihm ſeinen neueſten Lebenslauf.

„Ich zog,“ ſprach er, „von Hühnenthal hierher, wo mich ein gewiſſer Italiener treffen und mir meine Thiere abkaufen wollte. Er kam; ich konnte jedoch mit dem Knauſer nicht einig werden, mußte von Land zu Land weiter reiſen und noch einige Jahre die Rolle ſpielen, die mir mit jedem Tage läſtiger ward. Endlich gelang es mir, mich auf eine vortheilhafte Art davon loszumachen. Aber welche neue Laufbahn ſollt' ich nun wählen? — Ich kehrt' in dieſe Stadt und zu den Wiſſenſchaften zurück, die ich während meines Vagabundenlebens vernachläßigen mußte. Im Hauſe, wo wir jetzt ſind, fand ich einen Buchladen und eine Leihbibliothek, die ich täglich beſuchte. Sie gehörten einer jungen Wittwe, die ſich bald zuvorkommend freundlich gegen mich bezeigte und mir durch tauſend Artigkeiten bewies, daß ich ihr nicht gleichgültig war. Ihr gebildeter Verſtand, ihr ſcheinbar gutes Herz und — was ſoll ich's unter vier Augen läugnen? — ihr beträchtliches Vermögen zogen mich an und bedeckten gleichſam ihre Geſtalt, die nichts weniger als reizend war, mit einem wohlthätigen Schleier. Kurz, wir wurden näher bekannt, und ich heirathete ſie. Aber der Prieſter, der uns einſegnete, öffnete mir das Thor einer Hölle. Meine Frau zog ſchon in den Flitterwochen die Larve der Gutmüthigkeit ab und zeigte ſich als eine herrſchſüchtige, wüthende Furie, in der ich alle die Beſtien, die ich mir mit Mühe vom Halſe geſchafft hatte, vereint wieder fand. Sie war häßlich wie das Kameel — brummig wie der Bär — hämiſch wie der Affe — neidiſch wie der Hund! — Ich würde nicht ſo hart von ihr ſprechen, wenn ſie mich nicht mit durchdachter, planmäßiger und beiſpielloſer Bosheit gepeinigt, und es nicht augenſcheinlich darauf angelegt hätte, mich eben ſo ins Grab zu ärgern, wie ihren erſten Mann, deſſen Märtyrthum das Geſpräch der halben Stadt geweſen war. Mich unbekannten Fremdling hatte niemand vor ihr gewarnt. Alle Verſuche, friedlich mit ihr zu leben, waren vergebens. Wir ſtanden im Begriff, uns vor dem geiſtlichen Gerichte ſcheiden zu laſſen, als uns der Tod ſchied. Er machte mit ihr kurzen Prozeß; ſie hatte nicht Zeit, mir durch ein Teſtament ihr Vermögen zu entziehen; und ſo kam ich in die Verfaſſung, in der Sie mich ſehen." —

Wilhelm begleitete dieſe Geſchichte mit Zwiſchenreden und Schlußbemerkungen, die füglich im Tintenfaſſe bleiben können, und erzählte dann ſeine eigenen Freuden und Leiden, von der Verſchwörung der Bariſchenkler ſeines Geburtsdorfes an bis zum Armbruch des Erbprinzen von Paphos. Antonio nahm jetzt, da er den künftigen Schwiegerſohn ſeines Freundes Wigand vor ſich ſah, noch wärmern Antheil an ihm, als zuvor, und bat ihn, ein Zimmer in ſeinem Hauſe zu bewohnen, das er für immer der Gaſtfreundſchaft gewidmet habe. Wilhelm nahm dieſes Erbieten an, und zog bald darauf ein.

29.

Das Räthſel.

Antonio dachte nun faſt eben ſo fleißig an Röschen, als ſein junger Hausgenoß an Luiſen. Zu ſeinem Verdruß war die Leipziger Meſſe vor der Thür; er hatte die immer ſteigende Dickleibigkeit des Bücherkatalogs — der mit einer unheilbaren Waſſerſucht behaftet ſcheint — durch einige neue Verlagsartikel vergrößert; ſie machten ihm noch viel zu ſchaffen, und es war nothwendig, deßhalb den großen Markt zu beziehen: er hätte ſonſt in den nächſten Tagen eine Reiſe nach Hühnenthal gemacht und Röschen ſeine Hand angetragen. Hierzu war er feſt entſchloſſen. Er ſehnte ſich, in den Armen eines guten Weibes den Himmel des Eheſtandes zu finden, nachdem ihm eine Unholdin die Hölle deſſelben gezeigt hatte.

Das unſelige Sprichwort: Aus den Augen, aus dem Sinn! — von deſſen oft bemerkter Wirkſamkeit ſich Madame Frank eine erſprießliche Sinnesänderung ihres Sohnes verſprach — ward an ihm völlig zu Schanden. Seine Liebe zu Luiſen verlor durch die weite Entfernung keinen Grad ihrer Wärme, und würde ſogar noch an Feuer gewonnen haben, wenn ſie nicht ſchon auf dem höchſten Siedpunkt geſtanden hätte. Dennoch war er kein ſo ſüßes Tändelmäßchen, wie mancher Geck, der ſeine Zeit unter lauter Minnegedanken verträumt, und ſich mit nichts als Liebesbriefchen beſchäftigt. Ihn ſpornte ſeine Leidenſchaft zu einer nützlichern Thätigkeit; denn Luiſe war der Preis, den er erringen wollte. Er nahm Lehrer an, die ihn in der Geſchichte, Mathematik, Länderkunde und Kameralwiſſenſchaft unterrichteten. Von allen dieſen Dingen war in der lateiniſchen Schule des Pedanten Truſelius nicht die Rede geweſen.

Die Tage wurden fleißig zum Studieren angewandt, die Abende der Erholung geweiht. Antonio führte ſeinen jungen Freund in mancherlei Geſellſchaften, um ihn mit dem Thun und Treiben der Menſchen bekannt zu machen. In dieſer Abſicht ſpeiſeten ſie oft an öffentlichen Tafeln, und beſuchten die vorzüglichſten Kaffeehäuſer. Der junge Landmann ſtaunte hier über manchen alltäglichen Thoren, und ſeine natürliche Freimüthigkeit fühlte den ſtärkſten Drang, ihn in's Angeſicht zu verſpotten. Antonio warnte vor öffentlichen Beleidigungen, und ſie unterblieben. Doch bisweilen konnte ſich der Ritter der Wahrheit durchaus nicht enthalten, mit der vornehmſten Bauchſprache irgend einen auf die Umſtände paſſenden Ehrentitel, als: „Windbeutel! — Narr!" — und ſo weiter, auszutheilen. Die behende Zunge des frechſten Aufſchneiders ward in dieſem Augenblick zu Stein; die Geſellſchaft ſah ſich ſtumm und verlegen an. Wilhelm machte es wie die Andern. Kein veränderter Geſichtszug verrieth ihn.

Antonio billigte dieſen Muthwillen nicht: doch fand er ihn minder gefährlich, als des Jünglings ernſte und kühne Sprache über jede ihm zu Ohren kommende ſchlechte Handlung, die in der Hauptſtadt verübt wurde. Ob von einer hohen oder niedern Perſon: das galt ihm gleich. „Hüten Sie ſich!" ſprach ſein Freund. „Ein Biedermannswort wird oft ſchärfer geahndet, als eine Schurkenthat." — Es half keine Warnung. Sein edler Unwille war nicht zum Schweigen zu bringen.

Auch über die großen Weltbegebenheiten ließ er ſich ſo frei heraus, wie er dachte. Der franzöſiſche Revolutionskrieg war damals das allgemeine Geſpräch und — das Gift der geſelligen Unterhaltung. Alte deutſche Freunde entzweiten ſich oft auf Lebenszeit über ein Treffen, das in Aegypten vorgefallen war. Stumpfer Blödſinn erklärte frech die ganze franzöſiſche Nation ohne Ausnahme für den Abſchaum der Menſchheit, und forderte mit brutaler, fantaſtiſcher Wuth, daß jeder ehrliche Deutſche in dieſes Eſelsgeſchrei mit einſtimmen ſollte. Der verſtändige Mann, der's nicht that, war verdächtig. Er ward ſogar als ein Verräther des Vaterlandes betrachtet und verabſcheut, wenn er etwa der Klugheit der franzöſiſchen Feldherrn und der Tapferkeit ihrer Kriegsſchaaren Gerechtigkeit widerfahren ließ. — Dieſes Verbrechen beging Wilhelm nicht ſelten, und verwickelte ſich dadurch mehrmals in heftige Zwiſte.

Da Antonio ſah, daß der junge Hitzkopf in die damaligen öffentlichen Geſellſchaften, wo überall hämiſche Kundſchafter auflauerten, nicht taugte: ſo unterließ er es bald, ihn an dieſe gefährlichen Orte zu führen. Sie blieben nun Abends zu Hauſe, wo ſich gewöhnlich ein paar gute Freunde des Buchhändlers einfanden, deren Geiſt und Laune die Unterhaltung belebte. Man ſprach meiſtens über literariſche Gegenſtände, und ergötzte ſich bisweilen zur Abwechſelung mit Spielen des Witzes.

Eines Abends hatten ſich Antonio und ſeine Freunde gegen die lange Weile mit Räthſeln gerüſtet. Wilhelm löste ſie nach und nach alle, bis auf das einzige, das hier folgt:

Eine Schaar ungleicher Menſchenkinder
Wohnt in Einem Hauſe, Kopf an Kopf;
Hier ein Fürſt und dort ein Beſenbinder,
Oder ſonſt ein armer, kahler Tropf.

Um ein kleines Häuflein echter Weiſen
Drängen ſich Fantaſien wie ein Meer.
Viel Bewohner thaten große Reiſen,
Andre ſind in keinem Sinn weit her.

Manche ſchwatzen wie die Fiſchmarktsweiber,
Platt und albern in den Tag hinein;
Und ſogar verruchte Straßenräuber
Miſchen ſich in dieſe bunten Reih'n.

Aber ſämmtliche Geſellſchaftsglieder,
So verſchiednen Geiſtes ſie auch ſind,
Leben einig, wie vertraute Brüder,
Und betrüben nicht das kleinſte Kind.

Mächtig herrſcht der Hauswirth unter ihnen,
Und ſie haben Dach und Fach nicht frei:
Alle müſſen Geld dafür verdienen,
Und er will, daß keiner müßig ſey.

Ihr Quartier beſtimmt er nach Behagen
Und verändert's oft nach ſeinem Plan;
Sind die alten Kleider abgetragen,
Schafft er ihnen neue wieder an.

Sie gehorchen ihm wie Sklavenſeelen,
Und die wildſten Räuber halten ſtill,
Wenn er ſie hervorzieht aus den Höhlen,
Um ſie auszuliefern, wem er will. —

Werther Leſer, dich herumzunecken,
War mein Räthſel nun genug bemüht;
Kannſt du mir geſchwind den Ort entdecken,
Wo man jene Menſchenkinder ſieht?

Das konnte Wilhelm nicht. Er verirrte ſich mit vorſchnellen Vermuthungen von Oſten nach Weſten. Man wollte ihn zurechtweiſen. Er verbat es mit der Verſicherung, daß er das dunkle Haus ohne Führer treffen werde, wenn man ihm bis zum nächſten Abend Zeit laſſe. Die Geſellſchaft ging bald nachher auseinander. Er nahm das Blatt, worauf das Räthſel geſchrieben ſtand, mit in ſein Zimmer.

30.

Die Wecktrommel.

Kaum graute der folgende Tag, als Antonio's Hausthür durch heftige und ungeduldige Schläge erſchüttert wurde. Unwillig, daß man ihn ſo früh aus dem Schlafe trommelte, fluchte der Pförtner, indem er den Riegel zurückſchob, und nahm ſich vor, den ſtürmiſchen Ruheſtörer weidlich auszuſchelten. Doch das verging ihm, als er die Thür geöffnet hatte und ein Polizei-Inſpektor mit zwei Gerichtsdienern und der ſchnellen Frage: „Wohnt hier ein gewiſſer Frank?“ — ins Haus trat. Der erſchrockene Pförtner wies ihnen den Weg zu Wilhelms Zimmer, und ſie ſchlugen an ſeiner Thüre die Wecktrommel nicht ſanfter, als vorher auf der Gaſſe.

„Wer da?“ — rief er, aus dem Bette ſpringend — „Zum Henker, habt Geduld?“ — Er fuhr in einen Ueberrock, ſchloß die Thüre auf, ſtutzte über den unerwarteten Beſuch und fragte raſch: „Was wollen Sie?“

„Das werden Sie ſogleich hören,“ antwortete der Eintretende. „Ich bin ein hieſiger Polizei-Inſpektor —“

„Der doch wohl auch wie ein vernünftiger und geſitteter Menſch anklopfen könnte!“ — fiel Wilhelm ein. „Nun, was wollen Sie?“

„Nichts weniger als ſie ſelbſt! — Ich habe Befehl, Sie in Verhaft und Ihre Papiere in Beſchlag zu nehmen.“ —

„Aus welchem Grunde?“ —

„Das wird man Ihnen an einem andern Orte ſagen. Kleiden Sie ſich geſchwind an, geben Sie alles, was Sie von Briefſchaften und andern Schriften haben, gutwillig heraus, und folgen Sie mir!“ —

Durch den Lärm geweckt, trat jetzt Antonio ins Zimmer, bezeigte Verwunderung, daß der junge Mann, der unter ſeinen Augen gelebt und ſich keines Verbrechens ſchuldig gemacht habe, in Verhaft genommen werden ſolle, und erbot ſich mit ſeinem ganzen Vermögen zur Bürgſchaft für ihn. Dieſe ſchlug der Polizei-Inſpektor aus, ließ ſich Wilhelms Schreibſchrank aufſchließen, und packte ſehr eifrig alles zuſammen, was einem Papier ähnlich ſah. Er fand nichts als einige wiſſenſchaftliche Hefte und jenes Räthſel. Damit nicht zufrieden, nahm er auch einen Bogen weißes Papier — das vollkommenſte Bild der Unſchuld — gefangen. „Es können,“ ſprach er, „die gefährlichſten Dinge mit unſichtbarer, ſympathetiſcher Tinte darauf geſchrieben ſtehn.“ —

Indeſſen kleidete ſich Wilhelm ruhig an. Ein Polizeidiener meldete, daß der beſtellte Miethwagen bereit ſey. Der Arreſtant ſetzte ſich mit ſeinen Wächtern ein. Sie brachten ihn ins Stadtgefängniß.

31.

Herr Mückenfänger.

Antonio eilte zum Präſidenten des Criminalgerichts, um das Verbrechen ſeines Freundes zu erfahren. Die

Antwort war: davon laſſe ſich noch nicht ſprechen. Er wiederholte ſein Erbieten der Bürgſchaft. Sie ward verworfen. Er hielt um Erlaubniß an, den Gefangenen zu beſuchen. — Abgeſchlagen! — Er bat um Geſtattung, ihm Bücher und Speiſen zu ſchicken. — Abgeſchlagen! — Kurz, alles, was er für ſeinen Freund thun wollte, fand nicht Statt. Der Präſident verwies ihn zur Geduld, bis der Rath Mückenfänger, dem die Unterſuchung aufgetragen ſey, die gefundenen Papiere geſichtet, den Inkulpaten verhört und darüber Bericht eingereicht habe.

Wohlgedachter Rath war nicht gewohnt, die Criminalſachen, die in ſeine Hände fielen, auf die leichte Achſel zu nehmen. Er entzog ſich beinahe vier und zwanzig Stunden lang Eſſen, Trinken und Schlaf, um Wilhelms Skripturen genau zu leſen und dem darin verſteckten Hochverrath auf die Spur zu kommen. Das gelang ihm mehr, als ſeinem mitleidigen Herzen lieb war. Er ſeufzte bisweilen laut auf über den unglücklichen Jüngling, der allem Anſehen nach einer langwierigen Zuchthausſtrafe nicht entgehen konnte.

Dieſes weiche Gefühl macht dem Herrn Rath viel Ehre. Dennoch hielt er ſich durch Eid und Pflicht verbunden, bei der oberflächlichen Entdeckung wichtiger Staatsverbrechen nicht ſtehen zu bleiben, ſondern die geheimſte Tiefe der Sache mit dem Senkblei ſeines Scharfſinns zu erforſchen, wenn auch der Malefikant dadurch um eine Spanne kürzer werden ſollte. In den angeblichen mathematiſchen Heften ſchienen noch gräßliche Dinge verborgen zu ſeyn. Die vielen darin verſtreuten Zahlen waren höchſt wahrſcheinlich eine maskirte Zifferſchrift; der Herr Rath verſtand nur nicht die Kunſt, ſie zu enträthſeln. Er verfügte ſich deßhalb zu dem bei der landesfürſtlichen geheimen Kanzlei angeſtellten Dechiffreur, und bat um Entzifferung der verdächtigen Charaktere. Der Dechiffreur durchblätterte flüchtig das Heft und verſicherte lächelnd, daß in dieſen ſchuldloſen geometriſchen Berechnungen keine Gefahr für den Staat vorhanden ſey. Herr Mückenfänger war mit der ſchnellen Entſcheidung ſeines Orakels, die ihn voreilig und unbedachtſam dünkte, nicht ganz zufrieden; doch auf der andern Seite fiel ihm ein Stein vom Herzen, da er ſeiner Amtspflicht ein Genüge gethan und ſich doch die Schuldbürde des Gefangenen nicht vergrößert hatte.

Sobald der Herr Rath mit dieſer Beruhigung wieder nach Hauſe kam, ward der weiße Bogen vorgenommen und mit allen erdenklichen Foltern gemartert, um das Bekenntniß einer geheimen Verrätherei von ihm zu erpreſſen. Er machte ſich durch das Zeichen, das er in der Papiermühle erhalten hatte, ſehr verdächtig. Es ſollte vermuthlich eine Krone oder einen Churhut vorſtellen, ſah aber einer Freiheitskappe ſo ähnlich, als ein Waſſertropfen dem andern. Das bewog den Inquirenten zur ſtrengſten Unterſuchung. Er hielt den Bogen gegen die Sonne; er ließ die Fenſter des Zimmers verhängen und ſechs Wachskerzen anzünden; doch auf keine Art wollte ſich ein Buchſtäbchen zeigen. Nun ward ein Gelehrter, der ſich mit Chemie, Phyſik und allen damit verwandten Künſten und Wiſſenſchaften beſchäftigte, zu Hülfe gerufen. Er machte viele Experimente, die jedoch ebenfalls nichts entſchieden. Weder Feuer, noch andere Auflöſungsmittel konnten den redlichen Bogen Papier eines Antheils an Verſchwörungen überführen. Er war gerechtfertigt, aber leider — wie mancher unſchuldig angeklagte Biedermann — dabei zu Grunde gegangen.

Indeſſen nahm ſich Wilhelm in ſeinem Stübchen mit eiſernen Vorhängen keine Sorge zu Herzen, und hatte ſogar den Leichtſinn, an nichts als an ſein Mädchen zu denken.

32.

Die Gerichtsſtube.

Am folgenden Tage war Verhör. Herr Mückenfänger ſaß ſo ſteif, ſo ernſt und ſo majeſtätiſch auf ſeinem breiten Seſſel, wie ein ſteinerner Jupiter, und man kannte den ganzen Mann, wenn man nur ſeine langen, zierlich gefältelten Manſchetten ſah, die wirkliche Prangbadern waren, wie man jenes franzöſiſche Wort hier und da im Scherze zu dolmetſchen pflegt. Auch die endloſen bedächtigen Weitſchweifigkeiten, mit welchen er eine Priſe Tabak aus ſeiner goldnen Doſe nahm, hatten viel Charakteriſtiſches.

An einem Nebentiſche lauſchte ein Gerichtsſchreiber mit der eingetauchten Feder in der Hand.

Nach vorläufiger Ermahnung, die Wahrheit zu geſtehen, und ſich durch hartnäckiges Läugnen die Unterſuchung und Strafe nicht zu erſchweren, legte der Inquiſitor dem Gefangenen das hiſtoriſche Heft zur Anerkennung ſeiner Handſchrift vor und that dann die verfänglichen Fragen: „Warum handelt dieſe Schreiberei gerade von der römiſchen Republik? — Hat man ſich nicht deßhalb mit dem Weſen einer republikaniſchen Staatsverfaſſung bekannt gemacht, um bei irgend einer im Werke ſeyenden Revolution eine Rolle zu ſpielen?“ —

Wilhelm lehnte dieſe Beſchuldigung lächelnd von ſich ab. Der Aktuar ſchrieb ſeine Antwort nieder, und der Richter befahl ausdrücklich, im Protokoll zu bemerken, daß Inkulpat bei ſeiner Ausſage ein wenig gelächelt habe.

„Hierauf legte er ihm ein anderes Lektionsheft vor und fragte ſehr nachdrücklich: „Warum behandeln dieſe ſtatiſtiſchen Blätter gerade den natürlichen und politiſchen Zuſtand unſers glücklichen Staates?“ —

Antwort: „Ich wollte mein Vaterland kennen lernen, ehe ich mich um andere Länder bekümmerte.“ —

„Alſo das Vaterland wollte man kennen lernen?“ — fiel der Rath ſpöttiſch ein. „Nicht wahr, um ſeine Kräfte und ſeine Schwächen einer fremden eiferſüchtigen Macht zu verrathen?“ —

„Verrathen?“ rief Wilhelm heftig. „Ich verbitte mir, mein Herr, dieß beleidigende Wort, ſo lange Sie keine ſtärkern Beweiſe gegen mich haben. Die fremde eiferſüchtige Macht, von der Sie ſprechen, müßte wohl aus lauter unwiſſenden Dummköpfen beſtehen, wenn ſie ſich wegen bekannter Dinge, die aus gedruckten Werken zu erfahren ſind, um Spione bemühen wollte.“ — Er gab hierauf den Titel eines Buches an, aus welchem ſeine ſtatiſtiſchen Nachrichten, um ſie dem Gedächtniß beſſer einzuprägen, Wort für Wort abgeſchrieben waren.

Der Herr Rath bedeutete ihn, ſich ungebührlicher Ausdrücke vor Gericht zu enthalten. Uebrigens ſchämte er ſich ein wenig und verlor ganz den Muth, wegen der geometriſchen Zifferſchrift eine Frage zu thun.

„Was wird man aber hierauf antworten können?“ — fuhr er fort und hob ein Blättchen Papier, auf welchem das Räthſel (deſſen ſich der Leſer noch erinnern wird) geſchrieben war, triumphirend empor. — „Hier, hier lauert eine giftige Schlange unter poetiſchen Blumen!“ —

„Das iſt möglich!“ entgegnete Wilhelm mit ironiſcher Kälte. „Ich kann gar nicht dafür ſtehen: denn dieſe Verſe ſind ein mir aufgegebenes Räthſel, deſſen Löſung mir noch nicht gelungen iſt.“ —

„Welche liſtige Ausflucht!“ rief der Rath. „Wer gab dieß ſogenannte Räthſel auf?“

„Mein Hauswirth, der Buchhändler Antonio.“

„Schreiben Sie, Herr Aktuar: der Buchhändler Antonio! — Wir werden ein ernſthaftes Wort mit ihm darüber ſprechen. Doch zur Auflöſung dieſes angeblichen Räthſels bedürfen wir ſeiner nicht. Ich errieth es, ſobald ich nur den erſten Reimſatz geleſen hatte.“ —

„In der That? — Sie machen mich äußerſt neugierig!“

„Man ſtelle ſich doch nicht ſo fremd? — Dieſe Verſe, die durch des Henkers Hand verbrannt zu werden verdienten, ſind nichts, offenbar nichts, als ein ſchändliches Loblied auf die unſelige Freiheit und Gleichheit, die aus Frankreich ausging wie ein brüllender Löwe, um die Zucht und Ordnung der ganzen Welt zu verſchlingen.“ —

„Ich erſtaune; doch ich wage nicht, Ihnen zu widerſprechen, weil ich, wie geſagt, das Gedicht nicht verſtehe.“ —

„Nichts kann deutlicher ſeyn! Der Fürſt und der Beſenbinder, die beiſammen wohnen — die Fiſchmarktsweiber und die Räuber — die vertraute Brüderſchaft ſämmtlicher Geſellſchaftsglieder und ſo weiter: — das alles deutet auf den Höllenplan, die verſchiedenen Stände der Menſchen wie Kraut und Rüben durcheinander zu miſchen. — Freilich ſcheint die zweite Hälfte der Reimſätze von der monarchiſchen Regierungsform zu handeln: dadurch läßt ſich aber ein kluger Mann nicht täuſchen. Das ſind Irrlichter, die vom Wege der Unterſuchung ableiten und dem Schandliede ein unſchuldiges Anſehen geben ſollen." —

„Ich bewundere Ihren Scharfſinn. Weiter kann ich nichts dazu ſagen. Herr Antonio wird der beſte Ausleger ſeiner eigenen Worte ſeyn."

„Wir werden ihn zur Rechenſchaft ziehn. Indeſſen hat man ſich noch gegen andere Denunciationspunkte zu verantworten. Man iſt, wie von guter Hand in Erfahrung gebracht ward, ein fleißiger Lobredner der franzöſiſchen Nation, und ſpricht oft mit einer gewiſſen Begeiſterung von den Thaten ihrer Generale." —

„Die Begeiſterung abgerechnet, geſteh' ich das zu. Ich lobe, was zu loben iſt. Wer kann mir das zum Verbrechen machen? Die Franzoſen ſind tapfer, das fühlte bald Europa und alle Zeitungen ſchreiben davon: warum ſoll denn ich über weltbekannte Dinge nicht ſprechen dürfen?" —

„Aber der Jubel, die Schadenfreude bei den unglücklichen Feldzügen der Deutſchen!" —

„Wer kann mir ſolche unnatürliche und widerſinnige Aeußerungen beweiſen?" —

„Sie bedürfen keines Beweiſes; ſie ſind von dem Lobe der franzöſiſchen Tapferkeit unzertrennlich." —

„Ein falſcher Schluß! Man bewundert die furchtbare Majeſtät eines Gewitters, aber man freut ſich nicht über die Zerſtörungen, die es anrichtet." —

„Dieſes Bilderſpiel gehört nicht in die Gerichtsſtube."

„Aber auch Verläumder ſollten hier nicht gehört werden. Dafür erklär' ich meine Ankläger. Kein ehrlicher Mann kann als Zeuge gegen mich auftreten." —

„Das wird ſich ausweiſen. So viel iſt entſchieden, daß Inkulpat ſeine Zunge nicht zähmt, ſondern über Alles, was nah und fern geſchieht, die frechſten Urtheile fällt und ſogar vornehme Standesperſonen hieſigen Orts mit ſeiner Kritik nicht verſchont. Was hat man, zum Beiſpiel, vom Grafen X** geſagt?“ —

„Meynen Sie den, der ſeinen kranken Kutſcher aus dem Hauſe werfen ließ, und mit eigner Hand einen Bedienten halb todt prügelte, weil er jenen barbariſchen Befehl nicht vollziehen wollte?“ —

„Was geht das uns an?“ —

„Ich bin ein Menſch und verabſcheue jeden, der die Menſchheit mit Füßen tritt. Das that der Graf; die Sache iſt erwieſen. Drum nannt' ich ihn einen Unmenſchen und wiederhole dieß hier vor Gericht.“ —

„Man ſchweige!“ rief der Rath und ſchloß das Verhör.

33.

Der Schlüſſel.

Zur nächſten Gerichtsſitzung ward Antonio vorgeladen. Er erſchien und bekannte ſich als Verfaſſer des Räthſels.

„Aber, mein Himmel!“ — ſeufzte der Criminalrichter — „wie kann ein verſtändiger Mann von geſetzten Jahren ein angeſeſſener Bürger der Haupt- und Reſidenzſtadt — wie kann ſich der vom leidigen Freiheits- und Gleichheitsſchwindel ergreifen laſſen?“ —

Mit Verwunderung horchend, glaubte Antonio, der Prieſter der Gerechtigkeit träume bei offnen Augen. Er verſicherte, daß er dieſe Vorhaltung nicht verſtehe, und nun überraſchte ihn Herr Mückenfänger mit derſelben Auflöſung des Räthſels, die er ſchon Wilhelmen mitgetheilt hatte.

„Der Herr Rath ſcherzen wohl nur?“ ſprach Antonio, und that ſich Gewalt an, nicht laut zu lachen.

„Ich?“ — ſcherzen?“ — entgegnete der Inquiſitor. „Das iſt eben nicht meine Sache; am wenigſten in der Gerichtsſtube.“ —

„So muß ich geſtehen,“ verſetzte der Buchhändler, „daß Sie mein unſchuldiges Räthſel durchaus mißverſtanden haben. Das Haus, wo die verſchiedenen Menſchenkinder, von denen es ſpricht, beiſammen wohnen, iſt — eine Leihbibliothek.“ —

„Pah!“ ſagte der Rath und riß die Augen weit auf — „Sie wollen mich zum Beſten haben! Es iſt ja nicht von Büchern, es iſt von Menſchen die Rede!“

„Nicht von Menſchen — nur von Menſchenkindern! Alle Bücher ſind Kinder des menſchlichen Geiſtes und an Werth und Gehalt ſo verſchieden als ihre Väter. Die Fürſten, deren mein Räthſel erwähnt, ſind die Werke großer, genialer Originalköpfe; die Beſenbinder — nun, das ſind in Summa alle Schofelſchriften, zu welchen kein Kopf gehört; namentlich: die Unzahl der elenden Romane, die Banditen- und Räubergeſchichten, und beſonders die Anekdotenſammlungen, die Bettelmönche der Literatur. — Der monarchiſche Hauswirth iſt der Bücherverleiher.“ —

Herr Mückenfänger ward roth, legte den Kopf in die hohle Hand, ſtützte ihn auf den Ellbogen und las in dieſer ſinnenden Stellung das Räthſel einige Mal ſchweigend durch. So fand er endlich, daß der Schlüſſel, den man ihm gab, der rechte war. Er entließ, wie auf den Mund geſchlagen, mit einem ſtummen Winke den Buchhändler.

Zur förmlichen Berichtserſtattung kam es nicht. Der Präſident durchlas nach beendigtem Verhör das Protokoll und entſchied ſogleich, daß die Unterſuchung niedergeſchlagen und Wilhelm augenblicklich auf freien Fuß geſtellt werden ſolle. „Man macht ſich,“ ſprach er, „mit ſolchen Inquiſitionen nur lächerlich. Dafür büße der Denunciant und bezahle zur Strafe ſeiner grundloſen Anklage die Gerichtskoſten!“ —

Dieſe Staupe traf, wie recht und billig, den alten Herrn von Schierling, der Wilhelmen, um die von ihm beleidigten Hunde zu rächen, an allen öffentlichen Orten mit Kundſchaftern verfolgt, und ihn, nach einigen von ihm aufgeſchnappten unbedachtſamen Reden, als einen gefährlichen Revolutionsſchwärmer beim Criminalgericht angegeben hatte. Der Präſident ſchrieb ihm nach Leſung des Protokolls im höchſten Unwillen ein Billet, nannte ihn darin einen Don Quixotte, der Windmühlen für Rieſen anſehe und bedeutete ihn, die verurſachten Koſten ſofort zu entrichten, wenn er ſich nicht unangenehmen Zwangsmitteln und einer Genugthuungsklage von Seiten des unſchuldig Verhafteten ausſetzen wolle. Herr von Schierling biß vor Verdruß die Zähne zuſammen, bezahlte jedoch auf der Stelle die anſehnliche Koſtenrechnung, die ihm ein Gerichtsbote überbrachte. Seine Hündlein ſtanden um ihn her, indem er das Geld aufzählte. „Seht,“ ſprach er, als der Bote wieder aus dem Zimmer war: „ſeht, ihr kleinen Närrchen, das thu' ich für euch!“ —

So endigte ſich dieſe Angeberei, die ein treues Gemälde aufſtellt, wie leicht es damals in manchen Ländern einem boshaften Menſchen ward, unter der Larve der Vaterlandsliebe ſein Müthchen zu kühlen. Wohl jedem biedern Deutſchen, daß dieſe gefährlichen Zeiten vorbei ſind! —

Wilhelm erhielt, als man ihn in Freiheit ſetzte, alle ſeine Papiere zurück und eilte vergnügt in ſeine Wohnung, wo er Briefe aus Hühnenthal fand, die eben mit der Poſt eingelaufen waren.

34.

Die Dichterin.

Wenn ein junger Burſch von ſeiner Mutter und ſeinem Mädchen zugleich Briefe bekommt, ſo iſt Tauſend gegen Eins zu wetten, daß er das Siegel der Liebe zuerſt erbricht. Auch Wilhelm machte von dieſer Regel keine Ausnahme; wir aber wollen in der Erzählung des Inhalts der Briefe dem mütterlichen Schreiben den Rang laſſen.

Madame Frank ſchalt weidlich, daß Wilhelm mit Amorn zu Falle gekommen war und ſich dadurch der Geheimen Räthin übel empfohlen hatte. Sie hielt, wie ihre Jugendfreundin, jenes Unglück für eine böſe Vorbedeutung, und ermahnte dringend, den mächtigen Gott durch Reue und Leid zu verſöhnen und ihn nicht auf's Neue durch Kaltſinn zu erzürnen, wenn er ihm etwa aus den Augen des Fräuleins Aſing gefällig zulächeln ſollte. „Iſt Dir“ — ſchrieb ſie weiter — „Luiſens und ihrer Eltern Wohl und Wehe nicht gleichgültig, ſo gib ja alle Liebesgedanken an dieſes Mädchen auf und lege Deinen kindlichen Gehorſam gegen uns durch einen baldigen Herzensverein mit gedachtem Fräulein an den Tag: denn Dein Vater iſt auf die Wigand'ſche Familie ſehr aufgebracht, hat mit dem Alten ſeit Deiner Abreiſe kein Wort wieder geſprochen, und ich befürchte ſchlimme Auftritte, wenn Du fortfahren ſollteſt, dieſer Leute wegen unſern Wünſchen und Entwürfen entgegen zu handeln.“ — Am Schluß befahl ſie, einen an die Geheime Räthin beigelegten Brief perſönlich zu übergeben, und ermahnte dabei, das Haus derſelben fleißig zu beſuchen, ſeiner unartigen Freimüthigkeit aber Zaum und Gebiß anzulegen, und beſonders die gute Dame nicht zu verſpotten, wenn ſie auf ihrem griechiſchen Steckenpferde vor ſeinen Augen herumgaloppire.

Luiſens Brieſchen war ein Erguß natürlicher Zärtlichkeit, von einigen Strophen begleitet, die wir zur Probe, wie weit es das liebende Mädchen ohne den von ihrem vormaligen Lehrer ſo ſehr empfohlenen poetiſchen Trichter in der Dichtkunſt gebracht hatte, hier mittheilen wollen.

Das Herz iſt mir ſo enge.
So enge mir das Haus!
O trügen leichte Flügel
Mich über Thal und Hügel
Weit in die Welt hinaus!

Mir war mein kleines Dörfchen
Ein Paradies zuvor,
Nun möcht' ich von ihm ſcheiden,
Denn ſeine ſtillen Freuden
Umhüllt ein Trauerflor.

Wie reizlos dünkt mich alles,
Was ich gern hört' und ſah!
Die Lerche ſingt mir heiſer,
Und wie verdorrte Reiſer
Stehn meine Blumen da.

Die Seele meines Lebens,
Mein Wilhelm, zog zur Stadt,
Die goldene Paläſte,
Die königliche Feſte
Und zarte Schönen hat.

Ach, ob er wohl das Mädchen
Der Hütte dort vergaß,
Das jenen Wonnequellen
Nichts kann entgegenſtellen
Als Liebe ſonder Maß? —

Wilhelm küßte das Liedchen und zeigte es ſeinem Freunde.

„Recht artig!“ — ſprach Antonio: „Um vieles beſſer, als manche Verſe, die von hochberühmten Dichtern gemacht und von ihren Schmeichlern und tauſend nachplaudernden Papchen mit wahrer Lobwuth geprieſen werden. Wer es in Deutſchland dahin gebracht hat, daß er für den Hahn im poetiſchen Korbe gilt, der darf allenfalls nur ein Paar Wörtchen im Schlafe lallen, ſo iſt flugs ein dienſtfertiger Herold bei der Hand, der ſie als einen Götterſpruch ausruft und ein großes Gefolge von Knaben hinter ſich hat, die beifällig jauchzen und jubeln und in die Hände klatſchen. Ein ſolcher Ruhmſchreier und Tonangeber gemahnt mich, wie ein Leithammel, dem die ganze einfältige Heerde durch Dick und Dünn nachzottelt, wenn er mit ſeiner helltönenden Halsglocke vorangeht. — Ei, meinetwegen möchte dieß Lob- und Ehrengetümmel noch größer ſeyn, wenn's der Gegenſtand nur immer verdiente! Aber man betrachte doch manches vergötterte Werk und Werklein in der Nähe! Was iſt's weiter, als ein gemeiner böhmiſcher Kieſel, der blindlings für einen koſtbaren Diamanten anerkannt wird, weil ihn ein Reicher am Finger trägt? — Ein Anderer hingegen, der nicht im Rufe des Reichthums ſteht, kann die echteſten Diamanten beſitzen und zeigen, ſie werden doch für Kieſel angeſehn und verachtet. — Dieſe kindiſche Verblendung, dieſe ſklaviſche Parteilichkeit, die bei keiner Nation ſo weit als in Deutſchland getrieben wird, erinnert mich manchmal an das Geſchichtchen von den beiden Seifenſiedern, das Ihnen, lieber Frank, wahrſcheinlich bekannt iſt.“ —

„Kein Wort weiß ich davon;“ ſprach Wilhelm, der bei der Anrede wie aus einem Traum erwachte. Er hatte von des Buchhändlers Gloſſen wenig gehört; ſein abweſender Geiſt war bei Luiſen.

„In einer niederſächſiſchen Stadt“ — fuhr Antonio, trotz der Unachtſamkeit ſeines Zuhörers, fort — „wohnten vor alten Zeiten zwei Seifenſieder einander gegenüber. Der eine war ein gemächlicher Großthuer, der andere ein beſcheidener, fleißiger Mann. Jener dünkte ſich zu vornehm, ſein Geſchäft mit Anſtrengung zu treiben. Er ſchleuderte die Waare nur nachläſſig hin, ließ jedoch über ſeiner Hausthür eine ungeheure Tafel befeſtigen, worauf mit ellenlangen goldenen Buchſtaben geſchrieben ſtand: „Hier iſt die beſte Seife zu haben.“ — Die halbe Stadt kam gelaufen, begaffte die glänzende Inſchrift, drängte ſich ins Haus, kaufte hitzig den ganzen Vorrath und ſchlug ſich darum. So ging's nun alle Tage. Die Seife war herzlich ſchlecht; doch der blinde Glaube an ihre Vortrefflichkeit that Wunder. Wer ſo unglücklich war, keine zu bekommen, der wuſch ſich und ſeine Wäſche lieber nicht, als daß er in einen andern Laden gegangen wäre. Der ehrliche Mann gegenüber ſott Seife, die zehnmal beſſer war, als jene beſte: aber was half's? Er hatte dennoch keine Kunden, ſaß einſam und betrübt an ſeinem Fenſter und ſah mit weinenden Augen dem Spektakel zu. In Gefahr, zu verhungern, hängte er endlich auch über ſeiner Thür ein kleines Täfelein aus, auf welchem man die Worte las:

Help Gott mit Gnaden!
Hier wird ok Sepe geſaden.

Ob ihn dieſer Nothſchuß vom Untergange gerettet hat, weiß ich nicht; der naive Reim ward aber in der Folge zum Sprichwort, und wär' ein paſſendes Motto für die Werke vieler achtungswerthen Schriftſteller, denen man kalt begegnet und nie Gerechtigkeit widerfahren läßt, weil ſie ſich, vom Hochdünkel entfernt, keinen vornehmen Ton anmaßen, weder Herolde beſolden, noch Leithämmel füttern, und überhaupt alle unrechtlichen Schleichwege zum Ruhm verachten. — Ein gemeiner Soldat, ſagt Wieland*, der blos durch Talente und Verdienſte bis zum Feldmarſchall emporſtiege, wäre eine große Seltenheit: aber ein Schriftſteller, der — ohne von einer Clique zu ſeyn, ohne ſeinen Ruhm den dermaligen Potentaten der Gelehrtenrepublik zu Lehen aufgetragen, ohne hinwieder angehende Schriftſtellerchen in ſeine Klientel genommen und ſich in ihnen einen rüſtigen, immer ſchlagfertigen Anhang gemacht zu haben, — blos durch eigenes Verdienſt zum ruhigen Beſitz eines unangefochtenen Eigenthums von Ruhm und Anſehen unter ſeinen Zeitgenoſſen gelangte, — ein ſolcher Autor, ſagt er, wäre eine noch viel größere Seltenheit. — Ohne jene Hülfsmittel erwartet den trefflichſten Schriftſteller das Schickſal, in geheim mit Vergnügen geleſen, in's Angeſicht mit Lob überſchüttet, und öffentlich bei jeder Gelegenheit mit kritiſchem Achſelzucken, oder wenn's am Beſten geht, mit Stillſchweigen beehrt zu werden.“ — —

---

* Im Sendſchreiben an einen jungen Dichter, das ſich im 24. Bande ſeiner ſämmtlichen Werke befindet.

Antonio gloſſirte noch weiter; es iſt aber die höchſte Zeit, ihm den Mund und dieſes Kapitel zu ſchließen; ſonſt ſchließen die Leſer, die nur Geſchichte und nichts als Geſchichte verlangen, das ganze Buch. Sie haben vielleicht ohnedieß ſchon in der Gerichtsſtube lange Weile gehabt. —

35.

Die Excellenzen.

Aus Gehorſam gegen ſeine Mutter entſchloß ſich Wilhelm, wiewohl ſehr ungern, den griechiſchen Palaſt wieder zu betreten und der Geheimen Räthin das an ſie gerichtete Schreiben zu übergeben. Indem er ſich zu dieſer Viſite ankleidet, gewinnen wir Zeit, den Leſer mit den beiden ſogenannten Excellenzen näher bekannt zu machen.

Die gnädige Frau ſtammte aus einer ahnenreichen, aber geldarmen Familie. Ihre Eltern ſtarben früh, und hinterließen ihr, ungeachtet ſie das einzige Kind war, nur eine Kleinigkeit von einigen hundert Thalern. Sie lebte nun als Waiſe bis in ihr fünf und zwanzigſtes Jahr bei einer Tante; und ſah ſich nach allen Himmelsgegenden um, ob nicht irgendwo ein Bräutigam herkommen wollte. Aber es erſchien keiner: denn ſie war (wie wir ſchon an einem andern Orte erwähnten) nicht reizend gebildet.

Da ihr das Gnadenbrod der grämlichen Tante nach und nach unverdaulich ward, ſo faßte ſie den Entſchluß, auf ihre eigene Hand zu leben. Ein kühnes Wagſtück, wenn man kaum fünfhundert Thaler beherrſcht und zum Arbeiten weder Luſt noch Geſchick hat! Doch ſie wußte ſich zu helfen. Sie zerſtückelte ihr Kapital in Kapitälchen und lieh ſie auf Pfänder aus. Nur der landübliche ſchmale Zinsfuß gefiel ihr nicht; ſie machte ſich einen breitern, auf dem ſich's bequemer ſtand.

Ihr Lombard kam bald in Ruf. Es ſtrömten allerlei Menſchen herzu, und ſie lernte darunter einen und den andern Gelehrten kennen, der ihr ſeine Modeuhr, die damals ſehr groß war und ihm beſchwerlich fiel, aufzuheben gab. Aus Liebe zu den Wiſſenſchaften behandelte ſie die Freunde der Muſen ſehr chriſtlich, und nahm von ihnen nicht mehr als fünf und zwanzig Procent. Ungelehrte mußten wenigſtens noch einmal ſo viel zinſen. Sie trieb ihre Güte gegen Schriftſteller, die in Geldverlegenheiten Hülfe bei ihr ſuchten, ſo weit, daß ſie ihnen kleine Summen auf Manuſcripte vorſchoß, wenn ſich ein ſolider Buchhändler durch Hand und Siegel verbindlich machte, die verpfändeten Juwelen in Verlag zu nehmen, das darauf haftende Darlehn vom Ehrenſolde abzuziehn und zur Leihbank zu zahlen. Da kein anderer Wucherer auf ſolche papierne Kleinode einen rothen Heller verlieh, ſo war die Zuflucht zu ihr ein Nothanker, deſſen ſich unbemittelte Scribenten ſehr oft bedienten. Sie hatte daher immer viel geiſtige Schätze unter Schloß und Riegel und las dieſe Pfänder in müßigen Stunden. Indem ſo ihr Kopf den Theil der Zinſen einſtrich, den ihre Hand erließ, keimte der griechiſche Geſchmack in ihr auf. Deſſen ungeachtet war es ihr lieber, wenn andere Kundleute, die mit den Muſen keinen Verkehr hatten, bei ihr einſprachen. Von ſolchen Melkkühen zog ſie mehr Nutzen; und als ihr Leihhaus ſieben oder acht Jahre beſtanden hatte, war das kleine Kapital, mit dem ſie anfing, zu einer runden Summe von zehntauſend Thalern gewachſen.

In dieſem Zeitpunkte machte ſie die Bekanntſchaft ihres gegenwärtigen Gemahls. Bei welcher Gelegenheit dieß geſchah, wiſſen wir nicht; nur ſo viel iſt ſicher, daß er kein Manuſcript bei ihr verſetzte: denn er war ſeines Zeichens — ein Fleiſcher, und es fiel ihm nicht ein, Würſte und Verſe zugleich zu machen, wie der ſogenannte Naturdichter Hiller Taubenneſter und poetiſche Kränze flocht. Meiſter Aſing war wenig klüger, als die gehörnten Thiere, die er zur Schlachtbank führte. Doch hatte er damals, als er ſeine nachherige Gemahlin kennen lernte, ſeine Hände ſchon lange nicht mehr mit Blut befleckt, ſondern war ein angeſehener Kriegskommiſſär, der ſich durch Ochſenlieferungen zu verſchiedenen im Felde ſtehenden Armeen ein großes Vermögen erworben hatte.

Die Frau Kriegskommiſſarin (deren Brautſtand wir überſpringen) ſetzte noch einige Jahre nach ihrer Vermählung das ſegenreiche Pfandgeſchäft fort und trieb es nun, vom ergiebigen Gewinn des Ochſenhandels unterſtützt, ſehr ins Große. Endlich aber fand das ſteinreiche Paar nicht länger nöthig, ſich mit ſeinen edeln Gewerben zu befaſſen. Das Leihhaus ward geſchloſſen, und der Herr Kriegskommiſſär lieferte keine Klaue mehr in die Feldläger. Seine ehrſüchtige Gemahlin beſtand darauf, daß er ſich einen Adelsbrief und den Finanzrathstitel verſchaffen mußte. Beides erhielt er für Geld und gute Worte, und ſpielte nun auf die lächerlichſte Weiſe den großen Herrn. Er, der vor Zeiten eines Kalbes oder Hammels wegen manchen mühſeligen Fleiſchergang nach weit entlegenen Dörfern gethan hatte, ward jetzt mit Einem Male ſo bequem, daß er ſich bisweilen aus einem Zimmer ins andere von Heiducken tragen ließ.

Im Ganzen aber wollte ihm die Rolle eines vornehmen Mannes nicht glücken. Meiſter Aſſing beſaß ihn wie ein böſer Geiſt, und ließ ſich nicht austreiben. Der Herr Finanzrath wußte von nichts, als vom Viehhandel zu reden und ſprach für ſein Leben gern davon. Seine Gemahlin wandelte oft eine Ohnmacht an, wenn er in Geſellſchaften ſein Lieblingsthema auf die Bahn brachte. Sie unterſagte es ihm tauſendmal; er gelobte Beſſerung, und beging doch bei der nächſten Gelegenheit die alte Sünde von Neuem. Nun erfolgte der ſtrenge Befehl, ſich aller Einmiſchung in Geſpräche mit feinen Leuten zu enthalten und ihre Anreden nur mit Ja oder Nein zu beantworten. Sie lehrte ihn ſogar den Ton, mit welchem er dieſe Wörtlein ausſprechen ſollte, und er piepte ſie, nach ihrer Vorſchrift, wie ein junges Hühnchen hervor, ungeachtet ihn die Natur mit einer rauhen und gewaltigen Stimme begabt hatte.

So leckte die geſchmackvolle Dame fleißig an ihrem Ehebären; aber zu alt, um ſein Weſen zu ändern, hing er feſt an ſeinen eingewurzelten Gewohnheiten, kleidete ſich am liebſten in die braune Leibfarbe der Fleiſcher, und eine Heerde polniſcher oder ungariſcher Ochſen war ihm das angenehmſte Schauſpiel. Zwiſchen ſie und die meiſterhafteſten Kunſtwerke des Alterthums in die Mitte geſtellt, hätte er gewiß ſeine Augen auf jene geheftet, und dieſe keines Blickes gewürdigt.

Im Hintergebäude des griechiſchen Palaſtes hatte ihm ſeine Gemahlin ein eignes Stübchen eingeräumt, wo er ganz nach ſeiner Laune, wie ein ehrlicher Bürger und

Meiſter, leben durfte. Da ſaß er denn Tage lang in einem braunen Ueberrocke, ſchmauchte Tabak und ſtudirte den Kalender, worin ihm hauptſächlich die Viehmärkte wichtig waren, von denen er die Zeiten, wenn ſie in den Städten und Flecken des ganzen Landes gehalten wurden, am Schnürchen herzuſagen wußte. Er nahm noch als Geheimer Rath ſo warmen Antheil daran, daß er es allezeit in ſeinem Kalender ſorgfältig anmerkte, wenn er in den Zeitungen fand, daß eine ſolche Meſſe wegen entſtandener Viehſeuche eingeſtellt oder von dem ihr beſtimmten Tage auf einen andern verlegt worden war.

36.

Die attiſche Biene.

Die Ehe unſers hochadelichen Paares war mit einem einzigen Kinde, mit einer Tochter, geſegnet. Als ſie das Licht erblickte, entſpann ſich zwiſchen den Eltern ein Streit über den Namen, den man ihr beilegen wollte. Der Vater verlangte, ſie ſolle Roſine oder Margarethe heißen; die Mutter entſetzte ſich über dieſen gemeinen Einfall, ſchlug den griechiſchen Namen Aspaſia vor und drang nach einem heftigen Wortwechſel mit ihrem Willen durch. Doch beinahe hätte ihr der Geiſtliche, der die Haustaufe verrichtete, den Sieg wieder aus den Händen gewunden. Er, ein alter Rechtgläubiger, der erſt kurz zuvor vom Lande in die Stadt verſetzt worden war, ſchüttelte bedenklich ſein Haupt, als man ihm ſagte, daß der Täufling Aspaſia genannt werden ſolle. „Ein heidniſcher Name!“ ſprach er verlegen. „Hätten Dieſelben nicht unmaßgeblich einen chriſtlichen in Bereitſchaft?“ — Der Kindtaufvater rief ſchnell und freudig: „Roſine?“ — Aber ſchon hatte die Wöchnerin den Geiſtlichen an ihr Krankbett gewinkt, ihm die Hand gedrückt und ihm ein paar Wörtchen ins Ohr geraunt, die ſeine Grillen über den heidniſchen Gräuel, den er ins Kirchenbuch eintragen ſollte, plötzlich zerſtreuten. Er trat wohlgemuth an den Tauftiſch, ſprach laut und mit ſichtbarem Wohlgefallen den Namen Aspaſia aus, und vertraute nachher einem Freunde, daß die Frau Wöchnerin ſeinen Scrupel durch handgreiflich wichtige Gründe gehoben habe.

Fräulein Aspaſia war damals, als Wilhelm ſie kennen lernte, ſiebzehn Jahre alt und hielt ſich, mit dem Dichter Bürger zu reden, für die Kaiſerin der Schönen. Häßlich war ſie freilich nicht; ſie zeichnete ſich durch einen vortrefflichen Wuchs und feine, regelmäßige Geſichtszüge vor den meiſten ihrer vermeinten Unterthaninnen aus: doch fehlte noch viel zur Kaiſerin, und ihr frecher Stolz, der über alles verächtlich die Naſe rümpfte, machte ſie ſogar zu einem widrigen Geſchöpfe. Sie war die griechiſche Modepuppe der Reſidenz, kleidete ſich wie eine öffentliche Hetäre und legte das Engelsgewand der Schamhaftigkeit völlig ab. Die weibliche Sittlichkeit der Hauptſtadt bekam durch ihr wildes Beiſpiel einen merklichen Stoß. Alle Mädchen ihres Standes und Alters waren darauf erpicht, ſie zum Muſter zu nehmen und die Lorbeern des Sieges über Männerherzen mit ihr zu theilen; denn es ließ ſich nicht läugnen, daß die griechiſche Tracht ihrer ſchlanken Geſtalt ſehr günſtig war und ſie in das vortheilhafteſte Licht ſetzte. Doch gab es auch recht artige junge Frauenzimmer, die jenes allzu freie Koſtüm nicht nachahmten, und im Gegentheil darauf ſchmälten: das waren aber meiſtens nur die, denen ihre vernünftigen Eltern durchaus nicht erlaubten, ſich unanſtändig entblößt auf der Gaſſe ſehen zu laſſen.

Aspaſien warnte der Hausarzt faſt täglich vor den nachtheiligen, die Geſundheit zerſtörenden Folgen ihrer leichten, dem rauhen deutſchen Himmelsſtriche trotzenden Bekleidung. „Fräulein! Fräulein!“ — ſprach er oft — „fordern Sie den Tod nicht heraus! Sie werden ſonſt, denken Sie an mich, ein frühes Opfer der griechiſchen Mode!“ — Doch das war alles in den Wind geredet. Sie warf das Näschen höhniſch empor und lachte ihm ins Geſicht. „Predigen Sie mir doch nicht immer ſo vor, Herr Doktor!“ antwortete ſie einſt. „Denken Sie denn durch die Wunderkraft Ihres Pelzrocks ein hundertjähriges Alter zu erreichen? — Ich mache mir nichts daraus, im zwanzigſten Jahre zu ſterben, wenn ich nur bis dahin mit Geſchmack gekleidet geweſen bin.“ — „Ein elender Heldentod!“ verſetzte der Arzt, und gab ſich nachher weniger Mühe, die Kleidernärrin klüger zu machen.

Gleich neben ihr wollen wir einem Hausfreunde, der ſich beinahe zum Range eines Familiengliedes emporgeſchwungen hatte, ſeinen Ehrenplatz anweiſen. Sein Name war Flach. Er nannte ſich einen Gelehrten, und war es gerade ſo, wie Aspaſiens Vater eine Excellenz. Doch ſprach über Künſte und Wiſſenſchaften niemand entſcheidender als er. Beſonders hatte die Poeſie das leidige Schickſal, immer von ihm gehudelt zu werden. Shakeſpeare und Göthe waren die Götter, die er anbetete. Ueber Klopſtock und alle Andere, die von einfältigen Leuten für Dichter gehalten werden, brach er ohne Barmherzigkeit den Stab. „Ihre ſogenannte Begeiſterung," ſprach er, „iſt ein kraftloſes Strohfeuer, bei dem man keinen Kaffee kochen kann." — Drum jagte er die armen Sünder ſammt und ſonders vom Muſenberge herunter, und ſetzte ſich ſelbſt, mit einem Bündel Sonnetten unter dem Arm, auf der Spitze des Parnaſſes neben Shakeſpeare und Göthe recht breit. Wollte man ihn unbändig lachen hören, ſo durfte man nur den Namen Kotzebue nennen. Wer aber unverſchämt genug war, zu behaupten, daß dieſer dramatiſche Dichter doch manches artige Luſtſpiel geſchrieben habe, der erhielt keine Antwort als ſtummes Achſelzucken und einen vornehmen Blick über die Achſel, der verſtändlich ſagte: Du biſt ein Grützkopf, eine gemeine Natur! —

Herr Flach war denn auch, weil es die Mode ſo mit ſich brachte, ein graeculus homo, wie wir noch in unſern Tagen recht viele zu kennen die Ehre haben. „Die Griechen! — die Griechen!" war immer ſein drittes Wort. Alle Völker des Erdbodens, die von Erſchaffung der Welt an geblüht haben und noch blühen, galten ihm nichts gegen die Griechen: Nicht genug, daß er an ihnen rühmte, was des Ruhmes werth war; er fand auch ihre eigenthümlichen Laſter und Ausſchweifungen der ſchändlichſten Art, die, zur Ehre unſrer reinern Sittlichkeit, minder oder gar nicht bei uns im Schwange gehen, ganz allerliebſt, und ſpöttelte frech über Empfindſamkeit und Herzensliebe, weil ſeine werthen Griechen ſich mit dieſen armſeligen Schwachheiten nicht abgegeben, ſondern in der Regel nur fein thieriſch ihr Geſchlecht fortgepflanzt hatten.

Dieſes feine Männchen war alſo der Hausfreund und tägliche Geſellſchafter der Geheimen Räthin. Man wollte ſagen, er ſey ihr noch mehr; doch das waren unverbürgte

Gerüchte. Nur das iſt gewiß, daß er außerordentlich viel bei ihr galt, und daß er es vorzüglich war, der ihr die griechiſchen Raupen in den Kopf ſetzte. Sie nannte ihn die attiſche Biene: ein Ehrenname, den die Griechen dem Sophokles, Xenophon und andern geiſtreichen Männern beilegten: daher denn freilich auch der gelehrte Herr Flach den gerechteſten Anſpruch darauf hatte. Gleiche Brüder, gleiche Kappen! —

37.

Der Geburtstag.

Madame Frank hatte nicht vergeſſen, den Umſchlag ihres Briefes mit einer derben Fraktur-Excellenz zu bezeichnen, damit er nicht an der Gränze des Alſingiſchen Griechenlandes wie eine verbotene Waare zurückgewieſen werden ſollte. Dieſer Stempel, nach welchem der Ceremonienmeiſter im Vorzimmer mit gierigen Augen blickte, bewirkte denn auch, daß Wilhelm ohne Widerrede gemeldet und ſein Beſuch angenommen ward. Aus beſondern Gnaden erließ man ihm ſogar den langen Kreislauf durchs ganze Haus: wenn dieß nicht etwa aus Beſorgniß geſchah, daß er in den Göttertempeln, durch die ihn ſein Weg führte, neue Verwüſtungen anrichten möchte.

Frau von Alſing nahm ihn ſehr huldreich auf. Der Brief, worin die künftige Brautwerbung um Aſpaſien mit ſchmeichelhaften Wendungen eingeleitet wurde, hatte ſie in eine frohe Stimmung verſetzt; denn ſie, die vormals auf Pfänder lieh, wußte ein Vermögen von achtzig tauſend Thalern, das Wilhelm einſt zu hoffen hatte, nach Würden zu ſchätzen. Aſpaſia war gegenwärtig, nahm aber, mit ſich und dem Spiegel beſchäftigt, von dem ihr beſtimmten Bräutigam wenig Kenntniß. Die Geheime Räthin lud ihn zu ihrem Geburtsfeſte ein, das des folgenden Tages auf einem nahen Landgute gefeiert werden ſollte. Er ſagte zu und empfahl ſich.

Da wir hier einmal vom Brautwerben ſprechen, ſo wollen wir auch gleich Antonio's zweite Heirath, die wir nicht ganz übergehen können, mit flüchtigen Worten berühren. Die Zeit bis nach der Meſſe ward ihm zu lange; er ſchrieb an ſeinen Freund Wigand und legte ihm die Fragen vor: ob er Röſchens Gemüth genau kenne? ob ſie in einem unbeſcholtenen Ruf ſtehe, und überhaupt ſeiner Liebe würdig ſey? — Wigand beantwortete dieſe Fragen mit Ja. Antonio bevollmächtigte ihn nun zum Freiwerber, und erhielt bald die Nachricht: Röschen habe ſeinen Antrag mit Freuden angenommen und ohne Rückhalt geſtanden: daß Antonio ihr ſeit dem Tage, da er ſie aus den Schlingen eines Verführers gerettet habe, unvergeßlich und vor allen Männern lieb und werth geworden ſey. — Kurz darauf reiſte er nach Leipzig, that ſeine Geſchäfte ſo geſchwind als möglich ab, machte auf dem Rückwege eine Abſchweifung nach Hühnenthal und hielt Hochzeit.

Wir haben mit dieſem Heirathsbericht der Zeitfolge um einige Monate vorgegriffen, und kehren nun wieder zur Ordnung der Geſchichte zurück.

Die Geheime Räthin hatte den poſſierlichen Einfall, ihr Wiegenfeſt im griechiſchen Styl zu feiern. In Ermangelung eines atheniſchen Kochs war jedoch die Tafel deutſch beſtellt, und man ſaß auch auf gewöhnlichen Stühlen, weil die gemachten Verſuche, auf Ruhebetten liegend zu ſpeiſen, nicht gelungen waren. Die Familie hatte mehrere Tage hinter einander Probe gelegen. Die Geheime Räthin, ihre Tochter und der Griechling Flach fanden ſich bald darein: allein der Herr Geheime Rath war und blieb zu ungeſchickt dazu, ungeachtet man ſich unſägliche Mühe gab, ihn abzurichten. Liegen konnte er trefflich; nur nicht dabei eſſen und trinken.

Er warf alle Schüſſeln und Teller, mit welchen er manövriren mußte, unter den Tiſch, und zerbrach Flaſchen und Gläſer. Seine Ungelehrigkeit ſchreckte die Geheime Räthin ganz ab, dieſe griechiſche Sitte bei der feſtlichen Tafel in Ausübung zu bringen. „Wer ſteht uns dafür,“ ſagte ſie, „daß nicht einer und der andere Gaſt ein eben ſo unbehülflicher deutſcher Michel iſt und gleiche tolle Wirthſchaft anrichtet?“ —

Die Geſellſchaft beſtand (einige ganz artige junge Leute ausgenommen) meiſtens aus geiſtloſen, breiten Alltagsgeſichtern, die mit den Blumenkränzen, welche ihnen beim Anfang der Tafel ein als Sklavin gekleidetes Mädchen aufſetzte, nicht anders ausſahen als Farren und Schafe, die den Göttern geopfert werden ſollten.

Die Königin des Feſtes wies Wilhelmen ſeinen Platz neben ihrer Tochter an, um den jungen Leuten den Weg zu einem freundlichen Verhältniſſe zu öffnen. Es fehlte aber nicht viel, ſo hätten ſie ſich mit einander gezankt. Der Jüngling vom Lande war auf die kleinen zierlichen Aufmerkſamkeiten, welche die Damen der großen Welt von den Herren verlangen, nicht eingehetzt, und verſäumte ſie theils ganz (weil er nur immer an Luiſen dachte, und jedes Glas Wein im Stillen auf ihre Geſundheit trank), theils erwies er ſie nicht mit der feinen Gewandtheit, die einem geübten Weltmann eigen zu ſeyn pflegt. Ein verſtändiges Frauenzimmer hätte dieſen verzeihlichen Mangel an Lebensart überſehen: Aspaſia hingegen rügte ihn durch ſpöttiſche Mienen und Geberden, und ſprach endlich gar mit ihrem andern Tiſchnachbar von ländlichen Steifmätzen.

Wilhelm rächte ſich augenblicklich. Er fragte ſeine zweite Nachbarin, eine ſanfte beſcheidene Frau: ob ſie das Tages vorher aufgeführte Luſtſpiel geſehen habe. Sie antwortete Nein. „Sehr Schade!“ ſprach er: „Die Hauptrolle des Stücks, eine junge, wilde, von Eigendünkel und Unarten ſtrotzende Närrin, ward trefflich dargeſtellt. Geſtern hielt ich dieſen Charakter zwar für ein übertriebenes Zerrbild: aber heute hab' ich mich überzeugt, daß er nach dem Leben gemalt iſt.“

Aspaſia horchte und bezog nach Wilhelms Wunſch jedes Wort auf ſich. Sie glühte vor Zorn, und öffnete ſchon die zitternden Lippen, um ein heftiges Gezänk zu beginnen, als noch glücklicher Weiſe die von ihr beſchloſſene Kriegserklärung durch einen ſeltſamen Auftritt verhütet wurde, der plötzlich die Augen und Ohren der ganzen Geſellſchaft in Beſchlag nahm.

Es erſchien ein Trupp griechiſch gekleideter Dorfmuſikanten, die mit Flöten und Schalmeien ein abſcheuliches Katzenkonzert blieſen. Der Schulmeiſter (den eine ſtark mit Mehl beſtreute Stutzperücke verrieth, die gegen ſeine rothe Tunika wunderlich abſtach) führte das Chor wie ein Regimentstambour auf, und ſchlug mächtig den Takt. An die Spielleute ſchloßen ſich ungefähr zwanzig Landmädchen, mit weißen Tuniken angethan. Sie ſtellten ſich, als die Flöten und Schalmeien die Ohren eine Weile gefoltert hatten, in verſchiedene Reihen, um einen Tanz anzufangen.

Herr Flach ſchweigte jetzt durch einen Wink die Muſik, und erklärte der Geſellſchaft, daß gegenwärtiger Aufzug eine Nachahmung der altgriechiſchen Sitte ſey, ſich bei Gaſtmählern von Flötenſpielern und Tänzerinnen beluſtigen zu laſſen. „Die heitern Athener“ — ſetzte er hinzu — „hatten zwar die angenehme Gewohnheit, ihre Augen an den unbekleideten Geſtalten der jungen, ſchönen Tänzerinnen zu weiden, und ſie thaten, wie ich offenherzig geſtehen muß, nicht übel daran: aber uns ſauerſichtigen Deutſchen iſt nun einmal ein ängſtliches Vorurtheil gegen den göttlichen Stand der Natur angeboren, und es ſchien daher räthlich, ſich darnach zu bequemen.“

„Ei, was! Daran hätte man ſich nicht ſtoßen ſollen!“ fiel ein alter, glatzköpfiger Kammerherr ärgerlich ein, und muſterte mit ſeiner Lorgnette ſehr emſig eine Dirne nach der andern. Erröthend und ernſthaft ſchlugen die meiſten Damen der Geſellſchaft die Augen nieder; nur Aspaſia und ihre Mutter lachten über das Schelten des Hoffmanns laut auf und blickten frei umher. Flach gab den Tänzerinnen ein Zeichen; ſie taumelten eine Viertelſtunde lang wie Bären durch einander, und verließen dann wieder unter der Anführung des Taktſchlägers den Saal.

In derſelben Minute ward auch die Tafel aufgehoben. Statt der dabei gewöhnlichen Verbeugungen, kehrten ſich Wilhelm und Aspaſia den Rücken, und wichen nachher den ganzen Tag einander vorſichtig aus.

38.

Die olympiſchen Spiele.

Die Geheime Räthin und der Gräculus verſchwanden aus der Geſellſchaft. Nach einer Stunde kamen ſie in prachtvoller griechiſcher Kleidung zurück. Man drängte ſich ſtaunend um ſie her; man fragte, was dieſe glänzende Erſcheinung bedeute.

„Wir werden die Ehre haben," antwortetete Frau von Alſing, „Ihnen, meine Damen und Herren, einen Schatten der berühmten olympiſchen Spiele zu zeigen, die vormals in Griechenland alle vier Jahre gefeiert wurden. Anfangs war, wie Ihnen bekannt iſt, den Frauenzimmern unterſagt, ſich als Zuſchauer dabei einzufinden; es wurden ſogar einige, die dieſes Verbot übertraten, zum Tode verurtheilt und von einem Felſen herab geſtürzt: dennoch ſchlichen ſich mit der Zeit mehrere Heldenweiber in Mannskleidern ein, miſchten ſich ſogar unter die Wettkämpfer, erſiegten den Preis, und öffneten dadurch ihrem Geſchlecht und alſo auch — mir die Schranken. — Nun von der Vorrede zur Sache! Haben Sie insgeſammt die Güte, uns zur Kampfbahn zu begleiten. Nur erwarten Sie von uns ja nicht alle Arten von Spielen, die zu Olympia gewöhnlich waren. Wir halten kein Pferde- und Wagenrennen: wir ringen nicht und verabſcheuen den blutigen Fauſtkampf: unſer kleines Schauſpiel, worauf wir gefällige Zuſchauer einladen, beſchränkt ſich auf einen Wettlauf und auf das Schleudern des Diskus oder der Wurfſcheibe. Wem dieſe leichten Uebungen nicht zu unbedeutend ſcheinen, der folg' uns und ſey unſer Richter!"

Ehrenhalber konnte ſich niemand von der Prozeſſion in den Luſtgarten ausſchließen, wo ein ebener, grüner Weg zur Rennbahn eingerichtet und mit Schranken umgeben war. Unter den ſchattigen Bäumen rings umher hatte man für die Zuſchauer Sitze bereitet. Das treffliche Muſikchor, deſſen Bekanntſchaft wir bei der Tafel machten, ſtand im Hintergrunde und blies den Deſſauer Marſch.

Als die Zuſchauer ihre Plätze eingenommen hatten, ſtellten ſich die Wettläufer neben einander; die Spielleute ſchwiegen; es herrſchte eine große Stille. Plötzlich gab ein Trompetenſtoß das erwartete Zeichen. Die Läufer flogen ihre Bahn. Ein drolliger Anblick! Seit dem Anfange der Welt ſah man wohl kein ſo ungleiches Paar um die Palme der Geſchwindigkeit ringen. Die Dame war klein und faſt kugelrund: der Griechling baumlang und klapperdürr. Sie griff mit aller Kraft und Macht weit aus; er hob ſeine langen Storchbeine gewaltig hoch, ſetzte ſie aber beinahe in ſeine eigenen Fußſtapfen wieder nieder, um ihr nicht den Vorſprung abzugewinnen.

So kamen ſie bis in die Mitte der Laufbahn. Hier hatte die keuchende Dame das Unglück, einen Fehltritt zu thun und zu Boden zu ſtürzen. Einige Zuſchauer brachen wider Willen in ein Gelächter aus, das ſie aber gleich wieder erſtickten. Herr Flach war ſo großmüthig, daß er den Unfall ſeiner Mitkämpferin nicht zu ſeinem Vortheil benutzte. Er arbeitete ſo lange, bis ſie ſich wieder aufgerafft hatte, mit den Füßen blos in der Luft, ohne damit eine Spanne weiter zu kommen. Sie ſetzte den Wettlauf fort. Einige Schritte vom Ziele machte Flach einen Meiſterſtreich der Galanterie. Er fiel ſehr geſchickt über ſeine eigenen Beine, und ließ der Dame dadurch Zeit, das Ziel vor ihm zu erreichen. Ein allgemeines Jauchzen erſchallte. Die Zuſchauer ſprangen von ihren Sitzen auf und wünſchten der Siegerin Glück. Aſpaſia drängte ſich vor, umarmte ſie mit theatraliſcher Zärtlichkeit, reichte ihr einen Palmzweig und ſetzte ihr eine Blumenkrone auf. Der Beſiegte ſtand von weitem und hüllte den Kopf in ſeine Tunika, als ſey er von Scham und Betrübniß durchdrungen. Die Siegerin theilte, um ihn zu tröſten, den Palmzweig mit ihm.

Beide ſchickten ſich nun an, den Diſkus zu werfen. Dieß war zu Olimpia eine dicke Scheibe von Stein oder Metall, welche die Athleten, mit Einem Fuße auf einer kegelförmigen Erhöhung ſtehend, ſo weit als möglich zu ſchleudern ſuchten. Unſre beiden olympiſchen Affen wären nicht im Stande geweſen, eine ſo ſchwere Metall- oder Steinmaſſe, wie dort gebräuchlich war, zu bewegen; ſie hatten ſich deßhalb ein paar ziemlich große Wurfteller aus Holz fertigen laſſen, und begaben ſich damit auf den Platz, wo zwei Kegel in die Erde befeſtigt waren.

Sehr behutſam erſtiegen ſie dieſe gefährlichen Poſtamente, und bemühten ſich, mit Einem Fuße darauf zu ſtehen und mit dem andern in der Luft zu ſchweben. Eine Sekunde lang erhielten ſie ſich im Gleichgewicht; ſobald aber die Athletin die erſte kleine Bewegung machte, um ihren hölzernen Teller von ſich zu werfen, verlor ſie die Balance und fiel mit einem Nothſchrei zur Erde. Der höfliche Athlet beſann ſich keinen Augenblick, dieſe Partie mitzumachen. Plauz! lag er neben ihr. Die Zuſchauer kamen der Gefallenen zu Hülfe; man bat und beſchwor ſie, dieſe halsbrechende Wettübung zu unterlaſſen; aber ſie antwortete mit Heldenſtolz: das würde ihr ewig zur

Schande gereichen; ſie müſſe ſchlechterdings einen neuen Verſuch wagen, wenn ſie auch Geſundheit und Leben darüber in die Schanze ſchlagen ſollte.

Trotz dieſer heroiſchen Erklärung erlaubte ſie jedoch einigen freundſchaftlichen Händen, ſie auf den Kegel hinaufzuheben und ſo lange feſtzuhalten, bis ſie den Wurfteller geſchleudert hatte. Er flog etwa drei Schritte weit und blieb geduldig liegen, anſtatt daß er wie ein Rad in der Bahn fortrollen ſollte.

Flach hatte ihren Wurf abgewartet, um den ſeinigen darnach zu mäßigen. Da es aber faſt nicht möglich war, den Flug ſeiner Scheibe nach einem nähern Platze zu lenken, ſo warf er ſie mit verſtellter Ungeſchicklichkeit über ſeinen Kopf und ließ ſich weidlich auslachen. Die Siegerin ward wieder unter allgemeinem Jubel gekrönt.

Sie forderte nun zum Scherz ihren ſchwerfälligen Gemahl auf, einen Wettlauf mit ihr zu verſuchen. Er dankte gehorſamſt. Wilhelm, der bisher dem Poſſenſpiele mit ſtillem Lächeln zugeſehen hatte, miſchte ſich jetzt ins Geſpräch, um der Geſellſchaft zu zeigen, daß auch er mit den olympiſchen Spielen nicht unbekannt ſey. „Der Herr Geheime Rath,“ fing er an, „thun ſehr recht, daß Sie bei Ihrer geſegneten Korpulenz keinen Anſpruch auf Behendigkeit machen. Sie hätten dagegen gewiß Kraft und Stärke genug, die Rolle des bekannten Milon von Crotona zu ſpielen, der einſt bei den olympiſchen Spielen einen Schwank machte, um den ihn vielleicht Simſon beneidet hätte. Er trug nämlich auf ſeiner Schulter einen zweijährigen Stier die Rennbahn entlang, tödtete ihn am Ziel mit einem einzigen Fauſtſchlage, und verzehrte noch an demſelben Tage, ohne Gäſte zu bitten, das ganze Rind allein.“ —

Kaum hatte er dieſe Worte geſprochen, ſo warf ihm die Geheime Räthin einen Furienblick zu und kehrte ihm barſch den Rücken. Die übrige Geſellſchaft lächelte verlegen. Niemand antwortete ihm. Er wußte ſich dieſe Begegnung nicht zu erklären. Aber bald fiel ihm mit Schrecken die Herkunft des Geheimen Raths ein, und nun ward es ihm deutlich, daß man ſeine Erzählung für einen ſatiriſchen Hieb gehalten hatte. Das that ihm um ſo mehr leid, da er auf der Stelle keine Möglichkeit ſah, die Scharte wieder auszuwetzen. Eine Entſchuldigung hätte die Sache noch ſchlimmer gemacht. Drum ſchien ihm der beſte Rath, den angefachten Zorn von ſelbſt verrauchen zu laſſen.

Die Geſellſchaft fuhr und ritt bald darauf nach der Stadt zurück. Der Tumult des Abſchiednehmens kam ihm zu Statten, daß er ſich unbemerkt entfernen und auf den Weg machen konnte.

39.

Die vertrauliche Frage.

Eines der folgenden Tage ließ ihn der Geheime Rath zu ſich einladen, weil er über eine gewiſſe Sache mit ihm unter vier Augen zu ſprechen habe. Der wird mir tüchtig den Leviten leſen! dachte Wilhelm: Er fordert mich allenfalls gar auf Piſtolen! — Indeſſen war ihm nicht bange, mit Sr. Excellenz fertig zu werden. Da er vollends von dem Bedienten erfuhr, daß die olympiſche Siegerin verreiſt ſey und erſt nach einigen Tagen zurückkomme, ſo verſprach er ohne Bedenken, ſeine Aufwartung zu machen.

Herr von Alfing empfing ihn ſehr freundſchaftlich in ſeinem Tabaksſtübchen. „Hören Sie doch,“ fing er an, „Sie erzählten neulich auf meinem Landgute ein wunderbares Hiſtörchen von einem Manne — wie hieß er doch gleich? Mi… Mi…“

„Milon von Crotona vielleicht?“ fiel Wilhelm ein.

„Richtig! Milon von Crotona. Das muß ein Hexenmeiſter geweſen ſeyn! Einen zweijährigen Stier auf der Schulter zu tragen — Hahaha! ein luſtiges Mährlein! Geſtehn Sie's nur!“ —

„Ich bitt' um Verzeihung, Herr Geheimer Rath! Die Geſchichte iſt wahr. Ich könnt' Ihnen allenfalls hundert und mehr Bücher nennen, worin ſie von glaubwürdigen Männern erzählt wird.“ —

„Herr Je! iſt das möglich? — Nun, ſo ſagen Sie mir doch: wie viel Pfund wog das Rind?“

„Davon ſchweigen die Geſchichtſchreiber.“

„Ei, über die dummen Leute! Das iſt gerade die Hauptſache!“ —

„Allerdings! Aber leicht mag das Thierchen wohl in keinem Falle geweſen ſeyn.“ —

„Und mit einem einzigen Fauſtſchlage hat er's getödtet?“ —

„So ſagen die Scribenten.“

„Das überſteigt nun vollends allen Glauben. Ich weiß aus Erfahrung, wie ſchwer es manchmal mit einer eiſernen Axt hält, eine ſolche hartköpfige Beſtie auf den erſten Schlag zum Stürzen zu bringen.“ —

Wilhelm ſchwieg, weil er dieſe offenherzige Anſpielung auf die Tage der Vorzeit für einen Fallſtrick anſah.

„Das können Sie mir ſicher glauben;“ ſetzte der Geheime Rath lachend hinzu: „denn ich habe manchem ehrlichen Ochſen das Lebenslicht ausgeblaſen.“

Wilhelm ſchwieg noch immer.

„Ich ſchäme mich gar nicht, zu geſtehen," fuhr Jener fort, „daß ich in meiner Jugend ein Fleiſcher geweſen bin. Wer kann für ſeine Herkunft? Mein Vater war Hofmetzger und erzog mich zu ſeinem Handwerke. Iſt denn das eine Schande?"

„Nein, Herr Geheimer Rath!" antwortete Wilhelm. „Kein vernünftiger Menſch wird Ihnen darüber einen Vorwurf machen."

„O, meine gnädige Frau thut's ſehr oft! Aber jetzt will ich ihr den Daumen aufs Auge ſetzen. Sieh, will ich ſagen, Du lobſt immer alles, was in Deinem alten Griechenland geſchehen iſt, und nun will ich Dir beweiſen, daß vor Zeiten ein Edelmann in Griechenland mit eigner Hand einen Ochſen geſchlachtet hat." —

„So? Haben Sie darüber Nachrichten?"

„Wie ſeltſam Sie fragen! Ich meyne den Herrn von Crotona." —

„Verzeihen Sie! Hier herrſcht ein kleines Mißverſtändniß. Der Name des ſtarken Mannes war Milon und ſein Geburtsort Crotona." —

„Blitz! da wär' ich bei meiner Frau ſchön in die Tinte gekommen. Er war alſo wirklich kein Edelmann?"

„Ich zweifle ſehr. Unſer heutiges Adelthum war damals noch unbekannt. Es gab edle Männer, aber keine Edelleute." —

„Sapperment! das ärgert mich. Und auch Ihretwegen, Herr Frank, iſt mir das Ding nicht lieb; denn ich will's Ihnen als guter Freund entdecken, daß Sie durch Milons Geſchichte das Kalb in die Augen geſchlagen haben. Meine Frau läßt ſich's nicht ausreden: die Sache ſey eine Fabel und blos von Ihnen erſonnen, um mir mein gelerntes Handwerk vorzurücken.“

Wilhelm betheuerte, daß er nicht daran gedacht habe.

„Goldſchatz, ich glaub's Ihnen; aber Sie wiſſen, wie's geht. Die meiſten Weiberchen ſpötteln ſelbſt gern über alles, und denken daher, daß andere Zungen eben ſo ſtechen. Nur das wundert mich, junger Mann, daß Sie mit meiner Tochter krakeelt haben. Wenn das am grünen Holze geſchieht, was ſoll am dürren werden? Wie ſoll's dann mit euch ausſehen, wenn ihr mit einander vor dem Altar geſtanden habt?“ —

Staunend über dieſen väterlichen Verweis, entgegnete Wilhelm, hier müſſe wohl wieder ein Mißverſtändniß obwalten. Das Fräulein beſitze Eigenſchaften genug, einen Mann glücklich zu machen; er aber könne nicht dieſer Glückliche ſeyn, weil er ſchon mit einem andern Mädchen den Gang zum Altar verabredet habe.

„So begreif' ich nicht, was die liebe Mama will!“ rief der Geheime Rath. „Sie hat meiner Frau geſchrieben, daß es ihr höchſter Wunſch ſey, zwiſchen Ihnen und unſerer Aspaſia eine Heirath zu ſtiften.“ —

„Ein ſonderbarer Schritt von meiner Mutter! Sie weiß doch, daß mein Herz nicht mehr frei iſt.“ —

„Macht, was ihr wollt! Ich miſche mich nicht in dieſen Wirrwar. Nur ſo viel will ich Ihnen noch vertrauen, daß meine Frau geſtern an Ihre Mutter geſchrieben und Sie wegen des Milens und wegen der Häkeleien mit meiner Tochter verklagt hat. Sie mögen immer auf eine Vertheidigung denken. Aber die Hand auf den Mund und mich nicht verrathen! Meine Frau darf gar nicht wiſſen, daß ich mit Ihnen geſprochen habe. Ich ließ Sie blos herbitten, um von Ihnen das Gewicht des griechiſchen Stiers im Vertrauen zu erfahren; und ſo gab denn ein Wort das andere. Uebrigens heirathen Sie meine Tochter oder nicht, wir bleiben gute Freunde.“ —

40.

Der Spielball.

Wilhelm ſchrieb noch deſſelben Tages an ſeine Mutter, um die gegen ihn erhobene Klage zu entkräften. Er meldete ihr aufrichtig, was bei dem Geburtsfeſte vorgefallen war, und berief ſich wegen Milons von Crotona auf den Paſtor Trufelius, der ihm dieſe Anekdote erzählt habe.

Der Brief der Geheimen Räthin kam einen Poſttag früher als der ſeinige in Hühnenthal an und erregte viel Aergerniß. Herr Frank lachte zwar herzlich darüber, daß Wilhelm mit ſeiner Bücherweisheit einen ſolchen Placker gemacht hatte; dagegen mißbilligte er die Händel mit dem Fräulein von Alſing eben ſo ſehr als ſeine Gattin. Beide ſchoben alle Schuld auf Luiſen, und gingen in ihrer Erbitterung ſo weit, daß ſie dem guten Mädchen den Tod wünſchten.

Madame Frank war vor allen Dingen darauf bedacht, ihre beleidigte Freundin wieder zu verſöhnen. Sie wandte ſich an den Pfarrer Trufelius und erſuchte ihn um ein ſchriftliches Zeugniß, daß Milon von Crotona wirklich einen Stier getragen, getödtet und verzehrt habe. Das war Waſſer auf des Pfarrers Mühle. Er nahm ſich vor, den ganzen Umfang ſeiner Gelehrſamkeit dabei zu zeigen und entwarf eine weitläuftige Abhandlung, die er mit zahlloſen griechiſchen und lateiniſchen Noten ſpickte. Dieſes gründliche Werk forderte viel Zeit. Er verſchrieb ſich dazu Bücher aus fernen Orten. Madame Frank verging faſt vor Ungeduld, und ſchickte ihm Boten über Boten, die das Atteſtat abholen ſollten, aber nur immer den leeren Troſt zurück brachten, daß es bald fertig ſeyn werde.

Das dauerte gegen zwei Monate, und würde noch länger gewährt haben, wenn der Paſtor nicht indeſſen ſein geiſtliches Amt faſt ganz an den Nagel gehangen hätte. Er forderte von einem Sonntage zum andern dienſtbefliſſene Kandidaten auf, für ihn Gaſtpredigten zu halten, damit er an ſeinem Traktat ungeſtört arbeiten könnte. So kam denn endlich ein Wälzer von dreißig enge geſchriebenen Bogen zu Stande. Die ganze Geſchichte Griechenlands und Simſons und Herkuls Lebensläufe waren darein verwebt. In Rückſicht der Reichhaltigkeit dieſer Materien muß man geſtehen, daß ſich unſer Autor immer noch kurz genug faßte. Schrieb doch ein Gelehrter, Namens Martorelli, über ein altes Tintenfaß einen ungeheuern Folianten. —

Wilhelm, der nicht wußte, daß die mühſame Ausarbeitung des Pfarrers in Steindorf den Stillſtand des Briefwechſels mit ſeiner Mutter verurſachte, wunderte ſich ſehr, daß er von ihr keine Antwort bekam. Doch war es ihm darum nicht unangenehm, weil er ſo auch von Anſpornungen, der olympiſchen Siegerin und ihrer naſeweiſen Tochter zu höfeln, befreit blieb. Er ſah und hörte nichts von dieſer hohen Familie, und beſchäftigte ſich ruhig mit Mathematik und andern Wiſſenſchaften. Nebenbei ſchrieb er fleißig an Luiſen, und erhielt die herzlichſten Briefe von ihr. Zur Erholung beſuchte er das Theater, wenn meiſterhafte Luſtſpiele gegeben wurden, die ihm Antonio als eine Fundgrube der Welt- und Menſchenkenntniß empfahl. An Kaſſenſtücken voll Pomp und wildem Rumor fand er kein Behagen. So oft ein ſolches Schauſpiel angekündigt war, blieb er zu Hauſe und verplauderte lieber den Abend mit Antonio und deſſen wackern Gattin, die ſich in den Ton der Stadt ſo leicht fand, als ſey ſie da geboren und erzogen. Ein Geſpräch mit ihr von Luiſen ergötzte Wilhelmen mehr als das ſchauerliche Getöſe der Schlachten, die auf zierlich gehobelten Bretern und unter kryſtallenen Kronleuchtern geliefert werden.

An gewiſſen Tagen in jeder Woche kamen auch noch die Herren ins Haus, die ihm am Abend vor ſeiner Verhaftung Räthſel aufgaben. Da ward denn manche paradoxe Meinung zum Scherz durchgefochten. Unter andern warf er ſelbſt einſt die Kantiſche Lehre von der Pflicht der Wahrheit (womit Truſelius den Katheder in Hühnenthal einweihte) als Spielball auf die Bahn. Damals beſtritt er dieſen ſtrengen Lehrſatz; jetzt vertheidigte er ihn. Die ganze Geſellſchaft erhob ihre Stimme dagegen; allein er ließ ſich nicht übertäuben; er kämpfte faſt eine Stunde lang ritterlich. Antonio ward zuletzt über ſeine Hartnäckigkeit beinahe böſe. „Nun, Sie ſollen Recht haben, Sie Starrkopf!“ ſprach er. „Aber ich warne Sie, Ritter der Wahrheit, nehmen Sie ſich in Acht, daß Sie nicht etwa über kurz oder lang ein Feind in meinem Hauſe aufſucht. Ich liefere Sie, ſo wahr ich ein ehrlicher Mann bin! ihm aus, wenn Sie ſich auf dem oberſten Boden oder im Keller verkrochen hätten!“ — So endigte ſich der Streit mit Lachen; doch blieb er nicht ganz ohne Folgen.

41.

Der Kampfplatz.

Sobald Madame Frank den gelehrten Wulſt, über den ſich ihr Mann nicht ſatt lachen konnte, aus Steindorf erhielt, ſchrieb ſie einen Brief an die Geheime Räthin dazu und ſandte das Packet ihrem Sohne zur Uebergabe. Dabei befahl ſie in einem ungewöhnlich harten Tone: die Frau von Alſing und ihre Tochter um Verzeihung zu bitten und Luiſen nun ernſtlich aufzugeben; ſonſt müßte man, ſetzte ſie drohend hinzu, gegen dieſe Unheilſtifterin und ihre Eltern Maßregeln ergreifen, die ihnen nicht gefallen würden, und er ſelbſt laufe Gefahr, von ſeinem äußerſt erbitterten Vater enterbt zu werden.

Dieſe ungerechte Strenge machte Wilhelmen böſes Geblüt. Er ſchwor in ſeinem Herzen, keinem Schickſal, das ihn ſeiner Liebe wegen treffen könnte, den Nacken zu beugen, und nicht um alle Schätze der Welt Luiſen zu entſagen. Die Drohungen gegen ſie ſetzten ihn wenig in Sorgen. „Was kann man ihr thun?“ rief er aus. „Sie iſt das ſchuldloſeſte Geſchöpf unter der Sonne, und ihre Eltern ſind ehrliche Leute.“ —

Die Familie Alſing ward ihm nun in den Tod verhaßt, da ihretwegen Luiſe Verfolgungen leiden ſollte. Er konnte ſich nicht überwinden, den Brief ſeiner Mutter perſönlich abzugeben, ſondern ſchickte ihn der Geheimen Räthin ins Haus und kümmerte ſich nicht weiter darum.

Einige Tage nachher ließ ſie ihn in ihren Garten, nahe bei der Stadt, zu einem Gaſtmahl einladen. Er ging mit Widerwillen dahin, und that es blos ſeiner Mutter zu Gefallen. Als er ankam, ballte die Geheime Räthin ſchalkhaft ihre runde Hand gegen ihn, war übrigens ſehr höflich, und gedachte der alten Fehde ſo wenig als er. Aspaña ſchmollte noch, ſchnitt ihm Geſichter wie eine hämiſche Meerkatze, und wich ihm überall aus, als hätte er das gelbe Fieber.

Herr Flach, der natürlicher Weiſe in der Geſellſchaft nicht fehlte, war dieß Mal nicht griechiſch gekleidet, ſondern trug die abenteuerlichſte Fratzentracht eines franzöſiſchen Karrikaturgecken. Beſonders entſtellten ihn ein Paar ungeheuer weite Schifferhoſen[*]. Sie umflatterten, wie ſchlaffe Segel, ſeine Spillbeine, und verhielten ſich zu ihnen ungefähr wie ein Getreideſack zum Stiel einer thönernen Tabakspfeiſe. Der Griechling ſchien ſich in dieſer abgeſchmackten Kleidung ungemein zu gefallen, würde ſie aber wahrſcheinlich zu Hauſe gelaſſen haben, wenn ihm das Unglück geahnt hätte, das ihm nach der Tafel, als ſich die Geſellſchaft in einer ſchattigen Gegend des Gartens befand, damit begegnete.

Ein Lieblingskätzchen der Geheimen Räthin, das ſie überall mit ſich herumtrug und jetzt im Graſe zu ihren Füßen ſaß, entzweite ſich mit einem Schooßhunde, den eine andere Dame mitgebracht hatte. Der kleine Bramarbas neckte, biß und jagte die Katze; ſie ſuchte fliehend ein Schlupfloch, und glaubte dieß in Flachs geräumigen Beinkleidern zu ſinden, worin allerdings ein halbes Schock Katzen bequem herbergen konnten. Da ſie mit ihm ſehr bekannt und vertraut war, ſo rechnete ſie darauf, daß er ihr dieſe Freiſtätte nicht verſagen werde, und fuhr alſo, ohne ihn vorher um Erlaubniß zu bitten, in ſeine Pluderhoſen hinein, die ihr unten über den Schuhen, wo ſie aufgeſchlitzt und nicht befeſtigt waren, ein großes Thor öffneten. Aber leider! war ihrem Feinde dieſes Aſyl nicht heilig: er folgte raſch ihr nach. Flach ſprang, als er ſeine Pantalons zu einem Kriegsſchauplatz werden ſah, entrüſtet vom Stuhl auf, um ſich dadurch der ſtreitenden Parteien zu entledigen. Allein das war vergebens. Die Katze lief mit der ihrem Geſchlechte eigenen Behendigkeit an ſeinen Beinen hinauf, der Hund kletterte wie ein Schornſteinfeger ihr nach, und nun begann oben im Hintergrunde der Beinkleider, wo ſie den weiteſten Tummelplatz anboten, ein neues, hitziges Treffen. Der Eigenthümer des Schlachtfeldes wußte ſich weder zu rathen noch zu helfen, und machte ein jämmerliches Geſicht, das zwiſchen Lachen und Weinen ſchwankte.

---

[*] Dem Erzähler iſt ſehr wohl bekannt, daß die feine Welt das Wort Hoſe als unanſtändig in den Bann gethan hat; es läßt ſich aber in Zuſammenſetzungen und im komiſchen Styl nicht entbehren, beſonders wenn man dieſes Kleidungsſtücks mehrmals hinter einander erwähnen muß, wie hier der Fall ſeyn wird.

Wilhelm ſah die Noth des armen Griechlings, und ſchaffte — mehr aus Muthwillen als guter Abſicht — ſchleunige Hülfe. Er hob ihm den Frack hinten auf, und zerſchnitt mit einem ſcharfen Meſſer den Gürtel der Hoſen, die ſich, von den kämpfenden Thieren beunruhigt, wie Waſſerwogen bewegten. Schnell ſanken ſie von den Hüften herab, und Hund und Katze, die ſich noch immer bei den Köpfen hatten, burzelten heraus. Da erhob ſich ein unauslöſchliches Gelächter, wobei das gewaltige Haha des Geheimen Raths alle andere Stimmen überſchallte. Schamhaft äugelten die kichernden Damen hinter ihren Fächern hervor;

doch ohne Grund befürchteten ſie einen unanſtändigen Anblick. Die entgürtelten Beinkleider waren blos ein leichter Ueberwurf anderer, die ſich vor den keuſcheſten Augen ſehen laſſen konnten.

Die einzige Perſon, die bei dieſem Vorfall nicht lachte, war die Geheime Räthin. Die Schande ihres Hausfreundes und die Leiden ihres Kätzchens waren zwei Dolche von gleicher Schärfe für ihr empfindſames Herz. Sie ſprang zornig auf, um das kleine, liebe Geſchöpf dem Hunde aus den Zähnen zu rücken; und als dieß glücklich gelungen war, nahm ſie den beſtürzten Griechling in ihren Schutz. „Mein Herr,“ ſprach ſie zu Wilhelm, ich habe Sie nicht in dieſe Geſellſchaft gebeten, um alte Freunde meines Hauſes von Ihnen beleidigen zu ſehen.“ —

„Excellenz verzeihen, das war nicht meine Abſicht.“ —

„Schweigen Sie, ſchweigen Sie! Man hält wohl Ihren grünen Jahren und Ihrer ländlichen Erziehung kleine Verſtöße wider die Höflichkeit zu gute —“

„Wer alſo in der Stadt grau geworden iſt, darf große begehn?“ —

„Sie werden immer unartiger, und fahren gerade ſo fort, wie Sie es an meinem Geburtstag anfingen. Die ganze Geſellſchaft ergötzte ſich an den kleinen Beluſtigungen, die ich veranſtaltet hatte; nur Sie ſaßen da, und drückten durch Ihre Mienen Spott und Tadel aus.“ —

„Dieſe Beſchuldigung möchte wohl ſchwer zu beweiſen ſeyn. Indeſſen geſteh' ich, daß mir ein griechiſcher Wettlauf mitten in Deutſchland ein wenig ſonderbar ſchien.“ —

„Urtheilen Sie doch ja über nichts, was mit Griechenland in Beziehung ſteht! Denn Sie ſind — was die Griechen einen Barbaren nannten.“ —

„Erlauben Sie, gnädige Frau, daß ich den Spieß umkehre! Die ſtolzen Griechen nannten jeden, der nicht zu ihrem Volke gehörte, einen Barbaren; und ſo ſollte man in Deutſchland diejenigen nennen, die ihr ehrenwerthes Vaterland verachten, und ſich durch Nachäffung fremder Sitten und Gebräuche von ihm trennen und losſagen.“ —

„Herr Frank! Sie ſind — Sie betragen ſich —“

„Schmiedet eure Zungen auf dem Ambos der Wahrheit! — ſang der berühmte Dichter Pindar. — Dieſe Lehre hab' ich befolgt, und ich hoffe, die gnädige Frau werden das gut heißen, da Pindar ein griechiſcher Dichter war.“ —

Dieſer Wortwechſel, den wir nicht weiter genau protokolliren, ward immer lebhafter und endlich ein heftiger Zank. Auch Flach und Aſpaſia miſchten ſich darein. Jener ſprach mit hoch aufgeworfener Naſe von Gemeinheit. „Sie ſchelten immer auf Gemeinheit!“ verſetzte Wilhelm: „Sogar Ihre Poeſie ſchimpft auf Gemeinheit! Und doch iſt nichts in der Welt ſo gemein, als Gecken und ſchlechte Verſe!“ — Mit dieſen Worten griff er nach ſeinem Hute. Die Geheime Räthin rief ihm zu: er möge ſie künftig mit Beſuchen verſchonen. „Sie haben nicht nöthig, ſich dagegen zu verwahren!“ antwortete er: „Ich that eben in meinem Herzen den Schwur, mich Ihnen nie wieder zu nähern; und wenn ich ihn jemals breche, ſo ſtrafe mich der Himmel mit dem fürchterlichſten Anfall der Gräcomanie!“ —

Dieß ſagend, machte er der übrigen Geſellſchaft eine Verbeugung und verließ eilig den Garten. Frau von Alſing ſchrieb, ſobald ſich ihre Gäſte wegbegeben hatten, einen bitterböſen Brief nach Hühnenthal, ſchilderte Wilhelms Aufführung mit den ſchwärzeſten Farben, brach die Heirathsverhandlungen völlig ab, und verbat alle weitere darauf Bezug habende Korreſpondenz.

42.

Die Schleppe.

Ehe noch Wilhelm die ſchlimmen Wirkungen dieſes Klageſchreibens erfuhr, gerieth er in andere verdrießliche Händel.

Er ging eines Mittags in ein Gaſthaus, um da zu ſpeiſen, und hatte ſich kaum an die öffentliche Wirthstafel geſetzt, als der Lieutenant Schierling mit großem Geräuſch ankam und nicht weit von ihm einen Platz wählte. Starr ſahen ſie einen Augenblick einander an, ohne ſich zu grüßen. Wilhelm hätte gern das Speiſezimmer wieder verlaſſen; allein er blieb, damit der Officier nicht glauben ſollte, man fürchte ſich vor ihm.

Die meiſten Tiſchgäſte waren junge Herren von des Lieutenants Bekanntſchaft. Es ward Anfangs vom Theater und beſonders von den Reizen der Schauſpielerinnen geſprochen. „Je nun ja,“ fiel Herr von Schierling einem Lobredner ins Wort, „bei Lichtern und Lampen nimmt ſich die Geſichtsmalerei dieſer Damen vortrefflich aus. Ich halt's aber mit der lieben Natur, und ich kenne ein gewiſſes Mädchen auf dem Lande, das all' Eure geſchminkten Göttinnen weit hinter ſich läßt.“ —

„Hm!“ verſetzte Jener: „rothbäckige Bauerdirnen gibt's genug; deßhalb ſind ſie aber nicht ſchön. Dazu gehört eine zarte Geſtalt und feine Geſichtszüge.“

„Dieß alles beſitzt das Mädel, das ich meyne!“ entgegnete Schierling: „Und ich bitte mir aus, die Königin meines Herzens keine Bauerdirne zu ſchelten! Ihr Vater iſt ein halbgeiſtlicher Herr und ein ganzer Schulmeiſter.“ —

Dieſe Witzelei ward belacht. Wilhelmen ſtieg das Blut ins Geſicht.

„Ich war neulich,“ fuhr Schierling fort, „in der Gegend ihres Wohnorts auf Urlaub — Das Neſt heißt, denk' ich, Hühnenthal. — Kurz, ich ſah den holden Engel oft, nur fand ich keine Gelegenheit, mich ihm mit meinen irdiſchen Begierden zu nähern. Doch aufgeſchoben iſt nicht aufgehoben! Ich ruhe nicht, bis ich dieſes Röschen gebrochen habe.“ —

„Das werden Sie bleiben laſſen, Herr Lieutenant!“ fiel Wilhelm lachend ein, und plötzlich entſtand eine allgemeine Stille.

„Ei! wer ſpricht denn da?“ fragte Schierling mit einem gedehnten, höhniſchen, krähenden Tone.

„Ein Mann, den Sie ſehr wohl kennen!“ antwortete Wilhelm. „Allenfalls kann ich aber auch Ihrem Gedächtniß mit gewiſſen Erinnerungen zu Hülfe kommen; nur ſteh' ich nicht dafür, daß ſie Ihnen Ehre bringen.“ —

„Darüber werd' ich mir nach Tiſche eine Erklärung ausbitten;“ ſagte der Lieutenant: „Jetzt hungert mich.“ — Er aß mit Haſt, ſprach wenig und kein Wort von Hühnenthal. Seine Erzählung, daß er neuerlich dort geweſen ſey, war überhaupt ein bloſer Windſchnitt, um Wilhelmen (deſſen Verhältniß mit Luiſen ihm noch von der Lagerzeit her bekannt war) zu ärgern und in Unruhe zu ſetzen.

Als man von der Tafel aufgeſtanden war, umringten den Herrn von Schierling ſeine Freunde und forſchten nach dem Namen des Tolldreiſten, der ihm nicht erlauben wollte, ein hübſches Mädchen zu verführen. Da ſie hörten, daß er ein unbedeutender Menſch ohne Rang und Stand ſey, ſo fanden ſie ſeinen Einſpruch noch unverzeihlicher, und pflogen heimlich Rath, wie er dafür beſtraft werden müſſe. Er nahte ſich, weil dieſes Flüſterns kein Ende ward, dem vertraulichen Zirkel und fragte den Herrn von Schierling: ob er mit ihm noch etwas zu ſprechen habe, er könnte ſich nicht länger aufhalten.

„Unſere Sache läßt ſich hier nicht abthun;“ antwortete der Lieutenant! „Sie werden weiter von mir hören!“ —

„Und Sie von mir,“ verſetzte Wilhelm, „wofern Sie ſich beikommen laſſen, dem Mädchen in Hühnenthal nachzuſtellen!“ —

Indem er dieß ſagte, erhoben Schierlings Freunde ein unwilliges Gemurmel gegen ihn; er ſah einen nach dem andern an; ſie ſchwiegen, und er ging ruhig ſeines Weges.

Antonio, dem er dieſen Vorfall erzählte, nahm die Sache auf die leichte Achſel, und hielt dafür, ſie werde von keinen Folgen ſeyn, weil Herr von Schierling in dem Ruf ſtehe, daß er mehr Mundwerk als Muth habe. „Mir iſt gar nicht bange vor ihm;“ antwortete Wilhelm: „dennoch will ich, wo möglich, einen ernſthaften Streit mit ihm vermeiden. Ich kenne meine Hitze; ſie führt mich oft weiter, als gut iſt. Wenn er alſo kommen und nach mir fragen ſollte, ſo weiſen Sie ihn nur mit dem Vorwande ab, ich ſey nicht zu Hauſe.“ —

„Mit nichten, Freund!“ rief Antonio lachend: „Was würde Kant dazu ſagen, wenn ich ſo die Wahrheit verletzte? — Wiſſen Sie noch, was ich Ihnen drohte, als

Sie neulich in unſrer Abendgeſellſchaft ſeinen Grundſatz ſo tapfer vertheidigten? — Dabei bleibt es!“ —

Wilhelm hielt dieſe Rede für einen Scherz, und ging, ohne ſie zu widerlegen, in ſein Zimmer.

Bald darauf hörte er, daß am Vorſaale geklingelt, die Thür von Antonio geöffnet und der Ankommende zu ihm gewieſen wurde. Starke Schritte polterten über den Saal; ein Fauſtſchlag krachte an ſeiner Stubenthür; im gleichen Moment ward ſie ſtürmiſch aufgeriſſen, und Herr von Schierling trat mit bedecktem Kopf ins Zimmer.

„Ich erbitte mir vor allen Dingen Höflichkeit!“ rief ihm Wilhelm entgegen, und der Lieutenant warf ſeinen Hut auf den Tiſch.

„Sie haben mich beleidigt!“ fing er an. „Ich würde Genugthuung fordern, wenn ich ſie von Ihnen durch den Degen erhalten konnte —“

„Und ich Thor genug wäre, mich mit Ihnen zu ſchlagen!“ fiel Wilhelm ein.

„Dieſe Ehre widerfährt Ihnen gar nicht, mein Herr!“ verſetzte der Offizier.

Wilhelm lachte laut.

„Ich verlange nichts von Ihnen als eine ſchriftliche Abbitte und Ehrenerklärung ſammt einem förmlichen Widerruf Ihres Vorwurfs, daß Sie Dinge von mir wüßten, die mir zur Schande gereichten.“ —

„Wie? — Ich ſoll mich und die Wahrheit Lügen ſtrafen? — Nimmermehr! Eine ſolche Schrift ſtell' ich in keinem Fall aus!“ —

„Herr, Sie müſſen!“ —

„Keinen Federzug!“

„Wollen Sie oder wollen Sie nicht?“ ſchnaubte der

Lieutenant, indem er ihm den raſch gezogenen Degen auf die Bruſt ſetzte.

„Meuchelmörder!“ rief Wilhelm und entrang ihm den Degen. Schierling wollte ſein Schwert mit Gewalt wieder erobern. Wilhelm warf es zum Fenſter und ihn zur Thür hinaus.

Plötzlich hörte man ein Geſchrei auf der Gaſſe. Es entſtand ein Auflauf. Der Degen war ſenkrecht auf die lange Schleppe eines vorbeigehenden Frauenzimmers herabgeſchoſſen und mitten hindurch in den Boden gedrungen. Das erſchrockene Frauenzimmer ſtand wie gefeſſelt. Ein Polizeibedienter, der ſich unter den herbeiſtrömenden Leuten befand, zog den Degen aus der Erde, eilte damit in Antonio's Haus und erkundigte ſich genau nach dem Hergange der Sache. Zum Unglück des Entwaffneten war unter der Menge, die ſich mit hereindrängte, ein Officier von männlichem Alter und ernſthaftem Anſehen. Herr von Schierling rief ihn gegen den Polizeibedienten, der die Auslieferung des Degens verweigerte, zum Beiſtand auf: allein er zuckte ſchweigend die Achſeln und ging fort.

Eine Stunde nachher ward Wilhelm verhaftet und wieder in das feſte Stübchen gebracht, das er ſchon ein halbes Jahr zuvor einige Tage bewohnte. Auch Herr von Schierling mußte ſein Quartier mit einem engen Zimmer in der Hauptwache verwechſeln. Antonio bereute nun doch, daß er Kants Lehre befolgt und den Friedensſtörer nicht an der Thür abgewieſen hatte.

43.

Herodes und Pilatus.

Herr Mückenfänger, lächerlichen Andenkens, war abermals zu Wilhelms Richter ernannt worden. „Ich dachte wohl,“ hob er das Verhör an, „daß wir einander bald an dieſem Orte wiederſehen würden!“ — Nun folgte über die Texte: „Unglück iſt wohlfeil“ — und „Jugend hat nicht Tugend“ — eine lange Strafpredigt, mit welcher aber wir den Leſer nicht ſtrafen wollen.

Ungeachtet Wilhelm ſehr verdrießlich war, daß er wieder vor dem heißen Brette ſtehen mußte, ſo konnte er ſich dennoch mitunter des Lachens nicht enthalten. Das war beſonders der Fall, als der Herr Criminalrath mit unbeſchreiblicher Bedächtlichkeit eine Elle ergriff und die verwundete Schleppe langſam ausmaß, um die Nähe der Todesgefahr des Frauenzimmers zu beſtimmen, das übrigens, wie Wilhelm jetzt erfuhr, keine Dame von Stande, ſondern eine gemeine Köchin geweſen war, die ſich über die Gebühr herausgeputzt und mit einer Schleppe von richtigen drei Ellen die Gaſſen gefegt hatte. Dieſer Umſtand gab ihm einen halb ſcherzhaften Vertheidigungsgrund an die Hand. Die Köchin, ſprach er, ſey an dem Schrecken, den ſie gehabt habe, ſelbſt Schuld. Hätte ſie ſich nicht über ihren Stand erhoben und ſich einen ſo unmäßig langen Prachtſchweif angeſchafft, ſo würde ſie den hinter ſich herabfallenden Degen gar nicht bemerkt haben. „Das verändert nicht den statum causae,“ verſetzte der Rath; doch ließ er Wilhelms Ausfall gegen die Schleppenwuth der Dienſtmägde ſehr ausführlich ins Protokoll eintragen.

Antonio ruhte nicht, bis er ſeinen Freund aus dem Gefängniſſe losgebürgt hatte. Die Unterſuchung ging ihren Schneckengang fort. Am Ende blieb Wilhelm zwar mit Strafe verſchont, erhielt aber die Weiſung, binnen acht Tagen die Hauptſtadt zu verlaſſen. Herr von Schierling ward auf den Antrag ſeiner Kameraden (die mit ihm, weil er zur Thüre hinausgeworfen worden war, nicht mehr dienen wollten) ſeiner Officiersſtelle für verluſtig erklärt, und überdieß, als Urheber des Streits und Hausfriedensbrecher, zu einer halbjährigen Feſtungsgefangenſchaft verurtheilt.

Das Criminalgericht hätte nicht nöthig gehabt, Wilhelmen aus der Stadt zu weiſen; denn noch vor Bekanntmachung dieſer Sentenz thaten es ſeine Eltern. Doch ehe wir von dieſem Abruf weiter ſprechen, müſſen wir zuvor der mancherlei Beſchwerden und Hiobspoſten erwähnen, die ihn veranlaßten. In die Fußſtapfen der Geheimen Räthin (die, wie wir ſchon wiſſen, nach dem Gezänk über Flachs-Beinkleider eine zornſprühende Epiſtel abgeben ließ) trat der Rath Mückenfänger mit einem ängſtlichen, drei Foliobogen ſtarken Sendſchreiben, worin beinahe die ganzen Acta criminalia contra Wilhelm Frank kopirt waren, und alſo auch der Umſtand nicht fehlte, daß Luiſe den Zwiſt veranlaßt hatte. Dieſe weitſchweifige Relation war nichts als eine Einleitung zu der Anfrage: ob ſich Wilhelm mit Wiſſen und Willen ſeiner hoch- und werthgeſchätzten Eltern in der Reſidenz aufhalte.

Man kann ſich vorſtellen, was für einen widrigen Eindruck dieſe beiden Briefe in Hühnenthal machten, wie ſehr ſie die Galle gegen Luiſen erregten! Madame Frank war außer ſich, daß die ſchöne Hoffnung, ihren Sohn in ein adeliches und überdieß ſehr reiches Haus zu verheirathen, nun auf Ein Mal wie eine bunte Seifenblaſe in Nichts zerfloß. Ihr Geburtsſtolz hätte vielleicht den Schlag, der ihn traf, bald überwunden; aber ihre Mutterliebe konnte ſich nicht zufrieden geben, daß Wilhelm ein Glück verſcherzt hatte, das in ihren Augen unerſetzlich war. Aus Mutterliebe haßte ſie nun Luiſen und deren Eltern ſo glühend, daß ſie ihren Gatten auf alle mögliche Art zur Bedrückung der ſchuldloſen Familie anreizte. Viel Mühe koſtete das nicht; denn ſeit dem Tage, da Wigand (bei Gelegenheit des Korbes, den der Pfarrer in Steindorf bekam) ſo feſt und männlich mit ihm ſprach, lag ſchon der Zunder der Rache in ſeinem Herzen.

Herodes und Pilatus werden oft Freunde, um einen Dritten gemeinſchaftlich zu verfolgen. So ging es auch hier. Herr Frank hatte den ſchmeichleriſchen Pfarrer (der ihm einsmals, wie ſich der Leſer erinnern wird, ſeinen unterthänigſten Dank für eine genoſſene Mahlzeit durch einen Handkuß bezeigen wollte) bisher ſehr kalt behandelt und ihn nie wieder zur Tafel gezogen; aber jetzt auf Ein Mal erhielt der geiſtliche Herr eine Einladung ins Schloß und konnte ſich vor Freude darüber kaum faſſen. Ein Schmarotzer, dem eine Weile der Brodkorb hoch gehangen wurde, läßt ſich zu allem brauchen, ſobald man ihm den Korb wieder näher rückt. Auch der Herr Paſtor verſprach mit den heiligſten Betheuerungen gehorſamſte Folge, als ihm jetzt der Gerichtsherr bei einem vertraulichen Glaſe Rheinwein unter den Fuß gab, auf den Schulmeiſter ein wachſames Auge zu haben und ihm nicht bei der geringſten Vernachläſſigung ſeines Amtes durch die Finger zu ſehen. „Die Kinder meiner Unterthanen“ — ſprach der Mann, der ſonſt ein Verächter des Schulweſens war — „wachſen wie die Hottentotten auf; ihr Lehrer verſäumt ſie; er kourirt lieber Pferde, als daß er die ihm anvertrauten jungen Seelen bilden ſollte. Ich kann als Gerichtsobrigkeit nicht länger dazu ſtill ſchweigen, und verweiſe Sie, Herr Paſtor, hiermit auf Ihre Pflicht, die Schule fleißig zu viſitiren. — Ueberdieß iſt der Wigand ein Medikaſter, der den Aerzten ins Handwerk pfuſcht und ein Schlachtopfer ſeiner Unwiſſenheit nach dem andern auf den Gottesacker liefert. Seiner ſtörriſchen und trotzigen Gemüthsart nicht zu gedenken.“ —

„Die ich leider ſchon oft mit der tiefſten Kränkung empfand!“ fiel ſeufzend der Paſtor ein. „Können Ew. Wohlgebornen glauben, daß er wie Gleich und Gleich mit mir umgeht, und mir noch nie bei geiſtlichen Amtsverrichtungen den Prieſterrock oder Mantel nachgetragen hat, wie doch alle Schulmeiſter im ganzen Lande thun?“ —

„Ei! warum ſind Sie — bald hätt' ich geſagt ſo ein Schaf — daß Sie das leiden? — Dringen Sie bei der nächſten Gelegenheit darauf, und wenn er ſich, wie zu vermuthen iſt, mit Unbeſcheidenheit weigert, ſo erſtatten Sie darüber an Ihre Vorgeſetzten Bericht und faſſen Sie darin alle Beſchwerden zuſammen, die Sie gegen ihn haben und auftreiben können. Ich werde, ſo viel in meiner Macht ſteht, Ihre geiſtliche Würde jederzeit ſchützen und handhaben.“ —

Der Pfarrer war ſo gerührt, daß ihm Thränen in die Augen traten, und er gelobte nochmals feierlich an, den hohen Befehlen pflichtſchuldigſte Folge zu leiſten.

44.

Der Mantelſtreit.

Wie der Herr Paſtor ſeine Gelobung erfüllte und was ſonſt für Kabalen geſchmiedet wurden, das ergibt ſich aus einem Briefe, den Wilhelm von Wiganden erhielt. Hier ein Auszug davon:

> Ueber meinem Haupte, ſchrieb er, zieht ſich ein Ungewitter zuſammen, das aus dem Lande der Liebe kommt. Sie und Luiſe — ihr habt es erregt! Mein Herr Paſtor ſpielt den Jupiter und ſchleudert Blitze. — Doch ich will von kleinlichen Dingen nicht ſo hoch ſprechen; ich will natürlich erzählen.
>
> Wir haben ſchon zwölf oder dreizehn Jahre die Ehre, unſern Herrn Pfarrer zu beſitzen, und in dieſer langen Zeit fiel es ihm nur Ein Mal — und zwar gleich Anfangs — ein, mich zu ſeinem Mantelträger brauchen zu wollen. Ich lehnte dieſes Bedientengeſchäft, das ich bei ſeinem Vorgänger nie verrichtet hatte, höflich ab, und er war nachher ſo vernünftig, mich nicht wieder dazu aufzufordern. Als wir aber vor acht Tagen — nachdem er kurz vorher bei Ihren Eltern zur Tafel geweſen war — zu einem Kranken ans äuſerſte Ende des Dorfs gerufen wurden, wollte er mir mit Gewalt ſeinen geiſtlichen Ornat aufpacken. Herr Paſtor, ſprach ich, Sie zogen ſeit ſo vielen Jahren den Prieſterrock bei dergleichen Amtsgängen in Ihrem Zimmer an: warum wollen Sie eben heute von dieſer Gewohnheit abgehn? Er wird Ihnen auf dem Leibe recht wohl

thun; das Wetter iſt rauh. — Dieſe beſcheidene Antwort nahm er ſehr übel auf und verfolgte mich mit ſeinem ſchwarzen Talar bis an die Treppe. Ich griff durchaus nicht zu. Er bekleidete ſich nun ſehr haſtig damit. Wir gingen fort. Er lief vor Zorn ſo ſchnell, daß ich nicht gleichen Schritt mit ihm halten konnte.

Noch an demſelben Tage erſchien er plötzlich in der Schulſtube, wo er ſich ſeit undenklichen Zeiten nicht hatte ſehen laſſen, und fing an, die Kinder zu examiniren. Er legte ihnen lauter ſchwere Doktorfragen vor, bei denen er wahrſcheinlich ſelbſt ſtumm geblieben wäre, wenn man ihm unvorbereitet damit auf den Zahn gefühlt hätte. Kein Wunder alſo, daß meine Buben auf Tauſend nichts Eins antworten konnten. Er ſtieß heuchleriſche Seufzer aus und ging ſeines Weges, ohne mich anzuſehen.

Tages darauf erfuhr ich, daß er einen Brief an den Superintendenten durch einen reitenden Boten abgeſchickt hatte. Die Folge war eine ſchriftliche Ladung, ſogleich nach Verleſung dieſes vor Ihro Hochwürden zu erſcheinen. Ich ging getroſten Muthes und vertheidigte mich tapfer gegen die Klagepunkte, die mir vorgehalten wurden. Es war ein großer Haufe; denn auch Ihr Herr Vater hatte ſein Kontingent dazu geliefert, und einen alten verdorbenen Advokaten, der dem Teufel überall die Feuergabel nachträgt, in der ganzen Gegend umhergeſchickt, um alles gegen mich ausſpüren und aufſammeln zu laſſen, was nur irgend zu meinem Nachtheil verdreht werden konnte. Ich ſtehe, zum Beiſpiel, dann und wann einem Kranken mit unſchuldigen Hausmitteln bei: das hießen unverſtändige Kuren und mediciniſche Vergiftungen: — ich ſtrafe bisweilen einen ungezogenen Knaben mit einem Schilling: das hieß Kinder zu Krüppeln ſchlagen und ſo weiter. Kurz, es war eine lange, häßliche Litanei, die mir der Superintendent vorſang, und er kündigte mir zuletzt an: er müſſe meine Vergehungen, ob ich ſie gleich nicht eingeräumt habe, ans Conſiſtorium berichten. Sein ganzes Benehmen verrieth, daß man ihn zum Bunde gegen mich gewonnen hatte.

Trotzend auf meine Unſchuld, erniederte ich mich zu keiner Bitte um Schonung. Doch kam ich mit einem trüben Geſichte nach Hauſe, und erzählte meinen Leutchen zu offenherzig, was mir in der Superintentur begegnet war. Meine Frau, deren Geſundheit ſchon ſeit einigen Monaten gewankt hatte, ward darüber von einem Schrecken befallen, der ſie aufs Krankenbett warf. —

So weit Wigands Schreiben, das Wilhelmen um ſo mehr ängſtigte, da er ſelbſt der Veranlaſſer dieſer Feindſeligkeiten war und kein Mittel ſah, ihren Fortgang zu hemmen. Zu gleicher Zeit empfing er von ſeinen Eltern einen Brief, der Hand und Fuß hatte und den Befehl enthielt: ſofort die Reſidenz zu verlaſſen, und ſich in ein gewiſſes, eine Tagreiſe davon entlegenes Städtchen, Namens Rockenwitz, zu begeben, wo der daſige Bürgermeiſter, Herr Peter Mohn, von ſeiner Ankunft ſchon unterrichtet und bereit ſey, ihn mit Wohnung und Koſt zu verſorgen.

„Du haſt oft aus meinem Munde gehört,“ ſetzte ſeine Mutter hinzu, „daß der Herr Bürgermeiſter zwar kein witziger Kerl, aber in ſeiner Art ein Cröſus iſt und eine einzige Tochter hat, die das allgemeine Gerücht als ein Wunder der Schönheit und Anmuth rühmt. Ich habe ſie Dir, da Du Dich um die Gunſt des Fräuleins von Alfing gebracht haſt, zur Gattin beſtimmt, und ich hoffe, ſie wird Deinem ländlichen Geſchmack beſſer zuſagen als die Damen der Reſidenz, mit denen Du Dich nicht vertragen kannſt. Aus mehrern Urſachen wünſche ich, daß Du uns von nun an in allen Punkten unbedingten Gehorſam leiſteſt; denn es iſt der einzige Weg, den Schulmeiſter Wigand zu retten, über deſſen Haupte ein Schwert an einem Haare hängt.“ —

Wilhelm antwortete ſogleich: „Die Hauptſtadt iſt mir verhaßt; ich gehorche mit Vergnügen dem Befehl, ſie zu verlaſſen. Aber wäre auch das Mädchen in Rockenwitz die Krone ihres Geſchlechts, ſo kann ſie doch nie meine Gattin werden. Ich ſchwor Luiſen ewige Treue, und ich werde ſie halten: es gehe, wie es gehe. Daß Wigand wegen unſrer Liebe Bedrückungen leidet, iſt nicht fein. Seine Schuldloſigkeit wird und muß über alle Ränke ſiegen, wenn Recht und Gerechtigkeit im Lande herrſcht. Unterliegt er aber der Kabale, ſo eil' ich unaufhaltſam ihm zu Hülfe; und kann ich nichts weiter für ihn thun, ſo flüchte ich mit ihm und ſeiner Familie in einen ſtillen und ruhigen Winkel der Erde und ernähre die Armen, die meinetwegen an den Bettelſtab gebracht wurden, durch meiner Hände Arbeit.“ —

Antonio und ſeine Frau bedauerten ſehr, daß ſich ihr Freund und Hausgenoß von ihnen trennen mußte. Auch ihm beklemmte der Abſchied von dieſen braven Leuten das Herz. Er verabredete mit ihnen einen wöchentlichen Briefwechſel, und ſie begleiteten ihn einige Meilen.

45.

Der Währwolf.

Es war ſchon dunkler Abend, als Wilhelm in Rockenwitz anlangte. Er hielt es für unſchicklich, den Herrn Bürgermeiſter ſo ſpät zu überfallen, und ſtieg deßhalb in einem Gaſthofe ab, deſſen Wahl keine Schwierigkeiten machte, weil er der beſte und der ſchlechteſte des Oertchens zugleich war. Gerade an dieſem Tage zeigte er ſich in ſeinem größten Glanze und ſchien mit den berühmteſten Hotels der Hauptſtadt wetteifern zu wollen. Alle Fenſter des erſten Stocks waren prächtig erleuchtet; Muſik und fröhlicher Jubel ſchallte herab.

Wilhelm ſtand dagegen auf der Hausflur verlaſſen. Niemand, den er um ein Zimmer anredete, hielt ihm Stich. Der Wirth und ſein Hausgeſinde jagten ſich, mit Wein- und Bierflaſchen in den Händen, die Treppe hinauf, und hatten für ihn nicht eher Augen und Ohren, bis er wild ward und mit einer Klage bei dem Herrn Bürgermeiſter drohte. Das ſchlug an. Man verſprach ihm ein köſtliches Zimmer und alle mögliche Bequemlichkeit, ſobald nur die Societät, die wöchentlich an dieſem Tage das ganze Haus inne habe, auseinander gegangen ſey. Indeſſen möge er ſich, ſetzte der Wirth hinzu, geneigt gefallen laſſen, an der Geſellſchaft Theil zu nehmen, die es ſich zur Ehre rechne, anſtändigen Fremden ihren Zirkel zu öffnen.

Gereizt durch die ſchöne Gelegenheit, die elegante Welt von Rockenwitz beiſammen zu ſehen, und ſie, wie auf einem Vogelherde, mit einem Ruck zu fangen, folgte Wilhelm dem Wirth ins obere Stockwerk, vermied aber, weil er geſtiefelt und überhaupt reiſemäßig gekleidet war, auf den erſten Anlauf den Tanzſaal, und ließ ſich vor der Hand in ein Nebenzimmer führen, wo die Veteranen von Rockenwitz und Andere, die Terpſichorens Kunſt verachteten, in Tabakswolken gehüllt ſaßen. Sie empfingen ihn mit großen Reverenzen; und als ſie nach einigen Minuten hörten, daß er aus der Reſidenz kam, ſtanden ſie abermal ſammt und ſonders von ihren Stühlen auf, ſetzten ſich mit neuen Scharrfüßen von noch größerer Länge und Breite in Unkoſten, und waren unerſchöpflich, ihm Achtung und Ehre zu erweiſen. Seine beſcheidene und natürliche Sprache machte ſie jedoch bald beherzt, recht traulich mit ihm zu koſen.

Er ſah einen nach dem andern forſchend an, um den Cröſus des Städtleins, den er unter ihnen vermuthete, herauszufinden. Seine Mutter hatte geſagt und geſchrieben: Herr Peter Mohn ſey kein witziger Kopf; das diente ihm zum Wegweiſer. Es waren aber ſo Viele da, auf welche dieſe Bezeichnung paßte, daß er endlich nach dem rechten Manne fragen mußte.

„Den ſuchen Sie hier vergebens!“ antwortete lachend ein alter Invalidenhauptmann mit einem Stelzfuße: „Der ſitzt zu Hauſe und lieſt Doktor Fauſts Höllenzwang oder eine Abhandlung über Waſſernixen und Bergmännchen.“ —

„Ich kann Ihnen hierüber ganz beſtimmte Auskunft geben;“ fiel der Stadtſyndicus ein: „Ihro Wohlweisheit ſtudieren jetzt, wie ich geſtern geſehen habe, Franciſci hölliſchen Proteus oder den tauſendkünſtigen Verſteller; eine hundertjährige Schwarte, worin eine Menge Geſpenſtergeſchichtchen in einem ſteifen Styl erzählt ſind, der noch abgeſchmackter iſt, als ſie ſelbſt.“ —

Wilhelm lächelte ungläubig; aber ſie verſicherten Mann für Mann, daß der Herr Bürgermeiſter, Trotz einem alten Weibe, an Geſpenſter glaube.

„Wie kann's anders ſeyn?“ ſprach der Apotheker. „Ich kenne den guten Herrn von Kindesbeinen an; er ward zum Fabelhans erzogen. Sein Vater, ein eben ſo einfältiger als reicher Kaufmann, verkleidete ſich oft ſelbſt in den Knecht Ruprecht oder in ein anderes Ungethüm, um ſeine Kinder zu erſchrecken. Das war des alten Pinſels größter Spaß; und er ſelbſt ſah jeden ſchwarzen Kater für den Teufel an. Meines Vaters Apotheke befand ſich wohl dabei. Die niederſchlagenden Pulver, die jährlich ins Mohn'ſche Haus geliefert wurden, trugen eine erkleckliche Summe ein. Der kleine Peter — unſer jetzt hochzuverehrender Herr Bürgermeiſter — und ſeine Geſchwiſterchen fürchteten ſich vor ihrem eigenen Schatten, und hätten ſich lieber ſpießen laſſen, als daß ſie Abends, ohne eine ſtarke Begleitung und Schutzwache, einen Schritt aus dem hellen Zimmer gegangen wären.“ —

„Alles wahr!“ rief der Accisinſpektor Schnepper. „Ich war mit dem Herrn Bürgermeiſter auf der Schule und erlebte manchen Schwank, der ihm von luſtigen Geſellen geſpielt wurde. Unter andern überredeten wir ihn: er ſey ein Währwolf, das heißt, ein beſeſſener Menſch, der vom böſen Geiſte zu gewiſſen Zeiten in einen natürlichen Wolf verwandelt und gezwungen werde, ſich in allen Stücken wie dieſes Raubthier aufzuführen. Er widerſprach nur ſchwach, weil er die Lehre von den Währwölfen mit der Muttermilch eingeſogen hatte und dem Fürſten der Hölle eine unbegränzte Zauberkraft zutraute. Wir waren damit nicht zufrieden. Um ihn völlig zu überzeugen, luden wir ihn zu einem Trinkgelage, benebelten ihn, daß er wie ein Dachs ſchlief, nähten ihn dann vom Fuß bis an den Kopf in einen Wolfspelz, ſtellten eine Menge Lichter um ihn her, rückten den Stuhl, auf dem er ſaß, einem Spiegel gegenüber, verließen ſämmtlich das Zimmer und ſchickten einen großen Hund hinein, der ihn anbellte. Der Währwolf erwachte, betaſtete ſich, erblickte mit Schaudern ſeine Geſtalt im Spiegel, brach in ein widriges Geheul aus und rannte fort auf die Gaſſe. Es war ein warmer Sommerabend und heller Mondſchein. Alle Menſchen, die dem Währwolf begegneten und ihn wenigſtens für einen entſprungenen Tollhäusler hielten, geriethen in Schrecken, flohen über Hals und Kopf, und die Weiber kreiſchten nach Hülfe. Er lief zum nächſten Thore, um ſich vermuthlich, ſeiner wölfiſchen Obliegenheit gemäß, in den Wald zu verfügen. Der Weg führte ihn durch eine Gaſſe, wo der Schulrektor wohnte. Dieſer befand ſich eben in einem Zimmer des Erdſtocks, hörte das Laufen und Schreien der Fliehenden und riß geſchwind einen halben Fenſterflügel auf, um zu ſehen, was vorging. Indem er den Kopf hinausſteckte, ſtand das Ungeheuer vor ihm. Er war faſt des Todes, und zog ſich ſo ſchnell und ſo unglücklich zurück, daß er durch einen heftigen Kopfſtoß ein paar Scheiben zerbrach, und ſeine große, weißgepuderte Wolkenperücke — denn er gab eben Kindtaufen — am Fenſterrahmen abſtreifte und verlor. Sie fiel auf die Gaſſe, der Währwolf machte ſich über ſie her und zerriß ſie mit Grimm, weil er ſie wahrſcheinlich für ein weißes Lamm anſah, das er als ein rechtſchaffener Wolf zerfleiſchen zu müſſen glaubte. Nach dieſer Heldenthat wollte er zum Thore hinaus. Die entſchloſſene Schildwache hielt ihm das Bajonett vor und rief ihre Kameraden zu Hülfe. Er wurde gefangen und verſchlief die Nacht auf der harten Pritſche ſeinen Rauſch. Am Morgen wußt' er ſehr gut, daß er kein wildes Thier, ſondern ein zahmer Schüler war, der ſich vor dem Herrn Rektor und einer derben Schulſtrafe über alle Maßen fürchtete. Er kam mit einem blauen Auge davon, weil ſein Vater das zerriſſene Lamm zwanzigfach erſetzte; wir aber mußten im Karzer büßen.“ —

Dieſer Schwank ward allgemein belacht; am meiſten von dem Erzähler. Einige Herren konnten ſich beſonders wegen der zerzauſten Haarmütze des Schulmanns vor Freude gar nicht faſſen. „O, meine Goldfreunde,“ rief der Acciſinſpektor, „von Perücken weiß ich tauſend luſtige Schnurren. Ich will Euch nur Eine zur Probe mittheilen. Der weltbekannte Phyſiognomiſt Lavater beſuchte einſt mit ſeinem Sohne den berühmten Naturforſcher Bonnet. Auf einmal ſprang er mitten in einem ruhigen Geſpräche haſtig vom Stuhl auf, riß dem alten Bonnet die Perücke vom Kopf und ſprach zu ſeinem Sohne: Sieh, wo Du einen ſolchen Kopf findeſt, da lerne Weisheit!“[*] —

Der Invaliden-Hauptmann wollte über dieſe charakteriſtiſche Gewaltthätigkeit (die heutigen Tages jeder Perückenträger von irgend einem eifrigen Anhänger der Schädellehre des Doktors Gall zu befürchten hat) eine Bemerkung machen; allein der Acciſinſpektor ließ ihn nicht zum Worte kommen, ſondern überſchrie ihn mit der Anekdote vom ruſſiſchen Kaiſer Peter dem Großen, der in einer Kirche zu Danzig[**] während der Predigt dem gravitätiſchen Bürgermeiſter ohne Anfrage ſeine große Allongenperücke abnahm und ſich aufſetzte, weil ihn an den Kopf fror, doch ſie nach der Predigt dem Kahlkopf, der indeſſen wie verſteinert neben ihm geſeſſen hatte, mit einer kleinen Verneigung zurückgab.

---

[*] Dieſe Anekdote erzählt auch der Ruſſe Karamſin im 4. Bändchen ſeiner Reiſen mit der Verſicherung, daß er ſie aus Bonnets eigenem Munde gehört habe.

[**] Im Jahre 1716, auf ſeiner Reiſe nach Holland.

46.

Der Haſenbraten.

Indem der Herr Acciseinſpektor ſein Geſchichtchen endete und ſchon wieder ein neues auf dem Rohr hatte, ſchwieg die Tanzmuſik im Saale und die Trompeten blieſen zur Tafel. Der Tabaksklubb legte die dampfenden Pfeifen bei Seite und erhob ſich, um dem angenehmen Ruf zu folgen. Wilhelm wollte zurückbleiben; allein er mußte mit fort.

Im Speiſezimmer war ein ſchwirrendes Getümmel, daß man ſein eigenes Wort nicht hörte. Wilhelm wurde von ſeinen Begleitern, die ihre Bekannten aufſuchten, an der Thür verlaſſen, und hatte nicht die beſten Ausſichten, ſeine Eßluſt zu befriedigen. Es war nur kalte Küche ſpärlich genug aufgetiſcht, und blos die Damen hatten wegen Mangel des Platzes die Ehre, an der Tafel zu ſitzen. Hinter ihren Stühlen, die wie eine Wagenburg feſt an einander gedrängt waren, ſtanden die Herren und baten gehorſamſt und unterthänigſt bald um ein Scheibchen Braten, bald um ein Semmelſchnittchen. Jede Dame hatte wenigſtens einen hungrigen Kammerherrn hinter ſich. Bei manchen Stühlen ſah man aber auch mehrere Supplikanten, und ein ſolches zuſammengedrängtes und nach den ihm zugereichten Biſſen ſchnappendes Häuflein glich einem Neſte junger Vögel, die den Schnabel begierig öffnen, wenn ſie von ihren Eltern gefüttert werden.

Wilhelm fand, in ein Fenſter gelehnt, dieſe dürftige Art von Abſpeiſung als Zuſchauer ziemlich luſtig; doch ſchien ſie ihm für die Empfänger etwas unbequem und erniedrigend. Er ſelbſt hatte keine Luſt, daran Theil zu nehmen, und konnte es auch nicht, weil er bei ſeiner Ausſpenderin den Brodbrief der Bekanntſchaft aufzuweiſen hatte. Indeſſen wurden die Semmel- und Bratenthürmchen auf den Tellern immer kleiner, und die meiſten waren ſchon bis auf den Grund abgetragen, als mit Einemmal der Erzähler des Wolfsgeſchichtchens (der bisher, wie ſelbſt in einen Wolf verwandelt, gegeſſen hatte) auf den faſtenden Fremdling die Augen warf und mit eilenden Schritten zu ihm ging. „Aber ums Himmels willen!“ rief er: „was ſtehn Sie ſo fern? Eſſen ſehen macht doch nicht ſatt! Kommen Sie, kommen Sie! Mein Frauchen ſoll Ihnen alles von der Tafel zureichen, was Sie belieben!“ —

Wilhelm folgte ihm ohne großen Widerſtand, weil ſein gebieteriſcher Magen befahl, keine Komplimente zu machen. „Mein Schatz,“ ſprach Herr Schnepper zu ſeinem Frauchen, „hier bring' ich Dir einen blöden Freund, den ich Deiner milden Vorſorge beſtens empfehle. Ich bin ſatt, und laſſe nun mit Vergnügen dieſen Herrn Acceſſiſten in meine Brodſtelle hinter Deinem Stuhle einrücken. Sagen Sie nur, wertheſter Freund und Gönner, was Ihrem Gaumen gelüſtet. Hier iſt Schinken und Wurſt — Apropos! wiſſen Sie, was der Kellner zum Koch ſprach? Brätſt Du mir eine Wurſt, löſch' ich Dir den Durſt! — Hahaha! das iſt der Welt Lauf. Eine Hand wäſcht die andere. — Doch zur Sache! Was beliebt Ihnen? Hier iſt Wurſt und Schinken, dort Kalbs- und Haſenbraten. Alles in Hüll' und Fülle." —

„Ich bitt' um Haſenbraten;" ſprach Wilhelm mit einer Verbeugung gegen die Dame. Sie griff freundlich nach dem Teller; indem ſie ihn aber Wilhelmen reichte und er zulangen wollte, drängte ſich Herr Schnepper dazwiſchen. „Apropos!" rief er: „Ad vocem Haſen fällt mir ein drolliges Geſchichtchen ein, das ich Ihnen erzählen muß." — Mit dieſen Worten zog er Wilhelmen von der Tafel weg an ein Fenſter. „Rouſſeau" — fing er an — „Sie kennen doch den berühmten Sonderling? — Alſo Rouſſeau bewohnte eine kleine Einſiedelei zu Montmorency. In der Nähe hauste ein Landjunker, der ein recht gediegener Nimrodsſohn und auf ſein rothes Ordensband ſehr ſtolz war. Nun fügte ſich's, daß einer von ſeinen leibeigenen Haſen auswanderte und einen Kohlgarten unweit der Einſiedelei des Philoſophen beſuchte. Hier ward der Dieb gefangen und mit dem Tode beſtraft. Das erfuhr ſein Herr, und ſpie Feuer und Flammen. Die Kohlgärtnerin zitterte vor ſeiner Rache. Rouſſeau ſprach ihr Muth ein und diktirte ihr einen Entſchuldigungsbrief, der ſich ſo ſchloß: Ich habe vor Ihren Haſen, gnädiger Herr, den größten Reſpekt; damit ich ſie aber von andern Haſen unterſcheiden kann, ſo geruhen Sie huldreich, ihnen ein rothes Band anzuhängen. — Hahaha! war das nicht ein ſcharmanter epigrammatiſcher Einfall? — Und da drängt ſich mir eben noch ein anderes Anekdötchen auf. Auch das muß ich Ihnen erzählen. Ein Landedelmann, deſſen Namen ich vergeſſen habe, veranſtaltete ſeiner verſtorbenen Gemahlin ein feierliches Begräbniß. Matt und tief gebeugt ging er hinter dem Sarge, als ob er bei jedem Schritt in die Erde ſinken wollte. Plötzlich ſah er ein Häschen über den Weg laufen. Huſch! warf er ſeinen Trauermantel ab, verfolgte mit zwei Windhunden, die ihm zur Seite gingen, den Haſen, erlegte ihn, kehrte athemlos zum Leichenzuge, der indeſſen Halt gemacht hatte, zurück, und ſprach in einem weinerlichen Tone: Vollendet nun mit mir, meine Freunde, die traurige Feierlichkeit, die mich von dem Einzigen trennt, was mir auf Erden lieb war! — Hahaha! was ſagen Sie zu dieſem zärtlichen Wittwer? — Aber nun kommen Sie geſchwind! Wir wollen über dieſen Haſengeſchichtchen unſern Haſenbraten nicht vergeſſen. Er iſt delikat, ſehr delikat!“ —

Nur Schade, daß keiner mehr da war, als ſie zur Tafel zurückkehrten. Madame Schnepper verſicherte mit Bedauern, der kleine Reſt ſey ihr, indem ſie ſich nur Einmal umgeſehen, unter den Händen verſchwunden. „Du biſt daran Schuld!“ ſprach ſie zu ihrem Manne: „Du ſtellteſt Dich dem Herrn in den Weg, als er eben zugreifen wollte.“ —

„Ein fataler Streich!“ rief Herr Schnepper. „Doch nichts in der Welt iſt ſo ſchlimm, daß es nicht etwas Gutes bewirkte. Meine Frau erinnert mich durch den Vorwurf, daß ich Ihnen im Wege geſtanden, an ein allerliebſtes Bonmot vom Profeſſor Käſtner in Göttingen. Er ſtellte einſt in Gegenwart vornehmer Studirenden, ich weiß nicht, was für Beobachtungen durch ein Sehrohr an, ſah aber mitunter nichts, als den Körper eines lebhaften jungen Prinzen, der ſich immer vor dem Auge des Rohres herumbewegte. Käſtner ließ ſich das ein Weilchen gefallen; endlich aber ſprach er lächelnd: Ew. Hoheit ſind **durchlauchtig, aber nicht durchſichtig.**“

Der Plaudermatz lachte wieder aus vollem Halſe, und Wilhelm machte ihm das Kompliment, daß ſich über ſeinen angenehmen Anekdoten der Verluſt eines Stückchens Haſenbraten leicht verſchmerzen laſſe. „Beſonders wenn man noch Wurſt, Schinken und Kalbsbraten im Hinterhalte weiß!“ fiel Herr Schnepper ein. „Allons! Wir wollen dieſe Hülfstruppen anrücken laſſen!“ —

Aber auch ſie waren, leider! ſchon total geſchlagen, und die Tafel glich einem Felde, über welches Raubheere von Heuſchrecken zogen, die — wie Ramler ſingt — vor ſich her blühendes Land und hinter ſich Wüſten ſehn. Doch wie dieſe geflügelten Plünderer hier und da ein geringes Hälmchen zum Andenken ſtehen laſſen, ſo waren auch noch auf der Tafel einige Ueberreſte von Semmel, Franzbrod und holländiſchem Käſe vorhanden. Der Acciſinſpektor ſammelte ſehr eifrig dieſe Brodſamen und bot ſie zum Erſatz des durch ihn entſtandenen Verluſtes Wilhelmen an. Dieſer verbat ſie höflich. Während des Komplimentirens darüber ſtelzte der Hauptmann mit einer vollen Flaſche vorbei. „Potz Bomben und Granaten!“ — rief er in einer luſtigen Weinlaube — „ſeyd Ihr nicht klug, Inſpektor! daß Ihr unſerm Gaſt ſo trocknen Proviant zuführt? — Kommen Sie, junger Mann, und trinken Sie mit mir ein Glas Wein!“

Wilhelm wollte dem Invaliden folgen, um dem Schwätzer zu entwiſchen. Umſonſt! Dieſer hielt ihn feſt. „Warten Sie noch einen einzigen Augenblick!“ ſprach er: „Das goldene Hauptmännchen hilft mir mit ſeinem Wein auf eine wunderſchöne Anekdote, die ich Ihnen um alles in der Welt nicht vorenthalten kann. — Bei einem Profeſſorenſchmauſe zu Leipzig trank ein luſtiger Kopf dem ſehr ernſthaften Dekan der theologiſchen Fakultät die Geſundheit zu: Vivant omnes virgines*! Der geiſtliche Herr entſetzte ſich darob, ſchüttelte den Kopf, ſtieß aber endlich doch an, da ihm Jener vorſtellte, daß auch die Kirche eine Jungfrau und Chriſti Braut ſey. Hierauf brachte der Spaßvogel dem juriſtiſchen Dekan die Geſundheit der Wittwen zu; dem mediciniſchen ein Vivat der Ehefrauen. Jeden dieſer Trinkſprüche begleitete er, wie den erſtern, mit einem paſſenden Grunde, und dieß alles in lateiniſcher Sprache. Zuletzt wandte er ſich an den Profeſſor Gottſched, der damals philoſophiſcher Dekan war, mit dem deutſchen Ausruf: Es leben alle Junge-Mägde! — Gottſched, deſſen Geſchmack an hübſchen Dienſtmädchen (die man in Leipzig Junge-Mägde nennt) ſtadt- und landkündig war, fuhr zuſammen, und glühte beim Gelächter und Händeklatſchen der ganzen Geſellſchaft vor Zorn und Scham, weil er merkte, daß die ſcherzhaften Geſundheiten blos auf ihn gemünzt waren. Doch der Trinkſprecher ſetzte ſogleich, um ihn zu beruhigen, hinzu: Friſch angeſtoßen, Herr Profeſſor! Die Philoſophie iſt die Zofe der übrigen Wiſſenſchaften." —

Herr Schnepper mußte die letzten Worte ſeinem ungeduldigen Zuhörer ins Ohr ſchreien; denn der plötzliche Aufſtand von der Tafel verurſachte ein betäubendes Getöſe. Die Herren beehrten ſich durch die Bank mit einem Bruderkuß; die Damen wurden ebenfalls nach der Reihe von ihnen geherzt, und auch Herr Schnepper ſtürzte ſich ins Getümmel, um den ihm gebührenden Antheil von Küſſen in Empfang zu nehmen.

---

* Es leben alle Jungfrauen.

Froh über dieſe Erlöſung, ſuchte Wilhelm den Kapitän, fand ihn aber nirgends; und ſo hatte ihn der Anekdotenkrämer auch um die Gelegenheit gebracht, ſeinen brennenden Durſt durch ein Glas Wein zu löſchen. Glücklicher Weiſe kam ihm der Gaſtwirth in den Weg. Dem trug er auf, ihn mit Speiſe und Trank in einem Nebenzimmer zu verſorgen.

47.

Die Kanone.

Der Wirth ſchaffte bald Rath, und Wilhelm hatte ſchon beinahe eine Flaſche Wein auf Luiſens Wohl geleert, als in dem Zimmer, wo er allein ſpeiſte, eine Punſchgeſellſchaft ihren Sitz aufſchlug. „Aha!“ — rief der Hauptmann, der ſie anführte — „da find' ich den Patron, der mich und meinen Wein verſchmähte! Warten Sie, loſer Vogel, ich werde Krieg mit Ihnen anfangen!“ — Wilhelm entſchuldigte ſich. „Nu, nu,“ ſagte der Invalide, „ich ſah wohl, daß Sie von unſerm General-Papelhans aufgehalten wurden.“ —

„Herr Hauptmann! Herr Hauptmann!“ fiel der Inſpektor ein und drohte mit dem Zeigefinger.

Ohne ſich durch dieſen Verweis irren zu laſſen, fuhr der Kapitän fort: er habe nicht länger im Speiſeſaale warten können, weil das Lager abgebrochen worden ſey, und er dann immer ſobald als möglich die Flucht ergreife, um mit ſeinem hölzernen Pedal nicht in die Klemme zu kommen. „Wenn ich aber Friede halten ſoll,“ fügte er hinzu, „ſo bringen Sie jetzt beim Punſch ein, was Sie beim Weine verſäumten!“

Es half kein Sträuben; Wilhelm mußte ſich mit zur dampfenden Schale ſetzen. Er gehörte nicht zu den geübten Zechern, die bei Bacchusfeſten ſo kühl bleiben, als ſchlürften ſie Waſſer: er ward, da ihn der Wein ſchon erwärmt hatte, nach dem Genuß einiger Gläſer Punſch ſehr luſtig, und nahm ſich ſogar, wie wir bald hören werden, die Freiheit heraus, den Herrn Generalaccisinſpektor (der überdieß Advocatus immatriculatus et Notarius publicus Caesareus, auch verpflichteter Gerichtsdirektor auf mehrern adelichen Gütern war) ein wenig zum Beſten zu haben.

Dieſer titelreiche Mann wollte hier wieder ſeinen Anekdotenkram auslegen und den Alleinhandel der Unterhaltung behaupten; die Uebrigen hatten ſich aber Muth getrunken, ihm dieß Monopol ſtreitig zu machen und überſchrien ihn von allen Seiten. Da ſie ihn nicht in Einem Athem fortſchwatzen ließen, gönnte er auch ihnen dieſe Glückſeligkeit nicht. „Still, meine Herren!“ rief er. „Laſſen Sie den jungen Mann aus der Reſidenz ſprechen! Wir haben ſo ſelten Gelegenheit, von dort her Neuigkeiten zu erhalten. Er kann und wird uns damit erfreuen.“ —

Nun hob er an, nach tauſend Dingen zu forſchen. Doch ſchien ihm mehr an den Fragen als an den Antworten zu liegen: denn er wartete ſie ſelten ab, und war er ja bisweilen ſo geduldig, ſo thaten ſie ihm, ſie mochten ſo gegründet ſeyn als ſie wollten, keine Genüge. Er wußte alles beſſer. „Je, daß dich das Mäuschen beiß'!“ rief er oft: „Das junge Herrchen will uns Naſen drehn! Ja, ja, das iſt in großen Städten gebräuchlich!“

„Sie irren ſich!“ antwortete Wilhelm. „Im Gegentheil wird jetzt in der Reſidenz die Wahrheit allgemein Mode.

Der Hof fing an, ihr zu huldigen und alle Schmeicheleien zu verbannen. Die Stadt folgte nach. Zahlreiche Geſellſchaften traten zuſammen und verbanden ſich feierlich, im Reden und Handeln gerade und offen zu ſeyn, und die Biederbheit der deutſchen Vorwelt wieder herzuſtellen.“ —

Alle lachten, alle zweifelten; nur Schnepper nahm den Scherz für Ernſt, um den unartigen Leuten, die ihn nicht das Wort allein führen ließen, zu widerſprechen. „Warum wäre das nicht möglich?“ rief er aus. „Ich glaub’ es vollkommen; beſonders da ich höre, daß der Hof die Bahn gebrochen hat. Unſer Landesvater liebt Kürze und Einfachheit in allen Geſchäften; und das wird mir doch jeder, der ſich nicht erſt ſeit geſtern in der Welt umſieht, zugeſtehen, daß die Wahrheit das beſte Mittel dazu iſt.“ —

„Sehr richtig!“ verſetzte der Stadtſchreiber. „Man plackte ſich zum Beiſpiel oft Jahre lang mit lumpigen Dieben, um hinter ihre Streiche zu kommen: wenn aber die Schufte künftig zur Fahne der Wahrheit ſchwören und gleich im erſten Verhör alle begangene Räubereien an den Fingern herzählen, ſo kann man ihnen ſtehenden Fußes den Strick um den Hals werfen laſſen. — Und was würden Sie, Herr Inſpektor, für contrebande Waaren erbeuten, wenn die Schleichhändler, ſobald ſie glücklich damit zum Thor herein wären, bei Ihnen zur Beichte gingen!“ —

„Spottet, wie ihr wollt!“ ſchrie der Inſpektor ins allgemeine Gelächter. „Ich ſag’s und bleibe dabei: Wahrheit iſt ein gut Ding! Was verdirbt man nicht in der Welt für Zeit damit, daß man da und dort und überall mit leiſen Katzenſchritten und in weiten Bogen um den

Brei herumſchleicht! Gerade aus iſt der kürzeſte Weg! Und geſetzt auch, der Hof und die Hauptſtadt wären uns nicht mit dem rühmlichen Beiſpiele der Wahrheitsliebe vorangegangen, ſo wollen wir's thun; wir wollen uns durch einen deutſchen Handſchlag verbinden, frei, offen und ohne Komplimente zu ſprechen und zu handeln; wir wollen, mit Einem Worte, eine Wahrheitsbrüderſchaft ſtiften.“ —

„Freund, Du ſchwärmſt!“ fiel der Hauptmann ein. „Die Wahrheit iſt eine Kanone, die ſich leicht abbrennen läßt: aber gegen uns gerichtet, ihren Donner zu hören — das koſtet Muth!“ —

„Den hab' ich und jeder ehrliche Mann!“ ſagte der Inſpektor mit Enthuſiasmus, und griff nach dem Punſchglaſe. „Angeſtoßen, Brüder! Es lebe die Wahrheit! Vivat hoch!“ —

Gegen dieſen Trinkſpruch war nichts einzuwenden. Die Gläſer klirrten, und Herr Schnepper forderte dann den Handſchlag des Bundes ein. Alle gaben ihn lachend ab, weil ſie dieſe Verbrüderung als einen luſtigen Einfall betrachteten, der über Nacht wieder vergeſſen ſeyn werde. Aber mit dieſer leichtſinnigen Behandlung ſeiner ernſthaften Idee war der Inſpektor nicht zufrieden. Er ſehe wohl, ſagte er, daß ſich eine ſo wichtige Sache beim Punſchglaſe nicht abhandeln laſſe: er werde daher an einem der nächſten Tage ein Cirkularſchreiben herumſenden, das jeder, der dem Bunde der Wahrheit beitreten wolle, mit ſeinem Namen unterzeichnen möge. Dieſer Vorſchlag fand einſtimmigen Beifall, und es ward nun von andern Dingen geſprochen.

48.

Liebeskummer.

Wilhelm bemerkte in der Geſellſchaft einen jungen Officier, der von ſeinem Glaſe nur nippte, wenig ſprach, noch weniger lachte, ihn oft anſah und dabei immer einen Seufzer zu unterdrücken ſchien. Es fiel in die Augen, daß er etwas auf dem Herzen hatte, und daß ihm unſer Ritter der Wahrheit aus irgend einer Urſache keine gleichgültige Perſon war. Wilhelm beunruhigte das. Er zog den Inſpektor bei Seite und erkundigte ſich nach dem Namen des jungen Mannes.

„Lieutenant Woldemar;“ antwortete Schnepper: „ein Sohn jenes alten Hauptmanns von Kapernaum mit dem Stelzfuße.“ —

„Was mag ihm fehlen?“ fragte Wilhelm weiter. „Er ſcheint einen geheimen Kummer zu haben.“ —

„Ich weiß, wo ihn der Schuh drückt!“ verſetzte der Inſpektor. „Er iſt verliebt, bis zum Sterben verliebt in die Tochter unſers venerablen Bürgermeiſters, und Emilie — ſo heißt das ſchöne, gute Mädchen — liebt ihn nicht minder. Der Alte ſchien bisher nicht abgeneigt, in ihre Verbindung zu willigen; aber vor ungefähr acht Tagen bekommt er — Gott weiß, woher — einen Brief, der ihn ganz umkehrt. Er befiehlt ſeiner Tochter ſogleich, allen Umgang mit Woldemarn einzuſtellen, weil ſich eine vortheilhaftere Partie für ſie gefunden habe. Es werde nächſtens, ſagt er, ein reicher, junger Mann eintreffen, den ſie heirathen ſolle und müſſe. — Emilie weint, ringt die Hände, bittet und fleht, ihr Herz nicht ſo gewaltſam zu zerreißen: doch das hilft alles nichts; er beſteht auf ſeinem Kopfe, tobt und ſchnaubt wie ein grimmiger Währwolf, verbietet dem Liebhaber, der ſonſt täglich freien Zutritt hatte, das Haus, und bewacht das Mädchen mit hundert Augen. Unter ſolchen Umſtänden muß freilich dem guten Woldemar der Punſch gallenbitter ſchmecken; und das um ſo mehr, da ſich ſeit einigen Stunden in unſerer Geſellſchaft das Gerücht verbreitet hat, daß Sie, mein wertheſter Herr, der vom Vater begünſtigte Nebenbuhler wären.“ —

Wilhelm gab dem Plaudermatz auf ſeine zudringliche Frage, ob dieſe Sage gegründet ſey, eine zweideutige Antwort und machte ſich von ihm los, um mit Woldemarn zu ſprechen. Hierzu fand er bald Gelegenheit, da ſich die Punſchgeſellſchaft nach und nach zerſtreute. Woldemar blieb zurück; ſobald er ſich aber mit Wilhelmen allein ſah, ſtand er unruhig auf, um ſich ebenfalls zu entfernen.

„Erlauben Sie mir ein Wort im Vertrauen!“ redete Wilhelm ihn an. „Meine Gegenwart drückt Sie; ich hoffe jedoch, mich Ihnen mit zwei Worten angenehmer zu machen. Sie lieben Emilien — Sie fürchten von mir, durch Mißbrauch der väterlichen Gewalt verdrängt zu werden. Beſorgen Sie nichts! Ich bin ſchon mit einem andern Mädchen verlobt. Wär' ich aber auch noch frei, ich würde dennoch Ihnen nicht in den Weg treten. Rechnen Sie vielmehr auf mein redlichſtes Beſtreben, das gute Vernehmen zwiſchen Ihnen und Emiliens Vater wieder herzuſtellen.“ —

„Edler Mann!“ rief Woldemar. „Kennen Sie Emilien ſchon?“

„Nein!“ ſagte Wilhelm.

„Das iſt ſchlimm! Ich fürchte, wenn Sie das liebenswürdige Mädchen ſehen, Sie nehmen Ihr Wort zurück.“ —

„In keinem Fall! Und kann es zu ihrer Beruhigung dienen, ſo reiſe ich mit Anbruch des Tages wieder ab.“ —

„Nein, bleiben Sie, ſeyn Sie der Schutzgeiſt meiner Liebe!“ —

Die Jünglinge umarmten ſich.

„So ward denn doch ein Mal,“ — fuhr Woldemar fort — „durch einen Schwätzer etwas Gutes geſtiftet! Er hat mir eine Felſenlaſt vom Herzen gehoben. Doch indem er mir dieſe Wohlthat erzeigte und mit Ihnen bei Seite flüſterte, kam gegen ihn eine Verſchwörung zu Stande. Die Punſchgeſellſchaft beredete ſich, ſeinen Bundesbrief, den er in der Stadt herumſenden will, insgeſammt zu unterſchreiben, und dann die Kanone der Wahrheit — wie mein Vater ſagt — recht ſcharf gegen ihn ſelbſt zu richten. Ich möcht' ihn wohl aus Dankbarkeit warnen, ſich nicht lacherlich zu machen.“ —

„Laſſen Sie das!“ ſprach Wilhelm. „Er verdient dafür eine kleine Züchtigung, daß er alle meine Antworten auf ſeine Neuigkeitsfragen für Unwahrheiten erklärte. Ich rächte mich endlich durch eine ſcherzhafte Lüge, und gerade dieſe fand Glauben bei ihm. Einem ſolchen Querkopf kann's nicht ſchaden, wenn er mit ſeiner vermeynten Klugheit ein wenig anläuft.“ —

„Sie haben Recht;“ verſetzte Woldemar, und die neuen Freunde blieben traulich beiſammen, bis die Geſellſchaft völlig auseinander ging.

49.

Der Heerwurm.

„Seyn Sie mir herzlich willkommen!“ ſprach Herr Peter Mohn, als ihn Wilhelm am folgenden Tage beſuchte und die erſten Komplimente vorbei waren: „Dacht' ich's doch, daß mir heute etwas Angenehmes begegnen würde! Ich ſah gegen Morgen im Traume ein großes Feuer, und nota bene! ohne Rauch. Das bedeutet Glück. Wenn aber Rauch dabei iſt, ſo zeigt dieß an, daß irgend eine frohe Erwartung fehlſchlagen wird.“ —

Wilhelm geſtand, daß er in der Traumdeutungskunſt ganz unerfahren ſey.

„Die heutige Welt ſpottet freilich darüber!“ ſeufzte der Bürgermeiſter: „Sie ſehen aber ſelbſt, wie ſchnell mein Traum in Erfüllung gegangen iſt. Ich bin, nota bene, kaum aus dem Bett aufgeſtanden, da tritt ſchon das mir geweiſſagte Glück in der Geſtalt meines künftigen Herrn Schwiegerſohns in mein Haus!“ —

„Sollten der Herr Bürgermeiſter nicht etwa bei Ihrem Traumfeuer ein wenig Rauch überſehen haben?“ —

„Gewiß nicht; dafür ſteh' ich! Doch warum wollen Sie mir bange machen?“ —

„Nicht bange! — Meine offenherzige Erklärung, daß ich nicht die Ehre haben kann, Ihr Eidam zu werden, wird Ihnen keine Unruhe verurſachen.“ —

„Wie? Hör' ich recht? Sie ſchlagen meine Tochter aus? — unbeſehen aus?“ —

„Um ſo weniger kann es Sie beleidigen.“ —

„Aber es iſt nicht möglich! Ich ſah doch Feuer ohne Rauch, und ich begreiſe nicht, wie ſich Ihre Geſinnungen ſo ſchnell geändert haben können. Es ſind ja, nota bene! kaum acht Tage, daß ich von Ihrer Frau Mutter einen förmlichen Anwerbungsbrief erhielt. Er fiel mir wie vom Himmel, und ich ſah ihn beſonders deßwegen für ein Werk des Schickſals an, weil ich mit den wertheſten Eltern — die ich, nota bene! ſeit alten Zeiten kenne und ſchätze — die letztern zehn Jahre her nicht im geringſten Verkehr ſtand. Die Fama muß alſo, wie mich ſehr freut, den Ruhm meiner Tochter durch's ganze Land ausposaunt haben.“ —

Wilhelm ſchloß ihm nun ſein ganzes Herz auf, und eröffnete ihm alles, was der Leſer ſchon weiß. Damit ward jedoch nichts ausgerichtet. Der alte Herr entgegnete: es ſtehe mit Sternenſchrift am Himmel geſchrieben, daß Wilhelm Frank und Emilie Mohn ein Paar werden ſollten, und ſie möchten ſich beide dagegen ſträuben, wie ſie wollten, das Schickſal werde ſie dennoch dazu zwingeen. — Man lache bei Leibe darüber nicht! Er ſprach ganz im Tone des jetzt blühenden deutſch-griechiſchen Parnaſſes, wo man Meiſter und Lehrlinge beſchäftigt ſieht, den Menſchen als einen gefeſſelten Sklaven des blinden Schickſals darzuſtellen.

Wilhelm war ein ſo unpoetiſcher Kopf, daß er lächelnd erwiederte: er ſey doch neugierig, wie es das Schickſal anfangen wolle, ihn mit Gewalt zum Traualtar zu ſchleppen; und wenn es hierzu Miene mache, werde er ſich dieſem unſichtbaren Tyrannen mit Muth und Kraft widerſetzen „Aber ich bitte Sie, Herr Bürgermeiſter,“ fuhr er fort, „erſparen Sie mir dieſen Kampf und Ihrem

Kinde Jammer und Thränen! Warum wollen Sie zwei liebende, für einander geſchaffne Herzen trennen? Meine Mutter that nicht wohl, daß Sie Ihnen, ohne mein Vorwiſſen, hierzu Veranlaſſung gab. Der brave Woldemar, den Sie bisher freundlich behandelten und nur um meinetwillen aus Ihrem Hauſe entfernten, grämt ſich unausſprechlich, und ich ſelbſt werde nicht eher ruhig, bis Sie ihm Ihre Gunſt wieder ſchenken.“ —

„Ich bin gar nicht böſe auf ihn;“ ſprach der Bürgermeiſter gutmüthig: „ich mag ihn nur, nota bene! nicht zum Schwiegerſohn haben: denn pro primo iſt er arm; pro secundo iſt er Offizier.“ —

„Ein ehrenvoller Stand!“ fiel Wilhelm ein.

„Habe nichts dagegen;“ verſetzte Herr Mohn. „Aber Soldatenfrauen werden leicht Wittwen. Am Rheine ſcheidet der Krieg Ehen über Ehen, und bald wird er's auch hier thun. Der Heerwurm zeigt ſich ſchon auf den Landſtraßen [*]. Haben Sie auf Ihrer Reiſe keinen bemerkt?“

„In Wahrheit, nein. Doch, wenn Ihnen bange iſt, Ihren Schwiegerſohn auf dem Schlachtfelde zu verlieren, ſo kann er ja den Kriegsdienſten entſagen.“ —

„Wovon dann leben?“

„Je nun, allenfalls von dem Ertrag eines feinen Rittergütchens, das Sie unmaßgeblich zur Mitgift Ihrer Tochter ankaufen.“ —

„Gehorſamer Diener! Ich wär' ein rechter Eulenſpiegel, wenn ich mich ſo entblößte! Was hab' ich denn das nöthig? Ich halte mich vor der Hand noch an Sie, mein Herr! Sie ſind, nota bene! ſchußfrei — haben ein Rittergut — wenigſtens zu erwarten — und beſitzen mithin alle die ſchönen Eigenſchaften, die ich von einem Schwiegerſohne verlange. Freilich fehlt Ihnen die Luſt, es zu werden; doch das kümmert mich nicht. Was ſeyn ſoll, fügt ſich wohl. Ich ſah Feuer ohne Rauch, verlaſſe mich übrigens auf die gewaltige Hand des Schickſals und gehe jetzt ruhig aufs Rathhaus. Richten Sie ſich indeſſen unter meinem Dache nach Ihrer Bequemlichkeit ein; aber, nota bene! ich bitte ſehr, keine Spinne zu tödten. — Adieu, Herr Sohn, adieu! Ich muß eilig aufs Rathhaus; es iſt ein wichtiger Prozeß auf dem Tapete. Damit Sie indeſſen nicht lange Weile haben, will ich Ihnen meine Tochter zur Geſellſchaft herſchicken." —

---

[*] Der Heerwurm, den der Aberglaube für einen Vorboten des Krieges hält, beſteht aus einer Geſellſchaft zahlloſer ſchwarzköpfiger Raupen, die ſich bisweilen einige Ellen lang an einander hängen und wie ein ſtarkes Seil auf den Heerſtraßen fortziehen.

50.

Das Schönheitsmittel.

Der kleine, runde, bausbäckige Herr (deſſen an der Wand aufgehangener Schattenriß wie ein großer Tintenkleck ausſah) wackelte lachend zur Thür hinaus, und kurz darauf trat ein Mädchen herein, deſſen ſchöne Geſtalt Wilhelmen überraſchte. Auch Emilie ſchien betroffen, einen ſo wohlgebildeten Jüngling zu finden, grüßte ihn mit Erröthen, und nahte ſich, um Worte verlegen, mit einem bangen, ſchüchternen Blick. Ein ſüßer Herr hätte ſie ohne Zweifel eine Weile mit Schmeicheleien geängſtet: nicht ſo Wilhelm. Er hob ihre Beklemmung mit wenigen ſchlichten Worten, entdeckte ihr die Lage ſeines eigenen Herzens, erklärte ſich als Woldemars Freund, und bat mit einem herzlichen Tone, ein unbeſchränktes Vertrauen zu ihm zu faſſen.

Dieſe unerwartete Sprache dünkte Emilien Anfangs ein Traum. Doch bald verwandelte ſich ihre Bangigkeit in Freude. Wilhelm überließ es ihrer Entſcheidung: ob er — um ihres Vaters Abſichten auf ihn mit Einem Mal zu vernichten — noch deſſelben Tages Rockenwitz wieder verlaſſen, oder ſich ſo lange da aufhalten ſolle, bis es ihm auf eine oder die andere Art gelungen ſey, ihr und ihrem Geliebten gute Dienſte zu leiſten. Sie wählte das Letztere. Er ließ ſein Gepäck aus dem Gaſthofe holen und nahm von dem ihm zubereiteten Zimmer Beſitz.

Emiliens Vater kam etwas mißlaunig vom Rathhauſe zurück. Es war einige Tage vorher der herrlichſte Anſchein zu einem Hexenprozeſſe vorhanden geweſen; der Herr Bürgermeiſter hatte ſich wie ein Kind auf Weihnachten darauf gefreut: aber der fatale Stadtſchreiber, der an keine Zauberei glaubte, unterſuchte die Sache ſo ſcharf, daß die alte Frau, die wegen ihrer rothen Augen und ihrer ſchwarzen Katze von einer boshaften Nachbarin (deren Kühe eine Zeit lang keine Milch gegeben hatten) der Hexerei beſchuldigt worden war, völlig losgeſprochen werden mußte. Dieſer ſchnelle und unverhoffte Ausgang des Prozeſſes brachte den Bürgermeiſter — ungeachtet er Feuer ohne Rauch im Traume geſehen hatte — um das erwartete Vergnügen, ſeinen Hexenglauben triumphiren und einen Scheiterhaufen brennen zu ſehen. Er eilte mit Unwillen vom Rathhauſe, und nahm ſich unter Weges vor, Emilien ſeinen Verdruß ausbaden zu laſſen, wenn er bei ſeiner Heimkunſt bemerken ſollte, daß ſie dem jungen Frank unartig und zurückſtoßend begegne.

Aber er fand ganz das Gegentheil. Die jungen Leute waren ſo einig, daß er ſich nicht genug darüber verwundern konnte. „Ich habe doch Recht!“ ſprach er ſchmunzelnd: „Ich ſah Feuer ohne Rauch! — Und auch hier iſt, wie ich mit Wohlgefallen wahrnehme, ein Herzensfeuerchen aufgegangen, das wir, nota bene! ja nicht löſchen, ſondern ſorgfältig unterhalten wollen.“ —

Erröthend machte ſich Emilie ein Geſchäft, um das Zimmer verlaſſen zu können. „Ha! ſehen Sie, junger Herr!“ rief er jetzt aus: „das Schickſal fängt an zu wirken! Sie müßten auch, bei meiner Seele! aus Eis zuſammen gebaut ſeyn, wenn Sie gegen mein Milchen kalt bleiben wollten. Iſt ſie nicht nett und zierlich, wie aus dem Ei geſchält? — Ich will Ihnen auch das Geheimniß vertrauen, warum ſie ſo ſchön, wie eine Roſe blüht. Sie hat ſich, ſo lange ſie lebt, mit Oſterwaſſer waſchen müſſen, das den erſten Feiertag vor Sonnenaufgang aus einem Fluſſe geholt wird. Aber, nota bene! es darf kein Wörtchen dabei geſprochen werden.“ —

„Vertrauen gegen Vertrauen!“ fiel Wilhelm ein. „Ich bewundere Emilien, aber ich liebe Luiſen. Laſſen Sie ſich alſo, Herr Bürgermeiſter, durch mein freundliches und gefälliges Betragen gegen Ihre Tochter nicht irre führen. Ich geſteh' Ihnen ehrlich, daß wir bloß darum ſo unbefangen mit einander umgehen, weil wir uns gegenſeitig verſprochen haben, einander nicht zu lieben.“ —

„Was ſeyn ſoll, ſchickt ſich wohl!“ rief der Bürgermeiſter, und lachte ſich aus dem Athem. Er übergab nun die Sache dem Schickſal, und blieb ſelbſt — auf ſeinen geheimen Agenten ſich verlaſſend — ganz unthätig dabei. Wilhelm und Emilie wurden nicht im mindeſten von ihm gedrängt, ſich beſtimmt nach ſeinem Wunſch und Willen zu erklären. Sie lebten zwanglos, wie Geſchwiſter, gingen oft mit einander ſpazieren, und auſſerhalb des Thores war immer Woldemar der dritte Mann. Ihm wieder Zutritt im Hauſe zu verſchaffen, wollte jedoch auf keine Weiſe glücken. Alle Vorſtellungen, die Wilhelm über dieſen Punkt that, wurden verworfen. Indeſſen war ihm nicht bange, den Liebenden ſein Wort zu halten. Die ſchwache Seite des Alten lag offen genug, und ihn da zu faſſen, konnte dem ehemaligen Schüler eines Taſchenſpielers und Gauklers nicht ſonderlich ſchwer fallen. Die Anwendung eines ſolchen Mittels ſparte er aber, um Emiliens kindliches Zartgefühl zu ſchonen, bis dahin auf, wenn alle Stränge reißen würden.

51.

Der kleine Sultan.

Indeſſen hatte der Accis-Inſpektor eine weitſchweifige Einladung zum Bunde der Wahrheit, in der Geſtalt einer Lobrede derſelben, ausgearbeitet, und ließ ſie in den Häuſern der Großen von Rockenwitz umherlaufen. Der Bürgermeiſter hatte natürlicher Weiſe die Ehre, dieſes Kreisſchreiben zuerſt zu erhalten. Er las es mit großen Augen, und konnte lange nicht errathen, was eigentlich damit gemeynt ſey. Als er dieß endlich gefaßt hatte, griff er mit unwilligem Kopfſchütteln zur Feder und ſchrieb, wie ein Sultan, darunter: „Ich, Peter Mohn, bin regierender Bürgermeiſter, und laſſe mir von niemanden die Wahrheit ſagen.“ —

In den Häuſern der übrigen Magnaten machte der Umlauf mehr Glück. Der Stadtſchreiber und einige andere helle Köpfe unterzeichneten ihn freilich blos zum Scherz; doch gab es auch mehrere Dunſe, die ſich von Schneppers Panegyricus blenden ließen, und im Ernſte glaubten, durch ihren Beitritt zum Wahrheitsbunde viel Nutzen und Vergnügen einzuernten.

Als der Acciſinſpektor ſeinen Kreisbrief nach vollendetem Lauf zurückerhielt, ärgerte er ſich lachend über die etwas unhöflich an den Tag gelegte Wahrheitzeichen des regierenden Konſuls, freute ſich aber dagegen der langen Reihe glänzender Namen, die er hinter demſelben mit beifälligen Erklärungen fand. Er ſchrieb nun einen feierlichen Bundestag aus, an welchem ſich alle Mitglieder zu einem brüderlichen Liebesmahle im Gaſthofe verſammeln ſollten, um die erſten köſtlichen Früchte der Wahrheit zu ſchmecken. Indeſſen ſey es auch, ſetzte er hinzu, ſchon von Dato an jedem Mitgenoſſen erlaubt, ſich aller Gerechtigkeiten und Freiheiten zu bedienen, die ihm als einem Bundesverwandten eigneten und gebührten.

Bei ihm ſelbſt war die Wahrheit ſchon längſt das tägliche Hausbrod, womit er gegen ſeine zwei Schreiber nicht ſparſam umging; und er buk es nicht aus feinem Mehl, ſondern gab es ihnen ſammt der Kleie zu koſten. Sie erſuchten ihn mehrmals, das Sieb der Höflichkeit zu gebrauchen: er fand es immer nicht nöthig. Als er ihnen beſonders jetzt das Circulare zur Reinſchrift übergab, verwies er ſie darauf, und bedeutete ſie, daß er als Haupt des Bundes befugt ſey, die Wahrheit in ihrer natürlichſten Geſtalt aufzutiſchen. Die Schreiberlein entgegneten: das ſtehe ihm nur bei ſeiner Mitgenoſſenſchaft zu; doch auch ſie würden es ſich ohne Widerrede gefallen laſſen, wenn man ſie in den Verein aufnähme. „Wartet damit," gab er ihnen zur Antwort, „bis Ihr Euch aus dem Stande der Dienſtbarkeit zum Range der Herrſchaft erhoben habt!" — Sie ſchwiegen; allein nicht ohne den Vorſatz, dem Herrn Prinzipal gelegentlich eine Tücke zu ſpielen.

Dies war nicht das einzige Aergerniß, das ihm ſein Wahrheitseifer noch vor dem Bundestage verurſachte. Er hatte, um recht viel Mitbrüder zu bekommen, die Uebereilung begangen, auch den Unter-Acciseinnehmer anzuwerben. Dieſer ungeſchlachte Menſch, der vorher gemeiner Soldat und dann Güterbeſchauer geweſen war, fing ſogleich an, ſeine purpurrothe Branntweinsnaſe höher als gewöhnlich zu tragen. Das nächſte Mal, da der Inſpektor in die Accisſtube kam, blieb der Grobian mit der Sammtmütze auf dem Kopfe wie angepflöckt ſitzen, und ſchnaubte ſeinem Vorgeſetzten (den er vorher immer mit einer höflichen Erhebung vom Stuhle beehrte) einen trotzigen guten Morgen entgegen. Dem Inſpektor, der ſehr auf ſeine Würde hielt, war nicht anders, als ſchüttete man ihm einen Eimer kaltes Waſſer über den Kopf, und er fragte mit einem empfindlichen Tone: ob der Herr Einnehmer etwa mit einer gichtiſchen Lähmung befallen worden ſey.

„Nichts weniger!" ſagte Dieſer. „Ich bin geſund wie ein Hirſch." —

„Das freut mich;" verſetzte der Inſpektor: „Aber bei meinem Eintritt ſchienen Sie wirklich die Starrſucht in den Beinen zu haben." —

„Aha! weil ich nicht gleich vom Stuhl aufſprang! Wo ſteht denn geſchrieben, daß das geſchehen muß?" —

„Im Geſetzbuche der Höflichkeit;“ antwortete Herr Schnepper.

„Gilt denn das noch?“ fragte der Einnehmer. „Ich denke, die Komplimente ſind in unſerer Wahrheitskompagnie abgeſchafft“ —

„Ei, warum nicht gar!“ rief der Inſpektor. „Nur der Ueberfluß der läſtigen, in Heuchelei ausartenden Höflichkeitsbezeugungen zwiſchen Gleich und Gleich ſoll gehemmt und eingeſchränkt werden. Dagegen leidet das gebührende Verhalten der Subalternen gegen ihre Vorgeſetzten keine Abänderung. Sie, mein Herr Untereinnehmer, haben mich alſo ganz mißverſtanden, und es reuet mich ſehr, daß ich Sie in den Bund aufgenommen habe.“

„Geſchehn iſt geſchehn!“ ſprach der Einnehmer, und ſagte nun im Verfolge des Wortwechſels ſeinem Obern ſo viel bittere Wahrheiten, daß dieſer am Ende die Ohren zuhielt und im höchſten Zorn davon lief. Auf der Gaſſe bot ihm ein anderer Untergeordneter, ohne nur an den Hut zu greifen, einen deutſchen Handſchlag. Der Inſpektor ſah ihm grimmig ins Geſicht und rannte fort, bekam aber den Vorwurf, daß er ein ſtolzer Mann ſey, auf den Weg. „Ach, wenn doch ſchon der Bundestag da wäre!“ ſeufzte er für ſich: „Dann werden wohl dieſe groben Bengel von geſitteten Leuten den rechten Ton treffen lernen.“ —

52.

Die Bundeslade.

Das Feſt erſchien; die Brüderſchaft verſammelte ſich Mittags im Gaſthofe und drückte Mann für Mann dem

Stifter des Bundes ſo biederb und kräftig die Hand, daß er einige Mal vor Schmerz laut aufſchrie. Von allen Seiten rief's: Bruder Schnepper, Freund Schnepper, oder gar nur-Schnepper ſchlechtweg. Niemand nannte ihn Herr, niemand Acciſinſpektor, niemand Sie; alle duzten, erzten und ihrzten ihn. Grauſam verſchnupfte ihn das; er ward bald bleich, bald roth, hörte endlich auf dieſe vertraulichen Zurufe nicht mehr, und als man ihn darüber gröblich ausfilzte, gab er zur Antwort: er ſey der Anrede mit ſeinem Amtstitel ſo gewohnt, daß er beinahe ſeinen Namen darüber vergeſſen habe. Plötzlich fuhr ihm die ganze Geſellſchaft, wie eine Koppel Hetzhunde, auf den Hals. „Wie? was? Er will auf die Hinterbeine treten?“ rief der Eine. „Habt Ihr die Abſtellung des Komplimentirweſens nicht ſelber in Vorſchlag gebracht?“ brüllte der Andere. Kurz, alle ſtürmten hitzig auf ihn ein, ſchalten ihn einen ſtolzen Pfau, und als er ſich dieſe Beleidigung verbat, ſchrien ſie wie aus Einem Munde: „Es iſt Wahrheit! Wahrheit! Wahrheit!“ — Er ſetzte ſich rechts und links zur Wehre; aber je mehr er ſich erboste, deſto unbarmherziger hielt man ihm den Spiegel aller ſeiner Gebrechen vor. Seiner Frau, die ihm beiſtehen wollte, ging es nicht beſſer. Die elendeſten Klatſchereien, in die ſie ſeit Menſchengedenken verwickelt geweſen war, wärmte man auf, muſterte ihre altmodiſche Kleidung, ſpottete ſogar über ihre Zahnlücken, und das alles hieß — freundſchaftlicher Spaß.

Als man den bedrängten Ehegatten nichts weiter vorzuwerfen wußte, bekamen ſie Ruhe. Die gegen ſie vereinigt geweſenen Plagegeiſter theilten ſich nun in kleine Truppchen und zogen ſich wechſelsweiſe durch die Hechel.

Wer Jahre lang einen geheimen Groll wider ein Geſellſchaftsglied mit ſich herumgetragen hatte, ließ ihn ohne Bedenken aus, und berief ſich, wenn der Gegner darüber unwillig ward, auf den Freibrief der Wahrheit. Es war ein rechtes Herzensfeſt für heimtückiſche Häkler, und ſchon im erſten halben Stündchen vor dem Eſſen wurde der Same ſo viel neuer Feindſchaften ausgeſtreut, als vielleicht ohne den unglücklichen Wahrheitsbund nicht in zwanzig Jahren entſtanden wären.

Ungefähr ſo vergnügt wie ein Soldat, der Spießruthen gelaufen iſt und keine weitere Strafe zu befürchten hat, war Herr Schnepper, als man ſich zu Tiſch ſetzte. Er hielt ſich für überzeugt, daß nun kein neuer Anlaß mehr vorhanden ſey, ihm die Schandglocke vor den Ohren zu läuten. Mit dem behaglichen Gefühl dieſer Sicherheit ſah er frohen Muthes ſeinen Kompanen zu, wie ſie die Pfeile der Wahrheit gegen einander abdrückten und ſich alle mögliche Unanſtändigkeiten erlaubten. Denn wer auch zu gutherzig war, ſich auf eine hämiſche Art in den Krieg Aller gegen Alle zu miſchen und ſeinen Freunden und Bekannten ihre Fehler vorzurechnen, der verſündigte ſich wenigſtens vorſätzlich gegen die gute Lebensart, um das vermeinte Privilegium der Offenherzigkeit und zwangloſen Geradheit nicht unbenutzt zu laſſen. „Frau Muhme, Sie haben ein größeres Stück Braten als ich!“ — „Sie greifen aber auch gleich nach dem delikatſten Biſſen von der Torte, Frau Gevatterin!“ — „Ei, ei, Herr Vetter, wenn Sie ſich ſo oft einſchenken, was bleibt denn uns übrig?“ — „Pfui, Herr Nachbar, Ihr vieles Tabakſchnupfen beim Eſſen iſt nicht appetitlich!“ — Solche feine Komplimente flogen in Schaaren über der Tafel herum, und jedes bekam eine Antwort von gleichem Schlage. Die meiſten wurden von dem ſchmetternden Gelächter, das ohne Pauſe den Speiſeſaal erſchütterte, verſchlungen. An ein kluges Geſpräch war nicht zu denken. Keiner ließ den andern zum Worte kommen. Man überſchrie ſich, um ſeinen eigenen Schnack zu Markte zu bringen. Bei allen dieſen Unarten und grobkörnigen Späſſen (die Wilhelmen, der als Ehrenmitglied gegenwärtig war, faſt vom Tiſche vertrieben) waren unſere Kleinſtädter in ihrem Elemente und nahmen auf der Stelle nichts übel.

Indem man ſich den Nachtiſch wie ungezogene Kinder vor dem Munde wegſchnappte und die ausgelaſſenſte Freude durch Jauchzen und Juchheien an den Tag legte, erſchienen plötzlich die zwei Schreiber des Acciſinſpektors, keuchend unter der Laſt eines Schrankes, den ſie getragen brachten. „Poß Hagel!“ rief Hauptmann Woldemar: „Da kommt wohl unſere Bundeslade!“ — Die ganze Geſellſchaft machte einen langen Hals. Der Inſpektor erſchrack, ſprang auf und winkte heftig den Schreibern, ſich zu entfernen. Aber ſie eilten deſto ſchneller heran und ſetzten den Schrank vor ſeiner erblaßten Gattin nieder. „Was ſoll das?“ rief er entrüſtet. „Uns hungert;“ — ſprach der Eine — „die Frau Inſpektorin haben, wie gewöhnlich, das Brod hier verſchloſſen und den Schlüſſel zu ſich geſteckt: wir wollten alſo gehorſamſt bitten, den Schrank zu öffnen und uns ein Stück mitzutheilen.“ — Ein tobendes Gelächter brach aus. Der Inſpektor ergriff den nächſten Stock, deſſen er habhaft werden konnte, und ſtürzte damit auf ſeine Brödlinge los. „Gemach, Herr Inſpektor!“ ſagten ſie. „Was thaten wir Uebels? Wir ſprachen kein erlogenes Wort; und es iſt doch wohl am heutigen

Wahrheitsfeſte erlaubt, die Wahrheit zu reden?" — Das Gelächter der Geſellſchaft war fürchterlich. „O ihr heilloſen Buben!" rief Schnepper, und machte dabei ſehr ernſtlich Miene, das dicke ſpaniſche Rohr, das ihm in die Hände gefallen war, aus Leibeskräften zu brauchen. Die Schreiber, deren Abſicht erreicht war, liefen windſchnell davon, und ſeine grimmigen Luftdiebe hinter ihnen her erreichten ſie nicht. Athemlos kam er von dieſer Hetze zurück. Der Schrank ſtand noch da, wie ein Schandpfahl des Geizes ſeiner Hausehre. Wüthend ſtieß er ihn um. Das alte Würmergeniſt zerbrach; zwei ſchwarze Kommißbrode und eine thönerne Butterbüchſe rollten heraus. Neue Scham, neues Gelächter! Er ſtöhnte vor Verzweifelung, knirſchte mit den Zähnen, die Augen rollten ihm wild im Kopfe, und mit beiden Händen raufte er ſich Haare aus. Man ſuchte ihn zu beruhigen und nahm ihm Meſſer und Gabel weg, weil man einen Selbſtmord befürchtete.

„Ach! was ſoll ich anfangen?" ſprach er nach Tiſche zum Hauptmann. „Ich hab' in ein Weſpenneſt geſtochen und bin beſchimpft, ewig beſchimpft! Dieſer unglückliche Tag ſchmiedet die Nägel zu meinem Sarge!" —

„Nicht ſo kleinmüthig, Freund!" ſagte Woldemar. „Laſſen Sie über den Bettel Gras wachſen. In acht Tagen iſt er vergeſſen." —

„Könnt' ich mich nur unſichtbar machen!" ſeufzte Schnepper. „Wo ich geh' und ſtehe, wird man mich anfallen. Der vermaledeite Bund läßt ſich nicht ſogleich wieder vernichten. Er gleicht der Hydra, deren abgeſchlagene Köpfe immer durch neue erſetzt wurden." —

„Ein ſchlimmer Umſtand!" ſprach der Kapitain. „Aber ſagt' ich's Ihnen nicht voraus? Nun hörten Sie doch die

Kanone der Wahrheit donnern! — Es war kein glücklicher Einfall, den Sie hatten, mein Freund! Ein Weiſer des Alterthums ſprach: wenn er auch alle Wahrheit in ſeiner verſchloſſenen Hand hielte, ſo würde er ſie doch nicht öffnen. — Ferner ſteht in der Bibel: ein Narr ſchüttet ſeinen Geiſt gar aus. — Und ein Sprichwort ſagt: Wahrheit reden lautet wohl, aber freundet übel. — Beweisſtellen genug für meinen Grundſatz: daß wir ſchwachen Menſchenkinder, die wir alle mehr oder weniger Fehler haben, ſanft und ſchonend miteinander umgehen müſſen. Auch die Höflichkeitsbezeugungen, die Sie, mein Freund, abſchaffen wollten, ſind nicht zu entbehren. Man thut freilich oft darin zu viel: aber die feine Lebensart iſt ein goldener Zaum, der die Menſchen abhält, ſich einander unerträglich zu machen.“ —

Der betrübte Inſpektor hörte dieſer Predigt ſehr andächtig zu und entwich dann mit ſeiner Gattin heimlich aus der Geſellſchaft. Zu Hauſe war ſein erſtes Geſchäft, die hungrigen Schreiber mit Ohrfeigen zu ſpeiſen und ihnen den Stuhl vor die Thüre zu ſetzen.

Als die übrigen Mitglieder den Tummel des Feſtes ausgeſchlafen hatten, fühlten ſie erſt die Herzensſtiche, die ihnen am vorigen Tage beigebracht worden waren. In allen Häuſern wiederholte man die Schmähungen, die der Herr Gevatter und die Frau Gevatterin, der Herr Vetter und die Frau Baſe ausgeſtoßen hatten, und verwünſchte den Urheber dieſes babyloniſchen Wirrwarrs. Ein Wahrheitsbündner nach dem andern lief in ſein Haus, um ihm recht tüchtig den Kopf zu waſchen: allein er kroch ins Bett, ließ ſich krank anſagen, und gab niemanden Audienz. Nun erhielt er einige Dutzend mit Grobheiten angefüllte Handbrieſchen, worin er dringend aufgefordert wurde, die zerſtörte Ordnung wieder herzuſtellen. In der Angſt ſeines Herzens ließ er ein neues Circulare herumlaufen. „Man habe bemerkt," ſchrieb er darin, „daß die gute Stadt Rockenwitz zum weiſen Gebrauch der Wahrheit noch nicht reif ſey: deßhalb werde hiermit der wohlmeynende Vorſchlag gethan, den geſchloſſenen Bund wieder aufzulöſen und ſich ganz nach der alten Weiſe gegen einander zu betragen." — Dieſen Kreisbrief unterſchrieben die meiſten Bundesglieder mit Beifall und Freude; nur der Untereinnehmer und einige andere ſeines Gelichters, denen der Freiſchein der Unhöflichkeit gar zu viel Vergnügen gemacht hatte, gingen ſchwer daran. Seit dieſer Zeit ſpielten ſich zwar die Herren und Damen in Rockenwitz nicht mehr ſo übel mit als am Bundestage; doch die Spur dieſer Poſſe ließ ſich nicht ganz verwiſchen, und dickbeſagtes Städtlein zeichnet ſich noch bis auf den heutigen Tag durch die Derbheit ſeines geſellſchaftlichen Tones vor allen andern Landſtädten aus.

53.

Der Armſeſſel.

Schon über einen Monat lebte Wilhelm im Hauſe des Herrn Peter Mohn, und Woldemars Exil dauerte immer noch fort; denn Emiliens Vater hoffte von einem Tage zum andern, das Schickſal werde den Ritter der Wahrheit bekehren und ihn gleichſam bei den Haaren ins Brautbett ziehen. Dieſer war unmuthig, daß es ihm nicht glücken wollte, die Liebenden, die ſeine Dazwiſchenkunſt getrennt hatte, wieder zu vereinigen; aber noch mehr bekümmerte ihn, daß er aus Hühnenthal keine Zeile bekam, weder von ſeiner Mutter noch von Luiſen.

Antonio ſchrieb ihm indeſſen oft, und unter andern auch dieß: „Der kaſſirte Lieutenant Schierling (der nur vier Wochen Feſtungsgefangener geweſen iſt und dann aus Fürſpruch ſeines Vaters die Freiheit wieder erhalten hat) kam vor einigen Tagen in mein Haus, fragte ſehr dringend nach Ihnen, und verlangte mit ſtürmiſcher Heftigkeit, daß ich ihm den Ort Ihres gegenwärtigen Aufenthalts entdecken ſollte. Da ich das nicht für nöthig fand, ſo verließ er mich mit der Großſprecherei: er werde Sie zu finden wiſſen, wenn er Sie auch durch ganz Europa verfolgen müßte.“ —

Wilhelm vergaß das, ſobald er's geleſen hatte. Ihn beunruhigte jetzt blos das Ausbleiben der Briefe aus Hühnenthal, bei dem ihm nichts Gutes ahnte. Er beſchloß, Woldemars Wiedereinſetzung in ſeinen vorigen Stand auf eine oder die andere Art ſchnell zu erzwingen, und dann — Trotz dem Verbote ſeines Vaters, ihm nicht vor die Augen zu kommen — unverzüglich in ſein Geburtsdorf zu reiſen, um zu ſehen, was dort vorgehe. Zur Ausführung dieſes Entwurfs erbat er ſich von Antonio einen guten Rath, wie er dem abergläubigen Bürgermeiſter auf dem kürzeſten Wege beikommen könne. Acht Tage darauf erhielt er durch einen Frachtfuhrmann, der aus der Hauptſtadt kam, einen ſchönen, großen, ſorgfältig eingepackten Armſtuhl, — eine Relique aus Antonio's Gauklerleben — nebſt einer ausführlichen Anweiſung zum Gebrauch dieſer Maſchine.

Zufälliger Weiſe hatte ſich Herr Mohn, der die Bequemlichkeit liebte, ſchon längſt einen recht wohlthätigen Seſſel mit ſtählernen Springfedern gewünſcht, und mehrmals beklagt, daß dergleichen angenehmer Hausrath in Rockenwitz nicht zu haben ſey. Dieſer Umſtand erſparte Wilhelmen alle Schlauheiten, die er ſonſt hätte anwenden müſſen, um das Gauklergeräth an den rechten Mann zu bringen. „Der Herr Bürgermeiſter,“ ſprach er, „äußerten neulich den Wunſch, einen bequemen Armſtuhl zu beſitzen. Ich nehme mir die Freiheit, Ihnen einen anzubieten, den ich ausdrücklich für Sie verſchrieb. Haben Sie die Güte, ihn als ein freundſchaftliches Andenken nicht zu verſchmähen.“

Doppelt freute den Bürgermeiſter dieſe Darbietung. Der Stuhl war an ſich ſelbſt aller Ehren werth, und nahm ſich, mit rothem Sammt bekleidet, im Zimmer des Oberkonſuls von Rockenwitz vortrefflich aus. Hauptſächlich aber war ihm dieſe Schenkung darum willkommen, weil er ſie für ein ſicheres Unterpfand hielt, daß es dem bisher unthätigen Schickſal nun endlich Ernſt werde, Wilhelms Herz zu lenken und das ſo lange verſchobene Geſchäft der Eheſtiftung zu beginnen.

Der Conſul wiegte ſich einige Tage mit froher Behaglichkeit auf dem elaſtiſchen Seſſel; Wilhelm war jedoch nicht gemeynt, ihm den ruhigen Genuß dieſes Vergnügens lange zu gönnen. Nur Emiliens beſtändige Gegenwart hinderte ihn, die angelegte Mine ſprengen zu laſſen. Die gute Tochter (der die Führung des Hausweſens allein oblag, weil ihre Mutter todt war) begab ſich Abends nicht eher zur Ruhe, bis es der Vater that, um immer bei der Hand zu ſeyn, wenn er etwas bedürfte. Doch eines Tages beſtand er ſelbſt darauf, daß ſie früher zu Bett gehen mußte; denn Wilhelm hatte ihm die Erzählung einiger Geiſtergeſchichten verſprochen und dabei geſagt: er wage ſich mit dieſer Unterhaltung nicht heraus, wenn Emilie Zuhörerin ſey, weil er Unglauben und Spott von ihr befürchte.

Sobald ſie das Zimmer verlaſſen hatte, ſetzte ſich der Herr Bürgermeiſter in ſeinem weichen Stuhle recht feſt und Wilhelm fing an, eine ſchauderhafte Spukgeſchichte vorzutragen. Er machte mitunter eine kleine Pauſe, und ahmte während dieſer Stille auf eine täuſchende Art das Hämmern des Holzwurms nach, deſſen Pochen in der Wand abergläubigen Leuten Herzklopfen verurſacht. Herr Mohn horchte, ward unruhig, horchte wieder und fragte bänglich und leiſe: „Hören Sie nichts?“ — Wilhelm ſagte Nein und hämmerte fort. „Hören Sie nicht die Todtenuhr ſchlagen?“ — Der Uhrmacher antwortete: er vernehme nichts als das Bicken und Ticken des Wandſchmieds, der von den Naturforſchern Termes pulsatorius genannt werde.

„Mir ſchlägt auch wirklich der Puls ſehr heftig;“ verſetzte der Bürgermeiſter. „Aber die gelehrten Freigeiſter mögen dieſes Geräuich nennen, wie ſie wollen, ich weiß, daß es die Todtenuhr iſt, die einen nahen Sterbefall in dieſem Hauſe verkündigt.“ —

Wilhelm zuckte die Achſeln, fuhr in ſeiner Erzählung fort und bediente ſich bald darauf der Bauchſprache, um wie eine Eule zu ſchreien. Herr Mohn ſchrack zuſammen und faltete die Hände. „Gott ſey uns gnädig!“ ſprach er: „Da meldet ſich der zweite Bote des Todes!“ —

So war er vorbereitet, wie ihn Wilhelm wünſchte. Es kam nun darauf an, ihn eine halbe Minute lang von ſeinem rothſammtenen Throne hinwegzubringen. Das war nichts Leichtes, weil ihn die Furcht ſo eingenommen hatte, daß er ſich weder rechts noch links umſah. Um ihm den nöthigen Muth einzuflößen, erzählte Wilhelm verſchiedene Hiſtörchen, die ſich wie ein Geiſterſpuk angelaſſen, aber in der Folge natürlich entwickelt und luſtig geendigt hatten. Der andächtige Zuhörer hielt ſie freilich für echte, wahre Geſpenſtergeſchichten: ſeine Bangigkeit minderte ſich aber doch ſo weit, daß er dem argliſtigen Vorſchlage, eine Pfeife Tabak zu rauchen, Gehör gab. Viel war damit nicht gewonnen, weil er keine Luſt bezeigte, vom Stuhl aufzuſtehn und ſein Tabaksgeräth zu holen, wie er, nach Wilhelms Abſicht, thun ſollte. Er nahm ſich gegen ſeinen Geſellſchafter die Freiheit heraus, ihm die Herbeiſchaffung der erforderlichen Bedürfniſſe aufzutragen. Allein damit gewann auch er nicht viel: denn Wilhelm hatte ſich auf dieſen Fall vorgeſehn, und des Bürgermeiſters Leibpfeife von ihrem gewöhnlichen Platze weggenommen und an einen andern gelegt, um ſagen zu können, ſie finde ſich nicht.

Nun mußte der Conſul Herz faſſen, ſich ſelbſt zu erheben. Er that es mit Zittern, nahm zwei Lichter in die Hand und ſuchte da und dort. Sobald er den Rücken wandte, traf Wilhelm ſchnell und unbemerkt eine gewiſſe Vorrichtung am Stuhle. Der Bürgermeiſter fand indeſſen ſeine Pfeife, ſtopfte ſie und ſetzte ſich wieder. Urplötzlich geſchah ein Knall wie ein Piſtolenſchuß; ein Todtengerippe ſprang hinter ihm aus dem Stuhle empor, umklammerte ihn mit dürren Armen, und dumpf wie aus einem Grabe ſchallten die Worte:

„Deine Stunde wird ſchlagen
In drei Mal drei Tagen,
Wenn Woldemar und dein Kind
Indeß nicht Verlobte ſind!“ —

Der Bauchredner, der dieß ſprach, ſaß mit den gleichgültigſten Mienen wie blind und taub, bis der halb entſeelte Conſul die Hände flehentlich nach ihm ausſtreckte, und, unvermögend, ein deutliches Wort zu ſprechen, jämmerlich ächzte und ſtöhnte. Wilhelm ſprang auf, eilte fragend, was ihm fehle, zu ihm hin, drückte auf eine geheime Feder, und das Skelett raſſelte wieder in den Stuhl hinein.

Der Bürgermeiſter hatte keinen Gedanken daran, daß er durch ein mechaniſches Kunſtwerk erſchreckt worden war. Er verſicherte, als er der Sprache wieder mächtig wurde, der Tod ſey ihm leibhaftig erſchienen. Daß Wilhelm nichts davon geſehen und gehört haben wollte, fiel ihm nicht auf; er fand es vielmehr ganz in der Ordnung, und führte eine Menge Beiſpiele von Erſcheinungen an, die nur den Perſonen, denen ſie gegolten, merkbar geweſen wären. Von dem Zuruf wußte er, ſeines Entſetzens ungeachtet, doch ſo viel, daß der ſouveräne König des Schreckens geboten hatte, Woldemarn und Emilien ohne Verzug mit einander zu verbinden.

Wilhelm mußte die Nacht über bei ihm bleiben, und ſobald es Tag ward, Woldemarn herbeirufen. Welche Ueberraſchung für Emilien, als ſie den Geliebten im Zimmer ihres Vaters fand! Dieſer erwähnte nichts davon, daß ihm Freund Hain durch den Sinn gefahren war; er gab vor, ein angenehmer, prophetiſcher Traum, daß Woldemar und Emilie ein ſehr glückliches Paar werden würden, habe ſeine bisherige Abneigung gegen ihr Bündniß gehoben. Sie umarmten ihn, küßten ihm die Hände. Er beſtimmte einen der nächſten Tage zur Verlobung. Sie ward fröhlich gefeiert.

54.

Sieg der Kabale.

Wilhelms Geſchäft in Rockenwitz war nun abgethan, und er bereitete ſich ſchon zur Abreiſe, als ihm Antonio durch einen reitenden Boten folgenden Brief mittheilte, den er aus Hühnenthal erhalten hatte:

Wigand an Antonio.

Ich weiß, daß Sie, mein wackerer Freund, an mir und meinen Schickſalen aufrichtig Theil nehmen; und es gewährt mir jetzt, da ich wie Hiob leide, ein wehmüthiges Vergnügen, mein Herz in Ihren Buſen auszuſchütten.

Es iſt Ihnen bekannt, daß mir das Liebesverſtändniß des jungen Franks mit meiner Tochter ſchon vor einigen Monaten vielen Verdruß machte. Sein Vater und der Pfarrer verklagten mich bei dem Superintendenten; dieſer vernahm mich darüber und erſtattete Bericht an's Conſiſtorium. Meine arme, kränkelnde Frau zog ſich dieſe Verfolgungen zu Gemüthe, ward bettlägerig und geſtern — begrub ich ſie. Ich kam faſt von Sinnen, als die treue Gefährtin meines Lebens die Augen ſchloß; aber der Gedanke, daß ſie ausgelitten hat, und aller Erdennoth, die mir noch bevorſteht, entgangen iſt, tröſtet mich nun über ihren Tod, der ein Glück für ſie war. Ihre Gebeine ruhen an dem Orte, wo ſie geboren ward. Gottes Friede ſchwebe ſanft um die Aſche des guten Weibes! —

Ich habe mich eine halbe Stunde lang ausgeweint und greife nun wieder zur Feder, um Ihnen den Fortgang der gegen mich angelegten Kabale zu melden.

Das Conſiſtorium ſchien aus dem Berichte des Superintendenten wahrgenommen zu haben, daß man mir hämiſch auf den Dienſt lauere, und war ſo gerecht, nichts weiter darauf zu verfügen, als daß die wider mich angebrachten und zur Zeit noch unerwieſenen Beſchwerden mehr in's Licht geſetzt werden ſollten: wenn dieß aber nicht durch Zeugen oder andere rechtliche Mittel geſchehen könnte, ſo ſey die Unterſuchung einzuſtellen, und mir blos für die Zukunft die genaueſte Beobachtung meiner Dienſtpflicht einzuſchärfen. — Den Inhalt dieſer Verordnung entdeckte mir ein Freund, der ein kleines Aemtchen beim Conſiſtorio bekleidet. Ich freute mich der Nachricht, weil mich mein Bewußtſeyn überzeugte, daß man mir durchaus keine ſtraffälligen Vergehungen beweiſen könne.

Aber meine Feinde gaben das Spiel ihrer Ränke noch nicht verloren. Sie bemühten ſich, falſche Zeugen zu dingen. Der Pfarrer war ſo boshaft und läppiſch zugleich, daß er meine Schulkinder dazu mißbrauchen wollte. Er ließ die Knaben — wie ſie mir nachher ſelbſt erzählten — zu ſich kommen, theilte Pfeffernüßchen unter ihnen aus, knipp ſie ſchmeichelnd in die Backen und ermahnte ſie liebevoll, alles zu beichten, was ſie gegen mich auf dem Herzen hätten. Da waren denn einige Rangen aufgetreten und hatten ſich über harte Züchtigungen beklagt. Der Pfarrer ſchreibt ihre Ausſagen ſehr emſig nieder. Er fragt: ob ich ſie blutrünſtig geſchlagen? ob die Spuren der empfangenen Schläge vielleicht noch auf ihren Körpern zu ſehen wären? Er will ſogar ihren Kammerdiener machen und ſie entkleiden; ſie ſagen ihm aber, er möge ſich nicht bemühen, weil die Sache ſchon ſo lange her ſey und die Blutmahle wieder verſchwunden wären. Ihre Eltern hätten ſie geſehen und würden es bezeugen.

Das ließ ſich der Pfarrer nicht umſonſt geſagt ſeyn. Er lud die Väter dieſer Buben (die ich wirklich einige Mal wegen grober Unarten glimpflich geſtraft hatte) zu ſich ein und forderte von ihnen ein ſchriftliches Zeugniß, daß ich ihre Kinder unbarmherzig gemißhandelt habe. Zwei dieſer Väter ſind liederliche Trunkenbolde, die für ein Glas Branntwein im Stande wären, ihrem freundſchaftlichſten Nachbar einen rothen Hahn auf's Haus zu ſetzen. Warum hätten ſie ſich alſo bedenken ſollen, für eine ganze Flaſche ihres Lieblingsgetränks, womit ſie der Paſtor traktirte, alles zu bejahen und zu unterſchreiben, was er von ihnen verlangte? Drei oder vier andere Väter hingegen ſchlugen den angebotenen Fuſel aus und erklärten ehrlich und brav: ſie hätten gegen mich gar keine Klage, ſondern dankten es mir vielmehr, daß ich ihre wilden Jungen in gebührender Zucht halte. Sie wüßten ſich auch nie zu erinnern, daß ich bei meinen Schulſtrafen die Gränzen vernünftiger Mäßigung überſchritten habe.

Einer dieſer redlichen Männer vertraute mir, was bei dem Dejeuner im Pfarrhauſe vorgefallen war. Mein Blut wallte auf; ich ſetzte den Pfarrer zur Rede und ſagte ihm freimüthig in's Angeſicht, er grabe mir eine Grube. Er wollte das läugnen. O, ich kenne Sie! ſprach ich: Sie gehören zu der Klaſſe von Menſchen, die vor Höhern im Staube kriechen, und ſich für dieſe Demüthigung dadurch entſchädigen, daß ſie den Niedern in den Staub treten! — Ich warf ihm vor, daß er nach der Pfeife des Gerichtsherrn tanze und mich um mein Brod zu bringen ſuche, um eine Mahlzeit im Schloſſe zu gewinnen. Kurz, ich zergliederte ſeinen ganzen Charakter und hielt ihm den Leichnam ſtückweiſe vor. Er richtete die Augen gen Himmel, ſchlug an ſeine Bruſt und ſagte: was er gegen mich unternommen habe, ſey blos auf Antrieb ſeiner Pflicht und ſeines Gewiſſens geſchehen. — Pfui! rief ich: Sie ſind ein nichtswürdiger Heuchler! — Jetzt verlor er ſeine heimtückiſche Faſſung und zeigte ſich in ſeiner wahren Dämonengeſtalt. Wie? was? ſchrie er mit verzerrten Geſichtszügen auf: Einen Heuchler ſchilt Er mich? Das ſoll Ihm theuer zu ſtehen kommen! — Ich entfernte mich ſchnell, um mich nicht an ihm zu vergreifen.

Indeſſen war auch der Gutsherr nicht unthätig geweſen. Er hatte dem alten Zungendreſcher, den ich den Feuergabelträger des Teufels zu nennen pflege, den Auftrag ertheilt, die erforderlichen Beweiſe meiner Uebelthaten herbeizuſchaffen. Der ſchändliche Kerl lief nun im Dorfe herum und ſuchte die Bauern zu bereden, daß ſie eine mit Lügen angefüllte Schmähſchrift, die er gegen mich aufgeſetzt hatte, unterſchreiben und alsdann gerichtlich beſchwören ſollten. Ich bekam Wind davon, und ließ mir im Geſpräch mit einem ehrlichen Nachbar (der vormals mein Kriegskamerad war) den Wunſch merken, daß ich den Aufwiegler irgendwo auf der That ertappen möchte. Kurz darauf kam die Frau dieſes Nachbars gelaufen und ſagte mir: Der Advokat ſey jetzt in ihrem Hauſe und ich könne in einem Kämmerchen neben ihrer Wohnſtube jedes Wort hören, das er mit ihrem Manne ſpreche. Mit ſechs Sprüngen war ich dort und erniedrigte mich das erſte Mal in meinem Leben zum Horchen. Der Rabuliſt bot alle ſeine Beredtſamkeit auf, meinen Nachbar zur Ablegung eines falſchen Zeugniſſes zu beſchwatzen, und ſagte ſo viel unwahre und ehrenrührige Dinge von mir, daß ich mich nicht enthalten konnte, wie ein Sturmwind aus der Kammer hervorzubrechen. Elender Verläumder! — rief ich — hätt' ich dich in meinen vier Pfählen, du ſollteſt meine ſchwere Hand fühlen! — Machen Sie keine Umſtände! ſagte mein Nachbar lächelnd: Thun Sie ganz, als ob Sie zu Hauſe wären! — Dieſer Scherz hatte mich ſchon wieder etwas abgekühlt, als der Schurke trotzig den Hut aufſetzte, die Arme in die Seiten ſtemmte und mir mit den Worten: Unterſteh' Er ſich, mich anzurühren! — nah' auf den Leib trat. Schwapp! hatte er ein paar Ohrfeigen. Ich prügelte ihn, da wir nun einmal mit einander auf dieſem Fuße ſtanden, vollends aus dem

Hauſe und warf ſeine Lügenſchrift, die ich in kleine Stücke zerriß, hinter ihm her. Er lief, als ob ihm der Kopf brennte, aufs Schloß. Mein Nachbar ward in die Gerichtsſtube gefordert und über die Art und Weiſe, wie ich den Zungendreſcher gedroſchen hatte, vernommen. Der Schuft hat nachher einem Vertrauten bekannt: er habe mich mit Willen gereizt, Hand an ihn zu legen, und daß ich's gethan habe, ſey ihm lieber als fünfzig Thaler.

Es verſteht ſich, daß ein Eilbote ſobald als möglich an den Superintendenten abgeſchickt wurde. Er ließ mich vorladen und verhörte mich ſehr ſcharf, ſowohl über den Thathandel mit dem Advokaten, als auch über den Wortſtreit mit dem Pfarrer. Ich läugnete keine Sylbe, keinen Schlag. Der Superintendent befahl, mich aller Amtsverrichtungen zu enthalten, bis die Sache völlig entſchieden ſey. Eine Woche nachher ward ich auf Konſiſtorialbefehl meines Dienſtes entſetzt und bedeutet, innerhalb acht Tagen das Dorf zu räumen.

Ich hatte bisher meiner kranken Frau alle neuere Verdrießlichkeiten, die mich betrafen, verſchwiegen und mich ſelbſt krank geſtellt, um ihr die vorläufige Unterſagung meiner Dienſtgeſchäfte nicht merken zu laſſen: aber den Hauptſieg meiner Feinde mußte ich ihr nothwendig entdecken. Ich that es mit der möglichſten Vorſicht; doch ihre geſchwächte Natur konnte dieſen harten Schlag nicht aushalten: ein jäher Tod überfiel ſie in meinen Armen. —

Luiſe iſt untröſtlich, und kann ſich um ſo weniger faſſen, da ſie von dem jungen Manne, um deſſen

> willen wir ſo unglücklich ſind, vergeſſen zu ſeyn ſcheint. Wir haben ſeit ſechs oder acht Wochen auf keinen unſerer Briefe eine Antwort von ihm erhalten. Sagen Sie ihm unſer Lebewohl. Wir wandern an einem der nächſten Tage von hier fort, wiſſen aber in dieſem Augenblicke noch nicht wohin. Sobald wir feſten Fuß gefaßt haben, melde ich es Ihnen. Ich hoffe, daß Ihre Freundſchaft uns arme Pilger begleiten wird.

55.

Die Ueberraſchung.

Dieſer Brief erſchütterte Wilhelmen ſo heftig, daß er laut aufſchrie und mit dem Kopfe gegen die Wand lief. Woldemar, der gerade im Hauſe und in der Nähe war, hörte ihn ſchreien und eilte in ſein Zimmer. Wilhelm ſtürzte ihm entgegen: „Um Gottes Willen, ſchaffen Sie mir Pferde! Ich muß fort — fort — auf der Stelle fort!" —

Woldemar beſchwor ihn, ſich zu beruhigen und ihm die Urſache ſeiner Verzweiflung zu entdecken. „Da leſen Sie!" ſprach Wilhelm und machte ſich reiſefertig, indem ſein Freund den Brief mit flüchtigen Augen durchſah. Das Couvert lag auf dem Fußboden. Woldemar hob es auf und zog ein Blättchen von Antonio's Hand heraus, das Wilhelm in der Beſtürzung nicht bemerkt hatte. Es enthielt die Worte:

> Ich überſende Ihnen hierbei einen Brief voll trauriger Nachrichten. Laſſen Sie ſich aber dadurch nicht

> zu ſehr niederſchlagen; es kann noch alles einen beſſern Ausgang gewinnen, als es bis jetzt das Anſehen hat. Ich habe in derſelben Stunde, in der ich den Brief des armen Wigands erhielt, eine Staffette an ihn abgefertigt, und ihn dringend gebeten, geraden Weges hierher zu kommen und mein Haus und Hab' und Gut als das ſeinige anzuſehen. Allem Vermuthen nach iſt er ſchon von Hühnenthal weg; doch wahrſcheinlich weiß mein Schwiegervater, in welche Gegend er ſich gewandt hat, und wird ihm den Brief nachſchicken. Sollten alle dieſe Anſtalten, die ich in der größten Eil' traf, ihren Zweck verfehlen, ſo müſſen wir warten, bis Wigand mir Nachricht gibt, wo er ſich aufhält. Ich werde dann keinen Augenblick ſäumen, ihn aus allen Kräften zu unterſtützen. Ein mir unerklärliches Etwas feſſelt mein Gemüth an dieſen Mann und macht mir ihn ſo lieb und werth, daß ich ihm mein Leben aufopfern wollte. —

Woldemar las Wilhelmen, der noch mit dem Ankleiden beſchäftigt war, dieſe Zeilen vor, und gab ihm den Rath, die Wirkung von Antonio's Anſtalten in Rockenwitz abzuwarten, weil ſich doch für Wiganden nichts thun laſſe, bis man wiſſe, wo er ſey. „Freund, was muthen Sie mir zu?“ antwortete Wilhelm: „Ich ſoll hier bleiben? Soll ruhig eſſen, trinken und ſchlafen, indeſſen das Mädchen, das ich mehr als alles in der Welt liebe, mit ſeinem unglücklichen — durch mich unglücklich gewordenen Vater, troſtlos herumirrt? — Ha! was wär' ich für ein erbärmlicher Menſch, wenn ich das könnte! Ich würde mich ſelbſt verachten, ewig verachten! — Nein, kein Schlaf komm' in meine Augen, bis ich die armen, ins Elend verwieſenen Leute gefunden habe. — Leben Sie wohl, lieber Woldemar! Ich kann mich keinen Augenblick länger aufhalten. Die Erde brennt unter mir. Erzeigen Sie mir die einzige Freundſchaft, laſſen Sie mich in der Stille davon reiſen. Ich kann mit Abſchiednehmen keine Zeit verlieren. Grüßen Sie Emilien, grüßen Sie Ihren Schwiegervater, und danken Sie beiden in meinem Namen für die gute, freundſchaftliche Aufnahme, die ich in dieſem Hauſe fand. Ich werd' es nächſtens auch ſchriftlich thun. Meine Bücher und Kleider bleiben indeſſen hier. Ich werfe mich, wie ich geh' und ſtehe, in einen leichten Courierwagen. Leben Sie wohl, Freund! leben Sie wohl! Wir werden uns wiederſehen." —

Woldemar umarmte ihn mit Rührung und begleitete ihn nach dem Poſthauſe.

„Sie kommen wie gerufen, Herr Frank!" ſagte der Poſtmeiſter. „In dieſem Augenblicke überbrachte eine Staffette dieſen Brief an Sie." —

Wilhelm erbrach ihn ſchnell. Er war von ſeiner Mutter und beſtand blos aus dieſen wenigen Zeilen:

Mein lieber Sohn!

Dein Vater und ich wünſchen wegen eines wichtigen Vorfalls Dich hier zu ſehen. Reiſe, wenn es möglich iſt, noch in dieſer Stunde von Rockenwitz ab und verſprich Dir bei uns einen freundlichen Empfang. Ich bin mit herzlicher Liebe ꝛc.

Höchſt unerwartet war ihm dieſer Ruf. Die Spannung, in der er ſich mit ſeinen Eltern befand, und die gerade jetzt ſtärker als jemals war, machte ihn gegen den liebreichen Ton der Einladung etwas mißtrauiſch, und er hätte ſie ſchwerlich ſogleich befolgt, wenn es ihm nicht wahrſcheinlich geweſen wäre, daß die Straße über Pühnenthal der rechte und der nächſte Weg ſey, Luiſen zu finden. Er ſchlug ihn alſo ſchnurſtracks ein, fuhr ohne Ruhe und Raſt, und machte die Poſtknechte durch Freigebigkeit ſo thätig, daß er ſchon in der Abenddämmerung des folgenden Tages das väterliche Schloß erreichte.

Er eilte, von Niemanden bemerkt, die Treppe hinauf. Ein Bedienter, den er oben traf, öffnete ihm, als er nach ſeiner Mutter fragte, die Thür des Wohnzimmers. Er trat hinein und ſtand einen Augenblick auf der Schwelle ganz unbeweglich vor Staunen; denn er glaubte Geiſter zu ſehen. Wigand und Luiſe ſaßen vor einem Bette, in welchem ſein Vater mit bleichem Geſicht und verbundenem Kopfe lag. Sie ſprangen mit einem Freudengeſchrei auf. Der Vater reichte ihm die Hand entgegen. Die Mutter drückte ihn mit Thränen an ihr Herz, führte ihn zu Luiſen und ſprach mit einem rührenden Tone: „Umarme das edle Mädchen!“ — Er küßte Luiſen in einer trunkenen, ſprachloſen Betäubung, flog dann hin an's Bett ſeines Vaters und ſtammelte: „Biſt Du krank?“ — Der Vater nickte ſanft mit dem Kopfe. „Nöthige den armen Vater nicht zum Sprechen!“ ſagte die Mutter: „Der Arzt hat es ihm unterſagt. Du ſollſt alles, was Dich hier befremdet, aus meinem Munde erfahren, ſobald Du Dich vom Schwindel der Ueberraſchung ein wenig erholt haſt.“ —

Nach einigen Minuten, die unter neuen Umarmungen verflogen, fing die Mutter ihre Erzählung an; der Fluß ihrer Worte ward aber von Wilhelms Fragen und andern Zwiſchenreden ſo oft gehemmt, daß es vielleicht angenehmer ſeyn wird, die Geſchichte des Vorfalls, der die wunderbare Zuſammenkunft der Liebenden bewirkte, ohne Unterbrechung zu leſen.

56.

Die edeln Freunde.

Herr von Schierling, der verabſchiedete Lieutenant, war gegen Wilhelmen äußerſt aufgebracht, und wirklich nicht ohne Grund: denn hätte ſich der junge Menſch im Gaſthauſe geduldig necken und foppen laſſen, wie ſeine verdammte Schuldigkeit war, oder hätte er wenigſtens die von ihm mit der Spitze des Degens auf ſeiner Bruſt höflich erbetene Ehrenerklärung in Unterthänigkeit ausgeſtellt, ſo wäre der Herr Lieutenant nicht aus der Stube geworfen, nicht kaſſirt, nicht auf die Feſtung gebracht worden. Man kann es ihm alſo gar nicht verdenken, daß er, nach ſeiner Befreiung aus der Gefangenſchaft, den heilloſen Buben in Antonio's Hauſe aufſuchte, um an ihm Rache zu nehmen, oder ſich noch einmal von ihm über die Schwelle ſtoßen zu laſſen.

Da er ihn nicht fand und er auch von dem verſteckten Buchhändler den Aufenthalt ſeines Feindes nicht erfahren konnte, beſtieg er einige Zeit nachher ſeinen Gaul, ritt nach Hühnenthal, ließ ſich bei Wilhelms Vater anmelden und fragte ohne weitere Vorrede, mit kurzen und rauhen Worten: ob ſein Sohn hier ſey.

Herr Frank ſah ihn wegen ſeines unhöflichen Betragens mit großen Augen an und antwortete Nein.

„Nun, ſo ſagen Sie mir geſchwind, wo ich ihn finde!“ polterte Schierling.

„Soll ich meines Sohnes Hüter ſeyn?“ — verſetzte Herr Frank. „Und überdieß begreif' ich nicht, was Sie mit ihm noch auszumachen haben, da Ihre Streitſache, ſo viel ich weiß, völlig abgethan iſt.“ —

„Sie irren ſich ſehr, wenn Sie das glauben!“ fuhr der Lieutenant auf. „Der junge Herr muß noch erſt recht tüchtig dafür die Ruthe bekommen!“ —

„Von Ihnen doch nicht?“ — ſprach Wilhelms Vater und lächelte ſehr unangenehm.

„Spotten Sie nicht, mein Herr!“ ſagte der Edelmann drohend.

„Betragen Sie ſich anders,“ erwiederte Jener, „ſo hab' ich keinen Anlaß, über Sie zu lachen. Ich bin in mancher Rückſicht mit meinem Sohn unzufrieden und habe ſeine Händel mit Ihnen gar nicht gebilligt: wenn Sie ſich aber gegen ihn ſo aufführten, wie gegen mich, ſo muß ich geſtehen, daß er ganz recht that, Sie zur Thür hinauszuwerfen; und machen Sie mir des Lärms hier zu viel, ſo bin auch ich, meines Alters ungeachtet, gar nicht abgeneigt, einen Tanz mit Ihnen zu verſuchen.“ —

„Ja, ja,“ ſprach Herr von Schierling, ohne ſich auf das letztere Anerbieten einzulaſſen, „ich konnt' es wohl denken, daß Sie Ihren lieben Sohn in Schutz nehmen würden, und es iſt auch in gewiſſer Betrachtung ſehr billig: denn er lernte ja ſeine feinen Sitten von Ihnen.“ —

„Er lernte von mir, ſich von keinem Uebermüthler und Großſprecher unter die Bank ſtecken zu laſſen. Hätten Sie von Ihrem gnädigen Herrn Papa — dem alten Hundenarren, der ſich ſeiner ſchmutzigen Kläffer wegen zum Denuncianten erniedrigt — hätten Sie von Dem nichts Schlimmers gelernt, ſo wär' Ihnen wohl nicht eingefallen, den Banditen zu ſpielen und meinem unbewaffneten Sohn Ihren Degen auf die Bruſt zu ſetzen.“ —

„Alle Teufel!“ ſchrie der Lieutenant und machte eine Bewegung, als ob er ausſchlagen wollte.

„Laſſen Sie Ihre Teufel zu Hauſe!“ ſagte Herr Frank. „Ich hab' ein Paar Bedienten in der Nähe, die ſich vor der ganzen Hölle nicht fürchten.“ — Mit dieſen Worten zog er zweimal heftig die Klingel; ein Jäger und ein Bedienter erſchienen. „Begleitet dieſen Herrn,“ ſprach er, „vors Schloßthor hinaus und laſſet ihn nie wieder vor mich!“

Herr von Schierling rief nochmals mit verſtärkter Stimme alle Teufel herbei; doch kein einziger Bockfüßler kam ihm zu Hülfe. Dagegen machten die beiden handfeſten Bedienten die Stubenthür angelweit auf und winkten ihm, hinauszuſpazieren. „Gut, mein Herr,“ ſprach er abgehend. „Ich befreie Sie jetzt von der Angſt meiner Gegenwart; denn vor dieſen Zeugen Ihrer Feigheit hab' ich nichts mit Ihnen zu verhandeln. Aber verlaſſen Sie ſich darauf, ich komme wieder!“ —

„Sie werden meine Bedienten immer zu Hauſe finden!“, rief ihm Herr Frank unter der Thür nach und ſchlug ſie lachend zu.

Schäumend vor Wuth lief Herr von Schierling ſpornſtreichs nach dem Schulhauſe, um ſeinen Grimm an Luiſen auszulaſſen; allein er fand die Thür verſchloſſen, und ſie ward auch auf ſein ſtürmiſches Anklopfen nicht geöffnet. Wigand und ſeine Tochter, die in der Frühe des folgenden Tages das Dorf verlaſſen wollten, waren ausgegangen, um von ihren Freunden Abſchied zu nehmen.

Herr von Schierling, der dieſen Tag nicht ganz unthätig hinbringen wollte, ritt zu einem ſeiner Freunde, der in der Nähe ein Landgütchen beſaß. Er war ein ſittenloſer, ausſchweifender und dabei argliſtiger Menſch, wußte ſich aber ſo geſchickt zu verſtellen, daß er in der Gegend umher ziemlich beliebt und auch im Frank'ſchen Hauſe immer willkommen war. Schierling erzählte ihm den Auftritt, den er dort gehabt hatte, und erbat ſich Rath und Beiſtand.

Herr von Spitzkopf — ſo hieß ſein edler Freund — zuckte die Achſeln. „Brüderchen," ſprach er, „verſchone mich mit der Aufforderung, wider den Iſegrimm in Hühnenthal frei und offen zu Felde zu ziehen. Das ſchlag' ich Dir rund ab. Nicht aus Freundſchaft gegen ihn — bewahre der Himmel! Er iſt ein unerträglicher Hans Tapps, der einem die unangenehmſten Dinge, die er Wahrheiten nennt und die es wohl auch bisweilen ſind, unter die Naſe reibt: aber ſo grob er iſt, ſo fein ſind ſeine Speiſen und Weine, und blos denen zu Liebe mag ich's mit ihm nicht verderben. Da man überdieß ſchon daran gewohnt iſt, daß er keine Lebensart hat, ſo macht man ſich aus ſeinen ſogenannten Wahrheiten ſo wenig, als aus dem Geſumſe einer Brummfliege. Ich laſſe, wenn ich zu ihm ſchmauſen gehe, die Ohren zu Hauſe, und nehme nur den Magen mit; der iſt taub.

„Unglücklicher Weiſe hatt' ich meine Ohren bei mir, als er mir heute die Wahrheit geſagt!" verſetzte Herr von Schierling. „Aber ich will ihm dafür den Fidelbogen um den Kopf ſchlagen!" — Es wär' auf der Stelle geſchehen, wenn mir nicht ein Rieſenpaar von Bedienten im Wege geſtanden hätte. Sag mir nur wenigſtens, Herr Bruder, wo ich ihn ohne dieſe Leibgarde antreffen kann."

„Nichts iſt leichter!“ antwortete Spitzkopf. „Er reitet alle Morgen, wenn es das Wetter nur einiger Maßen erlaubt, allein ſpazieren, und nimmt gemeiniglich ſeinen Weg in einen Wald, der dieſſeits des Dorfs Hühnenthal unweit der Landſtraße liegt.“ —

„Die nahe Landſtraße —“ ſprach Herr von Schierling bedenklich.

„Schadet Dir nichts, Herr Bruder!“ fiel Spitzkopf ein. „Sie iſt überhaupt nicht ſehr lebhaft, und beſonders in den Frühſtunden ganz einſam und menſchenleer. Bleib dieſe Nacht hier und reite morgen kurz nach Sonnenaufgang an einen gewiſſen Ort, den ich Dir genau beſchreiben werde, ſo biſt Du ſicher, Deinen Mann zu finden. Schieß oder ſtich ihn aber nur nicht über den Haufen; ſonſt bin ich Jahr aus Jahr ein um wenigſtens fünfzig köſtliche Mahlzeiten geprellt.“ —

57.

Die Rührung.

Herr von Schierling entſchloß ſich zu der vorgeſchlagenen Wegelagerung und hielt bei guter Zeit zu Pferde an der ihm angewieſenen Stelle. Er lauerte nicht lange vergebens. Herr Frank (der an dieſem Tage, des rauhen Wetters ungeachtet, nicht zu Hauſe geblieben war, weil er einen verdrießlichen Abſchiedsbeſuch von Wiganden befürchtete) kam ohne Begleitung eines Bedienten geritten. „Halt!“ brüllte Schierling, und ſprengte mit gezogenem Degen aus ſeinem Hinterhalte hervor. Frank hielt ſtill und fragte, was er wolle. „Abbitte wegen der geſtrigen

Grobheiten!“ war die Antwort. „Die hätt’ ich zu erwarten,“ ſagte Jener; „aber ich ſchenke ſie Ihnen.“ — Durch dieſen friedfertigen Ton noch muthiger gemacht, ritt Schierling ganz nah heran und forderte mit vorgeſtrecktem Degen ſeinen Gegner auf, er ſolle vom Pferde ſteigen und ihn mit entblößtem Haupte um Verzeihung bitten. „Ein lächerliches Begehren,“ verſetzte Frank, „das nur ein bewehrter Bandit gegen einen Waffenloſen ausſprechen kann. Es wäre Thorheit, mich unter dieſen ungleichen Umſtänden und in dieſer einſamen Gegend mit Ihnen in einen Streit einzulaſſen. Ich werde mir vor Ihren meuchelmörderiſchen Nachſtellungen Sicherheit zu verſchaffen wiſſen.“ —

Mit den letzten Worten lenkte Herr Frank ſchnell ſein Pferd und jagte auf einem Fußſteige, der auch durch den Wald nach der Landſtraße führte, im ſtärkſten Galopp davon. „Feige Memme!“ rief Schierling und drückte im Nachſetzen ein Piſtol ab. Die Kugel ſtreifte Franks Schulter; das ſcheue Pferd that einen jähen Seitenſprung und ſchmetterte ihn mit dem Kopfe ſo heftig gegen einen Baum, daß er betäubt zur Erde fiel. Schierling ſprang vom Pferd. „Bitten Sie ab, oder es koſtet Ihr Leben!“ ſprach er wüthend, und ſetzte die Degenſpitze auf Franks Bruſt.

„Heh da! Ruhe!“ rief plötzlich eine ſtarke Stimme, und Wigand und Luiſe, die auf der Reiſe begriffen waren, eilten mit flügelſchnellen Schritten von der Landſtraße her. Sie hatten ihre Bündel weggeworfen, um dem Verwundeten, den ſie von weitem kannten, deſto geſchwinder beiſpringen zu können. Der Vater lief mit der größten Anſtrengung voraus und drohte mit einem dicken Knotenſtocke. Sobald Schierling die Kommenden ſah, verſetzte er ſeinem Feinde mit hämiſcher Behendigkeit einige Hiebe, warf ſich aufs Pferd und ritt mit verhängtem Zügel von dannen. Ihn aufzuhalten und feſt zu machen, war nicht möglich.

Wigand richtete den Blutenden auf und verband ſeine Wunden, wozu Luiſe mit Freuden ihre feinſten Tücher hergab, die ſie aus den weggeworfenen Reiſebündeln im Sprunge holte. Herr Frank hatte Beſinnung und Sprache verloren, ſah ſeine Retter mit ſtarren Augen an und ſchien ſie nicht zu kennen; doch nach einigen Minuten ſprach er leiſe Wigands Namen aus, und gab durch Zeichen zu verſtehen, daß er von der thätigen Hülfe, die ihm geleiſtet wurde, gerührt ſey. Sein Pferd war nicht weit von dem Platze, wo er herabſank, ſtehen geblieben. Wigand beſtieg es, um aus Hühnenthal einen Wagen zu holen. Da er aber beſorgte, daß der Meuchler ſeine Abweſenheit benutzen und einen neuen Ueberfall verſuchen möchte: ſo trug er den Kranken erſt weiter hin an die Landſtraße, machte ihm von Kleidern und Leinengeräth ein bequemes Lager und übergab ihn Luiſens Aufſicht. Sie kniete bei ihm nieder, vergoß theilnehmende Thränen, lauſchte ängſtlich auf ſeine ſchwachen Athemzüge, wiſchte jeden hervorquellenden Blutstropfen ſorgfältig ab, und ließ ihm kein Inſekt zu nahe kommen. Indem ſie ſich ſo gutmüthig beſchäftigte, ward ſie durch ein Geräuſch im nahen Gebüſch erſchreckt. Schierling hatte ſich herangeſchlichen und belauerte die ſchöne Samariterin. Im Begriff, hinter den Bäumen hervorzuſpringen, ward er durch ein Paar Männer, die des Weges gingen und bei dem Verwundeten ſtehen blieben, wieder verſcheucht. Bald darauf kam Wigand mit einem Wagen und einigen Leuten aus Hühnenthal zurück. „Leben Sie wohl, Herr Frank!“ ſprach er, als er ihn in den Wagen gehoben hatte. „Ich freue mich, daß ich Ihnen, indem ich aus dieſer Gegend wandere, noch einen kleinen Dienſt leiſten konnte.“ — Er wollte ſich nun entfernen. „Bleiben Sie, mein Lieber,“ ſagte Herr Frank. „Begleiten Sie mich in mein Haus! Es wär' unverzeihlich, den Retter meines Lebens ohne Erkenntlichkeit von mir zu laſſen.“ — Wigand betheuerte, daß er für die Erfüllung ſeiner Menſchenpflicht durchaus nichts annehme. „Nun, ſo ſchenken Sie mir,“ erwiederte Jener, „wenigſtens Ihre Geſellſchaft auf einige Stunden, damit wir als Freunde von einander ſcheiden.“ —

Um nicht unverſöhnlich zu ſcheinen, gehorchte Wigand der wiederholten dringenden Aufforderung, ſich mit ſeiner Tochter in den Wagen zu ſetzen. Er hatte bei deſſen Abholung aus Beſcheidenheit verſchwiegen, daß er ſelbſt es war, der den Meuchelmörder in die Flucht trieb. Madame Frank erſtaunte daher nicht freudig, da ſie ihren Gatten in Geſellſchaft der beiden ihr verhaßten Perſonen ankommen ſah. Aber kaum hörte ſie aus ſeinem Munde, wie ſehr ſie ſich um ihn verdient gemacht hatten, ſo verſchwand aller Groll aus ihrem Herzen. Sie drückte Wiganden die Hand; ſie umarmte Luiſen: und als ſie ſich mit der Letztern (die ſie ſeit anderthalb Jahren mit keinem Auge geſehen und auch vorher wenig geſprochen hatte) in eine Unterredung einließ, ward ſie von dem angenehmen Mädchen ſo eingenommen, daß ſie ihrem Sohne ſeine unbezwingliche Leidenſchaft nicht mehr verdachte, und ſich ſogleich entſchloß, der Vereinigung der Liebenden nicht länger entgegen zu ſeyn. Dieſen Entſchluß beförderte wahrſcheinlich auch der Umſtand, daß ſie außer dem Fräulein von Alſing und Emilien, die beide für Wilhelmen verloren waren, kein Frauenzimmer kannte, das ſie ſich zur Schwiegertochter gewünſcht hatte.

Herr Frank (dem die bisherigen Beſtrebungen, eine reiche Heirath zu Stande zu bringen, nicht ſo ſehr als ſeiner Frau am Herzen gelegen hatten und deſſen Hartſinn durch den jetzigen Unfall geſchmeidiger worden war) billigte ohne Widerſpruch ihren Vorſchlag, Luiſen zur Schwiegertochter anzunehmen und ſie und ihren Vater auf dieſe anſtändige Weiſe zu belohnen. Er war überhaupt dem Mädchen nie abhold geweſen; nur Wilhelm und Wigand hatten ihn durch muthigen Widerſtand, den er nicht gern vertrug, gegen ſich in Harniſch gebracht, und ihn — da er vollends von ſeiner Gattin immer noch mehr aufgereizt ward — zu den harten Maßregeln bewogen, die ihm jetzt auf dem Krankenbette leid thaten. Auch fand er an Wiganden ſelbſt, da er jetzt nicht mehr Schulmeiſter war, weniger Anſtoß als zuvor; kurz, es vereinigte ſich alles, um unſerm Liebespaare den Weg in Hymens Reich zu ebnen.

Keine Beſchreibung erreicht Wigands Erſtaunen und Luiſens Entzückung, als Madame Frank ihnen eröffnete, was im geheimen Eherathe beſchloſſen worden war. Sie fertigte hierauf die Staffete nach Rockenwitz ab. Am folgenden Tag traf Antonio's Brief an Wiganden ein. Er beantwortete dieſe Einladung, von der man ihn nicht Gebrauch machen ließ, mit Ausdrücken des wärmſten Danks.

Alle dieſe Vorfälle wurden Wilhelmen in der erſten Stunde ſeiner Ankunft erzählt; nur wußte niemand, daß Herr von Spitzkopf den Plan der Wegelagerung angegeben hatte. Unter vier Augen geſtand Madame Frank ihrem Sohne, daß ſie alle Briefe, die er und Luiſe in den zwei letztern Monaten an einander geſchrieben, aufgefangen habe. „Ich that es,“ ſetzte ſie hinzu, „weil ich den Werth des guten, edlen Mädchens nicht kannte, und in dem thörichten Wahn ſtand, Du konnteſt nicht anders, als durch eine reiche Frau glücklich werden.“ —

58.

Die Entführung.

So war denn alles bis auf die Hochzeit in Ordnung. Dieſe ward wegen Luiſens Betrübniß über den Tod ihrer Mutter einige Monate verſchoben. Indeſſen machte Herr von Schierling einen Verſuch, ſie zu ſtören.

Ungeachtet er, als ein Verbrecher gegen die öffentliche Sicherheit, von der Juſtiz überall aufgeſucht und ſogar mit Steckbriefen verfolgt wurde, ſo war er doch nirgends zu finden, und man glaubte daher, er ſey aus dem Lande geflüchtet. Allein er hielt ſich bei dem Herrn von Spitzkopf verborgen und brütete in einer Bodenkammer (wo ihm ſein treuer Jonathan mit eigener Hand Speiſe und Trank zutrug) über neuen Unthaten. Er war von Luiſen, als er ſie an der Landſtraße belauſchte, entzündet worden, und machte nun, von Wolluſt und Rache geſpornt, den Anſchlag, Wilhelmen bei der empfindlichſten Seite anzugreifen und ihm ſeine Braut zu entführen.

Herr von Spitzkopf — der ſich nach wie vor alle Wochen ein Mal an Franks Tafel recht ſatt aß und immer deſto heftiger auf Schierlingen loszog, je mehr ſich der Koch angegriffen hatte — war auch bei dieſem Vorhaben willig, ſeinem Freunde mit Rath und That unter die Arme zu greifen. Es kam darauf an, Luiſen eines Abends aus dem Schloſſe zu locken, und während dieſer Zeit Wiganden und Wilhelmen zu entfernen. Herr Frank, der ſich noch unter den Händen des Wundarztes befand, konnte bei ſeiner jetzigen Kraftloſigkeit der Entführung kein Hinderniß in den Weg legen.

Die Sache ließ ſich beſſer und leichter an, als man vermuthet hatte. Herr von Spitzkopf erfuhr, als er einsmals in Hühnenthal ſpeiſte, daß Luiſe gewohnt ſey, mit Madame Frank Abends im Mondſchein vor dem Dorfe ſpazieren zu gehen. Da nun eben das ſchönſte Sommerwetter war und der Vollmond eintrat, ſo entſchloß ſich Spitzkopf auf der Stelle, die beiden obgenannten Herren auf den folgenden Tag zu Gaſte zu bitten, und ſie ſo lange bei ſich aufzuhalten, bis die Entführung geſchehen ſey.

Sie nahmen, nichts Arges denkend, ſeine Einladung an und ſtellten ſich zu Pferde bei ihm ein. Er bewirthete ſie ſo gut als möglich, und ſuchte ſie durch allerlei höfliche Kunſtgriffe in ſeinem Hauſe zu feſſeln. Er brachte es auch wirklich dahin, daß ſie bis zur Abenddämmerung bei ihm verweilten. Jetzt wollten ſie plötzlich fort. Er ſtellte ſich ganz erſchrocken und bat dringend, noch zu Abend bei ihm zu ſpeiſen, und dann erſt beim lieblichen Mondenlicht, das jetzt dem hellen Tage gleiche, zurückzureiten, oder auch, was ihm noch lieber ſey, die Nacht über unter ſeinem Dache zu bleiben. Wigand hatte Luſt, noch ein paar Stündchen zu verharren; aber Wilhelm empfand auf Einmal eine gewiſſe Bangigkeit, die mit jeder Minute ſtieg. Er drang heftig darauf, ohne Verzug fortzureiten. Spitzkopfs Bitten und Schmeicheleien waren verloren; ſeine Gäſte ſetzten ſich zu Pferde und legten die zwei Meilen nach Hühnenthal in möglichſter Eile zurück.

Nahe am Dorfe kamen ihnen zwei Bedienten vom Schloſſe auf ungeſattelten Pferden entgegengeſprengt und erzählten im Vorbeijagen, Luiſe ſey vor einer halben Viertelſtunde von der Seite der Madame Frank entführt worden. Mit Entſetzen hörten Wilhelm und Wigand dieſe Nachricht, und folgten ſammt dem Reitknechte, den ſie bei ſich hatten, den beiden Bedienten.

Als ſie ungefähr eine halbe Meile weit geritten waren, ſahen ſie einen Wagen vor ſich, der ſchnell von der Straße ablenkte und auf ein nahes Gebüſch zueilte. Wie ein Donnerwetter war Wilhelm hinterher und fiel den Pferden ſchon in die Zügel, als auch ſeine vier Begleiter mit wildem Geſchrei anlangten. Dadurch erſchreckt, ſprang der Kutſcher vom Bock und floh nebſt einem Kerl, der hinten auf dem Wagen ſtand, in den Wald. Man ließ ſie laufen, hielt aber einen Herrn feſt, der ſich aus der Kutſche herausſtürzte und gleichfalls entwiſchen wollte. Es war Herr von Schierling in hoher Perſon. Luiſe lag mit gebundenen Händen und einem Tuche, das man ihr in den Mund gedreht hatte, ohnmächtig im Wagen, erholte ſich aber ſogleich, als man ſie feſſellos machte und Wilhelms Stimme ihren Namen rief. Er ſetzte ſich zu ihr in den Wagen; ein Bedienter lenkte die Pferde; die beiden andern nahmen den Gefangenen, den man billiger Maßen zu Fuß gehen ließ, in die Mitte; Wigand ritt vor ihnen her und führte den Zug.

Als man in Hühnenthal ankam, ward der Arreſtant in ein mit Schlöſſern, Riegeln und eiſernen Fenſtergittern verwahrtes Zimmer gebracht, und erhielt eine Ehrenwache von ſechs ſtammhaften, mit Spießen und Knitteln bewaffneten Bauern. Düſter wie ein Uhu ſaß er in ſeinem Käſich und ſprach kein Wort. Am folgenden Tage ließ ihn der Befehlshaber der nächſten Beſatzung, dem man den Vorfall gemeldet hatte, durch ein Kommando abholen, und lieferte ihn in die Hauptſtadt, wo er zu ewiger Feſtungsgefangenſchaft verurtheilt wurde.

Auch Herr von Spitzkopf bekam bei dieſer Geſchichte eine tüchtige Schlappe. Er hatte ſeinem Buſenfreunde Wagen und Pferde zur Entführung geliehen, und erſchrack daher außerordentlich, als er hörte, daß ſie verunglückt und ſeine Equipage den Feinden in die Hände gefallen ſey. Man kannte ſie in Hühnenthal ſehr genau, weil er hundert Mal damit zum Schmauſe gekommen war; dennoch beſaß er die Frechheit, ſie zu verläugnen, und gerieth darüber in eine Unterſuchung, die ihm mehr koſtete, als alle Mahlzeiten werth waren, die er jemals im Frankſchen Hauſe genoſſen hatte. Das Wägelchen und die Rößlein wurden öffentlich verſteigert, und er durfte ſich von nun an in Hühnenthal nicht wieder ſehen laſſen.

„Wie wunderbar ſich doch manches in der Welt fügt!“ ſprach Herr Frank, als einſt von Luiſens Entführung die Rede war — „Erinnerſt Du Dich noch, mein Sohn, aus Deinen Kinderjahren, daß Du einſt die Hunde des alten Herrn von Schierling karbatſchteſt?“ —

„O ja!“ antwortete Wilhelm.

„Glaubſt Du wohl, daß dieſer Knabenſtreich bis dieſen Augenblick fortwirkte? — Alle Deine Händel mit dem Lieutenant entſtanden daraus. Er malte Dir einen Eſel an die Thür, ſchalt Dich einen Hundevogt, band im Gaſthof mit Dir an, überfiel Dich in Deinem Zimmer, ward vom Regimente gejagt, ſuchte Dich hier auf, begann mit mir einen Streit, verwundete mich im Walde, entführte

Luiſen, und ſitzt nun zum Lohne dieſer Thatenreihe zeitlebens auf der Feſtung.“ —

„Alles wahr! lieber Vater!“ entgegnete Wilhelm. „Aber in dieſer Kette von Begebenheiten fehlt noch ein Glied, und gerade das beſte!“ —

„Was wäre das?“ fragte Herr Frank.

„Ich mag es nicht eher nennen,“ erwiederte der Sohn, „bis Du mich verſichert haſt, daß Dich Deine Wunden nicht mehr ſchmerzen.“ —

„Hm! wie fällt Dir das ein? Ich bin ja ganz wieder geſund.“ —

„Nun, ſo erlaub' ich mir die Bemerkung, daß ich meiner kindiſchen Hundehetze ſogar Luiſen verdanke. — Du hätteſt vielleicht nie in unſere Verbindung gewilligt, wenn nicht bei Gelegenheit Deiner Verwundung die Herzensgüte des Mädchens und der biedere, ganz rachloſe Charakter des Vaters aus dem Dunkel des Verkanntſeyns hervorgetreten wären.“ —

„Das räum' ich Dir ein;“ ſprach Herr Frank. „Ich bin überhaupt ein rechter Märtyrer Deiner Liebſchaft; denn bekam ich nicht auch ihretwegen vor einigen Jahren im Schulgarten einen verdammt harten Kopfſtoß vom Magiſter Trufelius?“ —

So ſcherzend verfolgten Vater und Sohn noch weiter den Faden, der bei ihren Hausbegebenheiten Urſache und Wirkung verknüpft hatte. Da ihn jeder aufmerkſame Leſer von ſelbſt finden wird, ſo können wir uns der Mühe überheben, die Fortſetzung ihres Geſprächs aufzuzeichnen. Wir benutzen lieber den Raum, uns der Schierling'ſchen Familie auf immer und ewig durch die Nachricht zu entledigen, daß der alte Herr — kurz nach der Abreiſe ſeines

Sohnes auf die Feſtung — durch einen ſchnellen Tod ſeinen Hunden entriſſen wurde. Er hinterließ ein Teſtament, worin ſie nach Abzug des dem Lieutenant gebührenden Pflichttheils zu Univerſalerben eingeſetzt waren. Die Summe ſeines Nachlaſſes belief ſich ſo hoch, daß der letzte, ſeine Miterben überlebende Hund fünf- bis ſechshundert Thaler jährliche Einkünfte zu verzehren hatte, und alſo in ſeiner Art ein großes Haus machen konnte. Erſt dann, wenn dieſer reiche Kauz Todes verfahren ſeyn würde, ſollte die Hauptſumme des Vermächtniſſes nach dem letzten Willen des Erblaſſers einem Hoſpital zufallen, und beſonders zur Verpflegung ſolcher mitleidswürdigen Perſonen verwandt werden, die auf eine gründliche Art beweiſen könnten, daß ſie in ihren vormaligen beſſern Umſtänden viel Hunde gehalten und ſich dadurch an den Bettelſtab gebracht hätten. — Daß der Teſtirer ſeinen Sohn nicht wenigſtens zum Nacherben ſeiner innigſt geliebten Hündlein beſtimmte, geſchah aus der gerechten Beſorgniß, der böſe Bube möchte ihnen nach dem Leben trachten, um ſich je eher je lieber in den Beſitz ihres Vermögens zu ſetzen.

59.

Der Polterabend.

Bis gegen den Hochzeittag fiel nun nichts Merkwürdiges weiter vor. Das Schloß in Hühnenthal war ein Schauplatz der Eintracht und Freude. Nur Wiganden ſah man oft in Trübſinn verſunken. Ihn drückte, wie er ſelbſt geſtand, ein geheimer Kummer, den er niemanden entdecken wollte.

Des Pfarrers Schlangenwindungen und Demüthigungen vor ihm waren luſtig. Die Nachricht, daß der abgeſetzte und vertriebene Schulmeiſter dem Gutsherrn das Leben gerettet habe und in deſſen Kutſche wieder zurückgekommen ſey, ſchlug wie ein ſchweres Gewitter im Pfarrhauſe ein. Der Paſtor wußte vor Beſtürzung nicht, was er beginnen ſollte. Er ſetzte die Stutzperücke zehn Mal auf, um den Kranken zu beſuchen, und zehn Mal nahm er ſie wieder ab, um Wiganden nicht zu ſehen. Endlich überwand er dieſe Scheu, ließ ſich bei dem Patienten anmelden und ward abgewieſen. Herr Frank, der Wigands Verfolgungen bereute, haßte den Pfarrer, dem er nie hold war, jetzt um ſo mehr, weil er ſich auf den erſten Wink zum Werkzeuge derſelben hatte gebrauchen laſſen. So geht es gemeiniglich den Helfershelfern dieſer Art, und ſie verdienen es nicht beſſer.

Wie vom Schlage gelähmt, ſchlich der Pfarrer nach Hauſe; ihm ſchmeckte weder Eſſen noch Trinken. Er ließ ſich in den nächſten Tagen mehrere Gänge aufs Schloß nicht verdrießen; ſie waren aber alle vergeblich. Nun ſchrieb er an Wiganden (auf den er den Verdacht warf, daß er ihn durch rachgierige Verhetzungen in Ungnade geſtürzt habe) einen ſehr ſchmeichelhaften Brief, beglückwünſchte ihn über Herrn Franks Rettung, nannte ihn ein dazu auserwähltes Rüſtzeug Gottes, bat um großmüthige Verzeihung vormaliger Mißverſtändniſſe und empfahl ſich ſeiner ſchätzbaren Gewogenheit und Freundſchaft. Dieſes unterwürfige Schreiben bewirkte nichts, als daß ihm Wigand mit zwei Zeilen antwortete: er verzeihe von ganzem Herzen; doch von Freundſchaft könne unter ihnen nicht die Rede ſeyn.

Je näher die Hochzeit rückte, deſto häufiger und ängſtlicher wurden die Bemühungen des Pfarrers, ſich im Schloſſe wieder in Gunſt zu ſetzen. Alle Menſchen, die dort aus- und eingingen, ſprach er an, ein gutes Wort für ihn einzulegen. Unter mancherlei bibliſchen Bildern und Gleichniſſen erwähnte er ſeiner Verbannung aus den Augen des Gutsherrn ſogar auf der Kanzel, und wehklagte bitterlich weinend, daß man ſein gutes Herz verkenne. Doch das alles half ihm nichts: er bekam dennoch keinen Biſſen vom Hochzeitſchmauſe, um den es ihm hauptſächlich zu thun war. Wilhelm beſtand darauf, ſich nicht von ihm einſegnen zu laſſen. Seine Gebühren ſchickte man ihm ins Haus, und ein andrer Geiſtlicher ward mit Erlaubniß des Conſiſtoriums erkoren, die Trauung zu verrichten. Die Wahl wäre auf den Magiſter Trufelius gefallen, wenn ihn nicht Luiſe ausdrücklich verbeten hätte.

Gepoltert ward am Polterabend eben nicht viel. Es bedurfte keiner großen Zurüſtungen zur Hochzeit, weil Antonio der einzige fremde Gaſt war, den man erwartete. Seine Ankunft heiterte den melancholiſchen Wigand ſo auf, wie man ihn ſeit langer Zeit nicht geſehen hatte. Man erinnerte ſich der erſten Bekanntſchaft im Gaſthofe, und lachte noch herzlich über die damals vorgefallenen luſtigen Auftritte mit den beiden überklugen Herren Gevattern.

Antonio erzählte mancherlei Neuigkeiten aus der Hauptſtadt, und unter andern auch die: daß Fräulein Aſpaſia in ihrem neunzehnten Jahre an der griechiſchen Mode geſtorben ſey. Sie hatte, den Warnungen der Aerzte zum Trotz, ihre ſchamloſe Nacktheit immer weiter bis faſt zum paradieſiſchen Feigenblatte getrieben, und es ſo der Senſe des Todes recht bequem gemacht, ſie auf eine unheilbare Art zu verwunden. —

Bei der Abendtafel, die Herr Frank mit ſeinen beſten Weinen verſehen hatte, war unſere kleine Geſellſchaft ſehr vergnügt. Wigand allein ſaß bisweilen einige Minuten lang in tiefem Nachdenken, ſah ſchweigend und ſtarr vor ſich hin und nahm an dem frohen Geſchwätz um ihn her keinen Antheil. Antonio munterte ihn auf, ſich mit den Fröhlichen zu freuen. „Freund, das kann ich nicht immer!“ ſeufzte Wigand. „Mein Leben gleicht einem Apriltage, deſſen lachende Heiterkeit oft durch Stürme unterbrochen wird. — In den frohſten Stunden — beſonders wenn ich Familienfeſten beiwohne — überfällt mich bisweilen eine Schwermuth, über die ich nicht Herr bin.“ —

„Sagen Sie uns, was Sie betrübt!“ bat Antonio; „Mittheilung erleichtert jeden Kummer. — Sie ſind hier unter lauter Freunden, und ein Mann von Ihrem Charakter kann kein Geheimniß auf der Seele haben, deſſen Entdeckung ihm Schande brächte.“ —

„Ich habe kein Verbrechen begangen;“ antwortete Wigand; „aber von Gewiſſensbiſſen über eine jugendliche Unvorſichtigkeit bin ich nicht frei. Ich könnte ſie entdecken und war ſchon ſeit einigen Tagen dazu entſchloſſen — doch was hilft's? Mich kann nichts beruhigen, bis ich — wozu ich längſt alle Hoffnung aufgab — einen Mann von ungefähr acht und dreißig Jahren gefunden habe, der an ſeinem linken Fuße nur vier Zehen hat.“ —

„Iſt das Scherz oder Ernſt?“ — ſprach Antonio ſtutzend und verwandelte ſich im Geſicht. — „Nach dem Merkmale, das Sie angeben, bin ich der Mann, den Sie ſuchen.“ —

„Gott! — wär's möglich?“ — rief Wigand und ſprang mit erhobenen Armen vom Stuhl auf. „Ich beſchwöre Sie, täuſchen Sie mich nicht!“ —

„Es iſt, wie ich Ihnen ſage: ich bin mit dieſem Mangel geboren.“ —

„Wo? — wo ſind Sie geboren?“ —

„Das weiß ich in der That nicht. Ich erinnere mich blos aus meinen Kinderjahren, daß ich in einer ſehr anmuthigen Gegend an einem breiten Strome geſpielt habe.“ —

„O Himmel, das war der Rhein! Sie ſind — Du biſt's — Du biſt mein verlorener Bruder!“ — Mit dieſen Ausrufungen ſtürzte Wigand an Antonio's Hals. Die Geſellſchaft erſtaunte. Fragen über Fragen ergingen an ihn. Antonio bat dringend um Auflöſung des Räthſels. Wigand konnte vor Beſtürzung und Wehmuth nicht im Zuſammenhang ſprechen. Man ließ ihm Zeit, ſich zu erholen und hörte dann von ihm folgende Geſchichte, bei der wir blos auslaſſen, was Antonio und die Uebrigen dazwiſchen redeten.

60.

Wigands Geſchichte.

„Der Name Wigand, den ich bisher führte, iſt ein angenommener Name. Ich bin der Sohn eines Edelmanns, der Rudolph von Windag heißt und noch in dieſer Stunde, als ein beinahe achtzigjähriger Greis, am Rheine lebt. Bis in mein angehendes Jünglingsalter hatte ich an ihm einen guten, liebevollen Vater. Er ſchonte keine Koſten, mich ſorgfältig erziehen und von den geſchickteſten Lehrern, die er auffinden konnte, unterweiſen zu laſſen.

Ich war noch nicht ſechzehn Jahre alt, als meine rechtſchaffene Mutter ſtarb. Mein Vater, der ſie ſehr geliebt hatte, machte bald nach ihrem Tode eine Reiſe von mehrern Monaten, um ſeinen Gram zu zerſtreuen. Er kam mit einer jungen Dame von blendender Schönheit zurück und ſtellte ſie mir als meine künftige Stiefmutter vor. Sie nahm die beſten Zimmer des Hauſes in Beſitz; doch nichts war ihr prächtig genug. Mein Vater, der jeden Wink ihrer Augen als einen Befehl aufnahm, verſchrieb ſogleich in den nächſten Tagen neue koſtbare Möbeln von aller Art. Dennoch war ſie nicht völlig damit zufrieden, ungeachtet ſich vielleicht manche Fürſtin bedacht hätte, ſo theure Geräthe zu kaufen.

Die hohe Sprache, die ſie bei jeder Gelegenheit führte, konnte zu dem Glauben verleiten, daß ſie wenigſtens aus einer gräflichen Familie ſtamme; allein man flüſterte mir von allen Seiten ins Ohr: ſie ſey eine Theaterprinzeſſin von der niedrigſten Geburt. Dieſe Nachricht, die ſich immer mehr beſtätigte, machte einen deſto unangenehmern Eindruck auf mich, da ſich mein Vater von dieſer Perſon ganz beherrſchen ließ und merklich kalt gegen mich ward. Er verſagte mir manches nöthige Bedürfniß, um den verſchwenderiſchen Aufwand, den ihre unbegränzte Prachtliebe verurſachte, beſtreiten zu können. Am meiſten aber ſchmerzte mich, daß er einen arabiſchen Schimmel, den er nur kurz vor dem Tode meiner Mutter für mich gekauft hatte, zum Leibpferde der Dame beſtimmte. Ich durfte das ſchöne Thier, das meine einzige Freude war, von nun an nicht mehr beſteigen.

Einſt beklagte ich mich gegen meinen Vater darüber. Er gab mir eine kurze, liebloſe Antwort. Tief gekränkt entgegnete ich: es betrübe mich ſehr, ſeine Liebe verloren zu haben und einem Frauenzimmer nachgeſetzt zu werden, von dem man hier und da nicht mit Achtung ſpreche. Erröthend befahl er mir, mich deutlicher zu erklären. Ich ſagte ihm, was ich gehört hatte. Er wollte meine Gewährsleute wiſſen. Dieſe hatten ſich Verſchweigung ihrer Namen bedungen, und ich verrieth ſie nicht. Er zürnte heftig darüber, und beging die Schwachheit, der Abgöttin ſeines Herzens zu entdecken, was ich von ihr geſprochen hatte.

Von dieſem Tage an hatte ich keine gute Stunde. Die Beleidigte ſetzte mich zwar wegen des Geſprächs mit meinem Vater nie zur Rede, verfolgte mich aber mit heimlicher Rachſucht, und er verſchoß dienſtfertig alle ihre Bolzen gegen mich. Ich ſehnte mich nun fort aus dem Hauſe; und da ich Luſt hatte, in Kriegsdienſte zu gehen, bat ich ihn oft, meine Anſtellung bei der Armee zu bewirken. Er verſchob es von einer Zeit zur andern und klagte immer, daß die Equipirung eines Officiers ſehr viel koſte. Wenn hingegen meine Stiefmutter (die es nun durch eheliche Einſegnung förmlich geworden war) einen engliſchen Wagen oder einen neuen Zug Pferde verlangte, ſo beſann er ſich keinen Augenblick, ihren flüchtigen Einfällen doppelt ſo viel aufzuopfern, als zur Gründung meines künftigen Glücks nöthig geweſen wäre. Ich mache mir noch heute Vorwürfe, daß ich das alles geduldig ertrug und nicht meinen Stab in die weite Welt ſetzte. Dieſer Entſchluß hätte mir mehr als dreißigjährige Leiden erſpart.

Die Geburt eines Knaben, der nur vier Zehen am linken Fuße zur Welt brachte — und der, wenn mich nicht alles trügt, hier neben mir ſitzt — machte meinem Vater außerordentlich viel Freude. Es war ein wohlgebildetes freundliches Kind, das bei der Taufe den Namen **Anton** erhielt. Ich liebt' es über allen Ausdruck, ungeachtet es mir den letzten Reſt der väterlichen Gunſt entzog; denn von nun an galt ich gar nichts mehr im Hauſe. Jeden Groſchen, den mein Vater für mich ausgeben mußte, warf er mit Murren hin; und dennoch konnt' ich nicht den Weg aus dieſer Marterhöhle finden. Ich war wie gefeſſelt.

Als der kleine Anton ungefähr drei Jahre alt war, ging in dem Benehmen meiner Stiefmutter gegen mich eine wunderbare Veränderung vor. Sie ward milder und freundlicher, machte mir allerlei angenehme Geſchenke, und beredete meinen Vater ſogar, mir ein ſehr ſchönes Reitpferd zu kaufen, das vierzig Louisd'or koſtete. Dieſe gefälligen Annäherungen waren aber, leider! das Vorſpiel widerwärtiger Auftritte, über die ich ſo flüchtig als möglich hinwegeilen will. Meine Stiefmutter forderte mich — mit Einem Worte — zu einem Verbrechen gegen die Natur auf; und als ich ihre Lockungen mit Abſcheu zurückwies, überfiel ſie mich einſt des Nachts im Bette, um mich, mit einem Dolch in der Hand, zur Befriedigung ihrer Lüſte zu zwingen. Ich entwaffnete ſie und drohte, meinem Vater alles zu entdecken. Sie bat mich auf den Knien um Verſchwiegenheit. Ich verſprach ſie ihr unter der Bedingung, mich mit dergleichen empörenden Anträgen nie wieder in Verſuchung zu führen und meinen Vater dahin zu vermögen, daß er mich ohne Verzug außerhalb des Hauſes verſorge. Beides gelobte ſie mir mit den heiligſten Betheuerungen.

Seit dieſer Nacht ſchlug ſie die Augen nicht mehr gegen mich auf, vermied mich ſo viel als möglich, und war bei Tiſch und überall, wo ſie mir nicht ausweichen konnte, ſtumm und verlegen. Das freute mich, weil ich hoffte, ſie würde mich ſchnell aus dem Hauſe zu entfernen ſuchen.

Dennoch bemerkte ich in den nächſten Tagen und Wochen nicht die geringſte Anſtalt dazu. Meiner Verſchwiegenheit nicht trauend, mochte ſie wohl mit einem Anſchlag umgehen, mir den Mund auf ewig zu ſchließen. Ich kann ihr das nicht mit voller Ueberzeugung beweiſen: doch war eine Portion Gift, die ſie ſich verſchaffen wollte, wahrſcheinlich für mich beſtimmt. Sie ſchickte einen Bedienten (der wegen verſchiedener Ausrichtungen in die nächſte Stadt abgefertigt wurde) mit einem verſiegelten Briefchen in die Apotheke; der Apotheker las den Zettel mit Kopfſchütteln und ſagte kurz: er dürfe kein Gift verkaufen. Meine Stiefmutter ward bei Meldung dieſer Antwort blutroth und fuhr auf: der Kerl ſey ein Narr; ſie habe nicht daran gedacht, Gift von ihm zu verlangen. — Das alles erzählte mir der Bediente; ich achtete aber damals wenig darauf, und es fiel mir erſt nachher, als ich ſchon das väterliche Haus verlaſſen hatte, der Gedanke ein, daß mir wohl der ehrliche Apotheker das Leben gerettet haben möchte.

Ungefähr um dieſe Zeit ritt ich eines Morgens am Rheinufer ſpazieren und nahm den kleinen Anton, wie ich oft zu thun pflegte, vor mich auf den Sattel. Das machte ihm immer viel Vergnügen, mir aber bisweilen etwas lange Weile, weil ich ſeinetwegen nur im Schritt reiten konnte. Mein Pferd war an dieſem Tage beſonders muthig, und ich bekam Luſt, ihm ein Weilchen den Zügel ſchießen zu laſſen. Ich ſetzte daher den Knaben ins Gras und ſagte ihm, er ſolle Blumen pflücken, ſich aber nicht von der Stelle entfernen.

Als ich nach einer halben Stunde zurückkam, fand ich ihn nicht mehr. Erſchrocken ſprengt' ich am Ufer auf und ab und in der Gegend herum: er war nirgends. Ich ritt voll Verzweiflung heim und meldete meinen Eltern das Unglück. Die Mutter erhob ein Zetergeſchrei; der Vater fluchte und betete durcheinander. Beide wütheten wie Furien gegen mich. Sie ſandten alle ihre Leute fort, um den Knaben zu ſuchen. Der Vater drohte mir, mich niederzuſchießen, wenn ich ohne das Kind zurückkäme, und lud ſchon eine Flinte für mich.

Ich jagte wieder fort und fragte jeden Menſchen, der mir begegnete, ob er ein herumirrendes Kind geſehen habe. Alle gaben mir eine verneinende Antwort. Endlich ſagte mir ein Reiſender, es ſey eben ein Trupp Kunſtreiter und Seiltänzer, theils zu Pferde, theils zu Wagen, am Rhein herabgezogen, und der Knabe könnte vielleicht der bunten Schaar, die ſich durch auffallende Kleidung und Federbüſche ausgezeichnet habe, nachgelaufen ſeyn. Ich flog fort, holte die Seiltänzer ein; aber mein Anton war nicht dabei, und die Gaukler, die ich Mann für Mann nach dem Kinde fragte, verſtanden entweder nicht deutlich, oder ſtellten ſich wenigſtens ſo. Kurz, ich mußte troſtlos zurückreiten. Die Kräfte meines Pferdes waren erſchöpft. Ich ſtieg ab, warf mich am Rheinufer nieder und beweinte meinen unglücklichen Bruder, den ich für todt hielt: denn, nach ſo vielen vergeblichen Nachforſchungen, blieb mir nur noch die Vermuthung übrig, daß er beim Blumenpflücken dem Ufer zu nahe gekommen und in den Strom hinabgeſtürzt ſey. Ich fand abgebrochene Blumen hin und her verſtreut und ſammelte ſie mit heißen Thränen.

Als es Nacht wurde, ritt ich nach dem Hauſe meines Vaters zurück, wagte mich aber nicht hinein. Ich klopfte von außen ans Fenſter des Pförtners und fragte leiſe, ob ſich mein Bruder wieder gefunden habe. Der Pförtner — ein alter, ehrlicher Mann — ſagte Nein, und beſchwor mich, meinem Vater nicht unter die Augen zu gehen. Er tobt und raſet, ſprach er, ſo fürchterlich gegen Sie, daß er keinem Menſchen gleicht. Ihr Leben wäre verloren, ſobald er Ihrer anſichtig würde. — Nach dieſer Warnung reichte mir der gute Alte einen Beutel mit Geld und ſagte weinend: Da nehmen Sie dieſe paar Thaler, und helfen Sie ſich damit ſo weit als Sie können! Hier iſt nun einmal Ihres Bleibens nicht mehr. —

Sträubend, doch genothdrungen nahm ich das Geld des gutmüthigen Greiſes, verließ mein Vaterland, änderte meinen Namen durch Verſetzung der Buchſtaben, ging hier als gemeiner Huſar in Dienſte und ſchrieb an meinen Vater einen rührenden Brief, worin ich alles erſchöpfte, was ſich nur ſagen und vorſtellen ließ, um ihn zur Verzeihung zu bewegen. Aber ein Freund, dem ich dieſen Brief zur Uebergabe zuſchickte, meldete mir: mein Vater ſey unverſöhnlich gegen mich aufgebracht und habe die gräßlichſten Schwüre gethan, mich nicht eher wieder für ſeinen Sohn zu erkennen, bis ich ihm ſein verlorenes Kind zurückbringe. In einem eben ſo feindſeligen Tone habe meine Stiefmutter geſprochen, und beide hätten dringend verlangt, den in meinem Briefe verſchwiegenen Ort meines Aufenthaltes zu wiſſen, um mich von der Obrigkeit an ſie ausliefern zu laſſen. —

Fünf und dreißig Jahre lang habe ich nun ſchon durch dieſen treuen Freund mit meinem Vater um Ausſöhnung unterhandelt, ohne ſein verſteinertes Herz erweichen zu können. Nur vor wenigen Monaten hat er meinem Freunde, der ihm ſein hohes Alter und die wahrſcheinliche Nähe ſeines Todes vorſtellte, geantwortet: er wolle ſeinen Haß gegen mich mit in die Ewigkeit hinüber nehmen; denn er habe meiner Stiefmutter — die im vorigen Jahre geſtorben iſt — im letzten Augenblick ihres Lebens verſprochen, mir nie zu verzeihen.“ —

61.

Antonio's Geſchichte.

„Armer, unglücklicher Mann!“ rief Antonio: „Dein raſcher Ritt kam dir theuer zu ſtehen! — Aber nun ſey heiter und froh! Du haſt Deinen Bruder, den Du im Rhein ertrunken glaubteſt, wieder gefunden. Alle Umſtände überzeugen mich, daß ich es bin. — Kannſt Du dich wohl erinnern, wie ich damals gekleidet war?“

„Das weiß ich ſehr genau;“ antwortete Alexander von Windag: „Du trugſt ein Jäckchen vom feinſten Scharlach, mit Kragen und Aufſchlägen von ſchwarzem Sammt.“ —

„Vielleicht auch einen runden grauen Hut, mit einer weißen Feder?“ fragte Antonio.

„Richtig, bei meinem Leben.“ —

„Komm an mein Herz, Alexander!“ rief Anton, und die Brüder fielen einander in die Arme. — „Nun iſt der letzte Schatten eines Zweifels verſchwunden; denn ich kann Dir alle Kleidungsſtücke, die wir jetzt nannten, vor Augen legen. Sie ſind in meinem Hauſe in einem beſondern Käſtchen verwahrt. Ich werde ſie morgen mit Anbruch des Tages holen laſſen.“ —

„O Anton, mein Anton! — Die Freude ſprengt mir die Bruſt! — Sag' mir geſchwind, wie Dir's erging! Dich raubten alſo doch wohl die Seiltänzer?“ —

„So iſt's, lieber Alexander! Ich werde Dir alles in der Ordnung erzählen. — Die hellen Erinnerungen meines Jugendlebens beginnen mit meinem ſechsten oder ſiebenten Jahre. Ich fand mich damals gleichſam erſt ſelbſt unter einer Geſellſchaft ſogenannter engliſcher Kunſtreiter, die mit einer Bande Seiltänzer und Taſchenſpieler verbunden war und von Land zu Land zog. Ihr Haupt hieß Laroni, und mich nannte man Antonio. Ich hatte unter dieſen wilden und rohen Menſchen keine gute Zeit. Sie wollten mich durchaus zu ihren Künſten abrichten; es fehlte mir aber an Geſchicklichkeit und Luſt. Die Unvollkommenheit meines linken Fußes machte mich zum Seiltanz ganz unfähig, und dennoch verſuchten die Barbaren fort und fort, mir durch Hunger und Schläge eine Fertigkeit einzupfropfen, die mir die Natur verſagt hatte. So oft ich vom Seile herunterfiel, bekam ich in vierundzwanzig Stunden nichts zu eſſen. Etwas glücklicher war ich in den Reitkünſten, und bracht' es endlich ſo weit, daß ich mich auf einem gewiſſen Pferde, das einen ſehr ſanften und gleichmäßigen Galopp ging, ſtehend erhalten konnte. Wenn aber dieſes Pferd etwa krank war und ich ein anderes beſteigen mußte, lag ich bald im Sande, und ward, meiner ausgeſtandenen Angſt und Lebensgefahr ungeachtet, grauſam behandelt. Meine größte Pein waren die halsbrechenden Menſchenpyramiden, bei denen ich gemeiniglich, als der Kleinſte der Geſellſchaft, die Spitze bilden mußte. Ich bereitete mich immer vorher im Stillen zum Tode.

Die glücklichſten Stunden jener traurigen Jahre waren die, wenn ich allein ſeyn und mein Elend beweinen konnte. Da dünkte mich oft, es ſey mir einſt beſſer ergangen. Bei unſerer Geſellſchaft war ein junger Menſch, der Alexander hieß. Ich liebte ihn wegen dieſes Namens, ohne daß ich mir davon einen Grund anzugeben wußte. So oft ich ihn rufen hörte, ſchlug eine ſanft tönende Saite in meinem Herzen an, und es war mir, als würde die dunkle Nacht meiner frühern Jugend durch einen Blitzſtrahl erleuchtet. Ich erblickte eine lachende Gegend — ſah einen majeſtätiſchen Strom mit Schiffen — hörte freundliche Stimmen, die mir liebkoſeten; doch das alles waren ſchwankende Nebelbilder, die in dem Augenblicke, wenn ich ſie feſthalten wollte, wieder zerfloßen.

Nach ſolchen angenehmen Fantaſien ward mir immer die Wirklichkeit rauher und drückender als zuvor, und ich wäre vor Gram vergangen, wenn mich nicht bisweilen ein holdes, freundliches Weſen getröſtet und manches Leiden von mir abgewandt hätte. Angelika, die Tochter Laroni's — ein Mädchen von ſechszehn Jahren, das die Geſtalt und die Güte eines Engels in ſich vereinigte — war mein Schutzgeiſt und die Stütze ihres Vaters. Ihre Schönheit und ihr bewundernswürdiger Anſtand, wenn ſie ſich als Reitkünſtlerin zeigte, füllte täglich unſere Spielbahn mit Zuſchauern.

Ich mochte, meines Bedünkens, zwölf Jahre alt ſeyn, als ich einſt in Hamburg, wo wir unſere Künſte ſehen ließen, von einem Pferde, deſſen Gang ich nicht gewohnt war, mehrmals hinter einander herabfiel. Zürnend riß mich Laroni von der Reitbahn hinweg und ſtrafte meine Ungeſchicklichkeit mit heftigen Schlägen. Angelika ſprang dazwiſchen und ſuchte ihn zu beſänftigen; aber es fehlte nicht viel, ſo hätt' er auch ſie geſchlagen. Ein junger, reicher Edelmann, Namens Mello, der unſer täglicher Zuſchauer und mit Laroni bekannt war, machte dieſer Scene ein Ende, indem er meinem erbitterten Herrn den Vorſchlag that, mich ihm zu überlaſſen. Der Knabe ſcheint gutartig, ſprach er, nur paßt er nicht für Ihre Geſchäfte. Ich will ihn, im Fall Sie nichts dagegen haben, als Reitburſch in Dienſte nehmen. — Er ſteht Ihnen mit Vergnügen zu Befehl, antwortete Laroni, wenn Sie mir nur den zwanzigſten Theil der Koſten erſetzen, die mir der unnütze Bube ſeit acht oder neun Jahren verurſacht hat. — Sie gingen mit einander bei Seite, wurden bald über mich Handels eins, und noch denſelben Tag trat ich meinen Dienſt beim Herrn von Mello an, der nicht für immer in Hamburg wohnte, ſondern ſich nur einige Zeit da aufhielt.

Es war ſeine Art, von einer großen Stadt zur andern zu reiſen, und in jeder ſo lange zu bleiben, als es ihm gefiel. An allen Orten, wo wir eine geraume Zeit verweilten, ließ er mich die beſten Schulen beſuchen oder von Privatlehrern unterrichten, und ſorgte überhaupt wie ein Vater für mich. Ich hatte nichts zu thun, als ihn dann und wann zu Pferde zu begleiten, und auch dieſe Spazierritte benutzte er zu lehrreichen Geſprächen, worin er mir ſeine Welterfahrungen mittheilte.

Als ich bei dem vortrefflichen Manne, deſſen Andenken mir immer heilig ſeyn wird, ſechs Jahre lang in dieſen Verhältniſſe gelebt hatte, ſagte er einſt zu mir: er betrachte mich als ſeinen Sohn, und ſey entſchloſſen, mich auf eine Univerſität zu ſchicken. Dieſes großmüthige Erbieten nahm ich dankbar an, und wählte auf ſeinen Rath die Arzneiwiſſenſchaft. Ich ſtudierte zwei Jahre in Göttingen, und dann faſt eben ſo lange in Leipzig, als ich auf Ein Mal — es war der ſchrecklichſte Tag meines Lebens! — aus

Wien die Nachricht erhielt, daß mein väterlicher Wohlthäter plötzlich und ohne Teſtament geſtorben ſey. — Ach, wie unglücklich war ich jetzt! — Von ſeinen auf mich ſchon längſt neidiſchen Verwandten konnte ich keine Unterſtützung erwarten, und — was das Schlimmſte war — ich hatte die Thorheit begangen, die Arzneikunde nur als Nebenwerk zu betreiben, und mich faſt blos mit ſchönen Künſten zu beſchäftigen. Ich fühlte, daß ich nicht mit gutem Gewiſſen als Arzt auftreten konnte, und war alſo hülflos und unfähig, mich zu ernähren.

Unruhe und Verzweiflung trieben mich aus meinem Zimmer. Ich eilte vor's Petersthor. Hier fiel mir — es war gerade zur Zeit der Oſtermeſſe — eine große Bude in's Geſicht, worin fremde Thiere gezeigt wurden. An der Thür derſelben ſtand zu meinem Erſtaunen — Laroni. Ich ging auf ihn zu, gab mich ihm zu erkennen; er entſann ſich meiner ſogleich, bezeigte die lebhafteſte Freude, mich zu ſehen, und bat mich, auf den Abend, wenn ſein Schauplatz geſchloſſen ſey, zu ihm zu kommen, weil er mir etwas von Wichtigkeit zu entdecken habe. Ich fragte nach Angelika. Er antwortete weinend: ſie ſey todt; ein unglücklicher Fall vom Pferde habe ihr das Leben gekoſtet; mit ihr habe ihn ſein Glück verlaſſen, und er ſey von dem wohlhabenden Führer einer glänzenden Kunſtreitergeſellſchaft zum Taſchenſpieler und Beſitzer einiger Affen und Hunde herabgeſunken. —

So erfuhr ich alſo an Einem Tage den Tod der beiden beſten Menſchen, die ich auf Erden gekannt hatte! —

Lieber Antonio, — ſprach Laroni, als ich ihn am Abend beſuchte — ich hab' Ihnen viel zu entdecken und viel abzubitten. Sie wären vielleicht jetzt ein ſehr glücklicher

Mann, wenn Sie nicht, als Sie noch ein zartes Kind waren, einer meiner Leute von der öffentlichen Landſtraße hinweggeraubt hätte. Ich war damals in Italien. Als ich zurück kam, erfuhr ich die Unthat und war höchſt unzufrieden damit. Ich hätte Sie gern ihren Verwandten zurückgegeben; aber man konnte oder wollte mir nicht den Ort genau beſtimmen, wo Sie entführt worden waren. Sie hatten, am Wege ſitzend, Blumen gepflückt. Meinem vorbeiziehenden Trupp fällt Ihre nette Kleidung in die Augen. Einer ſpringt vom Wagen, hebt Sie hinauf, ſetzt Sie in einen Korb und droht Ihnen, ein großer ſchwarzer Hund — der ſich mit auf dem Wagen befindet — ſolle Sie freſſen, wenn Sie einen Laut von ſich gäben. Kurz darauf kommt ein Jüngling in vollem Galopp und fragt nach einem verlornen Kinde. Sie hören ſeine Stimme — Sie rufen Alexander! — aber mein Volk macht Geräuſch und Getöſe, damit er Ihren Ruf nicht vernehme und er vernimmt ihn nicht. Er jagt wieder zurück; Sie laſſen ſich durch Spielwerk beruhigen, und finden beſonders an den Pferden viel Vergnügen; doch immer verlangen Sie auch weinend dazwiſchen nach Ihrem Bruder Alexander. Man fragt, wie Sie heißen; Sie nennen ſich Anton, und man gibt Ihnen nun den italieniſchen Namen Antonio. — Wie es Ihnen weiter bei uns erging, deſſen werden Sie ſich noch ſchmerzlich genug erinnern. Vergeſſen und vergeben Sie, was ich mir gegen Sie zu Schulden kommen ließ, und nehmen Sie alles, was ich noch im Vermögen habe, als eine kleine Entſchädigung an. Ich bin nicht ſo arm, als ich mich machte: ich beſitze außer Affen und Hunden auch Löwen, Tiger und andere ſeltene Thiere, nebſt mehrern tüchtigen Wagen, guten Reit- und Zugpferden und einem anſehnlichen Vorrath künſtlicher Maſchinen. Kurz, lieber Antonio, was ich Ihnen aus gutem Herzen anbiete, iſt in Bauſch und Bogen unter Brüdern einige tauſend Thaler werth. —

So ſprach Laroni. Ich verſicherte ihn meiner herzlichen Verzeihung, wies aber ſein mir angetragenes Geſchenk zurück. Er drang es mir von neuem auf, und betheuerte, daß er in dieſer Welt nichts mehr bedürfe, weil er ſein Leben in einem Kloſter ſeines Vaterlandes beſchließen wolle und mit Reiſegeld dahin ſchon überflüſſig verſehen ſey. Unter dieſen und mehrern Vorſtellungen bat er mich mit Thränen, das Opfer ſeiner Reue nicht zu verwerfen: denn die Ruhe ſeines Herzens hänge davon ab. — Ich gab endlich nach, und empfing nun auch von ihm die Kleidung, in welcher ich entführt worden war. Er habe ſie, ſprach er, mit gutem Bedacht aufgehoben, weil ſie mir vielleicht zur Entdeckung meiner Herkunft behülflich ſeyn kon[illegible]

Auf dieſem Wege kam ich alſo zu den Thieren, mit welchen ich vor zwölf Jahren hier einzog. Die Taſchenſpielerkünſte und Bauchrednerei, womit ich das hieſige Publikum beluſtigte, hatte ich ſchon als Knabe von Laroni gelernt.“ —

62.

Verſöhnung.

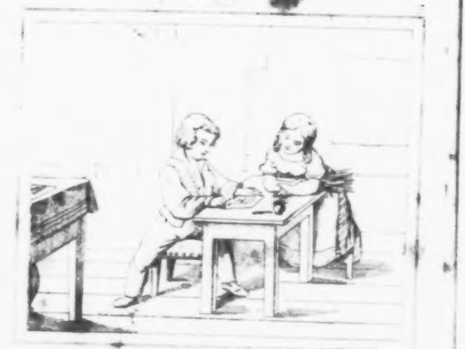
So erzählten die Herren von Windag ihre Schickſale und freuten ſich mit immer neuer Lebhaftigkeit ihrer glücklichen Wiedervereinigung. Alle Anweſende miſchten ſich in ihren Jubel. Vorzüglich war Madame Frank ungemein vergnügt, und erſtickte Luiſen faſt unter Küſſen und Umarmungen, weil ſie nun — ein Fräulein war.

Von dem Vermählungsfeſte kein Wort, als daß plötzlich, indem man ſich zur Tafel ſetzen wollte, der General Türk anlangte. Er hatte durch ſeine Couſine von der Heirath ihres Sohnes Nachricht erhalten, und bei ſeiner jetzigen Rückkehr aus dem Felde einen Umweg von einigen Meilen gemacht, um der Hochzeit beizuwohnen. „Seyd mir alle herzlich gegrüßt!“ rief er mit ſeiner Donnerſtimme. „Ich bringe zwar nicht ſo viel Lorbeerblätter aus dem Kriege mit, als man zu einer Schüſſel Ragout braucht: aber ich bin kerngeſund und recht dazu aufgelegt, mich über den glückverſprechenden Bund dieſes ſchönen, jungen Paares zu freuen.“ —

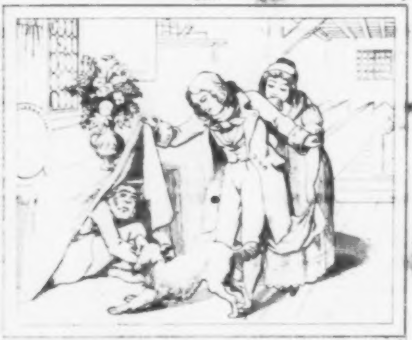
Einige Tage nach der Hochzeit kam der Bote zurück, den Anton in die Hauptſtadt geſandt hatte. Er brachte das Käſtchen mit der oben erwähnten Kinderkleidung. Alexander ward bei ihrem Anblick ſehr erſchüttert. Bald darauf reisten die Brüder zu ihrem Vater. Es war dem ſchwachſinnigen und faſt erblindeten Greis ſchwer begreiflich zu machen, daß ſeine Söhne vor ihm ſtanden; doch nach und nach überzeugten ſie ihn, und es erfolgte nun eine rührende Erkennungs- und Ausſöhnungsſcene, die ſich beſſer empfinden, als beſchreiben läßt. Sie blieben einige Wochen bei ihm, und beſuchten täglich den Platz, wo Anton vor fünf und dreißig Jahren geraubt wurde.

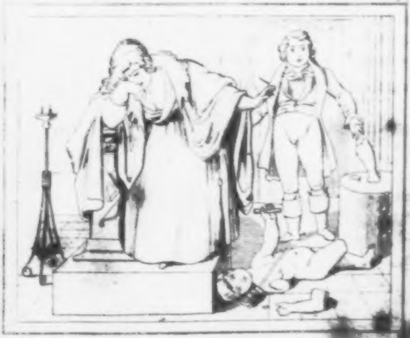
Als der alte Vater bald nachher ſtarb, verkauften ſie das von ihm geerbte Rittergut, — wie Anton ſchon vorher mit ſeiner Buchhandlung gethan hatte — bauten ſich in Hühnenthal an und leben nun dort mit den beiden

Herrn Frank und ihren Gattinnen wie Eine Familie. Vater Frank wird durch den täglichen Umgang mit dieſen braven Männern immer geſchliffener und ſanfter, hält aber ſeiner Erziehungsmethode und ſeiner vormaligen derben Freimüthigkeit noch manche Lobrede. „Sieh, mein Sohn,“ ſpricht er oft, „hätt' ich Dich nicht zu einem muthigen und entſchloſſenen Mann erzogen und hätt' ich dem Herrn von Schierling nicht ſelbſt recht tüchtig die Wahrheit geſagt; ſo ſäßen wir wahrlich nicht ſo froh und einig beiſammen.“ —



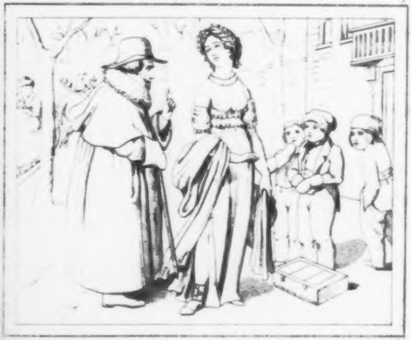
XIV



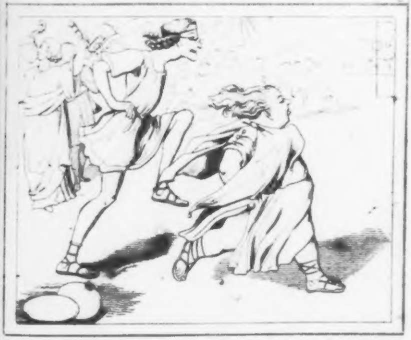


XIV

7

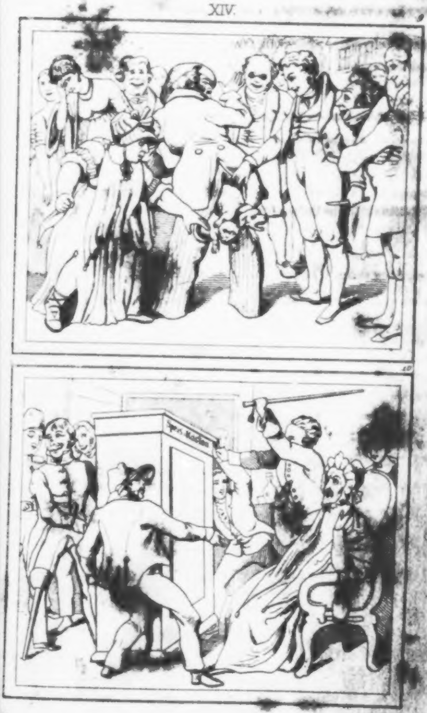


8

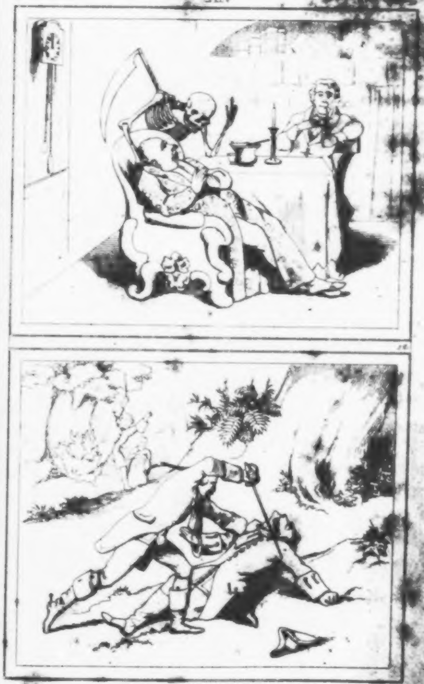


[illegible]

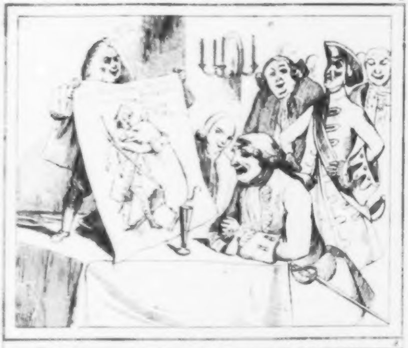
XIV.

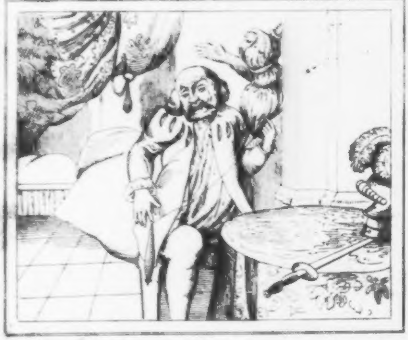


XIV



XV





A. F. E. Langbein's

ſämmtliche Schriften.

Zweite verbeſſerte Auflage.

Fünfzehnter Band

enthält:

Kleine Romane und Erzählungen.

Stuttgart:
J. Scheible's Buchhandlung.
1841.

Kleine
Romane und Erzählungen.

I.

Der luſtige Tiſchrath.

1.

In der guten Vorzeit, da die Menſchen noch fröhlicher waren, als wir es jetzt, leider! ſeyn können, gab es bekanntlich an den meiſten fürſtlichen Höfen Schalksnarren oder ſogenannte luſtige Tiſchräthe. Dieſe Sitte war in mancher Rückſicht nicht ohne Nutzen, und mit Recht ſagt Logau zu ihrer Vertheidigung:

Ein Herr, der Narren hält, thut gar nicht übel dran,
Weil, was kein Weiſer darf, ein Narr ihm ſagen kann.

Der Herzog Hilarius von Granaten — wie wir ihn und ſein Land hier nennen wollen — war vielleicht in Deutſchland der letzte Fürſt, der förmliche Hofnarren im Sold hatte. Er konnte nicht ohne ſolche Luſtigmacher leben; ſie wurden aber in ſeinem Dienſte nicht alt. Es entlief oder ſtarb einer nach dem andern; und da ſich dergleichen Poſſenreißer von Handwerk bei der ſteigenden Sittenverfeinerung immer ſeltener machten, ſo war Hilarius ſehr beſtürzt, als ein kurzweiliger Rath, den er vor allen andern geliebt hatte, plötzlich ſchlafen ging, ohne einen Nachfolger in ſeinem Amte zu hinterlaſſen.

Der Herzog forderte ſeine Räthe zuſammen und verlangte von ihnen die Angabe eines würdigen Hauptes, auf das man die erledigte Schellenkappe wieder pflanzen könnte. Aber die alten Perücken verſicherten, ſie wüßten keinen Pickelhering aufzutreiben, immaßen es ihnen an Bekanntſchaft mit dergleichen muthwilligen Perſonen gänzlich ermangele. Das war freilich gegründet; doch, hätten ſie auch dem Herzog mit Rath und That an die Hand geben können, ſie würden es nicht gethan haben: denn ein Dorn in ihren Augen waren die vermaledeiten Tiſchräthe, die vor den höchſten Staatsbeamten weder Furcht noch Scheu hatten, und den Herzog mit vielen Dingen, die er nicht wiſſen ſollte, bekannt machten.

Unzufrieden, daß ihm die Rathsverſammlung keinen Troſt gab, war er eben im Begriff, ſie wieder auseinander gehen zu laſſen, als ein Hofdiener ein verſiegeltes Schreiben überreichte. Hilarius erbrach es und blickte hinein. „Hm! eine ſeltſame Erſcheinung!“ ſprach er: „Ich bekomme da einen Brief in Verſen, der alſo wahrſcheinlich kein Geheimniß enthält. Nehmt ihn hin, Herr Kanzler, und leſet ihn laut!“

Der Kanzler, ein abgeſagter Feind der Poeſie, zog mit verbiſſenem Unwillen die Brille aus der Taſche und las:

Durchlauchtigſter Herr!
ich habe vernommen,
Ihr ſeyd um Euren Narren gekommen;
Der Klappermann hat in verwichener Nacht

Dem armen Teufel das Garaus gemacht.
Ach! ihn, der ſo luſtige Poſſen geriſſen,
Was werdet Ihr ihn bei der Tafel vermiſſen?
Wie Stroh wird Euch ſchmecken der zarte Faſan,
Und der Wein wie ein Trunk aus dem Ocean.
Drum müßt Ihr, um euch nicht mit Grillen zu quälen,
Stracks einen neuen Tiſchrath erwählen.
Verleiht mir das Aemtchen! Es ſoll Euch nicht reun;
Ich will Euch mit herrlichen Schwänken erfreun.

Mein Vater, ein ehrlicher Ludimagiſter,
Erzog mich zu einem ſtockſteifen Philiſter;
Sobald er mich ſpringen und kurzweilen ſah,
Gleich war er mit ſeinem Schulſcepter da.
Ich ſollte mich immer als Sauertopf zeigen
Und gar einſt die Kanzel des Dorfes beſteigen;
Allein, trotz allen Pedanten der Welt,
Behält die Natur in dem Menſchen das Feld.

Zwar zog ich nach Leipzig, um dort zu ſtudiren,
Zahlt' auch den Profeſſoren ihre Gebühren,
Doch hielt ich's nicht lang' in den Hörſälen aus,
Und wählte dafür das Komödienhaus.
Da ſaß ich mit offnen Augen und Ohren,
Es ging mir kein Wort, kein Geſichtszug verloren,
Und mehr als die trockne Dogmatik gefiel
Mir ſonderlich Harlekins fröhliches Spiel.
Ich jammerte laut, als den drolligen Buben
Gottſched und die Neuberin förmlich begruben.*
Nun wurde mir Leipzig ein trauriger Ort,
Ich machte des folgenden Tages mich fort;
Doch that ich zuvor in der Nacht mich erfrechen,
Den Tod meines Lieblings am Mörder zu rächen:
Ich warf mit manchem gewaltigen Stein
Dem düſtern Profeſſor die Fenſter ein.

* Auf den ſeichten Rath des Profeſſors Gottſched veranſtaltete die Neuberin, die damals einer Schauſpielergeſellſchaft in Leipzig vorſtand, dieſe pedantiſche Feierlichkeit im Jahre 1737.

Seitdem durchpilgert' ich Deutſchlands Provinzen,
Erbot mich zu Dienſten bei Grafen und Prinzen;
Allein mich floh das geflügelte Glück,
Und überall wies man mich ſchnöde zurück.
Je nun, ich werde mich drob nicht erhenken,
Wenn Ihr geruht, Eure Gunſt mir zu ſchenken.
Ernennt mich zu Eurem kurzweiligen Rath
Und rechnet auf Nutzen für Euch und den Staat!
Nicht ſelbſt Narr, mach' ich Jagd auf die Narren,
Und auf die plumpen, zweibeinigen Farren,
Die gegen die Söhne der Klugheit das Horn
Der Dummheit aufwerfen mit ſchnaubendem Zorn.
Ich denke, dieß Kampfſpiel ſoll baß Euch ergötzen;
Doch werd' ich die Wölfe des Landes auch hetzen,
Die Placker des Volks, deren trotziger Schritt
Wie Gewürm die Armen zu Boden tritt.
Ihr ſollt, Herr! durch mich manches Schelmſtück erfahren,
Das Andre vor Euch als Geheimniß bewahren!
Das Völklein der Hofſchranzen mummelt gar fein
Die Wahrheit in Schleier und Mäntelchen ein:
Ich aber werde ſie nackend Euch zeigen,
Und freimüthig reden, wenn Duckmäuſer ſchweigen.
Ein plaudernder Hofnarr nutzt mehr in der That,
Als ein zur Unzeit geheimer Rath! —

„Bei Gott! da hat er Recht!" rief der Herzog mit einem ſchallenden Gelächter, das den Räthen durch die Seele ging. „Wie heißt der ehrliche Kerl?"

„Peter Schönbart hat er ſich unterſchrieben," ſagte der Kanzler.

„Er ſoll mein Hofnarr ſeyn!" ſprach Hilarius und klingelte. Schnell kam der Diener, der den Brief überreicht hatte. Der Herzog fragte, wie er in ſeine Hände gekommen ſey?

„Durch einen Fremden, der Ew. Durchlaucht Antwort im Vorſaal erwartet."

„Laß ihn hereintreten!"

Da erſchien ein kleiner, dicker, ungefähr vierzigjähriger Mann. Er trug eine runde, verwitterte Perücke, ein ſchwarzes Kleid und von gleicher Farbe einen kurzen Mantel, der ihm nur bis an die Kniee reichte. „Ich bin Peter Schönbart," ſprach er mit Gravität, und ſtrich, ohne ſich eben ſtark zu verbeugen, mit dem rechten Fuß weit hinter ſich aus. Der Herzog lachte über die ſeltſame Geſtalt. Die Räthe ſahen einander ernſt und ſchweigend an.

„Du haſt wohl ein wenig den Sonnenſchuß?" fragte der Fürſt.

„Ei, ei!" verſetzte Schönbart: „Ihr haltet Euch alſo für eine Sonne?"

„Wer ſagt das?"

„Ihr ſelbſt! – Ein Pferd, das lange in der Sonne ſteht, bekommt den Koller, den man den Sonnenſchuß nennt: und ſo, denkt Ihr, müßt' es auch mir ergehen, ſobald ich von Euch und Eurem Glanze beſtrahlt wurde."

„Dein Gleichniß hinkt. Biſt du ein Gaul?"

„O, ich finde mich ſehr geehrt, wenn Ihr mich nicht tiefer im Range ſtellt! Ich kenne große Herren, die jeden armen Schlucker für nichts weiter als einen Hund halten."

„Du nimmſt kein Blatt vor den Mund!"

„Das ſind auch verdammte Blätter! Damit verdirbt man euch Fürſten!" —

Der Herzog, der in dieſem Wortgefechte nicht länger den Kürzern ziehen wollte, entließ die mürriſchen Beiſitzer, um Peters Beſtallung mit ihm allein abzumachen. Die Räthe brachen mit Vergnügen auf; denn das Geſpräch, das ſie anhören mußten, war ihnen höchſt ärgerlich. Auf der Schloßtreppe ſchüttelten ſie die großen Wollenperücken und flüſterten einander zu: „Da hat uns der böſe Feind wieder eine rechte Neſſel in den Hofgarten gepflanzt!“ —

2.

Schönbart begnügte ſich ohne Widerſpruch mit dem mäßigen Jahrgehalte, den ihm der Herzog anbot; doch bedung er ſich als Zugabe eine tägliche Weinlieferung, die ſo anſehnlich war, daß Hilarius, darüber ſtaunend, ſie abſchlug. „Entweder — oder!“ ſagte Peter und ſah ſich nach der Thür um. „Glaubt ihr denn, ihr Großen, der Weinſtock wachſe blos für euch? — Ich begehr' auch meinen Theil von der edlen Gottesgabe.“

„Du forderſt nur zu viel,“ verſetzte der Herzog. „Denn könnte und wollte man allen Wein, der auf Erden wächſt, unter das lebende Menſchengeſchlecht vertheilen, ſo käme gewiß Tag für Tag auf deine Perſon nicht mehr als ein Stutzgläschen.“

„Das iſt möglich;“ ſprach Peter: „allein ich habe von hundert Bauern, von fünfzig gemeinen Soldaten, von dreißig Dorfſchulmeiſtern und von mehrern ſolchen Waſſervögeln Eures Landes Vollmacht erhalten, die ihnen gebührenden Weinportionen zu trinken.“

„Aber auf meine Kellerei,“ ſagte der Herzog, „konnten dich doch dieſe Leute nicht anweiſen.“

„Das thaten ſie allerdings!“ erwiederte Peter. „Si ſagten einſtimmig: Ihr nähmet den Wein, der ihnen von Rechtswegen gehöre, Jahr aus Jahr ein in Beſchlag.“ —

Lachend bewilligte der Herzog die Forderung. Aber nun erhob ſich ein neuer Streit über des Tiſchraths künftige Tracht. Hilarius verlangte, er ſolle nach dem Beiſpiel ſeiner Vorfahren eine bunte, abenteuerliche Narrenjacke anlegen und eine Schellenkappe mit Eſelsohren auf den Kopf ſetzen. Doch Peter verbat dieſes Schandzeichen der Dummheit, weil er, wie er ſagte, mit dem grauen Müllerthiere nicht im entfernteſten Grade verwandt ſey. Er beſtand darauf, ihm ſein bisheriges Gewand (das er von den vormaligen Meiſterſängern und Spruchſprechern in Nürnberg entlehnt hatte) unangetaſtet zu laſſen; und der Herzog bequemte ſich auch zu dieſer Bedingung.

Peter trat ſein Aemtchen an, gewann durch luſtige Einfälle, die ſich über die niedrige Poſſenreißerei gemeiner Stocknarren erhoben, die Gunſt ſeines Herrn, und war ehrlich genug, die Pfeile ſeines Witzes immer nach einem guten Ziele zu ſchießen. Nie verwundeten ſie den Buſen eines Biedermannes; aber ſchwarze Herzen waren vor ihnen keinen Augenblick ſicher. Seine Poſſen hatten ſelten blos die kahle Abſicht, zu beluſtigen und Lachen zu erregen. Es lag gemeiniglich eine ſcharfe Rüge oder eine nützliche Lehre im Hinterhalte. Mit lachendem Munde war er ein ſtrenger Sittenrichter der Höflinge und Räthe, die beiderſeits, von des Fürſten blinder Nachſicht verzogen, mancherlei thaten, was nicht recht war.

Von Schönbarts Schwänken dieſer Art ließe ſich ein dickes Buch ſchreiben; wir wollen hier aber nur einige Blätter darauf verwenden.

3.

Peter war des Herzogs Schatten. Er begleitete ihn ſogar ins Conferenzzimmer, wo ſich die geheimen Räthe verſammelten. Man kann ſich vorſtellen, daß ihnen der ſchwarze Narr — ſo nannten ihn ſeine Haſſer — kein angenehmer Ohrenzeuge ihrer zum Theil argliſtigen und auf Eigennutz abzielenden Vorträge war. Doch was half's? Sie mußten ihn dulden.

Einſt brachten ſie in ſeiner Gegenwart eine neue Auflage in Vorſchlag. Sie war, wie damals gewöhnlich, blos auf den Bürger- und Bauerſtand berechnet; der Adel ſollte davon befreit bleiben. Der Herzog, im Ganzen kein ſchlimmer Regent, verweigerte ſeine Genehmigung, weil er dem ſchon genug bedrückten Volke keine neue Laſt aufbürden wollte. Doch die Herren Räthe ließen fort und fort friſche Hülfstruppen ſtaatswirthſchaftlicher Bewegungsgründe anrücken; der Herzog ſtand im Begriff, ſich zu ergeben.

Schönbart war indeſſen an den Wänden herumgeſchlichen und hatte Fliegen gehaſcht, als ob er ſich um das, was an der grünen Tafel vorging, nicht bekümmere. Aber ſeine nicht müßigen Ohren erlauſchten jedes Wort, ungeachtet die Räthe, die immer unter den grauen Augenwimpern hervor nach ihm hinſchielten, mit möglichſt gedämpften Tönen ſprachen. Sie waren dießmal ſehr zufrieden mit dem ſchwarzen Narren, weil er ſich nicht, wie er wohl ſonſt that, in die Sache miſchte; und ſchon glaubten ſie gewonnenes Spiel zu haben, als der Herzog die Feder ergriff, um den ihm vorgelegten Steuerplan durch ſeine Unterſchrift zu beſtätigen. Aber jetzt ſtimmte plötzlich Herr Peter, ſeine Fliegenjagd fortſetzend, im tiefen Baßtone eines Kirchenſängers folgendes alte Volkslied an:

„Wo der Geier auf dem Dache ſitzt,
Da gedeihen die Küchlein ſelten.
Es dünkt mich fürwahr ein Narrenſpiel,
Wenn der Herr ſeinen Räthen gehorcht zu viel
Und der Unterthan muß es entgelten."

Der Herzog legte horchend die Feder aus der Hand und fragte am Ende: „Bin Ich damit gemeint?" —

„Nehmt's, wie Ihr wollt!" antwortete Schönbart.

„Ich befehle dir, Peter, dich deutlicher zu erklären!"

„Ach, ſprecht doch dort mit Euren Hochweisheiten! Ich habe ſchon wieder vergeſſen, was ich ſang, und denke jetzt an einen gewiſſen Bauer und ſein Pferd. Es war eine tragiſche Geſchichte."

„Erzähle ſie!"

„Ich ging einſt im Winter über Land. Da begegnete mir ein Bauer, der einen dürren, mit vier großen, ſchweren Säcken beladenen Gaul am Zaume hinter ſich her ſchleppte. Ich beklagte das arme Thier; aber der rohe Kerl antwortete: dieſe Kreatur ſey geſchaffen, ihn zu ernähren, und das gehe auch trefflich von Statten; er führe Tag für Tag anſehnliche Frachtladungen von einem Orte zum andern und ſtehe ſich wohl dabei. — Aber, mein Freund, fiel ich ein, Ihr ſolltet doch das gute Thier, das Euch nährt, dankbar und menſchlich behandeln; Ihr ſolltet es beſſer füttern und mehr ſchonen: denn, vom Hunger entkräftet, muß es über kurz oder lang unter ſolchen Kameelbürden erliegen. — O, das hat keine Noth! ſagte der Klotz. Die Mähre gewöhnt ſich täglich mehr an die ſchwere Arbeit, und ſie muß froh ſeyn, wenn ich ihr Heu und Häckerling reiche. — Indem er ſo ſprach, ſchlug er das unglückliche Pferd mit einem Zaunpfahle, um es zu einem ſchnellen Gange zu treiben. Angſtvoll und mühſelig trabt' es einige Schritte; aber es ſtrauchelte bald, ſtürzte einen mit Eis bedeckten Hügel hinab, die ungeheuern Säcke ſchoßen ihm aufs Genick und es verſchied vor meinen Augen. — Nun wollte ſich der Bauer die Haare ausraufen; aber ich beklagt' ihn nicht: er hatte ſich ſelbſt durch Geiz und Grauſamkeit um das nützliche Hausthier gebracht." —

„Ich verſtehe dich, ehrliche Haut!" ſagte der Herzog, und ſchnell zerriß er den Steuerplan, warf die Stücke unter ſeinen Seſſel und gebot zornig den Räthen: ſie ſollten, ſo lang' Er regiere, keine neue Volksſteuer aufs Tapet bringen.

4.

Der Oberjägermeiſter des Herzogthums Granaten, ein rauher Weidmann, liebte die Hirſche und wilden Schweine mehr als die Menſchen. Jene hegt' und pflegt' er nach Möglichkeit, und dieſen fuhr er, wie ſelbſt ein grimmiger Eber, auf den Hals, wenn ſie über unerträgliche Wildſchäden klagten. Die werthen Sauen wurden von ihrem Patron ſogar gegen den Landesherrn geſchützt und waren ihm unverletzlich. Vergebens ging er bisweilen auf die Jagd, um einige Saatenverwüſter zu erlegen. Denn der Ober-Nimrod ließ ſie durch ſeine Untergebenen freundſchaftlich warnen, und aus den Gegenden, wo für ſie Gefahr zu beſorgen war, hinwegweiſen.

Dieſer Vorſicht ungeachtet, gerieth einſt ein hauendes Schwein, das den Wink ſeines Gönners und Freundes entweder nicht verſtanden oder nicht befolgt hatte, unter die herzoglichen Hunde und ward von höchſter Hand mit dem Fangeiſen getödtet. Einige Tage ſpäter prangte ſein ſchwarz geſenkter Kopf, mit Gold und Blumen geſchmückt, auf der fürſtlichen Tafel. Der Oberjägermeiſter, der eben bei Hof ſpeiſte, betrachtete dieſes Schaugericht ſchweigend und finſter, und trocknete zuweilen ſeine von Natur etwas thränenden Augen.

„Beſter Herr Oberjägermeiſter!“ begann Schönbart, „laßt Euch dieſes edlen Ebers Tod nicht zu ſehr zu Herzen gehn! Bedenkt, daß er eine zahlreiche und blühende Nachkommenſchaft hinterließ, die eben ſo rüſtig, wie weiland er ſelbſt, die Aecker der Bauern bearbeitet, damit dieſes ungeſchlachte Volk durch geſegnete Ernten nicht ſtolz und übermüthig werde! — Doch will ich gar nicht tadeln, wenn Ihr wegen des Euch betrübenden Todesfalles Waldtrauer anlegt; und ich bin erbötig, Euch dazu auf acht bis vierzehn Tage meinen ſchwarzen Mantel zu leihen.“ —

Der Oberjägermeiſter gab nach ſeiner gewöhnlichen Art einen Kernfluch zur Antwort; der Herzog und ſeine Gäſte lachten; übrigens aber blieb der Scherz ohne Wirkung. Die Keiler und Bachen und ihre lieben Kinder, die Friſchlinge, ſpielten fort und fort auf den Getreidefeldern den Meiſter.

Doch Schönbart hatte ſich's in den Kopf geſetzt, die ſeufzenden Landleute von dieſen ungeladenen Gäſten zu befreien.

Eines Tages, als der Oberjägermeiſter wieder vom Herzog zur Tafel gezogen war, ging Peter ſtumm und kopfhängend im Speiſeſaale auf und ab. Hilarius fragte, was er für Grillen habe?

„Sorgen der Nahrung, gnädigſter Herr!“

„Seltſamer Menſch, dagegen ſchützt dich doch dein guter Gehalt!“

„Ich reiche damit nicht aus; ich muß mir durch einen Nebengewinn unter die Arme greifen, und damit beſchäftigen ſich eben meine Gedanken. — Was meint Ihr, gnädigſter Herr, würde ſich wohl durch einen Handel mit Bildern ein Erkleckliches verdienen laſſen?“

„Warum nicht? Wenn die Gemälde gut ſind.“

„O, das verſteht ſich! Ich entwerfe ſie ſelbſt, wähle lauter ſpaßhafte Gegenſtände, laſſe ſie in Kupfer ſtechen, mit lebendigen Farben ausmalen, und verkaufe ſie an die Bilderkrämer, die an den Straßenecken feil haben. — Ich will Euch doch hier zur Probe das Blatt zeigen, womit ich mein Geſchäft anzufangen gedenke.“

Er zog eine Leinwandrolle unter dem Mantel hervor und wickelte ſie auf. Der Herzog blickte kaum hin, ſo brach er in ein Gelächter aus; und das Bild war drollig genug. Es ſtellte, zum Sprechen getroffen, den Oberjägermeiſter in ganzer Figur vor, wie er eine große ſchwarze Sau freundſchaftlich — umarmte. Sie ſtand auf den Hinterfüßen und hatte die vordern auf ſeine Schultern gelegt. In dieſer Stellung küßte ſich das zärtliche Paar, und unten las man die Worte:

„Zum Schaden und zum Trotz den Bauern,
Soll unſre Freundſchaft ewig dauern.“

Das Bild ging bei der Tafel von Hand zu Hand, und jedermann lachte darüber. Nur der Held des Luſtſpiels griesgramte, und ward vor Aerger im Geſichte ſo ſchwarz wie ſeine umarmte Freundin.

Nach aufgehobener Tafel zog er den Hofnarren traulich bei Seite. „Was geb' ich Euch," ſprach er, „daß Ihr dieſes Spottbild vernichtet?" —

„Das geſchieht nicht um all' Euer Gold!" antwortete Peter. „Laßt Ihr aber innerhalb vier Wochen zweihundert Stück wilde Schweine im Lande niederſchießen, ſo ſchenk' ich Euch das Bild. Widrigen Falls hängt es nächſtens, in Kupfer geſtochen und mit Naturfarben illuminirt, an allen Straßenecken und iſt für wenige Groſchen zu kaufen." —

Der Oberjägermeiſter ſträubte ſich gewaltig gegen dieſen Bluthandel; doch unter des Herzogs Vermittlung kam er zu Stande und wurde von beiden Theilen pünktlich erfüllt. Die Landleute frohlockten darüber.

5.

Ein anderer Feind des gemeinen Beſten, den Schönbart aufs Korn nahm, war der Kammer- und Bergrath von Muff, der Oberaufſeher der Landſtraßen.

Dieſe befanden ſich in der jämmerlichſten Verfaſſung. Der Herzog wies zum Bau derſelben jährlich ſtarke Summen an; doch damit beſſerte Herr von Muff nicht die Straßen, ſondern ſeine Vermögensumſtände. Jene mochten ſich verſchlimmern, ſo viel ſie nur ſelbſt wollten: er ſtörte ſie nicht. In allen Reiſebeſchreibungen ſtanden die Mordwege des Herzogthums Granaten am Pranger. Wer in ſeinem Leben nicht geflucht hatte, der lernt' es auf dieſer Folterbank.

Hilarius las keine Reiſebeſchreibungen und reiste ſelbſt nicht; der Heerſtraßen Gräuel blieb ihm alſo verborgen. Die kurzen Wege, die er nach ſeinen Luſtſchlöſſern befuhr, waren glatt und eben wie ein Tiſch. Dafür ſorgte der ſchlaue Herr von Muff.

Schönbart hatte ihn ſchon oft wegen ſeiner treuloſen Amtsführung beſtichelt; allein es fruchtete nichts. Wer nicht hören will, muß fühlen! dachte der Tiſchrath, und traf mit Bewilligung des Herzogs geheime Vorkehrungen, dieſes Sprüchwort mit dem Herrn von Muff zu ſpielen. Doch war dieſem nur eine leidende Rolle dabei zugetheilt.

Wohlgedachter Herr und ſein Buſenfreund, der Pater Euſebius (ein ſelbſtſüchtiger Bauchpfaff, aber als herzoglicher Beichtvater bei Hofe viel geltend) begleiteten meiſtens den Fürſten, wenn er auf ein Luſtſchloß fuhr, um ſich dort einen halben oder ganzen Tag mit der Jagd zu vergnügen. Bei dergleichen Landreiſen ſaßen jene Herren immer ſelbander in einer für ſie beſonders gebauten, ſehr geräumigen und bequemen Karoſſe: denn ſo beſchaffen mußte ſie ſeyn, weil beide ungemein wohlbeleibt waren und neben einander viel Platz brauchten.

Einſt hatte ſie im Gefolge des Herzogs ihr ſanfter Leibwagen aufs Land hinaus geſchaukelt. Die Rückreiſe verzog ſich bis zum Anbruch der Nacht. Sie ſchwankten, ein wenig berauſcht, zu ihrem Fuhrwerke hin, und freuten ſich auf ein Schläfchen, das ſie unter Weges zu machen geſonnen waren. Als ſie aber von dem Wagen Beſitz genommen hatten, ſchien er ihnen ungewöhnlich enge. Wie Heringe zuſammengepreßt, äußerten ſie mit ſtammelnden Zungen ihre Verwunderung darüber und wollten die Urſache dieſes Drangſals unterſuchen; doch der Hofbediente, der ſie hineingehoben hatte, verläugnete ſeine Ohren, warf den Schlag zu, und ſechs ſchnaubende Roſſe führten die beſtürzten Freunde im Fluge fort.

Plötzlich fühlten ſie ſich von ihren Sitzen emporgeſchleudert. Sie ſtießen mit den Köpfen an die Decke, fielen zurück, flogen wieder auf, und waren ſo wie ein Pochwerk in einer raſtloſen, wilden Bewegung. Der Wagen rollte nicht; er hüpft' und ſprang, gleich einer Elſter, auf dem Steindamme hin. Sie riefen um Hülfe; kein Menſch hörte ſie oder wollte ſie hören. Die Vorreiter jagten wie Sturmwinde durch die öde Nacht. Die unglücklichen Freunde! Sie hielten ſich für bezaubert, und baten einander tauſendmal um Verzeihung wegen der grauſamen Stöße, die ſie ſich mittheilten. Um dieſem Uebel abzuhelfen, warf ſich einer auf den Rückſitz; doch die Sache ward dadurch ſchlimmer. Ihr feindliches Geſchick bekam nun um ſo mehr Raum und freie Hand, mit ihnen ſchrecklich zu ſpielen. Es ſchüttelte ſie, wie Würfel in einem Becher, drunter und drüber, bis die unbegreifliche Höllenmaſchine im Schloßhofe ſtillhielt.

Mehr todt als lebendig ward der jämmerlich zerſtauchte Pater Euſerius zuerſt herausgehoben. Ihm folgte Herr von Muff in einem nicht viel beſſern Zuſtande. Deſſen ungeachtet war der härtere Weltmann noch beſonnen genug, daß er den Marterwagen zur Unterſuchung ziehen wollte; allein man hatte mit gutem Bedacht die Fackeln und andre Leuchten entfernt, und in dem Augenblick, da ſein Fuß den Wagentritt verließ, raſſelte das teufliſche Fuhrwerk von dannen. Er entdeckte alſo nicht, was auf Anſtiften des luſtigen Rathes geſchehen war. Man hatte nämlich der dicken Freunde herrlichen, auf Springfedern ſchwebenden Wagen mit einem andern vertauſcht, deſſen Kaſten feſt auf der Achſe ſaß; und um dieſe drehten ſich, ſtatt der Räder, ſtumpfeckige Sterne. Daraus entſtand für die beiden Märtyrer eine Erſchütterung, die einem anhaltenden Erdbeben glich. War es ſo ein Wunder, daß ſie aus der Haut fahren wollten?

Am folgenden Morgen klagten ſie dem Herzog, wie es ihnen ergangen war, und baten dringend, den ihnen geſpielten Streich ſcharf unterſuchen zu laſſen und die Thäter hart zu beſtrafen.

„Wer ſind ſie?“ fragte mit Scheinzorn Hilarius.

„Gott kennt die Buben!“ ſeufzte der Pater, und trug menſchenfreundlich darauf an, die beiden Stallknechte, die ihn und den Herrn von Muff gefahren hatten, allenfalls durch die Folter zum Bekenntniß der Wahrheit zu zwingen: denn die Mißhandlung eines Geiſtlichen, ſprach er, ſey ein himmelſchreiendes Verbrechen, das, unbeſtraft, gleich einer Blutſchuld auf dem Lande hafte.

„Ich hielt bereits im Hofmarſtalle vorläufige Nachfrage,“ fiel der Kammerrath ein: „Aber man ſtellt ſich unwiſſend, man behauptet: der hochwürdige Herr und ich wären in unſerm gewöhnlichen Wagen gefahren. Dieſen nahm ich in Augenſchein, und er ſtand, wie ſonſt, ganz unverdächtig da.“

„Iſt's möglich?“ ſagte Schönbart. „Er ſteht noch? — Steht noch unzertrümmert? — Und auch die Pferde, die ihn geſtern zogen, haben nicht Hals und Beine gebrochen?“

Herr von Muff verſicherte, ſie befänden ſich, wie der Wagen, im beſten Wohlſeyn.

„Welche Kette von Wundern!“ rief Schönbart. „Ich wollte ſie verſchweigen die grauſen Erſcheinungen, die ich ſah; aber ich muß reden, damit nicht auf den Antrag Sr. Hochwürden Unſchuldige gefoltert werden. — Geſtern Abend im Zwielicht, ehe noch Befehl zum Anſpannen der Wagen gegeben war, wandelte ich einſam zwiſchen den ſchauerlichen Felſenwänden, die ſich hinter dem herzoglichen Luſtſchloß erheben. Plötzlich hörte ich über mir ein Rauſchen gewaltiger Flügel, und ſiehe! der Schutzgeiſt des Landes, den ich recht wohl zu kennen die Ehre habe, ſchwebte aus den Wolken herab. Er ſtampfte dreimal mit dem Fuß auf die Erde und rief: Nemeſis, ſtrafende Nemeſis! ſteig' empor mit vierzig gigantiſchen Dienern, um dein Amt an einem Schuldigen zu verwalten! — Schnell öffnete ſich der Felſengrund, und mit Flammenblicken entſtieg ihm eine furchtbare weibliche Geſtalt, die mir die Haare zu Berge trieb. Sie hatte ſtatt des Fächers eine mächtige Geißel von Drahtſtricken in der nervigen Fauſt, und an ihrem Gürtel blickte Dolch an Dolch. Ihr folgten vierzig Sklaven, vom Schlage jener Rieſen, die in der Unterwelt die größten Berge wie Pappenſchachteln zuſammentrugen und über einander ſtellten, um mit Hülfe dieſer Sturmleiter den Olymp zu erobern. — Willkommen, Nemeſis! ſprach unſer Schutzgeiſt. Ich klage den Oberaufſeher der Land- und Heerſtraßen im Herzogthum Granaten wegen Pflichtvergeſſenheit an und fordere dich auf, ihn zu beſtrafen. Befiehl deinen Dienern, die nächſte ungebaute Straße vom Rücken der Erde loszubrechen und mit derſelben den Weg zur Hauptſtadt zu bedecken, damit Muff, auf dieſem Chaos dahin fahrend, am eignen Körper empfinde, welche Martern er, der verſtockte Unterlaſſungsſünder, allen Reiſenden in dieſem Lande bereitet. — Beifall nickend, winkte Nemeſis den aufhorchenden Sklaven. Sie eilten fort und brachten bald eine gräßliche, mit Steinklippen und Untiefen beſäete Straße, die ſie, um beſſer damit fortzukommen, in zwanzig ungeheure Tafeln zertheilt hatten. Jede derſelben, tauſend Schritte lang und vier Ellen im Durchſchnitt, trugen zwei Sklaven wie ein leichtes Brett; und dieſe zwanzig Tafeln reichten gerade hin, den Weg vom Luſtſchloſſe bis zur Hauptſtadt zu belegen. Doch geſchah dieß nur auf der halben Breite deſſelben. Die andere Seite blieb wegen unſerer Schuldloſigkeit verſchont. Drum fuhren wir ſanft und bequem, wie immer; aber Euer Geſpann, Herr von Muff, ward von der Nemeſis gelenkt und gezwungen, mit Euch auf Leben und Tod über die Berg' und Thäler der aufgeſchichteten Landſtraße zu rennen. — Das alles ſah und hörte freilich niemand, als ich, der ich ein Sonntagskind bin.“

Der Erfolg dieſes Scherzes, bei dem wir uns nicht länger aufhalten wollen, war ernſthaft. Herr von Muff mußte nach einer wider ihn angeordneten fiskaliſchen Unterſuchung die in ſeinen Nutzen verwandten Gelder herausgeben; der Straßenbau ward einem treuern Staatsbeamten übertragen, und die Reiſenden dankten dem Himmel und dem Herzog dafür.

6.

„Mein Gott! wie ausgehungert ſind dieſe Menſchen!“ rief Hilarius, als er nach dem ſiebenjährigen Kriege ſein kleines Reichskontingent, das Friedrich dem Großen wenig Schaden zugefügt hatte, aus dem Felde zurückkehren ſah. „Es iſt mir unbegreiflich!“ fuhr er fort. „Ich habe nichts geſpart, meine Leute gut verpflegen zu laſſen, und dennoch gleichen ſie Gerippen!“ —

„Gnädiger Herr,“ ſprach Peter, „ich wette darauf, daß wir wenigſtens Einen Dickbauch darunter finden.“ —

Und er hatte Recht. In einem ſchwerbepackten Reiſewagen, der den Zug ſchloß, ſaß ein runder, blühender Mann, ein leibhaftes Bild des Ueberfluſſes und Wohllebens. Es war der Herr Proviantkommiſſär.

„Seht,“ ſagte Peter, „das iſt der Schwamm, der alle Nahrung, die dem ganzen Häuflein beſtimmt war, in ſich ſog!“ —

„Meinſt du?“ ſprach Hilarius. „Ich werde den Burſchen vor Gericht ſtellen.“ —

Es geſchah, und der Rundbauch ward überwieſen, daß er die ihm anvertrauten Verpflegungsſummen unterſchlagen, ſie an üppig beſetzten Tafeln und in Spiel- und Buhlhäuſern vergeudet, und die armen Soldaten dem Hunger preisgegeben hatte.

„Rathe mir, Peter!“ ſagte der Herzog, „wie ſtraf' ich dieſen Verbrecher?“

„Uebergebt ihn der rächenden Nemeſis!“ —

Der Herzog verſtand Peters Antwort und verurtheilte den untreuen Haushalter: drei Monate lang bei Commißbrod und Waſſer gefangen zu ſitzen, und dann als gemeiner Musketier der Trommel zu folgen.

Dieſes gerechte Urtheil — das ſich vielleicht noch bisweilen anwenden ließe — ward vollſtreckt, und in kurzer Zeit war der dickbäuchige Schwelger eben ſo ſchlank, als ſeine jetzigen Kameraden, die keine Gelegenheit verſäumten, ſich durch Hohn und Spott an ihm zu rächen.

7.

Herr Wiedehopf, ein altes, aus Geiz und Eitelkeit zuſammengeſetztes Männchen, war einer der ſeltſamſten Menſchen in der Hauptſtadt. Er aß täglich bei verſchloſſenen Thüren ſo ſchlecht als ein Bettler; doch nachher fuhr er in einem prächtigen Wagen ſpazieren, und legte ſorgfältig eine Hand, an welcher ein halbes Dutzend koſtbare Ringe funkelten, auf den offnen Schlag zur Schau. Kein Armer bekam von ihm einen Biſſen Brod; aber er gab verſchwenderiſche Gaſtmähler, um ſagen zu können: „Die und die Grafen und Barone ſpeiſten bei mir.“ — An feierlichen Hoftagen warf er ſich in ein Staatskleid, ging mit Pfauenſchritten ins Schloß, ſchlich einige Stunden auf dunkeln Treppen und Gängen umher, beſuchte höchſtens einen Kammerdiener, und machte, wenn er zurückkam, einfältigen Leuten weiß, er habe der Aſſemblee beigewohnt und lange mit dem Herzog geſprochen.

Lüſtern nach der Wirklichkeit dieſes erdichteten Glücks, bewarb er ſich um ein Hofamt; da er aber nicht von Adel war, wies man ihn zur Ruhe. Er wandte ſich nun an den Tiſchrath und bat um deſſen Fürſprache. Schönbart machte mit dem übel berüchtigten Filz wenig Umſtände. „Wunderlicher Menſch!“ fuhr er ihn an: „wie könnt Ihr Euch ſo hohe Dinge in den Kopf ſetzen? Ihr ſeyd ja ein armer, lumpichter Teufel!“

Wiedehopf erſchrack und betheuerte, er ſey ein ſehr begüterter Mann.

„Wie?“ rief Schönbart: „Ihr ſeyd reich und nicht wohlthätig gegen die Armuth? — Ich weiß, daß kein Hülfsbedürftiger von Euch einen Pfennig erhält.“ —

„Liebſter Herr Schönbart,“ flehte Wiedehopf, „helft mir zu einem Hofämtchen, ſo will ich das Verſäumte nachholen. Ich erbiete mich, ein Kapital von mehrern tauſend Thalern zur Armenkaſſe zu zahlen.“

„Nun, das iſt ein vernünftiges Wort! Dieſer Vorſchlag verdient Ueberlegung.“

„Aber“ — ſetzte Wiedehopf geſchwind hinzu — „aber das Hofamt muß auch ſeyn, wie ich's wünſche. Es muß mir mit einem gut ins Ohr fallenden Titel Freiheit und Gelegenheit verſchaffen, mich der höchſten Perſon zu nähern.“

„Das wird ſchwer halten! Ihr ſeyd kein Edelmann. Doch — da fällt mir gleich etwas ein. Man müßte für Euch eine neue Bedienung erfinden.“

„Deſto beſſer! Das macht um ſo mehr Aufſehen.“

„Wollt Ihr Oberhof-Lichtputzer werden?“

„O! — Herr Schönbart ſcherzen mit Dero gehorſamſten Diener!“

„Ganz und gar nicht. Dünkt's Euch denn keine Ehre, an Gallatagen hinter dem Herzog zu ſtehen und die Wachskerzen des Tiſches, woran er ſpielt, mit einer goldenen Lichtſcheere zu ſchneuzen?“

„Ei ja!“

„Und man könnt' Euch allenfalls das Vorrecht ertheilen, das Zeichen Eurer Würde, die goldene Lichtputze, wie die Kammerherrn den Schlüſſel, am Rocke zu tragen.“

„O, eine göttliche Idee! Nur der Titel — der Titel will mir nicht klingen.“

„Nun, ſo verſchönert man ihn. Wie gefällt Euch Oberhof-Kerzenrath?“ —

Wiedehopf fiel vor Entzücken und Dankbarkeit auf die Knie. Zufrieden, wie ein Gott, erbat er ſich nur noch das Vorwörtchen „Geheim,“ weil es, wie er ſagte, gleichſam auf Adlersflügeln über den Pöbel erhebe.

„Gut!“ ſagte Schönbart. „Ihr ſollt Geheimer Oberhof-Kerzenrath werden, wenn Ihr ſogleich zehntauſend Thaler zur Armenkaſſe zahlt, und Euch überdieß noch zu einem jährlichen Almoſenbeitrage von fünfhundert Thalern verpflichtet.“

Wiedehopf ſtutzte und wollte von dieſen Summen etwas abdingen; da aber Schönbart durchaus nichts nachließ und lieber die ganze Sache rückgängig machen wollte, ſo fügte ſich der eitle Thor in die harten Bedingungen.

Der Herzog genehmigte zum Beſten der Armen den geſchloſſenen Handel, und am nächſten Gallatage verwaltete Wiedehopf ſein Amt. Der Hofmarſchall wies ihm, um ihn dem öffentlichen Spott auszuſtellen, mitten im Prunkſaale, vier Schritte hinter des Herzogs Seſſel, ſeinen Poſten an. Hier ſtand er, von muthwilligen Kammerjunkern und Edelknaben geneckt, einige Stunden wie ein Fels im Meere, richtete ſeine Augen ſtarr auf die pflegbefohlenen Kerzen, und erlauerte den ſeligen Augenblick, da er ſich, um ſie zu bedienen, dem Fürſtentiſche nähern konnte. Es war anmuthig zu ſehen, mit welcher Zierlichkeit und Vorſicht er die goldene Lichtſcheere handhabte. Nur ein einziges Mal widerfuhr ihm das Unglück, eine Kerze, die er putzen wollte, auszulöſchen. Doch der Unfall verwandelte ſich plötzlich in ein überſchwengliches Glück. Der Herzog ſchlug ihn lächelnd mit der Karte auf die Hand. Welche Gnade! Er war außer ſich; Freudenthränen ſtürzten ihm aus den Augen, und hundert Mal küßte er die geſchlagene Stelle.

Die Hofzeitung verkündigte ſeine Standeserhöhung mit der Anzeige, was er dafür zur Armenkaſſe bezahlt und noch ferner zu bezahlen verſprochen hatte. Auch ließ der Herzog zugleich bekannt machen: er ſey nicht abgeneigt, mehrere dergleichen Hofämter für denſelben Preis zum Vortheil des Armenweſens zu errichten. Doch fand Wiedehopfs Beiſpiel keine Nachfolger.

Könnte man nicht heutiges Tages ſeinen Titel für reiche Leute etwas anlockender machen, wenn man ihn in Aufklärungs-Rath umbildete? — Denn jetzt iſt man doch wohl an den Höfen dem Worte „Aufklärung“ nicht mehr ſo feind, wie hie und da in früheren Jahren.

8.

An einem Weihnachtstage machte Schönbart verſchiedenen hohen Perſonen ſatiriſche Chriſtgeſchenke, die er in einem Zimmer des Schloſſes aufgeſtellt hatte. Dahin führte er den Herzog und ſämmtliche Herrſchaften, denen Beſcheerungen zubereitet waren.

Einem alten General, der ſich durch militäriſche Pedanterei lächerlich machte, ſchenkte er eine große Puppe, die einen Grenadier vorſtellte. „Hier, Papachen!“ ſprach er: „Setz' dich an deinen warmen Ofen und ſpiele mit dieſem Burſchen! Kleid' ihn aus und an, und laß ihn mit Hülfe dieſes Drahtzugs marſchiren. Uniform, Hut, Locken und Zopf ſind vollkommen muſtermäßig geſchnitten; die Kamaſchen ſitzen, wie ſich's gebührt, und haben keinen Knopf zu wenig oder zu viel. — Ach! hielten ſich ganze Armeen ſo ſchön in Ordnung: was könnte man für Thaten damit thun! — Nicht wahr, Papachen?" —

Der gute Wackelkopf nickte freundlich und ſchämte ſich nicht, auf der Stelle die Kamaſchenknöpfe zu zählen.

„Gnädige Frau," — ſagte Schönbart hierauf zu einer bejahrten Hofdame, die eine ſcharfe Zunge beſaß und bei der Herzogin eine gefährliche Ohrenbläſerin war — „Ihnen verehr' ich eine Fliegenklatſche." — Er überreichte zugleich eine von zierlicher Arbeit, und erregte beſonders dadurch ein lautes Gelächter, daß er, als er den Namen des Geſchenks ausſprach, die beiden erſten Sylben kaum hören ließ, die letztern aber laut und ſtark betonte. Mit feuerblitzendem Geſicht ergriff die Dame das Inſtrument, gab ihm damit einen derben Schlag und warf es bei Seite.

Einige Hofherren, die ſich als ſchamloſe Schmeichler auszeichneten, begabte er mit Fuchsſchwänzen; und ſie blieben ſich auch jetzt ſo gleich, daß ſie ihm mit der lieblichſten Freundlichkeit viel Artiges darüber ſagten.

Einem Oberſten, der einſt unter dem Beiſtande ſeines ganzen Regiments drei Kriegsgefangene gemacht hatte und von dieſer That unaufhörlich großſprach, überreichte der Tiſchrath eine Guckguckspfeife, die des genannten Vogels Stimme täuſchend nachahmte. Der Held verſtand den Sinn der Gabe nicht. Er nahm die Pfeife höflich in Empfang und ſagte: er wolle ſich von ſeinem Söhnlein ein Stückchen darauf vorblaſen laſſen. „Da thut Ihr ſehr wohl!" verſetzte Schönbart. „Denn es heißt im Sprüchwort: Wie die Alten ſungen, zwitſchern auch die Jungen.“ —

Dem habſüchtigen Finanzminiſter ſpendete er einen ungeheuren Sack, der von der Decke des Zimmers bis zum Boden herabhing. „Ich werde den Herrn Schönbart zuerſt hineinſtecken!“ ſagte der Miniſter.

„O, gewiß nicht!“ war die Antwort: „Ich bin ein zehrendes Kapital, und Ihr liebt nur die nährenden.“ —

Mehrere ſolche Geſchenke vertheilte der luſtige Tiſchrath. Doch die ihm beſtimmten Blätter ſind voll, und es iſt nun Zeit, von ihm Abſchied zu nehmen.

II.

Die Lehrſtunde.

Nach Philander von Zittewald.*

In meiner Jugend, ſagt Philander, war ich ein luſtiger Springinsfeld, vergeudete mein väterliches Erbgut und ſah mich endlich gezwungen, den freien Nacken unter das Joch eines Nahrungsgeſchäftes zu beugen. Das Hofleben lachte mich an; ich bekam Luſt, ein Staatsmann zu werden und einem auswärtigen Fürſten meine Dienſte anzutragen. Ich machte mich ſchnell auf den Weg und wanderte raſtlos, bis ich in einem Walde vor Müdigkeit niederſank und einſchlief.

---

* Sein wahrer Name war Hans Michael Moſcheroſch. Er lebte im ſiebenzehnten Jahrhundert und ſchrieb Satiren unter dem Titel: Wunderliche und wahrhaftige Geſichte (Erſcheinungen), von welchen er in der Vorrede ſagt: „Ich will nicht meynen, daß ich je dadurch einem Menſchen geſchadet, vielen aber hoffe ich trefflich genutzt zu haben. Darum diejenigen, denen meine Schriften nicht gefallen, ſelbige entweder aus Mangel an Verſtand nicht begreifen, oder ſich im Gewiſſen übel ſtaffirt befänden. Einem Biedermann iſt in allen meinen Schriften nichts zuwider geredet.“

Nach einiger Zeit fühlte ich einen ſanften Schlag auf die Schulter. Ich öffnete die Augen und erblickte vor mir einen ſeltſam gekleideten Greis mit einem langen ſilberweißen Barte. „Steh' auf!“ redete er mich an: „Ich will dich an einen Ort bringen, wo du in einer Stunde die Staatskunſt erlernen kannſt.“ — Dieſer Antrag erfreute mich, und ich folgte dem Alten auf dem Fuße nach.

Er führte mich über ein ſteiles, mit Nebel bedecktes Gebirge in eine anſehnliche Stadt, die mit vielen Thürmen prangte. „Hier, mein Sohn,“ ſprach er, „iſt das Hoflager eines mächtigen deutſchen Fürſten, der gern mit ſeinen langen Händen raſch zugreift, wenn er in der großen Reichsſchüſſel einen Leckerbiſſen bemerkt. — Du wirſt ihn ſogleich von Perſon kennen lernen. Es iſt vor wenigen Tagen einer ſeiner Geheimen Räthe geſtorben; die Wahl eines neuen ſoll eben vor ſich gehen, wir wollen bei dieſer Feierlichkeit zugegen ſeyn.“ Er benetzte hierauf ſeine Stirn und die meinige mit einem Tropfen Balſam und verſicherte, wir wären nun beide ſo unſichtbar als der Wind.

Uns ſelbſt ſahen wir. Doch unbemerkt von allen Andern ſchlüpften wir gleich Sommerlüftchen durch eine dichte Volksmenge, die in den Straßen auf und nieder wogte. So kamen wir in die Hofburg und in den Saal, wo der Fürſt, von ſeinen Staatsräthen umgeben, im vollen Glanze ſeiner Herrlichkeit auf dem Throne ſaß. Vor ihm ſtanden drei Männer. Sie waren aus einem halben Hundert Candidaten, die ſich um das Amt beworben hatten, ausgehoben worden, und der Fürſt ſelbſt wollte ſie prüfen.

„Was iſt die erſte und vornehmſte Tugend eines Geheimen Rathes?“ fragte er den, der ihm mit geſenkten Augen und gefalteten Händen zunächſt ſtand und wie ein Herrnhuter ausſah.

„Die Gottesfurcht,“ antwortete Dieſer, und legte mit einer tiefen Verbeugung die Hand aufs Herz.

„Was iſt die zweite Tugend?“

„Die Gottesfurcht.“ —

„Und die dritte?“

„Die Gottesfurcht.“ — Dabei blieb er. Der Fürſt lachte, hieß ihn abtreten und ſagte zu den Geheimen Räthen: „Verſorget dieſen frommen, einfältigen Tropf mit einem Schulmeiſterdienſte!“

Er wandte ſich nun zu dem Zweiten mit der Frage: „Welches ſind die Haupteigenſchaften eines guten Regenten?“

Der Candidat (dem ein gewiſſer, mit pedantiſchem Eigendünkel verſchmolzener Hochſinn aus den Augen blickte) beugte ſich minder tief, als der Vorige, räuſperte ſich, machte ſonſt noch allerhand Anſtalten zu einer weitſchweifigen Rede, und begann hierauf: „Plato, Ariſtoteles und — Ich behaupten: ein Fürſt ſey nichts anders, als der erſte Diener des gemeinen Weſens, und es liege daher ihm ob, Recht und Gerechtigkeit zu handhaben, des Landes Wohlfahrt auf alle Weiſe zu befördern und ſeine Unterthanen ſo zu behandeln, wie er ſelbſt wünſchen würde, behandelt zu werden, wenn Er ein Unterthan wäre.

Was Du von Andern ungern haſt
Damit thu' niemand Ueberlaſt.

Dieſer Sittenſpruch iſt die untrügliche Goldwage menſchlicher Handlungen, die uns die Natur ans Herz hängte.

— Wägt ein Fürſt ſeine Thaten darauf ab, ſo wird er von ſeinem dankbaren Volke wie ein Vater verehrt und geliebt. Herrſcht er aber ſtreng und nach Willkür, drückt er die Staatsbürger und verſchwendet den ihnen abgepreßten Schweiß durch eitlen Prunk, ſo trifft ein, was ein alter Poet ſagt:

Die Menſchen können 's nicht laſſen,
Wen ſie fürchten, den müſſen ſie haſſen." —

Mit einiger Beſtürzung ſah der Fürſt während dieſer Rede den verſammelten Staatsrath nach der Reihe ſcharf an, als wollt' er ſagen: Wie klingt das? Dieſer Vogel pfeift anders, als Ihr, meine lieben Getreuen! —

Herr Pakomus, der Ober-Heimliche (wie unſere Altvordern den Vorſitzer einer Geheimenrathsſtube nannten) war ein alter ſchlauer Höfling, der ſich in dieſer bedenklichen Lage recht gut zu benehmen wußte. Er verlarvte ſeine Verlegenheit durch ein hohnlächelndes Antlitz, ſchüttelte mißbilligend die große Wolkenperücke gegen den Redner hin, und fiel ihm, indem ſchon der Fürſt, um ſeine Befremdung laut auszuſprechen, mit den Lippen zuckte, ſchnell ins Wort: „Genug der Anmaßung! — Sr. Durchlaucht hohe Weisheit und Edelherzigkeit bedürfen keiner Regierungslehren." —

Dieſe entſchloſſene Schmeichelei hatte die beabſichtigte Wirkung: ſie brachte bei dem Fürſten alles wieder ins Gleiche. Er warf einen finſtern Blick auf den Freimüthigen und befahl ihm, ſich zu entfernen.

Der dritte Amtswerber, ein kaum behaarteter Jüngling, behandelte nach dem Beiſpiele des Ober-Heimlichen ſeinen Vorgänger wie einen Pinſel, und mäkelte durch Achſelzucken und Kopfſchütteln jedes ſeiner Worte, um ſich mit dieſer ſtummen Kritik dem Fürſten zu empfehlen. Er bekam zu ſeinem Antheile die Frage: „Worauf hat ein Monarch ſeine höchſte Sorge zu richten?“ —

„Auf drei Punkte;“ ſprach er raſch, und bückte ſich ſo tief, als wollt' er auf dem Kopfe ſtehen oder ein Rad ſchlagen: — „Erſtens, auf Vermehrung der fürſtlichen Einkünfte; zweitens, auf Erweiterung der Landesgränzen; drittens, auf Erhaltung ſeiner Würde als Erdengott.“ —

„Sehr vernünftig geſprochen!“ rief der Fürſt und ernannte ihn auf der Stelle zum Geheimen Rath.

Wir Unſichtbaren ſahen einander an, und der Greis raunte mir ins Ohr: „Der junge Gleißner, der ſo geſchmeidig nach dem Herzen des Fürſten ſprach, iſt der Eidam des Ober-Heimlichen. Dieſer unter Hofränken ergraute Schalk legte dem Fürſten die Frage und ſeinem Tochtermann die Antwort in den Mund; drum paßten Topf und Deckel ſo gut zuſammen. Er wird ſeinem Schwiegerſohne nachher bei verſchloſſenen Thüren eine Lehrſtunde geben, der wir beiwohnen wollen; denn ſie war der eigentliche Zweck unſerer Reiſe.“

Der Fürſt entließ die Verſammlung. Pakomus faßte ſeinen neuen Collegen am Arm. „Komm, mein trauter Sohn!“ ſprach er: „Ich will dir aus väterlicher Zuneigung die verborgenſten Geheimniſſe der Staatskunſt und Staatswirthſchaft enthüllen.“ — Hiermit führte er ihn durch enge dunkle Gänge in den entlegenſten Flügel der Hofburg, wo ſich ein Saal befand, deſſen eherne Pforte mit ſieben Schlöſſern verwahrt war. Dieſes Heiligthum ſchloß er behutſam auf und zwängte ſich mit ſeinem Begleiter durch eine ſchmale Oeffnung der Thür, damit kein Ungeweihter hineinblicken oder gar einſchleichen möchte. Wir aber waren längſt neben ihnen durchgewiſcht, und hörten und ſahen folgende wunderliche Dinge.

Pakomus öffnete einen Schrank, worin verſchiedene Mäntel von Sammt oder feinem Tuch in bunter Reihe hingen. Sie waren von außen köſtlich verbrämt, inwendig aber mit rauhen wollenen oder bärenen Futtern verſehen, und zum Theil mit Wolfs- und Fuchsbälgen ausgeſchlagen.

„Iſt das die Gewandkammer des Fürſten?“ fragte der junge geheime Rath.

„Mit nichten!“ ſprach der Alte: „Es ſind Staatsmäntel, die gebraucht werden, wenn man dem Volke eine widrige oder mißliche Sache vorzubringen hat. Einem ſolchen häßlichen Dinge muß man ein zierliches Mäntelchen umgeben. Darum heißt dieſer mit goldenen Franſen beſetzte Scharlachmantel: Volksglück; der zweite von grünem Sammt: Flor des Landes; der dritte, mit Silber bordirte: Das gemeine Beſte; und ſo weiter.

Mit ernſtem Geſichte beſah der Lehrling einen nach dem andern. Aber am Ende konnte er ſich des Lachens nicht enthalten, als ſeine Augen eine ganz abgetragene und verblichene Hülle trafen. „Himmel!“ rief er aus, „wie kommt dieſes alte Fähnlein unter die prächtigen Staatsmäntel?“

„Laß dich das nicht wundern!“ verſetzte Pakomus. „Dieſer Mantel glänzte vormals eben ſo herrlich als ſeine Nachbarn; ihn haben nur die ungeheuern Strapazen, die er ausgeſtanden hat und noch immerfort erdulden muß, ſo kläglich entſtellt. Er heißt: Gute Abſicht, und iſt an Fürſtenhöfen gleichſam das tägliche Brod. Sitzt, zum Beiſpiel, einmal ſtatt der Klugheit die Thorheit am Ruder und treibt unbeſonnen das Staatsſchiff an Klippen: dann wickelt man ſich, indem es kracht und bricht, in dieſen Mantel und ruft: die Abſicht war gut! — Damit bringt man Jeden, der auf den Trümmern des Schiffbruchs ein Klagelied anſtimmt, zum Schweigen. — Mancher Staatsfehler iſt freilich ein ſo gewaltiger Rieſe, daß Ein Mantel nicht hinreicht, ihn zu bedecken. In dieſem Falle wirft man ſie alle zugleich über ihn und begräbt ihn darunter.“ —

Die Muſterung der Mäntel war nun vorbei. Pakomus öffnete einen Schrank voll Larven.

„Ah, herrliche Masken!“ rief der neue Rath. „Sie werden wohl bei Mummereien und feierlichen Aufzügen gebraucht?“

„Ja wohl!“ antwortete lächelnd der Schwäber: „Ja wohl zieht man damit auf! — Es ſind Staatslarven, und ſie haben mit jenen Mänteln eine gleiche Beſtimmung. Darum gleichen ſie natürlichen Menſchengeſichtern, und Biederſinn ſpricht aus allen ihren Zügen.“ — Er bedeckte jetzt mit einer Larve ſein Geſicht. „Sieh!“ ſprach er: „Hab' ich nicht ſo recht die ehrliche Miene eines braven Patrioten, der freudig dem Vaterlande Gut und Blut opfert?“ —

„Auf meine Ehre!“ rief der junge Herr und klatſchte jubelnd in die Hände.

Sie gingen dann in eine Nebenkammer, die mit einer Bad- und Barbierſtube die vollkommenſte Aehnlichkeit hatte. Scheermeſſer, Lanzetten und Schröpfköpfe lagen überall umher. „Dieſer Kram,“ ſagte Pakomus, „iſt das Handwerksgeräth der Finanzbeamten, Rentmeiſter und Schöſſer. Damit ſcheeren ſie ihre Schäfchen, die Bürger und Bauern, zapfen ihnen Mark und Blut ab und ſchröpfen ſie tüchtig. Haben aber dieſe Schwämme genug in ſich geſogen, ſo drückt eine höhere Hand ſie wieder aus und wirft ſie bei Seite.“ —

Jetzt führte der Meiſter ſeinen Jünger in den Saal zurück und ſchlug den Deckel eines mit Brillen angefüllten Käſtchens auf. „Von dieſen Staatsbrillen,“ ſprach er, „haben wir drei verſchiedene Sorten. Die erſte Gattung macht die Gegenſtände wunderbar groß: die Mücke wird ein Elephant, der Silberpfennig ein harter Thaler. Mit dieſen Vergrößerungsgläſern waffnet man die Augen der Unterthanen, wenn ſie z. B. ein ihnen geſchenktes Stämmchen Holz für einen ganzen Forſt anſehen, und überhaupt ein Senfkorn von Wohlthat als ein unermeßliches Glück betrachten ſollen. — Die zweite Gattung verkleinert Berge zu Maulwurfshügeln, und iſt daher bei neuen Steuern und Gaben ſehr nützlich zu brauchen. — Die dritte Art verwandelt Schwarz in Weiß und verbreitet über alles einen blendenden Schimmer.“ —

„Köſtliche Brillen,“ rief der Rath und verſuchte einige derſelben mit lebhaftem Beifall.

Des Ober-Heimlichen Falkenaugen machten jetzt, wie unſicher vor Lauſchern, eine Runde durch den Saal, und mit leiſer Stimme fuhr er fort: „Dieſe Brillen, beſonders die verkleinernden, empfehlen wir Räthe, im Vertrauen geſagt, bisweilen ſogar Sr. Durchlaucht zu höchſteigenem Gebrauche, ohne den guten Herrn mit einer langweiligen Erklärung der Beſchaffenheit ſolcher Gläſer zu beläſtigen. Wir thun das zum Exempel, wenn uns daran liegt, daß dem Fürſten ein friſcher Griff in den Volksſeckel minder bedeutend erſcheine, als es der Fall ſeyn würde, wenn wir ihn dieſe Dinge mit ſeinen natürlichen geſunden Augen betrachten ließen.“ —

„Und das Mittel ſchlägt an?“ fragte der Rath mit einer bedenklichen Miene.

„Probatum est!“ rief Pakomus mit Nachdruck, und ſie ſchüttelten ſich fröhlich die Hände.

„Aber wofür hältſt du dieß roſenfarbene Pülverchen?“ fragte der alte Herr.

„Mich dünkt's Zahnpulver,“ war die Antwort.

„Falſch gerathen, Herr Sohn! Wie kannſt du glauben, daß ſich der Staat um die Zähne ſeiner Unterthanen und Diener bekümmere? — Es wäre beſſer, ſie hätten gar kein Gebiß; ſo würden ſie weniger eſſen.“

„Nun, was iſt's denn ſonſt?“ ſagte der Beſchämte.

„Augenpulver! — Ein unſchädlicher Staub, den man den Menſchen gelegentlich in die Augen ſtreut. — Eine gleiche Bewandtniß hat es mit jener feſt zugepfropften und verſiegelten Flaſche. Sie enthält den berühmten blauen Dunſt.“ —

„Ich muß geſtehen,“ ſprach der Rath, „hier iſt für wohlthätige Blindheit trefflich geſorgt!“

Pakomus lächelte ſchlau und wiegte bejahend den Kopf.

Indeſſen bemerkte ſein Söhnlein einen großen ſammtenen Beutel, und zog aus demſelben einen koloſſalen goldenen Stimmhammer, der ſchier eine Elle lang und verhältnißmäßig dick war.

„Laß liegen!“ ſchalt der Alte verdrießlich und wollte das Inſtrument bei Seite bringen; aber Jener hielt es feſt und forſchte dringend, wie es damit bewandt ſey.

Der Ober-Heimliche wollte anfangs mit der Sprache nicht heraus; doch endlich begann er ſo zu beichten: „Vor einiger Zeit wünſchte eine auswärtige Macht, von unſerm gnädigſten Herrn eine gewiſſe Gefälligkeit zu erhalten; allein er war wenig geneigt dazu, weil er Nachtheile für ſich und den Staat beſorgte. Bei dieſer Gelegenheit empfing ich von dort her dieſen koſtbaren Stimmhammer nebſt einem huldvollen Schreiben, worin ich ſcherzhaft erſucht ward, mit beifolgendem Werkzeuge das Gemüth meines Fürſten zum Einklang mit jenem Hofe zu ſtimmen. — Wer kann ſolchen Artigkeiten widerſtehen? — Und wer öffnet nicht gern die Herzenspforte, wenn mit einem ſolchen Hammer angeklopft wird?"

„Ei, das verſteht ſich!" ſprach der hoffnungsvolle Sohn.

Hierauf zeigte Pakomus ein Fäſchen voll Erbſen vor und äußerte dabei: dieſe ſonſt unſchuldigen Körner würden bisweilen in der Hand eines heimtückiſchen Hofſchranzen gefährlicher als Flintenkugeln. — „Aber ich trage faſt Bedenken, dir dieſes Schelmſtück zu entdecken;" fuhr er fort. „Ich muß befürchten, daß du es einſt, wenn ich dir zu lange vor den Augen herumgehe, wider mich ſelbſt anwendeſt." —

Der Eidam ſchlug an ſeine Bruſt und betheuerte höchlich, er ſey ein Biedermann.

„Verſteh' doch Scherz!" verſetzte der Alte. „Nur ein Erzböſewicht macht von dieſen Erbſen Gebrauch. Er ſtreut ſie in der geheimen Rathsſtube, in der Kanzlei und überhaupt auf den ſpiegelglatten Fußböden der Hofgemächer umher, damit diejenigen, ſo dem hübſchen Säemanne verhaßt ſind oder im Wege ſtehen, ausgleiten und ſtürzen. Und das begegnet am erſten denen, die ihre Bahn ſtracklich wandeln und aller Vorſicht überhoben zu ſeyn glauben, wenn ſie mit dem Fuße des guten Gewiſſens feſt auftreten.“ —

Mich überlief ein Schauer. Ich ſeufzte mit dem ehrlichen Froſchmäusler:

Hofſuppen, ſo lieblich ſie ſchmecken,
Sind ſtark gewürzet mit Schrecken!“ —

Und plötzlich verſchwand vor meinen Augen der ganze Rüſtſaal der Staatskunſt, ſammt dem Ober-Heimlichen und ſeinem Eidam.

„Nun, wie gefiel dir dieſe Lehrſtunde?“ fragte mich mein alter Gefährte.

Ich zuckte die Achſeln und wußte nicht, was ich antworten ſollte.

„Meinſt du etwa,“ fuhr er fort, „ich hätte dich hieher geführt, damit du lernteſt, Mantelrollen ſpielen, Trugbrillen ſchleifen und goldne Stimmhämmer verdienen? — Nein, da ſey Gott vor! Ich lehrte dich im Gegentheil Gifte kennen, um ſie zu meiden; ich enthüllte dir die verborgenen Künſte unredlicher Staatsdiener, damit du verſtändiger und billiger, als die blinde Menge, manchen guten edelherzigen Fürſten beurtheileſt, der nach dem ſchönen Ziele, ſein Volk zu beglücken, auf der Bahn der Tugend und Gerechtigkeit hinſtrebt, aber von täuſchenden Irrlichtern böſer und unweiſer Rathſchläge, die ſein argloſer Sinn für treue Wegweiſer hält, auf falſche Pfade geleitet und an Abgründe geführt wird. — Fluch Jenen und Segen dir, Jüngling, wenn du dem Herrſcher, der einſt das Heil ſeines Volkes auf deine Schultern legt, redlicher dieneſt! — Greif muthig in der Selbſtſucht und Habgier geheimes Räderwerk und bring' es zum Stocken! Aber hüte dich dann auch vor den Fallkugeln, womit man deinen Weg reichlich beſäen wird!“ —

Mit dem letzten Hall dieſer Worte zerfloß die greiſe Geſtalt wie ein Dunſtbild, und ich befand mich unter dem Baume, wo ich geruht hatte. Ich ſtand auf. Da war mir, als fühlt' ich ſchon die Hoferbſen unter meinen Füßen, und das benahm mir Luſt und Muth, meine Reiſe fortzuſetzen.

III.

Die Mäuſefalle

oder

die Predigt für Kunſtrichter.

„Nein, ich halt' es nicht länger aus!" rief der Dichter Ottkar und warf ein gelehrtes Zeitungsblatt, das er durchlaufen hatte, verdrießlich auf den Tiſch. „Dieſe Menſchen fahren fort, mich durch überſpannte Schmeicheleien zu ärgern."

„Ei, ſo laſſen Sie ſich doch loben!" ſagte Hugo, ein Gelehrter, der ihn eben beſuchte. „Wer wird ſich darüber erhitzen!"

„Ich, mein Freund!" ſprach Ottkar. „Man entzieht mir mehr Ehre, als man mir zuwendet; man macht mich lächerlich, wenn man die flüchtigſte Tändelei meiner Feder als ein unübertreffliches Meiſterwerk ausruft. Muß die Welt nicht glauben, ich füttere dieſe Staarmätzchen, um mich Jahr aus Jahr ein von ihnen loben zu hören?"

„Sorgen Sie nicht! Man kennt Ihren anſpruchloſen Charakter."

„Sie, Hugo, kennen mich; aber wie wollen Sie mir für den Wahn der Menge bürgen? — Und könnten Sie es auch, es ſtellte mich nicht zufrieden. Ich ſchäme mich in meine eigene Seele, immer und immer von einer gewiſſen kunſtrichterlichen Genoſſenſchaft als Dichter vergöttert zu werden. Aller Menſchen Geiſt hat ſeine ſchwachen Stunden, und dem meinigen hängt überdieß die Unart an, daß er bisweilen gerade in ſolchen Stunden nichts lieber, als leichte Verſe macht. Sie ſind freilich im ſchlimmſten Falle erträgliches Mittelgut, und gefallen wohl auch, wenn man ſie mit Beſcheidenheit dem Publikum darbringt; wird aber darüber in die Poſaune geſtoßen, ſo ſchütteln Kunſtverſtändige den Kopf und ſagen mit Spottlächeln: Viel Lärm um nichts!" —

„Ja, von dieſer Seite betrachtet, iſt Ihre Unzufriedenheit nicht ohne Grund. Aber können Sie dem Unweſen ſteuern?"

„Ich hoff' es. Das Haupt jenes Bundes iſt Herr Flaus, den Sie kennen. Dieſer Menſch hat ſich auf eine mir unbegreifliche Weiſe zu einem kritiſchen Tonangeber aufgeſchwungen; denn alle ſeine Ausſprüche plappert ein Chor von Papageien getreulich nach. Er iſt's, der des verhaßten Weihrauchs ſo viel an mich verſchwendet, daß ich beinahe im Dampf erſticke. Aber warum thut er's? — Meynen Sie etwa, er umräuchere mich immer aus reiner Ueberzeugung, daß ich dieſer Ehre werth ſey? — Keineswegs! Er handelt blos aus Egoismus und Eigennutz; er ſucht ſich bei mir einzuſchmeicheln, weil er meine Tochter heirathen will." —

„Das erſte Wort, das ich davon höre."

„Auch wahrſcheinlich das letzte. — Herr Flaus will mich durch Weihrauchwolken blenden, daß ich den Unwerth ſeiner Perſon und ſeines ganzen Weſens nicht bemerken und genau unterſuchen ſoll. Meine Sidonie verräth nicht die geringſte Neigung zu ihm; aber ſie liebt, wie ihr ganzes Geſchlecht, alles Glänzende und folglich auch den Ruhm. Sie kommt jederzeit ungemein fröhlich nach Hauſe, wenn man ihr in Geſellſchaften geſagt hat, ich ſey wieder in irgend einem Journal tapfer herausgeſtrichen worden. Drum wär' es möglich, daß ſich Flaus auf dieſem Wege bei ihr beliebt machte. Um dem Dinge vorzubeugen, will ich der Maus, die ſich bei mir einzuniſten ſucht, eine Falle ſtellen, und Sie, Freund Hugo, ſollen ſie mir bauen helfen."

Ottkar holte jetzt aus ſeinem Schreibepulte einige Blätter. „Hier ſind ſechs Gedichte," ſprach er: „drei gute und drei ſchlechte. Leſen Sie, Freund! und ſondern Sie die Spreu von den Körnern: dann wollen wir weiter darüber ſprechen."

Hugo las und entſchied nach ſeinem Gefühl ſehr richtig.

„Dieſe drei Gedichte halten Sie alſo für gut?" fragte Ottkar.

„Es ſind die vortrefflichſten, die ich jemals von Ihnen geleſen habe."

„Und das andere Kleeblatt?"

„Gleicht jenem ſo wenig, als die Nacht dem Tage."

„Sie ſprechen viel zu ſanft von dieſen unreifen Früchten ſchwacher Stunden. Es ſind jugendliche Stümpereien, die ſeit zwanzig Jahren in meinem Pulte begraben liegen und ſchon längſt von mir zur Vernichtung beſtimmt waren. — Doch jetzt haben wir es hauptſächlich mit jenen zu thun. Seyn Sie ſo gefällig, ſie in dieſen Bogen Papier einzuſchlagen, und mit dem Petſchafte, das an Ihrer Uhr hängt, zu verſiegeln."

Hugo that es, und überſchrieb dann auf Ottkars Verlangen den Umſchlag mit folgenden, ihm in die Feder geſagten Worten:

> „Ich bezeuge, daß ich inliegende Gedichte, deren
> „Verfaſſer Ottkar iſt, am heutigen Tage mit eigener
> „Hand in ſeinem Zimmer eingeſiegelt habe."

„Aber wozu dieſe Anſtalten?" fragte der Geheimſchreiber, als er noch das Datum und ſeinen Namen hinzugeſetzt hatte.

„Erlauben Sie mir, Ihnen die Antwort für jetzt ſchuldig zu bleiben;" erwiederte Ottkar. „In zwei oder drei Monaten wird ſich das Räthſel löſen. Indeſſen erbitte ich mir die ſtrengſte Verſchwiegenheit über dieſen Vorgang unter unſern vier Augen."

Hugo gab ſein Wort darauf, und ſie ſprachen nun von dieſer Sache nicht weiter.

Am folgenden Tage überſandte Ottkar eine ſchon bereit liegende Abſchrift der drei eingeſiegelten Meiſterſtücke, mit dem erdichteten Namen Rolf unterzeichnet, dem Herausgeber eines Muſenalmanachs; und einige Tage ſpäter ließ er auch die drei ſchwachen Lieder, mit ſeinem eigenen vollen Namen unterſchrieben, denſelben Weg geben.

Der Almanach erſchien zu ſeiner Zeit. Herr Flaus fiel geſchwind über das Büchlein her und zog es durch die kritiſche Hechel. Ottkarn erhob er, wie gewöhnlich, bis in den Himmel; aber den Neuling Rolf fuhr er grimmig an, und bedeutete ihn ernſtlich, ſich nie wieder auf dem Parnaß blicken zu laſſen, weil er ſich eher zum Schuſter, als zum Dichter ſchicke.

Ottkar hatte dieſe erwünſchte Recenſion kaum geleſen, als ihm Herr Flaus ſeine Aufwartung machte.

„Böſer Mann!“ ſprach der Dichter im Tone eines ſcherzhaften Vorwurfs: „Ich erſuchte Sie mehrmals, mich nicht durch übertriebene Lobſprüche dem Neide der Welt bloßzuſtellen; aber deſſen ungeachtet geſchah's wieder! Denn dieſe noch preßfeuchte Recenſion des neuen Muſenalmanachs, den ich eben auch erhalten habe, iſt doch unſtreitig von Ihnen.“

Er legte ihm die Recenſion vor. Flaus bekannte ſich lächelnd dazu, und betheuerte bei ſeinem Kunſtrichtergewiſſen, er habe ihm, dem göttlichen Sänger, ein viel zu geringes Ruhmopfer gebracht.

„Das ſey dahingeſtellt!“ ſagte Ottkar. „Aber dem armen Wicht, dem Rolf, ſpielen Sie doch gar zu übel mit.“ —

„Verdient er's beſſer?“ fuhr der Krittler auf. „Zeigt er wohl die geringſte Anlage zur Dichtkunſt? Und iſt er nicht doppelter Streiche werth, da er ſich offenbar erfrecht, den großen Ottkar nachzuahmen? — O des armſeligen Nachtlämpchens, das einen Wettſtreit mit der Sonne beginnen will!“ —

„Rolf iſt und bleibt alſo ein ausgemachter Stümper?“ fragte Ottkar.

„Mein Urtheil iſt unwiderruflich;“ erwiederte Flaus.

„Ich halte Sie beim Worte!“ ſagte der Dichter und überreichte ihm das von Hugo verſiegelte Päckchen, mit dem Erſuchen, es zu erbrechen, vorher aber die Aufſchrift zu leſen.

Flaus las, und eine Unglücksahnung ergoß eine feurige Röthe über ſeine Wangen. Als aber nach geöffnetem Umſchlage des gemißhandelten Rolfs Mantel und

Larve plötzlich fielen und er als Ottkar hervortrat, da überzog Todtenbläſſe des Kunſtrichters Antlitz, und ſtumm und ſtarr glich er einer Bildſäule der beſchämten Einfalt.

„Sehen Sie, mein Herr!“ ſagte Ottkar, „Sie haben durch dieſe Recenſion, wie ſchon durch mehrere, beurkundet, daß es Ihnen an allen Eigenſchaften eines guten Kunſtrichters mangelt. Ein ſolcher, wenn er Achtung verdienen ſoll, muß ein eben ſo redlicher als verſtändiger Mann ſeyn. Sie ſind beides nicht. Mir höfeln Sie kriechend wegen gehaltloſer Reime, die ich längſt verworfen hatte, und jetzt blos in der Abſicht drucken ließ, um Sie zu beſchämen; und gegen den Luftmann Rolf, den ich mit drei Gedichten, die ich für die ſchönſten Blüthen meines Geiſtes erkläre, in den Almanach ſtellte, gegen dieſen führen Sie, wie Don Quixotte im Kampf mit den Nebelrieſen, gewaltige Schwertſtreiche und wollen ihn auf ewig vernichten, weil ein ſolcher Strohkopf in der poetiſchen Welt nicht zu leben verdiene. — Zeugt dieſe That von Kunſtkenntniß? Zeugt ſie von Rechtſchaffenheit? — Ich vermiſſe jene wie dieſe, und ich begreife nicht, wie Sie in dem Falle, daß ein Dichter Rolf wirklich lebte, das ihm zugefügte Unrecht Stirn gegen Stirn verantworten wollten. Ich vergeb' es Ihnen an ſeiner Statt von Herzen; aber ich rathe wohlmeinend, entſagen Sie der Kritik, weil ſich weder Ihr Geiſt, noch Ihr Gemüth dazu eignet. Verſchonen Sie wenigſtens mich von nun an mit Ihrer läſtigen Lobhudelei; Sie würden mich ſonſt reizen, die Geſchichte dieſes Vorfalls theils zu meiner Nothwehr, theils zur Lehre und Warnung für andere parteiliche Kritiker Ihres Schlages drucken zu laſſen.“

Unter dem Donner dieſer Strafrede ging Herr Flaus, zerknirſcht und keines Lautes mächtig, einen allmäligen Krebsgang vom Fenſter nach der Thüre und drückte ſich bei dem letzten Worte hinaus. Er wagte ſich ſeitdem nicht wieder über Ottkars Schwelle, und mit Kränkung erfuhr er, daß ihn die ſchöne Sidonie ganz und gar nicht vermiſſe.

IV.

Das Geſtift der frommen Bertha.

1.

Bertha.

Ein biederber Ritter, Osmund von Roſenberg, der vor länger als vierhundert Jahren mit dem Tode turnirte und von dem Unbezwinglichen in den Sand geſtreckt ward, erfreute ſich auf ſeiner irdiſchen Pilgrimſchaft einer ſchönen, ſittigen und treuen Gefährtin. Doch hätte ſich Bertha — dieß war ihr Name — mit den vornehmen Frauen der heutigen Welt in vieler Betrachtung nicht meſſen können. Sie redete nicht in fremden Zungen, wetteiferte nicht mit den Tänzerinnen der Schaubühne, ſpielte weder den Flügel, noch die Guitarre, that ſich in der Malerei nicht hervor und fuhr vollends nicht in der Hochgelahrtheit dunkle Schachten hinab, um mit der Ausbeute in Geſellſchaften zu glänzen. Ihr Acker und Pflug war das Hausweſen und ihrer Obſtpflänzchen ſorgſame Wartung. Auch nahm ſie ſich mit einer Aengſtlichkeit, die man jetzt an manchen Theetiſchen verlachen würde, wohl in Acht, den Spiegel ihrer Tugend vom Hauch böſer Gerüchte rein zu erhalten.

Inſonders zeichnete ſich Bertha durch Wohlthätigkeit und hülfreiche Theilnahme an den Schickſalen der Unglücklichen aus. Sie war in einem weiten Umkreiſe des Blinden Auge, des Lahmen Fuß, der Waiſen Mutter, der Armuth Schatzmeiſterin. Ein „Gott vergelt's Euch!“ klang ihr lieblicher, als die melodiſchen Kunſttöne eines welſchen Sängers, deren flüchtiger Hall oft von Händen, die der Armuth einen Kupferpfennig verweigern, mit Gold bezahlt wird.

2.

Das alte Schloß.

Nicht unerhört blieb der dankbare Wunſch, der für Bertha und ihren Gemahl täglich gen Himmel ſtieg. Goldene Ernten bedeckten Osmunds Gefilde, und die Trefflichkeit ſeiner weidenden Heerden war ein Dorn im Auge der Scheelſucht.

Sein Schloß nur, die Wiege der Ahnen,
Sah ruhig der ſchielende Neid,
Denn ihr Zerſtörungsrecht übte
Daran die gewaltige Zeit.

Sie ſtürzte die Zinne des Thurmes
Vom Berge nieder ins Thal;
Sie wandelte, Mauern zerſpaltend,
Durch Hallen, Gemächer und Saal.

Ein Volk geflügelter Mäuſe
Bewohnte jeglichen Ritz,
Und Käuzlein nahmen in Schaaren
Die Trümmer des Thurms in Beſitz.

Auch unter des Schloſſes Geſinde
Begann die Sage zu gehn:
Es ließen oft, ſpielend und lachend,
Sich zwerghafte Hausgeiſter ſehn.

Und das hatte ſeine Richtigkeit. Es war ſeit uralten Zeiten dem Geſchlechte von Roſenberg eigen, daß ſich kleine, kaum zwei Spannen hohe, doch ungemein zierliche und manierliche Weſen zu ihm hielten. Sie ſchlüpften ſelten aus ihren unterirdiſchen Wohnungen hervor und bezeigten ſich dann immer als gute Geiſter, die an den Freuden und Leiden der Familie den innigſten Antheil nahmen. Nur den dienenden Buben und Mägdlein jagten ſie bisweilen ein unbedeutendes Schrecken ein.

3.

Die Geſandtſchaft.

„Lieber Osmund,“ ſagte Bertha eines Tages, „unſer Schloß zerfällt immer mehr; wir mögen forthin weder mit Ehre, noch mit Bequemlichkeit darin wohnen. Laß uns eine neue Burg bauen! Gott ſegnete uns, daß wir's ausführen können.“

„Und wir wollen's,“ ſprach der Ritter, dem die Rede ſeiner verſtändigen Hausfrau gefiel.

In der folgenden Nacht erſchien vor dem großen Himmelbette des Ehepaares eine Geſandtſchaft der kleinen Leutlein, deren wir vorhin erwähnten. Der Führer trug ein Mäntelchen von Goldſtoff, und war übrigens ſo ſtattlich angethan, wie ſich prachtliebende Hofſchranzen damals zu kleiden pflegten. Er machte den Herrſchaften im Bette einen tiefen Reverenz und hub an:

„Zu uns hinab iſt das Gerücht erklungen,
Daß ihr der Väter Schloß zerſtören wollt,
Das lang' und rühmlich mit der Zeit gerungen,
Und der Natur die alte Schuld nun zollt;
Der Panzer ſeiner Mauern iſt zerſprungen,
Des Thurmes Haupt ins Thal hinabgerollt;
Drum reißt die mürbe Burg der Ahnen vollends nieder,
Bringt nur ins neue Schloß die alte Tugend wieder!“

Ueberraſcht und auf keine Antwort gefaßt, erwiederte Osmund dieſe Anrede mit freundlichen Bewegungen der Hand; die Geſandtſchaft begnügte ſich an dieſer ſtummen Höflichkeit und trat mit feierlichen Verbeugungen ab.

Dem Ritter und ſeiner Ehewirthin hob dieſer Beſuch eine Laſt vom Herzen. Sie hatten vorher beſorgt, die Zwerge möchten über die bevorſtehende Schleifung der Burg, unter deren Grundfeſten ſie wohnten, einige Unruhen erregen. Nun aber ging Osmund, ihrer hohen Genehmigung verſichert, mit einem geſchickten Baumeiſter muthig zu Rathe, ließ Eichen fällen, Steine brechen, und begab ſich, ſammt allen den Seinigen und aller fahrenden Habe, aus der verwitterten Stammburg, die den Namen Wittgau führte, auf einen Meierhof, den er in der Nähe beſaß. Die Eulen und Fledermäuſe erluſtigten ſich einige Nächte lang ungeſtört in den öden Ruinen; aber bald rückte eine Schaar von Maurern an, vertrieb ſie aus ihren Klüften, machte das alte Schloß dem Erdboden gleich, und begann auf derſelben Stelle den Bau eines neuen, das innerhalb drei Jahren vollendet ſeyn ſollte.

Das Werk ging friſch und fröhlich von Statten. Osmunds Unterthanen verrichteten aus freiem Willen doppelt ſo viel Hand- und Spanndienſte, als ſie nach ihrer Frohnpflicht zu leiſten ſchuldig waren. Sogar die Zwerge blieben nicht unthätig; ſie führten bei Nacht Steine und andern Bauſtoff zu. Eines Morgens fand man einen kleinen ſaubern Schiebekarren, den ſie auf der Bauſtelle vergeſſen hatten. Ein Arbeiter nahm ihn zu ſich, um ſeine Kinder damit zu erfreuen. Indem er ihnen aber nach gemachtem Feierabend das Geſchenk übergab und ihnen deſſen Gebrauch zeigen wollte, entrollte das poſſierliche Ding ſeinen Händen, lief geſchwind zur Stube hinaus, und zugleich erſcholl ein vielſtimmiges helles Gelächter, das aus den Wänden hervorzubrechen ſchien und ihm die Haare zu Berge trieb.

4.

Der ſüße Brei.

Als nun im dritten Jahre die Schwalbe ſchied und die Droſſel ſchon von der reifenden Frucht des Eibiſchbaums naſchte, begab ſich einſt Bertha zur Bauſtätte, ſah mit Wohlgefallen das Ameiſengewühl der Meiſter, Geſellen und Handlanger, und ſagte liebreich zu ihnen: „Fördert das Werk, ſo viel ihr könnt, ihr fleißigen Männer! Der Winter iſt im Anzuge, und mein Eheherr und ich tragen großes Verlangen, das enge Häuslein, worin wir jetzt ungemächlich wohnen, zu verlaſſen. Drum haltet euch wacker und eilt mit der Arbeit zu Ende! Ich gelobe und verſpreche, euch dann mit einem ſüßen Brei zu bewirthen, und er ſoll auch fortan, ſo lange dieſes Schloß ſteht, euch und euren Kindern und

Kindeskindern alljährlich an demſelben Tage von mir und meinen Nachkommen gereicht werden.“ —

Die Einladung auf einen ſüßen Brei war im Mittelalter kein verächtliches Wort. Man verſtand darunter eine förmliche, ſchüſſelreiche Gaſtung, ſo wie man jetzt auf eine Suppe einladet, und es dabei nicht bewenden läßt. Der eigentliche ſüße Brei, ein Lieblingsgericht unſerer Altvordern, war ein mit Honig zubereitetes Muß, das feſtliche Mahlzeiten gewöhnlich beſchloß.

Den Bauleuten wäſſerte der Mund; ſie regten luſtig die Hände, und ehe noch der Winter ſeine ſtrenge Regierung antrat, ſtand das neue Schloß Wittgau zum Einzuge fertig.

Worthaltend ließ Bertha den Gewerken und allen Andern, die bei dem Bau hülflich geweſen waren, ein herrliches Gaſtmahl bereiten. Es mußte wegen der Menge der Theilhaber unter freiem Himmel gehalten werden. Das Wetter bezeigte ſich Anfangs günſtig; als aber der ſüße Brei auf den Tafeln rauchte, fiel der Winter dem Herbſte plötzlich ins Land und warf die erſten Schneeflocken in die Schüſſeln. Solches verdroß die geſchäftige Wirthin gar ſehr. „Können wir uns doch künftig,“ ſagte ſie, „vor dergleichen Unbilden ſichern! Wir wollen von nun an in allen Folgejahren das heutige Feſt am erſten Tage des Roſenmonats feiern. — Schickt uns allenfalls der Winter auch dann noch den Nachtrab ſeiner Stürme auf den Hals, ſo lachen wir ſeines letzten ohnmächtigen Zorns und laſſen uns dadurch in unſerer Freude nicht ſtören.

Drauf labte jeden erſten Mai
Der wohlgedachte ſüße Brei
Der Gäſte muntres Heer.

Man räumte zu dem großen Schmaus
Der Bienen ganze Werkſtatt aus
Und fiſchte Teiche leer.

Das Feſt ward weit umher bekannt,
Und mancher hungrige Vagant
Kam mit beſtäubtem Schuh,
Blieb bei der offnen Tafel ſtehn
Und ſah dem frohen Wohlergehn
Der Schmauſer lüſtern zu.

Da ſagte denn die Ritterin:
„Setzt, guter Freund, ſetzt euch dahin,
Und koſtet unſer Mahl!“
Gelockt von dieſer Gaſtbarkeit,
Vermehrte ſich von Zeit zu Zeit
Der Tiſchgenoſſen Zahl.

Bertha befeſtigte die Stiftung des ſüßen Brei's durch einen eiſernen Brief, der allen künftigen Beſitzern der Burg Wittgau die Verbindlichkeit auflegte, ſolches Gaſtgebot jährlich auszurichten, und dabei ſo zu gebaren, daß die Speiſenden völlig zufrieden ſeyn könnten. „Ich würde,“ fügte ſie am Schluß hinzu, „keiner ruhigen Urſtätte unter der Erde genießen, wenn ſich nach meinem letzten Stündlein irgend ein Burgherr unterfangen ſollte, das Geſtift zu vernachläſſigen oder ganz aus den Augen zu ſetzen.“ —

Dieſer Stiftungsbrief ward von einem Rechtskundigen ſauber auf Pergament geſchrieben, von Bertha und ihrem ehelichen Vormund unterzeichnet und mit angehangenem Siegel im Briefgewölbe des Schloſſes aufbewahrt.

5.

Die Erſcheinung.

Zwanzig Jahre hatte Bertha den ſüßen Brei ausgetheilt, als plötzlich ihr letztes Stündlein ſchlug. Ihr Begräbniß war ein Trauerfeſt für alle Gauen umher. Tauſende von Leidtragenden folgten dem Sarge zur Erbgruft, wo ſchon zwei frühverblühte Töchterlein ruhten. Auch der Ritter Osmund ward bald nachher auf der Rennbahn des Lebens vom Tode beſiegt. Ulrich von Roſenberg, des frommen Paares einziger Sohn und Erbe, waltete nun auf Wittgau und befolgte viele Jahre lang ſeiner Mutter wohlthätige Verordnung, wie es einem guten Sohne eignet und geziemet.

Aber die Fehden jener Jahrhunderte führten ins Herz des Landes feindliche Kriegsvölker, und dieſe vertrieben den Ritter Ulrich von ſeiner Burg. Ein Feldherr — den wir Dominik nennen wollen — wählte ſie zum Hauptlager, ſpielte darin den unumſchränkten Gebieter, nahm alle Renten in Beſchlag und erpreßte mit Feuer und Schwert von den Unterthanen das letzte Hemd. Ein alter Burgvogt war von Roſenbergs Dienern der einzige, der im Schloſſe geduldet ward, damit der Uſurpator immer einen Vollzieher ſeiner endloſen, meiſtens auf Wohlleben abzweckenden Befehle bei der Hand hatte.

Der übermüthige Feldhauptmann war von niedrigem Herkommen, war bei der magerſten Koſt erzogen, hatte vom gemeinen Kriegsknecht hinauf gedient und manches Hundert ſchwarzer Soldatenbrode mit Behagen verzehrt; aber jetzt, da er auf fremde Koſten ſeinen Gaumen kitzeln konnte, war ihm nichts köſtlich genug. Faſanen, Tokayer und andere fremde Schleckereien mußten von weiten Orten herbeigeſchafft werden. Kurz, er führte eine ſo üppige Tafel, als wär' er ein Königsſohn und von Jugend auf mit den feinſten Genüſſen vertraut. Fußfällig bat der Burgvogt: er möge ſich aus Barmherzigkeit mit der Hälfte der geforderten Schüſſeln begnügen, indem ſonſt in kurzer Zeit alle Roſenbergiſche Unterthanen ein Raub des Hungers werden müßten. „Was kümmert's mich!" ſagte der Wütherich. „Es bleibt beim Alten. Man iſt das nicht anders gewohnt." —

Während der Regierung dieſes Deſpoten nahte ſich der Wonnemond. Bekümmert dachte der Burgvogt an die Stiftung der frommen Bertha; doch die Hände waren ihm gebunden; er konnte, von Geld und Einkünften entblößt, das gewöhnliche Maifeſt nicht veranſtalten; und daß die habſüchtige Kriegsgurgel aus dem Schatze ihrer Erpreſſungen eine Summe dazu hergeben würde, das war nicht zu erwarten. So erſchien der erſte Mai, und die Speiſung unterblieb.

Nachts drauf war der wilde Schwelger,
Von dem Geiſt der Reben trunken,
Auf das Dunenbett geſunken,
Und behaglich ſchlief er ein.
Plötzlich ſprangen mit Getöſe
Schloß und Riegel aus der Krampe,
Und es trat mit einer Lampe
Eine greiſe Frau herein.

Sie umwallt ein weißer Schleier,
Deſſen Schweif den Boden feget,
Und an ihrer Hüfte reget
Klirrend ſich ein Schlüſſelbund.

Langſam naht ſie dem Erwachten,
Und er ſchnaubt: „Was will belieben? —
„Lies und thu, was hier geſchrieben!“
Sagt ihr todtenbleicher Mund.

Und indem der Mann im Bette
Bald ergrünet, bald erkaltet,
Steht ſie vor ihm und entfaltet
Ihm ein pergamentnes Blatt,
Und ſie leuchtet mit der Ampel
Bis er mit verſtörten Augen,
Die vor Angſt ihm wenig taugen,
Ihre Schrift durchlaufen hat.

Dann, vom Lag[illegible] ſich entfernend,
Legte ſie das Blatt zuſammen,
Und es blitzten Zornesflammen
Aus der Augen Ring hervor,
Als ſie, hoch die Rechte hebend,
Und dem ſtarren Martisjünger
Drohend mit dem Zeigefinger,
Wie ein Dunſtbild ſich verlor.

6.

Das Commiſsbrod.

Morgens darauf hielt Dominik ein ſcharfes Kriegsgericht über die Schildwachen, die während der vergangenen Nacht in den Gängen des Schloſſes und beſonders vor ſeinem Zimmer angeſtellt geweſen waren. Sie hatten insgeſammt die Erſcheinung nicht geſehen. Der Burgvogt, den Dominik nun ins Verhör nahm, entſetzte ſich, denn er vermuthete ſogleich, daß die verſchleierte Matrone Bertha's Geiſt geweſen ſey. Er unterrichtete den Feldherrn von der Stiftung des ſüßen

Brei's und von der Urkunde, die darüber abgefaßt und in die Briefkammer niedergelegt worden war. Dominik befahl, die Schrift zu holen. Er hatte ſich zwar ſchon vorher des Schloßarchivs bemächtigt, doch nur diejenigen Documente, auf welche Geld einzunehmen war, an ſich geriſſen, alle andere hingegen, die auf Ausgaben abzielten, liegen gelaſſen. So war denn auch Bertha's Stiftungsbrief noch vorhanden,„ und der Burgvogt brachte ihn.

„Bei Gott!“ rief Dominik, „daſſelbe Blatt wurde mir von dem Nachtgeſpenſte vor die Augen gehalten!“

Der Alte zeigte ihm die Stelle, die auf ewige Zeiten alle Beſitzer des Schloſſes verbindlich machte, die Unterthanen am erſten Mai zu ſpeiſen.

„Was geht das mich an?“ ſprach Dominik. „Ich bin nicht des Schloſſes Beſitzer.“

„Jetzt allerdings, Ew. Geſtrengen!“ erwiederte der Burgvogt.

„Alſo meint Ihr wohl,“ ſagte Jener, „ich ſey ebenfalls ſchuldig, Eurem Volke einen Schmaus zu geben? — Ha! ha! ha! ein ſo einfältiger Tropf bin ich nicht! Der Sieger nimmt ein, der Beſiegte gibt aus: das iſt Kriegsregel, und weder Himmel noch Hölle ſollen mich davon abbringen.“

Der Burgvogt ging mit Achſelzucken fort; der General hielt die Sache für abgethan; allein ſchon am nächſten Mittage ward er anders belehrt.

Er gab den Häuptern ſeiner Schaar
Ein fürſtlich Gaſtgebot.
Doch ſieh, bei ſeinem Teller lag
Ein grobes Söldnerbrod.

„Was ſoll das?“ fuhr er zornig auf.
„Hinweg bei Mord und Tod!“
Erſchrocken ſah die Dienerſchaft
Das ſchwarze Wunderbrod.

Drei Buben faßten es geſchwind,
Und hoben ſchier ſich lahm,
Und ſtaunten, daß der ſchwere Ball
Nicht von der Stelle kam.

Wie eingewachſen in den Tiſch,
Wich er und wankte nicht.
Den Feldherrn fiel ein Grauen an
Und bleichte ſein Geſicht.

Nach ſeinem Brödlein griff er ſchnell,
Doch welches ſeine Hand
Nur mit der Finger Saum beſtrich,
Das hob ſich und verſchwand.

Er langte nach dem Weinpokal,
Trank ſtunig und rief jach:
„Verdammt! wer ſchöpft ſtatt Ungarweins,
Mir Wellen aus dem Bach?“

Und alles, alles, was er noch
Dem Munde weiter bot,
Das ſchmeckte wie des Baches Fluth
Und wie Soldatenbrod.

Gezwungen und ganz wider ſeine Gewohnheit ging er an dieſem Tage unberauſcht zu Bette, nachdem er zuvor in der Burg doppelte Wachen ausgeſtellt und beſonders alle Wege zu ſeinem Schlafzimmer mit zahlreicher Mannſchaft beſetzt hatte.

7.

Die Zwerge.

Eh' er noch ſchlief,
Der Wächter rief:
„Die Glocke hat zwölf geſchlagen!"
Der barſche Held,
Ein Löw' im Feld,
Begann vor Geiſtern zu zagen.

Und horch! es bewegt ſich,
Es raſchelt und regt ſich
Schon unter dem Bett,
Und hervor kommt mit Haufen
Ein Zwergvolk gelaufen,
Gar winzig, doch nett.
Sie ſchwirren wie Hummeln,
Poltern und rummeln,
Drangen und tummeln
Sich haſtig hervor,
Springen wie Ratzen,
Klettern wie Katzen
Auf's Bett empor,
Und tapfer mit Schellen,
Die weidlich gellen,
Grüßt jeglicher Wicht
Des Helden Geſicht.

Er will zur Wehre ſich ſtellen,
Er wirft ſofort
Ein Dutzend der kleinen Geſellen
Raſch über Bord;
Doch, als hätten ſie Schwingen,
Sind ſie huſch! wieder oben, und bringen
Mit doppelter Pein
Die Saumniß ein.

Sie kneipen
Und ſtaupen
Mit frechem Geſpötte
Den Feldherrn baß.
Sie wälzen ſogar wie ein Faß
Den dicken Mann aus dem Bette,
Und tanzen zum Ende vom Liede,
Auf ſeinem Leichnam ſich müde.

Nach dieſem Balle
Verſtoben ſie alle,
Die heilloſen Rangen,
Indem ſie ſangen:
„Beſtelle den ſüßen Brei,
Sonſt plagen wir dich auf's Neu!“ —

Aber Herr Dominik hatte nicht Luſt, ſeinen Raubſchatz durch Bewirthung der Roſenberg'ſchen Unterthanen zu ſchwächen; doch war er auch eben ſo wenig geneigt, ſeinen wohlgenährten Leib fernerhin zu einem Tanzboden herzuleihen. Es gab einen Mittelweg: er konnte ſein Hauptlager an einen andern Ort verſetzen. Dazu entſchloß er ſich um ſo lieber, da die Gegend um Wittgau von den Heuſchrecken des Krieges ſchon ganz ausgezehrt war. Er rückte alſo am folgenden Tage mit ſeinem Heerhaufen einige Meilen weiter. Man glaubte allgemein, dieſer plötzliche Aufbruch hänge mit dem Plane des Feldzugs zuſammen. Das ließ ſich der General ſehr gern gefallen, und entdeckte keinem Menſchen, daß ihm die Zwerge ein Treffen geliefert und ihn auf's Haupt geſchlagen hatten.

Kaum war er fort, ſo fand der Burgvogt in einer ausgeplünderten Truhe, deren Deckel er mit Thränen aufſchlug, einen ſchweren Geldſack, und auf einem angebundenen Zettel Bertha's unverkennbare Handſchrift in den Worten: „Zur Ausrichtung des ſüßen Brei's.“ — Der Greis erſchrack; doch freudig und ehrlich verwandte er die willkommene Spende zu einer guten Mahlzeit, bei welcher die armen Gäſte einige Stunden lang ihres Jammers und Elends vergaßen.

8.

Die furchtbare Kindwärterin.

Der ſüße Brei — denn mit deſſen Geſchichte haben wir es hauptſächlich zu thun — lebte nun ohne weitern Anſtoß ein Jahrhundert fort. Es erwuchſen ſogar jüngere Geſchwiſter um ihn her. Die meiſten nachbarlichen Ritter gaben nach und nach ihren Dorfſchaften ein ähnliches Jahrfeſt. Doch thaten ſie es nicht gerade am erſten Mai, ſondern ſie wählten dazu ihre Geburtstage oder andere merkwürdige Zeitpunkte ihres Lebens.

So ging die Sache trefflich ihren Gang, bis Waldemar von Roſenberg, Osmunds Urenkel, an die Reihe kam, auf Wittgau zu herrſchen.

Auf dieſem Manne ruhte nicht der Geiſt ſeiner edlen Väter. Er behandelte ſeine Unterſaſſen ſtolz und hart. Auch beſaß ihn der Geiz, und daher war ihm der Mai kein Wonnemond, weil ihm das große Volksmahl eine verdrießliche Ausgabe verurſachte. Er hätte dieſes Feſt ganz aufgehoben, wenn ihm nicht bange geweſen wäre, einen unangenehmen Beſuch von ſeiner Urgroßmutter zu erhalten. Der ſüße Brei ward alſo zwar aufgetiſcht, aber mit ſolcher Kargheit, daß der Stifterin Geiſt darob zürnte. Darum war es gemeiniglich in der folgenden Nacht auf der Burg nicht geheuer.

Unſichtbar durchlief es murrend
Alle Zimmer,
Schlug die Thüren faſt in Trümmer,
Raſſelte mit vielen Schlüſſeln
Wie mit Ketten,
Rüttelte der Schläfer Betten,
Und zerſchmetterte die Schüſſeln,
Die beim Schmaus, um Geld zu ſparen,
Nicht gefüllt geweſen waren.

In ſpäterer Zeit vermählte ſich Waldemar. Seine Gattin war gutherzig, vermochte viel über ihn, und bediente ſich ihrer ſanften Gewalt zum Beſten der Unterthanen; aber ſie ſtarb ſchon im erſten Jahre der Ehe, indem ſie ein Söhnlein geboren hatte, das den Namen Hermann erhielt.

Der Wittwer ſchritt bald zu einer neuen, minder glücklichen Wahl. Dem kleinen Hermann fiel das ſchlimme Loos, eine böſe Stiefmutter zu bekommen. Sie übergab das ihr verhaßte Kind den Händen und der Willkühr einer rohen, leichtſinnigen Dirne, die den Knaben oft einige Stunden lang in banger Einſamkeit hungern, durſten und weinen ließ, und indeſſen mit den Knappen und andern Hausdienern kurzweilte.

Einsmals hatte ſie im Garten
Eine halbe Sommernacht
Mit dem Gärtner, ihrem Buhlen,
In geheimer Luſt verbracht.

Leiſe wie ein Schatten wandelt,
Eilte ſie mit ſcheuem Blick,
Vor der Lampen Strahl ſich ſchämend,
In die todte Burg zurück.

Und ſie hält ſich für geborgen,
Als ſie vor dem Zimmer ſteht,
Und den Schlüſſel in dem Schloſſe
Mit geübter Vorſicht dreht.

Doch im Zimmer — welches Schrecken!
Das verlaßne Knäblein liegt
In den Armen einer Greiſin,
Die es zärtlich herzt und wiegt.

Aus verblichenen Gewändern,
Deren Form vor Zeiten galt,
Ragte hoch und hehr die fremde
Furchtgebietende Geſtalt.

Aehnlich einem Steingebilde
Stand die Maid beſtürzt und ſprach:
„Wie ſeyd Ihr hereingekommen
Ins verſchloſſene Gemach?“ —

„Alle Thüren ſind mir offen;“
War die Schreckensantwort drauf;
„Dieſes Würmleins Klagen riefen
Aus dem Grabe mich herauf.

Ich, die Ahnfrau des Geſchlechtes,
Das in dieſer Burg gebaut,
Kann nicht ruhn, weil meinem Enkel
Auf der Welt ein Unſtern dräut.

Ausgeartet iſt ſein Vater,
Seine Mutter ſtarb dahin,
Und das Weib an ihrer Stelle
Hegt der Rabenmütter Sinn.

Sie vertraut das theure Leben
Einer ſittenloſen Magd,
Die, wenn ihre Buhlen winken,
Pfleg' und Wartung ihm verſagt.

Nimmer kann dieß zarte Pflänzchen
In ſo rauher Luft gedeihn;
Drum will Ich es zu mir nehmen,
Und dann wird ihm beſſer ſeyn.

Armes Kindlein, ſüßes Liebchen,
Schlafe noch ein Weilchen hier!
Früher als der Morgen leuchtet
Führt ein Engel dich zu mir.“ —

Küſſend trug ſie's in die Wiege,
Wandte ſich, erhub die Hand,
Und wie leichte Wellen theilte
Sich zu einer Thür die Wand.

Lächelnd ſchlummerte der Knabe,
Wang' und Lippen roſenroth,
Doch der erſte Blick des Morgens
Fand ihn ſchon erbleicht und todt.

Der Stiefmutter Freude über des Kindes Ableben war von kurzer Dauer. Sie ſelbſt mußte nach Verlauf weniger Monate dieſelbe Straße wandeln. Auch Waldemar ſtürzte bald nachher auf der Hetzjagd in die Ewigkeit hinüber. Es ſtand im Buche des Schickſals geſchrieben, daß dieſes Geſchlecht, das die Tugendbahn ſeiner Ahnen zu verlaſſen anfing, ausſterben ſollte.

Doch ungeachtet ſie verſchwanden,
Die zeither auf der Bühne ſtanden,
Iſt's mit dem Mährchen nicht vorbei:
Die Hauptperſon, der ſüße Brei,
Iſt auf dem Schauplatz noch vorhanden.

9.

Willbold von Eiſenbart.

Die Burg Wittgau und das dazu gehörige Gebiet fiel an einen Lehensvetter, den Ritter Willbold von Eiſenbart. Er war ein wilder, unbiegſamer, eherner Mann, der ſeinen harten Kopf für einen Mauerbrecher hielt, womit er überall durchzuſtürmen glaubte. Einen anmuthigen Abſtich gegen ihn machte Hilda, ſein einziges Kind, ein eben ſo ſchönes als gutes Mädchen, deſſen Mutter frühzeitig ein Opfer der Härte ihres Gemahls geworden war. Er lebte ſeitdem als gezwungener Wittwer, weil er unter den vielen Jungfrauen, denen er ſeine ſchlagfertige Hand antrug, kein geduldiges Schäflein fand, das ſich ſeiner landkündigen Haustyrannei unterwerfen wollte.

Es war im Anfange des Brachmonds, als er aus einer fernen Gegend herkam, um das ihm angefallene Lehn in Beſitz zu nehmen. Vier Wochen zuvor waren die Koſten des ſüßen Brei's wie gewöhnlich aus den Einkünften des Gutes beſtritten worden, und man hatte dießmal etwas mehr als zu anderer Zeit aufgehen laſſen, um die Unterthanen für die knappen Speiſungen unter der vorigen Herrſchaft zu entſchädigen. Willbold ſchalt und tobte darüber. „Das ſoll mir nicht wieder begegnen!“ ſetzte er hinzu. „Ich müßte den Bettelſtab ergreifen, wenn ich jährlich ein ſo verſchwenderiſches Bankett ausrichten ſollte. Nein, nein! Künftig erhalten die Leute, ohne alle weitere Nebengerichte, einen ſüßen Brei, und damit gut!“ —

Bald darauf beſchloß er, der Mutter Bertha den ſchuldigen Gehorſam ganz aufzukündigen. Dazu verhetzte ihn ein Mann, deſſen Bild folgendes Kapitel aufſtellt.

10.

Der Frohntanz.

Es lebte dort ein rieſenhafter Ritter,
Herr Hans von Haſenfeld.
Er ſprach ſo laut wie donnernde Gewitter,
Und ſchien ein großer Held.

Ihn trug, ob ſeines Leibes ſchwerer Bürde,
Kaum noch das ſtärkſte Pferd.
Und furchtbar krönte ſeines Anſehns Würde
Ein ungeheures Schwert.

Er that mit ſeiner langen Todesſenſe
Der Tugendthaten viel;
Doch ward ſchon beim Geziſch erboſter Gänſe
Dem Helden etwas ſchwül.

Er war aber nicht nur eine lächerliche Perſon, ſondern auch ein ſchlechter Wicht. Das ließe ſich aus hundert Thatſachen beweiſen; wir wollen jedoch nur einige, die mit unſerm Gegenſtande verwandt ſind, hier anführen.

Ritter Hans beſaß in der Nähe von Wittgau ein Schloß, zu welchem ein Dörflein gehörte. Als es nun bei mehrern Rittern, die um ihn her wohnten, Sitte ward, ihre Bauerſchaft jährlich an einem gewiſſen Tage mit Speiſe und Trank zu erfreuen, ſo ergriff er dieſe Gelegenheit, ſich einen hämiſchen Spaß zu bereiten. Er ließ ſeine Dorfſaſſen zu einer Mahlzeit zuſammenrufen und ihnen, als ſie an einer langen Tafel Platz genommen hatten, Mann für Mann durch ſeine Diener ins Ohr raunen: „der ſüße Brei, den man auftragen werde, ſey auf dem Boden der Schüſſeln mit funkelneuen Silbermünzen gewürzt; wer alſo mit ſeinem Löffel am ſchnellſten und tiefſten bis auf den Grund tauche, der werde die reichſte Silberbeute gewinnen.“ — Das war den armen Leuten eine höchſt erfreuliche Kunde. Sie hielten ihren Löffel hoch in der Hand, wie ein Reiter den Säbel, womit er einhauen will. Die Schüſſeln wurden aufgeſetzt; ein ſiedendheißer Brei qualmte darin; wie Blitze ſchoſſen alle Löffel hinein und brachten eine feurige Ladung zurück, woran ſich die geldhungrigen Eſſer Mund und Gaumen verbrannten. Das ging nicht ohne gräßliche Geſichtsverzerrungen ab. Darauf hatte der edle Herr gerechnet, und frohlockte mit einem unmäßigen Gelächter darüber. Aber ſeine Hauptſtücke beſtand darin, daß der Höllenbrei nicht einen einzigen Pfennig enthielt, und an und für ſich ein ungenießbares Gericht war. Die Brandbeſchädigten mußten alſo, da man ihnen kein Voreſſen aufgetiſcht hatte, ungeſättigt nach Hauſe gehen.

Im nächſten Jahre machte er ſich ein noch wohlfeileres Vergnügen. Er berief ſeine Bauern und Häuslinge abermals zu einer vorgeblichen Luſtbarkeit zuſammen. Sie erſchienen mit dem feſten Vorſatze, ſich den Mund nicht wieder zu verbrennen, ſondern langſamer zu eſſen. Doch dieſer gemeinſchaftlich gefaßte Entſchluß war ganz überflüſſig. Sie fanden auf dem freien Platze, wo ſie im vorigen Jahre bankettirt hatten, keinen Tiſch gedeckt. Herr von Haſenfeld hatte daſelbſt blos für ſich und einige Gäſte eine Trinktafel aufſchlagen laſſen. Neben ihm ſtanden zwei oder drei Bockpfeifer, die ländliche Tänze ſpielten.

Als nun die Gemeinde verſammelt war, forderte er ſie mit donnernder Stimme auf, vor ihm zu tanzen. Die Burſche drehten und ſchwenkten ſich eine Weile mit ihren Mädchen herum; aber bei Hunger und Durſt erlahmten die Beine ſehr bald; Niemand wollte ſie förder heben. Da trat ein plumper Gerichtsknecht auf und ſagte gebieteriſch: „Rührt euch, ihr träges Volk! Es iſt jetzt nicht die Frage, ob ihr zum Tanzen Luſt habt oder nicht: ihr müßt heute zur Frohne tanzen! Das iſt des gnädigen Herrn Wille und Meinung. Wornach ſich zu achten!“ — Hierbei erhob der Scherge ſeinen dicken Stock und zwang damit Junge und Alte, nach der Bocksmuſik ſo lange zu hüpfen und zu ſpringen, bis ſie ſämmtlich athemlos niederſanken.

Ritter Hans rühmte ſich hernach in vielen Geſellſchaften, er habe ſeinen Bauern ein herrliches Tanzfeſt veranſtaltet. Der ſchamloſe Prahler ward deßhalb von Vielen, die ihn nicht beſſer kannten, für einen recht guten Vater ſeines Volkes gehalten. Da er auf eine ſo leichte Art zu dieſem Ehrenruf kam, ſo muß man ſich wundern, daß nicht auch harte Fürſten der damaligen Zeit bisweilen in ihren ſeufzenden Ländern einen allgemeinen Frohnball ausſchrieben. Man findet davon keine Spur in der Geſchichte. Aber einige Dorfſultane von Hanſens Gelichter mögen es wirklich gethan haben. Der Schreiber dieſes Mährchens erinnert ſich, daß er vor geraumen Jahren irgendwo las: es beſtänden noch in verſchiedenen Gegenden Deutſchlands ſonderbare, aus der Vorzeit herſtammende Frohntänze, bei welchen der Gerichtsdiener, als Tanz- und Freudenmeiſter, eine große

Rolle ſpiele, den Ball eröffne, und jeden Anweſenden, der ſeine Füße ſchonen wolle, mit pflichtmäßigem Ernſt antreibe, ſich in Bewegung zu ſetzen.

11.

Geheime Liebe.

Ritter Willbold und Herr von Haſenfeld wurden bald mit einander bekannt und kamen oft freundſchaftlich zuſammen. Einſt ſprachen ſie von dem ſüßen Brei. „Es iſt doch verdammt ärgerlich,“ ſagte Jener, „daß ich mir von einem Weibe, das ſchon weit über hundert Jahre im Grabe modert, eine Schatzung muß auflegen laſſen.“

„Gehorche nicht, ſo iſt der Handel abgemacht!“ verſetzte Hans.

„Weit gefehlt, Herr Bruder!“ ſprach Willbold. „Bertha’s Geiſt dringt auf Gehorſam, und im Weigerungsfalle ſpukt er zornig umher.“

„Mir ſollt’ er kommen!“ rief der Bramarbas, und ſchlug auf ſein Schwert. „Ich mache dir’s zur Ehrenſache, Willbold, den einfältigen ſüßen Brei abzuſchaffen, ſonſt erklär’ ich dich Angeſichts der ganzen Ritterſchaft für eine feige Memme!“ —

Ein ſolcher Triumph aus dem Munde eines Mannes, den ſein Freund noch ſo wenig ergründet hatte, daß er ihn für einen tapfern Kämpen hielt, that volle Wirkung. Willbold ſchwur, Bertha’s Stiftung nicht zu achten und nie einen Heller darauf zu verwenden.

„Das iſt brav!“ ſagte Hans. „So kann auch unſer einer aufhören, ſeine Bauern jährlich einmal abzufüttern. Dieſer hier eingeriſſene abgeſchmackte Gebrauch hat mir bisher anſehnliche Summen gekoſtet."

Bei dieſem Zwieſprach war Fräulein Hilda zugegen, und Ritter Hans empfahl ſich ihr jetzt noch übler, als er ſich ihr ſchon früher durch Zärtlichkeiten und gewagte Liebkoſungen empfohlen hatte. Der alte widrige Hageſtolz buhlte förmlich um ihre Gunſt und ihre Hand.

Doch er hatte nicht zu hoffen
Der Gewährung ſüßes Heil.
Hilda's Herz war ſchon getroffen
Von der Liebe Flammenpfeil.

Ritter Toralds Jugendblüthe
Und ſein hoher Edelſinn,
Der für alles Gute glühte,
Riſſen ſie auf ewig hin.

Und auch ihm war ihre Minne
Seines Lebens Element.
Nicht um Reich- und Throngewinne
Hätt' er ſich davon getrennt.

Aber die Liebenden mußten unter der Maske der kälteſten Gleichgültigkeit mit einander umgeben; denn Hilda's Vater war dem jungen Manne nicht ſonderlich gewogen. Er ſah ihn wegen ſeiner ſtillen Beſcheidenheit für einen furchtſamen Kalmäuſer an. Ueberdieß heiſchte er einen reichbegüterten Eidam, und als einen ſolchen konnte ſich Torald nicht darſtellen. Er war arm, und ward täglich ärmer, indem er den Wohlſtand der wenigen Bauern, über die er zu gebieten hatte, durch Aufopferung ſeiner eigenen Habe immer blühender machte.

12.

Die Auswanderung.

Der Wonnemond nahte ſich; Willbolds Erbleute rechneten um ſo mehr auf eine ſtattliche Bewirthung, da es der erſte Feſtſchmaus war, den ſie von ihrem neuen Herrn zu hoffen hatten; auch Hilda lag dem Vater fleißig an, den böſen Eingebungen des dicken Ritters nicht zu folgen, ſondern der Stiftung redlich Genüge zu thun; aber er ſagte Nein und immer Nein, und berief ſich auf ſeinen Eidſchwur. Am Ende beſtieg er, um von der läſtigen Sache nichts weiter zu hören, in den letzten Tagen des Blumenmonats ſeinen Gaul und ritt zum Beſuch fernwohnender Freunde.

Der erſte Mai kam; die Bauersleute legten ihre Sonntagskleider zurecht, um bei dem Gaſtmahle, deſſen ſie gewärtig waren, geſchmückt zu erſcheinen; doch ſchon am frühen Morgen eilte Hilda in das am Fuße des Schloßberges liegende Dorf hinab, ging von Haus zu Haus, entſchuldigte den dießmaligen Wegfall des ſüßen Brei's mit der Abweſenheit ihres Vaters, und hinterließ überall ein ſo reichliches Vergütungsgeſchenk, daß ſämmtliche Einwohner mit dieſem Tauſche vollkommen zufrieden waren. In den weiter entlegenen Dörfern, die bei der Burg Wittgau zu Leben gingen, that Torald, von dem Fräulein dazu beauftragt und mit dem nöthigen Gelde verſehen, ein Gleiches. So erſchöpfte Hilda aus eigener Bewegung ihre Sparkaſſe, um der Bauern gerechten Anſpruch zu befriedigen und die Burg vor nächtlichem Geiſterſpuk ſicher zu ſtellen.

Acht Tage darauf kam Willbold von ſeiner Reiſe zurück. Er war neugierig, zu wiſſen, ob ſich die Unterthanen am erſten Mai eingeſtellt hätten und wie man mit ihnen auseinander gekommen ſey; doch da er etwas Unangenehmes zu hören vermuthete, ſo fragte er lieber gar nicht darnach, und nun verſchwieg auch Hilda ihre eigenmächtige Geldvertheilung, worüber ſie doch mehr Tadel als Lob zu erwarten hatte.

Es wurde Nacht, der Ritter ſchlief,
Bis ihn eine Stimme beim Namen rief.
Er ſchrak empor, er war allein,
Erblichen war der Ampel Schein.
Doch aus der Mauer fuhr eine Hand
Und ſchrieb mit Flammen an die Wand:
„Thu in den nächſten ſieben Tagen,
Was du am erſten Mai verſäumt,
Sonſt wird nach ſchweren Plagen
Dieß Schloß von dir geräumt.“ —

Willbold ſchüttelte trotzig den Kopf, ſchlief wieder ein, erinnerte ſich am Morgen der Erſcheinung ſo gleichgültig wie eines Traumgeſichts, und ließ die ſiebentägige Friſt ungehorſam verſtreichen. Um ihn dafür zu züchtigen, rückte in der nächſt darauffolgenden Nacht ein zahlloſes Heer von Zwergen bei ihm ein.

Wie wenn Schaaren der Bienen daherziehn, dichtes Gewimmels,
Aus dem gehöhleten Fels in beſtändigem Schwarm ſich erneuend *.

So brachen die Pygmäen im Schlafzimmer des Ritters aus allen Wänden hervor, und zwackten ihn noch

---

* Homers Ilias von Voß, zweiter Geſang.

ſchlimmer, als weiland ihre Voreltern den General Dominik. Aber nicht ſo ſchnell und feige wie dieſer, räumte Willbold das Feld. Er ließ im Mittelpunkt eines weiten, hochgewölbten Saales ſein Bett an Ketten aufhängen, ſtieg auf einer Leiter hinein und hielt ſich nun vor den Befehdungen der kleinen Kobolde ſicher; doch auch dieſes ſchwebende Lager überfielen ſie wie geflügelt, und warfen den Inhaber auf den gepflaſterten Fußboden hinab. Seine Gebeine waren wie zermalmt; er konnte ſich nicht ohne Beiſtand emporrichten; und als man ihn am Morgen aufhob, hörte er von allen Seiten laute Klagen über mancherlei Mißhandlungen, die in der vergangenen Nacht ſämmtliche Bewohner des Schloſſes von ſichtbaren und unſichtbaren Geiſtern erfahren hatten. Nur Hilda war verſchont geblieben. Das Hausgeſinde forderte einſtimmig ſeinen Abſchied, und drohte, im Weigerungsfall zu entlaufen. Der Ritter ſelbſt, der durchaus ſeinen eiſernen Nacken unter das Hausgeſetz der Stiftung nicht beugen wollte, fand es bei den gegenwärtigen Umſtänden für rathſam, ſich aus dem Staube zu machen und ein nicht weit entlegenes kleineres Schloß zu beziehen, das einer ſeiner Vorfahren zu einem Wittwenſitze gebaut hatte. Dahin erhob er ſich, ehe der Abend einbrach, mit ſeiner Tochter und ſeinem ganzen Hofſtaate. In der Burg Wittgau blieb keine Seele zurück.

13.

Der Geiſterbanner.

Als ſich Willbold in ſeinem Aſyl, wo er ruhige Nächte genoß, eingerichtet hatte, ließ er einige ſeiner Freunde und Bekannten zu einem Mittagsmahl einladen. Wir erwähnen von den Gäſten nur der Ritter Hans und Torald, und eines Dritten, der ein ungemein luſtiger Kompan war, immer Lieder und Schwänke auf der Zunge hatte, und bei der Tafel folgenden Sang anſtimmte:

Ich und mein Fläſchlein ſind immer beiſammen,
Niemand verträgt ſich ſo herrlich als wir!
Stehe der Erdball in feindlichen Flammen,
Spricht's doch die zärtlichſte Sprache mit mir.
Gluck, gluck, gluck, gluck!
Liebliche, ſchöne,
Zaubriſche Töne!
Und ſie verſtehet der Mohr und Kalmuk.

Mancher vertändelt mit Weibern ſein Leben,
Höfelt und ſchmachtet und härmet ſich krank,
Denn auch den roſigſten Lippen entſchweben
Oft genug Grillen und Launen und Zank.
Gluck, gluck, gluck, gluck!
Sagt nur die Schöne,
Welcher ich fröhne,
Und ſie begehret nicht Kleider, nicht Schmuck.

Wenn ſich das Schickſal, mit Wettern gerüſtet,
Wider mich frohen Geſellen erbost,
Und mir den Garten der Freude verwüſtet,
Dann iſt das Fläſchlein mein kräftiger Troſt.
Gluck, gluck, gluck, gluck!
Flüſtert die Treue,
Und wie ein Leue
Trotz' ich dem Schickſal und ſage nicht Muck.

Ich und mein Liebchen wir ſcheiden uns nimmer,
Bis mir der Luſtbach des Lebens verrinnt,
Und in des Schreiners verhaßtem Gezimmer
Schreckbar ein ewiges Durſten beginnt.

Gluck, gluck, gluck, gluck!
Dich muß ich miſſen
Dorthin geriſſen,
Unter des Grabſteins umnachteten Druck!

Sie nur, ſie durſten nicht, die ihn erleben,
Den einſt die Todten erweckenden Ruf.
Köſtlichen Wein muß es oben doch geben,
Wo er regieret, der die Reben erſchuf.
Gluck, gluck, gluck, gluck!
Klingt es dort wieder,
Himmliſche Brüder
Reichen mir einen verjüngenden Schluck.

„Ein feines Liedlein!“ donnerte Hans in den letzten Ton hinein. „Aber das zweite Reimgeſetz ſollte man herausreißen und durch Henkershand verbrennen laſſen, angeſehen es das liebenswürdige Geſchlecht beleidigt, von welchem ein Inbegriff aller ſeiner Tugenden und Reize hier vor uns ſitzt.“

Hiermit erſtand er ſchwerfällig vom Stuhle, verbeugte ſich vor dem Fräulein und trank einen großen Becher auf ihre Geſundheit aus.

„Schmeichler!“ rief Willbold, ehe ſich der Sänger vertheidigen konnte, „verrücke dem Mägdlein nicht den Kopf und zärtle nicht! Es werden ohnedieß ſchon genug minnigliche Blicke hier gewechſelt.“ — (Er ſchielte mit einem Auge den Ritter Torald, mit dem andern ſeine Tochter finſter an.) „Aber es komme mir Niemand mit Freiersgedanken ins Haus!“ fuhr er fort. „Ich laſſe mein Kind, die Luſt meines Alters, noch nicht ſobald mit einem Gemahl ziehn; es fände ſich denn ein beherzter Mann, der Geiſter bewältigen und ſie aus der Burg Wittgau bannen könnte, dem wollt' ich zum Danke das Magdlein und das verwünſchte Schloß obendrein geben.“ —

„Iſt das Ernſt?“ fragte Hans.

„Auf Ritterwort und Ehre!“ verſetzte Willbold.

„Nun, um dieſen Preis ſtürm' ich die Hölle!“ ſchrie Jener, und ſchlug mit ſeiner Rieſenfauſt ſo gewaltig auf den Tiſch, daß einige Becher umſtürzten.

Indem man dieſen Eifer belachte, faßte Torald, über Hanſens Erklärung nicht wenig erſchrocken, ſchnell den Muth, mit ihm zugleich in die Schranken zu treten. „Ritter Eiſenbart,“ begann er beſcheiden, „da Ihr männiglich zum Geiſterbann aufforderte, ſo iſt es wohl auch mir erlaubt, einen Verſuch zu machen?“

„Warum nicht?“ antwortete Willbold mit einem froſtigen Tone.

Toralds Einmiſchung war dem dicken Ritter ungelegen. Sie zerſtörte einen ſchlauen Plan, den er im Kopfe hatte. Er wollte ſich nämlich mit dem Geiſterbanne gar nicht befaſſen, ſondern um die Schule herumgehen und hernach aufſchneiden: er habe einige Nächte lang in der Burg mit Unholden gekämpft und ſie endlich zum Weichen gezwungen. Es ſchien ihm leicht, durch ſolche leere Prahlereien das Fräulein zu gewinnen; denn da Niemand in der Burg wohnte, ſo ſtellte er ſich vor, man würde ihm die Schlüſſel zu treuen Händen übergeben, und ihn nicht weiter beobachten. Doch das alles ging anders, wenn ſich ihm ein Zeuge ſeines vorgeſpiegelten Muthes aufdrang. Dieſer Ungemächlichkeit mußte vorgebeugt werden. Er wandte ſich daher zu Torald und ſprach: „Es iſt löblich, daß Ihr Euch ſo wenig als ich vor Geſpenſtern fürchtet; mir aber gebührt der Vortanz, und ich bedinge mir dazu drei Nächte, die ich allein in der Burg ausharren will, um den Ruhm, den ich einzuernten gedenke, nicht hinterher mit einem andern theilen zu müſſen. Bleibt nach dieſen drei Nächten — wie ich nicht glaube — noch etwas zu thun übrig, dann ſteht Euch das Feld offen.“ —

„So ſey es!“ ſprach Willbold, und Torald konnte nichts dagegen einwenden.

Wohlgemuth foderte Hans nach der Tafel die Schlüſſel der Burg, unter dem Vorgeben, daß er ſogleich die folgende Nacht dort zubringen wolle. Willbold, der dem Großſprecher nicht mehr ganz traute, erbot ſich, ihn hineinzubegleiten. Hans erſchrack; doch blieb ihm noch die Hoffnung, vor Einbruch der Nacht wieder aus der Burg zu entſchleichen. Sie ritten gegen Abend dahin. Willbold führte ihn in ein Zimmer, das nur eine Thür hatte; dieſe verſchloß er ohne Umſtände hinter ihm, drückte draußen ſein Wappen darauf, wünſchte ihm durch's Schlüſſelloch eine gute Nacht, und verſprach, ſich in der Frühe des künftigen Tages nach ſeinem Befinden zu erkundigen.

11.

Der Ritter am Spinnrocken.

So war Hans wie eine Maus in der Falle gefangen. Nur ein Felſenſprung aus dem Fenſter konnte ihn retten; aber er ſtürzte ſich lieber in das vor ihm ſtehende Bett und wühlte ſich ſo tief als möglich hinein.

Als er, wie ein Igel zuſammengerollt, einige Stunden geſchwitzt hatte, trippelt' und trappelt' es um ſein Lager herum; das Deckbett ward ihm entriſſen, und Schläge und Nadelſtiche zwangen ihn, ſich aufzurichten und die feſtgeſchloſſenen Augen zu öffnen. Himmel! da ſtand ein unabſehbares Volk von Zwergen vor ihm! Die vordern erſtiegen auf Leitern ſein Bett, hoben eine Kohlenpfanne, auf welcher eine Schüſſel dampfte, mit großer Anſtrengung hinein, und ſangen dazu:

Hier bringen wir
Einen ſüßen Brei;
Er ſchmecke dir
Wie geſchmolzen Blei,
Damit du mögeſt erfahren,
Was jenes verſpottete Häuflein empfand,
Mit dem ſich dein Herrſcherlingstrotz unterſtand,
Vor Zeiten ſo zu gebaren.

Einige Männlein mit Löffeln in den Händen ſprangen ihm rechts und links auf die Schultern, und fingen an ihn zu füttern. Der Brei war ſo heiß, daß er noch in den Löffeln Blaſen aufwarf. Hans ſträubte ſich verzweifelt gegen dieſen Genuß; allein er war auf allen Seiten mit Zwergen umgeben und gleichſam eingemauert; ſie brachen ihm Lippen und Zähne auf, ſchoben ihm das glühende Muß mit Gewalt hinein und ſangen:

Friſch geſchluckt!
Nicht gezuckt!
Ha! ein Mund, der oft vermeſſen
Ungeheure Thaten thut,
Der kann auch mit Heldenmuth
Dieſes Höllenfeuer eſſen.
Friſch geſchluckt!
Nicht gemuckt!
Haſt den ſüßen Brei geſcholten,
Der durch Bertha's Huld entſtand,
Und darob, mit Recht vergolten,
Dir den Frevelmund verbrannt.

Nach dieſer Speiſung ließen ſich zwei oder drei kleine Sackpfeifer mit einer lieblichen Muſik hören, und der König der Zwerge, der einen Zoll höher war als die längſten Männer ſeines Volks, forderte mit höhniſchen Worten den Ritter auf, ein Tänzlein zu machen.

„Dazu hätt' ich eben Luſt!“ brummte Hans bei Seite.

„Luſt oder nicht!“ ſprach ſeine Majeſtät,
„Du mußt vor mir zur Frohne tanzen!
Ihr Schergen, kommt herbei und ſeht,
Ob er ſich wacker ſchwenkt und dreht!
Wo nicht, ſo mögt ihr ihn koranzen.“

Stracks trieben ihn einige mit Stöcken bewaffnete Wichtlein aus dem Bette heraus, und hetzten ihn eine Weile unter dem Gelächter der Zuſchauer im Kreiſe herum. Darauf nahte ſich ihm eine alte Zwergin mit einem Spinnrocken, der dreimal größer war als ſie ſelbſt, und überreichte ihm denſelben mit den Worten:

„Du pochſt und prahleſt mit furchtbaren Waffen,
Doch für den Rocken biſt du geſchaffen!
Nimm hin, und ſpinne bis morgenden Tag,
Und wenn du feierſt, ſo ſtraft dich ein Schlag!“

Athemlos ſank er mit dem Rocken im Arme auf einen Stuhl, und wie Spreu, die der Wind entführt, verſchwanden die Zwerge.

Er pries ſich glücklich, daß er ſo leicht durchgekommen war, und entwarf im Kopfe einen Siegsbericht, den er ſeinem Freunde abzuſtatten gedachte. Den Rocken, der ſeine Relation verdächtig machen konnte und der ihm überdieß als Sinnbild ſeiner Feigheit unangenehm war, wollte er zum Fenſter hinauswerfen; doch indem er es in dieſer Abſicht öffnete, ward der Flachs-

Kopf wie lebendig, ſchlug ihn rechts und links an die Ohren, drückte ihn rückwärts auf einen Stuhl, und eine unſichtbare Macht zwang ihn, die Spindel zu ergreifen und mit ihr zu arbeiten. So oft er ruhen wollte, geſchah ihm nach des Mütterleins Verheißung, und jeder neue Schlag, den er aus der Luft empfing, übertraf an Kraft ſeine Vorgänger.

Mit Erſtaunen fand Willrold am Morgen den emſigen Spinner, der dennoch trotz dieſer Strafarbeit den Begebenheiten der Nacht eine ſchöne Farbe zu geben ſuchte. Aber bei jeder Unwahrheit, die er ausſprach, verſetzte ihm die Spinnmaſchine einen tüchtigen Kopfſtoß. Das bewog ihn zuletzt, aufrichtig zu beichten und dem Geiſterbannen auf immer zu entſagen. Nun trennte ſich der Rocken plötzlich von ihm und ging kerzengerade wie ein Menſch zur Thür hinaus.

15.

Der Schatz.

In demſelben Zimmer eingeriegelt und eingeſiegelt erwartete Torald am folgenden Abend, was ihm begegnen würde. Die Augen auf die Thür geheftet, ſaß er bis gegen Mitternacht, ohne daß er etwas Unheimliches vernahm. Endlich hörte er hinter ſeinem Rücken ein ſanftes Geräuſch; und als er ſich umſah, erblickte er eine verſchleierte Geſtalt, die ihm winkte. Er ſtand auf; ſie klopfte leiſe an die Wand; die ſchweren Quader wichen von einander; es zeigte ſich ein hohles Gewölbe und darin eine große eiſerne Truhe, die bis an den Rand mit Gold- und Silbermünzen gefüllt war.

„Torald!“ — ſprach der Geiſt — „deines beſcheidenen Muthes und deiner Biederkeit Belohnung ſey dieß und — Hilda!“ —

„O, wie beglückſt du mich, wohlthätiges Weſen!“ rief Torald. „Aber Hilda's Vater —“

„Wird einwilligen!“ ſagte der Geiſt. „Und weder ich noch die Zwerge werden hier jemals wieder erſcheinen, wenn du das von mir geſtiftete Maifeſt jährlich veranſtalteſt. Hierzu iſt dieſes Geld beſtimmt. Damit aber deinem künftigen Schwiegervater keine böſe Luſt ankomme, es als ſein Eigenthum zu betrachten, ſo ſchließe die Wand ſich jetzt wieder, und öffne ſich nur dir, wenn du den Namen Hilda ausſprichſt.“ —

Sofort ergänzte ſich die Mauer und der Geiſt verſchwand.

Mit Anbruch des Tages ſtürmte Willbold ins Zimmer. „Nun, Freund Torald, wie ſteht's? Ich hatte eine Traumerſcheinung, die mir verkündigte: wir wären die Geiſter los und hätten dafür einen Schatz gefunden.“

„Euch hat nichts Unwahres geträumt;“ verſetzte Torald, und brachte ſogleich mit dem ſüßen Zauberworte, das er mit Erröthen ausſprach, den verborgenen Schatz zum Vorſchein.

„Ha! ein herrlicher Fund!“ rief Willbold, und wühlte mit Luſt in dem Gelde.

„Mir ward dabei zu einem noch köſtlichern Schatze Hoffnung gemacht;“ ſagte Torald mit zitternder Stimme und geſenkten Augen.

„Ich verſtehe,“ ſprach Willbold. „Doch über meine Tochter hat Mutter Bertha nicht zu ſchalten. Ihr Verſprechen erkläre ich für null und nichtig; aber ich halte das meinige: ich gebe dir Hilda zum Weibe, und dieſe Burg ſammt allen Zubehörungen zur Ausſteuer.“ —

Dankbar ſtürzte ihm Torald in die offenen Arme.

Mit ſchüchterner Beſorgniß, ſeinen künftigen Schwäher verdrießlich zu machen, erwähnte nun noch der Jüngling: daß auf dem Schatze der ſüße Brei als Bedingung hafte.

„In Gottes Namen!“ rief Jener mit lachendem Munde. „Der windige Hans verleitete mich zu dem Schwur, nie einen Heller aus eigenen Mitteln auf das Geſtift zu verwenden; und ich hätte den Eid gehalten, wär' ich auch darüber zu Grunde gegangen. Da aber Frau Bertha nun die Koſten ſelbſt dazu hergab — in Gottes Namen!“ —

Und ſo erneuerten Torald und Hilda, die bald darauf ein glückliches Paar wurden, das unterbrochene Feſt, und ihre Nachkommen feierten es fort, bis die Burg, deren Bau es veranlaſſet hatte, wieder in Trümmer zerfiel.

V.

Der Unverſöhnliche.

„Weg mit Hartſinn und Verhöhnung!
Reiche mir die Friedenshand!
Ach, ſonſt trennt wohl ohne Sühnung
Uns des Todes Scheidewand!
Trüglich ſchwankt des Lebens Brücke,
Wie ein Draht, hin über's Grab,
Und im nächſten Augenblicke
Stürzen wir vielleicht hinab.“ –

Mit dieſen Worten ſchloß der Hofrath Lambert einen rührenden Brief an den Präſidenten Dornfeld, der vormals ſein Buſenfreund geweſen war und ihn jetzt feindlich verfolgte.

Sie waren Jugendgeſpielen und akademiſche Freunde. Es ſchien, als könnten ſie nicht ohne einander leben. Dornfelds harter und ſelbſtſüchtiger Charakter trennte ſie nur bisweilen einige Stunden lang. Lamberts nachgebender Edelſinn ſtellte immer die alte brüderliche Eintracht ſogleich wieder her. Die Freundſchaft begleitete ſie von der Univerſität ins Geſchäftsleben, und war auch auf dieſer Laufbahn noch zehn Jahre ihre treue

Gefährtin. Dornfeld hob ſich, ungeachtet er an Kenntniſſen tief unter ſeinem Freunde ſtand, durch den Hebel des Reichthums ſchnell über ihn empor. Tauſende fanden das unrecht; Lambert aber freute ſich über das Glück deſſen, den er mehr als ſich ſelbſt liebte.

Schon waren ſie Männer von fünfunddreißig Jahren, als die Liebe einen Zankapfel unter ſie warf. An Einem Tage und in Einer Stunde ſahen ſie die ſchöne, geiſtreiche Amalie, und verließen mit gefeſſelten Herzen das Haus, wo ſie dieſe Bekanntſchaft gemacht hatten. Der Schlaf floh in der folgenden Nacht einen wie den andern, und ließ ihnen Muße zu der Entſchließung, ſich um das treffliche Mädchen zu bewerben. Dieſer Vorſatz war das erſte Geheimniß, das ſie einander nicht vertrauten. Still ging jeder ſeinen eigenen Weg nach dem vorgeſteckten Ziele.

Dornfeld, der ſich um dieſe Zeit aus leidigem Uebermuthe in den Adelſtand erheben ließ, betrachtete Rang und Gold als die ſtärkſten Magnete für ein weibliches Herz. Er glaubte, ſeine doppelt wichtige Perſon ſey das Augenmerk aller jungen unverheiratheten Damen und der Gegenſtand ihrer feurigſten Wünſche. Voll dieſes Dünkels zeigte er im Umgange mit Amalien ein kühnes, zwangloſes Selbſtvertrauen, das ihr Zartgefühl beleidigte, und ihm, als er ſich ihr mit der Miene der Herablaſſung zum Gemahl antrug, eine abſchlägige Antwort zuzog. Er verließ ſie mit Beleidigungen, und in ſeinem Buſen traten Haß und Rachgier an die Stelle der Liebe.

Amaliens Gunſt hatte ſich ſchon zuvor ſeinem beſcheidenern Freunde zugeneigt. Er konnte ihr zwar von allen ſchimmernden Herrlichkeiten, die man Glücksgüter nennt, wenig oder nichts anbieten; aber er entfaltete in Worten und Handlungen ein edles Gemüth, das ſie mit Recht für die reinſte und ſicherſte Quelle häuslicher Glückſeligkeiten anſah. So begegneten ſich Liebe und Gegenliebe; der Bund ward geſchloſſen; Amaliens Eltern beſtätigten ihn.

Wonnetrunken flog Lambert zu ſeinem Freunde und ſtellte ſich ihm als Bräutigam dar. Staunend und mit erglühendem Geſicht fuhr der Präſident vom Stuhl auf, ſchmähte heftig auf Amalien, entdeckte im Zorne das bisher noch nicht ruchbar gewordene Geheimniß ſeiner abgewieſenen Anwerbung, und forderte von dem Hofrathe als Opfer der Freundſchaft: Amalien aufzugeben, ſich nie mit ihr zu verbinden, und ihren Umgang ewig zu meiden.

„Freund, du verlangſt zu viel!“ antwortete Lambert. „Gönne mir den Genuß eines Glücks, das dir vom Schickſal nicht beſchieden ward.“

„O, darüber wächſt mir kein graues Haar!“ ſagte der Präſident mit höhniſchem Auflachen. „Aber beſtraft muß ſie werden, die Thörin, beſtraft durch Dich, meinen innigſten Freund! — Räche mich an ihr, ziehe dich zurück und laß ſie als alte Jungfer verblühen!“ —

Lambert unterdrückte ſeinen Unwillen, den er bei dieſer harten Sprache fühlte; er bat ſanft, ihn mit der Zumuthung eines ſchändlichen Wortbruchs zu verſchonen. Allein Herr von Dornfeld wollte ſeine Rache gebieteriſch durchſetzen. Er befahl geradezu, als ob er einen Sclaven vor ſich hätte. Dadurch empört, erklärte ſich endlich der Hofrath: er ſey ein freier Mann, und werde ſeiner Neigung und Denkart unbeſchränkt folgen. „Auf deine Gefahr!“ donnerte der Präſident, und Wuth und

Tücke blitzten aus ſeinen rollenden Augen. Lambert antwortete nicht. So trennten ſie ſich.

Bald nachher vollzog der Hofrath ſeine Verbindung mit Amalien. Herr von Dornfeld nahm die Meldungskarte, die ihm Jener zuſandte, nicht an.

Dieſer abgeſchmackte Trotz vertrat bei ihm die Stelle einer Kriegserklärung. Er hob allen geſelligen Verkehr mit ſeinem vieljährigen Freunde plötzlich auf, und ließ ihn, ſo oft er zum Beſuch erſchien, vor der Thüre abweiſen. Deſto mehr machte er ſich in Amtsgeſchäften mit ihm zu thun. Er ſpielte gegen ihn, kalt und ſteif, den hohen Vorgeſetzten, und benahm ſich völlig ſo, wie ein kleiner, hämiſcher Geiſt zu handeln pflegt, wenn er einem verhaßten Untergebenen das Leben verbittern will. Die ſchwerſten und verdrießlichſten Arbeiten wurden dem Hofrath in einem ſolchen Uebermaß aufgebürdet, daß er ſelten einer freien Stunde genießen konnte, und oft ganze Nächte am Schreibtiſche durchwachen mußte. Er duldete dieſen Druck ohne Murren; aber es that ihm weh, daß ſeine lobwürdigſten Aufſätze bitter getadelt und bisweilen ganz als unbrauchbar verworfen wurden. Bei dieſen Anfeindungen ließ es der Präſident nicht bewenden. Er ſprach von dem Hofrath in allen Geſellſchaften übel, und als dieſer an der Reihe ſtand, in eine höhere Beſoldung zu rücken, ward ihm durch einen geheimen widrigen Bericht an den Fürſten dieſe gerechte Hoffnung vereitelt.

Er hatte bis jetzt alle Bedrückungen mit ſtummer Geduld ertragen. Da er aber indeſſen Vater von mehrern Kindern geworden war, und ſeine dadurch erweiterte Haushaltung bei dem geringen Einkommen, deſſen er noch zur Zeit genoß, nicht länger beſtehen konnte, ſo entſchloß er ſich zum Verſuch einer Ausſöhnung mit dem feindſeligen Manne, der Macht und Neigung hatte, ihm bei jedem Schritte, durch den er ſeine häusliche Wohlfahrt befördern wollte, Hinderniſſe in den Weg zu legen. Aus dieſem Grunde ſchrieb Lambert an ihn den Brief, deſſen im Eingange dieſer Erzählung gedacht iſt. Allein Herr von Dornfeld antwortete nicht, und fuhr unverändert fort, ſich in Dienſtſachen abhold und widerwärtig zu betragen. Einige andere Annäherungen, die der Hofrath in der Folge wagte, fruchteten eben ſo wenig. Doch triumphirte der Präſident darüber in ſeinen Zirkeln, und verkündigte laut: Lambert krieche vor ihm zum Kreuze; er werde ihn aber, wie er ſich ſehr niedrig ausdrückte, bis an den jüngſten Tag zappeln laſſen.

Um dieſe Zeit ſaß Lambert eines Abends, mit drückenden Arbeiten beſchäftigt, am Schreibtiſche. Plötzlich trat einer ſeiner jüngern Collegen, der Hofrath von Bühren, mit haſtigen Schritten und verſtörtem Geſicht in ſein Zimmer. „Beſter Freund,“ ſprach er ganz außer Athem, „ich werfe mich in einer der dringendſten Verlegenheiten meines Lebens in Ihre Arme. Ich bedarf in dieſem Moment fünfhundert Thaler. Ehre und Leben ſtehen auf dem Spiele. Retten Sie mich!“

Lambert ſtaunte. Bühren gehörte nicht unter die Zahl ſeiner Freunde. Im Gegentheil hatte ihm dieſer zweideutige Mann, der ein vertrauter Liebling des Präſidenten war, manchen geheimen Rank geſpielt und ihn bisher immer über die Achſel angeſehen. Doch Lamberts weiches Herz vermochte nicht, ihm jetzt in der

Stunde der Noth darüber Vorwürfe zu machen. Er betheuerte vielmehr mit den freundlichſten Worten: er würde ihm mit wahrem Vergnügen dienen, wenn es möglich wäre; allein er habe nicht den zehnten Theil der verlangten Summe vorräthig.

So verhielt es ſich in der That. Aber er hatte eine öffentliche Kaſſe unter den Händen, und ſie befand ſich in ſeiner Wohnung. Herr von Bühren, der das natürlich wußte, that den unerwarteten Vorſchlag, ihm dieſe Hülfsquelle zu öffnen. „Verſchonen Sie mich mit dieſem Anſinnen!“ ſagte Lambert. „Ich ſelbſt würde lieber Hungers ſterben, als die mir anvertrauten Gelder pflichtvergeſſen berühren.“ — Deſſen ungeachtet wiederholte Jener unabläſſig und mit herzerſchütternden Worten ſeine Bitte. Er that ſchreckliche Eidſchwüre, daß er das erbetene Darlehn unfehlbar innerhalb acht Tagen zurückzahlen wolle, und drohte Selbſtmord, wenn ihm nicht augenblicklich geholfen würde.

Der gute Lambert ſchwankte zwiſchen Pflicht und Mitleiden. Endlich gewann das letztere die Oberhand; denn mit ihm verband ſich der Gedanke, daß Herr von Bühren, der vielvermögende Günſtling des Präſidenten, die geſchickteſte Perſon ſey, einen erwünſchten Frieden zu ſtiften, und ſich aus Erkenntlichkeit dazu werde bereitwillig finden laſſen. Voll dieſer Hoffnung öffnete Lambert mit zitternder Hand die eiſerne Kaſſe, und reichte ihm daraus einen Beutel mit fünfhundert Thalern. „Sie ſehen,“ ſprach er, „ich thue mehr für Sie, als ich in der größten Bedrängniß für mich ſelbſt gethan hätte. Schweigen Sie nur und halten Sie Wort; Sie machen mich ſonſt unglücklich.“ — Bühren umarmte ihn, gelobte redliches Verhalten, verſprach ewige Dankbarkeit und eilte mit dem Gelde fort.

Von Arbeit gedrängt, hatte Lambert jetzt nicht Zeit, über dieſen Vorgang und deſſen mögliche Folgen nachzudenken. Er warf ſich ſchnell wieder an ſein Pult und ſchrieb ruhig bis gegen Mitternacht. Nun aber umfingen ihn auf ſeinem Lager quälende Sorgen, die ihm ſein eigenmächtiges Schalten mit anvertrautem Gute als eine gefahrvolle Unbeſonnenheit darſtellten. Er konnte vor Angſt nicht ſchlafen; und ſchloß er ja minutenlang die Augen, ſo plagten ihn ſchwere Träume, die ihn in ſchauervolle Kerker verſetzten. Er ſprang, ſobald es Tag wurde, von dieſer Folterbank auf. Unruhe und Bangigkeit machten ihm ſeine Zimmer zu enge. Sie trieben ihn fort zu einem Freunde, dem er ſein Geheimniß vertraute.

„Ja, ja!“ ſagte der Freund nach bedenklichem Kopfſchütteln; „das gute Herz hat dem Verſtande ins Amt gegriffen! — Hier iſt nichts zu thun, als ſich auf den ſchlimmſten Fall gefaßt zu machen und die Lücke der Kaſſe ſo ſchnell als möglich wieder auszufüllen.“

„Dazu weiß ich leider kein Mittel!“ ſeufzte Lambert.

„So will ich Rath ſchaffen,“ ſprach ſein Freund. „Ich bin zwar in dieſem Augenblicke nicht Herr über fünfhundert Thaler; ſie ſollen aber zuverläſſig binnen drei Stunden in Ihren Händen ſeyn. Gehen Sie indeſſen ohne weitern Kummer nach Hauſe!“

Lambert ging. Es war kaum acht Uhr, als er in ſeine Wohnung zurückkam. Er fand bei Amalien zwei angeſehene Staatsbeamten, die ihn erwarteten. Ihr Anblick erſchreckte ihn. Sie wollten ihn allein ſprechen. Er führte ſie in ein anderes Zimmer. Hier zeigten ſie ihm einen an ſie ergangenen landesherrlichen Befehl, den Zuſtand der ihm zur Verwaltung übergebenen Kaſſe zu unterſuchen. Welcher Donnerſchlag für ihn! Es nahte ſich ihm eine Ohnmacht, doch der Gedanke, daß ſein Vergehen von keiner ſchändlichen Art ſey, hielt ihn aufrecht. Er bekannte ſofort den beiden Beamten den Mangel der Kaſſe, entdeckte ihnen mit ſtrenger Wahrheit (nur Bührens Namen verſchweigend) alle Umſtände, und erſuchte ſie, ihn nicht ins Verderben zu ſtürzen, da er die fehlende Summe nach einigen Stunden vor ihren Augen wieder erſetzen werde. Sie zuckten die Achſeln, ſagten zu ſeiner Bitte weder Ja noch Nein, durchzählten den übrigen Beſtand der Kaſſe, verſiegelten ſie und eilten hinweg, ohne ſich auf ein beruhigendes Verſprechen einzulaſſen.

Zwei Stunden darauf überſandte Lamberts Freund die zugeſagten fünfhundert Thaler. Aber mit ſeinem Boten faſt zugleich kam eine Gerichtsperſon, die dem Hofrath im Namen des Fürſten Hausarreſt ankündigte und eine Wache vor ſeine Thür ſtellte. Nun war es außer Zweifel, daß Dornfeld hinter dem Vorhange ſtand und die Maſchine regierte. Entrüſtet ſchrieb Lambert an ihn: „Herr Präſident, ich nenne Sie ohne Rückhalt den Urheber meines Unglücks! Sie legten mir durch den Hofrath Bühren einen Fallſtrick, und ich ging leider hinein, weil ich durch den Dienſt, den ich Ihrem Günſtling erzeigte, Ihnen ſelbſt gefällig zu werden glaubte. Aber Schmach und Gefangenſchaft ſind mein Lohn. Wie weit wollen Sie Ihre Rache noch treiben? Ich bitte Sie, ſeyn Sie menſchlich! Befreien Sie mich aus dem Netze, womit Sie mich umſpannen! Es wird Ihnen leicht werden, mein Verderben in der Geburt zu erſticken, da ich das zur Ergänzung der Kaſſe nöthige Geld durch Beiſtand eines Freundes ſchon wieder angeſchafft habe.“ —

Keine Antwort. Es wurde zwar, in Hinſicht auf den geleiſteten Erſatz, noch an demſelben Tage die Wache von ſeiner Thüre abgerufen; er bekam aber zugleich eine richterliche Weiſung, ſich für jetzt aller Amtsgeſchäfte zu enthalten und das Collegium zu meiden. Die Unterſuchung ging nun mit zahlreichen Verhören ihren Gang. Man zieh ihn grundloſer, aus der Luft gegriffener Verbrechen, die ein ſo rechtſchaffener Mann, als er, nicht im Traume begehen konnte.

Als man ihn einen Monat lang ſo gemißhandelt hatte, ſchrieb ihm ein theilnehmender Freund: „Ich erfahre in dieſem Augenblicke, daß Ihr Schickſal entſchieden iſt. Ihr Prozeß wird niedergeſchlagen; Sie verlieren aber Aemter und Würden. Der Präſident von Dornfeld kann, wie ich von ſehr guter Hand weiß, dieſen harten Schlag von Ihnen abwenden; doch müſſen Sie noch heute ſeine Vermittelung ſuchen. Morgen iſt es zu ſpät.“ —

Lambert entſetzte ſich, als würde ihm ein Todesurtheil verkündet. Er fühlte, daß er dieſen unverdienten Schimpf nicht überleben könne. Von dem verſteinerten Präſidenten war keine Hülfe zu erwarten. Um jedoch das letzte Rettungsmittel noch zu verſuchen, ſchrieb er an ihn, und ließ durch ſeinen Diener, den er mit dem Billet abſchickte, mündlich bitten, es unverzüglich zu leſen. Herr von Dornfeld feierte eben ſeinen Geburtstag und hatte viel Geſellſchaft in ſeinem Hauſe. Es war ſchon Abend, als er, am Spieltiſche ſitzend, den Brief empfing. Er ſteckte ihn in die Taſche, ungeachtet ihm Lamberts Bitte um ſchleunige Erbrechung gemeldet wurde. „Es wird Zeit haben,“ ſprach er, und dachte nicht weiter daran.

Eine Stunde vor Mitternacht ging die Geſellſchaft zur Tafel. Unter den aufgepflanzten Trinkgeſchirren zeichnete ſich ein großer kryſtallener Pokal aus, den Lambert vor mehreren Jahren dem Präſidenten an deſſen Geburtstage geſchenkt hatte. Die Namen des Gebers und des Empfängers glänzten in goldenen Zügen neben einander; es war daher zu bewundern, daß ſich Herr von Dornfeld noch jetzt dieſes Bechers bediente und ihn ohne Gewiſſensangſt vor ſich ſehen konnte. Er füllte ihn, als eben die Glocke zwölf ſchlug, ganz unbefangen mit Wein, um ihn nach alter deutſcher Sitte in die Runde gehen zu laſſen.

Aber indem er den Wein ſeinen Gäſten kredenzte und den Rand des Glaſes mit den Lippen berührte, erſchreckte ihn ein heller, ſchwirrender Ton, der dem Becher entklang und von allen Anweſenden mit Befremdung gehört wurde. Man unterſuchte den Pokal am Lichte, und entdeckte daran einen friſchen Sprung, der Lamberts Namenszug durchriſſen hatte. Schaudernd erinnerte ſich jetzt Dornfeld des ganz vergeſſenen Briefes, den er ſeit ſechs Stunden in ſeiner Taſche trug. Er eilte von der Tafel in ein Nebenzimmer, erbrach ihn, und las: „Ich ſtehe auf dem Scheidewege zwiſchen Leben und Tod. Die Nachricht, daß ich morgen meines Amtes entſetzt, und, mit Schmach bedeckt, in die Klaſſe der Bettler geſtoßen werden ſoll, hat mich an die Gränze meines Daſeyns gebracht, und ich bin zu einem muthigen Schritte hinüber entſchloſſen. Dornfeld, das iſt Dein Werk! Aber noch iſt es Zeit, mich zu retten, und Du wirſt es, Du mußt es thun, wenn noch ein menſchlicher Blutstropfen in Deinen Adern fließt. Sende mir als Zeugniß Deines redlichen Willens nur einen Zettel, mit Ja und Deinem Namen beſchrieben. Dieß oder ein anderes Troſtzeichen von Deiner Hand will ich bis Mitternacht geduldig erwarten. Eile damit, ſo Du nicht willſt, daß Dein Geburtstag mein Sterbetag ſey! Denn ich mag die Sonne nicht ſehen, die mich als verurtheilten Verbrecher beſcheinen ſoll.“ —

Dornfelds Gewiſſen ward durch dieſen Brief mächtig erſchüttert. Er ſah nach der Uhr; die Mitternachtsſtunde war vorüber; er fürchtete das Schrecklichſte und ſtürzte fort, um eine That zu verhindern, die ſeine Stirn mit dem Brandmale des öffentlichen Abſcheues zu bezeichnen drohte. Aber ſie war leider ſchon geſchehen. Er fand vor Lamberts Wohnung einen Auflauf von Nachbarn, die ein Piſtolenſchuß aus dem Schlafe geſchreckt hatte. Mit verhülltem Geſicht, und ohne zu fragen, was vorgehe, drang der Präſident durch die Schaar der Neugierigen ins Haus. Laute Jammertöne leiteten ihn an ein Zimmer. Er riß mit Angſt und Zittern die Thür auf. Lamberts blutiger Leichnam ſtarrte ihm entgegen. Amalie kniete, ganz in Schmerz aufgelöſt, vor dem Ruhebette, auf welchem er ausgeſtreckt lag. Sie ſah ſich um, und ſchauderte wie vor einem Geſpenſte, als ſie auf der Thürſchwelle den Todfeind des Entſeelten erblickte. Er wollte näher treten; ſie wies ihn mit vorgeſtreckten Händen von ſich ab. „Ich beſchwöre Sie, entfernen Sie ſich!“ rief ſie. „Das Blut meines Mannes ſchreit über Sie gen Himmel!“ — Er bebte mit Entſetzen zurück und floh in ſein Haus. Aber er hatte nicht den Muth, vor ſeinen Gäſten zu erſcheinen. Er ließ ſich unter dem Vorwand einer ihm plötzlich zugeſtoßenen Krankheit bei ihnen entſchuldigen, und verbarg ſich wie ein flüchtiger Verbrecher.

Lambert ward allgemein bedauert. Die Urſache ſeines Selbſtmordes blieb kein Geheimniß. Jeder Rechtſchaffene verabſcheute den Präſidenten. Sein Rang ſchützte ihn vor öffentlicher Ahndung; aber ein ſtrenges Blutgericht nahm Sitz in ſeinen Buſen, und verurtheilte ihn, keine ruhige Stunde mehr auf Erden zu haben. Er ſank in Schwermuth, die bald in Wahnſinn überging. Ueberall ward er, wie er glaubte, von Lamberts Geiſte verfolgt. Mit dieſer Erſcheinung ſprach er oft laut, bot ihr mit ſtrömenden Thränen die Hand, und ſtieß dann aus Verzweiflung, daß ihm das Luftgebild die angetragene Ausſöhnung zu verweigern ſchien, den Kopf gegen die Mauer. Er fiel am Ende völlig in Raſerei. Man mußte ihm Feſſeln anlegen, von welchen ihn erſt nach Jahren der Tod befreite.

Weg mit Hartſinn und Verhöhnung:
Reich dem Feind die Friedenshand!
Ach, ſonſt trennt wohl ohne Sühnung
Euch des Todes Scheidewand!
Trüglich ſchwankt des Lebens Brücke,
Wie ein Draht, hin über's Grab.
Und im nächſten Augenblicke
Stürzet ihr vielleicht hinab.

VI.

Der Heirathsvertrag.

„Mein Himmel! in was für einer verkehrten Welt lebt man jetzt!“ rief Herr Peter Aſten, und warf ſeine dampfende Pfeife aus der Hand. „Jedes Ei will klüger ſeyn, als die Henne, und ein ehrlicher Vater muß ſeine widerſpenſtigen Kinder mit Donnerwettern des Zorns in die Arme des Glücks treiben! — Kurz, Ferdinand, Ein Wort für tauſend: du heiratheſt die für dich gewählte Braut, und hälſt dich auf den Abend bereit, den Ehevertrag zu unterzeichnen!“ —

Ferdinand wollte neue Vorſtellungen beginnen; aber der Vater ſprang ungeſtüm auf, ſchob ihn, ohne weiter ein Wort zu verlieren, mit beiden Händen zur Thür hinaus und verriegelte ſie.

Traurig ging der junge Mann in ſein Zimmer und ſchrieb einen langen, rührenden Brief, worin er dem Vater das bis jetzt verſchwiegene Bekenntniß that: ſein Herz ſey nicht mehr frei, ſondern das ewige Eigenthum eines armen, aber edeln Mädchens. — Verlorne Mühe! Herr Peter Aſten ſandte den Brief unerbrochen zurück, betrieb die Verlobungsanſtalten mit doppeltem Eifer, und gegen Abend ſammelte ſich in ſteifen Feierkleidern die von ihm eingeladene Geſellſchaft, worunter Herr Joachim Olſen und deſſen bräutlich geſchmückte Tochter Dorothea die Hauptperſonen waren.

Die Herren Aſten und Olſen hatten ſich dreißig Jahre lang täglich auf der Börſe geſehen und geſprochen, hatten manches gute Geſchäft mit einander gemacht, und waren ſo nach und nach Gewohnheitsfreunde geworden. An Einem Tage legten ſie, durch die Stürme der Zeit dazu bewogen, ihre Handlungen nieder und traten ſie Fremdlingen ab; denn Olſens Tochter war ſein einziges Kind, und Aſtens Sohn, der ebenfalls keine Geſchwiſter hatte, bezeigte von Jugend auf eine ſo unüberwindliche Abneigung gegen die Kaufmannſchaft, daß ſich der Vater nach langen, fruchtloſen Kämpfen entſchließen mußte, ihn ſeinem Hange zu Künſten und Wiſſenſchaften zu überlaſſen. Als ſich die alten Herren, die beide Wittwer waren, zum letzten Mal auf der Börſe ſahen, trafen ſie gelegentlich und mit ſo kaltem Blute, als ſprächen ſie von einem Wollhandel, die Uebereinkunft, ihre Kinder mit einander zu vermählen. Keinem von Beiden fiel es ein, daß die jungen Leute andern Sinnes ſeyn könnten. Darum erſtaunte Herr Aſten nicht wenig, als Ferdinand die Vollziehung des auf der Börſe geſchloſſenen Vertrages von ſich ablehnte. Dorothea hingegen machte nicht die geringſte Schwierigkeit, den auf ſie geſtellten Herzenswechſel zu honoriren. Dieſen kindlichen Gehorſam konnte ſie ſich aber in der That nicht als ein ſchweres Opfer anrechnen; denn Ferdinand war an Körper und Geiſt ein liebenswürdiger Mann und einſt der Erbe eines Vermögens, das ſogar den anſehnlichen Reichthum ihres Vaters weit überwog.

Doris Olſen (ſo nannte ſie ſich, weil ihr der Name Dorothea zu altfränkiſch klang) hatte kurz zuvor ihren zweiundzwanzigſten Geburtstag mit großem Gepränge begangen. Die Zahl XXII glänzte mit Zuckerſchrift auf Torten, brannte mit Feuerzügen im erleuchteten Garten, ſtand den poetiſchen Glückwünſchen einiger Hausſchmarotzer auf die Stirn gedruckt, und war noch an vielen andern Orten angebracht, um das Kirchenbuch, das der Königin des Feſtes eine Laſt von dreißig Jahren aufbürden wollte, Lügen zu ſtrafen. Wer aber von der überall in's Auge ſpringenden Ziffer hinweg in Dorchens Angeſicht ſah, ſtellte der geiſtlichen Urkunde vollen Glauben bei, und würde ſogar ihre Wahrhaftigkeit nicht bezweifelt haben, wenn ſie auch ein Jahrzehend mehr angeſagt hätte. Es machte daher einen widrigen Eindruck, daß ſich die reizloſe Dame noch jetzt, da der Herbſt ihres Lebens mit ſtarken Schritten hereinbrach, wie ein erſt aufblühendes Mädchen ſchmückte, und die kindiſche Naivheit der aus Kotzebue's Indianern in England bekannten Gurli nachäffte. Dieſe lächerliche Ziererei, die ſie überall zur Schau trug, hätte den ernſten und geradſinnigen Ferdinand von ihr zurückgeſchreckt, wenn er auch ſonſt geneigt geweſen wäre, ſich mit ihr zu verbinden.

Die beiden Alten hatten ſich über die Punkte der Eheſtiftung unter vier Augen verglichen, und das Geſchäft, ſie in eine rechtskräftige Form zu bringen, dem erfahrenen Notar Kilian überlaſſen. Dieſer gute und ziemlich betagte Mann war in dergleichen Angelegenheiten der gewöhnliche Schriftſteller, und hatte in ſeinem langen, arbeitſamen Leben gegen tauſend Ehezärter* entworfen, ohne eben dadurch viel zärtliche Ehen zu ſtiften. Doch ſeine Schuld war es nicht, daß bisweilen die von ihm verfaßten Bundesverträge einen ewigen Hauskrieg zur Folge hatten. Er ſchrieb, was man verlangte; kein Jota zu viel oder zu wenig. Mit dieſer Pünktlichkeit hatte er auch den Auftrag der Herren Aſten und Olſen vollzogen, und überbrachte jetzt die gefertigte Schrift, die in einer großen Papierrolle aus der Taſche ſeines breiten Ehrenkleides hervorragte.

Die Geſellſchaft ſetzte ſich in bunter Reihe um eine mit Erfriſchungen beladene runde Tafel. Dieſem glänzenden Bogen fehlte nur noch der Schlußſtein — der Bräutigam. Er kam nicht. Unruhig blickte Herr Aſten oft nach der Thüre, ſtand endlich auf und eilte mit ſtarken Schritten in's Hinterhaus, wo ſein Sohn ein paar Zimmer bewohnte, und jetzt in häuslicher Kleidung, den Kopf auf den Arm geſtützt, in einem Sorgeſtuhle ſaß.

„Nun, was heißt das? Warum kommſt du nicht?“ polterte der Vater. „Die Braut iſt da, der Notar iſt da, der Kontrakt iſt fertig!“ —

„Ich kann ihn nicht unterſchreiben;“ ſagte Ferdinand mit weicher, wehmüthiger Stimme. „Vater, ich beſchwöre Sie, ſtehen Sie von dieſer Forderung ab, zwingen Sie mich nicht, Ihnen öffentlich in dieſer Sache den willigen Gehorſam zu verweigern, den Sie in allen andern Fällen ohne Ausnahme von mir erwarten können. Ich ſtürze mich auf Ihren Wink lieber in ein Feuer, als in die Arme des Frauenzimmers, das Sie mir aufdringen wollen.“ —

---

* Ehezärter oder Ehezarter, eine noch an vielen Orten gewöhnliche Benennung der Eheſtiftungs-Urkunde.

„Wunderlicher Menſch!“ verſetzte der Vater mit erzwungener Kälte. „Du geberdeſt dich, als wäre von einem Drachen die Rede!“ —

„Es iſt nicht möglich, ich kann mein Herz nicht theilen;“ fuhr Ferdinand fort. „O, hätten Sie doch meinen heutigen Brief geleſen! Er enthielt ein Geſtändniß, das ich Ihnen nicht länger verſchweigen kann. Ich liebe ein tugendhaftes Mädchen; die arme Tochter eines verſtorbenen Malers; Luiſe Baumgarten iſt ihr Name.“ —

Der Alte gerieth außer ſich. Eine arme Schwiegertochter war ihm ein verhaßter, ein unerträglicher Gedanke. Ferdinand hielt ſtandhaft, doch mit unverletzter Achtung gegen ſeinen Vater, den Sturm aus und wankte nicht. Herr Aſten mußte ſich allein und ohne etwas ausgerichtet zu haben, zur Geſellſchaft zurückbegeben. Er brachte vor der Thüre des Verſammlungsſaales ſeine verſtörten Geſichtszüge ſo viel als möglich wieder in Ordnung, trat mit erkünſtelter Unbefangenheit hinein und ſagte: „Meine Damen und Herren, ich muß die Abweſenheit meines Sohnes bei Ihnen entſchuldigen. Der junge Sauſewind hat ſich bei einem Spazierritte, den er am heutigen Morgen in zu leichter Kleidung gemacht hat, eine Verkältung zugezogen, die ihn wohl nöthigen wird, einige Tage das Bett zu hüten.

Mit tragiſchen Worten und Geberden legte die ganze Geſellſchaft ihr Bedauern an den Tag, und Doris-Gurli flog ſogar mit einem lauten Schrei nach der Thüre, um den Kranken zu beſuchen. Aber ihr Vater ereilte und führte ſie mit einem verdrießlichen Geſichte auf ihren Stuhl zurück. Ihm war das Wort Verkältung ſonderbar aufgefallen, und hatte ihn erſt an den Gegenſatz erinnert, daß er bei dem jungen Aſten nie eine Spur von zärtlicher Wärme gegen Dorotheen bemerkt habe. Das war freilich jetzt, in der Stunde, da die Eheſtiftung vollzogen werden ſollte, eine ſehr ſpäte Entdeckung. Aber ſie früher zu machen war auch beinahe nicht möglich geweſen. Doris und Ferdinand hatten ſich bisher nur dann und wann im Getümmel großer Gaſtmähler geſehen und geſprochen, und nicht im Traume daran gedacht, ein Liebes- und Ehebündniß mit einander aufzurichten. Den auf der Börſe getroffenen Seelenhandel erfuhren ſie erſt an dem Tage, da ihnen Abends nach einer kurzen, ernſt- und ſcherzhaften Einleitung der Heirathsvertrag vorgelegt und die Feder zur Unterſchrift in die Hand gegeben werden ſollte. Mit einem ſolchen Machtſtreiche wollten die alten ſoliden Herren, denen das ſonſt gewöhnliche Vorſpiel der Liebe ein ganz entbehrliches Getändel ſchien, die Sache kurz und gut abthun.

Daß dieſer ſchöne Plan wenigſtens jetzt mißglückte, ging dem Herrn Olſen ſtark im Kopfe herum, und allerdings hatte ſeine Tochter am meiſten dabei zu verlieren. Schmollend nahm er an dem lebhaften Geſchwätz um ihn her keinen Theil, und ſah mit einem wahren Eulengeſichte bald nach der Uhr, bald nach der Gegend, wo er ſeinen Hut und Stock hingelegt hatte. Dieſe drohende Auflöſung der Geſellſchaft ſetzte einige Mitglieder, die ihre ſehnſuchtsvolle Erwartung eines leckern Nachtſchmauſes nicht gern aufgeben wollten, in große Beſtürzung. Aber ſcherzend ſtrich der Hausvater ſeinem grämlichen Freunde die Runzeln von der Stirn und erklärte mit möglichſter Heiterkeit, daß jener unangenehme Vorfall die Freude des Tages nicht ſtören dürfe. Es ſey jetzt, ſetzte er hinzu, um ſo nöthiger, beiſammen zu bleiben und auf Beſſerung des Kranken gemeinſchaftlich und tapfer zu trinken.

Olſen ließ ſich beruhigen, und man zechte brav; doch Ferdinand's Geſinnungen wurden nicht beſſer. Der Vater, bis zur Wuth aufgebracht, ſchied ſich am folgenden Tage mit ihm vom Tiſche, verwies ihn ganz aus ſeinen Augen, und drohte mit Enterbung. Das Letztere hielt er für das ſchrecklichſte Donnerwort, das ſich ausſprechen laſſe; und es machte dennoch zu ſeinem Erſtaunen nicht den geringſten Eindruck auf den Jüngling, der ſein geliebtes Mädchen um kein Peru oder Eldorado vertauſcht hätte. Aber der Zwiſt an und für ſich ſelbſt, in den er mit einem kindlich verehrten Vater gerathen war, ſchlug ſeinem weichen Gemüthe ſo tiefe Wunden, daß er erkrankte. „Geht zum Doktor!“ ſagte der Zürnende kalt, als er durch einen Diener davon Nachricht erhielt. Er bekümmerte ſich um den Leidenden nicht weiter.

Der verſtändige Arzt ſah bald, daß hier mit der Kunſt des Hippokrates nichts auszurichten war. Die kranke Seele mußte geheilt werden. Er, Hausarzt und Hausfreund zugleich, nahm es auf ſich, das in dieſem Falle einzig wirkſame milde Oel der Verzeihung und des Nachgebens aus dem ſteinernen Vaterbuſen zu preſſen.

Das ſchwere Geſchäft gelang; nur war das gewonnene Oel von harten Miſchtheilen nicht rein. „Ich vergebe dem Schwärmer, und er heirathe, wen er will! Aber er bringe mir nie ſein Weib vor die Augen, und ich leb' oder ſterbe, ſo hat er von mir nichts mehr zu hoffen.“ — Das war nach langer Verhandlung der letzte unabänderliche Beſchluß.

Ferdinand, durch dieſen Halbtroſt geneſen, eilte zum Vater und dankte ihm dafür. „Du kannſt jetzt thun, was du willſt;“ ſagte dieſer. „Doch es bleibt dabei, daß ich mein mühſam erworbenes Vermögen in einer unbeſonnenen Ehewirthſchaft nicht verſplittern laſſe.“ —

„Ich entſage mit Freuden;“ antwortete der Sohn. „Das Wiedergeſchenk Ihres Vaterherzens macht mich reich.“ —

„Schöne Worte und weiter nichts!“ verſetzte der Alte. „Du hätteſt dich bei der Eheſtiftung, die der Notar ſchon in der Taſche hatte, beſſer befunden. — Geh nun,“ fuhr er bitter fort — „geh hin zu ihm mit deiner holden Braut, und ſchließt einen Vertrag, ſo gut als ihr könnt! Er wird verdammt kahl ausfallen.“ —

„Sie ſcherzen, mein Vater!“ erwiederte der Sohn in einem gutmüthigen Tone. „Aber ich werde Ernſt daraus machen.“ —

Er verbeugte ſich ehrerbietig und trat ab. Der Vater ſchickte ihm ein unväterliches Hohngelächter nach.

An einem der nächſten Tage kam der Notar Kilian mit ungewöhnlichen Doppelſchritten zu ihm. „Mein werther Herr Aſten,“ begann er keuchend, „ich halte mich für verpflichtet, Ihnen zu melden, daß Dero Herr Sohn eben in meiner Behauſung war und anfragte: wann er mit ſeiner Verlobten, einer gewiſſen Luiſe Baumgarten, bei mir erſcheinen könne, um einen Heirathsvertrag zu vollziehen. Ich ſtutzte — und da ich um keinen Preis etwas thun möchte, das Ihnen, mein Hochverehrter, entgegen wäre — —“

„Schreiben Sie in Gottes Namen, was der Thor begehrt!“ fiel Herr Aſten ein. „Er hat mir meine Einwilligung abgetrotzt; das Mädchen ſoll übrigens gut und rechtſchaffen ſeyn. Ich begreiſe nur nicht, was die armſeligen Menſchen einander zuſichern wollen, da ich meinem Sohn Enterbung angekündigt habe.“ —

„Enterbung?“ fragte der Rechtsgelehrte in einem langgezogenen Tone. „Sie haben in die Heirath gewilligt — des Mädchens Ruf iſt unbeſcholten — und dennoch Enterbung? — Dieſer Entſchluß dürfte wohl bei jenen Umſtänden von den Geſetzen für ungültig erklärt werden.“ —

„Pah! pah! der Reiche macht ſich ſeine Geſetze ſelbſt.“ —

„Streiten wir darüber nicht, mein theuerſter Gönner!“ ſagte der Notar. „Mir iſt's genug, daß Sie die Abſchließung des Heirathsvertrages erlauben. Unter dieſer Vorausſetzung habe ich das junge Paar heute Nachmittags um vier Uhr zu mir beſchieden.“ —

„In Gottes Namen!“ rief Herr Aſten, und der Notar empfahl ſich.

Die kurzen Entſcheidungsgründe, die der Juriſt gegen die vorhabende Enterbung angeführt hatte, verſenkten Jenen in ein langes Nachdenken. Er ging zu einem andern Rechtsfreunde, trug ihm den Fall vor, und erhielt gleichen Beſcheid. „Hm! hm!“ ſprach er zu ſich auf dem Heimwege; „ich habe mich alſo in einer unauflöslichen Schlinge gefangen! Ich kann als ehrlicher Mann mein Jawort nicht zurücknehmen; und alles wohl überlegt, möcht' ich ſelbſt die Närrin Doris nicht heirathen. Die Malerstochter hingegen lobt Jeder, der ſie kennt. — O, wäre ſie nur nicht ſo arm! — Aber ich bin doch neugierig, ſie zu ſehen. Man hat ja, wie die Krämer ſagen, das Anſehen umſonſt.“

Es war Nachmittags gegen vier Uhr, als er auf der Straße dieſes Alleingeſpräch hielt. Schon nahe vor ſeinem Hauſe kehrte er plötzlich um, ſchlüpfte durch eine Hinterthür in Kilian's Wohnung, und überraſchte den öffentlichen kaiſerlichen Schreiber mit der haſtigen Bitte: „Erlauben Sie mir, Freund, mich in Ihrem Alkoven einzuquartiren! Ich will hinter dem Vorhang der Glasthüre die Braut meines Sohnes in Augenſchein nehmen.“

„Thun Sie, als wären Sie hier zu Hauſe!“ ſagte der Notar. In demſelben Augenblicke zog ſchon Ferdinand die Klingel des Vorſaals, und Herr Aſten flüchtete geſchwind in den Alkoven.

Wahrlich! das Geſchäft eines Notars wäre das angenehmſte von der Welt, wenn täglich im Schreibzimmer ſo reizende Mädchen erſchienen, als jetzt eins mit geſenkten Taubenaugen hereintrat. Luiſe, in der Roſenblüthe ihres achtzehnten Jahres, war eine ſo zarte, wunderliebliche Geſtalt, daß bei ihrem Anblick ſogar im Buſen des greiſen Rechtsgelehrten die längſt erſtorbenen Gefühle des Schönen erwachten. Mit verklärtem Geſichte, aus welchem alle finſtre Wolken, die ſich ſeit vierzig ſchwülen Geſchäftsjahren darauf gelagert hatten, plötzlich verſchwanden, zwang er ſeinen ſteifen Rücken zu zehn und mehrern behenden, wellenförmigen Beugungen, die leider nicht ſo zierlich geriethen, als er es wünſchte. Ungeſtüm warf er dann einen dicken, ſchlafenden Mops aus dem verjährten Beſitze des Sopha's, und führte Luiſen, wie ein Ceremonienmeiſter der Vorzeit, mit den äußerſten Fingerſpitzen an den geräumten Platz.

Auch hinter der Glasthüre ward bei der Ankunft des ſchönen Mädchens ein Ausruf des Beifalls ſchier laut. Er galt nicht ſowohl der Huldin ſelbſt, als vielmehr ihrer netten, aber möglichſt einfachen Kleidung, die dem Lauſcher die erfreuliche Zuſicherung gab, daß ſeine künftige Schnur kein eitle Zierpuppe ſey, die durch zügelloſe Putzverſchwendung ihren Gatten zu Grunde richten werde.

„Hier ſind wir, mein Herr Notarius,“ begann Ferdinand, „um Ihnen einen ſchon entworfenen Heirathsvertrag zur Beglaubigung zu überreichen. Ich fürchte faſt, Sie werden uns damit auslachen; denn er gehört in der That nach ſeinem Ton und Inhalt nicht ganz in Ihr Amtsfach. Doch gewiſſe Urſachen beſtimmen mich, unſere Geſinnungen und Grundſätze, mit welchen wir zum Altar gehen, meinem Vater in einer von Ihnen bekräftigten Urkunde vorzulegen.“ —

„Ich ſtehe von ganzem Herzen zu Dienſten;“ antwortete der Notar, und griff nach der unentbehrlichen Brille, deren ſich der alte Geck in Gegenwart des blühenden Mädchens faſt ſchämte. — O Zeiten! o Sitten! Im laufenden Jahre 1812 ſchämen ſich beinahe die jüngſten Zierlinge, ſich auf der Straße und vor ihren Liebchen ohne Brille ſehen zu laſſen. —

„Iſt es Ihnen gefällig, uns dieſen Aufſatz vorzuleſen?“ ſagte Ferdinand, indem er einen Bogen Papier aus der Taſche zog.

Räuſpernd ſtimmte Herr Kilian ſeine Kehle, um auch den Ohren im Alkoven verſtändlich zu werden, und las dann mit lauter Stimme wie folgt:

Erſter Artikel.

Wir lieben uns innig, wir fühlen, daß wir ohne einander nicht glücklich ſeyn können, und verbinden uns daher auf ewig zu treuen Gatten.

Art. 2.

Ferdinand weiht und heiligt ſein ganzes Daſeyn Luiſen, um ihr durch raſtloſen Fleiß ein bequemes und ſorgenfreies Leben zu verſchaffen.

Art. 3.

Luiſe wird ſich dagegen beſtreben, durch häusliche Wirthlichkeit ſich und ihn auf der goldnen Mittelſtraße des ehrlichen Auskommens zu erhalten.

Art. 4.

Da im Eheſtande oft Kleinigkeiten die Quelle großer Zwiſte ſind, ſo verpflichten wir uns, einander in unbedeutenden Dingen ohne den leiſeſten Widerſpruch nachzugeben.

Art. 5.

In der Tracht zum Beiſpiel, richtet ſich jeder Theil nach des andern Geſchmack. Ferdinand enthält ſich einer allzu nachläſſigen Kleidung, um Luiſens Auge nicht zu beleidigen, und Luiſe vermeidet, ſich durch übertriebenen Schmuck vor der Welt den Schein zu geben, als wollte ſie fremde Männer feſſeln. — Die Hauptzierde unſers Körpers ſey — Reinlichkeit, weil das Gegentheil bei Perſonen, die in einem nahen Verein leben, unfehlbar Abneigung und Widerwillen erzeugt.

Art. 6.

Die gebieteriſchen Worte: ich will, ich beſtehe darauf, ich befehle — werden in unſerm häuslichen Wörterbuche ganz ausgeſtrichen.

Art. 7.

Luiſe wird ſich nie in Geſellſchaften das geringſte Scheinzeichen von Nichtachtung ihres Mannes entgleiten laſſen; denn jede Gattin, die ſich ſolche zweideutige Aeußerungen leichtſinnig erlaubt, gibt dadurch andern Männern gleichſam ein Signal, ſich ihr mit Siegeshoffnung zu nahen.

Art. 8.

Ferdinand wird Luiſen öffentlich ehren, damit ſie auch von Andern geehrt werde. Er wird keinem andern Frauenzimmer durch ſchmeichelhafte Huldigungen, die über die Schranken der geſelligen Höflichkeit hinausgehen, einen kränkenden Triumph über ſeine Gattin geſtatten.

Art. 9.

Wir wollen beide in der Wahl unſers Umganges vorſichtig ſeyn, und beſonders keine falſchen und argliſtigen Hausfreunde dulden, die, gleich Schlangen im Buſen, die ruhigen Freuden unſers Bundes vergiften könnten.

Art. 10.

Zwiſchen Mein und Dein findet keine Gränzſcheidung unter uns Statt. Unſer höchſtes Gemeingut iſt unſre gegenſeitige Liebe; und dieſer Schatz, der oft in andern Herzen von der eilenden Zeit verzehrt wird, ſoll unter ihren Flügeln bei uns wachſen bis an unſer Grab. — —

„Edle Seelen!“ rief jetzt beim Schluß des Vertrages der Notar, und Thränen der Rührung entfloſſen ihm. „Ich ſtehe dafür, mein junger, wackrer Freund, daß ſich Ihr Vater über dieſes ſchriftliche Zeugniß Ihres trefflichen Gemüths höchlich erfreuen wird.“ —

„Wahr geſprochen!“ ſagte Herr Aſten und trat aus dem Alkoven hervor. Die Liebenden ſtaunten und ſtarrten ihn an. „Mein guter Ferdinand!“ fuhr er fort und ſchloß ihn in die Arme. „Jedes Mißverſtändniß zwiſchen uns ſey gehoben und vergeſſen! Ich billige deine glückliche Wahl, und erkenne dieſes ſchöne, ſittſame Kind mit Vergnügen für meine liebe Tochter.“ —

Dankbare Entzückungen und Freudenthränen waren der Lohn dieſer unerwarteten Milde.

Ferdinand wollte nun ſeinen Aufſatz, als nicht weiter nöthig, zurücknehmen; aber der Notar hielt ihn feſt. „Erlauben Sie mir,“ ſprach er, „das von kaiſerlicher Majeſtät mir verliehene Siegel darauf zu drücken; denn rühmen möcht' ich mich gern, dieſen vollherzigen Heirathsvertrag, der jedem andern zum Vorbilde dienen ſollte, beglaubigt zu haben.“

VII.

Der kluge Mann.

Baron Hall, deſſen ländlicher Wohnſitz eben kein Tempel der Gaſtfreundſchaft war, ließ eines Tages alle ſeine Nachbarn vom Ritterſtande zu einem Mittagsmahl einladen. Sie erſchienen zahlreich, fanden die Tafel trefflich beſtellt, aßen und tranken vergnügt, und grübelten im Stillen, was dieſes ungewöhnliche Feſt bedeute. Das erfuhren ſie beim Nachtiſch, indem ihnen jetzt der Wirth erklärte: er habe ſie bei ſich verſammelt, um auf einige Zeit von ihnen Abſchied zu nehmen.

Alle Augen der Tafelrunde vergrößerten ſich; denn eine Reiſe, die ſich über die nächſten Marktflecken hinaus erſtreckte, war bei unſerm Reichsfreiherrn etwas ganz Unerhörtes. Das Erſtaunen der Gäſte wuchs, als er ihnen eröffnete: er begebe ſich in die Hauptſtadt, um eine Erbſchaft zu heben.

„Dieſe Bereicherung“ — ſetzte er mit ſelbſtzufriedenem Lächeln hinzu — „verdanke ich, ohne Ruhm zu melden, dem Bischen Klugheit, das ich beſitze. Ich weiß nicht, ob einer von Ihnen den alten Oberſten Raufberg gekannt hat. Ich war von mütterlicher Seite mit ihm verwandt; wir haben uns aber nie von Angeſicht geſehen. Deſſen ungeachtet war ich mit ſeinen Schwächen vertraut und behandelte ihn, wie er behandelt ſeyn wollte. Er liebte das Geld; jeder erſparte Pfennig machte ihm Freude. Ueberdieß that es ihm wohl, wenn man ſeiner vormaligen Heldenthaten, ſo zweifelhaft ſie auch waren, ſchmeichelnd erwähnte. Ich ſchickte ihm daher von Zeit zu Zeit Hühner, Gänſe, Haſen und Rehe, und ermangelte dabei nie, in meinem Sendſchreiben mit langen und breiten Worten zu wünſchen: daß die Vorſehung unſerm Vaterlande ſeinen tapferſten Vertheidiger noch lange erhalten möge. — Das gefiel dem alten Degen. Ich empfing von ihm nach jeder Küchenlieferung einen zwar unfrankirten, aber höflichen Dankbrief, worin er mir immer mit vorſichtig abgewogenen Ausdrücken zu verſtehen gab, daß er am Rande ſeines Grabes meiner beſtens gedenken wolle. Und er hielt Wort, der ehrliche Mann. Sein letzter Wille beſtimmte mir zwanzigtauſend Thaler in Golde, die vermuthlich ſchon zur Hebung bereit liegen."

Die Geſellſchaft jubelte laut und wünſchte Glück. Einige, die ſich im Nu entſchloſſen, ihn um ein Darlehn zu erſuchen, erhoben ſich ſogar von den Stühlen und verbeugten ſich tief. Alle insgeſammt nannten ihn feierlich Herr Baron, anſtatt daß man ihn ſonſt ohne Umſtände nur Herr von Hall zu nennen pflegte. Kurz, Verehrung und Liebe drängten ſich ihm von allen Seiten entgegen. Aber einſtimmig widerriethen ihm ſeine theilnehmenden Freunde die beſchloſſene Reiſe. „Die Hauptſtadt iſt voll Schlangen und Füchſe;" ſagten ſie. „Ein ſo argloſer und zutraulicher Mann, wie der Herr Baron, iſt dort den größten Gefahren ausgeſetzt."

„Sorgt doch nicht für mich!“ ſprach er lachend. „Unſer einer weiß ſich in allen Fällen gegen Liſt und Betrug zu bewahren.“

Nach aufgehobener Tafel führten ihn verſchiedene Herren bei Seite, und in einer halben Stunde waren ſchon drei Theile der Erbſchaft gegen annehmliche Sicherheiten untergebracht.

Er kam in der Hauptſtadt an, trat im vornehmſten Gaſthofe ab, und ſeine erſte Sorge war, ſich mit einem Lohnbedienten zu verſehen. Der Wirth wollte ihm einen treuen Mann zuweiſen; allein er verbat es. „Mein Grundſatz iſt: Trau, ſchau, wem!“ ſprach er. „Stellen Sie mir die Menſchen vor, die gewöhnlich in dieſem Hauſe die Fremden bedienen. Ich will mir einen davon erkieſen, und hoffe keinen Fehlgriff zu thun, da ich mit der Geſichts- und Mienenkunde ein wenig bekann bin.“

Es erſchienen drei Candidaten. Zwei derſelben traten ernſt und ſchweigend mit mäßigen Verbeugungen auf. Der dritte bückte ſich ſo tief als möglich, küßte dem Wahlherrn die Hand und erbot ſich mit geläufiger Zunge Sr. Excellenz zu unterthänigſten Dienſten. Der Titel Excellenz kitzelte den Baron, weil er ihm nicht zukam; die freundliche Geſichtsbildung des Gunſtſchleichers gefiel ihm; er ſchickte die Sauertöpfe fort und wählte den kriechenden Lächler. Der Hauswirth ſchüttelte darüber den Kopf, und fing an, die gerühmten phyſiognomiſchen Kenntniſſe ſeines Gaſtes zu bezweifeln.

Am folgenden Tage fuhr der Baron ins Sterbehaus, um die ererbten Goldſtücke in Empfang zu nehmen. Das ging aber nicht ſo geſchwind, als er dachte. Der kluge Mann hatte zwar Geldſäcke mitgebracht, aber die ihm von dem Gerichtshofe zugefertigten Rechtsbeweiſe auf ſeinem Gute gelaſſen. Der Haupterbe, ein alter barſcher Kriegskamerad des Verſtorbenen, wies ihn deßhalb mit leeren Händen ab. „Sie begreifen,“ ſagte er, „daß es eine Unbeſonnenheit wäre, dem Erſten dem Beſten, der ſich Baron Hall nennt, ein ſo beträchtliches Legat auszuzahlen. Stellen Sie mir wenigſtens drei hier angeſeſſene Zeugen und Bürgen, daß ſie der rechte Mann ſind.“

„Es kennt mich leider hier niemand;“ antwortete der Baron.

„So haben wir für jetzt nichts mit einander zu thun;“ ſagte Jener. „Sorgen Sie für gehörige Legitimation und kommen Sie in drei oder vier Wochen wieder, denn eher iſt Ihr Geld ohnehin nicht beiſammen.“

Der Baron ſchrieb an ſeinen Gerichtsverwalter, um die nöthigen Urkunden zu erhalten, und war dann nicht wenig verlegen, was er in einem ſo fremden Elemente, als die Hauptſtadt für ihn war, einen Monat lang mit ſeiner Zeit anfangen ſollte. Kauz, ſein Lohnbedienter, ſchlug ihm mancherlei vor. „Wollen Ew. Excellenz die Bibliothek, den Bilderſaal, die Kunſtkabinette und andere Merkwürdigkeiten ſehen? — Soll ich Hochdieſelben auf Kaffeehäuſer und in Tanzgeſellſchaften führen?“ — Der Baron verwarf alles, rauchte eine Pfeife Tabak nach der andern zum Fenſter hinaus und beluſtigte ſich an dem bunten Gewühl der Straße. Als ihm aber der Abend dieſen Guckkaſten ſchloß, ließ er ſich aus langer Weile überreden, ins Schauſpiel zu gehen.

Es war das erſte Komödienhaus, das er von innen ſah. Der Glanz der dort verſammelten ſchönen Welt machte daher einen wunderbaren Eindruck auf ihn. Manche Dame ſchien ihm eine vollendete Göttin, und die artigſten Landmädchen, die ihm jemals gefallen hatten, kamen ihm jetzt wie Fratzenbilder vor. Er durchmuſterte unermüdet die Logen, die gerade an dieſem Tage ſehr angefüllt waren. Nur die nächſte an ſeiner linken Seite war leer. Doch, indem das Schauſpiel angehen ſollte, traten auch in dieſe zwei Damen, dem Anſehen nach Mutter und Tochter. Die letztere glich an Schönheit und Anmuth einem überirdiſchen Weſen. Der Baron vergaß alle andere Frauen, die er kurz zuvor unter die Götter verſetzt hatte, und blickte nur ſeine himmliſche Nachbarin an.

Hier wird es Zeit, über ſein Alter und ſeine Geſtalt mit der Sprache herauszugeben. Er war kein Jüngling mehr: ein halbes Jahrhundert drückte ſchon ſeinen Nacken; aber, durch Ausſchweifungen nicht entnervt, trug er ſich noch feſt und aufrecht wie ein Eichbaum. Ein ſchöngebildeter Mann war er übrigens nicht und war es nimmer geweſen. Er hatte ſchon als Kind das Antlitz eines alten Männleins. Dieſer Naturmakel, den man im gemeinen Leben das Alter nennt, entſtellte den kleinen Junker ſo ſehr, daß ſich ſeine gnädige Mama darüber höchlich betrübte, und ihn — wie der Aberglaube des Pöbels in ſolchen Fällen zu thun pflegt — mehrmals in den Backofen ſchob, um ihn wieder jung aufzubacken. Dieſe Semmelkur ſchlug natürlicher Weiſe bei ihm nicht an. Das Alter nahm es vielmehr übel, daß man es hatte vertreiben wollen, und verbollwerkte ſich ſehr frühzeitig auf ſeinen Wangen durch ſtarke Runzeln, die mit Hülfe ſeines ein wenig zu groß gerathenen Kopfes ein grimmiges Löwengeſicht bildeten, das zu ſeinem zahmen

Gemüthe nicht paßte. Es machte ihn überdieß nicht ſchöner, daß er über die Gebühr dickleibig und in allen ſeinen Bewegungen, die nie ein Tanzmeiſter geregelt hatte, ſchwerfällig war.

Auch ſeine Kleidung konnte den Augen der Hauptſtadt nicht gefallen. Ein altmodiſcher grüner Jagdrock ſchlotterte um ihn her, und ſeine lange Weſte von gleicher Farbe war mit dem handbreiten goldenen Gehenke eines Hirſchfängers umgürtet. Dabei trug er ſchlaffe, über die Knie hinauf gerollte Stiefeln und eine häßliche Zopfperücke, denn zu ſeiner Zeit war es noch ſchlechterdings nothwendig, daß ein deutſcher Mann von Stand und Bedeutung längſtens in ſeinem dreißigſten Jahre den üppigen Jugendſchmuck des eigenen Haares ablegen und ſein ehrbarlich ſein Haupt mit Ziegenhaaren oder gar mit einer drähternen Haube bedecken mußte.

Das war alſo die Außenſeite des Ritters, dem eine ſeltſame Laune des Glücks an dieſem Abende ſeinen Platz neben der Schönſten der Schönen angewieſen hatte. Sie feſſelte nicht nur ſeine Blicke, ſie feſſelte auch ſein Herz, das trotz ſeines Alters noch kein ausgebrannter Vulcan war, ſondern vielmehr jetzt zum erſten Male Flammen der Liebe durch die Augen auswarf. Doch in der Nebenloge ſchien man dieſe Feuerſtröme nicht zu bemerken.

Er hatte dem Lohnbedienten befohlen, ihm ungefähr in der Mitte des Schauſpiels einen Becher Chocolade zu bringen. Kauz kam; der Baron lehnte ſich zurück und gab ihm leiſe den Auftrag, ſich nach Stand und Namen der beiden Nachbarinnen zu erkundigen. „Darüber kann ich auf der Stelle Auskunft geben;“ ſagte der Lakai: „Es iſt eine verwittwete Frau von Riedau mit ihrer Tochter. Sie halten ſich ſeit einigen Monaten als Fremde hier auf, gehen täglich ins Schauſpiel und befinden ſich immer in derſelben, von ihnen gemietheten Loge."

„Kann man Logen auf eine gewiſſe Zeit in Beſchlag nehmen?" fragte der Baron haſtig.

Kauz bejahte.

„Nun, ſo geh' Er geſchwind und mieth' Er für mich auf einen Monat dieſe Loge. Sie iſt mir zur Anſicht des Schauſpiels vor allen andern bequem."

Der dienſtbare Schalk lächelte ſeitwärts. Er wußte beſſer, wozu die Loge bequem war. Indeſſen riß der Baron die Börſe aus der Taſche, zahlte den Preis, drängte den Bedienten fort und ſagte: „Mach' Er ſchnell! Laß er mir die Loge ja nicht entgehen! Sonſt ſind wir geſchiedene Leute."

Die Loge war zu haben und ward gemiethet. Der glückliche Inhaber legte den Verſicherungsſchein mit freudiger Vorſicht in ſeine Brieftaſche, und machte ſich ſelbſt ein Compliment über den klugen Einfall, den er gehabt hatte.

Gegen das Ende des Schauſpiels faßte er, nach einem langen Kampfe mit ſeiner ländlichen Schüchternheit, den kühnen Entſchluß, die Damen an ihren Wagen zu führen und ſie zu benachrichtigen, daß er künftig immer die Ehre haben werde, ihr getreuer Nachbar zu ſeyn. Doch, indem er noch über die dabei zu beobachtende Förmlichkeit mit ſich berathſchlagte, ſtanden ſie ſchon auf und verließen die Loge. Er, dieſes voreiligen Aufbruchs nicht gewärtig, konnte vor Beſtürzung ſeinen Hut nicht finden, ungeachtet er ihm vor den Augen an einem Nagel hing, und ſo zeigte ihm für jetzt der erwünſchten Bekanntſchaft fliehende Gelegenheit blos ihr kahles Hinterhaupt, an welchem ſie ſich nicht ergreifen und feſthalten ließ.

Verdrießlich kam er nach Hauſe und machte ſich Vorwürfe, dießmal nicht ganz klug gehandelt zu haben. Er ſaß, Tabak ſchmauchend, in ſo tiefen Gedanken, daß er die immer erlöſchende Pfeife von Minute zu Minute wieder anzünden mußte. Am Ende gab dieſe Kalmäuſerei keine andere Ausbeute, als den Vorſatz, des folgenden Tages wachſamer zu ſeyn und die Gelegenheit an ihrer behaarten Stirn zu faſſen.

Unabläſſig den Hut in der Hand, ſchielte er während des nächſten Schauſpiels immerfort in die Nachbarloge hinüber; doch kein Gegenblick belohnte dieſe Aufmerkſamkeit. Das Fräulein benahm ihm bisweilen ſogar die Ausſicht auf ihr Lilien- und Roſengeſicht, indem ſie den Fächer vorhielt, als wollte ſie ſich vor den Strahlen des nahen Kronleuchters ſchirmen. So kam die Zeit heran, daß am Schluß des Stücks der Vorhang fiel und die Zuſchauer fortgingen. Frau von Riedau und ihre Tochter zögerten noch ein wenig. Der Baron ſtand lauſchend und horchend. Endlich hörte er ihre Logenthür aufgehen. Er ſtürzte aus der ſeinigen. Aber eine toſende Menſchenfluth, die ihn ganz betäubte, wogte draußen vorüber, und hatte ſchon das geliebte Mädchen verſchlungen. Voll Verzweiflung ſah er den geſchwätzigen Strom hinab. Er glaubte das Engelsköpfchen in einer kleinen Entfernung zu entdecken. Raſch warf er ſich in die Fluth, theilte mit ſtarken Armen die Wellen, erreichte die junge Dame, die er im Auge hatte, ergriff beherzt ihre Hand, und ſah mit Schrecken, daß ihm eine ganz fremde Perſon ins Geſicht lachte. Verblüfft zog er ſich mit einem linkiſchen Kratzfuß zurück und verwickelte ſich dadurch mit ſeinen Sporen in das Kleid einer andern Dame. Sie kreiſchte laut. Ihr Führer, ein milchbärtiger Zierbengel, hielt unwillig den fortſchreitenden Ritter auf, brachte Kleid und Sporn auseinander, und ſagte ſchneidend: „Quelle rusticité!“ — Der Baron verſtand kein Franzöſiſch; aber des Gauchbarts übermüthiger Hohnblick dolmetſchte ihm das ausländiſche Schimpfwort, und der Umſtehenden Gelächter war ihm überdieß eine deutliche Gloſſe. „Knäbchen! Knäbchen!“ rief er, und drohte dazu mit einer ſo großen und nervigen Fauſt, daß es der Deutſchfranzoſe nicht für räthlich fand, den hingeworfenen Fehdehandſchuh aufzuheben, ſondern eilig davonging.

Auch der Baron begab ſich in ſeine Wohnung, zerbrach vor Aerger ein halbes Dutzend Tabakspfeifen und machte zuletzt den Lohnbedienten, der ſich bei ihm ſehr eingeſchmeichelt hatte, zum Vertrauten ſeiner Leidenſchaft. „Ich ſeh' aber wohl,“ ſetzte er hinzu, „daß es mir im Komödienhauſe nicht gelingt, Bekanntſchaft zu machen. Das Geleit zum Wagen verunglückte mir ſchon zweimal; und mich über die Bruſtlehne meiner Loge hinauszubeugen und das Fräulein anzureden, das wag' ich aus Klugheit nicht; denn es wäre leicht möglich, daß ſich das liebe Mädchen aus Scheu vor den Gaffern mit jungfräulichem Geziere von mir abwendete und mir ſo zu ſagen einen öffentlichen Korb gäbe. Himmel! was würde mich das loſe Volk im Parterre auslachen!“

„Dazu dürfte Rath werden;“ ſagte Kauz. „Ew. Excellenz glauben nicht, wie ſchadenfroh unſer Publikum iſt!“

„Man muß ihm alſo keine Blöße bieten,“ verſetzte der Baron. „Unter vier Augen darf man noch eher ein

Wageſtück unternehmen. Ich werde mich morgen geradezu bei der Frau von Riedau anmelden laſſen.“

Das geſchah des folgenden Tages kurz vor Tiſche. Er ließ um Erlaubniß bitten, die Damen zur Komödie abzuholen. Aber Kauz kam mit der Antwort zurück: ihre häusliche Eingezogenheit, die ſie ſich zum Geſetz gemacht hätten, erlaube nicht, Beſuch anzunehmen.

„Abermal eine Niete!“ brummte der Baron.

„Vielleicht kann ich Ew. Excellenz noch heute zu einem Gewinn verhelfen,“ ſagte Kauz. „Ich hörte von der Kammerjungfer, daß ihre Herrſchaft eben im Begriff ſtehe, nach Pfauenfeld zu fahren und dort zu ſpeiſen.“ —

„Pfauenfeld? Was iſt das für ein Ort?“ —

„Ein angenehmes, von der hieſigen feinen Welt ſtark beſuchtes Dörfchen, drei Stunden von hier.“ —

„Ei, ſo will ich doch auch dahinfahren! Geſchwind einen Wagen!“ —

Kauz war vermuthlich zu bequem, einen Gang darnach zu thun; denn nachdem er ſich einige Zeit entfernt hatte, erſchien er wieder mit der Meldung: es ſey jetzt ſogleich in der Stadt keine Miethkutſche zu bekommen, doch finde man immer einige vor dem Thore zu Jedermanns Dienſten bereit. Der Baron beſann ſich nicht lange; er eilte mit ſeinem Nachtreter hin auf den Platz, wo die Fiaker hielten.

Zum Unglück war nur ein einziger da, und in dieſen ſtieg eben ein junger Laffe vom Schlage des naſeweiſen Französlers, der Abends vorher die ſchwere deutſche Hand des Barons beinahe gefühlt hätte. „Wollen Sie mit nach Pfauenfeld fahren?“ rief der Kutſcher den Ankommenden zu. „Ja, ja!“ ſagte der Baron und eilte zum Wagen. Der Fant, der ſchon davon Beſitz genommen hatte, maß mit frechen, finſtern Blicken den beträchtlichen Umfang des einſteigenden Reiſegefährten, und ziſchte vor Verdruß wie eine getretene Schlange, als ſich der breite Mann neben ihm einſenkte. Kauz trat hinten auf. Die Reiſe ging fort.

Der Weg war mitunter rauh, und harte Wagenſtöße warfen oft die ganze Laſt des gediegenen Glücksritters auf den ſtädtiſchen Weichling. Dieſer trug eine halbe Stunde lang mit ziemlicher Geduld das unvermeidliche Uebel. Aber plötzlich fing er an, ſein Geſicht zu verzerren und zuckte dabei wie von Krämpfen befallen mit allen Gliedern.

„Was fehlt Ihnen?“ fragte theilnehmend der Baron.

„Nichts, nichts!“ antwortete Jener, und ward wieder ruhig.

Fünf Minuten nachher begann das gräßliche Mienenſpiel von Neuem; die Verzuckungen wurden heftiger; die Augen rollten wie bei einem Wahnſinnigen wild herum.

„Mein Herr, Sie ſind wirklich krank! Sie ſetzen mich in die größte Beſorgniß!“ —

„Seyn Sie ruhig! der Anfall wird nicht ſogleich ausbrechen.“ —

„Um des Himmels willen! was für ein Anfall?“ —

„O, wenn Sie mich doch nicht fragten! — Ich hatte neulich das Unglück, von einem tollen Hunde gebiſſen zu werden.“ —

„Halt, Kutſcher, halt!“ ſchrie der Baron, riß den Wagenſchlag auf, ſtürzte hinaus, warf ein Stück Geld für den Fuhrmann auf die Straße und lief ſo lange quer feldein, bis er den Wagen wieder fortraſſeln hörte.

„Puh! puh!“ ſchnob er entathmet. „In welcher Gefahr befand ich mich! Aber, Gott ſey Dank! meine Klugheit und Entſchloſſenheit haben mich gerettet.“

„Verzeihen Ew. Excellenz!“ ſagte Kauz, der hinten auf dem offnen Fiaker ein aufmerkſamer Zeuge des Vorfalls geweſen war: „Ich, an Dero Stelle, wäre ruhig im Wagen geblieben und hätte den Gelbſchnabel hinausgeworfen.“

„Pfui, Kauz, wer wird ſeine Hand an einen Unglücklichen legen!“ —

„Guter, gnädiger Herr! wir hatten es hier mit keinem Unglücklichen zu thun. Es war ein argliſtiger Schuft, der ſich für toll ausgab, um einen unbequemen Nachbar loszuwerden.“ —

„Ha! wäre das möglich?“

„Glauben Sie mir! Ich kenne den Geiſt dieſer muthwilligen Buben.“ —

Erröthend ſchämte ſich der Baron ſeiner überliſteten Klugheit und betheuerte mit erhobenem Stock: er wolle den Schelm in Pfauenfeld aufſuchen und ihn tüchtig ausprügeln.

Wenn der gute Mann nur erſt dort geweſen wäre! In der Einöde, wo er ſich jetzt befand, war kein anderes Fuhrwerk zu bekommen; er mußte ſich entſchließen, die derbe Meile, die er noch vor ſich hatte, mit eigenen Füßen zu beſtreiten, und das war für den wohlbeleibten Herrn eine doppelt ſchwere Aufgabe, da er, um keine Zeit zu verſäumen, das Mittagsmahl im Stiche gelaſſen hatte, und ſein unbefriedigter Koſtgänger die ſtarke Portion, an die er gewöhnt war, dringend verlangte.

Doch der Magen muß ſchweigen, wenn die Liebe gebietet. Der Baron ſetzte ſeinen Wanderſtab getroſt auf Pfauenfeld zu, und war nach einer dreiſtündigen heißen Pilgerſchaft ſo glücklich, die Dorfmark zu erreichen.

An den erſten Häuſern ließ er ſich die Stiefeln ſorgfältig abſtäuben und eilte dann nach dem Gaſthauſe, wo er das ſchöne Fräulein und eine gute Mahlzeit zu finden hoffte. Zwanzig Schritte davon rollte ihm ein Wagen entgegen. Die Damen, die er ſuchte, ſaßen darin und fuhren leider ſchon wieder im ſchnellſten Trabe nach der Stadt zurück. Erſchrocken ſprang er auf die Seite, machte einen ungeheuren Bückling, erhielt dafür eine nachläſſige, kalte, ſogar Befremdung ausdrückende Kopfneigung und ſah einige Minuten wie verſteinert des Wagens Staubwolken nach.

Kauz, der hungrig und müde war, ärgerte ſich ſelbſt über dieſe Heimfahrt; denn er beſorgte, daß ſein verliebter Herr nun ſogleich den Rückweg wieder unter die Füße nehmen würde. Er rühmte daher, um ihn auf andere Gedanken zu bringen, die Trefflichkeit der Küche und des Kellers im Gaſthauſe, und erinnerte an den hohen Entſchluß, den von der Hundswuth befallenen Kranken mit ungebrannter Aſche zu arzneien. Aber wie taub rannte der Baron hin an den Gaſthof, wo er einige angeſpannte Kutſchen ſtehen ſah, und rief mit lauter Stimme: „Wer einen Louisd'or verdienen will, fahre mich ſchnell nach der Stadt!“ — Es entſtand ein allgemeines Wagenrennen nach ihm hin; er warf ſich in die nächſte Kaleſche und kam binnen einer Stunde mit dampfenden Pferden vor dem Komödienhauſe an.

Das Schauſpiel hatte ſchon begonnen; er glaubte feſtiglich, das entflohene Vögelein im Käfig der Loge zu finden; doch dieſe war leer, und blieb — um eine Ewigkeit von Liebesſchmerzen mit drei Worten auszuſprechen — blieb acht Abende leer. —

Der arme, verlaſſene Ritter fehlte nie. Aber grämlich wie Minervens Vogel ſaß er da, ſtützte den Arm unter den Kopf und kehrte, wenn ein Luſtſpiel gegeben ward, der Bühne den Rücken. Dagegen nahm er an Trauerſpielen, deren Gegenſtand unglückliche Liebe war, den innigſten Antheil, und feuchtete bei rührenden Auftritten ſein Taſchentuch mit unaufhaltſamen Thränen. Zu Hauſe war er ein unerträglicher Murrkopf. Eine Fliege an der Wand hinderte ihn. Zum Glück empfand ſeine böſen Launen nur der gleißneriſche Lohnbediente, der einzige Menſch, mit dem er ſprach. Er wollte ſich durchaus nicht zerſtreuen; er wollte nur immer und immer an das angebetene Fräulein denken.

Und wie Noah aus ſeinem ſchwimmenden Kaſten eine Taube fliegen ließ, um zu erfahren, ob das Gewäſſer der Sündfluth gefallen ſey, ſo ſandte der Baron täglich aus ſeines Zimmers einſamer Arche ſeinen Kauz ab, um den Waſſerſtand des Kaltſinns im Hauſe der Geliebten zu unterſuchen; doch ſein Kundſchafter kam nie wie Noah's Taube mit dem Oelblatte einer guten Nachricht zurück. Frau und Fräulein von Riedau befanden ſich zwar einen Tag wie den andern ſehr wohl; allein ſie hatten nach vertraulicher Ausſage der Kammerjungfer gewiſſe geheime Urſachen, das Schauſpielhaus zu meiden.

Es war offenbar, daß man ihm auswich. Da gerieth der Sohn einer abergläubigen Mutter, die ihn einſt im geheizten Backofen zu verjüngen hoffte, auf den ſeltſamen, ſeiner Erziehung angemeſſenen Einfall, ſich das

Fräulein durch ſympathetiſche Mittel und Zauberei günſtig zu machen. Aber, wird man fragen, was ſagte ſeine Klugheit dazu? — Sie ſagte nichts und konnte nichts ſagen, weil ſie ein nichtiges Luſtſpiel war, das ihm ſeine Frau Mama in den Kopf geſetzt hatte. Denn da er kein ſchönes Kind war, ſo gab ſie ihn zum Erſatz für ein kluges Kind aus, rühmte ihn als ein ſolches vor allen Leuten, und that das ſo oft in ſeiner Gegenwart, daß es ihm von Jugend auf zur Gewohnheit wurde, ſich weiſe zu dünken und mit dieſer Einbildung zu prahlen. Jetzt aber ſah er ſich von ſeiner Weisheit verlaſſen; und weil er ſich für ungemein klug hielt und ſich dennoch nicht zu helfen wußte, ſo ſchien es ihm überhaupt nicht möglich, daß ihm ein glücklicher Ausweg, den er ſelbſt vergebens ſuchte, von einem andern gewöhnlichen Menſchen gezeigt werden könnte. Er wünſchte daher, eine in übernatürlichen Künſten bewanderte Perſon zu erforſchen und ſich von ihr mit Rath und That an die Hand geben zu laſſen.

Kauz, dem er dieſes Verlangen entdeckte, zuckte die Achſeln. „Es gibt hier wohl,“ ſprach er, „verſchiedene alte Mütterchen, die aus Karten und Kaffeeſchalen wahrſagen, und mitunter auch von recht angeſehenen Leuten als Orakel verehrt und befragt werden; aber Ew. Excellenz würden ſich fruchtlos herabwürdigen, wenn Sie zu ſolchen unwiſſenden Sibyllen ihre Zuflucht nehmen wollten.“

Mit dieſer kalten und vernünftigen Antwort verließ er eines Abends ſeinen unzufriedenen Herrn; doch am folgenden Tage pfiff er aus einem andern Tone. „Ich habe Ew. Excellenz eine höchſt wichtige und angenehme Nachricht zu bringen,“ ſprach er, indem er am Morgen ins Zimmer trat oder vielmehr ſprang. „Es befindet ſich jetzt in unſern Mauern ein großer, weltberühmter, ſchon ſeit einigen Jahrhunderten auf Erden wandelnder Meiſter, der die geheimſten Dinge weiß, die Neigungen der Menſchen nach ſeinem Gefallen lenkt und ſogar Jugend und Schönheit mittheilen kann.“

„Ah! das iſt ein Mann für mich!“ ſagte der Baron. „Wie heißt dieſer Halbgott?“ —

„Caglioſtro.“ —

„Caglioſtro? — Graf Caglioſtro?“ — rief der Freiherr, und ſtürzte vor freudigem Schrecken beinahe vom Stuhle. „Iſt's möglich? iſt dieſer Wundermann hier? — Und Er Träumer ſagte mir das nicht früher!“ —

„Ich erfuhr es eben erſt jetzt,“ antwortete Kauz. „Er reiſet incognito durch, hält ſich nur wenige Tage hier auf und gibt Niemanden Gehör. Doch vielleicht macht er, in Rückſicht meiner Wenigkeit, mit Ew. Excellenz eine Ausnahme; denn ich hatte vor mehrern Jahren das Glück, ihn einen Monat lang zu bedienen und mir durch Gewandtheit und Treue ſeine Gnade zu erwerben.“

Es fehlte nicht viel, ſo hätte der Baron ſeinen Bedienten umarmt. „Lieber, beſter Kauz,“ bat er, „führ' Er mich bei dem wunderthätigen Grafen ein! Ich will Ihn fürſtlich dafür belohnen.“

Wer Caglioſtro war, das mögen ſich junge Leſer von ältern Freunden erklären laſſen. Jetzt iſt er freilich beinahe vergeſſen; aber damals — vor einigen zwanzig Jahren — ſprach ganz Europa von ihm, und es war alſo ganz natürlich, daß unſer Baron in ſeiner Lage und bei ſeinem Wunderglauben vor Begierde brannte, dem mächtigen Groß-Cophta (unter welchem Namen ihn Goethe verewigt hat) vorgeſtellt zu werden.

Kauz verſprach, ſein Möglichſtes zu thun, und eilte fort. Er blieb einige Stunden aus, kam mit einem frohen Geſichte zurück und meldete: Caglioſtro habe ſich durch anhaltendes Bitten bewegen laſſen, Sr. Excellenz auf den Abend um zehn Uhr eine Audienz zu bewilligen.

Der Baron freute ſich und zitterte zugleich, mit dem Grafen zu ſprechen. Er wollte ſein Anliegen zu Papier bringen und den Aufſatz auswendig lernen; aber der Lakai verſicherte ihn: er habe dieſe Vorbereitungen nicht nöthig, indem Caglioſtro ein Herzenskündiger ſey, und alles ſchon wiſſe, was man ihm ſagen wolle.

Gegen zehn Uhr führte Kauz ſeinen Gebieter nach der gräflichen Wohnung. Sie war ſo weit entfernt, daß ſie länger als eine halbe Stunde unter Weges zubrachten. Ein ſeltſames, in ein langes weißes Gewand gehülltes, geſpenſterhaftes Weſen empfing ſie an der Thür eines unbedeutenden Hauſes und öffnete ihnen im unterſten Stockwerk ein Zimmer. Da ſaß hinter einem Tiſche, der mit verſchiedenen, von einer Sphinx bewachten Zaubergeräthen bedeckt war, ein alter, ſilberbärtiger Mann. Ihn umfloß ein weiter ſchwarzer Talar, und auf dem Haupte trug er eine ellenhohe, pyramidenförmige rothe Mütze. Bebend beugte ſich der Baron vor der erhabenen Geſtalt, die ſich ſo wenig als ein Felſen bewegte. Als er aber eine ſtammelnde Anrede begann, ſagte ſie mit einem hohlen, langſamen Tone: „Spart Eure Worte! Ihr ſteht vor Caglioſtro, den ſeine Geiſter bereits von Eurer Angelegenheit unterrichtet haben. — Doch Ihr ſeyd nicht allein. Wollt Ihr, daß Euer Begleiter ein Zeuge unſerer Unterredung ſey?“

„O ja! — wenn es Ew. Hochweisheit erlauben,“ ſtotterte der furchtſame Baron.

„Alſo zur Sache!“ ſagte Caglioſtro. „Ihr liebt! — Kennt Ihr die Schickſale Eurer Geliebten?“ —

„Nein, Herr Graf!“ —

„Wünſcht Ihr darüber Aufklärung zu erhalten?“ —

„Ja, Herr Graf!“ —

„Geht hin, verriegelt die Thür, damit uns Niemand ſtöre!“ —

Kauz vollſtreckte den Befehl. Es war außer ihm und den beiden Herren Niemand im Zimmer. Der Graf wirthſchaftete unter den Zaubergeräthen, und nachdem er zum Schrecken des Barons die vor ihm ſtehenden zwei Lichter ausgelöſcht hatte und das Zimmer nun ſo finſter war, daß man nicht die Hand vor den Augen ſehen konnte, rief er mit ſtarker Stimme: „Aſtarot! — Aſtarot, erſcheine!“ —

Plötzlich erhellte ſich ihm gegenüber die Wand, und ein kleiner ſchwarzer Kobold gaukelte auf dieſem Lichtfelde herum.

„Sey ruhig und beantworte die Fragen, die ich dir vorlegen werde!“ —

Der Kobold ſtand aufmerkſam ſtill, wie ein Schüler vor ſeinem Lehrer.

„Haſt du Kenntniß von dem Fräulein, das gegenwärtiger Freiherr von Hall liebt?“ —

„Ja, Meiſter!“ ſprach eine dumpfe, doch ſehr vernehmliche Stimme.

„Wie heißt das Fräulein?“ —

„Antonie von Riedau.“ —

„Sag' an, was weißt du von ihr?“ —

„Antonie von Riedau iſt die Tochter eines Oberſten, der vor neun Monaten auf dem Schlachtfelde ſtarb. Der brave Mann erwarb ſich aber durch ſeinen Heldentod wenig Dank; denn der Sohn des Fürſten, dem er ſein Leben geopfert hatte, verfolgte kurz nachher die ſanfte, tugendhafte Antonie mit wollüſtigen und ſo gefährlichen Nachſtellungen, daß ſie, begleitet von ihrer trefflichen Mutter, aus ihrem Vaterlande flüchten mußte."

„So kämpfen ſie wohl hier unter einem fremden Himmel mit dem Elend des Mangels?" —

„Nein, ſie ſind reich und haben ihr Vermögen gerettet." —

„Für jetzt wiſſen wir genug, treuer Aſtarot! — Verſchwinde!" —

Der Kobold verſchwand; die Lichter entzündeten ſich wie von ſelbſt; der Baron athmete freier.

„Seyd Ihr mit Aſtarots Berichte zufrieden?" fragte Caglioſtro.

„Ich bin darüber entzückt!" antwortete der Baron: „Aber — —"

„Ich verſtehe dieſes Aber," fiel der Graf ein. „Ihr trauert, weil Antonie Euch flieht; Ihr wünſcht, daß ich meine Macht, die Herzen der Menſchen zu lenken, für Euch anwende."

„Ach, wenn es möglich wäre," ſeufzte der zärtliche Schäfer.

„Kleingläubiger, mir iſt nichts unmöglich! — Laßt Euch nach neunmal neun Stunden bei der Frau von Riedau anmelden; Ihr werdet Zutritt erhalten. — Doch erwartet nicht, daß Euch die ſittſame Antonie ſogleich als ihren Auserwählten behandle. Die Zeit bringt erſt Roſen. — Kommt heute über acht Tage gegen Mitternacht wieder zu mir. Ich werde Euch dann ſagen, was

Ihr weiter thun ſollt, um zu einem glücklichen Ziele zu gelangen.“ —

Frohes Muthes bedankte ſich der Baron mit ſtattlichen Worten, legte leiſe eine Goldbörſe auf den Tiſch und wollte ſich empfehlen. Aber zürnend ſagte der Graf: „Nehmt Euer Gold zurück! Ich mache ſelbſt ſo viel, als ich brauche.“ — Der Baron ſchämte ſich, daß er Waſſer ins Meer hatte tragen wollen, und trat mit tauſend Entſchuldigungen ab.

Pünktlich nach neunmal neun Stunden ließ er ſich bei der Frau von Riedau zum Beſuch melden, ward höflich angenommen, und zu ſeinem höchſten Erſtaunen erzählte ſie ihm ihre Schickſale mit denſelben Worten, deren ſich Aſtarot bedient hatte. Aber eben ſo genau traf auch Caglioſtro's Vorherſagung ein, daß Antonie ihren Verehrer nicht als den Auserwählten ihres Herzens behandeln würde. Still, kalt und verlegen ſchien ſie ſeine Gegenwart nur mit Zwang zu dulden. In dieſer Stimmung fand er ſie drei Tage hinter einander. Am vierten machte er einen Verſuch, durch den Sonnenſtrahl köſtlicher Juwelen den trüben Himmel ihres Angeſichts aufzuheitern; allein er umwölkte ſich noch mehr. Sie wies das Anerbieten mit Unwillen zurück, und ſelbſt die Mutter, die ſich ſonſt günſtiger gegen ihn bezeigte, trat jetzt auf Antoniens Seite und verbat ſich, mit Beziehung auf ihren eigenen Reichthum, alle Geſchenke.

„Aber mein Himmel!“ — ſagte der Baron in einem weinerlichen Tone — „ſoll und muß ich denn durchaus das nette Käſtchen wieder nach Hauſe tragen?“ —

„Dieſer Selbſtmühe will ich Sie allenfalls überheben,“ erſetzte Frau von Riedau. „Es mag hier in meinem

Schranke unberührt ſtehen, bis Sie es durch Ihren Bedienten abholen laſſen."

Es war natürlich, daß Kauz mit dieſem Gange verſchont blieb. Dagegen mußte er von ſeinem unmuthigen Herrn manchen Vorwurf über den Grafen Caglioſtro erdulden. „Wenn dieſer Phantaſt," ſagte der Baron, „die Herzen der Menſchen ſo am Zügel hat, wie er ſich rühmt: warum lenkt er ſie nicht zu meinem Beſten? — Auch ſoll er mir, einem klugen Manne, nicht weißmachen, daß ſein Aſtorat geredet habe. Nein, es war der Herr Graf ſelbſt, der, wie ein Marionettenſpieler, zwei Rollen ſprach. Darum wurden die Lichter ausgelöſcht; aber ich ſah deutlich, daß Aſtorat nicht die Lippen bewegte."

„Sollte wohl ein Geiſt körperlicher Werkzeuge zum Sprechen bedürfen?" entgegnet Kauz.

Dieſer Einwand führte den Baron ins rechte Geleis des Glaubens an Caglioſtro zurück, und in der beſtimmten Mitternachtſtunde begab er ſich, von ſeinem treuen Diener begleitet, wieder zum Grafen.

„Ihr erfrecht Euch alſo doch, vor meinem Angeſichte zu erſcheinen?" fuhr der Wunderthäter auf ihn los. „Glaubt Ihr vielleicht, ich wiſſe nicht, daß Ihr von mir afterredet und mich für einen Gaukler erklärt? — Meine Geiſter haben mir davon Anzeige gethan."

Der Baron erbebte, und entſchuldigte ſich mit dem Wahnſinn der Liebe.

„In dieſer Rückſicht verzeih' ich Euch," ſagte der Graf. „Auch ſollen heute die Lichter ungelöſcht bleiben, damit Ihr, indem ſich Aſtarots Stimme hören läßt, meinen Mund beobachten könnt, ob Ich der Sprechende bin."

Vergebens lehnte der reuige Sünder dieſe Unterſuchung von ſich ab. „Ich will es ſo!“ ſagte der Graf. „Verriegelt die Thür und durchſpäht das Zimmer, um Euch zu überzeugen, daß ſich außer uns Dreien Niemand darin befindet. Denn ſelbſt Aſtarot ſoll heute die Frage, die ich Euretwegen an ihn thun werde, unſichtbar beantworten.“

Gehorſam ſchob der Baron den Riegel vor die Thür und machte die vorgeſchriebene Runde.

„Aſtarot!“ rief nun der Graf. „Aſtarot, nahe dich unſichtbar!“ —

„Hier bin ich, Meiſter!“ ſprach ſchnell in der Mitte des Zimmers die ſchon bekannte Geiſterſtimme, und des Grafen Lippen bewegten ſich nicht.

„Sag' an,“ — fragte Dieſer — „was hat der Freiherr zu thun, um Antoniens unbeſchränkte Gunſt zu gewinnen?“ —

„Der Freiherr,“ — antwortete der Geiſt — „gebe Antonien und ihrer Mutter den höchſten Beweis von Zutrauen, der in ſeiner Gewalt ſteht.“ —

„Du ſprichſt zu dunkel. Erkläre dich deutlicher!“

„Das bedarf's nicht,“ erwiederte die Stimme. „Der Freiherr iſt ein ſo kluger Mann, daß er mein Räthſel ohne Schwierigkeit löſen wird.“ —

„Fühlt Ihr den Stich?“ ſagte Caglioſtro lächelnd. „Der Schalk rächt ſich dafür, daß Ihr ihn für einen ſtummen Figuranten gehalten habt. — Indeſſen kann es Euch nach einer nur flüchtigen Ueberſicht Eurer Umſtände und Verhältniſſe nicht ſchwer fallen, den rechten Punkt des Zutrauens, das Ihr den beiden Damen beweiſen ſollt, auszufinden. — Ich will überdies Euer graues Haupt mit einem Strahlenglanz von jugendlicher

Anmuth umgeben, und Ihr werdet, ohne dieſe Verwandlung im Spiegel wahrzunehmen, bei Antonien die glücklichſte Wirkung davon erfahren." —

Dieſes Verſprechen entzückte den alten Knaben. Aſtarots Räthſel hingegen machte ihm eine ſchlafloſe Nacht, und er plagte ſich noch damit, als ihm Kauz am Morgen ein Handbriefchen des Univerſalerben überreichte, das bei dem Thürſteher abgegeben worden war, und die Einladung enthielt, das Vermächtniß in Empfang zu nehmen. „Das kommt mir recht zu Paß!" jubelte der Baron. „Da ſpringt mir in die Augen, was ich ſuchte! Ich gebe der Frau von Riedau meine zwanzigtauſend Thaler in Verwahrung. Das iſt ohne Zweifel der höchſte Beweis von Zutrauen, der jetzt in meiner Gewalt ſteht." —

„Getroffen, kluger Mann!" rief Aſtarots Stimme, die durch den Fußboden heraufzudringen ſchien. Herr und Diener ſchauderten und ſtarrten ſich an. Als aber der Schrecken vorüber war, fand Jener den beifälligen Zuruf des Geiſtes ſehr tröſtlich, und machte ſofort Anſtalt, den Orakelſpruch in Ausführung zu bringen. Er holte ſeine viertauſend Stück Louisd'or bei dem Haupterben ab, und fuhr damit, ohne ſie bei ſich warm werden zu laſſen, zur Frau von Riedau.

Gleich beim Eintritt in ihr Zimmer überzeugte er ſich, daß Caglioſtro das verſprochene Wunder wirklich an ihm gethan hatte. Beide Damen empfingen ihn mit den heiterſten Mienen, in welchen ſich eine angenehme Ueberraſchung lebhaft ausſprach. „Sind Sie es, Herr Baron, oder ſind Sie es nicht?" rief die Mutter. „Sie haben ſich ſeit geſtern wunderſam verändert! Sie haben ſich wie ein Adler verjüngt!" — Er ſtellte ſich unwiſſend und trug die Bitte vor: ihm durch Verwahrung der viertauſend Goldſtücke eine außerordentliche Gefälligkeit zu erzeigen. Er packte zugleich einen Theil davon aus ſeinen geraumen Taſchen aus und rief den Lohnbedienten, der mit dem Reſt beladen war, aus dem Vorzimmer herein. Frau von Riedau dankte für ſein Vertrauen, weigerte ſich aber höflich, das Geld zu übernehmen, weil ſie ſchon, wie ſie ſagte, wegen ihrer eigenen Baarſchaft vor Dieben in Sorgen ſey. Er ließ ſich jedoch nicht abweiſen, ſondern bat und flehte ſo lange, bis ſie etwas verdrießlich ſagte: „Sie ſind ein hartnäckiger Quälgeiſt, dem ich nachgeben muß, um nur Ruhe zu haben. Kommen Sie, legen Sie ſelbſt Ihr Geld in mein Schatzkämmerlein, und bitten Sie den Himmel, daß er keinen Lips Tullian bei mir einbrechen laſſe.“ — Hiermit führte ſie ihn in ein kleines Nebengemach, wo auf einigen Tiſchen große verſiegelte Geldſäcke herumſtanden. Dieſen gewaltigen Rieſen legte er ſeine Zwergrollen mit Ehrfurcht zu Füßen.

Indeſſen war es Mittag geworden. Er griff nach dem Hute, um ſich heim zu verfügen. Aber Frau von Riedau zog ihn zur Tafel; der Glückliche ſaß an Antoniens Seite, und ihr liebevolles Betragen gab den kunſtloſen Speiſen, die man ihm auftiſchte, den Hochgeſchmack einer Götterkoſt. Welcher ſelige Tag! Ihn krönte ein öffentlicher Triumph. Die Damen entſchloſſen ſich, das ſeit vierzehn Tagen vermiedene Schauſpiel wieder zu beſuchen; ſie boten dem Baron einen Platz in ihrer Loge an, und Antonie bezeigte ſich während der Vorſtellung ſo hold und traulich gegen ihn, daß die geſammte gegenwärtige Männerwelt ihre Operngucker auf das zärtliche Paar richtete und vor Neid berſten wollte. Dieſe tantaliſche Folter ſtand der lauernden Mißgunſt auch weiter bevor, indem Antonie und ihre Mutter bei der Heimfahrt den werthen Hausfreund erſuchten, ſie des folgenden Tages wieder ins Schauſpiel zu begleiten und nachher bei ihnen zu Abend zu ſpeiſen.

Nur ein unempfindlicher Klotz hätte ſich jetzt auf dieſe herrlichen Keime und Blüthen der Liebe hinſtrecken und ſchlafen können. Unſer alter Herr, deſſen Herz noch ſo jung war, vermochte das nicht. Er lagerte ſich zwar, aber ſeine Phantaſie bettete Antonien neben ihn, und er umarmte und herzte die ganze Nacht hindurch ſein Hauptkiſſen. Erſt am Morgen befiel ihn ein leichter Schlummer, den nach kurzer Dauer ein Gezänk vor ſeiner Thüre unterbrach. Kauz ſtritt mit einem Fremden, der ungemeldet ins herrſchaftliche Schlafgemach eindringen wollte, und auch bald nach thätlicher Ueberwältigung des widerſtrebenden Dieners fluchend hineinſtürmte. „Donner und Hagel, Baron!“ ſchrie er: „Ihr ſeyd in der Reſidenz ſo vornehm geworden, daß Ihr ſogar eine Leibwache vor Eure Thür ſtellt! Aber ich warf den Kerl wie einen Froſch zu Winkel, um Euch ohne lange Ceremonien einen guten Morgen zu bieten.“ —

„Ei, wo kommen Sie denn her?“ ſagte, die Augen reibend, der Baron mit einem verdrießlichen Tone; denn durch Antoniens Flötenſtimme und Sanftheit verwöhnt, fiel ihm das rauhe, ungehobelte Weſen ſeines Land- und Feldnachbars ſehr widrig auf.

Herr von Waidling war einer der Geldbedürftigen, die ſich von der Erbſchaft ein Darlehn ausgebeten hatten, und geſtand ohne Hehl: er habe ſich aufgemacht, um das ihm verſprochene Capital ſogleich an der Quelle in ſeinen Beutel zu ſchöpfen.

„Sie kommen zu früh,“ ſagte der Baron. „Es ſteht damit noch in weitem Felde.“

„Hm! hm! So, ſo!“ brummte Herr von Waidling, indem er einige Fläſchchen mit wohlriechenden Waſſern, die ihm ins Auge fielen, öffnete und beroch. „Seht doch, ſeht!“ ſprach er höhniſch. „Ich dacht's wohl, daß ich dergleichen ſüßen Kram hier antreffen würde!“

„Wie meinen Sie das?“ fragte der Baron betroffen.

„Stellt Euch doch nicht ſo fremd!“ verſetzte der Landjunker. „Ich war geſtern in der Komödie und ſah Euch mit einem ſchönen Frauenzimmerchen liebäugeln. Aber ich rath' Euch als Freund: nehmt Euch in Acht! Man ſprach im Parterre von Eurer Dulcinea bedenklich. Man hält ſie für eine Abenteurerin.“ —

Der Baron lachte laut auf und ſagte mit Verachtung: „Lieber Herr von Waidling, man muß nicht alles glauben, was Narren und Maulaffen reden. Ich erſuchte Sie auch ſchon mehrmals, mir keinen guten Rath aufzudringen. Ich bin immer ſelbſt klug genug, Weiß von Schwarz zu unterſcheiden; und im gegenwärtigen Falle iſt mein eigener Verſtand nicht der einzige Stab, auf den ich mich ſtütze. Mir gab ein ehrwürdiger, weiſer Mann, gegen den wir beide nur Dümmlinge ſind, Verſicherung und Bürgſchaft, daß die junge Dame, in deren Geſellſchaft ich mich geſtern im Theater befand, eine Perle ihres Geſchlechts ſey.“ —

Mit dieſer Abfertigung war der Landjunker ſehr unzufrieden, weil er nun ſchon im Geiſte die ganze Erbſchaft mit dem feinen Liebchen vertändeln und zur Auszahlung des verſprochenen Darlehns nichts übrig bleiben ſah. Um dieſen Schiffbruch ſeiner Hoffnung wo möglich noch abzuwenden, warf er den Anker der Warnung von Neuem aus; doch dieſer griff abermals in die Felſenbruſt des Barons nicht ein und ward heftig zurückgeſchleudert. Daraus entſtand ein förmlicher Zank; Herr von Waidling rannte voll Erbitterung fort und ſchlug wie ein Sturmwind die Thür hinter ſich zu.

Jetzt erſchien Kauz in einer traurigen Geſtalt. Er hatte ſich die Stirn und den Mund mit einem Tuche verbunden und Thränen ſtanden ihm in den Augen. Der Baron fragte, was ihm fehle. Kauz beklagte ſich: der fremde Herr habe ihm Beulen an den Kopf geſchlagen, und dieſe Mißhandlung ſey ihm um ſo empfindlicher geweſen, da er ſchon zuvor von unerträglichen Zahnſchmerzen geplagt worden ſey und nun doppelt daran leide. Er befinde ſich überhaupt, ſetzte er hinzu, ſo ſchlimm und krank, daß er unterthänig bitten müſſe, ihn bis zu eintretender Beſſerung zu beurlauben, und indeſſen die Aufwartung eines andern Lohnlakaien, den er für ſich ſtellen wolle, zu genehmigen.

„O, das thut mir ja leid!“ ſagte der Baron. „Ich will den ungeſchliffenen Strohjunker lehren, ſich an meinen Dienern zu vergreifen! — Und, Kauz! hat Er nicht draußen gehört, wie der freche Menſch das Fräulein von Riedau verunglimpfte? — Ja, ich müßte keinen Schatten von Klugheit beſitzen und nicht mit dem großen Caglioſtro geſprochen haben, wenn ich einem ſolchen Verläumder Gehör geben ſollte!“ —

Gleichgültig zuckte Kauz die Achſeln und trat ab. Ein anderer Lohnbedienter übernahm den verlaſſenen Poſten.

Der Baron dachte nicht weiter an den Vorfall, ſchmückte ſich zum Abendfeſte, und fuhr abgeredeter Maßen gegen die Komödienzeit zur Frau von Riedau.

Er klingelte ſanft, er klingelte ſtark: es ward ihm nicht aufgethan. Die Schauſpielſtunde ſchlug: er ſtand noch uneingelaſſen am Vorzimmer. Voll Verwunderung fragte er im Hauſe, ob man die Damen habe ausgehen ſehen. Er bekam zur Antwort: ſie wären gegen Mittag ausgefahren. Es mißfiel ihm ſehr, daß ſie, wie es ſchien, eine Luſtreiſe auf's Land gemacht und ihn davon ausgeſchloſſen hatten. Er ſtellte ſich vor, ſie würden, durch zufällige Hinderniſſe verſpätet, ſogleich am Komödienhauſe abgeſtiegen ſeyn. Pfeilſchnell fuhr er dahin; ſie waren nicht da. Er wartete eine Stunde, jagte dann wieder nach ihrer Wohnung, fand ſie ſo wenig als vorher, und erſtarrte bei dem Gedanken, daß ihnen ein Unglück begegnet ſey. Es fiel ihm ein, den Allwiſſer Caglioſtro darüber zu befragen; aber wie ſollte er ihn finden? Er wußte weder den Namen ſeiner Wohnſtraße, noch den Weg dahin, den er nur zweimal, vom treuen Kauz geführt, im Dunkeln gegangen war. Zum Unglück hatte er auch den neuen Lohnbedienten zu Hauſe gelaſſen, und war alſo ganz hülflos. Dennoch unternahm er es, in dem nächtlichen Labyrinthe der fremden Stadt den Grafen zu Fuß aufzuſuchen. Er fragte alle Menſchen, die ihm begegneten, nach dem berühmten Manne. Einige geſtanden kurz und rund ihre Unwiſſenheit; andere, die klüger und gefälliger ſeyn wollten, wieſen ihn zu zwanzig Grafen, die ihm nicht helfen konnten. So in den April geſchickt und in der Irre herumlaufend, mußte er gegen Mitternacht noch froh ſeyn, daß er ſeinen Gaſthof fand. Doch an Ruhe und Schlaf war nicht zu denken.

In der früheſten Morgenſtunde, in welcher ſich mit Anſtand ein Damenbeſuch ablegen ließ, flog er wieder ins Haus der Frau von Riedau, um den Nachtſchwärmerinnen, die er jetzt unfehlbar zu treffen dachte, eine ſcharfe Sittenpredigt zu halten. Aber er läutete eine halbe Stunde lang mit der Thürglocke ſeine letzte Hoffnung zu Grabe. Wie zermalmt ſchlich er mit wankenden Knieen in den Gaſthof zurück und ſandte zu Kauzen einen Schnellboten mit dem Befehl: entweder ſogleich ſelbſt zu kommen oder Caglioſtro's Wohnung anzuzeigen. Der Bote brachte nach langem Ausbleiben die Hiobspoſt: Kauz ſey nicht zu Hauſe und ſey auch nirgends zu finden. Halb wahnſinnig ließ der Baron den Gaſthalter rufen und entdeckte ihm die ganze Geſchichte. „Ich bedaure Sie, Herr Baron!“ ſagte Dieſer: „Sie ſind allem Anſehen nach einer Bande von Gaunern in die Hände gefallen. So viel iſt wenigſtens gewiß, daß ſich der berüchtigte Caglioſtro hier nicht aufhält und nie hier geweſen iſt. Der Menſch, der ſich dafür ausgab, war ein doppelter Betrüger, und ſein Aſtarot wahrſcheinlich das Geſchöpf eines Hohlſpiegels oder einer Zauberlaterne.“ —

„Aber, ich bitte Sie,“ — fiel der Baron ein — „die Stimme, die helle, deutliche Geiſterſtimme, die ich in dieſer Stube, wo ich und Kauz allein waren, hörte: wie erklären Sie mir die?“ —

„Sehr leicht, Herr Baron!“ ſagte der Wirth. „Kauz iſt, wie ich genau weiß, ein fertiger Bauchredner, der in Aſtarots Namen ſprechen konnte, ohne daß Sie die geringſte Bewegung ſeines Mundes bemerkten. — Der ränkevolle Bube war unſtreitig des Schelmenbundes Stifter und Haupt, und hat ſogleich, als er geſtern früh des Herrn von Waidling gegründete Warnung belauſcht hatte, mit den beiden Landſtreicherinnen die Flucht ergriffen. Doch ich hoffe, wir wollen die ſaubere Geſellſchaft noch einholen. Ich werde ſtracks zur Obrigkeit gehen und Steckbriefe ausfertigen laſſen.“

„Nein, das will ich durchaus nicht!“ rief der Baron. „Ich ſchenke der Treuloſen das mir abgeliſtete Gold, das ich bei meinen übrigen Vermögensumſtänden vergeſſen kann. Ach, könnt’ ich nur ſie auch vergeſſen!“ —

Er bedeckte ſeine naſſen Augen. Der Gaſtwirth verließ ihn und zeigte trotz des Verbotes den Vorfall an. Der Polizeidirector fand vor allen Dingen für nöthig, die Gewißheit des Raubes zu erörtern und deßhalb der Geflüchteten Wohnung zu unterſuchen. Hierzu ward der Baron eingeladen. Er ſchalt, daß der Wirth ſeinem Willen entgegengehandelt hatte, ging aber mit. Man öffnete die Zimmer; er ſtürzte voran nach der Schatzkammer und jauchzte: „Da ſtehn ja die Geldſäcke noch!“ — Sie wurden entſiegelt; man fand Steine und Sand; das Gold war verſchwunden. — Der Einrede des Barons ungeachtet flogen nun Steckbriefe nach allen Weltgegenden aus; ſie fruchteten aber nichts, als daß aus mehrern großen Städten die Nachricht einlief: die vorgebliche Frau von Riedau habe auch dort ſchon unter andern Namen ähnliche Streiche geſpielt. — Der falſche Caglioſtro war nicht zu entdecken.

Und ſo hatte denn unſer Baron in der Hauptſtadt nichts mehr zu ſchaffen. Er begab ſich, in Scham gehüllt, auf ſein Landgut zurück, und rühmte ſich hinfort ſeiner Klugheit nicht weiter.

VIII.

Der Todte zu Roß.

Wehe dem, den Amor zum Spielwerke ſeiner Launen wählt! Sein Schickſal gleicht den Leiden eines armen Vogels, der in die Gewalt eines unartigen Kindes gerieth. Es liebkoſet ihn anfangs; aber bald rupft es ihm Federn aus, bindet ihn an einen Faden, ſtutzt ihm die Flügel und quält ihn zu Tode.

Folgende Geſchichte wird dieſes Gleichniß erläutern.

Der Herzog Roderigo von Girona, der vor undenklichen Jahren in Spanien lebte, ward allgemein wegen ſeines Reichthums und ſeiner übrigen angenehmen Verhältniſſe für einen der glücklichſten Menſchen gehalten. Man beneidete ihm beſonders ſeine junge, ſchöne Gemahlin, die Krone der Frauen von Madrid. Doch vergebens baute ihm das Geſchick einen Himmel auf Erden. Er verirrte ſich in die Hölle der Eiferſucht und litt Pein in ihren Gluthen.

Allerdings hatte die reizende Frau viel geheime Verehrer; aber ſie ſchmachteten nur in der Ferne, weil der feurige Herzog die Ehre ſeines Hauſes mit flammendem Schwerte bewachte. Er wies einige kühne Paladine, die ihr zu nahe treten wollten, tapfer zurück. Das verbreitete Schrecken, und man ſcheute ſich nachher vor dem furchtbaren Manne und ſeinen Argusaugen. Doch was Fürſten und Ritter nicht mehr wagten, deſſen unterfing ſich — ein Mönch.

Der Palaſt, den der Herzog in Madrid bewohnte, lag in einer etwas einſamen Gegend und gränzte mit den weitläuftigen Gebäuden eines anſehnlichen Franziskanerkloſters. In dieſem nahm einſt ein junger Ordensbruder aus Salamanca ſein Abſteigequartier, um Gaſtpredigten in der Hauptſtadt zu halten. Pater Iſidor — ſo hieß er — war ein Mann von Geiſt und als Kanzelredner berühmt. Auch ſein Körper bezeichnete ihn als einen Günſtling der Natur. Man konnte ſeine hohe, herrliche Geſtalt nicht ſehen, ohne ſie zu beklagen, daß ſie in eine unförmliche Mönchskutte gebannt war. Er that indeſſen ſein Möglichſtes, ſie aus ihrer düſtern Umgebung trefflich hervorleuchten zu laſſen. Mit allen Putzkünſten der Zierlinge ſeiner Zeit gründlich bekannt, ſchmückte er ſich wie der eitelſte Geck. Seine Kloſtergeſellen nahmen daran ein Aergerniß und ließen ihn bei jeder Gelegenheit ihren Unwillen empfinden; doch das kümmerte ihn wenig. Er fand ſich durch Frauengunſt für Mönchshaß reichlich entſchädiget.

Verſchiedene ſeiner Liebesabenteuer in Salamanca waren dem Guardian ſeines Kloſters zu Ohren gekommen. Das bewog den ſtrengen Sittenmeiſter, ihn auf der Reiſe nach Madrid von einem Aufſeher begleiten zu laſſen. Er wählte dazu den Pater Sylveſter, den ſteifſten Pedanten des Kloſters. Dieſer Murrkopf war Iſidors heftiger Widerſacher. Darum hoffte der Guardian, daß er den jungen Ausſchweifling ſcharf im Zügel halten werde.“

Sie begaben ſich mit einander auf den Weg. Die Kloſterpforte war kaum hinter ihnen geſchloſſen, ſo öffneten ſie den Mund, um ſich zu zanken. Dieſen Zeitvertreib ſetzten ſie bis Madrid fort. Iſidor ſprach und ſcherzte mit jedem artigen Mädchen, das ihnen begegnete. Der finſtere Hofmeiſter ſchalt darüber. Er ward, wie billig, verlacht und verſpottet. Das verdroß ihn; er trotzte auf die ihm übertragene Gewalt, und unterſtand ſich einſt ſogar, ſeinen Untergebenen wie ein zorniger Schulmeiſter auf die Finger zu klopfen, als er eben die blühenden Wangen einer jungen Dirne liebkoſend berühren wollte. Der dadurch geſtörte zärtliche Wangenſchlag verwandelte ſich nun in einen ſchmetternden Backenſtreich, den der Mentor empfing. Die Folge war ein Handgemenge, in welchem Iſidor die Oberhand gewann. Der Beſiegte ſchwor in ſeinem Herzen, ſich nachdrücklich zu rächen.

In dieſer Stimmung kamen ſie nach Madrid, kehrten in jenem Kloſter ein, bezogen jedoch abgeſonderte Zellen, weil ſie ſich nicht beiſammen vertragen konnten. Dieſer Trennung ungeachtet fuhr Sylveſter fort, ſein Aufſeheramt nach Möglichkeit zu verwalten.

Er ſetzte vor allen Dingen einen hämiſchen Klagebericht an den Guardian auf. Aber die nächſten Tage lieferten ſeiner Feder keinen neuen Giftſtoff. Iſidor, mit Ausarbeitung einer Predigt beſchäftigt, hielt ſich eingezogen in ſeiner Zelle, und beſtieg bald darauf die Kanzel.

Der Ruf ſeiner Beredtſamkeit war ihm vorangegangen und hatte die Kirche gefüllt. Man verſprach ſich ein Meiſterſtück. Der ruhmbegierige Franziskaner war auch ganz darauf vorbereitet, die Erwartung nicht zu täuſchen. Mit dem zierlichſten Anſtande betrat er den Rednerſtuhl und begann ſeinen Vortrag. Aber er hatte kaum fünf Minuten lang durch ſeiner Stimme melodiſchen Ton die Zuhörer entzückt, als er plötzlich mit verwandelter Geſichtsfarbe den Faden der Rede verlor und ſtammelnd nicht wußte, was er ſagen wollte.

So aus der Faſſung brachte ihn die Ankunft der ſchönen Herzogin von Girona, die jetzt der Kanzel gegenüber in einem erhöhten Betzimmer erſchien. Ihr Anblick wirkte auf ihn wie ein lähmender Zauberſchlag. Der geiſtvolle Mann gab der ſtaunenden Verſammlung das klägliche Schauſpiel eines verblüfften Dummkopfs. Er ſchnappte mit offenem Munde wie ein Fiſch nach Luft und huſtete ängſtlich, um ſeine Verwirrung zu bemänteln und Zeit zur Beſinnung zu gewinnen. Umſonſt! er fand ſich nicht wieder ins rechte Gleis. Es half ihm ſogar nichts, daß er zum Concept der Predigt ſeine Zuflucht nahm. Er war gleich einer in die Sonne blickenden Eule vom Glanze der Schönheit völlig geblendet, und die Buchſtaben auf dem Papiere wimmelten vor ſeinen Augen wie Ameiſen durch einander. Doch ſtumm konnte er auf ſeinem Poſten nicht bleiben; er ſtotterte alſo ein Galimathias hervor, das ſelbſt die alten Mütterchen auf den gemeinen Kirchenſtühlen für ein elendes Gewäſch erklärten. Noch unzufriedener waren mit ihm die höheren Klaſſen. Einige junge Schulfüchſe, die ſich mit Griffeln in der Hand unter der Kanzel gelagert hatten, um den erwarteten Honigſtrom ſeiner Lippen in ihre Schreibtafeln zu leiten, ſprangen mit frechem Geräuſch auf und liefen hohnlachend aus dem Tempel. Andere unartige Leute durchbohrten ihn gleichſam mit den Augen, zuckten verächtlich die Achſeln und plauderten zwanglos mit ihren Nachbarn, um öffentlich zu zeigen, daß er ihnen lange Weile machte. Kurz, er ſah und hörte um ſich her nichts als Ausbrüche der Ungeduld und des Mißvergnügens.

Er wäre allenfalls des verfehlten Beifalls der großen Menge ohne vielen Kummer verluſtig gegangen, hätte er ſich nur als möglich denken können, daß er der Einzigen gegenüber gefalle. Aber wie vermochte ſeine zerrüttete Seele dieſe Hoffnung zu faſſen? Er ſtand als ein gar zu jämmerlicher Stümper vor ſeiner Göttin; ſie mußte ihn wie der übrige Troß verachten. Dieſes Gefühl zerknirſchte ihn ganz. Er wünſchte ſich auf der Stelle den Tod. Aber die edle Herzogin zeigte ſich als eine Frau von feiner Bildung und Herzensgüte. Weit entfernt, den unglücklichen Prediger durch eine ſpöttiſche Miene zu kränken, ſah ſie mit der Sanftmuth eines Engels beſcheiden vor ſich nieder; und als ſich die hinter ihr ſtehende Dienerſchaft erlaubte, über den geiſtlichen Wirrwar leiſe zu kichern, wies ſie das ungezogene Völkchen durch einen ſtrafenden Blick zur Ruhe.

Iſidor bemerkte dieſe ſchonende Huld. Sie goß Balſam in ſein wundes, von Angſt und Scham zerriſſenes Herz, und er verſäumte nicht, ſich dafür erkenntlich zu bezeigen, als er die glühenden Kohlen verließ, auf welchen er eine halbe Stunde geſtanden hatte. Er beugte ſich gegen die Herzogin ſo tief, daß die Spitze ſeiner Adlersnaſe das Kanzelpult berührte; und ſo trat er ab, ohne die Gegenden der Kirche, wo die Spötter ſaßen, eines Scheideblicks zu würdigen. Mit geſenkten Augen, als ob er die Pflaſterſteine zählte, floh er in ſeine Zelle, und ſchloß einem Mönch, Namens Urban, der ihm als dienender Bruder zugeſellt war, ſein Herz auf. Nach einem freimüthigen Geſtändniß, daß er auf der Kanzel wenig Ehre eingelegt hatte, ſchilderte er die Urheberin dieſer Verwirrung mit der Leidenſchaft glühendſten Farben, und brach zuletzt in Klagen aus, daß er ihren Namen nicht wiſſe.

„Wer kann's anders geweſen ſeyn, als die Herzogin von Girona?" ſagte Urban. „Eure Beſchreibung paßt in ganz Madrid nur auf ſie." —

„O, daß es eben eine Herzogin ſeyn muß!" ſeufzte Iſidor. „Ich wollte, ſie wäre eine arme Bürgerin, damit ich mich furchtlos ihr nahen und ihr ſagen könnte, daß ich ſie liebe."

Unruhig ging er auf und ab. Sein Blick fiel in einen Wandſpiegel. Er blieb ſtehen, betrachtete mit Selbſtgefallen ſeine Geſtalt und faßte Muth. „Freund," ſprach er, „ich bin entſchloſſen, mit der Herzogin Bekanntſchaft zu machen."

„Schlagt Euch dieſen Gedanken aus dem Sinne!" rief Urban. „Eine Fürſtin, und beſonders eine ſolche Fürſtin, iſt kein Biſſen für einen Mönch."

„Die Mönche ſind verſchieden, mein Freund!" verſetzte Iſidor mit ſtolzem Hohnlächeln. „Die Roſe und das Angerblümchen ſind Blumen; aber welcher Unterſchied! — Ich hoffe, du verſtehſt mich, wenn du nämlich geſunde Augen und einen Begriff von männlicher Wohlgeſtalt haſt."

Urban erſtaunte über die Eigenliebe des Menſchen und ſchüttelte ſchweigend den Kopf.

„Ich werde natürlicher Weiſe nicht ungeſchickt zu

Werke geben," fuhr Iſidor fort. „Es ſcheint mir der anſtändigſte Weg, mich durch einen Brief bei der Herzogin einzuführen."

Er wartete auf eine beifällige Antwort; doch Urban blieb bei ſeiner ſtummen Geberdenſprache.

„Ewiger Kopfſchüttler!" fuhr Iſidor auf. „Du kennſt die Weiber nicht! Mögen ſie Königinnen oder Hirtenmädchen ſeyn, man läuft keine Gefahr, wenn man ihnen ſagt, daß ſie ſchön ſind. — Dieſe Gunſtangel will ich auch bei der Herzogin getroſt auswerfen und ihr ungefähr in folgenden Ausdrücken ſchreiben: Gnädigſte Frau, ich war heute auf der Kanzel ſo unglücklich, Ew. Hoheit Ohren zu beleidigen. Mich entſchuldigt nichts, als daß ich durch den Wunderglanz Ihrer überirdiſchen Schönheit in das Irrgewinde meines Vortrags gerieth. Dieſer Umſtand erhebt meinen Fehler zu einer Tugend; doch bin ich ſo lange troſtlos, bis ich unmittelbar aus Ihrem Munde ein holdes Wort der Begnadigung vernommen habe. — Nun, Freund Urban, was meinſt du? Müßt' es nicht ein ſteinernes Weib ſeyn, das ſolchen Schmeicheleien widerſtehen könnte? — Ich wette, daß ich Zutritt erhalte, und dann gibt ſich das Uebrige von ſelbſt." —

Urban ſchwieg verſtockt. Iſidor brüſtete ſich wieder vor dem Spiegel, forderte feines Papier und ermahnte den ſtummen Mönch, ſich bereit zu halten, daß er den Brief, ſobald er geſchrieben ſey, in den herzoglichen Palaſt tragen könne.

„Sucht Euch einen andern Boten!" ſprach Urban mürriſch. „Ich danke für dieſen Auftrag, wenn Ihr mich auch mit der päpſtlichen Krone dafür belohnen könntet."

„Warum verſagſt du mir einen ſo leichten Freundſchaftsdienſt?“ fragte Iſidor.

„Weil der Herzog ein Teufel von Eiferſucht iſt;“ antwortete Urban. „Ich möchte mich von ihm nicht um alle Schätze der Welt mit einem Brieſchen an ſeine Gemahlin ertappen laſſen. Er blieſe mir auf der Stelle das Lebenslicht aus, und Euch erging' es nicht beſſer. Ein Paar arme Mönche niederzumetzeln, wär' ihm ein Kleines, und es krähte wahrlich! kein Hahn darüber, denn der Herzog iſt reich und ein Liebling des Königs.“

Iſidor lachte über dieſe Warnung und wies den ehrlichen Urban aus der Zelle, um ungeſtört ſchreiben zu konnen. Es glückte ihm auch, als der Brief fertig war, ein verſchlagenes Weib zu finden, das die gefährliche Botſchaft übernahm und ſie als wandernde Modehändlerin ausführte.

Die Herzogin erbrach das ihr eingehändigte Schreiben in der Erwartung eines gewöhnlichen Almoſengeſuchs. Kaum aber erſah ſie aus dem zärtlichen Inhalte, daß hier ein anderer Wunſch die Feder geführt hatte, ſo legte ſie das Blatt erröthend aus der Hand und ſagte mit gemäßigtem Unwillen: „Wie komm' ich zu dieſem Briefe? Es muß ein Irrthum vorgegangen ſeyn. Ich verbitte dergleichen Zuſchriften, die für den Sender und Ueberbringer ſchlimme Folgen haben konnten.“ — Hiermit befahl ſie der verſtummten Gelegenheitsmacherin, ſich zu entfernen und den Palaſt nicht wieder zu betreten.

Voll Ungeduld lauerte der verliebte Mönch auf die Rückkunft ſeiner Botin, und ſein Dünkel ſicherte ihm die erfreulichſten Nachrichten zu. Als er aber die unholde Aufnahme des Schmeichelbriefes erfuhr, ſtand er bleich und ſtarr wie ein Landmann vor ſeinem Felde, wo er die Hoffnung einer nahen goldenen Ernte durch Hagelſtürme vernichtet ſieht. —

Jüders Beſtürzung dauerte jedoch nur wenige Minuten. Die treue Eigenliebe griff ſeinem ſinkenden Muthe unter die Arme und ſtellte ihn wieder feſt auf die Füße. So ermannt, haderte der geiſtliche Stutzer mit ſich ſelbſt. „Dummkopf!“ ſprach er, „du haſt die Sache falſch angegriffen und dir bloß dadurch einen ſchiefen Erfolg zubereitet! Wie konnteſt du erwarten, durch todte Buchſtaben zu ſiegen? Geh, zeige dich ſelbſt! Die Herzogin ſah dich bis jetzt nur im engen Gefängniß der Kanzel und in der Jammergeſtalt eines bedrängten Schulknaben, der ſeine Lection nicht aufſagen kann. Wie war's möglich, ihr in dieſem Nothſtande zu gefallen? Aber auf der Straße, vor den Fenſtern ihres Palaſtes, wird das Ebenmaß deines Körpers und das freie Spiel deiner Glieder einen unwiderſtehlichen Eindruck auf ſie machen.“

Nach dieſem Selbſtgeſpräche kleidete er ſich ſo nett als möglich, und ging auf Eroberung aus.

Mehr als fünfzig Mal des Tages durchſtrich er die Straße der Geliebten und blickte mit unverwandten Augen nach der langen Spiegelreihe ihrer Fenſter empor. Zur Abwechſelung ſtand er auch Stunden lang an den Ecken der Quergäßchen, um die Dame ſeines Herzens ausfahren zu ſehen und ihr einen Gruß in den Wagen zu werfen. Die Nachbarſchaft und der herzogliche Thürſteher zogen den unermüdeten Pflaſtertreter und Eckenwächter bald in Betrachtung und machten allerlei Gloſſen über ihn; aber die Herzogin, der des Gemahls Eiferſucht nur ſelten einen kurzen Aufenthalt am Fenſter vergönnte, überſah in dieſen Momenten den raſtloſen Straßenläufer um ſo mehr, da ſie ihn in der Kirche kaum angeblickt hatte und ſich ſeiner Geſtalt nicht mehr erinnerte.

Erſt nach zwei oder drei Tagen war er ſo glücklich, einen flüchtigen Strahl ihrer Augen auf ſich deuten zu können. Er blieb ſtehen und machte eine Verbeugung, die ſich wegen ihrer außerordentlichen Tiefe und langen Dauer ungemein poſſierlich ausnahm. Die Herzogin konnte ſich eines unwillkürlichen Lächelns nicht enthalten, und trat mit einer leichten Kopfneigung vom Fenſter zurück, indem ihr eben ein neuer Bückling, der ſeinem Vorgänger nichts nachgab, zugefertiget wurde. Der höfliche Mönch richtete langſam ſein Haupt von der Erde wieder auf, ſah den Polarſtern ſeiner Wünſche verſchwunden und gerieth darüber in ein kleines Schrecken; doch das vorher bemerkte Lächeln und Danknicken ſchien ihm durch die vergrößernde Brille der Eigenliebe ſo wichtig und glückverkündend, daß er zum Anfange damit zufrieden zu ſeyn beſchloß. Er flog ins Kloſter, mit der ſüßen Erwartung, bald einen Ruf in den Palaſt zu erhalten.

Und den erhielt er wirklich! Aber man höre, wie das zuging.

Sylveſter, der ihn bisher nicht aus den Augen gelaſſen hatte, ſah ihn auf der Kanzel mit Schande beſtehen; doch die Urſache dieſes angenehmen Vorfalls war dem Schadenfroh nicht klar, und er wollte und mußte ſie wiſſen. Er kirrte deßhalb Iſidors Aufwärter an ſich und forſchte ihn aus. Urban, ein unvorſichtiger Plauderer, entdeckte ohne Bedenken alles, was ihm bekannt war, um ſich nur ſeiner weiſen Warnung vor dem eiferſüchtigen Herzog rühmen zu können. Die Kunde von der Gemüthsart dieſes Mannes erfreute den horchenden Ränkeſchmied. Er ſuchte die Briefträgerin auf, verhörte ſie, beobachtete Iſidors Gänge, und war Zeuge ſeiner lächerlichen Reverenze. Frohlockend ſah er ſich nun im Beſitz eines reichen Stoffes zu Ohrenbläſereien, wodurch er den Eiferſüchtler in den Harniſch treiben konnte; und das zu thun, war ſein brennender Vorſatz. Er bedachte zwar, daß ein ſolcher Schritt ernſthafte Folgen nach ſich ziehen und von ſeinen Obern in Salamanca nicht gebilligt werden würde; denn der wohlgeſinnte Guardian hatte ihn in der beſten Abſicht zu Iſidors Ehrenhüter beſtellt, und er handelte folglich den empfangenen Verhaltungsbefehlen ſchnurſtracks entgegen, wenn er den jungen Mann, den er vor Unfällen bewahren ſollte, ſelbſt hineinſtürzte. Doch was half's, daß ihm ein guter Genius dieſe Vorſtellungen zurief? Die Rache, ſagt Shakeſpeare, iſt tauber, als Ottern gegen die Stimme der Vernunft.

Sylveſter wählte den dunkeln Weg, den die Verleumdung gern wandelt; er ſchrieb an den Herzog einen namenloſen Brief, worin er ein Körnlein Wahrheit unter einen Schwall boshafter Erdichtungen miſchte.

Roderigo las dieſe Zuſchrift mit glühenden Augen, ſtürzte fort zu ſeiner Gemahlin, hielt ihr in einer Hand des Verräthers Anklage, in der andern einen gezückten Dolch vor's Geſicht, und forderte mit ſchrecklichen Worten ein Geſtändniß des ihr angedichteten Liebeshandels. Die Schuldloſe betheuerte die Reinheit ihrer Tugend; doch in der Todesangſt geſtand ſie, einen verworrenen Brief von einem ihr unbekannten Mönch erhalten zu haben.

Der Herzog drang auf Vorzeigung dieſes Blattes. Es fand ſich unglücklicher Weiſe noch unter ihren Papieren. Er durchlief es mit wilden Blicken, und befahl: ſie ſolle den Mönch ſogleich zu einer geheimen nächtlichen Unterredung in den Palaſt ſchriftlich einladen. Fußfällig, aber vergebens, bat ſie um Schonung. Der Dolch zwang ſie zum Gehorſam. Sie ſchrieb, was ihr der Wütherich in die Feder ſagte. Iſidor ward in ſchmeichelhaften Ausdrücken beſchieden, ſich mit dem Glockenſchlage der eilften Stunde an der Hinterpforte des Palaſtes einzufinden. Dieſe giftige Lockſpeiſe überbrachte ihm ein vertrauter herzoglicher Diener; und eben derſelbe empfing nachher in der Nacht, als Kammerfrau verkleidet, den verblendeten Thoren an der Pforte und führte ihn eine Schneckentreppe hinauf in ein ſchwachbeleuchtetes Gemach, wo er, dem Vorgeben nach, die Herzogin erwarten ſollte.

Einſam träumte er ſich fünf Minuten lang in ein Paradies der Liebe. Die ſeligſten und — letzten Augenblicke ſeines Lebens! Der Herzog und ein Mordgehülfe, der ſchon die Rollen des Briefträgers und der Kammerfrau geſpielt hatte, ſtürzten ins Zimmer, warfen ſich über den Unglücklichen her und erdroſſelten ihn.

Sie hatten ſchon vorher im gehaltenen Blutrathe beſchloſſen, was ſie mit dem Leichnam beginnen wollten. Der Mordknecht trug ihn in einem Sacke nach dem nahen Franziskanerkloſter, worin er jeden Winkel kannte. Er öffnete mit einem Nachſchlüſſel einen öden Hinterhof, ſetzte den Todten, als ſchlief' er, auf eine ſteinerne Bank, und ſchlich unbemerkt wieder zurück.

Aus dieſem Hofe lief ein langer gewölbter Kreuzgang in das Innere des Kloſters, und zunächſt nach den Gaſtzellen, von welchen jetzt Sylveſter eine bewohnte. Es war, wenn er aus- und einging, ſein gewöhnlicher Weg; und ein Beſuch, den er an dieſem Tage außerhalb des Kloſters gemacht und bis gegen Mitternacht verlängert hatte, leitete ihn bald nach der Ankunft der Leiche dahin. Mit einer Laterne in der Hand durchſchritt er ruhig den Hof, aber einige Schritte vor dem Kreuzgange erblickte er auf der hart daneben befindlichen Bank den einzigen Schläfer, beleuchtete ihn, und trat ſcheu zurück, als er ſah, daß es Iſidor war. Er ſtellte ſich vor, der ſo oft von ihm beleidigte Mönch habe hier feindlich auf ihn gelauert und ſey über dieſer Wegelagerung eingeſchlafen. Rachſüchtig ergriff er einen großen Stein, warf ihn mit aller Macht dem Todten an den Kopf, und entfloh in den Kreuzgang.

In der Mitte deſſelben blieb er horchend ſtehn. Es wunderte ihn, daß er vom Hofe her keinen Laut hörte. Er ging ſacht auf den Zehen zurück. Iſidors Körper, durch den Steinwurf von der Bank geſchleudert, lag auf der Erde. Sylveſter umſchlich ihn, berührte ihn, und Schrecken durchbebte ſeine Glieder, als er ihn erſtarrt fand. „O ich Unglücklicher, ich hab' ihn getödtet!“ rief er, die Hände ringend. „Gott und alle Heiligen, ſteht mir bei! Ich bin verloren — das ganze Kloſter kennt unſere Feindſchaft — des Mordes Verdacht fällt einzig auf mich!“ —

Rathſchlagend, was er anfangen wollte, kam er auf den Gedanken, die Blutthat dem Herzog aufzubürden. Schnell entſchloſſen, belud er ſich mit der Leiche, trug ſie hin vor den Palaſt, legte ſie im Säulengange nieder, und entkam glücklich, ohne daß ihn ein Auge geſehen hatte.

Unruhig wälzte ſich indeſſen Roderigo auf ſeinem Lager. Die Nattern des Gewiſſens verſcheuchten den Schlaf von ihm. Er ſprang auf und befahl ſeinem Spießgeſellen, am Kloſter zu ſpähen und zu lauſchen, ob er ungewöhnliche Bewegungen darin vernehme. Der Diener ging. Im Säulengange ſtrauchelt er über den Leichnam. Er eilte mit Grauſen zurück zu ſeinem Herrn und meldete ihm den ſchauderhaften Fund, der beiden ein ſchreckliches Räthſel war.

Sie ſannen mit einander auf ein neues Mittel, ſich der Leiche zu entledigen. Der Diener ſchlug vor, ſie im Garten hinter dem Palaſte zu vergraben; allein der Herzog wollte ſich dieſen Luſtort nicht durch ein Denkmal eines Verbrechens auf immer verleiden. Er drang auf Rath und That, den Ermordeten möglichſt weit zu entfernen. Der verſchlagene Diener gerieth nun auf den ungewöhnlichen Einfall, den Körper auf ein wildes Pferd zu binden und es dann ins Freie zu jagen. Der Herzog hatte in ſeinem Stalle einen jungen unbändigen Hengſt, von dem man ſich verſprechen konnte, daß er, wenn man ihn ungezügelt laufen ließ, nicht in der Nähe bleiben werde; und ward er endlich aufgefangen, ſo wußte Niemand, in welchen Stall er gehörte, weil er erſt Tages vorher von einem durchreiſenden Roßhändler gekauft, und folglich der ganzen Hauptſtadt noch unbekannt war.

Der Herzog billigte den Vorſchlag, und gab zu deſſen Ausführung dem Diener volle Gewalt. Dieſer war ein ſo gefühlloſer Unmenſch, daß ihm nicht graute, mit blutigen Händen einen Scherz auszuführen. Er legte dem Leichnam, um ihn auf den Rücken des Renners in aufrechter Stellung befeſtigen zu können, einen alten eiſernen Harniſch an, hob ihn in den Sattel, und verband ihn durch Riemen und Stricke ſo haltbar mit dem Roſſe, daß er wie der tüchtigſte Reiter ausſah. Dann ſetzte ihm der rohe Meuchler einen Helm mit geſchloſſenem Viſir auf den Kopf, ſchnallte ihm noch zum Ueberfluß und aus Muthwillen eine Lanze an den rechten Arm, und vollendete ſo die Geſtalt eines turnierfertigen Ritters.

Es war die leichteſte Sache von der Welt, den geharniſchten Todten ohne Aufſehen abzuſenden. Roderigo's Palaſtgarten erſtreckte ſich bis an die Stadtmauer, und durch dieſe hatte der Herzog ſchon vor mehrern Jahren mit Erlaubniß des Königs eine Pforte brechen laſſen, um bei Spaziergängen des Umwegs durch das Stadtthor überhoben zu ſeyn. Der Hengſt ward alſo den Garten entlang geführt, erhielt außerhalb der Pforte einige Peitſchenhiebe, und ſtürmte brauſend fort, als wollt' er den Wind überfliegen.

Indem man auf dieſe Weiſe geſchäftig war, Sylveſtern von aller Gefahr zu befreien, zitterte er in ſeiner Zelle vor Verhaftung und dem Blutgerüſte. Die Phantaſie der Angſt ließ ihn von Zeit zu Zeit vor ſeiner Thür ein Getümmel von Schergen hören. Er glaubte dieſen Schreckniſſen nur durch eine ſchleunige Flucht entrinnen zu können. Mit dieſem Entſchluſſe gin[illegible]r, als der Morgen anbrach, zu dem Kloſterverwalter und erbat ſich ein Reitpferd, unter dem Vorgeben, daß er einen Freund auf dem Lande beſuchen wolle. Es ward ihm eine Stute geſattelt. Er ſchwang ſich darauf, ritt vor einen Schwertfegerladen und kaufte einen ſcharfgeſchliffenen Säbel, um ſich damit gegen jeden, der ihn feſthalten wolle, auf's Aeußerſte zu wehren.

Wie froh war er, als Madrid hinter ihm lag! Er verließ, ſobald man ihn von dort nicht mehr ſehen konnte, die Landſtraße, und jagte einige Stunden lang auf Kreuz- und Querwegen blind umher. Indem er nun ſo am Saume eines Waldes hintrabte, hört' er das Wiehern eines Pferdes. Scheu ſah er ſich um, und erblickte einen geharniſchten Reiter, der aus dem Gehölz hervor in geſtrecktem Galopp auf ihn zukam. „Himmel! ein Häſcher von der heiligen Hermandad!" ächzte der Flüchtling leiſe und ſpornte heftig ſein Thier, um dem Lanzenreiter zu entfliehen. Doch im Hui war ihm dieſer auf dem Nacken. Der Hengſt eilte wie geflügelt der Stute nach. Schon berührte die Spitze der Lanze die Mönchskutte, da zog Sylveſter den Säbel, warf ſein Roß herum, und mit Rieſenkraft der Verzweiflung führte er auf die einzige verwundbare Blöße, die er am Halſe des Gegners zwiſchen Helm und Harniſch entdeckte, einen ſo gewaltigen Streich, daß der Kopf vom Rumpfe flog.

Sieg und neue Flucht waren Eins. Aber noch immer donnerten ihm Hufſchläge nach. Er ſchielte zurück; der Ohnekopf war dicht hinter ihm. Mit Grauſen ſtieß er ſeinem Gaul beide Ferſen in die Flanken und ſprengte a[illegible] das Thor eines vor ihm liegenden Städtchens zu. Er wollte lieber in Menſchenhände fallen, als ſich dem Satan ergeben; denn dafür hielt er nun ſeinen Verfolger. Die Schildwache am Thore warf vor Schrecken ihre Hellebarde weg und entlief. Er ſtürmte hinein in die Stadt und ritt alles nieder, was ihm in den Weg kam. Der kopfloſe Unhold hetzte ihn aus einer Straße in die andere. Wie verſteinert ſahen die Einwohner dem gräßlichen Schauſpiele zu. Endlich ſtürzte Sylveſters entathmetes Roß unter ihm. Er raffte ſich geſchwind wieder auf und lief ſchreiend: „Ich bin ein Mörder!“ zu einem nahen Wachhauſe, wo man ihn gefangen nahm.

Iſidors Kopf, den ein Reiſender auf dem Kampfplatze gefunden hatte, ward kurz nachher in die Stadt gebracht, und der gefangene Mönch noch an demſelben Tage dem peinlichen Gerichte zu Madrid überliefert. Sein Einzug in Begleitung des Todten, den man unverrückt auf ſeinem Hengſte ſitzen ließ, verurſachte einen ungeheuern Zuſammenlauf. Der Herzog erfuhr ſofort den wunderbaren Vorfall. Er überſah ſchnell, daß nun ſein Meuchelmord nicht unentdeckt bleiben konnte; daher warf er ſich ohne Verzug dem Könige zu Füßen, geſtand ſein Verbrechen, und bat, mit Anführung aller mildernden Umſtände, um Begnadigung. Der Monarch ertheilte ſie ſeinem Liebling, und verwies ihn blos einige Monate lang als Gefangenen auf eine Feſtung.*

---

* Es läßt ſich wegen mangelnder Nachrichten nicht ausmitteln, welcher König von Spanien dieſes gelinde Urtheil ſprach. Nur ſo viel iſt gewiß, daß es nicht Philipp der Dritte war. Unter deſſen Regierung wäre der Mörder eines Mönchs nicht ſo ſtraflos geblieben. Das hätte die heilige Inquiſition nicht geduldet; denn Philipp war ſelbſt in einem ſo hohen Grade ihr Sclav, daß der Oberketzerrichter ihm eine Thräne des Mitleids, die er einſt bei einem Auto da Fe vergoſſen hatte, zum Verbrechen machen und ſein eigenes Blut dafür fordern durfte. Der König mußte ſich eine Ader öffnen laſſen, und ſein Blut — ward verbrannt

Roderigo's Geſtändniß ſetzte Sylveſtern in Freiheit. Aber die ausgeſtandene Höllenangſt, die innerhalb zwölf Stunden ſein ſchwarzes Haar grau färbte, hatte ſeine Geſundheit ſo zerrüttet, daß er nach wenigen Tagen ſtarb. Niemand beklagte ihn, weil er als ein Opfer der eigenen Bosheit fiel und ſein ſchneller Tod eine Strafhandlung der gerechten Nemeſis war.

IX.

Das Roſenmädchen.

Der General von Lindenkron hatte ſeinen Abſchied genommen und ſich auf ſeine Güter begeben. Sein Stammhaus Lindenkron lag in einer bezaubernden Gegend; die Bauern waren wohlhabend, und erhoben ſich durch Sittlichkeit und anſtändiges Betragen über andere Landleute. Dieſe Veredlung war das Werk ihres Pfarrers, eines muſterhaften Mannes, der ſeit zwanzig Jahren an der Bildung ſeiner Gemeinde treulich gearbeitet hatte.

Faſt eben ſo lange war der General durch Feldzüge, Reiſen und die Luſtbarkeiten der Hauptſtadt von ſeinen Ländereien getrennt geweſen. Aber ſein gefühlvolles Herz, das ſich weder in Schlachten verhärtet, noch am Hofe verkältet hatte, war für die Schönheiten der Natur empfänglich geblieben. Ihm gewährte daher ſein Gut, wo er mit dem blühenden Mai zugleich einzog, einen erfreulichen Aufenthalt. Doch nach einigen Wochen beſchlich ihn ein Mißbehagen, dem er keinen Namen zu geben wußte. Er hielt es für ein körperliches Uebel und ließ einen Arzt kommen.

„Ihr Puls iſt in Ordnung, Herr General!“ ſagte der Doktor. „Sie haben wahrſcheinlich bloß einen Anfall vom Landfieber der langen Weile. Zerſtreuen Sie ſich, laden Sie Geſellſchaften aus der Reſidenz zu ſich ein, und die Arznei des gewohnten Umgangs wird wohlthätig wirken. Ein Weltmann wie Sie, der kaum ſein funfzigſtes Jahr überſchritten hat, iſt zum Einſiedler noch nicht reif.“

„Ich will auch kein Waldbruder ſeyn,“ antwortete der General. „Nur von der Stadtwelt mag ich den ganzen Sommer hindurch nichts ſehen und hören.“

„So beſchäftigen Sie ſich auf eine beluſtigende Weiſe mit Ihren Landleuten!“ verſetzte der Arzt. „Geben Sie ihnen Schäfer- und Roſenfeſte!“ —

Dieſer Vorſchlag gefiel dem General. Er hatte immer die Roſenfeſte als eine liebliche Erfindung betrachtet, und beſchloß auf der Stelle, eins zu veranſtalten.

Des folgenden Tages ließ er die Dorfgerichten und Hauswirthe zuſammenrufen und ſprach zu ihnen: „Gute Männer und Freunde, ich bin entſchloſſen, ein jährliches Roſenfeſt hier zu ſtiften. Dieſe Feierlichkeit ſtammt aus Frankreich her, hat aber auch ſchon in Deutſchland hier und da Eingang gefunden. Sie beſteht darin: daß die tugendhafteſte Jungfrau eines Ortes öffentlich mit Roſen bekränzt und anſehnlich beſchenkt wird. Das Letztere übernehme ich allein; aber die Ausmittelung des Mädchens, das vor allen andern dieſe Ehre verdient, iſt Eure Sache, und ich laſſe hierzu Euch und Euren Frauen drei Tage Zeit. Dann halten wir eine feierliche Wahl Jeder anſäßige Einwohner hat eine

Stimme und gibt ſie nach ſeinem Gewiſſen ab. Die Mehrheit derſelben entſcheidet.“ —

Mit haſtigen Schritten eilten die Hausväter heim und verkündigten athemlos die große Neuigkeit ihren Weibern und Töchtern. Eigenliebe und Tadelſucht ſetzten ſich nun ſogleich in der armſeligen Hütte zu Gericht. Jedes Mädchen, das gerade keinen ruchbar gewordenen Fehltritt begangen hatte, rechnete darauf, bekränzt zu werden; jede Mutter hielt ihre Lieblingstochter einzig und allein für würdig, die Roſenkrone zu tragen.

Als nun die Wahlhandlung unter dem Vorſitz des Generals und des Pfarrers vor ſich ging, befolgte der Erſte, den man zum Stimmen aufrief, das ihm eingeſchärfte Gebot ſeiner Hausfrau, und ſprach furchtſam und mit niedergeſchlagenen Augen den Namen ſeiner eigenen Tochter aus. Aber man beſchied den guten Mann, daß Vaterliebe hier kein Wahlrecht habe, ſondern daß ſich Jeder für eine fremde, mit ihm nicht verwandte Perſon erklären müſſe. Das verurſachte nicht wenig Beſtürzung; denn es hatten auch ſchon Andere die Namen ihrer Schooßtöchter auf der Zunge.

Nach dieſer kleinen Irrung erhielt Evelina, des Schulmeiſters Pflegetochter, die meiſten Stimmen. Sie war unſtreitig das tugendhafteſte Mädchen im Dorfe, und alle Menſchen waren ihr hold, weil ſie freundlich und gut, und bei ausgezeichneter Schönheit ſo beſcheiden war, als hätte ſie nie in einen Spiegel geſehen. — Der Gerichtshalter, der das Protokoll führte, rief ſie zum Roſenmädchen aus.

„Ich proteſtire dagegen!“ ſchrie Herr Muffel, der überkluge Barbier und Wundarzt des Dorfes.

„Aus welchen Gründen?“ — fragte der Gerichtshalter.

„Pro primo.“ — antwortete Muffel — „iſt Jungfer Lina keine Eingeborene.“

„Wer ſagt das?“ ſprach der Pfarrer. „Das Kirchenbuch beweiſet das Gegentheil.“

„Und wäre das auch nicht,“ fiel der General ein, „ſo hätte doch Herr Muffel nicht Fug und Macht, ein Geſetz, von dem noch gar nicht die Rede war, zu erſchaffen. — Indeſſen iſt es recht und billig, daß das Roſenmädchen hier geboren ſey, und ſo mag denn dieß für die Zukunft als Geſetz gelten.“

Herr Muffel, der gern ſeine kleine, häßliche Tochter zum Roſenmädchen erhoben hätte, langte jetzt einen neuen Pfeil aus ſeinem Köcher hervor. „Pro secundo.“ — ſprach er — „ſey es zwar fern von mir, der belobten Jungfer Lina etwas Unrühmliches nachzuſagen; ſie iſt aber in der That zu wohlgebildet, als daß ſie bei den vielen Anfechtungen, welchen die Schönheit ausgeſtellt iſt, ganz rein und unbefleckt hätte bleiben können, ſintemal das zerbrechliche Glas der Tugend leicht Riſſe bekommt oder wenigſtens anläuft.“ —

„Wie ſeltſam und beleidigend!“ rief der General mit Unwillen aus. „Alſo vertragen ſich nach Herrn Muffels Meinung Schönheit und Tugend nicht zuſammen? — Ein ſehr falſcher und feindſeliger Gedanke! — Wer keine triftigern Gründe vorzubringen weiß, der ſchweige!“

Herr Muffel ſchwieg; andere Einwendungen wurden nicht laut; der General beſtimmte den nächſten Sonntag zum Roſenfeſte, und die Wahlmänner gingen auseinander.

„Aber wer iſt eigentlich dieſe Evelina?“ fragte Herr von Lindenkron den Geiſtlichen unter vier Augen.

„Vor dieſer Frage, mein Herr General, habe ich mich ſchon ein wenig gefürchtet;“ ſagte der Pfarrer. „Ich kenne des Mädchens Herkunft; ſie iſt aber ein Geheimniß, das mir unter dem Siegel der Verſchwiegenheit anvertraut wurde. Alles, was ich jetzt ſagen darf, iſt dieß: Evelina's Mutter hielt vor ſiebzehn Jahren in möglichſter Stille ihre Niederkunft, und ging dann außer Landes, nachdem ſie zuvor ihr Kind dem Schulmeiſter und ſeiner Frau übergeben und ihnen zu deſſen Pflege und Erziehung eine beträchtliche Summe angewieſen hatte. Sie wechſelte nachher oft Briefe mit ihnen, und in einem der letztern hat ſie gemeldet: ſie würde bald hier eintreffen, um ihre Tochter abzuholen.“ —

Mit dieſer halben Antwort begnügte ſich Herr von Lindenkron, und der Geiſtliche war froh, daß er ſo leicht damit durchkam.

Die Anſtalten zum Feſte wurden nun mit Eifer betrieben. Der General ließ, um den Landleuten einen geraumen Tanzboden zu verſchaffen, den Platz vor ſeinem Schloſſe zu einer feſten Tenne ſchlagen, die im Kreiſe herumſtehenden Lindenbäume mit Lampen behängen und das Schloß ſelbſt mit Erleuchtungsgerüſten bekleiden. Auch der Koch bekam alle Hände voll zu thun. Die ganze Dorfſchaft ſollte bewirthet werden, und aus der Hauptſtadt, die nur drei Meilen entfernt lag, waren ungebetene Gäſte zu erwarten; denn es ließ ſich voraus ſehen, daß die Roſenfeier dort kund werden und Freunde und Bekannte des Generals anlocken würde, ihn bei dieſer Gelegenheit zu beſuchen.

Doch freute er ſich eben nicht darauf. Er beſorgte vielmehr, daß die Leichtfertigkeit der Großſtädter zu dem ernſten Tone der feſtlichen Handlung nicht ſtimmen und die natürliche Einfalt und Reinheit der Sitten ſeines Landvölkchens verderben möchte.

Ein ſolcher Gaſt, der Kammerherr Saloni, traf ſchon am Vorabend des Feſtes in Lindenkron ein. Der General war ausgeritten. Aus langer Weile knüpfte der Kammerherr ein trauliches Geſpräch mit der Dienerſchaft an und fragte ſehr angelegentlich nach dem Roſenmädchen. Man entwarf ihm von Evelinen ein lachendes Bild. Begierig, mit ihr ſogleich Bekanntſchaft zu machen, ließ er ſich den Weg zu ihrer Wohnung beſchreiben, und eilte dahin.

Der Schulmeiſter und ſeine Gattin waren in die nächſte Stadt gegangen, um mancherlei Bedürfniſſe zum Ehrentage ihrer Pflegetochter einzukaufen. Lina befand ſich im Schulhauſe allein. Saloni ſtutzte bei dem Anblick des ſchönen Mädchens, deſſen zarte Geſtalt keinen Fürſtenſaal verunziert hätte. Auch Lina erſchrack bei ſeiner Ankunft; denn trotz ſeines fünfzigjährigen Alters ſtand es in ſeinen lüſternen Augen und auf der glänzenden Mondſcheibe ſeines kahlen Hauptes deutlich geſchrieben, daß er im Umgange mit Frauenzimmern kein Heiliger war. — Er fragte nach dem Schulmeiſter und ſetzte als Beweggrund hinzu: er wünſche, das Innere der Kirche zu ſehen.

Lina antwortete: ihr Vater ſey nicht zu Hauſe, und die Kirche enthalte nicht die geringſte Merkwürdigkeit.

„Es hängt nur von Ihnen ab, ſie mir denkwürdig zu machen;“ entgegnete der Kammerherr.

„Wie ſo?“ fragte Lina.

„Wenn Sie die Güte haben, mich hineinzuführen. — Ich bin ein leidenſchaftlicher Kirchenfreund; das kleinſte Kapellchen hat für mich etwas Anziehendes.“

„Aber es dämmert ſchon,“ ſagte ſie.

„Ihre ſchönen Augen werden uns leuchten,“ antwortete er.

Sie mochte ſich entſchuldigen, wie ſie wollte, er hatte immer ſchnell einen artigen Widerſpruch bei der Hand. Es war unmöglich, ihn los zu werden. Am Ende entſchloß ſie ſich, das Heiligthum zu öffnen, um den Unheiligen aus ihrer Stube fortzubringen. Sie hatte gern eine dritte Perſon als Schutzwache mitgenommen, aber des Schulhauſes einſame Lage verbot es, einen Nachbar zu rufen. Sie mußte mit dem gefährlichen Menſchen allein gehen. Und ſiehe da! er wagte mitten in der Kirche einen unbeſcheidenen Verſuch, dieſen Umſtand zu nutzen. Sie aber entriß ſich raſch ſeinen Armen, flog wie ein Vogel zur Thür hinaus und ſchloß ihn ein.

Er, der furchtſamſte aller Menſchen, war wie vom Donner gerührt, als er ſich in der dunkeln Kirche eingeſperrt ſah. Die darin begrabenen Pfarrherren ſtiegen vor ſeinen Augen aus den Grüften empor; die ſteinernen Apoſtel an den Wänden wurden lebendig. Er floh nach der Thür und donnerte ſich die Hände daran wund. Aber dieſe Nothſchüſſe hörte Niemand als Lina, die, aus Furcht vor ſeiner Zudringlichkeit und Rache, den feſten Entſchluß gefaßt hatte, ihn nicht eher zu entkerkern, bis ihr Pflegevater zu Hauſe ſey. Dieſer kam erſt nach einer vollen Stunde. Er hörte mit Schrecken, als er bei der Kirche vorüberging, das Gepolter darin.

Lina flog ihm mit den Schlüſſeln des Räthſels und des Gotteshauſes entgegen. Er billigte ihr Verfahren, ſandte ſie heim und ſchloß ſelbſt das Gefängniß auf. Fluchend fuhr Saloni heraus und drohte, ſich über die ihm widerfahrene Unbill bei dem General zu beklagen.

Er that es, fand aber keinen mitleidigen Richter. Herr von Lindenkron, der ihn wenig ſchätzte, ſagte lachend: „Ich bedaure Sie nicht, Saloni! Ihr Herren behandelt jedes hübſche Mädchen aus den niedern Ständen als eine für euch gewachſene Frucht! Darum freut es mich, daß Evelina Sie eines andern belehrte. Sie machte ſich dadurch des Ehrenkranzes, den ſie morgen tragen wird, doppelt werth, und ich lege zur Belohnung ihrer muthigen That den fünfzig Dukaten, die ich ihr zum Geſchenke beſtimmte, noch zehn Stück zu.“ —

Der Kammerherr war zu feig, ſich über dieſe unerwartete Antwort empfindlich zu bezeigen. Er behielt ſich aber vor, Evelinen des folgenden Tages auf irgend eine Art zu beſtrafen.

Der Morgen des Feſtes brach an, und es war noch ziemlich früh, als der General vor dem Schloſſe eine Trommel ſchlagen hörte. Er trat ans Fenſter und erblickte mit Erſtaunen ein in Parade ſtehendes Häuflein der abenteuerlichſten Soldaten, die er jemals geſehen hatte. Es waren ungefähr zwanzig ſteinalte, klapperdürre, knickbeinige Männlein: eine wahre Leibwache des Todes! Sie ſchwammen in weiten und breiten, philiſtermäßig ausgeſteiften Röcken, trugen insgeſammt Zopfperücken, und kleine Hütchen ſchwebten darauf. Aber kriegeriſch waren ſie mit Flinten und Säbeln bewaffnet. In der Hand eines buckligen Fahnjunkers wehte ihre Fahne mit der Inſchrift: Sieg oder Tod! und vor derſelben hielt der commandirende Offizier, ein kugelrunder Zwerg, auf einem ſtattlich aufgeputzten Eſel.

Der General betrachtete dieſes wunderliche Volk eine Weile, und ſchickte dann einen Diener hinab, mit der Frage: was der Einmarſch in ſein Gebiet bedeute?

„Das wird dieſes Schreiben erklären,“ ſagte der Eſelreiter, indem er aus der Piſtolenhalfter einen Brief hervorzog.

Herr von Lindenkron erkannte gleich auf dem Umſchlage die Handſchrift eines luſtigen Freundes, des Oberſten Solmitz, der ihm Folgendes ſchrieb: „Das iſt brav, Herr Bruder, daß du die Tugend, die anderwärts unter die Füße getreten wird, auf deinem Gute krönen willſt! Da ſie aber, wie bekannt, viele Feinde hat, ſo bedarfſt du bei dieſer Feierlichkeit einer tüchtigen Mannſchaft, um die nöthige Ordnung zu erhalten. Ich habe daher einen Trupp Kernmänner — die bei der weiland päpſtlichen Armee mit Auszeichnung dienten und ſich verabſchiedet nach Deutſchland verirrten — für dich geworben, und verſpreche mir deßhalb von dir, der immer bei ſeinem Regimente auf ſchöne Leute hielt, den vollkommenſten Beifall. Ueber die Koſten der Werbung und Ausrüſtung wollen wir uns in der nächſten halben Stunde mündlich vergleichen.“ —

Kaum hatte der General dieſen Brief geleſen, ſo kam der Oberſt an. Jener gab ſich aus Höflichkeit die Miene, als beluſtige ihn ſeines Freundes Scherz; doch verbat er den Dienſt der Wehrmänner bei der Krönung, weil dieſe dadurch lächerlich werden würde. Solmitz beſtand nun darauf, daß ſeine Schaar — die er, mit Ausnahme des Offiziers und des Fahnjunkers, aus den abgelebteſten Greiſen des Invalidenhauſes ausgehoben hatte —

wenigſtens das Schloß mit einer doppelten Schildwache an der Pforte beſetzen ſolle, und er ernannte ſich zugleich ſelbſt zum Commandanten der Burg. Dieſen Spaß mußte der General geſtatten und eine Waffenübung mit anſehen, die der Oberſt vom Fenſter hinab befehligte. Er hetzte die alten Kriegsknechte mit Doppel- und Geſchwindſchritten auf dem Schloßplatze herum, ließ blind Feuer geben, und lachte herzlich, als einige der ſchwachen Helden, die im Vordergliede auf's Knie fallen mußten, ſich ohne Hülfe nicht wieder aufrichten konnten. Der General wandte die Augen weg und ſagte: „Genug, Freund, genug! Du gibſt der unten verſammelten Jugend ein ſittenverderbendes Schauſpiel! Sie lernt hier das Alter verlachen, das ſie ehren ſoll.“ —

Die armen Soldaten erhielten Ruhe und wurden reichlich bewirthet. Aus der Reſidenz langten mehrere Gäſte zu Roß und Wagen an. Unter ihnen befanden ſich verſchiedene junge Wüſtlinge, die der General mit heimlichem Verdruß bewillkommte.

Ein heiterer Himmel begünſtigte das Feſt, das in den kühlen Nachmittagsſtunden begann. Evelina ward aus ihrer Wohnung feierlich abgeholt. Ein ſchlichtes weißes Kleid, auf welches ihre braunen Haarlocken herabfielen, war ihr ganzer Schmuck, und ſie war wunderſchön. Jüngere Mädchen ſtreuten ihr Blumen; der General und der Pfarrer gingen ihr zur Seite, und jener hielt von Zeit zu Zeit die muthwilligen Stadtjunker, die den Zug umſchwärmten, mit einem ſcharfen Blick im Zaume. Auf dem grünen Platze, der zur Krönung gewählt worden war, ſprach der Pfarrer in einer kurzen, herzlichen Rede von dem Werthe und den Segnungen der Jugend. Die meiſten Landleute vergoſſen

Thränen der Rührung; die jungen Städter lachten indeß, und bemühten ſich, die artigſten Bauermädchen um daſſelbe Kleinod, das ihnen eben jetzt als das theuerſte Heiligthum vorgeſtellt und empfohlen ward, zu beſchwatzten. Der General ſetzte Evelinen mit einem lauten Lobſpruche den duftenden Kranz auf, und der Dorfrichter, ein redlicher Altvater, reichte ihr das Ehrengeſchenk auf einem ſilbernen Teller. Dann ging der Zug ins Schloß; die Geiger und Pfeifer ſpielten lebhaft auf; der General tanzte mit dem Roſenmädchen den erſten Tanz. Das ganze Dorf war froh und einig beiſammen. Nur Herr Muffel und ſein Töchterlein fehlten.

Aber ſein Spruch, daß die Schönheit vielen Anfechtungen ausgeſetzt ſey, ging in Erfüllung. Lina mußte ſich ſo viel als möglich in der Nähe des Generals aufhalten, um vor den Liebkoſungen der Stadtherren geſichert zu ſeyn. Das gelang ihr eine Stunde lang recht gut, und ſie ſah es daher nicht gern, daß ihr Beſchirmer nun ins Schloß hinaufging und ſich an einen Spieltiſch ſetzte.

Kurz darauf flüſterte ihr ein Bedienter ins Ohr: es wolle eine der fremden, zum Beſuch gekommenen Damen in geheim mit ihr ſprechen. Sie folgte ihm. Er öffnete ihr ein abgelegenes Zimmer im Erdſtocke des Schloſſes.

Hier ſaß auf dem Sopha eine Frauengeſtalt, die mit zartliſpelnder Stimme bat, ſich neben ſie niederzulaſſen. Lina gehorchte, und plötzlich fuhren aus dem ſeidenen Mantel neben ihr ein Paar nervige Arme heraus, die ihren Leib brünſtig umſchlangen und einen unzweideutigen Angriff auf ihre Tugend unternahmen. Sie erſchrack, ſträubte ſich, rief um Hülfe, und im Nu entſtand vor der Thür ein Kampf zwiſchen dem Bedienten, der Wache hielt, und dem jungen Förſter Erich, der Evelinen liebte, und ihr gefolgt war, als er ſie vom Tanzplane weglocken ſah. Er überwältigte den Aufpaſſer, und mit dem Ausruf: „Was geht hier vor?" ſtürzte er ins Zimmer.

Die Dame ließ ihre Beute los und verhüllte ſich. Der Jäger, damit nicht zufrieden, drang heftig auf Antwort. Doch eh' er ſie bekam, ſah er ſich von zehn bewaffneten Gerippen umringt, die der Bediente aus ihrer Wachſtube geholt hatte, um ihn gefangen nehmen zu laſſen. Sie rückten tapfer an; aber der Förſter bat ſie wehmüthig: ſie möchten ihn nicht nöthigen, ihr ehrwürdiges Alter zu mißhandeln und ſie insgeſammt wie Kartenhäuſer über den Haufen zu ſtoßen.

Während dieſer beweglichen Vorſtellung erſchien der Schloßcommandant, der von dem Vorfall gehörige Meldung erhalten hatte. „Was gibt's hier?" fragte ſeine kräftige Amtsſtimme. Erich antwortete: das vermummte Weſen auf dem Sopha habe dem Roſenmädchen Gewalt anthun wollen. „Iſt das wahr?" rief Solmitz der Maske zu. Sie ſprang ſchweigend auf und wollte entwiſchen; er hielt ſie aber feſt und übergab ſie den Soldaten, die ſie unter ſeiner Anführung die Treppe hinauf in ein leeres Zimmer brachten und ſich außen vor der Thüre zur Bewachung ſtellten. Der General, von der Begebenheit unterrichtet, erhob ſich unmuthig vom Spieltiſch, um die verhaftete Perſon zu verhören. Ihm folgten alle männliche Gäſte. Nur die Frauen hielt der Anſtand zurück.

Indeſſen hatte ſich die Gefangene in den Kammerherrn Saloni verwandelt. — Entſchlüpft den Maskenkleidern (die von einer zum Roſenfeſt eingetroffenen Dame ohne ihr Vorwiſſen entliehen waren) trat er mit lachendem Geſicht, als hätte er nur einen unſchuldigen Scherz unternommen, dem General entgegen. Doch mit gerunzelter Stirn ſagte Dieſer: „Sie erlauben ſich unangenehme Freudenſtörungen, Herr Kammerherr! Sie verläugnen heute ganz den feinen Hofmann, der die Geſetze der Schicklichkeit nirgends übertritt, und es überall behutſam vermeidet, ſich läſtig zu machen. — Ich ſeh' es überhaupt nun ein, daß es ein thörichter Einfall war, in der Nähe einer großen Stadt ein Unſchuldsfeſt zu veranſtalten. — Davon überzeugten mich außer dem Herrn von Saloni auch noch andere der gegenwärtigen Herren, die während der Zeit, als der Tugend eine Lobrede gehalten wurde, im Kreiſe der Mädchen umhergingen und den Samen des Laſters auszuſtreuen ſuchten.“ —

Hier unterbrach ihn ein Bedienter, der ihm etwas ins Ohr raunte und ſchnell wieder abtrat. „Ich muß Sie auf einen Augenblick verlaſſen, meine Herren!“ ſagte der General. „Aber der Reſt meiner Strafpredigt“ — ſetzte er lächelnd und mit aufgehobenem Zeigefinger hinzu — „bleibt Ihnen unverloren.“ —

Es war ihm gemeldet worden, daß ihn eine durchreiſende Fremde unverzüglich zu ſprechen verlange. Er fand in dem Zimmer, worein man ſie geführt hatte, ein verſchleiertes Frauenzimmer, das ſeine Frage nach Stand und Namen blos durch Aufhebung des Schleiers beantwortete. Er ſah das Angeſicht einer Frau von ungefähr fünfunddreißig Jahren, die in ihrem Blüthenalter ſehr ſchön geweſen ſeyn mochte und ihm bekannt ſchien; doch mußte er geſtehen, daß er nicht wiſſe, wer ſie ſey.

„Kennen Sie Charlotte Walter nicht mehr?“ ſagte ſie mit beklommener Stimme.

„Charlotte!“ — rief der General, und ein glühendes Roth bedeckte ſein Geſicht. — „Liebe, theure Charlotte! — Iſt's möglich, daß ich Sie wieder ſehe, nachdem Sie ſich länger als ſiebzehn Jahre vor mir verborgen?“ —

„Scham und Reue“ — antwortete ſie — „drängten mich aus dem Lande; aber die Sehnſucht nach meiner Tochter — und der Ihrigen — zog mich jetzt wieder herein?“ —

„Alſo lebt es noch das Kind unſerer Liebe?“ fragte Lindenkron mit freudiger Wärme.

„Es lebt und heißt — Evelina.“ —

Man denke ſich ſein Erſtaunen!

Charlotte, die verwaiſte Tochter eines armen Landpredigers, ward in ihrem fünfzehnten Jahre von der Mutter des Generals als Pflegekind aufgenommen. Er ſah, liebte und — beſiegte das ſchöne Mädchen. Frau von Lindenkron ſtarb, als eben Charlotte ihre annahende Mutterſchaft nicht länger verheimlichen konnte. Er, durch einen plötzlich ausgebrochenen Krieg ins Feld gerufen, ſchenkte ihr zweitauſend Thaler und mußte ſie übrigens ſich ſelbſt überlaſſen. Sie wandte ſich nach Lindenkron, wo ſie das Jahr vorher, als ſie mit ihrer Wohlthäterin den Sommer dort zubrachte, die Gattin des Schulmeiſters als eine brave, behülfliche Frau kennen gelernt hatte. Nach ihrer Niederkunft trat ſie in die Dienſte einer Gräfin, die immer auf Reiſen war. Mit ihr beſuchte Charlotte ſechszehn Jahre lang alle europäiſche Länder, und ward endlich des unſtäten Lebens ſo müde, daß ſie den Heirathsantrag eines wackern Mannes, der ſich in einer deutſchen Hauptſtadt um ſie bewarb, mit Freuden ergriff. Sie bekannte ihm, daß ſie eine Tochter habe, und er gewährte ihr den Wunſch, das Mädchen zu ſich zu nehmen.

Dieſes Vorhaben eröffnete ſie jetzt dem General. „Laſſen Sie uns morgen davon reden!“ ſprach er. „Warten Sie vor der Hand, ohne ſich Jemanden zu erkennen zu geben, das Ende des Feſtes ab, folgen Sie dann Evelinen ins Schulhaus und entdecken Sie ſich erſt dort! — Ich habe eine gegründete Urſache, Sie um dieſe Vorſicht zu bitten.“ —

Und wer erräth dieſe Urſache nicht? — Er fürchtete Spott und Gelächter, weil er in demſelben Augenblicke, da er ſeinen Gäſten eine moraliſche Vorleſung hielt, an eine eigene Jugendſünde erinnert war. Die gedrohte Fortſetzung der Strafpredigt unterblieb daher auch, als er zu ihnen zurückkam, und ſie machten ſich bald nachher wieder auf den Weg nach der Hauptſtadt.

In der Frühe des folgenden Tages überraſchte er Mutter und Tochter im Schulhauſe und ſchloß Evelinen mit väterlicher Zärtlichkeit in ſeine Arme. Sie ſchien aber mehr traurig als froh. Er forſchte nach der Urſache: das Mädchen ſchwieg; doch die Mutter verrieth das Geheimniß. „Das liebe Kind,“ ſagte ſie, „kann ſich noch nicht in das Glück finden, die Tochter eines vornehmen und reichen Mannes zu ſeyn, und auf der andern Seite iſt der guten Seele bange, daß ſie nun einem armen Freunde werde entſagen müſſen.“

„Wer iſt dieſer Freund?“ fragte der General.

„Der Förſter Erich,“ antwortete Charlotte.

„Ich freue mich, daß ich dieſen Namen höre,“ ſagte Lindenkron. „Erich iſt ein edler Menſch und deiner

Liebe werth, meine Tochter! Er diente mir als Leibjäger, erhob ſich aber zu meinem Freunde, als er in einer Schlacht mit eigener, höchſter Lebensgefahr mein Leben rettete.“ —

Lina’s Herz hüpfte vor Freude, und in dieſem Augenblicke trat Erich herein. Er wich beſtürzt zurück, als er den General ſah; doch Dieſer rief ihm zu: „Du kommſt eben zu gelegener Zeit, lieber Erich! Ich ſann bisher immer auf Mittel und Wege, dir die heldenmüthige Rettung meines Lebens auf die würdigſte Weiſe zu vergelten, und nun bin ich’s endlich im Stande. Hier iſt dein Lohn!“ —

Er führte ihm mit dieſen Worten das Mädchen entgegen. Erich ſtand unbeweglich, und verſteinerte ganz, als man ihm erklärte, daß Lina des Generals Tochter ſey. Aber nach gewonnener Faſſung ſtürzte er, Hand in Hand mit der Geliebten, dem großmüthigen Manne zu Füßen, und ſie weinten vor Entzücken in ſeiner Umarmung.

X.

Der Emporkömmling

oder

Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme.

Erſtes Kapitel.

„Man iſt und bleibt doch ein unnützer Schächer!“ fuhr der alte, finſtre Prokurator Sevald ſeinen Kopiſten an: „Lernt man denn nimmer nach Brod ſchreiben? — Was man aber auch für Federn hat! Die engliſchen Nähnadeln meiner Tochter ſind kaum zärter und feiner geſpitzt!“ — So ſchmälend, ſchnitt er ein paar Kiele zur Probe, und ſchnäbelte ſie ſo breit, daß die damit gezogenen Buchſtaben nicht anders ausſahen, als wären ſie mit einem Zaunpfählchen geſchrieben. „Das ſind Federn,“ rief er jetzt aus, „die einen redlichen Juriſten mit Ehre und Reputation durch die Welt bringen!“

Die Vergleichung der brodloſen Federn mit den Nähnadeln ſeiner Tochter war unglücklich gewählt, denn ſie machte dem jungen Schreiber ſeine zartgeſchnäbelten

Kiele noch lieber. Er kannte die ſcharfen Spitzen jener Nadeln recht gut, und war oft im Scherz damit verwundet worden.

Pauline (ſo hieß die Tochter des Prokurators) hatte zwar in der väterlichen Expeditionsſtube weder Sitz noch Stimme; aber beides hatte Eduard in ihrem Nähzimmer, wenn der Papa nicht zu Hauſe war. Indem ſich der alte Streithahn in den Gerichtsſälen kampelte, ſaßen die Liebenden ſehr einig beiſammen. Eduards Verſuche, einen Kuß zu erbeuten, veranlaßten zwar oft einen blutigen Nadelkrieg; doch ward immer bald wieder Friede geſchloſſen, und der geliebte Ruheſtörer erhielt dann aus freiem Willen, was ihm zuvor mit gewaffneter Hand verſagt worden war.

Pauline hätte zwar keinem Maler zum Modell einer Venus dienen können; aber ihre blühende Jugend, ihre ſchlanke Nymphengeſtalt und ihre angenehme Geſichtsbildung, die durch unverkennbare Züge der Gutmüthigkeit veredelt war, machten ſie ſehr anziehend, und ſie galt mit Fug und Recht für eins der liebenswürdigſten Mädchen der Stadt. Ueberdieß hatte ſie eine anſehnliche Ausſteuer zu erwarten, denn ihr Vater draſch ſeit dreißig bis vierzig Jahren mit ſeiner Zunge kein leeres Stroh. Ein enges Herz und ein weites Gewiſſen — die er eins ſo gut als das andere beſaß — ſind gemeiniglich in ſeinem Fache ſehr ergiebige Fruchtfelder.

Sein aufgeſtapelter Mammon machte ihn höchſt übermüthig, und er ließ ſich bei jeder Gelegenheit prahlend vernehmen: er werde ſeine Tochter keinem armen Schlucker an den Hals werfen; ſein künftiger Eidam müſſe tüchtige Batzen haben, und entweder ein fürſtlicher Rath ſeyn oder doch wenigſtens den juriſtiſchen Doktorhut tragen. Dem armen Schreiber, der keine Möglichkeit ſah, dieſe Ehrenſtufen jemals zu erklimmen, ward bei ſolchen Aeußerungen, die er oft anhören mußte, übel zu Muthe, und die Feder zitterte in ſeiner Hand. Aber Pauline ſprach ihm immer wieder Troſt zu, und ſtärkte ſein zagendes Herz durch Verſicherungen ewiger Treue.

Dieſer unſchuldige Liebesbund war niemanden als Eduards Mutter bekannt. Pauline bewies ihr ſchon kindliche Achtung, beſuchte ſie oft heimlich, und wachte oft, wenn ihr Vater verreiſt war, ganze Nächte am Bette der Armen, die an einer auszehrenden Krankheit darnieder lag.

Zweites Kapitel.

Eines Tages ward Eduard zu ſeiner Mutter gerufen, deren Krankheit ſich plötzlich verſchlimmert hatte. Mein Sohn, ſagte ſie, ich fühle in allen meinen Gliedern die Annäherung des Todes. Laß mich die letzten Augenblicke, da ich noch der Sprache mächtig bin, zu Geſtändniſſen und Herzenserleichterungen anwenden.

Ich bin nicht, wie Du bisher geglaubt haſt, in dieſem Lande geboren. Mein Vater war ein Forſtbedienter jenſeits der Gränze. Er beſaß viel Geſchicklichkeit und Erfahrung in ſeinem Fache, und hatte immer junge Edelleute im Hauſe, die er in der Forſtwiſſenſchaft unterwies. Sie gingen bei uns in die Koſt und waren mitunter beſchwerliche Gäſte. Doch ſie bezahlten gut, und die geringe Beſoldung meines Vaters machte dieſen Zuſchuß nothwendig.

Ich wuchs heran; man fand mich ſchön; unſere Hausgenoſſen ſagten mir Schmeicheleien über meine Geſtalt, und bewarben ſich wetteifernd um meine Gunſt. Ich ging ihnen, wo es möglich war, aus dem Wege. Meine Mutter beſorgte das Hausweſen allein, und ich erſchien nur bei Tiſche, wo die Gegenwart und der Ernſt meines Vaters die muthwillige Jugend im Zaume hielt.

Als ich aber kaum das ſiebenzehnte Jahr erreicht hatte, nöthigte mich der Tod meiner guten Mutter aus meiner ſtillen Eingezogenheit hervor. Ich mußte ihre

Geſchäfte übernehmen, und konnte mich nicht mehr wie ſonſt in meinem einſamen Stübchen verſchließen. Die jungen Herren umſchwärmten mich nun überall, wo ſie von meinem Vater nicht beobachtet wurden.

Anfangs waren ſie mir insgeſammt ſehr gleichgültig und ich achtete nicht auf ihr ſüßes Geſchwätz; allein bald zeichnete mein Herz einen von ihnen aus. Er betrug ſich bei jeder Gelegenheit feiner und geſitteter als ſeine Kameraden, und diente mir zum Ableiter ihrer Zudringlichkeit, denn er wandte ſein Anſehen, in das er ſich bei ihnen geſetzt hatte, zu meiner Beſchützung an. So entſtand zwiſchen uns eine gegenſeitige Freundſchaft, die mit jedem Tage wärmer ward, und unmerklich bis zur Gluth der Liebe ſtieg.

Ferdinand — ich will jetzt ſeinen Familiennamen noch verſchweigen — drang mir, ungeachtet ich ihm die Ungleichheit unſerer Herkunft vorſtellte, ein feierliches Eheverſprechen auf. Ich gab der Ueberredung ſeiner Leidenſchaft nach, und wir wechſelten heimlich Verlobungsringe. Es geſchah in einer einſamen nächtlichen Stunde. Unſere Sinne waren von Liebe berauſcht, und die Folge — ſoll ich ſie glücklich oder unglücklich nennen? — war Dein Daſeyn.

Einige Monate nach jener Nacht verließ Ferdinand unſer Haus, um von den Gütern, die ihm durch den Tod ſeines Vaters zugefallen waren, Beſitz zu nehmen. Er verſprach mit den ſchrecklichſten Eidſchwüren, nach wenig Wochen zurückzukommen und mich von meinem Vater zur Ehe zu begehren; aber ſie verſtrich doppelt die beſtimmte Zeit, und er kam nicht und ſchrieb nicht. Mit Entſetzen fühlte ich indeſſen die Wirkung der Verlobungsnacht. Ich meldete ihm dieß in einem Briefe, den ich nur mit

Mühe zu Stande brachte, weil ein Strom von Thränen meine Federzüge oft wieder auslöſchte.

Ich erhielt Antwort; aber ſie kam ſehr ſpät, und war ſo kalt und unbefriedigend, daß ich ſie mit Verzweiflung las. Ferdinand ſchrieb: er werde mir Wort halten, doch jetzt erlaubten es ſeine Verhältniſſe nicht. Er habe bei dem hieſigen Hofe als Kammerjunker Dienſte genommen, dürfe nun ohne Erlaubniß des Fürſten nicht heirathen, und müſſe Schwierigkeiten und Ungnade befürchten, weil ich nicht von Familie ſey. Es wäre daher rathſam, dieſen Schritt nicht eher zu wagen, bis er in der Gnade des Fürſten feſten Fuß gefaßt habe. Ich ſolle indeſſen meinen Zuſtand ſorgfältig verbergen und an einem entfernten Orte, wo mich Niemand kenne, mein Wochenbett aufſchlagen. Er werde alle Koſten tragen; doch bedinge er ſich Verſchwiegenheit, damit Niemand erfahre, daß er der Vater des Kindes unter meinem Herzen ſey. Dieß dürfe beſonders mein Vater nicht wiſſen, denn ſobald ihn dieſer heftige Mann darüber zur Rede ſtellte oder ihm ſonſt die geringſte Verdrießlichkeit verurſachte, nehme er ſein Eheverſprechen zurück, und keine Macht auf Erden ſolle vermögend ſeyn, mich ihm zur Gattin aufzuzwingen.

Was konnte ich Unglückliche thun? — Ich härmte mich ab; das Vorgefühl meiner Schande machte mich menſchenſcheu; ich erſchrack oft vor meinem eigenen Schatten. An eine ſtille Veränderung meines Aufenthalts war nicht zu denken. Ich hatte in der ganzen Welt keine vertraute Seele, bei der ich mir eine freundliche Aufnahme und ſchonende Behandlung verſprechen konnte; und wäre mir auch irgendwo ein Zufluchtsort offen geweſen, ſo ließ ſich doch gegen meinen Vater kein unverdächtiger Vorwand zu einer Entfernung von mehrern Monaten erfunden. Stumm und unthätig mußte ich meinem Schickſal, wie ein Schaf der Schlachtbank, entgegen gehen.

Mein Vater ſchöpfte bald Argwohn meines Zuſtandes, und beſtürmte mich mit dringenden Fragen. Ich geſtand ihm zu Füßen mein Vergehen. Er gerieth außer ſich und behandelte mich grauſam. Ich ſollte ihm meinen Verführer nennen: aber ich liebte den Ungetreuen noch, und ſchwieg ſtandhaft, um ihn nicht zu verlieren, wie er gedroht hatte. Schäumend vor Wuth riß mein Vater eine geladene Flinte von der Wand. In Todesangſt ſtürzte ich zur Thüre hinaus. Die mir nachgeſchickte Kugel pfiff neben mir vorbei.

Es war Abend. Ich floh dem nächſten Felde zu und wühlte mich tief in das hohe Korn. Hier empfahl ich meine Seele dem Himmel und erwartete das Ende meines unglücklichen Lebens. Ich befürchtete jeden Augenblick, mein Vater würde mich mit Spürhunden aufſuchen und auf der Stelle tödten. Aber er war noch grauſamer, als ich mir ihn vorgeſtellt hatte: er hielt mich keines Schrittes mehr werth, ſondern faßte ſogleich, wie ich nachher erfuhr, den eiſernen Entſchluß, mich auf ewig zu verſtoßen und zu vergeſſen.

Nach Mitternacht ging der Mond auf und ſtrahlte mir wieder einigen Muth ins Herz. Ich ſchlich mit der Hoffnung, daß mein Vater nicht unverſöhnlich ſeyn werde, an die Thüre des Forſthauſes und klopfte leiſe. Aber die Hunde behandelten mich ſchon wie eine Fremde, ſchlugen laut an und ließen ſich durch meine Stimme, der ſie ſonſt willig folgten, nicht beſänftigen. Indem ich ihnen noch zurief, ward über mir ein Fenſter geöffnet. Wer da? ſchallte die Donnerſtimme meines Vaters herab. Bebend warf ich mich an die Thürſchwelle auf die Knie und ſtöhnte mit bittend emporgeſtreckten Händen meinen Namen. Ich kenne dich nicht! rief er: Hinweg, du Landläuferin! oder ich ſchieße dich wie ein Raubthier nieder! — Mit dieſen ſchrecklichen Worten ſchlug er das Fenſter zu, und ich fiel in Ohnmacht. Schon graute der Tag, als ich mein Bewußtſeyn wieder erlangte. Ich ſchleppte mich fort, um mich dem Stifter meines Unglücks in die Arme zu werfen.

Nach einer äußerſt mühſeligen Wanderung kam ich in die Nähe dieſer Stadt. Aber unfern des Thores überwältigten mich Hunger und Ermüdung; ich mußte mich auf einen Stein am Wege ſetzen. Manche Vorübergehende warfen mir ein kleines Almoſen zu; andere kränkten mich durch Spott und liebloſe Urtheile, die ſie laut über mich ausſprachen. Endlich fragte mich eine alte, ärmlich gekleidete Frau mit einer theilnehmenden Miene, was mir fehle. Ich antwortete, daß ich hülflos und verlaſſen ſey, und in der Stadt, wo ich einen Freund aufſuchen wolle, kein Unterkommen wiſſe. Sie bot mir einen Platz in der Wohnung an. Ich folgte ihr, und ſie pflegte mich mit der freundlichſten Sorgfalt, ohne mich durch neugierige Fragen in Verlegenheit zu ſetzen.

Am folgenden Tage ſchrieb ich an Ferdinanden, und ſandte ihm, weil ich ſeinen Namen meiner Wirthin nicht entdecken wollte, durch einen fremden Knaben den Brief zu. Ich harrte bis zum Einbruch der Nacht vergebens auf Antwort. Jetzt erſchien nach einem kurzen und ſtürmiſchen Anklopfen eine Mannsperſon, die ſich bis über den Mund in einen Mantel gehüllt und den

Hut ſo tief niedergekrämpt hatte, daß ſie ſo gut als maskirt war. Sie gab ein Zeichen mit der Hand, daß ſich meine Wirthin entfernen ſollte. Dieß geſchah; der Mantel öffnete ſich, und Ferdinand ſtand mit einem zornigen Geſichte vor mir.

Ich wollte ihn umarmen; aber er trat zurück und überſchüttete mich mit Vorwürfen, daß ich mich unterſtanden habe, ihm nachzureiſen. Erſtarrt über dieſe grauſame Behandlung, ließ ich ihn austoben, und ſchilderte ihm dann mit den beweglichſten Worten mein gränzenloſes Elend. Er ſchien ein wenig gerührt, legte zwanzig Louisd'or auf den Tiſch und erlaubte mir, hier zu bleiben; ich mußte ihm aber mit einem Eide verſprechen, nie ſeinen Namen über meine Lippen gehen zu laſſen. Damit nicht zufrieden, drohte er mir, mein unverſöhnlichſter Feind zu werden, wenn ich mein Verhältniß mit ihm irgend einem Menſchen entdeckte. Nach dieſer Erklärung nahm er eilend Abſchied, und warf nur noch, als er ſchon vor der Thür ſtand, das Verſprechen flüchtig hin, daß er mich bald wieder beſuchen werde.

Allein er kam nicht. Die Zeit meiner Niederkunft rückte unerwartet ſchnell heran; Du erblickteſt die Welt und ich hatte für Dich keinen andern Namen, als den meinigen, denn ich durfte es nicht wagen, Dich bei der Taufe nach Deinem Vater zu nennen. Sobald ich wieder Kraft hatte, die Feder zu führen, meldete ich ihm Dein Daſeyn; er that aber keinen Schritt, um Dich zu ſehen, ſondern ſandte blos zu Deiner Unterhaltung einige Goldſtücke, von zwei flüchtigen Zeilen begleitet, worin er mir aufs Neue Verſchwiegenheit einſchärfte. Ich gab ihn nun ganz verloren, hielt ihm aber dennoch Wort, und ſchwieg. Von ſeinem Golde nahm ich nur ſo viel, als in den erſten Tagen Deines Lebens nöthig war. Der Reſt liegt noch in dieſem Augenblicke verſiegelt in meinem Schranke. Ich rührte ihn nicht an, ſobald ich wieder Kräfte hatte, uns durch Arbeiten zu ernähren.

Als Du ungefähr ein Jahr alt warſt, hörte ich zufälliger Weiſe bei einer Nachbarin von dem Treuloſen ſprechen. Es ward erzählt: er ſey der Liebling des Fürſten, habe vor wenig Tagen den Kammerherrnſchlüſſel bekommen und werde nächſtens einen neugebauten Palaſt in der Nähe des Schloſſes beziehen. Man wollte noch mehr von ihm ſagen; ich brach aber das Geſpräch plötzlich ab und entfernte mich, weil ich fühlte, daß mein Geſicht glühte.

Einige Monate nachher ergriff mich eines Abends eine unüberwindliche Sehnſucht, wenigſtens die Mauern zu ſehen, die der Ungetreue bewohnte. Ich nahm Dich auf den Arm, ging an's Schloß und wollte eben nach ſeinem Hauſe fragen, als mich eine rauſchende Muſik, die aus einem Palaſte herabſchallte, aufmerkſam machte. Eine Menge neugieriger Menſchen ſtand vor der Thür.

Ich miſchte mich unter ſie, um die Urſache dieſes Zuſammenlaufs zu erfahren; aber indem ich mich nach einem freundlichen Geſichte umſah, an das ich meine Frage richten wollte, wurden die Pfortenflügel des Palaſtes geöffnet, und der eindringende Menſchenſtrom riß mich mit ſich hinein. Der Zug ging raſch eine breite Treppe hinauf und nach der offenen Thür eines prachtvoll erleuchteten Saales hin, der mit Herren und Damen angefüllt war. Ich warf einen Blick in den glänzenden Kreis, ſah Ferdinanden — ſah ihn eine junge

Dame, die mit Edelſteinen bedeckt war, zum Tanz aufführen, und um mich her riefen zwanzig Stimmen: Bräutigam und Braut! — Da war mir, als wankte und ſtürzte der Boden unter meinen Füßen. Ich that einen Schrei und die Sinne vergingen mir. —

Als ich die Augen wieder aufſchlug, fand ich mich in einem unbekannten Hauſe, von fremden Leuten umgeben. Ich lag auf einem Bette; Du ſchliefſt ruhig an meiner Seite. Eine freundliche Frau war um mich beſchäftigt, und freute ſich herzlich, mich wieder aufleben zu ſehen. Sie war bei meiner Ohnmacht gegenwärtig geweſen. Ich falle, — ſo erzählte ſie mir jetzt — wie von einem Blitz getroffen, rücklings zu Boden. Alle umherſtehende Perſonen erſchrecken; ein großer Theil der Hochzeitgäſte ſtrömte herbei; der Bräutigam drängt ſich vor allen hervor, beugt ſich zu mir herab und eilt ſchweigend wieder in den Saal. Sein plötzliches Zurücktreten, die Todtenbläſſe ſeines Geſichts und ſein ſchwankender Gang verrathen eine Beſtürzung, die ſich Niemand erklären kann. Kurz darauf ſendet er für mich eine Flaſche Wein, und läßt befehlen, mich in eins der nächſten Häuſer zu bringen und dort für meine Geneſung auf ſeine Koſten zu ſorgen.

Dieß erzählend, reichte mir die gute Frau ein Glas des Hochzeitsweines, den mir der menſchenfreundliche Kammerherr, wie ſie ihn nannte, geſpendet hatte; allein ich trank keinen Tropfen und verließ ſo ſchnell als möglich die Gegend, wo ich meinen Verführer das Feſt ſeiner Treuloſigkeit mit Trompeten und Pauken feiern hörte.

Als ich in meiner Wohnung wieder ankam, fühlte ich wie durch ein Wunder eine erquickende Gemüthsruhe, die ſeit langer Zeit von mir gewichen war. Das ungewiſſe Schwanken zwiſchen Furcht und Hoffnung machte mir Höllenqual. Mein Herz ward leichter, ſobald ich mein Schickſal entſchieden ſah.

Am folgenden Tage erhielt ich von Deinem Vater ein Handbriefchen; ich ſandte es ihm aber uneröffnet zurück. Seitdem hat er ſich um mich und Dich nicht weiter bekümmert. Er ward nach der Zeit der erſte Günſtling des Fürſten, ſtieg von Stufe zu Stufe, und hat nun die höchſte erreicht. Mit Einem Worte: Dein Vater iſt — der Miniſter Sonnenſtein.

Drittes Kapitel.

Hier wäre ein ſchicklicher Ort, Sonnenſteins Charaktergemälde aufzuſtellen, wenn ein Unding ſich malen ließe. Der von Natur nicht böſe, aber flache und unbeſtändige Menſch hatte keinen Charakter.

Als er Marien Feldheim — dieß war der Name der Unglücklichen — ewige Treue ſchwor, geſchah es ohne Nachdenken und Ueberlegung, doch mit dem redlichen Vorſatz, ſein Wort zu halten. Er liebte ſie wirklich, und war nach erfolgter Uebernahme der väterlichen Güter ſchon im Begriff, bei dem alten Feldheim um ſeine Tochter zu werben, als ihn mit Einem Male der Windſtoß eines zufälligen Ereigniſſes vom Pfade der Rechtſchaffenheit hinwegblies.

Der Fürſt, ein leidenſchaftlicher Jäger, hielt in der Nähe der Sonnenſteiniſchen Güter eine Parforcejagd. Alle benachbarte Edelleute nahmen an der empfindſamen Fürſtenluſt Theil. Auch Sonnenſtein folgte auf einem engliſchen Renner der wilden Jagd. Der Fürſt bemerkte mit Wohlgefallen, daß er ſo trefflich beritten war, fragte nach ſeinem Namen und lobte ſein edles Roß. Als die Hetze einige Stunden gedauert hatte, waren alle Jagdpferde müde und blieben weit hinter dem flüchtigen Wilde zurück. Nur der Fürſt und Sonnenſtein ſetzten noch einem hauenden Schweine nach.

Kaum bemerkte der Eber die ſchwache Zahl ſeiner

Verfolger, ſo bot er ihnen die Stirn, ſchlug die Hunde auf die Seite, ging auf den Fürſten los und hieb deſſen Pferd, daß es ſtürzte. In dieſem gefährlichen Augenblicke ſtieß Sonnenſtein dem grimmigen Thiere, das ſeine Hauer ſchon gegen den Fürſten kehrte, ſeinen Hirſchfänger in den Rachen. „Das war brav, Herr Kammerjunker!“ — ſtammelte der gerettete Fürſt, und drückte ihm dankbar die Hand. Sonnenſtein hielt den Titel, den er ſich beilegen hörte, für einen Irrthum der fürſtlichen Angſt, und nahm keine weitere Kenntniß davon; aber am folgenden Tage überbrachte ihm ein Feldjäger das Kammerjunkerspatent, nebſt einer mit dem Bildniß des Fürſten gezierten goldnen Doſe und einem gnädigen Handſchreiben, worin er eingeladen ward, die Reſidenz für immer zu ſeinem Wohnort zu wählen.

Er eilt nach Hofe, um ſich für dieſe Gnadenbezeugungen zu bedanken. Der Fürſt und deſſen Gemahlin empfingen ihn mit der ſchmeichelhafteſten Freundlichkeit. Sonnenſtein war von der Ehre, die ihm widerfuhr, ganz bezaubert. Er vergaß Marien und ſein heiliges Gelübde, und verſprach dem Fürſten, ſich ſeinem Dienſte zu widmen.

Als ſein Rauſch ein wenig verflogen war, dachte er erſt wieder an Marien. Wie oft hatte er mit ihr von ſtiller, ländlicher Zufriedenheit geträumt! Und nun entſagte er auf Ein Mal der beneidenswerthen Macht, freier und unabhängiger als ein König auf ſeinen Gütern zu leben; nun ſchien es ihm plötzlich ein größeres Glück, der Fürſtin die Enveloppe nachzutragen oder ihrem Gemahl einen Teller zu reichen. Bei dem allem war er noch entſchloſſen, Marien zu heirathen. Er glaubte, ihre Neigung zum Landleben würde ſich von den Annehmlichkeiten der Stadt und des Hofes leicht verdrängen laſſen.

Der unerfahrne Mann! Er kannte ſeinen Hof noch nicht! Dort war es keinem Kammerjunker erlaubt, ein bürgerliches Mädchen zur Gattin zu wählen. Eine ſolche Mißheirath hielt zwar vormals ein ruſſiſcher Kaiſer für keine Schande, und er fuhr auch nicht übel dabei; aber den Kammerjunkern und überhaupt dem ganzen Hofadel in ** war dieſe Erniedrigung bei Vermeidung fürſtlicher Ungnade unterſagt.

Als Sonnenſtein dieſes Geſetz erfuhr, war er unſchlüſſig, ob er Marien und der Redlichkeit, oder ſeiner Hofſtelle entſagen wollte. Er wog und wog; und man hätte glauben ſollen, ein liebenswürdiges Mädchen und einige tauſend Eide müßten ſchwerer wiegen, als ein Kammerjunkerspatent; aber nein! die Schale des letztern ſank, und jene ſtieg. Sein Gewiſſen, das noch nicht ganz in einen Todtenſchlaf gefallen war, täuſchte er durch den flüchtigen Einfall, daß er dem Fürſten nur eine kurze Zeit dienen und dann ſeinen Abſchied nehmen wolle, um die Verlobte zum Altar zu führen.

Allein es gefiel ihm bald ſo ſehr am Hofe, daß er ſich zu ſchwach fühlte, ihn wieder zu verlaſſen. Die Damen der großen Welt bezauberten ihn durch ihren geſchmeidigen Geſellſchaftston und die feine Kunſt, zu gefallen, die er an ſeinem natürlichen Landmädchen vermißte. Verſchiedene Grazien des Hofes bemühten ſich, den angehenden Günſtling des Fürſten zu erobern, und einer jungen ſchlauen Wittwe gelang es, ihm das Netz ihrer Reize über den Kopf zu werfen. Er ſträubte ſich zwar anfangs gegen ihre Feſſeln; dieß geſchah aber nicht aus Liebe gegen Marien, ſondern aus Furcht vor ihr.

Es war ihm ſehr angenehm, als er ſah, daß ſie ſich durch ſeine Drohungen Schweigen gebieten ließ und mit ruhiger Beſcheidenheit die Erfüllung ſeines Verſprechens erwartete. Dieſe Sanftmuth, die jeden Mann von Gefühl gerührt und ſein verirrtes Herz zu der ſtillen Dulderin zurückgeführt hätte, that auf ihn eine entgegengeſetzte Wirkung. Er entwiſchte wie ein Gefangener, der ſeine Wächter ſchlafen ſieht, den Banden ſeiner Liebeseide und vermählte ſich ſtandesmäßig mit der adelichen Wittwe. Von nun an galt er bei ſeinem Herrn, der aus mancherlei Gründen mit dieſer Wahl ſehr zufrieden war, alles in allem, und beherrſchte ihn ganz. Er war, mit Luthern zu reden, der Hausfürſt der Fürſten.

Viertes Kapitel.

Marie übergab ihrem Sohne die wenigen Briefe, die ſie von ihrem Verführer in Händen hatte. „Sieh,“ ſagte ſie, „dieß ſind die einzigen Beweiſe, die Du darüber aufzeigen kannſt, daß Sonnenſtein dein Vater iſt. Bediene Dich aber ihrer nur im höchſten Nothfalle, und enthalte Dich ſo lange als möglich, den grauſamen Mann, der Dich ſeit der Stunde Deiner Geburt verläugnet hat, um Gnadenbrod zu bitten.“

Sobald der Jüngling die Briefe erhielt, ging eine plötzliche Verwandlung in ihm vor. Er hatte bisher zufrieden mit ſeinem Schickſal gelebt, der Zukunft ruhig entgegen geſehen und ſeinen Wünſchen und Hoffnungen die engſten Schranken gezogen; nun aber wallte mit einemmale ſein Blut ſtürmiſch auf; es ergriff ihn heiße Begierde, ſich in eine höhere Sphäre zu ſchwingen. Er betrachtete ſich jetzt mit andern Augen, als ſonſt im Spiegel, und fand in ſeinem Geſichte einen Zug von Hoheit, den er noch niemals bemerkt hatte. Kurz, die Eitelkeit fing an, ihr Spiel mit ihm zu treiben.

Seine unglückliche Mutter ſtarb einige Stunden nach der Uebergabe der Briefe. Er eilte jetzt zu Paulinen, entdeckte ihr ſeine Herkunft und meldete ihr zugleich ſeinen Entſchluß, ohne Verzug zum Miniſter zu gehen und ihn zur Erfüllung ſeiner väterlichen Pflichten aufzufordern.

Die verſtändige Pauline empfand über dieſe Nachrichten mehr Schrecken als Freude, und warnte ihm vor den unangenehmen Folgen, die er ſich durch den vorhabenden bedenklichen Schritt zuziehen könnte. Es ſey mehr als wahrſcheinlich, ſagte ſie, daß er von dem ſtolzen und hartherzigen Miniſter übel empfangen, bitter gekränkt und verfolgt, allenfalls gar als ein frecher Betrüger in einem entfernten Feſtungskerker lebendig begraben, oder ſonſt durch ein gewaltſames Mittel auf die Seite geſchafft werde.

Eduard blieb gegen dieſe Vorſtellungen — die freilich ein wenig zu ängſtlich, doch nicht ganz ohne Grund waren — lange taub; denn es wollte ihm durchaus nicht mehr behagen, ſich einen magern Biſſen Brod durch den Schreiberkiel zu erwerben. Er wäre für ſein Leben gern ſobald als möglich ein großer Herr geworden, und es ſchien ihm (weil unſere Wünſche gewöhnlich mit der Hoffnung nahe verwandt ſind) eine ſehr leichte Sache, durch ſeinen mächtigen Vater ein ſchnelles und glänzendes Glück zu machen.

„Gut!“ ſagte Pauline: „Laß uns den kaum denkbaren Fall annehmen, daß Dich Sonnenſtein väterlich behandelt, Dich aus dem Staube emporhebt und als ſeinen Sohn öffentlich anerkennt! Dann wird Dir freilich ſehr wohl ſeyn; aber ich — werde weinen. — Denn da es Dein Vater ſelbſt nicht für anſtändig hielt, ein Frauenzimmer bürgerlichen Standes zu heirathen, ſo wird er es Dir eben ſo wenig erlauben.“ —

Dieß wirkte. Doch gab es noch vorher zwiſchen der Liebe und dem Stolze einen kleinen innerlichen Kampf, wovon ſich aber Eduard gegen Paulinen nichts merken ließ. Es glückte ihr, dem Schein nach vollkommen ſeine

Gedanken von den hohen Luftſchlöſſern abzulenken und zur Zufriedenheit mit ſeiner gegenwärtigen Lage zurückzuführen. Er ſetzte ſich ruhig an den Schreibtiſch und begnügte ſich vor der Hand wieder mit der Ausſicht, nach Verlauf einiger Jahre irgend ein kleines Accis- oder Steuerämtchen zu erhalten. Dann wollte er ſich um Paulinen in gehöriger Form bewerben und den Hochmuth ihres Vaters durch den Ankauf eines höhern Titels beſänftigen. Mit dieſen Spielklappern für große Kinder trieb die fürſtliche Kanzelei einen ſehr ſtarken Handel und machte billige Preiſe. Die wenigen Goldſtücke, die ſeine Mutter vor alten Zeiten zu ſeiner Verpflegung empfangen und ihm treulich aufgeſpart hatte, waren völlig hinreichend, ihm einen anſehnlichen Rang zu verſchaffen.

Bevor er aber dieſen Plan ausführen konnte, meldeten ſich bei Paulinen verſchiedene andere Freier, die theils ſchon auf den Ehrenplätzen ſtanden, wo er ſich erſt einkaufen wollte, theils ſehr begütert waren, und deßhalb von dem Prokurator mit offnen Armen empfangen wurden. Aber Pauline theilte rechts und links Körbe aus, und machte ſich dadurch bei ihrem Vater, der ein tyranniſches Zwangsrecht über ihr Herz ausüben wollte, manche böſe Stunde. Er drohte ihr mit Verſtoßung und Enterbung; ſie blieb aber ſtandhaft, hielt Eduarden die verſprochene Treue und wies ihm zu Liebe mehrere brave Männer zurück, gegen die ſie übrigens nicht die geringſte Abneigung empfand.

Fünftes Kapitel.

Ungefähr um dieſe Zeit beſchloß der Fürſt (der es gern in allen Dingen Kaiſern und Königen nachthat), eine Leibgarde zu errichten, die aus lauter Kernleuten von ausgezeichneter Länge beſtehen ſollte. Er ließ zu dieſem Soldatenſpiel die Rieſen ſeines ganzen Zwergſtaates aufſuchen und ſie mit der Grenadiermütze ſchmücken. Kein geſchickter Handwerker, kein Künſtler, kein Hausvater ward verſchont. Wer andern Menſchen über den Kopf gewachſen war, mußte dafür büßen und zur Fahne ſchwören. Oberbefehlshaber der neuen Leibwache und Generalfeldmarſchall der ganzen Armee (deren Stärke wenigſtens zweihundert Mann betrug) war der Miniſter Sonnenſtein, der überhaupt die ſämmtlichen höchſten Staatsämter in ſeiner unwürdigen Perſon vereinte. Er übernahm ohne Bedenken die ungleichartigſten Poſten, wenn nur etwas dabei zu gewinnen war. Es fehlte ihm zwar bei allen — die Oberjägermeiſterſtelle allein ausgenommen — an Fähigkeit zu ihrer Verwaltung; doch das kümmerte ihn nicht. Wem Gott ein Amt gibt, dachte er, dem gibt er auch Verſtand.

Die Errichtung der Garde koſtete übrigens viel Mühe. Alle Goliathe des Ländchens ſtanden ſchon in Reihe und Glied, und ſie war noch lange nicht vollzählig. Man mußte nun den Maßſtab der Rekruten etwas verjüngen und ſich mit kleinern Leuten begnügen. Was dieſen im Verhältniß gegen ihre Nebenmänner an der Länge abging, das ſollte ihnen — nach des Herrn Feldmarſchalls weiſer Erfindung — an der Bärmütze zugeſetzt werden. Er befahl ſehr ernſtlich, das neue Korps ſo bald als möglich auf die Beine zu bringen und die noch benöthigte Mannſchaft mit ſchonungsloſer Gewalt anzuwerben. Der dazu beauftragte Offizier drang nun bei Nacht in die Häuſer ein und holte die jungen Burſche, die ihm von ſeinen Spionen als dienſtfähig angezeigt worden waren, aus ihren Betten.

Auch unſern Eduard, der ſo ſchlank wie eine Tanne gewachſen war, hatten die Menſchenjäger auf's Korn genommen. Er wußte davon nichts, und ſchlief eben ſehr ſanft, als er plötzlich auf die angezeigte Weiſe überfallen, nach der Hauptwache geſchleppt und dort mit dem Antrage beehrt ward, ſeine Freiheit für zehn Gulden Handgeld zu verkaufen. Er lehnte natürlicher Weiſe dieſes Anſinnen von ſich ab; allein der Werbeofficier verlachte ſeine Weigerung, und drohte ihm mit allerlei harten Maßregeln, wenn er ſich nicht zum Fahneneide bequemen wollte.

Eduard war in der peinlichſten Verlegenheit; doch rechnete er darauf, ſein Prinzipal werde ſich nachdrücklich für ihn verwenden. Die Erlaubniß, ihn rufen zu laſſen, ward nach einigen Schwierigkeiten bewilliget. Der Prokurator kam, bedauerte höchlich, ſeinen getreuen Amanuenſis in ſothaner Calamität zu ſehen, erklärte aber zugleich mit Achſelzucken, daß er gerechtes und erhebliches Bedenken trage, ſich in dieſe Affaire zu meliren. „Allermaßen und dieweil Ihro Hochfürſtliche Durchlaucht (fuhr er in ſeiner ſteifen Aktenſprache fort) nun einmal die gnädigſte Reſolution gefaßt hätten, Höchſtderſelben geheiligte Perſon mit einer Leibwache zu umgeben; folglich und alſo ſey es eines jeglichen hierzu qualificirten Unterthanen Pflicht, mit Freuden die Waffen zu ergreifen. Er wenigſtens wolle ſich keiner Opposition theilhaftig machen und ſich dadurch die höchſte Ungnade Sr. Durchlaucht und des Herrn Generalfeldmarſchalls Excellenz auf den Hals laden.“

Der alte Gleißner ſprach mit gutem Bedacht aus dieſem unterwürfigen Tone, damit der gegenwärtige Werbeoffizier ſeine treudevoteſten Geſinnungen dem Fürſten und dem Miniſter rühmen ſollte. Im Herzen aber war es ihm ſehr ungelegen, einen fleißigen Gehülfen zu verlieren, der ihm (wie Jacob dem Laban, aus Liebe zur ſchönen Rahel) faſt ganz ohne Lohn diente.

Pauline erfuhr aus dem Munde ihres Vaters das erſte Wort von dem Unfall, der ihren Geliebten betroffen hatte. Sie erſchrack heftig; doch faßte ſie ſich ſchnell, um den nahen Antheil, den ſie an Eduarden nahm, nicht zu verrathen. Der Prokurator war in allen Dingen, die nicht in ſein Prozeßfach einſchlugen, ein gar einfältiger, kurzſichtiger Mann, und nichts weniger als ein feiner Beobachter. Das Herz ſeiner Tochter war ihm daher immer ein unentdecktes Land und blieb es ihm auch jetzt noch.

Es verdroß ihn bei dem gegenwärtigen Vorfalle nichts, als daß er der fruchtbringenden Feder ſeines Schreibers, den er nach und nach zu einer erſprießlichen Ausdehnung ſeiner Handſchrift abgerichtet hatte, künftig entbehren ſollte. Außerdem machte ihm das Schickſal des Jünglings keinen Kummer. Er ging ruhig ſeinen Geſchäften nach und dachte nicht weiter an ihn.

Deſto mehr Pauline. Sie ſchwebte in der größten Angſt; doch vergoß ſie keine unnützen Thränen, ſondern ſann hin und her, was zu thun ſey. Es ſchien ihr am Ende der beſte und einzige Rath, daß ſich Eduard ſeinem Vater entdecke. Sie überſandte ihm deßhalb durch ein vertrautes Dienſtmädchen Sonnenſteins Briefe, die ſie bisher in Verwahrung gehabt hatte. Einige beigelegte Zeilen enthielten die Bitte, von dieſen Papieren ohne Verzug Gebrauch zu machen.

Sechstes Kapitel.

Eduard verlangte jetzt dem Feldmarſchall vorgeſtellt zu werden, und eine gewaffnete Begleitung führte ihn in deſſen Palaſt. Se. Excellenz war mit der funkelneuen Gardeuniform angethan und brüſtete ſich wie ein Pfau. Der Unteroffizier, der die Wache anführt, meldete ihm des Arreſtanten Namen, Stand und Abneigung, der Trommel zu folgen. Sonnenſtein ſtutzte bei dem Namen Feldheim, entfärbte ſich ein wenig und biß unruhig die Lippen zuſammen; doch weit von dem Gedanken entfernt, daß wirklich ſein längſtvergeſſener Sohn vor ihm ſtehe, gab er ſich ſchnell wieder ein martialiſches Anſehen und fuhr auf: „Tauſend Element! Der Tintenkleckſer will nicht Soldat werden?“

„Nein,“ ſagte Eduard in einem feſten und kalten Tone.

Sonnenſtein ward auf's Neue verblüfft, nahm ſich aber raſch zuſammen, und ſuchte, nach mancher Feiglinge Art, die Furchtſamkeit eines böſen Gewiſſens durch ſtärkeres Toben zu verlarven. „Alle Teufel!“ rief er hohnlachend aus: „der Burſch ſpricht ja wie ein Reichsfreiherr! Wart' Er, man wird Ihn Mores lehren! Wir wollen ihn bei Waſſer und Brod ſo lange krumm ſchließen laſſen, bis ſich der Ehrtrieb bei Ihm einſtellt, Sr. Durchlaucht zu dienen.“

Mich — antwortete Eduard gelaſſen — werden Ew.

Excellenz nicht krumm ſchließen laſſen; davor bin ich ſicher.

„Kecker Bube! was ſollte mich abhalten?“

Das kann ich Ihnen nur ohne Zeugen ſagen. —

„Oho! gar Geheimniſſe! — Was Er mir anzuvertrauen hat, wird wohl die ganze Welt hören können. Heraus mit der Sprache!“

Wie Sie befehlen. Ich verliere nichts dabei. Aber Ew. Excellenz werden es zuverläſſig bereuen, daß Sie die Entdeckung, die ich Ihnen zu machen habe, nicht unter vier Augen anhörten.

Der Feldmarſchall trat einen Schritt zurück, maß Eduarden vom Kopf bis zum Fuße mit wilden Blicken, und öffnete den Mund, einen Fluch auszuſtoßen; aber die Furcht, daß irgend ein böſes Geſchichtchen zur Sprache kommen möchte, demüthigte ihn. Er ließ den Unteroffizier abtreten und fragte dann mürriſch: „Was hat Er mir zu ſagen?“

Ich heiße Feldheim, ſprach Eduard, und ſah ihm ſtarr in die Augen.

„Nun, das hab' ich ſchon vorhin gehört. Was weiter?“

Dieſer Name gehört mir nicht, ſondern iſt nur ein Nothname, den mir meine Mutter geliehen hat. Ich ſollte von Rechts wegen Sonnenſtein heißen. —

„Wie? was?“ — rief der Feldmarſchall erröthend, und ſah ſich (ungeachtet er wußte, daß außer ihm und Eduarden Niemand im Zimmer war) ängſtlich um. — „Welchen Anſpruch hat Er an meinen Namen?“ —

Ich bin Ihr Sohn. —

„He! Wache!“ — ſchrie Sonnenſtein mit einer Löwenſtimme.

Die Wache ſtürzte ins Zimmer.

„Nehmt dieſen Menſchen in feſte Verwahrung! Er iſt wahnſinnig!“

Die Soldaten umzingelten Eduarden und wollten ihn fortführen.

Herr Feldmarſchall! — rief der Jüngling in einem entſchloſſenen, drohenden Tone: Verfahren Sie nicht auf dieſe Weiſe mit mir! Ich kann Ihnen die Geſundheit meines Verſtandes durch gewiſſe Briefe beweiſen. —

„Ha! wieder was Neues! — Nun wird man ſich durch freche Erdichtungen und durch falſche Handſchriften vom Kriegsdienſte loslügen wollen. Doch — ich will den Phantaſten noch einmal anhören. — Soldaten, tretet ab!“

Sonnenſtein ging, indem Eduard ſeine Briefe aus der Taſche zog, mit großen Schritten auf und nieder, öffnete raſch die Thür eines Nebenzimmers und ſagte protzig: „Hier herein!“

Er ging voran. Eduard folgte ihm.

Ew. Excellenz — begann Dieſer jetzt — erinnern ſich kaum wohl noch einer gewiſſen Marie Feldheim, einer Förſterstochter, die Sie vor einigen zwanzig Jahren geliebt, durch ein Eheverſprechen getäuſcht, zur Mutter eines Sohnes gemacht und dann treulos verlaſſen haben? — Sie iſt todt; aber ich — ihr Sohn — kann dieß alles durch gegenwärtige Briefe darthun. —

Sonnenſtein riß ſie ihm aus der Hand, ließ einen flüchtigen Blick darauf fallen, und fragte zugleich, ohne Eduarden anzuſehen, in einem nachläſſigen, ſchleppenden Tone: „Die Mutter iſt alſo geſtorben?“

Schon vor anderthalb Jahren, antwortete der Jüngling.

„Deſto beſſer!“ rief Sonnenſtein triumphirend, und warf die Briefe ins Kaminfeuer.

Eduard ſprang hin, um ſie zu retten; aber ſein Vater ſtieß ihn zurück. „Sieh, junger Menſch,“ ſprach er mit einem boshaften Lächeln, „hier brennen Deine Beweiſe! Du biſt entwaffnet und in meiner Gewalt! Ich kann Dich an einen Ort bringen laſſen, wo Dich weder Sonne noch Mond beſcheint; kein Hahn kräht darüber.“

Aber ich, verſetzte der Jüngling, ich werde ſchreien, daß man meine Stimme am Throne des Fürſten hören ſoll. —

„Armſeliger Trotzer! Das ließe ſich Dir wohl verbieten! Es koſtet mir ein Wort, einen Wink, ſo biſt Du lebendig todt, wirſt als ein Wahnſinniger behandelt, und wenn Du Dich meinen Sohn nennſt, ſo zuckt man lächelnd über Dich die Achſeln, wie über andere Verrückte, die ſich für Kaiſer und Könige halten.“ —

Allmächtiger Gott! rief Eduard: ich hätte nimmer geglaubt, daß ein ſolcher Unmenſch auf Erden lebe, wie ich ihn hier in meinem eigenen Vater entdecke! —

„Schweig, und bringe mich nicht durch ſolche theatraliſche Tiraden noch mehr auf! Es war jetzt nur davon die Rede, was ich thun könnte und was vielleicht mancher andere beleidigte Machthaber an meiner Stelle thun würde; aber fern ſey es von mir! Es hängt im Gegentheil blos von Dir ab, alle Unannehmlichkeiten zu vermeiden und mich durch Gehorſam gegen meine Befehle zu väterlichen Geſinnungen und Handlungen zu bewegen.“ —

Was fordern Sie von mir? Ich werde gehorchen, wenn's möglich iſt. —

„Nicht nur möglich, ſondern ſehr leicht. Du mußt für's Erſte Soldat werden.“ —

Soldat? — Gemeiner Soldat? —

„Ja, durchaus; wenn auch nur auf acht Tage. Dieß iſt ſchlechterdings zur Rettung meiner Ehre nöthig, weil Du ſo unvorſichtig warſt, in Gegenwart des Unteroffiziers mit Entdeckungen zu drohen, die mir unangenehm ſeyn könnten.“ —

Wer zwang mich dazu, als Sie ſelbſt?

„Das iſt vorbei. Kurz, es darf Niemand wiſſen, Niemand muthmaßen, daß die Geheimniſſe, mit denen Du Dich breit machteſt, mich ſelbſt betrafen. Dieß würde man aber errathen, wenn ich Dich auf der Stelle vom Kriegsdienſte freiſpräche. Man würde ſagen: Du müßteſt mir den Daumen tüchtig auf's Auge geſetzt haben, und ſo weiter. Solches Geſchwätz kann ich über mich nicht dulden; und es gibt dagegen keinen andern Rath, als daß Du auf eine kurze Zeit Soldat wirſt.“

Eine harte Forderung! Doch erklären Sie ſich weiter. —

„Die zweite Bedingung meiner Gnade iſt — Schweigen; ewiges, unverbrüchliches Schweigen über das Geheimniß Deiner Geburt. — Sobald Du Dich unterſtehſt, davon zu ſprechen, geht die Reiſe mit Dir ins Tollhaus! — Hältſt Du aber reinen Mund, ſo verlaß Dich darauf, daß ich Dein Glück mache. Ich mag nicht Dein Vater heißen, aber ich will es ſeyn.“

Wohl mir, wenn es geſchieht! Den Titel Ihres Sohnes will ich gern entbehren, erfüllen Sie nur die Pflichten eines Vaters gegen mich! Doch ich rechne für jetzt noch auf nichts. Mit ähnlichem Verſprechen und ähnlichen Drohungen, als Sie jetzt gegen mich anwenden, lockten und ſchreckten Sie wechſelsweiſe meine unglückliche Mutter, und fragten dann nicht weiter nach ihr. So wollen Sie wahrſcheinlich auch mit mir verfahren; aber ich bin kein furchtſames Weib, das ſchweigend leidet und duldet. Ich bleibe — das ſage ich Ihnen voraus — unter der Muskete nicht lange ruhig. Sobald ich ſehe, daß Sie mich vergeſſen und im Stiche laſſen, werde ich mich thätig rühren und alle meine Kraft aufbieten, mir Hülfe und Gerechtigkeit zu verſchaffen. —

Dieſe muthige Sprache that Wirkung. Sonnenſtein war Anfangs blos Willens, ſeinem Sohne Furcht einzuſchrecken und ihm dadurch ein Schloß vor den Mund zu legen; als er aber ſah, daß er keinen feigen Menſchen vor ſich hatte, ward ihm ſelbſt bange, und er bequemte ſich zu beſtimmtern Vergleichsvorſchlägen, die ſehr annehmlich waren. „Beruhige Dich, mein Sohn!“ ſprach er ſanft: „Du trägſt, wie geſagt, nur einige Tage lang zum Schein die Montur eines gemeinen Gardiſten, wirſt dann Unteroffizier, ein Jahr nachher Lieutenant, erhältſt Zutritt in meinem Hauſe, ich gewinne Dich mit jedem Tage lieber, nehme Dich an Kindes Statt an, laſſe Dich unter dem Namen Feldheim, genannt Sonnenſtein, in den Adelſtand erheben, und ſetze Dich zum Erben ein.“ —

Dieſer Plan klang nicht übel und ließ ſich ohne Schwierigkeit ausführen; denn Sonnenſtein hatte keine ehelichen Kinder, war Wittwer und unabhängiger Beſitzer eines großen Vermögens. Eduard ſchwor nun — entzückt über die goldenen Berge, die ihm in der Ferne entgegenglänzten — ohne weiteres Bedenken zur Fahne.

Siebentes Kapitel.

Pauline that einen lauten Schrei und war einer Ohnmacht nahe, als ſie ihren Geliebten in einem engen Rocke von rothem Flockentuche mit blauen Aufſchlägen ins Haus treten ſah. Er brach über ihr Schrecken in ein Gelächter aus und verkündigte ihr mit einer triumphirenden Miene, daß er bald ein Edelmann ſeyn werde. Nach dieſer Meldung, die ſeiner wiedererwachten Eitelkeit am wichtigſten war, erzählte er in einem luſtigen Tone, was ſich im Palaſte des Feldmarſchalls begeben hatte, und war am Ende etwas verdrießlich, daß ſich Pauline ſo wenig darüber freute.

Sie hatte in der That wenig Urſache dazu, denn ihr Geliebter befand ſich offenbar zwiſchen zwei Klippen. Es war ohne prophetiſchen Geiſt, blos durch den hellen Blick der geſunden Vernunft, vorauszuſehen, daß er entweder von ſeinem Vater hintergangen, in den Staub getreten und vernichtet werden würde, oder mit Verluſt ſeiner Beſcheidenheit und anderer guten Eigenſchaften ſeines Herzens emporſteigen werde. Er bewies ſchon jetzt viel Anlage, ſich zu verſchlimmern. Jedes Wort, das aus ſeinem Munde ging, war kecker und muthwilliger, als er ſich ſonſt auszudrücken pflegte. Er ließ ſeinem Leichtſinn, der ſich bisher unter dem Druck der Armuth wenig geregt hatte, mit einemmale den Zügel ſchießen, zerſtampfte lachend ſeine Federn, und ſchalt ſich ſelbſt einen Dummkopf, daß er der elenden, gemeinen Beſchäftigung des Abſchreibens ſo viele Jahre geopfert habe.

Indem er den letzten Kiel auf dem Tiſche zerſtieß, kam Paulinens Vater nach Hauſe und ſchlug die Hände über der Perücke zuſammen, als er den Rothrock erblickte. „Ach, mein armes Goldſöhnchen!“ rief er aus: „Ich beklage von Grund meines Herzens . . .“

Was denn? — fiel ihm Eduard mit einem naſeweiſen Accent ins Wort, der gegen die ſchüchterne Demuth, die er nur noch zwei Stunden zuvor ſeinem Gebieter bewieſen hatte, ſehr abſtach.

„Nun, ich beklage,“ fuhr Sebald fort, „daß man gezwungen worden iſt, dem Kalbfell zu folgen.“

Ei, ei! verſetzte Jener, der Herr Prokurator ſind ſehr geſchickt, auf beiden Achſeln zu tragen. Sprachen Sie nicht vorhin auf der Hauptwache ganz anders? — Doch, es iſt mir nun recht lieb, daß Sie ſich meiner nicht annahmen; denn das Kalbfell — wie Sie zu ſagen beliebten — wird mich hoffentlich weiter bringen, als dieſe leidigen Gänſekiele, von denen ich eben auf ewig Abſchied genommen habe. —

Mit Entſetzen betrachtete jetzt der Prokurator die Verwüſtung auf dem Schreibtiſche. „Was iſt das?“ fragte er haſtig: „Wer hat dieſen Frevel verübt?“

Ich! — antwortete der neugebackene Held, und warf ſich ſtolz in die Bruſt.

„Welcher kindiſche Muthwille!“ kollerte der alte Sebald, wie ein aufgebrachter Truthahn, heraus: „Welche Verſündigung an dem edelſten Werkzeuge, das der Himmel dem Menſchen verlieh! Die Welt ginge zu Grunde, wenn keine Schreibfedern exiſtirten! Und man iſt ſo frech, ſo gottlos . . .“

Ereifern Sie ſich doch nicht ſo ſehr! unterbrach ihn Eduard mit einem höhniſchen Lächeln. Es gibt ja noch Gänſe genug in der Welt! —

„Und auch Gänſeköpfe, wie Er exempli gratia einer iſt!“ — rief der Prokurator, und zitterte vor Erbitterung

Schon ſchwebte eine unartige Antwort auf Eduards Zunge, aber Pauline gab ihm durch einen zürnenden Augenwink ihr Mißfallen an der ſchnöden Behandlung ihres Vaters zu erkennen, und bewirkte dadurch, daß der Gelbſchnabel die Segel ſeines Uebermuths plötzlich einzog. — Warum zanken wir uns? ſprach er in einem höflichern Tone: Das ſind dieſe paar Kiele doch wahrlich nicht werth! Ich gebe Ihnen zu, Herr Prokurator, daß die Schreibfedern im Ganzen den ſtärkſten Anſpruch auf Werthſchätzung haben; aber dieſe, denen ich hier das Garaus ſpielte, hatten völlig ausgedient und waren ganz unbrauchbar geworden. Die eine hatte Zähne, die andre einen Bart . . . .

„Der gewiſſen Leuten noch abgeht!“ — fiel der Prokurator hämiſch ein: „Man würde ſich ſonſt gegen Männer, die ſchon faſt ein halbes Seculum Haare auf den Zähnen haben, und denen man die Schuhriemen aufzulöſen nicht werth iſt, manierlicher bezeigen.“ —

Es bedurfte jetzt wieder eines ernſten Winks geliebter Augen, um den äußerſt beleidigten Milchbart in den Schranken der Mäßigung zu halten. Dieſer ausdrucksvolle Wink legte ihm aber die Gefahr, auf immer aus dem Hauſe verwieſen zu werden, ſo rührend an's Herz, daß er nicht nur die letztern unverſilberten Pillen ruhig verſchluckte, ſondern ſogar wegen ſeiner Naſeweisheit um Verzeihung bat, und ſich willig erklärte, dann und wann in dienſtfreien Stunden das bisherige Geſchäft des Abſchreibens unentgeldlich fortzuſetzen.

Dieſes Sühnopfer nahm der Prokurator, der nicht den kleinſten Gewinn zu verſchmähen pflegte, huldreich auf, und es ward mit Feſtſetzung verſchiedener Punkte Friede geſchloſſen. Unter andern machte ſich der junge Uebermüthler die Bedingung, ihn nicht mit Man oder Er, ſondern mit Sie anzureden. Hierzu wollte ſich aber der alte Pedant, der ſeiner Würde dadurch etwas zu vergeben glaubte, nicht ſogleich verſtehen, und brauchte den Vorwand, daß es ihm unmöglich ſeyn werde, ſich dieſer bei ihm eingewurzelten Gewohnheit zu enthalten.

Verſuchen Sie es nur! erwiederte Eduard: Ich will's im Anfange nicht ſo genau nehmen, wenn Sie mich auch bisweilen erzen. —

„Nun, unter dieſem Vorbehalt,“ ſagte der Prokurator, „und beſonders aus ſchuldigem Reſpekt gegen den hochfürſtlichen Rock, den Er — den Sie tragen, will ich mein Möglichſtes thun.

Mit dieſer Erklärung zufrieden empfahl ſich Eduard, weil er auf den Exercierplatz beſtellt war, wo ihn ein Unteroffizier in dem Abc des Kriegsdienſtes unterweiſen ſollte.

Achtes Kapitel.

Unſer Grenadier brachte es nach einigen Tagen in ſeiner Schule ſo weit, daß er die Ehre haben konnte, vor der Thüre ſeines Vaters Schildwache zu ſtehen. Hiermit ſchloß ſich ſeine Rolle als Gemeiner. Er erhielt das Kurzgewehr, und ſpielte nun mit vieler Aufgeblaſenheit den Exercitienmeiſter. Einige graubärtige Kriegsknechte, die ſich aus dem preußiſchen Dienſte in die fürſtliche Garde verirrt hatten, konnten ſich aber kaum des Lachens enthalten, wenn der hochgebietende Herr Corporal ſie richten und über Dinge belehren wollte, die ſie ſchon dreißig Jahre zuvor beſſer verſtanden, als er.

Sonnenſtein hielt, wie wir ſehen, ſeinem Sohne redliches Wort, als ſich nach der rauhen Gemüthsſtimmung bei der erſten Bekanntſchaft von ihm erwarten ließ. Der junge Menſch war ihm damals ein ſtechender Dorn im Auge, und nur die Furcht vor ihm und ſeiner frechen Zunge erpreßte die glänzenden Verſprechungen, deren Haltung dem Feldmarſchall wenig Ernſt war. Doch nach und nach gewann er Eduarden ſo lieb, als ein kaltes Weſen ſeiner Art Jemanden außer ſich lieben kann. Er wartete nur auf eine ſchickliche Gelegenheit, ihn zum Offizier zu erheben. Indeſſen zeichnete er ihn, um dieſen Schritt vorzubereiten, immer mehr vor ſeines Gleichen aus, und nannte ihn faſt bei jeder Wachparade die Krone des Regiments.

Die Gilde der Schneider, die manchen kleinen Wicht zu einem angeſehenen Manne macht, leiſtete auch Eduarden dieſen Dienſt; doch nicht wie gewöhnlich mit Scheere und Nadel, ſondern im Gegentheil dadurch, daß die Geſellen dieſer Zunft jene ſchöpferiſchen Werkzeuge wegwarfen, ihren Meiſtern und der Obrigkeit trotzten, ſich tumultuariſch zuſammenrotteten, und auf dieſe Art eine für ſie vortheilhafte Umwälzung des Schneiderſtaates bewerkſtelligen wollten. An einem andern Orte würde man dieſen matten Aufruhr wenig geachtet haben, weil der Hunger die armen Schächer doch wahrſcheinlich bald in ihre Werkſtätten zurückgetrieben hätte; allein in unſerer fürſtlichen Reſidenz war man gewohnt, aus jeder Mücke einen Elephanten zu machen, und behandelte daher auch die armſelige Empörung einer Handvoll Schneider ſehr wichtig. Es wurden alle Kanonen, die im Zeughauſe vorhanden waren, auf dem Marktplatze aufgepflanzt, und die Lärmtrommel rief das ganze Kriegsheer unter die Waffen.

Den Revolutionsmännern verging ſchon bei dieſen Anſtalten der Muth, auf den Gaſſen herumzutoben. Sie zogen allgemach die Hörner ein, verkrochen ſich ins Schneckenhaus ihrer Herberge, und verſchanzten ſich mit Tiſchen und Bänken, die ſie hinter der Thür ihrer Schlupfhöhle aufthürmten. Der Feldmarſchall, davon benachrichtiget, hielt Kriegsrath, und es ward einſtimmig beſchloſſen, die feindliche Feſtung zu umzingeln, mit Sturm zu erobern und die Beſatzung zu Gefangenen zu machen.

Sonnenſtein wußte voraus, daß dieſer Sieg ein gefahrloſes und leichtes Stück Arbeit ſeyn werde, und faßte deßhalb auf der Stelle den väterlichen Entſchluß, ſeinem

Sohne dieſen Lorbeer zuzuwenden. So erfolgte die Ordre: „Der Korporal Feldheim ſoll mit fünfundzwanzig Mann gegen die Schneiderherberge anrücken, die Rebellen zur Ergebung auffordern, und wenn Güte nichts fruchte, Gewalt brauchen.“ —

Dieſer hohe Befehl erregte ein allgemeines Staunen unter dem Kriegsvolke und ſeinen Hauptleuten. Man fand es höchſt wunderbar, daß einem Unteroffizier, und noch dazu einem der jüngſten, eine ſo wichtige Unternehmung übertragen, und mehr Mannſchaft untergeben ward, als ſonſt Männer ſeines Schlages zu befehligen bekommen. Es war allerdings der achte Theil der ganzen Armee! — Dennoch wagte man gegen den Feldmarſchall keinen offenbaren, ſondern blos den verlarvten Widerſpruch, daß ihm einer der vornehmſten Offiziers mit Beſcheidenheit zu bedenken gab, ob wohl fünfundzwanzig Mann hinreichend ſeyn möchten, eine ſechsfach ſtärkere Rotte zu Paaren zu treiben.

„Warum nicht?“ entgegnete die Excellenz: „Der brave Feldheim, den ich mit Bedacht wegen ſeines bisher gezeigten Dienſteifers durch dieſes Commando ehrenvoll auszeichnen will, gilt allein für zehn Mann; und ſollte er ja gegen das Geſindel nichts ausrichten, ſo ſchicken wir ihm einen Offizier mit einem ſtärkern Corps zum Succurs.“ —

Eduard ſetzte ſich alſo mit ſeiner Schaar in Marſch, und hörte ſchon von weitem das Jubel- und Freiheitsgeſchrei der Feinde, die der Fuſelflaſche tüchtig zugeſprochen und neuen Muth und Begeiſterung daraus geſchöpft hatten. Mit erdfahlen, verzerrten Geſichtern und zottigen Haaren lagen ſie, zehn Mann hoch über einander, in den offenen Fenſtern ihrer ſchwarzen Höhle, und beluſtigten den gaffenden Pöbel durch Rodomontaden. Als ſie aber die Grenadiers mit Doppelſchritten anrücken ſahen, ſtarb ihnen das wilde Geſchrei im Munde; ein Bramarbas nach dem andern ſchlich vom Fenſter hinweg und ſchlug Schnippchen in der Taſche. Nur die Rädelsführer kämpften gegen ihre Zagheit, und ſuchten ihre Renommiſtenehre vor den hohen Zuſchauern dadurch zu behaupten, daß ſie Stand hielten und ſichtbar blieben.

Unſer Held ſtellte ſein Häuflein auf der Gaſſe in Schlachtordnung, und griff ſeine Stimme dabei ſo gewaltig an, als ob er ein Regiment von dreitauſend Mann commandire. Dann forderte er die Tumultuanten durch eine pathetiſche Rede (die vorher einſtudirt und in dem ſchwerfälligſten Advokatenſtyl abgefaßt war) zur Ergebung auf. Sie weigerten ſich aber mit verzagtem Trotz, und er befahl nun ſeinen Truppen, gegen die Schneiderfeſtung Sturm zu laufen.

Das war, was die Grenadiers wünſchten. Sie machten wenig Federleſens. Mit drei oder vier Kolbenſtößen war die Thür geſprengt, die inwendige hölzerne Verſchanzung ſtürzte nieder, die Sturmläufer ſchritten darüber hinweg und ſtanden mit angeſchlagenem Gewehr vor den zitternden Rebellen, die ſich im Hintergrunde ihres Verſammlungsſaales wie eine Heerde furchtſamer Schafe in einen Klumpen zuſammendrängten.

„Ergebt euch, oder ich commandire Feuer!“ rief Feldheim, und im Nu fielen mehr als zwanzig arme Sünder in Todesangſt auf die Kniee, hoben flehend die Hände empor, und ſtöhnten: „Pardon!“ — Sie ergaben ſich ſammt und ſonders auf Gnade oder Ungnade und ließen ſich gefangen hinwegführen.

Der Feldmarſchall ſtand, von den Offizieren der ganzen Armee umringt, auf dem Markte und weidete lächelnd die Augen an dem Triumphzuge ſeines Sohnes. Dieſer kam bald darauf, als er die gefangenen Vögel in die Käfige des Stockhauſes abgeliefert hatte, und erſtattete ſeinen Rapport.

„Sie haben ſich brav gehalten, lieber Feldheim!“ ſprachen Ihro Excellenz, und klopfte ihn auf die Backen. Alle Umſtehenden trauten kaum ihren Ohren, denn der ſtolze Mann redete gewöhnlich die Unteroffiziers mit Ihr an. „Sie haben ſich um das Vaterland wohl verdient gemacht,“ fuhr er fort, „und ich werde nicht unterlaſſen, Sie der Gnade des Fürſten zu einer vorzüglichen Belohnung zu empfehlen.“ —

Am folgenden Tage erhielt der Rebellenbeſieger das Lieutenants-Patent nebſt fünfhundert Thalern zur Equipage, und der Feldmarſchall zog ihn, ſobald die Offiziersuniform fertig war, zur Tafel.

Neuntes Kapitel.

Zwiſchen der bangen Nacht, da Eduard angeworben ward, und dem frohen Ehrentage, da er an der Seite ſeines geheimen Vaters zur Tafel ſaß, liegt ein Raum von achtzehn Monaten. Während dieſer Zeit ging er in dem Hauſe des Prokurators täglich aus und ein, und erhielt den alten Murrkopf durch fleißiges Aktenſchreiben in der beſten Laune gegen ſich. Er begehrte, ſeitdem er Soldat war und von dem Feldmarſchall unter der Hand einen anſehnlichen Zuſchuß erhielt, nicht den geringſten Lohn für die Arbeiten ſeiner Feder, und Paulinens Vater bot ihm auch keinen an, ſondern führte es ihm ſogar im Gegentheil oft als ein beſonderes Glück zu Gemüthe, daß er bei ihm ſo ſchöne Gelegenheit habe, ſich im Schreiben zu üben. Damit hielt er die freiwilligen Frohndienſte, die ihm geleiſtet wurden, für überflüſſig bezahlt, und grübelte nicht weiter darüber, ob der junge Menſch vielleicht andere Bewegungsgründe haben möchte, um nichts und wieder nichts für ihn zu arbeiten. Paulinens Korbſpende — die ſie auch gegen ihre neuern Anwerber ſo lange fortſetzte, bis ſich keiner mehr an ſie wagte — hätte jeden andern Vater aufmerkſam gemacht, und ihn veranlaßt, die jungen Leute zu beobachten; aber Sebald war, wie ſchon geſagt, in allen Fällen, wo es darauf ankam, die Augen der Seele zu brauchen, ein blinder Maulwurf. Deſto ſchärſer ſah er mit ſeinen leiblichen Augen. Der pfiffigſte Falſchmünzer hätte ihn nicht mit einem unechten Pfennig hintergeben können. Darum fand man auch auf ſeinem Zähltiſche eine Menge Spitzbubengeld, das ſich unter ehrliche Münzen gemiſcht hatte und von ſeinen Falkenblicken entdeckt worden war, an den Pranger genagelt.

Pauline liebte ihren Freund mit alter Herzlichkeit und Treue; aber ſie konnte es ſich nicht verhehlen, daß ſein neuer Stand ſein Gemüth verändert und ſeine Sitten roher gemacht hatte. Er war nicht mehr der liebetrunkene Schwärmer, der ſich vormals, wenn von Ausſichten der Zukunft die Rede war, hoch und theuer vermaß, daß er in den Armen ſeiner Pauline bei Brod und Waſſer glücklich ſeyn und keinen König beneiden wolle. Es bedurfte jetzt lange keines königlichen Ueberfluſſes, um ſeine Unzufriedenheit zum Ausbruch zu reizen. Jede armſelige Karoſſe, die er unter dem Fenſter vorbeirollen ſah, verfolgte er mit Augen der Sehnſucht, und mit dem lauten Wunſche, ſie zu beſitzen. Er fügte dann noch immer die Betheuerung hinzu, daß er nicht eher ruhen werde, bis er ſich eine Equipage und Bedienten halten könne. Von der Gefangenkoſt der genügſamen Liebe wollte er nun vollends gar nichts mehr wiſſen, ſondern ſprach von Kellern voll ausländiſcher Weine, die er ſich zulegen, und von geſchickten Kunſtköchen, die er mit der Zeit von der Erbſchaft ſeines Vaters beſolden wollte. Dergleichen windiges Geſchwätz, das Pauline täglich zu vernehmen bekam, that ihr weh; denn ſie ſah, daß ſie in ſeinen Augen nicht mehr die mächtige Fee war, deren Zauberſtab wüſte Einöden in blühende Paradieſe umſchaffen konnte. Darüber beklagte ſie ſich aber nie gegen ihn, weil ſie wußte, daß ein Herz, deſſen Wärme allmählig zu ſinken beginnt, durch Vorwürfe nur noch ſchneller auf den Gefrierpunkt gebracht wird.

Doch über die widrigen Blumen, die Eduard in der Wachſtube auflas und in ſeine Geſpräche verflocht, hatte ſie manchen kleinen Streit mit ihm. Es war dem frommen und geſitteten Mädchen unerträglich, ihn fluchen zu hören. Dieſe Untugend, die er in frühern Jahren nicht an ſich hatte, gewöhnte er ſich jetzt erſt im Umgange mit ſeiner Kameradſchaft an, und prunkte mit den ſinnloſeſten Flüchen, als ob ſie die köſtlichſten Perlen der Beredtſamkeit wären. Der Ton ſeines Umgangs war überhaupt nicht mehr ſo fein und beſcheiden, wie vormals. Er drang Paulinens Ohren manchen gemeinen Scherz auf, der ſie zum Erröthen zwang. Kurz, er hatte viel von ſeinem vorigen Zartgefühle verloren.

Zehntes Kapitel.

Der Feldmarſchall ernannte ſeinen Sohn, ſobald er ihm das Portepee zugeſchanzt hatte, zu ſeinem Adjutanten, ließ ihn täglich an ſeiner Tafel ſpeiſen, räumte ihm in ſeinem Palaſte einige Zimmer ein, und behandelte ihn überhaupt als ſeinen Schooßjünger. Eduard fing nun an, die glänzende Rolle zu ſpielen, die ſich ſein eitler Sinn längſt gewünſcht hatte. Er genoß, als der erklärte Liebling des Premierminiſters und Univerſalchefs in Kriegs- und Friedensſachen, der ſchmeichelhafteſten Aufnahme in allen vornehmen Häuſern der Reſidenz. Kein Wunder, daß ihn dieß aufblähte, und daß ihm ſein tägliches Leben und Weben in den Geſellſchaften des Adels wenig Zeit übrig ließ, das Haus des Prokurators zu beſuchen.

Dennoch fand er ſich noch bisweilen im Fluge dort ein und geberdete ſich als der abgeſchmackteſte Geck. Er ſauste wie eine wilde Hummel im Zimmer herum, und machte einen heilloſen Lärm mit ſeinen klirrenden Sporen, die er mit einer gewiſſen Kunſtfertigkeit (welche eine fleißige Uebung vorausſetzte) ſo heftig an einander ſtieß, daß ſie einen hellen, melodiſchen Ton von ſich gaben, und ihm auf dieſe Art zu einem muſikaliſchen Inſtrumente dienten, womit er den Text ſeiner faden Witzeleien begleitete.

Daß er ſich als Offizier nicht mehr damit abgab, das juriſtiſche Kauderwälſch des Prokurators ins Reine zu ſchreiben, verſteht ſich von ſelbſt. Deſſen ungeachtet nahm ihn Herr Sebaldus — der ſonſt mit Leuten, die ihm kein baares Geld einbrachten, wenig Umſtände machte — immer ſehr wohl auf, und bezeigte ſeinem vormaligen Diener, den er nun als einen Abglanz der großen Landesſonne betrachtete, eine faſt ſclaviſche Ehrerbietung. Der Prokurator war eine der niedrigen Seelen, die vor allen Gewaltigen der Erde wurmartig kriechen, und ſich dadurch ſelbſt bei edeldenkenden Großen äußerſt verächtlich machen. Vorzüglich hegte er gegen den Miniſter Sonnenſtein einen ſo komiſchen Reſpekt, daß er nie deſſen Namen ausſprach, ohne den Hut oder die Mütze abzunehmen. Dieſe heuchleriſche Ceremonie beobachtete er wenigſtens immer in Gegenwart des Adjutanten, dem er die Gefälligkeit zutraute, daß er dieß Opfer der Demuth hohen Orts rühmen und preiſen werde. Das geſchah aber nie; denn der junge Herr bildete ſich auf ſein Degenband und ſeine künftige Adelswürde ſchon ſo viel ein, daß er ſich des Umgangs mit einer bürgerlichen Familie halb und halb ſchämte, und ihn nur incognito fortſetzte. Beſonders aber machte er ſich gegen ſeinen ſtolzen Vater um ſo weniger damit breit, da er von demſelben die Weiſung erhalten hatte, dergleichen alte Bekanntſchaft völlig abzubrechen.

Dieſes Gebot würde ihn, wenn er Paulinen noch redlich geliebt hätte, ſehr erſchreckt haben; er vernahm es aber mit außerordentlicher Gemüthsruhe, weil er ohne dieß ſchon entſchloſſen war, in die Fußſtapfen ſeines hohen Erzeugers zu treten, und dem Bunde der Liebe eben ſo wenig treu zu bleiben, als jener. Er hatte den feinen Grundſatz: was der arme Schreiber verſprochen habe, brauche der reiche Edelmann nicht zu halten. „Mit meinem Vater“ — ſprach er zu ſich ſelbſt — „war es ein anderes Ding. Der handelte unrecht, daß er meine Mutter im Stiche ließ; denn als er ſich mit ihr verlobte, war er ſchon ein gemachter Mann, der ſeine Umſtände und Verhältniſſe genau kannte, und ſich nach dem Tode ſeines Vaters frank und frei auf ſein Rittergut ſetzen und ein Weib nehmen konnte. Ich hingegen verplämperte mich mit Paulinen, als ich mir noch ſelbſt ein Fremdling war, und nicht im Traume daran dachte, das zu werden, was ich bin. Wie kann ſie alſo noch jetzt von mir verlangen, daß ich die Verbindlichkeiten des armen Schreibers, der gleichſam todt und begraben iſt, erfüllen ſoll?“ —

Man ſieht aus dieſem Geſpräche mit ſeinem tauben Gewiſſen, daß er die Chikanenſchule des Prokurators nicht ohne Nutzen beſucht hatte. Er wäre bei dem allem noch ein halbehrlicher Mann geweſen, wenn er ſich gegen Paulinen freimüthig erklärt und ihr offenherzig entdeckt hätte, daß ihn die Abhängigkeit von ſeinem Vater in die Unmöglichkeit verſetzte, ſich mit ihr zu verbinden. Allein ſo redlich ging er nicht mit ihr um. Er bemühte ſich im Gegentheil, ihre Hoffnungen noch länger durch zweideutige, auf Schrauben geſtellte Worte zu unterhalten. Hierzu bewog ihn aber nicht etwa — wie man zu ſeiner Entſchuldigung glauben könnte — ſchonende Beſorgniß, das Mädchen durch eine gerade, beſtimmte Erklärung zu erſchrecken, ſondern blos die egoiſtiſche Furcht, daß er dann von Paulinen auf immer aus ihren Augen verwieſen werden möchte. Er liebte ſie noch mit der heißeſten ſinnlichen Begierde, und wollte ſich den ſüßen Genuß, mit einem ſchönen Mädchen vertraulich zu tändeln, ſo lange als möglich erhalten.

Pauline durchblickte ſein Herz und that im Stillen auf ihn Verzicht. Dieſe Entſagung koſtete ihr freilich viel trübe Stunden und Thränen; denn ſie liebte ihn immer noch mehr, als er es verdiente. Sobald ſie aber die Kämpfe mit ihrem Herzen beſtanden und durch Vernunft geſiegt hatte, dann war er ihr auch mit einemmale, trotz ſeiner glänzenden Uniform, die ihm nicht übel ſtand, ein gleichgültiges Weſen. Sie hörte ſeine gewöhnliche Unterhaltung von Bällen und Schauſpielen mit ſo kaltem Lächeln an, als ob ihr ein Papagei etwas vorplaudere. Am liebſten wäre ſie ſeiner Beſuche ganz überhoben geweſen; ihr ſanftes Gemüth konnte ſich aber theils zu der gerechten Strenge eines Hausverbotes nicht entſchließen, theils durfte ſie es auch wegen ihres Vaters nicht wagen, der dem Sauſewind mächtig die Brücke trat, und lieber ein Auge eingebüßt, als ihm die geringſte Beleidigung zugefügt hätte.

Der Unwürdige blieb daher als Hausfreund geduldet, und verurſachte Paulinen noch den Nachtheil, daß er ſie in einen übeln Ruf brachte. Die alten Jungfern und andere züchtige Matronen der Stadt hielten an ihren Kaffeetiſchen ein ſchweres Vehmgericht über ſie, und thaten einſtimmig den Ausſpruch, daß der Umgang mit einem jungen Offizier im höchſten Grade verdächtig ſey. Sie ermangelten nicht, dieſes Urtheil von Haus zu Haus zu publiciren, und ſo ſtand die Schuldloſe am Schandpfahle der Verläumdung, ohne daß ſie es wußte. Die natürliche Folge davon war, daß kein ehrenhafter Mann weiter um ſie warb, und daß alle, deren Anträge ſie vormals abgewieſen hatte, ſchadenfroh darüber triumphirten, daß ſie nun zur Strafe ihres Stolzes ehelos bleiben werde.

Eilftes Kapitel.

Eduard verſuchte oft ſeinen Vater zu überreden, daß er ihn als ſeinen leiblichen Sohn öffentlich anerkennen und legitimiren laſſen ſollte; allein hierzu war der alte Sünder durchaus nicht zu bewegen. „Es iſt mir unbequem,“ ſprach er, „daß ich in meinem Alter noch über einen Jugendſtreich roth werden ſoll, und das wäre überall, wo ich Dich als mein Kind zum erſtenmal vorſtellte, unvermeidlich. Ich würde die Frage: warum ich Dich ſo lange verläugnet und nicht eher, als in Deinem zweiundzwanzigſten Jahre aus dem Staube gehoben habe? auf jedem Geſichte zu leſen glauben. Dieſem ſtummen Tadel kann ich ja ausweichen, und ihn ſogar, ohne daß Du etwas dabei verlierſt, in ein Lob verwandeln, wenn ich Dich in den Adelſtand erheben laſſe und adoptire. Das wird man mir allgemein als eine großmüthige That anrechnen, und Du ſelbſt gewinnſt dadurch an Ruhm und Achtung; denn dieſe freiwillige Vaterſchaft iſt in der That ein öffentliches Ehrendenkmal, das ich Dir errichte. Der leibliche Sohn eines Mannes von Stande zu ſeyn, iſt kein weſentliches Verdienſt, ſondern blos ein zufälliges Glück, und die Bürgerwelt hat daher nicht Unrecht, ſich darüber aufzuhalten, daß hier und da ein unnützer Menſch auf ſeine hohe Geburt übermüthig pocht und trotzt. — Wenn aber einem armen Jünglinge von niedriger Herkunft die Auszeichnung widerfährt, von einem Großen bemerkt, geliebt und ſogar an Kindes Statt angenommen zu werden, ſo ſetzt dieß voraus, daß er durch vortreffliche Eigenſchaften ſeines Geiſtes und Herzens dieſes Vorzugs würdig ſeyn müſſe.“ —

Dieſe ſchmeichelhaften Gründe ſchloßen Eduarden den Mund, und er ließ ſich ohne weitern Einwand gefallen, durch einen Umweg über Wien zur Sohnſchaft ſeines Vaters zu gelangen. Der verſchriebene Adelsbrief kam aus der Kaiſerſtadt an und ward zugleich mit der förmlichen Adoption in den öffentlichen Blättern bekannt gemacht. Herr von Feldheim, genannt Sonnenſtein, war acht Tage lang das Geſpräch der ganzen Stadt.

Aber der Prokurator Sebald erlebte die Freude nicht, ſeinen ehemaligen Brödling als gnädigen Herrn zu begrüßen. Er verfuhr — in ſeiner Kanzleiſprache zu reden — eines plötzlichen Todes, als er ſich eben über die enge Handſchrift ſeines neuen Schreibers (der ſich noch viel ungeſchickter als Eduard anſtellte) recht tüchtig geärgert hatte.

Sein Nachlaß war gegen alles Erwarten ſehr unbedeutend. Es lag zwar genug Geld in Kaſten und Schränken herum, doch dieß gehörte größtentheils ſeinen Klienten, und Pauline wurde noch überdieß von Wittwen und Waiſen, deren Vermögen er durch allerlei Liſten an ſich gezogen und in ſeinen Nutzen verwendet hatte, mit Prozeſſen bedroht. Sie beſprach ſich hierüber mit ihrem Vormunde, der ihr nach Unterſuchung der Sachen erklärte: die Anforderer möchten freilich wohl recht haben, würden aber dennoch nichts ausrichten, weil es ihnen an gültigen Beweiſen fehlte; daher ſollte ſie nur die gerichtlichen Angriffe ruhig erwarten. Hierzu ließ ſie es aber nicht kommen, ſondern beſtand darauf, daß alle Anſprüche, deren Rechtmäßigkeit augenſcheinlich war, ohne Verzug aus der Erbſchaft befriediget werden mußten. Als dieß geſchehen war, blieb ihr nur ein Reſt von einigen hundert Thalern übrig.

Man begriff Anfangs nicht, wie die beträchtlichen Summen, die der Verſtorbene Jahr aus Jahr ein erworben hatte, ſo geſchmolzen ſeyn konnten; doch dieſes Räthſel enthüllte ſich bei genauer Durchſuchung ſeiner Papiere. Da fand ſich, daß er in der letzten Epoche ſeines Lebens mit Gewalt hatte reich werden wollen, und darüber, wie die Bibel ſagt, in Verſuchung und Stricke gefallen war. Er hatte nämlich nicht nur ſein eigenes baares Vermögen, ſondern auch Wittwen- und Waiſengelder auf unmäßig hohe Wucherzinſen ausgeliehen, und bei dieſem Wageſtücke gewaltige Schlappen bekommen. Andere verunglückte Speculationen, die nicht minder unrühmlich waren, zu geſchweigen.

Pauline, die man vorher für eine reiche Erbin hielt, war nun ſo arm, daß ſie ſich durch die Nadel ernähren mußte. Wie glücklich wäre ſie geweſen, wenn ſie Eduarden nie gekannt, und nicht ſeinetwegen manchen braven und wohlhabenden Mann, deſſen zufriedene Gattin ſie ſie jetzt ſeyn konnte, verworfen hätte!

Ihre Arbeiten fanden theils wenig Abſatz, theils wurden ſie ihr von geizigen Kunden um den halben Lohn abgedrungen; daher war ihr Fleiß nicht einmal wirkſam genug, ſie in einer zwangloſen Unabhängigkeit zu erhalten. Sie ſah ſich genöthiget, die Unterſtützung einer alten Tante anzunehmen, die ihr zwar freie Wohnung und Koſt gab, dagegen aber auch die Freiheit ihrer kleinſten Handlungen beſchränkte, und ihr durch böſe Launen das Leben ſehr ſauer machte.

Herr von Feldheim hatte jetzt die dringendſte Veranlaſſung und ſchönſte Gelegenheit, ſich als ein rechtſchaffener Mann zu zeigen. Er mußte, wenn er das ſeyn wollte, die verbindlichen Verhältniſſe, in denen er mit Paulinen ſtand, ſeinem Vater entdecken, und nicht eher ablaſſen, bis er die Erlaubniß, ſie vor dem Altar glücklich zu machen, von ihm errungen hatte. Das würde freilich Mühe gekoſtet haben; es gebrach ihm aber nicht an Mitteln, die Sache durchzuſetzen, wenn er ſie mit Ernſt angreifen wollte. In ſolchen Fällen darf die Redlichkeit gegen den Eigenſinn eine ſtarke Sprache führen, und ſogar trotzen und drohen. Dieſe letztere Waffe ſtand Eduarden auf mancherlei Art zu Gebot. Das Geheimniß ſeiner Herkunft war ein mächtiger Talisman gegen den Alten, der es nun nicht mehr wagen durfte, vom Tollhauſe zu ſprechen; und überdieß hatte ihm Eduard ſchon tief in die Karte ſeiner eigennützigen Staatsverwaltung geſehen, daß ſich der ungetreue Haushalter in Acht nehmen mußte, mit dem Vertrauten ſeiner geheimen, lichtſcheuen Händel in Unfrieden zu gerathen. Man konnte alſo Tauſend gegen Eins wetten, daß Sonnenſtein nachgegeben hätte.

Allein Herr von Feldheim, wie er war, handelte nicht als Herr von Feldheim, wie er ſeyn ſollte. Er pries ſich vielmehr glücklich, daß er noch dem Unglück entgangen war, ſich mit einer armen Frau zu belaſten. Im Uebrigen war ihm Pauline noch reich genug an Schönheit, und er beſuchte ſie ſo oft, als es ihre mürriſche

Tante erlaubte, die ſich nicht ſelten die Freiheit nahm, ihn vor der Thür abweiſen zu laſſen. Der luſtige Patron war ihr von Haus aus zuwider, und machte ſich in der Folge durch einen höhniſchen Einfall, den er ſich über ihren zärtlich geliebten Kater entwiſchen ließ, noch ſtärker bei ihr verhaßt.

Zwölftes Kapitel.

Die Schlangenwindungen eines elenden Wichtes, der nicht den Muth hat, Ja oder Nein zu ſagen, ſondern nur immer von einem Tage zum andern einer beſtimmten Erklärung zu entſchlüpfen ſucht, ſind ein widriger Anblick. Wir wollen daher in der Geſchichte des Herrn von Feldheim ein halbes Jahr, das uns keinen andern Erzählungsſtoff als ſolche Winkelzüge darbietet, überſpringen und ſogleich von dem Hauptſtreiche reden, durch den er endlich den Knoten zerhieb.

Er war ungefähr ſeit ſechs Monaten in den Adelſtand erhoben, als er das zufällige Glück hatte, dem Erbprinzen, der ein junger, raſcher Herr von zwanzig Jahren war, einen kleinen Dienſt zu erweiſen. Der Prinz lernte ihn bei dieſer Gelegenheit kennen, beſprach ſich in der Folge mehrmals mit ihm, fand an ſeiner Unterhaltung Geſchmack, und beehrte ihn nach und nach mit dem freundſchaftlichſten Vertrauen. Doch darf man nicht denken, daß ſie ſich von Staatsſachen unterredeten. Sie ſchwatzten, wie tauſend andere junge Herren, von nichts als Hunden, Pferden und — Mädchen.

Einſt gingen ſie auf einer Promenade Arm in Arm. Pauline und ihre Tante begegnete ihnen. Feldheim war auf ſeinen Begleiter ſo ſtolz, daß er ſich ſchämte, ſie zu grüßen, weil ſie ſehr einfach gekleidet waren. Er ſtrotzte mit abgewandtem Geſichte bei ihnen vorbei, und nahm, mit ſeinem Gefährten ſprechend, die Miene der größten Vertraulichkeit an, um ſich den beiden Frauenzimmern als Buſenfreund des Fürſtenſohnes zu zeigen.

Der Prinz (der keine weibliche Geſtalt ſeiner Aufmerkſamkeit entwiſchen ließ) heftete die Augen auf Paulinen, die ihm vorher noch nie zu Geſicht gekommen war und ihm ſehr gefiel. Er bemerkte, daß ſie im Vorbeigehen die Augen niederſchlug und erröthete. „Kennen Sie das Mädchen?“ fragte er haſtig. Nein, ſagte Feldheim, aber das Blut ſtieg ihm in die Wangen. Der Prinz lobte Paulinens Schönheit, und betheuerte mit einem galanten Fluch, daß er ſich auf der Stelle in ſie verliebt habe. Nun hielt der eitle Feldheim mit dem Geſtändniſſe, daß er ſie kenne, nicht länger hinter dem Berge, und erbot ſich ſogar auf die gefälligſte Weiſe zum Gelegenheitsmacher. Der Prinz, der in Liebeshändeln kein Freund von vielen Umſchweifen war, gab ihm mit Freuden den Auftrag, eine geheime Zuſammenkunft — bei der ihm aber nichts, was er wünſchte, abgeſchlagen werden dürfte — zu veranſtalten. Die Summe, die er zu dieſem Vergnügen ausſetzte, war in der That fürſtlich, und Feldheim zweifelte keinen Augenblick, daß die arme Nähterin dieſen lockenden Gewinn annehmen, und er, der Unterhändler, dadurch auf einmal der alten Verbindlichkeiten, die ihm noch bisweilen wider ſeinen Willen einfielen, quitt und ledig werden wurde.

Aber die tugendhafte Pauline verwarf, wie man ſich vorſtellen kann, ſeinen ſchändlichen und plumpen Antrag, und entrüſtete darüber ſo ſehr, daß ſie ihm ihre Freundſchaft aufkündigte, und in ſeiner Gegenwart die

Tante erſuchte, ihm das Haus zu verbieten. Hierzu ließ ſich die alte Dame nicht zweimal auffordern. Sie ſchalt ihn wie einen Schulknaben aus und wies ihm die Thür. Er blieb trotzig ſtehen und ſchlug ein Hohngelächter auf. Die Alte war aber ſo muthig, raſch gegen ihn anzurücken und mit allen ihren zehn Fingern ſeiner zierlichen Friſur eine jämmerliche Verwüſtung zu drohen. Jetzt zog er ſich nach der Thür zurück, und fuhr aus wie ein böſer Geiſt mit Schimpfen und Toben.

Dreizehntes Kapitel.

Leute ſeines Schlages laſſen ſich nicht beleidigen, ohne auf Rache zu ſinnen; und je mehr ſie ſelbſt Unrecht haben, deſto giftiger iſt ihre Bosheit. Sie haſſen und verfolgen Niemand grimmiger als den, welchen ſie wegen zugefügter Kränkungen um Verzeihung bitten ſollten.

Indem Herr von Feldheim die Treppe hinab ging, war er ſchon entſchloſſen, gegen Paulinen (die ihm überdieß ſeit einiger Zeit gleichgültig geworden war) irgend einen hämiſchen Streich auszuführen. Hierzu trieb ihn noch ein anderer Sporn. Der Prinz, der ſie ſeit jenem Spaziergange einige Mal wieder von weitem geſehen hatte, war heftig in ſie verliebt und beſtand mit Hitze darauf, ihre Bekanntſchaft zu machen. Feldheim blickte mit den Augen des Eigennutzes und der Ehrſucht weit in die Ferne, und hielt es für räthlich, dem Thronerben auf jede mögliche Art zu Dienſten zu ſeyn. In Güte war hier nichts auszurichten. Er mußte Liſt und Gewalt brauchen. Ein nächtlicher Ueberfall ſchien das einzige Mittel, die Wünſche ſeines erhabenen Freundes zu befriedigen.

Der Ehrenmann kannte jeden Winkel und jede Gewohnheit im Hauſe der Tante, und wußte ſogar, daß Pauline meiſtens ſo unvorſichtig war, den Schlüſſel ihres Schlafzimmers, das nach dem Hofe hinaus ging, den Tag über im Schloſſe ſtecken zu laſſen. Dieß erſuhr er durch das Schelten der Tante, die ſich bisweilen in ſeiner Gegenwart darüber ereiferte. Jetzt war ihm die Erinnerung dieſes kleinen Umſtandes ſo lieb wie Gold. Er fand ihn ſehr bequem zu ſeinem Vorhaben, Paulinen dem Prinzen in die Arme zu liefern. In dieſer Abſicht ſchlich er eines Abends ins Haus, traf den Schlüſſel im Schloſſe, zog ihn leiſe ab und machte ſich mit ſeiner Beute wieder im Stillen davon.

Der Schlüſſel ward bald vermißt. Die Tante ſchmälte tapfer; doch weder ſie noch Pauline fielen auf den Gedanken, daß er geſtohlen ſeyn könnte. Man hielt ihn für verlegt, und ließ am folgenden Tage einen andern fertigen, ohne mit dem Schloſſe ſelbſt eine Aenderung vorzunehmen.

Feldheim — der, mit der Sparſamkeit der Tante bekannt, richtig darauf gerechnet hatte, daß ſie dieſe gewöhnliche Vorſicht unterlaſſen werde — führte nun in der dritten oder vierten Nacht nach der Entwendung des Schlüſſels den Prinzen heimlich ins Haus. Sie verbargen ſich im Hofe, bis alles ſtill ward und alle Lichter verloſchen. Auch in dem Schlafzimmer, deſſen Fenſter ſie vorzüglich beobachteten, erſtarb der letzte Schimmer eines Nachtlämpchens. Jetzt krochen ſie aus ihrem Lauerwinkel hervor und ſchlichen die Treppe hinauf. Feldheim verſuchte mit der Behutſamkeit eines ausgelernten Diebes ſeinen Schlüſſel. Er ſchloß richtig.

„Allons, Prinz!“ flüſterte der Kuppler: „Sie können nicht fehlen. Drei Schritte von hier, linker Hand, ſteht das Bett. Sie wird ſchreien; aber nur friſch geküßt, und ihr den Mund ſo geſtopft! Es ſchläft Niemand in der Nähe, und ich ſtehe Wache vor der Thür.“ —

Der Prinz ſchlich auf den Zehen ins Zimmer, tappte mit den Händen herum, fand das Bett und beugte ſich darüber hin, um die Schläferin mit einem Kuſſe zu wecken. Er traf glücklich den Mund und fing eben begierig an, ihn zu verſiegeln, als ihm plötzlich ein ſprühendes Unthier ins Geſicht ſprang, ihm die Backen zerkratzte, und eine rauhe, widrige Stimme: „Hülfe! Hülfe!“ ſchrie. Kurz, Ihro Durchlaucht waren an die Tante gerathen, die ſich ſeit einigen Tagen mit ihrem Kater in die Hinterſtube gebettet hatte, weil ſie im Vorderhauſe durch den nächtlichen Gaſſenlärm im Schlafe geſtört worden war.

Der Kuppler kannte ihre Stimme und eilte, das Geſicht mit dem Mantel verhüllt, ins Zimmer, um ſeinen Freund von ihren Nägeln zu retten. Sie ſprang indeſſen aus dem Bette, riß das Fenſter auf und ſchrie in den Hof hinab: „Diebe! Mörder!“ Feldheim drückte den Prinzen zur Thüre hinaus. Dieſer Rückzug machte der alten Dame Muth. Sie warf dem Fliehenden ihre Pantoffeln und eine gewiſſe andere häßliche Bombe nach, die gewöhnlich in Schlafzimmern bei der Hand iſt. Zum Glück zerplatzte ſie, weil der Wurf zu kurz war, mit entſetzlichem Krachen an der Treppe, ohne die Ausreißer zu treffen.

Das Zetergeſchrei der Tante hatte den Hausknecht geweckt. Er ſtand mit einer Ofengabel an der Thür, um den Dieben, die er oben im erſten Stock vermuthete, den Rückzug abzuſchneiden. Feldheim bot ihm lachend einen guten Abend und drückte ihm ein Stück Geld in die Hand. „Ihr ſeht wohl,“ ſprach er, „daß wir weder Diebe noch Mörder ſind. Die ganze Sache iſt ein Spaß.“ — Der Hausknecht, der ihn kannte, glaubte das und ließ ſie entwiſchen.

Nach dieſem Vorfall hielt ſich Pauline nicht mehr für ſicher in der Stadt. Sie verbarg ſich weit davon bei einem Landprediger, mit dem ſie verwandt war. Vorher aber ſchrieb ſie Feldheimen einen Brief, der Hand und Fuß hatte. Sie ſagte unter andern darin: „Ihr Vater, den Sie vormals einen Unmenſchen nannten, iſt ein Engel gegen Sie. Er verführte Ihre Mutter aus Leidenſchaft; Sie hingegen brüteten mit kalter Bosheit den Entwurf aus, eine Unglückliche, der Sie Liebe und Treue geſchworen hatten, einem fremden Verführer zu verrathen und zu verkaufen. — Auf dieſen Gipfel der Niederträchtigkeit, den Sie mit ſchnellen Rieſenſchritten erreicht haben, wird Ihnen wohl nicht leicht ein anderer Menſch nachfolgen.“

Vierzehntes Kapitel.

Feldheim lachte mit knirſchenden Zähnen über dieſen Brief, und Pauline blieb dann vergeſſen. Er blieb, des verunglückten Abenteuers ungeachtet, der Herzensfreund des Prinzen, den ein Jahr nachher der Tod ſeines Vaters zum regierenden Herrn machte.

Wer war vergnügter als Feldheim! Er konnte nun darauf rechnen, alle ſeine ehrgeizigen Wünſche befriedigt zu ſehen. Der junge Fürſt machte auch ſchon in der erſten Stunde ſeiner Regierung einen trefflichen Anfang dazu, indem er ſeinen Freund (der nur erſt wenige Wochen zuvor Stabskapitän geworden war) auf der Stelle zum Oberſtlieutenant und Präſidenten des Kriegscollegiums ernannte. Wer an den regelmäßigen Gang der Beförderungen in großen, wohlgeordneten Staaten gewöhnt iſt, wird freilich dieſen Luftſprung nicht wahrſcheinlich finden; dergleichen jähe Standeserhöhungen ſind aber in Ländchen, die man von einem Ende zum andern in einem halben Tage durchreiſen kann, nicht eben ſelten. Da geben oft die Favoriten dem ſtaunenden Volke das Schauſpiel einer Rakete: ſie ſteigen plötzlich empor, machen oben ein Weilchen ein glänzendes Geräuſch und fallen ſchnell wieder herab.

Einen ſolchen Sturz befürchtete Sonnenſtein. Der neue Regent war ihm als Erbprinz nicht gewogen, und überdieß ſah der Miniſter offenbar, daß er ſich an ſeinem eigenen Sohne eine Schlange im Buſen erzogen hatte. Der Kriegspräſident nahm einen bariſchen Ton gegen ihn an, widerſprach ihm bei jeder Gelegenheit, leiſtete ſeinen Anordnungen in Geſchäftsſachen keinen Gehorſam, machte alles nach ſeinem eigenen Kopfe und berief ſich auf mündliche Befehle des Fürſten. Dieſer behandelte vollends den Miniſter mit drückendem Stolz und ließ es ihn empfindlich fühlen, daß er ſeiner los ſeyn wollte. Sogar die Herren im Vorzimmer (die gewöhnlich wie die hölzernen Männchen im Barometer jede Veränderung der Hofluft richtig anzeigen) bückten ſich minder tief als ſonſt vor ihm. So folgte eine Kränkung der andern. Dieß ertrug Sonnenſtein nicht länger als drei Tage. Dann kam er durch ein freiwilliges Entlaſſungsgeſuch ſeiner Verabſchiedung zuvor, die zwiſchen ſeinem Sohne und dem Fürſten ſchon abgekartet war und des nächſten Tages erfolgen ſollte.

Feldheim ſtellte ſich, als ob ihn die Abdankung ſeines Vaters ſehr ſchmerze. „Heuchle nicht, mein Sohn!“ ſprach der Exminiſter: „Ich ſah Dir's ſeit dem letzten Athemzuge des verſtorbenen Fürſten an den Augen an, daß ich Dir im Wege ſtand. Wohlan, ich mache Dir Platz! Sey kein ſchlimmerer Miniſter, als ich's war, und handle wenigſtens gegen Jedermann ſo ehrlich, wie ich in den letzten Jahren gegen Dich gehandelt habe! Vielleicht glückt es Dir beſſer als mir, ein dankbares Gemüth zu finden.“ —

Nach dieſer Herzensentladung verließ Sonnenſtein ſogleich die Reſidenzſtadt und begab ſich auf's Land.

Fünfzehntes Kapitel.

Seine Aemter blieben einige Wochen unbeſetzt; dann erhielt ſie Feldheim ohne Ausnahme. Der deutſche Schreiber, der durchaus nichts verſtand, als ein Bißchen Buchſtabenmalerei, würde als Miniſter die kläglichſte Figur geſpielt haben, wenn ihm nicht ſein Vorfahr einen geſchickten Sekretär hinterlaſſen hätte, der ſeine rechte Hand geweſen war und nun auch in öffentlichen Geſchäften das Factotum ſeines Nachfolgers ward.

Sonnenſtein trat weder mit Beifall, noch mit Bedauren von der Bühne; aber der neue Staatsacteur begann ſeine Rolle ſo ſchlimm, daß man bald jenen zurückwünſchte, der zwar Niemand glücklich, aber auch Niemand unglücklich gemacht hatte. Feldheim hingegen brachte gleich in den erſten Tagen ſeiner Miniſterſchaft einige wackere Männer blos darum vom Brode, weil er einen alten Privatgroll gegen ſie hegte.

Andere Geſchäftsmänner, die ihm nicht knechtiſche Ehrerbietung erwieſen, ſuchte er dadurch zu demüthigen, daß er ihnen unerträgliche Bürden zweckloſer Arbeiten auflud, die des dabei verſchwendeten Papiers nicht werth waren. Ueberhaupt begegnete er Jedem, der ſich in Dienſtverhältniſſen vor ihm beugen mußte, mit empörendem Uebermuth, und ſchimpfte beſonders die Subalternen in ſeiner Kanzlei oft ohne Grund wie ein betrunkener Bootsknecht. Wegen eines mißrathenen Federzugs — denn darüber krittelte der geweſene Advokatenſchreiber unaufhörlich — ſtürzten ihm ganze Heerden von Ochſen und Eſeln aus dem Munde!

In ſeinem Hauſe herrſchte die ausſchweifendſte Ueppigkeit und Pracht, und er ſuchte ſie durch raſtloſe Erfindungen neuer Auflagen, wodurch er die Unterthanen ganz ausſaugte, immer höher zu treiben. Das ward ihm nicht ſchwer, da ihn der Fürſt, den alle ernſte Geſchäfte anekelten, nach Willkür ſchalten ließ und ohne Bedenken jedes Papier unterſchrieb, das ihm der Miniſter vorlegte. Dieſer konnte alſo mit der größten Gemächlichkeit rauben und tyranniſiren, und er that beides. Wer Geld hatte, ward geſchröpft; wer ihm verhaßt war, verfolgt und gedrückt. Sein Herz blieb beim Anblick des höchſten Elends ſo hart und kalt, wie ein Ambos. Armuth und Niedrigkeit trat er mit Hohn unter die Füße. Nur Rang und Reichthum fanden Schutz und Hülfe bei ihm, und Gewalt ging immer vor Recht.

Es ließen ſich hundert ſchändliche Geſchichten von ihm erzählen; doch was nützte dieſe Umſtändlichkeit? Man hört im täglichen Leben von Menſchenplackerei ſo viel, daß man dieſes Kapitel in Büchern gern überſchlägt. Wir wollen daher unſern Winkeldeſpoten ſo ſchnell als möglich bei Seite ſchaffen. Er bewährte durchaus das derbe Sprichwort, das einen geadelten Bauer — und überhaupt jeden mächtig gewordenen Glückspilz — mit einem Scheermeſſer vergleicht; wie er denn auch überhaupt in ſeiner ganzen Laufbahn vom Unteroffizier bis zum Staatsminiſter und Generalfeldmarſchall die alte Erfahrung beſtätigte: daß ſich dergleichen Emporkömmlinge gewöhnlich in eben demſelben Grade verſchlimmern, in welchem ſich ihre Lage verbeſſert. — Als er die höchſte Stufe erreicht hatte, war er eine vollendete Geißel aller von ihm abhängigen Menſchen, denen er nicht wohl wollte.

Sechszehntes Kapitel.

Acht oder zehn Jahre trieb er ſein Unweſen ganz ſtraflos. Dann aber bereitete die Göttin der Rache und Vergeltung auch ihm eine Geißel.

Der Fürſt unterhielt ſeit geraumer Zeit eine feurige Italiänerin. Er ward ihrer nach und nach überdrüßig und wollte ſich von ihr trennen. Die Wälſche war aber ein ſchöner Teufel, der ſich nicht ſogleich bannen ließ. Anfangs, als der Fürſt mit ihr bekannt ward, betrug ſie ſich wie eine veſtaliſche Jungfrau. Er bot vergebens alle Schätze, die er beſaß, für ihre Gunſt. Sie ergab ſich nicht eher, als bis er ihr ſchriftlich verſprach, ſie mit der Zeit zu ſeiner rechtmäßigen Gemahlin zu erheben.

Dieſe Uebereilung bereute er nun, und hätte ſeine Braut gern mit den höchſten Aufopferungen abgefunden; aber ſie, eine geborne Gräfin aus einem verarmten Hauſe, beſtand darauf, den Thron mit ihm zu theilen. Nach langwierigen Unterhandlungen ließ ſie ſich endlich gefallen, eine Stufe niedriger zu ſtehen und mit der Hand des Miniſters Feldheim zufrieden zu ſeyn, der ſich aus Eigennutz und Eitelkeit ſeinem gnädigſten Herrn zum Stellvertreter angetragen hatte. Er liebte die Gräfin nicht, und ſie verachtete ihn. Doch — ſie wurden ein Paar.

Anfangs ſtanden ſie mit einander in einem erträglichen Vernehmen, und Feldheim war einfältig genug, ſeiner ränkevollen Gemahlin alle ſeine Heimlichkeiten und Veruntreuungen zu entdecken und ſich dabei über die Blindheit des Fürſten ſehr luſtig zu machen. Die Schlaue ſagte wenig dazu, merkte ſich aber jedes Wort, um ſich dieſer unbeſonnenen Geſtändniſſe bei vorfallender Gelegenheit als Schutz- und Trutzwaffen zu bedienen.

Als das Herz des Fürſten einige Monate brach gelegen hatte, blühte darin die Blume der Liebe gegen die Italiänerin wieder auf und er erneuerte den zärtlichen Umgang mit ihr. Das war ihm laut des geſchloſſenen Ehevertrages erlaubt. Der Miniſter durfte darüber nicht muckſen, und er war auch ſo ſtumm wie ein Fiſch.

Aber ſeine Gemahlin begnügte ſich nicht an dieſer Nebenliebſchaft, ſondern muthete ihm zu, ſein Ehebett, das nur für drei Perſonen eingerichtet war, noch mit einigen andern Herren zu theilen. Dieſe Mitgenoſſen wollte er nicht dulden. Darüber entſtand ein häuslicher Krieg, der von Tag zu Tag mit ſteigender Erbitterung geführt ward. Sie warf ihm mit den ſchnödeſten Worten ſeine Herkunft vor, und ſetzte gegen ihn ſogar in Geſellſchaften alle Achtung ſo ganz aus den Augen, daß ſie ihn oft, indem er dabei war, in ihrer Mutterſprache, wovon er kein Wort verſtand, einen Dummkopf und Bankart ſchimpfte.

Einſt überraſchte er ſie in den Armen eines Nebenbuhlers. Darüber gerieth er in Harniſch, verfolgte den fliehenden Liebhaber mit blankem Degen und verſetzte ihr, als ſie ihn davon abhalten wollte, einen Schlag ins Geſicht. Ein Dolchſtoß, der ihn zum Glück verfehlte, war ihre Antwort. Sie jagte ihn wie eine Furie, mit dem Mordſtahl in der Hand, aus einem Zimmer ins andere. Er flüchtete, ſeines Lebens nicht ſicher, aus dem Hauſe.

Jetzt erbrach ſie einen Schreibeſchrank und bemächtigte ſich ſeiner geheimſten Papiere, die ihn als einen treuloſen Staatsdiener und Hochverräther ins Licht ſtellten. Mit dieſen Urkunden flog ſie nach Hofe und ſetzte durch Vorzeigung derſelben den Fürſten in Erſtaunen und Wuth. Er beſchloß auf der Stelle, den Miniſter in Verhaft nehmen zu laſſen.

Das geſchah. Er ward auf eine Feſtung gebracht, und es entſtand gegen ihn ein weitläuftiger Kriminalprozeß, der ſich mit der Confiscation ſeines ſämmtlichen Vermögens und der Verurtheilung zu zehnjähriger Gefangenſchaft endigte.

Als er wieder in Freiheit kam, war er (weil auch die Güter ſeines, während der Unterſuchung verſtorbenen Vaters eingezogen wurden) ſo bettelarm, daß er ſich jetzt in einer der größten Städte Deutſchlands vom Lohnſchreiben ernähren muß. Dennoch hat ihn ſein Stolz nicht verlaſſen. Er geht noch oft, wie man ſagt, in einem mit Gold geſtickten und einem Ordensſterne gezierten Kleide, das er aus dem Schiffbruch ſeiner Hoheit und Herrlichkeit gerettet hat, in Gegenden der Stadt, wo man ihn nicht als Lohnſchreiber kennt, ſpazieren, und dankt außerordentlich gnädig, wenn ihm eine gutwillige Schildwache die Freude macht, das Gewehr vor ihm zu präſentiren.

Pauline hatte ihre reiche Tante beerbt, und lebt als Gattin eines redlichen Landpredigers in einem glücklichen und zufriedenen Wohlſtande.

XI.

Herr von Karg und ſeine Gemahlin.

Ein Gemälde nach dem Leben.

Wie thöricht iſt das Beginnen der Alten,
Die jeden Heller an Ketten halten!
Sie ſterben am Ziel ihres Wegs durch die Welt
Und ſorgen noch ängſtlich für Reiſegeld.

Man beſchuldigt manchen Romanendichter, daß er die Schilderung ſeiner Charaktere übertreibe, und man hat oft Recht; doch auf der andern Seite iſt es auch wahr, daß in der wirklichen Welt eine Menge Sonderlinge hauſen, die mit den Geſchöpfen der Phantaſie, denen man Ueberſpannung und Unnatürlichkeit vorwirft, in wunderlichen Streichen wetteifert und ſie ſogar oft übertreffen.

Zum Beweiſe dieſes Satzes mag hier ein altes adeliches Paar dienen, das durch lange Uebung in der Knauſerei zu einem hohen Grade von Meiſterſchaft gelangt war. Dieſe ſeltſamen Menſchen, in einem Roman aufgeſtellt, wären zuverläßig von Rezenſenten und Leſern für ungeſchickte Hirngeſpinſte gehalten worden;

aber ſie lebten und handelten, wie es der Aufzeichner folgender Anekdoten (der hier keineswegs als Hirnſpinner arbeitet) theils mit eigenen Augen ſah, theils von bewährten Zeugen hörte.

Herr von Karg* und ſeine Gemahlin beſaßen nach der mäßigſten Schätzung ein Vermögen von achtzig tauſend Thalern, hatten weder Kind noch Kegel, und waren beide über ſiebzig Jahre alt. Von ihrer Lebensart in früheren Zeiten hat ihr gegenwärtiger Geſchichtsſchreiber keine Kunde. Er fand blos Gelegenheit, ſie zu beobachten, als ſie in dieſem Alter vom Lande nach der Hauptſtadt kamen, um einen Prozeß zu betreiben. Sie wollten dadurch ein Rittergut erobern, woran ſie nicht den mindeſten gerechten Anſpruch hatten. Wenigſtens war die Sache ſo verwickelt und weitausſehend, daß es bei ihren hohen Jahren durchaus unmöglich war, das Endurtheil zu erleben. Ueberdieß ſtritten ſie mit ihrem nächſten Erben, dem der Zankapfel — wenn ſie ihn auch noch am Rande des Grabes gewonnen hätten — nach ihrem Tode wieder zufallen mußte. Doch dieß alles hielt ſie nicht ab, den Rechtsſtreit mit raſtloſem Eifer zu verfolgen. Sie beſtürmten Richter und Anwälte, und ſchonten dabei nicht ihres geliebten Geldes, das ihnen in allen andern Fällen an die Seele gewachſen war.

Beide waren durch tägliches Hungerleiden zu Skeletten zuſammengedorret und gewöhnlich nicht viel beſſer als Bettler gekleidet. Dieſer armſelige Aufzug bewog dann und wann einen Erbſchleicher, ihre Garderobe durch einen Beitrag aus der ſeinigen zu verbeſſern, und ſie nahmen dergleichen milde Spenden mit Freuden an. Bei dem allen fehlte es ihnen nicht an Stolz auf ihre Geburt, und ſie brachten ihm manches Opfer. Dahin gehörte zum Beiſpiel der Aufwand, den ihnen zwei eigene Pferde machten. „Wir brauchen die Mähren nicht;“ ſagte die gnädige Frau: „ſie ſind uns zur Laſt und freſſen uns faſt auf; aber unſer Stand erfordert es, ſie zu halten.“ —

---

* Dieſer Name iſt die einzige Erdichtung im ganzen Aufſatze.

Hätten ſich die armen Gaule einen Herrn wählen können, ſo würden ſie gewiß lieber einem Bauer, als ſolchen Standesperſonen gedient haben, denn ihr Futter ward ihnen aus dem Haferkaſten, der im herrſchaftlichen Wohnzimmer ſtand, nur zur höchſten Lebensnothdurft zugemeſſen und des Nachts kein Hälmchen Stroh untergeſtreut. Sie mußten den ganzen Winter, der eben damals ungewöhnlich hart war, in einem kalten, luftigen Stalle auf nackten Bohlen liegen.

Ihnen drohte noch ein anderes Unglück. Frau von Karg hörte, daß die Roßhaare im Preiſe ſtiegen, und kam ſchnell auf den Gedanken, ihren Pferden die Schweife ſo kurz als möglich ſtutzen zu laſſen und ſie zu verſilbern. Die Ausführung dieſer Speculation mußte jedoch Schwierigkeiten gefunden haben, denn ſie unterblieb.

Der Kargiſche Hofſtaat beſtand aus einem Kutſcher und einem Bedienten; beide aber hatten nur Einen gemeinſchaftlichen Rock. Dieſer Oekonomie kann man einen guten Nebenvortheil nicht abſprechen. Manche Herrſchaft wird von ihren Bedienten, die bisweilen alle zugleich ihren eigenen Geſchäften und Vergnügungen nachgeben, verſäumt und im Stiche gelaſſen; dieſe Vernachläßigung hatte jedoch das Kargiſche Ehepaar nie zu befürchten. Seine Domeſtiken mußten es ſein bleiben laſſen, zu einer und derſelben Zeit herumzuſchweifen, denn ſie konnten den einzigen Rock, den ſie hatten, nicht theilen.

In dem Hauſe, wo unſere Geizigen ein möblirtes Zimmer bezogen, verſuchte die Dame (die überhaupt viel ſparſüchtiger war als ihr Gemahl) allerlei liſtige Vorſpiegelungen, um ſich freie Koſt aus der Wirthsküche oder wenigſtens Speiſung um ein Spottgeld zu verſchaffen. „Wir ſind alte und reiche Leute,“ ſagte ſie, „haben keinen nothwendigen Erben und können unſer Vermögen vermachen, wem wir wollen. Wer uns Wohlthaten erzeigt und uns wartet und pflegt, der ſoll's haben.“ — Das war jedoch in den Wind geredet. Man ließ ſich von der Lockſtimme des Vogels, den man an ſeinen Federn kannte, nicht täuſchen. Die arme Dame mußte ſich ſelbſt beköſtigen. Sie kaufte, wie man denken kann, ſo wohlfeil als möglich ein und zählte die Erbſen in den Topf. Ihr theuerſtes Leckermahl beſtand aus Fiſchen, die auf dem Markte bald verſchenkt wurden, weil ſie eines natürlichen Todes geſtorben waren.

Der böſe Winter machte ihr viel zu ſchaffen. Sie ſaß Tage lang und zerſchnitzte mit ihrem Tiſchmeſſer ein Scheit Brennholz nach dem andern in kleine Spänchen. Bei dieſer Arbeit ſtellte ſie auch ihren Gemahl und ihre Bedienten an. Doch bekam der Ofen von dieſen ſo niedlich zubereiteten Biſſen wenig zu genießen. Er ward in der ſtrengſten Kälte nur Ein Mal des Tages und überdieß ſo kärglich geheizt, daß er bei dem beſten Willen, ſeine Schuldigkeit zu thun, kaum lau werden konnte. Die zärtlichen Gatten zankten ſich dann um die wärmſte Stelle. Es war Schade, daß ihnen die Art, wie vor Zeiten ein reicher, aber ſehr geiziger

Arzt in Holland dem Winter trotzte, nicht bekannt war; ſie hätten es ihm gewiß nachgethan. Dieſer Filz heitzte nie ein, und hatte in ſeinem Hauſe kein Splitterchen Brennholz, als einen ungeheuer großen Klotz, den er, wenn ihn fror, vom Boden in den Keller, und aus dem Keller auf den Boden trug. Dieß ſaure Geſchäft trieb der neue Siſyphus ſo lange, bis er wie ein Braten ſchwitzte.

Frau von Karg liebte den Schnupftabak über alle Maßen, war aber ihrer Naſe eine Stiefmutter, und gab ihretwegen keinen Heller aus. Doch wenn ſie irgendwo eine gefüllte Doſe fand, ſprach ſie ihr fleißig zu, und ging oft nach dieſer Labung über die Gaſſe. Glücklicher Weiſe entdeckte ſie in ihrer eigenen Wohnung eine ergiebige Quelle. Sie bemerkte einſt, daß ihr Kutſcher, der ein ſtarker Schmaucher war, den Grundſtaub ſeines Tabaksbeutels wegwerfen wollte. Geſchwind that ſie ihm Einhalt, und machte einen Verſuch, den Mulm ſeines Stinkkrautes zu ſchnupfen. Sie fand die Priſe ſehr ſchmackhaft, und befahl ſogleich, ihr künftig dieſes Kehricht zu überliefern. — So geübt war ihr Auge, an der verächtlichſten Sache eine Nützlichkeit auszuſpähn.

Gegen das neue Jahr wollte ſie ſich mit einem Kalender verſorgen und fragte nach der wohlfeilſten Gattung. Man ſchlug ihr den Comptoir-Almanach vor, der aus einem einzelnen Blatte beſteht, und nicht mehr als einen baaren Groſchen koſtet. Doch auch dieſer Preis ſchien ihr zu theuer. Sie ließ daher bei einem Schriftſteller (der ihr Nachbar war, übrigens aber mit ihr in keiner nähern Bekanntſchaft ſtand) durch die dritte Hand anfragen, ob er ihr nicht etwa dieſes Werk durch Buchhändler-Connexionen mit einigem Rabatt verſchaffen könne. — Lieber Himmel! wenn alle Menſchen um's Neue Jahr ſo knickern wollten, was ſollte dann aus den zahlloſen Almanachen und Taſchenbüchern in Deutſchland werden!

Frau von Karg fand ſich oft in der Küche ihrer Hauswirthin ein und guckte mit langem Halſe in alle Töpfe. Bisweilen ſchöpfte ſie von dem Fleiſche, das der Wirthin gehörte, den unnützen Schaum ab und ſagte, ſie wollte ihn der Katze geben. Sie ging nun mit dem vollen Löffel aus der Küche und rief laut: „Mietz! Mietz!“ — Aber indem ſich der eingeladene Gaſt mit bebenden Schritten nahte, um das angebotene Frühſtück in Empfang zu nehmen, verſchlang ſie es ſelbſt.

Einſt war ihr Gemahl gefährlich krank. Die Bedienten mußten wechſelsweiſe, jeder eine Nacht, bei ihm wachen. Einer von ihnen liebte den Schlaf und äuſſerte eines Abends in Gegenwart ſeiner gnädigen Frau: er wollte gleich vier Groſchen darum geben, wenn er in der folgenden Nacht der Krankenwache überhoben ſeyn könnte. „Topp!“ rief ſie ſchnell: „Geb' Er die vier Groſchen her; ich will an Seiner Stelle wachen.“ — Der Bediente zog vergnügt ſeinen magern Beutel; ſie nahm das Geld und ließ ihn zu Bett gehn.

Dieſer Handel klingt unglaublich; doch er iſt völlig wahr, und gibt nebenbei einen anſchaulichen Beweis, daß ſie mit ihren Domeſtiken in einer ſehr niedrigen Vertraulichkeit gelebt haben muß, weil ſich ſonſt der Freund des Schlafs ſeinen freimüthigen Wunſch in ihrem Beiſeyn nicht erlaubt hätte. Zu andern Zeiten hingegen nahm ſie gegen ihre Leute einen gewaltig hohen Ton an, und führte ihnen fleißig zu Gemüthe, daß ſie die Ehre, einer adelichen Herrſchaft zu dienen, gebührend ſchätzen ſollten.

Der Bediente war aber dennoch ſo blind und unerkenntlich gegen dieſes Glück, daß er der Ehrenſtelle, bei der er nur einen halben Rock beſaß, plötzlich entſagte, und ſich nach einem andern Poſten umſah, wo er nicht mehr nöthig hätte, mit einem Kameraden in einer ſo unbequemen Gemeinſchaft der Kleider zu ſtehen. Herr von Karg (der jetzt wieder geneſen und im Begriff war, auf ſein Gut zurück zu reiſen) entließ ihn ungern; aber noch ſchwerer ward es ihm, ſich von einigen Thalern zu trennen, die der Bediente noch bei ihm zu fordern hatte. „Begleite mich bis vor's Thor; da ſollſt Du ſie haben!“ ſprach er am Tage der Abreiſe. Der Bediente mußte ſich entſchließen, ſeinem Gelde nachzulaufen. Doch — laufen durfte er eben nicht. Herr von Karg (der ſeine Roſſe ſelbſt lenkte und lenken mußte, weil er den Kutſchbock einem annehmlichen Käufer überlaſſen hatte) fuhr, um das Geſchirr und die Räder zu ſchonen, ſo langſam, als ob er einem Leichenzuge folgte; ſein Gläubiger konnte alſo ganz gemächlich neben dem Wagen her gehen. Er that es, und erwartete von einem Augenblicke zum andern, daß der Reiſende ſtill halten und ihn gebührend entlaſſen werde. Allein die Schneckenfahrt ging beinahe eine Stunde lang ohne Pauſe fort. Der Fußwanderer ward müde, bat wiederholt um Abfertigung, ward aber immer eingeladen, ſeine Begleitung noch weiter fortzuſetzen. Er ſah ſich endlich genöthigt, ſich durch ein Zwangsmittel zu ſeinem Gelde zu verhelfen, und ſeinen Schuldner auf freier Straße zu pfänden. Dieß that er durch Wegnahme der Peitſche, die er dem alten, kraftloſen Manne plötzlich aus der

Hand riß. Er lief damit feldein, und forderte den Herrn von Karg von weitem auf, ſie durch Entrichtung ſeiner Schuld einzulöſen. Der Gepfändete ſchimpfte wie ein Rohrſperling aus dem Wagen heraus, und nannte dieſe Selbſthülfe einen Straßenraub. Da er aber ſah, daß er dadurch ſeine Peitſche nicht wieder bekam, ſo bequemte er ſich zur Zahlung.

Kurz darauf mußte er eine noch größere Schuld — die Schuld der Natur — bezahlen. Seine arme Wittwe ſah ſich im folgenden Winter gezwungen, den Landesherrn um ein Klafter Holz anzuflehen. Mit ihren Vermögensumſtänden unbekannt, hielt man ſie für ſo arm, als ſie ſich in ihrer kläglichen Bittſchrift geſchildert hatte, und es ward beſchloſſen, ihr das begehrte Gnadengeſchenk zu ertheilen. Aber einer ihrer Bedienten, den ſie auf irgend eine Art zur Rache gereizt hatte, machte es ihr auf eine bosbafte Weiſe zu Waſſer.

Er ging aus eigenem Antriebe, ſo gut als möglich gekleidet, zum Direktor des Holzweſens, und erkundigte ſich im Namen der Frau von Karg nach dem Erfolg ihrer Supplik.

„Wer iſt Er?“ fragte der Direktor.

Ich bin der Kammerdiener der Frau von Karg, antwortete der Bediente.

„Kammerdiener? — Nicht möglich! — Wie käm eine arme Wittwe zu einem Kammerdiener?“ —

Der Schalk lächelte hämiſch.

„Worüber lacht Er?“

Daß Ew. Gnaden meine Herrſchaft arm nennen, damit thun Sie ihr doch wahrhaftig ſehr Unrecht! Sie hat Rittergüter und Kapitale, und könnte wohl den ganzen Holzhof zehn Mal auskaufen. —

Der Direktor erſtaunte und gab der Supplikantin, als ſie nach einiger Zeit ihr Geſuch perſönlich bei ihm in Erinnerung brachte, darüber einen nachdrücklichen Verweis, daß ſie unter der Maske der Armuth ein Almoſen hatte erſchleichen wollen.

Doch genug von der edlen Frau von Karg, ob ſich gleich ſolcher charakteriſtiſchen Anekdoten viel mehr von ihr erzählen ließen. Nur dieſen einzigen Zug noch: Sie gerieth einſt darüber in Zorn, daß ihr Bedienter für jemand im Hauſe, der ſchnell Licht brauchte, Feuer anſchlug. „Unterſteht Euch das nicht wieder!“ ſagte ſie. „Wie käm' ich denn dazu, meinen Zunder für fremde Leute verbrennen zu laſſen?“

Dieſe Blumenleſe mögen einige Schnurren von andern Geizhälſen beſchließen.

Täglicher Abendverdruß.

Wenn's Abend wird, flucht Harpax ſich
Ein Stückchen in den Bart,
Es wurmt ihn, daß der Tag entwich,
Der Oel und Docht ihm ſpart.

Joſt und ſein Diener.

„Faulenzer!“ rief der Knicker Joſt:
„Trag dieſen Brief ſchnell auf die Poſt!“ —
„Ach,“ ſprach der Diener, „ich bin krank,
Und kann nicht aufſtehn von der Bank!“ —
„Hm!“ ſagte Joſt, „was iſt zu thun?
So geh' ich ſelbſt — mit Deinen Schuhn.“

Der Univerſalerbe

Der alte Greif, der ganz und gar
Vor Geiz verrückt geworden war,
Lag ächzend in den letzten Zügen,
Und ſandte plötzlich zum Notar,
Um über ſeine große Schaar
Gefangner Füchſe zu verfügen.
Der Rechtsmann trat geſchwind herein
Und fragte: „Wer ſoll Erbe ſeyn?“
Herr Greif erhob ſich bleich und hager
Wie ein Geſpenſt auf ſeinem Lager,
Warf ſeine hohlen Augen ſtier
Herum auf ſeine todten Schätze,
Und ſprach: „Mein Herr, ich muß von hier,
Drum ſey mein Haus beſtellt! Ich ſetze,
Um Hab und Gut nicht zu zerſtreun,
Mich ſelbſt zu meinem Erben ein.“ —

Das Spiel am Grab.

Auf ihrem ſchönen Schloſſe lebte
Die reiche Gräfin Genereklau
So karg wie eine Bettelfrau.
Sie näht' und ſtrickte, ſpann und webte
Sogar mit hoher Hand ums Lohn,
Und fürchtete des Todes Drohn
(Denn ſie war achtzig Jahre ſchon)
Nur darum, weil die Sorgenbürde,
Was ihr Begräbniß koſten würde,
Ihr fort und fort den ganzen Tag
Wie Felſen auf dem Herzen lag.

Urplötzlich rührte ſie der Schlag,
Und ſtammelnd ward von ihr befohlen,
Den Prediger des Dorfs zu holen.

Er kam und ſetzte ſich ans Bett.
„Herr Paſtor,“ ſagte ſie, „wir machten
Vor Zeiten manches Spiel Picket,
Und wenn Sie's nicht für Sünd' erachten,
So hab' ich noch in dieſem Nu
Am Rand des Grabes Luſt dazu.“ —

Sie ſpielten, und der Hirt der Seelen
Verlor ſein ganzes Taſchengeld.
Er wollte traurig ſich empfehlen.
„Nein,“ ſprach die Gräfin, „wenn's gefällt,
Ein Spiel noch! Halten Sie ſich wacker,
Falls Sie bei jetziger Partie
Den Kürzern ziehn, ſo ſchaffen Sie
Mich gratis auf den Gottesacker.“ —

Der Pfarr verlor; und freudig ſchrie
Die Gräfin auf: „So wollt' ich's haben!“
Und auf ihr dringendes Geheiß
Verſprach er es ihr ſchwarz auf weiß,
Sie unentgeldlich zu begraben.

XII.

Der Hut.

Der Präſident, Herr von Zwinger, war ein feiner Herr von einigen dreißig Jahren, hatte feine Geräthe und Kleider, und beſonders einen ſehr feinen Caſtorhut, den er wie ſeinen Augapfel in Acht nahm. Er war ein ſparſamer, haushältiger Mann, der ſeine feinen Sachen nach Möglichkeit ſchonte. Das einzige, was an ihm wohl etwas feiner ſeyn konnte, waren ſeine Sitten und Grundſätze. Er war hart, ungeſtüm und jähzornig gegen Geringere, und ein ausſchweifender Liebhaber des ſchönen Geſchlechts.

Eines Abends durchſtrich er bei Mondſchein einen einſamen Park. Er hoffte vielleicht, einem freundlichen Mädchen zu begegnen: aber plötzlich ſchoß hinter ſeinem Rücken ein männlicher Raubvogel hervor, riß ihm ſeinen Biberhut vom Kopfe und verſchwand im Gebüſch.

Der Präſident wagte nicht, den Schnapphahn zu verfolgen, weil er in dieſer menſchenleeren Gegend befürchten mußte, noch mehr geplündert zu werden. Er eilte verdrießlich nach Hauſe, und ſchämte ſich vor allen Leuten, die ihm begegneten, und ſich merklich verwunderten, ihn barköpfig wandeln zu ſehen.

Der Buſchklepper verkaufte ſeine Beute an einen Kleiderkrämer, der eine offene Bude hielt.

Hier zeichnete ſich der Präſidentenhut durch ſeine Feinheit und zierliche Form vor dem übrigen groben und ungeſchlachten Hutpöbel, der nur gemeine Köpfe bedeckt hatte, vortheilhaft aus und ſtach jedermann in die Augen. Es handelten verſchiedene Kunden um ihn, boten aber alle zu wenig. „Nein,“ ſagte der Trödler, „wenn ich einen ſolchen wunderſchönen Hut um dieß Spottgeld ablaſſen könnte, ſo müßt’ er geſtohlen ſeyn.“

Zufälliger Weiſe kam endlich auch ein großer Liebhaber von Feinheiten, ein gewiſſer Sekretär Honig (der bei dem Collegio, wo Herr von Zwinger präſidirte, angeſtellt war) in die Gegend des Kleiderladens. Dieſes Männchen verdient, ehe wir von unſerm Hute weiter ſprechen, ein umſtändliches Conterfei; denn es gehörte zu der altmodiſchen zierlichen und manierlichen Stutzergattung, die jetzt allmählich in der Welt auszuſterben beginnt.

Herr Honig, ein ſchlanker, wohlgebildeter und ehrbarer Junggeſell von fünf und zwanzig Jahren, ging immer wie auf Eiern, war immer wie aus dem Ei geſchält, und zeigte ſich auf der Gaſſe nie anders als in einem roſenrothen oder iſabell-farbenen geſteiften Paradekleide, dergleichen man etwa noch unter der Regierung Ludwigs XIV. am franzöſiſchen Hofe geſehen haben mag. Seine hohe, künſtliche Friſur, deren Bau jeden Morgen zwei Stunden Arbeit koſtete, glich auf der Scheitel dem ſtattlichen Kopfbuſch eines majeſtätiſchen Haushahns, und über den Ohren den ausgeſpannten Flügeln einer weißen Taube. Er trug Tag für Tag einen kleinen ſilbernen Degen, einen großen Haarbeutel, und eine lange, bis nah' ans Knie reichende Uhrkette, mit einem ferntönenden Glockenſpiele goldner Perlocken.

Sein von außen herrlich aufgeputzter Kopf war aber inwendig ſo hohl wie der glänzende Knopf eines Kirchthurms, und ward auch von ihm wie ein leeres Gefäß in ſo fern behandelt, daß er ihn niemals bedeckte. Er bediente ſich zu jeder Jahreszeit blos eines flachen ſeidenen Armhütchens. Regen, Schnee und Nordſtürme wütheten gegen ihn vergebens. Sie hatten ihm — ungeachtet er ſonſt in aller Betrachtung ein ſchwacher Held war — bis jetzt noch nicht den Entſchluß abtrotzen können, ſich mit einem Kopfhute zu verſehen.

Er bemerkte jedoch ſeit einiger Zeit, daß bei vielen galanten Herren, und unter andern auch bei ſeinem Präſidenten, der ſeidene Armhut im täglichen Leben faſt ganz verſchwand. Nun erſt hielt es der Modeaffe für nothwendig, ſich auch einen Filzhut anzuſchaffen und bisweilen zur Abwechſelung ſein Haupt damit zu belaſten.

Indem er mit dieſem wichtigen Vorhaben ſchwanger ging, trug ihn ſein Weg von ungefähr bei der Kleiderbude vorbei, wo der geſtohlene Biberhut, als ein vorzügliches Kleinod des Waarenlagers, ganz vorn zur Schau ausgehängt war.

„Ei, ſieh doch, das iſt ja gerade ſo ein Hut, wie des Herrn Präſidenten von Zwinger Hochwohlgeboren zu tragen geruhen!“ ſprach Herr Honig zu ſich ſelbſt; — denn er war ein ſo ſchmiegſames und demuthsvolles Raupenſeelchen, daß er ſogar in Gedanken und Selbſtgeſprächen ſeinen Vorgeſetzten den gebührenden Reſpekt erwies. — „Willſt doch nach dem Preiſe fragen,“ fuhr er in ſeinem Monolog fort, und lenkte ſich gegen die Bude.

Aber ſchnell ſtand er, wie beſtürzt, wieder ſtill und legte den Finger an die Naſe. „Halt, Honigmännchen! wagſt Du nicht zu viel? — Darfſt Du armer, kleiner Sekretär Dich wohl erkühnen, einen Hut zu tragen, der dem Hute Deines Herrn Präſidenten ſo ähnlich iſt, wie ein Waſſertropfen dem andern? — Werden das Ihro Gnaden nicht übel aufnehmen, Dir es für eine Vermeſſenheit auslegen, und vielleicht in der Folge gedenken, wenn Du über kurz oder lang um eine Beſoldungszulage in Unterthänigkeit bitteſt? — Dann könnt' es wohl heißen, wer ſich bei dreihundert Thalern Gehalt einen Caſtorhut erzeugen kann, bedarf keiner Verbeſſerung. — In der That ein bedenklicher Umſtand! Doch — die Sache hat zwei Seiten. Es muß doch auch dem Herrn Präſidenten ſchmeicheln, wenn Du Dich nach ihm bildeſt, und die Geſtalt ſeines Hutes ſo ſchön und geſchmackvoll findeſt, daß Du ſie nachahmſt. — Wahrhaftig, ein glücklicher Einfall! Auf ſolche Art kann Dir dieſer Hut ſogar zu einer Empfehlung dienen. — Friſch gekauft, er koſte, was er wolle!“

Der Handel ward bald richtig, und Herr Honig nahm ſich vor, am nächſten Regentage ſeinen neuen Hut einzuweihen.

Ein trüber Herbſtmorgen that ihm bald darauf den Gefallen, mit ſchlimmer Witterung zu drohen. Der Hut (der, beiläufig geſagt, von dreieckiger Geſtalt war, denn die runden Hüte gingen damals noch nicht im Schwange) ward vor dem Spiegel aufgeſetzt und ſtand vortrefflich.

Unſer Honigmännchen gefiel ſich unter ſeinem niedlichen Dache, und freute ſich, auf der Gaſſe damit zu prunken. Die Stunde, da er gewöhnlich in ſeine Kanzlei ging, hatte auch ſchon geſchlagen. Er ſpudete ſich alſo aus ſeiner Stube fort. In dieſer Haſt machte er einen Eulenſpiegelſtreich. Er war nämlich an ſein plattes ſeidenes Hütchen, das ihn ſeit vielen Jahren auf allen Wegen und Stegen begleitet hatte, ſo gewöhnt, daß er es, ungeachtet er ſchon einen Hut auf dem Kopfe hatte, dennoch ohne Bewußtſeyn, wie ein Nachtwandler, beim Fortgehen unter den Arm warf. Er hatte das kleine zierliche Ding, das man eine Hutmumie nennen konnte, ſo oft an ſein Herz gedrückt, daß er deſſen Daſeyn nun gar nicht mehr fühlte. Das iſt ſehr glaublich, und lange nicht ſo ſeltſam, als was Montaigne, um die Macht alter Gewohnheiten zu beweiſen, von einer Bauersfrau erzählt. Dieſe nahm ein Kälbchen in der Stunde ſeiner Geburt auf den Arm und liebkoste es wie ein Kind. Mit dieſem Hätſcheln fuhr ſie täglich fort, und trug das liebe Thierchen noch herum, als es ſchon, von ihr faſt nicht bemerkt, zu einem großen Stier herangewachſen war.

Wenn dieſes Geſchichtchen eine Legende iſt, mag es Herr Montaigne verantworten. Wir halten uns dabei nicht auf, ſondern eilen unſerm Sekretär nach, der ſchon mit ſeinen zwei Hüten durch die Gaſſen ſtolzirt und von allen Menſchen angeſtaunt und behohnlächelt wird.

Es war ihm unbegreiflich, was Alt und Jung mit ihm vorhatte. Er muſterte mit ängſtlichen Augen die ganze Vorderſeite ſeines Körpers, um den anſtößigen Mackel zu entdecken; er betaſtete ſich hinten, ob ihm vielleicht ein ſchadenfrohes Gaſſen-Genie einen Haſenſchwanz oder ſonſt ein Schandzeichen angeheftet hätte; aber überall war alles, wie es ſeyn ſollte, und die Leute fuhren dennoch fort, ihm in's Angeſicht zu lachen.

Darüber unruhig, drehte er ſich rechts, drehte er ſich links, ſah bald vorwärts, bald rückwärts, und erblickte jetzt auf Ein Mal des Herrn Präſidenten von Zwinger Hochwohlgeboren, der nur ſechs Schritte hinter ihm, und ebenfalls, wie er, auf dem Wege nach der Kanzlei war. Jetzt gerieth nun vollends der ſchon vorher ſo beängſtigte Sekretär in ein unterthänigſtes Schrecken, und vergaß in ſeiner doppelten Herzensbeklemmung ganz und gar, daß er ſeit fünf oder ſechs Jahren zum erſtenmal einen Hut auf dem Kopfe hatte. Er ſprang, um ſeinem hohen Vorgeſetzten nicht den Rücken zu zeigen, plötzlich auf die Seite, machte, wie ein gemeiner Soldat, wenn ein hoher Officier vorüber geht, Fronte gegen den Präſidenten, bückte ſich, als er näher kam, bis faſt auf die Erde, manoverirte dazu mit dem Armhute, und behielt den andern auf dem Kopfe.

Herr von Zwinger, der den lächerlichen Ueberfluß von Hüten ſogleich bemerkte, warf dem Komplimentarius, ohne ihm zu danken, einen finſtern Blick zu, der eine Miſchung von Zorn und Erſtaunen ausdrückte. So ging er kopfſchüttelnd vorüber. Honig wollte über dieſe ungnädige Pantomime faſt in die Erde verſinken. Der Bediente hinter dem Präſidenten glotzte ihn noch ſtärker an und lachte ihm frech unter die Naſe. Doch plötzlich ward das Geſicht des kecken Schliffels ſehr ernſthaft. Er trat dem Sekretär nahe an den Leib, betrachtete deſſen Caſtorhut ſo ſcharf, wie ein Güterbeſchauer ein kontrebandes Stück Waare, eilte dann ſeinem Herrn nach, und ſagte ihm, mit einem bedenklichen Rückblick auf den Sekretär, etwas in's Ohr.

Das geſchah an der Thür der Kanzlei. Der Präſident ging hinein, und erwartete den unrechtmäßigen Inhaber ſeines Hutes auf der Hausflur.

Welcher beſtürzende Anblick für dieſen, als er jetzt in's Kanzleihaus trat und den Präſidenten mit dem grimmigſten Geſichte gegen ſich Fronte machen ſah! Er ſuchte das drohende Zorngewitter durch den tiefſten Bückling ſeines Lebens zu zertheilen. Aber umſonſt! Es ſchlug ein. Der Präſident erhob gegen ihn ſeine Hand und warf ihm mit den Worten: „Sie haben Sich wohl meinen Hut auf den Schädel genagelt?“ den Filz vom Kopfe.

Honigs Entſetzen denke ſich der geneigte Leſer ſelbſt! Man würde ſich nur ſeine Schande daran beſchreiben. Es war ihm nicht anders, als ob ihm Hut und Kopf zugleich vor die Füße gelegt würde. Ganz zerknirſcht, ganz zermalmt, ganz vernichtet ſtand er da, und war keines Lautes fähig.

Der Verräther im Bortenrocke hob den Hut von der Erde auf, und hielt ihn ſeinem Herrn zur Anerkennung ſeines Eigenthums vor die Augen.

„Er iſt's allerdings!“ rief der Präſident. „Zum Teufel! wie kommt der Herr zu meinem Hute?“ —

Der todtenbleiche Sekretär wollte antworten, und klappte die Lippen auf und zu, wie ein Fiſch, der auf trocknem Lande nach Luft ſchnappt; er war aber noch nicht im Stande, ein vernehmliches Wort zu ſprechen.

„Antworten Sie mir;“ fuhr ihn der Präſident hitzig an: „Wie kommt dieſer Hut, der mir vor acht Tagen im Park vom Kopfe geſtohlen ward, auf den Ihrigen?“

„Ich — ich — ich —“ ſtammelte Honig, und brach in ein weibiſches Geheul aus, das ſeine angefangene Vertheidigung wieder erſtickte.

„Nun, ich will doch nicht hoffen?“ — ſprach der Präſident hart. „Reden Sie! ich frage zum letzten Mal.“ —

„Ach!“ — ſtotterte Honig mit einem Tone und einer Miene, die einen Stein zum Mitleiden hätte bewegen mögen — „Ach, gnädiger Herr, ich bin wahrhaftig kein Straßenräuber!“ —

„Das glaub' ich Ihnen;“ ſagte Herr von Zwinger mit ſanfterer Stimme: „Dafür bürgt mir ſchon Ihre Furchtſamkeit. — Sie haben den Hut wahrſcheinlich gekauft?“ —

Das bejahte Honig mit etwas leichterm Herzen, und bezeichnete die Trödelbude, die Wiege ſeines Jammers, genau.

„Gut. Ich werde das Hehlerneſt zerſtören. Was gaben Sie für den Hut?“

„Zwei Thaler.“

„Hier haben Sie Ihr Geld wieder. — Aber was in aller Welt machten Sie mit zwei Hüten auf der Gaſſe? — Ich geſtehe, daß mir um Ihren Verſtand ein wenig bange war.“ —

Honig antwortete, daß ihm Gewohnheit und Zerſtreuung dieſen Poſſen geſpielt hätten, und der Präſident ging lachend die Treppe hinauf.

Der Sekretär wollte ihm folgen; allein der Schrecken hatte ſeine Glieder ſo gelähmt, daß er es nicht vermochte. Er fühlte ſich krank, mußte ſich in einer Sänfte nach Hauſe tragen laſſen und einige Wochen lang das Bett hüten.

Der Präſident, der im Grunde kein bösartiger Mann war, bereute jetzt ſeinen Ungeſtüm, wodurch er den unmännlichen Schwächling beinahe in Todesgefahr gebracht hatte. Er beſuchte ihn und bot alles auf, ſeine Geneſung zu befördern. Dabei faßte er den heilſamen Vorſatz, ſeinen Jähzorn künftig beſſer im Zügel zu halten und ſich nie wieder von ihm zu einer ſo wilden und unanſtändigen Handlung hinreißen zu laſſen. Den Hut, der dieſe Scene veranlaßt hatte, wollte er zeitlebens zum Andenken aufbewahren. „Er ſoll mir,“ ſprach er zu ſich ſelbſt, „ein beſtändiger Warner von der Unart des Aufbrauſens ſeyn.“ —

Vier oder fünf Jahre nachher beſchloß unſer Sekretär, ſich in den Stand der Ehe zu begeben. Seine Vermögensumſtände und Ausſichten machten ihn zu einer annehmlichen Partie. Er hatte unter vielen artigen Mädchen die Wahl, und beſann ſich lange, um keinen Mißgriff zu thun. Am Ende hob er aus dem Kreiſe ſeiner weiblichen Bekannten die empfindſame Henriette, die Tochter eines verarmten Kaufmanns, heraus.

Das war eine recht hübſche Blondine, die bei jeder Gelegenheit mit ihrem zarten und gefühlvollen Herzen prunkte. Sie fiel oft faſt in Ohnmacht, wenn Jemand in ihrer Gegenwart eine Fliege auf ſeiner Naſe erſchlug, und bejammerte den unglücklichen Zuſtand der Krähen, die ſie ohne Pelz und Filzſchuhe im Schnee waten ſah. Bei dem allem hatte ſie viel Schuld am Verfall des väterlichen Hauſes. Sie ſtand ihm als mutterloſe Wirthſchafterin ſo übel vor, daß der Erwerb ihres Vaters nicht zureichte, den unmäßigen Aufwand, den die Vernachläſſigungen ſeiner unſorgſamen Tochter verurſachten, zu beſtreiten. Halbe Nächte lang liebelte und koſete ſie mit dem Monde; aber nach dem Anblick der Sonne trug ſie ſo wenig Verlangen, daß ſie oft bis an den Mittag ſchlief, und indeſſen eine ungetreue Köchin auf den Markt gehen und ſich Schwänzel- und Korbpfennige machen ließ.

Außerdem vergeudete das eitle Mädchen große Summen für unnützen Modetand, der immer bald wieder aus Ueberdruß in die Plunderkammer geworfen und durch neuen erſetzt ward. Kurz, Henriette war in jeder Rückſicht eine ſchlimme Haushälterin und überdieß ein ſehr leichtſinniges Weſen. Ihre Empfindelei und Schwermüthelei, ihre zärtliche Liebſchaft mit dem Monde und andere dergleichen Schwärmereien waren nichts als täuſchende Schminken, die ſie zu jener Zeit, da der nun vergeſſene Siegwart noch hoch am Brete und Empfindſamkeit das Loſungswort der feinen jungen Welt in Deutſchland war, zu gefallen ſtrebte.

Sie hatte ſich nicht verrechnet, denn ſie kam wirklich blos dadurch unter die Haube, daß der gutherzige Honig in frommer Einfalt glaubte, die Verbindung mit einer ſo gefühlvollen Seele müſſe das verlorne Paradies auf Erden erſetzen.

Die Flitterwochen, in welchen gewöhnlich der Himmel voll Geigen hängt und Henriette noch nicht Gelegenheit hatte, ihre Wirthſchaftskunſt völlig zu entwickeln, beſtätigten ihn in dieſem Wahn. Sie war das gefälligſte Weibchen und er der glücklichſte Ehemann unter der Sonne, oder vielmehr, da von einem ſo empfindſamen Paare die Rede iſt, unter dem Monde.

Als ſie eines Abends ihren Vater beſucht hatte und um die Zeit, da ihr Mann gewöhnlich von der Kanzlei zurückkam, wieder heim ging, redete ſie unterwegs ein Herr an, den ſie nicht kannte. Er fragte höflich, ob er die Ehre haben könne, ſie nach Hauſe zu begleiten. Sie verbat ſich ſeine Geſellſchaft; er drang ſich aber mit ſüßen Schmeicheleien auf, und verfolgte ſie bis in ihre Wohnung, die, wohl zu merken, im unterſten Stock auf ebener Erde war.

Ein Knabe, der ihr aufwartete, brachte Licht. Indeſſen beobachtete der fremde Geleitsmann einen ruhigen Anſtand. Sobald aber der kleine Lucifer wieder abgetreten war, fing jener ernſtlich an, die junge Frau mit Liebkoſungen zu beſtürmen, und ſchob in der Geſchwindigkeit, um nicht geſtört zu werden, den Riegel vor die Thür.

Henriette ſchalt, ſträubte ſich, rang mit ihm und wehrte ſich ſo tapfer, daß dem verliebten Freibeuter kein Kuß zu Theil ward. Während dieſes Ehrenkampfes kam Honig vor der Stubenthür an, und rief, als er ſie verriegelt fand, ſeiner Frau zu, ihn einzulaſſen.

„Gott Lob, da kommt mein Mann!“ jubelte Henriette, und öffnete im Fluge die Thür. Der Fremdling ſah ſich beſtürzt nach einem Verſteck um und entſchloß ſich kurz, zum Fenſter hinauszuſpringen. Er riß es auf, und war ſchon mit dem Kopfe im Freien, als Honig ins Zimmer trat und einen lächerlichen Verſuch machte, ſeinen kurzen eingeroſteten Galanteriedegen, auf deſſen Klinge ungefähr ein halbes Dutzend Leipziger Lerchen Platz gehabt hätten, aus der Scheide zu ziehen. Immer vergebens daran zuckend und zuckend, trippelte er mit kleinen ſchnellen Schritten wie Vater Pantalon in den italieniſchen Pantomimenſpielen die Stube entlang und nach dem letzten Fenſter hin, durch welches der Aventeurer die Flucht nahm und mit einem raſchen Sprung entwiſchte.

Honigmännchen ſah ihm durchs offene Fenſter nach und rief triumphirend: „Er hinkt! er hinkt!“ — Es war ihm, ungeachtet er ſo entſchloſſen zu den Waffen griff, ungemein lieb, daß ſich der Feind ohne Kampf zurückgezogen hatte.

„Er wird ſich doch nicht etwa einen Fuß verſprungen haben!“ ſagte Henriette mit einem kläglichen Tone.

„Das wär’ ihm ſchon recht!“ erwiederte Honig.

„O, nicht ſo lieblos, mein Trauter! Man muß auch ſeinen Feinden kein Unglück wünſchen.“

„Wohl wahr, mein Täubchen! Aber ſieh, ich bin verdammt kitzlich an der Stirn, und der Herr Sansfaçon hatte doch keine andere Abſicht, als mir da Schmerzen zu machen. Ich möchte nur wiſſen, wer er war.“ —

Henriette erzählte jetzt mit den kleinſten Umſtänden, was ihr begegnet war, und beſchrieb den zudringlichen Gaſt mit der Genauigkeit eines Steckbriefs. „Es war ein Mann zwiſchen vierzig und fünfzig Jahren,“ ſagte ſie, „der ſich durch eine lange Habichtsnaſe, ſtarke, buſchichte Augenbraunen und eine kahle Platte auf dem Kopfe ſehr auszeichnete.“ —

„Gott im Himmel!“ rief der Sekretär und taumelte, als ob er ohnmächtig würde, hinter ſich aufs Sopha. Er ſprang aber plötzlich wieder auf, weil er ſich auf etwas Hartes geſetzt hatte. Es war ein Hut. Er eilte damit ans Licht, beſah ihn genau, erblaßte wie eine Leiche, und ſchlug mit dem Ausruf: „O ich unglücklicher Mann!“ die Hände über dem Kopfe zuſammen.

„Was haſt Du? Was fehlt Dir?“ fragte Henriette.

„Ich bin verloren! Dieſer Hut — Wie kommt dieſer Hut hierher?“

„Das weiß ich nicht, wahrſcheinlich hat ihn der Fremde zurückgelaſſen.“

„Nun, ſo gnade mir Gott! Dieſer Hut gehört meinem Herrn Präſidenten.“

„Ach, Poſſen!“

„Ich kenn' ihn genau. Es iſt derſelbe, den er mir vor fünf Jahren vom Kopfe ſchlug.“

„Alſo der Präſident wäre mein Liebhaber geweſen?“

„Kein Anderer. Die ganze Schilderung, die Du entwarfſt, paßt Zug für Zug auf ihn.“

„Das iſt luſtig!“

„Wie? — Luſtig? — Ich wollte mein halbes Vermögen darum geben, wenn ich dieſen Vorfall ungeſchehen machen könnte.“

„Ich begreife nicht, was Dich ſo ängſtet und außer Faſſung bringt.“

„Ach, Jettchen! — Hab' ich nicht gegen meinen Vorgeſetzten den Degen gezogen?“

„Nur ziehen wollen, mein Guter! Es ging ja nicht.“

„Gleich viel. Es war ein Unternehmen gegen die Subordination.“

„Und die Zudringlichkeit des Präſidenten ein Unternehmen gegen Dein Ehebett.“

„Wär' ich Soldat, ich hätte die Kugel vor den Kopf verdient.“

„Und was denn der Präſident? — Er iſt ſtrafbarer als Du?“

„Aber — er iſt Präſident!“ —

„Pfui, nicht ſo kleinmüthig! Nur in Dienſtſachen iſt er Dein Vorgeſetzter. Hier im Hauſe biſt Du Präſident! — Er fühlte das ſelbſt; ſonſt hätte er ſich nicht ſo furchtſam aus dem Staube gemacht.“

„Und ich werde nun ewig im Staube bleiben, werde nie höher ſteigen.“

„Welche Grillen! Wirf den Hut auf die Gaſſe, und damit Lied am Ende!“

„Ihm den Hut nachwerfen? Beleidigung auf Beleidigung häufen? — Jettchen! wo denkſt Du hin?“

„Aber ich bitte Dich, lieber Honig, was iſt denn ſonſt bei der Sache zu thun?“

„Ich will ihm den Hut, ſauber eingepackt, ins Haus ſchicken.“

„Du ſcherzeſt. Das wäre doch wohl ein erzſchwacher Streich und die tollſte Beleidigung, die ſich erſinnen ließe.“

„Wie ſo? Ich ſchreibe ihm natürlicher Weiſe einen höflichen Brief dazu.“ —

Henriette lachte laut auf. Sie ſah nun auf einmal, daß ſie ſich mit einem erbärmlichen Dümmling vermählt hatte. Doch war ihr dieſe Entdeckung eben nicht unangenehm.

Honig bog den Präſidentenhut, den er auf dem Sopha etwas ſchief gedrückt hatte, mit der mühſamſten Sorgfalt wieder in die rechte Form, bürſtete ihn rein und verſchloß ihn in ſeine Komode. Dann machte er Anſtalt, an den Herrn von Zwinger zu ſchreiben. Aber ſein ganzer Papiervorrath ſchien ihm zu dieſem wichtigen Briefe nicht fein genug. Er ging aus, kaufte das koſtbarſte Velinpapier mit goldnem Schnitt, das er auftreiben konnte, und ſchrieb dann, nach Vorausſendung der gebührenden Titulatur, mit den ſchönſten Federzügen folgende Epiſtel:

> „Anbei gebe mir die Ehre, Ew. Hochwohlgeboren Dero trefflichen Kaſtorhut, welcher Denenſelben in meiner Wohnung abhanden gekommen, wohlbehalten zu überſenden, und wegen meiner übereilten Nachhauſekunft unterthänig um Verzeihung zu bitten. Blos die gänzliche Unwiſſenheit, daß Ew. Hochwohlgeboren es waren, der mein niedriges Haus mit ſeiner hohen Gegenwart beehrte, hat mich zu einem Verbrechen verleitet, das ich bis zum letzten Hauche meines Lebens bereuen werde. Mit tiefer Verehrung u. ſ. w.“

Als der Präſident am folgenden Morgen dieſen Brief nebſt der Beifuge erhielt, ließ er ſich eben ein Wundpflaſter auflegen, weil Abends vorher die Reiſe durchs Fenſter nicht ganz glücklich ablief. Er ſtürzte, ſtatt auf die Füße zu kommen, der Länge nach ſo gewaltig aufs Steinpflaſter, daß ihm alle Weſtenknöpfe abſprangen und er ſich die Hände und Schienbeine beſchädigte. Da mußte er denn freilich, wie Honig ganz recht geſehen hatte, davon hinken.

Seiner Schmerzen ungeachtet brach er über den abgeſchmackten Brief in ein helles Gelächter aus. Er wußte nun erſt, wem er ins Gehege gegangen war. Honigs Gattin war ihm bis jetzt ſo unbekannt, als deſſen Wohnung geweſen.

Er ließ ihn auf der Stelle zu ſich rufen, und empfing ihn mit der Anrede: „Sie ſind ein guter, einfältiger Tropf! Hätten Sie doch den verdammten Hut ganz ſtill bei Seite geworfen oder einem Bettler geſchenkt; das war das Klügſte, was Sie thun konnten.

Ihr Brief iſt ein Meiſterſtück von .... Sie mögen ſich ſelbſt denken, was ich aus Höflichkeit verſchweige. Doch eine Stelle darin müſſen Sie mir noch erklären. Was haben Sie denn für ein Verbrechen gegen mich begangen, das ſie zeitlebens bereuen wollen?"

„Ich" — antwortete Honig zitternd und ſtammelnd — „ich unterſtand mich — weil ich das Unglük hatte, Ew. Gnaden nicht zu kennen, — die Hand an meinen Degen zu legen."

„An Ihr Lerchenſpießchen?" ſagte der Präſident, und lächelte darauf hinab. „Das ſey Ihnen von Grund der Seele vergeben! Uebrigens aber, Herr Sekretär, taugen wir nicht mehr zuſammen. — Erſchrecken Sie nicht! Es iſt nicht böſe gemeint. Ich muß aber geſtehen, daß mir der tägliche Anblick eines Mannes, mit dem ich zwei ſo tragi-komiſche Auftritte gehabt habe, unerträglich ſeyn würde. Wir müſſen alſo auf eine freundliche Trennung denken. — Sagen Sie mir, könnten Sie wohl, wenn ich Ihnen einen beſſern und einträglichern Poſten verſchaffte, zweitauſend Thaler Caution ſtellen?"

„Das kann ich, gnädiger Herr. So viel beträgt noch aufs Haar der Reſt meines väterlichen Erbtheils."

„Nun gut, ſo will ich Ihnen einen Vorſchlag thun. Der Graf von Tarnau, der, wie Sie wiſſen, die große Standesherrſchaft Elſenhain und mehrere Güter beſitzt, ſucht einen Gerichtsverwalter, und hat mich gebeten, ihn mit einem ehrlichen Mann zu beſorgen. Er gibt nebſt freier Wohnung auf ſeinem prächtigen Schloſſe fünfhundert Thaler beſtimmten Jahrgehalt; die Accidenzien und Sporteln belaufen ſich vielleicht eben ſo hoch, und überdem führt ſein Juſtiziar, dem alten Herkommen nach, den Titel als Hofrichter. Er muß aber, weil er oft viel Geld unter die Hände bekommt, den erwähnten Vorſtand machen. — Was halten Sie von dieſer Stelle? Haben Sie Luſt dazu?“ —

„Ich bin ganz in Extaſe. Wo ſoll ich Worte finden ....“

„Es bedarf nur eines einzigen. Ja oder Nein!“

„So ſag' ich mit dem dankbarſten Entzücken – Ja!“

„Das freut mich. Sie ſind eine ehrliche Haut; ich kann Sie meinem Freunde, dem Grafen, mit vollem Vertrauen empfehlen. — Wollen Sie ſich aber nicht vielleicht, ehe wir die Sache ganz richtig machen, mit Ihrer Frau über dieſe Veränderung beſprechen?“

„Ich brauche das nicht, mein gnädiger Herr. Die gute, ſanfte Seele hat keinen andern Willen als den meinigen.“

„Beneidenswerther Mann! Sie haben eine ſeltene Perle gefunden!“ — Wir ſind alſo einig. Gehen Sie nach Hauſe und entwerfen Sie eine kurze Bittſchrift um Entlaſſung ihres bisherigen Dienſtes. Ich ſchreibe indeſſen an den Grafen, und, wenn Sie ſonſt wollen, können Sie ſchon in acht Tagen nach Eiſenhain abreiſen. — Nun iſt mir's doch lieb, daß Sie mir meinen Hut wieder auslieferten. Ich gab ihn ſchon verloren; aber auf *dieſe* Art will ich ihn gewiß nicht weiter aufs Spiel ſetzen. Er wird mir immer lieber und werther, und dient mir in der That als ein kleines Compendium der Moral. Ich habe, ſeitdem ich ihn auf eine ſo ungeſtüme Art von Ihrem Kopfe herablangte, meinen Jähzorn glücklich bezähmt, und will nun auch der Thorheit entſagen, auf meinen geſtrigen Wegen zu wandeln. Es iſt Zeit, daß ich aufhöre zu ſchwärmen.

Mein Haar wird grau. — Adieu, Herr Hofrichter! Meinen Empfehl zu Hauſe!“ —

Honig war vor Freude ſo außer ſich, daß er dießmal nicht ſeinen gewöhnlichen Eierſchritt ging, ſondern wie ein Böcklein nach Hauſe ſprang. Er ſtürzte ſeiner Frau in die Arme und verkündigte ihr athemlos, daß ſie künftig tauſend Thaler jährliche Einnahme haben und einen Palaſt bewohnen würden. Henriette brach in ein Jubelgeſchrei aus, und die beiden Glücklichen tanzten und ſchwärmten fünf Minuten lang im fröhlichſten Taumel.

Als ſie ausgeraſet hatten, kamen erſt die nähern Umſtände des neuen Glücks zur Sprache, und Henriette fragte, in welchem Theile der Stadt ihr künftiger Wohnpalaſt liege.

„Du ſuchſt ihn in der Stadt?“ — erwiederte Honig und lächelte ſchalkiſch dazu.

„Ei, wo denn ſonſt?“ rief ſie ein wenig beſtürzt.

„Weit gefehlt, mein Liebchen! Unſer Sorgenfrei liegt dreißig Meilen von hier.“

„Dreißig Meilen? — Du ſpaßeſt! — In welcher Reſidenz?“

„In der Reſidenz der Natur.“

„Ich bitte Dich, verſchone mich jetzt mit redneriſchen Blumen! Sag’ mir mit Einem Worte, wo wir künftig wohnen werden.“

„In Elſenhain auf dem Schloſſe des Grafen von Tarnau.“

„Doch nicht etwa gar auf einem Dorfe?“

„Vielleicht — wahrſcheinlich. — Aber was geht uns das Dorf an? — Wir wohnen in gräflichen Zimmern und ſehen hoch herab ins blühende Reich der ſchönen Natur.“

„Nimmermehr! — Ich laſſe mich in dieſes Exil, in dieſes Sibirien nicht verweiſen.“

„Henriette, Deine Sprache ſetzt mich in Erſtaunen! Du biſt ja ganz verändert, ganz ausgetauſcht! Wie kannſt Du's über Dein empfindſames Herz bringen, das liebliche Land, das Paradies gefühlvoller Seelen, zu ſchelten? Wie kannſt Du dich nur einen Augenblick ſträuben, dieſe düſtern, beklemmenden Mauern zu verlaſſen? Hier mußt Du Dich kümmerlich wenden und drehen, um Deinen Freund, den Mond, aus den Lücken enger Gaſſen zu begrüßen — dort erblickſt Du ihn im ganzen Umfang ſeiner Pracht, ſiehſt ihn Fluren und Haine verſilbern. — Hier lärmen und toben wilde Straßenbuben und betrunkener Pöbel — dort trillert die Nachtigall, dort zirpet das Heimchen. — Hier ſtinken Kloaken — dort düften Veilchen und Roſen.“

„Und dort“ — fiel Henriette ärgerlich ein — „dort ſtirbt man vor langer Weile, und hier gewähren uns Geſellſchaften, Konzert und Schauſpiel den angenehmſten Zeitvertreib.“

„Zeitvertreib!“ — rief Honig: „Wenn ich nur dieſes fatale Wort nicht mehr hören ſollte! — Iſt denn die Zeit ein Feind, den man immer vertreiben muß? Ich dächte, ſie eilte von ſelbſt ſchnell genug dahin!“ —

Das war ein kluges und männliches Wort, wie es der gute Honig nur ſelten ſprach. Die modiſchen Klagen über lange Weile, wodurch ſich viele Herren und Damen, die einen überſpannten Dünkel von ſich haben, das vornehme Anſehen zu geben ſuchen, als ob nichts in der Welt für ſie und ihren feinen Geſchmack gut genug ſey, ſind wirklich eine lächerliche Thorheit. „Ich ennuyire mich!“ hört man überall, und oft an Orten und bei Gelegenheiten, wo ſich mancher verſtändige Menſch recht wohl unterhält. Warum rennen denn die armen unempfänglichen Leute Tag für Tag dem Vergnügen der Geſellſchaften und Schauſpiele nach, wenn ſie allenthalben von einem gähnenden Dämon verfolgt und geplagt werden? — Warum bleiben ſie nicht lieber in ihrer häuslichen Einſamkeit, wo der gebildete und zum Denken und Arbeiten gewöhnte Menſch nie lange Weile hat? —

„Mit Einem Worte, liebes Weibchen,“ — fuhr Honig fort — „wir können hier nicht länger hauſen. Der Herr Präſident ſagte mir unter die Augen, daß ihm durch die zwei Hutgeſchichten, die zwiſchen ihm und mir vorgefallen ſind, mein Anblick unerträglich geworden ſey. — Sieh, das iſt der Keil, der uns von dannen treibt!“

„Du haſt Dir dieſen Keil ſelbſt zugeſpitzt. Ich warnte Dich vorher. Aber bei dem allen begreif’ ich nicht die Nothwendigkeit, Dich dadurch von Amt und Brod treiben zu laſſen. Du dienſt dem Fürſten, nicht dem Herrn Präſidenten, wie Du immer zu ſagen pflegſt. — Laß doch das ängſtliche Wörtlein Herr unter vier Augen weg! — Was darf er Dir denn thun, der Präſident, wenn Du Nein ſprichſt? Er kann Dich wegen ſeiner Privatgrillen nicht zur Abdankung zwingen.“

„Das kann er freilich nicht, aber mich anfeinden, verfolgen, unterdrücken und mir alle Wege zu einer höhern Beförderung verſperren — das kann er, das wird er. Kurz, ich gab ihm mein Wort, Hofrichter in in Elſenhain zu werden, und ich muß es halten. Ich wollte lieber in den Tod gehen, als es wieder zurücknehmen. Er würde mich ſo gräßlich anſchnauben, daß mich auf der Stelle der Schlag rührte.“

„Du fürchteſt Dich aber auch vor ihm, als ob er der allmächtige Gott wäre!“ rief Henriette mit einem verächtlichen Blick, und eilte ohne Abſchied fort zu ihrem Vater, um Dieſem ihr Leid zu klagen.

Hier fand ſie aber keine Hülfe. Er ſchalt ſie eine Thörin, daß ſie eine ſo anſehnliche Verbeſſerung ihrer Umſtände als ein Unglück betrachte. Doch gab er ihr auch den Troſt, daß ſie in Elſenhain keine lange Weile haben werde. „Der Graf Tarnau,“ ſprach er, lebt wie ein Fürſt. Er gibt täglich den benachbarten Edelleuten und Offizieren, die Ein Mal für immer eingeladen ſind, offene Tafel, unterhält eine eigene muſikaliſche Capelle, hat ſogar ein Theater, und nimmt von Zeit zu Zeit herumziehende Schauſpielertruppen in Sold. Bisweilen ſpielt er auch ſelbſt mit ſeinen Freunden darauf. Uebrigens iſt er ein großherziger Mann ohne Stolz, und geht mit ſeinen Beamten und Officianten, die ſich anſtändig zu betragen wiſſen, wie mit ſeines Gleichen um. Wenigſtens iſt mir bekannt, daß er ſeinen vorigen Hofrichter und deſſen Frau zu allen Geſellſchaften gezogen hat.“

Henriette ward, als der Papa ſo tröſtlich ſprach, wieder wohlgemuth. Das lachende Bild der gräflichen Haushaltung gefiel ihr ungemein. Beſonders zog das Theater wie ein Magnet ſie an. Sie traute ſich ſelbſt einiges Talent für die Schauſpielkunſt zu, und wünſchte ſchon längſt, eine Privatbühne zu betreten; ihr Vater ſetzte ſich aber, ſo lange ſie noch unter ſeiner Gewalt ſtand, mit unerbittlichem Ernſt dagegen. Nun hoffte ſie, daß ihr Thaliens Lorbeerkranz in Elſenhain aufgehoben ſey. Auch die Gaſtfreiheit des Grafen eröffnete ihr erfreuliche Ausſichten. Sie machte ſchon Jagd auf die empfindſamen Herzen ſeiner Tafelfreunde und verſprach ſich eine Legion Anbeter. In der Stadt, wo es einen großen Zuſammenſtoß von jungen Schönen gab, war ſie bisher noch nicht ſo bemerkt worden, als ſie zu verdienen glaubte; auf dem Lande hingegen durfte ſie auf einen reichlichern Herzensfang rechnen, weil dort der Mangel an Atzung die verliebten Vögel kirrer zu machen pflegt.

Von dieſen angenehmen Vorſtellungen erfüllt, kam ſie mit dem heiterſten Geſichte nach Hauſe, und erfreute ihren bekümmerten Mann durch die Erklärung, daß ſie nun entſchloſſen ſey, mit ihm die Stadt zu verlaſſen. Acht Tage darauf reiſeten ſie nach Elſenhain ab.

„Ich achte mich“ — ſagte der Graf bei ihrer Ankunft — „meinem Freunde, dem Präſidenten, doppelt verbunden, daß er mich nicht nur mit einem wackern Geſchäftsmann, ſondern auch mit einer angenehmen Geſellſchafterin verſorgt hat.“ — Wie lieblich klang dieſes Kompliment Henrietten! Etwas ſo Schönes hatte ihr noch kein Graf geſagt. Die Stadt war nun im Augenblicke vergeſſen.

Der Graf, ein alter Hageſtolz, war eben kein Freund des weiblichen Geſchlechts; aber die gewandte Schmeichlerin wußte ſich ſeinen Launen und Eigenheiten ſo anzuſchmiegen, daß er ſie bald wie ſeine Tochter liebte. Sie machte die Wirthin an ſeiner Tafel, und war in einſamen Stunden ſeine Vorleſerin.

Elſenhain ward durch ſie ſo belebt, als es noch nie geweſen war. Des Grafen Küche und Keller, die beide weit umher im beſten Ruf ſtanden, lockten zwar auch ſonſt faſt täglich Gäſte herbei; doch fanden ſich bisweilen, wenn die Witterung nicht günſtig war, nur wenige ein, und dann und wann ließ man ihn ſogar allein ſpeiſen. Aber ſeitdem Henriette vorlegte, verfehlten wenigſtens die jungen Kavallerieoffiziers aus den benachbarten Garniſonen nicht, ſich Mittags einzuſtellen, wenn es auch Steine geregnet hätte. Doch damals unterſtanden ſich's die Gaſſenjungen im Monde noch nicht, uns Erdenbürger — der Himmel mag wiſſen warum — ſo ungezogen zu bombardiren, wie ſie es, nach Zeitungsberichten, ungefähr erſt ſeit Jahresfriſt anfangen. Die Herren Kornetts ſetzten ſich alſo zuweilen, der ſchönen Henriette zu Gefallen, blos einem gewöhnlichen Wolkenbade aus, und ſonnten ſich bald wieder trocken am Strahl ihrer Augen. Dabei blieb es aber auch, und mußte dabei bleiben; denn der Graf ließ in ſeinem Hauſe keine Liebſchaft aufkommen, und erklärte ſich bisweilen, wiewohl unter der Hülle des Scherzes, ſo nachdrücklich dagegen, daß jedem, der ſich an ſeiner Tafel wohl befand und ſein Couvert nicht verlieren wollte, die Luſt verging, einen zärtlichen Roman unter ſeinen Augen anzuzetteln.

Das Schauſpielhaus in Eiſenhain ſtand, als Henriette dort ankam, ſchon einige Jahre wüſt und leer. Der Graf war der wandernden Truppen, die ihm durch ihr ſtümperhaftes Spiel nur Eckel und lange Weile verurſachten, überdrüſſig geworden. Auch die Vorſtellungen der Kunſtliebhaber hatten ſeit langer Zeit aufgehört, weil es an Actricen gebrach. Einige junge Offiziers ſchlugen ſich zwar in's Mittel und übernahmen die Frauenzimmerrollen; allein dieſe Amazonen ernteten mit ihren Küraſſierſtiefelſchritten und Commandirſtimmen wenig Beifall ein, und wollten ſich nach zwei oder drei unglücklich abgelaufenen Verſuchen nicht weiter auslachen laſſen.

Henriette weckte die ſchlafende Kunſt und ruhte nicht eher, bis die Bühne wieder eröffnet wurde. Sie ſelbſt fiel als Meiſterin vom Himmel, und trat ſogleich, ohne ſich mit Anfängerrollen abzugeben, als erſte Liebhaberin im Luſt- und Trauerſpiel auf. Ein Fräulein aus der Nachbarſchaft, das während der theatraliſchen Pauſe herangewachſen war, ſpielte die zweiten Rollen, und ihre Gouvernante, eine alte franzöſiſche Mamſell, war in gebrochenem Deutſch bald eine gute, bald eine böſe Mutter. Der Graf ſelbſt polterte und moraliſirte als Komödienvater, und an Liebhabern fehlte es ſo wenig, daß gemeiniglich noch ein ſtarkes Reſervecorps, das auf der Bühne nicht gebraucht wurde, hinter den Couliſſen ſtand, und ſich oft, um nicht ganz müßig zu ſeyn, ſehr dringend erbot, die Damen — mit Ausſchluß der ſechzigjährigen Deutſchfranzöſin — im Ankleidungszimmer zu bedienen.

Auch der Herr Hofrichter verſuchte ſich einige Mal in Chevalierrollen, führte ſie aber ſo ſteif und geſchmacklos aus, daß ihm der Graf den freundſchaftlichen Rath gab, dem Theater entweder ganz zu entſagen, oder nur Schulmeiſter und andere Pedanten zu ſpielen. Das ſchien ihm eine höchſt unbillige Würdigung ſeiner Fähigkeiten; denn er glaubte ſeinen Stutzer mit der Leichtigkeit eines Schmetterlings dargeſtellt zu haben. Daher entzog er ſich in der Folge der Bühne und ſchützte immer, wenn man ihm eine Schulmeiſterperücke aufſchwatzen wollte, dringende Amtsgeſchäfte vor.

Es verdroß ihn beſonders, daß ihm Niemand angelegentlicher als ſeine Hausehre zumuthete, ſich durch ein ſolches Raupenneſt zu verunſtalten. „Ei!“ rief er einsmals voll Aerger aus, „ich glaube, Du pflanzeſt mir am Ende noch etwas Schlimmers auf den Kopf! Dein Herz iſt ſeit dem Tage, da mir der Präſident das erſte Wort von Eliſenhain ſagte, durchaus umgeſchaffen und wie mit einer Eisrinde überzogen. Vor unſerer Heirath war blos der Mond mein unſchuldiger Nebenbuhler; doch jetzt hab' ich leider andere von einer gefährlichern Art, und er und ich ſind Dir gleichgültig geworden. Er mag jetzt noch ſo hold und lieblich vom Himmel lächeln, Du ſiehſt ihn nicht an, ſondern treibſt lieber in einem Kreiſe dampfender Oellampen deine Gaukeleien; und ich gelte Dir ſo wenig, daß Du mich blos zum Narren in Poſſenſpielen brauchen willſt. Dergleichen Zumuthungen muß ich mir zwar von meinem Herrn, dem Grafen, gefallen laſſen; aber aus Deinem Munde beleidigen ſie mich und ich verbitte ſie mir.“ —

Henriette lachte, ſchalt ihn einen Grillenfänger, und blieb wie ſie war. Er und der liebe Mond kamen bei ihr nicht wieder zu Ehren.

Die Schauſpiele in Eliſenhain waren ungefähr ein Jahr lang im Gange, als ſich eine Schaar theatraliſcher Zugvögel, deren Führer ſich Haſenzwirn nannte, in dem nahen Städtlein Klatſchfeld niederließ und mit allgemeinem Jubel aufgenommen wurde. Nur das alte Rathhaus, wo Herr Haſenzwirn ſeine Gaukelbude aufſchlug, ſeufzte jämmerlich; denn es ſtand in Gefahr, von der Menge der Zuſchauer vollends zu Boden gedrückt zu werden. Aber da war keine Schonung. Selbſt der wohlbeleibte Herr Bürgermeiſter und ſeine nicht minder runde Gemahlin, die beide allein mehr wogen, als alle Schneider und Leinweber des Städtleins in Summa, wälzten ſich einen Abend wie den andern, mit ihren Freibillets in der Hand, die ſtöhnenden Treppen hinauf, und ließen ſich ſogar, um ihr körperliches Gewicht während der Vorſtellung noch ſchwerer zu machen, große Bierflaſchen und kalte Küche nachtragen.

An dieſem Sturm und Drang war hauptſächlich der Stadtſchreiber Schuld, der bei ſeinen Mitbürgern als ein gelehrtes Orakel galt, und gleich nach der erſten Vorſtellung den entſcheidenden Ausſpruch that: es gebe auf dem ganzen Erdboden keine ſo vollendeten Künſtler als Haſenzwirn und ſeine Geſellen. Das betete die ganze Stadt ihm gläubig nach und ward nun nicht müde, die armſeligen Poſſenreißer zu ſehen und zu bewundern; denn was der Herr Stadtſchreiber ſagte, das war in Klatſchfeld ſo gut wie eine Stimme vom Himmel. Seine Weisheit hielt man für unfehlbar und ſeine Unparteilichkeit war bewährt. Er genoß zwar ebenfalls eines Freibillets, und dieſes Accidenz ſoll der Sage nach auf manche Theaterkritiken einen günſtigen Einfluß haben; er war überdieß in die junge und ſchöne Madame Haſenzwirn verliebt, und ſein Freibillet erſtreckte ſich ſogar bei ihr auf Amors Privattheater: doch alle dieſe verdächtigen Umſtände hatten auf den unbeſtechlichen Geſchmacksrichter nicht die geringſte Einwirkung, ſondern er lebte des feſten Glaubens, daß der Haſenzwirn'ſche

Geſellſchaftsknäuel unter allen andern Knäueln ſeiner Art der feinſte ſey.

Nun fügte ſich's, daß der Ariſtarch von Klatſchfeld um dieſelbe Zeit, als ſein theatraliſcher Enthuſiasmus am ſtärkſten glühte, bei dem Grafen Tarnau ein Geſchäft hatte und nachher von ihm zur Tafel eingeladen ward. Hier ging ſein Mund bald von dem über, deſſen das Herz voll war. Er unterhielt die Geſellſchaft von dem Komödienweſen ſeines Wohnortes, und ſtieß mit aller Macht in die Ruhmtrompete.

Henriette horchte hoch auf und ſchmeichelte dem Grafen auf der Stelle den Entſchluß ab, die gerühmten Künſtler auf einige Zeit nach Elſenhain zu berufen.

Der Gaſt aus Klatſchfeld erblaßte, da ihn der Verluſt ſeiner Freipäſſe in's Theater und zum traulichen Kämmerlein der ſchönen Frau Direktorin ſo plötzlich bedrohte. Er wollte jetzt den Karren, den er durch unbeſchränktes Lob jener Schauſpieler in den Sumpf geſchoben hatte, mit der Hebewinde des Tadels, den er über einen Theil der Truppe ausſprach, wieder herausarbeiten; allein es gelang ihm nicht. Henriette hielt ihm durch die nagelneue Bemerkung, daß in der Welt nichts vollkommen ſey, das Gegengewicht, und der Graf gab noch in ſeinem Beiſeyn dem Hofrichter (der zugleich ſein Sekretär war) den Auftrag, mit dem Direktor Haſenzwirn in ſchriftliche Unterhandlungen zu treten.

Honig ſäumte damit nicht, weil ihm das bisherige Dilettantenſpiel ein Dorn im Auge war. Sein Einladungsſchreiben ging gleich nach der Tafel durch einen reitenden Boten ab, und kam noch eher nach Klatſchfeld, als der betrübte Stadtſchreiber, von einem matten Rößlein getragen, dort anlangte.

Haſenzwirn bedachte ſich keinen Augenblick, den erhaltenen Ruf anzunehmen. Er konnte ohnehin in Klatſchfeld nicht länger beſtehen; denn der ganze hochedle Rath und faſt alle Honoratioren ſahen ſeinen Spielen als Freiſaßen zu, und die ſteuerbaren Theaterfreunde hatten ſich bald ausgebeutelt. Daher waren am Ende immer nur die vordern Freiherrenſtühle tüchtig beſetzt, aber die hintern Zahlbänke ſtanden leer. Hiermit war freilich das alte Rathhaus ſehr wohl zufrieden, doch der Schauſpieldirektor nicht. Er rüſtete ſich alſo (ungeachtet ſich der Stadtſchreiber die größte Mühe gab, ihn zu einem längern Aufenthalt zu bereden) ſobald als möglich zur Abreiſe.

Die Geſellſchaft kam in einer Kutſche und zwei offenen Rollwagen in Eiſenbain an. Neben jener, die das Direktorium enthielt, ritt der leidtragende Stadtſchreiber, um der Madame Haſenzwirn durch ſeine Geleitſchaft die letzte Ehre zu erweiſen. Sein Fleiſchergaul legte ſogar Betrübniß an den Tag, und ſenkte den Kopf wie ein Trauerpferd, das ſchwarz behangen hinter einer vornehmen Leiche geführt wird.

Als der ſeufzende Ritter am Schloßthore mit Thränen Abſchied genommen hatte, warf er plötzlich ſeinen Klepper herum und prügelte ihn mit beiden Sporen, um in geſtrecktem Galopp, wie es einem verzweiflungsvollen Liebhaber eignet und gebührt, hinwegzujagen. Aber der alte Schimmel ließ ſich lange vergebens bearbeiten, und als er ſich endlich zu einigen ſteifen Bocksſprüngen entſchloß, fiel er über ſeine eigenen Beine und ſtürzte ſammt ſeinem Reiter in den Koth. Madame Haſenzwirn war ſo ungezogen, über dieſen Unfall laut aufzulachen und ſich ſchnell zu entfernen, ehe ſie noch wußte, ob ihr Freund den Hals oder nur die Beine gebrochen hatte. Er blieb zum Glück unbeſchädiget und ritt ſacht nach Hauſe, that aber, weil er das herzloſe Gelächter gehört hatte, einen heiligen Schwur, in ſeinem Leben keiner Theatergöttin wieder zu huldigen.

Der Matador der Geſellſchaft, der die Liebhaber- und Heldenrollen ſpielte, nahm durch ſeinen vortrefflichen Wuchs und ſeine blühende Geſichtsbildung ſehr für ſich ein; er war aber ein unſittlicher Abenteurer, der ſich ſchon, ungeachtet er kaum fünf und zwanzig Jahre alt ſeyn mochte, in vielen Fächern verſucht hatte. Der Himmel mag ſeinen eigentlichen Geſchlechtsnamen wiſſen; er nannte ſich jetzt Amarant. Sein Lebenslauf — wie er ihn ohne Scheu ſelbſt erzählte — war in nuce folgender: Er ward als Student wegen unaufhörlicher Raufereien von der Univerſität verwieſen, ließ ſich als gemeiner Huſar anwerben, deſertirte mit Sattel und Zeug, warf ſich in einem fernen Lande zum Schriftſteller auf, ſchrieb elende Flugblättchen und noch elendere Recenſionen, erwarb ſich aber mit dieſen Sudeleien, wie billig, kaum trockenes Brod, und ſank plötzlich wieder zum Aufwärter in einem Kaffeehauſe herab. Hier bediente er die Frau Wirthin — ein junges, artiges Weibchen — fleißiger als die Gäſte, und ward deßhalb von ſeinem Herrn, der in dieſem Fache keinen Gehülfen brauchte, bei Nacht und Nebel aus dem Hauſe kallaſcht. Ein Schauſpieler bei einem Hoftheater nahm ihn als Bedienter an, verhalf ihm aber bald, um ſich des liederlichen Burſchen wieder zu entledigen, zum Aemtchen eines Rollenſchreibers und Lampenputzers. So ſah er täglich Schauſpiele, ſchwang ſich zum Statiſten auf und ſetzte zuweilen als Bedienter ſogar einen Stuhl, oder übergab einen Brief. Doch mit dieſen ſtummen Geſchäften begnügte er ſich nicht lange. Er bekam Luſt, auf den hohen Brettern zu ſprechen, und ſchlug ſich zu einer kleinen Truppe, wo er ſchnell aus dem Bedientenſtande zu den höchſten Würden emporſtieg und mit dem Purpurmantel der Könige und Kaiſer bekleidet ward. Als Haupt- und Staatsacteur zog er nun einige Jahre lang mit verſchiedenen Komödianten-Karavanen von Land zu Land, von Stadt zu Stadt, mitunter auch nur von Dorf zu Dorf, und begab ſich zuletzt unter Haſenzwirns Fahne.

An allen Oertchen, wo er auftrat, ſtaunten ihn die ehrlichen Einwohner, denen vielleicht weder Garrick noch Iffland genug gethan hätten, als einen Phönix der Schauſpielkunſt an; denn er zerſägte, wie Shakeſpeare ſagt, mit ſeinen Armen die Luft und ließ ſeine Stimme ſo fürchterlich donnern, als ob er Mauern damit umſtürzen und Todte erwecken wollte. Das machte allgemein einen unbeſchreiblichen Eindruck. Mancher verſtändige Mann, der hinter ſeinem Ofen ein wenig hervorgekommen war und beſſere Künſtler geſehen hatte, ſchüttelte zwar über das ungeberdige Weſen des Theaterkonigs den Kopf; er lief aber mit ſeiner Kritik übel an, fand den heftigſten Widerſpruch und ward für einen geſchmackloſen Sonderling gehalten. Vorzüglich nahmen die Frauenzimmer den Wundermann — deſſen Geſtalt freilich ohne allen Tadel war — in ihren Schutz, und er brachte es an jedem tragiſchen Polterabend dahin, daß ſich manches Mädchen ſehnte, ſeine Braut zu ſeyn.

Haſenzwirn eröffnete die Bühne in Elſenhain mit einem Trauerſpiele, worin Amarant ein weites Feld hatte, wie ein Raſender zu wüthen. Er ließ es daran nicht ermangeln, und allen Zuſchauern ſtockte der Athem vor Bewunderung und Schrecken. Selbſt der Graf hielt dieſes Rauſchgold für echtes, edles Metall, und beehrte den Windbeutel (der ſammt ſeinen Konſorten im Schloſſe wohnte und ſich in Geſellſchaften recht artig zu benehmen verſtand) mit öftern Einladungen zu ſeiner Tafel.

Hier machte die Frau Hofrichterin, die mehr als ſonſt Jemand von ihm bezaubert war, nähere Bekanntſchaft mit ihm, und es entſpann ſich zwiſchen den beiden Leuten ein freundſchaftliches Verhältniß, bei dem unter der Decke der Kunſtliebhaberei Niemand anders als Amor ſpielte. Henriette war dreimal ſchöner als die Kaffeewirthin, um welcher willen Amarant einsmals eine Tracht Schläge bekam; ſie gefiel ihm alſo auch dreimal beſſer, und er trug um ſo weniger Bedenken, ſein Glück bei ihr zu verſuchen, da er's dem ſanftmüthigen Hofrichter an den Augen anſah, daß er auch im ſchlimmſten Falle kein ſolcher Schlagebold ſeyn würde, wie der brutale Kaffeeſchenk.

Honig ſaß den größten Theil des Tages, von Akten umſchanzt, in der Gerichtsſtube, und wußte kein Wort davon, daß ſeine Frau indeſſen in ihrem Zimmer geheime Beſuche von dem lockern Burſchen annahm. Dieſe Zuſammenkünfte waren Anfangs unſchuldig und beſchränkten ſich blos auf Declamationsübungen. Nur allmählig wagte der ſchlaue Verführer zwiſchen den Scenen, die er aus Schauſpielen vortrug, ein Intermezzo verliebter Tändeleien, die von Henriette nicht ſo ernſtlich zurückgewieſen wurden, als nach den Geſetzen der ehelichen Keuſchheit hätte geſchehen ſollen. Er ging nun raſch weiter, und ſetzte ſich nicht blos einen flüchtigen Liebesgenuß, ſondern hauptſächlich die Erbeutung einer Geldſumme zum Ziel, die ſich in der Verwahrung des Hofrichters befand und dem Grafen gehörte.

Henriette verrieth zufälliger Weiſe das Daſeyn dieſes Schatzes, der ungefähr ſechstauſend Thaler in Golde betrug. Bei dieſer Nachricht ergriff ihren Kunſtfreund eine brennende Begierde, auf einmal reich zu werden. Er hätte gern — da ihm bei ſeinen Zwecken jedes Mittel gleichgültig war — den kürzeſten Weg gewählt, und ſich geradezu in der nächſten Nacht durch ein tüchtiges Brecheiſen in den erwünſchten Beſitz geſetzt; allein das ließ ſich wegen vieler örtlichen Umſtände nicht thun. Deßhalb entſchloß er ſich, ſtatt Eines Verbrechens zwei zu begehen und Henrietten zu ſeiner Mitſchuldigen zu machen. Er lockte durch unverdächtige Fragen von ihr heraus, daß die Geldſumme erſt nach acht Tagen zu einer beſtimmten Beſtimmung abgeliefert werden würde, und nun verlor er keine Minute, das thörichte Weib, das jetzt mit der Puppe der Empfindelei wieder ſpielte, immer mehr zu beſtricken und durch argliſtige Verführungskünſte an ſich zu feſſeln. Nach ſieben zweckmäßig benutzten Tagen ſchien ihm die furchtbare Kette, durch die ein geheimer Verbrecher an ſeinen Mitſchuldigen unauflöslich geſchmiedet wird, vollendet und feſt genug. Er machte nun Henrietten eines Abends, da eben kein Schauſpiel war, den empörenden Antrag, mit ihm in die weite Welt zu entfliehen und das Gold des Grafen als Reiſegeld mitzunehmen.

Sie ſtand einen Augenblick ganz ſtarr, fragte mit zitternder Stimme, ob ſie recht gehört habe, und verwarf mit dem höchſten Abſcheu ſeinen Vorſchlag, als er ihn ſchamlos wiederholte. Er fiel auf die Knie und beſchwor ſie bei allen Göttern, ſich über kleinliche Bedenklichkeiten hinwegzuſetzen und auf ewig die Seinige zu werden. Sie brach in Thränen aus und geſtand ihm, daß ſie ihn liebe, mehr liebe als ihren Gatten, mehr als alle Männer in der Welt; doch da es auf keine erlaubte Weiſe möglich ſey, ſich mit ihm zu verbinden, ſo ſolle er ſie nicht quälen und keinen weitern Verſuch machen, ihr ſchon gebrandmarktes Gewiſſen noch mehr zu verwunden. Er ließ nicht nach, beſtürmte ſie immer heftiger mit den ſtärkſten pathetiſchen Ausdrücken, die ihm aus ſeinen Rollen einfielen, drohte mit Selbſtmord, und rannte ſchon vorläufig mit dem Kopfe gegen die Wände. Sie war außer ſich, doch blieb ſie ſtandhaft.

Da er ſah, daß dieſe Raſerei nichts half, ergriff er ein teufliſches Mittel. Er zog ſeine Uhr aus der Taſche und ſagte mit einem kalten, ſpitzen Tone, wie ihn bei einer ſolchen Gelegenheit nur ein Hauptböſewicht annehmen kann: „Madame, ich geb' ihnen noch fünf Minuten Zeit zu der Wahl, ob ſie mir das Geld des Grafen überliefern, oder als eine überwieſene Ehebrecherin vor den Augen ihres Mannes ſtehen wollen. Ich ruf' ihn auf der Stelle, ſag' Ihnen in ſeiner Gegenwart Ihre Vergehungen ins' Geſicht, und eh' er ſich von ſeinem Staunen erholt, verſchwinde ich aus dem Schloſſe und Sie ſehn mich nie wieder.“—

Das bedrängte Weib ſchauderte vor Entſetzen, und ſank, wie von einem Donnerſchlage niedergeſchmettert, todtenbleich und beſinnungslos zu Boden. Auf dieſen Zufall hatte der Schurke nicht gerechnet; doch benutzte er ihn ſchnell und ſprengte mit einem Brecheiſen, das er bei ſich führte, ein Schreibepult auf, in welchem er den Schlüſſel des eiſernen Geldkaſtens zu finden hoffte.

Er hatte ſich nicht geirrt und war ſchon mit der Plünderung des Kaſtens beſchäftiget, als Henriette wieder zu ſich ſelbſt kam.

Sie brach in Verwünſchungen aus; er antwortete ihr aber nicht, ſondern fuhr ungeſtört fort, ſeine Taſchen mit Louisd'or-Rollen zu füllen. Was da nicht hinein ging, ſtopfte er in einen Geldſack, der ihm bequem zur Hand lag, und griff, als er ſeine Arbeit gemacht hatte, nach ſeinem Hute. „Es ſteht nun bei Ihnen,“ ſprach er, „ob ſie mir folgen wollen oder nicht. Ich liebe Sie — aber hier wird man Sie haſſen. Doch thun Sie, was Ihnen gefällt. Nur rath' ich Ihnen im Fall Ihres Hierbleibens, meine That wenigſtens vier und zwanzig Stunden zu verbergen; denn wenn ich ergriffen werde, bin ich Ihr Ankläger und wälze alle Schuld auf Sie.“ —

Henriette rang in der höchſten Verzweiflung die Hände, warf ſich vor ihm nieder, umklammerte ſeine Knie und bat ihn mit den herzangreifendſten Worten, ſie nicht unglücklich zu machen. Umſonſt! Er riß ſich los und flog die Treppe hinab.

Sie war dem Wahnſinn nahe, raufte ſich, an der Thürſchwelle liegend, die Haare aus dem Kopfe, ſprang dann plötzlich auf, ſtürzte dem Verruchten nach, ereilte ihn vor dem Schloſſe und bot alles auf, was ein menſchliches Gemüth rühren kann, um ihn zur Rückkehr zu bewegen, aber er ſchleuderte ſie mit Gewalt von ſich und floh.

Es war ſchon Nacht. Die Unglückliche ſtürzte, an allen Kräften erſchöpft, auf die Landſtraße hin, und war nicht vermögend, ſich wieder aufzurichten. Der Böſewicht ſtand in einiger Entfernung ſtill und horchte, ob ſie nach dem Schloſſe zurückgehe. Sie regte ſich nicht.

Es ward ihm bange, ſie möchte in Ohnmacht gefallen ſeyn und zum Nachtheil ſeiner Flucht von einem Vorübergehenden bemerkt worden. Er kehrte um und nahte ſich ihr. Sie ſchluchzte leiſe und ſchien mit dem Tode zu ringen. Ihr troſtloſer Zuſtand rührte den Tiger. Er ſtellte ihr mit ſanfter Stimme vor, daß ihr nun, da wahrſcheinlich ſchon das Schloß in Bewegung ſey, nichts übrig bleibe, als ſo ſchnell wie möglich mit ihm zu fliehen. Sie lag, durch Seelenangſt völlig ermattet, in einer ſtarren Unempfindlichkeit und antwortete nicht. Er hob ſie von der Erde empor und trug ſie in ein nahes Gebüſch. Sie widerſtrebte nicht mehr. Er führte ſie dann, als ſie ſich ein wenig erholt hatte, in ein abgelegenes Dorf, und miethete dort einen Bauerwagen, der ihn und ſie zur nächſten Stadt brachte.

Sie hatten das Schloß ungefähr ſeit einer Stunde verlaſſen, als Honig in der Gerichtsſtube Feierabend machte und nach ſeinem Wohnzimmer ging. Welcher Schrecken! — Die Thür und der Geldkaſten waren offen — auf dem Tiſche brannte ein düſteres, lange nicht geputztes Licht. — Er ſtand wie verſteinert, und wußte vor Beſtürzung nicht, was er thun ſollte. Daß ſich ſeine Frau, von der er längſt einen ſchlimmen Streich befürchtete, mit dem Gelde aus dem Staube gemacht habe, war ſein erſter Gedanke. Weit konnte ſie nicht ſeyn, das zeigte das Licht. Er hielt es für möglich, ſie einzuholen. Dieß zu verſuchen, ſchien ihm der klügſte Rath. Er eilte fort, und nahm ſich nicht einmal Zeit, die Thür zu verſchließen, oder das Licht auszulöſchen.

Unglücklicher Weiſe ſchlug er einen falſchen Weg ein, den er aus mancherlei Gründen für den rechten hielt und mit der größten Anſtrengung verfolgte. Er lief, ohne einen Augenblick auszuruhen, drei Meilen, und nach einer kurzen Raſt wieder eben ſo weit. Da er aber nirgends die geringſte Spur von ſeiner Frau entdeckte, gab er ſein Glück, ſeine Ehre — kurz, alles verloren. Er zitterte — wir kennen ſchon ſein ſchwaches Gemüth — wie ein Kind vor dem Zorn des Grafen, und konnte ſich, trotz ſeiner erweislichen Unſchuld, nicht überwinden, wieder umzukehren. Zufälliger Weiſe hatte er einige hundert Thaler in Golde bei ſich, die er aus der Gerichtsſtube mitbrachte, um ſie bei der entwendeten Summe zu verwahren. Dieſer Umſtand beſtärkte ihn in ſeinem verzweiflungsvollen Entſchluß, auf's Geradewohl in eine ferne Weltgegend zu ziehen und allenfalls unter einem fremden Namen ſein Heil als Schauſpieler zu verſuchen. Seine Ehrlichkeit machte ihm zwar den Einwurf, daß die Summe, die er in der Taſche hatte, nicht ſein Eigenthum ſey; er ſetzte ſich aber über dieſe Bedenklichkeit hinweg, weil ſeine Caution, die in den Händen des Grafen blieb, zehnmal ſo viel betrug. Dieſes Punkts wegen ſo beruhigt, wanderte er nun eilig über die nächſte Landesgränze.

Er und die beiden andern Geflüchteten wurden im Schloſſe nicht ſogleich vermißt; denn Madame Honig hatte in der letzten Zeit, da ſie mit Amaranten Umgang pflog, ihre Dienerin (die in einem entlegenen Hinterſtübchen wohnte) ſo abgerichtet, daß ſie nicht eher erſcheinen durfte, bis ihr geklingelt wurde. Sie wartete bis zehn Uhr auf dieſen Ruf. Jetzt ahnete ihr ein Unglück. Sie ging in's Zimmer ihrer Herrſchaft. Die Thür ſtand offen; das Licht war niedergebrannt und hatte den Tiſch ſchon ergriffen. Das Mädchen erſchrack und erhob ein Zetergeſchrei. Alle Bewohner des Schloſſes liefen zuſammen. Die Sache ward dem Grafen gemeldet. Er kam und ſtaunte. Es war ihm unglaublich, daß Honig und deſſen Frau an ihm zu Dieben geworden ſeyn ſollten. Doch der Augenſchein gab keiner andern Vermuthung Raum. Man ſuchte das verſchwundene Ehepaar allenthalben. An Amarant dachte Niemand.

Der Verluſt einer ſo anſehnlichen Summe war dem Grafen nicht gleichgültig. Er ließ ſeine Jäger und Reitknechte aufſitzen und ſchickte ſie den Entwichenen nach; doch befahl er ausdrücklich, ſie nicht hart zu behandeln, ſondern ihnen blos das geraubte Geld abzunehmen, und ſie dann, wenn ſie nicht freiwillig zurückkehren wollten, ihres Weges gehen zu laſſen.

Amarant und Henriette verſöhnten ſich, ehe noch der Tag anbrach. Die Leichtſinnige fand, als der erſte Schauer vor der Bubenthat ihres Geliebten vorüber war, ihre Lage bei weitem nicht mehr ſo unglücklich wie Anfangs. Sie beruhigte ſich durch die Vorſtellung, daß ſie nicht mit freiem Willen an ſeinem Verbrechen Theil genommen habe, und nun freute ſie ſich ſogar auf die luſtigen Abwechſelungen ihres künftigen Schauſpielerlebens. An ihren verlaſſenen Mann durfte ſie freilich nicht denken, wenn ſie ſich dieſe heitere Anſicht nicht trüben wollte. Sie hatte ihn zwar nie geliebt; aber ſie fühlte, daß ſie die Urheberin ſeines Unglücks war, und empfand darüber die bitterſte Reue.

So ſchwankend zwiſchen Betrübniß und Frohſinn, ſaß ſie am dritten Tage ihrer Flucht neben ihrem Gefährten in einem Extrapoſtwagen, als plötzlich zwei Jäger des Grafen heranſprengten und dem Kutſcher Stillſtand geboten. Amarant fuhr wie ein Blitz aus dem Wagen heraus, und lief, um Henrietten unbekümmert, mit möglichſter Geſchwindigkeit einem nahen Walde zu; aber die Jäger holten ihn ein, hielten ihn feſt, viſitirten ihn, nahmen ihm den Raub ab und ritten dann, dem Befehl ihres Herrn gemäß, wieder von dannen. Die Reiſenden beſaßen nun keinen Louisd'or mehr, und mußten ihren Weg zu Fuß fortſetzen, denn der Poſtillon ſagte trotzig: „Ich fahre keine Spitzbuben!" und jagte mit ſeiner Kaleſche nach Hauſe.

Amarant wollte verzweifeln, doch Henriette war im Stillen darüber froh, daß die geſtohlene Summe an ihren rechtmäßigen Herrn zurückkam. Sie hoffte, dieß werde zur Rettung ihres Mannes dienen, und der einzige Schaden, der ihm aus dieſer Begebenheit entſtehe, werde jetzt nur noch der Verluſt ihrer Perſon ſeyn, der ſich leicht überſehen laſſe. Sie war auch ſo ehrlich, den Jägern zu erklären, daß ihr Gatte ganz unſchuldig ſey.

Doch was half das dem guten Manne! Es traf ihn keiner der gräflichen Diener, die ihm nachſetzten, und er erfuhr nicht, welche Wendung die Sache genommen hatte. Er wanderte daher immer weiter in die Welt hinein, begab ſich endlich, als ſein Geld zur Neige ging und er ſich nicht anders zu nähren wußte, unter eine reiſende Komödiantenbande, und ſpielte in vielen kleinen Landſtädtchen mit ungemeinem Beifall. Es war auch nicht zu läugnen, daß er ſich vor den übrigen Mitgliedern, die ſämmtlich aus den Höfen verſchiedener

Nationen ſtammten, durch ſeinen gebildeten Anſtand ſehr auszeichnete und wirklich die Zierde der Geſellſchaft war.

Als er ſich aber ein Jahr lang mit ihr herumgetrieben hatte, ſcheiterte ſie; die Trümmer zerſtreuten ſich, und er mußte nun auch ein neues Unterkommen ſuchen.

Er hörte, daß ſich in der Entfernung einer Tagereiſe eine andere mimiſche Bande befinde, und ging dahin, um ihr ſeine willigen Dienſte anzubieten. Es war ſchon Abend, als er in dem Städtchen anlangte, wo ſie ſich aufhielt. Er fand in der Herberge, wo er einkehrte, den geſchriebenen Komödienzettel an die Thür geheftet. „Der Ritter mit der langen Naſe — eine Tragikomödie in fünf Aufzügen“ — war angekündigt. Er kannte dieß Meiſterſtück, hatte oft darin geſpielt, und der langnaſige Ritter Tamborino war ſogar eine ſeiner Hauptrollen. Das machte ihn neugierig, die Vorſtellung zu ſehen.

Der Schauplatz war, wie gewöhnlich, im Tempel der Themis — auf dem Rathhauſe. Lilienfeld — ſo nannte ſich Honig, ſeitdem er beim Theater war — eilte hin. Der Anfang ſollte dem Zettel nach präciſe um ſechs Uhr ſeyn. Es fehlten nur noch wenige Minuten. Er beſchloß unterwegs, ſich ſogleich dem Prinzipal der Geſellſchaft vorzuſtellen, um als Kunſtgenoß das Eintrittsgeld zu erſparen.

Es ward, als er ſich dem Theater näherte, hinter den Couliſſen ſo entſetzlich geflucht und gewettert, daß ihm die Haare zu Berge ſtanden. Er ließ ſich aber dennoch durch einen Schauſpieler, der ihm aufſtieß, bei dem Direktor anmelden. Ein vierſchrötiger Mann trat haſtig mit einem glühenden Geſichte aus den Couliſſen hervor und fragte ihn mit derſelben Stimme, die eben ſo fürchterlich getobt hatte, wer er ſey und was er wolle.

„Mein Name iſt Lilienfeld,“ antwortete Honig, „ich bin Schauſpieler und ſuche ein Engagement.“

„Kommen Sie morgen wieder!“ ſchnaubte der Direktor: „Ich bin jetzt in einer Stimmung, daß ich das ganze Schauſpielweſen in die Hölle verwünſchen möchte. Mir iſt ein Streich begegnet — ein ganz verzweifelter Streich! Das Stück ſoll anfangen — das Haus iſt voll — und ich bekomme die Hiobspoſt, daß mir der Schurke, der Ritter Tamborino, mit dem vorausbezahlten Gehalt eines Monats durch die Lappen gegangen iſt.“

„Iſt's möglich!“ rief Lilienfeld. „Wie Schade, daß ich nicht einige Stunden früher kam! Ich konnte Ihnen aus der Noth helfen.“

„Wie ſo? Kennen Sie den Ritter mit der langen Naſe?“

„Ich habe die Ehre. Tamborino iſt ſogar eine meiner Lieblingsrollen.“

„Goldner Mann!“ rief der Direktor, und erdrückte ihn beinahe in einer Umarmung. „Retten Sie mich aus meinen Aengſten! Spielen Sie den Tamborino!“

„Morgen mit dem größten Vergnügen.“

„Ei, was morgen! Heute, heute! Dieſen Augenblick!“

„Unmöglich! Ich bin ſieben Meilen zu Fuß gegangen — habe ſeit zwölf Stunden keinen Biſſen gegeſſen —“

„Dafür iſt Rath, ich füttre Sie während des Ankleidens wie ein Vogel ſeine Jungen, bis Sie genug haben. Kommen Sie! Helm und Harniſch liegen bereit — Sie treten erſt im zweiten Akte auf — wir werden mit Ihrem Anzuge ſpielend fertig. Kommen Sie nur, kommen Sie!“ —

Mit dieſen dringenden Worten zog er ſeinen Rothnagel in die Kleiderkammer, und ließ das Stück getroſt anfangen, denn ſechs Uhr war vorbei, und das verſammelte Publikum trommelte ſchon vor Ungeduld mit Füßen und Stöcken.

Tamborino hatte drei oder vier Kammerdiener, die ihm die Beinſchienen und den Panzer anlegten. Der Direktor ſtopfte ihm zu gleicher Zeit ein Stück kalten Braten nach dem andern in den Mund und zwang ihm ſo viel Wein auf, daß er beinahe betrunken ward. Er ſtand völlig gerüſtet, als die Scene kam, da er auftreten mußte.

„Friſch hinaus!“ rief der Direktor. „Ihr Liebchen, Fräulein Genofeva, wartet ſchon auf dem Theater! Fallen Sie ihr mit hoch ausgebreiteten Armen um den Hals! Man liebt hier ein lebhaftes Spiel.“ —

Tamborino eilte mit mächtigen Schritten auf die Bühne. Genofeva harrte ſeiner mit Sehnſucht. Als er aber auftrat und ihr in die Arme fliegen wollte, erblickte ſie, o Schrecken! in dem erwarteten Ritter ihren — Mann, ſtieß einen Schrei des Entſetzens aus und verſchwand, wie von einem Sturm hinweggeführt, vom Theater. Der Ritter ſtand einen Augenblick ſtarr wie ein Meilenzeiger, ſtürzte dann der Fliehenden nach, fiel aber, mit der Gelegenheit des Hauſes unbekannt, außerhalb der Couliſſen eine finſtere Treppe hinab, und das Raſſeln ſeiner ſchweren eiſernen Rüſtung tönte durch’s ganze Haus.

Der Direktor kam wie unſinnig mit Licht gelaufen und fluchte, daß ſich die Erde hätte aufthun mögen. Man hob den Ritter auf, ſuchte Genofeven in allen

Winkeln — ſie war verſchwunden. Indeſſen muſicirten die Zuſchauer mit ihren Stöcken ſo lebhaft, daß man ſein eigenes Wort kaum hörte. Nur der Direktor überſchrie ſie mit ſeinen Flüchen, die er über den armen Honig ausgoß. „Hätten Sie doch auf dem Wege zu mir Hals und Bein gebrochen!“ rief er wüthend. „Ich hielt Sie für einen Engel vom Himmel; aber der leibhafte Satan führte Sie her! — Eh Sie kamen, hatt' ich doch wenigſtens eine Genofeva, und den Tamberino hätt' ich ſelbſt mit Hülfe des Souffleurs geſpielt — doch nun iſt alles aus — die Zuſchauer bringen mich um!“ —

Er eilte auf die Bühne, hielt eine bewegliche Rede und ſtellte die Unmöglichkeit vor, den Ritter mit der langen Naſe weiter zu ſpielen.

„Alſo ſollen wir mit einer langen Naſe heimziehen?“ — rief ein Witzling im Parterre, und es erhob ſich ein allgemeines Getümmel. Einige vorlaute Sprecher forderten im Namen des geſammten Publikums das Eintrittsgeld zurück; andere verlangten ſogar Entſchädigung für ihre Verſäumniß.

Der arme Direktor war außer Stande, dieſe Anſprüche zu befriedigen. Er hatte ſchon auf der Stelle ſeine ganze Einnahme unter Fleiſcher, Bäcker und Brauer vertheilt. Das geſtand er mit der größten Freimüthigkeit, und erbot ſich, des folgenden Tages eine unentgeldliche Vorſtellung zu geben. Dieſer billige Vorſchlag ward nach langen Debatten angenommen. Sämmtliche Zuſchauer erhielten Mann für Mann ein Billet, und gingen ruhig und vergnügt, weil ſie einen Akt umſonſt geſehen hatten, nach Hauſe.

Indem dieß geſchah, legte Honig ſeine Rüſtung ab, und erfuhr, daß der entwichene Tamborino niemand anders als Amarant geweſen war. Er hatte ſich eine Stunde vor dem Anfang des Schauſpiels mit Henrietten überworfen, ſein Bündel gepackt und ſie im Stiche gelaſſen.

Sein plötzliches Verſchwinden betrübte ſie nicht im mindeſten, denn ſie vertrugen ſich, ſeitdem ihm das geſtohlne Geld wieder abgejagt wurde, wie Hund und Katze. Der Direktor erhielt von ihr, wie wir ſchon gehört haben, erſt kurz vor ſechs Uhr die Nachricht von Amarants Flucht, und war eben entſchloſſen, ſich deſſen Rolle ſo gut als möglich einblaſen zu laſſen, als Honig erſchien.

Nun ſagte man zwar Henrietten während des Ankleidens, daß ein Fremder, gleichſam vom Himmel gefallener Acteur, den Tamborino ſpielen werde; doch hatte ſie nicht die leiſeſte Ahnung, daß es gerade ihr Mann ſey, den ſie ſich noch als Hofrichter in Elſenhain dachte. Daher ward ſie bei ſeinem Anblick von einem ſo fürchterlichen Schrecken befallen. Sie floh unter dem Schutz eines dunklen Abends in Genoferens theatraliſcher Kleidung aus der Stadt und ließ ſich dort nicht wieder ſehen.

Honig begann mit Anbruch des folgenden Tages einen beſchwerlichen Kreuz- und Querzug in einer Runde von fünfzig Meilen, um die Treuloſe zu finden. Er fragte aber bei allen großen und kleinen Theatern, die er auf ſeinem Wege traf, vergebens nach ihr, und mußte zuletzt, weil ihm das Reiſegeld ausging, ſeine Nachforſchungen einſtellen. Die einzige Frucht ſeiner

Wanderung war ein neues Unterkommen bei einer unſtäten Schauſpielergeſellſchaft.

Allein er war kaum einige Wochen ihr Mitglied, ſo zerſtiebte ſie wie Spreu im Winde, und er ſah ſich nun gezwungen, ſeinen Pilgerſtab abermals weiter zu ſetzen. So trieb er ſich einige zwanzig Jahre lang in der Welt umher, und hatte nie Muth und Selbſtvertrauen genug, ſich um einen Platz bei einer ſtehenden Bühne zu bewerben. Er ward endlich dieſes Vagabundenlebens ſo überdrüßig, daß er ſich aus Verzweiflung entſchloß, in ſeine Vaterſtadt, wo er vormals als Sekretär in Dienſten ſtand, zurückzugeben, und lieber dort in einem ewigen Gefängniſſe zu ſterben, als länger mit Horden ſittenloſer Menſchen ohne Heimath herumzuziehen.

Als er dieſen Entſchluß faßte, war er von ſeinem Geburtsorte über hundert Meilen entfernt, und ſeine ſchwache Kaſſe nöthigte ihn, zu Fuß zu reiſen. Dennoch machte er ſich getroſt auf den Weg, und hatte ſchon die Hälfte deſſelben hinter ſich, als er, der anhaltenden Strapatze ungewohnt und durch magere Koſt entkräftet, in eine Krankheit fiel, die ihn ſechs Wochen in einem Gaſthofe aufhielt und den Reſt ſeiner Baarſchaft aufzehrte. Er mußte, um den Wirth und den Arzt zu bezahlen, ſeine beſten Kleidungsſtücke verkaufen, und was er noch auf dem Leibe behielt, war ſo ſchlecht und verwittert, daß man ihn füglich für einen Bettler anſehen konnte. Doch ſank er nicht bis zum Bettler herab, ſondern ſchlich von einem Orte zum andern mit einem Stück trockenes Brod in der Taſche, und erreichte ſo ſeine Vaterſtadt, die er in faſt dreißig Jahren nicht geſehen hatte.

Mit Thränen ging er durch's Thor. Alle Menſchen, die ihm begegneten, waren ihm fremd, und er war es allen. Alter, Krankheit, Hunger und abgeſchliffene Kleider hatten ihn ſo entſtellt, daß ihn ſelbſt ſeine Frau nicht mehr gekannt hätte.

Er irrte durch verſchiedene Straßen, ohne ſelbſt zu wiſſen, was er hier zuerſt anfangen ſollte. Doch die naſeweiſe Jugend gab ihm bald ein Geſchäft. Sie machte ſich über ſeine Pelzmütze luſtig, die ihm zwar im Hornung, als er die Reiſe antrat, gute Dienſte gethan hatte; aber freilich jetzt, im Wonnemonat, eine ungewöhnliche Erſcheinung war. Er ſtellte ſich anfangs, als ob er die ſpöttiſchen Bemerkungen der barfüßigen Kritiker nicht höre oder nicht achte; allein ſie rächten ſich durch eine Kanonade mit Erdſchollen, und zwangen ihn ſo, für eine andere Hauptdecke zu ſorgen.

Er ſah ſich nach einer Trödelbude um, und erinnerte ſich mit Wehmuth des Tages, da er in einem ſolchen Antiquitätenmagazin den verhängnißvollen Präſidentenhut erhandelte, der hauptſächlich daran Schuld war, daß er in Bettlersgeſtalt herumging und von den Gaſſenjungen ſeiner Vaterſtadt mit Koth geworfen ward. Auch jetzt wollte er einen Hut kaufen; aber wie hatten ſich indeſſen ſeine Umſtände verändert! Er konnte kaum ſo viel Groſchen daran wenden, als er zu jener Zeit Thaler dafür bezahlt hatte.

Ihm fiel bald ein zum Verkauf ausgeſtelltes Quodlibet von Alterthümern in die Augen, und er bemerkte darunter auch einen Hut, der ſo beſchaffen war, daß es ein armer Mann wagen durfte, nach dem Preiſe zu fragen. Es war ein alter, fuchsrother, zuſammengequetſchter Deckel, der ſelbſt nicht mehr wußte, ob er dreieckig oder rund ſeyn ſollte. Doch ſchien er von gutem Herkommen zu ſeyn und vormals in Ehren geſtanden zu haben. Er fühlte ſich ſanft an und war inwendig mit einem Stempel bezeichnet, der das Anſehen eines adelichen Siegels hatte. Honig beſah es hin und her; allein er war in der Wappenkunde ſeines Vaterlandes ſo unerfahren, daß er nicht enträthſeln konnte, welcher Familie es gehöre. Das war ihm denn auch am Ende gleichgültig. Er tauſchte den ungeſtalten Filz, der zu ſeiner übrigen Kleidung vortrefflich paßte, gegen ſeine Pelzmütze ein, und bekam noch ſo viel heraus, daß er etliche Tage davon zehren konnte.

Nun ließen ihn die jungen Krittler ungehudelt, und er ging vor's Thor in den Park, wo einsmals ein Strauchdieb dem Herrn von Zwinger ſeinen Caſtorhut vom Kopfe wegſchnappte. In dieſer Einſamkeit wollte der arme Mann überlegen, ob es rathſamer ſey, ſich als vormaliger Hofrichter in Elſenhain zu erkennen zu geben und in Verhaft nehmen zu laſſen, oder ſtill wieder fortzugeben und förmlich den Bettelſtab zu ergreifen.

In dieſe troſtloſe Gedanken vertieft und ſchon zu dem Letztern entſchloſſen, ſaß er in einem ſchattigen Laubengange, als er einen ſehr alten Herrn, mit einem blitzenden Stern auf der Bruſt, langſam und krummgebückt daherſchleichen ſah. Es war ihm, als ob er dieſen vornehmen Greis ſchon ſonſt einmal geſehen hätte, und er ſtand, als jener näher kam, von ſeinem Sitz ehrerbietig auf und wollte, mit dem Hut in der Hand, ihn vorbeigehen laſſen.

Der alte Herr neigte freundlich ſein ſilberweißes, zitterndes Haupt, griff in die Weſtentaſche, und kam nah heran, um dem armen Schauſpieler, den er für einen verſchämten Bettler anſah, ein Almoſen in den Hut zu werfen.

Honig wich dieſer Wohlthat höflich aus. Der Beſternte ſchüttelte mißbilligend den Kopf, ergriff den zurückgezogenen Hut, hielt ihn feſt, und nahm, um die Beſcheidenheit des Armen durch eine reichere Gabe zu belohnen, noch einige Geldſtücke aus der Taſche. Er wollte ſie in den Hut legen, und ſah mit der dem Alter eigenen Vorſicht in den Kopf hinein, ob er vielleicht durch eine Oeffnung zu einer Geldkaſſe unbrauchbar ſeyn möchte.

Plötzlich ſtutzte er und betrachtete durch ein Augenglas das Siegel. Seine Mienen drückten Erſtaunen aus. Er blickte Honigen ſtarr ins Geſicht und fragte haſtig: „Wer iſt Er, mein Freund? Wie kam dieſer Hut in Seine Hände?“

Dieſe Fragen machten den armen Honig eben ſo verlegen, als die bekannte Stimme, mit der ſie gethan wurden. Er fing zitternd an, die Frage wegen des Hutes zu beantworten; aber er hatte kaum ſechs Worte geſprochen, da erfolgte zwiſchen ihm und dem Ordensritter — der, wie der Leſer ſchon errathen haben wird, ſein vormaliger Präſident war — eine rührende Erkennungsſcene.

„Wie wunderbar!“ — rief der Miniſter — denn das war er jetzt — „Sie haben zum dritten Mal meinen Hut im Beſitz! — Und wir ſtehen hier auf demſelben Platze, wo mir ihn vor mehr als dreißig Jahren ein Gaudieb vom Kopfe riß! — Sehen Sie, ich kenne ihn genau an meinem Wappen, das ich ſelbſt hineindrückte! Dennoch ward er mir vor zehn Jahren wieder entwendet. — Welche Quelle von ſeltſamen Schickſalen iſt er für Sie! — Erſt zog er Ihnen Mißhandlungen zu — dann ſtürzt' er Sie ins Unglück — doch nun ſoll er Ihnen Glück bringen. — Eh' ich mich aber darüber näher erkläre, ſagen Sie mir, wo Sie ſo lange in der Welt herumſchweiften." —

Honig erzählte jetzt, was wir ſchon wiſſen, von der Stunde an, da er ſeine Frau in Eliſenhain vermißte, bis ans Ende ſeiner theatraliſchen Laufbahn.

„Sie haben wie ein Thor gehandelt!" ſprach der Miniſter. „Wären Sie, trotzend auf Ihre Unſchuld, in Eliſenhain geblieben, ſo hätten Sie alle dieſe Trübſale nicht erlebt. Ihre treuloſe Frau wurde ſammt ihrem Buhlen auf der Flucht eingeholt — man nahm ihnen das geraubte Gold wieder ab — was daran fehlte, achtete der Graf nicht, und beklagte Sie, ehrlicher Mann, bis an ſeinen Tod. Daß er Sie liebte, hat er durch ein Ihnen ausgeſetztes Vermächtniß von viertauſend Thalern bewieſen, die Sie nebſt Ihrer Kaution, welche mit den Zinſen noch mehr beträgt, zu jeder Stunde erheben können." —

Honig weinte ſprachlos vor Freude.

„Sehn Sie, Freund," fuhr der Miniſter fort, „dieſe angenehmen Nachrichten verdanken Sie meinem Hute! — Er machte mich aufmerkſam auf Sie; ſonſt blieben Sie ohne Zweifel ein Bettler bis an Ihr ſeliges Ende. Denn nicht wahr, Sie furchtſamer Mann hätten ſich keinem Menſchen hier entdeckt, ſondern wären lieber unverrichteter Sache wieder ins Elend gewandert?" —

Honig geſtand, daß er dieß wahrſcheinlich gethan hätte.

„Drum lebe der Hut!" rief der Miniſter. „Bis an meinen Tod ſey er mein! Aber ſobald ich die Augen geſchloſſen habe, erhalten Sie ihn aus der Hand meines Erben, mit Dukaten gefüllt. — Dieß ſey eine kleine Entſchädigung Ihrer Drangſale, die ich — obgleich wider meinen Willen — veranlaßte.“ —

Bei dieſem Verſprechen ließ es der Miniſter nicht bewenden. Er gab dem vielgewanderten Dulder, der ſeit länger als zwanzig Jahren kein eigenes Zimmer beſeſſen hatte, freie Wohnung und Koſt in ſeinem Hauſe, und vermachte ihm, als er ein Jahr nachher ſtarb, den merkwürdigen Hut, nebſt einer in ſeinem Teſtamente ausdrücklich beſtimmten Füllung mit zweitauſend Dukaten.

Der gutmüthige Honig, der ſeiner Frau längſt verziehen hatte, wünſchte ſein Glück mit ihr zu theilen oder ſie wenigſtens vor Mangel zu ſchützen. Er ſparte weder Mühe noch Koſten, ihren Aufenthalt zu entdecken; erhielt aber endlich die Nachricht, daß ſie im tiefſten Elend geſtorben war.

Amarant hatte ſich nicht wieder mit ihr vereinigt. Er verließ überhaupt nach ihrer Trennung die Schaubühne, ging in mannigfaltiger Geſtalt auf Betrug aus, ward über Gaunerſtreichen ertappt, und machte nun, nachdem er in ſo viele Sättel gerecht geweſen war, den Verſuch, einen hölzernen Eſel zu beſteigen. Nach einem ſtundenlangen Spazierritt auf dieſem ſtätigen Thiere kehrte er in einem großen, für Gäſte ſeines Schlages eingerichteten Wirthshauſe ein, wo er mit einem warmen Willkommen empfangen ward, und bis ans Ende ſeines ehrenvollen Lebens freie Zehrung hatte.

XIII.

Der Schatz.

1.

Zwei Brüder, die Herren von Horneck, bewohnten eine alte unförmliche Burg, deren Grundſtein wohl noch in der Ritterzeit gelegt ſeyn mochte. Sie war in ihrer Jugend ein ſtattliches Gebäude geweſen, doch jetzt lag ſie ſchon halb in Trümmern. Den einen Beſitzer verhinderte der Geiz, den andern die Armuth, zu bauen.

Die Gebrüder glichen ſich in jeder Betrachtung ſo wenig als Tag und Nacht. Es fand ſich nur darin einige Aehnlichkeit zwiſchen ihnen, daß ſie beide in ihrem Leben viel Pulver gerochen hatten: der Jüngere nämlich als Hauptmann in Schlachten, und der Aeltere — auf der Haſenjagd. Uebrigens war jener großmüthig und freigebig bis zur Verſchwendung; dieſer aber wäre im Stande geweſen, einen Floh um des Balgs willen zu ſchinden.

Er, der Landjunker, war Wittwer und hatte eine einzige Tochter, die er oft ein ungerathenes Kind nannte. Fräulein Amalie war auch wirklich ganz aus der Art geſchlagen. Sie liebte das Geld ſo wenig, daß ſie alles, was ſie von Zeit zu Zeit von ihrem Vater erhielt, den Armen gab. Es war immer, als ob ſie das edle Metall nicht zeitig genug los werden könnte. Sobald ſie ein Thälerchen in der Taſche hatte, wartete ſie nicht ab, daß ſie um ein Almoſen gebeten wurde, ſondern vertheilte ihren kleinen Reichthum von ſelbſt unter die hülfsbedürftigſten Einwohner des Dorfes, das zum Edelhofe gehörte.

Ihr Vater wußte lange von dieſer Unart kein Wort. Er hatte ihr nachgerechnet, wie viel ſie ſeit einigen Jahren geſammelt haben konnte, und wollte ſich eines Tages die Augenweide verſchaffen, ihren Schatz auf einem Haufen zu ſehen. Aber die Verſchwenderin konnte keinen Groſchen aufzeigen. O Himmel, was tobte der Mann! Und als ihm überdieß ein Blauſtrumpf zuflüſterte, daß ſeine Tochter bisweilen Speiſen aus der Küche zu kranken Leuten verſchleppe, da war vollends kein Auskommen mit ihm. „Du wirfſt Hab und Gut und Dich ſelbſt weg!“ rief er, mit einem Zuſatz der niederträchtigſten Schimpfwörter. „Du verdirbſt mir die Unterthanen obendrein, denn das Bauerngeſindel thut nicht gut, wenn ihm zu wohl iſt und man ſich gemein mit ihm macht.“ —

So ſchalt er in einem Athem fort und war kaum zu beſänftigen. Die unbefugte Almoſenierin erhielt nun lange kein Geſchenk. Er rückte zwar nach und nach wieder mit etwas heraus; es war aber blos *Schaugeld*, denn er zeigte es Amalien nur, und ſchob es dann mit eigener Hand in den engen Mund einer verſchloſſenen Sparbüchſe, die er in ſeiner Verwahrung behielt und auch ſo ſelten bereicherte, daß die Spinnen eben ſo ungeſtört wie bei Hogarths berühmtem Almoſenſtock ihr Gewebe über die blechernen Lippen hinwegziehen konnten.

Durch dieſe Maßregeln geſchah jedoch den Armen wenig Abbruch. Malchen machte Schulden, um ihre Wohlthätigkeit fortzuſetzen. Sie hatte bei dem Onkel in ſolchen Fällen Kredit, und bediente ſich deſſen, wenn ſie von Nothleidenden hörte. Dafür ward ſie von dem ganzen Dorfe angebetet und wie ein Engel verehrt.

Dieſe kleine Abgötterei konnte man den dankbaren Leuten um ſo weniger verdenken, da ſich Seelengüte und Schönheit in gleichem Grade bei Amalien vereinigten. Sie war ganz ſo gebildet, wie wir uns die Geſtalt der freundlichen Himmelsbürger vorſtellen. Die Natur hatte ſich recht in Acht genommen, keinen Zug aus der düſtern Stoßvogels-Phyſiognomie ihres Vaters in ihr Geſichtchen überzutragen, wo man die Gutmüthigkeit leibhaftig auf Roſen gelagert ſah. Dieſes Engelsköpfchen umkräuſelten blonde Locken, und leicht und frei trug es ein ſchlanker Körper vom ſchönſten Wuchs. Doch bei aller dieſer unbeſchreiblichen Anmuth war das Fräulein, das erſt in der Blüthe des ſiebenzehnten Jahres ſtand, ſo anſpruchlos und beſcheiden, wie es billig manches häßliche Meerkätzchen ſeyn ſollte, das ſich wunderſchön dünkt und große Anſprüche darauf gründet.

2.

Amalie ſchien zwar ſelbſt von ihren Reizen nichts zu wiſſen, und ſah mit ihren blauen Augen ſo gleichgültig in den Spiegel, als ob ihr das begegnende Lilien- und Roſengeſicht einer fremden Perſon gehörte; es hätte jedoch mit einem Wunder zugehen müſſen, wenn ihre Zaubergeſtalt nicht von andern Augen mit wärmern Empfindungen angeſehen worden wäre. Nein, ſo blind waren die Menſchen nicht. Ein gewiſſer Albert von Löbnitz hatte beinahe für nichts anders in der Welt Augen.

Er war ein weitläuftiger Verwandter Amaliens, diente als Lieutenant bei einem Huſarenregimente, und befand ſich auf Urlaub beim Hauptmann, denn deſſen Bruder liebte keine Gäſte, am wenigſten ſolche, die ſich mit Roſſen und Knechten auf halbe Jahre einquartirten. „Wenn ſo ein Schmarotzer, ſo ein Krippenreiter,“ ſprach er, „auf der Bärenhaut liegen will, ſo mag ich ſie wenigſtens nicht dazu hergeben.“ — Das war ſeine Erklärung, als Albert ſchriftlich um die Erlaubniß bat, ihn beſuchen zu dürfen; und es fehlte nicht viel, ſo hätte der junge Mann dieſen Beſcheid in einem unfrankirten Briefe zur Antwort erhalten.

Aber der Hauptmann, der ihn wie ſeinen Sohn liebte, ſchlug ſich ins Mittel und ſchrieb ihm: „Komm, braver Junge, komm getroſt mit Deinem ganzen Marſtall in unſer Schloß! Kehr' aber nicht im rechten Flügel ein! Dort ſpukt ein Kobold, der keine Gäſte leidet. Wohne bei mir im linken! Da iſt zwar Schmalhans Küchenmeiſter; er kocht aber das treffliche Gericht Gerngeſehn.“ —

Amalie freute ſich ſehr auf den Herrn Vetter, und nahm ſich vor, ihm mit offenen Armen entgegen zu fliegen. Sie hatte ihn ſeit ſieben Jahren nicht geſehen. Damals war ſie ein Kind und er ein junger Aufſchößling, der noch keinen Huſarenpelz trug.

Am Tage ſeines Einzuges, den er im Anmeldungsbriefe beſtimmt hatte, lauſchte ſie ſchon bei frühem Morgen am Fenſter. Der junge Herr ließ lange auf ſich warten. Er würde wahrſcheinlich raſcher geritten ſeyn, wenn er ſich ſein Mühmchen ſo ſchön vorgeſtellt hätte, als es ſeit ſieben Jahren geworden war. Allein er dachte ſich nur das Kind, mit dem er geſpielt hatte, und dieſe Ruhe ſeiner Phantaſie kam ſeinem Polacken vortrefflich zu Statten.

Das Fräulein lauerte bis gegen Abend vergebens, und fing nun an, auf den ſaumſeligen Gaſt böſe zu werden. Mit einem Male ging's trapp, trapp, trapp! als wie von Roſſes Hufen, und ſie hob ſchon die Füßchen, um die Treppen hinunter zu hüpfen. Aber der erſte Blick, den ſie auf den ankommenden Reiter warf, machte ſie ſo ſchüchtern, daß ihr alle Luſt verging, ihm in den Hof hinab entgegenzueilen. Dieſer herzliche Empfang war nur dem kleinen Junker Albert zugedacht; aber den ſtattlichen Huſarenoffizier, der hoch und ſchlank wie eine Tanne mit einem pechſchwarzen Schnurrbart auf ſeinem Roſſe ſaß, den konnte ſie doch unmöglich ſo vertraut bewillkommnen. Sie hatte kaum das Herz, am Fenſter zu bleiben, und verſteckte ſich halb hinter die Vorhänge.

Er ſchwang ſich im Hofe vom Pferde und ſchritt raſch in den linken Flügel hinüber. Doch nach einer halben Stunde ließ er ſich im rechten Flügel zu einem kurzen Beſuch anmelden, und erſchien, als ob er vor dem König durch die Muſterung gehen ſollte, in ſeiner glänzenden Staatsuniform, die ihm wie angegoſſen war. Geſundheit blühte auf ſeiner braunen Wange; Muth blitzte ihm aus den ſchwarzen Augen — kurz, man konnte ſich keinen ſchönern Jüngling denken. Amalie ſah ihn über den Hof kommen und empfand in ihrem Herzen ein ſeltſames Klopfen, das ihr Angſt machte. Es war aber nichts als Amors gewöhnliches Hämmern, wenn er ſich wo einbauen will.

Auch bei Alberten ging das Gehämmer gleich los, als er mit froher Beſtürzung ſeine ſchöne Couſine erblickte. Er wußte ſchon beſſer, was dieß Arbeiten zu bedeuten hatte und was für ein Grundſtein gelegt ward. Der geſchäftige Baumeiſter trieb ſein Werk an beiden Orten zugleich, und kam ſchon während der halben Stunde des Ceremonienbeſuchs mit ſeiner doppelten Anſiedelung zu Stande. Er baute in dieſer kurzen Zeit für die Ewigkeit, und die Grundbeſitzer waren mit ſeiner häuslichen Niederlaſſung ſehr wohl zufrieden. Sie wünſchten ſogar, ſeine beiden Wohnungen ſo nah und feſt zu vereinigen, daß nur der Tod eine Scheidewand dazwiſchen ziehen könnte.

3.

Kurz von der Sache zu ſprechen: Albert und Amalie liebten ſich im erſten Augenblicke, da ſie ſich als erwachſene Leute ſahen, und die Gluth ihrer Herzen machte ihnen einen rauhen Winter zum heiterſten Wonnemond ihres Lebens. Sie laſen die Zeitungsnachrichten von Maskenbällen und andern Carnevals-Luſtbarkeiten der Großſtädter ohne Neid, und fühlten ſich tauſend Mal glücklicher in ihrem einſamen Schloſſe.

Aber der ſchöne Winter entfloh; die Zeit der Waffenübungen rückte heran; Alberts Urlaub ging zu Ende. Welches Herzeleid! — Der Hauptmann, der Vertraute der Liebenden, hatte nichts zu thun, als zu tröſten. Doch, damit nicht zufrieden, drangen ſie mit vereinten Bitten in ihn, ihr Fürſprecher und Heirathsvermittler bei ſeinem Bruder zu werden.

„Ihr commandirt mich zu einer ſchweren Attaque!“ antwortete er. „Allein was kann ich Euch abſchlagen? Ich muß wohl ſehen, was ich ausrichte.“ —

Er beſchloß, gegen die Felſenfeſte, die er erobern wollte, mit Burgunderflaſchen anzurücken, und wählte zu dieſer Unternehmung den nächſten Abend.

„Ein vortreffliches Weinchen!“ rief der Landjunker aus, als ſie ein Weilchen gezecht hatten. „Aber geſteh's nur, Du alter Haudegen, Du traktirſt mich nicht umſonſt! Du haſt irgend eine Kriegsliſt im Kopfe!“

„Nichts weniger als das!“ antwortete der Hauptmann. „Aber ein ehrliches und aufrichtiges Wort hab' ich mit Dir zu ſprechen. Nur glaube nicht, daß ich Dich benebeln will, ſonſt ſchaffen wir Flaſchen und Gläſer bei Seite.“

„Nein, nein!“ rief der Gaſt, und hielt die Flaſche, die vor ihm ſtand, mit beiden Händen, denn er trank für ſein Leben gern Burgunder, wenn er ihn nichts koſtete.

Der Freiwerber machte nun ſeinen Vortrag; allein der Brautvater unterbrach ihn hitzig und wollte nichts davon hören. Jener ließ ſich jedoch nicht ſo gleich ein Schloß vor den Mund legen, ſondern rühmte Alberts Edelſinn und Tapferkeit, und erzählte von ihm viele ſchöne Handlungen, wie er ſich im Kriege menſchenfreundlich betragen, Plünderungen verhütet und Geplünderten ihren Verluſt aus eigenen Mitteln erſetzt habe.

„Ei, ſo ein Bettelprinz hat viel zu verſchenken!“ fiel der Landjunker ein. „Aber es wundert mich nicht, daß Du ihn deßhalb ſo herausſtreichſt. Jedem Narren gefällt ſeine Kappe. Du redeſt einem Verſchwender das Wort, weil Du ſelbſt ein Verſchwender geweſen biſt und den Reſt Deines Erbtheils einem liederlichen Freund aufgeopfert haſt.“ —

Dieſer Vorwurf ſpielte auf eine Bürgſchaft von fünfzehn tauſend Thalern an, die der Hauptmann, als er noch in der Armee diente, für einen Kameraden, Namens Wingolf, geleiſtet hatte, der ein edler Menſch, aber unbeſonnen freigebig war, und ſich von eigennützigen Freunden um ſein ganzes anſehnliches Vermögen bringen ließ. Er fiel dann Wucherern in die Klauen und gerieth in ein ſo tiefes Labyrinth, daß er nicht mehr zu retten war. Aus Verzweiflung ging er nach Amerika, und der Hauptmann, der die verbürgte Summe bezahlen mußte, hatte nun ſeit zwanzig Jahren nichts von ihm gehört. Er hielt ihn für todt; aber ſein Andenken war ihm noch werth, und er vertheidigte ihn mit Wärme, ſo oft ſein Bruder (der doch bei der unglücklichen Bürgſchaft keinen Kreuzer verlor) dieſe Sache auf's Tapet brachte.

„Laß doch endlich den armen Wingolf in Ruhe!“ rief der Hauptmann auch jetzt. „Du haſt nie erfahren, was Geldnoth heißt, und rechneſt Dir Dein zuſammengehaltenes Vermögen als eine Tugend an; es iſt aber, wahrlich! keine Kunſt, nicht zu ſtraucheln, wenn man den Fuß nicht von der Stelle bewegt. Du haſt Dein Leben lang hier auf dem Schloſſe geſeſſen; da konnten Dich freilich die Irrlichter der großen Welt in keinen Abgrund locken. — Ei nun, wohl Dir! — Denkſt Du denn aber Deine Geldſäcke mit in's Grab zu nehmen? — Was nützt Dir all' Dein todtes Gold, wenn Du es nicht dazu anwenden willſt, Dein einziges Kind glücklich zu machen?"

In dieſem Tone ſtrömte des Hauptmanns Beredtſamkeit noch eine Weile fort, und mit Hülfe des Burgunders gelang es ihm endlich, den harten Sinn ſeines Bruders ein wenig zu erweichen. „Ich hab' an Alberten nichts auszuſetzen" — ſprach er — „man ſieht ſeine Luſt an ihm — er kann mit der Zeit General werden — und er ſollte mir ein recht lieber Tochtermann ſeyn, wenn er nur nicht ſo vermaledeit arm wäre. — Ja, hätte die alte Hexe, die Zigeunerin, wahr geredet, die mir vor vielen Jahren prophezeite, daß ich hier im Schloſſe einen Schatz finden werde, dann wollte ich das junge Volk noch heute mit einander verloben." —

„Schäme Dich!" ſagte der Hauptmann. „Biſt ſo ein reicher Kauz und willſt immer noch mehr zuſammenſcharren! Was die alte Sybille wahrſagte, das iſt ſchon in Erfüllung gegangen. Sie verſtand unter dem Schatze, den ſie Dir ankündigte, nichts anders als einen wackern Eidam, und den haſt Du an unſerm Albert gefunden." —

„Nu, nu, wir wollen's beſchlafen," ſprach Herr von Horneck, und fing an zu nicken. Der Hauptmann verließ ihn mit der beſten Hoffnung, daß ſein unternommenes Geſchäft gelingen werde.

4.

Am folgenden Morgen ſtand Amaliens Vater ſehr heiter auf. „Herr Bruder," ſprach er, „ich hab' auf

Deinen Burgunder wie ein König geſchlafen und einen herrlichen Traum gehabt. Ich fand in meinem Hofe dort bei dem eingeſtürzten Thurm einen Schatz. Es war ein großer, großer Keſſel von Gold und Silber. Ich konnt' ihn aus der Höhle, worin er ſteckte, nicht allein herausheben, und plagte mich lange vergebens damit. Endlich kam Albert und half mir. Wir trugen das ſchwere Gefäß mit einander in mein Schlafzimmer; aber indem ich anfangen wollte, das Geld zu zählen, erwacht' ich.“ —

Der Hauptmann legte dieſen Traum zum Vortheil der Liebenden aus, und verſetzte durch luſtige Einfälle ſeinen Bruder in einen ſo guten Humor, daß er in der Geſchwindigkeit ein Frühſtück anſtellte, Alberten dazu einladen ließ und freundlicher als jemals mit ihm ſprach. Die Bewohner des rechten und des linken Flügels blieben bis gegen Mittag fröhlich beiſammen.

Als der Hauptmann und ſein Gaſtfreund, der Huſar, wieder Abſchied genommen hatten, bekam Herr von Horneck, der ältere, einen unerwarteten Beſuch vom Junker Max von Gänſewitz, der in der Nähe ein beträchtliches Landgut beſaß. Er war ein junger, von Geſundheit ſtrotzender Mann, zwiſchen zwanzig und dreißig Jahren, deſſen kurze, ſtammhafte Leibesgeſtalt einem Kegel glich. Ueberhaupt konnte wohl nur ein Blinder ihn ſchön finden. Ein Paar große Pausbacken gaben ihm das Anſehen eines beſtändigen Poſaunenbläſers, und drängten ſich über ein armes winziges Stumpfnäschen, das zwiſchen ihnen ſteckte, ſo übermüthig hervor, daß es nur von vorn ſichtbar blieb. Sie ſchützten es freilich von beiden Seiten vor rauhen Winden; aber ihre Aufgeblaſenheit machte das Profil des dicken Gänſewitziſchen Kopfs, auf welchem ein feuriger Buſch von rothen Haaren brannte, einem Kürbis ähnlich. Die Augen ſchienen, wenn man ſie in der Ferne ſah, vor ſchmachtender Sehnſucht halb geſchloſſen; doch in der Nähe waren ſie ſo klein, ſo ſchmal und ſo trübe, wie man ſie bei einem gewiſſen unſaubern Thiere findet, das in der ganzen Schöpfung wohl am wenigſten auf Schönheit Anſpruch machen darf.

Herr von Gänſewitz war mit einem Worte von der Fußſohle bis zur Scheitel eine widerwärtige Mißgeſtalt, und für Amalien ein wahrer Popanz, mit dem man ſie fürchten machen konnte. Er hatte ſie während des ganzen Winters durch ſeine Erſcheinung nicht erſchreckt; doch vorher kam er ſehr oft und geberdete ſich auf eine komiſche Art als ihr Verehrer. Herr von Horneck hatte ſeine herzliche Freude daran, und wünſchte ſich ihn zum Schwiegerſohn; aber indem er von Tage zu Tage die Brautwerbung erwartete, brach Max ſeine Beſuche ab und dachte nicht weiter an das Fräulein, weil ihn die derbern Reize einer koloſſaliſchen Viehmagd gefeſſelt hatten.

Dieſe edle Liebſchaft war nun zu Ende, und er wollte bei Amalien den abgeriſſenen Faden ſeiner Zärtlichkeit wieder anknüpfen. Allein ungeachtet ihn die Natur mit einem ungeheuer großen Munde begabt hatte, ſo ward es ihm dennoch ſehr ſchwer, ein Wort herauszuarbeiten, wenn es darauf ankam, mit einem andern Frauenzimmer als einer Stallnymphe zu ſprechen. In dieſer Verlegenheit befand er ſich beſonders jetzt, da er ſich im Horneck'ſchen Hauſe ſo ſelten gemacht hatte, und faſt ein Fremdling darin geworden war.

Aber der Schlaukopf hatte ſich darauf vorbereitet, und brachte die Einleitung eines Geſprächs in der Taſche mit. Er zog nämlich, indem er ſich Amalien mit einem Kratzfuß nahte, plötzlich einen Strauß — Neſſeln hervor, peitſchte damit ihre Hände, und fragte mit grinſendem Lächeln: „Heh! brennt's?“ —

„Ein ſonderbarer Scherz!“ rief Amalie, und zog unwillig die Hände zurück.

„Nicht wahr, die Dinger brennen ganz verteufelt?“ fragte er nochmals.

„Mehr als mir lieb iſt!“ antwortete Malchen.

„Nu, ſehn Sie, ſchöne Frölen,“ ſprach er, und wollte ſie zärtlich in die Backen kneipen, „gerade ſo brennt mein Herz gegen Sie.“ —

Herr von Horneck klatſchte über dieſe wohl gerathene Liebeserklärung mit lautem Jubel in die Hände. Amaliens Wangen glühten. Sie eilte ſtumm nach der Thür.

„Wo willſt Du hin?“ rief der Vater.

„In die Küche.“

„Na, laß das Beſte aufſchüſſeln, was wir haben! Einen ſo ſeltenen und angenehmen Gaſt wie den Herrn von Gänſewitz müſſen wir ſo gut als möglich bewirthen.“ —

„O, machen Sie keine großen Ceremonien mit mir, Herr Nachbar!“ ſagte Max. „Ich bin gar nicht hungrig.“ —

„Hä, hä, hä! das glaub' ich wohl!“ rief Herr von Horneck. „Den Vortheil haben alle Verliebte, daß ſie faſt von der Luft leben und ihnen ihr Tiſch wenig koſtet.“ —

So gab ein Wort das andere, und ehe man noch zur Tafel ging, hatte ſich ſchon Junker Max um Amalien beworben. Dieſer Vortrag war für ſeinen unberedten Mund eine ſchwere Geburt; aber Herr von Horneck ſtand ihm als Hebamme treulich bei, und rief dem Kindlein, ehe es noch völlig zur Welt kam, ſein Ja entgegen. Er behielt ſich jedoch vor, ſeiner Tochter ihr Glück ſelbſt anzukündigen, und ſtimmte ſeinen künftigen Eidam, ſich über Tiſch nicht zu verrathen.

Max war, nach ſeinem Appetit und andern Kennzeichen zu urtheilen, ſehr mäßig verliebt. Er aß wie ein Dreſcher, trank ſich einen anſehnlichen Haarbeutel, und ſchlief, als er nach Hauſe fuhr, im Wagen wie ein Murmelthier.

5.

Man kann ſich vorſtellen, was für ein Lami entſtand, als Herr von Horneck ſeiner Tochter den plumpen Stax, der ſie mit Neſſeln gegeißelt hatte, zum Gemahl antrug. Sie wollte ſich, antwortete ſie weinend, lieber mit dem Tode, als mit dieſem Dummkopf vermählen. „Dumm hin, dumm her!“ rief der Vater. „Wer brav Geld hat, iſt ein Salomo! Damit baſta!“ —

Amalie wußte aus Erfahrung, daß der Eigennutz ihren Vater gegen Bitten und Vorſtellungen unempfindlich machte. Sie verlor daher weiter kein Wort, ſondern ſchrieb ein Brieſchen an den Onkel und bat ihn um Hülſe, weil er mehr als irgend Jemand bei ſeinem Bruder vermochte.

Er kam unverzüglich, predigte aber tauben Ohren, und überwarf ſich am Ende ſo heftig mit dem alten Starrkopf, daß ſie im Unfrieden aus einander gingen. Die Liebenden waren troſtlos. Das ganze Schloß nahm an ihrer Betrübniß Theil. Niemand war vergnügt, als der Herrſcher im rechten Flügel.

Am Abend ſaß der Hauptmann, in dicke Wolken von Tabakerauch gehüllt, und ſann einſam nach, wie den jungen Leuten vielleicht noch zu helfen ſey. Doch ſeine Gedanken ſchweiften vergebens umher. Auf allen Seiten ſtellte ſich ihnen der Geldgeiz ſeines Bruders als ein unüberſteigliches Gebirg entgegen.

Indem er darüber höchſt mißmuthig war, meldete der Invalide Jakob, ſein alter Diener: es verlange ihn ein Fremder zu ſprechen, der ſeinen Namen nicht nennen wolle.

„Laß ihn kommen!“ ſagte der Hauptmann.

Jakob ging und öffnete dem Fremden die Thür. Er ſtürzte mit großen Schritten, ohne den Hut vom Kopfe zu nehmen, in's Zimmer, flog auf den Hauptmann zu und drückte ihn mit Heftigkeit an ſein Herz. Jener wich anfangs ſtutzend zurück; aber plötzlich ſtieß er einen Freudenſchrei aus, rief: „Wingolf! — Wingolf!“ — und umſchlang ſeinen Jugendfreund mit dem feurigſten Entzücken. Beide ſtammelten, Bruſt an Bruſt, vor namenloſer Wonne, und ihre Thränen vermiſchten ſich. Erſt nach fünf Minuten vermochte Wingolf, ſeine bisher erlebten Schickſale im Zuſammenhange zu erzählen.

Ihn hatte das Glück nicht ſo wie manchen Andern, der es in Amerika ſuchte, getäuſcht. Er fand es dort, kam reich zurück, und übergab dem Hauptmann ſogleich, um ſeine Schuld bei ihm großmüthig zu tilgen, eine Summe von fünfzig tauſend Thalern in Wechſelbriefen.

„Was ſoll das?“ ſagte ſein Freund, und ſchob die

Papiere zurück. „Willſt Du mich in der erſten Stunde unſers Wiederſehens beleidigen und wie einen Wucherer behandeln? — Du biſt mir keinen Pfennig ſchuldig! Ich habe den Bettel längſt vergeſſen.“ —

Es entſtand ein Wettſtreit der Großmuth. Der Hauptmann fügte ſich zwar bald, die für Wingolfen bezahlte Summe zurückzunehmen; doch damit war ſein dankbarer Freund nicht zufrieden, ſondern drang ihm die angebotenen Wechſel von Neuem auf, und verſicherte mit vielen Betheuerungen, daß er reich genug ſey, eine halbe Tonne Goldes kaum zu vermiſſen.

„Alle Wetter!“ rief der Hauptmann. „Wenn das wahr iſt, ſo hat Dich das Glück auf ein hohes Pferd geſetzt, und da mache ich mir denn weiter kein Bedenken, von einem ſolchen Cröſus landübliche Zinſen anzunehmen und mir alſo mein vor zwanzig Jahren ausgelegtes Kapital doppelt wieder bezahlen zu laſſen. Doch mehr keinen Deut! — Und ich würde mich auch dazu nimmer entſchloſſen haben, wenn mir nicht eben einfiele, daß ich mit dieſem Gelde ein gutes Werk ſtiften und ein Paar junge Leute, die ſich bis zum Sterben lieben, glücklich machen kann.“ —

Er erklärte ſich nun hierüber deutlicher gegen ſeinen Freund, und ſie entwarfen mit einander unter Scherzen und Lachen einen Plan, den wir werden ausführen ſehen. Wingolf reiste hierauf noch in der Nacht ab, um in der nächſten Handelsſtadt ſeine Papiere in klingende Münze zu verwandeln. Der Hauptmann gebot ſeinem Diener, Niemanden zu ſagen, daß ein Fremder bei ihm geweſen ſey. Auch Alberts Frage, was er für einen ſpäten Beſuch gehabt habe, erhielt nur die lachende Antwort: „Es iſt Zeit genug, wenn Du das morgen erfährſt!“ —

6.

In der Frühe des folgenden Tages ritt Herr von Horneck auf die Jagd. Das war dem Hauptmann erwünſcht. Er ging mit Alberten hinüber zu Amalien, und eröffnete jetzt Beiden mit dürren Worten: er wolle ihnen dreißig tauſend Thaler ſchenken, um ihre Verbindung zu bewirken.

Sie hielten ſeine Rede für einen Scherz, und zwangen ſich, zwiſchen Thränen darüber zu lächeln. Als er ihnen aber die unerwartete Ankunft des reichen Amerikaners mit allen Umſtänden erzählte, und heilig betheuerte, daß er ſie mit keiner Fabel necke, nun dann war des Jubilirens kein Ende, und er bekam in Einer Minute mehr Schmeichelnamen und Küſſe, als er vorher in ſeinem ganzen Leben erhalten hatte.

„Kinder!“ rief er, „laßt mich nur wieder zum Worte kommen! Wir haben noch einen hohen Berg zu überſteigen. Es iſt wahrlich! in der Welt nicht genug, den Beutel voll Geld zu haben; man muß es auch klug anlegen, ſonſt richtet man nichts Gutes und Nützliches damit aus. Ich wäre zum Beiſpiel ein großer Thor, wenn ich, mit meinem Geldſack im Arm, vor meinen Bruder träte und ſagte: Sieh', da hab' ich dreißig tauſend Thaler, die will ich Deiner Tochter unter der Bedingung, daß ſie Alberts Frau werde, zum Brautſchatz ſchenken! — Glaubt ihr, daß ich dadurch den Strohkopf Gänſewitz aus dem Feld ſchlüge, und meinen Zweck, euch zu vermählen, erreichte? — Mit nichten! — Mein Bruder würde ganz anders ſpekuliren, und zu ſich ſelbſt ſagen: Nun, es iſt recht ſchön, daß der Hauptmann ſo reich ward. Sein Geld entgeht dir und deiner Tochter auf keine Weiſe. Wir beerben ihn, er ſterbe, wenn er wolle. Du brauchſt deßhalb den Herrn von Gänſewitz, der dreifach ſo viel Vermögen hat, nicht vor den Kopf zu ſtoßen. — Seht Kinder, ſo würde mein Herr Bruder ſpintiſiren, und wir ſtänden trotz meinem ſchönen amerikaniſchen Gelde auf dem alten Flecke.“ —

Albert gab ihm Recht. Amalie hingegen vertheidigte ihren Vater und wollte ihm einen ſo hohen Grad von Eigennutz nicht zutrauen. „Allenfalls,“ ſagte ſie, „könnte man auch den Gedanken, das Geld einſt zu erben, im voraus begegnen.“

„Nun, wie denn etwa?“ fragte der Hauptmann.

„Wenn Sie, lieber Onkel, Ihr uns zugedachtes großmüthiges Geſchenk Alberten allein ertheilen. Dann verſchwindet die Erbſchaftshoffnung, und Albert iſt ſo reich, daß ihn mein Vater gewiß nicht als Schwiegerſohn verſchmähen wird.“

„Wollte nur das Ei nicht klüger ſeyn als die Henne!“ rief der Kapitän. „An die Erbſchaft wäre dann freilich nicht mehr zu denken; aber Dein Vater würde Dir dennoch den Herrn von Gänſewitz aufzwingen, weil dieſer Duns ein großes ſchuldenfreies Rittergut beſitzt. Das alles hab' ich ſchon überlegt und geſagt, und Deine Weisheit, Fräulein Nichte, draſch leeres Stroh.“

Malchen verſtummte.

„Es iſt kein anderer Rath,“ fuhr er fort, „wir müſſen auf einem Schleifwege zum Ziele gehen, und ich habe ſchon einen gefunden, der uns nicht irre führen wird."

Albert und Amalie baten um Entdeckung ſeines Vorhabens.

„Könnt ihr ſchweigen?"

Sie verſicherten das.

„Nun, ſo hört! Mein Herr Bruder iſt mit Ohren zu melden ein abergläubiger Schwachkopf, dem die Prophezeiung eines alten Weibes, daß er einſt hier im Schloſſe einen Schatz finden werde, ſeit dreißig oder vierzig Jahren noch im Gehirn ſpukt. Sie ſoll endlich erfüllt werden, dieſe Prophezeiung. Er ſoll meine dreißig tauſend Thaler als einen Schatz finden. Aber wahrſcheinlich läuft der erſte Verſuch der Hebung nicht ohne Schrecken ab, und Herr von Gänſewitz kommt allem Vermuthen und meiner Abſicht nach auch mit dabei ſo in's Gedränge, daß er uns nicht weiter mit Heirathsgedanken in den Weg treten wird."

„O, ich bitte Sie, beſter Onkel," ſprach Malchen, „thun Sie meinem Vater nichts zu Leide! Es ſchmerzt mich, daß er — wie ſoll ich's gleich nennen? — ſo hinter's Licht geführt werden ſoll."

„Paperlapap! Wenn man hinter'm Lichte eine Pfanne voll Gold findet, ſo kann man ſich wohl dahin führen laſſen. Trag' Du nur keine Sorge! Du kennſt mich als einen ehrlichen Mann. Ich verabſcheue Argliſt und Ränke. Was ich mit Deinem Vater im Schilde führe, iſt ein frommer Betrug. Wenn die Löwenhaut nicht zureichen will, ſagt das Sprichwort, muß man einen Fuchsbalg daran nähen." —

Halb aus Neugier, halb aus Beſorgniß für ihren

Vater fragte Malchen, wie, wenn und wo die Schatzhebung geſchehen ſolle.

„Das bleibt vor der Hand mein und Wingolfs Geheimniß;“ antwortete der Onkel. „Du haſt bei der Sache nichts zu thun, als mir einen Hauptſchlüſſel zu ſchaffen, mit dem ich in der künftigen Nacht alle Thüren bis in's Schlafzimmer meines Bruders öffnen kann.“

„Ach Gott!“ ſeufzte Malchen. „Mir wird bei dieſen Anſtalten ganz bang um's Herz!“

„Zieräffchen!“ rief der Hauptmann. „Machſt Dir wohl gar Scrupel, mir den Hauptſchlüſſel anzuvertrauen? — Dieſe Gewiſſensangſt will ich Dir erſparen. Hier liegt gleich ſo ein Schlüſſel, wie ich ihn brauche. Ich ſtecke ihn ein, Du magſt es erlauben wollen oder nicht. Ihr habt mehr dergleichen, das weiß ich. Der Vater wird ihn nicht vermiſſen.“ —

Und indem er ſo ſprach, war der Schlüſſel ſchon in ſeiner Taſche. Er empfahl dem Fräulein nochmals Verſchwiegenheit, und eilte mit Alberten in ſein Revier zurück, um ſich nicht von ſeinem Bruder, deſſen Heimkunft bald zu erwarten war, überraſchen zu laſſen.

7.

Der Tag verging im rechten Flügel unter väterlichen Ermahnungen, den Junker Max morgen als Bräutigam wohl zu empfangen. Herr von Horneck hatte ihn auf den folgenden Tag zur Tafel geladen, um den Handel vollends mit ihm abzuſchließen.

Malchen verhielt ſich leidend, ſagte weder Ja noch Nein, und verließ ſich ganz auf ihren Onkel. Dieſer machte indeſſen mit ſeinem Jakob mancherlei Anſtalten wegen des Schatzes, und erwartete mit Ungeduld ſeines Freundes Rückkunft.

Wingolf kam bei Anbruch der Nacht. Er hatte ſeinen Wagen vor dem Schloſſe zurückgeſandt. Zwei Diener trugen einen ſchweren Koffer hinter ihm her. Jakob ſtand während dieſes Einzuges am rechten Flügel auf der Wache. Es war dort alles ſtill, und Niemand bemerkte, was auf der linken Seite geſchah.

„Da bin ich Brüderchen!“ rief Wingolf. „Es ging alles nach Wunſch. Ich habe recht altes Gold und anderes verſchimmeltes Schatzgeld eingewechſelt. Man ſollte darauf ſchwören, daß es ſchon ein Paar Jahrhunderte unter der Erde geruht hätte.“

„Gut, gut!“ ſprach der Hauptmann. „Es würde jedoch wenig bedeuten, wenn wir auch nur jüngere Münzen zur Hand hätten. Mein Bruder iſt nicht pfiffig genug, die Widerſprüche der Zeitrechnung zu bemerken.“

„Beſſer iſt beſſer!“ verſetzte Wingolf. „Bleibt's noch dabei, daß ich den Geiſt vorſtelle?“

„Das verſteht ſich!“ antwortete der Kapitän. „Du ſchickſt Dich am beſten zu dieſer Rolle, weil Deine Geſtalt und Stimme meinem Bruder unbekannt ſind. Hier liegt ſchon Dein Geiſtergewand: ein gewaltig großes Betttuch, ſo weiß wie ein neu gefallener Schnee.“

„Tauſendſaſa!“ rief der Amerikaner. „Daraus läßt ſich ein langes Schleppkleid machen, wie es keine Modedame aufweiſen kann. Ich habe mir auch ſchon unterwegs ausgeſonnen, wie ich den alten Herrn anreden will. Es ſoll in Verſen geſchehen, damit es recht fremd und wunderbar klinge.“

„Bravo, alter Reimſchmid! Es wird alles vortrefflich gehen.“

Gegen Mitternacht hob der Spuk an. Wingolf bemalte ſein Geſicht mit weißer, leichenfarbiger Schminke, die er zu dieſem Behuf in der Stadt gekauft hatte, und hüllte ſich in das Bettlaken. So war der Geiſt fertig. Der Hauptmann führte ihn nach dem rechten Flügel hinüber, gab ihm den Hauptſchlüſſel und bezeichnete ihm genau die Wege, die er zu gehen hatte.

Mit Hülfe einer Blendlaterne wandelte die Spukgeſtalt durch eine Reihe öder Zimmer, und kam glücklich an's Schlafgemach des Herrn von Horneck. Sie öffnete leiſe die Thür und trat an ſein Bett. Er ſchlief ſo feſt, daß ſie ihn durch Zupfen an ſeiner Nachtmütze wecken mußte.

Mit Schrecken fuhr er auf, that einen Schrei, ſchlug geſchwind ein paar Kreuze, wühlte ſich tief in die Betten und ſtöhnte darunter hervor: „Alle gute Geiſter loben Gott den Herrn!“ —

„Ich auch!“ — brummte das Geſpenſt, und ſprach dann langſam, mit einer hohlen, dumpfen Stimme, folgende Worte:

„Ich komm' aus tiefen Schlünden
Der dunkeln Geiſterwelt,
Um Glück dir zu verkünden,
Hab' ich mich eingeſtellt.

Ich, Deine Ahnfrau, lebte
Vor grauen Zeiten hier.
In dieſer Burg erſtrebte
Ich Geld mit heißer Gier.

Doch was in fünfzig Jahren
Ich mühevoll erwarb,
Das hat kein Menſch erfahren —
Ich grub es ein — und ſtarb.

Der Schatz liegt im Getrümmer
Des alten Thurms verſteckt,
Wo eines Flämmleins Schimmer
Die Stätte Dir entdeckt.

Ich hab' ihn aufgehoben
Zur Mitgift für dein Kind;
Doch ſey der Mann zu loben,
Der Mädchens Hand gewinnt!

Es haben ſchon, das weiß ich,
Zwei Freier angefragt:
Darunter iſt ein Zeiſig,
Der mir nicht wohl behagt.

Erwähle klug den rechten
Und heb' mit ihm den Schatz! —
Doch kommſt du mit dem ſchlechten,
So jag' ich euch vom Platz.

Bereite dich zum Funde,
Den ich dir zugedacht,
Sobald ſie ſchlägt, die Stunde
Der künft'gen Mitternacht! —

Jetzt folge meinem Schritte
Hin zu der Flamme Schein,
Und wirf nach alter Sitte
Ein Stück Metall hinein.

Dann zeigt der Schatz ſich morgen
Zur Hebung gleich bereit;
Sonſt bleibt er dir verborgen
In alle Ewigkeit.“ —

Herr von Horneck lag anfangs in ſeiner Betthöhle todtenſtill. Der Redner war ungewiß, ob er verſtanden werde. Doch davon überzeugte er ſich beim Anfang der vierten Strophe, als er mit beſonderm Nachdruck das Wort Schatz ausſprach. Da ward es unter der Decke lebendig, und Hornecks Nachtmütze — die ſo tief über ſein Geſicht gezogen war, daß ſich ſogar die Naſe darin eingehakt hatte — kam ein wenig zum Vorſchein. In dieſer Lage blieb der Horchende bis zum Schluß der poetiſchen Anrede.

Als er ſich aber auch jetzt noch nicht weiter regte, nahm ſich ſeine Ahnfrau die Freiheit, ihre derbe Hand nach dem Zipfel ſeiner Amorsbinde auszuſtrecken und ſie mit einem Ruck über die Stirn hinaufzuziehen. Er blinzte die Augen feſt zu und ſchlüpfte wieder unter die Decke. Darüber gerieth ſeine angebliche Ururgroßmama in einen poetiſchen Feuereifer, und heulte wie eine Rohrdommel aus dem Stegreif:

„Hervor mit Dir!
Wir ſpielen hier
Ja nicht Verſtecken,
Nicht blinde Kuh!
Was wageſt Du,
Mich ſo zu necken?
Heraus, Kompan!
Den Schlafrock an,
Und mitgegangen
Zum Flammenplatz!
Sonſt iſt der Schatz
Nicht zu erlangen.
Machſt Du nicht gleich
Von ihm Dich Meiſter,
So ſchlingt das Reich
Unholder Geiſter
Ihn plötzlich ein,
Und dann wird nimmer
Des Goldlichts Flimmer
Dir ſichtbar ſeyn.“ —

Dieſe Drohworte ſchreckten den Geizhals, und waren ein Hebel, ihn in Bewegung zu ſetzen. Er ruderte geſchwind mit ſeinen langen Spindelbeinen aus dem Bette heraus, hoſ'te ſich an und fuhr in den Schlafrock. Die weiſe Frau wandte ſchamhaft ihr Geſicht weg, und erleichterte ihm dadurch das Geſchäft des Ankleidens. Als er reiſefertig war und an ſeinem Nachtlämpchen ein Licht angezündet hatte, winkte ſie ihm mit der Hand und extemporirte:

„Nun komm, geliebter Enkelſohn!
Glück iſt des Muthes ſichrer Lohn! —
Haſt Du auch ein metalliſch Zeichen,
Um es dem Flammengeiſt zu reichen?"

Das hatte der ängſtige Mann vergeſſen. Er fing an zu ſuchen. Es fand ſich ein alter meſſingener Sporn, deſſen Compagnon vor vielen Jahren verloren gegangen war. Der Geizhals beſah ihn von allen Seiten, legte ihn wieder hin, kramte weiter, ergriff bald ein ſchartiges Meſſer ohne Heft, bald den einzelnen Arm einer zerbrochenen Scheere; aber alle dieſe Koſtbarkeiten dauerten ihn, und ſeine Ahnfrau konnte ſich nicht enthalten, über dieſen Zug ſeiner Sparſamkeit zu lächeln.

Nach langem Wählen fiel ihm die drähterne Haube eines Pfeifenkopfs in die Hände, die oben völlig durchgebrannt und alſo ganz unbrauchbar war. Dennoch ſtand er ein Weilchen an, ſich von ihr zu trennen. Endlich entſchloß er ſich dazu und fragte durch ſtummes Vorzeigen derſelben an, ob ſie zur Beſitzergreifung des Schatzes anwendbar ſey. Der Mummel nickte und ſchritt vorwärts. Horneck folgte mit krummen, ſchlotternden Knieen, kehrte aber an der Thüre ſchnell wieder um und häkelte das Kettchen vom Pfeifendeckel los, weil ihm noch zu rechter Zeit einfiel, daß es vielleicht weiter zu brauchen ſey und bei gegenwärtiger Gelegenheit erſpart werden könne.

Nun ging der Marſch ohne längern Aufenthalt fort zu den Ruinen des Thurmes. Doch beinahe hätte die anführende Matrone, die vormals im Schloſſe gehauſ't haben wollte, den Weg nicht gefunden. Es gelang ihr erſt nach einigen Verirrungen, an Ort und Stelle zu kommen. Hier lauerte ſchon Jakob ſeit einer Stunde, und nährte mit allerhand brennbaren Materien eine kleine Flamme, die von ſelbſt aus einer Erdenkluft hervorzulodern ſchien. Er verbarg ſich hinter dem eingeſtürzten Gemäuer, als er die weiße Geſtalt heranleuchten ſah.

Sie ging mit langſamen abgemeſſenen Schritten bei der Flamme vorbei und deutete mit der Hand darauf. Horneck ſtarrte das Wunderfeuer an, und ließ gläubig den Pfeifendeckel hineinfallen. Jetzt verſchwand ſeine Wegweiſerin hinter den Trümmern mit dieſen Worten:

„Morgen um die Mitternacht
Wird die Hebung hier vollbracht!
Doch ſie ſoll Dir nicht gelingen,
Wenn Du wagſt, den ſchlechten Wicht,
Dem Dein Kind in's Auge ſticht,
Als Genoſſen mitzubringen.
Nur der Mann, der mir gefällt,
Hebt das Mägdlein und das Geld.“ —

8.

Die Abſicht dieſes Vorſpiels war, dem Herrn von Horneck alles Mißtrauen zu benehmen. Er kannte die

Gebräuche der Schatzgräberei auf ein Haar, und hätte vielleicht in ſeinem Glauben gewankt, wenn man nicht methodiſch und mit der gebührenden Feierlichkeit zu Werk gegangen wäre. Nun aber, da er die gewöhnliche vorbedeutende Geldflamme mit eigenen Augen geſehen hatte, ſtieg nicht der kleinſte Zweifel gegen die Richtigkeit der Sache in ihm auf. Es koſtete ihn auch wenig Kopfbrechen, das Räthſel zu löſen, wer unter Amaliens Freiern der Liebling ſeiner Uraltmutter ſey. Er rieth ſogleich auf den theuern Junker Max, denn er machte den weiſen Schluß: die Sammlerin eines Schatzes müſſe wie er den Werth eines Menſchen nach ſeinem Reichthum ſchätzen, und daher den armen Huſarenlieutenant mit Verachtung und Widerwillen anſehen.

Herr von Gänſewitz erſchien zur Mittagstafel im beſten Staate und liebäugelte ſehr freimüthig mit ſeiner vermeinten Braut. Sie wich ſeinen zärtlichen Blicken ſo viel als möglich aus, ſah ihm aber deſto ſchärfer auf die Taſchen, um ſich gleich durch die Flucht retten zu können, wenn er etwa wieder eine Neſſelpeitſche hervorziehen ſollte. Doch dießmal blieb ſie verſchont, und die Tafelzeit ging unter Geſprächen über die Jagd und andere gleichgültige Gegenſtände glücklich vorüber.

Jetzt erhielt Amalie einen Wink, ſich zu entfernen. Sie hatte noch nie einen Befehl ihres Vaters mit ſolchem Vergnügen befolgt. Er verriegelte hinter ihr die Thür, und erzählte nun ſeinem Gaſt die Begebenheiten der vorigen Nacht, die er noch keiner Seele entdeckt hatte.

Max riß ſeine kleinen Blinzaugen ſo weit auf, daß er wirklich ein paar Sekunden lang andern Menſchen ähnlich ſah. Der Schatz, der die Ausſteuer ſeiner Braut vermehren ſollte, war ihm höchlich willkommen. Er krähte vor Freude wie ein Hahn. Als ihm aber angekündiget ward, daß er ſelbſt nach dem ausdrücklichen Willen der Schatzmeiſterin bei der Hebung Hand anlegen ſolle, da wurden ſeine rothen Pausbacken plötzlich ſo bleich wie die Wangen eines getünchten Poſaunenengels, und er bedauerte ſtammelnd, daß er durchaus wegen eines ſehr wichtigen Geſchäfts noch vor Abend zu Hauſe ſeyn müſſe.

„Larifari!“ ſprach Herr von Horneck. „Es gibt zwiſchen Himmel und Erde kein ſo wichtiges und einträgliches Geſchäft als eine Schatzhebung. Bedenken Sie, Gänſewitz! — einen Schatz! — Das bloße Wort macht mich um zwanzig Jahre jünger.“ —

„Ein recht angenehmes Wort!“ ſtotterte Max, und rieb verlegen die Hände. „Wenn ſich nur der Schatz ſo leicht heben ließe, als ſich das Wort ausſprechen läßt!“

„Aha! kommt der Wind daher?“ rief Horneck. „Hat der junge Herr keinen Muth? — Sapperment! da hätten Sie an meiner Stelle ſeyn ſollen! Das war eine Heldenthat, im Stockdunkeln mit einem Geiſte ſpazieren zu gehn! — Aber nun hat's keine Gefahr. Der Schatz liegt bereit; wir dürfen ihn nur wegtragen.“ —

Der furchtſame Haſe machte noch allerlei Kreuz- und Querſprünge; aber Horneck ließ ihn nicht entwiſchen, und ward zuletzt böſe. „Da hilft kein Sperren!“ rief er. „Sie ſind entweder in dieſer Nacht von der Partie oder ich muß mir einen andern Schwiegerſohn ſuchen. Ihrer Feigheit wegen will ich doch wahrhaftig! einen Schatz nicht einbüßen, den ich nicht anders als mit Beiſtand meines künftigen Eidams zu Tage fördern kann.“ —

So in die Enge getrieben, entſchloß ſich endlich Herr Max, das nächtliche Abenteuer zu beſtehen.

9.

Das erwartete man im linken Flügel, und traf die thätigſten Anſtalten, die Schatzgräber zu empfangen. Jakob (der bei der Artillerie gedient hatte und in der Feuerwerkskunſt erfahren war) wühlte ſchon in der Nacht vorher wie ein Maulwurf zwiſchen den Trümmern, grub Minen und füllte ſie mit Pulver. Der Hauptmann nähte ſeinen großen Hetzhund in eine ſchwarze Bärenhaut ein und ſchuf ihm ein paar flammende Augen. Wingolf reimte einen Bannfluch, der durch ein Sprachrohr erſchallen ſollte. Der Schatzkeſſel ward gefüllt; aber vor der Hand nur mit Steinen, damit den Glücksrittern — wenn ſie etwa mehr Muth hätten, als man ihnen zutraute — keine Beute von Werth in die Hände falle. Um ſie jedoch anzukirren, bedeckte man die Steine mit einer dünnen Schicht alter Thaler, und trug, als es Abend geworden war, den Keſſel an den Ort, wo das Flämmchen gebrannt hatte.

Indeſſen war Herr von Horneck beſchäftigt, den Muth ſeines Knappen zu ſtärken. Aber je höher die Nacht ſtieg, deſto tiefer ſank Maxens Herz. Es ſchmeckte ihm weder Speiſe noch Trank, und er verlor alle Luſt, mit Amalien zu koſen.

Gegen zehn Uhr befahl ihr der Vater, wie allen ſeinen Leuten, zu Bett zu gehen. Sie wünſchte ihm mit ſchwerem Herzen eine gute Nacht. „Die haben wir gevon Gänſewitz einen bedeutenden Augenwink. „Du wirſt ſehen, Malchen, daß wir beide morgen früh recht munter und fröhlich ſind.“ — Armer Vater! dachte ſie, und huſtete in den linken Flügel hinüber, um für ihn nochmals bei dem Onkel zu bitten.

Dieſer beruhigte ſie und eilte mit ſeinen Bundesgenoſſen an den Tummelplatz. Eine Hinterthür führte ſie dahin, ohne daß es aus den Fenſtern des rechten Flügels bemerkt werden konnte. Es war daher ſo wenig Vorſicht nöthig, daß ſie ſich ſogar von dem maskirten Bullenbeißer vorleuchten ließen, dem ſein Herr ein Paar kleine Laternen, die in der Finſterniß wie Feueraugen funkeln ſollten, an den Kopf gebunden hatte.

Halb zwölf Uhr befand ſich Max völlig im Zuſtande eines Miſſethäters, der zum Hochgerichte geführt werden ſoll. Er war bleich wie ein Todtenkopf; alle ſeine Gebeine zitterten; das Herz ſchlug ihm wie ein Hammer; und als er jetzt den Gang zum alten Thurme antreten ſollte, gab er plötzlich die Erklärung von ſich, er wolle dem Fräulein entſagen und lieber zeitlebens unverehlicht bleiben, als ſich einer Frau wegen in Leib- und Lebensgefahr begeben.

„Rappelt's in Ihrem Kopfe?“ fuhr ihn Horneck an. „Hätten Sie mir das heute Mittag geſagt, ſo konnten Sie laufen, wohin Sie wollten; aber nun müſſen Sie mitgehen, oder ich verwickle Sie in einen Prozeß, der Ihnen den letzten Ziegel auf dem Dache koſtet.“ —

„Wie käm' ich denn dazu?“ ſtammelte Max.

„Das werden Ihnen die Advokaten ſchon ſagen! Glauben Sie nicht, daß es einen artigen Rechtshandel abgeben wird, wenn ich Sie über den Verluſt eines Schazes, deſſen Werth ſich gar nicht berechnen läßt, in Anſpruch nehme?“

„Ach, beſter Herr von Horneck, heben Sie ihn doch allein!“

„Ueber den Häckerlingskopf! — Allein heben! — Kann ich denn das? — Sie haben ja gehört, daß es durchaus mit Beihülfe meines künftigen Schwiegerſohns und durchaus in dieſer Stunde geſchehen muß! Wo ſoll ich nun jetzt um Mitternacht einen andern Schwiegerſohn aufgabeln?“ —

„Da weiß ich freilich keinen Rath; ich für meine Perſon ziehe aber den Kopf aus der Schlinge.“

„Nein, Herr, dazu iſt Ihr Kopf zu dick! Er wird hängen bleiben in der Schlinge und Ihr Rittergut obendrein! Fahren Sie in Gottes Namen nach Hauſe und legen Sie ſich zu Bett! Es iſt Ihre letzte ruhige Nacht. Morgen hetz' ich Ihnen eine Koppel Prozeßmacher auf den Hals, die bald mit Ihnen das Garaus ſpielen werden.“ —

Nun ſteckte Max zwiſchen Thür und Angel. Vorher glaubte er mit Amaliens Verluſt aus der Klemme zu kommen; doch jetzt konnte er weder vorwärts noch rückwärts. Dort drohten Geſpenſter — hier Advokaten — und dieſe letztern waren ſolche Schreckensmänner für ihn, daß er ſich, als er ſie von hinten anrücken ſah, vor Angſt entſchloß, lieber einem Rudel Nachtgeiſter, als ihnen in die Hände zu fallen.

„Das iſt endlich ein vernünftiges Wort!“ ſprach Horneck. „Nun wird aber nicht eine Sylbe weiter geſprochen! Geben Sie ja, indem wir den Schatz heben, keinen Mucks von ſich! Sonſt verſchwindet er vor unſern Augen wie eine Seifenblaſe, oder ſinkt bis zum Mittelpunkt der Erde hinab.“ —

10.

Den Laurern bei den Ruinen ward während dieſes Gezänks die Zeit ſehr lang. Sie zweifelten ſchon, daß die Schatzheber ſich einfinden würden; doch mit Einem Male kamen ſie angeſtiegen. Horneck ging mit einer Laterne voraus. Gänſewitz hielt ſich an ſeinem Rocke mit beiden Händen feſt, und ließ ſich ſo mit krummen Knien, wie auf einem Nachtſtuhle ſitzend, nachſchleifen. Der Alte, dem für ſeine Rockſchöße bange war, ſchlug oft mit Heftigkeit rückwärts, um ſich von der Klette, die ſich an ihn gehangen hatte, zu befreien. Sie war aber nicht loszubringen.

In dieſem Aufzuge trafen ſie mit zögernden Schritten in der Gegend ein, wo der täuſchende Schatzkeſſel zwiſchen zerſtreut umherliegenden Steinmaſſen aufgeſtellt war. Horneck, der ſeine Leuchte ſo weit als möglich auf Kundſchaft voranſchickte, ſah ihn zuerſt und ſchauderte freudig zuſammen. Er griff hinter ſich, zog ſeinen Anhänger hervor, zeigte mit der Hand auf die Lockthaler und triumphirte mit mancherlei lebhaften Geberden. Junker Gänſewitz machte einen langen Hals und kroch wie ein Krebs zurück. Horneck ſchalt ihn durch zornige Kopfbewegungen, und gab ihm durch Ausbreitung beider Arme und muthiges Herumblicken zu verſtehen, daß alles ruhig und nichts zu befürchten ſey. Max kratzte ſich hinter den Ohren und ſchneckte wieder ein wenig vorwärts. Der Alte täſchelte ihm die Backen, klopfte ihm auf die Schulter und zeigte ihm durch haſtiges Oeffnen und Schließen der Hände, wie er den Keſſel angreifen müſſe.

Jetzt ſtanden ſie nahe dabei und wollten die Schatzhebung wirklich beginnen. In dieſem Augenblicke feuerte der Hauptmann in ſeinem Verſteck eine fürchterlich knallende Donnerbüchſe los. Horneck that einen Luftſprung — Max fiel auf's Geſäß; doch indem er kaum den Boden damit erreichte, praſſelten Jakobs Flatterminen unter ihm auf, hagelten Sand und Erdſchollen umher, und blaue, grüne und rothe Flammen tanzten wie Irrwiſche herum. Zugleich brüllten mehrere Geſchütze, und auf einem hohlen Faſſe ward ein Gewitter gepaukt.

Trotz dieſem Höllengetümmel wich Horneck, der den Schatz nicht einbüßen wollte, nicht von der Stelle, und hielt auch Maxen wie ein Häſcher ſo feſt, daß er nicht davon laufen konnte. Eine Sekunde lang war jetzt alles ruhig; aber dieſen Waffenſtillſtand unterbrach ein gräßliches Hundegebell, das, durch nachahmende Menſchenſtimmen verſtärkt, aus dem Thurmgemäuer hervorſchallte. Horneck und ſein Gefangener blickten dahin, ſahen ein ſchwarzes Ungeheuer mit großen Feueraugen auf ſich losſtürzen, und hörten folgende, durch ein Sprachrohr donnernde Worte:

„Hurrah! huſſa! Höllenhund,
Oeffne deinen Flammenſchlund!
Huſſah auf den Rothkopf dort!
Jag' ihn fort!
Nie betret' er dieſen Ort!
Läßt er ſich noch Ein Mal blicken,
So zerreiß' ihn flugs in Stücken!
Er iſt nicht der rechte Mann,
Der den Schatz erheben kann.“ —

Während dieſes Bannſpruchs ergriffen Beide mit Entſetzen die Flucht. Doch eigentlich floh nur Horneck, denn Max kletterte vor Angſt an ihm hinauf, klammerte ſich an ſeinen Kleidern an, und erſparte ſo ſeinen eigenen Beinen die Mühe, ihn in Sicherheit zu bringen. Er weckte mit einem Zetergeſchrei ſeinen Kutſcher, bat ihn um Gotteswillen, ſogleich anzuſpannen, und fuhr mit der Betheurung ab, dieß verwünſchte Schloß in ſeinem Leben nicht wieder zu betreten.

11.

„Fahren Sie zum Henker!“ rief ihm Horneck nach, und kroch in ſein Bett. Aber ſeine Troſtloſigkeit über den verlorenen Schatz ließ ihn kein Auge ſchließen.

Als er ſich ungefähr eine Stunde lang von einer Seite zur andern geworfen hatte, erhielt er plötzlich einen zweiten Beſuch von ſeiner Ahnfrau. Sie erſchien wie in der vorigen Nacht in ihrem weißen Schleppgewande, und heulte gleich einer Unke:

„Das Ungethüm liegt wieder an der Feſſel.
Und morgen um die Geiſterzeit
Steht noch Ein Mal mein Gold- und Silberkeſſel
Für Dich bereit.
Doch dann wird er von Höllenhunden
Bis an den jüngſten Tag bewacht,
Haſt Du in vier und zwanzig Stunden
Den Mann nicht aufgefunden,
Dem Glück und Liebe lacht“ —

Als ſie dieſe Worte geſprochen hatte, verſchwand ſie.

Horneck ſchwitzte tief unter der Decke; doch entging ihm keine Sylbe von dieſer Anrede, die ihm ſehr tröſtlich klang. Er eilte bei frühem Morgen zu ſeinem Bruder, mit dem er bisher geſchmollt hatte, vertraute ihm alles und bat ihn um Rath.

„Was bedenkſt Du Dich lange?“ ſagte dieſer, nachdem er ſich eine Weile ſehr fremd geſtellt hatte. „Es iſt ja offenbar, daß unſere ſelige Frau Uraltmutter ihren Reichthum Niemanden anders als Alberten gönnen will.“ —

„Das ſcheint mir bald ſelbſt ſo;“ verſetzte Jener. „Ei nun, er iſt auch ein ganz anderes Kerlchen, als der verdammte Rothkopf! – Höre, Hauptmann, glaubſt Du wohl, daß er ſich entſchließen wird, den Schatz mit mir zu heben, wenn ich ihm Amalien zum Weibe und den Fund zur Ausſteuer gebe?“ —

„Ohne Zweifel;“ antwortete der Hauptmann. „Ich will ihn rufen.“ —

Albert kam. Die Sache ward ihm vorgetragen. Er betheuerte, für Amaliens Beſitz alles in der Welt zu wagen.

Nun füllte der Hauptmann denſelben Keſſel, der Tages vorher Steine im Bauche gehabt hatte, mit Gold und Silber, und ſchaffte ihn im Dunkeln an den gehörigen Ort. Horneck und Albert holten ihn um Mitternacht ohne Schwierigkeit ab. Indem ſie ihn forttrugen, blies Wingolf, der ein guter Flötenſpieler war, hinter den Ruinen eine liebliche Melodie.

Horneck hatte nun vor Freude eine ſchlafloſe Nacht. Er zählte bis an den hellen Morgen das gefundene Geld, und war halb und halb zufrieden; denn ganz iſt ein Geizhals es niemals.

Einige Monate nachher feierten Albert und Amalia ihre Verbindung. Als man ſich Abends zur Familientafel niederſetzen wollte, trat plötzlich die wohlthätige Ahnfrau in den Saal, ohne ſich mit Anſchaffung eines hochzeitlichen Kleides in Unkoſten geſchlagen zu haben. Sie trug ihren alten weißen Schlender, und nahm ohne Umſtände Platz an der Tafel. Der Brautvater erſtarrte. Doch man entdeckte ihm ſchnell den Zuſammenhang der geheimen Geſchichte, und er mußte ſich freilich ſtellen, als ob er den Spaß recht artig finde. Im Herzen aber that es ihm weh, daß es ihm nicht gelungen war, Maxens Rittergut und den Schatz mit einander zu vermählen.

XIV.

Das Vorzeichen.

Bei einer gräflichen Familie in Deutſchland herrſchte noch im erſten Viertel des vorigen Jahrhunderts der Aberglaube, daß ein gewiſſer Leichenſtein in ihrem Erbbegräbniſſe durch einen ungewöhnlichen Schweiß anzeige, wenn ſie durch das Abſterben eines ihrer Glieder in Trauer verſetzt werden ſolle. Der Küſter bei der Begräbnißkirche war angewieſen, dieſes Vorzeichen, ſobald er es bemerke, auf dem Schloſſe zu melden.

Eines Tages ſaß das gräfliche Haus bei einem frohen Mittagsmahle verſammelt. Da brachte der Todesbote mit Eilſchritten die Nachricht, daß der weiſſagende Stein eben heftig zu ſchwitzen anfange. Alle Geſichter erblaßten. Die Freude floh. Nur die vierundachtzigjährige Großmutter des Hausvaters lächelte getroſt. „Mir geſchehe, wie Gott will!“ ſagte ſie. „Beunruhiget euch nicht, meine Kinder! Dieſe Vorbedeutung geht mich an.“ —

Ihre Urenkel, zwei junge Grafen (die noch auf einer hohen Schule ſtudirten und ihr Vaterhaus nur jetzt beſucht hatten), waren neugierig, das Wunderzeichen zu ſehen. Sie ritten nach der Tafel hin zur Familiengruft, die eine halbe Meile vom Schloß entfernt lag. Der Grabſtein ſchwitzte ſehr ſtark. „Glückliche

Reiſe, Frau Großmama!“ rief der jüngere Graf, der bei jeder Gelegenheit vorwitzig war und ſich oft durch ſeine Handlungen in den Verdacht eines gefühlloſen Herzens ſetzte.

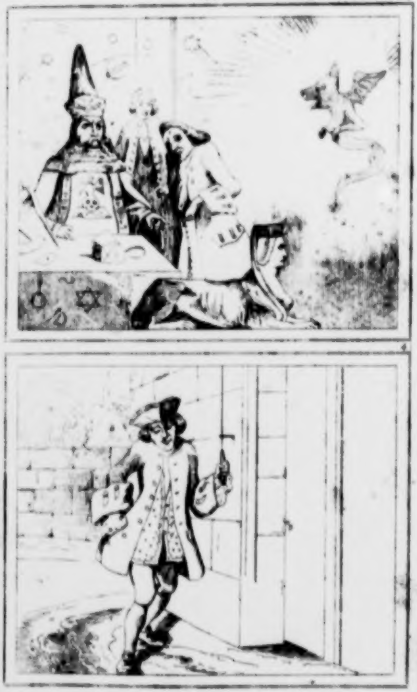
Er zog ſein Schnupftuch aus der Taſche und trocknete die Näſſe des Steines damit auf. „Dieß feuchte Tuch,“ ſprach er lachend, „will ich der Alten zeigen, damit ſie ſich fromm und chriſtlich zum Sterben bereite.“ —

Sein Bruder, ein edlerer Jüngling, mißbilligte dieſes Vorhaben, und bat ihn, die ehrwürdige Matrone nicht zu kränken. „Pah!“ verſetzte Jener, „ſie hat lange genug gelebt; ſie kann abſegeln! Und ich thue, was ich will, Herr Hofmeiſter!“ —

Mit dieſer Hohnſprecherei faſelte er aus der Kirche, und rächte den erhaltenen Verweis an dem Pferde ſeines Bruders, das ein Reitknecht vor der Thüre hielt, durch einen kräftigen Peitſchenſchlag. Doch das muthige Roß ſchlug wieder, und er ſtürzte, von beiden Hinterhufen vor die Bruſt getroffen, todt zur Erde. Seine Aeltermutter überlebte ihn noch drei Jahre.

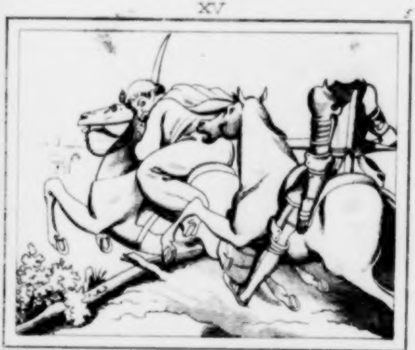
Dieſe Anekdote erzählt ein gleichzeitiger Schriftſteller (ohne jedoch das gräfliche Geſchlecht zu nennen) als Augenzeuge, und ſetzte etwas einfältig hinzu: „Sobald der junge Herr entſeelt darniederfiel, hörte der Stein auf zu ſchwitzen, und man will behaupten, daß die Gnade, wodurch beſagtem Geſchlechte die bevorſtehenden Todesfälle angezeigt worden, von nun an auf immer verſcherzt worden ſey.“

XV.

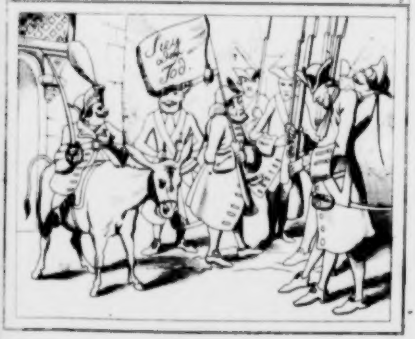


XV

5

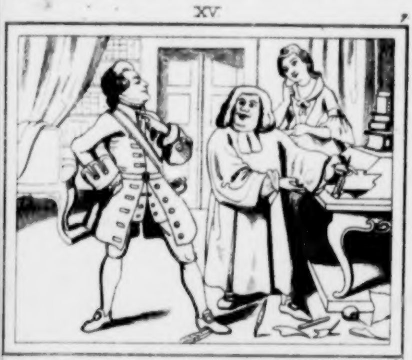


6

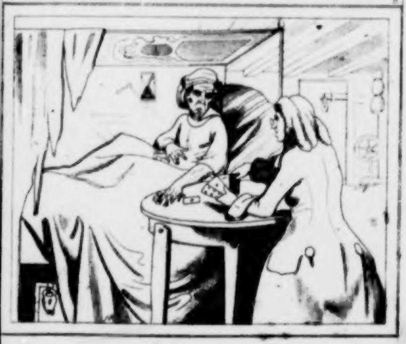

Sieg oder Tod.

XV

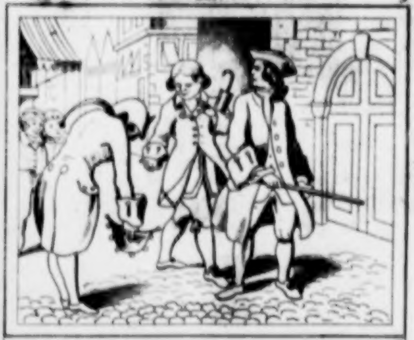
7

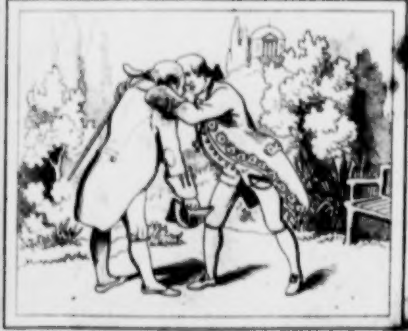


8

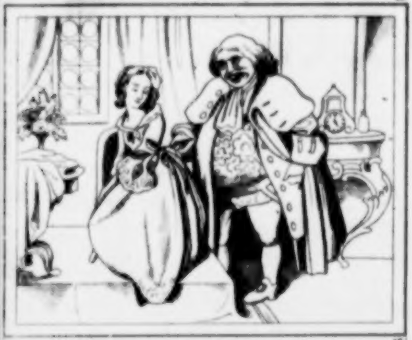


XV.

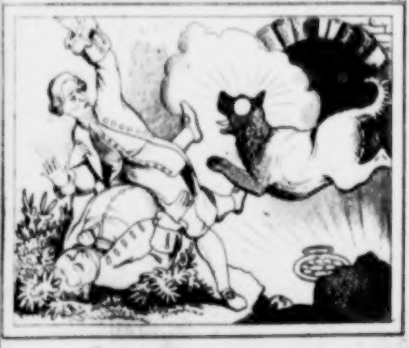




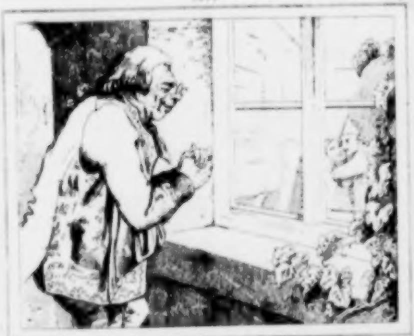
XV

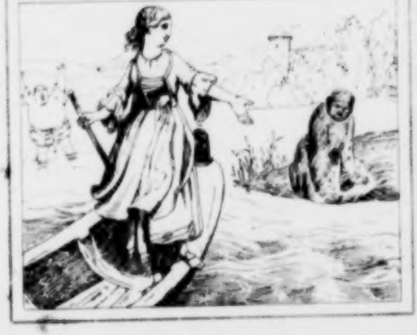


16



XVI





A. F. E. Langbein's

ſämmtliche Schriften.

Zweite verbeſſerte Auflage.

Sechszehnter Band

enthält

Schwänke. — Mährchen und Erzählungen.

Stuttgart:
J. Scheible's Buchhandlung.
1841.

Schwänke.

Hier bring' ich Dir zum Meßgeſchenke
Ein Büchelchen voll Ränk' und Schwänke.
Ich geb' es mit Beſcheidenheit,
Wie ihren Scherf die Wittwe brachte,
Weil ich's für eine Kleinigkeit,
Die kaum des Nehmens werth iſt, achte.

Darf meine Mährchenmuſe gleich
Zu Dir ſich unentſchuldigt wagen,
So kann im heil'gen, deutſchen Reich
Doch mancher weiſe Mund ſie fragen:
Warum ſie nicht was Klüger's ſang?
In dieſem Falle mag ſie ſagen:

„Gelingt mir's nur ein Stündchen lang,
Ein Menſchenantlitz von den Falten
Des Mißmuths frei und rein zu halten,
Schon dann iſt hoffentlich mein Gang
In's Publikum nicht ganz zu ſchelten.“ —
Was meinſt Du, wird das Schutzwort gelten?

Langbein.

Die ſchöne Jägerin.

Ein Weibchen, wie ich mir wünſchte, war die Frau eines Förſters. Jugend, Schönheit und Treue ſchmückten ſie. Man wende mir nicht ein, daß es in dem Dörfchen, wo ſie einſam blühte, vielleicht nur an Gelegenheit zur Untreue gefehlt habe. Nichts weniger. Ein glänzender Irrwiſch ſuchte ſie vom Wege der Tugend abzulocken; eine hohe Standesperſon des Orts — der Herr Schulmeiſter Niklas — machte ihr den Hof.

Kaum flog der Jugend wilde Schaar,
Gleich Weſpen, aus der Schule,
Sieh, da verjüngte, wie ein Aar,
Sich ſchnell der alte Buhle.
Er fegte ſeinen Bratenrock
Und langte vom Perückenſtock
Die Königin der Atzeln.

Zwar glich er, lang und klapperdürr,
Schier einem Windmühlflügel,
Doch fand er ſich, wenn dieß Geſchirr
Ihm auflag, ſchön im Spiegel.
Und ſo trieb ihn tagein tagaus
Der Liebesgott ins Jägerhaus,
Den Stutzer dort zu ſpielen.

Umſonſt! — von ihm das A b c
Der Liebe zu erlernen,
Vermochte nicht der Apel Schnee,
Das Weibchen anzukörnen.
Auch nicht die rabenſchwarze Nacht
Des Kleides, mit der Sternenpracht
Der glasgeſchliffnen Knöpflein.

Die tugendſame Jägerin gab ihm oft mit Höflichkeit zu verſtehen, daß er bei ihr vergebens ſeufze. Dennoch ſchliff er durch unzählige Viſiten ſeine Storchbeine ſchier eben ſo ab, wie ſich der Windhund des Herrn von Münchhauſen, lügenhaften Andenkens, zu einem Dachs heruntergelaufen hatte. Die Neuigkeitskrämer des Dorfs fingen ſchon an, die Augen aufzureißen und die Ohren zu ſpitzen; die ſchöne Jägerin ſah aber kaum das böſe Geſindel auf ihren guten Namen lauern, als ſie ſich entſchloß, die Herzensbefähdungen des Ritters von der Stutzperücke, welche die Klatſchunion gegen ſie aufgeregt hatten, ihrem Manne zu klagen.

„Der verdammte Schwarzkittel!“ ſagte der Förſter, der ein luſtiger Kumpan war. „Ich könnte,“ fuhr er fort, „mein Hausrecht brauchen und den ungebetenen Gaſt die Treppe hinabwerfen; aber dieſe Methode iſt mir zu alt. So leicht ſoll mir der Burſche gar nicht wegkommen; ich will mir eine ganz funkelneue Manier, ihn los zu werden, erdenken, und auch dabei für uns ſorgen, daß wir auf ſeine Unkoſten lachen können. Laß mir nur einen Augenblick Zeit!“

Nachdem er ſein Stübchen einige Minuten lang ſinnend durchſtrichen hatte, war der Plan zu einer ſchnurrigen Abfertigung des Schulmeiſters fertig und wurde mit großem Jubel der treuen Hausfrau mitgetheilt. Ich verſchweig ihn aber meinen Leſern, um es nicht wie die Prinzipale herumziehender Schauſpielerhorden zu machen, die auf ihren Komödienzetteln den Inhalt des angekündigten Stücks auspoſaunen.

Die ſchöne Jägerin ſuchte zwar die Rolle, die ſie bei dieſem Poſſenſpiel übernehmen ſollte, von ſich abzulehnen; da aber ihr Männchen darauf beſtand, ſo war ſie nachgebender, als es manche eitle Aktrice in ähnlichen Fällen iſt.

Nach geſchehener Verabredung ging der Förſter gegen Abend in den Wald. Der ſchwarze Ritter kam, wie gewöhnlich, und ließ ſeine Belagerungs-Artillerie ſpielen.

Dießmal thaten die Bomben ſeiner Seufzer erſtaunliche Wirkung. Das beſtürmte Herz zeigte ſich zur Uebergabe geneigt. Wie es ſich mit ihm über die Kapitulations-Punkte vereinigte, wollen wir hören.

Förſterin. Keine Vorwürfe weiter, lieber Herr Niklas! Ich mache mir ſie ſelbſt, und geſtehe, daß ich Sie bisweilen etwas unfreundlich behandelt habe. Allein das eiferſüchtige Aufpaſſen meines Mannes, vor dem ich keine Stunde ſicher war, zwang mich dazu. Morgen habe ich endlich einen ganz freien Tag. Mein geſtrenger Herr geht auf eine Jagd, von der er ſchlechterdings vor Mitternacht nicht zurückkommen kann. Dieſe ſchöne Gelegenheit will ich nutzen, Alles wieder gut bei Ihnen zu machen.

Niklas. Engliſches Weibchen, dieſe beiden Worte heben mich zu den Sternen empor!

Förſterin. Ei, bleiben Sie hübſch auf der Erde, damit Sie morgen Mittag mein Gaſt ſeyn können. Soll ich die Ehre haben?

Niklas. Wer könnte die Einladung zu einem Götter, mahl abſchlagen? Ja, ich komme, komme gewiß, und wenn das ganze Conſiſtorium ſich mir in den Weg ſtellte.

Förſterin. Sie werden doch nichts verſäumen, und ſich Verdruß machen?

Niklas. Zärtliche Beſorgniß! — Nein, ich habe Zeit und Muſe, den glücklichſten Tag meines Lebens zu feiern. Die wohlthätigen Hundstage entbinden mich der Pflicht, meine barfüßigen Unterthanen mit dem Birkenſcepter zu regieren.

Förſterin. Das paßt ja vortrefflich!

Niklas. Möchten doch unſere Herzen immer ſo harmonirt haben! Möchten ſie —

Förſterin (einfallend). Sagen Sie mir die ſchönen Sachen morgen! Ich befürchte jeden Augenblick die Rückkunft meines Mannes.

Niklas. Uh! da muß ich meine Wenigkeit den neidiſchen Argusaugen entrücken. Gute Nacht, Blume des Himmels!

Im Freudentaumel, der beinah'
Dem beſten Weinrauſch ähnlich ſah,
Der Abc-Profeſſor nun
Nach Hauſe trollt, um auszuruhn.
Allein der Schlaf, der liebe Gaſt,
Kam nicht in ſeinen Holzpalaſt.
Im Bett ſich kugelnd, wie ein Ball,
Vernahm er jeden Glockenſchall,
Und dreht' er wo die Augen hin,
Da ſtand die ſchöne Jägerin.
Er warf des Armes Angel friſch
Zwar aus nach dieſem ſchmucken Fiſch,
Doch haſcht' er Luft; und fing er viel,
So war's ſein Deckbett oder Pfühl,
Die küßt' er dann ganz liebevoll,
Daß es durch's halbe Dorf erſcholl.

Bis an den hellen Morgen wälzte er ſich ſo in dem Feuerofen ſeiner Brunſt. Nie ſah er den Aufgang der Sonne mit größerem Entzücken, als heute, da ſie die ſo lang erſehnte Schäferſtunde beleuchten ſollte. Er that einen freudigen Bogenſprung aus dem Bette, und ließ ſeinen ganzen Leichnam von der Fußſohle bis zum Scheitel eine ſtrenge Muſterung paſſiren. Wo er nur die häßliche Natur durch Kunſt verſchönern konnte, wandte er eiſernen Fleiß an. Der ganze Vormittag ward der Toilette gewidmet. Jetzt ſchlug die Glocke zwölf, und ehe noch ihr Ton ganz verhallte, erſchien der adoniſirte Pedant mit dem zierlichſten Kratzfuß, der je einem Schulmeiſter geglückt iſt, vor der ſchönen Jägerin.

Ein kleiner Tiſch, drei Spannen breit,
Stand ſchon zum Liebesſchmaus bereit.
Hier mußte, zum Vergnügen
Des Gaſtes, Knie an Knie
Und Fuß an Fuß ſich ſchmiegen.
Verliebter, als jetzt er, war nie
Ein bart'ger Mann der Ziegen.

Recht gefliſſen vermehrte er noch die Feuersbrunſt, die in ſeinen Adern wüthete, indem er mit geſchäftiger Hand Oel des Weins hinein goß. Sie nahm dadurch ſo überhand, daß ſie die Schranken der Beſcheidenheit bis auf den Grund verzehrte. Der bisher platoniſche Liebhaber verwandelte ſich in einen wollüſtigen Faun, und muthete ſeiner ſchönen Wirthin mit dürren Worten an, ein wenig Mittagsruhe mit ihm auf dem Bette zu halten. Zu einer andern Zeit würde ſie ſehr barſch geantwortet haben; jetzt aber verfuhr ſie aus guten Gründen ſäuberlicher mit dem alten Knaben. Sie ſuchte zwar ihren Mund von der Ueberſchwemmung ſeiner Küſſe zu retten, und entfloh ſeinen

Armen, die er immer, wie ein Krebs ſeine Scheeren, nach ihr ausſtreckte, ſo oft ſie konnte; dagegen machte ſie ihm zu einem geſellſchaftlichen Schläſchen Hoffnung, und verlangte bloß, daß er vorher — baden ſolle. Dieſer Aufſchub war ihm höchſt ungelegen, und er erſchöpfte ganz den Quell ſeiner Beredtſamkeit, ſie von dieſer ſeltſamen Grille abzubringen. Allein ſie öffnete die Thür einer Kammer, zeigte ihm darin eine mit Waſſer ſchon angefüllte Wanne, und erklärte kurz und rund, daß er ſich keine Rechnung machen dürfe, nur eine Sekunde an ihrer Seite zu liegen, wenn er nicht zuvor ein halbes Stündchen in dieſem Bade verweilt habe.

Was war zu thun? Er mußte zum böſen Spiel eine gute Miene machen und ſich bequemen. Nun verließ ihn die ſchöne Jägerin, um ihrem Manne, der nicht auf der Jagd, ſondern heimlich im Hauſe war, die Lage der Sache zu berichten.

Vergnügt ſchlich der Förſter am Arme ſeines treuen Weibchens auf den Zehen heran und belauſchte den gezwungenen Badegaſt durch's Schlüſſelloch.

O wunderſchöne Rarität:
Nackt wie ein Fröſchlein in der Pfütze.
Saß in der Wanne Schoos die ſchwarze Majeſtät,
Umwäſſert bis zur Naſenſpitze.

Indem nun der Schulmonarch recht luſtig plätſcherte und ſogar ſein ehrwürdiges Haupt untertauchte, gab der Jäger ſeiner Frau, die einige Schritte zurück ſtand, einen Wink. Sie flog herbei, donnerte ſchrecklich an die Kammerthüre, und rief mit ängſtlicher Stimme: „Um's Himmels Willen, Herr Schulmeiſter, retten Sie ſich! Ein böſer Geiſt führt meinen Mann ſchon wieder zurück! Er ſpießt Sie an den Hirſchfänger, wenn er Sie findet. Steigen Sie ſo geſchwind als möglich in das große Schlagfaß, das dort im Winkel ſteht! Verlieren Sie keinen Augenblick, ſonſt ſind Sie ein Kind des Todes!“

> Das Leben war ſehr lieb dem armen Waſſermann,
> Und angeboren ihm die Furcht vor bloßen Klingen,
> Daher er ſich denn kurz beſann,
> Ins rieſenhohe Faß zu ſpringen,
> Wo ihn umwallten und umfingen
> Die Federn aller Vögel, die
> Des zarten Weibchens blutgewohnter Gatte
> Durch Schling' und Feuerrohr in die Menagerie
> Des Todes abgeliefert hatte.

Der Waidmann war indeſſen etwas zurückgeſchlichen, und kam nun ſo derb, daß der Boden dröhnte, wieder auf die Kammer losgeſtiefelt.

„Guten Abend, lieb Weibel!“ rief er laut. „Hätteſt mich wohl nicht ſo bald vermuthet? Ein glücklicher Zufall hat meine Rückkunſt beſchleunigt. Da traf ich bei der Jagd einen Mann, der unſere Vogelfedern kaufen will. Ich verſprach, ſie morgen zu liefern; er verlangte ſie aber ſchlechterdings heute. Um das Zeug los zu werden, ließ ich ein Paar Häschen, die ich etwa noch geſchoſſen hätte, bis morgen leben, und ging mit.“

Die ſchöne Heuchlerin antwortete: „Schon jetzt, lieber Mann, willſt Du die Federn verkaufen? Uebereile Dich doch nicht damit! Wir warten, dächt' ich bis gegen Weihnachten, wenn der Vogelfang vorbei iſt. Dann wird ſich unſer Vorrath ſo anſehnlich vermehrt haben, daß wir ihn vortheilhafter verkaufen können.“

„Nein, nein; hab ich, iſt beſſer, als hätt' ich!“ entgegnete der Mann. „Wir finden nie einen ſo guten Kunden, als den heutigen. Er zahlt tüchtig und baar. Ich habe nur jetzt nicht Zeit, Dir zu ſagen, was für einen Schlag wir bei ihm machen; er paßt ſchon unten im Dorf auf mich."

Hierauf ging er ſtracks in die Kammer. „Ah!" ſagte er lachend: „hat ſich mein Mäuschen gebadet? Recht ſo; der Tag war ſchwül! Ich thu's auch, wenn ich wiederkomme, und dann, Weibchen, wollen wir eine Nacht feiern, die der Hochzeitnacht nichts nachgeben ſoll."

Halb von Sinnen, wie ein Verurtheilter, der den Schwertſtreich erwartet, hatte ſich Niklas auf dem Boden des Faſſes gleich einem Sprenkel zuſammengebogen. Mit jedem Pulsſchlage ſtieg ſeine Furcht, daß der blutgierige Hirſchfänger wie ein Blitzſtrahl auf ihn herabſchießen und ſeinen Lebensfaden zerſchneiden würde. Aber es war anders im Rathe des Jägers beſchloſſen. Blind gegen die am Fenſter aufgehangene Atzel und die übrigen frei umher liegenden Kleidungsſtücke des ſchwarzen Herrn, fing er an, das Faß reiſefertig zu machen. Er ſchlug den Deckel drauf, ſchob einen tüchtigen Querriegel vor, und drehte es, ohne die ungewöhnliche Schwere zu bewundern, aus ſeinen vier Pfählen hinaus. Der inwendige Paſſagier gab bei dem allen ſo wenig einen Laut von ſich, als ein gefangener Fiſch. Von ſeinem Herzen hatte ſich nun ſchon der ſchwere Stein der Todesfurcht abgewälzt, und die ſüße Hoffnung eingefunden, daß ihn der künftige Beſitzer ſeines Käfigs gegen ein geringes Löſegeld entwiſchen laſſen würde.

Das Förſterhaus ſtand auf einem Berge. Hinab in's Gebüſch lief ein ſteiniger Weg. Bis dahin, wo er anfing, hatte der Waldmann das Faß aufrecht fortgewälzt. Jetzt kippte er es um, daß es auf dem Bauche zu liegen kam, gab ihm mit der vollen Schnellkraft ſeines Armes einen Abſchiedsſtoß,

Und ließ es, hopp! hopp! über Stein und Schollen,
Mit dumpfem Geraſſel hinunterrollen.

Er ſelbſt trabte mit der Garderobe des Ludimagiſters, welche die ſchöne Jägerin hurtig in ein Tuch zuſammengerafft hatte, hinterdrein. Seine Abſicht war, daß der eingeſpindete Buhler, um ſeinen Muthwillen abzubüßen, auf dem holprigen Weg brav durchſchüttelt werden ſollte. Unten im Gebüſch wollte er ihn entkerkern, ihm ſeine ſieben Sachen wieder zuſtellen, und ihn — vielleicht noch mit einem Zehrpfennig von einigen Jagdhieben begabt — ſeine Straße ziehen laſſen. Dieß alles wäre, von keinem Menſchen bemerkt, hinter dem undurchſichtigen Vorhange ſtark belaubter Zweige geſchehen, und Herr Niklas immer noch erträglich aus der traurigen Geſchichte gekommen: aber ſein Unſtern wollte, daß ein ſchlimmer Zufall die Kette ſeiner Leiden um ein neues Glied vermehren mußte.

Der Edelmann des Dorfs und der Paſtor loci hatten ſich auf einem Spaziergange begegnet und ihn gemeinſchaftlich fortgeſetzt. Sie wollten juſt unten am Steinwege vorüberwallen, als der Förſter, ohne ſie zu bemerken, den armen Niklas herabkollerte. In einem ernſthaften Geſpräch über Doktor Bahrdt's Ketzereien, die der geiſtliche Herr mit Farben der Hölle ſchilderte, wurden ſie das ihnen entgegenhüpfende Faß nicht gewahr, bis es, nur noch einen Schritt entfernt, ſie umzureißen drohte.

Wie ſchöne Röſſe thaten ſie
Seitab geſchwinde Preller.
Des Pfarrers Atzelchen, noch nie
Gewöhnt an ſolche Schneller,
Empfahl ſich, um auf feſten Grund

Und Boden zu gelangen.
Ward aber von des Junkers Hund
Im Fliehen aufgefangen.
Erzürnt riß zwar ſein Herr ſofort
Die Beut' ihm aus dem Rachen,
Doch war der Lockenheerde Mord
Nicht ungeſchehn zu machen.

Die beiden Herren waren, mit beſtmöglichſter Wiedereinſetzung des zerzauſten Stutzes in vorigen Stand, ſo eifrig beſchäftigt, daß ſie den Jäger nicht ſahen, der auf halbem Wege ſchnell wieder umkehrte, um ihnen nicht Rede ſtehen und den ſchon genug beſtraften Dulder an ſie verrathen zu müſſen. Dieß hätte, wenn auch ſeine Zunge ſchwieg, doch der Kleiderbündel gethan, und das wollte der gute Mann nicht. Aber ſein menſchenfreundlicher Wunſch, daß ſie ſich um das Faß nicht bekümmern, ſondern ihren Stab weiter ſetzen möchten, ward durch des Edelmanns anſehnliche Begleitung von Hunden vereitelt.

Die Köther verfolgten
Ins Dickicht die Bahn
Des rollenden Faſſes,
Und ſchnüffelten's an.

Sie witterten, lag es
Gleich ſtumm wie ein Sarg,
Doch bald, daß ſich Leben
Und Athem drin barg.

Mit wedelndem Schwänzlein
Und ſpitzendem Ohr
Umkreisten ſie's gierig
Und bellten ein Chor.

Der Junker verſtand die Sprache ſeiner Hündlein beſſer, als mancher Ueberſetzerling ſein Original. „Ha," rief er luſtig; „da wird's was zu hetzen geben! Kommen Sie, Herr Paſtor, wir wollen ſehen, was für ein Thier im Faſſe ſteckt. Meine Hunde bellen nicht aus langer Weile.“ Der Pfarrer ging ungern mit. Er liebte keine andere, als die Ketzerjagd, und ahnete überdieß, ſo wenig er ſich ſonſt vor Fäſſern, beſonders wenn ſie mit gutem Wein gefüllt waren, ſcheute, bei dem gegenwärtigen ein neues Schrecken. Je näher ſie kamen, je lauter ward die Rotte der Kläffer und je beſtluſtiger der Edelmann. Begierig ſchlug er den Faßdeckel ab, duckte ſich, ſah hinein, und — fiel rücklings auf die Erde, daß er die Beine gen Himmel ſtreckte.

Denn wie ein wilder Eber fuhr
Ein Unthier los auf ihn,
Das in dem Reiche der Natur
So gräßlich nie erſchien:
Ein Scheuſal, wie ein Menſch gebaut,
Mit einer buntbefleckten Haut.

Wir kennen das Meerwunder, wiſſen ſeine Geſchichte, und würden nicht ſo erſchrocken ſeyn. Der Junker aber vermuthete höchſtens ein wehrloſes Kätzchen im Faſſe, und mußte daher natürlich zurückſchauern vor einem zottigen Ungeheuer, das aus dem ſchönen Niklas, durch Millionen Vogelfedern, die an ſeinem naſſen Körper klebten, wirklich geworden war. Angſt und Verzweiflung, die oft das furchtſamſte Haſenherz zu einem raſchen Entſchluß bringen, ſpornten auch jetzt den Märtyrer der Liebe, wie eine Furie aus ſeinem engen Gehäuſe zu ſtürzen. Er hätte den heiligen Vater Pabſt eben ſo, wie ſeinen Kirchenpatron, niedergeſetzt, um die Flucht ergreifen zu können. Allein er war kaum über einige Aecker hinweg, da erholte ſich der Edelmann von ſeiner Beſtürzung und brüllte wie ein Löwe: „Huſſah!“

Hin ſchnaubte die Kuppel geſtreckt, daß ihr Bauch
Das jüngſte der Gräschen zerknickte,
Vorn ſprang, wie ein Heupferd, der fliehende Gauch,
Den bald in die Waden ſie zwickte.

Kliff! klaff! ward im Dörfchen hinunter gehetzt.
Da flohen die Leute mit Grauen,
Und dachten nicht anders, es laſſe ſich jetzt
Das wüthende Jagerheer ſchauen.

Viele Hunde ſind aber nicht immer des Haſen Tod; das ſah man hier. Der Ludimagiſter war ſo ſchnellfüßig, daß er ſeinen Verfolgern, ehe ſie ihn recht packen konnten, die Thüre ſeiner Hütte vor der Naſe zuſchlug. Blutend und athemlos warf er ſich nun aufs Bett, und nahm in einem erbaulichen Selbſtgeſpräch ewigen Abſchied von der Liebe, wie wir — von ihm.

Der Kammerdiener.

Die Sehnſucht, fremde Länder zu ſehen, — die oft, nach einem alten Sprichworte, bewirkt, daß eine Gans fliegt über den Rhein und eine Gans kömmt wieder heim, — dieſe Sehnſucht befiel auch einen jungen Edelmann, den ich Ferdinand nennen will. Er verließ ſeine Vaterſtadt und ein geliebtes Mädchen. Jene fand er zwar nach zwei Jahren wieder, dieſes aber hatte ſich indeſſen, von harten Eltern gezwungen, mit einem ausländiſchen Grafen vermählt, und war ihm auch ſchon auf ein weit entlegenes Schloß gefolgt. Ferdinand eilte dahin.

Doch ſchier vergebens
War dieſer Ritt.
Der Graf durchſchritt
Die Flur des Lebens
Mit ſtillem Tritt
Als Eremit.
Auf ſeiner Veſte
Kutſchirten Gäſte
Zu Ball und Schmaus
Nicht ein und aus.
Den ſüßen Herren
Ließ er ſein Haus
Vorzüglich ſperren;

Er dachte fein:
So einem ſchlauen
Blitzvögelein
Iſt nie zu trauen,
Still angerückt
Kommt's, gleich dem Diebe
Und pickt und pickt
Ein Körnchen Liebe,
Wo's ihm nur glückt.

Bei dieſen Umſtänden war keine Hoffnung, ſich auf der öffentlichen Heerſtraße freundſchaftlicher Beſuche der Gräfin zu nähern. Der verliebte Jüngling betrat daher einen Schleichweg, den ihm der Zufall öffnete. Er hatte nämlich erfahren, daß der Graf einen Kammerdiener ſuche; er meldete ſich hierzu unter erdichtetem Namen, und der gute Herr, der ihn nicht kannte, ſchloß mit ihm ab.

Die empfindſame Scene des Wiederſehens der Liebenden paßt nicht in mein komiſches Gemälde. Alſo nur ſo viel davon, daß die Gräfin am Schluß derſelben ihrem Freund den Rath gab: „Bemühe Dich, des Grafen Vertrauen zu gewinnen, und überlaß es mir ganz, uns in der Folge vergnügte Tage zu bereiten.“

Nach einigen Wochen lenkte ſie ein trauliches Gardinengeſpräch auf die Sitten ihrer Dienerſchaft, und wünſchte von ihrem Gemahl zu wiſſen, wen er für ſeinen treueſten Bedienten halte?

Ohne Bedenken erklärte der Graf, zu ihrer heimlichen Freude, den Kammerdiener dafür.

„Dieſe Antwort hab' ich vermuthet!“ rief die Gräfin: „aber ich ſag' Ihnen, daß Sie ſich eine Schlang' im Buſen erziehen. Dieſer Unverſchämte hat mich ſeit der erſten Stunde ſeines Hierſeyns durch zudringliche Blicke beleidiget, und mir heute ſogar einen höchſt ſtrafbaren Antrag gethan.“ —

Der Graf ſchüttelte mit zweifelnder Miene den Kopf.

„Sie glauben mir nicht?“ fuhr die Gräfin fort. „Auch das hab' ich voraus geſehen, und in der Abſicht, Sie zu überzeugen, dem Nichtswürdigen eine nächtliche Zuſammenkunft, die er ſich ausbat, verſprochen. Er wird mich auf den Abend um zehn Uhr im Gartenſaal erwarten. Wollen Sie nun Ihren lieben Getreuen ganz kennen lernen, ſo hüllen Sie ſich in meinen Nachtmantel und gehen an meiner Statt hin. Er hält Sie im Dunkeln zuverläſſig für mich, und beträgt ſich gewiß ſo, daß Sie ihn ſtehenden Fußes aus dem Hauſe jagen werden.“

Der ſchwache Graf, der einen höheren Rang unter den Körpern, als unter den Geiſtern hatte, fand nach und nach die Sache wahrſcheinlicher, und ließ ſich endlich auch zur Verkleidung bereden.

Als nun heran im Sternenkleide
Der Abend ſchlich,
Warf er ein Mäntelchen von Seide
Behend um ſich;
Ein Hütchen, welches Federn zierten
Vom Vogel Strauß,
Und Sammtpantöffelchen ſtaffirten
Ihn vollends aus.

Indem er, ſo geweiht, den Garten
Hinunter ging,
Sah er von fern im Saal ſchon warten
Den Kämmerling.
Da ſtieg zwar Wuth ihm in die Krone;
Doch faßt' er ſich
Und rief im zartſten Mädchentone:
„Herz, find ich Dich?“

„Schlimm genug, Gräfin!“ ſagte Ferdinand, ſeiner ihm zugetheilten Rolle gemäß, mit rauher Stimme: „Schlimm genug, daß ich Sie finde! — Schämen Sie ſich nicht des böſen Willens, Ihrem Gemahl, dem bravſten Herrn unter der Sonne, treulos zu werden? — Blos aus Dienſteifer für ihn prüft' ich Sie. Wehe, wehe, dem edeln Grafen, daß Du, leichtſinniges Weib, ſo ſchlecht beſtanden haſt! Du verdienteſt Dein Leben im Thurme zu beſchließen, und das wäre Dein Schickſal, wenn ich Dich verrathen wollte. Dießmal ſoll's aus Mitleiden noch unterbleiben; aber einen kleinen Denkzettel will ich Dir geben.“

Schnell fuhr eine ſauſende Peitſche
Aus Ferdinands Buſen heraus,
Und zahlte, ſchwipp! ſchwapp! ein paar deutſche
Krafthiebe dem Mäntelchen aus.

Erſchrocken wollt' es aus dem dichten
Platzregen ſich ins Trockne flüchten,
Und kam nun in die Traufe gar,
Der raſche Geißelſchwinger war
Gelaunt, es länger zu kuranzen.
Er hielt's im Flieh'n mit feſter Hand,
Und ließ es im ſtäubenden Sand
Ein luſtiges Walzerchen tanzen.

Der ſtolze Federhut
Und die Pantöff'lein flogen
Umher in weiten Bogen,
Barhaupt und unbeſchuht
Ward nun nach Peitſchentakt und Klang
Geſchwungen, geſprungen den Garten entlang.

An der Thüre war Ferdinand endlich den Affentanz ſatt. In der Ueberzeugung, ſeine Treue und Ergebenheit dem Grafen fühlbar genug bewieſen zu haben, ließ er ihn hier los und ſputete ſich in ſeine Kammer. Der keuchende Solotänzer aber hinkte zurück, ſammelte die im Garten zerſtreuten Fragmente ſeiner weiblichen Garderobe, putzte ſich wieder damit ſo gut als möglich, und trat lächelnd in ſeiner Gemahlin Zimmer.

„Nun, wie lief das Abenteuer ab?“ rief ſie ihm entgegen.

„Recht gut,“ antwortete der Graf, und rieb ſich verſtohlen den Rücken. „Doch bitte ich, ſetzte er hinzu, mich mit weiteren Fragen zu verſchonen und überhaupt die Sache nicht mehr zur Sprache zu bringen. Kurz, ich bin jetzt mehr als jemals überzeugt, daß mein Kammerdiener ein grundehrlicher Mann iſt.“

Aus der reichlichen Saat von Kernhieben, die Ferdinand ausgeſtreut hatte, keimte nun die ſüße Frucht, daß ihn der Graf für einen Spiegel der Keuſchheit hielt, und bald darauf einige, bisher aus Eiferſucht verſchobene Reiſen that, weil er ihm die Oberaufſicht über das ganze Haus, mit Einſchluß der Gräfin, ſicher übertragen zu können glaubte.

So ward denn hier, wie mehrmals in der Welt,
Der Bock zum Gärtner angeſtellt.

Der Kammerdienſt bei der Gräfin war Ferdinand ganz behaglich; deſto läſtiger aber ward er ihm mit der Zeit bei dem Grafen.

Zum Glück ließ ſich ganz unverhofft,
Gleich einem geflügelten Boten,
Das dürre Männlein, das ſchon oft
Des Schickſals verworrenſte Knoten
Mit ſeiner Sichel hat zerhau'n,
Im Schloſſe ſchau'n.

Des Grafen Herz ſchlug wie ein Hammer,
Ob Klapperbein gleich ſanft und mild
Die ausgelaufne Uhr ihm vor die Augen hielt.
Ihm graute vor der düſtern Kammer,
Wo der bequemſte reichſte Mann
Den Kammerdiener miſſen kann.

Aber Klapperbein nahm keine Notiz davon, und in drei Tagen lag der arme Graf auf der Bahre. Ferdinand warf nun die Hülle der Dienſtbarkeit wieder ab, und nach zwölf Monden war er der ſchönen Wittwe Gemahl.

Die Wette.

Ein Huſarenrittmeiſter, ein Jäger, und ein junger, geſchäftloſer Guckindiewelt, — der ſich in der Schellenkappe jeder neuen Mode gefiel, und jetzt mit dem Glöcklein des Magnetismus herumlief, — waren unzertrennliche Freunde und lebten alle Tage herrlich und in Freuden. Hätten doch die leichtſinnigen Herren lieber ihr gemeinſchaftliches Unglück beſeufzt, daß man den zu Nutzen und Frommen der männlichen Jugend neuerlich empfohlenen drähternen Begierdenzaum[*] damals noch nicht kannte, als bei ihnen der Liebestrieb erwachte. Denn dieſes ungebändigte Füllen war ein hartmäuliges Roß geworden, das gewöhnliche Zügel und Sprungriemen nicht achtete. Vielleicht wäre es noch durch das ſcharfe pädagogiſche Stangengebiß zu bezähmen geweſen; allein es ſchien dem Kleeblatt luſtiger Brüder kein rechter Ernſt zu ſeyn. Sie ergötzten ſich vielmehr an ſeinen muthwilligen Sprüngen und pflegten ſich oft unter ſechs Augen davon zu beſprechen.

Dieſe Lieblingsmaterie ward auch einmal bei einer fröhlichen Zeche abgehandelt. Der Wein, die Quelle der Wahrheit, machte ſie offenherzig. Sie geſtanden einander ihre Buhlſchaften, und es ergab ſich, daß alle Drei die wohlerworbene Gerechtſame des Ehebettes eben ſo diebiſch antaſteten, als die Nachdrucker das Eigenthum der rechtmäßigen Verleger. Einſtimmig beklagten ſie nur, daß ſie dieſe Freibeuterei nicht ſo bequem, als die literariſchen Mauſeköpfe die ihrige, bei hellem lichten Tage treiben dürften, ſondern immer, wie Schleichhändler, auf der Flucht ſeyn müßten. Freund Gelbſchnabel rückte jedoch mit der Prahlerei heraus: „Einem Genie ſey kein Ding unmöglich. Ihm z. E. ſollte wohl, wenn etwas darauf ankäme, mehr als eine Liſt zu Gebot ſtehen, ſeine Schöne in Gegenwart ihres Mannes ungeſtraft zu umarmen."

---

[*] Die Infibulation. Man ſehe: Reviſion des geſammten Schul- und Erziehungsweſens, herausgegeben von Campe, Thl. 6. S. 218.

Anfangs ſchüttelten ſeine älteren Konſorten, deren vieljährige Praxis mit keiner ſo kecken That glänzte, hierüber gewaltig den Kopf; da ſich aber der junge Windflügel zu einem Pröbchen erbot, ſo fingen ſie an, ſich ihres Kleinmuths zu ſchämen und erklärten herzhaft: „Die Nuß, die er mit ſeinen Milchzähnen aufzuknacken denke, würde wohl auch ihnen nicht zu hart ſeyn, und ſie wollten ihn hiermit auf einen Wettſtreit herausfordern." Er ſchlug ihn nicht aus, und die drei Herren machten nun durch Wort und Handſchlag einen Bund, der ſchier ſo feierlich war, als die Verſchwörung eines Häufleins deutſcher Gelehrten wider den Ritter von Zimmermann, wie in dem Schimpf- und Schandbüchlein: Doktor Bahrdt mit der eiſernen Stirne ꝛc. betitelt, des breitern zu leſen iſt.

Unſere Verbündeten ſetzten noch feſt: „Wer von ihnen binnen acht Tagen mit dem Schifflein des Verſuchs entweder gar nicht auszulaufen wage, oder damit an der

Klippe der ehemännlichen Wachſamkeit ſcheitere, der ſolle gehalten ſeyn, jeden ſeiner Bundsgenoſſen, der glücklich in den Hafen gekommen, mit einem Dutzend Flaſchen Champagner zu bewirthen.“

Nachdem auch dieſer Punkt in Richtigkeit gebracht war, tranken ſie noch ein Glas auf das Wohl ihrer Damen, und trennten ſich dann, um Operationspläne zu entwerfen.

Der Rittmeiſter minnte die minnigliche Frau eines ehrſamen Rathsherrn.

Ein Kandidat der Krücke
War ſchon der Aktenmann, als ſich
Noch unter ſeine Zwiebelperücke
Der unbeſcheidne Einfall ſchlich,
Mit einem Kinde von ſechszehn Jahren
Das klippenvolle Meer des Ehſtands zu befahren.

Sein Mammon, hell umglänzt vom ſanften Hoffnungsſchein,
Es werde doch wohl bald Freund Hain
Zu ſeiner Väter Schaar das graue Männchen betten,
War ſüße Lockung für Koketten.
Drum ſchmiegte ſich an dieſen alten Gauch
Der ſchöne, jugendliche Engel,
Wie oft an einen morſchen Stengel
Der blühende Roſenſtrauch.

Der Freund mit der Hippe kam jedoch nicht ſo geſchwind, als die junge Frau wünſchte. Indeſſen vertrieben ihr die tröſtenden Beſuche des Freundes mit dem Säbel die Zeit. Sie empfing ihn faſt täglich, wenn ihr Eheherr ſein gelehrtes Ja auf dem Rathhauſe von ſich gab, in einem wohlverriegelten Kämmerlein, und betrug ſich gegen ihn als eine ächte, würdige Rathsfrau, indem ſie zu keinem ſeiner Anträge Nein ſagte.

Das war alſo das Weibchen, mit dem der Schnurrbart ſeine Wette gewinnen wollte, und in dieſer löblichen Abſicht ging er jeßt aus.

Der Rathsherr bewohnte während des Sommers den Erdſtock eines Gartenhauſes, deſſen Fenſter die Ausſicht auf einen ziemlich beſuchten Spazierplaß hatten.

Hier ſaß er an dem Schreibetiſch
Und las Regiſtraturen:
So froh durchplätſchert nicht ein Fiſch
Die blauen Waſſerfluren.
Er ſah nicht Röschen an, die fein
Und niedlich für ſein Spindelbein
Im Sopha Strümpfchen ſtrickte.

Wie Meiſter Fuchs um Mitternacht
Zum Schlafgemach der Hühner,
Schlich jezt an's Fenſter leiſ' und ſacht
Roſetten's Liebesdiener.
Auch ward das fleiß'ge Bienenpaar
Den ſtillen Lauſcher nicht gewahr,
Bis er die Scheiben trillte.

Rittmeiſter (laut). Ei, ei, Herr Senator, Herr Senator!

Rathsherr (aufſpringend). Was Sie mich erſchrecken!

Rittmeiſter. Verzeihen Sie! Freundſchaftliche Beſorgniß —

Rathsherr. Warum?

Rittmeiſter. Sie fragen noch? Wenn Sie nun ein Anderer in dieſer Stellung geſehen hätte!

Rathsherr. Ich that ja nichts Unrechtes.

Rittmeiſter. Wohl wahr. Sie haben ein vollkommenes Recht dazu; man bedient ſich aber doch gewiſſer Befugniſſe nicht gern ſo öffentlich, ſo —

Rathsherr. Ich begreiſe gar nicht, wie Ihnen das auffallen kann. Mag's doch die ganze Welt ſehen, wenn ich meiner Pflicht Genüge leiſte.

Rittmeiſter. Sonderbarer Mann, es iſt freilich Ihre Pflicht; Sie ſind aber gewiß weit und breit in geſitteten Ländern der Einzige, der nicht erſt die Vorhänge zuzieht und die Thüre verriegelt.

Rathsherr. Hahaha! wenn ich Akten leſe, ſoll ich —

Rittmeiſter. Wie? Akten hätten Sie geleſen? — Bei meiner Ehre! ſolchen Akten zu Gefallen möcht' ich ſelbſt noch Rathsherr werden. Nein, nein, Herr Patron, was meine Augen ſehen, das ſehen ſie recht.

Rathsherr. Nun ſo ſagen Sie doch, was Sie —

Rittmeiſter. Welche Zumuthung für einen Junggeſellen, eine Eheſtandsſcene zu beſchreiben!

Rathsherr. Wer verlangt das?

Rittmeiſter. Wer ſonſt als Sie?

Rathsherr. Ich?

Rittmeiſter. Sie! — Sie! — Eure Hochweisheit ſcheinen Ihr Gedächtniß bei der Frau Gemahlin auf dem Sopha gelaſſen zu haben.

Rathsherr. Allen Reſpekt, Herr Rittmeiſter! Sie mögen aber wohl ein Gläschen über den Durſt —

Rittmeiſter. Donner und Wetter! iſt das mein Dank? — Ich gehe hier vorbei, ſehe Sie mit Ihrer Frau ein ehrliches Duodrama auf dem Privattheater Ihres Sopha's ſpielen; hinter mir her zieht eine Wolke von Spaziergängern; ſchon iſt ſie Ihrem Hauſe nahe; mir wird kalt und warm, weil ich befürchte, daß dieſe Leute Sie belauſchen und zum Mährchen der Stadt machen werden; das zu verhindern, klopfe ich an's Fenſter und denke Wunder, was ich für ein gutes Werk thue: aber ſtatt ſich zu bedanken, nennt mich der höfliche Herr einen Trunkenbold. Schon gut, ſchon gut! Komm' ich nur wieder einmal dazu, wenn Sie ſich, blind und taub, wie ein brünſtiger Auerhahn, auf die nämliche Art amüſiren, da will ich mich wohl hüten, Sie zu warnen. Ich will —

Rathsherr (bittend). Herr Rittmeiſter!

Rittmeiſter (heftig fortſprechend). Alt und Jung herbeirufen —

Rathsherr. Erlauben Sie —

Rittmeiſter. Lärm ſchlagen laſſen —

Rathsherr. Nur ein Wort!

Rittmeiſter. Ein Bänkelſängerlied aus der Geſchichte machen —

Rathsherr. Ach!

Rittmeiſter. Und am nächſten Jahrmarkt ſoll es vor Ihrer Thüre abgeſungen werden.

Rathsherr. Beſter Herr Rittmeiſter!

Rittmeiſter. Laſſen Sie mich —

Rathsherr. Es muß ein Blendwerk des Teufels geweſen ſeyn.

Rittmeiſter. Schwacher Mann!

Rathsherr. Nun ich verſichere hoch und theuer, daß ich wie angemauert bei meinen Akten geſeſſen —

Rittmeiſter. Und ich verſichere dreimal höher, dreimal theurer, daß ich Sie bei Ihrer Frau Gemahlin auf dem Sopha geſehen, durch *dieſe* Scheibe geſehen habe.

Rathsherr. Durch dieſe Scheibe?

Rittmeiſter. Ja. Haben Sie ſich etwa den Spaß gemacht und ein Vexirglas einziehen laſſen?

Rathsherr. Was iſt das?

Rittmeiſter. Sie thun, als wüßten Sie nicht, daß eine gewiſſe Art von Glas alle Gegenſtände falſch und die ernſthafteſten lächerlich darſtellt.

Rathsherr. Das Erſte, was ich höre. Nein, für ſolche Poſſen bin ich zu alt.

Rittmeiſter. Nun, ſo hat vielleicht der vorige Beſitzer des Hauſes getändelt.

Rathsherr. Das wäre möglich; denn der war ein Harlekin von Haus aus.

Rittmeiſter. Dahinter wollen wir gleich kommen. Setzen Sie ſich einmal wieder an Ihren Arbeitstiſch!

Rathsherr (ſitzt).

Rittmeiſter. Richtig! Alles wie vorhin! Das vollkommenſte Schauſpiel einer Brautnacht!

Rathsherr. Wirklich? (zu ſeiner Frau): Da ſieh einmal, Röschen, wie man in den Mund der Leute kommen kann.

Roſette (von des Rittmeiſters Plan ſchon unterrichtet). Ja, wie unſchuldig!

Rathsherr (nach der Thüre laufend). Ich muß das Spektakel ſelbſt ſehen.

Rittmeiſter. Wie können Sie das? Sobald Sie die Stube verlaſſen, fehlt der Hauptakteur. Die Zauberkräfte des Vexirglaſes gehen nicht ſo weit, ganz neue Weſen zu ſchaffen; ſie verſetzen nur wirklich vorhandene Geſtalten in komiſche Situationen.

Rathsherr. O das ärgert mich! Ich brannte vor Begierde —

Rittmeiſter. Still! Sie ſollen nicht umſonſt gebrannt haben; es kam mir da gleich ein guter Einfall. Ich will mich an Ihren Platz in der Stube ſetzen; Sie kommen heraus, gucken durch dieſelbe Scheibe, und ich wette meinen Kopf, daß es Ihnen vorkommen wird, als ob ich Ihr keuſches Weibchen umarmte.

Rathsherr. Ein ſcharmanter, ein ganz ſcharmanter Gedanke! Goldmann, dafür muß ich Sie küſſen! (Er umhalst ihn zum Fenſter hinaus). Nun kommen Sie herein, kommen Sie!

Flink eilte mein Huſar hinein
Und nahm den Thron des Rathsherrn ein.
Es war ein Sorgenſtuhl nach unſrer Väter Sitte,
So groß, wie manche Bauernhütte.
Geſchäftig ſtülpt' ihm nun der alte ſchwache Tropf
Sein Biſchofsmützchen auf den Kopf,
Begrub darunter Lock' und Zopf,
Und ſtürzte dann ſogar den liſtigen Geſellen
Um ihn von Grund aus zu entſtellen,
In ſeines Schlafrocks grüne Wellen.

Rathsherr (ihn richtend). So, ſo! Hier, Herr Rittmeiſter, iſt das Protokoll, in dem ich las; hier die Feder, die mir hinter dem Ohr ſteckte. Bilden Sie nur mein ganzes Weſen nach, damit ſich ja Alles, wie vorhin, präſentire! Ich muß die Komödie ſehen, und wenn wir das Ding zehenmal verſuchen ſollten.

Rittmeiſter. Ich hoffe, daß die erſte Probe gelingen wird.

Rathsherr. Soll mich ſehr freuen.

Jetzt trippelte Dieſer
Zum Zimmer hinaus,
Huſch! huſch! verließ Jener
Das lederne Haus.
Sein harrt auf dem Sopha
Ein milchweißer Arm;
Der ſchlang um den Trauten
Sich zärtlich und warm.

Die Wellen des Schlafrocks
Umflutheten ſchon
Die Liebenden, eh' noch
Der alte Patron
Mit Trippeln und Trappeln
Um's Haus herum kam,
Und draußen am Fenſter
Sein Standörtchen nahm.

Wie klatſchte der Dummbart
Mit knöcherner Hand,
Wie jubelt er kindiſch:
Scharmant, o ſcharmant!
Jetzt ſchwand er vom Fenſter,
Und ſchnell, wie ein Blitz,
Flog wieder ſein Schlafrock
Zum Großvaterſitz.

Vergnügt, wie ein Gaſſenbube vom Raritätenkaſten, kam der hochweiſe Herr zurück, dankte dem Rittmeiſter für die Entdeckung der lügenhaften Fenſterſcheibe und ſprach dieſer Verbrecherin ſogleich das Urtheil: „Daß ſie, wegen überwieſenen Betrugs, durch ſeinen Pantoffel vom Leben zum Tode gebracht werden ſolle.“ Stracks vollzog er es auch. Die arme Unſchuldige klirrte zum Erbarmen; doch erhielt ſie ein ehrliches Begräbniß, indem Roſettens ſchöne Hand ihre Gebeine ſammelte und ſie zur Ruheſtätte auf den Schutthaufen brachte. Der Kriegsmann blieb bei dieſem von ihm veranlaßten Juſtizmorde ganz ungerührt und verſprach ſogar beim Abſchiede, daß er nächſtens den Lebenswandel der übrigen Fenſterſcheiben auch unterſuchen, und ſie, nach Befinden, den Händen der ſtrafenden Gerechtigkeit überliefern wolle.

Er eilte hierauf zu ſeinen Alliirten, erzählte den glücklichen Gewinn ſeiner Wette, und wünſchte dem Jäger, der ſchon den Entwurf zu einem ähnlichen Wageſtück im Kopfe hatte, gleichen Erfolg.

Der grüne Mann rechnete zu ſeinem Jagdrevier nicht allein die Thiere des Waldes, ſondern auch eine junge Edelfrau. Wie beſchreib' ich ſie doch gleich? — Bei meiner blutwenigen Kenntniß von den Reizen der Töchter Evens, werde ich am Beſten thun, wenn ich mich, wie die arme Krähe in der Fabel, mit einer fremden Feder ſchmücke und aus einem neuen Roman, mit dem uns wohl ein ehrlicher Roßkamm beſchenkt haben mag, die Schilderung einer ſchönen Dame entlehne. Der witzige Verfaſſer ſagt von ihr, und ich ſage es ihm von der Geliebten unſers Jägers wörtlich nach: „Ihre Geſtalt war nicht übrig fleiſchigt; doch ſtark von Bruſt und Kreuz.“[*] Wen lacht nicht das liebliche Bild an? Es iſt eine Zierde meines Buchs, und ich will dem unbekannten Roßgenie, wenn es ſich mir zu erkennen gibt, aus Dankbarkeit gern ein Exemplar auf holländiſchem Papier verehren.

Mit dem Konterfei des bejahrten Gemahls der ſtarken Bruſt- und Kreuzdame denke ich nun ſelbſt fertig zu werden.

Die Felſenburg der Väter war
Die Weſte des Freiherrn Max;
Hier lebt' er ſtill durchs ganze Jahr,
Wie in dem Bau der Dachs.

•

Gebeugt vom Druck des Alters, ſtand
Die Veſte ſchief und krumm,
Und war den Ratten längſt bekannt
Als ein Elyſium.

---

[*] Seite 19 des Romans: Der Seelenwanderer, oder der polniſche Fündling. Eine Gnomengeſchichte.

Von ſeiner Mannskraft waren auch
Nur noch Ruinen da;
Doch baut' er ſich nun einen Bauch
Den man mit Staunen ſah.

Das Werk kam ihm ſehr hoch zu ſtehn;
Denn er verſchrieb ſich, traun!
Zu Baumaterialien
Faſanen und Kapaun.

Das aber iſt mir doch zu rund:
Es löſchte gar der Schalk
Mit Wein aus Ungarn und Burgund
Bei dieſem Bau den Kalk.

Der Erker, den er mit ſo ſchweren Koſten an ſeinem Körper anbaute, war bereits ſo groß, daß er ſchon ſeit einigen Jahren nicht mehr ſehen konnte, ob ſein Kammerdiener die zwei Säulen des Hauptgebäudes ſchwarz oder roth bekleidet hatte. Mit dieſen Stützen hätte ſich zwar ein Elephant zur Noth behelfen können; ſie waren aber dennoch zu ſchwach, jene übermäßige Laſt zu tragen. Im Zimmer kroch der dicke Herr, wie eine Schildkröte, von einem Stuhle zum andern. Allein wenn er bei der Tafel an ſeinem Lieblingsbau wieder tüchtig gearbeitet und alsdann Luſt hatte, ſich im Garten eine kleine Bewegung zu machen, ſo bediente er ſich einer hierzu beſonders erfundenen Maſchine. Sie beſtand in einem weichen Faulbettchen, das auf einem zierlichen Schiebebock ruhte.

Als er es einweihen wollte und ſich recht behaglich darauf ausgeſtreckt hatte, verſuchte ſeine ganze männliche Dienerſchaft vergebens, ihn von der Stelle zu bringen. Die Reihe kam endlich auch in aufſteigender Linie an den Schulmeiſter und den Gerichtshalter. Jener arme Hungerleider mußte wie die Andern mit Schimpf und Schande abziehen.

Doch dieſer war von Bauernmark
Und Sportelnmaſtung rieſenſtark:
Er lachte jener Zwerge,
Und rollte den gnädigen Klumpen Blei
So frank und frei,
Als hätt' er geladen ein Bündel Heu,
Fort über alle Berge.

Wenn ſich ja ein Mann von Kopf und Ehre in einem Anfall von luſtiger Laune zu dieſem Verſuch erniedrigte, ſo blieb es wenigſtens beim erſten, und er würde lieber ſeine Stelle verloren, als das Amt eines wirklichen, wohlbeſtallten Karrenſchiebers damit verbunden haben. Allein der Herr Gerichtshalter, der blos auf's liebe Brod losſtudirt, ſein Corpus juris immer für den Urborn aller Weisheit und Wahrheit gehalten, und nach Quellen hoher Gefühle nie gefragt hatte, war und blieb ſein Lebelang eine kriechende Raupe, die ſich an Alles, was nach Brod roch, begierig anhing. Da er nun dieſen Labeduft auch an dem freiherrlichen Spatzierkarren witterte, ſo erbot er ſich unterthänigſt, ihn täglich ein Stündchen zu handhaben. Hierauf ward ihm ſogleich der Ehrenpoſten eines Leibkarrenſchiebers in Gnaden übertragen, und wöchentlich zweimal freie Tafel als Gehalt zugeſichert; ſüße Worte, wobei ihm der Mund wäſſerte.

Der Baron fühlte bei dem allen doch, daß Karrenſchieben unter der Würde eines ſogenannten Gelehrten ſey, und befürchtete, was bei dem Speichellecker gar nicht zu befürchten war, daß er ſich dieſem Handlangerdienſte bald wieder mit Scham entziehen würde. Um nun dieſen Gedanken bei ihm nicht aufkommen zu laſſen, ſuchte er die

Sache ſelbſt zu ehren; er lud deßhalb ſeine Gemahlin, der er ohnedem mit andern Vergnügungen nicht dienen konnte, bisweilen ein, ſich auf dem Rollbettchen zu lagern, und unternahm mit hoher Hand, ſie zu kutſchiren. Das war nun freilich eine langweilige Schneckenpoſt. Der Karren ſchwankte langſam wie eine Wiege, bei der die Amme nickt, von einer Seite zur andern, rückte wenig vorwärts und ward auch immer bald wieder zur Ruhe geſetzt. Die längſte Station waren dreißig Schritte in zehen Minuten, wie man in den Jahrbüchern des Schloſſes von dem Leibkarrenſchieber aufgezeichnet findet.

„Wird denn der Jäger nicht bald kommen?“ hör' ich fragen. Zu dienen!

Jetzt trat er eben in den Garten,
Indem der Herr Baron die Frau Gemahlin karrten.

„Armer Herr Baron!“ rief er ſchon von Weitem; „Sie thun ja ſo gefährlich, als ob Sie einen Berg fortwälzen müßten. Sollte wohl das Fuhrwerk ſo ſchwer ſeyn? Ich getraue mir's, ſammt Ihnen und Ihrer Frau Gemahlin unter den Arm zu nehmen und eine gute Strecke zu tragen.“

„Das nenn' ich Wind!“ entgegnete der Freiherr mit ſchallendem Gelächter. „Er kommt mir wie gerufen, mich abzukühlen; denn ich bin ſehr erhitzt. Nein, nein, mein Guter, das werden Sie mir wohl bleiben laſſen.“

„Um Verzeihung, Herr Baron,“ erwiederte der Jäger; „ſchelten Sie nicht Wind, was keiner iſt! Ich kenne meine Kräfte und muß nun ernſtlich bitten, mir einen Verſuch, als Ehrenrettung, zu erlauben.“

„Recht gern, recht gern;“ antwortete der runde Herr. „Sie erlauben mir aber auch, mich auf Ihre Unkoſten recht ſatt zu lachen, wenn Sie ſich umſonſt bemühen. Und das werden Sie, das werden Sie! Der Rieſe Goliath, mein Gerichtshalter, gegen den Sie nur ein armes Davidchen ſind, würde dieſer herkuliſchen Arbeit nicht gewachſen ſeyn. Nun, ich will mich immer zur Reiſe ſchicken: bitte mir aber nur aus, daß Sie uns nicht weiter als zwei Meilen tragen, damit wir auf den Abend hübſch wieder zu Hauſe ſind.“

Nachdem er ſeinem eigenen Witz die Ehre gethan und ihn ſattſam bekichert hatte, legte er ſich, ſo knapp als möglich, auf die eine Seite des Bettchens, um die andere ſeiner Gemahlin zu laſſen. Es blieb aber kaum für einen Strohhalm Platz übrig. Auch proteſtirte der Jäger gegen dieſe Lage, weil ſie ſeiner Meynung ganz entgegen ſey und die Ausführung ſeines Rieſenwerks unmöglich machen würde.

„Wenn ich mein Wort halten ſoll,“ ſagte er, „ſo müſſen der Herr Baron Ihrer Frau Gemahlin ein Plätzchen nicht neben, ſondern auf ſich vergönnen.“

„Gehorſamer Diener!“ rief Jener; „was würde mein Bauch dazu ſagen?“

„Für deſſen Schonung hab' ich ſchon in Gedanken geſorgt,“ war die Antwort des jungen Nimrods. „Wenn der Herr Baron meinem unmaßgeblichen Rath folgen, und ſich mit dem Geſicht unterwärts legen, ſo wird ſich Dero ſchönes Vorgebirge in die nachgebenden Kiſſen behaglich einſenken und nicht die geringſte Preſſung leiden.“

Die Baronin mußte bei dem Worte Vorgebirge heimlich lachen. Für mich iſt es wenigſtens nicht das Vorgebirge der guten Hoffnung, dachte ſie.

Der gute argloſe Max ließ ſich endlich beſchwatzen. „Sind wir nicht Kinder!“ rief er, und wälzte ſich um.

Bittende Winke und heimliches Zuflüſtern ihres Selarons bewegten die Freifrau nun leicht, den breiten Rücken ihres Gemahls zum Kanapee zu brauchen. Der Waldmann bedankte ſich für dieſe Gefälligkeit Mund an Mund, umſpannte mit ſeinen Armen das aufgeſchichtete Paar, das dem doppelten Adler glich, und packte das Geſtell des Rollbettes mit beiden Händen, als wäre es ſein baarer Ernſt, ein neuer Simſon daran zu werden.

Der Rundbauch unten ſtöhnte laut:
„Gemach!
Die Seele fährt mir aus der Haut!
Ach! ach!“
Doch trieben die verliebten Zwei
Auf ſeinem Rücken Tändelei,
Wie Täubchen auf dem Dach.

Als nun nach einigen ſüßen Minuten der befriedigte Liebhaber ſein Unvermögen — den ſchweren Karren aufzuheben — bekannte, da kugelte ſich der entlaſtete Baron in eine bequemere Lage, und brauchte die erſten freien Athemzüge zu einem ſchreckbaren Spott- und Hohngelächter, wobei er den grünen Mann ein windiges Davidchen über's andre hieß. Dieſer gönnte das kleine Vergnügen ihm gern, da er ein größeres genoſſen hatte, und ſo ſchieden ſie als gute Freunde von einander.

Des Luſtſpiels dritter Akt hebt an.
Der luſt'ge Magnetiſt
Tritt, wie ſein Bruder Charlatan,
Voll Keckheit auf's Gerüſt.

Unſer Geniemännchen, — das noch nie einen Barbier in Nahrung geſetzt und von dem gewöhnlichen Eigendünkel der Glattſchnäbel ein vollgerütteltes Maß hatte — lächelte geringſchätzig über die Berichte ſeiner Spießgeſellen, und beliebte folgendergeſtalt und alſo ihre Thaten zu mäkeln und zu meiſtern: „Hum! wenn ich Eure Geſchichtchen glaube, ſo iſt es helle, blanke Gefälligkeit, wofür Ihr Euch ſchönſtens zu bedanken habt; denn weſſen Ohr hat gehört, weſſen Auge geſehen, was Ihr mir da erzählt? — Nehme ich aber auch Alles für baare Münze, ſo war es doch nur ein Kinderſpiel, ein Paar alte, einfältige Saalbader zu berupfen. Ei, wie anders werde ich mich ſatteln müſſen! Der Feind, mit dem ich anbinde, iſt ein junger rüſtiger Geſell und ſteht bei ſeinem Weibchen Tag und Nacht Schildwache. Dennoch will ich ihn überrumpeln, und er ſoll mich ſogar — damit ich Euch, Ihr Herren, einen Rang ablaufe — an das Bette ſeiner Frau tragen müſſen. Zu dieſer Haupt- und Staatsaktion lade ich Euch hiermit ein. Der Anfang iſt gleich nach Mitternacht, und der Schauplatz vor meiner Hausthüre.“

Hierauf eilte er davon, um mit der jungen Frau des Commiſſärs Wilibald, die er mit ſeiner Liebe beehrte, das Nöthige zu verabreden.

Der Tag verging; es ward Schlafenszeit; der Herr Commiſſär und Frau Gemahlin legten ſich friſch und geſund zu Bette. Er ſchlief nach wenigen Minuten ſo feſt als ein Siebenſchläfer; Madame aber lag mit hellen Augen an ſeiner Seite. Es ſchlug zwölf. Urplötzlich ward die arme Frau Commiſſärin krank und weckte mit Wimmern und Aechzen den ruhigen Schläfer.

Er. Was gibt's?

Sie. Ach, mir iſt ſchlimm, zum Sterben ſchlimm!

Er. Arme Frau! Ich will zum Doktor ſchicken.

Sie. Nein, lieber Mann! Ich habe zu ihm und ſeinen Arzneien kein Vertrauen.

Er. Was ſoll Dir aber helfen?

Sie. Magnetismus.

Er. Schwärmerin! Wie kannſt Du Hülfe daher erwarten? Klügere Leute, als ich, halten die ganze Sache für ein Hirngeſpinſt.

Sie. Kluge Leute können ſich doch auch irren.

Er. Zugegeben; was ſind wir gebeſſert? Ich kann Dich doch nicht magnetiſiren.

Sie. Will ich das? — Wenn Du aber Dein armes Weib liebteſt, ſo wäre dir längſt beigefallen, daß wir ſo glücklich ſind, in unſerer Stadt einen Magnetiſeur zu haben.

Er. Wahrlich, an das Wundermännchen dachte ich nicht. Dieſer Fantaſt ſoll Dich alſo heilen?

Sie. Wie ſchon viele Kranke. Spotte, wie Du willſt; wahr bleibt wahr.

Er. Nun, nun, wir wollen ihn morgen rufen laſſen.

Sie. Morgen? Unbarmherziger Mann, morgen? — Willſt Du vielleicht, daß Dich mein Tod einer kleinen Mühe überheben ſoll?

Dieſe Stachelreden thaten Wirkung, und ſpornten unſern Commiſſär, der keine Liſt ahnete, aus dem Bette, in die Kleider und zum Magnetiſeur. Der loſe Herr ließ ſich lange rütteln und ſchütteln, ſo wenig er ſchlief, und wieß endlich gar die dringende Bitte, der Kranken ſogleich zu Hülfe zu eilen, rund ab. „Morgen ſoll es mein erſter Gang ſeyn.“ Das war die Antwort, bei der es blieb.

Der unglückliche Supplikant ging mit ſchwerem Herzen in ſein Haus zurück. Hilf Himmel, wie ward er empfangen! „Du bei ihm geweſen? Auf der Gaſſe wirſt Du geſtanden haben. Der gute, gefühlvolle Mann, der zum Beſten der leidenden Menſchheit lebt, hätte ſich wahrlich nicht zweimal bitten laſſen. Pfui, ſchäme Dich, Deine todtkranke Frau ſo zu hintergeben!“

Der Unſchuldige wartete gar nicht ab, bis der Fluß dieſer Beredtſamkeit verſiegte, ſondern machte ſich wieder fort, und ſchwur, den Magnetiſten herbeizuſchaffen, es koſte, was es wolle.

Mit unglaublicher Mühe ward der verſtellte Schläfer zum zweiten Mal ermuntert.

Commiſſär. Bitte ſehr um Verzeihung, daß ich Ihre Ruhe nochmals ſtöre. Die Liebe für meine Frau macht mich ſo zudringlich. Ueberwinden Sie doch, beſter Herr, eine kleine Unbequemlichkeit aus Menſchenliebe —

Magnetiſeur. Guter Mann, ich bedaure, daß Sie wieder vergebens kommen. Ich habe den beſten Willen, mit Ihnen zu gehen, kann aber nicht. Halten Sie meine Weigerung nicht für Eigenſinn; ich will Ihnen die wahre Urſache bekennen. Mein einfältiger Bedienter iſt Schuld. Er hat geſtern Abends alle meine Stiefeln und Schuhe der Muſterung des Schumachers übergeben, und mich dadurch ganz außer Stand gebracht, bei gegenwärtiger naſſen Witterung einen Fuß vor die Thüre zu ſetzen.

Commiſſär. Ein fataler Umſtand!

Magnetiſeur. Der mich ſelbſt ärgert. Es iſt eine wahre Noth, wenn man einen ſolchen Strohkopf im Dienſt hat. Wäre der Junge nur ſo ſtark als er dumm iſt, er ſollte mich zur Strafe den Augenblick in Ihr Haus auf dem Rücken tragen müſſen.

Commiſſär. Ah, mein Theuerſter, wenn ich nun — Doch nein, ich treibe meine Zudringlichkeit wirklich zu weit.

Magnetiſeur. Reden Sie frei! Was wollten Sie ſagen?

Commiſſär. Aus Mitleiden gegen meine arme kranke Frau, lief mir der ſeltſame Gedanke durch den Kopf, mich Ihnen zum Träger anzubieten.

Magnetiſeur. Ein ſchöner Zug Ihres Charakters, ein herrliches Beiſpiel ehelicher Zärtlichkeit! Aber Sie würden mich fühlen.

Commiſſär. Wäre das Ihr einziges Bedenken?

Magnetiſeur. Mein einziges.

Commiſſär. Nun wohlan, ſo ſitzen Sie auf! Ich will Sie wohlbehalten hin und her tragen und Ihre nachgebende Gefälligkeit nie vergeſſen.

So ward denn das ehrliche Schaf vom ſchlauen Fuchs überliſtet. Er ſchwang ſich auf ſeinen Rücken und trabte wie unſere jungen, in Deutſchland geborenen und erzogenen Engländer, in ſeidenen Strümpfen davon.

Dieſe drollige, vom Monde ſchön beleuchtete Cavalcade ſahen die eingeladenen Zuſchauer mit neidiſchen Augen. Der glückliche Ritter gewahrte die Lauerer und warf ihnen poſſierliche Kußhändchen zu. „Sieh, der liſtige Vogel hat ſeinen Streich doch ausgeführt!“ ſagte der Jäger und wollte heim. „Bleib, Bruder!“ entgegnete der Rittmeiſter; „laß uns das Ende der Geſchichte abwarten! Ich habe manchmal geſehen, daß eine Komödie im erſten Akt beklatſcht und im letzten ausgepocht ward.“ — Sie folgten alſo mit leiſen Tritten dem zweibeinigen Laſtthiere bis zu ſeinem Hauſe.

Nun gibt es Wunderdinge zu berichten. Ich hatte mir zwar feſt vorgenommen, das Abenteuer des Magnetmännchens ganz ſchlecht und recht, ohne Sing und Sang zu erzählen; allein die Begebenheit, die noch auf meinen Lippen ſchwebt, iſt ſo wichtig, daß ſie mich zu meiner alten Sünde, Verſe zu machen, unwiderſtehlich verleitet. Vorher aber will ich allen weichherzigen Schönen, die der Schmetterlingsbrut der ſüßen Herrchen hold und gewärtig ſind, wohlmeinend rathen, ſich einige Thränentücher zur Hand zu legen, denn ich fürchte, ſie werden nöthig ſeyn. Nun ein wenig Aufmerkſamkeit, wenn ich bitten darf.

Der Magus ritt in ſanftem Trab
Bis an der Patientin Bette,
Und ſtieg von ſeinem Rößlein ab,
Das er nun gern zum Stall hinab
Geführt, und da mit Strick und Kette
Ein Stündchen lang gefeſſelt hätte.
Auf Einſamkeit, von keinem Blick bewacht,
War ſeine Rechnung ſtark — doch ohne Wirth gemacht.
Die Pferderolle lief beim Commiſſär zu Ende,
Das Ehmannsſpiel ging wieder an:
Er ſchritt nun keck herum im Reiche ſeiner Wände,
Wie im Serail der Großſultan.

Die Stubenmajeſtät vom Throne
Zu jagen, und in ſichrer Ruh
Ihr eine unſichtbare Krone
Zu ſchaffen, war der Wunſch des Männchens ohne Schuh.
Drum hub der Schlaukopf an: „Freund, ſeyn Sie ohne Kummer,
Ihr liebes Frauchen wird geſund!
Manipulirt von mir bis zum magnet'ſchen Schlummer,
Thut uns alsdann ihr eigner Mund
Die beſten Heilungsmittel kund.
Sie wiſſen doch wohl das Mirakel
Von Madam Lavater, die einſt auch ſo genas,
Wie man vom Zürcher Freund gar ſchön beſchrieben las? —
Zwar machte drob das Volk der Satyrn viel Spektakel,
Und raiſonnirte laut und ſchrieb und druckte frei:
Es ſpuke mächtiglich im obern Tabernakel
Des guten Lavater's der Kobold, Schwärmerei;
Doch, trotz dem dummen Kikelkakel,
Iſt er ganz ohne Fehl und Makel,

Und übertrieb gewiß das Wunder um kein Haar.
Denn ſeine Feder ſchreibt — ich gebe Brief und Siegel —
So engelrein, ſo himmliſch wahr,
Als wäre ſie gerupft aus einem Seraphsflügel. —
Doch — wir vergeſſen ganz und gar
Der armen Kranken, die dort ächzet
Und dem magnet'ſchen Schlaf ſchon matt entgegen lechzet.
Die öde, todte Mitternacht
Iſt für Manipulationen
Die goldne Zeit, denn nicht um einen Preis von Kronen
Hätt' ich zu Operationen
Des Magnetiſmus Kraft und Macht,
So lange das Gewühl des Tages mich umkracht.
Wie ſcheue Vögel ſchnell entfliegen,
Wenn durch den unwegſamen Wald
Der ſeltne Tritt von einem Wandrer ſchallt,
So flieht der Zauberſchlaf ſogar vor Athemzügen,
Und keine magiſche Gewalt
Vermag, die Kranken einzuwiegen,
Wenn Jemand — wär's auch nur ein Kind, das noch nicht lallt —
Im Kreis von dreimal ſieben Schritten
Zugegen iſt. — Drum, lieber Willibald,
Muß ich Sie jetzt, ſich zu entfernen, bitten. —

So unter Blumen ſuchte fein
Die Schlange, Hinterliſt zuſammen ſich zu ringeln
Und dachte, ſchlau verſteckt zu ſeyn,
Allein Herr Willibald ſah doch hindurch ſie züngeln
Und ſchnell fiel der Verdacht ihm ein,
Sie möge wohl, wie die in Edens Garten,
Auf ähnliche Geſchäfte warten.

Um ſich darüber helles Licht
Zu ſchaffen, that er nun, als ob er jene Gründe
Das Zimmer zu verlaſſen, nicht
Ganz aus der Luft gegriffen finde,
Und ging hinaus. — Heidi! da war der junge Wicht
Geſchwinde, geſchwinde

Bei ſeinem Lieb, und nahm zum Gruß
Sich einen ſüßen, ſüßen Kuß.

Der ganze Raub, den er von dannen brachte!
Denn, ungehört und ungeſehn,
Kam — ſachte — ſachte —
Herr Willibald zurück und blieb von weitem ſtehn.
Wer weiß nun, was der Fant, der an ihn nicht mehr dachte,
Für böſen Hokuspokus machte?
Sollt' etwa gar, wie ich erachte,
Ein kühner Eingriff in das Lehn
Des Traualtars von ihm geſchehn?
Genug, Herr Willibald gerieth in wildes Feuer,
Und ſtürzte ſchnell — wie aus der Wolken Schoos
Auf arme Vögelchen der Geier —
Auf Puyſegür's[*] erſchrocknen Jünger los.
„Ha, Bube! nennſt Du das magnetiſiren?
So kann ich's ſelbſt.“ — Kein Wörtchen ſprach er mehr;
Doch ließ er nun den braunen Spanier
Raſch auf der Rückenflur des Arztes galoppiren.

Ein häßlicher Minneſold, der dem Empfänger ſo ſchnelle Beine machte, daß er einen Salto mortale die Treppe hinunter that, und ſich eben ſo wenig Zeit auf der Gaſſe nahm, breite Steine zu ſuchen, um trockenen Fußes nach Hauſe zu kommen. Doch trotz dieſer Behendigkeit, um die ihn die Franzoſen bei Roßbach beneidet haben würden, fühlte er noch an ſeiner Thürſchwelle die Gegenwart des verwünſchten Braunen, der ſeine Galopade bis dahin unermüdet fortgeſetzt hatte und ihm verſchiedene buntſtreifige Andenken der miteinander gemachten nahen Bekanntſchaft hinterließ.

Als der zudringliche Geleitgeber endlich zurück blieb, traten andere Plaggeiſter an ſeine Stelle. Es waren die beiden glücklicheren Abenteurer, die bis jetzt auf der Gaſſe patrouillirt und die Exekution des Staupenſchlags und der Hausverweiſung ſchadenfroh angeſehen hatten. Sie drängten ſich hinter dem Flüchtling in das Haus und ſpotteten grauſam ihres armen Freundchens, das, außer aller Faſſung, mit Tiegerflecken von der damaligen Modefarbe des Straßenkothes überſät, zitternd und zähneklappernd vor ihnen ſtand.

---

[*] Marquis von Puyſegür, der Erfinder des Somnambulismus.

„Biſt Du auch einmal manipulirt geworden?“ riefen ſie. „Wohl bekomme Dir es! Wer wollte denn Alles beſſer wiſſen, Alles beſſer machen? — Nun haſt Du Deine Wette total verloren, und kannſt alſo nur gleich ein halbes Dutzend Flaſchen abſchläglich auftreten laſſen.“

Sie erſchienen, und ehe noch der Kork der vierten knallend an die Decke flog, hatte der Magnetiſt ſeine Leiden vergeſſen, und legte ſich mit einem fröhlichen Rauſche zu Bette. Als ihn aber beim Erwachen unangenehme körperliche Gefühle an den groben Spanier wieder erinnerten, da gelobte er ſich heilig, nie wieder eine Ehefrau zu magnetiſiren, und überhaupt etwas ſolider zu werden. So ſchaffte denn ein verachteter Stock in fünf Minuten mehr Nutzen, als vom abgöttiſch verehrten Magnetismus und ähnlichen Schwindeleien vor der Hand noch in Jahrhunderten zu erwarten iſt.

Der Sturm zu Konſtantinopel.

In dem Oeſterreichiſchen Heere, das vor einigen Jahren mit einem meilenlangen Schweife von Roſſen und Wagen zum Kriege wider die Türken auszog, ritt ein Kornet, jung und ſchön wie der Liebesgott, aber höchſt mißmuthig, bei ſeinem Fähnlein. Die fröhlichſte Feldmuſik vermochte nicht, ihn aufzuheitern; denn er ſehnte ſich nach den Fleiſchtöpfen Wiens und den weltberühmten, artigen Stubenmädchen zurück, denen einmal ein landsmänniſcher ſchöner Geiſt mit einem eigenen Almanach aufwartete.

Wir wollen billig ſeyn und dem armen Jungen ſein Heimweh nicht verargen. Wer von uns hätte nicht ſelbſt ein Tete a Tete mit einem reizenden Mädchen lieber, als mit einem mohnberauſchten Muſelmann, der Alt und Jung, wie Freund Hain, mit ſeiner Damascenerklinge niederſäbelt? Kleiſt's erfüllter Wunſch, den Tod für's Vaterland zu ſterben, iſt nicht Jedermanns Sache. Auch unſer Kornet empfing daher ein Fieberchen, das ſich juſt, als man zu einem Gefecht Anſtalten machte, bei ihm einfand, wie ein angenehmer Gaſt. Seine Kameraden munkelten zwar, daß nicht er, ſondern blos das zur Entſchuldigung ſeines Wegbleibens vom Schlachtfelde beigebrachte mediciniſche

Atteſtat mit dem Fieber behaftet ſey; allein — es mochte nun hier oder dort ſitzen — genug, es war da und blieb da, bis er ſein junges Leben unverletzt in die ſichern Winterauartiere gebracht hatte.

Hier fand ſich aber ein anderes, und zwar das Liebesfieber, bei ihm ein. Das ſüße Bild der Wiener Stubengratien, das ihn wachend und träumend umſchwebte, hatte ihn jedoch ſo verwöhnt, daß ihm das ganze ſchöne Geſchlecht an der türkiſchen Gränze häßlich vorkam, und er lange keine Geſpielin finden konnte, wie er ſie ſuchte. Doch, wenn Roſen mangeln, pflückt man Feldblumen. Die raſche, junge Frau eines Regimenttrompeters fand endlich Gnade vor ſeinen Augen, und er beſuchte ſie gewöhnlich Abends,

Wenn ihr Mann das Haus verließ
Und zum Hopſaſa der Gänſe
Und der jungen Schnattergänſe
Aus dem Dorf im Schenkſaal blies.

Die Leckerei der Küſſe war jedoch dem jungen Wiener nicht nahrhaft genug. Er liebte, wie alle ſeine Landsleute, eine reichlich beſetzte Tafel. Die Frau Trompeterin mußte daher zu jedem Minneabend halter ä gut Brätel oder Eingeſchneitzel* zurichten. Ihre Kochkunſt erhielt den völligen Beifall des feinen Jünglers; allein deſto weniger war er mit dem Tiſchgeräth zufrieden. Ihm ſchmeckte von dem thönernen Service, worauf die Trompeterfamilie in Ermangelung eines beſſern zu ſpeiſen pflegte, kein Biſſen. Dieſem Uebel abzuhelfen, ließ er das Silbergeſchirr und Tafelzeug, womit ihn die gnädige Mama zum Feldzug ausſtattete, herbeiſchaffen, und war nun in ſeinem Elemente.

---

* Ragout.

Schier ging der Winter ſo ins Land.
Noch war vom ganzen Krame
Dem Herrn Trompeter nichts bekannt;
Doch hinkte nun Frau Fame,
Die alte Welttrompeterin
Der neuen Mähren, zu ihm hin
Und klatſchte: „Herr College,
Sein Weib geht ſchlimme Wege.“

Er ſtutzte. „Wart', ich will Dich klug,
Ganz überklug belauern!“
Dieß brummend, ging er in den Krug,[*]
Als Orpheus für die Bauern,
Er blies zu Hans und Gretens Reihn
Ein Ständchen in die Nacht hinein;
Dann macht' er eine Pauſe
Und ſchlich nach ſeinem Hauſe.

Hier kroch er unbemerkt durch die offengelaſſene Hinterthüre in einen Kamin, aus dem er die Ausſicht in ſeine Wohnſtube hatte. Was ſah und hört' er da?

Viel Sächelchen, die mir nicht gut
Gefielen, wenn ich jetzt der Herr Trompeter wäre.
Der kleine Mars ſaß wohlgemuth
Bei ſeiner freundlichen Cythere,
Und hielt in einer Hand ein Glas voll Rebenblut.
Die andre hatte ſich — wer weiß wohin? — verkrochen.
Es fielen Küſſe, wie geſchnei't,
Und manches Gläschen ward daneben ausgeſtochen.
Mitunter auch von der Verſchlagenheit
Des Herrn Trompeters nicht aufs Rühmlichſte geſprochen.

Ein ſchlechter Zeitvertreib für den Horcher an der Wand, zu hören ſeine eigene Schand. Das Lachen ward aber bald noch theurer bei ihm.

---

[*] Dorfſchenke.

Die Aeffchen hatten nun dem Triebe,
Zu küſſen, Zeit genug gezollt.
Der junge Herr war in der Liebe,
Wie in der Schmauſerei, ſoliden Dingen hold,
Und für dießmal der langen Kette
Von Tändeleien überſatt;
Drum zog er ſanft ſein Liebchen hin zum Bette
Und rief: „Nun wollen wir die Stadt
Mit den berühmten ſieben Thürmen,
Nun wollen wir Conſtantinopel ſtürmen.“ —

Plötzlich that der Zuſchauer im Kamin, der ſich vor dieſem Sturme mehr, als das ihm angetraute Conſtantinopel fürchtete, einen Angſt- und Nothſtoß in ſeine bei ſich habende Trompete.

Da flohen und flogen,
Ums Stürmen betrogen,
Die Leutchen ſo ſchüchtern davon,
Als blieſe der Poſtillion
Vom kommenden Meiſter
Der hölliſchen Geiſter.

Der Weg war nun rein, und der Mann des Schreckens trat aus ſeinem Schlupfwinkel hervor. Wie ein hungriger Wolf verſchlang er die Ueberreſte des Schmauſes, packte ſchnell das Tafelzeug und alles übrige Geräth zuſammen, verſchloß es feſt in einer Truhe und haſtete ſich wieder zum Tiſche der Pfeifer und Geiger. Das war ein Werk von zehn Minuten.

Die Flüchtlinge hielten unterdeſſen im Quartiere des Kornets Kriegsrath, und muthmaßten über den ungelegenen Trompetenſtoß hin und her. Der bebende Ritter, der ſeiner Amme nicht längſt entlaufen und mit ihrer Philoſophie ſehr vertraut war, erklärte den Vorfall für eine Spukgeſchichte. Seine Dulcinee hingegen hatte gleich ihren

Mann im Verdacht, und beſchloß, auf den Tanzſaal zu gehen, um ihn zu beobachten. Allein dieſe Entdeckungsreiſe war vergebens.

  Feſt wie ein Aſt, ſaß er an ſeinem Ort,
Im Kreis der ländlichen Kapelle,
Als ſäß' er ſeit der Welt Erſchaffung dort
Und wäre nie gewichen von der Stelle.
Er nickte, da ſie auf die Schwelle
Des Saales trat, ihr zu und blies ganz ruhig fort.
Sein Angeſicht glich einem leeren Blatte,
Auf dem nicht ſtand, was er geſehen hatte.

Ein galantes Betragen, das alle Männer in ähnlichen Fällen nachahmen ſollten. Die Frau Trompeterin freute ſich auch über das gute Wetter ungemein; doch war ſie nicht ganz ohne Furcht, daß ihr Jupiter vielleicht nur vor der Welt die Sonne der Freundlichkeit ſcheinen laſſe, um ein deſto ſtärkeres Ungewitter am häuslichen Horizont zu erregen. Allein auch da zog ſich kein trübes Wölkchen auf. Es blieb alſo dem verſcheuchten Paar ein Geheimniß, wer der Kobold im Kamin geweſen war. Der Einzige, der es wußte, verſchloß es eben ſo ſorgſam in ſeines Herzens Schrein, als er das confiscirte Tafelgeräth aufbewahrte. Dieſer heimliche Schatz war ihm lieber, als ſeine treue Frau.

Ueber lang oder kurz kam er, vielleicht ohne ſeine Schuld, in die Verlegenheit, Kindtaufe auszurichten. Ein ungeheuer großer Gevatterbrief überraſchte den Kornet, der es denn auch in vielſeitiger Betrachtung für Chriſtenpflicht hielt, das neugeborne Knäblein aus der Taufe zu heben.

Aber was glich ſeinem Erſtaunen, als er ſich hierauf in der Kindbetterin Wohnung zu einem kleinen Schmauſe niederſetzen wollte und einen flüchtigen Blick auf die Couverts an den Ehrenplätzen der Gevattern warf? Er entdeckte ſogleich an ihnen alte Bekannte; denn ſie waren aus den mütterlichen Spenden, die er ſeit jener, ihm unvergeßlichen Sturmnacht vermißte, und noch immer in den Räuberklauen eines Poltergeiſtes vermuthete, prachtvoll erbaut.

Schauernd wich er mit leichenblaſſen Wangen vom Tiſche zurück,

> Wie König Mackbeth, als der Geiſt
> Des edlen Banquo, welchen er
> Durch Meuchelbuben morden ließ,
> Auf ſeinem Stuhl beim Gaſtmahl ſaß,
> Und gegen ihn mit ſtarrem Blick
> Die blut'gen Locken ſchüttelte.

Der Kindtaufvater labte ſich inniglich an ſeinem Entſetzen, that jedoch, als ob er nichts bemerke, und erſuchte die Geſellſchaft mit vieler Redſeligkeit, Platz an der Tafel zu nehmen. Die übrigen unerſchrockenen Gäſte lagerten ſich; der Zitterfiſch aber führte mit haſtiger Unruhe den Wirth bei Seite und fragte, wie er zu ſolchem ſchönen Hausrath gekommen ſey?

„Ein guter Freund von mir,“ verſetzte lächelnd der Schalk, „ein Trompeter hat ihn erbeutet, als Conſtantinopel einmal geſtürmt werden ſollte. Da blies er Allarm, und der Feind zog ſich mit Verluſt ſeiner Equipage zurück.“

Schamroth faſelte das Kriegsmännlein davon, fragte gern nicht weiter, ließ ſich das Eſſen nun wohl ſchmecken, und verehrte beim Abſchiede ſeinem Pathchen ein ſo anſehnliches Geſchenk, daß ſich der Trompeter bewogen fand, die gemachte Beute dagegen auszuliefern. Seitdem ſchlich er auch nie wieder in den Kamin, um Allarm zu blaſen, ob er gleich in der Folge noch oft die ſicherſte Muthmaßung hatte, daß Conſtantinopel beſtürmt werden würde.

Das Schiffermädchen.

In einem Hüttchen am Ufer der Donau wohnte einmal ein Schiffer, deſſen Lebenskahn durch langes Herumtreiben auf dem Strome der Zeit leck geworden war. Der ehrliche Greis konnte nicht mehr arbeiten; ſeine Tochter, ein braves Mädchen, mußte nun Brod für ihn verdienen. Bärbel that's gern.

Im Hühnerſtall krähte
So früh kaum der Hahn,
Da lenkte, da drehte
Schon Bärbel den Kahn,
Da lud ſie ſchon Leute
Zur Überfahrt ein:
„Wer mit will, der ſchreite
Fein hurtig herein!“

Und ſah ſie entfalten
Die Schwingen der Nacht,
Raſch wurde dem Alten
Das Fahrgeld gebracht.
Man aß vor dem Schlummer
Ein mag'res Gericht;
Doch Mißmuth und Kummer
Verſalzten es nicht.

Bärbel war gut. Bärbel war aber auch hübſch. Den jungen Herren zu Gefallen will ich ſie doch ein wenig beſchreiben. Einige alte Herren, die ich kenne, werden auch nicht böſe darüber ſeyn.

Sie war erſt achtzehn Sommer alt,
Schlank wie ein Bäumchen aufgeſchoſſen
Und ihre liebliche Geſtalt
Mit Zauber der Natur umfloſſen;
Ihr Angeſicht war apfelrund,
Schön roſig blühten Wang' und Mund;
Und wer fleißig in den Spiegeln
Der blauen Augen ſich beſah,
Dem war das loſe Kind mit Flügeln,
Das drin ſein Weſen hatte, nah.

Wohl gab's mehr wunderſchöne Sachen
Noch an dem Mädchen ohne Zahl;
Doch es verbietet die Moral,
Den Catalog davon zu machen.

Bärbel war alſo gut und hübſch. Bärbel war aber auch klug. Das erfuhren einmal zwei Mönche. Ich weiß die Geſchichte und will ſie jetzt erzählen.

An einem ſchönen, ſtillen Sommerabende ſaß Bärbel im Kahn und guckte mit ihren blauen Augen links und rechts, ob noch Jemand Luſt habe, ſich von ihr über die Donau rudern zu laſſen. Sie erblickte aber weiter keinen Menſchen, als

Zwei wohlgenährte Kloſterbrüder,
Die wackelten am Ufer auf und nieder.

„Ehrwürdige Herren!“ rief ſie ihnen zu: „Schonen Sie doch Ihre werthen Füße! Wollen Sie ſich nicht lieber ein Bischen von den Wellen ſchaukeln laſſen? Die Bewegung wird Ihnen wohl thun. Sie haben keine Gefahr zu beſorgen. Es regt ſich kein Lüftchen, und der Strom iſt glatt, wie ein Spiegel.“

Die Mönche glotzten die kleine Schwätzerin an. „Ah! puella amabilis, mi fratercule!“ ſprach Bruder Franz zum Bruder Anſelm, und ſogleich ward die angebotene Waſſerpremenade, in Rückſicht der liebenswerthen Schifferin, beſchloſſen.

Schwerfällig-langſam wälzten ſich, wie volle Tonnen,
Die braunen Kutten nun in den tief achzenden Kahn,
Und als ſie mühſam Raum darin gewonnen,
Stach Bärbel hinaus in die Wellenbahn.

„Puh!“ ächzte ſie nach einem Weilchen: „die Herren machen mir warm! Sie mögen nicht von der Luft leben. Ich wüßte wahrlich nicht, wenn ich ſo ſchwere Ladung gehabt hätte. Das haben die guten Tage voraus, daß man dabei in's Gewicht fällt. Aber Küchenmeiſter Schmalhans erzieht lauter Windhunde.“

Die Mönche ſchmunzelten und ſaßen übrigens da, wie Bilder der Unthätigkeit. Blos ihre Augen waren geſchäftig, die ſchöne Ausſicht — unter das Halstuch der jungen Schifferin zu genießen, die ihnen der gefällige Wind bisweilen eröffnete.

Bald aber zog der Abend ſeinen Flor
Den jungfräulichen Reizen vor
Und machte dem Gaffen ein Ende.
Die Mönchlein dachten: Das mag er thun!
Sie halfen ſich, und nahmen nun
Die Augen in die Hände.

Bärbel (die ein leiſes Krabbeln in der Gegend des Strumpfbandes ſpürt, ſchnell hinblickt und eine geiſtliche Hand ertappt). Fy! was iſt das?

Franz. Hä, hä! weich wie Sammt.

Anſelm. Wirklich, Brüderchen? (will ſich auch hinbemühen.)

Bärbel. Ehrwürdige Herren, ich bitte mir aus, mich mit ſolchen unehrwürdigen Späßchen zu verſchonen.

Franz. Wie witzig! Das verdient ein Osculum.

Anſelm. Ein Osculum!

(Sie wollen küſſen.)

Bärbel. Gehen Sie doch! Es iſt gar nicht fein, ein ehrliches Mädchen ſo zu behandeln. Sie können unmöglich Geiſtliche, Sie müſſen verkleidete Dragoner ſeyn.

Franz. Drolliges Ding! Als ob die Dragoner allein das Privilegium hätten, ein Mädchen zu küſſen.

Anſelm. Wir haben's auch.

Bärbel. Darüber will ich morgen Ihren Herrn Abt fragen.

Franz. Ja, ja, frage morgen! Aber heute —

(Die Carreſſen werden lebhafter.)

Bärbel. Ich warne Sie nun zum letzten Mal, mich in Ruhe zu laſſen; ſonſt ſpiele ich Ihnen gewiß einen Poſſen, an den Sie zeitlebens denken ſollen.

Franz. Ei, ei!

Bärbel. Ja, ich ſpringe flugs in die Donau, nehme mein Ruder mit und überlaſſe Sie Wind und Wellen.

Franz. Ueber die Heldin, über die neidiſche Heldin! Sie will lieber mit ihrem Jungfernkränzchen ertrinken, als es uns gönnen.

Anſelm. Hä, hä!

Bärbel. Einfältiger Spott! Ich kann ſchwimmen, und komme gewiß wohlbehalten nach Hauſe. Ob es aber mit Ihrer Fahrt eben ſo gut abläuft, oder ob Sie hundert Meilen von hier verſinken, das wird mich dann gar kümmern. Höchſtens ſollte mich mein Kahn dauern, wenn ihn nicht das Kloſter bezahlen müßte.

Franz. Das eifert, das geifert! Laß doch nur ein vernünftiges Wort mit Dir reden, kleines Närrchen! (Eine fromme belehrende Miene annehmend). Du verdienſt hohes Lob, daß Du Dich ſträubſt, weil Dir der Unterſchied, der in ſolchen Fällen zwiſchen Prieſtern und Laien zu machen iſt, nicht bekannt zu ſeyn ſcheint. Der vertraute Umgang des weiblichen Geſchlechts mit Kindern der Welt iſt allerdings große Sünde, und wir Lehrer können nicht genug dagegen warnen. Allein ganz anders verhält es ſich mit geiſtlichen Perſonen. Dieſe ſind rein, wie die Engel, und ein Mädchen kann ſich ihnen ohne Rückhalt überlaſſen. Es entgeht dadurch der weiblichen Tugend kein Stäubchen; denn was dem Himmel und ſeinen Dienern geſchenkt wird, iſt nicht verloren, ſondern bringt hundertfältige Früchte.

Anſelm. Bruder Franz hat Recht, hat den Satz gar ſchön ausgeführt.

Bärbel (für ſich). Gottloſe Menſchen! (Nach einigem Nachdenken freundlich verſchämt). Iſt das wirklich ſo, wie Sie ſagen?

Franz. So wahr, als —

Bärbel. Schwören Sie nicht! Ich glaube Ihnen, und —

Anſelm. Nun?

Bärbel. Und muß geſtehen, daß die Sache dadurch freilich eine andere Geſtalt gewinnt.

Franz. Gelt, Herzchen? (Droht mit einer Umarmung.)

Bärbel (launig). Geduld! Es iſt noch ein Bedenken zu heben.

Franz. Welches?

Bärbel (vertraulich). Ihr ſeyd Beide hübſche, feine Herren; Ihr möchtet aber auch leibhaftige Engel ſeyn, ſo könnte ich mich doch nicht von Einem, in Gegenwart des Andern, nur mit der Spitze des Fingers berühren laſſen.

Franz. Poſſen!

Anſelm. Da ſind wir wieder auf dem alten Flecke.

Bärbel. Wir können davon wegkommen, wenn Ihr einen Vorſchlag annehmt.

Franz. Laß hören!

Bärbel. Seht einmal, hier rechts iſt eine Sandhorſt*, dort links wieder eine. Nun habe ich den Einfall, Einen von Euch dahin, den Andern dorthin zu bringen, und Jeden ein Weilchen, aber nur ein kleines, kleines Weilchen zu beſuchen.

Franz. Allerliebſt!

Anſelm. Bravo!

Bärbel. Vorher iſt nur unter Euch auszumachen, wem ich die erſte Viſite geben ſoll?

Franz. Höre, Bruder Anſelm, die gebührt mir. Ich habe durch meine Beredtſamkeit die Sache ſo weit gebracht. Dir, Du einſilbiger Jaherr, wäre es nicht gelungen.

Anſelm. Concedo.

Franz. Alſo ich habe zuerſt die Ehre.

Bärbel. Gut, ſo ſetzen wir den Herrn da (auf Anſelm zeigend) zuerſt auf ſeinem Inſelchen aus; hernach bringe ich Sie (zu Franzen) an Ihren Platz, bleibe eins, zwei, drei Minutchen da, mache hierauf Ihrem Freunde meine Aufwartung, und nehme ihn mit herüber, um Sie abzuholen. Dann ſteuern wir an's Land, und Sie kommen heim, ehe das Kloſterpförtchen geſchloſſen wird.

---

* Sandhorſten oder Häger; Hügel von Sand oder Erde in den Strömen. Adelung.

Da glühten die Mönchlein im Feuer
Der Wolluſt und jubelten laut.
Schön Bärbel ſaß ſchelmiſch am Steuer
Und glich der zufriedenſten Braut.

Schnell führt' an die zwerghafte Inſel
Den Bruder Anſelmus der Kahn;
Hier huſchte der ſchmachtende Pinſel,
Gleich einer Kröte, hinan.

Zum zweiten Sandbett der Liebe
Kam jetzt auch der glühende Franz.
„Nun, Liebchen, ſteig' aus und verſchiebe
Nicht länger den fröhlichen Tanz!“ —

„Ich halte ſtets, was ich verſprochen,“
Rief Bärbel. „Gehn Sie nur voran!“ —
Doch war er ans Land kaum gekrochen,
Da ſtieß ſie vom Hager den Kahn.

Bärbel. Ade, ehrwürdiger Herr, ade!

Franz. Ei, ſo ſcherze doch nicht! Die Zeit iſt edel.

Bärbel. Mir allerdings. Ich will gern nach Hauſe.

Franz. Heißt das Spaß oder Ernſt?

Bärbel. Fuchsprellen heißt es. Ade!

Franz. Mädchen, höre doch! Pſt! pſt! Ha, ſchändliche Betrügerin, der Himmel wird Dich ſtrafen!

Bald flucht' er und ſprudelte Galle,
Bald jammert er knieend und bat;
Und lief, gleich der Maus in der Falle,
Den Häger ringsum, wie ein Rad.

In Fluthen von Angſtſchweiß ſich baden
Ließ Bärbel den geiſtlichen Schelm,
Und ſchiffte, von Sorgen entladen,
Hinüber zum Bruder Anſelm.

Anſelm. Kommſt Du ſchon?

Bärbel. Ja, um mich Ihnen zu empfehlen.

Anſelm. Wie? was?

Bärbel. Nun, Sie bleiben dieſe Nacht hier, und ich fahre heim.

Anſelm. O thue das nicht an mir! Ich bin unſchuldig.

Bärbel. Was da! was da! Mit gefangen, mit gehangen!

Anſelm. Erbarme Dich!

Ihr ſchlüpften die Bitten um Gnade
Die Ohren hinein und hinaus:
Sie ruderte raſch zum Geſtade
Und eilt' in ihr friedliches Haus.

Der alte Vater hatte Geſellſchaft. Bärbels Liebhaber, ein wackerer, junger Schiffer, war bei ihm. Sie erzählte lachend das beſtandene Abenteuer, und bat ihren Traulen, daß er doch einen Kahn nehmen und die beiden Inſulaner erlöſen möchte.

Allein der Jüngling antwortete: „Deine Gutherzigkeit lobe ich zwar; doch will ich lieber für Dich durch ein Feuer laufen, als das thun. Solche Zeiſige dürfen nicht mit der bloßen Angſt wegkommen, ſondern müſſen härter gezüchtigt werden. Dieſe Nacht mögen ſie ihre Liebesglut unter freiem Himmel abkühlen. Morgen, wenn der Tag graut, gehe ich in's Kloſter und melde die Sache dem Abt.“

Das mitleidige Mädchen bat vergebens für ihre Verfolger. Den jungen Schiffer hatte das Lüſtchen der Mönche, ſeine Geliebte zu verführen, ſo erbittert, daß er ſchlechterdings bei ſeinem Entſchluß blieb, und das von Rechtswegen.

Nun ſah die Nacht ein Trauerſpiel
Auf jenen wüſten Hägern.
Ein Häufchen Flutſand dient' als Pfühl
Den braunen Liebesjägern.
Sie riefen ſich wie Wachen an:
„Franziske, ſchauſt Du keinen Kahn?“ —
„Biſt Du noch hier, Anſelme?“ —
Das Echo rief: „Ihr Schelme!“

Früher als die Sonne war der Ankläger im Kloſterhofe und verlangte den Abt zu ſprechen. Der Pförtner beſchied ihn um zehn Uhr wieder, weil der geiſtliche Herr erſt um dieſe Zeit aufzuſtehen pflege. Da aber der Schiffer darauf beſtand, daß er, zur Ehre des Kloſters, noch vor dem völligen Tagesanbruch bei ihm Audienz haben müſſe, ſo ward er geweckt.

Sein glimmender Zorn, daß man ihn ſo früh von ſeinen weichen Federn trennte, brach in ſchreckliche Flammen aus, als er das Ungebührniß der beiden räudigen Schafe vernahm. Er beorderte ſogleich einige handfeſte Kloſterverwandte, ſie zu fangen und in Gewahrſam zu bringen. Als nun der Häſchertrupp die Donau herab kam, und die Nachtwächter auf den Sandhorſten das Fahrzeug mit der furchtbaren Fracht erblickten,

Hu! da zerriſſen ſie vor Schrecken Kutt' und Krauſe,
Schrien laut: „Maria, hilf!“
Und bargen ſich in Rohr und Schilf,
Wie Adam nach dem Apfelſchmauſe.

Allein das Commando ließ nicht lange Verſtecken mit ſich ſpielen, ſondern zog ſie aus ihren Schlupfwinkeln hervor und ſtellte ſie vor den Abt.

Der fromme Herr wuſch ihnen zuvörderſt mit der ſchärfſten Lauge der Moral tüchtig die Köpfe, und ließ dann ein Hausmittelchen brauchen, das man ſchon oft wider die Anfechtungen des Liebesgottes probat gefunden hat. Das weichliche Kind kann Hunger und Schläge nicht wohl vertragen; daher entfloh es auch jetzt, als der erſte Geißelhieb auf die Rücken der beiden Unholde fiel, und hütete ſich fein, ſie im dunkeln Kloſterverließ bei Waſſer und Brod wieder zu beſuchen.

Der Wechſel.

In D°° lebte noch vor kurzer Zeit ein jovialiſches Doktorchen der Rechte, deſſen Figur aber das unrechtlichſte, ſchiefſte Ding von der Welt war.

Nur fünfzig Zoll und einen Strich
Maß er von Kopf zu Fuß.
Und ſein verwachſ'ner Leichnam glich
Der ſchönſten Stachelnuß.

Ob er nun gleich als ein wahres Memento mori herumwandelte, ſo gab es doch keinen fröhlichern Lebemann, als ihn. Bacchus und Venus waren ſeine liebſten Götter.

Wenn in ihr Aktenzimmerchen
Die Herrn Collegen ſtiegen,
Und auf Klienten lauerten,
Wie Spinnen auf die Fliegen:
Dann ſetzte ſich das Männchen fein
Zu einer vollen Humpe Wein,
Und hatte ſchwere Sachen
Mit Mädchen auszumachen.

Der Unterſchied dabei war, daß jene rechtlichen Orakel kein unbezahltes Wort ſprachen, er hingegen immer ſtarke Sporteln ſeinen ſchönen, gefälligen Klientinnen erlegen mußte.

Die unbilligſte Liquidation aber ward ihm bei folgendem Liebeshandel gemacht.

Er muſterte gewöhnlich Abends mit gewaffnetem Auge die luſtwandelnden Töchter der Stadt. Einſt wollte er ſich ſchon, mit der heutigen Jungfrauen- und Weiberſchau ſehr zufrieden, in ſein Hauptquartier, einen Italienerkeller, begeben, als noch ein ſchönes, jüdiſches Mädchen, ſchlank, wie die Zedern Libanons, auf dem Muſterplatz erſchien, und alle, die vor ihr da geweſen waren, verdunkelte.

Das Zundermännchen brannte vor Sehnſucht, die Bekanntſchaft der reizenden Iſraelitin zu machen, und es gelang ihm bald. Aber die ſtolze Schöne ſah den Wurm, der ſich zu ihren Füßen krümmte, verächtlich an, und neigte ſich ſo wenig zu ihm herab, daß er ein Gerüſt von goldenen Uhren und andern Geſchenken erbauen mußte, um zu ihren Lippen hinaufzuklimmen und den erſten Kuß zu empfangen.

Zwar wollten die Händchen auch wagen
Zu ſchlüpfen unter des Buſens Zelt,
Doch mit dem Fächer zurückgeſchlagen
Ward unſer Held.

Als er aber eines Tages den Angriff erneuerte, ſprach die Tochter Iſraels: „So geht es nicht, liebes Männchen! Allein wenn Sie ſich gefallen laſſen, dieſes Blättchen mit Ihrem werthen Namen zu unterzeichnen, ſo ſollen Sie meinen Fächer nicht mehr zu fürchten haben.“ Mit dieſen Worten überreichte ſie ihm ein Papier, worauf geſchrieben ſtand:

„Gegen dieſen meinen Solawechſel zahle ich an ** binnen dato und drei Monaten „Eintauſend Reichsthaler. Valuta habe ich baar erhalten ꝛc.“

Vergnügt, wie ein König, der einen vortheilhaften Friedenstraktat vollzieht, unterſchrieb er ſchnell, nahm alsdann die ſchöne Valuta mit Wolluſt in Empfang, und übereilte ſich bei dieſem Geſchäft ſo wenig, daß er eine volle Stunde damit zubrachte.

„Ueber den unſinnigen Menſchen! Der Spaß koſtet ihm wenigſtens neun hundert, neun und neunzig Thaler zu viel.“ So höre ich im Geiſte die Kenner der Marktpreiſe ſolcher Waaren ausrufen. Aber die Herren irren ſich; der ſchlaue Doktor kam wirklich noch wohlfeiler weg. Denn ehe die Verfallzeit der drei Monate um war, theilten ſich die Inhaber mehrerer, von ihm unterſchriebenen Blättchen ſo rein in ſein Haab' und Gut, daß die ſchöne Jüdin das Tauſendthalerdokument der armen Kirchenmaus zu nichts als Papilloten brauchen konnte.

Die neue Sündfluth.

Um die Mitternachtsſtunde des 11. Juni, im Jahr 1785, begab ſich in Dresden eine wunderbare, tragi-komiſche Geſchichte. Man finde ſie glaublich oder nicht; ich weiß, was ich weiß, darf aber meinen Gewährsmann nicht verrathen, der mir die Sache ſo erzählt hat:

Es lebte dazumal in belebter Stadt ein ehrſamer Bürger, der in ſeinen jüngern Jahren durch die einzige, wahre Goldmacherkunſt, durch Arbeitſamkeit, ein artiges Vermögen mit Axt und Hobel zuſammengezimmert hatte. Jetzt, am Abende ſeines Lebens, hing er das ermüdende Werkzeug an den Nagel und legte die Hände ruhig in den Schoos.

Er that denn auch, weil ihn das Glück
So freundlich anſah, etwas dick,
Und trug ein Neſt von Ziegenhaar,
Das wie ein Ei geſtaltet war;
Doch viele Herrn, die mit Perücken
Ihr Käſtchen des Verſtandes ſchmücken,
Sind nicht gelehrt, — und ſo war auch
Der Zimmermann ein ſchwacher Gauch:
Denn unter ſeiner härnen Haube
Saß feſt ein alter Rieſenglaube
An Wunderzeichen, Hexenpack,
Geiſtbannerei und andern Schnack.

In ſeinem ſechzigſten Jahre beging er noch die Thorheit, eine zweimal jüngere Dirne zu heirathen und ſchmeichelte ſich, ſie werde, trotz der großen Kluft zwiſchen ihrem Wollen und ſeinem Vollbringen, ſo gütig ſeyn und ihm Farbe halten. Das war ein ächter Wunderglaube, da beſonders die unparteiiſche Mutter Natur, die bei Austheilung ihrer Gaben nicht auf Rang und Stand ſieht, der armen Bürgerstochter ein allerliebſtes Geſichtchen gegeben hatte.

Es war ſo weiß und roth und glatt,
Der Neid ſelbſt nannt' es ſchön.
Und aus ſo ſchwarzen Augen hat
Kein Mädchen noch geſehn.

Das ſchöne Lärvchen gränzte an einen noch ſchönern Buſen, und dieſer — doch ich will mich in eine weitere Gränzbeziehung der Reize des Weibleins nicht einlaſſen. Es iſt mir auch ſchon ein junger Herr, der in dem Hauſe des ungleichen Paares wohnte — zwar nicht ſchriftlich, doch thätlich — darin zuvorgekommen.

Der Miethmann war ein niedliches Product
Vom jüngſten Leipziger Magiſter-Schöpfungstage.
Er ſprach ſo zierlich, wie gedruckt,
Ging, wie das Zünglein einer Wage
Gerad' und ſteif einher, und that
So ehrbar, als ein Kirchenrath.

Doch ſchlug er blos das ſeine Blendgewebe
Von Frömmelei um ſich herum,
Damit das Conſiſtorium
Ihm einen Hirtenſtab bald in die Hände gebe.
Wenn aber kein Verſpender ſolcher Stäbe
Sich blicken ließ und auf ihn Achtung gab,

Da warf er ſchnell den Heuchlermantel ab
Und war nicht minder
Ein loſer Sünder,
Als andre ſchwache Menſchenkinder.

Beſonders im Punkt der Liebe kam er oft aus dem Takte der theologiſchen Sittſamkeit. Er tändelte gar zu gern zwiſchen verſchwiegenen Wänden mit hübſchen Mädchen oder Weibern, und ſeine blühende Wirthin ſtach ihm vorzüglich in die Augen.

Er grüßte freundlich her, ſie dankte freundlich hin,
Und macht' auch oft durch Spenden ſüßer Kuchen
Dem Elegant beherzten Sinn,
Sein Liebesheil noch weiter zu verſuchen,
Doch leider fand dazu ſich weder Zeit noch Ort;
Der alte Hauspapa ſtand immer auf der Lauer
Und hütete ſein Schätzchen fort und fort,
Wie einen Vogel in dem Bauer.

Magiſter Schlaukopf ſah bald, wo die Zäume hingen, und ſpielte gegen den einfältigen Spießbürger, um ihn ſicher zu machen, den geſchwornen Weiberfeind. Uebrigens ließ er kein Mittel unverſucht, ſich in ſeine Gunſt einzuſchmeicheln. Er weidete ſein Ohr mit ſchauerlichen Geſpenſtermährchen und erzählte ihm Geiſterbeſchwörungen des berüchtigten Grafen Caglioſtro und ſeiner Jünger. Bei dem Allen aber blieb der mißtrauiſche Keuſchheitswächter ſelbſt ein ſo hartnäckiger Geiſt, daß er ſich nicht auf fünf Minuten aus ſeinem Hauſe verbannen ließ, ohne den Schatz, den er bewachte, mitzunehmen. Er blickte ſogar, wenn ihn ſein ſternkundiger Hausgenoſſe auf ein angebliches Wunderzeichen in den Wolken oder ein Geſtirn aufmerkſam machte, nur mit einem Auge gen Himmel und behielt das andere auf der Erde, um nicht ſelbſt unter die Himmelszeichen als Widder verſetzt zu werden.

Aber ſeine Wachſamkeit konnte doch nicht verhindern, daß man in einer geheimen Correſpondenz über dieſe Standeserhöhung berathſchlagte. Der verliebte Gelehrte klagte ſeiner Dame, daß die Brennſpiegel ihrer Augen ſein Herz in Brand geſteckt hätten. Sie bedauerte das höchlich und ermahnte ihn: Er möge nur ſelbſt die erſten Feueranſtalten treffen, und den Klotz, der ihr den Weg zur Brandſtatte verſperre, mit guter Manier auf die Seite ſchaffen. Dann ſey ſie bereit, eine ganze Nacht an Löſchung der von ihr verwahrloſten Flamme zu arbeiten.

So lange die Welt ſteht, war wohl Niemand in einem brennenden Hauſe ſo vergnügt, als jetzt der ſelbſt brennende Magiſter. Er durchſuchte jeden Winkel ſeines Gehirns, um einen Hebel zu Wegwälzung des anſtößigen Klotzes zu finden; oder — um deutlicher zu reden — er zerbrach ſich den Kopf, wie er es anfangen wollte, den Zimmermeiſter auf eine Nacht aus dem Ehebette zu verdrängen.

Das geſchah juſt um die Zeit, als ein lächerliches Angſtfieber, womit der Stolpner Chroniken- und Hiſtorienkalender auf das Jahr 1785 mein liebes Vaterland, beſonders deſſen Haupt- und Reſidenzſtadt angeſteckt hatte, auf den höchſten Grad geſtiegen war. Er enthielt nämlich, unter andern Lügen von Wind und Wetter, Krieg und theurer Zeit, die einfältige Prophezeihung:

„Daß die den 12. Juni erfolgende Zuſammenkunft des Jupiters mit dem Mars eine merkwürdige, entſcheidende Begebenheit bedeute, die allem Elend ein Ende machen ſolle.“

Darunter verſtanden nun die ländlichen und ſtädtiſchen

Kalendergläubigen, — welche, wie der hypochondriſche Karl von Carlsberg, deſſen Abenteuer damals ſtark geleſen wurden, die Welt für ein finſteres, von dem Wurme des menſchlichen Elends ganz durchnagtes Gebäude hielten, — nichts geringeres, als den jüngſten Tag. Wenigſtens beſorgten ſie eine große Revolution der Erde, bei der es nicht minder an Haut und Haar gehen könne.

Von Hagel; da entfiel der Muth
Den ſchwachen Köpfen, ſchlecht und gut
Bedeckt mit Kappen, Mütz' und Hut,
Mit Hauben und Kornetten.
Sie kollerten, voll Herzensdrang
Und Furcht vor Weltenuntergang,
Sich ſchlaflos in den Betten.

Viel gute Leute zagten ſtumm
Und gaben nicht heraus: warum?
Doch Andre hielten, herzlich dumm,
Die ehrlichen Planeten
Für Rieſen, meilenlang und dick,
Die ſich mit Renommiſtenblick
Den Himmelsweg vertraten.

Nun glaubten ſie: Wenn keinen Strich
Der Eine vor dem Andern wich,
So hatten wohl am Ende, ſich
Die ſtörriſchen Herrn Vettern,
Dann fiel der ſchwächſt' uns auf den Kopf,
Und würde, klirr! wie einen Topf,
Das Erdenrund zerſchmettern. —

Je näher nun der Tage Flug
Die Zeit der Rieſenfehde trug,
Je heftiger und banger ſchlug
Das Tiktak vieler Herzen.
Still, wie ein Grab, ward manches Haus,
Wo ſonſt ertönte Saus und Braus
Von Sang und Klang und Scherzen.

Hinaus auf Dörfer floh ſogar
Von Städtern eine große Schaar;
Kein Miethgeſchirr, kein Poſtpferd war
Mehr in der Stadt zu haben,
Und mancher Waghals, der noch blieb,
Ließ ſeines Herzens Lieblingstrieb
Raſch ohne Zügel traben.

Der Freßling A fraß noch einmal
Sechs hochgethürmte Teller kahl,
Und ſeinen Wanſt ſo hart wie Stahl.
In der Allee von Linden
Schlich B bei düſtrer Lampen Schein
Um ein mitleidig Schweſterlein
Zur letzten Nacht zu finden.

Frau C. von Todesangſt gedrückt,
Doch ſchön wie eine Fee geſchmückt,
Nahm Abſchied, neidiſch angeblickt,
Bei jeder Promenade.
Am Arm hing ihr, ſchlank wie ein Aal,
Herr D mit, ach! zum letztenmal
Derb ausgeſtopfter Wade.

Die Jüngfernchen E. F. G. H.
Die ſittſam wie Lukrezia
Sich keinen Springinsfeld zu nah
In Liebe kommen ließen,
Ergaben ſich — und dachten: Hum!
Wird Alles aus, wer kann den Ruhm
Der Keuſchheit noch genießen!

Herr J. das kriechende Inſekt,
Das Hochgeſchmack darin entdeckt,
Wenn es der Großen Speichel leckt,
Bat mit gekrümmtem Leibe
Und Weſtenkuß den Grafen K.
Daß er in jener Welt doch ja
Sein gnäd'ger Gönner bleibe!* —

---

* Dieſe Verſe werden vielleicht manchem Leſer bekannt ſcheinen und mich bei ihm in den Verdacht eines gelehrten

In dem Hauſe des Zimmermeiſters waren die Stimmen über die Drohung des Kalenderfabrikanten ſehr getheilt. Der Magiſter, ein arger Freigeiſt, ſpöttelte darüber; die junge Frau war ohne Sorgen, da ſie ihren Liebling ſo heiter ſah; aber der Hausherr wartete mit Furcht und Zittern der Dinge, die da kommen ſollten.

Das brachte den loſen Vogel, der bei ihm niſtete, auf die Idee, ihn in derſelben Nacht, da er unter die himmliſchen Heerſchaaren aufgenommen zu werden hoffte, unter die Legion der betrogenen Eiferſüchtigen zu verſetzen.

In dieſer Abſicht nahm er ohngefähr eine Woche zuvor ein ganz beſonderes Weſen an: enthielt ſich aller Spöttereien über den Almanachspropheten, und ſtieß tief geholte Seufzer aus, wenn ſein muthloſer Wirth davon zu reden anfing.

Dieſe Rolle ſpielte er drei Tage; dann rückte er ſeinem Ziele näher, verſchloß ſich, wie ein Einſiedler, in ſein Stübchen, und ließ ſich nicht hören und ſehen.

Der Zimmermann vermißte ſeinen lieben Mährchenerzähler in den erſten vier und zwanzig Stunden, und fragte ſeine Hausehre, ob ſie nichts von ihm wiſſe?

„Was geht mich der Magiſter an?“ antwortete ſie ſchnippiſch: „Soll ich ihn hüten? die Magd hat ihm heute früh Thee bringen wollen, aber ſeine Thüre feſt verriegelt

---

Diebſtahls bringen. Aber ich habe nur mich ſelbſt geplündert, denn ſie ſind wirklich mein Machwerk, ob ſie gleich in der Quartalſchrift für ältere Literatur und neuere Lektüre im dritten Hefte des dritten Jahrgangs ohne meinen Namen gedruckt ſtehen. Uebrigens wird mich die daſelbſt von einer andern Feder beigefügte, hiſtoriſche Erläuterung gegen den Vorwurf, als ob ich meinen Landsleuten eine kleine Lächerlichkeit blos angedichtet habe, ſattſam vertheidigen.

gefunden. Sie hat geklopft, er hat nicht aufgethan; das iſt Alles, was ich weiß. Uebrigens mag er ſchlafen, oder todt ſeyn, was kümmert's mich? —"

„Aber mich kümmert's," entgegnete er, und eilte nun ſelbſt an die Thüre des verſchloſſenen Muſeums. Er klopfte — Niemand ließ ihn ein; er rief — Niemand antwortete; endlich bediente er ſich der hausherrlichen Macht des Hauptſchlüſſels, aber ein inwendiger Riegel verwehrte ihm den Eingang. Da lief ihm ein eiskalter Schauer über den Nacken. Er glaubte nun nichts gewiſſer, als einen Selbſtmörder im Hauſe zu haben, und hob ſofort mit einer Brechſtange die Thüre aus den Angeln.

Welch Schauſpiel! In der Diele Staub
Saß der Magiſter, ſtumm und taub,
Und ſtarrte bald die Wolkenbahn
Und bald den Zimmermeiſter an;
Das Haar hing wild ihm um die Stirn,
Als rappelt' es in ſeinem Hirn.

Der Alte ſchrie ihm in das Ohr
Und hob ihn von der Erd' empor;
Er ſchüttelt' ihn wie einen Baum,
Um ihn zu wecken aus dem Traum,
Er ſpritzt' ihm Waſſer ins Geſicht:
Doch nichts verfing bei'm armen Wicht.
Er blieb im Tiefſinn ganz verloren,
Und ſtarr und ſteif, als wie gefroren.

Doch endlich zog des Rapplers Mund
Sich wellenförmig, ſchief und rund,
Und dieſe Tollhausmiene war
Vorläuferin von einem Paar
Pfundſchweren Seufzern, die nun ſchallten,
Und wie Piſtolenſchüſſe knallten.

Zimmermeiſter. Armer Herr Magiſter, beſinnen Sie ſich doch! was fehlt Ihnen?

Magiſter (löſt wieder ein Piſtol).

Zimmermeiſter. Haben Sie ganz Sinn und Sprache verloren? Vertrauen Sie mir Ihren Zuſtand! — Nun?

Magiſter. Wehe! Wehe!

Zimmermeiſter. Das erſte Wort, das Sie ſagen, iſt ein Donnerwort. Rufen Sie es über ſich oder mich?

Magiſter. Ueber Sie, über mich, über das ganze Land.

Zimmermeiſter. Ach, warum?

Magiſter. Ich bin leichtſinnig geweſen, habe der Weiſſagung des Kalenders geſpottet, aber — aber —

Zimmermeiſter. Sind Sie nun endlich zur Erkenntniß gekommen?

Magiſter. Das bin ich.

Zimmermeiſter. Gott Lob!

Magiſter. Nun hören Sie, wie es zuging. Vor einigen Tagen hatte ich einen ſchweren Traum. Ich ſah die Fenſter des Himmels aufgethan und ein grenzenloſes, wogendes Meer. Am Ufer ſtanden tauſend und aber tauſend Engel, mit kriſtallenen Kannen in den Händen. Sie ſchöpften damit Waſſer des Meeres, und goſſen es herunter auf die Erde. Hier ſchwoll es an zu einer Fluth, die Häuſer und Bäume niederriß. Endlich brauste ſie auch zu mir herein, hob mein Bette, und heulende Wellen führten es davon. Jetzt weckte mich die Todesangſt; aber ich lachte mich ſelbſt darüber aus, und dachte: Träume ſind Schäume.

Zimmermeiſter. Ei, wer wird Alles ſo auf die leichte Achſel nehmen? Das iſt Freigeiſterei. Sie hätten ein Traumbuch nachſchlagen ſollen.

Magiſter. Das that ich freilich nicht; doch ſtanden mir die geſchäftigen Engel mit den Waſſerkannen immer vor Augen, und ich war daher, wie Sie werden bemerkt haben, ernſthafter, als ſonſt. Endlich weckte mich geſtern um Mitternacht eine Geiſterſtimme, die mir zurief: „Wache auf, wache auf, der Du ſo leichtſinnig ſchläfſt, und lies Dein und Deiner Brüder Schickſal in den Sternen!“

Zimmermeiſter. Hu! mir ſchauert die Haut.

Magiſter. Auch ich verließ zitternd mein Lager und blickte furchtſam hinauf zum Himmel. O Freund, was ſah ich? Eine ſchreckliche Stellung der Geſtirne, die den unvermeidlichen Untergang der Welt durch eine neue Sündfluth ankündigte.

Zimmermeiſter. Ach, daß ſich Gott erbarme!

Magiſter. Der ehrliche Kalenderſchreiber hat Recht. Es werden auf den zwölften dieſes Monats plötzliche Wolkenbrüche fallen, gegen welche die Sündfluth der Vorzeit nur ein Fingerhut voll Waſſer war. Binnen einer Stunde wird die ganze Welt, wenigſtens unſer theures, werthes Land, mit Mann und Maus untergehen.

Zimmermeiſter. Das haben wir mit unſern Sünden verdient.

Magiſter. Wohl wahr.

Zimmermeiſter. Da gibts nichts, als Bälle, Komödien und Opern —

Magiſter. Und obendrein noch etliche Privattheater.

Zimmermeiſter. Gegen welche die liebe Geiſtlichkeit Anfangs genug geeifert hat. Aber man achtet die ehrwürdigen Herren nicht mehr.

Magiſter. Leider!

Zimmermeiſter. Sie können jetzt über ganze, lange Straßen im Prieſterrocke gehen, ohne daß ein Menſch vor ihnen den Hut zieht.

Magiſter. Alles wahr.

Zimmermeiſter. Ich bücke mich vor Küſtern, Glöcknern und Balkentretern, weil ſie zur Kirche gehören.

Magiſter. Eine lobenswürdige Devotion.

Zimmermeiſter. Durch die ich mir gewiß eher eine Treppe in den Himmel gebaut habe, als Andere, die ſchönen Frauenzimmern zunickten.

Magiſter. Jetzt trafen Sie den Nagel auf den Kopf. Das ewige Schnäbeln, Liebeln und Bübeln zieht uns hauptſächlich das ſchreckliche Strafgericht auf den Hals.

Zimmermeiſter. Und hiezu kommen die neuen, abſcheulichen Moden. Gehen nicht Männer und Weiber mit wollüſtig fliegenden Haaren, und buntſcheckig gekleidet, wie Harlekine? Lacht man nicht über geſetzte Leute, die in der beſcheidenen Tracht der frommen Urgroßväter einhergehen und ſich durch Perücken den Dienern Gottes gleich zu machen ſuchen? Lacht man nicht laut über ſie?

Magiſter. Das habe ich hundertmal geſehen und gehört. Dafür werden aber auch jene Modepüppchen von der Fluth zuerſt ergriffen, und ſammt ihrer luftigen Garderobe in den Abgrund der Vernichtung hinabgeſchwemmt werden.

Zimmermeiſter. Kein Prophet wird mehr geachtet, keine Hexe mehr verbrannt; Teufel und Geſpenſter werden geläugnet; die heutige Welt weiß das Alles beſſer, das Ei iſt klüger, als die Henne. Sogar den Schöpfer meiſtert man. Er gab uns nicht Flügel, wie den Vögeln; aber dennoch wollen wir fliegen, bauen uns Luftſchiffe, und —

Magiſter. Still! (Er haſcht eine Fliege, hält ſie ein Weilchen an's Ohr, läßt ſie dann wieder fliegen, und klatſcht freudig in die Hände.) Triumph! Wir ſind geborgen!

Zimmermeiſter (mitleidig). Armer Herr! Ihr Raps kommt wieder.

Magiſter. Nichts weniger.

Zimmermeiſter. Aber die plötzliche Freude —

Magiſter. Iſt eine Folge der jetzt erhaltenen angenehmen Nachricht, daß unſere beiderſeitige Rettung von dem allgemeinen Waſſertode nicht allein möglich und wahrſcheinlich, ſondern völlig gewiß iſt.

Zimmermeiſter. O beſter Freund, wie?

Magiſter. Erinnern Sie ſich noch, daß ich manchmal ein Wörtchen von der Möglichkeit des Umganges mit Geiſtern gegen Sie habe laufen laſſen?

Zimmermeiſter. Recht wohl; und Sie werden auch wiſſen, daß ich Sie oft bat, mir das Geheimniß der Citation zu entdecken; allein Sie gaben vor, Sie wüßten es ſelbſt nicht.

Magiſter. Damals war dieſe Verläugnung nöthig. Wie leicht hätten Sie es nicht weiter geſagt, und dadurch verurſacht, daß alle Menſchen vor mir, als einem Schwarzkünſtler, geflohen wären? Nun aber bedarf ich dieſer Vorſicht nicht mehr; ich geſtehe Ihnen alſo, daß ich wirklich einige Macht über Geiſter beſitze, und eben jetzt zu Ihrem und meinem Vortheile davon Gebrauch gemacht habe.

Zimmermeiſter (ſich bekreuzend). Alle guten Geiſter —

Magiſter. Loben Gott den Herrn; die meinigen auch. Fürchten Sie ſich nicht! Es ſoll Ihnen kein Haar gekrümmt werden, ob Sie gleich in dieſem Augenblicke mitten im Zirkel der Geiſter ſtehen.

Zimmermeiſter (bekreuzt ſich wieder, und macht mit ſchüchternem Umblicken einen krebsartigen Rückzug nach der Thüre).

Magiſter. Gut! dort ſind Sie am ſicherſten, und können die Fortſetzung meiner Geſchichte ruhig anhören. Ich blieb bei der gehabten nächtlichen Offenbarung von der neuen Sündfluth ſtehen. Nun werden ſie wohl glauben, daß mich die Furcht vor einem ſo nahen Tode ſchrecklich peinigte: daher entſchloß ich mich, das Heer meiner dienſtbaren Geiſter herbeizurufen und von denſelben ein Rettungsmittel zu erforſchen. Damit war ich noch beſchäftigt, als Sie bei mir — im eigentlichen Wortverſtand — mit der Thüre in's Haus fielen, und Sie werſich nun den Zuſtand, in dem Sie mich antrafen, erklären können. Auf meinen Wink verwandelten ſich ſogleich die anweſenden Geiſter in die Geſtalt gemeiner Stubenfliegen, und ſind noch unter dieſer körperlichen Hülle gegenwärtig.

Zimmermeiſter (ſteht ſtarr wie eine Bildſäule, und wagt nicht, Athem zu holen, weil ſich ihm juſt eine Fliege auf die Naſe ſetzt).

Magiſter (es bemerkend). Hab! der Oberſte meiner Geiſter, der mächtige Fitzliputzli, macht Ihnen ſeinen Beſuch. Scheuen Sie ſich nicht vor ihm! Er iſt ſehr gut gegen Sie geſinnt, und war es, der mir vorhin die angenehme Nachricht von unſerer Erhaltung brachte.

Zimmermeiſter (nachdem ihn die Fliege wieder verlaſſen hat). Puh! Es war, als ob mir eine glühende Kohle auf der Naſe läge. Nun, worin beſtand ſeine Botſchaft?

Magiſter. Er ſprach:

„Herr und Meiſter zage nicht!
Dich zu retten, iſt uns Pflicht.
Dir und noch zwei andern Seelen,
Die Du ſelber kannſt erwählen,
Netzt kein Haar die Todesfluth,
Wenn Ihr, was ich ſage, thut.

Tags vorher, eh' die Gewäſſer
Kommen, — dem Kalender nach, —

Hängt drei wohl gepichte Fäſſer
Unter dieſes Hauſes Dach,
Und beſteiget ſie gemach,
Ohn' ein Wort aus Euerm Munde
Und ohn' eines Menſchen Kunde,
In der zehnten Abendſtunde.

Doch vergeſſet in der Eil'
Nicht ein ſcharf geſchliff'nes Beil,
Um damit im Augenblicke,
Wenn der Wogendrang Euch hebt,
Zu zerhauen alle Stricke,
Woran Euer Schifflein ſchwebt.

Habt Ihr Euch ſo flott gemacht,
Dann iſt Alles gut vollbracht.
Ich und meine Geiſterlein
Werden Ruderknechte ſeyn,
Und Euch ſorgſam gondeliren,
Bis die Fluthen ſich verlieren."

Zimmermeiſter. Ei, ei, dieſe Schifffahrt iſt mir bedenklich!

Magiſter. Sorgen Sie nicht! Mein Fitzliputzli iſt gewiß ein vortrefflicher Steuermann, und ſcheint mit dem Waſſer ſchon lange bekannt zu ſeyn; wenigſtens ſchmecken ſeine Verſe ſehr nach dieſem Elemente.

Zimmermeiſter. Ich armer Mann! Was ſoll ich anfangen? Da kein anderes Rettungsmittel vorhanden iſt, ſo muß ich mich freilich auf Sie und den Herrn † † † Fitzliputzli verlaſſen.

Magiſter. Nun eilen Sie, Freund, und ſchaffen Sie ganz in der Stille drei tüchtige Wannen herbei, welche zu unſerem Behuf brauchbarer ſeyn werden, als Fäſſer, die der Geiſt — vermuthlich nur des Reims wegen — verordnete. Die Gefäſſe müſſen aber Waſſer halten, und ſo lang ſeyn, daß man bequem darin liegen kann. Alſo — verſtehen Sie mich recht; — drei Wannen. Eine für Sie, eine für mich, und eine — für den Kalendermacher.

Zimmermeiſter. Wie? Für den Kalendermacher?

Magiſter. Ja, um das ihm angethane Unrecht, indem ich ihn für einen Narren und Lügenpropheten erklärte, durch Rettung ſeines Lebens zu vergüten. Ich kenne den ehrlichen Mann ganz und gar nicht, weiß nicht einmal ſeinen Namen; daher will ich ſtracks eine Stafette nach Stolpen an den Verleger des Kalenders abfertigen und mich bei ihm nach dem Autor erkundigen.

Zimmermeiſter. Liebſter Herr Magiſter, warum wollen Sie nicht die dritte Wanne meiner armen Frau gönnen? Ich weiß, Sie ſind ein Weiberfeind, aber ich bitte Sie, ſo ſchön ich bitten kann, erbarmen Sie ſich meines guten Hannchens. Ich kann und mag ohne ſie nicht leben. — Bedenken Sie doch auch Ihr Gewiſſen! Wollen Sie denn, daß das ganze weibliche Geſchlecht ausſterben und nicht Eine übrig bleiben ſoll?

Magiſter. Würde wohl viel dabei verloren ſeyn? [*]

Zimmermeiſter. O! Sie haben ein ſteinernes Herz, wollen mich martern —

Magiſter. Gut; Ihr Wille geſchehe! Die Reue wird aber nachfolgen. Wenn Sie einſt nach wieder vertrockneter Fluth in gemeinſchaftlicher Regierung mit mir und dem Kalendermacher über die ganze ausgeſtorbene Welt als Kaiſer herrſchen könnten, dann werden Sie — Sie allein — unter dem Pantoffel eines Weibes ſtehen. —

[*] Hier übertreibt der Herr Doktor der Philoſophie ſeine Rolle, und ich glaube nun faſt, daß es wirklich ein wenig mit ihm rappelt.

Daß Ihro Majeſtät nur alsdann nicht kommen, und mir Ihr Hauskreuz klagen wollen!

Zimmermeiſter. Nein, nein.

Magiſter. Nun ſo gehen Sie und ſetzen unſere Barken in ſegelfertigen Stand!

Der künftige Kaiſer mit der Krone von Hobelſpähnen lief jetzt zu ſeiner Gemahlin und erzählte ihr, was ſie lange ſchon wußte, aber mit dem größten Erſtaunen erſt dieſen Augenblick zu hören ſchien. Sie machte tauſend Einwendungen gegen die Seereiſe, entſchloß ſich erſt auf dringendes Bitten dazu, und verſprach, für Schiffsproviant auf etliche Tage zu ſorgen.

Er rüſtete nun unter Beten und Singen die Flotte aus, und zimmerte in dem Giebel ſeines Hauſes, das in der Vorſtadt lag und nur ein Stockwerk hoch war, ein geräumiges Loch, wodurch ſie auslaufen ſollten. Der Magiſter durfte nicht einen Augenblick von ſeiner Seite, um ihm die Fliegen abzuwehren, die er noch immer für Geiſter hielt. Sobald ſich eins dieſer unſchuldigen Thierchen auf den oder jenen Theil ſeines Körpers niederließ, erſtarrte er, wie von einem Zauberſtabe berührt, und ward nicht eher wieder lebendig, bis der Magiſter den geflügelten Kobold verſcheucht hatte.

Am Mittage des eilften Juni hing die Flotille ſegelfertig am Anker. Jetzt ſchlug der pfiffige Fliegenvogt ſeiner Reiſegeſellſchaft vor, den verlornen Muth im Weinglaſe wieder zu ſuchen. Der Alte wollte nicht daran, weil er es für unſchicklich hielt, dieſen wichtigen Tag durch den Becher der Freude zu entheiligen. Der bibelfeſte Theolog hob aber ſeine Bedenklichkeit bald, indem er ihm vorſtellte: Da der Archenbauer, Vater Noah, dem er ſo ganz gleiche, den erſten Weinſtock gepflanzt habe, ſo ſey es ihm, Noah dem Zweiten, nicht unanſtändig, von dieſem Gewächs zu trinken.

Man ſetzte ſich, um mit beſcheidnen Lippen
Ein Fläſchchen Meißner aufzunippen.
Das alte Weinchen war ſo mild,
Daß Noah ſich mit ihm bekannter machte
Und an die Sündfluth kaum noch dachte,
Als er das zehnte Glas in zitternden Händen hielt.

Beherzt trank nun der gute Meiſter,
Bis er von aller Furcht genaß,
Und gar am Ende gegen Geiſter
Den ſchuldigen Reſpekt vergaß.
Selbſt Fitzliputzli, der auf ſeinem Naſenthurme
Sich noch einmal zu lagern unterſtand,
Ward jetzt, als wär' er nur ein Lump von einem Wurme,
Erſchlagen durch des Zechers Hand.

Nun war es hohe Zeit, ihn einzuſchiffen. Stand man länger damit an, ſo würde es ihm entweder an körperlicher Kraft gefehlt haben, mittelſt einer Treppenleiter an Bord zu gelangen, oder — was noch mehr zu befürchten war — die Aufklärung des Weins wäre vielleicht ſo hoch geſtiegen, daß er die ganze Sündfluth für eine Fabel gehalten und ſich gar nicht zur Einſchiffung bequemt hätte.

Indem es ihm alſo am beſten ſchmeckte, wurden Flaſchen und Gläſer weggeräumt, und die Geſangbücher geholt, um durch einige Kreuz-, Anfechtungs- und Sterbelieder ſeinen Uebermuth wieder zu demüthigen.

Das Mittel ſchlug an. Er weinte wie ein Kind, und ſtieg die Treppe zu ſeiner Gondel mit eben ſo zerſchlagenem Herzen hinauf, als ein armer Sünder die Leiter zum Hochgerichte.

Seine Gefährten krochen nun auch mit ſchwer und mühſam unterdrücktem Lachen in ihre Fahrzeuge. Alles war todt und ſtille. Der erſte Laut, der ſich nach Verfluß einer Stunde hören ließ, war die Stimme des Schlafs, der den berauſchten Noah überwältigt hatte.

Dieſer ſonſt widerliche Ton gab dem lauſchenden Magiſter ein längſt erwartetes, angenehmes Signal, ſeine Kajüte wieder zu verlaſſen. Er ſtieg auf leiſen Socken die bei ihm ſtehen gebliebene Treppenleiter herab und trug ſie unter den ſchwebenden Aufenthalt ſeiner Geliebten, die auf dieſem Wege zärtlich in ſeine Arme flog.

Das glückliche Paar hielt ſich nun nicht länger unter dem Sparrwerke des Hauſes auf, ſondern ſchlich in ein Kämmerlein des Erdſtocks herab, um in dem daſtehenden Bette ein bequemeres Plätzchen zu Umarmungen zu finden. Bis gegen Mitternacht pflegten ſie ungeſtört der Liebe.

Doch ſchnell zerreißt der Küſſe Faden
Durch ein Geräuſch am Fenſterladen,
Und eine Stimme girrt herein:
„Schön Weibchen, find' ich Dich allein?“

Frau (leiſe zum Magiſter). O Himmel! das iſt der unausſtehliche Advokat Blaſius, der mir auf allen Tritten und Schritten nachgeht.

Magiſter. Der verdammte Kerl! Heißen Sie ihm, er ſoll ſich packen.

Blaſius (klopft wieder an den Laden):

Du holdes Täubchen,
Du ſüßes Weibchen,
Hörſt Du mich nicht?

Frau (laut). Ich habe nichts mit Ihnen abzuthun, Herr Advokat! Hüten Sie ſich, daß Sie nicht von meinem Manne, der bei mir ſchläft, gehört werden, ſonſt möchte Ihnen dieſe nächtliche Störung nicht zum Beſten bekommen.

Blaſius. Nur einen Kuß, mein zweites Leben!
Ich will dann gern zur Ruhe mich begeben.

Magiſter (leiſe). Wahre Advokatenverſe.

Frau. Begeben Sie ſich nur jetzt gleich zur Ruhe, mein Herr, und laſſen Sie mich auch ſchlafen.

Blaſius. O Engelsweib, nur einen Kuß!
Weil ſonſt der arme Blaſius
Vor Deiner Thüre ſterben muß.

Magiſter (brummend). Wenn's doch ſchon geſchehen wäre.

Frau. Gehen Sie, Herr Advokat, oder ich wecke meinen Mann!

Blaſius. Und wollteſt Du den Donnergott erwecken,
Mich würde traun ſein Blitz nicht ſchrecken,
Könnt' ich von Dir ein Küßchen ſchmecken.

Magiſter (leiſe). Ei, ſo wollte ich, daß der Teufel Dich und Deine ſchlechten Verſe holte!

Frau (zum Magiſter). Ich werde dem Narren wohl den Mund mit einem Kuſſe ſtopfen müſſen.

Magiſter. Nein, das gebe ich nicht zu.

Blaſius. Ach! — ach! — ich liege nun ſchon in
den letzten Zügen,
O Tigerherz, macht Dir mein Tod ſo viel Vergnügen?

Frau (leiſe). Wir werden ihn wahrlich die ganze Nacht nicht los, wenn ich ihm nicht ſeinen Willen thue.

Magiſter. Den ſoll er durchaus nicht haben; ich will ihn aber gleich abfertigen. Rufen Sie ihm jetzt zu, daß Sie ihm einen Kuß erlauben wollten, wenn er verſpräche, nichts weiter zu verlangen, und ſich dann gleich fort zu packen.

Blaſius. Auf Deinen Lippen purpurroth
Blüht ſchon ein Kräutlein wider'n Tod.
O ſpend' es mir in meiner Noth!

Frau (laut). Seyn Sie nur ruhig, Sie erbärmliche Wehklage! Ich will Ihr Verlangen erfüllen; doch müſſen Sie mir erſt Ihr Wort geben, daß Sie alsdann ohne weitern Senf mein Haus verlaſſen wollen.

Blaſius. Ich ſchwör's bei Deiner Augen Sternen,
Mich augenblicklich zu entfernen.

Nun entſtieg der boshafte Magiſter dem Bette, und reckte unter Begünſtigung einer egyptiſch-finſtern Nacht daſſelbe Geſicht zum Fenſter hinaus, das jene holländiſche Wirthin zum ſchwarzen Bock in Harlem ihren treulos gewordenen Kunden und der ganzen Welt bei Trompetenſchall zeigte[*]

Der ſchmachtende Blaſius, der gar nicht an die Möglichkeit einer ſo häßlichen Täuſchung dachte und überdieß ein wenig benebelt war, drückte den zärtlichſten Kuß darauf und eilte ſeinem Verſprechen treu von dannen.

Schon mancher weiſe Mann rieth ſeinen Erdenbrüdern,
Nicht mit dem Meſſer der Grübelei
Des Lebens Freuden zu zergliedern,
Weil ihr Skelett ein ekler Anblick ſey. —
Herr Blaſius hätt' auch ſehr klüglich gehandelt,
Wär' er, zufrieden mit dem Kuß,
Und ohne darüber den Kritikus
Zu ſpielen, ſeine Straße gewandelt;
Allein er kettete Schluß an Schluß,
Und ſo vereinten ſich hundert Sachen,
Ihm den genaſchten Lippengenuß
Im höchſten Grade verdächtig zu machen.
„Ha!“ rief er endlich aus: „was du ein Eſel biſt!
Du haſt ein X für ein U geküßt!“

---

[*] Herr Penzel hat davon, der flachen Phyſiognomie ungeachtet, zu dem erſten Theile der Reiſe in die mittäglichen Provinzen von Frankreich ein geiſtreiches Kupfer geliefert.

Er war ſo aufgebracht, daß er ſich ſelbſt mit einem Backenſtreich bediente. Nun aber dürſtete er auch nach Rache gegen den ſchamloſen Betrüger, der ihm dieſe falſche Waare untergeſchoben hatte.

Ich will Dich brandmarken, Du magſt ſeyn, wer Du biſt! dachte er, und eilte zum flammenden Herde eines fleißigen Schmids, den er in der Nachbarſchaft arbeiten ſah. „Geſchwind, lieber Meiſter, geſchwind einen glühenden Stab Eiſen! Frag' er nicht lange, wozu? Nur geſchwind, geſchwind!“

Der gefällige Vulkan ſtieß eine tüchtige Stange in die Kohlen, zog ſie nach wenigen Minuten flammenroth und funkenſprühend wieder heraus und übergab ſie ihm. Er lief damit an's Fenſter der Frau Zimmermeiſterin zurück, klopfte und rief:

„Noch einen Kuß, du kleine Maus:
Ich ſtürme ſonſt das Haus.“

Der Magiſter, dem es herzlichen Spaß machte, ſeinen ſchmutzigen Nachdruck noch einmal als Originalausgabe zu verkaufen, ließ ihn nicht lange warten, ſondern reichte geſchwind das vorige Exemplar wieder zum Fenſter hinaus. Aber der Advokat fuhr mit dem glühenden Eiſen ſo derb über das Titelblatt hinweg, daß der Nachdrucker vor Schmerzen laut aufſchrie: „Hülfe! Waſſer! Waſſer!“

Ueber dieſen Nothſchrei erwachte der Zimmermeiſter, und glaubte, das Waſſer der Sündfluth komme. Daher hieb er raſch, um ſich flott zu machen, die Ankerſeile ſeines Fahrzeugs entzwei, und es ſtrandete krachend auf dem Boden. Der geſengte Magiſter wünſchte ſich jetzt nur ein paar kühlende Tropfen von der Sündfluth vergebens. Er muß aber doch bei aller Pein, die ihm ſein Brandſchaden verurſachte, noch Gegenwart des Geiſtes behalten haben, die Verwirrung im Hauſe, welche ſchon die Nachbarn herbeilockte, auf eine gute, mir jedoch unbekannte Weiſe zu ſchlichten; denn er hat nun eine Pfarre bekommen, und zwiſchen ſeinen Wirthsleuten iſt keine Eheſcheidung erfolgt.

Klärchen.

Ein verliebtes Pfäfflein ward jüngſt von einer der zwölf klugen Jungfrauen, die in der kaiſerlichen freien Reichsſtadt Goslar einen Almanach für Liebende und Nichtliebende herausgeben, luſtig angeführt. Die Correkturbogen des Minnebüchleins haben eine weite Reiſe zur ſchönen Schriftſtellerin, von der wir ſprechen.

Denn Klärchen wohnt im Baierland,
Im Paradies der Pfaffen,
Die gern, wie aller Welt bekannt,
Nach hübſchen Mädchen gaffen.

Ein ſolcher Wicht mit Doppelkinn
Und Schmeerbauch fand Behagen,
Der Almanachsverfaſſerin
Von Liebe vorzuſagen.

Die kluge Jungfrau aber ſchrieb
An ihrem Werkchen fleißig,
Und that oft, wenn der Tagedieb
Sie ſtörte, wild und beißig.

Ihr folgte dennoch auf der Spur
Der brünſtige Geſelle;
Denn ihn beſchenkte die Natur
Mit einem Büffelsfelle.

Der ſchnödeſten Verachtung Dolch
Drang nicht zu ſeinem Herzen;
Bei Hausverboten rief der Molch:
„Ei, ei, Mamſellchen ſcherzen!“ —

Die junge Federheldin ſann
Auf Schwänke nun, den Pfaffen,
Der fühllos war bei Fluch und Bann,
Vom Halſe ſich zu ſchaffen.

Sie dachte: Ließ ich eine Nacht
Ihn auf der Gaſſe frieren,
So würde wohl ſich ſacht und ſacht
Sein Liebesmuth verlieren.

Als nun das Pfäfflein wieder kam
Und dieß und das begehrte,
Da ſprach mit jungfraulicher Scham
Die liſtige Gelehrte:

„Herr Pater, Hausbeſuche muß
Ich mir im Ernſt verbitten;
Ich habe tödtlichen Verdruß
Darüber ſchon gelitten.

Die lauſchende Verläumdung macht
Von mir gar bittre Gloſſen:
Drum hab' ich mich vor ihr in Acht
Zu nehmen, feſt beſchloſſen.

Wir wollen vor dem Angeſicht
Der Welt uns nie mehr ſprechen,
Es gibt ein Oertchen, wo uns nicht
Der Schmähſucht Weſpen ſtechen.

Der Weg iſt Ihnen doch bekannt
Zu Auguſtins Kapelle? —
Nun auf dem Kirchhof linker Hand
Iſt die gemeinte Stelle.

Dort ſollen Sie mich ohne Zorn
Und ganz gefällig finden,
Sobald des Wächters Ruf und Horn
Wird Mitternacht verkünden.

Mann-hohe Fäſſer liegen da,
Worin man gut kann ſitzen,
Um ſich im Nothfall, ſo etwa
Ein Schneeflocken fiel, zu ſchützen.

Wenn dieſes Plänchen nicht gefällt,
Kann ich kein andres drechſeln,
Und mag ſonſt nirgends in der Welt
Kein Wort mit Ihnen wechſeln."

Das Pfäfflein erſtaunte nicht wenig ob dieſer Rede. Ein züchtiges Mädchen, das bisher immer die Veſtalin ſpielte, lud ihn auf einmal zu einer nächtlichen Zuſammenkunft in ein Faß ein, wo man ſich doch wahrlich ſehr nahe zuſammenfügen mußte. — Was ſollte er von dieſem Einfalle denken?

Bald aber beſann er ſich, daß er mit einem weiblichen Genie, mit einer Schriftſtellerin, zu thun habe, und nun kam ihm der Antrag nicht mehr wunderbar vor. Dergleichen Leute — dachte das einfältige Kloſterſchaf — ſuchen manchmal Ehre darin, Sonderlinge zu machen; du wirſt alſo wohl, wenn du eine wollüſtige Nacht genießen willſt, der Genielaune nachgeben müſſen.

Das that er denn auch, und empfahl ſich unter der Verſicherung, mit dem Schlage der zwölften Stunde auf dem Kirchhofe zu erſcheinen. Die Jungfrau verſprach es nicht minder; bat ihn aber, er möge ſich nicht verdrießen laſſen, ein oder zwei Stündchen auf ſie zu warten, im Fall ihr etwa eine Verhinderung zuſtoßen ſollte, pünktlich zu kommen.

Worthalten war, wie wir ſchon wiſſen, nicht ihr Ernſt. Sie ging aber Abends zu einer vertrauten Freundin, die bei der Auguſtinerkapelle wohnte und auch mit am Liebesalmanach arbeitete. Hier brachten die Töchter der Muſen erſt einige Hefte ihres Manuſcripts in Ordnung und lauſchten dann hinter dem Vorhange, ob der Pater kommen und was er beginnen würde.

Sanft flimmerten oben die Lämpchen der Sterne,
Auch brannte des freundlichen Vollmonds Laterne;
So war, wie am Tage, das einſame Feld
Der ſchlummernden Todten beſtrahlt und erhellt.

Kaum hatte die Glocke der Geiſter geklungen,
Da kam ſchon der pünktliche Pfaffe geſprungen;
Er wackelte zwiſchen den Gräbern herum
Und ſah nach der ſchönen Scribentin ſich um.

Bald fand er ſechs umgeſtürzt liegende Tonnen,
Ha, dachte die Einfalt, nun hab' ich gewonnen;
Das ſchäkernde Mädchen, das liebend mich neckt,
Hat ſicher und heilig darin ſich verſteckt.

Er ſäumte nun gar nicht, von einer zur andern,
Mit klopfendem Finger am Boden, zu wandern.
Er horchte; doch nirgends ſcholl Antwort heraus,
Kein Seelchen war in den fünf erſten zu Haus.

Schier ſank nun die Hoffnung. Allein ihm ward beſſer
Beim Klopfen und Horchen am ſechsten der Fäſſer;
Hier krabbelte was an der inneren Wand
Und ſprach auch ein Wörtchen, das er nicht verſtand.

Das Wörtchen, im Bauche des Faſſes geſprochen,
War einem ſchwarzborſtigen Rüſſel entkrochen;
Es grunzte verdrießlich ein Schwein, das hier ſchlief,
Nachdem es ſich Abends vom Stalle verlief.

Doch weil Phantaſeien oft Buhler bethören,
So glaubte der Pfaffe, ſein Liebchen zu hören.
„Ich kenne Dich,“ rief er, „trotz Deinem Gebrumm!“ —
Und ſprang zu der Mündung des Faſſes herum.

Er bog ſich zuſammen, um ohne Verweilen
Die enge Kajütte mit Liebchen zu theilen;
Da hob ſich vom Lager das Maſtſchwein empor
Und ſtürzte mit zornigem Grunzen hervor.

Schnell fuhr es ihm zwiſchen die Sicheln der Beine
Und trug ihn davon über Stock, über Steine:
Wie einſt man auf Hirſche die Wilddiebe band,
So ritt er, das Schwänzlein der Sau in der Hand.

Vergebens war Streicheln und Schmeicheln und Koſen,
Es diente nur, mehr noch die Sau zu erboſen.
Sie wirbelte blindlings herum ſich im Ring,
Weil ihr auf dem Rüſſel der Pfaffenrock hing.

Nun mußte zuletzt durch die offenen Thüren
Des Kirchhofs ſie gar noch Beelzebub führen
Und hin auf die Gaſſe, wo eben das Paar
Schöngeiſtiger Mädchen im Hinterhalt war.

Sie ſtemmten vor Lachen die Händ' in die Seiten,
Als ſie das unglückliche Pfäffchen ſahn reiten.
Schön Klärchen rief auch, als die Extrapoſt knapp
Am Hauſe vorbeiflog, vom Fenſter hinab:

„Herr Pater, Herr Pater, wohin ſo behende?
Nun traben Sie immer bis an der Welt Ende!
Die zärtliche Dame, die jetzt Sie entführt,
Iſt eine Geſellſchaft, die Ihnen gebührt.“ —

Drauf wälzte das Schwein ſich zum Schluß der Geſchichte
Im Straßenkoth weidlich herum mit dem Wichte.
Er floh nun, als jagt' ihn das hölliſche Heer,
Und ſtörte die Töchter der Muſen nicht mehr.

So entging Klärchen den Nachſtellungen des Pfaffen, und erhielt dadurch rein und unbefleckt ihre jungfräuliche Keuſchheit, die eine weſentliche Eigenſchaft bei den Verfaſſerinnen des Almanachs der Liebe zu ſeyn ſcheint, weil ſie ſich derſelben ſo laut auf dem Titel gerühmt haben.

Wäre Klärchen um dieſes Kleinod gekommen und dadurch zu einer Mitarbeiterin am Kalender untüchtig geworden, ſo gab es doch immer noch eine ſchöne Gelegenheit, ihre ſchriftſtelleriſche Laufbahn zu verfolgen. Sie konnte ſich alsdann, wenn ſie ſich noch mit Ehren unter die Haube gebracht hätte, zu den zwei und vierzig deutſchen Frauen ſchlagen, die ein Archiv weiblicher Hauptkenntniſſe, unter dem Vorſitze Herrn Geißler's des Jüngern, herausgeben.

Wenn aber auch keine der zwölf Jungfrauen auf dem Wege der Keuſchheit ſtrauchelt, ſo fürchte ich dennoch, wir werden die Fortſetzung ihres Almanachs einbüßen. Denn es ahnet mir, daß Herr Magiſter Meeſe, der ſich des Wohlklanges halber Doktor Maſius nannte, und mit der Klingsohriſchen Buchhandlung zu Goslar, die das Handbüchlein der Liebe verlegt, zuletzt noch ſehr vertraut war — es ahnet mir, ſage ich, daß dieſer berühmte Mann bei den zwölf Jungfrauen dieſelbe Ehrenſtelle bekleidet hat, die Herr Geißler noch jetzt bei den zwei und vierzig Frauen mit Ruhm verwaltet.

Nun aber iſt Herr Meeſe todt. Es gibt zwar Leute, die mir einſtreiten wollen, er lebe noch im beſten Wohlſeyn zu Goslar; allein ich glaube meinen Augen mehr, als ihren Worten. Ich habe ſein urſchriftliches Teſtament geſehen, und Teſtamente werden doch, wie bekannt, vor des Erblaſſers Tode nicht publicirt.

Der brave Mann hat vielen Leuten, die ihn gar nicht kannten, ſchöne Legate vermacht, wovon ich einige Beiſpiele weiß. Man denke ſich die Freude dieſer Glückskinder! Sie erhielten auf einmal Briefe aus Goslar, mit der angenehmen Nachricht, daß bei einem daſigen Comptoir ein Teſtament liege, in dem ſie mit einem anſehnlichen Kapitale bedacht wären; es ſey aber ein Louisd'or zu Ablöſung des Dokuments erforderlich. Mit Vergnügen überſchickten ſie das Bagatell, und erhielten hierauf eine vom Teſtator, Doktor Gottfried Lebrecht Maſius, und drei Zeugen unterſchriebene Urkunde, worin ſich ein Geheimniß wider die Drehkrankheit der Schafe und folgende Erklärung befand: „Die Nutzungen dieſes Geheimniſſes wären jährlich ſo hoch, als die Intereſſen eines ausgeliehenen Kapitals von tauſend und mehreren Thalern zu bringen; das Geheimniß ſey daher als das Kapital ſelbſt zu betrachten.“

Schluß und Rechnung ſind richtig. Sollten ſich nun die Herren Erbnehmer — wie doch billig wäre — aus Dankbarkeit vereinigen, ihrem Wohlthäter ein Monument ſetzen zu laſſen, ſo habe ich unmaßgeblich folgende Inſchrift dazu entworfen:

Hier ruht Herr Meeſe, der bei allen
Drehkranken Schafen ſich als Leibarzt Ruhm erwarb;
Doch von der Drehkrankheit war er ſelbſt ſo befallen,
Daß er nun endlich daran ſtarb.

Stille Rache.

Die ſüßeſten Freuden des Erdenlebens, die Freuden der Liebe, genoß Graf Guido zu Neapel in den Armen einer ſchönen, tugendhaften Gemahlin, um die ihn alle Männer beneideten.

Aber wie oft ein Paar Tauben, indem ſie ſich zärtlich ſchnäbeln, durch einen Raubvogel getrennt werden, ſo ging es auch dem Grafen, bevor noch der dritte Monat ſeiner glücklichen Ehe verfloß.

Es war Faſchingszeit. Halb Neapel entſchlug ſich ſeinen Geſchäften, und lief unter tauſendfältigen Mummereien der Freude nach. Selbſt der König Alphons, der verliebteſte Prinz ſeiner Zeit, fand jetzt nicht für nöthig, mit ernſthaften Kabinetsräthen in ſeinem Palaſt zu arbeiten, ſondern durchſtreifte in arkadiſcher Schäfertracht die Gaſſen, und beehrte ſogar verſchiedene Häuſer, in denen er liebenswürdige Bewohnerinnen wußte, mit ſeinem Beſuch.

Auf dieſer empfindſamen Reiſe kam der Arkadier denn auch in das Haus des Grafen, der ihn mit einem köſtlichen Bankett bewirthete. Der dicke, gräfliche Koch dampfte wie der Veſuv; denn er hatte ſchleunig alle Leibes- und Seelenkräfte — ſo viel nämlich von den letztern in der Küche nöthig ſind — aufgeboten, um für den hohen Gaſt ein recht leckeres Mahl zu bereiten.

Allein, indem er ſich jeden Augenblick der feierlichen Ernennung zum königlichen Mundkoch dafür gewärtigte, kamen von Zeit zu Zeit die bei der Tafel aufwartenden Bedienten als Couriers mit den traurigen Depeſchen an: Daß Ihro Majeſtät faſt jede Schüſſel unberührt vorbei gelaſſen, und ſelbſt in der Aalpaſtete, — durch die Meiſter Koch unſterblich zu werden dachte, — nur geſtochert habe. Verzweiflungsvoll ergriff er einen Bratſpieß, um ſich damit in den Biographien der Selbſtmörder unter der Rubrik: „wegen nicht erkannter Verdienſte," einen Platz zu verſchaffen. Seine Wuth war groß, aber nicht blind; denn er ſchielte gar wohlbedächtig unter dem Dache ſeiner Augenbraunen hervor und herum, ob denn Keiner der gegenwärtigen Gaffer das Unglück verhüten und ihm in den Arm fallen würde. Da ihm nun Niemand die Gefälligkeit that, ſo ſtellte er das Mordeiſen langſam wieder an ſeinen Ort und murmelte blos in den Bart: „Der liebe Herr weiß nicht, was gut ſchmeckt." — „Weiß nicht, was gut ſchmeckt," war der Wiederhall von den Lippen der Küchenſubalternen; und ſicher würde das Urtheil der Topf- und Tiegelfakultät über den armen Alphons noch härter ausgefallen ſeyn, wenn ſie gewußt hätte, was wir wiſſen: daß nämlich ein ganz anderer König, als er, daß Friedrich der Große, eine gute Tafel, vorzüglich die Aalpaſteten, bis an ſeinen Tod liebte, und durch der letztern übermäßigen Genuß ſogar die Heilkräfte des berühmten Löwenzahns ſchwächte *.

Unſere Erzählung hat ſich faſt zu lange beim Heerde verweilt; allein die Reiſe um den dicken Bauch des Paſtetenkönigs war nicht eher zu enden. Wir wollen nun

---

* Laut der Fragmente des Ritters von Zimmermann über Friedrich den Großen, im dritten Bande.

gleich ſeinen räucherigen Staat auf immer verlaſſen, wenn wir ihm vorher kund und zu wiſſen gethan haben, daß er ſehr windſchief urtheilte, indem er Alphonſen eines ſchlechten Geſchmacks beſchuldigte.

Eben ſein feiner, geläuterter Geſchmack war die Urſache des Mangels an Eßluſt. Bei der freien Wahl, unverwandt auf den Teller oder einer ſchönen Frau in die Augen zu ſehen, zog der königliche Schäfer das geiſtige Vergnügen dem körperlichen vor. Angehende Verliebte brauchen, wie bekannt, ſo wenig Nahrung, als eine Grille, die ein Thautropfen ſättiget; und das war der Fall beim Könige, den die Gräfin bezaubert hatte.

Sein Herz, das gewöhnlich ſchnell Feuer fing, aber auch oft in der nächſten Stunde wieder kalt ward, fühlte jetzt das Entſtehen einer mächtigern Glut. So hatte noch kein Weib ihm gefallen; die Hälfte ſeines Königreichs wäre ihm um einen Kuß feil geweſen.

In der folgenden, ſchlafloſen Nacht war ſie ſein einziger, langer Gedanke, ihre Gegenliebe ſein höchſter Wunſch; und er beſchloß, um ſie bald auf eine ſchickliche Art wieder zu ſehen, dem Adel der Stadt an einem der nächſten Tage eine Fête zu geben.

Es geſchah. Hundert Reifröcke rauſchten zur Thüre herein, ohne vom Könige bemerkt zu werden. Er hatte nur Augen für ſeine ſchöne Gräfin, eröffnete mit ihr den Ball und glaubte — wie denn Liebhaber immer mit Luchſen um die Wette ſehen — das Aufglimmen eines Fünkchens Gegenliebe bei ihr zu entdecken. Nachdem er den ganzen Tag jeden Zug ihres Angeſichts ſtudirt hatte, ſchmeichelte er ſich, dieſe etwas unleſerliche Schrift ganz und ſo zu verſtehen, daß man ihn erhören würde, wenn der Graf nicht im Wege ſtünde.

Einen läſtigen Mann auf die Seite zu ſchaffen, iſt den Königen ein Spiel. Doch macht es Alphonſen Ehre, daß er den Grafen nicht durch einen Uriasbrief, ſondern durch den Auftrag einer ehrenvollen Geſandtſchaft nach Rom entfernte. Die Gräfin war über die Abreiſe ihres Gemahls in der That betrübt. Der König ermangelte jedoch nicht, die junge Strohwittwe fleißig zu tröſten, und ſie — ließ ſich tröſten. So ſind die Weiber! Auch den Beſten ſchmeichelt's, wenn ihnen ein Großer den Hof macht. In Kurzem dachte die Gräfin eben ſo ungern an die Rückkunft ihres Gemahls, als vorher an ſeine Abreiſe. Ihr königlicher Liebhaber war ihr ſo unentbehrlich geworden, daß ſie tauſend Plänchen entwarf, wie ſie künftig auch die kürzeren Abweſenheiten ihres Mannes benutzen wollte.

Von dieſen ſchönen Dingen verrieth nun freilich das Geſicht der liſtigen Frau nichts, als der Graf wieder aus ſeinem Reiſewagen in ihre Arme flog. Unter ihren Küſſen faſt erſtickend, hielt er ſie für das treueſte Weib unter der Sonne. Einige Freunde, die für ſeine Ehre beſorgt waren, gaben ihm in der Folge wohlmeinende Winke. Er lachte, ſchalt ſie leichtgläubig, und erklärte die ganze Sage für ein neidiſches Weibermährchen. Dennoch blieb ihm ein Stachel im Herzen, der ihn aufmerkſam machte. Seine ſtillen Beobachtungen überzeugten ihn auch bald, daß er — ein Mann wie andre Männer ſey.

„Hum!“ ſprach er mit ſich ſelbſt: „Ihro Majeſtät jagen alſo in meinem Gehege? Was ſoll ich thun? Etwa den Tollkühnen ſpielen, dem Raubſchützen auf den Leib gehen und mein Leben gegen ihn wagen? Ha, das wäre auch ein treuloſes Weib werth! Nein, nein, man lebt nur einmal, und ich will leben, um mich zu rächen. Alſo

Krieg, Herr König, Krieg! Und meine Loſung ſey: Gleiches mit Gleichem.“

Die Königin war ein junges, ſchönes, herrliches Weib, und es iſt zu bedauern, daß ſie nicht eine Deutſche war und in unſern Tagen lebte, weil ihr dann gewiß der Herr Gallerieinſpektor, Geißler der jüngere, einen Ehrenplatz in ſeiner Gallerie edler deutſcher Frauenzimmer angewieſen und ihren Schattenriß, wo nicht auf die Nachwelt, doch wenigſtens in einen Krämerladen gebracht hätte.

Seit ſich der Graf von der Untreue ſeiner Gemahlin — deren Reize überdieß die Kraft der Neuheit für ihn verloren hatten, — überzeugte, wurden die Vollkommenheiten der Königin ihm immer heller und heller, und er war ganz mit ſich einig, daß bei dieſem Tauſche mehr zu gewinnen, als zu verlieren ſey.

Aber wie die Sache anfangen? Das war der Hauptknoten. Ihn durchzuhauen und mit einer unvorbereiteten Liebeserklärung gegen die Königin hervorzutreten, war kitzlich. Sicherer ſchien ihm der Weg, ihr vorher in einem namenloſen Briefe die Ausſchweifung des Königs zu entdecken.

Er that es. Leichter Sinn und froher Muth waren vorzügliche Beſtandtheile ihres Charakters. Die Nachricht von der Galanterie ihres Gemahls brachte ſie weder um Appetit noch Schlaf, und hatte die einzige, allerdings ſehr glückliche Wirkung, daß ſie den Grafen, über den ſonſt ihr Blick unter dem Getümmel der übrigen Hofleute nur flüchtig wegglitt, von nun an ſchärfer in's Auge faßte, weil er ihr, als der Gatte ihrer Nebenbuhlerin, wichtiger geworden war. Sie ſah einen jungen, blühenden Mann, deſſen Geſtalt eine Vergleichung mit dem Könige ſehr wohl aushalten konnte; und fand in einer viertelſtündigen Unterhaltung mit ihm mehr Geiſt und Leben, als ſie ein ganzes Jahr lang bei ihrem Gemahl bemerkt hatte. Der Graf ſpannte freilich alle Segel ſeines Witzes auf, um zu gefallen, und es gelang ihm ſo, daß die andern Hofherren über die ausgezeichnete Aufmerkſamkeit, die ihm die Königin bei jeder Gelegenheit bewies, vor Neid berſten wollten.

Im Verlauf einiger Wochen ſprachen die Augen über den Hauptpunkt von Tag zu Tag verſtändlicher, ohne daß der Mund ein Wörtchen dazu ſagte. Endlich kam auch an ihn die Reihe, ſich in das Spiel zu miſchen.

Einsmals ward der Graf unvermuthet zur Königin gerufen und in ein Kabinet geführt, das die Liebe für ihre Geheimniſſe angelegt zu haben ſchien. Die Königin hatte keinen Zug von Hoheit in dieſes Feenzimmerchen mitgebracht, und empfing den Grafen in der beſten, traulichſten Laune.

Königin. Ich wollte Ihnen nur ſagen, Herr Graf, daß ich erſt kürzlich eine etwas alte Neuigkeit erfahren habe, die uns Beide gleich ſtark intereſſirt. Rathen Sie!

Graf. Ich ſinne vergebens. Geruhen Sie, Königin, mir das Räthſel zu löſen.

Königin. Sie wüßten alſo wirklich nicht, daß Ihnen der König die undankbare Ehre erzeigt, Ihre Gemahlin zu lieben?

Graf. Unmöglich! Wie könnte der glückliche Monarch, der ſeinen Thron mit der Königin der Schönheit theilt —

Königin. O des Schmeichlers und Heuchlers! Sie ſtellen ſich ſo fremd und haben doch gewiß ſchon längſt ihren Kummer in Elegien ausgehaucht; denn Sie ſind Dichter, wie ich höre.

Graf. Zu ehrenvoll iſt dieſer Name für mich. Wenn ich mir ihn anmaßte, müßte ich die zürnende Erſcheinung von Homers beleidigtem Schatten fürchten.

Königin. Wortſtreit, den ſich die Gelehrten gar nicht abgewöhnen können. Aber Verſe machen Sie doch?

Graf. Dieſe Tändelei geſtehe ich.

Königin. Nun, lieber Tändler, ſo geben Sie mir etwas zum Beſten!

Graf. Verzeihen Sie, Königin, noch nie iſt mir ein Vers ſo geglückt, daß ich ihn für würdig achten könnte, von Ihnen angehört zu werden.

Königin. Die Beſcheidenheit kennt man. Ihr Dichter macht es juſt wie ein junges Mädchen, das ſich von ſeinem Liebhaber herzlich gern küſſen läßt, doch allemal erſt das Schürzchen vorhält. Keine Ziererei weiter, Herr Graf!

Graf. Ich gehorche; mein Gedächtniß bietet mir aber juſt nichts dar, als eine luſtige Schnurre, die ich neulich gehört und in Reime gebracht habe.

Königin. Recht gut; ich liebe Schwänke.

Graf. Damit kann ich aufwarten. Der meinige heißt:

Der Vergleich.

Herzgute Freund' und treue Nachbarn waren
Sebaſtian und Veit,
Und beide ſo geſcheidt,
Mit jungen Weibchen ſich zu paaren.

Bei freundlichen Beſuchen her und hin
Liebäugelte Herr Veit ſtark mit der Nachbarin,
Und Baſtel lauerte, den Vogel zu erhaſchen
Oft an der Thüre Spalt;
Da ſah er ihn denn bald
Verbot'ne Früchte naſchen.

Halt, dacht' er, halt,
Ich will mich rächen;
Doch nicht mit Schießen, Hauen, Stechen,
Das gäbe nur der Stadt ein Weilchen Stoff zum Sprechen.

Er zog ſich, ſchwebend auf den Zehn,
Weg von der Thür und ließ Herr Veiten
Ganz ungeneckt nach Hauſe gehn.
Dann ſagt' er's ſeiner Frau, daß er die Zärtlichkeiten
Des Nachbars hell und klar geſehn;
„Doch," fuhr er fort, „der Streich ſoll nichts bedeuten,
Wenn Du mir folgſt. Beſtelle Veiten
Punkt zehn Uhr morgen früh zu Dir.
Verbirg ihn, wenn Du mich hörſt an die Thüre ſchlagen,
Flugs in den großen Kaſten hier,
Und thue dann, was ich Dir werde ſagen." —

Die Frau gelobte zitternd an,
Das Alles treulich zu beſorgen,
Und vor zehn Uhr am andern Morgen
Verließ ſein Haus Sebaſtian.
Am Fenſter ſtand Herr Veit, ſchon angethan
Mit einem netten Modekleide,
Und Baſtel rief zu ihm hinauf:
„So zeitig ſchon in Gold und Seide?"
Ja, liebes Nachbarchen, ich will den Augenblick
Aufs nächſte Rittergut verreiſen,
Um in Geſellſchaft da zu ſpeiſen. —
„So, ſo! Ich wünſche Glück!
Auch ich geh' aus der Stadt und komm' erſt ſpät zurück." —

Auf weſſen Grundgebiet gelegen
Das Landgut war, das wiſſen wir.
Der Eigenthümer ließ den guten Veit nun hier
Der Minne nicht gar lange pflegen,
Und meldete mit lauten Schlägen
Sehr bald ſich wieder vor der Thür.

Ei, wie war Holland da in Nöthen!
Da half kein Fluchen, half kein Beten,

Der Minner mußte krumm und klein
Sich in den engen Kaſten drücken,
Und Baſtel trat mit unbefangnen Blicken,
Als wüßt' er nur ein Wort, in' Zimmer nun herein:
„Wie ſteht's, mein Kind, mit Deiner Küche?
Sie läßt mich doch wohl nicht im Stiche,
Wenn ich ein Gäſtchen bitten will?
Veit ging aufs Land, — er hat ſo immer ſeine Schliche —
Daheim ſitzt ſeine Frau allein und mäuschenſtill,
Und möchte doch vielleicht auch lieber
Ein wenig in Geſellſchaft gehn;
Drum eil' und bitte ſie herüber
Auf ein Gerichtchen Gerngeſehn!“

Sie kam und ward mit einem Kuſſe
Von Baſteln gleich begrüßt.
„Ei, ei, ſtehn wir auf ſo vertrautem Fuße!
Wie gut gelaunt doch heut Herr Baſtel iſt!“ —
Indem verriegelt' er die Thüre.
„Herr Nachbar, pfui! was ſoll das ſeyn?“ —
„Lieb' Weibel, ſtill, laß Dein Geziere!
Ich bin Dir gut, und ſieh, wir ſind allein.“ —
„Was muthen Sie mir an?“ —
„Blos das, was meinem Weibe
Dein Mann — und zwar mit Glück — längſt angemuthet hat.“ —
„Herr, Ihrer Frau mein Mann? Bei Leibe!“
„Ja, zehnmal ja! Dein Fragen bin ich ſatt.
Kurz, Du kommſt nicht aus dieſem Zimmer,
Bis Du — et cätera.“

Umarmend bracht' er ſie nun immer
Je mehr und mehr des Mannes Kerker nah,
Der Alles hört' und durch ein Luftloch ſah.
Die gute Frau, wie leicht zu denken,
Ward durch den langen Kampf am Ende matt und ſchwach
Und gab dem Tugendſtürmer nach,
Da er beſonders noch mit Hand und Mund verſprach,
Ihr einen Edelſtein für ſeinen Sieg zu ſchenken.

Der dickbenannte Kaſten war
Der Schauplatz dieſer ſüßen Rache,
Und Veiten trieb der Lärm, der ſeinem Dache
Den Einſturz droht', empor das Haar.
Er hielt ſich ruhig, weil er glaubte,
Darunter ganz incognito zu ſeyn;
Allein auch dieſe Hoffnung raubte
Die Frage ſeiner Frau: „Wo iſt mein Edelſtein?“ —

„Hier!“ ſprach Sebaſtian, und öffnete den Kaſten,
Veit ſchoß heraus und fiel die Stub' entlang;
Die Wangen ſeiner Frau erblaßten,
Und Baſtel kickerte, daß ſchier der Bauch ihm ſprang.

Sein Nachbar wollte nun auf's große Pferd ſich ſchwingen
Und drohte ſtark mit hoher Obrigkeit;
Doch er entgegnete: „Sey klug! Bei ſolchen Dingen
Erwirbt man nicht viel Lorbeern durch den Streit.
Vergleichen wir uns denn: Daß Jeder nun zwei Weiber,
Und jede Frau zwei Männer haben mag;
So ſchnappt von uns das Volk der Pfaffen und der Schreiber
Nicht eine Priſe Schnupftabak.“

Veit fand den Vorſchlag gut. Sie gaben ſich die Hände
Und hielten den Vergleich bis an ihr ſel'ges Ende.

Königin. Schalk! Warum juſt dieſen Schwank?

Graf. Bloßer Zufall, gnädigſte Königin!

Aber ſie hatte ganz Recht, ihn einer Schalkheit zu beſchuldigen; denn was er jetzt mit treuherziger Miene für ein Ungefähr ausgab, war ein liſtig angelegter Plan. Er wußte, daß der Hof ſeinen Verkehr mit den Muſen kannte; es war ihm alſo höchſt wahrſcheinlich, daß die Königin, die ſich ſeit dem Empfange des oben erwähnten Briefes täglich mehr mit ihm zu ſchaffen machte, über lang oder kurz ein Pröbchen ſeiner Poeterei verlangen würde. Um nun dieſe Gelegenheit zu einer maskirten Liebeserklärung zu benutzen, trug er jenen Schwank immer im Kopf und in Abſchrift mit ſich herum, damit er ihn, den Umſtänden nach, auf dieſe oder jene Art ſogleich anbringen könne.

Es ging auch, wie wir geſehen haben, Alles nach Wunſch, und er ward für ſeine Handvoll Verſe ganz anders belohnt, als ihr armen Dichterlinge, die ihr volle zwölf Monden ſchwitzt, um dem oder jenem poetiſchen Blumenſammler ein paar mattherzige Strophen mit der Morgenröthe des Johannistages* in's Haus zu ſchicken. Wie oft ſtürzten nicht dieſe geſtrengen Herren Eure ganze, theuer frankirte Fracht hinab in den Abgrund ihres Schofelarchivs, aus dem keine Erlöſung iſt? Und entgeht ja eins Eurer lieben Kinder dieſem ſchmählichen Tode, ſo iſt die väterliche Freude, die Ihr an dieſem armen Würmchen habt, doch der einzige Lohn für Euern Schweiß. O ein armſeliger Lohn gegen den herrlichen Sold, den der glückliche Graf empfing! Eine Fürſtin, ſchön, wie die Göttin der Liebe, krönte ihn mit ihrem Beifall, und krönte zugleich ihren Vermählten zum zweitenmal, indem ſie dem verliebten Dichter durch Wort und That bewieß, daß ſie den von ſeinem Herrn Sebaſtian vorgeſchlagenen Vergleich in dergleichen kritiſchen Ehefällen für den klügſten halte.

Seit dieſem Tage machte Guido, öfter als ſonſt, kleine Reiſen über Land. Kaum war er zum Thore hinaus, ſo beſuchte der König die Gräfin; in der Dämmerung kam der Graf zurück und eilte zur Königin. So war immer zu gleicher Zeit Einer des Andern Stellvertreter. Das Verſtändniß des Grafen mit der Königin wußten nur wenig Vertraute: die Liebſchaft des andern Paares hingegen war das öffentliche Geheimniß. Je mehr Guido mit Bedacht die Augen zudrückte, je unbehutſamer und kecker ward Alphens.

---

* Der gewöhnlich angeſetzte Termin zur Blumenlieferung.

Beinahe wäre es aber einmal zwiſchen ihnen zu Erklärungen bei folgender Gelegenheit gekommen. Der König ging einſt mit dem Grafen in einem kleinen Gehölz ſpazieren, das an des Letztern Haus ſtieß und der Aufenthalt eines zahmen Hirſches war. Dieſer begegnete den Luſtwandlern, und der König machte die boshafte Anmerkung: „Das Hirſchgehölz ſammt ſeinem Bewohner paſſe gut zu dieſem Hauſe.“

Der Graf ſchwieg, hing aber noch denſelben Tag über der Pforte des Parks ein Täfelchen auf mit der Inſchrift:

Ich weiß es, Hörner trägt mein Haupt;
Doch Mancher trägt ſie, der's nicht glaubt.

„Das iſt luſtig!“ ſagte der König, als er dieſe Worte las. „Wer ſagt das?“

„Der Hirſch,“ entgegnete der Graf ganz trocken.

„Was meint er damit?“

„Darüber hat er ſich nicht erklärt. Das gute Thier bekümmert ſich nicht um Anderer Geheimniſſe, ſieht es aber auch gern, wenn man ihm die ſeinigen läßt.“

Der König brach das Geſpräch ab, weil er merkte, daß der Graf Grillen hatte und er ihn doch gern zum Freunde behalten wollte. Den wahren Sinn der Hirſchpoeſie zu errathen, ließ ſein Stolz nicht zu. Er hielt es nicht für möglich, daß ein Sterblicher wagen könne, das Vergeltungsrecht gegen einen Gott der Erde zu brauchen.

Und ſo lebte das Doppelpaar einträchtig in ungetheilten Ehebetten, bis der Tod wieder Ordnung machte, und auf ewig zuſammenbettete, was zuſammen gehörte.

Das Feuerwerk.

Vor den Fenſtern eines fürſtlichen Luſtſchloſſes am Ufer eines ſchiffbaren Stroms ward einmal ein Feuerwerk abgebrannt. Als ſich acht Tage vorher der Ruf dieſes prachtvollen und ſeltenen Schauſpiels in der benachbarten Reſidenz verbreitete, entſtand ein allgemeiner Jubel. Der Geſunde rief: „Ich muß es ſehen!“ Der Kranke ſeufzte: „Würde ich doch indeſſen geſund!“ Und nur hier und da ſprach ein eingebildeter Philoſoph: „Ich gehe keinen Schritt darnach.“

Der ſehnlich erwartete Tag, ein lieblicher Maitag, erſchien, und es begann ein förmlicher Auszug der Kinder Iſraels aus Egypten.

Die Schuppen thaten ſich auf. Es wurden Greiſe von Wagen,
Die vor Jahrhunderten man ſchon rollen und raſſeln gehört,
In ihrer ſtaubigen Ruhe geſtört,
Um Bürgerfamilien zum nächtlichen Feſte zu tragen.

Gerippe von Pferden, ſo ſteif als ein Bock,
Umſchenkelten Stutzer im engliſchen Rock
Und peitſchten und ſpornten wie beſeſſen,
Um von der Mähre Galopp zu erpreſſen.

Wachszarte Töchterchen von geizigen Müttern, die gern
Bei aller Gelegenheit den rothen Heller erſparten,
Und wider Fuhrlohn ſich, als man nur Anfangs noch fern
Vom Feuerwerke ſprach, gleich proteſtando verwahrten. —
Die armen Kinderchen ergriffen den Wanderſtab,
Und trippelten die vom Fuchs gemeſſene Meile
Zum Schauplatz ſeufzend bergauf und ab.

Des Stromes Rücken war mit einer endloſen Zeile
Von Schiffen beſchrieben. Welch' luſtige Fahrt!
Was gern ſich hatte, ſaß in bunten Gruppen gepaart,
Und Amor verſchoß unzählige Pfeile.

Beſonders geſchäftig war er auf einer Gondel, wo ſich ein Winkelſchulmeiſter befand, der nur vor wenigen Tagen geheirathet, und die alte Sage, daß Gleich und Gleich ſich gern geſelle, Lügen geſtraft hatte.

Der kleine ſäbelbein'ge Zwerg
Trug auf dem Rücken einen Berg,
Und einen Hügel auf der Bruſt,
Und doch bekam ſein Herzchen Luſt
Sich eine Hälfte zu erkieſen,
Die alle Schönheitskenner prieſen.
Ihr Wuchs war edel, hoch und hehr,
Schlank und gerade, wie ein Speer,
Und ihre Augen ſprühten Flammen.
Wenn dieſes Wunderpaar zuſammen
Luſtwandelte, ging wahrlich er
Wie ihr Spazierſtock nebenher.

In dem Noviziat der Ehe ſind alle Männer gefällig und ſuchen ihren Weibchen Vergnügen zu machen. Dem Zwerglein kam daher das fürſtliche Luſtfeuer wie gerufen. Seine größte Sorge war nur, ſich und den Liebling ſeines Herzens an Ort und Stelle zu bringen.

Bei dem erſten Gedanken einer Geniereiſe zu Fuß ging es ihm wie dem Pfau, von dem man fabelt, daß er den ſtolz entfalteten Fächer ſeines Schweifs demüthig zuſammenlege, ſobald er einen Blick auf ſein häßliches Fußgeſtell werfe. Er traute ſich nicht, die Wanderung einer Meile mit ſeinen Dachsbeinen auszuhalten, und eilte daher zu einem Wagenverleiher, der die Altmutter aller Kutſchen beſaß. Aber ſeine Hoffnung, dieſe Antiquität um einen billigen Preis zu miethen, ſchlug fehl. Der Beſitzer forderte ſo viel, daß ſich der Kleine nicht enthalten konnte, zu ſagen, der ganze Kaſten ſey das nicht werth. Da kam er aber ſchön an. „So ſchlimm iſt's nicht!“ rief der grobe Lohnkutſcher: „Ganz andere Leute, als Er, werden noch in dem Kaſten zum Feuerwerke fahren. Verſteht er mich?“ So zerſchlug ſich der Handel.

Da ihm nun das Fortkommen auf der Erde ſo ſchwer gemacht ward, wollte er ſich dem Waſſer anvertrauen. Aber auch die Schiffer wucherten ſo ſehr, daß die Schulrevenüen eines ganzen Monats nicht hingereicht hätten, eine Gondel allein zu bezahlen. Da war nun kein anderer Rath, als Reiſegefährten zu ſuchen und ſie zur Mitleidenheit zu ziehen. Das betriebſame Männchen eröffnete ſogleich eine Subſcription zu einer Schiffsgeſellſchaft, und lief unermüdet, wie mancher gelehrte Pränumerantenſammler, mit ſeinem Zettel Gaſſen auf, Gaſſen nieder.

Der erſte Unterzeichner, der ſich freiwillig meldete, war Moritz, ein heimlich begünſtigter Liebhaber ſeiner Frau.

Ein Geck, der ſchier zu allen Zeiten
Das Inventarium der Kaffehäuſer war,
Es zierte ſtets an ſeinen weiten
Beinharniſchen ein Rieſenpaar
Von Sporen, als hätt' er fürwahr
Des ganzen Landes Roſſe zu bereiten.

Aber ſein Geſtändniß vom Gegentheil erzwang ein Spottvogel, der ihn einmals, als er ganz ruhig auf der Gaſſe ſchlenderte, beim Arm ergriff, vor ſich hinſchob, und ängſtlich dabei rief: „Machen Sie ſich aus dem Staube! Das Kind, das Sie vorhin überritten haben, iſt todt, und die Wache ſucht Sie ſchon auf.“ — „Ich?“ verſetzte der Stiefelheld ruhig: „Ich ſoll ein Kind überritten haben, und beſtieg in meinem Leben kein Pferd?“ — „Nun ſo legen Sie wenigſtens die verdächtigen Sporen ab!“ ſagte der Andere, und ließ den Narren beſchämt ſtehen, der aber dennoch nicht ſo klug ward, ſich der täglichen Wappnung ſeiner Ferien zu entwöhnen.

Er war es alſo, der zuerſt ſubſcribirte. Mehrere folgten, und die Unternehmung kam endlich zu Stande.

Als die Gondel das Ufer verließ, holte der kleine Schulmann ſeit acht Tagen zum erſtenmal freien Athem und rief aus: „Gott Lob, daß wir ſo weit ſind! In meinem Leben iſt mir nichts ſo blutſauer geworden, als uns hier in dem Waſſerſtübchen zuſammenzubringen. Drei Paar Schuhe habe ich darüber zerlaufen, und bin alle Abende matt, wie eine Fliege geweſen. Nun will ich aber auch recht luſtig ſeyn. Ich freue mich unausſprechlich, ganz unausſprechlich auf's Feuerwerk, und bitte Euch, Ihr Gönner und Freunde, meiner Wenigkeit, über die Ihr Alle bequem hinweg ſeht, den beſten Platz zu gönnen, damit ich nicht um den Anblick eines einzigen Schwärmers komme.“

Sie verſprachen ihm das einmüthig. Er umarmte nun freudetrunken ſeine Frau, die zwiſchen ihm und ihrem Liebhaber ſaß, und that einen guten Schluck gebranntes Lebenswaſſer. Kurz, er war ſeelenfroh.

Doch als der junge Fant,
Mit Stacheln an den Füßen,
Bald drauf ſich unterſtand,
Sein Weiblein frech zu küſſen,
Rief er das erſtemal: „Ei, ei,
Mein Herr, ich bin dabei!“

Allein mit Hitze
Fuhr er vom Sitze
Beim zweiten Kuß
Und maulſchellirte
Wie ſich's gebührte
Den Herrn Mauritius.

Dieſer machte natürlich dem eiferſüchtigen Händelſucher ein ſo kräftiges Gegenkompliment, daß er rücklings zu Boden ſtürzte. Nun entſtand Lärm von allen Seiten. Die Gondel, vor wenigen Minuten noch die Wohnung der Eintracht, ward ein Kampfplatz getheilter Partheien. Einige halfen dem Kleinen, Andere dem Großen. Ein allgemeiner Krieg war zu befürchten. Zum Glück traten noch zu rechter Zeit ein Paar ehrſame, neutrale Bürger als Vermittler auf, und brachten einen Friedensſchluß glücklich zu Stande.

Doppelte, ſchreckliche Rache brütend, ſaß Moritz nun ſtill; that gegen ſeinen Beleidiger verſöhnt, und zog eine Weinflaſche hervor, um ſie mit ihm auf neue Freundſchaft zu leeren. Der Schulmeiſter langte zu. Es war aber ſein Fehler, daß ihn der Wein zu einem Erzkrittelkopf und Zänker machte. Das wußte Moritz, und wollte ihn ſo haben.

Man ſtieg ohne weiteres Gezänk an's Land, weil der Sporntäger aller Gelegenheit zum Unfrieden ausgewichen war. Die Geſellſchaft zog ſich nun in die Gegend des fürſtlichen Schloſſes, um einen bequemen Lagerplatz zu ſuchen. Hier fing Moritz wieder an, den kleinen, etwas betrunkenen Eiferſüchtigen durch Schönthun mit ſeiner Frau zum Zorne zu reizen. Das Kerlchen ward wild, that einen Luftſprung und gab ihm abermals eine derbe Tachtel. Nun war ſein Unglück gemacht. Denn, ohne Gegenwehr, lief Moritz in die nahe dabei befindliche Grenadier-Wache und rief um Hülfe. Da rückten ſofort drei gewaffnete Halbrieſen aus, und kamen gleich dazu, als das wüthende Männlein auch ſeine Frau ſchlug, und dann taumelnd in's Gras fiel. Was brauchten ſie weiter Zeugniß. Sie nahmen den trunkenen Friedensſtörer in ihre Mitte, und führten ihn, taub und ſtumm bei ſeinem Flehen, in die Wache.

Hier ſaß er nun in einer düſtern Höhle,
Gemartert von der Höllenpein,
In eines Buhlers Arm den Abgott ſeiner Seele
Zu wiſſen, und beraubt des Feuerwerks zu ſeyn;
Denn ſeines Kerkers Fenſter gingen
In einen Hof, den Mauern rund umfingen,
Und Niemand kam, ihn zu befrei'n.
Schon donnert' es aus zwanzig Feuerſchlünden,
Des Schauſpiels Anfang zu verkünden.
Der Arreſtant verzweifelte nun ſchier.
„Herr!“ ſagte kalt ein Grenadier:
„Er ſoll bei uns um kein Vergnügen kommen.
Hat Er nicht die Kanonen hier
So gut als Andre dort vernommen?
Nun will ich gleich auch hintendrein
Auf meine Koſten Ihn mit Feuerwerk erfreun.“ —
Er ging hierauf — ein Pfeifchen ſich zu ſtopfen,
Und hüllte dann den armen Tropfen
In dicke Tabakswolken ein.

Herr Moritz und die Frau Schulmeiſterin ſaßen indeſſen ruhig am Ufer des Stroms und betrachteten in traulicher Umarmung die Wunder der Feuerwerkskunſt zu Waſſer und zu Lande. Nachdem Alles vorbei war, entfernten ſie ſich von der Geſellſchaft, unter dem Vorwande, den Gefangenen loszubitten. Sie machten aber, ehe ſie auf die Wache gingen, einen kleinen Abſtecher in ein Wäldchen, um vermuthlich über die beſte Art und Weiſe ſeiner Erlöſung zu berathſchlagen. Nach einer halbſtündigen Ueberlegung kamen ſie wieder heraus, und erbaten ſich die Freiheit des kleinen Mannes, der ihnen aber, da ſie es erſt poſt feſtum thaten, ſchlecht dafür dankte.

Pudel Schnips.

Es war einmal ein Landjunker, der Caſpar hieß und nie in den Verdacht kam, dieß oder jenes feine Buch geſchrieben zu haben. Bei ſeiner Lebensweiſe ließen Witz und Gelehrſamkeit ſich auch füglich entbehren. Er rauchte vom Morgen bis zum Abend ſein Pfeifchen in einem freundſchaftlichen Zirkel, dem ein Knöchlein lieber war, als die Weisheit der ganzen Welt.

Doch dieſe zottigen und glatten
Geſpielen hatten
Nicht gleichen Rang.
Sie ſtanden alle tief im Schatten,
Wenn Pudel Schnips in die Geſellſchaft ſprang,
Der bei dem Junker ſich des Herzens Oberſtelle
Durch hundert Künſt' errang,
Und für und für ſein Schlafgeſelle
Und ſein Begleiter war, wenn er zu Roß ſich ſchwang.

Der einzige Ritt zur Fräulein Braut blieb ausgenommen. Da mußte Freund Schnips nicht allein das Haus hüten, ſondern ward ſogar, um ſein treugehorſamſtes Nachhetzen zu verhindern, in engen Gewahrſam gebracht. Dieſe Verhaftung geſchah Fräulein Julchen zu Gefallen, weil der kleine Eigenſinn dem Geſchlechte der Hündlein ſehr abhold war. Herr Caſpar verſuchte zwar oft, eine Ausſöhnung zu bewirken; allein Julchen gab ihm dann immer das alte Sündenregiſter ſeiner Lieblinge von Neuem zu hören:

„Sie heulen und bellen,
Daß die Ohren mir gellen,
Erwürgen die Katzen,
Zerſcharren, zerkratzen
Die Stühl' und Matratzen
Und drohen mit Biſſen,
Wenn Liebende küſſen.“

Der letzte, ſonderbare Klagepunkt betraf Schnirſen allein. Das ganze Hundevolk damit anzugreifen, wäre ſehr ungerecht vom Fräulein geweſen, und Beklagte hätten durch tauſend und aber tauſend Zeugen beweiſen können, daß ſie den Küſſen und Umarmungen der Liebe gewöhnlich ſehr gelaſſen zuſehen. Aber Schnirs hatte ſich wirklich einmal bei einer ſolchen Gelegenheit unartig aufgeführt.

Die Sache — um ſie beiläufig zu erzählen — verhielt ſich ſo. In den erſten Flitterwochen der Liebe bediente ſich Fräulein Julchen der Kriegsliſt vieler anderer Mädchen, die einen jungen Ritter aus dem freien Felde der Liebelei in den engen, aller Rückkehr verſchloſſenen Paß der Verlobung locken wollen: ſie war ſanft wie ein Lämmchen und ließ keinen Schatten von Eigenſinn blicken. Daher hielt ſie auch mit ihrer Abneigung gegen die treuen, vom Junker ſo ſehr geliebten Hausthiere hinter dem Berge, und that ſogar, wenn Schnirs mit ſeinem Herrn geſchwänzt kam, als ob ihr ſein Beſuch viel Vergnügen mache. Er ſeiner Seits betrug ſich nicht minder als ein höflicher Hund, der Lebensart verſteht, und lag ſtill im Winkel, wenn die Liebenden zuſammen koſten; doch verwandte er kein Auge von ſeinem Herrn. Nun begab es ſich einmal, daß Julchen raſcher und feuriger als ſonſt ihren Trauten umarmte. Dieſen zärtlichen Ueberfall hielt der einfältige Pudel für einen feindlichen Angriff, und ſprang auf das gute Mädchen ſo wüthend zu, daß es beinahe darüber ohnmächtig ward. Der Junker wieß zwar den unverlangten Succurs mit dem Stocke zurück; Julchen ließ es aber dabei nicht bewenden, ſondern bat ſich aus, den beißigen Köter nie wieder mitzubringen.

Das unterblieb nun auch. Uebrigens ging die Liebesgeſchichte ihren Gang, und der Verlobungstag ward endlich angeſetzt.

Schön trat aus ſeinem Kämmerlein
Der Bräutigam hervor,
So ſchön ſtieg hinter'm Tannenhain
Die Sonne kaum empor.

Sein Hengſt ſtand wiehernd vor dem Schloß
An eines Knappen Hand,
Geſchmückt wie eines Königs Roß,
Und hieb ſtolz in den Sand.

Er ſchwang ſich auf das brave Thier
Und jagte weg von Haus;
Rief aber noch zurück: „Laßt mir
Den Pudel nicht heraus!“ —

Der Morgenwind wehte kühl, und der Junker war leicht und ſtutzerhaft gekleidet. Kein Wunder alſo, daß er ſich erkältete und ein Aufruhr in ſeinen Eingeweiden entſtand. Er wollte die unangenehmen Folgen davon hinter einem Strauche abwarten und trabte friſch drauf zu; aber geſchwinder, als er ſich aus dem Sattel heben konnte, half ſich die Natur, und er — war außer ſich vor Schrecken.

Was ſollte er machen? — Zurückreiten und ſich umkleiden? Das ging nicht. Er hatte ſchon den halben Weg hinter ſich, und wäre dann zur Verlobungsfeier zu ſpät gekommen. Daher entſchloß er ſich, den ſtatum cauſae zu unterſuchen, ob nicht vielleicht auf der Stelle dem Uebel abzuhelfen ſey?

Und wie groß war ſeine Freude, als er bei genauer Beaugenſcheinigung fand, daß nur die untere, leinene Hülle ſeiner Schenkel gelitten hatte, und die obern gemsledernen Beinkleider unberührt geblieben waren.

Wie oft, wo ſich das Wetter ſchied,
Ein Ackerfeld in Ruhe blüht,
Indeſſen Schloſſen die Ähren
Benachbarter Fluren verheeren.

Geſchwind warf er den verunglückten Theil ſeiner Garderobe hinweg und ritt fröhlich weiter.

Einige Stunden ſpäter war Pudel Schnips durch die Unachtſamkeit des Hausgeſindes dem Gefängniß entſprungen. Er verfolgte ſtracks die Spur ſeines Herrn, fand deſſen weggeworfenes Eigenthum, packte es zwiſchen die Zähne, und eilte damit wie ein Courier zum Landſitze der Fräulein Braut.

Indem nun dort Herr Caſpar an einer glänzenden Tafel ſeiner Verlobten zur Seite ſaß und ihr tauſend Süßigkeiten vorſagte, ſtürzte der kraushaarige Eilbote keuchend zur Thüre herein, drängte ſich haſtig zwiſchen den Stühlen des Brautpaars empor, und legte den ekelhaften Fund ſeinem Herrn auf den Teller.

Julchen ſank in Ohnmacht. Der Junker verging faſt vor Scham, und proteſtirte ſtammelnd, daß ihm der Lapren nicht gehöre. Die lachende Tiſchgeſellſchaft ſah der Geſchichte Zuſammenhang ein, und ſtellte ſich blos aus Höflichkeit, als ob ſie ſeinen Worten glaube; Schnips aber fiel von Stund' an in Ungnade, und ward ein lebendiges Beiſpiel von ſchlechter Belohnung treuer Dienſte.

Der Biereſel.

Ein ſächſiſches Volksmährchen.

Landgraf Ludwig der Eiſerne, der im zwölften Jahrhunderte Thüringen beherrſchte, war ein edler Fürſt. Ihm ſagte ſein Herz, daß der hohe Standpunkt, auf den ihn das Schickſal geſtellt hatte, von der allgemeinen Menſchenpflicht, ein Biedermann zu ſeyn, nicht entbinde. Aber zum Unglück für ſein Land, hielt er ſich ſchon deßwegen für einen guten Landesvater, weil er ſelbſt ſein Volk nicht drückte. Es war in der That ſein höchſter Wunſch, Bürger und Bauern im blühenden Wohlſtande zu ſehen; nur ließ er es leider! dabei bewenden. In der bequemen Hoffnung, daß ſein Gebiet die beſte Welt ſey und Alles fein und löblich darin zugehe, aß und trank er ruhig, pflegte des Waidwerks, und gab ſich mit Regierungsgeſchäften wenig ab. Nichts ſah er mit eigenen Augen und traute blindlings ſeinen Räthen. Keinem Bedrückten war es möglich, die gerechteſten Klagen bis an den Thron zu bringen. Schöſſer und Vaſallen hatten freies Spiel, die Unterthanen nach Willkühr zu behandeln, und die Meiſten ſchienen miteinander zu wetteifern, wer die hölliſche Kunſt der Plackerei am beſten verſtehe.

Unter dieſen Barbaren hob ſich Wenzel von Tollenſtein, ein Beſitzer mehrerer Dörfer, beſonders hervor.

Aus ahnenſtolzer Eltern Mund
Sog mit der Muttermilch den Grundſatz ſeine Seele:
„Der Bauer athme blos auf dieſem Erdenrund,
Als Zwitterthier von Menſch und Hund,
Damit der Ritterſchaft es nicht an Sklaven fehle.“ —
Der kleine Wenzelmann war ſonſt zwar kein Genie,
Sein Köpfchen ſchien ein Beet voll dürren, todten Sandes,
In dem die Blume des Verſtandes
Nicht Wurzel ſchlug und nur der Dummheit Pilz gedieh;
Allein — geſagt zu ſeiner Ehre! —
Der Same jener guten Lehre
Fiel auf kein unfruchtbares Land. —
Was eine Neſſel iſt, hat immer früh gebrannt,
So lief auch gern, noch an der Amme Hand,
Der Junker in des Dorfes Hütten,
Und trat, wenn ſonſt kein Weg zum Unheil ſich ihm bot,
Mit raſchen, tückevollen Tritten
Die junge Brut der Gänſ' und Hühner todt.
Als ihm mehr Nervenkraft die ſpätern Jahre gaben,
Schlug er zum Zeitvertreib wehrloſe Bauernknaben,
Entriß den Hungrigen ihr Stückchen ſchwarzes Brod
Und ließ von Hunden es verſchlingen,
Die ſtets zu Schutz und Trutz an ſeiner Seite gingen.

Des wilden Buben Eltern ſahn
Den Aufgang ihrer Herzensſaaten
In dieſen ritterlichen Thaten
Mit höchſtem Wohlgefallen an,
Und ſchufen manchmal ſelbſt ihm einen Bosheitsplan.

Dann lächelten ſie von dem Söller
Der Burg herab aufs Dorf mit wahrer Seelenruh',
Und klatſchten, wenn ihr Prinz das Bubenſtückchen ſchneller
Vollführt', als ſie gedacht, ihm lauten Beifall zu.

Eine treffliche Erziehung! Es würde wahrlich ein Wunder geweſen ſeyn, wenn der Junker nicht Allen, die in der Folge bei Beſitznehmung der väterlichen Güter unter ſeiner Hand fielen, zur Geißel aufgewachſen wäre. Nie gab es vielleicht einen Menſchen, der ſo mit Wolluſt Menſchen quälte, wie er. Es war ihm nicht genug, unerſchwingliche Schatzungen von ſeinen Unterthanen zu erpreſſen; nicht genug, Frohndienſte zu fordern, die ſeinem Haus- und Wirthſchaftsweſen zum wirklichen Nutzen gereichten; nein, er trieb damit boshaften Muthwillen. Er belaſtete manchmal zum Beiſpiel ein halbes Dorf mit Säcken voll Steine, die er zum Scherz einem Buben ſeines Schlags meilenweit überſchickte, der alsdann eben ſo ſchwer wiegende Proben von ſeinem Felſenbruche zurückſandte. Oder er ließ den Schnee von dieſem Felde weg kehren und auf jenes hin karren. Das Alles that er, um nur, wie er ſagte, die Kerls im Athem zu erhalten. Hierzu war auch ſeine tägliche Beſchäftigung, die Jagd, ein ſehr dienſames Mittel.

Wenn Sterne noch vom Himmel ſahn,
Stieg er oft ſchon zu Roß.
Wie Poltergeiſter zog voran
Sein wilder Jägertroß.

Der ſchlug im Dorf, das ruhig ſchlief,
An Fenſter, Thür und Thor;
Und ſtieß ins Horn und flucht und rief:
„Halloh, halloh, hervor!“

Halbnacktes Volk, von Gram und Noth
Gerippen gleich genagt,
Befolgte ſeufzend das Gebot
Zum Frohndienſt bei der Jagd.

Und hußah! auf des Wildes Spur
Ging's über Wieſ' und Saat,
Wo allen Segen der Natur
Der Roſſe Huf zertrat.

Man denke ſich die Empfindungen der armen Leute! Sie mußten nicht allein die dringendſten Arbeiten ihrer eigenen Wirthſchaft verſäumen, um des Junkers Hunde zu führen, ſondern auch ihre blühenden Fluren verwüſten ſehn. Mit naſſen Augen ſtanden ſie dabei, wagten aber nicht, um Verſchonung zu bitten. Wehe dem, der es that! Der Junker ſchlug ihm die Peitſche um den Kopf, tummelte ſein Roß deſto wilder, und trieb es ſo lange, bis kein Halm des Feldes mehr aufrecht ſtand. Wenn er es dabei bewenden ließ, war er bei guter Laune. Oft wurden die Unglücklichen in's Burgverließ geworfen, damit ſie dort unter Schlangen und Molchen bei Waſſer und Brod Zeit und Muſe hätten, die Verwegenheit ihrer Bitte zu bereuen.

Doch, was ſage ich bei Waſſer und Brod? Dieſe gewöhnliche Strafkoſt der Gefangenen war es ihnen nicht, weil ihre tägliche Nahrung darin beſtand. Konnten ſie es einmal an einem Feſttage möglich machen, ſich mit einem Gerichte Fleiſch und einem Kruge Dünnbier gütlich zu thun, ſo mußten ſie dieſe Leckerei heimlich und bei verſchloſſenen Thüren genießen. Sobald ihr geſtrenger Herr einen Schornſtein rauchen ſah, oder ſeine Lauerer und Schnüffler einen ſo armſeligen Schmaus witterten, dann ward gewiß die Mahlzeit der armen Leute durch eindringende Schergen geſtört, die ihnen unter dem Vorwand ſchuldiger Steuern und Zinſen das unentbehrlichſte Haus- und Ackergeräth abpfändeten.

So nachdrücklich aber Herr Wenzel auf dieſe Weiſe die Tugend der Mäßigkeit lehrte, ſo wenig gefiel es ihm, ſie ſelbſt zu üben. Seine Tafel war täglich mit den köſtlichſten Gerichten beſetzt und von Gäſten umlagert.

Es lebt' und webte damals ſchon
Die Menſchengattung, welche mir
Ein Abſcheu iſt, und die noch einſt
Mein letzter Hauch verachten wird.
Schmarotzer nennet man die Brut,
Der Magen iſt ihr Erdengott.
Wie dem Magnet das Eiſen folgt,
So folgen ſie der Küche Duft!
Ein Braten lockt ſie meilenweit.
Korkzieher, Meſſer klein und groß,
Und mehrere, bei Gaſterei'n
Brauchbare Waffen tragen ſie
Stets bei ſich als ihr Handwerkszeug.
Auch Magentröpflein wohl, zum Sporn
Für den erſchlafften Appetit.
Wer ſie zur Tafel bittet, heißt
Ein edler, guter, lieber Mann.
Wer's nicht thut, iſt ein ſchlechter Wicht.
Scharrfüße, Beifallslächelei
Und krumme Katzenrücken ſind
Die Künſte, welche ſie verſtehn.
Ihr Mund iſt in Geſellſchaft ſtumm,
Bis nach und nach das Ohr erlauſcht,
Woher der Wind bläſt und wohin?
In jedem Zimmer wechſeln ſie
Die Farbe, wenn's ihr Vortheil heiſcht,
So ſchnell, wie das Chamäleon,
Sie beten mit der frommen Frau
Und fluchen mit dem wilden Mann."

Solche Schlangen hatten ſich auch in Wenzels Burg eingeniſtet und zerſtörten den letzten Keim von Gutmüthigkeit in ſeiner Seele. Sie verhetzten ihn, den Unterthanen das Brod aus dem Munde zu nehmen, denn die Schlauköpfe beſorgten, ihr gaſtfreier Gönner möchte durch

Erlaß und Nachſicht ſeine Renten ſchmälern, und dann auf den unſeligen Gedanken kommen, eine Schüſſel weniger auftragen zu laſſen. Jeden tollen Streich, der ihm durch den Kopf fuhr, prieſen ſie als einen glücklichen Einfall, und halfen ihn ausführen. Dem Wüſtling that es wohl, ſo gefällige Freunde um ſich zu haben, und er war nicht undankbar gegen ſie. Ein unverſiegender Weinſtrom rann aus ſeinem Keller über die durſtigen Lippen des fuchsſchwänzenden Geſindels, und der Herr Wirth vergaß ſich ſelbſt ſo wenig dabei, daß er gemeiniglich bei Anbruch des Morgens nebſt ſeinen Gäſten ſinnlos unter dem Tiſche hervorgezogen und zu Bette getragen werden mußte.

So vergeudete er jeden blutigen Heller, den er in ſeinem Gebiet erpreßte. War es zuweilen ganz ausgeſaugt, dann wußte er ſich weiter zu helfen. Er griff zum Fauſt- und Kolbenrechte, und füllte ſeinen Seckel durch Wegelagerung und Straßenraub. Ein löblicher Nahrungsweg, der jetzt zum Rabenſteine führt, den aber viele Ritter der Vorzeit ungeſtraft und ohne Schamröthe betraten.

Einſt gegen Mitternacht hielt Wenzel zu Roß mit zwei reiſigen Knechten im Walde, weil er Kundſchaft hatte, daß ein begüterter Kaufmann, dem er ſchon längſt auflauerte, die nahe Heerſtraße bereiſen würde. Sie lauſchten, ſprachen kein Wort, und der ganze Forſt war rings herum ſtill und öde.

Urplötzlich rauſcht' ein Schwarm von Eulen,
Hurr! über ihre Köpfe hin.
Im nahen Strauch begann's zu heulen
Und Ketten raſſelten darin.
Die Räuber horchten auf und klappten mit den Zähnen,
Von Todesſchrecken kalt durchgrauſt,
Auf die emporgeſträubten Mähnen
Der Roſſe fiel der Zaum aus ihrer ſtarren Fauſt;

Wild bäumten ſchnaubend ſich die Rappen
Der beiden halb entſeelten Knappen,
Und ſtürzten über Stock und Stein
Mit ihren Reitern aus dem Hain.
Doch, wie in Fels gewurzelt mit den Hufen,
Stand unbewegt das dritte Roß.
Der Junker, der im Schweiß zerfloß,
Verſucht' umſonſt, die Fliehenden zu rufen.
Ihm war's, als hing an ſeinem Mund ein Schloß.

Und jezt erſchien, mit ſtärkrem Kettentoben,
Ein unerwarteter Beſuch:
Ein großes Rieſenbild, von unten auf bis oben
Gewickelt in ein Leichentuch.
„Willkommen! rief's: Wir haben in die Ferne
Noch heut ſelbander einen Gang.
Die Nacht iſt höllenſchwarz; es funkeln keine Sterne
Und unſer Weg iſt rauh und lang.
Um ſonder Irrgehn ihn zu finden,
Muß ich mein Handlaternchen zünden.“ —

Sieh da, der ſchreckliche Geſell
Zog einen Todtenkopf aus ſeinem Ueberrocke,
Befeſtigt' ihn an einem Stocke,
Blies auf ein Licht, es brannte ſchnell,
Und ſchimmerte durch Mund und Augenhöhlen
Des Schädels weit und breit ſo hell,
Daß man die Steinchen konnte zählen.
Alsdann ergriff das Ungethüm
Des Pferdes Zaum und zog's von dannen.
Entathmet keuchten Roß und Reiter hinter ihm;
Denn jeder Schritt maß fünfzig Spannen.
Die Reiſe ging durch Felſenklüfte fort,
Wo Herrn ſpazierten, die den Kopf im Arme trugen,
Und Kobolde ſich hier und dort
Herum mit Menſchenbeinen ſchlugen.

„Hier bleiben wir!“ rief endlich das Geſpenſt
Am Eingang einer ſchwarzen Höhle.

„Ich führe Dich, zur Rettung Deiner Seele,
In einen Kreis von Leuten, die Du kennſt.“ —
Drauf ſtampft' es mit dem Fuß. Dumpf zitterte die Erde.
Ein Schwarm von Dienern ſprang herbei
In flammenrother Liverei
Und hub den Edelmann vom Pferde.
Verfallne Stiegen, ohne Zahl,
Ging's dann hinab in einen weiten Saal,
Wo ſieben alte Herren an einer Tafel ſaßen
Und fürſtlich becherten und aßen.

Der Junker war des Todes ſchier.
Sechs ſeiner Ahnen ſah er hier,
Ihm wohl bekannt durch Konterfeye.
Sein Vater, der vor einem Jahr
Erſt in das Grab geſunken war,
Beſchloß, als Siebenter, die Reihe,
Und ſah betrübt und unverwandt
Auf einen leeren Stuhl, der ihm zur Seite ſtand.

Die andern Greiſe ſtarrten alle
Still vor ſich hin und blickten gar nicht um.
Des tiefſten Schweigens Heiligthum
Schien ganz die öde Geiſterhalle.
Was ſonſt ſich laut macht, war hier ſtumm.
Kein Fußtritt ſchallte, trotz der Läufer
Und Pagen Auf- und Niedergang.
In einer Ecke ſpielten Pfeifer
Und Geiger raſch — doch ohne Klang.

„Hier ſiehſt Du Deine braven Ahnen!“
Sprach jetzt der Geiſt mit bittrem Ton:
„Dort oben fraßen ſie das Mark der Unterthanen,
Hier unten ward dieß Trauermahl ihr Lohn.“

Du wähnteſt wohl, die Alten ſchliefen,
Wie edle Todte, ſanft in ihrem Kämmerlein? —
O Thor, in dieſes Abgrunds Tiefen,
Wohin ſie auf dem Pfad der Miſſethaten liefen,
Entſchlummert nimmer ihr Gebein.

Das Rad der Zeit ſchleppt ſie mit trägem Schwunge
Von Strafgericht zu Strafgericht.
Der Stunden ſchrecklichſte beginnt, ſobald die Zunge
Der Glocke Zwölfe ſpricht.

Alsdann durchſchweifen ſie in gräßlichen Geſtalten
Kirchhöfe, Wüſten, Wald und Feld.
Ich ſelbſt muß dieſen Umzug halten,
Denn ich war einſt von Einem dieſer Alten
Als Schöſſer ſeines Guts beſtellt.
Und drückt' und drängte baß, zum Beifall Ihro Gnaden;
Doch, mit der Bauern Fluch beladen
Fuhr ich hinab zur Unterwelt.

Damit ich Dich vor gleichem Schickſal warne,
Hat mich ein Freund von Dir geſandt.
Unglücklicher, entflieh dem Garne,
Womit der Geiſt der Hölle Dich umwand!
Sonſt wirſt Du einſt den Stuhl, der noch —“
Jetzt ſchlug ein Zeiger,
Und plötzlich brach der Boden krachend auf.
Ein Meer von Flammen wogt' herauf
Verſchlang Bedienten, Herrn und Geiger
Sammt dem Geſpenſt, das mit dem Junker ſprach,
Und Deck' und Wände ſtürzten nach.

Die ganze Höhle war verſchwunden.
Der Ritter ſtand allein in einer Wüſtenei:
Und heulend lief ein Trupp von ſchwarzen Hunden
Mit Feueraugen ihm vorbei.
Er wankte fort auf Füßen, ſchwer wie Blei,
Und fand an einem Baum ſein Roß gebunden.
Matt klettert' er an ihm empor,
Ließ ihm betäubt den vollen Zügel
Und ſo trug's ihn, als hätt' es Flügel,
Im Nu an ſeines Schloſſes Thor.

Die Thurmglocke ſchlug eben ein Viertel auf Eins. Zerknirſcht an Leib und Seele, ſchleppte ſich Wenzel zu Bett;

ein Fieber legte ſich mit ihm hinein und warf ihn ſchlaflos herum. Die ſchreckliche Erſcheinung war ſein einziger Gedanke. Immer ſtand ihm die Geiſtertafel vor Augen; immer der leere Seſſel, den ſein Vater ſo wehmüthig betrachtet hatte.

Sollte wohl — ſprach er in der höchſten Angſt laut und mit ſich ſelbſt — ſollte wohl dieſer grauenvolle Sitz für mich Unglücklichen aufgehoben und keine Rettung mehr möglich ſeyn? —

„Noch möglich!“ — antwortete ſanft eine fremde Stimme.

Hoch fuhr im Bett der Krank' empor;
Sein Auge folgte ſchnell dem Ohr,
Und grauſend ſtieg ſein Haar,
Als er jetzt ſah ein Männchen ſtehn,
Das von dem Haupt bis zu den Zehn
Drei Spannen hoch nur war.

Es ſchien ſo eingeſchrumpft und alt,
Als hätt's auf Erden ſchon gewallt
Zu Vater Adams Zeit.
In ſeinem Mauſchelbärtchen war
Vom Schnee des Alters jedes Haar
Mit Silberglanz beſtreut.

Ein ſchwarzer Trauermantel floß
Die Schultern weit herab und goß
Sich ſchleppend in den Staub.
Des Kopfes Dach, ein runder Hut,
War ein dem Zahn der Mottenbrut
Schwer abgekämpfter Raub.

Gleich einem Fremden, der nicht weiß,
Ob man ihn gern ſieht, ſtand der Greis
Beſcheiden an der Thür,
Und rief mit holdem Angeſicht
Und ſanfter Stimme: „Zage nicht!
Dein beſter Freund iſt hier!“ —

Der zitternde Kranke hätte gern dieſe neue Bekanntſchaft entbehrt; allein er merkte wohl, daß er mit einem Patron zu thun habe, der ſich nicht durch Stillſchweigen abfertigen laſſe, und raffte daher allen Muth zuſammen, um ein leiſes: „Wer biſt Du?“ herauszuſtammeln.

Das Zwerglein nahte ſich hierauf mit ſpaniſchen Schritten ſeinem Bette und ſagte ſcherzend: „Was doch der barſche Herr, der ſonſt gegen alle Welt pocht und trotzt, vor einem ſo kleinen Weſen, als ich, erſchrecken kann! Ich ſage Dir nochmals: Fürchte Dich nicht! Ich bin ein guter Hausgeiſt, aus dem Geſchlechte der Erdgnomen, oder ſogenannten kleinen Leutchen, und bewohne ſchon ſeit vielen Jahrhunderten den unterirdiſchen Raum dieſes Schloſſes. Haſt Du nie etwas von mir, von Freund Hütchen, gehört?“ —

Wenzel. Mich dünkt, man hat mir als ein Mährchen erzählt —

Hütchen. Was Mährchen, was Mährchen! Ich bin Freund Hütchen, und ſpielte vor zwei- und dreihundert Jahren den Einſiedler nicht ſo, wie jetzt. Da war ich immer hier oben auf dem Platze und half Deinen Voreltern wacker in der Wirthſchaft. Ich ſtriegelte Pferde, ſcheuerte Töpf' und Schüſſeln, lief Botſchaft, kurz, ich war hinten und vorn. Man ſah mich gern, und nannte mich wegen meines Hütleins, das ich ſchon damals trug, Freund Hütchen. Anfangs wollte mir dieſer Name nicht ſonderlich gefallen, und ich warf tüchtig mit Steinen um mich herum. Endlich aber ſchickt' ich mich darein, weil ich ſah, daß man's nicht böſe meinte. O Wenzel! Wenzel! Deine Ur-Urväter waren kreuzbrave Männer, waren — nimm mir's nicht übel! — beſſer als Du!

Wenzel. Wie ſo?

Hütchen. Daß Du noch ſo keck fragen kannſt! Wahrlich, Du geberdeſt Dich, als ob du übrig Recht hätteſt! Ich nehme mein Wort nicht zurück: Sie waren beſſer als Du; denn ſie lebten ſittlich und fromm und verfuhren nicht hart mit ihren Unterthanen. Erſt ſeit ſechs oder ſieben Menſchenaltern iſt Dein Geſchlecht in Wüthriche ausgeartet. Da fingen die ſtillen Mauern Deines Stammhauſes an, von ewigem Saus und Schmaus und Klagetönen unglücklich gemachter Leute wiederzuhallen. Ich warnte wohlmeinend, aber vergebens, und floh endlich mit Verdruß die Geſellſchaft dieſer verwilderten Menſchen. Zwei Jahrhunderte ſind nun ſchon vorüber, ſeit ich in meiner Felſenwohnung einſam hauſe und das Verderben einer ſonſt ſo glücklichen, ſo herzlich von mir geliebten Familie, in dieſer Trauerkleidung beweine. Sieben Deiner Väter lebten und ſtarben, ohne mich zu ſehen. Es befremdet mich daher nicht, daß man die Sage von meinen ehemaligen Erſcheinungen nach und nach für ein Mährchen gehalten und Dir als ein Mährchen erzählt hat. Beinahe hätte ich Dich auch in dieſer irrigen Meinung bis an Deinen Tod gelaſſen; denn es war mir lange nicht gemüthlich, mit Dir, der Du ſiebenmal roher biſt, als Deine Väter, in Verkehr zu treten. Aber endlich beſiegte Mitleiden meinen Zorn. Ich ſah, daß Deine zügelloſen Ausſchweifungen Dich zeitlich und ewig unglücklich machen müßten, und beſchloß, einen einzigen Verſuch zu Deiner Beſſerung zu wagen. Das iſt geſchehn. — Ob Du mir danken wirſt, weiß ich nicht; ich verdiene aber Dank, weil ich es war, der das heutige mitternächtliche Schauſpiel, das Dich ſo heilſam erſchüttert hat, veranſtaltete.

Wenzel. Grauſamer Geiſt, ich ſoll Dir danken? Dafür danken, daß ich hier in den Flammen eines Fiebers ſchwitze, das mich verzehren wird?

Hütchen. O, dieſe Flammen ſind kühl gegen jene, die Dich einſt jenſeits des Grabes umlodern werden, wenn Du nicht bald durch gänzliche Sinnesänderung für das Heil Deiner Seele ſorgſt! Der Tod wird noch viele Jahre Deine Schwelle vorübergehen und Dir Zeit dazu laſſen. Wohlan, wirf Dich in die Arme der belohnenden Tugend! Schweife nie wieder außer den Schranken guter Sitten! Sey barmherzig gegen Deine Unterthanen! Sie ſind Deine ärmern Brüder! Brauche Deine Gewalt nicht zur Unterdrückung, ſondern zum Wohlthun! Und denke fleißig an den Tod, der mit einem Striche ſeiner Hand die Ahnentafel auslöſcht, und Bettler und Fürſten gleich macht! —

Wie ein Wölkchen verſchwand jezt der kleine Sittenprediger, und Wenzel ſah in tiefen Gedanken ſtarr auf den Plaz, wo er geſtanden hatte. Ihm war leichter ums Herz und mit jeder Minute fühlte er ſich geſünder. Der gute Gnom hatte zur erſten Freundſchaftsprobe ſein Fieber hinweggenommen und ihm einen ſanften Schlummer zugeſandt, von dem er erſt ſpät am Morgen wie neugeboren erwachte. Mit ruhigem Blick überſah er nun die Begebenheiten der lezten Nacht, und beſchloß ernſtlich, die doppelte Geiſterwarnung nicht in den Wind zu ſchlagen. Deßhalb befahl er ſeinen Dienern, den Frohnarbeitern ſogleich für dieſen Tag Feierabend anzukündigen und alle fremden Beſuche mit der Entſchuldigung, daß er krank ſey, abzuweiſen.

Der erſte Befehl ward vollzogen. Die Bauern jubelten; aber der Frohnvogt ſchüttelte mürriſch den Kopf und verbot ihnen, nicht von der Stelle zu gehen, bis er ſelbſt mit dem Junker geſprochen hätte. Seine Gegenvorſtellungen fanden jedoch kein Gehör. „Ich will's ſo haben!“ fuhr ihn Wenzel an: „Und ich rathe Dir, nicht den geringſten meiner Unterthanen zu mißhandeln, ſonſt mache ich Dich zum Fröhner und den Dorfhirten zum Vogt! Jetzt gehe ſtracks, ſchicke die Bauern heim und zahle Jedem, weil Du ſie wider meinen Befehl aufgehalten haſt, einen Krug Bier aus Deinem Beutel!“ Betrübt ſchlich der Vogt davon. Ein fröhlicher Geber war er nicht. Mit einer ſo ſauern Eſſigmiene ward wohl noch nie ein Geſchenk ausgetheilt.

Indeſſen kam der Mittag heran und das Völkchen der Schmarotzer klepperte luſtig und guter Dinge zum Thor herein. Ehe ſie ſich aber noch aus dem Sattel hoben, gingen Wenzels Diener ihnen entgegen und brachten die Hiobspoſt, daß der Herr krank und deßwegen keine Tafel ſey. —

O weh, das war in die bellenden Magen
Der Krippenreiter ein tödtlicher Stich!
Hochtönend fingen ſie an, den kranken Freund zu beklagen,
Bedauerten aber im Herzen nur ſich,
Weil jetzt im Vogelflug die goldne Hoffnung entwich,
Den Erbfeind, Hunger, hier mit Bratenſchwertern zu ſchlagen.
Sie ſetzten geſchwind ihren Gäulchen den Sporn
Mit knirſchendem Zahn in die ſchlotternden Seiten,
Und ſprengten davon über Korn und Dorn,
Um irgendwo anders ein freies Mahl zu erbeuten.

Wenzel ſah hinter dem Vorhang ſeine theuern Zechbrüder wieder abtrollen und hätte ſie gern zurückrufen laſſen, wenn ſie nicht ſo ſchnell über alle Berge geweſen wären. Die Zeit ward ihm bitterlich lang. Ueberdieß fiel ihm ein, daß Freund Hütchens moraliſche Vorleſungen kein ausdrückliches Verbot des Umgangs mit ſeinen Freunden enthalten hätten. Er bereute daher, daß er die armen Schlucker um eine Mahlzeit und ſich um Zeitvertreib gebracht hatte.

Als der Abend endlich herbeiſchlich und er ſich und ſeine lange Weile in die Federn vergraben konnte, war er herzlich froh. Ehe er aber noch einſchlief, beſuchte Freund Hütchen ihn wieder und hielt ihm eine Lobrede wegen ſeiner guten Aufführung am vergangenen Tage. Der Kleine war beſonders über das Abweiſen der Tafelritter höchlich erfreut und erzählte triumphirend, daß er ſie mit einem unſichtbaren Steinhagel zum Dorfe hinaus begleitet und ſich über ihr Ach und Weh ein drolliges Ducken und Krümmen bei Empfang der Püffe halb todt gelacht habe.

Aus dieſem Berichte ſah Wenzel nun deutlich, wie wenig ſeine Geſellen in Hütchens Gnade ſtanden. Er gab deßhalb am Morgen neuen Befehl, ihn ferner vor ihnen zu verläugnen. Heute ritten die vorſichtigen Herren ein Stündchen früher ein, um noch, im Fall ſie hier wieder mit trocknem Munde abziehen müßten, ein anderes gaſtfreies Dach bei rechter Tiſchzeit zu erreichen. Tags zuvor hatte der Unſtern über ihnen gewaltet, daß ſie auf einer Burg, wo ſie erſt ſpät nach der Tafel wie ein hungriges Heuſchreckenheer einfielen, blos kalte Küche von der Hand ſpeiſen mußten, und alſo nur dürftigen Balſam für ihre Steinwunden fanden. Da ſie ſich nun dießmal früher auf's Gleis gemacht und dadurch einem ähnlichen Schickſal vorgebeugt hatten, ſo eilten ſie weniger beſtürzt davon, und hielten ſich nicht einmal damit auf, nach dem Befinden ihres krank gemeldeten Freundes zu forſchen. Die Zeit war ihnen edel. Wie leicht hätten ſie nicht dort, wohin ſie wollten, einen Löffel voll Suppe verſäumen können!

Das kaltherzige Betragen dieſer Burſche kränkte Wenzeln tief und machte es ihm etwas leichter, ihre Geſellſchaft zu entbehren. Sie ließen ſich nun auch eine ganze Woche lang in ſeinem Schloßhofe nicht blicken, weil ſie bei einem andern wohlhabenden Ritter gute Schnabelweide getroffen hatten.

Indeſſen fuhr der Neubekehrte fort, ſeine Unterthanen menſchlich zu behandeln, und ward nicht allein von ihnen bis in den Himmel erhoben, ſondern auch alle Nächte von Freund Hütchen mit Lobſprüchen überhäuft. Der gute Gnom trat jetzt, zum Zeichen der völligen Ausſöhnung, ſein ehemaliges Amt als Hausknecht wieder an und war dem Geſinde, das freilich anfangs vor ihm erſchrack, ein willkommener Gehülfe.

Unſer Junker wäre nun mit ſich und der ganzen Welt zufrieden geweſen, wenn ihn nicht der Wurm Langeweile genagt und neue Sehnſucht nach dem Umgange mit ſeinen luſtigen Kompanen erweckt hätte. Reiten und Jagen gewährte ihm ohne Begleiter kein Vergnügen, und die nächtlichen Unterhaltungen mit dem Schwarzmantel waren ihm mehr läſtig, als angenehm.

Eines Morgens, als ihn eben die Einſamkeit ſeines Zimmers am ſchwerſten drückte, ſprengten Reiter in den Hof, und ſiehe da, die ſaubern Mittagsvogel zogen wieder ein. Sie waren von dem Edelmanne, der ihnen ſeit Wenzel's Eremitenſchaft Atzung gereicht hatte, wegen ihrer täglichen Zudringlichkeit fortgeſcheucht worden, und kehrten nun auf ihren vorigen Futterplatz zurück. Mit der ſcheinbarſten Theilnahme fragten ſie jetzt nach des Herrn von Tollenſtein Geſundheitsumſtänden. Der Thorwärter ſang das alte Lied, der Herr ſey immer noch krank. Dieſer aber ſtrafte ihn auf der Stelle Lügen, indem er haſtig das Fenſter aufriß und hinabrief: „Nicht mehr krank! Geſund, wie ein Fiſch! Herauf, brave Jungen, herauf!“

Flink waren ſie von den Gäulchen herunter, luſtig die Treppen hinauf und ſpielten ein halbes Stündchen mit ihrem lieben Wirth Fangeball. Einer warf ihn des Andern Umarmung zu. Dieſe Heuchlerpoſſen hätten ſie wahrſcheinlich noch länger getrieben, wenn ihnen nicht bange geweſen wäre, den Hausherrn dadurch von der Anordnung des Schmauſes abzuhalten.

Man ſetzte ſich zu Tiſch und Wenzel wich anfangs einem Strome von Fragen über ſeinen neulichen Krankheitsanfall klüglich aus, indem er nur in allgemeinen Ausdrücken antwortete. Als ihm aber der Wein nach und nach die Zunge löste, beging er den ſchwachen Streich, die ihm aufgeſtoßenen Abenteuer lang und breit zu erzählen, und treuherzig beizufügen, daß er von nun an ein ſtilles, klöſterliches Leben zu führen entſchloſſen ſey.

Die Geſellſchaft ſchlug ein helles Gelächter auf. Die armen Krippenreiter glaubten zwar ſammt und ſonders Geſpenſter; glaubten ſie um ſo mehr, da ſie nun die Hand erriethen, die ſie neulich mit ſteinernen Bomben beſchoſſen hatte: dennoch lachten ſie laut. Ihr Magen zwang ſie zur Starkgeiſterei. Sie ſahen voraus, daß Mönch Wenzel ihnen nicht mehr aufſchüſſeln würde, und folterten daher ihre Köpf' und Zungen, ihm die gehabten Erſcheinungen als bloße Spiele der Einbildungskraft vorzuſtellen. Mit Erklärung der Begebenheiten im Wald und der Geiſterhöhle wollte es ihnen nicht ſonderlich glücken. Deſto geſchwinder wurden ſie mit dem armen Hausgeiſte fertig. Er ward ohne Gnade, weil er den Junker nur bei Nacht und im Bette beſucht hatte, ein luſtiges Traumbild geſcholten und wacker ausgehöhnt. Daß er ſich auch bei hellem

Tage ſehen laſſe, wollten ſie durchaus und durchum nicht glauben. Sie erklärten das Hausgeſind für abergläubiges Volk, und deſſen Zeugniß aus dieſem Grunde für ungültig. Kurz, das Zwergmännchen mußte den ſtumpfen Pfeilen ihrer Witzelei lange zur Scheibe dienen.

Wenzeln war nicht wohl dabei. Er ſah ſich ſchüchtern um, und befürchtete jeden Augenblick, der beleidigte Gnom möchte zu ſeinen gewöhnlichen Waffen greifen und ſein wirkliches Daſeyn durch einen Kieſelſchauer beweiſen. Doch begab ſich nichts. Dennoch hielt er ſeinen philoſophiſchen Gäſten noch Widerpart, bis endlich Junker Hans, der wildeſte Polterer unter allen, mit der Fauſt auf den Tiſch ſchlug und ausrief: „Wohlan, Bruder, laß es auf einen neuen Verſuch ankommen! Wir reiten, wie wir ſind, heute Nacht mit Dir in den Wald, und auf denſelben Platz, wo der Rieſenkerl mit der neumodiſchen Laterne geſpukt haben ſoll. Iſt er ſo keck, wieder zu kommen und ſich uns Allen zu zeigen, nun gut! Dann wollen wir vor ihm Reſpekt haben, auch den Kobold mit dem Schleppmantel in Ehren und Würden laſſen, und Dir weiter nicht wehren, als Duckmäuſer zu leben und zu ſterben. Läßt ſich aber, wie ich ſchon voraus weiß, kein Popanz blicken, dann würdeſt Du ein Narr ſeyn, wenn Du Dich in der Blüthe Deiner Jahre den Freuden des Lebens entziehen wollteſt.

Dieſer Vorſchlag ward von der ſämmtlichen Tafelritterſchaft mit lautem Beifall aufgenommen. Selbſt Wenzel mußte ihn billigen, um nicht den Verdacht einer feigen Memme, den höchſten Schimpf jenes nervigen Zeitalters, auf ſich zu laden.

Sie zechten nun und zechten ſich
Mit jeder Stunde dreiſter;
Und als der Seiger Eilfe ſchlug,
Begannen ſie den Fehdezug
Ins Waldgebiet der Geiſter.

Wohl Mancher faßte ſtatt des Kelchs
Ungern des Kleppers Zügel.
Die meiſten Herren befahrten ſehr
Ein rächendes Geſpenſterheer
Und ſchlotterten im Bügel.

Durchtrabt ward ſchweigend her und hin
Die grauenvolle Haide,
Bis Wenzel ſich zur Stelle fand,
Und leiſe, leiſe ſprach: „Hier ſtand
Der Mann im Todtenkleide!“ —

Wie Schafe, die ein Wolf umſchleicht,
Sich bang zuſammendrücken,
So drängten ſich die Ritter dicht
In einen Kreis und wagten nicht,
Vom Sattelkopf zu blicken.

Doch kein Geſpenſt befand dießmal
Für nöthig, ſie zu necken.
Der Wind war ſelbſt ſo wundermild,
Daß er den Athem an ſich hielt,
Um ſie nicht zu erſchrecken.

Nun fühlten ſie ein Flämmchen Muth
Im Herzen wieder lodern.
Hans übte gar den Heldenſtreich,
Das haſenhafte Geiſterreich
Durch Schimpf herauszufordern.

„Heh da! Herr Rieſ' im Leichenhemd!
Führt Er nicht heut zu Schmauſe? —
Auch Du, Freund Hütchen, biſt nicht hier?
Komm her, komm her, damit ich Dir
Dein Bärtchen brav zerzauſe!“ —

O weh, wie häßlich hatte ſich
Herr Naſeweis die Lippen
An dieſer Polterei verbrannt!
Er ward von unſichtbarer Hand
Geohrfeigt und geknippen.

Den Schmerz verhehlend, rief er aus:
„Laßt uns von dannen reiten!
Die braven Todten mögen ruhn!
Wir wollen, da ſie uns nichts thun,
Auch nicht mit ihnen ſtreiten!“ —

So dacht' er ſeinem Plagegeiſt
Verſöhnung abzuſchmeicheln;
Doch dieſer fuhr geſchäftig fort,
Den armen Ritter hier und dort
Plump, wie ein Bär, zu ſtreicheln.

Er ſchwang ſogar ſich hinter ihm
Auf's Pferd, beim Ritt nach Hauſe,
Und liſpelt' ihm in's Ohr: „Haha!
Freund Hütchen mit dem Bart iſt da!
Was ſäumſt Du? Sauſe, ſauſe!“ —

Der Märtyrer hielt ſich ſo brav,
Daß ihm kein Ach entſchlüpfte,
Bis endlich Junker Wenzels Schloß
Erreicht war und herab vom Roß
Der kleine Teufel hüpfte.

Die Andern ſahn und hörten nichts
Von Hanſens Abenteuer.
Auch er vergaß bald Furcht und Graus,
Und ſetzte ſich mit hin zum Schmaus
Von Braten und Tokayer.

Doch unter ſeinen Händen fing
Schnell ein Kapaunenflügel
Zu flattern an, — flog durch die Thür, —
Und auf dem Teller lag dafür
Ein wohlgebratner Igel.

Ihm ſchauerte vor dem Gericht,
Und raſch griff er zum Glaſe.
Allein der Wein ſah aus wie Blut,
Und dünſtete wie Schwefelgluth
Ihm ſtinkend in die Naſe.

Der Wirth bat fleißig: „Lange zu,
Will Dir heut nichts behagen?“ —
„Nein, ſagte Hans, mir iſt nicht fein,
Im Bette wird mir ſchmucker ſeyn,
Ich will nach Hauſe jagen.“ —

Er ſtieg zu Roß, und hoffte nun,
Das Necken ſey zu Ende.
Gefehlt! — Im Sattel ſaß er kaum,
Da ſprang für den entwiſchten Zaum
Ein Horn ihm in die Hände.

Verſchwunden war der Gaul. Es trug
Ein Böcklein, raſch und munter,
Durch Buſch und Moor den armen Tropf,
Und warf zuletzt Hals über Kopf
Am Galgen ihn herunter.

Dieſen bedenklichen Ruheplatz verließ er ſo ſchnell, als ihn ſeine zitternden Füße tragen konnten, und ſputete ſich heim, wo ſein alter Schimmel kopfhängend an der Thüre ſtand, und über das Unglück ſeines Herrn nachzudenken ſchien.

Indeſſen hatten auch die übrigen Gäſte Wenzels Burg, auf unverwandelten Pferden und ohne die geringſte Widerwärtigkeit verlaſſen. Der einſam gebliebene Junker ging nun mit ſchwerem Herzen in ſein Kämmerlein, weil er ein ſcharfe Geſetzpredigt von Hütchen befürchtete. Doch es ſchlug eine Stunde nach der andern, und das Männlein kam nicht. Das war dem Junker nicht lieb. Er hätte gern ſeinen verdienten Verweis weggehabt, um ihn nicht mehrere folgende Nächte beſorgen zu dürfen.

Hin und her ſinnend, wußte er ſich des Gnoms Auſſenbleiben nicht zu erklären. Es litt eine doppelte Deutung. Hielt vielleicht der Trotzkopf ſtreng ſein Wort, ihn nur Ein Mal zu warnen? Oder war er ein armſeliger Poltergeiſt, der blos mit Blendwerken ſchreckte, und ſich furchtſam wieder verkroch, wenn man ihm muthig die Stirne bot? — Dieſe Zweifel hätte freilich Niemand beſſer, als Hütchen ſelbſt löſen können; aber der Morgen kam, und er nicht.

Deſto pünktlicher fand ſich zur Eſſenszeit die luſtige Geſellſchaft wieder ein, die ſich erſt einige Stunden nach Mitternacht empfohlen hatte. Nur Hans blieb wegen uns bekannter Urſachen aus. Ihre erſte Frage war: Ob ſich noch in voriger Nacht etwas Unheimliches ereignet habe? Wenzel ſprach aufrichtig: Nein! Treffliches Waſſer auf ihre Mühle! Sie pochten nun ſtärker darauf, daß alles ein Traum geweſen ſey, fanden etwas mehr Glauben, und der Tag ward mit einer fröhlichen Zeche beſchloſſen.

Auch in dieſer Nacht hatte Wenzel nicht die Ehre, von Hütchen beſucht zu werden. Nun war es ihm ſchon gleichgültiger. Am Morgen fragte er ſeine Diener: Wann und wo ſie den kleinen Hausknecht zuletzt geſehen hätten? und erfuhr, daß er ſich ſeit zwei Tagen weder in Küche noch Stall, überhaupt nirgends finden laſſe.

Kann ich den Kobold doch entbehren! dachte er, und beſtimmte bei ſich eine gewiſſe Zeit, wie lange er noch deſſen Rückkehr erwarten und ſeine Lehren oberflächlich befolgen wolle. Für den Fall, daß der Abweſende dieſe Friſt, ohne ſich zu melden, verſtreichen ließe, ward beſchloſſen, ihn alsdann für todt und verſchollen zu achten, ſeiner nicht mehr zu denken, und alle von ihm herrührenden Schreckbilder und Drohungen als leere Gaukeleien anzuſehen.

Der anberaumte Termin kam, und lief ab. Hütchen erſchien weder ſelbſt, noch durch einen Bevollmächtigten. Urtheil und Recht ward an ihm vollzogen, und er ſowohl, als die von ihm veranſtaltete Geiſtertafel rein vergeſſen.

Was hätte nun Wenzeln noch abhalten ſollen, ſeine ſcharfen Klauen, die er nur einige Wochen lang aus Furcht, daß ihn Geſpenſter darauf klopfen möchten, etwas eingezogen hatte, neuerdings auszuſtrecken? Er ward ganz der Alte. Seine Bauern wurden, wie zuvor, von Schöſſern und Schergen geplündert, und ſeufzten mehr als ſonſt unter des Frohnvogts Geißel, weil dieſer ſie nun aus Rache mit verdoppelter Grauſamkeit brauchte. Der Junker ſelbſt hielt weniger, als jemals, ſeine Lüſten und Begierden im Zügel. Das Volk der Tiſch- und Krippenreiter — zu denen ſich auch Herr Hans nach eingezogener Kundſchaft, daß der Weg rein ſey, wieder geſellt hatte — war ſein täglicher Umgang. Sie führten ihn immer höher und höher auf der Leiter der Sittenloſigkeit, bis er endlich die letzte Staffel erſtieg.

Ihn von dieſem Schwindelplatz zu leiten
In der Tugend ruhiges Gefild,
Unternahm mit tauſend Zärtlichkeiten
Jetzt ein Weib, wie Engel, ſchön und mild.

Agnes war's — die Tochter eines böſen,
Alten Ritters, der, um ſich vom Drang
Seiner Armuthsſorgen zu erlöſen,
Sie zum Ehebund mit Wenzeln zwang.

Einen Wüſtling auf Befehl zu minnen,
Ging der ſanften Mädchenſeele nah.
Nur die Hoffnung, einſt ihn zu gewinnen,
Daß er beſſer werde, ſprach das Ja.

Mächtig wirken ſchöner Seelen Bitten,
Wenn ein ſchöner Mund ſie zärtlich ſpricht;
Dieſes Felſenmannes rauhe Sitten
Wichen nur dem holden Zauber nicht.

Bald, ach bald war nach der Hochzeitfeier
Seiner Lüſte Fackel ausgebrannt,
Und nun hätte gern das Ungeheuer
Weit von ſich das gute Weib verbannt.

„Fort, Du Närrin!“ brüllt' er oft der **Armen**
Wild entgegen, wenn ſie zu ihm trat
Und mit ſüßen Worten um Erbarmen
Für gequälte Unterthanen bat.

Ihre Taubenſeele zu erſchüttern,
Riß er ſie zu grauſer Thaten Schau,
Und verhöhnte vor den Krippenrittern
Die Empfindungen der edeln Frau.

Wie ein Dolch durchſchnitt ſie jedes Leiden,
Das ſie in des Dorfes Hütten fand.
Hungrige zu ſpeiſen, Nackende zu kleiden,
Ward ihr ganzes Nadelgeld verwandt.

Eigne Noth entpreßt' ihr keine Klage,
Nur im Stillen ſeufzte ſie gelind:
„Kindlein, das ich unter'm Herzen trage,
Werde wie Dein Vater nicht geſinnt!“ —

Sie gebar, nach einer Nacht voll Schmerzen,
In dem zehnten Ehmond einen Sohn
Doch bevor ſie noch das Kind am Herzen
Wiegen konnte, war ihr Geiſt entflohn.

Das ganze Dorf weinte, nur Wenzel's Augen blieben trocken, die vielleicht dem Tode ſeines geringſten Jagdhundes ein Thränenopfer gebracht hätten. Heimlich freute er ſich ſogar, einer läſtigen Gefährtin los zu ſeyn, die nicht mit ihm auf ſeinen Lieblingswegen wandeln wollte. Kaum konnte er ſich entſchließen, ſie anſtändig begraben zu laſſen. Endlich geſchah es doch. Er hätte gern geſehen, wenn das neugeborene Kind ſeiner Mutter nachgefolgt wäre; doch Freund Hain war nicht ſo gefällig, ihm dieſe doppelte Freude zu machen.

Leopold (ſo hieß der Knabe) war ungefähr drei Jahre alt, als er einmal an einem Wintertage, mit einem ſilbernen Körbchen voll Kirſchen in der Hand, zum Vater gelaufen kam. „Sieh, Vater!“ lallte er fröhlich: „Klein klein Männel hat mir gegeben. Hat mich geſtreichelt, hat mir geſagt, ſoll fromm und fleißig ſeyn; will mehr ſchöne Sachen bringen.“ —

Aha! dachte Wenzel: Fängt der kleine Freund wieder an ſich zu regen und freigebig zu werden? — — Der alte Knabe mag ein herrliches Gewächshaus und ſchönes Silberwerk haben! Mußt neue Freundſchaft mit ihm machen, um ihm auch dann und wann ein Geſchenk abzulocken. —

Er veranſtaltete hierauf, daß ſich Poldchen am folgenden Tage wieder einmal allein in der Kinderſtube befinden mußte, und lauſchte durch's Schlüſſelloch.

Mit unterdrückten Athemzügen,
Stand er nicht zwei Minuten hier,
Da kam ſchon durch die Wand, der Geiſter Lieblingsthür,
Freund Hütchen lächelnd angeſtiegen,
Und bot dem kleinen Leopold
Ein neues Labſal für den Gaumen,
Ein Dutzend wunderſchöner Pflaumen,
In einem Körbchen von gediegnem, blankem Gold.

Jetzt trat mit honigſüßen Blicken
Und traulichem Entgegennicken
Keck ins Gemach der Herr Papa.
Ihm aber wies der Geiſt, ſobald er ihn nur ſah,
Voll Zornwuth im Geſicht, den Rücken,
Und ſchnitt — indem der Schalk ſein Mäntelchen behend
Von hinten lüftete — dem kühnen
Beſchleicher ſolch ein Kompliment,
Womit ſich gern im Zank die Häringsweiber dienen.
Dabei hohnlacht' er laut, daß Wand
Und Fenſter dröhnten, und verſchwand.

Zum Glück war das Geſchenk der kleinen böſen Sieben,
Das Pflaumenkörbchen, da geblieben.
Herr Wenzel war darob nicht wenig froh,
Und griff geſchwind darnach, um es hinwegzutragen.
Doch weh! o weh! das Gold war nur ein Wiſchlein Stroh,
Auf welchem Pflaumenkerne lagen.

Seitdem hörten auch die Obſtgeſchenke völlig auf. Wenzel ſchickte zwar Leopolden hier und dort an einſame Orte, um Hütchen Gelegenheit zu ungeſtörten Beſuchen zu geben; der Knabe mußte ſogar allein ſchlafen, weil es vielleicht dem Obſtmännchen beliebiger ſeyn möchte, bei Nacht zu kommen; allein dieſe gold- und ſilberbegierigen Anſtalten waren fruchtlos. Hütchen ließ überall vergebens auf ſich lauern, und nichts mehr von ſich hören und ſehen.

Wenzel ward darüber ſeinem ganz unſchuldigen Sohne ſpinnefeind. Ueberhaupt konnte er den armen Jungen nicht leiden, weil er Bettelkindern lieber gab, als nahm, ſich manchmal wegwarf, mit der Dorfjugend zu ſpielen, nicht die geringſte Luſt und Liebe zur Jagd zeigte, und kaum Blut ſehen konnte.

Uebrigens ging Wenzel's Leben den alten Gang. Die Verwandlung des Pflaumenkörbchens war in einer Reihe von zwölf Jahren die wichtigſte Begebenheit, die ſich auf ſeiner Burg ereignete.

Nach Ablauf dieſes unmerkwürdigen Zeitraums kam an einem trüben Herbſtabend ein unbekannter Reiter in Wenzel's Dorf und fragte nach dem Wirthshauſe. Ein eigentlicher Gaſthof war nicht da; man wies ihn aber zu dem Schmid Martin, der immer ein Fäßchen Bier und eine Schütte Stroh für durchfahrende Frachtführer bereit hielt. Der Reiter eilte dahin und bat um ein Nachtlager.

„Wer ſeyd Ihr?“ fragte Martin.

Der Fremde. Ein Hofjunker des Landgrafen. Wir jagten in dieſer Gegend, und ich verirrte mich.

Martin. Schlimm für Euch! Ihr werdet bei mir ſchlechte Bequemlichkeit finden.

Der Fremde. Doch ein Bett?

Martin. Guter Herr, im ganzen Dorfe trefft Ihr keine Feder. Beliebt es Euch nicht, auf Stroh zu ſchlafen, ſo müßt Ihr auf dem Schloſſe beim Herrn von Tollenſtein Quartier machen. Der liegt weich genug.

Der Fremde. Ihr ſcherzt, mein Freund! Es iſt unmöglich, daß kein einziger Bauer ein Bett, ein ſo unentbehrliches Bedürfniß für ermüdete Feldarbeiter, haben ſollte.

Martin. Doch iſt es ſo. Euch zarten Hofherren mag das freilich wunderbar vorkommen. Ihr denkt, Ihr könntet nicht leben. Ach, die Armuth iſt froh, wenn ſie nur immer noch Stroh hat.

Der Fremde. Ich beklage Euch, und will dieſe Nacht nicht beſſer ſchlafen, als Ihr; ob mir gleich mein Name bei dem Herrn von Tollenſtein einen guten Empfang verſchaffen würde.

Hierauf ſtieg er vom Gaul, bezog ein niedriges Kämmerlein neben Martins Werkſtätte, und warf ſich auf das für ihn zugerüſtete Lager. Man hatte zwar ein reines Tuch darüber gebreitet; dennoch ſtachen die unhöflichen Strohhalmen ſo empfindlich durch, daß der arme Herr die ganze Nacht kein Auge ſchließen konnte.

Höchſt erwünſcht war es ihm daher, als er den Morgen grauen ſah und ſeinen Wirth den Blaſebalg handhaben hörte. Ihn beluſtigte das Gemiſch von Geſchäften, das Martin trieb. Jetzt ſang er einen Vers aus einem Morgenliede, fluchte dazwiſchen auf ſeine Leute, die nicht aufſtehen und auf Feuer und Kohlen, die nicht geſchwind genug in Gluth kommen wollten, und dann ſang er wieder andächtiglich. Endlich brachte er einen Stab Eiſen auf den Ambos und brummte bei jedem Hammerſchlage: „Landgraf, werde hart! Landgraf, werde hart!“ —

Der Fremde horchte hoch auf. Martin fuhr fort, den Landgrafen hart zu hämmern, und ließ nicht eher nach, bis der Paſſagier aus ſeinem Kämmerlein trat.

Der Fremde. Guten Morgen, Martin! Iſt der Landgraf bald hart?

Martin. Meiner (auf den Eiſenſtab zeigend) iſt's nun genug. Wollte Gott, Eurer wäre auch ſo!

Der Fremde. Seltſamer Wunſch, einen harten Fürſten zu haben!

Martin. Zu rechter Zeit und am rechten Orte hart ſeyn iſt eine köſtliche Sache. — Doch verzeiht, es geziemt mir nicht, davon zu ſprechen. Ich wünſchte, daß Ihr mein einfältiges Selbſtgeſchwätz gar nicht gehört hättet. Denn ſo Ihr mich bei dem Herrn Landgrafen verrathet, kann ich darüber in Strafe kommen.

Der Fremde. Deßwegen ſeyd unbeſorgt und redet frei von der Bruſt! Ich verſpreche Euch als ein Biedermann, daß Ihr über kein Wort zur Rechenſchaft gezogen werden ſollt! Nun ſagt an, wann und wo wäre der Landgraf härter zu wünſchen?

Martin. Ei, geht mir mit Euern kitzlichen Fragen! Doch — ich will antworten. Erzählt Ihr es auch Euerm Herrn wieder, ſo kann ich doch darauf leben und ſterben, daß ich Wahrheit geſprochen habe.

Der Fremde. Das iſt brav! Nur weiter!

Martin. Ihr kennt das gute Herz des Landgrafen. Mit der ganzen Welt meint er es wohl und thut keinem Kinde Leid. Nun ſchließt der brave Herr von ſich auf Andere, und denkt, die Gewaltigen in ſeinem Lande machen es auch ſo. Da irrt er ſich aber ſehr.

Der Fremde. Alſo die Edelleute, Räthe und Beamte — denn darunter verſteht Ihr doch wohl die Gewaltigen? — drücken das Volk?

Martin. Nennt's, wie Ihr wollt! Sie verfahren freilich nicht ſäuberlich mit uns armen Geſchöpfen. Abgaben und Frohndienſte haben kein Ende. Man wird ſeines Lebens nicht froh.

Der Fremde. Und Euer Herr?

Martin. Verzeiht mir, daß ich hierauf nicht antworte, eben weil er mein Herr iſt.

Der Fremde. Antwort genug! Hier nehmt! (Er gibt ihm einige Goldſtücke). Lebt wohl, ehrlicher Martin! Ihr habt den Landgrafen ſelbſt beherbergt und ſollt bald mehr von mir hören.

Hiermit ſchwang ſich der Landgraf (denn er war es wirklich ſelbſt) auf ſein Roß, das er unter dieſem Geſpräche mit Martin's Hülfe geſattelt und gezäumt hatte, und ſprengte davon.

Der ehrliche Schmied fiel gleichſam aus den Wolken, ſtarrte mit offnem Munde dem Fürſten nach, und war ſo verplüfft, daß er nicht ein Wort zu ſagen vermochte. Er hatte zwar ſein: Landgraf, werde hart! und alles Uebrige wohlbedächtig geſprochen, damit Ludwig dieß und das wieder erfahren möchte; daß er aber mit ihm ſelbſt rede, war ihm nicht im Traum eingefallen, und er hätte nun gern ſeinen offenherzigen Zweiſprach theuer zurückgekauft. Doch geſchehn, war geſchehn. Mit bangem Herzklopfen zog er ſich in ſeine Hütte zurück und beſchloß, dieſen Vorfall keinem Menſchen zu entdecken.

Er allein errieth daher, daß ein landgräflicher Bote, der ungefähr acht Tage darauf bei dem Herrn von Tollenſtein anlangte, nicht die erfreulichſten Nachrichten bringen möchte. Wenzel empfing auch wirklich eine Ladung, ſogleich nach Verleſung dieſes beim Hoflager zu erſcheinen.

Er eilte gen Naumburg und fand ſchon mehrere Winkeltyrannen dort verſammelt, die der Landgraf nach geheimer Unterſuchung ihrer ruchloſen Wirthſchaft ebenfalls zu ſich beſchieden hatte. Sie wurden zuſammen vorgerufen, und Ludwig empfing ſie mit ernſter, hoher Miene.

„Ich habe mit Unwillen erfahren, ſprach er, daß Ihr alle Pflichten der Menſchenliebe gegen Eure Unterthanen aus den Augen ſetzt! Beſonders über Euch, Wenzel von Tollenſtein, ſeufzen die Armen! Was dünkt ſich Euer aufgeblähter Stolz? — Glaubt Ihr, die Welt ſey für Euch allein geſchaffen? Wollt Ihr dem Bauer kaum die Luft, und keinen Schatten von Lebensfreude gönnen? Soll er nur immer ſeine Tage hinſchmachten in Jammer und Elend? — Ihr haltet ihn wohl für eine Maſchine, die für Euch pflügen, ſäen und erndten muß, und die Ihr zerſtören könnt, wie es Euch beliebt? — Nein, Ihr Herren, er iſt ein Menſch, wie Ihr, und vielleicht ein beſſerer Menſch! Ich erkläre mich hiermit feierlich für ſeinen Beſchützer. — Könnt Ihr nicht leben, ohne Bauernblut zu ſaugen, ſo räumt mein Land! Ich geſtatte, beim allmächtigen Gott, keine Tyranneien mehr! Was geſchehen iſt, ſey vergeſſen und vergeben! Aber, ſo wahr ich Ludwig heiße, den Erſten von Euch, der ſich wieder dergleichen Mißhandlungen der Menſchheit erlaubt, den will ich, zum Schrecken Aller, ſo empfindlich züchtigen, daß er das Kummerleben ſeines ärmſten Bauers beneiden ſoll!“

Ueber dieſe Rede ſtaunten die Ritter nicht wenig. In einem ſolchen Tone hatte der Landgraf noch mit Keinem von ihnen geſprochen. Endlich nahm Wenzel das Wort. „Herr Landgraf, ſprach er trotzig, ich verfahre mit meinen Unterthanen nicht ſchlimmer, als ich Fug und Macht habe. Wäre es aber auch, ſo würde ich doch nicht Euch, ſondern blos kaiſerlicher Majeſtät darüber Rede ſtehen.“ „Ja, riefen Alle: nur dem Kaiſer ſind wir Antwort ſchuldig!“ — Hierauf ſtürmte der ganze Hauſe unter Anführung des Sprechers die Treppen hinab, und eilte auf fliegenden Roſſen aus Naumburgs Thoren, ehe des Landgrafen Befehl, die Rebellen zu verhaften, ausgeführt werden konnte.

Wenzel tobte wie ein Beſeſſener bei der Rückkunft auf ſeine Burg. Er hatte ſchon vor dem Verhör den Zuſammenhang der Geſchichte von einem vertrauten Höfling des Landgrafen herausgelockt, und ſtieß deßhalb die ſchrecklichſten Verwünſchungen gegen ſeinen Ankläger, den armen Martin, aus. „Werft den Hund in Ketten und ſchleppt ihn her!“ brüllte er zu ſeinen Dienern, und es geſchah. Wie ein Tiger auf den Raub, ſtürzte er ſich über den Gefangenen, und labte ſeine Rachgier durch Mund und Stock. Alsdann befahl er, den Elenden in den tiefſten Schloßkerker zu werfen, wo ihn weder Sonne noch Mond beſcheine. Vergebens flehte Martin um Gnade; vergebens umſchlang deſſen Tochter, ein kleines hülfloſes Kind, mit ſchluchzender Bitte die Kniee des Tyrannen. Sein Befehl ward vollſtreckt.

Doch hundert Stunden drauf erſchien
Der Schreckenstag der Rache.
Herr Wenzel ſaß gar keck und kühn,
Als hätt' er gute Sache,
Mit ſeinen Freunden beim Pokal,
Horch, da erhob ſich vor dem Saal
Ein toſendes Gewirre
Von Spieß- und Schwertgeklirre.

Herein zur Thüre ſtrömten bald
Hierauf, gleich wilden Wogen,
Gewaffnete, die wie ein Wald
Sich um den Ritter zogen.
Die Zecher flohn und er fuhr auf:
„Was kommt Ihr Schurken ſo zu Hauf?
Wie könnt Ihr Euch erfrechen,
Burgfrieden hier zu brechen?“

„Herr!“ rief der Oberſte der Schaar:
„Sprecht mehr mit Glimpf und Ehre!
Denn Landgraf Ludwig hat fürwahr
Kein Schurkenherz im Heere.
Von ihm befehligt, kommen wir,
Und ſein Gefangener ſeyd Ihr!
Nach Naumburg, ohne Plaudern!
Wir können hier nicht zaudern.

Doch muß, eh' wir von hinnen gehn,
Der Mann in Freiheit kommen,
Dem Ihr, um Euch gerächt zu ſehn,
Habt Luft und Licht benommen.
In welcher Höhle ſeufzet er?
Geſchwind die Kerkerſchlüſſel her!
Sonſt ſollen Thurm und Hallen
Zerſtört zuſammenfallen!“ —

Auf Martin's Herzen lag wie Blei
Sein hoffnungsloſer Jammer,
Da ſcholl der Machtruf: Ihr ſeyd frei!
Hinab zur Felſenkammer.
Mit lichtentwohnten Augen ging
Er aus der Nacht, die ihn umfing,
Und ſah, wie man von dannen
Abführte den Tyrannen.

In Naumburg war dem edeln Herrn
Schon ein Quartier erkoren,
Wohin ſich Sonne, Mond und Stern
Mit keinem Blick verloren.
Ein mattes Lämpchen in der Hand,
Zeigt' ihm der Schließer an der Wand,
Zum Schrecken ſeiner Seele,
Das Wort: Vergeltungshöhle.

Vier Tage lang, wie Martin dort,
Lag hier auf Stroh der Praſſer,
Und ward bewirthet fort und fort
Mit trocknem Brod und Waſſer.
Das war, ſo ſchlecht es ihm gefiel,
Der Anfang nur vom Trauerſpiel.
Denn Ludwig ſprach dem Ritter
Dieß Urtheil, ernſt und bitter:

„Ihr trotztet, Mann, mit frechem Spott,
Dem Himmel und der Erde;
Ein Uebermuth, den ich, bei Gott!
Nicht länger dulden werde!
Für Martin's Leiden habt Ihr ſchon
Empfangen den gerechten Lohn,
Nun will ich das Empören
Euch und Conſorten lehren.

Zur Strafe ſey Euch zuerkannt:
Mit Euern Mitgeſellen,
An einen Ackerpflug geſpannt,
Ein Feldſtück zu beſtellen.

Ich ſelbſt will lenken Euern Pflug,
Und durch der Geißel Schwung und Zug
Die Pflichten der Vaſallen
Euch ins Gedächtniß knallen.“ —

Der Landgraf ſchwieg. Auf ſeinen Wink
Erſchienen dann Soldaten,
Die bei dem Junker raſch und flink
Den Kammerdienſt vertraten.
Sie ſchälten bis ans Hemd ihn aus,
Und führten ihn auf's Feld hinaus,
Um ihn mit Strang und Stricken
Zum Ackergaul zu ſchmücken.

Ein alter Ritter, ſtolz und hart
Wie er, ſtand hier zum Zuge
Schon fertig angeſchirrt, und ward
Mit ihm gepaart am Pfluge.
Der Fürſt ergriff das Lenkſeil nun,
Die Rößlein wollten ſtätig thun,
Er aber trieb die Trägen
Feld auf, Feld ab mit Schlägen.

Wohl durchgehetzt, ließ er ſie frei
Mit dieſem Anermahnen:
„Lebt künftig den Geſetzen treu,
Und ſchont die Unterthanen!
Sonſt ſchleppt Ihr einſt, wenn dieſes Feld,
Das Ihr zur Einſaat habt beſtellt,
Im Herbſt wird Früchte tragen,
Auch hier den Erndtewagen!“ —

So war denn Herr Wenzel für dießmal von ſeiner Verwandlung in einen Ackergaul wieder erlöſt und kam in ſeine Heimath zurück. Furcht und Schrecken gingen da vor ihm her. Alles floh ihn wie Feuer. Allein er war ganz verändert, ſchien ſtumm geworden zu ſeyn, blickte ſtarr und ſteif zur Erde, und ſein Angeſicht war mit melancholiſchen Wolken umzogen. Die ſtolzen Wellen hatten ſich gelegt. Sein voriger wilder Trotz war ſo ſchnell und tief zur Muthloſigkeit herabgeſunken, wie in unſern Tagen und vor unſern Augen

Das ſüße, liebe Kinderſpiel,
Joujou de Normandie, das ach! ſo herzergötzlich
Für Herrn und Damen war, urplötzlich
In Gaſſenbubenhände fiel.

Einem innerlich kochenden, feuerſpeienden Berge glich ſein Herz. Der Erndtewagen des Landgrafen dämmte blos ſeinen verſchloſſenen Ingrimm, der ſich ſonſt wie ein glühender Lavaſtrom über Martin's Haus und das ganze Dorf ſchrecklich ergoſſen hätte.

Ein Dammbruch geſchah endlich doch, und die Ueberſchwemmung traf (wer hätte das denken ſollen?) ſeine ehemaligen Buſenfreunde. Es war ungefähr am zweiten Tage nach ſeiner Rückkunft, als ſie in ihr Kanaan, wo weißer und rother Wein floß, wieder einziehen wollten.

Sie kamen, wie gewöhnlich, miteinander angekleppert und flogen mit offenen Armen in's Zimmer, um ihren ſo lange vermißten Freund zu umfangen. Er aber hatte dießmal keine Luſt dazu, ſondern wies ſie zornig mit der Hand zurück und ſprach im Ton des Gebieters: „Keinen Schritt weiter in meinen vier Pfählen! Keinen Schritt weiter, Ihr feigen Memmen, die ihr nur bei Tiſche tapfer ſeyd! Rührte wohl, als ich neulich hier gefangen genommen ward, ein nichtswürdiger Bube zu meiner Vertheidigung die Hand? Nein, Ihr flohet, wie die Haſen! Einer kroch unter den Tiſch, der Andere hinter den Ofen, der Dritte wollte gar vor Angſt die Wand hinauf laufen. Pfui, pfui! Habe ich das an Euch, Ihr Undankbaren, verdient? An Euch verdient, die ich als Stifter und Urheber meines Unglücks betrachten muß? Wer, als Ihr, hat mich gegen meine Unterthanen verhetzt? Wer, als Ihr, hat mich manchmal ſo arm geſchmaußt, daß ich rauben und plündern mußte, damit ich nur Euch, Ihr Hunde, wieder ſatt füttern konnte? Doch die Hunde mögen es mir verzeihen, daß ich Euch ihren ehrlichen Namen gab? Sie ſind, was Ihr nicht ſeyd, — brav und treu! — Halloh Sultan! Philax, Diane! huß, huß!“

Die Hunde ſprangen auf, und die Schmarotzer ergriffen über Hals und Kopf das Haſenpanier, von den bellenden Rüden und Wenzeln mit der Peitſche in der Hand verfolgt. Es war eine förmliche Hetzjagd, und ohne Widerſpruch der klügſte Streich, den unſer Ritter in ſeinem Leben gemacht hat.

Von nun an ward er ein düſterer, die ganze Welt verfluchender Menſchenfeind, wie Timon von Athen. Hätte er Jemand mit einem Trunk Waſſer vom Tode retten können, er hätte es nicht gethan. Doch enthielt er ſich, trotz dieſer ſchrecklichen Seelenſtimmung, aller grauſamen Thätlichkeiten gegen ſeine Diener und Unterthanen. Er wußte, daß ihn der Landgraf beſtändig im Auge behielt; denn dieſer wackere Fürſt fuhr unermüdet fort, mehrere widerſpenſtige Vaſallen zu züchtigen, und trug, aus Beſorgniß ihrer Rache, Tag und Nacht ein eiſernes Panzerhemd, weßhalb er Ludwig der Eiſerne, oder der eiſerne Landgraf genannt wurde.

Wenzel hatte nun, ohne Gutes oder Böſes zu thun, ſechs Jahre pflanzenartig verlebt, als plötzlich ein Gerücht, der Landgraf ſey todt, durch Thüringen ſchallte. Da erhob er ſein Haupt, da funkelten ſeine Augen vor Freude. Die Todesnachricht beſtätigte ſich leider! bald, und nun glich er einem reißenden Thiere, das ſeinen Käfig durchbrochen hat.

Das erſte Opfer ſeiner Wuth ward natürlich der unglückliche Martin, den er ſofort wieder in das unterirdiſche Gefängniß bringen ließ, aus dem ihn vor ſechs Jahren die Soldaten des Landgrafen befreit hatten. „So lange ich lebe, gehſt Du dieſen Weg nicht wieder zurück!“ rief er mit teufliſchem Hohngelächter, als der Arme die Felſenſtufen hinab wankte. „Schlangen und Ottern ſollen Dich da unten freſſen, damit Du bald gen Himmel fahren und mich dort bei dem Herrn Landgrafen verklagen kannſt!“ —

Alle Umſtehenden ſchauderten bei dieſem frevelhaften Spott. Selbſt das ſteinerne Herz des Schergen empörte ſich. Martin konnte nur mit Schluchzen und Händeringen antworten, und ſtieg zum Kerker hinunter, als ſtieg er in ſein Grab.

Dieſer Gräuelthat folgten nun mehrere; denn von Ludwig's Nachfolger war keine Ahndung zu fürchten, weil er gleich bei dem Antritt der Regierung durch auswärtige Fehden von der Aufmerkſamkeit auf ſein Land abgezogen wurde.

Wenzel wiederholte jetzt gleichſam das ſchon vor zwanzig Jahren von ihm gegebene Schauſpiel, da er nach einer kurzen, durch Freund Hütchen bewirkten Sittenbeſſerung, in die alte Laufbahn zurücktrat. Selbſt der Schmarotzer-Auftritt durfte dießmal nicht fehlen. Es wurden Boten über Boten abgeſchickt, um die ehemals fortgehetzten Krippenreiter wieder einzuladen.

Welcher rechtliche Menſch auf Erden wäre gekommen, nach einer ſolchen Behandlung gekommen? Sie aber ſtellten ſich ſammt und ſonders gehorſamſt ein, und waren ſo freundlich, und ſanden Braten und Wein ſo appetitlich und wohlſchmeckend, als ob ſie nie an demſelben Orte den Uebelgeſchmack von Hundebiſſen und Peitſchenhieben empfunden hätten.

Tauſend ſchändliche, himmelſchreiende Handlungen wären nun noch zu melden. Allein wir wollen ſo ſchnell wie ein Reiſender aus einer rauhen, -unwirthbaren Gegend darüber hinwegeilen.

Seit Ludwig's des Eiſernen Tode war ein ſchreckliches Jahr für Wenzel's Unterthanen verfloſſen, als Dieſer eines Tages auf die Jagd ritt. Dießmal ſchien er an Grauſamkeit gegen Menſchen und Thiere ſich ſelbſt zu übertreffen. Er ſchlug blindlings unter die Wildtreiber, ſpornte blutig, ohne Noth, ſeinen willigen Gaul, und ſprengte wie toll über die Saatfelder zum Walde.

Hier aber ſtand der Gränzſtein ſeiner Unthaten, hier lauerte der Tod auf ihn. Sein ermattetes Roß blieb mit dem Hufeiſen an einer Baumwurzel hängen und ſtürzte ſo fürchterlich mit ihm zuſammen, daß er das Genick brach und im Augenblick ſeine ſchwarze Seele aushauchte. Sein nacheilendes Gefolg fand ihn ſchon todt.

Ein reitender Bote meldete dieſen Vorfall dem Sohne des Verunglückten. Leopold beweinte den Erblaßten als Sohn; als Menſch konnte er es nicht. Der edle Jüngling hatte zwar immer den Vater geehrt, aber den Unmenſchen heimlich verabſcheut.

Die Todespoſt lief nun auch wie ein Lauffeuer durch's Dorf, und den Jubel, den ſie erregte, kann man ſich denken. Freunde und Nachbarn traten zuſammen, drückten ſich die Hand und riefen laut: „Gott ſey gelobt! Wir ſind erlöſt!“ Indem ward die Leiche vorbeigefahren.

Man ſahe ſie mit grauenvoller Freude
Wie ein erlegtes Raubthier an,
Das nun nicht mehr die Lämmer auf der Weide
Und Hirtenknaben würgen kann. —

O daß dieß Bild Euch ſchrecken möchte,
Die Ihr des Menſchen heil'ge Rechte
Im Hochmuthsſchwindel kühn verletzt!
Wer weiß, wie bald Euch ganze Schaaren,
Die Ihr noch heute drängt und hetzt,
Frohlockend ſehn zur Grube fahren!

Wahrlich der Tod eines Tyrannen — er ſey klein oder groß, ſitze auf dem Thron oder in der Kanzlei, heiße General oder Korporal — iſt jedem Biedermann ein Herzensfeſt. Wenn Einen auch die lange oder kurze Hand des weiland Peinigers nicht erreichen konnte, ſo freut man ſich doch im Namen der Menſchheit, daß ein ſolcher Teufel weniger auf der Welt iſt. Es bleiben ohnedem noch Legionen da, die juſt nicht, wie Wenzel, wüthen und toben, ſondern mit vieler Gelaſſenheit und Sanftmuth zu Tode quälen. Das ſind, bei Gott! die Schlimmſten! Auf ihrem Grabe ſollte man öffentliche Freudentänze halten.

Doch genug Leichenpredigt auf den Verſtorbenen und Nutzanwendung auf die Lebendigen! Wir ergreifen wieder den Faden der Geſchichte.

In keinem Hauſe des Dorfs verurſachte Wenzel's Tod größere Freude, als in Martin's öder Wohnung, wo ſeine Tochter, ein ſchönes, blühendes Mädchen von ſechszehn Jahren, ihren lebendigtodten Vater einſam betrauerte. Die Hoffnung, ihn wieder zu ſehen, trocknete Hannchens Thränen. Sie entſchloß ſich ſogleich, ſeine Loslaſſung vom jungen Tollenſtein zu erbitten, und ſuchte geſchwind ihr bischen Sonntagsputz zuſammen, den ſie im letzten Thränenjahre nicht angeſehen hatte.

Leinenzeug gab zum Gewande
Ihr die Hand der Armuth nur;
Doch kein Mädchen ward im Lande
So beſchenkt von der Natur.
In der Unſchuld Silberſchleier,
Der des blauen Auges Feuer
Unzerriſſen noch umfloß,
Eilte ſie getroſt auf's Schloß.

Schluchzend warf ſie da ſich nieder.
Leopold erhob geſchwind
Sie mit ſanfter Frage wieder:
„Was begehrſt Du, liebes Kind?“ —
„Meinen Vater!“ rief Johanne,
„Der im ſtrengſten Kerkerbanne
Nun ſchon über Jahr und Tag
Wie ein Dieb und Mörder lag.

Ach, entledigt ihn der Ketten,
Schmiedet mich dafür hinein!
Ich will gern, um ihn zu retten,
Ewige Gefangne ſeyn.
Sonſt kann ich im Blut und Leben
Nichts zum Löſegelde geben.
Nehmt es an und ſchenket mir
Seine Freiheit nur dafür!“ —

Der bewegte Jüngling blickte
Hannchen an mit Lieb' und Huld:
„Kind, am Kummer, der Dich drückte,
„Hab' ich, wie Du weißt, nicht Schuld.
Meinem Herzen wär' es Schande,
Löst' ich nicht des Elends Bande
Gern und willig, wo ich kann.
Er ſey frei, der arme Mann!“ —

Heißer Thränendank und Fliegen
Zu des Vaters Kerkerthür
War, im Taumel von Vergnügen
Und Entzücken, Eins bei ihr.

„Vater!“ rief ſie durch die Spalten,
„Lebt Ihr? Hat Euch Gott erhalten?
Weint nicht mehr! — Im Augenblick
Geht Ihr frei mit mir zurück!“ —

Jetzt ſtieg auch durch Dorn und Neſſel
Leopold zum Burgverließ,
Wo er des Gefangnen Feſſel
Abzuthun dem Schergen hieß.
Martin, den zum bleichen Schatten
Gram und Noth geſtaltet hatten,
Glaubte ſeinen Sinnen kaum,
Alles dünkt' ihm nur ein Traum.

Hin zu ſeines Retters Füßen
Sank er, vor Empfindung ſtumm.
Hannchen ſchlang mit heißen Küſſen
Um den Alten ſich herum.
Ihres Purpurmundes Hangen
An den abgegrämten Wangen
Schien ſo, als umarmten ſich
Tod und Leben brüderlich.

O wie ſtrahlte dem die Sonne,
Der nun, los vom Eiſenring,
Mit der ſüßen Freiheit-wonne
Hochgefühl nach Hauſe ging!
Voll mitleidiger Gedanken
Sah der Junker fort ihn wanken,
Und ein Blick, der Liebe ſprach,
Flog dem ſchönen Hannchen nach.

Es war nicht anders; das niedliche Landmädchen hatte tiefen Eindruck auf Leopolden gemacht. Hannchen war ihm vorher wenig oder gar nicht zu Geſicht gekommen, weil er, um des Verſtorbenen Ungnade zu vermeiden, in keine Bauernwohnung ging, und ſie ſelten ihr Haus verließ. Am Todestage ſeines Vaters ſchlug ihm alſo die

Geburtsſtunde der erſten Liebe. Kaum von einem Oberherrn befreit, huldigte er einer neuen Macht, die ihm aber eine ſanftere Behandlung verſprach.

Sein Herz war ſo übervoll von gemiſchten Empfindungen, daß ihm das Zimmer zu enge ward. Er mußte hinaus in die freie Luft.

Schon war es Abend. Der Leibfackelträger der Liebenden, der ſanfte Vollmond, leuchtete ihm zu einem empfindſamen Spaziergang um's Dörfchen, und ehe er ſich's ſelbſt verſah, ſtand er vor Martin's Wohnung. Dreimal krümmte er ſeinen Finger zum Anklopfen; allein eben ſo oft zog er ihn unverrichteter Sache zurück. Endlich faßte er Muth, und meldete ſich durch leiſes Pochen.

Hannchen ſtutzte bei Oeffnung der Thüre nicht wenig über den vornehmen Beſuch. Leopold grüßte ſie ſchüchtern und freundlich, und fragte geſchwind nach ihrem Vater, um damit zu bemänteln, daß er eigentlich ihretwegen gekommen war.

Martin, der bei einem Krüglein Waſſer und ſchwarzem Brod in der Stube am Tiſche ſaß, ſprang erſchrocken auf, als der Edelmann hineintrat.

Leopold. Bleibt ſitzen, Freund! Laßt Euch nicht ſtören! Ich wollte nur ſehen, wo Ihr wohnt. Iſt das Eure Abendmahlzeit?

Martin. Ja, geſtrenger Herr!

Leopold. Wirklich? Es iſt ja Gefängnißkoſt.

Martin. Freilich wohl. Doch ſchmeckt ſie hier beſſer, als dort.

Leopold. Warum erquickt Ihr Euch aber nicht nach ſo langem Faſten durch beſſere Speiſen?

Martin. Das verbietet mir meine Armuth.

Leopold. Unglücklicher Mann! Wo ich bei Euch hinblicke, ſehe ich Mangel. Das Stroh dort im Winkel —

Martin. Iſt mein Lager.

Leopold (zu Hannchen). Und Du, liebes Mädchen, ſchläfſt auch nicht weicher?

Hannchen. Wie könnte ich? Im Kämmerchen oben habe ich ein ähnliches wohlfeiles Bett. Auch wünſche ich nicht einmal eine Bequemlichkeit, die mein Vater entbehren muß.

Leopold. Gute Seele, Du wärſt eines beſſern Schickſals werth! Es iſt wahr, Martin, Euch mangelt viel; aber Ihr habt einen großen Schatz, eine brave Tochter. Ich muß ſie wegen ihrer Gutmüthigkeit und kindlichen Liebe, die ſie heute bewieſen hat, in's Angeſicht loben.

Hannchen. O das verdiene ich nicht. Ich erfüllte ja nur meine Schuldigkeit.

Leopold. Du haſt Recht. Aber hundert Andere hätten ſie mit mehr Gleichgültigkeit und Kälte gethan. Hierin liegt der Unterſchied.

Martin. Sie ſind zu gütig. Doch wahr bleibt wahr: Ich habe ein gutes Kind. Wie gern wollte ich abſcheiden aus dieſem Jammerthal, wenn ich mein Hannchen verſorgt wüßte!

Leopold. Ueberlaßt das der Zeit und dem Himmel! Was ich thun kann, ſie glücklich zu machen und den Reſt Eurer Lebensjahre zu verſüßen, ſoll gern geſchehen. Ihr habt viel gelitten, armer Mann! Vergeßt das Vergangene, und hegt weiter keinen Groll gegen den Urheber Eurer Leiden! Er war verführt, von niederträchtigen Buben verführt, die meine Schwelle nie betreten dürfen. — Für heute lebt wohl! Geht aber nicht gleich ſchlafen; ich habe

Euch vorher etwas ſagen zu laſſen. Gute Nacht, Martin! Gute Nacht, liebes Hannchen!

Er eilte fort und hinterließ den beiden Leutchen viel Stoff zum Geſpräch und Nachdenken, was ſie noch heute von ihm erfahren würden.

Nach einer halben Stunde ward geklopft. Es war Einer von Leopold's Dienern, der einen Wagen voll Betten und Hausgeräth, einen Korb mit Eßwaaren und ein ziemlich ſchweres Päckchen Geld zum Geſchenk von ſeinem Herrn überbrachte. Vater und Tochter ſtaunten, weinten und ſtammelten Dank. Indeſſen verſchwand der Bote mit einem ehrlich gemeinten: „Braucht's geſund!“

Die Beſchenkten koſteten von den Seltenheiten der herrſchaftlichen Küche, und ſchlummerten dann auf den weichen Federn fröhlich ein.

Auch Leopold wollte ſich nun in die Arme des Schlafs werfen, der ihn aber dießmal floh. In der zwölften Stunde der Nacht war er noch munter. Jetzt hörte er auf einmal die verriegelte und verſchloſſene Kammerthür öffnen. Wer konnte das thun, als unſer alter, lange nicht geſehener Freund Hütchen?

Leopold erſchrack nicht, als er den Geiſt, der ſich immer noch kein neues Mäntelchen geſchafft hatte und immer noch ſein rundes Deckelchen trug, im Anmarſch gegen ſein Bett erblickte. Er hatte nicht allein oft von ihm ſprechen gehört, ſondern erinnerte ſich ſeiner ſogar noch aus den erſten Jahren der Kindheit. Daher ſah er ihn mit Faſſung an und fragte: „Was bringſt Du?“

Hütchen. Meinen Glückwunſch zu dem Antritt Deiner Regierung.

Leopold. Ich danke. Warum ſprichſt Du aber in ſo hohem Ton mit dem armen Herrn von zwei armen Dörſchen?

Hütchen. Weil Du, wie ein König, Gutes und Böſes thun kannſt. Dein Vater hat das Letztere bewieſen.

Leopold. Dazu kann ich nichts ſagen.

Hütchen. Das mag ſeyn. Es iſt aber Gott und der Welt bekannt. Nun wird er auch dafür büßen.

Leopold. O mein unglücklicher Vater!

Hütchen. An Warnungen hat es nicht gefehlt. Ich habe Güte und Strenge verſucht, ihn zu beſſern. Hat er Dir nie jenes furchtbare Nachtgeſicht erzählt, da er die Geiſter ſeiner ruchloſen Väter in einer unterirdiſchen Höhle bei der Tafel ſah?

Leopold. Davon hörte ich ihn manchmal, wie von einem Traume, ſprechen.

Hütchen. Ja, ja, dafür nahm der leichtſinnige Menſch auf das Einreden ſeiner nichtswürdigen Freunde jene Erſcheinung. Aber der verachtete Traum wird ihm nun ſchrecklich ausgehen. Vielleicht krümmt er ſich ſchon jetzt wie ein Wurm auf dem glühenden Stuhle, der an Deines Großvaters Seite für ihn bereit ſtand.

Leopold. O höre auf, höre auf, mich mit dieſen Höllenbildern zu quälen! Sage mir lieber, ob keine Hülfe, keine Erlöſung möglich iſt?

Hütchen. Hierüber darf ich Dir nicht beſtimmt antworten. Thue das Deine, und ſuche den zürnenden Himmel durch einen tugendhaften Lebenswandel und Wohlthätigkeit zu verſöhnen.

Leopold. Das ſoll mir nicht ſchwer werden. Ich folge dann blos dem Zuge meines Herzens. Auch habe ich ſchon einen kleinen Anfang gemacht. Der arme Martin, den mein Vater in Feſſeln hielt, iſt wieder frei.

Hütchen. Ich weiß es und lobe Dich darum; ob mir's gleich lieber wäre, wenn Du ihn, noch vor der Fürbitte ſeiner ſchonen Tochter, der Gefangenſchaft entlaſſen hätteſt. Es hat ſich dadurch auf den Glanz Deiner edlen Handlung ein gewiſſer Schatten von Nebengründen geworfen, der ſie ein wenig verdunkelt. Doch das ſey! Du haſt, glaube ich, den Martin auch beſchenkt.

Leopold. Hum! — Ja. Es waren einige Kleinigkeiten, die ich entbehren konnte.

Hütchen. Warum ſagſt Du Kleinigkeiten? — Es ſcheint, als wollteſt Du Deine Freigebigkeit dadurch gegen mich entſchuldigen. Sollte ſie das bedürfen; wäre ſie etwa nicht aus der reinſten Quelle gefloſſen?

Leopold. Ich verſtehe Dich nicht. Was ich that, geſchah aus Mitleiden. Die armen Leute hatten nichts, als leere Wände.

Hütchen. Das iſt wahr und freilich erbarmenswürdig, wenn ein ſo ehrlicher Mann, wie Martin, und beſonders ein ſo ſchönes Mägdlein, wie Hannchen, trockenes Brod eſſen und auf hartem Stroh ſchlafen ſollen. Ich rathe Dir aber, junger Herr! Schweife nicht etwa auf einer, dem Benehmen Deines Vaters entgegengeſetzten Seite aus! Liebe Deine Unterthanen nicht zu ſehr!

Leopold. Könnte man das?

Hütchen. Ei wohl. Vorzüglich die Töchter der Unterthanen. Hannchen iſt wirklich ſchön.

Leopold. So ziemlich.

Hütchen. Heuchler! Wie kalt Dein warmes Herz ſpricht!

Leopold. Sage mir nur, was Du willſt. Geſtern ſah ich das Mädchen zum erſten Mal.

Hütchen. Und fingſt gleich Feuer.

Leopold. Du irrſt Dich, alter, ſpaßhafter Freund!

Hütchen. Geh, geh! Die Röthe Deiner Wangen zeugt wider Dich.

Leopold. Fängſt Du es aber nicht recht darauf an, mich roth zu machen? Du ſcheinſt ſelbſt Empfindungen gegen die Töchter der Erde zu hegen.

Hütchen. Ha, ha! Ich wäre ein poſſierlicher Liebhaber! Doch wir wollen jetzt davon abbrechen. Erinnerſt Du Dich, daß ich Dir als Kind einmal Kirſchen in einem ſilbernen Körbchen brachte?

Leopold. Recht wohl. Ich trug ſie zu meinem Vater.

Hütchen. Der gab Dir die zwei kleinſten davon, ſchmauſte die übrigen und verwandelte das Körbchen in klingende Münze, wofür er ein Faß Wein kaufte. Ihm aber hatte ich mein Geſchenk nicht beſtimmt. Darum rächte ich mich auch den folgenden Tag, und ſpielte ihm ſtatt des goldenen Pflaumenkörbchens, nach dem er ſo begierig griff, einen Strohwiſch in die Hand. Beſinnſt Du Dich noch?

Leopold. Vollkommen.

Hütchen. Nun ſieh, dieſes Körbchen habe ich Dir aufgehoben. (Er zieht es, mit Goldſtücken gefüllt, unter dem Mantel hervor). Die Kirſchen haben ſich indeſſen in Gold verwandelt, und gewähren hundertfachen Erſatz für Deine geſtrigen Geſchenke. Laß' aber Deine Freigebigkeit nicht immer denſelben Weg nehmen, ſondern ſie auch die übrigen Hütten Deiner Dörfer beſuchen. Sie wird überall leere Wände finden, denn Herr Wenzel war ein Meiſter im Ausräumen.

Leopold. Ich danke Dir, guter Geiſt! O wie will ich nun das Elend meiner Unterthanen mindern, wie wohlthätig will ich ſeyn!

Hütchen. Nun, ich werde ſcharf Achtung geben. Wendeſt Du meine Spenden gehörig an, ſo ſollen mehrere folgen; denn ich bin, ohne Ruhm zu melden, ein biſchen reich. Leb' indeſſen wohl, bis auf Wiederſehen! (Er verſchwindet.)

Mit der Morgenröthe ging Leopold von Haus zu Haus und verſpendete reichlich die Goldſtücke des unterirdiſchen Münzers. Ueberdieß verſprach er den Unterthanen ein Freijahr von Abgaben und Frohndienſten. Die Freude der Armen war allgemein, war unausſprechlich. Die Gegend, wohin ihn ſein Herz am ſtärkſten zog, betrat er zuletzt. Mit Vorbedacht ging er erſt am Ende ſeiner wohlthätigen Wanderung in Martin's Hütte, um ſich nicht auf's Neue Hütchen's Schraubereien auszuſetzen.

Man empfing ihn, als ob ein Engel erſchiene. Hannchen ſagte, ſie habe auf ſeinen Betten wie im Himmel geſchlafen. Die artige Schmeichelei, die er entgegnet haben mag, findet man in der Geſchichte nicht aufgezeichnet. Sie erzählt aber, daß ſich hier tiefer, als irgendwo, ſeine Hand im Geldſeckel verirrt habe.

Der übrige Theil des Tages verfloß unter Anſtalten zum Begräbniß. Abends ward wieder zur Erholung ein Luſtgang bei Mondenlicht gemacht. Er verſprach ſich's ſelbſt, dießmal nirgends einzukehren; das Halten fiel ihm aber unmöglich. Ein noch flimmerndes Lämpchen aus Martin's Fenſtern war der Leitſtern, dem er unwiderſtehlich folgen mußte.

Er fand das Märchen allein. Die Unterhaltung fing ſich von beiden Seiten ſehr ſchüchtern an. Nach und nach gewann ſie mehr Leben. Es ward ein Handdruck, und zur guten Nacht ſogar ein Kuß gewagt. Ein Umſtand, den Hannchen allein verſchwieg, als ſie ihrem zurückkommenden Vater den gehabten Beſuch weitläuftig erzählte.

Noch glühte der ſüße Kuß auf Leopold's Lippen, als Freund Hütchen den Kopf zur Kammerthür hereinſteckte. „Alles gut gemacht! Aber, aber“ — rief er und drohte dabei ſchelmiſch mit dem Finger, worauf er ſogleich wieder verſchwand. Leopold verſtand das aber, und war froh, daß er mit einem ſo leichten Verweiſe wegkam.

Der Begräbnißtag brach nun an. Es war ein heiterer, lieblicher Morgen.

Die Sonne zog im Purpurkranze
Den blauen Himmelsweg heran,
Scheu vor dem königlichen Glanze,
Wich jedes Nachtgewölk aus ihrer Strahlenbahn.
Kein rauhes Morgenlüftchen ſtörte
Das kleinſte Blatt in ſeiner Ruh.
Auf Blumen lagerte ſich Zephyr ſelbſt und hörte
Dem Lied der Nachtigallen zu.

Herab vom Kirchenthurme ſchallte
Jetzt weinerlich die Todtenglocke drein,
Und ſieh, in ſchwarzer Kleidung wallte
Das ganze Dorf zur Burg hinein,
Wo in des Sarges enger Klauſe
Der trotzige Geſelle ſchlief,
Der ſonſt die Welt mit Schnauben und Gebrauſe,
Als ſey ſie ihm zu klein, durchlief.

Kein herzentquollnes Ach ward laut bei ſeiner Bahre,
Kein Thränentropfen fiel, als Kind der Wehmuth, drauf,
Die Leichenfrau gab nur ein Pröbchen von der Waare
Der Traurigkeit für baaren Kauf.
Den Küſter trieb allein, den todten Herrn zu loben,
Der Geiſt der Dankbarkeit für doppelte Gebühr;
Doch ſelbſt ſein Elſtermund verſtummte willig hier,
Als nun den Sarg die Träger hoben.

Urplötzlich ſchwand des Himmels Blau,
Und wetterſchwangre Wolken ballten
Sich ſchwefelgelb und donnergrau
Zu ungeheuern Mißgeſtalten.
Gepeitſcht von Winden hin und her,
Zerriſſen ihre Waſſerſchläuche.
Es rauſchte nieder wie ein Meer,
Und höher ſchwollen Flüſſ' und Teiche.

Indeſſen ging der ſtille Leichenzug
Dem Grabe zu mit bangen Schritten.
Doch war, dieß Bad herabzuſchütten,
Der zürnenden Natur noch nicht genug.
Mit Krachen eines Donnerſchlages
Verloſch der letzte Schein des Tages,
Und um die Gegend zog ſich Nacht,
Durch Wetterleuchten nur bisweilen hell gemacht.

Ein kalter Sturmwind fuhr auf ſauſendem Gefieder
Hin durch das Land der Finſterniß,
Warf Häuſer um, ſchlug Bäume nieder,
Und führte Steine fort, die er vom Felſen riß.
Am Himmel flutheten zerſtreuter Blitze Flammen
In Feuerklumpen nun zuſammen,
Und ſchlackerten zur Erd' herab,
Und wälzten, Kugeln gleich, ſich um das offne Grab.

Der Todtenacker borſt mit fürchterlichen Krämpfen
Hier, da und dort und rings umher.
Aus ſeinen Schlünden ſtieg in dicken Nebeldämpfen
Ein Geiſterſchwarm empor und tanzte kreuz und quer.
Im ſchrecklichſten Tumult der Erd' und Hölle
Schritt jetzt mit zitterndem Gebein
Der Leichenzug zur Grabesſtelle
Und ſenkte ſtill den Sarg hinein.

Kaum aber warf die erſte Scholle
Von Erd' und Sand der Todtengräber drauf,
Da hört' im Augenblick das tolle
Getöſe von Geſpenſtern auf.

Des Sturms Geheul, der Wolkenbrüche Fluthen,
Des Donners Knall, der Blitze Gluthen
Verloren ſich bis auf die kleinſte Spur,
Und milder Sonnenſchein beſtrahlte Wald und Flur.

„Das war ein Wetter!“ ſagte Martin zu einigen alten Bauern auf dem Heimwege. „Das war ein grimmiges Wetter!“ wiederholte er, und ſchüttelte bedenklich den Kopf.

Andres. Gott ſey der armen Seele gnädig, der es zu Ehren angeſtellt war!

Thomas. Gott ſey ihr gnädig! Natürlich ging's nicht damit zu. Ich bin nun achtzig Jahre alt, und habe Manchen in ſein letztes Haus auf Erden begleitet, aber ein ſolches Ungewitter habe ich nie erlebt.

Caſpar. So hat's wohl auch noch keines gegeben, ſo lange die Welt ſteht. Saht Ihr nicht die Unholde, die im Nebel um's Grab herum wankten?

Thomas. Ach, ich wollte ſie nicht ſehen und drückte die Augen zu. Die Haut ſchauert mir noch.

Andres. Ich ſtelle mir ſo in meiner Einfalt vor, daß es die Geiſter ſeiner Vorfahren waren, die ihm entgegen kamen. Es ſind auch ſchlimme Herren geweſen.

Martin. Laßt das ſeyn! Man ſoll von den Todten nichts Uebels reden.

Andres. Wenn ſich nun aber nichts Gutes ſagen läßt?

Martin. Dann iſt's löblich, zu ſchweigen.

Andres. Hum! Der kleinſte Wurm krümmt ſich, wenn man ihn tritt, und wir ſind doch wahrlich genug getreten worden.

Martin. Und haben's nun, Gott Lob! überſtanden. Bedenkt doch nur, Ihr guten Leute, daß wir unmöglich Alle groſe Herren ſeyn können. Es iſt ja in der ganzen Natur Alles abwechſelnd groß und klein. Neben der hohen Eiche ſteht ein niedriger Strauch. Der Adler und der Zaunkönig ſind Brüder. So iſt's auch bei den Menſchen, und ſo muß es ſeyn, wenn die Ordnung der Welt beſtehen ſoll. Denn ſtellt Euch einmal vor, alle Bauern würden plötzlich vornehme, ſteinreiche Leute. Wer würde dann noch im Schweiß ſeines Angeſichts den Acker bauen und dreſchen wollen? Nicht wahr, der liebe Niemand? Ihr bedanktet Euch gewiß ſammt und ſonders dafür, und ſchlieft lieber auf Euern Faulbettchen! Nun ſeht, auf dieſe Weiſe ginge die Welt zu Grunde, und wir müßten bei aller unſerer Herrlichkeit verhungern; da nun einmal kein Brod mehr vom Himmel fällt.

Caſpar. Martin hat Recht.

Andres. Ei, wer läugnet das? Es iſt nur ſchlimm für uns, daß juſt wir zu Plackthieren geboren ſind.

Martin. Eben weil wir dazu geboren ſind, läßt ſich's nicht ändern, und wir thun klug, wenn wir uns geduldig drein fügen. Bei allem Kreuz und Elend, das ich in der Welt ausgeſtanden habe, ſprach ich immer zu mir ſelbſt: Habe Geduld, Alter, es kann nicht ewig dauern! Laß es nun auch bis an dein Ende ſo fortgehen, in jenem Leben wird's gewiß beſſer. Das, liebe Leute, war der Troſt, der mich bisher aufrecht erhalten hat. Denn ich denke mir den Vater im Himmel ſo gut und gerecht, daß er uns dort die Freuden erſetzen wird, die er uns hier nothwendig entziehen mußte.

Andres. Das klingt Alles recht ſchön; aber ehe wir dahin kommen —

Martin. Wird uns unſer neuer Herr das Leben erträglich machen. Ihr ſeht ja, daß er ganz anders denkt, als ſein Vater Wie wär's, wenn wir auf den Abend ſeine Geſundheit tränken? Kommt Alle zu mir, bringt

Weiber und Kinder mit, und ſagt's auch den übrigen Bauern! Die ganze Gemeinde ſoll heute vergnügt unter meinem Dache ſeyn. Mein Stübchen iſt zwar nicht groß, der geduldigen Schafe gehen aber viel in einen Stall.

Andres. Geduld haben wir gelernt.

Martin. Guter, alter Murrkopf, lerne nun auch Zufriedenheit! Leb' indeſſen wohl, lebt Alle wohl, und vergeßt nicht, auf den Abend bei guter Zeit zu kommen.

Alle. Wir werden kommen.

Martin befand ſich noch nicht lange zu Hauſe, ſo ward er auf's Schloß gerufen. Leopold ſuchte von ihm auszuforſchen, wie man im Dorfe über den Begräbnißſturm urtheile, der ihm ſelbſt ſehr bedenklich ſchien; allein Martin war zu gutmüthig, die reine Wahrheit zu ſagen. Er dachte, wenn es darauf ankomme, Kränkungen zu vermeiden, ſey Lügen wohl erlaubt, und verſicherte daher dem Junker, daß Niemand das Ungewitter übernatürlich gefunden habe.

Das beruhigte Leopolden. Er gab Martinen einige Hütchensd'or, mit der Anweiſung, das Dorf dafür zu bewirthen, und billigte ſehr, daß Jener bereits dieſen Einfall gehabt hatte.

Zugleich erhob er den Meiſter Schmid auf der Stelle zum Schulzen oder Dorfrichter. Der gute Mann nahm dieſe Würde, die man vielleicht damals anders nannte, mit fröhlicher Dankbarkeit an, und merkte nicht, daß er blos, wie viele Herren noch heut zu Tage, wegen ſeiner ſchönen Tochter befördert wurde. Das fiel ihm auch ſogar dann noch nicht ein, als ſich Leopold unmittelbar darauf ſehr angelegentlich nach Hannchens Befinden erkundigte und ihm einen Gruß an ſie mit auf den Weg gab.

Der neue Premierminiſter des Dorfs ging, um einige

Zoll höher als gewöhnlich den Kopf tragend, in ſeinen Palaſt zurück, und machte die Neuigkeit ſeiner Standeserhöhung der Fräulein Tochter mit heiterer Miene bekannt. Hannchen war ein vernünftiges Mädchen; aber doch ein Mädchen. Das heißt mit andern Worten: Sie war ein wenig eitel. Daher gewann Leopold einen guten Stein bei ihr im Brete, daß er ihren Vater zu einem Ehrenpoſten erhoben, und ihr dadurch gleichſam Fug und Macht ertheilt hatte, ſich etwas glänzender als andere ländliche Dirnen zu kleiden. Der Herr Papa mußte zu dieſem Behuf ſogleich mit einigen gelben Pfennigen herausrücken, und man berathſchlagte nun gemeinſchaftlich über Putz und beſſere Hauseinrichtung, bis ſich die Abendgeſellſchaft einfand.

Martin ſäumte nicht lange, ſich der Verſammlung als ihr neues Oberhaupt vorzuſtellen, empfing Glückwünſche, und ertheilte dagegen die huldreiche Verſicherung, daß er ſein Amt zum Beſten der Gemeinde führen, und Recht und Gerechtigkeit handhaben wolle.

Der Abend verfloß geſchwind unter traulichen Geſprächen über Vergangenheit und Zukunft. Einſtimmig lobte man den jungen Herrn. Nur Hannchen ſagte kein Wort dazu, ſondern ſetzte ſich weg vom Licht in einen düſtern Winkel, um nicht ihr jedesmaliges Erröthen, wenn Leopolds Name genannt wurde, ſehen zu laſſen. Denn bei aller ihrer Unſchuld war ſie, in Bemerkung der heranſchleichenden Liebe des Junkers, nicht ſo blind als ihr Vater. Sie hatte freilich darüber Urkunden, die dem Alten fehlten. Er würde nicht ſo in der Dunkelheit getappt haben, wenn ſie ihm nur den verſchwiegenen Kuß gebeichtet hätte.

Gegen eilf Uhr des Nachts gingen die meiſten Gäſte auseinander. Nur einige politiſche Kannengießer konnten ſich noch nicht vom Kruge trennen. Martin empfahl ihnen, die Hausthüre beim Fortgehen zu verſchließen, und begab ſich nun auch mit ſeiner Tochter zur Ruhe. Es ſchlief ſich zu ſchön auf den adelichen Betten, als daß er ſich dieſes Vergnügen hätte länger entziehen mögen.

Sechs Bäuerlein ſaßen
Am Tiſch noch allein,
Und ſchon brach die Stunde
Der Mitternacht ein.
„Horcht, horcht!“ rief jetzt Einer:
„Was tappt vor der Thür?“ —
„Ja,“ ſprachen die Andern,
„Das hören auch wir.“ —

Es trappelt' und tappte
Bald fern und bald nah,
Und ſchrie, wie ein Eſel,
Y — ah! y — ah!
Es poltert' im Hauſe
Treppunter, treppauf,
Und angelweit rauſchte
Die Stubenthür auf.

Huſch! flohen zum Winkel
Die Bäuerlein.
Drauf ſchlenderte langſam
Ein Eſel herein.
Er richtete ſchnüffelnd
Zum Biertiſch den Lauf,
Und pfeilgerad bäumend
Sah er hinauf.

Der Kannen und Krüge
Buntfarbige Reih'
Begrüßt' er mit hellem
Y—ahgeſchrei;

Ergriff mit zwei Füßen
Den nächſten Krug,
Und trank bis zum Boden
In einem Zug.

So ſtürzt' er begierig,
Als wollt' er ein Meer
Von Hopfenſaft trinken,
Sechs Krüge leer.
Die andern, in denen
Kein Tröpfchen ſich fand,
Gebrummt' er und warf ſie
Voll Grimm an die Wand.

Zuſammengeſchichtet
Wie Häringe, ſahn
Die Männer im Winkel
Das Unweſen an.
Entſetzen verwiſchte
Des Angeſichts Roth,
Sie hielten ſo ſtill ſich,
Als wären ſie todt.

Jetzt ward ſie zum Unglück
Der Graue gewahr.
Wie Stachelſchweinsborſten
Erhob ſich ſein Haar.
Die Naſe ſpie Wolken
Von Feuer und Dampf,
Heran auf zwei Beinen
Schritt er zum Kampf.

Die Bäuerlein ſchwangen
Die Knüttel empor,
Und ſtreckten, wie Lanzen,
Dem Kämpen ſie vor.
Doch tief in die Glieder
Der feindlichen Schaar
Hieb er mit den Hufen
Wie ein Huſar.

Die Holzbajonette
Zerſplitterten ſchnell,
Und Langohr durchwalkte
Den Bauern das Fell.
In einer Minute
War Alles vollbracht,
Und völlig entſchieden
Die drollige Schlacht.

Die ſechs Alliirten
Ergriffen Reißaus,
Und fielen und ſtürzten
Zur Hausthür hinaus.
Nachhauend verfolgte
Der Sieger ſie noch,
Bis nun in ſein Hüttchen
Sich Jeder verkroch.

Morgens drauf erſtaunte Martin über das ſcherbenvolle Schlachtfeld, und glaubte, die Herren Politiker hätten ſich im trunknen Muthe die Krüge an die Köpfe geworfen. Er ließ ſie, Kraft richterlichen Amts, zu ſich entbieten und ſetzte ſie lächelnd zur Rede. Sie ſchoben, der Wahrheit gemäß, alle Schuld auf den wunderbaren Eſel, in welchem ein böſer Geiſt ſtecken müſſe. Der ungläubige Schulz lachte ſie aber mit ihrer Geſchichte weidlich aus. „Ja, ja, ein Eſel mag wohl die Krüge zerbrochen haben;“ verſetzte er launig. „Doch will ich nicht weiter unterſuchen, wer er iſt und wie er heißt. Der Junker hat ſchon dafür geſorgt, daß ich dieſen kleinen Schaden überſehen kann.“ — Die armen Bauern blieben alſo bei ihm in dem Verdacht einer unter ſich gehabten Balgerei, ſie mochten ſagen, was ſie wollten.

Allein am folgenden Morgen ward er doch ſtutzig. Es war Abends vorher kein fremder Menſch in ſeinem Hauſe geweſen; er hatte mit eigner Hand die Thüre feſt verriegelt und verſchloſſen, fand ſie auch noch uneröffnet, und dennoch waren abermals in der Schenkſtube alle Krüge zerbrochen und Tiſch' und Bänke umgeworfen. Nun glaubte er ſelbſt, daß es nicht mit rechten Dingen zugehe, und beſchloß, in Geſellſchaft einiger herzhaften Bauern die nächſte Nacht zu durchwachen. Es geſchah.

Verſammelt bei verſchloſſner Thür,
Mit hochgeſpitzten Ohren,
Erſetzten ſie durch gutes Bier,
Was ſie am Schlaf verloren.

Noch rührte ſich kein Schall im Haus,
Um ihren Muth zu prüfen.
Es lief und nagte keine Maus,
Und ſelbſt die Heimchen ſchliefen.

Doch was begab ſich, als ſie ſchlug
Die böſe Geiſterſtunde?
Da ſank der ſchon erhobne Krug
Von unſrer Wächter Munde.

Denn mit dem Glockenſchlag begann
Ein Poltern und Geſauſe,
Als nähme Meiſter Urian
Beſitz vom ganzen Hauſe.

Doch dießmal kam Herr Ziegenbein
Nicht hochſelbſt her zum Biere,
Es trabte nur ein Eſelein
Durch die geſprengte Thüre.

„Das iſt, das iſt das Ungethüm!“
So liſpelte mit Schauer
Ein vor zwei Tagen ſchon von ihm
Brav durchgewalkter Bauer.

„Still!“ ſprach der Schulz: „Wir wollen hier
Im Winkel ruhig bleiben
Und zuſehn, was das Wunderthier
Wird heut für Poſſen treiben!“ –

Der Graue ſchien die Flüſterei
Der Lauſcher nicht zu hören,
Blieb wenigſtens ſehr kalt dabei,
Und ließ ſich gar nicht ſtören.

Es trat mit gellendem Y – ah!
Hinauf am Tiſch ein Männchen,
Und trank ſo ſchnell, als man kaum ſah,
Sechs oder ſieben Kännchen. –

Viel Krüge waren außer Stand,
Mit Bier ihn zu bewirthen.
Drum ſchleudert' er ſie an die Wand,
Daß ſie in Scherben klirrten.

Dabei warf er auch manchen Blick
Hin auf die armen Tröpfe,
Und zielte mit dem letzten Stück
Der Krüg' auf ihre Köpfe.

Hoch wurmte das den einen Herrn,
Der ſtark beherzt ſich fühlte,
Und immer für ſein Leben gern
Den Eiſenfreſſer ſpielte.

„Marſch, Leute!“ rief der Renommiſt:
„Greift an! Laßt Euch nicht grauen!
Ich will, und wenn's der Teufel iſt,
Ihn brav zuſammenhauen!“ –

Der Eſel ſah ſich grimmig um,
Und warf dem, der ſo krähte,
Den Krug ans Kapitolium,
Daß es rundum ſich drehte.

Dieß war das Zeichen zu der Schlacht.
Der Eiſenfreſſer rückte
Schnell an mit ſeines Häufleins Macht,
Das bang und feig ſich bückte.

Schon auf den Hinterfüßen ſtand
Zum Kampf der Eſel fertig,
Und blieb, gelehnt an eine Wand,
Des Angriffs ſo gewärtig.

Der General der Feinde ſchwang
Nach ihm den Birkendegen,
Der aber thatenlos zerſprang
Von Langohrs Hufenſchlägen.

Sie fielen nun auch hageldicht
Auf's Kapitol des Helden.
Von ſeiner Gegenwehr iſt nicht
Viel Rühmliches zu melden.

Er floh mit ſeinen Bäuerlein,
Wie Mäuſe vor der Katze.
Der Ritter Vierfuß ſtand allein
Als Sieger auf dem Platze. —

Im Hintertreffen war beim Streit
Der kluge Schulz geblieben,
Und ſuchte jetzt ſich ungebläut
Zur Thür hinauszuſchieben.

Schon war er frei; da mußte doch
Ein böſer Geiſt ihn hetzen,
Dem ſchlimmen Biergaſt rückwärts noch
Ein Klappchen zu verſetzen.

O Wunder! Statt nun drauf und dran
Zu hauen und zu ſchlagen,
Fing unverhofft der Eſel an
Zu zittern und zu zagen.

Der ſpitzen Ohren Rieſenpaar
Begann ſich tief zu ſenken,
Und er verkroch ſich endlich gar
Scheu unter Tiſch und Bänken.

Herr Martin ſah von Weitem zu
Und hörte mit Erſtaunen:
„Pack an! Sonſt haſt du nimmer Ruh!“
Sich in die Ohren raunen.

Er blickte hier, er blickte dort,
Den Rathsherrn auszuſpähen.
Umſonſt, umſonſt! An keinem Ort
Ließ irgend Wer ſich ſehen.

Er aber, bei dem allen fand
Sein Herz von Muth gehoben,
Und ſich durch eine ſanfte Hand
Zum Eſel hingeſchoben.

Je näher Schritt vor Schritt er kam,
Je mehr war in dem Weſen
Des Graurocks ein Gemiſch von Scham,
Und Aengſtlichkeit zu leſen.

Der Schulze drohte muthiglich
Ihm mit dem Knotenprügel.
Da wand er ſich und krümmte ſich
Zuſammen, wie ein Igel.

Ha! dachte Jener: Herr Patron,
Weiß er ſich ſo zu ſchmiegen?
Ihn Krugverwüſter will ich ſchon
Nun wohl noch beſſer kriegen.

Drauf holte der beherzte Mann
Sich einen Strick und legte
Dieß Halsband keck dem Eſel an,
Der ſich dabei nicht regte.

So ließ auch das verzagte Thier
Zum Stall ſich willig führen,
Und ohne Widerſtreben hier
Feſt an die Krippe ſchnüren.

Ein aufgeſtecktes Bündel Heu
Dient' ihm ſogleich zum Schmauſe;
Dann warf es ſich hin auf die Streu,
Als wär' es nun zu Hauſe.

Martin war ſich ſelbſt unbegreiflich. Er wußte nicht, woher er den Muth genommen hatte, den langöhrigen Unhold zu bändigen, und konnte nicht einſehen, warum er auch in der Folge ſo wenig Abſcheu vor ihm empfand. Es war ihm beinah eine Luſt, das Thierchen zu füttern und zu warten. Man muß aber auch dem Eſel nachſagen, daß er ſich alle Mühe gab, ſein voriges unſittliches Betragen in Vergeſſenheit zu bringen. Er nahm nicht allein mit der geringſten Stallbewirthung ohne Murren vorlieb, ſondern bezeigte ſich auch überhaupt ſo fromm und nachgebend, wie alle ſeine, zur Duldung gebornen Brüder.

Das veranlaßte Martinen, einen Verſuch anzuſtellen, ob es ihm auch belieben möchte, ſich der gewöhnlichen Amtsverrichtung ſeines Geſchlechts, dem Sacktragen in die Mühle, zu unterziehen. Die Probe lief trefflich ab. Er trug ſeine Laſt ſo geſchickt und ohne Straucheln, als ob er zeitlebens nichts anders gethan hätte.

Ein einziges Mal ſchien er in ſeine vorigen übeln Launen zurückzufallen. Er und Martin wandelten eines Tages mit einander zur Mühle, und deſſelben Weges kamen zwei oder drei Krippenritter, ſchlechten Andenkens. Dieſe Herren ſtach der Kitzel, Martinen zu hohnnecken, der es aber nicht der Mühe werth hielt, ihnen zu antworten.

Allein deſto übler nahm der Eſel die Verſpottung ſeines Herrn. Er warf ſeine Bürde haſtig ab, trat auf die Hinterfüße und ſpielte den Rittern eben ſo mit, wie vormals den Bauern. Nach einer kurzen poſſierlichen Barerei, worin die Spottvögel eine gute Einnahme von Beulen, und gar keine Ausgabe dagegen hatten, liefen ſie davon, was ſie konnten; der Ueberwinder verfolgte ſie einige Aecker lang, kam dann von ſelbſt zurück und ließ ſich ſeine Säcke ſo geduldig wieder aufladen, als ob nichts vorgefallen wäre.

Es war auch eine ſonderbare Mucke von ihm, daß er den Junker Leopold nicht wittern konnte. Sobald dieſer ins Haus trat, um mit Hannchen zu koſen, — welches jetzt nicht ſelten geſchah, — da ward er wild und lärmte fürchterlich im Stalle. Nur dann hörte er auf zu toben, wenn Martin an der Thüre ſich zeigte.

In deſſen Abweſenheit näherten ſich einmal Hannchen und Leopold Hand in Hand, um den Lärmer durch Streicheln zu beſänftigen. Sie machten aber übel noch ärger. Er ſtellte ſich ungebärdiger als jemals, und ſchlug und biß ſo wüthend um ſich herum, daß ſie ihn für kollrig und raſend hielten und ſich mit Schrecken wieder davon machten. Erſt bei Martins Zurückkunft legte ſich ſein Zorn.

Leopold ließ ſich aber dadurch, daß der Eſel ein ungnädiges Mißfallen über ſeine Beſuche bei Hannchen ſo deutlich äußerte, keinesweges abhalten, ſie fortzuſetzen. Mag er poltern; was kümmerts mich? dacht' er und tändelte ruhig fort.

Aber mehr im Wege war ihm der Vater ſeines Liebchens. Dieſer hatte nach und nach heller ſehen gelernt, und ſein Töchterlein oft vor dem Glatteis der Liebe zwiſchen Perſonen ungleichen Standes gewarnt. Hannchen war dadurch ſchüchtern, und wenigſtens unter den Augen ihres Vaters, der ſich aus Vorſicht immer zu Hauſe hielt, zurückhaltend geworden.

Das wollte Leopolden nicht gefallen. Er ſuchte nun ſo oft als möglich ſein Mädchen am dritten Ort, im Schatten des Waldes oder ſonſt wo zu ſprechen, und Hannchen war nicht taub, wenn er ſie um ein geheimes Stelldichein bat.

Einsmals hatten ſie eine Zuſammenkunft im Wäldchen verabredet. Hannchen war früher da und ſang ein Liedchen zum Zeitvertreib. Der ankommende Junker hörte nur noch die letzten Töne.

Leopold. Schon da, liebes Mädchen! Was ſang denn meine kleine Nachtigall?

Hannchen. Ich und eine Nachtigall! Der geſtrenge Herr belieben zu ſpotten.

Leopold. Wie Du mir nun wieder Unrecht thuſt! Ich höre Dich wahrlich lieber, als alle Nachtigallen in der Welt. Nur dann iſt mir Deine ſüße Stimme weniger angenehm, wenn ſie die häßlichen, eiskalten Worte: Geſtrenger Herr! ausſpricht. Nenne mich nicht mehr ſo, nenne mich Leopold!

Hannchen. Wie würde das in meinem Munde, — in dem Munde eines ſo armen Mädchens klingen? Nein, ganz will ich doch den Abſtand zwiſchen uns nicht vergeſſen.

Leopold. Was Abſtand! Die Liebe kennt keinen. Sie überſpringt die Klüfte, die Menſchen von Menſchen trennen.

Hannchen. Und fällt manchmal darüber in den Abgrund.

Leopold. So? Ich höre ſchon, Dein Vater ſpricht aus Dir. Mit dem hab' ich über dieſen Punkt nichts zu reden. Alſo von etwas anderm! Was ſangſt Du vorhin?

Hannchen. Es war ein kleines Liedchen.

Leopold. Klein oder groß; ſing' es noch einmal!

Hannchen. Die Ohren werden Ihnen wehe thun.

Leopold. Ziere Dich nicht! Singe, Nachtigallchen, ſinge!

Hannchen (ſingt).

Ein ſchönes junges Mädel ſaß
Am hellen Bach im weichen Gras.
Dem hellen Bach glich Aennchens Herz,
Noch unbekannt mit Gram und Schmerz.

Sie trug im braunen Lockenhaar
Ein Kränzchen, das ihr Abgott war.
Nicht feil um goldner Berge Glanz
War ihr der liebe, liebe Kranz.

Um ſie herum im Wieſengrund
Gab's rothe Blümchen, wie ihr Mund,
Und Blümchen, weiß wie ihre Hand,
Sie pflückte, was ſie Schönes fand.

Indeſſen fuhr mit Saus und Braus
Ein Sturmwind aus dem Wald heraus,
Und raſſelte ſo ſtolz heran,
Als käm' ein Prinz mit Roß und Mann.

Er riß in ſeinem Wirbeltanz
Aus Aennchens Haar den lieben Kranz.
Sie griff darnach — weg war er ſchon,
Und weit mit ihm der Sturm entflohn.

O weh, o weh, mein Kranz iſt hin!
Rief Aennchen aus mit trübem Sinn.
Sie weinte ſich die Augen roth,
Und weinte ſich um's Kränzchen todt.

Leopold. Ein artiges Liedchen.

Hannchen. Ganz artig, und von ſehr nachdenklichem Inhalt.

Leopold. Ja, ja.

Hannchen. Ein Mädchen kann viel daraus lernen.

Leopold. Das wäre!

Hannchen. Kann daraus lernen, ſein Kränzchen wohl zu bewahren, wenn ein ſtolzer Prinz heranraſſelt.

Leopold. Ei, das iſt eine gute Lehre. Vor Prinzen muß ſich ein Mädchen hüten.

Hannchen. Es könnt' aber auch heißen; „und raſſelte ſo ſtolz heran, als käm ein reicher Edelmann.“

Leopold. Hannchen, Hannchen, wirf mir nicht all' Augenblicke meinen Edelmann vor! Ich verkauf' ihn um einen Kuß, um einen Handdruck von Dir! (Er umarmt ſie.)

Iah! und wieder Iah! ſchallte jetzt plötzlich durch das Gebüſch. Verſcheucht fuhren die Liebenden auseinander und erblickten den Herrn Schulzen, den ſein verdammter Eſel am Kleide herbeizog. Hannchen ſah blutroth ins Gras und riß ein Hälmchen nach dem andern ab. Der Junker zwang ſich zum Lächeln. Martin aber hatte den ernſten Blick eines Mannes, der gerechten Unwillen aus Schonung unterdrückt. Er ſagte nur kurz und kalt: „Hannchen, geh heim!“ und folgte ſelbſt dem weinenden Mädchen nach, ohne ſich mit dem Junker in einen Wortwechſel einzulaſſen. Dem ganzen Auftritt ſah der Eſel mit einer gewiſſen ſonderbaren Theilnehmung zu, und ſchüttelte beſtändig den Kopf.

Seitdem hörte Hannchen auf kein zärtliches Stelldichein! mehr. Die Hausbeſuche blieben dem Junker zwar noch unverwehrt; es waren aber immer zwei Augen zu viel dabei. Er brannte nun je länger je mehr vor Begierde, das Mädchen wieder einmal unter vier Augen allein zu ſprechen, und kam endlich, da er es auf keine andere Art möglich machen konnte, auf den romantiſchen Einfall, Hannchens Schlafkammer bei Nacht zu erſteigen.

Bald breiteten hierauf einsmals die Rabenflügel
Mondloſer Mitternacht ſich aus.
Man ſahe kaum drei Schritt vor ſich ein Haus,
Und jedes Auge band des Schlummergottes Siegel.
Im Felde warf nur noch der Maulwurf kleine Hügel.
Im Dorfe ſchwirrt' allein die ſcheue Fledermaus.
Es war die ſchönſte Nacht, die man zu Liebesränken
Sich konnte wünſchen, konnte denken.

Der Junker fand ſie auch dazu ganz fehlerfrei,
Und forſchte nicht erſt Zeichendeuter
Und Sternengucker aus, ob weiter
Auf eine beſſere zu lauern, rathlich ſey.
Er ſchlich, bepackt mit einer Leiter,
So leiſe wie ein Dieb herbei,
Und kein verſchlafnes Hündlein bellte,
Als er ſie ſacht an Martins Hütte ſtellte.

Der Sproſſenweg war kurz, und bald gemacht.
Das Kammerfenſterchen ſtand offen,
Er ſchlüpfte durch, und nun blieb ihm für dieſe Nacht
Nichts mehr zu fürchten, viel zu hoffen.
Im ſanften Schlaf der Unſchuld fand
Er Hannchen tief verſenkt und ihre Reize deckte
Nicht treu genug ein luftiges Gewand,
Das mehr verrieth, als es verſteckte.

Der zärtliche Romanenheld
Vergönnt' ein Weilchen ſeinen Augen
Das ſüße Vorzugsglück, ſich in das Blüthenfeld
Enthüllter Schönheit hier, gleich Bienen, einzuſaugen.
Doch bald empörte ſich der andern Sinne Neid,
Und ſtürmend forderten ſie ähnliche Genüſſe.
Freund Leopold ward Mittler in dem Streit,
Und weckte Hannchen auf durch liebetrunkne Küſſe.

Erſchrocken fuhr ſie hoch empor,
Und ſuchte, mit ängſtlichem Ziehn und Zerren
Am Röckchen und Halstuch, das offne Thor
Des Heiligthums der Keuſchheit wieder zu ſperren.
Darüber rang mit ihr der junge Mann,
Und wenig fehlte noch, daß er den Sieg gewann,
Den Sieg am Hochaltar der jungfräulichen Ehre,
Der bald von ihm entweiht geworden wäre.

Doch in dem Augenblicke ſchoß
Ein ziſchender Schwarm von geſchlängelten Blitzen
Hervor aus der Wände Spalten und Ritzen,
Und donnernd entkrachte die Thüre dem Schloß. —
Der Junker ſtand vom Zauberſtabe
Des Schreckens ganz verſteint, und ſah erſt, als die Schaar
Der Feuerſchlangen verflog, daß Hannchen, wie im Grabe,
Verbleicht und feſt umſtrickt von einer Ohnmacht war.

Hinabgebeugt zu ihr, von lüſternem Vergnügen
Bald übermannt und bald vom Mitleid tief gerührt,
Hört' er Gepolter auf den Stiegen,
Als käm' ein Reiter galoppirt;
Und ſieh, da ſprengte ſo raſch, als ritt er um die Wette,
Freund Hütchen auf Martins Eſel herauf.
Er ſpornte das Thier mit ſtrampelnden Beinen zum Lauf,
Und jagte ſo hin zu des Mädchens Bette.

Hier ſtand der Eſel ſtill, erhob
Den rechten Vorderfuß und ſchob
Den Junker von Hannchen weg. — Dann fing er an zu ſprechen:
„Halt ein! — Du darfſt hier nicht der Unſchuld Blume brechen! —
Willſt Du, daß dieſes Haus, aus dem ich Böſewicht
Einſt Glück und Freude ſtahl, auf's Neu' in Thränen ſchwimme? —
O Leopold, kennſt Du nicht meine Stimme?
Kennſt Deines Vaters Stimme nicht? —

Ich bin's — und meiner ſchweren Sünden
Strafurtheil iſt, — die Ruh der Todten nie zu finden.
Kaum war mein Leichnam hier erblaßt,
So ward ich in der Hölle Schlünden
Beim Geiſtermahl, von dem Du oft gehöret haſt,
Der ſiebente, verzweiflungsvolle Gaſt,
Und mußte Nachts die Haut von einem Eſel tragen.
Um, wie ich vormals that, die Bauern baß zu plagen.

Im Leben ward es mir ſo ſchwer,
Den Armen nur den Waſſerkrug zu gönnen,
Daß oft der Wunſch ſich hob, ich möchte weit umher
Die Quellen all' vertrocknen können.
Drum mußt' ich noch als Geiſt in Neidesflammen brennen,
Als ich das Bierfeſt traf. — Ich ſoff die Krüge leer,
Und Welt und Nachwelt wird nunmehr
Biereſel mich deßwegen nennen.

Jetzt bin ich, nach des Schickſals Schluß,
In Martins Sklaverei gerathen,
Dem ich ſo lange dienen muß,
Bis Du, — als Söhnungswerk für meine Miſſethaten, —
Zum Altar ſeine Tochter führſt. —
Doch wenn Du, eh' Dein Mund ihr dort hat Treu' geſchworen,
Als Unſchuldsmörder ſie berührſt,
Bin ich in Ewigkeit verloren.

Freund Hütchen, — der ſo oft des Undanks Natterbiß
Von mir empfand und doch mein Freund noch blieb, —
Da vorhin mir die höchſte der Gefahren,
Durch Deinen Minnedurſt beflügelt, nahe ſtand,
Schnell meine Stricke, die nur ihm auflöslich waren,
Weil Martin ſelbſt mich damit band.
Wir eilten her und ſind noch zeitrecht eingetroffen.
O Sohn, mein Sohn, was hat Dein Vater nun zu hoffen?“

Indeſſen ſo der Eſel ſprach,
Und Leopold vor Schmerz und Wehmuth brannte,
Stieg auch Herr Hütchen allgemach
Von ſeiner grauen Roſinante.

Und ſetzte ſich in Rednerpoſitur,
Dem Junker recht ans Herz zu dringen;
Allein er durfte dießmal nur
Das erſte Wort zu Markte bringen.

Denn Leopold fiel feurig ein:
„O Vater, ich will gern von Qualen Euch befrein,
Die noch im Todesthal ſo ſchrecklich Euch umgrauſen.
Um dieſen Preis wollt' ich bei Scorpionen hauſen.
Gelobt ſey es bei dem, der alles ſieht und hört,
Dieß Mädchen werde mein Weib, eh' noch zwölf Stunden fliehen,
Und halt' ich nicht, was jetzt mein Mund beſchwört,
So mag in meiner Bruſt die ganze Hölle glühen!“ —

Und ſieh, als kaum des letzten Wortes Hauch
Den Lippen Leopolds entſchwebte,
Zerfloß die Geiſtgeſtalt in eine Säule von Rauch,
Aus welcher Wenzel trat, als ob er leibt' und lebte.
Der Jüngling flog entzückt mit offnen Armen hin
Zum ſtummen väterlichen Schatten;
Doch er verſchwand mit einem Blick, worin
Sich Freud' und Dankbarkeit hell abgebildet hatten.

Der ſchwarze Zwerg zog nun den Junker ſäuberlich
Am Aermel fort. „Komm mit! Du haſt hier nichts zu ſchaffen.
Das Mädchen wird ſich ohne Dich
Schon wieder in die Höhe raffen.“ —
So führt' er ihn bis unten vor das Haus,
Und ſchlüpfte hier ſchnell unter die Erde.
Doch ſteckt' er noch einmal den Kopf heraus,
Und rief: „Halt hübſch Dein Wort, daß ich nicht böſe werde!“ —

Leopold hielt es redlich. Hannchen ward noch an demſelben Tage ſeine Gemahlin. Kein Wort von ihrer Ueberraſchung, kein Wort von Martins Erſtaunen. Die Neuvermählten lebten ſo glücklich, als irgend ein Paar auf Erden. Hütchen beſuchte ſie fleißig, kam ſelten mit leerer

Hand, und vertauſchte nun auch ſeinen düſtern Trauermantel gegen ein blendend rothes Kleid, nach damaligem neueſten Modeſchnitt, das ihm recht artig ſtand. So ſtutzerhaft erſchien er ſchon in der Hochzeitnacht vor dem Bette der Liebenden, um ſeinen Glückwunſch abzuſtatten. Dieſer ward auch ſo trefflich an ihnen erfüllt, daß ihren Umarmungen ein wackeres Geſchlecht entſproßte, das Jahrhunderte lang fortblühte.

Des unglücklichen Wenzels Geiſt ließ ſich nie wieder ſehen. Die von ihm ausgezogene Eſelshaut muß aber auf andere Menſchenquäler fortgeerbt haben; denn die Rockenſtuben wiſſen von mehrern, hier und dort erſchienenen Biereſeln zu erzählen. Möchte doch noch jetzt dann und wann ein Iſegrimm zur Strafe ſeiner Unthaten in dieſen ledernen Kerker kriechen und Säcke tragen müſſen! Oder — ein noch beſſerer Wunſch! — Niemand eine dergleiche Züchtigung mehr verdienen, ſondern Jeder ſeine Brüder, über die er Gewalt hat, ſo ſanft und liebreich behandeln, als es den Umſtänden nach möglich iſt! Amen, das werde wahr!

Der Beinbruch.

Bonnard erſchien Vormittags allezeit und überall als ein artiger und liebenswürdiger junger Mann, Nachmittags und Abends aber nicht immer. Er war in Rückſicht der den alten Germanen ſo oft vorgeworfenen Liebe zum Trunk, ein eifriger Deutſcher, und kannte kein ſüßeres Vergnügen, als die beliebten Lieder: Genießt den Reiz des Lebens! und: Bekränzt mit Laub den lieben, vollen Becher! in luſtiger Geſellſchaft zu ſingen und eine Flaſche Wein dabei auszuſtechen. Wär' es nur bei einer geblieben, ſo würde Niemand etwas dagegen gehabt haben, da es ſeine Einkünfte erlaubten. Allein es hieß immer: Man ſteht nicht auf einem Beine, und: Aller guten Dinge müſſen drei ſeyn. Oft wußte er ſogar die vierte, fünfte und ſechste Flaſche mit dergleichen Sprüchwörtern und Beweisſtellen zu belegen.

Seine Mutter und Geſchwiſter, mit denen er noch gemeinſchaftlich zuſammen wohnte, hatten faſt jede Nacht den Kummer, ihn bezecht nach Hauſe kommen zu ſehen. Ihre dringendſten Vorſtellungen blieben fruchtlos, und ſie fingen bald an, ſeine Völlerei für unheilbar zu halten.

Eben ſo dachte Laura, Bonnards Geliebte. Nach unzähligen kleinen Zwiſten darüber, kam es endlich zwiſchen den beiden Liebenden, die faſt ſo gut als verlobt waren, zum völligen Bruch.

Seitdem fiel er noch tiefer in Bacchus Schlingen. Er hatte bisher, aus Achtung gegen Lauren, wenigſtens den äußerlichen Schein von ordentlicher Lebensart beibehalten; nun aber ward er ein ſchamloſer, ſtadtkündiger Trunkenbold. Es verging keine Nacht, daß er nicht eine Schlägerei mit den Schaarwächtern gehabt oder in einer Wachſtube den Rauſch ausgeſchlafen hätte. Seine Geſundheit fing dabei ſichtbar an zu leiden und ſein Vermögen ſchmolz. Kurz, er ſtand am Rande des Verderbens.

Das ſchmerzte zwei redliche Freunde von ihm, die zwar oft an ſeiner Seite tranken, ſich aber immer in den Schranken der Mäßigkeit hielten. Sie vereinigten ſich, den Zecher durch ein ungewöhnliches Mittel zu beſſern.

In dieſer Abſicht gingen ſie eines Abends mit ihm in einen Italienerkeller und ſtellten ſich von beſonders guter Laune. Bonnards Lieblingsweine wurden aufgetragen. Man ließ ihn trinken, ſo viel er wollte. Er berauſchte ſich wacker. Gegen Mitternacht rieben ſich ſeine Geſellſchafter die Augen, gähnten und ſchliefen ein. Ihm war es lieb, daß er nun, ohne von ihnen geſcholten zu werden, noch eine Flaſche trinken konnte. Eh' er aber damit fertig war, ſtieg ſeine Trunkenheit auf den höchſten Grad, und er fiel endlich ſelbſt, von allen Sinnen verlaſſen, in einen feſten Todtenſchlaf.

Jetzt erwachten ſeine Freunde von ihrem nur verſtellten Schlummer und ſchüttelten ihn. Zu ihrem Vergnügen ward er nicht munter. Sie riefen nun einen von der Sache ſchon unterrichteten und im Nebenzimmer verborgenen Wundarzt herbei. Dieſer brachte Schienen und andere bei einem Beinbruche nöthige Geräthſchaften hervor, und ſchnürte das geſunde rechte Bein des Schläfers ſo ſcharf zuſammen, als ob er es höchſt gefährlich gebrochen hätte. Hierauf ſpritzten ſie ihm Waſſer ins Geſicht und erhoben ein klägliches Geſchrei. Er fuhr darüber empor, griff ſchnell nach dem Beine, das die Schienen drückten, und wollte vom Stuhl auf. Sie hielten ihn aber feſt und ſchrien ihm zu: „Unglücklicher, rühre Dich nicht! Du haſt Schaden genommen! Wir ſind vorhin kaum eingeſchlummert, ſo taumelſt Du ſinnlos herum, ſtürzeſt die Treppe herunter, brichſt das Bein und fällſt zugleich in Ohnmacht. Wir erwachten darüber, hoben Dich auf und ließen Dich verbinden. Rühre Dich ja nicht! Es iſt ſchon ein Tragſeſſel beſtellt, Dich nach Hauſe zu bringen.“ —

Bonnard war ganz außer ſich. Seine Einbildungskraft vergrößerte nun den Druck der Schienen zum Schmerz eines wirklichen Beinbruchs; er hatte keinen Gedanken, daß die ganze Geſchichte nur ein Mährchen ſey, und ließ ſich jammernd heimtragen.

Hier empfing ihn ſeine Familie, wie es verabredet war, weinend und wehklagend. Er ward nun vier Wochen lang vom Wundarzt beſucht und ſein Bein in einen Kaſten geſperrt, wo er ſich nicht rühren, und gar nicht zur Ueberzeugung ſeiner Geſundheit gelangen konnte. Ein ſo langes Ausharren auf einer Stelle war dem armen Mann unerträglich. Er verwünſchte den Wein, als den Urheber ſeiner Leiden, und that ein Gelübde, ſich nie mehr zu berauſchen.

Nach Verfluß eines Monats kündigte der Wundarzt ihm endlich an, daß die Heilung vollendet ſey. Es war luſtig zu ſehen, wie er bedächtig und gleichſam auf Eiern ging, um das zerbrochene Bein zu ſchonen.

Sein erſter Weg zu Lauren, die er um Vergeſſenheit des Vergangenen und Wiederſchenkung ihrer Liebe bat. Sie verſprach beides unter der Bedingung eines nüchternen Probejahrs. Dieſes hielt er mannhaft aus, ward alsdann Laurens Gatte, und blieb zeitlebens ein ordentlicher, geſitteter Mann, der niemals mehr trank, als er vertragen konnte.

Erſt nach vielen Jahren erfuhr er den Streich, der ihm geſpielt worden war. Er dankte ſeinen Freunden herzlich, und fing nun erſt wieder an, auf dem rechten Beine, deſſen Anſtrengung er bis jetzt immer noch mit lächerlicher Sorgfalt vermieden hatte, feſt aufzutreten.

Der Prinz.

Auf dem ſächſiſchen Luſtſchloſſe Auguſtusburg lebte vor ungefähr achtzig Jahren ein gewiſſer Amtshauptmann von Günther, der ein ſeltſames Abenteuer hatte. So entfernt er vom Hofe ſich befand, ſo wichtig waren ihm doch die unbedeutendſten Begebenheiten der Hauptſtadt. Er beſoldete daher einen eigenen Geſchichtſchreiber derſelben, der alle möglichen Neuigkeiten aufjagte und ſie ihm wöchentlich zuſandte. Der Ankunftstag dieſer Zeitung war ihm allemal ein Feſt, das er kaum erwarten konnte.

Eines Tages enthielten ſeine Dresdner Novellen folgenden Artikel:

Unſer Kurprinz (der nachherige König von Polen) befindet ſich bekanntermaßen auf Reiſen. Man ſagt ſich aber hier ins Ohr, Ihro Hoheit wären ſtill und geheim, ſelbſt ohne Wiſſen Dero Herrn Vaters königlicher Majeſtät, wieder zurückgekommen, und durchreiſten in abwechſelnden Verkleidungen das Land, um ſich von demſelben genaue Kenntniſſe zu verſchaffen.

Dieſe Nachricht fiel dem Amtshauptmann beſonders auf, und indem er noch darüber nachdachte, klopfte es an ſeine Thüre. Ein ſchöner junger Mann in ſchwarzer Kleidung trat herein. Jener erblickte ihn kaum, ſo wich er vor

Staunen und Ueberraſchung einige Schritte zurück. Er fand in der Perſon des Fremden ſo viele Aehnlichkeit mit dem Kurprinzen, den er einmal vor mehrern Jahren geſehen hatte, daß er nicht wußte, wie tief genug er ſich bücken ſollte. Er bat zehnmal in einem Athem um die Gnade, Platz zu nehmen, und fragte ſich faſt heiſer, was zu hohem Befehl ſtehe?

Der Fremde. Verzeihen Sie, ich habe nicht zu befehlen, ſondern blos zu bitten. Ich bin ein armer vertriebener Schulmeiſter, den Sie ſich durch einen Zehrpfennig ſehr verpflichten können.

v. Günther (vor ſich). Richtig, richtig! (Laut mit ſchmeichelndem, unterwürfigem Lächeln) Gnädiger Scherz! Uebergnädiger Scherz! ich kenne die Schulmeiſterphyſiognomien ein wenig, und weiß ſie von den Zügen einer hohen Geburt recht wohl zu unterſcheiden.

Der Fremde (erröthend). Mein Herr, Sie ſcheinen mich zu verkennen, ſcheinen —

v. Günther. Halten Sie ein, gnädigſter Herr! Ich reſpektire die Heiligkeit Ihres Geheimniſſes und will es nicht verletzen, ſo ſehr ſich auch mein Herz auf die Lippen empordrängt, Ihren hohen Namen zu nennen.

Der Fremde. Sie ſetzen mich in die äußerſte Verlegenheit, führen eine Sprache, die ich gar nicht verſtehe. Warum wollen Sie eines armen Flüchtlings ſpotten? Sie konnten mir ja die Kleinigkeit, um die ich bat, geradezu mit trocknen Worten abſchlagen, und ich wäre dann ſo willig gegangen, als ich nun gehe. Leben Sie wohl!

v. Günther (vertritt ihm höflich den Weg). Ich bitte, ich beſchwöre Sie, mein Haus nicht zu verlaſſen. Sollte ich ſo unglücklich geweſen ſeyn, Ihnen durch ein unüberlegtes Wort zu mißfallen, ſo verzeihen Sie huldreichſt einem Manne, der Sitten und Sprache der Höſe nicht genug in ſeiner Gewalt hat.

Der Fremde. Unbegreiflicher Mann! Sie fahren nicht allein in Ihrem höhnenden Tone fort, ſondern zwingen mich ſogar, ihn anzuhören. Ich verſichere Ihnen nochmals, ich bin nichts als ein blutarmer Schulmeiſter, der ſein weiteres Fortkommen und Glück in der Welt ſucht.

v. Günther. Ueber dieſe ſo ganz tiefe Erniedrigung muß ich mit huldreichſter Erlaubniß ein wenig lächeln. Der Zweck von Dero Reiſe iſt edel und erhaben. Mein Vaterland wird einſt die herrlichſten Früchte davon erndten. Doch geſtehe ich unterthänigſt, ein wenig mehr Glanz würde der Sache nichts ſchaden.

Der Fremde (lachend). Ich weiß faſt nicht mehr, ob ich wache oder träume. Sie müſſen mich wahrlich für einen Prinzen halten, oder —

v. Günther. Ich hege, wie ſchon geſagt, zu viel Ehrfurcht gegen das Incognito, das Höchſtdieſelben zu beobachten geruhen, als daß ich meine freimüthigen Gedanken über dieſen Punkt ſagen ſollte. Aber ich bitte nochmals, in hohe Ueberlegung zu ziehen, ob nicht vielleicht der angenommene Titel eines Grafen der bequemſte Mittelweg zu Ausführung Ihrer großen Abſicht ſeyn dürfte. Haben Sie die Gnade, ſich einige Zeit bei mir aufzuhalten und ſich in gehörigen Stand zu ſetzen. Mein Vermögen, mein Blut und Leben ſtehen zu Ihren Dienſten.

Der Fremde (vornehm kalt). Von dieſen Erbietungen will ich vor der Hand nur ein Nachtquartier annehmen; denn ſchon neigt ſich der Tag und ich bin etwas müde. Alles Uebrige wollen wir morgen weiter beſprechen.

v. Günther. O ich glücklicher Mann! Sie geruhen alſo, Herr Graf zu heißen?

Der Fremde. Wie es Ihnen gefällt.

v. Günther. Ohnmaßgeblich ein Graf aus Holſtein? Damit wären, dünkt mich, die neugierigen Frager am geſchwindeſten abzufertigen.

Der Fremde. Wie Sie meinen. Jetzt ſehne ich mich nach Ruhe.

Der entzückte Edelmann führte nun den angeblichen Schulmeiſter in ſein beſtes Gemach, verſah ihn mit einem köſtlichen Abendeſſen, und leuchtete dann ihm eigenhändig zu Bette.

Er ſelbſt eilte darauf in ſein Zimmer und ſprang vor Freude wie unſinnig darin herum. „O ich dreimal Glücklicher!“ rief er überlaut: „Der Kurprinz wohnt unter meinem Dache, die aufgehende Sonne des Landes beſcheint mich! — Wie wunderbar ſich das fügen mußte! Wären die Dresdner Merkwürdigkeiten nur um eine Stunde ſpäter eingelaufen, ſo hätte ich den Königsſohn mit zwei Groſchen abgefertiget, und bliebe nun zeitlebens, was ich bin. Dafür will ich aber auch meinen aufmerkſamen, fleißigen Agenten beſchenken, daß er zufrieden ſeyn ſoll. Doch ein armſeliges Geſchenk an Geld iſt für ihn, den Schöpfer meines Glücks, wahrlich zu wenig. Nein, er ſoll eine hohe Beförderung erhalten, ſoll wenigſtens Hofrath werden. Das durchzuſetzen wird mir ein Spiel ſeyn; denn ſobald der Prinz zur Regierung gelangt, bin ich Miniſter und trage Stern und Ordensband. Ha, wie das klingen, wie mich das kleiden wird!“ —

Geſchwind nahm er Kreide, malte ſich einen großen Stern auf den Rock, brüſtete ſich damit vor dem Spiegel, machte ſich tiefe Komplimente, nannte ſich Excellenz, und rufte mit brüllender Stimme: Gewehr aus!

In dieſer Freude Taumeltanz
Traf ihn der helle Morgen;
Nun fing er für des Grafen Glanz
Geſchäftig an zu ſorgen.

Staffetten flogen ſchneller ab
Als Steine von der Schleuder,
Und holten im Galopp und Trab
Aus Leipzig reiche Kleider.

Dann wurden ſtracks in Liverei'n
Fünf Bäuerchen geſchoben,
Und gar zum Laufer obendrein
Der Hirtenjung' erhoben.

Da aber der hohe Beſuch ſehr lange dauerte, ſo erſchöpften endlich die ungewöhnlich hohen Ausgaben des Herrn Amtshauptmanns Caſſe. Er nahm nun ſeine Zuflucht zu einigen benachbarten Edelleuten und bat dieſe um Vorſchuß. Sie wunderten ſich darüber; der Amtshauptmann vertraute ihnen daher im ſtrengſten Incognito, daß er ſolchen für Niemand anders, als für die Unterhaltung des Kurprinzen ſelbſt brauche.

Da ſprangen denn nun freilich, wie durch einen elektriſchen Schlag berührt, alle Geldkaſten auf; doch eben ſo ſchnell lief auch die große Neuigkeit von Mund zu Mund. Des Herrn von Günther dringendſte Bitten um Verſchwiegenheit vermochten nicht, dieſes Stoppelfeuer zu löſchen. Sie bewirkten kaum ſo viel, daß man den Fremden nicht ins Angeſicht Königliche Hoheit nannte.

Der Graf aus Holſtein war
Den ſechsten Theil vom Jahr
Nun in Auguſtusburg, und ſchaute froh und heiter
Einſt nach dem Mittagsſchmaus
Mit ſeinem Wirth zum Fenſter heraus.

Da ſprengten auf einmal Sächſiſche Reiter
In einer Wolke von Staub heran,
Und hielten hier an.

Der Offizier ſtieg ab und trat ins Zimmer:
„Der König will Sie ſprechen, meine Herrn!
Bereiten Sie zur Reiſe ſich immer;
Denn bald ſäh' er Sie gern.
Sie mögen fahren oder reiten,
Ich werde Sie mit meinen Leuten
Bis Dresden begleiten.“ —

Der Graf aus Holſtein verlor
Die Farbe der Wangen ein wenig;
Doch Günthers Herz ſchlug freudig empor.
Ha, dacht' er, wie wird dich der König
Höchſt gnädig empfangen! Gib Acht,
Der Allerdurchlauchtigſte macht
Dich ſtehenden Fußes zum Lohne,
Daß du den Erben der Krone
So prächtig als Gaſt
Bewirthet haſt,
Zum Erſten am Throne.

Drauf ſetzt' er in Haſt
Sich mit dem Fremden zu Wagen,
Und trieb ohne Raſt
Den Kutſcher, zu jagen,
Sie rollten nunmehr
Bei Thau und bei Nebel,
Und immer ritten mit blinkendem Säbel
Die Reiter beider.

Aber in Dresden ſtand die Sache ganz anders, als der gute Mann dachte. Das Gerücht von des Kurprinzen Aufenthalt bei ihm, das bereits im ganzen Lande herumflog, war endlich dem Könige ſelbſt zu Ohren gekommen. Er erſtaunte darüber und ſandte ſogleich einen vertrauten Diener, der den Prinzen (welcher damals in Wien war) genau kannte, nach Auguſtusburg ab. Dieſer kam mit der Nachricht zurück, daß ſich allerdings ein Graf dort befinde, der dem Prinzen täuſchend ähnlich ſehe; doch glaube er nicht, daß er es wirklich ſey. Hierauf wurden ſofort die Dragoner abgeſchickt, welche die beiden Herren abholten und wohlbehalten nach Dresden brachten.

Nun entwickelte ſich die ganze Geſchichte. Im erſten Verhör ſagte der Fremdling mit anſtändiger Freimüthigkeit: „Ich bin weder der Kurprinz, noch ein Graf aus Holſtein; bin nicht einmal — ein Mann, ſondern die Tochter eines armen Zeugmachers im Erzgebirge. Mein Vater hielt mich ſo ſtrenge, daß ich endlich den Entſchluß faßte, mein Glück weiter zu ſuchen. Als ein Mädchen zu wandern, war mir bedenklich; ich zog daher des Vaters Nachtmahlskleid an und machte mich bei Nacht fort. Ganz von Geld entblößt, mußte ich betteln. Unter dem Vorgeben, ein vertriebener Schulmeiſter zu ſeyn, erhielt ich auch von einigen mitleidigen Edelleuten, Beamten und Landpredigern manchen Zehrpfennig, mit dem ich mich von einem Orte zum andern hinfriſtete. Schon wollte ich aus Ueberdruß dieſer unſtäten und flüchtigen Lebensart mich meinem Vater wieder in die Arme werfen, und war wirklich auf dem Heimwege begriffen, als ich unglücklicher Weiſe zu dem Herrn von Günther kam. Dieſer ſonſt brave Mann hatte den wunderbaren Gedanken gefaßt, daß ich ein Prinz, — und ſogar — wie ich eigentlich nun erſt erfahre — der Kurprinz ſey. Ich mochte ſagen, was ich wollte; er blieb dabei und ließ mich nicht von dannen. Was ſollte ich thun? Die Ausſicht, eine Zeitlang fürſtlich bewirthet zu werden, war für einen hungerleidenden Abenteurer, wie ich, eine zu ſtarke Verſuchung. Ich unterlag ihr und bin deßwegen ſtrafbar. Allein nie habe ich behauptet, und nicht einmal zugegeben, daß ich ein Prinz, geſchweige der Kurprinz ſey. Ich beruſe mich auf des Herrn von Günther eigenes Zeugniß. Es iſt über dieſen Punkt nie zu einer beſtimmten Erklärung zwiſchen uns gekommen.“ —

Dieß ſelbſt zu geſtehen, war Herr von Günther ſo ehrlich. Der König entſchied hierauf: Die Abenteurerin (welche man ſeitdem Prinz Lieschen nannte) ſolle auf einige Jahre ins Zuchthaus zu Waldheim gebracht und daſelbſt gelind behandelt werden; Günther aber, zur Strafe ſeiner Voreiligkeit, nicht berechtiget ſeyn, die ihr gemachten Geſchenke zurückzufordern. Beides geſchah.

Die Körbchen.

Aechte Freundſchaft unter Damen ſoll, wie man ſagt. ein unmögliches Ding ſeyn. Das haben alte philoſophiſche Graubärte behauptet und junge gelehrte Papageyen nachgeplaudert. Meiner Wenigkeit iſt dieſer harte Satz immer ein Aergerniß geweſen, und ich freue mich um ſo mehr, daß ich ihn durch folgende wahre Geſchichte widerlegen kann.

Drei junge Fräulein in Wien, die in dem Kloſter der Saleſianerinnen, oder ſogenannten engliſchen Fräulein, zuſammen erzogen wurden, liebten ſich ſo zärtlich, daß man ſie allgemein die Unzertrennlichen nannte. Sie hatten auch wirklich einen Bund gemacht, mit einander zu leben und zu ſterben.

Als ſie aber in die heirathsfähigen Jahre traten, wurden ſie von ihren Eltern aus dem Kloſter zurückgenommen, und es fanden ſich bald von Süden und Norden ſtattliche Freier, die um ſie warben. So angenehm dergleichen Gäſte ſonſt den Mädchen ſind, ſo ungelegen kamen ſie den Unzertrennlichen, die auch noch jetzt ihre herzliche Freundſchaft fortſetzten, und wohl krank geworden wären, wenn ſie ſich nicht jeden Tag wenigſtens Ein Mal geſehen und geſprochen hätten. Empfindungen der Liebe waren ihren Herzen fremd. Sie kannten des Exjeſuiten Matthias von Schönberg chriſtkatholiſche Handpiſtolen[*], doch Amors Waffen nicht. Vorzüglich aber erhielten die jungen Herren, die den Fräulein übrigens nicht mißfielen, keinen freundlichen Blick, weil ſie als Räuber betrachtet wurden, die ſie gewaltſam von einander reißen wollten.

Die Väter und Mütter der drei Verbündeten konnten die Abneigung ihrer Töchter gegen ſo vortheilhafte Anträge nicht begreifen. Sie erſchöpften ihre Beredtſamkeit, ſie auf andere Gedanken zu bringen, und ſangen ihnen täglich das alte Lied, daß Heirathen ihre Beſtimmung ſey.

Nun hatten die armen Mädchen ſich immer viel Noth zu klagen.

Ich wollte gern heirathen, ſagte einſt Fräulein Julie, wenn es nur anginge, daß ſich Ein Mann mit uns Dreien zugleich vermählte.

Ja wahrlich, verſetzte Joſephe, dann würde ich mich auch keinen Augenblick bedenken. Doch leider iſt das nur in der Türkei möglich.

In der Türkei? — ſprach Emilie: Weißt du das gewiß? —

Wohl weiß ich's gewiß; antwortete Joſephe: Ich hörte oder las einmal, daß der türkiſche Kaiſer etliche hundert Weiber beiſammen in einem Palaſt habe, den man das Serail nenne.

Ei, fiel Julchen ein, ſo wär's ihm ja ein Leichtes, uns noch obendrein zu heirathen.

---

[*] Eine bigotte Schrift belobten Herrn Paters, der mehrere dergleichen geſchrieben hat; z. B. die geiſtlichen Leib und Seele zuſammenhaltenden Hoſenträger, das iſt: andächtige Gebeter zur Wohlfahrt des Leibes und der Seele ꝛc. Ferner: die Teufelspeitſchen ꝛc. S. Nicolai's Reiſe durch Deutſchland und die Schweiz. B. 6. S. 542.

Ein herrlicher Einfall! rief Emilie: Wären wir doch dort! —

Dahin könnten wir wohl kommen! entgegnete ſcherzend Joſephe: Ich wette, der Herr Sultan ſchickte uns Pferde und Wagen, wenn er wüßte, daß wir ſeine Gemahlinnen werden wollten.

Ha! fuhr Emilie lachelnd fort: Was würden unſere Eltern ſtaunen, wenn vor jeder Thür ein goldener, türkiſcher Staatswagen angerollt käme, uns abzuholen! Sie willigten mit tauſend Freuden; denn ein Kaiſer iſt doch ein ganz anderer Schwiegerſohn, als ein Landjunker.

Dieſer luſtige Gedanke gefiel den Fräulein. Sie ſpannen ihn mit fröhlicher Laune immer weiter und weiter fort, und wurden endlich ſo vertraut damit, daß ſie die Sache nicht allein für möglich und ausführbar hielten, ſondern ſogar im Ernſt beſchloſſen, mit Seiner großſultaniſchen Majeſtät deßhalb in Briefwechſel zu treten.

Geſagt, gethan. Die einfältigen Kloſtermädchen entwarfen folgendes Schreiben:

> Großmächtigſter Herr Sultan!
>
> Man ſpricht hier, Sie hätten entſetzlich viele Gemahlinnen. Iſt denn das wahr, und wollen Sie uns nicht auch noch heirathen? Ihnen wird's darauf nicht ankommen, und uns thäten ſie einen Gefallen. Denn ſehn Sie, unſere Eltern dringen darauf, daß wir uns vermählen ſollen. Es haben ſich auch drei junge, feine Herren gemeldet; ſie wohnen aber zehn und zwanzig Meilen von einander. Das wäre unſer Tod, wenn wir uns ſo weit trennen müßten; denn wir lieben uns ganz unausſprechlich. Drum ſchönſter Herr Sultan, helfen Sie uns aus der Noth,

heirathen Sie uns! Dadurch werden unſere Eltern zufrieden geſtellt, und wir bleiben auch hübſch beiſammen.

Anbei folgen unſere Schattenriſſe. Wir können nicht davon urtheilen; es haben uns aber viele Cavaliers geſagt, daß wir recht ſchön wären. Vielleicht gefallen wir Ihnen auch. Machen Sie nur bald Anſtalt, uns abholen zu laſſen. Wir verbleiben indeſſen

Ihre demüthigſten Dienerinnen
Julie von Richard.
Joſephe von Eichenlob.
Emilie von Trimberg.

Dieſes Brieflein ſchrieb Joſephe zierlich ab, beſiegelte es mit ihrem Familienwappen, und machte die Aufſchrift: An den Herrn Sultan zu Conſtantinopel, abzugeben im Serail.

Ein vertrautes Stubenmädchen übernahm die Beſtellung auf die Poſt, und erſtattete bald von der glücklichen Uebergabe Bericht. Nun fühlten die Fräulein ihre Herzen erleichtert; doch verbanden ſie ſich, die ganze türkiſche Liebesgeſchichte bis zur wirklichen Anwerbung des Sultans in unverbrüchlicher Verſchwiegenheit zu halten.

Allein nichts iſt ſo klar geſponnen, es kommt doch endlich an die Sonne. Der Poſtſchreiber, dem das liſtige Mädchen den Brief von der Gaſſe herein flüchtig zuwarf, ließ vor Schrecken die Feder aus der Hand fallen, als er die Aufſchrift erblickte. Um den Ueberbringer dieſes ſeltſamen Schreibens zu ſehen, fuhr er ſo haſtig mit dem Kopfe zum Fenſter hinaus, daß er ſich ſeine ſchöne, lockenreiche Haarhaube darüber abſtreifte; aber umſonſt! Das ſchnellfüßige Mädchen war ſchon verſchwunden. Nun ſchien es ihm höchſt bedenklich, ob nicht dieſer Brief wohl gar eine landesverrätheriſche Correſpondenz enthalte? Der damalige Türkenkrieg veranlaßte dieſe lächerliche Muthmaßung, und der gewiſſenhafte Poſtbediente äußerte ſie gegen ſeine Kollegen. Einer unter dieſen kannte das Eichenlohiſche Wappen. Herr von Eichenloh, der Einzige dieſes Namens in Wien, ſtand allgemein in einem ſo guten Rufe, daß man ihn keines Hochverraths fähig halten konnte. Man beſchloß daher, ihm den Brief zu zeigen, und ſolchen alsdann, wenn Hand und Siegel richtig befunden würden, ohne weiteres Bedenken abgehen zu laſſen.

Der Herr mit der zerquetſchten und entpuderten Atzel machte ſich in dieſer Abſicht auf den Weg. Eichenloh kannte mit dem erſten Blick die Handſchrift ſeiner Tochter, erbrach den Brief und lachte laut. Der Ueberbringer, dem er einen Dukaten in die ſchon dazu gekrümmte Hand drückte, fragte nun nicht weiter nach der Bewandtniß der Sache, ſondern empfahl ſich mit einem ſo tiefen und unterthänigen Bückling, daß ſeine Perücke beinahe zum zweiten Mal den Staub der Erde geküßt hätte.

Eichenloh war ſehr vergnügt, daß er nun die eigentliche Quelle des Widerwillens ſeiner Tochter gegen das Heirathen gefunden hatte. Er theilte die gemachte Entdeckung den Aeltern der zwei andern eingebildeten Sultaninnen mit, und man überlegte gemeinſchaftlich, wie man die Grillen der einfältigen Kinder auf die klügſte Art und Weiſe vertreiben könnte. Indeſſen ahndeten die Fräulein nicht einmal das Schickſal ihres Briefs.

Ohngefähr zwei oder drei Monate darauf verabredeten die drei Familien eine Luſtfahrt, und luden auch die drei Freier, die immer noch geduldig in Wien hofften und harrten, dazu ein. Man ſpeiste Mittags auf dem Lande.

Die Geſellſchaft war ſehr luſtig. Selbſt die jungen Damen betrugen ſich gegen ihre ſchmachtenden Schäfer freundlich und hold. Sie glaubten ſich dadurch nichts zu vergeben, und dachten: Wenn ſich der reiche Freier aus Stambul melde, würden die armen Junkerchen ohnedem zurücktreten müſſen.

Die Tafel war faſt zu Ende und der Nachtiſch ſchon aufgetragen.

Da ſtürzte plötzlich ein Lakai
Herein zur Thüre mit Geſchrei:
„Es ſey ein türkiſcher Geſandter angekommen.
Er bitt' um Audienz bei Fräulein Julien,
Joſephen und Emilien,
Und habe ſchon im Vorſaal Platz genommen.“ –

Man ſtaunt, ſpringt von den Stühlen auf,
Die Fräulein zittern, halb vor Schrecken, halb vor Freude,
Und eilen, wie im Wettelauf,
Ans Fenſter. Sieh, da ſteht zu ihrer Augenweide
Ein ungeheures Prunkgebäude
Von einem Wagen vor der Thür,
Mit Reiſigen in Türkentracht umgeben.
Joſephens Vater ruft verwundernd aus: „Was wir
Nicht unterm Monde noch erleben!
Ein ſchweres Räthſel iſt es mir,
Was will des Sultans Bote hier? –
Wir müſſen ihn mit allen Ehren
Empfangen und den Antrag hören.
Führt ihn herein!“ –
Auf dieſes Wort
Flog ſtracks der Diener wieder fort,
Und drauf erſchien der Herr Geſandte,
Ein alter Muſelmann, mit langem, grauem Bart.
An ſeinem Turban und Gewande
War Gold und Silber nicht geſpart.
Ihm folgt' ein Dragoman,* und wieder

* Dollmetſcher.

Ein Türke, der drei Körbchen trug.
Sie bückten dreimal tief ſich nieder,
Und der Geſandte ſprach; doch Niemand ward draus klug.
Mit ſeinem Wiſchiwaſchi peitſchte
Die Ohren nur ganz kurz der türk'ſche Cicero,
Und als er fertig war, verdeutſchte
Auf einen Wink von ihm der Dragoman es ſo:

„Der Großſultan entbietet gnäd'ge Grüße
Den ſchönen Fräulein Julien,
Joſephen und Emilien,
Und würde, hätten nicht zum Unglück ſeine Füße
Beſuch vom Zipperlein, jetzt ſelbſt vor Ihnen ſtehn.
Der Brief, worin Sie ihn zum Sponſen auserſehn,
Kam richtig bei ihm an; er drückte tauſend Küſſe
Darauf und dankt für das Vertrauen ſchön;
Allein es macht ihm vieles Grämen,
Daß er nicht kann zu Dero Dienſten ſeyn.
Er bittet ſehr, ihm zu verzeihn,
Und dieſe Körbchen anzunehmen.“ —

Schnell ſetzte ſich in Marſch der dritte Muſelmann,
Den Fräulein, die vor Scham und Aerger glühten,
Des Sultans Körbchen darzubieten,
Sie nahmen ſie mit Kaltſinn an.
Doch ihre Stirnen wurden heiter,
Als Ringe, Perlen und ſo weiter
Sie auf dem Boden ſchimmern ſahn.

Und drauf begann der Dragoman
In ſeiner Rede fortzufahren:
„Zur Körbchenſendung hat der weiſe Großſultan
Hauptſächlich dieſen Grund: Er ſteht in hohen Jahren,*
Und kann mit Damen nicht mehr ſchalten und gebaren;
Zwar nährt er im Serail ein hübſches Heerdchen Frau'n,
Gar wunderlieblich anzuſchau'n:
Doch thut er's jetzt nur noch aus Mod' und Etikette.
Ihm wär' es eben das, wenn er nicht Eine hätt'.
Drum fürchtete gar ſtark der alte Biedermann,

---

* Damals lebte noch der Kaiſer Abdul Hamid.

Die Fräulein würden ſchlecht dem Invaliden danken,
Der nun nicht mehr ins Feld der Minne rücken kann,
Weil Tod und Aerzte ſich beſtändig um ihn zanken. —
Er gibt deßhalb den guten Rath:
Die Fräulein möchten doch das Ritterkleeblatt wählen,
Das, wie Sie meldeten, um ihre Liebe bat.
Dann würd' es Ihnen nie an Ehefreuden fehlen.
Der Stein der Hinderniß, daß ſie aus Freundſchaft gern
Beiſammen ſind und ſich nicht trennen wollen,
Sey durch Vergleich hinwegzurollen,
Wenn Ihnen jezt die jungen Herrn
Mit Hand und Mund Verſich'rung gäben,
Die Winterzeit des Jahrs vereint in Wien zu leben.“ —

„Ja, das verſprechen wir!“ riefen einmüthig die drei Liebhaber, und Jeder bot ſeiner Schönen die Hand. Die Fräulein verbargen ſich hinter dem Fächer, dem gewöhnlichen Schilde der Frauenzimmer, die ſich in Verlegenheit befinden. Ihre Händchen zuckten und zuckten. Dieſe Ziererei würde wahrſcheinlich noch ein feines Weilchen gedauert haben, wenn nicht Ihro Excellenz, der türkiſche Miniſter, die Sache durch einen Machtſtreich zum Ziele gefördert hätte. Er ging hin, ergriff die einander beſtimmten Hände und fügte ſie ohne weitere Umſtände zuſammen.

Joſephen paart' er zuletzt, und o Wunder! der Mahomedaner, der vorher einen Dollmetſcher gebraucht hatte, fing jetzt auf einmal an, deutſch zu reden. „Glück und Segen, lieb Richtchen!“ rief er, warf Bart und Turban ab, und Joſephens leibhaftiger Oheim ſtand da. Eben ſo ſchnell entlarvten ſich der Dragoman und der Körbchenträger. Beide waren alte Bekannte. Ein allgemeines Gelächter erſchütterte den Saal. Nur die Fräulein ſtimmten etwas ſpäter mit ein, und mußten ſich noch oft darüber necken laſſen, daß ſie die Körbchen, welche ſie austheilen wollten, ſelbſt empfangen hatten.

Die Wahrſagerin.

Meiſter Hopp, — aus deſſen Eh- und Wehſtandsgeſchichte wir uns jezt erbauen wollen, — war ein Mann, der die Kunſt verſtand, kleine, nichtsbedeutende Menſchen groß und wichtig zu machen. Sein Gewerbe läßt ſich nun leicht errathen.

Was gibt wohl ſonſt der Kinderſchaar
Der Dummheit Glanz und Werth, als Kleider? —
Mein Schöpfer großer Männer war
Daher ein braver Schneider.

Er ſelbſt bedurfte keines ſo unweſentlichen Schmucks, um ein ganzer Mann zu ſeyn. An ihm hatte ſchon die Natur ein flinkes Kerlchen zugeſchnitten und ausgearbeitet. Schlank, wie eine Elle, geſchmeidig, wie ein ſeidener Faden, und immer glatt und blank, wie ſeine Scheere, überglänzte er in den heitern Tagen ſeines eheloſen Standes alle Brüder der Gilde. Es war eine Luſt, ihn tanzen zu ſehn. In der Menuet gnügte ihm nicht das beſcheidene Feuer, das uns unſere Tanzmeiſter gelehrt haben:

Nein, ſeine ſchlanken Arme
Durchfächerten die Luft,
Wie eines Hahnes Flügel,
Der reiſen will auf's Dach.

Die netten Füßchen drehten,
Der Erde Staub verlaſſend,
Wie Feuerräder ſich.
Und ſeine Wendung hinter
Der Tänzerin war rauſchend,
Als ob ſich Windeswirbel
Im Saale tummelten.

In der Gaſſe des engliſchen Tanzes war er vollends ganz zu Hauſe. Wie eine Schwalbe flog er ſie auf und ab. Der flinkſte Ritter am Hofe zu St. James wäre mit ihm nicht ausgekommen und an Leichtigkeit und Anmuth weit hinter ihm geblieben.

So ſpielte er bei allen bürgerlichen Gelagen ohne Widerſpruch den Ballkönig, und es war in der Ordnung, daß er ſich immer die ſchönſte Dame als Tänzerin zueignete. Lottchen, die Tochter einer reichen Wittwe, ward von Meiſtern, Geſellen und Jungen dafür erkannt. Herr Hopp führte daher gewöhnlich mit ihr den Reihen, und führte ſie endlich (um mit einem Sprung über den empfindſamen Schneiderroman hinwegzukommen) ſogar in die Brautkammer.

Damit verfuhr er ein wenig zu raſch; denn er kettete ſich auf ewig an ein Mädchen, das er nur von Seiten der Leichtfüßigkeit kannte. Alle übrigen Tugenden oder Untugenden ſeines Liebchens waren ihm Fremdlinge, und er bemühte ſich ſo wenig, ſie kennen zu lernen, als ich mich um die ungenannten Verfaſſer ſchaler Romane bekümmere.

Dieſer Schwabenſtreich bekam ihm ſehr übel. Lottchen, das einzige Kind ihrer Mutter, hatte der einzigen Kinder gewöhnliches Schickſal, verhätſchelt und verzogen zu werden.

Wenn andere wirthliche Mädchen
Längſt ſaßen am ſchnarrenden Rädchen,
Und ſpannen die zierlichſten Fädchen,
Da waren bei Lottchen die Lädchen
Der Augenfenſter noch zu.
Lieb Mütterchen trippelte lange
Mit leiſem, behutſamem Gange
Durch Zimmer und Haus ohne Schuh'.
Ihr war, wenn ſie athmete, bange,
Zu ſtören des Töchterleins Ruh'.

Die Siebenſchläferin ſtreckte,
Wenn Mutter um neun Uhr ſie weckte,
Sich langſam (gähnend) in die Höh;
Ihr erſtes Wörtchen war: „Kaffee!“
Der ſtand auch, ihrer gewärtig,
Auf wärmenden Kohlen ſchon fertig.
Sie ſchlürfte gemächlich ihn aus,
Und guckte, liebäugelnd nach Buben,
Dabei zum Fenſter hinaus,
Indeſſen Mamachen die Stuben
Aufräumt' und beſtellte das Haus.

Doch folgt' auch nun Lottchen dem Triebe
Des Fleißes und las mit Begier
Den in dem Irrgarten der Liebe
Rumtaumelnden Cavalier[*],
Und ähnliche geiſtloſe Diebe
Der köſtlichen Zeit, die ſchier
Zu Tauſenden jährlich den Preſſen
Entſtrömen in Leipziger Meſſen.

Alsdann ging die Dame zum Eſſen,
Und fand immer lecker und friſch
Ein Lieblingsgericht auf dem Tiſch.
Doch ward's oft nur wählich durchſtochen.

---

[*] Ein alter, zu ſeiner Zeit beliebter Roman.

Sie konnte nicht Waſſerbrei kochen,
Und tadelte Braten und Fiſch,
Wie manche ſtrohköpfigte Wichte
Der Schriftſteller feinſte Gerichte.

Nach Tiſche ward modiſch friſirt,
Der Leib wie ein Schmerlchen geſchnürt,
Und flink aus dem Hauſe ſpaziert,
Bei ſinkender Nacht kam ſie wieder
Mit Mährchen der neueſten Zeit,
Dann legte ſie ſchläfernd ſich nieder,
Und trieb es ſo morgen, wie heut.

Dieſes wohlerzogene Mägdlein ward alſo Meiſter Hopps Frau. In der Flitterwoche nach der Hochzeit befand ſich das neue Paar trefflich. Man ſtand ſpät auf, ſpeißte aus der Garküche und machte Beſuche. Aber am neunten oder zehnten Tage ſprach Meiſter Hopp: „Nun dächt' ich, liebes Weibchen, wir hätten genug gefeiert. Morgen wollen wir anfangen zu arbeiten und zu wirthſchaften, damit wir als ehrliche Leute beſtehen.“ Sie antwortete mit einem leichten Kopfnicken, und man ging zeitig zu Bette, um morgen deſto früher thätig zu ſeyn.

Meiſter Hopp war auch wirklich Punkt ſechs Uhr auf dem Platze, und mit Scheere und Bügeleiſen geſchäftig, einen viereckigen deutſchen Pflaſtertreter in einen Pariſer Stutzer umzuſchaffen. Er horchte dabei von Zeit zu Zeit, ob ſich nicht ſeine Hausfrau im benachbarten Kämmerlein rege? Aber er hörte nichts. Endlich gegen acht Uhr nahm er ſich die Freiheit, ſie zu wecken. „Lottchen,“ rief er: „Lottchen, erwach' und gedenke der Abrede von geſtern!“ Lottchen ſchlug die Augen auf, warf dem freundlichlächelnden Ruheſtörer den erſten finſtern Blick zu, kehrte ſich auf die andere Seite und knurrte verdrüßlich: „Laß mich, der

Kopf thut mir weh.“ Dieſe Ausflucht mußte ſich der gute Mann nicht allein gefallen laſſen, ſondern ſogar mit zärtlichem Mitleiden beantworten.

Einige Stunden ſpäter erhob ſich die angebliche Kranke; allein in der Küche war weder Feuer noch Rauch; das Wirthshaus mußte daher wieder aushelfen.

So fuhr Dame Hopp täglich fort. Unerſchöpflich an immer neuen Schutzreden für ihre Trägheit, war Eſſen, Trinken, Schlafen, Spatzierengehn und Klatſchen ihr einziges Geſchäft. Der arme Hopp bat ſanft und dringend, ſich des Hausweſens anzunehmen; aber er predigte tauben Ohren. Darüber grämte er ſich nach und nach ſo, daß ſich ſein blühendes Anſehen in die gewöhnliche klapperdürre Siechgeſtalt ſeiner Nadelbrüder verwandelte.

Die Geduld eines Engels hätte bei Lottens immer wachſender Verſchlimmerung nicht ausgehalten. Kein Wunder alſo, daß auch endlich das ſanfte Lämmlein, Meiſter Hopp, derb zu ſchmälen anfing. Seine liebe Frau, zu allem in der Welt, nur nicht zum Zanken träge, blieb ihm kein Wort ſchuldig, und reizte durch Knurren und Murren ſeine Galle ſo ſehr, daß er endlich ihre oft geküßten und geſtreichelten Roſenwangen mit einem unſanften Schlage heimſuchte.

Ein Unglückshaus, das alle Liebesgötter
Verlaſſen, iſt die Eh', in die ein Zornblitz ſchlug.
Denn ach, es nehmen bald mehr ſolche Donnerwetter
In dieſe Gegend ihren Zug! —

Will ſich ein junges Weib ein ſichres Hüttchen bauen,
So leg' es ſein daran
Die ſchönſten Tugenden der Frauen,
Als Blitzableiter an!

Hätte nur Lottchen noch jetzt die Wetterſtange des Nachgebens und der Beſſerung ergriffen, ſo wäre alles gut gegangen. Allein ſo klug war ſie nicht. Der Blitz ſchlug daher von Zeit zu Zeit immer fürchterlicher bei ihr ein. Welch ein Abſtand gegen die Zeiten, da ihr gegenwärtiger Zuchtmeiſter ihr liebeflehender Sklave war!

Lange ſann ſie hin und her auf Mittel, ſich aus dieſer unerträglichen Lage zu retten. Endlich kam ſie auf den Einfall, ſich an Mutter Brigitten, eine ſogenannte kluge Frau, zu wenden, die weit und breit im Rufe ſtand, daß ſie Träume deuten, verborgene Dinge durch Kartenſchlagen entdecken, und aus der Hand und Taſſe wahrſagen könne, auch mit Geiſtern in traulichem Vernehmen ſtehe. Lottchen ging ſofort in die Hütte der Alten und hielt folgenden Zweiſprach mit ihr.

Lottchen. Mutter, ich bedarf Eurer Kunſt. Ich habe einen böſen, böſen Mann, der mich ſchlägt, wenn er mich anſieht.

Brigitte. Das iſt ſchlimm, liebes Töchterchen! Wie lange biſt du verheirathet?

Lottchen. Erſt ſechs Monate.

Brigitte. Und ſchon Zank und Streit? (Ei, ei, Kind) nimm mir's nicht übel! Du machſt vielleicht ſelbſt durch Worte oder Werke Deinen Mann ſo barſch und wild?

Lottchen (erröthend). Nein, Mutter! Aber er iſt mich überdrüßig, und nun kann ich ihm nichts recht thun.

Brigitte. Alte Klagen, die auf der Stelle, wo Du ſtehſt, ſchon viele Weiber gegen mich geführt haben. Allein durch meine Kunſt brachte ich immer heraus, daß es böſe Sieben waren, die ihre Fehler und Untugenden, wodurch ſie den Zorn der Männer reizten, damit bemänteln wollten. — Prüfe Dich!

Lottchen. Ich bin unſchuldig.

Brigitte. Gut! das will ich jetzt glauben. Was verlangſt Du nun von mir?

Lottchen. Ihr ſollt mir durch Eure geheime Wiſſenſchaft einen guten Rath geben, die Liebe meines Mannes ſo ganz wieder zu gewinnen, daß er mich nicht mehr tyranniſch behandelt.

Brigitte. Das hoff' ich zu können; allein in dieſem Augenblicke nicht. Kartenblätter und meine übrigen Hausmittel ſind in Deinem Falle nicht hinreichend. Komm morgen wieder!

Lottchen ging, und kam am folgenden Tage wieder.

Da hub die kluge Frau ihren Spruch alſo an: „Willkommen, Kind! Ich habe für Dich in der letzten Mitternacht gearbeitet, und Deinetwegen mit einem Geiſte, der dort hinter den Bergen im Buſche hauſet und das Waldweib genannt wird, Unterredung gepflogen. Er iſt in allen Dingen, welche Weiber betreffen, mein treueſter Rathgeber, und verſprach auch Dir zu helfen, ſobald Du ihn ſelbſt darum bitten würdeſt. Geh' alſo heute gegen Mitternacht auf jenem Fußſteige, der über die Berge führt, auf das dahinter liegende Gehölz muthig, aber ſtillſchweigend zu, wirf in das erſte Geſträuch, das Du am Eingange des Waldes ſiehſt, drei kleine Kieſelſteine, und ſprich dazu mit lauter Stimme die Worte: Waldweib, Waldweib, ſag mir an, wie gefall' ich meinem Mann? — Der Geiſt wird Dir alsdann antworten. Uebrigens darf Dir nicht vor ihm grauen. Er läßt ſich nie ſehen, und ich bürge mit Leib und Seele, und Hab und Gut dafür, daß er Dir kein Haar krümmt.“ —

Demungeachtet hatte Lottchen wenig Luſt, ein mitternächtliches Gutachten von der Dame des Waldes einzuholen. Endlich entſchloß ſie ſich doch, weil Mutter Brigitte hoch und theuer verſicherte, daß ihr nicht anders zu rathen und zu helfen ſey.

Beim Abſchiede bot Lottchen der Wahrſagerin ein Geſchenk. Sie nahm es aber durchaus nicht an, und behielt ſich blos vor, es ſelbſt abzuholen, ſobald die Ausſprüche des Waldweibes eine glückliche Wirkung gehabt hätten.

Gegen Mitternacht ging das junge leidende Weib auf das beſchriebene Gehölz zu, warf in das erſte Geſträuch drei Kieſelſteine, und ſprach dazu mit lauter Stimme: Waldweib, Waldweib, ſag mir an, wie gefall' ich meinem Mann?

Nach einer kleinen, todtenſtillen Pauſe erſcholl langſam und feierlich folgende Antwort:

„Gefallen willſt Du Deinem Manne? —
Wohlan, ſo weiche keine Spanne
Vom Wege guter Sitten ab!
Sey früh ſchon fleißig wie die Bienen,
Sonſt ſinkt Dein Hausſtand in Ruinen,
Und dieſe ſind der Liebe Grab.

Gib nie durch Trotz und Stachelreden
Gelegenheit zu Zwiſt und Fehden!
Des Weibes Schmuck iſt Freundlichkeit.
Unwiderſtehlich macht ihr Zauber
Den wildſten Mann zum ſanften Tauber,
Der ſeinen Ungeſtüm bereut.

Folg' meinem Rath, wie Dir Dein Schatten,
So wirſt Du ſtets mit Deinem Gatten
Dich höchlich wie im Himmel freun;
Doch biſt Du träg und zänkiſch: Wehe,
Weh über Dich! Dann muß die Ehe
Dir eine Höll' auf Erden ſeyn!“

Die Stimme ſchwieg und Lottchen trollte mißmuthig ab. Sie hatte gewiß erwartet, das Buſchorakel werde ihr entweder ein Liebespülverchen zuwerfen oder die Macht ertheilen, ihrem Manne, ſobald er nur murre, ein Mundſchloß anzuhexen. Da ſie nun dafür eine Handvoll bekannter Lebensregeln erhielt, deren Befolgung ihr ſo ſchwer dünkte, daß ſie lieber Schläge duldete, ſo war ſie höchſt erbittert, und würde die verſteckte Moraliſtin wie ein Rohrſperling geſchimpft haben, wenn ſie ſich nicht vor ihrer Rache gefürchtet hätte.

Beſſerer Rath kommt oft über Nacht. So auch bei Lottchen, die ſich endlich nach reiferem Bedenken vornahm, mit Ausübung der Lehren des Waldweibes einen Verſuch zu machen.

Dieſem vernünftigen Entſchluß zu Folge, verließ ſie ſchnell das Bett, als ihr Mann aufſtand, der die ganze Nacht feſt geſchlafen und ihre Auswanderung ins Wäldchen gar nicht bemerkt hatte. Sie bot ihm einen freundlichen guten Morgen, legte ſogleich Hand an die Geſchäfte der Wirthſchaft, und bemühte ſich, ein gutes Mittagsmahl zu bereiten. Alles ging, weil ſie wollte, ſo leicht, daß ſie ſich ſelbſt darüber wunderte. Der ehrliche Meiſter Hopp war innig froh über die anſcheinende Beſſerung ſeiner Frau, und koſete ſo ſüß und zärtlich mit ihr, als er kaum vor der Hochzeit gethan hatte.

Das behagte Lottchen. Sie war Tags darauf eine noch flinkere gute Wirthin, und ihr Mann hörte nicht auf, ſie zu loben. So vergingen in Fried' und Eintracht einige Wochen. Lottchen arbeitete jetzt ſogar mit Vergnügen und ohne die geringſte Selbſtüberwindung, die ſie in den erſten Tagen ihres thätigern Lebens nöthig gehabt hatte.

Nun war ſie auch mit dem braven Waldweibe völlig ausgeſöhnt, und dachte darauf, die kluge Alte, die ihr zu dieſer wichtigen Bekanntſchaft geholfen hatte, reichlich zu beſchenken. Indem ſie einsmals in dieſer Abſicht zu ihr gehen wollte, kam Frau Brigitte ſelbſt, und ward mit offnen Armen empfangen. „Habt tauſend Dank, gute Mutter! rief ihr Lottchen entgegen: Habt tauſend Dank! Ich bin nun glücklich.“

Brigitte. Gelobt ſey Gott!

Lottchen. Anfangs war ich gar nicht mit Euch, und noch weniger mit dem Waldweibe zufrieden. Aber nun —

Brigitte. Biſt Du es?

Lottchen. Ganz.

Brigitte. Hat Dir nicht der ehrliche Geiſt einen guten Rath gegeben?

Lottchen. Den beſten von der Welt. Seit ich ihn befolge und mich um das Hausweſen bekümmere, habe ich wieder einen freundlichen Mann und lebe froh.

Brigitte. Haſt Du aber auch wirklich Dein neues Leben ſo lieb gewonnen, daß kein Rückfall in das alte zu fürchten iſt?

Lottchen. Lieber ginge ich in den Tod.

Brigitte. Wohl geſprochen! Du biſt nun, wie ich ſehe, ſtark genug, ein Geheimniß zu erfahren. So wiſſe denn: Das Waldweib — war ich.

Lottchen (lachend). Ihr? — Loſe Mutter Brigitte, Ihr? — Doch das kann ich beinahe nicht glauben.

Brigitte. In der That. Ich will Dir den ganzen Verlauf erzählen. Du kamſt zu mir und klagteſt über Deinen Mann. Ich fragte Dich: ob Du nicht etwa ſelbſt der Stöhrenfried im Hauſe ſeyſt? Du läugneteſt, wardſt aber blutroth dabei. Nun wußte ich, was die Uhr geſchlagen hatte, und beſtellte Dich auf den folgenden Tag wieder, um indeſſen Zeit zu Erkundigungen zu gewinnen.

Lottchen. So? Iſt das Eure Art?

Brigitte. Freilich, junges Frauchen! Wie wollte ich ſonſt in meinem Fache fortkommen? Denn Kartenſchlagen und Taſſen begucken iſt Alfanzekei und blauer Dunſt, womit ich die Leute blende. Doch das bleibt hübſch unter uns, damit ich nicht meine Kunden verliere. Es kommen manchmal vornehme Herrſchaften zu mir.

Lottchen. Die ich Euch gar nicht abwendig machen will. Fahrt nur fort!

Brigitte. Ich ging alſo auf Kundſchaft aus und erfuhr durch liſtige Fragen bei Deinen Nachbarn —

Lottchen. Still, ſtill! Ich kann mir ſchon denken, was Ihr erfahren habt und mag es nicht hören. Weiter! —

Brigitte. Freilich ſang manches Vögelchen nicht lieblich von Dir. Doch ich war Dir gut geworden und wollte Dich gern aus dem Grunde heilen. Daher überlegte ich die Sache mit einem alten, verſtändigen Herrn, den ich bisweilen in wichtigen Fällen zu Rath ziehe. Dieſer gab mir den Schwank ſo ein, wie ich ihn ausgeführt habe, und ſetzte mir auch die hergeſagten Reime ſelbſt auf. Es ward mir blutſauer, eh' ich ſie in den Kopf bringen konnte; doch meine Mühe dauert mich nun nicht, da ſie an Dir unverloren geweſen iſt.

Lottchen (drückt Brigitten Geld in die Hand). Hier nehmt eine kleine Erkenntlichkeit dafür!

Brigitte. Danke ſchön. Lebe wohl! Hörſt Du etwa künftig, daß dieß oder jenes Weibchen meinen guten Rath brauchen könnte, ſo weiſe es hübſch an mich!

Lottchen. Das kann geſchehen; denn ich glaube, daß es noch Tauſende gibt, die nicht wiſſen oder nicht wiſſen wollen, daß Wirthlichkeit und gefälliges Betragen glückliche Ehen machen.

Die Verlegenheit.

In einem Dörfchen mitten auf dem Schauplatze des ſiebenjährigen Kriegs hatte der Prediger ein junges Weib geheirathet. Acht Tage nach der Hochzeit berief er den Schulmeiſter zu ſich und ſprach alſo: „Herr Gevatter, ich habe ſichere Nachricht, daß wir heute oder morgen einen Beſuch von Feinden bekommen. Meine Frau würde vielen Anfechtungen ausgeſetzt ſeyn, weil ſie, wie Er weiß, nicht häßlich iſt.“ Hier machte der Schulmeiſter Sebaldus einen bejahenden Bückling, und der Pfarrer fuhr fort: „Ich bin daher Willens, ſie ins Städtchen N** zu ſchicken. Das Haus des daſigen Bürgermeiſters, der mein alter Freund iſt, wird eine ſichere Freiſtätte für ihre Tugend ſeyn. Es kommt nur noch drauf an, ob Er, mein lieber Herr Gevatter, mir die Gefälligkeit thun und ſie dahin begleiten will?“ —

„Ja, theuerſter Herr Paſtor!“ rief
Gevatter Sebald aus: „Ich thu's mit tauſend Freuden.“ —
Drauf gab der Pfarr'r ihm einen Brief
An ſeinen Freund, und ſeufzte tief
Bei ſeines Weibchens Scheiden.

Sebaldus und die Paſtorin
Fußwanderten nun raſch aufs Städtchen zu; doch waren
Sie lange, lange noch nicht hin,
Da ſtieß auf ſie ein Trupp von feindlichen Huſaren.

Des Zuges Führer frug geſchwind:
„Wer iſt das allerliebſte Kind?“
Sebaldus zitterte vor Schrecken
Wie Espenlaub am ganzen Leib.
Und dachte, gar was Kluges auszudecken,
Indem er ſprach: „Es iſt mein Weib.“ —

Offizier. Lüg' Er nicht, Herr Schwarzrock! Wie kam Er zu einer ſo niedlichen Frau? Es iſt gewiß ein Mädchen, das er verkuppeln will?

Sebald. Nein, gnädiger Herr!

Offizier. Er lügt! Seiner ganzen Jammergeſtalt ſeh' ich's an, daß Er lügt, und werde mir daher ohne Umſtände das Mädel zu Gemüth ziehn. Schaff Er ſeinem Kundmann ein andres!

Sebald. Ach, Ihro Gnaden werden nicht ſo grauſam ſeyn, Mann und Weib zu trennen.

Offizier. Herr, wenn ich Ihm glauben ſoll, ſo üb' Er gleich ſein eheliches Recht aus! Hier vor meinen Augen!

Sebald. Barmherzigkeit!

Offizier. Die hab' ich nicht. Er thut entweder auf der Stelle das, was ich Ihm nicht deutlicher ſagen will, oder ich nehme das Mädel mit und laſſ' Ihn obendrein, weil Er mir eine Naſe drehen wollte, halb todt prügeln.

Welche ſchreckliche Verlegenheit! Hat ſich wohl je ein ſo züchtiger, ſchamhafter Mann, als Sebaldus war, in einer ähnlichen befunden? Er ſchwankte, weinend und zagend, zwiſchen zwei Wegen. Sollte er dem Paſtor ſeine Frau rauben laſſen oder ſelbſt an ihm zum Räuber werden? — Der drohend aufgehobene Stock des ungeduldigen Offiziers entſchied. Er umarmte ſeine Gefährtin, zog ſie mit ſich ins weiche Gras und ſagte leiſe: „Frau Paſtorin, es hilft nichts.“ Das verſchämte Weibchen flüſterte: „Nur zum Schein, Herr Sebald, nur zum Schein!“ — „Ei, was zum Schein? Hier geht's auf Tod und Leben!“ murmelte Sebaldus und machte nun ſo ernſtliche Anſtalten zur Eheſtandsprobe, daß nur noch ein Schritt zur völligen Ueberzeugung des ungläubigen Kriegers zu thun war. **Aber in dieſem Moment rief der Offizier** — dem guten Schulmeiſter vielleicht nun zur ungelegenen Zeit — „Pardon!“ und ſprengte lachend hinweg.

Der Herr im Hauſe.

Falk, ein junger Mann, beſaß ein ſo anſehnliches Vermögen, daß er ganz unabhängig von den Launen anderer Menſchen leben konnte. Doch er war zu wenig Philoſoph, dieſes höchſte Glück eines Sterblichen zu ſchätzen. Sein väterliches Erbgut, das in einer paradieſiſchen Gegend lag, ward ihm zu klein.

Er ſehnte ſich nach einem Ritterlehn,
Mit eignen Dörfern rings umgeben;
Von armen Pflügern ſich als Herr begrüßt zu ſehn,
Schien ihm ein neidenswerthes Leben.

Unzufriedenheit ſetzte ſich mit ihm zu Tiſche, bekrittelte ſeine geſunde, richtig bezahlte Hausmannskoſt, und ſchalt den reinen, vaterländiſchen Rebenſaft, der ihm ſonſt ſo lieblich mundete, ſauern Krätzer.

Schnell wünſcht' er ſich ein Faß
Vom beſten Cypernwein,
Seeſpinnen, Ananas
Und andre Leckerei'n.

Sein braver Polacke, der ihn in der dunkelſten Nacht ohne Straucheln trug, hieß nun ein ſchlechter Klepper, und er träumte von nichts, als der Götterluſt,

Mit engliſchen Pferden und Wagen
Durch ſtaunende Gaſſen zu jagen.

Aber ſeine Kaſſe war zu arm, alle dieſe theuern Wünſche zu befriedigen. Da rieth ihm ein böſer Geiſt, ſich nach einer reichen Gemahlin umzuſehen. Er beherzigte dieſen Rath und gab einem berühmten Eheprokurator Auftrag. Der betriebſame Agent war auch bald ſo glücklich, eine heirathsluſtige Tonne Goldes auszuwittern.

Doch eine häßliche Megäre
Bewachte dieſes ſchöne Geld
Sie trug den Kranz der jungfräulichen Ehre
Schon vierzig Jahr in dieſer argen Welt,
Wo er ſo manchem guten Mädchen,
Eh' noch der ſiebzehnte Lenz ſich an ſein Lebensfädchen
Gereiht hat, aus den Locken fällt.

Der entzückte Falk verliebte ſich in dieſe goldne Lukrezia, bevor er ſie geſehn hatte, und eilte wie geflügelt, ihr ſeine Aufwartung zu machen.

Schier aber ſtarb, — als das Gerippe
Von einer Hand ſich ſeinem Kuß
Entgegen hob, — ihm auf der Lippe
Der zierlich ausſtudirte Gruß.
Sein Herz ſprach: „Des Geſpenſtes Minne
Wär' aller meiner Sünden Sold."
Der Geiz fiel ein: Die hagre Spinne
Verſtrickt dich in ein Netz von Gold.
Sie könnte freilich keinem Maler
Zu einem Venusbilde ſtehn;
Doch ihre hunderttauſend Thaler
Sind allerliebſt, ſind engliſch ſchön."

Und ſiehe da, Falk entſchloß ſich zur ewigen Verbindung mit der engliſchen Schönheit und der häßlichen Zugabe.

Ich muß aber der nunmehrigen Frau Falk zum Ruhme nachſagen, daß ſie eben nicht knickerte, ſondern dem Herrn Gemahl manchen tiefen Griff in ihre Geldtonne zu Befriedigung ſeiner Eitelkeit erlaubte.

Da rollten ſchön lackirte Wagen
Aus London her mit hohem Bock.
Die halbe Stadt fing an zu klagen:
Denn Falkens Kutſcher ſah in jeden erſten Stock.

Auch lieferte die pferdereiche Inſel
Bald einen raſchen braunen Zug,
Der den geſtutzten Schweif ſo hoch, als mancher Pinſel
Die Naſe trug.

Allein Herr Falk hätte ſich lieber einen engliſchen Zankzaum verſchreiben ſollen.

„Was iſt das für ein Ding?“ —

Ich werde die Ehre haben, darüber Auskunft zu geben. Vor Zeiten war in England eine ſonderbare Sitte, zankſüchtige Weiber zum Schweigen zu bringen. Die damit geplagten Männer legten, mit Beihülfe guter Freunde, ihren Hausdrachen den ſogenannten Zankzaum an: Eine hölzerne Maske, woran ſich ein Eiſen befand, das in den Mund hineinging und die Zunge unbeweglich erhielt. Mit dieſem Beißkorbe wurde die Xantippe auf öffentlicher Straße zur Schau geführt.

„Hm! Wozu ſollte aber Falk dieſe Maſchine brauchen?“ —

Zur Bändigung ſeiner böſen Frau, die ihm eine alte, von ihm vergeſſene Wahrheit, daß Geld nicht glücklich macht, nach und nach einzuzanken begann.

Ein ſchimmernd Elend war ſein Leben.
Er glich aufs Härchen itzt
Dem Papagei, der hinter goldnen Stäben
Gefangen ſitzt:

Denn nicht ein Schrittchen durſt' er gehen.
Sie hinkt' als Wache nebenbei,
Und gab oft deutlich ihm zu verſtehen,
Daß ſeines Glückes Schmid ſie ſey.

Ihre kreiſchende Stimme behielt in den Debatten des ehelichen Parlaments immer die Oberhand. Dadurch ward ſie ſo kühn, daß ſie den häuslichen Freiſtaat endlich gar in eine Monarchie verwandelte, daß ſie mit eiſernem Scepter regierte.

„Das Bild von dem eiſernen Scepter iſt mir etwas dunkel. Sie wollen doch wohl nicht gar damit ſagen, daß die wilde Katze ihren Mann mit der eiſernen Elle geſchlagen habe?“ —

Sie errathen's, mein Herr!

„Unerhört! Und die feige Memme litt es? — Zeigte ſich nicht als Herr im Hauſe?“ —

O ja, das that er. Sie ſollen gleich hören.

Als einſt ein Höllenzank entſtand,
Da griff die Alte rüch
Zum Eiſenſcepter an der Wand,
Und Falk — kroch unter'n Tiſch.

Sie. Marſch, hervor!

Er. Ich will nicht.

Sie. Du willſt nicht?

Er. Nein, ich will durchaus nicht, um Dir zu zeigen, daß ich Herr im Hauſe bin.

O des armſeligen Hausherrn! —

Nun, liebe Freunde, habt Ihr noch Luſt, nach Geld zu heirathen?

Die Bräutigamsprobe.

Ein junger Engländer war durch Spiel, Liebſchaften und andere geldſplitternde Beluſtigungen mit ſeinem großen väterlichen Erbtheile ſo auf die Hefen gekommen, daß er die Abſchiedsſtunde der letzten Guinee berechnen konnte.

Eines Abends, als er, matt an Leib und Seele, aus einem Freudenhauſe zurückkam, warf er den erſten feſten Blick auf die Trümmer ſeines Vermögens, und konnte nicht mit ſich einig werden, ob er ſich erſchießen oder in die Themſe ſtürzen wollte.

Indem er aber zwiſchen Feuer und Waſſer ſchwankte, gerieth er auf den klügern Einfall, nicht Hand an ſich zu legen, ſondern ſich von einer reichen Braut aus dem Labyrinthe der Armuth führen zu laſſen.

Mit dieſem tröſtlichen Gedanken ging er zu Bett, und im Traume flogen ſchon die braven Wettrenner, hüpften ſchon die ſchönen Mädchen bei ihm vorüber, die er künftig von der Ausſteuer ſeiner Gemahlin zu unterhalten geſonnen war.

Am nächſten Morgen zog er ſeinen Plan in neue Ueberlegung, und fand ihn ganz vortrefflich, bis auf den kleinen Umſtand, daß er nicht wußte, wo er eine reiche Frau finden ſollte. In London, wo man ihn als einen Verſchwender kannte, war nicht daran zu denken. Er mußte folglich ſein Netz anderswo auswerfen.

Nach langem Sinnen und Grübeln fiel er auf einen alten, ſehr begüterten Oberſten, der zwanzig Meilen von der Hauptſtadt auf dem Lande lebte, keine Bekanntſchaften in London hatte, und Vater einer einzigen Tochter war.

Im Hauſe dieſes Mannes ließ er ſich durch einen Unterhändler, dem er einen Theil der Beute verſprach, empfehlen und vorſtellen. Die Tochter des Oberſten war ein ſteifes Landmädchen mit runden, rothen Backen, wie ein Poſaunen-Engel, und nahm ſich vollends in den hinterlaſſenen Kleidern ihrer ſeligen Mutter, die ihr nicht paßten und ganz aus der Mode gekommen waren, ſehr ungeſchickt aus. Ihr Geiſt glänzte eben ſo wenig. Sie wußte nur von Hühnern und Gänſen zu ſprechen. Kamen andere Gegenſtände auf die Bahn, ſo war ihre Rede: Ja, ja! Nein, nein! Was drüber war, ſchien ihr vom Uebel.

Dieſes hölzerne Püppchen ſtach freilich gegen die lebhaften, muthwilligen Nymphen, mit welchen der junge Britte bisher ſein Leben hingetändelt hatte, gewaltig ab; doch die unangenehme Empfindung dieſes himmelweiten Unterſchiedes verbarg er ſorgfältig in ſeinem Herzen. Des Fräuleins Einfalt nannte ſeine Schmeichelei himmliſche Unſchuld, und ihre ſtrotzenden Bausbacken verglich er mit vollen Roſen. Das Ende vom Liede war, daß er ſich an den Vater wandte und feierlich um ſie warb.

Der Oberſte hatte auf ſeiner ſechzigjährigen Laufbahn ſo viel Menſchenkenntniß eingeſammelt, daß er, ſo ſchlau ſich auch der junge Herr verlarvte, dennoch den Glücksjäger, der bloß die anſehnliche Mitgift des Mädchens auf dem Korne hatte, durchblicken ſah. Er war daher nicht gemeint, das Anwerbungsgeſuch Statt finden zu laſſen. Doch dachte er auf der andern Seite: der junge Mann iſt von guter Herkunft! du kannſt ihm auch vielleicht Unrecht thun; er verrieth ja noch keinen Gedanken an die Ausſteuer. Und was ſoll das mannbare Mädchen länger im Hauſe? Willſt's ihm geben, aber ſeine vorgeſpiegelte Uneigennützigkeit auf eine entſcheidende Probe ſtellen.

Er erklärte hierauf dem Freier, daß er nichts dagegen habe, wenn ihm ſeine Tochter das Jawort gäbe. Dieſe ſagte: „Was der liebe Vater will, das will ich auch.“ Alſo war es richtig.

Nach wenigen Wochen war auf dem Landgute des Oberſten Haustrauung und Hochzeit, und er machte ſeinem Schwiegerſohne die Mitgabe bekannt, die nach deutſchem Gelde ungefähr dreißig tauſend Thaler betrug. Der Gleißner that, als ob er gar nichts davon hören wolle, und vermaß ſich hoch und theuer, daß er an dieſe Nebenſache noch nicht gedacht, ſondern bloß auf die herrlichen Eigenſchaften ſeiner jungen Gemahlin, deren reines Selbſt ihm lieber ſey, als alle Schätze der Welt, Rückſicht genommen habe.

Man ſetzte ſich hierauf zu Tafel, und der Hochzeitvater trieb und drängte, daß ſie bald wieder aufgehoben ward. Alsdann ſchlug er den jungen Eheleuten vor, noch dieſen Nachmittag die Reiſe nach London anzutreten, und erbot ſich zur Begleitung.

Der Eidam erſtaunte darüber und legte ſich auf's Bitten, ihm die Freuden der Hochzeitnacht nicht ſo zu Waſſer zu machen. Allein der alte Kriegsmann beſtand auf ſeinem Kopfe, verſicherte, daß er beſondere Urſachen dazu habe, und was die Brautnacht betreffe, ſo werde ſie ſich in London, oder im nächſten Nachtquartier eben ſo gut feiern laſſen.

Was war zu machen? Die Reiſe ging vor ſich. Der Alte verwahrte die Mitgabe, theils in Gold, theils in Banknoten, vor des Bräutigams Augen in einem Käſtchen, nahm es unter den Arm und ſetzte ſich mit den jungen Leuten zu Wagen.

Der Weg führte durch einen Wald. Kaum waren ſie darin, ſo ſprengten zwei Reiter mit Larven vor den Geſichtern aus dem Gebüſch hervor und hielten den Wagen an. Einer bewachte mit vorgehaltener Piſtole den Kutſcher, der andere kam an den Schlag und ſagte: „Wir ſind Glücksritter, und bitten uns die Mitgabe der Braut aus.“ —

Die Herren im Wagen ſchalten und fluchten; aber kaltblütig beharrte der Räuber auf ſeiner Forderung. Nach einigem Wortwechſel neigte er ſich zu dem jungen Manne hinab und ſagte ihm heimlich ins Ohr: „Damit Sie ſehen, daß wir billige Leute ſind, ſo laſſen wir Ihnen die Wahl: Geben Sie uns die Braut oder das Geld! — Uns iſt das aus gewiſſen Urſachen gleichgültig, und Ihre Erklärung ſoll niemand erfahren.“

Der Neuvermählte bedachte ſich nicht lange; er flüſterte: „Nehmt die Braut!“ —

„Bruder,“ rief der Räuber ſeinem Spießgeſellen laut zu, „wir ſollen die Braut nehmen.“

Plötzlich packte der Alte ſeinen ſaubern Schwiegerſohn an der Bruſt, ſchüttelte ihn mächtig, und ſagte mit donnernder Stimme: „Ha, Bube! ſo hat mich meine Muthmaßung, daß es dir nicht um meine Tochter, ſondern nur um ihr Vermögen zu thun ſey, doch nicht betrogen. Dem Himmel ſey Dank, daß mein Kind und mein Geld noch nicht unwiderbringlich in deinen Klauen ſind! Denn wiſſe, der Mann, der dich traute, war kein Geiſtlicher, war einer meiner Kriegskameraden in Prieſtertracht; und dieſe Herren ſind keine Straßenräuber, ſondern meine Freunde, die mir den Liebesdienſt thaten, dich zu prüfen. Da du nun deine ganze Nichtswürdigkeit an den Tag gelegt haſt, ſind wir geſchiedene Leute. Ich fahre mit meiner Tochter und meinem Gelde zurück auf mein Gut, und du gehſt nach London oder zum Teufel!“

Hiermit verpflanzte er ihn durch einen Fußtritt aus dem Wagen auf die Straße und ließ umlenken. Der Verwieſene ſchlich wieder nach London zu, und hatte unter Weges die ſchönſte Zeit und Muße, mit ſich einig zu werden, ob er ſich nun erſchießen oder in die Themſe ſtürzen wollte.

Mährchen und Erzählungen.

I.

Langmantel.

1.

An einem Herbſtabend, da es eben heftig regnete und ſtürmte, ſaß Raimund von Rabenfels, der Beſitzer des Schloſſes Weiherburg in Tyrol, mit ſeinem Freunde Vollrad von Kahlau behaglich beim Becher. Zwiſchen ihnen brüſtete ſich eine Perſon, die eigentlich nicht an den Herrentiſch gehörte. Es war die Schaffnerin Sabine, ein plumpes, alterndes Weib, das Vormittags wie ein gemeiner Aſchenbrödel in der Küche wirthſchaftete, ſich dann mit ſeidenen Kleidern, goldenen Ketten und Ringen ſchmückte, mit dem Ritter und ſeinen Gäſten tafelte, und ſich überhaupt in allen Dingen, wiewohl ſehr ungeſchickt, als ſeine Gemahlin benahm.

Indem dieſe Geſellſchaft um die Wette trank und ſich mit unfeinen Scherzen erluſtigte, kam ein Diener und meldete ſeinem Herrn: es ſey ein Fremdling da, der ihn ſprechen wolle. „Wer iſt er? wie heißt er?“ fragte Raimund. „Das weiß ich nicht,“ ſagte der Diener. „Vermummt und ſeinen Namen verſchweigend, gibt er vor, er ſey ein Bekannter von Euch und wolle Euch einen Falken verehren, den Ihr oft bei der Reiherbeitze gelobt und zu beſitzen gewünſcht hättet.“

Raimund machte ein halb frohes, halb verdrießliches Geſicht und ſprach: „Ich errathe den geheimen Gaſt, und es iſt mir an ſeinem Beſuch nichts gelegen, doch in Rückſicht des angebotenen Geſchenks mag er kommen.“

Der Fremde trat, mit einem Falken auf der Hand, herein. Raimund erkannte in ihm ſogleich ſeinen jungen Vetter Albert von Weiherburg und ſagte hart: „Was willſt du hier? was folgſt du mir nach? Um deiner los zu werden, verließ ich meinen alten Wohnſitz, und bezog in aller Stille dieſes finſtre Waldſchloß, wo ich vor dir ſicher zu ſeyn glaubte.“

„Wie hab' ich dieſen Zorn verdient?“ fragte der Jüngling. „Ich war Euch von Jugend auf mit Leib und Seele zugethan, wagte für Euch, wie ein reiſiger Knecht, mein Leben in Euren Fehden, und begehrte nimmer Dank oder Lohn.“

„Welche Großmuth!“ ſpottete Raimund. „Du verlangteſt keinen Theil meiner Habe: du wollteſt ſie lieber dereinſt ganz beſitzen, und ſtahlſt dich deßhalb ins Herz meiner Tochter. Aber du machteſt deine Rechnung ohne den Wirth. Bertha's Hand iſt verſagt.“

„Das kann ich bezeugen, junger Geſell!“ fiel Vollrad mit Nachdruck ein. „Ich bin der Bräutigam.“

Aufgeblaſen warf er ſich dabei im Stuhle zurück und ſchlug auf ſeinen anſehnlichen Bauch.

Albert ſah den widrigen Menſchen, dem Rohheit und Völlerei aus den Augen leuchteten, für einen unbedeutenden Nebenbuhler an, und achtete ſeiner Zwiſchenrede nicht, ſondern ſagte zu Raimund: „Gebt Hab' und Gut, wem

Ihr wollt; nur laßt mir Bertha! Sie hat mir Treue gelobt und wird ſie nicht brechen.“

„Das wollen wir ſehen!“ rief Raimund. „Es gibt Mittel, ſie zu zwingen, und ich werde keins unverſucht laſſen, meinen Willen durchzuſetzen. Kurz, der Handel mit dir iſt aus. Geh deines Weges und komm nicht wieder! Doch zum Zeichen, daß ich übrigens keinen Zorn gegen dich hege, will ich deinen Falken nicht verſchmähen.“

„Nehmt ihn hin!“ ſprach Albert, und übergab ihm ſein liebſtes Eigenthum.

Raimund dankte mit Kopfnicken und machte dann eine vornehme Bewegung mit der rechten Hand, die andeuten ſollte, daß Albert nun gehen könne. Aber der Jüngling, den das verdroß, ſagte: Ihr wißt vermuthlich nicht, daß draußen ein grimmiges Wetter tobt; ſonſt würdet Ihr ohne Zweifel ſo höflich ſeyn, mir ein Nachtlager anzubieten.“

Schweigend ſah der Ritter die ihn ganz beherrſchende Schaffnerin an, ob ſie wohl Gewährung erlaube. Sie neigte ſich nach einigem Bedenken zu ihm hin und flüſterte ihm ein paar Worte ins Ohr. Er lächelte, als hätte ſie ihm einen luſtigen Einfall mitgetheilt, wandte ſich zu Albert und ſagte: „Ich will dich dieſe Nacht beherbergen; aber ich bitte mir aus, morgen in aller Frühe das Schloß ohne weitern Wortwechſel zu verlaſſen.“

Albert ſchwieg und dachte: das wird ſich finden.

2.

Die Schaffnerin ſtand jetzt auf, nahm zwei Lichter, winkte ihm, ihr zu folgen und ging durch verſchiedene Kreuz- und Quergänge, die aus dem bewohnten Flügel des Schloſſes in das öde Hauptgebäude führten, ſtumm vor ihm her. Sie kamen endlich an einen großen offenen Vorſaal. Hier blieb ſie ſtehen, gab ihm ein Licht in die Hand, zeigte ihm gegenüber eine hohe, ſchwarze Thür und ſprach: „Da gehet hinein! Ihr werdet Raum genug finden, und vielleicht auch Geſellſchaft.“ Das geſagt, verließ ſie ihn und eilte zurück.

Albert, dem bei Anmeldung der Geſellſchaft, die er in dieſer wüſten Schloßgegend antreffen ſollte, faſt bang' und unheimlich ward, ging langſam über den Vorſaal und horchte vorſichtig an der ſchwarzen Thür, ob ſich innerhalb etwas bewege. Er hörte keinen Laut, alle Furcht wich von ihm, und er öffnete raſch die unverſchloſſene Thür. Da ſtand er auf der Schwelle eines ungeheuern Saales, den er nicht überſehen konnte, weil ſeine Kerze kaum den dritten Theil deſſelben erleuchtete. Fünf oder ſechs lebensgroße männliche Bildniſſe in Rittertracht, die in der Mitte des Saales an der Wand hingen, ſahen ihn, als er mit hochgehaltenem Lichte bei ihnen vorbeiging, finſter an, und das erſte in der Reihe von oben herab ſchien ſogar wie erſchrocken zuſammen zu fahren und mit dem Kopfe zu ſchütteln. Er glaubte, ſeine Augen hätten ihn getäuſcht und ging muthig vorwärts.

Aber ein Schauer überlief ihn beim Anblick einer kleinen ſchwarzen Geſtalt, die am Ende des Saales auf einem hohen Geſtelle ſaß und ihn mit feurigen Augen anblitzte. Er wich, ungeachtet er ſich zugleich ſeine Furchtſamkeit verwies, einen Schritt zurück. „Bleib hier!“ rief das kleine Weſen mit freundlicher Stimme: „Du biſt mir willkommen.“ Damit erhob es ſich von ſeinem Seſſel, und ein altes, zwerghaftes Männlein, deſſen ſchneeweißer Bart über die Bruſt hinab reichte, kam auf ihn zu. Es trug einen hoben, ſpitzen Hut und langen ſchwarzen Mantel, den es wie den Schweif eines Frauenkleides hinter ſich her ſchleppte.

Albert ſcheute ſich, die ihm dargebotene Hand zu faſſen. „Schlag' ein und fürchte dich nicht!“ ſagte das Männlein. „Ich habe Gutes mit dir im Sinne. — Man wies dich zwar in argliſtiger Abſicht hieher; man hoffte, ich würde dich mißhandeln oder wohl gar würgen; aber ich laſſe mich nicht zum Meuchler gebrauchen. Am wenigſten haſt Du von mir Feindſeligkeiten zu befahren, da ich deinen Voreltern, als ſie noch dieſe Burg im Beſitz hatten, immer treu, hold und gewärtig war. Doch mit dem böſen Geſchlechte, das ſich vor hundert Jahren durch ein Bubenſtück hier einniſtete, hab' ich keinen Verkehr. Ich bleibe nur noch aus alter Gewohnheit hier, bewohne dieſen Saal und ſitze gern auf jenem alten hölzernen Throne, auf welchem einſtmals Kaiſer Maximilianus den Abgeordneten von Venedig Gehör gab, als die Streitigkeiten dieſes Staates mit Tyrol beigelegt wurden. Doch von ſolchen Nebendingen ein ander Mal! Ich weiß, du kamſt her, um das ſchöne Fräulein zu ſehen; das wird aber ſchwer halten, mein Lieber! Die arme Bertha ſitzt im Thurme gefangen.“

„Gott! was hat ſie verbrochen?“ rief Albert.

„Sie leidet um dich! Deinetwegen hat ſie den verhaßten Geſpons, den ihr der Vater aufdringen will, unfreundlich empfangen, und ihm ins Geſicht geſagt, daß ſie ihn nicht lieben könne.“

Albert ſchwankte zwiſchen Freude und Leid.

„Was ſpendeſt du mir, wenn ich dich zum Mägdlein führe?“ fragte der Kleine.

„Mein höchſtes Gut, mein Leben ſetz' ich dran;“ ſprach der Jüngling.

„Ei! was könnte mir das helfen?“ entgegnete das

Männlein. „Ich will dir umſonſt dienen. — Folge deinem Lichte, wohin es dich, wie den Blinden ſein Führer, leitet. Ich habe nicht Zeit, mit dir zu gehen; aber die Thurmpforte wird ſich von ſelbſt dir aufthun. Nach einer halben Stunde ruf' ich dich wieder ab. Ein längeres Geſpräch unter vier Augen kann ich für dießmal nicht geſtatten.“

3.

Albert fühlte jetzt an der Hand, die das Licht hielt, einen ſanften Zug, als faßte ſie ein unſichtbares Kind, um ihn von dannen zu führen. Willig und freudig ließ er ſich durch eine lange Reihe wüſter Hallen und Gemächer leiten, und kam endlich, als er einige verfallene Stiegen hinabgeklettert war, in einen mit Gras und Geſträuch überwachſenen Hof, wo Regen und Wind ſo gewaltig rauſchten, daß er jeden Augenblick das Erlöſchen des Lichtes beſorgte. Aber es brannte, wie von Glaswänden beſchirmt, ruhig fort und zog ihn durch das Geſtrüppe hin an einen runden Thurm, deſſen Pforte langſam aufging, als er ſich nahte. Da ward er innerhalb des Thurmes einer ſchmalen Wendeltreppe gewahr. Sein Wegweiſer gab ihm zu verſtehen, daß er ſie hinaufſteigen ſolle, und er hatte kaum einige Stufen hinter ſich, als ihm wehmüthige Töne von oben entgegenſchallten. Es war Bertha's Stimme; ſie ſang:

Vergebens trennt ihr Mauern,
Wo Schrecken mich umſchauern,
Von Licht und Luft mich ab.
Ihr ſollt mein Herz nicht zwingen,
Sollt Dem es nicht entringen,
Dem es ſich treu ergab.

Nein, eh' ich von ihm laſſe,
Und liebe, den ich haſſe,
Umfangt mich ewig, als mein Grab!

Raſch flog er die Schneckentreppe vollends hinan; die Eiſenthür eines kleinen Gemachs ſprang auf; Bertha, bey einem Lämpchen ſitzend, fuhr empor und that einen Schrei, weil ſie ein zauberiſches Trugbild vor ſich zu ſehen glaubte. Albert nannte ſeinen Namen und beruhigte ſie mit Worten und Geberden. „So biſt du's wirklich?“ ſagte ſie freudig. „Welches Wunder brachte dich hierher? Er berichtete ihr den Auftritt in der väterlichen Trinkſtube, und rühmte die Dienſtfertigkeit des wunderbaren Männleins, das er im kaiſerlichen Thronſaale gefunden hatte.

„Ach!“ rief Bertha, „das iſt der Hausgeiſt, der ſogenannte Langmantel, der dieſes Schloß ſeit undenklichen Zeiten bewohnt, und ſich nach alten Sagen bald als ein treuer, behülflicher Diener, bald als ein tückiſcher Kobold gezeigt hat.

„Still, ſtill!“ flüſterte Albert. Der kleine Patron möchte horchen und unfreundlich werden. Bis jetzt bin ich ihm Dank ſchuldig, und ich hoffe, er wird weiter helfen.“ —

Sie erwähnten nun ſeiner nicht mehr. Bertha erzählte, wie es ihr bisher ergangen war. „Die Urheberin aller meiner Leiden iſt Sabine;“ ſagte ſie. „Dieſes herrſchſüchtige Weib forderte von mir den Gehorſam eines Kindes, und da ich mich ihr, die meine Dienerin ſeyn ſollte, nicht unterwarf, rächte ſie ſich durch Anſchwärzung bei meinem Vater, verhetzte ihn zugleich gegen dich, und verſprach ihm, mich mit einem beſſern Bräutigam zu verſorgen. Als du nun bald darauf deine Freunde in der Schweiz beſuchteſt, erſchien indeſſen der ſaubere Freier, den du vorhin geſehen haſt. Unmöglich konnt' ich ihm, der dich verdrängen wollte, freundlich begegnen. Haß und Verachtung ſtiegen noch höher, als ich erfuhr, daß er vormals Sabinens Buhle geweſen ſey. Kurz, er war mir ein Abſcheu und ich verhehlte das nicht. Dennoch wollt' ihn mein Vater mir aufzwingen und bezog dieſes Schloß, damit Vollrad ſeine Freierei bequemer fortſetzen könne, weil er in der Nähe ein Landgut hat, wovon jedoch kein Dachziegel mehr ſein iſt. Der Unerträgliche kam nun Tag für Tag und ſtürmte auf mich ein. Entſchloſſen ſagt' ich ihm endlich geſtern ins Geſicht, daß ich ihn nimmer lieben könne. „Das magſt du im Thurme lernen!“ rief mein Vater, und ſtieß mich in dieſen Kerker, ohne daß Vollrad, vor deſſen Augen es geſchah, ein Wort dagegen einwandte.“

Indem Bertha die letzten Worte ſprach, klopfte jemand an die Thür. — Doch ehe wir ſehen, wer da iſt, will zuvor ein luſtiges Zwiſchenſpiel nach dem Rechte der Zeitfolge erzählt ſeyn.

4.

Während der Zeit, als ſich die Liebenden weitläufiger und zärtlicher, als zu meiden nöthig war, im Thurme beſprachen, ward drüben im bewohnten Schloßflügel die Thür der Trinkſtube ein wenig geöffnet, und die wohlbekannte Stimme eines Dienſtmädchens rief die Schaffnerin heraus. „Was gibt's?“ fragte Sabine verdrießlich; denn ſie wollte die werthe Geſellſchaft nicht gern verlaſſen. Aber die Thür war ſchon wieder zugedrückt und keine Antwort erfolgte. Zornig ſprang ſie auf und eilte nach der Küche, um die unangenehme Störung mit Mund und Hand zu beſtrafen.

Doch erbebend fuhr ſie zuſammen, als ſie dort den furchtbaren Zwerg, der ſie durch Nachäffung der Mädchenſtimme herausgelockt hatte, am Herde fand und arg wirthſchaften ſah. Er hatte alles Geſchirr, das ihm im Wege geweſen war, herunter geworfen, und fachte eben das angezündete Feuer mit ſeinem Mantel an. Sie prallte zurück und wollte hinter ſeinem Rücken wieder davonlaufen. Er wandte ſich aber ſchnell, ergriff ſie am Rocke und hielt ſie feſt, ungeachtet ſie grimmig mit den Beinen hinter ſich ausſchlug. „Brr! brr!“ rief er, als wäre ſie ein unbändiges Pferd. „Laßt ein Wort mit Euch reden, gnädige Kebsfrau! Ihr habt mir einen Gaſt zugeſchickt; ich kann ihm aber nichts auftiſchen; alſo müßt Ihr für ſeine Bewirthung ſorgen. Kocht dem armen Menſchen, dem Wind und Wetter auf der Straße übel mitſpielten, ein gutes Süpplein, und was ſonſt noch zu einem tüchtigen Abendeſſen gehört. Ich gehe nicht eher von dannen, bis alles fertig iſt; und wenn Ihr nicht ſtumm wie ein Fiſch ſogleich Hand anlegt, ſo dreh' ich Euch auf der Stelle den Hals um.“

Darauf wollte ſie es denn doch nicht ankommen laſſen. Sie machte daher ohne Muckſen ſchleunig Anſtalt zu einer Weinſuppe, die Langmantel ausdrücklich vorſchrieb, weil er ſie für das beſte Labſal eines ermüdeten und durchnäßten Wanderers halten mochte. Er begleitete Sabinen wie ein Gefangenhüter in den Keller, ins Speiſegewölbe und überall hin, wo die Beſtandtheile der Mahlzeit zuſammengeholt werden mußten. Mürriſch und karg griff ſie immer zuerſt nach dem ſchlechteſten Ausſchuß ihrer Vorräthe; er aber, ein guter Kenner, zwang ſie mit drohender Geberde des Halsbrechens, von Allem das Beſte zu wählen.

So kam in kurzer Zeit ein leidliches Abendeſſen zu Stande. Sie ſchob es dem Geiſte hin und wollte zu ihren Freunden zurückeilen. „Wohin? wohin?“ rief Langmantel. „Ihr ſeyd noch lange nicht fertig! Deckt erſt in meinem Saale den Tiſch und tragt auf. Ihr ſeyd nicht zu vornehm dazu, Frau Köchin!“

Welche Beleidigung, daß er ſie, die eine Rittersfrau vorſtellen wollte, Köchin nannte! Es zuckte ihr in den Fingern, ihm dafür den Bart auszuraufen; doch ſeine geſpenſtiſche Furchtbarkeit ſchützte ihn, und ſie deckte gehorſam für zwei Perſonen.

„Nehmt ein Gedeck zurück!“ ſagte der Geiſt. „Ich lebe von der Luft, und es wäre gut, wenn auch Ihr davon lebtet; denn mancher ſchlechte Streich wird gemacht, um etwas Gutes zu eſſen.“ —

Indem er dieſe welterfahrene Bemerkung ausſprach, trappte Sabine davon und hatte ſchon die Saalſchwelle hinter ſich, als er ihr nachgelaufen kam. „Bald hätt' ich das Beſte vergeſſen!“ rief er. „Soll mein Gaſt wie ein Hund auf dem Fußboden ſchlafen? — Das ſchönſte Bett, das Ihr habt, muß herbei; ich will es hertragen helfen.“

Höchſt ungehalten, doch keinen Widerſpruch wagend, ging ſie nach der Bettkammer. Langmantel folgte, wählte ſelbſt die beſten Pfühle und Kiſſen, faßte das Bettgeſtell, worin ſie aufgeſchichtet waren, vorn an, Sabine that hinten daſſelbe, und ſo zogen ſie beim Lichtſchein einer auf den Betten ſtehende Laterne nach dem Thronſaale hin.

Indeſſen hatte Raimund ſeine Traute ungern vermißt, und erhob ſich, ſie zu ſuchen. Er fand ſie in einem Gange, das Bettgeſtell vor ſich hertragend. Der Geiſt machte ſich unſichtbar, als er den Ritter kommen hörte. Es ſah alſo aus, als trüge Sabine das Bett ohne Gehülfen. „Ei! wo willſt du damit hin?“ rief Raimund. „Und mutterſeelen allein! Ich begreife nicht, wie du die Laſt fortbringſt.“ Sie gab keine Antwort, weil ihr das Sprechen bei Lebensſtrafe verboten war. „Biſt du ſtumm oder toll worden?“ fuhr der Ritter fort. „Wenn das Bett denn durchaus eine Reiſe machen muß, ſo will ich mich mit vorſpannen.“

Er trat vorn ans Geſtell, griff mit den Händen rückwärts, um es anzufaſſen, und griff gerade in Langmantels ſtruppigen Bart. „Hu! in was für ein Haarneſt kam ich da!“ rief er mit Schrecken, und zog die Hände geſchwind wie aus Feuer zurück. Er nahm die Laterne, beleuchtete das Geſtell und griff, da er nichts Bedenkliches fand, die Sache von neuem und ohne Hinderniß an. Aber kaum hatte er einen Schritt vorwärts gethan, ſo ſchrie er: „Wer, zum Teufel! zieht mich am Barte? Alle gute Geiſter loben Gott den Herrn!“

„Ich auch!“ rief der Unſichtbare und zog den Schreier unabläſſig fort, daß er bis in den Thronſaal wie ein Pferd traben mußte. Und als hier das Bett ſtand, wo es ſtehen ſollte, ſchlug der Bartraufer ein Gelächter auf und ſagte: „Nun habt Ihr Eure Abfertigung, Ihr Träger! Den Lohn werd' ich Euch morgen auszahlen.“

Grauſend ſah der Ritter umher. Sabine gab ihm einen Wink, ſich nicht durch loſe Reden den Mund zu verbrennen, und führte ihn eiligſt hinweg.

5.

Eben ſo eilig lief Langmantel in den Thurm, um ſeinen Schützling dort abzurufen. Er war es, den wir vorhin an die Kerkerthür klopfen hörten; und als er geklopft hatte, rief er: „Komm zu Tiſch, Albert von Weiherburg, die Suppe wird kalt.“

Die jungen Leute ſahen ſich erſchrocken an, und hatten keine Luſt, ſich zu trennen. Da jedoch Albert die einladende Stimme kannte, ſo war an Ungehorſam nicht zu denken, ob er gleich ſeinem ſeltſamen Wirthe das unerwartete und gar nicht anlockende Abendeſſen gern geſchenkt hätte. Die Hoffnung baldigen Wiederſehens erleichterte ihm einiger Maßen den Abſchied von Bertha, und getroſt überließ er ſich der Führung ſeines Lichtes, das ihn auch ohne Anſtoß in den Saal wieder zurück brachte.

In deſſen Mitte fand er einen zierlich gedeckten und mit Wachskerzen beleuchteten Tiſch, auf welchem die erpreßte Weinſuppe, nebſt kühlem Wein und verſchiedenen kalten Speiſen aufgetragen ſtand. Freund Langmantel war nicht da, rief aber, als ſich Albert ſchüchtern nach ihm umſah, aus der Mauer hervor: „Geſegnete Mahlzeit, lieber Junkherr! Ich zog mich in mein innerſtes Kämmerlein zurück, um dich nicht durch meine wunderliche Geſtalt bei Tiſche zu ſtören. Iß und trink wohlgemuth und lege dich dann ohne Sorgen zu Bette; es ſoll dir kein Leid widerfahren. Morgen wird's Tänze geben, das weiß ich voraus; verlaß dich aber auf mich, und wank' und weiche nicht aus dieſem Saale, wenn man dich auch gröblich mahnt, deines Weges zu gehen. Wird der Lärm zu arg, und dringt man vielleicht ſogar in mein Gebiet herein, ſo werd' ich dich ſchützen zu jeder Stunde; denn ich bin kein ſcheuer Nachtvogel, ſondern laſſe mich, wenn Noth an Mann geht, auch bei Tage ſehn. — Haſt du mich verſtanden?“

„Vollkommen, freundlicher Geiſt, und ich werde thun, wie du gebotſt;“ ſagte Albert. Da rief's aus der Wand, wie aus weiter Ferne: „Gute Nacht!“

Mit mißtrauiſchen Augen beſah jetzt Albert das aufgetragene Nachtmahl. Das natürliche Anſehen der Speiſen widerlegte ſeinen Verdacht, daß ſie in einer Geiſterküche bereitet ſeyn möchten. Er aß daher ohne Bedenken davon, begab ſich hierauf zur Ruhe und ſchlief ungeſtört bis an den hellen Morgen.

6.

Raimund, der dagegen kein Auge zugethan hatte, ließ in aller Frühe den greiſen Burgvogt zu ſich rufen. „Sage mir, Alter,“ ſprach er, „was für ein Bewandtniß hat es mit dem Geſpenſte, das in der Burg umgeht? Ich habe bisher die alten Sagen davon wenig geachtet, und hielt es nie der Mühe werth, mit dir darüber zu ſprechen; da jedoch in voriger Nacht das Ungethüm mich ſelbſt antaſtete, ſo verlang ich zu wiſſen, was dir von ihm bekannt iſt.“

„Geſtrenger Herr,“ antwortete der Greis, „ich kann Euch, ungeachtet ich neunzig Jahre alt bin, nur wenig aus eigener Erfahrung berichten. Was ich aber von Vater und Großvater gehört habe, das will ich Euch treulich erzählen. Seit Menſchengedenken waltet hier ein Hausgeiſt, dem man wegen ſeiner gewöhnlichen Tracht den Namen Langmantel gegeben hat. Er iſt vor alten Zeiten, als noch Schloß und Ländereien den Herren von Weiherburg gehörten, täglich ſichtbar geweſen, und hat ſich in Stall und Küche als ein frommes, treufleißiges und geſchicktes Knechtlein bewieſen. Aber ganz verwandelt war er, nach meines Großvaters Erzählung von dem Tage an, da vor hundert Jahren die Weiherburg durch Erbſchaft Eurem Geſchlechte zufiel. Er ſcheint — nehmt das mir altem Manne nicht für ungut! — mit dieſem

Herrenwechſel nicht zufrieden geweſen zu ſeyn: denn er hat gleich Anfangs, als die Nachricht davon hier angekommen, durchs ganze Schloß, wiewohl unſichtbar, gräulich rumort, hat das über dem Thore aufgeſtellte neue Wappen mit Koth beworfen, und alsbald darauf Euer Urahn, weiland Herr Kaſpar von Rabenfels, hier eingetroffen, um ſich als neuer Herr huldigen zu laſſen, hat ihn Langmantel gleich in der nächſten Nacht, mit Verlaub zu melden, aus dem Bette geriſſen, auf den Dielen herumgewälzt und noch ſo vielen andern Unglimpf verübt, daß ſich der darüber beſtürzte Herr gern oder ungern entſchloſſen hat, alsbald nach eingenommener Huldigung abzureiſen und nimmer wieder zu kommen. Auch ſeine Nachfolger haben ſich nie länger als einige Stunden hier aufgehalten, aber von Zeit zu Zeit ihre Bildniſſe anher geſandt, um ſie im großen Saale aufhängen zu laſſen. Das erſte von oben herein, welches den Herrn Kaſpar vorſtellt, hat Anfangs der Hausgeiſt oft in der Nacht herunter geworfen, aber ſich endlich, als man es immer wieder an der Wand befeſtiget, nicht weiter daran vergriffen.“

„Das ſind alte Geſchichten!“ ſagte Raimund verdrießlich. „Was weißt du aus neuerer Zeit von dem Hausgeiſte. Haſt du ſelbſt ihn jemals geſehn?“

„Nein, geſtrenger Herr, ob er gleich einmal, als ich noch ein Knäblein von acht oder neun Jahren war, mit mir und meinen Brüdern und Schweſtern geſpielt hat. Unſere Mutter hatte während eines Geſchäfts außer dem Hauſe uns Kinder im Saal eingeſchloſſen und uns Spielwerk und Früchte gegeben, daß wir uns die Zeit damit vertreiben ſollten. Wir Knaben ſpielten Ball. Das ging eine Weile ganz ordentlich. Indem wir aber einmal ruhten und Obſt aßen, flogen unſere Bälle wie von ſelbſt ins Kreuz und in die Quere; ſogar unſere Aepfel tanzten in der Luft. Wir erſtaunten darüber und geriethen in Furcht, weil ſich zugleich dann und wann ein halblautes Lachen hören ließ. Bald nachher ſchloß die Mutter die Thür auf, ſtand mit ſichtlichem Schrecken auf der Schwelle, rief uns ängſtlich heraus, und drohte dann mehrmals mit geballter Hand in den Saal hinein. Kurz darauf entſtand plötzlich in der Küche ein Getöſe, als ſtürzte das ganze Geſchirr auf einen Haufen zuſammen. Die Mutter lief erſchrocken hinaus, fand aber alles unbeſchädiget an ſeiner Stelle und ſagte zornig: welcher Narr hat mich bethört? Da erſchallte von allen Seiten Händeklatſchen und Gelächter. Wir fragten die Mutter, was das ſey. Sie gab uns keine Antwort. Erſt nach vielen Jahren erzählte ſie uns: ſie habe bei Eröffnung der Saalthür den Burggeiſt in unſerer Mitte geſehen und ihm mit der Hand gedroht; dadurch ſey er dermaßen beleidiget worden, daß er ſich durch den blinden Lärm in der Küche gerächt habe."

„Außer dem weiß ich ihm nichts Böſes nachzuſagen;" fuhr der Alte fort. „Er bewies ſich, ſeit ich denken kann, bei verſchiedenen Vorfällen als ein treuer und thätiger Burgwart, ſchreckte einbrechende Diebe zurück, löſchte brennende Feuereſſen, und ſo weiter. Aber faſt zu ſtrenge verfuhr ſein Schutzeifer vor ungefähr fünfzig Jahren, da ſich's zwei oder drei Nächte hintereinander begab, daß die ſchönen Bäume, die in doppelter Reihe um die Burg herum ſtehen, muthwillig beſchädiget und einige derſelben ganz umgehauen wurden. Der Frevler blieb unentdeckt, ſo viel Mühe ſich auch der Gerichtsſchreiber gab, ihn auszuforſchen. Als ich aber eines Morgens unterſuchen wollte, ob der Baumſchänder während der Nacht neuen Unfug begangen habe, ſah ich mit Entſetzen einen übel berüchtigten Mann aus dem Dorfe an einem nur erſt verletzten Baume aufgehangen. Die Werkzeuge ſeiner Bosheit, Axt und Säge, lagen zu ſeinen Füßen und auf ſeinem Rücken ſtand mit Kreide geſchrieben: **Langmantel fecit manu propria.** — Welche Worte der Gerichtsſchreiber und der Dorfprieſter alſo verdeutſchten: Das that Langmantel mit eigener Hand. — Seitdem vergriff ſich niemand wieder an den Bäumen.“

Der Greis erzählte noch einige ſolche Beiſpiele, wobei es jedoch den Hals nicht gekoſtet hatte. Das merkwürdigſte war folgendes: Es werden einmal zwanzig bis dreißig wilde Kriegsknechte in die Burg eingelegt. Sie ſind mit der ihnen gereichten guten Koſt nicht zufrieden, drohen Mord und Brand, üben vorläufig ihre Wuth an Thüren und Fenſtern aus und hauen ſie mit ihren Schlachtſchwertern in Stücke. Niemand kann die Wüthriche zähmen; aber indem ſie am tollſten wirthſchaften, entwindet eine unſichtbare Hand einem nach dem andern ſein Schwert und wirft es hinab in den Weiher, der ſich am Fuße der Burg befindet und ihr den Namen gegeben hat. Die entwaffneten Holzhacker fluchen gräßlich und wollen die Burg in Brand ſtecken; jetzt aber fährt der Burgwart mit einem ſchallenden Prügelregen unter die ruchloſen Geſellen und koranzt ſie ſo weidlich, daß ſie mit Geſchrei wie gezüchtigte Schulknaben aus dem Schloſſe laufen und ſich nicht wieder hinein wagen.

7.

Raimund wollte nun von dieſen Geſchichten, die ihm ähnliche Auftritte vorherſagten, nichts weiter hören. Er entließ den Burgvogt und hielt Kriegsrath mit Sabinen. Es ſchien vor allen Dingen nöthig, Langmantels Gaſt, den er, als letzten Stammhalter des Geſchlechts von Weiherburg, offenbar in Schutz nahm, je eher, je lieber aus dem Schloſſe zu entfernen. Sabine nahm es auf ſich, ihm den Stuhl vor die Thüre zu ſetzen.

Indeſſen hatte Langmantel allerhand aus dem Speiſegewölbe entwendete Leckereien ſeinem Gaſte zum Imbiß vor's Bett gebracht und ihn dabei nochmals alles Ernſtes bedeutet, ſich nicht aus dem Schloſſe vertreiben zu laſſen, wenn er nicht ſeine geliebte Bertha auf ewig verlieren wolle. „Antworte nicht, wenn man dich ruft!“ ſetzte er hinzu. „Man wird ſich aus Furcht vor mir nicht unterfangen, den Saal zu betreten; und geſchieht's dennoch, ſo komm' ich aus meinem Verſteck hervor, und der Naſeweis hat's mit mir zu thun.“

Bald darauf klopfte Sabine an die Thür und rief ziemlich ſanft: „Junkherr! — Junkherr Albert! — Ritter Raimund läßt Euch Glück auf die Reiſe wünſchen.“ — Albert regte ſich nicht. Sie lauerte eine Weile, ob er aufbrechen würde, und als er nicht zum Vorſchein kam, rief ſie heftig und mürriſch: „Der Ritter mahnt Euch an ſein Gebot, dieſen Morgen abzureiſen. Säumet nicht länger! Der Morgen iſt vorbei, der Mittag vor der Thür, worauf wartet Ihr noch?“ — Und als abermals keine Antwort erfolgte, donnerte ſie gewaltig an, lugte durch's Schlüſſelloch und ſchickte durch dieſen engen Paß mancherlei ſpitzige Worte in den Saal. Zum Beiſpiel: „Potz Faulenzen und kein Ende: So geht's, wenn einer nicht gewohnt iſt, in einem guten Bette zu ſchlafen: da kann er ſich, wenn ihm dieß Glück einmal widerfährt, aus den weichen Federn nicht wieder herausfinden.“

So ging das Spotten und Schmähen fort, und Langmantel, der verborgen lauſchte, bekam mitunter ſelbſt einen Hieb. Endlich ward ihm die Sache zu arg. Er ſchlich unſichtbar an die Thür und ſpritzte Sabinen durch's Schlüſſelloch einige Waſſerſtrahlen ins Geſicht. Sie ſprudelte wie eine gebadete Katze, rannte fluchend davon, und es ſchien, als hätte ſie alle Luſt zu neuen Angriffen verloren. Da ſie jedoch dem Burgherrn ihr Wort gegeben hatte, ſeinen verhaßten Vetter aus dem Hauſe zu jagen, ſo kam ſie nach einer halben Stunde zurück, ſchimpfte toller als zuvor, und war allenfalls eines nochmaligen Augenbades, das ſie nicht achten wollte, gewärtig. Jetzt aber ſchoß aus dem Schlüſſelloche ein feuriger Schwärmer heraus, zündete ihre Haube an, und mit brennendem Kopfe ſtürzte ſie, von ihm verfolgt, nach der Küche, wo die Feuersbrunſt ohne weitern Schaden gelöſcht wurde.

Doch erloſchen war nun auch Sabinens Muth, ſich dem gefährlichen Schlüſſelloche, das Waſſer und Feuer ſpie, wieder zu nahen. Ueberdieß hatte ſie, da es indeſſen Mittag geworden war, alle Hände voll zu thun, die heftige Eßluſt der beiden Ritter zu befriedigen, indem ſchon mehrere Eilboten den Befehl gebracht hatten, daß ohne Verzug aufgetragen werden ſolle.

Ein Vorgericht von geringer Bedeutung ging glücklich nach dem Speiſezimmer ab. Als ihm aber die Krone des Mahls, ein köſtlicher Rehbraten, nachfolgen ſollte, verſchwand er plötzlich ſammt der Schüſſel vom Küchentiſche. Längſt hatte Langmantel unſichtbar darauf gelauert und brachte den Raub ſeinem Schützling.

Sabine ſchrie, daß man es in der ganzen Burg hörte. Die tafelnden Ritter ſprangen auf und erblaßten, als ſie das Unglück vernahmen. Beſonders Herr Vollrad, ein

Leckermaul und ſtarker Eſſer, wollte ſich gar nicht darüber zufrieden geben. Er ſchwor, den diebiſchen Hausgeiſt zu beſtrafen. Vor der Hand fühlte er ſich aber zu dieſem Unternehmen noch nicht reif: er war noch zu nüchtern. Darum ging er mit ſeinem künftigen Schwiegervater zur Tafel zurück, und ſie becherten ſo lange, bis ſie unter den Tiſch fielen.

8.

Während ſie, zu Bette gebracht, den Rauſch verſchliefen, kam Sabine auf den Einfall, die Fehde, welche Vollrad gegen den Bratendieb beginnen wollte, von dem Dorfprieſter Ehrn Modeſtus ausfechten zu laſſen. Er ſollte den Hausgeiſt bannen oder ihm wenigſtens Alberts Auslieferung abzwingen. Sie ließ ihn deshalb erſuchen, ſich ſchleunigſt in die Burg zu bemühen, und Weihwaſſer, Sprengwedel und überhaupt alle zum Geiſterbann nöthige Werkzeuge mitzubringen.

Dieſer Aufruf zu einem bedenklichen Kampfe war dem friedliebenden Manne ſehr unangenehm: allein er mußte gehorchen, um nicht bei der hochgebietenden Frau in Ungnade zu fallen, und in der Folge die leckern Pfaffenbißchen zu entbehren, die ihm bisweilen in der Burg aufgetiſcht oder aus derſelben zugeſandt wurden. Wegen dieſer armſeligen Genüſſe war er immerfort gegen Sabinen ein kriechender Schmeichler, küßte mit Inbrunſt ihre rauhe, häßliche Hand, und machte der alten, dummen Köchin bei jeder Gelegenheit ſo ausſchweifende Lobeserhebungen, als wäre ſie Venus und Minerva in Einer Perſon.

Freundlich wie ein Ohrwürmchen erſchien er auch jetzt und fragte unterthänigſt, was zu Befehl ſtehe.

„Wir wollen einen Zug gegen den berüchtigten Langmantel mit einander thun;“ antwortete ſie.

Modeſtus erſchrack nicht wenig, weil er ſogleich an den vor fünfzig Jahren gehenkten Baumſchänder dachte. Was helfen mir alle Leckerbiſſen der Welt, ſprach er für ſich, wenn mir der Geiſt die Kehle zuſchnürt, daß ich nicht mehr ſchlingen kann! — Doch verbarg er ſeine Feigheit ſo gut er konnte, verließ ſich auf ſein geiſtliches Rüſtzeug und begab ſich mit ſeiner Gebieterin zum Kampfplatze.

Langmantel, dem es nicht unbekannt war, was man im Schilde führte, verſteckte ſeinen jungen Freund in einem Seitengemache des Saales, und ſetzte ſich dann in ſichtbarer Geſtalt auf den kaiſerlichen Thron.

Zitternd öffnete Modeſtus die Saalthür. Sabine hatte die Hände auf ſeine Schultern gelegt, und ſchob ihn vor ſich her, weil ſie den Bann mit anſehen wollte, und hinter der geiſtlichen Vormauer völlig ſicher zu ſeyn glaubte. Anfangs ließ ſich der Prieſter ohne ſonderlichen Widerſtand in den Saal hineindrücken; als er aber, was er gar nicht erwartet hatte, den Geiſt leibhaftig thronen ſah, ward er ſtätig, beugte ſich mit dem Oberleibe zurück und machte zuletzt eine raſche Wendung nach der Thür, um Reißaus zu nehmen. Aber ſeine ſtammhafte Gefährtin ſchlug alle zehn Finger wie Adlersklauen in ſeine Schultern und flüſterte: „Verdammte Memme, thut doch den Mund auf, und ſprecht Euren Zauberſpruch, ſo wird das Schreckbild verſchwinden!“

Stammelnd fing der Prieſter die Beſchwörung an; doch ſchnell fiel ihm Langmantel ins Wort: „Spare deine Mühe, gutes Pfäfflein! Du haſt keine Gewalt über mich, denn ich bin kein böſer Geiſt. Aber hinter dir ſteht einer, den treib' aus, da wirſt du ein nützliches Werk thun.“

Modeſtus ſah ſich um, und goß plötzlich, von Zaubermacht gezwungen, ſeiner angebeteten Gönnerin den vollen Weihkeſſel ins Geſicht. Mit Entſetzen über ſich ſelbſt, fiel er auf die Knie und bat um Gnade. Dann ſprang er raſch wieder auf, ergriff den Sprengwedel, ſchlug heftig damit auf ſie los, bat demüthig um Verzeihung, ſchlug in demſelben Augenblicke noch derber zu, und jagte ſie ſo unter abwechſelnden Streichen und Komplimenten durch's halbe Schloß und zum Thore hinaus. Jetzt aber wandte ſich das Blatt. Sabine, deren Zunge und Hände bisher ein Zauberband gefeſſelt hatte, bekam beide wieder frei, und nun hetzte ſie mit allen erdenklichen Schimpfworten und wüthenden Fauſtſchlägen den fliehenden Geiſtlichen im Dorfe hinab.

9.

Als ſie von dieſer Jagd zurück kam, waren Raimund und Vollrad wieder leidlich auf den Beinen. Wehklagend erzählte ſie ihnen, was während ihrer Mittagsruhe vorgegangen war, und forderte den Herrn Vollrad dringend auf, ſich tapfer in den Handel zu miſchen. „Ihr habt am meiſten dabei zu befahren!“ ſagte ſie. „Denn werden wir das Unkraut, den Albert, nicht bald aus dem Hauſe los, ſo entführt er Euch, trotz Schlöſſern und Riegeln, die Braut. Langmantel iſt ſein Spießgeſell; mehr ſag' ich nicht.“ —

„Donner und Hagel, ſie hat Recht, Bruder Raimund!“ rief Vollrad. „Aber wär' ich auch Roland oder der große Chriſtoph, ſo könnt' ich allein nichts ausrichten. Ruf deine Leute zuſammen und wappne ſie, ſo will ich mich an ihre Spitze ſtellen und den Strauß wagen.“

Es geſchah, wie er begehrte. Alle Knappen und Knechte, die ſich in der Burg befanden, wurden eiligſt mit Streitärten, Morgenſternen und Hellebarden gerüſtet, und folgten herzhaft ihrem Führer, deſſen kräftige Geſtalt ihnen Muth einflößte. Welch' ein rieſenhafter Mann er war, läßt ſich daraus abnehmen, daß ihn einsmals eine Straßenbettlerin um einen ſeiner Schuhe bat, den ſie zur Wiege ihres neugebornen Kindes anwenden wollte.

Der gewaltige Held und ſein kleines Heer rückten in den Saal ein. Raimund und Sabine folgten als Troß. Vollrads Donnerſtimme ermahnte zur Tapferkeit. Aber kaum war die feindliche Gränze überſchritten, ſo rieben ſich die gewappneten Knechte die Augen, gähnten einander an, taumelten rechts und links an die Wände, fielen zu Boden und ſchliefen ein. Vollrad, der allein die Augen offen behielt, ſah mit Erſtaunen umher. Er brüllte wie ein Löwe auf die Schläfer los; aber ſie regten ſich nicht. Sie blieben ſogar fühllos, als er ſie der Reihe nach mit Fußtritten und Schwertſchlägen begrüßte, um ſie munter zu machen.

„Heh! was gibt's dort?“ rief Langmantel, indem er vom Throne ſtieg und mit großen Schritten herbei kam.

Dem Rieſen graute ein wenig; doch ſtand er feſt auf ſeinem Platze, blickte ſtolz auf das Zwerglein nieder, und ſprach gebieteriſch: „Erwecke dieſe vom Zauberſchlaf und liefere mir den jungen Albert von Weiherburg aus, ſo will ich dich in Ruhe laſſen.“

„Großmaul!“ ſagte Langmantel: „Glaubſt du eine ſo hochmüthige Sprache gegen mich führen zu dürfen, weil ich dir nur bis ans Knie reiche? Trotze ja nicht auf deine Goliathsgeſtalt, das rath' ich dir!“

„Was Rath, was Rath!“ rief Vollrad wild. „Wo iſt

Albert? — Heraus mit dem Knaben! Oder ſoll ich ihn in ſeinem Schlupfwinkel aufſuchen?“

Er bewegte ſich vorwärts. „Keinen Schritt weiter!“ ſagte Langmantel, und vertrat ihm den Weg.

„Laß mich, du Bratendieb!“ ſchrie der Ritter, und hieb nach ihm mit dem Schwerte.

Blitzſchnell unterlief es der Zwerg, umfaßte den Rieſen mit beiden Armen, trug ihn mit bebenden Schritten ans offene Fenſter und ſtürzte ihn in den Weiher hinab. Zu gleicher Zeit erhob ſich im Saal ein heulender Sturm, riß die Schläfer empor, wirbelte ſie ein Weilchen wie dürre Baumblätter durch einander, und fegte ſie dann wie Spreu zur Thür hinaus.

Raimund und Sabine waren ſchon entronnen, um den theuern Mann aus dem Waſſer zu retten. Es ging glücklich von Statten. Aber bärenwild fuhr er auf die Schaffnerin los und haderte grimmig mit ihr, weil ſie ihn zu dem naſſen Abenteuer verleitet hatte. Er warf ſich, ohne trockene Kleider anzunehmen, auf ſein Pferd und ritt nach Hauſe.

10.

In der folgenden Nacht lag Raimund ſchlaflos im Bette. Sein Gemach war ſpärlich mit einer Ampel erleuchtet. Er verſah ſich jeden Augenblick einer ſchauerlichen Erſcheinung, und mit dem Schlage der zwölften Stunde that ſich die Thür auf. Langmantel ſchritt herein, und hinter ihm eine lange ſchwarze Geſtalt, die mit geſenktem Haupte an der Schwelle ſtehen blieb, als hätte ſie kein gutes Gewiſſen. Aber der Hausgeiſt trat ans Lager des Ritters, zog ihm das Deckbett, unter welches er ſich verborgen hatte, vom Kopfe, und begann: „Herr Raimund, wir haben ein ernſthaftes Wort mit einander zu ſprechen. Es betrifft die Weiherburg, die du mit Unrecht beſitzeſt, und noch in dieſer Stunde ihrem wahren Herrn wieder abtreten mußt.“

„Wer wäre das?“ brummte Raimund.

„Albert von Weiherburg iſt's!“ antwortete Langmantel. „Sein Urältervater, Kunibert von Weiherburg, der heute vor hundert Jahren ſtarb, hatte einen ausſchweiden Sohn, der ihm viel Herzeleid machte. Das war ſeinen Urältern, dem Herrn Kaſpar von Rabenfels und ſeinem ränkevollen Weibe, ſehr erwünſcht. Sie umſchmeichelten den Greis, und bemühten ſich argliſtig, ihn immer mehr und mehr gegen den ungerathenen Sohn zu erbittern, damit er ſeine Hand ganz von ihm abziehen, und ſie, als nächſte Verwandte, zu Erben einſetzen ſollte. Beides kam dem ehrlichen Kunibert nicht in den Sinn. Doch als ſie hörten, daß er ſein Haus beſtellen wolle, brachten ſie den öffentlichen kaiſerlichen Notarius Veit Schofelmann, den er gewöhnlich in ſeinen häuslichen Angelegenheiten zum Geheimſchreiber brauchte, auf ihre Seite, und dieſer feile Betrüger ſchob den dunkeln Augen des Sterbenden, der ſeinen letzten Willen, als verſöhnter Vater, zum Beſten des reuigen Sohnes ausgeſprochen hatte, ein ſchon im voraus geſchmiedetes falſches Teſtament unter, worin Kaſpar von Rabenfels zum Erben der Weiherburg und aller Zubehörungen ernannt war.“ —

„Du lügſt!“ murrte Raimund.

„Mit nichten!“ verſetzte der Geiſt. „Ich habe hier einen Bekenner der Wahrheit bei der Hand, den ich aus dem Grabe rief, um ihn dir unter die Augen zu ſtellen. Sieh, dort ſteht Veit Schofelmann! Frag' ihn ſelbſt!

„Weg mit dem Todten! Was hab' ich mit ihm zu ſchaffen?“ ſtöhnte ſchaudernd der Ritter.

Da Raimund das Verhör nicht anſtellen wollte, wandte ſich Langmantel gegen die Thür und rief: „Sag' an, Veit, ſprach ich Wahrheit oder nicht?“

Die ſchwarze Geſtalt ſenkte den Kopf noch tiefer und ſeufzte: „Du ſprachſt ſie!“

„Berichte nun, wie man dein Bubenſtück belohnte;“ fuhr der Hausgeiſt fort.

„Mit Tod und Grab!“ ächzte Veit. „Ich eilte, nachdem ich das Verbrechen begangen hatte, zu den Anſtiftern, und meldete, daß es gelungen war. Freudig ward ich empfangen. Es war Abend. Man lud mich ein, über Nacht da zu bleiben. Des folgenden Tages ſollt' ich den bedungenen Sold erhalten. Wein und Speiſen wurden aufgetragen. Aber man hatte, um ſich vor möglichem Verrath zu ſichern, meinen Becher vergiftet, und ich gab in derſelben Nacht, da der betrogene Kunibert ſtarb, unter Höllenſchmerzen meinen Geiſt auf.“

„Hinweg!“ rief der Hausgeiſt, und das Geſpenſt verſchwand.

„Du haſt nun gehört, wie die Weiherburg in deine Hände kam;“ ſagte Langmantel zum Ritter. „Ich lege dir daher auf, das geraubte Gut auf der Stelle ſeinem rechtmäßigen Beſitzer zu überantworten, und ihm dein Töchterlein, das er innig liebt, zum Weibe zu geben, damit er dadurch für den bisherigen Vorenthalt ſeines Eigenthums entſchädiget werde.“

Raimund forderte Bedenkzeit; doch der ſtrenge Schiedsrichter geſtand ihm keinen Augenblick zu. Er drohte mit Gewalt, wenn nicht ſofort geſchähe, was Recht ſey. Da er nun ſeit vier und zwanzig Stunden verſchiedene tüchtige Proben ſeiner Macht gegeben hatte, ſo ſchien es dem Ritter nicht rathſam, ſich ſeinem Ausſpruch hartnäckig zu widerſetzen. Er kroch daher zu Kreuze, und erklärte ſich zu Allem, was der Geiſt gebot, willig und bereit.

Indem er das that, ſtürzte Sabine, die draußen gehorcht hatte, mit wildem Geſchrei ins Zimmer und wollte den ganzen Vertrag umſtoßen. „Sie ſchweigt!“ — rief Langmantel sehr ernſt: „ſonſt häng' ich Ihr ein zentnerſchweres Schloß an den Mund, das Sie bis ins Grab ſchleppen muß.“ — Dieſe Drohung war der geſchwätzigen Elſter ſo furchtbar, daß ſie ſich ohne weitern Einwand entfernte.

Einige Minuten nachher ſtanden Albert und Bertha, von ihrem thätigen Gönner herbeigeführt, vor Raimunds holdfreundlichen Augen, und der frohbeſtürzte Jüngling hatte das überſchwängliche Glück, in Einem Augenblicke das herrliche Gut ſeiner Väter und ein junges holdes Weib zu gewinnen.

II.

Die ſchwarze Spinne.

In einem Walde, deſſen Gränzbäume ſo nahe vor dem Thore eines Städtchens ſtanden, als ob ſie hineinſchreiten wollten, hörte man vor alten Zeiten einmal drei Nächte hinter einander ein furchtbares Geheul. Martha, die betagte Haushälterin des Förſters Rudolph, der im Walde wohnte, trat ihrem Herrn, der während der Zeit auf einer fernen Jagd geweſen war, mit Wehklagen über die ausgeſtandene Angſt entgegen, als er in der Dämmerung des vierten Tages zurück kam. „Was wird's ſeyn!" ſagte der beherzte Jüngling. „Höchſtens ein Wolf oder ein anderes Raubthier, das ſich in unſern Wald verirrt hat. Ich werd's morgen aufſuchen und, ſo Gott will, erlegen."

Als er ſein Gewehr aufgehangen und Martha's umſtändlichen Bericht über einige Vorfälle in ſeiner kleinen Wirthſchaft angehört hatte, griff er wieder nach dem Hute, um einen Gang in die Stadt zu thun. Die Alte, die nicht gern allein bleiben wollte, murrte darüber. „Sey ruhig, Mütterlein!" ſagte Rudolph. „Ich ſah Lenoren vier Tage nicht, und ſie erwartet mich heute; aber ich komme bald wieder. Laß indeſſen heulen, was heulen will. Das Haus iſt wohl verwahrt, und du biſt von treuen Hunden beſchützt.“

Lenore, die Tochter des Gewürzkrämers Peter Grifling, der nahe bei dem Thore ſein Lädchen hatte, flog freudig vom Spinnrade dem Geliebten entgegen. Indem ſie ſich herzlich begrüßten, und in dieſem Augenblicke für nichts Anderes Augen und Ohren hatten, trat die kleine, runde Geſtalt des Vaters unbemerkt in die Stube, ſchlich leiſe heran und betaſtete Rudolphs Jagdtaſche, um ihren Inhalt zu erforſchen. Da ſie reichlich gefüllt war, bekam er Luſt zum Scherzen, winkte der Tochter, die ſeiner jetzt anſichtig ward, ihn nicht zu verrathen, ſtreckte ſeine kurzen Arme ſo hoch als möglich, und bedeckte Rudolphs Augen mit beiden Händen. Der Gefangene rang ſich behende los und that dem alten Männlein den Gefallen, über das Späßchen weidlich zu lachen.

„Nun, legt Eure Taſche ab und nehmt Platz!“ ſagte Herr Peter, um die Auslieferung der Küchengeſchenke zu beſchleunigen. Rudolph, den Wink verſtehend, langte einen Haſen, nebſt einigen Rebhühnern und Schnepfen hervor. „Ah! ſo ſeh' ich doch, daß Ihr an mich gedacht habt!“ jubelte der Krämer. „Gott vergelt's Euch!“ Dabei wog er immer die Gaben nach einander in der Hand. Lenore wollte ſie in die Speiſekammer tragen. Aber freundlich, wie er immer war, wenn er ein Geſchenk erhalten hatte, ſprach er: „Laß nur, laß! ich will's ſelbſt thun. Ihr junges Volk trennt Euch doch nicht gern von einander.“

Als er zurück kam, begann er, von dem Geheul im Walde zu ſprechen, und führte weitläufig alle Weiber und Kinder, die ihm bei Gelegenheit eines Einkaufs in ſeinem Laden davon erzählt hatten, als Zeugen an. Rudolph antwortete ihm, wie ſeiner Haushälterin: der Ruheſtörer ſey vermuthlich ein Wolf, den er morgen aufſuchen und ſchießen werde. „Hört," ſagte Petermännchen, „wenn Iſegrimm einen ſchönen Pelz hat, ſo bitt' ich mir ihn aus; ich kann ihn zum Winter brauchen." Lenore war im Stillen unzufrieden mit ihrem Vater, daß er nur ſeinen Vortheil im Auge hatte und nicht die Gefahr einer Wolfsjagd bedachte. Sie äußerte ihre Beſorgniß laut und bat den jungen Mann, ſein Vorhaben aufzugeben. Der Wolf, meinte ſie, werde den Forſt von ſelbſt wieder verlaſſen. „Pey Wiſchwaſch!" fiel der Vater haſtig ein. „Rudolph muß ihn ſchießen; das iſt ſeine Dienſtpflicht! Und ſoll ich mich denn vergebens auf den Balg gefreut haben?"

Auf dem Heimwege hörte Rudolph mit eigenen Ohren das Geheul im Walde. Es däuchte ihm aber weder die Stimme eines Wolfes, noch eines andern Raubthieres. Er wußte ſich die gräßlichen Töne, die ſich nur tauſend Schritte hinter ſeinem Wohnhauſe vernehmen ließen, nicht zu erklären. Waffenlos, folglich ſehr verwegen, ging er ihnen in der nächtlichen Finſterniß nach. Sie führten ihn zur höchſten Tanne des Waldes, die Königstanne genannt, und ſie ſelbſt ſchien der Aufenthalt des heulenden Ungethüms zu ſeyn. Da ſich in der ſtockdunkeln Nacht keine nähere Unterſuchung anſtellen ließ, begab er ſich nach Hauſe und lud für den folgenden Tag ſein beſtes Gewehr, ob ihm gleich ahnen wollte, daß ein ſchußfeſtes Weſen im Walde tobe, und daher für den künftigen Herrn Schwiegervater kein Winterpelz zu erbeuten ſeyn werde.

Mit Anbruch des Tages war er wieder bei der Königstanne, beſah ſie von unten bis oben, umging ſie mehrmals und entdeckte nichts. Indem er aber ſeinen Weg nach einer andern Waldgegend nehmen wollte, ſeufzt' es hinter ihm und flehte ſeinen Namen. Raſch ſich umſehend, fragt' er, wer ihn rufe. „Ein unglücklicher, in den Stamm dieſes Baumes eingebannter Geiſt;“ antwortete die Stimme, und bat kläglich um Erlöſung. „Dazu weiß ich keinen Rath;“ ſagte Rudolph. „O du kannſt mir ſehr leicht helfen!“ ſprach der Geiſt. „Siehſt du nicht an der Nordſeite des Stammes ein kleines, mit drei Kreuzen bezeichnetes Zäpflein? — Das zieh' heraus, dann iſt die Pforte meines Kerkers geöffnet, und ich bin dafür ewig dein Schuldner.“

Rudolph fand das Zäpflein, aber die Sache war ihm bedenklich und er nahm kein Blatt vor den Mund. „Ich hab' immer gehört,“ ſprach er, „daß man nur böſe Geiſter bannt; alſo wirſt du wohl kein Engel ſeyn, und ſo iſt es denn recht gut, daß du dich in enger Gewahrſam befindeſt.“

„O, wie hart beurtheilſt du mich!“ ächzte der Geiſt. „Wird nicht die Unſchuld auch unter euch Menſchen oft grauſam verfolgt? Und wär' es nicht ein falſcher Schluß, wenn man Jeden, den ein mächtiger Zwingherr in den Staub tritt, deßhalb für einen Taugenichts halten wollte? — Ich, der kein Waſſer trübt, fiel jüngſt — ich weiß nicht, warum — bei einem feindſeligen Zauberer in Ungnade, und wie Argliſt immer über Argloſigkeit ſiegt, ſo gelang es auch dem Böſewicht, mich in dieſe Falle zu locken. — Darum ſäume nicht, edler Weidmann, einen Unterdrückten zu retten.“

Rudolph ließ ſich bewegen, zog das Zäpflein heraus und trat einige Schritte zurück, um zu ſehen, was für ein Weſen erſcheinen würde. Da haſpelte ſich eine ungewöhnlich große, pechſchwarze Spinne, mit acht blitzenden Augen, aus der Höhle hervor, kroch am Stamme des Baumes herab, wandelte unten ein paar Spannen weit hochbeinig im Mooſe fort, und plötzlich verſchwand ſie. Aber, wie man eine Hand umkehrt, that ſich an derſelben Stelle die Erde auf, ein langer, dürrer Mann, mit ſpitzem Kinn, krummer Naſe und kleinen ſchielenden Augen, ſtieg hervor, grinste den Jäger freundlich an, lüftete ſeinen mit Gold verbrämten Federhut ein wenig und ſagte vornehm: „Ich danke.“ — Er trug einen feuerrothen Mantel, mit dem er ſich gleich bei ſeiner Ankunft viel zu ſchaffen machte, um ihn in Ordnung zu bringen und einen gewiſſen Uebelſtand damit zu verbergen; doch die Hülle war ein wenig zu kurz, und jemehr er ſie über einander ſchlug, deſto ſichtlicher ward es, daß er Bockfüße hatte.

Rudolph entſetzte ſich nicht; er hatte Muth, es mit dem argen Wichte aufzunehmen; aber es verdroß ihn, daß ſich der Lügner ſo weiß gebrannt hatte. Darum ſprach er mürriſch: „Seyd Ihr die ſchwarze Spinne, die dort im Baume ſteckte?“

„Ja!“ ſagte der Bockfüßler mit frechem Lachen. „Es war eine ſpaßhafte Verwandlung!“

„Hätt' ich das gewußt,“ verſetzte Rudolph, „ſo wär' ich kein Thor geweſen, Euch herauszulaſſen.“

„Daß doch in Eurer elenden Welt immer das Kleid den Mann macht!“ rief Jener. „Du würdeſt mir höflicher begegnen, hätte mir nicht mein verdammter Schneider den Mantel zu kurz geſchnitten und ein paar Ellen Tuch in ſeine Hölle geworfen. Aber ich werd' ihn dafür in die meinige holen. — Uebrigens war die Mühe, die du meinetwegen hatteſt, ſehr unbedeutend, und ich verlange ſie dennoch nicht umſonſt. Womit kann ich dienen? Beliebt dir ein Scheffelſack voll Dukaten? — Soll ich dein Gewehr zurüſten, daß es nie einen Fehlſchuß thut? — Oder willſt du wiſſen, wie man Holzdiebe feſt macht, daß ſie, indem ſie einen Baum umhauen wollen, mit der Axt in der Luft, erſtarren und verſteinern, bis du kommſt und ſie wieder lebendig prügelſt? — Das Alles ſind brauchbare Dinge für dich. Sprich nur, was begehrſt Du?“

„Nichts, gar nichts! Ich bin mit dem, was ich habe, zufrieden.“

„Du biſt der erſte Menſch, den ich ſo ſprechen höre. Der Glücklichſte will immer noch glücklicher werden. Könige beginnen Krieg, um mehr Land zu erobern; der Reiche wuchert, damit ſein Goldberg täglich wachſe; und wer zehn Orden hat, möchte gern den geſtirnten Himmel ſeines Kleides mit zwanzig Sternen erleuchtet ſehn. — Nur du, der doch gar nicht im Schooße des Glücks zu ſitzen ſcheint, nur du biſt zufrieden! — Haſt du vielleicht heimliche Schätze? Oder macht dich die Liebe ſo genügſam? — Ha! du wirſt roth! ich hab's getroffen!“ —

Indem Meiſter Valant ſo ſprach, ſchimmerte von fern eine weiße Geſtalt durch die Bäume. Es war Lenore, die ſich, von Angſt gedrängt, aus dem Hauſe geſchlichen hatte, um zu ſehen, ob dem geliebten Wolfsjäger ein Unglück begegnet ſey. Er ging ihr raſch entgegen, damit ſie nicht, näher kommend, den Rothmantel und ſein häßliches Fußwerk erblicken ſollte. Dieß entging zwar glücklich ihren Augen; doch ihn ſelbſt hatte ſie bemerkt und fragte, wer er ſey. Rudolph gab ihn für einen reichen Holzhändler aus, der mit ihm habe Geſchäfte machen wollen. „Und wie lief die Wolfsjagd ab?“ fragte ſie weiter. „Sehr ſchlecht!“ antwortete Rudolph. „Iſegrimm mag erfahren haben, daß ſein Pelz deinem Vater ins Auge ſticht; drum hat er ſich aus dem Staube gemacht.“

Mit dieſen Nothlügen gab er dem Mädchen das Geleit nach der Stadt. Der Rothmantel ſchlich ihnen von weitem nach und zog ſich erſt am Thore wieder zurück, als er ihren Eingang ins väterliche Haus beobachtet hatte.

Acht Tage darauf kam ein fremder junger Herr, der, ſchlank eingeknöpft in einen Reitrock von grünem Sammt, auf einem prächtigen Pferde ſaß, ſich aber ängſtlich an den Sattelknopf hielt, zum Thore herein, ſtieg vor Herrn Peters Hauſe ab, übergab ſeinen Schimmel einem ſtark vergoldeten Reitknechte, und ſprang mit gleichen Füßen in den Würzladen. Herr Peter, der eben eine hoch geſtellte Schachtel herab holte, erſchrack über den Glanz der blitzſchnellen Erſcheinung, glitt auf der Leiter aus, verſchüttete das Gewürz, zerriß ſich den Schlafrock, und kam noch zum Glück auf den Ladentiſch zu ſitzen, wo er freilich ein daliegendes Hundert thönerne Tabakspfeifen zermalmte. Er machte ſich aber ſchnell wieder auf die Füße, warf die Nachtmütze vom Kopfe und fragte mit Ehrfurcht, was zu Befehl ſtehe. Der ſammtene Herr, deſſen lange, knöcherne Finger mit Ringen von allen Farben bedeckt waren, ſetzte eine ungeheuer große, goldene Schnupfdoſe auf den Tiſch und bat in einem etwas gemeinen Sprachtone, ſie mit dem beſten vorhandenen Tabak zu füllen. „Ehe wir aber Eins ins andere reden,“ fuhr er fort, „berechnet mir, guter Freund, den Schaden, den ich vorhin anrichtete, da ich, nach meiner lebhaften Art, holter polter in den Laden hereinſprang.“

„O wie billig denkend und gnädig!“ rief der vergnügte Krämer. „Doch, wenn ich unterthänig bitten darf, keine Rechnung! Herrſchaften zahlen nach Belieben.“

„Alter Fuchs!“ ſagte der Grüne. „Ihr wißt ſchon, daß Ihr dabei nicht zu kurz kommt!“ Mit dieſem feinen Scherze zog er einen ſchweren Beutel hervor und warf ein Dutzend Dukaten auf den Tiſch, als ob es Rechenpfennige wären. Herr Peter, bis zu Thränen gerührt, ergriff die wohlthätige Hand und küßte ſie mit Inbrunſt.

Indeſſen kam Lenore, erſchrack über die Pfeifentrümmer und überſah darüber ganz den vornehmen Kundmann. „Ah! welche Sonne geht auf!“ rief Dieſer. „Iſt das Euer Töchterlein, alter Herr?“

„Zu hohem Befehl, Ew. Durchlaucht!“

„Das ſchöne Kind ſteht mir alſo zu Befehl?“ verſetzte lachend der Prinz. „Guten Morgen mein Liebchen!“

Er fuhr ihr mit der Hand nach dem Geſichte, um ſie in die Backen zu kneipen. Aber ſie entzog ſich der plumpen Liebkoſung; und ſchamroth über des Vaters zweideutige Höflichkeit, die dazu Veranlaſſung gab, floh ſie aus dem Laden. Grimmig ſah ihr der Alte nach und bat den verſchmähten Buhler de- und wehmüthig, ihre kleinſtädtiſche Blödigkeit nicht in Ungnaden aufzunehmen. Der großmüthige Herr lächelte verzeihend, bezahlte die Füllung ſeiner Doſe mit drei Dukaten und nahm Abſchied. Petermännchen ſprang mit Lebensgefahr über den Tiſch, um ihn zu begleiten, hielt ihm den Steigbügel, und erwartete nur einen Wenk, ihm beim Aufſitzen den Bock zu ſtehen. Doch ohne Begehren des lebendigen Fußſchemels, half ſich der Prinz, wiewohl ſehr ungelenk, auf ſein hohes Roß und ritt nach dem Gaſthofe. Der Krämer ſah an den Thüren und Fenſtern ſeiner Nachbarn forſchend umher, ob man den ſtattlichen Kunden bemerkt habe; und da er überall große Augen wahrnahm, ging er mit ſtolzen Schritten in ſein Gewölbe zurück.

Hier fand er Lenoren mit Wegräumung des Pfeifenſchuttes beſchäftigt. „O du Gans!“ fuhr er ſie an: „wie dumm führteſt du dich vorhin auf! Hätt'ſt dir's für eine Ehre ſchätzen ſollen, daß ein großer Herr, der mir um nichts und wieder nichts eine Mandel Dukaten ſchenkte, mit dir tändeln und liebäugeln wollte. Ja, wär's nur ein anderer Grünrock geweſen! Dem groben Tuche läufſt du nach, und vor dem Sammt, dem feinſten Sammt, nimmſt du Reißaus. O du Gans, du Hauptgans! Wer weiß denn, was ſich angeſponnen hätte? Gibts nicht Beiſpiele, daß ſich Fürſten mit Bürgerstöchtern vermählten? — Gott! zu was für einem Manne konnt' ich noch in meinen alten Tagen aufwachſen! Und was werd' ich nun? — Von Gottes Gnaden Schwiegervater eines armen Schluckers!“ —

Indem er ſo ſchalt, ſammelte das gute Märchen ſtill duldend die zerbrochenen Pfeifen und entfernte ſich mit naſſen Augen.

Um ſich von ſeiner Aergerniß auf eine angenehme Weiſe zu erholen, beſah der Harpax die ſchönen Dukaten, legte ſie auf die Goldwage, fand ſie alle mehr als vollwichtig und küßte dafür einen nach dem andern. Er prüfte eben den letzten, als ſein hoher Wohlthäter plötzlich wieder in den Laden hereinſchoß und ihm, da die Dukaten und die Wage nicht ſchnell genug verſteckt werden konnten, ſcheltend zurief: „Was macht Ihr da? Einem geſchenkten Gaule muß man nicht ins Maul ſehen.“ — Aber ſogleich wieder gut gelaunt, beklagte er ſich in einem vertraulichen Tone, daß im Gaſthofe kein anſtändiger Biſſen für einen Mann ſeines Standes zu haben ſey. „Bedenkt,“ ſprach er, „man wollte mich, den kaum der beſte franzöſiſche Koch befriedigen kann, mit einem Häring abſpeiſen.“ —

„Ha, ha, ha! mit einem Schneiderkarpfen!“ — rief Herr Peter.

Der Grüne ward roth, und mitten im Laden, wo die beiden Sprechenden allein waren, erſcholl ein wildes Gelächter. „Wer lachte da?“ ſagte der Krämer beſtürzt. „Gelacht hätte jemand?“ verſetzte der Sammtrock. „Es muß wohl auf der Gaſſe geweſen ſeyn.“

Herr Peter ſchüttelte bedenklich den Kopf, ſchlug ſich aber die Sache ſchnell aus dem Sinne, weil ſein Dichten und Trachten jetzt darauf gerichtet war, dem Fremden noch mehr Dukaten abzulocken. In dieſer Abſicht erbot er ſich, ihm binnen zwei Stunden mit einer leidlichen Mahlzeit aufzuwarten. Der Sammtrock, der die Armſeligkeit des Gaſthofes vorſätzlich übertrieben hatte, um mit Lenoren zu ſpeiſen, nahm die erwünſchte Einladung dankvoll an.

Als er mit dem Verſprechen, zu rechter Zeit wieder zu kommen, in den Gaſthof zurückgegangen war, lief Petermännchen zu ſeiner Hausehre, verkündigte ihr den hohen Gaſt, und bat ſie um Gottes Willen, ſich zu tummeln. Sie erſchrack über die Anmeldung, weil ſie dem Förſter gewogen war und ſchon die Schwindelgedanken ihres Eheherrn, der Schwiegervater eines Fürſten zu werden, von Lenoren erfahren hatte. Doch, den Hausfrieden liebend, ſetzte ſie ſich ohne Widerſpruch in Bewegung, das Beſte aufzutiſchen, was Küche und Keller vermochten. Indeſſen fegte Herr Peter eigenhändig mit Beſemen das Haus, wuſch das Silberwerk, putzte die Meſſer, deckte den Tiſch und zündete Räucherkerzchen an. Lenore wollte ihn dieſer unmännlichen Geſchäfte überheben; er jagte ſie aber in ihr Kämmerlein, mit dem Befehl, ihre beſten Kleider anzulegen.

Zur Tiſchnachbarſchaft des Sammtrocks gezwungen, mußte ſie, von des Vaters drohenden Blicken bewacht, die widerlichen Schmeicheleien und Liebeleien des albernen Menſchen geduldig ertragen. Er betheuerte: er habe alle Höfe von Europa beſucht, aber nirgend eine Prinzeſſin gefunden, die mit ihr an Schönheit zu vergleichen ſey. „Horch, horch!“ rief der Vater ſchmunzelnd: „Aber Ew. Königliche Hoheit ſagen damit wohl zuviel!“ — „Nein, nein!“ entgegnete der Gaſt: „Doch Ihr, mein Freund, betitelt mich zu hoch. Ich bin nicht Fürſt, bin nur Graf — der Erbgraf von Hahnenfeld — und ich preiſe mich glücklich, daß ich kein Kronprinz bin: denn als ſolcher könnt ich mich nicht nach meiner Neigung vermählen. Aber mein gnädiger Vater, der regierende Graf, läßt mir darin freie Hand. Er iſt überhaupt ein lieber, herrlicher Mann. Ihr ſollt ihn kennen lernen. Seine Grafſchaft liegt zwar über hundert Meilen von hier; er befindet ſich aber jetzt auf einer Reiſe, die ihn durch dieſes Städtchen führt, und ich bin eben im Begriff, ihm entgegen zu reiten. Heute über acht Tage treffen wir mit einander hier ein, und ſpeiſen Mittags bei Euch, wenn ſich Mütterchen der Mühe unterziehen will, die Küche für uns zu beſtellen.“

„Mit tauſend Freuden!“ rief Petermännchen haſtig in ihrem Namen. Sie mußte ſich denn auch bereitwillig ſtellen; doch äußerte ſie Beſorgniß, daß der regierende Herr

Graf mit ihrer geringen Bewirthung nicht zufrieden ſeyn würde. „Macht Euch kein Bedenken, liebes Frauchen!“ verſetzte der Erbgraf. „Ihr bewieſet mir ſchon heute, wie meiſterlich Ihr die Kochkunſt verſteht. Es ſchmeckte mir in meinem Leben nicht ſo gut, als an Eurem Tiſche, ungeachtet mein Vater dem Könige von Frankreich zwei ſeiner trefflichſten Köche abſpänſtig gemacht hat und eine Tafel führt, wie kein Fürſt in der Welt. Dennoch wird er ſich gewiß auch recht dick hier eſſen, der alte Herr. Er liebt zur Abwechſelung tüchtige Hausmannskoſt, und ſie wird ihm doppelt behagen, wenn Ihr ihm Geſellſchaft dazu bittet. Ladet auf ſeine Koſten die Vornehmſten der Stadt zum Mittagsmahl ein, damit ſie mit eigenen Augen ſehen, wie Grafen Euch ſchätzen. Auch kann's wohl geſchehen, daß Euch mein Vater etwa nach der Tafel einen gewiſſen ehrenvollen Antrag thut, den die mundaufſperrenden Zeugen wie ein Lauffeuer durch die Stadt verbreiten werden, wodurch Euch denn die Mühe der öffentlichen Bekanntmachung erſpart wird.“ —

Er ſchielte Lenoren zärtlich an; ſie ſchlug, betrübt über den ihr bevorſtehenden Kampf, die Augen nieder; der Vater aber wußte ſich vor Freude und Stolz nicht zu faſſen. Als ihm vollends der Erbgraf beim Abſchiede die genoſſene Mahlzeit mit fünfzig Dukaten bezahlte, fuhr ihm ein ſolcher Nagel in den Kopf, daß kein Auskommen mehr mit ihm war. Er hatte noch Tages zuvor, bei den damaligen Spottpreiſen der über's Meer herkommenden Waaren, ſehr gern für einen Pfennig Gewürz verkauft, und Alle, die ihn ſo bedeutend in Nahrung ſetzten, um fernern Zuſpruch gebeten: nun aber trieb er jeden Pfennigkunden mit Hohn aus dem Laden und gab auf der Stelle ein Geſetz, daß ſich künftig niemand mehr unterfangen ſolle, ihn wegen ſolcher Kleinigkeiten in ſeiner Ruhe zu ſtören.

Noch patziger war er gegen den Förſter, der Abends zum Beſuch kam. „Hört,“ ſprach er, „Ihr habt ein Auge auf meine Tochter; aber höhere Blicke wenden ſich nach ihr, und ſie iſt nicht geboren, in Eurer Waldhütte zu verſauern. Betretet daher als Liebhaber und Freier meine Schwelle nicht mehr! Uebrigens bin ich Euer Freund und bleib' Euch gewogen.“ Rudolph erſtarrte; indem aber der alte Uebermüthler den Rücken wandte, drückte Lenore dem beſtürzten Jüngling die Hand und ſagte ihm in's Ohr: „Dein bis in den Tod!“ — Da ging er getröſtet von dannen.

Die eingeladenen Großen der Stadt waren bereits in ihren Feierkleidern zum Schmauſe verſammelt, als ein ſechsſpänniger Wagen vorfuhr. Die Grafen von Hahnenfeld ſaßen darin. Herr Peter, der ſchon lange auf der Lauer geſtanden hatte, riß den Wagenſchlag auf und wollte den regierenden Herrn herauslangen. „Das geht mit Seiner Hochgräflichen Gnaden nicht ſo ſchnell!“ ſagte ein Bedienter, indem er ein zierliches Fußbänkchen unter den Tritt ſetzte. Jetzt bewegte der Graf ſeine wunderlich bekleideten Füße heraus. Er trug rothe Halbſtiefeln, vorn mit einer ellenlangen ſilbernen, aufwärts gekrümmten Spitze, auf welcher ein goldener Hahn, in der Stellung eines krähenden, mit ausgebreiteten Flügeln und offenem Schnabel, ſtand. Dieſe Fußrüſtung, die allenfalls bei einem Fauſtkampfe wie ein Koſackenſpieß brauchbar geweſen wäre, ſchien zum Gehen nicht bequem. Der Graf humpelte, von zwei Bedienten unterſtützt, gar mühſam aus dem Wagen in's Haus.

Die demüthigen Kleinſtädter bückten ſich unmäßig tief und lange vor dem anwackelnden regierenden Herrn, den jetzt, wie manchen andern Regenten, ſeine Diener regierten. Als ſich die gebeugten Kriechlinge nach und nach wie vernünftige Menſchen wieder aufgerichtet hatten, ſahen ſie ſtarr auf die gewappneten Füße. Der Graf, das bemerkend, ſagte lächelnd: „Wundern ſich die Herren, daß ich auf einem ſo großen Fuße lebe? — Es iſt die neueſte franzöſiſche Mode oder vielmehr die Auferſtehung einer alten, die ſchon ſeit Jahrhunderten begraben und vergeſſen war. Als ich mich vor zwei Monaten am franzöſiſchen Hofe befand, hatte ſie der König eben wieder vom Tod erweckt: er erſchien mit Schnabelſchuhen, die volle zwei Ellen lang waren. Ich ſcherzte mit Seiner Majeſtät darüber. Iſt es nicht genug, ſagt' ich, daß Könige lange Hände haben? Wollen ſie auch mit den Füßen herrſchen und erobern? — Nein, lieber Graf! antwortete Seine Majeſtät und klopfte mich auf die Achſel: Wir brauchen nur dazu einen großen Fuß, damit die Länder, die wir darunter bringen, fein Platz haben. — Aber, wie man den Königen immer nachäfft, ſo thaten's auch die Pariſer Hofſchranzen, obwohl dergleichen Männlein keine Länder unter den Fuß bringen konnen, ſondern ſich mit Eroberung eines günſtigen Monarchen- oder Frauenblicks begnügen müſſen. Sie ſtorchten nach wenigen Tagen insgeſammt mit Rieſenſchuhen herum, und die meiſten trugen vorn an der Spitze klingende Schellen, die ſich beſſer an ihre Kappen geſchickt hätten. — Der König neckte mich ſo lange, bis ich mir endlich ſelbſt den Narrentand anſchaffte. Ich ließ, ſtatt der gar zu geckenhaften Schellen, mein Wappenbild, den Hahn, darauf ſetzen, und er iſt auch nicht ſtumm, das ſollen die Herren gleich hören.“ —

Die hohe Perſon beugte ſich jetzt zu den Hähnen hinab, berührte ſie mit dem Zeigefinger und ſie krähten wie lebendig und ſchlügen dazu mit den Flügeln. Den Anweſenden grieſelte die Haut. „Seht, meine Herren,“ ſagten Hochdieſelben, „das iſt ein franzöſiſches Kunſtwerk! Das macht mir einmal in Deutſchland nach!“

Eben trat der Stadtpfarrer, der ſich etwas verſpätet hatte, in ſeiner Amtskleidung herein. Der Graf ſchnitt ihm, zum Dank für ſeine ehrerbietige Verbeugung, ein zorniges Affengeſicht, und bediente ſich, wie von einer Uebelkeit angewandelt, ſeines Riechfläſchchens. Der Anfall ging indeſſen vorüber. Als jedoch, nachdem die Suppe aufgetragen war, der Pfarrer das Tiſchgebet zu ſprechen begann, ſchien dem Grafen von neuem unwohl zu werden: er verzerrte das Geſicht noch häßlicher, als zuvor, hinkte an's Fenſter, riß es auf, ſteckte den Kopf hinaus und zog ihn nicht eher wieder zurück, bis der Pfarrer das Gebet vollendet hatte. Der Wirth nöthigte nun den erhabenen Gaſt, der wieder mit ruhiger Miene vom Fenſter zurückkam, an die Oberſtelle der Tafel, und wollte ihm den Geiſtlichen, als den vornehmſten der einheimiſchen Gäſte, an die Seite ſetzen; allein der regierende Herr, dem dieſe Anordnung nicht beliebte, ſpielte ohne Umſtände, wiewohl er ſich auf einem fremden Gebiete befand, den Regenten: er faßte mit der einen Hand ſeinen Sohn, mit der andern Lenoren, und zog ſie links und rechts auf die Stühle neben ſich nieder.

Es war ſonderbar, daß der Erbgraf, der acht Tage zuvor eine ſehr geläufige Zunge beſaß und das gute Vernehmen mit ſeinem Vater rühmte, jetzt in Gegenwart deſſelben ſtumm, ſcheu und blöde war, als ob er nicht drei zählen könnte. Deſto beſſeres Mundwerk hatte der regierende Herr. Nur ließ er ſich meiſtens mit ſo ſeltſamen Meinungen heraus, daß ihm die ganze Tiſchgeſellſchaft hitzig widerſprochen haben würde, wenn nicht ſein Rang den zaghaften Spießbürgern ein Schloß vor den Mund gelegt hätte.

Als unter andern die Rede davon war, daß man einen nahen Krieg befürchte, rief der erlauchte Herr: „Ei, was befürchten! Der Krieg iſt eine fröhliche Menſchenjagd, eine wahre Fürſtenluſt!“ — Und ſeht Ihr nicht ſeine Nothwendigkeit ein? Die Menſchen wachſen wie Unkraut und würden bald keinen Raum mehr auf der Erde haben, wenn nicht des wohlthätigen Kriegegottes eiſerne Fauſt von Zeit zu Zeit den lebendigen Ueberfluß unter die Erde ſchaffte.“

Ebenſo wunderſam waren ſeine Ausſprüche, als man nachher über Mißwachs und Theurung klagte und die Kornwucherer verwünſchte. „Scheltet mir die wackern Leute nicht!“ fiel er dem Sprecher in's Wort. „Es ſind unentbehrliche Frohnvögte, die das träge Menſchengeſchlecht mit der Geißel des Hungers zur Thätigkeit treiben. Beſonders ſind wir Großen ihnen Dank ſchuldig. Sie ſorgen dafür, daß wir uns nicht ſelbſt die Schuhe putzen müſſen: denn wer würde für Andere knechten und arbeiten, wenn er ſich täglich für ein paar Heller ſatt eſſen könnte? — Darum ſollte man um jene verdienſtvollen Männer eine allgemeine Landtrauer anlegen, wenn ſie bei plötzlichem Fallen der Getreidepreiſe zum Strick greifen und aus dem hänfenen Fenſter heraus der Welt, der ſie nichts mehr nützen können, Valet ſagen.“

Als der Nachtiſch aufgeſetzt wurde, lehnte ſich der edle Herr gemächlich im Stuhle zurück, legte die Hände gefaltet auf die Bruſt, ließ die Daumen umeinander herumſpielen und ſagte: „Ich bin heute überaus heiter! Warum haben wir nicht Muſik?“

„Ew. Hochgräfliche Gnaden verzeihen,“ antwortete der Wirth, „damit iſt's in unſerem Neſte gar ſchlecht beſtellt. Wir haben nur drei Fiedler, deren wir überdieß heute nicht habhaft werden können, ſintemal ſie bei einer großen Bauernhochzeit, die acht Tage dauert, mit ihren Cremoneſer Geigen aufwarten. Wollten aber Ew. Gnaden geruhen, ſich mit Zitherſpiel und Geſang zu begnügen, ſo würde mein gegenwärtiger Herr Gevatter, der Cantor Gabriel, nicht ermangeln, ſich unterthänig hören zu laſſen.“

Herr Gabriel, der dem bekannten Sprüchwort: Cantores amant humores, nachgelebt und weidlich gezecht hatte, ward noch röther, als er ſchon war, und winkte dem Herrn Gevatter mit der Hand, ihn in Ruhe trinken zu laſſen. Doch der Graf ſagte: „Alſo ſitzt ein Namensvetter des berühmten Engels Gabriel mit uns zu Tiſche? — Nun, die Engel ſind vortreffliche Sänger und Harfner; daher bin ich lüſtern, den Herrn Cantor ſingen und ſpielen zu hören, weil er ohne Zweifel ſeinem Engelnamen keine Schande machen wird.“

Der Cantor erhob ſich vom Stuhle und lallte mit ſchwerer Zunge: „Der erlauchte Herr denken zu günſtig von meiner Wenigkeit. Ich bin leider ein Stümper und bitte geziemend, mir den Beweis davon gnädig zu erlaſſen.“

Da ſprang Herr Peter haſtig auf, trippelte hin zum Cantor und ſagt' ihm in's Ohr: „Gevatter, ſperrt Euch doch nicht! Es kann Euch eine Hand voll Dukaten einbringen und am Trunk ſollt Ihr nichts einbüßen; Ihr könnt morgen zwei Flaſchen Wertheimer gratis bei mir abholen laſſen.“

Das waren Bewegungsgründe, denen Herr Gabriel nicht widerſtehen konnte. Er ging mit ſchwankenden Schritten nach Hauſe, holte ſeine Zither und fragte bei der Rückkunft den Grafen: ob er ein ernſtes oder ſcherzhaftes Lied befehle.

„Gebt uns ein luſtiges Stück!“ ſagte der Graf.

„Das vom zerbrochenen Satan, Herr Gevatter!“ ſchrie der fröhliche Wirth.

„Vom zerbrochenen Satan?“ — rief der Graf, hell auflachend. „Das will ich hören!“

Der Zitherſchläger ſang, nach einem kurzen Vorſpiele, folgende wilde Poſſe:

Als der Teufel herunter vom Himmel fiel,
Da ging er morſch entzwei,
Seine Glieder wurden der Winde Spiel
Und flogen umher wie Spreu.

Auf den Boden des Landes Hiſpania
Ward das Haupt vom Sturm geſä't!
Drum wuchs der Kürbis des Hochmuths allda,
Der ohne Verdienſt ſich bläht.

Die Bruſt und das ſchwarze Herz darin,
Die kamen in Welſchland an Bord:
Drum herrſchet dort viel hämiſcher Sinn,
Und Rachgier und Meuchelmord.

Der Magen und Bauch zuſammengeſellt,
Erreichten in Deutſchland ihr Ziel:
Drum ſchmauſet man hier ſo gern und hält
Auf volle Becher viel.

Die Beine drehten ſich lang' im Ring',
Und endlich nach Frankreich hinein:
Drum iſt der Franzos ein ſo regſames Ding,
Und kann nie ruhig ſeyn.

Nach Algier reiſ'te die eine Hand,
Die andre nach Tunis hin:
Drum ſticht man dort, von Habſucht entbrannt,
In's Meer nach Raubgewinn.

Die Zunge, vom Teufel zerbiſſen vor Wuth,
Flog ſtückweis in alle Welt:
Drum ſchwärmt überall der Lügen Brut,
Und Wahrheit räumet das Feld.

Der regierende Herr wollte während des Geſanges immer vor Lachen berſten. „Das iſt ein erzſchnurriges Ding!“ rief er am Ende. „Der Teufel ſelbſt, wenn er hier wäre, würde ſich darüber freuen; denn ungeachtet ihn das Lied unbarmherzig zerbröckelt, befindet er ſich doch nach den neueſten Nachrichten im beſten Wohlſeyn.“

Hierauf zog er einen ſchweren, mit Gold gefüllten Beutel aus der Taſche, legte ihn auf einen Teller und ſagte zu dem hinter ſeinem Stuhle ſtehenden Bedienten: „Bring' das dem wackern Sänger zur Erkenntlichkeit für das mir gemachte Vergnügen.“ — Mit der feurigſten Dankbarkeit küßte der Beſchenkte des hohen Gebers Hand und Kleid. „Nehmt fürlieb, mein Freund!“ ſagte der Graf. „Und ſollt' es Euch über kurz oder lang hier nicht mehr gefallen, ſo kommt an meinen Hof und ſeyd der Beſtallung zum Tonmeiſter mit gutem Gehalte gewärtig.“

Gleich nachher gab er durch Erhebung vom Stuhle das Zeichen zum allgemeinen Aufſtande.

Nachdem man ihm die Mahlzeit mit den unterwürfigſten Bücklingen geſegnet hatte, führte er Lenoren und ihre Eltern an ein Fenſter, winkte ſeinem Sohne und ſagte: „Nun, Erzgräfchen, fädle deine Sache hübſch ein! Du verſtehſt ja das Einfädeln!“ —

Aber der junge Herr ſchlug erröthend die Augen nieder, und geberdete ſich eine Weile wie ein Dümmling, der nicht weiß, was er ſagen ſoll. Endlich hob er ſchwerfällig an: „Jungfer Lenore, die hellen Strahlen Eurer unvergleichlichen Schönheit, vereinbart mit Tugendzier, haben — machen —“ Da blieb er ſtecken und rieb und wand die Hände ſo ängſtlich, daß ſeine vielen Ringe hätten Feuer geben mögen.

„Du biſt ja heute ganz verblüfft!“ ſagte der regierende Herr. „Fängſt da eine Salbaderei an, als hätte ſie dir ein alter Schulmeiſter eingetrichtert, und auf Einmal ſtockt dir das Wort im Munde. So muß ich wohl ſelbſt für dich ſprechen.“ — Er that nun Lenoren im Namen des Stummen eine förmliche Liebeserklärung, und verſicherte ſeiner Seits, daß er als zärtlicher Vater die etwas ſtarke Mißverbindung, die ſeine hohen Standesgenoſſen freilich ſehr tadeln würden, genehmigen wolle. Er forderte nun auch des Mädchens Eltern auf, gleichfalls ihre Einwilligung zu ertheilen.

„O, wir Armen, wir Unwürdigen!“ ſagte Herr Peter mit Freudenthränen: „wie könnten wir uns einen Augenblick bedenken, das hohe Glück, das unſerer Tochter ſo herablaſſend geboten wird, mit unterthänigſter Danknehmigkeit zu empfangen?“

Aber die Mutter ſprach muthig: „Gleich und Gleich geſellt ſich gern, gnädiger Herr, und nur Gleich und Gleich iſt miteinander zufrieden und glücklich. Unſere Tochter liebt den jungen Forſter, der draußen im Walde wohnt, und ich kenne ihr Gemüth, daß ſie ihn um keinen Prinzen vertauſchen würde. Was hat auch eine arme bürgerliche Dirne von einem vornehmen Gemahl zu erwarten? — Verachtung und Verſtoßung, ſobald die Röslein auf den Wangen verblüht ſind; und ſie verblühen ſo ſchnell, als die im Garten. Das iſt denn kurze Freud und langes Leid. Alſo verzeihen Hochdieſelben, daß ich mich im Namen meiner Tochter, die zu furchtſam iſt, frei von der Leber weg zu ſprechen, für die ihr zugedachte Gnade höflich bedanke."

„Thörichte Frau!" ſchalt der Krämer, mit dem Fuße ſtampfend: „Du redeſt ſo einfältig, daß ich mich vor Seiner Hochgräflichen Gnaden deiner ſchäme." — Er wandte ſich dann zu Lenoren: „Ich hoffe, du biſt klüger als dein Advokat. Sprich alſo ſelbſt, ob du die Hand des jungen Reichsgrafen, der einſt Land und Leute regiert, ausſchlagen willſt?"

„Ja Vater!" ſagte ſie ſanft, doch feſt. „Ich gelobte Rudolphen ewige Liebe und Treue."

„Liebe hin, Treue her!" rief er wild. „Bei Lieb' und Treue kann man verhungern."

Der regierende Herr nickte Beifall.

„Ich befehle dir," tobte Jener fort, „als Vater und Hausherr befehl' ich dir, dem Jäger den Korb und dem Herrn Grafen das Jawort zu geben."

„Nein, eher ende mein Leben auf der Stelle!" ſeufzte Lenore mit einem Blick gen Himmel.

„Nun, ſo ruf' ich denn alle Häupter der Stadt, die mit Erſtaunen um mich her ſtehen, zu Zeugen an, daß ich eine erzungehorſame Tochter habe!" ſchrie Herr Peter und ſchlug die Hände über dem Kopfe zuſammen. „Aber ich will meine väterliche Gewalt brauchen — ich will züchtigen, einſperren, hungern laſſen —“

„Ruhig, Männlein, ruhig!“ ſagte der regierende Herr und richtete ſehr gelaſſen und bedächtig an Lenoren die Frage: ob ſie in dem Falle, daß ſie von Rudolph ihres Gelübdes freiwillig entlaſſen würde, den Erbgrafen heirathen wolle.

Sie ſchwieg einige Augenblicke, weil ſie die Frage keiner Antwort werth hielt. Doch da ſie nicht befürchten durfte, von dem treuen Jüngling leichtſinnig aufgegeben zu werden, und ſie ſich wenigſtens für jetzt Luft ſchaffen wollte, ſo ſprachen ihre Lippen ein leiſes Nothja, indem ihr Herz zugleich Nein ſagte.

„Vorfahren!“ rief der Graf einem Bedienten zu. Seine Prachtkutſche, die in einiger Entfernung noch beſpannt hielt, raſſelte vor die Thür. Er beurlaubte ſich von der Geſellſchaft, mit der Verſicherung baldiger Rückkunft, ließ den Erbgrafen gleichſam zum Pfande da, ſetzte ſich in den Wagen und befahl, nach dem Forſthauſe zu fahren.

Martha ſah neugierig aus dem kleinen, in einen grünen Rahmen gefaßten Fenſter, als die hohe Herrſchaft angerollt kam. Rudolph war eben tiefer in den Wald gegangen, um der Abendkühle eines heißen Tages zu genießen und in düſterer Einſamkeit ſeinem Kummer nachzuhängen: denn er wußte, daß die große Gaſterei in Peter Griffling's Hauſe den Zweck hatte, ihm ſein Mädchen abwendig zu machen. Ein gräflicher Bedienter fragte nach ihm. Martha, die ſteif und feſt glaubte, der königliche Landesherr ſitze draußen in der Kutſche, warf mit Angſt und Zittern ihren Sonntagsmantel um, und machte ſich ſchnell auf die Füße, um ihren Herrn aufzuſuchen. Des Grafen ſechs Rappenhengſte trabten und ſchnoben hinter ihr her. Zum Glück hatte das alte Weiblein, das mit fliegendem Mantel vorankeuchte, nicht lange nöthig, die angreifende Rolle eines herrſchaftlichen Läufers zu ſpielen, weil Rudolph ſchon in der Gegend der Königstanne, die unweit des Fahrwegs ſtand, der im Walde ſo ſeltenen Erſcheinung eines Sechsſpänners mit Verwunderung entgegen kam.

„Seyd ihr der Förſter Rudolph?“ rief der Graf, und ließ ſich nach erfolgter Bejahung aus dem Wagen heben. Er ging mit dem jungen Manne, den er vertraulich unter den Arm faßte, eine Strecke waldein, um die vorhabende Unterhandlung nicht von ſeinen Leuten behorchen zu laſſen. Es war ein beſchwerlicher Gang für ihn, weil ſich ſeine langen Schuhſchnäbel beinahe von Schritt zu Schritt in dem Geſtrüppe verfingen. Da er jedoch die Mühe, ſich immer wieder loszuwickeln, nicht ſcheute, ſo ward die nöthige Entfernung endlich erreicht, und er begann: „Ich bin der regierende Graf von Hahnenfeld. Mein einziger Sohn ſah vor acht Tagen des Kaufmanns Griffling artig Tochter, verliebte ſich in ſie und beſtand darauf, das Dirnlein zu heirathen. Ein toller Einfall; doch ich gab nach. Wir thaten heute die Anwerbung. Da erhielten wir von Lenoren den Beſcheid: ſie ſey ſchon mit dir verplämpert und müſſe dir Wort halten; wenn du aber, um ihrem Glücke nicht im Wege zu ſtehen, freiwillig zurückträteſt, ſo wolle ſie den Erbgrafen heirathen.“

„Das hätte Lenore geſagt?“ fiel ihm Rudolph finſter in's Wort.

„Sie hat's geſagt!“ erwiederte der Graf. „Vielleicht mit zwei oder drei andern Wörtlein, die aber denſelben

Sinn hatten. Nun kommt's darauf an, ob du das Mägdlein zur Gräfin und dich — zum Oberlandjägermeiſter erheben willſt. Dieſen Poſten mit Adelswürde verſpreche ich dir, und kann es mit Sicherheit, weil ich am Hofe deines Königs, wie an allen Höfen, viel gelte, und alles durchſetze, was mir beliebt. Die geheimen Räthe und die Hofnarren, die Beichtväter und die ſchönen Hoffräulein — kurz, alle ſolche Leute, von welchen ſich die Herrſcher beherrſchen laſſen, lenk' ich wie Gliederpuppen, und ſie tanzen, wie ich pfeife. Darum kannſt du dich auf die verſprochene Beförderung feſt verlaſſen.“

Rudolph ſah ihm ſcharf auf die Füße und ſagte: „Mich däucht, Ihr ſeyd Derſelbe, den ich ſchon vor vierzehn Tagen hier, wo wir ſtehen, mit verſchiedenen Anerbietungen zurückwies.“

„Das möchte wohl ein Irrthum in der Perſon ſeyn;“ entgegnete der Graf.

„Mit nichten!“ ſprach Rudolph. „Ihr ſeyd, trotz Eurer etwas veränderter Geſtalt, der gefährliche Geiſt, der in dieſe Tanne gebannt war, und den ich aus gutmüthiger Einfalt befreite.“

„Du Vogel, kennſt mich noch gut!“ rief Jener lachend. „Alſo thu' auch, was ich verlange; denn ich habe Macht, dir zu ſchaden.“

„Ja, wäre nicht Einer über uns, der mächtiger iſt, denn du!“ verſetzte Rudolph. „Du kannſt mir eben ſo wenig ein Haar krümmen, als dem Doctor Luther, der dir vor einigen Jahren ſein Tintefaß an den Kopf warf.“

„Was rührſt du die alte Geſchichte auf?“ griesgramte der Geiſt. „Wir haben nichts weiter miteinander zu ſprechen. Bleib, was du biſt! Lenore heirathet dennoch den Erbgrafen. Ich verlaſſe mich auf die feile Seele, den Vater! Der wird, wenn ich ihm Geld genug biete, dein Liebchen ſo lange peinigen, bis es gehorſamt.“

Mit dieſer Drohung ging er fort; aber ſo langſam wie eine geizige Frau, die mit einem Kaufmanne nicht Handels eins werden konnte, und von Schritt zu Schritt erwartet, daß er ſie zurück rufen und ihr die gefeilſchte Waare um das darauf gebotene Spottgeld überlaſſen werde.

Indeſſen überlegte Rudolph die Sache. Ueberzeugt, daß Herr Griffling, mit Höllengold beſtochen, das treue Mädchen grauſam mißhandeln werde, ſann er ängſtlich auf ein Mittel, dem Beſtecher die Hände zu binden. Er hatte bald einen klugen Einfall. „Ihr ſeyd verdammt kurz angebunden!“ rief er dem forthinkenden Fliegenfürſten nach. „Worauf trotzt denn ein ſo ohnmächtiger Geiſt, den ein Geiſterbanner zu einer Spinne zuſammendrücken und in ein Baumhöhlchen einſpünden konnte? — Ich wette darauf, Ihr vermögt es nicht, Euch von ſelbſt in ſo ein kleines Weſen zu verwandeln und in das enge Behältniß zu preſſen.“

„Ho! ho! das wär' mir ein Spaß!“ rief Meiſter Valant mit Hohnlachen.

„Ich glaub's nicht eher, bis ich das Kunſtſtück ſehe;“ verſetzte der Weidmann. „Und die Neugier plagt mich dergeſtalt, daß ich mich allenfalls, wenn Ihr mir den Hokus Pokus auf der Stelle macht, aus Erkenntlichkeit entſchließe, etwas nachgiebiger zu werden.“

Plötzlich verſchwand die Grafengeſtalt; eine ſchwarze Spinne lief an der Königstanne hinauf und kroch in den alten Kerker. Blitzſchnell verſchloß ihn der Jäger mit dem dreimal bekreuzten Zäpflein, das er noch immer ohne daran zu denken, mit ſich herumgetragen hatte. Es meldete ſich aber ſelbſt, als der Fliegenfürſt die Unterhandlung trotzig abbrach. Da bewegt' es ſich, ſeine Dienſte gleichſam anbietend, lebhaft in der Taſche und leitete damit den jungen Mann auf den Gedanken, den er jetzt glücklich ausführte.

„Holla, mach' auf!" rief inwendig der ſchwarze Kanker. „Was ſoll das bedeuten?"

Des Jägers Antwort waren ein paar Schläge mit dem Flintenkolben, womit er das Zäpflein feſter einklopfte.

Und indem er ſich hierauf nach der Straße kehrte, verwandelte ſich vor ſeinen Augen die gräfliche Kutſche in einen Strohwiſch, den ſechs geflügelte, mit Zwirnfaden angeſträngte Heuſchrecken in die Luft führten.

„O, ich dummer Teufel!" ſchrie der Gefangene. „Da ließ ich mich abermals von einem Menſchen überliſten! — Was hilft's, ich habe verſpielt, und mache dir förder dein Liebchen nicht ſtreitig. Zieh' alſo getroſt das Zäpflein wieder heraus! Ich will dir dann auch erzählen, wie es ſich mit dem vorgeblichen Erbgrafen verhält, damit du ihm ohne Umſtände die Thür weiſen kannſt."

„Erzähle nur, erzähle!" ſagte Rudolph. „Mit dem Zäpflein hat es noch Zeit."

„Mein ſogenannter Erbgraf," begann der Unhold, „iſt ein armſeliger Schneider, und zwar derſelbe, der mir, um Tuch zu ſtehlen, meinen Mantel zu kurz ſchnitt. Ich wollt' ihm darüber zu Leibe. Da ſtellte Meiſter Knopf — ſo heißt der Schuft — demüthig vor: die begangene Deube ſey ſo geringfügig und überdieß ſo gewöhnlich, daß ſeine wenige Perſon unmoglich die Hölle damit verdient haben könne. Er wolle ſich jedoch mir verſchreiben und ergeben, wenn ich ſeine Neigung zu hübſchen Weiblein befriedigte und ihm die ſchönſte Dirne, die ich aufgabeln könne, verſchaffte. — Nun weiß ich ſelbſt nicht, warum ich auf das elende Schneiderlein ſo verſeſſen war, da doch tauſend fettere Höllenbraten täglich für mich gar werden. Kurz, ich ließ mich in den Handel ein, erniedrigte mich zu ſeinem Kuppler, und verſprach ihm Lenoren, die ich ein paar Tage zuvor, als ſie mit dir aus dem Walde nach der Stadt ging, geſehen hatte. Meiſter Knopf, mit Gelde reichlich von mir verſorgt, ritt hierher, gab ſich für den Sohn eines regierenden Grafen aus, und ich — als hätt' ich ſonſt nichts zu thun! — beſchäftigte mich heute damit, die Rolle ſeines Vaters zu ſpielen. Ich ſage mich aber, da ich ſeinetwegen hier in der Tinte ſitze, ganz von ihm los. Geh' hin und wirf ihn aus dem Hauſe! — Nun hab' ich das Meinige gethan. Thu' jetzt das Deinige und laß mich frei!“ —

„Nein, du undankbarer Geiſt!“ ſagte der Jäger. „Du haſt mir deine erſte Befreiung zu übel vergolten!“

„Wie? — du willſt nicht Wort halten?“ ſchrie der Unhold.

„Ich verſprach nichts!“ antwortete Rudolph und eilte davon.

Der Satan brüllte ihm die gräßlichſten Verwünſchungen nach und ſchüttelte die Tanne ſo gewaltig, daß der Boden unter ihr bebte und ein herabſtürzender Zapfenregen den Umkreis des Stammes bedeckte.

„Halt, Meiſter Knopf!“ rief Rudolph, als er, ins Geſellſchaftszimmer haſtig eintretend, den Windbeutel, der nach Satans Fahrt in den Wald recht luſtig geworden war, mit Lenoren um einen Kuß ringen ſah. „Was willſt du hier? du ungebetener Gaſt!" ſchrie dagegen Herr Peter und ſprang dem Förſter wüthend entgegen. Aber in demſelben Augenblicke begab ſich zu Rudolphs Rechtfertigung das wunderbare Ereigniß, daß dem Meiſter Knopf, der beim Rufe ſeines Namens erſtarrte, die gräflichen Prachtkleider wie Zunder vom Leibe fielen. Da ſtand er, ein bleicher, bebender Dürrling, in einem verwitterten grauen Röckchen, aus deſſen Taſchen lange Papierſtreifen zu Kleidermaßen hervorhingen.

„Greift wieder zur Scheer' und Nadel, Herr Erbgraf!" ſagte Rudolph. „Der regierende Herr hat ausregiert! Er kann Euch den Beutel nicht mehr ſpicken, um ehrlichen Leuten damit einen blauen Dunſt vorzumachen."

Stumm und geduckt, wie ein feiger Schelm, der Schläge befürchtet, huſchte der Schneider zur Thür hinaus. Rudolph erzählte hierauf den Vorgang im Walde. Männiglich erſtaunte darüber. Der Geiſtliche weniger, als die übrigen Zuhörer. „Ich ahnte," ſprach er, „den Wolf im Schafskleide, weil ich, der Diener des göttlichen Wortes, ihm ein Dorn im Auge war."

„Aber, zum Henker! wer bezahlt mir die Koſten des heutigen Gaſtmahls?" rief Herr Peter. „Und ich will doch nicht hoffen —" Er ſtürzte, plötzlich abbrechend, aus dem Zimmer, kam nach einigen Minuten mit einem ganz entſtellten Jammergeſichte zurück und ſchrie: „Ach, ich unglücklicher, betrogener Mann! Alle meine Teufelsdukaten, die ich von dem verfluchten Erbgrafen erhielt, haben ſich in Kohlen verwandelt."

Erſchrocken fuhr der Kantor in die Taſche und zog, ſtatt der ihm bei der Tafel verehrten ſeidenen Goldbörſe, einen Beutel von grauer Sackleinwand hervor. Er öffnete ihn mit zitternden Händen, und fand, als hämiſche Anſpielung auf ſeine Trinkluſt, ein paar Dutzend Korkſtöpſel darin. Die Geſellſchaft brach in ein unbändiges Gelächter aus. Selbſt Herr Peter, der geſchlagene Mann, grinste einen Augenblick wie ein vergnügter Affe. Aber ſeine böſe Laune kehrte ſogleich wieder zurück, und alle Gäſte machten ſich fort, da nun doch von dem grämlichen Knauſer kein Trunk Waſſer mehr zu erwarten war.

Die ſataniſche Prellerei hatte übrigens den guten Erfolg, daß er nicht weiter mit dem Gedanken umging, ſeine Tochter an einen großen Herrn zu vermählen. Er nahm den wackern Förſter wieder zu Gnaden an und richtete bald hernach ihm und Lenoren die Hochzeit aus.

Der Fliegenfürſt, mit ſeinem engen Hoflager in der Königstanne höchſt unzufrieden, durchtobte die Nächte, bis ihm, da der Lärm unerträglich war, ein zu Hülfe gerufener Geiſterbanner einen andern Wohnſitz anwies. Seine Unklugheit, vor feindlichen Augen ins alte Gefängniß zu kriechen, ward weltbekannt, und erzeugte die Redensart des gemeinen Lebens, daß man einen Tropf, der ſich auf eine lächerliche Weiſe überliſten läßt, einen dummen Teufel zu nennen pflegt.

III.

Die Hofmeiſterin.

1.

Um dieſelbe Zeit, als Doctor Fauſt aus Auerbachs Keller in Leipzig auf einem Weinfaſſe ritt, lebte dort ein ſehr anſehnlicher Kaufmann, Namens Altmayer, deſſen ſchlechteſte Waare, die er im Hauſe hatte, ſein einziger eheleiblicher Sohn war. Die väterliche Abſicht, einen tüchtigen, Ordnung liebenden Großhändler aus ihm zu ziehen, ſchlug gänzlich fehl. Er widmete ſich zwar dem Merkur, aber nicht dem Gott der Kaufleute, ſondern dem Gott der Diebe: denn der Götterbote iſt, wie bekannt, auch Schutz- und Schirmherr der letztern, und hat, wie alte Sagen von ihm erzählen, oft ſelbſt lange Finger gemacht. Das that auch Valentin Altmayer. Doch verfuhr er dabei nach ſeiner Meinung mit einer gewiſſen Anſtändigkeit. Fremdes Gut war vor ihm ſicher; er vergriff ſich nur an dem Eigenthume ſeines Vaters, weil er ſich ſchon als Mitbeſitzer betrachtete, und heimliche Entwendungen für weiter nichts als einen erlaubten Vorgenuß der künftigen Erbſchaft anſah.

Was er auf ſolche Art wegkaperte, trug er nicht, wie jener Heilige, der Leder ſtahl, um Schuhe für die Armuth daraus zu bereiten, in die Häuſer der Armen, ſondern in andere Häuſer, wo Leute ſeiner Gattung ſelbſt ſo arm werden, daß ſie endlich keine Schuhe mehr haben. Er vergeudete und verpraßte den Raub mit liederlichen Geſellen und Buhldirnen. Sein Vater, der dieſe Streiche bald erfuhr, ſchlug an dem verhofften Stabe ſeines Alters manchen Stab entzwei, und verſchaffte ihm, da dieſe Schläge nicht anſchlugen, eine Pfründe im Zuchthauſe, wo er ſein durch ſtarke Weine erhitztes Blut mit Waſſer kühlte, und den von Torten und Paſteten verdorbenen Magen durch eine heilſame Hungerkur wieder herſtellte.

Als er ein halbes Jahr lang ſo gebüßt hatte und Reue und Leid bezeigte, nahm ihn der Vater wieder ins Haus und zu Gnaden an. „Aber was wird nun aus dir?“ ſprach er. „Zur Kaufmannſchaft biſt du zu dumm!“

Valentin erröthete über dieſe Beleidigung und murrte.

„Ja, ja, zu dumm!“ wiederholte der Vater. „Denn es iſt der Dummheit höchſter Grad, wenn man nicht ſein ganzes Dichten und Trachten darauf richtet, etwas vor ſich zu bringen.“

„Nun, ſo laßt mich ſtudieren!“ rief Valentin trotzig.

„Da haſt du Recht! Das iſt der ſicherſte Weg, nichts vor ſich zu bringen!“ verſetzte der Vater, und ließ ſich dennoch den Vorſchlag gefallen, weil er, wie Viele ſeines gleichen, der Meinung war, daß ein unnützer, zu allem Handel und Wandel unbrauchbarer Menſch immer noch klug genug ſey, ein Gelehrter zu werden. Als ſich aber Valentin auf die Frage, was er ſtudieren wolle, für die Rechtswiſſenſchaft erklärte, ſchüttelte Herr Altmayer den Kopf und ſagte: „Das iſt nichts für dich! Die Geſchäfte eines Juriſten ſind zu wichtig; ſie betreffen Hab' und Gut;

und haſt du als Advokat einen Prozeß verfaſelt oder verpfuſcht, ſo mußt du den Bock bezahlen, und biſt dir ſelbſt ein unglücklicher Schadvokat. Drum wende dich lieber zur Medicin; da iſt weniger zu verderben. Alle Menſchen müſſen von hinnen! — Quackſalberſt du auch einen und den andern Kranken zu früh aus der Welt hinaus, was thut das? Kein Hahn kräht darüber, und dein Fehler wird ehrlich begraben.“ —

Valentin, dem es nur um den Titel und die Freiheiten eines Studenten zu thun war, widerſprach nicht, und ward in die Liſte der Muſenſöhne eingeſchrieben. Er koſtete auch Anfangs in verſchiedenen Hörſälen ein wenig herum; aber die trockene Gelehrſamkeit wollte ihm nirgend behagen. Beſſer ſchmeckte ihm das edle Naß der Weinkeller, und er lebte nach wie vor mehr unter, als über der Erde.

2.

So geſchah es, daß er ſich auch damals in Auerbachs Keller befand, als Doctor Fauſt den weltberühmten Ritt auf dem Weinfaſſe machte. Das bezeugt Göethe in ſeinem Fauſt. Unſer Altmayer iſt darin genannt und verewigt. Er gehörte zu den luſtigen Gäſten, die ſich an dem Doctor muthwillig reiben wollten, und dafür durch ein Blendwerk der ſchwarzen Kunſt lächerlich getäuſcht wurden.

Ein Weinberg ſtieg um ſie empor,
Mit goldnen Trauben reich behangen.
Sie zogen Meſſer ſchnell hervor,
Die Leſe fröhlich anzufangen.
Sieh, da verſchwand die Herrlichkeit
Wie eine bunte Seifenblaſe,
Und jeder hielt, zum Schnitt bereit,
In ſeiner Hand — des Nachbars Naſe.

Beſtürzt fuhren die Weinleſer aus einander, Fauſt ritt auf einem Faſſe davon.

Dem jungen Altmayer gefiel dieſes Zauberſtück ungemein. Er dachte, wer ſolche Dinge zu thun vermöge, der könne auch Sand und Steine in Gold verwandeln, und dieſe Kunſt ſey des Lernens wohl werth. Darum beſchloß er auf der Stelle, ſich bei dem Wundermann als Schüler zu melden. Er forſchte Fauſts Wohnung aus und ging dahin. Im Vorgemache fand er den bekannten Famulus Wagner, und Fauſts gewöhnlichen Begleiter, einen großen ſchwarzen Hund, in welchem, der Sage nach, ein mächtiger Geiſt, oder gar der Teufel ſelbſt wohnen ſollte. Valentin machte ihm deßhalb eine tiefe Verbeugung. Aber der Schwarze nahm dieſe Höflichkeit nicht ſonderlich huldreich auf; er knurrte vielmehr und fletſchte die Zähne. Wagner beſchwichtigte ihn, mehr bittend als befehlend. Dann fragte er Altmayern, was ſein Anbringen ſey.

„Ich habe Luſt, die Goldmacherkunſt zu lernen,“ antwortete Dieſer, „und wünſche deßhalb mit dem Herrn Doctor zu ſprechen.“

„Wenn du bei meinem Meiſter nichts anders zu ſuchen haſt,“ verſetzte Wagner, „ſo findeſt du kein Gehör. Er gibt ſich nicht damit ab, den Stein der Weiſen unwürdigen Menſchen mitzutheilen, die nur darum reich werden wollen, um ein müßiges Schlaraffenleben zu führen. Und daß du des Sinnes biſt, das ſteht dir an der Stirn geſchrieben!“

„Nu, nu, ſcheltet nur nicht!“ ſprach Valentin. „Es iſt ja kein Verbrechen, nach guten Tagen zu ſterben.“

„Wenn nur nicht Milchbärte, wie du, von guten Tagen reden wollten!“ eiferte Wagner. „Lerne doch erſt ein Handwerk oder eine Kunſt, und arbeite dich, bis du alt und grau wirſt, durch die Welt: dann magſt du mit Ehren das erworbene Gut in Ruhe genießen.“

„So?“ — ſpöttete Valentin. „Mich dünkt's zu ſpät, dann erſt Brod zu haben, wenn einem der Tod bald wieder vom Brode hilft. Warum ſoll ich — eben ich — ſo lange ſchmachten? Legen doch tauſend Andere, die keinen ältern Bart haben als ich, ihre Hände ruhig in den Schooß und ſchwelgen und praſſen. So gut will ich's auch haben!“

„Meine Erlaubniß haſt du dazu,“ ſagte der Famulus mit froſtiger Gleichgültigkeit: „nur erwarte nicht hier bei uns Rath und That! — Doch ja, einen Rath will ich dir geben. Geh' ins Rieſengebirg zum Herrn Rübezahl oder in den Schwarzwald, wo ein nicht ganz ſo bekannter, aber eben ſo reicher und mächtiger Geiſt hauſen ſoll. Das ſind Patrone für dich und andere deines Gelichters!“

Mit Rübezahl mochte Valentin nichts zu thun haben, weil es ſchon damals weltkündig war, daß dieſes muthwillige Weſen gewöhnlich mit der einen Hand etwas ſpende und mit der andern Schläge austheile, oder ſonſt auf irgend eine Art ſein hämiſches Müthchen kühle. Er fragte daher nach dem Namen des Geiſtes im Schwarzwalde. Wagner ſagte: er wiſſe von dieſem Kobold nichts, als daß er Mummart oder Mummelack heiße, in einer verfallenen Burg wohne, auf den Ruf ſeines Namens erſcheine, und, wenn er gerade bei guter Laune ſey, alles gebe und herbeiſchaffe, was man ſich mit geziemender Höflichkeit von ihm ausbitte.

3.

Valentin dankte für die erſprießliche Nachricht und rüſtete ſich zum Zuge in den Schwarzwald. Es gebrach ihm an Reiſegeld; doch der Vater hatte eine volle Kaſſe und der Herr Sohn einen trefflichen Nachſchlüſſel. Er bediente ſich deſſen jetzt unbedenklicher als jemals, weil er im Begriff ſtand, große Schätze zu heben, und ſich dann die paar Hände voll Dukaten, die er heimlich entlehnte, zehnfach wieder erſetzen ließen.

Mit dieſem redlichen Vorſatz nahm er Abſchied hinter der Thür. Eine gemächliche Fußreiſe von drei bis vier Wochen brachten ihn an die Gränze des Schwarzwaldes. Er wanderte ins Kreuz und in die Quere darin herum, bis er eine halbzerſtörte Burg fand, die ganz das Anſehen einer Geiſterwohnung hatte. Voll Zuverſicht, daß hier der rechte Mann wohne, trat er ans Thor, blickte hinein, und ſah im Burghofe einen Wald voll Diſteln, die ſämmtlich die Köpfe ſchüttelten, als wollten ſie ihn warnen, nicht weiter zu gehen. Das fand er auch ſelbſt nicht für gut. Er blieb außerhalb der Pforte, in Erwartung, daß man ihn einladen werde, näher zu kommen. Als er aber einige Stunden vergebens darauf gehofft hatte und rings herum kein lebendiges Weſen zum Vorſchein kam, ward er ungeduldig und rief mit heller Stimme: „Herr Mummelack!“

Urplötzlich ward von unſichtbaren Händen
Ihm Backenſtreich auf Backenſtreich geſandt.
Er fuhr zurück, er ſchrie: Verdammte Spenden!
Empfängt man ſo Beſuche hier zu Land?
Womit verdient' ich's, mich ſo grob zu ſchänden?

Hab' ich den Herrn des Orts nicht recht genannt?
Ich will mir aus dem Mund die Zunge reißen,
Hat Wagner ihn nicht Mummelack geheißen.“

Dieß kaum geſagt, flog mit des Blitzes Schnelle
Ein neuer Schlag ihm über Wang' und Ohr,
Und ſcheltend rief's, vermiſcht mit Hundsgebelle,
Tief aus der Mauern Hintergrund hervor:
„Beſuche du den Teufel in der Hölle,
Mich aber nicht, du naſeweiſer Thor!
Und laß nicht mehr den Ekelnamen ſchallen,
Sonſt wird auf dich ein Prügelregen fallen!“

Erſchrocken erinnerte ſich Valentin, daß ihm Wagner zwei verſchiedene Namen genannt hatte, er konnte ſich aber ſchlechterdings auf den andern nicht beſinnen, und verwünſchte ſein Gedächtniß, das wie ein Sieb das brauchbare Korn durchfallen ließ und die unnütze Spreu aufbewahrte. Was nun anfangen? Nach Leipzig zurückzugehen und den verlorenen Namen zu holen, das war ihm zu weitläuftig: es ſchien ihm bequemer, ſich ſo lange, als er es ohne Speiſe und Trank aushalten könne, vor der Burg auf die Lauer zu legen und ruhig abzuwarten, ob vielleicht der Geiſt ungerufen erſcheinen würde.

4.

Aber es zeigte ſich innerhalb vier und zwanzig Stunden weder Geiſt, noch Menſch, noch Thier, einen Raben ausgenommen, der bisweilen aus den Ruinen heraus kam und an der Pforte herum ſpazierte. Valentin machte aus langer Weile Jagd auf ihn. Er ließ ſich ohne große Mühe fangen, wehrte ſich aber dann mit Schnabel und

Krallen, und wie um Hülfe rufend, ſchrie er: „Herr Rummart! Herr Rummart!“

„Laß ihn los, du Bärenhäuter!“
Rief ein Reiter,
Sprengend aus dem wüſten Schloß.
Fürchterlich war ſein Erſcheinen,
Denn verſehn nur mit drei Beinen
War ſein katzengraues Roß.
Und er ſelbſt, bewehrt als Jäger,
Sah ſo wild aus wie ein Schläger,
Der ſein Raufſchwert tapfer führt
Und nach Streit und Handeln giert.

Angſtvoll ſetzte Valentin ſeinen Gefangenen in Freiheit und entfloh. Als er aber einige hundert Schritte gelaufen war und hinter ſich lachen hörte, ſchämte er ſich ſeiner Feigheit, und bedachte, daß er durch Ausreißen wohl unmöglich ſein Glück machen werde. Er ging alſo langſam zurück, verbeugte ſich vor dem Reiter und ſagte: „Verzeiht, ich wußte nicht, daß Euch der Vogel gehörte; ſonſt hätt' ich nicht Hand an ihn gelegt.“

„Es ſollte dir auch theuer zu ſtehen kommen, wenn du das gewußt hätteſt!“ verſetzte Jener. „Du ſiehſt mir aber aus, als legteſt du gern Hand an fremdes Gut, und ohne Abſicht biſt du auch gewiß nicht aus dem luſtigen Leipzig, wo dir der Wein ſo gut ſchmeckte, in den öden Schwarzwald gezogen. — Was ſuchſt du hier?“

„Glück!“ ſagte Valentin furchtſam und leiſe.

„Suchſt du das Glück der Weiſen oder der Thoren?“

„Der Weiſen, allerdings der Weiſen!“ antwortete der Student beherzter, da er ſah, daß der wilde Jäger ein vernünftiges Wort mit ſich reden ließ.

„Du ſprichſt ſehr löblich, mein Sohn!“ ſagte der ſchalkiſche Geiſt. „Geh denn hin, ſey ein grundehrlicher Mann, arbeite fleißig, beherrſche deine Leidenſchaften, ſtrecke dich nach der Decke, und bezeichne jeden deiner Tage mit einer guten That: ſo wirſt du dein Lebenlang glücklich, zufrieden, verehrt und geliebt ſeyn.“

Valentin zog ein ſchiefes Maul und ſagte: — „Herr, Eure Lehren ſind ohne Tadel, ich habe ſie aber längſt an den Schuhen abgelaufen, und zum Ueberfluß hat ſie mir auch neulich der Famulant des berühmten Doctors Fauſt eingeſchärft. Doch iſt's, frei geſtanden, nicht meine Sache. immer und ewig zu arbeiten, und dabei die Erbſen und Linſen ſpärlich in den Topf zu zählen. Ich wünſche mir tüchtigen Reichthum, um aller Hudelei und Plackerei überhoben zu ſeyn, und ehrbar und anſtändig leben zu können. Denn ſitzt man bis über die Ohren im Gelde, ſo iſt's ein Kinderſpiel, ein ehrlicher Mann zu ſeyn.“ —

„Du haſt ſehr bequeme Gedanken! Führe ſie aus, wenn du kannſt. Ich menge mich nicht darein.“ —

„Ihr ſprecht gerade ſo,“ murrte Valentin, „als hättet Ihr's mit dem pedantiſchen Wagner verabredet! — Was hab' ich von Eurem ruhigen Zuſehen? Ihr ſollt Euch, bitt' ich, recht thätig in die Sache miſchen, ſollt mir reiche Goldquellen öffnen, ein Mädchen von himmliſcher Schönheit in die Arme führen, und mich überhaupt ſo ausſtatten, daß mir nichts zu wünſchen übrig iſt.“ —

Mummart lachte hämiſch, daß ein Menſch, der ihn durch Ausrufung ſeines Schimpfnamens beleidiget hatte, dergleichen ausſchweifende Forderungen an ihn machte. Er ſchlug es rund ab, ſie zu gewähren, und lenkte ſeinen Dreifuß nach dem Innern der Burg zurück. Aber Valentin vertrat ihm mit hartnäckiger Bettelei ſo lange den Weg, bis er mit einer etwas zweideutigen Miene eine

Schenkung verſprach. Er klatſchte in die Hände und rief einen unverſtändlichen Zauberſpruch über den Hof hinüber. Da ſprang in der Hintermauer eine Thür auf, und es ſchob ſich, ohne Mitwirkung einer ſichtbaren Bewegungskraft, ein länglicher Kaſten heraus, der dem tragbaren Kramladen eines Hauſirers ähnlich ſah. Er wackelte und taumelte durch die Diſteln und Dornen des Hofes, ſtand vor dem Dreifuß ſtill und wartete auf weitern Befehl.

„Nimm dieſen Kaſten, junger Menſch!“ ſagte Mummart. „Er umfaßt alles, was dein Herz wünſcht.“

Valentin ſah das unſcheinbare Ding von oben bis unten an, ergriff es mit beiden Händen, prüfte ſein Gewicht, ſchüttelte den Kopf und ſprach: „Verdammt leicht! — Wenn es nicht voll Heckthaler ſteckt, ſo werde ich nicht lange damit Haus halten. Und wo bleibt denn das ſchöne Mädchen, das ich mir ausbat? Das kann doch unmöglich in dieſem Käſtlein wohnen.“

„Einem geſchenkten Gaul ſehe man nicht ins Maul!“ erwiederte Mummart. „Nimm die Gabe oder nimm ſie nicht, es gilt mir gleich.“

Unentſchloſſen fingerte Valentin an dem Kaſten herum. Er hätte ihn gern geöffnet, gern einen Blick hinein gethan; doch der Waldgeiſt, des langen Zauderns und Mäkelns überdrüſſig, ſchlug ihn auf die Hand und ſagte: „Pack auf oder packe dich fort! Der Kaſten enthält mehr Gutes, als du denkſt. Haſt du aber kein Vertrauen zu mir und meinen Worten, ſo geh’ unbegabt zum Henker!“

Dieſe entſcheidende Sprache drang durch. Etwas iſt immer beſſer, als nichts, dachte der Student, nahm den Kaſten auf den Rücken, bedankte ſich kaltſinnig, und ging mit flüchtigen Schritten davon, um dem Geiſte, der ihm lauernd nachſah, bald aus den Augen zu kommen und den geheimen Schatz ungeſtört beſchauen zu können.

5.

Er ging und ſang mit luſtigem Sinn
Die Straße dahin.
Schnell ward inwendig
Der Kaſten lebendig,
Es rummelte, polterte, huſtete drin.
Der Deckel ward oben
Gelüftet, gehoben,
Und es ſtieg heraus mit halbem Leib
Ein altes Weib,
Mit krummer, ſchnabelförmiger Naſe,
Und ganz von Bildung ſo widerlich,
Daß ſie einer Baſe
Des Teufels glich.
Sie bog mit lächelndem Frauengeſichte
Sich traulich hinab zu dem jungen Wichte,
Der ſtaunend, den Kopf zu ihr gewandt,
Einen Augenblick wie verſteinert ſtand,
Dann wettert' und fluchte,
Und mit Angſt und Graus
Die Alt' und ihr Schneckenhaus
Vom Rücken zu werfen ſuchte;
Doch ward nichts daraus.
Die Tragbänder ſaßen wie angeſchmiedet,
Und als er ein Weilchen umſonſt ſich ermüdet,
Droht' ihm das Geſpenſt
Mit einer hölzernen Küchenkelle,
Und ſprach: „Halt Ruhe, du loſer Geſelle!
Es glückt dir nicht, daß du dich von mir trennſt!
Wir ſind, wie zur Ehe, zuſammengegeben,
Und wollen recht einig und fröhlich leben.“

Tröſtliche Worte, die ihm die Haare zu Berge trieben! Er ſtrengte ſich nun noch mehr an, ſeine Quaſi-Gemahlin los zu werden: er ſprang und bockte wie ein ſtörriges Pferd, das den Reiter abſetzen will, und rannte mit dem Rücken gegen die Bäume, um den Zauberkaſten zu zerſchmettern oder von den Schultern zu ſtreifen. Aber mit dem allen gewann er nichts, als daß ihm die Unholdin mit ihrem Scepter raſtlos auf den Kopf ſchlug, und der ſchadenfrohe Zuſchauer, der Waldgeiſt, ein Gelächter ausbrechen ließ, daß man eine halbe Meile weit hören konnte. Athemlos ſtürzte Valentin endlich mit dem Geſichte auf die Erde und wünſchte ſich ächzend und ſtöhnend den Tod.

„Schäme dich!“ ſagte die Alte. „Du geberdeſt dich wie ein geplagter Ehemann, der ſein Hauskreuz ſchon zwanzig Jahre getragen hat. Ich bin zur Scheidung bereit; ſie hängt aber von gewiſſen Bedingungen ab, die du erfüllen mußt.“

„Nenne ſie mir geſchwind!“ ſprach Valentin. „Ich verſtehe mich im Voraus dazu.“

„Das iſt ſo deine Art! Immer gehſt du wie blind und toll ins Zeug hinein!“ ſagte ſie. „Nun, wir wollen im traulichen Kämmerlein einer Herberge weiter von der Sache ſprechen. Es beginnt Abend zu werden; die Nachtluft im Freien möchte mir ſchaden.“

Valentin mußte, ſo betrübt er war, hell auflachen.

„Ha! findet ſich die gute Laune wieder ein?“ rief das Geſpenſt. „Ja, ein luſtiges Weiblein, wie ich, iſt ein Kleinod, das du nicht wegwerfen ſollteſt. Auch hab' ich hier noch etwas, das wenig Männer verſchmähen.“

Das klang ihm wie ein frecher Scherz. Er ſah ſich nicht um, weil er den widrigen Anblick ihres enthüllten Buſens oder anderer Liebreize befürchtete. Aber ſie klirrte mit Weingläſern, als ſtieße ſie zu einem Trinkſpruch an. Da konnte der durſtige Zecher ſeine Augen nicht länger im Zaum halten. Die Alte zeigte ihm eine volle Weinflaſche, aus welcher ſie ein Glas füllte und ihm zureichte. Er nippte ſcheu und trank dann mit Luſt und Begierde. Der dargebotene Wein war ihm, trotz ſeiner ausgebreiteten Gelehrſamkeit in dieſem Fache, völlig fremd; doch hatte ihm nie ein anderer beſſer geſchmeckt. Er forderte ein zweites Glas. Das verweigerte ihm die geizige Mundſchenkin, mit der Ermahnung, ſich hübſch zur Mäßigkeit zu gewöhnen. Indeſſen fühlte er ſich ſchon durch den kärglichen Labetrunk geſtärkt und mit Muth und Hoffnung beſeelt. Er bat nun ſelbſt um eilige Beſtimmung eines Nachtquartiers, weil er dort ſeiner Gefährtin zu entwiſchen dachte.

6.

„Ich habe hier in der Nähe eine Freundin, da wollen wir einkehren;“ ſagte ſie, und leitete ihn zu einem elenden Hüttchen, das zwiſchen dichtverwachſenem Gebüſch verſteckt lag und ſich kaum zwei Ellen hoch über den Erdboden erhob. Sie klopfte drei Mal mit der Kelle an die Thür. „Wer iſt draußen?“ rief eine unfreundliche Stimme. „Deine Freundin Trutta,“ antwortete die Kaſtnerin.

Das Pförtchen ward aufgethan, und es erſchien ein zwerghaftes, braungelbes Mütterlein, das hielt in der Hand einen langen, ſchwarzen, brennenden Diebsfinger, der ihr als Licht diente. „Ei, liebe Trutta!“ mumpfelte ſie aus dem zahnloſen Munde hervor: „wie kommſt du dazu, dich von einem jungen, hübſchen Kerl herumhocken zu laſſen? Und welcher Teufel hat dich ſo winzig klein gemacht?“

„Wer anders als mein Gebieter, der Waldgeiſt?“ verſetzte Trutta. „Bald dehnt er mich zu einer Rieſin aus, bald drückt er mich zu einer Zwergin zuſammen: alles, wie's ihm beliebt und zu ſeinen Abſichten paßt."

Während dieſes Geſprächs führte das Waldweib die Gäſte ins Beſuchzimmer.

Hier zeigte vieles Hexenweſen
Ganz offenbar der Wirthin Stand:
In langer Reihe hingen Beſen
Und Ofengabeln an der Wand.
So ließ ſie ihren Marſtall prangen,
Reitfertig zur Walpurgisnacht,
Und tauſend Drudenfüße ſchlangen
Sich zwiſchendurch in greller Pracht.
Auch ſaß ein Hofſtaat ſchwarzer Katzen
In großer Zahl die Stub' entlang,
Und bot die ſanft erhobnen Tatzen,
Wie Schranzen, freundlich zum Empfang.

Der Kaſten rutſchte jetzt freiwillig von Valentins Schulter herab, ſetzte ſich auf eine Bank, und Trutta, die immerfort wie ein Schornſteinfeger aus einer Feuereſſe herausſah, forderte von ihrer Freundin etwas zu eſſen.

„Meine Küch' iſt kalt, mein Keller warm, ich hab' eine Wirthſchaft, daß Gott erbarm!" antwortete die ſpaßhafte Hexe.

Trutta machte ein verdrießliches Geſicht und erklärte, daß ſie bei dieſen kläglichen Umſtänden vom Hunger genöthiget werde, ein beſſeres Unterkommen zu ſuchen.

„Bleib nur, bleib!" ſagte Jene. „Es ſteckt ein herrlicher Katzenbraten am Spieß, und wird bald gar ſeyn."

„Ha, mein Leibeſſen!" rief Trutta. „Aber wie konnteſt du's über dein Herz bringen, aus deinem geliebten Volke ein Schlachtopfer zu wählen?"

„Ja, ich bin eine ſtrenge Regentin!" verſetzte Jene. „Es war ein Kater von unvergleichlicher Schönheit, aber ein liederlicher Taugenichts, der immer außerhalb auf die Freith ging und ſich weder durch Güte noch durch Strafen zur Ordnung gewöhnen ließ.“

„Horch, Junker Velten!“ fiel Trutta ein. „Du wirſt auch endlich gebraten werden, ſo du dich nicht beſſerſt!“

„Was habt ihr denn mit einander?“ fragte die Hexe.

„Laß dir erzählen!“ ſprach Trutta. „Da kommt heute der junge Sauſewind in unſern Wald, ruft keck meinen Herrn und Meiſter bei ſeinem Spitznamen, und fordert dann, als hätt' er ſich beſtens damit empfohlen, goldene Berge von ihm. Solchen Schimpf ſteckt aber Herr Mummart nicht ein, ohne ſich zu rächen. Er beſchenkte daher den zudringlichen Burſchen, der ſich gar nicht abweiſen ließ, mit dieſem Kaſten, worin ſich kein Schatz befindet, als ich; und ich habe Befehl, den Faulenzer und Bettler ſo lange zu begleiten und zu züchtigen, bis er ein ordentlicher Menſch wird und ſein Brod durch Arbeit verdienen lernt. — Das merke dir, Burſch! Das iſt zwiſchen uns der einzige Weg zur Scheidung.“

Valentin ſchwieg verſtockt. Er ſann darauf, ſich mit leichter Mühe frei zu machen.

7.

Der gebratene Verbrecher ward in ſeiner ganzen abſchreckenden Geſtalt, und ſogar noch in ſeinem Balge aufgetiſcht. Die Hexe zerlegte ihn mit den Fingern, und reichte dem Studenten einen Schenkel, den er mit Grauſen verbat. „Der Dümmling weiß nicht, was gut ſchmeckt!“ ſagte Trutta. „Wir wollen mit dem köſtlichen Braten ſchon allein fertig werden.“ — Sie verſchlangen ihn wie Wölfe, und nach fünf Minuten war nichts mehr übrig.

Valentin knaupelte indeſſen in einem Winkel an den Ueberreſten des Backwerks, womit er ſich vor ſeinem Eintritt in den Schwarzwald reichlich verſorgt hatte, weil er, wie ein Kind, nichts lieber als Kuchen aß.

Nach aufgehobener Tafel bereitete die Hexe ihren Gäſten ein Lager, das ſie mit einander theilen ſollten. Dem Studenten ward bange, daß Trutta nun aus dem Kaſten herausſchlürfen, ſich neben ihn pflanzen und ihn wohl gar mit Liebkoſungen antaſten würde. Doch wider alles Erwarten zog ſie ſich wie eine Schnecke in ihr Haus zurück. Die Hexe wünſchte ihr und ihm eine gute Nacht, und verließ ſammt ihrem ganzen ſchwarzen Hofſtaate das Gaſtzimmer, um ſich in ihr Schlafkämmerlein zu begeben.

Höchſt ermüdet, bedurfte auch Valentin zu ſeiner vorhabenden Flucht der Stärkung des Schlafs. Er ſtreckte ſich auf das ihm angewieſene Bett; Trutta und ihr Gehäuſe blieben, wo ſie waren. Indem er aber die Augen zudrückte, ſprang der Kaſten von der Bank, hüpfte wie eine Elſter über die Stube und legte ſich ihm zur Seite. Er knirſchte leiſe mit den Zähnen, denn er befürchtete nun jeden Augenblick, die widrige Schlafgeſellin leibhaft neben ſich zu ſehen. Sie verſchonte ihn jedoch mit der Erſcheinung ihrer Perſon, verhielt ſich in ihrem Futterale ganz ruhig und ſchlief und ſchnarchte ſogar.

„Nun iſt es Zeit, nun ſey's verſucht,
Mich heimlich zu entfernen.
Es leuchtet mir zu meiner Flucht
Ein Heer von milden Sternen.“
So ſagte Valentin zu ſich,
Indem er ſtill vom Lager ſchlich.

Er tappte ſacht zur Thür hinaus,
Sah alles trefflich glücken;

Der Hexe ſchauervolles Haus
Lag hinter ſeinem Rücken,
Und Phöbe durch den wüſten Hain
Zeigt' ihm des Himmels Lampenſchein.

Raſch lief er über Stock und Block,
Mit jedem Schritte kecker,
Doch ſchreckt' ihn bald ein Ziegenbock
Durch nahendes Gemecker.
Und endlich hört' er gar mit Grau'n
Unfern ein Katzenvolk miau'n.

Er warf die Augen kreuz und quer,
Woher die Töne klangen,
Und ſah ſich von der Hexe Heer
Umzingelt und gefangen.
Sie ſprengte ſelbſt, um ihn zu fahn,
Auf einem ſchwarzen Bock heran.

„Wohin, wohin? du werther Gaſt!
Was läufſt du wie beſeſſen?
So warte doch, du Schelm, du haſt
Bei mir etwas vergeſſen!
Frau Trutta kam dir aus dem Sinn,
Da iſt dein Liebchen, nimm es hin!"

Er floh umſonſt, ſie ſchleudert' ihm
Den Kaſten auf den Rücken;
Wild fuhr heraus das Ungethüm,
Um ſtrafend ihn zu zwicken.
Der Hexenſchwarm zerſtob im Hain,
Er war mit Trutta jetzt allein.

„Kein Auge darf man zuthun, wenn man einen ſolchen Wildfang zu hüten hat!" eiſerte ſie. „Nun magſt du aber auch mit müden Beinen die ganze Nacht traben, und ſollſt mir überhaupt wenig ruhen, bis wir in Frankfur am Main ſind."

„Was wollen wir denn dort aushecken?“ knurrte Valentin. —

„Glück oder Unglück, nachdem du dich aufführſt!“ antwortete ſie. „Ich werde dich, da ich nun einmal zu deiner Hofmeiſterin ernannt bin, ins Haus eines reichen Kaufmanns bringen, wo es auf dich allein ankommen wird, ob du durch Fleiß und Redlichkeit ein glücklicher Mann werden, oder als unverbeſſerlicher Taugenichts den Galgen zieren willſt.“

Valentin verſchluckte den harten Ausdruck, machte jedoch gegen die Sache ſelbſt den natürlichen Einwand, daß er, der weder einen Lehrbrief, noch empfehlende Zeugniſſe aufzuweiſen habe, wohl ſchwerlich das Vertrauen eines Kaufmanns, eines Mitgliedes der vorſichtigſten Menſchenklaſſe, gewinnen werde.

„Das iſt meine Sorge,“ ſagte Trutta. „Ich habe ſchon die nöthigen Papiere für dich in Bereitſchaft. Du übergibſt ſie und wirſt als Handlungsdiener angeſtellt: denn du mußt ſchlechterdings von unten auf dienen. Auch mich wirſt du nicht eher los, bis deine Beſſerung auf feſten Füßen ſteht. Ich werde mich aber ſammt meiner Wohnung unſichtbar machen, damit ſich die Leute nicht über mich das Maul zerreißen und dich meinetwegen fliehen und meiden.“

8.

Die Reiſe ging ſtracks auf Frankfurt zu. Trutta hatte nun unter Weges keine Gaſtfreundin mehr, bei welcher ſie das Handwerk begrüßen konnte; ſie mußte, wenn ihr Träger einiger Ruhe bedurfte, in Wirthshäuſern einkehren. Da war ſie meiſtens ſo artig, ſich nicht zu zeigen. Als ſich aber der liederliche Burſch in der einen Herberge in ein Würfelſpiel einließ, in der andern ſich betrank und mit den Wirthstöchtern buhlte, da kam der Zauberkaſten wie eine Bombe geflogen, die Hofmeiſterin fuhr heraus und beſtrafte den Ausſchweifenden mit Verweiſen und Schlägen.

Dieſer Zwiſtigkeiten ungeachtet beſchenkte ſie ihn im letzten Nachtlager vor Frankfurt mit einem neuen Kleide, übergab ihm die verſprochenen Beglaubigungsſchriften, und befahl ihm, ſich damit bei dem reichen Großhändler Peter Lütkens, deſſen Wohnung ſie ihm bezeichnete, zu melden. Das Hauptſtück der Empfehlungspapiere war — ein Brief ſeines eigenen Vaters, an beſagten Kaufmann gerichtet und ſo täuſchend geſchrieben, wie es dem ungerathenen Sohne nie gelungen war, wenn er bisweilen die väterliche Handſchrift zu einem falſchen Wechſelchen nachzumachen verſucht hatte.

Herr Peter, ein alter deutſcher Degenknopf, hatte eben einen treufleißigen Handlungsbedienten durch den Tod verloren, und wünſchte ſehr, den in ſeiner Schreibſtube ledig gewordenen Stuhl recht bald wieder zu beſetzen. Es gab zwar um ihn her dienſtloſe Leute genug; doch bei Allen war ein Aber. Einer liebte die Mädchen, der andere den Wein und ſo weiter. Ueberhaupt hatte Herr Peter die Grille, daß er jungen Männern, die in ausgebreitete Stadtbekanntſchaften verflochten waren, nicht gern Geſchäfte und Gelder anvertraute. Er wollte ſich deßhalb einen Comptoriſten aus der Fremde verſchreiben. Indem er mit dieſem Vorſatz zur Feder griff, erſchien Valentin und überreichte den Empfehlungsbrief ſeines Vaters. Herr Peter, der den angeſehenen Kaufmann Altmayer in Leipzig dem Namen und Ruf nach kannte, freute ſich höchlich, den

Sohn eines ſo wackern Mannes vor ſich zu ſehen, und nahm den ſchlimmen Vogel ohne Bedenken in ſeine Dienſte.

9.

Anfangs kehrte Valentin die gute Seite heraus; er war ordentlich und fleißig in ſeinen Geſchäften und verrichtete ſie mit Geſchick, woran es ihm gar nicht fehlte.

Trutta, die unſichtbar auf ſeinem Rücken in Herrn Peters Haus mit eingezogen war und ſich in einem Winkel des Stübchens, das ihr Zögling bewohnte, niedergelaſſen hatte, ſagte ihm jeden Abend, wenn er zu Bette ging, ein freundliches Wörtchen. Außerdem blieb ſie ſtill, kam nie zum Vorſchein und hörte endlich ganz auf, die tägliche Belobung auszuſprechen. Als dieſes Verſtummen einige Wochen gedauert hatte, machte er ſich die angenehme Vorſtellung, ſie habe ſich in der Stille entfernt, weil ſie es nicht mehr für nöthig finde, ihn zu hofmeiſtern. Er legte das Ohr an den Kaſten, klopfte leiſe mit den Fingern daran; es regte ſich nichts darin.

Nun ſchien es ihm gefahrlos, ſeinen Untugenden wieder den Zügel ſchießen zu laſſen. Er fing damit an, daß er, als er ſich einsmals in der Schreibſtube allein befand, ſeinen von Leipzig mitgebrachten Dietrich an der eiſernen Geldtruhe ſeines Herrn verſuchte. Die Schlöſſer ließen ſich öffnen; als er ſich aber in den hohen Kaſten niederbeugte, um eine Hand voll Gold herauszulangen, ward der Deckel mit Gewalt über ihm zugeſchlagen. Er ſteckte wie in einem Fuchseiſen; alles Ringen und Streben, ſich aus der Klemme zu ziehen, war vergebens.

Während er ſo in der größten Verzweiflung zappelte, kam ein neues Schrecken hinzu. Sein Plagegeiſt guckte, oben auf der drückenden Platte ſitzend, mit einem grimmigen Geſichte in die Oeffnung hinunter, packte ihn beim Ohre, ſchüttelte ihn tüchtig und ſagte: „Da, Spitzbube! biſt du hier? Soll ich dich augenblicklich wie einen Wurm zerquetſchen? oder willſt du mir ernſtlich geloben, von nun an ein braver, ehrlicher Kerl zu werden? — Auf eine oder die andere Art müſſen wir auseinander: denn ich bin's endlich ſatt, deinetwegen immer und ewig in meinem Gefängniß zu ſitzen, und auf dich Galgenſchwengel ein wachſames Auge zu haben.

In Todesnöthen verſprach er, was die Furie verlangte. Sie begnadigte ihn nun zwar, drohte aber, ihm ohne Barmherzigkeit das Garaus zu ſpielen, ſobald er ſich wieder bei einem ſchlechten Streiche betreffen laſſe. Meiſter Mummart, ſagte ſie, habe ſich's nun einmal in den Kopf geſetzt, ihn entweder glücklich zu machen oder zeitlebens zu plagen. Er wolle damit dem übermüthigen Famulus Wagner beweiſen, daß er nicht der unbedeutende Geiſt ſey, dem man den erſten beſten Abenteurer mit eingeblaſenen Schimpfnamen auf den Hals ſchicken und ſich dabei vorſtellen dürfe, daß weder Gutes noch Böſes daraus entſtehen werde.

10.

So bin ich doch neugierig, was für ein Glück mir blühen wird, wenn ich zu Kreuz krieche! dachte Valentin, da er ſah, daß er in ſeiner alten Laufbahn durchaus nicht weiter fortkam. Er ſtieß nun ſeine Schooßſünde, die Trägheit, mit Ernſt und Gewalt von ſich, ward der fleißigſte Schreiber und Rechner in Herrn Peters Geſchäftsſtube, widerſtand jeder Verſuchung, womit ihn Bacchus und Venus unabläſſig verfolgten, gewann durch das alles bei ſeinem Herrn einen guten Stein im Brete, und erhielt von ihm, nach treuer und kluger Ausführung eines kitzlichen Handels, ein anſehnliches Geſchenk. Dieſer unerwartete Vortheil, der ihm auf rechtlichem Wege zufloß, that ihm wohl. Es ward ihm allmählig zur Gewohnheit, ſich ohne Kniffe und Pfiffe zu behelfen, und nach Verfluß eines halben Jahres beſtand er in einer entſcheidenden Probe, indem er die ſchönſte Gelegenheit, einen bedeutenden Unterſchleif ohne Gefahr der Entdeckung zu machen, entſchloſſen von ſich wies, auch ſich darüber nicht ſelbſt lobte, ſondern die Sache ſo anſah, als hätte ſie nicht anders behandelt werden können.

Der leidige Kaſten ſtand indeſſen unverrückt auf ſeinem vorigen Platze, verrieth aber auf keine Weiſe das Geheimniß, ob Trutta noch darin lauſchte oder nicht. Erſt am Abend des Tages, da der bekehrte Sünder einen unwiderſprechlichen Beweis ſeiner Beſſerung abgelegt hatte, hörte er zwiſchen den verhaßten Bretern eine leiſe Bewegung, die ihn aufmerkſam machte.

Und ihm war's ein Schreck und Gräuel;
Denn was konnt' er anders denken,
Als daß ihm der alte Scheuel
Seinen Anblick wolle ſchenken?
Lauernd und mit düſterm Sinne
Blickt' er nach der dunkeln Ecke,
Wo mit Netzen eine Spinne
Trutta's kleines Haus umfing,
Und er ſah, daß ſchon die Decke
Langſam in die Höhe ging.

Aber, Himmel! welcher Tauſch
Schuf ihm einen Wonnerauſch!
Wie ein Engel, ſchön und mild,
Stieg ein zartes Mädchenbild

Sanft hervor,
Hob ſich rebenſchlank empor,
Und im Nu
Warf's ihm lächelnd Küſſe zu.

Liebewarm
Wollt' er's faſſen in den Arm,
Aber munter
Taucht' es plötzlich wieder unter,
Und die leer umarmte Luft
Hauchte Roſenduft.

11.

Doch die liebliche Roſe war und blieb verſchwunden. Valentin ſtand einige Minuten wie verſteinert; dann hob er den Kaſten, den er ſonſt mit keinem Finger berührte, auf den Tiſch, beleuchtete ihn von allen Seiten, ſpähte durch Ritzen und Spalten hinein und ſah leider nichts als einen hohlen Raum. Daß er die ganze Nacht ſchlaflos zubrachte, verſteht ſich von ſelbſt. Das ſchöne Luftgebild ſchwebte ihm beſtändig vor den Augen; wie war es möglich, ſie zu ſchließen?

Auch in den folgenden Tagen war die holde Erſcheinung ſein immerwährender Gedanke. Er ſetzte ſich's in den Kopf, ſie ſey die Vorläuferin eines wirklich lebenden Mädchens, das ihm der verſöhnte Geiſt des Schwarzwaldes beſchieden habe. Dieſer angenehme Wah[illegible]lebte und ſpornte ihn, ſich fort und fort gut zu betragen. Bei allem, was er that, ſtellte er ſich vor, er werde von ſeiner geiſtigen Braut beobachtet. Es vergingen aber Wochen und Monate, ohne daß es ihr gefiel, ſich zu verkörpern oder ſich nur in der vorigen weſenloſen Geſtalt wieder ſehen zu laſſen.

Hierüber mißmüthig, machte es ihm wenig Freude, daß er zum Buchhalter befördert ward. Er dachte bei jeder Zahl, die er ſchrieb, an ſeine verdrießliche Glücksnull, die ſich noch durchaus nicht in eine gültige, gute Nummer verwandeln wollte.

Eines Tages, als er eben auch ſo kalmäuſerte, fuhr ein Wagen am Hauſe vor. Herr Peter ward aus dem Geſchäftszimmer abgerufen, und kurz nachher brachte ein Markthelfer die Neuigkeit: der Herr habe Beſuch erhalten; ſeine Schweſter aus Straßburg ſey mit ihrer Tochter angekommen.

„Ei, das iſt gut!“ rief ein luſtiger Handlungsdiener: „So ſitzt uns der Alte nicht immer hier auf dem Dache, und wir lernen ein Mädchen kennen, das ein Wunder von Schönheit ſeyn ſoll.“ —

„Reicht aber dem Bilde, das ich im Herzen trage, gewiß das Waſſer nicht!“ ſetzte der ſchwermüthige Buchhalter in Gedanken hinzu, und folgte bald darauf ganz gleichgültig dem Ruf zu Tiſche, ungeachtet er wußte, daß er die ſchöne Straßburgerin dort finden werde.

Er trat ins Speiſezimmer, ſah die ſchlanke, blühende Fremde und fuhr vor Schrecken zuſammen: denn ſie und das Luftmädchen glichen ſich wie ein Waſſertropfen dem andern.

Auch die junge Straßburgerin wechſelte bei ſeinem Anblick die Farbe und war unruhig und verlegen.

Valentin, der als Buchhalter ein Wort am Herrentiſche ſprechen durfte und ſich auch zu andern Zeiten dieſer Freiheit bediente, gab dießmal, wenn er über etwas gefragt wurde, nur ein leiſes, ſchüchternes Ja oder Nein von ſich.

„Nun, was für Mäuſeneſter hat denn unſer Altmayer im Kopfe?“ ſagte Herr Peter. „Er iſt ja heute ſo ſtumm wie ein Fiſch!“

Käthchen von Straßburg ward roth, als fühlte ſie, daß ihre Gegenwart daran Schuld ſey. Der beſtürzte Buchhalter wandte Kopfſchmerzen vor. Es war ihm wohl und wehe, da die ängſtliche Mahlzeit zu Ende ging. Er eilte nach ſeinem Stübchen, blickte ſcheu in den unheimlichen Winkel, und Trutta's Wohnkaſten war verſchwunden.

12.

Die Damen von Straßburg hatten ſich darauf eingerichtet, einen Monat in Frankfurt zu bleiben, und indeſſen geſchah, was der Leſer ſchon vermuthet: die beiden jungen Leute wurden vertraut und bekannten einander ihre Liebe.

Herr Peter und ſeine Schweſter, die das Geheimniß bald erlauſchten, zogen ſie zur Verantwortung, brachten ſie ohne viele Mühe zum Geſtändniß, und genehmigten nach einigen Bedenklichkeiten und Einwänden die ſtille Verlobung. Der alte wackere Herr ging in ſeiner Güte noch weiter, indem er den Bräutigam zu ſeinem Handelsgenoſſen erklärte. Freudetrunken ſchrieb der verlorene Sohn an ſeinen Vater und meldete ihm, mit vorſichtiger Verſchweigung der vorangegangenen Abenteuer, ſein überſchwängliches Glück.

Einige Tage vor der Hochzeit forderte Käthchen ihren Geſponſen ſcherzend auf, ihr ſeine bisherige Wohnung zu zeigen. Er führte ſie hin. Sie ſtutzte auf der Schwelle, durchblickte geſchwind mit großen Augen den engen Raum und ſagte: Das Stübchen ſammt allem Geräthe ſey ihr ſo bekannt, als wäre ſie ſchon irgend einmal zwiſchen dieſen Wänden geweſen und hätte ſogar ihn da geſehen. „Es ſind einige Monate her,“ fuhr ſie fort, „da fiel ich eines Abends in eine plötzliche, mit Abweſenheit des Geiſtes verbundene Erſtarrung, und als ich wieder zu mir ſelbſt kam, hatte ich die wunderliche Einbildung: ich ſey in einem fremden kleinen Zimmer aus einem Kaſten geſtiegen und ein Jüngling von deiner Geſtalt und Bildung, lieber Altmayer, habe vor mir geſtanden. Darum erſchrack ich nicht wenig, als ich dich zum erſten Mal ſah; und mein Traumgeſicht wird mir nun doppelt merkwürdig, da ich auch das Stübchen hier völlig wieder finde. Es fehlt nichts als der Kaſten! Hat wohl ſonſt einer in jenem Winkel geſtanden?“

Valentin verneinte, etwas betreten, die Frage. Es ſchien ihm natürlicher Weiſe nicht rathſam, ſeinen Verkehr mit Kobolden und Hexen zu entdecken.

Die Hochzeit wurde glänzend und fröhlich gefeiert. Bei der Tafel weihte der dankbare Bräutigam im Stillen das erſte Glas dem Freund im Schwarzwalde; und als er ein paar Monate ſpäter eine Geſchäftsreiſe that, machte er einen weiten Umweg zu Mummarts Burg und rief ihn freundlich beim Namen. Der Geiſt erſchien. Valentin bedankte ſich für das ihm geſchenkte Glück. „Gut, gut!“ ſagte Mummart lachend. „Ich habe dich mit luſtiger Strenge zu einem ehrlichen Manne gemacht, und das iſt beſſer, als wenn dich Doctor Fauſt, der Teufelsbündner, mit Gold überſchüttet hätte. — Geh' hin in Frieden!“

IV.

Der entwendete Ring.

Im Begriffe, die Akademie zu verlaſſen, beritt ich noch einmal die Gegend, um von ihr Abſchied zu nehmen. Ich kam in ein Städtchen, wo ich zu Mittage eſſen wollte. Hier ſtand ein Reiſewagen mit vier Pferden beſpannt vor dem Gaſthofe, aus deſſen Thür eben zwei Damen heraustraten. Die eine, ungefähr ſiebzehn Jahre alt, war engelſchön; die andere hochbetagt und ſtolz von Mienen und Geberden. Sie gingen nach der Stadtkirche, die ihnen der Küſter, den ſie hatten rufen laſſen, aufſchloß. Ich ſchlich mit hinein. Sie fragten nach der Ruheſtätte eines Ritters der Vorzeit, der in der Kirche begraben ſey. Der Küſter führte ſie auf den freien Platz vor dem Altare und zeigte ihnen einen Grabſtein, auf welchem ein Ritter in Lebensgröße abgebildet war. Die Matrone hielt ihm eine feierliche Standrede, wobei der ehrerbietige Zuhörer, der Küſter, fleißig mit dem Kopfe nickte. Indeſſen kniete das ſchöne Mädchen, das ich Helene nennen hörte, am Grabmahle nieder, ſprach mit gefalteten Händen ein leiſes Gebet, küßte dann den Mund des ſteinernen Mannes, und legte ſanft eine Roſe auf ſeine Bruſt.

Nach dieſer Todtenfeier verließen ſie die Kirche. Ich drückte mich in einen Winkel, um ſie nahe bei mir vorbeigehen zu ſehen, und folgte ihnen, als mir das gelungen war, auf dem Fuße nach. Vor der Kirchthüre ſtrömten uns ein paar hundert Menſchen entgegen, die einen tollen Hund vor ſich her ſteinigten. Er ſchoß, indem ich ihn gewahr wurde, ſchon auf Helenen zu, und wollte ſie eben verletzen, als ich vorſprang und mit einem Knüttel, den ich einem unthätigen Gaffer aus der Hand riß, das Unthier zu Boden ſchlug. Jubelgeſchrei erſcholl um mich her. Das erſchrockene Mädchen ſank der Alten in die Arme. Dieſe fragte: „Wer ſind Sie?“ — Ein Student. — „Von Adel?“ — Nein. — Sie warf den Kopf zurück, ſagte kalt: „Wir danken!“ und zog das Mädchen mit ſich fort. Helene wandte ſich aber zurück, reichte mir eine Roſe, und legte mit einem ſeelenvollen Blicke, den ich nie vergeſſen werde, die Hand auf's Herz. Die Matrone ſchüttelte den Kopf, eilte haſtig zum Wagen, ſetzte ſich mit dem Mädchen hinein und fuhr von dannen.

Ich forſchte bei dem Gaſtwirthe nach dem Namen und Wohnorte der beiden Damen: er wußte nichts. Ich fragte den Küſter: er konnte mir eben ſo wenig Auskunft geben. So war mir das liebe Kind ohne Hoffnung des Wiederſehens entſchwunden. Nur des Engels Bild blieb in meinem Herzen zurück. Mißmüthig ließ ich mein Pferd vorführen. Ich wollte bei dem Gaſtwirthe, auf deſſen zunftmäßige Neugier ich vergebens gerechnet hatte, weder eſſen noch trinken. Als ich zu Pferde ſtieg, machte ich noch einen Verſuch, etwas von dem Hausknechte zu erfahren; und er wußte wirklich mehr, als die Andern. Er hatte von dem Kutſcher gehört, daß die Reiſe der Damen nach dem ſüdlichen Deutſchland gehe.

Dahin konnte ich ihnen nicht folgen. Meine Mutter erwartete mich mit Sehnſucht. Als ich zu ihr kam, fand ich ſie krank. Der Arzt, den ich über ihren Zuſtand befragte, gab wenig Troſt, ihr Leben noch lange zu friſten. Sie ward von Tage zu Tage ſchwächer, und ſchien überdieß an einer Gemüthskrankheit zu leiden. Es drückte ſie offenbar ein Geheimniß, das ſie eben ſo ungern entdecken, als mit ins Grab nehmen wollte.

Einsmals ward ich in der Nacht zu ihr gerufen. „Lieber Sohn,“ ſagte ſie, „das Gefühl meines nahen Todes bringt mir ein ſchmerzliches Bekenntniß ab. Ich täuſchte deinen ſeligen Stiefvater, als wir uns heiratheten, mit dem Vorgeben, daß ich die Wittwe eines im Auslande verſtorbenen Beamten ſey: aber ich lebte vorher in keiner geſetzmäßigen Ehe. Du heißeſt nicht Walland, wie man dich bisher nannte; du biſt der natürliche Sohn eines Mannes von Stande, deſſen Reichthum du ſchon aus dieſem Ringe beurtheilen kannſt.“ — Sie öffnete ein kleines Futteral und fuhr fort: „Dieſer Ring, der wenigſtens tauſend Thaler werth iſt, ward mir von deinem Vater für dich anvertraut, damit du dich ihm einſt dadurch als ſein Sohn zu erkennen geben ſollteſt.“ — Staunend fragte ich nach dem Namen meines Vaters. „Es iſt der Graf — —“ ſagte ſie und verlor in dieſem Augenblicke, von einem Schlagfluß befallen, die Sprache. Sie gab mir durch Geberden zu verſtehen, daß ſie ſchreiben wolle; aber indem ich ihr eine Schreibtafel reichte, erſtarrte ſie und verſchied.

Ihr ſchneller Tod erſchütterte mich doppelt, weil das Licht, das mir eben über meine Herkunft aufdämmerte, plötzlich dadurch wieder erloſch. Als ich etwas ruhiger geworden war, beſchloß ich, meinen Vater aufzuſuchen. Ich fand unter den Papieren meiner Mutter den Brief, mit welchem er ihr den Erkennungsring zugeſandt hatte: aber die Stelle der Namensunterſchrift vertrat ein flüchtiger Federzug, der ſich nicht enträthſeln ließ. Wichtiger war mir daher ein dabei liegender Beutel mit Gold, der mich mit Reiſegeld verſorgte, und in den Stand ſetzte, ein Reitpferd zu kaufen.

Meine Mutter war, als ſie heirathete, mit mir aus dem ſüdlichen Deutſchland gekommen. Daraus ſchloß ich, daß mein Vater dort wohne; und dahin zu ziehen, war mir erwünſcht, weil ich auf dieſer irrenden Ritterfahrt auch Helenen zu finden hoffte. Getroſt nahm ich alſo meinen Weg nach Süden, und ritt von Schloß zu Schloß, wo ein Graf wohnte, der ſeinem Alter nach mein Vater ſeyn konnte. Ich meldete mich als ein Mann, der einen koſtbaren Ring zu verkaufen habe. Man ließ mich überall vor; aber nirgend bemerkte ich bei Vorzeigung dieſes Kleinods eine Veränderung im Geſichte der Grafen. Deßwegen bot ich allenthalben meinen Ring, um ihn gewiß zu behalten, für viertauſend Thaler an, und da zerſchlug ſich der Handel ſogleich mit Hohnlachen.

Nach Helenen forſchte ich umſonſt. Die Roſe, die ſie mir ſchenkte, war mein liebſtes Eigenthum. Ich führte ſie in der Brieftaſche mit mir herum und küßte ſie ſo gern, daß ich mir es ernſtlich verbieten mußte, um ſie nicht zu zerſtören.

Als ich ungefähr vierzehn Tage lang ins Kreuz und in die Quere gezogen war, traf ich in einem Gaſthauſe, wo ich über Nacht blieb, einen jungen Mann, der ſich Richard nannte und ebenfalls eine Reiſe zu Pferde machte. Einander gefallend, wurden wir einig, den folgenden Tag unſere Klepper ruhen zu laſſen und uns in der ſchönen Gegend zu vergnügen. Wir tranken beim Abendeſſen einen trefflichen Wein, der mich in einen unvorſichtigen Schwätzer verwandelte. Ich bekannte meine gräfliche Herkunft, zeigte meinem Zechgeſellen den Ring und vertraute ihm die Verfahrungsart, wie ich damit meinen Vater zu entdecken ſuchte. Wir ſcherzten darüber und gingen fröhlich zu Bette.

Am Morgen darauf weckte mich ſchon um vier Uhr die Sonne. Ich forderte meinen Stubengenoſſen auf, mit mir ſpazieren zu gehen. Es gefiel ihm aber in den Federn; er wollte noch einige Stunden ſchlafen. „Faulenzer!“ ſagte ich, und ging allein. Ich erſtieg einen Berg, lagerte mich ins Grüne, und weidete meine Augen an den paradieſiſchen Bezirken des unter mir fließenden Rheinſtroms.

Als ich mich ſo bis gegen ſieben Uhr ergötzt hatte, ging ich in den Gaſthof zurück. Der Wirth brachte mir den Stubenſchlüſſel entgegen und ſagte: Herr Richard ſey ausgeritten und komme erſt zum Mittageſſen wieder. Das befremdete mich. Ich flog, nichts Gutes ahnend, in unſer gemeinſchaftliches Zimmer. Da ſah ich von meinem Herrn Richard keine Spur mehr. Er hatte ſein ganzes Gepäck und meinen väterlichen Ring mitgenommen. Beſtürzt ließ ich mein Pferd ſatteln und ſetzte dem Räuber nach. Aber ſein Vorſprung war zu groß; ich verfehlte wohl auch ſeinen Fluchtweg; kurz, ich fand ihn nicht und er kam, wie ſich von ſelbſt verſteht, nicht wieder.

Ich mußte nun die Hoffnung aufgeben, meinen Vater zu erforſchen. Auch ſchien das Glück nicht geneigt, mich Helenen finden zu laſſen. Darum entſchloß ich mich Nachmittags zur Rückreiſe.

Schon zu Pferde, mit dem Geſichte nach Norden, warf ich noch nach Süden einen Scheideblick für Helenen. Da fiel mir ein abwärts gelegener, freundlicher Berg in die

Augen, und es war, als geböte mir eine Stimme, hinüber zu reiten. Ich lenkte mein Pferd dahin. Auf dem Gipfel der Höhe erblickte ich gegenüber einen minder hohen Berg mit einem anſehnlichen Schloſſe, und unten im Thale ein wohlgebautes Städtchen, deſſen äußerſte Gebäude und Gärten den Fuß beider Berge berührten. Seitwärts, doch meinem Standpunkte ziemlich nahe, breitete ſich ein anmuthiger, mit Bäumen und einem weißen Geländer umgebener Grasplatz aus. Dieſer zog meine Augen beſonders an ſich, weil auf demſelben zwei dicke Männer, die etwas betrunken zu ſeyn ſchienen, ein junges Frauenzimmer, das ihnen immer auswich, ſchwerfällig und mit Gelächter verfolgten. Es war eine Geſtalt wie Helene, und ich jagte über Hals und Kopf den Berg hinab, um ſie zu ſchützen.

Als ich näher kam, ſah ich freilich, daß ich mich geirrt hatte. Doch das Mädchen war ſehr hübſch, und der alberne Muthwille der beiden zudringlichen Herren mißfiel mir um ſo mehr, da er zu ihren vierzig bis fünfzig Jahren und ihrer ſteifen Kleidung mit Haarbeutel und Degen nicht paßte. Sie ſtarrten mich, als ich herbeiſprengte, einen Augenblick an, ſetzten aber dann ihre Jagd unverſchämt fort. Ich ſtieg vom Pferde, übergab es einem dienſtfertigen Knaben und eilte zur nächſten Oeffnung des Geländers. Hier ſtand ein bejahrter, unförmlicher, in altdeutſche Tracht gekleideter Zwerg, der freudig in die Hände klatſchte, weil eben die wollüſtigen Faunen das Mädchen erhaſcht hatten und rechts und links nach Küſſen rangen. Das kleine Mißgeſchöpf ſchien mir den Eintritt in die Schranken verwehren zu wollen; ich ſchob es aber auf die Seite, ging raſch auf die beiden Dicken los und ſagte: „Ruhe, meine Herren! Ein Kuß iſt eine freiwillige Gunſt, die kein edler Mann zu erzwingen ſucht.“ — Sie ſtanden wie verſteinert. Das Mädchen entſchlüpfte ihnen, machte mir eine Verbeugung und wandte ſich nach der Stadt. Ich bot ihr meinen Arm; ſie nahm ihn an; die Dicken und der Zwerg lachten und ſchimpften hinter uns her.

„Wer ſind denn dieſe ungezogenen Herren?“ fragte ich leiſe.

„Beide,“ ſagte das Mädchen, „ſtehen in Dienſten des Fürſten von **Arenhain**, der hier herum anſehnliche Güter und dieſes Städtchen beſitzt. Dort ſehn Sie ſein Schloß; da wohnt er mit einem großen Hofſtaate und dieſe Herren gehören dazu. Der dickſte von beiden iſt Kapellmeiſter, der andere Leibarzt. Auch der Zwerg iſt ein Anhängſel der fürſtlichen Dienerſchaft, und zieht immer Jenen nach, wenn ſie herumſchweifen. Hätte ich gewußt, daß ſie mein Unſtern dorthin führen würde, wo ich Schillers Maria Stuart in Ruhe leſen wollte, ich wäre zu Hauſe geblieben.“

So ſprach das Mädchen mit einer ungemein lieblichen Stimme und mit gutmüthiger Freundlichkeit, die das einnehmende Geſichtchen noch verſchönerte. Ich weidete mich mit innigem Vergnügen an dieſem Verein von Anmuth, und es reute mich gar nicht, daß ich über den Berg herüber geritten war.

Wir kamen in die Stadt. Das Mädchen ſtand vor einem anſehnlichen Hauſe ſtill und ſagte: „Hier iſt meine Wohnung. Wollen Sie mit herein treten? Mein Vater, der hieſige Pfarrer, wird ſich freuen, Ihnen für den mir geleiſteten Schutz danken zu können.“

Es verſteht ſich, daß ich die Gelegenheit, mit dem lieben Mädchen länger beiſammen zu ſeyn, freudig ergriff. Der Vater, ein ehrwürdiger Greis, war mit der Pflege ſeiner Blumen im Garten beſchäftigt. Er kam, ohne den ſtarren, mißtrauiſchen Blick, der oft Unbekannten entgegenſchießt, freundlich auf mich zu. Die Tochter erzählte ihm, wie ich ſie auf dem Grasplatze gerettet hatte. Er dankte mir; und wie Homer's Griechen jeden Fremdling, der in ihr Haus tritt, gaſtfreundlich bewirthen, und dann erſt nach ſeinem Namen fragen, ſo forſchte auch der gute Pfarrer mit keinem Worte nach meinen perſönlichen Verhältniſſen, ſondern lud mich ſogleich zum Abendeſſen ein. Ich nahm die Einladung an, beurlaubte mich aber auf eine Viertelſtunde, um nach meinem Pferde zu ſehen, das ich durch den Knaben in den Gaſthof geſchickt hatte.

Indem ich dort das Nöthige beſorgte, erſchien ein finſterer, großnaſiger Mann und fuhr auf mich los: „Sind Sie der Menſch, der ſich gegen den fürſtlichen Herrn Leibarzt und den Herrn Kapellmeiſter unartig aufgeführt hat?“

Ich lachte ihm ins Geſicht und ſagte: „Unarten, mein Herr, ſcheinen hier erlaubt, da Sie ſelbſt eine ſo unartige Frage thun.“

„O, ſpaßen Sie nicht!“ ſprach er ſtolz. „Ich bin der hochfürſtliche Juſtiz Director.“

„Aber doch wohl nicht mein Hofmeiſter?“ — fiel ich ein.

„Ich verbitte dergleichen Anzüglichkeiten!“ rief er heftig. „Zeigen Sie mir Ihren Reiſepaß!“

Ich wartete damit auf. Er fand nichts daran zu mäkeln, bedeutete mich aber dennoch, die Stadt und das ganze hochfürſtliche Gebiet des folgenden Tages wieder zu verlaſſen.

„Vielleicht! — vielleicht auch nicht!“ antwortete ich.

„Ich werde Sie Gehorſam lehren!“ rief er wild und ſtürmte davon.

Die kleine Mißlaune, in die mich dieſer Auftritt verſetzt hatte, verſchwand ſogleich im Pfarrhauſe, wohin ich nun zurückkehrte. Friederike, mein liebenswürdiger Schützling, feſſelte mich mit jedem Augenblicke mehr und gewann in meinem Herzen einen Platz neben Helenen, obgleich dieſe noch immer den Vorzug behauptete. Auch die Pfarrerin, die ſich mir jetzt erſt zeigte, war ein gutes, redſeliges Mütterchen. Sie ſagte mir, ſo oft ſie geſchäftig durchs Zimmer trippelte, ein freundliches Wort. Bei Tiſche unterhielt ſie mich vom Fürſten und ſeinem Hofweſen. Sie lobte ihn als einen wackern, frommen Herrn, tadelte hingegen, daß er ſich zu tief in ſeine Andachtsbücher vergrabe und weder ſehe noch höre, daß er von Wölfen in Schafskleidern umgeben ſey. Sein bisheriger Secretär und Vorleſer, ſetzte ſie hinzu, habe aus Aergerniß über dieſe Rotte ſeinen Abſchied genommen, und der Fürſt bemühe ſich ſeit einiger Zeit vergebens, einen andern brauchbaren jungen Mann an deſſen Stelle zu finden.

Friederike ſah mich an, und ich las es ihr aus den Augen, daß ſie wünſchte, ich mochte fähig und geneigt ſeyn, den Poſten anzunehmen. Ich hatte nie Luſt, bei einem Privatmanne — was doch der Fürſt nur war — in Dienſte zu treten, weil man dann, ohne einen Schatten von Freiheit, jede Stunde, jeden Augenblick gewärtig ſeyn muß, durch einen Bedienten, oder wohl gar durch die verächtliche Stimme der Klingel, zum Gebieter gerufen zu werden. Doch Friederikens Augen zauberten plötzlich dieſe alte Bedenklichkeit aus meinem Kopfe heraus. Ich erklärte, daß mich die Wölfe in Schafskleidern nicht abſchrecken ſollten, dem Fürſten meine Dienſte anzutragen, wenn ich nur, als ein ihm unbekannter Fremdling, hoffen dürfe, williges Gehör bei ihm zu finden.

Jetzt erſt erlaubte ſich der beſcheidene Pfarrer, nach meinem Stande zu fragen. Ich antwortete ihm, daß ich die

Rechte ſtudiert habe, franzöſiſch und italieniſch verſtehe, und mich dem Aemtchen eines Privatſecretärs gewachſen fühle.

„Das freut mich," ſprach er. „Sie gefallen mir, und es wäre mir herzlich lieb, Sie bei uns zu behalten. Unſere Bekanntſchaft iſt freilich noch zu neu, als daß ich Sie dem Fürſten empfehlen könnte, aber vorſtellen will ich Sie ihm, und da er eben nicht mißtrauiſch iſt, ſo wird er hoffentlich Ihr ehrliches Geſicht als Bürgen Ihres künftigen Wohlverhaltens gelten laſſen."

„Es ſey gewagt!" entgegnete ich. Erröthend nickte mir Friederike zu, und ihr Vater beſtimmte den nächſten Morgen zur Einführung beim Fürſten.

Wir gingen ziemlich früh auf's Schloß. Der Fürſt ließ uns ſogleich vor. Er legte, als wir in ſein Zimmer traten, ein in ſchwarzen Corduan gebundenes Buch aus der Hand und empfing uns ſehr liebreich. Der Pfarrer trug mein Geſuch vor. Schweigend ſah mich der Fürſt ein Weilchen an, als wollte er aus meinen Geſichtszügen mein Inneres erforſchen. Er fragte hierauf nach meiner Herkunft und dem Zweck meiner Reiſe. Ich war denn, wofür ich bisher immer gegolten hatte, der Sohn eines verſtorbenen Beamten Walland, und machte die Reiſe blos, um Welt und Menſchen kennen zu lernen. „Schreiben Sie eine deutliche Hand?" fragte er weiter. Ich erbot mich zu einer Probe. Er dictirte mir einen Brief, worin er ſein Urtheil über ein neues theologiſches Werk einem Freunde mittheilte. Meine Handſchrift gefiel ihm. Er reichte mir dann das Buch, das er bei unſerer Ankunft weggelegt hatte. Es war ein Theil von Jakob Böhme's Schriften. Ich mußte ihm eine Seite daraus vorleſen.

Indem ich meine Stimme hören ließ, trat jemand, den ich, die Augen aufs Buch geheftet, nicht wahrnehmen konnte, mit leiſen Schritten ins Zimmer. Kurz nachher gab mir der Fürſt ein Zeichen, im Leſen einzuhalten. Ich ſah mich um, und hinter mir ſtand — Helene.

Sie erhob mit Erſtaunen die Hände. Ich aber erſchrack vor Freude ſo, daß ich den ehrlichen Jakob zu Boden fallen ließ.

Der Fürſt ſchüttelte ein wenig den Kopf, nahm mir das Buch, das ich ſchnell aufhob, aus der Hand und legte es, nach einer ſanften Berührung mit den Lippen, auf den Tiſch. Dann ſah er mich und Helenen an und fragte: „Was iſt Ihnen?“

„Gnädiger Herr Oheim,“ antwortete ſie, „es überraſcht mich, den wackern Mann hier zu finden, der mich, wie ich Ihnen erzählt habe, in jenem Städtchen, wo unſer Ahnherr begraben liegt, vor dem Anfall eines wüthenden Hundes ſchützte, und den ich für die Rettung meines Lebens nur mit einer Roſe belohnen konnte.“

„Wunderbare Fügung des Himmels!“ rief der Fürſt und faltete die Hände. „Es war eine brave That, deren Vergeltung ich übernehme. Vorläufig ernenne ich Sie, Herr Walland, zu meinem Secretär, mit dem bei mir gewöhnlichen Gehalte von ſechshundert Thalern und freier Wohnung und Koſt.“

Was fragte ich nach Geld und Koſt? Mich berauſchte das Glück, daß ich künftig mit Helenen unter Einem Dache wohnen ſollte, und ich hatte Mühe, meine ſtürmiſche Freude zu zügeln. Doch ich mäßigte mich und nahm mit ehrbaren Worten die Beſtallung an. Auch Helene dankte dem Oheim, daß er ihre Schuld abtragen wolle. Ich empfahl mich dann, um die nöthigen Einrichtungen zum Antritt meines Aemtchens zu treffen.

Der Pfarrer begleitete mich und erzählte mir unter Weges: Helene von Arenhain ſey eine Nichte des Fürſten, und wahrſcheinlich die beſtimmte Erbin ſeines großen Vermögens. Es befinde ſich aber noch eine mit ihr angekommene Tante, eine Frau von Bärwald, im Schloſſe und führe die Oberaufſicht über das Hausweſen; denn der Fürſt bekümmere ſich wenig um weltliche Dinge, und ſey daher in frühern Zeiten von Haushofmeiſtern und Köchen ſehr bevortheilt worden.

So erfuhr ich mit ſtillem Mißvergnügen die Anweſenheit der ſtolzen Matrone, die an meinem Freudenhimmel wie eine dunkle Wolke heraufzog.

Ich ging in den Gaſthof, wo ſich mein Pferd und Gepäck befand. Hier lauerte ſchon der Juſtiz-Director auf mich. „Nun werden Sie bald ſatteln?“ rief er mir gebieteriſch zu.

„Nein, Herr Juſtiz-Director!“ antwortete ich. „Es gefällt mir an dieſem Orte ſo wohl, daß ich vielleicht hier bleibe.“

Er glotzte mich an, und befahl mir zornig, ſofort abzureiſen, wenn ich nicht durch Gerichtsdiener über die Gränze gebracht ſeyn wolle.

„Damit werden Sie mich gefälligſt verſchonen;“ ſagte ich lächelnd. „Der Fürſt hat eben die Gnade gehabt, mich als Secretär in ſeine Dienſte zu nehmen.“

Er erſtarrte zu einer Bildſäule, und war einen Augenblick unſchlüſſig, wie er ſich bei dieſem Donnerſchlage geberden wolle. Endlich löſ'te ſich die Verſteinerung ſeines Geſichts in ein heuchleriſches Grinſen auf. „Ei! das haben wohl der Herr Pfarrer bewirkt?“ ſprach er mit höhniſch ſüßlicher Stimme. „Nun ja, wenn man erwachſene Töchter hat — hehe! hihi!“ —

Ich bedeutete ihn, daß er dem wackern Geiſtlichen durch Andichtung eines ſolchen Bewegungsgrundes ſehr Unrecht thue. Er wies aber meinen Widerſpruch mit Gelächter zurück und verſicherte, daß er ſich über mein Glück, mein doppeltes Glück, aufrichtig freue. Dennoch brummte er, als er mit einem Druck der Hand von mir Abſchied genommen hatte, die Treppe hinab: „Wenn ſich doch der Pfaff in ſolche Dinge nicht mengte!“ — Dann lief er haſtig nach dem Schloſſe hin und hieb mit dem Stocke ins Straßenpflaſter, daß Kies und Funken umherflogen.

Der Pfarrer hatte mich auf den Mittag zu Tiſche gebeten, und ich aß bei ihm, weil ich nicht gleich bei der fürſtlichen Tafel meine Antrittsrolle ſpielen wollte. Friederike, die indeſſen meine Bekanntſchaft mit Helenen von ihrem Vater vernommen hatte, war kleinlaut und niedergeſchlagen. Sie vermied, von Helenen zu ſprechen, und auch ich that der kleinen Eiferſüchtigen den Gefallen, des Fräuleins von Arenhain nicht zu erwähnen. Das beruhigte ſie nach und nach, und am Ende ward ſie wieder ganz heiter, als ich beim Abſchiede verſprach, ihr Haus ſo oft zu beſuchen, als es meine Dienſtgeſchäfte erlauben würden.

Gegen Abend hielt ich mit einem Knaben, der meinen Mantelſack trug, meinen Einzug im Schloſſe. Ich ward bei der Frau Oberaufſeherin gemeldet. Sie ließ mich lange warten, ehe ſie mit einem Bund Schlüſſel erſchien, und mir ohne Wort und Laut winkte, ihr zu folgen. „Das iſt die Schreiberwohnung!“ ſagte ſie, indem ſie zwei artige Zimmerchen aufſchloß. Ich rückte mit meinem Mantelſack ein. „Iſt das die ganze Bagage?“ fragte ſie hohnlächelnd, und indem ich antworten wollte, daß man zu Pferde nicht viel fortbringen könne, eilte ſie hinweg, ohne mich anzuhören.

So ließ mich die geſtrenge Frau den erſten Druck der Dienſtbarkeit empfinden. Ich hätte gern das läſtige Joch auf der Stelle wieder abgeſchüttelt; doch Helenens Nähe ſtärkte mich, es geduldig zu tragen. Der Fürſt ſelbſt ging ſehr ſanft und wohlwollend mit mir um. Ich ward erſt am folgenden Morgen zu ihm gerufen, und als er mir einen kurzen Aufſatz in die Feder geſagt und ich ihm eine halbe Stunde lang vorgeleſen hatte, waren meine Amtsgeſchäfte für dieſen Tag abgethan.

Bei der Tafel ſah ich Helenen, aber auch die ſtolze Tante und die drei Herren, mit welchen ich Tages zuvor Händel gehabt hatte. Die letztern thaten, als kennten ſie mich nicht mehr; und ſie ſelbſt erſchienen ſo ganz verändert, daß auch ich ſie beinahe nicht wieder gekannt hätte. Die geſtrigen Wüſtlinge waren heute ſcheinheilige Kopfhänger, und goſſen über jeden Gegenſtand des Tiſchgeſprächs eine moraliſche Brühe, die ſie mit bibliſchen Sprüchen und Liederverſen würzten.

Der Fürſt, dem ſie ſich durch dieſe Frömmelei empfehlen wollten, war kein Gleißner, wie ſie: er war ein Biedermann von wahrem, gottesfürchtigem Sinn und Wandel; aber freilich ein frommer Schwärmer und Anhänger der herrnhutiſchen Brüdergemeine. Die Werke des Grafen Zinzendorf und ſeiner Glaubensgenoſſen waren daher gewöhnlich die Bücher, aus welchen ich vorleſen mußte. Doch erquickte ſich der Fürſt nicht an dieſen allein: er beſaß noch eine bedeutende Sammlung von ältern überſinnlichen Schriften, deren Verfaſſer ſich eines unmittelbaren vertrauten Umgangs mit Gott und Geiſtern rühmten. Auch dieſe Myſtiker wurden oft in den Leſeſtunden zur Hand genommen. Aber die Kirche beſuchte der Fürſt nie. Seine kühne Einbildungskraft fand die Predigten meines guten Pfarrers, deren er nur zwei oder drei zur Probe gehört hatte, viel zu lau und gemein. Er predigte bisweilen ſelbſt, wenn reiſende evangeliſche Brüder, oder ſogenannte Stille im Lande bei ihm einſprachen und er ihnen zu Ehren eine geheime gottesdienſtliche Verſammlung im Schloſſe veranſtaltete.

Bei ſolchen Feierlichkeiten duckten und ſchmiegten ſich die drei Heuchler, die ſich zum Schein als Verehrer und Mitglieder der Secte betrugen, in den heiligen Kreis mit hinein, und waren ſogar frech genug, den Rednerſtuhl zu beſteigen. Aber ungeachtet ich mich zu dergleichen elenden Kunſtgriffen niemals erniedrigte, war mir dennoch der Fürſt eben ſo gewogen, als ihnen, und bewies mir in vielen Fällen ein ausgezeichnetes Vertrauen, deſſen ſie von ihm nicht gewürdiget wurden. Darum war ich ihnen ein Dorn im Auge. Sie ſtichelten, um mich zu verketzern und zu verdrängen, oft bei der Tafel auf Menſchen ohne Religion, und ſchielten dabei nach mir; doch der hochherzige Fürſt nahm von dieſen und andern verblümten Reden keine Kenntniß.

Mir waren die ſtumpfen Pfeile, die während der Mahlzeit nach mir flogen, um ſo weniger empfindlich, da ich immer zu gleicher Zeit Helenen ſah und mich manches holden Blickes erfreute. Aber jeder Möglichkeit, uns einmal unter vier Augen zu ſprechen, beugte Frau von Bärwald, als Ehrenhüterin des Fräuleins, ſorgſam vor. Ich hielt mich denn auch von ſelbſt in meinen Schranken. Die Kluft zwiſchen einem Privatſekretär und der Nichte eines Fürſten war zu groß. Meine Leidenſchaft lauſchte ſtill am Rande, ohne einen Sprung hinüber zu wagen. Jenſeits ſtrahlte mir Helene, wie man den Mond und die Sterne mit Vergnügen ſieht, ohne daß ein Gedanke ſich regt, ſie beſitzen zu wollen.

Friederike hingegen war ein Licht, dem ich mich nahen konnte, ohne mir, wie eine Mücke, die Flügel zu verſengen. Ich beſuchte ſie daher fleißig; nicht als Liebhaber, ſondern als Freund.

„Sie kommen wie gerufen!“ ſprach ſie eines Tages. „Sie ſollen mir mit Rath und That an die Hand geben. Eine meiner Freundinnen, ein ſehr hübſches Mädchen, befindet ſich in der ängſtlichſten Verlegenheit.“

„Charlotte — ſo heißt ſie — liebt einen jungen, braven Mann, den Kaufmann Elbing; aber ihre Baſe beſteht darauf, daß ſie den fürſtlichen Kapellmeiſter, der um ſie wirbt, heirathen ſoll. Sie haßt ihn, wie billig; und da ſie ein eigenes, nicht unbedeutendes Vermögen beſitzt, ſo könnte ſie frank und frei nach ihrer Neigung wählen; das alberne Gänschen hat ſich jedoch von der Baſe bereden laſſen, die Entſcheidung ihres ehelichen Looſes einer hier lebenden Wahrſagerin zu unterwerfen. Dieſe alte Sibylle, der Kapellmeiſter und die Baſe ſtecken unter Einer Decke. Charlotte ſoll heute Abend den ihr vom Schickſal beſtimmten Bräutigam in einem Zauberſpiegel zu ſehen bekommen. Das iſt aber Betrug. Der ſogenannte Zauberſpiegel beſteht blos aus einer großen Glastafel, die, in einen Rahmen gefaßt und mit Vorhängen umgeben, an die ausgehobene Thür einer Kammer geſtellt wird. Und hinter dieſem Glaſe will der Kapellmeiſter in Lebensgröße erſcheinen. — Das alles weiß ich von einem eben ſo ehrlichen, als geſcheidten Mädchen, das bei der Wahrſagerin dient, und von ihr den Auftrag hat, den ſaubern Herrn heimlich in die Kammer zu führen, während die Alte, zur Vorbereitung auf die Hauptſcene, das Schickſalsbuch der

Karte aufſchlagen und Charlotten auch darin den dicken Bräutigam zeigen wird.“ —

Ich lachte über die Geſchichte und ſagte: mein Rath ſey der, Charlotten den entworfenen Betrug zu entdecken und ſeine Wirkung dadurch zu vernichten.

„Dann ſtehen wir auf dem alten Flecke!“ entgegnete Friederike. „Der Kapellmeiſter macht einen Spaß daraus, und die Baſe tritt ihm aufs Neue die Brücke. Damit iſt uns alſo nicht geholfen. Könnte man es aber in geheim, und ſogar ohne Charlottens Vorbewußt, dahin bringen, daß Elbing, anſtatt des Dicken, im Zauberſpiegel erſchiene, ſo wäre meine Freundin von allen weitern Zunöthigungen frei: denn die Baſe hat mit ihr den Vertrag geſchloſſen, daß ſie den Mann im Spiegel ohne Widerſpruch heirathen darf, wenn es Elbing iſt, und ohne Weigerung heirathen muß, wenn der Kapellmeiſter ſich darſtellt.“

„Recht gut!“ ſagte ich. „Aber der Umtauſch der beiden Nebenbuhler —“

„Iſt ein Geſchäft, in das wir uns theilen wollen,“ fiel ſie ein. „Ich veranſtalte, daß Elbing im Zauberſpiegel erſcheint und Sie feſſeln, wie Sie wollen, wie ſie können, den Kapellmeiſter, daß es ihm unmöglich wird, ſich auf den Abend um acht Uhr im Hauſe der Wahrſagerin einzufinden.“

Ich weigerte mich, die mir zugetheilte Rolle zu übernehmen, weil ſie ſich ohne Liſt und Ränke, die meiner Natur zuwider ſind, nicht ausführen ließ. Aber Friederike lachte über meine Bedenklichkeit und ſagte: Liſt gegen Liſt ſey erlaubt, und ſey es hier um ſo mehr, da ein gutes Werk, die Vereinigung zweier Liebenden, dadurch befördert werde. Sie gab allen weitern Einwendungen, die ich noch verbrachte, kein Gehör, und ich mußte zuletzt verſprechen, den Kapellmeiſter im Zaume zu halten.

Damit dieß ohne Aufſehen geſchehe, ließ ich in den Nachmittagsſtunden, als der Fürſt zufällig mit mir über Muſik ſprach, den Wunſch verlauten, ein gewiſſes geiſtliches Singſtück, das die Hauskapelle kurz zuvor eingeübt hatte, auf den Abend vortragen zu hören. Doch leider hatte der Fürſt keine Luſt dazu; er vertröſtete mich auf den folgenden Tag. Ich mußte nun den Kapellmeiſter, der ſich um ſieben Uhr noch zu Hauſe befand, auf eine andere Weiſe gefangen nehmen.

Das natürlichſte Mittel war, ihn im Schloſſe einzuſperren. Möglich machte dieß der Umſtand, daß die Pforte beſtändig verſchloſſen war und Niemand ohne Hülfe des Thorwärters hinaus konnte. Er hatte zwei Schlüſſel. Einen führte er immer bei ſich; der andere hing in ſeinem Stübchen an einem Nagel, und ſeine Frau öffnete damit das Thor, wenn er ſelbſt nicht zugegen war.

Ich brauchte den alten Mann oft in meinen Angelegenheiten zum Boten. Es kam ihm daher gar nicht wunderbar vor, als ich ihm jetzt ein auswärtiges Geſchäft übertrug, deſſen Ausrichtung wenigſtens anderthalb Stunden erforderte. Indem er ſich dazu reiſefertig machte, nahm ich den Zwillingsbruder des Thorſchlüſſels, der ihn überall begleitete, von der Wand und verſenkte ihn behutſam in des Alten geräumige Rocktaſche. Meine ehrliche Hand zitterte bei dieſem Schelmenſtreiche; doch die abendliche Dunkelheit des Stübchens ließ ihn vollkommen gelingen. Mein Geſchäftsträger ging richtig mit beiden Schlüſſeln fort.

Ich machte mich nun geſchwind vom Thore weg und ſtellte mich oben im Schloſſe an ein Fenſter, das in den Hof ging. Kaum war ich da, ſo ſtapelte der Kapellmeiſter, deſſen galonirtes Bratenkleid auch in der Dämmerung glänzte, quer über den Hof und eilte hin nach dem Thore. Herriſch rief er den Pförtner, und wiederholte mehrmals mit verſtärkter Stimme den Ruf, während die alte Pförtnerin den von mir entfremdeten Schlüſſel ſuchen mochte. Eine Laterne in der Hand, kam ſie endlich, mit kläglichen Worten, die ich nicht verſtehen konnte, aus ihrem Stübchen heraus. Der Kapellmeiſter begann gräßlich zu fluchen, und mit der Wuth eines Bären, der einen Baum, von welchem der ungeſchickte Tölpel herabgefallen iſt, dafür züchtigen und umreißen will, lief er Sturm gegen das Thor. Bald darauf ward mein Name genannt. Stracks keuchte der Kapellmeiſter wieder über den Hof zurück, und ich, ſeines Beſuchs gewärtig, ſchlüpfte in meine Wohnſtube. —

Er überfiel mich, ohne Anklopfen, mit einem heftigen Verweiſe, daß ich den Mann, der ſeines Amtes an der Pforte warten ſolle, nach Oſten und Weſten verſende. Ich antwortete: es ſey Schade, daß er mir das nicht geſtern verboten habe, ſo wäre es heute nicht geſchehen; doch wolle ich ihm den guten Rath geben, ſich von der Thorwärterin die Pforte öffnen zu laſſen. „So klug bin ich ſelbſt!“ fuhr er auf. „Es iſt aber kein Schlüſſel da; der alte Träumer hat beide mitgenommen.“ — Froh, daß auf mich kein Verdacht fiel, wies ich dem ungeſtümmen Menſchen, als er mich noch weiter ausſchelten wollte, muthig die Thür.

Die Thurmglocke ſchlug eben acht. Er lief, als brennte ihm der Kopf, nach dem Thore zurück. Ich ſtellte mich wieder auf die Lauer, und hörte, daß er in der Pförtnerſtube gewaltig tobte. Ein Weilchen nachher entſtand eine Stille, die ungefähr fünf Minuten dauerte. Dann aber erhob er ein Zetergeſchrei, als wäre ſein Leben in Gefahr. Die alte Frau lief ängſtlich über den Hof nach der Wachſtube, wo von unſerer Schloßgarniſon, die aus zwölf alten Soldaten beſtand, täglich drei Mann aufzogen. Während der Zeit ſchrie der Kapellmeiſter noch ſtärker. Es ward Chriſtenpflicht, ihm zu Hülfe zu eilen.

Ich fand ein luſtiges Unglück. Mein Gefangener hatte ſich durch das einzige kleine Fenſter, das die im Erdgeſchoß befindliche Wohnung des Pförtners ſparſam erleuchtete, in Freiheit ſetzen wollen, und war wie ein Pfropfen in der Flaſche ſtecken geblieben. Die Beine hingen hinaus in die Luft; das Bruſtſtück war in der Stube. So hielt er ſich, auf dem Bauche liegend und auf Rettung harrend, im Gleichgewichte: dieß aber ward, wie oft das politiſche, auf die feindſeligſte Weiſe geſtört. Es ſtand nämlich draußen unter dem Fenſter ein Raufbold, der des Kapellmeiſters ſchutz- und wehrloſe Rückſeite, beſonders den erhabenſten Theil derſelben, unabläſſig mit einem Stocke zerbläute und ſich weder durch Strapeln noch Schreien in dieſem Geſchäfte ſtören ließ. Ich war außer Stande, dem Leidenden zu helfen. Er ſteckte ſo feſt zwiſchen dem Rahmen, daß ich ihn nicht herauszuarbeiten vermochte. Eben ſo wenig konnte ich dem raſtloſen Zuchtmeiſter Einhalt thun, weil des Züchtlings breite Körpermaſſe das ganze Fenſter verſtopfte. Doch bald kam Hülfe. Die Thorwärterin hatte die geſammte wachhabende Mannſchaft aufgeboten, und als dieſe ſich mit vorſpannte, zogen wir den geſchlagenen Mann glücklich aus der Klemme.

„Wer da?“ rief ich ſchnell zum Fenſter hinaus.

„Gut Freund!“ antwortete die rauhe Baßſtimme des Oberbefehlshabers der Garniſon.

Dieſe alte Kriegsgurgel, ein vormals preußiſcher Unteroffizier, hatte ſich in der Stadt gütlich gethan. Als er bei Nacht und Nebel — den letztern im Kopfe — ans Schloß zurück kommt, ſieht er ein paar Beine aus dem Fenſter hängen, und in der Meinung, daß ſie einem Unfugsſtifter gehören, macht er ſich das lange entbehrte Vergnügen, ſeinen Corporalſtock, wie weiland in der guten alten Zeit, tüchtig zu handhaben.“ — Das erfuhr ich nachher von ihm; denn jetzt entfernte ich mich ohne Verzug, um eines neuen Wortwechſels mit dem Kapellmeiſter überhoben zu ſeyn.

Bald darauf kam der Thorwärter zu mir und erſtattete Bericht über das ihm aufgetragene Geſchäft. Er klagte ſich ſelbſt an, daß er aus Uebereilung beide Schlüſſel mitgenommen habe. Ich fand nicht für rathſam, ihm aus dem Traume zu helfen, erfreute ihn aber durch einen ſo reichlichen Botenlohn, daß er ſich über den Zorn des Kapellmeiſters, der ſogleich nach Oeffnung des Thores wie ein wilder Eber hinausgefahren war, lachend hinwegſetzte.

„Sie ſind ein Goldmann!“ rief Friederike, als ich ſie das nächſte Mal beſuchte. „Unſer Spiel iſt gewonnen! Laſſen Sie ſich erzählen.“

„Lottchen und die Baſe gehen glücklicher Weiſe noch vor acht Uhr zur Wahrſagerin. Sie ſchlägt die Karte, und der dicke Mann zeigt ſich hinten und vorn als der Geſpons, deſſen Ehe mit Charlotten im Himmel geſchloſſen ſey. Das arme Kind macht ſich nun darauf gefaßt, die verhaßte Geſtalt auch im Zauberſpiegel zu erblicken. — Jetzt klingelt's im Vorhauſe. — Das war das zwiſchen der Wahrſagerin und ihrem Dienſtmädchen verabredete Zeichen, daß der Spiegelgeiſt angekommen und in die Kammer gebracht ſey. Nun macht die Gauklerin allerlei Firlefanz um den Zauberſpiegel herum, ergreift endlich zwei Lichter, und ruft mit feierlicher Stimme: Du, der dieſer edlen Jungfrau zum Gatten beſtimmt iſt, erſcheine, erſcheine! — Siehe, da ſteht Elbing! — Charlotte jubelt; die Beſchwörerin läßt vor Schrecken beide Lichter fallen; die Baſe wird todtenbleich. Indeſſen ſpringt Elbing fort aus dem Hauſe. Bald darauf verlaſſen auch Lottchen und ihre Baſe die noch ganz betäubte Wahrſagerin."

„Dieſe nimmt jetzt ihr Mädchen ins Verhör. Die ſchlaue Dirne betheuert: ſie habe den Kapellmeiſter, der beſtellter Maßen um acht Uhr gekommen ſey, in die Kammer geführt. — Nun, ſo iſt der böſe Feind im Spiele; ſpricht die Alte, und wird ſo verzagt, daß ſie nicht in der Stube allein bleiben will."

„Kurz nachher ſtürzt der Kapellmeiſter athemlos herein. Er hört mit Entſetzen, daß die Geſchichte vorbei iſt und überhäuft die Wahrſagerin mit Vorwürfen. Sie ſagt: was kann ich dafür, daß ſich der Satan in den Handel miſcht, und bald Ihre, bald Elbings Geſtalt annimmt? — Er nennt das Flauſen, ſchilt ſie eine Betrügerin, ſchlägt den Zauberſpiegel entzwei; ſie aber wirft ihm Töpfe an den Kopf und zwingt ihn damit zur Flucht." —

„Meine Freundin iſt nun ganz glücklich!" — ſchloß Friederike ihre Erzählung. „Ich entdeckte ihr heute den Zuſammenhang der Sache. Aber die Baſe hält Elbings Erſcheinung noch bis dieſe Stunde für einen förmlichen Geiſterſpuk. Sie muckt daher nicht mehr, und macht ſchon Anſtalt zu Lottchens erwünſchter Verlobungsfeier." —

Der Kapellmeiſter konnte mir's nicht verzeihen, daß er durch mich eine reiche Braut verloren und Schläge gewonnen hatte. Er ſetzte mich zwar darüber nicht weiter zur Rede, weil er die vorgehabte Büberei geheim halten mußte; wo er mich aber ſah, funkelten mich ſeine Augen zornig an. Auch ſeine Freunde waren mehr als jemals über mich ergrimmt. Darum bat ich den Himmel, mich nicht im Schloſſe krank werden zu laſſen; denn ich hätte befürchten müſſen, daß mir der Leibarzt, um ſeinen Freund an mir zu rächen, ein Succeſſionspülverchen reichte. Minder gefährlich war der Juſtizdirektor, der mir, trotz ſeiner Meiſterſchaft in Kniffen und Pfiffen, kein Haar krümmen konnte. Am wenigſten aber machte ich mir aus der lächerlichen Ungnade des Zwergleins, das mir, wo wir einander begegneten, eine Fauſt ballte.

Eines Tages, als Frau von Bärwald einmal ausgegangen war, ließ mir Helene durch ihre Kammerjungfer ſagen: ich möchte in den Garten kommen; ſie habe etwas mit mir zu ſprechen. Freudig und zagend eilte ich hinab. Sie erwartete mich an einem Platze, wo wir aus den Schloßfenſtern nicht geſehen werden konnten, und mit dem Tone der innigſten Freundſchaft ſagte ſie: „Meine Dankpflicht erfordert es, Ihnen etwas Unangenehmes zu eröffnen. Sie haben Feinde im Schloſſe, die Ihnen bei dem Fürſten zu ſchaden ſuchen.“

„Ich danke Ihnen für dieſe Warnung, gnädiges Fräulein!“ antwortete ich. „Aber mein Leben iſt ſchuldlos, meine Treue gegen den Fürſten unwandelbar; was hab' ich zu fürchten? Ich bin im Gegentheil meinen Feinden ſehr dafür verbunden, daß ſie mir dieſen Beweis Ihres Wohlwollens, mein theuerſtes Fräulein, verſchaffen.“

„O, ich bin noch tief in Ihrer Schuld!“ ſagte ſie ſeufzend. „Sie ſchützten mein Leben, und ich — gab Ihnen eine halb verwelkte Roſe!“

Ich betheuerte, daß dieſe Roſe einen unvergänglichen Werth für mich habe, und, ſchnell mein Taſchenbuch öffnend, bewies ich die heilige Aufbewahrung der zwiſchen Seidenpapier ruhenden Blume der Liebe. Gerührt reichte mir Helene die Hand. „Wir bleiben Freunde!“ ſprach ſie herzlich. „Doch jetzt verlaſſen Sie mich, lieber Walland! Es ſoll und darf niemand unſere Zuſammenkunft wiſſen, denn in ſolchen Fällen muß man befürchten, daß die Bäume Augen und Ohren haben.“

Glücklich wie ein Gott zog ich mich zurück. Der Kapellmeiſter begegnete mir mit ſeinem gewöhnlichen Blitz- und Donnergeſichte auf der Schloßtreppe; ich aber gr ihn ſo freundlich, daß er mich ſtutzig anſah, als ob er mich für wahnwitzig hielte.

Einige Tage ſpäter ward mir, als ich in den Frühſtunden des Fürſten Befehle vernehmen wollte, im Vorzimmer geſagt: er ſey krank und laſſe niemand vor. Mittags kam er nicht zur Tafel. Auch Helene und die Tante ſchloſſen ſich davon aus. Ich ſpeiſ'te mit meinen drei Gegnern allein. Ein wahres Giftmahl! Sie ſprachen unter ſich ein Rothwälſch abgebrochener Worte und lachten unaufhörlich dazwiſchen. Ich wußte nicht, ob ich verrathen oder verkauft war.

Nachmittags ward ich zum Fürſten gerufen. Ungewöhnlich bleich ſaß er zwiſchen Betten in einem Lehnſtuhle und ſagte mit matter Stimme: „Nehmen Sie Platz an meiner Seite! Das Sprechen wird mir ſchwer, aber ein wunderbares Ereigniß nöthiget mich, mit Ihnen zu reden.“

„Ich weiß nicht, ob Sie davon gehört haben, daß dieſes Schloß auf den Grundfeſten eines vormals hier geſtandenen Mönchskloſters erbauet iſt. Das letzte Oberhaupt deſſelben war ein Abt, Namens Nicodemus, der vom

Papſte die Erlaubniß erhalten hatte, biſchöfliche Ehrenzeichen zu tragen. Die Geſchichte meldet von ihm, daß er ein Mann von außerordentlicher Strenge und faſt rieſenhafter Leibesgröße geweſen ſey. Darauf gründet ſich die alte Sage, daß ſein Geiſt noch bisweilen als Sittenrichter in dieſen Mauern umher wandele."

„Doch wie kann ich dieß noch Sage nennen?" fuhr er ſeufzend fort. „Es iſt Wahrheit! — Ich hörte ſeine Donnerſtimme in voriger Nacht; ſie rief vor der Thür meines Schlafzimmers: Arenhain! der Abt Nicodemus redet mit dir! — Ich habe Wohlgefallen an deiner Frömmigkeit; aber ein Gräuel iſt mir der Unchriſt, der vor zwei Monaten, wie aus den Wolken gefallen, in deine Dienſte trat und deines Vertrauens genießt. — Wirf morgenden Tages die Schlange aus deinem Buſen, ſchleudere ſie über die Gränze deines Gebiets! Sonſt erſchein' ich dir furchtbar in nächſter Nacht, und Tod und Verderben ſind mein Gefolge. — So ſprach die ſchreckliche Stimme, und ich möchte mir gern ſelbſt verhehlen, gegen wen ſie eiferte." —

„Gegen mich, gnädiger Herr!" ſagte ich unerſchrocken. „Die Zeit meiner Anſtellung in Ihren Dienſten ſetzt das außer Zweifel. Aber der Abt Nicodemus kennt mich nicht, und wär' er keine heilige Perſon, ſo würde ich ihn einen Verläumder nennen."

„Gemach! gemach!" fiel ängſtlich der Fürſt mir ins Wort. „Beantworten Sie mir ſo treu und wahr, als ſtünden Sie vor Gott, die Frage: „Sind Sie ein Chriſt?"

„Ich bin es!" ſprach ich feſt und ſah ihm frei in die Augen.

„Das beruhigt mich," ſagte er. „Ein gutes Gewiſſen ſpricht aus Ihrem Geſichte. — Gott allein ſieht in unſer Herz; ſelbſt Engel und Heiligen iſt es verſchloſſen. Darum ſoll mich des Geiſtes Wort in meinem Vertrauen zu Ihnen nicht irre machen. Ich werde ihn muthig erwarten und Sie gegen ihn vertreten.“

Ich verließ den Fürſten mit dem Vorſatze, ihn dieſer Vertheidigung zu überheben, und überhaupt den gedrohten Beſuch von ihm abzuwenden. Leicht errathend, wo der Herr Abt herkommen würde, entſchloß ich mich, ihm den Weg zu verrennen. Da er aber, der Sage nach, ein Rieſe ſeyn ſollte, ſo war eine Fehde mit ihm ohne Beiſtand bedenklich. Ich ſah mich daher nach einem tüchtigen Kampfgehülfen um. Meine Wahl fiel auf den fürſtlichen Leibkutſcher. Das war ein Kernmann, auf den ich mich verlaſſen konnte.

Gegen Mitternacht beſetzten wir in aller Stille den Ausgang einer langen gewölbten Halle, die der Herr Abt nicht umgehen konnte, wenn er im Schlafzimmer des Fürſten ſpuken wollte. Er ließ uns kaum zehn Minuten warten. Schwere Tritte, die vom andern Ende der Halle her dröhnten, kündigten ſeine Ankunft an. Jetzt brach ich plötzlich mit zwei verborgen gehaltenen Lichtern hervor und ſah einen ungeheuern, durch eine hohe Biſchofsmütze noch vergrößerten Rieſen, deſſen gräßliche Larve mich faſt erſchreckte. Bekleidet mit einem langen ſchwarzen Prieſtergewande, trug er in der linken Hand ein Buch und in der rechten den Krummſtab. Er prangte folglich mit allen ihm verliehenen biſchöflichen Ehrenzeichen. Ich aber ſagte ohne Umſtände: „Guten Abend, Herr Abt! Wo ſpazieren Sie hin?“

Brummend wie ein Bär, zog er ſich mit kleinen Krebsſchritten ein wenig zurück. Als ich ihm aber nachdrang und ſein Fratzengeſicht mit hochgehaltenen Lichtern beleuchtete, wandte er ſich ſchnell und ging raſcher von dannen.

Mein Begleiter, der Kutſcher, machte ſich den Spaß, hinter ihm her mit einer Peitſche zu knallen. Der Hochwürdigſte erſchrack und that einen ſo gewaltigen Sprung, daß ihm, o Wunder! der Kopf rücklings von den Schultern ſtürzte, und neben dem fliehenden Rumpfe her eiligſt davon lief.

Ich konnte vor Lachen den zerfallenen Rieſen nicht verfolgen. Aber der Kutſcher gab ihm mit klatſchender Peitſche das Geleit bis ans Ende der Halle. „Das iſt Schelmpack!“ rief er, als er zurück kam. „Der Zwerg ſtand auf des Kapellmeiſters Schultern!“ Ich bat ihn, die Geſchichte zu verſchweigen. Und als der Fürſt des folgenden Tages gegen mich Verwunderung äußerte, daß der Geiſt nicht erſchienen ſey, ſchwieg ich auch.

Die beiden Bruchſtücke des heiligen Nicodemus wichen mir ſeitdem möglichſt aus. Der Kopf, ſo gut er auch laufen konnte, entlief ſeiner Strafe nicht. Er gerieth bald nachher bei folgender Gelegenheit in eine höchſt verdrießliche Lage.

Eine reiſende Künſtlerin, die ſich mit pantomimiſchen Vorſtellungen durch die Welt half, trug dem Fürſten das Vergnügen an, ihre Kunſt zu bewundern. Da ſie meiſtens heilige Gegenſtände darzuſtellen verſprach, ſo erhielt ſie Erlaubniß, eines Abends ihre Schaubühne im Schloſſe aufzuſchlagen. Der ſämmtliche Hofſtaat hatte Zutritt, und der Fürſt ſelbſt befand ſich nebſt einigen gerade anweſenden Glaubensbrüdern unter den Zuſchauern.

Nach verſchiedenen, ganz mißlungenen Auftritten, zeigte ſich die Stümperin als Jungfrau Maria, und der göttliche Sohn, der ihr auf dem Schooße ruhte, war unſer alter, häßlicher Zwerg. Ein unaufhaltſames Gelächter brach aus. Aber im heftigſten Zorne fuhr der Fürſt emvor und befahl den an der Thür ſtehenden Soldaten, den kleinen Meſſias zu ergreifen und in gefängliche Haft zu bringen. Die Madonna mußte ſogleich einpacken und das Schloß verlaſſen.

So kam ſie noch glücklicher weg als ihr geborgter Sohn, der viel Leiden zu erdulden hatte. Er ſaß drei Tage lang, verhöhnt und verſpottet, in der Wachſtube bei Waſſer und Brod, und erſt dann gelang es den eifrigen Fürbitten des freundſchaftlichen Kleeblattes, den gefangenen Erlöſer zu erlöſen.

Ich übergehe noch andere, theils lächerliche, theils ärgerliche Begebenheiten, und wende mich zu dem Vorfalle, durch den das Reich der Heuchelei im Schloſſe zu Grunde ging.

Der Kapellmeiſter und ſeine Partei waren leidenſchaftliche Liebhaber des Weines, und hielten oft im Schloſſe nächtliche Trinkgelage, wobei ſie gern ein kräftiges Zechlied ſangen. Das mußte freilich mit gedämpfter Stimme geſchehen, weil der Fürſt zwar ziemlich fern, doch nahe genug ſchlief, um den Geſang der Bacchanten hören zu können. Das war auch wirklich einmal geſchehen. Am Morgen darauf machen der Kapellmeiſter und der Leibarzt zugleich ihre Aufwartung bei ihm. Er fragt, was die Töne, die er in der Nacht vernommen, zu bedeuten gehabt hätten. „Wir hielten Betſtunde;“ ſagen ſie. Das gefällt ihm; er wundert ſich nur über die ihm ganz fremden Geſangsweiſen. Die Schlauköpfe antworten: die Entfernung möge ihn wohl getäuſcht haben; und dabei hat es ſein Bewenden.

Sie ſchreiben ſich aber das hinter's Ohr, und der Leibarzt, ein behender Poet, kommt auf den Einfall, ein paar luſtige Trinklieder nach geiſtlichen Melodien zu dichten, um nicht nur damit eine komiſche Wirkung zu erzielen, ſondern auch hauptſächlich den horchenden Fürſten zu hintergehen. Die ſchnurrigen Dinger ſind nach wenigen Tagen fertig und mit ſatiriſcher Laune reichlich gewürzt. Der Dichter macht mit eigener Hand einige Abſchriften davon und geht damit in die Trinkſtube.

Seine drei Freunde — denn auch der Zwerg war ein Mitglied der Zechbrüderſchaft — jubeln über die herrlichen Lieder, ſtimmen ſie, als ihnen der Wein in den Kopf geſtiegen iſt, fröhlich an und ſingen ohne Furcht und Zwang. Denn hört es auch der Fürſt, was thut das? Es wird Betſtunde gehalten.

Der Fürſt hat eben eine ſchlafloſe Nacht. Lauſchend freut er ſich über die Andacht ſeiner Getreuen. Die Melodie eines Lieblingsliedes ſchmeichelt beſonders ſeinen Ohren. Davon hingeriſſen, ſteht er auf. Er will mit den frommen Leuten ſingen und beten.

Sie, die eher des Himmels Einſturz, als dieſe ungewöhnliche Nachtwanderung vermuthen, haben die Thür nicht verſchloſſen, und im lärmenden Rauſche hören ſie des Fürſten leiſe Schritte nicht. Plötzlich ſteht er vor ihnen. Mit Entſetzen ſpringen ſie auf, klammern ſich, der Füße nicht mächtig, an den Tiſch, und die erſchütterten Trinkgefäße ſtürzen durch einander. Der Fürſt erſtaunt. Alles ſcheint ihm ein Blendwerk. Als er aber die Trunkenbolde, die ihn mit gläſernen Augen anſtarren zur Rede ſetzt, und ſie nun anfangen, heuchleriſche Ausflüchte mit ſchwerer Zunge zu ſtammeln, da erkennt er an dieſem Zuge die Seinen, gebietet ihnen Stillſchweigen, bemächtigt ſich einiger Exemplare der geſungenen Lieder, und geht in ſein Zimmer zurück. Hier lieſ't er die Poeſien ſeines Leibarztes, deſſen Handſchrift er kennt. Sie ſtrotzen von Unanſtändigkeiten und Spott über Pietiſten und Betbrüder. Dadurch an der empfindlichſten Seite angegriffen und verwundet, beſchließt der Fürſt, die entlarvten Heuchler Knall und Fall zu verabſchieden.

Es war kaum Tag geworden, als er mich rufen ließ. Mit Betrübniß erzählte er mir, wie er die Falſchheit und Nichtswürdigkeit ſeiner Diener entdeckt hatte, und ertheilte mir dann den unangenehmen Befehl, dem Juſtiz-Director, dem Leibarzte, dem Kapellmeiſter und dem Zwerge ihre Entlaſſung anzukündigen. Er übergab mir zugleich vier verſiegelte Rollen mit Goldſtücken. „Ich ſchenke hiermit Jedem,“ ſprach er, „den vollen Betrag ſeines bisherigen Jahrgehaltes. „Gebieten Sie aber, in meinem Namen, den Empfängern, ſich binnen drei Stunden aus dem Schloſſe zu entfernen und mir nicht wieder vor die Augen zu kommen. Nur den Juſtiz-Director will und muß ich noch ſo lange dulden, bis er das Archiv ſeinem Nachfolger übergeben hat.“ —

Ich vollzog den erhaltenen Befehl mit möglichſter Schonung, weil ich Ausbrüche von Verzweiflung beſorgte. Aber die Herren erwarteten ſchon das Urtheil, das ich ihnen eröffnete, und fanden die Pille um ſo weniger bitter, da ſie des Fürſten milde Hand vergoldet hatte. „Wir waren längſt entſchloſſen, hier nicht zu verſauern;“ prahlten ſie. „Wir machen mit unſern Wiſſenſchaften und Talenten überall ein beſſeres Glück.“ — Nur der Zwerg bekannte, daß er nichts gelernt habe, als Brod eſſen. „Doch wenn alle Stränge reißen,“ ſprach er, „ſo laſſe ich mich für Geld ſehen.“

Mit dieſem Betteltroß ergriffen ſie ſogleich, mit Ausnahme des Rechtsgelehrten, den Reiſeſtab und wanderten fort.

Auch ich mußte des folgenden Tages reiſen; doch nicht verwieſen, ſondern in Geſchäften des Fürſten. Er ſandte mich in eine gewiſſe Hauptſtadt des deutſchen Reiches, um einen wichtigen Rechtshandel — der dort wahrhaft anhängig war, indem er wie an Ketten hing — zu betreiben. Zugleich erhielt ich den Auftrag, einen erfahrenen Arzt und einen geſchickten Muſikmeiſter ausfindig zu machen und die Dienſtverträge mit ihnen abzuſchließen. Ein tüchtiger Juſtiz-Director war ſchon in der Nähe gefunden, und der Poſten des Zwerges blieb unbeſetzt.

Kurz vor meiner Abreiſe gewährte mir noch ein günſtiger Zufall die Freude, mit Helenen ohne Zeugen zu ſprechen. Dieß Glück dauerte nur fünf Minuten; ich hätte ſie aber nicht gegen eben ſo viel Lebensjahre vertauſcht: denn jedes Wort, jeder Blick der Inniggeliebten enthüllte mir unwillkürlich das ſüße Geheimniß der Gegenliebe. Wonnetrunken warf ich mich in den Wagen, und der einzige Gedanke meiner langen, einſamen Reiſe war Helene.

Ich war zwei Monate abweſend. Als ich zurück kam und bei dem Pfarrhauſe vorbeifuhr, riß Friederike das Fenſter auf und rief: „Halten Sie einen Augenblick! Ich habe Ihnen etwas Wichtiges zu ſagen.“

Ich ſprang ins Haus. Sie hüpfte mir entgegen und ſagte: „Ei, welche Veränderung finden Sie im Schloſſe! Es iſt ſeit vier Wochen ein junger Herr angekommen, von dem man ſich ins Ohr flüſtert, daß er des Fürſten Sohn ſey. Wenigſtens gilt er Alles in Allem, und man ſpricht allgemein, er heirathe Fräulein Helenen.“

Mich überfiel ein Schrecken, daß ich umzuſinken glaubte. Doch ich nahm mich gewaltſam zuſammen, erklärte die Neuigkeit für ein leeres Stadtgeſchwätz, und eilte, wie durch ein Aprilmährchen geärgert, ſchnell wieder fort.

„Unglücklicher Amadis, du haſt deine Prinzeſſin verloren!“ rief Friederike lachend mir nach, als ich mich halb ſinnlos in den Wagen ſtürzte.

Im Schloſſe ſah ich weder rechts noch links, und vermied auf dem Wege zum Fürſten jedes Geſpräch, um meine mühſam errungene Faſſung wenigſtens ſo lange zu behaupten, bis ich meinen Reiſebericht abgeſtattet haben würde. Das ging anfangs recht gut; doch bald verlor ich den Faden. Meine Stellung vor dem Fürſten war ſo, daß ich eine Reihe von Zimmern, die hinter ſeinem Rücken geöffnet waren, überſah. Die Thür des letzten dieſer Gemächer ging auf; Helene trat herein und neigte ſich gegen mich. Aber kaum hatte ſie einige Schritte vorwärts gethan, als durch dieſelbe Thür ein junger Menſch, einen Tanz trällernd, gefaſelt kam, Helenen umfaßte und ſie, ihres Sträubens ungeachtet, durch zwei Zimmer walzend mit ſich fortriß. So mir näher gekommen, erkannte ich ihn — es war Richard! — Mein Ring blitzte an ſeiner Hand. — Ich zitterte vor Wuth und konnte mich kaum zähmen, über ihn herzufallen.

In dieſem Augenblicke ward er mich gewahr. Er ſchrack heftig zuſammen, ließ das Fräulein los, verhüllte die Todtenfarbe ſeines Geſichts mit dem Taſchentuche, ging den Weg, den er tanzend gekommen war, mit bebenden Knien zurück, und verſchwand durch die letzte Thür.

Der Fürſt und Helene ſahen ihm mit Verwunderung nach. Dann wandte ſich jener zu mir und fragte: „Kennen Sie ihn?“

„Ja, gnädiger Herr!“ antwortete ich. „Aber noch genauer kenne ich den Ring, den er trägt. — Dieſer Ring ward mir entwendet.“ —

„Unmöglich!“ — rief der Fürſt. „Der Ring, den Sie auf die befremdlichſte Weiſe in Anſpruch nehmen, war ehemals mein Eigenthum, und der junge Mann erhielt ihn durch die zweite Hand von mir.“ —

Höchſt erſtaunt ſah ich ihn an und ſagte: „Gnädiger Herr, ich gerathe in ein Labyrinth von Räthſeln. Den einzigen Ausweg bietet vielleicht meine Lebensgeſchichte. Wollen Sie geruhen, ſie anzuhören?“

„Recht gern!“ ſprach er, und winkte Helenen, uns zu verlaſſen. Sie zog ſich ins dritte Zimmer zurück.

Ich erzählte nun, wie ich den Ring von meiner Mutter empfangen und nachher von einem Grafenſchloſſe zum andern geritten war und ihn fruchtlos vorgezeigt hatte.

„Sie ſagen mir nichts Neues,“ fiel mir der Fürſt ins Wort. „Das alles erzählte mir ſchon jener junge Mann, als ſeine eigene Geſchichte.“

„Das ward ihm leicht;“ verſetzte ich. „Denn ich war leider ſo unklug, ihm meine Geheimniſſe zu entdecken. Er bemächtigte ſich dann meines Ringes und ergriff die Flucht.

Schweigend ſann der Fürſt der Sache nach. Endlich fragte er, ob ich aus dem Nachlaſſe meiner Mutter einen Brief beſitze, in welchem von dem Ringe die Rede ſey. Ich ſagte ja und holte ihn geſchwind aus meinem Zimmer. Der Fürſt that einen Blick darauf, ſprang empor, umarmte mich und rief: „Du biſt mein Sohn! Jener iſt ein Betrüger.“

Meine Empfindungen hierbei überſtiegen jeden Ausdruck. Ein Paradies that ſich mir auf. Doch plötzlich fiel mir ein, und ich erinnerte den Fürſten daran, daß meine Mutter geſagt hatte: mein Vater ſey ein Graf.

„Ich war noch Graf, als ich dieſen Brief ſchrieb;“ erwiederte der Fürſt. „Erſt ſpäter ward ich, bei Gelegenheit der mir übertragenen Geſandtſchaft am ſpaniſchen Hofe, zum Fürſten ernannt. Während der Zeit hatte deine Mutter ihre Heimath verlaſſen, und vorſätzlich verſchwiegen, wohin ſie ſich wende. Ich konnte, ſo viel ich auch forſchte, ihren Aufenthalt nicht erfahren; und auch ich war ihr durch meine Standesveränderung, die ihr unbekannt geblieben zu ſeyn ſcheint, fremd geworden. — Nach meiner Rückkunft von Madrid ward ich tödtlich krank, kam zur Erkenntniß meiner Sünden, und wandte mich zu Gott. — Doch über das alles ſprechen wir ein ander Mal. Jetzt wollen wir hören, was der Abenteurer, der meine Vaterſchaft beinahe erſtohlen hätte, zu ſeiner Vertheidigung vorbringen kann."

Ein Bedienter ward nach ihm geſchickt, kam aber mit der Meldung zurück: der junge Herr habe ſich auf ein Pferd geworfen und ſey mit verhängtem Zügel davon geritten.

„Was brauchen wir weiter Zeugniß, daß er ein Betrüger war!" ſagte mein Vater.

Er wollte ihn mit Steckbriefen verfolgen laſſen; aber ich bat für ihn. „So nichtswürdig dieſer Menſch iſt," ſetzte ich hinzu, „ſo erwarb er ſich doch ein großes Verdienſt um mich. Ich ſelbſt hätte meinen Ring nie einem Fürſten gezeigt, weil ich einen Grafen ſuchte, und ſo wär' ich vielleicht lebenslang vaterlos geblieben."

„Du haſt Recht!" ſprach mein Vater. „Die Strafe des böſen Menſchen ſey der Verdruß, daß er wider ſeinen Willen etwas Gutes geſtiftet hat."

Der edle Greis ließ hierauf die ganze Hausgenoſſenſchaft zuſammenrufen und ſtellte mich ihr als ſeinen Sohn vor. Niemand nahm an der erfreulichen Wendung der Sache einen herzlichern Antheil als Helene, die den frechen Vagabunden vom erſten Augenblick an gehaßt und geflohen hatte. Mein würdiger Vater ertheilte mir mit landesherrlicher Beſtätigung alle Rechte eines ehelichen Sohnes, und ich ward Helenens glücklicher Gatte.

Auch die gute Friederike ging nicht leer aus. Der neue, von mir ausgemittelte Hausarzt war ein liebenswürdiger Mann, dem ſie, als ich ihn mit ihr bekannt gemacht hatte, keineswegs ſo auswich, wie ſeinem häßlichen Vorfahr, der ſie auf dem Grasplatze herumhetzte. Die Leutchen kamen vielmehr, des rauhen Spätherbſtes ungeachtet, oft traulich dort zuſammen, und ehe noch der erſte Schnee fiel, waren ſie miteinander verlobt. Mein Vater übernahm die Ausſtattung der Braut, und richtete ſeinem Arzte und mir an Einem Tage eine fürſtliche Hochzeit aus. Dieſe Ehrenbezeugung bewirkte ich Friederiken, weil ich ihr in gewiſſer Hinſicht den Fund meines gegenwärtigen Glücks verdanke. Hätte ſie nicht an jenem verhängnißvollen Tage, da ich von der Berghöhe in mein gelobtes Land hinabſah, den Einfall gehabt, Maria Stuart im Grünen zu leſen, ſo hätte ich die Schwelle meines Vaterhauſes nimmer betreten, und Helene wäre für mich ewig verloren geweſen.

V.

Der entſcheidende Tag.

1.

„Das wird ein luſtiger Tag werden!“ ſagte die Bergräthin Steinfeld zu ihrer Stieftochter. „Ich leſe hier im Wochenblatte, daß Graf Taſſilo den Tag nach Johannis ſeinen Unterthanen im Städtchen Kunkelwitz, wo zugleich Jahrmarkt iſt, ein Volksfeſt gibt. — Wir wollen den Spaß mit anſehen, Louiſe! Aber koſten darf es uns nichts. Hutzelmännchen mag uns begleiten und dieſe Ehre, wie billig, bezahlen.“

Louiſe bat um Erlaubniß, zu Hauſe zu bleiben. Sie liebe, ſagte ſie, ſolches Getümmel nicht, und liebe noch weniger den Kärgling, der die Aufbürdung dieſer Ausgabe als ein neues Befugniß zu Heirathsgedanken anſehen würde.

„Du lachſt den Narren aus, damit biſt du fertig!“ entgegnete die Mutter. „Wer wird ſich durch dergleichen Bedenklichkeiten von einem Vergnügen abhalten laſſen?“

Indem die unzarte Frau, deren niedriges Herkommen ſchon ihre Sprache verräth, mit Beredung zur Luſtreiſe fortfuhr, kam das Teufelchen, von dem man eben ſprach, der Kommerzienrath Huzel, den ſie wegen ſeiner kleinen Geſtalt Huzelmännchen zu nennen pflegte.

Da er die Hauptfigur des gegenwärtigen Charaktergemäldes iſt, ſo laßt uns vor allen Dingen ſein Bildniß in Lebensgröße hier aufſtellen.

Er war ein Knabe von vierzig Jahren, und glich, mit Fallſtaff zu reden, einem Männchen, das etwa nach dem Eſſen aus einer Käſerinde verfertigt wird. Er ſelbſt hätte freilich keine Rinde ſo zum Spaſſe verſchnitzelt; er hätte ſie lieber verzehrt. — War der Knauſer ſein eigener Gaſt, ſo aß er ſich nie ſatt. Aber ſtolz und eitel ſchmückte er ſich mit feinen Kleidern und köſtlichen Ringen, die der ſelige Kauf- und Handelsherr Huzel, ein weiland eben ſo winziges Männlein als ſein Sohn, in Hülle und Fülle hinterlaſſen hatte. Die Farben der Kleider wollten nur heutiges Tages nicht mehr gefallen; ſie waren meiſtens ſaffrangelb, zinnoberroth, apfelgrün u. ſ. w. Auch ihr veralteter Schnitt ward auf allen Straßen verlacht. Doch kein Spott preßte dem Kommerzienrath einen Pfennig Schneiderlohn ab. Er ging, ohne ſich irren zu laſſen, wie das Geſpenſt eines vor fünfzig Jahren verblichenen Stutzers herum; und ſo erſchien er auch jetzt in der Tracht und mit dem ganzen zierlichen Weſen eines Seladons der Vorzeit.

Die Bergräthin nöthigte ihn, Platz zu nehmen, und bot ihm ſcherzend ein gepolſtertes Fußbänkchen zum Sitz an; er ſchwang ſich aber auf den Rand eines Stuhles und ſtemmte die geſtreckten Fußſpitzen feſt an den Boden, um nicht hinabzugleiten.

„Prächtiges Wetterchen!“ hob er an. „Aber die Sonne winkt Ihnen, meine ſchönen Damen, vergebens, Ihre Füßchen ins Grüne zu ſetzen; Sie bleiben immer wie Nonnen in Ihrer Klauſe.“

„Warten Sie! Dieſen Verweis ſollen Sie uns nicht umſonſt gegeben haben!“ ſagte die Bergräthin, und lud ihn zur Luſtreiſe nach Kunkelwitz ein.

Das war ihm ein Donnerſchlag, weil er wußte, daß ſie ſich, ungeachtet ſie reich war, gern freihalten ließ. Doch nahm er ſich zuſammen und heuchelte Freude, indeß er zugleich ängſtlich darauf dachte, mit einem blauen Auge davon zu kommen. Er wollte ſich wenigſtens von den Koſten der Wagenmiethe und des Mittagsmahles befreien, und ſagte: „Nun kann ich Ihnen doch einmal zeigen, meine Verehrteſten, daß ich ein trefflicher Fußgänger bin, ob mir gleich bisweilen in den Bart geworfen wird, daß ich keine Storchbeine beſitze. — Wir machen uns nach dem Mittageſſen, das Sie etwas früher als gewöhnlich einzunehmen belieben werden, auf den Weg, legen die zwei kurzen Meilchen ſpielend in drei Stunden zurück, ſehen die Poſſen dort an, und wandeln in der lieblichen Kühle der Nacht wieder nach Hauſe.“

„Sie ſind wohl nicht klug?“ — fuhr die Bergräthin auf, indem Louiſe aus dem Zimmer ging, um bei der unangenehmen Verhandlung nicht gegenwärtig zu ſeyn. — „Wir ſind keine Botenfrauen, Herr Kommerzienrath! Beſtellen Sie alſo, wenn Sie unſer Reiſemarſchall ſeyn wollen, einen bequemen Wagen, bepacken Sie ihn — doch natürlicher Weiſe alles auf gemeinſchaftliche Rechnung — mit Wein und Torte, und kommen Sie damit früh um ſieben Uhr vor unſere Thür. Laſſen Sie es ja an nichts fehlen! Es wird für Sie ein entſcheidender Tag werden. Verſtehen Sie mich?“ —

Gezwungen lächelnd, verſprach er gehorſamſte Befolgung der ihm ertheilten Befehle, und eilte fort, um ſich zwiſchen ſeinen vier Wänden die Haare auszuraufen. Denn ob er gleich Louiſen und ihre fünfzigtauſend Thaler unfehlbar zu erobern hoffte, ſo war ihm doch der unmäßige Abzug vom Heirathsgute, den er durch die Fahrt nach Kunkelwitz ſchon im voraus leiden ſollte, äußerſt empfindlich.

2.

Der kleine Mann ſchwankte beſtändig zwiſchen zwei Neigungen, die gegen einander die ſtärkſte Abneigung hatten: er liebte hübſche Mädchen und ſein Geld. Da er aber für jene kein reizender Liebhaber war, ſo mußte er mancher Göttin, die er anbetete, ſein geliebtes Geld zum Opfer bringen und jeden Schatten von Gunſt damit erkaufen. Daraus entſtand oft ein luſtiger Krieg zwiſchen ſeinen unverträglichen Leidenſchaften. Die Liebe behielt — beſonders in ſeinen jüngern Jahren — meiſtens die Oberhand, und der Geiz mußte wie ein beſiegter Fürſt von ſeinem Beſitzthum etwas abtreten; doch war er immer noch ſo mächtig, daß er ſich nur ein Weniges abzwacken ließ. Herr Huzel kam daher ſtets nur mit bettelhaften Geſchenken bei ſeinen Liebchen angeſtochen, und trug mehr Schimpf und Schande, als freundliche Geſichter und Küſſe davon.

Es hatte ſogar nach ſchon entſchiedenem Zwiſt der ſtreitenden Mächte noch eine bedeutende Perſon in die Sache zu reden; und dieſe Perſon war vormals ein Gott, der jetzt, nachdem man ihn als ſolchen abgedankt und zur Ruhe geſetzt hatte, das Amt eines Schatzmeiſters verſah. Doch der nähern Bekanntſchaft mit ihm muß die Beſchreibung des Orts, wo er herrſchte, vorangehen.

Huzelmännchen verwahrte ſeinen Mammon in einem feſten Gewölbe, an welchem über der Thür ein Todtenkopf in Stein gehauen und die Inſchrift eingegraben war: „Wer ſein Leben liebt, der hüte ſich hier vor Selbſtſchüſſen!“ — Innerhalb ſtand ein ungeheurer eiſerner Kaſten, mit ſieben Schlöſſern behangen und auf allen Seiten umpflanzt mit Feuergewehren, die in wagerechter Stellung Jedem, der ſich nahen wollte, ihren furchtbaren Mund zeigten. Der Hahn war geſpannt und die Zunge des Abdrucks umknüpft mit Draht, der ſich theils in Schlangenwindungen auf dem Fußboden herumzog, theils in darein gebohrte Löcher wie Blitzableiter hinablief. Doch alles war Wind und blauer Dunſt. Die Gewehre waren nicht geladen und bewachten nur eine Kiſte voll Steine; denn das liſtige Männlein hatte die täuſchende Truhe blos darum hingeſtellt, damit ſich die etwa einbrechenden Diebe fruchtlos daran abarbeiten und den eigentlichen Verſteck des Schatzes nicht bemerken ſollten.

Dieſer befand ſich in dem hohlen Rumpfe eines ehernen Püſterichs, den die alten Deutſchen als Feuergott angebetet hatten. Der Himmel weiß, wie er dem zwerghaften Nachkömmling jener gewaltigen Recken in die Hände gefallen war. Er ſtand, mit alten Kleidern und Lumpen beworfen, im dunkelſten Winkel des Gewölbes, wie ein unnützes Hausgeräth, womit man nichts anzufangen weiß. Seine Vogelſcheuchen-Tracht, die ihm nur zufällig aufgepackt ſchien, verdeckte den geheimen Weg, auf welchem die goldenen Füchſe, die er in der Höhle ſeines Leibes beherbergte, aus- und eingingen.

Wollte nun Herr Huzel einmal ein feines Liebchen beſchenken, und brauchte dazu mehr Geld, als er ſich zu ſeinem täglichen Unterhalte nothdürftig ausgeſetzt hatte, ſo bat er ſeinen Schatzmeiſter um ein Darlehn. „Lieber

Püſterich," ſprach er, „leihe mir ſo und ſo viel! Ich will es ehrlich wieder bezahlen." — Püſterich antwortete nicht; doch der Kleine wußte ſich Beſcheid zu verſchaffen. Er nahm zwei Blättchen Papier von gleicher Größe, beſchrieb das eine mit Ja, das andere mit Nein, rollte ſie wie Lotterielooſe zuſammen, warf ſie beide zugleich dem Schatzmeiſter an den Kopf, und öffnete das, welches im Abprallen bei ihm, dem Borger, zunächſt niederfiel. Fand er das unerwünſchte Nein, ſo zog er mit dieſer abſchlägigen Antwort ſtill ab, wiederholte jene Anfrage den folgenden Tag, und fuhr bisweilen Wochen lang damit fort, bis ihm das Jablättchen zuſprang. Getroſt nahm er dann ſo viel, als er ſich erbeten hatte, legte dafür in den ehernen Bauch einen Wechſel, worin eine kurze Zahlfriſt beſtimmt war, und darbte nach und nach ſeinem Munde die Schuld ab, um ſie zu gehöriger Zeit mit landüblichen Zinſen zu tilgen. War ihm aber dieß am Zahltage nicht möglich, ſo gab er ſich Wechſelarreſt und ſetzte keinen Fuß aus dem Hauſe, bis er ſeinen Gläubiger befriedigt hatte.

3.

Kaum war er jetzt einmal ſchuldenfrei und fühlte ſich ganz leicht, als ihn die verwünſchte Fahrt nach Kunkelwitz wieder zwang, einen großen Bären anzubinden. Er berechnete vorläufig, was ihm der lange Schmaustag ungefähr koſten könnte, und brachte mit Schrecken zehn Reichsthaler und etliche Groſchen heraus. Wer ſtand ihm noch überdieß dafür, daß er damit reichte? Es war ſehr zu beſorgen, daß der Gaſtwirth — gleich einer hungrigen Spinne, der ſelten Fliegen ins Netz fallen — die gute Gelegenheit, ſich einmal recht voll zu ſaugen, nicht verpaſſen würde. Der arme Huzel mußte ſich daher ein Herz faſſen, den reichen Püſterich um zwanzig Thaler anzuſprechen.

Er that es mit Bangigkeit, weil er noch niemals eine ſo bedeutende Summe zu fordern gewagt hatte; als er aber dem ſtummen Götzen die gewöhnlichen Looszettel ins Angeſicht warf, erhielt er ſogleich das Jawort. Beſcheiden nahm er die leichteſten Geldſtücke, die er als vollwichtig anzubringen hoffte, und ſtellte dafür einen Wechſel auf vier Wochen aus.

„Es iſt himmelſchreiend!“ rief er und rannte wild in der Stube auf und ab. „Die dicke, träge Bergräthin, die nicht zu Fuß gehen will, legt es offenbar darauf an, daß ich — ich armer Teufel allein — den Wagen bezahlen, und ihn noch obendrein wie einen Küchenwagen vollpacken ſoll. Aber ich will's wenigſtens ſo einrichten, daß nur der vierte Theil des Fuhrlohns auf mich fällt, wie es der Gerechtigkeit und chriſtlichen Ordnung gemäß iſt.“

Er hatte einen Vetter, der erſt vor einigen Monaten von der Univerſität gekommen und ſo glücklich geweſen war, ſogleich einen guten Poſten zu erhalten. Dieſen jungen Mann ließ er zu ſich rufen; und nachdem er ihn in einem liebreichen, väterlichen Tone getadelt hatte, daß er zu viel am Schreibtiſch hocke und ſeine Geſundheit damit untergrabe, rückte er mit der gütigen Aufforderung heraus, ihm bei der Fahrt nach Kunkelwitz Geſellſchaft zu leiſten, um ſich einmal eine heilſame Bewegung zu machen.

„Mit Vergnügen, lieber Onkel!“ ſagte Ferdinand, der ſich Rechnung darauf machte, freies Fortkommen zu haben und in Kunkelwitz als Gaſt behandelt zu werden. Er ward jedoch bald eines andern belehrt. „Ich fahre mit zwei Damen," ſprach der Oheim: „der Wagen hat aber bequemen Raum für ſechs Perſonen. Wirb alſo, damit ſich das Fuhrlohn in vier Theilchen ſpalte, noch zwei von deinen Freunden zu Beiſitzern an. Es müſſen aber gute Häuſer ſeyn, die zahlen können; nur nicht ſo groß und breit wie Häuſer: denn ihr drei jungen Fäntchen müßt auf dem Rückſitze hauſen."

Ferdinand ärgerte ſich über die geizigen Anſtalten, ohne ſich's merken zu laſſen. Er verſprach mit ſcheinbar guter Laune, zwei recht dünne Pennale (deutſch: Federköcher oder Federbüchſen) mitzubringen.

„Erwarte mich mit ihnen früh um ſieben Uhr vor dem Thore!" fuhr der Kommerzienrath fort. „Unſer Zuſammentreffen auf der Landſtraße ſoll aus gewiſſen Urſachen wie ein Zufall ausſehen. Spring' alſo, wenn wir angerollt kommen, an den Wagen, und bitte, wie ein blinder Paſſagier, um Aufnahme. Ich werde Anfangs keine Ohren dazu haben, werde mich bärbeißig ſtellen; aber weich' und wanke du nicht, bis die Frauenzimmer, wie ich hoffe, ein gutes Wort für dich einlegen, und ich mich endlich erbitten laſſe. — Uebrigens bezahlt jeder von uns in Kunkelwitz ſeine Zeche für ſich. Es würde dich beleidigen, wenn ich dir, der ſein gutes Ein- und Auskommen hat, eine freie Mahlzeit im Gaſthofe anbieten wollte. Das erlaubt man ſich nur bei armen Schluckern. Meine Damen ſchämen ſich freilich ſolcher Dinge nicht. Ich werde fürchterlich blechen müſſen.

4.

Raſtlos durchlief er nun die Stadt, um ſo wohlfeil als möglich alles zu beſtellen und einzukaufen, was die begehliche Bergräthin verlangte. Er mußte ſich mit zehn ungeſchlachten Lehnkutſchern herumzanken, ehe er den wackern Mann traf, der ſich um ganze acht Groſchen billiger, als jene Philiſter, finden ließ. Noch mehr Sorgen und Noth machte dem geplagten Manne die Torte. Er entwarf einen Riß, wie breit und hoch, oder vielmehr wie ſchmal und niedrig ſie ſeyn ſollte, kaufte dann von einem Soldaten ein Commißbrod und trug es Abends unter dem Mantel zu einem Zuckerbäcker mit höflichem Erſuchen, den ſchwarzen Ballen zu einer Brodtorte zu verarbeiten, aber nur wenig, ſehr wenig Gewürz beizumiſchen, damit es der Geſundheit nicht ſchade. Der Conditor lachte darüber in ſeinem Laden ſo entſetzlich, daß ein Bienenſchwarm von Naſchgäſten aus der Nebenſtube herauswimmelte und ihn fragte, was es gebe. „Ein Commißbrod, das ich in eine Torte verwandeln ſoll,“ ſprach er, und wies es vor; aber Huzel riß es ihm aus der Hand und entfloh dem unbändigen Gelächter, das noch lange hinter ihm herſchallte.

Dadurch gewitziget, ging er in keinen Laden mehr hinein, ſondern rief die Zuckerkünſtler heraus, und verhandelte mit ihnen außen an der Thüre. So ward er doch nur unter vier Augen ausgelacht; und als ihm das noch fünf oder ſechs Mal begegnet war, kam er zu einem verarmten, demüthigen Hiob, der das Brod mit Freuden in Empfang nahm, weil er eben keins im Hauſe hatte und Frau und Kinder eſſen wollten. Doch war er ſo ehrlich, daß er das fremde Gut, woran er ſich in der Noth vergriff, den folgenden Tag wieder erſetzte, und eine recht leidliche Torte für ein Spottgeld buk.

Mit Wein hatte ſich der Reiſemarſchall ſchon früher verſehen. Er wußte, wo Barthel Moſt holt. Es war ihm nämlich bekannt, daß einer ſeiner vornehmen Schuldner ächten alten Malaga, der Bergräthin Lieblingswein, im Keller hatte. Was that der Schlaukopf? Er ſchrieb an ihn: „ich bin krank, und bitte zur Stärkung um gefälligen Vorſchuß einer Flaſche Malaga, der bei den Weinſchenken nicht unverfälſcht zu haben iſt.“ — Der Prahlgern ſchickt wenigſtens ein halbes Dutzend, waren ſeine Gedanken. Aber ſtrenge hielt ſich Jener an die Worte des Bettelbriefes und ſandte nur Eine. Aergerlich rief der Gyckguck ſeinen eigenen Namen aus: er nannte den Weinſparer einen Geizhals. — Das Flaſchenfutter, das zum Volksfeſte mitgenommen werden ſollte, hatte vier Fächer, und er wollte ſie durchaus ohne Koſten voll haben. Es gelang auch dem erfinderiſchen Kopfe durch einen neuen Pfiff, der in Kunkelwitz an den Tag kommen wird.

5.

Die Bergräthin und Louiſe, die ſich aus bloßer Gefälligkeit gegen die Mutter zur Mitfahrt entſchloſſen hatte, ſtanden am Tage nach Johannis ſchon reiſefertig, als Herr Huzel am Hauſe vorfuhr, und wie eine Heuſchrecke aus dem Wagen hüpfte, um die Frauenzimmer herab zu geleiten. „Sie haben doch Wein und Torte beſorgt?“ fragte die Mutter beim Einſteigen. „Dieß Käſtlein wird für mich antworten,“ ſprach er geziert und zeigte auf den Rückſitz. Sie hob das Polſter auf, ſah in's Magazin hinein und ſagte: „Je nun, wir werden zur Noth damit auskommen.“

Indeſſen wanderte ſchon Ferdinand mit zwei ſchlanken Kompanen auf der Landſtraße voraus, und hielt, wie es verabredet war, des Oheims Wagen an. „Ei, was!“ rief ſcheinzornig das Herrlein: „Du ſchwänzeſt — wie ich ſehr mißfällig wahrnehme — die Kanzlei, um dich zu beluſtigen, und willſt dich noch obendrein mit deinen Gefährten hier einniſten. — Das muß ich verbitten, mein Söhnchen! Geh' an deine Geſchäfte, die dir gut genug bezahlt werden. Willſt du aber durchaus Maulaffen zu Markte tragen, ſo bediene dich deiner Beine wie die Apoſtel!" —

Ferdinand, außer ſich vor Erſtaunen, ein Mädchen von ſeltener Schönheit im Wagen zu finden, hörte wenig oder nichts von dem Geſumſe der Brummfliege. Er wandte kein Auge von Louiſen, und vergaß darüber ganz, ſeine Rolle weiter zu ſpielen. „Nun, was ſiehſt du da wie ein Träumer?" ſchnurrte der Oheim ihn an. „Pack' dich deines Weges und halt' uns nicht auf!" Jetzt beſann ſich der junge Mann, daß er mit Bitten fortfahren mußte, und er that es aus der Fülle des Herzens. „Närriſcher Kauz!" entgegnete launig das Herrlein: „wie kann ich dir gewähren, wenn ich auch wollte? Ich bin ja, wie du ſieheſt, nicht Alleinherrſcher im Wagen." —

„O, was uns betrifft," fiel die Bergräthin ein, „wir theilen gern unſer Reich mit Ihnen und Ihren Freunden, mein Herr! Ich nehme das Kommerzienräthlein allenfalls auf den Schoß."

Dieſer Scherz verſchnupfte ihn und er ſagte hohnlächelnd: „Es wäre in der That der Mühe werth, dieſer Gnade wegen wieder ein Kind zu werden; ich bin aber nun einmal ein Mann und mache gerechten Anſpruch auf ein Plätzchen in ihrer Mitte, meine Damen, wenn Sie meinem Vetter mit ſeinem Gefolge den Zutritt im Wagen geſtatten."

Die enge Nachbarſchaft des Gnomen — wie man ihn füglich nennen kann, weil die Erdgeiſterchen dieſes Namens ſehr klein ſind und Schätze bewachen — ward von der Bergräthen zugeſtanden. Louiſe hätte ſie gern abgelehnt; doch Ferdinand gefiel ihr: ſie hoffte, ſeine Geſellſchaft würde ihr den widerwärtigen Tag, den ſie vor ſich ſah, erträglicher machen; darum ſagte ſie kein Wort, als ſich der Gnom zwiſchen ſie und ihrer Mutter einzwängte.

Der Kaſten des Wagens, durch der Bergräthin bedeutendes Gewicht aus dem Gleichgewichte gebracht, hing ſo ſtark zurück, daß Huzel auf ſeinem neuen Platze ganz in den Hintergrund verſank und die Kleider ſeiner Nachbarinnen über ihm zuſammenfloßen, wie ſich, nach einem Steinwurf ins Waſſer, die getrennten Wellen ſogleich wieder vereinigen. Man ſah von dem Männlein faſt nichts als die Füße, die gar nicht daran denken konnten, den Wagenboden, wohin ſie gehörten, zu berühren. Sie ragten kaum eine Hand breit über das Polſter hervor, und man hatte vom Rückſitz die nächſte Ausſicht auf ihre Schuhſolen. Ferdinand vermied aber den geraden Anblick derſelben, indem er den ſchönſten Eckplatz — Louiſen gegenüber — in Beſitz nahm. Da fanden ſeine Augen den ganzen Weg entlang ſo angenehme Beſchäftigung, daß ſie für den Oheim, der gleichſam Verſtecken ſpielte, keinen Blick erübrigen konnten.

6.

Der goldene Spinnrocken iſt, wie bekannt, der vornehmſte Gaſthof in Kunkelwitz. Unſere Geſellſchaft kehrte folglich da ein.

An der Thüre ſtand ein Heer von Bettlern, die wegen des Jahrmarkts und Volksfeſtes aus der Gegend umher eingerückt waren. Ein ehemaliger Bedienter, deſſen zerfetzten Rock noch der Reſt eines Achſelbandes ſchmückte, riß dienſtfertig die Wagenthür auf. Ferdinand hob die

Frauenzimmer und den Oheim heraus. Dieſer zeigte ſich ſogleich als Hauptperſon; er gab dem Kutſcher allerhand Befehle, ließ die Torte und die verſiegelten Flaſchen in's Haus tragen, focht dabei viel mit den Händen, und ſeine zahlreichen Ringe fielen, von der Sonne beſtrahlt, prächtig in die Augen. Der ganze Bettelorden ſtürzte deßhalb auf ihn zu, umzingelte ihn und begehrte Gaben aus ſeiner blitzenden Hand. Da warf er ſich in die Bruſt, als wär' er regierender Bürgermeiſter von Kunkelwitz und wetterte los: „Arbeitet, ihr Faulenzer, ſo habt ihr Brod! Was ſteht ihr hier am goldenen Spinnrocken? In's Spinnhaus gehört ihr!“

Indeſſen öffnete Louiſe die Armenkaſſe ihres Strickbeutels, um Almoſen auszuſpenden. Der Rath ließ es nicht zu, griff in ſeine Weſtentaſche, vertheilte rechts und links Geld und führte die Frauenzimmer in den Gaſthof. Aber das undankbare Geſindel ſchimpfte hinter ihm her: „Seht den Großprahler! Er trägt ein Rittergut auf der Hand, und theilt Kupferheller damit aus. Pfui über den ſchäbigen Geizhals!“ Er huſtete gewaltig, um dieſe Lobrede den Damen unverſtändlich zu machen, und ſie ſtellten ſich aus Höflichkeit taub.

Als die Staubmäntel im Gaſthofe abgelegt waren, ſah ſich die Bergräthin nach einem Frühſtück um. Das merkte der Gnom und ſagte ſchnell: „Die Gegend um Kunkelwitz bedünkt mich ſehr ſchön. Wie wär' es, wenn wir bis zur Tiſchzeit ein Spaziergängelchen machten?“ — „O ja!“ antwortete die Bergräthin: „doch vorher wollen wir Chokolade trinken.“ — „Ei, ei!“ ſprach er; „ein ſo erhitzendes Getränk im Sommer? und ein ſo nährendes kurz vor dem Eſſen? — Wir werden uns wenigſtens die Mahlzeit verderben.“ — „Ich gewiß nicht,“ verſetzte ſie, und rief ohne weitere Umſtände einem Aufwärter zu: „Chokolade!“

Huzel trat ans Fenſter; blickte gen Himmel, knirrſchte mit den Zähnen, und ballte die Hände in den Taſchen. Als er ſich wieder umkehrte, ſtand eine große, dickbäuchige Kanne mit ſechs Taſſen auf dem Tiſche. Die Bergräthin füllte ſie alle und bewirthete die drei Rückſaſſen des Wagens zuerſt. Der Gnom griesgramte darüber von neuem. Da jedoch der unberechnete Riß in ſeinen Geldbeutel einmal geſchehn war, trank er gierig mit, ohne ſich vor Erhitzung und Sättigung zu fürchten.

Das theure Frühſtück war bald verzehrt. Aengſtlich betrieb er nun den Aufbruch ins Feld, um nicht etwa noch ein Gabel-Frühſtück bezahlen zu müſſen. Zuvor aber ſtiftete er, mit zweideutigem Verſprechen eines Trinkgeldes, den Hausknecht an, einen Ausfall auf die Belagerer des Gaſthofes zu thun, und ſie mit der Hetzpeitſche in die Flucht zu ſchlagen. Der Knecht vollzog den hohen Befehl und machte reinen Weg; doch das Kehrlohn hat er, wie man behauptet, noch heute zu fordern.

7.

Ferdinand, von Liebe ganz umnebelt, ſah durchaus nicht, daß ihm der Oheim, als er mit den Frauenzimmern ausging, winkte und winkte, zurück zu bleiben. Er ſchloß ſich friſch an die Luſtwandler an, und bot Luiſen den Arm, da Jener ſich Ehren halber nicht entbrechen konnte, dieſen Ritterdienſt der Mutter zu leiſten. Sie verſchmähte jedoch, beiläufig geſagt, das kurze Aermchen, weil es ihr zu beſchwerlich war, wegen dieſer Kleinigkeit ſo tief hinunter zu langen. Dennoch mußte das Ehrenritterlein nehen ihr her trippeln, und ſie ſtützte ſich bisweilen auf ſeine Schultern, wie auf einen Stock.

Dieſe Vertraulichkeit war ein ſchlechter Erſatz für die Entbehrung des Glücks, mit Luiſen zu wandeln. Ferdinand genoß es mit ſüßem Behagen. Die jungen Leute hatten einen guten Vorſprung vor dem ältern Paare gewonnen, und ſprachen, ſcherzten und lachten ſo vertraut, als kennten ſie ſich ſchon Jahre lang. Der Liebesgott hatte mit Geſchwindſchüſſen ihre Herzen für einander erobert.

„Sehn Sie nur, ſehn Sie, was dort vorgeht!“ ſagte der Rath zu ſeiner Gefährtin. „Sie ſetzten mir wahrlich eine Schlange in den Buſen, als Sie mich zur Mitnahme des Gecken bewogen. Fräulein Louiſe ſchenkte mir ſeitdem keinen freundlichen Blick; ſie hat nur Augen für ihn. O, wie falſch prophezeiten Sie mir: der heutige Tag würde für mich ein entſcheidender Tag werden! — Ja wohl, ja wohl entſcheidend! Aber wie?“ —

„Was Sie für ein Neidhart ſind!“ verſetzte die Bergräthin. „Gönnen Sie doch Ihrem Vetter die flüchtige Tändelei! Morgen iſt alles vergeſſen. Sie haben bei Louiſen einen guten Stein im Brete. Bauen Sie auf mein Wort!“

Dieſer Troſt griff ſeiner ſinkenden Hoffnung wieder unter die Arme. Doch drang er auf ſchleunige Umkehr in den Gaſthof, um dem leichtfertigen Vogel, der ſich unter freiem Himmel zu luſtig machte, im Käfich der Stube die Flügel zu beſchneiden. Er ſetzte dort auch ſogleich die Scheere an, und ſchliff und ſchärfte ſie mit einer Lüge. „Die Bergräthin,“ ſprach er, „iſt höchſt aufgebracht über dein dreiſtes, haſenfüßiges Betragen gegen ihre Tochter. Sie verlangte mit Heftigkeit, ich ſollte dich aus unſerer Geſellſchaft verweiſen. Von dieſem Banne hab' ich dich zwar losgebeten; aber führe dich beſcheidener auf, und pflanze dich bei Tiſche nicht etwa neben das Mädchen. Wähle dir vielmehr, um die zornige Frau wieder zu beſänftigen, den fernſten Platz, den du finden kannſt, und iß und trink dort mit deinen Freunden; was Ihr bezahlen könnt, das geht mich nichts an.“

Ferdinand, der ſchon Louiſen verſprochen hatte, ihr Tiſchnachbar zu ſeyn, erſchrack über dieſe Geſetzpredigt. Er wolle, ohne den abgekarteten Handel zu geſtehen, einen Verſuch machen, den Onkel zur Duldung in ſeiner Nähe zu bewegen; aber kaum begann er ſeine Bitte, ſo ward ſie niedergedonnert und ihm, wenn er nicht Gehorſam leiſte, mit Enterbung gedroht.

8.

Er kehrte dem Herrſcherling, dem gebieteriſchen Zaunkönig — welches Vögelein man wirklich in einigen Gegenden das Tyrannchen nennt — ſchweigend den Rücken, lief hinab in die Schenkſtube und ſchrieb in dieſem gewühlvollen Noahskaſten mit Bleiſtift folgendes Briefchen an Luiſen:

> „Mein wunderlicher Oheim, dem ich aus Gutmü-
> „thigkeit nicht trotzen mag, befiehlt mir, mich bei
> „Tiſche ſo weit als möglich von ihm — folglich auch
> „von Ihnen — zu entfernen. Welche traurige Mahl-
> „zeit ſteht mir bevor! Wie vergnügt wollt' ich Waſ-
> „ſer und Brod an Ihrer Seite genießen! Mir ge-
> „bührt Gefängnißkoſt; denn ewig bin ich Ihr Ge-
> „fangener.“

Dieſes Blättchen ſchob er Luiſen heimlich in die Hand. Verſtohlen hatte ſie kaum die bitter-ſüßen Worte geleſen, als die zahlreiche und ſehr gemiſchte Geſellſchaft anfing, ſich am Tiſche zu lagern. Der Zaunkönig ſchlug zwiſchen Mutter und Tochter ſeinen Thron auf. Der Bergräthin Nachbarſchaft an der andern Seite war ihm gleichgültig; Luiſen hingegen wollte er wie einen Schatz einmauern, und winkte deßhalb einer ehrbaren Matrone, ſich zur Mauer zu machen. Doch indem ſich das Mütterlein anbauen wollte, rief ein junger Officier: „Nein, Mamachen, das geht nicht! Es muß bunte Reihe werden.“ — Und ſobald er mit lauter Stimme dieſes Geſetz ausgeſprochen hatte, wollte er auch ſchon die erſte und ſüßeſte Frucht davon genießen und ſich neben Luiſen niederlaſſen. Beſtürzt ſprang der Commerzienrath auf und ſtammelte: „Verzeihn Sie, das iſt meines Vetters Platz. — Wo ſteckt denn der Fasler? — Ei, zum Guckguck, pack dich doch her!“ So mußte das Tyrannchen, um nicht aus dem Regen in die Traufe zu kommen, den Verbannten aus ſeinem Sibirien zurückrufen.

Die wieder vereinten Liebenden wechſelten behutſam mehr Blicke, als Worte. Der eiferſüchtige Lauſcher war mit ihrer Sittſamkeit zufrieden, ward nach und nach luſtig und entſiegelte nach der Suppe zwei Flaſchen. Luiſe trank, wie er wußte, keinen Wein, aber die Mutter deſto mehr: er widmete ihr deßhalb, ſo ſehr er auch ſelbſt darnach lechzte, den erſchlichenen Malaga ganz, und wünſchte nur im Stillen, daß ſie daran genug habe.

Er ſelbſt konnte weder ein leeres noch ein volles Glas vor ſich ſtehen ſehen. Innerhalb einer Stunde war er mit zwei Flaſchen fertig, und becherte ſchon aus der dritten. Männiglich erſtaunte über den Zecher. Es war auch ſein Vorſatz, Aufſehen zu machen. Er wußte, daß er als ein Filz und Hungerleider verſchrieen war; darum wollte er ſich einmal als Verſchwender und Schwelger zeigen.

Indem er dieſes Triumphs genoß, ging der Gaſtwirth gegen das Ende der Mahlzeit von Stuhl zu Stuhl, ließ ſich Speiſe und Trank bezahlen, und erhob auch von denjenigen Gäſten, welche ſelbſt Wein mitgebracht hatten, einen in ſeinem Hauſe gewöhnlichen Einfuhrzoll von zwei Groſchen für die Flaſche. Unſer Stürzebecher, dem dieſe Abgabe fremd war, erſchrack darüber und ſetzte geſchwind die zwei leeren Flaſchen unter den Tiſch, um die harte Geldbuße ſeiner Völlerei um die Hälfte zu mäßigen. Als aber der wandelnde Einnehmer zu ihm kam und für die zwei Flaſchen, die noch auf dem Tiſche ſtanden, den Weinzoll erhalten hatte, hob er ſäuberlich das Tafeltuch auf und ſagte mit ſchalkiſcher Freundlichkeit: „Auch für dieſe beiden entſeelten Körper bitt' ich um meine Gebühren.“

Der ertappte Knicker ward roth und biß vor Aerger die Lippen zuſammen. Er kämpfte ſchweigend ein paar Augenblicke mit ſich ſelbſt, was er thun ſollte. Endlich klaubte er die angefochtenen vier Groſchen langſam und einzeln aus dem Geldbeutel heraus, wandte ſie zehn Mal um, und als er ſo von ihnen Abſchied genommen hatte, ſchien er feſt entſchloſſen, ſie auszuliefern; doch plötzlich zog er die erhobene Hand wieder zurück und ſagte: „Nein, ich wär' ein Narr, wenn ich mein Geld ſo wegwürfe! Ich gebe nichts weiter und fordere ſogar von der ſchon bezahlten Trankſteuer zwei Groſchen zurück: denn nur die Frau Bergräthin trank Wein, ich aber Waſſer, nichts als Waſſer, gefärbtes Waſſer.“ —

Der Gaſtwirth erklärte dieſe ſonderbare Ausflucht für einen Scherz. „Ueberzeugen Sie ſich von der Wahrheit!“ rief der Rath und reichte ihm ein gefülltes Glas. Der Zweifler trank, ſprudelte aber das eingeſchluckte Naß geſchwind wieder aus und betheuerte laut: „So wahr ich lebe! 's iſt Gänſewein!“

Huzel hätte nun gern der Geſellſchaft irgend einen leidlichen Grund ſeines prahlhaften Waſſerzechens aufgeheftet; doch ihr anhaltendes Gelächter ließ ihn nicht zum Worte kommen. Er tröſtete ſich mit den vom Wirthe zurückerhaltenen zwei Groſchen und lachte mit.

9.

„Sie müſſen ſich den Magen verteufelt erkältet haben!“ rief ein dicker Oberforſtmeiſter über den Tiſch herüber. „Kommen Sie her und trinken Sie mit mir eine Flaſche Burgunder! Ich habe mehr, als ich bedarf.“

Ein Anderer hätte, um einigermaßen ſeine Ehre zu retten, geantwortet: er trinke keinen Wein; aber der kleine Waſſermann, der ihn ſehr liebte, wenn er ihn umſonſt haben konnte, nahm die Einladung nicht nur mit Freuden an, ſondern trank ſich ſogar einen Rauſch.

Da fiel er auf den tollen Gedanken, die goldene Uhr zu erbeuten, die Graf Taſſilo dem beſtimmt hatte, der beim Volksfeſte die Spitze der Kletterſtange erklimmen würde. Es ward bei Tiſche davon geſprochen; man ſchätzte den Werth der Uhr auf achtzig Thaler. Huzel, der damals noch Waſſer ſchluckte, hörte dieſes Geſpräch gleichgültig an und hatte dabei keinen andern Gedanken, als daß er den Grafen in ſeinem Herzen für einen Verſchwender erklärte; jetzt aber, da er voll ſüßen Weines war, faßte er in ganzem Ernſte den abenteuerlichen Entſchluß, den goldenen Preis zu erringen und ſich damit für die Koſten des Tages reichlich zu entſchädigen.

Dazu waren Vorbereitungen nöthig. Um ſie zu machen, ſchlich er, als des Oberforſtmeiſters Weinflaſchen leer waren, heimlich fort auf den Markt, kaufte ſich eiſerne Stiftchen, ging an einen einſamen Ort und hämmerte ſie mit einem Schlüſſel ſo künſtlich in den Rand ſeiner dicken Schuhſohlen, daß ſie kaum ſichtbar waren. Doch ſtanden ſie noch weit genug hervor, ſich damit an der glatten Stange anzuhäkeln, wie der Specht, den man Baumhacker nennt, mit ſeinen ſcharfen Klauen an den Bäumen hinauf und herunter läuft.

Unſer Grünſpecht — er trug eben ein grasgrünes, mit Gold beſetztes Kleid — war aber damit nicht zufrieden: er wollte auch ſeine Hände mit Steigeiſen waffnen. Nachdenkend, wie das zu machen ſey, ging er den Markt auf und nieder. Da fielen ihm Hundehalsbänder mit kurzen Stacheln in die Augen. Scharfſinnig ſah er ihre Brauchbarkeit zu ſeiner Abſicht ſofort ein, erhandelte zwei Stück und ſchnallte ſie ſich um die Arme, zunächſt an der Handwurzel, wo ſie von den langen Aufſchlägen des Rockes völlig bedeckt wurden.

So gerüſtet, ging er in den Gaſthof zurück. Die Bergräthin fragte, wo er geweſen ſey. Er antwortete ſchnell: er habe ſich das angenehme Geſchäft gemacht, den Damen einen Jahrmarkt zu kaufen. — Dieſer beſtand in einigen Pfeffernüßchen, womit er zwar ausgelacht wurde, aber ſeinen Vorwand doch gut genug beſchönigte; denn man konnte ſeiner Kargheit wohl zutrauen, daß ſie ein ſolches Geſchenk der Mühe werth geachtet habe, deßhalb über die Straße zu gehen.

Ein hoher Wohlthäter, der ihm jetzt, nach dem Beiſpiele des Oberforſtmeiſters, ein paar Gläſer Wein ſpendete, ſetzte ſeiner Steigeluſt neue Flügel an. Nun war der muthige Geiſt nicht mehr zu bändigen. Er fürchtete, den Wettkampf um die goldene Uhr zu verſäumen, und zog die Frauenzimmer mit Gewalt hin zum Schauplatze. Unter Weges rühmte er ſich: er ſey in ſeiner Jugend ein rechter Held im Klettern geweſen, und würde ſich allenfalls auch jetzt noch in dieſer Kunſt als Meiſter zeigen können. Das ſollte eine geſchickte Einleitung ſeines Vorhabens ſeyn; doch die Frauenzimmer hielten es für ein windiges Geſchwätz und hörten nur mit halben Ohren darauf.

Wie ein Sternforſcher nach den Geſtirnen, ſah er nach dem hohen Maſtbaume, den ſeidene Tücher umflatterten, ſchon in der Ferne ſtarr empor und purzelte mehrmals, weil er auf den Weg nicht Acht gab. Doch immer hitziger drang er durch die Volksmenge vorwärts. Und als er nun vollends den ganzen Stamm, und am Fuße deſſelben einen Schwarm großer Jungen, die ihr Heil daran verſuchen wollten, erblickte, da ließ er plötzlich ſeine Geſellſchaft im Stiche und ſtürzte ſich mit dem Geſchrei: „Weg da! weg da!“ in die Mitte der Buben. Erſtaunt, einen ſo vornehmen Mitkämpfer anrennen zu ſehen, wichen ſie um ſo williger zurück, da ſie ihn für einen Spaßvogel hielten und im ſchlimmſten Falle nicht befürchteten, daß der alte Knabe in ihren olympiſchen Spielen den Sieg davon tragen würde.

Allein er umklammerte raſch mit Händen und Füßen den Stamm und arbeitete ſich ein paar Ellen hinan. „Schaut, da ſteigt Zachäus auf den Maulbeerbaum!“ rief ein Witzbold, und das umherſtehende Volk bejauchzte den Einfall. Der Baumreiter ließ ſich nicht ſtören; ſeine Sporen thaten ihm herrliche Dienſte; er kam immer weiter. Da wollte den Burſchen, die auch ihr Abſehen auf die goldene Uhr gerichtet hatten, ſchier bange werden. Der Neid ſchärfte ihnen die Augen; ſie paßten den gefährlichen Fortſchritten des Nebenbuhlers auf, und bald rief einer haſtig: „Was die Peſtilenz! das alte Männel hat Stacheln an Händen und Füßen!“ Und das ganze

Chor fiel ein: „Herunter von der Stange, herunter!“ Aber mit Doppeleifer klomm der Steiger hinauf. Dieſen Ungehorſam nahmen die jungen Herren ſehr übel; einer ſetzte fluchend ihm nach, ergriff ihn hinten am Röcklein und fuhr mit ihm blitzſchnell herab.

Unten gerieth er häßlich in die Klemme. Die Buben, zu denen ſich noch anderer ſchadenfroher Pöbel geſellte, ſchloſſen um ihn einen Kreis, ſpotteten ſeiner, und hätten ſich wahrſcheinlich nicht blos mit Worten an ihm vergriffen, wenn nicht zu ſeinem Glücke der Bürgermeiſter des Orts, der eben mit einigen bewaffneten Bürgern die Ordnungsrunde machte, herbeigeeilt wäre. Er war der dickſte Mann in Kunkelwitz; ſein Anſehen gebot daher ſchon Ehrfurcht, und der Pöbel, der ſich faſt allgemein vor Tonnengeſtalten demüthig beugt, zog ſich unverzüglich mit verlegenen Geſichtern zurück.

Se. Hochweisheit fragte, was der Auflauf bedeute. Barhaupt traten zwei Buben aus dem Volke hervor und verklagten den Kleinen: er habe ſich durch unerlaubte Mittel der goldenen Uhr bemächtigen wollen.

„Wie albern und lächerlich!“ rief der Commerzienrath mit ſtolzen Geberden. „Ha, ha, ha! ein Mann, wie ich, trachtet eben nach ſolchen Kleinigkeiten! Ich habe goldene Uhren in Menge und kann allenfalls ein Dutzend verſchenken. Blos eine Scherzwette, mich bis in die Mitte der Kletterſtange hinaufzuhaſpeln, war der Grund, warum ich mich unter dieſe Leute miſchte und des Sprichworts vergaß: „Wer Pech angreift, beſudelt ſich.“

10.

Das Alles ſah Huzels Geſellſchaft von fern und ſchämte ſich ſeiner. „Lieber ſterben, als dieſen Menſchen heirathen!“ ſagte Luiſe ihrer Mutter ins Ohr und drückte Ferdinands Arm feſter an ſich. Jener ſuchte mit dem Fernglaſe ſeine Gefährten; ſie zogen ſich aber tiefer unter das Volk zurück, um ſich von ihm nicht finden zu laſſen.

Indem er weiter nach ihnen herumſpähte, kam er auf einen Platz, wo ſich die unfeine Welt mit Tanzen beluſtigte. Er ließ die Paare, die ſich eben herumſchwenkten, bei ſich vorüberwalzen, und bemerkte darunter ein junges, ſtämmiges Weibsbild von Grenadierlänge, und mit einem unmäßig vollen Buſen begabt. Dergleichen liebliche Geſtalten bezauberten ihn von Jugend an. Er blieb alſo ſtehen, nickte der angenehmen Rieſin zu, ſo oft ſie bei ihm vorbeiſauſte, und bewarf ſie am Ende ſogar mit Blumen.

Als ſie nun das nächſte Mal nach dieſer offenbaren Liebeserklärung wieder in die Gegend kam, wo ein neuer Blumenwurf ihrer wartete, riß ſie ſich ſchnell von ihrem Tänzer los, umfaßte den neckenden Gnom, nahm ihn wie ein Kind auf den Arm und walzte mit ihm herum. Der Hut flog ihm vom Kopfe, und der altmodiſche Haarzopf — durch den bei der gewaltſamen Entführung aufwärts geſchobenen Rock aus ſeiner Lage gebracht — ſtand wie ein Spieß in die Luft hinaus. Aber noch luſtiger ward die Sache, als der Gnom wie ein ſtörriges Kind mit den Füßen ſtrampelte und ſie ihn durch einen derben, ſchnalzenden Kuß zu beſänftigen ſuchte. Da verwandelte ſich ſeine Liebe in den grimmigſten Zorn, und der Unhold mißhandelte die ſchöne Nymphe mit klatſchenden Maulſchellen. Sie machte ſich Anfangs wenig daraus und walzte fort; als aber die Dachteln immer gewichtiger ausfielen und die Muſikanten vor Lachen nicht mehr aufſpielen konnten, da ward ſie ſelbſt böſe und warf den großen Geſellen wie einen Froſch in's Gras.

„Verfluchter Schandbalg!“ ſchrie er mit ſchäumendem Munde und ſetzte noch andere Ehrentitel hinzu. Sie ſtürzte wieder auf ihn los, hob ihm den Rock auf, zog die Beinkleider ſtraff an und züchtigte ihn auf der dazu bereiteten Stelle mit unzähligen Plätzern. Er erhob ein Mordgeſchrei. Keuchend kam der dicke Bürgermeiſter mit ſeiner bewaffneten Macht und ſagte ſehr ernſthaft: „Ich erſtaune billig, mein Herr, Sie abermals hier in der Klopfe zu finden. Haben Sie ſchon wieder Pech angegriffen?“

„Schlimm genug, daß es ſo viel Pech hier gibt!“ verſetzte der Gnom.

„Enthalten Sie ſich, wenn ich bitten darf, ſolcher Anzüglichkeiten!“ warnte der Vater der Stadt. „Berichten Sie mir mit kurzen und geſetzten Worten, was Ihnen widerfahren iſt.“

Schnell und frech trat der Balg vor Gericht und ſagte: „Er liebäugelte mit mir und neckte mich, als wär' er in mich vernarrt — ich zog ihn zum Tanz auf und mußte ihn, weil er ſo klein iſt, auf den Arm nehmen — da gab er mir Ohrfeigen nach dem Takte und dafür paukt' ich ihn ein bißchen. Das iſt die ganze Geſchichte, und Alle, die hier ſtehen, ſind meine Zeugen.“ —

„Ja, ſo war's, hochedler Herr Bürgermeiſter!“ riefen viele Stimmen.

Der Richter kehrte ſich hierauf zu dem geſchlagenen Männlein und ſagte verächtlich: „Bei ſothaner Bewandtniß, mein Herr, kann ich kein anderes Urtheil ſprechen, als Dieſelben vorhin an der Kletterſtange über ſich ſelbſt fällten: Wer Pech angreift, beſudelt ſich.“

Damit zuckte er die Achſeln und ging fürbaß mit ſeinem Gefolge.

„In Kunkelwitz gibt's keine Gerechtigkeit! Sie iſt todt!

mauſetodt! Läutet ſie zu Grabe!“ kreiſchte der Rath hinterher und ſtieß noch mehr dergleichen Verunglimpfungen aus, die ihm leicht neue Händel zuziehen konnten, wenn nicht ein anderer Gegenſtand die Aufmerkſamkeit der Leute von ihm abgelenkt hätte.

Es hatte ſich nämlich, von dem Grafen dazu verſchrieben, ein Meiſter der Luftſchiffekunſt eingefunden, um die Zuſchauer mit einer Jagd zu beluſtigen. Ein Jäger zu Pferde und fünf oder ſechs Hunde ſollten ein wildes Schwein in die Wolken hineinhetzen. Dieſe Jagd ging jetzt los, verunglückte jedoch ganz: denn die Hetzer wurden gehetzt. Der Weidmann und ſeine Rüden ſegelten, vom Winde gejagt und umgeworfen, mit emporgeſtreckten Beinen voran, und das Schwein, das ſich auf den Füßen erhalten und weislich ſeinen Feinden den Vorſprung gelaſſen hatte, verfolgte die Krüppel. — Darüber ward viel gelacht und gewitzelt, und niemand machte ſich luſtiger, als der mißvergnügte Commerzienrath. Er klatſchte in die Hände und krähte: „So iſt's recht! Ein Stückchen aus der verkehrten Welt! Das paßt für Kunkelwitz! Da geht und ſteht auch alles auf dem Kopfe und keine Gerechtigkeit gilt!“

„Bei meiner Seele, das Herrchen hat Recht!“ rief ein liederlicher, immer betrunkener Bürger, der einige Tage vorher, wegen ſchuldiger Steuern ausgepfändet worden war.

„Den Teufel mag's Recht haben, das Ding!“ fuhr ein Grobſchmid den Trunkenbold an. „Wie kann ſich ſo ein fremder Naſeweis unterſtehen, unſere werthe Stadt und die edle Obrigkeit zu läſtern? — Und noch dreimal ſchlechter iſt's, wenn hieſige Bürger es thun. Man laſſe mich dergleichen Worte nicht mehr hören; ſonſt ſchlag' ich zu!“

„Ho! ho! — Bürger gegen Bürger ſo ſträflich? —

Gleich zuſchlagen, wie auf den Amboß? — Das geht nicht, Meiſter Peter!“ — So ſchallte Mißbilligung von allen Seiten, und Huzel bekam Muth, mit eingeſtemmten Armen vor den handfeſten Vulkan hinzutreten und zu fragen: „Bin ich ein Ding? bin ich ein Naſeweis? he?“

Meiſter Peter, ein ſehr ſtolzer und deßhalb gar nicht beliebter Mann, der es nicht der Mühe werth hielt, ſich gegen jemand, der kein Hufeiſen ſchmieden konnte, zu vertheidigen, gab dem Frager keine Antwort, ſondern ſetzte ihm ſeinen ruſigen Daumen auf die Bruſt, um das naſeweiſe Ding nach ſeiner Meinung ſanft von ſich zu ſchieben; aber dieſe Grobſchmidsſanftheit war von ſo kräftiger Art, daß Huzelmännchen wie ein Kegel umfiel.

„Gewalt! Gewalt!“ ſchrie der Trunkenbold, und noch viele Andere murrten über dieſe Anwendung des Fauſtrechts. Meiſter Peter ſah ſich wild um, ging dem nächſten Tadler zu Leibe und drohte ihm mit geballter Hand. Unerſchrocken that Jener ein Gleiches. So ſtanden ſie eine Minute lang wie ein Paar feindliche Hähne voreinander. Peter glaubte, dieſen Trotz beſtrafen zu müſſen und ſchlug aus. Plötzlich fiel ein mächtiger Bund über ihn her. Er brüllte und wehrte ſich wie ein Löwe. Einige Freunde und Gevattern traten ihm bei und kämpften unter ſeinem Panier. Es gab mit Stöcken und Fäuſten eine lächerliche Bürgerſchlacht. Aber Frauen und Kinder, die ihre werthen Angehörigen im Getümmel fechten ſahen, erhoben ein Jammergeſchrei.

11.

„Ruhe! Ruhe! — Im Namen des Königs gebiet' ich Ruhe!“ ſchrie der Bürgermeiſter, der an der Spitze ſeiner Trabanten eiligſt herbeiſtapfte. Alsbald legten ſich die wilden Wellen der Schlacht. Der Bürgermeiſter hob die Hände ausgebreitet empor und ſagte feierlich: „Geliebte und ſonſt ſo friedliche Mitbürger! ich frage mit Betrübniß meines Herzens: wer warf einen Zankapfel unſer euch?“

„Dieſer grüne Froſch!“ antwortete Meiſter Peter, indem er den Commerzienrath beim Kragen nahm, vor Gericht zog und den ganzen Verlauf haarklein und wahrhaft erzählte.

„Haben Sie wirklich die gerügten Schmähungen wider Stadt und Obrigkeit ausgeſtoßen?“ fragte der Bürgermeiſter den Beklagten.

„Ich bin nicht verbunden, Ihnen Rede zu ſtehen;“ antwortete Dieſer und blähte ſich auf.

„Wie ſo?“ ſagte der Conſul. „Iſt es Ihnen vielleicht nicht unter freiem Himmel gefällig, ſo mögen Sie es morgen in der Rathsſtube thun. Ich finde mich vollkommen befugt und berechtiget, einen ſchmähſüchtigen Ruheſtörer, der ſich nun ſchon zum dritten Mal auf dem fahlen Pferde finden läßt, in leiblichen Gewahrſam zu nehmen.“

„Das müſſen Sie bleiben laſſen!“ verſetzte der kleine Held. „Ein Bürgermeiſter von Kunkelwitz hat keine Gewalt über mich.“

Der Conſul machte große Augen und fragte: „Wer ſind Sie denn?“

„Ich bin der Commerzienrath Huzel.“

„Commerzienrath Huzel? — Hm! ich weiß, ohne Ruhm zu melden, den königlichen Hof- und Staatskalender ganz auswendig; aber ein Commerzienrath Huzel iſt mir noch nicht darin vorgekommen.“

„Sehr natürlich! Ich bin Fürſtlich-Holzhauſenſcher Commerzienrath.“

„O! wenn das iſt,“ ſagte der Bürgermeiſter, „ſo ſind Sie in hieſigen Landen jeder Gerichtsbarkeit, wo Sie ſich befinden und ſich vergehen, unterworfen, und ich nehme mir ohne Bedenken die Freiheit, Sie arretiren zu laſſen.“

Huzel ſträubte ſich toll; aber es half nichts, er ward abgeführt in die Stadt.

Ferdinand und die beiden Frauenzimmer, die den theuern Mann immer in der Ferne beobachtet hatten, waren Zeugen davon. Sie hielten es, ſo wenig er auch Mitleid verdiente, für Pflicht, ſich ſeiner anzunehmen. Als aber Ferdinand den Bürgermeiſter um Loslaſſung des Gefangenen erſuchte, empfing er den Beſcheid: der Frevler müſſe zuförderſt des folgenden Tages verhört werden; dann wolle man ſehen, was ſich thun laſſe. — Der gute junge Mann fuhr mit Bitten und Vorſtellungen fort. Endlich ſagte der Bürgermeiſter: „Wohlan, aus Achtung gegen Sie will ich ſo weit nachgeben, daß ich Ihren unartigen Oheim gegen baare Bürgſchaft von Einhundert Reichsthalern vor der Hand auf freien Fuß ſtelle. Melden Sie ihm auf dem Rathhauſe, wo er ſich im bürgerlichen Gehorſam befindet, meinen Entſchluß, und halten Sie das Geld bereit. Ich komme längſtens in einer Stunde dahin, es in Empfang zu nehmen.“ — Mehr war von dem ſtrengen Manne nicht zu erhalten.

Ferdinand führte nun vor allen Dingen die Frauenzimmer in den Gaſthof, ging dann auf's Rathhaus und trug die Hiobspoſt in den Bürgergehorſam. Der Oheim verfluchte den Tag ſeiner Geburt. Er hatte kaum zehn Thaler bei ſich. Man mußte daher einſtweilen ſeine goldene Uhr und zwei Ringe als Bürgen anbieten. Damit war der Bürgermeiſter nicht zufrieden, und ward es nicht eher, bis alle ſieben Ringe, die Huzel an dieſem

Tage trug, und überdieß noch ein ſpaniſches Rohr mit goldenem Knopfe, in die Wagſchale der Gerechtigkeit gelegt wurden. Zuletzt mußte der Fürſtlich-Holzhauſenſche Rath dem Rathe von Kunkelwitz mit Handſchlag angeloben, die Pfänder, bei Verluſt derſelben, innerhalb drei Tagen einzulöſen, und ſich auf jedesmaliges Erfordern perſönlich vor Gericht zu ſtellen.

12.

Ingrimmig ſprach er auf dem Wege vom Rathhauſe in den Gaſthof kein Wort, warf ſich dort, ohne die Frauenzimmer anzuſehen, in eine Ecke und rief wild: „Der Kutſcher ſoll anſpannen!“

Die Bergräthin und beſonders Luiſe fürchteten ſich vor der Heimreiſe. Um keinen Preis wollten ſie den verächtlichen Menſchen wieder in ihrer Mitte dulden. Ferdinand überredete deßhalb ſeine zwei Freunde, ihr Unterkommen in einem andern Wagen zu ſuchen.

Als ſie der Commerzienrath vermißte, fragte er nach ihnen. Ferdinand antwortete: ſie hätten eine bequemere Gelegenheit gefunden. „Meinetwegen!“ ſprach Jener laut, und dann leiſe dem Vetter in's Ohr: „Aber bezahlen müſſen ſie dennoch ganz. Ich halte mich an dich!“

Auf der erſten Meile gab er keinen Laut von ſich. Doch auf der zweiten goß er ſeinen Zorn über die Bergräthin aus und warf ihr vor: ſie habe ihn durch ihren Hang zu Luſtbarkeiten in ein bodenloſes Unglück geſtürzt. „Ich bin verrathen und verkauft!“ fuhr er fort. „Liſtig ſchmeichelte man mir, der heutige Tag würde mein Glück entſcheiden; doch dieſe ſchöne rothe Lockbeere ſchnappte mir ein ſchlimmer Vogel weg und ich gerieth in die Schlinge.“ — So ſchimpfte der Rohrſperling immer weiter. Es ward am Ende der Bergräthin ſo unerträglich, daß ſie drohte, ihn mit eigener Hand aus dem Wagen zu werfen.

„Wie? was?“ fuhr er auf. „Dieſe Ehre ſoll mir in einem Wagen widerfahren, den ich aus meinem Beutel bezahle?“

„Wer verlangt das?“ verſetzte ſie. „Ich bezahle den Wagen und alles, was Sie und wir heute verzehrten, wenn Sie von dieſem Augenblick an Ihr verdammtes Maul halten. Erfüllen Sie dieſe Bedingung, ſo können Sie mir morgen die Rechnung ſchicken, und ich entrichte den Betrag auf der Stelle.“ —

Das wirkte trefflich; er muckte nicht mehr. Die Bergräthin ließ an ſeinem Hauſe vorfahren. Stumm wie ein Fiſch ſtieg er aus und ging ohne Abſchied in ſeine Wohnung, nachdem er zuvor dem Kutſcher zugerufen hatte: „Die Frau Bergräthin bezahlt den Wagen!“

Des folgenden Tages überſandte der Filz ſeine Rechnung. Der erbettelte Malaga war zu einem Dukaten angeſchlagen und ſogar die Farbe, womit der Windbeutel ſein Trinkwaſſer in ſcheinbaren Wein verwandelt hatte, in Anſatz gebracht.

Hunger und Kummer und Wechſelarreſt waren nun lange Zeit ſein Loos. Er befand ſich noch in Püſterichs Schuld und Haft, als Ferdinand und Luiſe ihre Hochzeit feierten. Damit er aber auch ein Feſt habe, beſchloß er, den Tag nach Johannis Jahr für Jahr als Buß-, Trauer- und Faſttag zu begehen.

VI.

Das Turnier.

Unter dem Vorwand einer Luſtreiſe, eigentlich aber mit Heirathsgedanken, ritt ich im Sommer 1814 nach Eichenberg zum Gutsherrn Freimund, der von Jugend auf der innigſte Freund meines verſtorbenen Vaters geweſen war. Er nahm mich mit offenen Armen auf, und ſchickte ſogleich nach Paulinen, ſeiner Tochter, um ſie mir vorzuſtellen. Ich hatte ſie zuletzt als ein zwölfjähriges Mädchen geſehen und das kleine niedliche Bild immer im Kopfe herum getragen; doch wie ward ich überraſcht, als eine hohe, ſchlanke Geſtalt, in voller Blüthe der Schönheit, hereintrat und mich wie einen Fremdling begrüßte. Das Blut ſtieg mir ins Geſicht; ich war um Worte verlegen. Glücklicher Weiſe ließ ſich eben im Hofe ein Getrampel von Pferden vernehmen: Vater und Tochter eilten ans Fenſter; ich folgte ihnen.

Ein langer, ſtarker, ſeltſam gekleideter Mann, der einen Reitknecht hinter ſich hatte, ſchwang ſich vom Pferde. Er trug eine ſchwarzſammtne, platte, pilzförmige Mütze mit einer Feder, ein gleichfarbiges kurzes Wamms mit einer breiten Leibbinde, einen großen weißen, ausgezackten Halskragen, und Halbſtiefeln mit weiten, hinten zugeſpitzten Schnabelſtulpen, die mit goldenen Franſen verziert waren.

„Wer iſt der abenteuerliche Ritter?“ rief Freimund.

„Ei! kennen Sie ihn denn nicht?“ ſagte Pauline. „Es iſt ja der Herr Amtmann Flau von Teutlingen.“

„Wahrlich, er iſt's!“ ſprach der Vater. „Aber welche Tracht! Er ſcheint zu einer Maskerade zu reiten, und ſpricht wohl nur gelegentlich bei uns ein.“

Hiermit ging er ihm in den Vorſaal entgegen.

„Guten Tag, alter Freund!“ rief der Amtmann. „Ich komme zu Euch als Geſandter des ehrſamen Städtchens Teutlingen: ich ſoll Euch auffordern, gemeinſchaftliche Sache mit uns zu machen.“

„Worin?“ fragte Freimund.

„In Allem, was zur Wiederherſtellung der alten Deutſchheit gehört; vor der Hand in der altdeutſchen Tracht. Man ließ mir nicht Ruhe, ich mußte mit meinem Beiſpiele vorleuchten. Die ganze Stadt will mir nachfolgen, und ich hoffe, wir haben bald das Vergnügen, Euch eben ſo gekleidet zu ſehen.“

„Schwerlich, lieber Amtmann!“ verſetzte Freimund. „Sie wiſſen, ich bin ein Deutſcher in Wort und That; doch Neben- und Außendinge ſind mir gleichgültig.

Eine Volkstracht iſt übrigens in mancher Rückſicht löblich und gut. Man ſuche ſie nur nicht in der Plunderkammer der Vorwelt, ſondern erfinde eine, die unſerm heutigen Geſchmacke nicht widerſteht; ſonſt kommen wir doch aus dem Sclavenjoche der Nachahmung nimmer heraus.“

„Ich denke wie ihr!“ ſprach der Amtmann. „Glaubt Ihr denn, daß ich mir in dem kurzen Käppchen gefalle? Ich ſehe darin aus wie ein Wenzel in der deutſchen Karte, das weiß ich; aber man iſt nun einmal von Gottes Gnaden Amtmann im Städtel und muß bei jeder Gelegenheit vortanzen.“

Jetzt ging er auf Paulinen zu, küßte ihr die Hand und ſagte mit möglichſter Mäßigung und Anmuth ſeiner Donnerſtimme: „Mein ſchönes Fräulein, wie befinden Sie ſich?“

„Was Fräulein! was Fräulein!“ fiel ihr Vater ein. „Meine Tochter heißt Jungfer Freimund, und ſo ziemt ſich's, wenn es unſer rechter Ernſt iſt, der neudeutſchen Prahlſucht zu entſagen und beſcheidene Altdeutſche zu ſeyn. Jungfrau iſt ein edles Wort; wer kann es tadeln? Hat aber eine junge Bürgerin daran nicht genug, ſondern will durchaus Fräulein heißen, ſo iſt ſie ein eitles Weſen und kein deutſches Mädchen, wie es ſeyn ſoll.“

„Predigt das ja nicht auf dem Markte in Teutlingen, werther Freund!“ ſagte der Amtmann. „Ihr würdet geſteiniget werden. Ich befürchte ohnedieß nächſtens einen Aufruhr, weil der edle Rath im Sinne hat, die Titel Madame und Demoiſelle durch ein öffentliches Gebot abzuſchaffen, und dafür Frau und Jungfrau in Gang zu bringen. Die Sache iſt verrathen worden, und es entſtehen ſchon merkliche Gährungen darüber. Unſere Frauenzimmer wollen zwar die franzöſiſchen Titel mit Vergnügen aufgeben, begehren aber dafür Herrin und Fräulein zu heißen.“

Wir lachten einſtimmig und der Amtmann am ſtärkſten. Er wette darauf, fuhr er fort, daß ſogar ſeine alte Haushälterin, die Tochter eines Keſſelflickers und Wittwe eines Sudelkochs, künftig werde Herrin genannt ſeyn wollen; wenigſtens mache ſie täglich Verſuche, ſich der Herrſchaft über ihn zu bemächtigen: er werde ſie aber bald vom Hausthrone ſtoßen und eine junge, ſchöne Gemahlin darauf ſetzen, die er mit Freuden als ſeine Herrin anerkennen wolle. — Er blinzelte dabei Paulinen mit kleinen, verliebten Augen an, und beunruhigte mich nicht wenig damit. Doch war es mir tröſtlich, daß ſie ernſthaft zur Erde ſah, und ſich ein Geſchäft machte, um ſich mit Anſtand entfernen zu können.

Eine Flaſche Wein, die ihm jetzt aufgetragen wurde, brachte ihn auf andere Gedanken. Er erzählte mancherlei Geſchichten von Teutlingen, und fragte zuletzt, ob ſich nicht bisher häufig Bettler auf dem Lande gezeigt hätten.

„Ja wohl!“ ſprach Freimund. Ich bemerkte darunter beſonders ein Paar höchſt unverſchämte Geſellen, die mich vier Wochen lang täglich, einer um den andern, heimſuchten, und nicht eher wegblieben, bis ich ihnen drohte, ſie einſtecken zu laſſen.“

„Und Ihr kanntet die Herren nicht?“

„Die Herren?“ —

„Nicht anders! Denn es waren der Herr Kirchenvorſteher Lämmel und der Herr Rathmann Gimpel, die ſich durch Lumpen und bepflaſterte Geſichter unkenntlich gemacht hatten. Die guten Narren laſen in einem öffentlichen Blatte — wenn ich nicht irre, im allgemeinen Anzeiger der Deutſchen — den Vorſchlag eines Ungenannten: es ſollten brave Männer, als Bettler verkleidet, Deutſchland ins Kreuz und in die Quere durchziehen, und für ihre durch den deutſchen Freiheitskrieg unglücklich gewordenen Landsleute — jedoch ohne Angabe dieſer Abſicht — Tag für Tag und von Haus zu Haus einen Pfennig ſammeln, wodurch eine ungeheuere, allen Schaden erſetzende Summe gewonnen werden würde. Das ſchien den Herren Gimpel und Lämmel ein trefflicher Einfall. Sie machten ſich alſo ſtracks auf den Weg, ſind aber geſtern Abend, nach vieler ausgeſtandenen Schmach, jämmerlich zerbläut, und mit zwei oder drei Gulden Kupfergeld in der Taſche, wieder nach Hauſe gekommen.“

„Sie haben ihre Schläge verdient;“ ſagte Freimund. „Jeder Lug und Trug, wenn er auch den redlichſten Zweck hat, iſt eines Deutſchen unwürdig. — Ich erinnere mich, den weiſen Rath geleſen zu haben. Beſonders lächerlich war mir des Erfinders Zuſatz: es wäre gut, wenn man zu dieſem Geſchäfte wirkliche Bettler bekommen könnte. Daran, dächt' ich, wäre kein Mangel."

„Nein, das weiß Gott!" rief der Amtmann. „Ich ſelbſt kann aus meinen Amtsdörfern ein bedeutendes Heer ſtellen."

Die Flaſche war leer; er nahm Abſchied. Da bemerkte Freimund, daß er, anſtatt einer Reitgerte, eine ruſſiſche Knute in der Hand hatte, und fragte ihn, wie er zu dieſer Koſakenpeitſche komme.

„Wißt Ihr nicht, daß es jetzt Mode iſt, damit zu reiten?" verſetzte der Amtmann.

„O, wir Deutſchen! wir poſſirlichen Deutſchen!" rief Freimund. „Wir ſind und bleiben doch die Affen aller Ausländer."

Als der Amtmann fort war und ich meine Schüchternheit gegen Paulinen überwunden hatte, wollte ich gern ihr Gemüth gegen ihn erforſchen, und ſagte ſcherzend: der altdeutſche Ritter ſcheine Luſt zu haben, ihr als ſeiner Herrin zu huldigen. „Daran denkt er wohl nicht;" antwortete ſie gleichgültig, und brach ſo geſchwind davon ab, daß es mir nicht klar wurde, ob ich einen begünſtigten Nebenbuhler hatte oder nicht.

In der Frühe des andern Tages ſtellte ich mich, als wollte ich mein Pferd ſatteln laſſen und weiter ziehen. „Nein, lieber Otto!" ſagte Freimund. „Sie haben Zeit, Sie müſſen einige Monate bei uns bleiben. Sollte Sie auch hier auf dem Dorfe die Langeweile dann und wann anfechten, ſo wird Ihnen doch das Städtchen Teutlingen, das nur eine Meile entfernt iſt, manche luſtige Unterhaltung verſchaffen. Man will dort, wie Sie vom Amtmann hörten, mit aller Gewalt der alten Deutſchheit wieder auf die Beine helfen, und wenn ſolche Leutchen irgend etwas, das über ihren alltäglichen Geſichtskreis hinaus liegt, mit Eiſer und Sturm unternehmen, ſo gibt es unfehlbar dabei zu lachen."

„Ich ergab mich der gaſtfreundlichen Einladung vor der Hand auf acht Tage. Freimund führte mich nun in ſeinen Gebäuden und Gärten herum. Ueberall zeigte ſich der denkende Haushalter, der ungezwungen das Nützliche mit dem Schönen verbunden hatte. Gegen Abend machten wir einen Spaziergang durch's Dorf. Es beſtand uns lauter wohlgebauten und meiſtens mit heitern Farben angeſtrichenen Häuſern, an deren Thüren und Fenſtern nns frohe Menſchen freundlich und traulich begrüßten. Freimund hatte alle Taſchen voll kleiner Geſchenke für ſie. In dem einen Hauſe gab er eine Arznei ab, im andern einen auf Verlangen gefertigten Aufſatz, im dritten Becker's Noth- und Hülfsbüchlein oder eine Kinderſchrift, und ſo weiter. Paulinen, die mit uns ging, umringten mehr als zwanzig kleine Landmädchen, und zeigten ihr, wie fleißig ſie das von ihr gelernte Stricken und Nähen fortſetzten. Sie hatte nach dem Tode ihrer Mutter dieſes Lehramt übernommen, und betrug ſich wie ein Engel gegen die Kinder. Ich vergaß, daß ſie ſchön war, ich bewunderte nur ihre Herzensgüte, und hätte ſie anbeten mögen.

Des folgenden Tages ritt ich nach Teutlingen, um dieſe neue Wiege der alten Deutſchheit in Augenſchein zu nehmen. Ich kam früh um neun Uhr ans Thor. Ein kleines, ſäbelbeiniges Männchen, das mit ſeiner Flinte ohne Schloß eine Schildwache vorſtellen wollte, trat mir in den Weg und ſagte: „Halt, der Herr iſt ein Fremder; er muß ſich ſogleich vor dem Herrn Stadtrichter Ballhorn geſtellen.“ Dann ſchrie er: „Unteroffizier 'raus!“ und es erſchien ein alter Barmarbas, deſſen langer ſchneeweißer Schnurbart gegen ſeine drähterne Beutelprücke drollig abſtach. Er ſollte mich zum Stadtrichter führen; da er aber, wie er mir klagte, mit dem Zipperlein behaftet war, und deßhalb Holzpantoffeln trug, ſo machte er mir das wunderliche Anſinnen, ihn mit auf's Pferd zu nehmen. Ich erinnerte mich zwar, daß die Ritter der Vorzeit bisweilen ſchöne Fräulein hinter ſich aufſitzen ließen; ich hatte jedoch zu einer ſo nahen Nachbarſchaft mit dem gichtbrüchigen Männlein keine Luſt, und antwortete daher: ich wolle ihm den Sattel allein überlaſſen, wenn er ſich auf's Reiten verſtehe.

„Das denk' ich!“ ſprach er ſtolz. „Ich war ſchon vor fünfzig Jahren Huſar und der beſte Reiter im ganzen Regimente. Der alte General Ziethen, der auf dem Wilhelmsplatze in Berlin in Stein gehauen zu ſehen iſt, nannte mich nicht anders als: mein liebes Söhnchen, oder mein kleiner Teufel.“

So auf den Mund geſchlagen, ſtieg ich ab. Er führte meinen Schimmel an eine Bank und kam glücklich hinauf. Jetzt aber ſtieß er ihm, um ſich als ein gewaltiger Reiter zu zeigen, die Holzpantoffeln heftig in die Seite, und das beleidigte Thier ging auf der Stelle mit ihm durch. Er verlor Pantoffeln, Hut, Perücke, und überhaupt alles, was nicht knopf- und bandfeſt an ihm war. Endlich flog er ſelbſt auf einen der großen, weichen Düngerhaufen, die der wohlweiſe Rath auf der Straße zu dulden ſchien, um in ſolchen Fällen zu einem bequemen Ankerplatze zu dienen.

Als ſich mein Schimmel ſo gerächt hatte, blieb er ſtehen. Der beſchämte Prahler drohte ihm mit geballter

Fauſt, wieß dann auf ein nahes Haus und brummte: „Dort wohnt der Stadtrichter!“ Ich gab ihm ein paar Groſchen Schmerzengeld. „Großen Dank!“ ſprach er. „Der Herr iſt höflicher als ſein Gaul.“

Das mir gezeigte Haus war himmelblau und mit ſilbernen Sternen beſä't. Oben unter dem Dache befand ſich eine Mondſcheibe, und auf derſelben ein altes, finſteres Geſicht, das den ſogenannten Mann im Monde vorſtellen ſollte. Ueber der Thür hing eine Tafel mit der Inſchrift: Ordnei-Amt.

Mit Ehrfurcht trat ich in dieſen Himmel auf Erden und klopfte an die mit goldenen Buchſtaben bezeichnete Ordnei-Stube. Ein langer, kerzenſteifer, feierlicher Mann öffnete mir. Ich erſchrack; denn vor mir ſtand der leibhafte Mann im Monde, der ſein vollkommen ähnliches Konterfei dort hatte anbringen laſſen. Altdeutſch gekleidet, wich er von ſeinem Muſterbilde, dem Amtmann, bloß darin ab, daß er unförmliche, vorn abgeſtutzte Schuhe mit gelben Bandroſen trug.

Ich ſagte ihm, daß ich, als Fremder, die Weiſung erhalten habe, mich bei ihm zu melden.

Er klopfte bedächtig auf ſeine Tabaksdoſe und fragte mit einem langſamen, gedehnten Tone: „Haben Sie eine Reiſeurkunde, oder, um mich kürzer auszudrücken, einen Bahnbrief?“

Ich ſah ihn an und bekannte, daß ich ihn nicht verſtehe.

„Ich meine einen Paß,“ fuhr er fort. „Wir haben uns hier verbunden, durchaus reines Deutſch zu ſprechen; folglich ward das Wort Paß, als ein urſprünglicher Ausländer und Sohn des lateiniſchen Passus, verwieſen. Daher leſen Sie auch an der Thür: Ordnei, ſtatt Polizei, und ich heiße nicht Polizei-Inſpector, ſondern Ordzei-Obſichter, wie ich mich gern nennen höre, damit dieſe trefflichen Wörter in Umlauf gebracht werden.“

Das alles lobte ich ſehr, um ihn damit zu beſtechen, weil ich keinen Bahnbrief aufzeigen konnte. Ich berief mich auf Freimunds Bekanntſchaft. Er ließ das höflich gelten und fing an, mir das Manuſcript eines zum Druck beſtimmten Handbüchleins vorzuleſen, worin er zum gemeinen Beſten der Stadt Teutlingen alle fremde Wörter, die nach und nach von Schulfüchſen und Zierlingen in unſere Sprache verpflanzt wurden, gedollmetſcht hatte.

Dieſe Vorleſung ward aber, ehe wir das Ende des Werkleins erreichten, durch eine Hiobspoſt unterbrochen. Ein athemloſer Eilbote ſtürzte herein: „Um Gotteswillen, Herr Stadtrichter, eilen Sie, kommen Sie! Die Weiber ſind in Aufruhr; ſie ſtürmen das Rathhaus; der regierende Herr Bürgermeiſter und die ganze hohe Obrigkeit ſteckt drin, wie eine Maus in der Falle, und begehrt ſehnlich Rath und Hülfe von Ihnen.“ — Hiermit rannte der Bote wieder fort.

„Der Satanas iſt in die Weiber gefahren!“ ſagte Herr Ballhorn mit einem kreideweißen Geſichte. Er nahm (wie es in ſeinem Verdeutſchbüchlein lautet) einen Griff aus ſeiner Schnupfbüchſe und fuhr fort: „Ich finde mich faſt bewogen, dem Himmel dafür zu danken, daß meine Gattin wegen einiger Unpäßlichkeit das Zimmer hüten muß; ſonſt wäre ſie wohl auch von dem Strome der Empörung mit fortgeriſſen worden.“ Er erzählte mir nun, was ich ſchon muthmaßte, daß der Rathsſchluß, die franzöſiſchen Damen und Demoiſellen in deutſche Frauen und Jungfrauen zu verwandeln, den Aufſtand errege. „Reiten Sie doch ja aufs friedliche Dorf hinaus!“ ſetzte er hinzu.

„Hier iſt Mord und Todtſchlag zu befürchten. Wir Obrigkeit geben nicht nach; wir laſſen uns eher unter den Trümmern des Rathhauſes begraben.“

Er machte ſich jetzt mit großen Schritten auf den gefährlichen Weg, und ich ging ihm auf dem Fuße nach. Der Markt war mit zahlloſen, wild durch einander ſchnatternden Weibern und Mädchen bedeckt. Sie umzingelten ſogleich den Herrn Ordnei-Obſüchter und wollten ihm den Kopf zurecht ſetzen. Hundert Hände faßten und hielten ihn; er machte ſich aber die langen Arme frei, ſtreifte die Kletten, die ſich an ihn hängten, links und rechts von ſich ab und erreichte das Rathhaus. Hier ſah's kriegeriſch aus. Zwanzig wüthende, mit Beſen, Ofengabeln und Krauthaken bewaffnete Amazonen belagerten die Thür und donnerten mit Holzäxten daran. „Geliebte Frauen und Jungfrauen!“ begann Herr Ballhorn in einem bittenden, kläglichen Tone und wollte eine rührende Rede halten; aber eine alte, häßliche, etwas vornehmer als die andern gekleidete Furie ſprang auf ihn los, packte ihn am Kragen und ſchrie: „Sagen Sie meine Herrinnen und Fräulein, oder Sie kommen nicht lebendig von der Stelle!“ — Er trotzte ſtandhaft dem Tode und ſprach den geforderten Gruß nicht aus, ſondern drang mit Gewalt hin zur Thür, die von innen ein wenig für ihn geöffnet wurde. Da ſie aber, weil die tollen Weiber mit hineinbrechen wollten, ſo ſchnell als möglich wieder zugedrückt werden mußte, ſo gerieth ſein linker Fuß, den er nicht geſchwind genug nachzog, in die Klemme und verlor den Schuh, den die Weiber ſogleich mit wildem Geſchrei auf einer Stange herumtrugen.

Als nun alle Verſuche, die Rathhausthür aufzuſprengen, vergeblich waren, hielt die alte Rädelsführerin Kriegsrath und eilte dann mit einigen ihres Gelichters ans nahe Spritzenhaus, deſſen offene Thür ein abgelebter Spießbürger bewachte. Sie warfen den armen Teufel, der ihnen den Eingang verwehren wollte, wie einen Kegel zu Boden, bemächtigten ſich einer Feuerleiter und legten ſie ans Rathhaus an. Die Belagerten wurden darüber höchſt unruhig, riſſen die Fenſter auf und ſchalten und wetterten grimmig. Daraus machten ſich aber die aufrühreriſchen Unholdinnen ſo viel, als ob Gänſe ziſchten. Sie kletterten wie Katzen die Leiter hinauf. Die Rathsherren feuerten mit ſchweren Folianten in Holz- und Hornbänden auf ſie hinab, goßen ihnen Tinte auf die Köpfe und warfen ihnen Streuſand in die Augen. Aber auch dieſes Hagelwetter nicht achtend, erklommen ſie das Fenſter, wo der ganze Rath, um den Sturm abzuſchlagen, in Schlachtordnung ſtand. Die jüngſten Mitglieder waren vorangeſtellt und hatten, da es zum Handgemenge kam, das ſchlimmſte Loos. Die Vorfechterin riß zweien derſelben die undeutſchen Perücken vom Haupte und warf ſie unter das Volk. Bald darauf brachten die langen Borſtbeſen und Ofengabeln den Vortrab zum Weichen. Er drängte die hintern Reihen zurück; es entſtand eine ſchimpfliche Flucht, und die Veſte war erobert. Die Sieger hielten ihren Einzug durch's Fenſter, öffneten dann die Pforte, und alle weibliche Schaaren, die ſich auf dem Markte zuſammengerottet hatten, drangen hinein.

Eine Viertelſtunde nachher that ſich die Pforte wieder auf; die Weiber ſtrömten frohlockend heraus; ihre Hauptmännin hielt einen Bogen Papier in der Hand, ſtellte ſich in der Mitte des Marktes auf eine Tonne und las mit lauter Stimme:

„Wir Bürgermeiſter und Rath der Stadt Teutlin-
„gen thun hiermit kund und zu wiſſen: daß Wir, um

„zur Vertilgung des leidigen Franzoſenthums das „Unſrige beizutragen, einſtimmig beſchloſſen haben, „die fremden Wörter Madame und Demoiſelle „im geſellſchaftlichen Leben zu verbieten und die ehr„haften Benennungen Herrin und Fräulein an „deren Stelle zu ſetzen. Solches wird, auf geziemen„des Anſuchen unſerer geliebten Mitbürgerinnen, hier„mit bekannt gemacht und hat ſich männiglich darnach „zu achten.

„Gegeben zu Teutlingen am zwanzigſten Tage des „Erndtemonats im Jahr 1814.

„Leopold Zaunkönig,
regierender Bürgermeiſter.“

Jauchzen und Händeklatſchen erſchallte; ich aber mußte über das geziemende Anſuchen, wovon ich Zeuge geweſen war, laut auflachen. Die Heroldin heftete die vorgeleſene Verordnung an die auf dem Markte ſtehende Poſtſäule; die zufriedene Verſammlung ging jubelnd aus einander, und die Herren des Raths ſchlichen, als der Weg rein war, beſchämt in ihre Häuſer.

Einige Tage darauf kam der Herr Bürgermeiſter Zaunkönig, ein kleines, geckenhaft behendes Männchen von ungefähr dreißig Jahren, nach Eichenberg zum Beſuch. Er bewies ſeinen Reichthum, der ihn zum Abgott der Teutlinger machte, durch einen zierlichen Wagen mit trefflichem Geſpann. Auch ſeine altdeutſche Kleidung war außerordentlich fein und ſtand ihm nicht übel. Nur das gefiel mir nicht, daß er Paulinen wie ein Schmetterling buhleriſch umgaukelte und ihr tauſend Schmeicheleien vorſagte. Freimund, der eben ſo wenig damit zufrieden war und ſeinen verliebten Uebermuth demüthigen wollte, neckte ihn mit dem Siege, den die Herrinnen und Fräulein von Teutlingen über ihn und ſeine Mitherrſcher davon getragen hatten. „Das Blättchen wird ſich bald wenden;“ gab er lachend zur Antwort. „Ich habe der Landesregierung den Vorfall berichtet, und die Aufwieglerin, Frau Spitzmaus, wird mit gebührender Strenge gezüchtigt werden.

Pauline fragte ihn, wer dieſe Perſon ſey.

„Sie gehört zu einem erzfrechen Geſchlechte;“ antwortete er: „ſie iſt die Wittwe eines Nachdruckers, der außer Landes, ich weiß nicht wo, ſein Raubneſt hatte. Erſt vor einigen Monaten ließ ſie ſich hier nieder, und machte ſeitdem lauter ſchlimme Händel. Ich habe darauf angetragen, ſie an den Pranger ſtellen zu laſſen, damit ihr die Ehre widerfahre, die man ihrem ſeligen Gemahl ſchuldig geblieben iſt.“

Das Geſpräch lenkte ſich nun auf einen gewiſſen Hofrath Bär, und aus allerhand verblümten Neckereien, womit Herr Zaunkönig Paulinen anſtichelte, errieth ich mit Verdruß, daß abermal von einem Liebhaber die Rede war. Der Bürgermeiſter beklagte ſich über ihn. „Wo er mich ſieht,“ ſprach er, bewitzelt er meine Geſtalt, weil ich kein ſo vierſchrötiger Menſch bin, wie er; und geb' ich ihm zu verſtehen, daß er ſich Unhöflichkeiten erlaube, ſo ſchlägt er ſich auf den Bauch und ſagt: Ich bin ein Deutſcher! — gleichſam als hätte er deßhalb ein Recht, grob zu ſeyn. Aber er komme nur aus dem Bade zurück! Ich habe ihm eine ſcherzhafte Züchtigung zugedacht, und er ſoll ſie bei einem Gaſtmahl erhalten, wozu ich Sie insgeſammt vorläufig einlade.“

Er verbeugte ſich dabei auch gegen mich, und brach bald nachher ſeinen Beſuch ab.

So ſtanden alſo drei bedeutende Männer, ein Bürgermeiſter, ein Amtmann und ein Hofrath, als Nebenbuhler mir gegenüber. Mehrere ſolche Herrſchaften lauerten vielleicht noch im Hinterhalte; ich aber, der weder Amt noch Titelchen hatte, verlor dennoch den Muth nicht: denn daß mir Pauline ein wenig gut war, offenbarten mir wider ihren Willen tauſend kleine Kennzeichen von Liebe und Huld. Ich übergebe jedoch das alles jetzt und künftig mit Stillſchweigen, weil es gar nicht meine Abſicht iſt, eine empfindſame Geſchichte zu ſchreiben.

Nach Verlauf einer Woche erhielt ich von Herrn Ballhorn ein ſeltſam abgefaßtes Handbriefchen, worin er mir meldete: daß Frau Spitzmaus, die Rädelsführerin des neulichen Aufruhrs, auf landesherrlichen Befehl des folgenden Tages am Schandpfahl ausgeſtellt werde. Zu dieſem Schauſpiele lud er mich ein, mit freundlichem Erſuchen, zuvor ein Frühſtück bei ihm einzunehmen.

In Erwartung lächerlicher Auftritte ritt ich nach Teutlingen, und war ſchon um acht Uhr im blauen Himmel.

Der Herr Ordnei-Obſichter nahm mich ſehr wohlwollend auf und fragte ſogleich: ob er mir mit einer Schale amerikaniſchen Fruchtkern-Trank dienen könnte.

Ich begriff nicht, was er mir anbot.

„Ei, ei!“ ſagte er, „vergaßen Sie ſchon, daß ich in meinem Verdeutſchbüchlein das franzöſiſche Wort Chokolade ſo überſetze? — Ich könnte kürzer und beſtimmter ſagen: Cacao-Trank, denn Cacao iſt wenigſtens nicht franzöſiſch; aber ich haſſe dieſes Wort, weil es mich an die weiland beliebte Farbe Caca du Dauphin erinnert. — Es war eine hündiſche Kriecherei des Franzvolkes, ſich in den Unflath ſeines Kronprinzen zu kleiden. Daß ſich aber auch die Deutſchen ſo bodenlos tief erniedrigten und es ihm nachthaten, das iſt uns eine ewige Schande. — Und faſt eben ſo ſchimpflich wälzte ſich auch einmal die ganze feine deutſche Welt im Pariſer Straßenkothe, indem ſie eine Farbe trug, die man Boue de Paris nannte.“ —

Ich ſtimmte lebhaft in dieſen gerechten Tadel mit ein. Dagegen geſtand ich ihm meine Verwunderung, daß er in ſeinem Brieflein auch alten, ehrlichen, ächtdeutſchen Worten hart mitgeſpielt, und ihnen entweder den Schweif geſtutzt oder ſie auf andere Weiſe verſtümmelt habe. „Sollte dieſe Sprachumwälzung,“ fuhr ich fort, „weiter um ſich greifen, ſo würden dadurch alle bisher geſchriebene deutſche Meiſterſtücke, beſonders die poetiſchen, vernichtet.“

„Fürchten Sie das nicht!“ ſprach er. „Bei neuen Auflagen laſſen ſich die alten Fehler leicht verbeſſern. Ich ſelbſt erbiete mich, die Werke verſtorbener Dichter, z. B. Klopſtocks, Bürgers, Schillers u. ſ. w., bei einer Pfeife Tabak umzuarbeiten, und die hier und da nach Ihrem Ausdruck von mir geſtutzten Schweife durch geſchickte Füllwörtchen zu erſetzen.“ —

Da war's Kunſt, das Lachen zu verbeißen!

Unter ſolchen lehrreichen Geſprächen kam die zehnte Stunde heran. Herr Ballhorn mußte nun aufs Rathhaus. Ich begleitete ihn bis dahin; und erſtaunte nicht wenig, kein weibliches Weſen auf der Straße zu ſehen. In den Häuſern rings um den Markt waren alle Fenſter geſchloſſen, und die Vorhänge der meiſten dicht zugezogen. An einigen andern zeigten ſich zwar Frauen und Mädchen, kehrten aber der Ehrenſäule, an welcher ihre Heldin den Lohn der Tapferkeit empfangen ſollte, den Rücken zu. Dieſe verächtliche Stellung galt aber auch vielleicht dem an der

Poſtſäule angehefteten Rathsbefehle: daß künftig keine Herrinnen und Fräulein in Teutlingen herrſchen, ſondern nur Frauen und Jungfrauen beſcheiden wandeln ſollten. —

Auf Anſuchen des Stadtraths hatte der Amtmann den Landſturm ſeines Gebiets zu Roß und Fuß einrücken laſſen, um die Weiber, wenn ſie etwa auf's neue Sturm laufen wollten, im Zaume zu halten. Ein tüchtiger, geſetzter Forſtbedienter befehligte die Reiterei; der Feldhauptmann des Fußvolks hingegen war ein vorwitziger und überthätiger Schulmeiſter, der ſich mächtig in die Bruſt warf, entſetzlich viel Worte machte, und nicht aufhören konnte, ſein ungelenkes und widerſpänſtiges Häuflein zu ordnen und zu richten.

Zur Abwechſelung gab er auch einen lebendigen Beweis, wie leicht es damals war, jemand in den Verdacht unvaterländiſcher Geſinnungen zu bringen.

Es lief ein ältlicher, hagerer Mann, den ich Magiſter Günther nennen hörte, ſchnell und ſcheu über den Markt. Er war mit einem verwitterten lederfarbenen Rocke bekleidet, trug einen platten Hut unter dem Arme, und einen ungeheuern Haarbeutel an ſeinem kahlen Kopfe. „Seht, der iſt franzöſiſch geſinnt: er trägt einen Haarbeutel!“ ſagte der naſeweiſe Schulmeiſter zu einigen herumſchwärmenden Straßenjungen. Sogleich verfolgte die Rotte den fliehenden Magiſter und ſchrie: „Haarbeutel-Günther! Franzöſiſch-Geſinnter!“ Er fuhr in ein Haus, erſchien bald darauf an einem Dachfenſter, warf den Haarbeutel auf die Straße und rief: „Da, ihr Belialskinder! da zerreißt den Franzoſen!“ — Und das geſchah auch ſofort.

Indeſſen hatte die Glocke ſchon lange eilf geſchlagen, und die Feierlichkeit am Pranger verzog ſich noch immer.

Da durchlief den Markt das Gerücht: die Herrin Spitzmaus habe in der deutſchen National-Frauentracht öffentlich ausſtehen wollen; als es aber der Rath nicht genehmiget, habe ſie den trotzigen Entſchluß gefaßt, im Reifrock zu prunken; und da man ihr dieß, weil der Reifrock eine widrige franzöſiſche Erfindung ſey, unbedenklich erlaubt habe, ſo kleide ſie ſich jetzt um, und das verurſache den Verzug ihres Auftritts.

Dieſes Gerücht hatte Grund. Gegen zwölf Uhr erſchien ſie wirklich im Reifrock und Schleppkleide, und beſtieg mit kecken Schritten die Bühne, wo man aus Furcht vor ihrer Läſterzunge drei oder vier Fellraßler (nach unſers Johann Ballhorns Dollmetſchung des Wortes Tambour) aufgeſtellt und ihnen befohlen hatte, aus Leibeskräften zu raſſeln, ſobald ſie Schmähungen gegen die Obrigkeit ausſtoße.

Eine Minute lang ſah ſie frech umher; dann erhob ſie ihre Stimme und ſagte zu dem ſie angaffenden Volke: „Denkt ihr, ich ſoll mich ſchämen? Nein, ich ſchäme mich nicht. Ich habe für eine gute Sache gekämpft; aber Undank iſt der Welt Lohn, ſagte mein ſeliger Mann. — Ach, lebte der Edle noch! Er hat's wahrlich nicht um die Welt verdient, daß man mit ſeiner Wittwe ſo umgeht. Die vortrefflichſten Bücher gab er den Leuten um's halbe Geld, und Fürſten ſchützten ihn gegen ſeine Neider und Feinde. Aber meiner nimmt ſich kein Menſch an. Ich ſtehe hier wie eine Miſſethäterin, weil ich ein Paar einfältigen Rathsherren die Perücken — —"

Hier fielen ihr die Fellraßler mit einem ſo gewaltigen und anhaltenden Getöſe ins Wort, daß ſie, aller Anſtrengung ungeachtet, keinen vernehmlichen Laut wieder aufbringen konnte.

Als ſie die gehörige Zeit zur Schau geſtanden hatte, ward ſie zur Stadt hinaus geführt und bedeutet, ſich nicht wieder darin betreten zu laſſen. Sie wandte ſich, wie man ſagt, in ihre alte Heimath zurück, und heirathete dort wieder einen Nachdrucker, der durch ſeine Geſchäfte geübt war, ſich über Ehre und Schande hinwegzuſetzen, und folglich auch kein Bedenken trug, eine vom Pranger kommende Dame zum Altar zu führen.

Wenige Tage darauf kam der Hofrath Bär nach Eichenberg, um ſeine Rückkunft zu melden. Ich ſah den breiten, wohlgenährten Mann aus dem Wagen ſteigen und über den Hof gehen. Sein trotziges Geſicht, plumper, ſchwer aufſtampfender Gang und noch mehrere Merkzeichen der ihm nachgeſagten Ungeſchliffenheit machten mich nach ſeiner Bekanntſchaft nicht lüſtern, und ich nahm keinen Antheil an ſeinem Beſuche.

Das ihm aufgehobene Gaſtmahl des Bürgermeiſters ging bald darauf vor ſich. Wir wurden mittelſt einer Karte auf deutſche Hausmannskoſt eingeladen, und dieſe Worte waren dreifach unterſtrichen. Freimund und Pauline ahnten ſchon aus dieſem Umſtande eine gegen den Hofrath angelegte Neckerei; denn ſie kannten ihn als einen Leckermund, der es ſehr übel nahm, wenn man ihm nur Hausmannskoſt vorſetzte.

Der Saal war mit Kränzen von Eichenlaub geſchmückt; alle Gäſte erſchienen in altdeutſcher Tracht; nur wir, das Kleeblatt von Eichenberg, machten davon eine Ausnahme, und wurden deßhalb von allen Seiten geſcholten. Der Amtmann, der Hofrath, der Obſichter, die Vornehmen des Raths, und noch acht oder zehn andere, mir unbekannte Perſonen, bildeten die Geſellſchaft. Der merkwürdigſte Mann unter den letztern war der Doctor Matz, der

Arzt des Städtchens, eine drollige kleine Kürbisgeſtalt, mit einem Kupfergeſichte.

Als wir uns zur Tafel geſetzt hatten, ward ein Stück Rindfleiſch mit Meerrettig und anderer gemeiner Zukoſt aufgetragen. „Keine Suppe?“ — murrte der Hofrath. „Nein!“ ſagte der Bürgermeiſter. „Ich will heute meine werthen Gäſte mit einer ächt vaterländiſchen, kerndeutſchen Mahlzeit bewirthen. Rindfleiſch iſt kräftig und derb, wie der ehrliche Deutſche; aber die flüſſige Suppe gleicht dem immer ſchwankenden, unzuverläſſigen Franzmann, und ward auch wahrſcheinlich von ihm erfunden.“

„Der Name iſt unſtreitig franzöſiſch;“ ſprach der Obſichter. „Doch läßt er ſich bequem durch Gelöffel verdeutſchen. Man kann ſagen: Weingelöffel, Biergelöffel, Milchgelöffel und ſo weiter.“

„Ich möchte nur,“ entgegnete der Bürgermeiſter, „kein junges, artiges Frauenzimmer auf ein Gelöffel einladen. Das würde ſehr zweideutig klingen.“

Es ward gelacht; der Hofrath allein blieb ernſthaft und knurrte: „Eine gute Brühſuppe, deutſch oder franzöſiſch, wäre mir lieber, als all' die Wortklauberei.“

Er rührte, in Hoffnung beſſerer Zeiten, das Rindfleiſch wenig an. Aber auch die zweite Tracht entſprach ſeiner Erwartung nicht. Sie beſtand aus Schinken mit Erbſen, Klößen und ganz alltäglichen grünen Gemüſen. Der unzufriedene Gaſt aß keinen Biſſen davon, ungeachtet ihn der Wirth ermahnte: er möge ſich vorſehen, daß er nicht hungrig vom Tiſche aufſtehe.

Die dritte Schüſſel brachte einen Hecht, der, nach ſeiner Größe, ein Fürſt der Waſſerwelt geweſen war. Aber der Hofrath hatte keine Achtung vor ihm. „Das verdammte Raubthier,“ ſagte er laut, „hat wohl alle Forellen und

Aale verſchlungen, daß wir keine zu ſehen bekommen."

„Der Fiſch iſt gut!" rief Doctor Matz. „Er will aber ſchwimmen, und ein Deutſcher trinkt gern." — Damit ſtürzte er ſeinen Pokal aus; denn ſtatt der Weingläſer ſtanden große Humpen auf dem Tiſche, und wurden fleißig mit köſtlichem Rheinwein gefüllt.

Jetzt erſchien ein Harfenſpieler in einem langen Gewande. Er ſetzte ſich unweit der Tafel, griff in die Saiten und ſang ein Lied zum Ruhm und Preis der alten deutſchen Zeit, und ein anderes zum Lobe der Frauen. Das letztere, das höchſt wahrſcheinlich der verliebte Bürgermeiſter ſelbſt gedichtet hatte, krönte Paulinen zur Königin des Feſtes, und bezeichnete ſie, ohne Nennung ihres Namens, ſo deutlich, daß ſie die Augen niederſchlagen mußte, indeß ihre Verehrer dem Sänger Beifall zuklatſchten und auf ihr Wohl die Humpen leerten. Zu meinem Erſtaunen miſchte ſich auch der Doctor unter das lärmende Chor der Anbeter, und bezeugte ſich ſogar noch feuriger als die übrigen: denn er trank auf Paulinens Geſundheit zwei volle Humpen, und die andern weihten ihr nur Eine.

Hierauf ſang der Harfner folgendes Spottlied:

An die Franzmänner.

Ei! wie habt ihr Ueberklugen
Mit den Deutſchen es verſehn,
Daß ſie euch ſo tapfer ſchlugen
Und ſich drob nicht wenig blähn?

Denken denn die Undankbaren
Keinen Augenblick daran,
Was ihr ſeit viel hundert Jahren
Ihnen Gutes habt gethan?

Eure Sprache, eure Moden
Gabt ihr ihnen, wie bekannt,
Sandtet auch vom Vaterboden
Große Künſtler in ihr Land.

Kammerdiener, Gouvernanten,
Köch' und Tänzer zogen ein,
Und die deutſchen Elephanten
Lernten leicht und zierlich ſeyn.

Und für dieſe reiche Spende,
Schmückend Körper, Geiſt und Haus,
Batet ihr euch nichts am Ende
Als die deutſche Freiheit aus." —

Ja, ein Weilchen gab man Proben
Treuer Dienſtbefliſſenheit;
Aber bald begann ein Toben
Ueber dieſe Kleinigkeit.

Alle Männer, alle Weiber
Klagten über Zwang und Drang,
Und der Kiel der Bücherſchreiber
Nannte frech euch kurz und lang.

Und indeß man wie beſeſſen
In die Lärmtrompete ſtieß,
Schlug das Kriegsvolk euch vermeſſen
Bis ins heilige Paris.

Aber laßt die Donnerwolke
Nur getroſt vorüberziehn!
Euch kann doch beim deutſchen Volke
Neues Herrſcherglück erblühn.

Fährt es fort, euch nachzuahmen,
Bleibt es eurer Sprache treu,
So entſprießt aus dieſem Samen
Einſt ihm wieder Sklaverei.

„Das verhüte Gott!“ rief Herr Ballhorn. „Wenigſtens an uns ſollen ſie dieſe Freude nicht erleben. Wir werfen ihre Sitten und Sprache zur Stadt hinaus, und ganz Deutſchland möge ſich an uns ſpiegeln.“

„Amen, das werde wahr!“ fiel der Doktor ein, und bekräftigte ſeinen Wunſch mit einem tüchtigen Trunke.

Dieſem poetiſchen Zwiſchenſpiele folgte der höchſt proſaiſche Auftritt eines Lammsbratens mit weißen Rüben. „Sehen Sie hier,“ ſagte der Bürgermeiſter, ein merkwürdiges, ächt deutſches Gericht! Götz von Berlichingen mit der eiſernen Hand, der edle Kämpfer für deutſche Freiheit, ward mit Lammsbraten und weißen Rüben von ſeiner Hausfrau bewirthet, als er einsmals von einem glücklichen Zuge in ſeine Burg zurück kam und einen gefangenen Gaſt, den Ritter Weislingen, mitbrachte.

„Ich durfte nicht Götz ſeyn!“ rief der Hofrath. „Ich hätte das Weib meine ſchwere eiſerne Hand fühlen laſſen, wenn mir nichts Beſſeres aufgetiſcht worden wäre.“

Er wandte ſich dann zu mir, den das Loos getroffen hatte, ſein Nachbar zu ſeyn, und ſagte vertraulich: „Nun haben wir, Gott ſey Dank! die Vexiermahlzeit überſtanden, nun wird unſer ſpaßhafter Herr Wirth den rechten Schmaus anfangen laſſen. Ich freue mich nur, daß ich ſo klug war, mich mit jenen gemeinen Philiſterſpeiſen nicht anzufüllen.“

Er ließ denn auch den ritterlichen Braten mit Verachtung bei ſich vorübergehen. Wir andern aßen, ohne uns an ſein Hohnlächeln zu kehren, unſern Theil davon. Hierauf kam ein Weinmuß für die Frauen, und zugleich der Nachtiſch, der nichts enthielt, als Butter und Käſe, ein paar Teller Obſt und eine Schüſſel mit gebratenen Eicheln, die der Bürgermeiſter für die Urkoſt unſerer Altvordern ausgab und deutſche Kaſtanien nannte. Dennoch aber wies Jedermann die herbe Frucht mit Lachen von ſich.

„Nun Scherz bei Seite, Herr Bürgermeiſter!“ rief mein Nachbar. „Laſſen Sie gefällig auftragen, was Sie uns im Ernſte beſtimmten.“

„Sie ſchweben in einem ſeltſamen Irrthum, beſter Herr Hofrath!“ verſetzte Jener. „Unſere einfache deutſche Mahlzeit iſt völlig vorbei.“

Er machte große Augen und wollte das nicht glauben; als es ihm aber der Schalk nochmals verſicherte, ward er unbeſchreiblich grob und forderte gebieteriſch die abgetragenen Speiſen zurück. Sie wurden gebracht, und er aß wie ein Wolf.

Aber auch dieſen Nothgenuß verbitterte ihm der Harfner durch den Geſang nachſtehender Romanze.

Zaunkönig und Bär.

Ein Zaunkönig und ein Zottelbär
Das waren verwünſchte Prinzen.
Sie zogen vereint in der Welt umher
Und hatten nicht Kleider, nicht Münzen.

Prinz Bär war grob und bekam dafür
Mitunter tüchtige Prügel;
Allein das kleine, geflügelte Thier
War ganz der Höflichkeit Spiegel.

Sie mußten, Kraft der Verzauberung,
Die Menſchheit ſo lange miſſen,
Bis eine Prinzeſſin, ſchön und jung,
Sich frei entſchloß, ſie zu küſſen.

Drum wanderten beide ſich müd' und matt
Und ſchweiften nach allen vier Winden,
Um irgend in einer Königsſtadt
Entzaubernde Küſſe zu finden.

Einſt ſahn ſie ein reizendes Fürſtenkind,
Umgeben von Zofen und Schranzen,
Im Grünen, umfächelt vom Abendwind,
Mit andern Prinzeſſinnen tanzen.

Prinz Bär, gleich verliebt bis über's Ohr,
Thät ſich nicht lange beſinnen,
Und brach wie ein Sturm aus dem Wald hervor,
Um Minneſold zu gewinnen.

Die Tanzgeſellſchaft hatte nicht Luſt
Den wilden Beſuch zu erwarten:
Sie floh, mit Geſchrei und bebender Bruſt,
In einen ummauerten Garten.

Der täppiſche Buhler legte ſich kühn
Am Gitterthor auf die Lauer.
Da ſtürmte von allen Seiten auf ihn
Ein Steinregen über die Mauer.

Indeſſen hatte ſein kleiner Geſell
Sich in den Garten geſchwungen,
Und ſang ſo wunderlieblich und hell,
Als nie ſeines Gleichen geſungen.

Die ſchöne Prinzeſſin ſah empor,
Doch zitterte ſie vor dem Bären,
Und konnte jetzt kein ruhiges Ohr
Dem freundlichen Vöglein gewähren.

Es flog zu dem Brummer hinaus und ſprach:
„Du haſt dich übel empfohlen!“ —
„Was thut's?“ verſetzt' er. „In ihrem Gemach
Will ich nun Küſſe mir holen.

Uns ſoll und muß in künftiger Nacht
Ein raſcher Ueberfall glücken.
Ich dring' ins Schloß durch die fliehende Wacht
Und trag' dich hinein auf dem Rücken.“

„Schön Dank!“ rief ſpöttelnd das Königlein:
„Da würd' ich zehnmal erſchlagen!
Denn ſchrecklich wird man den Buckel dir bläu'n,
Beginnſt du den Einbruch zu wagen.“ —

Es wurde Nacht und der lüſterne Bär
Ging ſchnuppernd herum an den Thoren.
Er fand bald eins, wo Herz und Gewehr
Die feigen Wächter verloren.

Und als ſie vor ihm mit Haſenlauf
Die Flucht ins Weite genommen,
Stieg er die Marmortreppen hinauf,
Um zu der Prinzeſſin zu kommen.

Ach! aber in dem Trabantenſaal
Von ſeinem Unſtern gewieſen,
Umringten ihn, ſtarrend von Erz und Stahl,
Wohl dreißig gewappnete Rieſen.

Die Schwerter ziehend, mähten ſie ſchnell
Ihm beide Ohren vom Kopfe,
Und mühſam bracht' er ſein blutendes Fell
Durch ſchleunige Flucht aus der Klopfe.

Prinz Zaunkönig ſuchte während der Zeit
Sein Glück auf geſchicktere Weiſe.
Er machte ſich, unter des Mondes Geleit,
Behutſam und ſtill auf die Reiſe.

Die warme, ruhige Sommernacht
Hielt ihm die Schloßfenſter offen;
Die Zimmer durchhellte der Ampeln Pracht,
Und bald war das rechte getroffen.

Er ſah die Prinzeſſin, ſchön wie ein Bild,
Im ſüßeſten Schlummer liegen,
Und zögerte nicht, von Lieb' erfüllt,
Aufs ſeidene Bettchen zu fliegen.

Er weckte ſie mit munterm Geſang;
Aufblinkten die Äuglein, wie Sterne.
Doch lauſchte ſie ſtill drei Minuten lang,
Damit er nicht ſcheu ſich entferne.

Sein Schnäbelein wagte mit feiner Art
Ihr Schwanenhändchen zu tippen.
Da faßte ſie ihn und ſtreichelt' ihn zart,
Und küßt' ihn mit roſigen Lippen.

Schnell wuchs das Vöglein ihr aus der Hand,
Warf ſich auf den Fußteppich nieder,
Verwandelte ſich im Nu und erſtand
Als blühender Jüngling wieder.

Sie fuhr zuſammen mit einem Schrei,
Doch war ſie ihm plötzlich gewogen;
Und kurz, kaum huſchten acht Tage vorbei,
So ward die Vermählung vollzogen.

Sein Unglücksgefährte vernahm die Mähr',
Und wollte ſich wüthend entleiben.
Er iſt noch bis heut ein plumper Bär
Und wird es ſein Leben lang bleiben.

Bei den letzten Worten ſprang der Hofrath haſtig auf; der Harfenſpieler ſah ſich erſchrocken um und machte ſich ſchnell aus dem Staube. „Das rieth ihm Gott, Herr Stadtmuſikant!“ donnerte der Hofrath ihm nach, und ſetzte ſich mit funkelnden Augen wieder an ſeinen Ort.

„Wie ſoll ich das verſtehen?“ fragte der Bürgermeiſter gelaſſen.

„Das will ich Ihnen morgen unter vier Augen — und allenfalls unter vier Händen — erklären;“ antwortete Jener, und that ſich, durch die Romanze gezähmt, augenſcheinliche Gewalt an, nicht mehr zu ſagen.

Es entſtand eine bängliche Stille, die jedoch der Amtmann nur eine halbe Minute dauern ließ. Dann fing er an, die Güte zu pflegen, und es kam halb und halb ein Vergleich zu Stande.

Als wir vom Tiſche aufgeſtanden waren, wurde Warmbier in Kaffeeſchalen dargeboten.

„Wieder ein neuer Eulenſpiegelſtreich!“ rief der Hofrath mit gezwungenem Lächeln. „Warum denn kein Kaffee?“

„Weil wir wiedergeborene Altdeutſche ſind;“ ſagte der Bürgermeiſter. „Wir enthalten uns daher eines ausländiſchen Getränks, das unſere Urväter nicht kannten.“

„Sehr wahr!“ fiel der Doktor ein. „Doch Warmbier tranken ſie ſchwerlich nach Tiſche. Sie fingen's da beim Becher wieder an, wo ſie es bei der Mahlzeit gelaſſen hatten.“

Der Bürgermeiſter verſtand den Wink und ließ friſchen Wein bringen. Zugleich aber ward uns Eichenbergern und den Frauenzimmern insgeſammt Kaffee gereicht.

„Nun, was für ein Vorrecht haben denn Dieſe?“ brummte der Hofrath.

„Die Herren von Eichenberg,“ entgegnete der Bürgermeiſter, „zeigen durch ihre Kleidung, daß ſie heute noch keine Altdeutſche ſind und mit dem ſchwächern Geſchlechte, das ſich ungern vom Kaffee trennt, muß man Anfangs einige Nachſicht haben.“

Der Hofrath ſchüttelte den Kopf und ſagte zu den übrigen, vom Kaffee ausgeſchloſſenen Männern: „Kommt, wir wollen uns am Weine rächen.“ — Sie becherten nun weidlich. Das empfand der Trinktiſch, um den ſie ſich geſtellt hatten. Wer das Gleichgewicht verlor, ſchob ihn den gegenüber ſtehenden Zechern auf den Leib, und dieſe gaben taumelnd den Stoß zurück. Dabei ward der deutſchen Freiheit manches Lebehoch gebracht. Aber indem ſie ſo auf Freiheit pochten, waren einige von ihnen gefeſſelte Sklaven, die mit gläſernen Augen ſehr demüthig um einen Gnadenblick von Paulinen flehten. Sie hatten auch mit Vater Freimund viel abzumachen. Einer nach dem andern führte ihn in ein Nebenzimmer und kam von der geheimen Unterredung mit heiterem Angeſichte zurück.

Freimund, dem der Ton der Geſellſchaft nicht gefiel, ließ zeitig anſpannen. Da erhob ſich, als es ruchbar wurde, ein großer Aufſtand. Der Bürgermeiſter bat dringend, noch länger zu verweilen, und Paulinens Liebhaber brauchten Gewalt, indem ſie unſere Hüte, Handſchuhe und anderes Eigenthum in Beſchlag nahmen, um uns zum Bleiben zu zwingen. Standhaft ſetzten wir aber unſern Willen durch und brachen auf. Der Abſchied zog Paulinen viel ungeſchickte Zärtlichkeiten zu; ihr Vater hingegen bekam zu gleicher Zeit neue derbe Verweiſe, daß er nicht in altdeutſcher Kleidung erſchienen war, und der Amtmann, des Strafens gewohnt, legte ihm ſogar die Buße auf, nächſtens ein deutſches Feſt zu geben.

„Etwa ein Turnier!“ ſagte der Bürgermeiſter.

„Ja, ein Turnier! ein Turnier!“ rief ein zehnſtimmiges Echo.

„Turnei!“ fiel der Obſichter nachdrücklich ein. „Turnier iſt wegen ſeiner ausländiſchen Endung verwerflich.“

„Nun, ſo gebt uns ein Turnei, lieber Freimund!“ ſagte der Amtmann. „Und der Preis des Sieges — oder, in der Ritterſprache zu reden, der Dank — ſey eine gewiſſe köſtliche Perle! — Ihr wißt ſchon!“ —

„Das kann ich nicht verſprechen,“ antwortete Freimund. „Doch eine mit Schranken umzogene Rennbahn ſteht zu Dienſten. Da mag, wer Luſt hat, turnieren!“ —

„Turnen, turnen!“ rief der Obſichter, und drohte ſträflich mit dem Zeigefinger.

Am folgenden Tage ſagte Freimund zu mir: „Ich will aus gewiſſen Urſachen die Narren in Teutlingen zum Narren haben und ihnen ein Kampfſpiel veranſtalten. Die Herren Flau, Bär, Zaunkönig und Matz ſind beritten; ſie mögen ſich alſo auf ihre Streitroſſe ſchwingen und Lanzen mit einander brechen. Es gehört aber in meinen Plan, daß keiner von ihnen am Ende Sieger bleibt und auf den Ritterdank Anſpruch machen kann. Irgend ein Anderer muß zuletzt den tapferſten Kämpfer aus dem Sattel heben, und dieſe Rolle übertrage ich Ihnen, Freund Otto! Ihrer Jugendkraft und Gewandtheit iſt es ein Leichtes, mit den ſteifen Männern und Männchen fertig zu werden, und der Ihnen beſtimmte Dank wird Sie erfreuen.“

Die letzten räthſelhaften Worte machten mich aufmerkſam. Sollte wohl, ſagte ich zu mir ſelbſt, Pauline darunter gemeint ſeyn? Hat der Vater Euer Verſtändniß belauſcht? und will er das Mädchen lieber dir gönnen, als einem jener vier Herren, die vielleicht in der geſtrigen Trunkenheit um ſie warben? — Dieſe Möglichkeiten und Ahnungen bewogen mich ſogleich zur Erklärung, daß ich die Poſſe mitſpielen wolle. Es war mir auch nicht bange, den Sieg über meine Gegner davon zu tragen, weil ich mich in frühern Jahren, als ich die Reitbahn beſuchte, im Ringelrennen fleißig geübt und manchen pappenen Türken und Chineſen niedergehauen hatte.

Das Ausſchreiben des Turniers, die Anſchaffung der Harniſche und andern Erforderniſſe, die auf der Tummelbahn gehaltenen Vorübungen, und überhaupt alle vorläufige Anſtalten, worüber ein ganzer Monat verfloß, übergehe ich mit Stillſchweigen. Ich rüſtete mich in geheim, und ließ niemand merken, daß ich mich mit den obgenannten vier Rittern meſſen wollte. Im Gegentheil ſtellte ich mich, in ritterlichen Turnkünſten ganz unerfahren zu ſeyn.

Am Kampftage erſchienen die Ritter folgendermaßen gerüſtet:

Ritter Flau ragte auf einem großen, ſtattlichen Rappen wie ein Thurm über die andern hervor. Sein ſtahlblauer, gefirnißter Harniſch war, gleich den Panzern der übrigen Ritter, von ſtarker Pappe zuſammengeleimt. Seinen Schild zierte ein ſinnreiches Gemälde. Es zeigte die Göttin der Gerechtigkeit in Paulinens Geſtalt, mit einer Wage in der Hand. In der rechten Schale thronte ſehr kennbar der Ritter, und überwichtig ſank ſie mit ihm; in der linken Schale hockten ſeine drei Nebenbuhler jämmerlich aufeinander und ſchnellten hoch in die Luft.

Ritter Zaunkönig, goldfarben geharniſcht, ritt ein ſo hohes Roß, daß er es nicht anders, als mittelſt einer Leiter erſtiegen haben konnte. Das Sinnbild ſeines Schildes war ein kleines Vögelchen, das auf einem Zaune ſaß und eine im Schnabel haltende Roſe einem ſchönen Fräulein überreichte.

Ritter Bär ſtrotzte auf einem Karngaule, der ſo plump war, als er ſelbſt. Sein Harniſch war eiſengrau, und im Schilde führte er einen ſchwarzen Bären, auf welchem ein Liebesgott ritt und ihn am Zügel lenkte.

Ritter Matz glich ganz dem alten Silenus. Benebelt, wie Dieſer, hing er ſchwankend auf einem kleinen grauen Rößlein, das einem Eſel ähnlicher ſah, als einem Pferde. Seine Rüſtung hatte die Farbe der Nacht, und auf dem Schilde war er ſelbſt, als Beſieger des Todes, dargeſtellt. Der Tod kniete vor ihm und ſchien um ſein Leben zu bitten; aber der übermüthige Sieger ſchlug ihm eine große Arzneiflaſche am hohlen Schädel entzwei. Neben ihm ſtand Pauline und ſetzte ihm einen Kranz auf.

Das waren die vier Ritter, die ſich auf der Stechbahn einſtellten. Außerhalb der Schranken hatte ſich ganz Teutlingen gelagert. Pauline und die übrigen Frauen ſaßen auf einer erhöhten Bühne. Ich aber, mit einem Blechharniſch bekleidet, hielt zu Pferde hinter einem nahen Hügel, wo ich den Kampf ſehen konnte, ohne ſelbſt geſehen zu werden.

Trompeten forderten auf, das Ritterſpiel zu beginnen. Zaunkönig ſprengte zuerſt hervor, und band, um das dünnſte Brett zu bohren, mit dem dickſten Ritter an. Herr Maß ließ ſich eine Weile necken, ehe er den Rückenhalt der Schranken aufgab. Als er ſich endlich ins Freie wagte, rannte Zaunkönig mit vorgeſtreckter Lanze gegen ihn an, als wollte er ihn durch und durch ſtoßen. Das war nicht zu befürchten, weil die Lanzen, dem geſchloſſenen Vertrage gemäß, keine Spitzen, ſondern lederne, mit Baumwolle ausgeſtopfte Köpfe hatten; dennoch war dem feigen Maß vor dem drohenden grimmigen Stoße ſo bange, daß er ſich rückwärts von ſeinem Grauchen warf und eilig davon lief. Ein allgemeines Gelächter überſchallte das Geſchmetter der ſiegverkündenden Trompeten.

Der Ausreißer hatte ſeinen Helm verloren. Zaunkönig häkelte ihn mit ſeiner Lanze geſchickt von der Erde auf und wollte Paulinen dieß Siegeszeichen überreichen. Ritter Bär verrannte ihm aber den Weg und legte die Lanze gegen ihn ein. Zaunkönig nahm die Ausforderung an; ſie ſtürzten aufeinander los; Bär bekam einen ohnmächtigen Puff auf die pappene Bruſt und blieb unverrückt im Sattel. Aber beim zweiten Rennen ward Zaunkönig mit einem kräftigern Stoße begrüßt, und ſaß plötzlich wie ein Froſch im Sande. „Sehn, Sie,“ ſagte Bär, „dieſe Kraft meines Armes verdank' ich den kernhaften Speiſen, die ich neulich bei Ihnen genoß.“ — Zaunkönig ſprang mit Rachgier empor und ſtrebte haſtig, ſeinen hohen Gaul zu erklimmen. Bei dieſer vergeblichen Anſtrengung platzte ſein goldener Harniſch an verſchiedenen Orten auf und gab ihm das Anſehen einer von Kindern zerriſſenen Puppe. Dadurch noch wilder gemacht, zog er ſein Schwert, um ſeinen hohnlachenden Feind damit zu züchtigen. Doch Freimund und einige andere friedliebende Männer eilten herbei, entwaffneten ihn durch freundliches Zureden und führten ihn aus den Schranken.

„Nun machen wir unſern Tanz!“ rief Flau dem Sieger zu. „Das verſteht ſich!“ antwortete Dieſer mit einem übermüthigen Tone, als ſey er unüberwindlich. Sie ſtellten ſich in möglichſter Entfernung einander gegenüber. Bär ſchien entſchloſſen, Roß und Mann zu Boden zu rennen; ſo ſtürmend ritt er an. Plötzlich aber ſtolperte ſein ungelenkes Thier über ſeine eigenen Beine, und er ſchoß mit der Naſe in den Sand. Er raffte ſich ſchnell wieder auf; doch ſein Verhängniß hatte ihm dieſen Platz beſtimmt. Flau, ſtärker und geſchickter als er, ſtach ihn beim zweiten Angriff vom Pferde, und er fiel eben dahin auf den Rücken, wo er zuvor die Erde geküßt hatte.

Ich flog jetzt hinter dem Berge hervor und in die Stechbahn hinein. Die Zuſchauer empfingen mich mit langen Hälſen und frohen Geſichtern; aber Herr Flau ſah mich finſter an, weil er ſchon den Kampfpreis gewonnen zu haben glaubte, und ihn nun wieder auf's Spiel ſetzen mußte. Ich ritt zu den Frauen hin, ſenkte den Speer vor Paulinen, tummelte dann meinen Schimmel, und erbat mir von dem ſcheelſüchtigen Ritter die Ehre, eine Lanze mit ihm zu brechen. Wild begab er ſich an den gehörigen Ort und ſtürzte wie ein Bergfall auf mich los. Doch der Zorn machte ihn blind; er verfehlte mich, ſchoß bei mir vorbei, und ſein Rappe, der halb und halb mit ihm durchging, hätte beinahe die Planken überſprungen. Die daran ſitzenden Zuſchauer flohen mit Schrecken und purzelten im Getümmel übereinander. Wir machten hierauf den zweiten Ritt, und gaben und empfingen beiderſeits tüchtige Stöße, die jedoch den Wettſtreit nicht entſchieden. Erſt beim dritten Rennen gelang es mir, den tapfern Kämpen ſo zu erſchüttern, daß er die Bügel verlor, und nach fruchtloſem Ringen, ſich auf dem Pferde zu erhalten, hinab mußte. „Hol' der Henker das Kinderſpiel!" rief er aus und verließ den Schauplatz.

Ich ſah mich um, ob jemand vorhanden ſey, der des Amtmanns Niederlage rächen und mich aus dem Sattel heben wolle; aber die Rennbahn blieb leer, und bald erſchien ein Herold, der ausrief: „Das Turnier iſt vorbei! Die Herren Ritter werden geladen, ſich im hieſigen Schloſſe einzufinden, und nach erfolgter Austheilung des Dankes ein Ehrenmahl zu genießen."

Mir klopfte das Herz; ich folgte zaghaft dem Rufe. Die andern vier Kämpen ſtellten ſich, ungeachtet ſie keinen Dank zu erwarten hatten, ebenfalls ein. Auch die ganze vornehme Welt von Teutlingen war zu Freimunds Tafel geladen und zog vom Turnplatze dahin. Freimund rief mich und meine vier Waffenbrüder in ein abgeſondertes Zimmer und ſagte zu Dieſen: „Meine Herren, Sie eröffneten mir neulich an Einem Tage und in Einer Stunde einen gleichſtimmigen Wunſch, und eben denſelben hatte ich ſchon lange vorher in den Augen meines hier gegenwärtigen jungen Gaſtfreundes geleſen. Da gedachte ich der bibliſchen Worte: Das Loos ſtillet den Hader, und ſtellte das heutige Turnier an, um die Entſcheidung der Sache dem Waffenglücke zu überlaſſen. — Es begünſtigte meinen Gaſtfreund, und er ſoll vor Ihren Augen den ausgeſetzten Preis empfangen." —

Mit dieſen Worten ging er in ein Nebengemach, kam ſogleich, Hand in Hand mit Paulinen, wieder zurück und ſagte: „Hier, Otto, iſt Dein Dank! — Ich hoffe, mir damit Euren Dank, meine Kinder, zu verdienen.“

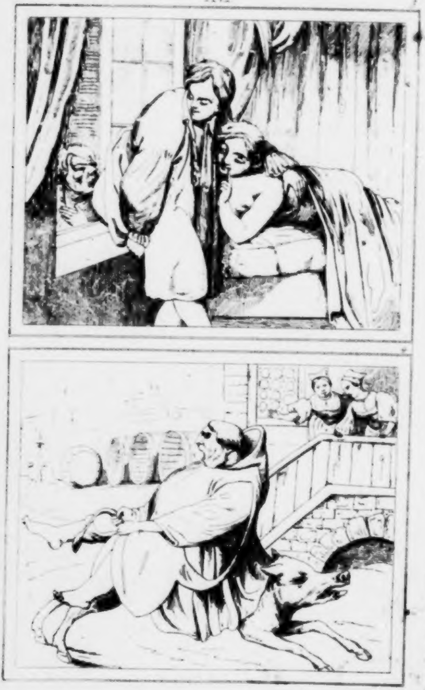
Stumm vor Freude warfen wir uns ans väterliche Herz, und ich hörte, wie im Traume, daß die vier Herren hinter mir verdrießliche Worte ausſtießen und zornig fortgehen wollten. Schnell aber beſann ſich der Doctor eines Beſſern. „Hört, ihr Korbgeſellen!“ rief er: „wir wären Thoren, wenn wir Freimunds herrliche Weine im Stiche ließen. — Nein, wir wollen uns gütlich thun, und wer dann noch ſchmollen will, der ſchmolle!“

„Ein guter Rath!“ ſagte Freimund. „Es war nicht möglich, daß Sie insgeſammt meine Schwiegerſöhne werden konnten. Wollen Sie deßhalb aufhören, meine Freunde zu ſeyn?“

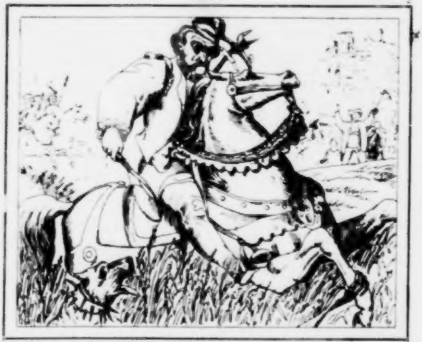
Die Herren gingen in ſich und — zur Tafel, wo ſelbſt der Hofrath, der ſeinen Mißmuth vorher am härteſten ausſprach, durch einen Ueberfluß leckerhafter Speiſen geſchweigt und verſöhnt wurde.

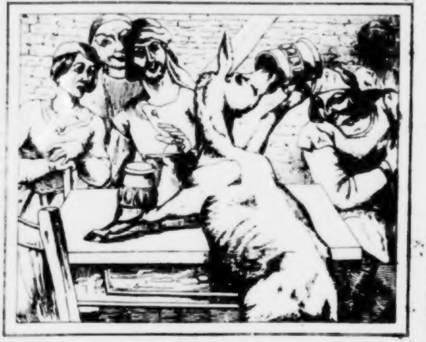
Ich wohne ſeitdem in Eichenberg als Mitbeſitzer des ſchönen Gutes, und mein junges, liebes Weib zaubert es mir zu einem Paradieſe. Vater Freimund hat ſich noch nicht zur altdeutſchen Tracht bequemt, und im Sprechen und Schreiben entwiſcht ihm noch manchmal ein Bankart oder-Baſtardwort. Aber bei dem allen iſt er der biederſte Kernmann, den ich kenne, und es würde, auch ohne der Teutlinger wohlgemeintes Spiel mit der altdeutſchen Puppe, gut um Deutſchland ſtehen, wenn jeder deutſche Mann an Tugend ihm gliche.

XVI



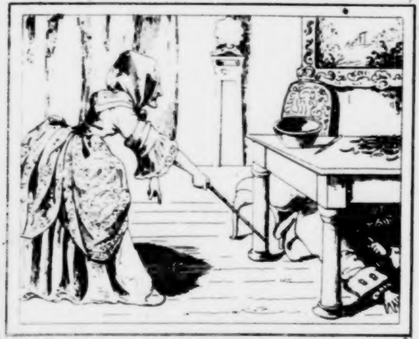
XVI



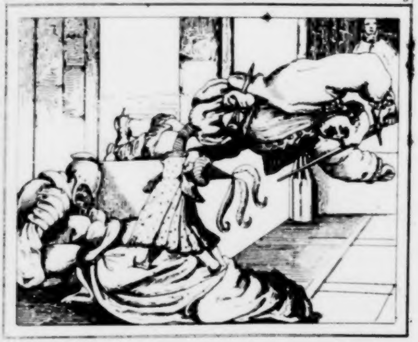


XVI.

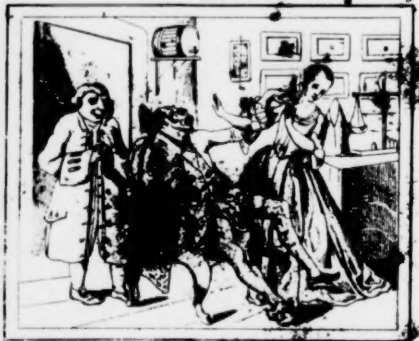
7

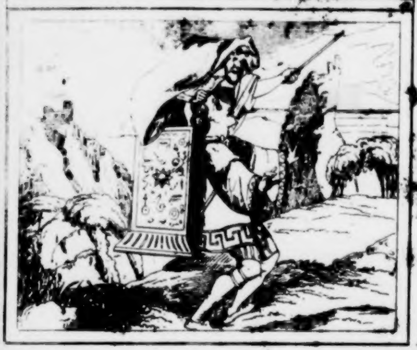


8



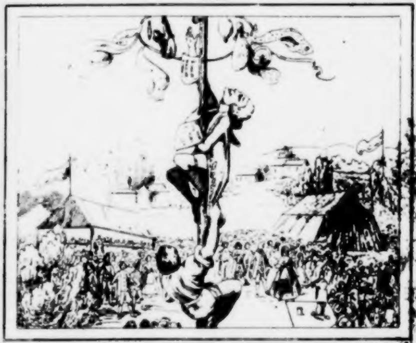
XVI

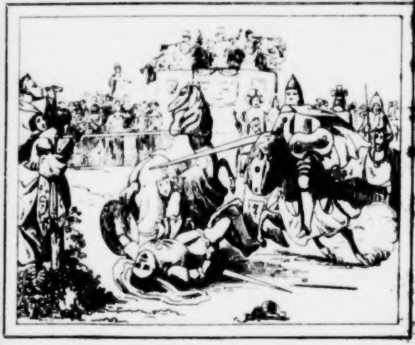




XVI

21



22